Bernheimer

Meyer's

neues

Konversations-Lexikon,

zweite Auflage.

Fünfter Band.

Cowbee — Eiselen.

Neues

Konversations-Lexikon,

ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens.

Unter der Redaktion von H. Krause herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage,

mit geographischen Karten, wissenschaftlichen und technischen Illustrationen.

Fünfter Band.

Cowdee — Eiselen.

Hildburghausen.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1863.

Meyer's neues Konversations-Lexikon

Zweite Auflage.

C.

Cowdee (Kauri), neuseeländisches Dammaraharz, eine eigenthümliche Substanz, die seit einiger Zeit in bedeutenden Quantitäten von Neuseeland in den Handel kommt und manche nützliche Anwendung zu gestatten verspricht. Es gehört zur Klasse der Harze und fließt aus dem Stamme eines sehr schönen Baumes, der Dammara australis oder Pinus Kauri. Das Harz kommt in Klumpen von der Größe einer Muskatnuß bis zu Blöcken von 2—3 Centnern im Handel vor. Die Farbe ist zum Theil milchweiß, verläuft sich aber auch ins Bernsteingelbe, oder selbst Dunkelbraune. Einzelne Stücke sind ganz durchsichtig und farblos. Die Härte steht zwischen der von Kopal und Kolophonium in der Mitte; die weißen, milchigen Stücke besitzen einen schwachen Geruch, der Aehnlichkeit mit dem des Elemi hat. Es ist sehr leicht entzündlich, verbrennt vollständig mit einer klaren, hellen Flamme, ohne dabei abzutropfen. Läßt man es vorsichtig schmelzen und erkalten, so bildet es eine harte, zähe Masse, ungefähr wie Schelllack. In Alkohol ist es sehr leicht löslich und liefert einen sehr guten Firniß, da es härter und im Allgemeinen heller von Farbe als Mastix, dabei aber eben so leicht löslich ist. Zudem ist es wohl zehnmal wohlfeiler, als das letztere. Die weingeistige Lösung, mit $^1/_4$ einer Lösung des Harzes in Terpentinöl vermischt, gibt einen vortrefflichen, schnell trocknenden, fast farblosen, klaren und harten Firniß. Auch zur Siegellackfabrikation kann es mit Vortheil angewendet werden, zu welchem Ende man es mit Schelllack und Terpentin zusammenschmelzt und mit Zinnober oder andern Farbstoffen färbt.

Cowes (spr. Kaus), befestigte Stadt auf der Nordküste der englischen Insel Wight, am Medina, südöstlich von Southampton, hat ein Marinehospital, einen guten Hafen, besuchte Seebäder, treffliche Schiffswerften, lebhaften Handel mit Lebensmitteln für die Schiffe und 4786 Einwohner.

Cowley, 1) Abraham, englischer Dichter, 1618 zu London geboren, besuchte die Westminsterschule, wo er, angeregt durch Spencers Gedicht „Die Feenkönigin“, in seinem 13. Jahre eine Sammlung von Gedichten: „Poetical Blossoms“, herausgab. Auch zu Cambridge, wo er das Trinitycollege besuchte, schrieb er verschiedene poetische Werke, wurde aber 1643 durch die Puritaner vertrieben und begab sich nach Orford, wo er die Satire „The puritan and the papist“ veröffentlichte. In Englands Bürgerkriegen Anhänger der königlichen Partei, begleitete er die Königin nach Frankreich und war 12 Jahre Mitglied ihrer geheimen Kanzlei. Darauf nach England geschickt, um die Stimmung des Volkes zu beobachten, ward er als verdächtig verhaftet, und erst Cromwells Tod schenkte ihm seine völlige Freiheit wieder. Er blieb darauf in Frankreich bis zur Rückkehr des Königs, widmete sich in England in Zurückgezogenheit den Naturwissenschaften und † zu Chertsey in Surrey den 28. Juli 1667. König Karl II. gab ihm das Zeugniß, er habe in ganz England keinen besseren Mann zurückgelassen. Auf dem Denkmal, das ihm der Herzog von Buckingham in der Westminsterabtei, wo C. beigesetzt ward, errichten ließ, wird er Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro genannt. Johnson nannte ihn den letzten metaphysischen Dichter. Sein episches Gedicht „Davideis“ blieb unvollendet. Seine Dichtungen sind an einzelnen Schönheiten reich, aber seine Bilder ermangeln oft des Geschmacks, und seine Gelehrsamkeit ist meist ein überflüssiger Ballast; dagegen hat er das Verdienst, durch Kühnheit und Fülle der Gedanken und Kraft des Ausdrucks der lyrischen Poesie seines Vaterlandes weitere Grenzen angewiesen zu haben. Vortrefflich sind seine prosaischen Aufsätze, namentlich über Botanik. Seine lateinischen Gedichte wurden 1668 mit einer Lebensbeschreibung des Dichters und bald darauf die englischen von Sprat herausgegeben; bis 1710 erschienen mehre Auflagen, eine der vollständigsten London 1780, von Ackin mit Anmerkungen 1802, und öfter. Eine Auswahl besorgte Dr. Hurd unter dem Titel „Select Works of Mr. C. With a Preface and Notes by the Editor“ (London 1772, 2 Bde.).

2) Henry, Lord C., englischer Staatsmann, Bruder des Marquis von Wellesley u. des Herzogs von Wellington, ward am 20. Jan. 1773 geboren, widmete sich frühzeitig der diplomatischen Laufbahn.

Nachdem er als Clerk fast 2 Jahre auf dem auswärtigen Amt gearbeitet, begleitete er den Lord Malmesbury als Attaché auf dessen Gesandtschaft nach Lille, wo er bis zum Herbst 1797 blieb, sodann seinen Bruder, der zum Generalstatthalter von Indien ernannt worden war, als Geheimschreiber, ward zu einem der Kommissarien in Mysore ernannt, vermochte, dem ihm gewordenen Auftrag gemäß, im Juli 1801 als Abgeordneter des Generalgouverneurs den Nabob-Wessir von Audh zur Abtretung eines Landgebiets von 1 Million Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte und erhielt nun die Verwaltung desselben. Im Jahre 1802 ward er zu einer vertraulichen Berichterstattung über indische Angelegenheiten nach England gesandt, trat 1803 sein Amt als Vicestatthalter der abgetretenen Provinz Audh an und kehrte, nach definitiver Anordnung ihres Zustandes, nach Kalkutta und von da Mitte 1803 nach England zurück, verheirathete sich hier mit einer Tochter des Grafen von Cardigan und lebte nun einige Jahre von Staatsgeschäften entfernt, jedoch in politische Studien vertieft. Im Jahre 1807 ward er für den Flecken Eye in Suffolk Parlamentsmitglied und zugleich einer von den Sekretären des Schatzamtes unter dem damaligen Ministerium des Herzogs von Portland und am 10. Okt. 1809 Gesandter am madrider Hofe, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen die Interessen seines Königs und seines Vaterlandes äußerst geschickt vertrat und zu dem glorreichen Ausgang des langen Kampfes Spaniens mit Frankreich beitrug. Lord Paget entführte ihm inzwischen in England seine Frau, worauf er sich, nachdem 1810 durch Parlamentsakte seine erste Ehe förmlich getrennt worden, 1816 mit der ältesten Tochter des Marquis von Salisbury verheirathete. Schon 1808 war er zum Mitglied des geheimen Rathes, 1812 zum Ritter des Bathordens ernannt worden. Nachdem im März 1822 seine Mission in Spanien zu Ende gegangen, wurde er vom 5. Mai 1823 bis 27. August 1831 britischer Botschafter am österreichischen Hofe. Im Jahre 1828 verlieh ihm die Regierung die Peerschaft. Bei den Whigs stand Lord C. nicht in Gunst, und erst als Sir Robert Peel ans Staatsruder trat, erhielt er als Nachfolger Lord Granville's den Botschafterposten in Paris. Als die liberale Partei abermals mit der Regierungsgewalt betraut worden, machte Lord C. dem Marquis von Normanby Platz. Er lebte fortan in Paris und † hier am 27. April 1847.

3) Henry Richard Charles Wellesley, Lord C., englischer Diplomat, Sohn des Vorigen, geboren den 17. Juli 1804, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, ward Gesandtschaftsattaché seines Vaters in Wien, sodann 1832 Legationssekretär zu Stuttgart und seit 1843 Sekretär des Sir Stratford Canning in Konstantinopel. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England und ins Oberhaus, doch ward er schon 1848 im Januar zum Gesandten in der Schweiz ernannt u. bald darauf nach Frankfurt versetzt, wo er anfangs als Vertreter des noch nicht förmlich abberufenen Gesandten Fox-Strangway fungirte, bis er 1851 im Juni dessen wirklicher Nachfolger wurde. Er protestirte als solcher gegen den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund und vertheidigte das Verfahren Englands in der Flüchtlingsangelegenheit. Anfangs 1852 zum Gesandten in Paris, dem damals wichtigsten Posten der britischen Diplomatie, ernannt, behauptete er sich auf demselben unter allem Wechsel der englischen Ministerien. C. ist ausschließlich Diplomat, der die Verhältnisse nur nach ihrer Bedeutung für die Beziehungen der Staatenwelt, speciell für die äußern Interessen Englands, dabei unbefangen ansieht und stets eine maßvolle Haltung zu behaupten weiß.

Cowper, 1) William, Baron von Wingham, Graf, Großkanzler von England, verdienstvoller Staatsmann, Sprößling einer angesehenen Familie in Sussex, studirte die Rechte, prakticirte als Advokat u. erwarb sich, 1695 ins Parlament gewählt, als Redner Beifall. Als Großsiegelbewahrer von England (seit 1705) betrieb er die Vereinigung von England und Schottland und erwarb sich dadurch das Vertrauen der Königin. Als aber Bolingbroke und Harley die Königin zu beherrschen begannen, trat er zur Opposition, konnte jedoch den utrechter Frieden nicht verhindern. Nach dem Tode der Königin Anna war er einer der Lords, welche die Regierung führten, und ward vom neuen König wieder zum Großkanzler und bald darauf zum Grafen erhoben. Ein Streit mit dem Grafen Sunderland bewog ihn, seine Stelle niederzulegen, doch nahm er noch fortwährend Antheil an den Verhandlungen des Oberhauses. Er † den 10. Oktober 1723.

2) William, englischer Dichter, den 26. November 1731 zu Berkhamstead in Hertfordshire geboren, litt von Jugend auf an Menschenscheu, ward durch den Methodismus vollends in tiefe Schwermuth versenkt u. verfiel endlich in völlige Geistesverwirrung. Hiervon geheilt, lebte er seit 1767 in dem Flecken Olney, beschäftigte sich lediglich mit der Dichtkunst und übersetzte einige geistliche Lieder der Schwärmerin Guyon, die Newton in seine „Hymns of Olney“ aufnahm. Er verfiel dann abermals in eine trübe Melancholie, aus welcher er sich erst 1778 aufrichtete. Eine Sammlung seiner Gedichte (1782) fand wenig Anklang. Wohlthätig wirkte auf ihn der Umgang mit der geistreichen Lady Hausten, deren Einflusse die komische Ballade „John Gilpin“ u. die ausgezeichnete Dichtung „The task“ (1785) ihre Entstehung verdankten. Zu seiner Zerstreuung übersetzte er den Homer in reimlosen Jamben (London 1816, 4 Bde.); von Neuem erkrankt, † er den 27. April 1800. Eine Ausgabe seiner Gedichte erschien London 1815, 4 Bde., eine andere besorgte Southey mit der Biographie C.s (Lond. 1837 f., 15 Bde.). Seine letzten Gedichte findet man in Hailey's „William C.s life and posthumous works“ (Lond. 1809, 4 Bde.). Die „Private correspondance of W. C.“ gab John Johnson heraus (Lond. 1824, 2 Bde.). Vergl. Taylor, Life of W. C., London 1833.

3) William, berühmter Anatom und Chirurg zu London, wo er 1710 †. Nach ihm sind die zwei kleinen, rundlichen Drüsen der männlichen Harnröhre hinter der Harnröhrenzwiebel cowpersche Drüsen, Cowperianae glandulae, benannt.

Cox, 1) Richard, englischer Theolog, 1499 zu Whaddon in der Grafschaft Buckingham geboren, studirte zu Cambridge und Oxford, wo er sich aber durch seine Hinneigung zu Luthers Lehren Verstoßung aus dem College und harte Gefängnißstrafe zuzog. Später ward er Lehrer an der Schule zu Eton, erhielt große Pfründen, ward Instruktor des

Prinzen Eduard und nach dessen Thronbesteigung sein geheimer Rath, Almosenier, Kanonikus von Windsor und Dechant von Westminster. Als heftiger Gegner des Katholicismus unter der Königin Maria verbannt, ging er nach Deutschland, wo er den Reformator John Knox wegen Empfehlung eines einfachen Ritus von seiner Gemeinde zu Frankfurt a. M. vertrieb, die alten liturgischen Gebräuche wieder einführte und eine Art englischer Hochschule einrichtete. Nach der Thronbesteigung Elisabeths zum Bischof von Ely ernannt, hatte er an der ersten Liturgie der englischen Kirche und der englischen Bibelübersetzung großen Antheil u. † 1581.

2) David, englischer Maler, geboren den 29. April 1793 zu Bermingham, bekannt durch seine Aquarellen u. sein „Treatise on landscape painting in water colours" (Lond. 1814).

Coxa (lat.), die Hüfte.

Coxcie (Corcis, Corcin, Coris), Michel oder Michiel, niederländischer Historienmaler, geboren zu Mecheln 1497, leistete schon früh unter Bernhards von Orlay Leitung Ausgezeichnetes, bildete sich sodann in Rom besonders nach Raphael und malte hier unter Anderm in der alten Peterskirche eine Auferstehung Christi al fresco. In seine Heimat zurückgekehrt, schuf er ein großes Altarbild, einen gekreuzigten Christus, im Schlosse Halsenberg bei Brüssel; eine Darstellung des Todes der heiligen Jungfrau, auf dem Altar der Kirche St. Gallus in Brüssel; zwei Seitengemälde zu Bernhards von Orlay Abbildung des Evangelisten Lucas und der heiligen Jungfrau, in der Kapelle der Malergilde zu Mecheln. Alle diese Prachtwerke wurden während der niederländischen Unruhen geraubt. Seine Kopie von Johann van Eycks berühmtem Altarblatt zu Gent, die Anbetung und den Triumph des Lammes darstellend, zierte lange Zeit die Kapelle des alten Palastes zu Madrid, ist aber von da nach Brüssel gewandert u. von hier in einzelnen Theilen in die Museen und Gallerien von Berlin, München, Haag &c. übergegangen; sämmtliche Theile sind sehr fleißig gemalt, ja, die Maria des münchener Bildes ist im Ausdruck lieblicher, als das Original. C. wußte seine Gestalten mit leichtem Pinsel etwas höchst Gefälliges zu verleihen, doch könnte man das kräftige, naturgetreue Kolorit seiner großen Vorgänger, sowie Selbstständigkeit seiner Produktionen zuweilen vermissen. Trotz seines großen Reichthums verschmähte er auch den kleinsten Erwerb nicht. Er † an den Folgen eines Falls 1592. Nach C. stach Augustin von Venedig 32 Blätter aus der Fabel der Psyche, die auch zum Muster einer Reihe von Glasmalereien dienten und zu des Künstlers besten Erzeugnissen gehörten. Mehre Kompositionen dieses Meisters sind durch Kupferstich bekannt, von M. Lorch, C. Cort, J. Ditmar, B. Dolendo, Sadeler &c. Sein Sohn Raphael war ebenfalls ein guter Maler, ist aber berühmter als Lehrer von Kaspar de Crayer.

Coxe, William, englischer Reisebeschreiber u. Historiker, den 7. März 1747 zu London geboren, trat in den geistlichen Stand, begleitete den jungen Grafen von Pembroke 1775—79 durch den größten Theil Europa's, trat 1784 als Führer des nachmaligen Parlamentsredners Whitbread eine zweite Reise durch Europa an, bereiste 1786 die Schweiz und Frankreich, 1794 Holland, den größten Theil Deutschlands und Ungarn, ward 1805 Archidiakonus in Wiltshire und † den 8. Juli 1828 zu Bemerton, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet war. Von seinen Werken nennen wir die „Sketches on the natural, civil and political state of Switzerland" (London 1779—80, franz., das. 1779, Paris 1780, deutsch, Zürich 1781); „Travels in Switzerland" (London 1790, 3 Bde., 4. Aufl. 1801, deutsch, Zürich 1781—92, 3 Bde.); „Account of the russian discoveries between Asia and America" (London 1780, Suppl. 1787, neue Aufl., das. 1803—4, franz., Paris 1781, deutsch, Frankfurt 1784); „Account of the prisons and hospitals in Russia, Sweden and Denmark" (London 1781); „Travels into Poland, Russia, Sweden and Denmark" (London 1784—90, 3 Bde., 6. Aufl. 1803, deutsch, Zürich 1785—95); „History of the house of Austria" (London 1807, 3 Bde., deutsch, Leipzig 1810—17, 4 Bde.); „Memoirs of John Duke of Marlborough" (Lond. 1817—19, 3 Bde., deutsch, Wien 1820, 6 Bde.).

Coxie, Johann Anton, niederländischer Historien- u. Porträtmaler, scheint sich in Holland aufgehalten zu haben, malte dann von 1705 an die Thaten des Königs von Preußen im Schlosse zu Berlin und schmückte 1708 die Kapelle zu Charlottenburg, wo auch ein Altarblatt von seiner Hand zu sehen ist. Auch in mehren königlichen Palästen findet man Werke in Oel und Fresko mit seinem Namen.

Coxis, Michel, s. Corcie.

Coypel, 1) Noël, Historienmaler, 1628 in der Normandie geboren, nach Andern zu Paris 1629, Schüler Poncets zu Orléans, dann Quilleriers und Ch. Errards zu Paris, ward 1663 Mitglied der Akademie, schmückte von 1664 an das alte Louvre, die Tuilerien, das Parlament von Bretagne mit seinen Werken und ward 1672 Direktor der Akademie in Rom. Hier malte C. für den Rath zu Versailles 4 Bilder: Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus. Im 78. Jahre begann er die Freskomalereien in der großen Kapelle des Hotels der Invaliden und † 1707. Seine besten Werke sind: die Marter des heiligen Jakob, in Notre-Dame; der Brudermord, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heiligen Jungfrau, im Hotel der Invaliden. Der Palast der Tuilerien hat ebenfalls viele Bilder von ihm. C. besaß eine reiche, blühende Phantasie; seine Figuren zeichnen sich durch Ausdruck aus, die Zeichnung ist korrekt, das Kolorit lieblich und nicht grell, wie das von seinem Sohne. C. hat auch mehre Blätter radirt.

2) Antoine, des Vorigen Sohn, 1661 zu Paris geboren, begleitete seinen Vater als elfjähriger Knabe nach Rom, bildete sich hier nach den Werken der großen Italiener und besonders nach den venetianischen Koloristen, kehrte aber zu früh nach Frankreich zurück, vernachlässigte die Gründlichkeit und fiel in alle Ausschweifungen der Manier, wußte aber durch den Reichthum der Phantasie und sein liebliches Kolorit, dem es jedoch an Harmonie fehlte, das Publikum zu fesseln. Er legte den Grund zur französischen Schule, welche sich von der Regierung Ludwigs XIV. an gänzlich von dem italienischen Geschmack entfernte. Einen nachtheiligen Einfluß übte auf ihn das Drama aus, das ihn zu theatra-

lischen Stellungen u. Uebertriebenem im Ausdrucke verleitete. Den Geschmack seines Zeitalters bezeichnen die zahllosen C. zu Theil gewordenen Ehren: er ward nicht nur geadelt, sondern auch zum Direktor der Akademie und an Mignards Stelle zum ersten Maler des Königs erwählt. Er † 1728. Von C. hat man auch: „Discours prononcés dans les conférences de l'Académie de la peinture" (Paris 1721) und eine poetische Epistel an seinen Sohn. Außerdem hatte er großen Antheil an der „Histoire du roi Louis le grand par les médailles etc." (Paris 1691) und an dem Werke „Médailles sur les principaux évènements du règne de Louis le grand avec des explications hist. etc." (das. 1702). Nach C. wurde sehr Vieles gestochen, und zwar von den besten Künstlern seiner Zeit; er selbst hat eine Anzahl Blätter radirt, die sehr gesucht sind.

3) Noël Nicolas, des Vorigen jüngerer Bruder, gewöhnlich C. der Onkel genannt, 1694 geboren, bildete sich unter der Leitung seines Vaters Noël, hielt sich, ganz dem Grundsatze seines Bruders zuwider, an die Natur und folgte nur in der Farbengebung dem herrschenden Geschmack. Er † 1735 (1745) als Mitglied der Akademie. Seine besten Werke sind: die Malerei an dem Gewölbe der Kapelle der heiligen Maria in der Kirche von St. Sauveur und des Franz de Paula in der Sakristei der Minimen zu Paris. C. ätzte auch mehre gute Blätter.

4) Charles Antoine, ebenfalls Maler, 1694 zu Paris geboren, Sohn, Schüler und Nachahmer von C. 2), den er jedoch nicht erreichte, wurde 1746 erster Maler des Königs und Chef der Akademie u. † 1752. Er malte viele Bilder, worunter Christus vor Pilatus, bei den Philippinern, und das Opfer der Iphigenia die vorzüglichsten sind; außerdem eine große Menge Kartons zu Tapeten und burleske Bilder, worunter auch Karrikaturen zum „Don Quixote", die unter dem Titel „Estampes de l'hist. de D. Quichote de la Manche" 1753 erschienen.

Coysevox, Antoine, berühmter Bildhauer, von spanischer Abkunft, 1640 zu Lyon geboren, arbeitete längere Zeit in Paris, schmückte den Palast des Kardinals Fürstenberg zu Zabern im Elsaß mit Malereien, ward Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst zu Paris und später deren beständiger Kanzler; † den 10. Oktober 1720. Seine berühmtesten Werke sind: das Mausoleum für Colbert in St. Eustache, das Grabmal Lebruns in St. Roche, das Monument Mazarins, viele Statuen im Tuileriengarten 2c. Vieles ist während der Revolution zu Grunde gegangen. Die ausgezeichnete Schönheit seiner Porträts und das Feuer, das er in die Züge zu legen wußte, erwarben ihm den Namen des Vandyck der Bildhauerei.

Crabbe, George, englischer Dichter, den 24. December 1754 zu Aldborough in Suffolk geboren, widmete sich trotz seiner Neigung für Poesie der Chirurgie, dann aber der Theologie und erhielt 1813 eine Pfarrstelle zu Trowbridge in Wiltshire, die ihm wieder Muße für die Poesie ließ. Er † den 9. Feb. 1832 zu Trowbridge in Wiltshire. Als Dichter trat er zuerst mit „The village" auf, dem 1807 „The borough", 1810 „The Parish register", 1812 „Tales" und 1819 „Tales of Hall" folgten. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel „Poetical Works with his letters and journals" (London 1834).

Er wußte alle Verhältnisse des Lebens, selbst die unbedeutendsten, mit einem unbeschreiblichen Reiz zu schildern; seine Naturschilderungen sind anschaulich, charakteristisch, sein Styl ist überaus klar und einfach.

Crabeholz (bois de crabe ou grable, Nelkenholz), s. v. a. Cassia caryophyllata.

Crabeth, Dirk (Theodor) und Wouter (Walther), berühmte Glasmaler zu Gouda, waren zwei Brüder und lebten zu Ende des 16. u. zu Anfang des 17. Jahrhunderts, besuchten wahrscheinlich auch Italien und lieferten namentlich mehre schöne Malereien in die Hauptkirche zu Gouda. Wouter arbeitete hier 1557 und von 1561—64, und sein Bruder von 1557—59 und 1571—72. Ersterer hatte einen Vorzug in der Zeichnung und im Kolorit, des letztern Arbeiten hingegen haben mehr Kraft. Jeder hatte seine Geheimnisse vor dem Andern, was so weit ging, daß sie sich nur schriftlich mit einander unterredeten, um nicht etwa ein Geheimniß zu verrathen. Dirk † 1601. Rembrandt hat ihr Bildniß geätzt.

Craesbeke, Joseph van, niederländischer Maler, 1608 zu Brüssel geboren, trieb anfangs die Bäckerei, wurde aber durch A. Brauwer für die Kunst gewonnen und dessen Schüler. Seine Bilder stellen nur niedere Scenen, Tabagien, Wachtstuben, Zänkereien zwischen Betrunkenen 2c. dar. C. † 1641 zu Antwerpen.

Crag (v. Engl.), auch im Deutschen angenommene Bezeichnung für einen weißen eisenschüssigen Sand oder Grus, theilweise zu festen Sandsteinen aggregirt und horizontal geschichtet. Er enthält versteinerte Muscheln von größtentheils noch lebenden Arten, z. B. Murex, Mactra, Tellina, Venus, Voluta, Pectunculus, die mit Korallen, Fischzähnen, Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Elenn, Hirsch 2c. wechseln. Alle diese organischen Reste sind gruppenweise vertheilt und wechseln mit Geschieben, deren unterste aus Feuersteinen bestehen und auf eine Zerstörung von Kreidebänken hindeuten. An der Ostküste Englands bei Norfolk, Suffolk, Essex, an der Nordwestküste Frankreichs und in den Niederlanden ruht dieses junge Gebilde auf der Kreide und auf Londonthon. Die Muschelerde oder der Muschelgrus, welcher aus Fragmenten von Meeres- und Süßwassermuscheln und aus Grus zusammengesetzt ist und im südlichen Frankreich, in Touraine im Loiregebiete, ziemlich verbreitet auftritt, wird von einigen Geognosten für identisch mit dem C., von anderen aber für älter gehalten.

Cragus, Gebirge im alten Lycien (jetzt Ak-Dagh genannt), soll nach Cragus, dem Sohne des Tremiletes, benannt sein und zu der Mythe von der Chimära Veranlassung gegeben haben, indem es an seinem Fuße Schlangen, in der Mitte Ziegen u. in seinen obern Wäldern Löwen nährte. Parallel lief an der Küste der Anticragus (jetzt Menduz-Dagh).

Crail, Stadt in der schottischen Grafschaft Fife, am Nordufer des Frith of Forth, mit altem Fort (Danesdyke), Hafen, merkwürdiger Höhle und 1250 Einwohnern. C. war im Mittelalter von größerer Bedeutung. In der Nähe Ruinen einer Abtei.

Crambe *L.* (Meerkohl), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, dicke, kohlartige Kräuter und Sträucher am Mittelmeer und an anderen Seeküsten. Die wichtigste Art, C. maritima *L.*, aus-

dauernd, mit rundlichen, hellblauen Blättern, wächst wild am Seestrand bei Holstein u. Mecklenburg, bei Nizza und an der englischen Küste und wird sehr häufig in England und Frankreich und auch neuerdings in deutschen Gärten kultivirt. Man genießt die jungen Triebe gekocht und auf verschiedene Art zugerichtet, nachdem man sie gebleicht hat, und die Pflanze hat um so größeren Werth, da sie im Februar und März benutzt werden kann, wo es an anderen Gemüsen noch fehlt. Im März oder August bereitet man ein Mistbeet zu, zieht zwei Fuß von einander entfernte Linien und macht auf jeder von ihnen eben so weit von einander entfernte kleine Löcher; in diese wirft man eine Hand voll Düngererde, bringt in dieselbe drei oder vier Samen und läßt, wenn die Pflanzen aufgegangen, nur die kräftigsten davon stehen. Man begießt, jätet und entfernt die Erdflöhe. Ist man bereits im Besitz der Pflanzen, so kommt man schneller zu seinem Zweck, wenn man sie durch Wurzelschößlinge oder auch nur durch Stücke von der Wurzel im Frühling fortpflanzt. In jedem Fall läßt man die Pflanzen in den zwei ersten Jahren erstarken und fängt erst im dritten Jahre an, sie abzuschneiden; zu dem Ende bedeckt man die jungen Triebe, so wie sie sich zeigen, d. i. im Februar und März, mit einem Topf oder einer Strohkappe. Sie bestehen aus dicht mit einander vereinigten Blättchen von der Gestalt eines sehr verlängerten Tannenzapfens, bleichen schnell und werden nahe an dem Wurzelhalse abgeschnitten, wenn sie 6—8 Zoll lang geworden sind. Die Pflanze dauert sehr lange; damit aber dies der Fall sei, muß man sie nicht erschöpfen und einige Stengel sich entwickeln lassen. Wenn der Wurzelstock verdirbt, so findet man ihn schon wieder durch Wurzelschößlinge ersetzt. Will man den Meerkohl treiben, so setzt man vom September an Töpfe und Strohkappen auf die Pflanzen und füllt die Zwischenräume mit einer dicken Lage von langer Streu aus; wird es sehr kalt, so bedeckt man das Ganze mit Stroh oder trockenen Blättern. C. tatarica *L.* wächst ausdauernd auf Aeckern und Weinbergen von Mähren und Ungarn an bis in die Tatarei. Die fleichige und süße Wurzel wird geschält, in Scheiben geschnitten und als Salat oder Gemüse gegessen, ebenso die jungen Sprossen. Sie ist vielleicht die Wurzel Baldracan, wovon sich die Tataren, besonders auf ihren Reisen in die Wüsten, fast einzig ernähren; auch soll sie die Chara Caesaris sein, welche die Soldaten des Julius Cäsar in Kleinasien mit Milch statt Brod genossen.

Cramer, 1) Gabriel, ausgezeichneter Mathematiker, war den 31. Juli 1704 zu Genf geboren, ward hier Professor der Mathematik, später zugleich mit dem Titel eines Professors der Philosophie und 1750 auch Lehrer derselben. C. † auf einer Reise zu Bagnoles in Languedoc den 4. Januar 1752. Seine „Introduction à l'analyse de lignes courbes algébriques" (Genf 1750) machte Epoche und steht noch jetzt in Ansehen. Auch besorgte er die Ausgabe von Wolfs „Elementa Matheseos" (Genf 1732—42, 5 Bde.) und der Werke und Briefe der Brüder Johann und Jakob Bernoulli (das. 1742 und 1744).

2) Johann Andreas, ausgezeichneter Metallurg, den 14. December 1710 zu Quedlinburg geboren, studirte anfangs Medicin, sodann daneben Jurisprudenz, ward Advokat in Blankenburg, beschäftigte sich dann in Helmstädt ausschließlich mit Chemie, ward zu Leyden außerordentlicher Professor derselben und der Naturwissenschaften, hielt später auch in London Vorlesungen, ward braunschweigischer Kammerrath zu Blankenburg u. † am 6. December 1777 zu Berggießhübel. Seine „Elementa artis docimasticae" (Leyden 1739, 2. Ausgabe 1744) erschienen englisch London 1744, französisch Paris 1758, deutsch Blankenburg 1744—77.

3) Johannes Andreas, berühmter Theolog u. Kirchenliederdichter, den 29. Januar 1723 zu Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge geboren, besuchte die Fürstenschule in Grimma und die Universität Leipzig, ward 1748 Prediger zu Krellwitz bei Magdeburg, 1750 Oberhofprediger in Quedlinburg, 1754 auf Klopstocks Empfehlung deutscher Hofprediger in Kopenhagen und 1765 zugleich Professor der Theologie daselbst. Die Kränkungen, die er nach Struensee's Sturz zu erleiden hatte, bewogen ihn, 1771 Kopenhagen zu verlassen worauf er Superintendent in Lübeck und 1774 Prokanzler und erster Professor der Theologie in Kiel ward. Er stiftete ein homiletisches Institut, bereicherte die Universitätsbibliothek, gründete das erste Schullehrerseminar für Holstein-Schleswig u. gab den Herzogthümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch. Er † als Kanzler und Kurator der Universität am 12. Juni 1788. Seine geistlichen Gedichte und Oden, die sich durch Reinheit der Versifikation, Kraft des Ausdrucks und Adel der Gesinnung auszeichnen, erschienen als „Sämmtliche Gedichte" (Dessau und Leipzig 1782, 3 Bde.) und „Hinterlassene Gedichte", herausgegeben von seinem Sohne Karl Friedrich C. (Hamburg 1791). Von seinen übrigen Arbeiten nennen wir noch die treffliche Biographie Gellerts (Leipzig 1774), seine Uebersetzung von Bossuets „Weltgeschichte" (das. 1757—63, 7 Bde.) und die poetische Bearbeitung der Psalmen (das. 1762—64, 4 Bde.).

4) Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des Vorigen, den 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, studirte in Göttingen, ward sodann Privatdocent an der Universität Kiel, 1775 außerordentlicher u. 1780 ordentlicher Professor der Philosophie daselbst. Als Anhänger der französischen Revolution 1794 entlassen, legte er in Paris eine Buchdruckerei und Buchhandlung an, hatte jedoch mit dieser Unternehmung kein Glück und nährte sich lediglich durch schriftstellerische Arbeiten. Er † zu Paris den 8. December 1807. Er schrieb: „Klopstock, Er und über ihn" (Hamburg 1779—92, 5 Bde.); „Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa" (das. 1777, 2 Bde.); „Tagebuch aus Paris" (Paris 1800, 2 Bde.); übersetzte Rousseau's „Neue Heloise" (Berlin 1785 f., 4 Bde.), dessen „Emil" (Braunschweig 1789—91, 4 Bde.), dessen „Politik" (Berlin 1687, 2 Bde.), Raynouards Trauerspiel „Die Tempelherren" (Leipzig 1805) u. A. aus dem Französischen, und aus dem Deutschen ins Französische: Klopstocks „Hermannsschlacht", Schillers „Jungfrau von Orléans" etc. Auch für die Musik hat C. manches Gute geleistet; er redigirte von 1789 bis 1798 das „Musikalische Magazin", die „Polyhymnia" (Sammlung von Opern etc. berühmter Meister) und schrieb: „Kurze Uebersicht der Geschichte der französischen Musik" (Berlin 1786).

5) Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und

seiner Zeit gelesensten Romanschriftsteller, den 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut geboren, widmete sich anfangs dem Forstfache, studirte später Theologie zu Leipzig und Wittenberg, lebte ohne Anstellung in Weißenfels, dann zu Naumburg und seit 1795 als herzoglich sächsischer Forstrath in Meiningen; † als Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen den 7. Juni 1817. Sein erster Roman war „Karl Saalfeld oder Geschichte eines relegirten Studenten" (Leipzig 1782), dem über 40 der grausigsten Ritterromane in 90 Bänden folgten, darunter sein bester u. bekanntester Roman: „Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus" (Leipzig 1789—91 u. öfter, 4 Bde.). C.s reiche Erfindungsgabe verläuft sich leider allzu oft ins Uebertriebene und Gemeine.

6) Johann Baptist, Komponist für das Pianoforte und Meister auf demselben, 1771 zu Mannheim geboren, war der Sohn des Violinvirtuosen Wilhelm C., der in London als erster königlicher Kammermusikus und Solospieler, Orchesterdirektor und Koncertmeister 1799 †. C. erhielt Unterricht von seinem Vater, dann von Clementi, wandte sich von seinem 13. Jahre an dem Studium der Meisterwerke eines Händel, Bach, Scarlatti, Haydn und Mozart zu und erreichte einen eminenten Grad von Virtuosität auf seinem Instrument. Er machte nur drei kurze Reisen auf dem Kontinent, verweilte bis 1844 meist zu London, woselbst er eine Musikalienhandlung unter der Firma C. und Beale etablirte, und † daselbst den 16. April 1858. Er schrieb Koncerte, Sonaten, Rondo's, Phantasien, Variationen und treffliche Studien für das Fortepiano.

7) John Anthony, einer der verdientesten Philologen Englands, 1793 zu Mitlödi in der Schweiz aus einer deutschen Familie geboren, studirte in England, wurde hier 1822 Pfarrer zu Binsey in der Grafschaft Oxford 1831 Principal der New-Jon-Hull in Oxford und Public Orator der dortigen Universität, 1842 Professor der neueren Geschichte zu Oxford und † den 24. August 1848 zu Brighton. Seine meisten Werke haben auch in Deutschland Anerkennung gefunden. Unter denselben sind, außer der gemeinschaftlich mit H. L. Wickham bearbeiteten „Dissertation on the passage of Hannibal over the Alps" (Oxford 1820, 2. Aufl. 1828) hervorzuheben: „Description of ancient Italy" (London 1826, 2 Bde.); „Description of ancient Greece" (das. 1828, 3 Bde.); „Description of Asia Minor" (das. 1832, 2 Bde.); „Anecdota Graeca codicum manuscriptorum bibliothecae Oxoniensis" (Oxford 1834—37, 4 Bde.); „Anecdota Graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regia Parisiensis" (das. 1839—41, 4 Bde.); „Catenae Graecorum patrum in Novum Testamentum" (das. 1839—41, 7 Bde.); „Travels of Nicander Nucius of Corcyra in England in the reign of Henry VIII" (Lond. 1841).

Cramond, Dorf in der schottischen Grafschaft Eastlothian, an der Mündung des Frith of Forth, mit 2000 Einwohnern und großen Eisenwerken und Drahtzieherei.

Cranach, Lucas, berühmter deutscher Maler, 1472 geboren, soll eigentlich Lucas Sunder oder Sünder geheißen haben, ward aber gewöhnlich Meister Lucas und nach seiner Geburtsstadt (jetzt Kronach in Oberfranken) C. oder Kronach genannt. Nach Einigen soll er von seinem Vater, einem Kartenmaler, den ersten Unterricht in der Kunst und in seiner Vaterstadt wissenschaftliche Bildung genossen haben; nach Andern kam er noch sehr jung an den Hof Friedrichs des Weisen, dem er durch ein Paar Hirschgeweihe und einen Hirsch auf dem Schlosse (Veste) Koburg bekannt geworden sein soll. Historisch ist, daß C. bereits im 20. Jahre das Wohlwollen des Kurfürsten besaß und im 23. Jahre zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er dann auch Johann dem Beständigen und Johann Friedrich dem Großmüthigen diente. Im Jahre 1493 begleitete er Friedrich den Weisen als Maler nach Palästina. Die Schloßkirche zu Wittenberg soll ein Gemälde von ihm besessen haben, welches alle bedeutenden Städte, Schlösser und Gegenden, welche die Reise berührt hatte, darstellte. Er malte auch die sämmtlichen Bildnisse der Vorfahren des Kurfürsten und ward darauf 1508 geadelt; auch zeichnete er die Heiligthümer der Stiftskirche zu Wittenberg u. bereitete sie zum Holzschnitte vor, in welchem sie 1509 in einem Bande erschienen. Dann bereiste er in Auftrag des Kurfürsten die Niederlande, wo er zu Mecheln den damals achtjährigen Prinzen Karl, nachmaligen Kaiser Karl V., malte. Er ließ sich darauf in Wittenberg nieder, wo er Luthers Freund wurde, erwarb sich hier ziemliches Vermögen und ward 1519 Senator und Kämmerer und 1537 Bürgermeister der Stadt, welches Amt er bis 1544 mit Ehren verwaltete. Im Jahre 1550 folgte er seinem unglücklichen Herrn in die Gefangenschaft nach Innsbruck, kehrte 1552 mit demselben nach Sachsen zurück, ließ sich zu Weimar nieder und † daselbst am 16. Oktober 1553. Des Kurfürsten Söhne setzten ihm ein Denkmal, und seine Zeitgenossen ließen eine Münze mit seinem Bildniß und Wappen prägen.

C. gehört zu den ersten Malern seiner Zeit, obgleich er in manchen Theilen der Kunst seinen beiden Zeitgenossen, A. Dürer und Lucas van Leyden, vorzüglich dem erstern, nachstehen mußte. Seine vorzüglichste Stärke bestand in Bildnissen; sprechende Aehnlichkeit und außerordentlicher Fleiß sind hervorstechende Eigenschaften in denselben. Für jedes seiner vielen Madonnenbilder fand er einen neuen Ausdruck. Besonders trefflich ist sein Farbenauftrag, daher seine Gemälde noch jetzt so frisch sind, als wären sie erst gemalt. Seine sämmtlichen Werke zeichnen sich durch ein glückliches Streben nach Grazie, ungemeine Kraft und Klarheit der Färbung und eine sehr sorgfältige Ausführung aus. An Erfindungsvermögen war C. nicht arm; es gebrach ihm aber an poetischem Schwunge der Gedanken, wie auch an fein ausgebildetem Geschmacke in seinen Darstellungen. Die Umrisse in seinen Bildern sind mehr streng als richtig; seine Aufmerksamkeit ging mehr auf jedes Einzelne, als auf Darstellung des Ganzen in harmonischer Zusammenwirkung der Theile. Selten findet sich ein von ihm gemaltes Gesicht, welches ganz unverschoben wäre; doch stört dies wenig im Genuß des Werks, da die musterhaft treue Nachbildung der einzelnen Theile den Blick sogleich vom Ganzen auf diese überleitet. Als treuer Nachahmer der Natur läßt uns C. nicht allein Mannichfaltigkeit und Wahrheit erblicken,

sondern er verstand auch den Charakter rein und kräftig auszudrücken, wo dieser auf dem Wege der Nachahmung zu gewinnen war. Einen Beweis dazu liefert das Bildniß Luthers und das des Künstlers. Gelungene Andeutung heftiger Leidenschaften kommt in C.s Bildern nirgends vor, um so unübertrefflicher sind ruhige Gemüthszustände dargestellt. Seine Gewänder haben weiche Falten. Wie bei Leonardo da Vinci, Raphael, Correggio und Anderen, so kehren auch bei C. gewisse Lieblingsphysiognomien wieder. Unter ihnen zeichnet sich vorzüglich ein schönes, mit himmlischer Anmuth u. Unschuld begabtes Weib oder Mädchen aus, das, reich gekleidet, bald in Gesellschaft seiner Verwandten u. Dienerinnen, bald betend am Fuß des Kreuzes erscheint. Doch ist im Ganzen die Zahl schöner Individualitäten in seinen Bildern sehr gering, und die Rohheit männlicher Züge kontrastirt zuweilen scharf mit denen der Frauen, welche, oft fromm und von Einfalt, mit ihren verschobenen Gesichtern, überkleinem Munde, dicken Stirnen und seelenlosen Augen einander so ähnlich seyen, als gehörten sie alle zu einer und derselben Familie. C.s beste Oelgemälde sind zwischen 1520—30 verfertigt; alle frühern oder spätern, besonders jene mit der Jahreszahl 1506, 1510 und 1540 stehen den übrigen nach. Sein eigenthümlichstes Wesen spricht sich in den Darstellungen aus der Sagenwelt aus; sein Ritter am Scheidewege, sein Simson unter den Händen der Delila, seine kleinen Wandbilder mit Apollo und Diana, sein Brunnen der Jugend vereinigen schalkhaften Humor und Anmuth der Form. Von seinen Bildern aus der heiligen Geschichte sind diejenigen die anziehendsten, in welchen die genrehaft gehaltenen Figuren überwiegen, wie in seiner heiligen Ursula mit den Jungfrauen. Von seinen größern Werken sind zu nennen: die Vermählung der heiligen Katharina im Dom zu Erfurt, aus seiner frühesten Zeit, derselbe Gegenstand in Wörlitz und das Altarbild in der Stadtkirche zu Weimar, sein letztes Werk. Außer Deutschland findet man wenige Bilder von ihm; den größten Theil besitzen die sächsischen Herzogthümer und das Königreich Sachsen. Auch als Miniaturmaler und Illuminirer war C. vortrefflich, wie die Codices, welche jetzt auf der Universität zu Jena aufbewahrt werden, beweisen. Die illuminirte Bibel zu Königsberg ist nicht von ihm, sondern von den Illuministen Prediger zu Meißen gefertigt. C. bezeichnete seine Werke bloß mit Monogrammen oder einer geflügelten Schlange mit einem Ringe, aus seinem Wappen. Von den vielen Gemälden, welche unter seinem Namen gehen, dürften mehre seinem Sohne angehören, und ein Theil keinem von den beiden. Sicherlich werden ihm viele Bildnisse Luthers fälschlich zugeschrieben. In Berlin ist eine Anzahl bedeutender Werke C.s: im königlichen Schlosse eine Folge aus dem Leiden Christi, das Urtheil des Paris, der Brunnen der Jugend, Venus und Cupido ꝛc.; in der königlichen Gallerie das sogenannte Stammbuch C.s, mit mehren Miniaturgemälden auf Pergament, welches 1814 Mechel im Kupferstich herausgab; in der alten Klosterkirche der Abschied Christi von den Marien und eine Kreuzabnahme, ersteres von 1521. Die königliche Gallerie zu Dresden hat: Adam u. Eva zweimal, Judith, die heilige Katharina, Barbara, Lucretia, des Künstlers Bildniß und das des Joachim Rehle; die katholische Hofkirche das Opfer des Elias und die Erwürgung der Baaliten; in der Hauptkirche zu Glogau ist Maria mit dem Jesuskind, eines der herrlichsten Bilder des Meisters. Die Universitätsbibliothek zu Jena besitzt die oben genannten Codices mit Miniaturen und Randverzierungen, Meßbücher und Evangelienbücher, die Handbibel Johann Friedrichs, von J. Lufft gedruckt, mit herrlich illuminirten Holzschnitten. In Innsbruck sind viele der besten Bilder von C.: in der Pfarrkirche zu St. Jakob das berühmte Wallfahrtsbild „Maria Hilf“, in der Kapuzinerkirche das schöne, kleine Madonnenbild mit dem Christuskinde. Die Paulinerkirche in Leipzig hat von C. einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt; die Rathsbibliothek mehre Bildnisse. In der Schloßkirche zu Mansfeld ist das Altarbild mit der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung von ihm. Im Kloster Melk befindet sich ein herrliches Bild der Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kinde, im Dom zu Merseburg die Kreuzigung Christi. Die königliche Gallerie zu München hat: Moses und Aaron mit den Gesetzestafeln, die Ehebrecherin, Lucretia, einen alten Mann mit einem jungen Mädchen; die königliche Bibliothek daselbst ein auf Pergament gedrucktes Gebetbuch mit Randzeichnungen von C. und Dürer, die lithographirt erschienen. In der königlichen Gallerie zu Nürnberg finden sich u. A. der heilige Hubertus, ein schönes und wohlerhaltenes Bild, Venus und Amor in Lebensgröße, eines der schönsten Gemälde von C., die Bildnisse Friedrichs des Weisen, Johanns des Beständigen, Johann Friedrichs des Großmüthigen, Luthers und Melanchthons; im königlichen Bildersaal der St. Moritzkapelle: die Ehebrecherin, das Brustbild einer jungen Frau, aus einem großen Bilde geschnitten, welches Judith mit dem Kopfe des Holofernes vorstellte, ein alter Mann in zärtlicher Umarmung mit einem Mädchen, die Grablegung und der vom Kreuze abgenommene Erlöser in den Armen seiner Freunde, das Porträt eines Königs von Dänemark; in der Eremitage zu Petersburg: Venus und Cupido und die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau; in der gräflich schönbornschen Gallerie zu Pommersfelden: das Opfer der drei Könige, Christus mit den Kleinen, Lucretia mit dem Dolche, die Ehebrecherin, die Anbetung der Könige; in der Kirche daselbst: Georg von Anhalt, Luther in Lebensgröße, das Bildniß des Künstlers; in der königlichen Gallerie zu Schleißheim: Abraham im Begriffe, den Isaak zu opfern, Pharao im rothen Meere, Lot mit seinen Töchtern, die Geburt Christi, die Ehebrecherin, Christus das kranke Weib heilend, das Leiden Christi in drei Abtheilungen, Christus am Kreuze zwischen den Mördern, unten die heiligen Frauen, Christus, von Engeln umgeben, seine Wundmale zeigend, Maria mit zwei Engeln, die heilige Katharina und die Enthauptung derselben, der Selbstmord der Lucretia, ein alter Mann ein junges Mädchen liebkosend, der Mund der Wahrheit, Luther, derselbe und seine Frau, Melanchthon und andere. Das treffliche Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar stellt Christus am Kreuze, links die Auferstehung und rechts Johannes den Täufer dar. In der k. k. Gallerie zu Wien zeichnen sich aus:

Adam und Eva, die Anbetung der Weisen, der Judaskuß, Christus erscheint den heiligen Frauen, Maria mit dem Kinde, die heilige Katharina und Rosalia, der heilige Hieronymus mit dem Löwen, Lucretia, ein alter Mann, der einem jungen Mädchen einen Ring an den Finger steckt, ein junger Mann und eine alte Frau, Friedrich der Weise, Luther, Melanchthon und andere Bildnisse. Die ambraser Sammlung bewahrt 48 Bildnisse sächsischer Fürsten, ungefähr 5 Zoll hoch und 4 Zoll breit, mit Oelfarben auf mit Leinwand überzogene Holztäfelchen gemalt. Diese höchst zierlichen Bildchen sind wahrscheinlich von dem jüngeren C. gemalt, die älteren nach den Bildnissen des Vaters, die späteren nach dem Leben. Koburg besitzt in dem Turnierbuch des Kurfürsten Johann Friedrich einen Band mit 146 Blättern ausgemalter Federzeichnungen von C.s Hand. C. hat auch in Kupfer gestochen und diese Kunst wahrscheinlich von selbst erlernt; doch stehen seine überdies sehr seltenen Blätter denen von Dürer, Beham, Aldegrever und Pencz weit nach. Sie sind ganz eigenthümlich in der Behandlung und haben eine damals beispiellose Kühnheit des Vortrags. Seine Buße des heiligen Chrysostomus und die Bildnisse der Herzöge von Sachsen machen fast ganz den Eindruck von Radirungen. Holzschnitte mit C.s Zeichen gibt es viele; wahrscheinlich aber verfertigte er für den größten Theil derselben nur die Zeichnungen. Ueber C.s Leben und Kunstthätigkeit vgl. Joseph Heller, L. C.s Leben u. Werke, Bamberg 1821; Reimer, Historisch-kritische Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke des berühmten ꝛc. L. C., Hamburg 1761; Schuchardt, L. C.s des Aelteren Leben und Werke, Leipz. 1851, 2 Bde., Kupferheft dazu, Weimar 1851.

C.s zweiter Sohn, Lucas, genannt der Jüngere, geboren zu Wittenberg 1515, war ein trefflicher Kolorist, besonders im Porträt ausgezeichnet. Er wurde 1549 Rathsherr, 1555 Kämmerer und 1565 Bürgermeister von Wittenberg und † 1586 zu Weimar. Ihm gehören wahrscheinlich die dem älteren C. zugeschriebenen 48 Bildnisse sächsischer Kurfürsten an; ferner sind von ihm Bilder in den Kirchen und Gallerien zu Ampfurth in Niedersachsen, in Wiesenburg, Wittenberg, Dessau, Meißen, Annaberg, Eisleben, Wien, Nürnberg, Weimar, Augsburg ꝛc. Für den Markgrafen Albrecht von Brandenburg malte er die Bildnisse Luthers und Melanchthons, Johann Friedrichs und seiner Gemahlin Sibylla ꝛc.

Cranium (lat.), Hirnschädel.

Cranium (Carnium), Stadt der Karner, jetzt Krainburg.

Cranmer, Thomas, Erzbischof von Canterbury, der Reformator der anglikanischen Kirche, einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit und eines der Glaubensopfer unter Maria der Katholischen, wurde den 2. Juli 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Nottingham aus einer altnormannischen Adelsfamilie geboren, begann nach vernachlässigter Jugendbildung, 14 Jahre alt, in Cambridge das Studium der Theologie und machte in der Folge namentlich die Schriften und Schriftquellen der deutschen Reformatoren zu Gegenständen seiner Forschung. Schon 1523 erhielt er den theologischen Doktorgard, ward Lektor u. Examinator im Jesuskollegium, mußte aber vor einer pestartigen Seuche fliehen. Bei einem befreundeten Edelmann in Waltham in Essex schlug er in Gegenwart des Staatssekretärs Gardiner hinsichtlich des Scheidungs- und Wiederverheirathungsprojekts des Königs Heinrich VIII. als bestes Mittel, entweder den König zu beruhigen, oder den Papst zur Nachgiebigkeit zu zwingen, vor, über den vorliegenden Fall das Gutachten aller europäischen Hochschulen einzuholen. Als dies dem König hinterbracht wurde, rief er erfreut aus: „Bei der Mutter Gottes, der Mann hat die Sau beim rechten Ohr!“ ernannte C. sogleich zu seinem Hofprediger und befahl ihm, jene Ansicht in einer Schrift weiter auszuführen. C. trat darauf 1530 die Rundreise an alle Universitäten Deutschlands und Italiens an; Gründe, Schmeicheleien und Geschenke thaten das Ihrige, so daß C. fast alle von der Wahrheit seiner Schrift überzeugte. Er übergab in Rom sein Buch dem Papste selbst u. erbot sich zu einer öffentlichen Vertheidigung desselben. Der Papst lehnte dies ab, ernannte aber C. zum Generalpönitentiarius für England, Irland und Wallis und bedeutete ihn, Neuerungen in Religions- und Kirchensachen durchaus zu verhindern. Nichtsdestoweniger bestimmte C. den launenhaften König zu reformatorischem Vorgehen und heirathete selbst eine Tochter des Theologen Andreas Osiander. Heinrich VIII. ernannte ihn, nachdem er sich bereits heimlich mit Anna Boleyn vermählt, zum Erzbischof von Canterbury, und der Papst, von jenen Vorgängen nichts wissend, bestätigte (für 900 Dukaten) C. in der neuen Würde. Als aber Heinrich VIII. seine zweite Vermählung öffentlich bekannt machte, und C. die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, erfolgte von Rom ein Bannstrahl, der jedoch das Band zwischen England und Rom nur vollends zerriß, und in Folge dessen sich der König, auf C.s Rath, für das alleinige weltliche und geistliche Oberhaupt des Reichs erklärte. Ueber die Entwickelung des kirchlichen Lebens in England seit jener Zeit s. Anglikanische Kirche. Alles Gute, welches bei der despotischen Verfahrungsart des Königs dennoch geschah, dankte die Nation C.s vierzehnjährigem Ministerium. Besonders richtete derselbe sein Augenmerk auf die Ausbildung des Kirchenwesens, soweit ihm dieselbe Heinrichs VIII. sechs Glaubensartikel gestatteten. Um so rascher gedieh die Sache der Reformation unter Eduard VI. Vor Allem gebührt C. der Ruhm, die Hochschulen gefördert, an Einkünften bereichert, tüchtige Professoren, z. B. M. Bucer, Pet. Martyr, berufen und gründlicheren theologischen Studien den Weg geöffnet zu haben. Er würde vielleicht England vor dem dermaligen Zustand seiner Hochkirche gerettet haben, hätte nicht die blutige Maria seine Saat vernichtet. Seine sehr heftige Bekämpfung der Messe ward ihm als Hochverrath angerechnet und er außerdem noch der Ketzerei, der Gotteslästerung, des Meineids, der Unzucht und des Ehebruchs angeklagt. Seine Vertheidigung blieb ungehört, und dreijährige Haft und Tortur brachen seine Kraft so, daß er sich durch die Vorspiegelung vollständiger Verzeihung zum Widerruf bewegen ließ; als er denselben jedoch vor allem Volke wiederholen sollte, klagte er sich desselben vielmehr an und wurde darauf zum Scheiterhaufen geschleppt. Als die Flamme emporschlug, streckte er seine rechte Hand

in dieselbe und ließ sie, ohne Zeichen des Schmerzes, zuerst verbrennen, indem er wiederholt rief: „Diese Hand hat gesündigt! Ach, diese unwürdige Hand!" Er † am 21. März 1556. Die handschriftlichen Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit werden in den englischen Bibliotheken sehr werth gehalten; doch haben sie für unsere Zeit ihre Bedeutung verloren. Seine Vertheidigung der Transsubstantiation gab Todd (London 1825), den unter C.s Namen bekannten Katechismus Burton (Oxford 1829) heraus. Vgl. Gilpin, Life of Th. C., Lond. 1785; Todd, The life of C., das. 1831, 2 Bde.

Crannoges, Namen der kleinen befestigten Inseln in den Binnenseen von Schottland und Irland, welche in der altceltischen Zeit als Wohnplätze und Zufluchtsstätten dienten.

Cransac, Flecken im französischen Departement Aveyron, Arrondissement Villefranche, mit 600 Einw. u. berühmten Vitriolquellen. In der Nähe ist der 400 Fuß hohe, aus 10 Kratern brennende und rauchende Berg Fontaynes.

Craon, Stadt im französischen Departement Mayenne, westlich von Château-Gonthier, am Oudon, mit 3900 Einw., ist Volney's Geburtsort. Die Umgegend hieß sonst Craonnois.

Craonne, Stadt im französischen Departement Aisne, nahe am Walde von Corbeny, mit 1000 Einw., bekannt durch das Gefecht zwischen den Russen und Napoleon I. am 7. März 1814.

Crapauds du marais (franz.), d. i. Morastkröten, in der ersten französischen Revolution Spottname der sogenannten Thalpartei (Girondisten), von den Jakobinern aufgebracht.

Crapelet, Charles, berühmter französischer Buchdrucker, den 13. Nov. 1762 zu Bourmont geboren, erlernte bei Ballard in Paris die Buchdruckerkunst und errichtete 1789 hier eine eigene Officin, welche sich durch gefällige Form der Typen, Korrektheit u. Ebenmaß des Druckes, Eleganz u. Einfachheit auszeichnete. Er † am 19. Okt. 1809. Seine Ausgaben von Lafontaine's Fabeln (1796), dem Telemach (1796), Geßners u. Boileau's Werken (1797 und 1798), Larchers Herodot (1802) ꝛc. lassen nichts zu wünschen übrig. Ein seltenes Kunstwerk ist Auderts „Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis" (Paris 1802, 2 Bde.), wovon er 12 Exemplare des Textes mit Gold und ein dreizehntes auf Pergament mit Gold druckte. Sein Sohn, George Auguste, 1789 geboren, gab dem Geschäft noch größere Ausdehnung und Vollkommenheit u. † den 11. Dec. 1842 zu Nizza. Seine Ausgaben des Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau (1819), Voltaire 1819) und der „Poëtes français" (1824) sind Meisterwerke. Er selbst schrieb: „Souvenirs de Londres en 1814 et 1816" (Paris 1817), „Rob. Estienne" (das. 1840) und gab heraus „Collections des anciens monuments de l'histoire et de la langue française" (1826 ff.).

Crassula *L.* (Dickblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Krassulaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die 5 längeren Blumenblätter, die pfriemenförmigen, unten mit 5 kurzen Schuppen versehenen Staubfäden und die vielsamigen Bälge, Kräuter und Sträucher, meist am Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Gegenblättern und weißen oder rosenrothen, schönen Blumen in Afterdolden. Die Gattung hat gegen 80 Arten, von denen viele als Zierpflanzen in den Gewächshäusern gezogen werden; unter diesen sind die bekanntesten: C. arborescens *W.*, strauchartig, mit entgegengesetzten, rundlichen, stachelspitzigen, fleischigen, flachen, graugrünen, oben punktirten, glatten Blättern u. ziemlich großen, erst weißen, dann rosenrothen Blumen in 3theiliger Afterdolde; C. argentea *L.*, mit eirunden, ganzrandigen, fleischigen, glatten, silberfarbigen Blättern und weißen Blumen in vielfach zusammengesetzter Doldentraube mit schwarzen Antheren; C. capitata *Lodd.*, mit lanzettförmigen, langspitzigen, entgegengesetzten, an der Basis verbundenen, 1½—2 Zoll langen Blättern besetzt, mit sehr schönen, schneeweißen Blumen in kopfförmigen Endbüscheln, Abends von Wohlgeruch duftend, fast wie Jonquillen; C. coccinea *L.*, prächtiger, 2—4 Fuß hoher Zierstrauch, mit flachen, glatten, eirunden, auch eirund-länglichen, spitzlichen, knorpelrandig-gewimperten, mit der Basis verbundenen, entgegengesetzten, am Stengel 4 Reihen bildenden Blättern und prächtigen, wohlriechenden, bald heller, bald dunkler scharlachrothen, großen, in große, flache Endbüschel gesammelten Blumen; C. odoratissima *Andr.*, mit linien-lanzettförmigen, allmählig zugespitzten, stengelumfassenden, mit der Basis verbundenen, kreuzweise stehenden, am Rande knorpelig-gewimperten, 1 Zoll 8 Linien langen, reichlich 2 Linien breiten Blättern und grünlichgelben, sehr wohlriechenden Blumen in flachen Endbüscheln. Sämmtliche Arten verlangen nahrhafte, mit ⅓ Flußsand gemischte Laub- und Mistbeeterde u. eine gute Unterlage Scherben, einen Standort im Zimmer oder Glashaus bei 4—6° R. Wärme, mäßige Befeuchtung, besonders im Winter. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen.

Crassulaceä (Krassulaceen, Sempervivae *Juss.*), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blätter sind zerstreut oder seltener gegenüberstehend, ganz oder gefiedert-eingeschnitten; die Blüthen gewöhnlich in endständigen Afterdolden vereinigt, oft auch einerseits längs den Aesten, selten einzeln stehend, u. haben 5, zuweilen weniger oder mehr (3—20) Kelchblätter, die am Grunde mehr oder weniger verwachsen und bleibend sind; die Blumenblätter sitzen in gleicher Anzahl im Grunde des Kelchs und sind frei oder verwachsen, die Staubgefäße ebenfalls frei, in gleicher oder doppelter Anzahl als die Blumenblätter und mit diesen im Grunde des Kelchs entspringend, im ersten Falle mit den Blumenblättern abwechselnd, im zweiten abwechselnd u. entgegengesetzt; der Fruchtknoten sind es so viel als Blumenblätter; sie stehen diesen gegenüber, bilden einen Kreis, sind einfächerig, in einen kurzen Griffel verlängert, frei od. zuweilen unter sich verwachsen; die Frucht besteht aus mehren sich balgkapselartig öffnenden Karpellen und ist im Grunde eines jeden mit einer drüsigen Schuppe versehen; die Samen sind meist zahlreich, an den Rändern der Naht sitzend, sehr klein. Mehr als die Hälfte der 400 Arten dieser Familie findet sich am Vorgebirge der guten Hoffnung, die übrigen in Europa und im nördlichen Asien und Afrika. Europa besitzt etwa den fünften Theil aller bekannten Arten, Amerika und Australien kaum 20. Die hierher gehörigen Gewächse enthalten einen schwachsalzigen, an Apfelsäure reichen Saft, der aber nur bei einigen Arten eine flüchtige Schärfe enthält, so daß die

meisten als kühlende, beruhigende und skorbutwidrige Heilmittel, einige auch als Nahrungsmittel Anwendung finden. Einige Arten enthalten auch ätherisches Oel und Klebstoff, der sich technisch verwerthen läßt.

Crassus, Beiname mehrer berühmten Geschlechter des alten Roms, unter denen eine Abzweigung des alten plebejischen Geschlechts der Licinier das bekannteste ist. Merkwürdig sind:

1) Publius Licinius C., geboren um 254 v. Chr., erlangte durch Talente und seine imponirende Persönlichkeit solches Ansehen, daß ihm noch vor der Aedilität das Oberpriesteramt übertragen wurde. Als Aedil 211 gab er Spiele von unerhörter Pracht und wurde wohl in Folge hiervon im folgenden Jahre zum Reiteroberften und sodann zum Censor gewählt, ohne daß er Prätur oder Konsulat verwaltet hatte. Die Censur legte er nach dem Tode seines Kollegen freiwillig nieder, wurde dann Praetor peregrinus, 205 v. Chr. mit dem älteren Scipio Konsul und führte als solcher den Krieg gegen Hannibal (s. d.). Er † 162 v. Chr. Schon bei ihm findet sich der Beiname Dives, welcher später dieser Familie geblieben ist.

2) Publius Licinius C., ward wahrscheinlich 188 v. Chr. Quästor und 6 Jahre darauf Tribun, gelangte 176 zur Prätur, ward aber durch den Senat genöthigt, seiner Provinz, dem diesseitigen Spanien, zu entsagen. Im Jahre 171 Konsul, erhielt er Macedonien als Provinz, um den Krieg gegen König Perseus zu führen. Obgleich geschlagen, wollte er jenem doch nur gegen völlige Unterwerfung Frieden zugestehen, gerieth aber darnach in eine so mißliche Lage, daß er schließlich mit einigen Vortheilen in Thessalien zufrieden sein mußte. Auch im nächsten Jahre nicht glücklicher, ward er zurückgerufen.

3) Publius C. Mucianus Dives, Sohn des P. Mucius Scävola, wurde von Publius C., dem Sohne des Pontifex maximus, adoptirt, erhielt wahrscheinlich 148 v. Chr. die Quästur und 140 die kurulische Aedilität. Seine Bedeutung verdankte er vorzugsweise seiner Rechtskunde u. Redekunst. Er war mit der Familie der Gracchen befreundet und betheiligte sich als Triumvir selbst an den Ackervertheilungen, welche das Gesetz des Tib. Sempronius Gracchus anordnete. Im Jahre 131 v. Chr. Konsul, übernahm er im Kriege mit Aristonicus in Pergamus den Oberbefehl, war aber sehr unglücklich und fand dabei durch eigene Schuld den Tod.

4) Lucius Licinius C., ausgezeichneter Staatsmann und Redner, geboren um 140 v. Chr., Sohn des P. Crassus Mucianus, erlangte in Athen vollkommene Kenntniß der griechischen Sprache und setzte als Rechtsanwalt schon in seinem 19. Jahre die Verurtheilung des C. Carbo durch, dem er den Tod des jüngeren Scipio Africanus beimaß. Hierauf betrieb er mit Eifer und Glück die Kolonisation von Narbonne. 27 Jahre alt, vertheidigte er die Vestalin Licinia vor dem strengen L. Cassius und unterstützte später die Lex Servilia, durch welche die Richterstellen wieder an den Senat gebracht werden sollten. Als Quästor (110) war er entweder in Kleinasien, oder in Macedonien. Seine Aedilität war durch die glänzendsten Spiele ausgezeichnet. Im J. 99 ward er Prätor, 95 mit Q. Mucius Scävola Konsul. Dem bedenklichen Anwachsen der Bundesgenossen in Rom suchte er durch die Lex Licinia et Mucia de regendis in sua civitate sociis zu steuern, erbitterte aber dadurch jene und gab Veranlassung zu dem wenige Jahre später ausbrechenden marsischen Krieg. Noch während seines Konsulats verwaltete er das diesseitige Gallien als Provinz. Die Censur erhielt er mit Cn. Domitius Ahenobarbus 93 v. Chr., lebte jedoch mit demselben in beständigem Streit. Seine Hauptstärke bezeichnet der Umstand, daß er von Andern seines Namens durch den Beisatz „der Redner" unterschieden wurde. Von seinen Reden in Privatprozessen werden von den alten Schriftstellern fünf erwähnt. Sehr zahlreich waren diejenigen, zu welchen seine Aemter Gelegenheit darboten. Er † 91 v. Chr. in Folge eines Streites mit dem Konsul Q. Marcius Philippus, der sich gegen den Senat erklärt hatte.

5) P. Licinius C., widmete sich früh dem Staatsleben u. durchlief alle Ehrenstufen desselben, ohne Gelegenheit zu haben, sich hervorzuthun, bis er 97 v. Chr. das Konsulat erlangte. Als Prätor des jenseitigen Spaniens focht er siegreich gegen die Lusitanier u. feierte bei seiner Rückkehr einen glänzenden Triumph. Im Jahre 90 v. Chr. ward er Censor, doch konnte, wie es scheint, wegen der innern Unruhen, keine Schätzung zu Stande gebracht werden. Im Bundesgenossenkriege war er Legat des L. Julius Cäsar, seines Kollegen in der Censur, u. gehörte seiner politischen Richtung nach zu den Optimaten. Deshalb nach des Marius Rückkehr geächtet, tödtete er sich selbst, 86 v. Chr.

6) Marcus Licinius C., geboren um 113 v. Chr., beschäftigte sich früh mit Geschichte u. Philosophie, besonders mit Aristoteles, flüchtete in den von Cinna erregten Unruhen nach Spanien, sammelte nach Cinna's Tode Schiffe u. begab sich mit denselben zu Q. Metellus Pius nach Afrika u., mit diesem zerfallen, zu Sulla, dem er nach dessen Landung in Italien, namentlich in der Schlacht gegen die Samniter vor den Thoren Roms wichtige Dienste leistete. Seine Habsucht wußte die damaligen Wirren sehr zu seinem Vortheil auszubeuten, ja er trug kein Bedenken, 2000 Pfund Goldes, welche nach dem gallischen Kriege auf dem Kapitol niedergelegt worden waren, für sich zu nehmen, u. brachte es so trotz seines großen Aufwandes zu einem Vermögen von 7100 Talenten oder mehr als 17,000,000 Gulden. Dabei war er gastfrei, lieh seinen Freunden bereitwillig, wie er sich denn für Cäsar mit 830 Talenten verbürgte. Im J. 81 v. Chr. ward er Quästor. Als Prätor besiegte er den Spartacus, den Anführer der empörten Sklaven, in Lukanien und erhielt dafür die Ovation. Unter seinem Konsulat (zugleich mit Pompejus 70) wurde die tribunicische Gewalt in ihrem ganzen Umfang wieder hergestellt, wie sie vor Sulla gewesen war. Als er mit Q. Lutatius Catulus 65 zum Censor erwählt worden, traten Beide wegen ihrer Uneinigkeit wieder zurück. In der Verschwörung des Catilina ward er als Theilnehmer genannt, vielleicht nur, um ihn zu verhindern, sich der Verschwornen im Senat anzunehmen. Aus Haß gegen Pompejus schloß er sich Cäsar an, der ihn 60 mit ersterem aussöhnte, wodurch das erste Triumvirat zu Stande kam. Trotz dem Widerstande Cato's erlangte er 55 mit Pompejus das Konsulat, ging aber noch vor Ablauf seines Amts-

jahres in seine Provinz Syrien. Im Partherkrieg, den er hier begann, hielt er sich aber zu sehr mit Eroberung kleiner Orte auf und betrog seine Soldaten um ihren Antheil an der Beute. Bei Zeugma überschritt er den Euphrat nur mit großem Verlust, wies aber dennoch der Parther Friedensanträge zurück, ließ sich durch den Rath eines Eingebornen bereden, seinen ursprünglichen Operationsplan, am Euphrat vorzudringen, aufzugeben u. gerieth bald in eine große Wüste, wo er von dem feindlichen Heere unter Surenas bei dem Flusse Bilicha geschlagen wurde. Zwar gelang es ihm, sich nach Carrä, einer Stadt in Mesopotamien zwischen dem Euphrat und Tigris, zu retten, von wo er den ersteren Fluß gewinnen zu können hoffte, aber von verrätherischen Wegweisern irre geleitet u. von Neuem angegriffen, folgte er leichtgläubig der Einladung des Surenas zu einem Gespräch, während dessen er mit einem großen Theil seines Heeres getödtet wurde (54 v. Chr.).

7) Marcus Licinius C., Enkel des Vorigen, erhielt 30 v. Chr. mit Augustus das Konsulat, obwohl er die Prätur noch nicht bekleidet hatte und früher ein eifriger Anhänger der pompejanischen Partei gewesen war. 6 Monate später nach Macedonien gesandt (25 v. Chr.), um den Einfällen der Dacier und Bastarner Einhalt zu thun, schlug er dieselben, drang nach Mösien vor, tödtete den König der Bastarner mit eigener Hand u. überwand diese, sowie mehre thracische Völkerschaften und auch die Gothen, deren König Dappr sich tödtete, um der Gefangenschaft zu entrinnen. Im Jahre 14 v. Chr. ward C. zum zweiten Male Konsul.

8) M. Licinius C. Mucianus, der berühmteste Mann dieser Familie während der Kaiserzeit, ward unter Nero mit vier Legionen nach Syrien gesandt, um diese gegen die Parther zu schützen, schloß sich nach Nero's Tode an Otho an u. forderte, als sich Vitellius gegen diesen erhob, den Vespasian zur Annahme der höchsten Gewalt auf. Er bestach die Legionen an der Donau, stürzte deren Anführer Antonius Primus, der Rom gewonnen hatte, und verwaltete den Staat, bis Vespasian in Rom ankam. Kurze Zeit nach dem Ausbruch des batavischen Kriegs ging er mit dem Domitian nach Gallien, um die Kriegsoperationen in der Nähe zu leiten, kehrte jedoch schon bei Lyon wieder um. Er verwaltete darauf noch dreimal (74 n. Chr.) das Konsulat und trat sodann vom Staatsdienste zurück.

Cratägus *L.* (Weißdorn), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen (Rosaceen), charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone, den 2—5fächerigen Fruchtknoten mit 2—5 Griffeln, die 5eiigen Fächer, die in eine zusammengezogene Scheibe, welche schmäler als der Querdurchmesser der Frucht selbst ist, endigende Frucht mit 1—5 2= oder durch Fehlschlagen 1samigen Steinen, dornige Sträucher und Bäume mit ganzen oder lappigen Blättern und Blüthen in Endsträußen, in gegen 70 Arten, die meist in Nordamerika einheimisch sind, und von denen nur 6 der deutschen Flora angehören. Einige Arten geben gute Zaunsträucher ab und liefern gutes Nutz- und Werkholz; andere sind schöne Ziersträucher für Parkanlagen. **C. Azarolus** *L.*, **Mespilus Azarolus** *Willd.*, **Pyrus Azarolus** *Scop.*, Azarolweißdorn, Azarolbirne, wälsche Mispel, ein 8—16 Fuß hoher Baum mit verkehrt-eiförmigen, 3—5spaltigen, an der Basis keiligen Blättern mit ganzen oder 1—3zähnigen Zipfeln, filzigen jungen Zweigen u. gleich den Blüthenkelchen krauszottigen Blüthenstielen, kommt wild auf buschigen Hügeln im südlichen Tyrol, in Krain, Italien und in der Levante, kultivirt in 3 Spielarten: mit länglicher, mit rother und mit gelber Frucht, in den Gärten des südlichen Frankreichs vor. Er verlangt einen warmen, leichten Boden und, wo seine Früchte an Spalieren reifen sollen, sonnige Mauern und wird durch Okuliren auf den gewöhnlichen Weißdorn, sowie auf den Quitten- und Mispelbaum fortgepflanzt. Da der Baum strengere Winter nicht überdauert, so eignet er sich nicht für deutsche Obstanlagen. Die eßbaren Früchte dienen eingemacht als Magenmittel, sowie zur Stillung von Erbrechen u. Durchfall. **C. Oxyacantha** *L.*, **Mespilus Oxyacantha** *Gaertn.*, gemeiner Weißdorn, Hagedorn, Mehlbeerbaum, ein 10—20 Fuß hoher Baum oder Strauch mit verkehrt-eiförmigen, 3—5lappigen, eingeschnittenen und gesägten, an der Basis keiligen und wie die Aeste und Blüthenstiele kahlen Blättern und ovalen, 1—3-steinigen Früchten, wächst wild in buschigen Laubwäldern, besonders an Bergabhängen, Wegen &c., kultivirt in Zäunen, Garten- und Parkanlagen und gedeiht in jeder Lage und Bodenart. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, welcher, im Herbst gesäet, erst im zweiten Frühling aufgeht. Die fingerdicken, jungen Stämmchen kann man in die Baumschule versetzen und sämmtliche Mespilus- u. Cratägusarten darauf veredeln. Der Weißdorn bildet treffliche Umzäunungen. Man säet zu diesem Behuf den Samen im Herbst in dichte Reihen und hält den Boden von Unkraut rein. Ist der Same im zweiten Frühjahr aufgegangen, so wachsen die jungen Schößlinge rasch empor und bilden, gehörig beschnitten, bald eine undurchdringliche, lange Zeit dauernde Hecke, die man dadurch so gut wie unzerstörbar machen kann, daß man die Zweige, wenn sie stark fingerdick geworden sind, ungefähr 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden zur Hälfte durchschneidet, umbiegt und in einander verflicht. Das Holz ist äußerst hart und eignet sich vorzüglich zu Zähnen für Kammräder, zu Drechslerarbeiten, Beilstielen, Dreschflegeln, Nägeln &c. Aus den jungen geraden Ruthen fertigt man Spazierstöcke, welche man geschält oder mit der Rinde in heißen Kalk steckt und bähen läßt, wodurch sie eine schöne hellbraune Farbe annehmen. Die Reiser werden in Bündel gebunden und in den Gradirhäusern aufgeschichtet, damit das Salzwasser durchträufele. Blätter, Blüthen und Früchte, **Folia, Flores et Fructus Spinae albae s. Oxyacanthae**, waren früher als gelind adstringirende Mittel in Gebrauch, sind aber jetzt obsolet. **C. monogyna** *L.* unterscheidet sich von der vorigen Art fast nur durch die einsteinigen Früchte u. wird daher von vielen Botanikern nur als eine Spielart derselben angesehen, die selbst wieder in mehren Spielarten, unter denen die rothblühende und die panaschirtblätterige Zierden der Parkanlagen sind, kultivirt wird. **C. coccinea** *L.*, rother Weißdorn, rothe Mispel, ein 10—20 Fuß hoher Baum oder Strauch mit gestielten, rundlich-eiförmigen, an der Basis herzförmigen, in eine Spitze ausgehenden, am Rande mit 4 flachen, zahn-

artigen Einschnitten versehenen, oberseits kahlen, unterseits an den Adern flaumigen Blättern an langen, feinbehaarten Blattstielen und Blüthen in Büschein mit etwas haarigen Blüthenstielen, wächst wild in Canada und Carolina und wird in deutschen Garten- und Parkanlagen als Zierstrauch kultivirt, wo er in jeder Lage und Bodenart fortkommt. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, der, im Herbste gesäet, ebenfalls erst im zweiten Frühjahre aufgeht, sowie durch Okuliren und Pfropfen auf den gewöhnlichen Weißdorn. Die ziemlich ansehnliche Frucht schmeckt säuerlich-süß, dient aber mehr zur Verzierung der Tafel als zum Essen. Man pflanzt diese Art auch gern in Wäldern an zur Atzung der Vögel. **C. Crusgalli** *L.*, ein 20 Fuß hoher, dorniger Baum mit keilförmig-ovalen, fast stiellosen, glänzenden Blättern, weißen Blüthen u. Früchten von der Größe kleiner Kirschen, wird in Deutschland in Anlagen kultivirt. **C. Pyracantha** *Pers.*, **Mespilus Pyracantha** *L.*, Feuerstrauch, brennender Busch, ein dorniger Strauch von 5—6 Fuß Höhe, mit immergrünen, oval-lanzettförmigen, glatten und gekerbten Blättern, wächst an den Küsten des Mittelmeeres und im Orient, wird bei uns in Anlagen kultivirt und trägt erbsengroße, brennendrothe, den ganzen Winter hindurch hängen bleibende Früchte, welche dem Strauche ein feuriges Ansehen geben. Sie wurden früher gegen Durchfall und zu reichliche Menstruation gebraucht. **C. pyrifolia** *L.*, **C. glandulosa** *Ait.*, **C. punctata** *Ait.* und **C. cordata** *Ait.*, sämmtlich in Nordamerika einheimisch, werden in Deutschland als Ziersträucher kultivirt und durch Samen oder Okuliren auf den gemeinen Weißdorn vermehrt.

Cratäva *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kapparideen, charakterisirt durch den 4spaltigen Kelch, die 4blätterige Blumenkrone, den fehlenden Griffel und die gestielte, einfächerige, vielsamige Beere, dornlose Sträucher und Bäume der heißen Zone, von denen einige als Zierpflanzen, andere durch Arzneikräfte bekannt sind. **C. flagrans** *Sims.*, ein Strauch auf Sierra Leone, mit gewundenem Stengel, 3zähligen Blättern u. wohlriechenden Blüthen mit sehr langen, wellenförmig-krausen Kronblättern in kopfigen Endtrauben, verlangt fette, mit etwas Moorerde u. Flußsand vermischte Dammerde, einen Standort im Warmhause und im Winter mäßige Befeuchtung und läßt sich durch Stecklinge vermehren. **C. Gynandra** *L.* ist ein Baum in Westindien, dessen bittere und zusammenziehende Rinde gegen Wechselfieber u. Unterleibsbeschwerden angewendet wird. Die rothbraunen, birnartigen, eßbaren Früchte schmecken süß, haben aber einen Knoblauchgeruch u. werden zum Nachtisch genossen; die Wurzel dient als Blasenpflaster, die Blätter bei Entzündungen. **C. Nuervala** *Hamilt.*, ein Baum an der Küste von Malabar, hat eßbare, weinsäuerliche Früchte, die nebst den gleichfalls säuerlichen Blättern als harntreibendes Mittel gebraucht werden, während Rinde und Same zur Zeitigung von Abscessen dienen. **C. religiosa** *Forst.* ist ein 30—40 Fuß hoher Baum in Ostindien u. auf den Gesellschaftsinseln, dessen Blüthen angenehm weinartig riechen, und dessen saftige, weinartig schmeckende Beeren von der Größe der Hühnereier zum Nachtisch genossen werden, auch wie die säuerlichen Blätter als harntreibendes Mittel dienen. **C. Valanga** *Koen.*, **Feronia elephantum** *Corr.*, Elephantenapfel, ist ein Baum Ostindiens, dessen wohlschmeckende Beeren gegessen werden, während die Blätter als reizend-tonisches Mittel bei Verdauungsschwäche in Gebrauch sind. Durch Einschnitte erhält man aus dem Stamme einen hellen, gummösen Saft, der erhärtet wie Gummi arabicum benutzt wird.

Craterus, Feldherr Alexanders des Großen, während des Zuges nach Indien, Anführer einer Reiterabtheilung, daneben aber häufig an der Spitze größerer Heeresmassen, ward von Alexander wegen seiner Selbstständigkeit und Tüchtigkeit, sowie wegen seiner edeln männlichen Gesinnung geschätzt und nächst Hephästion am meisten geliebt. Er erhielt 324 den Auftrag, die Veteranen nach Macedonien zurückzuführen u. dort an Antipaters Stelle, der zu Alexander zurückkehren sollte, das Reichsverweseramt zu bekleiden. Da aber Alexander starb, ehe C. Europa erreichte, so wurde bei der Vertheilung der Satrapien Macedonien mit Epirus und Griechenland dem Antipater u. C. gemeinschaftlich übertragen. Nachdem letzterer seine erste Gemahlin Amastris entlassen, vermählte er sich mit Antipaters Tochter Phila und begleitete darauf seinen Schwiegervater in den Krieg gegen die Aetolier und im Frühjahre 321 gegen Perdiccas nach Asien, verlor aber in Kappadocien in einer Schlacht gegen Eumenes sein Leben.

Crates, 1) aus Theben, Schüler des Diogenes und eifriger Anhänger der cynischen Schule. Da er selbst in die Häuser mit seinen Mahnungen einzudringen pflegte, so erhielt er den Beinamen des Thürenöffners. Als ein Mann von Geist wußte er die schöne und geistreiche Hipparchia an sich zu ketten. Von seinen Schriften erwähnt Diogenes Laërtius Briefe philosophischen Inhalts und in platonisirendem Styl, auch Tragödien voll erhabener Gedanken und Gedichte.

2) C. aus Mallus in Cilicien, einer der angesehensten Grammatiker und Polyhistoren Griechenlands. Zu Tarsus gebildet, gründete er dann zu Pergamum eine eigene Schule, welche mit der von Aristarchus begründeten alexandrinischen, die von entgegengesetzten grammatischen Grundsätzen ausging, wetteifern konnte. Um 167 v. Chr. ging C. im Gefolge einer Gesandtschaft nach Rom und hielt hier Vorträge, die den ersten Anstoß zu grammatischen Studien in Rom gaben. Wahrscheinlich † er in Pergamum um 145—142 v. Chr. Von seinen zahlreichen Schriften sind nur noch die Titel und dürftige Fragmente vorhanden.

Crati (im Alterthum Crathis), der ansehnlichste Fluß auf der Halbinsel Kalabrien in Unteritalien, entspringt an der Pietra di Mola u. mündet nach einem Lauf von 12 Meilen in den Golf von Tarent. Sein bedeutendster Nebenfluß rechts ist der Mucone, links verbindet sich mit ihm, unfern seiner Mündung, der Coscile. Am Zusammenfluß beider lag im Alterthum Sybaris. Das Längenthal des C. trennt den Apennin von dem östlich gelegenen, geologisch von ihm verschiedenen Silawalde.

Cratinus, neben Aristophanes und Eupolis ein Haupt der ältern attischen Komödie, aus der attischen Phyle Oeneis stammend, Zeitgenosse des Pericles, soll neunmal den Sieg davongetragen haben, unter anderen über Aristophanes' „Wolken“. Von

seinen 21 Stücken haben sich nur die Titel und dürftige Fragmente erhalten. Er gab dem zur Zeit seines Auftretens noch ziemlich rohen komischen Festspiel eine kunstmäßigere Gestalt und schlug in seinen Stücken eine ernstere Richtung ein, gegenüber dem nur auf Lachlust berechneten niederen Genre. Originalität der Erfindung, ein fast zu derber Witz u. eine körnige, bilderreiche Sprache erwarben ihm den Beifall seiner Zeitgenossen in hohem Grade. Selbst Pericles war vor seinen Angriffen nicht sicher. Vergl. D. G. Lucas, Cratinus et Eupolis, Bonn 1826; M. Runkel, Cratini fragmenta, Leipzig 1827.

Crato, altgriechischer Maler, aus Sicyon, wird von Athenagoras als der Erfinder der Kunst bezeichnet, die Umrisse einer Person auszumalen oder farbig aufzutragen.

Crato, Adam, eigentlich Kraft, latinisirt auch Vegetius, geboren 1493 zu Fulda (daher auch Adam Fuldensis genannt), war erst Lehrer der Philologie an der Universität zu Erfurt, nahm Luthers Lehre an und ward 1521 Pfarrer in Fulda, dann in Hersfeld, 1525 Hofprediger in Kassel, 1525 Superintendent u. zugleich Professor der Theologie in Marburg, wo er den 9. Sept. 1558 †. Er hat sich um Verbreitung der Reformation in Hessen und den angrenzenden Gebieten sehr verdient gemacht.

Crau (Plain de C., provençalisch Craou, bei den Römern Campi lapidei), großes Kieselfeld in der Provence in Südfrankreich, zwischen dem östlichen Arm des Rhonedelta's u. dem Etang de Berre, ist 9—10 Meilen groß und war wahrscheinlich eine frühere Meerbucht, die von dem Kies u. den Geröllmassen der Rhone u. der Durance ausgefüllt ward. Es besteht aus einem Kieselgerölle, bedeckt von einem überaus harten Tuff, auf welchem eine sehr dünne Schicht von Ackererde liegt. Bäume u. Wasser fehlen, aber zwischen den Steinen sprießen die schönsten aromatischen Futterkräuter hervor. Früher nur den Schafheerden eine willkommene Weide, wird die Ebene jetzt von betriebsamen Lyonnesern auch für den Anbau in Angriff genommen, u. bereits ist ein Theil mit Hülfe eines Arms des Kanals von Crayonne kulturfähig gemacht. Die Ränder des C. sind von Reben u. Oliven überwuchert und ernähren zahlreiches Vieh.

Cravant, Stadt im französischen Departement Yonne, an der Yonne, mit 1800 Einw., die Weinbau (Cravantburgunder) treiben, bekannt durch die Schlacht zwischen den Engländern u. Franzosen 1423.

Craven, Elisabeth Berkeley, Lady, nachherige Markgräfin von Ansbach, die jüngste Tochter des Grafen Berkeley, 1750 geboren, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Wilhelm von C. und gebar ihm 7 Kinder, ließ sich aber 1781 von ihm scheiden, lebte darauf nach einander an fast allen Höfen Europa's, zuletzt in Ansbach, wo der Markgraf Ch. Fr. Karl Alexander in ein platonisches Verhältniß zu ihr trat und sich 1791 mit ihr vermählte, worauf sie von Franz II. zur Prinzessin von Berkeley erhoben wurde. Sie lebte meist in England; nach des Markgrafen Tod hielt sie sich theilweise auch in Neapel auf u. † den 13. Januar 1828. Sie schrieb unter Anderem „Journey through the Crim to Constantinople“ (London 1789, neue Auflage 1814, deutsch, Leipzig 1789), interessante „Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly lady C., written by herself etc.“ (London 1825, 2 Bde., deutsch, Stuttgart 1825), auch Gedichte, Theaterstücke und Romane.

Crawford, 1) Robert, britischer General, 1769 geboren, trat, kaum 15 Jahre alt, in den britischen Kriegsdienst, ward nach 5 Jahren Hauptmann und brachte als solcher 3 Jahre auf dem Kontinent zu. Später erhielt er eine Anstellung in Ostindien, kehrte 1793 nach England zurück, begleitete im folgenden Jahre seinen älteren Bruder, den nachmaligen Generallieutenant Charles C., zum österreichischen Heere, vertrat eine Zeitlang dessen Stelle und empfahl sich der Regierung durch seine klaren, einsichtsvollen Berichte. In Folge dessen ward er 1798 als Oberstlieutenant und Generalquartiermeister zur Landesbewaffnung nach England beordert, kam 1799 zur österreichischen Armee nach der Schweiz, dann zur holländischen Expeditionsarmee des Herzogs von York, befehligte 1807 als Brigadegeneral bei der Expedition unter General Whitelock gegen Buenos-Ayres die Vorhut, ward Generalmajor, ging 1808 mit Sir David Baird nach Coruña, führte bei Talavera den 29. Juli 1809 dem Lord Wellington Verstärkung zu, zeichnete sich bei Almeida und Coimbra aus, machte durch Wegnahme des vorgeschobenen Postens San Francisco die Belagerung von Ciudad Rodrigo möglich, ward aber beim Sturm auf diese Festung tödtlich verwundet und † 5 Tage darauf, den 14. Jan. 1812.

2) William Harris, einer der ausgezeichnetsten amerikanischen Staatsmänner, den 24. Febr. 1772 in Nelson-County in Virginien geboren, war anfangs Lehrer, studirte aber nebenbei die Rechte u. begann 1799 die juristische Praxis zu Oglethorp. Im Jahre 1804 in die gesetzgebende Versammlung und 1807 als Senator in den Kongreß gewählt, war er hier einer der eifrigsten Verfechter des Kriegs mit England. Im Jahre 1813 erhielt er den Gesandtschaftsposten am pariser Hof, ward 1815 vom Präsidenten Madison zum Kriegsminister u. einige Monate darauf zum Finanzminister ernannt und erhielt 1817 vom Präsidenten Monroe diesen Posten zum zweiten Male verliehen. Im Jahre 1825 aber legte er, da er hinter seinen Mitbewerbern um den Präsidentenstuhl, Jackson, Adams u. Clay, zurückgeblieben war, sein Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Von 1827 an Richter in Georgien, † er, allgemein geachtet, am 15. Sept. 1834.

3) William, nordamerikanischer Staatsmann, Neffe des Vorigen, geboren den 22. Dec. 1798 in der Grafschaft Columbia im Staate Georgien, studirte die Rechte, ward Advokat, kam in die Legislatur seines Staats, wurde 1845 Gouverneur desselben u. 1849 Kriegssekretär. Als solcher befleckte er seinen Namen durch eine großartige Betrügerei, indem er sich vom Schatzamt der Vereinigten Staaten eine Schuldforderung von 194,000 Doll. für die Erben eines gewissen Galphin, die gar nicht existirten, auszahlen ließ. In Folge der Entdeckung dieses Unterschleifs mußte das Ministerium Clayton nach Taylors Tode abdanken.

4) Thomas, berühmter amerikanischer Bildhauer, den 22. März 1814 von irischen Aeltern in Newyork geboren, versuchte sich zuerst in der Holzschneidekunst und arbeitete 1834 in Rom in Thorwaldsens Atelier. Seine bedeutenderen Werke sind:

Orpheus, der die Eurydice im Hades aufsucht, die Kinder im Walde, Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers, Flora, die Tänzer und der Jäger, eine Bronzestatue Beethovens für das Athenäum in Boston, eine auf dem Marktplatze von Richmond in Virginien aufgestellte Reiterstatue Washingtons mit Medaillons der namhaftesten Anführer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und das kolossale Fronton auf dem Kapitol in Washington, welches die Hauptepochen der Geschichte Amerika's in allegorischen Bildern versinnlicht. In London Genesung von einer schweren Krankheit suchend, † er daselbst den 10. Okt. 1857.

Crawfordsville, Stadt im nordamerikanischen Staat Indiana, Grafschaft Montgomery, am Sugar Creek, mit 7 Kirchen, dem Wabash College (1834 gegründet, mit einem Präsidenten u. 7 Professoren), bedeutendem Handel und 3000 Einw.

Crayer, Kaspar de, berühmter niederländischer Historienmaler, geboren zu Antwerpen 1582, bildete sich in der Schule des Raphael Coxcie, arbeitete erst zu Brüssel, ließ sich aber später in Gent nieder, wo er allein 21 große Altarblätter malte u. 1669 †. Seine Werke sind von denen Vandycks schwer zu unterscheiden; Rubens näherte er sich am meisten in kühnen Zeichnungen u. kolossalen Kompositionen, übertrifft ihn aber durch Regelmäßigkeit der Zeichnung und Natürlichkeit der Komposition. Im Kolorit erreicht er Rubens selten, indem er häufig ins Graue fällt, ebenso wenig hinsichtlich der Lebensfülle und Frische, auch fehlte ihm jener geistvolle, scharfe Ausdruck von Rubens' besten Werken. Als die berühmtesten seiner zahlreichen Gemälde sind zu nennen: im Museum zu Antwerpen die Anbetung der Hirten und die Kreuzabnahme, in der Paulskirche daselbst eine Kreuzabnahme; in der düsseldorfer Gallerie ein 19 Fuß hohes, 14 Fuß breites Altarstück, die Mutter Gottes auf dem Throne, von vielen Heiligen umgeben; in München die Skizze zu dem auf dem augsburger Rathhause befindlichen Altargemälde und vieles Andere.

Crayon (franz.), Stift zum Zeichnen; daher Crayonzeichnung, besonders die mit Bleistift auf Papier oder mit Silberstift auf Pergament ausgeführte Zeichnung; eignet sich besonders zur zartern und feinern Durchbildung.

Crébillon, 1) Prosper Jolyot de C., der Aeltere, französischer Trauerspieldichter, den 13. Jan. 1674 zu Dijon geboren, war für die juristische Laufbahn bestimmt, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, arbeitete dann zu seiner praktischen juristischen Ausbildung eine Zeitlang bei dem Prokurator Prieur in Paris, widmete sich aber bald, seiner Neigung folgend, der dichterischen Produktion, namentlich im dramatischen Fache. Sein erstes Stück, „La mort des enfants de Brutus", ward von den Schauspielern verworfen. Um so größeren Beifall fanden seine folgenden Stücke: „Idoménée" (1705), „Atrée et Thyeste" (1707), „Electre" (1709) und „Rhadamiste" (1711), sein bestes Stück. Er versuchte darauf sein Glück bei Hofe, aber umsonst, u. zog sich daher menschenscheu aufs Land zurück, fast nur mit Hunden und Katzen verkehrend. Seine drei nächsten Stücke, „Xerxès" (1714), „Sémiramis" (1717) u. „Pyrrhus" (1736), wurden kalt aufgenommen und vergessen. Obgleich in großer Dürftigkeit lebend, wies er doch alle Unterstützungen zurück, die ihm von mehren Seiten angeboten wurden. Im Jahre 1749 aber erhielt er durch die Marquise Pompadour eine Pension u. eine Anstellung bei der Bibliothek in Paris und schrieb nun seinen „Catilina" und 5 Jahre später sein „Triumvirat", Stücke, die nur C.s Name und Alter nicht durchfallen ließen. Seinen „Cromwell" mußte er in Folge höherer Weisung unvollendet lassen. Seit 1731 Mitglied der Akademie, † er den 17. Juni 1762. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in der Kirche St.-Gervais errichten, das später in das Museum der französischen Denkmäler versetzt wurde, und eine Prachtausgabe seiner Werke veranstalten (Par. 1750, 2 Bde.); spätere geringere erschienen 1757, 1759, 1772, 1785 und 1796, eine schöne von Didot dem Aelteren, das. 1812, 3 Bde., die beste, das. 1818, 2 Bde. C. ging in den ausgetretenen Gleisen Corneille's, dessen Fehler er theilte, ohne aber dessen Vorzüge zu erreichen. Am meisten rügten die französischen Kunstrichter Nachlässigkeiten seines Styls und seiner Versifikation.

2) Claude Prosper Jolyot de C., fruchtbarer tragischer Romanschriftsteller, Sohn des Vorigen, den 14. Februar 1707 zu Paris geboren, war ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter, dessen Sitten in geradem Widerspruche mit denen gestanden haben sollen, die er in seinen Romanen schilderte, und † den 12. April 1777. Die bekanntesten seiner Werke sind: „Lettres de la Marquise *** au Comte de ***" (Paris 1732, 2 Bde.), „Tanzaï et Néadarne" (1734, 2 Bde.), wegen dessen er eine Zeitlang in der Bastille sitzen mußte, „Les égarements du coeur et de l'esprit" (Haag 1736, 3 Bde.), „Le sopha, conte moral" (Paris 1845, 2 Bde.), das schlüpfrigste von C.s Werken, „Les amours de Zeonikisul, roi des Kofirans" (Amsterdam 1746, 1770 und 1779), „Les heureux orphelins" (Paris 1754, 2 Bde.), La nuit et le moment" (Lond. 1755), „Le hasard du coin du feu" (Paris 1763), „Ah, quel conte!" (das. 1764, 2 Bde.), „Lettres athéniennes" (das. 1771). Zweifelhaft ist, ob er Verfasser der „Lettres de la Marquise de Pompadour" (Lond. 1772, 3 Bde.) ist. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1779, 7 Bde. C.s Charakterzeichnung ist vortrefflich; die Erfindung der Situationen ebenfalls, doch nur zu oft darauf angelegt, der Sinnlichkeit zu schmeicheln. Für die Kenntniß der Sitten sind seine Romane von großer Wichtigkeit, da sich in ihnen die Fadheit des gesellschaftlichen Umgangs, die raffinirte Genußsucht u. die elegante spielende Freigeisterei, die unter den höheren Ständen herrschten, treu wiederspiegeln. Doch haben sie auch dazu beigetragen, das Volk mit jenen zu inficiren.

Crecy (Cressy), Marktflecken im französischen Departement Somme, in der ehemaligen Grafschaft Ponthieu in der Picardie, 2 Meilen nördlich von Abbeville, an der Maye, mit 1800 Einwohnern. Die weite Ebene, in welcher C. liegt, war noch im 9. Jahrhundert Meer, von dem noch eine große Lagune, Marquenterre genannt, übrig ist. Das Uebrige ist jetzt ein äußerst reicher Boden. Geschichtlich berühmt ist C. durch die Schlacht zwischen den Engländern u. Franzosen am 26. August 1346, die für die politische wie insbesondere für die Kriegsgeschichte von Wichtigkeit ist. Eduard III.

war mit 32,000 Mann in Frankreich gelandet und drang rasch bis Paris vor, wagte jedoch nicht, dies anzugreifen, zumal König Philipp IV. bei St.-Denis seine Macht zu sammeln anfing, und wollte sich nach den Niederlanden zurückziehen, wo er auf Unterstützung rechnen konnte. Mit nur 12,000 Mann ging er über Beauvais gegen die Somme, während ihm jener mit 100,000 Mann, zu denen noch Truppen des Königs Johann von Böhmen, Karls IV. von Deutschland und des Königs von Majorca und 3000 Reiter aus Savoyen stießen, und 6000 genuesischen Armbrustschützen unter Antonio Doria und Carlo Grimaldi folgte. Eduard erzwang bei Blanche Tache den Uebergang über den Strom und erwartete bei C. in günstiger Stellung den Feind. Die erste Linie befehligte sein Sohn, der fünfzehnjährige Prinz Eduard, und unter ihm die Grafen Warwick und Hereford, ferner Johann Chandos u. mehre der erfahrensten Kriegsmänner; die zweite die Grafen Northampton und Arundel, und in der letzten Linie standen unter dem Befehl des Königs selbst ungefähr 700 Geharnischte und 2000 Bogenschützen. Die Franzosen griffen mit 120,000 Mann die Engländer ungestüm, aber in geringer Ordnung an; die durch Regen erschlafften Bogensehnen der Genuesen versagten jedoch den Dienst, und als Eduard auf die Fliehenden einzuhauen befahl, warfen sich dieselben auf die französische Kavallerie und erdolchten die Reiter, während den englischen Bogenschützen in dem dichten Haufen kein Pfeil verloren ging. Die nun entstehende Verwirrung zu benutzen, ging der Prinz von Wales selbst zum Angriff über. Doch sammelten sich die französischen Reiter unter dem Grafen von Alençon u. dem Grafen von Flandern wieder und griffen die vordringenden Engländer an, ja sie drangen bis zum Prinzen mit seinen Schwerbewaffneten vor, so daß die zweite Linie unter Northampton und Arundel heranrücken mußte. Der Graf Warwick ließ sogar den König selbst um Hülfe bitten; doch dieser verweigerte dieselbe, so lange sein Sohn lebe, „welcher sich seine Sporen verdienen solle". Die Antwort machte einen unbeschreiblichen Eindruck; die Franzosen vermochten dem Gewaltstoße des Feindes nicht mehr zu widerstehen, die Ordnungen lösten sich, und es fielen 11 aus fürstlichen Häusern, 80 Bannerherren, 1200 französische Ritter, 1400 vom Adel, 4000 Geharnischte und an 30,000 Gemeine. Die Engländer sollen nur einen Knappen (Esquire), 3 Ritter und sehr wenige von niederem Range verloren haben. Eduard konnte nunmehr wagen, Calais zu belagern, und der König von Frankreich war genöthigt, seinen Sohn aus Guienne zurückzurufen, daher die englischen Besitzungen auch auf dieser Seite gesichert waren.

Credentia (lat.), Glaube; daher Credentiales literae, Kredenzbrief, ein von der höchsten Obrigkeit eines Landes einem Unterthan zu seiner Legitimation u. Sicherheit im In- u. Auslande ertheiltes Schreiben, und C. relevata, im Lehnrecht das dem Vasallen vom Lehnsherrn anvertraute Geheimniß, dessen Verrath durch Entziehung des Lehns bestraft wurde; in Italien Zusammenkunft von obrigkeitlichen Personen u. Innungsmeistern, um als Sachverständige (credentiarii, credenzeri) Gutachten in Prozessen abzugeben. Vergl. auch Kredit und Kreditiv.

Credi, Lorenzo di, berühmter italienischer Maler, 1452 zu Florenz geboren, erlernte anfangs die Goldschmiedekunst, trat aber bald in die Malerschule des A. Verochio über, wo er L. da Vinci zum Mitschüler hatte. Er † 1536. C.'s stiller und milder Charakter bewegte sich in einem beschränkten Kreise, indem er mit Vorliebe heilige Familien malte; doch gab die Lieblichkeit und Innigkeit des Ausdrucks, der Ernst der Zeichnung und die vollendete Ausführung seinen sämmtlichen Werken hohen Werth. Seine Gemälde des heiligen Nicolo und Giuliano in Sta. Maria Magdalena nennt Vasari Muster reinlicher Malerei. In der Akademie S. Marco zu Florenz befindet sich eine wunderschöne Anbetung des Kindes. Auch das Museum zu Berlin besitzt mehre schöne Madonnen von ihm. W. Hollar hat nach ihm geätzt.

Credit und Debet (lat.), s. Buchhaltung.

Crédit mobilier (franz.), s. Banken.

Crediton (Kirkton), Stadt in der englischen Grafschaft Devon, nordwestlich bei Exeter, am Creedy (Nebenfluß der Exe), mit 4000 Einwohnern die Wollenzeuche fertigen.

Credner, Karl August, deutscher Theolog, den 10. Januar 1797 in Waltershausen bei Gotha geboren, besuchte seit 1812 das Gymnasium zu Gotha, bezog 1817 die Universität Jena, noch in demselben Jahre die zu Breslau, sah seinen Plan, als Missionär nach Ostindien zu gehen, an seiner Weigerung der verlangten Unterschreibung von dogmatischen Formeln scheitern, lebte als Hauslehrer in Göttingen u. Hannover und habilitirte sich 1828 in Jena. Nachdem er hier 1830 außerordentlicher Professor der Theologie geworden, folgte er 1842 einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen und † hier den 16. Juli 1857. Seiner exegetischen Schrift „Der Prophet Joël" (Halle 1831) folgten die „Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften" (das. 1832—38, 2 Bde.); die „Einleitung in das Neue Testament" (1 Bd., das. 1836); „Das Neue Testament nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt" (Gießen 1841—43, 2 Bde.); „Zur Geschichte des Kanons" (das. 1843) und die „Geschichte des Neuen Testaments" (Frankfurt 1852). Seine auf Veranlassung der leipziger Ereignisse von 1845 entstandene Schrift „Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift" (Frankfurt 1845), in der sich der hessen-darmstädtische Minister von Linde angegriffen führte, führte zu einer Anklage C.s. Diesen Streit berühren auch des letzteren „Erörterungen kirchlicher Zeitfragen" (Frankfurt 1846). Durch die kirchlichen Zustände der neuesten Zeit ward auch seine Ausgabe von „Philipps des Großmüthigen hessischer Kirchenreformationsordnung" (Gießen 1852) veranlaßt. C.s wissenschaftlicher Standpunkt war der rein gelehrte u. rationalistische Griesbachs, Knapps und Augusti's, doch war er zu wenig Philosoph, um den Rationalismus mit allen seinen Konsequenzen vertreten zu können.

Credo (lat., ich glaube), das nach dem Anfangsworte benannte sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß (s. d.); auch der dritte Theil einer Messe, dessen Text mit diesem Worte anfängt, und welcher das apostolische Glaubensbekenntniß enthält.

Creek (engl.), in Nordamerika Name für kleine Flüsse und Bäche, die sich zu einem Hauptstrom ziehen; in Surinam bezeichnet man damit Kanäle.

Creeks, großer u. ziemlich kultivirter Indianerstamm in Nordamerika, wohnte früher, in mehre Unterabtheilungen gespalten, in den Staaten Georgia, Alabama und Tennessee, von wo er 1836—38 in das Indianerterritorium westlich vom Mississippi versetzt wurde. Das Gebiet der C., das durch den Canadianriver von dem der Choctaws getrennt wird, ist ein gesundes und nicht unfruchtbares Land, aber nur zum Theil gut bewässert. Sie treiben Ackerbau in bedeutendem Umfange und haben einen ansehnlichen Viehstand an Rindvieh u. Schweinen. Durch die Bemühungen der Missionäre sind sie in der Kultur nicht unbeträchtlich vorgeschritten und stehen darin vielleicht nur den Choctaws nach. Sie haben wie diese eine geschriebene Verfassung und wählen ihre Häuptlinge u. Repräsentanten, welche letztere als Großer Rath (Grand Council) ihre gesetzgebende Versammlung bilden. Auch ihre Justizverfassung ist der der Unionsstaaten nachgebildet, u. ihre Schulen und Kirchen sollen denen des benachbarten Arkansas nicht nachstehen. Ihre Zahl mag sich auf 26,000 belaufen. Besonderes Ansehen gewannen die C. durch ihren Häuptling Alexander Macgillivray, der einen Bund zwischen den südlichen Indianern stiftete u. 1813 das Fort Minas stürmte, von General Jackson aber so vollständig aufs Haupt geschlagen ward, daß sich die meisten Stämme der Union unterwarfen. Die C. haben von 1819—32 24,766,400 Acres Land an letztere abgetreten u. dafür 21,909,571 Dollars Entschädigung erhalten, wovon jedoch 18,123,000 Doll. auf 15,298,400 Acres Land gerechnet wurden, das ihnen in Tausch gegeben ward.

Crees (K r i e h s, franz. Knistinaux), Indianervolk im britischen Nordamerika, das die weiten Gebiete im Südwesten der Hudsonsbai u. südlich des Athareskowsee's bis zu dem Felsengebirge bewohnt und zur Völker- u. Sprachengruppe der Algonkin Lenape gehört, deren nördlichsten Zweig sie bilden. Von den britischen Beamten des Hudsonsbaiterritoriums werden die C., die sich selbst Eithinyook (d. i. Männer) nennen, gewöhnlich in zwei Zweige eingetheilt: die e i g e n t l i c h e n C. und die S w a m p i e s, von denen die ersteren die Binnenlande, die letzteren die sumpfigen Uferdistrikte (swamps) der Hudsonsbai bewohnen. Die eigentlichen C. sind die den Weißen am besten bekannten Indianer jener Gegenden u. stehen mit den Posten der Kompagnie, die sie mit dem Ertrag der Buffalojagden versorgen, in lebhafter Verbindung. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren sie das mächtigste Volk im Hudsonsbaiterritorium, das die Jagdherrschaft in den Wäldern ausübte; seitdem wurden sie durch Masern- u. Pockenepidemien wiederholt auf das Aergste mitgenommen, haben sich jedoch in neuerer Zeit wieder ziemlich erholt. Ihre Zahl wird von Gallatin auf 20,000 geschätzt, was Andere jedoch für zu niedrig halten. Ihrem Charakter nach gelten die C. für gelehrig, industriös und zuverlässig. Eine Grammatik ihrer Sprache hat Howse (London 1844) herausgegeben.

Creizenach, 1) M i c h a e l, einer der bedeutendsten jüdischen Gelehrten und Schriftsteller der Neuzeit, geboren zu Mainz am 16. Mai 1789, genoß ersten Unterricht in einer talmudistischen Lehranstalt, bildete sich durch Lektüre philosophischer Schriftsteller, besonders Rousseau's und der Encyklopädisten, und ward hierauf in das damals in Mainz bestehende französische Lyceum aufgenommen. Er unterhielt darauf seine Aeltern durch Unterrichtsstunden und schlug einen Ruf nach Luxemburg als Professor der Mathematik aus, um sich ganz der Bildung zunächst der rhein-hessischen Juden zu widmen. Verbesserung des Gottesdienstes und sittliche Veredlung derselben waren sein vorzügliches Augenmerk. Unter unsäglichen Mühen u. Kämpfen gründete er eine Volksschule und hielt religiöse Vorträge in deutscher Sprache. Seinen Glaubensgenossen imponirte er sowohl durch seine Gelehrsamkeit, als durch die Uneigennützigkeit seiner Unternehmungen. Zugleich stiftete er eine jüdische Zeitschrift unter dem Titel „Geist der pharisäischen Lehre" (Mainz 1824). Der Grundgedanke, an den sich auch C.s späteres Wirken in jüdischen Angelegenheiten anlehnte, ist der der Entwickelungsfähigkeit des Judenthums. Neben seinem mühevollen Berufe fand er noch Zeit zur Fortsetzung seiner mathematischen Studien. Außer einem „Versuch über die Parallelentheorie" (Mainz 1822) schrieb er noch ein „Lehrbuch der darstellenden Geometrie" (das. 1822), in welchem er die Géométrie descriptive zuerst auf deutschen Boden verpflanzte. Im Jahre 1825 als Lehrer und Prediger an die israelitische Realschule in Frankfurt a. M. berufen, trat er nun in günstigere Verhältnisse ein. Die Realschule, geleitet durch den helldenkenden Heß, erhob sich durch C.s Hinzutritt zu einer trefflichen Anstalt. Besonders aber machte er sich um den mit dieser Schule verbundenen „Tempel der Andacht" verdient. Den gewonnenen Einfluß verwendete er zur Anregung nützlicher Pläne, und vor Allem ließ er sich es angelegen sein, die Beschäftigung seiner Glaubensgenossen mit Handwerk u. Ackerbau zu befördern, und hatte zu diesem Zweck schon zu Mainz einen israelitischen Handwerksverein gegründet. Für die frankfurter Gewerbschule schrieb er ein „Lehrbuch der technischen Geometrie" (Frankf. 1828), dem bald ein Kompendium der Algebra nachfolgte. Sein Hauptwerk, in Bezug auf die Kunde des rabbinischen Judenthums von großer Bedeutung, erschien unter dem Titel „Schulchan Aruch (d. i. angerichteter Tisch), oder encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes" (Frankfurt 1833 ff., 4 Bde.). Seine „32 Thesen über den Talmud" (Frankf. 1831) stellen denselben als ein Werk ohne innere Nothwendigkeit, ohne Einfluß auf den wahren Mosaismus u. ohne sanktionirte Geltung dar. Aus demselben Geiste gingen die zahlreichen und gediegenen Aufsätze hervor, die er in Zeitschriften, namentlich in Geigers „Wissenschaftlicher Zeitschrift für jüdische Theologie" und in Josts „Israelitischen Annalen" abdrucken ließ. Aben Esra's „Jesod Mora" (Frankf. 1841) begleitete er mit einer lateinischen u. einer deutschen Uebersetzung und begründete mit Jost eine Zeitschrift in hebräischer Sprache unter dem Titel „Zion" (Frankf. 1841—42), zunächst für die ungarischen und polnischen Juden berechnet. Er † den 5. August 1842.

2) T h e o d o r, Dichter und publicistischer Schriftsteller, des Vorigen Sohn, geboren 1816 zu Mainz, ward Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt a. M. u. einer der Hauptgründer des frankfurter jüdischen Reformationsvereins, trat aber 1854 zum Christenthum über und machte sich literarisch

bekannt durch seine „Dichtungen“ (Frankf. 1839) u. „Gedichte“ (das. 1848, 2 Aufl. 1851), redigirte auch das „Frankfurter Museum“.

Crelinger, Auguste, verwittwete Stich, geborene Düring, eine der berühmtesten jetzt lebenden Schauspielerinnen, 1795 zu Berlin geboren, debütirte 1812 in Ifflands „Hagestolzen“ als Margarethe und heirathete später den Schauspieler Stich, nach dessen baldigem Tode sie sich mit dem Sohne des Bankiers C. in Berlin, dann zum dritten Male mit dem Schauspieler Hoppé verband. Im Jahre 1849 ward sie wiederum Wittwe. Ihre Lieblingsrollen sind Rollen hochtragerischer Natur, wie Sappho, Phädra, Gräfin Orsina, Gräfin Terzky, Maria Stuart, Adelheid in „Götz von Berlichingen“, Lady Macbeth und vor Allem Iphigenia, doch ist sie auch im Schau- und Lustspiel ausgezeichnet. Eine schöne Gestalt, ein klangvolles Organ, ausdrucksvolle Mimik und ächt künstlerisches Studium sind ihre vornehmsten Eigenschaften. Ihre beiden Töchter erster Ehe, Bertha und Klara Stich, haben ebenfalls mit Glück die theatralische Laufbahn betreten.

Crell, Nikolaus, kursächsischer Kanzler, um 1551 zu Leipzig geboren, studirte zu Grimma und Leipzig die Rechte und wurde dann zu Dresden Erzieher des Kurprinzen Christian von Sachsen, der ihn nach seinem Regierungsantritt zum Kanzler der Landesregierung und bald zum obersten Leiter aller Regierungsangelegenheiten erhob. Vom Adel schon als Emporkömmling gehaßt, zog er sich durch seine Begünstigung des Kryptocalvinismus und Besetzung der vornehmsten geistlichen Aemter mit Männern, die der milderen Lehre Melanchthons zugethan waren, durch Vertreibung der Andersgesinnten, Einführung eines neuen Katechismus rc. auch den Haß des Volkes zu. Dabei beherrschte er jedoch den Kurfürsten völlig und ließ keine Klagen über seine Uebergriffe zu demselben gelangen. Als 1591 nach Christians Tode Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner, die vormundschaftliche Regierung übernahm, ward C. verhaftet und nach dem Königstein gebracht; seine Parteigenossen unter den Geistlichen aber wurden zum Widerruf des Calvinismus gezwungen oder vertrieben. Darauf ward eine allgemeine Kirchenvisitation veranstaltet und ein neues, streng lutherisches Bekenntniß allen geistlichen und weltlichen Beamten zur Unterschrift und zum Beschwören vorgelegt. C. saß 4 Jahre gefangen, ehe man sich über die Formalien des über ihn zu verhängenden peinlichen Prozesses einigen konnte; erst im August 1595 brachte man eine Anklageschrift von 7 Artikeln gegen ihn zu Stande, die aber auf 4 zusammenschwanden, als der Herzog Friedrich Wilhelm auch Beweise forderte. Man gab ihm darin Schuld, daß er, außer den erregten Religionshändeln, dem Kurfürsten böse Rathschläge gegeben, ihn mit seinen Landständen zu entzweien gesucht, vom Kaiser unehrerbietig gesprochen, allerlei treulose Anschläge gegen denselben angesponnen und im Namen seines Herrn geheime Unterhandlungen gefährlicher Art mit König Heinrich IV. von Frankreich gepflogen habe. Keiner dieser Artikel konnte aber bewiesen werden. Trotz der Aufmerksamkeit seiner Wächter war es dem Gefangenen gelungen, seinen Freunden eine Instruktion zukommen zu lassen, nach welcher seine Gattin beim Reichskammergericht in Speyer eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsganges einreichte, worauf diese Behörde wiederholte Mandate erließ, daß C. entweder auf freien Fuß zu stellen, oder sein Prozeß zu verfolgen sei. Man wußte den Revisionsprozeß aber vor den kaiserlichen Reichshofrath zu bringen und erlangte dadurch so viel, daß die Akten von da aus an die böhmische Appellationskammer zu Prag kamen, wohin die Sache gar nicht gehörte. Hier wurde C., da der Kaiser in allen Calvinisten Verbündete Frankreichs sah, zum Tode verurtheilt und demzufolge zu Dresden am 9. Okt. 1601 hingerichtet.

Crelle, August Leopold, tüchtiger Mathematiker und Baumeister, den 11. März 1780 zu Eichwerder bei Wriezen geboren, bildete sich fast einzig durch Selbststudium, bekleidete bei dem preußischen Staatsbauwesen erst mehre untergeordnete Stellungen und ward später geheimer Oberbaurath und Mitglied der Oberbaudirektion. Die meisten von 1816—20 im preußischen Staate ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung, die berlin-potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Die Universität Heidelberg sandte ihm 1815 das Doktordiplom, und 1828 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seit 1824 vom preußischen Unterrichtsministerium ausschließlich mit mathematischen Arbeiten beschäftigt, trat er 1849 seiner geschwächten Gesundheit wegen aus dem Staatsdienste. Er † den 6. Oktober 1855 zu Berlin. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Versuch über die Rechnung mit veränderlichen Größen“ (Göttingen 1811), „Sammlung mathematischer Aufsätze u. Bemerkungen“ (Berlin 1820—1822, 2 Bde.), „Versuch einer allgemeinen Theorie der analytischen Fakultäten“ (das. 1823), „Lehrbuch der Arithmetik u. Algebra“ (das. 1825), „Handbuch des Feldmessens und Nivellirens“ (das. 1826), „Lehrbuch der Elemente der Geometrie“ (das. 1826—1827, 2 Bde.), „Rechentafeln“ (das. 1822) rc. Viele kleinere und größere Abhandlungen finden sich in dem von ihm herausgegebenen „Journal für reine und angewandte Mathematik“ (Berl. 1826 ff.) und in dem von ihm geleiteten „Journal der Baukunst“ (das. 1830 ff.).

Crema, alte befestigte Stadt in der italienischen Provinz Cremona, am rechten Ufer des Serio, auf einer Anhöhe (Moso genannt) in trefflich angebauter Gegend, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Schloß, eine mächtige, sehr alte Kathedrale, ein Gymnasium, 2 Theater, eine Gemäldegallerie, ein Hospital, Findelhaus, Seide-, Leinen- und Hutfabriken und 8240 Einwohner. In der Umgegend wird viel Wein und Obst, sowie ausgezeichneter Flachs gebaut. C. soll um 570 von Flüchtlingen gegründet sein, die der Grausamkeit des Longobardenkönigs Alboin auswichen. Friedrich I. zerstörte 1160 die Stadt als hartnäckige Gegnerin der Ghibellinen, doch ward sie schon 1185 wieder aufgebaut. Im Jahre 1191 kam C. an die Burggrafen von Cremona und Piacenza, 1428 an die Venetianer, und 1579 ward hier der bischöfliche Stuhl errichtet.

Crémaillère (franz.), jede eingezähnte Stange bei Maschinen, die in ein Getriebe oder in ein Kammrad eingreift; bei Schanzen sägeförmige Ausschnitte der Brustwehr, um ein Kreuzfeuer des kleinen Gewehrs zu erlangen.

Cremieux, Stadt im französischen Departement Isère, hat 2400 Einwohner, welche Hanfleinwand fabriciren und Garnhandel treiben. Dabei die merkwürdige Grotte la Balme.

Cremieux, Isaac Adolphe, Mitglied der provisorischen Regierung Frankreichs, am 10. April 1796 zu Nismes geboren, jüdischer Abkunft, besuchte das Lycée impérial zu Paris, studirte dann die Rechte zu Air, ward 1817 daselbst Advokat. Seit 1830 Odilon-Barrots Nachfolger als Advokat am Kassationshofe zu Paris, machte er sich in dieser Stellung namentlich durch Führung von Preßprozessen, sowie durch Plaidoyers für die St. Simonisten, für Armand Marrast gegen den Marschall Soult und Kasimir Perrier, für Raspail gegen Zangiacomi, für Vignert, Lebon 2c. einen populären Namen. Von Chinon im Departement Indre-Loire 1842 in die Kammer gewählt, stimmte er mit der Linken. Während der Februarrevolution bemühte er sich anfangs für die Regentschaft der Herzogin von Orléans, ward dann Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, legte jedoch in Folge der Sitzung der Nationalversammlung vom 6. Juni, wo Portalis und Landrin um Bevollmächtigung zur Einleitung einer gerichtlichen Klage gegen Louis Blanc nachsuchten, sein Portefeuille nieder. Als Berichterstatter zahlreicher Kommissionen nahm er thätigen Antheil an den Arbeiten der Constituante, in der er ebenfalls durch Wahl im Departement Indre-Loire saß. Obwohl Anhänger der Präsidentenwahl vom 10. December, opponirte er doch beständig gegen die neuen Minister und stimmte regelmäßig mit den Montagnards. Nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 ward C. mit vielen seiner Kollegen verhaftet, aber bald wieder freigelassen. Seitdem hielt er sich von der Politik fern. Im Jahre 1857 trat er im rigoletto'schen Prozeß als Vertheidiger auf.

Cremona, oberitalienische Provinz, umfaßt die von dem Oglio, dem Po und der Adda umschlossene Ebene, nördlich von den Provinzen Bergamo und Brescia, westlich von Mailand, südlich von Piacenza, Parma und Reggio, östlich von der venetianischen Provinz Mantua begrenzt, und zählt, in 3 Bezirke: C., Crema und Casalmaggiore, getheilt, 334,760 Einwohner. Das Land, im Westen noch vom Serio und Lambro bewässert, hat äußerst fruchtbaren Boden, sowie treffliche (meist 5schürige) Wiesen. Landbauerzeugnisse sind Getreide, Mais, Reis, Flachs, Wein, Oliven, Seide 2c. Sehr stark ist die Rindvieh- und die Schweinezucht; demnächst die Pferdezucht. Schafe, Esel und Maulesel gibt es wenig. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt in der schönen Poebene, links am Flusse, über den eine bedeckte Schiffsbrücke führt, und hat eine Stunde im Umfang, ist aber verhältnißmäßig nur schwach bevölkert. Unter ihren öffentlichen Gebäuden (darunter 45 Kirchen) zeichnet sich besonders der Dom aus, dessen Gewölbe auf 40 Marmorsäulen ruht, und der im Innern mit seinen 3 Schiffen eine Länge von 228 Fuß hat. Frei daneben steht ein 340 F. hoher Glockenthurm, der (von 754—1284 erbaut) aus 2 aufeinander gesetzten viereckigen Thürmen besteht u. einer der höchsten, kühnsten u. schönsten Thürme von ganz Italien ist („Unus Petrus in Roma, una turris in Cremona, unus Portus in Ancona"). Das Battistero soll aus dem Jahre 900, die Kirche San Michele aus dem Jahre 618 stammen. C. ist Sitz eines Bischofs, hat ein Lyceum, ein Gymnasium, verschiedene andere Erziehungsinstitute, 2 Theater, eine Bibliothek, Kunst- und Wohlthätigkeitsanstalten und zählt 28,591 Einwohner, unter denen ein reger Gewerbsfleiß herrscht. Die Hauptindustriezweige sind Leinen- und Seidenweberei, Fabrikation von vorzüglichen Darmsaiten, von Fayence, chemischen Artikeln, Musikinstrumenten, Hüten 2c. Besonders berühmt waren ehedem die cremoneser Geigen (von Amadi, Guarneri, Stradivarius 2c.). Auch der Handel mit Getreide, Flachs, Käse, Oel, Wachs 2c. ist ansehnlich. C. ist uralt und soll 450 v. Chr. von den Cenomanen erbaut sein. Im J. 219 v. Chr. wurde es römische Kolonie, ursprünglich gegen Hannibal angelegt, dann als Vorposten gegen die gallischen Völker dienend und daher mit starken Thürmen und Mauern versehen. Durch ihre dem Handel höchst günstige Lage gedieh die Stadt zu großem Reichthum, von welchem prächtige Paläste und ein großes und berühmtes Amphitheater Zeugniß gaben. Im Jahre 70 n. Chr. legten sie Vespasians Soldaten wegen ihrer Anhänglichkeit an Vitellius in Asche und zerstörten sie von Grund aus, so daß nur der Mephites außerhalb der Stadt stehen blieb. Vespasianus beförderte zwar den Ausbau wieder, doch ward sie 630 von den Gothen abermals verwüstet und erst 1184 von Kaiser Friedrich I. wieder hergestellt. Später stand C. bald unter französischer, bald unter venetianischer, am längsten unter mailändischer Botmäßigkeit. Im Jahre 1648 ward es von den Modenesern lange vergebens belagert, dagegen 1733 von den Franzosen genommen, mußte indessen 1736 den Kaiserlichen wieder geräumt werden. Am 17. Mai 1796 abermals von den Franzosen genommen, sah es 1799 die Niederlage derselben durch die Oesterreicher.

Cremor tartari (lat.), Weinsteinrahm, gereinigter Weinstein, deshalb so genannt, weil sich beim Reinigen des rohen Weinsteins durch Auflösen im Wasser und Krystallisirenlassen über den Unreinigkeiten Krystalle von reinem Weinstein absetzen. Da durch diese einmalige Reinigung die Krystalle aber immer noch sehr gefärbt bleiben, löst man sie von Neuem in Wasser, setzt 5 Procent vom angewandten Weinstein, Thonerde u. etwas Thierkohle hinzu und läßt wieder krystallisiren. Die Krystalle schießen dann völlig farblos an. Der Weinsteinrahm dient besonders als kühlendes, säuerliches, schwach salziges, gelinde abführendes Mittel, namentlich gegen Kongestionen. S. Weinstein.

Cremutius Cordus, römischer Historiker, im 1. Jahrhundert n. Chr., bekannt durch die rücksichtslose Freimüthigkeit, mit welcher er die Geschichte des Augustus schrieb, stammte von einer angesehenen Familie. Von seiner Geschichte des Augustus ist zwar nichts mehr übrig, doch meinten seine Zeitgenossen, daß er sich durch dies Werk die Unsterblichkeit gesichert habe. Er „beweinte" in demselben die Bürgerkriege und geißelte rücksichtslos die Verbrechen der Triumvirn, den Knechtssinn des Senats und Volks und den Vernichter der Republik, Augustus. Als er aber unter Tiberius den Sejanus angriff, ward er angeklagt, Brutus u. Cassius die letzten Römer genannt zu haben, und † freiwillig den Hungertod (24 n. Chr.). Seine Schriften wurden

von Staats wegen verbrannt, doch einige durch seine Tochter Marcia gerettet. Caligula gestattete wieder, sie zu lesen. Doch scheinen sie später absichtlich vernichtet worden zu sein. Sueton kannte sie noch.

Creneaux (franz.), Schießlöcher oder Schußspalten in Mauern und hölzernen Wänden, zur Vertheidigung mit kleinem Gewehr, werden meist auf der Berme angelegt und erhalten zum Schutze gegen die Enfilade Traversmauern. Daher krenelirte Gallerien, Mauern, Werke.

Crenneville, Franz Folliot, Graf von, Generaladjutant des Kaisers von Oesterreich, geboren am 23. März 1815 als Sprößling einer Familie, die dem habsburger Hause schon manchen General und Staatsmann geliefert hat, trat frühzeitig in die kaiserliche Marine ein, ging aber in seinem 26. Lebensjahre als Lieutenant zur Infanterie über, ward 1838 Hauptmann im 11. Infanterieregiment und 1840 Dienstkämmerer des Kaisers Ferdinand, in welcher Stellung er bis 1848 zum Obersten und Flügeladjutanten stieg. Während 1849 kommandirte er erst ein Grenadierbataillon, dann das Infanterieregiment Graf Kinsky, rückte 1850 zum Generalmajor und Brigadier bei der italienischen Armee auf und führte mehre Jahre hindurch das Kommando über die in den italienischen Herzogthümern stationirten österreichischen Truppen. Im Jahre 1856 erfolgte seine Mission nach Paris und bald darnach seine Beförderung zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Kroatien, aus welcher Stellung er 1859 zur italienischen Armee berufen wurde, in welcher er sich bei Montebello und Solferino auszeichnete. Nach beendetem Krieg erfolgte seine Ernennung zum geheimen Rath mit dem Vorsitz im Präsidialbureau des Armeeoberkommando's und im Oktober 1859 zum ersten Generaladjutanten des Kaisers. Da mit dieser Stelle auch das Präsidium der Centralkanzlei und der Vortrag über alle persönlichen Angelegenheiten der Armee verbunden sind, so ist sein Einfluß ein sehr bedeutender. C. genießt das Vertrauen der Armee und den Ruf eines hochgebildeten, kenntnißreichen und humanen Mannes.

Creon, 1) Sohn des Menöceus, König von Theben, trat dem glücklichen Besieger der Sphinx, Oedipus, die Herrschaft ab und übernahm sie als Vormund des jungen Laodamas erst wieder, als der unglückliche Krieg der Sieben gegen Theben dem Eteocles das Leben gekostet hatte. Vergl. Antigone, Oedipus, Hämon.

2) König von Korinth, dessen Tochter Glauce (auch Creusa) Jason heirathete, welchen Treubruch die von diesem verlassene Medea dadurch zu rächen wußte, daß sie jener ein Kleid schenkte, welches sich beim Anziehen entzündete und die Nebenbuhlerin verbrannte. Nach Hygin bestand das Geschenk in einer Krone, und C. verbrannte mit der Tochter.

Crépon (franz.), ganz wollenes Zeuch, das gekrepvt, aber ungeköpert ist, u. bei dem die Kettenfäden praller zusammengedreht sind als die Einschlagfäden. Sobald der C. vom Stuhl kommt, wird er in siedend heißes Wasser gelegt, wodurch er seine krause Form annimmt. Es gibt schwarzen und weißen C., welch letzterer bunt gefärbt wird. Er wird in der Schweiz, Oesterreich, Preußen, Sachsen, Würtemberg, Böhmen, sowie in den Niederlanden und Frankreich verfertigt. Der schwarze C. wird besonders zu Trauer- und Klostertrachten benutzt; der weiße C., auch roth, violett, blau &c. gefärbt, dient zu Frauen-, Priester- und dergleichen Gewändern.

Crepus, altgriechischer Tonkünstler, Citharöde, von Plutarch und andern alten Schriftstellern als Verbesserer der siebensaitigen Lyra, als der Erfinder der Instrumentalbegleitung zum Gesang und selbst als großer Virtuos auf der Lyra gerühmt. Vor ihm hatte man Note für Note mitgespielt, so wie sie der Sänger sang; C. führte zuerst eine selbstständige, von der Singstimme abweichende Begleitung ein.

Crepuscularia (lat., Abendfalter, Dämmerungsschmetterlinge), Abtheilung der Schmetterlinge (s. d.).

Crepy (Crespy), 1) (C. en Valois) Stadt im französischen Departement Oise, $2^3/_4$ Meilen östlich von Senlis, mit 3000 Einwohnern, früher Hauptstadt des Herzogthums Valois. — 2) (C. en Laonnois) Dorf im französischen Departement Aisne, 1 Meile nordwestlich von Laon, mit 1600 Einwohnern, geschichtlich denkwürdig durch den hier abgeschlossenen Separatfrieden vom 18. September 1544, welcher den 4. Krieg zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. beendigte.

Crescendo (ital.), abgekürzt cresc., zunehmend, wachsend. Cresc. il f. oder crescendo sin al forte, zunehmend, wachsend bis zum Forte, bedeutet in der Musik ein allmähliges Zunehmen der Klangstärke ohne auffallenden Kontrast der einzelnen Grade. Es wird bei kürzeren Stellen auch durch das Zeichen < angedeutet. Der erste Komponist, welcher das italienische Wort C. zum stehenden musikalischen Ausdruck erhoben hat, ist Jomelli. Auch in der Orgel hat man ein C. herzustellen versucht, doch mit geringem Erfolg.

Crescentia *L.* (Kürbisbaum, Kalebassenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, charakterisirt durch den 2theiligen, abfälligen Kelch, die bauchige, trichterförmige Blüthe mit gekerbter Ober- und 3spaltiger Unterlippe, die kürbisartige Beere mit fester Rinde und die vielen Samen in Mus, Bäumchen im heißen Amerika, mit abwechselnden Blättern und einzelnen Blüthen an Stamm u. Aesten. Die wichtigste Art: C. Cujete *L.*, ist ein 20—30 Fuß hoher Baum Westindiens und Südamerika's, mit großen ovalen oder rundlichen, zuweilen 1 Fuß im Durchmesser haltenden Früchten mit einer grünen, holzigen Rinde und einem schwammig-saftigen, säuerlich-süßen Mark, in dem die Samen sitzen. Dieses Mark wird in Amerika bei vielen Krankheiten, besonders aber bei Brustbeschwerden und Phthisis, Wassersucht und dergl., sowie äußerlich bei Quetschungen u. Verbrennungen mit Erfolg angewendet. Aus der holzigen Fruchtschale verfertigt man Töpfe, Schalen, Löffel und dergleichen Geschirre.

Crescentiis, Petrus de, s. Crescenzi 1).

Crescentini, Girolamo, berühmter Sänger und Gesanglehrer, geboren 1769 zu Urbania bei Urbino, bildete sich in der Musik bei seinem Vater, sodann im Gesang bei Maestro Gibelli, trat zuerst zu Rom in Damenrollen auf, ward 1785 als erster Sopran in Livorno angestellt, sang dann in Padua, während des Karnevals 1785 zu Venedig, im Sommer darauf in Turin u. erntete überall ungemeinen

Beifall. Nach sechszehnmonatlichem Aufenthalt in London trat er von 1787 an nach einander zu Mailand, Turin, Neapel, Rom, wo er 2 Jahre blieb, Padua, Genua, Venedig auf, ging 1797 nach Wien, im folgenden Karneval 1798 wieder nach Italien, sodann für 4 Jahre nach Lissabon und 1803 zum vierten Male nach Mailand, um in den eigens für ihn komponirten Opern „Alonso e Cora" und „Ifigonia" zu singen. Wiewohl in Wien während einer Vorstellung gekrönt und vom Kaiser zum Singmeister der kaiserlichen Familie mit lebenslänglichem Gehalt ernannt, zog er doch auf den Wunsch Napoleons I. 1805 nach Paris, wo er mit einem Jahrgehalt von 30,000 Franken am Hofe angestellt und mit Auszeichnungen überschüttet wurde. Von 1813—25 lebte er zurückgezogen in Bologna, ward dann von Franz I. zum Gesangdirektor am Musikkollegium zu Neapel mit einem monatlichen Gehalt von 120 Dukaten ernannt u. † hier 1846. Seine gründlichen Studien im Kontrapunkte berechtigten ihn, auch als Komponist aufzutreten. Sein bestes, noch immer sehr brauchbares Werk „Raccolta di esercizj per il canto" oder „Recueil d'exercices pour la vocalisation musicale" (Paris 1811 u. öfter) erweist ihn als einen einsichtsvollen Lehrer der Gesangskunst.

Crescentino, Stadt in der piemontesischen Provinz Novara, am Po, mit 5550 Einwohnern, der im 8. Jahrhundert gegründeten Abtei San Genaro und römischen Alterthümern.

Crescentius, Numantius, römischer Patricier, wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, ward um 980 Konsul der Republik Rom und zwang 985 den neugewählten Papst Johann XV. zur Anerkennung derselben. Da er dem von Otto III. 996 ernannten Papst Gregor in Johann XVI. einen Gegenpapst entgegenstellte, ward er vom Kaiser in der Engelsburg zu einer ehrenvollen Kapitulation gezwungen, dessen ungeachtet aber schmählich ermordet (998). Seine Gattin Stephania vergiftete aus Rache 3 Jahre darnach den Kaiser durch ein Liebesgeschenk.

Crescenzi, 1) Peter (Petrus de Crescentiis), Begründer der Agronomie in Europa, 1230 zu Bologna geboren, war Advokat u. Beisitzer der Potestà in seiner Vaterstadt, ward durch Unruhen genöthigt, sie zu verlassen, durchreiste Italien, kehrte nach 30 Jahren nach Bologna zurück und ward hier zum Senator erwählt. Er † 1310. Seine vielfachen Erfahrungen über den Landbau legte er in seiner Schrift „Opus ruralium commodorum libri XII" nieder, die eines der ersten gedruckten Werke ist (Augsburg 1471; eine italienische Uebersetzung Florenz 1478, von Sansovino, Florenz 1605, Bologna 1784; eine deutsche Straßburg 1494, neue Auflage 1602; die schönste der ältesten Ausgaben ist die von Lorrain 1474, die letzte ist von Geßner in den „Scriptores rei rusticae", Leipzig 1735, 2 Bde.). C. folgte in der Anlage seines Werks vorzüglich dem Columella; seine Grundsätze sind auf Erfahrungen gestützt und erheben sich weit über ihre Zeit.

2) Giovanni Battista, Marquis della Torre, Gelehrter, Maler und Beschützer der Künste, dessen Haus zu Rom einer Akademie glich, war um 1595 zu Rom geboren, erhielt von Paul V. die Oberaufsicht über die paulinische Kapelle u. andere in Rom auszuführende Kunstwerke, dann 1617 in Spanien von Philipp III. die Ausführung des Pantheons im Escorial übertragen u. ward dafür von Philipp IV. zum Marquis erhoben. C. † in Madrid 1660 oder 1665.

Crescimbeni, Giovanni Maria de, italienischer Literator und Dichter, den 9. Oktober 1663. zu Macerata in der Mark Ancona geboren. Schon als Knabe schrieb er eine lateinische Tragödie „Darius" und übersetzte 2 Bücher der „Pharsalia" in ottave rime, wurde im 15. Jahre Mitglied einer Akademie und im 16. Doktor der Rechte, gründete dann in Rom zur Zurückführung des verderbten Geschmacks zur Einfachheit u. Natur die Akademie der Arkadier, deren Präsident er wurde, und erhielt vom Papst Klemens XI. ein Kanonikat, um sich sorgenfrei ganz den Wissenschaften und der Poesie widmen zu können. Gegen das Ende seines Lebens trat er in die Gesellschaft Jesu und † den 8. März 1728. Seine „Rime" (Rom 1695, 1704, 1723) sind verschollen. Eine Sammlung seiner zahlreichen Gelegenheitsschriften und Elogien veranstaltete er unter dem Titel „Le vite degli Arcadi illustri, scritte da diversi autori" (Rom 1708, 5 Bde.). Seiner „Istoria della volgar poesia" (Rom 1698) folgten sein „Trattato della bellezza della volgar poesia" (das. 1700) und „Commentarij interno alla storia della volgar poesia" (das. 1702, 5 Bde.), welche 3 Werke nach seinem Tode als „Istoria della volgar poesia" (das. 1730—31, 6 Bde.) erschienen.

Cresphontes, ein Heraklide, Sohn des Aristomachus, eroberte mit seinen Brüdern Temenus und Aristodemus den Peloponnes u. erhielt Messenien, wurde jedoch in einer Verschwörung ermordet und von seinem ihn überlebenden Sohne Aegyptus gerächt.

Crespi, 1) Giovanni Battista, gewöhnlich nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, geboren 1557, studirte in Rom u. Venedig neben der Malerei auch Baukunst und Plastik und war in der schönen Literatur und in ritterlichen Künsten wohl geübt, weshalb er am mailändischen Hofe und an der Akademie eine bedeutende Rolle spielte. C.'s Malerei ist immer frei, geistreich, jedoch bisweilen manierirt. Ein ganz besonderes Talent besaß er in Darstellung von Thieren, die er häufig in Kabinetsstücken anbrachte. Er † 1633.

2) Daniele, mailändischer Maler, 1592 zu Burto-Assizio im Mailändischen geboren, Sohn und Schüler des Vorigen, † 1630 an der Pest. Seine Farbenvertheilung ist der der Carracci ähnlich und das Kolorit, sowohl in Oel, als auf Kalk, äußerst kräftig. Wunderbar ansprechend ist insbesondere der Ausdruck des Seelenvollen in den Gesichtern seiner Heiligen. In der reich verzierten Passionskirche zu Mailand, wo auch seine große Kreuzabnahme ist, hat er viele Bildnisse ausgezeichneter Lateraner, im besten tizianischen Geschmack ausgeführt, hinterlassen. Seine letzten Gemälde, aus dem Leben des heiligen Bruno in der Karthause zu Mailand, sind auch seine besten. A. Weggers, H. Ferroni, J. Longhi und Felsing haben nach ihm gestochen.

3) Giuseppe Maria, berühmter Maler und Kupferstecher, von seinen Mitschülern wegen seines eleganten Auftretens il Spagnuolo genannt, wurde 1665 zu Bologna geboren, war der Schüler Canuti's u. Cignani's, bildete sich dann durch das

Studium der Carracci, der berühmtesten Venetianer, bei Correggio, Baroccio, sowie der Natur, indem er mittelst einer Camera obscura nicht nur die Leute auf der Straße beobachtete, sondern namentlich auch die verschiedenen Spiele und Widerscheine des Lichts aufzufassen suchte, und seine Bilder sind voll solcher und anderer Seltsamkeiten. So räumte er in heroischen u. heiligen Bildern nicht selten Zerrbildern eine Stelle ein, und auch in Schatten und Gewandung verfiel er oft in das Manierirte. Sonst zeichnen sich seine Gemälde aus durch Leichtigkeit der Komposition, Kraft des Ausdrucks u. Lebendigkeit der Bewegung. In der dresdener Gallerie sind von ihm die 7 Sakramente, in der münchener Pinakothek eine trauernde Nonne, im wiener Belvedere der Centaur Chiron. Er † in seiner Vaterstadt Bologna 1747. Von C.'s Stichen tragen einige den Namen seines Freundes L. Mattioli.

Crespy, Stadt, s. Crepy.

Cressy sur Serre, Marktflecken im französischen Departement Aisne, berühmt durch 2 Synoden (849 und 853) gegen den Mönch Gottschalk und seine Lehre.

Crest, le, Stadt im französischen Departement Drôme, an der Drôme, mit Fabriken für Tuch, wollene Decken, Baumwollenspinnerei, Runkelrübenzucker, Trüffelhandel u. 6000 Einwohnern. Dabei der Berg Orel mit Mineralquelle.

Crête (franz.), Kamm, Krone, die höchste Kante einer Brustwehr, von der oberen Abdachung und der innern Böschung gebildet.

Creticus (lat.), kretisch, daher in der Metrik kretischer Fuß (s. Amphimacer), woraus der kretische Vers (s. d.) entstand; in der Musik ein Tonfuß von einer langen, kurzen u. wieder darauf folgenden langen Note.

Cretin und Cretinismus. Mit ersterem Ausdruck bezeichnet man eine besondere Art von menschlichen Mißbildungen, wie sie in vielen Gegenden Europa's vorkommt, mit letzterem die sie veranlassende Krankheit als solche nach ihren äußeren Erscheinungen, ihrem Vorkommen, ihren Ursachen &c. Der Cretinismus ist eine konstitutionelle Krankheit, welche sich in den verschiedensten Geweben des Körpers offenbart, deren psychische Eigenthümlichkeit aber nur eine Seite der sehr mannichfaltigen und über den ganzen Organismus ausgebreiteten Entartung darstellt. Sie darf jedoch deshalb nicht mit dem Idiotismus identificirt werden, da sich dieser als ein Symptom verschiedener Krankheitsprozesse zwar beim Cretinismus stets vorfindet, doch nur als eine Theilerscheinung desselben gelten kann. Der Cretinismus ist, so alt er auch sein mag, erst im 16. u. 17. Jahrhundert bekannter geworden; von dieser Zeit an wenigstens ist die Bezeichnung Cretin in der Wissenschaft gebräuchlich, ein Wort, über dessen Ableitung man keineswegs einig ist. Denn während die Einen Cretin von Creta, Kreide, herleiten, weil diese mißgebildeten Geschöpfe hauptsächlich auf Kalkboden vorkommen sollten, eine Annahme, die jedoch schon deshalb nicht gerechtfertigt ist, da Cretinen auch auf ganz anderen Bodenarten beobachtet werden, meinen Andere, daß die kreideweiße Gesichtsfarbe der Cretinen zu dem Namen Veranlassung gegeben habe. Andere wieder leiten den Ursprung des Wortes von Chrétien her u. berufen sich irriger Weise auf den Schriftsteller Fodéré, welcher dem Worte zuerst Eingang in der Literatur verschafft hat. Fodéré aber hat nirgends einer solchen Etymologie Erwähnung gethan, sondern sagt nur an der Stelle, wo er den Cretinismus beschreibt: „So sind die Unglücklichen beschaffen, die in unseren Thälern (in der savoyischen Provinz St. Maurienne) so häufig sind, und die man idiots, stupides, crétins nennt." Er erzählt ferner, daß man die Kinder, welche alle Zeichen des Cretinismus an sich trügen, zur Beruhigung „Segen des Himmels" genannt habe. Das ist Alles, was auf die erwähnte Deutung des Wortes Cretin u. dessen Herleitung von Chrétien Bezug hat. Nach wieder Andern soll das Wort Cretin von Cretira (creatura), einem romanischen, namentlich in Graubünden und mehr noch in den westlichen Alpengegenden gebräuchlichen Ausdrucke, welcher „elendes Geschöpf, Tropf" bedeutet, hergenommen sein. Es stimmen damit wenigstens die zahlreichen andern Namen dieser armseligen Geschöpfe überein, welche dieselben an verschiedenen Orten führen. So nennt man dieselben in manchen Gegenden Deutschlands Simpel, Hemrel, Dopel; im Salzburgischen heißen sie Fere, in Wallis Gauche, in Steiermark Trotteln und Gäcken &c.

Der Eindruck, welchen diese Geschöpfe machen, ist der von Mißbildung; es ist offenbar eine Hemmung oder Störung in der Entwickelung des Organismus anzunehmen, so daß die Cretinen als alte Kinder erscheinen. Wer öfter Gelegenheit gehabt hat, Cretinen zu sehen und zu vergleichen, dem wird die Aehnlichkeit aller Cretinen unter einander, die Uebereinstimmung der äußeren Erscheinung im Allgemeinen auffallen. Die Cretinen stellen eine besondere Art von Mißbildung dar, aber mit einer gewissen Regelmäßigkeit der Abweichung vom normalen Typus. Der Cretinismus zeigt dabei eine lange Reihe der verschiedensten Abstufungen, als deren unterster Grad das endemische Auftreten des Kropfes angenommen wird, während der höchste Grad in einer wahrhaft abschreckenden Mißgestaltung des menschlichen Körpers besteht. Namentlich sind es der Kopf u. das Gesicht, welche den widerlichen Anblick gewähren. Der Kopf ist in der Regel unverhältnißmäßig groß, nur zuweilen sehr klein, und bietet sehr verschiedene Formen dar, welche in neuerer Zeit Gegenstand sehr eingehender anatomischer Untersuchungen geworden sind. Das Gesicht hat einen thierischen Ausdruck u. ist gewöhnlich unverhältnißmäßig groß; namentlich ist der Mund äußerst häßlich, mit dicken, aufgewulsteten Lippen, ungestalteten, spitzen Zähnen versehen, zwischen denen häufig eine vergrößerte Zunge hervorsteht. Die Wangen hängen schlaff herunter, die Augenlider sind verdickt, ebenso die Nase, die Nasenwurzel ist eingedrückt u. auffallend breit. Ein weiteres charakteristisches Vorkommen ist die Hypertrophie der Haut, die sich überall über dem in der Regel verkleinerten Knochengerüste des Körpers in dicke Wülste gefaltet, mit einem beträchtlichen Fettpolster versehen u. von einer wahrhaft monströsen Bildung zeigt. Selten fehlt eine ziemlich starke Vergrößerung der Kropfdrüse, und wo der Kropf zu fehlen scheint, da ist derselbe häufig in einer Form entwickelt, wodurch er äußerlich wenig sichtbar wird, indem er meist unter das Brustbein oder nach hinten seitlich in die Weichtheile hineingewachsen ist. Selbst bei neugebornen cretinistischen Mißgeburten fand man bereits eine (ange-

borne) Vergrößerung der Kropfdrüse. Der übrige Körper ist verhältnißmäßig klein, die Muskulatur äußerst schlaff und unausgebildet, so daß in höheren Graden das Gehen höchst beschwerlich oder ganz unmöglich wird. Mit den verschiedenen Graden der körperlichen Mißbildung hält auch die geistige Verkümmerung gleichen Schritt. Beim ausgebildeten Cretinismus sind die geistigen Funktionen weit hinter den thierischen zurückgeblieben. Die Außenwelt ist so gut wie gar nicht für die Cretinen vorhanden. Sie lassen nur grunzende Töne hören, müssen gefüttert werden, wie kleine Kinder, und lassen ihren Unrath von sich gehen. Bei minderen Graden sind noch Geisteskräfte vorhanden, und solche Cretinen können zuweilen zu manchen mechanischen Arbeiten verwendet werden. Oft gesellt sich Taubstummheit dazu; wo diese aber auch nicht vorhanden ist, lernen die Cretinen doch selten sprechen, sondern stoßen nur, wenn ihre Aufmerksamkeit durch etwas gefesselt wird, unartikulirte Töne aus. Der Gesichtssinn ist noch am häufigsten entwickelt und zeichnet sich sogar nicht selten durch eine ziemliche Schärfe aus. Die Eßlust ist in der Regel sehr bedeutend.

Ueber die Ursachen des Cretinismus existiren die verschiedensten Ansichten. Da derselbe durchgängig endemisch, d. h. in gewissen Gegenden schon seit undenklichen Zeiten einheimisch ist, so müssen offenbar ganz bestimmte Einflüsse obwalten, welche denselben hervorrufen. Eine große Menge von Möglichkeiten sind dafür aufgeführt worden. Merkwürdig ist es, daß in all den Gegenden, wo der Cretinismus vorkommt, auch der Kropf zu Hause ist, und es kann deshalb nicht auffallen, wenn zwischen beiden Zuständen eine innige Beziehung vermuthet wird. Ausgemacht ist, daß Cretinengegenden meist solche sind, die von dem allgemeinen Verkehr entfernt liegen, tiefe Thaleinschnitte, gebirgige Gegenden, Abhänge, die gegen Norden gelegen sind, Dörfer, kleine Städte mit schmutzigen, dumpfen Straßen und schlechten Wohnungen; Orte, welche seit vielen Jahrzehnten in träger Abgeschlossenheit existirt haben, mit einer Bevölkerung, in der sich die cretinistische Störung schon in sofern zeigt, als dieselbe im Allgemeinen wenig geistige Regsamkeit in sich trägt, und bei welcher der Charakter geistiger Schwäche fast durchgängig unverkennbar ist. Denn die Cretinen finden sich, wie bemerkt, fast niemals vereinzelt, sondern in den mannichfaltigsten Abstufungen der Ausbildung von dem höchsten Grade an bis zu jener angedeuteten geistigen Trägheit bei sonst im Ganzen normaler körperlicher Gestaltung. Eine vielbesprochene Ursache ist die Bodenbeschaffenheit, und namentlich hat man die Trias, den bunten Sandstein, Muschelkalk und Keuper, in besondere Beziehung mit dem Cretinismus gebracht. Doch kommen, wie erwähnt, Cretinen auch in Gegenden vor, wo sich kein Kalkboden vorfindet. Merkwürdig bleibt es aber dennoch, daß gerade in Triasgegenden der Cretinismus am häufigsten aufzutreten pflegt. Weiter hat man in dem Trinkwasser die Ursache des Cretinismus sehen wollen. Aber auch diesem haben in cretinenreichen Gegenden häufig genug alle diejenigen Eigenthümlichkeiten gefehlt, von deren Vorhandensein man die Erzeugung des Cretinismus abhängig glaubte. Auffallend bleibt aber die Thatsache, daß sich in Familien, welche aus cretinenfreien Gegenden in cretinöse einwanderten und gesund waren, der Cretinismus entwickelte, eine Erfahrung, welche namentlich von Rösch im Würtembergischen mit Bestimmtheit festgestellt worden. Es bleibt somit bei dem völligen Mangel konstatirter Thatsachen, welche die Untersuchungen über die Boden- und andere Verhältnisse geben könnten, das ursächliche Verhalten ein vollkommen dunkler Punkt, und man ist genöthigt, zur Hypothese seine Zuflucht zu nehmen. Wie bei einer Reihe endemischer Krankheitszustände nimmt man nämlich an, daß ein Miasma vorhanden sein müsse, welches sich in gewissen Gegenden entwickele, sich der Luft, dem Trinkwasser &c. beimische und in solcher Weise von der Mutter auf das Kind als ein die Entwickelung hemmendes Agens übertragen werden könne. Schon das oben bereits berührte Zusammenvorkommen von Kropf und Cretinismus, die Häufigkeit der Anschwellung der Schilddrüse bei solchen Leuten, welche in cretinöse Gegenden gesund einwanderten, scheint für diese Hypothese zu sprechen. Es wäre vollkommen gerechtfertigt, anzunehmen, daß das diffusible Agens, welches bei der Mutter, wo die Centralorgane des Nervensystems bereits vollkommen ausgebildet waren, nur Kropf zu erzeugen im Stande war, den Fötus in seiner frühesten Ausbildung derartig afficire, daß derselbe auf einer niedrigen Stufe seiner Entwickelung stehen bleiben müsse. Nicht zu leugnen ist freilich, daß die socialen Verhältnisse bei Erzeugung des Cretinismus eine große Rolle mitspielen mögen, denn es ist dargethan, daß durch Verbesserungen der Erziehung, der Wohnungen, durch Hebung des Verkehrs und die damit Hand in Hand gehende Vermehrung der Erwerbsquellen, des Wohlstandes und der Bildung in manchen Gegenden eine sichtliche Verminderung des Cretinismus, sowie überhaupt eine Veredlung der Menschenrace bewirkt worden ist.

Der Cretinismus scheint über die ganze Erde verbreitet zu sein; wenigstens sind bestimmte Nachrichten darüber auch von außereuropäischen Ländern vorhanden, namentlich soll derselbe in Nordamerika häufig vorkommen. Doch darf man bei allen Aufzählungen vorhandener Cretinen nicht vergessen, daß in früherer Zeit häufig Idiotismus, welcher sich sporadisch überall vorfindet, mit dem eigentlichen Cretinismus zusammengeworfen wurde, und daß daher die angegebenen Zahlen das Verhältniß der Cretinen zu der übrigen Bevölkerung nicht ganz richtig bezeichnen. Am häufigsten findet sich der Cretinismus in der Schweiz, namentlich in Wallis, Graubünden, Chur &c., ferner in Savoyen, Salzburg, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in Würtemberg, besonders im Neckarthal bis ins hessische Gebiet herunter, immer in gebirgigen Gegenden mit tiefen Thaleinschnitten, an Gewässern, meist an den Westabhängen der Gebirge und vorherrschend an den Schattenseiten der Flußthäler, während hochgelegene Distrikte, besonders Hochebenen, von dem Cretinismus frei bleiben, und derselbe auch in Niederungen seltener beobachtet worden ist.

Die Bemühungen, die traurige Lage dieser beklagenswerthen Menschen zu verbessern, haben in den letzten Jahrzehnten einen erfreulichen Aufschwung genommen. Cretinenanstalten sind nach

Vorgang Guggenbühls, welcher 1841 auf dem Abendberge im Kanton Bern eine solche einrichtete, in verschiedenen Ländern ins Leben gerufen worden. In Deutschland haben sie sich in den letzten 24 Jahren bis auf 13 vermehrt. Davon kommen 5 auf Preußen, nämlich in Berlin 2, in Bendorf 1, in Mönchen-Gladbach 1 u. in Nienstädt 1. In Oesterreich besteht nur Eine Anstalt in Döbling bei Wien. In Bayern befinden sich 2, in Ecksberg bei Mühldorf am Inn und in Neuendettelsau bei Nürnberg. Würtemberg, welches das erste Land war, wo man sich in praktischer Weise der Cretinen annahm, besitzt in Mariazell eine Anstalt, und eine zweite ist 1849 zu Rieth begründet, später aber nach Winterbach im Remsthale verlegt worden. Sachsen zählt 3 Anstalten, welche schwachsinnige Kinder aufnehmen. In allen andern deutschen Ländern ist dagegen bis jetzt so viel wie nichts gethan worden, um das Loos der Cretinen zu verbessern. In England waren namentlich Lord Ashley, William Twining, Dr. Conolly und die Herzogin von Sutherland für Errichtung von Cretinenanstalten thätig. In Sardinien ward auf einer Höhe im Val d'Aosta ein Cretinenhospiz angelegt. Auch in Frankreich sind besonders seit 1852 von der Regierung Maßregeln getroffen worden, um das Loos der Cretinen zu erleichtern. Genauere statistische Ermittelungen über die Verbreitung des Cretinismus sind nur für einzelne Länder und Distrikte angestellt worden. *In Würtemberg zählte man etwa 5000 mehr oder weniger mit Cretinismus behaftete Familien; in Unterfranken kam auf 4350, im bayerischen Hochlande und in Steiermark auf 230 Einwohner 1 Cretin. In Savoyen ward die Zahl der Cretinen auf etwa 10,000 veranschlagt. Es versteht sich von selbst, daß vollendete Cretinen nicht mehr Gegenstand geistiger oder körperlicher Heilungsversuche sein können, sondern daß es nur jene niedereren Grade sind, wo der Idiotismus erst eine gewisse Stufe erreicht hat, bei welcher sogar öfter „herausgerissene Talente und isolirte Seelenthätigkeiten“ beobachtet werden, welche eine ebenso überraschende als physiologisch interessante Erscheinung darbieten und durch zweckmäßige Beschäftigung von frühester Kindheit an noch weiter ausgebildet werden können. Es soll nach Guggenbühls, freilich neuerlich mit Grund angefochtenen Berichten nicht nur die Weiterentwickelung oder vielmehr die vom frühen Kindesalter an stetig fortschreitende Rückbildung zu vollkommenem Cretinismus gehemmt, sondern es sollen sogar solche geistig schwache Individuen wenigstens zu bürgerlich brauchbaren Geschöpfen erhoben werden können. Der Hauptzweck solcher Anstalten bleibt freilich zum größten Theil der, die armen hülflosen Geschöpfe aus der nur zu häufigen Verwahrlosung in eine bessere, den humanen Grundsätzen unserer Zeit entsprechende Lage zu versetzen, dieselben zu pflegen, sie vor Schaden, den sie, wie alle Schwachsinnigen, leicht nehmen, zu bewahren, dann allerdings auch ihre etwa vorhandenen geistigen Kräfte auszubilden und, so weit es möglich ist, zu nutzen. Hauptsächlich sind es mechanische Fertigkeiten, welche den Cretinen niedereren Grades gelehrt werden, und in denen sie es oft zu nicht unbedeutenden Leistungen bringen. Neben der äußerst mühsamen und alle Geduld in Anspruch nehmenden, doch auch zuweilen lohnenden Uebung der Sinneswerkzeuge, vorzüglich des Gesichts und Gehörs, werden auch die Sprachwerkzeuge und das Gedächtniß gebildet. Gleichzeitig werden diätetische und ärztliche Mittel zur Kräftigung des Körpers in Anwendung gebracht, als Bäder, Douchen, Elektrogalvanismus ꝛc. Vgl. Fodéré, Ueber den Kropf und den Cretinismus, deutsch von Lindemann, Berlin 1796; Iphofen, Der Cretinismus philosophisch und medicinisch untersucht, Dresden 1817; Alexander v. Humboldt, Der Kropf und der Cretinismus unter den Tropen ꝛc. (in Frorieps „Notizen“, 1824, Bd. VIII, S. 176); Troxler, Der Cretinismus u. seine Formen als endemische Menschenentartung, Zürich 1836; Demme, Ueber endemischen Cretinismus, Bern 1840; Thieme, Der Cretinismus, Weimar 1842; Rösch, Ueber den Cretinismus und den angebornen Blödsinn, Stuttgart 1841; Derselbe, Die Stiftung für Cretinenkinder auf dem Abendberge, das. 1842; Guggenbühl, L'Abendberg, Freiburg 1844; Rösch, Neue Untersuchungen über den Cretinismus, Erlangen 1844, 2 Bde.; Stahl, Beitrag zur Geschichte des Idiotismus, Bonn 1846; Helferich, Das Leben der Cretinen, Stuttgart 1850; Rösch, Beobachtungen über den Cretinismus, Zürich 1851; Stahl, Neue Physiognomik und pathologische Anatomie der Idiotia endemica, Erl. 1851; Guggenbühl, Die Heilung u. Verhütung des Cretinismus, Bern u. St. Gallen 1853; Froriep, Die Rettung der Cretinen, Bern 1856; Scoutetten, Une visite à l'Abendberg, das. 1857; Brandes, Der Idiotismus u. die Idiotenanstalten mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des Königreichs Hannover, Hannover 1862.

Crétineaux-Joly, Jacques, französischer Historiker, geboren den 23. September 1803 zu Fontenay, veröffentlichte über den Vendéekrieg „Episodes des guerres de la Vendée“ (Paris 1834), „Histoire de généraux et chefs vendéens“ (das. 1838) u. „Histoire de la Vendée militaire“ (2. Aufl., das. 1843, 4 Bde.). Auch ist er Verfasser einer „Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus“ (Paris 1844—46, 6 Bde.). Als Vertheidiger des Papstthums trat er in mehren Schriften auf, unter anderen in „Le pape Clement XIV“ (Paris 1853) und L'église romaine en face de la révolution“ (das. 1858).

Cretio (lat.), im römischen Recht die ausdrückliche Erklärung des Erben, daß er die ihm zufallende Erbschaft antreten wolle (adire hereditatem), im Gegensatz zu der stillschweigenden Erklärung, die darin bestand, daß sich der Erbe als solcher betrug (pro herede gestio). Vgl. Erbrecht.

Créton, Jean, französischer Deputirter, geboren 1794 in Amiens, studirte Rechtswissenschaft, betrieb dann die advokatorische Praxis und vertrat unter der Julimonarchie seine Vaterstadt in der Kammer, wo er sich zum linken Centrum hielt. Vom Departement Somme in die Nationalversammlung von 1848 geschickt, ward er Sekretär im Komité für Justizangelegenheiten und hielt sich, seinen Platz auf der Rechten einnehmend, zu den Orleanisten. In die gesetzgebende Versammlung von 1849 gewählt, stimmte er mit der Majorität und stellte am 8. Juni einen Antrag auf Aufhebung der Verbannungsdekrete gegen die Mitglieder der Dynastien, welche in Frankreich früher regiert hatten, stimmte auch für Revision der Verfassung,

sowie für den Quästorenantrag und war daher am 2. December 1851 unter den Verhafteten, welche nach Vincennes gebracht und am 9. Januar 1852 aus Frankreich verbannt wurden. Er begab sich nach Belgien, erhielt aber noch in demselben Jahre die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, nachdem er zuvor in Brüssel eine Broschüre veröffentlicht hatte, worin er zu beweisen suchte, daß die republikanische Staatsform in Frankreich unhaltbar sei. Später nahm er in Amiens seine advokatorische Praxis wieder auf.

Cretonbrod, die Ueberreste des ausgelassenen Unschlitts, welche zu Futter für Schweine, Jagdhunde und Vögel verkauft werden. In Frankreich beschäftigen sich mit dem Sammeln derselben die sogenannten Cretoniers.

Cret-Vaillant, Berg bei Locle im schweizerischen Kanton Neuenburg, hat seinen Namen von dem rühmlichen Sieg, den hier die heldenmüthigen Loclerinnen 1476 über eine beutelüsterne Schaar burgundischer Soldaten erfochten.

Creus (Cap de Creur), östlichstes Vorgebirge von Spanien, Vorsprung der Pyrenäen in der Provinz Gerona, westlich den Golf von Lyon abschließend.

Creusa, Tochter des Priamus und der Hecuba, Gemahlin des Aeneas und Mutter des Ascanius. Bei der Flucht aus Troja verlor sie sich von ihrem Gatten, erschien ihm dann als Schatten u. verkündigte ihm sein zukünftiges Schicksal.

Creuse, Fluß im Innern Frankreichs, entspringt in dem nach ihm benannten Departement bei dem Dorfe Villeferre, am Nordfuß des Mont Odouze, fließt in nordwestlicher Richtung, nimmt links die in den Marchebergen entspringende Gartempe auf und mündet nach einem 32 Meilen langen Laufe, erst auf der letzten Meilenstrecke schiffbar geworden, unterhalb La Haye (Departement Indre-Loire) in die Vienne.

Das nach ihm benannte Departement, aus der ehemaligen Obermarche und kleinen Theilen von Limousin, Poitou, Bourbonnais, Berri und Auvergne gebildet, grenzt nördlich an die Departements Indre und Cher, östlich an Allier und Puy-de-Dôme, südlich an Corrèze, westlich an Obervienne und umfaßt 105,39 □Meilen mit nur (1862) 270,055 Einwohnern. Das Land ist hoch u. gebirgig, wenn auch ohne besonders hohe Berge, und durch tief eingeschnittene Thäler zerrissen. Es wird von einer Menge kleiner Flüsse bewässert, die fast ausschließlich dem Flußgebiet der Loire angehören, und als deren bedeutendste die C. mit der Petite-Creuse, der Cher mit dem Tardes und der Thorion zu nennen sind. In Folge dieses Wasserreichthums und der Bodenerhebung ist das Klima feucht, kühl und sehr veränderlich; Regen ist im Ueberfluß vorhanden, und Stürme sind häufig. Der Boden der südlichen Berggelände ist steinig u. wenig fruchtbar, von weiten Heidestrecken u. Hutungen unterbrochen, etwas besser in den nordöstlichen Niederungen. Wein wächst hier nicht mehr, und selbst der Ertrag an Getreide ist gering. Die Waldungen sind sehr gelichtet. Im Ganzen kommen nur 43,70 □Meilen auf Ackerland u. 6,19 □Meilen auf Wald u. Busch. Die zahlreichen Wiesen und Weideflächen begünstigen die Viehzucht. Das Mineralreich liefert Granit, Quadersteine, Steinkohlen, Gyps. Die silberhaltigen Blei- und die Antimonlager werden nicht ausgebeutet. Zu Evaux sind besuchte Mineralquellen. Die sehr beschränkte Industrie liefert Papier, Wollen- u. Baumwollengespinnste und die vorzüglichen Teppiche von Aubusson und Felletin. Die Bewohner des armen Landes wandern alljährlich zu Tausenden (25,000—30,000) in andere Theile Frankreichs, wo sie 9 Monate lang als Steinsetzer, Maurer, Zimmerleute, Schneider, Steinschneider, Dachdecker, Zimmermaler, Hanf- und Wollkämmer ihren Unterhalt suchen, um dann mit dem Erworbenen (jeder einige 30 Thaler) zur Bestellung des Feldes wieder heimzukehren. Das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Guéret, Aubusson, Bourganeuf und Boussac. Hauptstadt: Gueret.

Creutz, Gustav Philipp, Graf von, schwedischer Dichter, 1729 aus einer der ersten Familien Schwedens in Finnland geboren, gehörte zu der vertrauteren Umgebung der nachherigen Königin Luise Ulrike, in welcher vaterländische Sprache u. Dichtkunst gepflegt und geübt wurden. Im Jahre 1763 ging er als schwedischer Gesandter nach Madrid und einige Jahre darauf nach Paris, wo er am 3. April 1783 mit Franklin einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten abschloß. Er † als Minister der auswärtigen Angelegenheiten u. Kanzler der Universität Upsala den 30. Okt. 1785 zu Stockholm. Durch sein Hirtenepos in 5 Gesängen: „Atis och Camilla" (Stockholm 1761), ein Muster zarten Ausdrucks, und anderer Gedichte, die mit denen seines Freundes Gyllenborg unter dem Titel „Vitterhets arbeten af C. och Gyllenborg" (das. 1695, 2. Auflage 1812) erschienen, trug er zur Befreiung der schwedischen Poesie aus den Fesseln der französischen Formen bei.

Creux de Champs, Gegend im schweizer Kanton Waadt, Bezirk Aigle, ausgezeichnet durch eine eigenthümliche Scenerie der Landschaft, indem sie einen rings von gewaltigen Felsenmassen eingeschlossenen Wiesengrund bildet.

Creux du Vent, Gegend im schweizerischen Kanton Neuenburg, im Traversthal, 4600 Fuß hoch liegend, benannt nach den Wirbelwinden, welche hier häufig wehen.

Creuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von, deutscher Dichter, geboren zu Homburg vor der Höhe am 24. November 1724, ward 1745, ohne eine Universität besucht zu haben, Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung von Homburg und bald darauf Staatsrath, führte die Rechtsstreitigkeiten des Fürstenhauses, unter andern 1749 eine Streitsache zwischen Homburg und Hessen-Darmstadt zu Gunsten des ersteren mit solchem Eifer, daß er sich 1755 einjährige Festungsstrafe zuzog. Später ernannte ihn der Kaiser zum Reichshofrath. Er † den 6. Sept. 1770. Sein philosophisches Gedicht „Die Gräber" (Frankfurt 1760) erwarb ihm einen ehrenvollen Dichternamen. Seine zahlreichen Oden und Lieder, in denen der Einfluß Hallers nicht zu verkennen ist, erschienen zuerst anonym (Frankf. 1750), darauf unter seinem Namen (das. 1752, 3. Aufl. 1753), dann in „Oden u. andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze" (das. 1769, 2 Bde.). Sein Trauerspiel „Der sterbende Seneca" (Frankfurt 1754) ist in gottschedischem Geschmack geschrieben. In seinen poetischen Schriften herrscht

eine überaus düstere und schwermüthige Stimmung vor. In dem „Versuch über die Seele" (Frankf. 1753—57, 2 Thle.) spricht er der menschlichen Seele die Einfachheit ab, erkennt ihr aber dessen ungeachtet die Untheilbarkeit zu.

Creuzer, Georg Friedrich, geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, den 10. März 1771 zu Marburg geboren, studirte hier und zu Jena, lebte dann einige Zeit in und bei Gießen, von 1798 bis 1802 als Hauslehrer zu Leipzig, habilitirte sich 1799 als Privatdocent in Marburg, ward hier im folgenden Jahre Professor der griechischen Sprache und 1803 Professor der Beredtsamkeit. Im Jahre 1804 erhielt er die Professur der Philologie und alten Geschichte zu Heidelberg, gründete 1807 daselbst ein philologisches Seminar, nahm zwar 1809 einen Ruf nach Leyden an, trat aber, da ihm das dortige Klima nicht zusagte, in seinen frühern Wirkungskreis wieder zurück. Er bekleidete sein Lehramt ununterbrochen, bis er 1848 pensionirt ward, und † den 16. Febr. 1858. Seinen Schriften „Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung" (Leipzig 1803) und „Dionysus" (Heidelberg 1808, 2 Bde.) folgte sein erstes Hauptwerk, „Symbolik u. Mythologie der alten Völker" (Leipzig und Darmstadt 1810—12, 4 Bde.; 2. Aufl. mit Fortsetzung von Mone, Leipzig 1820—23, 6 Bde.; 3. Aufl., Leipzig und Darmstadt 1836—43, 4 Bde.; französisch von Guigniant, Paris 1824 ff.). Den in diesem Werk ausgesprochenen neuen Ansichten trat zuerst G. Hermann in den „Briefen über Homer und Hesiod" (Heidelberg 1818), dann in einem Brief an C. „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie" (Leipzig 1819), heftiger J. H. Voß in der „Antisymbolik" (Stuttgart 1824 bis 1826), zuletzt auch Lobeck im „Aglaophamus" entgegen. C.s zweites Hauptwerk ist die Ausgabe von Plotinus' „Opera omnia" (Orf. 1835, 3 Bde.). Mit G. H. Moser gab er auch mehre Schriften Cicero's heraus. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Meletemata e disciplina antiquitatis" (Leipzig 1817—19, 3 Bde.), „Commentationes Herodoteae" (das. 1818), „Abriß der römischen Antiquitäten" (herausgegeben von Bähr, Darmstadt 1824, 2. Aufl. 1829), „Zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar" (das. 1833), „Zur Gemmenkunde ꝛc." (das. 1834), „Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde" (daselbst 1836, französisch in den „Mémoires de l'Institut royal", Bd. 14, Abth. 2, Paris 1840), „Das Mithreum von Neuenheim" (Heidelberg 1838), „Zur Gallerie der alten Dramatiker" (das. 1839). Diese Schriften erschienen auch gesammelt in C.s „Deutschen Schriften" (Leipzig und Darmstadt 1837—47, 9 Bde.), an welche sich eine Selbstbiographie unter dem Titel „Aus dem Leben eines alten Professors" (Darmstadt 1848) und „Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors" (Frankf. 1858) schließen. Aus dem Werke „Zur Geschichte der klassischen Philologie seit Wiederherstellung der Literatur" (Frankfurt 1854) erschien eine Auswahl seiner kleineren Schriften in lateinischer Sprache unter dem Titel „Opuscula selecta" (Leipz. 1854). Er war auch Herausgeber der „Studien" (Frankf. und Heidelberg 1805—11) und 1808 der Begründer der „Heidelberger Jahrbücher".

Creuzot, großer Industrieort im französischen Departement Saône-Loire, mit 8100 Einwohnern und den wichtigsten Eisen-, Kanonen- und Kugelgießereien Frankreichs. Hauptverkehrsstraße ist außer der Eisenbahn der Kanal von C., der mittelst der fahrbaren Rinne von Torcy in den Kanal von Charolais führt.

Crevecoeur, eingegangenes Fort in der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Diest und Maas, ist geschichtlich merkwürdig. Es ward 1587 von den Holländern an der Stelle erbaut, wo sonst das „Schloß der Engel" stand, 1599 von den Spaniern genommen, 1600 vom Prinzen Moritz von Oranien wieder erobert, ging 1672 an die Franzosen unter Turenne verloren und wurde von denselben verbrannt. Am 2. Okt. 1794 eroberten es die Franzosen nach kurzer Beschießung.

Crichton, James, der Bewundernswürdige genannt, englischer Gelehrter, 1560 in Schottland geboren, ward zugleich mit dem Prinzen Jakob von Buchanan erzogen und sprach und schrieb in seinem 20. Jahre 20 Sprachen, spielte mehre musikalische Instrumente und zeichnete sich daneben in allen ritterlichen Künsten aus. In Paris forderte er zu Disputationen über beliebige Wissenschaften und in beliebigen Sprachen auf und trug in solchen Disputationen zu Navarra, Rom, Venedig, Padua den Sieg davon. Zu Mantua tödtete er den gefürchtetsten Raufer seiner Zeit im Zweikampf, wofür ihn der Herzog zum Erzieher seines Sohnes Vicenzo von Gonzaga ernannte, von dem er jedoch im Juli 1583 meuchlerisch ermordet wurde.

Cricketspiel, in England ein gesellschaftliches Ballspiel, das von zwei gleichzähligen Parteien, jede zu 11 Mann, also im Ganzen von 22 Personen, gespielt wird. Der Ball besteht aus so fest als möglich zusammengedrehter Baumwolle, muß vollkommen rund und etwa 10—12 Loth schwer sein und ist gewöhnlich mit rothem Maroquinleder, das nur eine Naht hat, fest umzogen. Das Ballholz (bat) ist ein der Größe des Spielenden angemessen langer Stock unten mit einer schwachen Rinne, um darin den Ball desto sicherer zu fassen und weiter zu schleudern. Die sogenannten Wickets bestehen aus drei so dicht, daß der Ball nicht vollkommen hindurch kann, neben einander in die Erde gesteckten, etwas über 2 Fuß langen Stöcken, welche 22 Schritt von einander entfernt, eingeschlagen sind. Auf diesen drei Stäben, die oben eine Art Rinne haben, liegen wieder zwei kurze Stöckchen, sogenannte Bails, lose auf, und zwar so, daß sie sich beide auf dem mittelsten Winkelstab begegnen, u. vor jedem Wicket steht, auf einem 3 Fuß 5 Zoll im Quadrat großen Raum, dem sogenannten Popping crease, ein Spieler, der Batter, welcher beim Schlagen diesen Raum nicht überschreiten darf. Der Zweck des Spiels ist nun der, daß die eine Partei mit ihrem Ball das Wicket zu berühren sucht, damit eines der Bails od. auch beide heruntergeworfen werden; gelingt ihnen dies nicht, u. schlägt der vor dem Wicket stehende Spieler der Gegenpartei den Ball hinweg, so sucht dieser nun so viele Male, als ihm dies möglich ist, ehe der Ball von der rings umherstehenden feindlichen Partei wieder zurückgeworfen oder ins Spiel gebracht wird, zu dem 22 Schritt davon stehenden andern Wicket und wieder zurückzulaufen, und nach der Anzahl dieser Läufe oder Runs wird das Spiel berechnet. Die größte Geschicklichkeit besteht daher auf Seite des Schlä-

gers darin, den nach dem Wicket zu geschleuderten Ball schnell u. weit bei Seite zu schlagen, um in der Zwischenzeit die größtmögliche Anzahl von Läufen zu erhalten, für den Werfer hingegen in der Kunst, den Ball so geschickt und schnell zu schleudern, daß er wo möglich, wie die Bogenkugel beim Kegelspiel, den Schläger umläuft und die Bails niederwirft. Außer diesem Doppelspiel, welches das gewöhnlichere ist, gibt es auch noch das einfache Wicketspiel, bei welchem nur Ein Wicket aufgepflanzt wird; bei diesem zählt aber erst der Lauf zum Werferplatz und wieder zurück. Tritt der Schläger aus dem ihm angewiesenen Raum vor dem Wicket, dem sogenannten Popping crease, mit beiden Füßen heraus, so hat der Wickethalter das Recht, ihn durch Umwerfen des Bails auszustoßen. Noch gibt es eine sehr große Anzahl von Regeln und Gesetzen zu diesem Spiel, und es bestehen darüber in England die genauesten Vorschriften.

Crida (mittellat.), in einigen Gegenden Deutschlands s. v. a. Konkurs; daher Kridar, Gemeinschuldner im Konkurs.

Crieff, Stadt in der schottischen Grafschaft Perth, am Earn, mit 3824 Einwohnern, welche Lein- und Baumwollenweberei, Bleicherei, Gerberei 2c. treiben

Crillon, berühmte französische Familie, ein Zweig des alten piemontesischen Geschlechts Balbes, das sich im 15. Jahrhundert nach Frankreich verpflanzte. Merkwürdig sind:

1) Louis de Balbes od. Balbis de Berton de C., einer der berühmtesten Helden des 16. Jahrh., von den Soldaten „der Mann ohne Furcht" genannt, war 1541 zu Murs in der Provence geboren. Als jüngster Sprößling seiner Familie wurde er für den Malteserorden bestimmt u. nach der Besitzung Crillon im früheren Venaissin benannt. Er bildete sich auf der Schule zu Avignon, sodann unter dem Herzog von Guise, Franz von Lothringen, für den Kriegsdienst aus, ward 1557 Offizier u. zeichnete sich bei der Belagerung der Stadt Calais, sowie bei der Einnahme von Guines durch seltenen Muth aus. Er unterdrückte darauf die Verschwörung von Amboise 1560, focht gegen die Hugenotten und that sich bei der Belagerung von Rouen, sowie in den Schlachten von Dreux, St.-Denis, Jarnac und Montcontour hervor. Unter den Augen Karls IX. erstieg er die Bresche von St. Jean d'Angely, focht nach dem Frieden von St. Germain (1570) als Malteserritter gegen die Türken, eröffnete die Seeschlacht von Lepanto, machte sich zum Schrecken der Ungläubigen und rettete das schon geenterte Admiralschiff der Malteser. Ueber die Greuel der pariser Bluthochzeit äußerte er laut seine Mißbilligung, dagegen zeichnete er sich 1573 wieder in der Belagerung von La Rochelle aus. Den zum König von Polen erhobenen Herzog von Anjou begleitete er nach Warschau, kehrte aber nach Karls IX. Tode mit ihm ins Vaterland zurück und ward von Heinrich III. zum Gouverneur der Stadt Lyon und der Provinz Boulogne ernannt. Im Krieg der Ligue zwang er als Generalfeldsergeant 1580 die Stadt la Fère zur Ergebung, avancirte darauf zum Chef eines Garderegiments, zum Beisitzer im königlichen Rathe u. zum Generaloberstlieutenant der französischen Infanterie und unterwarf 1586 unter Epernon die Provence. Den Antrag der von den Ständen zu Blois beschlossenen Ermordung des Herzogs von Guise wies er zurück, focht aber hinfort gegen die Ligue und war die einzige Stütze des schwachen Heinrich III. Er rettete denselben in Tours, siegte bei Ivri, begleitete dann Heinrich IV. nach Rouen u. vertheidigte erfolgreich mit 10 Edelleuten und 85 Soldaten Quillebeuf gegen Villars, auf dessen Aufforderung zur Uebergabe antwortend: „Villars ist vor und C. in der Stadt". Auch am Kriege Heinrichs IV. im Bunde mit Holland und England gegen Spanien legte er neue Proben seiner Unerschrockenheit ab, befehligte darauf 1600 ein Heer in Savoyen und bemächtigte sich des Forts l'Ecluse, Chambéry's, Montméliaus und anderer Plätze. Nach dem Frieden zog er sich nach Avignon zurück und † daselbst am 2. Dec. 1615. Er hatte im Ganzen 22 Wunden davongetragen. Vergl. Lussan, Vie de C., Paris 1757 und 1781; La vie du brave C., das. 1826. Der Name C. ging auf seinen dritten Bruder Thomas de Balbes Berton, über, und zu Gunsten von dessen Nachkommen in 4. Generation, François Felix, ward die Herrschaft C. in ein Herzogthum verwandelt.

2) Louis de Berton de Balbes de Quiers, Herzog von Crillon-Mahon, 1718 geboren, trat 1731 in Kriegsdienste, machte unter dem Marschall Villars den Feldzug von 1733 in Italien mit, kämpfte 1742 unter dem Herzog von Harcourt in Deutschland, ward Brigadier u. Maréchal de camp und stieg im siebenjährigen Kriege zum Generallieutenant. Zerwürfnisse mit dem französischen Ministerium bewogen ihn, 1762 in spanische Dienste überzutreten, er ward Grand der 1. Klasse u. General der Armee im Kriege mit Portugal. Im Jahre 1782 eroberte er die Insel Minorca, von deren Hauptstadt er den Namen Herzog von Mahon erhielt. Nach der Belagerung von Gibraltar ward er Gouverneur von Murcia und Valencia u. † zu Madrid 1796. Seine „Mémoires" (Paris 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunst.

3) Louis Antoine François de Paule de C., Herzog von Mahon, 3. Sohn des Vorigen, 1775 geboren, war schon in seinem 18. Jahre Oberst in spanischen Diensten, fiel 1794 mit seinem ganzen Regiment in französische Gefangenschaft, durfte aber nach Spanien zurückkehren. Vom baseler Frieden 1795 bis zum Frieden von Campo-Formio diente er als Freiwilliger in der französischen Armee unter Moreau, erhielt 1801 das Kommando einer spanischen Division, ward 1803 Gouverneur von Tortosa und 1807 Generalkapitän von Guipuzcoa, Alava u. Biscaya. Auf Ferdinands Befehl trat er in die Dienste der neuen Regierung, ward Generallieutenant der spanischen Armee und nach einander Generalkapitän von Navarra, Toledo und Cuença. Nach der Restauration 1814 in die Acht erklärt, mußte er mit seiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er als Generallieutenant den 5. Jan. 1832 †.

Crimen (lat.), Verbrechen; so C. ambitus, Amtserschleichung; C. attentatum, s. Attentat und Conatus; C. barattariae, s. Bestechung; C. de residuis, die Veruntreuung des anvertrauten öffentlichen Guts; C. falsi, Verbrechen der Fälschung; C. fractae pacis, Landfriedensbruch; C. laesae majestatis, Majestätsverbrechen (s. d.); C. peculatus, Entwendung des öffentlichen Eigenthums von Solchen, denen dasselbe nicht anvertraut war; C. perduellionis, Hochverrath (s. d.); C. sacrilegii,

Kirchenraub (s. d.); C. vis, die absichtliche, unbefugte Beschränkung des Willens Anderer, oder die eigenmächtige, gesetzwidrige Behandlung einer fremden Sache, die nicht schon in ein anderes C. publicum ausartet.

Crinagoras, Epigrammendichter aus Mitylene, Zeitgenosse des Augustus, lebte in Rom. Die unter seinem Namen erhaltenen 50 Epigramme (bei Jacobs, Griech. Anthol., II, 127) verrathen zum Theil ein bedeutendes poetisches Talent.

Crinum *L.* (Hakenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, charakterisirt durch die vielblumige Scheide, die regelmäßig 6theilige Blumenkrone mit Röhre u. abstehenden, zurückgekrümmten, mehr oder minder rinnenförmigen Einschnitten und im Schlunde der Röhre befestigten Staubgefäßen. Zwiebelgewächse in Ostindien, China, Südafrika und Südamerika, mit prächtigen, wohlriechenden Blumen, einige mit Arzneikräften, gegen 60 Arten, von denen mehre als Zierpflanzen in Gärten kultivirt werden. C. amabile *Don*, in Ostindien, an der Küste von Koromandel, blüht zu verschiedenen Jahreszeiten u. mehrmals im Jahre, ist die prächtigste Art dieser an Schönheit so reichen Gattung und auch ohne Blüthen eine Zierde der Warmhäuser. Die Zwiebel ist säulenförmig, fast cylindrisch, oben verdünnt, etwa 1—1¾ Fuß hoch, unten 4—6 Zoll im Durchmesser haltend, mit mehr oder minder purpurrother Oberhaut. Die Blätter sind 3—4 Fuß und darüber lang, 4 Zoll breit, nach allen Seiten ausgebreitet, lineal-lanzettförmig, spitz, glatt, ganzrandig, ausdauernd, mit starker Mittelrippe versehen. Der Schaft ist 3 Fuß und darüber hoch, grün, mit einer reichen Dolde gekrönt. Die Blumen sind wohlriechend, die Röhre ist dunkelpurpurroth; die Einschnitte sind 6 Zoll u. darüber lang, an 10—12 Linien breit, weiß, auswendig purpurroth, in der Mitte mit purpurröthlichen Längsstreifen, mit der Röhre gleich lang, zurückgerollt. Die Staubfäden und Griffel sind purpurroth. C. asiaticum *L.*, in Bengalen und auf den Molukken, blüht von Mai bis Juli, oft auch zu andern Jahreszeiten. Zwiebel u. Blätter sind denen der vorigen Art ähnlich. Die Dolde ist vielblumig; die Blumen sind schön, weiß, wohlriechend, die Einschnitte linienförmig, zurückgerollt, mit der Röhre gleich lang. Die Zwiebel wird in der Heimat innerlich und äußerlich bei Wunden von vergifteten Pfeilen, oder bei giftigen Bißwunden, nach dem Genusse giftiger Fische u. Krebse angewendet und bewirkt heftiges Erbrechen und starken Schweiß. C. Broussoneti *Herb.*, in der Sierra Leone, Guinea, hat sehr wohlriechende, weiße Blüthen mit sehr ausgebreiteten, purpurroth gestreiften Einschnitten. Von C. zeylanicum *H.* findet die Zwiebel in China und Cochinchina als kräftiges harntreibendes Mittel bei Wassersucht und Stockungen im Unterleibe häufig Anwendung, soll aber in größeren Gaben giftig wirken. C. capense *Herb.*, Amaryllis longifolia *L.*, auf dem Kap, hat 10—20blumige, weiße oder blaßrothe Dolden, ausdauernde Blätter, wächst sehr üppig in großen Töpfen, die in Kübeln voll Wasser stehen, auch an Teichen in warmer Lage. Eine der prächtigsten Arten ist: C. scabrum *Sims.*, C. undulaefolium, in Brasilien u. auf den azorischen Inseln, mit sehr wohlriechenden Blüthen mit gebogener, grünlichweißer Röhre und weißen Einschnitten mit breitem, purpurrothem Längsstreifen und röthlichweißen Staubfäden mit gelbgrauen Antheren. Die Hakenlilien sind ziemlich leicht zu kultiviren und zur Blüthe zu bringen, nur muß man sie in die rechte Erde pflanzen, sie in der Vegetationszeit (Frühling u. Herbst) hinreichend warm und feucht halten und darf sie während der Ruhezeit wenig (Arten, welche ausdauernde Blätter haben), oder gar nicht (Arten, welche im Herbst ihre Blätter einziehen) begießen. Die neuholländischen und südafrikanischen Arten kann man im Lauwarmhause bei 5—8° Wärme unterhalten und im März nach dem Umpflanzen in einem warmen Mistbeetkasten antreiben. Die übrigen Arten gehören in ein Warmhaus von 12—15° Wärme. In der Wachsthumszeit stellt man sie hell und möglichst nahe unter Glas, alle Arten mit runder oder eiförmiger Zwiebel am besten in ein warmes Lohbeet, oder in ein feuchtwarmes Sandbeet, worin man sie durchwurzeln läßt; im Spätherbst und Winter kann man sie auf ein Beet des Warmhauses, oder auch in ein warmes Zimmer stellen. Bei beginnendem Abwelken der Blätter wird das Begießen nach und nach vermindert und zuletzt ganz eingestellt. Alle Arten mit cylindrischen oder säulenförmigen Zwiebeln und ausdauernden Blättern bleiben stets in Vegetation, werden jederzeit nach Bedürfniß verpflanzt u. reichlich, jedoch im Winter mäßiger begossen. Alle Arten lieben nach Verhältniß ihrer Größe ziemlich weite Töpfe und eine Unterlage zerstoßener Topfscherben. Die Zwiebeln werden nur bis an den Hals eingepflanzt. Die Vermehrung geschieht durch Nebenbrut und Samen; durch künstliche Kreuzung kann man leicht Bastarde erziehen. Die Erde besteht aus 3 Theilen Lauberde, 1 Theil lockerem, sehr mildem Lehm, 1 Theil Moorerde u. 1½ Theilen feinem Kiessand.

Criques (franz.), Gräben, mit denen man vor Festungen in nassem Boden das Land durchschneidet, um die wasserfreien Stellen für den Feind ungangbar zu machen; auch kleine natürliche Häfen, in denen kleine Schiffe anlegen können; durch das Zollamt verbotene Landungsplätze an der englischen Küste; in Flintenläufe eingesetzte Spunde, um die beim Ausschmieden entstandenen Risse zu verbergen.

Crispin, komische Maskenrolle des französischen Theaters, ein Bedienter, der entweder durch Pfiffigkeit seinem Herrn in dessen Liebeshändeln förderlich, oder durch Ungeschicktheit und Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Die Rolle des C. ward von Raimond Poisson um 1660 erfunden, und das diesem Darsteller eigenthümliche Stottern gehörte später zu den Eigenthümlichkeiten der Rolle, deren Blüthezeit von 1677—1730 dauerte.

Crispinus, Heiliger und Märtyrer, aus einer vornehmen römischen Familie, flüchtete mit seinem Bruder Crispianus wegen der Christenverfolgung des Kaisers Diocletian nach Soissons, wo sie Beide das Schuhmacherhandwerk trieben, aber um 287 vom Landpfleger Rictius Varus verhaftet, gemartert u., an Händen und Füßen gebunden, in einen mit geschmolzenem Blei angefüllten Kessel geworfen wurden. Ein Tropfen des Bleies spritzte, nach der Legende, dem Landpfleger ins Auge, so daß er sich vor Schmerz und Wuth in das den Märtyrern bestimmte Feuer stürzte. Maximian ließ sie endlich enthaupten. In Soissons ward ihnen später eine Kirche erbaut. Sie sind die Patrone des Schuh-

macherhandwerks. Bekannt ist die Sage, daß sie das Leder stahlen, um den Armen unentgeltlich Schuhe zu verfertigen, weshalb man Wohlthaten, die auf Anderer Kosten erzeigt werden, Crispinaden nennt. Tag: 25. Oktober.

Crispus, Konstantins des Großen ältester Sohn von Minervina (Mamertina), hatte den beredten Lactantius zum Lehrer, wurde, 17 Jahre alt, Cäsar und mit der Verwaltung Galliens beauftragt, wo ihm die Einfälle der Deutschen Gelegenheit boten, seine kriegerische Tüchtigkeit zu bewähren. Den zweiten Krieg zwischen seinem Vater u. dessen Mitkaiser Licinius entschied C. günstig für ersteren, indem er die Durchfahrt durch den von der überlegenen Flotte des Licinius vertheidigten Hellespont erzwang u. dadurch die Eroberung des festen Byzanz möglich machte. Der eifersüchtige Vater hielt ihn fortan unter seiner unmittelbaren Aufsicht, ließ ihn 326 nach Pola in Istrien bringen und hier durch's Schwert oder durch Gift tödten. Spätere Schriftsteller erzählen, der Vater habe bald seinen grundlosen Argwohn erkannt u. bereut; ältere Gewährsmänner schreiben das Unglück des C. den Tücken seiner Stiefmutter Fausta zu, die, von C. zurückgewiesen, den Stiefsohn eines blutschänderischen Antrags angeklagt habe, aber bald des Umgangs mit einem Sklaven überführt und in einem heißen Dampfbade erstickt worden sei.

Crissa, uralte Stadt in Phocis, südwestlich von Delphi, ganz in der Nähe der pythischen Rennbahn. Ihr Uebermuth, eine Folge ihres durch erhobenen Waarenzoll erworbenen Reichthums, veranlaßte ihre Zerstörung, worauf das Gebiet der Stadt dem delphischen Gotte geweiht wurde. Jetzt Krisso.

Crithmum *L.* (Meerfenchel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch die zusammengesetzten, halbkugelsförmigen Dolden mit vielblätterigen Hüllen, die weißen, rundlichen, ganz eingerollten Blumenblätter und die ovale, scharf 5rippige Frucht. Die einzige Art: C. maritimum *L.*, Meerdill, Seebacille, ein halbstrauchartiges Gewächs an den Küsten des mittelländischen u. schwarzen Meeres u. des atlantischen Oceans, mit spindelförmiger, langer, gedrehter, ästiger Wurzel, aufrechtem oder aufsteigendem, $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{4}$ Fuß hohem, stielrundem, fein gerilltem, wenig ästigem, graugrünem, am Grunde fast holzigem Stengel, doppelt-fiederschnittigen, mit einer Stachelspitze versehenen, fleischigen, glänzend graugrünen Blättern und halbkugeligen, 12—24strahligen, grünlichgelben Blüthendolden u. strohgelben Früchten, hat einen gewürzhaften Geruch, bitterlichen, schwachsalzigen Geschmack, wirkt reizend, eröffnend, harn- und wurmtreibend und gehört zu den Strandpflanzen, die zur Gewinnung der Soda verbrannt werden.

Critias, 1) Sprößling eines der ältesten und angesehensten Geschlechter in Athen, Enkel des älteren C., des Freundes oder Verwandten Solons, hatte den Sophisten Gorgias von Leontium u. dann Socrates zum Lehrer. Sein erstes öffentliches Auftreten geschah 411 v. Chr. zu Gunsten der demokratischen Partei, auch hatte er an des Alcibiades Zurückberufung Antheil. Um 406 v. Chr. exilirt, kehrte er nach der Schlacht bei Aegospotamos (405) nach Athen zurück und ward Mitglied der von Lysander im Interesse der Spartaner eingesetzten Regierung und der einflußreichste unter den 30 Tyrannen. Er fiel im Kampfe gegen Thrasybul 403 C. hat sich auch als Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosoph einen Namen erworben, doch ist von seinen Werken fast nichts auf uns gekommen. Als Philosoph tritt er in Plato's „Timäus" und im unvollendeten „Critias" auf. Früher Anhänger der sokratischen Schule, scheint er später einer materialistischen Richtung gefolgt zu sein.

2) Altgriechischer Bildhauer, nach Lucian ein Meister des alten Styls, dessen Bildsäulen gespannt, nervig, hart u. nach festen Linien ausgestreckt waren. Seine Blüthezeit fällt zwischen Olymp. 66—76, wo er die ehernen Bildsäulen des Harmodius u. Aristogiton, zum Ersatz der von Xerres entführten, verfertigte. Ptolichus von Corcyra war sein Schüler.

Critolaus, 1) der peripatetischen Schule angehöriger griechischer Philosoph, gehörte mit Carneades und Diogenes zu der Gesandtschaft, welche die Athener 156 v. Chr. nach Rom schickten.

2) Stratege des achäischen Bundes, wiegelte die Achäer 147 v. Chr. gegen die Römer auf u. führte dadurch den mit Korinths Zerstörung endenden Entscheidungskampf herbei; er selbst verschwand nach der schmählichen Niederlage der Achäer bei Scarpha.

Crittenden, John J., amerikanischer Staatsmann, um 1787 in Kentucky geboren, wurde 1817 Mitglied des Senats der nordamerikanischen Freistaaten, prakticirte 1819—35 als Advokat und war dann bis 1841 wieder Senator, wo er unter dem Präsidenten Harrison Justizminister wurde. Er gab bald seine Entlassung ein, trat von 1842—48 wieder in den Senat, wurde dann Gouverneur von Kentucky u. im Juli 1850 wieder Justizminister im Kabinet Taylors.

Crivelli, Carlo, berühmter italienischer Maler, einer der besten Meister des 15. Jahrh., Zeitgenosse Bartolommeo Vivarini's. Die meisten seiner Bilder sind in Ascoli, wo er sich später niederließ, mehre auch in der Brera zu Mailand, im berliner Museum u. im städelschen Institut zu Frankfurt. Sie sind meist auf Holz, in Tempera, mit feinen Strichen gemalt und viele derselben, besonders die kleinen, mit lieblichen Landschaften geschmückt. Die Figuren haben Anmuth, Ausdruck und Bewegung. Eine besondere Eigenheit C.'s war, Gegenstände, wie Schwertgriffe, Schlüssel, Verzierungen u. dergl., die er besonders hervorheben wollte, in Gyps reliefartig aufzutragen und zu vergolden. C. arbeitete noch um 1486, während mehre seiner Bilder die Jahreszahl 1412 tragen.

Crizot (franz.), Art Tombak, scheinbar dem Golde ähnlich; man fertigte daraus sonst die Crizotuhren, die wegen ihrer Wohlfeilheit beliebt waren.

Croce, Girolamo Rizzo da Santa, italienischer Maler in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., war in der Farbengebung Tizian verwandt. Das berliner Museum hat von seiner Hand: einen St. Sebastian, eine Krönung Mariä, mehre Christusbilder; die dresdener Gallerie: einen St. Laurentius, Maria und Joseph.

Crochet (franz.), kleiner Haken; kleine Verlängerung der Laufgräben, da, wo sie an einander stoßen, etwa eine Ruthe lang und etwas auswärts gebogen, damit sich die einander begegnenden Truppen ausweichen können, dienen zugleich als Abtritte für die Laufgrabenwacht.

Crociati (ital.), Name der 1848 im Kirchenstaate organisirten Freischaaren, welche die Lom-

barbei von der österreichischen Herrschaft befreien wollten.

Crockett, David, nordamerikanischer Staatsmann, um 1780 im westlichen Tennessee geboren, erhielt erst von seinem 17. Jahre an durch einen Quäker einigen Unterricht, ließ sich dann im südwestlichsten Theile des Staates nieder, diente kurze Zeit unter General Jackson in Florida, ward Milizoberst und Mitglied der Legislatur von Tennessee u. 1827 von Jacksons Partei in den Kongreß gewählt, verließ aber 1829 die Partei jenes, weil er ihm die Interessen des Westens nicht zu wahren schien, saß 1831 zum 3. Male im Kongreß, kämpfte in Texas gegen Mexiko und fiel Anfangs 1836 bei der Eroberung von Alamo in S. Antonio de Bexar.

Crocus *L.* (Safran), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, charakterisirt durch die blumenartige, regelmäßige, trichterförmige Blumenhülle mit langer, zwiebelständiger Röhre, 3 Staubgefäßen und 3 hochgelben, verbreiterten, eingeschnittenen oder gezähnten Narben. C. sativus *L.*, C. autumnalis *Smith*, C. officinalis *Pers.*, ächter Safran, Herbstsafran, wächst wild im Orient, wird aber auf Feldern häufig in Oesterreich, Böhmen, Südtyrol, Wallis, Italien, Frankreich, England und Spanien kultivirt und liefert den unter dem Namen Safran (s. d.) bekannten Handelsartikel. Die Pflanze gedeiht in leichtem, humusreichem Boden in warmen Gegenden, besonders auf südlichen, sanften Abdachungen, die gegen Ost- u. Nordwinde geschützt sind, so weit, als der Weinstock noch süße Früchte bringt. Sie verlangt eine vorzügliche Bodenbereitung und gut, jedoch nicht frisch gedüngten, sorgfältig bearbeiteten Boden, in den die Zwiebeln genau so gelegt werden, daß die Spitzenenden nach oben kommen. Da das mehre Jahre dauernde Gewächs nicht in den gewöhnlichen Feldbau paßt, auch nicht jeder Boden zu dessen Anbau geeignet ist, so muß es in Plantagen gebaut werden. Da es übrigens mindestens unter 8 Jahren nicht auf sich selbst folgen darf, so ist es nothwendig, entweder den zu Safran bestimmten Platz in mehre Plantagen zu theilen (gewöhnlich 3 oder 4), oder mehre zum Safranbau geeignete Plätze auszusuchen. Abgesehen hiervon kann der Safran nach allen Getreidefrüchten u. solchen Gewächsen gebaut werden, die den Boden nicht allzu sehr erschöpfen und denselben locker erhalten. Vorzüglich geräth er aber nach Klee und Hackfrüchten. Nach ihm kann jede Frucht, selbst Weizen gebaut werden, da er nicht zum Samentragen kommt, wenn er nicht zu lange auf einem Fleck steht, u. daher den Reichthum des Bodens in keinem großen Grade erschöpft. Im September oder Oktober erscheint der Blüthenstengel sammt der Blüthe, und in derselben Zeit kommen auch die Blüthen hervor. Sind dieselben in ihrer Vollkommenheit, so beginnt die Ernte. Man geht alle Morgen die Plantagen durch und pflückt die reifen Blüthen ab und schüttet sie zu Hause einstweilen in einer kühlen Kammer auf alte Tücher oder Stroh- oder Binsenmatten nicht zu dick auf. Die Ernte dauert, je nachdem die Witterung ist, 2 oder 3 Wochen, zuweilen aber nur 4—5 Tage. Bei dem Lösen der 3 Narben von dem Griffel aus der Blumenkrone ist darauf zu sehen, daß von dem gelben Griffel nichts oder nur sehr wenig an den Narben bleibe. Wenn der Safran gelöst ist, so muß er alsbald gedörrt werden, was entweder langsam im Schatten, oder besser mit Hülfe des Feuers geschieht. Man hebt den trockenen Safran in Rinds- oder Schweinsblasen, welche man an der äußeren Seite vorher mit Oel bestrichen hat, bis zum Verkaufe auf, damit er zähe und feucht bleibe; soll er lange aufbewahrt werden, so bringt man das Paket in bleierne Büchsen. Alle 3 Jahre wird der Safranacker gewechselt, indem man alle Zwiebeln im Juni ausgräbt, im Schatten trocknet und so lange vorsichtig aufbewahrt, bis sie neu eingelegt werden. Man hat daher alljährlich 3 Safranfelder, wovon das eine neu angelegt und das zweite und dritte in vollem Ertrage sind. Ueber die Sorten, den Gebrauch 2c. des Safrans s. d. Als Zierpflanzen werden besonders kultivirt: C. vernus *All.*, Frühlingssafran, mit violettblauen od. weißen Blüthen, und der gelbe Safran, C. luteus *Lam.*, mit schönen großen, dottergelben, glockenförmigen Blumen. Von C. vernus und von der Abart C. versicolor gibt es über 20 Spielarten von gelber, weißer, goldgelber, blaßblauer, dunkelblauer und purpurvioletter Farbe, mehr oder minder mit dunkeln Streifen geziert, mit größern oder kleinern Blumen, mit doppelten Blumen, u. mit schmäleren oder breiteren Blättern, die sämmtlich reihenweise als Einfassung der Blumenbeete oder truppweise am Rande der Strauchgruppen und in Rasenflächen gepflanzt werden, und zwar in lockern, nahrhaften Boden, 3—5 Zoll tief, je nachdem der Boden feucht oder trocken ist. Auch benutzt man sie häufig zum Treiben im Winter. Die im Herbst blühenden Arten müssen zeitiger gepflanzt werden, damit sich die Zwiebeln bis zur Blüthezeit hinlänglich bewurzeln können. Die im Orient und in Südeuropa einheimischen Arten verlangen im Winter eine Laubdecke gegen eindringenden Frost, oder werden auch in Töpfe gepflanzt und frostfrei durchwintert.

Crösus, König von Lydien aus der Dynastie der Mermnaden, Sohn des Alyattes, dem er 560 v. Chr. (nach And. 567 oder 571) auf dem Thron folgte. Er zwang die kleinasiatischen Griechen zur Zinspflichtigkeit u. dehnte östlich seine Herrschaft bis an den Fluß Halys aus. Die unermeßlichen Schätze, die er in seiner Hauptstadt Sardes aufhäufte, sind sprüchwörtlich geworden. In dieser Zeit des Glücks soll nach Herodots Erzählung Solon des C. Hof besucht, aber den ihm gezeigten Schätzen einen so geringen Werth beigemessen haben, daß er, statt ihren Besitzer, wie dieser hoffte, für den Glücklichsten der Sterblichen zu erklären, das Loos eines sonst unbekannten Atheners Tellus u. des Brüderpaares Cleobis u. Biton dem des reichen Königs weit vorgezogen, da kein Mensch vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Mit Recht durch den Sturz des medischen Königs Astyages auch für seine Herrschaft besorgt gemacht, beschloß C., der ihm von Seiten des jungen Cyrus drohenden Gefahr durch kühnen Angriff zuvorzukommen. Das Orakel zu Delphi, über den Ausgang seines Unternehmens befragt, antwortete, wenn C. über den Fluß Halys gehe, werde ein großes Reich zu Grunde gehen. Den Doppelsinn dieser Antwort übersehend u. sie zu seinen Gunsten deutend, überschritt er mit einer ansehnlichen Macht den Halys und griff Cyrus in der Nähe von Sinope an. Allein die Schlacht blieb unentschieden, und C. zog sich nach

Sardes zurück, entließ seine Hülfstruppen und gedachte, während des Winters neue Rüstungen zu machen. Plötzlich aber fiel Cyrus in sein Reich ein und warf den C. sammt seiner lydischen Reiterei nach Sardes zurück. Nach vierzehntägiger Belagerung fiel die Stadt (546, n. And. 557), u. C. selbst wurde gefangen. Zum Feuertode verurtheilt, entsann er sich auf dem Scheiterhaufen der warnenden Worte des griechischen Weisen und rief dreimal dessen Namen. Auf des Cyrus Erkundigung, was er damit meine, erzählte er ihm den Grund und machte damit einen solchen Eindruck auf den Sieger, daß dieser ihn begnadigte. Da aber die Flamme nicht sogleich zu dämpfen war, so flehte C. den Apollo um Rettung an, worauf ein heftiger Platzregen das Feuer löschte. Ctesias dagegen erzählt, C. habe nach Eroberung der Stadt im Tempel des Apollo Rettung gesucht und sei dort durch dessen Hülfe dreimal aus den Händen der Perser befreit worden, und nachdem ihm der Gott in der königlichen Burg zum 4. Male Beistand geleistet, habe ihn Cyrus als einen Schützling der Götter begnadigt. Fortan erscheint er bei Herodot als Freund und Rathgeber des Cyrus. Selbst der wilde Cambyses soll ihn als solchen anerkannt haben, enthielt sich jedoch einst, als ihn C. wegen seiner Tollheiten tadelte, kaum der Gewaltthat gegen denselben.

Croisette, Flecken im französischen Departement Nord, berühmt durch seine salinischen Mineralquellen von 20° R. (Grand Bouillon und Arras), Eisenquelle und Mineralschlammbäder.

Croisic, Hafenstadt im französischen Departement Niederloire, auf einer Landzunge im atlantischen Meere, zwischen der Mündung der Vilaine und Loire, den blinden Riffen von La Four gegenüber, mit 2520 Einw., welche Leder, Salz, Serges fabriciren und Sardellen- u. Makrelenfischerei treiben.

Croker, 1) John Wilson, englischer Parlamentsredner, Dichter und Journalist, geboren den 20. December 1780 zu Galway, studirte in Dublin die Rechte, prakticirte dann daselbst und ward 1807 von der irischen Grafschaft Downe ins Parlament gewählt. Als erster Sekretär der Admiralität gewann er bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung des Seewesens, legte aber 1830 seine Stelle nieder und kämpfte als Tory gegen die Reformbill, sowie für die Emancipation der Katholiken. Er † den 10. August 1857 in der Nähe von Hampton. In seinen „Familiar epistles“ geißelte er die irländische Schaubühne mit horazischem Spott, und in „An intercepted letter from China“ (1805) schilderte er mit schonungsloser Satire die Sitten von Dublin. Für das von ihm mit Scott und Canning 1809 gegründete „Quarterly Review“ schrieb er zahllose, zum Theil sehr bemerkenswerthe Aufsätze. Er gab auch Boswells „Johnson“ (Lond. 1831, 5 Bde.) heraus.

2) Thomas Crofton, geschmackvoller Bearbeiter der alten Sagen u. poetischen Traditionen Irlands, geboren den 15. Jan. 1798 zu Cork, war bei der britischen Marineverwaltung angestellt und † den 8. August 1854 in der Nähe von London. Seine „Researches in the south of Ireland“ zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Humor, innigem Gefühl und archäologischer Gelehrsamkeit aus. Darauf folgten die „Fairy legends and traditions of the south of Ireland“ (Lond. 1827), „Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney“ (das. 1828, 2 Bde.), „Daniel O'Rourke“, eine Art irischer Münchhauseniade (das. 1828), „Barney Mahoney“ (das. 1832), „My village“ (das. 1832) und „Popular songs of Ireland“ (das. 1839), von denen nur „Barney Mahoney“ und „My village“ im eigentlichen Sinne Originale sind. Die übrigen sind Kompilationen, wie Scotts „Minstrelsy of the Scottish border“, aber mit Sachkenntniß u. Begeisterung für die nationalen Sitten und Ueberlieferungen zusammengestellt. „Barney“ ist der Typus eines Irländers aus der dienenden Klasse. Das Gedicht „A Kerry pastoral“ (London 1844), eine altirische Nachahmung der ersten Ekloge Virgils, wurde von C. auf Kosten der Percy society herausgegeben.

Crola, Heinrich, trefflicher Landschaftsmaler, 1804 zu Dresden geboren, Schüler des geschickten Landschaftsmalers Klengel in Dresden, gewann erst nach seiner Uebersiedelung nach München seinen eigenthümlichen Styl. Unter seinen Gemälden sind viele von hohem Werthe. Es spricht aus ihnen einfache Wahrheit der Natur. Dabei ist seine Behandlung frei und geistreich, die Perspektive ohne Fehler und die Farbe harmonisch verschmolzen.

Cromarty, Grafschaft im nördlichen Schottland, bestehend aus mehren einzelnen, in der Grafschaft Roß zerstreut liegenden Stücken Landes (das größte im Westen) u. daher geographisch wie auch politisch mit der genannten Grafschaft verbunden (s. Roß). Auf der östlichsten Parcelle, die an den Moray- und den Cromartyfirth grenzt, liegt südlich am Eingang zum letzteren die gleichnamige Hauptstadt, mit einem weiten und sicheren Hafen, groß genug, um die englische Flotte aufzunehmen, und 2000 Einwohnern. Dabei der Fels Farquhars-Bed u. die versteinernde Quelle Dripping Well.

Cromdale, Dorf in der schottischen Grafschaft Inverneß, am Spey, bekannt durch ein Gefecht mit einem Reste der Anhänger der Stuarts am 1. Mai 1690, welches Gegenstand eines bekannten schottischen Volksliedes ist.

Cromer, Martin, polnischer Geschichtschreiber, 1512 in dem Städtchen Biecz in Galizien geboren, studirte in Krakau, erhielt hier ein Kanonikat bei dem Domkapitel u. mehre andere Pfründen, wurde dann Sekretär und Reisebegleiter des Prinzen Sigismund August und nach dessen Thronbesteigung mit der Ordnung des Reichsarchivs zu Krakau beauftragt. Er wurde in der Folge geadelt und Gesandter am Hof Karls V. und sodann des Papstes, war später 7 Jahre lang Botschafter bei Kaiser Ferdinand I., erschien in gleicher Eigenschaft 1572 bei den Friedensverhandlungen zwischen Schweden, Dänemark und Lübeck zu Stettin, begleitete dann den Kardinal Hosius auf das tridentiner Koncil u. wurde erst Administrator des Bisthums, 1574 Koadjutor und 1579 selbst Bischof von Ermeland. Er † den 23. März 1589. Er war einer der gelehrtesten Theologen und der heftigsten Gegner der Reformation. Sein Werk: „De origine et rebus gestis Polonorum“ (Basel 1555 und öfter, auch deutsch) gilt für die beste polnische Geschichte; sie reicht bis zum Tode Sigismunds I. u. ist in elegantem Latein geschrieben, aber nicht selten unkritisch.

Cromford, Stadt in der englischen Grafschaft Derby, am Derwent, in der Nähe von Wicksworth, mit römischen Alterthümern, schöner Kirche, großen

Kattunfabriken (von Arkwright 1771 gegründet, die ersten in England) u. 1200 Einwohnern.

Cromlech, in England, Schottland und Irland Name derjenigen altceltischen Denkmäler, welche aus aufgerichteten Steinen bestehen, über welche ein anderer als Decke gelegt ist. In der Bretagne heißen dieselben Dolmen.

Crompton, Stadt in der englischen Grafschaft Lancaster, mit bedeutender Baumwollenmanufaktur und 6700 Einwohnern.

Crompton, Samuel, geboren den 3. December 1753 zu Firwood in Lancashire, † den 26. Januar 1827 zu Bolton, war ursprünglich Landmann, erfand aber die zusammengesetzte Spinnmaschine (Mule-Jenny) und veranlaßte hierdurch den großen Aufschwung der Baumwollenindustrie. Vergl. French, Life of C., London 1860.

Cromwell, 1) Thomas, Baron von Okenham, Graf von Esser, englischer Staatsmann, geboren 1490 zu Pubery, war der Sohn eines armen Grobschmieds. Er wählte die militärische Laufbahn und war 1526 in der kaiserlichen Armee bei der Einnahme von Rom, trat sodann in die Dienste des Kardinals Wolsey, den er auch im Unterhause gegen eine Anklage vertheidigte, stieg hierauf in der Gunst Heinrichs VIII., erhielt 1535 die Baronie Okenham, ward Staatssekretär und unter dem Titel eines Generalvikars als Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche bekleidet, welche Stellung er zur Aufhebung der Klöster, zur Abschaffung vieler Feiertage, der Wallfahrten, Bilder und Reliquien, sowie zur Unterstützung der Armen auf Kosten der reichen Pfründen benutzte. Von der katholischen Kirche durch diese Maßregeln ohnehin gehaßt, machte er sich durch das unter seinem Vorsitz, wiewohl wider seinen Willen 1539 ergangene sogenannte Gesetz der 6 Artikel auch bei den Protestanten mißliebig. Als sich Heinrich nach dem Tode seiner dritten Gemahlin Johanna nach einer neuen Vermählung umsah, schlug ihm C. die Prinzessin Anna von Kleve vor, und ein schmeichelhaftes Bildniß derselben bewog den König, in den Vorschlag einzugehen. Zwar empfand der König vom Vermählungstag an eine unüberwindliche Abneigung wider sie, erhob aber dennoch C. 1540 zum Grafen von Esser und zum Ritter des Hosenbandordens. Des Königs Neigung zu der schönen Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, gab aber diesem den Einfluß in die Hände, den C. bisher geübt, und zugleich die Mittel, den verhaßten Emporkömmling zu stürzen. C. wurde, des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt, vom Oberhause ohne Verhör zum Tode verurtheilt und am 28. Juli 1540 hingerichtet.

2) Oliver, Protektor der vereinigten Republiken England, Schottland u. Irland, am 25. April 1599 zu Huntingdon in der Grafschaft gleichen Namens aus altadeliger Familie, die ihren Namen Williams mit dem ihres Verwandten, Thomas C., vertauscht hatte, von armen Aeltern geboren. Oliver, der dritte Sohn u. in seiner frühen Jugend von äußerst sanftem Charakter, erhielt seine Bildung von einem Priester, der den Hauptwerth auf die äußern Formen der Religiosität legte, bezog dann, nothdürftig vorbereitet, die Universität Cambridge, wo er durch seine Rednergabe und das Aufblitzen unbändiger Leidenschaften die Aufmerksamkeit auf sich zog, und führte hierauf zu London ein ziemlich ausschweifendes Leben. Seine Heirath mit Elisabeth Bourgier, 1621 brachte ihn von seiner wüsten Lebensart ab; er hielt sich seitdem zur Sekte der Puritaner und wurde ein eifriges Glied derselben. Im J. 1625 wählte ihn seine Grafschaft ins Unterhaus; obwohl er sich aber in dieser Stellung nur durch Vertreten des Puritanismus auszeichnete, so stellte ihm doch schon damals der berühmte Hambden das Prognostikon, daß er im Falle eines Bürgerkriegs bald zu Ansehen gelangen würde. Als der König 1629 das widerspenstige Parlament aufgelöst hatte und durch unerhörte Bedrückungen die unzufriedenen Parteien niederzuhalten suchte, wanderten viele der besonders hart bedrängten Puritaner in die amerikanischen Kolonien aus; auch C. stand im Begriff, ein Schiff zu besteigen, als ein Befehl des Königs die fernere Auswanderung verbot.

Als Karl I. später die schon 1588 vom Covenant beschworene presbyterianische Kirchenverfassung der Schotten unterdrückte und an deren Stelle die englische Liturgie einführte, brach ein förmlicher Krieg aus, in Folge dessen der König im April 1640 wieder ein Parlament berief. C. wurde von Cambridge ins Unterhaus gesandt und nach der Auflösung desselben auch in das neue Parlament gewählt, welches den Bruch zwischen Volk und Thron vollendete. C. beförderte alle Anträge, welche die Sache zum Extrem führen mußten, u. war namentlich für die Durchsetzung der sogenannten Remonstranzbill thätig. Als der König endlich zu Nottingham den Adel zusammenrief und ein Heer aufstellte, übernahm C. dem gegenüber die Bildung eines Reitercorps und ward vom Parlament zum Obersten ernannt. Er nahm in sein Corps bloß Söhne von Freeholders und Pächtern auf und wußte sie durch seinen puritanischen Fanatismus für Religion und Freiheit zu entflammen. In seinem Lager wechselten Gebet und Gesang mit eifrigen Waffenübungen ab; statt der Karten und Würfel herrschten die Bibel und das Gebetbuch. C. predigte selbst im Lager und leuchtete seinen Truppen in der Schlacht durch Tapferkeit voran. Die ganze Schaar war aufs Innigste verbrüdert und für das übrige Heer ein Muster der Gottesfurcht, Disciplin und Tapferkeit. In den beiden ersten Feldzügen von 1642 und 1643 vermochte C.s Reiterei allein dem Uebergewicht der Royalisten die Spitze zu bieten; ja in dem Treffen bei Horncastle (11. Oktober 1643) mußten die königlichen Truppen nach einem Verlust von 1000 Todten das Schlachtfeld räumen. Bei Eröffnung des neuen Feldzugs erhielt C. Befehl, sich unter dem Grafen von Manchester mit der herbeiziehenden schottischen Hülfsmacht zu vereinigen und dem König die nördlichen Provinzen zu entreißen. Sie belagerten gemeinschaftlich York und lieferten dann dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, der mit 20,000 Mann zum Entsatz herbeieilte, die blutige Schlacht bei Marstonmoor, am 2. Juni 1644. C. schlug zuerst den rechten, vom Prinzen selbst befehligten Flügel, kehrte dann zurück und brachte auch dem siegreichen linken eine vollständige Niederlage bei. York ergab sich darauf, und die nördlichen Provinzen unterwarfen sich den Siegern. Auch der Graf von Esser mußte im Süden die Waffen

strecken. Das Parlament beschloß ein Dankfest und dankte C. im Namen des Volkes durch einen offenen Brief. Manchester und C. eilten mit ihren siegreichen Truppen nach dem Süden und stellten dort durch das glückliche Treffen bei Newbury am 27. Oktober die Ueberlegenheit der Volkssache wieder her. Als darauf das Parlament und auch der Graf von Manchester an eine Aussöhnung mit dem König dachten, erhob sich unter C., Vane, Fiennes und Oliver St. John aus dem Puritanismus eine Partei, welche gänzliche Vernichtung der königlichen Streitkräfte und eine völlige Umwandlung der Kirchen- und Staatsverfassung beabsichtigte und, weil sie die völlige Losgebundenheit individueller Richtungen als das Ziel ihres Bestrebens betrachtete, den Namen Independenten erhielt. Als der Graf von Manchester, dem C. seine Absichten mitgetheilt, dieselben verrieth, bestimmte dies C. nur zu entscheidendem Vorgehen; er ordnete am 8. December 1644 einen allgemeinen Buß- und Bettag in den Gemeinden der Independenten an, beschuldigte das Parlament des weltlichen Egoismus, der Aemtersucht, der Volksbedrückung und ließ den Antrag stellen, daß kein Parlamentsmitglied während der Dauer des gegenwärtigen Krieges ein militärisches oder bürgerliches Amt verwalten dürfe, und wirklich wurde diese sogenannte Selbstentsagungsakte (Self-denying ordonnance) bestätigt. Die Grafen Essex und Manchester mußten nun ihre Aemter niederlegen, Thomas Fairfax erhielt den Oberbefehl über das Heer, und C., der die Akte zu umgehen wußte, ward sein Unterfeldherr und seine rechte Hand. Das betrogene Parlament diente nur noch den Plänen C.'s. Im April 1645 eröffneten Fairfax und C. den neuen Feldzug gegen den König. Am 13. Juni kam es bei Naseby in Lancastershire zur Schlacht, in welcher C. einen vollständigen Sieg errang. Der König warf sich im Frühjahr des folgenden Jahres den Schotten in die Arme, die ihn Anfangs 1647 für 400,000 Pfund Sterling dem Parlament auslieferten.

Das presbyterianische Parlament, dem die theokratische Demokratie der Independenten mehr und mehr unbequem wurde, beschloß einen Theil des Heeres, in welchem dieselben ihren Stützpunkt hatten, nach Irland zu schicken, den andern wenigstens bedeutend zu vermindern. Das Heer verweigerte jedoch den Gehorsam, und auf C.s Betrieb traten die Offiziere zu einem Kriegsrath (council of officers), einer Art Oberhaus, zusammen, u. jedes Regiment wählte zwei Gemeine oder Unteroffiziere unter dem Titel der Anreger (agitators) zu einem Unterhaus. Auf den Beschluß des Parlaments, C. am 3. Juni zu verhaften, begab sich dieser ins Lager, wo auch der König unterdeß eingetroffen war. Hierdurch war der Sieg für die Independenten entschieden; durch das plötzliche Vorrücken des Heeres bis St. Albans sah sich das Parlament genöthigt, elf ihm bezeichnete Parlamentsmitglieder zu entlassen, u. als das Volk die Zurücknahme dieses Beschlusses erzwingen wollte und, vom Parlament aufgerufen, zu den Waffen griff, rückten Fairfax und C. am 6. August in der Hauptstadt ein und zwangen dieselbe, ein Dankfest für die Wiederherstellung seiner Freiheit zu veranstalten. C. bezeigte sich gegen das Parlament gemäßigt und behandelte den König mit größerer Achtung, als derselbe jemals seit seiner Verhaftung genossen. Dieser versprach C. den Hosenbandorden, den Titel eines Grafen von Essex und den Oberbefehl des Heeres, dem Schwiegersohne C.s, Ireton, aber die Statthalterschaft von Irland; ein aufgefangener Brief Karls I. an seine Gemahlin jedoch sprach statt des seidenen Hosenbandes von einem hänfenen Strick für den Schurken. In Folge hiervon strenger behandelt, entfloh der König 1647, fand aber kein Schiff und mußte sich daher dem Befehlshaber der Insel Wight, einer Kreatur C.s, ergeben. C. seinerseits brachte im Januar 1648 im Parlament, obwohl unter großem Widerstande, eine Bill (vote of non-adresses) zu Stande, nach welcher alle Unterhandlungen mit dem König gesetzlich untersagt wurden. Kaum hatten jedoch ein Einfall der Schotten in England u. der Aufstand der Royalisten in mehreren Grafschaften C. und das Heer wieder ins Feld gerufen, als die Presbyterianer die Bill widerriefen und die Unterhandlungen mit dem König wieder anknüpften, die sich indeß in die Länge zogen, da Karl nicht in die Abschaffung der anglikanischen Kirche willigen wollte.

C. unterdrückte indessen während des Mai's den Aufstand der Royalisten in Südwales, zersprengte mit nur 8000 Mann die dreimal stärkere schottische Armee in den Gefechten bei Preston, Wigan und Warington vom 17.—19. August und wandte sich nun wieder gegen das ungehorsame Parlament. Der Kriegsrath verlangte die Abbrechung der mit dem König eingeleiteten Unterhandlungen, seine und seiner beiden ältesten Söhne, des Prinzen von Wales und des Herzogs von York, Anklage u. die Zusammenberufung einer neuen Volksvertretung. Zugleich ward der König von der Insel Wight gefangen nach dem Schlosse Hurstcastle gebracht. Als das Parlament dies mißbilligte und die Abbrechung der Unterhandlungen verweigerte, ließ C. am 6. December die Thüren des Sitzungshauses besetzen und nur den als entschiedenen Independenten Bekannten den Eingang gestatten; 40 der eifrigsten Presbyterianer wurden verhaftet. Man nannte dies die Reinigung des Parlaments (Colonel Pride's purge). So war die ganze Staatsgewalt denn in den Händen C.s und seiner Partei. Die Bill (vote of non-adresses) kam wieder in Kraft, und jedes einzelne Parlamentsmitglied mußte die neugefaßten Beschlüsse unterschreiben. Das Heer forderte nun die Anklage des Königs und den Beginn des Prozesses, indem zugleich eine Menge ausschweifender Verfassungsentwürfe emportauchten. Schon einige Monate früher hatte C. die Häupter der Independenten versammelt und sich, auf das 1. Buch Samuelis gestützt, gegen das Königthum erklärt, worauf sich der größte Theil für die Republik entschied und den König des Hochverraths schuldig befand. C. selbst hatte damals zwar den Vorschlag für gut, aber unzeitig erachtet, leitete nun aber, da ihm, wie er sagte, der Herr ein Zeichen gegeben, daß er den König verworfen, in beiden Häusern den Prozeß ein. Ein Gerichtshof sprach gegen den König das Todesurtheil aus und ließ es am 30. Januar 1649 vollstrecken.

Es ward nun unter C.s Einfluß die republikanische Verfassung eingeführt; das Parlament erhielt die unumschränkte gesetzgebende Gewalt, und an die Stelle des Oberhauses trat ein Vollziehungsrath von 38 Mitgliedern, doch befand sich diese Regierung

dem mächtigen Heere und den zahlreichen religiösen Sekten gegenüber in einer schwierigen Lage. Den inzwischen in Irland ausgebrochenen Aufstand dämpfte C. mit gewohnter Energie in kurzer Zeit, namentlich auch durch den Schrecken, den das von ihm nach der Erstürmung des festen Lagers von Tredah statuirte blutige Beispiel verbreitete. Er übergab darauf die Verwaltung Irlands an seinen Sohn Ireton und setzte im Sommer 1650 mit 16,000 Mann nach Schottland über, welches den Sohn Karls I., den Prinzen von Wales, als Karl II. auf den Thron erhoben hatte. Schon war C., den der Scharmützelkrieg der Schotten von ihrem festen Lager zwischen Leith und Edinburg aus bedeutend geschwächt hatte, im Begriff, nach England zurückzukehren, als die Schotten am 3. September eine entscheidende Schlacht wagten, die mit ihrer gänzlichen Niederlage endete. Eine Krankheit und der vorrückende Winter hinderten C., seinen Sieg weiter zu verfolgen, doch vertheidigte er mit der Feder die Theologie der Independenten gegen die schottischen Presbyterianer und begann mit dem Frühling 1651 den Kampf der Waffen aufs Neue. Er fiel den Schotten, die unter ihrem jungen König in einem festen Lager bei Stirling standen, in den Rücken, schnitt sie von ihren Magazinen in der Grafschaft Fife ab und zwang jenen, in England selbst einzufallen, wo er auf den Beistand des mißvergnügten Adels und der Royalisten hoffte. Seine Proklamationen hatten aber keinen Erfolg, und bei Worcester sah er sich von C. angegriffen. Es war abermals der 3. September, der die schottische Kriegsmacht gänzlich vernichtete u. Karl II. zur schleunigen Flucht nach Frankreich zwang. C. wurde mit fast königlichen Ehren in London empfangen und vom Parlament mit Ländereien von einem jährlichen Ertrag von 4000 Pfund Sterling belohnt.

C.s Macht erregte indessen den Argwohn des Parlaments; man fürchtete, daß er, gestützt auf das Heer und das durch seine Siege geblendete Volk, seine Hand nach der Krone ausstrecken werde. Ihn zu schwächen, gab das Parlament, den Krieg mit den Niederlanden vorwendend, mehren Regimentern den Befehl, in den Dienst der Flotte zu treten. C. verlangte darauf im Interesse der Nation die Auflösung des Parlaments und berieth sich schon mit dem Kriegsrath über die Herstellung eines vorläufigen Regierungssystems, als er vernahm, daß sich jenes durch neue Wahlen befestige. Sogleich besetzte er am 20. April 1652 das Sitzungshaus, trat mit bedecktem Haupte in die Versammlung, schleuderte eine Fluth von Schmähungen gegen dieselbe und ließ sie dann auseinander treiben. Am Nachmittage befahl er auch dem Staatsrathe, seine Sitzungen einzustellen. Somit war die ganze Civil- und Militärgewalt in C.s Händen, und die Flotte, das Heer und viele Korporationen richteten Dankadressen an ihn. Er ernannte jedoch einen neuen Staatsrath und berief auf Bitten der Stadt London ein neues Parlament, das aus England 128, aus Schottland 5, aus Irland 6 Mitglieder zählte; es sollte 5 Monate zusammen bleiben und dann seine Nachfolger ernennen. Die Ertheilung unbedingter Gewissensfreiheit, die Abschaffung der priesterlichen Einsegnung der Ehen, die Aufhebung der Kanzleigerichte, des Priesterstandes, des Zehnten gehören zu den Beschlüssen dieses Parlaments. Statt der normännischen Tyrannei wollte es die mosaische Gesetzgebung einführen, Schulen u. Universitäten waren ihm als heidnische Anstalten mißliebig. Bald aber fühlte sich dies Parlament, das nach einem Gerber, der sich besonders durch salbungsreiche Reden auszeichnete, Barebone's Parlament oder auch das kleine gottselige Parlament genannt wurde, seine eigene Ohnmacht und gab am 12. December 1653 die ihm übertragene Gewalt wieder an C. zurück. Er nahm sie nach einigem scheinbaren Zögern an und ließ die 27 Mitglieder, welche, hiermit nicht einverstanden, ihre Sitzungen forthielten, auseinander treiben. So befand er sich denn endlich am Ziel seiner langgehegten Pläne. Am 14. December ernannte ihn der Kriegsrath mit dem Prädikat Hoheit zum Lord Protektor von England, Schottland und Irland, und er beschwor am 16. December die von seinem Freunde Lambert entworfene Verfassung, durch welche er die oberste Magistratsperson im Staate ward, in deren Namen alle Urkunden ausgefertigt, alle Gerichte gehalten und alle obrigkeitlichen Stellen besetzt wurden; er erhielt das Begnadigungsrecht, außer bei Mord und Hochverrath, und durfte alle Geldstrafen u. Konfiskationen einziehen. Ihm zur Seite stand ein Parlament mit uneingeschränkter gesetzgebender Gewalt u. ein Staatsrath; jenes bestand aus 400 Mitgliedern, von denen Katholiken und Die, welche die Waffen gegen die Volkspartei geführt hatten, ausgeschlossen waren; auch bedingte das Wahlrecht eine jährliche Einnahme von 20 Pfd. Sterl. Das Parlament sollte alle 3 Jahre zusammengerufen werden und erst nach fünfmonatlicher Sitzung aufgelöst werden dürfen. Der Staatsrath bestand aus höchstens 21 Mitgliedern und durfte während der Abwesenheit des Parlaments mit dem Protektor rechtskräftige Gesetze geben. Die Militärmacht wurde auf 20,000 Mann zu Fuß u. 10,000 Reiter festgesetzt und durfte nicht ohne des Protektors Einwilligung verringert werden. So besaß C. eine fast königliche Gewalt, auf deren Sicherung er nun mit allem Fleiß bedacht sein mußte.

C. wußte wohl, daß sein Thron auf schwankenden Füßen stehe, wenn er nicht Volk und Heer in beständiger Spannung und durch neue Thaten an sich gefesselt erhalte. Den englischen Namen hellglänzend, wie den der alten Römer, zu machen, war ohnedem seit lange sein Lieblingsgedanke; aber er ging auch in der auswärtigen Politik seine eigene Bahn, indem er sich als Protektor aller protestantischen Interessen ansah. So schloß er ein enges Bündniß mit Schweden und zwang 1655 Frankreich durch Kriegsandrohung zur Duldung seiner protestantischen Unterthanen. Seine Idee einer großartigen Missionsanstalt für die Ausbreitung u. Befestigung des Protestantismus kam aber nicht zur Ausführung. Den vorgefundenen Krieg mit Holland beendigte er durch das England sehr günstige Defensivbündniß vom 15. April 1654, erklärte dagegen Spanien wegen seiner Inquisition und blinden Ergebenheit an den römischen Stuhl den Krieg. Er rüstete 1655 zwei Flotten aus, von denen die eine unter Blake die Küsten des Mittelmeers in panischen Schrecken versetzte, die andere nach Westindien segelte u. Jamaica besetzte. Spanien rächte sich durch Beschlagnahme aller englischen Schiffe u. Waaren, was Blake 1656 durch die Wegnahme des größten Theils der spanischen Silberflotte an der portugiesischen Küste ver-

galt; eine noch reichere Flotte, die im Hafen von Veracruz Schutz gesucht hatte, zerstörte er zu Anfang des folgenden Jahres u. beschloß damit sein thatenreiches Leben. Mit gleicher Energie handelte C. hinsichtlich der innern Verwaltung der Republik. Obgleich er in der Verwaltung und der Besetzung der Aemter gerecht zu Werke ging, den Sold der Truppen erhöhte, auf strenge Mannszucht hielt und überall eine musterhafte Ordnung einzuführen bestrebt war, so wollte ihm doch die Vereinigung der Parteien und die Versöhnung derselben mit seiner Gewalt nicht gelingen. Um dieselbe gesetzlich zu begründen, berief er am 3. September 1654 ein freigewähltes Parlament. Als dies aber seine Sitzungen mit der Frage nach dem Rechte der Gewalt des Protektors begann, machte er es auf die Lächerlichkeit dieser Erörterung aufmerksam, da es ja lediglich im Namen dieser bezweifelten Gewalt beisammen und dadurch schon das Protektorat anerkannt sei. Zugleich zwang er die Parlamentsmitglieder durch Besetzung der Thüren zur Unterzeichnung einer darauf bezüglichen Akte. Dennoch blieben sie in Oppositionsstellung gegen ihn, so daß sich C. endlich genöthigt sah, die Versammlung noch vor dem Ablauf der gesetzlichen fünfmonatlichen Frist am 22. Januar 1655 aufzulösen. Diese Stimmung des Parlaments gab den Royalisten Muth, mit Hülfe und zu Gunsten des Prinzen von Wales eine Verschwörung anzustiften. Dieselbe wurde aber entdeckt und von C. unterdrückt. Von nun an trat er mit größerer Strenge auf u. erhob von den Royalisten, angeblich um der durch ihre Verschwörungen erzwungenen Ausgaben willen, den zehnten Pfennig. Schottland und Irland behandelte er überdem als eroberte Provinzen, indem er die Civilverwaltung des erstern einem größtentheils aus Engländern bestehenden Staatsrathe anvertraute, auch die Landesgerichte überwiegend mit Engländern besetzte u. eine Militärmacht von 10,000 Mann über das Land vertheilte. In Irland, das nach Iretons Tode von Fletwood, dann von C.s zweitem Sohne, Henry, verwaltet wurde, verfuhr er noch gewaltthätiger, indem er sogar die Güter der schuldigen Royalisten und Katholiken einziehen und unter die Truppen vertheilen ließ; seinen Befehl, die eingebornen Irländer auf die Provinz Connaught zu beschränken, nahm er jedoch wieder zurück.

So hielt er nun seine Macht für fest begründet u. versuchte ein zweites, seinen Wünschen willigeres Parlament zusammenzurufen. Dies erklärte denn auch sogleich im Sept. 1656 die Ansprüche der Stuarts für nichtig u. jede Unternehmung gegen die Regierung für Hochverrath u. trug am 4. April 1657 dem Protektor die Krone an. C. kam in aufrichtigen Zwiespalt mit sich selbst, da er durch Annahme derselben wieder seine ganze, oft so schroff ausgesprochene Ueberzeugung verstieß. Zugleich erklärten seine Verwandten, sein Schwiegersohn Fletwood u. sein Schwager Desborough, daß sie ihm als König nicht länger die Achtung als ihrem Familienhaupt bezeigen würden. Dies entschied, und nach schwerem Kampfe schlug er am 12. Mai in einer langen und verworrenen Rede die Krone aus. Eine neue, ihm am 25. Mai als humble petition and advice überreichte Verfassungsurkunde stellte darauf seine Gewalt fest. Er erhielt das Recht, sich einen Nachfolger zu ernennen, u. ein festes Budget für die Staatsausgaben; dagegen ward ihm das Recht der unbedingten Gesetzgebung u. der willkürlichen Ausschließung der Parlamentsmitglieder genommen. Das Oberhaus ward wieder hergestellt, sollte aber nur über die an das Parlament gewiesenen Rechtssachen entscheiden. Die Religionsfreiheit, von der nur der Katholicismus u. die bischöfliche Kirche, die man beide für gotteslästerlich erklärte, ausgeschlossen waren, ward aufrecht erhalten. C. beschwor am 26. Juni diese neue Verfassung u. empfing als Insignien seiner Würde die Bibel u. Schwert u. Stab. Seinen ältesten Sohn Richard ließ er an den Hof kommen, um ihn in die Staatsgeschäfte einzuweihen, verheirathete seine beiden noch unverehelichten Töchter, die eine an einen Enkel des Grafen von Warwick, die andere an den Viscount Fauconberg u. suchte so u. auf andere Weise den Adel für sich zu gewinnen, was ihm indeß nicht gelang. Ihm verdächtige Civil- oder Militärbeamte wurden beseitigt.

Da C. seine Gewalt sicher genug begründet glaubte, versäumte er, nach Eröffnung des vertagten Parlaments, den 20. Januar 1658, Wachen an die Thüre zu stellen; daher kam es, daß die im vorigen Jahre ausgeschlossenen Mitglieder diesmal alle Zutritt fanden, und da C.s Partei noch dazu durch Versetzung vieler seiner Anhänger in das Oberhaus geschwächt worden war, so befand sich die Majorität in den Händen seiner Gegner, die sich nun nicht nur weigerten, die neuen Lords anzuerkennen, sondern auch die Gesetzlichkeit der Verfassung in Zweifel zogen. Zornig löste daher der Protektor am 4. Februar das Parlament auf. Eine entdeckte neue Verschwörung ward von ihm mit Strenge geahndet. Indeß wuchs die Unzufriedenheit von Tage zu Tage: die Republikaner nannten ihn den Unterdrücker der so schwer errungenen Freiheit; im Heere regte sich der aufrührerische Geist, und sogar seine Verwandten erkalteten, da sie erkannten, daß die eigene Erhebung die Triebfeder seiner Handlungen gewesen; die Nation begann Karl Stuart als ihren Erretter zu betrachten. Diese Umstände ließen C. plötzlich seine ganze vorige Kühnheit und Unerschrockenheit verlieren; er umgab sich mit starken Wachen und wechselte fast jede Nacht sein Schlafzimmer. Diese fortwährende Todesfurcht, verbunden mit dem Schmerz über den Abfall aller seiner Freunde und dem Gram über den Tod seiner Tochter Elisabeth Claypole, warf ihn auf's Krankenlager, doch glaubte er nicht an Gefahr. Als die Aerzte sein nahes Ende versicherten, verlangte eine Deputation des Staatsraths von ihm die Ernennung seines Nachfolgers. Schon besinnungslos, antwortete er auf die Frage, ob er seinen Sohn Richard zu demselben bestimmt, mit Ja, und † bald darauf, am 3. September 1658, an demselben Tage, der ihm immer als ein glücklicher gegolten hatte.

C. war ein Mann von ausgezeichnetem militärischen Talent und einem wahrhaften, glühenden Eifer für die Religion, zwei Eigenschaften, die ihn nothwendig an die Spitze der so eigenthümlichen Volksbewegung stellen mußten. Die Schwächen und Leidenschaften der Menschen wußte er freilich zu seinen Zwecken zu benutzen; aber wenn er auch unzweifelhaft eine seltene Verstellungskunst besaß, so war doch seine Religiosität eine aufrichtige. Er war ein Herrscher, der Scharfblick, Willenskraft und Trieb zum Schaffen in seltenem Maße in sich vereinte. Er hinterließ die Verwaltung Englands geordnet, das

Ansehen des Staats nach außen befestigt; die Gerechtigkeitspflege war unparteiisch. Er selbst ging allen Beamten als Muster der Mäßigkeit und der Einfachheit voran. Auch die Wissenschaften beförderte er, sorgte freigebig für die Universität Oxford, deren Kanzler er war, und beabsichtigte, für die nördlichen Provinzen eine Hochschule in Durham zu gründen. Die Sammlungen der Briefe und Staatsschriften C.s sind von Carde 1737 und Nikols 1743 herausgegeben worden. Vgl. Villemain, Histoire de C., Par. 1819, 2 Bde.; O. Cromwell, Memoirs of the Protector Oliver C., and of his sons, Richard and Henry, London 1820; Merle d'Aubigné, Hist. du protectorat, Par. 1847; Th. Carlyle, Letters and Speeches of C., das. 1848, 2 Bde.; Guizot, Geschichte der englischen Revolution, deutsch, Leipz. 1853. Dramatisch bearbeitet wurde C.s Leben unter Andern von Raupach in einer Trilogie: „Die Royalisten", „Cromwell Protektor" und „Cromwells Ende"; ferner von Victor Hugo und Brachvogel („Der Usurpator").

3) Richard, der älteste Sohn und Nachfolger des Vorigen, war 1626 geboren. Während der ruhmvollen Laufbahn seines Vaters still auf dem Lande erzogen und dann mit der Bewirthschaftung eines kleinen Gutes beschäftigt, war er frei von allem Ehrgeiz. Als der Prozeß des Königs Karl I. eingeleitet wurde, beschwor er seinen Vater, das Leben des Monarchen zu schonen. Zwar nahm er die ihm nach dem letzten, wohl bewußtlosen, Willen des Protektors vom Staatsrathe gebotene Würde als Protektor an, aber schon während des ersten Parlaments, das sich am 7. Januar 1659 versammelte, ward ihm das Mißliche seiner Stellung, die weder durch Talente, noch Ruhm unterstützt wurde, fühlbar, und da sich das vom Kriegsrath eigenmächtig berufene, von Oliver C. gesprengte lange, sogenannte Rumpfparlament als die höchste Staatsgewalt konstituirte, legte Richard am 25. Mai 1659 seine Würde freiwillig nieder und zog sich auf sein Landgut zurück. Bei der Thronbesteigung Karls II. ging er nach Frankreich, kehrte jedoch um 1680 zurück und lebte unter dem Namen Clark zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford. Er † 1712. Sein jüngerer Bruder, Henry, war seit 1654 Statthalter von Irland, legte aber nach der Entsagung seines Bruders seine Würde ebenfalls nieder und † in Zurückgezogenheit in England.

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Dichter, am 2. September 1731 zu Ansbach geboren, wo sein Vater Generalfeldmarschallieutenant war, lernte früh die klassischen Schriften der Römer, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen kennen, widmete sich seit 1749 zu Halle und Leipzig dem Studium der Rechte und trat mit den namhaftesten Schriftstellern der neuern Richtung, besonders mit Gellert, in Beziehung. Nachdem er sich schon in Ansbach durch ein Lustspiel „Der Mißvergnügte" in der dramatischen Poesie versucht hatte, schrieb er in Leipzig das Lustspiel „Der Mißtrauische" und entwarf den Plan zu seinem „Codrus". Im Jahre 1752 zum markgräflichen Kammerjunker, sowie zum Hof-, Regierungs- und Justizrath ernannt, machte er vor dem Antritt seines Amts noch eine längere Reise nach Italien. Von 1754—56 gab er mit Rabe, Uz, Hirsch eine moralische Wochenschrift „Der Freund" heraus. Bei der vom Buchhändler Nicolai veranstalteten Preisbewerbung für das beste deutsche Trauerspiel trug sein „Codrus" den Sieg davon. C. † den 31. December 1758. Als Tragiker galten auch C., wie seiner Zeit, die französische Tragödie und theilweise Seneca als höchstes Muster. Im „Codrus" ist mehr Rhetorik als Handlung, die Charakteristik zu allgemein und idealisirt, die Sprache jedoch schwunghaft. Schwächer ist C. in seinen Lustspielen. Zu seinen besten Arbeiten gehören Lehrgedichte, Epigramme und geistliche Lieder. Sein poetischer Nachlaß erschien, von Uz herausgegeben, Ansbach 1760 und 1761, 2 Bde., neue Aufl. 1765—66 und 1771—73.

Crooked Island, eine der Bahamainseln in Westindien, 7,5 □Meilen groß, mit 1200 Einwohnern und bedeutenden Salinen.

Crooked Lake, See im nordamerikanischen Staat Newyork, ist 18 englische Meilen lang und 1—1½ Meilen breit und schickt durch einen Abfluß, der auf 7 englische Meilen 270 Fuß Fall hat, sein Wasser dem Senecasee zu, mit dem er auch durch einen Kanal verbunden ist.

Croquants (franz.), aufrührerische Bauern in Guienne unter Heinrich IV. und Ludwig XIII., wahrscheinlich von der Hacke, mit der sie bewaffnet waren, so benannt.

Croquis (franz.), eine auf dem Felde, ohne genaue geodätische Messungen und Instrumente entworfene topographische Zeichnung eines Terrains, wozu man als geeignetes Hülfsmittel mit einer Orientirboussole und Dioptern versehene kompendiöse Croquirblanchettes hat.

Croßfell, höchster Gipfel der sogenannten penninischen Kette im nördlichen England, an der Quelle der Tee, im Osten der Grafschaft Cumberland, 2717 Fuß hoch.

Croß Timbres, eigenthümlicher Landstrich in Nordamerika, im Westen des Mississippi, der sich, mehre englische Meilen breit, vom obern Rio Brazos in Texas gegen Norden durch das Quellenland des Trinidadflusses zum Redriver zieht und, diesen oberhalb des False Washita überschreitend, sich wahrscheinlich bis zum Redfork des Arkansas ausdehnt. Er besteht aus hügeligem Wald- oder buschbedecktem Boden, der rings von Prairien umgeben ist, aber scharf von denselben absticht.

Crotalaria *L.* (Klapperschote), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 5spaltigen, 2lippigen Kelch, die sehr große und zurückgeschlagene Fahne, die oben gespaltene Staubfadenröhre und die gestielte, aufgeblasene, vielsamige Hülse, einjährige oder ausdauernde Kräuter oder Sträucher in heißen Ländern, mit einfachen und handförmigen Blättern, gelben, schönen Blüthen und klappernden Hülsen. C. arborescens *Lam.*, auf der Insel Mauritius und dem Kap, strauchartig, 4 bis 6 Fuß hoch, mit grauweißfilzigen Aesten, dreizähligen, verkehrt-eirunden Blättern, schönen, großen, gelben Blumen in Endtrauben, dient als Zierpflanze. Man pflanzt sie in eine Mischung von gleichen Theilen Laub- und Mistbeeterde mit ⅙ Sand, unterhält sie im Lauwarmhaus bei 6—8—12° Wärme, gibt ihr einen hellen, trockenen Standort, im Winter sehr wenig und im Sommer reichlich Wasser. C. juncea *L.* ist ein Sommergewächs in Ostindien, wild und kultivirt, 2—3 Fuß hoch, mit fast ansitzenden, lanzettförmigen, etwas seidenhaarigen, einfachen

Blättern und schönen, großen, gelben, eine Endtraube bildenden Blumen. Man säet den Samen im März oder April in einen Topf, in die bei C. arborescens angegebene Erde und stellt ihn ins warme Mistbeet. Die jungen Pflanzen werden einzeln in Töpfe versetzt und in einen Sommerkasten, während der Blüthe auch vor ein sonniges Zimmerfenster gestellt. Vor Bildung der Blüthenknospen versetzt man die Pflanzen mit unverletztem Wurzelballen in größere Töpfe. Im Sommer gibt man reichlich Luft. Das Kraut dient als Brechmittel, die Wurzel gegen Kolik, die Stengel werden wie Hanf oder Flachs zu Seilen, Tauen, Netzen, Sacktuch und selbst zu Papier verarbeitet. C. laburnifolia *L.*, strauchartiges Sommergewächs auf Malabar u. Ceylon, mit dreizähligen Blättern und schönen, großen, gelben Blumen in lockern Trauben, läßt sich durchwintern, verliert aber meist im Winter die Blätter. Das Kraut dient in Ostindien als Brechmittel. C. pulchella *Andr.*, strauchartig, auf dem Kap, mit dreizähligen Blättern und schönen, großen, gelben, in Endtrauben stehenden Blumen, wird bei 5—8° Wärme durchwintert und in sandgemischte Lauberde gepflanzt. Von C. quinquefolia *L.*, einem Sommergewächs in Ostindien, dienen die bitteren Blätter bei gastrischen und biliösen Fiebern als Brechmittel und äußerlich und innerlich bei Hautausschlägen. Von C. verrucosa *L.*, in Ost- und Westindien, werden die Blätter gegen dieselben Uebel, die Wurzel aber gegen Kolik u. Blähungen angewendet.

Crotalum (lat., Klapper, Klingel, Schelle), ein den Kastagnetten ähnliches Klapperinstrument, welches von den Griechen und Römern beim Tanze gebraucht wurde. Nach Einigen bestand es aus zwei Stücken gespaltenen Rohrs, nach Andern aus zwei Stücken Blech, die wie die Kastagnetten mit einander verbunden waren und geschlagen wurden.

Croton, Stadt des Alterthums, in Bruttium, am Aesarus, von den Achäern 710 v. Chr. gegründet, war die blühendste der griechischen Städte in Italien und besonders berühmt durch ihre Sorge für ein geregeltes Staatsleben, sowie für geistige und körperliche Bildung. Hier lebte und lehrte Pythagoras, einer seiner Schüler war Milo, der berühmte Athlet, und 7 Crotoniaten erhielten in Einer Olympiade die ersten Preise. C. war stark genug, um das reiche und mächtige Sybaris zu stürzen (510 v. Chr.), allein in Folge einer großen Niederlage, welche die Crotoniaten am Fluß Sagras von den Lokrern erlitten, und später durch Kriege mit den sicilianischen Tyrannen kam es in Verfall. Hannibal diente die damals schon ziemlich entvölkerte Stadt als Waffenplatz; dann erhielt sie römische Kolonisten, gelangte jedoch nicht wieder zur alten Blüthe. Jetzt Cotrone (s. d.). Von den Mauern der Stadt, die 2 deutsche Meilen im Umfang hatten, sind noch Ruinen vorhanden.

Croton *L.* (Krebsblume), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, charakterisirt durch meist einhäusige Blüthen in Trauben, den 5theiligen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone mit eben so viel Drüsen und 10—20 oder mehr Staubgefäßen, u. die blumenlose Samenpflanze mit 3nüssiger Frucht mit 3 gespaltenen Griffeln, Kräuter, Sträucher und Bäume in warmen Ländern, mit Wechsel- und zeitig abfallenden Nebenblättern, meist mit sternförmigen Haaren bedeckt, in gegen 200 Arten, wovon viele balsamische oder auch gefärbte harzige Säfte und aromatische Rinden besitzen, andere durch Wohlgeruch der Blätter oder Blüthen ausgezeichnet sind, mehre auch Arzneimittel liefern. C. adipatum *Kunth*, ein Baum von etwa 18 Fuß Höhe, am Amazonenstrom wachsend, enthält einen balsamisch-harzigen Saft, der, nach Verletzungen der Rinde ausfließend und verhärtend, dem Weihrauch ähnlich und gleich diesem in Südamerika angewendet wird. C. aromaticum *L.* ist ein kleiner Baum in Ostindien, Cochinchina und auf den Molukken, aus dessen Saft ein Wundbalsam bereitet wird. Auf den Zweigspitzen lebt die Gummilackschildlaus (Coccus Lacca *Kerr.*), daher von ihnen Gummilack gesammelt wird. C. balsamiferum *L.*, ein Strauch Westindiens, enthält in allen Theilen einen bräunlichgelben, wohlriechenden, harzigen Saft, woraus ein trefflicher Wundbalsam bereitet wird. Zweige und Blätter dienen auch zur Bereitung eines beliebten Liqueurs. Von C. Cascarilla *L.*, falscher Cascarillcroton, einem 3—6 F. hohen Strauche im östlichen Florida, Peru, Paraguay, auf den Bahamainseln und den Antillen, leitete man sonst allgemein die Cascarillarinde her. Alle Theile dieses Baumes entwickeln zerrieben einen angenehm aromatischen Geruch, namentlich die Blätter, welche als Theesurrogat dienen. C. cascarilloides *Vahl* (C. Cascarilla *Lam.*), ein Strauch Hayti's, dessen Rinde der ächten Cascarilla ähnlich ist und wahrscheinlich als solche in den Handel kommt, wird gegen 6 Fuß hoch und hat leicht zerbrechliche, zahlreiche Aeste mit lanzettlich zugespitzten, ganzrandigen Blättern, welche oberseits mit zerstreuten, weißlichen Schürpchen und unterseits so dicht mit solchen besetzt sind, daß sie silberfarbig schimmern. C. chamaedrifolium *Lam.* ist eine krautartige Pflanze Columbia's und der Antillen, woselbst sie bei Wunden, Geschwüren, ödematösen Geschwülsten ꝛc. gebraucht wird. C. coccineum *Vahl* ist ein Strauch auf Malabar und Ceylon von 12 Fuß Höhe mit aromatisch-scharfer Wurzel, die man gegen Quetschungen und Blutaustretungen, u. mit gewürzhaften Blättern, die man gegen Schlangenbisse anwendet. C. corylifolium *Lam.* ist ein ästiger Strauch Westindiens, dessen aromatische Aeste, Blätter und Blüthen daselbst gegen Verdauungsschwäche, Kolik, Krämpfe ꝛc. und mit Behenöl übergossen gegen Wunden und Geschwüre in Anwendung sind. C. Draco *Schlchtd.*, Drachenblutcroton, wächst in Mexiko und ist an allen Theilen, besonders in der Jugend, mit einem fast kleienartigen, aus Sternhaaren bestehenden Filze bedeckt. Der blutrothe, erhärtete Saft dieses Baumes gibt eine vorzügliche Sorte Drachenblut (Sanguis Draconis), die sich als mexikanisches Drachenblut von anderen Sorten dadurch unterscheidet, daß sie ein sandartiges, schwarzes, oder etwas bräunliches, aus sehr ungleichen, undurchsichtigen, eckigen, glimmerartig glänzenden Körnchen bestehendes Pulver bildet, das einen bitterlich zusammenziehenden Geschmack hat. Auch C. hibiscifolium *Kunth*, in Columbia, gibt eine Art Drachenblut. C. Eluteria *Sw.*, wahrer Cascarillcroton, auf den Bahamainseln, soll den größten Theil der Cascarillarinde liefern. C. fragrans *Kunth*, am Magdalenenflusse in Columbia, ausgezeichnet durch den Citronengeruch seiner Blüthen, dient als Parfum. Von C. lineare *Jacq.*, in Westindien, besonders auf Jamaica, stark, etwas unangenehm gewürzhaft

riechend, werden die Blätter gegen Kolik und zugleich mit den jungen Zweigen zu aromatischen Bädern und Bähungen angewendet. C. nitens *Sw.* ist ein Strauch Westindiens und Südamerika's, dessen Rinde im Geschmack der Cascarilla gleichkommt und wahrscheinlich auch als solche in den Handel gebracht wird. Von C. Sloanei *Benn*, auf Jamaica, ist die Rinde, Cortex Cascarillae s. Eluteriae, falsche, graue Fieberrinde, officinell. Sie riecht beifußartig, schmeckt stark aromatisch-bitter, enthält ätherisches Oel, einen bitteren Extraktivstoff, Cascarillabitter, und Harz und gehört zu den kräftigsten, reizend-stärkenden Arzneimitteln, indem sie namentlich gegen atonische Verdauungsschwäche, chronische Diarrhöen und Ruhren, Wechselfieber ꝛc. angewendet wird. Auch mischt man sie unter Räucherpulver u. Tabak. Von C. antisyphilitieum *Mart.* (Erva mular) sind die harzig-scharfen, aromatischen Blätter als schweiß- und harntreibendes, nervenerregendes Heilmittel sowie äußerlich bei syphilitischen Geschwüren, Gelenkschwamm und Schlangenbiß als außerordentlich heilkräftig in Gebrauch. Aus C. origanifolium *Lam.*, in Westindien, fließt durch Einschnitte in die Rinde ein gelber, balsamischer Saft aus, der auf Hayti oder Domingo wie Kopaivabalsam angewendet und Kopaivabalsam von Domingo genannt wird. Blätter und Rinde wirken im Aufguß schweißtreibend und krampfstillend. Die frischen Blätter braucht man gegen Wunden und Geschwüre. Auch destillirt man über Zweige und Blätter einen in Westindien beliebten Liqueur. C. pseudochina *Schlchtd.*, Kopalchistrauch, ist ein kleiner Baum und Strauch Mexiko's, mit abstehenden, aschgrauen Aesten, von denen die jüngeren dicht mit Schülfern bedeckt sind. Die Rinde ist der Cascarilla ähnlich u. bei den Mexikanern als Quina blanca officinell, kommt seit 1817 unter dem Namen Cascarilla de Trinidad und seit 1827 häufiger unter dem Namen Cortex Copalchi s. Cortex amarus, Kopalchi- oder Kopalcherinde, Kopalchichina, mexikanische Bitterrinde, im europäischen Handel vor. Von Para kam sie als Quina di Copalchi. Die Stammpflanze wurde erst 1829 von Schiede bestimmt; nach Humboldt hielt man früher den C. suberosum *Kunth* und nach Brandes den C. discolor *Rich.* für dieselbe. Santen fand in 1 Pfund der Rinde 1½ Quentchen ätherisches Oel; ein Alkaloid wurde nicht entdeckt. In ihrem Vaterlande wird die Kopalcherinde wie die Chinarinde gegen Fieber angewendet; in Deutschland und selbst in ganz Europa ist sie trotz vielfacher Empfehlungen nur wenig in Gebrauch gekommen. C. sanguifluum *Kunth*, *Hbldt.*, ist ein 50 Fuß hoher Baum aus Maranhon, welcher eine Art Drachenblut liefert. Die gebräuchlichste Art, C. Tiglium *L.*, Purgircroton, ist ein Baum von 15—20 Fuß Höhe in Ostindien, mit zuweilen schenkeldickem, zuweilen auch vom Grunde an ästigem Stamme, elliptischen, zugespitzten Blättern, Blüthen in 2—3 Zoll langen Trauben mit unterwärts stehenden weiblichen Blüthen und dreiseitigen, stumpfen Früchten mit bis 6 Linien langen, dicht mit braunem Filz bedeckten Samen. In Ostindien wendet man die Wurzel, Holz, Blätter, vorzüglich aber die Samen als Heilmittel an. Sonst waren auch in Europa die Samen als Granatill, kleine Purgirkörner, molukkische Körner, Schismuskörner, indianische Pinien als drastisches Purgirmittel officinell; jetzt bedient man sich fast nur des aus ihnen gepreßten Crotonöls (s. d.). Auch kam ehemals das Holz von dieser Art und von C. Pavana *Ham.*, dessen Same ebenfalls Purgirkörner liefert, unter dem Namen Lignum Pavanae s. moluccense s. moluccanum in den Handel; frisch wirkt es drastisch, getrocknet milde purgirend und schweißtreibend und wird, wie auch die Wurzel und Blätter, in Ostindien als Purgans, letztere auch gegen den Biß giftiger Schlangen angewendet. Holz und Same dienen außerdem zur Betäubung der Fische, welche Art der Benutzung auch in Europa nachgeahmt, aber bald verboten ward. Einige Arten, wie C. penicillatum *Ventenat*, Strauch auf Cuba, C. argenteum *L.*, Sommergewächs in Südamerika, kommen als Zierpflanzen in Gewächshäusern vor.

Crotonöl (Oleum Crotonis), aus den Samen von Croton Tiglium gewonnenes Oel, kommt über Madras und Bombay nach Europa. Es ist honiggelb bis gelbbraun, von der Konsistenz des Baumöls u. schmeckt ölig mit brennend-scharfem Nachgeschmack. Es riecht ranzig oder unangenehm moderig, wird an der Luft dunkler und dickflüssiger, löst sich leicht in Aether, theilweise auch in Alkohol und kann mit Hülfe desselben aus den Samen gewonnen werden, wobei aber das Alkohol das Oel mehr verdrängt, als löst. Das C. ist sehr giftig, wirkt äußerst entzündend, sowohl innerlich wie äußerlich, u. bewirkt, in sehr geringer Dosis genommen, heftige Diarrhöe, in größeren Dosen schmerzvollen Tod. Es besteht der Hauptmasse nach aus einem milden, fetten Oel, in welchem die scharf riechende, flüchtige, ölige Crotonsäure gelöst ist, die aber die Wirksamkeit des C.s nicht bedingt. Vielmehr muß die entzündende Wirkung dem Crotonol zugeschrieben werden, einer harzigen, terpentinartigen Substanz, die nicht flüchtig ist. Der abführend wirkende Bestandtheil des C.s ist nicht bekannt. Das C. wird äußerlich als Reizmittel, innerlich bei gefährlichen Verstopfungen als schnell wirkendes Abführmittel angewandt. Einreibungen der Haut mit C. erzeugen auf der unmittelbar getroffenen Stelle und in der Umgebung lebhafte Entzündung, Bläschen- und Pustelbildung, weshalb man dasselbe auch zur Erzeugung eines starken, tief wirkenden Hautreizes zum Zweck der Ableitung anwendet, so bei heftigem Zahnschmerz, Gesichtsreißen, entzündlichen Kehlkopfaffektionen ꝛc., allein oder mit Mandel-, Senf-, Terpentinöl, Weingeist ꝛc. vermischt. Nur in desperaten Fällen wendet man das C. innerlich an, so bei Starrkrampf (Trismus), bei einigen Gehirnleiden, Kothbrechen, Bleivergiftung ꝛc., und zwar zu 1—3 Tropfen in Mandelöl, Sirup, mit Zucker abgerieben als Pulver, oder mit schleimigen Abkochungen vermischt als Klystier.

Crotoy, Stadt im französischen Departement Somme, an der Mündung der Somme, ein Fischerort mit 1300 Einw. und den Ruinen eines Schlosses, in welchem Jeanne d'Arc gefangen saß.

Croup (v. Engl., Kehlkopfcroup), der jetzt in der Medicin eingebürgerte Name für die schlimmeren Formen der Kehlkopf- und Luftröhrenentzündung, bei welchen sich in der Regel eine zähe, hautähnlich geronnene Masse auf der kranken Schleimhaut absetzt, weber der lateinische Name Angina membranacea, Laryn-

glis pseudomembranacea, häutige Bräune (s. Bräune) kommt. Das Wort C. soll aus der schottischen Volkssprache herstammen, wo es das beim sogenannten Pips der Hühner auf der Zunge abgesetzte Häutchen bezeichnen soll. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts finden sich in der medicinischen Literatur gar keine Nachrichten über den C., erst von da an geschieht desselben, jedoch nur spärlich, Erwähnung, und erst im 18. Jahrhundert wurde diese Krankheit ausführlicher beschrieben und von Home die Bezeichnung C. in die Medicin eingeführt. Als 1807 der Sohn Ludwig Bonaparte's, des damaligen Königs von Holland, am C. starb, eröffnete Napoleon I. eine große Konkursbewerbung und setzte einen bedeutenden Preis für die beste pathologisch-anatomische u. therapeutische Abhandlung über den C. aus. An der Spitze der zur Prüfung der zahlreich eingelaufenen Schriften (83 Bewerber waren aufgetreten) niedergesetzten Kommission stand Royer-Collard, und den Preis erhielten gemeinschaftlich die Arbeiten von Jurine aus Genf und Albers aus Bremen. Seit dieser Zeit ist die Croupliteratur eine überaus zahlreiche geworden, und noch immer mehrt sich dieselbe zusehends. Namentlich sind es mehre französische Schriftsteller, welche in neuester Zeit höchst werthvolle Beiträge zur Aufklärung dieser gefährlichen Kinderkrankheit geliefert und insbesondere die Behandlung des C.s zum Gegenstand eingehender Besprechung gemacht haben. Trotzdem bleibt manche dunkle Seite des Kehlkopfcroups noch unaufgeklärt, u. bis heute ist das Wesen desselben keineswegs genügend erkannt, insbesondere warum derselbe zu manchen Zeiten so verheerend auftritt, während dann wieder Monate lang kein Croupfall beobachtet wird. Der Kehlkopfcroup ist vorzugsweise eine Krankheit des kindlichen Alters, und zwar wird er am häufigsten bei Kindern von 2—5 Jahren beobachtet, seltener vor dem Ablauf des 1. und nach Ablauf des 5. Lebensjahres, obgleich auch Kinder bis zum 12. Jahre davon befallen werden. Bei Erwachsenen sind die schweren Luftröhrenentzündungen sehr selten. Knaben zeigen eine überwiegendere Anlage zu der Krankheit als Mädchen, so daß zuweilen dreimal mehr Knaben als Mädchen von derselben befallen wurden. Im Allgemeinen ist die Beobachtung gemacht worden, daß schlecht genährte, schwächliche Kinder mehr gefährdet sind, als gesunde und kräftige. Darin aber stimmen alle Schriftsteller überein, daß der C. mehr in kälteren Zonen vorkommt, als in wärmeren, und besonders da, wo die Atmosphäre sehr feucht ist und rasche Temperaturveränderungen obwalten. Auch in Betreff der Jahreszeiten ist das Vorkommen des C.s verschieden, am häufigsten kommt derselbe im Winter und Vorfrühling vor, wenn Nordwinde wehen. In großen Städten scheint derselbe öfter in tödtlicherer Form aufzutreten, als auf dem Lande, und schlechtgelegene, feuchte u. überfüllte Wohnungen scheinen die Ursache hierzu mit abzugeben. Uebereinstimmend ist die Angabe der Aerzte, daß der Kehlkopfcroup in früherer Zeit nicht so häufig vorgekommen sei, als jetzt; und wenn man bedenkt, daß die beschuldigten Ursachen doch wohl früher in gleicher Weise, vielleicht manche noch in viel höherem Maße eingewirkt haben müssen, so bleibt nur die Annahme, daß der C. der Ausdruck eines konstitutionellen Leidens sein möchte, und daß die oben genannten Einflüsse nur als Gelegenheitsbedingungen gelten können. Ob der C. anstecke od. nicht, ist vielfältig bejaht und bestritten worden. In den meisten Fällen tritt der C. primär im Kehlkopf auf, in manchen Epidemien jedoch schreitet derselbe von den Rachengebilden abwärts, sekundärer C., wie er sich auch im Gefolge von Masern, Scharlach u. im Verlauf des Typhus sekundär ausbilden kann. Dem wahren C. zum Unterschiede von dem falschen oder Pseudocroup (s. unten) gehen stets Vorboten voraus, welche zwar zuweilen wegen ihrer Geringfügigkeit minder beachtet oder gar übersehen werden, aber niemals fehlen u. bei genauerer Beobachtung stets erkannt werden können. Man findet dann, daß die Kinder mehre Tage lang sichtlich unwohl sind, unruhig schlafen, leicht zum Weinen geneigt sind, auch leichte Fieberbewegungen haben, etwas husten, oder daß die Nase läuft, daß sie öfters niesen, und daß ihre Stimme etwas belegt erscheint. Bald nach dem Auftreten solcher Erscheinungen steigern sich aber dieselben oft ganz plötzlich, der Hals schwillt an, es entstehen Schlingbeschwerden, der Athem wird beschleunigt, das Fieber wird heftig, der Husten bekommt jenen eigenthümlich bellenden Ton, den man, wenn man ihn einmal gehört, leicht wieder erkennt. Dieser Crouphusten ist außerdem schmerzhaft, quälend und trocken. Das Ein- u. Ausathmen wird immer schwieriger, sehr hörbar u. gleicht dem Geräusch einer Säge; die Stimme ist klanglos. Man bezeichnet dies als zweites Stadium. Eigenthümlich und ganz charakteristisch in dieser Zeit sind die sogenannten Croupparoxysmen, in denen sich die Erscheinungen plötzlich steigern, und die besonders zur Nachtzeit aufzutreten pflegen. Schon während der leichteren Grade erwachen die Kinder plötzlich mit einem heftigen Hustenanfalle mit dem Crouptonu. mit oft sehr heftiger Athemnoth. Unter den Zeichen großer Angst, mit zurückgebogenem Kopfe, tief pfeifendem Athemziehen die Kranken mit krampfhafter Anstrengung der Athemmuskeln die Luft in langsamen Inspirationen ein u. greifen mit den Händen an den Hals u. in den Mund, um das Hinderniß zu entfernen. Das Gesicht wird dabei blau, die Halsadern schwellen an, ein heftiger Schweiß bricht aus und fließt von der Stirn herab. Dauert ein solcher Anfall länger an, so kann das Kind ersticken. In der Regel aber läßt die Heftigkeit der Erscheinungen wieder nach, das Kind, äußerst ermattet, schläft wieder ein, wird aber häufig von Neuem durch solche Anfälle aufgeweckt. Zuweilen werden eiterige oder häutige Massen ausgestoßen, worauf dann auf einige Zeit Erleichterung eintritt. Schreitet die Krankheit zum dritten Stadium fort, so werden die geschilderten anfallsweise auftretenden Erscheinungen dauernd, die Athemnoth steigert sich immer mehr, das Athmen wird außerordentlich beschleunigt, unregelmäßig, die Stimme vollkommen klanglos, selbst der Husten gibt keinen Ton mehr, was für den Sachverständigen als eines der schlimmsten Zeichen gilt; die Kinder liegen schlafsüchtig da mit zusammengefallenen, leidenden Zügen, trüben, gebrochenen Augen, das Gesicht ist blausüchtig, die Haut des Körpers trocken und klebrig-feucht, Hände und Füße sind kalt, die Nägel blau. Das Kind wirft den zurückgezogenen Kopf unruhig hin und her, die Halsgrube über dem Brustbein wird heftig eingezogen, der Brustkorb arbeitet angestrengt, ohne daß er sich gehörig hebt, der Puls ist

klein, unzählbar schnell, unregelmäßig, manchmal entstehen noch allgemeine Krämpfe, ehe der Tod eintritt, der, wenn einmal die geschilderten Erscheinungen vorhanden sind und nicht durch die Operation eingegriffen wird, fast niemals lange ausbleibt und zwischen dem zweiten u. siebenten Tage erfolgt. Der geschilderte Verlauf der Krankheit ist jedoch nicht immer derselbe, sondern zeigt zuweilen gewisse Unterschiede. Manchmal sind nämlich die Zwischenzeiten zwischen den einzelnen Anfällen länger, ja tagelang und kennzeichnen sich nur durch etwas heisere Stimme und Fieber. Man muß deshalb immer auf seiner Hut und, so lange die Heiserkeit noch währt, eines erneuten Anfalls gewärtig sein, der denn auch mit einem Male mit großer Heftigkeit auftreten kann. Bei andern Fällen treten gar keine Erleichterungen zwischendurch auf, sondern die Krankheit schreitet von dem ersten Auftreten an stetig sich steigernd fort bis zum höchsten Grade. Von größter Wichtigkeit ist die Untersuchung des Rachens. Man hat nämlich beobachtet, daß häufig die Entzündung auf den Mandeln ꝛc. beginnt und sich von da aus in den Kehlkopf die Luftröhre hinab verbreitet. Man sieht dann bei sorgfältiger Untersuchung an einzelnen Stellen gelbe, linsengroße oder größere Auflagerungen häutiger Gebilde auf der gerötheten, angeschwollenen Schleimhaut. Die Franzosen nennen diesen Zustand, welcher schon 1822 von einem deutschen Arzte Ruppius in Freiburg genau beschrieben und als Vorläufer des Kehlkopfcroups erkannt wurde, Diphtérite. Seltener beginnt der C. im Kehlkopf, und noch seltener findet das Aufsteigen der croupösen Entzündung von den Luftröhren nach dem Kehlkopf zu Statt. Die Crouphaut, eine aus geronnenem Faserstoff bestehende, mit einzelnen Eiterzellen vermischte, sehr zähe und ziemlich derbe Membran, überzieht die Schleimhaut der Stimmritze, das Innere des Kehlkopfs, der Luftröhre und deren Aeste oft bis zu ihren kleineren Zweigen. Sie ist die Ursache der heftigen Athemnoth, wie sie geschildert worden. Es läßt sich denken, wie eine oft nicht unbeträchtlich dicke Auflagerung die ohnedem beim kindlichen Kehlkopf sehr enge Stimmritze beengen und so dem Hindurchströmen der Luft hinderlich werden muß. Diese Croupmembran findet sich, wie gesagt, zusammenhängend bis tief in die Lunge hinein und verengt noch bis dahin die Luftwege; manchmal werden solche röhrenartige Gebilde ausgehustet und stellen dann, wenn man sie in Wasser ausbreitet, baumartig verzweigte röhrige Gebilde dar. Gleichzeitig mit der mechanischen Behinderung rufen diese häutigen Gebilde und die dieselben veranlassende Entzündung krampfhafte Affektion der Kehlkopfmuskeln hervor, und nicht selten bilden sich verbreitete Entzündungen der Lungen aus. Alles dies zusammengenommen macht wohl erklärlich, warum der C. des Kehlkopfs und der Luftröhre zu den gefährlichsten Kinderkrankheiten gehört. Die Gefahr wird aber noch gesteigert durch die nur zu häufig der Krankheit vorausgehende Kränklichkeit der Befallenen. Der wahre C. heilt auch verhältnißmäßig selten und niemals unter 14—21 Tagen; die Croupanfälle, welche schnell vorübergehen, waren wohl niemals durch wahren C., sondern nur durch eine leichte katarrhalische Affektion der Luftwege, sogenannten falschen C., veranlaßt. Heilt der C., so läßt allmählig das Fieber nach, die ausgeschwitzten häutigen Massen werden in zähe, schleimig-eiterige Flüssigkeiten verwandelt und als solche ausgeworfen. Der Athem wird freier, das Kind schläft ruhiger, die Stimme erhält wieder Klang, und der Husten hört über kurz oder lang ganz auf, nachdem er vorher seinen rauhen Ton verloren u. mehr gelöst geklungen hat. Der wahre C. befällt im Ganzen selten ein Kind zum zweiten Male, obschon auch solche Fälle beobachtet worden sind, wo mehre Male häutige Fetzen ausgehustet wurden.

Bei einer so gefährlichen Krankheit bedarf es wohl keiner besonderen Aufforderung, deren Behandlung, sobald nur die ersten Erscheinungen derselben auftreten, sobald sich auch nur die geringste Heiserkeit bei einem Kinde mit gleichzeitigen katarrhalischen, fieberhaften Symptomen zeigt, einem Arzte zu übergeben und ja keine Zeit mit Zuwarten oder gar mit der Anwendung von Hausmitteln zu verlieren. Räthlich ist es allerdings, wie es in manchen Gegenden gebräuchlich ist, besonders in Wohnorten, wo der Arzt nicht alsbald zur Hand ist, vielleicht gar erst aus weiter Entfernung herbeigerufen werden muß, ein leichtes Brechmittel zur Hand zu haben. Einige Gran schwefelsaures Kupferoxyd (blauen Vitriol) sollte jede Familie, welche kleine Kinder hat, vorräthig haben. Denn das erste und unstreitig wichtigste Arzneimittel gegen den entzündlichen Prozeß des Kehlkopfs ist ein Brechmittel, und zwar, nach den übereinstimmenden Erfahrungen der ersten Aerzte, der Brechweinstein (s. d.), der nicht allein seiner brechenerregenden Eigenschaften wegen den günstigsten Einfluß auf den Gang der Entzündung ausübt, sondern auch wegen seiner umstimmenden Wirkung auf das Nervensystem im Allgemeinen die meiste Empfehlung verdient. Momentane Erleichterung erzielt ein in voller Dosis je nach dem Lebensalter des Kranken von $^1/_8$—1 Gran gereichtes Brechmittel wenigstens in den ersten zwei Stadien in der Regel. Zur größeren Sicherheit seiner Wirkung setzt man wohl auch etwas Brechwurzel (Ipecacuanha) zu; kleineren Kindern gibt man den Brechwein. Nur wo man befürchten muß, durch die dem Brechweinstein eigenthümliche, oft allzu sehr angreifende laxirende Nebenwirkung die Kraft des Kranken vorzeitig zu erschöpfen, wird man den Kupfervitriol geben. Neben dem Brechmittel werden Blutentleerungen von den meisten Aerzten empfohlen. Es können dieselben auch gewiß in dem ersten Stadium und bei sehr kräftigen, vollsaftigen Kindern einen günstigen Einfluß auf die Entzündung ausüben, gegenüber dem früheren sehr ausgedehnten Gebrauche derselben findet jedoch jetzt nur noch eine sehr eingeschränkte Anwendung Statt, u. mit Recht, da sie eben nur in das erste u. in den Beginn des zweiten Stadiums passen, bei schwächlichen, ohnehin blutarmen, an Skropheln leidenden Kindern aber oft entschiedenen Schaden stiften, indem sie, zumal bei reichlicherer Anwendung, Schwächezustände herbeiführen und dadurch die Kraft und Ausdauer der Athemmuskeln in bedenklicher Weise vermindern. Mit Bestimmtheit ist nachgewiesen, daß die Blutentleerungen die Bildung der Croupmembran nicht zu hindern im Stande sind, ihre Wirkung beschränkt sich also auf eine Mäßigung der Athemnoth und vielleicht auch auf Verhütung

der weiteren Entzündungserscheinungen in den Lungen. Im Publikum herrschen noch vielfältige Vorurtheile für die Blutentleerungen; diese rühren wohl von den viel häufiger vorkommenden leichteren Entzündungen katarrhalischer Natur und dem sogenannten falschen C. (s. unten) her, der ohnedies bei richtigem Verhalten in der Regel einen weit günstigeren Verlauf nimmt. Gleichzeitig werden noch andere entzündungswidrige Mittel, welche lösend auf die abgelagerten Membranen oder auf den zähen Schleim und die stark angeschwollene Schleimhaut wirken sollen, anempfohlen. Die Anzahl dieser Mittel ist sehr groß. Obenan steht das Kalomel, das früher mehr noch als heut zu Tage in Gebrauch gezogen wurde; ferner das kohlensaure Natron und Kali, die Schwefelleber, die Senega, das schwefelsaure Chinin &c. Auch die Kaltwasserbehandlung spielt eine große Rolle bei dem C., u. zwar wendet man sie in folgender Weise an. Das Kind wird entblößt mit dem Bauche auf ein Kissen gelegt und nun von einiger Höhe herab aus einer Gießkanne mit kaltem Wasser längs der Wirbelsäule langsam eine Zeitlang begossen, sodann gut abgetrocknet und wohl eingehüllt zu Bett gebracht. Es soll dies einige Male des Tages wiederholt werden. Man wickelt wohl auch das Kind in nasse Leintücher ein, läßt es $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Stunde darin und schlägt es dann in wollene Decken ein. In höheren Stadien mag eine solche Behandlung wohl eine kräftige Einwirkung auf die sinkende Kraft der Athembewegungen hervorrufen; immerhin möchte aber eine so eingreifende Behandlung nur mit größter Vorsicht und Rücksicht auf den bestehenden Kräftezustand anzuwenden sein. Unterstützt wird die Behandlung von vorn herein durch kalte Umschläge auf den vordern Theil des Halses längs der Luftröhre und durch fleißige Erzeugung von Dampf in dem Raume des Krankenzimmers. Gleichzeitig hat man Hautreize angewendet, die kalten Umschläge wohl auch mit warmen Kataplasmen vertauscht, reizende Fuß- und Handbäder nehmen lassen, reizende Klystiere, namentlich in späteren Stadien gegeben, welche letztere in manchen Fällen eine sichtlich ableitende Wirkung ausüben u. dadurch die Athemnoth und die Heftigkeit des Fiebers zu mildern vermögen. Ein wichtiges u. nie zu versäumendes örtliches Mittel sind, namentlich da, wo die Croupmembran schon in den Schlingorganen sichtbar ist, die Aetzungen letzterer mit Höllenstein in Substanz oder mit starken Lösungen desselben oder mit verdünnter Salpetersäure vermittelst eines an ein Fischbeinstäbchen angebundenen Schwämmchens, das in die Flüssigkeit eingetaucht und kräftig auf die Schleimhaut applicirt wird, eine Procedur, die, rechtzeitig angewendet, von vorzüglicher Wirkung ist und deshalb auch nach Abstoßung des Aetzschorfes (s. Aetzmittel) von Zeit zu Zeit zu wiederholen ist. Gegen heftigen Stimmritzenkrampf hat man in neuerer Zeit auch manchmal Chloroform mit Erfolg einathmen lassen. Steigen aber die Erstickungserscheinungen trotz allem bisher angegebenen Verfahren, so bleibt nun noch als letztes und allein Rettung ermöglichendes Mittel der Luftröhrenschnitt, die Tracheotomie, eine Operation, die in neuester Zeit viel mehr als früher geübt u. in manchen Fällen von Erfolg gekrönt wurde. Nur darf dieselbe weder zu früh, noch, was leider des Widerstandes der Angehörigen wegen öfter der Fall ist, zu spät gemacht werden. Laien dürfen nur nicht erwarten, daß durch die Operation selbst Heilung erzielt werden könne, sie ist vielmehr nur das einzige Mittel, der sicheren Erstickung für den Augenblick vorzubeugen und der Krankheit ihre schlimmste Seite, soweit diese die verengte Stimmritze betrifft, zu nehmen. Daß der Erfolg derselben in vielen Fällen nicht den sanguinischen Erwartungen der Aeltern &c. entspricht, darf sie in den Augen des Publikums nicht in Mißkredit bringen. Gar häufig gehen, wie oben bereits angegeben, die häutigen Ablagerungen bis tief in die feineren Luftröhrenzweige hinab, und ebenso oft gesellt sich im Verlaufe der Krankheit an und für sich schon sehr lebensgefährliche Entzündung der Lunge hinzu. Selbst in späteren Stadien sollte deshalb der Versuch zur Rettung durch die Tracheotomie nie versäumt werden, da dieselbe auch bei eingetretener Asphyrie zuweilen noch lebensrettend ausgeführt worden ist, wie die Erfahrung beweist. Bei dem oben angeführten Gebrauche von arzneilichen und andern Mitteln ist noch fleißiges Reichen von lauwarmem oder auch kühlem Getränke anzurathen; die Zimmertemperatur ist gleichmäßig warm zu erhalten. In der Rekonvalescenz suche man die Kräfte des Kindes durch kräftigendes Verfahren möglichst zu heben, und nur allmählig darf der Kranke, besonders in der rauheren Jahreszeit, der frischen Luft ausgesetzt werden. Besondere Vorsicht ist zur Zeit einer herrschenden Croupepidemie den Angehörigen anzurathen, jede, auch noch so geringe Affektion der Athemorgane sorgfältig zu überwachen, um jede entzündliche Erscheinung gleich von vorn herein in geeigneter Weise zu bekämpfen.

Von den Laien wird jede Kehlkopfaffektion, wenn dieselbe von jenem bellenden Tone begleitet ist, Bräune genannt. Bei der geringen Weite der Stimmritze, namentlich bei ganz kleinen Kindern, kann allerdings jede katarrhalische Schwellung der Stimmritzenschleimhaut einige, manchmal auch momentan beträchtlichere Athemnoth hervorrufen. Dieser falsche C., Pseudocroup, so genannt, da ein Anfall desselben von den erschreckten Angehörigen als wirklicher C. angesehen zu werden pflegt, unterscheidet sich aber von letzterem dadurch, daß die Kinder zur Nachtzeit ohne besonders bemerkbare, höchstens ganz geringe katarrhalische Erscheinungen und ohne heftigeres Fieber mit bellendem Husten erwachen, daß das Fieber auch nach dem Anfalle gering ist u. der Husten u. die Stimme bald wieder einen normalen Klang annehmen, daß die Rachengebilde an der entzündlichen Schwellung wenig Antheil nehmen und der Verlauf des ganzen Krankheitszustandes ein sehr schnell vorübergehender ist. In der Regel ist der Ausgang ein günstiger, nur bleibt gern eine Neigung zu Recidiven zurück. Gegen diesen Pseudocroup genügen denn auch in der Regel einfache, lauwarme Getränke, lösende Arzneimittel, doch ist anzurathen, die Kinder sorgfältig vor allen schädlichen Einflüssen, namentlich vor Erkältung zu schützen und nur bei heftiger Athemnoth, wenn sie längere Zeit anhalten sollte, ein Brechmittel zu reichen.

Vgl. Friedreich, in Virchows „Handbuch der spec. Path. und Ther.“: Krankheiten der Nase &c.,

Erlangen 1858, und die daselbst ausführlich verzeichnete Literatur.

Croupier (franz.), der stille, ungenannte Theilnehmer eines Kompagniegeschäfts; auch Gehülfe einer Spielbank, welcher die von den Pointeurs verlorenen Gelder einzieht.

Crowea *Smith*, Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch und die 5 ansitzenden, lanzettförmigen Blumenblätter, die flachen, pfriemenförmigen Staubfäden mit der Länge nach innen angewachsenen Antheren und die mit einem Umschlage versehenen Samen. Die einzige Art ist C. saligna *Smith*, ein Strauch auf Neusüdwales, der, eine vortreffliche Zierde der Gewächshäuser, Schönheit mit aromatischem Wohlgeruche vereinigt. Der Stengel ist aufrecht, mit schlanken, dreiseitigen, glatten Zweigen; die Blätter sind abwechselnd, ansitzend, lanzettförmig, ganzrandig, spitz, einrippig, ungeadert, glatt, unten fein punktirt, beim Reiben stark riechend; die Blumen einzeln-winkelständig, zahlreich, sehr schön, roth, reichlich 1 Zoll im Durchmesser, kurz gestielt. Der Strauch liebt sandige Torf- und Heideerde, oder sandige Heideerde u. etwas Rasen- oder Walderde, worin Vaccinien wachsen. Man kann ihn bei 5—8° Wärme in einem hellen Zimmer durchwintern. Im Sommer stellt man den Baum ins Freie und schützt ihn gegen heiße Sonnenstrahlen und heftigen Regen. Da er nicht viele Nässe verträgt, so muß man ihn mäßig begießen, besonders im Winter; bis zum Welkwerden der Blätter darf aber die Erde nie austrocknen, denn alsdann ist die Pflanze verloren. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge.

Crownglass (engl.), Kronglas, ein sehr helles Krystallglas, welches zu optischen Zwecken gemeinsam mit Flintglas verarbeitet wird. Die Zusammensetzung wurde sehr lange geheim gehalten, ebenso die Art der Bereitung. Bontemps u. Guinand, die Erfinder, haben jetzt ihr Geheimniß veröffentlicht. Das C. besteht nach Bontemps aus 120 Theilen Sand, 35 Th. Potasche, 20 Th. Soda, 15 Th. Kreide, 1 Th. Arsenik; nach Guinand aus 400 Th. Glas, 160 Th. Soda, 20 Th. Borax, 20 Th. Mennige, 1 Th. Braunstein. Die Operationen in der Fabrikation dieses Glases sind denen der Flintglasfabrikation vollkommen ähnlich. S. Glas.

Crown Point, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, an der Westküste des Champlainsee's, mit 2400 Einw. u. den romantisch gelegenen Ruinen eines alten französischen Forts.

Croy, Dorf in der schottischen Grafschaft Inverneß, mit 1710 Einw., geschichtlich denkwürdig durch die Niederlage, welche hier der Prätendent Karl durch die Königlichen erlitt, den 16. April 1746.

Croy, berühmte fürstliche Familie, die nach einer unwahrscheinlichen Sage von einem Enkel König Bela's II. von Ungarn († 1141), der sich mit Katharina von Airaines und Croy in Frankreich vermählte, abstammen soll. In Rücksicht auf diese vorgegebene Abstammung erlangte Graf Karl zu C. vom Kaiser Maximilian I. die Reichsfürstenwürde. Durch den Reichsdeputationshauptreceß erhielt er für seine auf dem linken Rheinufer verlornen mittelbaren Güter das ehemalige münstersche Amt Dülmen, im Umfange von 6 QM., und ward durch die wiener Kongreßakte wegen dieser Besitzung als Standesherr der Krone Preußen unterworfen. Das Haus theilt sich in zwei Linien, beide mit dem Herzogstitel. Die erste, Croy-Dülmen, besitzt mehre Herrschaften in den Niederlanden, residirt zu Dülmen und im Sommer auf dem Schlosse l'Hermitage bei Condé; die zweite, Croy-Havré, die das Herzogthum Havré und andere Güter in den Niederlanden u. in Frankreich besaß, starb mit dem Herzog Joseph den 12. Nov. 1839 in der männlichen Linie aus. Merkwürdig sind:

1) Anton von C., geboren 1385, zeichnete sich in den dem Frieden von Arras 1435 vorhergehenden Kämpfen mehrfach aus, nahm als Gouverneur von Namur 1445 an der Fehde mit Eberhardt von der Mark Antheil, focht 1452 gegen die rebellischen Genter u. unterwarf 1453 als Statthalter der Provinz Luxemburg die in Aufruhr begriffenen Städte. Vor den Intriguen des Grafen von Charolais mußte er 1464 nach Frankreich flüchten u. † 1475.

2) Wilhelm von C., Herzog von Soria u. Arci, Herr von Chièvres, der Weise, 1458 geboren, kaiserlicher Oberstkämmerer, Vogt und Generalstatthalter mehrer Fürstenthümer, Städte und Schlösser, einer Grafschaft, Statthalter u. Generalkapitän der Niederlande und der anstoßenden Meere, Admiral von Neapel und Generalkapitän sämmtlicher Flotten der Reiche Karls V., machte sich besonders als Erzieher, Freund und Rathgeber dieses Kaisers berühmt. Noch in jugendlichem Alter diente er unter Karl VIII. und Ludwig XII. in den neapolitanischen u. mailändischen Feldzügen. Als Philipp den kastilischen Thron bestieg, machte er ihn zum Statthalter der Niederlande, u. Maximilian I. übertrug ihm die Erziehung des Erzherzogs Karl. Um den Frieden und den Wohlstand der Niederlande erwarb er sich bedeutende Verdienste, dagegen beschuldigten ihn die Spanier der Erpressung. C. † den 28. Mai 1521.

3) Karl, Herzog von C. und Arschot &c., den 1. Juli 1560 geboren, trat, 16 Jahre alt, auf die Seite der mißvergnügten Niederländer, half den Erzherzog Matthias zum Statthalter wählen, ward 1582 zum Statthalter von Brügge und im September d. J. zum Gouverneur von ganz Flandern erwählt. Als er aber auf die Hand der Prinzessin von Oranien, um derentwillen er zur reformirten Kirche übergetreten war, verzichten mußte, trat er zur spanischen Partei und zur katholischen Kirche zurück, focht dann 1585—86 unter dem Herzog von Parma, führte 1587 bei der Belagerung von Sluis sämmtliche Ordonnanzkompagnien, eroberte 1588 Bonn, nahm sodann als Befehlshaber aller Ordonnanzbanden mehre Städte, vertheidigte 1596 die Provinz Artois und ging nach dem Frieden von Vervins 1598 als Geisel mit nach Frankreich. Hier erlangte er von Heinrich IV., daß die Herrschaft C. zum Herzogthum erhoben wurde. Im Jahre 1600 in den niederländischen Staatsrath aufgenommen, † er den 13. Juli 1612 zu Beaufort in Artois, ohne Nachkommen, worauf die Güter an seine Schwester Anna, Gemahlin des Herzogs von Aremberg, fielen, weshalb dies Haus noch jetzt den Titel Herzog von C. und Arschot führt.

Croydon, Stadt in der englischen Grafschaft Surry, 2 Meilen südlich von London, an der london-brightoner Eisenbahn, hat eine schöne Kirche, ein großes Hospital im alten bischöflichen Palast u.

10,260 Einw., die Calicosmanufaktur und Handel mit Steinkohlen und Getreide treiben. Hier befindet sich auch die Militärschule der ostindischen Kompagnie (Royal India Military College) in dem 1809 erkauften Addiscombe House.

Croyland (Crowland), alte Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, südlich von Boston, in schwer zugänglicher Gegend zwischen Sümpfen, mit 2466 Einw. und den Ruinen einer alten und berühmten Abtei (716 erbaut). Merkwürdig ist auch die alte u. nur für Fußgänger gangbare, sehr steile dreieckige Brücke, bestehend aus 3 halben Bögen, die sich im Mittelpunkt vereinigen.

Crozat, Joseph Antoine, Baron de Thiers, französischer Finanzmann und Kunstsammler, geboren 1696 in Toulouse, kam als Savoyardenknabe mit einem Murmelthiere nach Toulouse, wo er sich vom Laufburschen zum Schatzmeister der Stände von Languedoc, Intendanten des Herzogs von Vendôme u. Einnehmer des Klerus aufschwang und 1740 †. Fast sein ganzes Leben u. sein durch Bank- und Rhedereigeschäfte erworbenes großes Vermögen verwendete er auf die Sammlung von Gemälden und geschnittenen Steinen und gelangte zu einem Kabinet, wie wohl kein zweites in Europa zu finden war; es enthielt allein über 400 der ausgezeichnetsten Originalgemälde und 19,000 Originalhandzeichnungen. Auch ließ er zur Förderung der Kunst die Gemäldegallerie des Königs und des Herzogs von Orléans stechen, welche Sammlung 1729 zu Paris erschien und unter dem Namen des Cabinet de C. bekannt ist. Von C.s Kabinet gab Mariette heraus: „Description sommaire des desseins des grands maitres du cabinet de feu M. C." (Par. 1741—42, 2 Bde.). Die Sammlung selbst ging durch ein Vermächtniß an C.s Bruder, den Marquis Duchatel, durch Kauf 1742 an den Herzog von Orléans über und kam 1772 nach Petersburg. C. selbst ätzte einige Blätter nach Boucher, die mit T. f. (Thiers fecit) bezeichnet sind.

Crozetinseln, eine Gruppe kleiner vulkanischer Inseln im südlichen indischen Ocean, auf der Wasserstraße vom Kap nach Neuseeland zwischen der Prinz-Edwardsinsel u. dem Kerguelensland. Die Hauptinsel ist Possession Island, mit einem guten Hafen.

Crozophora *Necker* (Lackmuskraut, Krebskraut), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, charakterisirt durch die einhäusigen Blüthen in Trauben (die zahlreich vorhandenen männlichen mit 5theiligem Kelch, eben so viel Blumenblättern und unten verwachsenen Staubfäden, die weiblichen, am untern Theile der Traube befindlichen, länger gestielt mit 10theiligem Kelch ohne Blumenkrone, aber mit einem mit 3 3spaltigen Griffeln gekrönten Fruchtknoten und 3 kammeriger Springfrucht), Sträucher oder Sommergewächse in Südeuropa, Aegypten und Ostindien. C. tinctoria *Adans.*, Croton tinctorium, *L.*, Tournesolpflanze, Färbercroton, ein Sommergewächs an den sandigen Küsten des mittelländischen Meeres, besonders in Südeuropa und Nordafrika, diente bei den Alten gegen Würmer und der ausgepreßte scharfe Saft zum Wegätzen der Warzen. Durch Behandlung mit Kalk und Urin gibt der Saft eine blaue Farbe, mit welcher man in Frankreich Leinwandstückchen färbt, die als blaue Schminkläppchen, Bezette, Bezetta caerulea, bekannt sind; durch Säuren geröthet geben sie die rothen Schminkläppchen (Bezetta rubra). Jetzt färbt man solche Läppchen mit Lackmus blau oder durch Cochenilleabsud und Karmin roth. In Holland bedient man sich noch jetzt der Bezetta caerulea, um die holländischen Käse außen zu färben, sowie zur Bereitung des blauen Zuckerpapiers, zu Indiennen &c.

Crucianella *L.* (Kreuzblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch die 2—3blätterige Blumenhülle, die Korolle mit fadenförmiger Röhre und 4spaltigem Rande und 2 linienförmige, an der Spitze nackte Samen, von welcher eine Art, C. stylosa *Trin.*, eine ausdauernde Pflanze in Ghilan in Persien, als Zierpflanze in deutschen Gärten vorkommt. Die Pflanze ist ausgezeichnet durch sehr zierlich rosenrothe, in zahlreichen Endknöpfchen geordnete, 5männige, oft 5spaltige Blumen mit lang hervorstehender, keulenförmiger Narbe, dauert an beschützter Stelle im Freien, liebt einen lockern, nahrhaften, mäßig feuchten Boden und wird durch Wurzeltheile vermehrt. Man kann sie auch im Topfe kultiviren.

Cruciferae (lat.), Kreuzblüthler, s. Kruciferen.

Cruciger (Creuziger), Kaspar, einer der vorzüglichsten Reformatoren, am 1. Jan. 1504 zu Leipzig geboren, studirte zu Wittenberg und wurde auf Luthers Empfehlung 1524 Rektor in Magdeburg, 1528 Professor der Theologie und Schloßprediger in Wittenberg, nahm an den Religionsgesprächen zu Marburg (1529), sowie zu Wittenberg (1536), Schmalkalden (1537), zu Worms (1540), zu Hagenau (1540), zu Regensburg (1541) und zu Augsburg (1548) Theil, führte 1539 die Reformation in Leipzig ein und neigte sich in späteren Jahren der reformirten Lehre zu. Im Jahre 1546 wurde er Rektor der Universität Wittenberg. Er † am 16. Nov. 1548. C. hat durch seine Gelehrsamkeit, seine Mäßigung und seinen Fleiß das Werk der Reformation außerordentlich gefördert. Luther übersandte ihm einen großen Theil seiner Bibelübersetzung, namentlich des Alten Testaments zur Prüfung und Berichtigung. Er schrieb Luthers Predigten und Vorlesungen nach, übersetzte viele Schriften desselben ins Lateinische, andere ins Deutsche und lieferte Kommentare über mehre biblische Bücher. Auch war C. ein vortrefflicher Kanzelredner. Sein Sohn, Kaspar der Jüngere, 1525 zu Wittenberg geboren, Doktor und Professor der Theologie daselbst, ward als Anhänger der reformirten Lehre von seinem Amt entfernt und † als Konsistorialpräsident zu Kassel 1597. Dessen Sohn, Georg, ebenfalls reformirter Theolog, am 24. Sept. 1575 zu Merseburg geboren, Lehrer des Prinzen Moritz von Hessen, Professor der Logik, der hebräischen Sprache u. der Theologie zu Marburg, wohnte 1618 der Synode zu Dortrecht bei und † am 8. Juli 1637.

Crucis (lat.), der dritte Quatember, der Mittwoch nach Kreuzeserhöhung (exaltatio sanctae crucis), der 14. Sept.

Crud, C. V. B., Baron von, berühmter schweizerischer Landwirth, 1763 zu Genf geboren, hatte große Besitzungen in der französischen Schweiz, in der Romagna und Lombardei und stellte gründliche Beobachtungen über den Landbau an, deren

Resultate er in seiner „Economie de l'agriculture“ (Paris 1820, 11 Bde.) niederlegte. Großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine vortreffliche Uebersetzung von Thaers „Rationeller Landwirthschaft“ („Principes raisonnés d'agriculture“, Paris 1831). Durch die „Berichte an den Landamman und die Tagsatzung der 19 Kantone der Schweiz über die landwirthschaftliche Anstalt des Herrn von Fellenberg zu Hofwyl“ (Zürich 1808) förderte er diese Bildungsanstalt bedeutend. C. † 1840 auf seinem Gute Genthod am Genfersee.

Crüger, Johann, einer der ausgezeichnetsten Komponisten evangelischer Kirchenlieder, geboren 1598 zu Großbrense bei Guben, studirte seit 1620 zu Wittenberg Theologie, wurde 1622 Kantor an der Nikolaikirche in Berlin u. † hier als Musikdirektor den 22. Februar 1662. Er gab heraus: „Neues Gesangbuch augsburgischer Konfession“ (Berl. 1648), „Geistliche Kirchenmelodien“ (das. 1849) u. A. m.

Crujishantem, Fabrikort in der belgischen Provinz Ostflandern, mit wichtigen Leinwandfabriken (700 Meister) und Bleichen, sowie einer Musterwerkstatt für Leinweberei und 6750 Einwohnern.

Cruikshank, George, berühmter englischer Karrikaturenzeichner u. Kupferstecher zu London, wurde 1794 zu London geboren. Seine Karrikaturen sind durchaus originell u. humoristisch. Es erschienen von ihm zwei Sammlungen Kupferstiche als Erklärung launiger Einfälle und Scenen, die „Squibs, or satyrical sketches“ (London 1832, 3 Hefte) und „Twelve sketches illustrative of Sir W. Scotts Demonology an Witchcraft“ (das. 1832). Auch lieferte er die Zeichnungen zu den „Points of humour“, sowie zu Petigrero's „History of epyptian mumies“ (Lond. 1834). In neuerer Zeit lieferte er treffliche Skizzen zu beliebten Romanen, namentlich zu Dickens' Werken. Mit seinem älteren Bruder Robert, einem guten Miniatumaler, gab er ausgezeichnete Skizzen über das Sprüchwort „The life in London is death“ (Das Leben in London ist Tod) heraus.

Cruor (lat.), das aus den Adern gelassene Blut; C. sanguinis, das Blutroth, der färbende Stoff des Blutes (s. d.).

Crupa, Festung in Bosnien, an der Unna, früher den Rhodiserrittern, dann dem Grafen von Zriny gehörig, bekannt durch die 1524 hier erfolgte Niederlage der Türken, die C. 1565 eroberten.

Crurifragium (lat.), das Beinbrechen, welches bei der Kreuzigung zur Anwendung kam, wurde bisweilen auch als Strafe über Sklaven, ja sogar über Freie verhängt, bis es von Konstantin dem Großen sammt der Kreuzigung abgeschafft wurde.

Crus (lat.), Bein, sowohl Ober- als Unterschenkel; cruris ossa, Schenkelknochen.

Crusca (Accademia della), s. Akademie, vgl. Florenz.

Crusell, Henrik Bernhard, einer der ausgezeichnetsten schwedischen Komponisten und Tonkünstler der neuesten Zeit, geboren am 15. Oktober 1775 zu Nystad in Finnland, erhielt erst seit 1791 förmlichen Musikunterricht und wurde schon nach 2 Jahren als erster Klarinettist bei der königlichen Hofkapelle zu Stockholm angestellt. Seit 1798 bildete er sich noch in Berlin bei dem älteren Tausch und wurde 1801 als Mitglied der musikalischen Akademie zu Stockholm angestellt. Im Jahre 1803 studirte er unter Berton u. Gossec die Komposition, unternahm dann 1811 u. 1812 mehre Kunstreisen ins Ausland, ward 1818 Direktor des Musikcorps der beiden königlichen Leibgrenadierregimenter zu Stockholm und † daselbst im Juli 1838. Seine Koncerte, Quartetten u. Solo's für die Klarinette erschienen zu Leipzig, außerdem 2 Hefte Lieder mit Begleitung des Pianoforte, die Musik zu Tegnérs „Frithjofs-Saga“ und zu dessen Gedichten: „Flyttfoglarn“ und „Fogelleken“. Auch übersetzte er mehre deutsche, französische und italienische Opern ins Schwedische und richtete sie für die schwedische Bühne ein. Von ihm ist auch die Musik zu dem Drama: „Den lilla Slafwiennan“.

Crusenstolpe, Magnus Jakob, schwedischer Publicist und Romanschriftsteller, den 11. März 1795 zu Jönköping geboren, widmete sich der juridischen Laufbahn, ward 1821 Vicelandessekretär zu Mariastad u. 1825 ordentlicher Assessor im Hofgericht zu Stockholm, mußte jedoch 1834 seinen Abschied nehmen und lebte seitdem in Stockholm, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. In seinem „Politiska Asigter“ (1818) pries er die sogenannte Freiheitszeit von 1719—72 mit bezaubernder Gewalt der Sprache. Mit L. J. Hjerta gab er seit 1828 eine „Reichstagszeitung“, und zwar im Geiste der Opposition heraus, sodann allein von 1830 bis 1833 das „Fäderneslandet“, das aber, im Interesse der Regierung geschrieben, keine Theilnahme im Volke fand. Dadurch plötzlich zum Vertheidiger demokratischer Principien geworden, geißelte er in seiner „Skildringar ur det inre af Dagens Historia“ (Stockh. 1834, 2 Bde.) die Männer der Regierung mit scharfem Spotte, in Folge dessen er seine Entlassung nehmen mußte. Die von ihm angekaufte tessinische Bibliothek lieferte ihm Materialien zu dem „Portefeuille“ (Stockholm 1837—45, 5 Bde.) u. zur Historich Tafla af Gustav IV. Adolphs första Lefnadsar“ (das. 1837); doch wurden diese Schriften nicht mit der Theilnahme aufgenommen wie seine noch 1851 fortgesetzten „Ställningar och Förhallanden“ (1838), Tagesfragen, Charakterskizzen und Anekdoten in höchst anziehender und witziger Darstellung enthaltend. Wegen einer sarkastischen Aeußerung, die Regierung habe durch eine am Sonntage vorgenommene militärische Ernennung ein Sabbathsverbrechen begangen, hatte er von 1838—41 Festungshaft zu büßen, was mehrfache Tumulte in Stockholm veranlaßte. In seinem „Morianen“ (Stockholm 1840 — 44, 6 Bde., deutsch, Berlin 1842—44, 6 Bde.) gab er die Geschichte Schwedens seit der Thronbesteigung Adolf Friedrichs in Romanform glänzend geschildert, aber ohne künstlerische Verkettung und nicht selten unzuverlässig. Er schrieb noch die Romane: „Carl Johan och Svenskarne“ (Stockholm 1845—46, 3 Thle., deutsch, Berlin 1845—47), „Tvänne äkteskaper“ (Stockholm 1847) u. „Huset Tessin under frihetstiden“ (das. 1847—49, 4 Bde., deutsch, Berlin 1847 bis 1850, 5 Bde.).

Crusius, 1) Christian August, scharfsinniger, aber zugleich schwerfälliger und zum Mysticismus geneigter, einflußreicher Philosoph und Theolog, den 10. Januar 1715 zu Leuna bei Merseburg geboren, studirte zu Leipzig Theologie und Philosophie und † daselbst als erster Professor der Theologie den 18. Oktober 1775. Die Philosophie zu einer die Vernunft gänzlich befriedigenden und mit

dem orthodoxen theologischen System übereinstimmenden Wissenschaft zu erheben, suchte er an die Stelle des wolfschen Systems sein eigenes zu setzen, das er in folgenden Schriften behandelte: „Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten" (1745, 3. Aufl. 1766); „Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß" (1747, 2. Aufl. 1762); „Anleitung, über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig nachzudenken" (1749, 2 Thle., verm. Aufl. 1772); „Anweisung, vernünftig zu leben" (1744, 3. Aufl. 1767). Seine Schule hörte noch vor seinem Tode auf; erst Kant erkannte in ihm den vorzüglichsten Beförderer der Philosophie. Einen gedrängten Auszug aus seinen philosophischen Schriften lieferte sein enthusiastischer Anhänger J. E. Wüstemann: „Einleitung in das philosophische Lehrgebäude des Hrn. Dr. C." (Wittenberg 1757).

2) Gottlob Christian, Lexikograph, den 14. Juli 1785 zu Lichtenstein im Königreich Sachsen geboren, studirte zu Wittenberg u. Halle Theologie und Philologie, ward 1812 Lehrer und Kantor zu Osterode und 1816 Kantor, später Subrektor zu Hannover, wo er eine Singakademie errichtete. Seit 1843 pensionirt, † er den 12. Mai 1848. Außer einem „Vollständigen griechisch-deutschen Wörterbuch über die Gedichte des Homerus und der Homeriden" (3. Aufl. 1849), einer Ausgabe des Homer und des Livius lieferte er Wörterbücher zum Julius Cäsar, Sallust, Curtius, Virgilius, zu Xenophons Cyropädie und Memorabilien, besorgte die Revision und Emendation verschiedener Schriften, z. B. Billerbecks und Bröders, u. schrieb Aufsätze und Recensionen in verschiedene Zeitschriften.

3) Heinrich Wilhelm Lebrecht, eifriger Beförderer der praktischen Landwirthschaft, zu Leipzig am 18. Juni 1790 geboren, studirte hier die Rechte, opferte sodann als Mitglied der patriotischen Gesellschaft seine Zeit und einen Theil seines bedeutenden Vermögens der Heilung der durch die Kriegsjahre 1813—14 Sachsen geschlagenen Wunden, übernahm 1823 sein Rittergut Rüdigsdorf, 1825 nach seines Vaters Tod auch Sablis, ward 1830 ritterschaftlicher Abgeordneter bei der ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung u. bewährte auch in dieser Stellung seine patriotische Aufopferungsfähigkeit, indem er als einer der ersten Rittergutsbesitzer die Gerichtsbarkeit über seine Rittergüter an den Staat abtrat u. seinen Bauern die meisten Frohnen erließ. Er blieb in seiner öffentlichen und staatsmännischen Wirksamkeit als Landtagsmitglied bis 1848 u. vertrat in der ersten Kammer stets die Partei des besonnenen Liberalismus, sich in allen Fragen durch die Klarheit seines Urtheils auszeichnend. Als 1849 die alte, von den Kammern verworfene Verfassung von der Regierung wieder eingeführt wurde, verweigerte er seinen Eintritt in die Kammer. Seiner Anregung verdankt Sachsen mehre segensreiche Stiftungen. So gründete er mit Anderen die Augenheilanstalt in Leipzig, sodann 1826 die Gesellschaft zu gegenseitiger Hagelschadenversicherung, später die leipziger ökonomische Societät, deren Direktor er wurde. Ferner bethätigte er sein Organisations- und Administrationstalent als Leiter der landwirthschaftlichen Vereine und des Industrievereins für das Königreich Sachsen und als Mitbegründer der leipzig-dresdner Eisenbahn. Die Musterwirthschaften auf seinen Gütern und in seinen Forsten wirkten fördernd auf die weitesten Kreise der landwirthschaftlichen Bevölkerung. Von der sächsischen Regierung zum Vorsitzenden des Landeskulturraths berufen, rief er die landwirthschaftliche Versuchsanstalt zu Möckern hervor und gab unter dem Namen der „Oekonomischen Societät" mehre Jahre einen „Volkskalender", sowie einen „Handatlas des Königreichs Sachsen" mit statistischen Nachrichten heraus. Er † den 26. August 1858 auf seinem Gute Rüdigsdorf.

Crusta petrosa (lat.), s. v. a. der steinige Cäment, der bei vielen pflanzenfressenden Säugethieren bald die Zahnwurzel umkleidet, bald die mit Schmelz bedeckten Lamellen der Zahnkronen mit einander verkittet.

Cruveilhier, Jean, berühmter französischer Arzt und Anatom, den 9. Febr. 1791 zu Limoges geboren, war Dupuytrens Schüler, längere Zeit Professor der chirurgischen Pathologie zu Montpellier, dann Professor der pathologischen Anatomie an der medicinischen Fakultät zu Paris und wurde 1836 Oberarzt und Direktor des Hospice de la Maternité. Von seinen Schriften sind bemerkenswerth: „Anatomie pathologique du corps humain" (Paris 1842—45, 2 Bde., mit 233 Kupfern), „Cours d'études anatomiques" (das. 1830 f.), „Traité d'anatomie descriptive" (das. 1833—35, 4 Bde., neue Aufl. 1843—45), „Anatomie du système nerveux" (das. 1838 ff.), „Traité d'anatomie pathologique générale" (das. 1849, 2 Bde.) und „Traité d'anatomie descriptive" (das. 1851). Auch beschrieb er das Leben Dupuytrens (Paris 1840).

Cruvelli, Sophie, Sängerin aus Bielefeld, vollendete ihre Ausbildung unter der Leitung von Permacini und Bordogni zu Paris und sang hier 1847 zum ersten Male in einem Koncert. Sie verwandelte darauf ihren Namen Krüvel in C., begab sich nach Mailand, trat noch 1847 als Elvira in Verdi's „Ernani" zu Venedig auf und wurde 1848 für das Theater der Königin zu London engagirt. Durch die schwedische Nachtigall hier verdunkelt, kehrte sie nach Deutschland zurück und trat auf verschiedenen Bühnen u. in mehren Koncerten auf, so in Berlin, Triest rc. In Mailand und Genua sang sie mit dem größten Beifall. Zu Paris fand sie in der italienischen Oper die enthusiastischste Aufnahme, die ihr auch später in der ganzen Saison von London u. auf dem Gesangfeste zu Worcester zu Theil wurde. Kenner rühmen indessen mehr ihre schönen Stimmmittel und eine gewisse Kühnheit des Vortrags, als die Feinheit ihrer Gesangskunst. Neuerdings hat sie sich mit dem Baron Vigier in Paris verheirathet und die Bühne verlassen.

Crux (lat.), Kreuz, in der katholischen Kirche eine Prozession, der ein Kreuz vorangetragen wird, sowie die dabei übliche Litanei; daher C. nigra, die große gregorianische Litanei, bei der die Kirche schwarz verhangen wird; uneigentlich Marter, Qual, oder was solche verursacht, z. B. Crux interpretum, eine schwer zu erklärende Stelle eines Schriftstücks.

Cruz, s. Santa-Cruz.

Cruz, 1) S. Juan de la, spanischer geistlicher Dichter, 1542 zu Antiveros in Altkastilien geboren, studirte zu Medina del Campo bei den Jesuiten,

ward Karmeliter und um 1568 Abt des nach neu reformirten Ordensregeln gegründeten Klosters zu Manreza. Um eben dieser Reform willen angefeindet und inhaftirt, gründete er, wieder frei, 1579 das Kloster von Baeza, übernahm 2 Jahre darauf die Verwaltung des zu Granada, ward 1585 Provinzialvikar von Andalusien und 1588 Definitor des Ordens. Von Neuem seiner Aemter beraubt und in das Kloster von Ubeda eingeschlossen, † er hier den 14. Dec. 1591. Benedikt XIII. sprach ihn heilig und weihte ihm den 24. November. Seine Werke erschienen zuerst zu Barcelona 1619 und nachher öfter; sie wurden übersetzt ins Französische (Paris 1641, 1665, 1694), Lateinische (Köln 1639) und in mehre andere Sprachen.

2) Juana Iñez de la Santa C., amerikanische Dichterin, in Mexiko geboren, war um 1690 Nonne daselbst und erwarb sich den Namen zehnte Muse. Ihre Gedichte wurden von Gayna herausgegeben (Barcelona 1691, 2. und 3. Aufl., Mad. 1714 ff.).

3) C., peruanischer General seit 1823, ging am 25. Mai d. J. zur Befreiung Oberperu's in Callao mit 5000 Mann unter Segel, nahm am 7. August la Paz, ward aber am 14. August bei der Jakobbrücke geschlagen und kehrte nach Peru zurück. Im Jahre 1826 ward er hier Präsident, ging 1827 als Gesandter nach Chile, ward hier 1829 Präsident von Bolivia und gab der Republik Ruhe und ihre Blüthe. Er brachte sodann die Konföderation Ober- und Niederperu's zu Stande und ward 1836 Protektor der peru-bolivianischen Republik. Im Krieg mit Chile unglücklich, mußte er sein Amt niederlegen, wurde bei einem bewaffneten Versuch, dasselbe wieder zu erlangen, ergriffen und an Chile ausgeliefert, hier aber in der Folge zum Marschall erhoben und 1849 als bevollmächtigter Minister nach Paris gesandt.

Cruzada, die seit 1509 von Papst Sixtus IV. den Spaniern und Portugiesen aufgelegte Abgabe zur Führung der Kriege gegen Ungläubige; seit dem Aufhören solcher Kriege das Recht der spanischen und portugiesischen Könige auf alle von Dispensationen, Fasten rc. herkommenden Einkünfte (oft für Europa und Amerika über 1 Million Dukaten), von denen der heilige Stuhl ein Fixum bezog; auch der Gerichtshof, der diese Abgabe eintrieb und deren Geschäfte besorgte, wenn sie der König verkauft oder verpachtet hatte.

Cruzado, portugiesische Gold- u. Silbermünze, ward von 1455—1822 geprägt; die seit 1722 geprägten heißen im Gegensatze zu den alten neue u. sind mit 480 bezeichnet, während jene 400 als Bezeichnung haben. Sie stellten nämlich früher 400 Reis vor, wurden aber später auf 480 Reis erhöht. 1 C. = $22\frac{2}{3}$ Ngr. = 1 Fl. 18 Kr. süddeutsche Währung. Der neue Silbercruzado wird gewöhnlich Pinto genannt. Bei den Wechselkursen in und auf Portugal kommt noch der sogenannte Wechselcruzado vor, welcher stets 400 Reis = $18\frac{2}{3}$ Ngr. = 1 Fl. $5\frac{1}{3}$ Kr. süddeutsche Währung enthält.

Csaba (Tschaba, Békés-Csabayen), großer Marktflecken im ungarischen Komitat Bekesch, südwestlich von Großwardein, in fruchtbarer Gegend, war seither das größte Dorf Europa's, aber freilich auf weitem Raum vertheilt, und zählt gegenwärtig 27,865 Einwohner. C. wurde 1715 durch den Freiherrn von Harrukern gegründet und größtentheils mit evangelisch-lutherischen Slowaken, welche aber schon ziemlich magyarisirt sind, bevölkert. Der bei weitem größere Theil der Einwohner lebt von Getreide-, Hanf-, Weinbau und Viehzucht; doch werden auch zunftmäßige Gewerbe betrieben. Im Jahre 1846 löste das Dorf seine Urbarialpflichtigkeiten für 800,000 Gulden ab und trat in die Reihe der Marktflecken.

Csaba (Chaba), Sohn des Hunnenkönigs Attila und Bruder des Aladar, mit dem er nach des Vaters Tode wegen der Theilung des großen Reiches Krieg führte. In der entscheidenden fünfzehntägigen Schlacht bei Sicambria siegte er anfangs, unterlag aber dann und zog mit den 25,000 ihm treu gebliebenen Hunnen nach Griechenland. Hier blieb er 13 Jahre und ging hierauf nach Asien. Seine beiden Söhne hießen Edumen und Ed. Nach Andern hatte Attila 3 Söhne: Ellak, Dengezik und Irnak, von denen Dengezik den Namen Chaba oder Kaba, d. h. Thor, erhielt, weil er sich mit den Gothen und Römern thörichterweise in ein Treffen einließ, in welchem er gefangen und enthauptet wurde. Nach noch Andern hieß nicht Dengezik, sondern Irnak Chaba oder C.

Csabragh, Flecken in der ungarischen Gespanschaft Hont, mit einem auf hohem Felsen gelegenen, bereits verfallenen Schlosse, einst Sitz des Raubritters Meinhard Balassa, bis es durch Horvatinovich zur Uebergabe gezwungen ward.

Csachtitz, Marktflecken im ungarischen Komitat Neutra, mit 2070 Einwohnern und den Ruinen eines durch die Frevelthaten der Elisabeth Bathori berüchtigten Schlosses.

Csakathurn (Csakatornya, Czakov), Flecken im ungarischen Komitat Zala, an der Ternava, in der sogenannten Murinsel (Muraköz), mit 2000 Einwohnern, einer großen Stuterei u. einem alten Schlosse, das einst Zriny's Wohnung war, der hier beigesetzt ward, und dessen Waffensammlung noch hier ist.

Csaky, alte ungarische gräfliche Familie, die ihren Ursprung von dem ungarischen Heerführer Zabolch ableitet. Matthäus C., gewöhnlich Matthäus Trencsiniensis genannt, erhielt für sein Mitwirken, daß Wenzel Palatin auf den ungarischen Thron gelangte, die Burg Trentschin und die ganze trentschiner Gespanschaft. Gegen den 1308 auf dem ungarischen Reichstage auf dem Felde Rákos zum König empfohlenen Karl Robert in beständige Opposition tretend, ward er endlich 1312 von demselben geschlagen, ohne jedoch weder hierdurch, noch durch den Bann der Kirche gefügsamer zu werden. Er † 1318. Von ihm hat der fruchtbare Landstrich Mátyúsföld in der trentschiner Gespanschaft seinen Namen. Ladislaus (Laszlo) C. vertheidigte, im Auftrag des Königs Siegmund Woiwode von Siebenbürgen, die siebenbürger Sachsen in ihren Rechten und trug viel zur Unterdrückung des 1437 in Siebenbürgen ausbrechenden Bauernkriegs bei. Stephan C. von Kerustszegh, Dynast und später Statthalter in Siebenbürgen zu Anfang des 17. Jahrhunderts, bewog auf einem Landtag zu Klausenburg die Stände, sich gegen den walachischen Woiwoden Michael zu erheben, und schlug denselben bei Mirißló (18. September 1600), wofür ihn die Sieben-

bürger zum Generalkapitän des Fürstenthums erwählten. **Ladislaus C.**, Kommandant der Burg zu Léva und ungarischer Landesrichter in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ist berühmt durch seine Freigebigkeit. So erlaubte er den Dreschern, die Garben nur zur Hälfte auszudreschen, um die andere Hälfte mit nach Hause zu nehmen. Als Léva nach seinem Tode an die Familie Esterhazy kam, und die Drescher sich des alten Rechts bedienen wollten, hieß es: „Dieses Stroh ist nicht mehr csaky'sches, sondern esterhazy'sches Stroh". Daher stammt die noch jetzt gebräuchliche Redensart: „Nem Csáky szalmája", d. h. „Das ist kein csaky'sches Stroh", ähnlich dem römischen Sprüchwort: „Porsennae bona".

Csanad (Comitatus Csanadiensis, Csanad Vármegye, ungarisches Komitat im Kreise jenseits der Theiß, 1849 mit Bekesch (s. d.) vereinigt und zum großwardeiner Militär- und zum szegediner Civildistrikt geschlagen, seit 1860 aber wieder hergestellt, grenzt östlich und nördlich an das arader u. bekescher, westlich an das csongrader, südlich an das torontaler Komitat und hat ein Areal von 30,13 □Meilen. Das Land, im Süden von der Marosch umspült, besteht aus einer weiten, nur hier und da von sanften, mit Eichen und Reben bewachsenen Hügeln unterbrochenen Ebene, mit fruchtbarem Boden und meist gesundem Klima. Erzeugnisse sind: Weizen, Mais, Tabak, Wein, Obst, Weiden und Wiesen; Rindvieh, Schafe, Schweine, Pferde, Fische, Bienen, Wild. Die Gesammtbevölkerung beträgt 82,200, worunter etwa 58,000 Ungarn, 18,500 Walachen, 4000 Slaven und 1500 Deutsche. Benannt ist das Komitat nach dem Dorfe C., an der Marosch, mit 2900 Einw., das einst eine große und blühende Stadt war, in welcher Stephan I. 1036 ein Bisthum stiftete. Im Schlosse daselbst, von dem noch Ruinen vorhanden, residirte König Samuel Aba. Im Jahre 1242 verwüsteten die Tataren Stadt und Schloß, doch gelangte sie bald wieder zu Blüthe und Ansehen. Im Jahre 1495 ward in C. unter König Wladislaw, wie früher unter Peter, der hier abgesetzt wurde, ein Reichstag gehalten; 1515 ward hier der csanader Bischof Johann Csaky von dem Bauernanführer Georg Dosa ermordet. Unter der Königin Isabella von Petrovics belagert, vom Kommandanten Niklas Kerepec aber befreit, fiel die Stadt bald darauf in die Hände des Thomas Varkuch und hatte sich kaum wieder etwas erholt, als sie 1545 unter das Joch der Türken kam, die erst 1684 vom General Wallis für immer daraus vertrieben wurden.

Csanyi, Ladislaus, Kommunikationsminister in der ungarischen Revolution, 1790 zu Csanyi im szalader Komitat geboren, machte als Husar im österreichischen Heer die Feldzüge von 1809—15 mit u. trat dann wegen einer Beschädigung am Fuße in den Civilstand zurück. Er galt als eines der eifrigsten Mitglieder der Opposition im szalader Komitat und war Deaks treuer Kampfgenosse, bis die Revolution zum Ausbruch kam. Im März 1848 wirkte er in Pesth erfolgreich für Aufrechthaltung der Ordnung, wurde beim Ausbruch der kroatisch-serbischen Unruhen als Landeskommissar in den Süden geschickt, begleitete später in gleicher Eigenschaft die Hauptarmee bei ihrem Zuge gegen Wien, wie bei ihrem Rückzuge von Preßburg bis Pesth und blieb auch in den ersten Januartagen 1849 als Kommissar bis zu Windischgrätz' Einzug daselbst zurück, worauf er der Regierung nach Debreczin folgte. In Siebenbürgen verfuhr er als Regierungskommissar gegen die Sachsen und Walachen mit großer Strenge. Abberufen, wurde er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 zum Kommunikationsminister ernannt, war bei der zweiten Flucht der ungarischen Regierung aus Pesth abermals der Letzte und stimmte für Uebertragung der Diktatur an Görgei. Nach der Waffenstreckung von Világos (13. August 1849) ergab sich C. den Russen, die ihn an Oesterreich auslieferten. Im kriegsrechtlichen Verhör gestand er offen seine Theilnahme an der Revolution und endete am 10. Oktober 1849 gleichzeitig mit Baron Jos. Jessenak in Pesth am Galgen.

Csaplovics, Johann C. von Jeszenova, bekannter ungarischer Schriftsteller, den 21. September 1780 zu Felsö-Pribell im großhonter Komitat geboren, studirte die Rechte, ward 1808 Assessor des zölyer Komitats, ging 1808 nach Wien, folgte 1812 einem Rufe nach Pakracz in Slavonien als Konsistorialfiskal und bischöflicher Sekretär, trat 1813 als Sekretär in die Dienste des Grafen von Schönborn u. ward später Oberaufseher über dessen Majoratsherrschaften in Ungarn. Er schrieb zuerst einige praktische Hülfsbücher für ungarische Rechtsgelehrte; dann „Die Bienenzucht in Doppelstöcken" (Wien 1814, auch italienisch, ungarisch und slavonisch); „Slavonien und zum Theil Kroatien" (Pesth 1819, 2 Theile); „Topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungarn" (Wien 1821, 2 Bde.); „Gemälde von Ungarn" (Pesth 1829, 2 Thle.); „Die Kroaten und Wenden in Ungarn" (Preßburg 1829); „Ungarns Vorzeit und Gegenwart" (Wien 1830); „Manuale legum urbalium a. 1836" (das. 1837); „Ungarn und England" (Leipzig 1844) ꝛc. Auch gab er „Slowensko wersso" (Pesth 1822) heraus.

Csardaken (vom ungar., serb. u. türk. Csarda, Wachthaus), hölzerne Wachthäuser an der ungarischen Militärgrenze, besonders am linken Ufer der Sau, in mäßigen Entfernungen von einander auf mehren Eichenpfählen aufgestellt.

Császár, Franz, ungarischer Schriftsteller und Dichter, 1807 in Zalangerßeg geboren, wurde 1830 in Fiume als Lehrer der ungarischen Sprache, 1836 als Notar beim Wechselgerichte angestellt und 1840 als Beisitzer des Wechselgerichts nach Pesth berufen. Seit 1846 Referent bei der Septemviraltafel, verlor er diesen Posten später, weil er nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 von der revolutionären Regierung das Amt angenommen. Als Schriftsteller trat er zunächst mit bedeutenden juristischen Schriften auf, wie: „Magyar váltójog" („Ungarisches Wechselrecht", 3. Aufl., Pesth 1846), „Váltójogi müscótár" („Wechselrechtliches Lexikon", das. 1841), „A magyar csödtörvénykezés" („Ungarische Bankerottgesetze", das. 1847) ꝛc., und veröffentlichte außerdem „Italienische Reisen" (das. 1843), ein „Mythologisches Wörterbuch" (das. 1844) und „Der fiumer Hafen" (das. 1842—43, 2 Bde.). Unter seinen „Gedichten" (2. Aufl., Pesth 1846), die sich durch korrekte Form und Gefühlsinnigkeit auszeichnen, sind namentlich die in italienischer Manier geschriebenen Sonette und Matrosenlieder bedeutend. Auch übersetzte er mehre italienische Mei-

sterwerke, wie von Alfieri, Beccaria, Silvio Pellico, endlich Dante ins Ungarische. Im März 1850 gründete C. das liberale „Pesti Napló“ (Pesther Tageblatt).

Csepel (Ráczkevi Sziget), Donauinsel unterhalb Pesth, 6 □Meilen groß, mit Obst- und Weinbau und mehren Marktflecken und Dörfern, war in alten Zeiten Sommeraufenthalt der magyarischen Könige. Kaiser Karl VI. schenkte sie 1721 dem Prinzen Eugen von Savoyen, der in dem Hauptorte Ráczkeve ein prächtiges Schloß aufführen ließ und nach welchem die Insel lange Zeit den Namen Eugeniusinsel führte. Seit 1825 gehört sie wieder zu den Familiengütern des österreichischen Kaiserhauses. Im Herbst 1848 diente sie als militärische Position, um Jellachichs Uebergang auf das linke Donauufer zu hindern, und wurde namentlich bekannt durch die hier vollzogene standrechtliche Hinrichtung des Grafen E. Zichy.

Csepregh (Tschapring), großer Flecken im ungarischen Komitat Oedenburg, an der Répcze, mit 2419 Einwohnern und einem Kastell, Eigenthum der adeligen Familie Jankovics. Nach Einigen war hier die römische Stadt Scarabantia oder Colonia Julia. Am 15. März 1587 ward hier unter St. Bejthe eine merkwürdige Synode, am 2. Juni 1591 das in der protestantischen Kirchengeschichte Ungarns berühmte csepregher Colloquium zwischen den lutherisch und calvinisch gesinnten protestantischen Theologen gehalten.

Csik (Tschikszek), ein Stuhl (Distrikt) der Szekler in Siebenbürgen, an der südöstlichen Grenze des Landes gelegen, 81,61 □Meilen groß, mit ungefähr 139,000 Einwohnern. Von 1849—60 bildete derselbe 3 Bezirke (Kozmás, Csik-Szereda und Gyergyo-Sz. Miklós) des Kreises Udvarhely. Das Land ist gebirgig u. durch seine Naturschönheiten berühmt, hat aber ein kaltes Klima, so daß weder Obst, noch Weizen gedeihen. Desto ergiebiger sind die Wälder an trefflichem Eichenholz, das auf der Marosch verflößt wird und einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Zu Csik-Szentdomokos befindet sich ein Kupferbergwerk, zu Borszek ein besuchter Sauerbrunnen.

Csikos, ungarischer Pferdehüter, Füllenhüter, von Tsikó, das Füllen, Fohlen. Der C. führt ein höchst eigenthümliches Leben. Von Jugend auf beständiger Begleiter des Viehs, ist er ein Halbwilder geworden u. ein gefährlicher Feind des Reisenden, den er, sei es auch nur seiner Knöpfe wegen, unbedenklich erschlägt. Sein Anzug besteht aus einem bloßen Hemde u. langen, weißen Unterziehhosen von grober Leinwand, Gatija genannt; beide, wie auch sein rundes Hütchen und sein langes, schwarzes Kopfhaar, sind mit Fett eingerieben, um den häufigen Mücken zu wehren; die Mitte des Leibes deckt ein mit blanken Knöpfen gezierter lederner Gurt und den Fuß der Zischmen mit stark klirrendem Sporen. Mit seltener Stärke, Behendigkeit und Geistesgegenwart weiß der C. das wilde Roß einzufangen u. zu bändigen. Das Leben eines solchen C. hat Karl Beck sehr schön geschildert in seinem „Janko, der ungarische Roßhirt“ (Leipzig 1842).

Csokonay, Vitéz Michael von, magyarischer Dichter, den 17. December 1773 zu Debreczin geboren, studirte im Kollegium seiner Vaterstadt, wurde 1794 Professor der Poetik daselbst, studirte dann die Rechte, widmete sich aber in der Folge ganz der magyarischen Dichtkunst. Er † am 28. Jan. 1805. Reiche Sprache u. leichter Versbau zeichnen seine Gedichte aus. Von seinen Werken nennen wir die „Magyar-Musa“ („Ungarische Muse“, Preßburg 1797), „Amaryllis“ (Pesth 1803), das komische Epos „Dorottya“ (Großwardein u. Waitzen 1804, neue Ausg., Wien 1816), seine Bearbeitung von Kleists „Frühling“ (Komorn 1802, neue Ausgabe, Wien 1816), „Lilla“ (Großwardein 1805, neue Aufl., Wien 1816), „Galatea“ (Großwardein 1806), „A' báztor Kiraly“ (das. 1806), „Oden“ (n. Aufl., Wien 1816), „Anakreoni Dalok“ („Anakreontische Lieder“, das. 1804, n. Aufl. 1816), „Békaegechartz“ („Froschmäusekrieg“, das. 1816). Seine ausgewählten Werke gab Marton heraus (Wien 1813, 9 Bde., 2. Aufl. 1816), wie auch C.'s Leben und einige hinterlassene Schriften“ (Pesth 1817).

Csoma de Körös, Sandor, berühmter ungarischer Reisender, ward 1790 zu Körös in dem Gebiete der Szekler in Siebenbürgen geboren, studirte in Göttingen Medicin, durchwanderte von 1816 an die Walachei, Bulgarien und Rumelien, blieb eine Zeitlang in Konstantinopel, besuchte 1819 Aegypten, dann Palästina, Syrien und Persien, drang von Teheran aus auf Wegen, die vor ihm noch kein europäischer Fuß betreten, durch die Steppen von Khorassan über Bokhara, Samarkand und Balkh nach Kabul, durchwanderte Kaschmir, überstieg den Himalaya und erreichte zu Fuß Leh, die Hauptstadt des westtübetanischen Königreiches Ladakh. Hier blieb er 5 Jahre, um Tübets Sprache, Geschichte u. Literatur zu studiren, stieg dann über das Himalayagebirge durch das wilde Spitithal in das Thal des Setledsch hinab, verlebte zu Kanum am nördlichen Ufer dieses Flusses in einem von tübetanischen Lamas bewohnten Kloster zur Vollendung seiner Studien 4 Jahre in tiefster Zurückgezogenheit und begab sich im Frühjahr 1831 nach Kalkutta, wo er unter dem Beistande Wilsons seine Arbeiten über tübetanische Sprache u. Literatur herausgab. Endlich erhielt er durch Vermittelung der ostindischen Kompagnie Erlaubniß, in Khassa, der Hauptstadt des tübetanischen Reichs, verweilen zu dürfen, † aber auf der Reise dahin noch auf britisch-indischem Gebiet am 11. April 1842. Er schrieb ein „Dictionary tibetan and english“ (Kalkutta 1834) und „Grammar of the tibetan language“ (das. 1834). In den „Asiatic researches“ (Bd. 20) gab er eine vollständige Uebersicht des Inhalts der gesammten heiligen Bücher der Tübetaner.

Csongrad, ungarisches Komitat im Kreise jenseits der Theiß, wird östlich von den Komitaten Bekesch, Csanad, südlich von Torontal u. Bacs-Bodregh, westlich vom Distrikt Kleinkumanien, nördlich vom Komitat Heves und Außer-Szolnok begrenzt und hat 60,28 □Meilen Flächengehalt. Das Land bildet eine Tiefebene, von unbedeutenden Hügeln durchzogen, den Ueberschwemmungen der Gewässer der Theiß, die den Körös, den Korogy und die Marosch aufnimmt, ausgesetzt und durch viele Sümpfe und schlechtes Trinkwasser ungesund. Erzeugnisse sind Weizen, Gerste, Hafer, Kukurutz, Hanf, guter Tabak, Wassermelonen, Wein von mittlerem Gehalt, etwas Holz. Die Wiesen nähren viel Rindvieh, Pferde, Schafe, das Rohrdickicht viele Schweine. Wild, Geflügel und Fische sind in Menge vorhan-

den. Der Handel mit Vieh, Wolle, Tabak, geräucherten Fischen, Binsenmatten ꝛc. ist lebhaft. Das Komitat C. ist eines der ältesten in Ungarn und soll mit Anbeginn des Königreichs errichtet worden sein. Hauptort ist Szegedin. Der Marktflecken C., am Zusammenfluß des Körös u. der Theiß, hat 14,000 Einwohner, die Acker- und Weinbau, Viehzucht, Fischerei, Sodasiederei treiben.

Csorich de Monte Creto, 1) Franz, Freiherr von C., k. k. Feldmarschalllieutenant, aus kroatischem Geschlecht, am 3. Oktober 1772 zu Zengg im Littorale geboren, trug als Oberlieutenant am 13. Mai 1800 viel zum Siege bei Monte Creto bei, daher er bei seiner Erhebung in den Freiherrenstand 1818 das Prädikat Monte Creto erhielt. Im Jahre 1821 zum Generalmajor, 1832 zum Feldmarschalllieutenant befördert, war er seit 1842 Kommandirender im Banat und † zu Temesvar am 4. März 1847.

2) Anton, Freiherr von C., k. k. Feldmarschalllieutenant und Kriegsminister, 1795 zu Machichno in Kroatien geboren, Neffe und Adoptivsohn des Vorigen, machte die Feldzüge von 1809 und 1813—15 mit, ward 1833 Major, 1842 Generalmajor und Brigadier in Italien, 1843 in Wien, 1846 Festungskommandant von Salzburg und 1848 Feldmarschalllieutenant. Beim Oktoberaufstande in Wien befehligte er in der Leopoldstadt und übernahm später das Kommando der Truppen, welche die innere Stadt cernirten. Im ungarischen Feldzug zeichnete er sich u. A. bei Schemnitz und Kapolna aus. Im Juli 1850 ward er an Gyulay's Stelle zum Kriegsminister ernannt, schied aber im Februar 1853 wieder aus und erhielt das Kommando des 3. Armeecorps in Graz, 1854 das des ersten Armeecorps in Wien u. ward später zum Feldzeugmeister ernannt.

Csorna, Marktflecken im ungarischen Komitat Oedenburg, hat ein 1180 gestiftetes Prämonstratenserkloster und 4200 Einwohner. Hier am 19. Juli 1849 Treffen zwischen den Ungarn und Oesterreichern, wobei letztere den General Wyß verloren.

Ctesias, aus Cnidus in Karien, Leibarzt des persischen Königs Artaxerxes Mnemon und Geschichtschreiber, Zeitgenosse Xenophons. Nach Diodorus Siculus kam er durch Gefangenschaft, nach Andern in Folge eines Rufes an den persischen Hof (um 416 v. Chr.). Er schrieb hier in 23 Büchern seine „Persica", worin er in den 6 ersten Büchern die Geschichte der assyrisch-babylonischen Reiche bis zur Gründung des persischen, in den 7 folgenden die Geschichte dieses letztern bis zum Ende der Regierung des Xerxes, in den übrigen die Geschichte der folgenden persischen Könige bis zu seiner Rückkehr in sein Vaterland (um 399 v. Chr.) behandelte. Für die frühere Geschichte standen ihm die persischen Reichsarchive zu Gebote; über die späteren Ereignisse berichtet er als Augenzeuge. Dieses wichtige, in jonischem Dialekt geschriebene Werk ist nur in einem dürftigen Auszuge in der Bibliothek des Photius und in einigen ausführlicheren Fragmenten bei Diodor, Athenäus, Plutarch („Artaxerxes") u. A. erhalten. Das 2. Buch Diodors, dem wir das Meiste, was wir über die assyrisch-babylonischen Monarchien wissen, verdanken, ist fast ganz aus C. genommen. Auch über Indien schrieb C. eine kleinere Schrift, wovon sich ebenfalls bei Photius ein dürrer Auszug vorfindet, der durch die bei Aelian, Athenäus u. A. sich vorfindenden Bruchstücke bedeutend ergänzt wird. Außerdem werden noch einige geographische Schriften von C. angeführt, von denen gar nichts auf uns gekommen ist. Das durch Photius Erhaltene erschien zuerst besonders abgedruckt und mit einigem Anderen vermehrt Paris 1557 und 1594, dann 1570 in H. Stephani's Ausgabe des Herodot, sowie in anderen Ausgaben dieses Autors von Gale, Gronov, Borheck u. A., zuletzt mehrfach berichtigt in der Ausgabe des Photius von Bekker (1824, S. 35 ff.). Eine möglichst vollständige Sammlung gab nach Lion (Göttingen 1823) besonders Bähr: „Ctesiae Cnidii Opp. Reliquiae etc." (Frankfurt 1824). Vgl. Blum, Herodot und C., Heidelberg 1836.

Ctesilaus (Ctesilas), altgriechischer Bildhauer, neben Phidias und Polyclet der Meister der Amazonenbilder zu Ephesus. Von einer verwundeten Amazone gibt es noch zwei Statuen in Marmor, die eine im Museo Capitol. u. die andere im Schlosse zu Wörlitz. Man sieht sie auch öfters in Nachbildungen. Man hatte von C. auch einen Verwundeten, auf dessen Gesicht man das Aushauchen der letzten Athemzüge wahrnehmen konnte, und dem Einige, nach Winckelmann mit Unrecht, den sterbenden Fechter im kapitolinischen Museum nachgebildet glauben. Von C. wird auch das Bildniß des Pericles gerühmt. Noch sah man von ihm einen Lanzenträger. Den Namen C. machte die Kritik aus der seltsam klingenden Form Cresilas, die sich bei Plinius (XXXIV, 8, 19) zweimal findet und nach einer auf der Akropole zu Athen 1839 entdeckten Inschrift ohne Zweifel die ursprüngliche ist.

Ctesiphon, Stadt des Alterthums in Babylonien, links am Tigris, Seleucia gegenüber, nach Mehren das von Nimrod gegründete Chalneh (1. Mos. 10, 10), nach Andern von den Nachfolgern Alexanders des Großen gegründet. Nach Strabo diente es den parthischen Königen als Winterresidenz, wurde dann von Vardanes und Pacorus zur Hauptstadt des parthischen Reiches erhoben u. von den Römern zuerst unter Trajan, dann unter Verus und zum dritten Male unter Septimius Severus erobert. Im 7. Jahrhundert fiel sie durch die Araber in Trümmer. Jetzt El-Madaien.

Cuati (Coati, Nasenthier, Nasua), Säugethiergattung aus der Ordnung der Karnivoren und der Familie der Bären, charakterisirt durch die nach vorn gerichteten Vorderzähne, den verlängerten Körper, die niedrigen Beine, die spitzige Schnauze, die in einen beweglichen, knorpeligen Rüssel mit aufgeworfenem Rande endigt, den langen und stark behaarten Schwanz und die fünfzehigen Füße, deren Zehen mit starken, spitzigen, kralligen Nägeln bewaffnet sind, ziemlich schlanke, unserem Marder ähnliche Thiere im heißen Amerika, welche auf den Bäumen umherklettern, um Früchte und Vogeleier zu suchen, auch mit ihrer beweglichen Nase nach Würmern in der Erde wühlen, aber keine Höhlen graben, auch nicht nächtliche Thiere sind. Tschudi unterscheidet 5 verschiedene Arten aus Peru, welche indeß Andere für Spielarten halten. Der gesellige C. (Nasua socialis *Pr. Max*, Viverra Nasua *L.*, Coati roux *Cuv.*), dunkel rostroth, ins Braune, 1 Fuß 8 Zoll lang, mit 1 Fuß langem Schwanz, bewohnt in Gesellschaft von 8—20 Stück Brasilien und Paraguay. Das Weibchen wirft im Oktober

oder im dortigen Frühling in einem hohlen Baum, unter Wurzeln oder in Gesträuch 3—5 Junge, welche der Heerde schon nach einigen Wochen folgen. Die Jungen werden häufig gezähmt, was mit Ausgewachsenen nicht mehr angeht; man gibt ihnen Milch und Früchte, später rohes und gekochtes Fleisch, besonders Rindfleisch. Am liebsten fressen sie Wasser- und Zuckermelonen. Man hält sie gewöhnlich im Hofe, mit einem Riemen an einen Baum gebunden. In der Gefangenschaft paaren sie sich nicht. Sie wachsen sehr langsam; ausgewachsen mögen sie wohl über 10 Jahre alt werden. Sie spielen mit Jedermann, wobei sie sich wie Affen geberden, vertragen sich auch mit den Hausthieren. Uebrigens sind sie unbändig u. lassen sich zu nichts abrichten; ihre Sinne sind schwach, mit Ausnahme des Geruchs und des Gefühls in der Nasenspitze. Nur die Indianer essen das Fleisch, das gut schmecken soll; aus den Fellen machen sie Beutel. Der einsame C. (Nasua solitaris *Pr. Max*, Viverra narica *L.*, Coati brun *Cuv.*), 1 Fuß 11 Zoll, der Schwanz 1 Fuß 9 Zoll lang, wohnt in Brasilien und Paraguay.

Cuba, römische Schutzgöttin der Kinder in den ersten Wochen nach ihrer Entwöhnung von der Mutterbrust.

Cuba, die größte Insel der Antillen und der westindischen Inseln überhaupt, sowie bisher die wichtigste Kolonie Spaniens, zwischen 19° 48′ bis 23° 11′ nördl. Br. u. 76° 50′ bis 87° 18′ westl. L. von Ferro gelegen, streckt sich von einer den Inseln Jamaica und Hayti zugekehrten Kante aus, die vom Kap de Cruz bis Kap Maysi 50 Meilen von Westen nach Osten zieht, in „Raupengestalt“ nach Nordwesten, bis am Ende ein schmälerer Anhang nach Südwesten abbiegt, der sich vor den Golf von Mexiko lagert u. der Nordostspitze von Yucatan bis auf 32 Meilen nähert. Der westlichste Punkt ist das Kap San Antonio, der östlichste Kap Maysi. Im Osten wird C. durch den Windwardkanal von der Insel Hayti, im Norden durch die Floridastraße von der Landzunge Florida und durch den Bahamakanal von den Bahamainseln geschieden, im Süden von dem Antillenmeer bespült. Die geographische Lage der Insel ist daher in sofern äußerst vortheilhaft, als sie, im Norden und Nordwesten vom Festland in fast gleicher Entfernung abstehend, die Straßen von Yucatan und Florida, die beiden einzigen Pforten zum mexikanischen Meerbusen, gleichsam beherrscht und der übrige Theil der Insel das Hauptstück der großen Inselmauer zwischen dem atlantischen und dem karaibischen Meere bildet. Die Länge der Insel beträgt 163 Meilen, die Breite 12—25 Meilen. Der Flächeninhalt wird gewöhnlich zu 2309 QM. angegeben, mit Einschluß der vorliegenden Inseln; ohne dieselben zu 1980. Nach Lasagra beträgt das Areal 926,741 Caballerias, wovon 409,2 auf 1 QM. gehen, was also bloß 2265 QM. ergäbe. Zu den bedeutendsten der zahlreichen Inseln, welche die Küste von C. rings umgeben, gehören im Süden das Labirinto de Doze Leguas, im Norden die Romanoinseln u. die Klippenreihe der Calvados. Die Küste selbst ist flach (ausgenommen im Südosten) und durch eine Menge trefflicher Hafenbuchten ausgezeichnet; nur erschweren Untiefen, Sandbänke und Korallenriffe häufig den Zugang. Als die größten Baien sind die Yaguaund Broabai an der Südküste, die Guanesbai im Nordwesten, und im südöstlichen Theil die Bayamobai an der West- und die Levisabai an der Ostseite zu nennen. Die Insel wird in ihrer ganzen Länge von Gebirgen durchzogen, die der Mehrzahl nach aus sekundären und tertiären Formationen bestehen; Urgebirge tritt nur an einigen Stellen hervor. Im Westen nämlich findet man vorzugsweise Hügelland, aus dem sich nur einzelne Berge zu einiger Höhe erheben, so der Pan de Guayabon (2340 Fuß), Pan de Mantanzes (1182 Fuß) und am weitesten westlich die Höhen der Sierra de los Organos; im mittleren Theile der Insel nähern sich die höheren Ketten, wie die Sierra Camarioca, die Lomas de San Juan (2000 Fuß) mit dürren, nackten Gipfeln der Südküste und zeigen an beiden Abdachungen höhlenzerklüftete Wände eines dem Jurakalk ähnlichen, jüngeren Kalkgebirges, und erst im Osten von der Ebene von Principe beginnt mit der der Nordküste parallelen Sierra da Carcamessas das eigentliche Gebirgsland, das seinen Kulminationspunkt in den Sierren der Südostkante der Insel zwischen Kap de Cruz und Kap Maysi erreicht. Diese Sierren sind von Westen nach Osten: die Sierra de Tarquino und Sierra del Cobre oder Kupferberge, beide auch als Sierra Maestra zusammengefaßt, mit 7500 (8400?) Fuß Meereshöhe, und die Sierra de los Cuchillos. Am Fuß der Berge breiten sich weite, trefflich bewässerte Fruchtebenen (Vegas) u. Savannen aus. Der bedeutendste Fluß der Insel ist der Rio Caulo, der auf der Nordseite des Kupfergebirges entspringt u. in westlicher Richtung das Thal von Bayamo durchströmt. Im Uebrigen zählt man gegen 160 Küstenflüsse, von denen jedoch nur einige, wie der Rio San Pedro, Rio Saza, Rio Negro, Sagua Grande rc., schiffbar sind. An der Küste finden sich auch zahlreiche Salzteiche und Sümpfe, wie namentlich an der Broabai der große Zapatasumpf. Das Klima ist im Allgemeinen heiter, mäßig und gesund, wie eine gebirgige Insel an den Grenzen der Tropenzone erwarten läßt. Nach den gewöhnlichsten Angaben beträgt an der Küste die mittlere Jahrestemperatur 22° R., für den heißesten Monat 23° und den kältesten 20° R. Obschon der Schnee unbekannt ist, so gibt es doch bei dem während der trockenen Jahreszeit (Juni, Juli, August) herrschenden Nordwinde in den höher gelegenen Gegenden öfters Eis. Unerträglich heiß würde die Regenzeit sein, wenn nicht die kühlenden, regelmäßig wehenden Seelüfte die Hitze milderten. Die Küstengegenden werden nicht selten vom gelben Fieber u. von Orkanen heimgesucht, doch sind letztere hier weniger häufig, als auf den übrigen Antillen; dagegen sind Erdbeben, besonders im Osten, eine sehr häufige Erscheinung. Die Landschaften der Insel sind meist ungewöhnlich schön und entfalten die lieblichste Mannichfaltigkeit. Ueberall prangen sie in dem reichsten und üppigsten Schmuck der tropischen Pflanzenwelt, und den Hintergrund bilden großartige Berge und Thäler mit Gebirgsströmen und mächtigen Wäldern. Ueber das dichte Laub der Orange, das düstere Blattwerk des Mango, über die hohe, ulmengleiche Aguacate und den kegelförmigen Wuchs der Mamay erheben sich hoch und zierlich die Häupter der Palmen, namentlich der prachtvollen Königspalme (Oreodoxa regia), die bis

zu 120 Fuß Höhe aufstrebt. Die feuchten Stellen des Bodens werden durch den schildförmigen Trompetenbaum (Cecropia peltata) bezeichnet. Ananas und Bananen wuchern in Fülle, und Zuckerrohr u. Kaffeebäume bedecken weithin die Gefilde. Auch die übrigen Kolonialprodukte Westindiens: Tabak (vor allen berühmt), Kakao, Indigo, Südfrüchte u. werthvolle Arznei- und Nutzhölzer, wie Gelbholz, Mahagoni, Cedern &c., gedeihen in vorzüglicher Güte. Das Mineralreich liefert vor Allem viel Kupfer (die Kupfergruben werden jetzt von Neuem bearbeitet) und Steinkohlen; auch Gold und Silber findet sich, sowie Krystall, Marmor und andere Nutzsteine. Berühmte Mineralquellen sind zu San-Diego, Guanabacoa, Madruga &c. Von Hausthieren bilden die eingeführten Rinder, Pferde und Schweine den Wohlstand der Insel; Hausgeflügel und Waldvögel mit schönem und buntem Gefieder sind zahlreich; die Gewässer bergen die köstlichsten Fische, und in den Baien und Buchten hausen Krokodile und Kaimans. Schädliche Insekten und Reptilien fehlen, bis auf Tarantel und Skorpion, die aber wenig gefährlich sind. Lästig sind auch die Moskitos u. die Landkrabbe. Erwähnung verdient noch die Feuerfliege (Cucullo), bei deren phosphorischem Lichte man gedruckte Buchstaben zu erkennen vermag. Die Bevölkerung C.'s gibt Coello in folgender Weise an:

Jahr	Weiße	Freie Farbige	Sklaven	Summe
1774	96,440	30,850	44,340	171,630
1827	311,051	106,494	286,942	704,487
1841	418,291	152,838	436,495	1,007,624
1846	425,767	149,226	323,759	898,752
1856	564,698	216,176	662,587	1,449,462.

Die Weißen sind theils geborene Spanier, theils Kreolen; die ersteren haben die sämmtlichen Aemter inne u. den größten Theil des Handels in Händen u. blicken voll Verachtung auf die letzteren, wie diese voll Haß auf jene, die von jeher dem Lande Blut und Schweiß entzogen haben. Auch die großen Haciendas und Zuckerplantagen sind meist im Besitz geborener Spanier, während die auf C. geborenen Weißen vorzugsweise auf den Vegas u. Tabakspflanzungen und in den Dörfern des Innern anzutreffen sind. Die größere Hälfte der Bevölkerung besteht aus Negern und Mulatten, von denen sich die ersteren fast sämmtlich im Zustande der Sklaverei befinden, und deren volle Hälfte eingeborene Afrikaner sind. Denn der Negerschleichhandel blüht trotz der Wachsamkeit englischer Kreuzerschiffe noch immer an den Küsten C.'s und ist offenbar von manchen der spanischen Generalcapitanos der Insel begünstigt worden. Man rechnet, daß jährlich noch 30,000 Sklaven eingeschmuggelt werden. In dem letzten Jahre hat auch eine nicht unbedeutende Einfuhr von Kulis und Chinesen Statt gefunden, die sich als freie Arbeiter auf den Plantagen für eine bestimmte Reihe von Jahren verdingen, sowie andererseits von den kanarischen Inseln alljährlich junge Leute, namentlich Mädchen, nach C. übergeführt werden, die hier als Dienstboten, Nähterinnen &c. ihren Erwerb suchen. Was übrigens die Sklaverei anbetrifft, so soll sie in C. nicht ganz den gehässigen Charakter haben, den sie sonst zeigt. Der Sklave ist frei von schweren Arbeiten und hat wenigstens materielles Wohlergehen. Ist er krank, so wird er verpflegt, wird er alt und schwach, so behält er seinen Platz im Hause. Dabei darf er Federvieh und Hausthiere halten, er hat einen Garten in der Besitzung, in der er lebt, und die Früchte seiner Arbeit sind sein Eigenthum. Die spanische Gesetzgebung sichert ihm einen „Protektor", der das Organ seiner gesetzmäßigen Beschwerden ist; sie verleiht ihm ein Privilegium, welches in keinem Sklavenstaat existirt und sich von einem Gesetz, Cuartacion genannt, herschreibt, nach welchem er mit der Zeit, durch Erlegung von kleinen Summen, seine Freiheit erlangen kann. Von 1901 Verbrechern (1848) waren 1527 Weiße, 677 Neger und 129 freie Farbige (Pardos). Der Grundcharakter der Bevölkerung ist das spanische Naturell, aber verpflanzt unter das Tropenklima und mit einer neuen und lokalen Originalität versetzt: ein übertriebenes Raffinement aristokratischer Natur, die Gewohnheiten eines üppigen Müßiggangs, Hang zum Vergnügen bis zur Ausgelassenheit, sorgloser Leichtsinn, wie ihn müheloser Wohlstand verleiht, eine eigenthümliche Mischung von Lebendigkeit und Schlaffheit, von Indolenz u. Feuer des Geblüts. „Nirgends zeigt sich dieser merkwürdige Charaktertypus so originell, als in dem „Guajiro", dem Landmann von Vuelta Abajo von Guanajac, einer Art Gaucho, aber weniger mit ursprünglich indischem Blute versetzt, mit mehr Geselligkeit begabt, ritterlich u. elegant, mit seinem weißen Beinkleid, seinem Hemde mit umgeschlagenem Kragen, der von einem Tuche mit wehenden Zipfeln gehalten wird, mit seinem breitgeränderten Strohhut, seinen silbernen, durch ein Seidenband befestigten Sporen und dem Machete, dessen Griff mit Edelsteinen besetzt ist, in dem Gürtel von Seide. Der Guajiro hat die einfachen Neigungen des Landmannes, eine feurige und poetische Seele, wenig materielle Genüsse. Er ist Dichter, Musiker, Tänzer, enthusiastisch und eifersüchtig in seinen Liebschaften, eifriger Verehrer von Hahnenkämpfen und Pferderennen, Spieler, Zänker und oft im Streite mit der Justiz. Wenn ihm ein Ort gefällt, so läßt er sich auf einige Zeit daselbst nieder; er baut hier sein Haus, dessen Hauptbestandtheile einige Bäume, Bambusrohr, Blätter und Rinde des Palmbaums sind. Ein einziger Tag genügt für die Gründung einer dieser wenig dauerhaften Niederlassungen durch die Hülfsleistungen der Nachbarn, die der Guajiro herbeiruft, und die er in seinem kaum vollendeten Hause mit einem in Milch gebratenen Schweine bewirthet." Die spanische Sprache hat im Munde der Cubaner und besonders der Cubanerinnen einen größeren Wohlklang angenommen, die Aussprache ist weicher geworden, alles Rauhe verschwunden, und der häufige Gebrauch der Superlative und der Diminutive hat ihr an Anmuth und Reichhaltigkeit zugewendet, was ihr an Kraft und Nachdruck entzogen wurde. Die Hauptbeschäftigung der Cubaner ist Plantagenwirthschaft, Viehzucht und der Handel mit den Erzeugnissen beider. Indessen befindet sich kaum $^1/_3$ des Landes unter Kultur, und weite Bereiche im Innern sind noch so unbekannt wie das Innere Afrika's. In diesen unbekannten Waldeinöden hausen wilde Hunde und Marronneger. Im Ganzen sind 924 □Meilen unkultivirt; von den übrigen 1341 □Meilen sind 113 im Kulturzustand, 29,3 sind Weideland, 15 sind mit Zuckerrohr bedeckt, $22^1/_2$ mit Kaffeeplantagen, 6,1 mit Tabak, 55,7 mit Kultur von geringerem Werthe, 15 □Meilen sind

große Güter. Man zählt im Ganzen 3577 Güter u. Höfe und 5112 Potreros, in Summa 8689, wovon fast die Hälfte auf die Mitte der Insel fällt. Der Werth der gesammten Ländereien ist geschätzt auf 129,947,700 Piaster, der der Pflanzungen u. Wälder auf 330,528,966, der Gebäude, Maschinen und Geräthe auf 64,158,640, der Sklaven auf 72,078,900, der Thiere auf 41,542,077 Piaster. Den jährlichen Ertrag des Ackerlandes berechnete man 1850 auf 51,972,202, den der Vieh- und Federviehzucht auf 7,849,260 Piaster. Die großen Pflanzungen liegen zumeist in der Vuelta Arriba oder dem obern Distrikt an der Nordseite, in der Region der berühmten rothen Erde. Viele derselben geben fürstliche Revenüen u. werden von einer größern Zahl von Sklaven bearbeitet, als man in den Pflanzungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika findet. Meist leben die Eigenthümer auf ihren Pflanzungen, auf die sie ein bedeutendes Kapital verwenden, und für welche sie Maschinen aus Europa kommen lassen. Der Distrikt Vuelta Abajo an der Südseite hat ebenfalls große Zuckerplantagen, in denen die Operationen aber noch nicht so weit vorgeschritten sind. Nächst dem Zucker sind Kaffee und Tabak die wichtigsten Artikel; auch etwas Baumwolle, sowie Kakao und Indigo werden gewonnen; Mais wird in ausgedehntester Weise, Reis an einigen Stellen gebaut. Die Viehzucht wird auf umfangreichen Rinderfarms in großartiger Weise betrieben. Bei der letzten Zählung gab es 770,353 Stiere u. Kühe, 128,480 Zugochsen, 214,588 Pferde, 25,139 Esel u. Maulthiere, 928,852 Schweine, 83,148 Schafe und Ziegen. Die einzigen bestehenden Fabriken sind die für Zucker, Melasse und Cigarren; daneben wird auch Wachs gebleicht und Kaffee präparirt. Der Handel ist sehr bedeutend, namentlich mit Großbritannien, Spanien und den Vereinigten Staaten. Ausgeführt werden die Plantagenprodukte und Honig, Wachs, Rum und Häute; Mahagoni-, Ceder-, Justik- u. andere Hölzer, und Kupfererze; eingeführt dagegen Korn u. Mehl, Pökelfleisch, Fische, Wein, Branntwein und Manufakturwaren. Die Häfen, durch welche der zollmäßige Ein- und Ausgang von Waaren Statt findet, sind: Havaña, Matanzas, Cardenas, Mariel, Trinidad, Cienfuegos, Nuevitas, Santa-Cruz, Remedios, Sagua, Santo Espiritu, Sanjago de Cuba, Gibara, Manzanillo, Baracoa und Guantanamo. Unter denselben nimmt Havaña dergestalt die Hauptstelle ein, daß in der Regel 75 Procent der gesammten Importe u. 45 Proc. der gesammten Exporte auf diesen Hafen kommen. Nach Havaña nehmen die Häfen Sanjago de Cuba u. Matanzas hinsichtlich der Handelswichtigkeit die erste Stelle ein. Der innere Verkehr ist seit 38 Jahren durch Eisenbahnanlagen erleichtert und wesentlich befördert worden. Namentlich ist der westliche Theil der Insel mit einem Netz von Eisenbahnen überzogen, welches alle wichtigen Plätze jenes Theils verbindet. Sie laufen von der Havaña nach Guines, Batabano, San Antonio, Cardenas und Jncaro, von Matanzas nach Sabanillo u. Coliseo; ferner von Nuevitas nach Puerto Principe, von Sanjago de Cuba nach den Kupferminen, von Remedios nach Caibarien und von Cienfuegos nach Villa Clara. Die Sabanillobahn verbindet Matanzas mit der Havaña bei Tienda de Reyes und steht zugleich mit der Cardenasbahn in unmittelbarem Zusammenhang. Im Jahre 1856 waren 80,1 Meilen (360,5 engl. Meil.) im Betrieb. Auf der Nordseite unterhalten vier Dampfer eine fast tägliche Verbindung zwischen Havaña, Matanzas, Cardenas und El Xucaro; nach Sierra Morena u. Sagua da Grande, nach Cabanas und Bahia Honda geht allwöchentlich ein Boot. Auf der Südseite fahren regelmäßig zwei andere Dampfer, und mit Europa, Newyork, Charleston, Neworleans, sämmtlichen Antillen, Veracruz, La Guayra und Chagres ist gleichfalls eine regelmäßige Dampfschifffahrt im Gange. Auch mit elektromagnetischen Telegraphen ist die Insel durchzogen. Bei allen diesen und andern Verbesserungen sind Nordamerikaner in erster Linie betheiligt.

C. bildet eine eigene Generalkapitanerie und wird eingetheilt in 3 Bezirke: das Westdepartement mit der Hauptstadt Havaña, das Mitteldepartement, dessen Hauptstadt Puerto-Principe ist, und das Ostdepartement mit dem Hauptort Sanjago de Cuba. Im Ganzen hat die Insel 13 Städte (Ciudades), 8 Flecken (Villas), 102 Dörfer (Pueblas), 14 Weiler (Aldeas) und 102 einzelne Höfe (Caserias). Daneben zählt man 293,439 Haciendas und Fincas (Güter). An der Spitze der Regierung steht ein Generalkapitän, dessen Amt alle 5 Jahre wechselt, und der zugleich oberster Militär- und Civilbefehlshaber, Präsident der Audienz, Oberintendant der Finanzen und sogar noch mit dem alten Titel eines kirchlichen Vicepatrons von Indien bekleidet ist. Zum Behuf der Civilverwaltung ist die Insel in zwei Provinzen: Havaña und Cuba eingetheilt; zum Behuf der geistlichen Verwaltung theilte Papst Pius VI. 1788 die Insel in 2 Bisthümer, Havaña und Sanjago de Cuba, von denen letzteres 1804 zum Erzbisthum erhoben wurde; in militärischer Hinsicht zerfällt C. seit 1826 in die obigen 3 Departements. Dieselbe Eintheilung gilt für die Finanzverwaltung; die Hauptsitze der 3 Intendancias sind zu Havaña, Puerto Principe und Sanjago. In Betreff der Marine macht man 5 Provinzen: Havaña, Trinidad, Remedios, Nuevitas und Cuba. Der öffentliche Unterricht und die Gerechtigkeitspflege sind noch in traurigen Umständen; dagegen haben sich die Finanzen sehr gehoben, seitdem ein geborner Cubaner, Pinillos, an die Spitze derselben kam u. durch die Freigebung des Handels den Ertrag der Hauptquellen der Einnahme, der Zölle, von 1784 bis 1841 verfünffachte. Das Militär, aus regulären Truppen und Miliz bestehend, ist ungefähr 26,000 Mann stark; die Marine zählt 2 Linienschiffe, 4 Fregatten, 5 Briggs, 6 Schooner und kleinere Fahrzeuge. Zur Erhaltung der Menge von Beamten und der zahlreichen Truppen ist die Bevölkerung C.'s von einer Abgabenlast bedrückt, die wohl nirgends in der Welt bedeutender ist.

Geschichte. Chr. Colombo, der C. am 28. Oktober 1492 entdeckte, hielt es für einen Theil des Festlandes, und zwar für das Land des „Priesters Johann", weshalb er es „Juanna" nannte; er steuerte jedoch nur eine Strecke der nördlichen Küste entlang und begab sich von da nach Hayti. Im Jahre 1508 umschiffte Sebastian de Ocampo die Insel, und 1511 gab Diego Colombo, der die kräftigen Indianer von C. gern als Sklaven benutzt hätte, dem Diego Velasquez den Befehl zur Eroberung der Insel, die nach kurzem Wider-

stande des Kaziken Hartuey ohne Schwertstreich erfolgte. Velasquez leistete jedoch den harten Befehlen des Diego Colombo gegen die Eingebornen keine Folge; er gründete 1512 die Stadt Baracao, dann Puerto-del-Principe, Trinidad, Villa di Santo Espiritu, Sanjago de Cuba (1514), San-Salvador de Bayamo und Cristobal de Havaña, beförderte die Einfuhr von Negersklaven, knüpfte Verbindungen mit Meriko an, ward zum Generalkapitän über C. ernannt und hinterließ 1524 die Insel in einem blühenden Zustande. Unter der Statthalterschaft des Hern. Soto erstand zwar das 1538 durch französische Korsaren zerstörte Havaña wieder, aber der Volksstamm der der Kultur immer williger zuschreitenden Indianer war in Folge von Soto's Härte um 1560 aufgerieben, und das Land blieb unbebaut. Nur Havaña unterhielt den Verkehr lebendig; es wurde 1584 befestigt und 1633 der Sitz eines eigenen Gouverneurs. Das offene Land litt damals fortwährend unter den Einfällen der Flibustier; so ward 1688 die Stadt Principe von ihnen gänzlich zerstört. Erst nach dem Untergange dieser Räuberhorden athmete C. wieder auf; aber mit dem wachsenden Wohlstand und dem sich entwickelnden Geiste der Selbstständigkeit begannen auch seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bereits einzelne Scharmützel zwischen Mutter- u. Tochterland, die später bisweilen zum offenen Kampfe führten. Schon um 1710 konnte man vom Volke Territorialauflagen erheben, und als die Landbewohner neben der Viehzucht auch Tabaksbau (weil dieser ohne Sklaven möglich war) zu treiben begannen, so erklärte 1717 die spanische Regierung den Tabakshandel in C. für ihr Monopol. Die natürliche Folge waren der Schleichhandel in diesen Gewässern, namentlich zwischen C. und Jamaica, und Konflikte mit andern Seestaaten, namentlich mit England, weshalb die Regierung 1740 das Tabaksmonopol an einige Kaufleute von Cadir abtrat. Am 13. August 1762 eroberte eine englische Erpedition unter Admiral Pancocke nach einmonatlicher Belagerung Porto-Carrero u. gab der Landwirthschaft u. Industrie der Insel neuen Aufschwung, der sich auch dann noch bemerklich machte, als die Engländer im Frieden von 1763 C. gegen Florida umtauschten und die Insel im Juli 1764 verließen. C. blieb zwar seit dieser Zeit bei Spanien, doch mußte dies die alten Handelsbeschränkungen fallen lassen. Seit 1773 wurde C. der Mittelpunkt des Sklavenhandels für das ganze spanische Amerika. Im Jahre 1777 wandelte man C. in eine unabhängige Generalkapitanerie um; nach dem nordamerikanischen Befreiungskriege erhielten Havaña und San Jago die Erlaubniß freien Handels mit fremden Nationen, und 1790 wurde auch der Sklavenhandel frei gegeben. Durch solche u. ähnliche Einrichtungen hob sich der Zustand C.'s auf eine hohe Stufe der Blüthe. Durch die Uebersiedelung einer großen Anzahl royalistischer Pflanzer von Hayti nach C. in Folge der französischen Revolution vermehrte sich die Zahl wohlhabender Einwohner und wurde der Kaffeebau auf der Insel allgemein. Aehnlichen Einfluß äußerte auf C. die Abtretung des spanischen Theils jener Insel an Frankreich (1795). Im Jahre 1797 wurde die Audienz von San-Domingo (der oberste Gerichtshof der Antillen) nach Puerto-del-Principe verlegt. Mit dem Verkehr wuchs aber auch dem Mutterlande gegenüber der Geist der Selbstständigkeit, dem jedoch wieder in der allmählig anschwellenden und ebenfalls nach Unabhängigkeit strebenden Sklavenmenge ein gefährlicher Feind erstand. Der erste große Negeraufstand von 1812 unter Aponte ward zwar unterdrückt, aber immer neue Aufstände ließen fortan die Insel nicht zur Ruhe kommen. Tausende von Schwarzen fielen in denselben, namentlich in den Aufständen von 1844 und 1848. Dagegen suchte die spanische Regierung seit dem Abfall der kontinentalen Kolonien sich die freie weiße Bevölkerung treu zu erhalten, daher beseitigte sie 1816 das Tabaksmonopol und ertheilte der Insel allgemeine Handelsfreiheit. Aus Dankbarkeit sahen die Cubaner darüber hinweg, daß Ferdinand VII. die förmliche Einführung der Verfassung von 1812 auf C. hintertrieb. Tacon, der 1835 Gouverneur war, befreite die Insel von dem auf ihr hausenden Diebsgesindel, und Pinillos erhob die Kolonie zu einer hohen Blüthe. Anstatt der gehofften Verfassung, mit deren Ertheilung die spanische Regierung 1837 ernstlich umzugehen schien, die aber Entwurf blieb, erhielt C. das Uebel des Beamtenwechsels nach Eingebung des Favoritismus und des Parteigeistes. Die Abschätzung der sogenannten sevillanischen Pesetas auf ihren wahren Werth, von 5 auf 4 Realen, die Einführung einer Kopfsteuer, die Einziehung der durch Veräußerung der Staatsgüter in C. gewonnenen 86 Millionen Realen und andere Erpressungen mußten die Mißstimmung nur erhöhen. Die Regierung übte daher eine äußerst strenge Censur und unterhielt, angeblich aus Furcht vor der schwarzen Bevölkerung, ein Heer von mindestens 20,000 Mann auf C. Die Sklavenfrage spielt in der neuesten Geschichte C.'s die wichtigste Rolle. Wiewohl sich Spanien schon durch den Vertrag vom 23. September 1817 und öfter gegen England verbindlich gemacht hatte, keinen Sklavenhandel zu treiben, wurden auf C. dennoch jährlich über 60,000 Sklaven eingeführt, und eine ausgedehnte Seeräuberei verband sich hiermit, selbst dann noch, als in der Havaña eine gemischte Prisenkommission ihren Sitz genommen hatte. Die spanische Regierung sah sich endlich zwar genöthigt, durch ein Dekret vom 2. Juni 1843 die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels anzubefehlen, allein das Dekret selbst gab den Behörden einen Wink, wie es zu verstehen sei, indem dem Sklavenhandel darin ein Haupteinfluß auf den blühenden Zustand C.'s beigemessen wurde. So kam es, daß die Sklaveneinfuhr, namentlich als die Aufstände der Schwarzen von 1844 60,000 derselben das Leben gekostet, sogar noch zunahm. Indessen ward der bessere Theil der weißen Bevölkerung durch den Aufstand dennoch zu der Untersuchung geführt, ob die Sklaverei wirklich zur Erhaltung der Blüthe der Insel nothwendig sei. Von dem schon 1831 erschienenen und 1843 mit vielen Vermehrungen neu aufgelegten Werk von Ramon de la Sagra: „Historia fisica, politica y natural de la isla de Cuba“ und Don José Saco's „La supresion del Trafico de Esclavos Africanos en la isla de Cuba“ angeregt, entstand noch 1844 eine Gesellschaft „zur Begünstigung der Einwanderung freier Arbeiter, um allmählig die Sklavenarbeit überflüssig zu machen“. Die spanische Regierung sah sich durch die öffentliche Meinung genöthigt, sich wenigstens

scheinbar der Emancipation zu nähern, und mußte endlich, von Petitionen bestürmt und durch eine peremtorische Depesche des Grafen Aberdeen eingeschüchtert, einen erneuerten Befehl gegen den Sklavenhandel ergehen lassen. Dennoch wurden immer wieder Neger von Afrika eingeführt, bis der neue Negeraufstand von 1848, dem wiederum 10,000 Schwarze als Opfer fielen, die Pflanzer endlich an die Gefahr erinnerte, die ihnen aus dem Sklaveninstitut erwuchs. Eine besondere Bedeutung gewannen die Beziehungen C.'s zum Auslande seit 1845, wo das Streben der Amerikaner, die „Königin der Antillen" für sich zu gewinnen, stärker hervortrat. Bis dahin hatte Spanien nur gegen England auf seiner Hut sein müssen. Hatte dies zwar jeden Anschlag gegen C. in Abrede gestellt, so ließen doch Andeutungen in englischen Blättern, daß England im Interesse der Menschlichkeit C. nehmen müsse, weil die spanische Mißverwaltung die Unterdrückung des Sklavenhandels und der Seeräuberei unmöglich mache, Unterhandlungen zur Zeit des Bürgerkrieges über den Ankauf von C., endlich der offene Vorschlag Lord George Bentincks im Parlament, sich mit C. für den englischen Antheil an der spanischen Schuld bezahlt zu machen, keinen Zweifel übrig, daß England zugegriffen haben würde, hätte es nicht als nächste Folge einen Krieg mit Nordamerika fürchten müssen. Die Nordamerikaner legten ihre Gelüste nach der Insel noch weit offener an den Tag. Ende 1845 wurde im Senat zu Washington der Antrag gestellt, mit Spanien wegen Abtretung der Insel C. in Unterhandlung zu treten; zu Anfang 1846 bildete sich eine Gesellschaft, zu der auch zahlreiche Cubaner gehörten, die der spanischen Regierung 200 Millionen Dollars als Kaufsumme anboten. Hiermit zurückgewiesen, schritt man zu gewaltsamen Maßregeln, und es hatten sich bereits in September und Oktober 1849 auf Round Island unter Oberst White ungefähr 1500 Mann gesammelt, als die nordamerikanische Regierung, von diesen Truppen geringe Erwartungen hegend, die Expedition vereitelte. Man suchte nun der Agitation eine gesetzliche Form zu geben und gründete die Junta promovedera de los intereses politicos de Cuba, mit dem Zweck, alle erlaubten Mittel zu versuchen, um C.'s Wohl zu fördern. Den Vorsitz übernahm der General Narciso Lopez (s. d.). Daneben verfolgte ein geheimer Verein unter dem Namen der „Eulen" im Süden denselben Zweck. Spanien erhielt von diesen Umtrieben nur eine unbestimmte Kunde, sandte aber unter dem neuen Generalkapitän, Grafen Mirasol, eine beträchtliche Verstärkung nach C., so daß die hier befindliche Heeresmacht auf 25,000 stieg. Die Eulen rüsteten unterdessen mit Eifer fort und liefen bereits 10,000 Mann stark aus verschiedenen Häfen aus, als die nordamerikanische Regierung die erste bestimmte Kenntniß von dem Unternehmen erhielt und den Freischaaren vergeblich mehre Kriegsschiffe nachsandte. Zum Sammelplatze hatten jene die Fichteninsel (Isla de Pinos) bestimmt, die, in der südwestlichen Einbiegung von C. gelegen, sich schon wegen der Unzufriedenheit der Bewohner mit der spanischen Herrschaft zu einem Stützpunkt wohl eignete. Aber die Schiffe kamen nicht gleichzeitig an, und die zuerst eingetroffenen Haufen mußten sofort angreifen, um den Spaniern nicht Zeit zur Concentrirung ihrer Streitkräfte zu lassen. Lopez landete zwar in Cardenas, ergriff jedoch, als er seitens der spanischen Besatzung Widerstand, seitens der Cubaner wenigstens keine thätige Unterstützung fand, eilends die Flucht und kehrte nach Rhode-Island zurück. Er knüpfte von hier aus sofort neue Verbindungen zu einem neuen Unternehmen auf C. an, schiffte sich mit einem aus Auswanderern bestehenden Corps von 453 Mann am 3. Aug. 1851 zu Neworleans ein, landete am 12. August bei Playnas, westlich von Bahia Honda, und nahm am 13. Aug. bei Las Posas eine befestigte Stellung. Er warf die ihn unter General Enna angreifenden spanischen Truppen siegreich zurück, lieferte vordringend den Spaniern mehre für ihn günstige Gefechte, sah aber dabei seine Schaar täglich schmelzen und mußte endlich mit dem Rest seiner Leute ins Gebirge fliehen, wo sie von Oberst Sanchez zersprengt wurden. Lopez wurde mit den ihm noch gebliebenen 7 Mann am 29. August gefangen und am 1. Sept. zu Havaña hingerichtet; die übrigen Freischärler wurden zu 10jähriger Bergarbeit in Spanien verurtheilt, aber von der Königin bald wieder freigelassen. Trotz dieses unglücklichen Ausgangs begannen in der Union die Agitationen für einen Angriff auf C. aufs Neue. Anfangs 1852 wurde Generalkapitän Concha durch General Canedo ersetzt, was die Bevölkerung C.'s sehr ungern sah, da sich Concha durch Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Energie in der Abstellung von Mißbräuchen allgemeine Achtung erworben hatte. Neue Mißhelligkeiten zwischen den spanischen Behörden auf C. und der nordamerikanischen Union wegen der mehrmaligen Zurückweisung des amerikanischen Postdampfers „Crescent City" von dem Hafen von Havaña wurden gütlich ausgeglichen, u. auch eine Verwickelung mit Großbritannien auf Grund der Ausweisung des Engländers Boylen, der sich über die Begünstigung des Sklavenhandels durch die spanischen Behörden mit Entrüstung geäußert hatte, ward nach gereizten Verhandlungen friedlich beigelegt. Gegen Ende 1852 erhielt C. eine neue Truppenverstärkung von 4000 Mann aus Spanien, doch verlief, abgesehen von beständigen Mißhelligkeiten zwischen den fremden Konsuln und Canedo, welcher den Sklavenhandel zu seinem Vortheil begünstigte, das Jahr 1853 ruhig. Am 3. December folgte General de la Pezuela als Generalkapitän, ward aber schon am 1. April 1854 durch General Concha ersetzt. Derselbe erließ sofort mehre reformatorische Dekrete u. erhob eine Anzahl Kreolen zu höheren Stellen, was einen guten Eindruck machte. Als die wegen Zollunterschleife am 28. Febr. 1854 verfügte Beschlagnahme des nordamerikanischen Handelsschiffs „Black Warrior" einen Konflickt mit der Unionsregierung hervorrief, ward in den Vereinigten Staaten eine neue Cubaexpedition unter General Quitman vorbereitet, kam aber wegen Mangels an Geldmitteln nicht zu Stande. In C. selbst wurde im Februar 1855 eine von der Cubanerjunta in Newyork geleitete Verschwörung unzufriedener Kreolen entdeckt. Die Häupter derselben, Professor Pinto, Cabalso u. Pinelo, wurden verhaftet, die Insel am 12. Febr. in Belagerungszustand erklärt u. zur Unterstützung der an 30,000 Mann zählenden spanischen Besatzung eine Miliz, selbst aus Mulatten und freien Negern, gebildet, während sich englische und französische

Schiffe dem Generalkapitän zur Verfügung stellten. Pinto, Estrampes, ein naturalisirter Amerikaner, und Andere wurden im März hingerichtet, viele Andere zu langem Gefängniß verurtheilt oder des Landes verwiesen. Diese Härte rief an verschiedenen Orten der Vereinigten Staaten wieder Werbungen für eine neue Expedition hervor. Obwohl die von Concha angeordneten strengen Maßregeln, besonders die Durchsuchung amerikanischer Schiffe durch cubanische Kreuzer, zu immer neuen Verwickelungen führten und die Absendung eines Geschwaders nach dem Golf von Meriko zum Schutze amerikanischer Schiffe veranlaßten, zeigte sich die Unionsregierung doch allen Gewaltmaßregeln abgeneigt. Die von Seiten Englands u. Frankreichs seit 1851 gemachten Versuche, im Einverständniß mit Nordamerika durch einen Triplevertrag C. auf ewige Zeiten Spanien zu garantiren, scheiterten an dem Widerspruch der Unionsregierung, die bis heute bemüht ist, die Insel durch Kauf zu erwerben. Das Endergebniß einer Zusammenkunft der Unionsgesandten für Europa zu Ostende im Oktober 1854 war die Erklärung, daß, da C. in seinem gegenwärtigen Verhältniß den inneren Frieden der Union gefährde u. eine entsprechende Kaufsumme von Spanien zurückgewiesen werde, die Unionsregierung vollkommen befugt sei, die Insel Spanien zu entreißen, wenn sie die Macht dazu besitze. Die Wichtigkeit C.'s für die Union ist in der That unermeßlich. Die Insel beherrscht durch den Bahamakanal, die Floridastraße, die Straße von Yucatan u. die Windwardpassage den ganzen merikanischen Golf u. das karaibische Meer, also die Fahrt u. die Verbindung zwischen Europa, dem Mississippigebiet u. Meriko, sie übt Einfluß auf die Straßen des Isthmus von Panama, der Landenge von Tehuantepec u. des Nicaraguasee's; ihr Besitz würde der Küstenschifffahrt in jenen Meeren eine Entwickelung geben, wie sie gegenwärtig bloß England aufzuweisen hat. Schon jetzt sind bei dem Handel mit C. tausend nordamerikanische Schiffe beschäftigt; die Abschaffung des hohen spanischen Tarifs (amerikanisches Mehl zahlt z. B. für den Barrel 10 Dollars 50 Cents, spanisches nur 2 Dollars 50 Cents) würde die Zahl verdoppeln. Derselbe bewirkt, daß die Union bei der Einfuhr nur mit $^3/_8$, Spanien dagegen und das übrige Europa mit $^5/_8$ betheiligt sind. Die Hauptbedürfnisse C.'s an Mehl, Fischen, gepökeltem Fleisch, ferner an Arbeitswerkzeugen u. Kleidungsstoffen kann Nordamerika besser liefern, als das entferntere Europa, doch sind die meisten Einfuhrartikel mit einem Zoll von 35—100 Procent belastet; dagegen könnte die Union von C. ihren ganzen Bedarf an Kaffee (8 Millionen Dollars) u. Zucker (9 Millionen Dollars) entnehmen. Bei dem Handel mit C. sind alle Landestheile interessirt; darum ist die Anneration auch so populär. Ein weiterer Grund dieser Hinneigung C.'s zu einer Vereinigung mit der Union war die Sklaverei, deren Aufrechterhaltung die Pflanzer sich von jener versprachen. Vgl. J. de la Pezuela, Ensayo historico de isla de C., Newyork 1842; Massé, L'île de C. et la Havane, Paris 1825; Huber, Aperçu statistique de l'île de C., das. 1826; Humboldt, Essai politique sur l'île de C., das. 1826; Ramon de la Sagra „Historia economica, politica y estadistica de la isla de C., Havaña 1831; Derselbe, Historia fisica, politica y natural de la isla de C., Paris 1837 ff.; Gräfin Merlin, La Havane, das. 1844; Notes en C., Boston 1844; d'Hespel d'Harponville, La reine des Antilles, Par. 1850.

Cuba, Johann, deutscher Botaniker um die Mitte des 15. Jahrhunderts, war Arzt zu Augsburg, dann zu Frankfurt und machte botanische Reisen in Griechenland und dem Orient. Er ist Verfasser des ersten mit Abbildungen gedruckten naturwissenschaftlichen Werks, das als „Hortus sanitatis" erst in deutscher (Augsburg 1485—88 und 1496), sodann in lateinischer Sprache (Mainz 1491, Lübeck 1492) erschien; Egenolf, Roslin und Dorsten veranstalteten eine neue Ausgabe unter dem Titel „Kräuterbuch". Lonicer unterwarf es einer abermaligen Verbesserung, und in dieser Gestalt erlebte es während des 16. Jahrhunderts noch verschiedene Auflagen, z. B. durch Uffenbach 1619 und Ehrard 1637; französisch erschien es Paris 1539.

Cubagua (Cuagua), Insel im karaibischen Meer, an der Küste von Venezuela, zwischen der Insel Margarita u. dem Festland, war im 15. Jahrhundert berühmt wegen ihrer (jetzt längst erschöpften) Perlenfischerei, in Folge deren die Stadt Neucadir daraus entstand, die wieder verschwunden ist.

Cubebä (Kubeben), s. Pfeffer.

Cubières, Amadée Louis Despans de, französischer General u. Kriegsminister, den 4. März 1786 in Paris geboren, machte im 15. Linienregiment die Feldzüge des Kaiserreichs mit u. befehligte 1815 als Oberst das erste leichte Infanterieregiment. Während der Restauration zuerst Obersteuereinnehmer, dann Oberst des 27. Infanterieregiments, betheiligte er sich mit diesem an der Expedition nach Morea u. stieg 1829 zum Brigadegeneral, nach der Julirevolution zum Divisionsgeneral und Pair von Frankreich u. 1840 zum Kriegsminister. Wegen Bestechung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, Teste, um die Koncession zu einer Steinsalzmine zu erhalten, und sodann wegen Unterschlagung eines Theils der Bestechungssumme ward er 1847 zur bürgerlichen Degradation u. zu 10,000 Franken Geldbuße verurtheilt, aber 1852 rehabilitirt. Er † den 6. August 1853 in Paris. Seine Gattin, Marie Aglaë C., geborne Bussault, geboren den 16. Dec. 1794 bei Lyon, machte sich als Romanschriftstellerin bekannt.

Cubitus (lat.), Vorderarm, ein Längenmaß, ungefähr eine Elle; bei den Griechen war es in 2 Spannen, 6 Handbreiten und 24 Fingerbreiten getheilt und man nahm es vom Ellenbogen an bis zur Spitze des Zeigefingers. Gleicherweise war der römische C. = 6 Handbreiten (palmi) oder $1^1/_2$ pedes, den pes zu 16 Daumenbreiten (pollices) gerechnet, nach unserm Maß 1,3661 pariser Fuß oder 1,4139 rhein.

Cubzac, Dorf im französischen Departement Gironde, rechts an der Dordogne, 3 Meilen von Bordeaux, mit 1045 Einwohnern u. einer Hängebrücke, unter welcher die Seeschiffe hinsegeln. In der Nähe die Stadt St. André de C., mit 3400 Einwohnern, einer Kirche aus dem 12. Jahrhundert und den Ruinen eines Schlosses, an welches der Volksmund den Namen Montalban und den der 4 Haimonskinder knüpft.

Cucumis, s. Gurke.

Cucurbita, s. Kürbis.

Cucurbitaceä (Kukurbitaceen, Kürbisgewächse), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Stengel ist saftig, kriechend oder klimmend, rundlich oder unregelmäßig eckig. Die Bätter sind abwechselnd, gestielt, einfach oder verschieden gelappt und getheilt, handnervig, meist saftig und wie der Stengel mit scharfen Punkten oder kurzen, steifen Haaren besetzt; Nebenblätter fehlen; ihre Stelle vertreten einfache oder ästige, zur Seite des Blattstiels, oder in der Blattachsel stehende Ranken. Die Blüthen sind achselständig, einzeln oder zu mehren von einem gemeinschaftlichen Stiel trug doldenartig vereinigt, ein- oder zweihäusig, selten zwitterig; der Kelch ist mit dem Fruchtknoten nach unten innig verwachsen, meist glockig, 5zähnig; die Blumenkrone besteht entweder aus 5 dem Schlunde des Kelchs eingefügten Blättern, die mit den Kelchzipfeln abwechseln, oder ist, indem ihre Abschnitte mit einander verwachsen sind u. oft auch mit dem Kelchsaume zusammenhängen, einblätterig; die 5 Staubgefäße sind am Grunde der Blume und am Kelchsaume befestigt, je 2 u. 2 sind gewöhnlich mit einander verwachsen, während der fünfte frei bleibt; die Staubfäden sind kurz u. dick; die ebenfalls kurze, dicke Narbe ist 3—5lappig; die Frucht (Kürbisfrucht) ist beerenartig, fleischig, mehr oder weniger saftig, 1-, 3- oder 5fächerig. Die Samen sind meist verkehrt-eiförmig u. zusammen- oder flachgedrückt, von einem saftigen, später zu einer dünnen Haut austrocknenden Mantel umhüllt. Zu den C. gehören über 300 Arten, von denen gegen drei Viertel der heißen u. die übrigen den gemäßigten Zonen angehören. Obgleich die C. hinsichtlich ihrer chemischen Beschaffenheit und ihrer medicinischen Wirkungen höchst verschieden sind, so kommen sie doch im Allgemeinen darin überein, daß sie bald in diesem oder jenem Organ, bald in einer gewissen Periode ihrer Vegetation einen bitteren, harzartigen, entweder krystallinischen oder nicht krystallisirbaren Extraktivstoff enthalten, den man Bryonin, Colocynthin oder Elaterin zu nennen beliebt hat. Ist dieser Extraktivstoff in größerer Menge vorhanden, so wirkt er drastisch purgirend oder auch Erbrechen erregend; andere Arten, die weniger davon besitzen, wirken auflösend, die Thätigkeit des Darmkanals erregend u. erhöhend u. dadurch wurmwidrig, oder auch die Thätigkeit der Schleimhäute, der Urinwerkzeuge und des Hautsystems erregend und deshalb harn- u. schweißtreibend. Die Früchte einiger Arten enthalten ziemlich viel Zucker, besitzen dadurch einen süßen oder säuerlichen, mehr oder minder angenehmen Geschmack u. werden als Nahrungsmittel gebraucht. Die Samen enthalten meist ein mildes, fettes Oel u. Schleim, wenige auch bitteren Extraktivstoff.

Cucuta, fruchtbares Thal im Staate Santander der südamerikanischen Konföderation von Neugranada, in der frühern Provinz Pamplona, hat etwa 30,000 Einwohner und große Kakaopflanzungen. Hauptort ist Rosario de C.

Cuddalore (Kadaluru), Seestadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Distrikt Südarkot, an der Mündung des Pannair in den bengalischen Meerbusen, mit Hafen und 6—7000 Einwohnern. Schon 1690 hatten die Briten eine Faktorei hier; 1782 ward die Stadt von den Franzosen erobert, doch schon im folgenden Jahr von den Briten wieder genommen.

Cuddapah (Kaddapah), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (627 □Meilen mit 1,451,921 Einwohnern) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, an der Bogawanka, 2 Stunden vom Pannair, an der Eisenbahnlinie, mit britischem Kantonnement für 1000 Mann.

Cuença, 1) Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (316 □Meilen mit 229,960 Einw.) des spanischen Königreichs Neukastilien, liegt, von hohen Mauern umschlossen und von felsigen Höhen überragt, auf einem steilen, nackten Felsen zwischen dem Jucar und dem Bache Huescar, die sich hier beide vereinigen. Ueber den in tiefer Schlucht fließenden Jucar führt eine großartige, 350 Fuß lange und 150 Fuß hohe Brücke (von San Pedro) mit 5 Bögen, eine andere verbindet C. mit der im Westen gelegenen modernen Vorstadt. Die Stadt, die sich in malerischer Unregelmäßigkeit terrassenförmig erhebt, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne gothische Kathedrale (auf der höchsten Kuppe des Felsens), 14 Kirchen und 12 Klöster, meist hohe, 4—6 Stockwerk haltende Häuser, ein bischöfliches Seminar und 7300 Einwohner. Sie ist ein Hauptplatz des spanischen Wollhandels. C. soll die Stadt der alten Concani gewesen sein; sie hieß später Conca oder Concha und war schon früh Bischofssitz. Alfons IX. entriß sie 1220 den Mauren. Geschichtlich bekannt ist sie durch die Uebergabe den 9. Okt. 1706 im spanischen Erbfolgekrieg. — 2) (Santa Anna de C.) Stadt im südamerikanischen Freistaat Ecuador, Departement Assuay, am Matadero, 8640 Fuß hoch gelegen, eine der schönsten Städte des Staats, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Universität und 25,000 Einwohner, welche namentlich Baumwollenzeuche, Hüte und Käse fertigen.

Cuernavaca, Stadt im nordamerikanischen Staate Meriko, östlich von der Stadt Meriko in dem durch seinen Reichthum berühmten, herrlichen, fast alle Früchte der gemäßigten und der heißen Zone darbietenden Thale gleichen Namens, 5273 Fuß über dem Meere, ist das alte Cuauhnahuac und wird von dunkelfarbigen, aber civilisirten Indianern bewohnt. Die Stadt hat eine von Cortez erbaute Hauptkirche und eine zweite, mit einem prachtvollen, jetzt verfallenen, im altspanischen Geschmack angelegten Garten umgebene Kirche (erbaut von dem reichen Minenbesitzer de Laborde); außerdem bedeutende Branntweinbrennereien.

Cuers, Stadt im französischen Departement Var, am Fous, mit 5000 Einwohnern, die Handel mit Wein, Olivenöl, Branntwein, Kapern, Feigen treiben.

Cueva, Juan de la, einer der berühmtesten spanischen Dichter des 16. Jahrhunderts, um 1550 zu Sevilla geboren, † nach 1607. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, am glücklichsten aber im Drama, und gehört zu den Einführern des spanischen Nationaldrama's. Er unterwarf die Bühne einer vollständigen Reform, hob den dramatischen Styl durch die Zahl und Harmonie seiner Verse, riß die alte Schranke zwischen der Tragödie u. der Komödie nieder und zog die Eintheilung in 3 Giornata's der alten Eintheilung in 5 Akte vor, welche Erfindung man dem Cervantes zugeschrieben hat; doch that seine allzu produktive Thätigkeit

der Tiefe und Fülle seiner Leistungen Eintrag. Die bemerkenswerthesten seiner Arbeiten sind: „Obras“ (Sevilla 1582), enthaltend lyrische Gedichte, Sonette, Canzonen, Elegien, Eklogen ꝛc. in italienisch-klassischem Styl: „Coro febeo de romances historiales“ (das. 1587—88), meist Gegenstände der altklassischen Zeit behandelnd: „Primera parte de las comedias y tragedias“ (das. 1583 u. 1588); die Tragödien „Los siete infantes de Lasa“, „La Muerte de Ajax Telamon“, „La Muerte de Virginia“ und „Principe Tyrano“ und 10 Komödien enthaltend. „La conquista de la Bética“ (Sevilla 1603, auch in Fernandez' Sammlung spanischer Dichter, Madrid 1795, Bd. 14 und 15) besingt in 20 Gesängen und in Oktaven in ziemlich trockenem Tone die Eroberung Sevilla's durch König Ferdinand III. von Kastilien.

Cuevas de Vera, Stadt in der spanischen Provinz Almeria, mit maurischem Schloß und 10,417 Einwohnern.

Cuggiono, Flecken in der lombardischen Provinz Mailand, mit 3000 Einwohnern welche Seiden- und Leinweberei, Gerberei und Weinbau treiben.

Cujacius, eigentlich Jacques de Cujas oder Cujeus, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer des 16. Jahrhunderts, der größte Civilist Frankreichs, 1522 zu Toulouse geboren, studirte unter dem berühmten Juristen Arnold Ferrier zu Toulouse die Rechte und eröffnete 1547 einen Lehrkursus über die Institutionen, an welchem selbst Professoren Theil nahmen. Mit seiner Bewerbung um die zu Toulouse 1554 eröffnete Professur des römischen Rechts fiel er zwar durch, erhielt jedoch 1555 einen Ruf an die Universität Cahors, vertauschte aber schon nach 9 Monaten diese Stelle mit einer andern zu Bourges, der damals berühmtesten Universität der Rechtswissenschaft, folgte 1558 einem ehrenvollen Ruf nach Valence, wurde aber 1559 von der Herzogin Margarethe von Frankreich nach Bourges zurückgerufen. Sein Name verlieh der Universität hohen Glanz. Im Jahre 1566 ward er mit dem Titel eines herzoglich savoyischen Raths nach Turin berufen, doch sagte ihm das Leben in Italien so wenig zu, daß er schon im folgenden Jahre nach Valence zurückkehrte. Als sich die Protestanten der Stadt bemächtigten, zog er sich vor den Kriegswirren nach dem Schlosse Charmes zurück, eröffnete aber nach dem Frieden zu Chartres 1568 seine Vorlesungen wieder. Noch einmal entfloh er bei Coligny's Annährung 1570 nach Lyon, kehrte aber nach dem Frieden von St. Germain zurück, ward 1573 von Karl IX. zum Ehrenrath des Parlaments zu Grenoble ernannt, sodann zum Parlamentsrath, doch ohne die Verpflichtung, den Sitzungen beizuwohnen. Im Frühling 1575 kehrte er nach Bourges zurück u. † hier den 4. Okt. 1590. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er sich der bartolistische n Lehrmethode widersetzte und eine auf Quellenstudium und Alterthumskunde gestützte Auslegung anbahnte. Wider seinen ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch wurden nach seinem Tode auch seine nachgeschriebenen Vorlesungen gedruckt, und es wurden daher die „Opera posthuma“ umfangreicher, als die Werke, deren Herausgabe er selbst besorgt hatte, die „Opera priora“. Die letzteren erschienen Paris 1577, 5 Folianten; vermehrt das. 1583, 5 Bde., nachgedruckt Köln 1588 ꝛc.; von Pithou besorgte Ausgaben: Frankfurt 1595, Hanau 1602, Frankfurt 1623; Nachdruck: Genf 1609. Die „Opera posthuma“ erschienen anfangs einzeln und wurden erst später mit den ersteren zu einer Sammlung vereinigt. Die wichtigsten Ausgaben sind: von Alexander Scot (London 1614, 4 Bde.; Paris 1617, 6 Bde. [als Ausgabe à la grande barbe den Bibliographen bekannt], daselbst 1637, 6 Bde.), am vollständigsten von Hannibal Fabroli (das. 1658, 10 Bde.; mit einigen Anhängen und einem Generalregister vermehrt Neapel 1722—1727, 11 Bde.; Venedig und Modena 1758 bis 1783, 11 Folianten, neuerdings Prato 1836, 13 Bde.). Sehr brauchbar für die Benutzung der Werke C.' ist das „Promptuarium operum C., auctore Dom. Albunensi“ (Neapel 1763, 2 Bde.). Vergl. Spangenberg, Jakob C. und seine Zeitgenossen, Leipzig 1822.

Cujus regio, ejus religio (lat.), wer das Land beherrscht, beherrscht auch die Religion, falscher Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems, welcher mit Religionsfreiheit unvereinbar ist.

Culdeers (celtisch, lat. Cultores Dei), in Britannien die Christen, welche im Gegensatz zur katholischen Kirche die Einfachheit der Lehre und des Kultus der ersten christlichen Kirche bewahrten. Im Verlauf der Zeiten sanken sie von Gemeinden zu einzelnen Bekennern herab, welche noch bis ins 15. Jahrhundert von Einfluß waren. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts verschmolzen sie mit den Missionarien der gewöhnlichen geistlichen Orden. Nach Dr. Jamesons und anderen englischen Nachrichten stammen die C. aus Schottland, hatten ihren ersten Sitz in Jona und verbreiteten sich von da über England und Irland.

Culeus (culeum, auch culleus, culleum, lat.), lederner Sack, Schlauch, das größte Maß für Flüssigkeiten, welches bei den Römern in Gebrauch war, = 20 Amphoren u. 160 Congien. Man berechnete darnach den Ertrag der Weinberge u. die Preise bei Weineinkäufen im Großen. Es faßte 26109,05 pariser Kubikzoll, oder 1 Eimer 12 Imi 2 Maß würtembergisch.

Culiacan, Hauptstadt des mexikanischen Bundesstaats Cinaloa, am linken Ufer des Rio de C., Sitz der Regierungsbehörden und des Bischofs von Sonora, mit einer alten Kathedrale, einem schönen Hauptplatz (Plaza de armas) und 9600 Einwohnern, deren Haupterwerbszweige Ackerbau und Produktenhandel sind. Hier stand die in der aztekischen Geschichte berühmte Indianerstadt Hueicolhuacan.

Cullen, William, berühmter schottischer Arzt, geboren den 15. April 1710 in einem Dorfe der Grafschaft Lanark, begleitete als Wundarzt ein Handelsschiff der Kompagnie nach Ostindien, prakticirte hierauf mehre Jahre in seinem Geburtsorte, wandte sich dann nach Edinburg, erhielt 1746 zu Glasgow den Lehrstuhl der Chemie und 1751 den der Arzneikunst; folgte 1756 einem Ruf nach Edinburg, ward später zum ersten Arzte des Königs von England für Schottland ernannt und † den 5. Februar 1790. Am bedeutendsten war C. als Schriftsteller auf dem Felde der Pathologie und Arzneimittellehre. Seiner „Synopsis nosologiae methodicae“ (Leyden 1772, Edinburg 1777, 1795, 2 Thle., deutsch, Leipzig 1786) folgte sein Haupt-

werk: „First lines of the practice of physic for the use of students“ (Edinburg 1777, 2 Bde., das. 1787, 4 Bde., das. 1802, 2 Bde., London 1816, 2 Bde.), das ins Spanische, Portugiesische, Französische, Italienische, Lateinische und Deutsche (1788 und 1789, mit Zusätzen und Anmerkungen, 4 Bde., Leipzig 1800) übersetzt wurde. Seine „Physiology“ (Edinburg 1785) erschien französisch (Paris 1786). lateinisch (Venedig 1788) u. deutsch (Leipzig 1786), In seinem klassischen Werke „A treatise of the materia medica“ (Edinburg 1789, 2 Bde., deutsch von Consbruch, Leipzig 1790, u. von Hahnemann, das. 1790) verbannte er zahlreiche Irrthümer aus der Pharmakologie. Nach seinem Tode erschienen „Nosology or systematic arrangement of diseases“ (London 1800) und „The Edinburgh practice of physis, surgery and midwicery“ (daselbst 1805, 5 Bde.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte 1827 Thomson, der auch ein „Account of the life of W. C.“ (Edinburg 1832, 2 Bde.) herausgab.

Cullen-Bryant, William, s. Bryant.

Culloden (Drummossie Moor), Dorf in der schottischen Grafschaft Nairn, bei Inverneß, historisch berühmt durch den auf dem nahen Cullodenmoor den 27. April 1746 erfochtenen Sieg des Herzogs von Cumberland über den Prinzen Karl Eduard. Letzterer, der Enkel Jakobs II. von Schottland, war 1745 mit gegen 1600 Mann in Schottland gelandet, um den schottischen Thron für seinen Vater Jakob wieder zu erobern. Von zahlreichen Anhängern unterstützt, drang er bis Edingburg vor, hielt daselbst einen feierlichen Einzug und ließ sich an seines Vaters Statt zum Regenten ausrufen. Gleich darauf schlug er ein englisches Corps von 4000 Mann. Als aber Georg I. an der Spitze seiner Kerntruppen vom Kontinent herbeieilte, mußte der Prinz Edinburg verlassen; vergebens wartete er auf französische Hülfe an Mannschaft und Geld und erlag daher, von Allem entblößt, der Uebermacht seines Gegners bei C. Bis zum September noch im Lande herumirrend, kam er endlich unter tausend Gefahren an die Küste, wo eine französische Fregatte den Flüchtigen aufnahm.

Cully, Stadt im schweizerischen Kanton Waadt, am Nordufer des genfer See's, mit 900 Einwohnern, ist sehr alt, aber ziemlich hübsch und seit 1443 mit Mauern umgeben. Das hier aufgefundene Fußgestell zu einer Statue von Metall mit der Inschrift: Libero patri cocliensi, wird zu Genf aufbewahrt.

Culmbach, Hans von, ein nach seinem Geburtsort, der oberfränkischen Stadt Kulmbach, genannter namhafter Maler, Kupferstecher u. Formschneider, der 1486 schon ausübender Maler gewesen und um 1545 gestorben sein soll. Er malte Vieles nach seines Meisters Dürer Zeichnung und Anderes unter dessen Leitung. Sein vorzüglichstes Werk ist die in der Sebalduskirche zu Nürnberg befindliche tuchersche Tafel mit der Mutter Gottes auf dem Throne, daneben St. Katharina und Barbara, 1513 nach Dürers Zeichnung gemalt. Mehres bewahren auch die königlichen Sammlungen dieser Stadt. Holzschnitte von ihm findet man in dem Buche mit dem Titel „Joooseria“, das 1543 zu Bern erschien. Von Grabstichelarbeiten rechnet man ihm diejenigen zu, welche mit J. C. bezeichnet sind und zwischen den beiden Buchstaben ein Wappenschild tragen.

Culpa (lat.), Schuld, Fahrlässigkeit, Unvorsichtigkeit, im Allgemeinen jede einer Person zuzurechnende Widerrechtlichkeit (injuria), einerlei, ob dieselbe durch ein Thun oder ein Unterlassen bewirkt wurde. Hat nun Derjenige, welcher sich eine solche unerlaubte Handlung oder Unterlassung zu Schulden kommen ließ, dabei eine rechtswidrige Absicht gehabt, d. h. wußte er, daß seine Handlung oder Unterlassung eine widerrechtliche Folge hervorbringen werde oder doch könne, und wollte er diese, dann hat er sich eines Dolus schuldig gemacht; hatte er aber einen solchen widerrechtlichen Erfolg nicht gewollt, aber doch durch Vernachlässigung der nöthigen Behutsamkeit, Sorgfalt, Vorsicht herbeigeführt, dann liegt eine C. im engeren Sinne vor; während, wenn der widerrechtliche Erfolg nach menschlicher Einsicht unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse des einzelnen Falls nicht vorhergesehen oder doch durch menschliche Kräfte nicht abgewendet werden konnte, ein Casus (Zufall) vorliegt, für welchen Niemand einzustehen hat. Wir verstehen also unter C. im engeren, eigentlichen Sinne jede Begehungs- oder Unterlassungshandlung, welche objektiv widerrechtlich und subjektiv zurechnenbar (imputabel) ist. Bei dem Dolus handelt es sich um eine wirkliche Bösartigkeit des Willens, bei der C. um eine Schwachheit des Willens, daher letztere verhältnißmäßig weniger strafbar ist, als ersterer. Unsere positive Gesetzgebung hat bestimmte Regeln darüber aufgestellt, unter welchen Voraussetzungen eine Unkenntniß, Ungeschicklichkeit, Unerfahrenheit für die eingetretenen nicht gewollten oder nicht bedachten Folgen verantwortlich machen. Ist eine Handlung so beschaffen, daß sich der Handelnde der objektiven Widerrechtlichkeit bewußt sein mußte, dann hat er diese Folgen mindestens privatrechtlich (Schadensersatzleistung) zu vertreten, sobald nur der Kausalzusammenhang ein unmittelbarer ist, namentlich wenn dadurch eine Sache oder Person körperlich beschädigt oder verdorben wurde; wie z. B. wenn Jemand einen ihm geliehenen, durch Kälte zerstörbaren Gegenstand aus Bequemlichkeit an einen dem Froste ausgesetzten Ort gebracht hat. Einer objektiven Widerrechtlichkeit steht aber auch gleich, wenn man sich ohne Recht, aus Zudringlichkeit, Muthwillen 2c. in fremde Angelegenheiten mischt; z. B. es löst Jemand einen ihm nach seinen Eigenschaften nicht bekannten fremden Hund von der Kette, und dieser richtet nun durch Bissigkeit Schaden an. Da hier überall die Voraussetzung ist, daß man sich der Unerlaubtheit seines Treibens und der Möglichkeit eines benachtheiligenden Erfolgs bewußt war oder doch bewußt sein konnte, so versteht sich von selbst, daß Kinder, Schwache und Blödsinnige, durch Krankheit, Trunkenheit, Schlaf 2c. Bewußtlose für derartige Erfolge nicht einzustehen haben, eben weil sie der subjektiven Widerrechtlichkeit nicht fähig sind. Hat Jemand im Zustande der Nothwehr, z. B. um sich aus drohender, sonst unabwendbarer Lebensgefahr zu retten, einen Schaden gestiftet, so kann er wohl strafrechtlich für schuldlos zu erklären sein, civilrechtlich aber bleibt er darum immerhin zum Schadensersatze verpflichtet. Eine interessante Meinungsverschiedenheit unter den römischen Ju-

risten finden wir hier bezüglich eines noch heute nicht selten vorkommenden Falls. Während einige ältere klassische Juristen (Labeo und Servius) der Meinung waren: wenn auch bei einer Feuersbrunst die Obrigkeit berechtigt sei, durch Niederreißen von Gebäuden dem Feuer Einhalt zu thun, bleibe doch ein Privatmann, der dies an fremden Häusern zur Rettung seines Eigenthums thue, ersatzpflichtig, wenn nur das Feuer früher gelöscht worden, bevor es das niedergerissene Gebäude erreichen konnte; haben sich dagegen die späteren Juristen (wie Ulpian und Celsus), namentlich auch Justinian für das Gegentheil entschieden. Manche der heutigen Praktiker geben indessen noch der älteren Meinung den Vorzug. Ein zwischen Demjenigen, welcher den nachtheiligen Erfolg herbeigeführt hat, und dem dadurch Benachtheiligten bestehendes Obligations- oder persönliches Verhältniß kann eine Verantwortlichkeit und Haftverbindlichkeit für den Schaden einerseits herbeiführen, andererseits aber auch hinwegnehmen. Wer z. B. einen gemietheten Spiegel aus Versehen fallen läßt, ist für den Schaden verantwortlich; wer aber den Spiegel des Nachbars bei einer Feuersbrunst retten will und dabei fallen läßt, ist nicht verantwortlich. Wer im gemietheten Hause auf dem Herde, welcher einen nicht leicht äußerlich erkennbaren Fehler hat, Feuer anmacht und so eine Feuersbrunst verursacht, wird dem Vermiether nicht ersatzpflichtig sein; anders aber, wenn bei dem Miethvertrage ausdrücklich ausbedungen war, daß auf dem Herde kein Feuer angemacht werden dürfe. Wenn man bei einer Handlung, die einen widerrechtlichen Erfolg mit sich führte, diesen Erfolg wirklich als möglich voraussah, dennoch aber die Handlung unternahm, etwa in der Hoffnung, es werde schon glücklich ablaufen, dann spricht man von einer bewußten C., im Gegensatze zur unbewußten C., bei welcher man an den Erfolg zwar nicht dachte, aber doch denselben hätte vorhersehen und vermeiden können, falls man nur die unter den vorliegenden Umständen gewöhnliche, oder besonders obliegende Aufmerksamkeit, Ueberlegung oder Fleiß angewendet haben würde. Der erstere Fall ist jedenfalls der strafbarere, denn man beweist da eine Gleichgültigkeit gegen den Erfolg, die man sich aus Rücksicht auf den Nächsten nicht beigehen lassen soll. Ist jedoch der Erfolg ein solcher, der unter den gewöhnlichen Verhältnissen und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht zu besorgen steht, dann befinden wir uns auf dem Gebiete des Zufalls (Casus), d. h. außerhalb des Gebiets der Zurechnung; wie z. B. wenn ein Jäger in einer Waldgegend, wo Niemand weiter etwas zu thun hat, noch zu vermuthen ist, nach einem Stück Wild schießt und dabei einen gerade im Busche versteckten Holzfrevler trifft; denn die Jagd würde aufhören, wenn man erst den Wald durchrufen müßte, ob nicht Jemand in der Nähe sei. Bezüglich der C., welche durch ein Unterlassen begangen wird, ist zu bemerken, daß in der Regel Niemand verpflichtet ist, Schaden von einem Anderen abzuwenden; nur dann, wenn man durch ein besonderes Obligationsverhältniß zu einem Thun verpflichtet ist, kann von einem schuldhaften Unterlassen die Rede sein. Außer Obligationsverhältnissen kann man also nur durch ein positives Thun, welches Andere verletzt, eine Schuld (sogenannte aquilische C.) begehen. Der Grad der C. bestimmt sich nach der Größe der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit, und als Maßstab für diese kann man entweder die gewohnte Handlungsweise des Schuldigen selbst (relativer, subjektiver Maßstab, culpa in concreto), oder die Handlungsweise anderer Menschen (absoluter, objektiver Maßstab), und zwar wieder entweder eines gewöhnlichen, nicht allzu vorsichtigen Menschen (culpa lata in abstracto), oder eines besonders vorsichtigen und besonnenen Mannes (culpa levis in abstracto, diligentia) wählen. Man unterscheidet hiernach weiter eine grobe und eine geringe Fahrlässigkeit (culpa lata, levis). Je mehr Sorgfalt anzuwenden man verpflichtet ist, für desto geringere C. hat man zu haften, so daß also die zu prästirende C. und die anzuwendende Sorgfalt in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Der Umfang der Prästationspflicht richtet sich, mehre römischrechtliche Singularitäten ausgenommen, eines Theils darnach, ob man zu dem Benachtheiligten in einem obligatorischen Verhältnisse steht, und in welchem, u. sodann, ob man in einem solchen Obligationsverhältnisse wesentlich Lasten übernommen oder mehr Vortheile zu erwarten hat. Allgemeine Regel ist, daß, wenn Derjenige, welcher in einem Rechtsverhältnisse für alle Schuld einzustehen hat, entweder nur seine eigenen Sachen, oder nur die Sachen des Anderen gegen Beschädigung oder Untergang zu schützen vermag, er zunächst für die letztere sorgen muß. Bezüglich des Beweises des Verschuldens gelten die allgemeinen Beweisregeln, so daß also eine Schuld nicht vermuthet wird, und Jeder, der einen Anspruch auf eine behauptete Schuld gründet, solche auch zu beweisen hat. Ueber die Folgen der C. in strafrechtlicher Beziehung vgl. Fahrlässigkeit.

Culteronisten, im 17. und 18. Jahrhundert in der spanischen Literatur die Nachfolger des Gongara im Gebrauch des Estilo culto.

Cultivators (engl.), Ackerwerkzeuge, s. Kultivatoren.

Cumä, berühmte Stadt des Alterthums, in Italien, an der Küste von Kampanien, nördlich vom Vorgebirge Misenum gelegen, war, 1050 v. Chr. von der euböischen Stadt Cyme gegründet, die älteste aller griechischen Kolonien in Italien und die Mutterstadt von Dicäarchia (Puteoli) und Neavel. Sie war lange Zeit blühend und mächtig, und ihre Herrschaft scheint sich über die misenische Halbinsel hinaus weit in das Kampanische hinein erstreckt zu haben. Die Alten erzählen viel von dem glücklichen Himmelsstrich und der Fruchtbarkeit der Gegend, besonders heben sie eine Weinsorte, den Albaner, und die bekannte Puzzolanerde, eine Art Traß, hervor. Durch Alter und Ansehen wurde C. auch die Ueberträgerin hellenischer Kulte und Religionsvorstellungen nach Italien, namentlich scheint hier der Apollodienst herrschend geworden zu sein, mit welchem auch eine Weissagung (s. Sibylla) verbunden war. Südlich von C. zeigte man den acherusischen (jetzt Lago Fusaro) und nordöstlich davon den Averner See, mit denen man ebenfalls aus Griechenland herübergeführte Ideen verknüpfte, die in der vulkanischen Natur des Bodens Nahrung fanden. Südlich vom Avernus lag der Lucrinersee, vom cumanischen Meerbusen durch einen (angeblich von Hercules erbauten) Damm getrennt, welchen S. Pompejus durchstechen ließ,

um einen völlig geschützten Hafen (Portus Julius) herzustellen.

Die Geschichte des alten cumanischen Staats ist nur durch Fragmente des Dionysius, Diodorus und Livius auf uns gekommen; das Werk des Geschichtschreibers der Cumaner, des Hyperochus, ist untergegangen. Der Reichthum der Stadt und ihres Gebiets lenkte früh die Augen der rohen Nachbarvölker auf sie, ihr mächtigster Gegner aber waren die Etrusker, welche damals alle westlichen Meere durch ihre Räubereien unsicher machten und C. selbst mit einer großen Flotte bedrohten, deren Angriffe die Stadt jedoch mit Hülfe des Königs Hiero von Syrakus siegreich bestand. Nicht weniger gefährlich war der Kampf, welchen die Cumaner 50 Jahre früher gegen die vereinigte ungeheure Macht der Etrusker, Umbrer und Daunier mit Glück bestanden. Eine Folge dieses Krieges war die Erhebung des Tyrannen Aristodemus zum Herrscher von C. Zu ihm nahm Tarquinius seine Zuflucht, nachdem ihm alle Hoffnung zur Wiedergewinnung der Herrschaft geschwunden war. Innere Kämpfe zerrütteten in der Folge die Kraft des Staates. Schon 417 v. Chr. kam C. in die Gewalt der Kampaner und, obschon es mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt und zur Kolonie erhoben wurde, nach und nach in gänzlichen Verfall. Die letzten Reste der einst herrlichen Stadt zerstörten 1203 die Neapolitaner. Jetzt stehen am Hafen ein Kastell gegen Seeräuber, landeinwärts der Arcofelsen, ein Triumphbogen (oder Bogen eines Aquädukts) und Trümmer eines Tempels, der wegen seiner kolossalen Statuen Tempio dei Giganti genannt wird. Am Fuß des Felsens, auf welchem die Burg von C. stand, zeigt man die Höhle der cumanischen Sibylle, wahrscheinlich ein unterirdischer Gang nach Bajä.

Cumana (früher Neuandalusien genannt), Provinz im südamerikanischen Freistaat Venezuela, wird nördlich und östlich vom Antillenmeer bespült, westlich und südlich von den Provinzen Barcelona und Guyana begrenzt und umfaßt 829 □Meilen mit 75,828 Einwohnern. Mit der Nordküste hängt eine große, von Osten nach Westen langgestreckte Doppelhalbinsel zusammen: östlich die von Paria genannt, welche nördlich den Golf von Paria schließt, westlich die von Araya, welche den Busen von Cariaco im Norden schließt. Die Bodenerhebung des Landes, welches unter allen Provinzen der Republik die größte Küstenausdehnung hat, ist sehr verschieden, während das heiße Klima eine sehr gleichmäßige Durchschnittstemperatur zeigt (26—27° Cels.). Längs der Nordküste und die Halbinsel entlang streichen Gebirgszüge, deren höchste Erhebung, der Tumeriquiri, zu 8840 Fuß ansteigt. Die Küste der Halbinsel ist steil, sandig und dürr und bildet eine unerschöpfliche Saline; die des Golfs von Cariaco ist sumpfig und waldig. Sehr niedrig, reich an Lagunen und daher sehr ungesund sind der Osten u. Süden von C. mit den gesammten Mündungsarmen des Orinoco. Die Nordküste hat gute Häfen, während die Nordostküste flach und mit vorliegenden Untiefen umgeben ist. Etwa die Hälfte der Bevölkerung treibt Landbau, der übrige Theil Viehzucht, Handel und Gewerbe. Haupterzeugnisse des Landes sind: Salz, Fische, Mais, Tabak, Kaffee, Kakao, Baumwolle, Kokosöl, Rindshäute 2c., welche Artikel über die Häfen von C., Carupano, Rio Caribe, Guira ausgeführt werden. An der Nordostküste liegt die den Engländern gehörige Insel Trinidad, die der Stapelplatz eines starken Schmuggelhandels ist. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt am Flusse Manzaneres, 2/3 Meile landeinwärts von der sandigen Nordküste, 70 Meilen östlich von der Hauptstadt Caracas entfernt, ist gut gebaut, hat einen vorzüglichen, durch das Fort San Antonio vertheidigten Hafen, der alle Flotten Europa's aufnehmen könnte, und 10—12,000 Einwohner. Sie ist die älteste spanische Niederlassung an der Nordküste Südamerika's, 1521 von Jacome Castellon gegründet und anfangs Neutoledo genannt. Furchtbare Erdbeben haben sie wiederholt (besonders den 21. Okt. 1766 u. 14. Dec. 1797) arg mitgenommen.

Cumarin, ein sehr angenehm riechender kampherähnlicher Körper, der sich in den Tonkabohnen (Dipterix odorata), im Waldmeister (Asperula odorata), im Steinklee (Melilotus officinalis), in mehren Gräsern (Anthoxanthum odoratum) und in den Fahamblättern (Angraecum fragrans) vorfindet, am besten aber aus den Tonkabohnen durch Ausziehen derselben mit Alkohol, Verdunsten, Wiederauflösen, Reinigen mit Thierkohle u. Krystallisiren dargestellt wird. Das C. krystallisirt in kleinen Prismen, ist farblos, vom Geruch der Bohnen, löst sich kaum in kaltem Wasser, leicht in siedendem. Beim Erhitzen verdampft es, und dieser Dampf wirkt, wenn er eingeathmet wird, heftig auf das Gehirn. 100 Theile C. bestehen aus 73,97 Kohlenstoff, 4,11 Wasserstoff und 21,92 Sauerstoff. Das Arom des Maitranks ist C., ebenso rührt der aromatische Heugeruch namentlich vom C. her; Datteln, Orchis fusca und viele andere, theils als Nahrungsmittel, theils in der Parfümerie Verwendung findende Stoffe verdanken ihren Wohlgeruch dem C.; auch der angenehme Geruch des Weichselrohrs rührt wahrscheinlich vom C. her. Das C. gibt mit koncentrirter Salpetersäure erst Nitrocumarin, dann Pikrinsäure; mit Kalilauge gibt es beim Kochen Cumarinsäure, beim Schmelzen mit Kalihydrat unter Wasserstoffentwickelung Salicylsäure und Essigsäure; es findet seinen Platz neben dem Salicin und Populin in der Salicylgruppe.

Cumberland, 1) die nordwestlichste Grafschaft Englands, grenzt im Westen an das irische Meer, im Norden an den Solwaybusen und an Schottland, im Osten an Northumberland und Durham, im Süden an Westmoreland u. enthält 73,6 □Meilen mit (1860) 205,293 Einwohnern. Es ist ein romantisches Gebirgsland, das im Westen u. Südwesten von den Höhen und Thälern der Cumbrian-Mountains (mit dem Scawfell, 3029 Fuß, dem Pillar, 2715 Fuß, dem Skiddaw, 2815 Fuß) erfüllt, im Osten von der peninischen Kette (mit dem Croßfell, 2747 Fuß hoch) durchzogen wird. Zwischen beiden Bergmassen liegt eine vom Eden bewässerte Ebene, welche sich nach dem Solwaybusen hinzieht und zum großen Theil das nördliche Stück der Grafschaft bildet. Der Eden, für kleine Schiffe bis Carlisle schiffbar, ist der Hauptfluß; rechts geht ihm der Irthing, links der Caldew zu; auch der Unterlauf des schottischen Esk gehört hierher. Andere kleinere Küstenflüsse sind der Duddon (westlich von Furneß), noch ein Esk, der Irt, Calder, Ehen, Der-

went und Ellen, welche sämmtlich aus den cumbrischen Bergen, meist aus den zahlreichen Seen derselben, kommen. Die bedeutendsten der letzteren, welche die landschaftliche Schönheit dieses Bergreviers wesentlich erhöhen, sind Derwentwater und Bassenthwaite. Der noch größere Ulleswater liegt an der Grenze von Westmoreland. Das Hauptvorgebirge ist S. Bees. Die von starren Granitfelsen gegen das Meer geschützte Küste bildet 3 größere Busen: den Solway (Mündung des Eden) an der schottischen Küste, den Morecambe und die Duddonmündung an der Grenze von Lancaster. Das Klima ist feucht, kalt und nebelig, doch gesund. Der Boden ist an den Gebirgen steinig, in den Thälern lehmig, überall schwer u. streng zu bearbeiten. Dessen ungeachtet sind die Thäler gut angebaut; im Ganzen kommen 44,5 □Meilen auf Acker-, Wies- und Weideland. Man baut Weizen, Gerste, Hafer und viel Kartoffeln; das fehlende Obst ersetzen die Holz- und Moorbeeren, die einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bilden. Einträglich sind auch die Viehzucht (besonders die der Schafe, die in zahlreichen Heerden auf den Fells weiden) u. die Fischerei. Das Mineralreich liefert Steinkohlen (besonders bei Whitehaven an der Westküste, wo die Gruben, 70 bis 165 Faden tief, in beträchtlichen Strecken unter das Meer führen), Blei (in Alstonmoore), Eisen, Kupfer u. Graphit, dessen Gruben (besonders in dem hohen u. öden Thale von Borrowdale) den keswicker u. londoner Fabriken das Material zu den berühmten Bleistiften liefern. Der Betrieb des Land- u. Bergbaues überwiegt die Industrie. Den Verkehr erleichtern verschiedene Eisenbahnen, die von der Hauptstadt Carlisle aus sowohl nach Schottland, Newcastle und Leeds, als auch der Westküste entlang bis in die cumbrischen Berge hinein führen. Hauptstadt: Carlisle. C. war eine der äußersten Provinzen des römischen Britannien, das von dem großen Piktenwalle, dessen Ueberreste man noch von Carlisle bis Tynemouth gewahrt, gegen die Einfälle der nördlichen Völker geschützt wurde. Auch findet man noch mehre druidische Denkmäler, vor allen das Longmey und Hergbhauters.

2) Fluß in den nordamerikanischen Staaten Kentucky u. Tennessee, entspringt in den Cumberlandgebirgen, im Südosten von Kentucky, tritt nach einem westlichen u. südwestlichen Laufe auf das Gebiet von Tennessee und mündet nach einem Laufe von 120 Meilen bei Smithland in den Ohio, nächst dem Tennessee dessen größter Nebenfluß. Er ist schiffbar für große Dampfboote bis Nashville und für Boote von 15 Tonnen noch 60 Meilen weiter. Sein Fall, von der Quelle bis an die Mündung, übersteigt 1000 Fuß. Die wichtigste Uferstadt desselben ist Nashville.

3) Hauptstadt der Grafschaft Alleghany im nordamerikanischen Staat Maryland, links am Potomac, in pittoresker Lage, mit 5 Kirchen, 6073 Einwohnern und sehr bedeutendem Handel. In der Nähe sind große Lager von Steinkohlen, von denen großer Export auf dem Potomac Statt findet. Auch viel Eisen wird daselbst zu Tag gefördert. Der Chesapeak- und Ohiokanal und die Baltimore- und Ohioeisenbahn führen bei C. vorbei.

4) Insel im arktischen Amerika zwischen der Davisstraße u. dem Forkanal, bildet den südwestlichsten Theil des Baffinsbaiarchipels (s. d.).

Cumberland, Wilhelm August, Herzog von, dritter Sohn Georgs II., Königs von England, den 26. April 1721 geboren, trat früh in den Militärdienst, begleitete 1743 seinen Vater als Generalmajor zu der pragmatischen Armee in Deutschland und zeichnete sich in dem Treffen bei Dettingen (27. Juli 1743) rühmlich aus, erhielt 1745 das Oberkommando über die alliirte Armee in den Niederlanden und verlor mit dem holländischen General Königsegg am 12. Mai 1745 die berühmte Schlacht von Fontenoy gegen die französische Uebermacht unter dem Marschall von Sachsen. Bei Culloden schlug er den Prätendenten Karl Eduard, schändete aber diesen Sieg durch seine Grausamkeit gegen die zerstreuten Anhänger des Prinzen. Vom König zum Generalkapitän aller großbritannischen Truppen ernannt, vom Parlament durch eine jährliche Zulage von 25,000 Pfd. Sterl. geehrt, übernahm er den Oberbefehl in den Niederlanden von Neuem, ward aber nochmals vom Marschall von Sachsen bei Lawfeld unweit Mastricht (2. Juli 1747) geschlagen. In England ward er nach dem Frieden zu Aachen 1748 Kanzler der Hochschule zu Dublin, erhielt im siebenjährigen Krieg das Kommando der Armee in Deutschland, ward 1757 von d'Estrées bei Hastenbeck geschlagen und schloß unter dänischer Vermittelung die Konvention zu Kloster Seven, in deren Folge sich seine 40,000 Mann starke Armee über die Elbe zurückzog, zerstreute und Hannover in den Händen der Franzosen ließ. Zurückgerufen, legte er seine militärischen Stellen nieder, zog sich nach Windsor zurück u. † zu London am 31. Okt. 1765. Den Titel Herzog von C. führten auch mehre englische Prinzen, z. B. Ernst August, später König von Hannover.

Cumberland, Richard, englischer Schauspieldichter, den 19. Februar 1732 zu Cambridge geboren, war erst geheimer Sekretär des Lord Halifax, dann Kronagent für die Provinz Neuschottland u. Sekretär bei dem Handelskollegium, ging 1780 als geheimer Gesandter der Krone England an die Höfe von Madrid und Lissabon, zog sich nach Auflösung der Handelskammer nach Turnbridge zurück und widmete sich hier ausschließlich literarischen Beschäftigungen. C. † den 7. Mai 1811 in Dürftigkeit. Den Ruf seines ersten literarischen Versuchs, „Summers tale“ (1765), verdunkelten bald seine folgenden Lustspiele „The brothers“ und „The Westindian“ (1769). Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Bühnenstücke sind außer den schon genannten: „The fashionable lover“, „The Jew“ (auch auf der deutschen Bühne durch Iffland und Devrient heimisch gemacht), „The wheel of fortune“, das Trauerspiel „The battle of Hastings“ 2c. Weniger Glück machte er in der epischen Poesie; auch seine Romane fanden die Aufmerksamkeit nicht, die sie wohl verdienten; sie wurden („Arundel“, Leipzig 1790, „Henry“, Bremen 1796) ins Deutsche übersetzt; am schwächsten ist „John de Lancaster“ (2. Aufl., London 1809). Seine späteren Schriften, außer den „Memoirs of his own life“ (London 1806—7, 2 Bde.), fanden wenig Beifall. Schätzbar ist sein „Observer“ (Lond. 1810, 3 Bde.), der eine Reihe interessanter Aufsätze über griechische Literatur enthält.

Cumberland-Mountains (Cumberlandsberge), ein Theil des Appalachen- oder Alleghanygebirgs (s. d.) in Nordamerika, welches den Südwesten von Virginien u. den Südosten von Kentucky bedeckt, dann durch Tennessee in das nordöstliche Alabama

streicht und die Wasserscheide zwischen dem obern Tennessee im Osten und den Zuflüssen des Cumberlandflusses im Westen bildet. Der Rücken des Gebirgs erhebt sich bis zu 2000 Fuß Höhe.

Cumbre de Mulahacen, der höchste Gipfel der Sierra Nevada in Spanien und des westlichen Europa's überhaupt. Er erreicht 11,000 Fuß Höhe und hat nach Norden 2000 Fuß hohe Abstürze. Er führt seinen Namen nach Muley-Hassan, dem vorletzten König von Granada.

Cumbre, la (span.), Gipfel, vorzugsweise Name eines Passes in den Cordilleren von Peru, über welchen die Straße von Santiago nach Mendoza in Argentina führt. Die Paßhöhe beträgt 12,454 Fuß.

Cumbria, im Alterthum ein Königreich in England, das bis um die Mitte des 10. Jahrhunderts selbständig war und außer der jetzigen englischen Grafschaft Cumberland die schottischen Grafschaften Dumbarton, Renfrew, Ayr, Lanark, Peebles, Selkirk, Rexburgh und Dumfries umfaßte.

Cumbrian-Mountains (Cumbrisches Gebirge), die höchste Bergkuppe Englands, erstreckt sich zwischen dem Solway- und Morecambebusen in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland, im Süden durch die cumbrische Ebene von jeder Verbindung mit südlichen Gruppen abgeschnitten, im Osten durch das tiefe Thal des Eden von der peninischen Kette geschieden, mit dem sie jedoch im Süden durch einen niedrigen Erdrücken zusammenhängt. Das cumbrische Bergland hat einen alpenartigen Charakter und bildet mit seinen kühngestalteten Gebirgsästen, die von einem Hauptknoten auslaufen, und seinen langen, engen Thälern, in denen langgestreckte, tiefe Seen liegen, eine Gegend voll überraschender Naturschönheiten. Dem Engländer gilt es als die englische Schweiz, das romantische „Land der Seen". Man zählt deren gegen 20; die größten sind das 2 Meilen lange, 226 Fuß tiefe Windermere, der „englische züricher See", im westlichen, Bassenthwaitewater im nordwestlichen und Ulleswater im nordöstlichen Theil. Die höchsten Gipfel sind der Scawfell, 2963 (3029) Fuß hoch, der Helvellin, 2868 Fuß, und der Skiddaw, 2815 Fuß hoch. Die Grundbestandtheile des wilden, armen und schwachbevölkerten Gebirgs, das vom Oktober bis zum April und Mai mit Schnee bedeckt ist, bilden Thonschiefer mit Granitkuppen. Nach der Seeseite hin enthält es reiche Steinkohlen- und Reißbleiablagerungen; auch Eisen und Schiefer werden viel ausgebeutet. Zu seinen Naturschönheiten und mineralischen Schätzen gesellen sich noch historische Erinnerungen: Römerbauten, Druidendenkmäler, in Trümmer fallende Abteien.

Cumenylwasserstoff (Cumol), ein Kohlenwasserstoff, der im Steinkohlentheer und im Oel des rohen Holzgeistes vorkommt und ein farbloses, angenehm riechendes Liquidum darstellt, welches leichter als Wasser ist. Rauchende Salpetersäure gibt mit C. Nitrocumol, u. aus diesem entsteht durch Schwefelammonium Cumidin, welches mit Säuren Salze bildet, mit Chlorkalk sich aber nicht, wie das Anilin, violett färbt.

Cum grano salis (lat.), mit einem Körnchen Salz, d. i. mit Umsicht und Ueberlegung.

Cum infamia (lat.), mit Schimpf, Ehrlosigkeit.

Cumino (Comino), kleine Insel im mittelländischen Meer, zwischen Malta und Gozzo gelegen, umfaßt 0,078 □Meile und gehört einem einzigen Besitzer, der den Titel Pfalzgraf von C. führt.

Cuminum *L.* (Stachelkümmel, Kreuzkümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch die borstenförmigen Kelchzähne, die länglichen, ausgerandeten Blumenblättchen mit eingeschlagenen Züngelchen und die rauh und stachelig gerippten Früchtchen, Sommergewächse mit vieltheiligen Blättern und weißen oder röthlichen Blüthen, am Mittelmeere. Die bekannteste Art ist C. Cyminum *L.*, Mutterkümmel, ein Sommergewächs in Aegypten und Aethiopien, in Südeuropa kultivirt, dessen Samen, Semina Cumini s. Cymini, als römischer, ägyptischer, welscher, italienischer, Mutter-, Pfaffen- oder Pfefferkümmel, Kominsamen, Cuminsamen, officinell sind. Sie haben einen starken, nicht angenehm gewürzhaften Geruch und einen scharfen, kümmelartigen, doch nicht angenehmen Geschmack. 10 Pfund geben durch Destillation 3½ Unzen ätherisches Oel, Oleum Cumini, Mutterkümmelöl, von 0,975 specifischem Gewicht. Dieser Same wurde früher wie der Kümmel als erregendes und Blähungen treibendes Mittel angewendet: er gehört zu den 4 größeren erhitzenden Samen. Das ätherische Oel wird bei Magenkrämpfen u. Hysterie empfohlen. In Holland dient der Same allgemein als Würze für die Käse.

Cumming, 1) Roualeyn Gordon, der große Jäger in Südafrika, wie er von den englischen Journalen gewöhnlich genannt wird, Sohn eines schottischen Barons, gerieth durch seine Vorliebe für die Jagd in solche Verlegenheiten, daß er, um den Folgen auszuweichen, zu Schiffe ging und einige Zeit in Indien verweilte, ward nach seiner Rückkehr Lieutenant bei den reitenden Jägern am Kap, verließ indessen 1845 die militärische Laufbahn und lebt seitdem lediglich vom Ertrag seiner Büchse. Regelmäßig nach einer Abwesenheit von 10—12 Monaten kehrt er nach der Kolonie zurück mit Elfenbein, Fellen und Straußfedern, an Werth gewöhnlich für einige hundert Pfund Sterling. Auf seinen Zügen akkommodirt er sich ganz den Sitten der Eingeborenen. Ein auf allen seinen Jagdzügen mit großer Sorgfalt geführtes Journal: „Five years of a hunter's life in the far interior of South-Africa" (London 1850, 2 Bde.), enthält über das thierische Leben in Südafrika viele werthvolle Mittheilungen.

2) John, neben Spurgeon der berühmteste Kanzelredner Londons in der Gegenwart, am 10. November 1810 in der Grafschaft Aberdeen geboren, begann sein geistliches Amt an der kleinen schottischen Kirche zu London, an welcher er heute noch wirkt, zeichnete sich als feuriger Anhänger der Lehre von John Knox und Verfechter der alten Presbyterialverfassung aus, predigt auch oft an öffentlichen Plätzen, sowie auf Einladung in andern Städten. Seine bedeutenden Erfolge als Kanzelredner sind nicht bloß das Resultat seiner natürlichen Gaben und oratorischen Fähigkeiten, sondern auch die Folge geschickt gewählter Themata, unter denen Ausfälle gegen die katholische Kirche und Verkündigung des Weltuntergangs auf 1867 voranstehen, wodurch er seine Zuhörer zu spannen weiß. Er veröffentlichte: „Stimmen der Nacht", „Stimmen des Tags", „Tägliches Leben", „Apokalyptische Skizzen".

Cumulatio actionum (lat.), s. Kumulation.

Cumulus (lat.), der Haufen, besonders die Haufenwolke; Cumulostratus, die gethürmte Haufenwolke, s. Wolke.

Cumylaldehyd (Cuminol), bildet mit Cymen (s. d.) das flüchtige Oel des römischen Kümmels; es ist eine farblose Flüssigkeit, die scharf nach römischem Kümmel (Cuminum Cyminum) riecht, bei 220° siedet und durch oxydirende Mittel in Cuminsäure übergeführt wird. Diese krystallisirt in farblosen Nadeln oder Blättchen und wird durch Phosphorchlorid in Cumylchlorür umgewandelt. Entzieht man letzterem das Chlor, so wird Cumyl gebildet, ein schweres Oel, welches nach Geranium riecht, über 300° siedet und durch Kali in Cuminsäure und Cuminol umgewandelt wird. Cuminsäure, mit Kalk destillirt, gibt Kohlensäure und Cumol.

Cundinamarca, seit 1857 eines der 8 Staatsgebiete der südamerikanischen Föderativrepublik von Neugranada, bestehend aus der frühern Provinz C. und Theilen von Mariquita u. Neiva, mit 517,648 Einwohnern u. der Hauptstadt Bogota, neuerdings (1861, Juli) wieder in 2 Staaten getheilt, indem aus den dazu gehörigen Theilen von Mariquita und Neiva der Staat Tolima gebildet und die Bundeshauptstadt Bogota als besonderer Föderativdistrikt aus dem Gebiet desselben ausgeschieden ward. Beide Staaten, C. und Tolima, zählen nach den neuesten Nachrichten 474,000 Einwohner. Jetzige Hauptstadt von C. ist Funza.

Cuneo (Coni), oberitalienische Provinz, grenzt westlich u. südwestlich an Frankreich, nördlich an die Provinz Turin, östlich an Alessandria, südöstlich an Genua u. Porto Maurizio u. umfaßt, in 4 Circondarien (C., Saluzzo, Alba und Mondovi) getheilt, 127,98 QMeilen mit 607,111 Einwohnern. Die Provinz ist im Westen, wo sie Zweige der cottischen und der Seealpen erfüllen, sowie im Süden, wo die ligurischen Alpen durchstreichen, Gebirgs- und Hügelland, der übrige Theil ist Niederung. Von den Gebirgen kommen zahlreiche Flüsse herab, z. B. der Tanara, Pesio, Gesso, Stura, Maira, Braita &c., die zur besseren Bewässerung der Felder meist noch in viele Kanäle getheilt sind. Die Erzeugnisse des Landbaues sind Getreide (für den Bedarf genügend), Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, im Ueberfluß gute Kastanien (die besten in ganz Piemont), Wein, Olivenöl, viel und vorzügliche Seide. Auch die Viehzucht ist ansehnlich und namentlich die Käsebereitung beträchtlich. Das Mineralreich hat Marmor, Schiefer, Eisen, silberhaltiges Blei &c. Auch berühmte Mineralquellen (zu Vinadio, Valdieri u. Certosa di Pesio) sind vorhanden. Das Klima ist feucht und kalt; die Temperatur wechselt in Folge der Alpennähe zwischen — 6° und + 26° R. Die Industrie verarbeitet Krystall, fabricirt Tuch, Baumwollzeuche, Flachs- u. Hanfleinwand. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, an der Vereinigung des Stura und Gesso, hat ein Gymnasium, eine schöne Kollegiatkirche, ein prächtiges Rathhaus und 22,500 Einwohner, die besonders Handel u. Baumwollenweberei treiben. C. soll erst 1120 erbaut worden sein; 1382 unterwarf es sich freiwillig dem Grafen von Savoyen; 1641 ward es von dem Grafen d'Harcourt erobert. Hier Schlacht zwischen den mit den Spaniern alliirten Franzosen unter dem Prinzen Conti und den Sardiniern mit 4000 Oesterreichern unter dem König von Sardinien, am 30. September 1744. Am 3. December 1799 ergab sich die 1796 von den Franzosen eroberte Festung C. dem Fürsten Lichtenstein.

Cuneus (lat.), Keil, die keilförmige Schlachtordnung, die, an der Fronte schmal beginnend, immer mehr an Breite zunahm u. besonders zum Durchbrechen der feindlichen Linien angewendet ward. Den ersten C. formirte Epaminondas bei Leuctra und Mantinea; auch die Gallier, Germanen, Spanier bedienten sich häufig des Keils, dem die römischen Soldaten scherzweise den Ehrentitel Caput porcinum (Saukopf) gaben. Die Taktik des von einem C. angegriffenen Feindes bestand gewöhnlich darin, in der entgegengesetzten Figur, der römischen V ähnlich (forceps, forfex, Scheere, Zange), den Keil aufzunehmen u. einzuschließen. Auch bei Seetreffen übte man dies Manöver. Uneigentlich nannten die Römer auch die Aufstellung im vollen Viereck und die Phalanx so. Im römischen Theater, Amphitheater und Circus hieß C. ein Segment der Cavea, das durch 2 Treppen gebildet wurde, die von der untersten bis zur obersten Sitzreihe führten.

Cunha, 1) Tristam da, portugiesischer Seefahrer, erhielt 1508 das Kommando einer Flotte von 15 Schiffen, die im rothen Meere kreuzen sollte, entdeckte auf der Fahrt dahin mehre wüste Inseln, die seinen Namen tragen. Seine Flotte, durch einen Sturm zerstreut, sammelte sich erst wieder zu Mozambique, wo er überwinterte. Er bekriegte hier einen benachbarten König, nahm an der Republik Brava, die Portugal den Tribut verweigerte, Rache, befreite die Einwohner der Insel Socolora vom Joche der Mohren und unternahm mit Almeida, dem Vicekönig von Indien, eine glückliche Expedition gegen den König von Kalkutta, worauf er mit 5 reichbeladenen Fahrzeugen nach Europa zurückkehrte. An der Spitze einer Gesandtschaft an Papst Leo X. erlangte er für Portugal eine Schenkungsurkunde über alle Länder, die mit portugiesischen Waffen den Ungläubigen entrissen werden würden. Er † um 1550. Camoens hat ihm in seiner „Lusiade" (Ges. X.) ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

2) Nuno da C., Sohn des Vorigen, 1487 geboren, folgte seinem Vater nach Indien und später nach Rom. Er war Finanzminister, als Johann III. ihn 1528 zum Generalgouverneur von Indien ernannte. C. reiste mit 11 Schiffen ab, scheiterte aber an der Küste von Melinda, bemächtigte sich Mombaca's, legte dem König einen neuen Tribut auf u. durchzog die Küste von Malabar, wo er mehre Eskadronen in See setzte, um gegen Portugals Feinde zu kreuzen. Sein Versuch, Diu zu nehmen, scheiterte, dagegen bemächtigte er sich Bacaims, baute sodann als Bundesgenosse des Königs von Cambaya 1535 eine Festung bei Diu, lockte jenen später auf seine Flotte, um ihn gefangen zu nehmen, wobei derselbe das Leben verlor, und gewann so die Stadt und sicherte sich durch seine Mäßigung gegen die Einwohner ihren Besitz. Von seiner Regierung seiner Würde entsetzt und zurückgerufen, † er auf der Reise. Auch seinen Namen verewigte Camoens in seinem unsterblichen Gedichte.

3) Dom Pedro C., aus einer alten Familie in Lissabon, zeichnete sich in den Expeditionen von Tan-

ger und Azamor 1532 und 1534 aus und begleitete Dom Garcias de Noronha, der 1538 als Vicekönig nach Indien ging. Als General der Galeeren zeichnete er sich 1550—57 durch Streifzüge gegen die Mauren aus. Im Jahre 1572 war er Gouverneur von Ceuta und Kommandant von Lissabon, als Philipp II. Portugal besetzte. C. hielt sich zur Partei des Priors von Crato, ward in der Schlacht von Alcantara gefangen und † im Thurm von Belem.

Cunila *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den röhrigen, nervigen Kelch mit regelmäßig 5zähnigem Saume und die röhrige Blumenkrone mit aufrechter, flacher, ausgenarbter Ober- und 3lappiger Unterlippe, krautige Gewächse in Brasilien und Nordamerika. Die bekannteste Art: C. **Mariana** *L.*, ist eine ausdauernde Pflanze auf sonnigen Bergen u. in trockenen Wäldern in Pennsylvanien, Maryland und Virginien, wo das aromatische, an ätherischem Oel reiche Kraut (Herba Cunilae) und das daraus erhaltene Oel (Oleum Cunilae) wie ähnliche gewürzhafte Kräuter und Oele, z. B. des Lavendels, der Melisse u. a. angewendet werden.

Cunningham, 1) Allan, schottischer Naturdichter, den 7. December 1784 zu Blackwood in der Grafschaft Dumfries geboren, war Maurer und wollte sich dann dem Baufache widmen, gab aber, als seine ersten Lieder, darunter die bekannte Ballade „Bonnie Anna“, Beifall fanden, jenen Plan auf, begab sich nach London, um sich hier literarischen u. Kunststudien zu widmen, und wurde Mitarbeiter an einigen Journalen. Später arbeitete er als Gehülfe in dem Atelier des Bildhauers Chantray, ohne jedoch in der Kunst irgend etwas Bedeutenderes zu leisten. Er † den 29. Oktober 1842 zu London. In seinen Liedern u. Balladen hat er den eigenthümlichen, innigen Ton des altschottischen Volksgesangs getroffen, wie nach Burns kein anderer Dichter. Seine poetischen Werke sind: das Drama „Sir Marmaduke Maxwell“ (London 1822); „The mermaid of Galloway“; die Sammlung „The legend of Richard Faulder and twenty scottish songs“ (das. 1822, deutsch von Lindau, Leipzig 1823); „Traditional tales of the english and scottish peasantry“ (das. 1822, 2 Bde., deutsch von Lindau, Leipzig 1823); „The songs of Scotland ancient and modern“ (das. 1825, 4 Bde.); „The maid of Elvar“ (ein romantisches Gedicht, das. 1832). Weniger glücklich war er bei seiner übersprudelnden Phantasie, die ihn oft die Grenze der Wahrheit überschreiten ließ, auf dem Felde der Romandichtung. Weder sein „Paul Jones“ (London 1826, 3 Bde., deutsch von Lindau, Dresden 1827—28, 3 Bde.), noch sein „Sir Michael Scott“ (London 1828, 3 Bde., deutsch, Leipzig 1829, 3 Bde.), noch endlich sein „Lord Roldan“ (deutsch Leipzig 1837, 4 Bde.) ist ein Kunstwerk zu nennen. Verdienstlicher ist seine für die von Murray herausgegebene „Family library“ geschriebene „History of the british painters, sculptors and architects“ (London 1829 f., 6 Bde.) und seine „Biographical and critical history of the british litterature of the last fifty years“ (Paris und London 1834, deutsch von Kaiser, Leipzig 1834). Sein Taschenbuch „The annuary“ (1829) erschien nur einmal. Seine letzte Arbeit war sein „Life of Sir David Wilkie“ (London 1842, 3 Bde.). Eine Ausgabe seiner „Poems and songs“ (London 1847) besorgte sein Sohn Peter.

2) Richard, Bruder des Vorigen, den 12. Febr. 1795 in Wimbledon geboren, Botaniker, erlernte die Gärtnerei, war fast 6 Jahre lang in Kensington bei der Redaktion des systematischen Verzeichnisses des Hortus kewensis beschäftigt, den Aiton herausgab, trat dann als Obergehülfe in den Garten zu Kew u. ward 1832 als Aufseher des botanischen Gartens in Sidney, wo er verschiedene neue Kulturen, namentlich edler Weinsorten einführte. Im Jahre 1833 machte er auf Staatskosten eine Reise in das Innere von Neuseeland und schloß sich 1835 der unter Major Mitchel ausgerüsteten Expedition zur weiteren Verfolgung des vom Kapitän Sturt untersuchten Darlingstroms an, auf welcher er von den Wilden erschlagen wurde. C. hinterließ schätzbare Beobachtungen über die Flora Neuseelands. Nach ihm benannte Richard die Koniferengattung Cunninghamia, schöne hohe Bäume in Australien.

Cunonia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen (Cunoniaceen), charakterisirt durch den 5blätterigen Kelch und die 5blätterige Korolle, die langen Staubfäden u. die eiförmige, 2fächerige, scharfspitzige Kapsel mit mehren, fast häutig geflügelten Samen, Sträucher am Kap, mit ungeraden Fiederblättern und Blüthen in Achselähren, worunter C. **capensis** *L.*, ein schöner, immergrüner, am Tafelberge an Bächen wachsender Strauch mit unpaarig gefiederten, rothstieligen Blättern mit Afterblättern und kleinen weißen, sehr zahlreichen wohlriechenden Blüthen in 4—6 Zoll langen Trauben, als Zierstrauch im Glashause bei 5—8° Wärme überwintert, im Juni ins Freie gestellt wird und eine sandige, mit ¼ Moorerde u. ⅛ Lehm gemischte Heiderde verlangt.

Cupania *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone und die lederige, birnförmige, 2- oder 3fächerige Kapsel mit 3spaltigem Griffel, mäßige Bäume, meist in Mittel- und Südamerika. C. **tomentosa** *Swartz*, Trigonia tomentosa *Jacq.*, ist ein Baum in Westindien, dessen zusammenziehende Blätter und Früchte gegen Blennorrhöen und Blasenkatarrh wirksam sein sollen, während die Samen gegessen werden und geröstet wie Kastanien schmecken, auch gegen Blutspeien und Durchfälle im Gebrauch sind. Von C. **sapida** *L.*, einem Baum in Guyana u. Westindien, werden die gebratenen oder gekochten Früchte mit Zucker und Zimmt gegen Durchfall und zu Breiumschlägen, das destillirte Wasser der Blüthen als Schönheitsmittel angewendet. C. **Sideroxylon** *Cambess.*, Stadmannia Sideroxylon *Dec.*, ein in Indien und auf der Insel Bourbon häufig am Strande und in niederen Waldungen wachsender Baum, gewöhnlich aus mehren, kaum schenkeldicken Stämmen bestehend, hat hartes, schweres, rothes, knorriges Holz, das zu mancherlei Wirthschaftsgeräthen benutzt wird; die dünnen Stämme dienen zu sehr haltbaren Pfählen, daher holländisch Paalen-boom.

Cupar, Name zweier Städte in Schottland, von denen die eine, C. Angus, in der Grafschaft Perth, mit 2024 Einwohnern, die andere, wichtigere, C. Fife, in der Grafschaft Fife, 6 Meilen von Edinburg, am Zusammenfluß des Eden und St. Mary,

liegt und 4000 Einwohner zählt. Ehedem hielten die Thane von Fife in letzterer Stadt ihre Gerichte und auf dem Schlosse ihren Hof.

Cuphea *P. Brown* (Kuphee), Pflanzengattung aus der Familie der Lythrarieen, charakterisirt durch den etwas gespornten, 6zähnigen Kelch, 6 Blumenblätter, 6—12 Staubfäden, die häutige, 1—2fächerige, unten mit einer Drüse versehene Kapsel und die flügellosen Samen auf einem Kuchen, umfaßt Kräuter und Halbsträucher mit ganzen Gegenblättern und überhängenden, gefärbten Kelchen, im heißen Amerika. Als Zierpflanze ist besonders bekannt: C. floribunda *Lehm.*, 2—3 F. hoch, mit schlanken Aesten, die gleich den Kelchen mit rothen, steifen, kurzen, zurückgebogenen Borstenhaaren bekleidet sind. Die Blätter sind länglich-eirund, stumpflich, an beiden Enden etwas geschmälert, entgegengesetzt, gestielt, $1\frac{1}{2}$—2 Zoll lang, 6—10 Linien breit, auf beiden Flächen mit sehr kurzen Härchen dünn bekleidet, scharfrandig, die Blumen nach einer Seite gerichtet, zierlich, einzeln aus allen oberen Blattwinkeln kommend, 6blätterig, die 4 unteren Kronblätter 3 Linien lang, purpurroth, die oberen breiter, schwarz-purpurroth, alle stumpf. Das Gewächs wird leicht im Frühlinge durch Stecklinge in mäßiger Wärme und im Mistbeete fortgepflanzt, wächst in jeder lockeren, nahrhaften, mit $\frac{1}{4}$ Sand gemischten Dammerde, verlangt einen 5—6zölligen Topf, im Winter 4—8° Wärme und wenig Wasser, im Sommer einen Stand im Freien.

Cupido (griech. Pathos), das Verlangen, die Begierde, bei den Römern Benennung des Liebesgottes, s. Eros.

Cupula (lat.), Becher, Kuppel, unächte Kapsel, vergrößerter, schüsselförmiger Kelch, welcher die eigentliche Frucht umgibt, wie bei der Eichel, Haselnuß ꝛc.

Cupressinä (Cypressengewächse), Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthen sind meist einhäusig, am Grunde von dachigen Deckschuppen umgeben; die männlichen haben zahlreiche, monadelphische Staubgefäße mit um eine spindelähnliche Säule gestellten, 4—12fächerigen Antheren, die weiblichen einzelne, zu 2 oder mehren im Winkel dachig gestellter Schuppen (offener Fruchtblätter) sitzende, aufrechte Eichen; die Frucht stellt durch die vergrößerten und verwachsenen, fleischigen oder holzig verhärteten und im letzteren Falle bei der Reife sich wieder trennenden Karpellarschuppen eine Beere oder einen Zapfen dar und enthält Samen mit zum Theil spärlichem Eiweiß. Die Familie begreift Bäume und Sträucher mit gegenständigen, wirteligen oder wechselständigen, immergrünen, starren, einfachen, schmalen und kleinen, oft dachigen Blättern und winkel- oder gipfelständige Kätzchen bildenden oder solchen gleichenden Blüthen in 5—6 Gattungen mit gegen 50 Arten, welche über die gemäßigten Zonen aller Welttheile vertheilt, in geringer Anzahl in den eigentlichen Tropenländern einheimisch und reich an harzigen u. harzig-öligen Bestandtheilen sind. Das Holz der baumartigen ist zum Brennen und zu mancherlei technischen Zwecken sehr brauchbar. Von manchen Arten werden die Früchte, die jüngeren Zweige, das Holz und das Harz in der Heilkunde, die ersteren zum Theil auch als Gewürz angewendet.

Cupressus, Pflanzengattung, s. Cypresse.

Cupuliferae (lat.), Pflanzenfamilie, s. Kupuliferen.

Cura (lat.), Sorge, früher kirchliches Benefiz, womit Seelsorge verknüpft ist; jetzt Pfarrei, im Gegensatz zu einem Benefiz ohne Seelsorge. S. Kuratel.

Curaçao, Insel, s. Curassao.

Curare, das Pfeilgift der Indianer am oberen Orinoco, wird aus dem Saft einiger zu den Strychneen gehörigen Lianen durch Eintrocknen gewonnen. Es ist nach Milleroux ein vom Urari oder Kurari verschiedenes Gift, welches in den Wäldern von Guyana bereitet wird. Die schnell tödtliche Wirkung desselben an den Pfeilspitzen der Indianer hat Milleroux während eines mehrjährigen Aufenthalts in Britisch-Guyana u. bei einem Ausflug auf den hohen Mazaroup kennen gelernt. Das Gift wurde noch warm und flüssig eingefüllt und hatte harzige Konsistenz angenommen. S. Pfeilgift.

Curassao (Curaçao), westindische, den Niederländern gehörige Insel, nahe der Nordküste von Venezuela, im karaibischen Meere, mit 8 □Meilen Areal und (1858) 19,297 Einwohnern (worunter 5855 Sklaven). Sie erscheint als ein dürrer, wasserloser und kahler Felsen mit steilen Ufern und mäßig hohen Bergen im Innern, dem nur der holländische Fleiß die gewöhnlichen tropischen Früchte abgerungen hat. Man gewinnt Zucker, Baumwolle, Tabak, Yams, Maniok, Tamarinde ꝛc. und bereitet aus dem Saft der süßen Citrone in Menge einen berühmten Liqueur, der den Namen der Insel trägt. Daneben werden Mais und Erdnuß gebaut u. viel Vieh ausgeführt. Hauptprodukt ist jedoch das Seesalz, das in großen Massen zur Ausfuhr gelangt. Neuerdings hat man sich auch stark auf die Cochenillezucht gelegt (1858: 1587 Pfund Cochenille). Das Klima ist gesund, obschon die mittlere Temperatur 21° R. beträgt; auch ist die Plage der Moskitos nicht vorhanden, da beständig ein frischer Seewind weht. Berühmt sind die Gastfreundschaft u. Geselligkeit der Bewohner. Die Insel steht unter einem besonderen niederländischen Gouverneur, der in der Hauptstadt Willemstadt, an der Südküste, seinen Sitz hat. Zu seinem Bereiche gehören noch die Eilande Curazilla, Oruba, Bonaire und die beiden Ares. Außer der Hauptstadt gibt es nur wenige Dörfer u. Pflanzungen auf C. Die 1100 Mann Soldaten sind auf einige Forts vertheilt. C. ward 1527 von den Spaniern besetzt, 1632 von den Holländern erobert und im westphälischen Frieden ihnen abgetreten. Die Engländer nahmen es 1807, gaben es aber 1814 nach dem pariser Frieden den Holländern zurück.

Curati (lat. Kuratgeistliche, Kuratklerus), in der katholischen Kirche die Priester, welchen die Seelsorge über eine gewisse Anzahl Untergebener obliegt; auch Kaplane, welche die Seelsorge unter Aufsicht eines Bischofs oder Pfarrers üben.

Curator (lat.), s. Kurator.

Curculigo *Gaertn.* (Rüssellilie), Pflanzengattung aus der Familie der Narcisseen, charakterisirt durch die präsentirtellerförmige, 6theilige, röhrige Korolle mit in die Röhre verwachsenem Griffel und 3 Narben und die wenigsamige Beere mit geschnäbeltem Nabelwulst, Knollengewächse in Ostindien und Neuholland, die als Zierpflanzen kultivirt werden, so: C. orchioides *Roxb.*, in Ostindien, mit

zahlreichen, gelben, langgestielten Blumen; C. recurvata *Dryand.* und C. sumatrana *Lodd.*, auf Java und Sumatra, mit zierlichen gelben Blumen. Man pflanzt sie in sandige Heide- od. Lauberde, mit einer Unterlage feiner Topfscherben, unterhält sie im Warmhause, im Sommer im warmen Lohkasten, begießt sie mäßig und vermehrt sie durch Wurzeltheilung.

Curcuma *L.* (**Kurkumé**, **Zitwer**), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, charakterisirt durch die blumenblattartigen, 3lappigen Staubfäden, die glockenförmigen, 2lippigen Blumen, die 3fächerige Kapsel mit wenig Samen in einer Hülle, Pflanzen in Indien mit dreierlei Wurzeln, einer Mittelzwiebel, Knollen und Fasern; die Seitenwurzeln sind fingerförmig, und unter der Zwiebel kommen Zasern, welche in einen Knollen endigen, aus dem man bei vielen Arten ein sehr reines Stärkmehl bereitet, das in Indien ein Hauptnahrungsmittel ausmacht. Von etwa 32 Arten werden mehre als Nahrungs-, Farbe- oder Arzneipflanzen oder zur Zierde in deutschen Gewächshäusern gezogen. C. longa *L.*, Amomum Curcuma *Murr.*, **Gelbwurz**, **Gilbwurz**, **gelber Ingwer**, ausdauernd in Ostindien, wo dies Gewächs auch, wie in China und Cochinchina, kultivirt wird, liefert die **Gelbwurz** (**Gilbwurz**, **Kurkuma**, **Gurkemé**, **Tumerikwurzel**, **Gelbsuchtwurzel**, Radix Curcumae), die aus abgebrochenen Stücken der handförmigen Wurzelsprossen oder aus den rundlichen Hauptknollen besteht. Man unterscheidet im Handel 2 Sorten: **lange Kurkumé**, C. longa, 2—3 Zoll lange, kaum fingerdicke, mehr oder weniger gekrümmte, höckerige, etwas runzelige, hier und da mit kleinen Fortsätzen versehene Stücke, die wahrscheinlich die Wurzelsprossen sind, und **runde Kurkumé**, C. rotunda, rundliche, $^1/_2$—1 Zoll dicke, runzelige, geringelte, an einem Ende zugespitzte oder mit einem länglichen Fortsatze versehene Stücke. Oft hängen auch taubeneigroße Knollen durch Fäden zusammen. Diese Sorte stammt nach der Meinung Einiger von Kaempferia pandurata *Roxb.* (C. rotunda *L.*); allein gewöhnlich sind es wohl die eiförmigen Hauptknollen vorstehender Pflanze. Von der langen Sorte wird die aus China kommende am meisten geschätzt, weil sie den gelben Farbstoff am reichlichsten besitzt. Gute Kurkumé ist außen gelblichgrau, innen dicht und dunkelgelb, mit rothgelben, harzig glänzenden Stellen, von dichter und körniger Textur, ziemlich ebenem Bruche und bedeutender Schwere. Das Pulver der runden Kurkumé ist gewöhnlich orangefarbig, das der langen hochgelb; jene hat einen schwach aromatischen Geruch und scharf brennenden, etwas gewürzhaften Geschmack, die lange Kurkumé aber einen mehr ingwerartigen Geruch und einen harzigeren und bitterern Geschmack, als die runde. Nach Geiger sind die plattgedrückten, außen graubraunen, inwendig dunkelbraunen Stücke, welche ein gelblichbraunes Pulver geben, von geringer Güte. Martius erwähnt eine Sorte runde Kurkumé mit sehr vielem Farbstoff, deren Mutterpflanze höchst wahrscheinlich Curcuma viridiflora *Roxb.* ist. Die Wurzel wird in ihrer Heimat Tommon genannt und ist blässer als die gewöhnliche Kurkumé. Nur gemahlene Kurkumé wird verfälscht, und zwar durch Erbsenmehl. Die Kurkumé enthält etwas ätherisches Oel, braunen Extraktivstoff, Gummi, Stärkmehl und einen eigenthümlichen harzigen Farbstoff, **Curcumin**. Sie wirkt schwach gewürzhaft, den Speichel und Urin gelb färbend, dient aber jetzt nur zum Färben mancher Pflaster, Salben und Tinkturen und auf **Kurkumépapier** zum Reagens auf Alkalien. In Südasien ist sie aber sowohl als Gewürz, wie als harntreibende, auflösende und reizende Arznei in Gebrauch. Sonst wurde sie auch in Europa bei Leberkrankheiten, Gelb- und Wassersucht u. überhaupt bei Schwäche der Unterleibsorgane, wie auch zur Beförderung der Menstruation und schwerer Geburten angewendet. Sie ist noch jetzt ein bedeutender Handelsartikel, weil sie in technischer Hinsicht als Farbematerial häufig und auf verschiedene Weise gebraucht wird. C. Zerumbet *Roxb.*, Amomum Zerumbet *Koenig*, Amomum Zedoaria *L.*, ausdauernd, über 4 Fuß hoch, in mehren Theilen von Ostindien, in Malakka, Bengalen, auf Java, in China, ist nach der Meinung der meisten Autoren die Stammpflanze der **Zedoar-** oder **Zitwerwurzel** (Zepferwurzel, Radix Zedoariae, Zadurae, Zingiberis sylvestris), oder wenigstens der noch jetzt im Handel vorkommenden **langen** Zitwerwurzel (Zedoaria longa). Man unterscheidet nämlich 2 Sorten: lange und runde Zitwerwurzel. Die **runde Zitwer-** oder **Zedoarwurzel**, Radix Zedoariae rotundae, kommt jetzt, da sie weniger kräftig als die lange ist, nicht mehr im Handel vor. Sie besteht aus ziemlich kugeligen, an beiden Enden stumpf zugespitzten, od. eiförmigen, selten ganzen, meist halbirten Knollen von $^3/_4$—$1^1/_2$ Zoll im Durchmesser. An den Enden und zuweilen auch an den Seiten bemerkt man Stellen für den Ansatz der Stengel u. Nebenknollen. Sie sind außen fahlröthlichbraun, oft mit Schwarz gemischt. Die Innenseite der halbirten Stücke ist ziemlich eben, nur in der Mitte etwas vertieft, und der Rand deshalb überstehend röthlich. Auf dem ebenen Bruche u. den frischen Querschnitten ist die Rindensubstanz der Knollen bräunlich u. das Mark weißlichgelb. Die Textur ist dicht, feinkörnig, von sehr vielen und sehr kleinen, harzigen, gelblichen Bläschen oder Punkten durchsetzt. Die Knollen haben ein mäßig schweres Gewicht, einen ingwerartigen, gewürzhaften Geruch und einen starken und scharfen, etwas bitter gewürzhaften Geschmack, der etwas kampherartig und dem des Rosmarins zu vergleichen ist. Diese Wurzel wurde früher von Kaempferia rotunda *L.*, später von Curcuma Zedoaria *Roxb.* abgeleitet. Die **lange Zitwer-** oder **Zedoarwurzel**, Radix Zedoariae longae, besteht aus $1^1/_2$—3 Zoll langen und $^1/_2$—1 Zoll breiten und dicken, halbirten od. geviertheilten Stücken. Sie kommt in Farbe, Textur ꝛc. sehr mit der runden Zitwerwurzel überein, doch ist der Geschmack harziger, weniger bitterlich. Hinsichtlich der Bestandtheile, medicinischen Wirksamkeit und Anwendung gleicht die Zitwerwurzel dem Ingwer (Zingiber officinale *Rosc.*). Sie enthält als vorwaltende Bestandtheile ätherisches Oel und gewürzhaft-bitteres Weichharz und ist jetzt, da sie durch den Kalmus (Acorus calamus *L.*) recht gut ersetzt wird, nur selten als gewürzhaft-erhitzendes Mittel im Gebrauche. Sonst ward sie häufig bei Verdauungsschwäche, Verschleimung des Darmkanals, Magenkrampf, Kolik u. dgl. angewendet. Nicht selten be-

dient man sich ihrer noch jetzt als eines Gewürzes, besonders bei Bereitung von Liqueuren u. dgl. In Indien dient sie häufig als Arzneimittel und Gewürz, und aus den weißen Knollen der Wurzelfasern bereitet man das Satzmehl Arrow-Root (s. d.). C. angustifolia *Roxb.* liefert in Ostindien den fleischigen, weißen Knollen, wie auch einige andere Arten eine feine Sorte Stärkmehl (Tikor, Tikhur, oder Koon genannt), das als ostindisches Arrow-Root, Faecula Curcumae angustifoliae, im Handel vorkommt. Als Zierpflanzen sind zu erwähnen: C. aeruginosa *Roxb.*, in Pegu, mit 2—3 Fuß langen, gestielten, breit-lanzettförmigen, an beiden Enden geschmälerten, oben in der Mitte mit purpurröthlichen Flecken versehenen Blättern und blaß-rosenrothen, inwendig gelben Blumen; C. comosa *Roxb.*, in Pegu, in der Gegend von Rangeon, mit 4—6 Fuß hohen, gestielten, lanzettförmigen, an beiden Enden geschmälerten, ganz grünen Blättern und röthlichbraunen, inwendig gelben Blumen; C. ferruginea *Roxb.*, in Bengalen, mit großen, rothen Blumen mit gelber Lippe; C. latifolia *Rosc.*, in Ostindien, bis 12 Fuß hoch, mit gelben Blumen; C. rubescens *Roxb.*, in Bengalen, mit purpurrothen Blumen. Die Kultur der Kurkumearten ist derjenigen der Amomumarten ganz gleich.

Cures, die alte Hauptstadt der Sabiner in Samnium, Heimat des Titus Tatius und des Numa, woher nach alter Annahme die Quiriten ihren Namen gehabt haben sollen (Livius I, 18). Seit Roms Blüthe sank die Stadt zu einem unbedeutenden Flecken herab; ihr Name soll sich in dem Dorfe Correse (1 Meile östlich von der Tiber) erhalten haben.

Curia (Kurie), römische Volksabtheilung. Jede der drei Tribus der römischen freien Urbürgerschaft, Ramnes, Tities, Luceres (s. Tribus), zerfiel in 10 Curiae. Zu diesen 30 Kurien gehörten nur Patricier; die Klienten derselben galten nur als passive Mitglieder. Nähere Bestimmungen über diese Verhältnisse enthielten die alten Ritualbücher. Jede Kurie als ein großer Geschlechterkomplex enthielt 10 Gentes, welche Curiales hießen. An der Spitze jeder Kurie stand ein Curio (Flamen Curialis), der zugleich der Priester derselben war; alle Curiones standen unter dem Curio maximus, dessen Wahl von allen Kurien in den Kurienkomitien geschah. Die Eintheilung war von politischer Wichtigkeit, denn aus den Kurien wurden die Senatoren genommen und bestand die älteste alleinige Volksversammlung (Comitia Curiata). Ueber alle wichtigen Gegenstände beriethen die einzelnen Kurien vor der allgemeinen Versammlung. Ihre militärische Bedeutung war untergeordneter Art, indem nur die Equites aus ihnen genommen wurden. Jede Kurie hatte, wie überhaupt alle Korporationen, besondere gemeinschaftliche Sacra (publica sacra) und verehrte außer den gemeinsamen Staatsgottheiten besondere Götter auf besondere Weise und an einem besonderen Ort, welcher ebenfalls C. hieß. Dieser Platz enthielt anfangs wohl nur einen Altar, dann ein Sacellum, der Juno Quiritis geweiht, und endlich ein größeres Gebäude, worin die Kurialen zusammenkamen, um sich zu besprechen und feierliche Mahlzeiten zu halten. Die 30 Kurien in ihrer doppelten Bedeutung als Eintheilung u. Versammlungsort hatten besondere Namen, welche wir nur zum kleinen Theil kennen. Sie stammen größtentheils von den Geschlechtern der geraubten sabinischen Jungfrauen her (z. B. Titia u. Faucia), einzelne auch von dem Bezirk oder von ihren alten Häuptern. Ursprünglich mögen die Kurien wohl in den ältesten Stadtquartieren gewesen sein, wurden aber später nach dem Compitum Fabricii verlegt, einige ausgenommen (nach Festus 4, nach Göttling 3), welche religiöser Hindernisse halber bleiben mußten. Die einen hießen novae, die andern veteres. Die politische Bedeutung der Kurien als des Mittelpunkts der römischen Geschlechteraristokratie verschwand mit dem Emporkommen der Nobilitas und der Plebejer immer mehr; nur die religiöse blieb länger. In der spätern Zeit der Republik bedeutete C. meist nur einen Versammlungsort des Senats, z. B. C. Hostilia, von Tullus Hostilius erbaute Versammlungshäuser, zuweilen die Versammlung selbst. In den Kolonien hieß C. die dem römischen Senat nachgebildete oberste Verwaltungsbehörde. Von dieser nahm die römischkatholische Kirche das Wort zur Bezeichnung der höchsten Kirchenbehörden, nämlich aller römischen Tribunale und Kongregationen der Kardinäle, sodann der vom Papst angeordneten Justiz- und Regierungskollegien (c. justitiae und c. gratiae); zu erstern gehören die Rota romana, die Signatura justitiae, die Signatura gratiae; zu letztern die römische Kanzlei, die Datarie, Pönitentiarie, die römische Kammer, das apostolische Sekretariat. Auch in Deutschland wurden Gerichtshöfe u. andere Behörden häufig Kurien genannt, z. B. C. appellationum, Appellationsgericht, C. feudalis, Lehnshof. Die in den Kurien und Kanzleien eingeführten Formalitäten wurden Curialia, der in den Schriftstücken derselben gebräuchliche Styl Kurialstyl genannt. Vgl. Kuriatstimme. Ueber die Bedeutung von C. in der altrömischen Zeit vgl. P. von Koppe, Ueber Kurien und Klienten, Lübeck 1838; K. W. Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung, Halle 1840.

Curio, s. Curia.

Curio, römische Familie des scribonischen Geschlechts, die aus Picenum stammen und sich schon im zweiten punischen Kriege hervorgethan haben soll. Bemerkenswerth sind besonders:

1) Cajus Scribonius C., geboren um 124 v. Chr., ward 96 Quästor, 90 Tribun, schloß sich Sulla an, wohnte dem Bundesgenossenkriege bei, belagerte im mithridatischen Kriege die Burg von Athen und führte die durch Mithridates vertriebenen Könige Nicomedes und Ariobarzanes in ihre Königreiche Bithynien und Kappadocien zurück. Im J. 81 ward er Prätor, 76 mit Cn. Octavius Konsul, verwaltete dann 3 Jahre lang Macedonien und besiegte hier die Dardaner, wofür er einen glänzenden Triumph erhielt. Er † 33 v. Chr.

2) Cajus Scribonius C., des Vorigen Sohn, um 84 v. Chr. geboren, zeichnete sich durch glänzende Rednertalente aus, bekleidete 54 die Quästur, ward Quästor in Kleinasien und erlangte 50 das Tribunat. Anfangs des Pompejus Freund, schloß er sich später an Cäsar an und verlangte als Tribun von ersterem die Niederlegung seiner Provinz, im Fall man Cäsar aus Gallien zurückzurufen gedenke. Als sein Tribunat zu Ende ging, begab er sich zu Cäsar, forderte ihn auf, ungesäumt sein Heer gegen Rom aufbrechen zu lassen, und wußte, als Cäsar abermals Vorschläge machte, bei Ueber-

bringung derselben an die neuen Konsuln (49 v. Chr., den Frieden zu hintertreiben. Er begleitete hierauf jenen auf seinem Zuge gegen Rom und Brundusium und wurde sodann nach Sicilien gesandt, um diese Provinz in Besitz zu nehmen. Von hier ging er nach Afrika, schlug die Pompejaner in mehren Gefechten, trieb sie mit großem Verluste nach Utica, zog sich aber vor dem heranrückenden König Juba zurück. Als man ihm aber hinterbrachte, nur Sabura, der numidische Feldherr, nahe heran, ließ er die Numidier in der Nacht überfallen und schlug das Heer des Sabura, ward aber plötzlich von der Hauptmacht des Feindes umringt und im Kampfe getödtet. Bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses seines Vaters ließ C. zwei Theater errichten, welche mit den Rücken gegen einander gekehrt waren, und wo am Vormittag Schauspiele aufgeführt wurden; Nachmittags ließ er die Theater sammt der ganzen Zuschauermenge umdrehen und machte aus beiden ein Amphitheater, in welchem nun Gladiatorenkämpfe Statt fanden.

Curio, Cölius Secundus, einer der eifrigsten Beförderer der Reformation in Italien, den 1. Mai 1503 zu San-Chirico in Piemont geboren, studirte zu Turin, wo er zuerst mit Luthers und Zwingli's Lehre bekannt wurde. Auf einer Reise nach Wittenberg auf Befehl des Bischofs von Jvrea verhaftet, ward er in ein benachbartes Kloster gesteckt, entfloh aber,, hielt sich in verschiedenen Städten Italiens, zuletzt in Mailand als Lehrer auf, ward, in seine Heimat zurückgekehrt, abermals verhaftet, entkam aber wieder, trat dann, allenthalben angefeindet, als Professor in Pavia u. Lucca auf u. ging 1543 nach Zürich und von da nach Bern, wo ihm die Leitung der Akademie zu Lausanne anvertraut wurde. Von 1547 an war er Professor der klassischen Literatur zu Basel u. † den 24. Nov. 1569. Er schrieb: „Pasquilli exstatici" (zuerst ohne Jahr, dann Genf 1544, deutsch 1543), „Christianae religionis institutio" (das. 1549), „Forum romanum" (das. 1561, 3 Bde.), „Logices elementa" (das. 1567) u. A. m.

Curitiba (Jguazu), Fluß in der brasilianischen Provinz San Paulo, bildet die Grenze zwischen Brasilien und den argentinischen Freistaaten und mündet an der Grenze von Paraguay in den Parana. An demselben liegt die Stadt C., mit 12,000 Einw.

Curius Dentatus, Marcus, berühmter Römer aus plebejischem Geschlechte, ward 290 v. Chr. Konsul, schlug als solcher die Samniter u. Sabiner u. erhielt für beide Siege je einen Triumph, sowie hierauf für seine Unterwerfung der Lukaner eine Ovation. Nachdem er auch die Senonen in Umbrien geschlagen, erhielt er 275 zum zweiten Male das Konsulat. Den König Pyrrhus schlug er bei Benevent und in den arusinischen Ebenen, in Folge dessen jener Italien verlassen mußte. Hierfür erhielt C. einen neuen, ungewöhnlich glänzenden Triumph. Der Unterschlagung der Beute beschuldigt, konnte er schwören, nichts als ein hölzernes Wassergeschirr genommen zu haben. Im folgenden Jahre abermals zum Konsul gewählt, schlug er in rascher Folge die Lukaner, Samniter und Bruttier und zog sich sodann auf sein Gut im Sabinerlande zurück, wo er selbst das Feld bebaute. Als ihm hier einst Gesandte der Samniter, da er gerade am Herde mit dem Kochen von Rüben beschäftigt war, Geschenke überbrachten, wies er sie mit den Worten zurück: „Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein." Um die Stadt Reate erwarb er sich ein Verdienst durch die Ablassung des See's Velinus mittelst eines durch Felsen gebrochenen Kanals, der das Wasser bis zum Rande eines Thales führt, von dem es sich in einem Falle von 140 Fuß (jetzt Kaskade delle Marmore oder Terni, Interamna) in den unten fließenden Nar (jetzt Nera) ergießt. Als Censor 272 verfügte er die Leitung des Anio (welcher später der alte genannt wurde) in die Stadt. Zwei Jahre darauf zum Duumvir für die Wasserleitung ernannt, † er 5 Tage darnach.

Curnoul (Karnul), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (150 QM. mit 273,200 Einw.) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, am Tumbudra, mit 20,000 Einw. u. starker Citadelle.

Currachee (Karatschi), befestigte Seestadt in der britisch-ostindischen Provinz Sind, ein militärisch und kommerciell wichtiger Platz, hat eine englische Schule, eine christliche Kirche, einen Hafen, ansehnlichen Handel und 23,000 Einw. Eine Eisenbahnverbindung zwischen C. u. Hyderabad ward bereits 1857 in Angriff genommen.

Current River, Fluß in Nordamerika, entspringt in Texas und mündet nach 52 Meilen langem Laufe in Arkansas in den Black River.

Currency, in England das umlaufende Geld, besonders das Papiergeld, s. v. a. Courant.

Cursores (lat.), Ordnung der Vögel, s. Laufvögel.

Curtis, 1) John Harrison, berühmter Arzt für Gehör- u. Augenkrankheiten, war erst Schiffsarzt, wurde dann Vorsteher des königlichen Dispensary für Gehörkrankheiten zu London. Er schrieb: „A treatise on the physiology and diseases of the year" (Lond. 1817, 6. Aufl. 1836, deutsch von Robbi, Lpz. 1819); „A map of the ear" (Lond. 1828, 4. Aufl. 1837); „Cases illustrative of the treatment of diseases of the ear" (das. 1822 u. 1837, deutsch von Robbi, Lpz. 1823); „An essay on the deaf and dumb" (London 1829 und 1836, deutsch von Wiese, Lpz. 1830); „A treatise on the physiology and diseases of the eyes" (London 1833, 2. Aufl. 1835); „On the preservation of the sight" (Lond. 1834, 2. Aufl. 1838, deutsch Luzern 1836); „On the preservation of hearing" (Lond. 1834, 5. Aufl. 1837); „On the preservation of health" (Lond. 1837, 2. Aufl. 1838, deutsch von Calmann, Hamb. 1838).

2) George William, geboren 1824 in Providence (Rhode-Island), zog 1839 mit seinen Aeltern nach Newyork, widmete sich hier anfangs der kaufmännischen Laufbahn, wandte sich aber bald literarischen Beschäftigungen zu und zog, von idyllischer Schwärmerei getrieben, einige Zeit nach der Brook-Farm-Community, einer Gesellschaftsfarmerei im Staate Massachusetts, ließ sich dann in Concord als Farmer nieder, versuchte sich in mehren Gedichten und trat mit bedeutenden Schriftstellern in Verkehr. Im Jahre 1846 reiste er nach Deutschland, besuchte Italien, studirte 1848 zu Berlin, bereiste dann Frankreich, die Schweiz, den Orient, kehrte 1850 nach Amerika zurück und gab hier seine „Nilreise eines Homadji" heraus, schrieb eine Reihe pikanter Reiseskizzen für den „Newyork-Courier andEnquirer", sowie für die „Tribune", verfaßte 1851 in Providence unter dem Titel „Der Homadji in Syrien" eine zweite Serie orientalischer Eindrücke,

kehrte 1852 nach Newyork zurück, nahm hier thätigen Antheil an Putnams Monatsschrift u. schrieb namentlich unter dem Titel „Potipharpapiere“ eine Reihe satirischer Skizzen aus dem gesellschaftlichen Leben und daneben mehre witzige poetische Versuche, „Prue und Ich“ betitelt. Außerdem veröffentlichte er viele kleinere prosaische und poetische Schriften und hielt 1853 populäre Vorlesungen. Neuerdings schrieb er eine Biographie Mehemed Ali's.

Curtius, 1) Marcus, ein edler römischer Jüngling, der sich für sein Vaterland aufopferte. Im Jahre 362 v. Chr. entstand, wie die Sage berichtet, in der Mitte des Forums plötzlich ein ungeheurer Schlund, der nicht auszufüllen war. Die Wahrsager verkündeten, der Staat sei in höchster Gefahr, wenn sich die Kluft nicht schlösse; dies aber werde nur dann geschehen, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen werde. C. rief darauf: „Nichts Besseres hat Rom, als Waffen u. Heldenmuth!“ bestieg im vollen Waffenschmuck sein Roß u. stürzte sich in den Abgrund, worauf sich dieser schloß.

2) Quintus C. Rufus, römischer Geschichtschreiber, dessen Werk „De rebus gestis Alexandri Magni“ viele gelehrte Streitschriften hervorgerufen hat. Während Sueton eines Rhetors dieses Namens gedenkt und Tacitus einen von Manchen für C.' Vater gehaltenen C. Rufus nennt, wird von späteren römischen Schriftstellern weder des C., noch seines Werks erwähnt, sondern es tauchen beide erst im 12. Jahrhundert auf. Wenn nun auch die Ansicht, daß C. ein fingirter Name u. sein Buch ein Machwerk der neueren Zeit sei, schon von Magnus Daniel Omeisius (Hermann Brever) 1683 widerlegt worden ist, so schwankte man doch über das Zeitalter des C. zwischen Augustus und Theodosius dem Großen; Freinsheim, G. J. Vossius und unter den Neueren Buttmann, Baumstark und Pinzger wollen sie in das Zeitalter Vespasians setzen. Vergl. Hirt, Ueber das Leben des Geschichtschreibers Q. C., Berlin 1820; die Gegenschrift Buttmanns, das. 1820; Niebuhr, Zwei lateinische Klassiker des 3. Jahrhunderts, in den „Denkschriften der berliner Akademie“ (1823); Pinzger, Ueber das Zeitalter des Q. C., in Seebode's „Archiv für Philologie und Pädagogik“, Bd. 1, 1824, sowie die übersichtlichen Zusammenstellungen in A. Baumstarks „Notitia literaria de Curtio“ in dessen Ausgabe des C. (1829). Gleich problematisch ist der schriftstellerische Werth des Werks. In materieller Beziehung leidet es an Fehlern in geographischen, chronologischen und strategischen Bestimmungen, sowie an Widersprüchen u. Parteilichkeit für seinen Helden. C. schöpfte nämlich, wie Diod. Siculus, aus griechischen Quellen, namentlich aus Clitarchus, Timagenes und Ptolemäus, deren Glaubwürdigkeit schon von den Alten in Zweifel gesetzt wird; dazu gleicht C.' Buch an vielen Stellen mehr einem Roman, als einer Geschichte. Auch in formeller Beziehung ist C. mehr Rhetor, als eigentlicher Historiograph. Die Sprache zeigt Spuren des Zeitalters der sinkenden Latinität und leidet außerdem an affektirtem Streben nach Kürze und witziger Zuspitzung. Das ganze Werk umfaßte 10 Bücher, von denen jedoch die beiden ersten gar nicht und mehre der 8 übrigen lückenhaft auf uns gekommen sind; Christoph Bruno, Christ. Cellarius u. Joh. Freinsheim haben die fehlenden beiden Bücher durch Nachbildungen zu ersetzen gesucht. Die erste Ausgabe von Vitelius de Spira erschien zu Venedig 1471; von den spätern verdienen nur genannt zu werden die von Freinsheim mit Ergänzungen (Straßburg 1640 und 1670), von Snakenborg (Delft u. Leyden 1724), von Baumstark (Stuttgart 1829), von Mützell (Berlin 1841, 2 Bde.) und von Zumpt (Braunschweig 1849), die beste kritische Ausgabe. Deutsche Uebersetzungen lieferten Ostertag (Frankf. 1799) und Wagner (2. Aufl., Lemgo 1854).

Curtius, 1) Ernst, verdienter Alterthumsforscher, am 2. Sept. 1814 zu Lübeck geboren, studirte zu Bonn, Göttingen und Berlin Philologie, begleitete 1837 Professor Brandes nach Athen und von hier O. Müller durch Griechenland, hielt sich darauf einige Zeit in Italien auf, promovirte im December 1841 zu Halle mit der Schrift „De portibus Athenarum“ (Halle 1842), unterrichtete dann in Berlin am französischen und joachimsthaler Gymnasium und habilitirte sich 1843 an der Universität. Den „Klassischen Studien“ (Bonn 1840), die er mit E. Geibel herausgab, ließ er folgen: „Anecdota Delphica“ (Berlin 1843), „Inscriptiones Atticae duodecim“ (das. 1843) und „Die Akropolis von Athen“ (das. 1844). Von 1844—49 war er Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm, begleitete denselben auf die Universität, kehrte 1850 als Professor nach Berlin zurück und ward 1856 auf den Lehrstuhl der klassischen Philologie zu Göttingen berufen. Außer der kleinen Schrift über „Naxos“ (Berlin 1850) u. mehren Abhandlungen in archäologischen und philologischen Zeitschriften veröffentlichte C. noch als sein Hauptwerk „Peloponnesus“ (Gotha 1851 bis 1852, 2 Bde.), eine wissenschaftliche und anschauliche Darstellung des griechischen Bodens mit Bezug auf seine Geschichte, Sagen und Kunstdenkmäler, und „Griechische Geschichte“ (Berlin 1857—61, 2 Bde.).

2) Georg, Philolog, Bruder des Vorigen, den 16. April 1820 zu Lübeck geboren, studirte zu Bonn und Berlin Philologie, promovirte mit der Schrift „De nominum Graecorum formatione“ (Berlin 1842) und ging als Lehrer und Erzieher am blochmannschen Institut nach Dresden, wo er die Schrift „Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur klassischen Philologie“ (Dresden 1845, 2. Aufl. 1848) veröffentlichte, habilitirte sich 1845 zu Berlin, wo er „Sprachvergleichende Beiträge zur griechischen und lateinischen Grammatik“ (Bd. 1, Berlin 1846) herausgab, und folgte 1849 einem Rufe als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Prag, wo er auch bald die Leitung des neu gegründeten philologischen Seminars erhielt und 1851 ordentlicher Professor wurde. Er gab noch heraus: „Schulgrammatik der griechischen Sprache“ (Prag 1852, 4. Aufl. 1859), „Grundzüge der griechischen Etymologie“ (Bd. 1, Lpz. 1858) und „Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnisse zur klassischen Philologie“ (2. Aufl., Dresden 1848).

Curulis sella (lat.), s. Sella.

Curzola (Corzola), Insel im adriatischen Meer, zur österreichischen Präfektur Ragusa gehörend, 25 Miglien lang, 4 Miglien breit, hat mehre gute Häfen und 6500 Einw., die sich mit Wein-, Oliven- und Mandelbau, Steinbrechen (in den konchylienreichen Kalksteinbergen) und mit Schifffahrt beschäftigen. Die Stadt C. liegt auf der Nordostküste, ist Bischofssitz, hat einen schönen gothi-

schen Dom, meist marmorne Häuser, 2 Häfen mit Schiffswerften und 2200 Einw. Die alten Geographen nannten C. Corcyra Nigra, vielleicht wegen ihrer ehemaligen dunkeln Waldungen.

Curzon, Paul Alfred de, namhafter französischer Landschaftsmaler, geboren den 7. September 1820, lieferte treffliche landschaftliche Darstellungen, namentlich aus Griechenland, so die Akropolis von Athen, die Ufer des Cephissus u. a. m.

Cusa, Nikolaus von, od. Cusanus, eigentlich Khrypffs, d. i. Krebs, berühmter Gelehrter u. Kardinal, 1401 zu Cusa oder Kues an der Mosel geboren, studirte durch Unterstützung des Grafen Ulrich von Manderscheid erst im Bruderhause zu Deventer, dann auf mehren Universitäten, zuletzt zu Padua und wurde hier im 22. Jahre Doktor der Rechte. Als sein erster Prozeß unglücklich ausfiel, widmete er sich dem geistlichen Stande und begann seinen geistlichen Wirkungskreis als Pfarrer zu St. Wendel, wurde bald darauf Dechant am Florinsstift zu Koblenz und ging als Archidiakonus der bischöflichen Kirche zu Lüttich zum baseler Koncil, wo er den versammelten Vätern sein Werk „De concordantia catholica“, worin er eifrig die Ansicht des Koncils gegen die Allgewalt des Papstes verfocht, und seine Schrift über die Verbesserung des Kalenders überreichte. Von Eugen IV. jedoch in seine Dienste gezogen, ward er bald erst eine heimliche, dann eine öffentliche Stütze des römischen Stuhls gegen das Koncil u. suchte als päpstlicher Gesandter in Konstantinopel die Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche zu betreiben, sodann die zerrüttete Klosterzucht in Deutschland wieder herzustellen. Papst Nikolaus V. erhob ihn 1448 zum Kardinal und zum Bischof von Brixen u. übertrug ihm die Uebersetzung der Werke des Archimedes, woraus das Buch „De complementis mathematicis“ entstand. Im Jahre 1449 kam er als Legat nach Deutschland, um die während des Schisma's zwischen den Päpsten Felix und Eugenius eingeschlichenen Mißbräuche zu entfernen, unterhandelte 1452 in Böhmen mit den Hussiten und zugleich mit den deutschen Fürsten über die Herstellung des allgemeinen Friedens, sowie wegen des Türkenkriegs. Als er aber von dem Erzherzog Sigmund von Oesterreich den Lehnseid für dessen im Bisthum Brixen gelegene Besitzungen forderte, ward er von demselben gefangen gesetzt und erlangte erst unter harten Bedingungen seine Freiheit wieder. Er † zu Todi in Umbrien am 11. August 1464. Er war in allen Fächern des damaligen Wissens, ganz besonders aber in der Mathematik bewandert. Er behauptete vor Kopernikus und Galilei die Bewegung der Erde um die Sonne und erkannte die Mehrheit der Welten, brachte die nothwendige Verbesserung des julianischen Kalenders in Anregung u. war zugleich einer der Ersten, der den Betrug der isidorischen Dekretalen und der konstantinischen Schenkung erkannte und in dem Werke „De catholica veritate“ öffentlich behauptete. Seine Werke erschienen gesammelt im 15. Jahrhundert ohne Angabe des Orts u. des Jahrs, dann Paris 1514 und Basel 1565, 3 Bde. Lebensbeschreibungen gaben Haitzheim (Trier 1730), Clemens (Bonn 1846) u. Duer (Regensburg 1847, 2 Bde.) heraus. Vgl. Jäger, Der Streit des Kardinals Nikolaus de C. mit dem Herzog Sigmund von Oesterreich, Innsbruck 1861, 2 Bde.

Cusa, Alexander Johann, Fürst der Moldau und Walachei, geboren 1820 zu Galacz als Sprößling einer alten rumänischen Familie, studirte seit 1834 zu Paris Jurisprudenz und Staatswissenschaften, trat dann in moldauischen Staatsdienst und wurde vom Fürsten bald zum Präsidenten des Civilgerichtshofs in Galacz ernannt. Auf diesem Posten ward ihm Gelegenheit geboten, seinen Namen in weiteren Kreisen auf vortheilhafte Weise bekannt werden zu lassen. Die Bewegungen im Frühling des Jahres 1848, welche die Besetzung des Landes durch russische Truppen herbeiführten, veranlaßten ihn, sein Amt niederzulegen, da er sich, als warmer Patriot, auch bei dieser Gelegenheit zu der Reformpartei gehalten hatte. Unter dem Hospodariat des Fürsten Ghika erhielt er 1850 das sehr einflußreiche Amt eines Perkalabe von Galacz und gewann in diesem gesteigerte Popularität. Im Militär erhielt er 1857 durch seine Ernennung zum Adjutanten des Kaimakam Fürsten Vogorides mit dem Range eines Obersten dienstliche Stellung, ging jedoch bald darauf als Kreispräfekt nach Galacz zurück. Um aber in dieser Stellung die Wahloperationen des Fürsten Vogorides u. überhaupt der antiunionistischen Partei nicht unterstützen zu müssen, nahm er unter energischem Protest gegen jene Umtriebe seine Entlassung u. entwickelte nun eine lebhafte Thätigkeit im nationalen Sinne, bis endlich die Statt gehabten Wahlen für ungültig erklärt wurden. Als nach Abschluß der pariser Konvention vom 19. August 1858 die Moldauer ein Komité zu ernennen hatten, welches einen Fürsten der Moldau wählen sollte, trat C. zu Jassy als Deputirter für Galacz auf u. ward Mitglied des neugebildeten Kabinets, indem er das Kriegsministerium übernahm. Am 17. Jan. 1859 aber ward er selbst zum Fürsten der Moldau u. am 5. Febr. auch zu dem der Walachei erwählt, durch welche Doppelwahl die Union der beiden Fürstenthümer faktisch durchgesetzt war. Trotz der von Seiten der Pforte u. Oesterreichs erhobenen Einwendungen ward seine Wahl zum Fürsten der Moldau u. Walachei (unter Aufrechthaltung der Trennung beider Fürstenthümer im Princip) am 6. September von der Konferenz zu Paris anerkannt. In Folge weiterer Unterhandlungen in Betreff der völligen Union der Moldau u. Walachei proklamirte Fürst C. am 1. Jan. 1862 die Vereinigung der beiden Fürstenthümer zu einem einzigen mit dem Namen Romanien.

Cuscuta *L.* (Flachsseide, Klebe), Pflanzengattung aus der Familie der Konvolvulaceen, charakterisirt durch den 5lappigen Kelch, die kugelförmige, 5spaltige Blume mit 5 Staubgefäßen, eben so viel Schuppen und 2 Griffeln und die 2fächerige, büchsenartig klaffende Kapsel, fadenförmige, fast blattlose Schmarotzerkräuter, welche sich um andere Pflanzen winden u. dieselben mit Wärzchen aussaugen. C. europaea *L.*, Nesselseide, Teufelszwirn, Vogelseide, Klebe, Range, ist ein in Hecken Brennnesseln, Hopfen u. andere Pflanzen umschlingendes Sommergewächs durch ganz Europa, dessen röthliche, kahle, fadenförmige Stengel lang u. ästig sind und, andere Gewächse umwickelnd, hoch emporsteigen. Die Art war sonst nebst der C. Epilinum *Weihe*, die man nicht davon unterschied, officinell als Herba Cuscutae s. Cuscutae majoris s. Cassuthae s. Linodesmi, großes Flachsseidenkraut, Filzkraut, Hopfenseide, Leinwolle.

Das Gewächs hat fast keinen Geruch, einen etwas scharfen Geschmack, auflösende, gelind purgirende Wirkungen und wurde gegen Milz- und Leberkrankheiten, Melancholie 2c. gebraucht und gerühmt. C. umbellata *H. B.*, C. racemosa *Mart.*, ist in Brasilien heimisch, wo das Kraut bei leichten Entzündungen, Halsweh, Heiserkeit und das Pulver davon auch bei Wunden gebraucht wird. In neuerer Zeit sind auch die blattlosen stärkeren Aeste, in kleine Bündel zusammengebunden, unter dem Namen Herba Cuscutae umbellatae, Sipo de Chumbo, brasilianische Hopfenseide, nach Europa gebracht worden.

Cushman, Charlotte, die bedeutendste amerikanische Schauspielerin und eine der ersten Darstellerinnen hochtragischer Charaktere, den 23. Juli 1816 in Boston geboren. Eine Schülerin Mäders, debütirte sie neben der Wood u. Klara Fischer zum ersten Male als Gräfin in „Figaro's Hochzeit" und erntete so stürmischen Beifall, daß Mäder sie bei seiner Abreise nach Neworleans für seine Oper engagirte. Hier verlor sie jedoch ihre Stimme und widmete sich nun der Tragödie. Sie trat in Newyork und Philadelphia auf, reiste hierauf eine Zeitlang mit dem Mimen Macready und schiffte sich im Winter 1845 nach England ein. Mit ihrer jüngern Schwester Susanna, die seit 1848 als Gattin des Doktors James S. Muspratt in Liverpool lebt, erntete sie als Romeo, während Susanna die Julie spielte, dann als Lady Macbeth u. in anderen bedeutenden Rollen den lebhaftesten Beifall. Nach einigen Jahren kehrte sie nach Amerika zurück, wandte sich aber von da nach Rom, wo sie seitdem lebt.

Custine, 1) Adam Philippe, Graf von, französischer General, am 4. Februar 1740 zu Metz aus einem alten Adelsgeschlechte geboren, wohnte schon als achtjähriger Knabe dem Feldzuge in den Niederlanden bei. Im Jahre 1758 trat er in das Regiment des Königs, dann als Kapitän in das Dragonerregiment Schomburg und zeichnete sich im siebenjährigen Kriege so rühmlich aus, daß ihm der Minister Choiseul ein eigenes Dragonerregiment verlieh, welches er aber aus Ehrgeiz u. Haß gegen die Engländer mit dem Infanterieregiment Saintonge, das zur Einschiffung nach Amerika bestimmt war, vertauschte. In Amerika zeichnete er sich besonders bei der Belagerung von Yorktown aus, war aber gegen seine Untergebenen despotisch. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er zum Maréchal de camp u. Gouverneur von Toulon ernannt, trat als Abgeordneter des lothringischen Adels in die Versammlung der Generalstaaten, neigte sich entschieden auf die Seite des dritten Standes u. der liberalen Partei u. entsagte selbst den Vorrechten des Adels. Im J. 1791 zum Generallieutenant ernannt, erhielt er im folgenden Jahre ein Kommando bei der Armee, erst am Oberrhein unter dem Marschall Luckner, bemächtigte sich 1792 der Pässe von Bruntrut, im Sommer darauf der Stadt Landau und nahm die Linien von Weißenburg, Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt, ward aber von den Preußen und Hessen am 2. December 1792 bei Frankfurt geschlagen. Nach mehren unglücklichen Gefechten, namentlich am 6. Januar 1793 bei Hochheim, setzte er Mainz und Kassel in möglichen Vertheidigungsstand und führte zu Worms, Speyer und Mainz eigenmächtig die französische Municipalverfassung ein, ward aber im Frühling von den Preußen zwischen Bingen und Kreuznach angegriffen, wich nach schwachem Widerstande, räumte nach einem zweiten Gefechte bei Alzey die von ihm besetzte Gegend und kam am 31. März nach Landau zurück. Hierauf mit dem Oberbefehl über die Nord- und Ardennenarmee betraut, unternahm er am 17. Mai einen Angriff mit der Rheinarmee an der Queich, mußte sich jedoch mit großem Verluste zurückziehen. Die Nordarmee, die er befehligen sollte, fand er bis auf 36,000 Mann geschwächt, so daß er unmöglich eine Schlacht mit ihr wagen konnte u. die von den Oesterreichern bedrängten Festungen Condé u. Valenciennes ohne Unterstützung lassen mußte. Auf die Anschuldigung Marats und Billaud Varennes' vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris geladen, u. in der Anklageakte vom 14. Aug. 1793 beschuldigt, vorsätzlich die Würde eines Generals der Armeen gemißbraucht, das Interesse der Republik verrathen u. Einverständnisse mit den Feinden Frankreichs unterhalten zu haben, ward er trotz seiner geschickten Vertheidigung am 27. August 1793 zum Tode verurtheilt u. am folgenden Tage hingerichtet. Sein Wunsch, daß sein Sohn, Renaud Philippe von C., geboren 1768, der seinem Vater als Adjutant zur Seite stand, seine Ehrenrettung durch Herausgabe seines Briefwechsels bewirken möge, blieb unerfüllt, da derselbe bereits am 3. Januar 1794 dem Vater auf das Schaffot folgte; doch veröffentlichte später C.'s Adjutant, der General Baraguay d'Hilliers, C.'s Papiere unter dem Titel „Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp" (deutsch, Berl. 1795, 2 Bde.).

2) Astolphe, Marquis von C., französischer Dichter u. Reisebeschreiber, Enkel des Vorigen, 1793 zu Paris geboren, trat mit seiner Novelle „Alois" (Paris 1828) zuerst anonym als Schriftsteller auf u. schrieb sodann: „Mémoires et voyages" (das. 1830, 2 Bde.), „Reisebriefe aus der Schweiz, Kalabrien, England und Schottland", die versificirte Tragödie „Béatrice Cenci" (das. 1833), den Sittenroman „Le monde comme il est" (das. 1835, 2 Bde., deutsch, Leipzig 1840, 3 Bde.), „L'Espagne sous Ferdinand VII" (das. 1838, 4 Bde.), die Romane „Ethel" (das. 1839, 2 Bde., deutsch, Leipzig 1839, 3 Bde.) u. „Romuald ou la vocation" (das. 1848, 4 Bde., deutsch von Susemihl, Leipzig 1848, 6 Thle.). Das meiste Aufsehen erregte sein Werk: „La Russie en 1839" (Par. 1843, 4 Bde., 3. Aufl. 1846, 4 Bde., deutsch von Diezmann, Leipzig 1843, 3 Bde., 3. Aufl., das. 1847, 4 Bde.). C. † im Oktober 1857 auf seinem Schlosse St.-Gratien bei Pau.

Custodia (lat.), Wache; Verwaltung eines Lehns durch den Lehnsherrn während der Minderjährigkeit des Vasallen.

Custos (lat.), Wächter, Hüter, Aufseher, bei den Römern ein Aufseher über das Stimmabgeben bei den Komitien, in der älteren christlichen Kirche ein Aufseher über kirchliche Gegenstände, z. B. C. martyrum, der die Reliquien der Märtyrer, C. sepulcrorum, der die Gräber der Heiligen beaufsichtigte, 2c. In der Sprache der Buchdrucker heißen Custoden (franz. réclame) die am Schlusse einer Seite unten gesetzten Anfangssilben der nächsten Seite, die aber jetzt meist weggelassen werden. In der Notenschrift heißt C. das Zeichen, welches anzeigt, daß die Noten einer Stimme auf der folgenden Seite in demselben Schlüssel fortgehen.

Custozza, Dorf in der österreichisch-venetianischen Provinz Verona, ¾ Stunde von Verona, geschichtlich berühmt durch die entscheidende Schlacht zwischen den (siegreichen) Oesterreichern unter Radetzky und den Italienern unter König Karl Albert von Sardinien, am 23., 24. und 25. Juli 1848.

Cutis (lat.), die Haut, aus Corium u. Epidermis bestehend; in der Botanik die Rinde einjähriger Pflanzen. Cutitis, Hautentzündung.

Cutch (Katsch), britischer Schutzstaat im westlichen Theile Vorderindiens, liegt am Busen von C. und am arabischen Meer, östlich von Sind, durch den Runn inselartig vom Festland getrennt, und hat 317 □Meilen Flächengehalt mit einer Bevölkerung von 500,536 Seelen. Das Land wird von zwei niedrigen Höhenzügen durchschnitten, deren höchster Gipfel der zuckerhutförmige Runow ist, und ist im Allgemeinen sandig und unfruchtbar; nur hie und da finden sich fruchtbare Strecken. An den Höhen sind deutliche Spuren vulkanischer Thätigkeit wahrzunehmen, u. der Boden ist von schlimmen Erdbeben heimgesucht. Brunnen sind in Menge vorhanden. Das Mineralreich liefert Kohlen, Eisen und Alaun. Für den Landbau ist die Baumwollernte am wichtigsten. Büffel, Kühe, Kameele und gute Pferde, auch Ziegen werden viel gehalten. Das Land zerfällt in etwa 200 Feudalherrschaften, die unter einem Fürsten (Rao) stehen, der in der Hauptstadt Bhooj residirt. Derselbe steht seit 1816 unter britischem Schutz. Seine Vorfahren, die von einem Radschputenzweige abstammen, besitzen das Land seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Seine Verwandten, die Häuptlinge der einzelnen Herrschaften, haben in ihren Besitzungen unumschränkte Auktorität. Der ganze Stamm, Jarebschas genannt, zählt etwa 10—12,000 Seelen. Das Volk ist unwissend, roh, besteht theils aus Hirten oder Kriegern, theils aus mordsüchtigen Räubern und ist dem Genuß des Branntweins übermäßig ergeben. Berühmt sind die Seeleute von C. wegen ihrer Geschicklichkeit.

Cutch Bihar (Katsch Behar, Cooch Bahar), ein den Engländern tributpflichtiger Schutzstaat in Hindostan, im Norden von Bengalen, an Bhotan grenzend, 64 □Meilen groß mit 136,400 Einw. Im Süden ist das Land hoch u. fruchtbar, im Norden trostlose niedrige Marsch mit Dschungledickicht, verschlungen durch Rankengewächse u. Farrnkräuter. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Assamesen, Nepalesen und Bengalesen. Der zahlreichste Stamm sind die Cutch oder Rajbangsi, die von den Khetries abzustammen behaupten u. zum Theil den Brahminenglauben angenommen haben. Sie stehen unter einem Fürsten, der ehedem sehr mächtig war, jetzt aber den Engländern tributpflichtig ist. Als Schutzgeld sind 6600 Pfd. Sterling, die Hälfte seiner Einkünfte, festgesetzt. Er führt den Titel Radscha.

Cutch Gundawa (Katscha Gandawa), Landschaft im Norden von Beludschistan, zwischen dem 27.° und 29.° nördl. Br. und durch den Bolanpaß mit Sind verbunden, umfaßt etwa 500 □Meilen mit 100,000 Einwohnern und ist, dem Industieflande angehörend, die fruchtbarste und bevölkertste Gegend des Landes. Nur Reis kommt in dem lehmigen Boden nicht fort. Die Regenzeit sind die Monate Juni, Juli, August; während der trockenen Jahreszeit wehen versengende Winde. Die Bevölkerung besteht aus Juts, die ursprünglich Hindu's waren, jetzt aber zum Islam bekehrt sind. Hauptorte sind Gundawa, östlich von Kelat, wo der Oberchan zur Winterszeit residirt, u. Dabar am Eingang zum Bolanpaß.

Cuttack (Cattak), Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, auf einer Landspitze zwischen zwei Armen des Mahanaddy, ist regelmäßig gebaut, hat ein mohammedanisches Heiligthum (Kaddam Rassul) mit heilig gehaltenen Ueberbleibseln, viele Moscheen, darunter die plumpe Dschamna Moschit (große Moschee an der Hauptstraße, die jetzt als Schule dient), zahlreiche heidnische Tempel (kleine unansehnliche rohe Bauwerke), ein Fort und 40,000 Einwohner, als deren Haupterwerbszweige Schuhmacherei und Verfertigung messingenen Küchengeschirrs genannt werden. Der Verkehr ist gering.

Cuttack Mehals, eine Gruppe von 18 kleinen Fürstenthümern in Hindostan, im Westen u. Südwesten von Cuttak, umfassen zusammen etwa 800 □Meilen mit 762,000 Einwohnern; sie stehen seit 1803 unter britischer Oberhoheit.

Cuvette (franz.), Abzugsgraben in den trockenen Gräben der Festungen zur Ableitung des Regen- u. Quellwassers; bei Taschenuhren die innere Metallplatte, welche das Werk hinten verschließt u. vor dem Eindringen von Staub, Schmutz 2c. verwahrt; in der Zahnarzneikunde eine mit einem Griff versehene, halbrunde Rinne zur Aufnahme des Wachses, womit der Abdruck des Kiefers genommen wird, um darnach die Modelle künstlicher Zähne herzustellen.

Cuvier, George Léopold Chrétien Frédéric Dagobert, Baron von, berühmter französischer Naturforscher der neueren Zeit, den 23. Aug. 1769 in der damals würtembergischen Stadt Mömpelgard geboren. Ein buffonsches Werk weckte des Knaben Neigung für die Naturgeschichte, doch gedachte er sich zu Tübingen der Theologie zu widmen, erlangte aber von dem ihm übelwollenden Rektor nicht die für dies Studium nöthige Censur. Darauf durch Herzog Karl 1784 in die Karlsakademie zu Stuttgart aufgenommen, studirte er hier ein Jahr lang Philosophie und deutsche Sprache, sodann die Kameralwissenschaft und die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft, daneben auch Naturgeschichte. Als Hauslehrer bei dem Grafen d'Hericy auf Fiquainville in der Normandie hielt er vor den jungen Aerzten des Militärhospitals zu Fécamp botanische Vorlesungen, ging 1795 nach Paris, machte durch Schriften und Vorlesungen ungemeines Aufsehen und ward an der Centralschule des Pantheons als Professor der Naturgeschichte angestellt. Als Gehülfe Mertruds, des Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des plantes, gründete er eine anatomische Sammlung, die zur größten Europa's geworden ist. Im Jahre 1796 zum Mitglied des neu errichteten Nationalinstituts ernannt, ward er 1800 Daubentons Nachfolger am Collége de France und 1802 als einer der 6 Generalinspektoren des öffentlichen Unterrichts vom ersten Konsul mit der Organisation der Lyceen zu Bordeaux, Nismes und Marseille, sowie mit der Einrichtung von neuen Akademien in den neuen Gebietstheilen des Kaiserreichs, in Italien, Holland und den Hansestädten beauftragt. In dieser Eigenschaft gründete er auch 1809 die Fakultät der Wissenschaften. Im Jahre 1813 ward er Requetenmeister im Staatsrathe und erhielt den Auftrag, die Bewohner des linken Rhein-

ufers zur Erhebung gegen die Verbündeten zu vermögen, welche Sendung jedoch bei dem raschen Vordringen der letzteren mißlang. Napoleon I. ernannte ihn 1814 noch zum wirklichen Staatsrathe, welche Stelle er aber durch die hundert Tage wieder verlor. Er ward nach der zweiten Restauration Kanzler der Universität, 1818 Mitglied der französischen Akademie, 1819 Baron und Kabinetsrath, 1822 Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität und 1826 Großoffizier der Ehrenlegion. Seine entschiedene Weigerung, die Preßbeschränkungen Karls X. zu unterstützen, brachte ihn zwar um die Hofgunst, doch ward er 1830 von Ludwig Philipp in allen Aemtern und Würden bestätigt, den 24. Dec. d. J. zum Mitglied der Akademie der Inschriften und am 19. Nov. 1831 zum Pair von Frankreich ernannt und sollte eben seine Bestallung als Minister des Innern erhalten, als er den 13. Mai 1832 †. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Leçons d'anatomie comparée" (Paris 1801—5, 5 Bde., neue Ausgabe, das. 1840, deutsch von Froriep und Merkel, Leipzig 1808—10, 4 Bde.), die er in den „Mémoires sur l'anatomie des mollusques" (Paris 1817) ergänzte; „Recherches sur les ossements fossiles" (das. 1812, 4 Bde., 4. Aufl. 1835); „Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal" (zuerst als Einleitung zu dem vorgenannten Werke, dann besonders gedruckt und mehrmals neu aufgelegt, deutsch von Nöggerath, Bonn 1830, 2 Bde., von Giebel, Leipzig 1851); „Le règne animal distribué d'après son organisation" (Paris 1817, 4 Bde., 2. Aufl., das. 1829—30, 5 Bde., deutsch von Schinz, Stuttgart 1818, und von Voigt, Leipzig 1831—40, 6 Bde.); sein Hauptwerk: „Récueil d'éloges historiques lus dans les séances publiques de l'institut de France" (Straßburg und Paris 1819 und 1827, 3 Bde.); „Histoire naturelle des poissons" (das. 1828 bis 1831, 8 Bde., fortgesetzt von Valenciennes bis 1843, 16 Bde.). C.s Verdienste um die naturhistorische Wissenschaft sind unbestritten. Er legte den Grund zu der zoologischen Methode, indem er die vergleichende Anatomie zur Wissenschaft erhob. Durch seine geognostischen Untersuchungen des pariser Beckens kam er zuerst auf den Gedanken, daß abwechselnd Fluthen vom Süßwasser und vom Meer die Erdoberfläche verändern. Durch Anwendung seiner vergleichenden Osteologie auf die Reste vorweltlicher Wirbelthiere eröffnete er die Bahn, auf welcher ihm die berühmtesten Forscher aller Nationen gefolgt sind. Als Sammler naturhistorischer Gegenstände, als Forscher, Systematiker, Lehrer, Redner, Staatsmann und als Freund des Volks steht er gleich groß da. Das Schulwesen und die protestantische Kirche in Frankreich verdankten ihm unendlich viel. Mit der deutschen Sprache u. Literatur und dem deutschen Geiste vertraut, würdigte er auch alle in Deutschland gemachten Fortschritte. Vgl. Lee, Memoirs of Baron Cuvier, London 1833, u. *Pasquier*, Eloge de Cuvier, Paris 1833. Sein Bruder, *Frédéric* C., den 27. Juni 1773 zu Mömpelgard geboren, Mitglied des Instituts und des protestantischen Konsistoriums, † als Professor und Konservator des Kabinets für vergleichende Anatomie im Jardin des plantes zu Paris am 25. Juli 1838 in Straßburg. Er schrieb: Sur les dents des mammifères" (Paris 1823 u. 1824), gab mit Geoffroy de St.-Hilaire heraus: „Histoire naturelle des mammifères" (das. 1824 f.) u. bearbeitete für das „Dictionnaire des sciences naturelles" (Straßburg 1816 ff.) die Zoologie und Geschichte der Säugethiere.

Cuyaba, Hauptstadt der brasilianischen Provinz Matto Grosso, am gleichnamigen schiffbaren Nebenfluß des St. Lorenzo, ist Bischofssitz und hat ein ganz ansehnliches, fast europäisches Aeußeres: breite, gut gepflasterte, zur Nachtzeit durch Laternen erhellte Straßen, hübsche Häuser, öfters mit 2 Stockwerken und Balkons, mehre ansehnliche öffentliche Gebäude und 6—7000 Einwohner, die einen lebhaften Handel unterhalten, obwohl die Stadt, über 200 Meilen von jedem Hafen entfernt, mit der Küste nur durch Karawanen in Verbindung steht.

Cuyp (Kuijb), *Albert*, einer der vorzüglichsten Maler der holländischen Schule, 1606 zu Dortrecht geboren, Schüler seines Vaters, des Porträt- und Landschaftsmalers Jakob Geerits C., brachte die meiste Zeit seines Lebens in seinem Landhause zu Dordwyk bei Dortrecht zu und † hier nach 1672. Die meisten Gemälde C.s stellen Ansichten mit Flüssen, grasigen Ufern und weidendem Vieh dar. Auch lieferte er treffliche Schlachtstücke, Historien u. Porträte. Kolorit und Beleuchtung sind stets ausgezeichnet u. die Komposition ist ungezwungen. Die meisten und schönsten Bilder von C. besitzt England; einige befinden sich auch im berliner und dresdener Museum, sowie im Belvedere zu Wien. Jak. von Stry ahmte C.s Gemälde aufs Täuschendste nach. Ein *Benjamin* C., nach Einigen Neffe des Vorigen, malte Historien und biblische Darstellungen im Geschmacke Rembrandts.

Cuzco (Cusco), Departement des südamerikanischen Freistaats Peru, grenzt an die Departements Ayacucho, Puno und Arequipa und zählt, in 11 Provinzen getheilt, auf 2120 □Meilen 346,211 Einwohner. Das Land ist rauh und gebirgig durch die Ostcordilleren, wird von den Flüssen Apurimac, dem Quilla bamba (Vilcamayu) u. deren Zuflüssen bewässert u. erzeugt edle Metalle, große Viehheerden rc. Die gleichnamige *Hauptstadt* des Departements, nach Größe u. Bevölkerung die zweite Stadt Peru's, liegt 10,620 Fuß hoch in einem reizenden Gebirgsthal des Flusses Huatanay, unfern der Alpen, 80 Meilen südöstlich von Lima entfernt. Ihre rechtwinkelig sich schneidenden Straßen werden von steinernen Häusern gebildet, über die sich hie u. da hübsche Kirchthürme erheben. Sie ist Sitz eines Bischofs u. einer (1692 gegründeten und 1828 restaurirten) Universität mit 100 Doctores, Maestros und Bachilleros, sowie eines College's für Wissenschaft u. Künste, hat eine schöne Kathedrale, mehre andere Kirchen und Klöster, 4 Hospitäler, ein treffliches Erziehungsinstitut für Mädchen, ein Museum (seit 1848), eine Bibliothek von 9000 Bänden, eine schöne Alameda an den Ufern des Huatanay und 40—48,000 Einwohner, größtentheils Indianer, die Baumwollen- und Wollenstoffe fertigen und in der Bereitung von Leder und Anfertigung von Geräthen und Schnitzwerk sehr geschickt sind. Das Hauptinteresse der von schönen Gärten und Meiereien umgebenen Stadt ruht auf ihr als dem Mittelpunkt aller geschichtlichen Erinnerungen des Landes. C. war bis zur Eroberung

durch Pizarro (1554) die Hauptstadt des alten Inkareiches, die heilige Stadt der Peruaner, die von dem ersten Inka der Sage nach um 1043 gegründet ward und noch heute mancherlei Ueberreste jener Zeiten der Macht und Blüthe enthält. Auf dem Hügel Sacsahuaman, innerhalb der Stadt, befindet sich z. B. ein 84 Schritt langer, 8 Fuß hoher Unterbau, auf welchem sich Terrassen erheben, die einst den Colcampata oder Palast des Manco Capac, des Gründers der Stadt, trugen und die einen weiten schönen Ueberblick gewähren. Darüber erheben sich am Ostende des Hügels 3 koncentrische Mauern, deren äußere 14 Fuß hoch ist und 180 Schritt im Umfang hält; dies sind die Ueberbleibsel der bewundernswerthen Citadelle der Inka's, die 21 vorspringende Ecken hatte und aus musterhaft saubern u. schönen Werkstücken von 10—16 Fuß Höhe aufgeführt war. Das dunkle Gestein der noch vorhandenen Trümmer ist jetzt mit Cactus und Blüthen überdeckt. Im Innern der Festung waren 3 Thürme, von denen der ansehnlichste in der Mitte stand, eine runde Gestalt hatte und den Inka's, wenn sie die Festung besuchten, zum Aufenthalt diente. Dieser Bestimmung gemäß war er prächtig eingerichtet, inwendig überall mit Gold- u. Silberplatten belegt, auf denen sich Abbildungen von Pflanzen und Thieren befanden. Die beiden andern Thürme waren viereckig und dienten den Soldaten als Kasernen. Die drei Thürme standen im Dreieck, hingen in ihrem untern Theile zusammen u. bildeten mit zahlreichen Gemächern eine Art unterirdisches Labyrinth. Auf die Erbauung dieser Festung waren mehr als 50 Jahre verwendet worden, und sie war noch nicht lange vollendet, als die Spanier C. eroberten und einen Theil von jener zerstörten. Noch bewundernswürdiger war der berühmte Sonnentempel (Curi-cancha), an dessen Stelle jetzt ein Dominikanerkloster steht. Bei Erbauung desselben ward ein Theil des alten Unterbaues benutzt, der noch jetzt die unübertreffliche Steinarbeit erkennen läßt. Dieser Tempel war das prachtvollste Gebäude, welches die alten Eingeborenen von Südamerika jemals errichtet hatten. Die 4 Mauern waren ganz mit Goldplatten belegt. Auf dem Hochaltar sah man das Bild der Sonne, aus einer Goldplatte bestehend, ein rundes, von Strahlen und Flammen umgebenes Gesicht darstellend, so groß, daß es von einer Mauer zur andern reichte. Zu beiden Seiten saßen die einbalsamirten Leichen der verstorbenen Inka's, nach der Zeitfolge geordnet, auf goldenen Thronen, die auf goldenen Platten standen. Auch alle Thüren des Tempels waren mit Goldplatten belegt; das Hauptthor war an der Nordseite. Rings um die Mauern zog sich eine mehr als eine Elle breite goldene Verzierung in Form eines Kranzes. Neben dem Tempel stand ein vierseitiges Kloster, ebenfalls mit einem solchen Kranze geschmückt. Um dieses her sah man 5 viereckige Pavillons mit pyramidenförmigen Dächern. Der erste, dessen Thüren und Wände mit Silberplatten belegt waren, war dem Monde (der Gattin der Sonne) geweiht; eine große Platte Silber stellte das Bild des Mondes mit einem Frauengesichte dar. Zu beiden Seiten dieses Bildes saßen die einbalsamirten Leichen der verstorbenen Königinnen. Der zweite Pavillon war den Sternen geweiht, ebenfalls ganz mit Silber belegt, und das Dach mit Sternen verschiedener Größe geziert. Der nächste Pavillon, wieder mit Gold geziert, gehörte dem Donner und dem Blitze, der vierte dem Regenbogen, dessen Bild an der einen Mauer auf der Goldplatte angebracht war. Der fünfte Pavillon endlich war für die Priesterschaft, welche sämmtlich aus der Familie der Inka's sein mußte; er war ebenfalls mit Gold überzogen und diente den Priestern zum Versammlungssaal. In einem andern, davon entfernten Gebäude wohnten die Sonnenjungfrauen, in der Regel 1500, meist mit der Verfertigung der Kleidungsstücke für die Inka's und deren zahlreiche Familie beschäftigt. Als dritte Hauptmerkwürdigkeit der alten Königsstadt sind die 4 Hauptstraßen des Reichs zu nennen, die von C. nach den 4 Weltgegenden in die 4 Hauptprovinzen ausliefen, und von denen besonders die nördliche, nach Quito führende ein Meisterstück der Baukunst war. Die gepflasterte, 20 Fuß breite Straße lief über ausgefüllte Thäler durch gesprengte hohe Felsen u. über große, schöne Brücken; zu beiden Seiten rieselten in Stein gefaßte Bäche, ab u. zu standen Waffen- und Provianthäuser, Sonnentempel, Badehäuser und Karawanserais am Wege. Humboldt sah die großartigen Reste in Höhen über 12,000 Fuß und stellt sie den imposantesten Römerbauten zur Seite. An den steilsten Stellen fanden sich lange Reihen von Stufen mit dazwischen angebrachten Ruheplätzen, auf denen Lama's bequem passiren konnten. Mit der Eroberung der Stadt durch die Spanier begann ihr Verfall. Das benachbarte Thal des Vilcamayu, wohin sich die Inka's am liebsten zurückzogen, ist das Paradies von Peru.

Cyan (Cyangas), eine Verbindung von Kohlenstoff und Stickstoff, welche sich in chemischer Hinsicht wie ein Element verhält, weshalb Gay-Lussac, als er 1815 die Aehnlichkeit der Cyanwasserstoffsäure mit Jod- und Chlorwasserstoffsäure gefunden hatte, erklärte, es sei kein anderer Unterschied zwischen ihnen vorhanden als der, daß das Radikal der Cyanwasserstoffsäure zusammengesetzt sei, während Jod und Chlor einfache Radikale seien. Hiermit war zuerst die Lehre von den zusammengesetzten Radikalen, welche später von so großer Bedeutung für die Fortschritte der Chemie wurde, ausgesprochen, und die Entdeckung des C.s bezeichnet deshalb eine neue Epoche in der Chemie. Gay-Lussac gelang es zuerst, das C. aus dem Berlinerblau, der am längsten bekannten Cyanverbindung, abzuscheiden, und weil der neue Körper gleichsam das die Farbe des Berlinerblau's Bedingende war, nannte er ihn Cyanogène, was später allgemein in C. abgekürzt wurde. Kohlenstoff und Stickstoff können sich direkt nicht zu C. vereinigen, und zwar wahrscheinlich deshalb nicht, weil die Temperatur, bei welcher die Vereinigung möglich sein würde, jenseits derjenigen liegt, welche das C., ohne Zersetzung zu erleiden, ertragen kann. „Die Entstehung des C.s ist stets an das Vorhandensein eines Körpers geknüpft, mit welchem dasselbe eine bei der Statt findenden Temperatur beständige Verbindung eingehen kann" (Otto). Gewöhnlich tritt das C. bei seiner Bildung als Cyankalium, Cyannatrium oder Cyanammonium, seltener als Cyanwasserstoff (Blausäure) auf. Am leichtesten bildet sich C. unter folgenden Verhältnissen: Wenn man Ammoniak über glühende Kohlen leitet, so treten 2 Atome Wasserstoff aus

dem Ammoniak aus und werden durch 2 Atome Kohlenstoff ersetzt; die Produkte sind C. u. Wasserstoff (vielleicht entsteht bei anderer Temperatur C. und Kohlenwasserstoffgas), von denen ersteres sich mit einem andern Theil des Ammoniaks zu Cyanammonium verbindet. Wie Kali alle Ammoniakverbindungen zersetzt, so auch das Cyanammonium; ist deshalb neben der Kohle noch Kali zugegen, so entsteht Cyankalium, und der Sauerstoff des Kali's verbindet sich mit dem Wasserstoff des zersetzten Ammoniaks zu Wasser, während der überschüssige Wasserstoff als solcher entweicht, wie auch die Kohlensäure, wenn man kohlensaures Kali angewandt hatte.

Ammoniak und Kohlenoxydgas über erhitzten Platinschwamm geleitet, geben Cyanammonium und Wasser; die wichtigste Bildungsweise des C.s, welcher fast alle in der Technik vorkommenden Cyanverbindungen ihre Entstehung verdanken, ist aber folgende. Glüht man stickstoffhaltige organische Stoffe, als Horn, Blut, Wolle ꝛc., so entsteht neben vielen andern Produkten auch Ammoniak; trifft dies nun mit Kohle zusammen, so entsteht, wie oben bemerkt, *Cyanammonium*, und ist noch Kali zugegen, so bildet sich *Cyankalium*. Thierische Kohle, d. h. die Kohle thierischer Stoffe, enthält stets reichlich Stickstoff; glüht man solche Kohle mit kohlensaurem Kali, so wird die Kohlensäure zu Kohlenoxyd, das Kali zu Kalium reducirt, und dieses vereinigt sich mit dem Stickstoff der Kohle und mit Kohlenstoff zu Cyankalium. So wird in der Technik stets C. erzeugt und das gebildete Cyankalium mit Eisen verbunden, als *Cyaneisenkalium* oder *Blutlaugensalz* (s. d.) in den Handel gebracht. Höchst wichtig ist die Beobachtung von Desfosses, daß, wenn man Kali mit Kohle, die durchaus stickstofffrei ist, bis zu der Temperatur erhitzt, bei welcher das Kali reducirt wird, der freie Stickstoff der atmosphärischen Luft sich mit dem Kohlenstoff und dem Kalium zu Cyankalium zu vereinigen vermag. Man benutzt dies Verhalten, wiewohl noch vereinzelt, zur Fabrikation von Blutlaugensalz u. erspart dadurch die als Dünger höchst wichtigen thierischen Abfälle für die Landwirthschaft. Interessant ist noch, daß ameisensaures Ammoniak bei 200° C. geradeauf in Cyanwasserstoffsäure und Wasser zerfällt, daß sich aus ammoniakhaltigem Leuchtgas beim Verbrennen in Röhrenlämpchen C. bildet, und daß beim Zusammenschmelzen von Ruß, essigsaurem, salpetersaurem und kohlensaurem Kali nach Roussin ebenfalls C. entsteht. Dies ist der einzige bekannte Fall, in welchem eine Sauerstoffverbindung des Stickstoffs Veranlassung zur Cyanbildung gibt. Zur Darstellung des C.s bedient man sich des Quecksilbercyanids, welches frei von jeder Beimengung der basischen Verbindung und vollkommen trocken anzuwenden ist. Es wird fein zerrieben in einer kleinen, mit einfacher Gasentwickelungsröhre versehenen Retorte über einer Spiritusflamme erhitzt u. das sich entwickelnde C. über Quecksilber aufgefangen. Das Quecksilbercyanid wird hierbei nicht nur in Quecksilber und C. zersetzt, sondern ein Theil des C.s geht dabei in eine isomere Verbindung, das *Paracyan*, über, welches sich in Gestalt einer schwarzen, porösen, lockern Kohle ausscheidet und in der Retorte zurückbleibt (s. unten). Das C. ist ein farbloses Gas, welches unter dem Drucke von 3—4 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit von 0,866 specifischem Gewicht verdichtet wird, die bei 34° C. zu einer bergkrystallinischen Masse erstarrt. Es besitzt einen eigenthümlichen, heftigen, Augen und Nase stark reizenden Geruch und verbrennt mit eigenthümlicher bläulicher, mit Purpur gemischter Flamme zu Kohlensäure und Stickstoff. Wasser löst sein $4\frac{1}{2}$faches Volum C. auf; die Lösung besitzt den Geruch des Gases und einen stechenden Geschmack, erleidet sehr bald eine Zersetzung, färbt sich gelb, dann braun, setzt endlich eine braune Substanz ab und enthält Cyanammonium, kohlensaures Ammoniak und Harnstoff. Enthält die Cyanlösung kleine Mengen einer Mineralsäure, so bleibt sie unverändert. Alkohol löst sein 23faches, Aether etwa sein 5faches Volum C. auf; beide Lösungen selbst im wasserfreien Zustande zeigen dieselben Zersetzungserscheinungen wie die im Wasser. Mit Sauerstoffgas gemengt, explodirt es durch den elektrischen Funken sehr heftig und verbrennt zu Kohlensäuregas und Stickgas.

Die schon von Gay-Lussac beobachtete Aehnlichkeit zwischen Chlor und C. bewährt sich auch bei andern als nur den Wasserstoffverbindungen dieser Körper. Das C. gehört seinem chemischen Verhalten nach durchaus zu jenen Körpern, die man Salzbilder nennt, und seine Verbindungen mit den Metallen haben ganz den Charakter der entsprechenden Chlorverbindungen. Wie von Chlormetallen, so spricht man deshalb auch von *Cyanmetallen* und nennt die mit geringerem Cyangehalt (gewöhnlich dem Oxydul des betreffenden Metalls entsprechend) *Cyanüre*, die mit höherem Cyangehalt (dem Oxyd entsprechend) *Cyanide*. Cyanüre und Cyanide verbinden sich oft mit einander und bilden die *Cyanosalze*. Alle diese Verbindungen sind indeß viel weniger beständig als die entsprechenden Chlorverbindungen, u. dem entsprechend lassen sich auch nur die Kalium- und Natriumverbindungen direkt darstellen. Viele Cyanmetalle erhält man durch doppelte Zersetzung der entsprechenden Oxyde mit Cyanwasserstoff, andere durch Fällung eines löslichen Haloïd- oder Sauerstoffsalzes mit einem löslichen Cyanmetall. Die Cyanverbindungen der edlen Metalle zersetzen sich am leichtesten in ihre Bestandtheile, die der andern Metalle geben Stickstoff u. Kohlenstoffmetall; die beständigsten, nämlich die Alkalimetall- und Erdalkalimetallcyanüre, werden immerhin noch durch die Kohlensäure der Luft zerlegt, sie sind löslich, und ihre Lösungen riechen nach Blausäure. Bei überschüssiger Base zersetzen sie sich wie reine Blausäure, durch anhaltendes Kochen entwickelt sich Ammoniak, und es entstehen ameisensaure Salze. Säuren entwickeln gewöhnlich aus ihnen *Blausäure*. Von den Cyansalzen ist das bekannteste und wichtigste das *Blutlaugensalz* (s. d.). Das schon bei der Bereitung des C.s erwähnte *Paracyan* hat mit dem C. gleiche procentische Zusammensetzung und ist wahrscheinlich eine isomere Modifikation desselben. Es entsteht in reichlicher Menge beim Glühen des Cyansilbers, wobei die Hälfte des C.s als solches entweicht, die andere Hälfte als Paracyan zurückbleibt. Bei sehr hoher Temperatur verwandelt sich das Paracyan wieder in C.; es ist sehr indifferent, unlöslich in Wasser und verhält sich in vielen Beziehungen zum

C. ähnlich wieder rothe Phosphor zu dem weißen. Die braunen Ablagerungen aus Cyanlösungen, Blausäure od. Cyanmetalllösungen, sind nicht Paracyan.

Die wichtigste Verbindung des C.s ist die mit Wasserstoff, die Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure (s. d.). Mit Sauerstoff geht das C. nur Eine Verbindung ein, die Cyansäure, welche aus 1 Atom C. u. 1 Atom Sauerstoff besteht u. demnach der unterchlorigen Säure entspricht. Sie hat indeß mit dieser Säure durchaus keine Aehnlichkeit, und überhaupt ist das Verhalten des C.s zum Sauerstoff ein ganz anderes als das des Chlors, so daß hier jede Analogie aufhört. Näheres über die Cyansäure s. d. Ueber die Verbindung des C.s mit Stickstoff ist nichts Genaues bekannt, und Verbindungen mit Schwefel kennt man bis jetzt im freien Zustande gar nicht. Wo Körper auftreten, welche die Elemente des C.s und Schwefels enthalten, da besitzen sie den Charakter besonderer schwefelhaltiger Radikale, wie z. B. die Rhodanverbindungen (s. d.). Genauer erforscht sind die Verbindungen des C.s mit Chlor, Brom und Jod, s. Cyanchloride. Ueber die Verbindungen des C.s mit den verschiedenen Metallen s. die betreffenden Metalle.

Cyanchloride, Verbindungen von Chlor mit Cyan. Die drei bekannten bilden ein schönes Beispiel der Polymerie. Obwohl nämlich diese Verbindungen durchaus verschiedene Eigenschaften besitzen — die eine ist fest, die andere flüssig, die dritte gasförmig —, so haben sie doch gleiche procentische Zusammensetzung, und das specifische Gewicht der starren Verbindung im Dampfzustande ist dreimal, das der flüssigen wahrscheinlich doppelt so groß als das der gasförmigen Verbindung. Das gasförmige Chlorcyan erhält man durch Einwirkung von Chlor auf feuchtes Quecksilbercyanid im Dunkeln; es ist farblos, von unerträglichem, zu Thränen reizendem Geruch, wirkt heftig auf die Epidermis u. ist sehr giftig. Durch einen Druck von 4 Atmosphären verdichtet es sich zu einer Flüssigkeit, die bei — 18° krystallisirt; Wasser löst davon bei + 20° das 25fache Volum, Alkohol das 100fache. Durch Alkalien wird das Chlorcyan zerlegt, und es entsteht Cyansäure, mit Ammoniak bildet es Salmiak und Cyanamid, welches sich bei 150° C. plötzlich in Melamin oder Cyanuramid verwandelt. Beim Aufbewahren des gasförmigen Chlorcyans im flüssigen Zustande erleidet es allmählig eine Umsetzung, krystallisirt und geht in starres Chlorcyan über. Das flüssige Chlorcyan entsteht, wenn man Chlor in wässerige Blausäure leitet und den abdestillirten Chlorcyanwasserstoff mit Quecksilberoxyd behandelt. Das flüssige Chlorcyan ist eine farblose Flüssigkeit, die bei 16° siedet und bei — 7° krystallisirt und durch Alkalien wie das gasförmige Chlorcyan zersetzt wird. Das starre Chlorcyan bildet sich bei der Einwirkung des Chlors auf wasserfreie Blausäure unter dem Einfluß des Lichts. Es krystallisirt in glänzenden Prismen, schmeckt stechend, aber nur schwach u. riecht in der Nähe stechend, in der Entfernung den Mäuseexkrementen höchst ähnlich. In feuchter Luft läßt es Chlorwasserstoff entweichen, und bei Digestion mit Wasser gibt es Cyanursäure und Chlorwasserstoff. Mit Alkalien bildet es Chlormetall und Cyansäuresalz, mit Ammoniak Chlorcyanamid. Bromcyan und Jodcyan sind krystallinische Körper, die mit Hülfe des Quecksilbercyanids erhalten werden. Das Jodcyan findet sich bisweilen in nicht unbeträchtlicher Menge im käuflichen Jod und kann durch Sublimation von demselben getrennt werden.

Cyane (Kornblume), s. Centaurea.

Cyanella *L.* (Kaplilie), Pflanzengattung aus der Familie der Koronarien, charakterisirt durch die 6blätterige Blumenkrone, deren 3 innere Blätter heraushängen, und den herabgebogenen, längeren, unteren Staubfaden, zierliche Zwiebelgewächse am Kap. Die bekanntesten Arten sind: C. alba *Thb.* mit weißen Blumen; C. capensis *L.* mit schönen blauen Blumen; C. lutea *L.* mit gelben Blumen in Trauben; C. odoratissima *Lindl.*, ebenfalls mit gelben, wohlriechenden Blumen in Trauben; C. orchidiformis *Jacq.* mit zierlichen, violettblauen Blumen in aufrechten Trauben. Man pflanzt die Kaplilien in sandige Heideerde, in kleine Töpfe, die auf dem Boden mit einer Lage fein zerstoßener Steine bedeckt sind. In der Wachsthumszeit begießt man sie reichlich, in der Ruhezeit (nach dem Abwelken der Blätter bis zum Frühling, wenn die Zwiebeln wieder zu treiben anfangen) hält man sie ganz trocken. Man unterhält sie im Glashause bei 4—6° Wärme und stellt sie im Sommer auf eine bedeckte Stellage ins Freie.

Cyanit, Mineral, s. Disthen.

Cyankalium, fälschlich blausaures Kali genannt, die einzige bekannte Verbindung des Kaliums mit Cyan. Man erhält es chemisch wie durch Naturalisation einer Lösung von Aetzkali mit Blausäure und Eindampfen bei Luftabschluß. Es krystallisirt in farblosen Würfeln, ist in jedem Verhältniß in Wasser, leicht in wässerigem, gar nicht in absolutem Alkohol löslich und zieht aus der Luft mit großer Begierde Feuchtigkeit an. Dabei wird es von der Kohlensäure der Luft zerlegt, riecht deshalb stark nach Blausäure und geht allmählig in kohlensaures Kali über. Dieser leichten Zersetzbarkeit halber ist es sehr giftig und muß deshalb mit der größten Vorsicht benutzt werden, zumal es außerdem sehr ätzend wirkt und organische Körper schnell zerstört. Bei Luftabschluß geschmolzen, erträgt es Weißgluth, bei Luftzutritt geht es in cyansaures Kali über. Das C. des Handels oder das liebigsche C. ist unrein und enthält namentlich auch cyansaures Kali. Man bereitet es, indem man entwässertes Blutlaugensalz mit dem dritten Theil trockener Potasche schmelzt, bis die Masse ruhig fließt, und dann vom Bodensatz abgießt. Erstarrt stellt es eine weiße, etwas faserige Masse dar, die noch warm in gut zu verschließende Gefäße gebracht werden muß. Dies Präparat wird vielfach in der Galvanoplastik zur Bereitung von Gold- und Silberlösungen benutzt; in der Chemie dient es als Reagens, als Reduktionsmittel und als Ausgangspunkt für die Bereitung anderer Cyanverbindungen, auch kann man es vortheilhaft zur Entfernung von Silberflecken von der Haut oder aus Wäsche benutzen. Es ist aber dabei stets zu berücksichtigen, daß es ein ebenso heftiges und schnellwirkendes Gift wie die Blausäure selbst ist.

Cyanometer (v. Griech.), Instrument, welches dazu dient, die Intensität der blauen Farbe des unbewölkten Himmels zu bestimmen. Das erste C. hat Saussure konstruirt, indem er 53 Streifen Papier

vom reinsten Weiß bis zum gesättigten Berlinerblau und dann durch Zusatz von Tusche bis zum tiefsten Schwarz färbte. Diese Streifen wurden auf den Umfang eines Kreises geklebt und, von Weiß anfangend, numerirt. So erhält man 53 Grade. Die Beobachtungen müssen im Freien geschehen, und zwar so, daß man das C. zwischen das Auge und die zu prüfende Stelle des Himmels hält u. vergleicht, mit welchem Papierstreifen das Blau des Himmels übereinstimmt. Man kann aus dieser Beobachtung auf die Beschaffenheit der Atmosphäre schließen, denn je mehr sich das in derselben enthaltene Wasser in vollkommen dampfförmigem Zustande befindet, um so durchsichtiger und deshalb blauer ist die Luft. Je mehr sich aber der Wasserdampf in Bläschenform kondensirt, um so trüber, undurchsichtiger wird die Luft, um so weißer der Himmel erscheinen. Weil die schweren Wasserdünste auf der Erde lagern, so erscheint das Blau des Himmels am Horizont matter als im Zenith. Ein anderes C. hat Parrot konstruirt, bei welchem man auf einer sich drehenden schwarzen oder weißen Scheibe so lange gleich große und gleich intensiv blaue Sektoren befestigt, bis das Blau des Himmels erreicht ist. Aus der Zahl der gebrauchten Sektoren schließt man auf die Intensität der Farbe des Himmels.

Cyanosis (v. Griech.), Blausucht.

Cyanotypien (v. Griech.), diejenige Art von Daguerreotypien, welche Herrschel unter Anwendung verschiedener anderer Substanzen mittelst Blutlaugensalz erhielt, indem er zuerst Papier mit salpetersaurem Quecksilber, dann mit Blutlaugensalz tränkte und es darauf der Einwirkung des Lichts aussetzte, bis das Bild hinlänglich intensiv erschien. Fixirt ward letzteres durch Auswaschen mit alaunhaltigem Wasser.

Cyansäure (Acidum cyanicum), entdeckt von Wöhler, eine Verbindung von Cyan u. Sauerstoff, entsteht nicht durch unmittelbare Oxydation des freien Cyans, bildet sich aber leicht, wenn Cyan über glühendes kohlensaures Kali, oder in wässerige Alkalien geleitet wird, beim Glühen von Cyanverbindungen unter Luftzutritt, oder mit Salpeter, oder Braunstein, sowie auch beim Schmelzen von Melam, Ammelin, Melamin, Ammelid mit Kalihydrat. Die C. ist nur im wasserhaltigen Zustande bekannt; in reinem Zustande erhält man sie, wenn man getrocknete Cyanursäure in einer Retorte erhitzt. Sie bildet eine wasserhelle Flüssigkeit von höchst durchdringendem, stechendem, der Essigsäure ähnlichem Geruch, ist sehr flüchtig und verursacht, auf die Haut gebracht, unter heftigen Schmerzen augenblicklich weiße Blasen; ihr Dampf reagirt stark sauer. Sobald die flüssige Säure die gewöhnliche Lufttemperatur anzunehmen anfängt, wird sie trübe, milchig, breiartig und erhitzt sich dabei so bedeutend von selbst, daß heftige Explosionen entstehen. Sie geht dabei in einen festen Körper von gleicher procentischer Zusammensetzung, in Cyanmelid über. Wasser wird von der C. augenblicklich absorbirt, wodurch sie zersetzt wird und Ammoniak und Kohlensäure bildet. Aus ihren Salzen kann sie durch Säuren nicht unzersetzt abgeschieden werden. Verbindungen der C. mit Basen, cyansaure Salze, sind leicht erkennbar an der eigenthümlichen Zersetzungsweise, die sie durch verdünnte Mineralsäuren erleiden; es wird dadurch Kohlensäuregas entwickelt, welches von einem Antheil unzersetzt sich verflüchtigender C. den Geruch der letztern hat, und in der Flüssigkeit findet sich Ammoniak. Die cyansauren Salze der fixen Alkalien werden selbst in der Rothglühhitze nicht zersetzt. Die Salze mit alkalischer Basis sind im Wasser löslich, alle übrigen unlöslich. Die Lösung des cyansauren Ammoniaks gibt beim Verdampfen Harnstoff. Mit der C. von durchaus gleicher procentischer Zusammensetzung ist die Kohlensäure, deren Salze aber durchaus andere Eigenschaften besitzen, nämlich heftig explodiren (Knallsilber, Knallquecksilber) und durch Säuren nicht in Kohlensäure u. Ammoniak, sondern in zusammengesetztere Produkte zerlegt werden. Die Knallsäure zeichnet sich der C. gegenüber dadurch aus, daß sie große Neigung besitzt, sich mit zwei Basen zu verbinden u. Doppelsalze zu bilden, weshalb Liebig sie für zweibasisch hält. Näheres über die Knallsäure u. die technisch wichtigen Salze derselben s. Knallsäure. Eine dritte Säure von derselben procentischen Zusammensetzung wie die C. ist die Cyanursäure (Scheele's Brenzharnsäure), welche man aus festem Chlorcyan, durch Erhitzen von Harnstoff, von Harnsäure, oder aus Melam darstellen kann. Diese Säure kann aus ihren Salzen unzersetzt abgeschieden werden, sie krystallisirt aus der wässerigen Lösung mit 4 Aequivalenten Krystallwasser, die beim Liegen an der Luft entweichen, und die so entstehende verwitterte Cyanursäure geht beim Erhitzen, ohne daß etwas hinzukommt oder fortgeht, in C. über. Die Cyanursäure verbindet sich mit 3 Atomen einer Basis; sie ist nach Liebig eine dreibasische Säure, und so erklärt sich das interessante Verhältniß der C. zur Knallsäure und Cyanursäure durch Polymerie, wie namentlich aus der Zersetzung des festen Chlorcyans, dessen Dampf dreimal so schwer ist als das gasförmige Chlorcyan, hervorgeht. Die C. ergibt sich dann ungezwungen als bestehend aus 1 Aeq. Cyan und 1 Aeq. Sauerstoff, die Knallsäure = 2 Aeq. Cyan und 2 Aeq. Sauerstoff u. die Cyanursäure = 3 Aeq. Cyan u. 3 Aeq. Sauerstoff, und diese Sauerstoffverbindungen entsprechen den drei bekannten Chlorverbindungen des Cyans.

Cyanus, Pflanzengattung, s. Centaurea.

Cyathea *Smith* (Baumfarrn), Pflanzengattung aus der Familie der Polypodiaceen, begreift die größten, bisweilen gegen 40 Fuß hohen Farrnkräuter, welche ihrem Wuchse nach den Palmen ähneln. Die bekanntesten Arten sind: C. medullaris *Smith*, mit 3—4 Ellen hohen, rauhen Stämmen und klafterlangen, 3fach gefiederten Blättern, deren Blättchen schmal, lanzettförmig, gekerbt und am Rande umgerollt sind, eßbares Mark enthaltend, auf Neuseeland; C. arborea *Smith*, mit klafterhohen, schenkeldicken, glatten Stämmen u. 2fach gefiederten, fast ebenso langen Blättern, deren Blättchen lanzettförmig, gezähnt und am Grunde beschuppt sind, auf Jamaica, Hayti, Martinique, wahrscheinlich auch in Ostindien, in den jungen Schößlingen ein Gemüse u. Schweinefutter, in den alten Stämmen gutes Brennholz, in den jungen Stämmen sehr haltbare Pfähle liefernd; C. speciosa *Smith*, mit 24 Fuß hohem, glattem, oben 3furchigem Stamm und mannslangen, gefiederten Blättern,

deren Blättchen lanzettförmig, fußlang u. zollbreit sind, in Südamerika.

Cyaxares, Sohn des Phraortes, Enkel des Dejoces, von 634 v. Chr. an 40 Jahre lang König von Medien, setzte den von seinem Vater gegen die Assyrier begonnenen Krieg in Verbindung mit dem Babylonier Nabopolassar, dessen Sohn Nebukadnezar sich mit einer Tochter des C. vermählte, fort, bekriegte den lydischen König Alyattes, befreite sich durch List von dem Drucke der Scythenmacht (607) und machte dem assyrischen Reiche durch die Eroberung Ninive's 606 ein Ende.

Cybele, ursprünglich Landesgottheit der Phrygier, Symbol des Mondes und der Fruchtbarkeit der Erde, bei den Griechen mit Rhea (s. d.) identificirt.

Cybulski, Adelbert, verdienter Slavist, den 10. April 1812 zu Konin im Posenschen geboren, studirte 1829—30 Philologie zu Berlin, trat beim Ausbruch der polnischen Revolution in das berühmte 4. Infanterieregiment u. wohnte mit demselben, zuletzt als Offizier, den Schlachten bei Grochow, Wawre, Dembe, Iganie und Ostrolenka bei, in denen er 17 Wunden erhielt. Nach einer dreijährigen Gefangenschaft von Preußen reklamirt und für den Austritt nach Polen noch mit einer halbjährigen Festungsstrafe bestraft, widmete er sich seit 1836 zu Berlin nochmals philologischen, philosophischen und historischen Studien u. lebte dann zwei Jahre in Oesterreich, um die dortigen slavischen Mundarten kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich 1841 zu Berlin als Docent für slavische Sprachen und Literaturen und arbeitete an deutschen u. polnischen wissenschaftlichen Zeitschriften, auch an Prutz' „Literarhistorischem Taschenbuch" mit. Im Juni 1848 nahm er an dem slavischen Kongresse zu Prag Theil und saß 1849 als Abgeordneter in der preußischen zweiten Kammer. Im Jahre 1850 erhielt er einen Ruf als Professor der slavischen Sprachen und Literaturen nach Breslau.

Cycadeä (Cycadeen), dikotyledonische Pflanzenfamilie, begreift Bäume mit einfachem, cylindrischem Stamme, welcher bloß durch Entwickelung einer einzigen, gipfelständigen Knospe wächst und mit den abgestorbenen, schuppigen Blattbasen bekleidet ist. Dadurch haben sie ein palmenähnliches Ansehen, während sie hinsichtlich ihrer Blüthen und Samen im Wesentlichen mit den Koniferen oder Zapfenbäumen übereinstimmen, von denen sie sich lediglich durch die verwachsenen Samenlappen und die gefiederten, in der Jugend aufgerollten Blätter unterscheiden. Sie sind nur in den heißen Gegenden der Erde einheimisch, aber weder von medicinischer, noch technischer Wichtigkeit.

Cycas *L.* (Sagopalme), Pflanzengattung aus der Familie der Cycadeen, charakterisirt durch die dachziegelig-geschuppte Kätzchen bildenden männlichen, die in einem zusammengedrückten, 2schneidigen Kolben gesammelten weiblichen Blüthen mit einem Griffel und die 1samige Steinfrucht, Bäume in Ostindien u. Neuholland, die hinsichtlich ihrer nur am Gipfel wachsenden Stämme u. ihrer hier sich aufrollenden gefiederten Blätter den Palmen gleichen, deren Stamm aber Holzringe mit lockerem Zellgewebe dazwischen zeigt, meist wichtige Nahrungspflanzen, indem besonders das ebengenannte nahrhafte Mark im Stamm zur Bereitung des Sago (s. d.) benutzt wird. Die bekanntesten Arten sind C. circinalis *L.*, mit dornigen Blattstielen, Blättern mit flacher Mittelrippe und ungegliederten, schmal lanzettförmigen Fiederblättchen und armblüthigem, in ein gezähntes Blatt endigendem und glatte, ovale Früchte tragendem Fruchtkolben, wächst häufig in Ostindien, auf den Molukken, in Japan ꝛc. in sandigen wie in gebirgigen Gegenden und wird bis 40 Fuß hoch. Der Stamm ist, wie der der Kokospalme, mit Ringen umgeben u. grau, das Holz weich und weiß. Der Baum trägt eßbare Früchte vom 6. Jahre an bis über das 100. hinaus. Der Saft der Blätter wird gegen Leibschmerzen, Geschwüre und Schlangenbiß angewendet; aus dem Mark des Stammes wird Mehl zu Brod (Sagu) bereitet; die jungen Blätter u. jungen Stiele geben ein wohlschmeckendes Gemüse. C. revoluta *Thunb.*, in China und Japan, der vorigen Art ähnlich, aber mit schmalen, linienförmigen, an den Rändern nach unten eingerollten Blattabschnitten, enthält ein Mark, das besonders in China zur Sagobereitung benutzt wird. Beide Arten sind eine Zierde der Gewächshäuser und werden hier wie die Palmen behandelt.

Cyclamen *L.* (Erdscheibe, Saubrod, Alpenveilchen), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, charakterisirt durch die radförmige, zurückgeschlagene Korolle mit sehr kurzer Röhre und hervorstehendem Schlunde und die eingekapselte Beere, welche sie mit dem spiralförmig sich zusammenrollenden Schafte zur Erde niederlegt, perennirende Gewächse in Südeuropa mit kugelförmiger Wurzel, nierenförmigen Blättern und einblüthigen Schäften, deren Wurzeln drastisch wirkend u. giftig sind. Am bekanntesten ist: C. europaeum *L.*, in Südeuropa, an schattigen, bergigen Orten in Schlesien, Böhmen, Oesterreich, mit herzförmig-rundlichen, zugespitzten, gezähnten, oben mit einer weißlichen Zone gefleckten, unten purpurröthlichen Blättern u. schönen, wohlriechenden, weißen, blaßröthlichen, oder rosenrothen Blumen. Die Wurzel (Radix Cyclaminis) war früher als drastisches Purgirmittel gegen Würmer, Wassersucht, Gelbsucht, chronische Hautkrankheiten, Drüsenanschwellungen ꝛc. innerlich u. äußerlich im Gebrauche, wird jetzt aber nur noch von Homöopathen angewendet. Sie enthält im frischen Zustande viel Schärfe und wirkt giftig; beseitigt man durch Trocknen u. Rösten diese Schärfe, so kann die Wurzel gegessen werden und soll kastanienartig schmecken. Die Schweine sollen sie ohne Schaden fressen, daher der Name Saubrod. Eine liebliche Zierpflanze ist C. persicum *Mill.*, in Griechenland und auf der Insel Cypern, mit herzförmig-nierenförmigen, gekerbten Blättern und weißen, im Schlunde rothen, wohlriechenden, auch blaßrothen oder hellpurpurrothen und bei einer Varietät geruchlosen Blumen. Die Cyclamenarten wachsen ursprünglich auf Anhöhen und Bergen in trockenem Boden u. an schattigen Stellen u. werden im Winter daselbst durch abfallendes Laub od. durch Schnee geschützt. Kann man den härteren, südeuropäischen Arten keinen ähnlichen Standort geben, so pflanzt man sie gleich den zärtlicheren Arten in 4- bis 5zöllige Töpfe u. durchwintert sie im Zimmer oder Orangeriehause bei 1—5° Wärme oder allenfalls in einem frostfreien Keller oder Kasten.

Cyclobothra *Sweet* (Grubenlilie), Pflan-

zengattung aus der Familie der Liliaceen, charakterisirt durch die überhängende, bauchige oder glockige Blüthe mit glatten, zugespitzten Kelchblättern und von diesen verschiedenen, größeren, gebarteten, unter der Mitte mit einer Honiggrube versehenen Blumenblättern und die eckigen Samen, Zierpflanzen aus Kalifornien mit häutiger Zwiebel und flachen, langgespitzten Blättern. Am bekanntesten sind: C. alba *Benth.*, mit schönen, weißen, gestielten Blumen, deren 3 Kronblätter gefranst sind; C. lutea *Lindl.*, mit glockigen, gelben Blumen mit rautenförmigen, langgespitzten, an der Spitze kahlen Kronblättern u. kürzeren Kelchblättern; C. pulchella *Benth.*, ebenfalls mit gelben Blumen. Man kultivirt diese Gewächse, wo es das Klima gestattet, im Freien oder in Töpfen, durchwintert sie an frostfreien Orten und vermehrt sie durch Zwiebelbrut und Samen.

Cyclopia *Vent.* (Zyklopie), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen (Kassieen), charakterisirt durch den ungleich 5spaltigen, am Grunde eingedrückten Kelch, das sehr große, längsfaltige Fähnchen der Schmetterlingskorolle, die querfaltigen Flügel, die abfälligen Staubgefäße, die gebartete Narbe und die zusammengedrückte, vielsamige Hülse, Sträucher am Kap. Die bekannteste Art: C. genistoides *R. Br.*, Sophora genistoides *L.*, hat unbehaarte Zweige, 3zählige, ansitzende Blätter mit linien-pfriemenförmigen, bis zollangen Blättchen und länglich-eirunden Nebenblättchen und schöne, ziemlich große, gelbe, traubenständige Blumen. Man pflanzt diesen Strauch in Lauberde mit 1/8 Flußsand gemischt, durchwintert ihn im hellen Glashause bei 4—6° Wärme und vermehrt ihn durch Stecklinge und Samen. Beim Umpflanzen (nach der Blüthezeit) darf man die Wurzel nicht beschneiden. Im Winter begieße man sehr mäßig.

Cycnus, Sternbild, s. Schwan.

Cydias, Maler aus dem Zeitalter Euphranors, der Olymp. 104 blühte. Seine Argonauten kaufte der Redner Hortensius für 144,000 Sestertien und stellte sie in einer eigens erbauten Kapelle auf seinem Tusculanum auf. Agrippa brachte sie in den Portikus des Neptun. Man schreibt ihm die Erfindung der rothen Farbe aus gebranntem Ocker zu.

Cydnus, im Alterthum Fluß in Cilicien, berühmt wegen seiner Klarheit u. Kälte, für Nervenkranke u. Podagristen heilsam, hätte Alexander dem Großen fast das Leben geraubt. Er strömte ehemals mitten durch Tarsus, wo er nach Xenophon zwei Plethra (200 Fuß) breit war; Kineir gibt ihm jetzt nur 40 Yards (120 Fuß). Seine Mündung diente den Tarsiern als Hafen, ist aber jetzt versandet.

Cydonia, Stadt des Alterthums an der Nordküste von Kreta, am Jarbanus, 40 Stadien vom Meere entfernt, mit einem verschlossenen Hafen, hatte ihren Namen von den Cydonen, einem kretischen Volksstamme, der schon von Homer erwähnt wird. Um Olymp. 64 wechselten Zacynthier, Samier u. Aegineten in ihrem Besitze. Ihre Macht war ansehnlich.

Cydonia, s. Quittenbaum.

Cygnus, Sohn Neptuns und der Calyce, König in Colonä im troischen Gebiet, Gemahl der Proclea, später der Philonome, welche letztere ihren Stiefsohn Tennes bei C. verleumdete, so daß dieser den Sohn u. dessen Schwester Gemithea in einem Kasten ins Meer aussetzte. Beide Kinder wurden an eine Insel getrieben, die fortan Tenedos hieß. C. gehörte zu den hervorragendsten Helden Troja's, zeichnete sich besonders in dem der Landung der Griechen vorhergehenden Kampfe aus und ward, weil unverwundbar, von Achilles mit dem Helmband erwürgt; Neptun verwandelte ihn in einen Schwan.

Cykladen, eine Gruppe von 60 Inseln im ägäischen Meer, die den Alten wie im Kreise um das heilige Eiland Delos gelagert erschienen und daher C., d. i. Zirkelinseln, genannt wurden, während die außerhalb des Kreises gelegenen Sporaden (zerstreute Inseln) hießen. Gegenwärtig bilden sie eine besondere Nomarchie des Königreichs Griechenland, die in 7 Eparchien (Andros, Tinos, Syra, Zea, Milo, Naxos, Thira) zerfällt mit einem Gesammtareal von 49,86 QMeilen u. 142,960 Einwohnern. Hauptstadt ist Syra. Alle C. sind Felseninseln, auf einigen erheben sich die Kegelberge zu 3000 F. (der Jupitersberg auf Naxos zu 3096 F.) Höhe. Sie bestehen meist aus Gneis und Glimmerschiefer, mitunter auch aus Granit u. vulkanischem Gestein, besonders aus Trachyt. Wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Produktenreichthums, sowie ihres lieblichen Klima's nannte sie das Alterthum die Perlen von Hellas; aber schon in der späteren Römerzeit, welche einige als Verbannungsorte benutzte, hatte diese Bezeichnung nicht mehr die alte Geltung. Jetzt sind viele Inseln waldleer oder überhaupt entblößt von Baumvegetation, darum auch wasserarm u. kahl verbrannt. Dennoch liefern sie noch immer Wein, Oel, Baumwolle, Seide, Südfrüchte, Honig &c. in Menge. Die brennende Hitze des Sommers wird durch die Seewinde angenehm gemildert u. ziehendes Federwild (Wachteln u. a.) rastet, zum Gewinn der Bewohner, in großer Anzahl noch heute auf den Inseln, wie im Alterthum. Die Bevölkerung, die in ihrer Abstammung von den Griechen unvermischter geblieben ist, als die Bewohner des Festlands, treibt lebhaften Handel, der durch die vielen trefflichen Häfen der Inseln begünstigt wird. Man theilt die C. ihrer Lage nach in vier Gruppen: östliche, westliche u. mittlere C. u. eine westliche Seitengruppe. Die bedeutendsten unter den östlichen, die als insularische Fortsetzungen der Gebirge von Euböa betrachtet werden, sind: Andro (Andros), Tine (Tenos), Mycono (Myconus), Dili (Delos), Naxia (Naxos), Amurgo (Amorgos); unter den westlichen, den Fortsetzungen der Gebirge von Attika: Zea oder Tsia (Keos), Thermia (Cythnus), Serpho (Seriphus), Siphanto (Siphnus), Sikino (Sicinus), Santorin (Thera). Zur Mittelreihe gehören Gyura (Gyaros), Syra (Syros), Paro (Paros), Nio (Jos), Anaphi od. Namphio (Anapho); zur westlichen Seitengruppe: Milo (Melos), Kimolo oder Argentiera (Cimolus), Polikandro (Pholegandrus). Vergl. Archipelagus. Die ersten Niederlassungen auf diesen Inseln verlieren sich in die mythische Zeit Griechenlands. Seitdem die Hellenen hier feste Sitze gefaßt hatten, bildeten sich viele kleine Freistaaten auf den C. aus, die sich endlich der Obermacht Athens beugen mußten und in den kommenden Jahrhunderten das Schicksal dieses Staats theilten. Aus der Herrschaft der Römer gingen sie an das byzantinische Reich über, und als dies dem lateinischen Kaiserreich weichen mußte, beugten sich die C. auch unter dieses neue Joch, bis sich Venedig der Mehrzahl der Inseln

bemächtigte und einzelne Condottieri, deren Kriegs- und Eroberungslust hier ein ergiebiges Feld fand, mit denselben belehnte. Naxos bewahrte seine Unabhängigkeit am längsten. Nachdem sich der kühne Seeräuber Barbarossa 1574 die C. unterworfen hatte, blieben (mit Ausnahme der Jahre 1770—74, wo die Russen die meisten C. besetzt hielten) die Türken Herren derselben bis zur Befreiung Griechenlands.

Cyklische Dichter, eine Reihe von Dichtern, welche in der Periode der ersten fünfzig Olympiaden nach Homer die wesentlichsten altgriechischen Götter- u. Heldensagen in den Kreis ihrer Dichtungen zogen, indem sie entweder die von Homer und den Homeriden übergangenen Vorfälle des trojanischen Krieges, die Rückkehr der Griechen oder andere Thaten der Heroenzeit, oft in einer Homer bis zur Täuschung nachahmenden Sprache, doch ohne dessen Geist besangen. Merkwürdig sind sie besonders darum, da die Tragiker aus ihnen ihren Stoff entlehnten, und weil von ihnen hauptsächlich die Veränderungen der Mythen zu stammen scheinen, die wir bei jenen wahrnehmen. Jenen Namen haben sie von der ihnen zugeschriebenen Sammlung episch-mythischer Dichtungen, die unter dem Namen Cyclus mythicus et epicus bekannt ist. Heyne, der zuerst auf die Wichtigkeit dieser nachhomerischen Dichtungen aufmerksam machte, nahm den vorzugsweise sogenannten epischen Cyklus für identisch mit dem die griechische Mythologie von Uranus bis zur Rückkehr des Ulysses umfassenden mythischen Cyklus u. erklärte den Namen daraus, daß die Mythen in epischen Gesängen dargestellt gewesen und durch die Grammatiker zu einem fortlaufenden, den ganzen Mythenkreis umfassenden Ganzen verbunden worden wären. Wann eine solche Sammlung unternommen worden, darüber fehlen bestimmte Zeugnisse der Alten. Setzt man die Zusammenstellung der homerischen Dichtungen in das Zeitalter der Pisistratiden, so dürfte der epische Cyklus als ein Werk der alexandrinischen Gelehrsamkeit anzunehmen sein, mit deren übrigen Bestrebungen auch die Anlage u. Zusammenfügung des Ganzen wohl übereinstimmen. Ob Callimachus, wie Bode vermuthet, oder Polemo, wie Andere meinen, oder Zenodotus, der Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, im Auftrage der ersten Ptolemäer, wie Welcker annimmt, die Sammlung veranstaltet habe, bleibt ungewiß. Proclus, ein älterer Grammatiker, nach Welckers Vermuthung Eutychius Proclus von Sicca im 2. Jahrh. nach Chr., in seiner grammatischen Chrestomathie läßt den epischen Cyklus, der zu seiner Zeit noch vorhanden war, mit der Verbindung des Uranus und der Gäa und der Erzeugung der 300armigen Riesen u. der Cyklopen beginnen, dann die übrigen hellenischen Mythen über die Götter und das etwa Geschichtliche behandeln u. mit der Landung des Ulysses in Ithaca endigen. Daneben nennt er auch die Namen und das Vaterland der Dichter, die an dem epischen Cyklus gearbeitet, und handelt insbesondere von den verschieden angegebenen Verfassern der cyprischen Gedichte, einem Theile dieses Cyklus. Hieraus u. aus anderen zerstreuten Notizen hat man nun versucht, die einzelnen Gedichte des Cyklus nach ihren Namen u. etwaigen Fragmenten, sowie nach ihren Verfassern auszumitteln. Nach den Resultaten dieser Untersuchungen begann der epische Cyklus mit einer Titanomachie, vielleicht auch mit einer Gigantomachie. Als Verfasser der ersteren wird Arctinus, von andern Eumelus angegeben; des letzteren, eines edlen Korinthiers aus dem Geschlechte der Bacchiaden, Lebenszeit wird von Clemens bis zu Callias, dem Gründer von Syrakus, hinaufgerückt, während ihn Eusebius einen Zeitgenossen des Arctinus nennt. Dieser, aus Milet gebürtig, gehört in die ersten Olympiaden und ist als einer der ältesten Homeriden, nach Artemon als ein Schüler Homers anzusehen; außer der Titanomachie werden ihm noch ausdrücklich eine Aethiopis u. eine Iliupersis in dem Cyklus zugeschrieben. Auf die Titano- oder Gigantomachie folgte vielleicht eine Phoronis, worin Phoroneus als Vater aller Menschen bezeichnet war. Bestimmteres läßt sich erst von der herakleischen Mythe sagen. In den Kreis derselben gehörte vielleicht der Aegimius des Cercops, gewiß aber eine „Oechalia“, die Eroberung der Stadt Oechalia durch Hercules besingend. Als Verfasser dieses Gedichts ward Creophylus, ein Freund des Homer, von Chios, oder Samos, dem auch Pausanias eine Heraklee beilegt, genannt. Die Heraklee des Cinäthon, die der Scholiast des Apollonius von Rhodus nennt, mag mit dem genannten Gedichte identisch gewesen sein. Der Sieg des Hercules über die Minyer scheint Gegenstand einer Minyas gewesen zu sein, die Pausanias einem Prodicus aus Phocäa beilegt. Nicht näher bekannt ist uns eine Atthis des Hegesinous und eine Amazonia, deren Gegenstand die Kämpfe des Theseus mit den Amazonen in Attika waren. Eine Europia wird bald dem Eumelus von Korinth beigelegt, bald anonym angeführt und hing wahrscheinlich mit den thebaischen Mythen zusammen, deren Kreis wohl auch ein Gedicht über des Oedipus Schicksale, nach der borgia'schen Inschrift von 6500 Versen, umschloß, das Manche dem Lacedämonier Cinäthon zuschreiben. Sicher enthielt der Cyklus eine Thebais, die, zum Unterschiede von dem gleichnamigen Gedichte des Antimachus, eine cyklische heißt und aus 14 Büchern bestanden haben soll. Eine Alcmäonis hatte die Thaten des Alcmäon, des Helden der Epigonen, zum Gegenstand. Den troischen Sagenkreis, von dem wir schon genauere Nachrichten haben, bildeten acht größere Dichtungen: die Cypria, die (homerische) Ilias, die sogenannte kleine Ilias, die Iliupersis, die Nosten, die (homerische) Odyssee und eine Telegonie. Diese cyprischen Gedichte führten in 11 Büchern in einer, wie es scheint, mehr historisch erzählenden, als eigentlich epischen Weise die Darstellung bis auf den Punkt fort, wo Homers Ilias begann, und hatten wahrscheinlich den Raub der Helena zum Mittelpunkt. Als Verfasser wird bald ein Halikarnassier, bald Hegesias, bald, und zwar von den meisten, Stasinus angegeben. Als sein Vaterland gilt Cypern, woher man auch den Namen des Gedichtes ableitet. Welcker macht es wahrscheinlich, daß sich die Cypria nicht den äolischen und jonischen Epopöen angeschlossen habe, sondern daß der Dichter derselben vom Peloponnes, von Attika od. dem dorischen oder attischen Stamme in Cypern hervorgegangen sei. Auf die cyprischen Gedichte folgte die homerische Ilias, an welche sich die Aethiopis des schon genannten Arctinus anschoß, ein Gedicht in 5 Büchern. Die Hauptlhelden desselben waren Mem-

non, der Aethiopenkönig, und Achilles. Spätere Nachahmungen sind die Posthomerica des Quintus Smyrnäus und des Tzetzes. Es folgte die kleine Ilias in 4 Gesängen, die vom Streit über die Waffen des Achilles bis zu der Einführung des hölzernen Rosses in Troja reicht. Eine alte Sage schreibt sie dem Homer selbst zu, dem sie Thostorides entwendet habe; Andere nennen Diodor von Erythrä oder Cinäthon als Verfasser; die meisten einen Lesbier Lesches, um die 30. Olympiade. Die Iliupersis des Arctinus, die sich unmittelbar anschloß, erzählte die Eroberung und Zerstörung von Ilium und schloß mit dem Plane der Minerva, die Heimkehrenden wegen des an dem Palladium zu Troja begangenen Frevels durch Vernichtung auf dem Meere zu bestrafen. Weiter wurde dies ausgeführt in den Noten des Agias oder Hegias von Trözene oder in der Heimkehr der Atriden in 5 Büchern, worin der Tod des Agamemnon, die Rache des Orestes und die Heimkehr des Menelaus besungen waren; der Verfasser dürfte in der Periode des Callinus, also um 730 gelebt haben. Auf die homerische Odyssee folgte endlich als Schluß des Ganzen die Telegonie des Eugamnon, in 2 Büchern, die das Begräbniß der ermordeten Freier, die weiteren Schicksale des Ulysses und seine Ermordung durch den eigenen Sohn Telegonus erzählte. Wie schon bemerkt, gaben die cyklischen Gedichte den griechischen Tragikern u. allen nachfolgenden Dichtern bis auf Virgil und Ovid den Stoff zu ihren Gesängen, ja in der römischen Kaiserzeit scheinen sie sogar zum Studium der Mythengeschichte benutzt worden zu sein, so daß selbst die Künstler den Inhalt derselben durch bildliche Darstellung anschaulich zu machen suchten. Unter andern befindet sich noch jetzt eine solche Tafel im borgia'schen Museum, eine andere, die berühmteste von allen, die sogenannte ilische, im Museum capitolinum zu Rom. Vgl. Welcker, Der epische Cyklus oder die homerischen Dichter, Bonn 1835; Düntzer, Homer und der epische Cyklus, Köln 1839.

Cykloïde (v. Griech., Radlinie), die Kurve, welche bei der Umdrehung eines Kreises, der auf einer geraden Linie fortrollt, durch einen festen Punkt in der Peripherie desselben beschrieben wird. Man kann sich die C. am leichtesten veranschaulichen, wenn man sich den Bogen denkt, welchen ein Nagel am Umfang eines Wagenrads während einmaliger Umdrehung desselben um die Axe auf einer Ebene von einem Punkte derselben, wo er sie zuerst berührt, bis zu dem anderen, wo er sie wieder berührt, in der Luft beschreibt. Die Entfernung zwischen diesen zwei Punkten ist gleich dem Umfange des die C. erzeugenden Kreises, u. die zwischen jenen Punkten gezogene gerade Linie bildet die Basis der C., die sich über ihr bogenförmig und symmetrisch gegen die auf der Mitte der Basis errichtete Senkrechte erhebt. Diese Senkrechte heißt Axe der C. und ist gleich dem Durchmesser des erzeugenden Kreises. Wo die C. sie in ihrem oberen Ende berührt, erreicht jene ihren größten Abstand (Scheitel) von der Basis, und der Flächeninhalt des durch die C. und ihre Basis begrenzten Raumes ist dem dreifachen Flächeninhalt, die Länge des ganzen Bogens der C. aber der einfachen Länge des Durchmessers des erzeugenden Kreises gleich. Der cykloïdalische Körper, welcher durch die Umdrehung der C. um ihre Basis beschrieben wird, verhält sich zu dem Cylinder, dessen Höhe gleich dieser Basis und dessen Halbmesser gleich dem Durchmesser des erzeugenden Kreises ist, wie 5: 8. Liegt der beschreibende Punkt nicht in der Peripherie des erzeugenden Kreises (gemeine C.), sondern innerhalb derselben, so entsteht die gedehnte oder geschweifte, liegt derselbe aber außerhalb der Peripherie jenes Kreises, die verkürzte oder verschlungene C. Wälzt sich jener Kreis, statt auf einer geraden Linie, auf der äußern oder innern Seite der Peripherie eines zweiten Kreises, so heißt die dadurch beschriebene Kurve im erstern Fall eine Epicykloïde, im letztern eine Hypocykloïde. Die Brennlinie der C. für Parallelstrahlen mit der Axe ist eine C., für welche der Durchmesser des erzeugenden Kreises halb so groß ist, als bei der ursprünglichen C. Auch die Evolute der C. ist wieder eine C. Die C. ist wegen ihrer geometrischen und mechanischen Eigenschaften eine der merkwürdigsten Kurven und wurde in dem 17. Jahrhundert von mehren bedeutenden Mathematikern untersucht, weshalb sie auch der „Liebling der Geometer“ hieß. Galilei behandelte sie wohl zuerst (1630) rein geometrisch, zugleich Roberval (1634), dann Descartes, Fermat, Viviani, Wallis. Torricelli fand den Inhalt dieser Kurve, Pascal den Inhalt des Abschnittes zwischen dem Scheitel und einer mit der Axe Parallelen, den Schwerpunkt dieses Abschnittes und den Inhalt der Körper, die durch Umdrehung dieses Abschnittes um diese Parallele entstehen. Huyghens aber fand, daß ein Körper, der auf einer umgekehrten C., deren konvexe Seite nach unten gekehrt ist, fällt, einerlei Zeit braucht, um bis zum Scheitel derselben zu gelangen, von welchem Punkt aus er auch seinen Fall beginnen mag, weshalb die C. auch Tautochrone oder Isochrone heißt. Wegen dieser Eigenschaft wandte Huyghens die C. an den Pendeluhren an, um die Schwingungen derselben ebenfalls gleichzeitig zu machen. Bernoulli fand ihre Eigenschaft als Brachystochrone oder als den Weg, auf welchem ein Körper von einem Punkt zu einem andern, durch die Schwere getrieben, in kürzester Zeit gelangt, wobei jedoch vorausgesetzt wird, daß diese Punkte weder lothrecht unter-, noch wagrecht nebeneinander liegen sollen. Mit der C. verwandt ist die kleine C. (Gefährtin der C., Sinuslinie), die in der Theorie der schwingenden Saiten gebraucht wurde.

Cyklometrie (v. Griech.), der Inbegriff aller derjenigen Rechnungsausdrücke, vermöge welcher man im Stande ist, Kreisbögen durch die diesen zugehörigen geraden Linien, und umgekehrt, diese durch jene zu bestimmen.

Cyklopen, nach der ältesten Sage Söhne des Uranus und der Erde, Arges, Steropes und Brontes, ungeheure, rohe Geschöpfe, die dem Jupiter die Blitze schmiedeten. Wegen ihres Uebermuths von Uranus in den Tartarus geworfen, wurden sie von Jupiter befreit, um ihm gegen die Titanen beizustehen. Sie verhalfen dem Saturnus zur Herrschaft, stürzten ihn aber wieder, als er sie von Neuem eingekerkert. Nun wurden sie Diener Jupiters und nachher von Apollo getödtet, weil sie jenem den Donnerkeil geliehen, mit dem er den Aeskulap tödtete. Spätere Dichter erfanden für den Namen eine neue Fabel. Nach Homer sind die C.

ungeheure Riesen auf Sicilien, Söhne des Neptun, ohne Gesetz und Sitte, ohne gemeinsame Verbindung, nur von Viehzucht lebend. Wie jene drei Söhne der Gäa, hatten sie nur Ein Auge mitten auf der Stirn, von der Größe eines Schildes. Einer derselben, Polyphemus, fraß 6 Gefährten des Ulysses, der auf seinen Irrfahrten zu seiner Insel gekommen war. In noch späterer Sage erscheinen sie als 7 Gehülfen des Vulkan, auf Sicilien oder den ebenfalls vulkanischen liparischen Inseln, welche die gediegensten Arbeiten zu machen, Waffen für Götter und Helden zu fertigen verstehen. Eine weitere Ausbildung der Sage findet man in der Erwähnung der C., die nach Strabo aus Lycien kamen und in Argolis Mauern und andere Bauwerke aufführten, welche unter dem Namen „cyklopische Mauern" (s. Baukunst) bekannt waren.

Cyklorama (v. Griech.), s. Panorama.

Cyklotechnie (v. Griech.), die Art u. Weise, wie sich mittelst der cyklometrischen Formeln numerisch Theile des Kreises, ihre eigenthümlichen Linien, z. B. Sinus, Cosinus, Tangente, Kotangente rc., u. ebenso die ganze Peripherie und Theile derselben aus den genannten Linien bestimmen lassen.

Cyklus (v. Griech., Cykel, Zirkel oder Kreis), in rein arithmetischer Bedeutung jede Reihe der natürlichen Zahlen, die von 1 anfängt, bis zu einer bestimmten Zahl, der Endzahl des C., fortgeht und nachher so oft wiederholt wird, als man will. In chronologischer Hinsicht bezeichnet das Wort C. einen bestimmten Zeitraum, der nach seinem Umlauf in derselben Ordnung wiederkehrt, nach welcher er angefangen. Der C. hat den Zweck, die Zeitrechnung zu erleichtern, die Merkmale anzugeben, wodurch ein Jahr sich von dem andern unterscheidet, nach Verlauf mehrer aber dem früheren wieder gleich wird, so daß die folgenden bis zu dem Ende des neuen C. mit dem der Zahl nach nämlichen in dem abgelaufenen C. übereinstimmen. Diese Cyklen dienten hauptsächlich zur Bestimmung der beweglichen Feste, und die Urkundenschreiber des Mittelalters gebrauchten sie zum Datiren der Urkunden. Eine der wichtigsten cyklischen Perioden ist die julianische, die aus dem Sonnencykel, dem Mondcykel und dem Indiktionscykel besteht. Der Sonnencyklus (cyclus solis oder concurrentium, auch epacta major) beginnt vom Jahre 9 v. Chr. u. läuft in 28 Jahren um. Jedes einzelne Jahr eines solchen Umlaufs führt in der Kalendersprache ebenfalls die Benennung Sonnenzirkel, obwohl die in den Kalendern beigefügte Zahl nicht die des ganzen C. seit dessen Einführung, sondern die des Jahres in dem eben laufenden C. ist. Die gregorianische Kalenderverbesserung hat dem Sonnencyklus selbst keine Veränderung zugefügt, obgleich die Sonntagsbuchstaben durch Ueberspringen von 10 Tagen und durch Verwandlung der Schaltjahre 1700, 1800 und 1900 in gemeine Jahre ihre alte periodische Folgeordnung verloren haben. Bei den gregorianischen Sonntagsbuchstaben tritt die nämliche Folge erst nach 400 Jahren wieder ein. Die Einführung der Sonnenzirkel selbst schreibt man Dionysius dem Kleinen zu. Der Mondcyklus (goldene Zahl, cyclus lunae oder lunaris, c. Metonicus, auch decemnovenalis numerus aureus) ist ein Zeitraum von 19 Jahren, innerhalb dessen der Mond seinen Umlauf jährlich ändert, bis derselbe im 20. oder im 1. Jahre eines neuen C. wieder in die vorige Ordnung zurückkehrt. Die Beobachtung, daß jede Mondsveränderung nach Ablauf von 19 Jahren in den folgenden 19 Jahren wieder auf die nämlichen Monats- und Wochentage wie in den verflossenen falle, soll zuerst von einem Athenienser Meton gemacht worden sein. Nahm man diese Beobachtung als richtig an, so konnte der Eintritt des Neumonds und so auch aller Mondsveränderungen nach Monatstagen auf alle künftigen Zeiten bestimmt werden, wenn nur bekannt war, das wievielste Jahr des Mondcyklus dasjenige sei, von dem man wissen wollte, an welchem Monatstage die Neumonde rc. eintreten würden. Diese Zahl eines jeden Jahres im Mondenzirkel von 1 bis 19 hieß dann die goldene Zahl des Jahres. Um aber die 19 Mondenjahre, deren jedes zu 354 Tagen zu rechnen war, eben so viel Sonnenjahren gleich zu machen, wurden von den 19 Mondenjahren 12 als gemeine von 354 Tagen angenommen, 7 aber eingeschaltet, von denen 6 je 384, das 19. aber 383 Tage hatte. Sie wurden mit dem griechischen Namen Embolismen bezeichnet. Die Einführung des Mondcyklus in die kirchlichen Zeitrechnungen wird ebenfalls dem Abt Dionysius zugeschrieben. Der Anfang des 1. ward auf ein Jahr v. Chr. bestimmt. Um nun zu wissen, das wievielste des 19jährigen C. ein angegebenes Jahr n. Chr. sei, hat man nur demselben 1, nämlich das Jahr v. Chr., beizugeben u. diese Zahl durch 19 zu theilen; was übrig bleibt, ist die goldene Zahl für das gegebene Jahr; bleibt nichts übrig, so ist das gegebene Jahr das 19. eines C. Außer dem 19jährigen C. bediente man sich aber auch zur Festberechnung wie in Daten von Urkunden des eigentlichen Mondscyklus, der mit dem 3. Jahre n. Chr. einen neuen Zirkel begann, demnach dem 19jährigen Zirkel um 3 Jahre nachstand. Um nun den eigentlichen Mondcyklus eines gegebenen Jahres zu finden, werden 3 Jahre von dem gegebenen abgezogen, die übrigen durch 19 getheilt, worauf der Rest die goldene Zahl gibt. Die Voraussetzung, daß derselbe Mondswechsel nach je 19 Jahren wiederkehre, war indeß nicht ganz genau, denn der erste Neumond nach Ablauf eines C. trat um etwa $1^1/_4$ Stunden früher ein, als im verflossenen, und 1582 betrug dieser Unterschied schon fast 5 Tage, so daß das Osterfest gegen die Verordnung des nicänischen Koncils bald zu früh, bald zu spät gefeiert worden war. Der Ostercyklus (cyclus paschalis, auch magnus u. annus magnus, nach dem ersten Erfinder auch periodus Victoriana und von dem Verbesserer auch Dionysiana genannt) entsteht durch Vervielfältigung der Jahreszahlen der beiden vorhergehenden: $28 \times 19 = 532$. Mit Ablauf eines solchen Zeitraums fällt nach der julianischen Rechnung die Osterfeier jährlich während anderer 532 Jahre auf die nämlichen Monatstage, wie 532 Jahre früher. Auch die Einführung dieses Zirkels in die kirchlichen Festrechnungen wird dem Abt Dionysius zugeschrieben. Der erste C. fing ein Jahr v. Chr. an u. endigte demnach mit 531 n. Chr., so daß 532 der 2., 1064 der 3., 1596 der 4. anfing. Um zu wissen, das wievielste des großen C. ein gegebenes Jahr der christlichen Zeitrechnung sei, darf man sich nur erinnern, daß bis zum Jahre 531 das Jahr des C. um 1 voraus, also z. B. das Jahr 400 das 401. im C.

ist. Die neuern Kalenderverbesserungen haben diesen ganzen C. für die folgenden Zeiten unbrauchbar gemacht. Der Epaktencyklus steht mit dem 19jährigen Mondcyklus in Verbindung. Das Wort Epaktentage bezeichnet Zusatztage, u. man versteht darunter diejenigen 11 Tage, die nach der gewöhnlichen Rechnungsart einem Mondenjahre von 354 Tagen zugesetzt werden müssen, um es einem gemeinen Sonnenjahre von 365 Tagen gleich zu machen. Die Alten bedienten sich bei der Epaktenrechnung nur der Zahlen I bis XXIX, weil 30 Tage schon einen vollen Monat ausmachen; doch fielen davon die Zahlen II, V, VIII, X, XIII, XVI, XIX, XXI, XXIV und XXVII aus, da der Mond am 22. März nie das Alter von 2, 5, 8 ꝛc. Tagen hat, diese Zahlen daher auch nicht als Epakten vorkommen können. Fängt die Rechnung mit dem Jahre 1 der christlichen Zeitrechnung an, so ist die Epakte des Jahres 1 die XI. Im Jahre 2 kommen eben so viele dazu, daher ist die Epakte XXII; im Jahre 3 würde die Epakte XXII + XI = XXXIII sein, da aber 30 Tage schon über einen ganzen Mondenmonat ausmachen, so werden dieselben nicht mitgezählt u. die Epakte des Jahres 3 ist daher nur III. Weil aber die Differenz des Mondenjahres gegen das Sonnenjahr nicht volle 11 Tage, sondern einige Stunden weniger beträgt, so entsteht dadurch, daß doch jährlich die runde Zahl voll beigegeben wird, in 19 Jahren ein Ueberschuß von etwas mehr als 2 Tagen; da nun wieder der Mondenmonat auch keine vollen 30 Tage hat, so würde, wenn bei den Jahren 3, 6, 9, 11, 14, 17 und 20 dennoch immer die runde Zahl 30 weggeworfen würde, der Abzug von über 3 Tagen in 7 Jahren zu stark sein. Zur Ausgleichung werden daher jedes Mal, so oft die Epaktenzahl auf XXIX gestiegen ist, dieser 12 statt der gewöhnlichen 11 zugerechnet u. mit der Summe nach der oben angegebenen Weise verfahren. Eine andere Art, die Epakte für ein gegebenes Jahr der christlichen Zeitrechnung zu bestimmen, ist die Berechnung nach dem Alter, welches der Mond am 22. März jeden Jahres hat. Dies Alter des Mondes läßt sich nachzählen, wenn man weiß, auf welchen Tag eines Monats der Neumond in demselben fällt. Tritt also z. B. der Neumond auf den 1. März ein, so ist der Mond am 22. März eben so viele Tage alt, oder es ist, nach dem Ausdruck der Alten, Luna XXII, was nach dem bekannten C. alle 19 Jahre geschieht. Die Benediktiner setzten den Anfang des Gebrauchs der Epakten in Daten der Urkunden in das 8. Jahrhundert. Wie die Epakten durch die gregorianische Kalenderverbesserung ganz geändert wurden, darüber s. Kalender. Die gregorianischen Epakten oder Mondzeiger richten sich nicht mehr nach dem 22. März, sondern nach dem Alter des Mondes am letzten December des verflossenen Jahres. Die Alten bedienten sich übrigens der Epakten mit dem 19jährigen C. und den Mondsregularen, um auf eine leichte Art das Alter des Mondes am 1. Tage jeden Monats in jedem gegebenen Jahre zu finden. Diese Regularen waren von dem Alter des Mondes am 1. Tage eines jeden Monats in dem 1. Jahre eines neuen C. von 19 Jahren hergenommen u. blieben unveränderlich für jeden Monat. Der Indiktionencyklus (cyclus indictionum) umfaßt 15 Jahre, hängt aber nicht, wie die vorhergehenden Cyklen, von dem Sonnen- oder Mondsumlauf ab, noch steht er damit in einiger Beziehung, hat also auch auf Fest- und dergleichen Berechnungen keinen Einfluß. Die Indiktionen haben nur den Nutzen, daß sie als chronologische Kennzeichen zur Bestätigung anderer mit ihnen verbundener dienen. Stehen sie allein, so sind sie ohne Nutzen, wenn nicht andere historische Merkmale auf den C. schließen lassen, innerhalb dessen die Begebenheit fallen muß. Ueber den Ursprung und den Zweck der Einführung der Indiktionen, deren die Alten mehre Arten in Gebrauch hatten, mangeln alle bestimmten Nachrichten. Das lateinische Wort Indictio bezeichnet eigentlich nur eine Ansage, Ankündigung; von Ankündigung der zu erlegenden Abgaben häufig gebraucht, ging die Bedeutung des Worts auf die Abgaben selbst über, daher auch ohne Zweifel der Kalendername Römerzinszahl oder, wie auch wohl die Indiktionen genannt werden, „Jahre der kaiserlichen Steueranlegung" kommen mag. Die älteste Art der Indiktionen ist wohl die konstantinische oder kaiserliche, die Kaiser Konstantin eingeführt haben soll, und deren sich demnächst auch die deutschen Kaiser bedienten. Eine andere war die konstantinopolitanische, die zu Konstantinopel üblich war und von den griechischen Kaisern gebraucht ward, und eine dritte die römische oder päpstliche, die Gregor VII. eingeführt haben soll. Die in den deutschen Urkunden am häufigsten gebrauchte ist die erste, bei der am gewöhnlichsten von 313 an ein neuer C. gerechnet wird, so daß man den ersten auf das 3. Jahr v. Chr. setzt. Um hiernach die Indiktionszahl eines gegebenen Jahres zu finden, rechnet man zu dem gegebenen Jahre n. Chr. die 3 Jahre v. Chr. hinzu, wo dann, die Summe durch 15 getheilt, der Rest, oder, wenn kein Rest bleibt, 15 die Indiktion ist. Urkunden in deutscher Sprache haben die Indiktionen selten; seit dem 15. Jahrhundert kamen sie ganz in Abnahme u. wurden nur in Notariatsausfertigungen zufolge der maximilianischen Notariatsordnung beibehalten.

Cylinder (v. Griech., Walze), geometrischer Körper, der von zwei ebenen u. völlig gleichen, in parallelen Ebenen liegenden krummlinigen Figuren, welche die Grundflächen des C.s bilden, u. einer beide verbindenden krummen Fläche, der Seitenfläche oder dem Mantel, eingeschlossen wird. Die letztere wird von einer geraden Linie beschrieben, welche sich parallel zu sich selbst auf der Peripherie einer krummlinigen Figur fortbewegt, und hat die besondere Eigenschaft, daß man auf ihr von einer Grundfläche zur andern unzählige gerade Linien ziehen kann, die einander gleich und parallel sind. Die sich bewegende gerade Linie wird die Erzeugende (Generatrix), die Anfangskurve der ebenen Figur aber, welche ihr als Bahn für ihre Bewegung dient, die Richtungslinie (Directrix) genannt. Steht die Erzeugende auf der Ebene der Richtungslinie senkrecht, so entsteht ein gerader C.; bildet sie mit derselben aber einen spitzen oder stumpfen Winkel, so erhält man einen schiefen C. Ist die Richtungslinie ein Kreis, so ist der entstehende C. ein Kreiscylinder, dessen beide Grundflächen Kreise sind. Ein solcher entsteht auch durch die Umdrehung eines Rechtecks um eine seiner Seiten. Diejenige gerade Linie, welche die Mittelpunkte der Grundfläche eines Kreiscylinders verbindet, heißt die

Are des C.s, und je nachdem sie auf den Grundflächen senkrecht oder schief steht, ist der C. selbst gerade oder schief. Jeder gerade C. läßt sich durch zwei einander, aber nicht der Grundfläche parallele Schnitte in einen schiefen verwandeln. Ist die Richtungslinie eine Ellipse, so entsteht ein elliptischer C. Ein mit der Grundfläche paralleler Schnitt gibt an einem solchen wieder eine Ellipse; wird dagegen der Schnitt durch die große Are der Ellipse so geführt, daß er mit der Ebene der Ellipse einen Winkel bildet, welcher demjenigen gleich ist, den eine von einem Brennpunkte der Ellipse nach dem Scheitel der kleinen Are gezogene Gerade mit der kleinen Are bildet, so entsteht eine Kreisfläche. Durchschneidet man einen Kreiscylinder mit einer Ebene, so ist die Durchschnittsfigur ein Kreis, wenn die schneidende Ebene der Grundfläche parallel ist, ein Parallelogramm, wenn sie durch die Are oder parallel zu derselben gelegt ist, außerdem eine Ellipse. Den körperlichen Inhalt eines C.s findet man, wenn man den Inhalt der Grundfläche mit der Höhe multiplicirt. Die krumme Seitenfläche ist bei einem geraden C. gleich einem Rechteck, das den Umfang der Grundfläche zur Grundlinie, zur Höhe aber die Höhe des C.s hat; beides multiplicirt, gibt den Inhalt der Seitenfläche des C.s, zu welcher man noch die beiden Grundflächen addiren muß, um die gesammte Oberfläche des C.s zu erhalten. Der Mantel eines schiefen C.s wird gefunden, wenn man die Seitenlinie eines solchen, d. h. einer geraden Linie, welche parallel der Are zwischen beiden Grundflächen gezogen wird, mit derjenigen Linie multiplicirt, welche den Umfang senkrecht zur Are mißt. C. von gleichen Grundflächen und gleicher Höhe haben gleichen Inhalt; C. von gleichen Grundflächen und ungleicher Höhe verhalten sich wie ihre Höhen; C. von gleicher Höhe und ungleichen Grundflächen verhalten sich wie die Grundflächen oder bei Kreiscylindern wie die Quadrate der Halb- oder Durchmesser derselben; C. von ungleicher Höhe u. ungleichen Grundflächen verhalten sich wie die Grundflächen, multiplicirt mit den Höhen, od. wie die Quadrate der Halb- oder Durchmesser der Grundflächen, multiplicirt mit den Höhen. Aehnliche C. sind solche, deren Aren gegen die Grundflächen einerlei Neigungen haben, und deren Höhen sich wie die Halb- oder Durchmesser der Grundflächen verhalten; sie selbst verhalten sich wie die Halb- oder Durchmesser ihrer Grundflächen. Ein C. verhält sich zu einem Kegel von derselben Grundfläche und Höhe wie 3: 1, zu einer Kugel von dem Durchmesser seiner Grundfläche, wenn auch derselbe Durchmesser die Höhe des C.s ist, wie 3 : 2. Dieses Verhältniß zwischen C., Kegel u. Kugel fand schon Archimedes. Massive und hohle C. finden bei Maschinen und sonstigen Vorrichtungen mannichfache Anwendung, so als Walzen zur Ausübung eines Drucks, wie bei dem Walzwerk, der Schnellpresse 2c., zur Aufnahme des Dampfs, wie bei der Dampfmaschine, zur Erzeugung der Reibungselektricität bei Elektrisirmaschinen, zur Beschleunigung des Verbrennungsprozeßes bei Lampen 2c.

Cylindermaschine, s. Kalandermaschine.

Cyllene, das Hochgebirge im alten Griechenland, zu welchem die arkadischen Berge im Norden an der Grenze Achaja's ansteigen, das höchste im Peloponnes, von dem die verschiedenen Bergketten der Halbinsel ausgehen. Das Gebirge war dem Merkur heilig, der auf seinem Gipfel einen Tempel mit einem alten Schnitzbilde hatte. Jetzt Zyria.

Cylon, ein Athener von edlem Geschlecht und großem Ansehen, 640 v. Chr olympischer Sieger im Diaulus, vermählt mit der Tochter des Theagenes, Tyrannen von Megara, suchte 612 v. Chr. die Macht der übrigen Eupatriden durch Errichtung einer Tyrannis zu vernichten und bemächtigte sich der Burg, entfloh jedoch, in derselben belagert, mit seinem Bruder; den Uebrigen ward freier Abzug versprochen; sie trauten der Zusage, wurden aber hauptsächlich auf Anstiften der Alkmäoniden ermordet. Diese Blutschuld wurde in dem bald darauf heftiger ausbrechenden Parteikampfe zur Verfolgung der Greuelbeladenen benutzt und auch, nachdem Epimenides, von Kreta berufen, die Entsühnung durch Opfer vorgenommen hatte, wurde das Andenken an den Mord gegen die Nachkommen der Schuldigen öfters erneuert. Nach Suidas wurde C. aus dem Tempel der Furien, wohin er geflohen, hervorgezogen und getödtet.

Cymbal (v. Lat.), s. v. a. Hackbret.

Cymbel (lat. cymbalum), bei den Juden ein musikalisches Instrument, das aus zwei hohlen metallenen Halbkugeln bestand, die gegen einander geschlagen wurden. Sie zerfielen in Pauken- und in Schellencymbeln, wovon letztere kleiner waren; man befestigte von diesen mehre an einem Drahte und schlug sie mit einem metallenen Stabe. Die Neuern nennen C. oder Cymbelglocke ein Glöckchen von Silber, das häufig in alten Orgeln angebracht ist, ferner eine Orgelstimme (s. Orgel). C. heißt auch der mit einem Glöckchen versehene Klingelbeutel.

Cymbidium *Swartz* (Kahnlippe), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakterisirt durch die 5blätterige, aufrechte oder abstehende Korolle mit am Grunde vertiefter, ungespornter Lippe mit ausgebreiteter Platte, die mit einem Deckel versehene abfallende Anthere und die kugelrunden Pollenmassen, in Westindien, Südamerika und Ostindien, von der mehre Arten als Zierpflanzen bekannt sind, andere medicinische Kräfte besitzen. C. aloifolium *Sw.*, in Malabar, an Baumstämmen, hat linienförmige, rinnenförmige, stumpfe und eingedrückte, dicke, glatte, glänzende Blätter und schöne, gelbliche, braunroth gestreifte Blumen in langen Trauben. Das Pulver bewirkt Erbrechen und Durchfall und wird gegen Schwindel und Lähmungen gegeben. C. sinense *W.*, in China, hat schwertförmige, gerippte, langgespitzte, 8—13 Zoll lange, 8—10 Linien breite Blätter und einseitige, schöne, nach feinem Thee riechende Blumen. C. ovatum *Willd.*, aus Ostindien, wächst nicht bloß auf Bäumen, sondern auch in Sandboden, führt gelind ab und wird gegen Leibschmerzen gebraucht. Man pflanzt diese Gewächse in leichte, mit $^1/_8$ Sand gemischte Laub- und Holzerde, mit einer guten Unterlage von Torfbrocken und kleinen Topfscherben und einer Bedeckung von grünendem Moose. Das Umpflanzen geschieht erst, wenn die Töpfe ganz dicht mit Wurzeln angefüllt sind.

Cyme, altgriechische Stadt in Aeolis am Sinus Cymäus oder Elaïticus, von Lokrern gegründet, war die größte und vorzüglichste Stadt in Aeolis, ohne jedoch in der Geschichte besonders hervorzutre-

ten. Sie war Vaterstadt des Hesiodus und des Ephorus; ihre Einwohner wurden aber ihrer gutmüthigen Dummheit wegen verspottet. Als Kolonien von C. sind Side in Pamphylien und Cumä in Kampanien bekannt. Jetzt vielleicht Sandakli.

Cymen, Kohlenwasserstoff, der neben Cuminol im ätherischen Oel des römischen Kümmels vorkommt und dadurch gewonnen werden kann, daß man nach Abscheidung des Cuminols (Cumylaldehyd) durch zweifach-schwefligsaures Natron destillirt. Auch aus Laurineenkampher kann man das C. mit Phosphorsäureanhydrid erhalten. Das C. riecht angenehm citronenartig, siedet bei 175°, ist im Wasser nicht, in Alkohol, Aether und den ätherischen Oelen leicht löslich. Wenn man Cuminol mit weingeistiger Kalilauge behandelt, so entsteht cuminsaures Kali und Cymylalkohol, und dieser geht durch fortgesetzte Behandlung mit Kalihydrat in Cuminsäure und C. über. So erklärt sich das Vorkommen des C.s neben dem Cuminol in dem ätherischen Oel; ersteres ist jedenfalls ein Umwandlungsprodukt des letzteren.

Cynätha, altgriechische Stadt und kleine Landschaft in Arkadien am Nordabhange des Arcanius, in kalter, unfreundlicher Lage, merkwürdig durch die Quelle Alyssus, deren Wasser die Hundswuth heilen und jedes Geschwür vertreiben sollte. Zu Strabo's Zeit lag die Stadt in Ruinen. In der Nähe liegt das jetzige Kalavrita.

Cynanchum *R. Brown* (Hundswürger, Schwalbenwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, charakterisirt durch die fast radförmige, tief 5spaltige Blumenkrone mit entweder einfacher 5lappiger od. doppelter, mit 5 inneren Anhängseln versehener Nebenkrone, die bauchigen, hängenden Pollenmassen, die spitzigen Narben und die behaarten Samen, windende Kräuter mit gegenständigen Blättern, meist in warmen Ländern, von denen mehre Arten als Arzneipflanzen bekannt sind. C. arguel *Dec.*, Arghelstrauch, in Oberägypten und Nubien einheimisch, ist strauchartig, 2—3 Fuß hoch, mit meist ruthenförmigen, sehr schwachflaumigen Aesten. Die Blätter, vorzüglich die kleinen, werden in Aegypten unter die Sorte der Sennesblätter gemischt, welche als alexandrinische Senne (Senna alexandrina) im Handel vorkommt, und bewirken, wie die Sennesblätter, Purgiren, sind aber bitter und etwas herbe. Sie sind an der mehr lederartigen Beschaffenheit, an dem Mangel an Nerven, an einem feinen Haarüberzuge und an ihrer blässeren Färbung zu unterscheiden. C. monspeliacum *L.*, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Griechenland, ausdauernd, mit weißen und röthlichen Blüthen auf schwach zottigen Stielchen, hat einen scharfen Milchsaft, der, eingedickt und mit anderen drastischen Stoffen und Harzen vermengt, eine schlechte Sorte Scammonium, französisches oder Scammonium von Montpellier, gibt. C. Vincetoxicum *Pers.*, Asclepias Vincetoxicum *L.*, Vincetoxicum officinale *Moench*, gemeine Schwalbenwurz, St. Lorenzkraut, Giftwurzel, wächst auf Hügeln und Bergen, vorzüglich an freien Waldplätzen, ausdauernd, durch fast ganz Europa. Die Wurzel (Radix Hirundinariae s. Hirundinis), im frischen Zustande stark und widrig, getrocknet schwächer riechend und anfangs süßlich, hinterher ekelhaft u. zugleich etwas scharf schmeckend, enthält einen brechenerregenden Stoff, Asclepin oder Cynanchin, Harz und ätherisches Oel und ward früher als giftwidriges Mittel und gegen pestartige Nervenfieber, Wassersucht, zur Beförderung der Menstruation und des Ausbruchs von Hautausschlagskrankheiten, z. B. Pocken, in Pulver, Aufguß und Abkochung angewendet, ist jetzt aber ziemlich obsolet und wird nur noch bisweilen in der Thierarzneikunde äußerlich gebraucht, um bösartige Geschwüre mittelst ihrer Abkochung (oder in Pulverform) zu reinigen. Die Stengel lassen sich ihres zähen Bastes wegen wie Hanf benutzen. Von C. vomitorium *Lam.*, Asclepias asthmatica *L.*, auf Ceylon und Bourbon, ist die glatte, weiße und faserige Wurzel als weiße Ipecacuanha, Radix Ipecacuanhae albae, gegen Schleimasthma und Husten in Gebrauch. Sie enthält Emetin und wird in ihrem Vaterlande gewöhnlich statt der Ipecacuanha angewendet. C. purpurascens *Siebold* ist eine krautartige, halbwindende Staude aus Japan, deren Stengel und alle grünen Theile leichtflaumig sind. Sobald sie zu blühen beginnt, wird die ganze Pflanze weicher und zeigt Neigung, sich zu winden. Die Blumen sind dunkel-purpurn, an dünnen Stielen in langgestielten, vielblumigen Doldentrauben, welche aus den Blattwinkeln an den Spitzen hervortreiben, vereinigt. Die Pflanze kommt sehr gut in einem Beet von Heideerde fort.

Cynara *Vaill.* (Artischocke), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, den Disteln mit federiger Haarkrone nahe stehend und mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Hauptkelch besteht aus dachigen Blättchen, welche an der Basis fleischig, an der Spitze ausgerandet und mit einer Stachelspitze versehen sind; die Blüthen sind zweihäusig u. röhrig, mit freien Staubfäden u. federiger, an der Basis durch einen Ring verbundener, abfälliger Haarkrone versehen; der Fruchtboden ist spreuig-borstig; die Frucht gerippt und länglich, etwas gedrückt. C. Carduneulus *L.* ist ein mehre Fuß hohes sparriges Distelgewächs mit doppeltfiedertheiligen, stacheligen Blättern und stachelspitzigen Kelchschuppen und in den Ländern am mittelländischen Meere einheimisch, wo es an wüsten Stellen nicht selten wächst. Für eine verschiedene Art hielt man bis vor Kurzem C. Scolymus *L.*, mit ganzen oder einfach-fiedertheiligen, stachellosen Blättern und mit breiten, oben stumpf dreizähnigen Schuppen. Erst der Senator Moris wies durch Versuche, die er im botanischen Garten zu Turin anstellte, nach, daß die eßbare Artischocke sich durch Kultur auch aus C. Carduneulus züchten läßt und, in fettem Gartenboden gebaut, ihre Eigenschaften beibehält. Moris nannte daher die gebaute Art C. Carduneulus var. sativa. Gegenwärtig wird die Artischocke häufig kultivirt, namentlich in Deutschland, England und Frankreich, und zwar in 3 Hauptvarietäten: Die französische oder grüne Artischocke treibt mittelgroße Köpfe mit schmalen, grünen, auswärts gespreizten Schuppen und sehr zartem Fleisch; die rothe oder große englische oder Kugelartischocke bringt wenige, aber große Köpfe mit braunen, aufgerichteten Schuppen; die stachelige Artischocke zahlreiche, aber kleine Köpfe von minder gutem Geschmack als jene. Die Artischocke gedeiht in jedem fruchtbaren, am besten aber in einem frischen, fetten, lockeren Boden,

der reichlich mit Kuhmist gedüngt und tief umgegraben werden muß. In zu niedrig gelegenem, nassem Boden fault sie leicht. Die Fortpflanzung geschieht in Deutschland entweder durch Kerne, die man aber aus Italien zu beziehen pflegt, da sie bei uns nicht gehörig reif werden, oder gewöhnlicher durch Wurzelschößlinge. Die Kerne legt man im Februar ins Mistbeet oder einzeln in Töpfe, die man im Zimmer nahe ans Fenster stellt. Sie gehen in 12—14 Tagen auf; beim Erscheinen des dritten Blattes setzt man die jungen Pflanzen in etwa 2 Fuß von einander entfernten Reihen je 3—5 Fuß von einander ins Land. Auch kann man die Kerne beim Eintritt warmer Frühlingswitterung gleich in das schon im Herbst vorher reichlich gedüngte und im Frühling tief umgegrabene Land 2 Zoll tief einlegen und die Zwischenräume mit Salat bepflanzen. Die jungen Pflänzchen schützt man gegen Nachtfröste durch Bedecken mit Töpfen. Sicherer ist die Fortpflanzung durch Schößlinge, wobei man folgendermaßen verfährt: Man bricht bei günstiger Witterung von März an bis Anfang Mai's die gesunden und gut bewurzelten Schößlinge von der Mutterpflanze, mit Zurücklassung von 2 oder 3 der schönsten und am tiefsten sitzenden, behutsam ab, entfernt alle äußeren großen Blätter bis auf die Herzblätter und setzt sie in der angegebenen Entfernung in die Erde, und zwar so tief, daß bloß das Herz hervorragt. Noch räthlicher ist es, die Schößlinge schon im August einzusetzen, im Oktober wieder auszuheben (oder auch erst im Oktober von den Mutterstöcken abzunehmen), im Keller oder in einem sonstigen geeigneten Raume in trockenem Sande zu überwintern oder in einen gehörig verwahrten Mistbeetkasten zu pflanzen, wo sie den ganzen Winter über fortwachsen, und sie erst im Frühlinge wieder ins freie Land zu setzen. Sobald die Pflanzen Köpfe zu treiben beginnen, was häufig schon im ersten Herbst geschieht, muß man sie reichlich begießen, die Nebensprossen sorgfältig entfernen und die Erde bisweilen etwas anhacken. Die rechte Reife der Köpfe, welche im August und September erfolgt, erkennt man an der Farbenveränderung der Schuppen, welche den eßbaren Blüthenboden umgeben. Man sammelt sie dann ein, schneidet die Pflanzen dicht über der Erde ab, entfernt die langen Wurzelblätter und bedeckt bei eintretendem Froste die Stöcke ½ Fuß hoch mit Erde und Laub, bei starkem Froste wohl auch mit Mist, der aber bei eintretender milder Witterung sofort wieder zu entfernen ist, weil sonst die zarten Herzblätter leicht faulen. Anstatt die Pflanzen, welche im Herbst keine Köpfe getragen, auch abzuschneiden, möchte es gerathener sein, deren Blätter mit Bast oder Weidenzweigen aufzubinden, die Erde um die Stöcke so aufzuhäufen, daß diese nur mit der Spitze über jene hervorragen, und bei eintretendem Froste sie mit Hanfwerg od. Stroh zu bedecken, bei welchem Verfahren sie gleich im Frühlinge Köpfe treiben. Von den im freien Lande durchwinterten Stöcken nimmt man von Anfang März an die darüber gehäufte Erde allmählig weg, deckt sie aber anfangs noch mit Laub zu, bis die eintretende wärmere Witterung dies nicht mehr nöthig macht. Die jungen Schossen nimmt man dann bis auf 2 oder 3 der kräftigsten hinweg. Treiben diese schon im Frühjahr Köpfe, so kann man noch einen od. 2 Schosse daneben aufschießen lassen, die dann bei günstiger Witterung im Herbst noch Köpfe treiben. Sticht man die Stöcke im Oktober mit dem Erdballen aus und setzt sie im Januar oder Februar, nachdem man sie bis dahin im Keller aufbewahrt hat, in ein heißes Pferdemistbeet, so kann man schon Ende Mai's reife Artischocken erzielen. Die Stöcke tragen im zweiten Jahre die meisten und größten Köpfe, gehen aber nach 3—4 Jahren entweder von selbst ein od. zurück, so daß sie schlechte Köpfe bringen, weshalb sie durch junge Pflanzen zu ersetzen sind. Eigentlich eßbar ist von der Artischocke nur der Blüthen- oder Fruchtboden (receptaculum), auch Stuhl genannt, nebst dem unteren Theil der daran sitzenden Schuppen. Er gilt gesotten für ein leicht verdauliches Gemüse, muß aber vorher zur Beseitigung des bitter-herben Geschmacks gehörig eingewässert werden, wie auch die Spitzen der Schuppen u. der Stiel nebst der faserigen Masse, die ihn umgibt, gehörig beseitigt werden müssen. Sollen die Artischocken zum Aufbewahren getrocknet werden, so reinigt man sie völlig, legt sie einige Zeit in kaltes Wasser, wendet sie dann in Mehl um und trocknet sie auf Horden im Backofen. Die Blüthenköpfe der wildwachsenden Pflanzen bewahrt man in Frankreich und Spanien das ganze Jahr hindurch auf, um damit die Milch gerinnen zu machen. Auch genießt man daselbst die jungen zarten Stengel und Blattrippen als Gemüse. Schon im Alterthum benutzte man die Artischocke als Speise, außerdem auch als Mittel gegen die Wassersucht. Auch neuerlich empfahl man den ausgepreßten Saft als harntreibendes Mittel bei Wassersucht, ebenso die Abkochung der Wurzel der stacheligen Varietät äußerlich gegen Brand.

Cyniker, Spottname der Schüler des sokratischen Philosophen Antisthenes (s. d.), mit Anspielung auf ihren Versammlungsort Cynosarges, hauptsächlich aber, weil ihre Lebensweise den übrigen Athenern als eine hündische galt. Nach dem Grundsatze ihres Meisters nämlich, daß Der am glücklichsten sei, welcher am wenigsten bedürfe, mißachteten sie alle sogenannten Lebensgüter und suchten in der äußeren Lebensweise alles nur irgend Entbehrliche zu beseitigen. Aus dem Tugendideal höchster Unabhängigkeit von Allem, was für den Willen etwas Aeußerliches und Zufälliges ist, resultirte der Grundsatz, der Weise lebe nicht nach den positiven Gesetzen eines Staats, sondern bloß nach dem Gesetze der Tugend, die allein Ziel des menschlichen Strebens sein müsse, so daß es nicht einmal rathsam sei, die gewöhnlichen Gegenstände des Jugendunterrichts zu erlernen, weil man hierdurch als durch Fremdartiges von dem einzig gültigen Lebenszwecke abgezogen werde. Die antisthenische Lehre und die von ihr unzertrennliche cynische Lebensweise scheinen nur wenige Liebhaber gefunden zu haben, unter denen Diogenes von Sinope, der einzige bekannte unmittelbare Schüler des Antisthenes, u. sein Schüler Crates von Theben, der Gatte der philosophirenden Hipparchia und Lehrer des Zeno von Citium, am meisten Ruf erlangt haben. Von Diogenes finden wir bei Diogenes Laërtius eine Menge sinnreicher Aussprüche, woraus wir erkennen, wie er den cynischen Rigorismus durch heitere Laune würzte und mit einem bald harmlosen, bald beißen-

den Witz die Thorheiten seiner Zeitgenossen geißelte. Aristoteles erwähnt der Antisthener als wissenschaftlich ungebildeter Männer; von ihren etwaigen Schriften hat sich, wenn wir nicht die beiden Deklamationen „Ajas" und „Odysseus" als ächte Werke des Antisthenes annehmen, nichts erhalten.

Cynodon *Rich.* (Hundszahn), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, charakterisirt durch die aus einseitswendigen, 2zeiligen, doldiggefingerten Aehrchen zusammengestellten Aehren, Gräser in Europa, Asien und Amerika, worunter C. Dactylon *Rich.*, Panicum Dactylon *L.*, mit niederliegenden, ästigen Sprossen, 2reihigen, etwas starren, fein gewimperten Blättern und sitzenden, abstehenden Blüthchen, auf wüsten Plätzen, an sandigen Ufern, vornehmlich in Südeuropa, wegen des zuckerreichen Wurzelstocks, der statt der Queckenwurzel (Triticum repens) in südeuropäischen Apotheken geführt wird, hervorzuheben ist.

Cynoglossum *L.* (Hundszunge), Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die trichter- oder radförmige, im Schlunde mit gewölbten Schuppen geschlossene Blumenkrone, die eiförmigen Antheren und die 4 plattgedrückten, weichstacheligen, stumpfrandigen od. mit etwas hervortretendem Rande versehenen Samen (Nüßchen), meist Sommergewächse oder 2jährige Pflanzen der gemäßigten Zonen, die theils als Zierpflanzen bekannt sind, theils Arzneikräfte besitzen. C. officinale *L.*, Venusfinger, 2jährig und Sommergewächs, in Europa, auf Schutthaufen, wird 1—3 Fuß hoch. Wurzel und Kraut, Radix et Herba Cynoglossi majoris, welche besonders Schleim, nach Einigen auch flüchtig-narkotischen Stoff enthalten, wurden sonst gegen Husten, Durchfall, Blutflüsse und Skropheln gerühmt. Das frische Kraut, das einen Bocksgeruch und faden, süßlichen Geschmack hat, kann mit Nutzen zu erweichenden Umschlägen verwendet werden. C. Omphalodes *L.*, großes Vergißmeinnicht, ausdauernd, in Portugal u. Kärnthen, ist eine liebliche, kriechende, sehr niedrige Zierpflanze mit schönen himmelblauen Blumen. Um die Blumen schon im Januar und Februar zu haben, pflanzt man sie im Herbst in einen Topf und stellt diesen bei Eintritt des Frostes in ein frostfreies, kühles Zimmer, im December u. Januar in mäßige Wärme vor ein sonniges Fenster. Sie liebt etwas Schatten und kann auch zu breiten Einfassungen benutzt werden. C. linifolium *L.*, weißes Vergißmeinnicht, ein Sommergewächs in Portugal, 1 Fuß hoch, mit graugrünen, stumpflichen, lanzettförmigen, scharfen, am Rande gezähnelten, gewimperten Blättern, zierlichen, weißen, zahlreichen, traubenständigen Blüthen u. mit einer krugförmigen Haut umgebenen Samen, ist eine hübsche Zierpflanze, die als Einfassung benutzt wird.

Cynometra *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen (Kassieen), Bäume in Ost- u. Westindien. C. Agallocha *Spr.*, Aloëxylon Agallocha *Lour.*, ist ein großer Baum auf den höchsten Bergen Cochinchina's, mit einer zähen, faserigen, braunen, glatten Rinde und aufrechten Aesten, welcher die kostbarste Sorte von Aloëholz, Paradiesholz, Colombak genannt, liefert. Es sind dies mit Holzsubstanz vermengte Harzklumpen, dunkelbraun, weich, in Wasser untersinkend, beim Erhitzen hohen Wohlgeruch verbreitend. Bei den Orientalen, namentlich bei den Chinesen, steht es als Weihrauch, wie auch als belebendes Arzneimittel in großem Ansehen und wird sehr theuer bezahlt (das Pfund in Japan mit 210 Dukaten). C. cauliflora *L.*, auf den Molukken, ist ein mäßiger Baum mit unregelmäßigem Stamm voll Furchen und Knorren, aber mit schöner Krone, besonders wenn sie mit den jungen blaßrothen Blättern bedeckt ist, die von fern wie Blumen erscheinen. Die fast handbreiten und etwas mondförmigen, rauhen, gelblichen Früchte schmecken herb und sauer, werden aber theils im überreifen Zustande roh genossen, theils mit Zucker eingemacht in der Rekonvalescenz nach schweren Krankheiten gereicht.

Cynomorium (Hundskolben), Pflanzengattung aus der Familie der Balanophoreen, charakterisirt durch die androgynische, dicht mit Schuppen besetzte Aehre u. die fast gestielten, mit 2—4 Zipfeln der Blüthenhülle gekrönten Fruchtknoten, mit einer einzigen Art: C. coccineum *L.*, rother Hundskolben, Hundsruthe, einem parasitischen Gewächs in Sicilien, Malta, Sardinien, Nordafrika, Martinique und Westindien, dessen Stengel unmittelbar auf den Wurzeln verschiedener Sträucher sitzt und an seinem Grunde einige einfache, dünne Wurzelfasern hat. Er tritt in der Gestalt eines dichten, ganz mit eiförmigen, zugespitzten, außen konvexen, weißen, ziegeldachartig liegenden Schuppen besetzten Kolbens über die Erde. Diese Schuppen verlieren sich während des Fortwachsens fast größtentheils, so daß der Kolben, der zur Blüthezeit $^1/_2$ Fuß lang u. fingerdick geworden ist, unten fast nackt und runzelig erscheint, nach oben aber eine dicke, kolbenartige, aus dicht übereinander liegenden Schuppen bestehende Aehre bildet. Dieses sonderbare Gewächs war sonst unter dem Namen Malteserschwamm (Fungus melitensis, Fungus s. Stipites Cynomorii) gebräuchlich. Frisch ist es inwendig zwar weiß, gibt aber beim Drücken einen blutrothen Saft von sich und wird durchs Trocknen ganz dunkelroth. Es ist geruchlos und schmeckt zusammenziehend-bitterlich und etwas salzig oder sauer. Man wendet es noch jetzt in seiner Heimat vorzüglich gegen Blutflüsse, Mundfäule, Durchfälle und Ruhren, sowie gegen alle solche Krankheitsfälle an, wo zusammenziehende Mittel dienlich sind.

Cynosurus *L.* (Kammgras), Gattung der Gräser, eine der wichtigsten Heupflanzen. Die bekannteste Art, C. cristatus *L.*, ist eines der gemeinsten Gräser durch ganz Europa und wächst sowohl auf feuchten, als trockenen Wiesen, Weiden, Triften, in Obstgärten, an Straßen und Ackerrändern. Es kommt fast auf jedem Boden, auf geringem u. magerem aber nur kümmerlich fort. Auf guten Wiesen herrscht es vor und wird als Heu sehr geachtet. So lange es jung ist, wird es von weidendem Rindvieh und Schafen gern gefressen, aber verschmäht, sobald es hart wird. Mit anderen Grasarten vermischt gibt es ein sehr gutes Futter, das sowohl von Kühen, als auch von Pferden gern gefressen wird, weshalb es, zumal da es durch seine geringe Bestockung andere Gräser nicht verdrängt, als Mischgras zu Wiesenanlagen, besonders auf kaltem, thonigem Boden sehr zu empfehlen ist. Es gibt viel Samen, der aber sehr gut zeitig sein muß, wenn er gehörig aufgehen soll.

Cyperaceen (Cypergräser, Halbgräser), monokotyledonische Pflanzenfamilie, krautige, grasartige Gewächse enthaltend. Die Wurzel ist entweder faserig und einjährig, oder besteht aus einem gegliederten Wurzelstock mit Wurzelfasern an den Gliedern, oder ist knollig und in beiden Fällen ausdauernd; der Halm ist knotenlos, innen markig, rund und 3kantig, selten 4kantig, einfach, meist nur unten mit grasartigen Blättern, deren völlig geschlossene Scheiden oft auch keine Blattflächen tragen, besetzt. Die Blüthen sind hermaphroditisch oder diklinisch (d. h. männliche und weibliche Blüthen auf derselben Pflanze oder auf 2 verschiedenen Pflanzen), ährig; die Aehrchen, bald einzeln, bald kopfförmig angehäuft und bald mehr oder weniger zusammengesetzte Afterdolden bildend, bestehen aus dicht aufeinander liegenden Deckblättern. Die untersten Deckblätter der einzelnen Aehren sind gewöhnlich leer, hinter den übrigen befinden sich einzelne Blüthen. Eigentliche Blüthenhüllen fehlen, oder es finden sich Borsten um den Fruchtknoten herum, oder seltener 3 oder 6 Blättchen, oder eine schlauch- oder becherförmige Hülle. Der Staubgefäße sind 3, seltener mehr oder weniger; die Staubfäden sind fadenförmig, die Antheren 2fächerig, der Länge nach aufspringend, aufrecht. Der Fruchtknoten ist einfach, mit einem aufrechten Eichen, an der Spitze in einen 3- oder 2spaltigen Griffel mit ungetheilten, zuweilen nur 2spaltigen Narben übergehend, die Frucht eine Karyopse mit bald rindenartiger, bald harter, nußartiger Schale. Das Albumen bildet bis auf den kleinen Embryo, der nach dem Grunde zu eingeschlossen liegt, die Masse des Samens. Der Embryo ist ungetheilt, und sein Knöspchen läßt sich vor dem Keimen nicht wahrnehmen. Die C. finden sich in allen Zonen meist nur an feuchten, sumpfigen Stellen, in Gräben und seichten Gewässern, selten auf trockenem Boden. In medicinischer Hinsicht sind sie nicht wichtig; ihre Wurzeln, welche außer Satzmehl gummigen Extraktivstoff, etwas Weichharz und Spuren von ätherischen Oelen enthalten, wirken einhüllend, auflösend und schweiß- und harntreibend. Die Familie enthält an 1500 Arten, worunter die bedeutendste Cyperus (s. d.).

Cypern (bei den Alten Cyprus, neugriechisch Kypro, türkisch Kibris), eine besonders im Alterthum berühmte, jetzt türkische Insel des Mittelmeers, liegt zwischen 34° 34′ bis 35° 43′ nördl. Br. und 29° 58′ bis 32° 17′ östl. L. von Paris, in der von den Küsten Syriens und Ciliciens gebildeten nordöstlichsten Ecke des genannten Meeres, vor dem Golf von Skanderun und hat eine ungefähr rechteckige Gestalt, doch mit einem langen, schmalen, gegen Nordosten ins Meer hinausgestreckten Landstreifen. Ihre größte Länge beträgt 31, ihre Breite 14 Meilen; der Flächeninhalt 149 (nach Andern nur 127,8) □Meilen. Die wichtigsten Vorgebirge sind das Kap Gatta (das Curias Promontorium der Alten) im Süden, Kap Greco (Throni) gegen Südosten, Kap St. Andreas (Dinaretum) im Nordosten, Kap Kormachitis (Crommyon) gegen Norden und St. Epiphanias (Acamas) im Nordwesten. Das Innere der Insel wird von 2 Gebirgsketten von Osten nach Westen durchzogen, welche äußerst reizende Thäler enthalten, und unter deren zum Theil vulkanischen Kuppen des Oros Stawros oder Monte Croce (der Olympus der Alten), in der südlichen Kette, fast im Mittelpunkt der Insel, der höchste ist. Zwischen beiden Gebirgsreihen fließt der Pedia (Pediäus), der beträchtlichste Fluß C.s, der auf der Ostküste mündet; die übrigen Flüsse trocknen im Sommer größtentheils aus, und die Bewässerung der Insel ist daher im Allgemeinen nicht eben reichlich. Trotzdem blühte C. im Alterthum durch außerordentlichen Kulturreichthum. Der Aphrodite heilig, die hier aus dem Schaum des Meeres aufgestiegen sein sollte und auf dem Olymp einen prachtvollen Tempel hatte, galt die Insel der damaligen Welt als Vereinigungspunkt aller Anmuth u. Lieblichkeit, freilich auch aller Ueppigkeit und Frechheit. Man pries und feierte das liebliche Klima, die strotzende Vegetation, den Reichthum an Produkten aller Art, wie namentlich an Kupfer (das von C. seinen Namen hat), köstlichem Wein, Krystallfels („Diamant von Paphos“), Seesalz ꝛc. C. (sagt Ammian) ist so reich an Produkten, daß es ein Schiff vom Kiel bis zum Segel ganz aus eigenen Erzeugnissen bauen und vollenden kann, ohne eines anderen Landes zu bedürfen. Auch die Cypressen u. die Cyperkatzen erinnern an die Insel. Ackerbau, Bergbau und Industrie, die besonders kunstvolle Teppiche, kostbare Tischgedecke, reiche Kleider, wohlriechende Salben ꝛc. schaffte, standen in hohem Flor, und die zahlreichen kleinen Gemeinwesen, welche an den Küsten bestanden und meist im Besitz trefflicher Häfen waren, wie Amathusia, Paphos, Salamis, Citium ꝛc., waren sämmtlich blühend und wohlhabend. Die Zahl der Einwohner soll in jenen Zeiten oft eine Million betragen haben, und als sich die Römer der Insel bemächtigten, füllte die Beute C.s die Schatzkammer reichlicher als ein großer Triumph. Auch jetzt noch zeichnet sich die Insel, trotz der jahrhundertelangen Vernachlässigung besonders von Seiten der Türken, durch ungemeine Fruchtbarkeit aus. Die Gebirgsabhänge bedecken üppige Waldungen von Cedern, Pinien, Cypressen, Kastanien, Eichen, Buchen ꝛc., die Anhöhen Oel- u. Maulbeerbäume, wogende Saatfelder und Nutzpflanzungen jeglicher Art. Das Klima ist im Allgemeinen gesund und besonders auf der Nordseite des Olympus überaus mild. Auf dem Gebirge, wo der Schnee mehre Monate liegen bleibt, sind die Winter empfindlich; dagegen herrscht an der Südküste stets große Hitze. Von wildem Gethier finden sich nur Füchse, Hasen und die verderblichen Heuschrecken, welche die Insel nicht selten verwüsten. Der sehr fruchtbare Boden liefert Baumwolle, Alizzari oder levantinischen Krapp (von Rubia peregrina), Wein, Hanf, Tabak, Oliven, Oelsamen, Johannisbrod, Südfrüchte, Gewürzkräuter, Getreide (besonders Weizen); leider aber ist es mit dem Ackerbau wie überall in der Türkei, so auch hier, übel bestellt. Gleicherweise vernachlässigt sind die Vieh- u. die Seidenzucht, sowie die ehemals so berühmte Bienenzucht. Von Hausthieren trifft man nur Ziegen, Schafe und Schweine. Der Weinbau, auf den man noch einige Sorgfalt verwendet, liefert auch jetzt noch wie im Alterthum ein berühmtes Getränk, das, wie im Orient überhaupt, in Schläuche gefüllt wird, die innen mit Pech bedeckt sind, und daher lange den Harzgeruch behält. Der geschätzteste Cyperwein ist der Vino della Commanderia. Die Weinausfuhr hat indessen jetzt sehr abgenommen. Die sonstige Thätigkeit der Bewoh-

ner, deren Zahl sich auf 110—120,000 beläuft (80,000 Griechen, 20,000 Türken), beschränkt sich auf Fabrikation von Teppichen, Baumwollen- u. Seidenzeuchen, Töpferwaaren und feinem Leder. Die Ausfuhr besteht (außer in Wein) hauptsächlich in Baumwolle, Südfrüchten u. Droguen, besonders Arnica. Die türkische Hauptstadt der Insel ist Lekoscha (ehemals Nicosia genannt), der vorzüglichste Hafen- und Handelsplatz Larnakka an der Südküste, bei den Ruinen des alten Citium. An der Ostküste, an der Stelle des alten Salamis, liegt Famagusta, an der Westseite Basa, das alte Paphos.

Nach Einigen soll die Insel früher mit dem Festland von Syrien verbunden gewesen und durch den Andrang des Meeres von demselben getrennt worden, nach Andern einst ganz vom Meer bedeckt gewesen und erst später aus demselben hervorgetreten sein. Die ersten Bewohner, wahrscheinlich Phönicier, nennt Strabo Telchiner. Hier herrschte nach der Sage Pygmalion, dessen Nachfolger Cinyras Paphos erbaut haben soll. Auch die Geschichte des Adonis spielte auf C. Durch Griechen (besonders aus Salamis, Athen, Arkadien und Cythnus), welche um 1100 v. Chr. nach C. kamen, und ägyptische Kolonisten entstand allmählig an den Küsten eine Reihe Kolonien, die bald zum blühenden Seestaat heranwuchsen. Die wichtigste Kolonie wurde das von Teucrus erbaute Salamis; daneben bildeten noch Citium, Amathus, Curium, Paphos, Marium, Soli, Lapethus und Cerynia mit ihren Gebieten kleine Königreiche. Alle aber erlagen 550 v. Chr. der Macht des ägyptischen Königs Amasis, der durch äthiopische Einwanderer seine Macht hier zu befestigen suchte. Mit Aegypten fiel C. 525 v. Chr. unter die persische Gewalt, behielt aber seine eigenen, doch tributpflichtigen Könige. Einem derselben, Evagoras, gelang es, sich von Salamis aus eines großen Theils der Insel zu bemächtigen. Bald darauf schlug hier der Athener Cimon die persische Flotte unter Tithraustes und unterwarf die ganze Insel der Herrschaft der Athener. Zwar erhielt sie im Frieden von 469 die Freiheit zurück, verlor sie aber schon 387 im antalcidischen Frieden abermals an Artaxerxes Mnemon, und die Erneuerung des Kampfes unter König Evagoras II. von Salamis hatte nur die Folge, daß Evagoras zwar Fürst von Salamis blieb, aber Tribut zahlen mußte. Nach der Schlacht bei Issus unterwarf sich C. Alexander dem Großen, der es von Persien trennte und der Insel 330 die volle Freiheit wiedergab. Nach Alexanders Tode wurde C. ein Zankapfel zwischen Antigonus u. Ptolemäus I., an deren Kämpfen sich auch die kleinen Fürsten der Insel betheiligten. Ptolemäus blieb endlich Sieger und vereinigte C. mit Aegypten. Die Aegypter gaben zwar der Insel bald wieder einige Könige, aber aus dem Geschlecht der Ptolemäer u. Vasallenfürsten. Nach den Bürgerkriegen unter Marius u. Sulla verleibten die Römer C. dem eigenen Reiche ein und machten es zur prätorianischen Provinz. Cäsar und Marcus Antonius gaben zwar der Insel wieder mehre Prinzen und Prinzessinnen aus dem Geschlechte der Ptolemäer zu Herrschern, aber Augustus übergab nach der Schlacht bei Actium C. dem Senat als Konsularprovinz. Von dieser Zeit an wird C. in der alten Geschichte kaum mehr erwähnt. Von einer Eintheilung der Insel, welche Ptolemäus gibt, in Salaminia (Osten), Paphia (Westen), Amathusia (Süden) u. Lapethia (Norden), kann man vielleicht auf ihre Conventus juridici schließen. Nachdem Paulus und Barnabas das Christenthum in C. verkündigt hatten, mischte sich in den Kampf ein neues Element, das C. abermals zum Zankapfel zwischen dem christlichen Occident und dem Orient machte. Bei der Theilung des Römerreichs fiel C. dem oströmischen Reiche zu u. wurde durch Statthalter aus kaiserlichem Geblüte regiert. In diese Zeit fällt der Aufstand der Juden unter Artemon, der den kaiserlichen Befehl zur Folge hatte, daß kein Jude je wieder die Insel betreten dürfe. Von den Saracenen 647 zweimal erobert, kam es doch jedes Mal an die Byzantiner zurück. Von den kaiserlichen Statthaltern (aus einem Seitenzweig der Comnenen) machte sich Comnenus I. unabhängig, und seine Nachkommen behaupteten den Thron, bis Isaak, ein Tyrann und Verbündeter des Sultans Saladin, mit König Richard Löwenherz, der 1191 auf seinem Kreuzzuge hierher verschlagen ward, in Kampf gerieth. Letzterer eroberte in wenigen Tagen die ganze Insel u. setzte Richard von Camville und Robert von Durham zu Statthaltern ein. Nach wiederholten Aufständen verkaufte König Richard die Insel um 25,000 Mark Silber an die Tempelherren, welche sich jedoch ebenfalls bewogen fanden, die Last dieses Besitzthums an England zurückzugeben, dessen König Richard nun 1193 den König von Jerusalem, Guido von Lusignan, damit belehnte. Nachdem mit Hugo II. 1267 die männliche Linie des Hauses Lusignan ausgestorben war, bestieg ein natürlicher Sprößling des Hauses, Hugo III., Sohn des Prinzen Heinrich von Antiochia, der durch seine Mutter Isabelle ein Enkel Hugo's I. war, den Thron von C. Von seinen Nachkommen ist wenig Bemerkenswerthes zu berichten. Jakob I. († 1398) trat Famagusta an die Genuesen ab. Auf dessen Enkel Johann III. folgte 1458 der Gemahl seiner Tochter Charlotte, Prinz Ludwig von Savoyen (Genevois), der jedoch von einem natürlichen Sohne Johanns III., Jakob, 1464 vertrieben wurde. Dieser Jakob II. vermählte sich 1470 mit Katharina Cornaro (s. d.), die nach seinem Tode für ihren unmündigen Sohn Jakob III. die Regierung führte. Ihr gegenüber erhob die vertriebene Charlotte Ansprüche auf den Thron und trat endlich 1482 ihre Rechte an den Herzog Karl I. von Savoyen ab, weshalb noch jetzt die Nachkommen desselben, die Könige von Sardinien, auch den Königstitel von C. führen. Charlotte starb 1487 in Rom; Katharina aber, seit 1473 verwittwet, überließ 1489 ihre Rechte auf die Herrschaft von C. der Republik Venedig, welche sich im Besitz derselben behauptete, bis 1570 der Feldherr des Sultans Selim II. nach der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der 11 Monate lang Famagusta vertheidigte, die Insel eroberte und dem türkischen Reiche einverleibte. 20,000 Christen wurden niedergehauen, 2000 zu Sklaven gemacht u. große Schätze erbeutet. Den Türken selbst hatte die Eroberung der Insel 50,000 Mann gekostet. Mehemed Ali bemächtigte sich im Juli 1832 auch C.s und wurde 1833 von der Pforte förmlich damit beliehen; aber schon 1840 kam die Insel an die Pforte zurück. Vgl. Engel, Kypros, Berlin 1841, 2 Bde.

Cyperus *L.* (Cypergras), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen, mit 2zeiligen, vielblüthigen, meist doldenartigen Aehrchen in Blättern, kielförmigen Balgschuppen, die alle fruchtbar sind, ohne Blüthenborsten, 3eckiger Nuß mit abfälligem Griffel, knotenlosem, meist 3eckigem Schaft mit Wurzelblättern und knotiger Wurzel. Die bekannteste Art, C. esculentus *L.*, Erdmandel, Kaffeewurzel, blüht im August und September, jedoch in Deutschland sehr selten und nur in sehr heißen Jahren, wächst wild in Aegypten und auf Wiesen in Spanien und wird bisweilen in Gärten kultivirt, ehemals häufiger als jetzt. Die Erdmandel verlangt ein warmes Klima, lockeren, kräftigen, warmen Boden und gute Düngung. Man gräbt den Boden im Frühling sehr tief um, theilt ihn in Gartenbeete ab und legt die schönsten Knollen, die einige Tage zuvor in Wasser eingeweicht waren, Ende April 8—10 Zoll weit von einander und 1½ Zoll tief in den Boden. Die Blätter erscheinen innerhalb 4—5 Wochen und werden bei völliger Ausbildung 1—1½ Fuß hoch. Man lockert den Boden den Sommer über häufig und hält ihn rein von Unkraut. Gegen den Herbst hin bestocken sich die Pflanzen kräftig und einzelne davon setzen 100 und mehr Knollen an, die im Oktober, oder bevor Frost eintritt, ausgenommen, gereinigt und in der Sonne oder an der Luft getrocknet werden. Um längere Zeit zum Entwickeln der Pflanzen und des Knollenansatzes zu gewinnen, legt man die Knollen im März in ein kaltes Mistbeet, läßt sie daselbst anwachsen und pflanzt sie im Mai ins freie Feld, was besonders für Norddeutschland empfohlen werden darf, weil dadurch 6 Wochen Zeit zur Entwickelung gewonnen wird. Die zum Fortpflanzen bestimmten Knollen werden über Winter an einem frostfreien, trockenen Orte aufbewahrt, wo sie trocknen und hart und vor dem Legen wieder durch Wasser aufgeweicht werden. Die Erdmandel hat früher als Kaffeesurrogat großes Aufsehen erregt, und ihr Anbau wurde allgemein empfohlen, allein man kam eben so schnell wieder davon ab, daher sie jetzt nur noch von einzelnen Liebhabern im Kleinen angepflanzt wird. Zum Kaffeegebrauch werden die trockenen Knöllchen geröstet, gleich dem Kaffee braun gebrannt, auf der Kaffeemühle gemahlen und sodann, mit mehr oder weniger ächtem Kaffee gemischt, verbraucht. Auch kann aus den Knollen Oel bereitet werden, das aber bedeutend theurer zu stehen kommt, als jedes andere. Die Knollen waren unter dem Namen Radix Cyperi esculenti, indianische Süßwurzel, arabische Zuckerwurzel, sonst auch officinell, wurden in Brustkrankheiten zu kühlenden Emulsionen benutzt, sind jetzt aber außer Gebrauch. Von C. longus *L.*, wilder Galgant, an Gräben und Sümpfen im südlichen und mittlern Europa, sowie in England, ausdauernd, war sonst der wohlriechende, gewürzhaft-bitterliche, etwas zusammenziehende Wurzelstock, Radix Cyperi longi, lange Cyperwurzel, europäische Cyperwurzel, wilde Galgantwurzel, officinell, ist aber ihrer geringen Wirksamkeit halber längst obsolet. Von C. officinalis *Nees*, in Südeuropa, Nordafrika, Arabien, und C. rotundus *L.*, in Südasien und Neuholland, erhält man die runde oder orientalische Cyperwurzel, Radix Cyperi rotundi s. cretici s. syriaci s. orientalis majoris. Es sind dies die länglich-runden, pflaumengroßen, geringelten, dunkelbraunen, innen röthlichweißen Knollen, die beim Zerstoßen nicht unangenehm gewürzhaft riechen. Nicht zu alt haben sie einen gewürzhaft-bitterlichen, ingwerartigen Geschmack und wurden sonst häufig als magenstärkendes, blähungen- und menstruationtreibendes Mittel benutzt, sind aber, da man sie im Handel nur veraltet und unwirksam erhält, jetzt kaum noch und nur in Ostindien und andern südlichen Ländern in Anwendung. C. textilis *Thunb.*, Flechten-Cypergras, mit rundlichem Schaft und zusammengesetzter Dolde in 12-blätteriger Hülle, wird in Südafrika über mannshoch u. nicht dicker als eine Taubenfeder, aber mit ½ Fuß langen Hüllblättern. Die Hottentotten flechten daraus dichte, wasserhaltige Körbe. C. papyrus (bei den Griechen Byblos), in Südeuropa und Nordafrika, diente den alten Aegyptern zur Bereitung des Papiers, indem man die Stengel der Länge nach theilte, die Haut zwischen Mark und Rinde abzog, die bandartigen Streifen derselben mit den Rändern auf einander legte und sie noch feucht preßte. Die Blüthenköpfe wurden im Alterthum zur Verzierung der Tempel und zur Bekränzung der Statuen benutzt; die dicke, zuckerhaltige Wurzel ist genießbar, und aus den Stengeln flicht man in Abessinien kleine, sehr leichte Boote, deren Kiel von Akazienholz ist, während man den holzigen Theil der Pflanze zu verschiedenen Geräthen verarbeitet.

Cypresse (Cupressus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, charakterisirt durch die dachziegelig anliegenden Blattschüppchen, die einhäusigen Blüthenstände (männliche Blüthen dachziegelig geschuppte Kätzchen, deren Schuppen die Kelche bilden, ohne Korolle, aber mit 4 aufsitzenden Antheren; weibliche Blüthen zapfenartige Kätzchen mit einblumigen Schuppen, ebenfalls ohne Korolle, aber mit punktirter Narbe) und die eckigen Nüsse, immergrüne Bäume und Sträucher in Südeuropa und Asien. Die immergrüne, gemeine C., C. sempervirens *L.*, ist ein Baum in Südeuropa, Kleinasien, Nordafrika, der unter günstigen Umständen u. bei hohem Alter gegen 60 Fuß hoch und 2—3 Fuß dick wird. Man findet 2 auffallende Abänderungen, von denen die eine steife, aufrechte, eine pyramidenförmige Krone bildende, die andere wagrecht ausgebreitete Aeste hat; letztere ist Cupressus horizontalis *Mill.* Die Aestchen sind dünn, 4kantig, von 4zeiligen, schuppig angedrückten, nur an der Spitze freien Blättern umgeben. Die männlichen Kätzchen sind nur 3 Linien lang, die weiblichen Zapfen haben ¾ Zoll im Durchmesser, bestehen aus 4—6eckigen, in der Mitte mit einem Spitzchen versehenen Schuppen und enthalten geflügelte Samen. Die balsamischen Ausdünstungen dieses Baumes, der im Orient seit den ältesten Zeiten als Symbol der Trauer galt und noch jetzt daselbst auf die Gräber gepflanzt wird, sind so stark, daß sich Kranke in die Cypressenwälder begeben, um diesen heilsamen Geruch einzuathmen. Das Holz ist außerordentlich fest und dauerhaft und stand daher schon in den ältesten Zeiten in großem Werthe. Plato wollte, daß alle Gesetze auf Tafeln von Cypressenholz geschrieben werden sollten. In Aegypten fertigte man die Mumiensärge daraus. Auch kann man es zu den feinsten Schreiner- und Drechslerarbeiten

brauchen, da es eine schöne Politur und Farbe annimmt. In der Levante ist es ein gewöhnliches Bauholz. Sonst war das wohlriechende, gelbliche oder röthliche Cypressenholz (Lignum Cupressi) als adstringirendes, schweiß- und harntreibendes Mittel in Gebrauch. Die bittern und zusammenziehenden Zapfen, Cypressen- oder Cupressennüsse (Nuces Cupressi), und das aus denselben erhaltene Cypressenöl (Oleum Cupressi) sind als wurmwidrig empfohlen worden und wurden sonst auch gegen Fieber, Blut- und Schleimflüsse angewendet. Auch die Homöopathie bedient sich der C. als Heilmittel. Andere Arten sind: Cupressus pendula *L'Hérit.*, C. glauca *Lam.*, in Ostindien, auch in Portugal, mit 4eckigen, mit 4reihig-dachziegeligen, angedrückten, graugrünen, gekielten Blättchen bekleideten Aestchen, fast kugelrunden Zapfen mit stechenden Schuppen und herabhängenden Zweigen; C. thurifera *Kunth*, ein schlanker Baum in den Gebirgswäldern von Mexiko, welcher ein wie Weihrauch verwendbares Harz in Menge ausschwitzt. Als Gartencypresse bezeichnet man die häufig in Gärten kultivirte Santolina Chamaecyparissus. Als Zierpflanzen in deutschen Gewächshäusern erfordern die C.n eine Durchwinterung an frostfreien Orten und gute Gartenerde. Die Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Samen.

Cyprian, Ernst Salomo, einer der berühmtesten Theologen des 18. Jahrhunderts, den 22. September 1673 zu Ostheim vor der Rhön geboren, studirte seit 1692 zu Jena und Helmstädt, wurde 1699 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie, 1700 Direktor des Gymnasiums zu Koburg u. später Erzieher der vier Söhne des Herzogs Friedrich von Gotha, kam 1713 als Kirchenrath nach Gotha, ward im folgenden Jahre Oberkonsistorialrath, und 1736 Vicepräsident im Oberkonsistorium. Er † am 19. September 1745, den größten Theil seines Vermögens milden Stiftungen hinterlassend. Die wichtigste seiner zahlreichen Schriften ist „Historie der augsburgischen Konfession“ (Gotha 1730, 3. Auflage 1731). Seine kleineren Schriften erschienen zuerst Gotha 1749, vollständiger von E. R. Fischer unter dem Titel „Dissertationes varii argumenti etc.“ (Koburg 1755). Vergl. Schulze, Leben Friedrichs II. von Gotha, Gotha 1851.

Cyprianus, Thascius Cäcilius, der Heilige, einer der namhaftesten Kirchenväter, der nächst seinem Lehrer Tertullian auf die Ausbildung der lateinischen Kirche in Denkart u. Sprache den größten Einfluß geübt hat, wurde zu Anfang des 3. Jahrhunderts wahrscheinlich zu Karthago in Afrika aus einer angesehenen heidnischen Familie geboren. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und trat später in Karthago als Lehrer der Rhetorik mit großem Beifall auf. Im Jahre 246 ließ er sich taufen, legte sein Bekenntniß öffentlich in seiner Abhandlung „De Gratia Dei“ ab und erwarb sich dadurch, sowie durch seine nächste Schrift „De dolorum va itate“ eine solche Achtung, daß er wenige Monate nach seinem Uebertritt zum Priester geweiht wurde. Seine Talente, sein strenges Leben (so trennte er sich von seinem Weibe und vertheilte sein Vermögen unter die Armen) und sein Berufseifer umgaben ihn im Auge des Volks schon bei Lebzeiten mit einem Heiligenschein. Im Jahre 248 zum Bischof von Karthago gewählt, zog er sich vor den Verfolgungen unter Kaiser Decius in die Wüste zurück, wirkte aber auch von hier aus durch Briefe auf die Erhaltung und Zucht der Kirche und die Eintracht seiner Gemeinde. In den novatianischen Streitigkeiten stand er auf der Seite der milderen Partei. Wegen seiner Bestreitung der Gültigkeit der Ketzertaufe vom römischen Bischof Stephanus exkommunicirt, stellte er 256 auf einer Synode zu Karthago den Grundsatz auf, daß zwar der römische Bischof der Nachfolger Petri, und daß deshalb die Vorstellung von der Repräsentation der Kirche auf ihn zu übertragen sei, daß aber diese Repräsentation nur für die erste der Zeit nach gelten könne, daß ihr die nachfolgenden durch die übrigen Apostel und ihre Nachkommen vollkommen gleich kämen und deshalb dem römischen Bischof Stephanus eine oberrichterliche Auktorität über andere Bischöfe nicht zuerkannt werden dürfe. Unter Kaiser Valerian ward er abermals nach Curuba, 12 Stunden von Karthago, verbannt u., als er sich dennoch in die Gärten Karthago's zurückbegeben und seiner Gemeinde daselbst gepredigt hatte, am 14. September 258 enthauptet. Dieser Märtyrertod C.', seine außergewöhnliche Befähigung zu kirchenleitender Thätigkeit, der Gehalt und Werth seiner 83 Briefe, sowie die warme Religiosität in seinen apologetischen und paränetischen Schriften haben C.' Ansehen auch bei der Nachwelt gesichert. Seine Briefe, „Opus epistolarum“, erschienen zuerst Rom 1471 und Venedig 1471. Ausgaben der „Opera“ besorgten Erasmus (Basel 1520), Grävius (Köln 1544), Latinus (Rom 1563), Wilhelm Morel (Paris 1564), J. Fell (Oxford 1682), Steph. Baluzzi (Paris 1726 und Venedig 1728), eine Handausgabe F. Oberthür (Würzburg 1782, 2 Bde.); französisch erschienen sie Paris 1672, englisch London 1717, deutsch Nürnberg 1553 und München 1818, 4 Bde. Die „Epistolae“ sind eine Hauptquelle für die ganze Kirchengeschichte jener Zeit; die beste Ausgabe des Werks „De unitate ecclesiae“ besorgte Stephani (London 1632). Eine vortreffliche Gesammtausgabe ist neben der von Baluzzi die Handausgabe von Goldhorn in der „Bibliotheca patrum eccl. lat. sel.“, herausgegeben von Gersdorf (Leipzig 1838—39). Treffliche Erklärungen geben Dodwells „Dissert. Cyprianicae“ (Oxford 1684). Vergl. Rettberg, C. nach seinem Leben und Werken, Göttingen 1831, und Huther, C.' Lehre von der Kirche, Hamburg 1839.

Cypripedium *L.* (Frauenschuh, Marienschuh, Venusschuh), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, charakterisirt durch die 4blätterige, abstehende Blumenhülle (Korolle), die sehr große, bauchig-aufgeblasene Nektarlippe u. den oben mit einem blumenblattartigen Lappen versehenen Griffel, von welcher mehre Arten beliebte Zierpflanzen sind, namentlich C. insigne *Wall.*, eine der schönsten Arten, mit sehr schöner, großer, lange dauernder Blüthe, deren Kronblätter auswendig weichhaarig, blaßgrünlich, stumpf, gerippt-gestreift, wellenrandig, netzaderig, inwendig schmutzig bräunlich-blaßgrünlich, am Grunde schwärzlich gebartet und etwas purpurroth-bräunlich gefleckt sind. Eine schöne Art ist auch C. venustum *Wall.*, mit großer, schöner Blüthe, deren oberstes Kronblatt eirund, zugespitzt, weißlich, grünlich gerippt, über $1\frac{1}{2}$ Linien breit ist, während die seitenständigen Blätter grünlich, schwarz gefleckt, nach der Spitze zu pur-

purroth, auswendig roth behaart, die Lippe blaßbraun, geadert, fast mit den Kronblättern gleich lang, die Griffellappen ausgebreitet, 3lappig sind. In deutschen Wäldern findet sich C. calceolus *L.*, mit langen, lanzettförmigen, spitzigen, braunen, wellenförmig gebogenen Kronblättern und gelber, am Grunde zusammengedrückter Lippe.

Cyprius, fünfsilbiger Versfuß: ◡ — — ◡ — —, z. B. Amabilitas.

Cypselus, früherer Herrscher von Korinth, nach Herodot Sohn des Aëtion, nach Pausanias ein Abkömmling des Melas, der, aus Gonusa bei Sicyon gebürtig, mit den Doriern gegen Korinth zog und von Aletes einem Orakelspruch zufolge anfangs zurückgewiesen, später aber doch in Korinth aufgenommen wurde. Aëtion war vom Orakel ein Nachkomme verheißen, der den Häuptern Korinths furchtbar werden sollte, daher versteckte die Mutter das neugeborene Kind in einen Kasten. Dieser Kasten des C., der ursprünglich zur Aufbewahrung der Schätze diente und später von den Nachkommen des C. in dem Junotempel zu Olympia als Weihgeschenk niedergelegt worden war, wo er sich noch am Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. befand, galt im Alterthum als ein vorzügliches Kunstwerk. Er bestand aus Cedernholz, war von bedeutendem Umfang u. ringsum in fünf über einander laufenden Streifen mit Figuren verziert, die theils aus dem Holze heraus gearbeitet, theils aus Gold und Elfenbein eingelegt waren und meist Scenen aus der heroischen Mythenzeit darstellten. Die Figuren waren durch Inschriften in Versen erläutert. Vergl. Heyne, Ueber den Kasten des C., Göttingen 1770, und Ciampi, Descrizione della cassa di Cipselo, Pisa 1814. Nachdem C. seine unumschränkte Herrschaft befestigt hatte, führte er eine friedliche Regierung und schuf mehre prachtvolle Bauten und Kunstwerke. Von ihm war die Kapelle der Korinthier zu Delphi mit dem ehernen Palmbaume; nach Olympia weihte er einen aus Gold geschlagenen Zeus von kolossaler Größe. C. regierte 30 Jahre (seit 658 v. Chr., nach Anderen seit 655 v. Chr.) und vererbte seine Herrschaft auf seinen Sohn Periander.

Cyr, St., Schloß und Dorf bei Versailles im französischen Departement Seine-Oise, mit 1800 Einwohnern. Frau von Maintenon stiftete hier eine Augustiner-Frauenabtei mit einer Pensionsanstalt für 250 edle Fräulein, die in der Revolution aufgehoben ward. Napoleon I. errichtete statt deren ein Prytaneum für 400 Söhne im Dienste des Vaterlandes gefallener Offiziere, das später nach La Flèche versetzt wurde.

Cyr, Louis, Graf Gouvion Saint-, Marschall von Frankreich, 1764 zu Toul geboren, war erst Miniaturmaler und ging 1782 nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, trat jedoch beim Anfang der Revolution in französische Kriegsdienste, ward 1793 Adjutant-Kommandant bei der Moselarmee, Brigadegeneral bei der Alpenarmee, 1795 Divisionsgeneral bei der Rhein- und Moselarmee, befehligte 1797 unter Masséna in Italien und unterdrückte 1798 einen Aufstand in Rom. Zwar mußte er 1799 seine Stelle niederlegen, doch gab ihm bald darauf Napoleon I. eine Division in Italien, dann in Deutschland, ernannte ihn 1801 zum Staatsrath und zum Gesandten in Spanien und 1803 zum Obergeneral der französischen Okkupationsarmee in Neapel, 1804 zum Generalobersten der Kürassiere, 1805 zum Großoffizier der Ehrenlegion. Als solcher befehligte er unter Masséna in Oberitalien, leitete die Einschließung von Venedig, schlug den österreichischen General Jellachich, sodann bei Castel Franco den 24. November den Fürsten Rohan, besetzte 1806 Neapel, wohnte den Feldzügen in Preußen und Polen bei, war 1807 Gouverneur in Warschau, befehligte seit dem November 1808 das 7. Armeecorps in Katalonien, siegte am Llobregat und bei Cabra und Lilla, mußte aber, in Folge der nicht sehr glücklichen Belagerung von Gerona, sein Kommando abgeben und ward erst vom russischen Feldzug 1812 aufs Neue zu den Waffen gerufen. Er focht an der Spitze des 9. Armeecorps gegen Wittgenstein an der Düna, zeichnete sich sodann bei Poloczk aus u. ward dafür zum Marschall von Frankreich ernannt. Nach dem Rückzug bildete er während des Waffenstillstandes das 14. Armeecorps und trug als dessen Befehlshaber viel zum Sieg bei Dresden bei, war dann Gouverneur daselbst, kapitulirte mit der Besatzung von Dresden unter der Bedingung, nach Frankreich zurückzugehen, und ward, als Schwarzenberg die Kapitulation nicht anerkannte, mit der Garnison kriegsgefangen nach Ungarn abgeführt. Nach Napoleons Fall nach Paris zurückgekehrt, ward er zum Pair von Frankreich und Kommandeur des St. Ludwigsordens ernannt. Bei Napoleons Rückkehr versuchte er die Besatzung von Orléans dem König zu erhalten, rettete sich aber kaum vor der Wuth der Soldaten. Nach der 2. Restauration ward er Kriegsminister, dann Staatsrath, 1815 Gouverneur von Straßburg, 1816 Großkreuz des Ludwigsordens, 1817 Marine- u. bald darauf wieder Kriegsminister. Da er die Aenderung des Wahlgesetzes mißbilligte, legte er 1819 das Amt nochmals nieder und † 1830 auf den Hyèren, wo er seine Gesundheit wieder herstellen wollte. Er schrieb: „Mémoires du Maréchal St. C."

Cyranides, ein alchemistisches Werk, das Einige dem Hermes, Andere einem erdichteten König von Persien, Cyranus (Kiranus), zuschreiben, wahrscheinlich die Arbeit eines alexandrinischen Mönchs, spätestens aus dem 4. Jahrhundert. Es enthält in alphabetischer Ordnung eine mystische Heilmittellehre mit Empfehlung von theosophischen Zubereitungsarten und Vorsichtsmaßregeln. Eine lateinische Uebersetzung des Buchs (von Gerhard von Cremona) führt den Titel: „Liber physicalium virtutum, compassionum et certationum collectus ex libris duobus, experientia videlicet Cyranidarum, Cyrani regis Persarum, et ex libro Harpocrationis Alexandrini", und wurde herausgegeben von A. Rivinus (Leipzig 1638, Frankfurt a. M. 1681, englisch, London 1687).

Cyrenaica, im Alterthum eine Landschaft an der Nordküste Afrika's, welche das heutige westliche Barka im Staate von Tripolis umfaßte und seit der Herrschaft der Ptolemäer wegen seiner 5 größeren Städte (Ptolemais, Arsinoë, Berenice, Apollonias und Cyrene) auch Pentapolis hieß. Das Land war fruchtbar an Oel, Feigen, schönen Früchten, Korn und Vieh. Kolonisten aus Sparta od. Thera gründeten hier unter Battus um 631 v. Chr. die

Stadt Cyrene. Der erste Regent des Landes aus dem Battiadenstamme, Arcesilaus I., des Battus Sohn, starb um 575. Neue Zuzüge aus Griechenland riefen jahrelange Zwistigkeiten mit den Eingeborenen hervor. Die Herrschsucht von König Arcesilaus III. führte zum Abfall eines Theils der Libyer unter seinen Brüdern und zur Gründung der Stadt Barka. Der dem Arcesilaus vom delphischen Orakel als Rathgeber empfohlene Demonax gab C. eine neue Ordnung der Dinge und beschränkte die persönliche Macht des Königs auf ein Minimum. Arcesilaus fiel kurz nachher unter dem Dolch eines Mörders. Nach dem Tode der Königin Pheretima wandelte sich der Staat C. in eine Republik um, die 200 Jahre lang blühte, und deren Friede nur einige Male durch Tyrannen gestört wurde. Der Uebermacht Alexanders des Großen unterwarf sich C. ohne Widerstand. Von einem Haufen griechischer Miethsoldaten 323 v. Chr. angegriffen, rief C. den Ptolemäus Lagi zu Hülfe, der das Land besetzen ließ und seinen Stiefsohn Magas zum Statthalter und König von C. ernannte. Nach dessen Tode fiel C. an Aegypten zurück und ward, nach der Theilung des ägyptischen Reichs, an Ptolemäus Physkon abgetreten. Der Sohn desselben, Apion, vermachte das Land 37 v. Chr. den Römern. Die sämmtlichen Städte wurden jetzt für frei erklärt, doch wegen beständiger Streitigkeiten derselben C. dann als römische Provinz zugleich mit Kreta unter einen Proprätor gestellt; erst unter Konstantin dem Großen erhielt es als besondere Provinz einen eigenen Präses und den Namen Libya superior. Unter Trajan empörten sich die cyrenäischen Juden, ermordeten an 220,000 Cyrenäer u. Römer und wurden erst nach den äußersten Anstrengungen überwältigt. Dadurch auf weiten Strecken verödet und daneben mehrfach von Pest, Erdbeben und Heuschrecken heimgesucht, erlag das Land um so leichter den Nomaden des inneren Afrika. Im 7. und 8. Jahrhundert verwüsteten die Saracenen den letzten Rest des einst so blühenden Staates. Gegenwärtig bildet C. den westlichen Theil der Küste Barka (s. d.). Die ganze Gegend ist noch reich an merkwürdigen Ueberresten aus dem Alterthum. Vgl. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers, Bd. 1, Berl. 1849.

Cyrenaiker (cyrenäische Schule), eine von Aristippus um 380 v. Chr. gestiftete philosophische Sekte, welche ungefähr 100 Jahre in- und außerhalb Griechenlands blühte, aber durch Epikur verdrängt wurde. Zu den berühmtesten Nachfolgern Aristipps gehören seine Tochter Arete, sein Enkel Aristippus Metrodidactus, Antipater, Anniceris, Theodorus und Hegesias (s. d.).

Cyrene (auch Cyrenä), Stadt im Innern von Cyrenaica (s. d.), von Battus an der Quelle Cyre gegründet, 80 Stadien vom Meere entfernt, auf einem tafelförmigen Plateau, hatte viele Tempel (berühmt war der Apollotempel), eine vom Wasser umflossene Akropolis und war von fruchtbaren Kornfeldern umgeben. Ihre Ruinen (jetzt Grenneh) sind sehr ausgedehnt. C. war der Geburtsort der Philosophen Aristippus u. Anniceris, des Carneades, des Dichters Callimachus und des Astronomen Eratosthenes. Der lebhafte Handel mit den vorzüglichsten Landesprodukten hatte C. zu einer reichen und mächtigen Stadt erhoben. Die Juden machten unter den Ptolemäern ein Viertel der Einwohner von C. aus und erfreuten sich gleicher Rechte mit den anderen Einwohnern.

Cyrilla, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die abstehenden Kronblätter, die 2lappige Narbe und die beerenartige, 2samige, 2klappige Kapsel, Ziersträucher, von denen die bekannteste Art, C. Caroliniana *Mich.*, C. racemiflora *L.*, in Carolina, 4—6 Fuß hoch wird. Die Blätter sind lanzettförmig, ganzrandig, glatt, abwechselnd, gestielt, den Ligusterblättern ähnlich, glänzend grün; die zierlichen weißen Blumen bilden lange, überhängende Endtrauben. Dieser Strauch verlangt im Freien einen schutzreichen Standort, einen etwas feuchten Boden von sandiger Torf- und Heideerde und im Winter eine Laubdecke und Umkleidung mit Schilf und Nadelholzzweigen. Man kann ihn auch in den Topf pflanzen u. am frostfreien Orte durchwintern. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Samen.

Cyrillus, 1) C. Hierosolymitanus, berühmter Kirchenvater des 4. Jahrhunderts, um 315 zu Jerusalem geboren, widmete sich früh dem Studium der heiligen Bücher, machte sich daneben auch mit der griechischen Philosophie bekannt und erhielt um 345 die kirchlichen Weihen. In seinem Beruf, der Belehrung der Katechumenen, bewies er solchen Eifer, daß er nach dem Tode seines Bischofs Maximus (350) von dem Metropoliten zu Cäsarea, Acacius, einem reinen Arianer, zum Bischof von Jerusalem geweiht wurde. Als solcher bekämpfte er aber jenen und wirkte zu dessen Entsetzung mit. Dafür wurde er dann wieder von den Acacianern auf der Synode zu Konstantinopel 360 entsetzt, gelangte jedoch nach dem Tode des Constantius (361) wieder zu seinem Bisthum. Unter dem arianischgesinnten Kaiser Valens wurde er wieder vertrieben und begegnet uns erst 381 wieder auf dem Koncil zu Konstantinopel als Vertreter der rechtgläubigen Kirchenlehre. Er † im März 386. Die unter seinem Namen in griechischer Originalsprache vollständig erhaltenen 23 Katechesen (18 vorbereitende und 5 mystagogische über Taufe und Abendmahl) sind keine Katechisationen im modernen Sinn, sondern Predigten. Sie leiden zwar an Schwulst und ermangeln der logischen Ordnung, enthalten aber viele fruchtbare Ideen. Die besten Ausgaben von C.' Schriften sind von J. Prerot, Par. 1608 und A. A. Touttée und P. Maran, daselbst 1720, Ven. 1763. Eine deutsche Uebersetzung gab M. Feder, Bamberg 1786.

2) C. von Alexandria, Kirchenvater, wurde zu Ende des 4. Jahrhunderts zu Alexandria geboren u. von seinem Oheim, dem Patriarchen Theophilus von Alexandria, erzogen, lebte darauf 5 Jahre als Mönch in dem nitrischen Gebirge, folgte 412 Theophilus auf dem Patriarchenstuhl zu Alexandria und verfolgte mit maßlosem Eifer Alles, was ihm als Irrlehre erschien. So ließ er alle Kirchen der Novatianer zu Alexandria schließen, vertrieb 415 die Juden aus der Stadt und ließ ihr Vermögen plündern. Den Präfekt von Aegypten, Orestes, der über diese Gewaltthätigkeit Klage führte, ließ er von seinen Mönchen auf öffentlicher Straße anhalten u. betheiligte sich an dem Mord der heidnischen Philosophin Hypatia. Am bekanntesten aber ist sein

Name durch seinen Angriff auf den Patriarchen zu Konstantinopel, Nestorius, geworden. Als dieser der Maria das Prädikat „Gottesmutter" verweigerte, schleuderte C. 12 Anathematismen gegen ihn und ließ ihn auf dem Koncil zu Ephesus 431 verdammen. Wegen eigenmächtigen Verfahrens in dieser Angelegenheit aber ward er durch ein kaiserliches Dekret abgesetzt. Er † 444. Er schrieb eine Apologie des Christenthums gegen Julian in 10 Büchern. In seinen Homilien ist der Allegorie u. Typologie ein allzu weiter Spielraum gelassen, u. die Verherrlichung der Maria bildet das Hauptthema der meisten. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Johann Aubert (Paris 1638, 7 Bde.).

3) C., der Apostel der Slaven, aus einer angesehenen Senatorfamilie Thessalonichs im 9. Jahrhundert geboren, studirte zu Konstantinopel, vertauschte als Mönch seinen eigentlichen Namen Konstantin mit dem Namen C. und erwarb sich den Beinamen des Philosophen. Unter dem byzantinischen Kaiser Michael III. bekehrte er um 848 die Chasaren am kaspischen Meere. Unzuverlässiger und widersprechender sind die Nachrichten über die Bekehrung der Bulgaren durch C. u. seinen Bruder Methodius, die auf Ansuchen des Bulgarenfürsten Boris um 860 dahin geschickt worden sein sollen. Am Hofe desselben lernte sie Swatopluk, der Brudersohn des Großfürsten Radislaw von Mähren, der sich von König Ludwig unabhängig gemacht, kennen u. vermochte den Kaiser Michael, die beiden, unterdeß ins griechische Reich zurückgekehrten Missionäre an seinen Hof zu rufen. Dem Uebertritt Radislaws zum Christenthum folgte bald der des ganzen Volks mit seinen Priestern. C. u. Methodius erbauten darauf auf der Burg Welehrad eine Kirche u. vollendeten hier die Uebersetzung der heiligen Schriften in die sogenannte Kirchensprache, welche Uebersetzung noch jetzt bei allen Christen des griechisch-katholischen Ritus gebräuchlich ist. Durch die Einführung der Landessprache beim Gottesdienste der neubekehrten Slaven erhob sich C. weit über alle Heidenbekehrer seiner Zeit. Von Mähren aus verbreitete sich das Christenthum nach slavischem Ritus auch nach Böhmen; die Taufe des Fürsten Boriwoi durch C. gehört jedoch in das Reich der tendenziösen Erfindungen. Wegen Anwendung der slavischen statt der lateinischen Sprache im Gottesdienst beim Papste angeklagt, sollen sich die Brüder darauf zu ihrer Rechtfertigung nach Rom begeben haben, wo C. wahrscheinlich 871 †. Er ward später für heilig erklärt; sein Tag in der griechischen Kirche ist der 14. Februar. Die ihm zugeschriebenen „Apologi morales" gab Balthasar Korber 1680 zu Wien heraus. Konstantin Basilius ließ 1581 zu Ostrov eine „Biblia slavino-russica characteribus Cyrillanis" drucken, welche die von C. selbst herrührende Bibelübersetzung sein sollte. Ueber die von C. erfundene Buchstabenschrift s. Russische Sprache. Vergl. Dobrowsky, C. und Method, Prag 1824; Richter, C. und Method, Olmütz 1825; Ginzel, Geschichte der Slavenapostel Cyrill rc., Leitmeritz 1857.

4) C. Lucaris, der bedeutendste Gelehrte der griechischen Kirche, in der letzten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts, war 1572 auf der Insel Kandia geboren, studirte in Venedig und Padua, verweilte längere Zeit in Genf, wo er die reformirte Kirche schätzen lernte, erhielt vom Patriarchen von Alexandria die Priesterweihe und eine Abtei und ward 1602 dessen Nachfolger. In dieser Stellung ging sein Hauptstreben darauf, die Unabhängigkeit der griechischen Kirche von der römischen zu befestigen und die Zeit vorzubereiten, wo eine Annäherung der griechischen an die reformirte Kirche erfolgen könnte, weshalb er auch die Verbindungen, die er auf seinen Reisen mit protestantischen Gelehrten angeknüpft hatte, erneuerte. Im Jahre 1621 zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt, ward er schon nach wenigen Jahren durch die Machinationen der ihm feindlichen katholischen Partei abgesetzt und, der Pforte auch politisch verdächtigt, auf die Insel Rhodus verwiesen. Der englische Gesandte rechtfertigte ihn jedoch bei letzterer; C. erhielt das Patriarchat wieder und besaß es unangefochten bis 1629, wo er sich durch Herausgabe seines „Glaubensbekenntnisses", das sich in den Unterscheidungspunkten der römischkatholischen und protestantischen Kirche bestimmt für diese erklärte u. selbst einige Lehren der griechischen Kirche verwarf, neue Feinde bereitete. Vier- bis fünfmal ab- und wieder eingesetzt, erlag er endlich 1638 seinen Feinden; als Landesverräther bei dem Sultan verdächtigt, ward er auf dessen Befehl erdrosselt und sein Leichnam ins schwarze Meer geworfen. Kurz vor seinem Tode hatte er noch mit Unterstützung der Generalstaaten von Holland den Druck einer von Maximus aus Kallipolis gefertigten neugriechischen Bibelübersetzung veranstaltet. Vrgl. Th. Smith, „Narratio de vita, studiis, gestis et martyrio C. L., in dessen „Miscellaneis" (London 1686).

Cyrnus, s. Korsika.

Cyropädie, s. Cyrus 2); vgl. Xenophon.

Cyrrhestica, Name einer Landschaft zwischen der Ebene von Antiochia und Commagene, reichte nördlich bis an den Amanus u. Cilicien, im Osten bis an den Euphrat. Seit Konstantin dem Großen bildete es mit Commagene vereinigt die Provinz Euphratesia od. Augusteuphratesia. Städte waren: Cyrrhus, Ginbarus, Heraclea, Hierapolis, Berda, Zeugma, Europus.

Cyrtanthus (Bogenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Narcisseen, charakterisirt durch die röhrig-keulenförmige Korolle mit 6spaltigem Rande, in der Röhre befestigten, mit den Spitzen gegen einander geneigten Staubfäden und die mit schlaffer Haut umgebenen Samen, schöne Zwiebelgewächse vom Kap. C. angustifolius *Ait.* hat linienförmige, schmale, stumpfe, etwas rinnenförmige, glatte, 6—7 Linien breite, schlaffe Blätter und eine Dolde von 4 prächtigen, gestielten, überhängenden, über $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, hoch scharlachrothen, fast cylindrischen Blumen, deren Einschnitte spitz sind. Sie verliert einige Zeit nach der Blüthe und Samenreife ihre Blätter und treibt im Herbst neue. C. obliquus *Ait.* ist die größte und prächtigste Art dieser Gattung. Die Blätter sind ausdauernd, gleich breit, stumpf, dicklich, glatt, bläulich-graugrün, reichlich $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, $1—1\frac{1}{4}$ Zoll breit, flach, schief gebogen, 2zeilig, die Blumen hängend, reichlich $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, am Grunde mennigroth oder gelbroth, dann rothgelb und an der Spitze grün.

Cyrus, alter Name des Flusses Kur.

Cyrus, 1) C., gewöhnlich der Aeltere genannt,

der Gründer des persischen Weltreichs, war der Sohn des Cambyses, eines vornehmen Persers, und der Mandane, Tochter des medischen Königs Astyages. Traumdeuter hatten einen Traum des letztern, nach welchem ein seiner Tochter entsprossener Baum ganz Asien überschattete, dahin ausgelegt, daß er durch die Hand eines Enkels seiner Krone verlustig gehen werde. Um dem vorzubeugen, hatte er seine Tochter an Cambyses, einen Mann aus dem unterworfenen Volke der Perser, vermählt und befahl, als diese einen Knaben geboren hatte, seinem Vertrauten Harpagus, das Kind zu tödten. Der gewöhnlichen Erzählung nach aber wurde dasselbe einem Hirten übergeben, der es erzog und C. nannte. Schon im Knaben äußerte sich der hohe königliche Sinn, und in jedem Spiel war er der Herrscher, so daß er in seinem 10. Jahre als Enkel des Königs erkannt wurde. Den erschreckten König beruhigten zwar die Aussprüche der Magier, und er sandte C. seinen Aeltern zurück; Harpagus aber bewirthete er zur Strafe für seinen Ungehorsam mit dessen eigenem Sohne. Aus Rache bewog dieser später den herangewachsenen C. zur Verwirklichung des Traums des Astyages. Mit einem mächtigen Heere Perser drang C. in Medien ein, wo Harpagus mit den medischen Truppen sogleich zu ihm hinüber ging. Astyages ward entthront u. gefangen. C. eroberte und plünderte darauf Armenien, besiegte die räuberischen Stämme des Kaukasus und machte sich durch Besiegung des Crösus Lydien unterthan. Nach der Eroberung von Sardes boten sich ihm auch die vor derselben übermüthigen kleinasiatischen Griechen als Bundesgenossen an, C. aber nahm nur Milet an und schickte gegen die übrigen seinen Feldherrn Mazares und nach dessen Tode den Harpagus, welche die Unterjochung der Jonier und Aeolier vollendeten. Der nächste Kampf führte seine ungeheure Heeresmacht vor Babylon, dessen Eroberung aber erst durch eine List, Abgrabung des Euphrat und Eindringen durch die dadurch entstandenen Thore während der Nacht, gelang. Die weiten Länderstrecken sicherte sich C. durch bedeutende Heeresmassen und gewaltsame Verpflanzungen der Besiegten, sowie durch Brechen ihrer moralischen Kraft durch streng vorgezeichnete verweichlichende Lebensweise. Vielleicht war selbst die Erlaubniß, die er den Hebräern (536 v. Chr.) zur Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft ertheilte, nur ein Mittel, dieses unruhige Volk sicherer zu beherrschen. Ueber den Tod des C. existiren die verschiedensten Berichte. Den unwahrscheinlichsten bringt Xenophon in seiner „Cyropädie", wonach C. am Hofe des Astyages eine philosophische Erziehung erhalten, von Astyages zum Mitregenten angenommen und zum Erben eingesetzt und nach einer vortrefflichen Regierung nach einer vor seinen Söhnen gehaltenen philosophischen Rede über Leben und Tod gestorben sein soll. Nach Herodot ist die glaubwürdigste der vielen Erzählungen die, daß C. im Kriege mit den Massageten, einem kriegerischen Scythenvolke jenseits des Jaxartes, umgekommen. Die feindliche Königin soll darauf seinen Kopf haben abschneiden und in einen mit Blut gefüllten Schlauch tauchen lassen, damit er seinen Blutdurst stillen könne. Nach Ctesias wurde C. auf einem Zug gegen Amoraus, den König der Derbiker, einer scythischen Völkerschaft, von einem Indier tödtlich verwundet, erkannte darauf im Lager seinen Erstgebornen, Cambyses, die Thronfolge zu, machte seinen jüngern Sohn, Tanyoxartes, zum tributfreien Gebieter einiger Provinzen und † drei Tage darnach. In Pasargada zeigten die Magier Alexander dem Großen in einem Garten sein Grab.

2) C., der zweite Sohn des Darius Ochus, erhielt 407 v. Chr. als Caranus (Stratege) den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht des ganzen Niederlandes und zugleich die Satrapie von Lydien, Großphrygien und Kappadocien. Als nach seines Vaters Tode (405) sein älterer Bruder Artaxerxes Mnemon den Thron bestieg, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn, ward deshalb zum Tode verurtheilt, doch dann begnadigt und sogar in seiner Stellung gelassen. Im Frühling 401 rüstete er dennoch gegen jenen und rückte über Tarsus gegen die Grenze Ciliciens nach Issus. Hier deckte seine Flotte unter dem Aegypter Tamus, vereinigt mit einem spartanischen Geschwader, die Pässe Ciliciens gegen den dortigen Satrapen, und C. gelangte darauf, ohne angegriffen zu werden, nach Thapsacus und zog meist dem linken Ufer des Euphrat entlang bis in die Ebene von Cunara, 500 Stadien von Babylon. Hier stieß er auf Artaxerxes, der aus den Provinzen des oberen Asiens ein Heer gesammelt hatte, das nach Ephorus bei Diodor und nach Ctesias gegen 400,000 Mann, nach der, von Xenophon übrigens nicht verbürgten, Angabe in der „Anabasis" über eine Million betrug, wogegen die ganze Streitmacht des C. nach Xenophon nur ungefähr 13,000 Griechen und 100,000 Asiaten zählte. C. wurde geschlagen und fiel selbst im Zweikampf mit seinem Bruder (400 v. Chr.). Den berühmten Rückzug der 10,000 Griechen hat Xenophon in seiner „Anabasis" erzählt.

Cystitis (v. Griech., urocystitis, inflammatio vesicae urinariae), Entzündung der Harnblase, Blasenentzündung.

Cythera, im Alterthum Name der jetzigen Insel Cerigo, mit der gleichnamigen Hauptstadt im Innern; auch Beiname der Aphrodite, weil die Insel ein Hauptsitz ihres Kultus war. Nach dem Mythus sollte sie hier aus dem Meeresschaum ans Land gestiegen sein.

Cytineen, Pflanzenfamilie, parasitische Gewächse enthaltend, welche eine merkwürdige Organisation zeigen. Der Stengel ist meist einfach, fleischig, schuppig, oder fast nackt; die Blüthen sind endständig oder gehäuft, diklinisch oder zwitterig. Im ersteren Falle ist die männliche Blüthe 4—5spaltig oder auch nur eine 3spaltige, in der Knospe dachziegelartig liegende Blüthenhülle mit säulenförmig verwachsenen Staubgefäßen, deren Antheren auswärts gekehrt, den Blüthenhüllzipfeln gegenständig, mit diesen von gleicher oder von mehrfacher Anzahl sind. Die weibliche Blüthe zeigt eine oberständige Blüthenhülle mit 3—5spaltigem Saum, ein- oder mehrfächerigem Fruchtknoten und einem Griffel mit so viel Narben, als Samenträger vorhanden sind. Die Frucht ist eine vielsamige Beere. Die Familie zählt nicht über 20 Arten, die in Südafrika und Südasien einheimisch sind.

Cytinus *L.* (Hypocist), Pflanzengattung aus der Familie der Cytineen, charakterisirt durch die einhäusigen Blüthen mit gefärbter, röhrig-glockenförmiger Blüthenhülle mit 4spaltigem Saum

(männliche Blüthen mit Staubfadensäule und 8 rings um die Spitze sitzenden, 2fächerigen Antheren, weibliche Blüthen mit 8 kopfig-wirtelständigen Narben) und die 8fächerige, lederartige Beere, mit der einzigen Art: C. Hypocistus *L.*, einer parasitisch auf den Wurzeln verschiedener Arten von Cistus im südlichen Europa, Nordafrika und Kleinasien wachsenden, einjährigen Pflanze. Aus dem Saft der ganzen Pflanze oder nach Andern aus ihren Beeren bereitete man durch Abdampfen einen trockenen Extrakt, den Hypocistensaft, Zistensaft, Succus Hypocistidis. Er stellt eine schwere, rothschwarze, etwas harzige und zähe, auf dem Bruche glänzende, undurchsichtige Masse dar und kommt in Form rundlicher Kuchen, die bis gegen 8 Unzen schwer werden, vor. Im Munde zerfließt er und hat einen säuerlichen, herben und zusammenziehenden Geschmack. Er wurde besonders bei Blutflüssen, Durchfällen u. Ruhren angewendet und ist in den südlichen Ländern noch immer gebräuchlich. Auch zur Bereitung des Theriaks und zu andern arzneilichen Zusammensetzungen wurde ehemals der Hypocistensaft benutzt.

Cytisus *L.* (Geißklee, Bohnenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 2lippigen Kelch mit zusammengeneigten Zähnen, die große ovale Fahne, den den Griffel umfassenden Kiel, die zusammengedrückte, hinten verdünnte vielsamige Hülse mit kopfförmiger und behaarter Narbe, Bäume und Sträucher mit Kleeblättern u. großen, gelben Blüthen, zum Theil als Zierpflanzen benutzt, zum Theil medicinische Kräfte enthaltend. Die bekannteste Art, C. Laburnum *L.*, Goldregen, in der Schweiz, Savoyen, Oesterreich, Südfrankreich, hat einen blumenartigen, 10—15 Fuß und darüber hohen Stamm, grüne, in der Jugend seidenhaarig-filzige Aeste, gestielte Blätter und gelbe Blumen in prächtigen, langen, herabhängenden, zahlreichen Trauben. Der Same wird von Hühnern u. Fasanen gern gefressen. Blätter und Samen waren sonst officinell. Die krautartigsalzig, schleimig-bitterlich, später etwas scharf schmeckenden Blätter galten für zertheilend u. auflösend. Die unangenehm bitter u. scharf schmeckenden Samen enthalten einen nicht krystallisirbaren Stoff von bitterem und ekelhaftem Geschmack, dem Lassaigne und Chevalier den Namen Cytisin beilegten. Die jungen grünen Hülsen haben giftige Eigenschaften für Menschen und Thiere. Wegen ihres Holzes ist diese Art in Süddeutschland und den Ländern von Südeuropa auch Gegenstand der Forstbotanik. Sie liebt die gegen Süden u. Westen gelegenen Vorberge und nimmt mit jedem Boden, auch dem magersten und trockensten, vorlieb. Auf Kalkboden befindet sie sich am besten und wächst in demselben, wenn er mit guter Dammerde vermischt ist, außerordentlich schnell. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, der in 3—4 Jahren Pflanzen von 12 Fuß Höhe und 1 Zoll Durchmesser liefert. Auch durch Wurzelbrut läßt sich der Bohnenbaum leicht vermehren. Den Abtrieb empfiehlt man vorzüglich zu Stangenholz, das man alle 12—15 Jahre mit Vortheil schlagen kann, und das sich durch den Stock und die Wurzeln häufig und lange vermehrt. Man hat in Deutschland schon solche Distrikte mit Vortheil angelegt. Will man Bäume ziehen, so müssen die Pflanzen eng stehen, damit sie einen kahlen Stamm treiben und sich nicht gleich in sperrige Aeste ausbreiten. Das Holz kommt in seiner Hitzkraft zum Verbrennen und Verkohlen mit dem unächten Akazienholz überein; als Werk- u. Nutzholz wird es dem Eisen- und Ebenholze an Härte u. Glätte gleich geschätzt und dafür verkauft. Man macht musikalische Instrumente, als Flöten u. Oboen, daraus und gebraucht es, da es eine gute Politur annimmt, zu feinen Drechslerarbeiten u. Möbeln. Vorzüglich geeignet ist es auch zu mathematischen Instrumenten, Radzähnen u. andern zähen u. festen Geräthschaften u. Werkzeugen. Das Vieh frißt das Laub gern. Das Holz von C. alpinus, der sich eben so leicht kultiviren läßt, wird dem des C. Laburnum *L.* noch vorgezogen. C. purpureus *Scop.*, in Kärnthen, Kroatien, Sibirien rc., wird 1—1½ Fuß hoch u. hat zahlreiche, einzelnstehende purpurrothe Blumen. Die Pflanze dauert an beschützten Standorten im Freien, liebt einen lockern, nahrhaften, nicht zu feuchten Boden und wird durch Sprößlinge und Samen vermehrt.

Cyzicus (Cyzicum), Stadt des Alterthums in Mysien, auf einer Landzunge der Propontis gelegen, war von Pelasgern aus Thessalien gegründet und wegen ihrer Schönheit berühmt. Sie kämpfte muthig während der Belagerung des Mithridates u. wurde durch Lucullus entsetzt, verlor aber durch Tiberius ihre Freiheit. Dennoch blieb sie noch lange durch Handel und Schifffahrt blühend, bis mehre Erdbeben, besonders 443 n. Chr., u. die Eroberung durch die Araber (675) sie völlig vernichteten. Vgl. Marquardt, C. u. sein Gebiet, Berlin 1836.

Czacki, Tadeusz, berühmter polnischer Literat, den 28. Aug. 1765 zu Poryck in Volhynien geboren, erhielt, da sich sein Vater in russischer Gefangenschaft befand, bei einem Oheim in Danzig seine Erziehung u. 1785 von König Stanislaus August eine Stelle beim Hofgericht in Warschau mit dem Auftrag, das geheime Kronarchiv zu ordnen, wodurch er zu einem genauen Studium der polnischen Geschichte geführt wurde. In Folge seiner Veröffentlichung von mehren Vorschlägen in Betreff der Finanzen Polens ward er vom Reichstag 1788 zum Mitglied der Schatzkommission erwählt. Um die Mittel genauer zu erforschen, die Industrie seines Vaterlandes zu heben, bereiste er mehre Theile des Landes und veröffentlichte darauf eine genaue Karte der Flußverbindungen Polens. Als eifriger Anhänger der Konstitution vom 3. Mai 1791 ward er von der Kommission mit der Berichterstattung an den Senat beauftragt. Daneben vernachlässigte er jedoch das Studium der Geschichte seines Vaterlandes nicht u. brachte zu Poryck eine bedeutende Bibliothek zusammen. Als nach der zweiten Theilung Polens seine Güter eingezogen worden waren, ließ er sich als Professor zu Krakau nieder. Kaiser Paul I. gab ihm seine Güter zurück. Kaiser Alexander I. legte er einen Plan vor, den ganz vernachlässigten öffentlichen Unterricht in den altpolnischen Provinzen zu heben, u. erwirkte die Gründung eines Gymnasiums zu Krzeminiek, dessen Direktor er dann wurde. Wegen seines Eifers, in der Jugend Liebe zur polnischen Volksthümlichkeit zu wecken, seitens des russischen Gouvernements der Verführung der Jugend angeklagt, rechtfertigte er sich 1807 in Petersburg so glänzend, daß ihn der Kai-

ser zum Stellvertreter des Fürsten Czartoryiski, des Kurators des öffentlichen Unterichts in den westlichen Gouvernements, ernannte. Er gründete als solcher mit einem Opfer von 500,000 Thalern von seinem eigenen Vermögen mehre Erziehungsanstalten und starb zu Dubno den 8. Februar 1813. Seine Werke erschienen Posen 1843—45, in 3 Bdn. Sein Hauptwerk handelt von den polnischen und litthauischen Gesetzen (Warschau 1800, 2 Bde.). Seine bedeutenden Sammlungen kamen in den Besitz des Fürsten Czartoryiski nach Pulawy.

Czackia *Andr.*, Pflanzengattung aus der Familie der Koronarien, charakterisirt durch die 6blätterige, fast glockenförmige Korolle mit niedergebogenen Staubgefäßen und 3lappiger Narbe und die 3fächerige, 6kantige Kapsel mit eckigen, schwarzen Samen, mit der einzigen Art: C. Liliastrum *Andr.*, Anthericum Liliastrum *L.*, Sternlilie, unächte Lilie, einer ausdauernden Pflanze in der Schweiz u. Oberitalien. Die Blätter sind flach, linienförmig, spitz, glatt, der Schaft ist 1—$1\frac{1}{2}$ F. hoch, aufrecht, einfach, mit einer Endtraube sehr schöner, lilienförmiger, schneeweißer, wohlriechender Blumen. Eine Varietät trägt gefüllte Blumen. Die Knollen waren sonst, jedoch nur wenig, als Radix Liliastri im Gebrauche, da die Pflanze im Ganzen selten ist. Sie liebt einen fetten, lockeren Sandboden, dauert im Freien u. wird durch Wurzeltheilung u. Samen vermehrt. Der Same muß gleich nach der Reife in einen Torf gesäet und dann gegen Frost geschützt werden.

Czaikowski, Michael (Sadyk Pascha), russischer Dichter, politischer Schriftsteller, Diplomat u. General, geboren 1808 in der Ukraine, ward durch seinen feurigen, unruhigen Geist früh in die revolutionären Umtriebe zur Wiederherstellung Polens hineingezogen und machte unter Oberst Rozycki alle Kämpfe bis nach dem Falle von Warschau mit, worauf er sich nach Paris begab. Hier wurde er bald ein hervorragendes Mitglied der sogenannten ukrainischen Dichterschule, doch ist nicht zu verkennen, daß die politischen Sympathien Europa's seinen Werken eine allzu milde Beurtheilung zu Theil werden ließen. Eine gesunde, fast rohe Kraft der Darstellung, etwas Fragmentarisches u. Leidenschaftliches kennzeichnen seine sämmtlichen Schriften. Von der französischen Regierung als geheimer Agent nach Konstantinopel gesandt, verstand er, sich bei der türkischen Regierung in solches Ansehen zu setzen, daß ihm 1849 beim Uebertritt Kossuths und der ungarischen Flüchtlinge nach der Türkei das Amt eines politischen Kommissars anvertraut wurde. Als ihm endlich auf stetes Drängen Rußlands die französische Regierung ihren Schutz entzog, trat C. 1851 zum Islam über und führt seitdem den Namen Mohammed Sadyk. Er machte als Pascha an der Spitze eines von ihm gebildeten Kosakencorps den orientalischen Krieg mit, ohne sich aber auszuzeichnen. Die von ihm hernach gebildeten, aus Bulgaren, Polen, Russen und Kosaken zusammengesetzten Regimenter thaten sich nur durch Zuchtlosigkeit hervor. Im April 1860 ist Sadyk Pascha als politischer Kommissar in das gährende Bulgarien entsandt worden, um hier die Regungen des Panslavismus niederzuhalten, und bewies hier eine seltene Gewandtheit und Vermittelungskunst. Er schrieb: „Kosakensagen“ (Paris 1837, deutsch von Minsberg 1838); „Wernyhora“, ein politischer Roman (Paris 1840, deutsch in Spindlers „Belletristischem Ausland“); „Kirdzali“ (das. 1840); „Stephan Czarniecki, der Kosakenhetman“ (Leipzig 1841, 2 Bde.).

Czakot, s. Tschakko.

Czapka, ursprünglich die viereckige Mütze der polnischen Uhlanen, jetzt für diese Waffengattung allgemein angenommene Kopfbedeckung.

Czar (slavonisch), s. v. a. König, Großkönig, seit Iwan II. (1545) Titel des Beherrschers von Rußland, statt des vorher üblichen Titels Großfürst. Peter I. vertauschte ihn 1712 mit dem Titel Kaiser; doch führen die Kaiser von Rußland noch jetzt von einzelnen Theilen des Reichs die Benennung C., wie Alexander I. 1815 den eines C.s von Polen annahm. Die Gemahlin des C.s hieß Czarewna (Czarinska) und der Thronfolger Czarewitsch, jetzt Cesarewitsch.

Czarniecki, Stephan, berühmter polnischer Feldherr, 1599 geboren, trat früh in das polnische Heer ein, legte seine ersten Waffenproben 1633 auf dem Zuge des Königs Wladislaw IV. gegen den Czar Michael Feodorowitsch ab, focht dann als Rittmeister gegen die ukrainischen Kosaken und als Oberst gegen die Tataren. Im Kosakenaufstande 1648 gefangen u. zwei Jahre in Haft gehalten, rächte er sich später durch den Sieg über dieselben bei Beresteczko. Als Kastellan von Kiew besetzte er 1655 bei dem Einfall der Schweden in Polen mit einer unbedeutenden Truppenmacht Krakau u. erzwang sich durch eine zwei Monate lange heldenmüthige Vertheidigung eine ehrenvolle Kapitulation. Im folgenden Jahre zum Oberbefehlshaber der kleinen polnischen Armee ernannt, mußte er sich zwar bei Golemba vor den Schweden zurückziehen, schloß hingegen die schwedische Avantgarde am rechten Ufer der Sau ein, folgte dem Feinde auf dem Fuße nach Sendomir, griff ihn bei Koziennice, Warka u. Lowicz mit Glück an, drang in Großpolen ein und führte Kasimir in seine Hauptstadt zurück. Statt jedoch nach C.'s System den kleinen Krieg fortzusetzen, ließ sich der König zu einer großen Hauptschlacht verleiten, die er verlor, und in deren Folge er nach Danzig fliehen mußte. C. befreite ihn jedoch wieder von hier und geleitete ihn nach Czenstochau, wofür er mit dem Palatinat von Rothrußland und zwei Starosteien belohnt ward. Nachdem C. den Fürsten von Siebenbürgen 1657 zum Frieden gezwungen, rückte er zur Unterstützung der von Karl Gustav angegriffenen Dänen in Pommern ein, drang bis Stettin vor und verjagte die Schweden von der Insel Alsen, wandte sich dann gegen die inzwischen in Polen eingefallenen Russen u. trug viel zu dem blutigen Siege bei Polonka (27. Juni 1660) bei. Sodann trieb er die Kosaken von Poloczk nach Kiew, überschritt den Dniepr und bemächtigte sich mehrer Plätze an diesem Flusse. Während des Reichstags zu Warschau 1661 konnte er mit 150 eroberten Fahnen und 26 Gefangenen von Bedeutung einen Triumphzug halten und wurde mit dem erblichen Besitzthum der Grafschaft Tykozin mit Bialystock u. dessen Umgebung belohnt. C. † 1664 im Feldlager zu Sokolowko in Volhynien. Die polnischen Schriftsteller nennen ihn den Du Guesclin ihrer Nation.

Czarnikow (Tscharnikau), Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Brom=

berg, an der Netze, hat 3 Kirchen und 4102 Einwohner, die Getreidehandel und etwas Fabrikation treiben.

Czartoryiski-Sanguszko, berühmte polnische Familie aus dem Geschlechte der Jagellonen, von Korygiell, der in der griechischen Taufe Konstantin, in der katholischen Kasimir genannt wurde und 1390 in der Schlacht bei Wilna fiel, abstammend, legte sich im 17. Jahrhundert von dem Städtchen Czartoryisk den Namen C. bei und ward in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Eine jüngere Linie, Czartoryiski=Klewan, starb 1810 in der männlichen Linie mit dem Fürsten Joseph Klemens aus. Merkwürdig sind:

1) Michael Friedrich, um 1695 geboren, war erst Unterkanzler, dann Großkanzler von Litthauen, hielt es während der polnischen Unruhen mit den Russen und trug nicht wenig zur ersten Theilung Polens bei, schenkte aber allen seinen Unterthanen die Freiheit. Er † am 13. August 1775.

2) August Alexander, der jüngere Bruder des Vorigen, sandte nach dem Tode des Königs August III. 1763 den Grafen Stanislaus August Poniatowski, seinen Schwestersohn, nach Petersburg, um dort wegen der erledigten Krone für sich oder seinen Sohn zu unterhandeln. Poniatowski erlangte indeß die Krone für sich, woraus eine geheime Feindschaft zwischen den Poniatowski's und C. erwuchs. C. † zu Warschau den 4. April 1782.

3) Adam Kasimir, Sohn des Vorigen, den 1. December 1731 zu Danzig geboren, erhielt von seinem Vater die Generalswürde von Podolien abgetreten, mußte zwar mit seinen Bewerbungen um die polnische Krone gegen Stanislaus Poniatowski zurückstehen, ward dagegen 1781 zum Marschall des Obertribunals von Litthauen ernannt, auf welchem Posten er sich besonders durch seine unbeugsame Rechtlichkeit auszeichnete. Später trat er in Galizien in österreichische Dienste, nahm sodann an dem polnischen Reichstage von 1788—91 und an den Bestrebungen des polnischen Adels, dem Vaterlande die Unabhängigkeit wieder zu erwerben, eifrigen Antheil, suchte umsonst den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens und den österreichischen Kaiser zur Vermittelung gegen die Absichten Rußlands zu bewegen und zog sich darauf zurück. Wiewohl er an der Insurrektion von 1794 keinen unmittelbaren Antheil genommen hatte, mußten dennoch seine beiden Söhne gleichsam als Geiseln nach Petersburg gehen. Kaiser Alexander I. aber ernannte ihn zu seinem Minister und ließ sich durch ihn zu manchen Koncessionen an die Polen bestimmen. Später von Napoleon I. zum Marschall des polnischen Reichstags ernannt, brachte C. die Konföderation von 1812 zu Stande. Auf dem wiener Kongreß übte er wesentlichen Einfluß auf Abfassung der von Alexander den Polen gegebenen Verfassungsurkunde aus. Zum Senator Palatinus ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und † zu Sieniawa in Galizien am 22. März 1823. Seine Gemahlin, Isabelle Fortunata, geborne Gräfin von Flemming, 1743 zu Warschau geboren, gleich berühmt durch Schönheit und Geist als durch ihren Patriotismus, lebte nach dem Tode ihres Gemahls auf ihrer reizenden Besitzung Pulawy, wo sie nicht nur prächtige Gärten, sondern auch Volksschulen, Fabriken und in dem sogenannten Tempel der Sibylle eine berühmte Sammlung polnischer Alterthümer anlegte. Während des Aufstandes von 1830 war ihr Schloß ein Hospital für die verwundeten und ein Zufluchtsort für die flüchtenden Patrioten. Nach dem unglücklichen Ausgang der Revolution zog sie sich nach Wysock in Galizien zurück, wo sie am 17. Juni 1835 †. Sie war auch Schriftstellerin und schrieb Mehres in polnischer Sprache. Ihre Tochter, Maria Anna, den 15. März 1768 geboren, vermählte sich 1784 mit dem Herzog Ludwig von Würtemberg, von dem sie aber 1792 geschieden wurde, und hat sich durch den trefflichen polnischen Roman „Malvina" (Warschau 1818) einen Namen gemacht.

4) Adam, Fürst von C., ältester Sohn des Vorigen, am 14. Januar 1770 geboren, vollendete seine Bildung auf der Universität Edinburg und zu London und erwarb sich bereits im Freiheitskampfe Kosciuszko's auf dem Schlachtfelde den Verdienstorden. Nach der Theilung Polens 1795 nebst seinem Bruder Konstantin als Geisel nach Petersburg geschickt, trat er hier mit dem jungen Großfürsten Alexander in freundschaftliche Beziehungen und erhielt später von demselben das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, auf welchem Posten er sich durch Gerechtigkeit, Milde, Umsicht und Uneigennützigkeit auszeichnete. Seine Politik ging dahin, Rußland in Frieden zu erhalten, um seinem, dem großen russischen Staatskörper einverleibten Vaterlande Zeit zu gönnen, seine nationelle Gestaltung zu vollenden. Am 11. April 1805 unterzeichnete er im Namen Rußlands das Bündniß mit England gegen Frankreich, nahm sodann seine Entlassung, wohnte jedoch schon wieder der Schlacht bei Austerlitz (2. December 1805) an Alexanders I. Seite bei und war auch im Feldzuge von 1807 dessen Begleiter. Nach dem tilsiter Frieden zog er sich fast ganz von den Staatsgeschäften zurück. Wiewohl er kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich im russischen Reichsrathe mit hinreißender Beredtsamkeit zu Gunsten seiner unglücklichen Nation sprach u. sein Vater sich offen Napoleon I. anschloß, blieb C. doch an Alexanders I. Seite. Die Statthalterschaft in Polen entging ihm zwar u. ward Zajonczek zu Theil, doch erhielt er 1815 die Würde eines Senator Palatinus des Königreichs. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha. Mit Freimüthigkeit sprach er auf dem ersten Reichstage als Mitglied der Senatorenkammer von den Vortheilen konstitutioneller Verfassungen und suchte auch als Kurator der Universität Wilna die Nationalität Polens zu heben, ward aber 1821 von dem ihm endlich doch mißtrauenden Großfürsten Konstantin seiner Stelle enthoben und lebte von nun an auf seinem Stammsitze Pulawy nur der Kunst und den Wissenschaften. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 u. 1831 trat er auf Lübecki's Einladung dem von diesem gebildeten Administrationsrathe in Warschau bei und gehörte zu Denen, die dem Cesarewitsch jenseits der Barrièren von Warschau die Wünsche des Volks vorlegten. Bald darauf zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt, berief er den Reichstag auf den 18. December 1830, wußte als Senatspräsident die Wahl zum Generalissimus auf

Skrzynecki zu lenken u. brachte den größten Theil seines Vermögens dem Vaterlande zum Opfer dar, legte aber nach den Greuelthaten des 15. und 16. August sein Amt nieder, verließ, als sich Kruckowiecki an die Spitze der Regierung gedrängt hatte, Warschau und diente als gemeiner Soldat in dem Corps des Generals Romarino, bis dieser zu Anfang September 1831 auf österreichisches Gebiet übertrat, worauf auch C. Polen verließ und sich später nach London begab. Von der Amnestie ausgeschlossen, lebte er fortan in Paris und galt als das Haupt der aristokratischen Partei der polnischen Emigranten, die in ihm den künftigen konstitutionellen König Polens sah. Seine Güter in Polen, namentlich Pulawy, wurden verheert und konfiscirt, einige davon 1841 zu Ansiedelungen von Militärkolonien bestimmt. Die von der österreichischen Regierung über seine Besitzungen in Galizien in Folge des polnischen Aufstandes von 1846 verhängte Sequestration ward 1848 wieder aufgehoben. Im März 1848 forderte er von Paris aus in einer französischen Proklamation die Vertreter Deutschlands auf, sich mit den Vertretern Frankreichs zu vereinigen, um die Herstellung Polens zu verlangen. Im April darauf erließ er den Bauern auf seiner Herrschaft Sieniawa in Galizien die Frohndienste und gab ihnen ihre Besitzungen zu eigen. Die versöhnende Politik Kaiser Alexanders II. vermochte C. nicht, seine Stellung zur russischen Regierung zu ändern; gegen die ihm 1856 angebotene Amnestie protestirte er. Er † am 15. Juli 1861 auf dem Schlosse Montfermeil bei Paris. Er hinterließ 2 Söhne, den Fürsten **Witold C.**, geboren den 6. Juni 1824, welcher 1845 in spanische Dienste trat, und den Prinzen **Ladislas**, welcher sich mit einer Tochter des Herzogs von Rianzares und der Königin Christine von Spanien vermählte und nach des Vaters Tod Führer der aristokratischen Partei der Polen wurde.

Czaslau (böhm. **Caslawa**), Stadt im gleichnamigen Kreise (71,75 □Meilen mit 354,677 Einwohnern) des Königreichs Böhmen, 10 Meilen östlich von Prag, hat eine Dechanatkirche mit sehr hohem Thurme und dem Grabe Ziska's und zählt 5400 Einwohner, welche besonders Salpetersiederei und Landbau treiben. C. soll 796 von den Brüdern **Czas** und **Slaw** aus dem edlen Geschlechte der Woracicki erbaut worden sein; unter Boleslaw I. ward es gegen die Einfälle der Magyaren befestigt, 1421 von den Pragern erobert, doch 1423 von Ziska wieder gewonnen. Im Jahre 1618 siegten hier die Böhmen unter Graf Thurn gegen die Kaiserlichen unter Dampierre. Ueber die hier am 17. Mai 1742 vorgefallene Schlacht zwischen den Preußen und Oesterreichern s. **Chotusitz**.

Czaussy (**Tschaussy**), Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, rechts am Waß (Bassa), hat ein Karmeliterkloster, eine griechische und eine Uniatenkirche, eine Synagoge, mehre Schulen, einen Kaufhof, Fabriken in Leder, Wolle, Seife u. Talg u. 4252 Einwohner, zur Hälfte Juden. Der Handel wird durch zwei große, stark besuchte Märkte belebt.

Czech, Franz Hermann, Priester des Piaristenordens der böhmisch-mährischen Provinz, den 20. September 1788 zu Münchengrätz in Böhmen geboren, trat 1808 zu Leipnik in Mähren in den genannten Orden, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Nikolsburg und studirte zu Kremsier Philosophie, dann Theologie. Zum Priester geweiht, wirkte er an der k. k. theresianischen Ritterakademie zu Wien, bis 1816 als Präfekt der Zöglinge der Humanitätsklassen, dann bis 1819 als Präfekt der Philosophen und Professor der Philosophie, wurde 1818 Religionslehrer am k. k. wiener Taubstummeninstitut und bestrebte sich als solcher, die Methode des S. Heinicke, die sich auf die Tonsprache der Taubstummen basirt, mit der französischen des Abbé de l'Epée, welche die Zeichensprache zur Grundlage hat, zu verschmelzen. Auch waren seine Bemühungen besonders darauf gerichtet, den Taubstummenunterricht durch Einführung desselben in die gewöhnlichen Schulen möglichst allen Taubstummen zugänglich zu machen. Seine „Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und auf das Leben" (Wien 1836) gelangte zur Kenntniß aller Regierungen in Europa und erfreute sich selbst in Amerika überall der wärmsten Aufnahme. Im Jahre 1839 zum Professor der Theologie an der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt, mußte er schon im folgenden Jahre wegen Krankheit sein Amt aufgeben, lebte eine Zeitlang in Wien, begründete dann, 1845 ins Piaristenkollegium zu Nikolsburg zurückgekehrt, die israelitische Taubstummenschule und † am 28. Juli 1847.

Czechen, Volksstamm der Slaven im österreichischen Staate, besonders in Böhmen und Mähren seßhaft, wohin sie 451—495 n. Chr. aus dem Karpathenlande an der oberen Weichsel nebst andern verwandten Stämmen einwanderten. In Böhmen erlangten sie bald ein solches Uebergewicht, daß ihr Name bereits im 9. Jahrhundert die allgemeine Bezeichnung für sämmtliche im Lande wohnenden Slaven ward und Böhmen selbst die Bezeichnung **Czechy** erhielt. Ihr Name stammt, nach gewöhnlicher Annahme, von ihrem ersten Anführer **Czech**, nach Andern heißen sie C. (d. i. Vordere), als der am weitesten nach Westen vorgeschobene Zweig der Slaven. Der czechische Stamm umfaßt außer den eigentlichen C. in Böhmen, in Oesterreich unter der Ens, in Galizien, Slavonien und in der Militärgrenze, auch die **Mährer** als mährische C., die **Horaken** im westlichen Gebirge Mährens, die **Hannaken** in der Hanna, die **Walachen** im östlichen Gebirge (Javoriner, Pasekarschen, Zaleczaken) u. in Schlesien; endlich die **Slowaken** in Oesterreich unter der Ens, in Ungarn, in Mähren, in der Bukowina, in Slavonien. Ihre Gesammtzahl beträgt etwa 6 Millionen. Weiteres s. **Böhmen**, **Oesterreich** 2c.

Czechische Sprache und Literatur. Die böhmische **Sprache**, von den Böhmen selbst czechische Sprache genannt, ist ein besonderer Zweig des großen slavischen Sprachstammes, der besonders unter den mittlern und untern Ständen des innern Böhmens, Mährens, um Troppau und in Oberungarn, im Ganzen von etwa 7 Millionen Menschen gesprochen wird u. auch Geschäfts- u. Schulsprache ist, weshalb alle obrigkeitlichen Verordnungen in Böhmen zugleich deutsch und böhmisch abgefaßt und bekannt gemacht zu werden pflegen. Unter allen slavischen Dialekten scheint sie sich am frühesten, mit der Entwickelung des böhmischen

Volks um 550, ausgebildet und sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten zu haben, bis sie in Folge der Einwanderungen Deutscher nach Böhmen im 13. Jahrhundert, wodurch sich viele lateinische und deutsche Wörter einschlichen, einen Theil ihrer Originalität einbüßte. Den höchsten Grad ihrer Ausbildung erreichte die czechische Sprache im 16. Jahrhundert, wo die Gelehrten, durch Belohnungen aufgemuntert, in der Muttersprache schrieben, Adel und Hof czechisch sprachen und vor Gericht in czechischer Sprache verhandelt wurde. Seit dem 17. Jahrhundert begann die deutsche Sprache mehr und mehr Eingang zu finden; die meisten böhmischen Bücher wurden als ketzerisch verdächtigt, neue in den kriegerisch unruhigen Zeiten nicht geschrieben, und die czechische Sprache blieb fast nur noch Eigenthum der unteren Schichten des Volks. In Folge davon verlor sie ihren ursprünglichen Wohlklang und ihre Eigenthümlichkeit immer mehr, bis sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gelehrte Patrioten des fast vergessenen Idioms wieder annahmen und 1776 ein Lehrstuhl der czechischen Sprache auf der wiener Hochschule errichtet wurde. In Folge davon kam die czechische Sprache nach und nach wieder zu solchem Ansehen, daß die österreichische Regierung sich bewogen fand, 1818 die Erlernung derselben auch in den böhmischen Gymnasien wieder anzuordnen und zu befehlen, daß in Böhmen anzustellende Civilbeamte der czechischen Sprache mächtig sein sollten. Das Czechische wird jetzt mit lateinischen Buchstaben geschrieben, während früher dafür die deutsche Schrift im Gebrauch war. Die Anzahl der Buchstaben ist verschieden, je nachdem man die accentuirten Vokale und punktirten Laute als besondere Buchstaben aufführt oder nicht; im ersteren Falle kommen 42 Buchstaben heraus. Ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß der czechischen Sprache der reizende Wohlklang der polnischen abgeht, und daß sie an Weichheit und Anmuth selbst von dem Serbischen, an Würde und Kraft aber von dem Altslavischen übertroffen wird; so steht sie doch durch Reichthum an Wurzelwörtern, Mannichfaltigkeit der Ableitungs- und Biegungsformen, reine und bestimmte Vokalisirung, vor Allem aber durch unvergleichliche sinnliche Anschaulichkeit, Präcision des Ausdrucks und seinen grammatischen Bau den meisten ihrer Schwestern voran. Sie ist die kräftigste und gedrungenste, aber auch die härteste unter den slavischen Sprachen. Was sie aber von den meisten lebenden europäischen Sprachen nicht zu ihrem Nachtheil unterscheidet, ist der Umstand, daß in ihr, wie in den klassischen Sprachen des Alterthums das Zeitmaß, nicht, wie in allen neuern Sprachen, das Tonmaß vorwaltet, eine Eigenthümlichkeit, die sie vornehmlich zu Nachbildung der griechischen und römischen rhythmischen Formen geschickt macht, so daß sich in keiner anderen Sprache die alten Klassiker so vollkommen und doch so ungezwungen wiedergeben lassen, als in ihr. Ihre Grammatik ist freilich dabei auch um Vieles komplicirter und schwieriger, als die der andern slavischen Sprachen. Sie liebt, während sich eine bedeutende Anzahl von Wörtern aus allen Klassen und der größte Theil der Flexionsendungen auf Vokale endigen, in der Mitte der Wörter das Zusammentreffen mehrer Konsonanten, und namentlich gibt ihr die scharfe Accentuirung des r etwas Rauhes. Durch eine sehr artikulirte Aussprache erhebt sie sich an Kraft über alle ihre Schwestern, doch ist sie dabei keineswegs unmelodisch, sondern eignet sich wegen der in ihr Statt findenden Unterscheidung der langen und kurzen Silben, wie keine andere Sprache, mit Ausnahme der italienischen, zum musikalischen Gebrauch. Die brauchbarsten neueren **Grammatiken** sind: Negedly, Lehrbuch der böhmischen Sprache, Prag 1804, 1821 und öfter; Dobrowsky, Vollständiges Lehrgebäude der böhmischen Sprache, das. 1809, 1819; Trnka, Theoretisch-praktisches Lehrbuch der slavischen Sprache in Böhmen, Mähren u. Oberungarn, Wien 1832, 2 Bde.; Burian, Ausführliches Lehrbuch der böhmischen Sprache für Deutsche, Königgrätz 1840; Koneczny, Anleitung zur Erlernung der czechisch-slavischen Sprache, Wien 1842—46, 2 Bde. Deutsch-böhmische Wörterbücher gaben Tomsa (Prag 1791), Hanka (das. 1833), Jungmann (das. 1835—39, 5 Bde.) u. Franta-Schumansky (das. 1851) heraus.

Die Geschichte der czechischen **Literatur** kann man füglich in 7 Hauptabschnitte theilen, die eben so viel Bildungsphasen des böhmischen Volks darstellen. Was in der 1. **Periode**, von der Einwanderung der Czechen bis auf ihre Bekehrung zum Christenthum (550—845), für Bildung des Geistes unter dem böhmischen Volke durch Wort u. Schrift geschah, kann nur gemuthmaßt werden; indessen ist nicht zu leugnen, daß die Ueberreste der ältesten czechischen Sprach- und Geistesbildung in den erst neuerlich entdeckten Bruchstücken und in den Gedichten der königinhofer Handschrift (1817 von Hanka entdeckt und herausgegeben Prag 1819, deutsch von Swoboda, das. 1819 und 1829), deren einige gewiß in diese Periode hinaufreichen, auf ein höheres Alter nationaler Bildung in Böhmen hinzudeuten scheinen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Das dem Nationalmuseum zu Prag einverleibte Pergamentblatt enthält 2 Bruchstücke, das Ende des einen und den Anfang des andern Gesangs; der Gegenstand des erstern ist eine Volksversammlung, in der Familiengesetze gegeben werden, der des andern das Gericht der Libussa in dem Rechtsstreit zweier Edlen, dessen Folge Premysls Wahl zum Herzog von Böhmen war. Mit der Verbreitung des Christenthums nahmen die Böhmen von deutschen Priestern lateinische Schriftzüge an, während bei den südlichen Slaven an der Donau und von da bis nach Slavonien und Mähren hinein Cyrills slavisches Alphabet in Gebrauch kam. Neben der czechischen wurde nun die lateinische, als diplomatische, und bald auch die deutsche, diese zuerst als die Sprache der Handwerker und Künstler, dann aber auch als die der höhern Klassen eingeführt, wie überhaupt deutsches Wesen und deutsche Sitte immer mehr überhand nahmen, besonders als die Herzöge Spitignew und Wratislaw 895 in den deutschen Reichsverband traten, und nur die Nationalgesänge der altböhmischen Dichter hallten noch frisch und kräftig in czechischer Sprache. Die bedeutendsten Ueberreste der Literatur dieser 2. **Periode** (von 845—1310) sind: Klaglied eines Verliebten an den Ufern der Moldau (von Linda 1817 auf einem Pergamentblatte entdeckt); die meisten der lyrisch-epischen, reimlosen Gesänge der königinhofer Handschrift; Ulrich und Boleslaw, von der Vertreibung der Polen aus Prag 1003; Benesch

Hermanow, von der Vertreibung der Sachsen aus Böhmen 1281; Jaroslaws Sieg über die Tataren bei Olmütz 1241; das Turnier am Hofe eines Fürsten, acht kleinere Volkslieder 2c., alle voll Zartheit, Anmuth, Kraft und dichterischer Weihe. Matter und geistesarmer sind die theologisirenden Gedichte: das Kyrieeleisonlied, dem heiligen Adelbert zugeschrieben; die Legende von den 12 Aposteln 2c. Die meisten der in diese und die folgende Periode gehörenden Schriften gab Hanka unter dem Titel „Starobylá skládanie“ (Prag 1817 ff.) heraus. Unter König Johann schwand die böhmische Nationalität unter dem mächtig eindringenden Deutschthum immer mehr dahin. Mit der einheimischen Tracht wurde auch die nationale Sprache abgelegt; die Stadtrechte der Stadt Prag wurden 1341 in deutscher Sprache abgefaßt; sonst war in öffentlichen Verhandlungen und Urkunden die lateinische die allgemein gebräuchliche. Erst Karl IV. suchte die czechische Sprache wieder mehr in Aufnahme zu bringen, und sein Sohn Wenceslaus IV. ließ wieder öffentliche Urkunden in ihr ausstellen, wie auch Meisterwerke anderer Literaturen ins Czechische übersetzt wurden. Die Poesie war zu Anfang des 14. Jahrhunderts mit den alten Volkssitten zu Grabe gegangen; statt des nationalen reimlosen, rhythmischen Verses reimte man nun in achtsilbigen Zeilen, und somit verschwand das Ursprüngliche, Volksthümliche. Größere Ausdehnung hatte die Prosa, namentlich durch die czechische Bibelübersetzung, gewonnen, aber schon 1374 fing man an, das Schreiben geistlicher Bücher in czechischer Sprache zu hindern. Die vorzüglichsten, meist nur noch handschriftlich vorhandenen Denkmale aus dieser 3. Periode (1310—1410) sind: die böhmische Chronik in Versen, gewöhnlich dem bunzlauer Domherrn Dalimil Macircky zugeschrieben; verschiedene Gedichte aus der Handschrift der prager Domkirche; der böhmische Cato; die Geschichte Tristrams, ein Ritterroman, aus dem Deutschen übersetzt; die Geschichte des Tantarias und der schönen Floribelle; die trojanische Geschichte aus dem Lateinischen des G. von Columna; die ältesten böhmischen Landrechte, um 1402 von Andreas von Duba gesammelt; die gemeinen Rechte sammt dem Lehnrechte; der Sachsenspiegel oder das magdeburger Recht; das Leben Karls IV. (herausgegeben von Tomsa, Prag 1791); die böhmische Chronik von Pribjk von Tradenin, genannt Pulkawa, aus dem Lateinischen ins Böhmische übersetzt (herausgegeben von Prochazka, Prag 1786); Chronik von römischen Kaisern, aus dem Lateinischen; die Reisebeschreibung des Ritters Johann von Mandeville, aus dem Deutschen ins Böhmische übersetzt von Laurentius (Pilsen 1510, Prag 1610, 1796, 1811); die böhmische Uebersetzung der Historia scholastica des Peter Comestor; des böhmischen Edelmannes Thomas Stitné „Lehrbuch für seine Kinder“ (1376); der Neue Rath des Smil von Pardubitz, genannt Flaschka († 1403) und das einst vielgelesene Fabelbuch: „Der Rath der Thiere“; verschiedene ascetische Schriften in der prager Handschrift von 1383; des heiligen Augustinus Spiegel; das Testament der 12 Patriarchen; die Philosophen aus dem Lateinischen; Mr. Elucidarius, Von allerlei Geschöpfen Gottes; mehre lateinisch-böhmische Vokabularien 2c. Mit Johann Huß, dem Reformator Böhmens, beginnt auch eine neue Aera der czechischen Nationalliteratur, die 4. Periode (1410—1526). Auf alle Weise bemüht, die böhmische Volksthümlichkeit zu heben und von deutscher Beeinflussung zu befreien, schrieb und sprach er in der Volkssprache, u. sein Märtyrertod veranlaßte jene gewaltige Erhebung des böhmischen Volks, die auch der czechischen Sprache zur Herrschaft verhalf. Der Gottesdienst, die Messe wurde in der alten Landessprache gehalten, auf den Landtagen wurde Alles böhmisch verhandelt, und bei den Mitbewerbern um die böhmische Krone wurde auf die Kenntniß der Landessprache gesehen. Zugleich begann der Bücherdruck die Literatur zu fördern, und die Sprache gewann in Folge davon an Fülle, Kraft und Rundung, und Gelehrte, wie Bohuslaw von Lobkowitz und Hieronymus Balbus, der in Prag Vorlesungen über die schönen Wissenschaften hielt, trugen zur Reinigung des Geschmacks bei. Die Poesie ertönte hier und da kräftig in den hussitischen Gesängen, blieb aber im Ganzen weit hinter der Prosa zurück, die sich durch Originalität, Wärme, Gediegenheit u. Kraft auszeichnete. Unter den poetischen Produkten sind außer einigen gehaltvollen geistlichen Liedern der Hussiten nur die Gedichte des Prinzen Hynek von Podiebrad (1452—91) und einige Kriegslieder Ziska's hervorzuheben. Was sich von Beredtsamkeit in dieser Zeit entwickelte, gehörte vorwaltend der geistlichen an, wiewohl auch politische Redner damals mit Erfolg auftraten. Das Feld der Geschichte blieb ziemlich unbebaut; Procop, Stadtschreiber von Prag, verfaßte eine Reimchronik. Anderes hierher Gehörige hat Palacky in den „Scriptores rerum Bohemicarum“ (Prag 1830, 3 Bde.) gesammelt. Interessante Beiträge zur damaligen Länder- u. Sittenkunde enthalten die Reisen des Alexander Kostka von Postupic nach Frankreich (1464), des Lew von Rozmital durch Europa (1465), des böhmischen Bruders Martin Kobatnik in den Orient und nach Aegypten (1491) und des Johann von Lobkowitz nach Palästina (1493). Als Verfasser politischer Schriften sind Ctibor von Cimburg und Jobitschau († 1494) und Victorin Cornelius von Wschehrd zu nennen. Ein strategisches Werk des Feldherrn Wenzel Wlzek von Czenow (aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) verbreitet über die Kriegskunst der Hussiten Licht. Als Verfasser theologischer Schriften sind außer Huß, Hieronymus und Jacobell von Mies, Joh. von Rokican, Lucas von Prag, Petr. Chelcicky, Petr. Mladenowic, Huß' Biograph, Ulrich Welensky, Nikl. Konac von Hodiskow, Nikl. Klandian, Nikl. Bakalar u. A. namhaft zu machen. Ueber medicinische Gegenstände schrieben Chr. Prachaticky, Joh. Czerny, Nikl. Klandian. P. von Sternberg und Albr. Rendel sammelten Landtagsschlüsse, Ogir von Ocedelicz Rechtssprüche, Petr. Prespole übersetzte die kuttenberger und iglauer Bergrechte ins Böhmische. Die czechische Sprache und Literatur, die sich mit der czechischen Volksthümlichkeit entwickelt hatte, blühte so lange, als die letztere von fremdem Einflusse unbeschränkt blieb. Die 1524 eingeführte strenge Büchercensur tödtete das innerste Mark des frischen, hochstrebenden Stammes, und in dem blutigen Kriege, der sich endlich wegen der gekränkten Rechte der hussitisch-protestantischen Partei erhob, erreichte mit der Volksfreiheit auch die

Sprachbildung ihr Ende. Hat man demnach die 5. Periode (1526—1620) das goldene Zeitalter der czechischen Literatur genannt, so kann dies nur hinsichtlich des Reichthums an Schriftstellern, deren Zahl täglich wuchs, geschehen sein. Fast alle Fächer des menschlichen Wissens wurden mit neuen Werken und gelungenen Uebersetzungen bereichert; die böhmischen Pressen lieferten die kostbarsten Prachtwerke, die Sprache erreichte eine Stufe der Vollendung, die auch für die Zukunft mustergültig wurde. Die Dichtkunst blieb aber auch jetzt weit hinter der Prosa zurück; es fehlte der poetische Geist in den wortreichen, nach den Sylben gezählten Reimereien, und außerdem waren die poetischen Produkte dieser Periode meist geistlichen Charakters. Als die bedeutendsten Dichter sind Georg Streyc, Verfasser geistlicher Lieder, und Simon Lomnicky von Budecz, Kaiser Rudolfs II. Hofpoet, zu nennen. Stylistisch musterhaft sind die Denkwürdigkeiten und Briefe Karls von Zerotin, Landeshauptmanns von Mähren (1594—1614). Mehrfache Bearbeitung fand die Geschichte, besonders die vaterländische. Die böhmische Chronik Hajek von Liboczans († 1553) streift an den historischen Roman. Von höherer Glaubwürdigkeit sind Berichte des Notars Bartesch von Prag (1544) über die Unruhen von 1524; Sixts von Ottersdorf, Kanzlers der Altstadt Prag († 1583) Berichte über die Ereignisse des blutigen Landtags von 1547; sowie die genealogischen und biographischen Werke Wenzel Brzezans (zu Anfang des 17. Jahrhunderts). Interessant sind die Reiseberichte des Ulrich Prefat von Wlkanowa (1546), des Wenzel Wratislaw von Mitrovic (1599) und des Harant von Polzic (1608). Sonst sind unter den zahlreichen Schriftstellern dieser Periode noch hervorzuheben: Joh. Augusta, Bischof der böhmischen Brüderunität († 1572), der Domherr Thom. Baworowsky († 1560), Nikl. Konac von Hodiskow († 1546), Paul Christian von Koldin, Senator in Prag († 1589), Wenzel Budowec von Budowa, Appellationsgerichtspräsident († 1621). Als Sprachforscher machte sich verdient Matth. Beneschowsky (1587), als Kenner des klassischen Alterthums Abr. von Ginterod († 1609). Der erwähnte Joh. von Zerotin ließ auf seinem Rittersitze Kralic in Mähren von 8 Gelehrten binnen 15 Jahren die Bibel aus den Ursprachen ins Böhmische übersetzen u. drucken (Kralic 1579—93, 6 Bde.), welches Werk als Muster korrekter Sprache galt.

Mit der Schlacht am weißen Berge beginnt die 6. Periode (1621—1774), die traurigste der czechischen Literatur. Die vorzüglichsten Männer der Nation kamen durchs Schwert um, unter ihnen die Schriftsteller Christ. Harant von Polzic und Budowec v. Budowa; über 30,000 Böhmen, darunter die thätigsten, reichsten, gebildetsten u. gelehrtesten Männer, Lehrer und Priester, wanderten aus. Die Stellen der Verbannten wurden mit italienischen, niederländischen, spanischen u. irländischen Glücksrittern besetzt, die ganze böhmische Nationalität schmachvoll herabgewürdigt und in den Staub getreten. Jesuiten wanderten, von Soldaten begleitet, von Haus zu Haus, um dem Volke alle der Ketzerei verdächtigen Bücher, worunter man alle die von 1414—1635 in czechischer Sprache verfaßten Werke begriff, abzunehmen und sie zu verbrennen. Noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein dauerte diese vandalische Bücherverfolgungswuth fort; rühmte sich doch noch der 1760 verstorbene Jesuit Ant. Konias, 60,000 böhmische Bücher verbrannt zu haben. So ging nicht nur durch dies fluchwürdige Treiben der Tyrannen und Dunkelmänner die altböhmische Literatur zum größten Theil zu Grunde, sondern auch der Literatur des Jahrhunderts wurden die Wurzeln abgeschnitten. Außer den wenigen guten Schriftstellern, die ihre Bildung der frühern Periode verdankten, wie Graf Slawata, der eine Geschichte seiner Zeit in czechischer Sprache in 15 Foliobänden, die aber nicht gedruckt wurde, Paul Skala v. Zhor, der eine allgemeine große, ebenfalls noch ungedruckte, Kirchengeschichte in 10 Foliobänden schrieb, u. einigem Andern, erschien anderthalb Jahrhunderte lang nichts, was, mit wenigen Ausnahmen, nur genannt zu werden verdiente. Amos Comenius, der letzte Bischof der böhmischen Brüderunität, ist auch der letzte Stern der czechischen Literatur, die von nun an nur unter den protestantischen Slowaken in Ungarn durch Schriftsteller, wie Tranowsky, Bahyl, Pilarik, Hraschkowicz, Stransky, Simonides, Dolezal u. A., fortlebte; in Böhmen und Mähren jedoch waren Joh. Rosa's Versuche in böhmischen Hexametern, Bezowsky's böhmische Chronik und die Lieder des Naturdichters Wolney das einzige Nennenswerthe. Gerade aber, als die czechische Literatur u. Sprache rettungslos dem Untergange preisgegeben zu sein schien, erwachte sie durch die redlichen Bemühungen patriotisch gesinnter Männer zu neuem Leben, womit die 7. Periode der czechischen Literatur anhebt.

Am 6. Dec. 1774 war ein kaiserliches Hofdekret erschienen, wonach in ganz Böhmen deutsche Normal-, Haupt- und Trivialschulen nach einem neuen Lehrplan eingerichtet werden sollten, wodurch die czechische Sprache u. Literatur gleichsam den Todesstoß zu erhalten schien, in sofern kein Böhme in seiner Muttersprache mehr, als höchstens das Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus lernen konnte. Da traten aber edle Männer auf, die diesem völligen Verfall der vaterländischen Sprache u. Literatur mit allen Kräften entgegenarbeiteten, zuerst der hochverdiente General Graf Franz Kinsky in seinen „Erinnerungen über einen hochwichtigen Gegenstand“ (1774) und darauf der vaterländische Historiker Pelzel, so daß sich die Regierung selbst bewogen fand, auf die Erhaltung der Landessprache, wenn auch nur einigermaßen, Rücksicht zu nehmen. Aber erst Josephs II. großherzige Bestrebungen bewirkten ein Erwachen der schlummernden Vaterlandsliebe, und bei dem nunmehr freigegebenen Anbau der Wissenschaften u. dem erweiterten geistigen Verkehr traten bald eine Menge namhafter Schriftsteller auf dem verwilderten Brachfelde der czechischen Literatur, sowohl mit Originalwerken, als mit Uebersetzungen, auf, woneben die Ueberreste der Alten fleißig hervorgesucht und herausgegeben wurden. Als nun gar 1793 an der prager Universität ein Lehrstuhl der czechischen Sprache u. Literatur errichtet, 1803 in Preßburg ein Institut der czechisch-slowakischen Literatur gegründet, von 1786 bis 1806 und, nach kurzer Unterbrechung, seit 1812 auf dem ständischen Theater zu Prag Vorstellungen in der Landessprache gegeben wurden, da fühlten die Pfleger der einheimischen Sprache ihre vielfach mißachteten Bestrebungen reichlich belohnt. Zu

diesen Pflegern gehören, außer Pelzel, dessen „Nowa Kronika česka“ (1791—96, 3 Bde.) das beste bis jetzt vorhandene Handbuch der böhmischen Geschichte ist, der Paulanermönch Franz Faustin Prochazka (1777—1804), Wenzel Matth. Kramerius, der seit 1783 als verdienstvoller Volksschriftsteller auftrat, Alex. Vinc. Pariczek, Verfasser und Uebersetzer mehrer Jugend- u. Schulschriften, Jos. Dobrowsky, einer der bedeutendsten Sprachforscher der Slaven, Franz Tomsa, Verfasser guter Volksschriften, Wenzel Stach, Johann Nalik und die Brüder Tham; zugleich erwachte un er den ungarischen Slaven durch Leska, Rybay, Tablic, Palkowicz, Roznay u. Andere neuer Eifer für die Kultur der czechischen Sprache und Literatur. Noch aber waren diese Bestrebungen mehr vereinzelt und hatten sich nicht der allgemeinen Theilnahme zu erfreuen, da der Adel und die Gebildeten im Volke der Sprache ihrer Väter bereits größtentheils entfremdet waren, bis mit 1818 eine neue und bessere Epoche der czechischen Nationalliteratur hereinbrach. Die Bekanntmachung der von Hanka aufgefundenen königinhofer Handschrift erweckte eben so sehr die Liebe zur nationalen Literatur wieder bei allen Ständen und Klassen, als die 1818 durch den damaligen Oberstburggrafen, Graf Kolowrat, veranlaßte Gründung des Nationalmuseums in Prag, dessen Statuten 1822 die kaiserliche Genehmigung erhielten. Aus diesem Institut ging 1831 ein Komité (Matice česka, d. i. czechische Mutter) zur wissenschaftlichen Pflege der czechischen Sprache und Literatur hervor, das zu Förderung seiner Zwecke einen bedeutenden, durch freiwillige Beiträge gebildeten Fond besitzt. Dobrowsky und seine zahlreichen Anhänger, worunter die prager Professoren Jos. Jungmann und Joh. Swat. Presl die bedeutendsten, machten Vorschläge zur Durch- und weiteren Fortbildung der czechischen Sprache und begannen damit, einige Inkonsequenzen der alten czechischen Orthographie zu beseitigen, wogegen aber die Anhänger des Alten, und darunter besonders Negedly in Prag und Palkowicz in Preßburg, heftigen Widerspruch erhoben und dadurch einen Streit veranlaßten, der gefährlich zu werden drohte, da man sich nicht scheute, das rein wissenschaftliche Streben jener Männer als staatsverderbliche, Religion u. Sitten gefährdende Neuerung zu verdächtigen. Der gesunde Sinn des Volks nahm keinen Theil an diesem unerquicklichen Streite, sondern freute sich des aufsprossenden Baumes der jungen Nationalliteratur. Vor Allem war es die Dichtkunst, die sich, den Ueberresten des alten Poesieschatzes nachstrebend, wieder in volksthümlicher Frische erhob. Schon 1795 hatte der talentvolle Pfarrer Ant. Puchmayer († 1820) den verödeten czechischen Parnaß mit Glück bestiegen, und Männer, wie Adalb. und Johann Negedly, Jos. Rautenkranz, Franz Stepniczka († 1832), Sebast. Hnjewkowsky († 1847), Fr. Joh. Swoboda und Andere, waren ihm mehr oder minder glücklich gefolgt. Einen noch höheren Schwung nahm seit 1805 der hochverdiente Jos. Jungmann. Kann man indessen auch mit Recht Ant. Puchmayer den Vater der neuern czechischen Poesie nennen, so schreibt sich ihre eigentliche Blüthe doch erst seit 1818, als man anfing, nach den einfachen, nationalen Formen der Gesänge der königinhofer Handschrift zu dichten.

Unter den neueren und neuesten Dichtern und Belletristen sind außer den schon genannten noch hervorzuheben: F. L. Czelakowsky mit seinen Liedern; Joh. Kollar mit seinen erotischen und patriotischen Sonetten; Palacky mit seinen feurigen Oden; K. A. Schneider mit seinen Liedern und Balladen; Hanka mit seinen im Geiste der slavischen Volkslieder verfaßten Gesängen; Ant. Marek mit seinen sinnigen, im griechisch-römischen Zeitmaße abgefaßten Gedichten; E. J. Schafarik mit seinen Jugendgedichten; ferner Weteschnik, Ant. Czermak, Dlavatsch, Kinsky, Kral. Rokos, Palkowicz, B. Tablic, Bernolak, Roznay u. A. Joh. Kollar schrieb *Elegien*, Langer *Idyllen* und *Märchen*. In der *Epik* versuchten sich Adalb. Negedly („Karl IV.“, „Ottokar“, „Wratislaw“), Raymann, Turinsky, S. Hnjewkowsky, Holly mit seinem „Swatopluk“ u. seiner „Cyrillo-Methodiade“. Im Fache der *Erzählung* arbeiteten nicht ohne Glück: Winaricky, Kamaryt, Chmelensky, Klacel, Wocel, Wacek, Maby, Tupy-Jablonsky, Picek, Skultety, Magdalene Rettig, die Nonne Marie Antonie u. A. Als *Fabeldichter* zeichneten sich Joseph Chmela u. der Pfarrer Vinc. Zahradnik aus. Joh. Nep. Stiepanek, Direktor des ständischen Theaters in Prag, ward der Schöpfer u. Förderer der neuern czechischen Bühne, für die er selbst eine Menge *Schau-* und *Lustspiele* lieferte. Wenc. Klicpera schrieb zahlreiche Schauspiele, Komödien u. Tragödien, Karl Sim. Machaczek unter andern das beste böhmische Lustspiel „Die Freier“; auch dankt ihm u. Swoboda die böhmische Oper seit 1823 ihren neuen Aufschwung; auch Jos. Chmelensky schrieb Operntexte. Wocel schrieb das Trauerspiel „Die Harfe“, Turinsky die Tragödie „Angelina“; Schafarik übersetzte des Aristophanes „Wolken“ und Schillers „Maria Stuart“, Ssir Müllners „Schuld“. Der beliebteste Novellen- u. Dramendichter ist gegenwärtig Kaj. Tyl. Ueber das Theoretische der Dichtkunst schrieb Schafarik (Anfangsgründe der böhmischen Dichtkunst, Preßburg 1818) und Hnjewkowsky über die böhmische Prosodie. Eine „Bibliotoka Divadelni“ (theatralische Bibliothek) gab Jarosl. Pospisil heraus.

Die *philosophischen u. mathematischen Wissenschaften* wurden bearbeitet von Ant. Marek, Franz Palacky, Schafarik, Jungmann, die *Naturwissenschafen* vor Allen von Joh. Swat. Presl; die *Geographie* von K. Schadek, Zap, Palacky u. A.; *Mathematik* und *Physik* von Adalb. Sedlaczek, Smetena, Stanick, Amerling u. A.; *Reisebeschreibungen* lieferten Polak, Tomicek, Pichl, Stur. Die *Geschichte* wurde vertreten von Johann Hybl (in seiner böhmischen Chronik), von Pelzel, Palacky, Tomek und Tomicek, Smedana ꝛc. *Medicinische* Schriften gab Anton Jungmann heraus. Die *populäre Theologie* hatte ihre Vertreter an Rautenkranz, Puchmayer, Pariczek, Negedly. Als Publicist ist besonders Hawliczek († 1856) zu nennen. *Uebersetzungen* erschienen von Joseph Jungmann, Negedly, Schafarik, Hanka, Ssir, Chmela, Kramerius, Marek, Joh. Wlcek ꝛc., sowohl von Werken der Alten, als Neueren. Um die Uebertragung des Besten der czechischen Literatur ins Deutsche hat sich vor Allen J. Wenzig verdient gemacht. Das oben-

genannte Komité Matice česka des böhmischen Nationalmuseums unterstützt böhmische Schriftsteller beim Druck und bei der Herausgabe ihrer Werke und gibt selbst seit 1832 als Organ des böhmischen Museums „Casopis českeho Museum" heraus. Mit seiner Unterstützung erscheinen die naturwissenschaftliche Zeitschrift „Liwa" (seit 1853) und die „Památky archeologické a mislopisné" unter Redaktion Zaps. Die auf Kosten der Matice gedruckten Bücher bilden theils die Bibliotéka nowočeska, theils die Bibl. staročeska, welche beide Sammlungen seit 1841 ohne Unterbrechung erschienen sind. Vergl. Jos. Dobrowsky, Böhmische und mährische Literatur, Prag 1779—84; Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Literatur, das. 1792, 2. Aufl. 1818; Slawin und Slowanka, das. 1808—15; Jos. Jungmann, Geschichte der böhmischen Literatur, das. 1825, 2. Aufl. 1846; Schafarik, Geschichte der slavischen Sprachen und Literatur, Ofen 1826; Wenzig, Blicke auf das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, Lpz. 1855.

Czedladz, Stadt im Kreise Olkusz des russisch-polnischen Gouvernements Radom, nahe der schlesischen Grenze in romantischer Gegend, an der Brinica, die sich hier mit der Czarna Przemia vereint, mit 2200 gewerbthätigen, aus Polen und Juden gemischten Einwohnern, welche Tuchwebereien und Strumpfwirkereien, sowie bedeutenden Bergbau auf Blei und Galmei treiben, welche beiden Metalle auf den nahen olkuszer Blei- und Galmeihütten verschmolzen werden. Auch wird in der Nähe auf Kupfer gebaut.

Czegled, Stadt im ungarischen Komitat Pesth, an der Bahn von Pesth nach Temesvar, mit römisch-katholischer und reformirter Kirche und 19,000 Einwohnern, die Wein- u. Ackerbau u. Viehzucht treiben.

Czelakowsky, Franz Ladislaw, gefeierter böhmischer Dichter und einer der berühmtesten Slavisten, geboren zu Strakonice am 7. März 1799, erhielt auf den Gymnasien zu Pisek und Budweis seine wissenschaftliche Vorbildung und studirte dann auf den Universitäten in Linz und Prag, wo er sich die Erlernung sämmtlicher slavischen Sprachen sehr angelegen sein ließ u. es besonders in der Kenntniß und Handhabung der russischen, serbischen und litthauischen Sprache bis zur Virtuosität brachte. Daneben trieb er auch italienische, französische und englische Sprachstudien, diese aber stets mit Rücksicht auf die slavischen Sprachen, die er unausgesetzt mit den fremden Sprachen verglich. Seine Neigung zu den Wissenschaften u. seine feurige Liebe zum Vaterlande ließen ihn dem eigentlichen Brodstudium entsagen und ihn die Laufbahn der Schriftstellerei einschlagen. Sein erstes literarisches Auftreten fällt in das Jahr 1822, wo er ein Heft „Gedichte" und eine „Sammlung slavischer Volkslieder" herausgab, die ihn schnell populär machten. Im folgenden Jahre erschienen seine „Listové z davnověkosti", eine Uebersetzung von Herders „Blättern der Vorzeit". Hatte sich C. in seinen Erstlingsdichtungen als einen gewandten Beherrscher der gebundenen Redeweise gezeigt, so offenbarte er sich hier auch als Meister in der Prosa. Dem bis dahin herrschenden sogenannten altklassischen Styl, der längst schon nicht mehr für die neueren Zeitbedürfnisse genügte, wurde durch C. plötzlich der Todesstoß gegeben, und seine „Listové" wurden das erste klassische Muster des modernen böhmischen Styls. Im Jahre 1825 gab er im Verein mit Chmelensky den ersten böhmischen Almanach unter dem Titel „Dennice" (der Morgenstern) heraus. Zwei Jahre später erschienen seine vortreffliche „Sammlung litthauischer Volkslieder", sowie „Marinka" (eine Uebersetzung von Goethe's Drama „Die Geschwister"). Von geringerem Werth ist seine 1828 veröffentlichte „Panna jezerní" (die Jungfrau vom See), eine Uebersetzung von Walter Scotts „The Lady of the Lake", worin C. das Streben mißglückte, ein zwischen der gewöhnlichen Prosa u. der gebundenen Dichtung stehendes neues Genre der Rede zu schaffen. Zu Anfang des Jahres 1829 erschien der „Nachhall russischer Volkslieder" („Ohlas písní ruských"), worin der Geist der russischen Volkspoesie selbst zu wehen scheint, nur noch idealisirt durch dichterische Genialität. Auf Veranlassung des erzbischöflichen Konsistoriums zu Prag übernahm C. darauf die Uebersetzung der Schrift des heiligen Augustin „De civitate Dei" (o městě Božím), welche Arbeit ihn von 1829—33 beschäftigte. Die Uebersetzung ist ein Muster des strengen und illustern böhmischen Styls. Zu dieser Zeit erhielt C. von dem Fürsten Kinsky eine Jahrespension. Auch ward ihm die Leitung der prager böhmischen Zeitung, welcher er als unterhaltendes Beiblatt die „Česka Včela" (böhmische Biene) beigesellte, übertragen. Im Auftrag der österreichischen Regierung übersetzte er damals auch das neu herausgegebene Gefäll-Strafgesetzbuch. Unterdessen hatte seine literarische Berühmtheit die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf ihn geleitet, u. er erhielt von ihr eine ehrenvolle Berufung für die slavische Professur an der petersburger Hochschule. Er blieb aber in Böhmen u. erhielt nach Negedly's Ableben dessen Lehrstuhl der czechischen Sprache u. Literatur an der prager Universität. Aber seine freien Aeußerungen in Betreff der Unterdrückung des Polenaufstandes durch Rußland zogen ihm auf Antrieb der russischen Gesandtschaft in Wien eine strenge Untersuchung und die Entlassung von der Professur, sowie von der Redaktion der böhmischen Zeitung zu, für welchen Schlag sich C. durch bittere „Epigramme" rächte, während er durch Uebertragung einer Bibliothekarstelle bei der Fürstin Kinsky für den Verlust jener Posten entschädigt ward. Bis 1840 beschränkte sich C.'s literarische Wirksamkeit darauf, daß er sich an einigen Zeitschriften, wie z. B. an Musejník, Dennice, Věnec &c., betheiligte. Unterdessen sammelte er aber Material zu einem großen etymologischen Wörterbuch; gleichzeitig veröffentlichte er (1840) eine neue vortreffliche Sammlung von „Gedichten", die seinem Namen neuen Glanz verliehen. Es waren dieses der „Nachhall böhmischer Volkslieder" („Ohlas písní českých") u. „Die hundertblätterige Rose" („Růže stolistá"), Dichtungen, in denen sich C. bald als kosmopolitischer Dichter zeigt, bald als Schriftsteller, der die Blüthen der zärtlichsten Liebe mit den köstlichen Perlen der Weisheit zu einem schönen Kranze zu vereinigen weiß. In demselben Jahre gab C. auch eine kurzgefaßte „Böhmische Rechtschreiblehre" („Česká dobropisemnost") und eine „Kurze Grammatik der deutschen Sprache" („Krátkámluvnice německého jazyka") heraus. Zum Zeichen der An-

erkennung seiner literarischen Verdienste erwählte ihn die königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitglied. Eine noch größere Bedeutsamkeit gewann aber C. durch seine Berufung nach Breslau (1841), wo er ein inniges Freundschaftsband mit dem berühmten Slavisten Purkinĕ schloß und Gelegenheit fand, mit der polnischen Literatur und Sprache sich zu befreunden, so daß er bald befähigt war, Vorträge in polnischer Sprache zu halten und der Prüfungskommission in Bezug auf die polnische Sprache als Mitglied beigesellt zu werden. Die Zeit, welche ihm bei seinen Berufsgeschäften übrig blieb, verwandte er hauptsächlich zum Sammeln von Material für das beabsichtigte etymologische Lexikon; auch beschäftigte er sich mit einer Sammlung von Sprüchwörtern aus allen Idiomen der slavisch-litthauischen Sprachengruppe. Da ihm aber die preußischen Verhältnisse mißfielen, so folgte er 1849 gern einem neuen Ruf an die Universität Prag, wo er den Lehrstuhl für die slavische Philologie erhielt, den vorher der berühmte Schafarik inne gehabt hatte. Er las hier vergleichende Grammatik der wichtigsten slavischen Dialekte und begann zur Unterstützung seiner Vorträge eine slavische Chrestomathie herauszugeben, deren erster Theil (Prag 1850) Lehrstücke aus der polnischen Literatur enthält. Auch ließ er, als Probe seiner durch ein Vierteljahrhundert ununterbrochen fortgeführten parömischen Sammlungen, einen „Kalender aus slavischen Sprüchwörtern" („Kalendář z přísloví slovanských") erscheinen, der in der Museums-Zeitschrift besonders abgedruckt ward. Bei Gelegenheit des fünfhundertjährigen Jubiläums der Universität Prag zum Honorardoktor in der philosophischen Fakultät ernannt und gleichzeitig zu einem der Preisrichter über die Theaterstücke erwählt, welche hinsichtlich einer öffentlich ausgeschriebenen sehr bedeutenden Nationalprämie konkurrirten, gab er in seinem Urtheil in dieser Angelegenheit einen glänzenden Beweis seiner ästhetischen Bildung und seines kritischen Geistes ab. Zu derselben Zeit vom Ministerium in die Kommission zur Prüfung der Kandidaten des Gymnasiallehramts gewählt, erhielt er den Auftrag, ein „Böhmisches Lesebuch" („České čítací kniby") für die Gymnasien zusammenzustellen, welches bei seinen Lebzeiten noch zwei neue Auflagen erlebte. Bei dieser Gelegenheit erschien 1851 auch seine „Kleine Chrestomathie der gesammten böhmischen Literatur" („Malý výbor z veškeré literatury české"), jedoch anonym. Im Jahre 1851 veröffentlichte er in der Museums-Zeitschrift seine „Slavischen juristischen Sprüchwörter" („Slovanská právnická přísloví"), welche bis heute als die Hauptquelle zur Verbesserung und Vervollkommnung der künstlichen juristischen Nomenklatur anzusehen ist. Daselbst erschienen auch im folgenden Jahre (1852) C.'s „Květenářské epigrammy" (Epigramme eines Botanikers) als eine ganz besondere Gattung seiner dichterischen Produkte. Unter seinen letzten wichtigen Arbeiten heben wir hervor die „Ergänzungen zu Jos. Jungmanns böhmischem Wörterbuche" („Dodavky ke slovníku Jos. Jungmanna"), welche als Vorläufer seines gesammtslavischen Wörterbuchs betrachtet werden sollten, eines Werks, welches leider nie erschienen ist, u. seine „Philosophie der slavischen Nation in ihren Sprüchwörtern" („Mudrosloví národu slovanského v příslovích"), wozu er noch eine specielle „Geschichte der slavischen und insbesondere der böhmischen Sprüchwörtersammlungen" („Historie přislovních sbírek slovanských a zvlášt českých") schrieb. Die letzte Schrift, welche er herausgab, war der zweite Theil seiner „Gesammtslavischen Vorlesungen" („Všeslovanské čtení"), welche die Chrestomathie der russischen Literatur umfaßt. Ueber der Herausgabe seiner in Breslau gehaltenen trefflichen „Vorträge über slavische Literatur" überraschte ihn leider der Tod; er † am 5. August 1852 zu Prag. Er war an der Herausgabe vieler andern umfangreichen und schwierigen Werke betheiligt, so an der Herausgabe der Schriften des „Thomas von Stitné", der „Wissenschaftlichen böhmischen Terminologie" („Vědecká terminologie česká"). Außerdem hat er auch ein sehr reichhaltiges Material zur vergleichenden Grammatik, zum etymologischen Wörterbuch, zu den slavischen Alterthümern rc. hinterlassen, dessen Herausgabe sich zur Zeit sein Freund Hanus angelegen sein ließ.

Czenstochowa (Tschenstochau), russische Stadt im Kreise und Gouvernement Warschau des Königreichs Polen, links an der Warta, gehörte in den älteren Zeiten der polnischen Herrschaft zur Woiwodschaft Krakau und besteht aus zwei, früher gesonderten und 2000 Schritte von einander entfernt liegenden Theilen, der Alt- und Neustadt, die jetzt durch eine schöne Straße mit einander verbunden sind. Alt-Czenstochau (Stara-Czenstochowa), von der Warta bespült, hat 2 Kirchen u. 5000 Einwohner, die 12 sehr besuchte Kram- und Viehmärkte abhalten und besonders starken Absatz an Tuch, Hüten, Leinwand und linnenen Zeuchen haben, die bis nach Warschau, Petersburg, Moskau und Nishnij Nowgorod verführt werden. Früher hatte die Stadt ein Paulinerkloster. Im Jahre 1665 fand hier ein Treffen zwischen den königlichen und lubomirskischen Truppen zum Nachtheil der ersteren Statt. Im Jahre 1670 vermählte sich in C. König Michael mit Eleonora, der Schwester des deutschen Kaisers Leopold. Zu Anfang des Jahres 1770 wurde fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen. Neu-Czenstochau (Nowa-Czenstochowa oder Czenstochowka) liegt am Fuße des Klarenbergs, hat 3 Kirchen und gegen 4000 Einwohner, die sich hauptsächlich von den Pilgern (s. unten), der Verfertigung von Heiligenbildern, Amuleten, Rosenkränzen, Glaskorallen, Skapulieren rc. nähren. Auf der entgegengesetzten Seite des Klarenbergs liegt die Vorstadt von Neu-Czenstochau, St. Barbara, mit einer Kirche u. einem Filialkloster. Auf der Höhe des Klarenbergs, Jasna Gura, selbst befindet sich ein Kloster vom Orden des heiligen Paul des Eremiten mit einem wunderthätigen Marienbild, welches der berühmteste Wallfahrtsort für die Katholiken Rußlands ist und selbst von Schlesien, Posen und Westpreußen, sowie von Galizien her besucht wird. Die Zahl der Wallfahrer kann man im Jahresdurchschnitt zu 50—60,000 berechnen. Das Kloster ist überreich an Schätzen u. war ehedem stark befestigt. Ehemals war immer einer der vornehmsten Ordensgeistlichen Kommandant des Klosters und wurde auch vom Orden dazu erwählt; die polnische Reichstagskonstitution von 1765 verordnete indessen, daß der Klosterkommandant künftighin ein weltlicher

sein solle, der seine Installation vom König zu empfangen hätte. Das Kloster, schlechthin das Eremitenkloster genannt, ist sehr alt, es wurde schon vom König Wladislaw Jagiello gestiftet, der auch das heilige Marienbild aus Belcz in Galizien nach C. schaffte. Das gedachte Kloster war ehedem so reich, daß ihm der 15. Theil sämmtlicher Güter in Polen gehörte oder verpfändet war. Im J. 1430 überfielen und plünderten die Hussiten das Kloster. Im Jahre 1500 wurde der Anfang mit der Befestigung desselben gemacht; 1655, 1657, wo König Johann Kazimierz sich hinter seine Mauern flüchtete, und 1704 wurde das Kloster von den Schweden hartnäckig, aber erfolglos belagert; 1772 erlag es dagegen den Russen u. 1793 den Preußen. Auch 1809 wurde das Kloster arg mitgenommen, und 4 Jahre später wurden seine Wälle geschleift. In der Umgegend sind noch mehre Filialklöster, Kirchen, Kapellen und Gnadenorte, welche zum Sprengel jenes paulinischen Wallfahrtsklosters gehören. Die Verehrung der sogenannten schwarzen Madonna bei den Polen geht von dem hiesigen schwarzbraunen und sehr unscheinbaren Bilde, welches wahrscheinlich byzantinischen Ursprungs ist, aus. Die heilige Helena soll es ursprünglich besessen haben.

Czeremose (Tscheremosch), Nebenfluß des Pruth, entspringt auf dem karpathischen Waldgebirge, bildet meist die Grenze zwischen Galizien u. der Bukowina und mündet unterhalb Waskautz.

Czerikow (Tscherikow), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, rechts an der Ssosha, 1604 von dem polnischen König Sigismund III. erbaut, enthält 3 griechische Kirchen, eine Synagoge, eine evangelische Kapelle, 3 Lehranstalten für Russen, Polen und Juden, einen Kaufhof mit etwa 100 Hallen, ein kaiserliches Korn- u. Salzmagazin, mehre Fabriken u. andere industrielle Etablissements und 3652 Einwohner, Polen und Juden, welche ansehnlichen Handel, besonders mit Holz treiben.

Czerkasy (Tscherkassy), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, Ende des 13. Jahrh. von Kosaken am Dneprufer erbaut, war ehemals die Hauptstadt aller Kosaken, die sich nach derselben Tscherkassen benannten, wurde 1637 von den Polen in Asche gelegt u. hatte auch in den Kriegen mit den Russen viel zu leiden, bis es durch Katharina II. dem russischen Scepter für immer unterworfen ward. Die Stadt, welche gegenwärtig 6 griechische u. eine katholische Kirche, eine evangelische Kapelle, ein jüdisches Bethaus, ein Armenhaus, 2 Hospitäler, 4 Schulen, worunter eine Distriktsschule, mehre andere öffentliche Gebäude und verschiedene Fabriken und industrielle Etablissements besitzt, hatte 1858 12,618 Einwohner, meist Kleinrussen oder Kosaken und Juden. Auch mehre Kaufleute aus dem Westen Europa's, besonders Deutsche und Franzosen, halten sich gegenwärtig hier auf. C. treibt lebhaften Handel mit Wolle, Tuch, Hüten, Seidenwaaren, Spiritus, Cerealien und Vieh und setzt auf seinen 3 Jahrmärkten auch große Quantitäten hier gefertigter Leinwand und Tauwaaren ab.

Czermak, 1) Johann Nepomuk, Physiolog, geboren den 17. Juni 1828 zu Prag, machte seine Studien in Wien, Breslau und Würzburg und ward Professor der Physiologie in Krakau, zuletzt in Pesth, bis er 1860 sein Lehramt niederlegte und nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er ein physiologisches Privatlaboratorium errichtete. Er führte zuerst die Laryngo- und Rhinoskopie vermittelst des Kehlkopfspiegels (s. d.) in die Medicin ein. Er schrieb: „Zur Orientirung im Gesammtgebiete der Zoologie" (Leipzig 1855), „Der Kehlkopfspiegel und seine Verwerthung für Physiologie und Medicin" (das. 1860, ins Französische und Englische übersetzt).

2) Jaroslaw, namhafter Maler, geboren zu Prag den 1. August 1830, bildete sich erst zu Antwerpen, dann unter Gallait in Brüssel und lebt in Paris.

Czernebog (d. i. schwarzer Gott), der oberste der finstern Götter der nordischen Wenden u. Slaven, aber auch Beiname mehrer bösen Gottheiten. Man versöhnte ihn durch Trankopfer. Auf den rhetraischen Denkmälern ist er mit einer sogenannten Löwenhaut abgebildet.

Czernigow, Stadt, s. Tschernigow.

Czernowitz, Hauptstadt des österreichischen Herzogthums Bukowina, malerisch, unweit des Pruth in 792 Fuß Meereshöhe gelegen, ist eine reinliche, freundliche Stadt, Sitz eines griechisch-nichtunirten Bischofs, mit einer Domkirche, einer philosophischen Lehranstalt, einem Gymnasium, einer 445 F. langen Brücke über den Fluß, Industrie in Holz-, Leder- u. Metallwaaren, lebhaftem Handel nach Deutschland und der Moldau und 20,470 Einwohnern. Unweit der 1617 Fuß hohe Berg Cecina.

Czerny, 1) Georg (Karadjordje), d. i. schwarzer Georg, eigentlich Georg Petrowitsch, Anführer der Serben im Kampfe für ihre Freiheit, 1770 in Wischewzi bei Belgrad geboren, erschlug einen Muselmann, ward deshalb flüchtig u. trat an die Spitze einer Räuberbande. Dann nahm er österreichische Dienste, ward, nach Serbien zurückgekehrt, Anführer einer Bande von Insurgenten, brachte ganz Serbien zur Erhebung gegen die übermüthigen Janitscharen u. erzwang dadurch vom Sultan eine neunjährige Befreiung der Serben von allen Abgaben. Hiermit noch nicht zufrieden, eroberte er an der Spitze von 30,000 Mann Sabacz, schloß Belgrad ein und berief einen Kongreß nach Semendria zur Berathung der Angelegenheiten des Landes. Die Pforte schickte darauf den Bekir Pascha mit 600 Mann, um Serben und Janitscharen zum Frieden zu zwingen. Da Bekir aber C. durch Meuchelmord zu beseitigen suchte, wollte dieser nur unter der Bedingung der Uebergabe Belgrads und der Erhebung Serbiens zu einem selbstständigen Fürstenthum einen Vergleich eingehen u. eröffnete, da ihm dies verweigert wurde, von Rußland unterstützt, den Kampf gegen die Pforte selbst. Hafis Pascha, der zu Anfang 1805 die Serben bei Chupria angriff, ward geschlagen, C. bemächtigte sich des verlornen Semendria wieder, schrieb einen neuen Kongreß aus, der sich unter dem Namen Senat für permanent erklärte, erfocht am 21. September bei Lonchay einen entscheidenden Sieg über Ibrahim Pascha u. nahm im December 1806 Belgrad. Nach dem tilsiter Frieden war auch Serbien mit in den Waffenstillstand eingeschlossen, doch stellte sich C. bald wieder an die Spitze des Heeres, erlitt aber bei Alepince von Ibrahim Pascha eine Niederlage und mußte sich bei Chupria vor der türkischen Uebermacht zurückziehen. Nichtsdestoweniger stellte er immer umfassendere

Rüstungen an; seinen Stiefvater, der am Aufruhr nicht Antheil nehmen wollte u. mit Verrath drohte, schoß er nieder, woher er auch den Beinamen des Bösen oder Schwarzen erhielt. Beim Ausbruch des Krieges von Rußland und der Pforte ward er endlich zum Fürsten von Serbien eingesetzt, von der Pforte anerkannt, von Rußland aber zum Generallieutenant im russischen Heere und zum Ritter des Alexander-Newskyordens ernannt. Als aber 1813 ein neuer Krieg zwischen Serbien und der Pforte zu Gunsten der letzteren endete, mußte C. nach Rußland fliehen, von wo er im Juli 1817 abermals nach Serbien zurückkehrte, um dies von Neuem unter die Waffen zu rufen, oder, wie Andere meinen, um verborgene Schätze zu holen, wurde aber auf des Fürsten Milosch Veranstaltung in einem Dorfe bei Semendria ermordet. C.'s zweiter Sohn, Alexander Karabjorbjewicz od. Kara Georgeowitsch, 1806 geboren, ward in Rußland erzogen und trat später in russische Dienste. Nach dem Sturze des Fürsten Milosch in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er Adjutant des Fürsten Michael und nach Vertreibung der Familie Obrenowitsch im September 1842 von der versammelten Nation zum Fürsten erwählt, als welchen ihn nach anfänglichem Protest im folgenden Jahre auch die Pforte bestätigte, wiewohl sie ihm nicht den fürstlichen Titel, sondern bloß den eines Basch-Beg (d. i. Oberherrn) zugestand und ihn auch in Bezug auf seine Machtbefugnisse beschränkte. Zerwürfnisse zwischen ihm und der Volksvertretung (Skuptschina) führten Ende 1858 seine Absetzung und die Wiedererhebung des alten Fürsten Milosch herbei. Vergl. Serbien, Geschichte.

2) Karl, beliebter Komponist, geboren den 21. Februar 1791 zu Wien, wo sein Vater Klavierlehrer war, war erst Beethovens, dann Clementi's Schüler, dessen klassische Spielweise er mit dem genialfreien Geiste des beethovenschen Vortrags zu vereinigen strebte. Bald ward er einer der gediegensten und beliebtesten Klavierlehrer seiner Zeit; Liszt, Döhler, Pirkhert, du Damm, Mad. Belleville-Oury und viele andere ausgezeichnete Spieler gehörten zu seinen Schülern, wie außerdem seine vielen trefflichen Schulwerke für das Piano seine tiefe Einsicht in die Mechanik dieses Instruments beurkunden. Die Zahl seiner Kompositionen beläuft sich auf mehr als 900 Nummern, meist für Klavier, bei denen jedoch zahllose Arrangements von Oratorien, Opern, Sinfonien, Ouverturen 2c. mit eingerechnet sind, während andererseits noch eine erstaunliche Menge von größeren Vokal- u. Instrumentalstücken von ihm im Manuskript liegen. Daß die meisten Kompositionen C.'s eines tieferen Gehalts entbehren, ist unzweifelhaft; jedoch zeigt er sich überall als form- und stylgewandter Musiker, ja, wenn man mehr die Quantität als die Qualität im Auge hat, als erfindungsreich. Von bleibendem Werth sind aber jedenfalls seine Etudenwerke: die Schulen der Geläufigkeit, der Fingerfertigkeit, des Virtuosen 2c. C. † den 15. Juli 1857.

Czersk, russisch-polnische Stadt im Gouvernement Warschau, Kreis Rawa, an der hier die Czarna aufnehmenden Weichsel, in angenehmer und hügeliger Gegend, hat ein Schloß, einige Fabriken und Magazine und 2200 Einwohner, welche 4 sehr lebhaft besuchte Jahrmärkte unterhalten. In älterer Zeit war C. die gewöhnliche Residenz der Herzöge von Masovien und die Hauptstadt des Landes und zählte 15—20,000 Einwohner. Dicht dabei liegt das Städtchen Gora, mit welchem C. in lebhaftem Verkehr steht.

Czerski, Johann, Mitstifter der deutsch-katholischen Kirchengemeinschaft, war am 12. Mai 1813 zu Werlubie an der Weichsel von armen Aeltern geboren, besuchte nacheinander die dortige Dorfschule, die Stadtschule zu Bromberg, das Gymnasium zu Konitz, das Mariengymnasium zu Posen, trat dann in das bischöfliche Seminar und ward 1842 zum Priester geweiht. Nachdem er anderthalb Jahre Vikar an der Domkirche in Posen gewesen, wurde er im März 1844 in gleicher Eigenschaft nach Schneidemühl in Schlesien versetzt. Hier legte C. am 22. August 1844 seine Stelle als römisch-katholischer Geistlicher nieder und trat mit einem Theil seiner Gemeinde öffentlich aus dem Verband der römischen Kirche aus, ohne doch aufhören zu wollen, Katholik zu sein, und ließ sich auch 1844 durch Ronge trauen. Schon auf dem ersten deutsch-katholischen Koncil zu Leipzig im März 1845 stellte sich seinen Mitstrebenden gegenüber C.'s größere Kirchengläubigkeit heraus, und im Juni 1845 erklärte er offen sein Festhalten an dem apostolischen Symbolum. Auf einer Synode von elf posener Gemeinden zu Schneidemühl im Juli 1846 faßte C. ein dem leipziger Bekenntniß gegenüberstehendes ab u. sonderte sich seitdem immer entschiedener von der ronge-leipziger Partei ab. Ohne festes Gehalt und oft der bittersten Noth ausgesetzt, wirkt er noch jetzt an den beiden deutsch-katholischen Gemeinden zu Schneidemühl und Chodziesen. Er schrieb: „Rechtfertigung meines Abfalls von der römischen Hofkirche", Bromberg 1845.

Czetate, Dorf in der kleinen Walachei, bei Kalefat, bekannt durch den am 6. Januar 1854 erfolgten vergeblichen Angriff der Türken unter Selim Pascha auf die Russen unter Anref u. den erneuten Angriff am 6. und 9. Januar, in dem die Türken siegten.

Czetz, Johann, bekannt durch seine Theilnahme an der ungarischen Insurrektion, 1822 zu Gidofalva im Szeklerlande geboren, erhielt als der Sohn eines szekler Husarenrittmeisters eine streng militärische Erziehung, die er auf der Militärakademie zu Wiener-Neustadt vollendete, trat 1842 als Lieutenant in das Infanterieregiment Turszky, ward 1846 zum österreichischen Generalstab versetzt, im Juni 1848 in das ungarische Kriegsministerium berufen, begleitete später als Adjutant den Kriegsminister Mészáros in das Lager von Verbász und kam dann als Militärreferent zum Landesvertheidigungsausschuß, wo er mit den Führern der Insurrektion bekannt wurde. Kossuth ernannte ihn zum Hauptmann, bald darauf zum Chef des Generalstabs in Siebenbürgen und übergab ihm nach der Abberufung Baldacci's das Kommando der dortigen Armeetrümmer. Bald hatte C. die Armee reorganisirt und rechtfertigte das Vertrauen, das ihm Bem, welcher den Oberbefehl über die siebenbürgische Armee übernahm, schenkte, durch Ausführung der schwierigsten Aufgaben in den Affairen bei Sibor-Stolzenburg, Viz-Akna, Mühlenbach, Alvincz, Mediasch, Hermannstadt und Feketehalom. Er wurde schnell zum Oberstlieutenant u. Oberst und

nach der Unterwerfung Siebenbürgens im Mai 1849 zum General und Kommandirenden in Siebenbürgen befördert; doch konnte er wegen einer Verletzung am Fuße nicht persönlich an den Operationen gegen die vordringenden Russen Theil nehmen. Nach der Katastrophe von Világos ging er nach Ungarn, wo er den Winter hindurch bei Freunden verborgen blieb, bis er im Frühjahr 1850 seine Flucht über Hamburg nach England fortsetzen konnte. Hier gab C. seine „Memoiren über Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849" (Hamburg 1850) heraus. Früher schon hatte er eine „Anleitung zur Erlernung der ungarischen Militärsprache für deutsche Offiziere" geschrieben.

Czidlina, Fluß, s. Cidlina.

Czigirin (Czygrin, Tschigirin), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, an der Tjasmina, die sich mit dem Dniepr vereinigt, nahe an der chersonschen Grenze, in steppenartiger, aber fruchtbarer Gegend, hat 5 russische Kirchen, eine evangelische Kapelle, eine Synagoge, 3 Schulen, ein Hospital und Armenhaus, mehre andere öffentliche Gebäude, viele Fabriken, Magazine u. Niederlagen und 9300 Einwohner, welche einen weitverzweigten Handel treiben. Branntwein, Tuch, Seife, Leder, besonders Kalbleder und Juchten, flämische Leinwand und Raventuch sind die Hauptgegenstände des Exports. Zur Zeit der polnischen Herrschaft war C. der Sitz eines Starosten.

Czikor (Kokora, Campi Cocorenses), Ebene in der Moldau, am Einflusse des Kokora in den Pruth, berühmt durch das Treffen zwischen dem polnischen Großkanzler Zamoyski und dem Khan der perekopschen Tataren, Kazi Gherai, im Oktober 1595, in Folge dessen der Friede vom 21. Oktober 1795 zu Stande kam.

Czirknitz, Marktflecken, s. Zirknitz.

Czörnig, Karl von, Freiherr von Czernhausen, Statistiker, den 5. Mai 1804 zu Tschernhausen in Böhmen geboren, studirte die Rechte zu Prag und Wien und trat schon als Student mit der „Beschreibung von Reichenbach u. Gablenz" (Wien 1829) als Schriftsteller auf. Als Präsidialsekretär bei der lombardischen Landesregierung zu Mailand seit 1831, benutzte er seine Muße zu statistischen Untersuchungen und Sammlungen, deren Früchte zum Theil in den Schriften: „Ueber den Freihandel von Venedig" (Wien 1831), „Geschichte der lombardischen Gemeindeverfassung" (Heidelberg 1844) und „Italienische Skizzen" (Mailand 1835) niedergelegt sind. Im Jahre 1841 als Hofsekretär und Direktor der administrativen Statistik nach Wien berufen, organisirte er hier die statistische Anstalt u. begann regelmäßige Veröffentlichungen der umfassendsten statistischen Arbeiten in den „Tafeln der Statistik der österreichischen Monarchie" (Wien 1840 fg.). Im Jahre 1843 ward er zum Hofkommissionsrath, 1846 zum Hofrath ernannt, und 1848 unternahm er, um die Gründung eines Handelsvereins zum leichteren Absatze der österreichischen Industrieerzeugnisse nach dem Orient anzubahnen, eine Reise dorthin. Im J. 1848 wurde er von seinem Heimatsbezirk in die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt. Im J. 1850 zum Ministerrath befördert, ging er als Regierungsbevollmächtigter in Handels- und Schifffahrtsangelegenheiten nach Hamburg und trat darauf unter Beibehaltung des statistischen Büreau's als Sektionschef in das Handelsministerium. Er gründete 1849 das handelspolitische Blatt „Austria" und begann im April 1850 die „Mittheilungen über Handel, Gewerbe und Verkehrsmittel". Die Organisation der österreichischen Centralseebehörde, welche am 1. Mai 1850 ihre Thätigkeit begonnen, ist C.s Werk. Im Jahre 1852 ward er Vorsitzender in der Centralkommission für Erhaltung historischer Denkmale und Sektionschef im Komite für öffentliche Bauten und erhielt die Oberleitung des Rechnungswesens, sowie die des Staatseisenbahnwesens. Im Jahre 1853 geadelt, vertrat er im September 1855 Oesterreich beim statistischen Kongreß in Paris. Seine bedeutendste Arbeit ist die große ethnographische Karte der österreichischen Monarchie, aus 9 Blättern bestehend und von mehren Bänden Text begleitet, die bis 1852 erschien. Seine bedeutendste Schrift ist „Oesterreichs Neugestaltung von 1848—1858" (Wien 1859, 2 Bde.).

Czortkow, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (68,94 QMeilen mit 275,850 Einwohnern) des Königreichs Galizien, am Sereb, mit 3300 Einwohnern.

Czuczor, Georg, ungarischer Schriftsteller, Dichter und Linguist, den 17. December 1800 zu Andód im neutraer Komitat geboren, trat 1824 in den Benediktinerorden, war 1825—35 Lehrer an den Gymnasien zu Raab und Komorn und lenkte als solcher durch seine Heldengedichte: „Die augsburger Schlacht" (1824), „Die arader Versammlung" (Pesth 1828) und „Botond" (das. 1831), sowie durch seinen „Johann Hunyady" (2. Aufl., das. 1833) die Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahre 1835 zum zweiten Sekretär und Archivar der ungarischen Akademie erwählt, zog er nach Pesth, wo 1836 seine „Poetischen Werke", von Toldy gesammelt, erschienen. Der erotische Inhalt derselben, wie überhaupt C.'s freies Leben bewirkten seine Zurückberufung ins Kloster und ein Verbot seiner Schriften. Erst 1842 erlangte er die Lehr- und Schreibefreiheit wieder, veröffentlichte eine meisterhafte Uebersetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Pesth 1843) und das „Leben Washingtons" (das. 1845) und ward 1844 von der Akademie mit Ausarbeitung des großen akademischen Wörterbuchs betraut, welcher Arbeit er in Pesth oblag. Wegen eines Gedichtes „Riadó" (Weckruf) wurde er im Januar 1849 von Windischgrätz zu sechsjährigem Festungsarrest in Eisen verurtheilt, doch auf Verwendung des Grafen Johann Teleky, Präses der Akademie, zu leichterer Haft begnadigt, bei der Einnahme Ofens durch die Ungarn befreit und, nachdem er sich freiwillig wieder gestellt, 1850 amnestirt.

Czudo morskoe, der Beherrscher des Meeres, ein mächtiger Gott der Slaven, dem Tausende von Untergöttern dienten und dem die Schiffer bei ihrer Abfahrt Landfrüchte opferten.

D.

D (De), **d**, lat. **D, d**, der vierte Buchstabe des deutschen u. aller bekannten Alphabete, ein weicher Zungenkonsonant, hebräisch Daleth, griechisch Delta genannt, steht in der Mitte zwischen T und Th und nähert sich dem S-Laut, daher im Griechischen das Delta oft in Zeta übergeht. Als Zahlenzeichen bedeutet im Lateinischen D (entstanden aus der Hälfte des Zeichens CIϽ = 1000) 500 u. $\bar{D}$ 5000. Als Abkürzungszeichen in römischen Inschriften und auf römischen Denkmälern ist D oder d = Decimus, Decretum, Decuria, od. Decurio, Deo, die, Divus, domo; DD oder dd = devoti, Diis, Deabus, Domus divina (Kaiserhaus), donum dedit s. dedicavit; DDD oder ddd = dat, donat, dedicat; in juristischen Werken: D = Digesta; zur Bezeichnung akademischer Grade: D. oder Dr. = Doctor, Dd. = Doctorandus; auf Korrekturbogen (ℌ) = deleatur; auf Recepten = detur; auf Musikstücken = da, dal oder destra; in altfranzösischen Geldrechnungen D oder d = Denier; auf Münzen Bezeichnung des Münzortes (auf französischen: Lyon, auf preußischen: Aurich, auf österreichischen: Grätz). In der Logik ist D das Zeichen, daß jeder Schluß der zweiten Figur, dessen Name mit D anfängt, z. B. Darapti, Dimatis, auf den mit D anfangenden Schluß der ersten Figur, Darii, reducirt worden ist (s. Syllogismus). Im modernen Tonsystem bezeichnet D die 2. diatonische Tonstufe oder die 3. Saite der sogenannten diatonisch-chromatischen Tonleiter, s. Ton und Tonarten.

D. A., Abkürzung für Divus Augustus.

D. a., Abkürzung für Dicti anni, besagten Jahres.

Dabbeh, ansehnlicher Ort in Nubien, an der Strombiegung des Nil nach Norden, zwischen Altdongola und Ambukol, Hauptstationsplatz für die von Dongola nach Darfur und durch die Bahiudawüste nach Kordofan gehenden Karawanen.

Dabelow, Christian, Freiherr von, deutscher Rechtsgelehrter, den 19. Juli 1768 in Neubuckow bei Schwerin geboren, studirte zu Jena, wurde dann Advokat, 1791 außerordentlicher und 1793 ordentlicher Professor zu Halle und Beisitzer des Spruchkollegiums, privatisirte von 1807—9 zu Leipzig, ward 1811 als wirklicher Geheimrath nach Köthen berufen, wo er Gesetzgebung, Justiz- und Verwaltung nach dem Vorbilde Frankreichs einrichtete, übernahm 1814 wieder eine Professur in Halle u. folgte 1819 einem Rufe als Professor nach Dorpat, wo er 1830 †. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Versuch einer Erläuterung der Lehre vom Konkurs der Gläubiger“ (Halle 1792—95, 3 Thle., neue Aufl. 1801); „System des gesammten heutigen Civilrechts“ (das. 1794, 3. Aufl. 1803, 2 Thle.); „Geschichte sämmtlicher Quellen des gemeinen positiven Rechts“ (das. 1797, 2 Bde., 2 Aufl. 1817); „Lehrbuch des deutschen gemeinen peinlichen Rechts“ (das. 1807); „Handbuch des Pandektenrechts“ (das. 1816—18, 3 Bde.).

Daber, Stadt im Regierungsbezirk Stettin der preußischen Provinz Pommern, Kreis Naugard, in sumpfiger Niederung zwischen dem Daber- u. Teetzsee, mit Tuch- u. Leinweberei u. 2021 Einwohnern.

Dabistan, berühmtes Werk eines mohammedanischen Gelehrten, Mohsan, mit dem Beinamen Fani (der Vergängliche), der aus Kaschmir gebürtig war und im 17. Jahrhundert lebte. Es handelt von 12 verschiedenen Religionen des Orients. Eine Uebersetzung des ersten Kapitels desselben findet man in Gladwins „New asiatik miscellanys etc.“ (Kalkutta 1789, deutsch von Fr. von Dalberg, Bamberg und Würzburg 1817).

Dabrath (Dabereth), Levitenstadt des Stammes Isaschar, auf der Grenze mit Sebulon, am Berge Tabor; jetzt ein Dabora und Dabury genanntes Dorf.

Da capo (ital., abgekürzt d. c. oder D. C., vom Anfang an), deutet in der Notenschrift an, daß ein Tonstück nochmals von vorn gespielt werden soll, u. zwar bis dahin, wo der Komponist Fine, d. h. Ende, gesetzt hat, weil dieser Theil erst den eigentlichen Schluß des ganzen Tonstückes bildet, den man aber, um den Raum zu ersparen, nicht noch einmal niederschreiben wollte. Substantivisch wird der Ausdruck gewissermaßen als eine besondere Abtheilung in Arien und anderen Tonstücken gebraucht. In diesem Sinne ward er zuerst von Scarlatti in seiner Oper „Theodora“ (1693) eingeführt. Die Komponisten hielten es für eine sehr bequeme Manier, ihre Kompositionen zu verlängern, u. diese Neuerung gefiel anfangs so sehr, daß z. B. Gasparini in seiner Oper „Il Tartaro nella China“ das D. c. am Schlusse einer jeden Arie anbrachte. Jetzt ist das D. c. nur noch bei kleineren Tonstücken, Tänzen und dergl. gebräuchlich und bedeutet eine völlig unveränderte Wiederholung des Anfangssatzes.

Dacca (Dakkah), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, Hauptort des gleichnamigen Distrikts (92 □Meilen mit 60,000 Einwohnern), 33 Meilen östlich von Kalkutta, am Burha Ganga, einem Gangesarm, der in der trockenen Zeit hier ½ Meile breit ist, hat eine gesunde Lage, da die Hitze durch die große Fülle des Gewässers in der Umgegend abgekühlt wird u. zugleich die rasche Strömung desselben bedenkliche Ansammlungen von Ausdünstungen nicht zuläßt. D. war ehedem eine glänzende Stadt mit etwa 300,000 Einw.; jetzt ist sie sehr verfallen, obschon immer noch die zweite oder dritte der Präsidentschaft. Ein großer Theil liegt in Ruinen, die von Dschungeln überwuchert sind u. Tigern und Schlangen zur Herberge dienen. Die früheren stattlichen Gebäude, das Schloß des Gründers, Schah Dschehangirs, die schöne Moschee, die Paläste der alten Nabobs, die Faktoreien und Kirchen der Holländer, Franzosen und Portugiesen, die hier einen bedeutenden Verkehr aufrecht erhielten, liegen sämmtlich in Trümmern, geben aber auch in ihrem Verfall dem Ort noch ein stattliches Ansehen. Man zählt noch jetzt 10 Brücken, 13 Landungsplätze (Ghats), 12 Bazars, mehre Krankenhäuser ꝛc.; auch befindet sich hier das Elephantendepot, das 200—400 Thiere enthält. Außer den Kirchen der fremden Nationen sind 119 brahminische Tempel und 180 Moscheen vorhanden. Die Industrie der Einwohner, deren Zahl sich jetzt auf

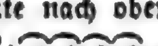
60,000—70,000 beläuft, liefert etwas grobe Kattune, Seide und Stickereien. Ehedem, vor der Zeit der englischen Maschinenfabrikate, war D. Hauptort der indischen Musselinmanufaktur u. fertigte namentlich die unvergleichlich feinen Abrawan (d. i. fließend Wasser) u. Schabnam (Abendthau), genannten Gewebe, die hauptsächlich an den Hof von Delhi gingen, mit dessen Falle auch diese Industrie völlig sank. Vor 1801 wurden für mehr als 1¼ Millionen Thlr. jährlich bestellt; 1813 betrug der Absatz nur noch 227,200 Thlr., und mit 1817 hatte der Handel des blühenden Orts ganz ein Ende und ein unsägliches Elend zog ein. Die Kunst jener wundervollen Weberei ging seitdem verloren.

Dach, derjenige Theil eines Gebäudes, welcher den inneren Raum desselben von obenher gegen den Regen, Schnee und die heißen Sonnenstrahlen schützen soll. Zur Erreichung dieses Zwecks, namentlich zur Ableitung des Schnee- und Regenwassers, muß die Dachfläche stets eine mehr oder minder schiefliegende sein; doch sind der Grad der Neigung und die dem D. etwa sonst noch zu gebenden Formen abhängig von den klimatischen Einflüssen, der Art der Deckung, dem ökonomischen Zweck und den ästhetischen Anforderungen. In Ansehung der Dachhöhe unterscheidet man: das altdeutsche D., dessen Höhe der ganzen Tiefe des Gebäudes gleich ist, so daß das D. mit der Balkenlage ein gleichseitiges Dreieck bildet; das neudeutsche (Winkel-) D., dessen Sparren oben unter einem rechten Winkel zusammenstoßen und dessen Höhe bei einer Neigung von 45° der halben Grundfläche gleich ist, oder auch nur ⅓ der Tiefe des Gebäudes beträgt; das flache (griechische) D., dessen Höhe ¼ der Tiefe (Breite) ausmacht; das italienische D., dessen Höhe ⅛ der Tiefe beträgt, und das Altandach, dessen geringe Neigung das Herumgehen auf demselben gestattet. Nach der Form des D.s unterscheidet man folgende Arten. Das Pultdach, auch Taschen- oder Halbdach besteht nur aus Einer Dachfläche, erhebt sich schräg von der niedrigen Vorderwand zu der bis an den Giebel (First) des D.s reichenden Hinterwand und wird gewöhnlich bei Seitengebäuden, Schoppen und Ställen angewendet. Das Sattel- oder Giebeldach hat zwei, meist von den Langseiten des Gebäudes aufsteigende, gegeneinander geneigte Dachflächen, welche oben in einer scharfen Kante, dem Forste oder Firste, zusammenstoßen und zwischen den beiden Giebelmauern liegen. Diese Art Dächer pflegt man auch als deutsche Dächer zu bezeichnen, weil man sie am häufigsten in den älteren Städten Deutschlands findet. Das gebrochene, neufranzösische oder Mansardendach, so genannt von seinem Erfinder Franz Mansard, besteht gleichsam aus 2 besonderen, auf einander gesetzten Dächern, einem steilen unteren und einem flachen oberen, und kam zuerst in Paris in Aufnahme, weil man durch seine Anwendung eine den Etagenbau beschränkende Verordnung umgehen konnte, fand dann auch in anderen Ländern ziemlich allgemeine Verbreitung, ist aber in der Neuzeit wegen seiner Kostspieligkeit und sonstiger Mängel wieder außer Gebrauch gekommen. Bei dem holländischen oder Walmdach liegen auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeschnitten, oder ⅔ der Breite des Gebäudes über jene hinaufgeführt sind, auch Dachflächen, die dann Walme, Halbwalme, Krüppel, Kühlenden oder welsche Hauben heißen; diese Art Dächer findet man häufig auf freistehenden Häusern. Das Zeltdach (französisch pavillon), eine Untergattung des Walmdachs, bildet eine flache Pyramide auf einer regelmäßigen quadratischen Grundfläche. Auf Thürmen gestaltet sich dasselbe zur aufstrebenden schlanken Pyramide. Ferner unterscheidet man das Kuppeldach, dessen Querdurchschnitte Halbkreise oder halbe Ellipsen u. dessen Grundflächen Kreise od. regelmäßige Vierecke sind, u. das geschweifte D. (Kaiser-, Helmdach, welsche Haube, Thurmdach, Zwiebelkuppel), das aus ein- und ausgebogenen Seiten besteht, die in einer Spitze zusammenlaufen und sich namentlich an älteren Kirchthürmen findet.

Das Material des D.s ist verschieden; am gewöhnlichsten aber sind die Dächer von Holz. Die einzelnen Theile derselben sind bei massiven Gebäuden die Mauerlatten, bei hölzernen die Blattstücken (Dachrahmen), horizontal auf der Mauer oder den Wandsäulen nach der Länge des Gebäudes liegende Hölzer, auf denen die Dachbalken ruhen, indem sie die Decke des obersten Stockwerks und zugleich den Fußboden des Dachraumes bilden. Sie ruhen, wie die Stockwerksbalken, auf den Umfassungsmauern, wo sie in Mauerlatten, oder, wie bei Fachwerksgebäuden, in Rahmen eingekämmt werden; sie sind länger, als jene, weil sie die Dachtraufe bilden und schräg abgeschnittene hölzerne Dachgesimse tragen. Nach ihrer verschiedenen Stellung unterscheidet man Giebelbalken, Bund- oder Wandbalken, Dachbinderbalken und ledige Balken (Leergespärre, s. unten). Die Dachbalken bilden zusammen die Dachbalkenlage, welche das Dachgespärre und den Dachstuhl trägt. Sie muß, wenn es möglich ist, durchgehende (ganze) Balken enthalten, indem so die Verankerung mit den Umfassungsmauern die größte Festigkeit erhält. In jedem Dachbalken werden die Sparren ungefähr 3 Zoll tief eingezapft; es sind dieses Hölzer, die an ihren oberen Enden ebenfalls in einander gezapft sind und so die äußeren Dachformen bilden. Die Länge u. Stärke der Sparren hängt von der Breite und Höhe des D.s ab. Sind sie über 14 Fuß lang, so bedürfen sie, damit sie sich nicht biegen, gegen die Mitte ihrer Länge einer Unterstützung. Diese geben die parallel mit den Dachbalken in je 2 zusammengehörigen Sparren (Gebindsparren) eingezapften Stuhl- (Kehl-) balken. Eine Sparrenlänge von mehr als 30 Fuß erfordert mehre Kehlbalkenlagen, von denen die oberste Hahn- od. Hainbalkenlage genannt wird. Ist hierdurch die Verbindung in einzelnen Gebindsparren nach der Tiefe des Gebäudes hergestellt, so müssen dieselben nun auch eine Verbindung unter sich nach der Länge des Gebäudes erhalten. Diese wird bewerkstelligt bei Gebäuden unter 18 Fuß Tiefe durch Windrispen (Windlatten), d. h. von dem einen Giebelbalken in diagonaler Richtung aufsteigende, innerhalb des D.s mit sämmtlichen Sparren befestigte Hölzer, bei Gebäuden über 18 F. Tiefe durch einen Dachstuhl. Dieser besteht aus der Länge des Gebäudes nach unter den Kehlbalken weglaufenden, dieselben tragenden Hölzern (Stuhlrahmen), die, durch 12—16 F. aus einander auf die Balken gesetzte Säulen unterstützt und

mit diesen durch Riegel und Bänder verbunden, die Stuhlwand bilden. Diejenigen Gebindsparren, unter denen auf dem dazu gehörigen Balken solche Stuhlsäulen stehen, heißen Dachbinder (Bundgespärre), die zwischen je 2 Bindern liegenden 2—3 Gebindsparren Leergespärre (leere Gebinde). Als Arten des Dachstuhls selbst unterscheidet man den Bock (verkehrt liegende Stuhlwände), wenn die Säulen (hier Rispen genannt) in entgegengesetzter Richtung gegen die Sparren liegen; den stehenden Dachstuhl, wobei die Stuhlsäulen lothrecht auf den Balken stehen und den Stuhlrahmen unterstützen, und den liegenden Dachstuhl, wobei die Stuhlsäulen in gleicher Richtung wie die Sparren und unmittelbar unter denselben liegen. Der stehende Dachstuhl ist entweder ein einfacher, wenn bei Gebäuden bis zu 24 Fuß Tiefe nur ein Stuhlrahmen unter die Mitte der Kehlbalken gelegt wird; oder ein doppeltstehender, wobei nahe unter beiden Enden der Kehlbalken 2 stehende Säulen den Stuhlrahmen unterstützen und durch schräg nach dem Kehlbalken gerichtete Streben (Winkelbänder) das Ausweichen der Stuhlsäule verhindern; oder ein dreifach stehender, wenn die Kehlbalkenlage mehr als 18 F. beträgt und noch eine dritte Stuhlsäule in die Mitte gesetzt wird; oder ein abgesprengter, wobei der Druck des D.s durch Streben aufgefangen wird, die auf den Umfassungswänden ruhen und durch einen Spannriegel unmittelbar unter dem Kehlbalken verbunden sind. Die liegenden Stühle haben den Vortheil vor den stehenden, daß sie solider sind, dabei mehr Dachraum gewähren, und daß die Binder auch auf ununterstützten Balken stehen können; sie erfordern aber gegen viermal mehr Holz u. Arbeitslohn als diese. Beträgt die Tiefe des Gebäudes mehr als 54 Fuß, so erhält es zwei Dachstühle über einander; bedeckt aber das D. einen Raum ganz ohne Schiedwände, oder doch sehr große Abtheilungen, wie bei Kirchen, Reit-, Exercir-, Schauspielhäusern und Säulen, so müssen die Bänder Hänge- und Sprengwerke sein. Bei 40 Fuß Spannung erhält das D. eine Hängewand, bei 60 Fuß Spannung zwei, bei 80 Fuß drei und bei 100 Fuß vier Hängewände. Flache Dächer ruhen auf Dachspitzen, d. h. auf den Balken ruhenden senkrecht stehenden Säulen, welche das Firstholz unterstützen und durch Streben mit diesem verbunden sind. Neben den bisher im Allgemeinen angeführten Verbindungen erfordern die verschiedenen Dachformen besondere Verbindungen. Das Satteldach erhält eine Giebelwand, die außer den ohnehin zum Giebelbinder erforderlichen Säulen noch andere Wandsäulen mit Ringeln und Bändern erhält. Bei dem gebrochenen D. werden die Dachflächen durch obere und untere Sparren gebildet, deren erstere an ihrem unteren, letztere am oberen Ende in die Kehlbalken eingezapft sind. Als Längenverbindung und Unterstützung der Kehlbalken erhalten sie ebenfalls einen Dachstuhl, und zwar meist einen liegenden, oder bei weiten Spannungen Hängewerke. Das einseitige D. kann ein gerades, oder ein gebrochenes sein; die Kehlbalken desselben müssen aber, damit der Druck der schrägen Dachfläche gegen die hohe Dachwand vermindert werde, durch eine schräg liegende Stuhlwand unterstützt werden. Das Walmdach hat nach allen 4 Seiten schräge Dachflächen bildende Sparren. Diejenigen Sparren, die nach der Giebelseite zu stehen kommen, werden in kurze, mit den Längenmauern des Gebäudes parallel laufende Balken, Stichbalken genannt, eingezapft. Die die Ecke bildenden Spalten heißen Gradsparren; der Punkt, in welchem sich je 2 dergleichen Sparren am Firste vereinigen, der Anfallspunkt des Walms, u. die Stichbalken, auf denen sie stehen, Grabstichbalken. Gleiche Benennung erhalten die über den Grad- und Stichbalken liegenden kurzen Kehlbalken; dagegen heißen diejenigen Sparren, die nicht bis an den First reichen, sondern an ihren oberen Enden an die Gradsparren genagelt werden, Schiftsparren. Bei liegenden Stühlen kommen unter die Gradsparren Stuhlsäulen. Das halbe Walmdach, dessen Walm erst in der Kehlbalkenlage anfängt, erhält daher nur von den Kehlbalken an Gradsparren, die auf Gradstich- und Kehlbalken stehen und unter der Kehlbalkenlage einen Dachstuhl haben wie die Giebeldächer. Diese Dachart gewährt den Vortheil, daß der Dachraum besser benutzt werden kann, als bei den ganzen Walmdächern, und daß an den Giebelseiten bequem Giebelstuben und Fenster angebracht werden können. Um eine Holzersparniß zu erzielen und größere Räume ohne kostspielige Konstruktionen zu bedachen, hat schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts der französische Baumeister Philibert de l'Orme die sogenannten Bohlendächer erfunden, die zunächst von Gilly 1797 in Deutschland bekannt gemacht und nachher von mehren Baumeistern, besonders in den preußischen und sächsischen Staaten, häufig angewendet wurden. Sie bestehen aus bogenförmigen Sparren (Bohlensparren), die aus 1½—2 Zoll starken, 5—7 Fuß langen, 2- oder 3fach mit eisernen oder hölzernen Nägeln an einander genagelten u. hochkantig gestellten Bohlenstücken zusammengesetzt sind. Das durch dieselben gebildete D. erhält entweder eine Spitzbogen-, oder eine halbkugelförmige Kuppelgestalt; bei ersterer, wo alsdann das D. etwas mehr als die halbe Tiefe zur Höhe bekommt, muß der Bogen des Sparrens aus einem Mittelpunkt und so konstruirt sein, daß ein von dem Bogen auf das Mittel seiner Sehne gezogenes Perpendikel den 6. oder 7. Theil ihrer Länge beträgt, und ebenso müssen die Fugen der einzelnen Bohlenstücke nach dem Mittelpunkt ihrer Bögen geschnitten sein und dürfen nie auf einander treffen. An dem unteren Ende stehen die Sparren mit doppelten Zapfen in den Balken, oder, wo kein Dachboden erforderlich ist, auf Stichbalken oder bloßen Schwellen (Mauerlatten), an dem oberen Ende aber, bei gerade fortlaufenden Dächern von beiden Seiten, mit Versetzungen in einer längs dem Firste befindlichen Bohle (Firstbohle). Die Bohlensparren bedürfen keines Querbandes und deshalb auch keiner Dachstühle. Dagegen ist, wie bei andern Dächern, eine das Verschieben der Sparren verhütende Längenverbindung erforderlich und kann, außer der Verbindung durch die Latten, innere Verschalung, Walme, oder starke Giebelwände, durch Sturmlatten oder durch 4 Zoll breite, 1 Fuß dicke, zwischen je 2 Sparren durchgesteckte und verkeilte Riegel bewerkstelligt werden. Die einer Eindeckung mit Ziegeln hinderliche, dabei nicht gut aussehende Spitzbogenform der Bohlensparren wird durch Schiftsparren äußerlich in eine gerade umgeschaffen.

Nur bei Kuppeln u. über sehr weite Räume, die kein Gebälk erfordern, und wo dieses, sowie kostspielige Hängewerke durch sie erspart werden, wie bei Kirchen, großen Sälen und dergl., sind Bohlendächer nützlich, nicht aber bei Gebäuden von geringerer Tiefe. *Eiserne Dächer* können wegen der durch sie verminderten Feuersgefahr, u. besonders über große Räume, statt der hölzernen Hängewerke mit Vortheil angewendet werden. Sie bestehen aus Bögen, die, nach Art der Bohlensparren, aus 2-, auch 3mal über einander gelegten Bogenstücken von ungefähr ½ Zoll dickem Gußeisen zusammengeschraubt sind. Diese Bögen werden durch Versetzungen und Schienen an beiden Enden in eisernen Sohlen befestigt, die, nach Art der Stichbalken, auf ebenfalls eisernen Mauerlatten ruhen. Um den Seitenschub der Bögen auf die Mauern aufzuheben, werden diese Sohlen durch einen zweiten, jedoch schwächeren, flachen Bogen nach Innen zu gezogen; die Spannung dieses Anzugsbogens aber wird durch eine Verbindung mit dem Hauptbogen mittelst Hängeeisen erhalten. Die Verbindung der Haupt- und Anzugsbögen nach der Länge des D.s wird durch eiserne, zwischen die Bögen in gekreuzter Richtung angeschraubte Schienen bewerkstelligt. Um eine gerade Dachfläche herzustellen, werden eiserne Sparren, die zur Auflage der eisernen Lattenstange ausgezahnt sind, auf die Hauptbögen befestigt. An ihrem unteren Ende stehen sie, wie die Haupt- und Anzugsbögen, in den bis über den Dachsims reichenden Sohlen oben auf einer längs dem Firste hinlaufenden, von auf den Hauptbögen aufstehenden Stützen getragenen Firstpfette (*Dachfette, Dachpfette*). Diese eisernen Dächer können sehr flach angelegt und am besten mit eisernen Platten belegt werden. *Steinerne Dächer* sind Gewölbe, deren Oberfläche mit Steinplatten belegt ist. Sie behalten entweder die Form der Gewölbe, wie bei Kuppeln, oder erhalten eine gerade, den Giebeldächern gleiche Dachfläche. Man findet steinerne Dächer auf Kirchen aus dem Mittelalter und deren Thürmen; außerdem werden sie beim Festungsbau angewendet. Die Wahl der Konstruktion eines D.s wird bedingt durch die Belastung und durch das Profil des D.s. Die erstere ist entweder eine stetige (s. unten), oder eine vorübergehende. Der Stoß des Windes beträgt auf 1 Quadratfuß eines D.s bei einem Neigungswinkel von 60° cirka 40—50 Pfund, von 45° cirka 30—36 Pfd., von 30° cirka 18—24 Pfd., von 15° cirka 10—15 Pfd. Die Last eines Schneefalls von 6 Zoll Höhe beträgt pro Quadratfuß cirka 24 Pfd.; die Last eines starken, aber nicht zu heftigen Regens auf den Quadratfuß (horizontal gemessen) des Gebäudes bei einer Dachneigung von 60° cirka 4—5 Pfd., von 45° cirka 6—8 Pfd., von 30° cirka 12—15 Pfd., von 15° cirka 24—30 Pfd.

Die auf diese Weise vorbereitete Dachfläche wird, wenn Dachsparren vorhanden sind, mit Dachlatten benagelt (Belattung), worauf dann die *Dachbedeckung* (*Dachdeckung*) erfolgt. Dieselbe wird eingetheilt in harte Deckung, Deckung mit Metall und in weiche Deckung. Das Material zur *harten Deckung* (Ziegeldach) ist die *Dachziegel* (s. d.). Nach der Art der Eindeckung ist das Ziegeldach entweder ein *einfaches* od. *Spließdach*, bei welchem die Lattung von Oberkante zu Oberkante 7½—8 Zoll weit ist, auf jede Latte eine Reihe Ziegel kommt und unter die Fugen Dachspäne gelegt werden (auf eine Quadratruthe kommen 230 laufende Fuß Latten, 1½ Schock Lattennägel, 460 Dachziegel, 6 Kubikfuß Mörtel und 500 Spließen); oder ein *Doppeldach*, bei welchem die Lattung 6 Zoll weit ist, die obere Reihe Ziegel die untere vollkommen überdeckt und daher die Dachspäne wegfallen. Die oberste und unterste Schicht erhält bei beiden Dachungen zwei Reihen Ziegel, welche man Doppelschichten nennt; die oberste heißt auch *Firstschicht*, die unterste *Traufschaar*. Auf 1 Quadratruthe kommen 315 Fuß Latten, 1½ Schock Lattennägel, 630 Dachziegel, 7½ Kubikfuß Mörtel. Beträgt die Lattenweite 10—11 Zoll und hängt auf jeder Latte eine Doppelschicht, so nennt man es *Kronen-* oder *Ritterdach*, bei welchem auf 1 Quadratruthe 158 Fuß Dachlatten, 1 Schock Lattennägel, 630 Dachziegel, 7½ Kubikfuß Mörtel kommen. Die *böhmische Dachdeckung* unterscheidet sich dadurch von der vorigen, daß zwischen die Fugen der Dachziegel u. zwischen je zwei auf einander liegende Ziegel eine Mörtelschicht gebracht wird. Die Ziegel werden in Verband, d. h. so gedeckt, daß die Fugen zwischen zwei Ziegeln von den darüber liegenden Ziegeln gedeckt werden. Bei Anwendung der ∽-förmigen sogenannten *Pfannenziegel* oder *Dachpfannen*, auch *Krumm-* oder *Krempziegel*, welche mit Nasen auf den Latten hängen, und deren konkave Seite durch die konvexe des anderen Ziegels in Kalk gelegt gedeckt werden, kommen auf 1 Quadratruthe 150 Fuß Dachlatten, 1 Schock Lattennägel, 294 Dachziegel, 5½ Kubikfuß Mörtel. Die *italienische Dachdeckung* ist 15 Zoll weit gelattet; eine Reihe gerader Platten, 16 Zoll lang, 6 Zoll breit, 1—1¼ Zoll stark, liegt auf 3—4 Zoll hohen Latten, und auf den Platten mit erhöhter Kante liegen zu beiden Seiten Flachziegel, die oben 13 Zoll, unterhalb 10 Zoll breit u. von derselben Länge wie die Platten sind. Mit den Platten werden die oberen Ziegel, die flach sind, in Verband gelegt; die Hohlziegel kommen auf die oberen Flachziegel, greifen über die Kanten derselben und decken die Fugen. Werden die unteren Ziegel der obigen Deckung nahe an einander gelegt und die Fugen mit schmäleren Hohlziegeln überdeckt, so entsteht die *antike Dachdeckung*. Besteht die ganze Deckung aus Hohlziegeln, und zwar so, daß die unteren mit der konkaven Seite nach oben und auf die Fugen wieder andere so  gelegt werden, so nennt man die oberen Mönche, die unteren Nonnen, das Ganze aber ein *Priependach*. Das Gewicht dieser Ziegeldächer ist sehr verschieden; in der Regel wiegt 1 Quadratfuß einfaches Ziegeldach cirka 20 Pfund, Kronendach cirka 25 Pfd., Priependach cirka 30 Pfd. Die Dachhöhe muß mindestens ⅓ der Tiefe betragen; übrigens s. *Dachziegel*.

Bei *Schieferdeckung* werden die Sparren entweder mit Bretern verschalt, oder je nach der Größe der Schieferplatten 3—6 Zoll gelattet. Die mit Löchern versehenen Schieferplatten werden auf die Unterlage mit 1 oder 2 Nägeln (Schiefernägeln) in schräger oder gerader Richtung aufgenagelt; an der oberen und unteren Dachkante aber werden größere Platten (Kantensteine) angebracht. First und Grate werden mit Metall gedeckt. Zum Anhängen der Leitern bei Reparaturen werden in die

Sparren in 8 Fuß Entfernung von einander gekrümmte eiserne Haken eingeschlagen, sogenannte Dachhaken, Dachknappen. Die Schieferdächer sind flacher als die Ziegeldächer, indem sie $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{6}$ der Tiefe des Gebäudes zur Höhe haben. Man unterscheidet mehre Arten. Beim deutschen Schieferdach von unbearbeitetem Schiefer, der nach Centner oder Rieß verkauft wird (1 Rieß = 5 Centner), wird die Eindeckung in schrägen Reihen bewerkstelligt, wodurch das sogenannte Schuppendach entsteht. Zu 1 Quadratruthe braucht man 3 Rieß Schiefer, 2400 Stück Schiefernägel, u. die Ueberdeckung beträgt oben 1 Zoll weniger, als die halbe Platte, seitwärts 3 Zoll; von Schiefer aus der Mosel- und Rheingegend braucht man auf die Quadratruthe 4 Rieß und 4000 Nägel, von lehestener 6eckigem Schablonenschiefer auf die Quadratruthe cirka 12 Centner (pro Quadratfuß cirka 15 Pfd.) u. 15—25 Schock Nägel, je nach der Deckung. Beim englischen Schieferdach sind pro Quadratruthe beim einfachen D. $7\frac{1}{2}$—9 Centner, beim Doppelbach 14—16 Centner Schiefer erforderlich; oben beträgt die Ueberdeckung 2—3 Zoll weniger, als die halbe Platte, seitwärts 3 Zoll; beim Doppelbach ist seitwärts eine Stoßfuge.

Bei der Deckung mit Metall muß das D. mit Bretern verschalt werden; die Metalltafeln werden besser in runde Falze umgebogen, angenagelt, als zusammengelöthet, weil die Dehnbarkeit derselben in den Falzen mehr Spielraum hat, als beim Löthen; bei gebogenen Dachflächen ist aber das Löthen unumgänglich nöthig; da, wo Nagelung angewendet wird, werden lange Streifen (Haftbleche) eingelegt, die Metalldächer können ganz flach gemacht werden. Das vorzüglichste Metall zur Dachdeckung ist Kupfer, das aber sehr kostspielig ist; der Zink leistet dieselben Dienste. Die Neigung beträgt 1 : 12; der Bedarf an Kupfer ist, je nach der Stärke, 85—250 Pfd. pro Quadratruthe, an Heften und Nägeln cirka 8 Pfund. Blechdeckung muß einen Ueberzug von Oelfarbe erhalten, wegen des Oxydirens, steht dem Zink übrigens nicht viel nach. Blei (Rollenblei) wird am besten gefalzt oder auch gelöthet. Auf 1 Quadratruthe braucht man 650 bis 800 Pfund Blei u. 100 Stück verzinnte Nägel; die Stärke beträgt ungefähr $\frac{1}{8}$ Zoll; am besten wird eingedeckt mit Leisten; auf den Leisten $1\frac{1}{2}$ Zoll Ueberdeckung. Beim Zinkdach, dessen Höhe zur Tiefe sich wenigstens wie 1 : 24 verhält, sind die Eindeckungsarten sehr verschieden, und noch werden fast immer neue erfunden; die hauptsächlichsten sind: 1) mit Falzen und Eisenblechheften mit je 2 Nägeln und 4—6 Zoll Ueberdeckung ohne Löthfuge, $1\frac{1}{2}$—2 Zoll mit Löthfuge, wobei man auf 100 Quadratfuß von Zink Nr. 10 (s. Zink) ungefähr 100 Pfund, von Zink Nr. 14 ziemlich 2 Centner braucht; 2) mit aufgenagelten Leisten und darauf gedecktem Zink, wobei die Leisten $1\frac{1}{2}$ Zoll breit u. 1 Zoll hoch sind, die Ueberdeckung für die Leisten $1\frac{1}{4}$ Zoll beträgt u. auf 100 Quadratfuß 95 Pfund Zink Nr. 10 kommen; 3) mit Rollen von 1 Zoll Breite u. Höhe und 112 Pfund auf 100 Quadratfuß; 4) mit aufgeschobenen Leisten und aufwärts gebogenen Heften.

Zur weichen Deckung gehören zunächst die Schindeldächer. Von Schindeln unterscheidet man die großen, welche 3 Fuß lang, 3—5 Zoll breit, $\frac{1}{2}$ Zoll dick, aus Kiefernholz gespalten u. mit Nuthen versehen sind u. auf die 16 Zoll weite Lattung mittelst hölzerner Nägel im Verband befestigt werden; die kleinen, welche 14—15 Zoll lang, 3—4 Zoll breit sind, eine 8—10 Zoll weite Lattung erhalten und mit eisernen Nägeln verbandmäßig übereinander genagelt werden. Die kiefernen Schindeln halten 15, die fichtenen 9—10, die eichenen wohl 30 Jahre. Zur Versorstung läßt man entweder die Wetterseitendeckung über die andere überragen, oder man legt einen Sattel von Bretern oder Blech auf. Die Dachhöhe muß mindestens $\frac{1}{3}$ der Tiefe betragen; auf 1 Quadratruthe braucht man $7\frac{1}{2}$ Schock große und 11 Schock kleine Schindeln, bei letzteren $\frac{1}{2}$ Schindelnägel mehr. Diese Dachung ist hie und da als feuergefährlich verboten und wenig dauerhaft. Will man ein Schindeldach mit verminderter Feuersgefahr herstellen, so weicht man die Schindeln in einer verdünnten Auflösung von Potasche, Vitriol, Alaun oder Küchensalz eine Zeitlang ein, gibt ihnen dann nach dem Eindecken auf der inneren Seite einen feuerfesten Anstrich, auswendig aber belegt man sie mit einander überdeckenden Baumrindenstücken (namentlich Birken-, Tannen- u. Erlenrinde), nagelt dann von Elle zu Elle wagrecht eine Latte, doch so, daß das Wasser darunter durchfließen kann, und bedeckt das D. mit Erde, worin man Hafer, Gurken oder Rasen säet. Beim Schindeldach mit Strohbelag wird auf die Schindeln Lehm gestrichen und Stroh mit den Aehren nach oben aufgelegt und angeplätzt. Das Pfettendach ist eine Dachschalung mit abwärts gehenden Fugen, entweder aus gespündeten Bretern verfertigt, oder mit Leisten auf den Fugen versehen, hält aber nur, wenn es gut im Anstrich gehalten wird. Die Breter parallel mit den Firsten zu legen, ist ganz unzweckmäßig. Die Dauer eines solchen D.s kann man durch Sieden der Breter in Leinöl vermehren. Noch wendet man kieferne Bretstreifen von 2 Fuß Länge, $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke und 6 Zoll Breite an, die mit halben Falzen auf einander gelegt werden, oben aber gehobelt sein müssen u. mit einer Lauge von Thon und Schwefelsäure angestrichen werden. Eine solche Dachdeckung kann 50 Jahre liegen. Gespaltene Breter sind deshalb vorzuziehen, weil sie sich weniger werfen, als die ganz gelassenen; man kann sie auch trennen und verwendet verspünden. Theer mit Kohlenstaub vermischt ist ein guter Anstrich für dieselben, ebenso Theer mit Sand besiebt und dann mit einer Mischung von 3 Theilen altgelöschtem Kalk und 1 Th. Ochsenblut, $\frac{1}{2}$ Th. in Wasser zerlassenem fetten Thon, $\frac{1}{2}$ Th. feingestoßenem Gyps, 1 Th. fein gesiebtem Sand, 2 Th. Ziegelmehl, $1\frac{1}{2}$ Th. grobem Hammerschlag, 2 Th. klein gehackten Thierhaaren, die bis zur Konsistenz von Tünchkalk verdünnt wird, $\frac{1}{8}$ Zoll dick überzogen, mit scharfem Sand bestreut und überweißt. Auch wendet man statt der schmalen Breter die Dachspäne (s. d.) an. Bei Stroh- und Rohrdeckung besteht die Lattung aus starken gespaltenen Stangen, welche in 12—15 Zoll Weite auf den Sparren befestigt werden. Auf diese werden die Strohbündel (Dachschauben), die Aehren nach unten gekehrt, mittelst Strohbänder befestigt und durch Bandstöcke, gewöhnlich Weidenruthen, welche parallel dem First auf das Stroh gelegt und durch dasselbe hindurch an den Sparren u. Strohseilen befestigt werden, gehalten. Die Dicke der doppelt über einander liegenden Stroh- u. Rohr-

decke beträgt 12—15 Zoll; der First und die Grate werden gewöhnlich mit Schindeln oder Ziegeln belegt. Die Dachneigung muß mindestens 55° betragen. Zu einer Quadratruthe braucht man $1-1\frac{1}{2}$ Schock Stroh, zu den Brandstöcken $4\frac{1}{2}$ Kubikfuß rindschäliges Holz; zu der Verforstung, wenn sie mit Stroh geschieht, wo sie dann Verpuppung heißt, auf 4 laufende Fuß 2 Gebinde Stroh u. 4 laufende Fuß Holz; doch kann man die Strohdächer auch mit breiten Firstziegeln verforsten, welche unten mit Bitterkalk bestrichen werden. *Strohlehmschindeln* (*Streichschindeln*) sind aus Stroh mit Lehm bereitete Tafeln, bei deren Anfertigung man naßgemachtes Stroh auf einem Tisch ausbreitet, einen 3—4 Fuß langen Stock quer über dasselbe und die Aehrenenden um denselben herumlegt, nachdem man das Stroh mit geschlämmtem Lehm auf beiden Seiten tüchtig bestrichen hat. So erhält man eine Lehmtafel von 3—4 Zoll Dicke. Das D. wird 18—20 Zoll weit gelattet, und die Lehmschindeln werden im Verband mittelst der Stöcke und mit Bindweiden an die Latten befestigt, die Fugen aber mit Lehm verstrichen. Auf 1 Quadratruthe braucht man 19—22 Kubikfuß Lehm und 3—4 Gebund Stroh zu 11—13 Pfund. Der Kubikfuß fertiger Lehmschindeln wiegt frisch 80, trocken 70 Pfd. Ueber *Asphaltbedachung* s. *Asphalt*. Bei der *dornschen* Dachbedeckung (vom Kommissionsrath Dorn in Berlin erfunden und daher nach ihm benannt) werden auf die Dachbalken Sparren so gelegt, daß die Dachfläche $\frac{1}{2}-1$ Zoll Fall für den laufenden Fuß erhält, und gespaltene oder geschnittene Latten von $2\frac{1}{2}$ Zoll Breite, $1\frac{1}{2}$ Zoll Stärke in Zwischenräumen von $\frac{1}{2}-\frac{3}{4}$ Zoll aufgenagelt. Hierauf wird eine hinreichende Menge gereinigter Lehm mit Wasser zu einem breiartigen Mörtel angemacht und mit guter trockener, faseriger, ausgelaugter Gerberlohe so vermischt, daß zu jedem Kubikfuß Lehm etwa $1\frac{3}{4}$ Pfund Lohe genommen wird. Die Masse wird auf die Dachfläche zwischen Lehrlatten in $\frac{1}{2}-\frac{3}{4}$ Zoll Stärke mit der Mauerkelle scharf aufgetragen, so daß der Lehm in die Zwischenräume der Latten eindringt, u. sodann mit dem Reibebret vollständig geglättet. Bei Schornsteinen läßt man die Lehmlage etwas anlaufen und läßt erst den Abputz des Schornsteins vornehmen. Das ganze D. bestreut man mit gutem trockenen Mauersande, den man in die Risse kehrt, u. überstreicht es 3—4mal mit Steinkohlentheer. Nachdem dieser Anstrich trocken geworden ist, wird ein letzter Anstrich, bestehend aus 8 Theilen Steinkohlentheer, 1 Th. weißem Harz u. 1 Th. Kolophonium, gegeben und derselbe mit feinem trockenen Sande dick übersiebt; schließlich werden alle entstehenden Sprünge und Risse mit Lehm, Sand u. Theer verstrichen. Soll das D. betreten werden, so macht man auf die erste eine zweite Lehmlage, die Decklage, mit Theeranstrich von gleicher Dicke. Das Aufbringen der Lehmlage und des Anstrichs muß bei trockenem Wetter geschehen. Solche Dächer dauern 10—15 Jahre. Die *Mastixdachung* wird auf verschiedene Weise gemacht. *Lehmmastix* besteht aus gepulvertem und gesiebtem Lehm, faseriger feiner Lohe und gutem Steinkohlentheer, welches alles über Feuer in einem großen Kessel unter Zusatz von etwas Sand zu einer breiartigen Masse vermengt wird. Das Auftragen geschieht auf dieselbe Weise wie bei dem dornschen D. Ist die Mastixlage so weit trocken, daß man darauf gehen kann, so wird die ganze Oberfläche mit trockenem, gesiebtem Sande bestreut, worauf dann ein wasserdichter Ueberzug gemacht wird. Der *Holzkohlenmastix* besteht aus trockenem, gepulvertem Lehm, gestampfter Holzkohle und Steinkohlentheer, welcher bis zum Kochen erwärmt dem ersteren in einem gewöhnlichen Kalkkasten zugeschüttet u. tüchtig damit vermengt wird. Der Dachabhang, die Traufe und Schalung werden ganz wie bei den vorigen Bedachungen angefertigt, nur die Zwischenräume etwas kleiner genommen. *Steinkohlenaschenmastix* besteht aus einer Mischung von Steinkohlentheer und Steinkohlenasche u. wird ganz so wie der Holzmastix präparirt. Die Schalung wird hierbei nur mit noch engeren Zwischenräumen ausgeführt. Die Masse wird $\frac{3}{4}$ Zoll stark lose aufgeschüttet, mit der Kelle ausgebreitet u. etwas geebnet, sodann mit hölzernen Schlägeln geglättet u. dieses Schlagen nach einigen Tagen mit Unterstreuung von einiger Steinkohlenasche wiederholt. Statt der Schlägel wendet man auch mit Vortheil eine Walze an, weil dadurch weniger Erschütterung veranlaßt wird. Da diese Masse zu wenig elastisch ist, so gibt man ihr eine $\frac{3}{8}-\frac{1}{2}$ Zoll starke Unterlage von dornscher Masse. Bei der *Dachpappe*- oder *Steinpappeeindeckung* wird das D. mit $\frac{3}{4}$- bis 1zölligen, cirka 6 Zoll breiten Bretern möglichst gut verschalt. Es erhält pro Elle 4—5 Zoll Fall, d. i. $\frac{1}{8}-\frac{1}{10}$ Tiefe eines Doppeldachs oder $\frac{1}{4}-\frac{1}{5}$ eines einseitigen D.s. Die Pappen, wenn sie alt sind, müssen vorher, ehe sie verdeckt werden, mindestens 12 Stunden lang in ein Gefäß mit Wasser gelegt werden, damit sie sich beim Trocknen glatt und straff auf die Schalung aufspannen. Sie werden mit der Spitze nach der Grundlinie des D.s gerichtet und mittelst breitköpfiger Nägel aufgenagelt. Diese Diagonaldeckung ist besser als die der Grundlinie parallele. Es ist dabei zu beachten, daß die Fugen nicht der Wetterseite entgegenstehen. Wo die Pappen zusammenstoßen, werden sie $2\frac{1}{2}-3$ Zoll über einander gelegt. Zwischen die beim Uebereinanderlegen der Pappen entstehenden Fugen wird eine Mischung von dickem Theer und Steinkohlenpech gestrichen. Auf den Firsten läßt man entweder die eine Seite der Pappe überstehen, um diese auf der anderen Seite herüberzunageln, oder man schneidet beide Pappen, wo sie zusammenstoßen, ab und setzt Kappen von Pappe darüber. Sind die Fugen nochmals mit obiger Theermischung überstrichen, so wird das ganze D. noch mit einer Mischung aus $\frac{2}{3}$ starkem Theer u. $\frac{1}{3}$ an der Luft gelöschtem, fein gesiebtem Graukalk überstrichen u. gleichzeitig die frischgetheerte Fläche mit feingesiebtem scharfen Flußmaurersand oder Steinkohlenasche bestreut. Die Dachhöhe muß mindestens $\frac{1}{24}$ der Tiefe betragen. Zu 1 Quadratruthe, cirka 1 Centner Dachpappe, braucht man $\frac{1}{2}$ Centner Steinkohlenasche, $\frac{1}{4}$ Scheffel Kalk, 1200—1500 Nägel und 2 Pfund Graphit.

In der neueren Zeit ist in Preußen, Sachsen etc. das Decken der Dächer, namentlich flacher Dächer, mit der neu erfundenen Steindachpappe von Stalling u. Komp. sehr in Aufnahme gekommen, indem sich diese Pappe namentlich durch ihre Nichtverbrennbarkeit und Leichtigkeit empfiehlt.

In ihrer ursprünglichen Form bestanden die Wohnungen der Menschen nur aus dem D. allein, das zu beiden Seiten bis auf die Erde herunterreichte. Als jedoch die Wohnungen sich in weitläufstigere Bauwerke verwandelten, von hohen und starken Mauern umschlossen, auf deren oberem Gipfel nun das D. ruhte, ward dadurch auch die Form des letzteren auf mancherlei Weise verändert. Die Dächer der Morgenländer waren flach, wie noch jetzt. Sie waren mit Backsteinen gemauert und mit breiten Steinen oder mit einer Erdschicht, oft auch mit Marmor- oder Metallplatten belegt und mit einer gegen den Hof zu niedrigen, nach der Straße hin höheren Brustwehr versehen. Mitten darüber ging ein Kanal, aus dem das Regenwasser in den Hof herabfloß. Hier hielt man sich bei gutem Wetter auf, um freie Luft und Aussicht zu genießen; hier badete, speiste, schlief man in den Sommermonaten &c., weshalb auch Gärten, Fischbehälter, Bäder &c. sich daselbst befanden, wie noch jetzt. Hatten die Häuser gleiche Höhe, so konnte man von D. zu D. gehen. Runde und gewölbte Dächer waren selten und galten für sehr prächtig. Die Dächer der Griechen hatten insgemein eine mehr oder weniger flache Erhöhung und sprangen in den ältesten Zeiten weit über das Gebäude hervor, was aber, wegen Verfinsterung der Straßen, von Aristides, Themistocles und dem Areopag verboten wurde. In späteren Zeiten bildeten bei prächtigeren Wohngebäuden die platten Dächer künstliche, mit Säulen ausgeschmückte Altane, an welchen große, mit Bildsäulen verzierte Erker hervorragten. Die Tempel hatten zum Theil gar keine Dächer; sonst war das D. gewöhnlich von Stein, bei runden Tempeln gewölbt, bei viereckigen dreieckig, bei letzteren gewöhnlich mit einem mit Basreliefs geschmückten Giebel oder Frontispice. Die römischen Wohnhäuser hatten oft, nach orientalischer Sitte, ein plattes D. mit ungefähr 2 Zoll Gefälle auf 10 Zoll Höhe zur Ableitung des Regenwassers, oft mit Gärten, selbst Obst- und anderen Bäumen (wohl in Kübeln). Häufiger waren aber schiefe Dächer, die den neueren Pultdächern gleichen. Oeffentliche Gebäude, besonders Tempel, bekamen entweder ein rundes D., oder ein Satteldach, das ungefähr ⅓ der Breite zur Höhe hatte, wodurch 2 Giebel, die Hauptzierde der Tempel, entstanden. Gegen das Ende der Republik ging diese Art von Dächern auch auf die Wohnhäuser über, und Cäsar war einer der Ersten, die ihren Häusern solche Giebel gaben. Der Sims ließ die Traufe durch Löcher ablaufen; in geringeren Häusern bestand die Traufe aus Bretern. Was den inneren Ausbau des D.s betrifft, so wurde auf jeden Hauptbalken, der auf den Säulen und Wandpfeilern lag, eine Giebelsäule unter dem First des D.s (culumen in summo fastigio culminis) gestellt, in diese Säule aber und in die Sparren verzapfte man Spannriegel oder Querbalken (transtra) u. Strebebänder (capreoli), um den langen Sparren mehr Festigkeit zu geben u. dem Werfen der hohen Giebelsäule vorzubeugen. Oben von dieser Giebelsäule bis auf das Ende des Hauptbalkens gingen die Sparren (canterii) herab. Ueber die Sparren wurden in der Quere die Dachstuhlrahmen (templa) gelegt u. auf diese der Länge nach herunter die Latten (asseres), welche die Dachziegel trugen und so weit herunterreichten, daß sie von den Enden der Hauptbalken etwas hervorragten, damit das D. einen Vorsprung erhielt und die Mauer des Gebäudes gegen die Traufe geschützt war. Bei niedrigeren Dächern fielen die Kehlbalken und Streben weg. Also lagen bei dem römischen D. die Dachstuhlrahmen nicht, wie jetzt, unter den Sparren, sondern darüber, und die Latten lagen nach der Länge des D.s herunter, statt, wie heut zu Tage, nach der Quere. Diese Dächer waren mit Hohlziegeln gedeckt, statt der früheren Schindeln, indem man wahrscheinlich zuerst solche Ziegel aufnagelte, die an beiden Seiten einen erhabenen Rand hatten, und dann da, wo die Ränder der beiden Ziegel zusammenstießen, einen Hohlziegel in Kalk auflegte, um alle Fugen zwischen den untern Ziegeln gehörig zu decken, weshalb auch die Latten so nahe aneinander gestellt wurden, daß die darauf liegenden Ziegel an einander stoßen konnten.

Dach, Simon, deutscher Liederdichter, den 29. Juli 1605 zu Memel geboren, wo sein Vater Dolmetscher der litthauischen Sprache war, besuchte die Schulen zu Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg, studirte in Königsberg Theologie und Philosophie, ward 1633 Kollaborator u. 1636 Konrektor an der Domschule daselbst und in Folge eines dem Kurfürsten von Brandenburg geweihten Gedichts 1640 Professor der Dichtkunst. Der Tod seines Freundes, des Dichters Robert Roberthin (1648), versenkte ihn in tiefe Schwermuth; er † am 15. April 1659. Seine zahlreichen geistlichen u. weltlichen Lieder sind in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern zerstreut, besonders in den „Geistlichen Arien" des Organisten Heinrich Albert (Königsb., 4. Aufl. 1652—54; nachgedruckt Leipz. 1657). Einige, besonders die Gelegenheitsgedichte auf das kurbrandenburgische Haus, erschienen nach seinem Tode unter dem Titel „Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter" (Königsberg, ohne Druckjahr). Eine Auswahl seiner weltlichen Gedichte befindet sich in Wilhelm Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Leipzig 1823, Bd. 5). D. gehört zu den bedeutendsten Nachfolgern Opitz' und der besseren Meister der ersten schlesischen Dichterschule und war der Mittelpunkt des sich während des dreißigjährigen Krieges bildenden königsberger Dichterbundes. Ein Zug von Melancholie und Klagen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens geben durch seine sämmtlichen Poesien, daher ihm auch das weltliche Lied, das Schäfer- und Liebesgedicht, das er den Franzosen und Holländern nachahmte, wenig gelang. Die Sprache ist rein und zwanglos, der Ausdruck oft recht innig und naiv, immer aber fehlt dem Ganzen der Ausdruck einer freien Seele. Viel bedeutender ist D. als kirchlicher Dichter; in seinen geistlichen Liedern (z. B. „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen") steht er neben Paul Gerhard. Auch unter seinen Naturliedern sind einige sehr vorzügliche. Vergl. Gebauer, Simon D. und seine Freunde als Kirchenlieberdichter, Tübingen 1828.

Dachau, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, auf einer Anhöhe an der Ammer, nordwestlich von München, hat ein hochgelegenes Schloß mit schönem Garten, ein Spital, Krankenhaus, ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor, der den beschwerlichen Bergweg in eine bequeme

Straße umschaffen ließ, bedeutende Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, lebhaften Getreide- und Holzhandel und 1500 Einwohner. Dabei Tara, mit Wallfahrtskirche, und Kloster Innersdorf. D. war im Mittelalter der Stammsitz eigener Grafen aus dem Hause Scheyern, die 1175 ausstarben, worauf es durch Kauf an das Haus Wittelsbach kam. Im dreißigjährigen Kriege eroberten es die Schweden 1633 und später (1648) abermals nach einer nicht unbedeutenden Schlacht daselbst. Auf dem rechten Ufer der Ammer breitet sich bis zur Isar u. gegen Freising hin das dachauer Moos aus, eine 5 Meilen lange und 1 Meile breite Sumpfebene, die größtentheils mit Riedgras bewachsen u. nur stellenweise durch Torfstich und Entwässerung (besonders von Schleißheim aus) kultivirt und mit Ansiedelungen, z. B. Augustenfeld, Karlsfeld, Ludwigsfeld ꝛc., besetzt ist.

Dachdecken, s. Dach.

Dachdecker, Handwerker, dessen Beschäftigung darin besteht, das Deckmaterial auf die Dächer zu bringen u. somit die Bedachung zu vollenden. Die Ziegeldächer werden entweder von Maurern, oder von besondern Ziegeldeckern eingedeckt, die ein eigenes Gewerbe ausmachen. In einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, haben die Tüncher das Recht, Ziegeldächer einzudecken. Die Schieferdächer werden durch besondere Schieferdecker gedeckt; doch gibt es auch Ziegeldecker, die zugleich Schieferdecker sind; in diesem Falle führen sie den allgemeinen Namen D. Die Kupferdächer werden von dem Kupferschmied, Zink-, Blech- u. Bleidächer von dem Klempner oder dem Zinngießer eingedeckt. Strohdächer decken entweder die Landleute selbst, oder Tagelöhner, die sich ausschließlich damit beschäftigen; Breter u. Schindeln schlagen die Zimmerleute auf.

Dachfenster, Fenster, die an den Dachflächen angebracht werden, um den Dachräumen Licht u. Luft zu verschaffen. Die gewöhnlichen bestehen aus einer auf die Sparren aufgekämmten Unterschwelle, auf der in gehöriger Entfernung zwei Stiele stehen, die einen Rahmen tragen, auf welchem die Dachfenstersparren ruhen, und hinten unter einem möglichst spitzen Winkel an die Dachsparren stoßen, wenn sie nicht unmittelbar bis zum Firste hinauflaufen. Die sogenannten Ochsenaugen (franz. oil de boeuf) haben eine lothrechte Vorderwand mit kreisrunder oder ovaler Oeffnung und Satteldach und fanden früher besonders bei Mansarden- u. Kuppeldächern Anwendung. Sie haben aber mit jenen den Fehler gemein, daß da, wo ihre Bedeckung mit dem Dache zusammenstößt, das Regenwasser leicht eindringt u. Fäulniß der Sparren u. Latten herbeiführt. Um diesem Uebelstande zu begegnen, hat man die Fledermäuse (Froschmäuler oder Schwalbenschwänze) eingeführt, die sich von jenen dadurch unterscheiden, daß sich ihre Bedeckung zu beiden Seiten in das Dach verläuft. Für Bodenräume genügen meist in den Dachflächen angebrachte (liegende) Oberlichtfenster, sogenannte Dachklappen von Gußeisen oder Zinkblech. Mittelst solcher Oberlichtfenster läßt sich für Säle, Museen ꝛc. ein schönes Licht erzielen. Bei Ziegel- und Schieferbedachung wird auch durch starke Glasplatten, welche zwischen die Dachziegel eingedeckt sind, Oberlicht hergestellt. Kleine, halbkreisförmige, aus gebrannten Thonzellen oder Metall gebildete, in die Dachflächen eingesetzte Fensterchen heißen Kappfenster oder Dachlucken. Bei versenktem Dachgebälke werden die zur Erleuchtung der Dachräume bestimmten Fenster noch in den Umfassungswänden (der Stempelwand) angebracht.

Dachgesims, eine mit architektonischen Gliedern versehene steinerne oder hölzerne Bekränzung der Mauer unmittelbar unter dem Dache, die das Gebäude vor dem von dem Dache fließenden Wasser schützen soll. Die Anordnung der Gliederung des Dachs richtet sich nach dem Charakter des Gebäudes. Gewöhnlich wird das D. in 3 gleiche Theile abgetheilt. Der unterste Theil bekommt ein Plättchen und einen umgekehrten Karnies oder Zahnschnitte, der mittelste die sogenannte hängende Platte und der oberste ein Plättchen, Karnies u. Rundstäbchen. Große D.e werden bisweilen in 4 gleiche Theile getheilt, von denen der dritte Zahnschnitte oder Sparrenköpfe erhält, während die übrigen wie die vorigen eingerichtet werden. Die Höhe richtet sich nach der Höhe der Façade und kann bei 20 Fuß Höhe 1 Fuß, bei 30 Fuß Höhe 1½, bei 60 Fuß Höhe 2½ bis 3 Fuß betragen. Die Ausladung ist von der Anordnung des Ganzen abhängig, beträgt aber höchstens die Höhe des ganzen D.es. Man verfertigt die D.e aus Stein (Werkstücken oder gebrannten Ziegeln) oder Holz (Baumstämmen, Bohlen ꝛc.). Bei ordinären Gebäuden besteht das D. nur aus Bretern, welche an die schräg verschnittenen Balken angenagelt werden.

Dachpappe, gewöhnliche Pappe, welche durch Imprägniren mit verschiedenen Stoffen undurchdringlich für Feuchtigkeit gemacht worden ist und zu Pappdächern verwandt wird. Gut bereitete D. ist für gewisse Zwecke ein ganz ausgezeichnetes Material, für welches wenigstens bis jetzt kein Ersatz bekannt geworden ist. Plagge in Darmstadt beschreibt die Fabrikation der D. im Nassauischen wie folgt: In mit kochendem Theer gefüllte Kessel werden starke Pappen getaucht und, übereinander geschichtet, etwa 5 Stunden darin gelassen. Nach dem Herausnehmen werden sie mit grob gepulvertem Granit oder scharfkörnigem Sand mittelst eines Blechsiebs bestreut u. dann an der Luft getrocknet. Innerhalb 1 Stunde können 1000 Quadratfuß solcher D. von 2 Arbeitern gefertigt werden. Auf 1 Centner Pappe = 1000 Quadratfuß rechnet man 3 Centner Theer. Es ist natürlich sehr wichtig, daß der Theer die Pappe vollständig durchdringe, daß also die D. beim Durchschneiden nicht eine innere, von Theer freie Schicht zeige. Um dies zu erreichen, wird vorgeschlagen, die einmal in siedend heißen Theer getauchten Pappen trocknen zu lassen und sie dann in kochendes Wasser zu tauchen. Hierdurch soll sich der Theer von der Oberfläche der Pappen nach dem Innern ziehen. Nachdem die Pappen wieder getrocknet sind, werden sie wiederholt in heißen Theer getaucht u. mit feinem Kies, Steinpulver u. dergl. bestreut. Diese Pappen nagelt man mit verzinnten Nägeln u. am besten so auf, daß man letztere durch groschengroße Weißblechplättchen steckt u. dann erst festschlägt. Das Dach muß dann angestrichen werden, am besten mit einer Mischung, die man über gelindem Feuer aus 3 Theilen Steinkohlentheer, 1 Theil zerfallenem Kalkpulver und 1 Theil gemahlener Bleiglätte bereitet hat. Diese Mischung wird heiß aufgetragen u. sofort mit noch etwas heißerem,

grobkörnigem, scharfem und thonfreiem Sande, den man in einem besonderen Gefäß erhitzt hat, mittelst eines Siebes bestreut. Diesen Anstrich wiederholt man mehrmals nach jedesmaligem vollständigen Trocknen des vorhergehenden, nimmt aber zu jedem folgenden Anstrich weniger Kalk und dafür mehr Bleiglätte, damit sich derselbe nicht abblättere. Sind diese Theeranstriche vollständig erhärtet, so gibt man noch einige Anstriche von Kalkmilch mit Kuhharn, wobei man darauf zu achten hat, daß die Kalkmilch nicht zu dick aufgetragen werde. Wiederholt man diese letzteren Anstriche jedes Jahr, so wird ein solches Dach mit einer festen Steinkruste sich bedecken und äußerst haltbar sein. Vgl. Dach.

Dachrecht, s. v. a. Traufrecht.

Dachreiter (Dachreuter), aus dem Dachfirst hervorstehender hölzerner Thurm, steht auf einem mit Sprengwerk versehenen Kehlgebälke und dient zur Verzierung, zum Anbringen einer Uhr ꝛc.

Dachrinne, eine an der untern Seite der Dachfläche angebrachte, zur Ableitung des Wassers bestimmte, 5—6 Zoll weite Rinne von Holz, Eisen, Zink-, Kupferblech oder Blei, die vermittelst eiserner Haken (Rinneisen) an die Sparren oder Aufschiebling befestigt wird. Mitunter bildet die D. den obersten Karnies des Simses u. wird alsdann Karniesrinne genannt. Die Ableitung des Wassers aus der Rinne geschieht durch Ausgußröhren, die entweder 4—6 Fuß vor dem Dache hervorragen, durch eiserne Stangen gehalten werden und zuweilen mit Drachenköpfen u. dgl. verziert sind, oder durch längs dem Gebäude senkrecht herunterlaufende und durch eiserne Bänder (Schlaucheisen, Rohrschellen) an die Mauer befestigte, blecherne oder kupferne Röhren (Dachröhren, Dachschläuche, Abfallröhren). Letzteres ist Ersterem vorzuziehen, weil aus den hervorragenden Röhren herabfallendes Wasser nicht nur die Vorübergehenden inkommodirt, sondern auch das Straßenpflaster ausspült u. bei Stürmen gegen die Mauer des Hauses getrieben wird. Die D.n müssen nach den Abzügen zu geneigt liegen, also Fall (auf die laufende Elle mindestens ¾ Zoll) haben, damit das Wasser schnell abziehen kann. Die Weite u. Tiefe derselben bemißt sich nach der Schrägheit u. Größe der Dachflächen. Ihre Anlegung muß so geschehen, daß der hintere, unter der Dachung befindliche Rand etwas höher ist, als der äußere, damit in der Rinne aufstauendes Wasser nicht in das Dach u. das Mauerwerk dringen kann. Die Abfallröhren werden auch bisweilen in die Mauern gelegt, wodurch zwar etwaige Reparaturen schwierig, aber die Röhren gegen Beschädigungen geschützt werden.

Dachs (Meles *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere u. der Familie der Marder (Mustelina) mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der obere Kiefer ist jederseits mit 5, der untere mit 6 Backenzähnen ausgerüstet, von denen die ersteren sehr klein sind; der obere Reißzahn ist wenig entwickelt, aber mit erweitertem Höckeransatze versehen, der untere Reißzahn sehr lang, auch der obere Mahlzahn sehr groß, der untere kleiner. Der Körper ist ziemlich lang und stark, der Kopf rund mit kurzen Ohren, spitziger, vorstehender Schnauze u. glatter Zunge; die Beine sind kurz, aber kräftig, die Füße 5zehig u. besonders die vorderen mit starken Krallen bewaffnet; der Schwanz ist kurz. Die Gattung begreift nächtliche Thiere, die sich besonders durch eine unter dem Schwanz befindliche Drüsentasche auszeichnen, woraus eine stinkende Feuchtigkeit ausschwitzt. Auch unterscheiden sie sich dadurch vor allen andern Säugethieren, daß bei ihnen der Unterkiefer fest in die Gelenkpfanne des Oberkiefers eingelenkt ist. Der gemeine D. (Meles Taxus *Pall.*, Usus meles *L.*) ist oben weiß- oder gelblichgrau mit Schwarz gemischt, unten und an den Füßen schwarz; auch von der Nasenspitze zieht sich ein schwarzer Streif über Augen u. Ohren nach hinten. Er ist bis zum Schwanze 2 Fuß lang; der Schwanz beträgt nur ⅕ der Körperlänge; er ist im Herbst bis 30, ja 40 Pfund schwer. Das Weibchen hat 2 Zitzen an der Brust, 4 am Bauch. Der D. bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrade, das mittlere und nördliche Asien bis zur Lena. Seine Wohnung ist ein unterirdischer Bau, in dem er, meist ganz einsam, den größten Theil seines Lebens verbringt. Derselbe hat oft mehr als 10 Röhren, wovon aber nur eine oder zwei gewöhnlich von ihm befahren werden, die übrigen theils Flucht-, theils Luftröhren sind. Die Hauptwohnung im Bau ist der Kessel, zu dem mehre Röhren führen und der so groß ist, daß er dem Thiere zur Ruhestätte und zur Erziehung der Jungen dienen kann. Nur zur Nachtzeit sucht der D. Nahrung, die aus jungen Hasen, Mäusen, Eiern, Vögeln, Schlangen, selbst giftigen, Würmern, Insekten, Fröschen, Bucheckern, Eicheln, Wurzeln von Kümmel, Tormentill, Trüffeln, Rüben, Möhren ꝛc. besteht. Bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe in seinen Bau, erstarrt aber nicht, sondern geht nur bei gelinder Witterung auf Nahrung aus. Die Paarungszeit fällt in den November; im Februar bekommt die Dächsin 3—5 blinde Junge, welche noch bis zum Herbste denselben Bau mit ihr bewohnen. Der D. ist ein langsames, träges, scheues Thier, das aber ein furchtbares Gebiß hat u. sich tüchtig damit wehrt. Sein Fleisch ist eßbar, aber wenig wohlschmeckend; sein Fell wird, weil es für den Regen undurchdringlich ist, zu Jagdtaschen, Kofferüberzügen u. dgl. verwendet. Die Haare geben Malerpinsel. Ehedem war das Fett (Dachsfett) und das getrocknete Blut (Dachsblut) officinell. Das Fett liegt im Spätherbst oft gegen 3 Finger dick auf dem Rücken u. wiegt 5—7 Pfund. Es ist gelblichweiß, riecht wie Gänsefett u. ist von ziemlich flüssiger, fast ölartiger Konsistenz, mit sehr kleinen griesähnlichen Körnern gemischt; bei 31° R. wird es vollkommen flüssig. Man kann daraus eine sehr schöne, reinweiße Sodaseife bereiten, auch liefert es ein gutes Lampenöl. Es macht die Haare weiß, weshalb man es dazu benutzt, um dunkelfarbige Flecken an Pferden zu bleichen. Die Dachsjagd wird im Oktober und November, wo der D. an Leib und Fell am besten ist, gehalten. Nur selten bekommt man den D. auf dem Anstande im Herbst bei früher Morgendämmerung, wenn er in seinen Bau zurückkehrt, zum Schuß. Gewöhnlich muß man ihn ausgraben. Man läßt zu diesem Behuf die Hunde in den Bau, nachdem man sich zuvor vergewissert hat, daß derselbe von dem D. befahren ist, stellt durch sie den letzteren im Kessel und sucht durchs Gehör die Stelle ausfindig zu machen, unter welcher senkrecht in der Tiefe der

D. vor dem lautgebenden Hunde sich befindet. Man gräbt darauf ein kesselförmiges Loch, sticht, wenn man des Thieres ansichtig geworden, dasselbe mittelst eines harpunenartigen, mit Widerhaken versehenen Werkzeugs, der Dachsgabel oder des Dachshakens, an, zieht ihn hervor und schlägt ihn todt. An steilen Abhängen, wo die Laufröhre horizontal in den Kessel führt, pflegt man ihn auch mittelst des sogenannten Sauschwanzes, eines doppelten scharfen Pfropfenziehers, anzubohren und herauszuziehen. Auch sucht man ihn bei seinen nächtlichen Fahrten außerhalb des Baues zu fangen, indem man alle Eingänge desselben bis auf die Hauptlaufröhre verlegt und in letzterer eine sogenannte Dachshaube, ein starkes, kegelförmig zulaufendes Netz mit einem Nasenring am Ende, aufstellt. Jagt man nun den D. mit Hunden, so flüchtet er sich zur Röhre u. schießt in das Netz. Der amerikanische D. (Labradordachs, Meles labradorica Sab., Ursus labradoricus *L.*) zeichnet sich durch die weiße Färbung an der Unterseite u. durch feines und weiches Haar aus. Sein Fell wird ebenfalls geschätzt.

Dachspäne (Dachspließen), dünne gespaltene Bretchen, welche bei Dächern, die einfach mit Biberschwänzen (s. Dachziegel) gedeckt sind, unter die Fugen der Dachziegel gelegt werden, um dem Eindringen des Wassers vorzubeugen.

Dachstein, ein 9033 Fuß hoher, Gletscher tragender Berg in den Alpen des österreichischen Salzkammergutes, bei Hallstadt.

Dachstein, Wolfgang, Liederdichter u. Komponist, war zu Anfange des 16. Jahrhunderts katholischer Priester zu Straßburg, ging 1524 zum Lutherthum über u. ward Vikar u. Organist an der Thomaskirche daselbst. Unter seinen Kirchenliedern u. Melodien finden sich die folgenden: „O Herre, wer wird Wohnung han" (Ps. 15), „Der dorecht spricht: es ist kein Gott" (Ps. 53) und „An Wasserflüssen Babylon" (Ps. 157) noch jetzt in vielen Gesangbüchern.

Dachstuhl, s. Dach.

Dachstuhl, Herrschaft mit Stadt und Schloß in dem oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld, am Hundsrück und an der Saar, mit 1500 Einwohnern, hatte früher eigene Herren, kam dann nacheinander in Besitz der Herren von Rollingen, der Freiherren von Fleckenstein, der Grafen von Söttern und der Fürsten von Oettingen-Wallerstein, welche davon Sitz und Stimme auf der oberrheinischen Grafenbank und gegen 50,000 Gulden jährliche Einkünfte hatten. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 kam D. zum französischen Departement Saar u. 1815 mit dem Fürstenthum Birkenfeld an Oldenburg.

Dachziegel, die zum Dachdecken dienenden Ziegelsteine. Es gibt deren mehre Arten. Die sogenannten Biberschwänze, Zungensteine, Flachziegel, Ochsenzungen oder Hakenziegel sind in der Regel 15 Zoll lang, 6 Zoll breit und ½ Zoll dick, auch 14—16 Zoll lang und ¾ Zoll dick, theils unten abgerundet, theils gerade mit verbrochenen Ecken und auf der breiten Seite mit einem Haken zum Aufhängen (Nase) versehen; die halben Biberschwänze sind halb so breit wie die vorigen und dienen an den Kanten des Dachs zur Ergänzung der Reihe. Die Hohlziegel, Firstziegel sind 15 Zoll lang, 6½ Zoll breit, ¾ Zoll dick, von der Gestalt eines hohlen halben, abgekürzten Cylinders und dienen zum Ueberdecken der Forste und Grate; man gibt ihnen auf 16 Zoll Länge 6—8 Zoll Breite und ¾ Zoll Dicke. Die Fittigziegel (Paßziegel, Dachpfannen) haben im Querschnitt die Gestalt eines ∽ und sind ebenfalls mit einer Nase versehen. Ihre Länge ist 19—22 Zoll, die Breite 9—12 Zoll. Die Schlußziegel (Kremm-, Kramp- od. Breitziegel) sind an den Langkanten entgegengesetzt aufgebogen, der mittlere Theil ist flach, ohne Krümmung; von den aufgebogenen Krompen heißt die eine die Schluß-, die andere die Wasserkrampe. Jede Krampe ist gegen ¾ aufgebogen, und es greift die Schlußkrampe in die Wasserkrampe ein; auch sie sind mit Nasen versehen. Die römischen Dachpfannen liegen flach auf, ähnlich wie die Kremmziegel, sind aber an beiden Langkanten halb röhrenförmig aufgebogen und noch mit einem schmalen Hohlstein überdeckt. Die Quadratziegel bilden ein Quadrat von 10—11 Zoll Seitenlänge und haben die Nase in einer Ecke des Quadrats, so daß die Diagonale desselben beim Aufhängen in der Richtung der Sparren liegt. Zuweilen haben sie auch Nagellöcher, um auf Latten oder Bretschalung aufgenagelt zu werden. Kapp- oder Kaffziegel sind große, in der Mitte der untern Seite aufwärts gebogene Ziegel, die an die Stelle kleiner Lucken eingedeckt werden (s. Dachfenster). Kennzeichen guter D. sind Festigkeit, gleichartiger, feinkörniger Bruch ohne eingesprengte Kalktheile; auch müssen gute D. das Wasser leicht annehmen und absorbiren, daß sie bald wieder trocken werden. Die beste Probe ist, daß man sie der Rothglühhitze unterwirft und dann plötzlich mit kaltem Wasser begießt. Springen oder verwerfen sie sich dabei nicht, so ist auf ihre Festigkeit vollkommen zu bauen; in Betreff der Farbe sind die von glänzenderem Ansehen härter, als die von mattem Ansehen. Auch der Klang gibt ein Zeichen für die Güte eines D.s ab, indem der dichtere Ziegel heller, der lockere tiefer klingt.

Dacien (Dacia), altrömische Provinz, die das Land zwischen der Theiß (Tysia), den Karpathen, dem Pruth (Hierasus), Dniestr und der Donau, also Ungarn östlich der Theiß, Siebenbürgen, die Bukowina, die Moldau westlich vom Pruth und die Walachei begriff. Hauptflüsse außer den genannten waren: die Grissia (jetzt Körös), Marisia (Marosch) u. der Tibiscus, sämmtlich in die Theiß mündend, die Aluta, der Donau zufließend. Der Boden an den großen Strömen hin war eben, zum Theil sumpfig, das Mittelland fruchtbar, reich an Getreide, Holz und Metallen (Gold), der nördliche u. nordöstliche Theil von den Karpathen, bastarnischen Alpen und ihren Ausläufern durchzogen. Städte waren: Sarmizegethusa od. Augusta Dacorum, auch Ulpia Trajana, Hauptstadt; Singidava an der Mündung der Marisia, Apulon od. Alba Julia (Weißenburg an der Marosch), Prätoria Augusta, Comidava, Tiasum, Netindava u. a. Die Bewohner dieses Landes, die Dacier (Daci), hatten mit den Geten gleiche Abstammung, Sitte und Sprache und zerfielen nach Ptolemäus in 15 einzelne Völkerschaften. Ihr kriegerischer Sinn machte sie ihren Nachbarn, besonders den westlichen Bojern und Tauriskern, gefährlich. Auch südlich, in den beiden Mösien, breiteten sie ihre Macht aus. Hier geriethen sie unter Augustus zuerst mit den Römern zusammen. Genöthigt, über die Donau zurückzuweichen, beun-

ruhigten sie fortan das römische Gebiet durch verheerende Einfälle, zugleich das eigene Land gegen mehrfache Angriffe muthig vertheidigend. Domitianus mußte nach mehrjährigen Kämpfen u. nachdem seine Heerführer Oppius Sabinus und Cornelius Fuscus gefallen waren, um Frieden bitten und dem dacischen König Decebalus selbst Tribut zahlen. Erst Trajan tilgte diese Schmach des römischen Namens. Im Jahre 101 n. Chr. brach er gegen Decebalus auf; derselbe, in drei Schlachten besiegt, mußte 103 Unterwerfung geloben. Der Bruch dieser Zusage führte schon 104 den Kaiser über die neuerbaute steinerne Brücke (Pons Trajani) nochmals nach D. Die Eroberung der Hauptstadt Sarmizegethusa entschied die Unterjochung des Landes und seine Verwandlung in eine römische Provinz (106 n. Chr.), nachdem sich Decebalus aus Verzweiflung selbst getödtet hatte. Ein Theil der überwundenen Eingeborenen zog ostwärts an den Borysthenes und ließ sich hier unter dem Namen Tyrageta nieder. Die Zurückgebliebenen nahmen viele Kolonisten unter sich auf und wurden nach und nach romanisirt. Unhistorisch ist die gewöhnliche Annahme, daß D. damals in Dacia Alpensis (zunächst an den Karpathen oder bastarnischen Alpen), in D. ripensis (am linken Donauufer) u. in D. mediterranea, das Land zwischen den beiden vorigen, getheilt worden sei. Erst als 274 der Kaiser Aurelianus wegen der Gothen das Land räumte u. die römischen Bewohner nach Mösien versetzte, nannte er hier das Uferland rechts der Donau Dacia ripensis, um wenigstens den Namen des Verlorenen zu behaupten. Die Dacier verschwinden später unter den Gothen, Hunnen und andern hier sich tummelnden Völkerschwärmen. Ueberbleibsel von ihnen, aber schon in ihrer Vermischung mit den Römern, sind wahrscheinlich die heutigen Bewohner der Moldau und Walachei. Vergl. Heinrich Franke, Die Alterthümer D.s, Wismar 1836, und Neigebaur, D., aus den Ueberresten des klassischen Alterthums, Kronst. 1851.

Dacier, 1) André, französischer Philolog, den 6. April 1651 zu Castres in Oberlanguedoc geboren, studirte zu Saumur, ward 1672 zu Paris mit der Herausgabe des Pomp. Festus (Paris 1681, Amsterdam 1699) zum Gebrauche des Dauphins (in usum Delphini) beauftragt, trat hier zur katholischen Kirche über und zog sich für einige Zeit nach Castres zurück. Später ward er Bibliothekar des Königs und 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und der königlichen Akademie, die ihn auch zu ihrem beständigen Sekretär erwählte. Er † den 18. September 1722. Er hinterließ: „Oeuvres d'Horace en latin et en français" (Paris 1681—89, 10 Bde.); „Réflexions morales de l'empereur Marc-Antonin" (das. 1690, 2 Bde.) u. A. Eine seiner besten Arbeiten ist die Uebersetzung der „Poetik" des Aristoteles. Seine Uebersetzungen des sophokleischen „Oedipus" und der „Electra", der Werke des Hippocrates, des Plato, der Lebensbeschreibungen des Plutarch rc. sind meist höchst mittelmäßig und seine Erklärungen seicht.

2) Anna, Tochter des gelehrten Tanaquil Lefèvre, die Gattin des Vorigen, im März 1654 zu Saumur geboren, kam 1672 nach Paris und erlangte durch ihre Ausgabe des Callimachus (1674) einen solchen Ruf, daß ihr der Herzog von Montausier die Bearbeitung mehrer Ausgaben alter Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphins übertrug. Sie † den 17. Aug. 1720. Aufsehen machte ihre keineswegs ausgezeichnete Uebersetzung des Homer (Amst. 1708, n. Aufl., Paris 1756, 8 Bde.). In den „Considérations sur les causes de la corruption du goût" (Paris 1714) vertheidigte sie den Homer mit Scharfsinn gegen Houdart de Lamotte und in ihrem „Homère défendu" (das. 1716) gegen den Jesuiten Hardouin. Auch übersetzte sie den Terenz (Paris 1680, 3 Bde.), den „Amphitruo", „Epidicus" und „Rudens" des Plautus (das. 1683, 3 Bde., den Anacreon und die Sappho (das. 1681), sowie den „Plutus" und die „Wolken" des Aristophanes (das. 1684), die erste französische Uebersetzung dieses Dichters.

3) Bon Joseph, französischer Historiker, den 1. April 1742 zu Valognes in der Normandie geboren, studirte im Collége d'Harcourt zu Paris Theologie, widmete sich aber dann dem Studium der Geschichte und veröffentlichte 1772 seine Uebersetzung der „verschiedenen Geschichten" des Elien, in Folge deren er Mitglied der Akademie der Inschriften u. 1782 deren beständiger Sekretär wurde. Als solcher stiftete er das Komité der Handschriften, welches die „Notices et extraits" aus den ungedruckten Werken der pariser Bibliothek herausgab. Im Jahre 1784 zum Historiographen der Orden St. Lazarus, Jerusalem und Karmel ernannt, erhielt er den Auftrag, eine vollständige Ausgabe der Chronik von Froissart zu veranstalten, deren Druck aber schon während des ersten Bandes unterbrochen wurde. Als Mitglied der Municipalität der Stadt Paris 1790 hatte D. die neue Vertheilung der Steuern zu besorgen; das Finanzministerium jedoch, das ihm Ludwig XVI., der ihn oft zu Rathe zog, anbot, schlug er aus. Während der Revolution lebte er in tiefer Zurückgezogenheit und erschien erst 1795 bei der Stiftung des Nationalinstituts, dessen Mitglied er wurde, wieder. Im Jahre 1800 wurde er erster Vorsteher der Nationalbibliothek, 1802 Mitglied des Tribunats und 1823 der Akademie u. † zu Paris den 4. Februar 1833. Außer seiner Ausgabe der „Cyropädie" Xenophons (Paris 1777, 3 Bde.) u. seinen zahlreichen Biographien verstorbener Akademiker, seinen Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Inschriften sind noch zu erwähnen: „Rapport sur les progrès des sciences historiques de la littérature ancienne, depuis 1789 jusq' à 1808" (Paris 1810).

Da Costa, Isaak, holländischer Dichter, geboren den 14. Januar 1798 zu Amsterdam als Sohn einer angesehenen, aus Portugal stammenden jüdischen Kaufmannsfamilie, verrieth früh Neigung zu den Wissenschaften und besuchte, da er sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit widmen sollte, die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Einige poetische Versuche, die er damals machte, lenkten die Aufmerksamkeit des Dichters Bilderdijk auf ihn, der seitdem seine weitere Ausbildung überwachte u. bald in den vertrautesten Verkehr mit ihm trat. Im Jahre 1817 begab sich C. behufs der Vollendung seiner Studien nach Leyden, wohin auch Bilderdijk übersiedelte. Nachdem er 1818 zum Doktor der Rechtsgelehrsamkeit und 1821 zum Doktor der Philosophie promovirt worden, trat er 1822 mit seiner jungen Gattin zum Christenthum über. Schon hatte er sich als Dichter einen so geachteten

Namen erworben, daß er nach Bilderdijks Tode (1831) allgemein als dessen Nachfolger im Range des ersten niederländischen Dichters bezeichnet ward. Er fungirte zuletzt als Lehrer und Mitdirektor des Seminars der freien schottischen Kirche. Obwohl seine Gesundheit schon sehr wankend geworden war, schuf er doch noch zwei seiner Meisterwerke: „De slag van Nieupoort“ u. „De mensch en de Dichter“. Er † am 28. April 1860. Er war Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften der Niederlande. Von seinen poetischen Werken sind außer den genannten als die bedeutendsten hervorzuheben: „De Parzen en Prometheus, van Eschylus, vertaald uit het grieksch“ (1816 und 1818); „Poëzij“ (1821—1822, 2 Bde.); „Hymne: god met ôns“ (1826); „Feestliederen“ (1828); „Vijf-en-twintig jaren“ (1840); „Hagar“ (1852). Auch lieferte er eine Anzahl politischer Gedichte. Zu seinen vorzüglichsten prosaischen Arbeiten gehören: „Bezwaren tegen den geest der Eeuw“ (1823); „Karakter van Prins Maurits“ (1824); „Regtspleging van Oldenbarneveld“ (1825); „Israïl en de volken“ (1849). Theologischen Inhalts sind die Schriften: „Over de eenheid en overeenstemming der Evangelien“ (1840, 2 Bde.); „Over de waarheid en waardij van het Oude Testament“ (1843); „Paulus, eene Schriftbeschouwing“ (1846); „De Apostel Johannes en zijne Schriften“ u. a. m. Seine Schriften wurden wiederholt neu aufgelegt, so in Amsterdam, Leyden, Zütphen 2c. Wenn ihm auch nicht mit Unrecht vorgeworfen wird, daß er sich in seinen religiösen u. politischen Ansichten zu sehr an Bilderdijk angeschlossen, so erwarb er sich doch durch die Festigkeit, mit welcher er die einmal eingeschlagene Richtung festhielt, selbst die Achtung seiner Gegner, und sein edler Charakter ward nicht minder geschätzt, als sein Genie.

Dacotah, ein neugebildetes Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, erst im März 1860 organisirt, liegt zwischen $42\frac{1}{2}$ und 49° nördl. Br. und $79\frac{1}{2}$ und $85\frac{1}{2}$° westl. L. und bildete früher einen Theil von Minnesota, wozu noch jenseit des Missouri ein Theil von Nebraska kommt. Es enthält 3300 □Meilen. Das Land ist hoch, aber nicht gebirgig; an der Ostseite zieht sich das 40 Meilen lange, 3—4 Meilen breite, im Mittel 1363 Fuß hohe Coteau des Prairies hin; ein anderes, aber niedrigeres Tafelland, Coteau du Missouri, nimmt die Mitte und den Norden ein. Unzählige Flüsse bewässern überall das Gebiet. Hauptfluß ist der Rivière à Jacques (Tschansansan), in der Mitte des Landes. Im Nordosten strömt der Redriver of the North, dessen Becken Grasebenen bedecken; der Südwesten, vom Missouri mit bedeutenden Nebenströmen durchflossen, bietet hohe rollende Prairien; zahlreiche Seen u. Teiche geben der Oberfläche Mannichfaltigkeit. Im Norden liegt ein 8 Meilen langer und bis $2\frac{2}{3}$ Meilen breiter Salzsee, Teufelssee (Mini wakan) genannt. Das Klima ist im Süden mild, im Norden dagegen sehr streng. An Wald und Steinkohlen fehlt es nicht, und der Boden ist im Süden und Südosten und in den Thälern des Redriver und Missouri außerordentlich fruchtbar. Das Territorium zählte 1860 4840 Einwohner, deren Ansiedelungen sich meist im Südosten der Minnesotagrenze befinden. Außerdem leben in D. etwa 4000 Indianer vom Stamm der Dacotahs, von denen das Territorium den Namen hat, meist von der Jagd. Ihre noch unerforschten Jagdreviere bergen Büffel, Elenn, Hirsche, Antilopen, Bären, Wölfe, Ottern, Marder 2c. in Massen, daher auch ein ansehnlicher Pelzhandel Statt findet. Hauptstadt von D. ist Sioux Falls.

Dacotahs (d. i. Verbündete), ein zahlreicher Indianerstamm im Nordwesten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zur großen Familie der Sioux gehörig, bewohnen die Ländergebiete zwischen dem Mississippi, den Blackhills, dem Big Sioux River und dem Teufelssee (Mini wakan), also vorzugsweise das neuerdings gebildete und nach ihnen benannte Territorium Dacotah. Sie zerfallen in 7 von einander unabhängige, aber verbündete Banden od. Stämme, von denen die 4 östlichen unter den Namen Mendewahkantoan (von den Franzosen Gens du Lac genannt), Wahkpatoan, Wahkpakotan und Sisitoan (zusammen etwa 5000 Köpfe) bekannt sind, und zu denen auch die Winnebagoes und die Assiniboins (s. d.) gehören. Nur der erste dieser Stämme treibt Ackerbau. Weniger bekannt sind die westlichen Stämme der D., die Yanktons, die Yanktoanons und die Tetons, die, etwa 6000 Köpfe stark, zwischen dem Mississippi und dem Missouri wandernd umherziehen und einen fortwährenden Raubkrieg gegen alle übrigen am Missouri und dessen Zuflüssen lebenden Indianer führen. Grammatiken der Dacotahsprache haben Riggs (Washington 1851) u. von der Gabelentz (Leipz. 1852) geliefert.

Dacrydium *Banks*, Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, mit der einzigen Art D. cupressinum *Banks*, einem schönen, 80—90 Fuß hohen Baum, welcher auf Neuseeland und anderen australischen Inseln ganze Wälder bildet und ein ziemlich festes, röthlichweißes Holz hat. Seine beerenartigen rothen Früchte sind eßbar. Aus den jungen Zweigspitzen, welche viel bitteres Harz enthalten, ließ Cook eine Art Bier bereiten, das sich gegen den Skorbut sehr heilsam bewies.

Dactylis *L.* (Knauelgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, charakterisirt durch die einseitige, geknauelte Rispe, die zusammengedrückten, an der Spitze etwas gebogenen Aehrchen und die gekielten, kurz begrannten Blüthenbälge. Als nützliches Wiesengras ist allgemein bekannt: D. glomerata *L.*, Hundsgras, mit faseriger, ein wenig kriechender Wurzel, $1\frac{1}{2}$—2 Fuß hohem, aufrechtem oder in den Gelenken gebogen aufsteigendem, gestreiftem, kahlem, unter der Rispe zuweilen schärflichem Halm, gekielten Blättern mit zusammengedrückten scharfen Scheiden und hervorgezogenen Scheidehäutchen, einseitig pyramidalischer Rispe mit am Grunde nackten Aesten und meist 3blüthigen, im Knäuel gestellten Aehrchen, ist sehr gemein auf Wiesen, an Wegen, in schattigen Wäldern, in den verschiedensten Formen und Farbenveränderungen, gedeiht fast in jedem Boden, ist aber besonders für solche Wiesen, die eine thonige Unterlage haben, kalt u. feucht sind, od. auch für schattige Waldwiesen, als Ober- u. Untergras, gemischt mit andern dahin geeigneten Gräsern, sehr zu empfehlen. Die Pflanze bestockt sich sehr stark, treibt viele Stengel u. Blätter und liefert das meiste Futter von allen Gräsern. Doch sind die Stengel hart, weshalb man das Gras früh mähen und bei Wiesenanlagen mit andern Gräsern untermischen muß. Die Hunde, wenn sie

wetterlaunig sind, fressen dieses Gras häufig, um durch das Kratzen, welches die rauhen Blätter im Schlunde verursachen, Brechen zu erregen; daher der Name Hundsgras.

Dactyloctenium *Willd.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, einjährige Gräser, von denen D. aegyptiacum *Willd.*, Cynosurus aegyptiacum *L.*, ägyptisches Fingerkammgras, in Nordafrika, Aegypten u. Südeuropa heimisch ist. Die Samen werden in Aegypten häufig gegen Steinbeschwerden u. die Wurzeln als gelind schweißtreibend bei Ausschlagskrankheiten und Blähungsbeschwerden gebraucht.

Daczin, Stadt, s. v. a. Tetschen.

Daduchos (griech.), Fackelträger, Fackelträgerin der 2 Oberpriester der eleusinischen Mysterien, in der Mitte stehend zwischen dem Hierophanten u. dem Hierokeryr. Die Daduchie erbte in bestimmten Familien einer Linie des attischen Geschlechts der Keryken fort, gewährte hohes Ansehen und forderte die Leitung des hymnodischen Kultusgesanges, sowie besonders die Führung der feierlichen Prozession, welche am 5. Tage der großen Mysterienfeier mit in der Luft geschwungenen und von Hand zu Hand gereichten Fackeln schweigend paarweise zum Cerestempel in Eleusis zog. Vgl. Eleusinien.

Dädalus, der mythische Stammvater des Dädalidengeschlechtes, angeblich dem Geschlechte der athenischen Erechthiden entsprossen, war ein Zeitgenosse des Theseus und Minos. Als Architekt, Bildner, Steinhauer und Techniker allgemein bewundert, mußte er aus Athen fliehen, weil Künstlerneid ihn zur Ermordung seines Schülers Talos, des angeblichen Erfinders der Säge, des Töpferrades ꝛc., verleitet hatte, und fand zuerst bei einem benachbarten Demos (Dädalidä), dann beim König Minos von Kreta Schutz. Hier verfertigte D. die berüchtigte Kuh der Pasiphaë, erbaute einen Tempel der Britomartis, sowie für den Minotaur das Labyrinth, ward aber von Minos wegen der für die Pasiphaë gefertigten Kuh mit seinem Sohne Icarus (s. d.) ins Labyrinth gesperrt. Er entfloh von da mit Hülfe der Pasiphaë auf einem Schiffe, nach Andern mittelst künstlicher Flügel von Wachs und Leinwand. Icarus stürzte auf der Flucht ins Meer, D. aber kam nach Sicilien, wo er bei dem Könige Cocalus Aufnahme fand; der ihn auch hierher verfolgende Minos wurde von Cocalus oder dessen Töchtern hinterlistig ermordet. D. führte in Sicilien verschiedene Werke aus: einen Kanal in der Nähe von Megaris, den Alabo mit dem Meere verbindend, eine unüberwindliche Bergfestung bei Agrigent, ein Höhlenschwitzbad bei Selinunt, einen kühnen Bau auf einem Felsen des Berges Eryr und eine Honigwabe aus Gold für die erycinische Venus. Auch nach Sardinien kam D. mit Aristäus und baute hier dem König Jolaus die Dädaleen, großartige Werke, welche noch zu Diodors Zeit standen. Zu Capua und Cumä in Unteritalien errichtete er dem Apollo Tempel. Selbst in Aegypten läßt ihn die Sage herrliche Proben seiner Kunst geben, z. B. ein Propylon am Hephästustempel zu Memphis u. ein Holzbild im Tempel selbst. Zuletzt wurde er hier vergöttert und hatte noch zu Diodors Zeit einen Tempel auf einer der Inseln bei Memphis. Von den zahlreichen statuarischen Arbeiten des D. sah Pausanias noch einen Hercules zu Theben, einen Trophonius in Lebadea, eine Britomartis in Olus auf Kreta, eine Athene in Cnossus und eine Aphrodite auf Delos; lauter Holzbilder im steifen ägyptischen Styl, aber mit im Schreiten begriffenen Beinen, ausgestreckten Händen, offenen Augen, und daher lebens- und bewegungsvoller als die ägyptischen Vorbilder. Auch die Art, die Setzwage, den Bohrer, den Leim, den Mastbaum, die Segelstangen und die tragbaren, zusammenlegbaren Stühle der Athenerinnen an den Panathenäen soll D. erfunden haben. Wahrscheinlich ist D. nicht eine bestimmte historische Person, sondern ein Gesammtname, auf den das Alterthum die ältesten Erzeugnisse der Architektur, Holzschneidekunst, Steinhauerei und die nützlichsten technischen Erfindungen, deren Urheber unbekannt waren, zusammentrug. Die ältesten Statuen waren von Holz und wurden von den Alten Dädala genannt; die Kunst ihrer Verfertigung gelangte aus Aegypten zu den Griechen, erhielt aber bei diesen die erwähnte Vervollkommnung, deren Urheber deshalb vorzugsweise D. genannt worden sein mag.

Däge, Eduard, Historienmaler und Professor in Berlin, geboren 1805 in Berlin und war Schüler von Wach. Bekannt sind seine Arbeiten am neuen Theater in Berlin und im Kuppelsaal des dortigen neuen Museums. Von seinen Gemälden schaffte ihm „die Erfindung der Malerei“ rasch einen Ruf. Während der Krankheit des Professors Herbig, des verstorbenen Vicedirektors der berliner Akademie, verwaltete er dessen Amt und blieb seit jener Zeit interimistisch an dessen Stelle.

Dähling, Heinrich, Historien- und Genremaler, Professor der Akademie der Künste in Berlin u. Mitglied des Senats derselben. Die Bilder dieses Künstlers sind meist von geringem Umfang u. stellen mit vieler Wärme, aber mit nicht vollendeter Technik Gegenstände des heiteren Genre's dar. Zu nennen sind: die Kranzwinderinnen; der Jüngling im Jägerkleid, ein schlummerndes Mädchen betrachtend; der Wettgesang; der Romanzensänger; die festliche Wasserfahrt. Sentimentaler Natur ist der blinde Pilger, von seiner Tochter geleitet. Vorwürfe religiöser Art sind seine Abnehmung vom Kreuz in der potsdamer Garnisonskirche und sein Christus, Hülfsbedürftige zu sich rufend. Von D. kennt man außerdem einige Landschaften, mehre Kartons: Anbruch des jüngsten Tages und der Todesengel, eine große Zeichnung: der von Helios heraufgeführte Frühling u. einen Cyklus von 8 Zeichnungen, Lebensmomente darstellend.

Dael, Jan van, trefflicher Dekorations-, Blumen- u. Früchtemaler, geboren 1764 zu Antwerpen, arbeitete seit 1786 zu Paris, ward Ritter der Ehrenlegion u. † 1840. Sein Hauptbild, La croisée, befindet sich im Museum zu Antwerpen; zwei andere große Bilder von ihm, das Opfer der Flora und das Grabmal der Julie, sind jetzt in der herzoglich leuchtenbergschen Gallerie zu München; andere befinden sich in Luxemburg, zu Parma, in den Schlössern St. Cloud und Trianon im lyoner Museum ꝛc.

Dämmerung, die Helligkeit, welche die Sonne einige Zeit vor ihrem Aufgang (Morgendämmerung) und nach ihrem Untergang (Abenddämmerung) verbreitet und welche zu- oder abnimmt, wie sich die Sonne dem Horizont nähert oder sich von demsel-

den entfernt. Sie entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen die höheren Luftschichten noch treffen, und diese, weil sie nicht vollständig durchsichtig sind, einen Theil des auf sie fallenden Lichts zurückwerfen und zerstreuen. Ohne Atmosphäre, oder bei vollständiger Durchsichtigkeit derselben würden auf unserer Erde Licht und Finsterniß unmittelbar und ohne Uebergänge einander folgen. Wie nun die D. zunächst abhängig ist vom Stand der Sonne, so wird sie in ihrem Verlauf und in ihren einzelnen Erscheinungen ganz vom Zustande der Atmosphäre beherrscht, soweit derselbe das Verhalten zum Licht zu modificiren vermag. Weil aber die Atmosphäre in Bezug auf ihre Reinheit, Feuchtigkeit, Temperatur, Ruhe und Bewegung fortwährenden Schwankungen unterworfen ist, so ist auch die D. zu verschiedenen Zeiten an demselben Ort sehr ungleichartig. Ist die Luft recht rein, so bemerkt man bald nach Sonnenuntergang diametral dem Untergangspunkt gegenüber einen dunkelblauen, bogenförmig begrenzten Raum am Himmel, welcher den von der Erde auf die Atmosphäre geworfenen Schatten bezeichnet. Dieser Raum wurde von Mairan *Gegendämmerung* genannt. Er ist gewöhnlich durch einen weißlichen Streifen von dem übrigen röthlichen Himmel getrennt, eine Folge der Zusammenwirkung des rothen und blauen Lichts. Wie die Sonne sinkt, hebt sich der Schatten mehr u. mehr und erreicht das Zenith, wenn die Sonne 6½° unter dem Horizont steht. Zu dieser Zeit werden die größeren Sterne sichtbar; bald aber lagert sich von Osten her tieferes Dunkel über den Himmel, die Abendröthe verschwindet mehr und mehr und sinkt endlich unter den westlichen Horizont hinab, worauf auch die kleineren Sterne sichtbar werden. Dies ist das Ende der *astronomischen* D., bei welchem die Sonne 18° unter dem Horizont sich befindet. Ein Kreis, welcher 18° unter dem Horizont und parallel mit diesem am unsichtbaren Theil des Himmels gezogen wird, heißt der *Dämmerungskreis*, und da, wie schon erwähnt, die D. von der Atmosphäre bedingt wird, so kann man aus dem Werth des Dämmerungskreises auf die Höhe der Atmosphäre schließen, die sich hiernach zu etwa 9 geographischen Meilen ergibt. Die Dauer der D. ist also abhängig von der Zeit, in welcher die Sonne den Dämmerungskreis erreicht, und diese Zeit ist verschieden, je nach der Neigung und Stellung des von der Sonne an einem Tage durchlaufenen Kreises. Zu verschiedenen Jahreszeiten u. unter verschiedenen Breiten wechselt demnach die Dauer der D., wobei aber wieder zu berücksichtigen ist, daß die Durchsichtigkeit der Luft ebenfalls von größtem Einfluß auf dieselbe ist. Ueberall wird die D. am kürzesten zur Zeit der Aequinoktien sein, und zwar beträgt sie unter dem 50.° der Breite 1 Stunde 55 Minuten, am kürzesten Tage dagegen 2 Stunden 6 Minuten; am Aequator aber nur resp. 1 Stunde 12 Minuten und 1 Stunde 19 Minuten. Unter 50° Breite ist die kürzeste astronomische D. am 3. März und 10. Oktober. Im Sommer und namentlich in höheren Breiten wird durch die D. ein großer Theil der Nacht erhellt, und unter den Polen werden der halbjährigen Nacht durch Morgen- und Abenddämmerung fast 100 Tage entzogen. Bei der reinen, durch Wasserdünste nicht getrübten Luft in der Nähe des Aequators wird die D. hier auf die kürzeste Zeit beschränkt; in Chile dauert sie nur ¼ Stunde, und in Cumana ist sie noch kürzer. Als Anfang und Ende der *bürgerlichen* D. nimmt man den Moment an, wo man im Zimmer ohne Kerzenlicht die gewöhnlichen Beschäftigungen noch nicht oder nicht mehr vorzunehmen im Stande ist. Diese Bestimmung enthält Ungenaues, indem es von der Güte der Augen, der Lage des Lokals und andern Umständen abhängt, ob daselbst noch gelesen oder sonst etwas ausgeführt werden kann. Das Lesen größerer Schrift gelingt etwa noch, so lange der Sonnenmittelpunkt nicht die Tiefe von 6½° unter dem Horizont erreicht hat. Für die bürgerliche D. ergibt sich unter 50° Breite die kürzeste Dauer am 15. März u. 29. September bei 2° 29' südlicher Deklination; dieselbe beträgt dann 40 Minuten, die zugehörige astronomische hingegen unter dieser Breite 1 Stunde 53 Minuten. Am Aequator findet das ganze Jahr über so gut wie kein Unterschied in der Dauer der bürgerlichen D. Statt, indem sie in den Aequinoktien 24, in den Solstitien 25 Minuten währt. Mit dem wachsenden Unterschied der Tageslängen wächst auch der Unterschied der D.en.

Dämon (v. Griech.), im Allgemeinen eine Gottheit, besonders jede heidnische Gottheit mit Einschluß des Fatums, später die menschliche Seele, sowohl in, als außer Verbindung mit dem Körper, endlich Name geistlicher Mittelwesen zwischen der Gottheit und den Menschen, theils *guter* Art, Schutzgeister, Genien, *Agathodämonen*, theils *böser* Natur, *Kakodämonen*. Besonders in letzterer Bedeutung hat der Glaube an D.en und die Lehre von denselben, *Dämonologie*, eine bedeutende Rolle in der Philosophie, Religion, Poesie und dem Volksglauben gespielt. Die ersten Keime des Glaubens an D.en liegen in dem mythischen Zeitalter und der ersten Entwickelung des menschlichen Geistes, der die Lücken in seinen metaphysischen Spekulationen mit Hülfe der Phantasie auszufüllen bemüht war. Daneben aber mag auch die Wahrnehmung einer Stufenleiter von der niedrigsten Produktion der Erde bis herauf zu dem Menschen, verbunden mit der Ahnung einer Gottheit, zu der Annahme von Wesen, welche die Stufenleiter vom Menschen bis an die Götter ausfüllen, geführt haben. Offenbar hing der Dämonenglaube früher mit dem Sterndienste zusammen u. fand in der Astrognosie und Astrologie weitere Ausbildung. Man dachte sich die Gestirne als Götter und Leiter der menschlichen Schicksale. Daher wurden in der Zendavesta die 12 Sternbilder des Thierkreises als Diener des Ormuzd (s. d.) in der Schöpfung des Alls, sowie als Wächter der Welt göttlich verehrt. Die Aegypter, diese Idee dann personificirend, hatten schon 6 verschiedene Klassen von D.en. Außer Osiris u. Typhon dachten sie sich eine ungeheure Zahl D.en auf der Erde, in der Luft, im Wasser. Die *Indier* verehrten neben Brahma, Wischnu und Schiwa mehr als 30,000 D.en, Deweta's, und ließen dieselben die Geister der abgeschiedenen Frommen zum Reiche der Seligkeit geleiten. Die *Chaldäer* nahmen zwei Grundwesen an, Licht und Finsterniß. Aus dem ersteren gehen die oberen Geister hervor, die Leiter der Welt, wie die Azoni, die unter dem Sternhimmel residiren, dann die zonischen Geister, deren Aufenthalt und Wirksamkeit an bestimmte Gegenden gebunden ist, und die menschliche Seele; aus

dem letzteren aber stammen die mit Materien verbundenen, verfinsterten Geister, die auf und in der Erde u. in ihrer Atmosphäre wohnen, wie die Feuer-, Licht-, Feldgeister ꝛc. In ein System gebracht finden wir die Lehre bei den *Persern*. Nach Zoroaster sind Ormuzd außer den 7 Amschaspands (s. d.) viele gute Genien, Ahriman außer den 7 Dews (s. d.) noch zahllose böse Geister untergeordnet. In den Schriften der Hebräer spielt die Dämonologie eine bedeutende Rolle. Schon die Elohim (1. Mos. 1, 26, 16 f.) deuten wohl darauf hin, daß der Glaube an Einen Gott bei jenen nicht in voller Reinheit vorhanden war. Nach dem Glauben der Hebräer waren die D.en von Gott geschaffen, höhere, jedoch nicht fehlerfreie, mit Vernunft und freiem Willen begabte Wesen, welche nach einem von den orientalischen Hofhaltungen entlehnten Bilde gleichsam als Rathgeber und Vollstrecker der göttlichen Rathschlüsse den Thron Jehovahs umgaben, weshalb sie in der ältesten Geschichte häufig in menschlicher Gestalt als Boten Gottes vorkommen. Eine Umgestaltung erfuhr dieser Glaube durch den Einfluß der chaldäisch-zoroastrischen Philosophie während der jüdischen Exile. Die Geister wurden nun in gute und böse (s. *Teufel*) unterschieden, beide wieder in Klassen getheilt, mit Namen belegt und mit Aemtern betraut, insbesondere als Schutzengel für Städte und Länder bezeichnet. Daniel sah zehntausendmalzehntausend vor Jehovah stehen. Sie schützen als mächtige Schirmherren die Frommen und vertreten den Menschen bei Gott. Die bösen Geister dachte man sich als Götter der Heiden in Wüsten wohnend, wahrscheinlich auch in den sogenannten Unglücksvögeln, dem Uhu, der Eule, sowie in den Waldteufeln in der Wüste, den fabelhaften Bocksgestalten u. der Lilith, einer Nokturna in Gestalt eines schönen Weibes. Den Rabbinen war Lilith das Weib Adams, mit welchem er eine große Zahl D.en erzeugte, welche besonders Mittags, Morgens u. Nachts umherschweiften, um Männer zu beschlafen und Kinder zu tödten, die nicht durch Amulete geschützt waren. Eine noch vollständigere Ausbildung fand die Dämonologie im *Gnosticismus*, *Rabbinismus* und *Kabbalismus*. Nach letzterem bildeten die guten Geister 10 Ordnungen: Erelim, Ischim, Bne-Elohim, Malachim, Chasmelim, Cherubim, Ophanim, Seraphim (s. d.) ꝛc. Jede hatte ihren besonderen Fürsten: Michael, Zephanja, Chasniel, Usreel, Chasmal, Tarschisch, Zadkiel, Cherub, Raphael, Jehuel, und Jeder derselben seinen besonderen Wirkungskreis; so stand Jehuel, welchem wieder Andere unterthan waren, dem Feuer vor; Michael mit Andern dem Wasser; Jechiel mit Andern den vierfüßigen Thieren; Anpiel mit Andern den Vögeln, ꝛc. Alle Theile der Natur und alle Verhältnisse des Lebens waren Geistern unterstellt. In gleicher Weise waren auch die bösen D.en klassificirt. Bildete sich die Dämonologie bei den orientalischen Völkern vornehmlich dogmatisch-poetisch aus, so gestaltete sich dieselbe bei den *Griechen* mehr poetisch-philosophisch. Wahrscheinlich drang sie aus dem alten Magismus (s. d.) aus Bactriana, Medien oder Babylon herüber. In den eigentlichen Kultus konnte der Glaube aber um so weniger eindringen, als die Griechen ihre Götter unter sich und mit den Menschen im lebendigen Verkehr dachten. Homer, Aeschylus und Andere bis zu den Alexandrinern bezeichnen mit D. eine Gottheit, besonders als Schicksal. Hesiod denkt sich unter D.en die Menschen der frühesten Vorzeit während 9720 Jahren, welche, als nebelhafte Gestalten zwischen den Göttern und Menschen stehend, die Rathschlüsse jener an diesen vollstrecken. Er unterschied zwischen den einfachen D.en und dem Heroengeschlecht auf den seligen Inseln des Oceans. Uebrigens wird jede eminente Kraft oder That eine dämonische genannt, sofern ein D. zu ihr trieb. Indem sich die Volkspriester dieser Idee bemächtigten, kam man bald auf die Apotheose (s. d.). Eine besondere Rolle spielte die Dämonologie in den Mysterien (s. d.), während die Philosophen sie wissenschaftlich zu begründen suchten. Zunächst scheint Thales zwischen den Göttern, D.en und Heroen genau unterschieden zu haben, und in den D.en psychische Wesen, in den Heroen vom Körper getrennte Menschenseelen gesehen zu haben. Pythagoras dachte sich in seiner Pneumatologie den Aether von D.en bewohnt, welche Träume erwecken und in Krankheiten Heilmittel angeben; ebenso Heraklit. Nach Empedocles stammen die Seelen von den Göttern ab. Plato lehrte: Die von Gott geschaffenen Menschenseelen bewohnen vor ihrer Vereinigung mit dem Körper die Gestirne; die D.en aber sind gleichsam Hirten zum Schutz der lebenden Wesen (nach andern Stellen aber auch heilige Thiere des Himmels), dieselben überall umgebend, doch unsichtbar. Die Tiefe der menschlichen Seele durchschauend, lieben sie nur gute Menschen. In gleicher Weise dachten sich Menander und die späteren Philosophen die D.en als Wesen, welche die Menschen zu veredeln und zu bestrafen bestimmt seien. Unter den guten D.en unterschied man insbesondere Uebel abwehrende u. von solchen erlösende Geister. Erst durch den späteren Verkehr mit den Juden verwandelte sich der Begriff der D.en in den eines plagenden Geistes. Socrates spricht mehrfach von einem guten Geiste, welcher ihn von den ersten Jahren seines Lebens an begleitet u. stets von Unrechtem abgehalten habe. Aehnlich den angeführten Philosophen dachten Pythagoras, Xenophon, die Stoiker, besonders Antisthenes. Nur im eigentlichen Volksglauben bildete sich die Furcht vor bösen dämonischen Wesen aus, die vornehmlich Morgens und Mitternachts gespenstisch umgehen sollten; vor allen fürchtete man Empusa, die Lilith der Juden, die bald als Thier, bald als Scheusal, das Gesicht wie Feuer strahlend u. mit Blut gefärbt, bald als schönes Weib erschien u. hauptsächlich Reisende zu necken suchte. Nicht minder fürchtete man die ihr verwandten Lamien, die in allerlei Gestalten Jünglinge anlockten u. sich dann vampyrartig an ihrem Blute labten, und die Strigen, welche den Kindern in der Wiege nachstellten. Vornehmlich war Sybaris bei Crissa am Fuße des Parnaß durch ihre Größe und die Grausamkeit, womit sie Jünglinge mordete, ein gefürchtetes Scheusal, bis sie Eurybates vom Felsen herabstürzte. Charontas, Zaleucus u. andere Gesetzgeber benutzten diesen Volksglauben, um das Volk durch Furcht zum Gehorsam zu bringen. Außerdem fürchtete das Volk die Poltergeister der Giganten, und die Hirten suchten den Ort zu meiden, wo jene wieder aufleben sollten. Vollständiger entwickelte sich die Dämonologie bei den *Römern*, zu welchen nicht bloß die griechischen Ideen übergingen, sondern auch durch die Verbindung Etruriens mit dem Orient die

samothracische Pneumatologie. Nach der Eintheilung des Nigidius gab es Genien des Jupiter, Neptun, der unterirdischen Götter u. der Menschen. Die römische Dämonologie setzt jeder Persönlichkeit zwei Genien vor, von denen der eine freundlich, der andere aber feindselig waltet. Indem man jedoch die Genien als sterblich dachte, so erinnert auch der gute Genius den Menschen fortwährend an seinen Tod. Sich dem Hochgefühl des Lebens hingeben, nannte der Römer: indulgere Genio, d. i. dem Genius huldigen, das Gegentheil: defraudare Genium, d. i. dem Genius sein Recht versagen. So meldet man auch von einem Genius mutabilis, albus, ater. Die noch vorhandenen Abbildungen des Genius aus Etrurien u. Rom stellen den bösen D. von fürchterlichem Aussehen dar, einen Hammer in der Hand, einer reitenden, verschleierten weiblichen Figur vorangehend, während ein guter D. folgt, um jene zu schützen. Der gute Genius wurde, wie in Griechenland, dargestellt als freundlicher Knabe, geflügelt u. theilweise mit einem mit Sternen besäeten oder mit Blumen eingefaßten Gewande bedeckt, oder symbolisch als Schlange, welche sich um den Hausaltar wand. Die Genien wurden nicht durch Tempel, sondern nur durch innige Zuneigung verehrt. Vorzüglich an Geburtstagen und Erntefesten wurden ihnen festliche Gastmähler gehalten, wo besonders ein zweijähriges Schwein und reiner Wein figurirten. Der December als der Monat des frohen Volksfestes der Larentalien (s. d.) galt „dem Genius willkommen". Auch bei fast allen übrigen Völkern finden wir in den verschiedenartigsten Ausprägungen den Glauben an gute und böse Geister, welche, Mittelwesen zwischen der Gottheit u. den Menschen, auf diese einen wohlthätigen oder verderblichen Einfluß ausüben. Der Glaube an Gespenster, der Hexenglaube, die Sagen von Kobolden, Nixen, Nixen, Bergmännchen, Windgeistern, Wärwölfen, der Afriet und Goul, grausame Gespenster der Araber, das Gespenst von Looe bei Ossian u. die Feuergeister der Grönländer gehören mehr oder weniger in diese Kategorie.

Dämonomanie (v. Griech.), Teufelsbesitzung, ein mit ängstigenden Vorstellungen von bösen Geistern verbundener religiöser Wahnsinn, zu derjenigen Klasse von Seelenkrankheiten gehörig, welche man unter dem Namen Melancholie (melancholia religiosa) zu begreifen pflegt, eine Monomanie, welcher die Vorstellung von bösen Geistern zu Grunde liegt. Die Entstehung der Krankheit ist, abgesehen von somatischen Bedingungen, welche sie veranlassen können, aus einer eigenthümlichen Verstimmung des Gemüths herzuleiten. Die Vorhersagung ist bei dieser Form von Melancholie, wie überhaupt bei allem religiösen Wahnsinn, sehr zweifelhaft, indem dabei die Psyche in ihrer Tiefe krampfhaft ergriffen ist. Indessen läßt sich nicht behaupten, daß es mit der D. prognostisch schlimmer stehe, als mit anderen Formen jenes Irreseins, indem die dabei vorkommenden heftigen Reaktionen zuweilen auch eine heilsame Veränderung begünstigen können. Die Kur der Krankheit ist entweder eine somatische, oder eine psychische und im Wesentlichen von der anderer Arten der Melancholie nicht verschieden.

Dämpfer (franz. sourdine, ital. sordina und sordino), mechanische Vorrichtung bei musikalischen Instrumenten, um deren Klang sanfter und schwächer zu machen. Bei den Geigeninstrumenten wird dieses durch einen kleinen Kamm von Holz, Elfenbein oder Metall bewirkt, dessen 3 gespaltene Zacken auf den obern Theil des Steges eingeschoben werden, ohne daß sie die Saiten berühren. Bei dem Horn besteht der D. gewöhnlich aus einer, meist mit Tuch überzogenen hohlen Kugel von Pappe, ungefähr 6 Zoll im Durchmesser, an welcher sich ein offener Schlauch befindet, der in den untern Theil des Horns, zunächst des Schalltrichters, paßt; innerhalb der Kugel ist ein Draht mit einer Scheibe angebracht, durch welche die Höhlung des Schlauchs verdeckt werden kann, damit der Hornist bei Anwendung des D.s nicht den Vortheil des Stopfens verliere, zu welchem Behuf auch der Draht mit einem Handgriff versehen ist, der auf der untern Seite der Kugel hervorragt. Bei der Trompete ist der D. ein Stückchen ausgebohrtes und gut abgedrehtes Holz, das in den Schalltrichter geschoben wird. Bei den Klavierinstrumenten besteht der D. aus einem inneren Mechanismus zur Verhinderung des Nachklingens der Saiten nach Aufhebung der Finger von den Tasten. Die gesammte Einrichtung dieses Theils der Klavierinstrumente wird gewöhnlich die Dämpfung genannt, während der einzelne Körper, welcher nur Eine Saite dämpft, D. heißt. Bei den alten Flügeln und Klavicymbeln ist dieses ein kleines Stück Tuch an den sogenannten Docken oder Springern, welches sich nach dem Anschlagen des Tones und bei dem Zurückhalten der Springer auf die Saite legt, bei den neueren Pianoforte's ein kleiner, mit ausgefasertem Tuche oder sehr wolligem Leder überzogener, am besten jedoch mit feiner Merinowolle belegter Körper, der augenblicklich auf die Saite fällt, sobald der Finger die Taste verläßt, entweder vermöge seiner eigenen Schwere, oder einer entgegenstrebenden Feder, und zwar so fest und gleichmäßig, daß kein Nachklang irgend einer Saite Statt finden kann.

Daendels, Hermann Wilhelm, niederländischer General, 1762 zu Hattem im Geldernschen geboren, war erst Advokat, nahm an den 1787 in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen Antheil und mußte daher, als die Sache der Patrioten unterlag, fliehen und unternahm in Dünkirchen glückliche Handelsspekulationen. Im Jahre 1793 leistete er als Oberstlieutenant dem General Dumouriez bei dessen Zuge gegen Holland im Februar, sowie bei mehrern andern Gelegenheiten, namentlich bei Tournay und Courtray, bedeutende Dienste, wurde 1794 Brigadegeneral, nahm bei dem neuen Zuge gegen Holland unter Pichegru (1795) die Insel Bommel, das Fort St. Andreas und einen großen Theil der feindlichen Artillerie, trat dann nach der Proklamation der batavischen Republik als Divisionsgeneral in deren Dienste und übte bei den Regierungs- und Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß aus. Da er sich mit der demokratischen Partei, die am Ruder war, vergeblich in Opposition setzte, ging er nach Paris und ward von hier vom französischen Direktorium wieder nach Holland gesandt, um für die Aristokratie eine neue Revolution einzuleiten, was ihm auch gelang. Umsonst aber bemühte er sich an der Spitze aller holländischen Truppen, die Landung der vereinigten Engländer und Russen an der Küste von Helder zu

verhindern, und die ganze holländische Flotte fiel in die Gewalt des Feindes. Er vertheidigte seine Maßregeln hinsichtlich dieser Vorgänge im „Rapport des operations du lieutenant-général D., depuis le 22. Août jusqu'à la capitulation de l'armée anglaise et russe, le 18. Oct 1799". Neue Anfeindungen bewogen ihn indessen, 1803 seine Entlassung zu nehmen und sich auf ein Landgut in der Nähe seiner Vaterstadt zurückzuziehen. Beim Ausbruch des Kriegs von 1806 erhielt er vom König von Holland das Kommando einer Division u. bemächtigte sich im Oktober Ostfrieslands u. Westphalens, wofür er zum Kolonelgeneral der holländischen Kavallerie und im Februar 1807 zum Marschall von Holland u. Generalgouverneur der ostindischen Besitzungen ernannt wurde, die er von 1808 bis zur englischen Invasion 1811 mit Umsicht und Energie verwaltete. Mehrer Willkürlichkeiten angeklagt, ward er zurückgerufen und veröffentlichte 4 Bände Aktenstücke über seine Verwaltung. Er machte sodann unter Napoleon I. den Feldzug von 1812—13 mit und vertheidigte als Gouverneur von Modlin diese Stadt bis zum Aeußersten. In seinem Vaterlande bewarb er sich umsonst um einen militärischen Posten; erst im Oktober 1815 erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der wiedererworbenen Besitzungen auf der Goldküste von Afrika zu ordnen. Er benahm sich hier sehr energisch, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen und hinderte nach Kräften den Sklavenhandel. Er † im August 1818.

Dänemark, das kleinste der drei skandinavischen Königreiche, liegt zwischen Deutschland (gegen Süden), Schweden und Norwegen (gegen Osten und Norden), der Ostsee (gegen Osten) und der Nordsee (gegen Westen) und hat eine sehr verschiedene Ausdehnung, je nachdem man die Grenzen nach der Staatspraxis der dänischen Regierung oder den geschichtlichen Verhältnissen der einzelnen Länder, die dem König von D. unterworfen sind, bestimmt. Im engeren Sinne würde man nur die Inseln der Ostsee nebst Jütland zum Königreich zählen, im weiteren noch die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg hinzurechnen müssen. In seiner weitesten Ausdehnung erstreckt sich das Königreich von 53° 22′ 42″ bis 57° 44′ 52″ nördl. Br. und von 26° 8′ 57″ bis 33° 16′ 19″ östl. L. von Ferro und besteht theils aus mehren beträchtlichen und vielen kleinen, oft eng zusammen liegenden Inseln, theils aus festem Lande. Dieses letztere, eine Halbinsel zwischen der Ost- u. Nordsee, hier Westsee genannt, besteht aus drei verschiedenen Theilen, Jütland im Norden, Schleswig, das vor 1393 Südjütland hieß, in der Mitte von der Skadborger- oder Königsaa u. dem Kolbingerfjord bis zur Eider und dem schleswig-holsteinischen Kanal, und Holstein nebst Lauenburg im Süden. Es bildet einen schwach gekrümmten, nach Westen zu konveren Bogen, der zwar vielfach zerrissen ist, aber dennoch die deutlichen Spuren einer regelmäßigen Abrundung von dem Blaavandshuk bis zur Elbmündung trägt. Die Enden des Bogens neigen sich im Skagerrack wie in der südlichsten Grenze Lauenburgs nach Osten, und beide liegen fast genau unter demselben Meridian. Auch die östliche Seite des Landes zeigt deutliche Spuren des Andrangs der Gewässer der Ostsee, welche hier einen Ausweg für die überströmende Wassermenge suchten und das niedrige, wenig felsige Land leicht zerrissen. Hier liegen die Inseln, die Krone D.s, meist in der Bodenformation einander ähnlich und in dieser Hinsicht wenig vom festen Lande verschieden, sonst ungestaltete, vielfach gegliederte Massen ohne irgend eine Regelmäßigkeit. Diese Inseln, von denen Seeland, Fünen, Arröe, Alsen, Langeland, Laaland, Falster u. Bornholm die größten, sind es nebst den vorhergenannten Ländern, welche die dänische Staatspraxis unter D. versteht; die übrigen Besitzungen in Europa und den übrigen Welttheilen werden als Kolonien od. Nebenländer betrachtet, wie die Färöer, Island, die Küste von Grönland, St. Thomas &c. Die Konfiguration des Landes ist fast überall gleich. Es gibt keine Stelle in D., wo die See über 10 Meilen entfernt wäre, und durch die vielen Buchten wird sie dem Bewohner, welcher sie von jedem mäßigen Hügel in geringerer oder größerer Entfernung erglänzen sieht, noch näher gerückt. Eine gleichförmige Fläche breitet sich von Holstein über Schleswig bis zur nördlichen Spitze Jütlands und dann weiter östlich über die Inseln aus; nur Bornholm ist hügeliger. Selten haben die Inseln und eben so wenig das feste Land steile Ufer; meist erhebt sich die Küste nur wenige Fuß über das Meer. Am traurigsten ist das Loos der Bewohner der Inseln auf der Westküste, die so niedrig sind, daß 1634 eine gewaltige Fluth die Insel Nordstrand fast ganz verschlingen konnte. Vom Vorgebirge Skagen, dem nördlichsten Punkt Jütlands, beginnen Sanddünen, welche sich bis Heuen in Schleswig erstrecken; von hier bis zur Mündung der Elbe, wo die Nordfriesen ein äußerst fruchtbares Marschland bewohnen, ist das Land durch Eindeichungen geschützt. Weiter im Innern wechseln Niederungen, Sümpfe, Geest- und Marschboden mit unbegrenzten Sandebenen, welche, eine Fortsetzung der lüneburger Heide, von Süden nach Norden das Land durchschneiden und erst am nördlichen Meer endigen. Der Sand derselben ist fein u. beweglich u. noch unfruchtbarer, seitdem man die hier und dort wachsenden Wälder vernichtet hat. Weiter nach Osten hin steigt das Land an und erreicht seine bedeutendste Erhebung wenige Meilen von der Ostsee. Hier befinden sich Hügel von 300—400 Fuß Höhe; der Himmelsberg steigt am höchsten, bis zu 530 F., und Eiers Bavnehöi erreicht 522 F. In diesem Landrücken, der das Land in eine kleinere östliche und größere westliche Hälfte theilt, entspringen die wenigen kleinen Flüsse. Der Boden ist meist sandig und lehmig, auch kiesig und im Süden reichlicher mit Dammerde untermischt. An den Küsten ziehen sich Dünenreihen, meist drei hintereinander, hin. Ehe sich diese bildeten, hat das Meer seinen Lehm niedergeschlagen, welcher das Erdreich in den Marschen bildet. Diese äußerst grasreichen Marschen werden von zahlreichen Gräben (Sielzügen) durchschnitten. Außerdem sind einzelne, bisweilen ziemlich große Stellen von Torfmooren bedeckt, welche in Waldmoore (namentlich an der jütischen und schleswigschen Westküste), Pfuhlmoore und Heide- oder Hochmoore getheilt werden. Von den Inseln besitzt Alster schwarze Dammerde; dasselbe ist in Falster, dem Garten D.s, der Fall. Auch auf Seeland findet man solche fruchtbare Gegenden. Sonst bestehen die Inseln aus Muschelbänken, welche in Kalkschichten mit Sand, Thon, Kieselsteinen untermischt verwandelt worden sind. Born-

helm macht eine Ausnahme, indem es zu ²/₃ aus Granit, der zu Seiten der mittleren öden Hochheiden mit Lehm überdeckt ist, besteht und Granitfelsen, z. B. das 60 F. hohe Erdholm, in das Meer hinaussendet. In dem übrigen D. bildet die unterste Schicht im Osten vorwiegend Kreide, im Westen Braunkohlenbildungen. An der Südseite Seelands erheben sich Kreidefelsen bis zu 200 F. Höhe. Die weiße Kreide kommt hier sowohl, als auch auf Möen und in Jütland an vielen Stellen zu Tage. Je wellenförmiger sich das Terrain gestaltet, desto fruchtbarer pflegt es zu sein. Nach den neuesten Bestimmungen umfaßt das ganze Königreich, mit Ausschluß der Beiländer, aber mit Einschluß der deutschen Länder, 1037 QMeilen, von denen 696½ das eigentliche Königreich D. ausmachen. Dazu kommen noch die Kolonien und Nebenländer mit 2080 QMeilen, so daß die Gesammtsumme sich etwa auf 3100 QMeilen stellt. Der Küstenumfang beträgt 836 Meilen, während er für dasselbe Areal von quadratischer Form nur 128 Meilen betragen würde. Das zunächst D. umfluthende *Meer* ist in seiner Bodenformation dem tiefliegenden Lande vergleichbar und nur durch vortreffliche Lootsen und Leuchten bei seiner meist geringen und stark wechselnden Tiefe für die Schifffahrt bequem. In den beiden Belten wechselt dieselbe von 2 zu 6 und 20 Faden, selten bis zu 60 Faden. Besser ist das Fahrwasser im Sunde, wo es nie weniger als 10 Faden Tiefe hat. Dabei sind Sandbänke sehr zahlreich. Die nördlichste Spitze umfluthet das *Skagerrack*, der Schrecken der Seefahrer, welche hier überall an den Küsten durch die aus den Wogen hervorragenden Ueberbleibsel der gestrandeten Schiffe an das Loos, welches jeder Sturm ihnen selbst droht, erinnert werden. Mit der Umsegelung von Skagenshorn tritt der Schiffer in das *Kattegat* ein, welches nicht minder gefährlich ist, indem hier noch zu den übrigen Gefahren die nicht unbedeutende Strömung des Meeres aus der Ostsee hinzukommt. Drei Meeresstraßen verbinden das Kattegat mit der Ostsee: der *Oeresund*, gewöhnlich *Sund* genannt, 9 Meilen lang bei sehr verschiedener Breite, mit schönem Fahrwasser von durchaus gefahrloser Tiefe, der *große Belt*, zwischen Seeland und Fünen, von sehr wechselnder Breite, doch noch an der schmalsten Stelle über 2 Meilen breit, wegen seiner zahlreichen Sandbänke der Schifffahrt sehr gefährlich, und der *kleine Belt*, zwischen Schleswig und Fünen, an der schmalsten Stelle bei Middelfart kaum ¼ Meile breit, bei reißender Strömung der Schifffahrt nicht minder gefährlich als der große Belt. Der früher in allen drei Meerengen entrichtete Sundzoll ist durch einen am 14. März 1857 zwischen der Regierung von D. und 15 andern abgeschlossenen Vertrag von 30,476,325 Reichsthaler abgelöst worden. Jütland und Schleswig, theilweise auch die Inseln, haben tiefe Einbuchten, *Fjorde* genannt, welche oft das Land mehr als zur Hälfte durchschneiden. Sie sind der Schifffahrt meist sehr förderlich, doch mehr noch dem Fischfange; in neuerer Zeit hat man bemerkt, daß ihre Tiefe an mehren Orten abnimmt. Die größte dieser Einbuchten ist der Limfjord in Jütland, nach dem Limsteen (Korallkreide) benannt; derselbe öffnet sich bei Hals, wird hier Nordmannshage genannt und zieht sich ohne merkliche Erweiterung gegen Aalborg. Im Westen von Aalborg dehnt er sich zu einem bedeutenden See aus, umschließt mehre Inseln (Giöl und Orholm) und sendet einen tiefen Busen bei Ribe ins Land; hierauf verengt er sich wieder bis Aggerborg und Lögstör, wo er sich nach allen Seiten hin erweitert, die große Insel Mors umfluthet und mehre Sunde und Bredninger bildet. Im äußersten Westen war er früher durch eine kleine, nur 700 Schritt breite Landenge (die Harboöre Tange) von der Nordsee getrennt; doch wurde dieselbe den 3. Febr. 1825 durchbrochen, so daß von dieser Zeit an der nördlichste Theil von Jütland eine Insel bildet. In älterer Zeit hatte dieser Busen für die größten Schiffe Tiefe genug, welches jetzt nicht mehr der Fall ist; er nimmt eine Menge kleine Flüsse und Bäche auf, seine ganze Länge beträgt 21 Meilen, seine Oberfläche 12 QMeilen. Weit unbedeutender ist der Mariagerfjord, welcher, 5 Meilen lang, sich bis Hobroe erstreckt. Hierauf folgt der 3 Meilen lange Randersfjord, ein wenig südlicher bis zur Stadt Randers, wo sich die Gudenaa in denselben ergießt; sodann der Horsensfjord bei der Stadt Horsens, der für die größten Kriegsschiffe hinreichend tiefe Beilefjord, der Koldingfjord, der Apenradefjord in Schleswig, der Flensburgfjord, welcher bei Flensburg endet, der Schley, an dessen westlicher Spitze Schleswig liegt, und zuletzt der eckernförder Busen. An der Westseite befinden sich zunächst dem Limfjord der Nissumfjord, dessen Mündung in die Nordsee den Namen Sönder Minde trägt; der Ringkjöbingfjord, dessen Mündung, Nyminde Gab, am südlichen Ende liegt, von wo aus sich derselbe mit sehr beträchtlicher Breite nach Norden hin ausdehnt, indem er nur durch einen schmalen Landrücken von der Nordsee getrennt wird. Auf Seeland ist im Norden der Insel der Isefjord, welcher gegen Westen den Lammefjord, gegen Süden den Holbäksfjord, gegen Osten, doch mit südlicher Erweiterung, den Roeskilderfjord aussendet. Auf Fünen liegt der nicht tiefe Odensefjord. Alle diese Fjorde enthalten salziges Wasser, dessen Salzgehalt indeß auf der östlichen, der Ostsee zugekehrten Seite geringer ist, als auf der westlichen, von der Nordsee bespülten, entsprechend der Beschaffenheit dieser Meere selbst. Außerdem gibt es noch eine große Anzahl Buchten, welche dänisch *Vyk* oder *Vyg*, deutsch *Wik* genannt werden; sie sind zahlreicher auf der Ostseite des Landes, als auf der Westseite. *Binnenseen* finden sich in großer Menge; mehre sind indeß nur Niederungen, die sich mit Wasser gefüllt haben. Nicht alle stehen mit dem Meere in Verbindung. Die bedeutendsten sind: auf Seeland der Arre-, Füre- und tiefe Esromsee; auf Laaland der Mariböersee; in Jütland der Moos- und Filsee; in Schleswig der Hadersleber- und Wittensee; in Holstein der Selentersee, der stellenweise 240 Fuß tief ist; in Lauenburg der Ratzeburger- und Schaalsee. Außerdem gibt es eine Menge *Sümpfe* und *Moräste*, besonders in Jütland, wo das ganze Wendsyssel fast nur ein großer Morast ist. Vermöge seiner Lage und physischen Beschaffenheit kann D. keine großen *Flüsse* haben, doch sind die meisten derselben bei ihrer Mündung ins Meer durch das Eindringen der Fluth tief ausgehöhlt und für große Schiffe fahrbar. Sie münden fast alle in Fjorde oder Wike,

und wollte man diese als ihre Fortsetzungen ansehen, so würde kein Land im Vergleich zu seiner Größe mit D. an großen Flüssen wetteifern können. In Jütland, wo sie Aae heißen, und in den Herzogthümern sind sie am zahlreichsten und größten. Die Elbe berührt nur die Südgrenze. Nördlich von ihr in Holstein fließt die Trave, welche sich bei Travemünde in die Ostsee ergießt; ihr gegenüber strömt die Brame gegen Westen und mündet in die Stör und diese etwas nördlich von Glückstadt in die Elbe. Der bedeutendste Strom Holsteins ist die Eider, welche bei Bordesholm entspringt, sich an der schleswigschen Grenze nach Westen wendet und sich bei Tönningen in die Nordsee ergießt. Der Eider strömt von Norden her die Treenaa zu. Weiter nach Norden münden die Scholmaa, die Hvidaa, die Bredeaa, die Ribsaa, die Kongeaa, welche die Grenze zwischen Jütland und Schleswig bildet, ferner die Varbeaa in die Nordsee, die Skjernaa in den Ringkjöbingfjord. Die Gudenaa, der bedeutendste Fluß Jütlands, entspringt im Süden dieses Landes und strömt zuletzt in nordöstlicher Richtung in das Kattegat durch den Randersfjord. D. besitzt 4 **Kanäle**, von welchen der Eiderkanal der bedeutendste ist, der mit Hülfe der Eider die Ost- und Nordsee verbindet. Der Steckenitzkanal im Lauenburgischen verbindet Elbe und Trave; der Odensekanal auf Fünen ist bestimmt, die Hauptstadt der Insel mit dem Meere in Verbindung zu bringen. Der Däneskiolbkanal, durch den Grafen Daneskiold erbaut, soll mit den innern kornreichen Distrikten Seelands eine Verbindung zu Wasser herstellen. Kleinere Kanäle, um Moräste zu trocknen, sind zahlreich. **Mineralwässer** finden sich in D. nur bei Glücksburg und Mölroy in Schleswig und Bramstede in Holstein, doch sind sie sämmtlich ohne Ruf; ein Salzbad ist in Oldeslohe, u. Seebäder sind an verschiedenen Orten. Am Saume der gemäßigten Zone gelegen und etwas über 4 Grade nach Norden ausgedehnt, hat D. ein sehr verschiedenes **Klima**, milder im Süden, rauher im Norden; doch ist dasselbe im Allgemeinen gemäßigter, als man bei der nördlichen Lage des Landes erwarten sollte. Im Vergleich zu Deutschland ist es auch in den besten Distrikten rauher, besonders durch kalte Seewinde, welche das Land von Osten und Westen treffen. Nicht wenig hat dieses durch Ausrodung der Wälder gelitten, welche sonst einen großen Theil von Jütland bedeckten und eine Wand gegen die kalten Winde bildeten. Der trockene kalte Nordwestwind, welcher im Frühjahr im nördlichen Jütland an der Westküste weht, heißt Skai. Nebel, Regen und Stürme sind sehr häufig, Winter und Sommer treten ohne den Uebergang von Frühling und Herbst ein; jeder Wechsel ist plötzlich. Im Allgemeinen ist die Luft sehr feucht, doch nicht ungesund. Kopenhagen hat im Jahre etwa 157 Regentage und eine Regenmenge von 21½ Zoll; dagegen Ringkjöbing über 200 Regentage und 27½ Zoll Regen. Die Nässe ist gut für den sandigen Boden, da sonst die Früchte auf demselben im Sommer verbrennen würden, wo das Thermometer oft bis auf 20° R. steigt. Die Winter sind nicht übermäßig streng, und es geschieht sehr selten, daß der Sund gefriert. Die mittlere Temperatur zu Kopenhagen ist + 6,8, zu Altona + 7,2, zu Viborg + 5,1; für ganz D. etwa 6,5; das Barometer wechselt zwischen 26,4 bis 28,6. Thiere und Pflanzen gedeihen; auch hat man viele Beispiele von Menschen, die ein sehr hohes Alter erreichten. Das Klima von Holstein und Lauenburg gleicht dem des nördlichen Deutschlands. An **Produkten des Thierreichs** stehen die Hausthiere obenan. Ausgezeichnet sind die dänischen Pferde, die einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel bilden und deren Zucht von der Regierung sehr unterstützt wird. Die eigentlich dänischen Pferde sind nicht groß, doch schön, kräftig und lebhaft, die holsteinischen groß, stark und fleischig und werden als Wagenpferde von keinen andern im Norden übertroffen. Das Pferd in Jütland hat einen weniger schönen Kopf, dagegen einen bessern Rücken. Jährlich werden aus ganz D. gegen 15,000 Stück ausgeführt. Nicht weniger bedeutend ist die Rinderzucht, doch wird dieselbe mehr für Milchwirthschaft, als zur Ausfuhr benutzt. Die Schafzucht hat bisher keinen so großen Aufschwung genommen, als in mehren Gegenden Deutschlands, doch hat man in der neueren Zeit auch Merino's eingeführt. Besonders viel Schafe findet man in den Marschen mit ihrem kurzen fetten Grase auf den Vorlanden. Schweine werden sehr viel gezogen, besonders in Holstein; man rechnet die Ausfuhr auf 50,000 Stück. Von wilden Thieren finden sich Füchse, Hasen, Wiesel, Iltisse, Marder, Robben, Fischottern, wilde Schweine in Lauenburg, Meerschweine in der Eider, Strandvögel, Schnepfen, Haselhühner, Moorhühner, besonders Eidergänse auf Bornholm. Fische werden in großer Menge in den Fjorden gefangen, hauptsächlich Häringe, Thunfische, Lachse, Kabeljaue, Schollen, Aale, Makrelen, Steinbutten und Rochen; aber der Fischfang wird weniger lebendig betrieben, als man erwarten sollte, zumal da auch die Binnenseen dazu die schönste Gelegenheit darbieten. Man behauptet, daß namentlich die Meere um D. nicht mehr so fischreich seien wie im Mittelalter. Der Schley ist wichtig wegen seiner Häringe und der Kielerfjord wegen seiner Sardellen, die geräuchert als kieler Sprotten stark ausgeführt werden. Im Ganzen beschäftigt die Fischerei 60,000 bis 70,000 Menschen. Eigenthümlich sind eine Art geflammter Katzen und eine besondere Hunderace. Die Jagd ist im Ganzen unbedeutend. An **Produkten des Pflanzenreichs** gewinnt man alle Arten Getreide, die jenes Klima ertragen, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer (doch ist dieser unrein und naß), auch Buchweizen in Fünen, dann Gartenfrüchte, Obst in Holstein, Hülsenfrüchte, Tabak, Flachs, Waid, Oelfrüchte und Kartoffeln. Holz wird nicht hinlänglich gewonnen; man hat sich aber in neuerer Zeit sehr bemüht, dasselbe wieder anzupflanzen, um viele jetzt öde Stellen für die Kultur des Bodens wieder zu benutzen. Bauholz wird meist eingeführt, Brennholz durch Torf, welcher sich in großer Menge fast bei jedem Dorfe findet, mitunter durch versteinertes Holz, Braunkohle und Seetange ersetzt. An **Mineralien** besitzt das Land keinen großen Reichthum. Es findet sich Bernstein an der Westküste in Jütland auf einer Bank, die Hize genannt, woher Die, welche ihn sammeln, Hizläufer genannt werden; der Ertrag ist aber nicht bedeutend. Porzellanerde ist in Bornholm, Gyps bei Segeberg, Raseneisen in Jütland, Cäment auf Bornholm vorhanden, ebendaselbst

Steinkohlen, Walkererde, Salz bei Oldeslohe, wo etwa 12,000 Tonnen gewonnen werden; ferner Vitriol, Salpeter, Kreide, Kalk auf Möen, Töpferthon, Bausteine auf Bornholm, auch schlechter Marmor daselbst; endlich die sogenannten bornholmer Diamanten (schöne Bergkrystalle).

Die Bevölkerung besteht aus zwei verschiedenen Nationen, einer deutschen u. einer dänischen, von denen die erste dem Süden und die zweite dem Norden angehört; doch haben sie viel Uebereinstimmendes. Die Dänen sind ein großer, kräftiger Menschenschlag, schön gewachsen, von regelmäßigem Körperbau, mit weißer Hautfarbe, blonden Haaren und meist blauen Augen. Bei dem Weibe zeigen sich die Züge des Mannes in zarten reizenden Formen. Der Däne ist tapfer, ausdauernd, aber oft langsam, phlegmatisch, träge. Bei seiner Hinneigung zur Ruhe fehlen ihm die glühenden Leidenschaften und Laster des Südens, seine Vergnügungen sind still, sinnig und auf die edleren Genüsse des Menschen berechnet, ohne Pracht. Er ist praktisch, ein guter, doch langsamer Beobachter, ein nüchterner Denker, daher für Wissenschaft empfänglich, obgleich die Lage seines Landes, die vielen Berührungen mit der See seinem Charakter einen gewissen romantischen Anflug gegeben und ihn stets rege erhalten haben, so daß sich die Nationalpoesie auch reich und schön entfalten konnte. Im häuslichen Leben ist der Däne ruhig, sparsam, dem Deutschen meist ähnlich, doch weniger zuvorkommend u. zutraulich, gastfrei ohne Dienstfertigkeit, sonst oft starrsinnig. Die Lebensweise ist dem Klima angemessen, welches bei kalter zehrender Nässe geistige Getränke und viele kräftige Fleischspeisen nöthig macht. Die Wohnungen sind reinlich, klein auf dem Lande, bequem in den Städten, prächtig in der Hauptstadt Kopenhagen, da diese Stadt nach dem Brande 1807 sich viel schöner wieder erhoben hat. Die meisten Häuser in den Städten sind von Stein oder Backsteinen, nach der Bauart der norddeutschen Städte mit breiten Giebeln nach der Straße zu errichtet. Die Arbeiten der Dänen, außer im Seewesen, zeigen wenig Gewandtheit und stehen den deutschen nach, wie überhaupt die Dänen den Unternehmungsgeist in der neueren Zeit nicht wieder gezeigt haben, welchen die Geschichte von ihnen kundgibt und zu welchem die Beschaffenheit ihres Landes sie anzuspornen scheint. Die deutsche Bevölkerung beschränkt sich auf die drei Herzogthümer und unterscheidet sich nicht merklich von den übrigen Deutschen. Nur drei Stämme verdienen hier besondere Aufmerksamkeit: die Friesen, etwa 40,000, im südwestlichen Schleswig, Ueberreste der alten Nordfriesen, doch mit beträchtlicher Beimischung von Deutschen und Niederländern, besonders auf den Inseln an der Küste. Nur in wenigen Distrikten haben sie unvermischt ihre Nationalität und Sprache erhalten; sonst reden sie plattdeutsch, zeichnen sich durch ihre rauheren Sitten wie durch ihren Nationalstolz aus, treiben Landbau, Viehzucht in den Marschländern und Fischerei. Südlich von ihnen, ebenfalls an der Küste von der Eider bis zur Elbe, wohnen auf 24 QM. die Dithmarsen, ein kleines Völkchen, hochberühmt in der Geschichte durch seine Freiheitsliebe, bis es im ungleichen Kampfe erlag, mit eigenthümlicher Gesetzgebung, fast den Friesen verwandt. Auf der Ostseite von Schleswig, von dem Schley bis zur flensburger Bucht, wohnen die Angeln, welche ein verdorbenes Dänisch reden, das gebildete Dänisch aber nicht verstehen; ihre Zahl mag 30,000 betragen. Ausgezeichnet sind sie durch ihre einfache Lebensweise, ihren Freiheitssinn, ihre strenge Sittlichkeit und ihre Körperkraft; auch übertreffen sie ihre Nachbarn an Unternehmungsgeist und Betriebsamkeit. In den Heiden wohnen außerdem Zigeuner (Tataren), deren Zahl sich auf 400—500 veranschlagen läßt und die eigentlich in zwei Stämme zerfallen: in die wirklichen Zigeuner, welche eingewandert sind, und in die Kjeltringer, wahrscheinlich Nachkömmlinge inländischer Vagabunden, die sich in früheren Zeiten bandenweise vereinigt hatten. Die sprachlichen Verhältnisse sind, wenn man weniger auf die Bewohner der Städte als des platten Landes Rücksicht nimmt, etwa folgende. Die dänische Sprache, welche in die seeländische, der Schriftsprache am nächsten stehende, und in die jütische Mundart zerfällt, ist allgemein im Norden der Hvidaa, schiebt sich aber als ein Keil nach Süden, dessen Spitze etwa in der Mitte zwischen Husum u. Schleswig liegt. Die Grundlinie wäre alsdann zwischen Flensburg und Tondern zu setzen. Im Westen dieser dänischen Bevölkerung wohnen Friesen, im Osten Angeln. Die Sprache in Kirche und Schule ist im Süden der Hvidaa und des flensburger Busens bloß deutsch, im Norden dänisch. In Angeln schwindet das alte Dänisch immer mehr u. das Deutsche tritt an seine Stelle. Die Friesen an der Küste und auf den meisten westlichen Inseln reden in etwa 40 Kirchspielen Nordfriesisch, welches dem Angelsächsischen nahe verwandt ist. Nur in Eiderstedt, Pellworm und Nordstrand ist es durch die fremden Ansiedler, welche sich daselbst niedergelassen haben, geschwunden. Noch gesprochen wird es auf Amrom, Föhr und Sylt; indessen findet sich hier auch eine eingewanderte dänische Bevölkerung unter den Friesen. Schobüll bei Husum ist das südlichste dänische Kirchspiel; in der Landschaft Bredsted ist das Friesische vorherrschend, doch wird Plattdeutsch in Bredsted selbst gesprochen. Nach Norden erstreckt sich das Friesische bis gegen Tondern. Die deutsche Sprache ist bei etwa 208,000 Schleswigern Kirchen- und Schulsprache, u. unter diesen sprechen 27,000 friesisch, 12,000 plattdeutsch, 10,000 dänisch, die Uebrigen nur deutsch. Dänische Kirchen- und Schulsprache haben 110,000 Einwohner, und bei etwa 22,000 ist die dänische u. deutsche Sprache abwechselnd. Auf den östlichen Inseln wird nur dänisch gesprochen, außer auf Femern, wo die deutsche Sprache üblich ist. Die Gesammtbevölkerung betrug nach der letzten Zählung (1. Febr. 1860) 2,725,307 Seelen, von denen 1,600,551 auf das eigentliche Königreich, 1,004,473 auf die Herzogthümer, 83,146 auf die Färöer, Grönland u. Island und ungefähr 37,137 auf die westindischen Besitzungen kommen. Die Einwohner des dänischen Staats sind größtentheils der evangelisch-lutherischen Kirche zugethan. Die Zahl der Katholiken, unter denen sich auf den westlichen Inseln auch Jansenisten finden, beläuft sich nicht über 8000 u. die der Juden auf noch nicht 5000 Individuen. Außerdem gibt es 200 Mennoniten in Altona und Friedrichsstadt, Quäker, etwa 1550 Baptisten, 1500 Reformirte, auch Mormonen (angeblich

2230), 100 Herrnhuter in Christiansfeld ꝛc. und Bekenner anderer Kirchen. Muß in den intellektuellen Zuständen eines Staats die allgemeine Volksbildung als das erste und wichtigste Moment gelten, so kann man in D. dasselbe mit großer Befriedigung ins Auge fassen. Durch besondere, das Volksschulwesen regelnde Gesetze sind (seit 1814) die Aeltern bei Strafe verpflichtet, ihre Kinder vom 7. bis zum 14. Jahre die Schule besuchen zu lassen; die Lehrfächer sind hier: Lesen, Schreiben und Rechnen, Religion, vaterländische Geschichte und Erdkunde. Die Anzahl der schulpflichtigen Kinder im Königreich ist 200,000 (von denen 160,000 auf dem Lande), die Anzahl der Volksschulen jedoch nur 2500, so daß auf jede Schule 50—100 Kinder kommen. Weniger ist für das höhere Unterrichtswesen geschehen. Das eigentliche Königreich D. hat eine einzige Universität, die zu Kopenhagen (1479 gegründet) mit 48 Professoren in 5 Fakultäten (juristischer, medicinischer, philosophischer, naturwissenschaftlicher, mathematischer). Die Anzahl der Studirenden kann durchschnittlich auf 1100 veranschlagt werden. In Verbindung mit der Universität besteht eine polytechnische Lehranstalt, die sich eines bedeutenden Rufs erfreut. Mehr noch gilt dies von der Militärhochschule, deren Zöglinge zu sehr befähigten Offizieren ausgebildet werden. Außerdem besitzt Soröe eine Akademie od. allgemeine gelehrte Schul- und Erziehungsanstalt, nebst Forstakademie. Ferner hat das Königreich 22 gelehrte Schulen, die Herzogthümer 11 und 2 Mittelschulen, ein Seminar zur Bildung der Lehrer für gelehrte Schulen u. 13 Schullehrerseminarien, ein theologisches Seminar, eine königliche chirurgische Akademie, eine Veterinärschule, eine Artilleriekadeten-, eine Seekadeten-, eine Landkadetenschule und noch mehre besondere Unterrichts- und Bildungsanstalten. Die größeren Städte, besonders Kopenhagen, besitzen große Bibliotheken. Endlich ist noch die kieler Universität (1566 gestiftet) mit 34 Professoren und 4 Fakultäten zu erwähnen.

Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand der Ackerbau in D. auf einer sehr niedrigen Stufe, wovon besonders die „Gemeinschaft des Bodens“ die Schuld trug. Zu jedem Dorfe gehörte ein großes Feld, von dem jeder Bauer mehre zerstreute Stücke, von jedem Grad der Bonität eines, besaß; die Kultur des Feldes ward aber gemeinschaftlich und eben deshalb schlecht betrieben, indem sich der Einzelne gebunden und von der Majorität abhängig sah. Durch die „Zertheilung“ des Grundbesitzes wurde dieses Uebel gehoben und zugleich das Quantum Boden nach der Matrikel (Flurbuch) bestimmt, wonach jedes Grundstück ein gewisses Hartkorn erhält. Der Normalboden, d. h. der beste Boden des Landes, ist in dieser Matrikel mit der Zahl 24 bezeichnet, und durch sorgfältige Berechnungen gelangte man zu der Bestimmung, daß 288,000 Quadratfuß (= 5¹/₇ Tonnen) Land zur Taxe 24 eine Tonne neues Hartkorn ausmachen sollten. Sehr bald entwickelte sich dann die Bodenkultur, wozu besonders die anderweitig günstiger gewordene persönliche Stellung des Bauern, die durch das verbesserte Schulwesen überhand nehmende größere Aufklärung, sowie die Bestrebungen der königlichen landwirthschaftlichen Gesellschaft, endlich die Wirksamkeit einzelner tüchtiger Männer beitrugen. Nicht ohne großen Einfluß blieb auch die Ansiedelung vieler deutschen Landwirthe, welche bessere Methoden mitbrachten und gelehrige Schüler fanden. Zu den wesentlichsten Fortschritten in der Landwirthschaft gehören in den letzten Jahrzehnten die Verbreitung der Wässerungsmethoden und des Wechselbaues, anstatt des frühern, aus Holstein stammenden Koppelbaues. Im Ganzen darf man wohl sagen, daß der Ackerbau im Königreich gegenwärtig mit den am besten angebauten Theilen des Auslandes, einzelne Gegenden Englands, Belgiens und Hollands ausgenommen, wetteifern kann. Den Ertrag der Ernte schlägt man durchschnittlich, von allen Saatarten und Bonitäten des Bodens, auf das Neunfache der Aussaat an; auf den kleinen Inseln und in gewissen Gegenden von Fünen erntet man durchschnittlich das Zwölf- bis Vierzehnfache der Aussaat. Von 1000 Individuen (Frauen und Kinder inbegriffen) waren 1850 465,12 Ackerbauer und 132,64 Tagelöhner, die größtentheils bei den Bauern in Beschäftigung standen. Von einem eigentlichen Proletariat, wie man es in England, Frankreich oder in einzelnen Theilen Deutschlands hat, ist nicht die Rede, wogegen es freilich eben so wenig große Kapitalisten gibt. Diese glückliche Lage der Ackerbauer ist das Werk der letzten 70—80 Jahre, während ein Blick in die Vorzeit uns den dänischen Bauernstand im tiefsten Elend, körperlich und geistig verkümmert zeigt. Durch die Katastrophe von 1660 hatte allerdings der Adel seine Regierungsgewalt verloren; aber derselbe blieb immer noch der unumschränkte Herrscher über seine Untergebenen, die entweder gar nicht, oder durch höchst mangelhafte und in ihrer Natur zweideutige Gesetze geschützt wurden. Noch fühlbarer wurde diese Unterdrückung, als die deutschen Fürsten, welche nach dem Tode der Königin Margaretha den Thron besaßen, Schaaren von deutschen Edelleuten u. Rittern ins Land brachten. Die Edelhöfe erhielten das Jus patrimonii, Freiheit von Zehnten und viele andere Erleichterungen, während die Bauern Leibeigene blieben, mit harten Frohndiensten überladen und der Willkür ihrer tyrannischen Gutsherren anheimgegeben. Das persönliche Wohlwollen der meisten Könige vermochte an diesem Zustande wenig oder nichts zu ändern; denn die Fürsten sahen sich noch in mancher Weise durch die Grundherren beschränkt, z. B. durch die aus dem Mittelalter hergebrachte Einrichtung, daß diese großen Grundbesitzer die Armee rekrutirten. Friedrich IV., unter dem die ersten Verbesserungen des Schulwesens geschahen, versuchte vergebens, durch mehre Verordnungen die Lage der Ackerbauern wesentlich zu bessern; erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden jene durchgreifenden socialen Reformen möglich und durch Friedrich VI., damals Kronprinz, mit beispielloser Energie ins Werk gesetzt. Der sechszehnjährige Jüngling hob, sobald er Sitz und Stimme im Staatsrathe erhalten hatte, auf den Krongütern im nördlichen Seeland alle diejenigen Grundverhältnisse auf, wodurch der Ackerbauer beeinträchtigt wurde. Durch eine Kommission ließ er die Gemeinschaft des Bodens abschaffen, die Bauernhöfe auf die dazu gehörenden Grundstücke verlegen, die Frohndienste u. die Zehnten in natura gegen billigen Ersatz an Geld ablösen, Häuser

(Kathen) einrichten u. Schulen bauen. Mit reißender Schnelle entwickelten sich bald Wohlstand und Aufklärung auf jenen Gütern, und der Kronprinz vervollständigte sein Werk, indem er den tüchtigsten Bauern ihre Höfe zum freien Eigenthum schenkte. Diesem Anfange folgte in wenigen Jahren eine Reihe von ähnlichen Veranstaltungen, die das ganze Land betrafen. Am 20. Juni 1788 erschien die Verordnung, welche die Leibeigenschaft für ewige Zeiten aufhob. Ein Gesetz über das Heerwesen verfügte zu gleicher Zeit die Eintheilung des Landes in Lagen, machte die Rekrutirung zur Sache der Regierung und damit unabhängiger von den Gutsbesitzern. Die nächste Maßregel war die Freigebung des Handels mit Getreide und Vieh. Alle diese Fortschritte veranlaßten freilich unter Denen, welche Opfer bringen mußten, Gährungen, und vielleicht hätten die Gutsbesitzer noch härtern Widerstand geleistet, wären sie nicht durch die erste französische Revolution zum Nachdenken gebracht worden. Nach dem 1799 erschienenen allgemeinen Frohngesetz wurden die Frohndienste bedeutend vermindert, an einzelnen Stellen sogar gegen ein Aequivalent an Geld aufgehoben, und die Zehnten nicht länger in natura vom Felde genommen, sondern nach einer nach den Durchschnittspreisen der vier letzten Monate im Jahre festgestellten Taxe (der Kapitaltaxe) mit Geld bezahlt. Noch schwieriger als in D. war es aber in den Herzogthümern, den Bauern Freiheit u. Menschenrechte zu verschaffen. Mehr als 20,000 leibeigene Familien seufzten unter dem Joche der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, und diese zeigte sich den Plänen des Kronprinzen entschieden abgeneigt. Erst nach langem Sträuben fügte sich dieselbe, und 1805 gab es in den Herzogthümern keine Leibeigenen mehr. Von höchster Wichtigkeit für die socialen Verhältnisse bewies sich um diese Zeit die Bildung der Gesellschaft der „Bauernfreunde“, zu welcher der Schullehrer **Rasmus Sörensen** den ersten Impuls gab. Sörensen bezweckte zunächst die vollständige Aufhebung der Frohndienste u. der Zehnten, die Egalisirung des Hartkorns und den Uebergang des Pachtwesens zum Selbsteigenthum. Mit ihm vereinigten sich mehre Männer, die längst als thätige Freunde des Bauernstandes bekannt waren, z. B. der Kammerrath Drewsen, der Obergerichtsadvokat Balthasar Christensen, der Kapitän Tscherning und der Rechtskandidat Orla Lehmann, welche nun die Gesellschaft der „Bauernfreunde“ ins Leben riefen. Ein von Sörensen gegründetes Blättchen „Almuevennen“ (der Freund des gemeinen Mannes) wurde das Organ der Gesellschaft. Das Pachtwesen war es hauptsächlich, worauf die Gesellschaft ihr Auge gerichtet hatte, und in ihrer Zeitschrift kämpfte sie mit aller Kraft für die Vernichtung desselben. Ein Blick auf die dänischen Pachtverhältnisse wird das Verständniß dieser Bestrebungen erleichtern. Der dänische Bauer ist entweder wirklicher Besitzer, Erbpächter, od. Pächter auf Lebenszeit für sich und seine Frau. Vor 70 bis 80 Jahren war die erste Kategorie so gut wie unbekannt in D.; aber schon 1835 waren 40 Proc. des Gesammthartkorns im eigenen Besitz der Bauern, während sich nur 39 Proc. in Pacht auf Lebenszeit, 10 Proc. in erblicher Pacht des Bauernstandes befanden. Der **Pächter** trägt 4 Hauptlasten: die Steuern an den Staat, die Zehnten, die jährlichen Abgaben an den Gutsherrn (Landgilde) und die Frohndienste. Außerdem bezahlt er beim Antritt der Pacht eine baare Summe, die in spätern Jahren durchgängig sehr hoch gestellt worden und namentlich um so höher ist, je geringer die jährlichen Abgaben und die Frohndienste sind. Von einem Bauernhofe von 6 Tonnen Hartkorn betragen die Frohndienste gewöhnlich 8 Pflugtage, 50 Gespanntage und 150 Gangtage, und reducirt auf Geldwerth machen diese zusammen die Summe von wenigstens 50 Reichsbankthalern aus. Nach dem Gesetze vom 4. Juli 1850 müssen sämmtliche wirkliche Frohndienste aufgehoben werden; wo sich Gutsbesitzer und Bauern über die jährliche Ablösungssumme nicht einigen können, entscheidet eine Regierungskommission; indeß waren schon vor dem Erscheinen dieses Gesetzes die Frohndienste größtentheils abgelöst. Der Betrag der sonstigen jährlichen Abgaben an den Gutsherrn läßt sich nicht genau angeben; durchschnittlich werden sie an 8 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn betragen. Die Zehnten, welche auch zum Theil den Gutsbesitzern zufließen, sind auf etwas über 8 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn zu veranschlagen. Diese Zehnten waren als ein großes Uebel zu betrachten, so lange sie in natura vom Felde genommen wurden; allein auch hier hat die Partei der Reform einen Sieg gewonnen, indem nach mehrfachen Verhandlungen auf dem Reichstage durch ein Gesetz vom 14. Mai 1852 angeordnet wurde, daß sämmtliche Zehnten von dem 1. Januar 1856 an gegen Geldersatz abgelöst und behufs der unparteiischen Durchführung dieser Maßregel sogenannte Zehntenkommissionen ernannt werden sollten. Nach diesen Berechnungen hat also der Pächter außer den Steuern und Kommunalabgaben, welche zusammen 13 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn ausmachen mögen, noch gegen 22 Reichsbankthaler für die Tonne Hartkorn zu entrichten, wozu noch die Zinsen von seiner Antrittssumme kommen, die selbstverständlich mit in Anschlag gebracht werden muß. Ein von Sachkundigen gemachter Ueberschlag über die Einnahmen u. Ausgaben eines solchen Pächters ergibt, daß die erstern an 870 Reichsbankthaler (652½ Thaler preußisch Kurant), die letztern an 570 Reichsbankthaler (427½ Thaler preußisch Kurant) betragen, wonach also ein Ueberschuß von etwa 300 Reichsbankthalern (225 Thalern preußisch Kurant) zur Kleidung, zu Vergnügungen ꝛc. bleibt. Der Hauptvorwurf gegen das Pachtwesen in D. bleibt der, daß nach dem Tode des Pächters und seiner Frau die Kinder Haus und Hof ohne irgend eine Vergütung verlassen müssen. Allerdings ist es überall Gebrauch, daß der Gutsherr die Stelle einem Kinde oder Verwandten des Verstorbenen in Pacht gibt; einerseits ist dies aber keine Sache der Verpflichtung, sondern der Gnade, und andererseits erscheint es ungerecht, daß eine neue Antrittssumme bezahlt werden muß, wodurch im Laufe von einem Jahrhundert eine Familie, vorausgesetzt, daß der Hof in ihrem Besitz bleibt, den Werth des ihr überlassenen Bodens zwei- oder dreimal baar bezahlt hat, ohne der jährlichen Abgaben zu gedenken. Die ersten Schritte zur principmäßigen Aufhebung des Pachtwesens that der Staat selbst durch das Gesetz vom 8. April 1851, betreffend den Uebergang der Pacht zum eigenen Besitz auf den Staats-

gütern. Nach diesem Gesetz machen der 25fache Betrag der jährlichen matrikulirten (Jordebogs) Abgaben und das $1\frac{1}{2}$fache der gezahlten Antrittssumme die Kaufsumme aus, welche, ohne bei Lebzeiten des gegenwärtigen Pächters und seiner Frau vom Staate gekündigt werden zu können, als erste Priorität am Hofe haften darf. Machen die Zinsen dieser Summe einen höhern Betrag aus, als derjenige, welchen der Pächter bisher an jährlichen Abgaben dem Gutsherrn zu zahlen hatte, dann bleibt für die Dauer des Lebens des Pächters und seiner Frau ein dieser Differenz entsprechender Theil der Kaufsumme zinsfrei stehen; wird derselbe beim Abschluß des Handels baar gezahlt, so wird er nach Billigkeit modificirt. Dem Pächter steht das Recht zu, in beliebigen Terminen Abschlagszahlungen zu leisten, jedoch keine unter 25 Reichsbankthalern ($18\frac{3}{4}$ Thalern preußisch Kurant). Geht der gegenwärtige Pächter auf diese Bedingungen ein, dann wird der Hof, sobald er pachtfrei wird, in öffentlicher Auktion verkauft, wobei jedoch den Erben des verstorbenen Pächters der Ankauf vorzugsweise erleichtert werden soll. Schon ein Jahr früher (27. Juni 1850) war durch ein Gesetz das privilegirte Hartkorn mit dem unprivilegirten auf gleichen Fuß gestellt worden, sowohl hinsichtlich der Steuern, als der Kommunalabgaben. Die dadurch Betroffenen wurden vom Staate entschädigt, und zwar durch Obligationen, die auf den 15fachen (für Diejenigen, die unter 200 Tonnen Hartkorn besaßen, den 20fachen) Betrag der Abgabenerhöhung lauteten. Der erbliche Pacht ist, wie man allgemein annimmt, ein übles Auskunftsmittel zwischen Pacht und freiem Besitz. Offenbar war diese Pachtweise zuerst darauf berechnet, einen plötzlichen Uebergang zum freien Besitz zu verhindern; jetzt aber ist das Verlangen nach dem letzteren so allgemein und eindringlich, daß auf dem Reichstage von 1852 ein von dem ganzen Bauernstande unterstützter Vorschlag zu einem Zwangsgesetze eingegeben ward, wonach die Gutsbesitzer verpflichtet sein sollen, das Bauerngut zu verkaufen. Im Allgemeinen ergibt sich aus diesen Verhältnissen, daß die Lage des dänischen Bauernstandes gegenwärtig keine ungünstige, vielmehr eine glückliche zu nennen ist. Im Bewußtsein, daß der Ackerbau die Hauptstärke D.s, hat die Regierung ihr Mögliches gethan, um den vorher Bedrückten ihre Rechte als Menschen u. freie Bürger zu sichern. Zunächst und besonders werden es nun die Verhältnisse der Käthner sein, welche die besondere Aufmerksamkeit der socialen Reformatoren in Anspruch nehmen werden; denn für diese zahlreiche Klasse von Staatsbürgern ward bisher viel weniger gethan, als für die Hufner. Die Anzahl sämmtlicher Kathen des Königreichs war 1835: 90,038, von denen 26,557 ohne dazu gehörende Ländereien bestanden, während die übrigen 63,481 an Gesammthartkorn 21,297 Tonnen besaßen. Eine Anzahl von 45,873 Kathen (davon 31,922 mit 12,817 Tonnen Hartkorn) war im eigenen Besitz der Bewohner, 44,165 (davon 31,559 mit 8480 Tonnen Hartkorn) waren in Pacht oder in Miethe. Die Lage der Käthner ist bei weitem nicht so günstig, als die der Hufner, denn selbst Diejenigen, welche Landwirthschaft haben, müssen in hohem Grade fleißig und sparsam sein, um die Bedürfnisse ihres Lebens zu befriedigen; den Uebrigen würde dies unmöglich sein, wenn es nicht überall hinreichend Gelegenheit zu Lohnarbeit gäbe. Für Alte, Krüppel, Waisen und Andere, die sich durchaus nicht selbst unterhalten können, sorgt im ganzen Lande ein wohl organisirtes Armenwesen; doch fallen kaum 3 Proc. der Gesammtbevölkerung des Königreichs demselben ganz oder theilweise zur Last. Der Reichstag hat 1849 die Lage der Käthner durch ein Gesetz bedeutend gebessert, welches die sehr drückende und unbestimmte sogenannte Pflichtarbeit aufhob; noch müssen aber viele Reformen diesem Anfange folgen, bevor die Käthner den Hufnern verhältnißmäßig gleich stehen werden.

Auch zur Hebung der Industrie hat die Regierung viel gethan; doch hat der Erfolg ihren Bemühungen noch nicht ganz entsprochen. Die dänische Bevölkerung scheint sich besonders nur für den Landbau zu eignen, aber den Fabriken abgeneigt zu sein; dazu kommt der Mangel an Feuerungsmaterial, welcher sich der Industrie sehr hemmend entgegenstellt. Auch sind die Arbeiter wenig geneigt, mit fremden Nationen zu wetteifern, und da die Fabrikanten in den meisten Fällen die inländischen Bedürfnisse nicht befriedigen können und deshalb ihre Fabrikate leicht verkaufen, so haben sie auch keine Aufforderung, durch Kunst den Werth ihrer Produkte zu erhöhen. Indeß ist doch in neuerer Zeit durch die vermehrte Berührung mit dem Auslande ein bedeutender Fortschritt gemacht. Man hat Tuchfabriken, Segeltuch- u. Handschuhmanufakturen in Randers und Odense, webt Wolle (Hvlskleider), Baumwolle, Seide, klöppelt Spitzen, dreht Taue für die Schiffe; ferner sind die Gerbereien, Branntweinbrennereien, Zuckerraffinerien und Tabaksfabriken nicht unbedeutend; weniger wichtig sind die Papiermühlen (Strandmühle bei Kopenhagen und zu Silkeborg), Porzellan-, Fayence- und Gewehrfabriken, die Kupfer- und Messinghämmer. Eine Kanonengießerei steht unter der Direktion der Regierung. Alle übrigen Erzeugnisse des Kunstfleißes sind von geringer Bedeutung. Man verfertigt allgemein ein grobes wollenes Zeuch, Wammel genannt, für die Kleidung des Landmanns, die sich derselbe selbst zu machen pflegt; aus Flachs u. Wolle spinnt man das Havergarn, Leinwand, Strümpfe, Pferdedecken, Säcke nicht bloß für den einheimischen Bedarf. In Jütland werden viele Holzschuhe (Holschen) verfertigt, deren sich die ganze gothisch-skandinavische Bevölkerung bedient (die Friesen u. Sachsen tragen dagegen Stiefeln und Pantoffeln). Die meisten Fabriken befinden sich in Kopenhagen, Randers, Fridericia, Kiel u. Altona. In Karlshütte bei Rendsburg befindet sich eine große Eisengießerei.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte Kopenhagen fast ausschließlich den dänischen Handel, u. der Zwischenhandel dieser Hauptstadt nach China und Ostindien war sehr bedeutend, was allerdings seinen Grund in den damaligen politischen Konjunkturen hatte. D. bewahrte nämlich während des amerikanischen Freiheitskriegs u. später, während der ersten französischen Revolutionskriege, eine glückliche Neutralität, in Folge deren die dänische Flagge sehr gesucht und dem tüchtigen Kaufmann ein weites Feld zur erfolgreichen Konkurrenz mit größern Nationen eröffnet war. Es gab 1798 Häuser in Kopenhagen, welche 5, 6, 10, 13 Ostindienfahrer besaßen. Die Provinzial-

städte waren damals vollkommen unselbstständig; ihr Umsatz beschränkte sich fast ausschließlich auf den Verkehr mit Kopenhagen. Die Kriegsjahre u. die bodenlosen finanziellen Wirren während derselben vernichteten aber die Uebermacht Kopenhagens. Der chinesisch-ostindische Handel hörte fast ganz auf, weil nach dem allgemeinen Frieden die unnatürlichen Bedingungen seiner Existenz oder doch wenigstens seines außerordentlichen Umfangs nicht mehr vorhanden waren. Die Provinzialstädte dagegen wurden allmählig selbstständiger und unternehmender und exportirten selbst die Produkte ihrer Umgegenden direkt ins Ausland, wenn auch zum Theil für kopenhagener Rechnung. Der Handel Kopenhagens gerieth unter solchen Verhältnissen bis gegen 1830 in Abnahme, ist aber seitdem wieder in steter Zunahme begriffen. Namentlich war es der Krieg mit den Herzogthümern (1848 und 1849), durch den die Hauptstadt bedeutend emporkam, sowie derselbe auch zeitweilig dem Handel der Provinzen einen Umschwung gab. Ein älteres und zu verschiedenen Zeiten viel besprochenes handelspolitisches Projekt, Kopenhagen zu einem Freihafen zu machen, das 1848 auftauchte, ist bis jetzt nicht zu Stande gekommen. Der Bestand der Handelsflotte war Ausgang des Jahres 1861 5653 Schiffe von 123,170 Kommerzlasten (à 5200 Zollvereinspfund), u. zwar im Königreich D. 2770 Schiffe (20 weniger als 1859) mit 694,497 Kommerzlasten, in Schleswig 1543 Schiffe (eins weniger als 1859) von 30,762 Lasten und in Holstein 1340 Schiffe (14 mehr als 1859) von 22,911 Kommerzlasten. Auffallend ist das Verhältniß der Ein- und Ausfuhr zwischen D. u. den Herzogthümern. Von der Gesammtausfuhr der Herzogthümer nach D. waren 70 Proc. aus Schleswig, während von dem Gesammtexport des Königreichs nach den Herzogthümern 62 Proc. nach Holstein gingen. Dies ist natürlich darin begründet, daß Schleswig zum großen Theil die Vorrathskammer D.s war, während Holstein die Lieferungen nach Hamburg hatte, daß die Industrie in Holstein weit mehr als in Schleswig entwickelt u. in Folge dessen die Einfuhr von Industrieprodukten aus Holstein und die Ausfuhr dorthin von unverarbeiteten Materialien größer als aus oder nach D. war, endlich, daß ein wesentlicher Theil derjenigen Produkte, die aus D. nach Holstein gingen, weiter nach Altona und dem Auslande befördert wurde. D. exportirt nach den Herzogthümern einige Getreidesorten, Flachssamen, Erbsen, Wolle, Häute und Vieh, erhält dagegen von dort aus Fettwaaren und einige Manufaktur- und andere Industrieerzeugnisse, wie z. B. Oel, Glas, Seife, Cichorie u. dgl. Der Hauptgegenstand der Ausfuhr ist selbstverständlich Getreide. Im Jahre 1855 erreichte die Ausfuhr von Getreide das außerordentlich große Quantum von 4,582,000 Tonnen, davon 933,000 aus Holstein, 333,000 aus Schleswig und 3,316,000 aus dem Königreich, nicht einbegriffen, was nach den Herzogthümern ging oder in verwandeltem Zustand als Brod, Mehl oder Gries ausgeführt wurde; 1860 betrug sie 3,352,744 Tonnen (733,000 Tonnen weniger als im Jahr zuvor). Außer Getreide exportirten D. und die Herzogthümer besonders Vieh, Pferde, Fleisch, Butter, Oelkuchen und Käse. Der Viehexport hat sich durch die von Tönningen nach London und Hull etablirte Dampfschifffahrt beträchtlich gehoben; gleichfalls scheint die Dampfschifffahrtlinie zwischen dem Löschplatze Hjerting in Jütland und Lowestuft ein vortheilhaftes Unternehmen zu sein. Die Ausfuhr von Hornvieh und Kälbern betrug 1855 64,650, 1860 65,900 Stück, von Pferden 1855 12,286, 1860 13,239, von Schweinen 43,400; von Butter wurden 78,339 Tonnen ausgeführt. Die Gesammteinfuhr des Königreichs D. beträgt an Werth etwa 40 Millionen Reichsbankthaler, die der Herzogthümer über 25 Millionen jährlich; die Ausfuhr im Ganzen über 35 Millionen. Die wichtigsten Einfuhrgegenstände sind Kolonialprodukte, Kaffee, Zucker, Thee, Tabak; dann Wein, Branntwein, Salz aus Portugal, Baumwollenzeuche aus England, Galanterie- und Modewaaren aus Frankreich, rohe Seide, Baumwolle, Metalle und Mineralien aller Art. Die hauptsächlichsten Handelsstädte sind: Kopenhagen, Altona, Glückstadt, Flensburg, Aalborg, Kiel, Aarhuus, Randers, Rensburg, Tondern, Schleswig, Fridericia, Korsör, Thisted u. a. Die Zahl der Kanäle in D. beläuft sich auf 8. Chausseen sind auf den Inseln in genügender Menge vorhanden, was sich vom Festlande nicht sagen läßt. Was die Eisenbahnen betrifft, so ist seit 1844 Kiel mit Altona verbunden, Seitenbahnen führen nach Glückstadt und Rendsburg. Lauenburg wird von der berlin-hamburger Bahn durchschnitten, außerdem geht eine Bahn von Lauenburg nach Büchen, dann über Mölln u. Ratzeburg nach Lübeck. Auf Seeland führt eine Bahn von Kopenhagen über Roeskilde nach Korsör. Südschleswig hat ebenfalls eine Bahn von Flensburg nach Husum und Tönningen mit einer Seitenbahn über Schleswig nach Rendsburg. Das Postwesen ist gut eingerichtet. Was das Zollwesen betrifft, so bildete vor dem Kriege mit den Herzogthümern die Königsau die dänische Zollgrenze gegen Süden; die Herzogthümer hatten ihren eigenen Zolltarif, von dem nur wegen der Nähe Hamburgs die Stadt Altona und der Flecken Wandsbeck ausgenommen waren. Dieser Tarif der Herzogthümer stand im Ganzen niedriger als der D.s, wo namentlich baumwollene u. wollene Waaren, Seide, Leinen, Branntwein, Wein, Holz u. Kaffee bedeutend höher als dort tarifirt waren. Nach der Unterwerfung Schleswigs wurde die Zolllinie an die Eider verlegt und also der dänische Zolltarif auf Schleswig ausgedehnt. Im Allgemeinen läßt sich noch nicht darthun, in wie weit diese Maßregel Einfluß auf den Nationalwohlstand des Herzogthums gehabt; nur die damit in Verbindung stehende Einführung der Branntweinsteuer hat bereits für Schleswig einen fühlbaren Nachtheil gebracht, indem sich durch die Branntweinsteuer besonders die kleinen Brennereien des Herzogthums genöthigt sahen, ihre Produktion einzustellen. Die wichtigsten dänischen Zollgesetze sind die Verordnung vom 1. Mai 1838, die dem ganzen Zollwesen eine Umgestaltung gab, und der Tarif vom 13. März 1844. Der durchschnittliche Betrag des Einfuhrzolls ist nach jener Verordnung 10 Proc. des Werths der Waaren auf dem europäischen Markte oder auf der Stelle der Erzeugung; der Ausfuhrzoll, mit dem nur wenige Artikel belastet sind, ist dagegen so unbedeutend, daß er kaum 50,000 Reichsbankthaler jährlich einbringt. Zollfrei sind: alle Gegenstände zur Förderung der Wissenschaften und der Künste, solche Rohstoffe, die zur Veredelung inländischer

Produkte nothwendig sind, ungemahlenes Korn und noch einzelne andere Artikel. Die Brantweinabgaben machten 1853 nahe an $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Kurant aus; von dem Gebrauche kommen auf das Königreich etwa 32 Flaschen auf den Kopf, in Schleswig nur 19, in Holstein nur 10 Flaschen. Die Zolleinnahmen betrugen 9,121,399 Rthlr. (etwa $6\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Kurant, 1857 über 7 Millionen); davon kamen $4\frac{3}{10}$ Millionen auf das Königreich, $1\frac{3}{10}$ auf Schleswig, $1\frac{7}{10}$ auf Holstein. Verbote gegen Ein- und Ausfuhr existiren durchaus nicht. Dabei übt die Regierung eine sorgfältige Handelspolizei aus. Jeder, der Handel treiben will, muß seine Qualifikation dazu nachweisen und ist sodann auf die Handelsartikel angewiesen, welche der Klasse, für die er sich als befähigt erwiesen, gesetzlich gehören; dabei muß er volljährig und Bürger einer Stadt sein. Der Großhändler muß wenigstens 30 Kommerzlasten eines Schiffes besitzen u. eine bestimmte Einlage in die Staatskasse machen. Fremde dürfen Waaren kaufen, aber nicht wieder verkaufen. Münzplätze sind Kopenhagen u. Altona. Durch Gesetz vom 10. Februar 1854 ist der Reichsbankmünzfuß eingeführt. Der Thaler Reichsmünze hat 6 Mark = 96 Schillinge = 0,756757 preuß. Thlr. = 22 Sgr. $8\frac{1}{2}$ Pf. Der dänische Fuß ist dem rheinischen gleich und theilt sich in 12 Zoll u. 144 Linien; 2 Fuß machen eine Elle, 6 Fuß einen Faden. Rücksichtlich des Flächenmaßes wird das Feldmaß nach Tonnen bestimmt, u. eine Tonne Hartkorn enthält 56,000 □Fuß; in Schleswig nach Pflügen zu 9,597 □Ruthen und 185 □Fuß. In Angeln hat man Heidescheffel zu 144 □Ruthen. In Holstein rechnet man nach Tonnen Landes von 200 bis 300 □Ruthen, in Dithmarschen nach Dematen, die auch an verschiedenen Orten verschieden sind, in Lauenburg nach Morgen mit hannöverischem Maß. Das Getreide wird nach Lasten bestimmt, von denen jede 22 Tonnen (die Tonne = 2,531 berliner Scheffel) hält; doch sind die Lasten verschieden. Von den Flüssigkeitsmaßen hält ein Fuder Wein 6 Ohm, 24 Anker, 240 Stübchen, 463 Kannen, 930 Potten und 3720 Püten; der Ohm wird zu 7549,19 pariser Kubikzoll, eine Tonne Bier zu 6623,80 pariser Kubikzoll gerechnet. Das Pfund ist jetzt das französische halbe Kilogramm, also dem Pfund des deutschen Zollvereins gleich.

D. ist seit dem 5. Juni 1849 eine erbliche konstitutionelle Monarchie und hat seit dem 2. Oktober 1855 eine Gesammtverfassung. Der König ist unverantwortlich, seine Person heilig u. unantastbar. Die Minister dagegen können ihrer Amtsführung wegen zur Verantwortung gezogen werden. Der König besitzt die höchste Gewalt über die Land- und Seemacht, erklärt Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelstraktate u. hebt sie auf; doch kann er dabei nicht ohne Einwilligung des Reichsraths irgend einen Theil des Landes entäußern, über irgend eine Staatseinnahme verfügen oder dem Lande irgend eine lastende Verflichtung ausbürden. Die Erbfolge des Königreichs D. ist klar und fest bestimmt in dem von Friedrich III. 1660 gegebenen dänischen Grundgesetze, dem sogenannten Königsgesetze, das für die Herzogsthümer weder jemals gegolten hat, noch jetzt rechtlich gilt. Nach Artikel 28—38 desselben gilt das Recht der Erstgeburt in dem Mannsstamm nach der Ordnung der Linien; nach dessen Erlöschen in der königlichen oder Primogeniallinie folgt der Weiberstamm, ebenfalls nach der Ordnung der Linien, und zwar zuerst jene Linien, die von väterlicher Seite aus dem königlichen Geblüte abstammen, dann die übrigen, und auch hier überall so, daß die männlichen Nachkommen den weiblichen vorgehen. Nachdem der jetzt regierende Mannsstamm ausgestorben, würde unter den Nachkommen Friedrichs III. kein Mann von Mann mehr vorhanden sein und Mann von Weib folgen. Da nämlich der jetzige König Friedrich VII. sowohl, als sein Bruder Ferdinand ohne eheliche Nachkommen sind, so würde nach dem Tode dieser beiden Personen, aus welchen der direkte Mannsstamm besteht, im eigentlichen D. die Prinzessin Juliane, Schwester Christians VIII. und verwittwete Prinzessin von Hessen-Barchfeld und, da auch diese keine Kinder hat, Prinzessin Charlotte, zweite Schwester Christians VIII. u. Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel (Rumpenburg), des Sohnes des Schwiegervaters Friedrichs VI., Landgrafen Karl, folgen, dieser aber präsumtiv ihr Sohn, der Prinz Friedrich von Hessen (geb. 1820), derselbe, dem auch die Erbfolge in Kurhessen zufallen dürfte. Letzterer verzichtete jedoch zu Gunsten des Prinzen Christian zu Glückstadt (s. unten, Geschichte). Ueber die Erbverhältnisse in den Herzogthümern Schleswig und Holstein s. d. Nach der Verfassung der Gesammtmonarchie vom 2. Oktober 1855 besteht ein Reichsrath aus 80 Mitgliedern, von denen 20 der König ernennt, 30 von den Speciallandtagen und 30 durch unmittelbare Wahlen gewählt werden, und zwar so, daß 36 dem Königreich D., 24 den Herzogthümern angehören. Der Reichsrath hat über Angelegenheiten, welche die Gesammtmonarchie betreffen, zu berathen und zu beschließen. Außerdem bestehen für die einzelnen Landestheile Provinzialstände, so für Schleswig, für Holstein, für Lauenburg und für das eigentliche Königreich. Schleswig hat am 15. Februar 1854 eine Verfassung erhalten. Die 43 Deputirten, welche die Provinziallandstände bilden, können nichts beschließen, sondern nur Anträge stellen. Dabei hat Schleswig weder Versammlungsrecht, noch Preß- oder Religionsfreiheit. Aehnlich ist die am 17. Juni 1854 ertheilte Verfassung Holsteins, nach welcher 57 Deputirte die Provinzialstände bilden. Lauenburgs Verfassung datirt vom 20. December 1853 und gibt der Ritter- oder Landschaft eine etwas größere Freiheit, das Land hat 18 Deputirte. Islands Althing (vom 8. Mai 1843) besteht aus 20, das Lagthing der Färöer (15. April 1854) aus 20, der Kolonialrath der westindischen Inseln (26. März 1852) auch aus 20 Mitgliedern. Die Stände für das Königreich selbst führen den Namen Reichstag, der aus dem Volksthing und dem Landesthing besteht und über Angelegenheiten des engern Königreichs zu berathen und zu beschließen hat. Derselbe beruht auf der Verfassung von 1855, durch welche das demokratische Grundgesetz vom 5. Juni 1849 eingeschränkt wurde. Die Anzahl der Mitglieder des Volksthings soll ungefähr in dem Verhältniß von 1 auf 14,000 Einwohner stehen. Sie werden auf 3 Jahre gewählt und erhalten Diäten. Die Zahl der Mitglieder des Landesthings muß stets ungefähr die Hälfte der Zahl der Mitglieder des Volksthings betragen; sie werden auf 8 Jahre gewählt, die

Hälfte scheidet im 4. Jahre aus, und sie erhalten dieselben Diäten wie die Mitglieder des Volksthings. Der Regierungssitz ist auch der Versammlungsort des Reichstags. Doch kann in außergewöhnlichen Fällen der König ihn auch nach einem anderen Orte des Reichs zusammenrufen. Jedes der Things ist berechtigt, Gesetze vorzuschlagen u. für seinen Theil anzunehmen. Kein Gesetzentwurf erlangt verbindliche Kraft, bevor er nicht dreimal von dem Thing verhandelt worden ist. Kein Reichstagsabgeordneter kann während der Versammlung des Reichstags ohne Zustimmung des Things, wozu er gehört, Schulden halber seiner Freiheit beraubt oder gefänglich eingezogen, oder zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, mit Ausnahme der Ergreifung auf frischer That; für seine Aeußerungen auf dem Reichstage kann keines der Mitglieder ohne Einwilligung des Things zur Verantwortung außerhalb desselben gezogen werden. Die Versammlungen der Things sind in der Regel öffentlich. Der vereinigte Reichstag wird durch das Zusammentreten des Volksthings und des Landesthings gebildet. Das Reichsgericht besteht aus 16 Mitgliedern, die auf 4 Jahre gewählt werden, zur Hälfte von dem Landesthing, zur Hälfte von dem obersten Gerichtshofe des Landes, und zwar unter dessen Mitgliedern selbst. Es entscheidet in den vom Volksthing gegen die Minister eingeleiteten Prozessen; doch kann der König vor das Reichsgericht auch Andere wegen Verbrechen stellen lassen, von denen er findet, daß sie besonders gefährlich für den Staat sind, sobald das Volksthing dazu seine Einwilligung giebt. Uebrigens ist die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt. Richter können nicht ohne Urtheilsspruch abgesetzt, ebenso auch nicht wider ihren Willen versetzt werden, ausgenommen in den Fällen, wo eine Umgestaltung der Gerichtshöfe Statt findet. Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit sollen für die ganze Rechtspflege durchgeführt werden; in Kriminalsachen u. in Sachen, welche aus politischen Gesetzübertretungen entstehen, sollen Geschworene entscheiden. Die Staatsbürger haben das Recht, sich in Gemeinden zu vereinigen, um Gott zu verehren auf die Weise, die mit ihrer Ueberzeugung stimmt; doch darf dabei nichts gelehrt oder vorgenommen werden, was gegen die Sittlichkeit und öffentliche Ordnung streitet. Auf Grund seines Glaubensbekenntnisses kann Niemandem der volle Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte entzogen werden; auch kann Niemand aus diesem Grund die Ausübung irgend einer allgemeinen Bürgerpflicht verweigern. Jeder ist berechtigt, durch die Presse seine Gedanken zu veröffentlichen, doch unter Verantwortlichkeit vor den Gerichten. Die Staatsbürger haben das Recht, ohne vorhergehende Erlaubniß zu jedem gesetzlich erlaubten Zwecke Vereine zu schließen, und kein Verein kann durch Veranstaltung der Regierung aufgehoben werden; öffentliche Versammlungen unter freiem Himmel können verboten werden, wenn man von ihnen Gefahr für die öffentliche Ruhe befürchten darf. Jeder waffenfähige Mann ist verpflichtet, mit seiner Person zur Vertheidigung des Vaterlandes beizutragen. Jedes in der Gesetzgebung an Adel, Titel und Rang geknüpfte Vorrecht ist abgeschafft; kein Lehn, Stammhaus oder Fideikommiß kann für die Folge errichtet werden.

Dem König zur Seite steht der geheime Staatsrath, bestehend aus dem Erbprinzen Ferdinand, dem Prinzen Christian und den Staatsministern, denen der König präsidirt. Gemeinschaftlich für das Königreich und die Herzogthümer sind die Ministerien des Innern, des Auswärtigen, der Marine, des Kriegs u. der Finanzen; für sich allein hat D. das Justizministerium und das Kultusministerium. Die früher der schleswig-holsteinischen Kanzlei zugetheilten Angelegenheiten werden von einem Ministerium für Schleswig und in Betreff Holstein-Lauenburgs von einem Ministerium für diese beiden Herzogthümer verwaltet. D. ist in 7 Stiftsämter getheilt (Seeland oder Själland, nebst den Inseln Möen, Amager, Samsöe und den kleinern um Seeland, Fünen oder Fyen nebst Langeland, Laaland oder Lolland nebst Falster, Aalborg in Nordjütland, Viborg in der Mitte, Aarhuus auf der östlichen und Ribe auf der westlichen Seite Jütlands), die sich wieder in Aemter und diese in Herreder oder Harden theilen. An der Spitze der Stifter steht ein Stiftsamtmann, an welchen die Amtmänner zu berichten haben; doch sind von dem letzteren Ressort die Städte ausgeschlossen, deren Leitung in den größeren den Bürgermeistern, in den kleineren den Stadtvögten übergeben ist. Die niedrigsten Gerichte sind in D. die königlichen Thinggerichte in jedem Herred. Hierauf folgen als 2. Instanz die königlichen Landesobergerichte zu Kopenhagen und Viborg. Die letzte Instanz hat das Oberappellationsgericht zu Kopenhagen, dessen Präsident der König ist. Ueber die Gerichtsverfassung der Herzogthümer s. die denselben gewidmeten Artikel. Die Gesetze, nach welchen entschieden wird, sind für D. das „Danske Lov" wohl geordnet und auf feste Principien begründet, doch ergänzt durch königliche Verordnungen, die 45 Bände ausfüllen; sodann das „Kirkeritualet", d. i. die Kirchenordnung, u. königliche Privilegien u. Statuten für Stände u. Städte. Dazu kommen für das Heer der „Artikelsbrief" und die „Kriegsgerichtsinstruktion" Christians V. und der „Seekriegsartikelsbrief" für die Marine. Seit 1795 hat man Vergleichskommissionen zur Verminderung der Prozesse angeordnet, u. ihr Einfluß hat sich als äußerst wohlthätig bewährt. Die Polizeiverwaltung ist außerordentlich ausgedehnt. Ihr gehören die Aufsicht über Anstalten aller Art, die Volks-, Ehe-, Geburts- und Sterbelisten, die Zählungen des Viehs, über Ernte, Aussaat, Konsumtion, die Medicinalangelegenheiten, Gesundheitsanstalten, Gefängnisse, Konvente, Versorgungs- und Erziehungsanstalten, Postsachen &c. An der Spitze derselben stehen die Stiftsamtmänner, die dem Polizeidirektorium und dem Polizeigericht in Kopenhagen untergeordnet sind. In den größern Städten befinden sich Polizeidirektionen. Die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten ist nach den Stiftern geordnet. An der Spitze stehen Bischöfe, und zwar in jedem Stift einer; der Bischof von Kopenhagen ist im Rang der erste. Unter diesen stehen Pröpste, u. ihnen sind die Geistlichen untergeordnet. Die Pröpste bilden unter dem Bischof ein Kollegium, doch ist ihre Zahl in den Stiftern verschieden. Island hat einen eigenen Bischof. Das Steuersystem des Königreichs ist in diesem Jahrhundert im höchsten Grade vereinfacht worden, zuletzt namentlich durch das Gesetz vom 20. Juni 1850

welches zehn verschiedene kleine Steuern aufhob u. eine einzige, die Vertheilungssteuer, an ihre Stelle setzte. Die direkten Abgaben des Königreichs sind außer dieser: die alte Steuer (dänisch „Gammelskat") die Landsteuer, die Bausteuer (in den Städten), die Wegesteuer (zur Erhaltung der Landstraßen) und die Rangsteuer, welche letztere nur ungefähr 34,000 Reichsbankthaler jährlich einbringt. Zu den Kommunalabgaben gehören hauptsächlich die Zehnten der Geistlichkeit, das Armengeld, das Schulgeld u. die Abgabe zum Amtsrepartitionsfonds, aus welchem solche Sachen bezahlt werden, die das Amt in toto angehen. Was die sogenannte Bankhaft betrifft, so entstand dieselbe zwangsweise nach dem Staatsbankerott, bei der Verwandlung der Reichsbank in eine Nationalbank: sie bestand früher in einer Abgabe von 6 Procent des Werths der Grundstücke. Als 1838 die Finanzen ihr Verhältniß zu der Nationalbank regulirten, wurden $^3/_6$ der Bankhaft annullirt, die übrigen $^3/_6$ dagegen mit $6^1/_2$ Procent verzinst. Jedoch werden dem Hartkorn $^2/_6$ wieder vom Staate vergütet, so daß die reelle Abgabe nur $^1/_6$ ausmacht, das auch baar eingelöst werden kann, während die $^2/_6$ eine bleibende Haft sind. In den Städten, wo die ganze Bankhaft eingelöst werden kann, wurde auch der ganze Betrag derselben verzinst, was sich in vielen Jahren als bedeutende Last für die Städte erwies. Als aber die Bankaktien 1841 über pari kamen (beim Ausbruch des Krieges standen sie 176 Procent), wurde es sogar einträglich, eine große Bankhaft zu haben. Die Staatsrechnungsablage für das Jahr vom 1. April 1860 bis dahin 1861 ergibt im Ganzen 26,507,279 Reichsthaler Einnahmen und 26,221,587 Reichsthaler Ausgaben. Vom Sundzoll wurden außerdem extraordinär 2,565,547 Reichsthaler auf die Staatsschuld abbezahlt. Der Totalkassebestand betrug Ende März 1861: 4,286,302 Reichsthaler. Nach dem Voranschlag für die Finanzperiode vom 1. April 1860 bis dahin 1862 betragen die Einnahmen 33,269,364 Reichsthaler, die Ausgaben dagegen 33,686,216 Reichsthaler. Der Reichsrath bestimmt die Größe der Zuschüsse, welche die einzelnen Landestheile zu den Reichseinkünften beizutragen haben; die Sonderlandtage repartiren nur die Quote in ihrem Gebiete, nach dem Maßstabe: 62 Proc. vom Königreich, 16,36 von Schleswig, 21,64 von Holstein; Lauenburg muß seinen ganzen Ueberschuß abliefern. Die **Staatsschuld** betrug nach dem Staatsbankerott von 1813 142 Millionen Reichsbankthaler Papier oder, da das Papier nur $^1/_4$ seines Nominalbetrages in Silber galt, $35^1/_2$ Mill. Mehrfache Anlehen vermehrten die Schuld bald aufs Neue; sie betrug in Silber 1841: 46,608,000 Thlr., die sich bis 1848 auf 105 Mill. verminderten, aber durch den Krieg wieder auf 130 Mill. hinaufgebracht wurden. Am 31. März 1861 belief sich die Schuld auf 100,217,574 Reichsthaler, wovon 98,261,793 Thlr. auf die gemeinschaftliche Schuld der Monarchie, 1,289,781 auf die besondere Schuld des Königreichs und 666,000 Thlr. auf die Holsteins (holsteinische Kassenanweisungen) fallen; dagegen betrugen die Staatsaktiva 13,463,559 Thlr. und das Kapitalvermögen des Sundfonds 30,903,055 Rthlr., worunter ein Guthaben an Rußland, Frankreich, Preußen, Schweden, Norwegen, Portugal, Mecklenburg-Schwerin, Bremen und Venezuela im Betrage von 15,881,959 Thlrn. Man hoffte die Schuld des Gesammtstaates noch 1861 auf 95 Millionen herabzubringen, wovon 67 Mill. inländische, 28 Mill. ausländische Schuld. Das Papiergeld besteht in Reichsbankthalern; 1856 waren deren für 13,411,918 Thaler in Umlauf. Die Staatsschuld der Herzogthümer, durch inländische Anlehen kontrahirt, betrug Ende 1850 10,063,461 Thlr.; dänischerseits ward diese Schuld für nichtig erklärt. Außerdem waren für 2 Mill. Kassascheine ausgegeben, welche Holstein allein einzulösen hat.

Das **Heerwesen** befand sich vor dem März 1848 in einem sehr desolaten Zustande, die Truppen mußten erst einberufen werden, u. der größte Theil der Kriegsgeräthschaften existirte nur auf dem Papier. Friedrich VI. ließ zwar genug exerciren und paradiren und verwendete große Summen auf den Militäretat; der Zustand der Armee blieb aber dennoch höchst jämmerlich. Christian VIII. ernannte deshalb eine große Militärkommission, die in Odense zusammentrat und 1842 ihre Arbeiten beendigte. Das Heer wurde in Folge dieser Arbeiten nach preußischem Schnitt neu organisirt. Indeß stellte sich nach einigen Jahren wieder eine gewisse Nachlässigkeit in der Militärverwaltung ein, und in der Schlacht bei Schleswig war die Stärke der dänischen Armee etwa 10,000 Mann. Aber schon nach Beendigung des zweiten Feldzuges bestand die dänische Armee aus folgenden Truppentheilen: den beiden Garden zu Pferde, 4 Kavallerieregimentern (zu 600 Mann), der Garde zu Fuß, 13 Linieninfanteriebataillonen (zu 800 Mann), 3 Jägercorps (zu 800 Mann), 6 Reservebataillonen, 2 Reservejägercorps, 5 Verstärkungsbataillonen, 2 Verstärkungsjägercorps, endlich der Artilleriebrigade (10 Batterien) und dem Ingenieurcorps, zusammen 30,000 Mann mit 1000 Offizieren (von denen 400 während des Krieges ernannt worden waren). Im dritten Feldzuge wurde die Armee auf etwa 38,000 Mann mit gegen 1100 Offizieren gebracht. Im September 1848 verfügte eine provisorische Verordnung die Aushebung zum Kriegsdienste eines Theils der bisher wehrfreien jungen Männer; am 24. Februar 1849 wurde jedoch die allgemeine Wehrpflicht gesetzmäßig eingeführt. Gegenwärtig besteht die Infanterie aus 23 Bataillonen, nämlich 1 Bataillon Leibgarde zu Fuß und 22 Bataillonen Linieninfanterie, zusammen im Frieden 16,630 Mann, die Kavallerie aus 25 Schwadronen (Leibgarde zu Pferde, Gardehusaren, 5 Dragonerregimenter zu 4 Schwadronen), 2895 Mann, die Artillerie aus 2 Regimentern (12 Batterien zu 8 Kanonen), 2560 Mann, im Ganzen 22,900 Mann. Das holstein-lauenburgische Bundeskontingent besteht (seit 1860) aus einem Hauptkontigent von 4000, einem Reserve- von 1333 Mann und einem Ersatzkontingent von 667 Mann, zusammen 6000 Mann. Nach dem vollendeten 22. Jahre ist Jeder zum Kriegsdienst verpflichtet. Die Dienstzeit beträgt 16 Jahre, von denen 4 in der Linie, 4 in der Reserve und 8 in der sogenannten Verstärkung geleistet werden; mit dem 45. Lebensjahre hört die Wehrpflicht vollständig auf. Im Frieden beträgt die aktive Dienstzeit indessen nur 16—18 Monate. Die **dänische Flotte** zählte 1710: 39 Linienschiffe, 8 Fregatten und 6 Korvetten, 1780: 33 Linienschiffe, 9 Fregatten und 9 Korvetten, 1800: 26 Linienschiffe, 9 Fregatten, 2 Kor-

vetten u. 4 Briggs; nachdem 1807 18 Linienschiffe, 15 Fregatten ꝛc. von den Engländern fortgeführt worden waren, zählte die Flotte 1810 nur noch 1 Linienschiff, 7 Briggs und 160 kleine Fahrzeuge, am 1. Januar 1862: 19 Segelschiffe (3 Linienschiffe, 6 Fregatten, 4 Korvetten, 3 Briggs, 2 Schooner, 1 Kutter) mit zusammen 704 Geschützen, 30 Kanonenbooten mit etwa 100 Geschützen und 28 Dampfer mit 340 Geschützen, in Summa 97 Kriegsfahrzeuge mit ungefähr 1144 Geschützen. Dazu kommen noch 13 Transportschiffe und 16 zum Transport benutzte ältere Kanonenschaluppen. Im April 1862 wurde vom Reichsrath 1 Million Thaler zu Anschaffung von Panzerschiffen bewilligt, zu welcher Summe D. und Schleswig 786,900 Thaler, Holstein den Rest beizutragen hat. An Festungen besitzt D. 9: Kopenhagen mit der Citadelle Friedrichshafen und der Seebatterie Dreikronen, Kronburg, Korsör, Nyborg, Fridericia, Friedrichsort, wozu noch das Schloß bei Helsingör und Christiansöe bei Bornholm kommen; Rendsburg ist geschleift. Für Invaliden ist ein Verpflegungshaus zu Eckernförde. Das Arsenal und sämmtliche für die Flotte erforderlichen Anstalten befinden sich in Kopenhagen, woselbst auch der Haupthafen für die Kriegsflotte ist. Die Flagge (Danebrog) ist hochroth mit einem weißen, sie rechtwinkelig durchschneidenden Kreuze und dem Namenszug des Königs in der Mitte; bei den Kriegsschiffen ohne letztern, vorn mit 2 Spitzen. Die Nationalfarbe ist roth und weiß, das Wappen ein Schild, quadrirt durch das Danebrogskreuz mit einem Herz- und Mittelschilde; das Herzschild hat rechts 2 silberne Querbalken in goldenem Felde (Oldenburg), links ein goldenes Kreuz in Silber (Delmenhorst), das Mittelschild im obern Theile rechts ein weißes Nesselblatt in Roth (Holstein), links im rechten Theile einen silbernen Reiter in Roth (Dithmarschen), im linken Theile einen goldenen Pferdekopf u. Pferdehals in Roth (Lauenburg); das Hauptschild hat im 1. Felde drei blaue Löwen in Gold zwischen rothen Herzen (Dänemark), im 2. zwei blaue gekrönte Löwen in Gold (Schleswig), im 3. dreitheiligen oben rechts einen weißen gespaltenen Fisch mit Krone in Roth (Island), links einen weißen, schwarzfleckigen Bock in Blau (Färöer), unten einen aufrechtstehenden weißen Bären in Blau (Grönland), im 4. oben einen über 3 rothe Herzen schreitenden Leoparden in Gold (Jütland), unten einen goldenen gekrönten Lindwurm in Roth (Wenden). Seit 1820 ist Norwegen aus dem Wappen geblieben, noch früher Schweden. Das Schild wird mit der offenen Königskrone bedeckt, mit der Kette oder dem blauen Bande des Elephantenordens behangen, von zwei wilden Männern mit Keulen gehalten. Es gibt in D. zwei Orden zur Belohnung des Verdienstes: der Danebrogsorden in vier Abstufungen, seit 1808 nach seinen jetzigen Verhältnissen regulirt, nachdem er schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Waldemar II. gestiftet, dann 1761 von Christian V. erneuert worden war, und der Elephantenorden, 1580 gestiftet, bestehend aus 30 Rittern und nur an Männer vom hohen Adel, die der lutherischen Kirche angehören, verleihbar. Ein dritter Orden, de l'Union parfaite, gestiftet zum Andenken der Vermählung Christians VI. von dessen Gemahlin Sophie Magdalene 1732, dient nicht zur Belohnung des Verdienstes.

Die zu D. gehörigen Nebenländer sind die Insel Island mit 1867, die Färöer mit 23⅓ QMeilen; in Nordamerika Grönland in ungemessener Ausdehnung, etwa 186 (nach Andern 1700) QM. mit ungefähr 9900 Einwohnern; in Westindien St. Thomas (1,13 QM.), St. Croix (3,5 QM.), St. Jean (1 QM.); in Afrika an der Guineaküste die Festungen Christiansburg, Friedrichsburg, Königstein, Prinzenstein und einige Faktoreien, zusammen 11 QM., nach Aufhebung des Sklavenhandels ziemlich nutzlose Besitzungen; in Asien Serampur oder Frederiksnagor, nördlich von Kalkutta, ausgezeichnet durch Missionsanstalten. Die Nikobarinseln hat man aufgegeben. Besonders für diese außereuropäischen Besitzungen ist das von Friedrich IV. gestiftete Missionskollegium oder Collegium de cursu evangelii promovendo zu Kopenhagen bestimmt.

Geschichte. Die Anfänge der dänischen Geschichte verlieren sich in die phantasiereichen Träume einer mannichfaltigen Mythologie. Nach ihnen erhielt der skandinavische Norden seine ersten Bewohner unter Anführung der Asen, zur Zeit des trojanischen Krieges, oder später, aus Asien. Sie brachten die Religion des Odin mit. Die Ostsee war damals ein Binnensee, und die Inseln hingen mit dem festen Lande zusammen; das Mädchen Gefion pflügte Seeland mit Fünen und Schonen in Einer Nacht. Die erste historische Spur von D. möchte sich in Pytheas' von Massilien Reiseberichte finden, welcher Jütland gekannt zu haben scheint. Von hier kam wahrscheinlich der Bernstein zu den Römern. Hierher wird auch das Vaterland der Cimbern verlegt. Später drängten sich die Gothen in die skandinavischen Länder und gaben ihnen Regenten aus ihrem Volke. Nach dem ersten König über D., Skiold, wurden die nachfolgenden Skioldunger (Nachkommen des Skiold) genannt. Im 3. Jahrhundert beginnt eine große historische Lücke, welche die Geschichtschreiber des Mittelalters durch Sagen auszufüllen gewußt haben. Nach diesen vereinigte Dan Mykillati Seeland und die übrigen dänischen Inseln mit Schonen (Skaane) und gab dem Reiche den Namen D. Frodo oder Frotho besiegte zur Zeit von Christi Geburt 220 fremde Könige und dehnte seine Herrschaft über den ganzen Norden aus. Uebrigens kennt das Alterthum den Namen Dani nicht, er kommt erst bei Jornandes vor; doch möchte derselbe schon in dem Scandia des Ptolemäus liegen und in Schonen nach dieser Form aufbehalten sein. Von der Ausdehnung des dänischen Volks über Schweden finden sich die Spuren in den Namen Danemora, Danderyd, Danmark, sämmtlich Orte in Schweden. Bei den Schriftstellern des Mittelalters heißt das Land Dania oder Dacia; doch möchte der Name D. oder Dännemark od. Danmark eher für einheimisch anzusehen, als von der Marca Danorum der fränkischen und sächsischen Kaiser, d. h. von dem Lande nördlich an der Eider, herzuleiten sein. Die Dänen, zu dem großen germanisch-nordischen Völkerstamme gehörig, wohnten in der frühesten Zeit des Mittelalters in Schonen bis zum großen Belt, aber nicht in Fünen. Das von Wäldern bedeckte Jütland bot nur an den Rändern des Landes Raum für eine seeliebende Bevölkerung. Als aber die Angeln, die westlichen Nachbarn der Dänen, nach England gingen, dran-

gen ihnen aus dem Südwesten Skandinaviens die Jüten nach und eroberten, der Sage nach, unter König Helge und seinem Sohne Krage Jütland zugleich mit den Dänen, dehnten sich bis an die Elbe aus und trieben Seeräuberei. Schon 517 sollen sie an der Maas mit den Franzosen zusammengetroffen sein; in diese Zeit versetzt die Sage auch den nordischen Hercules, Stärkodder, und Harald (I.) Hildetan (615—695), der dem Schweden Ring auf dem Bravallafelde erlag.

Zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen flohen viele Niederdeutsche, unter Andern Wittekind selbst, mehrmals zum jütischen König Siegfried. Dessen Nachfolger, Gottfried oder Göttrik, besiegte mit Hülfe wendischer Fürsten die Obotriten in Mecklenburg, die Verbündeten der Franken, u. erbaute zum Schutz seines Landes gegen letztere das Danewirk. Im J. 809 ward ein Friede geschlossen; da aber Karl Festungen zu Hobuoki (Boberg an der Bille) u. Esesfeld (Itzehoe) baute, so griffen die Jüten wieder zu den Waffen und bekriegten die Obotriten und Friesen in Deutschland. Gottfrieds Nachfolger, Hemming, schloß 811 Frieden. Nach seinem Tode 812 stritten sich die Enkel Gottfrieds, Siegfried und Ring, um die Krone. Beide fielen, und des letzteren Brüder erhielten den Thron, wurden aber von Göttriks Söhnen vertrieben (813). Nach erneuertem Kampfe theilten dieselben endlich mit Rings Bruder Harald das Reich. Um diese Zeit predigte Ebo von Rheims das Christenthum in Jütland. Schon 823 mußte Harald wieder fliehen, fand aber Schutz bei Ludwig dem Frommen, ließ sich 826 taufen und kehrte, von den Mönchen Ansgarius und Aubertus begleitet, in sein Vaterland zurück. Zwar machte das Christenthum sehr langsame Fortschritte; doch wurde Ansgarius 844 Bischof zu Hamburg, und König Erich erlaubte ihm sogar, eine Kirche in Schleswig, die erste in D., zu erbauen. Erich eroberte u. verbrannte Hamburg und brandschatzte sogar Paris (845). Sein Sohn, Erich das Kind, machte sich ebenfalls durch Plünderungen furchtbar. Nachher werden Siegfried und Halfdan als Könige der Dänen genannt; wahrscheinlich war das Reich unter sie getheilt. Besonders machte sich der erstere den Westfranken schrecklich, eroberte und verbrannte viele Städte derselben, erbaute die Festung Aschlo an der Maas und erzwang von Karl dem Dicken und von Karlmann von Frankreich den Frieden, richtete aber auch dann noch große Verwüstungen an. Die Inseldänen plünderten während dem die Küsten der Wenden an der Ostsee, machten sich in Rußland als Waräger furchtbar und gelangten selbst bis Konstantinopel, wo sie in den griechischen Heeren dienten. Unter den Königen des Landes wird Regner Lodbrok zur Zeit Gottfrieds genannt, welcher der Sage nach Ost- u. Nordsee beherrscht haben soll. Nach seinem Tode um 850 erschienen seine Söhne in England, besetzten Ostangeln 866, erschlugen König Edmund u. zwangen Alfred 871 zur Flucht, wurden aber 878 von demselben unterworfen. Als Gorm der Alte durch Eroberung von Jütland und Schleswig die dänischen Lande, mit Ausnahme von Bornholm, vereinigt hatte, erschien Kaiser Heinrich I. 934 in Jütland, legte den Dänen Tribut auf, stellte die dänische Mark an der Eider her und brach dem Christenthum von Neuem Bahn. Nach Gorms Tode 936 folgte sein Sohn, Harald II. Blaatand, welcher seine Waffen bis nach Frankreich trug und sogar den französischen König gefangen nahm. Auch Norwegen machte er sich zinsbar, doch befreite sich dies 975 wieder. Von Kaiser Otto I. erlitt er bei Schleswig eine solche Niederlage, daß er sein Reich von demselben zu Lehn nehmen und sich mit seiner Gemahlin taufen lassen mußte (965). Aber schon Otto II. mußte Hermann Billung wieder gegen die Dänen schicken u. später selbst gegen sie ziehen (974); er verbrannte Danewirk und legte mehre Bisthümer an. Harald erhob statt der alten heidnischen Königsburg Lethra Roeskilde zur Königsstadt. Er kam 986 in einem Aufstand um, den sein Sohn Svein gegen ihn angestiftet. Mit ihm erlag abermals das Christenthum. Svein Tveskja ward durch den Schwedenkönig Erich IV. und den Polenkönig Miesko zur Flucht genöthigt, fand bei Hakon von Norwegen Zuflucht und plünderte, durch Olaf Trygvson verstärkt, Schottland, Irland und England, bis Erichs Tod ihn nach 14 Jahren nach D. zurückrief. Er heirathete hier Erichs Wittwe und stieß seinen frühern Freund Olaf Trygvson vom Throne Norwegens. Ihm folgte 1014 Harald III. und diesem 1018 sein Bruder Knut. Dieser begünstigte das Christenthum, führte zur Behauptung der Ordnung das Witherlag (Vittrlag) ein und bildete eine Leibgarde, aus welcher der dänische Adel entstand; auch ließ er zuerst Geld prägen. Während er 1026 aus frommem Eifer nach Rom wanderte, erhob sein Sohn Hardeknut die Fahne der Empörung und verheerte mit den Königen von Norwegen und Schweden die Inseln. Knut schlug sie aber und unterwarf Norwegen. Ihm folgte Hardeknut, ein Wollüstling. Unter ihm ward England bis auf den südlichen Theil von Harald Hasenfuß, einem natürlichen Sohne Knuts, in Besitz genommen, fiel aber nach dessen frühem Tode wieder an D. zurück. Mit dem jungen König Magnus von Norwegen schloß Hardeknut einen Vertrag, wornach der den andern Ueberlebende denselben beerben solle. Unter dem von ihm in England ernannten Nachfolger Eduard, Ethelreds Sohn, ging jenes Land für D. auf immer verloren, zugleich aber bemächtigte sich auch kraft jenes Vertrags Magnus des Königreichs D. Nach seinem Tode wollte sein Oheim Harald das Reich in Besitz nehmen; die Dänen erhoben aber Svend Estrithson zum König, und vergeblich verheerte jener D. 17 Jahre lang.

Mit Svend beginnt die Dynastie der Ulfinger. Seine Versuche, Norwegen und England wieder zu gewinnen u. mit Hülfe Heinrichs IV. von Deutschland die Sachsen zu unterwerfen, schlugen fehl. Er gründete mehre Bisthümer und verbreitete das Christenthum unter den Wenden. Sein Nachfolger, Harald IV. Hein, befestigte die innere Ordnung, beförderte das Gerichtswesen, schaffte die Zweikämpfe ab und begünstigte die Geistlichen. Nach seinem Tode 1080 bestieg sein älterer Bruder Knut den Thron, kam aber schon 1085 in einem Aufstand um und ward von der Kirche zum Protomartyr D.s erhoben. Ihm folgte Olaf III. Hunger und auf diesen 1095 sein Bruder Erich I. Eyegod, der die Grenzen des Reichs schützte, Rügen zinsbar machte und auf einer Wallfahrt nach Jerusalem 1104 in Baffo auf Cypern starb. Da sich sein natürlicher Sohn Harald durch Härte allgemeine Abneigung zuge-

zogen hatte, so wurde sein Oheim **Niels** König. Dieser verwickelte D. in einen verderblichen Krieg mit den Obotriten, mußte später die Herrschaft mit dem ihm verhaßten Neffen Harald theilen u. ward 1135 in Schleswig erschlagen. Unter seiner Regierung wurden auch durch Herzog Lothar von Sachsen 1108 Graf Elimer mit Oldenburg und 1110 Adolf von Schaumburg mit Holstein belehnt.

D. begriff damals einen Flächenraum von etwa 1200 QM., von denen ein bedeutender Theil auf der schwedischen Halbinsel lag. Wälder bedeckten den größten Theil des dänischen Reichs. Die Bevölkerung theilte sich in Sklaven, Freigelassene und Freigeborene. Die ersteren waren rechtlos u. besitzlos, ohne Ehe, und nur in Fällen äußerster Noth nahm der Staat ihre Hülfe in Anspruch. Erworben wurden sie durch Handel, öfter durch Krieg, besonders in England. Nicht viel besser war das Loos der Freigelassenen. Starb ein solcher in Dürftigkeit, so tödtete man seine zurückgelassenen kleinen Kinder; starb er bemittelt, aber ohne Erben, so fiel sein Eigenthum dem frühern Herrn zu. Dagegen war das Recht des Freien fast schrankenlos, doch nur des Mannes, nicht der Frau, welche gekauft wurde und durch die Ehe nur wenige Vorrechte vor der Sklavin voraus hatte. Der Freie allein hatte Waffenrecht, erschien auf Reichs-, Land- und Gerichtstagen und stimmte bei der Wahl des Königs. Die Freiheit verlor, wer durch das Gesetz von seines Gleichen verurtheilt worden war. Nur im Falle einer Ermordung trat Blutrache ein, und der Sohn des Erschlagenen konnte nicht erben, bis sie vollzogen war. Sich mit dem Mörder zu vergleichen, galt für schimpflich; doch mußte die Blutrache bis zu einer gewissen Zeit vollzogen sein, wenn nicht der Bluträcher sein Recht verlieren wollte. Die höchste Staatsgewalt lag in der Gemeinde. An der Spitze der freien Männer stand als der Erste unter ihnen ein beschränkter König; derselbe wurde gewählt, doch stets aus dem königlichen Hause. Den Bruder des verstorbenen Königs zog man bei bewiesener Tüchtigkeit dem Sohne vor. Theilung der Gewalt oder Abfindung fand nicht Statt. Weiber blieben in der Regel von der Succession in den königlichen Rechten ausgeschlossen; das Volk bestätigte das Erbrecht durch seine Wahl. Diese erfolgte zu Isöre auf Seeland; blieb ein Theil der freien Männer aus, so bereiste der König das Land zu den Thingen und empfing die Huldigung besonders. Bei wichtigen Angelegenheiten berief der König die Isörereichstage, gewöhnlicher die Landtage in den Provinzen. Als besonderes Recht kam ihm zu, die höchsten Opfer für das Volk den Göttern darzubringen, der Reichsversammlung vorzustehen, für die Rechtspflege zu sorgen, Beamte zu Vollziehung der Beschlüsse einzusetzen und im Kriege Feldherr zu sein. Die Beamten übten die Rechte des Königs selbst. Ob sie Besoldung hatten, ist ungewiß; ebenso, ob sie ein Amtslehn erhielten. Das Einkommen des Königs bestand größtentheils in dem Ertrage eigener Güter, der Beute im Kriege und freien Geschenken, die man zur Zeit des kürzesten Tages, oder wenn er die Provinz bereiste, darbrachte. Auch erhielt er seinen Antheil am Fischfange und an Beutezügen, zu welchen es später einer besondern Erlaubniß von ihm bedurfte. In der ältesten Zeit findet sich keine Spur von Adel. Die Bonden, freigeborene Grundbesitzer, bildeten das dänische Volk und wohnten in Dörfern. Städte entstanden erst allmählig zur Vertheidigung oder zu Handelszwecken; doch findet sich in denselben eben so wenig eine Stadtverfassung, als eine Spur von Kunst oder wissenschaftlicher Bildung bei dem Volke. Die erste Ungleichheit scheint durch Knuts Leibwache entstanden zu sein, welche er aus ausgewählten Kriegern bildete, einem besondern, sehr strengen Gesetze, Witherlagsrät, der bis auf Niels galt, unterwarf u. gegen die Gewohnheit zu einem stehenden besoldeten Heere (von 3000—6000 Mann) umschuf. Das ganze Königreich war in Syssel oder Distrikte eingetheilt, welche eigenen Beamten übergeben waren. Unterworfene Länder blieben von dieser Eintheilung ausgeschlossen, so lange sie ihre eigene Verfassung behielten. Den Sysseln waren die Harden, Gemeinden von 100—120 und mehr Familien, untergeordnet, deren es in D. etwa 200 gab. Daneben bestand eine eigenthümliche Dorfverfassung. Das ganze Ackerfeld, wiewohl in so viele Aecker zertheilt, als Dorfbewohner waren, galt für ein gemeinsames Ganzes. Das Feld hieß Kamp, und waren deren mehre vorhanden, so besaß jeder Dorfbewohner in jedem Kamp seinen Acker; seinen ganzen Antheil nannte man Pflug, wahrscheinlich war dies so viel, als man mit einem Gespann beackern konnte. Jeder Ackerbesitzer hatte seinen Hof im Dorf, Boel, u. jeder Boelsmann wieder seinen Antheil an der Gemeindeweide ꝛc. Der Verkauf der einzelnen Aecker u. von Theilen derselben, Stufen genannt, war gestattet. Der Besitz erbte immer nur auf den ältesten Sohn; Aussetzungen neugeborener Kinder waren nicht selten. Die nachgeborenen Söhne scheint man meist auf das Meer gewiesen zu haben, woraus sich erklären würde, wie D. so große Schaaren zum Kriege in andere Länder aussenden konnte und warum sich diese daselbst anzusiedeln suchten, wie in Rüstringen, Walchern, Island, England und der Jomsburg. Erst mit dem Christenthum fing man an, die Tofte, d. i. die Hausstelle nebst Zubehör, unter alle Kinder zu theilen, worauf auch von „Armengelt“ die Rede ist. Die Gesammtheit der Bevölkerung des Reichs hat man auf 300,000 freie Einwohner beiderlei Geschlechts berechnet, die Zahl der Sklaven ist nicht zu bestimmen. Seit der Regierung Niels' änderten sich diese Verhältnisse, indem deutsche Sitten und Einrichtungen, vor Allem auch das Lehnswesen, allmählig Eingang fanden.

Niels' Nachfolger, **Erich Edmund**, der vergeblich das abgefallene Rügen wieder zu unterwerfen suchte, ward 1137 in Ripen durch einen Bauer erschlagen, worauf **Erich Lamm** als der Aelteste des königlichen Hauses die Krone erhielt. Da in Schonen **Olaf**, Haralds Sohn, als König anerkannt wurde, entstand ein verheerender Bürgerkrieg, welcher erst mit des letzteren Tod in der Schlacht bei Schonen endete. Nach Erichs Ableben 1147 stritten **Svend Grathe**, Edmunds natürlicher Sohn, u. **Knut Magnusen** um die Krone. Der Streit ward endlich vom Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Merseburg dahin entschieden, daß Svend König und des deutschen Reichs Lehnsmann sein, Knut aber für Seeland den Lehnseid an Svend leisten sollte. Den steten Raubzügen der Wenden gegenüber gründete ein Bürger, Wetheman, die roeskilder Brüderschaft. Svends Kriegszug gegen

Schweden fiel unglücklich aus, ja er mußte sich später sogar eine Theilung seines Reichs gefallen lassen, in der Waldemar, bisheriger Beherrscher von Südjütland, Jütland, Svend Schonen, Halland, Blekingen und Bornholm, Knut das Uebrige erhielt. Svend ließ gleich darauf die beiden andern überfallen und Knut tödten, verlor aber gegen Waldemar auf der Grathaheide 1157 Schlacht und Leben. So kam Waldemar I. ohne Wahl in den Besitz des ganzen Königreichs und wurde von Friedrich I. gegen das Versprechen der Huldigung bestätigt. Ein wahrhaft großer König, eroberte er Rügen und zwang die Wenden zur Ruhe, mußte jedoch die Hälfte des rügischen Zinses Heinrich dem Löwen überlassen. Als dieser 1180 in die Reichsacht fiel, erklärte sich Waldemar für den Kaiser und erzwang sich den rügischen Zins wieder ungetheilt. Ihm folgte sein Sohn Knut Waldemarson, 20 Jahre alt, nicht ohne Widerspruch in Schonen und Jütland, bis sich hier der Adel für ihn erklärte und die Bauern verjagte, welche hierauf der Erzbischof Absolon in Unterthänigkeit hielt und zur Abgabe der Zehnten und zu anderen Lasten zwang. Für die politische Stellung des Bauernstandes waren diese Ereignisse von den nachtheiligsten Folgen, indem jetzt über demselben zwei Stände entstanden, die Geistlichkeit und der Adel, welche fortan allein über die Reichsangelegenheiten verfügten. Städter und Bauern bildeten von nun an einen wenig beachteten dritten Stand. Der König hatte nicht nur den Muth, die von Friedrich I. verlangte Lehnsmuthung zu verweigern, sondern machte sich auch Rostock, Mecklenburg und Ilow lehnbar und nannte sich hierauf König der Dänen und Wenden (1188). Nach seinem 1202 erfolgten Tode ward Waldemar II., der Sieger, Herzog von Südjütland, zum König gewählt, ließ sich auch in Holstein huldigen, unterstützte, nachdem er 1204 Norwegen seinem Einflusse zu unterwerfen versucht hatte, Kaiser Otto IV., gerieth mit den Bremern in Krieg (1206) und vertrieb die schweriner Grafen, welche jenen unterstützten. Zwar focht er als Verbündeter des Gegenkönigs Sverker II. ungücklich im schwedischen Kriege, als sich aber Bogislaw von Pommern gegen ihn empörte u. zu gleicher Zeit von Albrecht II. von Brandenburg u. Kaiser Otto angegriffen wurde, schloß sich Waldemar, der Lehnsherr von Pommern war, an Kaiser Friedrich II. an u. erhielt durch diesen das ganze Land im Norden der Elbe u. Elde, sowie alle in Slavien gemachten Eroberungen. Er fiel darauf selbst in Brandenburg ein, ließ sich von den schweriner Grafen den Lehnseid schwören und von Pommern die Hoheit der Dänen von Neuem anerkennen. Nachdem er hierauf auch Esthland u. Livland unterworfen, schlossen seine Besitzungen die ganze Ostsee ein; 1400 Schiffe u. 160,000 Mann bildeten seine Macht. Aber bei einer Jagd auf der Insel Lyöe sammt seinem Sohne durch Heinrich von Schweden gefangen genommen, mußte er sich 1225 die Freiheit durch Verzichtleistung auf alles Land im Süden der Eider erkaufen. Von den Grafen Adolf u. Heinrich von Holstein u. dem Herzog Albrecht von Sachsen bei Bornhöved (22. Juli 1227) geschlagen, gab er den Plan, das Verlorene wieder zu gewinnen, auf, söhnte sich mit Holstein aus u. widmete sich nun den innern Angelegenheiten seines Reichs. Er bemühte sich, die verlorenen Reichsgüter der Krone wieder zu gewinnen, gab ein neues, noch jetzt geltendes Gesetzbuch heraus u. stiftete das Bisthum Reval. Sein Nachfolger, Erich Pflugpfenning, kriegte unglücklich gegen Lübeck, sowie gegen die Esthen u. wurde 1250 von seinem Bruder Abel gefangen genommen und auf Veranstaltung desselben getödtet. Abel führte darauf die Regierung mit Kraft, ward aber bei dem Versuche, den Nordfriesen Abgaben aufzuzwingen, erschlagen (1252). Als sein Bruder, Christoph I., den vom Papst eigenmächtig zum Erzbischof von Lund erwählten Jakob Erlandson gefangen nahm und seinen Anhang aus dem Lande jagte, ward das Land mit dem Interdikt belegt und der König selbst mit dem Bann bedroht, als er an Gift starb, das er in einer Hostie erhalten haben soll (1259). Unter seinem Sohn, Erich Glipping, der, weil minderjährig, unter Vormundschaft der Mutter folgte, verlor die Krone allen Einfluß auf die Wahl und Bestätigung des Erzbischofs und der Bischöfe des Reichs. Erich begann einen unrühmlichen Krieg mit Norwegen (1278), verlor Schleswig wieder, mußte dem unzufriedenen Adel umfassende Bewilligungen gewähren und ward 1285 ermordet. Sein Sohn, Erich Menved, der unter Vormundschaft Herzog Waldemars von Schleswig folgte, war nicht minder unglücklich u. starb 1319. Christoph II. bestieg darauf gegen den Willen der Großen durch die Hülfe der holsteinischen Magnaten den Thron, ward aber durch den Herzog Waldemar von Schleswig, welcher 1326 zu Viborg zum König gewählt wurde, vertrieben u. starb 1332. Sein Sohn, Waldemar (IV.) Attertag, suchte seine geringe Macht durch List u. Gewalt auszudehnen; Schweden zwar mußte er im Besitze von Schonen bestätigen, zwang aber die Friesen zum Kriegsdienst und zur Zahlung von Tributen u. gewann durch die Vermittelung Magnus' II., Königs von Skandinavien, Seeland aus holsteinischer Verpfändung. Dagegen verkaufte er Esthland an den deutschen Orden. Von Kaiser Karl erhielt er die Bestätigung der Oberhoheit über Pommern, unterdrückte hier mehre Aufstände, bekriegte die Herzöge von Schleswig, gewann Schonen wieder, eroberte Oeland und Wisby und verschaffte D. von Neuem die Größe, in welcher es König Gorm vereinigt u. Waldemar II. hergestellt hatte. Unglücklicher war sein Krieg mit den hanseatischen Städten, welchen sich der jütische Adel u. Schweden anschloß; er endete 1369 mit dem stralsunder Frieden, wodurch zwei Drittheile der Einkünfte von Schonen der Hansa auf 15 Jahre überlassen werden mußten. Waldemar starb den 24. Okt. 1375, der Letzte aus dem Stamme Erich Estrithsons. Seine Tochter Margarethe wußte 1376 die Dänen für ihren Sohn Olaf zu gewinnen, nach dessen Tode 1387 sie von der schonischen Landesversammlung zur Fürstin und selbstregierenden Vormünderin D.s erklärt ward. Bald folgten Fünen, Jütland u. Norwegen nach, und die Erbfolge ward Erich, dem Sohne ihrer Nichte Maria u. des Herzogs von Hinterpommern, Wratislav, zuerkannt. Nachdem ihr auch die Schweden, unzufrieden mit ihrem König Albert wegen seiner Hinneigung zu den Deutschen, ihre Krone übertragen, schritt sie zur Vereinigung der drei Reiche und brachte 1397 die kalmarische Union zu Stande, nach welcher fortan zu ewigen Tagen nur Ein König über die drei Reiche sein und nach König Erichs Tode keine einseitige Königswahl, sondern nur eine

allgemeine im Namen der drei Reiche vorgenommen werden, jeder Krieg, jede Vertheidigung des Reichs, jedes Bündniß u. jeder Vertrag mit fremden Staaten allen drei Reichen gemeinsam sein, dabei aber jedes seine eigenen Rechte u. Gesetze behalten sollte. Die nordische Semiramis starb den 28. Okt. 1412 im Hafen zu Flensburg. Sogleich erneuerten sich die holsteinischen Streitigkeiten, in Folge deren, da auch Kaiser Sigmund die herzoglichen Länder als verfallenes Lehn dem König Erich zuerkannte, 1415 fast ganz Schleswig bis auf die Stadt Schleswig u. das Schloß Gottorp an die Dänen verloren ging. Als jedoch auch die Nordfriesen zur Theilnahme am Kriege vermocht wurden, sah sich Erich genöthigt, in einen Waffenstillstand bis 1418 zu willigen, nach dessen Ablauf der Krieg 1819 aufs Neue begann, bis er endlich durch den Interimsvergleich zu Vordinburg 1435 beigelegt wurde, in welchem Erich dem Herzog von Holstein Schleswig bis auf Arröe überlassen mußte. Um diese Zeit erhoben sich in Schweden die Dalekarlier unter Engelbrechtsson gegen Erich, und 1435 wählte sich das Land einen eigenen Reichsstatthalter. Zwar kam es 1437 zu Kalmar zu einer förmlichen Erneuerung der hier von Margarethe beschlossenen Union; da aber Erich die versprochene Abstellung der Beschwerden nicht einhielt, erhoben sich jetzt nicht bloß die Schweden unter Karl Knutson, sondern auch die Dänen. Erich floh 1439, nach der Verschenkung Rügens an Pommern, nach der Insel Gothland, lebte lange in Wisby, Schweden durch Seeräuberei schadend, flüchtete sich später nach Pommern u. starb 1459 zu Rügenwalde. Christoph III., der Bayer, Sohn der Schwester Erichs und des Pfalzgrafen Johann, empfing die schwedische Krone den 14. September 1441 zu Upsala, den 11. Juni 1442 die norwegische u. den 1. Januar 1443 die dänische; doch hatte er den drei Reichen wichtige Zugeständnisse machen müssen. Um D. machte er sich durch viele nützliche Verordnungen verdient, tauschte Kopenhagen vom Bischof zu Roeskilde ein u. erwählte diese Stadt zu seiner Residenz. Dennoch wußte er sich die Zufriedenheit des Volks nicht zu erwerben u. starb 1447 kinderlos.

Da hierauf die Schweden am 20. Juni in Stockholm Karl VIII. Knutson, die Dänen aber den Grafen Christian I. von Oldenburg zu ihrem König wählten, der indeß nicht ohne die königliche Gewalt sehr einschränkende Aufopferungen zur Krone gelangte, so war somit die kalmarische Union aufgelöst. Drei zwischen beiden Königen entstandene Kriege um den Besitz von Gothland, Norwegen und Schweden endigten jedoch zu Gunsten D.s, und so ward Christian den 29. Juni 1454 auf dem Morasteine auch zum König von Schweden gekrönt, nachdem er die Großen durch Verleihungen von Krongütern u. das Volk durch eine sehr freisinnige Handfeste zu gewinnen gewußt hatte. Die Herzogthümer Schleswig und Holstein erhoben ihn durch freie Wahl zu ihrem Regenten, Unruhen in Schweden brachten ihn jedoch bald wieder um den Besitz dieses Landes, und Zwistigkeiten mit Schottland wurden nur dadurch beigelegt, daß der König seine Tochter an Jakob III. von Schottland verlobte, ihm als Heirathsgut die Orkney- u. Schetlandinseln für 50 000 Gulden verpfändete u. auf alle Rechte auf die Insel Man u. einige andere verzichtete. Er begründete (1462) eine geistliche Brüderschaft, der Anfang des spätern Elephantenordens, und eine Handelsgesellschaft zur Beförderung des Verkehrs mit den Hanseaten, stiftete 1479 die Universität Kopenhagen u. starb den 21. Mai 1481. Sein ältester Sohn, Johann, erlangte nicht ohne große Schwierigkeit die dänische u. norwegische Krone; die schwedische erst nach Besiegung des Reichsverwesers Sten Sture. Ein Krieg mit den Dithmarschen 1500 endete nicht nur mit der gänzlichen Niederlage des dänischen Heeres in der Schlacht bei Hemmingstedt, sondern reizte auch die Schweden zum Aufstand, den Johann nicht mehr bewältigen konnte. Er starb 1513. Sein Sohn, Christian II., welcher eben so große Vorzüge als Fehler besaß, empfing 1514 die dänische und norwegische Krone und vermählte sich darauf mit Isabella, der Schwester Kaiser Karls V., ohne sich jedoch von seiner Geliebten, der Holländerin Düveke, zu trennen, deren Mutter Sigbrit großen Einfluß auf ihn behauptete. Er bemühte sich, den Handel zu befördern u. vor Allem den Dänen die Hanseaten überflüssig zu machen, u. siedelte Holländer auf der Insel Amak an. Schweden ward, nachdem der Reichsverweser Sten Sture im ersten Treffen von 1520 gefallen, zwar unterworfen, doch entzündete Christian durch das sogenannte stockholmer Blutbad den Krieg von Neuem. Während sich Gustav Wasa bald in den Besitz von ganz Schweden setzte, verwickelte sich Christian durch Wegnahme von Schiffen in neue unzählige Streitigkeiten mit den Nachbarstaaten. Als er unter dem Vorwande eines Kriegs gegen Schweden fremde Truppen nach D. kommen ließ, um sie gegen die Stände zu gebrauchen, traten die höheren Geistlichen und der jütische Adel zu Viborg zusammen, sandten am 20. Januar 1523 Christian den Absagebrief zu und beriefen seinen Oheim, Friedrich I., auf den Thron. Christian begab sich darauf nach den Niederlanden und bemühte sich vergebens, Karl V. zu bewegen, ihn mit Waffengewalt in sein Reich wieder einzusetzen. Der Adel ließ sich vom neuen König alle verpfändeten Güter und andere wichtige Vorrechte einräumen; ebenso benutzten die Hanseaten die Umstände zu ihrem Vortheil, und zuletzt mußte Friedrich auch den Dithmarschen alle ihre Vorrechte bestätigen. Dagegen sah sich Gustav Wasa, welcher zum König von Schweden ausgerufen war, genöthigt, seinen Plan, die Dänen aus Schonen u. ihren andern Besitzungen in Schweden zu vertreiben, aufzugeben, ja Friedrich zur Eroberung von Malmö und zur Erlangung der Krone von Norwegen Hülfe zu leisten. Auf der Versammlung der Reichsstände zu Odense 1527 gestattete Friedrich beiden Konfessionen in seinen Reichen Duldung, besetzte aber später die erledigten Bisthümer nur mit solchen Männern, welche der Reformation zugethan waren. Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Reformation auch in Norwegen. Eine Landung des vertriebenen Christian in Norwegen brachte zwar einen großen Theil dieses Landes in seine Gewalt, mit Hülfe der Hansa ward er jedoch bald so sehr bedrängt, daß er zu Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen mußte, in deren Folge er vom dänischen Heerführer sicheres Geleit erhielt, um sich in Kopenhagen mit König Friedrich zu vergleichen, wurde aber von hier aus nach dem Schlosse Alsen gebracht und daselbst in engster Verwahrung gehalten. Friedrich starb kurz darauf, den 10. April 1533, zu Gottorp, u. der Reichstag kam zur neuen Königswahl

zusammen. Noch ehe derselbe jedoch zu einem festen Entschlusse kam, erschien der Bürgermeister Wullenweber von Lübeck, um die dänische Regierung zu veranlassen, den eingegangenen Verpflichtungen gemäß den holländischen Schiffen die Durchfahrt durch den Sund zu verwehren. Da der Reichsrath die Antwort verschob, und D. Lübeck noch sonst beleidigte, erklärte dies den Krieg, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, den gefangenen Christian wieder auf den Thron zu erheben. Zu diesem Zwecke hatte Wullenweber die Städte Rostock, Wismar und Stralsund gewonnen, den König von England zu Geldzahlungen bewogen und den Grafen Christoph von Oldenburg zum Feldherrn der Hansa ernannt. Der Krieg begann in Holstein, wo mehre Städte eingenommen wurden, bis die Belagerung Segebergs dem Herzog von Holstein Zeit ließ, Truppen aus Kopenhagen heranzuziehen. Hierauf segelte die lübeckische Flotte nach Seeland, besetzte Kiöge und andere Orte daselbst, sodann die Inseln Laaland u. Langeland u. gewann das Volk durch das Versprechen, Christian II. befreien u. evangelische u. bürgerliche Freiheit einführen zu wollen. Bald fielen Kopenhagen u. Malmö in die Gewalt der Hanseaten, u. fast das ganze Königreich war im vollen Aufstand gegen die Bischöfe und den Adel begriffen. Auch Jütland wurde mit Erfolg angegriffen, da sich hier die Bauern aus Haß gegen den Adel für Christian II. erklärten. Zwar kam zwischen Lübeck u. Christian III., der inzwischen seinem Vater Friedrich I. auf dem Thron gefolgt war, 1535 zu Stockelsdorp in Beziehung auf die Herzogthümer ein Friede zu Stande, in D. aber wurde der Krieg fortgesetzt. Erst als die Kriegslasten dem Adel wie dem Volke zu drückend wurden, und sich auch Norwegen für Christian III. erklärte, gelang es diesem, eine Provinz nach der andern zu erobern und Kopenhagen einzuschließen. Der Friede zu Hamburg am 29. Juli 1536 beendigte diesen „Grafenkrieg", und am 6. August nahm Christian III. als König von D. von seiner Hauptstadt Kopenhagen Besitz. Nachdem er eine allgemeine Amnestie erlassen hatte, erklärte er die Lehre Luthers für die herrschende, sicherte aber auch den Katholiken Gewissensfreiheit zu; alle bischöflichen Güter fielen an die Krone, die geistlichen Stifter wurden in ihrem bisherigen Zustande erhalten, die Klöster aber theils eingezogen, theils in Hospitäler verwandelt. Dann traf der König eine Menge Anordnungen in Bezug auf die Rechtspflege, machte auch dem Adel viele Zugeständnisse und bestimmte, daß der Nachfolger des Königs immer bei Lebzeiten des letztern ernannt werden sollte. Im Jahre 1536 trat er dem schmalkaldischen Bunde bei; auch verband er sich mit Frankreich, unterstützte 1542 dieses bei einem Einfall in die Niederlande und ließ die niederländischen Schiffe im Sunde wegnehmen. Diese Feindseligkeiten beendigte ein für D. ehrenvoller Friede zu Speyer 1544; Streitigkeiten mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welche Ansprüche auf die herzoglichen Besitzungen machten, wurden 1544 zu Rendsburg unter verwickelten Bestimmungen hinsichtlich der Grenzen der abzutretenden Länder ausgeglichen, indem man die Vereinigung des Reichs beizubehalten suchte. Im koldinger Receß stellte Christian 1554 mit den Reichsräthen ein kurzes, neues Gesetzbuch über solche Fälle, welche im bürgerlichen wie im öffentlichen Rechte bisher noch nicht genau vorgesehen waren, zusammen. Er starb 1559; 25 Tage darauf endete auch Christian II. sein Leben. Friedrich II., Christians III. Sohn, ein thätiger, hellsehender, nur zu kriegslustiger Fürst, vollendete die Verfassung des Reichs, bezwang die Dithmarschen, gerieth aber in einen verderblichen Krieg mit Schweden, der erst 1570, nachdem König Erich vom schwedischen Thron gestoßen worden war, zu Stettin beendigt wurde. Durch die Dotirung seines jüngern Bruders Johann, der die Linie Holstein-Sonderburg stiftete, legte er den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Unter dem 9. Mai 1561 machte er ein umständliches Seerecht und ein Jahr später ein neues Gaartsrät oder Hof- und Burgrecht bekannt; die Einnahmen wurden erhöht, die Ausgaben vermindert, der Handel befördert, der Sundzoll geordnet, der Bergbau in Norwegen gehoben. Auch wissenschaftliche Bestrebungen erhielten Aufmunterung und Unterstützung. Im Jahre 1573 ließ der König mit den holsteinischen Herzögen eine neue schleswig-holsteinische Gerichtsordnung ausarbeiten, welche der Grund des jetzigen Gesetzes für die dortige Landesgerichte ist; mehre Klöster verwandelte er in Schulen, auch bemühte er sich um eine Vereinigung der Calvinisten und Lutheraner. Um den Sund zu sichern, erbaute er Kronburg, Frederiksborg und Frederiksstadt; Bornholm löste er ein, einen Streit mit Hamburg über das Stapelrecht endigte er 1579 zu seinem Vortheil, und ebenso beschränkte er die englischen Fischereien bei Island und die Schifffahrt nach Archangel zu Gunsten D.s. In eben diesem Jahre verglich er sich mit den Herzögen zu Odense über ihre Belehnung mit den Herzogthümern. Als Kurland 1582 von dem Czar an Polen abgetreten wurde, ließ er sich vom König von Polen versprechen, dort nur die protestantische Kirche zu dulden. Ihm folgte 1588 sein noch minderjähriger Sohn, Christian IV., Als vormundschaftliche Regierung wurde eine Regentschaft bestellt, die auch die Erziehung des jungen Königs übernahm.

Christian IV., der ausgezeichnetste unter allen dänischen Regenten, traf nicht nur die umfassendsten militärischen Sicherungsmaßregeln für sein Reich, sondern rief auch die trefflichsten Anstalten für Handel, Gewerbe und Geistes- wie Landeskultur ins Leben. An ein allgemeines norwegisches Gesetz, welches mit dem 1. Januar 1605 in allen Gerichten eingeführt wurde, knüpfte sich eine neue Kirchen- u. Schulenordnung. Die ausgezeichnetsten Männer der Zeit waren um den König versammelt. Er ließ Grönland wieder aufsuchen und nach einer nordwestlichen Durchfahrt in das stille Meer forschen, dehnte die dänische Schifffahrt nach Ostindien aus, erwarb dort Landbesitz, gründete Tranquebar, errichtete Handelsgesellschaften und bemühte sich, durch Einschränkung der Hanseaten den eigenen Handel zu fördern. Ein Krieg mit Schweden, welches sich dem dänischen Handel nach Livland widersetzte, wurde durch den Frieden zu Siöröd für D. ehrenvoll beendet. Im Jahre 1615 errichtete der König ein stehendes Heer von 5000 Mann. Er nahm Theil an den Streitigkeiten der braunschweigischen Herzöge und vernichtete mit dem Herzog von Holstein-Gottorp das Wahlrecht der Stände in diesem Herzogthum. Durch seine Verbindung mit

mehren niedersächsischen Fürsten zur Unterhaltung eines stehenden Heeres und zur Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz in den deutschen Krieg verwickelt, erlitt er bei Lutter am Barenberge den 27. August 1626 von Tilly eine vollständige Niederlage und vermochte Tilly selbst nicht von Holstein abzuhalten, während Wallenstein Schleswig und Jütland eroberte, so daß der König nur mit Mühe sein Heer auf der Flotte nach Fünen rettete. In dem Frieden zu Lübeck am 22. Mai 1629 erhielt er zwar seine Länder zurück, mußte dagegen die Kreisoberstenstelle niederlegen, für seine Söhne auf die Bisthümer Bremen, Verden, Halberstadt verzichten und dem Herzog von Holstein, der sich gegen ihn erklärt hatte, die ihm entzogenen Länder wieder abtreten. Christian verwerthete darauf die Zeit der Ruhe für das Wohl seines Reichs und die Größe seines Hauses. Die Universität Kopenhagen wurde verbessert, Schulen wurden angelegt, Spitzbergen ward in Besitz genommen, 1640 die Grafschaft Pinneberg erkauft, 1644 Tönningen befestigt u. die Grafschaft Rantzau errichtet, in Deutschland aber inzwischen für Herstellung des Friedens unterhandelt. Im J. 1634 wurde die westliche Küste des Reichs von einer gewaltigen Fluth heimgesucht, durch welche über 15,000 Menschen umkamen und der größte Theil der Insel Nordstrand unterging. Ein Krieg mit den Schweden wegen des Sundzolls führte zu dem brömsebroer Frieden 1645, in welchem jenen Zollfreiheit zugestanden und außerdem Jemteland, Herjeadalen, Gothland und Oesel für immer und Halland für 30 Jahre abgetreten wurden. Christian IV. starb 1648. Sein Nachfolger, Friedrich III., gerieth 1657 in einen neuen Krieg mit Schweden, welchem er im Frieden zu Roeskilde Schonen, Halland, Blekingen, Bohus, Jemteland, Drontheim, Bornholm und einige andere Besitzungen abtreten mußte. Günstiger für D. war der Friede zu Kopenhagen 1660, der den von Schweden neu begonnenen Krieg endigte und die Insel Bornholm, Drontheim und einige Besitzungen in Guinea gegen Domänen in Schonen an D. brachte. Auf dem Reichstage zu Kopenhagen 1660 überließen die Stände aus gegenseitiger Eifersucht dem König ihren Antheil an der Regierung, worauf Friedrich den 18. Okt. 1660 die Erbhuldigung in Kopenhagen empfing. Am 4. Nov. 1660 erschien eine sogenannte Provisionalordonnanz, nach welcher alle Gewalt in die Hand des Königs gegeben ward, die Reichsstände abgeschafft wurden, und den Unterthanen nur die Pflicht blieb, zu gehorchen. Indeß hielt es Friedrich für nöthig, seine Nachfolger durch ein Gesetz einzuschränken, das alle nachfolgenden dänisch-norwegischen Könige verpflichten u. das nie geändert werden sollte, das Königsgesetz (lex regia, Konge Lov) vom 5. Nov. 1665, das aber erst bei der Thronbesteigung seines Enkels Friedrich IV. publicirt wurde. Friedrich erklärte sich indeß schon 1661 zum erblichen König und starb den 9. Februar 1670. Ihm folgte sein Sohn, Christian V., ein harter, undankbarer, oft hinterlistiger und gewinnsüchtiger Monarch. In dem Kriege mit Schweden wurden mehre Eroberungen gemacht, die indeß durch die Friedensschlüsse zu Fontainebleau mit Frankreich, zu Lund mit Schweden und zu Tenneblaa mit Gottorp 1679 wieder verloren gingen. Christians Gelüsten auf das Land des Herzogs von Gottorp scheiterte an demselben von den Seemächten 1689 zu Altona geleisteten Garantie seiner Souveränetät. Seitdem war König Christian hauptsächlich mit der Gesetzgebung in Norwegen beschäftigt; aber auch dem dänischen Gesetze gab er Erweiterungen, unter denen das Kirchenritual einer früheren Periode, die Schul- und Postordnung dem Jahre 1695 und eine Prozeßordnung des höchsten Gerichts dem Jahre 1696 angehören. Friedrich IV., der 1699 folgte, verfolgte die Entwürfe seines Vaters und war besonders eifrigst bemüht, sich den Herzog von Gottorp zu unterwerfen, mußte jedoch im Frieden zu Travendal demselben alle früheren Verträge, in sofern sie dem altonaer nicht entgegen waren, sodann diesen noch insbesondere bestätigen, wodurch dem Herzog die Souveränetät gesichert wurde. Er errichtete 1700 eine Landmiliz und verbesserte das Kriegswesen überhaupt. Um die Bauern für die See, den Handel und die Verbesserung des Ackerbaues zu gewinnen, hob er 1702 die Leibeigenschaft auf. Im nordischen und spanischen Kriege (seit 1702) schickte er seinen Verbündeten Hülfstruppen, blieb aber in der Hauptsache neutral. Nach der Schlacht bei Poltawa 1709 brach er in Schonen ein, erlitt aber 1710 eine vollständige Niederlage bei Helsingborg, wodurch der Krieg unentschieden fortdauerte und erst durch den Frieden zu Frederiksborg 1720 beendet wurde, in dem D. gegen Herausgabe seiner pommerischen Eroberungen den holsteinischen Antheil an Schleswig, den Sundzoll und 600,000 Thlr. von Schweden erhielt. Friedrich starb 1730 u. hinterließ das Reich seinem Sohne, Christian VI., einem frömmelnden Monarchen, der seinem Vater an Einsicht, Kraft und Ordnungsliebe weit nachstand. Für wissenschaftliche Zwecke that er viel; er machte neue Stiftungen für die Universität Kopenhagen, gründete viele Landschulen, beschränkte dagegen die lateinischen Schulen, stiftete 1740 das Collegium medicum in Kopenhagen und 1743 die dänische Societät der Wissenschaften, sowie die Gesellschaft zur Verbesserung der Geschichte und Sprache u. errichtete 1744 das Christianäum zu Altona. Auch ernannte er eine Kommission zur Verbesserung der Gesetze, vergrößerte die von seinem Vater gestiftete Assekuranzbank, gründete 1735 ein Oekonomie- und Kommerzkollegium, dann 1736 eine Leih-, Wechsel- u. Assignationsbank, ein anatomisch-chirurgisches Theater, ein Kircheninspektionskollegium u. ließ 1741 das Kirchenwesen auf Island verbessern; dagegen stellte er die Leibeigenschaft der Bauern wieder her. Bei seinem Tode 1746 hinterließ er eine große Schuldenlast. Sein Sohn, Friedrich V., untersuchte selbst den Zustand seiner Länder, befestigte den Frieden mit Schweden durch eine Konvention über die Grenzen in Lappland, schloß 1751 Handelsbündnisse mit Marokko, Tunis, Tripolis, gründete eine afrikanische Gesellschaft und legte Hospitäler, Erziehungsanstalten, wissenschaftliche Sammlungen und einen botanischen Garten an. Ein drohender Krieg mit Rußland wurde durch die Thronentsagung des Czars Peter verhindert. Friedrich starb tief betrauert 1766. Sein Sohn, Christian VII., ein eben so schwacher und unglücklicher als wohlmeinender Regent, bezeichnete seinen Regierungsantritt durch Erleichterung des Looses der Bauern; im Amte Kopenhagen schenkte er ihnen das Eigenthumsrecht an ihren Höfen und veranlaßte dadurch

Viele aus dem Adel, dasselbe zu thun. Manches andere Gute wirkte außerdem sein vortrefflicher Minister Graf P. von Bernstorff (s. d.). Allmählig aber gab sich der König der Leitung Struensee's hin, der sich ihm bald unentbehrlich zu machen und nicht minder die Gunst der Königin Karoline Mathilde zu gewinnen wußte. Nachdem er den Grafen Bernstorff verdrängt und an seine Stelle den Grafen von Rantzau-Aschberg erhoben, bewog er 1770 den König, den Staatsrath aufzuheben und eine Konferenzkommission aus den Vorstehern der Kollegien zu ernennen, die sich nur zu gewissen Zeiten versammeln sollte und nach Belieben entlassen werden konnte. Er selbst ließ sich die Führung der Kabinetsgeschäfte übertragen, entfernte allmählig die Minister und übte unter dem Titel eines Kabinetsministers eine unbeschränkte Macht aus. Dabei machte er viele durchgreifende Reformen, unter denen die Freigebung der Presse für ihn selbst verhängnißvoll ward. Es bildete sich eine Faktion, an deren Spitze die ehrgeizige Königin-Wittwe Juliane Marie und der Erbprinz Friedrich, Halbbruder des Königs, standen. Der geistesschwache König wurde durch Ueberraschung bewogen, einen Verhaftsbefehl gegen die Königin, Struensee und den Grafen Brand zu unterzeichnen und eine Untersuchung gegen sie anzuordnen, worauf die beiden letzteren mit Verletzung aller gerichtlichen Formen hingerichtet wurden, die Königin Juliane aber Struensee's Einfluß erbte. Guldberg wurde erster Minister u. erwarb sich trotz seiner geringen Talente Verdienste durch Stiftung von Gesellschaften zur Beförderung des Handels und Anlegung des schleswig-holsteinischen Kanals. Günstigen Einfluß auf die Finanzen hatte der Aufschwung der dänischen Schifffahrt während des nordamerikanischen Krieges.

Nach dem Tode der verwittweten Königin (1784) übernahm der Kronprinz Friedrich VI., als Mitregent seines gemüthskranken Vaters, der erst den 13. März 1808 starb, die Regierung und berief den jüngeren Bernstorff in das Ministerium. Sofort traten manche gute Reformen ins Leben. Die Landmacht erhielt eine angemessene Erweiterung, die Bank eine bessere Einrichtung, das Aufhören des Negerhandels wurde auf 1800 festgesetzt; nur die Preßfreiheit unterlag vielen Beschränkungen. Durch einen geheimen Allianzvertrag von 1773 mit Rußland war D. genöthigt, 1788 am russischen Kriege gegen Schweden Theil zu nehmen; doch erfolgte schon den 9. Oktober 1788 ein Waffenstillstand. Glücklich waren 1797 die dänischen Waffen gegen Tunis. Während der französischen Revolution gewann der Handel D.s durch eine weise Neutralität einen außerordentlichen Aufschwung; als aber die Briten 1799 und 1800 dänische Fregatten wegnahmen, trat die Regierung den 16. December 1800 der von Rußland gegen britische Uebergriffe gestifteten bewaffneten Neutralität bei. England sah darin eine Kriegserklärung, nahm dänische Handelsschiffe weg und sandte eine Flotte unter Parker und Nelson in die Ostsee, welche am 2. April 1801 vor Kopenhagen die dänische Flotte schlug und die Stadt selbst bombardirte. Als der russische Kaiser Alexander I. kurz darauf eine Konvention mit England abschloß, wurde D. allein zu einem höchst nachtheiligen Frieden mit England genöthigt, der seinen Handel gänzlich lähmte. Dieser Umstand, der gedrückte Stand der Finanzen, die vermehrte Staatsschuld und die Nothwendigkeit, die Flotte möglichst wieder herzustellen, geboten Ruhe, daher D. 1805 an dem neuen Krieg gegen Frankreich keinen Theil nahm. Die Auflösung des deutschen Reichs hatte die Aufhebung der Lehnsverbindung Holsteins mit Deutschland zur Folge, und es wurde daher dieses Herzogthum enger mit D. vereinigt, doch nicht inkorporirt. Trotz D.s strenger Neutralität sandte England unter dem Vorwande, es sei zu Tilsit verabredet worden, daß die dänische Flotte zur Verfügung Frankreichs gestellt werden sollte, eine Flotte von 18 Linienschiffen, 7 Fregatten und 25,000 Mann Landungstruppen 1807 ins Kattegat, während der englische Gesandte Jackson Alliance mit England, die Auslieferung der dänischen Flotte als Unterpfand und die Uebergabe von Kronburg verlangte. Als der Kronprinz diese Forderungen zurückwies, bombardirten die Engländer 3 Tage lang Kopenhagen. Hierdurch sah sich der dänische Befehlshaber zur Kapitulation genöthigt, nach welcher die Flotte bis zum allgemeinen Frieden den Engländern übergeben und die Citadelle der Hauptstadt nebst den beiden Holmen von ihnen besetzt werden sollte, wofür England Neutralität oder Bündniß anbot und im ersten Falle die Zurückgabe der Flotte innerhalb dreier Jahre versprach. Da diese Kapitulation die Bewilligung des Kronprinzen nicht erhielt, führten die Engländer nach Vernichtung aller Vorräthe auf den Werften 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs u. 28 Kanonenboote hinweg. Der Kronprinz verband sich hierauf mit Frankreich, erklärte den Krieg an England und, wegen des zweideutigen Benehmens beim letzten Angriffe der Engländer, auch an Schweden, u. eben sollten 3000 französische Hülfstruppen unter Bernadotte in Schweden landen, als 1809 der Kriegsschauplatz in das südliche Deutschland verlegt wurde. So gingen die dänischen Kolonien verloren, Island und Helgoland wurden genommen und bloß ein Angriff Schwedens auf Norwegen glücklich zurückgeschlagen. Die Revolution in Schweden, durch welche Gustav IV. seinen Thron verlor, veranlaßte am 10. December 1809 einen Frieden mit D. auf den früheren Besitzstand. Es folgte hierauf eine Zeit der Ruhe. D. behielt eine französische Besatzung zu seinem Schutze und war aufs Engste an die Interessen Napoleons I. geknüpft. Als nach des letzteren unglücklichem Feldzug gegen Rußland Schweden sich an Rußland anschloß, und auf französische Hülfe nicht mehr zu rechnen war, wünschte Friedrich VI. sich mit England zu verbinden. Die englische Regierung verlangte aber als Bedingung eine Verzichtleistung auf Entschädigung für die verlorene Flotte, Abtretung Norwegens an Schweden und 25,000 Dänen zum Kriege gegen Frankreich unter Bernadotte's Anführung. Diese Forderungen verwerfend, erklärte der König den Krieg an England, sowie an Schweden, Rußland u. Preußen und vereinigte von Neuem seine Truppen mit dem französischen Heere unter Davoust. Die Folge war der am 14. Januar 1814 abgeschlossene Friede zu Kiel, in welchem D. Norwegen gegen Schwedisch-Pommern abtrat und Tranquebar nebst den übrigen dänischen Kolonien zurückerhielt, außerdem ein Heer von 10,000 Dänen zum Kriege gegen Frankreich unter des Kronprinzen von Schweden Oberbefehl zu stellen versprach. Dennoch ward in Norwegen Prinz

Christian, der Statthalter daselbst, zum Erbkönig ausgerufen, mußte aber schon den 16. August zu Moß die Krone niederlegen. Auf dem wiener Kongresse, dem König Friedrich VI. persönlich beiwohnte, erhielt D. für Schwedisch-Pommern von Preußen Lauenburg nebst einer Million Thaler; dieses neue Herzogthum wurde in den wesentlichsten Beziehungen mit Holstein vereinigt, letzteres aber am 8. Jan. 1815 in den deutschen Bund aufgenommen. Die Finanzen D.s waren in der größten Unordnung. Die große Masse des Papiergeldes (1813: 140 Millionen Kuranthaler) stand im schlechtesten Kurs. Der Staatsbankerott (1813), durch den Handel u. Kredit für den Augenblick gänzlich gestört wurden, reducirte die Staatsschulden auf ein Dritttheil, auf etwa 142 Millionen Reichsbankthaler; doch belief sich Ende 1816 die Schuldenmasse noch auf 116,500,000 Reichsbankthaler. Zwar gelang es selbst Möstings weiser Verwaltung nicht völlig, die Ausgaben mit den Einnahmen in ein angemessenes Verhältniß zu bringen, doch konnte man wenigstens allmählig die Zinsen für die Staatsschuld regelmäßig zahlen, der Kredit hob sich wieder, und eine neue Flotte wurde hergestellt. Neue Häfen wurden zu Frederikshavn und Helsingör angelegt und auch sonst viel für den Handel, die innere Verwaltung des Staats, besonders für die Justiz gethan. Das Unterrichtswesen ward verbessert, jedes wissenschaftliche Bestreben begünstigt. Mit Unterstützung der Regierung wurden Entdeckungsreisen unternommen, hauptsächlich in Grönland, von Dr. Pingel und Graah. Die Leibeigenschaft war schon 1788, in den Herzogthümern Schleswig-Holstein 1804 völlig abgeschafft, der Kriegsdienst in eine unmittelbar persönliche Last, die Frohnden in eine bestimmte Arbeitslast verwandelt worden. Ferner wurde die völlige Gleichstellung der Stände vor dem Gesetz erstrebt, 1809 das Patronatsrecht beschränkt und die Stellung der Juden verbessert.

Nach dem Frieden erholten sich die Herzogthümer am frühesten; doch traten hier bald auch politische Bewegungen hervor, namentlich in der Ritterschaft, welche sich ihrer alten Rechte erinnerte und in dem Professor Dahlmann zu Kiel, dem Sekretär der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und der Ritterschaft, einen Vertheidiger der alten Verfassung fand. Er entwarf eine Eingabe an den deutschen Bund, machte die betreffenden Aktenstücke bekannt und suchte das Steuerbewilligungsrecht in mehren Schriften 1815—19 als Recht der Stände in den Herzogthümern darzulegen; die Supplik wurde jedoch in Frankfurt abgewiesen, weil die Verfassung nicht in anerkannter Wirksamkeit bestände, und da der König eine Verfassung versprach, schien eine lange Lethargie einzutreten. Erst die Julirevolution regte die früheren Bestrebungen wieder an, die besonders in dem Landvogt und Kanzleirath Lornsen zu Kiel einen Vertreter fanden. Er drang wenigstens für die Herzogthümer auf eine Kammer mit Steuerbewilligungsrecht, doch bei einem absoluten Veto des Königs, und forderte Trennung der Verwaltung und Justiz. Indessen fehlten Männer von entschiedener Auktorität, welche diese Ansichten gestützt hätten. Um diesen neuen Ideen entgegenzuarbeiten, wurde der Konferenzrath Höpp in die deutschen Provinzen gesandt, ein Mann, der als Jurist in denselben ebenso beliebt wie als Staatsmann der Regierung ergeben war. Derselbe erkannte bald die Planlosigkeit der Verfassungsfreunde. Lornsen wurde nun eingezogen und nach Rendsburg gebracht; dagegen erließ die Regierung Proklamationen, in welchen sie neben unbestimmten Drohungen wieder Hoffnungen erweckte, wodurch die Ritterschaft für die Regierung gewonnen wurde. Da sich indeß doch der Regierung die Ueberzeugung aufdrängen mochte, daß es unmöglich sei, die Bewegung vollkommen zu paralysiren, versprach eine Verordnung vom 28. Mai 1831 eine Konstitution für das ganze Reich, und zwar sollten zunächst berathende Provinzialstände berufen werden. Daneben wurde die Presse strenger beaufsichtigt. Zunächst berief die Regierung die sogenannten „erfahrenen Männer“, welche sich vorläufig über die Verfassung berathen sollten. Indeß wurden dieselben von der Regierung selbst gewählt, und den Meisten ging politische Durchbildung ab. Zudem beeinflußte Höpp die Berathungen, und so kam es, daß die Regierung den Sieg über die spießbürgerliche Politik der meisten Berufenen davontrug. Das endliche Resultat waren die Gesetze vom 15. Mai 1834, in welchem die ständischen Verhältnisse regulirt wurden. Die Inseln, Jütland, Schleswig, Holstein nebst Lauenburg erhielten Provinzialstände nach dem Muster der preußischen, jede Provinz für sich, und der König versprach, die Entwürfe allgemeiner Gesetze, welche Personen- und Eigenthumsrechte, Kommunalangelegenheiten und Lasten beträfen, den Ständen zur Berathung vorlegen und Anträge und Beschwerden von ihnen annehmen zu wollen. Die Stände für die Inseln versammelten sich in Roeskilde und bestanden aus 70, für Jütland in Viborg und zählten 55 Mitglieder; von jenen wurden 10, von diesen 7 durch den König ernannt. Die Versammlung für Holstein enthielt 48, die für Schleswig 44 Mitglieder; die ersten versammelten sich in Itzehoe, die anderen in Schleswig. Zugleich erfolgte eine Trennung der Justiz von der Administration, jedoch nur in den höheren Instanzen. Schleswig und Holstein erhielten eine besondere Provinzialregierung. Alle diese Anordnungen wurden von dem Volke mit geringer Theilnahme aufgenommen; der intelligentere Theil erkannte wohl, daß in denselben für die höhere Entwickelung der bürgerlichen und politischen Freiheit keine Garantie gegeben war. Auch das Resultat der Wahlen schien zu keinen großen Hoffnungen zu berechtigen. Im Oktober 1835 wurden die Versammlungen zu Roeskilde und Itzehoe eröffnet. Die Vorlagen der Regierung waren unbedeutend; ein Gesetz über die Presse wurde von den Ständen verworfen. Dennoch machte es die Regierung bekannt und unterwarf darin Schriftsteller, welche sich selbst unabsichtlich ungebührlicher Ausdrücke bedienten, Geld- und Gefängnißstrafen und außerdem der Censur auf eine willkürliche Reihe von Jahren. Bei weitem das meiste Interesse nahm auf beiden Versammlungen die Lage der Finanzen in Anspruch, während die Regierung gerade über diesen Punkt das tiefste Stillschweigen beobachtete. Algreen-Ussing in Roeskilde erwies die völlige Unzulänglichkeit der Verwaltung jener, die Unmöglichkeit, die Steuern zu erhöhen, ferner ein jährliches Deficit von 1½ Millionen Rbthlrn., die Mißlichkeit der Anleihen und folglich die absolute Nothwendigkeit der Ersparniß; doch beantragten die Stände nur

eine Verbesserung der Finanzverwaltung durch eine Kommission, die nicht aus königlichen Beamten bestände. Darauf kehrten sie in ihre Heimat zurück, um zu erwarten, was die Regierung verfügen würde. Auch bei der schleswigschen Ständeversammlung, im Frühjahr 1836, nahmen die Finanzangelegenheiten vor Allem die Aufmerksamkeit in Anspruch; es ergab sich, daß die Herzogthümer höher steuerten, als irgend ein Land des Kontinents, daß das Militärwesen mehr koste, als irgendwo, und daß die Civilliste ein volles Siebentheil der Staatseinnahmen verzehre. Zu gleicher Zeit war der Landtag zu Viborg eröffnet worden, welcher sich indeß vor dem in Roeskilde in nichts auszeichnete. Die Gleichheit der Verhältnisse hatte auch in den Verhandlungen eine große Aehnlichkeit veranlaßt; ein Vorschlag des Obersten Brock auf allgemeine Wehrpflicht ward in einer Abänderung von den Ständen angenommen. Erst als die Stände zu Viborg und Itzehoe von Neuem berufen werden mußten, erschienen von Seiten des Gouvernements als Resolution auf die Anträge der vorigen Landtage Ende 1837 einige Gesetze, welche körperliche Züchtigungen bei der Justiz abschafften und die Jurisdiktion in Kriminalsachen zu beschleunigen versuchten. Eine Verfügung vom 27. December 1837 hob das Privilegium der asiatischen Handelsgesellschaft mit 1843 auf. Eine Verordnung vom 10. Februar 1838 forderte zur Einrichtung von höheren Realschulen neben allgemeinen Bürgerschulen auf. Frohnden sollten ablösbar sein, doch nur durch gütliche Uebereinkunft; für rückständige Abgaben sollte sich der Gutsherr nicht mehr das Pfändungsrecht ausbedingen, auch nicht mehr einen bestimmten Bewirthschaftungsplan vorschreiben können. Erst Ende 1837 wurden die Stände in Schleswig und am 21. Mai 1838 die jütischen Stände in Viborg wieder berufen. Es fanden besonders in den Herzogthümern viele Vorversammlungen Statt, auf denen allenthalben der Wunsch einer Trennung der Finanzverwaltung der Herzogthümer vom Königreich laut ward. Die viborger Versammlung wurde durch Oersted eröffnet, die Propositionen wurden vorgelegt und die Petitionen beantwortet. Aber der größere Theil der Abgeordneten war unentschieden, weshalb alle Anträge der einzelnen Deputirten, sobald die Regierung ihnen entgegen war, in der Minorität blieben, und selbst der Antrag auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen bei Stimmengleichheit durchfiel. Der Antrag des Abgeordneten With auf die Vereinigung der beiden dänischen Provinzialstände wurde von etwa zwei Dritttheilen der Stände angenommen. Einen bestimmteren Gang schien anfangs die schleswiger Versammlung 1838 nehmen zu wollen; schon bei der Vorprüfung rücksichtlich der Herstellung des alten Steuerbewilligungsrecht zeigten sich bedeutende Stimmen gegen dasselbe, unter diesen der Herzog Christian von Holstein-Schleswig-Sonderburg-Augustenburg, so daß der Vorschlag völlig durchfiel. Die übrigen Anträge wurden fast alle im liberalen Sinne, und zwar beinahe mit Einstimmigkeit angenommen. Die wichtigsten waren die Anträge auf Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, Vereinigung der Herzogthümer zu Einer Versammlung, Ersparnisse in den Finanzen, Reduktion des Heeres und der Marine und bessere Dotirung der Universität Kiel. Wie bei der schleswigschen Ständeversammlung, gingen auch bei der holsteinischen in Itzehoe zahlreiche Petitionen für das Steuerbewilligungsrecht ein; doch fanden die Anträge an die Regierung auch jetzt keine Berücksichtigung. Größere Hoffnung hegte man von den neuen Ständen in der zweiten sechsjährigen Periode, doch verbot die Regierung bereits am 13. December 1838 alle öffentlichen Versammlungen, welche das Cirkuliren von Petitionen zum Zweck hätten. Friedrich VI. starb den 3. December 1839, und Christian VIII. bestieg den Thron. Man hegte große Erwartungen von diesem König, der eine nicht unbedeutende politische Laufbahn durchgemacht hatte, ein Mann von Geist und Einsicht war und bereits Beweise seiner liberalen Gesinnung vielfach an den Tag gelegt hatte. Diese Hoffnungen wurden jedoch bald durch einen offenen Brief des Königs an alle seine Länder, der zwar Verbesserungen in der Verwaltung versprach, doch die Verfassung durchaus nicht berührte, enttäuscht. Zahlreiche Petitionen aus dem Königreich selbst legten dem König den Wunsch nach einer Verfassung, wie sie Norwegen besaß, und die Bitte um freie Presse vor, während man in Schleswig nur die Verbindung der Herzogthümer, das Steuerbewilligungsrecht und die entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung beantragte. Auch diese Anträge wurden indirekt zurückgewiesen, den Beamten und Lehensträgern die Theilnahme an Petitionen untersagt, die öffentlichen Blätter aber, welche gegen die Regierung sprachen, namentlich „Kiöbnhavnposten“ und „Fädrelandet“, mit Prozessen verfolgt. Von größerer Bedeutung waren die auftauchenden nationalen Bewegungen, welche einerseits die Arrondirung des dänischen Staats gegen Süden, andererseits die Durchführung der skandinavischen Einheitsidee bezweckten. Schon 1808—10 waren Bestrebungen hervorgetreten, die kalmarische Union wieder ins Leben zu rufen. Angesehene Männer des Nordens hatten sich dafür ausgesprochen und auch Friedrich VI. den Gedanken ergriffen, dessen Verwirklichung nach der Entfernung Gustavs IV. von Schweden (1809) um so erreichbarer schien, als Karl XIII. kinderlos war. Der wiener Kongreß hatte dagegen die Begründung einer neuen schwedischen Dynastie anerkannt; dennoch tauchte, als sich der Augenblick nahte, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Hauptlinie des oldenburgischen Hauses aussterben würde, jene Idee wieder auf, u. zwar mit einer Energie, die sogar 1837 das schwedische Kabinet zu der Erklärung veranlaßte, daß der König von Schweden und Norwegen jeglicher Bestrebung zur Reunion der drei nordischen Staaten durchaus abhold sei. Dieser ernste Ton galt jedoch nur einer eventuellen Bewegung; gegen den geistigen Bund der drei Völker konnte man nichts unternehmen, u. so traten Männer wie Oehlenschläger u. Grundvig jetzt als Vermittler desselben auf. Die Töne, welche sie in den Schöpfungen der Literatur anschlugen, fanden ihr Echo in den drei nordischen Ländern. Die erste bemerkenswerthe Folge war der Besuch der schwedischen Studenten in Kopenhagen im Frühjahre 1812. Eigentlich politische Elemente aber traten erst in den Vordergrund, als der Skandinavismus in dem im Süden wirkenden Germanismus einen Gegensatz erblickte. Während die Herzogthümer Schleswig-Holstein den

schon 1836 entzündeten Sprachenstreit zu einer Ehrensache für Deutschland machten, appellirten ihre Gegner an Skandinavien, das dadurch in einen schroffen Gegensatz zum Germanismus der Herzogthümer trat. Die erste große Demonstration des Skandinavismus geschah 1843 in dem Besuche der akademischen Bürger von Kopenhagen und Christiania zu Stockholm und Upsala, der zwei Jahre später erwiedert wurde. Nachdem indessen der erste Rausch vorüber, fing man in Schweden und Norwegen an, die Sache ernstlicher zu überlegen, und kam zur Einsicht über das Wahre und Falsche jener jugendlichen Aufwallung, während das sogenannte „junge D.“, entschlossen, den Kampf mit dem Germanismus auch ohne ein skandinavisches Bündniß aufzunehmen, durch die Theorie der Eidergrenze sowohl die schleswig-holsteinischen, als die gesammtstaatlichen Bestrebungen zu vernichten strebte.

Am 20. Januar 1848 starb Christian VIII., und sein Sohn, Friedrich VII. (geboren 1808), bestieg den Thron. Bereits am ersten Tage seines Regierungsantritts erließ er einen „offenen Brief“, in welchem er versprach, die Bewohner sämmtlicher Landestheile mit gleicher Liebe zu umfassen und die von dem verstorbenen König beabsichtigte Ordnung der öffentlichen Verhältnisse des Staats zum Ziele zu bringen, welche die gegenseitigen Rechte der Bürger sicher zu stellen und die Eintracht im Vaterlande zu fördern bezwecke. Am 28. Januar folgte ein Reskript, betreffend die Einführung einer Verfassung, die gleichzeitig die unantastbaren Rechte im Allgemeinen, sowie die besonderen Rechte und Interessen sämmtlicher Unterthanen sichern sollte, zu welchem Zwecke die Einführung gemeinschaftlicher Stände für das Königreich D. und die Herzogthümer Schleswig und Holstein, welche sich zu gewissen Zeiten in gleicher Anzahl vom Königreich u. von den Herzogthümern abwechselnd dort u. hier versammeln sollten, verheißen wurde. Die Kommission, welche auf dieser Basis einen Gesetzentwurf herstellen sollte, bestand aus dem Geheimrath Oersted, dem Etatsrath Bang und dem unterm 21. Januar zum Minister ernannten Grafen C. Moltke (Nütschau), bisherigen Präsidenten der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei. Jenes Aktenstück, welches sich selbst als ein Werk der Regierung Christians VIII. bezeichnet, war das erste, in dem sich die Gesammtstaatspolitik dieses Fürsten deutlicher ausprägte. Es schien offenbar mehr auf die Regelung der internationalen Angelegenheiten, als auf die Begründung der Volksfreiheit gerichtet zu sein, legte aber auch zugleich die Halbheit der Maßregeln Christians VIII. an den Tag. Die Aufnahme des Reskripts war im Ganzen keine günstige. Während die Einen meinten, die beabsichtigte Verfassung müsse den Einfluß des deutschen Bundes auf die Angelegenheiten des Königreichs D. herbeiführen, waren Andere unzufrieden, daß sich das Reskript über die konstitutionellen Freiheiten, wie über das Steuerverweigerungsrecht der Stände, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, erweitertes Wahlrecht, nur vage aussprach. Bewilligungen, die einige Jahre früher dem Volke im Königreich D. vollkommen genügt hätten, wurden jetzt mit Mißtrauen entgegengenommen. Am 24. Januar waren durch ein Reskript sämmtliche zur Zeit schwebende politische und Preßprozesse niedergeschlagen, alle der Censur unterworfenen Schriften derselben enthoben u. alle in diesen Sachen gefällte, noch nicht vollzogene Strafurtheile außer Kraft gesetzt worden. Man schrieb in D. diese Liberalität dem neuen König, Alles, was mißliebig war, aber seinen alten Rathgebern zu. Mit der Opposition gegen diese wuchs aber auch die Animosität gegen die sogenannte separatistische Partei in den Herzogthümern, besonders nachdem der Entschluß der einflußreichsten schleswigschen und holsteinischen Ständedeputirten auf einer Versammlung in Kiel, keine Adresse an den König einzureichen, bekannt geworden war. Die Februarrevolution 1848 zu Paris fand auch zu Kopenhagen ihren Widerhall. Die Regierung schien diese Stimmung nicht zu beachten u. durchaus keine ernsten Folgen für das eigene Land zu erwarten, trotzdem, daß die schleswig-holsteinischen Deputirten am 27. Februar in Kiel eine Erklärung abgaben, welche ausdrücklich gegen das Princip des Verfassungsreskripts gerichtet war und eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte der Herzogthümer enthielt, und daß auch eine Anzahl der Deputirten der Inselstifter am 24. Februar in Kopenhagen erklärt hatte: „sie schritten nur in der Voraussetzung zur Wahl von erfahrenen Männern, daß die in das angekündigte Verfassungsgesetz aufzunehmenden Bestimmungen erst dann gesetzliche Kraft erhalten würden, nachdem sie von einer Volksrepräsentation geprüft und angenommen worden wären, welche nach einem von den Provinzialständen berathenen Wahlmodus gewählt sein müßten“. Am 7. März enthielt „Fädrelandet“ eine von dem Etatsrath Hvidt unterzeichnete, auf die schleswigsche Frage besonders gerichtete Einladung zu einer Versammlung auf den 11. März im Casino, die von mehr als 3000 Menschen besucht ward. In derselben ward unter Hvidts Präsidium vom Professor Clausen und noch bestimmter vom Kapitän Tscherning das Herzogthum Schleswig für eine dänische Provinz erklärt, deren Wille nicht in Betracht kommen dürfe. Als der Schullehrer Rasmus Sörensen u. der Journalist Goldschmidt dagegen sprachen, wurden sie für „verrückt“ erklärt. Am folgenden Tage fand eine fast eben so zahlreiche Versammlung im Hippodrom Statt, die mehr demokratischen Charakter verrieth und die Bildung eines permanenten Komité's für die Wahlreform beschloß. Auch in den Herzogthümern geschahen Demonstrationen, namentlich wurden zu Rendsburg am 18. März kategorische Forderungen aufgestellt und durch eine Deputation nach Kopenhagen gesendet. Die Nachricht davon traf stark übertrieben am 20. März Morgens mit dem Dampfschiff in Kopenhagen ein und veranlaßte noch am Vormittag einen Parolebefehl, daß eine Defensionskommission für vorläufige Rüstungen sorgen solle. Eine von der Bürgerrepräsentation entworfene u. in einer Versammlung am Abend desselben Tages gebilligte Adresse an den König forderte die Entfernung seiner bisherigen Rathgeber. Orla Lehmann erklärte dann in einer längeren Rede den Sturz des Ministeriums für eine Nothwendigkeit und proklamirte als das Programm des neuen Ministeriums die „ungekränkte Aufrechthaltung des souveränen dänisch-schleswigschen Reichs“ mit einer für beide gemeinschaftlichen Reichsverfassung, die auf ein wahrhaft volksthümliches Wahlgesetz basirt sei. Während dieser Ereignisse im Cassino hatten die meisten Studiren-

den, die Künstler und die Polytechniker im Solenniätssaale der Universität, im Hippodrom aber eine große Menge Arbeiter den Anschluß an die Bürgerrepräsentation beschlossen. Am Morgen des für D. so denkwürdigen 20. März 1848 waren der alte Markt und die angrenzenden Straßen gedrängt voll von Bürgern, Studenten u. Arbeitern. Vom Rathhause aus setzte sich der Zug in Bewegung, die Deputation entblößten Hauptes voran. Auf dem Schloßplatz angelangt, verhielt sich die Menschenmasse in der größten Stille, bis der Etatsrath Hvidt wieder aus dem Schlosse trat und die Versammlung mit dem Zuruf begrüßte: „Das Ministerium ist aufgelöst! Es lebe der König!“ Ein donnerndes Hoch antwortete. Hiermit war indeß die Krisis noch nicht vorüber; Bardenfleth, des Königs einziger Rathgeber, sollte das neue Kabinet bilden. Aber Clausen und Schouw hatten gleich anfangs definitiv abgelehnt, und der Magister Monrad weigerte sich, „allein“ einzutreten. Eben so wenig führte eine Konferenz mit Francke und dem Grafen Sponneck zu einem Resultat; eine zweite Konferenz am Abend mit diesen Beiden wurde von Monrad unterbrochen, der mit großer Bestimmtheit die Festhaltung an jenem Casinoprogramm forderte. Am Abend befanden sich im Vorzimmer des Königs Francke, Sponneck, Hvidt, Monrad, der Kabinetssekretär von Tillisch, die Etatsräthe Bang und Rathgen und der Baron K. Plessen, während Bardenfleth selbst mit dem König verhandelte. Bardenfleth konnte noch Festigkeit gewinnen; die gemäßigten Dänen, Bang und Sponneck, suchten vergebens zu vermitteln, die Schleswig-Holsteiner hielten ihr Princip konsequent fest; die Casinomänner nahmen im Bewußtsein ihres baldigen Sieges wenig Theil an der Diskussion, Monrad soll geradezu mit der Republik gedroht haben. Gegen Morgen ging die Versammlung auseinander; das ganze Resultat war, daß Plessen, Bang und Bardenfleth die Deputation der Herzogthümer zu empfangen beauftragt wurden. Aber auch dieses Arrangement wurde wieder zerstört, als wenige Stunden darauf, am 22. März Morgens, mit dem Dampfboote, auf welchem die Deputation anlangte, neue beunruhigende Nachrichten eintrafen. Die Mitglieder des alten Kabinets und die Herren Hvidt, Monrad, Tscherning, Lehmann, Bang, Plessen, Präsident Bluhme und Clausen wurden sofort zum König berufen, und das Endresultat war die unter dem Namen des Märzministeriums bekannte Kombination: Moltke-Bregenved (Finanzen und interimistisch Marine), Bardenfleth (Justiz), Graf Knuth (Auswärtiges), Tscherning (Krieg), Monrad (Kultus), Bluhme (Handel), Hvidt und Lehmann (ohne Portefeuille), Plessen (interimistisch für die Herzogthümer), später Zahrtmann (Marineministerium). Inzwischen machte sich mit Verbreitung der üblen Nachrichten aus Schleswig der Groll gegen die Herzogthümer Luft, und die angekommenen Deputirten schwebten sogar in persönlicher Gefahr. Die Namen der neuen Minister waren vom Volke mit großem Jubel begrüßt worden; auch die Kunde von der Zurückhaltung des Postdampfschiffs und der Förderung des Defensionswesens wurde mit Befriedigung vernommen. Die Audienz der Deputation fand am 24. März Statt, und als unmittelbar darauf ein Kriegsdampfer dieselbe nach Kiel führte, verkündigte der Chor der nationalen Lieder den Abziehenden den vollständigen Sieg der ultranationalen Partei. Eine Proklamation am 24. Mittags enthielt das neue Programm „D. bis an die Eider“. Das Märzministerium trat aber unter äußerst mißlichen Verhältnissen ans Staatsruder. Eine Politik sollte befolgt werden, die fast in der Hälfte der Länder, welche der König-Herzog beherrschte, verhaßt war und wahrscheinlich ein mächtiges Ausland gegen sich waffnete, während die Aussichten auf fremden aktiven Beistand für D. sehr schwach waren und das eigene Defensionswesen sich in einem höchst vernachlässigten Zustande befand, und daneben sollte noch die innere Freiheit mit Beseitigung des Widerstandes der privilegirten Stände neu geschaffen werden. Das neue Kabinet, dessen Seele der Theolog Monrad und Tscherning waren, ging mit Energie an die Lösung seiner Aufgabe. Zunächst suchte man auf dem Wege der Diplomatie die Großmächte zu gewinnen. Lehmann ging Ende März selbst nach Berlin, in der Hoffnung, die Intervention Preußens in dem Kampfe der Schleswig-Holsteiner zu verhindern, und von dort aus nach London, wo er den späteren Schatzkanzler Disraeli und die „Times“ für die dänische Politik gewann. Schon am 16. April bot Großbritannien dem dänischen Kabinet seine bona officia an, die zwei Tage später angenommen wurden, aber erfolglos blieben, da Lord Palmerston nicht zu bewegen war, sich über den Fall der Nichtannahme seiner Vermittelung zu erklären. Das petersburger Kabinet, die deutschen Zustände würdigend, machte dem dänischen Gesandten die konfidentielle Mittheilung, daß „russische Hülfe die Lage D.s nur verschlimmern würde“. Dafür wurde aber fast die ganze französische und englische Presse für die dänische Sache gewonnen. Am 29. April 1848 wurde von der dänischen Regierung die Blokade der deutschen Häfen deklarirt; fast gleichzeitig begannen aber die Verhandlungen über einen Waffenstillstand. Das dänische Volk selbst gab im Allgemeinen während des Kriegs die größten Beweise von Patriotismus und Opferwilligkeit, ja selbst die Züchtlinge der Strafanstalten stellten ihre Ersparnisse dem Kriegsminister zur Verfügung. Auch die Regierung Schwedens nahm, in Folge der geheimen Inspirationen Rußlands, eine drohende Stellung gegen Deutschland an. Am 11. Mai 1848 schloß der General Orholm in Stockholm einen Vertrag ab, in Folge dessen sich ein schwedisch-norwegisches Armeecorps nach D. begeben sollte, wozu der schwedische Reichstag 2 Millionen Thaler Banco, das norwegische Storthing 200,000 Speciesthaler bewilligten. Das schwedische Hauptcorps blieb jedoch in Schonen stehen, und nur etwa 600 Mann, unter dem General Löwenhjelm, wurden als ein Observationscorps nach Fünen hinübergebracht. Nach dem Waffenstillstand zu Malmö kehrten jene Truppen wieder zurück.

Gleichzeitig nahm D. die innere Verfassungsangelegenheit in Angriff. Eine Kundmachung vom 4. April 1848 hob das Reskript vom 28. Januar auf und berief die Provinzialstände der Inselstifter auf den 26. April nach Roeskilde, um über die Bildung einer „Reichsversammlung“ und Herstellung eines Wahlgesetzes zu berathen; später wurden auch die jütischen Stände einberufen.

Schon Anfang Juli erschien das Wahlgesetz, dessen allgemeine Bestimmungen, auf der Basis des allgemeinen Wahlrechts, wesentlich dieselben waren, die später in das Grundgesetz aufgenommen wurden. Die Reichsversammlung sollte aus 193 Mitgliedern bestehen, von denen 145 vom Volke (114 aus dem Königreich, 31 aus Schleswig), 48 vom König zu wählen wären. Gegen diese letztere Bestimmung erhob sich in der Folge, namentlich seitens der „Bauernfreunde“, eine sehr heftige Opposition. Dieselbe faßte sogar den Entschluß, die vom König zu der ersten Versammlung Gewählten systematisch von der Volksrepräsentation auszuschließen, welcher Schritt zur engern Verbindung der Antibauernfreunde, sowie zum Zwiespalt in der Oppositionspartei selbst führte. In der Folge wurden die Königswahlen zwar beseitigt, jene Diskussion hatte aber bedeutenden Einfluß auf die parlamentarische Zukunft des Landes, indem sie von vorn herein die Parteien befestigte und auf die Wahlen einwirkte. Aus den Bestimmungen des Wahlgesetzes ersah man die Hoffnung der Regierung auf einen so günstigen Frieden, daß auch das Herzogthum Schleswig an der dänischen Volksrepräsentation würde Theil nehmen können. Als aber nur ein Waffenstillstand (der malmöer) zu Stande kam, wurde der Reichstag für das Königreich allein auf den 23. Oktober 1848 einberufen. Wollte man auf die Reichsversammlung den Begriff der 3 Hauptfraktionen eines jeden Parlaments anwenden, so kamen auf die Linke etwa 40 Mitglieder, größtentheils Bauernfreunde, geführt von B. Christensen, Lehrer Gleens und dem Obersten Tscherning. Das Centrum, an 80 Repräsentanten zählend, als deren Führer Hvidt, Ploug u. der Advokat Dahl angesehen werden konnten, hätte in allen Fällen den Ausschlag geben müssen; aber auch hier „stritten sich die Gelehrten“. Die eigentliche Rechte zählte nur wenige Mitglieder, unter diesen die meisten Majoratsherren; ihre Führer waren die Kammerherren Savenius u. Neergaard, der Apostat Etatsrath David u. der alte Oersted, der unermüdlichste Redner u. die interessanteste Persönlichkeit in der ganzen Versammlung. Am 23. Okt. 1848 eröffnete der König die grundgesetzgebende Versammlung mit einer kurzen Thronrede, nach welcher der Ministerpräsident, Graf Moltke, eine weitläufige „Uebersicht über die Lage des Reichs“ gab. Er wies auf die Nothwendigkeit fortgesetzter Rüstungen hin, sprach den entschiedenen Willen des Königs aus, die wahre Volksfreiheit zu schaffen, u. fügte im Betreff Schleswigs hinzu: „Es ist eine Selbstfolge, daß alle diejenigen besondern Bestimmungen, welche der Selbstständigkeit Schleswigs eine grundgesetzliche Heiligkeit verleihen sollen, erst nach dem Frieden und im Verein mit den Schleswigern festgestellt werden können“. Zum Präsidenten der Versammlung wurde Schouw, zum Vicepräsidenten Clausen gewählt. Außerhalb der Versammlung bildeten sich nur zwei Klubs, einer der „Bauernfreunde“ und einer der doktrinären Partei, dessen Wirksamkeit obendrein sehr eingeschränkt blieb. Auf dem Reichstage selbst zeigte das Publikum keine große Aufmerksamkeit; freilich boten auch die Verhandlungen nur selten dramatisch Interessantes dar; die Versammlung vollendete, trotz aller Meinungsverschiedenheit, die Verfassung auf eine eigenthümlich ruhige und besonnene Weise. Noch ehe jedoch das Verfassungswerk zum Abschluß gediehen war, fand Anfangs November 1848 ein ganz unerwarteter Wechsel des Ministeriums statt. Dasselbe hatte nämlich als subsidiäre Friedensbasis die Theilung Schleswigs vorgeschlagen u. demgemäß eine Instruktion an den königlichen Gesandten in London ausgefertigt; der König verweigerte aber die Unterschrift, und eine mit über 20,000 Unterschriften versehene Adresse an den König verlangte die strengste Aufrechthaltung des Eiderprogramms. Die Zusammensetzung des neuen, durch Clausen gebildeten Ministeriums zeigte deutlich, daß man über den März hinaus war. Bardenfleth und Zahrtmann blieben auf ihren Posten; Moltke übernahm das Portefeuille des Auswärtigen. Neu traten ein: Etatsrath Bang (Inneres), Professor Madvig (Kultus), Graf Sponneck (Finanzen), General Hansen (Krieg) und Clausen (ohne Portefeuille). Auf ihr Programm: Aufrechthaltung der äußern Politik des vorigen Kabinets u. vollständige Durchführung des Verfassungsentwurfs, war nicht viel zu bauen. Den letztern Punkt gab das Ministerium in der That alsbald offen auf, indem es sich am 12. Februar 1849 in der Reichsversammlung gegen den Entwurf aussprach und am 30. April die Annahme eines Vorschlags zur Kabinetsfrage machte, in Folge dessen, im Widerspruch zu dem Entwurfe, das System der indirekten Wahlen zum Landesthing adoptirt und die Wählbarkeit zu demselben Thing durch einen Census beschränkt wurde. Auch das politische System hatte sich thatsächlich schon geändert. Preußen zog sich nicht zurück, und Rußland wagte nicht einzuschreiten, leitete aber die dänische Diplomatie. Die Friedensunterhandlungen, die in London geführt, aber in die Länge gezogen wurden, ergaben kein Resultat. Im Februar wurde der Waffenstillstand dänischerseits gekündigt, u. die mysteriöse Schlacht von Fridericia beendigte den zweiten Feldzug. Am 10. Juli wurde der Waffenstillstand zu Berlin unterzeichnet, und in Gemäßheit dieser Konvention besetzten 6000 Mann Preußen den südlichen und 4000 Mann Schweden und Norweger den nördlichen Theil des Herzogthums Schleswig, welches zugleich eine von D. (Tillisch) und Preußen (Eulenburg) ernannte Civilverwaltung von zwei Mitgliedern erhielt, denen England einen Schiedsmann (Hodges) beigab. Dieses Provisorium dauerte ein ganzes Jahr. Erst als die Angelegenheiten in Deutschland bis auf einen gewissen Punkt gediehen waren, trat Rußland unumwunden auf, und Baron Meyendorff überreichte in den letzten Tagen des Juni dem preußischen Kabinet eine Note seiner Regierung, worauf alsbald die dänischen Unterhändler zu einer Konferenz mit dem preußischen Bevollmächtigten eingeladen wurden. Schon am 2. Juli ward der Friede abgeschlossen, dessen Inhalt deutlich das Princip des dänischen Gesammtstaats aussprach, welches denn auch in dem londoner Protokoll festgehalten wurde. Um diesem Princip einen Vertreter im dänischen Kabinet zu geben, wurde Reedtz das Portefeuille des Auswärtigen anvertraut. Nach dem Abschluß des Friedens erfolgte die Abberufung der Kommissäre Eulenburg und Hodges aus Schleswig; Tillisch aber erhielt vom König von D. die ganze Civilverwaltung des Herzogthums mit fast diktatorischen Vollmachten.

An diese Veränderungen in Schleswig schlossen sich die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze im Sommer 1850. Die Holsteiner gingen auf das Manifest des Königs vom 14. Juni 1850 nicht ein, sondern beschlossen, mit ihren eigenen Mitteln und Waffen ihre Sache gegen D. zu führen; die Schlacht von Idstedt, die Affaire von Friedrichsstadt und die Intervention Oesterreichs und Preußens waren die Ereignisse, mit denen diese letzte Anstrengung Schleswig-Holsteins endete.

Der erste ordentliche Reichstag trat inzwischen am 28. Jan. 1850 in Kopenhagen zusammen. Das Landesthing bestand meist aus konservativen, das Volksthing dagegen überwiegend aus demokratischen Elementen. Das wichtigste der auf diesem Reichstage beschlossenen Gesetze war das über die Egalisirung des Hartkorns. Die organische Gesetzgebung des Staats nahm die Kräfte der Volksrepräsentation so in Anspruch, daß der Reichstag erst am 27. Juni verabschiedet werden konnte, um am 5. Okt. wieder zusammenzutreten. Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie wurden in den gesetzgebenden Versammlungen wenig besprochen, und die Regelung der Angelegenheiten mit den Herzogthümern mußte der Gewandtheit der Diplomatie überlassen bleiben. Dagegen verschafften die Verhandlungen des Reichstags Einsicht in die dänische Finanzverwaltung während des Kriegs. Zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben benutzte man, abgesehen von den freiwilligen Gaben: den Verkauf von Staatsaktien, die Kriegssteuer und auswärtige Anleihen. Jede der letztern betrug 800,000 Pfund Sterling zu 89 Proc., mit 5 Proc. verzinsbar. Die Kriegssteuer betrug in jedem der zwei ersten Jahre 4 Millionen Reichsbankthaler. Um aber sogleich ein Zahlungsmittel zur Hand zu haben, wurden sogenannte Kreditscheine zu einem ähnlichen Belauf ausgestellt. Unter den übrigen auf dem zweiten Reichstage beschlossenen Gesetzen sind das Pensionsgesetz u. das Preßgesetz (vom 3. Jan. 1851) hervorzuheben. In Holstein übernahmen am 2. Febr. 1851 die deutschen Bundeskommissarien, der Graf Mensdorff u. der General von Thümen, nebst dem dänischen Bevollmächtigten, dem Grafen Reventlow-Criminil, die Regierung des Herzogthums und installirten die sogenannte oberste Civilbehörde, und wenige Tage darauf rückten die österreichischen und preußischen Pacifikationstruppen in Rendsburg ein. Die Auflösung der schleswig-holsteinischen u. die Reduktion der dänischen Armee hatten schon ihren Anfang genommen; fortan war die Entscheidung der großen deutsch-dänischen Angelegenheit lediglich den diplomatischen Verhandlungen anheim gestellt. Den Zweck des Kampfes, „D. bis an die Eider“, hatte D. nicht erreicht; der einzige, sehr theuer erkaufte Gewinn lag nur darin, daß eine Krisis herbeigeführt worden. Daher kam es, als man die Gewißheit der Bundesintervention erlangt hatte, zu ernsten Verhandlungen über die definitive Richtung der zukünftigen Politik. Die vollkommene Trennung Holsteins von Schleswig und eine gewisse provinzielle Selbständigkeit des letztern Herzogthums, mit andern Worten eine modificirte Eiderstaatstheorie, war der Plan der Majorität, aber ohne Erfolg. Ihn vertrat auch Graf Sponneck gegen Mitte Januar 1851 als außerordentlicher Gesandter zu Wien. Das vorläufige Resultat war das Notablenprojekt. Eine Anzahl angesehener Männer aus den 3 Hauptbestandtheilen des dänischen Staatenkomplexes sollte nämlich von der Regierung zusammenberufen werden, um der Versammlung Vorschläge zur Ordnung der dänischen Monarchie zu machen. Für D. und für Holstein wurden je 6, für Schleswig 9 Mitglieder ernannt; die letztern gehörten jedoch alle, bis auf den Statsrath Prehn, zu den entschieden Dänischgesinnten. Am 14. Mai ward die Versammlung unter dem Vorsitze des königlichen Gesandten in Wien, des Grafen Bille-Brahe, in Flensburg eröffnet. Ueber die Verhandlungen deckte man den Schleier der Nichtöffentlichkeit. Der Regierungskommissär legte einen Plan zur Ordnung des Staats auf der oben erwähnten Basis vor; die holsteinischen Notablen protestirten aber konsequent gegen jedes Arrangement, bei dem die Trennung der Herzogthümer zu Grunde gelegt würde, und bestanden auf einer gleichzeitigen Regelung der Erbfolgeangelegenheit. Zweimonatliche Berathungen (die Versammlung ward am 16. Juli aufgelöst) führten zu keinem Resultat. Während dieser Verhandlungen hatte sich Wichtiges in dem diplomatischen Kreise ereignet. Da sich das Novemberministerium nicht vollständig von dem Eiderstaate lossagen konnte und dies doch der Wille der deutschen Großmächte und Rußlands zu sein schien, erhielt D. in Folge russischer Vermittelung am 12. Juli 1851 ein neues Ministerium: A. W. Moltke, Reedtz, Sponneck, Madvig, welche in ihren Funktionen blieben; Scheel (Justiz), Oberst Fibiger (Krieg), Kapitän van Dockum (Marine), Tillisch (Inneres), K. Moltke-Nütschau (ohne Portefeuille) und Bardenfleth (Minister für Schleswig mit Sitz und Stimme im Staatsrathe). Clausen, Hansen und Rosenörn, der für Bang als Minister des Innern eingetreten war, schieden aus; Graf H. Reventlow-Criminil blieb landesherrlicher Kommissär in Holstein. Dänische sahen darin „die Selbstständigkeit des alten D.s vernichtet“, Deutsche „Schleswig inkorporirt“. Mit Bezug auf das londoner Protokoll, das am 2. Aug. 1850 von Lord Palmerston und den Gesandten Frankreichs, Rußlands, Oesterreichs, Schwedens u. D.s unterzeichnet ward u. die Integrität der dänischen Monarchie, sowie den Wunsch aussprach, in Uebereinstimmung mit derselben die Erbfolgeangelegenheit geregelt zu sehen, hatte man sich in D. unterdessen bestrebt, die Erbfolge auf die jüngere Linie des königlichen Hauses, die glücksburgische, zu übertragen, u. im Sommer 1851 gelang es dem Baron Pechlin, den Czar für dieses Arrangement zu gewinnen. Am 17. Juli wurde in Kopenhagen ein Familienakt unterzeichnet, durch welchen der Prinz Friedrich von Hessen, als präsumtiver Thronfolger, und die übrigen anwesenden Mitglieder des königlichen Hauses ihre Rechte auf den dänischen Thron zu Gunsten des Prinzen Christian von Glücksburg und seiner erbberechtigten Descendenten cedirten. Preußen trat später ebenfalls dem londoner Protokoll bei, und am 8. Mai 1852 wurde in London ein Traktat unterzeichnet, wodurch die Großmächte das ebengedachte Arrangement der Erbfolge anerkannten.

Das neue Kabinet war entschieden unpopulär, u. man hoffte vom Reichstage eine energische Haltung. Einzelne Wahlen zum Volksthing an der

Stelle ausgetretener Mitglieder deuteten auf einen heranziehenden Sturm. Die Minister suchten ebenfalls um jeden Preis gewählt zu werden. Endlich mit dem Monat Oktober trat durch eine österreichische, eine russische und eine preußische Note, welche gleichzeitig eintrafen, eine neue politische Krisis ein. Die östlichen Großmächte forderten nicht nur den Gesammtstaat, sondern auch „die Gesammtheit der zur Einheit der Monarchie gehörigen Staatseinrichtungen" u. machten beifällige Andeutungen auf eine „beabsichtigte Einberufung der holsteinischen Provinzialstände" als Grundlage der Gesammtstaatsverfassung. Diese Noten verursachten zuvörderst einen entschiedenen Zwiespalt im Staatsrath, wo speciell K. Moltke und Reedtz das System nach den Wünschen der Großmächte modificirt wissen wollten, während die Majorität eine derartige Einmischung des Auslandes in die innersten Angelegenheiten des Staats zurückwies. Nach heftigen Debatten traten erstere zurück und wurden durch den Geheimrath Bluhme (Minister des Auswärtigen) und den General Flensborg (Kriegsminister) ersetzt. Der Reichstag empfing das neue Ministerium mit Mißtrauen und eindringlichen Interpellationen über die Lage des Staats und die zu befolgende Politik; das Ministerium, in sich uneins, vermied aber jede direkte Antwort. Madvig erklärte später im Volksthing, daß man längst zu der Einsicht der Unmöglichkeit einer „dänisch-schleswigschen" Politik gekommen gewesen, sich aber auf eine Unionspolitik nicht habe einlassen wollen. Wie viel man aber von der dänisch-schleswigschen Politik aufgeben müsse, hierüber sei man erst im November zu einem Resultat gekommen. Um eben desselben willen trat Madvig aus dem Ministerium. Seine Stelle nahm Bang wieder ein. Man arbeitete nun die *Kundmachung vom 28. Januar 1852* aus, welche eine Art von Gesammtstaatsordnung enthielt. Nach derselben besteht der dänische Staat aus drei Haupttheilen: dem Königreich, dem Herzogthum Schleswig und den Herzogthümern Holstein und Lauenburg. Das Verhältniß des Königs als deutscher Bundesfürst für Holstein und Lauenburg ist darin unverändert festgehalten. Am 27. Januar hatten A. W. Moltke, Tillisch, Bardenfleth, Flensborg und van Dockum ihre Portefeuilles abgegeben. Das neue Ministerium, das siebente seit dem Tode Christians VIII., bildeten: *Bluhme* (Premier u. Auswärtiges), Sponneck (Finanzen), Hansen (Krieg), Kommandeur Steen-Bille (Marine), Bang (Inneres und Kultus, mit Madvig als Unterrichtsdirektor), Scheel (Justiz), K. Moltke (für Schleswig) und Reventlow-Criminil (für Holstein-Lauenburg); später trat noch Simony (Kultus) ein. Die Lösung der Frage wurde anfangs vom Reichstage ernstlich aufgenommen; bald aber machten sich die Parteiansichten wieder geltend. Die Eiderdänen griffen das Ministerium aufs Schärfste an; eine Interpellation folgte der andern, und auch die Verfassungsangelegenheit tauchte wieder auf. Auch die getroffenen Bestimmungen über die Thronfolgeordnung u. die Abänderung des Königsgesetzes wurden dem Reichstage bereits 1852 vorgelegt. Das Gutachten, welches die zu dem Zwecke niedergesetzte Kommission Anfangs Januar 1853 abgab, lautete genehmigend. Ein schon 1852 dem Reichstage vorgelegtes Gesetz über die Verlegung der dänischen Zollgrenze von der Eider nach der Elbe verwarf das Volksthing durch die Anstrengungen der Eiderpartei am 12. Januar 1853 auch bei der dritten Lesung, so daß sich das Ministerium zur Appellation ans Land entschloß und das Volksthing am 13. Januar auflöste. Die Neuwahlen wurden auf den 26. Februar ausgeschrieben. Am 7. März erfolgte darauf die *Eröffnung des neuerwählten Volksthings*, dessen Zusammensetzung allerdings für die Regierung günstiger ausfiel. Außer dem vom vorigen Volksthing verworfenen Zolleinigungs- u. Zollverlegungsgesetz wurde am 11. März dem vereinigten Reichstage die königliche Botschaft, betreffend die Erbfolge in der frühern Form, zu deren unbedingter Annahme vorgelegt. Bei der ersten Berathung am 17. März gab der Ministerpräsident die Erklärung ab, daß man jetzt von der Unausführbarkeit der Eiderpolitik überzeugt sei, da Holstein im Interesse des europäischen Gleichgewichts weder von der übrigen Monarchie getrennt, noch in ein anderes Verhältniß als die übrigen Landestheile zu derselben gestellt werden könne. So vertrete das Ministerium gemäß den londoner Protokollen das Integritätsprincip, als dessen Konsequenz nun auch die Ausschließung der weiblichen Linie in der Erbfolge der Monarchie zu betrachten sei. Dennoch ergab die am 18. April im vereinigten Reichstage vorgenommene Schlußabstimmung die Verwerfung des Erbfolgegesetzes, daher die Regierung die beiden Things am 19. April auflöste. Aus dem Kabinet traten Simony und Bang aus, und Bluhme übernahm das Departement des Auswärtigen, während Konferenzrath *Oersted* am 21. April als Ministerpräsident und zugleich als Minister des Innern u. des Kultus eintrat. Ein Patent vom 3. Juni verfügte die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit der adeligen Güter &c. in Schleswig und die Einverleibung der betreffenden Jurisdiktion in die angrenzenden Harden oder anderen Gerichtsbezirke. Der neue Reichstag, für welchen fast überall überwiegend im Sinne der Regierung gewählt worden war, wurde am 13. Juni eröffnet und ging sofort an die Berathung des Erbfolgegesetzes, dem denn endlich auch in der Sitzung des vereinigten Reichstags vom 24. Juni mit 119 gegen 10 Stimmen die Zustimmung ertheilt ward. Ebenso ward nun das Gesetz über die Zolleinheit des Staats angenommen. Weniger nachgiebig zeigte sich das Volksthing bei den Budgetberathungen, bei denen die Civilliste, der Staatsrathsetat &c. starke Reduktionen erfuhren. Ebenso ward, trotz der Einsprache des Ministerpräsidenten, der tscherningsche Gesetzvorschlag über die Wahl der Gemeindevorstände und Amtsräthe durch das Zusammenhalten der Bauernfreunde am 2. Juni endlich angenommen, der dann am 18. Juli auch die Zustimmung des Landesthings erhielt, worauf am 19. Juli die Schließung des Reichstages erfolgte. Unmittelbar zuvor war noch der Entwurf zu einem Grundgesetze des Königreichs für dessen besondere Angelegenheiten dem Volksthing vorgelegt worden, das in Kraft treten sollte, sobald der König ein Verfassungsgesetz für die Gesammtangelegenheiten der Monarchie gegeben haben würde, worauf dann das Grundgesetz vom 5. Juni 1849 außer Kraft treten sollte. Die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfs waren: Der dänische Reichstag soll sich nur alle 2 Jahre versammeln; es soll

ein besonderes Wahlgesetz vereinbart werden; die Beamten sollen der königlichen Erlaubniß zur Annahme einer Wahl bedürfen rc. Am 26. Juli wurde die Durchführung der Zolleinheit des Königreichs und der Herzogthümer Schleswig und Holstein publicirt. Am 31. Juli erfolgte die Sanktionirung des Thronfolgegesetzes durch den König; Prinz Christian von Glücksburg erhielt damit den Titel Prinz von Dänemark. Dem am 3. Oktober wieder eröffneten Reichstage war als wichtigste Aufgabe die Berathung des neuen Grundgesetzentwurfs für das Königreich zuerkannt; der Erlaß einer Gesammtstaatsverfassung wurde ausdrücklich als durch die Annahme der Einzelverfassungen bedingt erklärt. Die Aussichten auf eine Unterstützung der Regierung hatten sich jedoch eher ungünstiger gestellt; dazu kamen noch die ansehnlichen Mehrforderungen im Budget für 1854—55, namentlich für das Kriegs- und Marineministerium. Hinsichtlich des Grundgesetzes ward bereits am 13. Oktober vom Volksthing beschlossen, daß der von der Regierung vorgelegte Entwurf ganz bei Seite zu legen und das Grundgesetz von 1849 selbst zur Basis für die Verhandlungen zu wählen sei. In Folge dessen ward dem Entwurf der Regierung ein anderer von Seiten der Versammlung entgegengesetzt, während sich bei den Finanzberathungen ein steigender Widerspruch gegen die Forderungen der Regierung im Volksthing gezeigt hatte, so daß am Schlusse des Jahres abermals eine Einigung zwischen Regierung und Reichstag unmöglich geworden schien. Gleichzeitig mit der Eröffnung des Reichstages hatte nun auch am 5. Oktober die Eröffnung der Provinzialständeversammlungen, für Schleswig in Flensburg, für Holstein in Itzehoe, Statt gefunden, u. es war denselben ein ziemlich gleichlautender Entwurf zu einer Provinzialverfassung vorgelegt worden, jedoch mit der Beschränkung, daß die ersten, auf die Verbindung mit D. bezüglichen Paragraphen nicht in den Kreis der ständischen Besprechungen zu ziehen seien. Nach demselben sollte das Herzogthum Schleswig unzertrennlich der dänischen Krone gehören, Holstein aber einen selbstständigen Theil der dänischen Monarchie bilden u. mit derselben durch das Thronfolgegesetz vereinigt sein. Hinsichtlich der Erbfolge sollte das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 zur Richtschnur dienen. Nur in allen zu den Ministerien des Auswärtigen, der Finanzen, des Kriegs und der Marine gehörigen Angelegenheiten sollte Schleswig eine mit den übrigen Bestandtheilen der Monarchie gemeinsame Gesetzgebung u. Verwaltung haben. Die Landesgesetze sollten in dänischer u. deutscher Sprache veröffentlicht werden u. eine Veränderung derselben nur mit Zustimmung der Provinzialstände Statt finden. Die holsteinischen Stände gaben am 16. December ihr Votum dahin ab, daß die Einführung der Provinzialverfassung der Regierung zu widerrathen u. als das Wünschenswertheste die Herstellung der absoluten Regierungsform zu bezeichnen sei. Aehnlich lautete der Beschluß der bis zum 10. Januar 1854 verlängerten schleswigschen Ständeversammlung, welche die Frage, ob überhaupt eine neue Verfassung zu erlassen sei, verneinte, dagegen aber die Herstellung der frühern Sprachgrenze u. die Erhaltung des alten ständischen Princips beantragte. Lauenburg erhielt schon am Anfang des nächsten Jahres sein vom König bestätigtes Verfassungspatent, nach welchem die Landesvertretung außer dem Landeskollegium aus je 5 Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, der Städte u. der Dorfgemeinden besteht. Am 19. December war noch der Abschluß eines Postvertrags mit Preußen erfolgt.

Beim Beginn des orientalischen Kriegs hatten sich die skandinavischen Reiche in einem Neutralitätsvertrag geeinigt, u. D. blieb auch für die Folgezeit dem somit angenommenen Princip treu. Inzwischen hatte der Reichstag seine Berathungen über das Grundgesetz fortgesetzt. Am 23. Jan. 1854 ward die Ernennung einer Subkommission von 15 Mitgliedern beschlossen, welche eine Vereinbarung mit dem Ministerium versuchen solle; doch fiel deren Verfassungsentwurf fast gleichlautend mit der Regierungsvorlage aus. Der Antrag der Regierung, daß dem König das uneingeschränkte Recht zum Erlaß einer Gesammtstaatsverfassung zuzugestehen sei, ward am 23. Febr. vom Volksthing verworfen. Dagegen wurden am 25. Februar die Ausschußanträge angenommen, daß die Modifikationen des Grundgesetzes erst dann in Kraft treten dürften, wenn entweder der Reichstag im Voraus von der Beschaffenheit der Gesammtverfassung in Kenntniß gesetzt sei, oder wenn eine aus Abgeordneten aller Theile der Monarchie bestehende Versammlung sich mit der Regierung über eine Gesammtverfassung geeinigt habe. Auch das Landesthing trat schließlich allen Beschlüssen des Volksthings über die Bedingungen der Modifikationen des Grundgesetzes bei. Unterdessen hatte auch im ganzen Volke die Bewegung zu Gunsten des Grundgesetzes von 1849 Raum gegriffen. Eine in diesem Sinn von der kopenhagener Bürgerschaft an den König gerichtete Adresse wurde von diesem nicht angenommen. Dennoch übergaben am 13. März auch beide Things eine Adresse, die geradezu ein Mißtrauensvotum gegen die Minister enthielt. Der nun erwartete Ministerwechsel trat jedoch nicht ein, u. der Reichstag ward am 24. März geschlossen. Zwar fand bereits am 7. April eine Ministerkrisis Statt, der König entschied sich aber am 15. April für die Beibehaltung des Ministeriums. Nur der Justizminister von Scheel nahm später auf ein Jahr Urlaub, worauf der Ministerpräsident Oersted das Justizministerium übernahm, dagegen am 29. April das Innere an Tillisch abgab. Inzwischen war die Errichtung eines besonderen Oberappellationsgerichts für Schleswig zu Flensburg befohlen, sowie auch die gutsherrliche Gerichtsbarkeit dort definitiv aufgehoben worden. Durch Patent vom 1. März wurden die Wahlen der Abgeordneten für den schleswigschen Provinziallandtag nach dem im vorigen Jahre vorgelegten Gesetze angeordnet, und Gleiches ward später auch für Holstein verfügt. Die Provinzialverfassungen, ebenfalls gemäß den gedachten Vorlagen, waren schon früher publicirt worden. Lauenburg war seit dem 1. Mai dem dänischen Zollgebiet einverleibt. Hinsichtlich des Erbfolgevertrags verlautete von einem neuen Protest des Prinzen Wasa, Sohnes des Königs Gustav IV. von Schweden, als Vertreters der herzoglichen Linie Holstein-Gottorp, während auf der andern Seite berichtet wurde, daß die Regierung mit Herzog Karl von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg ein Abkommen getroffen habe, wonach derselbe seine agnatischen Rechte auf Glücksburg aufgegeben. Am 26. Juli erschien endlich die lange angekündigte

Gesammtverfassung, nach welcher der Reichsrath für die ganze Monarchie aus 50 Mitgliedern bestehen sollte, wovon 20 vom König zu ernennen, darunter 4 holsteinische. Beim Finanzgesetz sollte der Reichsrath nur berathend, bei neuen Steuern beschließend sein. Er sollte mindestens alle 2 Jahre in Kopenhagen zusammenkommen u. vom 1. September an allein in Wirksamkeit treten. Die Ueberraschung war allgemein, die öffentliche Stimmung dem Gesetz entgegen. Zwar lehnte nur Madvig die Mitgliedschaft des Reichsraths ab, dagegen mehrten sich die Mandatsniederlegungen von Reichstagsabgeordneten (Clausen, Larsen ꝛc.). Der Reichsrath selbst, dessen Sitzungen schon am 2. Oktober wieder geschlossen wurden, nahm sofort eine oppositionelle Stellung gegen die Regierung ein und richtete das Gesuch an den König, ihm beschließende Gewalt in Betreff des gesammtstaatlichen Haushalts und der Staatsrechnungen zu bewilligen und eine schärfere Abgrenzung zwischen den Angelegenheiten des Reichs und denen der einzelnen Theile desselben zu ziehen. Eine noch ernstere Opposition fand das Ministerium in dem wieder eröffneten Reichstage. Dazu liefen auch aus dem Lande die dringendsten Adressen gegen das Ministerium ein. Dennoch erklärte der König in der Thronrede, daß er das Ministerium beibehalten werde. Am 5. Okt. legte das letztere ein mit dem früheren fast gleichlautendes Gesetz bezüglich der Abänderung des Grundgesetzes vor, zugleich mit der Erklärung, daß die dem vorigen Reichstage beschlossenen Modifikationen des Grundgesetzes die königliche Zustimmung nicht erhalten hätten. Die Antwortadresse des Volksthings, die namentlich für die Vertretung des Gesammtstaates das Steuerbewilligungsrecht forderte, erhielt am 20. Oktober auch die Zustimmung des Landesthings. Der Antrag auf Niedersetzung einer Kommission zur Untersuchung, ob die Minister sowohl wegen Erlasses der Verordnung vom 26. Juli, als auch wegen mehrer Finanzmaßregeln vor das Reichsgericht zu stellen seien, hatte bereits am 14. Oktober Annahme im Volksthing gefunden. Darauf ward das Volksthing am 20. Oktober aufgelöst, und am 23. Oktober erfolgte auch die Suspension der Sitzungen des Landesthings bis auf das Zusammentreten eines neuen Reichstags. Ein offener Brief vom 21. Oktober ordnete neue Wahlen für den 1. December an. Da dieselben aber fast noch mehr gegen die Regierung als die vorigen ausfielen, so gab das Ministerium am 3. December seine Entlassung ein. In dem neuen Kabinet ward Bang Ministerpräsident u. Minister des Innern, Graf Scheel-Plessen übernahm das Auswärtige, Oberst Lüttichau den Krieg, Oberstlieutenant Andrä die Finanzen, Simony die Justiz, Hall den Kultus, Michelsen die Marine; Raasløff trat als Minister für Schleswig, von Scheele für Holstein ein, im Kabinetssekretariat wurde Tillisch durch Liebenberg ersetzt. Am 18. December ward das neue Volksthing eröffnet. Das dem Reichstage vorgelegte Programm lautete dahin, daß unter Vorbehalt einer definitiven Regelung die Gesammtstaatsverfassung in so weit abgeändert werden solle, daß die Gesammtrepräsentation in Finanz- und Gesetzgebungsangelegenheiten beschließend, die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder beschränkt, in den äußeren Angelegenheiten endlich die Neutralitätspolitik festgehalten werden solle. Hierauf ward am 22. December der Reichstag vertagt.

Nach dem Wiederbeginn der Session am 12. Januar 1855 ward im Volksthing zunächst eine Anklage gegen die vorigen Minister wegen des Erlasses der Gesammtstaatsverfassung beantragt, am 20. Januar jedoch auf eine vom Ministerium gegebene Erklärung, daß dadurch die Erledigung der Verfassungsfrage erschwert werden würde, vorläufig aufgegeben. Nachdem das Finanzgesetz am 15. Jan. in zweiter Lesung angenommen worden war, ernannte der König die bisher interimistischen Minister, mit Ausnahme von Herrn von Scheele, definitiv. Das Grundgesetz wurde in der abgeänderten Fassung, die demselben, als auf das Königreich beschränkt, der Reichstag von 1854 gegeben hatte, auch in dritter Lesung angenommen, bedurfte aber nun noch immer der nochmaligen Annahme von Seiten eines neuen Reichstags. Der neue Entwurf der Gesammtstaatsverfassung ward dem auf den 29. Juni einberufenen Reichsrath zur Berathung vorgelegt und, da die Regierung von vorn herein erklärte, daß sie jede Amendirung als Ablehnung ansehen werde, auch angenommen. Bei dem am 11. August einberufenen Reichstage fand das abgeänderte Grundgesetz für das Königreich nur geringen Widerspruch u. wurde vom Volksthing u. Landesthing in dritter Lesung angenommen u. vom König sanktionirt. Darauf legte der Ministerpräsident am 29. Aug. den Gesammtverfassungsentwurf vor, indem er von dessen unbedingter Annahme das Verbleiben des Ministeriums abhängig machte. Ein königliches Reskript vom 31. August sicherte ausdrücklich bürgerliche Freiheit, Religions-, Preß- u. Associationsfreiheit nach wie vor zu und garantirte die grundgesetzmäßigen Rechte des Reichstags in allen Sonderangelegenheiten. Darauf genehmigte das Volksthing am 14. September die gleichzeitige Inkrafttretung des eingeschränkten Grundgesetzes mit der Gesammtverfassung, verwarf am 26. die Aenderungsanträge über das Inslebentreten der Gesammtverfassung u. nahm am 27. diese selbst in letzter Lesung an. Am 30. wurde der außerordentliche Reichstag geschlossen, und darauf am 1. Oktober der ordentliche eröffnet, aber alsbald bis zum December vertagt. Am 2. Oktober unterzeichnete der König die Gesammtverfassung und das neue Wahlgesetz zum Reichsrath. Der Erbprinz Ferdinand, der die Unterzeichnung der Gesammtverfassung wegen §. 5, worin bestimmt ist, daß die Unterschrift an Eidesstatt, die Konstitution unverbrüchlich zu halten, bindende Kraft hat, verweigerte, ward seiner Stelle als Oberstkommandirender auf Seeland und den Inseln enthoben. Unter Protest wurden vom lauenburgischen Provinziallandtage am 17. November die Reichsrathswahlen getroffen. Eine bedenkliche äußere Verwickelung bedrängte D. durch die Kündigung des Sundzollvertrags von Seiten der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die dänische Regierung, für welche die Frage geradezu eine Existenzfrage war, da der Zoll über $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler einbrachte, erließ schon unter dem 17. April eine Erwiederung an die Unionsregierung, welche jedoch in dem Entschlusse der letzteren nichts änderte. Eine Konferenz der Staaten, welche Handel in der Ostsee treiben, einigte sich endlich (am 23. Februar 1857) dahin,

daß D. eine Ablösungssumme von 35 Millionen Thalern erhalten solle (s. Sundzoll).

Zur Verfolgung der Ministeranklage, die jetzt nur noch auf die ohne Bewilligung des Reichstags geschehene Verwendung von etwa 540,736 Reichsthalern für das Heerwesen gerichtet war, war schon am 25. März 1855 das Reichsgericht konstituirt worden, das sich aber bis zum 12. Jan. 1856 vertagt hatte. Am 30. Jan. 1856 trat nun dasselbe zu den Schlußverhandlungen zusammen, aber erst am 15. Februar waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß der Strafantrag vom öffentlichen Ankläger gestellt werden konnte. Derselbe ging gegen sämmtliche Angeklagte auf baaren Schadenersatz, sowie auf Staatsgefängniß, gegen Sponneck, Bille und Hansen noch auf Verlust ihrer Aemter. Der Wahrspruch des Reichsgerichts dagegen lautete auf vollständige Freisprechung sämmtlicher Minister. Noch ungerechtfertigter war der Verlauf der Aburtheilung gegen die interimistische Verwaltung Holsteins durch den Minister von Scheele. Am 31. December 1855 hatte nämlich Baron Blome in der holsteinischen Ständeversammlung den Antrag gestellt, Scheele wegen Absetzung von drei Landesbeamten, bloß weil er nicht geglaubt, auf ihre unbedingte Zustimmung zur Ausführung seiner Pläne rechnen zu dürfen, desgleichen wegen eigenmächtiger Veränderungen in der Gerichtsverfassung des Landes ohne Zustimmung der Stände anzuklagen. Ein Ausschuß hatte die Anklage aufgenommen, aber das Resultat der öffentlichen Verhandlung zu Kiel war die Inkompetenzerklärung des Gerichts. Zugleich war darin der Grundsatz ausgesprochen, daß ein Minister nur für provisorisch erlassene, nicht für definitive Maßregeln verantwortlich sei, und das Land der Ministerwillkür vollkommen preisgegeben. Nachdem in der holsteinischen Ständeversammlung die Reichsrathswahlen durchgängig auf Mitglieder der deutschen Partei gefallen waren, berieth dieselbe zuerst den Regierungsentwurf, welcher eine Theilnahme des Ministers für Holstein und Lauenburg an den ständischen Sitzungen betraf, und lehnte denselben ab. Nach einer abermaligen Vertagung hatte sich dann die Versammlung mit den Entwürfen einer neuen Gerichtsverfassung, einer Stempelpapierordnung und einer neuen Verfassung für das Herzogthum zu beschäftigen. Bei der großen Gefahr, welche nach diesen Vorlagen abermals den Rechten des Herzogthums drohte, begründete Graf Reventlow-Jersbeck am 25. Januar den Antrag, daß die Versammlung in einer Petition den König bitten solle, daß er eine Veränderung hinsichtlich der verfassungsmäßigen Stellung des Herzogthums Holstein veranlassen möge, doch ward der Versammlung das Recht abgesprochen, über einen die Gesammtmonarchie betreffenden Gegenstand zu berathen. Unterdessen hatte am 26. Januar ein Ministererlaß den Behörden aufgegeben, „mit pflichtmäßigem Eifer" die weitere Einführung der Reichsmünze zu betreiben, in Folge dessen die Stände die Rücknahme dieser Maßregel befürworteten. In den folgenden Tagen wurden die oben erwähnten organischen Gesetze über die Gerichtsverfassung (mit Abschaffung der Patrimonialgerichte), Landesverfassung, Stempelpapier ꝛc. mit solchen Modifikationen angenommen, daß sie einer Ablehnung gleichkamen. Darauf erfolgte am 20. Februar der Schluß der Session und am 15. Juni die Absetzung des Herrn von Scheel-Plessen als Oberpräsident der Stadt Altona. Nach einem Beschluß des dänischen Reichstags sollten die Herzogthümer für die Schuld des Königreichs von 1838 an die Nationalbank nicht mitverpflichtet sein. Hierin mochte auch der nächste Anlaß liegen, daß der Minister für Schleswig, Raaslöff, seine Entlassung nahm (19. Februar), während zugleich Bang das Portefeuille des Innern für das Gesammtkönigreich niederlegte. An die Stelle des ersteren ward der Kultusminister Hall interimistisch (später definitiv Wolfhagen), an seine Stelle ebenso der Justizminister Simony berufen, welchem im Juni definitiv der Stiftsamtmann Unsgaard folgte. Nachdem ein offener Brief des Königs vom 28. Januar die Vereidigung der Beamten auf die Gesammtverfassung anbefohlen hatte, ward am 1. März der Reichsrath in Kopenhagen eröffnet. Bei der Ueberzahl der Dänischgesinnten war es nicht anders möglich, als daß die deutschen Vertreter der Landesrechte stets in der Minderheit blieben. Am 14. März stellten 14 Reichsräthe aus den Herzogthümern den Antrag auf neue Verfassungsvorlagen für die Herzogthümer, der aber nach langen Kämpfen am 25. April verworfen wurde. Eine der wichtigsten praktischen Berathungen betraf den finanziellen Theil des Gesammtstaates. Die Gesammtverfassung verordnet nämlich die Feststellung eines Normalbudgets und die Bewilligung außerordentlicher Einnahmen und Ausgaben durch Zulagegesetze. Das Gesammtbudget wurde schon am 3. März im Betrage von 26 Millionen und zwei Zulagebewilligungen zu 5 Millionen Reichsthalern vorgelegt. Der Reichstag strich zwar jetzt im Ausgabebudget 1¼ Millionen; dennoch blieb das von den Landestheilen zu deckende gesammtstaatliche Deficit auf jährlich 3,837,800 Reichsthaler festgesetzt. Die Schmälerung des Kriegsbudgets bestimmte den Kriegsminister von Lüttichau, seine Entlassung zu nehmen; er ward durch den Major Lundbye ersetzt. Die Domänenverwaltung hatte von jeher den einzelnen Landestheilen zugestanden, ja sogar in den neuen speciellen Verfassungen der Herzogthümer war die Domänenverwaltung als specielle Angelegenheit aufgeführt und zugleich den Ständen in allen speciellen Angelegenheiten statt der bisherigen berathenden eine beschließende Stimme gegeben. Dagegen waren in der Gesammtverfassung die Domänen als gemeinschaftlich bezeichnet, und so wurden schon im November 1855 die schleswigschen und im Juli 1856 auch die holsteinischen und lauenburgischen Domänen dem Ministerium für die allgemeinen inneren Angelegenheiten der Monarchie untergeben. Der reine Ueberschuß aus den Domänen betrug für 1856—58 für das Königreich D. 384,546, für Schleswig 773,367, für Holstein 645,085 Reichsthaler. Als nun die Regierung dem Reichsrath Gesetzentwürfe bezüglich des Verkaufs holsteinischer u. lauenburgischer Domänen vorlegte, erhoben sich die deutschen Abgeordneten dagegen, u. selbst patriotisch gesinnte Dänen warnten das Ministerium vor der Durchführung dieses Gewaltschritts. Indessen ward das Ministerium in drei aufeinanderfolgenden Beschlüssen ermächtigt, ohne Weiteres alle diejenigen Domanialgrundstücke in Schleswig und Holstein zu veräußern, deren jährlicher Ertrag die Summe von 200 Reichsthalern

nicht erreichte. Mit dieser That schloß der erste Reichsrath am 2. Juni seine Session. Bereits am 1. Juni hatte eine Note Preußens das dänische Kabinet daran erinnert, welche Verfassungsverletzungen gegen die Herzogthümer und welche Vertragsverletzungen gegen die deutschen Großmächte jenes Verfahren in der Domänenfrage involvire, und auch Oesterreich sprach sich in gleichem Sinne aus. Wenige Tage nach Empfang dieser Noten erfolgte die Publikation des holstein-lauenburgischen Domänengesetzes und einer Bekanntmachung, worin die Domänen den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie zugeschlagen wurden. Endlich auf ein neues Monitorium von Seiten Oesterreichs und Preußens ging der dänische Bundestagsgesandte, Baron Bülow, nach Berlin und Wien, um das Verfahren der dänischen Regierung zu rechtfertigen. Obgleich nun diese Mission mißglückte, so wurde doch von Preußen sowohl, als Oesterreich Ende Oktober abermals der Weg des diplomatischen Notenerlasses betreten, während D. die außerdeutschen Mächte für sich zu gewinnen suchte. Inzwischen war in sofern eine Kabinetskrisis eingetreten, als Anfangs Oktober der bisherige Finanzminister Andrä das Präsidium des Konseils mit dem Portefeuille des Aeußern übernahm, Fenger sein Nachfolger als Finanzminister ward, von Scheele das Departement der Herzogthümer erhielt, Bang aber sich definitiv zurückzog. Die definitive Bildung des Kabinets erfolgte in der Weise, daß Andrä den Vorsitz und die Finanzen, Lundbye das Portefeuille des Kriegs, Michelsen das der Marine, Hall den Kultus, Simony die Justiz, von Scheele das Aeußere und das Ministerium für Holstein-Lauenburg, Wolfhagen das für Schleswig, Unsgaard, später Krieger das Innere für die ganze Monarchie übernahmen. In dem am 1. December wieder eröffneten dänischen Reichstage erlitt dieses locker zusammengesetzte Ministerium mehre principielle Niederlagen. Unter andern mußte es einen Antrag Monrads auf Ministerverantwortlichkeit im Fall von Budgetüberschreitungen in dreimaliger Berathung des Volksthings angenommen sehen. Der dänische Reichstag gelangte am 23. Februar 1857 zum Schluß. In der am 15. December eröffneten schleswigschen Ständeversammlung gelangte der Sprachenstreit wieder auf die Tagesordnung, und zwar ward der Antrag auf Abstimmung in den Distrikten über den Gebrauch der deutschen oder dänischen Sprache zum Beschluß erhoben. Auch den dem Herzogthum angesonnenen Steuerbeitrag für den Gesammtstaat wies die Mehrheit zurück; dagegen dekretirte die Regierung unterm 4. März, daß Schleswig für die Finanzjahre 1856—58 zusammen 465,664 Reichsthaler zu den Ausgaben der Gesammtmonarchie beizutragen habe.

Während das dänische Kabinet die diplomatischen Verhandlungen in der Domänenfrage der Herzogthümer durch Verzögerung der Rückäußerung auf die preußischen und österreichischen Noten zu verschleppen u. endlich die Frage als eine Angelegenheit der Gesammtmonarchie und als eine europäische Frage zur Geltung zu bringen suchte, war die Regierung in Holstein und Lauenburg mit dem Domänenverkaufe vorgeschritten. Eine Deputation der lauenburgischen Ritter- und Landschaft mit der Petition um Sistirung des Verkaufs wurde vom König abgewiesen. Inzwischen hatten Preußen und Oesterreich unterm 28. März an das kopenhagener Kabinet die Aufforderung ergehen lassen, binnen 21 Tagen die Entschließung zur Annahme der gestellten Vermittelungsvorschläge und zunächst, mit Uebergehung der Domänenfrage und der Vorlage des Gesammtstaats, zur Verhandlung mit den holsteinischen Ständen über diejenigen Paragraphen, welche die Bestimmungen der allgemeinen und besonderen Grenzen betreffen, zu geben, widrigenfalls man die Frage an den deutschen Bundestag bringen werde. Vielleicht in Zusammenhang damit stand, daß das Ministerium an dem genannten Tage seine Entlassung nahm, doch blieb es schließlich, mit Ausnahme von Scheele's, der durch Unsgaard ersetzt ward, am Ruder. Eine neue Beeinträchtigung der deutschen Herzogthümer war die vom Reichsrath beschlossene und vom König sanktionirte Verwendung der Sundzollablösungsgelder für das Königreich D., während die Herzogthümer vertragsmäßigen Antheil an denselben haben und in ihnen die Vergütung für Aufhebung der in den Herzogthümern erhobenen Landtransitzölle mit eingeschlossen ist. Als ein versöhnlicher Schritt erschien eine Amnestie für den größten Theil der 1851 verbannten Schleswig-Holsteiner, von der jedoch der Herzog von Augustenburg, der Prinz von Noer, Beseler, Francke und Graf Friedrich von Reventlow ausgeschlossen blieben. Die Antwort auf die Noten der deutschen Großmächte verhieß die Einberufung der holsteinischen Provinzialstände zur Berathung der Verfassungsparagraphen, welche sich auf das Verhältniß Holsteins zum Gesammtstaate beziehen. Dasselbe wurde später den lauenburgischen Ständen versprochen. In Folge dessen berief ein königliches Patent die holsteinischen Provinzialstände auf den 15. Aug. Der denselben vorgelegte revidirte Verfassungsentwurf für das Herzogthum enthielt folgende Bestimmungen: Dem Herzogthum werden hinsichtlich seiner besonderen Angelegenheiten eigene Gesetzgebung u. Verwaltung zugestanden. Die souveräne Gewalt in diesen Angelegenheiten wird vom König durch den Minister für Holstein und Lauenburg ausgeübt, der wegen wissentlicher Verletzung der Verfassung vom König oder von den Ständen in Anklage versetzt werden kann. Die Ständeversammlung muß mindestens alle 3 Jahre zusammentreten; neue Gesetze sind nur mit ihrer Zustimmung zu erlassen. Durch ein Gesetz soll ein Normalbudget aufgestellt werden, welches die ordentlichen besonderen Einnahmen und Ausgaben des Herzogthums umfaßt und durch Gesetz verändert werden kann. Für jede dreijährige Finanzperiode werden die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben durch besondere Zulagegesetze bewilligt. Der Bericht des Ausschusses darüber lief im Wesentlichen darauf hinaus, daß man sich nicht eher mit Sonderangelegenheiten beschäftigen könne, als bis das Verhältniß des Herzogthums zum Gesammtstaat von der Regiernng in befriedigender Weise geordnet sei. In diesem Sinne ward der vorgelegte Verfassungsentwurf mit 46 gegen 2 Stimmen abgelehnt, worauf Baron Blome, Scheel-Plessen, Reinecke, Reventlow-Jersbeck und andere deutsche Mitglieder ihren Austritt aus dem Reichstag erklärten. In dem am 30. September eröffneten dänischen Reichstag regten sich ebenfalls

Stimmen gegen den Gesammtstaat. Zwar ward eine von der Partei der Bauernfreunde in Vorschlag gebrachte Adresse um Abschaffung des „Helstaats", Aufhebung der Verfassung von 1855, skandinavische Union bis zur Eider u. Wiederherstellung des demokratischen Grundgesetzes vom 5. Juni 1849 nicht zur Berathung gebracht, dagegen ward eine Interpellation, ob die Gesammtverfassung gegenwärtig noch aufrecht erhalten werden könne, zugelassen, aber vom Minister des Innern als außerhalb der Kompetenz des Reichstags liegend beseitigt. Inzwischen hatten nun Preußen und Oesterreich die Angelegenheit der Herzogthümer vor den deutschen Bundestag gebracht, der am 29. Oktober dieselbe einem Ausschusse zur Begutachtung zu überweisen beschloß. Am 11. Februar 1858 erfolgte endlich ein Beschluß des Bundestags, worin die dänische Regierung ersucht ward, in Holstein und Lauenburg einen den Bundesgrundsätzen und den ertheilten Zusicherungen entsprechenden, die Selbstständigkeit der besonderen Verfassungen u. der Verwaltung der Herzogthümer sichernden und deren gleichberechtigte Stellung wahrenden Zustand herbeizuführen. Mit Beziehung auf diesen Bundesbeschluß, durch welchen die Ungültigkeit der Gesammtstaatsverfassung vom 2. Oktober 1855 ausgesprochen ward, sprach der Bundestag am 25. Februar noch die Erwartung aus, daß die dänische Regierung sich von jetzt an in Holstein und Lauenburg aller weiteren, mit dem Bundesbeschlusse vom 11. Februar nicht im Einklange stehenden, die dermalige Sachlage ändernden Vorschritte auf Grundlage der einer verfassungsmäßigen Wirksamkeit entbehrenden Gesetze enthalten werde. Während aber die Rechtsgültigkeit der Gesammtstaatsverfassung von der Bundesversammlung in Abrede gestellt ward, nahm die dänische Regierung trotz der von Seiten Rußlands an sie ergangenen Mahnung, sich der deutschen Bundesversammlung gegenüber auf Erörterung der obschwebenden Streitfragen einzulassen und versöhnliche Gesinnungen zu beweisen, keinen Anstand, die durch diese Verfassung geschaffene Gesammtrepräsentation, den Reichstag, zusammenzurufen. Die am 14. Januar 1858 bei der Eröffnung desselben vom Könige gehaltene Thronrede deutete nicht Nachgiebigkeit, sondern eher kriegerische Absichten an, indem umfassende, die Verstärkung der See- und Landmacht und die Befestigung Kopenhagens betreffende Gesetze vorgelegt und am 27. März angenommen wurden. Solchergestalt ward, dem Ansuchen des Bundestags zum Trotz, von dem als nicht rechtsbeständig anzusehenden Reichstag ein Gesetz votirt, welches darauf gerichtet war, die unrechtmäßige Unterordnung der Herzogthümer nöthigenfalls durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten, zu welchem Zweck letztere selbst in ungleich größerem Maße, als D. selbst, mit neuen Auflagen für rein dänische Interessen belastet wurden. Am 26. März erfolgte von Seiten der dänischen Regierung auf die Bundesbeschlüsse vom 11. und 25. Februar eine Erwiederung, welche jenen Bundesbeschlüssen in keiner Weise Genüge leistete, indem den holsteinischen Ständen ein Recht zur Verhandlung über die Gesammtverfassung nicht eingeräumt ward, deren Revision vielmehr dem nach dem Bundestagsbeschlusse nicht rechtsbeständigen Reichsrathe in seiner dermaligen Zusammensetzung vorbehalten bleiben sollte. Hierauf erfolgte der Bundesbeschluß vom 20. Mai 1858, wonach von der dänischen Regierung eine bestimmte Erklärung darüber verlangt ward, welche positive Veränderungen sie in dem Gesammtstaatswesen vorzunehmen gedenke, damit die Selbstständigkeit und gleichberechtigte Stellung der Herzogthümer sicher gestellt werden könne. Während hierauf die dänische Regierung sich es aufs Eifrigste angelegen sein ließ, bei den Großmächten der Einsicht Eingang zu verschaffen, daß der deutsche Bund die Grenzen seiner Befugnisse überschreite und die Unabhängigkeit der dänischen Monarchie bedroht sei, ergossen sich die dänischen Blätter in maßlosen Schmähungen gegen das eroberungssüchtige Deutschland. Als die durch den letzten Bundesbeschluß D. offen gelassene Frist ihrem Ablaufe nahe war, beschäftigten sich die Bundesregierungen bereits mit Vorbereitungen zu der ins Werk zu setzenden Exekution; aber noch am 15. Juli, dem letzten Tage der Frist, ging beim Bundestag eine Erklärung der dänischen Regierung ein, wonach diese zwar die durch den Bundesbeschluß vom 20. Mai geforderte bestimmte Erklärung ablehnte, aber sich bereit erklärte, die Gesammtverfassung vom 2. Oktober 1855 als für Holstein und Lauenburg „mittlerweile außer Wirksamkeit seiend zu betrachten", bis die Feststellung der verfassungsmäßigen Stellung der Herzogthümer auf dem Wege der Unterhandlung erfolgt sei. Da aber die in Verbindung mit der Gesammtstaatsverfassung von 1855 erfolgte Errichtung eines Ministeriums des Innern für den Gesammtstaat deutscherseits als mit den Zusagen von 1851 u. 1852 im Widerspruch stehend gerügt worden war, so wurde durch königliche Verordnung vom 26. Juli 1858 das gesammtstaatliche Ministerium des Innern aufgehoben, dessen Funktionen nun dem gesammtstaatlichen Finanzministerium zufallen sollten, durch welche Maßregel nur scheinbar eine Aufhebung, in der That aber nur eine Vereinigung jenes Ministeriums mit dem Finanzministerium unter einer beide Funktionen versehenden Person Statt fand. Als die Bundesversammlung hierauf am 12. August sich dahin ausgesprochen hatte, daß die Mittheilung vom 15. Juli als eine hinlängliche Erfüllung des Bundesbeschlusses vom 20. Mai und der bundesrechtlichen Pflichten nicht angesehen werden könne, erklärte der holstein-lauenburgische Gesandte am 9. September, die dänische Regierung sei damit einverstanden, daß mit der Gesammtverfassung vom 2. Oktober 1855 auch die Bekanntmachung vom 23. Juni 1856 und die §§. 1—6 des Verfassungsgesetzes für Holstein vom 11. Juni 1854 außer Wirksamkeit treten sollen, und behufs der Ordnung der verfassungsmäßigen Stellung Holsteins und Lauenburgs in der dänischen Monarchie zu weiteren vertraulichen Mittheilungen bereit. Aber eben so wenig, wie die bisherigen öffentlichen Mittheilungen, führten die nun folgenden vertraulichen zu einem befriedigenden Resultat, vielmehr ergab es sich, daß die dänische Regierung nur darauf ausging, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und die Sache zu verschleppen. Wenn trotzdem am Bundestage keine volle Uebereinstimmung rücksichtlich der weiteren Behandlung der Angelegenheit herrschte, so war der Hauptgrund hiervon der, daß die beiden deutschen

Großmächte über das weiter einzuhaltende Verfahren keineswegs einig waren. Erst als in Preußen die Regierungsgewalt durch Einsetzung der Regentschaft im Oktober in energischere Hände überging, einigten sich Oesterreich, Preußen und die übrigen Bundesglieder dahin, daß auf Grundlage der Exekutionsordnung gegen D. vorgeschritten werden solle. Da hiernach das Erscheinen der deutschen Bundestruppen in den Herzogthümern in ziemlich nahe Aussicht gestellt ward, so entschloß sich die dänische Regierung noch in der letzten Stunde zur Nachgiebigkeit. Am 7. Nov. wurden 3 königliche Patente publicirt, wodurch das Gesammtstaatsverfassungsgesetz für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, sowie die Verordnung vom 11. Juni 1854, betreffend die Verfassung Holsteins, in so weit die Bestimmungen derselben (§§. 1—6) dem Beirathe der holsteinischen Provinzialstände nicht unterbreitet worden, aufgehoben und die holsteinischen Stände auf den 3. Januar 1859 zusammenberufen wurden, um in Bezug auf jene Verfassungsaufhebungen eine Prüfung derjenigen Vorlagen vorzunehmen, welche der König-Herzog zur Ergänzung der Verfassung Holsteins für erforderlich erachte. Wenn sich auch in diesen Patenten eine gewisse Fügsamkeit der dänischen Regierung, der Bundesgewalt gegenüber, kundgab, so milderte sich doch die schroffe Haltung des specifischen Dänenthums den Forderungen Deutschlands gegenüber keineswegs. Die dänische Gesammtstaatspartei, deren Pläne durch diese Patente durchkreuzt werden, betrachtete letztere als einen Staatsstreich und Verfassungsbruch, weil dieselbe, unter alleiniger Berathung im geheimen Staatsrathe, ohne Befragen und Mitwirkung des Reichsraths, zu Stande gekommen, wogegen die eigentliche Nationalpartei, deren Wahlspruch „D. bis zur Eider“ ist, in der vorläufigen Ausscheidung Holsteins und Lauenburgs den Anfang der völligen Assimilirung des im Verbande mit D. gebliebenen Schleswig sehen wollte u. in sofern sich mit der ihren Stolz kränkenden Nachgiebigkeit der Regierung aussöhnte. Als der Ausschuß der am 3. Januar 1859 eröffneten holsteinischen Ständeversammlung sich gegen die Gesetze vom 2. Oktober 1855 aussprach, gegen die Aufhebung der legislativen und administrativen Verbindung Holsteins und Schleswigs protestirte und Selbstständigkeit und Gleichberechtigung aller Theile der Monarchie mit beschließenden Versammlungen der einzelnen Landestheile in Bezug auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten begehrte und die Ständeversammlung alle Anträge des Ausschusses zu den ihrigen machte (9. März), sprach die dänische Regierung in einer Cirkularnote an ihre diplomatischen Agenten ihren Tadel dagegen aus. Da dieselbe aber keine Anstalt machte, den Forderungen der Bundesversammlung irgendwie zu genügen, so faßte letztere am 7. Febr. 1861 den Beschluß, das am 12. August 1858 gegen D. eingeleitete, dann wieder sistirte Exekutionsverfahren wieder aufzunehmen, wenn D. den Forderungen des Bundes nicht binnen 6 Wochen „in vollkommen sichernder Weise“ Genüge leisten würde. Schon schien Deutschland endlich seine Macht entfalten und die ihm von D. angethane Schmach rächen zu wollen; aber noch einmal gelang es D., die Entscheidung hinauszuschieben. Noch vor Ablauf jener Frist, am 6. März, legte es den Ständen von Holstein die Grundzüge einer neuen Gesammtstaatsverfassung u. einen die provisorische Stellung Holsteins hinsichtlich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie betreffenden Gesetzentwurf vor, obwohl es zum Voraus überzeugt sein konnte, daß Holstein auf dieselben, die nach wie vor das Streben erkennen ließen, die deutschen Herzogthümer den dänischen Theilen der Monarchie unterzuordnen, nimmermehr eingehen würde. Die Stände verwarfen am 25. März und 10. April beide Vorlagen einstimmig, indem sie gegen die Grundzüge der Gesammtstaatsverfassung die „Wiederherstellung und zeitgemäße Entwickelung der altberechtigten Verbindung mit Schleswig“ mit Festigkeit geltend machten und dem Gesetzentwurf gegenüber sich offen dahin erklärten, daß sie nicht gewillt seien, sich „in das Verhältniß einer nach den Grundsätzen, wie sie sonst für Kolonien üblich, behandelten Provinz“ herabdrücken zu lassen. Einstimmig lehnten sie es auch ab, auf das, was ihnen als Budget vorgelegt worden, sich einzulassen, da ihnen die dänische Regierung statt der vom Bunde für sie geforderten beschließenden Mitwirkung bloß die Stellung gutachtlicher Anträge und auch diese nur ausnahmsweise zugestehen wollte. Um aber der inzwischen suspendirten Bundesexekution zu entgehen, machte D. am 29. Juli dem deutschen Bunde die Koncession, daß provisorisch und für das laufende Finanzjahr der Zuschuß Holsteins aus seinen besonderen Einnahmen zum gemeinschaftlichen Budget der Monarchie auf die Quote Holsteins an derjenigen Summe eingeschränkt werden solle, die im Normalbudget vom 28. Febr. 1856 als der von den einzelnen Landestheilen aus ihren besonderen Einnahmen zu leistende Gesammtzuschuß aufgeführt worden war, womit sich der Bundestag, offenbar auch seinerseits froh, nicht zu entscheidenden Maßnahmen genöthigt zu sein, vorerst befriedigt erklärte u. die Exekution wieder auf unbestimmte Zeit vertagte. Weiteres s. Deutschland, Geschichte.

Literatur. Die Quellen der Geschichte D.s sind gesammelt in den „Scriptores rerum Danicarum“, Kopenhagen 1772—1834, 8 Bde., wozu noch die „Regesta diplomatica historiae Danicae“, das. 1843 f., als Ergänzung erschienen. Als Bearbeitungen derselben sind hervorzuheben: Suhm, Historie af Danmark, Kopenhagen 1782—1828, 14 Bde.; Allen, Haandbog: Fädrelandets Historie, das. 1840, 4. Aufl. 1849; deutsch von Falck, Kiel 1842 und Leipz. 1852; Dahlmann, Geschichte von D., Hamb. 1840—44, 3 Bde. Ueber die Successionsfrage vgl. Michelsen, Polemische Erörterungen über die schleswig-holsteinische Staatssuccession, Leipz. 1844.

Dänengeld (Dänengelt), eine von den Dänen seit 1003 aus England bezogene Kontribution, betrug 1 Schilling auf die Hufe und wurde erst von König Stephan im 12. Jahrhundert abgeschafft.

Dänholm (Danholm, ehemals Strale), Insel in der preußischen Provinz Pommern, dicht bei Stralsund, in der Meerenge Gellen, mit Schanze, bildet einen beliebten Vergnügungsort der Stralsunder u. spielt in allen Belagerungen Stralsunds eine wichtige Rolle.

Dänische Literatur. Die ersten Anfänge der eigentlichen dänischen Nationalliteratur fallen in

die Zeit bald nach der Reformation, und ihre reichere Entwickelung beginnt erst mit Anfang des 18. Jahrhunderts. Die weiter zurückreichende mittelalterliche Literatur Dänemarks bildet nur einen Zweig der alten skandinavischen Literatur (s. d.). Einen Hauptbestandtheil derselben bilden die dänischen **Volks-** und **Heldenlieder** (Kjämpeviser), die aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt der Mehrzahl nach aus dem 14.—16. Jahrhundert herrühren, daher in ihnen der altnordisch-mythische Charakter mit der Romantik des späteren Mittelalters verbunden erscheint. Nachdem bereits im 16. Jahrhundert eine Anzahl derselben von Vedel („Et hundret udvalgte danske viser“, Ribe 1591 u. öfter) aufgezeichnet worden, veranstalteten Peter Syv (Kopenhagen 1695 u. öfter) und Nyerup, Abrahamson und Rahbek („Udvalgte danske viser fra middelalderen“, das. 1810—14, 5 Bde.) vollständigere Sammlungen, zu welchen Rasmussen und Nyerup später noch Nachträge („Udvalg af danske viser fra midten af det 16. aarhundrede“, das. 1821, 2 Bde.) lieferten. Weit ältere, bis ins 12. Jahrhundert zurückreichende eigentlich dänische Sprachdenkmale sind die Gesetze der alten Könige, so: Knuts des Großen „Vitherlagsret“ (leges castrenses), vom Geschichtschreiber Svend Aagesen übersetzt; das „Skanske Lov“ für Schonen, aus Waldemars I. Zeit (Kopenh. 1505, lat. das. 1596). Thord Gilkers „Kirchenrecht“ von 1162 (das. 1505); das seeländische Gesetz („Sjellandske lov“) von 1171, gewöhnlich dem König Erich VII. beigelegt (das. 1505 und öfter, herausgegeben von Thorsen, das. 1852); das „Rigens ret“ (Reichsrecht) Erichs VII. (von 1180, verbessert 1244) und das „Birkeret“ (Gerichtssprengelrecht) ebendesselben von 1269; vor Allem aber das „Jydske lovbog“ oder das Gesetz für Jütland, das, 1240 auf dem Reichstag in Vordingborg gegeben, unter Aufhebung aller früheren Lokalsammlungen mit Ausnahme der in Geltung bleibenden Gesetze für Schonen und Seeland, zum allgemeinen Landesgesetz erklärt ward und demnach die Grundlage der ganzen heutigen dänischen Gesetzgebung bildet (zuerst Kopenh. 1501, mit Knut Kobsons lateinischer Uebersetzung und Thord Degns Zusätzen das. 1508 und öfter, kritisch berichtigt von Kofod Ancher das. 1783, Petersen 1850, und Thorsen 1853). Vergl. Kolderup-Rosenvinge, Grundrits af den danske retshistorie“ (2. Aufl. 1832—33, 2 Bde.).

Durch Auflösung der kalmarischen Union (1524) gewann Dänemark politische Selbstständigkeit, daher die Anfänge der eigentlichen dänischen Nationalliteratur von dieser Zeit datiren. Aber unter dem Hereindringen fremder Elemente, namentlich der altklassischen Studien und deutscher Kultur, wandte sich die entstehende Literatur von der skandinavischen Vorzeit ebenso ab, wie der Staat in Folge der Einführung der Reformation (1527—37) eine neue Entwickelungsphase begann. Wenn der eine der beiden obengenannten Faktoren beginnender literarischen Thätigkeit, die klassischen Studien, schon früher, namentlich zu Waldemars des Großen Zeit durch Saxo Grammaticus (s. d.), den Verfasser einer lateinisch geschriebenen Geschichte Dänemarks, Eingang gefunden haben, so war dies nur in ausgewählten Kreisen und durch die Bemühungen einzelner Männer, vor Allen des Erzbischofs Absalon von Lund, geschehen, ohne daß die Kultur im Allgemeinen dadurch in eine neue Richtung getrieben worden wäre. Auch deutsches Wesen hatte vor der Reformation nur in den Hofkreisen der Könige deutscher Abstammung und unter den privilegirten Klassen der Bevölkerung Anhänger gewonnen. Die Gründung der Universität Kopenhagen (1479) änderte hierin anfangs wenig, und auch die Buchdruckerkunst, die sich um 1490 nach Dänemark verbreitete, konnte ihre bildungbefördernde Wirkung erst ausüben, nachdem die Reformation eine freiere Geistesrichtung angebahnt hatte. Zu poetischen Versuchen erhoben sich nur einzelne Kleriker, die sich dabei nur innerhalb des Kreises der kirchlichen und theologischen Anschauungen bewegten und, der lateinischen Sprache sich bedienend, wenig mehr als pedantische, geistlose Nachahmungen antiker Muster lieferten. Nur hier und da gab sich deutscher Einfluß kund, so in Heinrich Mikkels, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts Prediger in Odense war, mystisch-allegorischem Gedichte „Om Jongfra Mariens rosenkrands“ (Kopenh. 1515) und desselben „Om del menneskelige levnet“ (herausgegeben von Molbech, das. 1836). Das einzige nationaldänische Werk von größerer Bedeutung aus der Zeit vor der Reformation ist die wahrscheinlich 1478 vollendete Reimchronik des Bruders Niel von Soroe (herausgegeben von Molbech, Kopenh. 1825), die ihrer Zeit ein vielgelesenes Buch war. Andere Sprachdenkmale sind noch das angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammende Arzneibuch von Henrik Harpestreng (herausgegeben von Molbech, Kopenh. 1826), eine dänische Uebersetzung des Alten Testaments (herausgegeben von Molbech, das. 1828) und Peter Lolle's Sammlung dänischer Sprüchwörter (zuerst das. 1506, herausgegeben von Nyerup, das. 1828), zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden und bis in die Zeit der Reformation hinein ein vielgebrauchtes Unterrichtsbuch. Erst als nach Einführung der Reformation die Universität und das Unterrichtswesen verbessert worden waren und die ins Land gerufenen holländischen und deutschen Gelehrten das Studium der alten Klassiker in weiteren Kreisen in Aufnahme gebracht hatten, brach sich ein besserer, geläuterterer Geschmack Bahn. Ein ähnliches Verdienst, wie Luther durch seine Bibelübersetzung um die deutsche Sprache, erwarb sich **Christian Petersen** um die dänische Schriftsprache. Da die von Hans Mikkelsen herrührende Uebersetzung des Neuen Testaments (Leipz. 1524) sich als sprachlich ungenügend erwies, so übertrug Petersen das Neue Testament (Antwerpen 1529) nebst dem Psalter (das. 1529) von Neuem aus dem Grundtexte. Die Bedeutung eines eigentlichen Nationalwerks gewann aber erst die auf Befehl Christians III. gemachte Bibelübersetzung (Kopenh. 1550), die hinsichtlich der Sprache als ein Meisterwerk zu betrachten ist. Eine Auswahl der besten altdänischen geistlichen Poesien veranstaltete Hans Thomäson († 1573) in seinem „Dansk Psalmebog“ (Kopenh. 1569 und öfter). Von der großen Zahl von sogenannten Dichtern dieses Zeitraums, deren Namen von den Literarhistorikern aufbehalten worden sind, gehörten bei weitem die meisten dem geistlichen Stande an, weßhalb sie auch ihre Stoffe zu Gesängen, erbaulichen Erzählungen und dramatischen Versuchen meist der Bibel entnahmen. Biblische Dramen dichteten Hieron. Justesen Rauch

(† 1609), dessen „Kong Salomons Hylding“ (1585), „Samsons Fängsel“ (1633) und „Karrig Niding“ (1633) oft gedruckt wurden, und Peter Hegelund († 1614), Verfasser der „Susanna“ (1578). Nur vier Dichter dieses Zeitraums sind von Bedeutung, nämlich: Anders Arreboe († 1637), der für den Vater der neueren dänischen Dichtkunst gilt, aber bei unbestreitbarer poetischer Begabung doch noch große Rohheit der Form und der Sprache, sowie Mangel an origineller Phantasie und gutem Geschmack zeigt; Anders Bording (1619—67), der wegen seiner gewandten Versifikation und heitern Laune, welche er in seinen Gelegenheitsgedichten („Poetiske skrifter“, Kopenhagen 1723) zeigt, seiner Zeit sehr gefeiert ward, aber ebenfalls noch gebildeten Geschmack vermissen läßt; der Bischof Thomas Kingo (1634—1723), welcher in seinen geistlichen Liedern sich als begabter lyrischer Dichter erwies, und Jörgen Sörterup († 1722), welcher das alte nordische Heldenlied aus der Vergessenheit wieder hervorzuziehen suchte. Bording gab seit 1666 eine politische Monatsschrift „Danske Merkur“ in Versen, nach Art der Reimchroniken, heraus. In der beschreibenden und didaktischen Poesie versuchte sich Jens Sten Schested († 1695) und Povel Juul († 1723), während Peter Daß († 1708) biblische Volkslieder lieferte. Außer diesen möchte nur noch Töger Reenberg († 1741) wegen seiner metrisch und sprachlich ziemlich vollendeten und außerdem durch ungezwungenen Witz ausgezeichneten „Poetiske skrifter“ (Kopenh. 1769, 2 Bde.) zu erwähnen sein. Auch hat dieser Zeitraum schon eine beträchtliche Anzahl nationalgeschichtlicher Werke, die theils in lateinischer, theils in dänischer Sprache geschrieben sind, aufzuweisen. Darunter ist Arild Hvitfelds „Danmarks riges krönike“ (Kopenhagen 1595—1604, 10 Bde., 1682, 2 Bde.) als Quellenschrift von Werth. Klaus Christopher Lyschander († 1623) schrieb eine dänische Chronik und „Danske Kongars slägtebog“ (Kopenh. 1622); Arent Berndtsen († 1680) „Danmarks og Norges frugtbare herlighed“ (das. 1656); Hans Svaning der Jüngere († 1675) machte sich um die Chronologie verdient; Jonas Ramus († 1718) lieferte mehre die ältere nordische Geschichte betreffende Werke. Der Erforschung des nordischen Alterthums insbesondere widmeten sich schon im 16. Jahrhundert Gudmund Andreä Runolf und Arngrim Johnson, genannt Vidalin, später Ole Worm, Tharlek Skuleson, Peter Rosen, Otto Sperling u. vornehmlich Peter Syv. Besonders aber ward das Feld der Naturwissenschaften schon damals in Dänemark mit solchem Erfolg angebaut, daß die betreffenden Gelehrten weit über Dänemarks Grenzen hinaus Anerkennung gefunden haben, so Kaspar Bartholin († 1692), der Vater einer an Gelehrten reichen Familie, Thomas Bartholin († 1680), der erste Anatom und Polyhistor seiner Zeit, Tycho de Brahe († 1601), Christian Longomontanus († 1647), ausgezeichneter Anatom, Ole Römer († 1710), gleichfalls Anatom, Holger Rosenkranz († 1642) u. A. m. Die klassische Philosophie, welche auch unter den Ebengenannten Verehrer fand, ward kultivirt von Povel Jensen Colding, Henrik Ernst († 1665), Rasmus Vinding († 1684), Ole Borch (Olaus Borrichius, † 1690), Anders Borch († 1709) u. A. Als Orientalisten sind zu nennen: Niels Petersen († 1634), M. P. Grum († 1652), Jak. Bartholin († 1653), Th. Bang († 1661) und besonders Chr. Nold († 1683); als bedeutende Theologen nach der Reformation Hemmingsen im 16. Jahrhundert, R. Brochmand († 1652) und dessen Schüler Hans Svaning der Jüngere, Jens Birkerod († 1686) u. Joh. Brundsmand († 1707) im 17. Jahrhundert.

Eine neue Epoche der dänischen Nationalliteratur begann mit Ludwig von Holberg († 1774), der nicht bloß der Schöpfer einer nationalen Bühne ward, sondern auch als Verfasser zahlreicher poetischer und prosaischer Schriften dem dänischen Nationalcharakter, in so weit er sich in der Literatur kund gibt, einen neuen Impuls gab, welcher, obwohl Holberg keine eigentliche Schule gründete, noch bis auf die Gegenwart fortwirkt. Holberg entnahm zwar seine Stoffe nicht der vaterländischen Vorzeit, doch rückte er dessen ungeachtet das nationale Leben dem Bewußtsein seiner Zeitgenossen wieder näher, indem er ihnen ihre eigene Gegenwart in treffenden Spiegelbildern vorhielt. Jetzt erst und durch ihn wird die d. L. ein ebenbürtiges Glied in der Reihe der modernen Literaturen und tritt mit diesen in Wechselwirkung. Holbergs würdiger Nachfolger, der das von ihm Begonnene weiter führte, war Johannes Ewald († 1781), gleich bedeutend als Lyriker wie als Dramatiker. Die Blüthezeit Beider bildet das sogenannte goldene Zeitalter der dänischen Nationalliteratur. Neben Holberg und großentheils durch ihn angeregt traten als Dichter auf die Satiriker Wilh. Helf („Poetiske skrifter“, Kopenh. 1732) u. Christian Falster († 1752), welcher letztere beißende und derbe, aber leicht und fließend versificirte Satiren lieferte; Braumann Tullin († 1765), in dessen „Samtlige skrifter“ (das. 1770—73, 3 Bde.) insbesondere die ins lyrische und beschreibende Fach einschlagenden Produkte ein Streben nach Höherem kund geben; Ambrosius Stub († 1758) und namentlich Hans Adolf Brorson († 1764) als Dichter geistlicher Lieder, letzterer namentlich durch seine „Psalmer og aandelige sange“ (herausgegeben von Holm, 2. Aufl., Kopenhagen 1838) der zweite hervorragende Dichter geistlicher Lieder in Dänemark. Als Nachfolger Holbergs im dramatischen Fache sind hervorzuheben die Lustspieldichter: Johann Hermann Wessel († 1785), der nur ein einziges, aber meisterhaftes Stück: „Kjerlighed uden strömper“ (Kopenhagen 1772) lieferte; Joh. von Wibe († 1782), der Verf. von „De nysgjerrige mandvolk“ (das. 1783); Frederik Wilhelm Wibet († 1793), dessen „Datum in blanco“ viel Aufsehen erregte; Johann Klemens Tode († 1806), dessen Ruf sich besonders auf seine Lustspiele „Söofficererne“ (1782) und „Aegteskabsdjevlen“ (1783) gründet; Christian Olufsen († 1822), dessen „Guldbaasen“ noch jetzt eine würdige Stelle im Repertoire der dänischen Bühne einnimmt. Alle aber überragt Peter Andreas Heiberg († 1841), der, vom romantischen Schauspiel zum Vaudeville übergehend, dieses zuerst auf die dänische Bühne brachte und mit allem Zauber wahrer Poesie ausstattete. Dem tragischen Fache, und zwar unter Benutzung vaterländischer Stoffe, widmete sich zuerst Johannes Ewald. Sonst sind als dramatische Dichter noch zu nennen

Ole Johann Samsöe († 1796) und Levin Christian Sander († 1819), Beide, jener in seiner „Dyveke" (in den „Efterladte digteriske skrifter", Kopenhagen 1796 und öfter), dieser in „Niels Ebbesen" (1799) vaterländische Stoffe bearbeitend, sowie Thomas Thaarup († 1821), der in seinen Singspielen eine ächt nationale Seite anschlug. Im lyrischen Fache leisteten Anerkennenswerthes die Brüder Klaus und Peter Harboe Friman, Johann Nordahl Brunn († 1816), dessen patriotische Lieder noch jetzt in Aller Munde sind; Jens Zetlitz, ausgezeichnet im heiteren und scherzhaften Genre; Eduard Storm († 1794), der sich mit Glück in Nachbildung der alten Heldengesänge versuchte; die Brüder Peter Magnus Trojel († 1793) und Peter Kofod Trojel († 1784), die durch Originalität und kaustische Laune ausgezeichnete Poesien lieferten. Das romantische Epos fand seinen vorzüglichsten Bearbeiter an Christian Pram († 1821), dessen „Stärkodder" (1785) das altnordische Leben vorführt und zu weiteren Versuchen in Wiederaufnahme altvaterländischer Stoffe ermunterte. Am Schlusse dieser Periode steht Jens Baggesen († 1826), der bei den Dänen besonders durch seine lyrischen und komisch-epischen Poesien in großem Ansehen steht, aber, da er auch in deutscher Sprache dichtete, zugleich der deutschen Literatur angehört. In dieser ersten Blüthezeit der d.n L. entwickelte sich auch schon eine literarische und ästhetische Kritik, für welche Jens Schielderup Sneedorff in den Zeitschriften „Den patriotiske tilskner" (Soroe 1761—65) und Jakob Baden in „Den kritiske journal" (Kopenhagen 1768—69) gute Organe schufen. Letzterer erwies sich nicht nur als geschmackvoller und unparteiischer Kritiker, wie unter Anderem in „Kjöbenhavns Universitätsjournal" (1793 bis 1801), sondern wirkte auch als Grammatiker u. Uebersetzer (z. B. des Tacitus) mit Erfolg für Reinerhaltung und Bereicherung der Muttersprache. Einen nicht geringen Einfluß auf die Ausbildung der letzteren übten auch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften (gegründet 1742) und die dänische Gesellschaft zur Verbesserung der nordischen Geschichte und Sprache (1785 von Langenbeck gegründet). Sehr anregend wirkte die Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften u. des Geschmacks, welche seit 1758 Preise für gute Leistungen in Poesie und Prosa aussetzte und die gekrönten Arbeiten (Kopenh. 1764—79, 7 Bde.) drucken ließ. J. E. Schlegel bemühte sich, der Dichtungsweise Klopstocks in die d. L. Eingang zu verschaffen. Auf die Entwickelung des Nationalgeschmacks wirkten aber besonders A. G. Karsten, Levin Chr. Sander, Knut Lyne, Rahbek, der verdiente Sammler und Herausgeber der Werke verschiedener dänischer Dichter und Schriftsteller, fördernd ein. Rahbecks Zeitschriften „Minerva" (1785) u. „Danske Tilskner" (1791—1809) fanden mehrfache Nachahmung, z. B. in Poulsens „Iris" (1791).

Eine Epoche noch größerer Selbstständigkeit der d.n L. begann zu Anfang des 19. Jahrhunderts, u. zwar waren es vornehmlich die Romantiker, an ihrer Spitze Adam Oehlenschläger († 1850), welche durch Zurückgreifen in die altnordische Götter- und Heldenwelt und in das skandinavische Mittelalter der nationalen Poesie neue, reichlich fließende Quellen eröffneten und dadurch einen nachhaltigen Aufschwung derselben herbeiführten. Neben Oehlenschläger, dem bedeutendsten epischen Dichter der neuesten d.n L., zeichneten sich in dieser Gattung namentlich noch Bernhard Severin Ingemann (geboren 1789), H. W. Kaalund, Fr. Paludan-Müller, Chr. Winter, Andersen und Henrik Hertz aus. Eines der bedeutendsten Produkte der neuesten dänischen Poesie ist Paludan-Müllers „Adam Homo", ein episch-didaktisch-satirisches Gedicht. In der Fabel versuchten sich Winther, Kaalund und Fr. Schaldemose, ohne jedoch ihre älteren Vorgänger Tode und Storm zu erreichen. Das Feld der didaktischen Poesie ward angebaut von H. Chr. Oersted, H. Hertz und Otto D. von Staffeldt. In der Satire waren besonders Hertz' „Gjengangerbreve" mustergültig. In dem Genre Glasbrenners schreibt Jörgensen, dessen zahlreiche kleine Produkte sehr beliebt und oft aufgelegt worden sind. Als Lyriker stehen in der Gegenwart voran Winther, Hertz, H. P. Holst, K. Bugger, J. E. Boye, Andersen, Steen Stensen Blicher, P. L. Möller, H. Buchwaldt, Chr. K. F. Molbech und K. Rosenhoff. Minder bedeutend sind Bjerregaard, J. Homann, Th. Kjerulf, C. Juul, Welhaven, F. B. Karup u. A. m. Eine vorzügliche Pflege fand in der neuesten Zeit das geistliche Lied, vor Allen durch Grundtvig, neben dem B. Chr. Hjort, Ingemann, C. J. Boye, H. A. Timm rühmend zu erwähnen sind. Eine umfassende Sammlung dänischer geistlicher Gesänge begannen C. J. Brandt und L. Helveg (1844 f.). Als ersten dramatischen Dichter der Gegenwart verehren die Dänen noch jetzt J. L. Heiberg, obwohl derselbe schon seit 1812 dichtete. Das Fach der nationalen Tragödie ward nach J. Ewalds Vorgang besonders von Oehlenschläger, das des ernsten Drama's im Allgemeinen von Ingemann, J. Carsten von Hauch, F. Paludan-Müller, H. P. Holst u. Hertz, welcher letztere auch auf deutschen Bühnen verdienten Beifall gefunden hat, angebaut. Weniger ward Andersen als dramatischer Dichter gerühmt. Außerdem bereicherten das dänische Theater mit Dramen Chr. K. F. Molbech, J. Fibiger, J. E. Heilmann, C. Bredahl („Dramatiske scener", 2. Aufl. 1855, 3 Bde.), P. J. Jacobsen, Fr. Norby, P. Jensen („Dramatiske digtninger", 1852). Im Lustspiel waren nach wie vor Holberg und Heiberg mustergültig, neben denen sich namentlich Hertz u. Th. Overskou Anerkennung zu verschaffen wußten. Außerdem arbeiteten in diesem Fache mit Erfolg noch Hostrup, Gerson und mit minderem Glück außer Andersen und Hauch: Blicher, P. Chievitz, Carit Etlar, P. J. Jacobsen u. A. m. Das Vaudeville ward nach Heibergs tonangebendem Vorgang kultivirt von F. H. Guldberg, Hertz, C. Hostrup und Andersen, deren Stücke noch jetzt eine bedeutende Rolle auf dem Repertoire der dänischen Schaubühne einnehmen. Im Fache des Romans und der Novelle hat die neueste d. L. nicht nur denen anderer Literaturen ebenbürtige, sondern vorzügliche Produkte aufzuweisen. Voran stehen hier als in den letzten Decennien thätig St. St. Blicher, Ingemann, C. Hauch, Heiberg, der in den gefeierten „Hverdags historiens forfatter" (Alltagsgeschichten) zuerst anonym vor das Publikum trat; dann folgen Winther, St. Aubin (pseudonym Karl Bernhard) und der auch in die deutsche und

englische Literatur eingreifende Andersen. Noch versorgten das leselustige dänische Publikum mit mehr oder minder guten Romanen und Novellen Bloch Suhr, S. Kierkegaard (pseudonym Victor Eremita), W. Thisted (pseudonym K. Hermidad), H. P. Holst, E. Lobedanz, F. C. Sibbern, der pseudonyme Carit Etlar, C. Bagger, Rosenhoff, H. Buchwaldt, Schaldemose, Chr. Alfred u. Torkel Trane, abgesehen von zahlreichen anderen minder bedeutenden Schriftstellern dieses Fachs.

Auch in Bezug auf **wissenschaftliche Literatur** ist in Dänemark von Alters her Anerkennenswerthes u. zum Theil Vorzügliches geleistet worden. Was zuerst das Fach der **Geschichte** anlangt, so ging schon früher mit der Eröffnung u. Bearbeitung der Quellen die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, namentlich auf dem vaterländischen Gebiet, Hand in Hand. Der Gründer der historischen Kritik in Dänemark ist Thormod Torfäus († 1719); mit ihm und Arna Magnäus, dem verdienstvollen Sammler isländischer Schriftwerke, beginnt eine ganze Reihe von Historiographen, als deren letzter P. F. Suhm hervorzuheben ist. Ihnen schließen sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts der gelehrte Hans Gram und seine Schüler J. Langebeck und Gers. Schönning an, welche durch ihre Quellensammlungen der späteren Geschichtsforschung förderlich vorarbeiteten. Durch Veranstaltung guter Ausgaben altnordischer Sagas und sonstiger Schriftwerke der skandinavischen und dänischen Vorzeit erwarben sich besonders Halfdan Einersen, John Erichsen, Olaf Olavius, Finn Johnsen, Björn Halbersen, Hans Finsen, John Olavsen, Stephan Björnsen, Gorm Johnsen Thorkelin und Skule Thorlacius um die erfolgreiche Betreibung vaterländischer Geschichtsstudien große Verdienste. Als tonangebende Historiographen reihten sich ihnen im Laufe des 18. Jahrhunderts an Erik Pontoppidan († 1764), A. Hoyer, L. Holberg, der Dichter, Ove Högh Guldberg, Tyge Rothe, Ove Malling. Aber erst im 19. Jahrhundert begann man das aufgehäufte Material kritisch zu sichten u. zu Werken zu verarbeiten, die, auch dem größeren gebildeteren Publikum zugänglich, die Vergangenheit als Lehrmeisterin der Gegenwart darstellten. In diesem Sinne waren als Geschichtsforscher thätig P. E. Müller, N. M. Petersen, E. Engelstof, J. Möller, Chr. K. F. Molbech, Vedel Simonsen, E. C. Werlauff, H. Knudsen, H. Fr. Estrup u. A. m. Es bildeten sich behufs der Beförderung der historischen und antiquarischen Studien besondere Gesellschaften, welche zum Theil auch ihre Resultate in Zeitschriften veröffentlichten. Unter der großen Zahl dänischer Geschichtschreiber der Gegenwart ragt vor Allen Grundtvig hervor, ein Historiker im eminentesten Sinne, ebenso ausgezeichnet in der Bewältigung des Stoffs als in fesselnder Darstellung, voll glühender Begeisterung für das nordische Vaterland. Andere verdienstvolle Historiographen sind C. F. Wegener, C. F. Allen, G. L. Baden, L. C. Müller, H. Gießing, J. K. Höst, Fr. Hammerich, M. Nathanson, Hübertz und Schiern. Die dänische Kriegsgeschichte fand ihre gründlichen Bearbeiter in dem früh vollendeten J. H. Jahn u. J. von Räder. Um die Kirchenhistorie machte sich J. N. Helveg verdient, um die Genealogie und Heraldik Königsfeldt, Berlien und Vedel Simonsen, um die Kunstgeschichte Friis und Thiele (Thorwaldsens Biograph). Die **Geographie** Dänemarks ward unter Anderen von Bojesen und Erslew, die Statistik von A. Baggesen, A. F. Bergsöe, Trap, Rawert und Rothe bearbeitet; weniger geschah für die Geschichte und Geographie des Auslandes. Schätzbare wissenschaftliche Resultate ergaben die Reisen Graahs nach Grönland (1828—31) und die Weltumsegelung der Korvette Galatea unter Steen Bille. Im Allgemeinen aber nahm die geographische Wissenschaft in Dänemark wenig Notiz von K. Ritters großartigen Leistungen auf diesem Gebiete, bis J. F. Schouws gediegene Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Geographie auch hier auf den rechten Weg hinwiesen.

Der **Philosophie** hat es zwar in Dänemark von jeher nicht an Liebhabern gefehlt, doch hat die d. L. bei dem vorherrschend auf Poesie u. Geschichte gerichteten Sinn der Nation keine großen Schriftsteller in diesem Fache aufzuweisen. Von philosophischen Schulen oder einer im höheren Sinne originellen Literatur auf diesem Felde kann daher nicht die Rede sein. Niels Treschow, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts zur Ausbreitung philosophischer Forschung in Dänemark viel beitrug, war ein scharfsinniger und lichtvoller Denker, der sich anfangs an Kant anschloß, später sich aber mehr als Eklektiker zeigte, ohne sich jedoch mit der Natur- und Identitätsphilosophie der neueren Zeit befreunden zu können. Sein Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhl zu Kopenhagen, F. C. Sibbern, hat sich besonders auf dem Gebiete der Religionsphilosophie und Aesthetik hervorgethan. Letzteres kultivirte auch Oersted. Der Dichter Heiberg trug viel dazu bei, der hegelschen Philosophie in Dänemark Eingang zu verschaffen oder wenigstens eine gründliche Bekanntschaft mit ihr zu vermitteln. Kierkegaard und P. G. Brommer gaben Erörterungen über moralische Fragen und Begriffe; P. F. Müller schrieb ein System der Moral nach kant-fichte'schen Principien. Andere philosophische Schriftsteller sind J. B. Neergaard, P. M. Stilling und A. P. Adler. Als Vertreter der spekulativen Richtung ist neben H. Martensen (Grundriß der Moral) besonders R. Nielsen zu nennen. In der **Theologie** hat der fortdauernde Kampf um die Bollwerke der Kirche einen nachtheiligen Einfluß auf die Bearbeitung der einzelnen Fächer ausgeübt. In den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts mußte das Christenthum gegen Naturalismus und Atheismus vertheidigt werden. Später bildeten die Fragen über Religionsfreiheit und Lösung des Parochialnexus, sowie über Agendenveränderung das Centrum der Verhandlungen. Als bedeutendste Theologen sind hervorzuheben Münter, Mynster, Lindberg, Grundtvig, Rudelbach, Möller, Clausen, Balle, Treschow, Blum, Rothe, Hornsyld und Martensen, dessen „Christliche Dogmatik" (3. Aufl., Kiel 1855) auch in Deutschland Anerkennung fand. Für die **orientalischen Sprachen u. Literaturen** ward bis auf Rask Weniges von größerer Bedeutung geleistet. Das Studium des Arabischen förderte früher Rasmussen, neuerlich Mehren und Sörensen; das des Hebräischen und Phönicischen Lindberg. Mit dem Koptischen beschäftigte sich zu Anfang des Jahrhunderts Engelbreth. Von großer Bedeutung sind Westergaards Arbeiten über die altpersischen

Sprachen und das Sanskrit, sowie die von dessen Schüler Fausböll für das Pali. Auf dem Gebiete der klassischen Philologie genießt gegenwärtig Joh. Madvig als Latinist eines europäischen Rufs; neben ihm haben noch N. J. Bloch, J. F. Henrichsen, Ingerslev, Arnesen, Tregder, Lange, Boissen, P. O. Bröndsted, Wesenberg, Eberling, Oppermann u. A. selbst über Dänemarks Grenzen hinaus Anerkennung gefunden. Gute Uebersetzungen der alten Klassiker lieferten besonders F. H. Guldberg, S. Meisling und P. Möller. Während für die wissenschaftliche Bearbeitung neuerer Sprachen und Literaturen in Dänemark wenig geschah, lag man mit desto größerem Eifer und Erfolg dem Studium der nordischen und vaterländischen Sprache u. Literatur ob. Auf diesem Gebiete glänzen vor Allen Finn Magnusen, Nyerup, Petersen, Rask, Hjort, P. E. Müller u. Molbech. Ebenso koncentriren sich in Dänemark u. insbesondere in Kopenhagen gegenwärtig die die nordische Alterthumskunde betreffenden Studien, die hier durch großartige u. in ihrer Art einzige Institute u. Sammlungen unterstützt werden. Das Museum der nordischen Alterthümer wurde 1807 begründet und 1843 durch ein amerikanisches Museum erweitert. Vier verschiedene Gesellschaften haben sich zur Förderung dieser Studien gebildet, nämlich die arna-magnäanische Kommission (gestiftet 1772), die isländische Literaturgesellschaft (gestiftet 1816), die königliche Gesellschaft der Alterthumswissenschaft (gestiftet 1825) und der Nordisk Literatursamfund, welch letzterer Verein, seit 1847 bestehend, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und bis Anfang 1858 bereits 26 Bände Abhandlungen geliefert hat. Aus früherer Zeit sind besonders die Schriften A. Bartholins, A. Thura's, Sibberns, Grams, Worms und Mollers zu erwähnen.

Eine noch blühende Rechtsschule ward von Kofod Ancher gegründet und von Andern fortgesetzt. In der neuern Zeit sind besonders zwei Richtungen hervorgetreten, die eine mit vorwiegend philosophischer Tendenz die aufgestellten Principien auch der Rechtsauslegung anpassend, mit A. S. Oersted an der Spitze, die andere das historische Element der Rechtswissenschaft pflegend und deshalb auch die Resultate der Alterthumsforschung in ihr Gebiet mit hereinziehend. Die vornehmsten Repräsentanten der historischen Schule sind J. F. W. Schlegel und Kolderup-Rosenvinge, denen sich dann J. E. Larsen anschließt. Durch selbstständiges Studium und tüchtige Dialektik zeichnen sich Algren-Ussings Schriften aus. Das römische Recht war in Dänemark stets nur Lehrgegenstand u. hat erst in der neueren Zeit an P. G. Bang einen würdigen Bearbeiter gefunden. Die Staatswissenschaften fanden bis 1830 wenig Pflege, und ihr Studium ward von den Rechtsgelehrten nicht gefördert. Die Vernachlässigung dieses Wissenszweigs machte sich aber besonders fühlbar, als Friedrich VI. dem dänischen Volke eine Konstitution gegeben hatte, daher man sich seitdem eifriger damit beschäftigte. Obgleich schon im 16. Jahrhundert die medicinische Wissenschaft u. Kunst Dänemarks eines weitverbreiteten Rufs genoß und berühmte Namen, wie J. C. Tode, M. Sartorph ꝛc., aufzuweisen hat, so fehlte es doch lange Zeit an einer selbstständigen Literatur der Arzneiwissenschaft, erst in neuerer und neuester Zeit haben Gundelach-Möller, Eschricht, Diörup, Stein, Dreier, Levy, Bang, Bendz, Hanover u. A. zu einer solchen einen guten Grund gelegt. Die Naturwissenschaften dagegen haben eine reiche Literatur aufzuweisen, die in der neueren Zeit noch ansehnlich vermehrt worden ist. Schon Pantoppidan schrieb über Naturgeschichte, und Brünnich zeichnete sich als Zoolog aus. S. Pauli, J. Landt, G. Chr. Oeder, O. Fr. Müller, M. Vahl, Th. Holmskiold, K. G. Rafn, Chr. Fr. Rottböll, Chr. Fr. Schumacher, H. Chr. Lyngbye, E. F. Nolte, C. Hauch, J. H. Bredsdorff, J. W. Hornemann, Dreier und Liebmann als Botaniker, Forchhammer, Puggaard u. A. als Geognosten, H. C. Oersted als Physiker, J. F. Schouw als Meteorolog und Pflanzengeograph sind weit über Dänemarks Grenzen hinaus geachtete Namen. In der Mathematik und besonders in der Nautik leisteten Treffliches O. Römer, Bugge, der Urheber der ökonomischen und geographischen Vermessungen des Landes. Unter den Theoretikern stehen Ramus und Chr. Jürgensen obenan. Als Astronom genießt Schumacher in Altona eines europäischen Rufes, wie im 16. u. 17. Jahrhundert Tycho de Brahe und Longomontanus. Rühmlichst bekannt ist außerdem Urb. Jürgensen nicht nur durch seine Chronometer, sondern auch durch sein Werk „Ueber die Messung der Zeit“.

Der eigentliche Begründer der dänischen Literaturgeschichte ist N. Nyerup, von dessen zahlreichen Schriften namentlich „Almindelig Moerskabsläsning i Danmark og Norge“ (Kopenh. 1816), sowie „Den danske digtekunst under Frederik V.“ (das. 1819) und „Den danske digtekunsts middelalder“ (mit Rahbeck, das. 1805—6, 2 Bde.) hierher gehören. Unter seinen Nachfolgern sind hervorzuheben: Rahbeck, welcher die Zeit Friedrichs V. (Kopenh. 1819) und Christians VII. (das. 1828), Molbech, welcher die neuere dänische Poesie (das. 1831—32, 2 Bde.) behandelt, Thortsen, welcher eine Uebersicht über die ganze d. L. (das. 1839, 4. Aufl. 1854) u. Petersen, welcher Beiträge zur Geschichte der d.n L. (das. 1853—55, 3 Bde.) gab. Vgl. Fürst, Vorlesungen über die neuere d. L., Wien 1816, 2 Bde.; Prutz, Einleitung zu L. Holbergs Schriften, Stuttg. 1857; Charmier, Histoire de la littérature en Danemark et en Suède, Par. 1839.

Dänische Sprache, ursprünglich ein Dialekt der skandinavischen oder altnordischen Ursprache, welche früher unter dem Namen Dönsk Tonga (d. i. dänische Zunge) in den dreiskandinavischen Reichen allgemein gesprochen ward, sich in ihrer Reinheit aber nur auf der Insel Island erhalten hat und daselbst noch jetzt gesprochen u. geschrieben wird. Die gegenwärtige d. S. hat sich durch Verschwisterung mit der germanischen und namentlich der angelsächsischen Mundart selbstständig ausgebildet und ist jetzt die kultivirte Schrift- und Mundsprache der Bewohner der beiden Reiche Dänemark und Norwegen, während sich die schwedische Sprache einigermaßen abweichend entwickelt hat, jedoch in der Weise, daß es den Dänen, Norwegern und Schweden möglich ist, sich gegenseitig ohne große Schwierigkeit zu verstehen und zu verständigen. Auf die Entwickelung

der d.n S. übte, seit deutsche Fürsten den dortigen Thron bestiegen hatten, die deutsche Sprache einen bedeutenden Einfluß aus, der durch den lebhaften Verkehr des Landes mit den Hansestädten, sowie durch die Studien vieler Dänen auf deutschen Universitäten nicht wenig befördert ward. Epochemachend war in dieser Beziehung besonders die Einführung der Reformation, welche eine treffliche Uebersetzung der Bibel in die Landessprache zur nächsten Folge hatte, womit die Grundlage der jetzigen dänischen Schriftsprache gegeben war. Doch ward die Entwickelung der letztern durch das Vorherrschen des Lateinischen in der Wissenschaft noch verzögert, bis sie gegen das Ende des 16. Jahrhunderts mit der geistlichen Liederdichtung einen neuen Aufschwung nahm. Bald aber ward derselbe wieder gehemmt durch das Eindringen französischer Geschmacksbildung, in Folge deren eine Unzahl von Gallicismen in die Sprache Eingang fanden. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ward durch ächt nationale Dichter, wie Ewald, eine selbstständigere Ausbildung des Dänischen angebahnt u. zu Anfang des 19. Jahrhunderts eben sowohl durch die Wiederaufnahme altnordischer Studien, als in Folge der meisterhaften Behandlung der Sprache durch Baggesen, Oehlenschläger, Grundtvig u. A. vollendet. Neben der Schriftsprache bestehen in Dänemark noch mehre Volksmundarten, von denen besonders die südseeländische und nordseeländische, die fünensche, langelandische und falstrische, sowie die bornholmische als eine Gruppe und dann die nordjütische und südjütische oder danojütische als andere Gruppe hervorzuheben sind. Die d. S. zeichnet sich vor den andern skandinavischen Dialekten durch Sanftheit, Weichheit und Wohllaut aus. Das dänische **Alphabet** ist dem deutschen gleich, nur hat es (außer in Fremdwörtern) kein w und z, dagegen noch ae (ä) und ø (ö); als Schrift dienen gewöhnlich die deutschen Frakturbuchstaben. Hinsichtlich der Aussprache ist als eigenthümlich zu bemerken, daß aa wie ein offenes o, ae wie ä, ø wie ö, y wie ü, d sehr weich und zuweilen fast unhörbar, g wie das oberdeutsche g in Gott, Gabe, oder wie j, v wie w, nach a und o aber fast wie u gesprochen werden. Wie die deutsche Sprache, hat auch die dänische eine große Freiheit in Zusammensetzungen; auch die Konstruktion hat Aehnlichkeit mit der deutschen, nur mehr Einfachheit. Die erste dänische Sprachlehre wurde von E. Pontoppidan (lateinisch, Kopenhagen 1668) abgefaßt; ihr folgten die von P. Syv (das. 1685) und von Hoysgard (das. 1743 und 1747), und später die von Jak. Baden, Lange (das. 1787; neu bearbeitet von Abrahamson, 1801), Tode (das. 1797), Tobiesen (2. Aufl., Altona 1813), Nissen (Kopenhagen 1808), Bloch (das. 1818), Rask (2. Aufl. 1839), denen sich in neuerer und neuester Zeit die von Petersen, Birch, Hjort, Bojesen, Jacobsen, Oppermann, Bentzien u. A. anreihen. Das norwegische Dänisch ward von Knudson (Kopenhagen 1856) bearbeitet. Einige dänisch-lateinische **Wörterbücher** gab es schon im 16. Jahrhundert; ihnen folgten später die brauchbareren von Aphelen, Jak. Baden, Reisler (Kopenhagen 1799, 3. Aufl. von Prim, 1810), G. H. Müller (Schleswig 1800, neu bearbeitet von Guldberg, Kiel 1807, 4 Bde.), Leth (1800). Das große „Dansk Ordbog" der dänischen Akademie (Bd. 1—7, Kopenhagen 1793—1853) ist von Verschiedenen bearbeitet, wird aber von Molbechs „Dansk Ordbog" (das. 1833, 2. Aufl. 1854 f.) übertroffen. Dänisch-deutsche Wörterbücher lieferten Amberg (Kopenh. 1810), Bresemann (das. 1852—55, 2 Bde.) und Grönberg (3. Aufl., das. 1846—51, 2 Bde.), ein dänisch-französisches Borring (das. 1853—56, 2 Bde.), ein dänisch-englisches Ferral (das. 1845—54, 2 Bde.). Ein „Dansk Dialekt-Lexikon" gab Molbech (Kopenhagen 1841) heraus; derselbe begann auch ein „Dansk glossarium" (das. 1853 ff.) für die veralteten Wörter. Dyrland gab eine „Udsigt over de danske sprogarter" (Kopenh. 1857), P. E. Müller eine „Dansk synonymik" (das. 1829, 2 Bde.; 2. Aufl. von Dahl 1853), Thortsen eine „Forsög til en dansk metrik" (das. 1833—34, 2 Bde.) heraus. Treffliche Arbeiten über die Geschichte des Dänischen sind von Petersen („Det danske, norske og svenske sprogs historie", Kopenh. 1839—40, 2 Bde.) u. Molbech („Det danske sprogs historiske udvikling", das. 1846). Ein regeres Leben in der Sprachforschung ward erst mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts sichtbar, obschon die Zahl der Arbeiter in diesem Fach überhaupt verhältnißmäßig nicht sehr groß war; vorzugsweise sind hier die Namen Grundtvig, Rafn, Nyerup, P. E. Müller (Synonymik, Kopenhagen 1832, 2 Bde.) zu nennen. Eine neue selbstständige Bearbeitung der dänischen **Metrik** lieferte C. A. Thortsen (1833—34, 2 Bde.). Zur Geschichte der d.n S.: N. M. Petersen, Det Danske ꝛc. Sprogs-Historie, Kopenhagen 1829, 3 Bde.

Dänischwohld (Dänischer Wald), der mit Gehölzen besetzte südöstlichste Theil des Herzogthums Schleswig, zwischen dem eckernförder Busen und dem Eiderkanal, fast ausschließlich aus adeligen Gütern bestehend.

Dafar (Dofar, Thaphar, Saphar), Landschaft in Südarabien (Hadramaut), im Bereich des Hafenplatzes von El Schehr an der Küste des arabischen Meeres, liegt am Fuß eines an 5000 Fuß hohen Gebirges und bildet eine wasserreiche, fruchtbare und gut bevölkerte Ebene, in welcher die ausgedehnten Ruinen von El-Belad liegen. Die Bewohner sind die Beni Gurreh, ein räuberischer und roher Beduinenstamm, der eine bedeutende Rindvieh- und Schafzucht treibt. Die große Stadt D., welche einst hier lag, wurde um 1520 von den Portugiesen zerstört. Unter den Ankerplätzen der Küste ist Abdarbariz der vorzüglichste.

Daffinger, Moritz Michael, Porträtmaler, geboren 1790 zu Wien, Zögling der k. k. Akademie und besonders Fügers, zuerst Maler an der k. k. Porzellanmanufaktur, seit 1809 ausschließlich Porträtmaler in Miniatur und sich durch geistreiche Auffassung, treue Wiedergabe und glänzende Färbung auszeichnend. In neuerer Zeit neigt er sich zur englischen Manier des Lawrence. Von seinen zahlreichen Bildern gehören unter die besten: der Herzog von Reichstadt, mehrmals gestochen; der Fürst Metternich nebst Familie; die Erzherzogin Sophie und deren Kinder.

Dag (Dagge), das Ende eines Tau's, womit die Matrosen gezüchtigt werden; daher durch die Daggen laufen, im Seedienst dieselbe Strafe, wie zu Lande das Spießruthenlaufen.

Daga (Dega, d. i. Hoch- oder Kaltes Land),

in Abessinien Name der über 8000 Fuß hoch gelegenen Landschaften, wie Samen, Woggera, Doba, Agame, das obere Godscham, Kafa, Agaomeder, das obere Gurague ꝛc.

Dagana, französischer Handelsposten in Westafrika, am Senegal, an der Ostgrenze der Landschaft Wallo.

Daghestan (tatarisch, s. v. a. Gebirgsland), asiatisch-russische Landschaft, die sich vom östlichen Abhange des Kaukasus bis zum kaspischen Meer erstreckt, im Norden von Kaukasien, im Süden von Schirwan, im Westen von Georgien begrenzt wird und in politischer Hinsicht das russische Gouvernement Derbent, die sogenannte kaspische Region (Kuba), das Schamchalat von Tarku, das mechtulinische Khanat und die Landschaften Kaitl und Tabasseran umfaßt. Der Flächengehalt beträgt etwa 435 □Meilen. Das Land ist durch den Kaukasus und seine Zweige, die sich fächerförmig zum kaspischen Meer erstrecken und im Swahdagh 13,100 F. Höhe erreichen, sowie im Nordwesten durch das audische Gebirge Hochland mit zahlreichen Thälern, deren Boden aus Lehm oder Thon oder Kleie besteht. Der Küstenstrich ist sandig; der nördliche Theil theils Heide, theils Steppe. Es wird von einer Menge von Flüssen bewässert, unter denen als die bedeutendsten der Koisu (Sulak) und der Samur mit zahlreichen Mündungsarmen hervorzuheben sind. Die übrigen sind kleinere reißende Küstenflüsse. Außerdem sind auch zahlreiche Bewässerungskanäle vorhanden. Auf den Bergen gibt es viele kleine Seen und auch in der Ebene einige, unter denen der Salzsee bei Tarku bemerkenswerth ist. Auch viele heiße Quellen findet man. Das Klima ist in den niedrigen Theilen sehr mild und im Sommer meist sehr trocken. Im höheren Gebirge ist die Luft kälter. Das durch die reichliche Bewässerung fruchtbare und ziemlich gut angebaute Land liefert Weizen, Reis, Korn, Hirse (zu Getränken benutzt), Safran, Gemüse, Obst, Wein, Färberröthe, Bauholz. Die Viehzucht bringt reichen Ertrag; Pferde, Kameele, Esel und das fettschwänzige Schaf sind in großer Menge vorhanden. Jagdbares Wild und einzelne Raubthiere (Bären, Wölfe ꝛc.) finden sich in den waldreichen Gebirgsgegenden. Der Bergbau auf Blei, Eisen und Schwefel ist noch in seiner Kindheit. Die Einwohner, gegen 2 Millionen, im Allgemeinen Daghestaner genannt, sind theils Gebirgsbewohner, die zu den Lesghiern gehören und in steter blutiger Feindschaft mit den Russen leben, theils Türken oder Tataren, zu welchen die Kumyken, Truchmenen (oder Turkomanen) und die Nogaier gehören, theils daghestanische Araber, welche, wie die Türken, sämmtlich Mohammedaner sind, Armenier und Juden. Die Kumyken bewohnen die fruchtbare Niederung im Nordosten des Kaukasus, die sich bis zum Terek und kaspischen Meere hinabzieht, und treiben theils Ackerbau, theils Fischerei und Viehzucht, theils Baumwollen- und Seidenbau; die nomadisirenden Nogaier haben mongolische Gesichtsbildung, reden aber eine dem Turkomanischen verwandte Sprache; die türkisch redenden Turkomanen bewohnen das Gebiet von Kuba; die daghestanischen Araber leben als Nomaden im Sommer im Gebirge und im Winter in der Ebene an den Flüssen und Seen. Die Juden, die sich in D. in einer reinen und schönen Race erhalten haben, leben von Ackerbau und Viehzucht. Die wichtigsten Orte sind: Derbent und Tarku nahe der Küste, Kuba, Achty, Chasiy im Innern. Das Land gehörte früher zum persischen Reiche, von dem es eine der nördlichen Grenzprovinzen bildete, steht aber seit 1832, mit Ausnahme einiger Theile im höhern Gebirge, unter russischer Oberherrschaft. Vergl. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus, Frankfurt 1848.

Daghumba (Dagomba), westafrikanische Landschaft im Innern von Guinea, am Südabhange des Konggebirges und nordöstlich vom obern Lauf des Rio Volta (Schirau), mit meist mohammedanischen Einwohnern; ist dem Herrscher der Aschanti (s. d.) unterworfen.

Dagobert, fränkische Könige aus dem Geschlechte der Merovinger: 1) D. I., Sohn König Chlothars II., geboren 602, ward 622 König von Austrasien und nach dem Tode seines Vaters zugleich von Neustrien, indem er seinem Bruder Charibert nur das Herzogthum Aquitanien abtrat. Er schlug seinen Thron zu Paris auf und brach den gewaltigen Einfluß des Majordomus Pipin. Die Austrasier forderten jedoch auf Anstiften von des letzteren Verwandten einen eigenen König und ließen sich, um das Bedürfniß eines solchen zu erweisen, absichtlich von dem Slavenwendenkönig Samo um 630 schlagen. D. gab ihnen endlich nothgedrungen seinen vierjährigen Sohn Sigbert zum König. Durch seines Bruders Charibert Tod erhielt er jedoch Aquitanien wieder und unterwarf auch die Basken, sowie den Herzog von Bretagne. Vor seinem Tode übergab er dem Majordomus Anga seinen Sohn Chlodwig und dessen Mutter Nantechild zur Beschützung und † 638. Er war der letzte Merovinger, der noch selbstständig und kraftvoll regierte, schändete aber seine sonst gerechte Regierung durch den Mord von 10,000 Bulgarenfamilien, die vor den Hunnen bei ihm Schutz suchten, indem er befürchtete, sie möchten das ihnen angewiesene Land als Eigenthum behalten.

2) D. II., Sohn des austrasischen Schattenkönigs Sigbert, Enkel des Vorigen, ward nach dem Tode seines Vaters 656 von Pipins Sohne, Grimoald, in ein irländisches Kloster gesendet, jedoch von den Austrasiern nach ihres Königs Childerich Tode (673) auf den Thron erhoben, aber 678 ermordet.

3) D. III., Sohn Childeberts III., folgte diesem 711 als Schattenkönig und † 715.

Dagobertshausen, Dorf in der kurhessischen Provinz Niederhessen, an der Fulda, mit alter, schöner Kirche und 280 Einwohnern, geschichtlich bekannt durch den Sieg der Franken unter Dagobert über die Wenden (631).

Dagobertstein, Stadt, s. v. a. Dachstein.

Dagö (Dago, Dagen oder Daghen), zum europäisch-russischen Gouvernement Esthland gehörige Insel, am Eingange des finnischen Golfs, nördlich von der Insel Oesel, von welcher sie nur durch eine schmale Meerenge, den Selosund, getrennt ist. Sie ist von Norden nach Süden 6 geographische Meilen lang, von Osten nach Westen 8 Meilen breit und hat 20,54 □Meilen Flächeninhalt. Ihre Küsten sind durch Welleneinspülung sehr zerrissen und überall von Untiefen, Sandbänken und kleinen Eilanden umgeben, wodurch

die Schifffahrt in der Nähe ihrer Ufer sehr gefährlich wird. Auf der äußersten Spitze des westlichen Vorgebirges, Dagerort genannt, steht deshalb ein Leuchtthurm. Die Insel ist von wellenförmiger Oberfläche, die sich am Strande wohl zu Sanddünen und gegen die Mitte hin zu Hügeln, aber nirgends zu Bergen und Felsen erhebt, stark bewaldet, hat auf der Ostseite, wo sie auch am dichtesten bevölkert ist, einen fetten und fruchtbaren, auf der Westseite dagegen einen mageren und sandigen Boden und erzeugt auf der ersteren Korn, Flachs, Hanf, Obst und Gartenfrüchte in Fülle, wie auch die dortigen Wiesen einen kräftigen Viehstand begünstigen. Auch hat die Insel auf der östlichen, dem Festlande zugewandten Seite mehre gute Ankerplätze und Häfen. Hier liegt auch, zwischen dem südlichen Vorgebirge, Serel, und dem nördlichen, Pardas, der beste und besuchteste Hafen dieser Insel, Tewenhawen, und um denselben herum ein Marktflecken oder eine kleine Stadt gleichen Namens. Auf der ganzen Insel gibt es nur 3 Kirchspiele: Keims, Reiks und Pühalep. Die 15,000 Bewohner bestehen zu $^2/_3$ aus Esthen, zu $^1/_3$ aus Schweden und Deutschen. Die letzteren sind meist Ackerbauer und Fischer; die Esthen, welche hier zu den kultivirtesten ihres Stammes gehören, treiben allerlei Künste und Handwerke und sind namentlich geschickte Gold- und Silberarbeiter, Schmiede, Schlosser, Uhrmacher, Tischler, Wagner u. Erbauer von Häusern und Fahrzeugen. Am nördlichen Vorgebirge fängt man viele Strömlinge, die zum Theil marinirt und bis Petersburg und Moskau versandt werden. In administrativer Beziehung gehört D. zu dem esthnischen Kreise Wiek mit der Hauptstadt Hapsal. D. ward 1645 von Dänemark an Schweden und 1721 von letzterem an Rußland abgetreten.

Dagon, Hauptgott der Philister, entsprechend dem phönicischen Baal und wie dieser als männliches Schöpfungsprincip, als Beherrscher des Menschenlebens und Schicksalsgott verehrt, daher auch Schutzgott der Saaten, des Ackerbaues 2c. Ihm zur Seite stand Derceto, wie dem Baal die Astarte. Erwähnt werden Tempel von ihm zu Asdod oder Azotus und zu Gaza. Sein Bild hatte einen menschlichen Kopf u. Hände, aber den Körper eines großen Fisches (Dagon) oder Fischsäugethieres.

Dagop, das Heiligthum der Buddhatempel bei den Indiern, das vielfach wiederkehrende Symbol des Buddhaismus, besteht in einer etwas überhöhten Hohlkugel, welche auf einer cylinderartigen Basis ruht, und hat in den Tempeln seinen Platz vor dem halbkreisförmigen Abschluß des Mittelraums. Der D. soll eine Wasserblase vorstellen, womit Buddha den menschlichen Leib vergleicht. Gewöhnlich enthält er eine Reliquie des Buddha oder eines Heiligen.

Dagoumer, Guillaume, französischer Philosoph, geboren zu Pont-Audemer um die Mitte des 16. Jahrhunderts, † zu Courbevoie bei Paris 1745, war Rektor der pariser Universität, welche er 1724 erfolgreich gegen die Jesuiten vertheidigte, führte aber einen dissoluten Lebenswandel und ward deshalb von Lesage in seinem „Gil Blas“ unter dem Namen Guyomar aufgeführt.

Dagr, in der nordischen Mythologie Sohn Dellings und Notts, ward von Alfadur mit letzterem an den Himmel gesetzt, um mit Pferd und Wagen jeden Tag die Erde zu umfahren, wobei das Pferd Skinfari (Glanzmähne) mit seiner strahlenden Mähne Luft und Erde erleuchtete.

Daguerre, Louis Jacques Mandé, Maler zu Paris, Erfinder des Diorama's, sowie der nach ihm genannten Lichtbildnerei (s. Photographie), geboren 1789 zu Cormeilles in der Normandie, gebildet durch Degoti, malte zuerst Dekorationen für die pariser Theater, nebenbei auch Ansichten und erfand 1822 das Diorama, welches er mit dem Maler Bouton konstruirte u. wofür er 1824 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde. Seine weiteren physikalischen und chemischen Forschungen bezogen sich hauptsächlich auf die Wirkungen des Sonnenlichts auf die Farben, aber erst nach jahrelangen Studien und Versuchen erfand er mit J. N. Niépce die Lichtbildnerei. Von der Deputirtenkammer wurde ihm daher 1839 eine Prämie von 8000 und eine jährliche Pension von 2000 Francs, den Erben des 1833 verstorbenen Niépce aber eine Prämie von 2000 Francs zuerkannt. Einen Antrag des russischen Grafen Demidoff, der ihm sein Geheimniß abkaufen wollte, wies D. zurück, da er wollte, daß seine Entdeckung das Eigenthum der civilisirten Welt werde. Er † den 10. Juli 1851 zu Petit-Brie bei Paris.

Daguerreotypie, s. Photographie.

Dahä (Daä), Nomadenvolk des Alterthums, an der Süd- und Ostküste des kaspischen Meeres bis zum Jaxartes hin (von Arrian Massageten genannt), zerfiel in die Aparner (Parner), Xanthier und Pissurer. Die D. waren gute Krieger und dienten als Reiter unter Darius Codomannus, als reitende Bogenschützen unter Alexander und Antiochus. Das jetzige Daghestan hat von ihnen den Namen.

Dahesas, Name der waldigen Abhänge der Sekundärgebirgsketten der Sierra Nevada in Spanien, z. B. D. von Durcal, Dilar 2c.

Dahl, 1) Johann Christian Clausen, Landschaftsmaler, geboren den 24. Febr. 1788 in Bergen in Norwegen, war anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt, bezog aber nach einer siebenjährigen Lehrzeit bei einem Dekorationsmaler die Akademie von Kopenhagen u. kam 1818 nach Dresden, wo er Mitglied und Professor der Akademie wurde. Er machte auf seinen Reisen durch Polen, Deutschland, Schweden und Norwegen fleißige Naturstudien, die ihn zu einer eigenthümlichen realistischen Richtung führten, der es aber an Stimmung u. vollendeter Technik mangelte, obgleich man ihn, namentlich seiner trefflichen nordischen Bilder wegen, den „neuen Everdingen“ nannte. D. nimmt indeß in der Landschaftsmalerei einen hervorragenden Rang ein, und namentlich repräsentirte er in der damaligen ziemlich nüchternen dresdener Kunstperiode eine Größe ersten Rangs. Von seinen Bildern befindet sich der Ausbruch des Vesuvs im Besitz des Herrn von Ritgeberg, eine Ansicht von Bergen im Besitz des Königs von Schweden, eine seeländische Winterlandschaft im Schlosse von Kopenhagen, eine norwegische Landschaft im Besitz des Königs von Sachsen, ein Seesturm im Besitz des Herrn von Seebach in Dresden. Zwei große treffliche Gemälde aus der charaktervollen Natur seiner Heimat stellen den Sturz der Tinterrare in Obertelemarken u. eine Thalschlucht mit Wasserfall an der Küste von Bergen dar. Auch

mehre Radirungen sind von ihm bekannt. Auch verfaßte er ein Werk über die nordische Holzarchitektur, betitelt: „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens“ (Dresden 1837). D. † den 14. Oktober 1857 in Dresden. Sein Sohn, Siegwald Johann D., geboren 1827 in Dresden, widmete sich mit Erfolg der Genre- und Thiermalerei.

2) Wladimir Iwanowitsch, russischer Volksschriftsteller, bekannter unter dem Pseudonym Kosak Luganski, geboren um 1800, ward im Seekadetencorps zu Petersburg erzogen, trat 1819 bei der Flotte des schwarzen Meeres in Dienst, betheiligte sich dann am polnischen Feldzuge und an einer Expedition nach Khiwa. Später bereiste er fast alle Provinzen des russischen Reichs, sammelte dabei an 4000 Volksmärchen aus dem Volksmunde, an 10,000 Sprüchwörter, viele volksthümliche Redeweisen und trug eine große Anzahl provinzieller Wörterbücher und reiches Material für die Sittengeschichte zusammen. In der Schrift „Poltora slowa o russkim jasikom“ (Anderthalb Worte über die russische Sprache) wies er nach, wie sehr die Schriftsprache bisweilen von der lebendigen Volkssprache abweicht. Außerdem lieferte er zum Theil in Zeitschriften auch Erzählungen und Novellen, deren Helden Bauern und Leibeigene sind, und die sich durch treffliche Anlage, Lebendigkeit und Naivetät, Sprachreinheit u. reiches ethnographisches Material auszeichnen. Zu seinen besten Novellen rechnet man: „Chmäl“ („Der Rausch“), „Son u jaw“ („Der Traum und das Wachen“), „Wakch Sidorof Tschaikin“, „Njebüwalo s bülom“ („Das Nichtgewesene und das Gewesene“), „Skaska o nushdä, o stschastii io prawdä“ („Erzählung von der Noth, dem Glücke und der Wahrheit“). Treffliche psychologische Schilderungen sind: „Dwornik“ („Der Hausknecht“), „Denschtschik“ („Der Offizierbursche“) ꝛc.

Dahlak (Dalhak), Inselgruppe auf der Westseite des rothen Meeres, der Küste von Abessinien gegenüber, besteht aus etwa 100 Klippen u. Eilanden, die dichtgedrängt um die Hauptinsel Dahlak-el-Kebir liegen. Letztere enthält 12 Dörfer und den Haupthafen D. an der Südwestküste, Stationsort zwischen Massua und Dschidda. Im Jahre 1861 beabsichtigten die Engländer, sich desselben zu bemächtigen. Früher wurde hier starke Perlenfischerei getrieben.

Dahlberg, Erik Jonsson, Graf von, schwedischer Feldmarschall und Generalgouverneur von Livland, den 10. Okt. 1625 zu Stockholm geboren, war seit 1641 Privatsekretär des schwedischen Generalkämmerers Rensköld, fungirte seit 1646 als Kammerschreiber bei der pommerischen Kammer u. ward 1647 mit Untersuchung sämmtlicher schwedischen Festungen in Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Bremen u. Westphalen beauftragt. Als Ingenieur bei der schwedischen Armee legte er neue Festungswerke bei Thorn an und zeichnete sich sowohl in dem polnischen, als in dem folgenden Kriege mit Dänemark so aus, daß er 1660 die Stelle eines Oberstlieutenants und zugleich das Adelsdiplom erhielt. Später ward er Kommandant der Festung Christianstadt, dann der zu Landskrona, 1687 Landhauptmann zu Jönköping, 1692 Generalfeldzeugmeister, 1693 königlicher Kriegsrath u. zugleich schwedischer Reichsgraf, Feldmarschall und Generalgouverneur über Bremen und Verden und 1696 über Livland. Im J. 1700 vertheidigte er Riga gegen die Sachsen, trat 1702, als Karl XII. wider seinen Willen gegen Polen zog, zurück und † zu Stockholm den 16. Jan. 1703. Wegen seiner Verdienste um Verbesserung des Festungsbau's in Schweden ward er der Vauban u. Coehorn Schwedens genannt. Sein Hauptwerk „Suecia antiqua et hodierna“ (Stockholm 1700, 2 Bde.) besteht aus lauter Kupferstichen ohne Text.

Dahlbom, Anders Gustav, verdienter schwedischer Entomolog, den 3. März 1806 zu Forssa unweit Skianninge in Ostgothland geboren, besuchte das Gymnasium zu Linköping und bezog 1826 die Universität Lund, ward hier durch Zetterstedt für die Entomologie gewonnen, erhielt 1830 eine Anstellung als Docent der Naturgeschichte und Amanuensis des zoologischen Museums in Lund und ward 1842 außerordentlicher, 1843 ordentlicher Adjunkt für Entomologie u. Intendant des entomologischen Museums der Universität Lund. Außer mehren Arbeiten in den Verhandlungen der stockholmer Akademie und Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte er eine große Anzahl entomologischer Schriften, z. B. „Monographia pompilorum Sueciae“ (Lund 1829), „Monographia chrysidum Sueciae“ (das. 1829), „Exercitationes hymenopterologicae“ (das. 1831—33), „Bombi Scandinaviae“ (das. 1832), „Conspectus tenthredinidum, siricidum et oryssinorum Scandinaviae“ (Kopenh. 1835), „Prodromus hymenopterologiae Scandinavicae“ (Lund 1837), „De crabronibus Scandinavicis“ (das. 1839) u. A. Sein Hauptwerk ist „Hymenoptera Europaea praecipue borealia“ (1. Bd., Lund 1843—45, 2 Bde., Berlin 1854).

Dahlen, Stadt in Rheinpreußen, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Gladbach, zwischen schönen Gärten gelegen, mit Seiden- und Leinwebereien, Flachsbau und 1640 Einwohnern. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, unfern der leipzig-dresdner Eisenbahn, hat ein gräflich bünauisches Schloß mit großem Park, eine alte Kirche und 2860 Einwohner, die Leinweberei und Landwirthschaft betreiben. D. ist von Sorbenwenden erbaut. Vergl. Daleminzien.

Dahlgren, Karl Johann, schwedischer Dichter u. humoristischer Schriftsteller, geboren zu Quillinge in Ostgothland am 20. Juni 1791, studirte zu Upsala Theologie, ward 1824 Prediger zu Stockholm, 1829 Komminister an der dortigen Großkirche und wohnte als Deputirter den Reichstagen von 1829, 1834 und 1840 bei, wo er fortwährend zur Opposition gehörte und sich erst auf dem letzteren Reichstage in den wichtigsten Fragen der gemäßigten Partei näherte. Er † den 2. Mai 1844 als Prediger an der Hauptkirche zu Stockholm. Als Dichter trat D. zuerst in Atterboms „Poetisk Kalender“ für 1813 auf und gewann mehrmals Preise. Fast jährlich gab er Musenalmanache heraus, die außer metrischen Arbeiten auch Novellen und komische Erzählungen enthalten. D. bewegt sich als Dichter stets mit außerordentlicher, zuweilen freilich auch übereilter Leichtigkeit; am ausgezeichnetsten ist er in der Darstellung idyllisch-burlesker Scenen in Bellmanns Manier. Wir nennen von seinen Schriften: „Aurora“ (Stockholm 1815, 2 Thle.), „Mollbergs epistlar“ (das. 1819—20, 2 Bde.),

„Opoetisk Kalender för poetisk folk“ (das. 1822 ff.), „Babels Torn“ (das. 1824), „Odalgumman“, ein poetisches Quodlibet (das. 1829), „Freja“, ein poetischer Kalender, Novellen enthaltend (das. 1830 ff.), „Aftonstjernan“ (das. 1832 ff.), „Toilett-Kalender“ (das. 1832), „Grossörkan Vierdumpels resa till kalasfesten“, Roman (das. 1833), „Argus i Olympen“, eine Komödie (das. 1825). Das Gelungenste aus seinen Schriften enthalten die beiden Sammlungen „Ungdomskrifter“ (Stockh. 1829, 2 Bde.) u. „Samlade skrifter“ (Bd. 1, das. 1834). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel „Samlade arbeten“ (Stockh. 1847—52, 5 Bde.).

Dahlia, Pflanzengattung, s. Georgina.

Dahlin, s. v. a. Alantin, s. Inula.

Dahlmann, Friedrich Christoph, deutscher Geschichtschreiber, am 17. Mai 1785 zu Wismar aus einer aus Schweden stammenden Familie geboren, studirte in Kopenhagen und Halle besonders Alterthumswissenschaften, Philosophie und Geschichte, habilitirte sich 1811 zu Kopenhagen als Privatdocent der Philologie und begann mit lateinischen Vorlesungen über den Aristophanes. Seine Abhandlung „Betragtninge over Oehlenschlaeger dramatiske Vaerke“ erwarb ihm 1813 eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität zu Kiel. Fortan widmete er sich fast ausschließlich dem Studium der Geschichte. Im Jahre 1815 wurde er Sekretär der „fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft“ und vertrat in der Streitfrage, ob die gesammte alte landständische Institution noch als bestehend anzusehen sei, als publicistisches Organ die ständische Partei gegen die Regierung. Er veranstaltete eine „Sammlung der wichtigsten Aktenstücke, die gemeinsamen Angelegenheiten des Corps der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft und der übrigen Gutsbesitzer betreffend“ (Kiel, August 1815 — Mai 1816, nachher fortgesetzt bis zum Januar 1819; ein Anhang dazu hat den Titel: „Vergleichung der Pflugzahl der immatrikulirten adeligen Güter“), schrieb „Urkundliche Darstellung des dem schleswig-holsteinischen Landtage zustehenden Steuerbewilligungsrechts, mit besonderer Hinsicht auf die Steuergerechtsame der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft“ (das. 1819) und arbeitete auch mehre dem Bundestage überreichte Denkschriften aus, deren erste zu Frankfurt a. M. 1822 im Druck erschien, während eine zweite an die Reklamationskommission zurückgegeben ward und erst 1830 zur Oeffentlichkeit kam. In der Sache selbst setzte D. damals nichts durch, indem sich der Bundestag für inkompetent erklärte, doch wurde D. durch diese Angelegenheit auf das geltende Staatsrecht und seine Wurzel, die Geschichte des Mittelalters, gelenkt. Früchte seiner hierauf bezüglichen Studien waren die Ausgabe der „Vita Ansgarii“ in den „Monumenta Germaniae historica“, seine „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte“ (Altona 1822—23, 2 Bde., der 2. Bd. in zwei Abtheilungen), „Neocorus der Dithmarse“ (Kiel 1818) und „Johann Adolfi's, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarsen“ (das. 1827, 2 Bde.). Außerdem lieferte er zu den Kieler Blättern, deren Mitherausgeber er war, u. zu den Kieler Beiträgen mehre Abhandlungen, z. B. „Ein Wort über Verfassung“, u. A. m. Im Jahre 1829 nahm er einen Ruf als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Göttingen an und blieb auch hier neben den Staatswissenschaften der Geschichte zugewendet, wovon seine treffliche „Quellenkunde der deutschen Geschichte“ (Göttingen 1830), zum Leitfaden für seine geschichtlichen Vorträge bestimmt, Zeugniß gibt. Die Stürme, die nach der Julirevolution losbrachen, rissen ihn abermals in das praktisch-politische Leben hinein. Als Deputirter der Universität Göttingen an dem konstituirenden Landtage von 1831—33 ward er mit Andern berufen, in einem Komité unter Schulte's Vorsitz den Entwurf zu einem neuen Konstitutionswerk auszuarbeiten. Auch in den nächsten Jahren war er in vielfacher Weise bei der Fortbildung des hannöverischen Staatslebens thätig. Von dem Vicekönig, Herzog von Cambridge, und dessen Ministerium wurde D. bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen; auch ward ihm 1835 von der Regierung die Ausarbeitung eines neuen Hausgesetzes übertragen. Eine wissenschaftliche Frucht dieser Zeit war außer der bereits genannten „Quellenkunde der deutschen Geschichte“ der erste (bis jetzt einzige) Band seiner „Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“ (Göttingen 1835—48, 2 Bde.; Bd. 1, 3. Aufl. 1847), eine Schrift, worin er die gewöhnlichen Vernunftrechtstheorien fallen läßt und vornehmlich die englische Verfassung als Muster aufstellt. Als König Ernst August am 1. November 1837 das Staatsgrundgesetz einseitig aufhob und darauf die Beamten zur Unterschreibung eines neuen Dienst- und Huldigungseides aufgefordert wurden, war es D., welcher die bekannte Protestation der sieben göttinger Professoren redigirte und unterschrieb. Er mußte in Folge davon mit seinen Gesinnungsgenossen Göttingen verlassen und begab sich nach Leipzig, wo er die Erlaubniß erhielt, Vorlesungen an der Universität zu halten, wiewohl das einstimmige Gesuch der dortigen philosophischen Fakultät an das Ministerium, ihm die durch Pölitz' Tod erledigte Professur der Staatswissenschaften zu übergeben, unerfüllt blieb. Nach einem kurzen Aufenthalt im Bade Kissingen wendete er sich 1838 nach Jena, wo er in seiner „Geschichte Dänemarks“ (Hamburg und Gotha 1840 ff., 3 Bde.) für die Sammlung von Heeren und Ukert ein durch gründliche Forschung, sowie klassische, markvolle Sprache ausgezeichnetes historisches Meisterwerk ausarbeitete. Viele ungegründete Gerüchte und Urtheile veranlaßten ihn zur Abfassung der für das Verständniß der hannöverischen Ereignisse wichtigen Flugschrift „Zur Verständigung“ (Basel 1838), der die von einem Ungenannten (Stüve in Osnabrück) verfaßte „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover“ (Jena 1838) und die „Gutachten der Juristenfakultäten in Heidelberg, Jena und Tübingen, die hannöverische Verfassungsfrage betreffend“ (das. 1839), folgten. Im Jahre 1842 folgte D. dem Rufe als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität zu Bonn. Großen Beifall fanden seine „Geschichte der englischen Revolution“ (6. Aufl., Lpz. 1853, engl., Frankf. 1845) und seine „Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik“ (Leipzig 1845, 3. Aufl. 1853), welches Werk D. selbst für eine Ergänzung des erstern erklärt. Im Jahre 1848 ge-

hörte er zu den von Preußen geschickten 17 Vertrauensmännern beim Bundestage, wurde zur Prüfung des Verfassungsentwurfes der Sieben zu einem der 4 Vicepräsidenten gewählt, war nachher Mitglied der Nationalversammlung und einer der Führer der konstitutionellen Partei, welche die neue Reichsverfassung gründen wollte. Bei dem Bericht über den Waffenstillstand mit Dänemark, den er erstattete, drang er mit seinem Votum auf Sistirung desselben durch, und als darüber das Reichsministerium seine Entlassung gab, wurde D. mit Bildung eines neuen beauftragt, welches er aber nicht zu Stande brachte. Nach Ablehnung der Reichsverfassung von Seite Preußens theilte er das Schicksal seiner Parteigenossen, widersprach zwar dem Beschluß des Austritts aus dem Parlament, fügte sich aber doch im Mai 1849 demselben. An dem Nachparlament in Gotha nahm er thätigen Antheil und mahnte hier zu unbedingter Hingabe an die Politik Preußens. Als Mitglied der ersten preußischen Kammer trat er den Restaurationsansichten energisch, aber vergeblich entgegen. Bei dem erfurter Parlament war er Mitglied des Staatenhauses. Seitdem zog er sich aus dem politischen Leben zurück und † in Bonn am 5. December 1860.

Dahme, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk, mit Schloß, 2 Kirchen und 4508 Einwohnern, die sich mit Tuch-, Wollenzeuch-, Leinwand- und Tabaksfabrikation und Säbelschmieden beschäftigen. Historisch bekannt ist D. durch das Gefecht am 7. September 1813 zwischen den (siegenden) Preußen und Franzosen. Bei D. entspringt der Fluß D., der unterhalb Golßen flößbar und bald darauf auch schiffbar wird und nach 10 Meilen Laufes als „wendische Spree" bei Köpenick in die Spree mündet.

Dahn, Marktflecken und Kantonsort in der bayerischen Rheinpfalz, mit Burgruine und 1300 Einwohnern, liegt im Dahnerthal, das, von der Wislauter durchflossen, sich 6 Stunden weit bis Weißenburg erstreckt und von pittoresken Felswänden eingeschlossen ist.

Dahomey (Dahome), westafrikanischer Negerstaat in Oberguinea, auf der Benin- oder Sklavenküste (s. Benin), grenzt im Westen an das große Reich der Aschanti, von dem es durch den Volta getrennt wird, im Osten an Yarriba mit den Flüssen, welche den Küstensee von Lagos bilden; gegen Norden reicht es bis zum Konggebirge, und an der Küste, bis wohin es sich erst gegen Anfang dieses Jahrhunderts ausgedehnt hat, besitzt es die Strecke von der Voltamündung bis zum Fort Badegry, mit den Ländern Ardra und Whidah (mit dem gleichnamigen Dorfe, dem wichtigsten Handelsort der Sklavenküste, wo alle Kaufleute, welche mit D. Handel treiben, Faktoreien angelegt haben). Das Land ist an der Küste Niederung, weiter im Innern Bergland mit weiten Thälern u. Plateaux, bedeckt von endlosen Wiesen, in deren hohen Kräutern man sich verstecken kann, mehr noch von ungeheuren zusammenhängenden Wäldern, in denen Wollbäume, Drachenbäume, Aringonien und andere Baumriesen in Menge vorhanden sind. Auch große Sümpfe finden sich, namentlich ist das Land Ardra vom nördlichen D. durch einen sumpfigen Wald getrennt, der zuweilen fast unburchschreitbar ist. Die Staatsform von D. bietet das Aeußerste einer absoluten Monarchie; die ganze Bevölkerung, selbst die höchsten Würdenträger sind nur Sklaven des Herrschers. Der obersten Beamten sind (nach Wallons Mittheilungen 1860) vier: der Mehu, der an der Spitze des Handelswesens u. der Abgaben steht, die Obergewalt über das Heer hat u. alle Verhandlungen vermittelt, eine der einflußreichsten u. gefürchtetsten Personen des Reichs; der Minghan, der mit der Polizei u. der Rechtsverwaltung betraut ist (gleichsam das Organ des Volks vor dem König, wie der Mehu das des Königs vor dem Volk); der Tolonnu oder erster Verschnittener, der gefürchtete u. absolute Chef des königlichen Hauses, der auch die Aufsicht über die Frauen des Palastes hat, und der Cambodé oder Großkämmerer, der die Ausgänge des Palastes bewacht, die Fremden einführt, dem König, wenn er ausgeht, den Weg von allen Steinen säubert rc. Nächst diesen Beamten steht der Avoghan oder Vicekönig von Whidah, die Kreatur und der würdige Helfershelfer des Mehu, ohne den Niemand mit D. Handel treiben kann und der stets neue Forderungen zu machen hat; sodann der Gao und der Poassu, die beiden Chefs der Armee. Außerdem gibt's auch weibliche Oberbeamte. Der König ist an die strengste Etikette gewöhnt. Wenn er spricht, so bewirkt der Cambodé durch eine Glocke, die er fortwährend am Halse trägt, die größte Stille; wenn er hustet oder niest, so wirft sich der ganze Hofstaat mit dem Gesicht auf die Erde; wenn er ißt oder trinkt, so verhüllt ihm der Tolonnu das Gesicht; wer von seinen Unterthanen ihn essen sieht, muß sterben; ein Sklave hält beständig einen silbernen Spucknapf bereit; 2 Sklaven verscheuchen die Insekten vom Throne; 2 Eunuchen beobachten u. errathen schnell die geringsten Zeichen des Königs. Um etwas vom König zu erlangen, muß man vor Allem seine Favoritinnen durch reiche Geschenke gewinnen; der Einfluß und die Intriguen dieser Frauen sind gewaltig. Dasselbe gilt von der Mutter des Königs, von den Müttern seiner Vorgänger, der Mutter des Mehu, des Minghan rc., die immer Mütter haben, da nach dem Tode der wirklichen Mutter eine andere dazu ernannt wird. Uebrigens ist es äußerst schwierig, zum Ohr des Königs zu gelangen. Er selbst spricht nur zum Tolonnu, dieser zum Mehu und dieser erst zum Volke, und ebenso umgekehrt. Daher erfährt der König nur, was man zu seiner Kenntniß kommen lassen will, und nur zu oft weiß dieser absoluteste Herrscher nicht, was in seinem Namen geschieht. Einmal im Jahr richtet der König durch den Mehu seine Befehle direkt an das Volk. Zu diesen Festtagen bringt Jeder seinen schuldigen jährlichen Tribut, und während der von seinem ganzen Hofe umgebene König mit der einen Hand nimmt, theilt er mit der andern Hand freigebig an die ganze, in Masse nach der Hauptstadt Abomé berufene Volksmenge aus. Dabei aber gehört die scheußlichste Menschenschlächterei zu dem mit völliger Gleichgültigkeit betrachteten religiösen Ceremoniell aller Hoffeste. Behufs des Verkehrs mit den Unterchefs rc. hält der Hof Racabers oder Boten, die den Rohrstock Desjenigen tragen, der sie sendet, und deren Person für geheiligt gilt. Während sie ihre mündliche Botschaft ausrichten, hält man das Rohr in der Hand und muß

sich stellen, als vernähme man die Stimme Dessen, der den Boten schickt. Die Unterchefs der Provinzen und großer Städte (mit einem portugiesischen Worte Cabèssèren genannt) sind kleine Tyrannen, die nur ihren Launen folgen. Der König ernennt sie und überliefert ihnen den Sonnenschirm, den Sessel, den mit Silber ausgelegten Säbel rc., welche Zeichen ihrer Würde sie nie ablegen. Sie sind die servilsten Diener des Königs, auch wenn er nicht zugegen ist, unendlich viel mehr als das Volk. Der ganze Staat ist militärisch organisirt. Der König wählt selbst die Häuptlinge der Ortschaften, welche ihre Krieger, die der König zusamenrufen kann, auf eigene Kosten zu erhalten haben. Die gesammte Armee besteht aus 25—30,000 Mann; außerdem bilden 5000 Frauen die eigentliche königliche Garde, welche letztere auf königliche Kosten unterhalten wird. Dieselbe besteht aus 5 Abtheilungen: der Artillerie, mit Säbeln, kupfernen Tromblons und 25—30 Geschützen nebst einer Menge Musketonnern bewaffnet; den Elephantenjägerinnen, der tapfersten und geübtesten Schaar, die einen blauen Turban mit hohen Hörnern, einen braunen Anzug, den Dolch im Gürtel und eine lange Flinte tragen und trefflich discipliniirt sind; der Infanterie, dem zahlreichsten Theil, mit Säbel und Flinte bewaffnet; den Mäherinnen, mit glänzenden europäischen Sturmhauben und 4—5 Fuß langen aufrecht stehenden Klingen, und den Bogenschützen, den jüngsten und gewandtesten, die ein Eliten- und Paradecorps bilden und Bogen und Köcher, nebst einem kleinen Dolch führen. Letztere sind zugleich die Tänzerinnen ersten Rangs. Die Offiziere tragen ein silbernes Armband am linken Arm und auf dem Rücken einen Schweif von weißen Baumwollschnüren. In der Armee der Männer bestehen dieselben Abtheilungen. Man hat nur Schloßflinten und im Land gefertigte, sehr schlechte Säbel. Uebrigens gilt die Weiberarmee für kriegerischer, tapferer u. grausamer als die männliche u. sie ist dem König vollständiger ergeben und opfert sich willig. Kavallerie ist, da es an Pferden fehlt, nicht vorhanden; nur der König u. einige Chefs haben das Recht zu reiten; sie müssen aber dabei von 4 Mann gehalten werden. Die Nordwestgrenze des Reichs ist fortwährend militärisch besetzt, u. jede Stadt, in welcher sich eine königliche Residenz befindet, hat eine Garnison, welche die Interessen des Königs und die Polizei des Landes wahrnimmt. Die Religion der Dahomeer ist der gröbste Fetischismus; sie erkennen einen guten u. einen bösen Geist, verehren aber besonders den letzteren, den sie fürchten. Der im Lande verbreitetste Kultus scheint ein priapischer; die männlichen oder weiblichen Fetische werden angerufen und mit Palmöl begossen. Die Priester und Priesterinnen werden selbst vom König geehrt. Erstere, deren Kopf fast immer auf der rechten Seite rasirt ist, kleiden sich sehr reich, häufig in Nachahmung der portugiesischen Priester in Whidah; die Priesterinnen schmücken ihr Haar, zuweilen sehr anmuthig, mit Kauris u. Perlen, während sonst die Frauen in D. mit kahlem Kopfe gehen; den Oberkörper schmücken Federn und Halsbänder; außerdem tragen sie einen leichten, durch einen Gürtel festgehaltenen Rock. Soll irgend eine Stelle für geheiligt erklärt werden, so stellt der Priester dort auf einem gegabelten Stocke einen kleinen Topf aus rothem Thon auf, dessen Deckel etwas Palmöl enthält, und umgibt ihn mit flatternden Bändchen. Darauf legt jeder Vorübergehende achtungsvoll etwas Nahrung für den Fetisch, der hier haust. Solche Töpfe trifft man zahlreich im Lande. Die Fetischgötter, aus rothem Thon geformt, stehen am Eingang der Städte und Dörfer, wo jeder Kaufmann den Zehnten und die heilige Gabe abliefern muß. Außerdem hat Jeder in seiner Wohnung seine Hausgötzen. In D. verehrt man auch Schlangen, deren sich mehre hundert in einem Hause befinden, und die Nachts überall umherschweifen. Die Bevölkerung, deren Zahl Wallon auf 800—900,000 Seelen schätzt, wird als ein mäßiger, intelligenter und im Innern auch industriöser und moralischer Menschenschlag geschildert; dort sind namentlich auch die Frauen gesittet und zeigen eine Zurückhaltung und Würde, die sonst diesen Negervölkern nicht eigen ist. Die Quelle des Reichthums in D. ist der Ackerbau, der regelmäßig und ziemlich verständig betrieben wird. Die Produkte desselben sind Mais, Hirse, Maniok, Bohnen, Yams, süße Bataten und Arachisnüsse, worin die Hauptnahrung des Volks besteht. Auch alle Arten von Gemüsen gedeihen sehr gut in den Gärten. Auf allen Pflanzungen, die sich weit ausbreiten, werfen Palmenreihen oder die zum Baum gewordenen Bohnensträucher ihren schützenden Schatten und halten zugleich von den Feldern die schädlichen Wirkungen des Regens und Windes ab. Uebrigens bebaut man meist nur hochgelegene Striche und sanfte Abhänge und zieht tiefe Gräben zur Ableitung des Wassers. Als Hausthiere zieht man in größter Menge Hammel, Ziegen, große Schweine, Truthühner, Hühner, Enten, Gänse, Tauben und Perlhühner. Rebhühner, Wachteln, Turteltauben und Wasservögel sind gemein; Hasen, Hirsche und Gazellen dagegen selten. Der Gewerbfleiß liefert Baumwollengewebe, harte Thongefäße in Gestalt von Kalebassen (zum Behuf des Götzendienstes und zum Oeltransport), eiserne Klingen und Ackergeräthe, Leder, vegetabilische Seide rc. Indigo ist ganz allgemein das Färbemittel; rothe Farbe bereitet man aus den Stengeln der Hirse, gelbe aus einigen Wurzeln. Aus dem rothen Thone, aus dem fast durchweg der Boden besteht, fertigt man harte Blöcke zum Aufbau der endlosen Mauern, welche das Grundeigenthum der Häuptlinge umziehen; auch sehr dauerhafte Häuser erbaut man aus ihnen. Sonst sind die Häuser, ohne Fenster, meist aus Pfahlwerk gebaut, das mit leichten Zweigen verbunden ist, und auf ihnen liegt als Dach ein Flechtwerk aus Stielen der Palmblätter, so daß die Luft überall freien Zutritt hat; eine Art verdeckten Ganges umgibt solch ein Haus, und dieser ist der gewöhnliche Aufenthalt der Besitzer. Jede Wohnung ist von einer ganz geschlossenen Ummauerung umgeben u. bildet ein Labyrinth von Gebäuden, die durch Höfe von einander getrennt liegen. Man versteht auch Stoffe zu sticken, und zwar mit europäischer Wolle und Seide; die Zeichen auf den Röcken der Cabèssèren, ihre Sonnenschirme rc. sollen zuweilen von vollendeter Zeichnung sein. Das Oel aus den Früchten der Oelpalme, welches gegenwärtig den Haupthandelsartikel ausmacht, erhält man einfach durch Auspressen in einem Troge und durch Anwendung schwacher Wärme. Das der Nuß wird besonders gewonnen und ist theurer; beide vermischt verderben

einander. Der Handel mit diesem Oele nimmt beständig zu, obwohl der König seine Abgaben davon fortwährend steigert, und auch der früher außerordentlich stark betriebene, jetzt verpönte Sklavenhandel, an dessen Stelle dieser Oelhandel getreten ist, noch immer nicht ganz aufgehört hat. Zahllose junge Oelpalmen sind rings um alle Dörfer gepflanzt worden, und die Ausdehnung der natürlichen Wälder zwischen den großen Küstenlagunen ist sehr bedeutend. Zur Zeit der Ernte bieten die Märkte in den großen Dörfern Toffo, Alada, Whidah ꝛc. ein äußerst belebtes Gemälde. Alle zu Markte kommenden Mädchen des Landes erscheinen mit ihren Hals- und Armbändern und ihren glänzendsten Schürzen; die Reihen von Hütten stellen den Bazar vor, wo Tausende von Dingen zum Preise von ¹/₂ Pfennig symmetrisch aufgespeichert liegen. Häufig gewahrt man auch den Bambara, den wandernden Juden dieser Gegenden, dessen weißes Senegalkostüm scharf gegen die bunten Schürzen der Dahomeer absticht. Hauptwaare ist das Oel, das in den erwähnten großen Thongefäßen zu Markte kommt. Als Münze dienen die Kauris, die von der Ostküste Afrika's herbeigeführt werden, und deren 2000 den Werth von 1 spanischem Piaster haben. Die Dahomeer haben dieselben musikalischen Instrumente wie alle anderen Völker dieser Küstenländer: den Tamtam, die Elephantenzähne, die Kalebasse voll Knöchelchen, die doppelte Schelle, auf die man mit einem kleinen Stocke schlägt. Auch die Rohrflöte und die Harfe (sechssaitige Guitarre) hört man spielen. Von Harmonie und Melodie haben sie aber kaum eine Ahnung. Allgemein bei den Bewohnern beliebt ist der Tanz, der nach der größten Körperanstrengung ihre Erholung bildet, wobei auch der Branntwein nicht gespart wird. Während des Tanzes hält man ein am Ende gekrümmtes Stöckchen in der Hand, das mit kupfernen oder silbernen Nägeln verziert ist. Uebrigens tanzen beide Geschlechter gesondert. Der beliebteste und wirklich ausgezeichnete Tanz ist der der königlichen Bogenschützen. Die höchsten und ältesten Chefs, selbst der König verschmäht es nicht, vor dem Volke zu tanzen. Die Wohnung des Königs in der Hauptstadt Abomé unterscheidet sich von den übrigen durch Guirlanden von weißen Kauris, welche die Wände zieren, auf deren oberem Rand eine Anzahl von Todtenköpfen prangt; vor jedem Eingange liegt ein Haufen Knochen und Elephantenschädel. „Der König (erzählt Wallon) saß unter einem seidenen Thronhimmel, hinter ihm und um ihn seine Frauen und Eunuchen, vor ihm die Elephantenjägerinnen, rechts vom Throne die Gardeinfanterie und die weiblichen Bogenschützen, links die Artillerie mit den beiden von Frankreich geschenkten Mörsern und Hunderten von weiblichen Musketieren. Der Thronfolger hatte einen Sessel zu Füßen seines Vaters. Zwölf hohe prächtige Sonnenschirme verbreiteten Schatten über einen mit Kauris verzierten Platz, auf welchem Sessel um einen versilberten, mit farbigen Krystallgläsern bedeckten Tisch standen. Alle Anzüge schimmerten von Gold, Silber und den kostbarsten Seidenstoffen. Die Uniformen der Garde waren überraschend. Der König und sein Sohn trugen ein ganz einfaches, leichtes Seidengewand ohne allen anderen Schmuck."

D. hat sich erst in neuerer Zeit, seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts (gleichzeitig mit den Aschanti) aus kleinen Anfängen durch die Umsicht seines damaligen Herrschers Guadia Trudo, die Tapferkeit seiner Bewohner und die Uneinigkeit der kleinern angrenzenden Herrscher zu einer bedeutenden Macht erhoben, die sich bald durch die Eroberung Whidahs bis zur Seeküste ausdehnte und noch in neuerer Zeit immer gewachsen ist, indem der kleine Staat von Annagou und die zahlreichen kleinen Republiken der Mahi im Konggebirge von den Dahomeern unterjocht wurden. Außer den englischen Gesandtschaften, die wegen Abschaffung des Sklavenhandels nach D. kamen, fand auch die französische Diplomatie die Wege dahin und gewann endlich durch Handelsniederlassungen die Oberhand über die Politik der Briten, die sich, nachdem auch die 1850 ausgeführte Mission ihres letzten Gesandten Forbes in D. erfolglos gewesen, dem Königreich feindlich zeigten. Auch Portugiesen haben sich in Whidah niedergelassen. Im Jahre 1859 starb König Geso, und sein Sohn Badu folgte ihm in der Regierung.

Dahra, nordafrikanische Gebirgslandschaft, in Algerien, zwischen der Küste und dem Unterlauf des Schelif.

Daillé (Dalläus), Jean, berühmter reformirter Theolog, geboren 1594 zu Chatellerault in Poitou, studirte zu Poitiers und Saumur, ward 1623 Prediger zu Forest in Niederpoitou, 1625 zu Saumur und 1626 zu Charenton bei Paris und präsidirte als solcher 1659 auf der reformirten Nationalsynode zu Loudun und 1670 zu Paris. D. war einer der achtungswerthesten und gelehrtesten unter den reformirten Theologen Frankreichs, dabei hellen Geistes, beredt, klar und so tolerant, daß selbst die katholischen Theologen ihn schätzten. Seine Hauptschriften sind: „Disputatio adversus latinorum de cultus religiosi objecto traditionem" (Genf 1664) und „Traité de l'emploi des SS. Pères pour le jugement des différents de la religion" (das. 1632, lat. von Mettäyer, das. 1656 und 1686, engl. von Th. Smith, London 1675). Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Apologie des églises réformées" (1633, lateinisch und Englisch, London 1653); „Opera theologica" (Antwerpen 1700); „Sermons sur le Catéchisme des églises réformées" (Genf 1701, 3 Bde.). Sein Leben beschrieb sein Sohn, Hadrian († 1690 zu Zürich), in „Abrégé de la vie de J. Daillé" (Genf 1671).

Daimiel, Stadt in der spanischen Provinz Ciudad Real (in Neukastilien), in einer Ebene unweit des Rio Azuer, nordwestlich von Manzanares, ein gut gebauter und sehr betriebsamer Ort mit 12,500 Einwohnern, welche Tuch-, Barkan-, Etamine- und Leinweberei, Ziegel- und Drainirröhren-, Seifenfabrikation und Branntweinbrennerei betreiben. Im Gebiete der Stadt, wo viele Schafe u. Schweine gezüchtet werden, liegen die Ojos de Guadiana und ein salziger See.

Dainos, Name der Volkslieder der Litthauer, von denen eine Anzahl von Nesselmann (Berlin 1853) übersetzt wurde.

Dairi (Daili, d. h. innerhalb, die innerhalb des Palastes Wohnenden), auf Japan Titel der sogenannten geistlichen Herrscher oder Priesterkönige, s. Japan.

Dais *L.* (Lorbeerzeibel), Pflanzengattung

aus der Familie der Thymeleen, charakterisirt durch die Blüthen mit 4theiliger, trichterförmiger, unten bauchiger Hülle und 4—5theiligem Saum, 8—10 Staubfäden und langem seitwärts stehenden Griffel, Sträucher und Bäumchen vom Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Asien, mit immergrünen Wechsel- und Gegenblättern und zierlichen Blüthen in Endbüscheln, von denen mehre in deutschen Gewächshäusern vorkommen, besonders D. cotinifolia L., mit fast ansitzenden, verkehrt-eirunden, stumpfen, glatten Blättern und hellpurpurrothen, auswendig weichhaarigen Blumen. Man pflanzt sie in sandige Laub- oder Walderde, mit einer Unterlage von Topfscherben oder Torfbrocken, durchwintert sie bei 4—6° Wärme, begießt sie mäßig, besonders im Winter, stellt sie im Sommer im Freien etwas schattig und vermehrt sie (langsam) durch Ableger und durch Wurzeltheile.

Dais, s. Assassinen.

Daitu, Stadt, s. v. a. Peking.

Dajak, Volk, s. Dayak.

Dake (Dacke), Nikolas, schwedischer Bauer aus der Provinz Smaland, stellte sich an die Spitze der unzufriedenen Bauern, um von Gustav Wasa die Wiederherstellung der katholischen Religion und die Verminderung der Abgaben zu erzwingen, erfocht gegen die königlichen Truppen mehre Vortheile und trat selbst mit auswärtigen Mächten in Verbindung, ward aber schließlich 1543 erschossen.

Dakhel (Wah-el-Dakhleh, auch Wah-el-Gharbi), eine Aegypten tributäre Oase in der libyschen Wüste, liegt in der Breite von Theben, westlich von der Oase Kargeh (Chardscheh), hat sehr fruchtbaren Boden, zahlreiche warme Eisen- und Schwefelquellen und zählt 12 Dörfer mit über 12,000 Bewohnern arabischen Ursprungs. Die Sommerhitze ist sehr groß, während der Regenzeit die Temperatur wechselnd. Im Mai und Juni weht aus Südwesten der äußerst heftige Chamsin. Die Kulturerzeugnisse sind Akazien, Reis, Gerste (die im Oktober und November gesäet und im März u. April geerntet wird), Indigo, Datteln, Granaten, Limonen rc. Der bedeutendste Ort ist El Kassar, mit reichen Fruchtgärten und einem altägyptischen Tempel.

Dakkeh, Dorf in Nubien, im Wadi Kenous des unteren Nillandes, links am Nil, mit den Ruinen eines schönen Tempels mitten im Sande der Wüste. Vor demselben ein großes Propylon, in dessen Mitte sich ein Thor befindet, vor dem Stücke einer Sphinx liegen. Die äußeren Wände, sowie das Innere der Gemächer ist dick mit Figuren bekleidet, welche religiöse Handlungen darstellen und sämmtlich schön ausgeführt sind. In der späteren Zeit bedienten sich die griechischen Christen dieses Tempels zu ihrem Gottesdienste, wovon noch jetzt verschiedene Abbildungen von Heiligen auf den Wänden zeugen. D. war vielleicht das alte Pselcis.

Daktyliomantie (v. Griech.), bei den Alten die Kunst, durch Zauberringe wahrzusagen. Ein unter Ceremonien geweihter Ring wurde von einer verhüllten, um den Kopf geschorenen, in den Händen Eisenkraut haltenden Person unter Gebetsformeln an einen Faden befestigt und auf einer runden, am Rande mit Buchstaben bezeichneten Tafel hüpfend bewegt, u. die Buchstaben, auf welche er sprang, wurden zur Beantwortung der gegebenen Frage zusammengesetzt. Der Gebrauch wird auf den Ring des Gyges bezogen.

Daktyliothek (v. Griech.), Ringbehältniß, Ringkästchen, besonders eine Sammlung von Gemmen, Kameen, geschnittenen Steinen, Ringsteinen (Gemmenkabinet), sonst meist eine Zierde des Tempelschatzes. Die älteste D. in Rom stammte von Scaurus, Sulla's Stiefsohne, her. Mithridates besaß eine reiche D., die sein Ueberwinder Pompejus nach Rom ins Kapitol bringen ließ und dem Jupiter weihte. Cäsar legte 6 D.en im Tempel der Venus Genitrix an, und unter Augustus Marcellus, der Sohn der Octavia, eine andere im Tempel des palatinischen Apollo. Als in dem verfallenden römischen Reiche neben vielen anderen Zweigen der Skulptur auch die Glyptik außer Uebung kam, rettete fromme Prunksucht bedeutende Werke dieser Art, um damit Kleinodienkästchen, Heiligenschreine und Kirchengefäße zu schmücken. Petrarca's Begeisterung für Ueberreste alter Kunst machte zuerst in Italien auf jene werthvollen Kunstprodukte des Alterthums aufmerksam. Es legten D.en an die Häuser Gonzaga und Farnese in Rom, Este in Modena, und Lorenzo Medici der Prächtige in Florenz, und, als diese zerstört worden, ein späterer Medici eine neue, den Grund der noch bestehenden florentinischen, der reichsten unter allen, die gegen 4000 Steine enthält; in Rom außer den Päpsten Julius II. und Leo X. (unbedeutend) auch der Prälat Maria Piccolomini und die Königin Christine von Schweden (Museum d'Odescalchi). Später angelegte D.en waren die in der vatikanischen Bibliothek, in den Palästen Barberini und Strozzi (jetzt in Petersburg). Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine die zu Wien, die reichste an sehr großen Kameen von unschätzbarem Werthe, zu Paris, Petersburg, im Haag, zu Florenz u. Neapel, letztere insbesondere bereichert durch das ehemalige borgia'sche Kabinet. Unter den Sammlungen geringeren Umfangs verdient das Museum in Berlin besonderer Erwähnung wegen der mit demselben vereinigten Sammlung von Stosch. Der umfassendste Katalog geschnittener Steine ist der von Raspe über eine von dem Pastenhändler Tassie verkaufte Sammlung (London 1791, 2 Bde.). D. nennt man auch eine Sammlung von Kupfern, die Gemmen darstellen, und zwar entweder Gemmen mit Gegenständen von einerlei Art, z. B. solche mit Bildnissen von Philosophen (von Bellori), Abraxasgemmen (von Chifflet), Gemmen mit Inschriften (von Ficoroni), mit den Namen der Verfertiger (von Stosch), oder die Steine einer ganzen Sammlung, z. B. die florentiner Sammlung von Gori in dem Museum florentinum, sowie die von Wicar und Mongez daselbst, die früheren pariser von Mariette, die des Herzogs von Orleans, die von Leblond und Lachaux und die wiener, von Eckhel in Abbildungen herausgegeben. Nächstdem sind noch anzuführen die Abbildungen der Sammlungen von Odescalchi, Gravelle, Stosch, Bossi und dem Herzog von Marlborough. Unter den Samlungen von Abbildungen von Gemmen durch Abguß oder Pasten ist die lippertsche in Dresden die berühmteste. Räsonnirende Kataloge über solche Sammlungen sind Lipperts D., Dresden 1767, Supplement 1776, 3 Bde.,

die D. von Gorläus, Delft 1601, neu besorgt von J. Gronov, das. 1695 u. 1701.

Daktylische Verse, in der Metrik Verse, welche aus Daktylen, vollständigen oder theilweise verkürzten, reinen, zusammengezogenen oder aufgelösten, bestehen. In den beiden alten klassischen Sprachen ist die Ersetzung des Daktylus durch einen anderen Versfuß im Allgemeinen an strengere Gesetze gebunden, als in den neueren, namentlich auch im Deutschen. Die gebräuchlichsten Arten der d.n V. sind: der archilochische Vers nebst dem Pentameter, der heroische Herameter, der adonische Vers. Außerdem finden wir, besonders in der lyrischen Poesie, Beimischungen daktylischer Rhythmen, z. B. in der sapphischen, alcäischen u. asklepiadeischen Strophe. Die neuern Dichter, wie Klopstock, Voß, Platen, haben mit Zuziehung des d.n V.s zum Theil ganz neue Versarten gebildet.

Daktylologie (Daktylonomie, v. Griech.), die Kunst, an den Fingern zu rechnen, die älteste Art zu rechnen, deren man sich sowohl beim Erlernen, als auch im gewöhnlichen Leben bediente. Bei den Römern wurden die Zahlen bis 99 theils durch Einschlagen, theils durch Krümmen der Finger der linken Hand bezeichnet, auf dieselbe Weise aber mit den Fingern der rechten Hand von 100 bis 9000; was über 9000 ging, wurde mit der ganzen Hand angedeutet, indem man sie in die Höhe, an die Brust rc. legte, und zwar von 10,000 bis 90,000 die linke, von 100,000 bis 900,000 die rechte. Eine Million wurde durch die über den Kopf gefalteten Hände angedeutet.

Daktylus (v. Griech.), Fingerschlag, in der Metrik Versfuß, der aus einer langen und zwei kurzen Silben besteht: –́⏑⏑, Grundform der daktylischen Versarten, in denen er theils vollständig und rein, theils verkürzt, als Trochäus (–́⏑), theils zusammengezogen, als Spondeus (–́–), theils aufgelöst, als Proceleusmaticus (⏑́⏑⏑⏑), ferner als Anapäst (⏑́⏑–), Tribrachys rc. vorkommen kann. Durch seine rasch fortschreitende, kräftige Bewegung sagt er den epischen und heroischen Dichtungsarten besonders zu.

Dalagoabai (Delagoabai, Bai von Bagoa), geräumige Bai an der Ostküste Südafrika's, bildet einen Theil des indischen Oceans und trennt das Küstenland Natal von dem von Sofala. An der Küste befindet sich ein portugiesisches Fort mit Ansiedelung.

Dalagoaland, s. **Kaffern.**

Dalai-Lama, Name des buddhaistischen Papstes in Tübet (s. d.), vgl. **Lamaismus.**

Dalainoor (Kulunsee), großer Binnensee in der nordöstlichen Mongolei an der russischen Grenze, 8 Meilen lang, 5 Meilen breit, nimmt von Südwesten her den Kerulun und von Südosten her den Kulun Ursun auf, der am Nordostende des See's als Argunfluß abfließt. Die seichten und sandigen Ufer sind mit niedrigen Bergen besetzt, von denen die drei bedeutendsten, der Kaliaou-tai, Olczin, Kurbandschike, auf der Westseite liegen.

Dalarne (schwed., d. i. die Thäler, Thalland), nach der frühern, im Munde des Volks noch jetzt gewöhnlichen Eintheilung das rauhe, aber auch an herrlichen Landschaften reiche, an den beiden Dalelfen und dem Siljansee gelegene Gebirgsland oder der nördlichste, das jetzige Län Falun umfassende Theil des eigentlichen Schwedens, enthält 577 □Meilen u. wird von den Dalkarlar oder Dalekarliern (d. i. Thalkerlen, Thalmännern) bewohnt, nach denen man gewöhnlich, aber fälschlich die Provinz Dalekarlien nennt. Düstere Höhen, dazwischen tiefe lachende Thäler und stille Seen, reißende Ströme und dunkele Fichtenwälder verleihen der Landschaft ihren besonderen ernst-lieblichen Charakter. Das Klima ist rauh, und der lange kalte Winter zerstört oft die dürftige Ernte, im Norden gefriert sogar das Quecksilber. Unter den Produkten D.'s sind schöner Porphyr und Kupfer zu nennen. Bei Mißwachs nimmt man zu Baumrinde seine Zuflucht. Die Bewohner, deren Zahl 158,577 beträgt, sind von den übrigen Schweden durch Sitten, Sprache und Gewohnheiten wesentlich unterschieden. Sie bilden einen kraftvollen, großen, wohlgebauten, schlanken Schlag von einfachen und biedern, derben, abgehärteten und arbeitsamen Menschen, die sich noch durch ihren Patriotismus, ihren freien Sinn, ihre Kühnheit und Tapferkeit, ihr Festhalten an ihren angestammten Rechten u. ihre Sitteneinfalt auszeichnen. In seinem Wesen ist der Dalekarlier ernst, still und freundlich, sparsam, beweglicher und lebhafter in dem westlichen Theile des Landes, schwerfälliger in dem östlichen. Beide Geschlechter lassen das blonde Haar über die Schultern herabhängen. Die Männer tragen einen niedrigen runden Hut mit breitem Rande, weiße oder blaue Ueberröcke, blaue Strümpfe u. Schuhe, im Winter Pelze. Frauen und Mädchen tragen weiße leinene Jacken und Häubchen, weiße stehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rothwollene Strümpfe. Die Schuhe haben hohe Absätze, meist Sohlen aus Birkenrinde und sehen unförmlich aus. Im Hauswesen wird die strengste Reinlichkeit beobachtet. Die Wohnhäuser sind mit Schindeln gedeckt und an den Ecken roth angestrichen; die steinernen Schornsteine erheben sich über den einstöckigen Häusern bis 4 Ellen hoch. Das eigenthümliche Volksleben zeigt sich besonders an Festtagen in den Kirchspielen um den Siljansee, wenn die Leute in ihren Sonntagskleidern, aus Wäldern und Thälern kommend, oder auf dem See mit 10 oder 11 Paar Rudern wettfahrend, in die Kirchen strömen; ferner bei den geheimen Richtersprüchen der großen Dorfschaften, wo die Sittlichkeit des Volks durch dessen eigene sittliche Kraft bewacht wird; oder in den Häusern, wo man neben dem Pflug und der Sense die Werkzeuge des Uhrmachers oder Handwerkers und daneben die Bibel und die lutherische Postille sieht. Der ernste, oft düstere Charakter der Dalekarlier spricht sich auch in den Molltönen ihrer Gesänge, selbst noch in der munteren und raschen Polska aus. Sie sprechen ihren eigenen Dialekt, der in den entferntesten Thälern von dem heutigen Schwedischen überaus verschieden ist; übrigens ist ihnen auch das Runenalphabet geläufig, und noch im vorigen Jahrhundert gebrauchten sie den altnordischen Runenstab als immerwährenden Kalender. Die meisten dalekarlischen Bauern sind Eigenthümer des Feldes, das sie bebauen, und wie klein auch dies Eigenthum sei, so verleiht es ihnen doch ein gewisses Gefühl von Stolz und Unabhängigkeit. Trotz seiner Achtung

vor dem Alter und der gesetzlichen Auktorität redet der Dalekarlier Jedermann, selbst den König vertraulich mit Du an. Da nach des Vaters Tode das kleine Gut unter die Kinder vertheilt wird, so müssen diese bei der Geringfügigkeit der väterlichen Erbschaft neben der Bearbeitung ihres Gütchens noch ein Gewerbe treiben; deshalb sind die Bauern eines dalekarlischen Dorfes zugleich Feldarbeiter, Seiler, Schmiede ꝛc. Von ihrer häuslichen Industrie bringen sie besonders Webekämme, Wanduhren, hölzerne Geräthe, Sensen, Sägen, Schleifsteine ꝛc. zum Verkauf. Im Frühjahre wandern viele aus, um in anderen Provinzen Schwedens Arbeit zu suchen. Wegen ihrer Treue, Ehrlichkeit, Arbeitsliebe sind sie auch als Dienstboten sehr beliebt. Bei den Dalekarliern findet man noch die alte nordische Gastfreundschaft; gutherzig theilen sie das Wenige, das sie besitzen, mit dem Fremden, ohne ihm durch neugieriges Fragen beschwerlich zu fallen. Nach der Farbe des Tuchs, in das sie sich kleiden, theilt man sie auch in schwarze und weiße Dalekarlier. In der schwedischen Geschichte spielen diese freisinnigen, vaterlandliebenden Bauern eine große Rolle. An ihrer Tapferkeit brachen sich mehrmals die gegen Schwedens Freiheit gerichteten Angriffe, wie sie andererseits die Sieger und Ruhmesstützen für Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. waren. Vergl. Schweden.

Dalavadia, im Mittelalter bis gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts eine Landschaft in Irland, welche den größten Theil der jetzigen Grafschaft Down u. die südliche Hälfte von Antrim umfaßte.

Dalayrac, Nicolas, französischer Komponist, den 13. April 1756 zu Muret in Languedoc geboren, nahm 1774 in Paris bei der Garde Dienste, studirte hierauf die Komposition unter Langlé u. schrieb seit 1782 mehr als 50 Opern, unter anderen: „Eclipse totale“, „Primerose“, „Azernia“, „Les deux petits Savoyards“, „Camille“, „Maison à vendre“ und „Raoul de Créqui“, die auch auf deutschen Bühnen Beifall fanden. Er † den 7. November 1809. Anmuth und Zartheit der Empfindung sind die Hauptvorzüge seiner Werke. Ausgezeichnet ist er in den anmuthigen Melodien seiner Canzonetten, Couplets und Vaudevilles. Sein Leben beschrieb Pixérécourt (Paris 1810).

Dalberg, sehr altes, reichsunmittelbares und hochangesehenes deutsches Geschlecht, ursprünglich Kämmerer von Worms genannt, nach dem ihnen erbeigenen Kämmereramte des Hochstifts Worms, dann Herren von D. oder Dalburg, nach einer erheiratheten Burg gleichen Namens im kurpfälzischen Oberamte Kreuznach. „Ist kein D. da?“ fragte bei jeder deutschen Kaiserkrönung der Herold, worauf ein Sprößling des Geschlechts vom Kaiser den Ritterschlag erhielt, eine Ehre, die in alten, den Habsburgern geleisteten Diensten ihren Ursprung haben soll. Napoleon I. wollte dieses Herkommen auch nach der Auflösung des deutschen Reichs aufrecht erhalten, indem er festsetzte, daß der Ritterschlag der D. künftig ein Recht der französischen Kaiserwürde sein sollte. Vom Kaiser Karl V. erhielt das Geschlecht das Privilegium exemtionis et de non evocando subditos, den freiherrlichen Charakter bekam es um 1634. Als Ahnherr wird ein gewisser Cajus Marcellus, römischer Befehlshaber zu Worms, angegeben. Heribert, Kämmerer von Worms, ward 990 Erzbischof von Köln, krönte 1002 Kaiser Heinrich II., † den 16. März 1021 und ward später unter die Heiligen aufgenommen. Bedeutend erhöht wurde die Macht des Geschlechts durch den Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, welcher durch seine Gemahlin, Greta von D., die bedeutenden Güter nebst dem Namen dieser alten Familie an die seinige brachte, so daß fortan die Kämmerer von Worms, genannt D., mit Fürsten wetteifern konnten. Besonders nennenswerth sind von seinen Nachfolgern:

1) Johann, Kämmerer von Worms, genannt von D., eifriger Beförderer der wieder auflebenden Wissenschaften in Deutschland, geboren 1445, studirte auf mehren Universitäten Italiens und zu Ingolstadt, brachte als Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz die Universität Heidelberg zu ihrer höchsten Blüthe und ward 1482 unter dem Namen Johannes III. Bischof von Worms. Die Berufung des Rudolf Agricola nach Heidelberg, die Gründung der Universitätsbibliothek, die Errichtung der neuen Börse, eines besonderen Kollegiums für Juristen zur Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte waren D.s Werke. Auch die Förderung der Münzkunde, der historischen Wissenschaften und besonders der deutschen Sprache ließ er sich angelegen sein. Er † 1503. Vgl. G. W. Zapf, Ueber das Leben und die Verdienste Johann von D.s, Augsburg 1789 und 1796, Zürich 1798.

2) Franz Eckenbert, kurmainzischer Oberamtmann in Kirweiler und Ritterhauptmann am Oberrhein, geboren 1674, wurde der Stifter der älteren mainzer od. dalberg-dalbergischen Linie.

3) Wolfgang Eberhard, Kammerpräsident und Oberamtmann zu Oppenheim, Beförderer der Künste und Wissenschaften, stiftete die jüngere mannheimer oder dalberg-hernsheimer Linie, † 1737.

4) Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von D., Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst von Mainz u. Kurerzkanzler, später Fürst-Primas des rheinischen Bundes u. Großherzog von Frankfurt, einer der edelsten u. gebildetsten Fürsten u. Staatsmänner Deutschlands, am 8. Februar 1744 auf dem Stammschlosse Hernsheim bei Worms geboren, studirte zu Göttingen und Heidelberg die Rechte, bildete sich dann zu Worms, Mannheim und Mainz für den geistlichen Stand, im kurfürstlich mainzer Ministerium aber zum Staatsmann aus, wurde in der Folge Kapitularherr zu Mainz, Domherr zu Würzburg und Worms und Statthalter zu Erfurt. In letzterer Stellung wirkte er erfolgreich für die Handhabung des Rechts, für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, für die Wiedererhebung der gesunkenen Universität und für die Einigkeit der katholischen und lutherischen Landesbewohner. Mit Wieland, Herder, Goethe und Schiller in dem nachbarlichen Weimar stand D. in den vertrautesten Verhältnissen. Im J. 1787 ward er Koadjutor und Nachfolger im Kurfürstenthum Mainz u. im Hochstift Worms und im folgenden auch im Bisthum Konstanz. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1797 forderte er die Stände zu einmüthigem Zusammenhalten Frankreich gegenüber auf, mußte jedoch sehen, wie Mainz mit dem ganzen überrheinischen Bezirk des Kurstaates an Frankreich abgetreten ward. Am 17. Januar 1800 folgte er dem Fürstbischof Marti-

milian Christoph im Bisthum Konstanz u. am 25. Juli 1802 dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph im Erzbisthum Mainz, aber nur in dem Ueberreste des Kurstaats, dem Fürstenthum Aschaffenburg, dem Gebiete Erfurt und dem Eichsfelde, da alle übrigen Besitzungen des Erzstifts säkularisirt worden waren. D. war der einzige geistliche Fürst des Reichs, dem der Reichsdeputationshauptschluß einen Staat bildete, wozu die Fürstenthümer Regensburg, Aschaffenburg und die Grafschaft Wetzlar verwendet wurden. Hier empfing D. am 23. April 1804 die Huldigung. Bei der Kaiserkrönung Napoleons I. verweilte er in Paris, um sich mit dem Papste über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland und mit Napoleon über verschiedene Streitfragen zwischen Frankreich und Deutschland zu besprechen. Daß er mit Unrecht eines Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt wurde, zeigte sein freimüthiger, beim Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich 1805 an alle Reichsstände erlassener Aufruf und die Verantwortung, zu welcher er deshalb nicht lange nachher von Napoleon zu München gezogen wurde. Schon jetzt von dem baldigen Untergange des deutschen Staatenbundes überzeugt, ernannte er den Kardinal Fesch zu seinem Regierungsnachfolger, um seine von allem Schutze des Reichs entblößten Länder dem des übermächtigen Frankenkaisers zu empfehlen. Bei der Errichtung des Rheinbundes mußte er sein Amt als Reichserzkanzler niederlegen, wurde aber unter Beibehaltung seiner erzbischöflichen Würde souveräner Fürst-Primas dieses Bundes und Napoleons Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten; zugleich wurden ihm die Stadt Frankfurt, sowie alle Souveränetätsrechte über die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim, auf der rechten Seite des Mains, und über die Grafschaft Rheineck zugesprochen. Frankfurt, Sitz des Rheinbundes, wurde 1807 die Residenz des neuen Fürsten. Im Jahre 1810 trat er aber Regensburg an Bayern ab und erhielt dafür die Fürstenthümer Hanau und Fulda mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt und der Bestimmung, statt des Kardinals Fesch den Vicekönig Eugen als Regierungsnachfolger anzunehmen. Im November 1813 legte er die Großherzogswürde zu Gunsten Eugens nieder, zog sich später in sein Erzbisthum Regensburg zurück und † hier den 10. Februar 1817. Ein großes Verdienst erwarb sich D. um die Hebung des Schulwesens in seinen Sprengeln. Die Zahl seiner Schriften beläuft sich, außer vielen Beiträgen zu wissenschaftlichen Journalen rc., auf 35, wovon besonders erwähnenswerth sind: „Betrachtungen über das Universum" (Frankf. 1777, 6. Aufl. 1819); „Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst" (Erfurt 1786); „Grundsätze der Aesthetik" (das. 1791); „Von dem Bewußtsein, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit" (das. 1793); „Von Erhaltung der Staatsverfassungen" (das. 1795); „Von der Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneiderei" (das. 1800); „Betrachtungen über den Charakter Karls des Großen" (das. 1806); „Pericles" (Rom 1811); „Anemomètre proposée aux amateurs de météorologie" (Erfurt 1782). Vgl. Krämer, Karl Theodor von D., Leipzig 1821.

5) Wolfgang Heribert, Kämmerer von Worms, Freiherr von D., des Vorigen Bruder, 1749 geboren, war erst Oberappellationsgerichtspräsident zu Mannheim, dann seit 1803 badischer Staatsminister und erhob das mannheimer Theater durch einsichtsvolle Leitung zur ersten Bühne der damaligen dramatischen Kunst in Deutschland. Er † den 28. September 1806 zu Mannheim. Von seinen Schriften nennen wir: „Kora", Drama mit Gesängen (Mannheim 1780); „Der weibliche Ehescheue" (Augsburg 1785); „Montesquieu oder die unbekannte Wohlthat" (Mannheim 1787); „Der Mönch von Karmel" (Berlin 1787). An ihn sind Schillers „Briefe an den Freiherrn F. v. D." (Karlsruhe 1819) gerichtet.

6) Johann Friedrich Hugo, Kämmerer von Worms, Freiherr von D., des Vorigen Bruder, geboren den 16. Mai 1760, war Domkapitular zu Trier, Worms und Speyer, zeichnete sich als tiefer Kenner der Tonkunst, Philosoph und Aesthetiker aus und † im Juli 1803 zu Koblenz. Er schrieb unter Anderem: „Gita-Govinda, aus dem Sanskrit übersetzt" (Erfurt 1802); „Betrachtung über die leidende Kraft des Menschen" (Mannheim 1786; 2 Aufl. 1830); „Blicke eines Tonkünstlers in die Musik der Geister" (das. 1787); „Untersuchung über den Ursprung der Harmonie und ihre allmählige Ausbildung" (Erf. 1800); „Ueber die Musik der Indier, aus dem Englischen des William Jones, mit Anmerkungen, Zusätzen, englischen Volksgesängen rc." (das. 1802); „Die Aeolsharfe, ein allegorischer Traum" (das. 1801). Auch als Komponist hat er Werthvolles geliefert.

7) Emmerich Joseph, Kämmerer von Worms, Herzog von D., ausgezeichneter Staatsmann, Sohn von D. 5), den 30. Mai 1773 zu Mainz geboren, ward rheinpfälzischer Landeskommissariatsrath, trat 1803 in badische Staatsdienste, ging dann als badischer Gesandter nach Paris, wo er mit Talleyrand in nähere Verbindung trat, übernahm während des Feldzugs von 1809 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten im Großherzogthum Baden, vertauschte aber nach dem Frieden den badischen Staatsdienst und, wegen seiner auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich liegenden Stammgüter, das deutsche Staatsbürgerrecht mit dem französischen u. wurde von Napoleon I., dessen Heirath mit Marie Luise er einleitete, 1810 zum Herzog und Staatsrath erhoben, während er zugleich eine Dotation von 4 Millionen Francs auf das Fürstenthum Baireuth erhielt. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich auch D. zurück, ward jedoch im April 1814, als jener an die Spitze der provisorischen Regierung getreten war, zu einem der 5 Regierungsmitglieder ernannt, welche die Restauration der Bourbonen beförderten. Er wohnte als bevollmächtigter Minister Frankreichs dem wiener Kongresse bei u. unterzeichnete dort 1815 auch die Aechtung des Kaisers, wogegen ihn dieser nach seiner Rückkehr unter die 12 Verbannten setzte, deren Güter konfiscirt wurden. D. erhielt jedoch nach der zweiten Restauration der Bourbonen das Verlorene zurück, wurde Staatsminister und Pair von Frankreich und 1816 Gesandter am turiner Hofe. In der Folge lebte er zu Paris und in den letzten Jahren seines Lebens auf seinem Schlosse Herrnsheim, wo er am 27. April 1833 †.

Dalbergia *L. fil.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, charakterisirt durch den

glockenförmigen, 5zähnigen Kelch, die in eine gespaltene Röhre oder in 2 Bündel verwachsenen Staubfäden und die gestielte, stachelförmige, 1—2samige Hülse, kletternde Sträucher und Bäume in Ostindien, mit ungeraden Fiederblättern. Von D. scandens *Roxb.*, einem an Bäumen hinaufkletternden Strauch, dessen Hülsen 2—3 graue und unschmackhafte Bohnen enthalten, dienen die scharfen Blätter zu Breiumschlägen, die Samen als Abführmittel. D. latifolia *Roxb.* ist einer der größten Bäume, mit kleinen, weißen Blumen und einer Bohne. Das Holz des Kernes heißt Schwarzholz (Black wood) und wird allgemein zu eingelegten Zierrathen verarbeitet; es ist graulichschwarz mit hellen Adern, wodurch die so bewunderte Schönheit entsteht, feinkörnig, schwer, sinkt im Wasser unter. In Malabar soll es Stämme geben von 15 Fuß im Umfange.

Dalbosee, ein Theil des Wenernsee's (s. d.) in Schweden.

Dalekarlien, Landschaft, s. Dalarne.

Dalelf, Hauptfluß der schwedischen Landschaft Dalarne, entsteht aus 2 Armen, dem Oesterdalelf und dem Westerdalelf. Jener kommt aus der Alpe Salfjallet an der norwegischen Grenze, sowie aus dem See Gröfvelsjö, bildet dann den reizenden, 5 Meilen langen und 3 Meilen breiten Siljansee bei Mora, verläßt jedoch denselben wieder bei Lelsand und vereinigt sich bei Djurjas mit dem breiten und reißenden Westerdalelf, der sich aus der Vereinigung der Flüsse Löra und Fulu bildet, von denen jener an der norwegischen Grenze, dieser in den Fuluseen seinen Ursprung hat. Der ungemein fisch- (lachs-) reiche D. durchfließt sodann das südwestliche Dalekarlien, bildet mehre Wasserfälle, weshalb er nur streckenweise schiffbar ist, u. mündet östlich von Gefle bei Elfkarleby nach einem Laufe von 64 Meilen in den bottnischen Meerbusen. Kurz vor seiner Mündung bildet er noch einen berühmten Wasserfall, den imposantesten der Halbinsel, der zwar vielen an Höhe des Sturzes nachsteht, aber durch seine Wassermasse den Rheinfall übertrifft. Schon in weiter Ferne auf der Straße von Upsala nach Gefle hört man das furchtbare Tosen. Etwa 50 Fuß tief stürzt der Fluß in 2 Armen hinab, die durch eine dunkle Föhreninsel mit schroffen schwarzen Felsenwänden geschieden sind, und ein dritter, aus einem Tannenwalde kommender Stromarm stürzt der Vereinigung beider Fälle entgegen. Oberhalb des Falls erblickt man nur eine weite, durch nichts ausgezeichnete Ebene, welche der Strom bis nahe an den Abgrund durchfließt; ebenso ruhig zieht er durch eine ebene Fläche dem Meere zu.

Dalemil, der Vater der böhmischen Poesie und einer der ältesten böhmischen Geschichtschreiber, war aus Mezriz gebürtig und befand sich 1308 zu Prag. Seine Geschichte Böhmens in Versen, von Christi Geburt bis 1314 reichend, ist sowohl in Bezug auf die Treue der Thatsachen, als auch als erstes Denkmal der böhmischen Sprache und Literatur von unschätzbarem Werthe; sie erschien zuerst gedruckt zu Prag 1620 unter dem Titel „Klasstera Bololawsheho etc.

Daleminzien (Dalamince), vormals großer slavischer Gau im heutigen Sachsen, der, zwischen Elbe und Mulde eingeschlossen, sich ungefähr von Meißen bis in die Gegend von Dahlen erstreckte und bei Meißen auch über die Elbe reichte. Die Slaven selbst nannten den Landstrich Glomaci, ein Name, der von einer Quelle herrühren soll, die einen den Slaven heiligen See (den heutigen Polzschner-See bei Lommatsch) bildete. Die Wallfahrten zu diesem See (jetzt nur noch ein Sumpf) veranlaßten wahrscheinlich die Entstehung der Stadt Lommatsch (Glomaci), welche schon im 9. Jahrhundert ein Hauptort des Gaues war. Andere Orte desselben waren: Meißen, Doblin (Döbeln), Hwoznic (vielleicht Leißnig), Chorin (Köhren bei Wurzen oder Kohren bei Rochlitz), Glussi (Kloschen bei Mügeln), Zabili (Zabel im Amte Meißen), Wisca am Flusse Jahne, Grimmi (Grimma), Rocheletz (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Porutz (Poritz bei Riesa), Mochowa (Mochau bei Nossen), Gana oder Jahna, slavische Hauptfestung (vielleicht Jahna an der Jahne), Cirin (Zehren bei Lommatsch), Coloci (Kolditz an der Mulde) u. andere. Die slavischen Bewohner des Gaues, ein Hauptstamm der Sorben, nannten sich Glomazi und waren wahrscheinlich Verwandte, vielleicht selbst Kolonisten der in das alte Dalmatien eingewanderten Wenden, weshalb sie bei den Deutschen meist nur Daleminzier, Dalamanter, Dalmaten oder Dalmatier hießen. Ihre Abhängigkeit von der deutschen Obergewalt begann erst mit Ludwig dem Deutschen, der 856 mit Heeresmacht in ihr Gebiet eindrang und nach blutigem Kampfe sie zur Zinspflichtigkeit zwang. Allein schon 858 sah sich der thüringische Herzog Thakulf genöthigt, die Daleminzier wegen ihrer verheerenden Einfälle in Thüringen zu züchtigen. Furchtbarer war die Empörung der Daleminzier 869. Verbündet mit den nordwestlich wohnenden Siuslern und den böhmischen Slaven, überschritten sie die thüringische Grenze, verwüstend und raubend, bis Ludwig, Sohn Ludwigs des Deutschen, mit einem aus Sachsen und Thüringern bestehenden Heere ihnen entgegenzog u. sie im Sommer desselben Jahres nach hartnäckigem Widerstande besiegte. Des Herzogs Thakulf Tod 873 war die Losung zu einem neuen Aufstande, der indessen 874 durch Radulf, den Nachfolger Thakulfs, und den mainzer Erzbischof, Luitbert, gedämpft wurde. Als 880 die Sachsen durch die Normannen bei Ebsdorf eine große Niederlage erlitten hatten, fielen die Daleminzier mit ihren alten Verbündeten abermals in Thüringen ein. Der damalige Herzog Poppo schlug sie zwar in einer blutigen Schlacht unweit der Saale, allein schon 892 fand ein neuer Aufstand Statt, in dem Poppo den Bischof Arno von Würzburg zu Hülfe rief. Derselbe wurde jedoch am Chemnitzflusse mit den Seinen erschlagen, und erst der zum Herzog ernannte Graf Burchard zwang die Daleminzier wieder zur Entrichtung des gewöhnlichen Tributs. Im Jahre 908 erhielt der nachmalige König Heinrich von seinem Vater, Otto dem Erlauchten, den Auftrag, die wieder empörten Daleminzier zu bekriegen und zu unterwerfen. Diese riefen damals die Ungarn zu ihrem Beistande herbei und gaben so die Veranlassung zu deren verheerenden Einfällen in Deutschland. Sie selbst scheinen dabei viel gelitten zu haben, aber das deutsche Joch wurde abgeworfen. Deshalb erstreckten sich die Kämpfe Heinrichs I. gegen die Slaven während des neunjährigen Waffenstillstandes mit den Ungarn auch auf die Daleminzier. Im Jahre 927 wurde ihre Hauptfestung Gana nach zwanzigtägiger Be-

lagerung erobert u. darauf die völlige Unterjochung des Volks ins Werk gesetzt. Um weitere Abfälle zu verhüten, errichtete Heinrich die Festung und Markgrafschaft Meißen, setzte über die einzelnen Distrikte des Landes Grafen und schuf viele mit sächsischen Soldaten besetzte Burgwarten. Das slavische Grundeigenthum fiel den sächsischen Kriegern anheim, die Slaven selbst wurden leibeigen. Seitdem verschmilzt die Geschichte der Daleminzier mit der Geschichte der Markgrafschaft Meißen; nur ihr Name und ihre Sprache dauerten noch einige Jahrhunderte bis zur völligen Germanisirung des Volkes fort.

Dalen, Cornelius, Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Antwerpen um 1626, Schüler C. Visschers, dessen und Blootelings Nachahmer. Seine zahlreichen Blätter, Porträts und Historien, zeichnen sich durch eine glänzende Manier, durch Geschmack und Sauberkeit aus.

Daler, schwedische Münze in Silber- oder Kupferwährung von 1528—1830, früher ein D.=4 Mark oder 32 Der Silber- oder Kupfervaluta, seit 1777 1 D. Silbermünze = 8 Schillinge Species oder 3 D. Kupfermünze.

Dalhousie, James Andrew Ramsay, Marquis von, Generalgouverneur von Britisch-Indien, den 22. April 1812 geboren, Sprößling einer alten schottischen Familie, studirte in Oxford, gelangte 1837 für die Grafschaft Haddington ins Unterhaus und 1838 nach seines Vaters Tod ins Oberhaus. Der Torypartei angehörend, betheiligte er sich 1841 namentlich an der Debatte über die schottische Kirche, indem er das Parlamentsrecht in Schutz nahm, ohne jedoch die Zerwürfnisse beilegen zu können, die endlich zur Errichtung der freien schottischen Kirche führten. Im J. 1843 ward er Vicepräsident, 1845 Präsident des Handelskollegiums und machte sich in dieser Stellung gründlich mit den englischen Handelsinteressen bekannt, vertheidigte die Aufhebung der Kornzölle und widmete den Eisenbahnfragen besondere Aufmerksamkeit. Im J. 1847 ward er zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, und seine Regierung ist eine epochemachende für Indien geworden. Bald nach seiner Ankunft daselbst brach der zweite Pendschabkrieg aus, der nach manchen Wechselfällen durch die Schlachten von Chillianwallah (13. Januar) und Guzerate (21. Febr. 1849) zu Gunsten der Engländer entschieden wurde u. mit dem Sturze des Sikhreichs endete. Obgleich D. nur mittelbaren Antheil an diesen Erfolgen hatte, erhielt er doch den Dank des Parlaments und die Ernennung zum Marquis. Im Jahre 1850 machte er eine Rundreise durch alle Besitzungen Englands in Ostindien, welche er bis nach Singapore ausdehnte. Nach 6 Jahren war das vorher von Anarchie zerrissene Pendschab zur blühenden Provinz geworden. Weniger glücklich in ihren späteren Folgen war die Einverleibung von Audh. Auch gegen das birmanische Reich hatte D. einen zweijährigen Krieg zu führen, da sich dies weigerte, englische Kaufleute für Beschädigungen, die sie in Ava erlitten, zu entschädigen. Der Krieg endete 1854 mit der Abtretung Pegu's an England. Besonders groß aber sind D.'s Verdienste um die materielle Entwickelung Indiens, namentlich durch die Einrichtung von Eisenbahnen, Telegraphen u. eines billigen u. gleichförmigen Portosystems. Aus Gesundheitsrücksichten legte er Ende 1855 sein Amt nieder und lebt seitdem zurückgezogen in England.

Dalias, Stadt in der spanischen Provinz Almeria (Andalusien), in öder Steppe am südwestlichen Fuße der Sierra de Gador, 1 Stunde vom Mittelmeer, mit 9419 Einw. In der Nähe eine Grotte mit Mineralquellen.

Dalibor, Böhme, nach welchem noch jetzt der Schloßthurm in Prag den Namen Daliborga führt, ward 1498 wegen Theilnahme an einer Rebellion in den genannten Schloßthurm gesetzt und brachte es hier durch bloßes Ueben ohne allen Unterricht zu einer außerordentlichen Virtuosität auf der Geige. Daher das Sprüchwort: **Etiam Daliborem fames musicam docet.**

Dalin, Olof von, schwedischer Dichter u. Geschichtschreiber, 1708 in Wieberga in Holland geboren, widmete sich erst der Medicin, dann der Philosophie, Geschichte und den schönen Wissenschaften, ward 1737 Bibliothekar des Königs, 1749 Lehrer des Kronprinzen, nachmaligen Königs Gustav III., 1763 Kanzler des Hofes und † den 12. August desselben Jahres. Er erwarb sich große Verdienste um die ästhetische Literatur seines Vaterlandes, indem er den derben u. schwerfälligen Ernst der bisherigen Dichter durch Scherz u. eine leichte Darstellung verdrängte, nahm aber auch der schwedischen Sprache durch Einmischung fremdartiger Wörter u. Redensarten und Wendungen einen Theil ihrer eigenthümlichen Kraft und Fülle. Seinen Ruf begründete er 1733 durch die Zeitschrift „**Den Tvenska Argus**“ u. sein episches Gedicht „**Svenska friheten**“ (Stockholm 1742, 1755). Seine kleineren Schriften erschienen unter dem Titel „**Vitterhets arbetan**“ (Stockh. 1761—67, 6 Bde.), besser unter dem Titel „**Poetiska arbeten**“ (1756, 4 Bde.). Durch seine „**Svea Rikes Historia**“ (Stockholm 1743 f., 3 Bde., deutsch von Dähnert, Greifswalde 1756 f.) legte er den Grund zu einer kritischen Behandlung der schwedischen Geschichte. Wichtig sind dazu Botins „**Anmärkningar**“.

Dalkeith (spr. Dälkihth), Stadt in der schottischen Grafschaft Edinburg, auf einer Landzunge zwischen den beiden Armen des Esk 1½ Meilen südöstlich von Edinburg, mit gothischen Kirchen, Eisen- u. Kohlengruben, Fabriken für Seidenwaaren, Hüte, Seife und 7114 Einwohnern, die bedeutenden Getreide-, Mehl- und Viehhandel treiben. Dabei Dalkeithhouse, das schöne Landhaus des Herzogs von Buccleugh, mit vortrefflicher Gemäldesammlung, schönem Park u. Thiergarten, historisch merkwürdig als das Hauptquartier des Generals Monk, wo der Plan zur Wiedereinsetzung Karls II. entworfen wurde.

Dalkey, kleine zu Irland gehörige Insel, am Eingange der Bai von Dublin, in der Nähe von Kingstown, mit Granitbrüchen und sehr besuchten Seebädern.

Dalkissore, Nebenfluß des Hugly in Bengalen, 39 Meilen lang, mündet bei Diamond-Harbour. In seinem unteren Laufe führt er den Namen Roopnerain.

Dall, Roderick, der letzte der wandernden Harfner in Schottland, lebte noch 1740 bei Blair in Athol, von wo aus er die Burgen des schottischen Adels besuchte. Er galt für einen geschmackvollen Komponisten und Harfenvirtuosen, und noch jetzt

sind viele seiner Lieder im Mund des schottischen Volks. Manche seiner Melodien sind in Deutschland zu Tänzen und Variationen benutzt worden.

Dallinger von Dalling, 1) Johann, ausgezeichneter Thier- und Historienmaler, geboren 1741 zu Wien, besuchte seit 1759 die Kunstakademie daselbst, ward 1761 fürstlich-lichtensteinischer Galleriedirektor, machte sich als solcher verdient um die Restauration und Anordnung der dortigen Gemälde und † 1806. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind einige große Altarblätter, dann kleine historische Skizzen, Pferde- und Schlachtstücke besonders erwähnenswerth; die meisten gingen nach Rußland und Polen.

2) Johann, Sohn, Schüler und Kunstgenosse des Vorigen, geboren zu Wien 1782, seit 1803 Adjunkt seines Vaters, 1820 dessen Nachfolger, 1831 Galleriedirektor daselbst. Von seinen trefflichen Thierstücken und Landschaften im Styl der nordholländischen Schule befinden sich mehre in der kaiserlichen und lichtensteinischen Gallerie. In letzterer hat sich D. auch als ausgezeichneter Restaurateur bewährt. Außerdem versuchte er sich mit Glück in der Schabekunst. Sein Bruder, Alexander, geboren 1783, war ein guter Kupferstecher, Genre- u. Thiermaler, besonders geschickt auch als Restaurateur alter Gemälde.

Dalmatica, von seinem Vaterland Dalmatien benanntes Kleidungsstück, das, der römischen Tunica ähnlich, in Purpur von den alten Kaisern getragen ward. Seit Papst Sylvester I. wurde die D. von Diakonen und Subdiakonen beim Gottesdienst über der Alba und Stola getragen. Sie schließt am Halse fest an, hat kurze, weite Aermel, reicht bis an die Kniee und war ehemals ganz geschlossen, ist jetzt aber an den Seiten so getrennt, daß sie vorn und hinten freie Blätter bildet. Die Farbe der D. richtet sich nach den Vorschriften der Liturgie für die verschiedenen Fest- und Sonntage und den Verrichtungen an denselben.

Dalmatien, Königreich u. österreichisches Kronland, der südlichste Theil des Kaiserstaates, umfaßt ein schmales Küstengebiet an der Ostseite des adriatischen Meeres, das zwischen 44° 45′ 21″ und 42° 10′ 12″ nördl. Br. und zwischen 32° 25′ 29″ und 36° 38′ 30″ östl. L. liegt und im Norden von der kroatischen Militärgrenze, im Osten von der Türkei u. von Montenegro, im Süden u. Westen vom Meere begrenzt wird. Die größte Länge des Landstrichs beträgt 75 Meilen, die größte Breite 10 Meilen, der Flächeninhalt 232,4 □Meilen. Im Süden schneidet der türkische Landstrich Klek den Kreis Ragusa von dem nördlichen Landestheil, und der andere türkische Landstrich Suttorina wieder den Kreis Cattaro vom Kreise Ragusa ab, so daß das Festland D. aus 3 Theilen besteht. Der Bodenbeschaffenheit nach ist D. ein Gebirgsland und bildet eine Terrasse, deren Hochrand sich als Fortsetzung der julischen Alpen durch das ungarische Littorale südlich herabzieht, immer der Küste sich nähernd, und mit dem Vellebich in D. eintritt, dessen Gräte die Landesgrenze gegen Kroatien bildet. Die ausgezeichnetsten Gipfel sind hier: der Berch Miza, mit dem das Gebirg südlich von Carlopago seinen Aufschwung nimmt, Vichtenura (5158 Fuß), Monte santo oder Sweto Brdo (5569 Fuß), Socro (4138 F.), Zerropaz (4271 F.), wo sich der Zug hinab zum Zermagnapaß senkt und sich jenseits zum Urlicza erhebt, der dreifachen Grenze von D., Kroatien und Bosnien. Vom Urlicza trennt sich ein sehr bedeutender Zug, der in südöstlicher Richtung die Landesgrenze bildet und als dessen bedeutendere Höhen besonders der Orlovaberg (3824 Fuß), der Monte Dinara (5728 F.), der Gniath, Jancrewe, Prologberg, Sternitza, Gradina und Tovarnitzaberg zu nennen sind. Bei Imoschi verläßt die Kette, die zu Hügeln herabgesunken ist, das Land, nimmt aber jenseits der Narenta einen neuen Aufschwung. Am Fuße dieses Gebirgszuges, den man dalmatische oder binarische Alpen nennt, liegt das Land als ein Gewirre von kesselförmigen Einsenkungen, von Muldenthälern mit tief eingeschnittenen Wasserläufen, kleinen Seen, verschwindenden Bächen, ganz wie der Karst, und nur einzelne Hügel heben sich daraus empor. Gegen das Meer fällt es überall in einer Steilküste ab, welche auf eine ziemliche Strecke zu Bergeshöhe sich erhebt und den zweiten Gebirgszug des Landes bildet, aber nicht mehr in zusammenhängender Kette, sondern als eine Reihe einzelner Gruppen. Dieser zweite Gebirgszug wird als dalmatisches Küstengebirge bezeichnet. Die erste Gruppe steht dem Vellebich gegenüber, bildet den südlichen Thalrand der Zermagna und sendet südlich eine Hügelreihe aus, welche mit dem Voinig (660 F.) bei Novigrad beginnt und an der Kerka endet. Jenseits dieses Flusses erheben sich die Monti Tartari zu 1591 Fuß und bilden mit den Monti Karban (2491 F.), dem Mossor (4234 F.) und dem Biocovo (5586 F.) eine zusammenhängende Kette, die nur zwischen den beiden letzteren von der Cettina durchgerissen ist. Zwischen diesem Zuge, der etwa 20 Meilen lang ist, und den dinarischen Alpen stehen mehre vereinzelte Gruppen, deren bedeutendste Höhen der Promina (3653 Fuß), der Simlaja Monte (4796 F.) und der Madinje sind. Diese schließen mit dem Küstengebirge das einst so blühende Hügelland Zavorje ein, während die Gruppe des Biocovo selbst durch die Hochebene der Poglizza mit der Alpenkette nach Osten hinüber zusammenhängt. Die Narenta hat das Küstengebirge durchgerissen, jenseits derselben tritt es mit dem Trescovaz wieder auf und bildet eine fast zusammenhängende Kette, deren Gräte fast ununterbrochen die Landesgrenze ist. Die höchsten Gipfel dieses Zugs sind: der Sniesnizza (3925 F.), der Bielotin, und im Gebiet von Cattaro erreichen der Paswo und Orien sogar 5623 F. und 6004 F. Seehöhe. Wahrscheinlich bilden die beiden Hälften des Küstengebirges vor dem Durchbruch der Narenta eine ununterbrochene Kette, deren Zug über die Halbinsel Sabioncello ging, auf welcher sich der Vipera bis zu 3057 F. erhebt. Denselben Charakter tragen die zahlreichen Inseln, aus dem Meere aufsteigende Felsenplateaux, nach allen Seiten hin mit Hochrändern eingefaßt, die schroff ins Meer abstürzen. Die höchsten Punkte auf denselben sind: S. Vito auf Pago (1122 Fuß), Monte grande auf Ugliano (937 F.), Hum auf Lissa (1870 F.), S. Nicolo auf Lesina (2005 F.), S. Vito auf Brazza (2481 F.), Velkigrad auf Meleda (1640 F.). Sämmtliche dalmatische Gebirge sind als Kalkgebirge zerklüftet und zerrissen, meist schroffe, kahle Felsen, in einzelnen Klippen zu ihren Gipfeln ansteigend. Dem Küstengebirge gehört sowohl die höchste Spitze

des Landes, der Orien, als auch der interessanteste, namentlich seines botanischen Reichthums wegen am häufigsten erstiegene Berg, der Biocovo, an. Der bedeutendste Paß, lange Zeit die einzige Verbindung von Kroatien nach D., ist jener von Popina (zwischen dem Vellebich und Urlicza), von welchem die Landschaft Zermanien sich herabzieht. Ueber die dinarischen Alpen führen mehre stark betretene nach Bosnien, wie der Paß von Brillo an der Dinara, Torre di Prolog, Ternowiza 2c. Der Lauf der Flüsse ist reich an Engpässen, von denen jene bei Duare, welche die Cettina durchbrach, am großartigsten sind. Eigentliche Ebenen hat D. nicht, denn die flachen Strecken der Küste und die weniger kleinen Uferebenen der Flüsse verdienen diesen Namen nicht. Der größte ebene Raum findet sich zwischen Knin und Ostrovizza, etwa 2 Meilen lang, 1½ Meilen breit. Nach der Analogie wäre zu schließen, daß D. an Höhlenbildungen nicht ärmer sei als der illyrische Karst; in der That sind die Schlünde und Höhlenmündungen, welche allenthalben in den Gebirgen sich zeigen, zahllos, aber fast keine einzige ist bis jetzt erforscht. Am bedeutendsten scheint die Aeskulapsgrotte am Schneeberge Sniescnizza zu sein; ausgezeichnet durch Stalaktiten ist auch die Grotta di Verlicca, sowie die Grotta di Bossogliano. Andere Höhlen sind auf Logosta, bei Risano, auf Torcole, auf Meleda bei Babinopoglie, (Ostasevizza und Movrizza genannt), bei Novigrad, im Vellebich (Matolaska genannt), in der Buccovizza bei Villa Popocich 2c. Was die Bewässerung betrifft, so ist D. im Ganzen ein wasserarmes Land; nur einige Gegenden haben Ueberfluß an Quellen, wie z. B. die von Castelli. Die meisten kleinen Inseln haben gar kein Quellwasser. Man hilft sich daher überall mit Cisternen, zum Theil natürlichen, die durch Hungerquellen gefüllt werden, indem man deren Lauf abdämmt, zum Theil künstlichen, die aber gewöhnlich im Sommer vertrocknen. D. hat nur Küstenflüsse und unter diesen keinen bedeutenden; es sind von Norden nach Süden: die Zermagna (Tedanius), Kerka (Titius), Salon, Cettina (Telurus), Czernowizza, Narenta (der bedeutendste Fluß des Landes), Ombla 2c. Außerdem hat das Land nur unbedeutende Bäche, die im Sommer meist ganz versiegen u. nur nach starkem Regen eben so plötzlich aus ihren Felsenlöchern hervorsprudeln, als schnell wieder verschwinden. Wie der Karst, hat auch D. mehre verschwindende Bäche; selbst die Cettina verliert sich zum Theil. So arm aber D. an Flüssen ist, so hat es doch verschiedene großartige Wasserfälle. Die Kerka allein bildet fünf Fälle: Cascata di Topoglie, di Babodol, di Bracich, di Roncislap und di Skardinskislap. Imposanter durch die Scenerie ist der große Fall der Cettina bei Duare, Vellika Gubavizza genannt; kleiner, aber zugänglicher der Mala Gubavizza. D. hat nur einen einzigen eigentlichen See: den See von Vrana, außerdem noch einige periodische Wasserbehälter von geringem Umfange, die zwar auch Laghi genannt werden, aber im Sommer vertrocknen. Periodisch sind: Lago di Boccagnazzo, di Nadin, di Prosolaz, di Rastoch, di Jeseraz, di Jezero, di Bachino, di Proclian, der Blatasee auf der Insel Curzola. Die meisten jener Seen, welche in der Nähe des Meeres, wenn auch etwas über dessen Niveau, liegen, sind salzig, was wahrscheinlich von dem Meerwasser herrührt, das bei Stürmen verstäubt wird und dann durch die Felsenritzen herabsintert. An Sümpfen ist D. nicht arm; jeder seiner Flüsse bildet deren, aber die meisten vertrocknen im Sommer ganz, nur die, welche in der Nähe des Meeres liegen, dauern den Sommer über aus. Zu den letzteren gehört die bedeutendste Sumpffläche des Landes, Paludi di Narenta, an dem Delta des gleichnamigen Flusses. Die Cettina bildet von ihrem Ursprunge bis Trigl, in fast ununterbrochener Reihe, große Ufersümpfe, am ausgedehntesten in der letzten, 2 Meilen langen Strecke. Die übrigen Sumpfstrecken finden sich bei Nona, bei dem Lago di Vrana, der nördlich in einen ziemlich bedeutenden Sumpf endigt, bei Morpolazzo und Ostrovizza, bei Knin, an der Kerka, im Thale di Cossovo und bei Imoschi an den dortigen Seen. Von Mineralquellen sind nur die Schwefelquellen im Hafen von Salona bekannt. Das adriatische Meer bespült in einer Länge von 75 Meilen die Küste von D. Durch die vielen Vorgebirge, Halbinseln und Landengen werden eine Menge Kanäle, Meerengen, Buchten und Baien gebildet, welche für die Schifffahrt um so wohlthätiger sind, als die Küste fast durchaus sehr steil ist. Sie steigt sehr häufig so schroff an, daß sie nicht mehr als 20 Grade vom Senkrechten weicht und somit auch dem kleinsten Fahrzeuge es unmöglich wird, zu landen. Die Haupttheile des Meeres sind hier: Canale della Morlacca o Montagna, zwischen dem festen Lande und den Inseln Arbe und Pago, 12 Meilen lang; zwischen Arbe, Pago und Cherso der Canale del Quarnerolo; zwischen dem festen Lande und Ugliano und Pasman der 7 Meilen lange Canale di Zara, im südlichen Theile di Pasman genannt; zwischen den genannten Inseln und Isola Grossa und Coronata der Canale di Mezzo; der Meerbusen von Spalato, welcher in den Canale di Solta, di Spalato und della Brazza zerfällt; die große Meeresstrecke zwischen Lesina und Lissa, Curzola u. der Halbinsel Sabioncello, welche aus Canale di Lissa, di Curzola und di Narenta besteht; die Bocca di Cattaro, eine 4 Meilen landeinwärts reichende Bucht, mit vier Engen 2c. Längs der ganzen Küste macht sich eine schwache Strömung von Südosten nach Nordwesten bemerkbar, die Corrente generale, welche bei Südwinden am fühlbarsten ist. Uebrigens herrschen in den Kanälen auch viele Gegenströmungen. Ebbe und Fluth beträgt nicht mehr als 2 Fuß über oder unter der gewöhnlichen Wasserhöhe, nur bei heftigem Winde erreicht sie 3 Fuß. Die Südwinde treiben mit Gewalt die Wogen gegen die Felsen der Küste, an denen sie dann eine furchtbare Brandung bilden, die das Seewasser über hundert Fuß emporspritzt, das Erdreich wegschwemmt und jede Vegetation zerstört. Am stärksten ist der Wellenschlag bei Südwest und Süd. Die tiefste Ebbe trift den Februar, die höchste Fluth den September. An fünfzig größere Inseln u. eben so viele größere benannte Scoglien (Felseninseln, theils gar nicht, theils nur zu Zeiten von Fischern bewohnt) ziehen sich an der Küste von D. herab, jedoch so, daß sie, je südlicher, je weniger zahlreich werden. Die bedeutendsten sind (von Norden nach Süden): Arbe, Pago, Ugliano, Mortér, Coronata, die 60 Scoglien von Sebenico (die culadischen oder caladussischen Inseln

genannt, darunter Zlarino und Provichio), Bua, Solta, Brazza (die größte und bevölkertste Insel), Lesina, Lissa, Curzola, Lagosta, Meleda, Giuppana, Isola di Mezzo und Calamotta. Im Allgemeinen hat D. das wärmste Klima aller österreichischen Länder. Das Küstenland hat nur selten einen eigentlichen Winter mit Schnee und Eis, u. selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt. Der Winter ist nur eine Regenzeit, während welcher aber dem Fremden die Kälte nur um so empfindlicher ist, besonders wenn die Bora herrscht, die auch hier für die Schifffahrt am gefährlichsten ist und deren Ungestüm Menschen und Thiere zu Boden wirft, Wägen umstürzt ꝛc. Der Sommer oder die trockene Jahreszeit, während welcher nur selten Regen fällt, beginnt im Mai und dauert bis Ende August. Sehr häufig sind plötzliche, schnell vorübergehende Windstöße und Wind- oder Wasserhosen. In den Sumpfgegenden, namentlich um die Narenta, herrscht ungesunde Luft, aber im Allgemeinen ist das Klima gesund. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zu Ragusa + 11°8 C. In den südlichen Gegenden sind fast jährlich Erdstöße zu verspüren. In den Gebirgsgegenden tritt die Vegetation um vier Wochen später als an der Küste auf. Auf dem Dinara und dem Biocovo bleibt der Schnee bis in den Mai, manchmal noch länger liegen. Wenige Länder haben verhältnißmäßig eine solche Mannichfaltigkeit der Vegetation wie D. Bis zum Fuße der Gebirge kann man zwei Erdstriche unterscheiden. Auf die kahle, felsige Küste folgt ein fetter, aus Mergel, Thon u. schwarzer Kohle bestehender Boden, vom Promma durch das Val di Much und vom Mossor bis zum Biocovo, der fruchtbarste Theil des Landes. Auf dem Raum einer Viertelmeile findet hier der Botaniker 23 Pflanzen, die Deutschland nicht besitzt, und was muß das Land einst gewesen sein, da Diocletian D. selbst dem gepriesenen Italien vorzog! Die Vernichtung der Wälder zog hier den Ruin der Vegetation nach sich, wozu noch der schädliche Einfluß der Bora kommt, welche über den Morlachenkanal herüberstürmt und mit den Salztheilchen der Meeresluft den Boden dergestalt bedeckt, daß man oft eine Art weißen Salzthaues vor sich hat, welcher dem Wachsthum der Pflanzen schadet. Pinien hat D. fast gar nicht, um so häufiger sind Cypressen, u. die schöne Strandkiefer bildet ganze Wäldchen. Die Gebüsche bestehen aus Mastix- und Terpentinpistacien, dem Erdbeerbaum, Judendorn, Myrten, Cistus, Ceder, Wachholder, Johannisbrodbaum, Sale ꝛc. Eine besonders reiche Flora hat die Insel Lesina, wo auch der Rosmarin einige Strecken bedeckt. In den südlichen Gegenden gedeihen Gewächse des südlichsten Europa im Freien, Cactus opuntia, Nerium oleander, Mimosa Farnesiana überraschen den Nordländer, selbst die Agave americana gedeiht und sogar die Dattelpalme bringt Früchte, die freilich nur selten reifen. Die Thierwelt ist verhältnißmäßig ärmer, namentlich an Säugethieren, um so reicher aber an Geflügel. An Mineralien finden sich Thoneisenstein, Asphalt, Gyps, Braunkohle, Kalkstein, Sandstein u. Mergel.

Die Bevölkerung D.s, welche gegenwärtig etwa 450,000 Seelen zählt, in allen ihren ursprünglichen Bestandtheilen mit Genauigkeit ermitteln zu wollen, dürfte schwierig sein. Kaum ein Volk gibt es in Europa, welches nicht einmal an D.s Küsten erschienen wäre und Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen hätte. Wir finden griechische Niederlassungen: Pharia auf Lesina, Epetium (Stobrez), Tragurium (Trau), Melita (Meleda), Butra (Budua) und Ambracia (Brazza); römische Familien: Lucia (Lucio), Cöpia (Cippico), Valeria (Valeri), Junia (Giunic), Coceia (Coceich), Marcia (Marce), Cölia (Celio), Statilea (Statileo) ꝛc., sowie byzantinische Geschlechter (Andronico, Cantacuzeno, Chrysogono, Lascaris, Paleologo). Aus Spanien vertriebene Juden ließen sich in D., verbannte Ghibellinen aus Mittelitalien in Zara u. Spalato nieder; flüchtige Edelleute aus Ungarn gründeten den Freistaat Poglizza, Albanesen das Dorf Erizzo bei Zara, und die Kreuzfahrer ließen viele kranke Franzosen auf den Scoglien von Zara, ihre Aussätzigen aber auf der Insel Lagosta zurück. Venetianer u. Lombarden kamen an die Küsten und auf die Inseln, Uskoken aus der Türkei herüber; Schweizer siedelten sich in den Städten, Engländer auf Lissa an, u. auch dem unaufhörlichen Herrschaftswechsel der Kroaten, Ungarn, Bosnier, Genuesen, Neapolitaner, Venetianer, Türken, Franzosen und Oesterreicher verdankt D. eine nicht unbedeutende Zahl seiner Bewohner. Gleichwohl lassen sich 4 Hauptabtheilungen deutlich unterscheiden: die slavische, italienische, spanische u. albanesische. Die Albanesen, welche, etwa 900 Seelen stark, den Flecken Erizzo bei Zara (nach ihnen auch Albanese genannt) bewohnen, waren ursprünglich 27 Familien aus der Gegend von Antivari, welche sich vor den Verfolgungen des Mahmud Begovich nach Perasto flüchteten und von da 1726 vom Erzbischof Zmajevich nach Zara gerufen wurden. Sie gründeten das genannte Dorf, von wo aus sie Zara täglich mit Obst und Gemüse versorgen, und halten streng an der Sprache, der Kleidung und den Sitten ihres Vaterlandes, wie denn auch jetzt noch der Gottesdienst daselbst in albanesischer Sprache Statt findet. Die Spanier, jüdischer Abstammung, sind meist Nachkommen der Familien, welche in Folge des königlichen Dekrets von 1492, das allen Juden des Reichs befahl, entweder das Land zu verlassen, oder Christen zu werden, aus Spanien auswanderten. Sie ließen sich in Spalato u. Ragusa nieder u. bilden jetzt eine Bevölkerung von gegen 600 Personen. Ihre religiösen Ceremonien folgen noch heute dem in Spanien, nicht dem in Italien und Deutschland üblichen Ritus, u. selbst die gottesdienstliche Sprache war bis vor 25 Jahren noch die spanische. Jetzt verstehen diese nur noch Wenige, und das Italienische ist an deren Stelle getreten. Die Italiener, jetzt gegen 22,000 Seelen stark, fingen seit dem 11. Jahrhundert an, sich in D. anzusiedeln, namentlich Bewohner von Venedig, Apulien, Toskana und Bergamo. Anfangs vorzugsweise in den Städten der Küste und den Inseln, drang das italienische Element allmählig auch in das Innere ein, so daß gegenwärtig nicht nur Italienisch die Gesellschaftssprache der gebildeten Klassen der Bevölkerung des ganzen Landes ist, sondern auch italienische Sitte und Lebensweise sich mehr und mehr verbreiten. Nur in einigen größern Städten gewinnt das Deutsche in den höheren Kreisen das Uebergewicht, eine Folge des Einflusses der vielen deutschen Beamten und Offiziere. Im Munde der nicht literarisch Gebildeten hat sich das italie-

nische Idiom in D. zu einem eigenen Dialekt ausgebildet, der sogenannten lingua Bodola, die wiederum je nach den Städten besondere Schattirungen darbietet. Am reinsten wird das Italienische in Ragusa, am meisten venetianisch in Zara, am eigenthümlichsten in Spalato und auf den Inseln gesprochen. Die Slaven, gegen 400,000 Seelen zählend, bilden den größten und wichtigsten Theil der Bevölkerung des Landes. Ob sie auch die frühesten Bewohner dieses Landes gewesen sind, wie einige südslavische Gelehrte behaupten, muß dahingestellt bleiben. Der Archäolog Nisiteo beweist in seinen „Memorie staccate sulla Dalmazia" zur Evidenz, daß die alten Illyrier nicht slavischen, sondern thracisch-pelasgischen Stammes waren, und alle von den griechischen und römischen Historikern und Geographen uns aufbewahrten Völkernamen, wie Liburner, Autoriaten, Daorser, Enceleer u. a., nur Benennungen verschiedener Glieder eines und desselben Volkes sind. Viele Gewohnheiten und Gebräuche der Illyrier haben sich auf die später eingewanderten slavischen Stämme verpflanzt; ihre Sprache hat sich zum Theil noch in der heutigen Sprache der Albanesen erhalten, welche die letzten Ueberreste jenes einst so mächtigen Volkes sind. Die Aehnlichkeit verschiedener Sitten bei den dalmatischen Slaven und in den von Celten bewohnten Ländern läßt vermuthen, daß auch die Celten bei ihren Zügen nach Illyrien dort nicht ganz spurlos verschwunden sind, sondern sich mit den Illyriern eben so vermischt haben, wie diese später mit den Slaven. Die letzteren begannen zwar schon im 6. Jahrhundert Einfälle in D. zu machen, gründeten aber vor der großen Einwanderung der Kroaten und Serben, welche zwischen 634 u. 638 Statt fand, keine festen Niederlassungen in diesem Lande. Die Nachkommen beider Stämme lassen sich durch ihre Dialekte noch genau erkennen. Ebenso die der letzten slavischen Ansiedelung, welche in das 14. Jahrhundert fällt, als die Uebermacht der Grafen von Bribir, Ostrovizza und des Priors von Wrana viele Serben aus Rascia nach D. zog. Sie wohnen in den innern Theilen des Landes, während die Nachkommen der Kroaten des Porphyrogenitus nach Vuk Stefanovich vorzüglich auf den Inseln zu suchen sind. Menis in seinem „Mare adriatico" unterscheidet die ursprünglichen Stämme nach ihren Physiognomien. „Zwischen der Zermagna u. Cettina olivenfarbiger oder bräunlicher Teint, schwarze oder dunkelkastanienbraune Haare, ebenso gefärbte, aber leblose Augen, etwas längliches Gesicht, ernstes und drohendes Aussehen und meist hoher Wuchs. Jenseit der Cettina sehr vortheilhafter und wohlproportionirter Körperbau, röthlich dunkle Haut, schwarze Haare und dichter Haarwuchs, schwarze Augen, eine kriegerische und entschlossene Miene u. eine ernste Haltung bei überaus hohem Wuchs und athletischen Formen. Man kann sie als die ächtesten Nachkommen des serbischen Stammes ansehen, indem sie auch in Vergleich zu den andern unter ganz ähnlichen Verhältnissen eine größere Empfänglichkeit zur Civilisirung zeigen. Denn im Allgemeinen gilt der serbische Stamm für edler und schöner als der kroatische, welchen er mehr nach Norden u. Westen zurückgedrängt hat. Eine Vermischung beider Stämme scheint besonders nördlich der Kerla Statt gefunden zu haben." Die Insulaner (Scoglianer) zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Physiognomie und aufgeweckteren Geist, weniger durch starke Körperbildung aus. Ihrer verdorbenen slavischen Mundart verdanken sie die Spitznamen Sokaci oder Çakavci (d. h. Die, welche so oder ça anstatt sto sagen). Die Bewohner des Innern dagegen werden von den Küsten- und Inselbewohnern Morlachen genannt. Letztere sind der Urtypus des slavischen Stammes in D., in Sprache, Anlagen, Gewohnheiten u. Sitten ganz gleich den Serben in Serbien, Bosnien und der Herzegowina. Italienische Kultur und deutsches Wesen haben bis jetzt wenig od. gar keinen Einfluß auf sie ausgeübt. Die Stammverschiedenheit der dalmatischen Slaven bedingt auch die Trennung der slavodalmatischen Sprache in zwei Hauptmundarten: die serbische oder morlachische u. die der Inseln. Letztere wird auf den Inseln u. an der Küste bis zur Primorje (Küstenstrich) von Macarsca gesprochen, enthält viele Reste der altkroatischen Sprache und ist nicht nur in Worten, sondern auch in der Grammatik verschieden von der ersten; im Uebrigen auch mit vielen italienischen Worten vermischt. Die erste Hauptmundart dagegen, welche mit geringen Abweichungen in der Aussprache der im Fürstenthum Serbien üblichen Sprache gleich ist, wird auf dem Festland, u. zwar in den Distrikten Kotar, Knin, Berlicca, Sign, Imoschi, Vergoraz, Narenta, Slano, Canali, Castelnuovo, Rizano, Dobrota und Cattaro, sowie in den Küstenstrichen gesprochen, welche, wie Macarsca, fast ausschließlich nur mit dem Innern in Verkehr stehen. Bei den Anwohnern der Grenze von Bosnien, der Herzegowina und von Montenegro findet man viele türkische Worte, an der Riviera de Castella, zwischen Spalato und Trau Ausdrücke, welche im Reinserbischen nicht vorkommen. Am reinsten wird die Sprache von den Bergbewohnern, in Sign, Imoschi, Macarsca, an der Primorje von Ragusa und an den Bocche, am wohlklingendsten bei Ragusa gesprochen. In Ragusa selbst hat sich ein eigener Dialekt, halb slavisch, halb italienisch, gebildet, welcher ebenso verdorben ist, wie sich die dortige Schriftsprache klassisch rein erhalten hat. In den andern Küstenstädten, wo das Slavische nur von den untern Volksklassen gesprochen wird, ist die Sprache häufig von dem größeren oder geringeren Verkehr mit den Inseln oder dem Innern beeinflußt worden. Die Bekenner der griechischen Kirche, selbst die Gebildeten, sprechen in ihren Familien stets slavisch, und zwar in allen Städten gleich gut. Zur Schrift sind bei den dalmatischen Slaven drei Alphabete üblich: das glagolitische (bukvica), das cyrillische (cirillica od. azbuka) und das lateinische (abeceda). Die glagolitische Schrift ist die heilige Schreibweise der römisch-katholischen Christen und den Dalmatiern fast ausschließlich eigen. Wann und wo sie jedoch zuerst angewendet worden ist, weiß man nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Levacovich gedenkt eines Psalters, den er von Tomeo Marnavich hatte, und welcher schon 1222 von einem älteren durch einen Geistlichen von Arle, Nicolo, abgeschrieben worden war. Papst Innocenz IV. erließ 1248 eine Bulle, durch welche er den Bewohnern von D. und Istrien erlaubte, sich der glagolitischen Schrift zu bedienen. Das älteste gedruckte glagolitische Werk ist ein Missale von 1483, von dem nur noch drei Exemplare

bekannt sind: eins in der k. k. Bibliothek in Wien, eins in der Vatikansbibliothek in Rom und eins früher im Besitz des Professors Fr. Carrara in Spalato, welcher es 1845 in der Pogliza entdeckte. Um die Verbesserung der glagolitischen Meßbücher haben sich außer Levacovich, welcher zur Zeit Papst Urbans VIII. lebte, die beiden Spalatriner Pastricio (1688—1706) und Caraman (1741—45) verdient gemacht. Gedruckt wurden glagolitische Werke früher nur in Venedig, Segna und Rom. Die cyrillische Schrift, von den Heiligen Cyrillus und Methodius, den Aposteln Mährens, eingeführt, und von den Päpsten Hadrian II. u. Johann VIII. den neubekehrten Mähren gestattet, ist bei den Anhängern der griechischen Kirche üblich. Es ist dieselbe, welche wir bei den Russen, Serben, Bulgaren und Walachen finden, und aus der Peter der Große die sogenannte Civilschrift bildete, welche von den Serben noch jetzt für außerheilige Gegenstände angewendet wird. Die lateinische Schrift ist in D. allgemein u. jetzt selbst für heilige Bücher üblich. Fatre Bernardino von Spalato veröffentlichte zuerst darin, und zwar mit gothischen Lettern sein illyrisches Meßbüchlein (Venedig 1495). Leider hat die Orthographie eine Spaltung hervorgerufen, indem die Ragusaner eine eigene Schreibweise haben, die übrigen Dalmatier ebenfalls. Die Regierung versuchte es, beide in Eine zu verschmelzen, aber die zu diesem Zweck ernannte Kommission, welche 1820 eine besondere Orthographie festsetzte, erreichte nur, daß die zwei üblichen Schreibweisen um eine dritte vermehrt wurden, welche auf die Behörden und Schulen beschränkt blieb und nicht in den Privatverkehr drang. Um so mehr Anhänger hat gegenwärtig die neue kroatische Orthographie gewonnen, welche sich ihrer Einfachheit wegen vielleicht schon binnen Kurzem überall einbürgern wird. Bereits sind die Volkslieder des Kacich, die neuesten Grammatiken und Wörterbücher der illyrischen Sprache, viele Gebetbücher, sowie die meisten alten Klassiker und modernen belletristischen Werke mit dieser Orthographie gedruckt worden. Nur Ragusa hält noch die althergebrachte ragusaner Schrift fest, und die Griechischgläubigen bedienen sich nach wie vor zu Druck und Schrift des cyrillischen Alphabets.

Die Religion trennt die Bevölkerung in Bekenner der römisch-katholischen u. griechischen Kirche, in Protestanten und Juden. Letztere sind bereits besprochen worden. Protestanten gibt es nur äußerst wenig. Die herrschende Kirche ist die römisch-katholische, welche unter dem Erzbischof von Zara und 5 Bischöfen (Spalato, Sebenico, Lesina, Ragusa u. Cattaro) steht, gegen 400 Pfarren zählt und über 60 Klöster besitzt. Die Griechen scheiden sich in Unirte und Nichtunirte. Die griechisch-unirte Kirche zählt nur 3 kleine Gemeinden, welche sich seit 1832 gebildet haben, und denen ein Generalvikar des Bischofs von Kreuz in Kroatien vorsteht. Der griechisch-nichtunirten Kirche dagegen gehört beinahe ein Viertel der ganzen Bevölkerung D.s an, so daß sie mit Einschluß der Pfarrei Pola in Istrien eine Eparchie von 116 Pfarren ausmacht und 11 Klöster besitzt. Der Vladika oder Bischof residirte früher in Sebenico, seit 1841 aber in Zara, wo auch ein Seminar zur Ausbildung der griechischen Geistlichen errichtet werden soll. Bevor die Provinz einen eigenen griechischen Bischof hatte, leitete der Erzbischof von Pec oder Ipek die geistlichen Angelegenheiten der griechischen Kirche in D., welche damals noch bei weitem mehr Anhänger zählte als jetzt. Denn unter der Herrschaft Venedigs verschwand der griechische Kultus mehr und mehr von den Inseln und der Küste, und Ragusa ließ, sobald es in Besitz der Primorje, der Halbinsel Sabioncello und des Thales von Canale kam, die dort wohnenden Griechen sämmtlich zum römisch-katholischen Glauben bekehren. Nur in Oesterreichisch-Albanien und im Innern von D., welches erst später an Venedig fiel, erhielt sich die griechische Kirche unversehrt. Allmählig siedelten sich auch in den Städten wieder griechische Familien an, und die Ducali vom 10. Mai 1582 und 11. Mai 1641 sicherten ihnen freien Gottesdienst zu. Es bildeten sich nach und nach in Sebenico, Lesina und Zara eigene griechische Gemeinden, deren Kaplane von dem Erzbischof von Philadelphia in Venedig abhingen. Nur in den Bocche war die geistliche Herrschaft der Griechischgläubigen durch Senatsdekret vom 12. Mai 1718 dem Vladika von Montenegro übertragen worden, der auch den meisten Geistlichen die Weihen ertheilte, nachdem der Sitz des Patriarchen von Ipek nach Ungarn verlegt worden war. Uebrigens erlitt die griechische Bevölkerung trotz der Zusicherung ihrer freien Religionsübung manche Beeinträchtigung, und unter ihrer Geistlichkeit herrschte die größte Willkür. Selten konnte ein Geistlicher lesen oder gar schreiben. In manchen Parochien erbte die Würde oft 100 und 200 Jahre in der Familie des Geistlichen fort, und nur in den Klöstern erhielt sich ein Schatten von Disciplin. Auf die Beschwerden der Griechen wurde endlich 1722 und 1736 vom Senat die Ernennung eines griechischen Bischofs bewilligt; doch kam der Beschluß erst nach dem Fall der Republik und nachdem D. an Frankreich gekommen war, 1808 zur Ausführung. Seit 1813, wo D. an Oesterreich kam, haben die Griechen vollkommene Gleichstellung mit den Katholiken. Die Bildungsanstalten D.s sind ganz eben so organisirt wie in den deutschen Provinzen Oesterreichs, nur ist der Unterricht unentgeltlich, und italienisch die Sprache, in welcher derselbe ertheilt wird und die Schulbücher verfaßt sind. In Zara, Spalato u. Ragusa sind Gymnasien, in den vier Kreisstädten, sowie in Sebenico und Macarsca Normalschulen. Die Errichtung einer Universität anstatt der bisherigen philosophischen Lehranstalten in Zara und Spalato steht zu erwarten. Mit dem erzbischöflichen Generalseminar in Zara zur Ausbildung des Klerus ist ein Konvikt für 40 Zöglinge verbunden, von denen die Hälfte auf Staatskosten ernährt und verpflegt wird. Die Zahl der Trivial- oder Gemeindeschulen nimmt von Jahr zu Jahr zu, nur die griechischen Kinder werden meist von den Pfarrern unterrichtet, da es in der ganzen Eparchie bis 1848 bloß elf Schulen mit eigens angestellten Lehrern gab. Religionsunterricht, Lesen der altslavischen Kirchenbücher, Schreiben mit lateinischer und cyrillischer Schrift und Rechnen bilden die einzigen Gegenstände des Unterrichts, welcher von zehn Inspektoren beaufsichtigt wird, und an dem gegen 4000 Kinder Theil nehmen. Mit den besseren Lehranstalten wird auch die Bildung des Volkes bald eine andere werden. Denn der Dalmatier ist mit trefflichen Anlagen begabt; er hat schnelle Auffassungsgabe, ein

glückliches Gedächtniß und große Gewandtheit zu allen mechanischen Fertigkeiten. Dabei ist er körperlich nicht weniger bevorzugt als geistig. Namentlich die Morlachen sind ein schöner Menschenschlag: die meisten haben eine hohe, kräftige Gestalt, einen starken und gewandten Körper und ausdrucksvolle, männliche Züge. Das Haar ist blond, röthlich oder ganz schwarz, die Zähne, welche sich bis ins höchste Alter erhalten, sind glänzend weiß, die Haut ist von der Hitze gebräunt, weil sie sich von Kindheit an der Sonnengluth aussetzen, vor der sie weder die rothe Mütze, noch der Turban schützt. Ihre Stimme ist stark, ihr Gehör u. Sehvermögen außerordentlich scharf u. ihre Körperkraft ganz ungewöhnlich groß. Von der frühesten Kindheit an jedem Wind und Wetter preisgegeben, werden sie so abgehärtet, daß weder die schwersten Strapazen und Entbehrungen, noch die größten Schwelgereien, denen sie sich gelegentlich überlassen, ihrer eisernen Gesundheit schaden können. Wird dennoch einmal Jemand krank, so wendet er sich lieber an die landesüblichen Heilmittel und Heilkünstler, als an wirkliche Aerzte, um nicht, wie die Morlachen zu sagen pflegen, beim Tode ein doppeltes Begräbniß bezahlen zu müssen. Es gibt daher Familien, in welchen die Ausübung der Heilkunst und Chirurgie, oder auch bloß die Heilung gewisser Krankheiten vom Vater auf den Sohn forterbt. Als Hauptarznei dient Wein, Branntwein und Pfeffer. Die **Nahrung** der Dalmatier ist sehr einfach. In Ragusa z. B. liefert der Kupus- oder Koppiskohl, eine Art *Brassica oleracea*, vielen Familien das ganze Jahr hindurch die tägliche Nahrung. Auch Reis und fetter Maisbrei werden viel genossen. Die Morlachen bereiten sich täglich Brod aus Gerste mit allerlei Beimischungen, leben fast ausschließlich von Milch, die sie auf jegliche Art genießen, und gestatten sich nur an Festtagen einen am Spieß gebratenen Hammel. Die Bewohner der Küste und der Inseln nähren sich vorzugsweise von kleinen Fischen, die sie in Oel sieden, sowie von Seemuscheln und Salat, wozu während des Sommers und Herbstes Gurken, Feigen, Melonen und Weintrauben, auch Bohnen (aus Aegypten und Apulien) kommen. Stockfisch (*baccalà*) und geräuchertes Schöpsenfleisch (*castradin*) sind besonders im Winter sehr beliebt. Wein wird von jedem täglich getrunken, der nur irgend vermögend genug ist. Die Fasten werden namentlich von den Griechischgläubigen äußerst streng gehalten. Denn der Dalmatier ist religiös und beobachtet gewissenhaft die Vorschriften der Kirche. Ueberhaupt haben die Dalmatier, besonders die Morlachen, alle Tugenden, zugleich aber auch alle Untugenden eines ächten unverdorbenen Naturvolkes. Sie sind zärtliche Väter, gehorsame Söhne, aufopfernde Freunde, eifrige Patrioten und treue Unterthanen, üben die größte Gastfreundschaft, sind frei von Heuchelei und Lüge, im Verkehr äußerst rechtlich und in Bezug auf die weibliche Sittsamkeit sehr streng. Daneben sind sie aber auch heftig und aufbrausend, träge und schlechte Wirthe, abergläubisch und rachsüchtig. Unmäßig im Essen und Trinken, schwelgen sie, ohne auf die Zukunft bedacht zu sein, so lange sie Ueberfluß haben, ertragen aber auch gefaßt den äußersten Mangel, wenn die Noth da ist. Hartnäckig am Althergebrachten hängend, widersetzen sie sich jeder Neuerung und wollen durchaus nichts thun, was ihre Väter nicht gethan haben, selbst wenn sie sich vom Vortheil überzeugen, den das Neue ihnen bringen würde. Ihre Freiheit liebend, hassen sie jeden Zwang und werden, so tapfer sie von Natur sind, nur ungern Soldaten, wenn sie sich auch nicht mehr so häufig wie früher der Konskription durch die Flucht entziehen. Mord ist noch immer das Verbrechen, dessen sie sich am meisten schuldig machen, um so mehr, da jede Mordthat durch die Blutrache gesühnt werden muß. Dagegen ist Diebstahl seltener als anderswo und Ehebruch fast unbekannt. Die **Kleidung** ist im Allgemeinen theils der kroatischen, theils der türkischen ähnlich, bietet aber in jedem Distrikt, in jeder Stadt so viel mehr oder weniger bemerkenswerthe Verschiedenheiten dar, daß man sie für eben so viele besondere Trachten halten könnte. Denn keine einzige in dem inneren Lande ist einer auf den Inseln oder an der Küste gleich. Oft trifft man sogar in einer und derselben Stadt mehre Arten, sich zu kleiden. Alle tragen indeß das rothe türkische Käppchen, die Ragusaner schlingen ein farbiges Tuch um den Kopf; die Füße bedecken fast allgemein aus Streifen ungegerbter Rinderhäute gefertigte Opanken. Gleich verschiedenartig u. mannichfaltig sind die Gebräuche bei Hochzeiten u. Begräbnissen. Selbst der Tanz, der Kolo oder Rundtanz, wird nicht überall gleichmäßig getanzt. Um so einförmiger dagegen sind, namentlich im Innern, die Wohnungen mit ihrer Einrichtung. Denn die Häuser der Morlachen bestehen entweder aus rohen Steinmauern mit oder ohne Kalk, oder aus vier großen in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, die mit Kuhmist übertüncht sind. Die Dächer sind von Steinplatten, Stroh oder Schilf, der Fußboden ist die Erde, die Thür zugleich Fenster und Schornstein. Wohnen mehre Familien in einem Hause, so theilt eine Ruthenwand den inneren Raum, welcher als Empfangs- und Eßsaal, Schlafstube, Küche, Garderobe, Vorrathskammer und nicht selten auch als Schweinestall dient. Vier Breter an eben so vielen Pfählen, etwas Gerstenstroh darauf und ein Ziegenfell darüber bilden in einer Ecke das Bett, ein Tisch, eine Kleiderkiste und ein Kornkasten, einige Schemel und Ackergeräthe, Alles selbstgefertigt, das Mobiliar.

Der **Ackerbau** befriedigt das Bedürfniß bei weitem nicht. Nur etwa $^1/_{14}$ des gesammten Bodens (24,43 österreichische QMeilen) ist überhaupt Ackerland, und dieses gibt obendrein nur sehr geringen Ertrag. Nach einer Zusammenstellung von 1851 wurden darauf Getreide (besonders Mais u. Gerste) 1,035,000, Hülsenfrüchte 15,000, Kartoffeln 50,000 wiener Metzen gebaut. Der Ackerbau selbst steht auf einer sehr niedrigen Stufe, und die meisten Grundstücke werden von den Landbauern nur pachtweise bestellt, indem dieselben den zehnten Theil des Ertrags der Regierung, dem Gutsherrn aber je nach dem Abkommen einen Theil des Restes entrichten. Von den wildwachsenden Pflanzen und Bäumen, deren Früchte mit zur Nahrung dienen, sind die Steinweichsel (Marasche), aus deren Früchten der Maraschino gebrannt wird, die Mandel und die Melone zu nennen, die sämmtlich vortrefflich gedeihen. Am häufigsten sind Granatäpfel, Johannisbrod und Feigen. Letztere wachsen ohne Kultur längs der ganzen Küstenstrecke, und zwar nicht nur in gutem Boden, sondern auch zwischen

Felsen und Mauerritzen und in mancher Gegend (z. B. um Bossiglina) in ganzen Wäldern. Während der Dauer der Reife, fast 2 Monate hindurch, ernähren sie ganze Dorfschaften. Man zählt gegen 30 Feigenarten (am berühmtesten sind die von Lesina), und ein guter Baum liefert 250—300 Pfund. Ein anderes wichtiges Gewächs D.s ist der Erdbeerbaum. Außerdem findet man Citronenbäume, Dattelpalmen ꝛc. Von Gemüsen zieht man vortrefflichen Blumenkohl, Kohl, Salat, Zwiebelgewächse, Artischocken ꝛc., aber gewöhnlich auf Feldern, nicht gartenmäßig. Die Handelsgewächse beschränken sich auf etwas Flachs; Färbekräuter, Safran u. Waid wachsen wild; auch Tabak gedeiht vortrefflich. Auch die Oelbaumpflanzungen sind bedeutend; an den Küsten (besonders um Ragusa) sind 2,8 □Meilen damit bedeckt, und das gewonnene Oel ist vortrefflich. Man schätzt den jährlichen Ertrag weit über 20,000 Eimer. Das Hauptprodukt ist jedoch der Wein, mit welchem mehr als $^1/_{20}$ des Landes ($12^1/_2$ □Meilen) bepflanzt ist und der eine Goldgrube für das Land werden könnte, wenn er sorgfältiger gezogen und besser bereitet würde, so daß er haltbarer wäre. Aber nur die großen Grundbesitzer haben Keller und Fässer und sehen auf die Verschiedenheit der Traubensorten. Alle übrigen Weinbauern keltern unachtsam alle Trauben zusammen und bewahren den Wein in Ziegenschläuchen oder in irdenen Krügen auf. Man zählt in D. an 40 Sorten ausgezeichnete Dessertweine; aber auch der gewöhnliche Landwein ist schon sehr geistig. Die vorzüglichsten Weine sind: der Vugava von der Insel Brazza, Maraschino u. Vino tartaro von Sebenico, Malvasia von Ragusa, Muscato dello castello di Spalato, di Almissa, der Teodo prosecco di Poglizza ꝛc. Die besten werden Liquori genannt. Wald, der einst die sämmtlichen Gebirge üppig bedeckte und das Arsenal von Venedig reichlich mit Schiffsbauholz versorgte, findet sich jetzt nur noch im tiefern Innern. Die Küsten sind meist so kahl abgetrieben, daß strichweise sogar fühlbarer Holzmangel herrscht und sich die österreichische Regierung genöthigt sah, förmlich Waldpflanzungen anzulegen. Der Hauptnahrungszweig des Landes, namentlich des innern, ist die Viehzucht. Nur darf man dieselbe nicht von einem höheren staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachten, denn von einer regelrechten Zucht und Pflege des Viehes ist keine Rede, nur von Viehheerden, namentlich von Schafen u. Ziegen, die sich auf den ausgedehnten Weideflächen, welche nahezu $^4/_5$ des Landes einnehmen, ihr Futter suchen und ihren Besitzern Nahrung und Kleidung liefern. Fast sämmtliche Wolle wird im Lande verbraucht. Zahlreiche Maulthiere und Esel, sowie die Pferde sind Saumthiere. Das Rindvieh dient meist nur zum Behuf der Feldarbeit, weshalb Kalbfleisch und frische Butter in D. zu den seltensten Leckerbissen gehören. Die Schafe sind wegen der vielen aromatischen Kräuter, mit welchen die Berge und Hochebenen bedeckt sind, von vorzüglichem Geschmack, leiden aber im Sommer häufig durch den Mangel an gutem Trinkwasser, auch sind sie oft großen Verheerungen durch Viehseuchen ausgesetzt, weil es nicht nur an den geeigneten Stallungen, sondern auch an Thierärzten fehlt. Nicht unbedeutend ist die Geflügelzucht, besonders in den Gebirgsgegenden. Bienenzucht wird namentlich auf den Inseln und bei Macarsca betrieben. Die Jagd ist bei der Armuth des Landes an vierfüßigen Säugethieren nicht bedeutend; es gibt Schakale, Füchse (sehr zahlreich), Bären und Wölfe (selten) ꝛc. Um so zahlreicher ist das Federwild (besonders Wachteln). Der Fischfang ist bei den vielen Buchten, Kanälen und Inseln der dalmatischen Küste überaus ergiebig, wird aber aus Mangel an Geldkräften und Unternehmungsgeist nicht so vortheilhaft benutzt, als dies in andern Ländern der Fall ist. Nur der Sardellenfang wird ins Große betrieben, und man rechnet 18 Orte, denen er zum ausschließlichen Erwerbszweig dient. Als die geschicktesten Fischer gelten die Einwohner von Comissa auf der Insel Lissa, weshalb auch die dalmatischen Sardellen gewöhnlich „di Lissa“ genannt werden, mögen sie auch anderswo gefangen sein. Auch die Flüsse sind sehr fischreich, namentlich ist die Lachsforelle allen fließenden Gewässern D.s gemein. Die Fische, theils gesalzen, theils gedörrt, bilden einen sehr wichtigen Handelsartikel. An einigen Stellen des Meeres ist auch die Korallenfischerei erheblich, besonders um Sebenico. Ein wichtiger Artikel sind ferner die Blutegel in der Narenta. Der Bergbau beschränkt sich fast nur auf Kohlengruben (Braunkohlen zu Dernis und Sign), Blei u. Eisen soll bei Plavno, Zinnober bei Trau vorkommen, früher standen bei Verlicca und Sign Eisenwerke im Betriebe, und bei Vergoraz ist eine berühmte Grube von Erdharz. Zahlreich sind Kalkstein- und Marmorbrüche. Von großer Wichtigkeit sind die Salinen zu Pago und zu Stagne auf Arbe und auf der Halbinsel Sabioncello. Die Industrie im gewöhnlichen Sinne des Worts ist noch im Entstehen begriffen, da selbst die Mahlmühlen in Bezug auf ihre Mechanik Vieles zu wünschen übrig lassen. Die Seidenspinnerei ist erst seit 20 Jahren im Betrieb, und die meisten Produkte werden roh ausgeführt, um verarbeitet wieder eingeführt zu werden. Selbst die Korallen werden nicht in D., sondern in Italien polirt und geschnitten. Dagegen sind die Landbewohner äußerst geschickt in der Verfertigung alles dessen, was sie zu ihrer Kleidung und ihrem häuslichen Bedarf brauchen, als Tuch, grobes Leinen, Seilwerk, Körbe, Hüte ꝛc. Auch Gold- und Silberarbeiten werden kunstvoll ausgeführt, und Zara ist bekannt durch seine Rosogliofabriken. Namentlich ist der schon erwähnte „Maraschino di Zara“ berühmt. Sehr wichtig ist der Schiffsbau; kleinere Schiffe werden an mehren Orten gebaut, große Werften sind bei Ragusa und zu Millna auf der Insel Brazza. Schifffahrt ist ein Hauptgewerbe der Dalmatier, welche die geübtesten Seefahrer im adriatischen und mittelländischen Meere sind, und deren Schiffe von den italienischen Handelsleuten aus vielen Gegenden für ihren Verkehr in diesen Gewässern von jeher vorzüglich gesucht wurden. Man unterscheidet die Küstenfahrt und die Hochseefahrt. Jene hat wieder Abstufungen; die kleine erstreckt sich bloß auf die Landesküste von Arbe bis Budua, die große aber begreift das ganze adriatische Meer mit Einschluß der jonischen Inseln. Ueber den Kanal von Zante hinaus beginnt die Hochseefahrt, deren Betrieb einen besondern Paß oder ein Schiffspatent erfordert. Der Handel D.s besteht zum großen Theil im Transito der Waaren aus und nach Bosnien und der Herzegowina. Seine

eigentliche Blüthezeit wird er erst erreichen, wenn diese Provinzen durch eine Umgestaltung ihrer Verhältnisse die Produktivität erlangen, deren sie fähig sind. Die bedeutendsten Handelsplätze D.s dürften daher in Zukunft Spalato und Ragusa werden, da dieselben durch ihre Straßen in direktester Verbindung mit der Grenze der jetzigen Türkei stehen. Gegenwärtig geschieht der Transport mittelst Saumthiere, daher alle Waaren in kleine Colli von 125—150 wiener Pfund verpackt werden müssen. Der Verkehr mit den türkischen Unterthanen, sowie mit den Montenegrinern findet auf den Bazars Statt, die wöchentlich in Bilibrigh, Ragusa, Cattaro und einigen andern Grenzorten abgehalten werden, und bei denen aus Gesundheitsrücksichten Käufer und Verkäufer durch niedrige Mauern oder Geländer getrennt sind. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel D.s sind jetzt Wein, Oel, Feigen, Sardellen, Rosoglio, Schaffleisch, rohe Häute, Schlachtvieh, Mandeln und Sumach; sie werden größtentheils nach Triest versandt, um dafür die nöthigen Kolonial- u. Manufakturwaaren, Hülsenfrüchte, Getreide und Stockfische von dort einzuführen. Der bedeutendste Artikel ist Seesalz, welches jedoch Regal ist. Die gesammte Einfuhr zur See hatte 1854 einen Werth von 11,154,000 Gulden K.-M.; der der Ausfuhr betrug 6,203,000 Gulden. Da die Einfuhr durchschnittlich immer viel bedeutender ist als die Ausfuhr, so ist es für D. nur ein Vortheil, daß es von der österreichischen Zolllinie ausgeschlossen ist und seinen eigenen Zolltarif hat. Die vielen guten Hafenplätze besitzen eine äußerst zahlreiche Handelsmarine, aber fast nur kleine Fahrzeuge. **Kunststraßen** erhielt D. erst durch die österreichische Regierung. Die wichtigsten sind die Strada mediterranea, welche das Land der Länge nach durchzieht, und die Strada littoral, welche von Zara bis Almissa führt. Seit 1831 ist auch die Straße über den Vellebich eröffnet, welche 3189 Fuß Seehöhe erreicht und die kürzeste Linie zwischen Zara u. Karlstadt herstellt. Die **Häfen** D.s sind durchaus natürliche, ausgenommen den innern kleinern Hafen von Ragusa u. den von Spalato u. S. Pietro auf Brazza. Einer der ausgezeichnetsten Häfen ist Porto di S. Giorgio auf der Nordseite der Insel Lissa. Die beste Zuflucht im Winter für ganze Geschwader bietet der Kanal di Calamotta, dessen hohe Berge vor der Bora schützen. Der Hafen von Ragusa selbst ist klein und dem Scirocco ausgesetzt, aber etwas nördlicher liegt die Bucht von Grovosa, welche als der eigentliche Porto zu betrachten ist, für die größte Marine geräumig u. sicher. Ausgezeichnet ist die Bocca di Cattaro, die selbst gegen die heftigste Bora sichert. Kriegshäfen sind: Cattaro, Zara, Lissa und Porto Quieto.

Das Königreich D. hatte bisher keine landständische Verfassung wie andere österreichische Kronländer, weil kein Institut der Art sich vorfand, als das Land in den Besitz Oesterreichs kam. Doch waren die alten Municipalverfassungen, wo solche bestanden, mit Modifikationen aufrecht erhalten worden. Durch die jüngsten Verfassungsdekrete des Kaisers wurde jedoch auch dem Königreich D. ein Landtag bewilligt (s. unten). Der Kaiser führt den **Titel**: König von D., Herzog von Ragusa u. Zara, Herr von Cattaro; diesem gemäß enthält auch das große kaiserliche Wappen die einzelnen **Landeswappen**, nämlich: in dem obern rechten Hauptfelde, unter den Wappen der ungarischen Länder, im obern rechten blauen Quartier für das Königreich D.: 3 gekrönte goldene, vorwärts gekehrte Leopardenköpfe. Im untern mittlern Hauptfelde, unter den Wappen Illyriens in der untern Reihe sind 2 silberfarbene Schilde mit eingepfropfter Spitze, welche für Ragusa zur Rechten 3 blaue rechte Schrägbalken, für Zara in der Spitze einen geharnischten Reiter mit einer Lanze, für Cattaro (Oesterreichisch-Albanien) links einen rothen Löwen enthalten. D. hat also kein eigentliches Landeswappen, und es kommt auch im mittlern kaiserlichen Wappen kein solches vor. Die Flagge ist die der österreichischen Marine, mit Roth und Weiß. Die oberste Landesbehörde ist das **Gubernium**. In administrativer Hinsicht zerfällt D. in den Stadtbezirk Zara u. in die 4 Kreise: Zara, Spalato, Ragusa u. Cattaro, welche zusammen 15 Städte, 32 Flecken, 868 Dörfer enthalten; in judicieller in 4 Sprengel von Gerichtshöfen erster Instanz (die zugleich Handels- u. Seegerichte sind), in finanzieller in 3 Finanzbezirke. Eine Berghauptmannschaft besteht zu Zara. In militärischer Hinsicht endlich bildet D. einen eigenen Ergänzungsbezirk. **Hauptstadt** des Königreichs ist Zara. Der **türkische Theil** D.s, welcher sich von Bosnien bis Albanien erstreckt und zu ersterem gehört, enthält die Landschaft Herzegowina und die Städte Scardona und Trevigno.

Geschichte. Das alte D., ein Theil des eigentlichen oder barbarischen Illyriens, erhielt seinen Namen von der Handelsstadt **Delminium** oder **Dalmium**, welche sich um 200 v. Chr. von jenem losriß und Hauptstadt eines eigenen Gebiets (Dalmatia) zwischen dem adriatischen Meere, dem Fluß Titius (Kerka) und dem bebischen Gebirge wurde. Die Bewohner desselben, **Dalmatä** oder **Dalmatii**, die von der Jagd, Fischerei und Viehzucht, vorzüglich aber vom Raube lebten, geriethen zuerst 156 v. Chr. in Krieg mit den Römern, die ihre Herrschaft endlich wenigstens auf der Küste begründeten. Unter Cäsars Statthalterschaft über das dies- und jenseitige Gallien und Illyrien erhoben sich aber die noch unüberwundenen Dalmatier mit den übrigen Illyriern zur Bekriegung der mit den Römern verbündeten Liburner, vernichteten ein von Cäsar gesandtes Heer 50 v. Chr., sowie 48 v. Chr. 15 Kohorten und 3000 Reiter unter Gabinius und bequemten sich erst nach der Beendigung des damaligen Bürgerkrieges zu einem mäßigen Tribut. Nach Cäsars Tod verweigerten sie jedoch denselben wieder, und ihre völlige Unterjochung bewirkte erst Statilius Taurus 23 v. Chr. Befestigt wurde die Eroberung zuletzt durch die Unterdrückung des großen dalmatisch-pannonischen Aufstandes 10 n. Chr. Das Land bildete seitdem mit Liburnia und Japydia die Provinz Illyricum und erstreckte sich vom Titius bis zum Drilo, begrenzt und durchschnitten vom bebischen, ardischen und skardischen Gebirge, die Städte Salona, Delminium, Narona, Rhicinum, Epidaurus, Scodra u. a. und die Inseln Issa, Corcyra, Tragurion 2c. umfassend. Zwei römische Legionen erhielten daselbst ihre Standquartiere. Römische Kultur verbreitete sich nun über das Land, Wein- und Ackerbau gewannen eine bis jetzt nicht wieder erlangte Ausdehnung, blühende Handelsstädte erhoben sich an den zahlreichen trefflichen Buchten der Küste, und das Land lieferte dem römischen Heere

die besten Soldaten, selbst einige Kaiser, wie den Diocletianus. Bei der Theilung des römischen Reichs wurde D. zum occidentalischen Kaiserthum geschlagen, aber schon nach dem Tode des Honorius mit dem byzantinischen Kaiserthum vereinigt, dessen Schicksale es nun mehr als ein Jahrhundert hindurch theilte. Mit Einwilligung des Kaisers Zeno kam es 489 unter die Herrschaft des ostgothischen Königs Theoderich des Großen und bildete seit 491 einen Theil des ostgothischen Königreichs Italien, ward aber durch Belisar und sodann nach Totilas' Wiedereroberung durch Narses von Neuem mit dem orientalischen Kaiserthum vereinigt. Um 545 verheerten die Slavinen, später die Avaren das Land. Letzteren widerstanden nur die Städte Zara und Trau und bildeten von nun an nebst Ragusa, Spalato und Justinopolis und den Inseln Arbe, Veglia und Osorno eine Art von besonderem Staat, der die Oberherrschaft des griechischen Kaisers nur unter bedeutenden Einschränkungen anerkannte. Das übrige D. lag unter der rohen Herrschaft der Avaren entvölkert da, bis die Slaven in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts anfingen, das avarische Joch abzuwerfen. Die Serben besetzten D. zwischen den Städten Durazzo, Ragusa und Narenta, die Kroaten (Chrvaten) den westlichen Theil. Als das Reich Karls des Großen nach Vernichtung der Avaren bis in die Gegenden der untern Save vorgerückt war, und Pipin, Karls Sohn, auch an der Küste festen Fuß zu fassen suchte (809), unterwarf sich auch ein Theil der dalmatischen Städte der Oberhoheit des fränkischen Reichs, welche nach kurzem Kampfe mit den Byzantinern 812 vom Kaiser Nicephorus förmlich anerkannt wurde. Nur die freien Seestädte Justinopolis, Ragusa, Trau, Zara u. Spalato und die Inseln Veglia, Arbe u. Osorno blieben auch fortan unter byzantinischem Schutze. Allmählig aber ging der Einfluß der Franken wieder auf die Byzantiner über, und als auch diese keinen wirksamen Schutz gegen Saracenen und Narentiner zu gewähren im Stande waren, ergab sich das ganze Küstenreich gegen das Ende des 9. Jahrhunderts den Fürsten der Kroaten, deren Macht um jene Zeit sehr bedeutend war, später der Republik Venedig. Hieraus wuchs ein langwieriger Krieg zwischen Venedig und Kroatien, der zu Gunsten des letztern endete, so daß König Crescimir Peter seit 1052 den Titel eines Königs von D. annahm. König Demetrius Zwonimir nahm seine Länder, also auch D. vom Papste Gregor VII. zu Lehen. Das griechische Kaiserthum hatte indessen seine Ansprüche auf D. nicht aufgegeben und trat, um Bundesgenossen gegen den normännischen Herzog von Apulien zu gewinnen, 1085 dem Dogen Vitalis Faledrus die Städte D.s und Istriens förmlich ab. Dennoch behauptete sich Demetrius Zwonimir im Besitze seines Reiches bis zu seinem Tode 1089. Mit seinem Nachfolger Stephan erlosch kurz nachher die Reihe der kroatisch-dalmatischen Nationalkönige, und D. wurde von nun an der Zankapfel aller benachbarten Reiche und der Tummelplatz der wildesten Oligarchie. König Ladislaus von Ungarn, Schwager des Königs von Kroatien und D., machte seine Ansprüche ebenfalls geltend u. eröffnete einen Krieg um den Besitz dieses Landes, der dasselbe unsäglich zerrüttete u. erst durch den 1433 mit den Venetianern abgeschlossenen Waffenstillstand endete. Im Anfang des 13. Jahrhunderts wanderten die Morlachen (s. d.) in D. ein, und 1242 ward es von den Mongolen schwer heimgesucht. Dazu dauerten die Kämpfe zwischen Ungarn u. Venedig fort, u. seit 1462 begannen auch die wilden Osmanen regelmäßige Unternehmungen gegen Kroatien und D., die zwar an den festen Städten scheiterten, aber dem offenen Lande großen Schaden zufügten. Die Venetianer behaupteten sich indeß in ihren dalmatischen Besitzungen und vergrößerten dieselben noch durch Eroberungen, von denen ihnen bei einer Grenzregulirung mit der Türkei 1671 die Städte Clissa, Novigrad, Salona und Il Sasso nebst dem Lande zwischen Clissa und Spalato zugestanden wurden. Ragusa allein behauptete inmitten aller Kämpfe seine Unabhängigkeit, und war selbst der 1203 eingegangenen lästigen Verbindlichkeit, seine „Grafen" oder „Rektoren" der Republik aus Venedig zu nehmen, bereits nach 150 Jahren wieder los geworden. Im karlowitzer Frieden 1699 trat die Pforte das Land zwischen Knin, Sign, Cattaro und Castelnuovo an die Republik ab. Venedig wußte aber die Dalmatier so für sich zu gewinnen, daß sie die treuesten Unterthanen der Republik waren. Im eigenen Vaterlande wie außerhalb desselben kämpften sie mit gleicher Tapferkeit gegen den damaligen gemeinsamen Feind der Christenheit, u. während Venedig seine schönsten Besitzungen in der Levante den Türken überlassen mußte, vermochten diese mit aller ihrer Macht nicht, das kleine D. zu erobern, welches mehr noch von den Eingebornen, als von regulären Truppen vertheidigt ward. Der Friede von Passarowitz 1718 machte den Kriegen mit den Türken ein Ende u. gab D. die Grenzen, welche es noch gegenwärtig hat. Nur hieß damals der jetzige Kreis von Cattaro A l b a n i e n, und das übrige Land ward in den alten und neuen Erwerb (Acquisto vecchio u. Acquisto nuovo) eingetheilt. Der a l t e E r w e r b umfaßte alle Inseln u. Städte, mit Ausnahme Scardona's; der n e u e E r w e r b aber bestand aus demjenigen Theil des jetzigen D.s, welcher jenseits der 1671 gezogenen Grenzlinie lag u. wozu gewöhnlich noch das Gebiet von Imoschi gerechnet ward, das häufig als der n e u e s t e E r w e r b (Acquisto novissimo), weil es erst 1718 der Republik zugefallen war, von jenem unterschieden ward. Diese Eintheilung war auch maßgebend bei der Verwaltung des Landes. Die Meeresküste oder der alte Erwerb bestand eigentlich aus vielen konföderirten kleinen Staaten, indem jede größere Ortschaft ihre eigene Verfassung hatte. Die aus der Zeit der einstigen Unabhängigkeit herrührenden Municipalstatuten bildeten die Grundlage des Gemeindewesens, u. die Regierungsform war daher bald aristokratisch, bald demokratisch, bald aus beiden Elementen gemischt. Später nahmen jedoch die meisten Orte nach dem Beispiel Venedigs eine aristokratische Regierungsform an, so daß die Nobili oder Edelleute die eigentliche Gemeindeverwaltung in die Hände bekamen, obgleich die unteren Klassen, die sogenannte „Cittadinanza" (Bürgerschaft) u. die „Popolani" (das niedere Volk) davon auch nicht ganz ausgeschlossen waren. Der Repräsentant der höchsten gerichtlichen, politischen u. militärischen Gewalt war in jeder Stadt der von Venedig gesandte Conte-Capitanio, welcher seinerseits unter dem in Zara residirenden Generalproveditore der Provinz stand, an den man in allen

streitigen Fällen appellirte, bevor man sich nach Venedig wandte. In dem neuen Erwerb dagegen regierten statt der Conti venetianische Nobili mit dem Titel Provveditori und mit ausgedehnter Vollmacht. Ueber Grund u. Boden selbst hatte die Republik das unmittelbare Souveränetätsrecht. Die nur in Zehnten bestehenden direkten Steuern flossen im neuen Erwerb der Regierung, im Küstenlande den Kirchen und dem Klerus zu, die indirekten Steuern, welche verpachtet wurden, kamen großentheils den Beamten, wenige den Gemeinden zu Gute. Das Militär, welches die Besatzungen der Städte und Festungen ausmachte, war gut disciplinirt. Der Rechtsgang ward besonders in Folge des Mißbrauchs der Appellationen langsam und kostspielig. Für Hebung des materiellen Wohlstands, sowie für Förderung der geistigen Bildung der Bewohner durch Schulunterricht geschah von Seiten Venedigs äußerst wenig. Dennoch war die Trauer allgemein, als die Dogenrepublik in Folge des Friedens von Campo-Formio am 12. Mai 1797 aufhörte u. das bisherige venetianische D. unter österreichische Herrschaft kam. Beim Einrücken der Oesterreicher in Zara am 1. Juli legte man die Fahnen Venedigs trauernd auf dem Hochaltar der Kathedrale nieder, und noch jetzt sind die Sympathien für jenes nicht ganz erloschen. Schon im preßburger Frieden (1805) mußte Oesterreich das neuerworbene Land an Napoleon I. abtreten, der es nach Vertreibung der Russen zum Königreich Italien schlug. Nachdem er im wiener Frieden (1809) auch noch den ungarischen Theil von D. erhalten, bildete er 1810 aus dem gesammten D. mit Hinzufügung der von Oesterreich auf dem rechten Ufer der Save abgetretenen Gebiete die sogenannten illyrischen Provinzen seines Kaiserthums. D. wurde durch einen Provveditore generale regiert, bis es 1814 an Oesterreich zurückfiel, das es mit dem Ragusanischen und einem Theile von Albanien 1816 zu einem eigenen Königreich erhob. Mit der dauernden Besitzergreifung durch Oesterreich begann eine neue Aera für die Geschichte des Landes. Der Straßenbau, um den sich schon die Franzosen während ihrer kurzen Herrschaft sehr verdient gemacht hatten, wurde fortgesetzt, das Austrocknen der Sümpfe in Angriff genommen, die Seidenindustrie, welche mit dem Verschwinden der Maulbeerbäume im 16. Jahrhundert gänzlich aufgehört hatte, wieder eingeführt, das Postwesen geordnet und das Unterrichtswesen verbessert, kurz, alles zur Förderung des materiellen Wohls u. der Civilisation Geeignete gethan, wobei freilich nicht sofort die gewünschten Erfolge erzielt wurden. In Folge der Ereignisse von 1848 ward D. dem Ban von Kroatien untergeordnet, ohne jedoch mit den Kronlanden Kroatien u. Slavonien in nähere Verbindung gebracht zu werden. Obwohl die Dalmatier großentheils von einerlei Abstammung mit den Kroaten sind u. ihren eigenen Dialekt als kroatisch bezeichnen, so haben sie doch, seit mehr als 400 Jahren von Kroatien getrennt, einen ganz anderen Entwickelungsgang durchschritten als dieses, u. die mehr italienischen Institutionen u. Gesetze D.s stehen mit den noch halb mittelalterlichen Komitatseinrichtungen Kroatiens u. Slavoniens im schärfsten Gegensatz. Daher sprach auch der dalmatische Landtag, welcher den jüngsten Verfassungsdekreten des Kaisers von Oesterreich zufolge dem Lande verwilligt ward, und in dem das italienische Element überwiegend war, den Wunsch aus, im Verbande der deutsch-slavischen Provinzen zu bleiben, und beeilte sich, den wiener Reichstag zu beschicken, während die slavische Partei in Ragusa u. Cattaro eine eigene Deputation an den Kaiser sandte, um die Vereinigung D.s mit Kroatien zu betreiben, und sogar Abgesandte zum agramer Landtag wählte. Dieser verlangte in einer am 9. Oktober 1861 dem Kaiser übergebenen Adresse wirklich die Wiederherstellung des „dreieinigen“ Königreichs, für das er in Bezug auf den österreichischen Staatsverband dieselbe Selbstständigkeit beanspruchte, welche Ungarn bis zur Revolution von 1848 besessen. Es ward hierbei geltend gemacht, daß eine engere Verbindung D.s mit Kroatien für beide Länder in mehrfacher Beziehung vortheilhaft sein würde, namentlich in Betreff der freien Entwickelung des slavisch-nationalen Elements u. der Bildung eines südslavischen Reichs unter österreichischer Hoheit.

Vgl. Zavoreo, Memoria statist. sulla Dalmazia, Venedig 1821; Petter, Compendio geografico della Dalmazia con un' appendice sul Montenero, Zara 1834; Cattalinich, Storia della D., das. 1835, 3 Bde.; Petter, Das Königreich D., Wien 1842; Schmidl, Das Königreich D., Stuttg. 1842 (im 1. Band des Werks: Das Kaiserthum Oesterreich); H. Stieglitz, Istrien u. D., Briefe und Erinnerungen, das. 1845; Kohl, Reise nach Istrien, D. und Montenegro, Dresden 1851, 2 Bde.

Dalmatien, Herzog von, s. Soult.

Dalmatius (Delmatius), Liebling Kaiser Konstantins des Großen, 333 zum Konsul, 335 zum Cäsar ernannt, erhielt bei der Theilung des Reichs durch Konstantin den Großen Thracien, Macedonien und Achaja und fiel in einem Soldatenaufstande. Man hat von ihm verschiedene Münzen.

Dalminium, s. v. a. Delminium, s. Dalmatien.

Dal-Ongaro, Francesco, italienischer Dichter, 1810 zu Trameacque an der Grenze Friauls geboren, begleitete 1824 seine Aeltern nach Venedig, besuchte hier das Seminar des Patriarchats und studirte dann zu Padua Theologie. Hier hielt er sodann ein Jahr lang Vorlesungen über humanistische Studien, sowie später in Triest, wo er sich niederließ, über italienische Literatur. Noch als Student dichtete er hier seine „Amica ideale“, die unter der Jugend eine wahre Begeisterung erweckte, sodann seinen „Charfreitag“, eine Scene aus Lord Byrons Leben, den ersten Theil einer Trilogie, bei der D. die Tendenz verfolgte, die drei göttlichen Tugenden durch die Lebensschicksale von drei berühmten Männern in ein richtiges Licht zu setzen. Im Jahre 1840 folgten 2 Bände Gedichte, denen D. seinen Ruhm verdankt. Namentlich sprachen seine Romanzen und Balladen sehr an. Sechs weitere Balladen haben Triest und dessen Umgegend zum Schauplatze, eine zweite Reihe entnimmt ihre Stoffe aus der Geschichte und Sage von Friaul. Von der Ballade ging D. in der Verarbeitung einer Kriminalgeschichte Venedigs zu seinen „Fornaretto“ zum Drama über. Auch in philanthropisch-humanistischem Sinne hat D. durch Gründung des triester Kunstvereins, technischer Schulen, Arbeitshäuser &c., sowie durch Vorträge in den Versammlungen der italienischen Gelehrten gewirkt.

Die Aufsätze dieser Gattung enthält die triester Zeitschrift „Farilla“.

Dalrymple, 1) Sir David, Lord Newhawles, schottischer Rechtsgelehrter und Historiker, den 28. Oktober 1726 zu Edinburg geboren, studirte zu Utrecht, trat nach seiner Rückkehr als Anwalt auf, ward 1766 Mitglied des Obergerichts, 1776 Lord-Kommissär des Justizhofs und nahm als solcher den Titel Lord Hawles an. Er † den 29. Nov. 1792. Als Schriftsteller ist er besonders durch seine „Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I.“ (Edinburg 1797, 3 Bde.) u. seine Polemik gegen Gibbon bekannt. Auch schrieb er „Memorials and lettres relating to the history of Britain in the reign of James I.“ (Edinburg 1762) und „of Charles I.“ (das. 1766), „Historical memorials“ (das. 1769) u. A. m.

2) Alexander, Geograph und Reisender, des Vorigen Bruder, geboren den 24. Juli 1737, trat noch jung in die Dienste der ostindischen Kompagnie und sammelte zu Madras Nachrichten, besonders über die Südseeländer. Seit 1789 machte er mehre Reisen nach den Südseeinseln und entwarf Zeichnungen von den besuchten Küsten. Die Kompagnie ernannte ihn darauf zu ihrem Hydrographen, u. von der englischen Regierung erhielt er den Auftrag, den Entwurf einer Entdeckungsreise nach der Südsee zu machen. Auf Grund seines Projekts machte dann Cook 1768—71 seine erste Reise um die Welt. D. † als königlicher Hydrograph den 19. Juni 1808 zu London. Seine Karten, namentlich die von Ostindien, sind vortrefflich, eine ausgezeichnete Sammlung seiner Seekarten findet man in der von ihm herausgegebenen „General collection of nautical publications“ (London 1753) u. in dem „Oriental repertory from April 1791 to January 1795“ (das. 1791). Er schrieb unter Anderem „Historical collection of the several voyages and discoveries in the pacific Ocean“ (London 1770, 2 Bde.).

3) Sir Hew Whitheford D., englischer Generallieutenant, geboren 1750, befehligte 1808 die englische Expedition nach Portugal, welche die Franzosen unter Junot zur Kapitulation von Cintra nöthigte. Sein Verhalten bei dieser Gelegenheit ward vom britischen Kabinet gemißbilligt und ihm der Vorwurf gemacht, den Franzosen zu günstige Bedingungen gewährt zu haben. Nach England zurückberufen, ward er hier vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch freigesprochen. Er † den 9. April 1830.

Dal segno (ital., abgekürzt D. S.), vom Zeichen an, in der Notenschrift Bezeichnung der Wiederholung von dieser Stelle an.

Dalsland, Landschaft im südlichen Schweden, früher die Marken genannt, liegt östlich vom Län Bohus und bildet in administrativer Beziehung das Län Wenersborg. Das Ländchen, im Allgemeinen niedrig, aber im Norden durch romantisch schöne Thäler, Berge u. Seen ausgezeichnet, hat viel Wälder (großentheils Nadelholz), aber auch viel Getreidebau, viel Eisenwerke und Sägemühlen. Die Bevölkerung ist als streitsüchtig bekannt. In D. sieht man häufig die aus losen Steinen bestehenden langen Rücken, Asar genannt, auf deren Enden meist kleine Häuser stehen. Hauptorte sind: Wenersborg, Trollhättan, Amal, Boras 2c.

Dalton, John, bedeutender britischer Chemiker und Physiker, geboren den 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield in Cumberland, bildete von 1781 an zu Kendal in Westmoreland seine Vorliebe für mathematische und physikalische Studien aus, ward 1793 Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften am Kollegium zu Manchester, welche Stadt auch fortan sein eigentlicher Wohnort blieb, obgleich er von 1804 an abwechselnd in den größern Städten Großbritanniens Vorlesungen über Chemie hielt. Er ward Mitglied der Royal Society in London und 1817 Präsident der Literary and philosophical society zu Manchester und † den 27. Juli 1844 daselbst. Seine vorzüglichsten physikalischen Arbeiten beziehen sich auf die Ausdehnung und Mischung der Gase und die Elasticität der Dämpfe; in der Chemie hat er sich durch Aufstellung der atomistischen Theorie und wesentliche Förderung der Lehre von den festen Proportionen, durch Untersuchungen über die Absorption der Gase durch das Wasser, über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs 2c. große Verdienste erworben. Seine Abhandlungen finden sich größtentheils in den „Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester“; ferner in den „Philosophical transactions“, in Nicholsons „Philosophical journal“ und Thomsons „Annals of philosophy“. Selbstständige Werke von D. sind: Meteorological essays and observations“ (Manchester 1793, 2. Aufl. 1834) und das „New system of chemical philosophy“ (das. 1808—27, deutsch, aber nicht vollständig, von Wolff, Berlin 1812—14, 2 Bde.).

Daltonismus (Chromopsie), Fehler des Sehvermögens, welcher darin besteht, daß gewisse Farben nicht von einander unterschieden werden können, benannt nach Dalton, der an diesem Fehler litt. Es werden entweder dabei die Farben roth, grün und blau mit grau und den Nüanzen des Orange, des Rosa u. Violett verwechselt, oder die am wenigsten brechbaren Strahlen kaum, die rothen Gegenstände aber besser, oder nur zwei Farben oder nur einige Nüancen mehrer Farben oder auch drei Farben unterschieden. Dalton selbst sah nur drei Farben: Gelb, Blau u. Violett; Rosenroth erschien ihm himmelblau, bei Licht mit orangefarbenem oder gelblichem Schein; Karmoisin schmutzigblau, Siegellack und Gras gleichfarbig, und alle diese Mängel traten am Tage stärker hervor als bei Lichtschein. D. kommt häufig vor; nach Seebeck sollen unter 40 Schülern eines Gymnasiums 5 daran gelitten haben. Die Augen solcher Personen sind grau; die Pupille aber gibt unter einem schrägen Winkel einen eigenthümlich goldfarbigen Reflex. Blaue Augen scheinen dem D. häufiger unterworfen zu sein, als schwarze und braune, und Männer häufiger als Frauen. Meist bezieht sich der Irrthum auf Roth; wird Blau nicht unterschieden, so wird es mit Violett verwechselt. Auch erscheinen die die Mitte des Spektrums einnehmenden Farben: Grün, Rosa u. Lila, gewöhnlich als Eine Farbe, so daß das Spektrum nur in vier Farben: Blau, Grün, Gelb und Roth, erscheint. Einige meinen, der D. rühre davon her, daß die Flüssigkeiten des Auges blau gefärbt seien, Andere, daß die Netzhaut des Auges mit den Lichtwellen vibrire. Wenn Blau und Grün nicht unterschieden wird, so bezeichnet man den Fehler als Acyanoblepsie.

Dalwigk, Karl Friedrich Reinhard, Freiherr von, großherzoglich hessischer Ministerpräsident, geboren den 19. Decbr. 1802, Sohn des Freiherrn Reinhard von D., großherzoglich hessischen Generallieutenants († den 18. April 1844), bekleidet genannten Posten seit dem 1. Juli 1850 und versieht auch die Portefeuilles des großherzoglichen Hauses und des Aeußern, sowie des Innern. Er hat sich stets als streng konservativer Vertheidiger der restaurirten Bundesverfassung bewiesen und sich neuerlich besonders durch seine gegen den Nationalverein gerichteten Maßregeln, sowie überhaupt als entschiedener Gegner aller liberalen und deutsch-einheitlichen Bestrebungen hervorgethan.

Damaghan (Damgam), Stadt in der persischen Provinz Khorassan, an der Straße von Teheran nach Schahrud, mit 2000 Einw., wahrscheinlich das alte Hekatompylos, jetzt sehr zerfallen.

Daman, 1) Landschaft in der britischen Provinz Pendschab in Ostindien, liegt an der Westgrenze derselben zwischen dem Soleimangebirge und dem Indus und bildet einen etwa 60 Meilen langen und 5 Meilen breiten Landstrich. In den unbewässerten Theilen ist der Boden harter Thon, der kein Gras, nur vereinzelte Zwergbüsche hervorbringt, oder beweglicher Sand; der bewässerte Theil dagegen, das Derabschat, längs des Indusufers, ist eines der fruchtbarsten Länder der Welt und hat zahlreiche Städte und Dörfer. Die Bewohner sind meist afghanische Stämme.

2) D. (portugiesisch Damão), portugiesische Stadt an der Westküste Vorderasiens (Nordconcan), an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in fruchtbarer Umgebung, hat ein Kastell, 9 christliche Kirchen, einen sehr belebten, für kleine Fahrzeuge ausgezeichneten Hafen, beträchtlichen Schiffsbau u. 6000 Einwohner. Die Portugiesen besitzen die Stadt seit 1558.

Damanhour, Stadt in der unterägyptischen Provinz Bahhari, in der Nähe des Mahmudiehkanals und an der Eisenbahn, mit 10,000 Einw.

Damar, Stadt in der arabischen Landschaft Jemen, südlich von Sana, in fruchtbarer Gegend, mit einem Kastell, einer mohammedanischen Hochschule (für die Zeitis), berühmter Pferdezucht u. 20,000—25,000 Häusern.

Damara, bei den Namaquahottentotten und daher auch bei den Europäern im Kapland gewöhnlicher Name für das Volk der Ovaherero im westlichen Südafrika. Ihr Land liegt etwa zwischen 20° und 23° südl. Br., grenzt nördlich an das der Ovampos u. besteht aus einem sandigen, wasserarmen Küstenstrich und einem nach dem Innern zu gelegenen Hochland, welches in einzelnen Gipfeln (z. B. Omatako) über 8000 Fuß Höhe erreicht. Flüsse sind der Kuisip, Swakop, Omaruru), doch ist keiner derselben schiffbar; auch fehlt es der Küste an guten Ankerplätzen. Die wichtigeren Produkte des Landes sind Kupfer, das sogar ausgebeutet wird, Elfenbein, Häute und Rindvieh (in außerordentlich kleiner Race), das von hier viel in die Kapkolonie geht. Im Norden, wo sich gegen die Ovampos hin dichte Akazien- und Kameeldornwälder finden, hausen die gewöhnlichen Arten der großen Thiere Afrika's; an der Küste zeigen sich große Wallfische. Die D. bilden ein verbindendes Glied zwischen den Negern und den Beetjuanen und Kaffern und sind ein derbes, kräftiges, sehr schmutziges Volk, gewöhnlich mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie sprechen mit den Ovampos die Ovahererosprache, welche der der Beetjuanen verwandt ist, aber nicht von diesen verstanden wird. Meist Hirten und ohne feste Ansiedelung, leben sie in stetem Kriege mit den Großnamaquas (Bastardhottentotten), sowie auch mit den Bergdamara (Ghuadamup), einem den Bakalihari ähnelnden räuberischen Negerstamm, welcher die Namaquasprache spricht, in den zugänglichen Bergen des südlichen Damaralandes wohnt und von den mehr civilisirten Viehdamara der Ebene wohl zu unterscheiden ist.

Damaratus (Demarates), 1) wahrscheinlich eine völlig mythische Person der römischen und etruscischen Geschichte, wird als Vater des Tarquinius Priscus genannt, soll zu den Bacchiaden in Korinth gehört und sich in Folge eines Aufruhrs daselbst als Kaufmann in Tarquinii niedergelassen, auch die Buchstabenschrift in Etrurien eingeführt haben. Da Korinth ohne Zweifel schon in früher Zeit Handel mit Etrurien trieb, da ferner die etruscische Kunst als eine Tochter der griechischen anerkannt werden muß, sodann die etruscischen Buchstaben die Züge der griechischen tragen, so liegt in der Sage von D. offenbar nur die Personificirung dieser Verhältnisse.

2) König von Sparta kurz vor dem ersten Perserkriege, Sohn des Ariston. Von Cleomenes unter dem Vorgeben, daß er ein untergeschobener Sohn von jenem sei, der königlichen Würde beraubt, begab er sich nach Persien und gewann bei König Darius großen Einfluß, soll diesen auch bestimmt haben, den Xerxes zu seinem Nachfolger zu erklären. Er begleitete in der Folge diesen auf seinem Zuge nach Griechenland und war ihm stets ein freimüthiger Rathgeber. Er unterrichtete zwar die Spartaner von dem Feldzuge des Xerxes, doch wäre Sparta ohne Zweifel verloren gewesen, hätte Xerxes des D. Aufforderung, Cythera zu besetzen, befolgt.

Damas, 1) Etienne Charles, Chevalier, dann Herzog von Damas-Crux, französischer Generallieutenant, den 10. Februar 1754 auf dem Schlosse Crux in Nivernais geboren, focht als Hauptmann in Ostindien gegen die Engländer, ward hier gefangen, aber später ausgewechselt, worauf er den Befehl über ein Infanterieregiment erhielt. Während der Revolution nahm er in der royalistischen Armee an dem Feldzuge von 1792 Theil und bildete 1794 in England und Holland eine Legion, die jedoch bei Quiberon vernichtet wurde. Als Maréchal de camp begleitete er den Herzog von Angoulême auf dessen Reisen und erhielt nach der ersten Restauration den Grad eines Generallieutenants, nach der zweiten das Kommando einer Militärdivision, die Pairswürde und den Herzogstitel. Nach der Julirevolution aus der Pairsliste gestrichen, weil er den Eid verweigerte, lebte er zurückgezogen auf seinem Schlosse bei Menou und † den 28. Mai 1846.

2) Joseph François Louis Charles César, Herzog von D., den 28. Oktober 1758 geboren, machte als Oberst die Feldzüge von 1780 und 1781 in Amerika mit, sollte dann die Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes unterstützen, verließ aber, durch seines Regiments Widerspenstigkeit ein-

geschüchtert, dasselbe und begab sich zu dem König nach Varennes. Nach Paris geführt, ward er von der Nationalversammlung verurtheilt, in Folge der allgemeinen Amnestie nach Ludwigs XVI. Annahme der Konstitution aber in Freiheit gesetzt. Er folgte dann dem Grafen von Artois nach Italien, ward 1795 zum Maréchal de camp ernannt und war im Begriff, an der Expedition von Quiberon Theil zu nehmen, als er bei Calais Schiffbruch litt u. in die Hände der Republikaner fiel. Unter dem Konsulat wieder in Freiheit gesetzt, begleitete er den Grafen von Artois als Generaladjutant nach Ile-Dieu, diente von 1797—1801 in der Armee Condé's und ward nach der Restauration zum Pair von Frankreich, Generallieutenant, Kommandeur des heiligen Ludwig und Kapitän der Chevaurlegers ernannt. Er folgte dem König 1815 nach Belgien, ward Kommandant einer Militärdivision zu Dijon, 1824 erster Edelmann der Kammer, 1825 Herzog u. † zu Paris den 5. März 1829. In den „Mémoires relatifs à la révolution" (Par. 1823, 20. Bd.) befindet sich von ihm ein Bericht über das Ereigniß von Varennes.

3) Graf Roger de D., Bruder des Vorigen, 1769 geboren, trat in seinem 12. Jahre in das Regiment des Königs, entwich dann und nahm an dem russisch-türkischen Feldzuge Theil. Ein äußerst kühner und glücklicher Angriff auf das türkische Admiralschiff, sowie sein geschickter Sturm auf Otschakow gewannen ihm die Gunst der Kaiserin von Rußland, die ihn zum Oberst ernannte, in welcher Eigenschaft er den Feldzug von 1789 mitmachte, der mit der Einnahme von Bender endigte. Gegen Ende d. J. kehrte er nach Paris zurück, ging aber nach dem Ausbruch der Revolution nach Wien, erhielt zu Jassy das Kommando eines russischen Regiments und hatte großen Antheil an den Siegen von Akjerman, Klia und vor Allem an der Eroberung von Ismael. Im September 1792 begleitete er den Grafen von Artois in die Champagne, nach dem kläglichen Ende dieses Feldzugs nach Petersburg und nach England und befehligte dann in der Rheinarmee des Prinzen Condé eine Legion, an deren Spitze er sich in den Feldzügen von 1796 und 1797 auszeichnete. Als aber die Armee in russischen Sold trat, ging er nach Italien, erhielt zu Neapel das Kommando einer Division unter Macks Oberbefehl u. war der Einzige, dessen Corps in diesem schmählichen Feldzuge seine militärische Ehre rettete. Im J. 1801 kommandirte er ein neapolitanisches Corps im Kirchenstaat, mit dem er aber nichts ausrichtete. Nach dem Friedensschluß zog er sich nach Wien zurück, trat aber 1805 wieder in die Dienste des hart bedrängten Königs von Neapel u. rettete fast allein die Ehre der neapolitanischen Waffen. Im J. 1814 ward er in alle seine früheren Würden wieder eingesetzt und zum Generallieutenant und Befehlshaber von Lyon ernannt. Nach fruchtlosen Anstrengungen, bei Napoleons I. Rückkehr von Elba die Truppen in Gehorsam zu erhalten, folgte er dem König nach Belgien. Nach der zweiten Restauration ward er von den Departements Côte-d'or u. Haute-Marne zum Mitglied der Deputirtenkammer gewählt, vom König aber bald wieder auf seinen Posten als Gouverneur von Lyon zurückversetzt. Er † im September 1823 auf dem Schlosse Cirey.

4) Ange Hyacinthe Maxence, Baron von D., französischer General, den 20. September 1785 zu Paris geboren, ging während der Revolution mit seiner Familie nach Deutschland und von da nach Rußland, wo er 1795 in die Artillerieschule zu Petersburg trat. Nachdem er seit 1805 als Offizier der russischen Armee alle Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht, trat er nach der Restauration als Maréchal de camp in die französische Armee, begleitete 1814 als Generallieutenant den Herzog von Angoulême nach Spanien und erhielt nach der Schlacht von Waterloo den Befehl über die 8. Militärdivision in Marseille. Im J. 1823 befehligte er eine Division im spanischen Feldzuge und übernahm 1824 das Portefeuille des Kriegsministeriums. Da er in die ungerechten Maßregeln gegen die Offiziere des Kaiserreichs nicht einstimmte, übertrug ihm Villèle schon im Oktober 1824 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, das er bis zum 4. Januar 1828 behielt. Später war D. Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, dem er 1830 in die Verbannung folgte. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er auf dem Lande den Wissenschaften und seiner Familie.

Damas, François Etienne, den 22. Juni 1769 zu Paris geboren, war zum Architekten bestimmt, trat aber zur Zeit der Revolution zur Rheinarmee, nahm Antheil an der Belagerung von Mainz u. ward kurz darauf Generaladjutant, dann Chef von Klebers Generalstab und endlich Brigadegeneral. Als solcher nahm er an der Blokade von Mainz am linken Rheinufer Theil, erzwang den 2. Juli 1796 den Uebergang der Sambre- u. Maasarmee über den Rhein bei Neuwied u. zeichnete sich fast in allen Gefechten dieses Feldzugs aus. Im J. 1798 trat er wieder als Chef des Generalstabs unter Klebers Kommando und erhielt den Oberbefehl des linken Flügels der gegen England bestimmten Armee. Später folgte er jenem in den Orient und nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen in Aegypten und Syrien. Durch Intriguen nach Frankreich zurückgesandt, blieb er 5 Jahre in Unthätigkeit, bis ihn Murat zum Militärkommandanten seines Herzogthums Berg und zum Staatsrath ernannte. Als Mainz im Mai 1814 den Alliirten übergeben wurde, kommandirte D. daselbst die erste Division. Ludwig XVIII. vertraute ihm sodann die Organisation u. das Kommando der Garde von Paris an. Während der hundert Tage leistete er Napoleon I. den Schwur der Treue, ward aber nichtsdestoweniger 1816 zum Generalinspektor der Gensd'armerie ernannt, als welcher er den 23. December 1828 zu Paris †.

Damascenus, Johann, s. v. a. Johannes Damascenus.

Damasciren (franz. damasquiner, engl. to damaskeen), Name mehrer wesentlich von einander verschiedenen Methoden zur Verzierung des Stahls. Der Name wird gewöhnlich von der Stadt Damask hergeleitet, wo (wie übrigens im ganzen Orient, in Aegypten, Persien, besonders in Tiflis) damascirte Waaren in großer Menge u. von vorzüglicher Qualität gefertigt wurden. Nach den Ergebnissen der neuesten orientalischen Forschungen kommt jedoch der Name nicht von der Stadt Damask her, von der sogar behauptet wird, sie habe erst in späterer Zeit Stahlarbeiten geliefert, sondern das Wort Damask bedeutet eben nur s. v. a. bunt durchwunden, und

selbst die Stadt Damask soll ihren Namen dieser Grundbedeutung des Wortes um ihrer schönen Lage willen verdanken. Das Charakteristische aller ächten damascirten Waaren beruht auf der Eigenschaft der verschiedenen Stahlsorten, welche je nach ihrem Gehalt an Kohlenstoff sich nicht nur in ihrer Härte u. Farbe verschieden zeigen, sondern auch das Eigenthümliche haben, daß sie von denselben Säuren in verschiedenem Grade angegriffen werden, so daß Arbeitsstücke, die aus mehren zusammengeschweißten u. nachher ausgestreckten Lagen verschiedenen Stahls bestehen und so verbunden sind, daß sie bei aller gemeinsamen Formveränderung doch nicht zu einer ganz gleichartigen Masse vereint sind, unter dem Einfluß von Säuren an ihrer Oberfläche deutlich erkennen lassen, wie die Säure an den verschiedenen Stellen auch in verschiedenem Grade das Eisen angegriffen und den Kohlenstoff bloß gelegt hat. Es entstehen dadurch hellere und dunklere Flecken, eine aus grauen und weißen Linien gebildete Zeichnung, welche mitunter einen gewissen Grad von Regelmäßigkeit erkennen läßt. Eine andere, nur als äußere Nachbildung anzusehende Art des D.s besteht in dem einfachen Aetzen von Verzierungen auf polirte Stahlwaaren. Eine dritte Art des D.s bildet Verzierungen auf Stahl- und Eisenwaaren durch Auslegung mit Gold und Silber und ist besonders für blanke Waffen gebräuchlich. Das Verfahren hierfür beruht darauf, daß man Verzierungen in den Stahl gravirt oder ciselirt u. in die dadurch entstandenen Vertiefungen Gold- oder Silberdraht schlägt. Endlich pflegt man zu den damascirten Waaren mit Unrecht auch solche zu rechnen, bei denen Verzierungen gebildet wurden, indem man Blattgold auf theilweise geätzte u. nachher erwärmte Klingen mit dem Polirstuhl aufrieb.

Der Hauptartikel der orientalischen Fabrikation des D.s sind die sogenannten Damascenerklingen und die damascirten Gewehrläufe. Die Damascenerklingen sind Säbelklingen von ausgezeichneter Güte, d. h. von großer Elasticität bei vorzüglicher Härte, die im Orient, besonders in Damask verfertigt und wegen ihrer guten Eigenschaften überall geschätzt werden. Die Oberfläche dieser Klingen ist bunt gewässert, d. h. sie zeigt weiße, silberfarbene und schwarze feinere u. gröbere Streifen, die theils parallel, dabei entweder gerade oder krummlinig fortlaufen, theils sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen. Nach Verschiedenheit der Güte unterscheidet man bei den Damascenerklingen zehn durch verschiedene orientalische Namen bezeichnete Gattungen. Das Verfahren bei der Herstellung der ächten Damascenerklingen ist nicht bekannt, wie natürlich und allgemein auch der Wunsch ist, davon Kenntniß zu haben. In neuerer Zeit hat indessen, wie die Stahlfabrikation überhaupt, so auch besonders die Verfertigung damascirter Klingen, so große Fortschritte gemacht, daß man die Nachbildung der ächten Damascenerklingen als vollständig gelungen bezeichnen kann. Den Bemühungen von Clouet und Hachette verdankt man die Ausmittelung eines berühmten Verfahrens, bei welchem man die Erzeugung paralleler Streifen, sowie diejenige von schraubenförmig gewundenen Linien und die sogenannte Mosaikbildung zu unterscheiden hat. Das Verfahren zur Herstellung paralleler Streifen, obwohl das mühseligste, ist noch bei vielen französischen Messerschmieden gebräuchlich. Nach demselben bildet man zunächst ein Päckchen aus Stahlplatten von verschiedener Beschaffenheit, gräbt mit einem Stichel in die Oberfläche verschiedene Figuren u. schweißt das Ganze zusammen. Beim heftigen Hämmern drückt sich der Stahl von der hinteren Seite in die Gravirung, so daß sämmtliche Platten an der Stelle der Gravirung gleichsam eine Einbiegung erhalten, welche beim nachmaligen Aetzen als Damascirung zum Vorschein kommt. Leichter ausführbar, daher auch gebräuchlicher ist das Verfahren zur Herstellung schraubenförmig gewundener Linien. Man umwindet mehre Stahlstäbe mit Eisendraht in schraubenförmigen Gängen, schweißt Beides zusammen u. streckt sie zu einer Stange aus, welche man mehre Male um ihre eigene Axe dreht und nachher wieder ausschmiedet. Dasselbe Verfahren wiederholt man noch einige Male, spaltet schließlich die zuletzt gewonnene Stange der Länge nach in zwei Theile, welche man mit dem Rücken gegeneinander zusammenschweißt und zu der gewünschten Klinge ausschmiedet. Die Bildung der Mosaikdamascirung beginnt abermals damit, daß man Stahlstangen von verschiedener Beschaffenheit zusammenschweißt, dreht u. ausschmiedet, darauf die Stange in viele kleine Theile von möglichst gleicher Länge zerhaut, die entstandenen Stücke zu einem Paket vereinigt, zusammenschweißt und endlich das Ganze zu einer Klinge ausschmiedet. Die nach Clouets Verfahren gefertigten Klingen zeigen große Elasticität und Härte, der besondere Vorzug der Methode besteht aber in der Möglichkeit, jedes beliebige Muster, selbst Buchstaben als Damascirung zum Vorschein bringen zu können. Doch gelang es bei diesem Verfahren nicht, die alle ächten Damascenerklingen kennzeichnende und deshalb besonders geschätzte wässerige Damascirung hervorzubringen. Auch diese Nachbildung wurde endlich, u. zwar von Breant ermöglicht, welcher zeigte, daß die orientalischen Klingen aus einem Gußstahl bestehen, der mehr Kohlenstoff enthält, als der in Europa fabricirte. Durch zweckmäßig geleitete, langsame Abkühlung beim Erstarren des Gußstahls findet eine Sonderung und theilweise Krystallisation zweier verschiedenen Verbindungen von Eisen und Kohlenstoff Statt, welche Sonderung als die eigentliche Grundlage für die orientalische Damascirung anzusehen ist. Crevelli in Mailand gibt ein Verfahren an, verschiedene Arten von Damast durch dasselbe Grundverfahren zu erzeugen. Man umwickelt Stahlschienen von 1—½ Zoll Breite bei ¾ Linie Dicke in weiten Schraubenwindungen mit Eisendraht von ebenfalls ¾ Linie Dicke, drückt durch Hämmern im rothglühenden Zustande den Draht in die Stahlschienen, legt darauf mehre so bearbeitete Schienen auf einander, schweißt sie zusammen u. zertheilt sie, nachdem man sie ausgestreckt, in mehre Theile, welche abermals zusammengelegt, unter sich zusammengeschweißt und ausgeschmiedet werden. Zuletzt erhält man einen Stab, der aus einer Anzahl dünner Schichten von abwechselnd Stahl und Eisen besteht. Schmiedet man hieraus eine Klinge, so zeigt dieselbe nach dem Abschleifen beim Beizen mit Essig, der durch Salpetersäure verschärft ist, eine recht gute, einfache, in ihrer

Unregelmäßigkeit aber sehr vom Zufall abhängige Damascirung.

Die damascirten Gewehrläufe (Damascenerläufe) werden ungefähr auf dieselbe Art verfertigt, jedoch nicht aus Stahl, sondern vorherrschend aus gutem zähen Eisen. Sie haben ein schönes Ansehen, schießen scharf, sind sehr fest und gegen das Springen mehr als gewöhnliche Läufe gesichert. Zur Verfertigung der Damascenerläufe legt man schwache Stäbe von dunklem und hellem Eisen über einander, schweißt und dreht sie zu wiederholten Malen zusammen, um nachher die sogenannte Platine (einen flachen, 3—4 Zoll breiten, 36 Zoll langen Stab) daraus zu schmieden, die dann über einem Dorn mit 1½—5 Pfund schweren Hämmern in einem Gesenkamboß mit halbrunden Vertiefungen zu einem Flintenlaufe zusammengeschweißt wird. Man fängt damit in der Mitte an und schmiedet nach beiden Enden zu. Das durch das Schmieden länger gewordene Rohr wird durch starke Hammerschläge auf das dickere Ende des senkrecht gestellten Rohrs bis zur gehörigen Länge verkürzt (gestaucht), ausgebohrt und äußerlich abgeschliffen. In Frankreich und Spanien pflegt man auch eine 6—7 Fuß lange, 8 Linien breite, 2 Linien dicke Schiene, aus alten Nägeln, Sensen, Hufeisen u. dgl. geschmiedet, um ein schwaches Rohr zu winden u. über einem Dorn zusammenzuschweißen. Der Dorn wird nachher herausgezogen, das Rohr nochmals rothglühend überschmiedet u. darauf das Eisen dichter zusammengeschlagen. Diese Art Flintenläufe heißen Bandläufe (französisch canons à ruban), weil die schlangenförmige Schweißnaht nach dem Abschleifen wieder zum Vorschein kommt. Ein besseres Ansehen haben diejenigen, auch hinsichtlich ihrer Dauer sehr geschätzten Läufe, die hergestellt werden, indem ein altes gutes Rohr dicht mit ausgeglühtem Eisendraht von der Stärke einer Rabenfeder dergestalt umwunden wird, daß die Lagen kreuzweise gegen einander laufen u. an der Mündung 2, an dem hinteren stärkeren Theile aber 4—6 derselben zu liegen kommen. Der Draht wird anfangs über einem den alten Lauf genau füllenden, nachher aber über einem schwächeren Dorn zusammengeschweißt, verlangt zu diesem Zwecke aber eine sehr sorgfältige Bearbeitung. Um die Adern der Damascirung erscheinen zu machen, wird das Rohr nach dem Schleifen und Poliren in einem schmalen hölzernen Troge mit Essig, schwefelsaurem Eisen (Vitriol), faulen Citronen und Scheidewasser einige Stunden lang gebeizt und endlich mit reinem Wasser abgewaschen. Die in Bombay aus eisernen Reifen, welche mit den englischen Fässern aus Europa gebracht werden, geschmiedeten damascirten Flintenläufe werden in Indien sehr geschätzt. Man wählt dazu die am meisten verrosteten Reifen, oder legt sie so lange in einen feuchten Keller, bis sie oxydiren. Sie werden darauf in 1 Fuß lange Stücke gehauen und in 1—1½ Zoll dicke Stöße über einander gelegt, daß sie genau auf einander passen, und durch ein längeres umgebogenes Stück im Feuer zusammengehalten. Dieser Stoß wird nun zusammengeschweißt und zu einem 1 Fuß breiten, 4 Linien dicken Stabe ausgeschmiedet, den man mehre Male auf ein Drittheil seiner Länge heizt und auf den Kanten mit entgegengesetzter Richtung gegen seine vorige Lagerung schmiedet, damit auf dem Zain die Adern nach außen kommen. Der Lauf wird auf die gewöhnliche Weise ausgeschmiedet, jedoch stärker gestaucht, als es in England geschieht. Jeden dem Feuer ausgesetzten Theil überzieht man dabei mit Thon, Koth oder Kuhmist, um das Eisen gegen das Oxydiren zu schützen. Der fertige, abgeschliffene Lauf wird endlich in eine Auflösung von schwefelsaurem Eisen gelegt, bis das Geflecht (Damast) völlig sichtbar ist. Um eine noch schönere „Locke“ oder Damascirung (curl) hervorzubringen, werden die Zaine in schwache Stäbe von ¾ Zoll ins Gevierte ausgezogen und rechts und links über einander geflochten; von jeder Gattung wird hierauf einer geschweißt, doppelt zusammengebogen, nochmals geschweißt und wieder ausgezogen, wodurch nach dem vorerwähnten Beizen ein sehr verworrenes Geflecht zum Vorschein kommt. Um Arbeit und damascirtes Eisen zu sparen, feilen die indischen Arbeiter auch wohl einen englischen Flintenlauf rauh und schweißen einen oder mehre spiralförmig gewundene Stäbe damascirtes Eisen darüber. Sie arbeiten dabei nie mit Steinkohlen, sondern immer nur mit leichten Holzkohlen. Die schlechteste Art von Damascirung ist die, wobei in das fertig abgeschliffene und mit Wachs überzogene Rohr mit einem Grabstichel mancherlei Züge und Figuren gezogen werden, in welche sich die Beize (zu der hier immer Scheidewasser genommen wird) einfrißt, so daß sie zum Vorschein kommen, sobald das Rohr blau anläuft. Die im Handel gewöhnlich unterschiedenen Arten der damascirten Läufe sind: Canon tors ou à ruban; Canon damassé, Ruban d'acier; Canon à double laminette; Canon demiturc; Canon turc uni u. Canon turc à ruban. Die beiden letzten Sorten sind die gesuchtesten.

Die sehr alte Erfindung des D.s scheint durch die Noth erzeugt worden zu sein, indem man aus Mangel an Stahl alte Eisenstücke zu neuen Waffen verwendete und auf solche Weise das D. hervorbrachte. Schon bei Herodot soll das D. unter dem Namen Kollesis vorkommen; doch bedeutete dieses mehr eine Auflöthung eines Metalls auf das andere, und da eine solche Glaucus von Chios zuerst machte, so pflegt man unrichtiger Weise den Glaucus als den Erfinder des D.s zu nennen. Die zu Turin befindliche Isistafel ist eine Art Damascirung. Später, als unter Domitian Waffenfabriken zu Damask angelegt wurden und dieses sich zu einem Haupthandelsplatze erhoben hatte, erhielt das D. seinen jetzigen Namen. Durch die Kreuzzüge kam eine große Menge vortrefflicher Stahlarbeiten nach Europa, wo man in jener Zeit der Kriege bald bemüht sein mußte, auch dem einheimischen Fabrikat die Güte des ausländischen zu geben. Die meisten Versuche jener und der späteren Zeit lieferten indeß kein genügendes Resultat. Vor Allem mangelte den in Europa gefertigten Klingen der Damast, das sogenannte Wasser, worunter man die regelmäßig wiederkehrenden, fast symmetrischen Figuren versteht. Erst in der Neuzeit ist es durch richtiges Erkennen der chemischen Beschaffenheit der verschiedenen Lagerungen an den damascirten Waaren gelungen, Nachbildungen zu erzeugen, welche den orientalischen Mustern weder in Güte, noch in Schönheit der Form nachstehen.

Damascius, der letzte Lehrer des Neuplatonismus zu Athen, geboren um 470 n. Chr. zu Damas-

cus in Cölesyrien, wurde zu Alexandria von Theon in der Redekunst und von Ammonius in der Mathematik und Philosophie, zu Athen von den Neuplatonikern Marinus, Isidorus von Gaza und Zenodotus unterrichtet. Nachfolger der Letztgenannten auf dem Lehrstuhle, ward er, als Justinian 529 die Akademie zu Athen schließen ließ, verbannt. Er begab sich nach Persien zum König Khosroës, kehrte jedoch um 533 ins oströmische Reich zurück, nachdem jener für ihn die ungestörte Uebung der heidnischen Philosophie erwirkt hatte. D.' weitere Lebensschicksale sind unbekannt. Von seinen Schriften wurden die „Quaestiones de primis principiis" von J. Kopp herausgegeben (Frankf. a. M. 1826).

Damascus, s. Damask.

Damasia, Stadt und Bergfestung der alten Licatier in Vindelicien, nach Einigen die spätere Augusta Vindelicorum (Augsburg), wahrscheinlicher jedoch das jetzige Hohenems an der rechten Seite des oberen Rheinthals bei Ems.

Damask (Damascus, arab. Dimeschk e Scham), Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks in der asiatisch-türkischen Provinz Soristan (Syrien), eine der ältesten Städte der Erde, im Range die 5. des osmanischen Reichs, in entzückender Lage am östlichen Fuß des Antilibanon, 2103 Fuß über dem Meer, in dem weiten, herrlichen und üppig fruchtbaren Thal von D., das von den Orientalen als das schönste der 4 irdischen Paradiese gepriesen wird. Der Barrada (Chrysorrhoas), vom Gebirge herabkommend, durchströmt in mehren Armen die Stadt, bewässert dann die stundenweit ausgedehnten Gärten und Felder der Umgegend u. verliert sich endlich gegen Osten hin in Sümpfen. Aus der wundervollen Lage D.s sind die zahlreichen verherrlichenden Beinamen entsprungen, welche orientalische Schriftsteller der Stadt geben, als: die Paradiesesduftende, das Muttermal auf der Wange der Welt, das Gefieder der Paradiesespfauen, das Auge des Ostens rc. Die Stadt ist von festen Mauern mit Thürmen und Gräben umgeben und hat 9 Thore. Die Straßen sind krumm, staubig u. unsauber und führen nach orientalischer Weise zwischen kahlen, fensterlosen Lehmwänden hin; aber das Innere der Häuser, die Hofräume und Gärten sind zum Theil glänzend und durch Blumenpracht, Säulenhallen und Springbrunnen überaus lieblich. Die schnurgerade $\frac{1}{2}$ Stunde lange Hauptstraße der Stadt soll dieselbe sein, welche in der Apostelgeschichte (9, 11) als die „richtige" (d. i. gerade) erwähnt wird; im Uebrigen hat D., trotz seines hohen Alters, keine Alterthümer aufzuweisen. Die öffentlichen Gebäude sind meist prachtvoll. Unter den sehr zahlreichen Moscheen (angeblich 200) ist die berühmteste die Moschee der Ommajaden (Heracliusmoschee), ursprünglich eine uralte Christenkirche des heiligen Johannes, welche an der Stelle eines korinthischen Tempels errichtet u. später von Abdolmelek, dem 5. Khalifen des Hauses Ommaje, in das jetzige, durch seine Pracht und Schönheit ausgezeichnete Wunderwerk arabischer Baukunst umgewandelt wurde. Den Mittelgang des Gebäudes, dessen Herstellung 5 Millionen Dukaten gekostet haben soll, bilden 2 Reihen von je 40 ungeheuren Säulen von Serpentin, Granit, Porphyr und vielfarbigem Marmor; vier Thore öffnen sich gegen die vier Himmelsgegenden. Von den drei Minareten genießt der „Minaret der Braut" besondere Verehrung wegen der Sage, daß am jüngsten Tage Jesus auf demselben vom Himmel zur Erde steigen werde; derselbe blieb bei dem Brande der Moschee, als Timur die Stadt verheerte, unversehrt. Das größte Heiligthum der Moschee ist indessen die Kapelle, wo das Haupt Johannes des Täufers ruhen soll, obschon es zur Zeit des byzantinischen Reichs nach Konstantinopel gebracht wurde. An nichtmohammedanischen Gotteshäusern besitzt D. 8 Synagogen, eine griechische, eine maronitische, eine syrische, eine armenische Kirche und 3 römisch-katholische Klöster. Merkwürdig ist auch das umfangreiche Serail oder alte Schloß im Westtheile der Stadt, das aus den Zeiten der Kreuzzüge stammen soll und jetzt als Citadelle benutzt wird. Ausgezeichnet ist D. ferner durch Glanz und Schönheit seiner Kaffeehäuser. Auch zeigt man hier die Grabmäler zweier Gemahlinen des Propheten (der Umm Selma und Umm Habiba), sowie die Grabstätten mehrer Khalifen, Heiligen, Weisen, Dichter und der beiden besten Sultane des Islams, nämlich Nureddins und Saladeddins, die beide an den von ihnen erbauten Akademien ruhen. Die Bazars von D., die originellsten im Morgenlande, ziehen sich in unendlichen Verzweigungen bedeckter Passagen um die Moschee der Ommajaden herum und haben vor den meisten des Orients den Vorzug, daß sie alles zum Lebensgenuß und Lebensverkehr Gehörende in sich fassen. In ihnen findet man die herrlichen Karawanserais, die Waarenhäuser, die Börse, die Schlafstätten fremder Kaufherren, Bäder, Kaffeehäuser und klare frische Quellen. Unmittelbar hinter der großen Moschee befindet sich der Sannaniye-Bazar, der bei seiner Breite von 35 Fuß der umfangreichste von ganz Syrien und durch Bögen in 16 Abtheilungen getrennt ist. Der große Khan in diesem Bazar ist einer der schönsten, die es gibt; das Portal ist von der Bauart der größten Moscheen in Kairo, das Innere eine Rotunde mit Marmor belegt. Ein freundlicher Platz ist die große Fontaine, an deren Fuß ein Kaffeehaus mit gemalten Säulen steht. Gegenüber liegt das berühmte Marmorbad, das sich durch außerordentliche Reinlichkeit und äußerst zweckmäßige Einrichtung auszeichnet. Am südöstlichen Ende der Stadt zieht sich die Vorstadt Meidan hin. Die Zahl der Bevölkerung beträgt 120,000 Seelen (früher 400,000), bestehend aus 5000 Juden und 11,000 Christen (Armeniern, Griechen rc.), im Uebrigen aus christenfeindlichen Mohammedanern. In industrieller Beziehung ist D. berühmt durch seine Bäckereien und Konditorwaaren, sein Rosenöl (aus der Damascenerrose, die auf einem 8—10 Fuß hohen Stocke wächst), seine Seidenmanufakturen. Der schwere Damast wird zwar noch hier gemacht, jedoch von ähnlichen Fabriken in Westeuropa übertroffen. Die Anzahl der Webstühle für seidene Zeuche u. gemischte Baumwolle wird auf 4000 angegeben. Auch Gold- und Silberfaden wird in beträchtlicher Menge verfertigt, ferner Gold- u. Silberstoff aller Art, elegante Sattlerarbeiten u. Geschirre, seine Oele, Parfümerien, Balsam und andere Toilettenartikel, Teppiche rc. Ehedem (bevor Tamerlan die Waffenschmiede von D. fortführte) hatten auch seine Säbelklingen Weltruf. Auch die Garküchen von D. (etwa 400),

denen es nie an vortrefflichem Reis und Gemüsen aller Art fehlt, sind nicht zu vergessen. Der Handel der Stadt ist noch jetzt ziemlich bedeutend und wird hauptsächlich mit Europa über den Hafen Beirut oder mit Bagdad mittelst Karawanen geführt. Dreimal monatlich trifft eine Karawane von Aleppo in D. ein, und auch die große Pilgerkarawane für Mekka sammelt sich hier alljährlich im September. Haupthandelsartikel sind Südfrüchte, Wein, Olivenöl und Baumfrüchte. Unter den Erzeugnissen der Umgegend sind die großen Damascenerpflaumen und die Damascenertrauben, welche am Stocke getrocknet die besten Rosinen geben, hervorzuheben. Obwohl der Winter kalt, das die Stadt umgebende Gebirge ziemlich lange mit Schnee bedeckt ist und im Herbst Fieber herrschen, gilt D. doch für einen gesunden Ort.

Geschichte. D., im Alten Testament Dammesek, Darmesek, und Dummesek, von den Syrern Darmesuk, von den Griechen und Römern Damaskos oder Damascus genannt, gehört zu den ältesten Städten des Orients u. existirte schon zu Abrahams Zeit. Als Erbauer der Stadt nennen die Sagen bald Damascus, einen Sohn Merkurs, bald Damas, einen Gefährten des Bacchus auf dessen Zuge nach Indien, bald Demsak, einen Sohn Kanaans, bald Uz, Sems Enkel, bald endlich Abraham; auch der von Bacchus angeblich hier geschundene Damascus u. Abrahams Knecht, Dammesek Elieser (d. h. Elieser der Damascener), werden wenigstens als Urheber des Stadtnamens bezeichnet. Die Bibel (2. Kön. 5, 12) erwähnt hier 2 Bäche, Amana oder Abana u. Pharphar (Barradi?), die römische u. griechische Geographie den Chrysorrhoas. Die Umgegend, Damascene, glich schon im Alterthum einem großen Garten und erzeugte besonders die gepriesenen Damascenerpflaumen. Zur Zeit des Königs David zerfiel Syrien in mehre Reiche; auch D. erhielt einen eigenen Herrscher, Hadad, der dem König von Zoba gegen David zu Hülfe zog, aber geschlagen und unterworfen wurde. Um 980 v. Chr. bemächtigte sich Reson, ein ehemaliger Krieger des Königs von Zoba, der Stadt D. und gründete daselbst ein neues Reich (damascenisches Reich), mit welchem Salomo viele Händel hatte. Resons dritter Nachfolger, Benhabad I., griff auf Veranlassung des Königs Assa von Juda das Reich Israel unter Baesa um 940 v. Chr. an und eroberte mehre Städte und Bezirke. Benhadad II. setzte den Streit mit Israel fort und belagerte selbst Samaria, ward aber von seinem Minister Hasael ermordet. Letzterer, der ihm folgte, brachte das damascenische Reich auf den höchsten Gipfel der Blüthe, besiegte die Könige Joram und Ahasja bei Ramoth in Gilead, besetzte unter Jehu das transjordanische Gebiet, brandschatzte unter dem König Joas Jerusalem u. brachte endlich ganz Israel unter seine Botmäßigkeit. Sein Sohn, Benhadad III., verlor aber nach 3 unglücklichen Schlachten gegen Joas von Israel alles von seinem Vater Eroberte u. ward sogar Jerobeam II. tributpflichtig. Nach Jerobeams Tode erblicken wir die Damascener unter König Rezin wieder frei. Dieser verband sich mit Pekah von Israel wider Juda und vertrieb die Juden aus dem edomitischen Seehafen Elath, ward aber von dem Juda zu Hülfe kommenden Tiglat-Pilesar von Assyrien besiegt u. getödtet u. sein Reich 740 v. Chr. in eine assyrische Provinz verwandelt. Sowohl unter der assyrischen, als später unter der babylonisch-chaldäischen u. persischen Herrschaft scheint D. eine blühende Stadt geblieben zu sein. Nach der Schlacht bei Issus fiel sie in die Gewalt Alexanders des Großen und verlor unter den Seleuciden vollends ihre Bedeutung als Hauptstadt Syriens. Als 111 v. Chr. Antiochus Grypus u. Antiochus Cyzicenus Syrien unter sich theilten, ward D. die Hauptstadt Phöniciens u. Cölesyriens. Als Antiochus Dionysius 84 v. Chr. im Kriege gegen die Araber blieb, ward deren Anführer Aretas I. von den Damascenern zur Herrschaft berufen. Bald nachher begann die Herrschaft des Tigranes über Syrien und nach dessen Besiegung die der Römer. Metellus besetzte D., u. Pompejus nahm daselbst 64 v. Chr. die Gesandtschaften der benachbarten Könige in Empfang. Herodes der Große, welcher die Verwaltung Cölesyriens erhielt, baute zu D. Theater u. Bäder. Das Christenthum faßte hier, wo so viele Juden lebten, daß Nero deren 10,000 hinrichten lassen konnte, sehr frühzeitig Wurzel. Zu Paulus' Zeit, der hier (35 n. Chr.) zum Christenthum bekehrt wurde, stand D. unter der Herrschaft des arabischen Königs Aretas III., welcher daselbst einen Ethnarchen hatte, jedoch schon 39 den Platz wieder aufgeben mußte. Später gehörte die Stadt zu der Decapolis, dann zur Provinz Phönice und endlich zu Phönice Libanesia. Seit Hadrian führte sie den Ehrentitel Metropolis; Kaiser Philipp machte sie zu einer römischen Kolonie. Diocletian legte daselbst gegen die Saracenen bedeutende Waffenfabriken, Magazine und Festungswerke an. Später wurde D. der Sitz eines Bischofs und dem oströmischen Reiche einverleibt. Im Jahre 635 eroberten es die Araber unter dem Khalifen Omar nach zweimonatlicher Belagerung. Omar residirte nun abwechselnd hier und zu Mekka; Moawijah, der Stammvater der ommajadischen Khalifen, verlegte seinen Sitz hierher, und seine Nachkommen, sowie die ersten Abbassiden residirten von 660—753 daselbst. Nachdem Almansor Bagdad zu seiner Residenz gemacht, wurde D. durch Statthalter verwaltet, von denen mehre ein eigenes Sultanat begründeten. So ward es 877 von Achmed, dem Thuluniden, dem Khalifat entrissen. Moktesi vernichtete die Thuluniden, aber Karmaten zogen verheerend über D. her. Später stand es unter den Ikhschibiten, im 10. Jahrhundert unter den Fatimiden, im 11. Jahrhundert unter den Seldschukiden. Unter Sultan Dekak (seit 1095) begannen die Kämpfe mit den Kreuzfahrern und dauerten auch unter dessen Nachfolgern Toghteghin, Tagde el Muluk Buri (1127 bis 1132) und Ismail Schams el Muluk (1132 bis 1135) fort. Moin Eddin Anz aber verband sich mit den Franken gegen den nach der Eroberung D.s strebenden Sultan von Aleppo. Im Jahre 1148 belagerten die Kreuzfahrer D. u. verbreiteten rings um Schrecken, ließen sich aber durch einen heimtückischen Rath der orientalischen Christen (Pullanen) den Sieg wieder entreißen. Im Jahre 1154 eroberte der Sultan Nureddin von Aleppo D. und vereinigte es mit Aegypten. Nach seinem Tode kam es in die Gewalt Saladins und theilte hierauf meist das Loos von Aleppo und Aegypten. Timur

schlug am 5. Januar 1401 die Aegypter unter den Mauern von D. und legte der Stadt eine Brandschatzung von einer Million Dukaten auf. Ueber die Gräber der beiden Gemahlinnen des Propheten ließ er Dome wölben. Trotz der bezahlten Brandschatzung aber drang das Heer in die Stadt ein und verheerte sie mit Feuer und Schwert (den 25. März 1401). Timur sandte einen Emir, wenigstens das älteste Meisterwerk saracenischer Baukunst, die große Moschee der Ommajaden, zu retten; aber nur der einzige Minaret, auf welchem nach der Legende der Moslem Jesus am jüngsten Tage zum Gericht vom Himmel zur Erde niederfahren soll, blieb vom Feuer verschont. Wegen seiner wichtigen Lage für den Handel des Orients ward D. von Neuem aufgebaut. Später waren die **Mameluken** als Herrscher Aegyptens auch Herren von D., bis es im Herbst 1516 dem türkischen Sultan Selim I. gelang, Stadt und Gebiet dem **osmanischen Reiche** einzuverleiben. Seit dieser Zeit war D. als Sitz eines türkischen Statthalters (in der neuern Zeit eines Pascha's von 3 Roßschweifen) ein wichtiger Bestandtheil des Reichs. Am 14. Juni 1832 eroberte es Ibrahim Pascha für seinen Vater, den Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten, erhielt es 1833 von der Pforte nebst Syrien und Palästina abgetreten und herrschte nun daselbst mit eiserner Faust, doch den Christen nicht übelwollend; aber schon 1840 nöthigten in Folge des londoner Vertrags vom 15. Juli 1840 die europäischen Großmächte (mit Ausschluß Frankreichs) Mehemed Ali, Syrien und Palästina dem Sultan zurückzugeben. Seitdem ist D. wieder türkisch und der alte schlechte Zustand wiederhergestellt. Im Jahre 1840 (noch unter ägyptischer Herrschaft) fand hier eine große Judenverfolgung statt, bei welcher der fanatische französische Konsul Graf Ratti-Menton die Hauptrolle spielte. In den Tagen vom 9. — 16. Juli 1860 fand hier eine furchtbare Metzelei der Christen durch die fanatisirte mohammedanische Bevölkerung Statt, in Folge deren die christliche Bevölkerung aus D. und den benachbarten Orten meist nach Aleppo u. in andere sichere Plätze übersiedelte u. erst nach genügenden Garantien für ihre Sicherheit zurückkehrte. Die Anstifter und Hauptschuldigen jener Metzelei wurden von der Pforte am Leben gestraft. Vergl. L. **Müller**, De origine regni Damasceni, im 1. Bande von Ikens „Thesaur. dissert. theol."; Joseph von **Hammer**, Geschichte des osmanischen Reichs, Pesth 1834 ff.; G. von **Schubert**, Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, Erlangen 1839, 3 Bde.

Damasonium *Schreb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Hydrochariden, charakterisirt durch die zwitterigen Blüthen mit 5flügeliger Scheide, den 3blätterigen Kelch und die 3blätterige Blumenkrone mit 6 Staubgefäßen und 3 Drüsen und die 6fächerige Kapsel mit 6 Griffeln u. vielen Samen, Wasserpflanzen. Die bekannteste Art ist D. indicum *Willd.*, D. alismoides *R. Br.*, eine Wasserpflanze in Aegypten und Ostindien, mit herzförmigen, sehr großen, in und über dem Wasser wachsenden Blättern, einblüthigem, eckigem und hohlem Schaft und über der Frucht befindlicher, weißlicher Blüthe. Das Kraut u. die knollige Wurzel werden als Gemüse gegessen; auch macht man eine Augensalbe daraus.

Damast, seidenes und leinenes, auch wollenes oder halb- und ganzbaumwollenes Gewebe mit künstlich eingewebten großen Mustern, welche Blumen, oder andere Figuren darstellen. Der D. enthält durchaus einen fünf- oder achtschaftigen, zuweilen auch zwölfschaftigen Köper, welcher in dem Muster anders ist als im Grunde. Unter Köper versteht man eine Verbindung von Ketten- und Eintragfäden in der Art, daß nicht immer nur Ein Faden der Kette über und unter dem Eintragfaden liegt, und stets mehr als zwei verschiedene Lagen des Einschlages mit einander abwechseln. Während beim einfachen Köper diese Verbindung nach so einfachen Gesetzen Statt findet, daß die ganze Fläche des Gewebes gleichartig, also ohne Figur oder Muster erscheint, so ist der D., welcher als ein Gebilde der sogenannten Musterweberei anzusehen ist, ein Gewebe, bei welchem das Muster durch bestimmte, aber auf verschiedenen Theilen der Fläche verschiedene Verschlingungen der nämlichen Kette und des nämlichen Einschlages gebildet wird, dessen Eintragfäden zugleich das Grundgewebe, überhaupt das Zeuch bilden, so daß man das Muster nicht wegnehmen könnte, ohne den Zusammenhang des Zeuches zu stören. Der Begriff eines Musters setzt im Allgemeinen eine Verschiedenheit des Ansehens zwischen diesem und den es umgebenden Theilen, dem sogenannten Grund, voraus. Das Muster erscheint um so lebhafter, je mehr es durch sogenannte frei liegende (auch flott liegende genannt) Eintrag- oder Kettenfäden von dem Grund absticht, da dieses Flottliegen vorzugsweise das Sichtbarwerden der Zeichnung und deren Glanz (sofern das Material überhaupt solchen besitzt) bedingt. Um das Muster noch mehr zum Vorschein zu bringen, bedient man sich auch wohl des Mittels, im Muster so viel als möglich nur feine, glänzende, lebhaft farbige, sogar aus anderem Stoffe als der Grund bestehende Fäden sehen zu lassen.

Der D. soll nach Einigen schon von den Babyloniern, nach Anderen aber von den Einwohnern der Stadt Damask stammen. Nach dem Material der Stoffe unterscheidet man **Seidendamast**, **halbseidenen D.**, **wollenen D.**, **halb- und ganzbaumwollenen D.** In Europa verfertigten zuerst die Italiener Seidendamast, der jetzt fast in allen europäischen Ländern fabricirt wird. Der Seidendamast wird vorzüglich zu Kleidern, Möbelüberzügen, Tapezierungen ꝛc. verwendet, während die halbseidenen D.e namentlich zu Kleidern, Schlafröcken ꝛc. dienen. Der Leinwanddamast, eine Nachbildung des Seidendamastes, ist gewöhnlich weiß, und bei ihm erscheint das Muster auf der rechten Seite heller und glänzender als der Grund, während auf der linken die Figur dunkel aus hellem Grunde hervortritt. In allen Distrikten der Leinwandweberei, in Deutschland besonders in den gebirgigen Theilen von Schlesien, Böhmen und Sachsen, wie in Bielefeld, wird Leinwanddamast verfertigt, der vorzugsweise in sogenannten abgepaßten Stücken für Tischzeuch ꝛc. seine Verwendung findet. Der Wollendamast (Rolldamast, Floret) wird wie der Seidendamast zu Möbelüberzügen, Tapezierungen ꝛc. verwendet. Der Baumwollendamast endlich erscheint wieder als eine Nachbildung des Leinendamastes und findet die nämliche Verwendung wie dieser. Als eine in der Regel nur im Dienste des Betruges ange-

wendete Nachbildung des D.es sind Zeuche anzusehen, bei welchen damastartige Muster dem Stoffe durch Appretur nur gleichsam aufgedrückt werden, deren Zeichnung daher in der Wäsche vollständig verloren geht.

Die Damastweber gehören, je nachdem sie seidene, wollene, leinene oder baumwollene D.e weben, zu den Seidenwirkern oder Zeuchmachern, nur die, welche leinene D.e weben, nennen sich ausschließlich Damastweber. Der Ausführung eines Musters auf dem Webstuhle muß stets die Verfertigung einer auf Papier gemachten Zeichnung desselben vorangehen. Diese Zeichnung (Damastpatrone, Damastmuster), aus welcher dann der Weber die specielle Anordnung des Stuhles ableitet, muß über den Lauf oder die Lage eines jeden Ketten- und Eintragsfadens bestimmten Aufschluß geben und in Wahrheit eine genaue vergrößerte Abbildung des zu webenden Stoffs darstellen. Das Speciellere über diese Zeichnungen und ihre direkte Verwendung am Webstuhl selbst s. Weberei. Der Damastwebstuhl ist nur in Aeußerlichkeiten von dem gewöhnlichen Webstuhl verschieden.

Damastflor, schwarzer oder weißer und grüner Flor mit eingewebten damastartigen Blumen. Hinsichtlich der inneren Güte unterscheidet sich der D. von andern Florarten dadurch, daß die Kette desselben weich ist, weshalb man die Seide vorher auskocht, um eine gute Damastfigur zu bilden; der Einschlag aber ist stets rohe oder ungekochte Seide, damit das Zeuch steif und dem wirklichen Flor gleich werde, auch die Blumen sich besser heben.

Damasus, Name zweier römischen Päpste: 1) D. I., lateinischer Dichter und Heiliger, geboren 306 wahrscheinlich zu Rom, war Bischof der römischen Kirche von 364—384. Er bekämpfte den Arianismus, ließ 370 auf einer Synode zu Rom den Aurentius von Mailand u. die ariminensische Kirchenversammlung, auf einer andern 373 den Apollinaris verdammen, beauftragte Hieronymus mit Verbesserung der lateinischen Bibelübersetzung und † 384. Sein Gedächtnißtag ist der 11. December. Seine hinterlassenen Schriften, besonders Briefe und Gedichte, wurden dreimal herausgegeben, zu Rom durch Ubaldini 1638, ebendaselbst 1754 durch Merenda und zu Paris 1840. — 2) D. II., eigentlich Poppo, Bischof von Brixen, ward vom Kaiser Heinrich III. als Papst eingesetzt, † aber wenige Tage nach seiner Ankunft zu Rom im Juli 1048, wahrscheinlich vergiftet. Er war der zweite der von Kaiser Heinrich III. aus kaiserlicher Machtvollkommenheit und mit Bewilligung der Römer eingesetzten Päpste.

Dambach, Stadt im französischen Departement Niederrhein, an der Scheer und dem Fuße der Vogesen, mit 3500 Einwohnern, welche guten, rothen Wein bauen.

Damböck, Marie, Schauspielerin am münchener Hoftheater, am 16. December 1827 in Fürstenfeld an der Grenze von Steiermark und Ungarn geboren, besuchte 7 Jahre lang die Klosterschule in Grätz, betrat, 15 Jahre alt, in Innsbruck die Bühne, gastirte auf mehren kleinen österreichischen Bühnen und folgte dann einem Rufe nach Brünn, wo sie sich namentlich als tragische Liebhaberin auszeichnete. Im Jahre 1845 nahm sie ein Engagement am Hoftheater in Hannover an. Sie gastirte unter Anderem 1846 und 1847 auch in Hamburg und 1849 in Berlin, wo namentlich Ludwig Tieck ihren hohen Werth erkannte, wenn sie auch wegen ihres Dialekts und in Folge der wenig entsprechenden Rolle, die sie übertragen erhielt, dem Publikum weniger gefiel. Erst in Mosenthals „Deborah“ erkannte sie selbst, wie das Publikum ihren Beruf wie ihre Begabung für die Darstellung hochtragischer Leidenschaft. Unter vier Engagementsanträgen der ersten Bühnen, die sie zugleich erhielt, nämlich von Berlin, Stuttgart, München und dem wiener Hofburgtheater, entschied sie sich für München, wo ihr Franz Dingelstedt eine ihrer würdige Bahn eröffnete. Wie Sophie Schröder hat auch D. das tiefste geistige Verständniß der Antike und stellt ihre Charaktere, auch die der modernen Welt der Bildung entsprossenen, in der Vollendung der Klassicität dar. Jede einzelne ihrer Darstellungen bildet ein Ganzes aus Einem Gusse, aus dem dem Zuschauer ein großer, belebender Geist entgegenweht. Namentlich sind ihre „Julia“, „Iphigenie“, „Phädra“, „Judith“, „Jocaste“, „Antigone“ klassisch vollendete Meisterwerke. Auch alle Vorzüge des Organs und der äußern, durch das herrlichste Ebenmaß ausgezeichneten Erscheinung finden sich in dieser Künstlerin vereinigt.

Dambul (Dambool o), Dorf auf der Insel Ceylon, nördlich von Candy, mit merkwürdigen alten buddhistischen Grottentempeln, die in der Höhle eines 600 Fuß hohen Granithügels (Dambul-Galla, d. i. Dambulberg) ausgehauen sind. Der Eingang zu derselben befindet sich an der Südseite des Felsens, etwa 350 Fuß hoch über der Thalfläche; der Aufgang dahin ist nur an der Ostseite möglich. Der größte dieser Tempel (Wihara) hat 180 F. Länge u. 90 F. Breite bei einer Höhe von 10—24 Fuß. Das Ganze ist bunt bemalt u. enthält 52 große Figuren Buddha's, in verschiedenen Stellungen, unter denen eine liegende, 47 F. lang, als der Hauptschmuck des Tempels hervorzuheben ist. An diesen Tempel stoßen noch mehre kleinere, eben so schöne Räume. Ueber die Zeit des Ursprungs dieser Heiligthümer ist nichts bekannt. Oestlich in einiger Entfernung liegen die Trümmer der Stadt Merik Denna Njuwera.

Dame (vom lat. domina, Herrin), Ehrentitel, der ursprünglich nur den adeligen Frauen zum Unterschiede von den bürgerlichen beigelegt wurde. Später entstand der Gebrauch, als besonderes Zeichen der Hochachtung und Huldigung diesem Titel das zueignende Fürwort ma (Madame) vorzusetzen (s. Madame). Seltsam genug nennt man schon seit langer Zeit die Fisch- und Hökerweiber der großen pariser Markthalle D.n (les dames de la halle). Jetzt gebraucht man das Wort D., besonders in Frankreich, von allen gutgekleideten Frauen. In den französischen Spielkarten heißt D. die im Range zwischen dem König u. dem Buben stehende Figur, im Schachspiel die Königin; vgl. auch Damenspiel. D. nennt man auch die nach dem Springen mehrer Minen zwischen 2 Minen stehen gebliebene Erde, und bei Grabung von Kanälen die in gewissen Zeiträumen bis zur Vollendung stehen bleibende Erde, wodurch der Zubrang des Wassers vor der Vollendung gehindert werden soll.

Dame d'honneur (franz., Ehrendame), Hofdame, welcher diese Würde aus Rücksicht auf ihren Stand oder den ihres Gatten verliehen ist.

Dame du palais (franz., Palastdame), besoldete Hofdame am französischen Hofe.

Damel (Sullivan), Insel des Merguiarchipels (s. d.).

Damen der christlichen Liebe, s. Damen Unserer Lieben Frau der christlichen Liebe.

Damen des heiligen Herzens oder des Glaubens Jesu, Frauenorden, gestiftet 1799 von Nicolao Paccanari unter den Auspicien der Erzherzogin Mariane von Oesterreich, nach den Statuten der ehemaligen Jesuitinnen. Ihr Zweck ist Jugendbildung u. Verbreitung der Religiosität unter den höheren Klassen. Sie finden sich in Frankreich, Italien, Belgien und Amerika. Ihr Hauptsitz ist zu Paris in der Straße Varennes.

Damenfriede, der Friede von Cambray (s. d.).

Damenisation, eine von Graun um 1745 eingeführte Singübung, bei welcher der Schüler statt des sonst gebräuchlichen musikalischen Alphabets c, d, e, f, g, a, h diese Töne mit den Silben da, me, ni, po, tu, la, be benennt; s. Solmisation.

Damenspiel, Bretspiel, wird zwischen 2 Personen meist auf einem gewöhnlichen Schachbret (Damenbret) von 64 schwarzen und weißen Feldern mit 12 schwarzen und 12 weißen Steinen (Damensteinen) gespielt. Das Bret muß so gestellt sein, daß jeder der beiden Spielenden unten zur linken Hand ein schwarzes Eckfeld hat. Der eine Spieler erhält die 12 weißen Steine, die er auf die untern 12 schwarzen Felder setzt, der andere die 12 schwarzen Steine, womit er die obern 12 schwarzen Felder belegt. Auf den in Folge dieser Aufstellung leer gebliebenen zwei Reihen beginnt nun das Spiel durch Gegeneinanderziehen der Steine auf den schwarzen Feldern (Land) übereck, so daß die weißen Felder (Wasser) ganz unberührt bleiben, und die Absicht des Spielers geht zunächst darauf, mit seinen Steinen in die erste Reihe des Gegners am Rande des Brets, in die Dame, zu kommen, wodurch der Stein, mit dem dieses gelungen, zur Dame wird, d. h. freiere Bewegung in seinen Zügen erhält; dies wird nicht erreicht, ohne daß einzelne Steine unter gewissen Stellungen vom Bret weggenommen, „geschlagen“ werden. Durch die Weise, wie geschlagen wird, sowohl mit einfachen, als auch mit doppelten, zur Dame gewordenen Steinen, unterscheiden sich die einzelnen Arten des D.s, von denen die bekanntesten die deutsche, polnische und Schlagdame. Bei den zwei ersten Arten gewinnt Derjenige das Spiel, welcher dem Gegner alle Steine geschlagen u. mit einigen oder auch nur mit einem von den seinigen das Bret behauptet hat, während bei der Schlagdame das umgekehrte Verhältniß Statt findet, indem hier Der gewinnt, dessen Steine alle geschlagen sind, während der Gegner noch mit einem oder mehren auf dem Bret ist. Bei der deutschen Dame darf jeder einfache Stein immer nur (außer beim Schlagen) um ein einziges Feld, schräg rechts oder links, stets vorwärts, nie rückwärts, fortrücken und nur auf solche Felder übergehen, welche nicht schon von einem gleichfarbigen oder andersfarbigen Steine besetzt sind. Das Schlagen, wodurch man die Kräfte des Gegners vermindert, ist nicht nur jedes Mal erlaubt, sondern auch geboten, wo ein Ueberspringen eines einzelnen Steines nach einer schrägen Richtung Statt finden kann. Man kann auch 2 (ja selbst nach analoger Regel noch mehr) Steine auf demselben Zuge schlagen, wenn der zweite feindliche Stein so steht, daß er nach Ueberspringen des ersten sich gleich in dem zum Schlagen erforderlichen Verhältnisse befindet. Vergißt man zu schlagen, wenn man Gelegenheit dazu hatte, oder schlägt man nicht so viel, als sich darbot, so wird der Stein, mit welchem man hätte schlagen können, vom Gegner „geblasen“, d. h. weggenommen, was nicht für einen Zug gilt. Erachtet es aber der Gegner für vortheilhafter, daß man schlage (was vorkommen kann, wenn er z. B. dadurch in Stand gesetzt wird, mehre Steine wieder zu schlagen), so muß es auf seine Erinnerung geschehen. Ist ein Stein in die Dame gekommen, so wird dies dadurch bezeichnet, daß man auf einen solchen Stein einen andern gleichartigen (der von den außer dem Spiele befindlichen genommen wird) setzt. Jede solche Dame darf sowohl rückwärts, als vorwärts (doch immer nur Einen Schritt) ziehen, auch sowohl rückwärts, als vorwärts schlagen, wodurch sie einen großen Vortheil vor einem einfachen Steine erlangt. Sie darf selbst beim Schlagen ihren Weg halb rückwärts, halb vorwärts nehmen, wenn Steine des Gegners auf demselben stehen, die auf solche Weise mit einem Zuge geschlagen werden. Das Spiel ist beendigt, sobald man alle seine Steine durch Schlagen eingebüßt hat, oder so festgesetzt ist, daß man nicht mehr ziehen kann. Das Spiel heißt remis, wenn beide Spieler geschwächt sind, daß keiner es gewinnen kann. Bei der polnischen Dame dürfen die einfachen Steine zwar ebenfalls nur vorwärts ziehen, aber eben sowohl rückwärts, als vorwärts schlagen, oder, mit andern Worten, sie verhalten sich im Ziehen gerade wie die einfachen Steine, im Schlagen aber wie die Damen des deutschen D.s. Ist aber ein einfacher Stein durch Einrücken in die letzte Feldreihe seines Gegners zur Dame geworden, so erlangt er eine sehr vermehrte Wirksamkeit; er kann nämlich jetzt in jeder schrägen Richtung seinen Weg vorwärts oder rückwärts nehmen, so weit er will, wofern nur nicht irgendwo auf seinem Wege zwei Steine (es mögen eigene oder fremde sein) hinter einander stehen, in welchem Falle er nur bis an diese ziehen kann. Stehen aber blos einzelne fremde Steine durch leere Felder geschieden auf seinem Wege, so kann und muß er diese schlagen, sei es vorwärts oder rückwärts. Auch steht der Dame frei, von mehren leeren Feldern hinter dem geschlagenen Steine das beliebige zu wählen. Bei der englischen Dame schlägt jeder Stein nicht nur vor- und rückwärts in schräger Richtung, sondern auch in gerader Richtung (über das Wasser). Eine besondere Art des D.s ist Schaf und Wolf, das man auf zweierlei Weise spielt, wobei jedoch ebenfalls die Züge nur auf den schwarzen Feldern Statt finden. Bei dem Spiel ohne Schlagen besetzt der eine Spieler die 4 untersten Felder mit 4 weißen Steinen (Schafen), der andere setzt einen schwarzen Stein (den Wolf) auf ein beliebiges schwarzes Feld des Brets, gewöhnlich auf ein Feld der nächsten Reihe. Beide ziehen abwechselnd. Die Schafe dürfen nur vorwärts, der Wolf aber beliebig vor- oder rückwärts, Schafe jedoch, sowie der Wolf immer nur Einen Schritt gehen. Die Absicht des Wolfes ist, hinter die Schafe zu kommen; die Absicht der Schafe aber, den Wolf allmählig nach oben so heraufzudrängen und einzuschließen, daß er keinen Schritt mehr thun kann. Wer seinen Zweck erreicht, hat das Spiel

gewonnen. Bei richtiger Führung des Spiels müssen die Schafe das Spiel gewinnen. Bei dem Spiel mit Schlagen sind der Schafe 12, welche die 12 untersten schwarzen Felder einnehmen; der Wolf setzt sich wie vorhin auf ein beliebiges schwarzes Feld des Brets. Die Absicht beider Spieler ist dieselbe wie vorhin, aber der Wolf darf hier nach Art einer deutschen Dame schlagen. Vgl. Mühlenspiel. Die Engländer nennen das D. Draughts, die einzelnen Steine Men, die Dame King. Der Diagrammatismus der Griechen und der Ludus latrunculorum der Römer waren ähnliche Spiele.

Damen Unserer Lieben Frau der christlichen Liebe (Damen von St. Michael), Frauenorden, gestiftet 1640 von Eudes Mezeray zu Caën, 1651 nach augustiner Regel bestätigt, erloschen 1790, wieder aufgeblüht 1807 und 1814 über viele Städte Frankreichs verbreitet, bezweckt die besondere Verehrung der Herzen Jesu und Mariä und Bekehrung unordentlich lebender Frauenzimmer. Die Tracht ist weiß mit schwarzem Schleier, auf dem Skapulier ein silbernes Herz mit dem Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskind, von einem Kranz aus Lilien und Rosen umgeben. Der Orden umfaßt 3 Gattungen von Reuigen oder Büßerinnen: solche Frauen und Mädchen, die auf Verlangen von den Angehörigen oder der Polizei Aufnahme gefunden haben, solche, die sich freiwillig eingefunden haben, und endlich Mädchen unter 15 Jahren, bei welchen eine Besserung der Sitten &c. nöthig geworden ist. Sie erhalten Unterricht in Religion, weiblichen Arbeiten &c. und werden von einander streng getrennt gehalten. Jedes Haus hat noch eigene Wohnungen für Damen, welche von der Welt getrennt leben wollen, ohne selbst Klosterfrauen zu werden.

Damen von der christlichen Liebe und der armen Kranken (filles de la charité), von der Jungfrau de Grace zu Paris gestifteter, 1657 (1660) sanktionirter Orden, mit dem Zwecke der Verpflegung armer Kranken, des Jugendunterrichts und der Verbreitung christlichen Lebens, noch jetzt in Frankreich und Belgien verbreitet.

Damer, Stadt in Nubien, im mittleren Nillande, zwischen Chartum und Dabbeh, rechts am Nil, 3 Stunden oberhalb des Einflusses des Atbara, mit 5000 Einwohnern, war früher eine Art Priesterstaat mit zahlreichen und berühmten Schulen, wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden ist.

Damerga, fruchtbare Landschaft im Innern von Nordafrika, nordwestlich von Bornu, mit den Städten D. und Zender (von Barth 1852 besucht), die beide wichtige Handelsplätze sind.

Damhirsch, s. Hirsch.

Damiani, Peter, lat. Petrus de Honestis, einer der einflußreichsten Kirchenfürsten des 11. Jahrhunderts, Geistesverwandter und in mehrfacher Beziehung Vorarbeiter Gregors VII., geboren 1007 zu Ravenna, hütete als Kind die Schweine, studirte später durch die Gunst seines wohlhabend gewordenen Bruders Damianus, dessen Namen er auch aus Dankbarkeit annahm, zu Faenza u. Parma u. begab sich später, unbefriedigt von der Gunst der Fürsten u. einem weltlichen Leben, unter die Einsiedler di S. Croce d'Avellano im Stifte Gubbio. Er stieg hier bald zum Abt, mehrte als solcher das Ansehen und Vermögen des Klosters u. schrieb viele auf die Verbesserung des Kirchenregiments und der Sitten des Klerus hinzielende Schriften. Hierdurch wurde er Heinrichs III., der 1046 als Ordner der römischen Angelegenheiten nach Italien kam, Hauptrathgeber. Einige Jahre später richtete er an Leo IX. seinen „Liber Gomorrhianus", der die Ausschweifungen des Klerus so nackt und anschaulich schildert, daß der Papst das Buch unterdrückte. Im Jahre 1057 ward D. Kardinal und Bischof von Ostia, sowie Dekan des heiligen Kollegiums und setzte als solcher 1058 die Wahl Nikolaus' II. durch. Dieser sandte ihn bald darauf nach Mailand, um die dortige Kirche dem römischen Stuhle zu unterwerfen, die Simonie auszurotten und den Cölibat einzuführen, welcher Mission D. auch entsprach. Auch auf der Kirchenversammlung zu Rom (1059) eiferte er für die geistliche Ehelosigkeit u. setzte die Umwandlung der Canonici in besitzlose regulirte Chorherren vom Orden des heiligen Augustin durch. Der Abscheu vor der Sittenlosigkeit der römischen Geistlichkeit bewog ihn 1061 zur Rückkehr ins Kloster. Allein schon 1062 mußte er als päpstlicher Legat zur Reformation des Klosters Clugny nach Frankreich gehen. Dem Kaiser Heinrich IV. trat er zu Frankfurt so gebieterisch entgegen, daß derselbe fast ohne Widerrede sein Vorhaben der Ehescheidung aufgab. D.'s letzte Sendung ging nach Ravenna, dessen Bürger nach dem Tode ihres kaiserlich gesinnten Erzbischofs der römischen Kirche wiedergewonnen wurden. Auf der Rückreise † er 1072 zu Faenza. Mit den Kirchenvätern und kanonischen Gesetzen war D. außerordentlich vertraut. Die Idee des Priesterthums in seiner Ueberweltlichkeit nach allen Seiten hin beherrschte sein ganzes Leben. Seine Briefe, Reden, Biographien von Heiligen u. Traktate wurden herausgegeben von C. Cajetan (Rom 1606, 1608, 1615, 3 Bde., wieder abgedruckt Leyden 1623, 3 Bde., am besten Paris 1642 und 1663 mit Hinzufügung eines 4. Bandes; darin fehlt der Liber de correctione Papae et Episcopi, Straßburg 1652, Frankf. 1614 u. 1621). Vgl. Jac. Laderchio, Vita S. Petri Damiani etc., Rom 1702.

Damianus, 1) D. Heliodorus, von Larissa, s. Heliodorus. — 2) D., Märtyrer, s. Cosmas 1). — 3) D., monophysitischer Patriarch zu Alexandria im 6. Jahrh., lehrte neben den 3 göttlichen Personen des Philoponus auch die Persönlichkeit des göttlichen Wesens als des Gattungsbegriffes u. schuf so den Tetradismus, die Lehre von 4 göttlichen Personen. Seine Anhänger, Damianisten oder Tetraditen, wurden 565 zu Konstantinopel verdammt, dauerten aber bis ins 7. Jahrhundert. — 4) Petrus D., s. Damiani.

Damiens, Robert François, bekannt durch den Mordversuch an Ludwig XV., wurde 1715 in Tieuloy bei Arras geboren u. war Schlosserlehrling, dann Soldat, desertirte zweimal, machte darauf den Bedienten, kam als solcher nach Paris u. sammelte hier in einem Jesuitenkollegium einige Kenntnisse. In Folge eines Diebstahls flüchtig, trieb er sich 5 Monate lang unter allerlei Namen in der Gegend von St. Omer, Dünkirchen und Brüssel umher und kam, körperlich und geistig geschwächt, besonders durch häufiges Opiumessen, im December 1756 nach Paris zurück. Der allgemeine Tadel, welchen damals die Regierung Ludwigs XV. und besonders sein despotisches Verfahren gegen das Parlament

erfuhr, versetzte D. in eine außerordentliche Aufregung; fast wahnsinnig rannte er am 3. Jan. 1757 nach Versailles. Am 5. Januar wollte der König in der Abenddämmerung mit dem Dauphin und andern Prinzen in den Wagen steigen, um auszufahren, als er plötzlich einen Messerstich in die rechte Seite erhielt. Der Thäter war D. In den Verhören und unter den wiederholten Qualen der Folter leugnete er jede Mitwissenschaft Anderer und blieb dabei, daß er den König nicht habe tödten, sondern nur auf bessere Gedanken bringen wollen. Dennoch wurde der Unglückliche den 28. März 1757 auf dem Grèveplatze zu Paris, nachdem ihm die rechte Hand durchstochen und bei einem gelinden Feuer verbrannt worden war, mit glühenden Zangen gezwickt, von 4 Pferden zerrissen und zuletzt verbrannt. Seine ganze Verwandtschaft wurde auf ewig aus Frankreich verbannt und das Haus, in welchem D. geboren war, niedergerissen. Vergl. Geschichte des Robert D., aus dem Franz., Lpz. 1757.

Damiette (arabisch Damyât), Stadt in Unterägypten, rechts am Damiette- oder phatnitischen Nilarme, 2 Stunden von dessen Mündung in das Mittelmeer und unweit des Menzalahsee's, in sehr schöner und fruchtbarer Gegend, ist halbmondförmig gebaut, hat einige schöne Moscheen (eine derselben ist eine alte christliche Kirche), mehre Bazars und Marmorbäder, stattliche Kasernen, sonst aber nur am Flußufer hübschere Häuser, die übrigen Straßen sind schmutzig und unansehnlich. D. ist Sitz eines koptischen Bischofs. Die Einwohner, deren Zahl 28,000 beträgt, sind sehr thätig und wohlhabend. Sie unterhalten namentlich einen ansehnlichen Handel mit gesalzenen Fischen nach Syrien und mit dem in der sumpfigen und ungesunden Umgegend in Fülle gewonnenen vortrefflichen Reis, der in großen Magazinen in der Stadt aufgespeichert wird. Auch der Handel mit Kaffee, Bohnen und Leinen (aus dem in der Umgebung wachsenden trefflichen Flachs bereitet), sowie mit Indigo, den ebenfalls die Umgegend liefert, ist nicht unbedeutend. Die Mündung des Flusses, der von zahlreichen, elegant dekorirten Gondeln (Canjes genannt) bedeckt ist, schützen 2 Thürme, von einer kreisförmigen Batterie umschlossen. In der Nähe von D. stand das alte Thamiatis, das zur Zeit der Kreuzzüge, wo es als Schlüssel Aegyptens galt, mehrmals belagert, zuletzt 1249 von dem heiligen Ludwig erobert und geschleift wurde, während man zugleich den Hafen durch Versenkungen schloß. Die Stadt wurde darauf etwas südlicher an der jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Die Franzosen eroberten D. 1798 und erfochten hier am 1. November 1799 unter Kleber einen wichtigen Sieg über die Türken; aber die Briten unter Sidney Smith entrissen es ihnen wieder und gaben es den Türken zurück, unter deren Botmäßigkeit es nun bis 1833 blieb, wo es Mehemed Ali erhielt.

Damjanich, Johann, ungarischer General im Revolutionskriege, 1804 zu Pancsowa im Militärgrenzbezirk geboren, war serbischer Abkunft, besuchte eine österreichische Kadetenschule, trat dann, in militärischer Beziehung höchst oberflächlich und in wissenschaftlicher Hinsicht so gut als gar nicht gebildet, in ein Grenzregiment und wurde erst im 40. Jahre Hauptmann. Schon lange des geheimen Einverständnisses mit den revolutionären Umtrieben der Magyaren verdächtig, sollte er 1848 als Major zur Armee nach Italien gehen; doch gelang es der Vermittelung des Grafen Batthyanyi, D.s Versetzung rückgängig zu machen. D. trat nun mit Kossuth in Verkehr und suchte die Grenzregimenter für seine Meinung zu gewinnen, organisirte beim Ausbruch der Unruhen in der Backa und im Banat ein Bataillon mobilisirter Nationalgarde und zeichnete sich an der Spitze desselben bei den blutigen Kämpfen gegen Raizen und Serben persönlich mehrfach aus. Bei dem Einmarsche von Windischgrätz wurde er zur Deckung der Theiß kommandirt u. führte hier den Ueberfall von Szolnok aus, worauf er zum General befördert wurde. Bei den entscheidenden Bewegungen, welche den Rückzug der Ungarn zur Folge hatten, focht er gemeinschaftlich mit Görgei bei Hotwan, Aszod, Gödöllö, Tabicbicske, Waizen und Nagy-Sarlo. Die drei letzten dieser Schlachten wurden durch ihn entschieden. Bei dem Einzuge in Komorn brach er das Bein. Dieser Unfall war für Ungarn folgenschwer, da Kossuth eben Görgei durch D. ersetzen wollte. Wiewohl D. den einen Fuß verlor, übernahm er doch, kaum wieder hergestellt, in Arad den Befehl, mußte sich aber nach der Katastrophe von Világos den Russen ergeben, wurde an die Oesterreicher ausgeliefert und am 6. Oktober 1849 in Arad mit 12 anderen ungarischen Generälen strangulirt. D.s gewaltige äußere Gestalt erinnerte an die kriegerischen Erscheinungen des Mittelalters.

Damm, jede sich in die Länge erstreckende künstliche Erd-, Sand-, Faschinen-, Knüttel- oder Steinerhöhung, gewöhnlich gleichbedeutend mit Deich (s. d.). Entweder dienen die Dämme dazu, bei Grundbauen oder Schlämmungen der Flüsse das Wasser abzuhalten (Fangdämme), oder um Anstauungen zu erzeugen, oder Wege über Gewässer, Vertiefungen über Morastboden zu führen. Die Höhe des D.s richtet sich nach dem höchsten Wasserstand oder bei Straßendämmen nach den miteinander zu verbindenden höher liegenden Straßen und muß, wenn der D. durch eine sumpfige Gegend geführt wird, so viel betragen, daß derselbe stets eine vor Ueberschwemmungen gesicherte Straße bildet. Die obere Breite des D.s wird durch den Zweck, z. B. als Fahrstraße, bestimmt und die untere Breite durch die obere und die durch die Höhe bestimmte Böschung; öfters aber auch wird die untere Breite, namentlich bei Wasserdämmen, nach dem zur Disposition stehenden Raum bemessen. Wird ein D. nahe an dem Flusse angelegt, so muß doch ein genügend breites Vorland bleiben, damit der D. nicht Schaden leide und nicht überfluthet werde. Jeder D. hat zwei Böschungen, eine nach der Land- und eine nach der Wasserseite hin; die erste heißt Innen-, die letztere Außenböschung. Die Außenböschung legt man in der Regel in spitzerem Winkel an als die Innenböschung. Je schwerer, fetter und bindender das Erdreich ist, das man zur Anlegung eines D.s benutzt, desto mehr Haltbarkeit wird erzielt. Thonerde mit feinem Sande vermischt ist am geeignetsten. Die inneren Dossirungen der zum Abhalten der Hochwasser angelegten Dämme oder Deiche müssen, wenn dieselben nicht von Steinen, Faschinen od. Knütteln konstruirt sind, mit Rasen belegt oder mit Gras besamt werden, damit der D. selbst mehr Festigkeit erhalte und das Ausspülen desselben vermieden werde. Das Auffahren eines D.s wird in Strecken von 1½

bis 2 Fuß schichtenweise bewirkt. Durch Stampfen gibt man dem Erdreich die gehörige Festigkeit. Nothwendig ist es, daß man den Untergrund derjenigen Strecke, auf welcher der D. errichtet werden soll, untersuche. Ist der Untergrund moorig, sumpfig oder kiesig, so ereignet es sich, daß, wenn dem D. eine genügende Höhe gegeben wird, wohl ein Ueberfluthen nicht Statt finden kann, daß aber das Wasser unter dem D. durchsickert und den Kulturboden hebt, wodurch er oft eine größere Störung erleidet, als wenn er vom Wasser überfluthet worden wäre. Bei solchem Untergrunde muß man darum zuvörderst einen geeignet breiten und genügend tiefen Graben ziehen, denselben mit Letten ausstampfen und auf diesen erst den D. aufbauen. Die Böschungen dürfen nicht weniger als 45° Winkel haben. So lange der D. noch nicht vollkommen befestigt ist, müssen die Böschungen jedes Frühjahr geplatscht werden. Da, wo der D. starken Strömungen ausgesetzt ist und wo ihm der Eisgang leicht schaden kann, muß man am Fuße Hecken anlegen oder Weidenbäume anpflanzen. In den Sinkwerken der Salzwerke, wo man süßes Wasser in die Kammern leitet, damit es mit Salz gesättigt wieder abfließe, heißt D. die Erhöhung von Lehm und Thon, welche verhindert, daß dieses Wasser eher abfließt, als bis es gesättigt ist; durch diese Erhöhung wird eine Ausflußröhre geführt und der D. auf der Wasserseite mit Bretern beschlagen oder verblendet (Dammblendung). Im Bergbau heißt D. eine aus 2 Wänden von dicht auf einander getriebenen Stempeln, zwischen welche Thon und Lehm eingestampft wird (daher Dammstoßen), bestehende Wand, welche in den Gruben errichtet wird, um das wilde Wasser von den Arbeitern abzuhalten. D. der Schmelzöfen heißt derjenige Theil des Sammlungsraumes für die geschmolzene Masse, der von Zeit zu Zeit durchstochen wird, um dieselbe abzulassen. In der Anatomie heißt D. oder Mittelfleisch (perinaeum) die Gegend zwischen den Geschlechtstheilen und dem After, in deren Mittellinie die Mittelfleischnaht (raphe) sich als eine erhabene Hautwulst hinzieht. Das Mittelfleisch ist zwischen den beiden Sitzbeinhöckern derartig ausgespannt, daß es als unteres Zwerchfell den Ausgang des Beckens abschließt. Es hat beim weiblichen Geschlechte eine besondere Bedeutung dadurch, daß es bei der Geburt des Kindes dem Kopfe desselben einigen Widerstand entgegensetzt und nicht selten bei dem Austritt des Kindskopfes aus den Geschlechtstheilen einreißt, wodurch, wenn dieser Riß, Dammriß, sehr weit nach hinten bis in den After hinein sich erstreckt, der naturgemäße Widerstand gegen die Becken- und Baucheingeweide aufhört. Dadurch entstehen dann mannichfaltige Beschwerden, die eine Wiedervereinigung der eingerissenen Weichtheile auf operativem Wege nothwendig machen.

Damm, 1) (Altdamm, ehemals Damba oder Badam), Stadt und Festung in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, an der Mündung der Plöne in den von der Reglitz, Plöne und Ihna gebildeten 2 Meilen langen, 1½ Meilen breiten dammschen See. Die Festungswerke der Stadt bilden den am rechten Ufer der Oder liegenden Brückenkopf von Stettin, womit D. durch eine überaus lange, über Wiesengrund führende Eisenbahnbrücke und durch einen fast 1 Stunde langen Steindamm verbunden ist. Die Stadt hat 2 Vorstädte, 3 Thore, eine Kirche, Wollenweberei, ansehnliche Leinwandmärkte, Fischerei u. 3435 Einw. D. war schon 1121 unter dem Namen Badam stark befestigt, ward aber bald darauf nebst der Umgegend von den Polen gänzlich verheert. Im J. 1249 war es schon wieder eine Stadt, die später auch Seehandel trieb. Wegen der Jagd u. Fischerei war D. der Lieblingsaufenthalt des Herzogs Barnim I., dessen Vater Bogislaw II. den Ort mit Mauern umgab. Im dreißigjährigen Kriege wurde D. wieder arg mitgenommen, wie es überhaupt fast in allen Kriegen das Schicksal Stettins theilte. Seit 1646 ward es von den Schweden bedeutend befestigt. Im Jahre 1730 fiel die Stadt an Preußen. Friedrich II. schenkte die Festungswerke den Bürgern zu Gärten, ließ die Stadt aber seit 1759 neu und stärker befestigen.

2) D. (Neudamm), sonst feste Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Küstrin, mit 3200 Einwohnern, welche Tuch-, Wollenzeuch-, Strumpf- und Hutfabrikation betreiben. D., seit 1562 zur Stadt erhoben, ward im dreißigjährigen Kriege sehr mitgenommen.

Dammara *Rumph*, Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen (Abietineen), ausgezeichnet durch ihren Harzreichthum, welcher von keinem der jetzt lebenden Bäume erreicht wird. Die wichtigste Art ist **D. orientalis** *Lamb.*, **Agathis loranthifolia** *Salisb.*, ein schöner über 100 Fuß hoher Baum mit steifen, länglich lanzettlichen genervten Blättern, auf den Sundainseln und den Molukken. Oberhalb der Wurzel befinden sich kopfgroße Auswüchse, aus denen ein zäher, klebriger Balsam ausfließt, der nach Monaten zu einem wasserhellen, od. gelblichen, durchsichtigen, auf dem Bruche muscheligen und glasglänzenden Harze, dem Dammaraharze (Katzenaugen- od. Steinharze) erhärtet. Dasselbe hängt oft in fußlangen und handbreiten Massen, die Eiszapfen ähnlich sind, an den Bäumen herab. Anfangs ist es weiß und durchsichtig, wird aber durchs Alter gelb; auch das später im Jahre hervorfließende soll goldgelb und bernsteinartig aussehen. Um es in größerer Menge zu erhalten, macht man Einschnitte in jene Auswüchse, aus welchen es dann in Menge ausfließt. Es kommt in unregelmäßigen, oft sehr großen, außen weiß bestäubten Stücken, die durch die Wärme der Hand erweichen, außerdem zerreiblich sind, in den Handel. Es ist geschmack- und geruchlos; auf glühende Kohlen gestreut aber riecht es wie Fichtenharz und Mastix und macht viel säuerlichen Rauch. In Wasser ist es unlöslich, in kaltem Alkohol und Aether löst es sich unvollständig, in kochendem Alkohol, sowie in ätherischen und fetten Oelen vollständig. Erschöpft man das pulverisirte Harz successive mit wässerigem und wasserfreiem Alkohol und mit Aether, so wird es in einen indifferenten, nur in Aether löslichen Kohlenwasserstoff, das Dammaryl, in die in absolutem Alkohol lösliche Dammarylsäure u. in zwei andere, sauerstoffhaltige, indifferente Harze zerlegt. Ueber neuseeländisches D. s. Cowdee. Das Dammaraharz eignet sich sehr gut zur Bereitung von Firniß; derselbe ist zwar nicht so hart u. dauerhaft wie Bernstein- od. Kopalfirniß, aber billig, farblos, klar und glänzend. Man unterscheidet fetten Dammarafirniß, alkoholischen und Terpentindammara-

firniß. Am häufigsten wendet man den Dammarafirniß mit Terpentinöl an und erhitzt zur Bereitung desselben 4 Pfund klares, durchsichtiges Dammaraharz (nicht gepulvert) mit 8 Pfund Terpentinöl in einem emaillirten eisernen Gefäß über Kohlenfeuer. Anfangs siedet die Masse heftig von entweichendem Wasserdampf, dann aber wird sie klar und kocht ruhig. Nur auf diese Weise erhält man guten, nicht klebrigen Dammarafirniß, welcher sich besonders zum Ueberziehen von Oelgemälden, Zeichnungen, Stahlstichen ꝛc. eignet. Für weiße Holzarbeiten und Blechwaaren bereitet man Dammarafirniß, indem man $^3/_4$ Pfund Dammaraharz schmelzt, $1^1/_2$ Loth venetianischen Terpentin zusetzt und in $2^1/_4$ Pfund heißem reinen Terpentinöl auflöst. Auch Dammarafirniß mit Weingeist und Aether bereitet man häufig u. benutzt ihn wie den Dammarafirniß mit Terpentinöl. Für Gegenstände, die mit Bleiweiß oder Zinkweiß angestrichen sind, ist folgender Dammarafirniß empfehlenswerth: 21 Loth Dammaraharz löse man in $^3/_8$ Pfund kochendem reinen Terpentinöl und setze hinzu $^3/_8$ Pfund Alkohol von 98 Procent Trall. und $^3/_8$ Pfund reines Terpentinöl. Aetherdammarafirniß bereitet man durch Auflösen von 10—12 Loth scharf getrocknetem Dammarapulver in 1 Pfund entwässertem Aether. Dieser Firniß dient als Zusatz zu Oel- oder Weingeistfirniß, um diese klar zu machen. Man kann auch 1 Pfund Dammaraharz in Stücken in einer Mischung von 2 Pfund reinem Terpentinöl, 2 Pfund Alkohol von 98 Procent Trall. und 1 Pfund Aether lösen. Der fette Dammarafirniß wird erhalten, wenn man 4 Pfund Dammaraharz in Stücken in einem emaillirten eisernen Gefäß schmelzt, bis kein Schäumen mehr erfolgt, mit 1 Pfund siedendem Leinölfirniß oder besser gekochtem Leinöl vorsichtig vermischt und mit 4 Pfund warmem rektificirten Terpentinöl verdünnt. Dieser Firniß ist nicht so gut wie fetter Kopalfirniß, wird deshalb nur für geringere Gegenstände angewandt, dient aber häufig auch zur Verfälschung des Kopalfirnisses. Ist der fette Dammarafirniß sehr gut, so benutzt man ihn auch als Retouchirfirniß.

Dammartin, Stadt im französischen Departement Seine-Marne, mit Fabriken für gute Spitzen, Handel mit Getreide und Wein und 1900 Einw. Die ehemalige nach D. benannte Grafschaft kam um 1200 durch Adelheid von D. an die Herren von Trie, später an verschiedene Häuser, bis sie 1632 nach dem Tode des Marschalls von Montmorency, des letzten Besitzers, vom König konfiscirt und dem Hause Bourbon-Condé geschenkt wurde.

Damme, Marktflecken in dem oldenburgischen Kreise Vechta, mit starkbesuchten Märkten, hat Pianoforte- und Schreibfedernfabriken und 1700 Einwohner. Hier wahrscheinlich Sieg des Germanicus über die Deutschen; in der Gegend wurden viele römische Münzen, auch ein Grabmal mit einem Mercurius aufgefunden.

Dammerde, die Oberfläche des Ackerbodens, welche durch verweste pflanzliche u. thierische Stoffe entstanden ist. Im weiteren Sinne nennt man sie auch Humus. Die D. enthält nicht nur die dem Pflanzenwachsthum günstigsten Stoffe, sondern besitzt auch die dazu nöthigen physikalischen Eigenschaften in hohem Grade, sie saugt leicht und viel Stoffe aus der Atmosphäre auf und hält sie fest absorbirt gern die Feuchtigkeit und gewährt selbst in sehr trockenen Sommern den Pflanzen das Lösungsmittel ihrer Nahrungsstoffe. Da die organischen Stoffe fortwährend einer weiteren Zersetzung unterworfen sind, entwickelt sich auch im Boden selbst die zur Vegetation erforderliche Wärme. Der viel D. enthaltende Ackerboden ist immer locker und gestattet den Pflanzen eine vollkommene Ausbreitung ihrer Wurzeln. Daher gedeihen in der D. alle Pflanzenarten. Für die Blumenkultur ist sie ganz besonders gesucht.

Dammersfeld, Berghöhe des Rhöngebirges, gegen den Spessart hin, 2828 Fuß hoch, hat einen breiten Rücken, auf dem sich noch eine Kuppe erhebt, die eine schöne Fernsicht nach der Wetterau, ins Hessische, Westphälische u. Thüringische gewährt.

Dammgarten, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Franzburg, unweit der mecklenburgischen Grenze, an der Mündung der Recknitz in den ribnitzer Meerbusen und am Blackensee, mit einem Schloß, Leinwand- und Damastweberei, Fischerei und 1900 Einwohnern. D. wurde 1258 mit Stadtrechten versehen und befestigt, erhielt das lübische Recht, die Fischerei bis nach Barth und Zollfreiheit auf Rügen. Hier wurde 1322 der Friede zwischen dem Rügenfürsten Wizlaff IV. u. Heinrich dem Löwen von Mecklenburg geschlossen. Im dreißigjährigen Kriege litt die Stadt sehr; 1675 ward sie von den Dänen erobert, 1720 kam sie unter preußische Herrschaft.

Dammscher See, s. Damm 1).

Dammudah, ostindischer Fluß in Bengalen, entspringt im Distrikt Rampurh, durchfließt ein an Kohlen und Eisen ungemein reiches Thal und mündet nach 70 Meilen Laufes in den Hugly.

Damnum (lat.), Schaden, im weiteren Sinne jeder Nachtheil, welchen Jemand in irgend einer Beziehung erleidet; im engeren Sinne ein Vermögensnachtheil. Dieser Nachtheil kann entweder darin bestehen, daß unser bereits vorhandenes Vermögen verringert wird (positiver Schaden, d. emergens, d. im engern Sinne), oder darin, daß man etwas, was man ohne das benachtheiligende Ereigniß erhalten haben würde, nun nicht erhält, also ein erlaubter Gewinn vereitelt wird (negativer Schaden, lucrum cessans). Die Ursache des Schadens liegt entweder in einem Zufalle (casus, d. fatale), d. h. in einem Ereignisse, welches nicht einer Person zur Schuld zuzurechnen ist, oder in einer unerlaubten Handlung eines Andern (dolus, culpa, mora), oder endlich in Beidem zugleich (casus mixtus). Die Folge einer durch Schuld zugefügten Beschädigung kann bestehen in der Verpflichtung, das durch die Verletzung Erhaltene wieder herauszugeben, dem Anderen den entzogenen Besitz wieder einzuräumen, das gestörte Recht wieder anzuerkennen, den vorigen Zustand wieder herzustellen, wegen künftiger Störung Sicherheit zu leisten, aber auch in wirklicher Strafe und jedenfalls in der Verpflichtung, Schadensersatz (s. d.) zu leisten, d. h. die widerrechtliche Vermögensverringerung durch Hingabe eines äquivalenten Vermögenstheils wieder auszugleichen. Natürlich kann von einer solchen Schadensersatzpflicht nur da die Rede sein, wo es sich um einen Vermögensnachtheil handelt, also der Schaden in Geld angeschlagen werden kann. Sieht man auf

das Verhältniß des schädlichen Ereignisses zu dem entstandenen Schaden in seiner ganzen Ausdehnung, so erscheinen die einzelnen Nachtheile bald als nähere, bald als entferntere Folgen der Verletzung; man unterscheidet hiernach zwischen einem Schaden, welcher unmittelbare Folge des schädlichen Ereignisses ist (d. circa rem), und dem Schaden, welcher bloß als mittelbare Folge im Zusammenhange und durch das Zusammentreffen mit besonderen Umständen sich ergibt (d. extra rem), z. B. es verkauft Jemand ein krankes Pferd, welches nun der Käufer in seinen Stall zu andern Pferden bringt; das kranke Pferd stirbt und steckt zugleich die andern an; jener Schaden ist d. circa, letzterer extra rem. Hat Jemand durch rechtswidrige positive Handlung, nicht Unterlassung, dem Andern eine Vermögensbeschädigung zugefügt, so nennt man dies d. injuria datum, wofür im römischen Rechte eine besondere Klage, die sogenannte aquilische Klage, eingeführt ist, welche auf den vollsten Schadensersatz gerichtet ist. In Obligationsverhältnissen konkurrirt mit dieser Klage natürlich die Klage aus dem Obligationsverhältnisse selbst, z. B. wenn mir mein Miethmann ein Fenster zerschlägt, so kann ich gegen ihn sowohl mit der Klage aus dem Miethvertrage, wie mit der aquilischen Klage auftreten, während ich nur die letztere habe, wenn irgend ein Dritter das Fenster eingeschlagen hat. Bei solchen mit der aquilischen Klage verfolgbaren Körperverletzungen besteht nach der Praxis außer dem Schadensersatze auch noch ein Anspruch auf eine vom Richter zu bestimmende Geldentschädigung (Schmerzensgeld). In der Regel wird das D. nur dann rechtlich berücksichtigt, wenn bereits wirklich ein Schaden eingetreten ist, nicht wenn ein solcher erst droht. Eine Ausnahme besteht für das D. infectum. Wenn nämlich Jemand von dem baufälligen Gebäude eines Andern im Fall des Einsturzes desselben einen Schaden zu befürchten hat, so kann er von dem Eigenthümer desselben, oder von Demjenigen, der das Gebäude kraft eines dinglichen Rechts besitzt, Kautionsleistung wegen des zu befürchtenden Schadens (cautio damni infecti) fordern. Bezüglich der Frage, wer einen eingetretenen Schaden zu tragen habe, ist zuerst zu unterscheiden zwischen dem durch die Schuld eines Andern zugefügten und dem durch Zufall entstandenen Schaden. Bezüglich des ersteren vgl. Schadensersatz; hinsichtlich des zufälligen Schadens (d. fatale) ist die Frage einfach, so lange nicht Obligationsverhältnisse mit ins Spiel kommen. Hier gilt als Regel: Wem die Sache gehört, der trägt den Schaden, z. B. wenn der Blitz mein Haus anzündet. Anders, wenn obligatorische Verhältnisse hinzutreten, wie wenn A dem B eine Sache erst zu leisten hat und nun in Beziehung auf diese Sache ein D. sich durch Zufall ereignet. Wer trägt nun den Schaden, die Gefahr (periculum)? Als oberstes Princip gilt hier: Wenn eine Sache zu leisten ist, so fallen Dem, welchem zu leisten ist, dem Gläubiger, alle die Nachtheile, aber darum auch alle die Vortheile zu, die er gehabt haben würde, wenn die Sache sogleich mit Entstehung der Leistungsverbindlichkeit geleistet worden wäre. Dies Princip wird an einzelnen Beispielen deutlich zu machen sein. Wenn A dem B ein Pferd schenkweise versprochen hat, und dasselbe vor der Hingabe stirbt, ohne daß A sich im Verzuge befand, so trägt B die Gefahr, d. h. er erhält nichts; hatte aber z. B. A dem B eine Quantität Hafer ohne nähere Bestimmung versprochen, und es ist nun des A ganzer Vorrath verbrannt, dann ist er von seiner Leistungsverbindlichkeit nicht frei, da er eine andere ebenso gute Quantität beschaffen kann (genus non perit). Ferner: A verkauft dem B ein Pferd, aber noch vor der Uebergabe stirbt dasselbe. Hier muß B dem A den vollen Kaufpreis zahlen, obschon er weder das Pferd, noch ein Aequivalent erhält; denn bei zweiseitigen, auf Sachleistung gerichteten Obligationen wird der Schuldner durch zufälligen Untergang der geschuldeten Sache vollständig von seiner Verbindlichkeit befreit und behält dennoch seinen Anspruch auf die Gegenleistung (species perit ei cui debetur; casus a nullo praestantur). Ist eine Sache unter einer Bedingung verkauft worden und dieselbe geht, während die Bedingung noch in der Schwebe ist, kasuell unter, so braucht der Schuldner bei Eintritt der Bedingung nichts zu leisten, aber er erhält auch keine Gegenleistung, denn die Erfordernisse eines bedingten Rechtsgeschäfts werden nach dem Zeitpunkte der eingetretenen Bedingung (conditio existens) beurtheilt, und zu dieser Zeit ist im vorliegenden Falle nichts mehr da, worüber kontrahirt werden könnte. Hat aber die Sache während der schwebenden Bedingung nur eine Verschlechterung erlitten, dann fällt dieser zufällige Nachtheil Dem, welchem die Sache zu leisten ist, dem Gläubiger zu, so daß er die volle Gegenleistung, z. B. den vollen Kaufpreis, zahlen muß. Also: die Gefahr des Untergangs (periculum interitus) trägt bei bedingten Rechtsgeschäften der Leistungspflichtige (d. h. er leistet nichts, bekommt aber auch nichts), dagegen die Gefahr der Verschlechterung (periculum deteriorationis) trägt der Leistungsberechtigte (d. h. er erhält so viel weniger, muß aber seinerseits voll leisten). Ferner: A vermiethet dem B eine Wohnung und der Blitz zerstört oder beschädigt dieselbe: A trägt die volle Gefahr, d. h. er bekommt nur dann und so viel Miethgeld, wenn und soweit B die Wohnung benutzen kann. Also bei zweiseitigen, auf Gebrauchsüberlassung gerichteten Obligationen trägt Vermiether die Gefahr des Untergangs und der Verschlechterung allein. Anders aber ist es bei der Dienstmiethe: z. B. A dingt den B zur Handarbeit, kann ihn aber dann wegen ihm dazwischen gekommener Hindernisse nicht beschäftigen: er trägt die Gefahr und muß dem B den Lohn zahlen, soweit nicht dieser anderweit seine Dienste verwerthet hat. Wenn aber B zufällig, z. B. durch Krankheit, an der Verrichtung der Arbeit verhindert wird, so trägt er die Gefahr des Schadens, d. h. er erhält nun auch keinen Lohn. Liegt eine alternative Obligation vor, so daß die eine oder andere Species geleistet, bezüglich gefordert werden kann, und geht nun der eine Gegenstand zufällig unter, so hat der Schuldner, wenn ihm das Wahlrecht zustand, nun die Wahl, entweder den übrig gebliebenen Gegenstand, oder den Werth des untergegangenen zu leisten, während andererseits der wahlberechtigte Gläubiger sich nunmehr mit dem übrig gebliebenen Gegenstand begnügen muß. Eine Modifikation dieser Grundsätze über die Haftung für zufälligen Schaden tritt ein bei vorliegendem Verzuge (mora). Wenn nämlich der Schuldner mit Leistung des verschuldeten Gegen-

standes in Verzug kommt, so geht von da an die Gefahr auf ihn über, d. h. er muß dem Leistungsberechtigten selbst für zufälligen Schaden einstehen, sofern er nicht nachzuweisen vermag, daß auch bei rechtzeitiger Leistung die betreffende Sache von dem zufälligen Ereignisse betroffen worden wäre. Befindet sich aber umgekehrt der Gläubiger bezüglich der Annahme des ihm geschuldeten Gegenstandes im Verzuge, dann geht die sonst dem Schuldner obliegende Verpflichtung, die Gefahr zu tragen, nunmehr auf ihn über. Die Darstellung der genaueren Rechtsverhältnisse bezüglich Haftung für D. muß bei den einzelnen Rechtsinstituten ihre Stelle finden.

Damocles, Höfling des älteren Dionysius von Syrakus. Einst rühmte er diesen als den Glücklichsten aller Sterblichen. Dionysius bot ihm darauf sein Glück an und ließ ihm in seinem Palast alle Herrlichkeiten und Genüsse zur Verfügung stellen. D. war entzückt über dies Loos; als er aber, über sich blickend, ein Schwert gewahrte, das von der Decke herab an einem Pferdehaare gerade über seinem Haupte hing, beschwor er den Tyrannen, ihn zu entlassen, weil er seines Glückes bereits satt sei. So erzählt Cicero in seinen „Tusculanen". Später wurde „das Schwert des D." sprüchwörtlich für die steten Gefahren, welche das Glück der Tyrannen bedrohen.

Damocritus, Feldherr des ätolischen Bundes 190 v. Chr., den er mit Antiochus wider die Römer gestiftet, gerieth bei der Uebergabe von Heraclea in die Gewalt des Römers Acilius Glabrio und erstach sich selbst.

Damon und **Phintias** (nicht Pythias), zwei durch ihre Freundschaft berühmt gewordene Pythagoräer zu Syrakus. Aristoxenus erzählt nach der selbst angehörten Erzählung des jüngeren Dionysius von Syrakus bei Jamblichus von ihnen Folgendes: Unter den Vertrauten des jüngeren Dionysius entstand einst Streit über den bekannten Lebensernst und die Freundestreue der Pythagoräer. Um sie zu erproben, wurde Phintias eines Anschlags auf das Leben des Dionysius beschuldigt und zum Tode verurtheilt. Da alle Betheuerungen seiner Unschuld vergeblich waren, bat er nur um Aufschub des Urtheils und um Loslassung bis zum Untergang der Sonne, damit er seine Angelegenheiten ordnen könnte. Als Bürgschaft für die Wiederkehr des Freundes aber setzte D. sein Leben ein. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, als Phintias, an einer frühern Rückkehr verhindert, athemlos ankam. Erstaunen ergriff alle Anwesenden, und Dionysius, die bewährt gefundenen Freunde umarmend, bat, als der Dritte in ihren Bund aufgenommen zu werden, was ihm jedoch abgeschlagen wurde. Nach Cicero geschah das Erzählte unter dem ältern Dionysius; später erhielt es mancherlei Ausschmückungen. Bekanntlich legte Schiller diese Geschichte seiner Ballade „Die Bürgschaft" zum Grunde. Der Dichter folgte dabei dem Hyginus (Fab. 257), der indessen die beiden Freunde Mörus und Selinuntius nennt.

Dampf. Die Körper erscheinen in drei verschiedenen Formen der Anordnung der kleinsten materiellen Theile, im festen, flüssigen und gasförmigen Aggregatzustand (s. d.), welcher wesentlich von der Temperatur abhängt, in der sich jeweilig ein bestimmter Körper befindet. Gasförmige Körper, welche unter gewöhnlichen Umständen als permanente erscheinen, können durch starke Abkühlung in Flüssigkeiten, selbst in feste Körper umgewandelt werden, wie die Kohlensäure; umgekehrt können feste Körper, wie die Metalle, durch Erhitzung flüssig gemacht, ja selbst in den gasförmigen Zustand übergeführt werden. Der Sprachgebrauch macht nun in der Bezeichnung des Körpers als eines festen oder flüssigen keinen Unterschied darin, ob derselbe für gewöhnlich sich schon in diesem Zustand befindet oder erst auf künstliche Weise, also durch Abkühlung oder Erwärmung in denselben gebracht wird; für den gasförmigen Zustand ist jedoch eine Unterscheidung üblich geworden zwischen solchen Körpern, welche für gewöhnlich permanent gasförmig erscheinen, u. solchen, welche mehr ausnahmsweise, gelegentlich, oder nur in geringem Grade gasförmig auftreten, während sie zumeist als feste oder flüssige Körper bekannt sind. Erstere nennt man eigentliche Gase, Körper aber in dem mehr ausnahmsweise gasförmigen Zustand werden als Dämpfe bezeichnet. Eigentliche Gase gibt es nur eine kleine Zahl: die Bestandtheile unserer atmosphärischen Luft, Sauerstoff und Stickstoff und die nur in geringer Menge darin enthaltene Kohlensäure, ferner Wasserstoff, einige Kohlenwasserstoffe, welche im Leuchtgas enthalten sind, das Grubengas und das ölbildende Gas, ferner das ebenfalls darin enthaltene Kohlenoxydgas, das Ammoniakgas, Cyan, dann Stickstoffoxyd und -oxydul, sowie einige andere Oxyde und Wasserstoffverbindungen saurer Natur der Metalloide, die gleichsam als Mittelglieder zwischen Gas und D. erscheinen, da sie sehr leicht in den flüssigen Zustand überzuführen sind. Dämpfe sind jedoch zahllose bekannt: alle einfachen Körper, die sogenannten Elemente, mit geringer Ausnahme, wie des Kohlenstoffs, selbst die schwersten schmelzbaren Metalle, wie das Platin, hat man bis jetzt auch als Dämpfe kennen gelernt; auch alle zusammengesetzten Körper, welche bei der Temperaturerhöhung sich nicht zersetzen, also in einfachere Bestandtheile zerfallen, lassen sich in Dämpfe überführen. Die Dämpfe haben alle das Charakteristische mit einander und mit den Gasen gemein, daß ihre Theile sich mit großer Lebhaftigkeit abstoßen und deshalb bis in unendlich große Entfernung von einander zu bewegen suchen; ebenso folgen sie dem mariotte'schen und dem gay-lussacschen Gesetze, so lange sie sich weit von der Temperatur und dem Drucke befinden, unter denen sie sich gebildet haben; diese wichtigsten gemeinschaftlichen physikalischen Eigenschaften werden im Artikel Gase näher abgehandelt. In Bezug auf ihre Bildung aus den Flüssigkeiten und festen Körpern haben die Dämpfe wieder vieles Gemeinsame; der wesentliche Unterschied, den sie zeigen, beruht in der Temperatur, bei der sie entstehen, und der Wärmemenge, welche sie als sogenannte latente zu ihrer Bildung erfordern. Der Wasserdampf ist in Folge der praktischen Bedeutung, welche er als Maschinentriebkraft besitzt, in Bezug auf sein specifisches Verhalten am genauesten untersucht worden; er dient uns im gewöhnlichen Leben als Typus des Dampfförmigen, und an ihm wollen wir deshalb die charakteristischen Merkmale der Dämpfe näher erörtern.

Bildung des Wasserdampfes. Es ist nicht

nöthig, daß ein Körper das Stadium des flüssigen Zustandes durchlaufe, oder sich darin befinde, um D. zu bilden; der für gewöhnlich feste Kampher riecht sehr stark, er verdampft allmählig, ohne vorher flüssig zu werden; ebenso verhält sich das Jod, sowie eine Menge anderer Körper. Auch das Wasser verdampft im Zustande des Eises langsam, wir sehen eine dünne Schneerinde von den Feldern verschwinden, ohne daß eine Schmelzung eingetreten ist. Das Wasser hat die Eigenschaft, bei derselben Temperatur in den drei Aggregatzuständen existiren zu können; die Uebergänge der Extreme in einander können erfolgen ohne Uebertritt in den mittleren, den flüssigen Zustand. Der Schnee ist nicht gefrorenes Wasser, sondern krystallisirter Wasser d a m p f. Wasserdampf kann also bei einer jeden Temperatur vorhanden sein, selbst bei der niedrigsten unter dem Gefrierpunkt; die M e n g e desselben in einem begrenzten Raum hängt jedoch allein von der herrschenden Temperatur ab, sie nimmt zu mit steigender und nimmt ab mit fallender Temperatur. Befindet sich eine so große Menge von D. in einem geschlossenen Raum, als bei einer gegebenen Temperatur davon aufgenommen werden kann, so nennt man diesen D. einen g e s ä t t i g t e n, oder sagt auch, er befinde sich im M a x i m u m s e i n e r D i c h t e u n d S p a n n k r a f t. In ziemlich direktem Verhältniß zur Menge eines gesättigten D.es in einem gegebenen Raum, also seiner Dichte, steht auch seine Spannung (Spannkraft, Expansivkraft, Tension oder Druck, was gleichbedeutende Ausdrücke sind), d. h. der Druck der Theile gegeneinander, das Bestreben sich auszudehnen, die allgemeinste Eigenschaft der gasförmigen Körper, deren Größe mit dem Barometer (s. d.), hier gewöhnlich Manometer genannt, gemessen wird. Bei höheren Temperaturen, wo sich eine größere Menge gesättigten D.es in einem Raume bilden kann, wächst also die Spannung des D.es in entsprechendem Grade. Hat man (s. die Tafeln zu D., Fig. 1) ein Gefäß AA BB, dessen Boden mit der Wassermasse W angefüllt ist, u. dessen Inneres vermittelst eines dicht schließenden Kolbens K außer Verbindung mit der äußeren Luft gebracht werden kann und ganz luftleer gemacht ist, so wird sich der Temperatur entsprechend eine gewisse Menge D. D aus dem Wasser bilden und den leeren Raum ausfüllen. Ein im Kolben befindliches Manometer F wird durch die Höhe seines Standes h den dieser Temperatur zukommenden Druck anzeigen. Vergrößert man den inneren Raum, indem man den Kolben herauszieht, so verändert sich darum doch nicht der Stand des Manometers, da eine neue Menge von Wasser nunmehr verdampft u. der Raum sich wieder bis zur früheren Dichte mit D. ausfüllt. Umgekehrt, verkleinert man den Raum, indem man den Kolben herunterpreßt, so wird eine verhältnißmäßige Menge D. flüssig; das Manometer bleibt auch jetzt in gleicher Stellung. Ist jedoch bei irgend einer Kolbenstellung kein Wasser mehr in dem Gefäß, welches verdampfen könnte, so verhält sich nunmehr bei weiterer Vergrößerung des Raums der gesättigte D. wie ein permanentes Gas; seine Dichtigkeit und seine Spannung nehmen ab in gleichem Verhältniß der Raumvergrößerung (mariotte'sches Gesetz) u. umgekehrt wieder so lange gleichmäßig zu, bis der D. für die gegebene Temperatur gesättigt worden ist. Nimmt man die eben beschriebenen Operationen bei einer höheren oder tieferen Temperatur des Wassers und der ganzen Umgebung vor, so bleiben zwar die Erscheinungen dieselben, nur fällt dann der Manometerstand und also auch die Spannung des D.es, größer oder kleiner, und dagegen der Kolbenweg, nach dessen Zurücklegung das Wasser vollkommen in D. übergegangen ist, kleiner oder größer aus als im ersten Falle. Wenn man ferner bei einem unveränderlichen Kolbenstande, wo noch Wasser zur Verdampfung übrig ist, das Wasser u. seine Umgebung erhitzt, so verwandelt sich noch mehr Wasser in D.; es bildet sich also dichterer D. von höherer Spannung. Durch weitere Temperaturerhöhung läßt sich so das ganze Wasserquantum in D. verwandeln, und fährt man, nachdem dies geschehen ist, mit dem Zusetzen von Wärme weiter fort, so nimmt zwar die Spannung des D.es noch ferner zu, es ist jedoch damit keine Dichtigkeitszunahme verbunden, und auch das Gesetz der Zunahme ein anderes, nämlich das gay-lussacsche. Wenn man nun die Temperatur wieder allmählig vermindert, so treten auch die umgekehrten Verhältnisse ein: es nimmt zuerst die Spannung des D.es nach dem gay-lussacschen Gesetze ab; es tritt ferner bei Erreichung einer gewissen Temperatur ein Niederschlagen des D.es als Wasser ein, es verwandelt sich so immer mehr D. in Wasser, je mehr man die Temperatur herabdrückt, und es fallen auch Dichtigkeit und Spannung des D.es kleiner aus. Ist die Temperatur des D.es unter 0° herabgekommen, so wird der Niederschlag nicht mehr aus Wasser, sondern aus Eis bestehen; dieser Fall tritt beim Schneien im Winter ein. Umgekehrt wird sich auch aus dem Schnee oder Eis Wasserdampf von einer der Temperatur entsprechenden, allerdings sehr niedrigen Dichtigkeit u. Spannung bilden müssen. In Bezug auf Dichtigkeit u. Spannung des gesättigten D.es ist es völlig gleich, ob der betreffende Raum, in welchem sich der D. bildet, schon vorher mit einem anderen Gas oder D. oder einer Mischung beliebig vieler Gase und Dämpfe erfüllt ist oder nicht. Unter allen Umständen geht in den Raum eine bloß von der Temperatur abhängige Menge D. ein. Ist schon ein anderes Gas oder D. darin vorhanden, so werden sich natürlich die Spannungen beider addiren; die Erscheinung fällt jedoch komplicirter aus, als bei dem oben angestellten Versuch, da der ursprünglich vorhandene gasförmige Körper bei Raumvergrößerung und Temperaturerhöhung für sich dem mariotte'schen und gay-lussacschen Gesetze folgt u. demnach jeden Augenblick eine von dem neugebildeten D. ganz verschiedene Spannung zeigt; in der Summe beider Spannungen würde sich somit auch kein einfaches Gesetz erkennen lassen. Der Elementarversuch zum Studium der eigenthümlichen Verhältnisse des gesättigten D.es kann demnach nur im luftleeren Raum angestellt werden. Wenn es regnet oder schneit, so ist unsere Luft mit Wasserdampf gesättigt, d. h. es ist alsdann gerade so viel Wasser im gasförmigen Zustand in einem bestimmten Raum vorhanden, als ob derselbe luftleer wäre. Der Niederschlag vom Wasser oder Schnee erfolgt dadurch, daß die Luft durch Mischung mit kälteren Luftströmen unter ihren Sättigungspunkt abgekühlt wird. Auffallend könnte hierbei der Umstand erscheinen, daß der Druck der feuchten Luft bei Regenwetter niedriger

ist, als der Druck der trockenen Luft bei heiterem Wetter. Niedriger Barometerstand zeigt Regen an, hoher hingegen schönes Wetter, respektive heiteren Himmel.

Im Allgemeinen ist diese weit verbreitete Ansicht richtig, während es allerdings auch häufige Ausnahmen von der Regel gibt. Der Grund, daß Luft und D. zusammen einen geringeren Barometerstand zeigen, als Luft allein, liegt darin, daß wir in dem Druck der Luft eigentlich das volle Gewicht der über uns ruhenden Luftsäule messen. Dieselbe ist immer u. überall von ziemlich gleicher Höhe. Tritt nun Wasserdampf in die Luft ein, so wächst allerdings die Spannung derselben; da sie sehr elastisch und leicht beweglich ist, so wird sie sich in Folge des Ueberdrucks nach allen Richtungen ausdehnen, auch in die Höhe, und oben wird eine gewisse Menge der Luft gleichsam abfließen auf die übrige trockene Luft. Wenn sich das Gleichgewicht zuletzt hergestellt hat, werden in der feuchten Luft eine geringere Menge eigentlicher Lufttheilchen, Sauerstoff und Stickstoff, enthalten sein als in der trockenen Luft, sie werden sich ersetzt finden durch Wasserdampftheile. Da aber der Wasserdampf specifisch viel leichter ist, als die Luft, so wird das Gewicht eines Raums feuchter Luft kleiner sein, als das Gewicht eines gleichen Raums trockener Luft. Somit wird auch die ganze über uns befindliche Luftsäule, wenn dieselbe ganz mit Wasserdampf angefüllt ist, einen geringeren Druck besitzen, als wenn dieselbe trocken ist. Bei nassem Wetter wird deshalb das Barometer zumeist niedrig, bei trockenem hingegen hoch stehen. Es kann jedoch vorkommen, daß in der Nähe des Erdbodens noch trockene Luft sich befindet, während in der Höhe eine starke feuchte Luftströmung darüber wegzieht, dann wird das Barometer bei noch heiterem Wetter fallen und in Bälde Regenwetter wahrscheinlich eintreten. Ebenso kann sich auch der umgekehrte Fall ereignen. Aus diesem Steigen und Fallen des Barometers nach längerer Zeit gleichförmigen Wetters oder gleicher Windrichtung läßt sich deshalb bis zu einem gewissen Grad der Wechsel zum Regen oder Sonnenschein voraussagen.

Siedepunkt. Ist es nach den obigen Auseinandersetzungen für die Dichtigkeit und Spannung des gesättigten D.es gleichgültig, ob der Raum, worin er sich bildet, leer oder mit einem anderen gasförmigen Körper schon angefüllt ist, so geht doch die Schnelligkeit, mit der er sich aus dem Wasser bildet, in sehr verschiedener Weise vor sich. Der D. entsteht sehr rasch im leeren Raum; im mit Luft oder einem anderen Gas angefüllten Raum erfordert die vollständige Bildung des D.es hingegen eine vergleichungsweise lange Zeit. Die Schnelligkeit der Dampferzeugung steht ziemlich im Verhältniß des Drucks, welcher auf der Flüssigkeit lastet, die sich in D. verwandelt. Das Wasser hat an und für sich immer das Bestreben, in den dampfförmigen Zustand überzugehen; unter gewöhnlichen Umständen, im freien Raum, lastet jedoch der ganze Luftdruck auf der Wasseroberfläche, welcher von den zu bildenden Dampftheilchen nur langsam überwunden werden kann. Diese allmählige Dampfbildung an freier Luft, welche zur Folge hat, daß jede Flüssigkeit an Volum abnimmt und zuletzt ganz verschwindet, nennt man gewöhnlich Verdunstung. Im leeren Raum erfolgt die Bildung des D.es anfangs sehr schnell, dann immer langsamer, weil der erzeugte D. bald selbst einen Rückdruck auf die Flüssigkeit ausübt und dadurch selbst ein Hinderniß seiner fortgesetzten Bildung darstellt. Der Vorgang ist beendet, wenn schließlich der D. die ihm bei der herrschenden Temperatur zukommende Dichtigkeit und Spannung erlangt hat. Nimmt man den D. hinweg im Verhältniß, als er entsteht, so werden sich unausgesetzt neue Mengen desselben bilden können, und eine gegebene Menge Flüssigkeit dadurch bald verschwinden. Die Schnelligkeit der Verdampfung steht somit einmal im Verhältniß des Drucks fremder Gase, welche auf der Flüssigkeit lasten, u. dann auch im Verhältniß der schon vorhandenen Dampfmenge. Letztere wird zuletzt zum absoluten, erstere nur zum relativen Hinderniß weiterer Dampfbildung. Außerdem hängt ihre Schnelligkeit natürlich noch ab von der Temperatur, da sich ja bei höheren Temperaturen überhaupt Dämpfe von größerer Dichtigkeit u. Spannung bilden können. Lastet auf einer Flüssigkeit ein Druck, der stets auch nur um ein Weniges geringer gehalten wird, als der Druck des gesättigten D.es bei der gegebenen Temperatur, so werden sich ungehindert und unausgesetzt neue Dämpfe bilden können. Die Temperatur, bei welcher eine Flüssigkeit ungehindert Dämpfe entwickelt, wird ihr Siedepunkt genannt. Der Siedepunkt einer Flüssigkeit ist somit allein abhängig von dem äußeren Druck; ist letzterer größer, als die Spannung der Dämpfe bei der gegebenen Temperatur, so kann die Flüssigkeit nicht sieden. Der Siedepunkt des Wassers ist bekanntlich 80° R. oder 100° C., d. h. bei dieser Temperatur stößt das Wasser unausgesetzt Dämpfe aus, deren Spannung den mittleren äußeren Luftdruck gerade überwinden kann. Steigt das Barometer über seinen mittleren Stand von 760 Millimeter, so wird auch der Siedepunkt des Wassers etwas höher als 100° sein müssen, umgekehrt wird er sich erniedrigen, wenn das Barometer fällt. Auf hohen Bergen kann der Siedepunkt bis unter 90° C. herabsinken, wobei sich Eier nicht mehr hart kochen lassen; so z. B. siedet auf der Hochebene von Quito, welche 10,000 F. über dem Meere liegt, das Wasser bei gerade 90°, auf dem Montblanc in einer Höhe von cirka 15,000 F. schon bei 84°. Der Siedepunkt von 100° findet sich eigentlich genau nur an den Orten des mittleren Barometerstandes, also am Meere; auf dem festen Land wird er im Verhältniß der Erhebung desselben immer niedriger sein. In der Technik macht man manche nützliche Anwendung von diesem Verhalten der Flüssigkeiten, um auch bei niedrigeren Temperaturen als im freien Raum sieden u. lebhaft verdampfen zu können. Viele in Lösung befindliche Körper vertragen die Behandlung bei höheren Temperaturen nicht auf die Dauer, z. B. der Zuckersirup, welcher sich sehr leicht zersetzt u. schleimig, nicht krystallisirbar wird. Um die verdünnten Zuckerlösungen schnell einzudampfen, werden sie nicht in offenen Gefäßen über freiem Feuer erhitzt, sondern in sogenannten Vakuumpfannen vermittelst D.es, welcher in Kupferröhren durch die Flüssigkeit hindurchgeht. Diese Vakuumpfannen sind hermetisch verschlossene, kesselförmige Apparate, die durch eine Luftpumpe luftleer gepumpt werden. Die Flüssigkeit kommt in Folge des verringerten Drucks bei einer viel niederern Temperatur, etwa bei 70° C., in lebhaftes

Sieden; die gebildeten Wasserdämpfe müssen dann noch in dem Verhältniß, in welchem sie sich bilden, an einem andern Orte verdichtet werden, so daß ein möglichst niedriger Druck auf die Dauer in dem Abdampfraum vorhanden ist. Im geschlossenen Raum kann eine Flüssigkeit eigentlich nicht in das Sieden kommen, so lange die Dämpfe nicht abgeführt werden. Es würde sich zwar im Verhältniß der Wärmezufuhr jeden Augenblick eine Portion neuer Dämpfe aus dem vorhandenen Wasser bilden und dadurch die Spannung des gesammten D.es vergrößern; sobald jedoch die Temperatur der Wärmequelle der Temperatur des Wassers gleich geworden ist, wird die weitere Dampfbildung aufhören. Erhitzt man Wasser in einem fest verschlossenen Kessel, so steigt die Temperatur, wie ein eingeschlossenes Thermometer erkennen läßt, auf 100°, 120°, 134°, 160° C.; und dem entsprechend zeigt das damit verbundene Manometer an, daß der Druck des D.es bei 120° doppelt so groß als der der Atmosphäre ist, bei 134° dreimal, bei 160° sechsmal so groß rc. Würde man eine Oeffnung in dem Kessel anbringen und den D. ausströmen lassen, während das Thermometer die konstante Temperatur von 134° zeigt, so würde auch das Manometer den gleichmäßigen Druck von 3 Atmosphären anzeigen, das Wasser also bei 3 Atmosphären u. 134° sieden. Würde jedoch plötzlich eine sehr große Oeffnung in dem Kessel angebracht werden, wie sich eine etwa beim Zerplatzen desselben bildet, so würde sich äußerst schnell die ganze Menge des hoch gespannten D.es aus demselben entfernen und dadurch das sehr heiße Wasser unter den einfachen Atmosphärendruck kommen. Es würden sich jetzt mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und größter Geschwindigkeit neue Dämpfe von allerdings abnehmender Spannung so lange aus dem Kessel entwickeln, bis die Temperatur des Wassers auf 100° herabgesunken ist; die Gewalt der Dampfentwickelung würde dann das Wasser hoch in die Höhe u. weit aus der Oeffnung des Kessels heraus schleudern. Dieser Vorgang würde in äußerst kurzer Zeit beendigt und deshalb von einer sehr zerstörenden Wirkung sein. Er wird gewöhnlich als spontane Dampfentwickelung bezeichnet.

Dampfspannung. Die Größe der Spannung oder des Drucks des D.es wird gemessen durch das Manometer, welches entweder von der gewöhnlichen Form des Barometers, oder für den praktischen Gebrauch in einer anderen dauerhafteren, wenn auch etwas weniger zuverlässigen Form nach andern Grundsätzen gebaut ist (s. **Manometer**). Die Bezeichnung der Größe des Drucks erfolgt in verschiedener Weise: 1) in dem einheitlichen Maß des Atmosphärendrucks, man spricht also von D. von 1, 2, 3, 4 rc., ebenso von $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_{10}$ rc. Atmosphärendruck; 2) in dem Druck des D.es auf ein gewisses Flächenmaß, entweder den Quadratzoll, wie in England und Deutschland, oder den Quadratcentimeter, wie in Frankreich. Gewöhnlich nimmt man im Mittel den Dampfdruck von 1 Atmosphäre auf den Quadratzoll gleich einem Gewicht von 15 Pfunden an; man spricht also von einem D. von 15, 30, 45, 60 rc. Pfunden. Der Druck auf den Quadratcentimeter beträgt 1,0336 Kilogramm bei D. von 1 Atmosphäre. Auch drückt man 3) die Dampfspannung noch in Millimeter Quecksilber aus, welche Bezeichnung jedoch wegen der großen Zahlen in der Praxis nicht üblich geworden ist.

Beziehung der Spannung des gesättigten D.es zur Temperatur. Der Druck des D.es, der bei niedrigen Temperaturen sehr gering ist, wächst mit der Temperatur, aber in einem viel rascheren Verhältniß, als diese; bei 0° etwa $^1/_{170}$ Atmosphäre, beträgt er bei 100° 1 Atmosphäre u. bei 180° schon 10 Atmosphären. Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, die Beziehungen zwischen Temperatur und Spannung des Wasserdampfes aus einem allgemeinen Gesetz zu entwickeln, und deshalb hat man sich denn auch seither nur mit empirischen Formeln begnügen müssen, welche sich an die Erfahrungsresultate mehr oder weniger anschließen. Die Methode, welche bei Auffindung solcher Formeln angewendet wird, besteht darin, daß man die beobachteten Temperaturen und die entsprechenden Spannungen als Koordinaten zu Papier bringt, die entsprechenden Punkte bestimmt und nun zusieht, welche von den bekannten krummen Linien oder von den bekannten Funktionen entsprechenden Kurven sich möglichst genau an dieses Punktesystem anschließt. Hat man sich nun einmal für eine bestimmte Linie entschieden, so kommt es noch darauf an, die in ihr vorkommenden Konstanten aus den Versuchsresultaten abzuleiten. Derartige empirische Formeln sind bis jetzt sehr viele aufgestellt worden, und zwar von größerer oder geringerer Einfachheit, welche sich oft nur zwischen engen Grenzen verwenden lassen. Sie besitzen aber nur in so weit Werth, als sie mit den Versuchsresultaten noch in Uebereinstimmung stehen. Da die Versuche von Arago, Dulong, Regnault sehr sorgfältig und zwischen naheliegenden Temperaturen angestellt sind, so wird man sich in vielen Fällen lieber an die direkten Versuchsresultate halten, als an die Auflösung einer komplicirten Formel. Es sind übrigens noch besondere Tafeln ausgerechnet worden, in welchen für jeden Temperaturgrad die zugehörige Spannung des D.es durch Interpolation eingeschaltet ist, so daß dadurch bei praktischen Berechnungen der Gebrauch von Formeln ganz unnöthig geworden ist. Solche Tafeln finden sich unter Anderem in Zeuners „Mechanischer Wärmetheorie". Die folgende Tabelle gibt eine kleine Uebersicht der verschiedenen Temperaturen entsprechenden Dampfspannungen.

Temperatur in Celsius.	Spannung in Atmosphären.
0	0,006
6	0,01
46	0,1
65	0,25
92	0,75
100	1
121	2
134	3
144	4
152	5
159	6
165	7
170	8
175	9
180	10

Die Spannung des gesättigten D.es nimmt, wie hieraus ersichtlich, so rasch zu, daß für praktische Fälle bei schon vergleichungsweise niederen Temperaturen wegen der Gefahr des Zerspringens eines Kessels eine Grenze eingehalten werden muß. Bei den sogenannten Hochdruckdampfmaschinen (Loko-

motiven insbesondere) wendet man selten einen D. von mehr als 7 Atmosphären bei 165° an. In diesem merkwürdigen Verhalten des gesättigten D.es, seine Spannung so ausnehmend rasch zu vergrößern, liegt überhaupt die Möglichkeit, ihn in der Hochdruckdampfmaschine zu verwenden und in kleinem Raum so außerordentlich große Kraft hervorzubringen. Würde der D. z. B. nur in einer Spannung von 1 Atmosphäre sich aus dem Wasser bilden, und wollte man nun seine Spannung durch weitere selbstständige Erhitzung desselben vergrößern, so müßte seine Temperatur bis auf 473° gesteigert werden, um seinen Druck 2 Atmosphären, und bis auf 846°, um ihn 3 Atmosphären stark werden zu lassen. Dies sind aber Temperaturen, welche sich im praktischen Betrieb nicht würden herstellen lassen, oder welche die Maschinentheile auf die Dauer nicht würden aushalten können.

Dichtigkeit und specifisches Volum des D.es. Die Dichtigkeit des D.es hängt, wie die einer jeden Gasart, von der Temperatur und Spannung zugleich ab (s. Gase). Da aber beim gesättigten D. die Spannung durch die Temperatur bestimmt ist, so folgt, daß bei diesem im Maximum der Spannung befindlichen D. die Dichtigkeit von der Temperatur oder von der Expansivkraft allein abhängt. Um nun die Dichtigkeit des D.es bei jeder Temperatur und Spannung angeben zu können, war es nöthig, dieselbe wenigstens bei einer bestimmten Temperatur und Spannung durch Versuche zu ermitteln. Nach Gay-Lussacs Versuchen wiegt ein Liter Wasserdampf bei 100° C. und dem mittleren Barometerstand von 760 Millimeter: 0,5895 Gramm. Das Gewicht von 1 Liter Luft bei der gleichen Temperatur und demselben Barometerstand ist aber 0,9454 Gramm, somit wiegt der D. bei 100° bloß $\frac{5895}{9454}$, ziemlich genau $^5/_8$ vom Gewicht der Luft bei 100°. Es berechnet sich nun hieraus auf einfache Weise die Formel, um das Gewicht eines Kubikmeters D. bei den verschiedenen Temperaturen und Spannungen zu erfahren; dieselbe ist ausgedrückt durch $\frac{22\,p}{273+t}$, wo p die Spannung in Atmosphären und t die dazu gehörige Temperatur andeutet. Für D. beim Siedepunkt des Wassers an freier Luft ist also $p=1$ und $t=100°$; folglich das Gewicht eines Kubikmeters D. von 100° gleich $\frac{22}{373} = 0{,}589$ Kilogramm. Der umgekehrte Ausdruck, also $\frac{273+t}{22\,p}$ gibt das specifische Volum des D.es an, d. h. den Raum in Kubikmetern, welchen 1 Kilogramm D. einnimmt; derselbe ist für D. von $100° = \frac{373}{22} = 1{,}697$ Kubikmeter. Da in obiger Formel p durch t bedingt ist, so ließe sich das p oder das t durch eine der, wie oben mitgetheilt worden ist, durch Interpolation erhaltenen Gleichungen eliminiren, so daß die Dichte des D.es bloß durch p oder bloß durch t ausgedrückt wäre. Der Ausdruck würde dadurch aber sehr komplicirt und nur in gewissen Grenzen anwendbar werden. Die folgende Tabelle zeigt einige nach obiger Formel berechnete Dichtigkeiten und spezielle Volumina des D.es an.

Temperatur des Dampfes.	Gewicht von 1 Kubikmeter.	Volum von 1 Kilogramm.
0	0,0049	205,36
50	0,0823	12,14
80	0,2905	3,44
100	0,5891	1,69
120	1,0973	0,911
130	1,4568	0,684
140	1,9027	0,526
150	2,4481	0,408
160	3,1064	0,322
170	3,8914	0,257
180	4,8171	0,207

Die Untersuchungen auf dem Gebiete der mechanischen Wärmetheorie haben allerdings kleine Abweichungen von diesen Zahlen ergeben; das Gewicht des D.es ist um ein Geringes größer, das Volum deshalb etwas kleiner; die Formel, nach welcher die genauen Zahlen berechnet werden, ist jedoch zu komplicirt, um hier eine Stelle finden zu können, die kleinen Differenzen sind zudem von keiner praktischen Bedeutung.

Wärme des D.es. Erhitzt man Wasser bis zum Siedepunkt, so muß demselben für jeden Grad Temperaturerhöhung eine gleich große Menge Wärme zugeführt werden; im Wasser von 100° ist also doppelt so viel Wärme enthalten, als im Wasser von 50°, fünfmal so viel als im Wasser von 20° ꝛc. Nennt man die Wärmemenge, die das Wasser braucht, um seine Temperatur um 1° C. zu erhöhen, eine Wärmeeinheit (**Kalorie**, s. d.), so hat das Wasser, von 0° bis 100° erwärmt, also 100 Wärmeeinheiten aufgenommen. Erhitzt man das Wasser bei 100° noch weiter, so erhöht es an freier Luft seine Temperatur nicht weiter, sondern alle Wärme, die es jetzt aufnimmt, dient dazu, D. von 100° zu bilden. Diese Wärme ist nicht mehr als fühlbare, mit dem Thermometer meßbare vorhanden, sondern sie ist rein dazu aufgewendet worden, die Kohäsion der kleinsten Theile im Wasser zu überwinden u. denselben ausschließlich Abstoßungsvermögen zu ertheilen. Diese in den D. eingetretene, nicht fühlbare Wärme wird latente oder gebundene Wärme genannt. Sie ist nicht absolut verloren, sondern wird wieder vollständig gewonnen, wenn der D. in den flüssigen Zustand übergeht. Die latente Wärme des D.es ist ausnehmend groß. Sie beträgt bei 100° C. nicht weniger als 537 Wärmeeinheiten, also $5^1/_3$mal so viel, als das Wasser aufgenommen hat, um sich von 0° bis 100° zu erwärmen. Die gesammte in den D. eingetretene Wärme beträgt somit 637 Wärmeeinheiten. Diese große Menge latenter Wärme, welche der D. aufnimmt, wenn er sich aus Wasser bildet, u. wieder abgibt, wenn er rückwärts in den wässerigen Zustand übergeht, gestattet die Verwendung des D.es in vielen Fällen als vorzügliches Heizmaterial. Handelt es sich um Erhitzung von Flüssigkeiten, die über dem Feuer leicht anbrennen können, so leitet man, wo die Verdünnung derselben von keinem Nachtheil ist, den in einem besonderen Kessel erzeugten D. direkt in die Flüssigkeit hinein, so z. B. in Spiritusbrennereien; oder der D. wird nur in einem gewundenen Kupferrohr durch die Flüssigkeit geleitet, ohne sich mit derselben zu mischen, so in Zuckersiedereien. Auch wird er oft zum Heizen von bewohnten Räumen benutzt, indem er ebenfalls in einer Röhre am Boden derselben hinströmt (s. **Heizung**). Die Gesammtwärme des gesättigten

D.es bei verschiedenen Temperaturen ist nicht von gleicher Größe, sondern nimmt um ein Geringes zu mit der Temperatur. Nach Regnault läßt sie sich berechnen nach der Formel 606,5 + 0,305 t, wodurch t die Anzahl Temperaturgrade Celsius ausgedrückt ist. Bei 0° ist somit die Wärme des D.es 606,5 W.E. (Wärmeeinheiten), bei 100°: 637 W.E., bei 180°: 661,5 W.E. Es folgt daraus, daß die latente Wärme des D.es bei niederen Temperaturen weit größer sein muß, als bei höheren; denn zieht man von obigen Wärmeeinheiten die der Temperatur des D.es entsprechenden Wärmeeinheiten, also 0,100, und 180 ab, so erhält man als latente Wärme die Zahlen 606,537 und 480. Die regnaultsche Formel ist sehr wichtig, um die Menge von Wärme ausfindig zu machen, welche einem gegebenen Wasserquantum zugeführt werden muß, um es vollständig in D. von einer gewissen Spannung zu verwandeln. Man multiplicirt die Pfunde Wasser mit den obigen für die bestimmte Spannung und Temperatur berechneten Zahlen, also z. B. für 1 Atmosphäre mit 637 oder für 10 Atmosphären mit 661. Da man weiß, daß mit 1 Pfund Kohle (theoretisch 8000 W.E., in der Praxis aber bloß halb so viel) 4000 W.E. durch Verbrennung unter dem Herd effektuirt werden können, so hat man nunmehr mit dieser Zahl das obige Produkt zu dividiren, um die Anzahl Pfunde Kohle zu erfahren, welche für die Verdampfung nothwendig sind.

Expansion des D.es. Befindet sich gesättigter D. für sich in einem besondern Raum, z. B. in einem Cylinder einer Dampfmaschine, so übt er auf jeden Theil der Oberfläche desselben einen Druck aus, welcher im Verhältniß seiner Spannung steht. Eine bewegliche Fläche, also ein Kolben in dem Cylinder wird somit unter dem Gesammtdruck stehen, welcher ausgedrückt ist durch die Anzahl der Quadratzolle desselben, multiplicirt mit 15 Pfund u. dem Dampfdruck in Atmosphären; also wird eine Fläche von 100 Quadratzoll, wenn in dem Cylinder D. von 3 Atmosphären vorhanden ist, einen Druck von 4500 Pfund auszuhalten haben. Der Kolben wird in Ruhe bleiben, wenn er auf seiner Rückseite mit einem eben so großen Druck belastet ist. Nimmt die Belastung auf der Rückseite jedoch ab, so wird der Ueberdruck des D.es im Innern sich geltend machen und den Kolben in Bewegung setzen; der D. expandirt sich dabei, d. h. er vergrößert sein Volumen, und in einem gewissen Verhältniß nimmt dadurch sein Druck ab. Der D. wird nicht weiter durch Expansion den Kolben zurückschieben, wenn sein verminderter Druck der äußeren Belastung des Kolbens gleich geworden ist. Diese Eigenschaft des D.es, durch Expansion Arbeit leisten zu können, wird in den Expansionsdampfmaschinen mit großem Vortheil praktisch verwerthet. Ursprünglich wendete man bloß sogenannten Volldruckdampf in der Maschine an, wie ihn der Kessel fortwährend erzeugt. Neuerdings läßt man bei den besser ausgeführten und insbesondere bei allen größeren Maschinen den Volldruckdampf nur zum Theil den Cylinder ausfüllen und schließt dann die Verbindung mit dem Kessel ab, worauf der D. durch Expansion den Kolben bis ans Ende des Cylinders treibt; die ganze Arbeit, welche der D. dabei durch Expansion leistet, ist als gewonnen zu betrachten. Die Verhältnisse, welche der D. während der Expansion zeigt, sind sehr eigenthümliche; sie sind erst im letzten Jahrzehnt auf mathematischem Wege durch die Untersuchungen auf dem Gebiete der mechanischen Wärmetheorie erkannt worden. Früher nahm man an, daß der D. bei der Expansion immer seine volle Wärme behalte, vollständig dampfförmig und gesättigt bleibe; die Rechnung hat jedoch herausgestellt (Clausius) und die im letzten Jahre von Hirt angestellten umfassenden Versuche haben es bestätigt, daß der D. bei der Expansion in der Maschine einen großen Theil seiner Gesammtwärme verliert, welche sich in Arbeit umsetzt, und daß er nicht vollständig dampfförmig bleibt, sondern eine gewisse Menge desselben sich als Wasser niederschlägt. Die Berechnung der Arbeit des D.es durch Expansion ist in Folge dessen eine ziemlich komplicirte. S. Wärme (mechanische Wärmetheorie).

Ueberhitzter D. D., welcher nicht gesättigt ist, sich also nicht im Zustand seiner größten Dichtigkeit und Spannung befindet, wird überhitzter D. genannt; in diesem Zustand folgt er dem mariotte'schen und gay-lussacschen Gesetz; doch zeigt er in der Nähe des Sättigungspunktes große Abweichungen von dieser Regel, welche sich aber bis jetzt noch nicht näher durch Rechnung ausdrücken lassen. Gesättigter D. kann auf mehrfache Weise in den überhitzten Zustand gelangen; einmal dadurch, daß er getrennt von dem Kessel, worin er erzeugt wurde, erwärmt wird; im geschlossenen Raum vergrößert sich dann noch seine Spannung im Verhältniß seiner Temperaturerhöhung nach dem gay-lussacschen Gesetze, oder wenn er sich dabei ausdehnen kann, vergrößert sich sein Volum nach demselben Gesetze. Ueberhitzter D., in der letzteren Weise bereitet, wird gegenwärtig vielfach in den Dampfmaschinen angewendet, indem eine große Ersparung an Brennstoff dadurch bewirkt wird. Ferner bildet sich noch überhitzter D., wenn gesättigter D. für sich in einem geschlossenen Raum durch Verkleinerung desselben zusammengepreßt wird, sowie auch schließlich bei der Expansion des gesättigten D.es noch dann, wenn derselbe einen viel geringeren Druck zurückschiebt, als in jedem Augenblick der Expansion seinem eignen Druck entspricht. Wenn z. B. Hochdruckdampf aus dem Dampfkessel in die freie Luft strömt, so hat er bloß den weit geringeren einfachen Atmosphärendruck zu überwinden. Unter diesen Umständen wird er überhitzt; an diesem D. verbrennt man sich also deshalb nicht, wenn man die Hand hinein hält; er verhält sich nur wie ein sehr heißer Luftstrom. An gewöhnlichem gesättigten D., wie er sich im offenen Kessel bildet, verbrüht man sich bloß darum, weil der D., indem er an einen kälteren Körper kommt, sich theilweise niederschlägt und dabei seine ganze Menge latenter Wärme an den kalten Körper abtritt. Stark überhitzter D., an einem kalten Körper schnell vorbeistreifend, verdichtet sich jedoch nicht zu Wasser. Die Ursache der Bildung des überhitzten D.es in den beiden letzten Fällen s. unter Wärme (mechanische Wärmetheorie).

Farbe des D.es. Der Wasserdampf ist vollkommen durchsichtig und farblos. Was man im gemeinen Leben als D. bezeichnet, die sichtbare Wolke, die aus den Dampfmaschinen austritt, ist kein D. mehr, sondern durch Abkühlung an der Luft verdichteter D., kleine Wasserbläschen, wirklicher Nebel,

welcher das Licht nicht mehr durch seine Masse hindurchgehen läßt, sondern an allen Theilen zerstreut und reflektirt. Diese Wasserbläschen besitzen keine Spannkraft, kein Ausdehnungsvermögen, es geht ihnen also das wichtigste Kennzeichen des gas- und dampfförmigen Zustandes ab. Sie schwimmen bloß in der Luft in Folge ihrer ausnehmend großen Feinheit und Leichtigkeit; gewöhnlich lösen sie sich allerdings bald wieder in der nicht vollständig gesättigten Luft auf und werden wieder zu D.; dadurch verschwinden sie aber für das Auge. Nur wenige andere Dämpfe sind in ihrer Masse gefärbt, so der Joddampf violett, der Bromdampf gelbbraun ꝛc.

Dampf (Dämpfigkeit der Pferde, Bauchblas, Herzschlag, Herzschlägigkeit, Herz- oder Heuschlechtigkeit, Engbrüstigkeit, Asthma), eine chronische Krankheit der Pferde, äußert sich durch einen kurzen, dumpfen, trockenen, besonders des Morgens hörbaren Husten, angestrengtes, erschwertes Athmen mit ungewöhnlicher Erweiterung und Bewegung der Nasenlöcher und auffallendem Hervor- und Zurücktreten des Afters, starke Erhebung der Rippen, wobei sich längs der Rippenknorpel eine Rinne (Dampfrinne, Schnur) zeigt, und wellenförmige oder stoßweise Bewegung der Brust- und Bauchwandungen, welche sich bei höherem Grade des Uebels zu einer erschütternden Bewegung des ganzen Körpers steigert. Die Nase ist bald trocken (trockener D.), bald zeigt sie anhaltenden oder periodisch eintretenden Ausfluß (feuchter D.). In Folge schneller und andauernder Bewegung steigern sich die Athmungsbeschwerden u. es dauert lange, ehe sich das Thier wieder beruhigt. Als innere Ursachen des D.es nimmt man organische Fehler der Lungen und des Herzens, vorzüglich Verwachsung der ersteren mit dem Rippenfell an; Gelegenheitsursachen sind Erkältung, besonders kaltes Saufen bei erhitztem Körper, schlechtes, verdorbenes Futter, namentlich dumpfiges, saures Heu. Aeltere Thiere in kälteren Gegenden sind dem D. mehr als andere ausgesetzt. Die Behandlung erfordert in diätetischer Hinsicht: Weichfutter, als Gras, gestampfte Möhren, Weizenkleie mit Wasser gut angefeuchtet und mit dem Hafer vermengt; statt Heues, das ganz zu vermeiden ist, höchstens etwas Hafer- und Weizenstroh; ins Tränkwasser, welches die Thiere nur überschlagen genießen dürfen, etwas Leinkuchen. Dabei gebe man Belladonnakraut 2 Quentchen, Ammoniakgummi und Anissamen, von jedem 4 Loth pulverisirt und mit weißer Seife zu einlöthigen Pillen gemacht, von welchen man dem Thiere früh und Abends eine reicht. Stellt sich, wenn das Mittel schon einige Zeit gebraucht ist, noch immer öfter wiederholtes u. angreifendes Husten ein, so lasse man das Thier täglich ein- oder zweimal je $^1/_4$ Stunde lang Wasserdämpfe mit einathmen. Fetten und vollblütigen Thieren helfen auch Aderlässe. In Deutschland gehört der D. unter die Gewährsmängel (s. d.). Die Pferdehändler wissen häufig durch Oellaranzen und bloße Kleien- oder Grasfütterung ihren dampfigen Pferden den Anschein von Gesundheit zu geben, weshalb den Pferdekäufern zu rathen ist, in zweifelhaften Fällen vorzüglich auf die Mistung und das durch anstrengende Bewegung veränderte Athmen Rücksicht zu nehmen.

Dampfauflösung (lat. solutio vaporosa), chemische Operation, bei welcher das Auflösungsmittel in Dampfgestalt auf den aufzulösenden Körper wirkt und welche am besten ihre Anwendung bei flüssigen Auflösungsmitteln in einem verschlossenen Gefäße, dem papinianischen Topfe (s. d.), findet, worin das Auflösungsmittel einen höhern und wirksamern Hitzegrad annehmen kann. Hierher gehört auch die Cämentation (s. d.).

Dampfbad, in der Chemie u. Technik eine Vorrichtung, mit welcher man irgend einen Körper so durch Dampf erhitzen kann, daß letzterer mit dem Körper in keine direkte Berührung kommt. Man hängt z. B. zwei Schalen oder Kessel so ineinander, daß der Rand des unteren Gefäßes überall an den Wandungen des oberen Gefäßes dicht anliegt. Befindet sich nun im unteren Gefäß Wasser, u. zwar so viel, daß das obere Gefäß eintaucht, so sagt man, die obere Schale hänge im Wasserbade. Wenn dagegen das Wasser die obere Schale nicht berührt, diese vielmehr beim Erhitzen nur von den Dämpfen des siedenden Wassers umspült wird, so nennt man die Vorrichtung ein D. Dies ist die einfachste Form des D.s. Gewöhnlich benutzt man in der Technik zwei Gefäße ähnlicher Art, wie wir sie beschrieben haben, entwickelt aber den Dampf nicht in dem unteren Gefäße, sondern leitet in dieses, also zwischen beide Gefäße den in einem besonderen Dampfkessel entwickelten Dampf. Dies ist die eine Art der Dampfkochung, wie sie jetzt im ausgedehntesten Maße angewandt wird; die andere Art besteht darin, den Dampf direkt in die Flüssigkeit zu leiten, die gekocht werden soll. Hierüber s. Dampfkochung. Man benutzt Dampfbäder namentlich in der Färberei, Rübenzuckerfabrikation ꝛc., dann aber auch im chemischen Laboratorium zum Abdampfen, Destilliren aus dem D. ꝛc. Vgl. auch Dampftopf. Ueber D. des Körpers s. Bad.

Dampfbatterie, s. Dampfgeschütz.

Dampfbleiche, ein von Chaptal erfundenes und verbreitetes Verfahren, das in vielen Gegenden die Methode der Rasenbleiche verdrängt hat. Bei dem neuen Verfahren werden die mit Natron oder Kalilauge gehörig gesättigten Gewebe in einem geschlossenen Raume Wasserdämpfen von ziemlich hoher Spannung ausgesetzt, die in Vereinigung mit dem vorhandenen Kali die Auflösung des Pflanzenpigments in sehr kurzer Zeit bewirken. Ueber einem flachen Kessel ist eine Dampfkammer von Sandstein angebracht, oben verschlossen und mit einem Sicherheitsventil sowie mit einer Thür zum Einbringen der Gewebe versehen. Die Gewebe selbst werden auf einem hölzernen Rost, der sich über der Wasserfläche befindet, aufgeschichtet, worauf man feuert; die Operation beginnt, indem die alkalische, mit dem Pigment gemischte Flüssigkeit, welche sich aus den kondensirten Dämpfen bildet, unter dem Roste aufgefangen wird. Mittelst eines Dampfrohrs kann man auch aus Einem Kessel mehre Apparate speisen, nur darf man dann die Gewebe nicht zu hoch über einander schichten, damit die Dämpfe nicht gehindert werden, sich gleichmäßig durch alle Gewebschichten zu vertheilen. Zum Einbeuchen der Gewebe nimmt man koncentrirte Lauge, wechselt mit Dampfen u. Auslegen auf dem Bleichplatze wiederholt ab und erhält so, bei einer Lauge von 5°, in etwa 3 Stunden ein völlig weißes Gewebe. Vgl. Bleichen.

Dampfer, s. v. a. Dampfschiff.

Dampfflinte, s. Dampfgeschütz.

Dampfgeschütz. Kaum hatte man die nahe Verwandtschaft der Wirkung des durch die Verbrennung des Schießpulvers entwickelten Gases mit der der eingeschlossenen Wasserdämpfe erkannt, so suchte man diese neue u. außerordentliche Naturkraft auch zu kriegerischen Zwecken zu benutzen. Die ersten Versuche machten zu diesem Behufe Perkins in London und General Girard in Paris, welche dabei von folgenden Principien ausgingen. Befindet sich in einem Flintenlaufe eine Kugel, und tritt hinter derselben Dampf von hoher Elasticität in den Lauf, so wird die Kugel in dem letztern durch den Druck des Dampfes fortbewegt, und tritt mit einer gewissen, durch die Elasticität des Dampfes und die Länge des Rohres bedingten Geschwindigkeit aus dem Laufe. Diese Wirkung des Dampfes auf das Projektil kann aber auf zweierlei Art vor sich gehen, entweder durch einen plötzlichen Stoß und allmählige Ausdehnung, wie beim Schießpulver, oder mittelst gleichförmigen Drucks durch die ganze Länge des Rohrs, wie bei dem Fortschieben des Kolbens in dem Cylinder einer Dampfmaschine. Der Druck oder Stoß, welcher im Augenblicke der Explosion des Schießpulvers auf die Kugel wirkt, kann einem Druck von 2000 Atmosphären gleich gesetzt werden. Dieser Druck nimmt jedoch, so wie die Kugel in dem Laufe fortgeschoben wird, folglich der Raum, in welchem die aus dem Pulver entwickelten erhitzten Gasarten sich ausbreiten, sich vergrößert, mehr und mehr ab und übt daher auf die Kugel eine immer schwächere Wirkung aus. Diese abnehmende Wirkung macht deshalb einen sehr großen, in dem ersten Moment wirkenden Druck oder Stoß nothwendig, wenn die Kugel mit der erforderlichen Geschwindigkeit aus dem Laufe treten soll. Da nun nach dieser Methode der Dampf zur Forttreibung des Projektils nicht benutzt werden kann, weil es nach der Natur der Materialien, aus welchen Dampfgefäße bereitet werden können, unmöglich ist, Wasserdampf von der Elasticität von 2000 Atmosphären zu erzeugen, wozu eine Temperatur von 685° R. oder eine lebhafte Rothglühhitze gehört; so kann nur die zweite Wirkungsweise hier benutzt werden, wonach mit geringerer Expansivkraft nicht durch einen Stoß im ersten Moment, sondern durch gleichförmigen Druck auf die Kugel durch die Länge des Laufes gewirkt wird. Durch diesen gleichförmigen Druck auf die Kugel wird der Lauf derselben immer mehr beschleunigt, bis sie aus dem Rohre mit einer gewissen Geschwindigkeit heraustritt. Nach genauen Berechnungen ist zu der Kraft, welche einer Kugel eine Geschwindigkeit von 1200 Fuß in der Sekunde ertheilt, eine wirkende Elasticität des Dampfes von etwa 60 Atmosphären erforderlich, und diese Geschwindigkeit ist beiläufig dieselbe, mit welcher eine Büchsenkugel das Rohr verläßt. Zur Ausführung dieses Apparats ist ein Dampfgefäß für einen Druck von 60 Atmosphären erforderlich. Da die Elasticität des wirkenden Dampfes sich umgekehrt wie die Länge des Laufes verhält, so kann jene Elasticität um $^1/_3$ oder auf 40 Athmosphären vermindert werden, wenn dem Laufe eine Länge von 6 Fuß gegeben wird. Eine übermäßige Verlängerung des Laufes kann jedoch darum nicht Statt finden, weil der dadurch sich ergebende Vortheil der größeren Beschleunigung der Kugel durch den Widerstand, welchen diese in dem Rohre erleidet, wieder aufgehoben wird, abgesehen von den Schwierigkeiten einer guten Bohrung und des Verlustes, welchen die Dampfkraft durch die Abkühlung in dem langen Laufe erleiden muß. Mit einer solchen Dampfflinte können bei zweckmäßiger Vorrichtung zum Einschieben der Kugel in den hintern Theil des Laufes 120 Schüsse in der Minute gethan werden; die Menge des dazu nöthigen Dampfes ist in einer Sekunde = 0,0224 Kubikfuß von 60 Atmosphären Elasticität oder nahe von $2^1/_3$ Pfund in einer Minute. Doch wird diese Dampfmenge etwas größer durch den Verlust von Dampf, welcher sich in dem kältern Rohre kondensirt, und durch das Entweichen desselben durch den Spielraum der Kugel, was jedoch bei bleiernen Kugeln dadurch vermieden werden kann, daß diese von einem Durchmesser genommen werden, welcher den Durchmesser der Bohrung sehr wenig übertrifft. Die Länge des Rohres hat übrigens an und für sich keinen Einfluß auf die Menge des Dampfes dem Gewichte nach, weil die Elasticität des Dampfes im Verhältnisse der Länge des Rohres abnimmt, folglich zur Ausfüllung des längeren Rohres um so viel dünnerer Dampf verwendet wird. Die Herstellung einer solchen Dampfflinte unterliegt keinen besondern Schwierigkeiten, und der ganze Apparat läßt sich in Gestalt eines Schiebkarrens transportiren. So wie jedoch das Kaliber sich vergrößert, so vermehren sich die Schwierigkeiten in dem Maße, daß die praktische Ausführbarkeit sehr bald ihre Grenze erreicht. Für eine einpfündige Dampfkanone stellt sich folgendes Resultat heraus: Ist die Länge des Rohres = 6 Fuß, das Gewicht der Kugel = 1 Pfund, der Durchmesser derselben = 0,171 Fuß, die Geschwindigkeit = 1600 Fuß, nämlich diejenige, die das Schießpulver mit der halben kugelschweren Ladung hervorbringt, so erfordert ein solches D. die Kraft von $139^1/_2$ Atmosphären. Unter diesen Verhältnissen ist daher ein solches Geschütz schon rücksichtlich der erforderlichen Stärke des Dampfkessels nicht mehr ausführbar. Die bis jetzt nach diesen Principien ausgeführten D.e sind daher Dampfflinten, die Dampfkanonen nur deswegen genannt wurden, weil zu ihrer Fortbewegung ein Wagen mit mehren Pferden nöthig ist und das Ganze eine sehr komplicirte Maschine bildet. Die vom General Girard 1813 errichtete sogenannte Dampfbatterie bestand aus 6 Flintenröhren, für welche Ein Kessel den Dampf lieferte. In die Flintenröhre, die man nach Gefallen öffnen konnte, ward ein Haufen Kugeln gelegt, und sobald man die Maschine in Aktivität setzte, nahmen diese Röhren den Dampf und die Kugeln zugleich auf, und letztere wurden durch den Dampf fortgetrieben. Die Schüsse erhielten die größte Stärke und Weite bei langsamem Umdrehen, weil dann der Dampf höher stieg, die Erschöpfung des Dampfes allmähliger erfolgte und dieser daher an Elasticität u. Wirksamkeit zunahm. In der Minute konnten 180 Kugeln abgefeuert werden. Zu jedem Apparat gehörten zwei Munitionswägen. Mehre solcher D.e wurden 1814 zur Vertheidigung von Paris bestimmt, aber am Tage des Einzugs der verbündeten Sieger auf höheren Befehl von den Franzosen

selbst zerstört. Die Dampfkanone von Perkins in London (1835 in der Adelaïdengallerie aufgestellt) schießt 420 Kugeln in 1 Minute, und diese bringen auf 50 Schritte durch 11 einen Zoll von einander entfernte Breter und eine Eisenplatte von ¼ Zoll Stärke. Diese aus vielen Rädern und Röhren bestehende Maschine ersetzt in ihrer Wirkung 30 Kanonen, u. man hat berechnet, daß sie auf eine Leistung von 1000 Schüssen in 1 Minute und auf eine Kraft von 200 Atmosphären gebracht werden kann. Diese Ergebnisse und die dieselben begleitenden Verhältnisse sind indeß der Art, daß sie nicht zu der Annahme berechtigen, daß das D. auf den Feldkrieg von umgestaltendem Einflusse sein könne; dagegen kann es im See- und Festungskriege mit Nutzen angewendet werden. Eine neue, die Sache bedeutend fördernde Idee stellte Prechtl auf, indem er vorschlug, statt der unmittelbaren Wirkung des Dampfes auf das Projektil die Kraft der Wasserdämpfe zur Komprimirung der atmosphärischen Luft zu benutzen und das Projektil mittelst der komprimirten Luft fortzutreiben, nach dem Princip der Windbüchse. Bei dieser Methode wird nicht nur jener Dampfverlust vermieden, welcher durch die Kondensirung in dem Laufe entsteht, sondern es fällt auch die Herstellung eines für Dämpfe von so hoher Elasticität geeigneten Dampfapparats, somit die Hauptschwierigkeit in der Ausführung ganz weg.

Dampfhammer, s. Hammerwerk.

Dampfheizung, s. Heizung.

Dampfkanone, s. Dampfgeschütz.

Dampfkasten, Vorrichtung zur Vermehrung von Pflanzen, welche eine besonders sorgfältige Pflege verlangen. Man baut einen Kasten aus Eichenbohlen, der genau zusammengefügt und noch außerdem in den Fugen verpicht werden muß. Die obere Kante erhält ringsum nach der äußeren Seite einen Falz von 1 Zoll Weite und Tiefe, in welchen ein Aufsatz eingefaßt wird, der, wie die gewöhnlichen Mistbeetkästen, auf der hinteren langen Seite höher als vorn und hier ungefähr 4—6 Fuß hoch ist. Dieser Kasten ist von einem an alle 4 Seiten genau anschließenden Dache von Glasscheiben bedeckt, und in der Mitte dieses Daches ist eine zum Auf- und Zumachen eingerichtete Scheibe angebracht. Im Innern des Kastens steht ein Wasserbehälter von Weißblech, der bei einer Breite von 4—5 Zoll und einer Höhe von 1½—2 Zoll die ganze Länge des Kastens einnimmt und mit einem gut verschließenden, wie eine feine Brause ganz durchlöcherten Deckel versehen ist. An diesem Behälter bringt man ferner auf der einen seiner beiden schmalen Seiten einen Trichter an, der zunächst unter dem Deckel einmünden u. gut verlöthet sein muß; durch diesen Trichter erhält der Behälter das erforderliche Wasser, das nun auf der entgegengesetzten schmalen Seite, die deshalb etwas tiefer gelegt wird, durch einen dort angebrachten Hahn wieder abgelassen werden kann; auch muß man, je nach der Höhe des Kastens und der Töpfe, die man hineinbringen will, den Wasserbehälter höher oder tiefer im Kasten anbringen. Hierauf füllt man den ganzen Kasten mit gesiebter und trockener Lohe so an, daß sie den ganzen Wasserbehälter rings umgibt und die Töpfe mit der Lohe gleich hoch stehen. In die kleinsten Blumentöpfe drückt man nun 1 Zoll hoch Moos ein und füllt sie mit Erde (Heide-, Moor-, Torf- und Mistbeeterde), setzt dann in diese Töpfe, nahe an den Rand derselben, 4—6 Stecklinge gehörig tief u. so neben einander geordnet, daß keiner den andern berührt, drückt sie sorgfältig an und begießt sie. Dieser D. erhält seinen Platz entweder in einem Zimmer dem Licht gegenüber, oder in einem Gewächshause an einer hellen, sonnigen Stelle; doch muß man in den ersten Tagen den Stecklingen etwas Schatten durch starkes Papier geben, mit dem man das Glasscheibendach bedeckt. Früh u. Abends gießt man nun täglich die nöthige Menge kochenden Wassers durch den Trichter in den Wasserbehälter und läßt jedesmal das erkaltete Wasser durch den Hahn wieder ab.

Dampfkessel, der Apparat, in welchem der Dampf erzeugt wird, sei es zum Betrieb der Maschinen, sei es für andere technische Operationen, bei denen er bloß als zweckmäßiger Träger reichlicher Wärmemengen bei nicht zu hoher Temperatur, als Heizmittel, dient, wie in Zuckersiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien ꝛc. und in der Dampfheizung im engeren Sinne (s. Heizung u. Dampf). Das Material, aus welchem die D. hergestellt werden, ist gegenwärtig meist gewalztes Eisenblech, wovon die einzelnen Platten durch Aufeinandernieten an den Enden verbunden werden. Kupfer wird nur ausnahmsweise angewendet; es ist zwar etwas dauerhafter und ein weit besserer Wärmeleiter als Eisen, aber um Vieles theurer. Nur in kleineren Brennereien, wo die Destillationsapparate gewöhnlich ganz aus Kupfer bereitet sind, findet man auch häufig kupferne Kessel, die dann gewöhnlich die Form unserer Waschküchenkessel haben, welche ebenfalls meist aus Kupfer verfertigt sind. Dann sind auch noch die Feuerkästen der Lokomotiven, welche der Verbrennung stark ausgesetzt sind, aus Kupfer hergestellt. In den letzten Jahren hat man Stahlblech statt des Eisenblechs in Vorschlag gebracht, weil es eine größere Festigkeit besitzt u. deshalb in dünneren Platten angewendet werden kann. Eine längere Erfahrung muß erst noch zeigen, in wie weit die Vorzüge des Stahls vor dem Eisen erhebliche sind. Zu engen oder röhrenförmigen Kesseln verwendet man wohl auch Gußeisen und Messing, letzteres insbesondere zu den Feuerröhren der Lokomotiven und Dampfschiffe.

Hinsichtlich der Form der D. hat man zu berücksichtigen, daß von derselben die Haltbarkeit u. das Verdampfungsvermögen zugleich abhängen. Ein Kessel soll die größte Sicherheit gegen das Zersprengen bieten, also eine Festigkeit weit über die Grenze der zulässigen Dampfspannung hinaus besitzen, ferner soll er in einer gewissen Zeit eine gegebene Menge Dampf produciren können. Die Haltbarkeit oder die Widerstandsfähigkeit eines Kessels fällt nun um so größer aus, je regelmäßiger und abgerundeter seine Form ist; das Verdampfungsvermögen hingegen nimmt um so mehr zu, je größer die Oberfläche des Kessels, je mehr also dieselbe von einer regelmäßigen u. abgerundeten Form abweicht, weil dadurch eine um so größere Berührungsfläche zwischen dem Feuer oder den Feuergasen u. dem zu erhitzenden Wasser hergestellt wird. Da diese Forderungen einer zweckmäßigen Kesselform einander widerstreiten, so hat man immer einen Mittelweg einzuschlagen und die Form von der Dampfspannung abhängig zu machen, namentlich

zur Erzeugung von stark gespannten Dämpfen mehr runde und zur Erzeugung von schwachen Dämpfen mehr eckige Kesselformen auszuwählen. Ein aus Röhren oder einzelnen Kesseln bestehender Dampferzeugungsapparat ist in beiderlei Beziehung zweckmäßig: er bietet dem Feuer eine größere Erwärmungsfläche dar und gewährt auch eine größere Sicherheit. Man kann die Kessel nach ihren Formen in folgende Klassen bringen: Die Wagen- oder Kofferkessel nach Watt (s. Fig. 2), die älteste Kesselform für die neuere von Watt erfundene Dampfmaschine, lassen sich nur bei Dampf von kleiner Spannung (4—6 Pfund Ueberdruck auf den Quadratzoll, also $1^1/_3$ Atmosphären) anwenden, weil sie bei höheren Spannungen keine hinreichende Festigkeit besitzen. Das Feuer geht hier an der Unterfläche A hin und dann noch einmal an den Seiten BC, CD ... um den ganzen Kessel herum, ehe es in den Schornstein tritt. Diese Kessel sind gegenwärtig nur noch wenig in Gebrauch, da man jetzt fast ausschließlich Hochdruckdämpfe zum Betrieb der Maschinen anwendet. In Deutschland findet man sie fast gar nicht vor; in England dagegen sind sie bei älteren Maschinen noch in Gebrauch geblieben. Die Walzenkessel mit äußerer Feuerung (s. Fig. 3) werden vorzüglich zur Erzeugung von Dämpfen mit hoher Spannung gebraucht. Die Endflächen derselben sind nicht eben, sondern in der Regel von Kugelsegmenten oder Halbkugeln BB gebildet. Die Züge führt man wie bei den Wagenkesseln, zuweilen, namentlich wenn die Kessel groß sind, legt man aber noch eine Feuer- oder Rauchröhre durch den Kessel, durch welche die Feuerluft zurückströmt, ehe sie in die Seitenzüge geht. Bei den Walzenkesseln mit innerer Feuerung (s. Fig. 4) befinden sich der Feuerraum und Rost in einer Röhre A, die durch den ganzen Kessel hindurchgeht; auch wendet man zwei Röhren mit Feuerraum neben einander in dem Kessel an. Diese Kessel, welche bei gleicher Größe eine größere Heizfläche als andere Kessel haben, sind unter dem Namen Cornwallkessel bekannt und besonders in England sehr beliebt. Bei der Industrieausstellung in London von 1862 befanden sich 6 solcher Kessel neben einander in einem eigenen Kesselhause zum Betrieb der Maschinen aufgestellt. Jeder von diesen Kesseln hatte eine Länge von 35 Fuß und einen Durchmesser von $6^1/_2$ Fuß. Sie producirten Dampf von 4—5 Atmosphären. Bei den Kesseln mit Sieberöhren oder Siedern (bouilleurs, Fig. 5) liegt die Sieberöhre C unter dem eigentlichen Kessel A (Hauptkessel) und ist mit diesem durch vertikale Röhren, B, B, verbunden. Der Hauptkessel kommt hier gar nicht in das eigentliche Feuer, da sich der Herd unter den Siedern befindet, er wird erst von den zurücklaufenden, schon stark abgekühlten Verbrennungsprodukten getroffen und deshalb sehr geschont; die Sieder aber können, da sie enger sind, auch schwächere Wände bekommen und leicht ausgetauscht werden, wenn sie durchgebrannt sind. Diese Kessel sind besonders in Frankreich sehr beliebt, doch findet man sie auch in Deutschland vor. Von diesen D.n mit Sieberöhren sind die mit Vorwärmern oder Wärmeröhren in der Betriebsweise dadurch unterschieden, daß sich bei den letztern das Feuer unter dem Hauptkessel befindet und beim Rücklauf nunmehr erst die Wärmeröhre umspült; mitunter sind mehre solcher Röhren vorhanden, zu denen die Feuergase nach einander gelangen. Diese Kesseleinrichtung ist bei den stehenden Dampfmaschinen besonders in Deutschland beliebt geworden. Vielröhrige D. (Lokomotivkessel, Fig. 6) werden dann angewendet, wenn es darauf ankommt, die Dampferzeugung zu beschleunigen u. im möglichst kleinsten Raum vorzunehmen, mit dem geringsten Aufwand von ins Gewicht fallendem Material; deshalb findet man diese Form auch vorzugsweise bei Dampfwägen (Lokomotiven), bei transportablen Dampfmaschinen (Lokomobilen, in ihrer Form den Lokomotiven sehr nahe verwandt) und bei den neueren Dampfschiffkesseln angewendet; übrigens erfordern diese Kessel viel Brennmaterialaufwand. Die Röhren sind entweder von Messing, od. von Schmiedeeisen, haben eine Weite von $1^1/_2$—$2^1/_2$ Zoll, eine Länge von 6—12 Fuß, und ihre Anzahl ist 100—200 oder noch größer. Diese Kessel weichen übrigens insofern von den Kesseln mit Sieberöhren ab, als hier die Röhren nicht mit Wasser angefüllt, sondern von Wasser umgeben sind und die Feuerluft durch dieselben hindurchströmt; sie werden deshalb auch Feuer- oder Rauchröhren genannt. Die Figur, den Durchschnitt eines Dampfwagens darstellend, zeigt in A den Feuerraum mit dem Roste R und der Ofenthür T (die ebenen Wände des Feuerraums sind, wie oben bemerkt, aus Kupferblech), BB ist der Wasserkasten mit den Rauchröhren, FGG der Dampfraum, CD der Rauchkasten und E die Esse. Das Uebrige findet unter Dampfwagen seine Erklärung. Bei den Kesseln mit lothrechten Kammern für Damfschiffe älterer Konstruktion (Fig. 7) legt die Feuerluft innerhalb des Wasserraums einen längeren Weg ABCDE zurück, ehe sie bei F in die Esse tritt. In ökonomischer Beziehung sind diese Kessel sehr zweckmäßig, sie lassen sich jedoch nur bei niedrigem Dampfdruck anwenden, da sie starke Biegungen enthalten. Dieselben werden auch immer mehr verdrängt durch die vielröhrigen D., welche im Allgemeinen äußerlich die Form eines Würfels haben, und bei denen das Feuer, rings von Wasser umschlossen, erst unter einer gewölbten Fläche hinzieht und dann, etwas aufwärts steigend, wieder rückwärts durch eine sehr große Anzahl von Rauchröhren läuft, nach deren Durchströmung es in den Schornstein tritt.

Das Dampferzeugunsvermögen eines Kessels hängt vorzüglich von der Größe der Feuer-, Heiz- oder Erwärmungsfläche, d. h. von demjenigen Theil der Oberfläche des D.s ab, welcher von dem Feuer und von der erwärmten oder Feuerluft bespült wird, bevor sie in den Schornstein tritt. Die Angaben über die Größe der Heizfläche, welche einer gegebenen Dampfmenge entspricht, sind sehr verschieden: nach den Versuchen von Cavé sind für eiserne D. auf jeden Quadratmeter Heizfläche stündlich 19 Kilogramm Dampfquantum zu rechnen, und zwar ist es hierbei ziemlich einerlei, ob man Niederdruck- oder Hochdruckdampf producirt, da die Wärmemengen, welche ein gleiches Quantum bei verschiedenem Druck aufnimmt, nicht sehr von einander abweichen. Auch bezieht man zuweilen die Produktionskraft der D. auf Pferdestärken oder auf das Arbeitsvermögen des erzeugten Dampfes. Man wird jedoch hierbei sehr verschiedene Zahlenausdrücke

erhalten müssen, da ökonomisch vollkommnere Maschinen weniger Dampf gebrauchen als unvollkommnere. In den Fällen, wo es sich um schnelle Produktion von viel Dampf in kleinem Raum handelt und die Auslagen an Kohlen in Betracht des zu erreichenden Zwecks mehr zur Nebenfrage werden, läßt man die Feuergase mit verhältnißmäßig hoher Temperatur entweichen; der Kessel wird dann mit kleiner Heizfläche sehr viel Dampf erzeugen; so rechnet man bei Dampfschiffen auf den Quadratmeter 30—35 Kilogramm Dampf pro Stunde und bei den Lokomotiven selbst 100—130 Kilogramm. Die Heizfläche ist natürlich nur ein Theil der ganzen Kesseloberfläche. Bei den Wagen- und Walzenkesseln ist sie ungefähr nur die Hälfte, bei denjenigen mit Siedern kann sie aber auf $^3/_4$ des Inhalts sämmtlicher Oberflächen steigen. Die gesammte Größe eines D.s wird vorzüglich durch die von dem zu erzeugenden Dampfquantum abhängige Größe der Erwärmungsfläche bedingt, nächstdem hat aber auch das Verhältniß zwischen dem Dampf- und Wasserraum desselben einen Einfluß auf die Kesselgröße. Was den Wasserraum eines D.s anlangt, so muß dieser mindestens denjenigen Theil der Kesselfläche von innen bedecken, der von außen von der erhitzten Luft in den Zügen bespült wird, weil außerdem das Glühen und in Folge dessen das Zerspringen des Kessels eintreten könnte. Der Sicherheit wegen läßt man in der Regel die Oberfläche des Wassers 4 Zoll hoch über den Heizkanälen stehen. Es darf aber auch der Wasserraum in dem Kessel deshalb nicht sehr klein sein, damit kleine Unregelmäßigkeiten in der Zuführung des Speisewassers keine großen Veränderungen in der Temperatur und in dem Stande des Kesselwassers hervorbringen. Auf der andern Seite ist es aber auch nöthig, daß der Dampfraum keinen zu kleinen Theil des Kessels einnehme, damit kein Wasser vom Dampfe mechanisch mit fortgerissen werde und keine großen Schwankungen in der Dampfspannung eintreten. In der Regel macht man den Dampfraum mindestens 12mal so groß, als das pro Spiel aus demselben abgeführte Dampfvolum. Die Stärke oder Dicke der Kesselwand hängt wesentlich ab von der Dampfspannung und dem Durchmesser des Kessels. Die Widerstandsfähigkeit eines Kessels für dieselbe Blechstärke verhält sich umgekehrt wie sein Durchmesser. Ein Kessel von doppeltem Durchmesser ist also für dasselbe Blech bloß halb so stark wie ein Kessel vom einfachen Durchmesser. Zur Erzielung derselben Stärke müßte also die doppelte Blechdicke zur Anwendung kommen. Auf diese Umstände lassen sich die Regeln zurückführen, welche in den verschiedenen Ländern für die Kesselkonstruktionen amtlich vorgeschrieben sind: in Frankreich schreibt das Gesetz eine Kesselblechstärke vor, ausgedrückt durch: $1,8\ p\ .\ d + 3$ Millimeter, wo p die Spannung des anzuwendenden Dampfes in Atmosphären und d den Durchmesser des Kessels in Metern angibt. Ein Cornwallkessel von $1^1/_2$ Meter Durchmesser u. 4 Atmosphären Dampfspannung hätte also eine Blechstärke von $1,8\ .\ 4\ .\ 1^1/_2 + 3 = 13,8$ Millimeter zu erhalten. Ueber 15 Millimeter Blechdicke soll man jedoch gesetzlich in Frankreich nicht hinausgehen, bei uns nicht über $^1/_2$ Zoll. Man wendet lieber mehre kleine Kessel an, als einen einzigen großen. In den Fällen, wo man an den Kesseln ebene Außenflächen herstellt, ist es nothwendig, dieselben seitlich oder auch mit den entgegengesetzten Flächen durch Längsstäbe zu verankern, damit sie durch den Dampf nicht hinausgetrieben werden.

Zu jedem D. gehört noch ein Ofen und dieser besteht 1) aus dem Feuerraum, 2) aus den Feuerkanälen oder Zügen und 3) aus der Esse oder dem Schornstein. In dem ersten Raum findet die Verbrennung des Brennstoffs Statt, im zweiten wird das Produkt der Verbrennung, die Feuerluft, der Rauch &c., an der Heizfläche des Kessels hingeführt, um seine Wärme diesem mitzutheilen, und im dritten werden dieselben in die freie Luft abgeführt, zugleich wird dadurch der nöthige Zug, d. h. die Zuführung frischer Luft in den Verbrennungsraum, bewerkstelligt. Der Feuerraum wird durch den Rost in zwei Abtheilungen getheilt, eine obere, den eigentlichen Brennherd, und eine untere, den Aschenraum. Der Rost wird durch eiserne Stäbe gebildet, welche schmale und nach unten zu sich erweiternde Spalten zum Durchziehen der Luft und zum Durchfallen der Rückstände (Asche) zwischen sich lassen. Diese Zwischenräume erhalten bei Steinkohlenfeuerung ungefähr $^1/_2$ Zoll, bei Holz- u. Torffeuerung aber nur bis $^1/_4$ Zoll Breite, und im ersten Fall nehmen sie $^1/_4$, im zweiten aber $^1/_6$ der ganzen Rostfläche ein. Die Größe der Rostfläche soll $^1/_{17}$ der Heizfläche des Kessels sein; auch rechnet man noch auf den stündlichen Verbrauch von 14 Pfund Steinkohlen od. 73 Pfund Holz einen Quadratfuß Rostfläche. Der Feuerraum über dem Herd ist mit einer Thür versehen, welche nur dann geöffnet wird, wenn es darauf ankommt, das Feuer zu schüren, den Rost zu reinigen und neues Brennmaterial aufzuschütten. Die Thür des Aschenraums ist des Zuges halber hingegen offen zu halten. Eine besondere Art von Rost ist seit mehren Jahren mit Vortheil zur Anwendung gekommen, um Kohlengrus zu verbrennen, der sonst leicht durch die Roststäbe hindurchfällt, und eine möglichst rauchfreie Verbrennung zu erzielen; es sind dies die sogenannten Treppenroste (s. Fig. 8). D ist der Kessel, C ein Theil des gewöhnlichen Rostes und A bis B sind Rostflächen, welche stufenweise übereinander stehen und nur kleine Zwischenräume zwischen sich lassen. Beim Schüren wird nur die oberste Stufe A mit frischen Kohlen belegt, während die darauf liegenden auf die direkt darunter befindliche geschoben werden. Durch die Hitze der Umgebung fängt der Kohlengrus an, langsam abzudestilliren und zusammenzubacken, wobei er feste Massen bildet und später, bis er ganz auf die untersten Roststäbe gekommen ist, schon völlig in Coaks verwandelt ist u. nicht mehr hindurchfallen kann. In Folge des langsamen Abdestillirens der Kohle auf der obersten Stufe können sich die entwickelten Gase u. Theerdämpfe mit hinreichender Luft mengen u. vollständig verbrennen, ohne sichtbaren Rauch zu bilden. Der Rauch enthält nämlich unverbrannte Kohlentheilchen und Theerdämpfe, welche besonders kurz nach dem Schüren reichlich auftreten, indem die ganze Masse der aufgeschütteten Kohle zu schnell erhitzt und abgetrieben wird, wobei nicht hinreichende Luft vorhanden ist, um eine vollständige Verbrennung zu bewirken. (Näheres s. unter Rauch.) Kurz hinter dem Rost befindet sich die Feuerbrücke

(Fig. 8 in F sichtbar), eine Mauer, die bis auf eine Entfernung von etwa ½ Fuß dem Kessel sich nähert und dazu dient, das Feuer dem Kessel möglichst nahe zu führen und durch innigere Berührung mit der Luft eine vollständigere Verbrennung einzuleiten. Die darauf folgenden Feuerkanäle bestehen entweder aus einem einzigen, den Kessel von unten zur Hälfte frei einschließenden Kanal, wie meist bei kleineren Kesseln, oder aus mehren Zügen, die um den Kessel mehrmals herum-, oder auch in einer Röhre durch denselben hindurchgehen, oder sie bestehen aus mehren einzelnen Kanälen oder engen Röhren, wovon jeder für sich den Rauch in die Esse führt. Die letzte Art der Feuerkanäle kommt fast nur bei der Feuerung von innen und zumal bei den Lokomotivkesseln vor. Am Ende des ganzen Feuerkanals, in dem ganzen zwischen dem Kessel und der Esse befindlichen Fuchse, ist noch eine Thür oder ein Schieber anzubringen, um das Feuer zu reguliren und den Ofen gänzlich schließen zu können. Die Temperatur, mit welcher die Feuerluft gewöhnlich in die Esse strömt, ist auf 250°—300° C. zu veranschlagen. Der zum Verbrennen nöthige Luftwechsel wird vorzüglich durch den Schornstein oder die Esse herbeigeführt, es ist daher auch dieser ein wichtiger Bestandtheil einer Feuerungsanlage. Vorzüglich kommt es darauf an, der Esse die hinreichende Höhe und Weite zu geben und für sie ein zweckmäßiges Material auszuwählen. Kann man die Essen nicht hinreichend hoch machen, so muß man den nöthigen Luftzug durch besondere Mittel oder Maschinen hervorbringen. Bei Dampfwägen läßt man in dieser Absicht den verbrauchten Dampf durch die Essen ausströmen, wobei jener durch die Gewalt seiner Bewegung die Luft durch die Rauchröhren nach sich zieht; in andern Fällen wendet man auch Luft- oder Wettermaschinen an, welche die Luft entweder unter den Rost blasen, oder aus den Feuerkanälen heraussaugen (Näheres s. Esse und Gebläse). Die folgenden Illustrationen zeigen die Haupteinrichtungen einiger Kesselanlagen. Fig. 9 zeigt eine solche im Längsdurchschnitt und Fig. 10 im Querschnitt. Es ist hier A der D. mit 2 Rauchröhren, B, B, ferner C das Mauerwerk, D der Rost, E die Feuerthür, F der Aschenfall, K der Luftzuführungskanal, welcher, da er unter dem heißen Mauerwerk hergeht, die Luft schon theilweise erwärmt und die Verbrennung befördert, G die Feuerbrücke, H der Theil des Feuerkanals, in welchem die Feuerluft unter dem Kessel, und J, J sind die Kanäle, in welchen dieselbe an den Seiten des Kessels hingeht, nachdem sie durch die Röhren B, B nach vorn zurückgekehrt ist.

Ein Kessel mit Sieberöhren ist in Fig. 11 abgebildet. Es ist hier der D. A von den Siedern B und B durch ein Gewölbe D getrennt, u. es werden die letzteren der Einwirkung der unmittelbar vom Feuerraum kommenden und nach hinten strömenden Feuerluft gänzlich ausgesetzt, während der erstere von der in den Zügen G, G zurückkehrenden und nach Befinden um den ganzen Kessel herumgehenden Feuerluft erwärmt wird. Eine besondere Kesselanlage mit Vorwärmeröhre führt noch Fig. 12 vor Augen. Es ist hier AB der D., CD der Vorwärmer. Die Feuerluft bewegt sich erst vom Brennherde H aus auf dem Wege HK unter dem Kessel hin, sinkt dann herab in das Niveau des Vorwärmers CD und läuft um denselben herum, ehe sie in den Schornstein tritt. Die Speisung des Kessels mit frischem Wasser findet durch die Röhre EF Statt, welche das Wasser in den Vorwärmer führt; dies ist sehr zweckmäßig, weil dadurch die schon stark abgekühlten Feuergase mit weniger warmem Wasser zuletzt in Berührung kommen u. dadurch ihre Wärme vollständiger abgeben können. Eine eigenthümliche Konstruktion u. Anlage besitzen noch die Henschelschen Kessel, die, obwohl sehr rationell u. ökonomisch, doch im Betrieb wegen ihrer höheren Kosten eine größere Verbreitung noch nicht gefunden haben. Fig. 15 zeigt eine solche Anlage. AB ist eine 6—12 Zoll weite u. cirka 10—20 Fuß lange Sieberöhre, u. neben derselben liegen nach Befinden noch mehre vollkommen gleiche Sieberöhren. Unten bei B tritt das Speisewasser ein, und C ist die horizontale Röhre, worin sich der über dem Rost E gebildete Dampf sammelt. Die übrigen Theile der Zeichnung dienen dazu, den Wasserzufluß zu reguliren. Da das kalte Wasser, unten bei B eintretend, langsam in die Höhe steigt und allmählig sich erhitzt, während umgekehrt das Feuer von oben herniederströmt und sich abkühlt, so wird demselben auf die einfachste Weise die größte Menge von Wärme entzogen und die Verdampfung im Kessel in hohem Grad beschleunigt, d. h. auf einer vergleichsweise kleinen Heizfläche sehr viel Wasser verdampft; doch soll dabei zugleich viel unverdampftes Wasser mit übergerissen werden. Dabei ist jedenfalls die Gefahr einer Kesselexplosion eine sehr geringe.

Zu einem D. gehören noch eine Anzahl besonderer Apparate, welche den Zweck haben: 1) den abgeleiteten Dampf in frisch zuzuführendem Wasser wieder zu ersetzen, den Kessel also zu speisen und darum auch 2) den Wasserstand im Kessel erkennen zu lassen (Wasserstandsanzeiger), 3) die Dampfspannung anzuzeigen, um darnach die Dampferzeugung durch das Feuer zu reguliren (Manometer) und 4) den Kessel vor dem Zerspringen sicher zu stellen (Sicherheitsventile).

Das Speisen eines D.s sollte so gleichmäßig wie möglich vor sich gehen, in nicht zu großen Mengen auf einmal und mit möglichst reinem u. warmem Wasser erfolgen. Man wärmt deshalb das Wasser gern vor, ehe es in den dampferzeugenden Kessel strömt, durch die abziehende Feuerluft oder indem man das Kondensationswasser aus einer Kondensationsmaschine benutzt, oder den aus der Hochdruckdampfmaschine strömenden Dampf durch das Speisewasser entweder direkt hindurchführt, od. in einer oder mehren engen Röhren hindurchleitet. Wird in dem Kessel Dampf von niedrigem Druck erzeugt, dessen Spannung den Atmosphärendruck nur um ¼—⅙ übertrifft, so genügt zur Einführung des Wassers in den Kessel ein einfaches Rohr mit Selbstregulirung; einem Kessel mit Dämpfen von Hochdruck hingegen muß das Speisewasser durch eine Pumpe zugedrückt werden, weil eine bloße Speiseröhre zu lang ausfallen würde. Das Speiserohr geht von oben durch den Kesselraum hindurch und endigt etwa ½ Fuß über dem Kesselboden, möglichst entfernt von dem eigentlichen Feuerherde. Um das Speisen mit Wasser zu reguliren, d. h. um immer so viel Wasser zuzuleiten, als durch Dampfbildung verbraucht wird, wendet man bei Nieder-

druckdampf gewöhnlich einen Schwimmer an, der mit dem Wasserspiegel im Kessel steigt u. fällt und dabei den Zutritt des Wassers zum Kessel versperrt oder herstellt. Die Einrichtung eines derartigen Speiseapparats für D. mit Dämpfen von niedrigem Druck führt Fig. 13 vor Augen. Hier ist A das Wasserreservoir, von wo aus der Kessel gespeist wird und dem das Wasser auf irgend eine Weise zugeführt wird, BC die etwa 8 Fuß lange Speiseröhre, D der Dampf u. E das Wasser im Kessel, sowie F der Schwimmer aus Kalk- oder Sandstein, der etwas mehr als zur Hälfte ins Wasser eintaucht. Ferner ist ab ein um c drehbarer Hebel, an welchem einerseits der Schwimmer und ein anderes Gewicht G aufgehängt, zugleich aber auch ein kegelförmiges Ventil e befestigt ist. Wenn nun der Wasserspiegel und mit ihm der Schwimmer sinkt, so wird der Hebel a b mittelst des bei f durch eine Stopfbüchse gehenden Kupferdrahtes a F nieder- und folglich bei d aufgezogen und somit e gehoben, so daß nun neues Wasser eintreten kann; wenn hingegen F mit dem Wasser steigt, so erhält G das Uebergewicht; es geht der Hebel bei d nieder u. verschließt daher den Eintritt des Wassers in den Kessel durch das Ventil e. Bei den Hochdruckdampfmaschinen ist die Einführung des Speisewassers schwerer, weil sich hier eine bedeutende Dampfkraft demselben entgegensetzt; deshalb wird auch hierzu eine besondere Pumpe, die sogenannte Speisepumpe, nöthig; es ist dies eine einfache Druckpumpe mit Mönchskolben (s. Pumpe). Die Speiseröhre, welche hierbei in Anwendung kommt, ist in Fig. 14 abgebildet. Bei A wird das Wasser durch die Pumpe zugedrückt, B ist ein Ventil, durch welches es hindurchgehen muß, um in die eigentliche Speiseröhre CD zu gelangen; mit EE sitzt die Röhre auf dem Kessel auf. Um den Hub des Ventils B zu reguliren, ist in dem Deckel C eine Stellschraube F angebracht, gegen welche das Ventil beim Oeffnen aufschlägt. Diese Speisevorrichtung wird in der Regel nicht durch die Maschine, sondern durch den Heizer regulirt, der nach dem Stand des Wassers in dem Kessel eine Hahnstellung vornimmt und dadurch den Zutritt des Wassers nach Belieben verstärkt oder schwächt. Man hat zwar auch bei der Hochdruckmaschine Schwimmer zum Selbstreguliren des Speisens angewendet, da sie aber zu viel Aufsicht erfordern u. ihren Dienst oft versagen, so zieht man das Reguliren mit der Hand gewöhnlich vor. (Eine Speiseröhre wie BC in Fig. 13 müßte bei Dampf von 5 Atmosphären Spannung im Kessel die enorme Höhe von 4.30 = 120 Fuß besitzen, weil erst ein so großer Wasserdruck dem Dampf das Gleichgewicht halten würde.) Ein merkwürdiger, erst vor drei Jahren erfundener und in neuester Zeit sehr in Aufnahme gekommener Apparat zum Speisen ist die selbstthätige Speisevorrichtung von Giffard. Die Einrichtung und Wirkungsweise derselben ist folgende: Das Rohr A (Fig. 15) steht mit dem Dampfraum des D.s in Verbindung und führt bei geöffnetem Hahne H den Dampf durch eine Menge Löcher in die Röhre BC mit dem konischen Mundstück C. Letzteres mündet in einer als Kondensator dienenden Kammer DD aus, welche durch das Saugrohr F mit dem Speisewasserbassin kommunicirt und mit einem konoidischen Mundstück E versehen ist, durch welches nicht allein das mittelst des aus C austretenden Dampfstrahls durch die Röhre F angesaugte, sondern auch das Wasser, welches aus der Kondensation des Dampfes hervorgeht, abströmt. Ein anderes, nach oben gerichtetes konisches Mundstück G fängt den aus E kommenden Wasserstrahl auf und leitet denselben in die Röhre K, welche durch die Röhre L mit dem Wasserraum des D.s kommunicirt. Es ist hiernach leicht zu ermessen, daß auf diese Weise der bei C ausströmende Dampf nach seiner Kondensation auf dem Wege GKL einen stetigen Wasserstrom in den Kessel leitet. Das Reguliren der Dampfmenge erfolgt durch eine Kurbel M, welche mittelst eines in eine konische Spitze auslaufenden Dorns N in das Mundstück C der Röhre BC beliebig tief hineingeschoben werden kann, sowie das Reguliren der Speisewassermenge durch eine andere Kurbel O, mittelst welcher die Röhre BC gehoben u. gesenkt, folglich auch der Abstand ihrer Ausmündung von dem Boden der Kammer DD beliebig vergrößert u. verkleinert werden kann. Das überflüssige Speisewasser, welches nicht in das Mundstück G eintritt, sammelt sich in der Kammer R und fließt durch die Röhre S ab. Diese Speisevorrichtung ist nicht nur ein höchst einfacher, sondern auch ein sehr vortheilhaft wirkender Apparat, da hier die Wärme des verbrauchten Dampfes nicht verloren, sondern auf das Speisewasser übergeht. Allerdings läßt sich nicht auf andere Weise schon vorgewärmtes Wasser zum Speisen benutzen, da dieses den Dampf nicht hinreichend kondensiren würde, worauf doch die ganze Wirkung des Apparats beruht. Wollte man aber auch auf den ökonomischen Punkt keine Rücksicht nehmen, so ist doch diese Speisevorrichtung durch ihre ausnehmende Einfachheit höchst empfehlenswerth. (S. auch Saugstrahlpumpe und Wassertrommelgebläse.)

Wasserstandsanzeiger gibt es dreierlei mehr in Gebrauch gekommene Arten: Schwimmer, Probirhähne und Wasserstandsröhren. Einen Schwimmer zeigt Fig. 16. Derselbe besteht aus einem doppelarmigen Hebel ABC, an welchem einerseits ein eiserner oder steinerner Schwimmer S, andererseits aber ein Gewicht G angehängt ist; die Drehungsaxe ist in C. Das Lager D wird gewöhnlich auf den Speiseapparat F aufgesetzt. Um den Stand des Schwimmers genau anzugeben, wird ein Zeiger Z an den Hebel angesetzt, der über einer festen Scala E hinläuft. H ist die Stopfbüchse für den Kupferdraht, woran der Schwimmer hängt, X X der Wasserspiegel. Zuweilen verbindet man mit dem Schwimmer eine Warn- oder Sicherheitspfeife, durch die der Dampf bläst, wenn der Wasserspiegel mit dem Schwimmer zu tief gesunken ist. Die Probirhähne geben nicht unausgesetzt den Wasserstand im Kessel an, sondern nur wenn man sie öffnet, wobei dann entweder Wasser oder Dampf ausströmen wird; sie dienen mehr zur Kontrole für die richtige Funktion der andern Anzeiger und sind deshalb unentbehrlich. Die Wasserstandsröhren sind die sichersten direkten Anzeiger und deshalb gegenwärtig am meisten in Gebrauch. Fig. 17 zeigt die Einrichtung eines solchen. A ist eine Glasröhre, welche bei B und C in die metallenen Kommunikationsröhren eingelassen ist, wovon die untere in den Wasser- und die obere in

den Dampfraum einmündet. F und G sind zwei durch eine Stange H verbundene Hebel, wodurch die Hähne in Bewegung gesetzt und die Kommunikation der Glasröhre mit dem Kessel hergestellt und aufgehoben werden kann; endlich sind noch in der Röhre EE, welche die beiden bei L und M in den Kessel einmündenden Hahnstücke mit einander verbindet, die Ansetzstücke K für drei Probirhähne angebracht. Es gibt noch eine Anzahl weniger in Gebrauch gekommener Wasserstandsanzeiger, deren Beschreibung hier zu weit führen würde.

Manometer werden die Vorrichtungen am Kessel genannt, welche dazu dienen, die Dampfspannung anzuzeigen, um darnach die Feuerung zu reguliren. Dieselben sind entweder offene, oder verschlossene Luftmanometer, beruhend auf dem Princip des Barometers (s. Manometer u. Barometer). Man verwendet zu diesen Instrumenten gewöhnlich eiserne Röhren und läßt den Quecksilberstand durch Schwimmer angeben. Die Durchschnittszeichnung eines Gefäßmanometers mit Schwimmer gibt Fig. 18. Es ist AB das eiserne Quecksilbergefäß, C die Röhre, wodurch jenes mit dem D. kommunicirt, DE die eiserne Manometerröhre, S der Schwimmer und Z der Zeiger, welcher mit dem Schwimmer durch eine über der Leitrolle R liegende Schnur verbunden ist und den Quecksilberstand in der Röhre DE auf einer Scala anzeigt. Ein Hebermanometer ist in Fig. 19 abgebildet. ABC ist die heberförmige Röhre, welche sich auf der einen Seite an das mit Wasser gefüllte Gefäß Aa anschließt, auf der andern Seite in die freie Luft ausmündet, übrigens aber bis a und b mit Quecksilber gefüllt ist. Der Dampf wird durch die Röhre D über das Wasser in Aa geführt, und indem er dieses niederdrückt, wird das Quecksilber im Schenkel aB zum Sinken und das im Schenkel BC zum Steigen genöthigt. Der Stand des letzteren läßt sich aber an einer Scala mittelst eines Zeigers Z beobachten, der durch eine, über einer kleinen Rolle R liegende seidene Schnur mit einem kleinen metallenen Schwimmer in der Quecksilbersäule verbunden ist. Diese Vorrichtungen werden nicht leicht bei höherem Druck als 3—4 Atmosphären angewendet, weil sonst die Quecksilberröhre zu lang ausfällt. Bei ganz geringem Niederdruck diente früher die Vorrichtung in Fig. 20, welche jetzt weniger gebräuchlich ist. Die Röhre DBC ist auf den Kessel aufgesetzt und mündet tief unter dem Wasserspiegel. Durch den Dampfdruck wird das Wasser so hoch in die Höhe aufwärts getrieben, bis der Gegendruck der Wassersäule dem Dampf das Gleichgewicht hält, also bei einem Dampf von $1/_5$ Atmosphäre Ueberdruck wird das Wasser in der Röhre $1/_5$. 30 oder 6 Fuß über dem Wasserspiegel im Kessel stehen. Ein Schwimmer B wird mit dem Wasser in der Röhre steigen und fallen, je nach Veränderung der Dampfspannung. Durch ein Seil, welches über eine Rolle bei K geht, wird die Bewegung des Schwimmers nach außen fortgepflanzt und durch einen Zeiger an einer Scala erkannt. Bei sehr hohen Dampfspannungen wendet man zuweilen geschlossene Quecksilberluftmanometer an. Fig. 21 zeigt ein solches. A führt den Dampf zu, welcher das Quecksilber DBE in der bei C geschlossenen Röhre CME in die Höhe treibt. Die Anzeigen werden um so kleiner, je höher die Dampfspannungen sind, deshalb auch unsicher, zumal das Quecksilber nach einiger Zeit leicht die Glasröhre trübt. Diese Apparate sind deshalb nicht stark im Gebrauch. Wo es nur thunlich, sollten ihrer Sicherheit halber die offenen Hebermanometer angewendet werden. In der neuesten Zeit sind noch andere Manometer zum Messen des hohen Dampfsdrucks vorgeschlagen u. vielfach angewendet worden. Fig. 22 zeigt eine Modifikation des Quecksilbermanometers. In dem Gefäße ABC sind zwei durch einen Stiel fest mit einander verbundene Kolben dd und ff von verschiedenem Durchmesser verschiebbar, wovon der eine den Druck des bei D zutretenden Dampfes und der andere den Druck einer Quecksilbersäule CE aufnimmt. Die Säule ist hier im quadratischen Verhältniß der Kolbendurchmesser dd u. ff verkleinert, wenn also $\frac{dd}{ff} = 1/_9$, so ist sie für den Druck von je 1 Atmosphäre nur $1/_9$. 28 = $3^1/_9$ Zoll. Die Kolbenreibung bewirkt hier jedoch einige Unsicherheit der Angaben. In Fig. 23 sind, um das zu umgehen, die Kolben durch Metallscheiben dd und ff ersetzt, und es wird der Druck durch eine besondere Kolbenverbindung g von einer Scheibe auf die andere übergetragen. Zum genauen Abschluß des Dampfes vom Quecksilber sind die beiden Metallscheiben noch mit Scheiben von vulkanisirtem Kautschuk belegt, u. damit die Luft auf die Scheibe ff ebenso gut von unten als von oben drücken kann, ist in den unteren Theil des Gefäßes ein Loch O zum Eintritt der Luft gebohrt. Das Quecksilber wird mittelst eines Trichters durch den Aufsatz D eingeführt. Nach ganz anderen Grundsätzen sind die Metallmanometer konstruirt, von denen das von Bourdon in Fig. 24 abgebildet ist. Dieses besteht der Hauptsache nach aus einer gebogenen Messingröhre BEF, mit elliptischem Querschnitte, deren Gestalt sich mit dem Druck der in ihr eingeschlossenen Flüssigkeit ändert. Das eine Ende B der Röhre ist offen und steht mit der Dampfröhre AB in Verbindung, das andere Ende F hingegen ist verschlossen und frei beweglich, und ein mit ihm durch eine stehende Welle KL verbundener Zeiger Z rückt auf einer Scala H fort, wenn sich die Röhre in Folge des Dampfdrucks in derselben streckt. Fig. 25 zeigt ein anderes Metallmanometer (von Gäbler u. Beitshaus). Man hat hier ein linsenförmig verbundenes Stahlplattenpaar AA, welches der bei D zutretende Dampf zusammendrückt, wodurch der Stift BC aufwärts geschoben wird, welcher wieder einen Zeigermechanismus in Bewegung setzt. Statt eines Plattenpaars wenden Schäfer und Budenberg eine einzige wellenförmige Stahlplatte an. Die Angaben der Metallmanometer sind durch Vergleichung mit denen eines genauen Hebermanometers aufgetragen und müssen durch letztere zuweilen kontrolirt werden, da im Lauf der Zeit die Metallfedern ihre ursprüngliche Spannung verlieren.

Sicherheitsventile sind die wichtigsten Sicherheitsapparate eines D.s. Man unterscheidet innere und äußere. Aeußere, auch Sicherheitsventile schlechtweg genannt, öffnen sich nach außen, wenn der Dampfdruck im Kessel eine gewisse Grenze überschreitet, und lassen nur so lange Dampf abströmen, bis die Dampfspannung wieder unter diese Grenze herabgegangen ist, in

welchem Falle sie sich von selbst wieder schließen. Die **inneren Sicherheits- od. Luftventile** hingegen öffnen sich nach innen, wenn der Druck im Innern des Kessels, vielleicht durch Abkühlung bei Unterbrechung der Feuerung, unter eine gewisse Grenze hinabgeht, und lassen dann so lange Luft von außen nach innen strömen, bis die Spannung im Kessel beinahe dem Atmosphärendruck gleichkommt. Während die äußeren Sicherheitsventile das Zerreißen der Dampfkessel durch den Dampfdruck verhindern sollen, haben die inneren Sicherheitsventile den Zweck, das Zerdrücken desselben durch den Atmosphärendruck zu verhindern. Man kann leicht ermessen, daß die inneren Sicherheitsventile oder sogenannten Luftventile nur dann in Wirksamkeit treten, wenn sich nach Beendigung der Feuerung eines Kessels die Dämpfe in demselben kondensiren. Dieselben sind vorzugsweise von Wichtigkeit bei den Kofferkesseln, welche durch ihre Form dem Zusammendrücken besonders leicht ausgesetzt sind. Nach der Art und Weise, wie die Sicherheitsventile beschwert werden, um dem Dampfdruck das Gleichgewicht zu halten, hat man die Ventile mit **direkter Belastung** zu unterscheiden von den Ventilen mit **indirekter oder Hebelbelastung**. Die Ventile der ersten Art werden vorzüglich bei mäßigen Dampfspannungen angewendet, wogegen man sich der letzteren mehr bei starken Dampfspannungen bedient, um weniger Belastung nöthig zu haben. Fig. 26 stellt ein Ventil mit Hebelbelastung dar. AA ist das Ventilgehäuse, welches auf den Dampfkessel aufgeschraubt wird, BB der oben etwas erweiterte Ventilsitz, CD das Ventil, und zwar C die Ventilplatte, welche auf dem bei B ziemlich scharf zugehenden Ventilsitze auf nur schmaler ringförmiger Berührungsfläche aufsitzt, u. D sind die zum geraden Auf- und Niedersinken nöthigen Ventilflügel; EFH ist der um E drehbare Hebel, welcher in H durch ein Gewicht G nieder- und durch das Ventil in F aufwärts gedrückt wird. Fig. 27 ist die Durchschnittszeichnung eines Ventils mit direkter Belastung, A das Ventil, GG sind die über eine vierkantige Ventilstange geschobenen Belastungsgewichte, B ist das auf dem Kessel aufsitzende und den Ventilsitz bildende Fußstück, CC ferner das Dampfableitungsrohr, DD das dem Heizer unzugängliche Ventilgehäuse, E ein Hebel zum Lüften und Probiren des Ventils, F endlich ein zweites, dem Heizer zugängliches Hebelventil. In Fig. 28 ist ein Luftventil abgebildet. Hier ist A das Ventil, durch ein Gelenk D mit dem um C drehbaren Hebel DG verbunden, u. es wird dasselbe durch ein mäßiges Gewicht G am längeren Arm des Hebels ganz schwach von unten nach oben an den Ventilsitz B angedrückt. Die äußeren Sicherheitsventile müssen nicht allein mit einem gewissen Gewicht beschwert werden, damit sie sich erst bei einer gewissen Dampfspannung öffnen, sondern sie müssen auch eine gewisse Größe erhalten, damit sie bei ihrer Eröffnung einen hinreichenden Dampfabfluß gewähren. Es ist wenigstens zu verlangen, daß das Abflußquantum größer sei, als die in derselben Zeit erzeugte Dampfmenge. In den verschiedenen Ländern bestehen über die Größe der Ventile verschiedene Vorschriften. Es sind noch verschiedenartige andere Sicherheitsvorrichtungen ersonnen worden, um der aus übergroßen Dampfspannungen und auch allzu niedrigem Wasserstande hervorgehenden Gefahr der Zerstörung des Kessels vorzubeugen. Dieselben haben jedoch in der Praxis nur eine vereinzelte Anwendung gefunden und sich nicht immer bewährt. Der Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit des Heizers muß immer zum großen Theil die richtige Wartung des Kessels überlassen bleiben.

An einem D. ist noch ferner anzubringen: 1) das Mann- oder Fahrloch, zum Einsteigen in den Kessel, Reinigen desselben 2c., 2) das Ablaßrohr zum Ablassen, 3) das Ausblaserohr zum Ausblasen des Wassers, 4) das Dampfrohr zum Fortleiten des Dampfes. Das **Mannloch** bildet eine runde Oeffnung im Deckel des Kessels od. in einer besonderen Haube desselben, dem sogenannten Dom, wie bei der Lokomotive u. neuerlich auch vielfach bei fest eingemauerten D.n. Diese Oeffnung wird durch eine starke gußeiserne Platte AA (Fig. 29) verschlossen; vermittelst eines Bügels EE wird dieselbe gehandhabt u. durch einen an C befestigten und durch einen Bügel DD gehenden Schraubenbolzen CF sammt der Mutter G scharf angedrückt. Das **Loch zum Ablassen** des Kessels befindet sich im Boden desselben und über dem Feuerroste und wird durch einen konischen Stahlzapfen von innen verstopft. Das Wasser, womit ein D. gespeist wird, ist nie ganz rein; deshalb wird das Kesselwasser bald trübe und schlammig, und es ist daher nöthig, von Zeit zu Zeit eine Reinigung des Kessels vorzunehmen. Um diesen Schlamm im Kessel sich nicht anhäufen zu lassen, wird das **Ausblaserohr**, ein bis nahe an den Boden reichendes und sich da konisch erweiterndes und außen durch einen Hahn verschließbares Rohr angewendet. Oeffnet man, nachdem die Feuerung aufgehört hat u. die Spannung des Dampfes zu einer mäßigen Höhe herabgebracht ist, den Hahn, so wird das trübe Wasser ohne Gefahr durch den Dampf fortgetrieben. Dieses Ausblasen ist zumal auch bei den Seedampfschiffkesseln nöthig, da diese mit Seewasser gespeist werden. Besonders nachtheilig können die im Wasser aufgelösten Bestandtheile, wie Kalk und Gyps, auf den Kessel einwirken, indem sich aus denselben eine feste Rinde, der sogenannte **Kesselstein (Pfannenstein)**, bildet, der den Boden des Kessels bedeckt. Diese steinartige Masse erschwert nicht allein den Durchgang der Wärme, sondern wirkt auch zerstörend auf den Kessel, zumal da dieser an der Stelle, welche mit Kesselstein bedeckt ist, leicht glühend wird. Damit sich diese Masse nicht unmittelbar über dem Feuerherd ansetze, führt man das Wasser an der dem Herde entgegengesetzten Seite in den Kessel ein und legt auch hier den Kessel 1—3 Zoll tiefer, als vorn beim Feuerraum. Es ist natürlich nöthig, den Kesselstein von Zeit zu Zeit von den Kesselwänden loszuschlagen. Ueber die Mittel, seiner Bildung ganz vorzubeugen, s. **Kesselstein**.

Dampfkesselexplosionen. Unter Umständen, welche bis jetzt noch nicht genau erkannt sind, findet zuweilen das Bersten od. Zerspringen eines Dampfkessels Statt, u. wenn in demselben Dampf von höherer als atmosphärischer Spannung erzeugt wurde, zumal aber bei Hochdruckdampf, können dadurch die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet werden; die sich entspannenden Dämpfe schleudern Theile des Kessels hoch in die Luft, zerstören dadurch das Gebäude, nach Befinden auch die nebenstehende Ma-

schine; ja nicht selten wird eine bedeutende Verletzung oder Tödtung des Heizers, Maschinenwärters und anderer in der Nähe befindlicher Menschen herbeigeführt. Leider kennt man bis jetzt nur die allgemeinen Ursachen, welche diese Ereignisse herbeiführen, und ist nicht einmal im Stande, die Verhältnisse u. Ursachen, durch welche viele der bis jetzt vorgekommenen D. entstanden sind, speciell nachzuweisen; denn entweder kommen die direkt dabei Betheiligten ums Leben, über den Zustand des Kessels kurz vor dem Zerspringen kann man also nichts Näheres erfahren, oder die der Gefahr glücklich entronnenen Heizer und Maschinenwärter werden Gründe haben, zu schweigen, um sich nicht selbst in ihrer Nachlässigkeit als Urheber der Explosion zu denunciiren. Zu den allgemeinen Ursachen der Explosionen rechnet man: 1) die übermäßigen Dampfspannungen, zumal wenn sie mit Erschütterungen oder Stößen des Kessels verbunden sind; 2) Wassermangel, wobei das Kesselblech rothglühend wird u. eine zu rasche Dampfentwickelung eintritt; 3) mangelhafte Konstruktion, sowie schlechter oder unangemessener Zustand des Kessels; 4) schlechte Abwartung des Dampfkessels; 5) Loslösung des Kesselsteins von den Kesselwänden; 6) zu schnelle Zuführung von Speisewasser nach vorausgegangenem Wassermangel, wobei sich die bloßgestellte Kesselfläche im Zustande des Rothglühens befindet (wie auch an den Orten, wo der Kesselstein abspringt) u. eine zu starke Dampfentwickelung eintritt. Bei einigen in neuester Zeit vorgekommenen Explosionen wurde beobachtet, daß dieselben sich ereigneten, als nach der Mittagsruhe der Kessel wieder angelassen werden sollte, also das Feuer geschürt und Speisewasser eingeführt wurde. Feuer- u. Aschenthür waren während der Mittagszeit geschlossen gehalten worden, u. man nahm nun an, daß unterdeß brennbare Gase von Kohlenoxyd u. Wasserstoff den ganzen Feuerraum und die Feuerkanäle angefüllt hätten, welche beim Oeffnen der Thüren sich mit frisch zuströmender Luft mengten und dadurch ein explosibles Gasgemenge erzeugten, welches sich an den noch glühenden Kohlen entzündete. Das sich durch seine ganze Masse sehr schnell entzündende Gasgemenge erhöht nun seine Temperatur u. Spannung in außerordentlichem Grade, wodurch es allerdings im Stande wäre, den Kessel aus seinem Lager zu heben, welcher nun sowohl dabei, als beim Zurückfallen durch die außerordentliche Erschütterung leicht bersten u. dadurch eine Explosion des in ihm enthaltenen, auch nach mehrstündlicher Ruhe und Nichtschüren noch stark gespannten Dampfes hervorrufen könnte. Um dies zu vermeiden, sollte man deshalb stets die in der Ruhezeit geschlossene Klappe im Fuchse zum Reguliren des Feuers beim Wiederingangsetzen der Maschinen vor Allem zuerst öffnen u. dann erst die Feuer- u. Aschenthüren, damit keine Mischung der Luft mit den brennbaren Gasen eintrete, sondern diese gleich nach außen abziehen können.

Zur Sicherstellung vor Kesselexplosionen ist es allerdings vor Allem nöthig, daß der Kessel den Bedingungen gemäß, unter denen er arbeiten soll, richtig konstruirt sei; deshalb unterwirft man ihn vor dem Gebrauch einer Probe, um sich darüber zu vergewissern. Vorschriftsmäßig wendet man in der Regel die hydrostatische Probe bei der zweifachen Belastung des Sicherheitsventils an. Wenn hierbei das Wasser höchstens aus den Fugen in Nebelform hervortritt, hat man den Kessel als brauchbar anzusehen. Jedenfalls hat man den Druck bei der Kesselprobe nicht zu übertreiben, weil hierbei leicht bleibende nachtheilige Veränderungen im Material oder in der Zusammensetzung des Kessels eintreten können, derselbe also gerade durch die Probe erst geschwächt werden kann. Nach Jobard soll man einen ganz mit Wasser angefüllten Dampfkessel so lange erhitzen, bis das Manometer 2—3 Atmosphären Ueberdruck über den normalen Druck, den er künftig aushalten soll, anzeigt. Diese Prüfung, behutsam durchgeführt, ist wenigstens nicht so gefährlich, als eine Prüfung durch gespannte Dämpfe, gleichwohl aber eine angemessenere als die gewöhnliche Wasserprobe, weil der Kessel durch die Erwärmung in eine Spannung u. in einen Zustand versetzt wird, der dem beim Gebrauche des Kessels nahe gleichkommt. Uebrigens muß auch dieser Versuch mit Vorsicht geleitet werden. Vor wenig Jahren ereignete es sich in England bei der Kesselprobe einer ganz neu hergestellten Lokomotive, daß in Folge des Umstands, daß das Manometer, weil der Hahn nicht geöffnet war, versagte u. der Heizer immer stärker schürte, der Kessel auf einmal mit einer fürchterlichen Explosion platzte und einen großen Theil der versammelten Zuschauer beschädigte oder tödtete.

In den kontinentalen europäischen Ländern gibt es überall von Regierungs wegen Regulative und Verordnungen, welche die Verhaltungsmaßregeln bei Anlage und Unterhaltung der Dampfkessel vorschreiben, um den zerstörenden Explosionen möglichst vorzubeugen, u. deren Vernachlässigung der Uebertretung für den Kesselinhaber mit bedeutenden Strafen verknüpft ist. Doch hört man darum nicht, daß in den Ländern, wo keine gesetzlichen Verordnungen bestehen, die Explosionen gerade viel häufiger Statt finden. Der Kesseleigenthümer ist auch ohne polizeiliche Maßregelung in seinem eigenen Interesse darauf hingewiesen, für richtige Wartung und Instandhaltung seines Kessels Sorge zu tragen, um weder sein Leben, noch seinen Geldbeutel zu gefährden, u. jene Ueberwachung und Bevormundung des Staats führt deshalb bei uns öfter nur zu Chikanen u. Belästigungen, denen der Kesselbesitzer im Betrieb seines Geschäfts ausgesetzt ist. Wird der Wasserstand u. die Dampfspannung auf ihrer angemessenen Höhe erhalten, ist dabei das Sicherheitsventil in Ordnung u. nicht übermäßig belastet, so daß alsbald jeder stärker gespannte Dampf entweichen muß, und wird noch obiger Bemerkung in Betreff des Wiederansetzens des Kessels nach der Ruhe Rechnung getragen, Regeln, die an sich sehr einfach sind und von einem gewissenhaften Heizer leicht erfüllt werden können, so sind, bei einem sonst vom Fabrikanten richtig hergestellten und in das Mauerwerk unverrückbar eingesetzten Kessel, Explosionen, wie die Erfahrung beweist, so gut wie zur Unmöglichkeit gemacht.

Dampfkochtopf, eine Vorrichtung, in der Speisen in sehr kurzer Zeit gar gekocht werden. Um die Veränderungen, welche die Speisen beim Kochen erleiden, hervorzubringen, ist eine bestimmte Temperatur nothwendig. Diese braucht in der Regel 100° C. nicht zu übersteigen, und da Wasser bei dieser Temperatur siedet, so werden unsere Speisen gar, wenn man sie in offenen oder lose bedeckten Gefäßen mit

Wasser kocht. Auf hohen Bergen aber siedet Wasser bei minderer Temperatur, und diese ist oft nicht genügend, die Speisen gar zu kochen, wie dies z. B. auf dem Aargletscher nicht mit Kartoffeln gelingt. Je höher aber die Temperatur ist, der man die zu kochenden Speisen aussetzt, um so schneller werden sie gar, und da der Siedepunkt des Wassers in dem Verhältniß steigt, in welchen der auf dem Wasser lastende Druck zunimmt, so wird man in verschlossenen Töpfen, aus welchen kein Dampf entweichen kann, eine höhere Temperatur u. damit schnelleres Garwerden der Speisen erzielen können. Wollte man aber einen fest verschlossenen Topf mit Wasser auf das Feuer setzen, so würde der sich entwickelnde Dampf bald den Topf zersprengen, weshalb derartige Töpfe mit einem Sicherheitsventil versehen werden müssen. Schon Papin konstruirte im 17. Jahrhundert einen D., der nach ihm papinianischer Topf (s. d.) oder Digestor genannt wird, und worin man jede Speise in kürzester Zeit gar kochen u. selbst Knochen zu Gallerte kochen kann. Da aber der papinianische Topf beim Gebrauch große Vorsichtsmaßregeln nöthig macht, so eignet er sich nicht zum Gebrauch in der Küche. Dagegen hat neuerlich Umbach in Bietigheim in Würtemberg einen D. konstruirt, welcher jede Gefahr ausschließt, sehr einfach und billig ist u. seinen Zweck vollständig erfüllt. Dieser D. kann auf jedem Herde u. in jeder Kochmaschine benutzt werden und gewährt außerordentliche Ersparniß an Zeit und Brennmaterial. Uebrigens wird das hier zur Geltung kommende Princip in der Technik vielfach angewandt u. namentlich überall, wo es darauf ankommt, die Wirkung des siedenden Wassers zu erhöhen.

Dampfkochung, die Art der Erhitzung einer Flüssigkeit, wobei die durch einen Verbrennungsprozeß erzeugte Wärme jener Flüssigkeit nicht direkt zugeführt, sondern zunächst an Wasser übertragen wird, welches sich dadurch in Dampf verwandelt u. in dieser Gestalt der Flüssigkeit zuströmt. Oft bringt es keinen Nachtheil, wenn man den Dampf mittelst eines Rohres direkt in die zu erhitzende Flüssigkeit leitet; der Dampf wird darauf verdichtet u. das gebildete Wasser mischt sich der Flüssigkeit bei, wodurch deren Volumen bedeutend vermehrt wird, wobei man also zu beurtheilen hat, ob dies zulässig ist. Es geht aber hieraus hervor, daß man zum Einkochen u. Abdampfen diese Art der D. nicht benutzen kann; sie eignet sich dagegen sehr gut zum Auflösen irgend eines Körpers, z. B. des Zuckers in Wasser, wobei man von vorn herein den Zucker mit weniger Wasser übergießt, damit die Lösung durch den verdichteten Wasserdampf nicht zu schwach werde. Auch in der Färberei zum Ausziehen von Farbhölzern &c. benutzt man diese Art der D. Besondere Wichtigkeit hat sie aber für die Landwirthschaft. Nachdem man nämlich erkannt hatte, daß gekochtes Futter vom Vieh viel besser verdaut wird, als ungekochtes, daß man also mit einer kleineren Menge gekochten Futters dasselbe Resultat erreicht wie mit einer viel größeren Menge rohen Futters, lag es nahe, zu berechnen, wie viel vortheilhafter es sei, wenn man das Futter durch hinzugeleiteten Dampf bis auf den Siedepunkt des Wassers erhitzt, als wenn man es mit Wasser übergießt und dies dann zum Kochen erhitzt. Zu diesem Zweck ist besonders Galls transportabler Dampferzeuger empfehlenswerth (vgl. Gall, Beschreibung und Abbildung meiner tragbaren Dampferzeuger, Trier 1844).

In allen Fällen, wo das aus dem Dampf verdichtete Wasser nicht mit der zu kochenden Flüssigkeit in Berührung kommen darf, wendet man Gefäße mit doppeltem Boden an und leitet zwischen beide Böden den im Dampfkessel erzeugten Dampf. Diese Art der D. wird namentlich überall angewandt, wo in einer zu erhitzenden Flüssigkeit zugleich feste Körper vorkommen, also z. B. beim Scheiden des Rübensaftes, in der Färberei, wenn man Zeuche in die Flotte tauchen will, &c. Wo dies nicht der Fall ist, wo man es also nur mit einer gleichartigen Flüssigkeit zu thun hat, da legt man Schlangenrohre in den Kessel, in welchem gekocht werden soll, und leitet den Dampf durch dieselben. Hier ist die Berührung der durch den Wasserdampf erhitzten Metallfläche mit der Flüssigkeit größer und die Erhitzung verläuft deshalb schneller. Sehr häufig benutzt man auch zwei Schlangenrohre, um die Zufuhr der Wärme zu verstärken und besser zu regeln. Auf diese Art sind z. B. die Abdampfpfannen in den Zuckersiedereien, die Vakuums u. ähnliche Apparate eingerichtet. Ganz eigenthümlich sind die neuen robertschen Verdampfungsapparate konstruirt: eine große Anzahl (mehre hundert) von Röhren sind mit ihren Enden in entsprechenden Oeffnungen zweier horizontalen Scheiben befestigt, die den cylindrischen Raum des Verdampfungsgefäßes, den Dampfheizraum, unten von dem kleinen gewölbten Bodenraum und oben von dem geräumigen Saftdampfraum trennen. Der Bodenraum steht also mit dem Saftdampfraume durch die Röhren in Verbindung, und eingelassener Saft füllt ersteren, letzteren und die Röhren, der eingelassene Dampf umspült den oberen u. den unteren Boden, sowie die Röhren und umspült und erhitzt dadurch den Saft. Diese Apparate werden namentlich bei der Rübenzuckerfabrikation verwandt. Die D. bietet besonders den Vortheil, daß man mit Einer Feuerung viele Gefäße erhitzen kann, sowie daß man zu den Kochgefäßen sehr häufig hölzerne Fässer oder dergleichen benutzen kann, da dieselben mit Feuer nicht in Berührung kommen, u. namentlich den, daß ein Anbrennen vollständig vermieden wird. Auch für die Küche hat man daher die D. angewendet und für gewisse Zwecke mit großem Vortheil. Die einfachste Art besteht darin, daß man in einen Topf einige Zoll hoch Wasser gießt und einen mit 3 Füßen versehenen zweiten Boden aus Drahtgeflecht oder siebartig durchlöchertem Blech hineinstellt. Diesen Boden darf das Wasser nicht berühren; erhitzt man nun zum Kochen, so durchdringt der Dampf den zweiten Boden und wirkt auf die auf demselben befindlichen Körper. Mit größerem Vortheil und namentlich für Speiseanstalten wendet man geschlossene Töpfe an und leitet in jeden derselben aus einem Dampfkessel ein Dampfrohr. Man kann dann den Druck beliebig steigern und erhält in kürzester Zeit sehr wohlschmeckende Speisen. Vgl. Dampfkochtopf und Dampftopf.

Dampfkutsche (Straßenlokomotive). Die Erfindung der Eisenbahnen ging aus den Bemühungen und Versuchen der Ingenieure hervor, den Dampf, welcher durch Watts Erfindungen eine so gewaltige Triebkraft für feststehende Maschinen geworden war, auch zum Betrieb von Fuhrwerken

auf den Landstraßen zu benutzen. Alle Anstrengungen, diese Aufgabe praktisch zu lösen, scheiterten jedoch, zum Theil daran, daß die Hochdruckdampfmaschine anfangs dieses Jahrhunderts überhaupt noch nicht entwickelt war, — denn sie wurde es erst im höchsten Grade durch den Lokomotivenbau —, u. deshalb der ganze Wagen übergroße Dimension und Schwere erhalten mußte, zum Theil an den großen Widerständen, welche der Wagen bei seiner Fortbewegung auf dem unebenen Boden erfuhr. Der letztere Umstand wurde eben die Veranlassung zur Schöpfung eines ganz neuen Straßensystems, der Eisenbahnen. Lange Zeit blieben die Bemühungen der Maschinenbauer nur auf die Vervollkommnung der Lokomotive gerichtet, und erst seit 10—15 Jahren, wo die englische Landwirthschaft durch vielfache Verwendung von Arbeitsmaschinen zur Bestellung der Felder, zum Ernten, Dreschen &c. das Bedürfniß fühlte, sich die Dampfkraft zu Nutze zu machen, fing man an, eine besondere Gattung von Dampfmaschinen besonders für landwirthschaftliche Zwecke zu bauen, welche nothwendig, da sie bald hier, bald da zur Verwendung kommen sollten, transportabler Natur sein mußten und deshalb eine der Lokomotive entnommene Form u. auch den entsprechenden Namen Lokomobilen (s. d.) erhielten. Man lernte dieselben von Jahr zu Jahr vollkommener ausführen und in vergleichungsweise kleinen Räumen und mit geringem Material erstaunliche Kräfte ins Spiel setzen. So trat denn allmählig an die Ingenieure auch die Frage wieder heran, ob es nicht möglich sei, das Princip der Lokomotive auch auf die Stadt- und Landstraßen zur Anwendung zu bringen. Die Schwierigkeit bei der Lösung dieser Aufgabe liegt insbesondere darin, daß unsere Straßen, abgesehen davon, daß sie nicht ganz glatt sind, wie die Eisenbahnen, sondern mehr oder weniger holperig, oft auch sehr große Steigungen besitzen, die von einer stets gleichmäßig wirkenden Kraft nicht mehr überwunden werden können. Der Widerstand auf den horizontalen Eisenbahnen ist bekanntlich sehr gering, aber die scheinbar unerhebliche Steigung von nur 1 Fuß auf 100 Fuß macht schon, daß zur Fortbewegung des Zugs die doppelte Kraft nöthig ist, und es wächst diese Kraft ganz im Verhältniß der Steigung (s. Schiefe Ebene). Deshalb macht man lieber große Umwege oder durchschneidet Berge durch Tunnels, als daß man den Bahnen große Steigungen gäbe; selten geht man über eine Steigung von 1 zu 50 herunter. Ebenso verhält es sich mit den Zugkräften auf unsern gewöhnlichen Straßen: dieselben müssen auch im Verhältniß der Steigung derselben wachsen, um die gegebene Last nachzuführen. Die thierischen Kräfte, welche hier benutzt werden, haben aber das Eigenthümliche, daß sie auf kurze Zeit eine größere Kraft entfalten können, als sie es gewöhnlich bei regelmäßiger Arbeit, wo sie am meisten leisten, thun; sie können deshalb auch über vergleichungsweise steile Höhen mit ihrem Wagen oder ihrer Last, wenn auch nur sehr langsam kommen, während sie in der Ebene mit vergleichungsweise großer Geschwindigkeit vorwärts schreiten. Die Dampfkraft kann dagegen nur gleichförmig wirken; ist der Widerstand oder Gegendruck so groß, wie der Druck des Dampfes auf den Kolben, so kann er nicht mehr überwunden werden, deshalb tritt sehr schnell eine Grenze der Steigung einer Bahnlinie ein, wobei ein Dampfwagen nicht mehr vorwärts kommen kann. Es ist dies ein in der Natur der Sache begründetes Hinderniß, welches auch bei der Dampflokomotive auf den Straßen seine Geltung behalten wird, sobald man nicht durch ohne Zweifel komplicirte Räderübertragungen das Verhältniß zwischen Kraft und Geschwindigkeit der Maschine beliebig und schnell abändern kann, so daß also bei Leistung einer gleich großen Arbeit (s. d.) in der Maschine derselbe Dampf die größere Gegenkraft (Widerstand) nunmehr mit geringerer Geschwindigkeit überwindet (eine Aufgabe, die bei feststehenden Maschinen sehr leicht zu erfüllen ist und auch oft erfüllt wird). Sieht man hiervon ganz ab, oder nimmt man diese Bedingung als erfüllbar an, so kann eine Straßenlokomotive für zweierlei Zwecke bestimmt sein, einmal eine bloße Zugmaschine abzugeben, wie die Eisenbahnlokomotive, und in diesem Falle auf einem oder mehren Wägen vertheilte Lasten langsam fortzuziehen, oder als förmliche D. zu dienen, welche so eingerichtet ist, daß auf ihrem eigenen Gestelle Personen mit einer gewissen Geschwindigkeit befördert werden können. Beide Aufgaben scheint die Neuzeit befriedigend gelöst zu haben, wenigstens in so weit, daß damit ein großer Schritt vorwärts in der Vervollkommnung der Straßenlokomotive gethan ist und dieselbe nicht mehr unter die frommen Wünsche zählt. Auf der londoner Ausstellung von 1862 war eine ziemliche Anzahl Zugmaschinen ausgestellt, welche bei den Versuchen zum Theil in den Straßen Londons höchst überraschende Resultate gegeben hatten; dieselben waren ziemlich in der Form der Lokomobilen gebaut, nur daß bei allen das Triebrad nicht direkt von der Kolbenstange, sondern durch Räderübertragung in Bewegung gesetzt wurde (s. Lokomobile). Von D.n war aber nur eine einzige sehr einfache u. gefällige Form ausgestellt worden. Dieselbe stammte aus der Maschinenfabrik von F. W. Cowan in Greenwich u. kostete 300 Pfund Sterling (etwa 3500 Gulden). Der Kessel ist ein Röhrenkessel und von sehr kleinen Dimensionen; er ist aufrecht gestellt und befindet sich am hinteren Ende des Wagens. Die Treibcylinder sind in der Mitte des Wagens zwischen den Rädern am Gestelle befestigt und wirken direkt (wie bei der Lokomotive) auf die hinteren Räder, auf denen die Hauptlast des ganzen Wagens ruht. Vorn sitzt auf einem besonderen Sitze der Steuermann, welcher durch Stellung der vorderen Räder die Direktion des Wagens gibt und zugleich durch einen Tritt seines Fußes vermittelst einer Bremse denselben alsbald arretiren kann. Auf dem mittleren Theile des Wagens und über den Vorderrädern sind bequeme Sitze für 12 Personen angebracht. Der ganze Wagen ist offen. Die Maschine zum Betrieb besitzt 4 Pferdestärken und soll mit Dampf von 10 Atmosphären arbeiten. Der Wagen trägt noch Wasser für 4 Wegstunden Fahrt und Brennstoff für 8 Wegstunden. Ueber die Geschwindigkeit desselben ist keine Bemerkung gemacht, dieselbe steht aber jedenfalls in gewissem Verhältniß zur Belastung des Wagens und wird, wenn er ganz besetzt ist, wohl auf die der gewöhnlichen Kutschen hinauskommen. Es steht zu hoffen, daß damit der Anfang zu allgemeinerer Anwendung der Straßenlokomotive auf die Beförderung von Personen gemacht ist.

Dampflampe, eine von Lüdersdorff zuerst angegebene Vorrichtung, flüchtige Oele, namentlich das Terpentinöl als Leuchtmaterial zu verwenden. Bekanntlich brennt das Terpentinöl mit sehr weißer, aber leicht rußender Flamme, und es kam deshalb darauf an, bei der Benutzung desselben entweder den Zug sehr stark zu vermehren, oder durch Vermischung mit kohlenstoffarmen Körpern die Zusammensetzung des Terpentinöls so zu ändern, daß die Neigung zu rußen aufgehoben wird. Lüdersdorff wählte Letzteres und mischte das Terpentinöl mit 4 Maßtheilen Alkohol von 90 Proc. Dies Gemisch heißt Leuchtspiritus. Die zum Brennen desselben dienende Lampe besteht aus einem vasenförmigen Gefäß, in welches der Brenner von oben bis nahe an den Boden eintaucht. Derselbe besteht zunächst aus einem geraden, ziemlich weiten Blechrohr, welches einen lockern, baumwollenen Docht umgibt. Dies Rohr steckt in dem eigentlichen Brennerrohr, welches sich 2 Zoll über dem Behälter (so weit reicht der Docht) verjüngt und 1 Zoll höher den eigentlichen Brenner trägt. Dieser besteht aus einem großen Metallknopf, unter welchem in einem Ring 10—12¹/₄ Linien weite Oeffnungen eingebohrt sind. Soll die Lampe nun angezündet werden, so erwärmt man den obern Theil des Dochtes, wodurch von dem Leuchtspiritus etwas verdampft, durch die Oeffnungen entweicht und entzündet werden kann. Die 10—12 kleinen Flämmchen vereinigen sich zu einer größeren Flamme, erhitzen den Knopf, und dieser trägt dazu bei, daß stetig von dem Leuchtspiritus so viel verdampft, als zur Unterhaltung der Flamme nothwendig ist. Lampen der Art geben ein zwar kostspieliges, aber glänzendes und von allen Unbequemlichkeiten gewöhnlicher Dochte befreites Licht. Für Steinkohlentheeröle haben Beall und d'Hanens dochtlose Lampen konstruirt, welche vermittelst eines Blasebalgs, also durch einen Luftstrom von bedeutender Schnelligkeit, der bei der beallschen „Dunst- und Dampflampe", nicht aber bei der von d'Hanens das Oel durchstreicht, um sich mit Dampf zu beladen, genährt werden. Die erstere gibt, mit doppeltem Luftzuge gespeist, eine einzige, 6—7 Zoll hohe Flamme, während die von d'Hanens der lüdersdorffschen ähnlich eingerichtet ist. Beide Lampen geben an u. für sich geruchlose, blendend weiße Flammen, die nur beim Auslöschen einige Augenblicke den durchdringenden Geruch nach Theeröl verbreiten.

Dampfmaschine. Geschichte ihrer Erfindung. Daß das Wasser, wenn es in einem Gefäß über Feuer erhitzt wird, in einen Zustand übergeht, wobei es eine große Kraft entwickelt, ja große Verwüstungen anstellt, mußte ohne Zweifel frühzeitig bekannt gewesen sein; man kann behaupten, daß jedes bis zu einem gewissen Grad civilisirte Volk, welches sich seine Speisen durch Kochen zubereitete, diese Erfahrung selbstständig gemacht haben mußte. Von da bis zur Ausbeutung und Regulirung dieser gewaltigen zerstörenden Kraft in den heutigen D.n war jedoch noch ein großer Schritt, und diesen auszuführen, war unserm Jahrhundert mit seinen naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen und seiner Bildung und der Entwickelung der Mechanik vorbehalten. Wir finden jedoch schon bei den Alten ein kleines Dampfmaschinchen vor, ohne daß uns aber das Nähere über seine Erfindung überliefert worden wäre. Es ist dies die Aeolipile (s. d.) des Philosophen Heron von Alexandria aus dem Jahre 120 v. Chr. Bis in die Neuzeit war dieselbe als Spielzeug in alle physikalische Kabinete übergegangen, ohne daß eine sachgemäße Erklärung davon gegeben, oder auch eine neue Anwendung der diesen Apparat in Umtrieb setzenden Kraft versucht worden wäre. Erst 1601 hören wir wieder etwas Neues über den Dampf und eine Wirkung desselben. Der Neapolitaner Torta veröffentlichte nämlich einige interessante Experimente über die Kraft des Wasserdampfs, in deren einem er ganz offenbar ein Vakuum erzeugte, und in deren anderem er Wasser durch Dampf in die Höhe trieb. Bekannter ist der letztere Versuch geworden in der Form, in welcher Salomon de Caus, der Architekt des heidelberger Schloßgartens, ein geborner Franzose, 1615 ihn anstellte und veröffentlichte. Ein Gefäß wird mit Wasser gefüllt und dann fest verschlossen, eine Röhre jedoch geht innen bis auf den Boden desselben herab. Erhitzt man das Wasser über Feuer, so bildet sich bald Dampf, der nunmehr auf das Wasser drückt und dasselbe in der Röhre in die Höhe treibt, wo es zum Ausfluß kommt; der Dampf hat also dabei in Wahrheit Wasser gehoben, eine nützliche Arbeit gethan. Wegen dieses Experiments, das jedoch, wiewohl in etwas anderer Weise, schon 14 Jahre früher von Torta angestellt, wenn auch vielleicht nicht allgemeiner bekannt und zur Kenntniß von Caus gelangt war, wird letzterer von den Franzosen vielfach als Erfinder der D. angesehen und gefeiert. Eine ähnliche Vorrichtung hat auch noch der Engländer Marquis of Worcester 1663 angegeben und vielleicht auch im Größeren ausgeführt. Obwohl nicht ganz frei von Charlatanerie, hat er sich doch gleichfalls einen Namen in der Geschichte der D. erworben. Unterdeß waren von den Physikern die nothwendig vorausgehenden Untersuchungen über die Eigenschaften der gasförmigen Körper, insbesondere der Luft, worüber man damals so gut wie noch nichts wußte, angestellt worden. Der berühmte Galilei erkannte die elastische Natur der Luft 1640, Torricelli, sein Schüler, vervollständigte die Versuche des Lehrers, bestimmte die Schwere der Luft u. erfand 1643 das Barometer. An sie reihte sich noch 1654 der bekannte Physiker u. magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke mit der Erfindung der Luftpumpe. An diese aber knüpfen sich die ersten weiteren Versuche an, die Kraft des Dampfes zu benutzen. Im J. 1690 machte nämlich Papin, der Erfinder des nach ihm benannten papinianischen Topfs (s. d.), wozu er auch das Sicherheitsventil erfand, den Vorschlag, den leeren Raum, welcher in der Luftpumpe durch Ausziehen des Kolbens gebildet wird, durch Kondensation von Dampf zu erzeugen. Er gedachte also ein unten geschlossenes cylindrisches Gefäß mit einem gut liderndem Kolben zu konstruiren, sodann Wasser auf dem Boden des Gefäßes zu erhitzen. Derselbe bildet Dämpfe, welche den anfangs ganz unten befindlichen Kolben in die Höhe treiben. Ist der Kolben oben angelangt, so wird das Feuer entfernt, und durch Abkühlung des Cylinders an der Luft wird sich der darin enthaltene Dampf kondensiren, ein Vakuum bilden, in welches nunmehr der Atmosphärendruck den Kolben mit Gewalt hinunterpreßt, wobei zugleich noch eine nützliche Arbeit vom Kolben verrichtet werden kann. Das Gefäß, worin Papin seinen Dampf langsam

kondensirte, war also Kessel und Cylinder zugleich; so lange es aber abwechselnd die Dienste beider Apparate zu versehen fortfuhr, konnte es sich unmöglich zur Leistung bedeutender Arbeiten eignen. Bevor eine Erreichung dieses Zieles denkbar war, mußte ein Mittel gefunden werden, welches einerseits eine beständige und reichliche Dampferzeugung und andererseits eine wenigstens erträglich rasche Kondensation des Dampfes von Zeit zu Zeit ermöglichte. Die Ehre dieses bedeutenden Fortschritts, wodurch in der That der Wasserdampf zum ersten Male in die Mechanik eingeführt wurde, kommt einem Engländer, dem Kapitän Savery, zu. Savery's Maschine (s. Tafeln zu Dampf, Fig. 50) wurde 1698 patentirt. Sie ist wie der caus'sche Apparat eine Vorrichtung zum Heben des Wassers, welches nach dem Gedanken des Erfinders sodann auf ein Rad fallen und dieses nebst andern damit verbundenen Maschinerien in Bewegung setzen sollte. Der Vorgang wurde in folgender Weise vermittelt: A ist der Kessel, in welchem das Wasser in Dampf verwandelt wurde und woran man das Sicherheitsventil (beid) nach Papins Angabe angebracht sieht. D ist ein Behälter, welcher mit dem zu hebenden Wasser angefüllt wird; B eine Röhre, welche denselben mit dem Kessel in Verbindung setzt; C ein Hahn zum Schließen dieser Röhre; aF die Röhre, in welcher das Wasser aus D durch den Dampf in die Höhe getrieben wird; H das Bassin, worin es oben ausfließt; G der Brunnen oder das Bassin, von wo aus das Wasser durch die Röhre Eb in den Behälter D gelangt. Noch sind bei a und b Ventile angebracht, welche sich nach oben heben. Ist D von Anfang an mit Wasser gefüllt, so drückt es auf das Ventil bei b und kann deshalb durch die Röhre E nicht zurückfließen; wird jetzt in A Dampf erzeugt, so strömt derselbe nach D über, kondensirt sich erst an der Oberfläche des Wassers und den kalten Wänden des Behälters und drückt dann, wenn die Temperatur daselbst seine eigene erlangt hat, das Wasser in der Röhre F in die Höhe, indem dabei das Ventil a geöffnet wird. Die Höhe, zu der das Wasser gehoben werden kann, hängt nur von der Spannung des Dampfes ab; sie beträgt z. B. bei Dampf von 5 Atmosphären 4 . 30 od. 120 Fuß. Wenn das Wasser aus D völlig entfernt ist, so schließt man den Hahn bei C; der Dampf in D kühlt sich nunmehr ab, indem man aus J etwas kaltes Wasser auf die Oberfläche des Behälters fließen läßt, es entsteht ein verdünnter Raum, in welchen jetzt das Wasser aus einer Tiefe von 30 Fuß durch den Atmosphärendruck hinaufgepreßt werden kann, indem das Ventil bei b gehoben wird. Oeffnet man jetzt wieder den Hahn C, so beginnt das frühere Spiel. Der Apparat ist also eine förmliche Saug- und Druckpumpe, aber ohne Kolben. Da aber hierbei die Dampfverluste in Folge der Abkühlung in D sehr bedeutend sind, so hatte sich diese Maschine trotz ihrer Einfachheit keiner besonders großen Anwendung zu erfreuen. Auch war man damals in den Kesselkonstruktionen noch nicht so weit gekommen, um Hochdruckdämpfe ohne Gefahr anwenden zu können, also das Wasser zu erklecklichen Höhen emporzutreiben, um die Bergwerke auszupumpen. Nach nur wenigen Jahren, 1705, nahm jedoch Savery mit einem Eisenschmied, Namens Newkomen, und einem Glaser, Namens Cawley, ein neues Patent auf eine andere Maschine, welche als die newkomen'sche oder atmosphärische D. bald eine vielfache Anwendung in Bergwerken fand. Es ist dies die Maschine von Papin, jedoch mit getrenntem Kessel, wahrscheinlich von den genannten Engländern selbstständig ersonnen, da dieselben von Papins Versuchen u. Schriften, die in fremder Sprache u. in fremdem Lande abgefaßt waren, damals kaum Kunde haben konnten. Fig. 51 zeigt die atmosphärische Maschine, wie sie sich mit einigen Verbesserungen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gestaltet hatte. A ist der Dampfkessel, B der direkt darüber gestellte Treibcylinder, D der Kolben, DE eine Art Kolbenstange, F eine daran befestigte Kette, welche sich in einer Rinne eines hölzernen Balanciers anlegt, um dadurch die geradlinige Bewegung des Kolbens zu sichern. Der Balancier FH hat auf einem Gerüst bei G seinen Drehpunkt. Bei H ist wieder eine Kette angebracht, woran ein Gewicht K sich befindet, und weiter abwärts die Zugstange J für die im Bergwerk befindlichen Pumpwerke. Noch ist bei M eine Zugstange, um Wasser durch die Röhre N in ein Bassin L hineinzupumpen. Von da geht eine Röhre P herunter, um das Wasser durch N in den Cylinder zum Kondensiren des Dampfes einzuspritzen, und eine weitere Röhre K, um Wasser über den Kolben D behufs der Dichtung desselben zu leiten. R ist noch eine Röhre, durch welche das Kondensationswasser aus dem Cylinder abgeführt wird. Um die Maschine in Gang zu setzen, wird durch Oeffnen eines Hahns bei C Dampf unter den Kolben geleitet. Dieser Dampf hatte bloß einfachen Atmosphärendruck. Das Uebergewicht K auf der andern Seite des Balanciers zog allein den Kolben in die Höhe. Der Hahn C wurde abgestellt, sobald der Kolben am Ende des Cylinders angelangt war, dann wurde ein Hahn in der Röhre P geöffnet und dadurch kaltes Wasser aus L in den Cylinder durch den auf der Oberfläche des Wassers in L lastenden Atmosphärendruck mit Macht eingespritzt. Es entstand in B sehr schnell ein Vakuum, wohinein nunmehr der Luftdruck den Kolben mit einer Kraft von 15 Pfund auf den Quadratzoll preßte. Das Gestänge J ging dadurch in die Höhe u. Wasser wurde aufwärts getrieben. War der Kolben unten angekommen, so schloß man den Hahn in P, öffnete einen anderen in R, um das Kondensationswasser aus dem Cylinder abzuführen, und trieb dann von Neuem den Kolben durch Verbindung des Cylinders mit dem Kessel in die Höhe. Die Maschine war in dieser Weise lange Jahre in vielfache Anwendung gekommen, bis Watt (s. d.) als Universitätsmechaniker in Glasgow 1764 bei Reparatur eines Modells zum ersten Male mit der newkomen'schen Maschine bekannt wurde, bald wesentliche Mängel derselben entdeckte und von da an seine ganze schöpferische Thätigkeit der Vervollkommnung und dem Ausbau der D. zuwandte. Aus seinen Händen ging sie schließlich hervor, völlig umgestaltet, als das wunderbare, zu allen möglichen Verrichtungen taugliche Werkzeug, wie wir sie gegenwärtig kennen und mit fast unwesentlichen Modifikationen so vielseitig anwenden. Der von dem Arbeitscylinder getrennte Kondensator bildete den Ausgangspunkt seiner Verbesserungen. Damit war eine außerordentliche

Oekonomie an Dampf verbunden, von dem zur Vorwärmung des bei Erzeugung des Vakuums abgekühlten Cylinders immer eine außerordentliche Menge verloren ging. Dann brachte Watt die Maschine auf die doppelte Stärke, indem er sie doppelt wirkend machte, die Atmosphäre ganz abschloß, um der Abkühlung des Cylinders noch mehr vorzubeugen, u. dafür Dampf oben wie unten einleitete u. diesen auch beiderseitig kondensirte. Auch stellte er vermittelst seines sinnreichen Parallelogramms (s. unten) eine sehr sichere geradlinige Bewegung der Kolbenstange und des Kolbens her, was sehr wichtig ist, damit der Kolben sich im Cylinder nicht klemme und kein Dampf dazwischen verloren gehe. Er brachte ferner ein Schwungrad (s. d.) an, vermittelst dessen sich eine gleichmäßig rotirende Bewegung erzielen ließ und die D., welche seither bloß zum Wasserheben in den Bergwerken gedient hatte, auch zur Verrichtung jeder andern Arbeit tauglich wurde. Endlich ersann er noch einfache Steuerungsmethoden und den Regulator, um die Maschine immer regelmäßig, mit gleichmäßiger Geschwindigkeit arbeiten zu lassen. (Die Beschreibung seiner Maschine s. unten.) Watts Maschine war u. blieb eine Niederdruckkondensationsmaschine. Erst 1802 nahmen Trevithik und Vivian ein Patent, um Hochdruckdampf von 6—7 Atmosphären in der Maschine anzuwenden, welcher, statt kondensirt zu werden, in die freie Luft ausströmen sollte, und durch ihre in der Folge vielfach und gegenwärtig zum größten Theil angewendeten Maschinen wurde der Gedanke eines deutschen Mechanikers Leupold verwirklicht, welcher fast 100 Jahre früher, 1720, ganz dasselbe beabsichtigte, ohne jedoch in seiner noch unentwickelten Zeit die Hülfsmittel zu besitzen, seine Pläne praktisch auszuführen. Woolf brachte dann 1704 in seinen Doppelcylindermaschinen das Expansionsprincip des Dampfes zum ersten Male praktisch zur Geltung; seine Maschinen werden gegenwärtig noch vielfach angewendet und neu gebaut; dieselben heißen nach ihm woolfsche. Der Dampf strömt erst aus dem Kessel in einen kleinen Cylinder und aus diesem in einen größeren, wo er sich expandirt und noch eine neue Leistung hervorbringt. Im Jahre 1806 löste der Amerikaner Fulton nach vielen früheren von Andern angestellten vergeblichen Versuchen zuerst praktisch das Problem der Dampfschifffahrt (s. d.); Ende der zwanziger Jahre gelang es dem Genie des Engländers Stephenson, einen allen Anforderungen entsprechenden vollkommenen Dampfwagen, die Lokomotive (s. d.), zu erbauen, und von der Eröffnung der unter seiner Leitung angelegten ersten bedeutenderen Linie zwischen Manchester und Liverpool 1830 datirt die großartige Entwickelung, welche die Eisenbahnen (s. d.) genommen haben. Die D. als solche wurde seitdem noch fortwährend in einzelnen Theilen abgeändert und verbessert. Man ersann die oscillirenden Cylinder, welche besonders in den Dampfschiffen mit Schaufelrädern eine sehr große Anwendung gefunden haben, während zum Betrieb der Schraubenräder gegenwärtig fast bloß sogenannte Trunk- od. Schachtmaschinen in Gebrauch sind. Neuerdings fängt man auch vielfach an, den Dampf nicht mehr im gesättigten Zustande, wie ihn der Kessel liefert, sondern als überhitzten anzuwenden, weil damit eine große Oekonomie verbunden ist. Auch die Dampfkessel, welche fast ebenso wichtig sind wie die eigentlichen D.n, haben im Lauf der Zeit mannichfache Veränderungen erfahren. Auch hier trat Watt als Hauptreformator auf. Er fand bloß eine Form vor, ähnlich wie sie noch bei den Waschküchenkesseln im Gebrauch ist: er ersann im Lauf der Zeit die nach ihm benannte Kofferform, wobei der Kessel ungleich mehr Dampf producirt, und versah ihn mit den nothwendigen Garnituren, deren er zu einem gefahrlosen Betrieb bedarf. Seit Anwendung des Hochdruckdampfes kam man von der Kofferkesselform ab, weil sie nicht widerstandsfähig genug ist, und konstruirte fast bloß Kessel mit kreisförmigem Querschnitt, mit Ausnahme der Niederdruckkessel der Dampfschiffe, welche länglich würfelartig sind. Seit Erfindung der Lokomotive kamen dann noch die vielröhrigen Kessel mit innerer Heizung in Gebrauch. Die mancherlei Modifikationen s. unter Dampfkessel.

Eintheilung und Beschreibung. Nach der Spannung des Dampfes, welcher in den Maschinen zur Verwendung kommt, macht man eine Unterscheidung derselben in Niederdruck- und Hochdruckmaschinen. Erstere verwenden einen Dampf, dessen Spannung nicht viel höher als eine Atmosphäre ist; bei letzteren beträgt die Dampfspannung zum mindesten 4 Atmosphären; Maschinen, welche einen Dampf benutzen, dessen Spannung zwischen 2 und 4 Atmosphären liegt, nennt man wohl auch Mitteldruckmaschinen. Dann unterscheidet man noch Volldruck- und Expansionsmaschinen; bei ersteren steht der Kolben des Cylinders während seines ganzen Spiels unter dem vollen Druck des Kesseldampfes, was im Allgemeinen auch bei der Niederdruckmaschine, sowie bei kleinen Hochdruckmaschinen von nur wenigen Pferdestärken u. insbesondere bei den Lokomotiven Statt findet. In den Expansionsmaschinen wird der Dampf, nachdem er den Kolben ein gewisses Stück in dem Cylinder mit gleichem Druck vorwärts geschoben hat, vom Kessel abgesperrt u. bewegt den Kolben nun weiter durch seine Expansion mit abnehmendem Druck bis an das Ende des Cylinders. Die meisten stehenden Maschinen sind gegenwärtig (Mittel- und) Hochdruckmaschinen, welche mit Expansion arbeiten, da eine beträchtliche Oekonomie mit dieser Verwendung des Dampfes verbunden ist. Auch hat man zu berücksichtigen, ob der Dampf, nachdem er die Maschine verlassen, kondensirt wird, oder ob er in die freie Luft ausströmt. Die Niederdruckmaschine ist vorzugsweise Kondensationsmaschine, weil ohne Kondensation des abziehenden Dampfes hier keine Wirkung des frischen Dampfes auf den Kolben denkbar ist. Bei der Hochdruckmaschine ohne Expansion findet gewöhnlich keine Kondensation Statt; der Dampf strömt hier in die freie Luft (Lokomotive). Bei großen Expansionsmaschinen wird zuweilen der Dampf beim Austritt auch noch kondensirt, insbesondere bei der zweicylindrischen woolfschen Maschine. Im Allgemeinen wird man also die D.n einzutheilen haben in Niederdruckmaschinen mit Kondensation (gegenwärtig fast ausschließlich nur bei Dampfschiffen angewendet) und Hochdruck- (Mitteldruck) maschinen, mit oder ohne Expansion und mit oder ohne Kondensation.

Diese verschiedenartige Verwendung des Dampfes hat keinen wesentlichen Einfluß auf die Konstruktion der Maschine; dagegen ist es die Art der Vertheilung des Dampfes durch die Steuerung, welche andere Formen dieser Mechanismen nothwendig macht, und zwar sind dieselben von der Art, daß eine Hochdruckmaschine mit Expansion und Kondensation immer auch mit jedem andern Dampf und ohne Expansion arbeiten u. selbst als reine Niederdruckmaschine dienen kann; nur wird sie in letzterem Falle geringere Kraft entfalten können. Dieselbe erscheint somit als die mechanisch vollkommenste Maschinenkonstruktion, wie sie es auch in ökonomischer Hinsicht ist. In Bezug auf die Ausführung der Maschinen in mechanischer Hinsicht ihrer Konstruktion nach theilt man dieselben ein in stehende (mit vertikalem Cylinder), liegende (mit horizontalem Cylinder), oscillirende (mit um eine horizontale Axe beweglichem Cylinder), Trunk- (od. Schacht)maschinen, ein-, zwei- od. mehrcylindrische, ferner in einfach- od. doppeltwirkende (wo der Dampf bloß auf Einer Seite des Kolbens od. auf beiden eine Wirkung ausübt), sowie noch in Balancier- und in einfach (direkt) wirkende Maschinen.

Ursprünglich baute man nach Watt bloß stehende Niederdruckmaschinen mit Balancier (indirekter Umwandlung der geradlinigen Bewegung des Kolbens in eine rotirende). Später unterließ man die Anwendung des Balanciers vielfach, wie gegenwärtig meist, und übertrug die Bewegung der Kolbenstange direkt vermittelst einer sogenannten Kurbelstange auf die Kurbel; auch baut man jetzt häufiger liegende Maschinen, weil sich bei diesen das Fundament einfacher ausführen läßt. Die oscillirenden Maschinen werden meist auf den Dampfschiffen zum Betrieb der Schaufelräder angewendet, während die Trunkmaschinen bei den Schraubenschiffen vielfach in Gebrauch gekommen sind. Einfach wirkende Maschinen kommen vorzugsweise in den Bergwerken zum Betrieb der Pumpwerke vor, wo bloß in Einer Richtung, zum Heben des Wassers, Kraft aufzuwenden ist. Alle übrigen Maschinen sind doppeltwirkende, d. h. der Dampf drückt den Kolben nach beiden Enden des Cylinders. Mehrcylindrische Maschinen sind hauptsächlich die nach dem woolfschen Princip konstruirten Expansionsmaschinen; auch lassen sich die Schiffsmaschinen zu den mehrcylindrischen rechnen, da hier immer zur Herstellung einer gleichförmigen Bewegung zwei Cylinder in Anwendung sind. Abänderungen in der Konstruktion und den Beziehungen der Theile zu einander werden sich auch noch ergeben, je nachdem eine D. stationär feststehend oder transportabel ist, in letzterem Falle also, ob sie die Triebkraft für ein Dampfschiff oder einen Dampfwagen abgeben oder ob sie bloß für sich als ein Lokomobile beweglich sein soll. Die folgende nähere Beschreibung wird die betreffenden Unterschiede im Bau der Maschinen deutlich machen. Die Hauptheile einer D. sind vor Allem: 1) der Dampfcylinder, 2) der Dampfkolben mit seiner Stange und 3) die Steuerung. Der Dampfcylinder ist eine gußeiserne, genau ausgebohrte Röhre, welche den Dampf während seiner Arbeitsverrichtung umschließt. Er ist oben mit einem Deckel und unten mit einem Bodenstück verschlossen und enthält in der Nähe beider Stücke Seitenmündungen zum Ein- und Austritt des Dampfes. Die Höhe des Dampfcylinders muß zur Weite desselben in einem schicklichen Verhältnisse stehen. Gewöhnlich ist die Höhe 2—2½mal so groß als die Weite, weil bei einer solchen Konstruktion der Cylinder die kleinste Oberfläche besitzt, sich also am wenigsten abkühlen wird; bei Maschinen, welche eine große Anzahl von Spielen machen sollen, wie z. B. bei den lokomobilen D.n und namentlich bei den Dampfschiffsmaschinen, ist jedoch dieses Verhältniß weit kleiner. Um die Abkühlung des Dampfes im Cylinder möglichst zu verhindern, muß man denselben noch mit schlechten Wärmeleitern, z. B. mit einem Holz- oder Filzmantel, umgeben, oder ihn in eine Luft- oder Dampfhülle einschließen; auch muß man ihm eine glatte Oberfläche geben, weil bei dieser die Wärmeausstrahlung schwächer ist, als bei einer rauhen Oberfläche. Sehr oft wendet man eine Dampfhülle an, indem man den Cylinder mit einem eisernen Mantel umgibt und den Zwischenraum mit Dampf ausfüllen läßt; am zweckmäßigsten erscheint es hierbei, den Dampf, nachdem er aus dem Cylinder wieder ausgeströmt ist, diesen Zwischenraum erfüllen zu lassen, weil hier von der Wärme des verbrauchten Dampfes noch Nutzen gezogen wird. Deckel- u. Fußstück des Dampfcylinders werden durch Schrauben und Kitte mit dem Cylindermantel fest und dampfdicht verbunden. In der Mitte des Deckels sitzt die Stopfbüchse fest, durch welche die Kolbenstange hindurchgeht (s. Fig. 32). Die Stopfbüchse wird in der Regel mit in Oel und Talg getränkten Hanflunten ausgestopft, doch wendet man statt derselben in der neueren Zeit auch über einander liegende und je aus drei Sektoren bestehende Metallringe an, welche durch eiserne Federn, die zwischen dem inneren Umfange der Stopfbüchse und dem äußeren Umfange der Ringe zu liegen kommen, an die Kolbenstange angedrückt werden. Die Stopfung oder Liderung der Stopfbüchse wird von oben durch einen Deckel zusammengepreßt oder zusammengehalten, der sich entweder unmittelbar auf das Stopfbüchsengehäuse aufschrauben, oder mittelst zwei oder drei Ziehschrauben mit demselben verbinden läßt. Das Letztere, die gewöhnlichere Anordnung, zeigt die Figur. Es ist CC der Kolben, AABB der Deckel u. BB sind die Ziehschrauben, der dunkel schattirte Raum am Kolben unter dem Deckel ist mit Hanf ausgestopft. Sowohl der Cylinder-, als auch der Stopfbüchsendeckel hat eine Vertiefung zur Aufnahme von Schmiere oder Talg, um den Widerstand der Reibung des Kolbens und der Kolbenstange an den inneren Wänden möglichst zu verringern. Die Dampfkraft wird zunächst von dem im Dampfcylinder auf und nieder beweglichen Dampfkolben aufgenommen, von diesem aber durch die Kolbenstange weiter fortgepflanzt. Der Dampfkolben bildet in seiner Hauptform einen an das Innere des Dampfcylinders genau anschließenden Cylinder und besteht hauptsächlich aus drei Theilen: aus dem Kolbenstock, aus der Liderung u. aus dem Deckel. Der Kolbenstock u. der Deckel sind aus Gußeisen, die Liderung hingegen ist entweder Hanfliderung, oder Metallliderung. Hanfliderung wird nur bei Niederdruckmaschinen angewendet, bei Hochdruck würde sie zu schnell durch den heißen Dampf und die große Reibung abge-

nutzt werden; statt derselben kommt hier die ohnedies dauerhaftere und weniger Reibung gebende Metallliderung in Anwendung; letztere besteht im Wesentlichen aus genau abgedrehten Metallringen, welche durch Federn von innen nach außen, u. zwar an die innere Fläche des Dampfcylinders angedrückt werden. Die in der Mitte des Kolbens befestigte Kolbenstange, welche in der Regel aus Schmiedeeisen oder aus Stahl ist, muß eine hinreichende Stärke besitzen, um die Kolben- od. Dampfkraft auf die Arbeits- oder Zwischenmaschine übertragen zu können, ohne eine bedeutende oder bleibende Formveränderung zu erleiden; darüber gibt die Rechnung näheren Aufschluß. Der Dampf wird durch das Dampfrohr aus dem Dampfkessel zunächst in die Dampfkammer od. den Steuerkasten, d. h. denjenigen Raum geführt, wo die regelmäßige Vertheilung des Dampfes durch die sogenannte Steuerung Statt hat. In dem Dampfröhre befindet sich noch die Admissionsklappe, wodurch der Dampfzufluß und folglich auch die Dampfkraft regulirt werden kann. Die Vertheilung des Dampfes durch die Steuerung erfolgt mit Hülfe sehr verschiedenartiger Mechanismen, von denen die Schieber (entweder Röhren-, oder Muschelschieber) und die Ventile gegenwärtig fast ausschließlich im Gebrauch sind. Die Form und Wirkungsweise derselben wird aus der folgenden Beschreibung einiger vollständigen Maschinen verständlich werden.

Die wattsche Niederdruck- (Kondensations-)maschine. Diese Maschine, wie sie, in ihrer Art vollkommen aus Watts Händen hervorgegangen und seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in vielen tausend Exemplaren gebaut worden ist und sich noch immer vielfach ohne irgend wesentliche Abänderungen besonders in England vorfindet, wird durch Fig. 33 erläutert. Es ist hier H der senkrecht stehende Treib- oder Arbeitscylinder; in demselben befinden sich zwei Einlaßkanäle des Dampfes, oben und unten, welche in eine cylindrische Röhre J, den Steuerkasten (hier eine cylindrische Röhre), einmünden; in den letzteren tritt der Dampf aus dem Kessel durch die Röhre q zuerst ein. Mit dem Steuerkasten weiter in Verbindung durch eine Röhre steht der direkt unter dem Arbeitscylinder befindliche Kondensator k, wo ein Vakuum hergestellt wird durch Verdichtung des Dampfes mittelst Wassers, das durch die Röhre C einspritzt. In dem Steuerkasten J befindet sich ein röhrenförmiger hohler Schieber AB, welcher die Vertheilung des Dampfes, die Zuführung desselben auf die eine Seite des Kolbens u. seine Abführung von der andern Seite nach dem Kondensator bewerkstelligt. Dieser Schieber besitzt nämlich zwei Vorsprünge, welche die Oeffnungen des Cylinders gerade vollständig bedecken können u. bald über, bald unter denselben befindlich sind. Die Bewegung des Schiebers wird von außen durch eine damit in Verbindung stehende Stange vom Kopfe x aus durch das sogenannte Excentrik geleitet. In der Stellung der Maschinentheile, wie sie die Figur zeigt, geht eben der Kolben im Treibcylinder nach oben, der Dampf, welcher im Steuerkasten die Schieberröhre von außen ganz umspült, strömt durch die untere Oeffnung des Cylinders fortwährend ein und füllt den Raum unter dem Kolben vollständig aus, bis derselbe oben angelangt ist. Der Dampf über dem Kolben strömt oben in den Steuerkasten ein u. fließt durch die hohle Schieberröhre hindurch in den Kondensator, wo er durch das eingespritzte Wasser momentan verdichtet und dadurch fast vollständig aus dem oberen Theile des Treibcylinders herausgezogen wird. Es ist also gegenwärtig über dem Kolben durch die Steuerröhre hindurch in den Kondensator hinunter ein Vakuum; unter dem Kolben befindet sich frisch zugeführter Kesseldampf von etwa atmosphärischer Spannung, der Kolben wird also mit einer Kraft aufwärts gedrückt, welche gleich der Anzahl Quadratzoll der Kolbenfläche mal 15 Pfund ist; besitzt die Kolbenfläche 100 Quadratzoll, so steht sie unter einem Druck von 1500 Pfund od. 15 Centnern. Während der Kolben am Ende des Cylinders oben anliegend seine Bewegung umkehrt, um abwärts zu laufen, bewegt sich die Steuerröhre aus ihrer untersten Lage nach oben, und während der Kolben gerade am Ende des Cylinders sich befindet, schließt sie mit ihren vorspringenden Flächen einen Augenblick beide Oeffnungen des Cylinders, um sie gleich darauf mit anderen Theilen des Steuerkastens wieder in Verbindung zu setzen. Wenn nämlich die Fläche A über der oberen Einlaßöffnung des Cylinders sich befindet, so hat jetzt der Dampf aus dem Kessel Zutritt hierher und strömt über den Kolben, sucht denselben also nach unten zu drücken, und wenn unten die Fläche B der Steuerröhre über der unteren Einlaßöffnung des Cylinders angelangt ist, so strömt der Dampf unterhalb des Kolbens aus dem Cylinder nunmehr in den Kondensator aus, wo er verdichtet wird. Es entsteht also unterhalb des Kolbens jetzt ein Vakuum, in welches der Kolben durch den von oben frisch hereinströmenden Dampf heruntergepreßt wird. Ist der Kolben am unteren Boden des Cylinders angelangt, so kehrt die Steuerröhre ihre Bewegung um, geht nach unten, schließt wieder einen Moment beide Oeffnungen des Cylinders, wenn der Kolben gerade am Ende des Cylinders sich befindet, und setzt sodann von Neuem den oberen Theil des Cylinders mit dem Kondensator und den Raum unter dem Kolben mit dem Kessel in Verbindung, so daß der Kolben jetzt in die Höhe gepreßt wird. Das durch die Röhre C in den Kondensator in Folge des äußeren Luftdrucks eingespritzte Abkühlungswasser, dessen Zuflußmenge durch einen Hahn vermittelst der Kurbel bei f regulirt wird, würde bald den Kondensator ausfüllen; um es herauszuschaffen, bedient man sich einer besonderen Pumpe, welche den Namen Luftpumpe führt, da sie zugleich die wichtige Bestimmung hat, die mit dem Dampf aus dem Wasser des Dampfkessels u. mit dem Kondensationswasser in den Kondensator gelangte Luft, welche bald einen schädlichen Rückdruck auf den Kolben ausüben würde, zu entfernen. L ist die Luftpumpe, v, v′ zwei nach oben sich öffnende Ventilklappen des darin befindlichen Kolbens, welche zwei Durchlässe desselben beim Aufgange schließen. Bei D ist eine weitere Ventilklappe, welche sich schließt, sobald der Kolben nach unten geht. In der Zeichnung bewegt sich der Kolben nach oben, das über demselben befindliche Wasser strömt in den Sammelbehälter K ab. Geht der Kolben wieder nach unten, so schließt sich eine Klappe bei E, so daß das Wasser von hier nicht zurückfließen und auch keine Luft in den oberen

Theil der Luftpumpe einströmen kann. Während des Aufgangs hatte der Kolben Wasser und Luft aus dem Kondensator eingesogen; während des Niedergangs fällt die Klappe D zu, und es ergießen sich nun Wasser u. Luft aus dem unteren Theile der Luftpumpe durch die Oeffnungen des Kolbens, die Ventile hebend, nach oben. Beim Aufwärtssteigen des Kolbens fallen die Ventile v, v' zu, und es wird jetzt die ganze darüber befindliche Flüssigkeit wieder nach E gedrückt. Aus E fließt ein Theil des Wassers und die eingeführte Luft durch einen besondern Kanal ab; ein anderer Theil des Wassers gelangt durch eine niedergehende Röhre, wie die Figur zeigt, in die Speisepumpe M. Wenn der Pumpenkolben in M in die Höhe geht, so zieht er durch das sich öffnende Kegelventil w Wasser aus dem Raum E ein; geht er nieder, so schließt sich dieses Ventil und ein anderes Ventil w' hebt sich dagegen, das Wasser strömt hier durch und wird durch die abwärts gehende Röhre F als Speisewasser in den Kessel geführt, oder in den Sammelbehälter, von wo es durch den selbstregulirenden Schwimmer (s. Dampfkessel) zeitweilig in den Kessel einströmt. Noch ist die Kaltwasserröhre G in der Zeichnung namhaft zu machen, durch welche das Brunnenwasser aufwärts steigt, um bei P in das Reservoir sich zu ergießen, von wo es, den Kondensatorkasten äußerlich rings umgebend und abkühlend, durch die Röhre C in den inneren Kondensator vermöge des Luftdrucks eingeführt wird. Zur Beschaffung des bei P ausfließenden Wassers bedarf es unter Umständen noch einer besondern Pumpe, die dann Kaltwasserpumpe heißt, welche aber in der vorliegenden Zeichnung nicht angegeben ist. Die Verbindung der verschiedenen Maschinentheile unter einander zu einem harmonischen Spiel und zur Erzielung einer rotirenden Bewegung, von welcher sich die meisten andern, für den verschiedenartigsten technischen Betrieb erforderlichen Bewegungen leicht ableiten lassen, geschieht in der folgenden Weise. Das Ende der Kolbenstange ist durch die Stange sa mit dem Balancier abcde in Verbindung gesetzt. Dieser Balancier (gewöhnlich ein gleicharmiger Hebel) stellt eine aus Gußeisen bereitete, an den Enden spitz zugehende, seitlich und in der Mitte zur Verstärkung mit breiter Kante versehene Platte oder Schiene dar, die sich bei C um ein auf dem Gerüst fest angebrachtes Lager dreht oder eine oscillirende Bewegung macht. Während der Kolben aufwärts geht, wird sich also auch der Endpunkt a des Balanciers nach oben bewegen und umgekehrt. Am andern Hebelarm e des Balanciers ist eine sogenannte Kurbelstange ex angebracht, welche die Kurbel (oder den Krummzapfen) ox bei x ergreift und um den Mittelpunkt o herumdreht, während der Punkt e auf- und abwärts geht. Mit der Kurbel in Verbindung steht das Schwungrad, welches, einmal in rotirender Bewegung, durch seine lebendige Kraft (oder Trägheit) einen gleichmäßigen Gang der Maschine, also des Kolbenspiels und aller sich daran anschließenden Mechanismen herbeiführt. Es ist noch die sinnreiche Konstruktion hervorzuheben, durch welche die geradlinige Bewegung des Endpunktes der Kolbenstange s und damit auch des Kolbens bewerkstelligt und welche das wattsche Parallelogramm genannt wird. An dem Punkte b des Balanciers, in der Mitte zwischen a und c, befindet sich eine Stange bu von derselben Länge wie as, und eine weitere Stange us von der Länge ab verbindet die Endpunkte u und s, ferner greift bei u noch der Endpunkt der Stange ru an (der Lenker oder Gegenbalancier), welche bei r an dem Gerüste sich dreht. Die vier Punkte a b u s bilden also ein fest verbundenes Parallelogramm. Während der Bewegung des Balanciers auf- und abwärts beschreibt der Endpunkt a einen Bogen, und die daran hängende Stange as hat natürlich eine Neigung, diesem Bogenwege zu folgen; ebenso verhält es sich mit der Stange bu, u. also auch mit den betreffenden Endpunkten s und u beider Stangen. In Folge des Lenkers ru muß aber der Punkt u in Wirklichkeit einen Bogen beschreiben, welcher in umgekehrtem Sinne gerichtet ist, da der Punkt r feststeht; die Bewegung des Punktes u, da sie eine fest gegebene ist, wird also die Bewegung des Punktes s durch die Verbindungsstange us beeinflussen müssen; s sucht sich in einem Bogen zu bewegen, der nach innen (rechts) gerichtet ist, durch die Verbindung mit dem Punkt u wird s aber in einen Bogen gezogen, der nach außen (links) geht; beide Bewegungen nach rechts und links werden sich somit gerabezu ausgleichen und sich kombiniren zu einer geraden Linie, in welcher der Punkt auf- und abwärts schreitet. Alle Balanciermaschinen sind bis auf den heutigen Tag mit dieser sinnreichen und einfachen Geradführung versehen. Auch der Punkt t in der Mitte der Schiene bu bewegt sich in einer geraden Linie auf- und abwärts. Der Punkt b des Balanciers beschreibt nämlich einen Bogen vom Mittelpunkt C aus und der Punkt u des Lenkers ru beschreibt einen eben so großen Bogen vom Mittelpunkt r aus (da ru gleich be). Es wird somit die Mitte t der Verbindungsstange bu sowohl der Bewegung von b, als der entgegengesetzten Bewegung von u gleichzeitig folgen müssen, was natürlich nur dadurch geschehen kann, daß beide entgegengesetzten Bogenbewegungen in t sich aufheben, t also in gerader Linie auf- und abgeht. An diesem Punkt t wird der Endpunkt der Zugstange des Kolbens der Luftpumpe L aufgehängt und dadurch dessen geradlinige Bewegung und richtiger Anschluß an den Stiefel der Luftpumpe gesichert. Die Bewegung des Kolbens der Speisepumpe, welcher gewöhnlich ein Mönchskolben (d. h. eine den Stiefel der Pumpe ganz ausfüllende Cylinderstange, welche Kolben u. Kolbenstange zugleich vorstellt und durch eine Liderung geht, welche der Weite des Stiefels entspricht, s. Pumpe) ist, erfolgt durch die Hängestange dd', welche bei d am Balancier befestigt ist; der Kolben muß hier durch einen langen Anschluß an den Stiefel und durch die Liderung seine geradlinige Bewegung von selbst besorgen, da der Punkt d' in Folge der Bogenbewegung des Punktes d immer eine Neigung hat, bald nach rechts, bald nach links von der geraden Linie abgelenkt zu werden. Die Steuerung des Schiebers im Steuerkasten J wird vermittelt durch das sogenannte Excentrik S, ein daran befestigtes Gestänge Sp, einen rechtwinkligen Hebel po'... (der dritte Endpunkt desselben ist durch den Steuerkasten verdeckt) und durch eine Stange hinter dem Steuerkasten, welche von dem verdeckten dritten Endpunkt des Hebels po'... zu dem äußeren Kopfe z der Zugstange

des Schiebers hinaufreicht. Der Punkt o' des Hebels ist fest und bildet den Drehpunkt. Der Punkt p schwingt nach rechts und nach links ziemlich horizontal; in der Zeichnung ist p gerade in der äußersten Abweichung nach rechts dargestellt. Der andere Endpunkt des Hebels wird, da er einen rechten Winkel mit o'p bildet, auf- und abwärts schwingen müssen; in der Lage der Maschinentheile, wie sie die Zeichnung andeutet, befindet er sich in seiner äußersten Abweichung nach unten, somit wird auch der Kopf z des Schiebers am tiefsten unten stehen und desgleichen der Schieber. Bewegt sich p nach links, so geht der andere Endpunkt des Hebels, deshalb auch der Punkt z und der Schieber im Steuerkasten in die Höhe. Die hin- und hergehende Bewegung des Punktes p wird aber durch das Excentrik und das Gestänge, welches von S nach p geht, vermittelt. Das Excentrik bildet eine Scheibe, welche mit der Schwungradwelle in fester Verbindung sich befindet, aber außerhalb deren Mittelpunkt gestellt ist, was die Figur deutlich erkennen läßt. Um diese Scheibe ist ein Ring gelegt, innerhalb dessen die Scheibe sich dreht. Dieser Ring wird den Bewegungen der Scheibe folgen müssen, ohne jedoch wie deren Peripherie sich im Kreise zu drehen. Er wird also, da die Scheibe mit ihrem excentrischen Theil (oder ihrem eigenen Mittelpunkte) bald mehr nach rechts, bald mehr nach links, nach oben oder nach unten gerichtet ist, ebenfalls diese Lagen annehmen müssen. Das mit diesem Ring verbundene Gestänge Sp wird somit an seinem Endpunkt p nur eine hin- und hergehende Bewegung nach rechts und nach links machen müssen, da die auf- und abwärts gehende Bewegung des Rings auf das Excentrik hier keine Wirkung äußern kann. Es muß nun nur noch von vorn herein die Stellung des Excentriks so gegen die Kurbel o x gerichtet sein, daß es bei der Lage, welche der Kolben in der Zeichnung besitzt, gerade anfängt, den Punkt nach links zu drücken, so daß also der Schieber aufwärts steigt, um, wenn der Kolben am Ende des Cylinders angekommen ist, die Einlaßöffnungen des Cylinders im Vorübergehen einen Augenblick zu schließen und dann eine umgekehrte Vertheilung des Dampfes zu bewirken. Beim Niedergang des Kolbens findet eine Bewegung im entgegengesetzten Sinne Statt. Kolben sowohl als Schieber bewegen sich somit unausgesetzt auf- und abwärts, der Schieber aber ist immer einen Viertelkreisbogen oder 90° hinter dem Kolben zurück, gerade in stärkster Bewegung, wenn der Kolben in Ruhe, und umgekehrt gerade in Ruhe, wenn der Kolben in seiner stärksten Bewegung begriffen ist. Eine Vorrichtung in der Maschine bedarf zum Schluß noch einer Erläuterung. Es ist die Regulirung ihres gleichmäßigen Ganges, die Herstellung einer unveränderlichen Geschwindigkeit in der Umdrehung des Schwungrads vermittelst des Regulators. Eine D. wird nie unter Umständen arbeiten, wobei ihre Geschwindigkeit sich auf die Dauer unverändert erhielte. Die Arbeitsmaschinen bieten schon bald größeren, bald geringeren Widerstand, und demgemäß wird die Maschine sich bald langsamer, bald schneller zu bewegen suchen; auch ist die Produktion des Dampfes im Kessel nicht immer ganz gleichförmig, je nachdem das Feuer in seiner Intensität wechselt. In vielen Fällen, z. B. in den Spinnereien, ist es aber von der größten Wichtigkeit, daß die Arbeitsmaschinen mit vollkommener Gleichförmigkeit sich bewegen; man erreicht dies dadurch, daß man die Zuströmung des Dampfes in die Maschine veränderlich macht, wenn die Arbeitsmaschinen selbst Schwankungen im Kraftbedarf unterworfen sind, u. wenn die Spannung des Dampfes sich ändert. Man bringt nämlich in der Dampfröhre vor ihrer Einmündung in den Steuerkasten bei q eine Klappe an, ein sogenanntes Drosselventil, welches von derselben Beschaffenheit ist wie die Klappe in unseren Ofenröhren, also eine kreisförmige Scheibe, welche von außen zu drehen und wenn sie senkrecht gegen die Längsrichtung der Röhre gerichtet ist, den Zufluß des Dampfes vollständig sperrt und, wenn sie, wie in der Figur, parallel der Röhre läuft, den Querschnitt derselben nicht verändert, also den Dampf ganz ungehindert durchströmen läßt. In den dazwischen befindlichen Lagen wird die Klappe den Querschnitt der Röhre mehr oder weniger verengern, also auch den Zufluß des Dampfes mehr oder weniger verringern. Die Stellung dieser Klappe wird durch die Geschwindigkeit, mit der sich das Schwungrad dreht, in folgender Weise bewirkt. Von der Schwungradwelle geht eine endlose Leine STR um ein Rad R und setzt dieses in Umdrehung. Dieses Rad greift vermittelst einer konischen Zahnung in die entsprechende Zahnung einer vertikalen Welle PN ein, welche bei N ihr Lager besitzt. Es wird also auch diese Welle in eine entsprechende Umdrehung versetzt. An den Punkten g und g' sind die Zapfen zweier Stangen g h und g' h', an deren Endpunkten zwei massive Kugeln i und i' befestigt sind. Bei der Umdrehung der Welle P N werden auch die Kugeln i und i' in Umdrehung versetzt, in Folge der Centrifugalkraft suchen sie sich aber vom Mittelpunkt der Umdrehung, also der Welle P N zu entfernen; sie beschreiben um die Punkte g und g' Kreisbögen und heben sich; sie werden sich um so mehr heben, je größer die Umdrehungsgeschwindigkeit der Welle P N und somit auch des Schwungrads ist. Bei h und h' befinden sich nun noch die Zapfen für zwei weitere Stangen, welche bei k einen Ring ergreifen, der lose um die Schwungradwelle gelegt ist, und der eine Rinne besitzt, in welche der Endpunkt eines rechtwinkeligen Hebels m l k eingelegt ist, dessen Drehpunkt in l sich befindet. In m ist eine horizontale Stange m n angebracht, welche in n einen anderen Winkelhebel n o y mit dem Drehpunkt o ergreift; von y geht eine Stange aufwärts an eine Kurbel, welche von außen die Bewegung der Klappe q dirigirt. Wächst nun die Geschwindigkeit des Schwungrads, so nimmt die Umdrehungsgeschwindigkeit der Welle P N und der daran angebrachten Schwungkugeln zu, dieselben heben sich, bewegen die Punkte h und h', damit auch den Ring k, aufwärts, dieser wieder hebt den Hebelarm k l in die Höhe, dadurch bewegt sich der Punkt m nach rechts, ebenso der Punkt n, und dadurch der Punkt y nach unten, wodurch eine entsprechende Drehung der Klappe und theilweise Verengerung oder Schließung des Dampfkanals bewirkt wird. Es strömt dadurch eine geringere Menge von Dampf in die Maschine ein, der Druck auf den Kolben nimmt ab, folglich wird auch wieder dessen Bewegung und die Umdrehungsgeschwindigkeit des Schwungrads verzögert; die Maschine wird mit einem Wort in

ihre als normal angenommene Geschwindigkeit zurückkehren. Der ganze Apparat K N mit den Kugeln ꝛc. wird der Regulator, auch Schwungkugel- od. Centrifugalregulator genannt. Er ist ein sehr wichtiges, ja unentbehrliches Glied einer D. (Die Bewegungen und gegenseitigen Beziehungen der Mechanismen in einer wattschen D. werden sehr naturgetreu illustrirt durch ein Modell von Dr. Meidinger in Heidelberg, veröffentlicht durch die Buchhandlung von Bangel und Schmitt in Heidelberg. Dieses Modell ist von starkem Pappdeckel, die beweglichen Theile sind massiv von Blech und werden durch eine Kurbel in Gang gesetzt.)

Besondere Steuerungen. Bei kleineren D.n, wie auch bei Lokomotiven, ist gegenwärtig meist eine etwas abgeänderte Steuerung in Gebrauch, um den Dampf zu vertheilen, nämlich vermittelst eines Muschelschiebers, auch Schubladenventil genannt. Die Fig. 31, 1 und 2, zeigt eine solche Anordnung, bei entgegengesetzten mittleren Bewegungen des Kolbens. Es ist hier D das Dampfrohr, C E der Steuerkasten, d e und f g die Einmündungen in den Cylinder, K der Kolben, G L die Kolbenstange, B A der Schieber, welcher von der Form einer Schublade mit weit vorspringenden Rändern ist, B F die Schieberstange. Noch ist o eine Röhre zum Ableiten des Dampfes nach außen. In der Stellung 1 ist der Schieber in seiner untersten Lage; der Dampf strömt durch d oben bei e in den Cylinder und drückt den Kolben nach unten; der Dampf unterhalb des Kolbens entweicht bei g, und die Muschel des Schiebers setzt die Ausmündung f mit dem Ableitungskanal o in Verbindung. In der Stellung 2 ist der Schieber ganz oben, der Dampf strömt jetzt unten durch den Kanal fg in den Cylinder und treibt den Kolben in die Höhe; der Dampf über dem Kolben entweicht durch e u. d o nach außen. Die Bewegung des Schiebers durch den äußeren Theil der Steuerung erfolgt vermittelst eines Excentriks wie bei der wattschen Maschine. Der Druck des Dampfes auf die Fläche des Schiebers bewirkt bei dieser Anordnung einen großen Kraftverlust durch die bedeutende Reibung, die an der Berührungsfläche zwischen Schieber und Cylinder Statt findet. Bei Lokomotiven kann derselbe mehre Pferdestärken betragen. Die Röhrenschieberkonstruktion von Watt ist ein sogenannter Entlastungsschieber, weil sich hier der Dampfdruck nach allen Richtungen im Gleichgewicht hält. In der Neuzeit hat man auch verschiedene andere Formen von Entlastungsschiebern ersonnen, deren nähere Beschreibung hier jedoch zu weit führen würde. Bei sehr großen, zumal bei den einfachwirkenden D.n für den Betrieb der Pumpwerke in Bergwerken würden die Schieber zu groß ausfallen, um mit hinreichender Genauigkeit abschließen zu können, übrigens aber auch das Eröffnen und Abschließen der Dampfwege zu langsam vor sich gehen. Man bedient sich hier der Ventile zur Steuerung, welche sehr schnell eine große Oeffnung herzustellen erlauben. Man hat verschiedene Arten derselben konstruirt. Die einfachste Art ist das Kegelventil, wovon Fig. 32 eine Abbildung zeigt. Der vordere Theil der Knieröhre, in welcher das Ventil seinen Sitz hat, ist in der Figur abgeschnitten, so daß man in das Innere hineinschaut. A ist das Ventil, B C dessen Stiel, sowie B und C die büchsenförmige Leitung desselben; ferner D eine durch das Gehäuse hindurchgehende Drehaxe, D E ein Hebelarm im Innern und D F ein solcher außerhalb des Gehäuses; jener ergreift den zu diesem Zweck bei E ausgehöhlten Ventilstab, dieser aber ist mit einer Stange F G verbunden. Der Dampf kommt von hinten durch das Rohr bei C M und drückt das Ventil A nieder; wird die Stange G F nach hinten gezogen, so geht das Ventil A in die Höhe, und der Dampf strömt an der dadurch entstehenden Oeffnung vorbei in den Kanal N nach dem Cylinder. Um das Ventil zu heben, muß der volle Dampfdruck vorerst überwunden werden; es verursacht dies einen gewissen Kraftverlust, welcher durch Anwendung eines Gegenkolbens oder eines Doppelventils fast vollständig vermieden werden kann. Bei den einfach wirkenden Bergwerksdampfmaschinen, bei welchen vorzugsweise die Ventile im Gebrauch sind, hat man auch noch besondere Vorrichtungen nöthig, um die Zeit des ganzen Kolbenspiels zu reguliren; man nennt dieselben Katarakte; durch dieselben kann am Ende des Kolbenspiels eine beliebig lange Pause hervorgebracht werden. Fig. 42 zeigt die Einrichtungen eines Katarakts. Den Hauptkörper desselben bildet eine Wasserpumpe H L mit dem Mönchskolben H und zwei Ventilen V und W, wovon sich das eine nach innen, das andere nach außen öffnet. Der Ausschub dieser Ventile läßt sich durch Stellung der Stangen V′ und W′ mit Hülfe von Kurbeln V_2 und W_2 beliebig verändern. Der ganze Pumpenkörper steht in dem mit Wasser angefüllten Kasten N N. Beim Aufziehen des Pumpenkolbens H fließt durch das Ventil V Wasser aus dem Kasten in den Pumpenkörper, wogegen beim Niedergange desselben durch das Ventil W Wasser aus dem Pumpenkörper in den Kasten zurückgedrückt wird. Zu diesem Auf- u. Niederziehen des Kolbens dienen zwei mit den Gewichten Q u. Q_1 beschwerte Hebel q u. q_1, wovon der eine noch einen dritten Arm hat, welcher mittelst einer horizontalen Stange s an einem anderen dreiarmigen Hebel r angeschlossen ist, dessen beide Arme in die Scheerenenden n_1 und p_1 zweier Stangen n_1n und p_1p eingreifen, von denen bei einer gewissen Stellung des Hebels nach rechts oder links die eine oder die andere gehoben wird, um dabei die Ventile zu eröffnen, welche den Dampf in die Maschine ein- und auszulassen haben. Die Art und Weise, wie die Regulirung dieses Hebelwerks durch die Pumpe geschieht, ist die folgende. Die vertikale runde Stange, an welcher sich der Buchstabe M befindet, ist die Kolbenstange der Luftpumpe, welche bei diesen Maschinen, die keine rotirende Bewegung haben, also auch den Gebrauch eines Excentriks ganz ausschließen, zur Steuerung der Ventile benutzt wird. Bei M besitzt diese Stange einen Vorsprung, einen Bolzen, dessen technische Bezeichnung Knagge ist; beim Aufgang der Stange ergreift diese Knagge den Hebel q_1 u. hebt dadurch das Gewicht Q_1, so daß nun das Gewicht Q in Wirksamkeit treten und den Kolben H des Katarakts emporheben kann, was natürlich um so langsamer erfolgt, je mehr der Hub des Saugventils V eingeschränkt ist. Da nun das niedersinkende Gewicht Q durch den Mechanismus r s die Stange n n_1 aufhebt, so wird dadurch auch das Oeff-

und des Ventils in dem Steuerkasten bewerkstelligt nen der Anfang eines neuen Spiels der D. eingeleitet. Beim darauf folgenden Niedergang des Dampfkolbens und auch der Steuerstange der Luftpumpe zieht sich die Knagge M wieder unter q_1 zurück, und es drückt nun das Gewicht Q_1 den Kolben H mittelst des Hebels q_1 nieder, wobei durch W wieder Wasser aus dem Pumpenkörper herausgedrückt wird und der Mechanismus s r eine rückgängige Bewegung macht, folglich die Stange p_1 p aufhebt und zuletzt die Oeffnung eines anderen Ventils bewerkstelligt, wodurch der Dampf aus der Maschine wieder austritt und der Aufgang des Kolbens ermöglicht wird (bewirkt allein durch das Gewicht des niedergehenden Pumpengestänges).

Hochdruckmaschine. Man wendet in den stationären D.n gegenwärtig fast nur höher gespannten Dampf von 3—5 Atmosphären Druck an, weil sich mit diesem Dampf in kleinen Räumen eine weit höhere Wirkung erzielen läßt, als mit Niederdruckdampf, wie er in den wattschen Maschinen zur Anwendung kam; auch ist es hierbei nicht nöthig, einen besonderen Kondensator mit viel Kondensationswasser (10-—20mal so viel, als das Gewicht des zu kondensirenden Dampfes beträgt) und noch dazu einer besonderen Pumpe zum Entleeren des Kondensators anzuwenden, indem man den Dampf direkt in die freie Luft abströmen lassen kann. Es findet dadurch allerdings ein starker Rückdruck auf den Kolben Statt; bei einer Spannung des Dampfes von z. B. 4 oder 5 Atmosphären hat derselbe aber nicht viel zu bedeuten. Bei einem Dampf von 5 Atmosphären ist dann noch immer ein aktiver Druck von 5 — 1 = 4 Atmosphären, d. h. 4mal 15 oder 60 Pfund auf den Quadratzoll des Kolbens vorhanden, also 4mal so viel, als in der Niederdruckmaschine. Für gleichen Kraftbedarf braucht also eine Maschine bei Benutzung eines Dampfes von 5 Atmosphären nur den vierten Theil des Raumes, wie bei Benutzung eines Niederdruckdampfes von bloß 1 Atmosphäre. Dieser Umstand ist es vorzugsweise, welcher gegenwärtig zur fast ausschließlichen Konstruktion von Hochdruckmaschinen geführt hat, zumal man die Kessel jetzt so solid baut, daß eine Explosion zu den Seltenheiten gehört und gewiß nur bei unaufmerksamer Behandlung desselben eintritt. Eine liegende Hochdruckmaschine von einer Form, wie sie gegenwärtig vielfach hergestellt wird, zeigt die Figur 53. Das Fundament ist aus Backsteinen gebaut, darauf liegt eine eiserne Platte, auf welcher die Maschine angeschraubt ist. A ist der Cylinder, B das Schwungrad, C die Kurbelstange, b die Excentrikstange (das Excentrik selbst ist verdeckt), d der Schwungkugelregulator, f die Speisepumpe, welche durch k Wasser aus dem Brunnen holt und durch die Röhre g dasselbe in den Kessel pumpt. Es ist dies eine direkt wirkende Maschine, da die von der Kolbenstange ergriffene Kurbelstange direkt die Kurbel und damit das Schwungrad herumdreht. Zur Erzielung einer geradlinigen Bewegung des Kopfes der Kolbenstange geht dieselbe in einer besonderen Führung zwischen Gleitschienen. Um von der Wärme des Dampfes, ehe er in die Luft strömt, noch einen Nutzen zu ziehen, läßt man denselben bei diesen Maschinen oft durch einen Vorwärmer gehen, wovon Fig. 33 eine gebräuchliche Form zeigt. A ist das Blaserohr, welches den verbrauchten Dampf zunächst in das Reservoir B C D E leitet, und D E das Ausgußrohr der Kaltwasserpumpe, welches mit vielen feinen Löchern versehen ist, wodurch das Wasser in feinen Strahlen eingeführt wird. Dieses Wasser wird durch den Dampf erwärmt und größtentheils durch die bei C einmündende Speisepumpe nach dem Dampfkessel gedrückt; das überflüssige Wasser fließt aber durch die mit einem Schwimmer S ausgerüstete Seitenröhre F G H und der übrige Dampf durch das Rohr k ab. Der abziehende Dampf kann auch sonst noch nützlich verwendet werden, im Winter z. B. zum Heizen von Wohn- oder Arbeitsräumen, und für viele technische Operationen, bei denen eine gelinde Hitze nothwendig ist. Der Kondensator zum völligen Verdichten des Dampfes ist bei der wattschen Maschine schon beschrieben worden; die Fig. 34 zeigt noch eine etwas andere Form, die jedoch nach dem Früheren keiner besonderen Erläuterungen mehr bedarf; es ist hier noch in C die Kaltwasserpumpe sichtbar.

Expansionsmaschinen. Bei größeren Hochdruck- (Mitteldruck-) maschinen sperrt man den Dampf, nachdem er den Cylinder bis zu einem gewissen Grad angefüllt hat, vom Kessel ab und läßt ihn nunmehr durch Expansion, allerdings mit fortwährend abnehmendem Druck, den Kolben weiter schieben. Diese Expansionswirkung des Dampfes ist ein reiner Gewinn in ökonomischer Hinsicht gegenüber der einfachen Hochdruckmaschine, man kann dadurch von einer halben Quantität mehr als die doppelte mechanische Arbeit oder Leistung verrichten lassen. Um den Dampf durch Expansion in der Maschine arbeiten zu lassen, bedarf man bloß einer Modifikation in der Steuerung; dieselbe muß so eingerichtet sein, daß der Dampfkanal geschlossen ist, nachdem der Kolben einen bestimmten Weg in dem Cylinder zurückgelegt hat. Es läßt sich dies wohl mittelst eines einzigen Schiebers erreichen, wenn das Excentrik nicht eine kreisrunde, sondern eine mehr herzförmige Gestalt besitzt; doch ist diese Steuerungsmethode nicht viel in Anwendung gekommen. Gewöhnlich wendet man zwei Schieber an, die durch zwei besondere Kreisexcentriks geleitet werden. Der eine Schieber ist von der gewöhnlichen Form, z. B. ein Schubladenventil, u. bewirkt in gebräuchlicher Weise die Vertheilung des Dampfes, wie dies oben näher auseinandergesetzt wurde. Der andere Schieber, der Expansionsschieber, öffnet und schließt den Dampfkanal nur gelegentlich, so daß der Dampf nur während eines gewissen Kolbenwegs einströmen kann. Es sind zur Erreichung dieses Zwecks sehr verschiedene Konstruktionen ersonnen worden u. in Anwendung gekommen, die sich jedoch hier nicht näher beschreiben lassen. Nur eine eigenthümliche, sehr beliebte Expansionssteuerung, bei welcher durch die Stellung des Expansionsapparats selbst die Regulirung des Ganges der D. bewirkt wird, möge hier noch näher erläutert werden. Es ist dies die bekannte meiersche Steuerung mit variabler Expansion. Die Fig. 44 zeigt die vollständige Anordnung einer meierschen Maschine u. die Fig. 43 noch besonders die Expansionsvorrichtung. Es ist in Fig. 44 AA der Treibcylinder mit seinem Kolben, der Kolbenstange B, der Kurbelstange C und der Kurbel D. DEHT ist die Schwungradwelle, GG das Schwungrad, E das

kreisförmige Excentrik, welches einen gewöhnlichen Schubladenschieber lenkt. Vom konischen Zahnrad H wird direkt der Schwungkugelregulator K L bewegt, dessen Kugeln M M bei einer vergrößerten Geschwindigkeit sich heben, dadurch das Gestänge L u. damit einen konischen Körper h r heben. An demselben befinden sich zwei Längenrippen, wie Fig. 43 II näher zeigt. Dieser Kegel bewegt sich in einem Rahmen f h, woran eine Stange befestigt ist, welche durch eine Liderung in den Steuerkasten zu dem Kegelventil b geht. Noch ist zu bemerken, daß bei f eine Feder sich befindet, welche den Rahmen fortwährend nach der Richtung h preßt, also das Ventil b stets zu schließen sucht. Beim Gang der Maschine dreht sich der Regulator ganz gleichmäßig mit der Schwungradwelle herum, da gleiche Zahnräder die Bewegung übertragen. Die Längenrippen des Kegels r h stoßen nun bei jedem Wechsel des Kolbenspiels eine gewisse Zeit lang den Rahmen nach der Richtung f u. öffnen dadurch das Ventil b, so daß Dampf in den Cylinder einströmen kann. Das Ventil wird, wie man leicht einsieht, um so länger geöffnet bleiben, der Dampf also um so länger in den Cylinder einströmen, einen je tieferen Stand der Kegel einnimmt, weil dann der Rahmen längere Zeit zur Linken gedrückt bleibt. Umgekehrt wird um so weniger Dampf in den Cylinder gelangen, je höher der Kegel steht. Dieser Stand des Kegels wird aber durch den Regulator bedingt. Drehen sich die Kugeln sehr schnell, ist also die Geschwindigkeit der Maschine eine sehr große, so gehen die Kugeln in die Höhe u. ziehen auch den Kegel aufwärts. Es strömt dann weniger Dampf in den Cylinder ein, die Maschine geht wieder langsamer. Geht die Maschine hingegen zu langsam, so sinken die Kugeln tief herunter, damit auch der Kegel, und die Einrichtung kann selbst so getroffen werden, daß der Kegel während des ganzen Kolbenwegs geöffnet bleibt, die Maschine also mit Volldruckdampf ohne jede Expansion arbeitet. Diese meiersche Steuerung ist sehr einfach und zweckmäßig und für stationäre Maschinen allgemein empfehlenswerth. In der Figur zeigt noch a das Dampfrohr, welches den Dampf in den Steuerkasten leitet, und e das Blaserohr, durch welches der Dampf die Maschine verläßt. Auf der Schwungradwelle deutet noch F ein Excentrik an, welches mit dem Gestänge FN die Speisepumpe TQ im Gang erhält.

Woolfsche D.n. Die ersten Expansionsmaschinen waren von Woolf in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gebaut worden u. arbeiteten mit zwei Cylindern; in den einen, kleinern strömte der Dampf aus dem Kessel, ihn ganz erfüllend, von da ging er in den andern, größern Cylinder, wobei er sich in Folge des größern Raums expandiren mußte. Diese Maschinen werden noch heutigen Tages nicht selten gebaut. Die Vorzüge der Expansion des Dampfes in zwei besondern Cylindern von verschiedener Größe, statt in einem einzigen von der Größe dieser beiden zusammen genommen, beruht darin, daß dadurch ein gleichmäßigerer Gang der Maschine erzielt werden kann. Bei Anwendung der Expansion in einem einzigen Cylinder steht der Kolben anfangs unter dem vollen gleichmäßigen Druck des Dampfes, dann aber während der Expansion unter stets abnehmendem Druck; das Schwungrad wird dadurch einen ungleichmäßigen Impuls erhalten, sich also auch nicht ganz gleichmäßig, sondern periodisch etwas schneller u. langsamer bewegen müssen. Bei der Expansion in zwei Cylindern nach Woolfs Princip ist der Gesammtdruck auf beide Kolben zusammen genommen während des ganzen Spiels nahezu gleich stark, folglich wird auch dem Schwungrad ein gleich starker Impuls mitgetheilt werden, es wird gleichmäßiger laufen. Macht man jedoch das Schwungrad bei Expansion in einem einzigen Cylinder etwas größer als gewöhnlich, so verschwinden jene Differenzen in der Geschwindigkeit fast vollständig, und eine eincylindrische Expansionsmaschine erscheint dann wohl gleichwerthig einer zweicylindrischen woolfschen Maschine. Die Einrichtung und Wirkungsweise einer woolfschen Maschine ist übrigens aus der idealen Darstellung in Fig. 45 zu ersehen. Der bei D zutretende und in den an der Stange S hängenden Schieber eintretende Dampf von 3—4 Atmosphären Spannung wird abwechselnd durch die Kanäle E u. F in den kleinen Cylinder geführt, setzt daselbst den Kolben K in Bewegung u. strömt, nach vollbrachter Wirkung, abwechselnd durch F u. E in die Dampfkammer R. Aus dieser wird er durch die Kanäle G und H in den großen Cylinder und von d. i. nach vollbrachtem Ausschube des Kolbens L, in den an der Stange T hängenden Schieber geleitet und gelangt von da zuletzt durch das Rohr O zum Abfluß in den Kondensator. Beide Dampfkolben gehen, wenn die beiden Dampfschieber die entgegengesetzten Stellungen einnehmen, gleichzeitig auf u. nieder. Der Dampf expandirt sich im großen Cylinder gewöhnlich auf das Vierfache.

Oscillirende Maschinen. Die ganz ausschließliche Herstellung von Balanciermaschinen durch Watt hatte einen eigenthümlichen Grund. Dieselben gingen bekanntlich hervor aus der newcomenschen Maschine u. wurden gleich dieser lange Zeit nur zum Betrieb von Pumpwerken in den Bergwerken benutzt. So lange war die Anwendung des etwas schwerfälligen Mechanismus eines Balanciers vollkommen gerechtfertigt, u. auch bis auf den heutigen Tag werden aus naturgemäßen Gründen solche Balanciermaschinen dort fast allgemein gebraucht. Sobald jedoch die D. für viele andere Zwecke benutzt wurde, wo eine rotirende Bewegung erforderlich ist, oder die besondere andere Art der Bewegung von einer rotirenden Welle sich am leichtesten ableiten läßt, außerdem auch das mit einer rotirenden Welle verbundene Schwungrad den einfachsten Regulator der Wirkung der Maschine darstellt, so erschien die Anwendung eines Balanciers nicht mehr unerläßlich, ja derselbe mußte nur den Anschaffungspreis der Maschine erhöhen, ihre Aufstellung erschweren, den Raum der ganzen Maschine vergrößern u. ebenso die Reibungswiderstände und Kraftverluste erhöhen. Schon Watt hatte die einfache Kurbelvorrichtung mit direkter Umwandlung der geraden Bewegung in die rotirende ersonnen und würde sie auch zur Anwendung gebracht haben, wenn ihm nicht die Zeichnung und Beschreibung von seinem Schreibtische gestohlen u. von einem Andern patentirt worden wäre, so daß Watt kein Recht mehr besaß, seinen eigenen Gedanken in seinen Maschinen zur Ausführung zu bringen.

So kam es, daß die wattschen Maschinen nur als Balanciermaschinen angefertigt wurden und als

solche auch bekannt geworden sind. Sehr große Maschinen von mehren hundert Pferdestärken werden übrigens bis auf den heutigen Tag noch vielfach mit Balancier konstruirt, zum Theil auch darum, weil bei denselben der Dampf nach der Expansion auch kondensirt wird und der Betrieb der Luftpumpe u. der übrigen Pumpen sich von dem Balancier leicht ableiten läßt. Die stationären Maschinen verfertigt man übrigens gegenwärtig meist mit direkter Uebertragung der Kolbenbewegung auf die Kurbel, wie die kleine liegende Hochdruckmaschine u. die meiersche Expansionsmaschine zeigten. Die Raumersparniß ist dabei eine ganz beträchtliche. In vielen Fällen muß man aber ganz besonders haushälterisch mit einem gegebenen Raum umgehen; die ganze Maschine läßt sich dann noch im Verhältniß der Kurbelstange (welche der Kolbenstangenkopf mit der Kurbel verbindet) verkürzen, wenn man den Cylinder oscillirend macht; der Kolbenstangenkopf kann in diesem Falle die Kurbel direkt angreifen. Die Fig. 46 zeigt eine ausgeführte oscillirende Maschine in perspektivischer Ansicht. Es hat hier der Dampfcylinder AA$_1$ zwei angegossene hohle Zapfen, und letztere ruhen in gewöhnlichen Zapfenlagern, wie B, welche auf einem rahmenförmigen Gestelle GGG befestigt sind. Die Röhren D u. E, wovon die eine den Dampf zuführt und die andere denselben nach vollbrachter Wirkung ableitet, stehen mit den Zapfenhöhlungen in Kommunikation und sind darin durch Stopfbüchsen wie S abgedichtet. Die Fußplatte F der auf dem Dampfcylinder aufsitzenden, in der Abbildung der Länge nach halb durchschnittenen Dampfkammer K hat vier Mündungen, wovon die vordere (1) durch den Kanal d und die Höhlung des Zapfens BS mit dem Dampfrohr D und die mittlere (2) durch einen gleichen Kanal auf der andern Seite des Cylinders und durch die Höhlung des zweiten Zapfens mit dem Austragerohr E kommunicirt. Die letztere Mündung ist vom (mit abgeschnittener Seitenwand dargestellten) Schieber L stets und von den ihr zur Seite stehenden Mündungen (3) u. (4), je nach der Schieberstellung, nur die eine bedeckt. Der durch (1) zutretende frische Dampf strömt bei der abgebildeten Schieberstellung durch (3) in den Kanal a und von da nahe über den Boden A in den Cylinder, wogegen der gewirkt habende Dampf durch den Kanal a$_1$ mittelst (4) in die Dampfkammer und von da wieder durch (2) in das Austragerohr E geleitet und abgelassen wird. In der entgegengesetzten Schieberstellung, wobei (3) vom Schieber eingeschlossen ist u. (4) frei liegt, finden natürlich in a und a$_1$ die entgegengesetzten Bewegungen des Dampfes Statt. Die Kraft des Dampfkolbens wird hier durch die Kolbenstange O direkt auf die Kurbel P übertragen. Zur Geradführung der Kolbenstange dient die Stopfbüchse N mit einem ungewöhnlich langen Gehäuse. Die Kurbel P dreht das Schwungrad RR herum. Zur Bewegung des Schiebers dient ein Hebelmechanismus, dessen Welle W auf dem Boden A des Dampfcylinders gelagert ist. Eine um den festen Punkt M drehbare Lenkstange MU ist an einem und die Schieberstange LT am andern Arme dieses Hebelmechanismus angeschlossen; in Folge der Schwingung der Welle W um die Axe DE nimmt der Schieber die erforderliche hin- u. hergehende Bewegung an. Für stationäre Maschinen sind die oscillirenden Cylinder nicht viel in Gebrauch gekommen; dagegen werden sie auf den Dampfschiffen zum Betrieb des Schaufelrads, unter dessen Welle sie gewöhnlich aufrecht angebracht sind, gegenwärtig fast ausschließlich angewendet.

Die Figuren 35—40 stellen noch schematisch die gebräuchlicheren Dampfmaschinensysteme dar, um die geradlinige Kolbenbewegung in eine Kreisbewegung umzuwandeln. Fig. 35 ist die einfache u. gegenwärtig gebräuchlichste direkte Uebertragung der Bewegung der Kolbenstange auf die Kurbel vermittelst einer Kurbelstange EK. Fig. 36 zeigt den oscillirenden Cylinder, bei welchem der Kolbenstangenkopf die Kurbel ergreift ohne Vermittelung durch eine Kurbelstange. Fig. 37 zeigt die Anordnung einer Trunkmaschine, wie dieselbe zum Betrieb der Schraubenräder der Dampfschiffe vielfach in Gebrauch gekommen ist. Dieselbe Ursache wie bei der Anwendung der oscillirenden Cylinder zum Betrieb der Schaufelräder führte zu dieser eigenthümlichen Konstruktion, nämlich wegen des beschränkten Raumes den Cylinder der Triebwelle so nahe als möglich zu legen. Es ist dies hier in der folgenden Weise erreicht. CC ist der Kolben, EF die sehr weite, ganz hohle Kolbenstange (der sogenannte Trunk), welche Deckel- und Fußplatte des Cylinders durchsetzt und daselbst gut gelidert sein muß. KD ist die Kurbelstange, welche den Kolben in seiner Mitte innerhalb der Kolbenstange ergreift. Die Höhlung der Kolbenstange muß so groß sein, daß die Kurbelstange bei ihrer Hin- und Herbewegung bequemes Spiel in derselben hat, ohne bei den äußersten seitlichen Ausweichungen anzustoßen. Diese Maschinen werden meist sehr niedrig und dafür um so weiter gebaut, damit der Kolben recht viele Spiele machen kann, weil die Schraube schnell laufen muß und eine Uebersetzung der Bewegung nicht statthaft ist; man baut solche Maschinen von 12 Fuß Durchmesser und 6 Fuß Höhe, welche eine Stärke von 600 Pferden besitzen. Der Trunk hat aber den Nachtheil, daß er den inneren Raum der Maschine nicht unbedeutend verengert, weshalb eine solche Maschine bei gleichen sonstigen Dimensionen bis um $^1/_8$ weniger stark sein kann, als eine gewöhnliche Maschine mit schmaler massiver Kolbenstange. Auch ist die Liderung des Trunks schwierig, und derselbe kühlt sich beim Austritt aus der Maschine immer etwas ab, was zu Dampfverlusten führt. Im Uebrigen ist die Anordnung eine sehr einfache. Fig. 38 zeigt eine auch bei Schaufelraddampfschiffen in Gebrauch gekommene Anordnung mit zwei Cylindern, die sich ebenfalls direkt unter der Welle aufstellen lassen. D und D sind die beiden Kolben, D B und D B die beiden Kolbenstangen; dieselben sind verbunden durch ein Querstück B A B, von welchem die damit fest verbundene Stange A E zwischen den Cylindern niedergeht, bei E in einer Führung sich bewegend. EK ist die Kurbelstange, welche die Kurbel KM ergreift und zwischen den beiden Cylindern schwingt. Die Cylinder können bei dieser Anordnung um die ganze Länge AE der Triebwelle näher gerückt werden, als bei Verbindung der Kurbelstange mit dem Kopf B der Kolbenstange. Ferner zeigt Fig. 39 die Anordnung bei einer woolfschen Maschine. D' ist der kleine Cylinder, in welchen der Kesseldampf einströmt, D der größere Expansionscylinder, E' u. E sind die betreffenden Kolbenstangen;

jede derselben ist hier mittelst eines besonderen Parallelogramms zur Geradführung mit dem Balancier verbunden. Noch zeigt zum Schluß Fig. 40 die Anordnung von zwei sich unterstützenden schief liegenden Cylindern ebenfalls für den Betrieb eines Schaufelrads, wo die Kurbel durch eine Kurbelstange mit dem Kolbenstangenkopf verbunden ist. Die beiden Cylinder haben hier eine solche Lage gegen einander, daß der eine Kolben gerade mitten in seiner Bewegung sich befindet, wenn der andere sein Spiel umsetzt, also am Ende des Cylinders angelangt ist. Eine solche Anordnung ist bei den Dampfschiffen und Lokomotiven überhaupt nothwendig, damit eine möglichst gleichförmige, von Erschütterungen freie Bewegung erzielt werde; denn man sieht leicht ein, daß am Ende des Spiels der Kolben auf das Rad nicht einwirken kann; dasselbe würde also bei Anwendung nur Eines Cylinders periodisch schneller und langsamer laufen müssen, was nicht ohne beträchtliche Erschütterungen des Schiffes geschehen könnte. Es werden deshalb zwei Cylinder in der Art mit einander verbunden, daß der eine gerade in seiner mittleren Stellung ist, wenn der andere am Ende des Cylinders angekommen ist. Dadurch wird eine vollkommen gleichförmige Bewegung des Rads bewirkt.

Berechnung der Leistung der D.n. Da die Triebkraft der D. der Dampf ist, so wird sich die Leistung oder mechanische Arbeit durch die während einer gewissen Zeit verbrauchte Dampfmenge bestimmen lassen müssen. Diese Dampfmenge hängt nun ab einmal von der Größe der Maschine, also des inneren Raums des Cylinders, welche ausgedrückt ist durch dessen Querschnitt in Quadratfußen oder Quadratmetern, und seine Länge in Fußen oder Metern. Ferner hängt die aufgewendete Dampfmenge noch ab von der Geschwindigkeit des Kolbens, also von der Anzahl seiner Spiele in einer gegebenen Zeit, welche die Zahl der Füllungen des Cylinderraums mit Dampf bedingt. Da die Geschwindigkeit, mit welcher ein gespannter gasförmiger Körper in einen Raum von geringerem Druck einströmt, außerordentlich groß ist, z. B. bei Dampf von atmosphärischer Spannung, welcher in einen leeren Raum strömt, beiläufig 1400 Fuß beträgt, so erhellt, daß ein Dampfkolben, wenn er sich auch noch so schnell bewegt, doch immer den Kesseldampf nach sich ziehen, also unter dessen vollem Druck stehen wird, sobald nur das Dampfzuleitungsrohr und die Schieberöffnungen nicht gar zu eng sind. Man geht jedoch in der Praxis nicht über eine gewisse Kolbengeschwindigkeit hinaus, weil sich mit allzu schnellen Bewegungen des Kolbens gewisse Mißstände im Betrieb, besonders zu große Abnutzung ergeben haben, und auch bei zu schneller Umsetzung des Kolbenspiels leicht Stöße und Erschütterungen vorkommen können. Im Allgemeinen ist die Kolbengeschwindigkeit bei kleinen und großen Maschinen nicht so sehr verschieden, bei kleinen jedoch meist etwas geringer, als bei großen. Maschinchen von 1—2 Pferdestärken haben selten eine größere Geschwindigkeit, als 0,8 Meter, oder etwa 3 Fuß (in der Sekunde); etwas größeren gibt man eine Geschwindigkeit von 1—1,2 Meter, im Mittel also 4 Fuß, und den ganz großen Maschinen in der Regel 1,6 Meter oder 5 Fuß. Die Zahl der Kolbenspiele wird aber darnach eine sehr verschiedene sein, allein abhängig von der Länge des Cylinders. Kleinere Maschinen werden deshalb mehr Kolbenspiele machen, als größere; bei den ersteren kommen bis 100 Spiele in einer Minute vor, bei letzteren 60 bis 40, ja selbst 20. Große Maschinen mit kurzem (aber sehr weitem) Cylinder, wie die Maschinen der Schraubenschiffe, werden deshalb auch eine weit größere Anzahl von Kolbenspielen in der Minute machen, als stationäre Maschinen von gleicher Stärke, aber mit hohem Cylinder, obgleich in beiden Fällen die mittlere Kolbengeschwindigkeit dieselbe ist. In sofern also die Kolbengeschwindigkeit eine gegebene ist, wird die Leistung einer D. nur noch abhängig erscheinen von der Cylindergröße und von der Spannung des Dampfes. Es läßt sich dieselbe nun annähernd in der folgenden Weise berechnen. Wir führen die Rechnung im französischen Maß aus, einmal, weil dies in der Wissenschaft allgemein eingeführt ist, und dann, weil es noch so viele Fuß- und Gewichtsmaße gibt, daß man in Verlegenheit ist, welche man wählen soll, um allen Lesern gerecht zu werden. Die Reduktion ist übrigens in vielen Fällen einfach. Für badisches Maß, welches in sehr naher Beziehung zum Meter steht, hat man z. B. 1 badischen Fuß = 0,3 Meter; also 1 Meter = $\frac{10}{3}$ Fuß; 1 Zoll = 30 Millimeter und 1 Linie = 3 Millimeter. Ferner 1 Quadratmeter = $\frac{100}{9}$ Quadratfuß und 1 Kubikmeter = $\frac{1000}{27}$ Kubikfuß. Um Meter in badische Längen-, Quadrat- oder Kubikfuß zu verwandeln, hat man also bloß durch 3, 9 oder 27 zu dividiren und 1, 2 oder 3 Nullen an den Quotienten anzuhängen. Der Atmosphärendruck auf das Quadratmeter beträgt 10334 Kilogramm, auf den badischen Quadratfuß also $\frac{2 \cdot 9 \cdot 10334}{1000}$ Pfd. = 1860 Pfd., also auf den Quadratzoll = $\frac{1860}{100}$ = 18,6 Pfund. Bei der Decimaleintheilung des badischen Längenmaßes erscheint der Druck auf den Quadratzoll hier größer, als bei der Duodecimaleintheilung, wo man gewöhnlich 15 Pfd. als den Druck auf den Quadratzoll annehmen kann. Es läßt sich dieselbe nun annähernd in der folgenden Weise berechnen. Der Druck einer Atmosphäre auf den Quadratmeter Kolbenfläche beträgt 10334 Kilogramm. Für Berechnung der Wirkung einer Volldruckmaschine (die bloß Kesseldampf benutzt ohne Expansion, wie die watt'sche Niederdruckmaschine und die einfache Hochdruckmaschine) wird man also folgendermaßen zu verfahren haben: Man drückt die Kolbenfläche in Quadratmetern aus, multiplicirt mit 10334 und der Differenz des Dampfdrucks vor und hinter dem Kolben (für eine watt'sche Maschine also mit 1, für eine Hochdruckmaschine von Dampf von 5 Atmosphären, welche den Dampf in die freie Luft strömen läßt, mit 5 — 1 oder mit 4) und multiplicirt dieses Produkt ferner mit der Höhe des Cylinders und der Anzahl Kolbenspiele in der Sekunde (welches Letztere ein Bruch sein kann; man zählt die Kolbenspiele in der Minute und dividirt mit 60). Eine Maschine also z. B. von 1 Meter Cylinderhöhe (= $3\frac{1}{3}$ badische Fuß) und $\frac{1}{10}$ Quadratmeter Fläche (= $\frac{10}{9}$ Quadratfuß) würde bei der Annahme, daß der Kol-

den $\frac{1}{10}$ Meter (= $\frac{1}{3}$ Fuß) hoch sei, bei Niederdruckdampf während eines einzigen Kolbenspiels eine theoretische Arbeit leisten von $\frac{1}{10} . 10334 . \frac{9}{10} = 930$ Meterkilogramm (oder $\frac{10}{9} . 1860 . 3 = 6200$ Fußpfunden). Eine solche Maschine würde eine Geschwindigkeit von 1,2 Meter (oder 4 Fuß) haben können, also in der Sekunde $\frac{6}{5}$ Spiele machen. Die wirkliche mechanische Arbeit in der Sekunde, die Arbeitsstärke wäre somit $\frac{6}{5} . 930 = 1116$ Meterkilogramm (oder 7440 Fußpfund), was gleich $\frac{1116}{75}$ od. 15 Pferdestärken wäre. Dieselbe Maschine würde als Hochdruckmaschine, die Dampf von 5 Atmosphären benutzt, eine 4mal so große Wirkung, also 60 Pferdestärken produciren, da der Druck auf den Kolben 4mal so groß ist; sie würde aber auch im entsprechenden Verhältniß mehr Dampf verbrauchen, da Dampf von 5 Atmosphären auch etwa 5mal schwerer ist, als Dampf von 1 Atmosphäre. Der Fassungsraum obiger Maschine beträgt $\frac{9}{10} . \frac{1}{10} = \frac{9}{100}$ Kubikmeter. Ein Kubikmeter Dampf von 1 Atmosphäre wiegt 0,6075 Kilogramm und von 5 Atmosphären 2,757 Kilogramm, somit wiegen $\frac{9}{100}$ Kubikmeter im einen Falle 0,0546, im anderen aber 0,248 Kilogramm, d. h. $4\frac{1}{2}$mal mehr. Die Leistung des Hochdruckdampfes ist also zwar die vierfache, aber die Auslagen dafür auch $4\frac{1}{2}$mal so groß. Da zum Betrieb der Luftpumpe bei der Niederdruckmaschine nicht unbeträchtliche Kraft in Anspruch genommen wird, so kann man wohl sagen, daß die größere Wirkung der Hochdruckmaschine im geraden Verhältniß des größeren Dampfverbrauchs stehe. Sie erscheint deshalb um so ausnehmend viel vortheilhafter als die Niederdruckmaschine, weil sie dann für gleiche Leistungen um so viel kleiner und billiger herzustellen ist. Mit Berücksichtigung der Volumina, welche ein Kilogramm Dampf bei verschiedenen anderen Spannungen besitzt (oder umgekehrt des Gewichts, welches 1 Kubikmeter Dampf hat), worüber unter Artikel Dampf eine kleine Tabelle beigefügt ist, läßt sich nun die Leistung einer D. auch bei anderen Spannungen und unter anderen Umständen berechnen, sowie auch die Quantität Dampf ausfindig machen, welche der Kessel in einer bestimmten Zeit zum Betrieb der Maschine liefern muß. Die Niederdruckmaschine im obigen Beispiel bedürfte in der Stunde $. \frac{6}{5} 0,0546 . 60 . 60 = 23,6$ Kilogramm und die Hochdruckmaschine $\frac{6}{5} . 0,248 . 60 . 60 = 1080$ Kilogramm Dampf; in einem Falle also $4\frac{7}{10}$ Centner, im anderen $21\frac{6}{10}$ Centner Wasser, welches verdampft werden müßte. Ebenso läßt sich daraus entnehmen, welche Größe einer Maschine von einer gewünschten Anzahl Pferdestärken zu geben wäre, z. B. für eine jede einzelne Pferdestärke: der Raum von 1 Kilogramm Dampf von 5 Atmosphären beträgt 0,3627 Kubikmeter, folglich leistet derselbe, wenn er in der Maschine verbraucht wird, eine Arbeit von 4 . 10334 . 0,3627 = 15000 Meterkilogramm; da man für eine Pferdestärke nun aber bloß 75 Meterkilogramm braucht, so hat man somit bloß $\frac{75}{15000} = \frac{1}{200}$ Kilogramm Dampf pro Sekunde oder 18 Kilogramm pro Stunde zu verdampfen, und dafür bedarf man einen offenen Cylinderraum pro Sekunde von $\frac{0,3627}{200} = 0,0018$ Kubikmeter (= 0,07 Kubikfuß), woraus sich mit Berücksichtigung der Kolbengeschwindigkeit die Dimensionen des Cylinders ergeben. Diese Zahlen haben selbstverständlich nur annähernde Gültigkeit; wegen der Reibungshindernisse, Dampfverluste, Abkühlung des Cylinders und der Dampfröhre ꝛc. können sie um 20—50, ja bis 100 Procent von der Wahrheit abweichen, besonders bei sehr kleinen Maschinen, wo die Kraftverluste verhältnißmäßig größer erscheinen.

Nicht so einfach wie die Wirkung des Vollbruckdampfes in einer Maschine berechnet sich die Arbeit der Expansion. Jede Expansionsmaschine ist bis zur Absperrung des Dampfes auch Vollbruckmaschine, je nach Umständen also bis zur halben, Drittel-, Viertelsfüllung des Cylinders. So weit berechnet sich die Arbeit des Dampfes, wie vorher auseinandergesetzt wurde. Die Arbeit aber, welche er leistet, wenn er jetzt den Kolben durch Expansion unter fortwährend abnehmendem Druck bis ans Ende des Cylinders schiebt, die Expansionsarbeit, läßt sich nur auf sehr mühsamem Wege durch verwickelte Rechnungen ableiten, da sich der Dampf, wie die neueren Untersuchungen der mechanischen Wärmetheorie nachgewiesen u. Versuche im Großen bestätigt haben, während der Expansion nicht vollständig im gasförmigen Zustand erhält, sondern theilweise zu Wasser kondensirt und niederschlägt, während er natürlich fortwährend gesättigt bleibt. Uebrigens ist es doch gelungen, verhältnißmäßig einfache Formeln aufzustellen, von denen die erst im letzten Jahre von G. Schmidt in seiner „Theorie der D.n" abgeleitete Erwähnung finden mag. Sie lautet: $W = 115 (273 + t) (1 - E^{0,41})$, wo t die der Spannung des Kesseldampfes entsprechende Anfangstemperatur und E den Expansionsgrad oder das Verhältniß des Anfangsvolums des Dampfes zum schließlich am Ende der Expansion eintretenden Volum, also $\frac{v}{V}$, darstellt, es ist also immer ein ächter Bruch und wird je nach Umständen: $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ ꝛc. sein. Der Ausdruck gibt die Arbeit an, welche ein Kilogramm Dampf von einer bestimmten Spannung und Temperatur bei seiner Ausdehnung auf das Zwei-, Drei-, Vier- ꝛc. fache leisten kann. Berechnet man für den Fall einer anderthalb-, zwei-, drei-, vier-, fünf- u. sechsfachen Expansion des Dampfes, wofür also E resp. $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ u. $\frac{1}{6}$ ist, den Werth $(1 - E^{0,41})$, so findet man die Zahlen 0,153 — 0,248 — 0,363 — 0,434 — 0,483 u. 0,52, welche man für einen bestimmten Fall also oben einzusetzen hat, woraus sich dann allerdings in überraschender Einfachheit die Expansionswirkung ergibt. Führt man die Rechnung aus, so findet man für

$E = \frac{2}{3} : W = 17,6 (273 + t)$
$E = \frac{1}{2} : W = 28,5 (273 + t)$
$E = \frac{1}{3} : W = 41,7 (273 + t)$
$E = \frac{1}{4} : W = 50 \quad (273 + t)$
$E = \frac{1}{5} : W = 55,5 (273 + t)$
$E = \frac{1}{6} : W = 60 \quad (273 + t)$

Setzt man jetzt noch für t die der Kesseldampfspannung entsprechende Temperatur, also für

p =	1	2	3	4	5	6	7
t =	100	121	134	144	152	159	165,

so erhält man einen vollständigen Zahlenwerth in Meterkilogrammen, also z. B. für Dampf von 5 Atmosphären und halber Füllung des Cylinders, d. h. doppelter Expansion, wo $E = \frac{1}{2}$, ist $W = 28,5\,(273 + 152) = 28,5\,(425) = 12,113$ Meterkilogramm. Davon muß aber noch die Arbeit des Gegendrucks auf den Kolben abgezogen werden, welcher zum Beispiel beim Ausströmen des Dampfes in die freie Luft gleich dem Atmosphärendruck zu setzen ist und nur beim Ausströmen in den Kondensator bei der Annahme, daß daselbst ein vollkommenes Vakuum hergestellt würde, gleich Null zu setzen wäre. Um die Größe dieser Gegenwirkung vollständig kennen zu lernen, muß man noch den ganzen Raum kennen, um welchen das Kilogramm bei der Expansion sich vergrößert. Ein Kilogramm Dampf von 5 Atmosphären hat den Raum von 0,3627 Kubikmeter; der Dampf expandirt sich im obigen Beispiel auf das doppelte Volum; sein Raum nimmt also nochmals um diesen Betrag zu; folglich wird der Gegendruck der Atmosphäre dabei $10334 \,.\, 0,3627 = 3748$ Meterkilogramm sein, und die wirkliche nützliche Arbeit des Dampfes in der Maschine wird sein: $12113 - 3748 = 8365$ Meterkilogramm. Wir sahen oben, daß 1 Kilogramm Dampf von 5 Atmosphären, als Volldruckdampf in die Maschine strömend, bei dem Gegendruck der Atmosphäre auf den Kolben 15000 Meterkilogramm Arbeit leisten kann; durch Expansion auf das doppelte Volum kann, wie hieraus ersichtlich, die Hälfte Arbeit mehr gewonnen werden. Eine Maschine, welche mit Expansion arbeitet, kann jedoch, wenn sie auch ökonomisch vortheilhafter erscheint, absolut genommen nicht so stark oder kräftig sein oder so viel leisten wie eine gleich große Maschine, welche bloß mit Volldruckdampf arbeitet. Gesetzt, man sperre den Dampf beim halben Kolbenweg ab. So weit ist der Druck auf den Kolben in beiden Fällen gleich. Während jedoch die Volldruckmaschine während der andern Hälfte des Kolbenspiels nochmals dieselbe Arbeit producirt (allerdings mit Aufwendung der gleichen Menge Kesseldampf), so producirt die Expansionsmaschine durch die Ausdehnung des abgeschlossenen Dampfes nur halb so viel Arbeit wie vorher; man hat also im ersten Falle die ganze Leistung $1 + 1$, im letzteren bloß $1 + \frac{1}{2}$, oder das Verhältniß $2 : \frac{3}{2}$, was gleich ist $4 : 3$. Die Volldruckmaschine ist also um $\frac{1}{3}$ stärker als die gleich große Expansionsmaschine. Die oben berechnete sechszigpferdestarke Maschine würde bei diesem Expansionsgrad bloß 45 Pferdestärken leisten können. Bei noch höheren Expansionsgraden tritt dieser Unterschied noch weit beträchtlicher hervor. Zur Producirung einer gleich großen Leistung muß also die Expansionsmaschine größer gebaut sein, als die Volldruckmaschine; sie wird in Folge größeren Materialaufwands und der komplicirteren Steuervorrichtungen deshalb auch weit kostspieliger sein, u. die Reibungshindernisse in der Maschine werden größer ausfallen, u. darum wird auch wieder ein großer Theil der durch die Expandirung gewonnenen Arbeit verloren gehen müssen. Wo eine Maschine möglichst klein und leicht sein soll, wie bei den Lokomotiven, wo das Gewicht des ganzen Wagens eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, und dann auch bei ganz kleinen Maschinen wendet man die Expansion des Dampfes nicht oder nur in sehr geringem Grade an. Der unter Umständen nicht so beträchtliche Gewinn an Dampf oder, was auf dasselbe hinauskommt, an Brennmaterial fällt hier nicht so sehr ins Gewicht, zumal wenn er durch andere Mißstände erkauft werden muß. Bei feststehenden (stationären) Hochdruckmaschinen, welche ohne Kondensation arbeiten, geht man überhaupt nicht über das doppelte Expansionsverhältniß hinaus, und die Brennstoffersparniß ergibt sich dabei erfahrungsmäßig als die größte, nämlich zu 16 Procent. Bei Hochdruckmaschinen mit Kondensation ergibt sich die Brennstoffersparniß, je nach einem halben, Drittel- oder Fünftelfüllungsgrad der Maschine zu 24 Proc., zu 33 Proc. und zu 38 Proc. Ueber diese letztere Expansion, also die fünffache, geht man selten hinaus, weil durch die vergrößerten Nebenhindernisse der Wirkungsgrad der Maschine oder, was dasselbe besagt, die Brennstoffersparniß wieder geringer ausfällt.

In neuester Zeit fängt man vielfach an, den Dampf nicht mehr im gesättigten Zustande, wie er sich über dem Wasser des Kessels bildet, anzuwenden, sondern als überhitzten, indem man denselben nach seinem Austritt aus dem Kessel in einer oder mehren Röhren durch die abziehenden Feuergase über seine Kesseltemperatur erwärmt, während seine Spannung die des Kessels bleibt. Es ist diese Ueberhitzung des Dampfes mit erheblichen Vortheilen verbunden, vor Allem mit einem nicht unbeträchtlichen ökonomischen Gewinn, welcher bis 10 Proc. Kohlenersparniß betragen kann. Durch die Ueberhitzung vergrößert sich das Volum des Dampfes, nach dem gay-lussacschen Gesetze, ohne daß dafür nur annähernd so viel Wärme verbraucht wird wie zur Erzeugung eines entsprechenden Volums frischen Kesseldampfes. Eine Ueberhitzung des Dampfes von 144° (bei 4 Atmosphären) bis auf 200° C. macht sein Volum um $\frac{273 + 200}{273 + 144} = \frac{473}{417}$ größer, man braucht also im umgekehrten Verhältnisse weniger Kesseldampf zu produciren für gleichen Kraftbedarf der Maschine, also bloß $\frac{417}{473} = 0,88$; man spart also bei der Kesselheizung 12 Proc. Die Ueberhitzung von 1 Kilogramm Dampf um $200 - 144 = 56°$ unter konstantem Druck erfordert aber nur $56 \,.\, 0,382 = 21,4$ Wärmeeinheiten, also etwa 4 Proc. der zur Dampfbildung erforderlichen Wärmemenge; zieht man dies ab von obigen 12 Proc., so bleiben noch 8 Proc. Ersparniß an Brennstoff. Wenn die Wärme der abziehenden Feuergase, welche gewöhnlich noch eine Temperatur von 300° C. besitzen, zur Ueberhitzung des Dampfes benutzt wird, so kann der volle Gewinn an Brennstoff gewiß bis zu 12 Proc. gesteigert werden. Den Dampf höher als bis zu 200° zu überhitzen, scheint nicht thunlich. Ein solcher überhitzter Dampf hat noch den Vortheil, vollkommen trocken zu sein und bei der Expansion so zu bleiben. Gewöhnlich reißt der Dampf aus dem Kessel viel Wasser in Nebelform mit sich fort, welches sich im Cylinder niederschlägt und auch noch vermehrt werden kann durch das

durch den Expansionsprozeß sich bildende Wasser. Das Wasser im Cylinder kann der Bewegung des Kolbens sehr hinderlich werden, besonders wenn es sich in solchen Mengen angesammelt hat, daß es nicht mehr ausweichen kann, wenn der Kolben ans Ende des Cylinders gelangt. Dabei kann es vorkommen, daß der Cylinder gesprengt wird, oder die Kolbenstange sich verbiegt. Bei allen Maschinen müssen deshalb besondere Hähne an beiden Enden des Cylinders zum gelegentlichen Ablassen des kondensirten Wassers sich befinden. Bei der Lokomotive sieht man oft lebhaft Dampfstrahlen aus den beiden Enden des Cylinders schnell auf einander heraustreten; es ist dies das herausgespritzte Wasser. Bei Anwendung von überhitztem Dampf wird sich kein Wasser, oder verhältnißmäßig nur wenig bei sehr starker Expansion bilden können; auch wird der Cylinder, da er immer trocken bleibt, viel weniger leicht rosten können.

Es folgt noch eine Tabelle, durch welche die durch die Erfahrung festgestellten und in der Praxis bei der Konstruktion von Maschinen zu Grund gelegten Beziehungen der besonderen Gattungen D.n von verschiedener Stärke ausgedrückt werden.

Es bedeutet: A die Größe der Maschine in Pferdestärken, B den Durchmesser des Dampfcylinders in Centimetern, C die Anzahl der Umdrehungen der Kurbelwelle per Minute, D die Dampfmenge per 1 Pferdestärke und 1 Sekunde in Kilogramm, E die Heizfläche des Kessels per 1 Pferdestärke in Quadratmetern, F den Steinkohlenverbrauch per 1 Pferdestärke und 1 Stunde in Kilogramm (1 Kilogramm gleich 2 Zollpfund).

Der Kolbenschub oder die Länge des Cylinders weniger der Kolbenhöhe steht zu dem Cylinderdurchmesser bei allen stationären Maschinen in nahezu gleichem Verhältniß, er ist bei kleinen Maschinen jedoch um ein Weniges größer als bei großen; bei Maschinen von 2 Pferdestärken etwa 2,5 im Mittel und bei Maschinen von 140 etwa 2, und besitzt einen mittleren Werth bei Maschinen von dazwischenliegender Stärke. Die Werthe, welche in den folgenden Tabellen den einzelnen Reihen für D.n von anderer als der angezeigten Größe zukommen, lassen sich wohl als mittlere annehmen und auch so berechnen.

I. Verhältnisse bei wattschen Niederdruckmaschinen.

(Dampfspannung im Cylinder 8330 Kilogramm auf 1 Quadratmeter.)

A	B	C	D	E	F.
2	22	47	[illegible]	2,70	9
10	46	28	[illegible]	1,55	5,3
20	60	24	[illegible]	1,43	5
50	90	20	[illegible]	1,35	4,6
140	128	16	[illegible]	1,30	46.

II. Verhältnisse bei Mitteldruckmaschinen mit Expansion und Kondensation.

(Dampfspannung im Cylinder 18643 Kilogramm auf 1 Quadratmeter, hinter dem Kolben, so lange der Cylinder mit dem Kessel kommunicirt.)

A	B	C	D	E	F.
6	29	46	[illegible]	1	3,4
10	35	40	[illegible]	0,87	3
20	45	36	[illegible]	0,75	2,6
50	64	31	[illegible]	0,68	2,4
140	106	29	[illegible]	0,64	2,2.

III. Verhältnisse bei Hochdruckmaschinen.

(Dampfspannung im Cylinder 35000 Kilogramm auf 1 Quadratmeter; Dampf strömt in die Luft aus.)

A	B	C	D	E	F.
2	12	66	[illegible]	2	7
10	22	51	[illegible]	1,5	5,4
20	30	45	[illegible]	1,3	4,6
50	43	36	[illegible]	1,24	4,3
140	63	33	[illegible]	1,15	4.

IV. Verhältnisse bei Hochdruckmaschinen mit Expansion.

(Ohne Kondensation, Dampf strömt in die Luft.)

A	B	C	D	E	F.
2	17	66	[illegible]	1,7	6
10	31	43	[illegible]	1,1	3,7
20	40	39	[illegible]	0,98	3,4
50	58	33	[illegible]	0,91	3,1
140	93	28	[illegible]	0,85	3.

Diese Tabellen sind so übersichtlich, daß sich jeder Leser selbst die Konsequenzen wird ziehen können. Den Durchmesser des Cylinders mit dem Maßstab messend und die Verhältnisse kennend, unter welchen der Dampf in der Maschine zur Wirkung kommt, kann man somit sehr schnell bei einer jeden im Betrieb befindlichen Maschine ausfindig machen, welche Stärke sie besitzt.

Indikator. Eines Instruments muß zum Schluß noch Erwähnung gethan werden, welches bei Versuchen mit den D.n angewendet wird, um den Dampfdruck im Treibcylinder anzuzeigen. Dieser wird jedenfalls immer etwas geringer sein müssen, als der Druck im Kessel, da ja der Dampf von hier aus bloß in Folge eines Ueberdrucks in den Cylinder einströmen kann. Auch wird der Dampfdruck noch bei der Expansion im Cylinder von stets abnehmender Größe sein. Der Apparat, dessen man sich als Manometer der Cylinderdampfspannung bedient, wird **Indikator** genannt. Derselbe muß so eingerichtet sein, daß er die Verschiedenheit der Dampfspannung aufzeichnet, da die Uebergänge so schnell erfolgen, daß sie sich mit dem Auge nicht verfolgen lassen. Eine einfache Form eines Indikators zeigt Figur 47. Es ist A ein Cylinder, in welchem der Dampf einströmt, K sein Kolben mit der gleichweiten Kolbenstange K E; es stellt Z einen daran angebrachten Zeichenstift dar, welcher auf einer mit einem Papierstreifen umwickelten Rolle gleitet, die sich durch ein Uhrwerk in langsamer Umdrehung befindet. G F ist eine parabolische Feder, welche den Kolben in den Cylinder hineinzupressen sucht. Der Dampfdruck sucht den Kolben aber aus dem Cylinder zu pressen und wird den Gegendruck der Feder um so weiter überwinden, je stärker der Dampfdruck ist. Beim wachsenden Dampfdruck wird somit der Zeichenstift bald mehr nach links, bald mehr nach rechts gehen und, da sich zugleich das Papier abrollt, auf demselben eine bestimmte Kurve beschreiben, aus welcher sich ein Rückschluß auf die Variationen des Dampfdrucks ziehen läßt.

Außer den Cylinderdampfmaschinen mit geradliniger Bewegung hat man auch andere Systeme ersonnen, besonders zu dem Zweck, eine durch den Dampfdruck bewegte Fläche selbst in eine Kreisbewegung zu versetzen, um dadurch die Maschine zu vereinfachen und in kleinerem Raume herzustellen. Diese sogenannten **rotirenden** D.n,

von denen sehr viele verschiedenartige Formen konstruirt worden sind, haben sich jedoch in der Praxis nicht bewährt, insbesondere weil sie sich nicht so leicht lidern, auf die Dauer dampfdicht herstellen ließen, wie die Cylindermaschinen. Schon Watt hatte den Versuch einer rotirenden Maschine gemacht, sich aber auch bald von der Unmöglichkeit ihrer Konkurrenz mit den Cylindermaschinen überzeugt. Noch bis auf den heutigen Tag werden neue, zum Theil recht ingeniöse Formen ersonnen. Sie haben indeß alle dasselbe Schicksal getheilt. Ihre Vortheile sind übrigens auch großentheils eingebildete. Es kann deshalb kein Grund vorliegen, hier näher auf diesen Gegenstand einzugehen.

Zum ausführlicheren Studium der D.n können für die mit Mathematik etwas vertrauten Leser empfohlen werden: Weisbachs „Maschinenmechanik", 2. Theil, 3. Aufl.; G. Schmidts „Theorie der D.n". Für die in der mathematischen Rechnung nicht geübten Leser bietet die vorliegende Abhandlung, sowie die damit in Verbindung stehenden über Dampf 2c. so ziemlich Alles, was sich in allgemein verständlicher Weise über diesen Gegenstand sagen läßt und zu seinem Verständniß erforderlich ist.

Dampfmesser, s. Manometer.

Dampforgel, eine von dem Amerikaner A. S. Donny erfundene Orgel, die durch Dampf in Bewegung gesetzt wird. Auf eine starke Dampfröhre, welche mit einem Dampfkessel in Verbindung steht, ist eine Anzahl nach der Tonleiter gestimmter Dampfpfeifen aufgeschraubt. Jede dieser Pfeifen ist mit einem Ventil, auf welches eine Feder wirkt, verschlossen. An dem Ventil sind Drähte befestigt, welche durch Hebel auf einer Seite mit Tasten verbunden sind, auf der andern mit einer drehbaren Stiftwalze in Kommunikation gesetzt werden können, so daß man entweder Melodien ableiern, oder nach Belieben auf der Klaviatur spielen kann.

Dampfpflug. Wie überhaupt für die allgemeinere Benutzung der Dampfkraft in der Landwirthschaft der Impuls vornehmlich von den landwirthschaftlichen Vereinen Großbritanniens ausging, so gilt dies insbesondere von der Dampfbodenkultur. Wiederholte Preisausschreibungen seitens der Vereine für den besten D., sowie die sorgfältigste Prüfung der zur Konkurrenz gebrachten Maschinen spornte den Eifer der Fabrikanten zu erneuerten Anstrengungen in der Vervollkommnung ihrer sinnreichen Konstruktionen an und boten zugleich den praktischen Landwirthen einen Anhaltpunkt für die Beurtheilung und Wahl der verschiedenen zur Ausstellung und Prüfung gebrachten Dampfkultivatoren. Die praktischen Momente für diese regen Bestrebungen sind in dem Wunsche begründet, dem landwirthschaftlichen Betrieb eine möglichste Regelmäßigkeit und Sicherheit zu verleihen. So lange der Landwirth, an die träge Gespannkraft gebunden, die Bearbeitung seines Bodens von der Laune der Witterung abhängig machen muß, so lange wird es nicht in seiner Macht stehen, die Felder den zersetzenden, fruchtbar machenden Einflüssen der Atmosphäre gerade dann darzubieten, wenn sie am günstigsten wirken. Die Einführung des Dampfes für die Bodenkultur wird durch gänzliche od. theilweise Abschaffung des Zugviehs außerdem eine erhebliche Verminderung der Wirthschaftskosten zur Folge haben. Der gesammte Betrieb wird mit einem Worte regelmäßiger und minder kostspielig werden.

Die Idee, den Dampf zum Zweck der Bodenbearbeitung zu genutzen, ist nicht so ganz neu. Schon 1810 erfand Major Pratt mehre Vorrichtungen, in denen wir schon die Repräsentanten von zwei wesentlich verschiedenen, jetzt ausgebildeten Systemen, von den rotirenden und den pflugähnlichen Kultivatoren, erblicken. Von dieser Zeit ab folgen sich auf diesem Gebiet in kurzen Zwischenräumen mannichfache interessante Erfindungen, wovon wir nur die Apparate von Chapmann (1812), von Sarton und Heathcoat (1832) u. einige Jahre später den D. von Upton nennen wollen. Aber erst von 1850 an beginnt die eigentliche Aera der Dampfbodenkultur, indem die neuen Konstruktionen in Form und Leistung eine mehr praktische Richtung annehmen. Da die dem letzten Jahrzehnt angehörigen Dampfkultivatoren meist nach ganz abweichenden Grundsätzen gebaut sind, so wollen wir zuerst die mannichfachen Apparate nach dem verschiedenen Princip ihrer Konstruktion in Gruppen eintheilen, um so eine leichtere Uebersicht und bessere Beurtheilung derselben zu erlangen. Diese verschiedenen Systeme lassen sich unter folgende vier Klassen einreihen: 1) Die Dampfmaschine bewegt sich über das zu bearbeitende Feld, indem sie, wie ein Pferd, die Pflugvorrichtung hinter sich herzieht. 2) Die Dampfmaschine überschreitet ebenfalls das Arbeitsfeld, enthält jedoch den das Land bearbeitenden Apparat als integrirenden Theil, welcher aus einer rotirenden, mit verschiedenen Schneidevorrichtungen versehenen Axe besteht. 3) Die Dampfmaschine, an einer beliebig gewählten Stelle (gewöhnlich am Rande des Feldes) feststehend oder langsam vorrückend, zieht den Pflug mittelst Taue und Winden über die Fläche hin. 4) Das ganze zu kultivirende Areal ist von Schienenwegen durchzogen und wird von einem auf diesen dahinrollenden Dampfapparat systemartig bearbeitet. Das erste System erscheint, wenn man an der gewöhnlichen Bearbeitung des Bodens durch den Pflug festhält, als die einfachste und zunächst liegende Verwendung der Dampfkraft. Man spannt eine der Lokomotive ähnliche Maschine vor einen oder mehre gewöhnliche Pflüge und läßt dieselben über das Ackerfeld hinwegziehen. Jeder Pflug wird von einem eigenen Arbeiter gehandhabt, während die Dampfmaschine eines besonderen Führers bedarf. Eine solche könnte natürlich nur mit geringer Geschwindigkeit arbeiten oder vorwärts schreiten, weil der bei weitem größere Theil des Kraftaufwandes auf die Ueberwindung des erheblichen Widerstandes, welchen die im Boden arbeitenden Werkzeuge finden, zu verwenden ist. Die Maschine wird darum keine direkt wirkende sein, wie die gewöhnliche Lokomotive, sondern die Kolbenbewegung wird durch besondere Räderübertragung auf das Triebrad übermittelt werden müssen. Auch wird den Gestellrädern überhaupt eine besondere Konstruktion gegeben werden müssen, damit sie nicht zu tief in den Boden einsinken. Ferner wird die Maschine so gebaut sein müssen, daß sie sich mit Leichtigkeit drehen läßt, sowohl um den Windungen der Straße zu folgen, als auch beim Pflügen umwenden zu können. Solche Zugmaschinen werden unter Lokomobile (s. d.) näher beschrieben. Was die

Leistungen der Zugmaschinen bei der Bodenbearbeitung betrifft, so genügt die Bemerkung, daß sie weder bei den wiederholten Preisbewerbungen den Anforderungen entsprochen, noch sonst eine Anwendung von nennenswerther Ausdehnung gefunden haben. Sie erwiesen sich zum Theil, wie die boydellsche Maschine, als kräftige Zugapparate, selbst auf geneigtem Terrain, leisteten aber bei der Bodenbearbeitung weder qualitativ, noch quantitativ befriedigende Arbeit.

Das zweite System, nach welchen man die Dampfkraft zur Bodenbearbeitung benutzt, läßt sich als das der rotirenden Kultivatoren bezeichnen. Bei der Erfindung und Einrichtung dieses Systems ging man von dem Gesichtspunkte aus, daß bei der Uebertragung der Kraft von einer Zugmaschine auf einen davon getrennt arbeitenden Kultivator wegen der Ungleichförmigkeit in der Bewegung, der Reibungs- und anderer Widerstände erhebliche Kraftverluste unvermeidlich seien, und daß ferner bei der Ackerbearbeitung durch einen keilförmig einschneidenden Pflug der Boden stets eine bedeutende Kompression erleide. Die Vereinigung des bewegenden und arbeitenden Theiles in Einem Körper, sowie eine passend gewählte Form des Kultivators an Stelle der Pflugvorrichtung müsse daher die Bodenbearbeitung selbst wesentlich erleichtern und vollkommener gestalten. Nachdem, von diesen Gesichtspunkten ausgehend, schon seit 1846 mehrfache Versuche mit rotirenden Kultivatoren gemacht wurden, welche durch Pferdekraft getrieben wurden, wurde zuerst 1850 ein solcher von Usher in Edinburg konstruirt, welcher mit Dampf getrieben wurde. Die Form, welche derselbe seiner Maschine gab und die auch im Wesentlichen bei allen später konstruirten derartigen Apparaten beibehalten wurde, ist folgende: Ein auf 4 Gestellrädern transportables, gewöhnliches Lokomobile hat an seinem hintern Ende eine nahe über dem Boden schwebende horizontale Welle, welche mit den Axen der Gestellräder parallel läuft. Diese Welle (die Kultivatoraxe) kann höher und niedriger gestellt werden und trägt mehre Scheiben, welche mit drei pflugähnlichen Schneidevorrichtungen versehen sind. Der Kultivatoraxe wird nun von der Schwungradwelle der Maschine aus eine Rotation von 30—40 Umdrehungen in der Minute ertheilt, während die Maschine selbst in dieser Zeit 90—100 Fuß fortschreitet. Der Apparat entsprach jedoch keineswegs den Anforderungen der Preisrichter, denn derselbe vermochte nur in leichtem Boden zu arbeiten u. riß diesen in so unregelmäßiger Weise auf, daß der Acker in einen für die Bestellung durchaus ungünstigen Zustand versetzt wurde. Die sich somit als untauglich erweisenden gewöhnlichen pflugähnlichen Schneidevorrichtungen wurden in einer Maschine von Rickets 1858 durch Zinken oder Schaufeln ersetzt, welche so zu einander gestellt wurden, daß sie eine Schraubenlinie um die Kultivatoraxe bildeten und entweder nur zum Durchfurchen u. Aufreißen, oder zum vollkommenen Wenden des Bodens benutzt werden konnten. Sie unterschieden sich auch noch in der Art ihrer Bewegung von den früheren pflugförmigen Vorrichtungen, indem sie nicht wie diese in den Boden von vorn, sondern von hinten griffen, ihn dann nach vorn über sich emporhoben und vollkommen gewendet wieder hinter sich abwarfen. Die Güte der vollbrachten Arbeit war nach dem Urtheil der Preisrichter nur einer sorgfältigen Handarbeit mit dem Spaten zu vergleichen. Die Maschine hatte 10 Pferdestärken; sie arbeitete des Tags nur $5\frac{3}{4}$ Acres ($8\frac{1}{2}$ Morgen), und dabei stellten sich die Betriebskosten für den Acre nur auf 9 Schillinge (por Morgen 2 Thaler). Die Maschine, welche ziemlich komplicirt war, konnte deshalb nicht als ein unbedingt vortheilhaftes Ersatzmittel für den Pflug mit Gespannkraft empfohlen werden. Dasselbe Schicksal theilten andere Maschinen derselben Gattung. Die Schwierigkeiten, welche einer ausgedehnten lohnenden Anwendung der rotirenden Kultivatoren in ihrer jetzigen Form entgegenstehen, dürften der Hauptsache nach folgende sein: 1) Da die Maschine mit ihrem bedeutenden Gewicht über das Ackerfeld selbst fortbewegt werden muß, so machen sich hier ganz dieselben Verhältnisse wie bei den Zugmaschinen geltend (Kraftverlust durch das Fortbewegen der Maschine in dem Ackerboden, in welchem sie in Folge ihres enormen Gewichts immer tief einsinken wird, Schwierigkeit des Umdrehens ꝛc.). 2) Die Thatsache, daß der Boden durch die Last der Maschine bedeutend zusammengedrückt wird, während der am hintern Ende der Maschine angebrachte Kultivator den unnütz komprimirten Boden wieder auflockert, enthält einen Widerspruch, den der rotirende Kultivator in der bis jetzt gebräuchlichen Form nicht zu lösen vermag. 3) Die Konstruktion der Apparate dieser Klasse ist zu komplicirt, um nicht bei der schnellen Rotation, welche sie erfordern, häufige Störungen durch Bruch einzelner Theile oder sonstige Beschädigungen befürchten zu lassen. 4) Die rotirenden Kultivatoren sind für eine durchgreifende Untergrundbearbeitung, wo die Gespannkraft meist nicht ausreicht, ungeeignet, also gerade in den Fällen, wo die Anwendung der Dampfkraft für die Bodenkultur am wünschenswerthesten erscheint. Endlich ist noch die 5) die Bearbeitung des Bodens, wenn die Steigung mehr als $\frac{1}{10}$ beträgt, unmöglich.

Das *dritte System der Dampfkultur* nach obiger Eintheilung ist am meisten ausgebildet und hat bereits auf englischen Gütern mehrfache Aufnahme gefunden. Alle hierher gehörigen Apparate beruhen auf dem einfachen Princip, daß von einer isolirt stehenden Dampfmaschine aus die Ackerinstrumente durch Ketten oder Taue über das zu bearbeitende Feld hin- und hergezogen werden. Der Hauptzweck einer derartigen Anordnung besteht darin, den Kraftverlust und alle die früher erwähnten Uebelstände, welche aus der Fortbewegung einer schweren Dampfmaschine über das Ackerfeld hervorgehen, zu beseitigen. Die Uebertragung der bewegenden Kraft mittelst Taue und Seiltrommeln ist zwar auch mit nicht unerheblichen Widerständen und Kraftverlusten verknüpft, allein es liegt hierbei weit mehr, als bei den vorher besprochenen Systemen, im Bereiche der Möglichkeit, durch Einfachheit in der Konstruktion und Genauigkeit in der Ausführung diese Kraftverluste auf ein Minimum zu reduciren. Von mehren nach diesem Princip zur Ausführung gekommenen Dampfkultivatoren erwies sich in seinen neuesten Verbesserungen der von Fowler als der vorzüglichste und wurde 1858 in Chester mit dem ersten Preis von 500 Pfund Sterling gekrönt; „er ersetzte mit thatsächlichem Vortheil den Pflug mit Gespannkraft“. Die Pflug-

konstruktion Fowlers besteht aus einem etwa 20 Fuß langen Holzrahmen, welcher in der Mitte auf 2 Gestellrädern ruht. Die beiden Hälften des Rahmens liegen nicht in einer Ebene, sondern bilden einen stumpfen Winkel, so daß, wenn die eine Hälfte horizontal liegt, die andere unter einer Steigung von 25—30° nach oben gerichtet ist. Jedes dieser Rahmenstücke trägt in diagonaler Linie mehre (3—4) vollständige Pflugkörper. Die Stellung derselben in den beiden Rahmenhälften ist gegen einander gerichtet. Dieser vielscharige Pflug wird nun in der Mitte des Gestells, und zwar nahe dem Boden an das hin- und hergleitende Tau befestigt. Ein Arbeiter sitzt auf dem horizontalen, in Thätigkeit befindlichen Theil des Rahmens und lenkt den rasch dahingleitenden Pflug wie ein Steuermann dadurch, daß er mittelst eines Getriebes die Stellung der Laufräder beliebig ändert. Am Ende jedes Ganges angelangt, ist ein Wenden des Pflugs nicht erforderlich, indem die Stellung der Schare, wie oben bemerkt, in den beiden Theilen des Rahmens einander entgegengesetzt ist. Der Arbeiter drückt den bisher schwebend gehaltenen Theil des Gestelles zur Erde nieder, besteigt dasselbe und lenkt den Pflug mit Leichtigkeit in seine neue Bahn ein. In das Pfluggestell sind verschiedene Schneidevorrichtungen eingesetzt, so daß der Boden nicht bloß zu verschiedener Tiefe gepflügt, sondern auch durch Messer oder Schaufeln oberflächlich gelockert werden kann. Die mit diesem D. angestellten Versuche erstreckten sich auf leichten und schweren Boden. Der letztere bestand aus strengem Lehm, auf welchem wegen des erhärteten Zustandes ein durchgreifendes Tiefpflügen mit Gespannkraft nicht hätte ausgeführt werden können. Die Leistungen während 10 Stunden Tagesarbeit waren bei einer Furchentiefe von 6 Zoll auf dem leichten Boden 7¾ Acres (11½ Morgen) und auf dem schweren Boden 5 Acres (7½ Morgen). Ganz besonders befriedigte die Tiefbearbeitung des Bodens mit dem Rigolpflug (von Cotgreave). Bei einer Tiefe von 14 Zoll wurden im Tage 2½ Acres (3¾ Morgen) vollständig gewendet. Die Kosten berechneten sich per Acre (1½ Morgen) auf dem leichten Boden 6 Zoll tief zu 6 Schilling (3 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr.), auf dem schweren Boden 6 Zoll tief zu 9½ Schilling, auf dem schweren Boden 14 Zoll tief 18½ Schilling. Die Ausgaben einer gleichen Arbeit, durch Gespannkraft ausgeführt, wurden von den Preisrichtern angeschlagen per Acre für das 6 Zoll tiefe Pflügen auf dem leichten Acker 8 Schilling, desgleichen auf dem schweren 12 Schilling. Das Rigolen des schweren Bodens durch Gespann war bei den Versuchen unmöglich, und wurde eine gleiche Arbeit mit dem Spaten zu 6 Pfd. St. 13 Sch. geschätzt.

Das vierte System der Dampfbodenkultur endlich ist von Halkett entworfen. Das Wesentliche dieses Systems besteht darin, daß das zu bearbeitende Areal mit parallelen Schienen in einem Abstand von 30—50 Fuß versehen wird, auf welchen ein Dampfkultivator dahinrollt, der den Boden zwischen je zwei Schienen systematisch bearbeitet. An der Grenze des ganzen Terrains oder eines größeren Abschnitts ermöglicht ein vertieft liegender Schienenweg, der zu den ersteren Schienen senkrecht gerichtet ist, mittelst einer auf Rädern ruhenden Laufbrücke den Dampfkultivator mit Leichtigkeit und in kürzester Zeit auf das benachbarte Schienenpaar zu setzen oder denselben nach einer entfernt liegenden Stelle zu transportiren. Bei dem halkettschen System allein ruht die Dampfmaschine niemals während des ganzen Jahres, indem es eine allseitige Benutzung der Dampfkraft für den gesammten Wirthschaftsbetrieb darbietet. Durch dieses System werden alle Kraftverluste, wie sie bei den rotirenden Kultivatoren durch die Fortbewegung der Maschine auf dem lockeren unebenen Boden oder bei dem fowlerschen Apparat durch die komplicirte Kraftübertragung hervorgerufen werden, mit einem Schlag überwunden. Halketts Kultivator besteht nämlich aus einem auf Rädern ruhenden Gerüst, dessen Breite der Entfernung zweier Schienen entspricht. Auf jeder Seite des Gerüstes befindet sich eine Hochdruckdampfmaschine, durch welche dasselbe vor- und rückwärts mit beliebiger Geschwindigkeit auf den Schienen fortbewegt wird. An seinem untern Theile können die verschiedensten Apparate zur Bodenkultur angebracht werden, so daß dieselbe Maschine nur durch Auswechslung der unter dem Gerüst befestigten Vorrichtungen zu allen möglichen Arbeiten zu benutzen ist. Sie dient zum Pflügen, Eggen, Behacken, Säen, Bewässern, zu Ausbringung des festen u. flüssigen Düngers, zum Mähen, sowie zu allen Hofarbeiten, als Dreschen, Häckselschneiden ꝛc. Ist Handarbeit durchaus nöthig, so kann dieselbe von der langsam fortschreitenden Maschine aus sehr leicht bewerkstelligt werden. Zu dem Ende hängt man unter das Gerüst der Maschine Planken in geringer Entfernung vom Boden, so daß die Arbeiter auf denselben stehend oder sitzend das erforderliche Pflanzen, Jäten ꝛc. ausführen. Bei der vielseitigsten Verwendbarkeit der halkettschen Maschine ist die Möglichkeit gegeben, den Boden Jahr aus Jahr ein zu kultiviren, ohne daß er je von einem Hufe oder menschlichen Fuße betreten wird. Die Bearbeitung des Bodens, welcher deshalb nicht zusammengedrückt wird, sondern locker bleibt, ist selbst im feuchten Zustand möglich, und in dringender Zeit wird die Beackerung mit gleichem Erfolg Tag und Nacht fortgesetzt werden können. Die mannichfachen großen Vortheile, namentlich der Gewinn an nutzbarer Arbeit fordern allerdings ein bedeutendes Opfer für die Anlagekosten, insbesondere für die Schienenwege. Halkett schlägt zwei besondere Konstruktionen vor, die beide auf Mauerwerk ruhen: eiserne Schienen, deren Kosten er per Acre auf 20 Pfund Sterling, und hölzerne, die er auf 10 Pfund Sterling berechnet, wovon besonders die theureren eisernen eine sehr lange Dauer besitzen, da sie nur wenig abgenutzt werden können, wo die Maschine sie höchstens 20mal des Jahres passiren wird. Bei einem Probeversuch pflügte die Maschine von zusammen 10 Pferdestärken täglich 6 Acres, wofür sich die Auslagen nebst 2 Arbeitern zur Bedienung auf nur 2 Schilling per Acre stellten. Nach Halketts Berechnung dürften sich die Ersparnisse für ein Areal von 1500 Morgen recht gut auf 10,000 Gulden jährlich veranschlagen lassen. Bei dem günstigen Urtheil, welches man über Halketts System in Großbritannien gewonnen hat, ist wohl mit Zuversicht anzunehmen, daß dasselbe bei dem bewährten Associationsgeist der Briten, ausgerüstet durch vereinte Kraft und Mittel, in nicht allzu langer

Zeit für die praktische Anwendung geläutert hervorgehen wird. Der Gedanke einer allgemeinen Einführung des halkettschen Systems hat aber auch in der That etwas Großartiges. Man stelle sich vor, dieses Kulturverfahren werde in einem ganzen Distrikt angewendet, welche Umwälzung wird dadurch der ganze Landwirthschaftsbetrieb erfahren? In den durch ein mildes Klima gesegneten Gegenden Europa's würde es durch die schnellste Ausführung aller Kulturarbeiten möglich werden, selbst zwei vollständige Ernten im Jahre dem Boden abzugewinnen. Kommen dabei die einzelnen Territorialbesitzer überein, gleichweite Schienenwege anzulegen, so gewährt das System zugleich das leichteste Transportmittel für alle Gegenstände. Der Dünger aus den Städten ist dann, ohne den Schienenweg zu verlassen, nach jeder Stelle des Distrikts zu schaffen, und ebenso sind die Erzeugnisse der Wirthschaft mit derselben Leichtigkeit zu Markte zu führen &c. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus erscheint das halkettsche System in der That in einem erhabenen Lichte, indem es aus den engeren Grenzen des Landbau's in das allgemeine Gebiet der Volkswirthschaft hinübergreift.

Dampfröhre, s. Dampfmaschine.

Dampfschiff (franz. bateau à vapeur, engl. steamboat), ein Schiff, das durch die Kraft einer auf demselben befindlichen Dampfmaschine bewegt wird. Aeußerlich zeichnen sich die D.e vor den übrigen Schiffen durch den gewöhnlich in der Mitte des D.s angebrachten eisernen Schornstein und, als Seeschiffe betrachtet, durch das schwache Mastenwerk aus. Die Raddampfer fallen durch die an den beiden Seiten des Schiffs liegenden, die Schaufelräder bergenden großen Radkästen auf, während die Schraubendampfschiffe eines besonderen äußeren Merkmals entbehren. Die Hauptdimensionen der D.e, Länge, Breite, Höhe, bestimmen sich nach dem Zweck, dem sie dienen sollen; das gegenseitige Verhältniß dieser Dimensionen ist aber bei Flußdampfschiffen ein anderes als bei Seedampfschiffen u. auch von dem der Segelschiffe sehr verschieden. Im Allgemeinen gelten folgende Verhältnisse, nach denen

	für Segelschiffe	für Flußb.	für Seeb.
die Länge	3—4	8—16	5—7
die größte Höhe	$\frac{1}{10}$—$\frac{1}{12}$		$\frac{1}{2}$
die Tauchung	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{4}{10}$—$\frac{5}{10}$

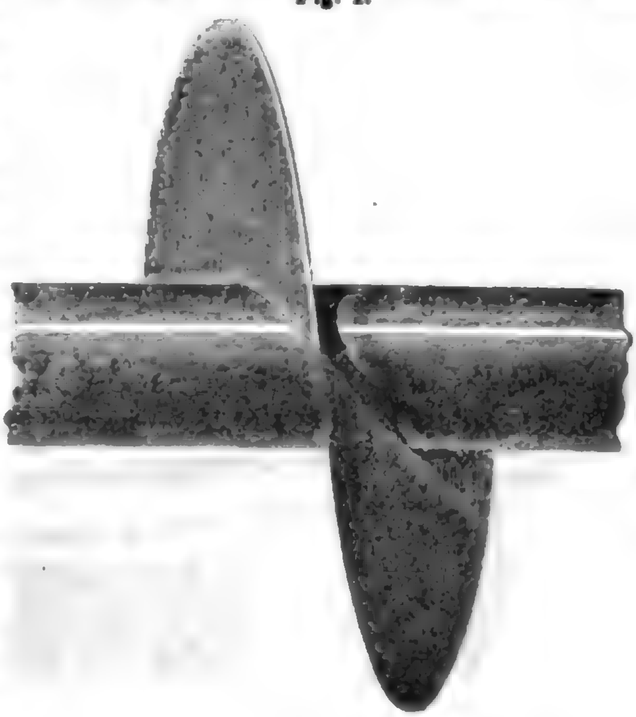
der größten Schiffsbreite beträgt. Flußdampfschiffe baut man gern lang und schmal. Dies ist bei solchen Schiffen um so angemessener, als sie, die nicht der Wirkung allzu heftiger Winde oder hohen Wellenschlages ausgesetzt sind, keiner so großen Stabilität bedürfen; man darf indessen auch hier nicht zu weit gehen, da nicht außer Augen zu lassen ist, daß für diese Schiffe ein anderer Umstand besonders ungünstig wirkt. Bei den Flußdampfschiffen befindet sich nämlich der größte Theil der Ladung auf dem Deck, wodurch ein leichtes Umschlagen des Schiffs ermöglicht wird.

Die absolut beste **Form** der D.e zum Zweck eines möglichst leichten Durchschneidens des Wassers auf rein wissenschaftlichem Wege zu ermitteln, ist bisher nicht gelungen, indessen ist man durch zahlreiche Versuche und Erfahrungen auf Formen gekommen, welche sich bei großer Stabilität und Geräumigkeit mit sehr geringem Widerstand im Wasser bewegen. Das **Material** für den Bau der D.e ist Holz und Eisen, doch gibt man in neuerer Zeit dem letzteren entschieden den Vorzug, und dies um so mehr, als das unabweisbare Bedürfniß nach großen D.en fast keine Wahl mehr läßt. Für große Schiffe fällt das Eigengewicht bedeutend kleiner aus, wenn die Konstruktion aus Eisen hergestellt ist. Unter sonst gleichen Umständen hat zuweilen die Schiffsschale aus Eisen das halbe Gewicht einer hölzernen von gleicher Widerstandsfähigkeit. Ein Schiff, wie der später zu erwähnende „Great Eastern", aus Holz gebaut, würde schon in Folge seines Eigengewichtes sinken müssen. Weitere Vorzüge der eisernen Bauart sind in der längeren Haltbarkeit u. in dem besseren Schutz gegen Feuersgefahr zu suchen. Im Allgemeinen kann angenommen werden, daß eiserne Schiffe etwa $\frac{2}{3}$ des Tiefganges von hölzernen und eine sechsmal größere Dauer als letztere haben. In tropischen Gewässern setzen sich dagegen an eiserne Schiffe mehr Seethiere an, wodurch in kurzer Zeit die Schnelligkeit des Schiffs sehr verringert wird. Am besten schützt dagegen ein in England verfertigter Anstrich. Die **Raumvertheilung** bei den D.en ist von derjenigen der übrigen Schiffe in sofern abweichend, als bei ersteren besondere Räume für die Dampfmaschinen, sowie für die zur Bildung der Dämpfe erforderlichen Kessel und für die Vorräthe an Heizmaterial vorhanden sein müssen. Alle diese Theile befinden sich in der Regel in der Mitte des D.s, u. zwar sind sie in Rücksicht auf ihr großes Gewicht möglichst tief gelegt. Zu beiden Seiten dehnen sich alsdann die Räume für Waarenladungen und die Kajüten aus, welche in ihrem gegenseitigen Verhältniß der besonderen Bestimmung des Schiffs angepaßt sind.

Man kann die D.e nach ihren Treibmechanismen eintheilen in: Raddampfer, Schraubendampfer u. Turbinendampfer. **Raddampfer** nennt man diejenigen D.e, bei welchen der Treibapparat aus zwei durch eine gemeinsame Axe verbundenen Schaufelrädern besteht. Die Axe liegt hier quer zum Schiffe, und während dieselbe an ihren äußersten Enden die Treibräder trägt, wirken nach der Mitte hin auf sie die in den unteren Räumen des Schiffs befindlichen Dampfmaschinen. Die Schaufelräder sind von den einfachen unterschlägigen Wasserrädern, namentlich aber von den sogenannten Schiffsmühlenrädern (Triebrädern einer schwimmenden Mühle) nicht wesentlich verschieden. Sie bestehen im Wesentlichen aus einem Ring, mit welchem sie auf der Triebaxe befestigt sind, während schmiedeeiserne radiale Speichen und Diagonalversteifungen den Ring mit den aus Holz gefertigten, an eiserne Bänder befestigten Radschaufeln verbinden. Die Hauptelemente der Schaufelräder, der Durchmesser, die Breite, Höhe und Anzahl der Schaufeln, wachsen im Allgemeinen mit der Größe des Schiffs. Im Mittel ist der äußere Durchmesser 15—30 Fuß, die Breite der Schaufeln 7—10 Fuß, die Höhe derselben $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Fuß und ihre Anzahl 16 bis 24. Das Verhältniß der mittleren Geschwindigkeit einer Radschaufel zu der des Schiffs ist 1,25 bis 1,4. Die Wirkungsweise der Schaufelräder ist leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß die Kraft der Dampfmaschine die Radaxe zu drehen sucht, während das Rad sich mit seinen Schaufeln gegen das Wasser stemmt; da dieselben hierbei Widerstand finden, so kann die durch den Dampfdruck ver

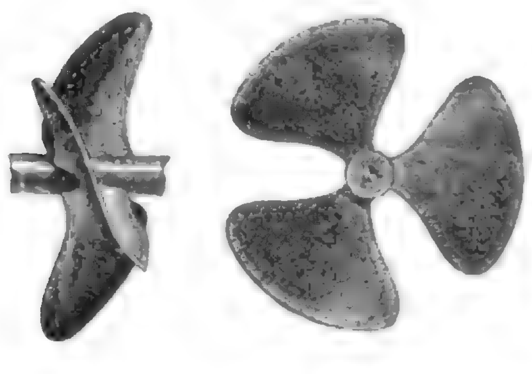
suchte Drehung der Axe nur erfolgen, wenn die Axe selbst und mit ihr der ganze Schiffskörper vorwärts bewegt wird. Bei der Konstruktion der Schaufelräder sind mannichfaltige Veränderungen versucht worden, doch ist man immer wieder zu der einfachsten Form derselben zurückgekehrt, bei welcher die hölzernen, radial zur Axe gerichteten Schaufeln zwischen zwei Reifen auf den Enden der eisernen Radarme befestigt sind. Es ist begreiflich, daß der Widerstand, den das Wasser der Drehung des Schaufelrades entgegensetzt (und von diesem Widerstande hängt unter Voraussetzung genügender Triebkraft die fortschreitende Geschwindigkeit des Schiffs ab), mit der Breite und Höhe, sowie mit der Anzahl der eingetauchten Schaufeln wächst, sowie daß derselbe verschieden ist, je nachdem das Schiff mit oder gegen den Strom, oder gar in strömungslosem Wasser schwimmt. Bei Schaufeln, welche zur Axenrichtung radial gestellt sind, ist die Umdrehungsgeschwindigkeit der einzelnen Schaufelpunkte verschieden: sie nimmt gegen die Axe hin ab und ist für die äußersten Punkte der Schaufel am größten. Radial gestellte Schaufeln werden, weil sie unter einem schiefen Winkel aus dem Wasser treten, stets einiges Wasser mit sich reißen; dieser Umstand, wie der vorerwähnte der verschiedenen Geschwindigkeiten für die verschiedenen Schaufelpunkte veranlaßte, daß man Konstruktionen ersann, bei welchen alle Schaufeln, so lange sie im Wasser bewegt werden, sich nahezu parallel zu sich selbst verschieben, indem sie stets senkrecht zur Wasseroberfläche gestellt bleiben. Für Flußdampfschiffe ist diese Einrichtung wohl brauchbar, für Seedampfschiffe, zumal für große, ist sie dagegen zu komplicirt und zu zerbrechlich. Dagegen kann eine andere Verbesserung als allgemein zweckmäßig angesehen werden, bei welcher die Schaufeln dem jedesmaligen Tiefgang entsprechend kleine Verrückungen in radialer Richtung zulassen. Ganz allgemein betrachtet, lassen sich die Nachtheile und die Vorzüge der Schaufelräder im Folgenden zusammenfassen. Flußdampfschiffe erhalten durch die weit herausragenden Schaufelräder eine sie zum Befahren schmaler Flüsse untauglich machende Breite. Das Wenden aller Raddampfer kann nur schwer geschehen. Die Ruderräder behalten gegen das Schiff stets dieselbe Lage, gleichviel, ob dasselbe stark oder schwach beladen, ob es nach der einen Seite überhängt oder nicht. Große Schiffe, welche weite Reisen machen, bedürfen für diese Reisen großer Brennmaterialvorräthe. Zum Beginn der Reise ist daher das Schiff schwer beladen, die Räder tauchen tief ein; später, nachdem die Kohlenvorräthe beträchtlich vermindert sind, greifen die Räder nur schwach ein, die fortbewegende Kraft ist somit stets veränderlich. Bei stürmischer See wird das Schiff bald rechts, bald links geworfen, dabei taucht bald dieses, bald jenes Rad mehr oder weniger, oft eines allein in das Wasser, wodurch unvermeidlich ein sehr unruhiger Gang für die Maschine und somit für das ganze Schiff resultirt. Dabei leidet besonders die bei Schaufelrädern, sowie so schon ungünstig gelagerte Triebaxe. Für den Kriegsdienst sind Raddampfer in sofern untauglich, als bei ihnen der gesammte Treibapparat der steten Wirkung der feindlichen Geschosse ausgesetzt ist, und somit dem Schiff durch einen einzigen Schuß seine Bewegungsfähigkeit genommen werden kann. Der Effekt der Ruderräder ist wegen der nur periodischen Wirksamkeit der einzelnen Theile ein ungünstiger. Bei gutem Winde, wo die Segel allein zur Bewegung des Schiffs hinreichen, setzen die Schaufelräder dieser Bewegung einen sehr bedeutenden Widerstand gegenüber; man könnte, um den Widerstand zu vermindern, die Räder allerdings ihrer Schaufeln entkleiden, doch ist diese Operation immerhin schwierig und nur bei sicherer Aussicht auf lange andauernden guten Wind empfehlenswerth. Ein großer Vortheil der Raddampfschiffe liegt hingegen darin, daß der ganze Treibapparat in seinem Zusammenhang mit der Maschine leicht übersehen werden kann, daß man etwaige Schäden bald erkennt u. die erforderlichen Reparaturen ohne Schwierigkeit anzuordnen vermag. Der ungünstige Effekt, den die Ruderräder gewähren, u. ebenso die sich bald zeigenden anderen Mängel derselben waren wohl der Grund, warum man schon in der Kindheit ihrer Anwendung auf Mittel sann, sie zu ersetzen u. die Kraft des Dampfes durch Benutzung anderer Treibapparate vortheilhafter zu verwerthen. Unter den verschiedenen zu diesem Zweck gemachten Vorschlägen ist besonders der von geschichtlicher Bedeutung, welcher die archimedische Schraube als Treibapparat anwenden hieß. Schon 1793 regte der französische Mathematiker Pancton die Benutzung der archimedischen Schraube an. Im J. 1823 schlug Delisle dem französischen Marineministerium einen aus 5 Segmenten einer Schraubenfläche zusammengesetzten Treibapparat vor, u. 1832 nahm Sauvage ein Patent auf eine aus einer einzigen Windung bestehende Schraube. Das erste Schraubenboot verfertigte aber 1826 Joseph Ressel (s. d.) in Triest, u. zwar für den Vicekönig von Aegypten. Im Jahre 1836 traten gleichzeitig der Engländer Smith u. der Schwede Ericson mit der Anwendung schraubenartiger Flächen als Treibapparate für D.e auf. Die als Ericsons Erfindung patentirte Schraube ähnelt der von Delisle, in sofern sie ebenfalls aus mehren Segmenten bestand, während die für Smith patentirte Schraube wenigstens anfänglich zwei volle Schraubengänge hatte.

Fig. 1.



Die Schraube, als Treibapparat betrachtet, soll den ihr vom Wasser gebotenen Widerstand überwinden können u. muß deshalb genügende Festigkeit haben, darum ist sie nach der Axe hin dick, nach dem Umfange schwach geformt. Die Schraube ist mit der zur Befestigung auf der Triebaxe dienenden Radnabe aus einem einzigen Stück gefertigt. Smith nahm anfänglich eine Schraube mit zwei Windungen an, bei den mit dieser Schraube angestellten Versuchen brach indessen eine Windung ab, u. augenblicklich stieg die Geschwindigkeit seines Schiffs; aus dieser Erscheinung schloß Smith mit Recht, daß lange Windungen unvortheilhaft seien. Fig. 1 zeigt einen halben Gang einer Schraubenfläche. Die jetzigen Schiffsschrauben haben nur sehr kurze Windungen, bestehen indessen aus mehren (gewöhnlich 2 bis 3) Flügeln. Fig. 2 gibt Ansicht und Grundriß

Fig. 2.



einer dreiflügeligen Schraube, wie sie vorzugsweise in Gebrauch ist. Die Steigung wird verschieden genommen, durchschnittlich zu 25°, die Länge gewöhnlich zu $1/6$ der Steigung. Den Durchmesser wählt man gern so groß als möglich, da mit ihm der Effekt beträchtlich wächst; er schwankt gewöhnlich zwischen 4 und 5 Fuß. Um sich die Wirkungsweise der Schiffsschraube zu erklären, stelle man sich die einfachen Metallschrauben vor, die bei jeder ihnen gegebenen Drehung in die sogenannte Schraubenmutter eindringen od. aus ihr herauskommen. Um die Analogie vollständig zu machen, hat man das die Schraube allerseits umgebende Wasser nur als die Schraubenmutter anzusehen. Die Schraube wird durch die Kraft der Dampfmaschine zu drehen gesucht, das Wasser widersteht der Drehung u. drückt dabei je nach der Drehungsrichtung die Schraubenaxe und mit ihr das ganze Schiff vorwärts oder rückwärts. Wegen dieses Drucks in axieller Richtung wird die Schraubenwelle mit vielen koncentrischen Ringen versehen, mit denen sie in entsprechenden Vertiefungen der Lager ruht. Der gewaltsame Druck wird auf diese Weise auf viele Flächen gleichzeitig vertheilt. Die Schraube, welche gewöhnlich aus einem Stück Gußeisen, selten aus Gußstahl oder Bronze angefertigt ist, befindet sich zwischen Schiff und Steuer und ist stets vollständig unter Wasser. Die Lage des Schraubentreibapparats (hier eine Schraube von einem halben Gange und einem einzigen Flügel) zwischen dem Hintertheile des Schiffs und dem Steuer ist aus Fig. 3 ersichtlich.

Fig. 3.



Die Schraubenaxe wird an der Stelle, wo sie aus der Schiffswand tritt, in eine sogenannte Stopfbüchse geführt, welche die Drehung der Axe zuläßt, aber den Eintritt des Wassers in die Schiffsräume verhindert. Die Schraubenaxe besteht aus mehren, wenigstens aus zwei Theilen, deren erster mit der Dampfmaschine in Verbindung steht, während der andere die Schraube trägt. Beide Theile werden durch eine Gliederung verbunden, welche bewirkt, daß die in Folge des unruhigen Ganges unvermeidlichen und sich immer wiederholenden Deformirungen des Schiffsbodens ohne Einfluß auf den ruhigen Gang der Axe bleiben. Zu einer günstigen Wirkungsweise der Schraube ist es erforderlich, daß das Schiff in seinem hintern Bau möglichst scharfe Linien erhalte, damit das Wasser allseitig freien Zutritt zu der Schraube finde, ohne in schädliche Wirbelungen zu gerathen. Die Schraubenschiffe eignen sich zur Verwendung als sogenannte gemischte Fahrzeuge (auxiliary boats), welche den herrschenden Verhältnissen gemäß bald Dampf, bald Wind als Triebkraft benutzen. Da aber der Widerstand, den die Schiffsschraube der Bewegung des durch den Wind getriebenen Schiffs entgegensetzt, immerhin ein ziemlich beträchtlicher ist, so hat man Vorkehrungen getroffen, um entweder die Schraube für solche Fälle außer Wasser heben, oder die Flügel in die Richtung der Axe einstellen zu können. Der Effekt der Schraubenräder ist von dem Tiefgang des Schiffs fast ganz unabhängig, da die Schraube stets unter Wasser bleibt; auch ist die Wirkung ihrer Flügel auf das Wasser eine kontinuirliche und darum bei gleicher Fläche eine größere als bei Schaufelrädern. Die nachtheiligen Wirkungen, die beim Ein- und Austritt der Schaufelräder Statt finden, fallen bei der Schraube ganz weg. Zum Kriegsdienst eignen sich Schraubendampfer wegen der versteckten Lage ihres Treibapparats und weil sie in ihrer ganzen Breitseite Raum für die Aufstellung von Geschützen geben, weit besser, als Raddampfer. Dagegen ist die Schraube ein ziemlich zerbrechliches Werkzeug und besonders gefährdet, wenn das Schiff in seichtes Fahrwasser geräth, oder wenn das Wasser Treibholz führt. Sehr unvortheilhaft für etwaige Schäden und die zu ihrer Ausbesserung erforderlichen Reparaturen ist endlich die unzugängliche Lage der Schraube, die ein Auswechseln während der Fahrt unstatthaft macht.

Die **Turbinendampfer** sind bei ihrem jetzigen Stande nur als eine wenig gebräuchliche Art der D.e anzusehen. Man hat wohl auch vorgeschlagen, D.e in der Weise herzustellen, daß man an die Stelle der Schraube einfach ein Turbinenrad (auch Flügelrad od. Kreiselrad genannt) setzt. Mehr Bedeutung hat eine andere Konstruktion, die auf einem in Stettin befindlichen D. „Albert“ ausgeführt ist. Eine weitcylindrige Dampfmaschine wirkt hier auf die

vertikale Triebaxe einer in der Mitte des Schiffs befindlichen Turbine, die man, wie sie es in Wahrheit ist, richtiger Centrifugalpumpe nennen sollte, da sie nur den Zweck hat, Wasser zu heben. Das von ihr auf Deckhöhe gebrachte Wasser fließt dort aus zwei Röhren aus, die sich an den beiden Seiten des Schiffs befinden, und deren gekrümmte Endstücke um eine horizontale Axe drehbar sind. In Wahrheit wird das Schiff nur durch die rückwirkende Kraft des aus den Röhren fließenden Wassers getrieben. Wichtig ist bei dieser Art Turbinendampfer, daß man, ohne den Gang der Maschine irgendwie zu ändern und ohne Benutzung des Steuers, nur durch einfache Drehung der eben erwähnten Röhrenenden das Schiff beliebig vorwärts oder rückwärts laufen lassen, es nach einer beliebigen Richtung hin zur Drehung oder, wenn man will, auch zum Stillstand bringen kann. Sind die Enden des linken und des rechten Ausströmungsrohres dem hinteren Schiff zugekehrt, so bewegt sich das Schiff vorwärts; wendet man beide Enden auf- oder abwärts, so tritt Stillstand des Schiffs ein; kehrt man ein Röhrenende nach vorn, das andere nach hinten, so erfolgt eine Drehung des Schiffs, das in diesem Falle wie von einem segnerschen Wasserrade getrieben anzusehen ist. Der „Albert" hat jedoch keine besonders günstigen Effektverhältnisse gezeigt. Da es indessen erwiesen ist, daß seine Kessel unzulänglich gewesen sind, so kann hieraus kein bestimmtes Urtheil über die Güte des Schiffs gefällt werden.

Für ein neu zu erbauendes D. muß zur Berechnung der Maschinen der Widerstand bekannt sein, den das Schiff bei seiner Bewegung im Wasser erleidet. Man nimmt an, daß der Widerstand mit der Größe des Hauptquerschnittes und mit dem Quadrat der Geschwindigkeit des Schiffs wachse. Zur Bestimmung des Widerstandes ist indessen das Produkt aus dem Hauptquerschnitt und jenem Quadrat der Geschwindigkeit noch mit einer je nach der Bauart des Schiffs groß oder klein ausfallenden Zahl, dem sogenannten Widerstandskoëfficienten zu multipliciren. Diesen Widerstandskoëfficienten von vorn herein haarscharf anzugeben od. ihn gar zu berechnen, ist unmöglich; durch Versuche hat sich indeß herausgestellt, daß derselbe für sehr gute Schiffsformen 0,05—0,10 beträgt, während er bei einem prismatischen Schiff ohne alle Zuspitzungen gleich 1,1 zu rechnen ist. Für wirklich gut geformte Schiffe dürfte anzunehmen sein, daß der Widerstand fast nur von der Reibung des Wassers an den Schiffswänden herrührt, so daß die Bewegung des Schiffs mit der Bewegung des Wassers in Röhren zu vergleichen wäre. Die Erfahrung hat dies in sofern bestätigt, als es erwiesen ist, daß sehr lange Schiffe ungemein starker Maschinen bedürfen. Den Widerstand des Schiffs als bekannt vorausgesetzt, ist es für den Fachkundigen nicht mehr schwer, die Größe der Dampfmaschinen zu berechnen, welche für die Anwendung des einen oder des andern Treibapparats erforderlich sind. Die für D.e in Anwendung gebrachten doppeltwirkenden **Dampfmaschinen** gehören den verschiedensten Systemen an. Anfänglich wendete man fast ausschließlich wattsche Niederdruckmaschinen mit Kondensation an. Es waren zuerst Balanciermaschinen, bei denen, um das Verdeck frei zu lassen, die Balanciers mehr über dem Schiffsboden gelagert waren. Trotz ihrer sonstigen entschiedenen Vortheile erwiesen sich aber diese Maschinen als zu schwer, auch nahmen sie zu viel Raum ein, deshalb ging man darauf aus, die für stationäre Maschinen längst in Anwendung gebrachten direkt wirkenden Maschinen auch als Schiffsmaschinen einzuführen. Wie sich die D.e selbst nach den Treibapparaten vorzugsweise in Raddampfer und Schraubendampfer theilen, so ist auch bei ihren Maschinen der jedesmalige Zweck, dem sie zu dienen haben, charakteristischer Unterschied ihres Konstruktionsprincips geworden. Der Unterschied schreibt sich nämlich aus der Natur und der Lage des Treibapparats her. Bei Raddampfern liegt die Triebaxe quer zum Schiff und hoch, bei Schraubendampfern hingegen in der Längenrichtung des Schiffs und tief. Bei jenen können die Cylinder nur unterhalb, bei diesen nur über oder seitlich, rechts oder links zur Axe gelagert sein. Raddampfer verlangen wegen der großen Raddurchmesser nur eine kleine Umdrehungsgeschwindigkeit, darum ist für sie eine direkte Verbindung der Maschine mit der Triebaxe zulässig, ohne daß die Kolbengeschwindigkeit bedenklich groß zu werden brauchte. Anders bei den Schraubendampfern, bei welchen für die Schraubenaxe oft die verlangte Umdrehungsgeschwindigkeit eine so große ist, daß es nothwendig wird, die Dampfmaschine auf eine Zwischenwelle wirken zu lassen, welche mit der Radwelle in der Weise durch Räderwerke verbunden ist, daß einem Kolbenhub der Maschine eine ganze oder auch mehre Umdrehungen der Radaxe entsprechen. Princip aller Konstruktionen für Schiffsmaschinen aber ist es, Maschine und Triebaxenlagerung mit einander in geschlossenen Zusammenhang zu bringen. Anfänglich waren, wie bereits erwähnt, die Schiffsmaschinen stets Niederdruckmaschinen mit Kondensation. Gleichzeitig mit der Einführung der direkt wirkenden Maschinen an der Stelle der Balanciermaschinen tritt auch die Anwendung höher gespannter Dämpfe, die Verwerthung der Hochdruckmaschinen für D.e auf. Indem man Hochdruck annahm und die Kondensation aufgab, erhielt man ungemein einfache, leichte und kompendiöse Maschinen. Da Hochdruckmaschinen auch eine wirksamere Expansion zulassen, so stellt sich das Verhältniß derselben zu den Niederdruckmaschinen so günstig, daß erstere nicht viel mehr Kohlen verbrauchen als letztere, während sie sich vor diesen durch ihr leichtes Gewicht und den kleinen für ihre Aufstellung erforderlichen Raum vortheilhaft auszeichnen. In Europa, besonders in England und Deutschland, sind dennoch die Niederdruckmaschinen bis jetzt die vorherrschenden, während man auf den amerikanischen Schiffen fast ausschließlich Hochdruckmaschinen begegnet. Ist es ausführbar, durch Wahl eines vorzüglichen und nicht zu kostspieligen Materials und durch Anwendung geeigneter Formen für Kessel und Maschinen Dämpfe von sehr hoher Spannung zu erzeugen und zu verwerthen, so ist es augenscheinlich, daß das Princip der Hochdruckmaschinen große Ersparungen in Raum und Gewicht ermöglicht, während es gleichzeitig eine sehr günstige Verwerthung des Brennmaterials zuläßt; darum dürften die Hochdruckmaschinen in Zukunft die herrschenden werden. Maschinen mit Einem **Cylinder** haben einen sehr unruhigen Gang u. bedürfen besonderer

Vorrichtungen, welche verhindern, daß die Maschine beim Stillstande auf dem todten Punkt verbleibe. Da die Anwendung von Schwungrädern für Schiffsmaschinen nicht zulässig ist, so ist es zweckmäßig, zwei Cylinder anzuwenden, für welche die beiden Krummzapfen wie bei Lokomotiven um 90° gegen einander abstehen. Alle Schiffsmaschinen müssen mit einer Vorrichtung versehen sein, die ein leichtes Aendern des Vorwärts- und Rückwärtsganges zulassen. Das Umsteuern selbst bedarf übrigens großer Vorsicht; es wird insbesondere für große Maschinen auch so schwer, daß man es auf solchen vorzieht, zu diesem Zweck eine besondere Dampfmaschine anzuwenden.

Die Dampferzeugung geschieht in den Kesseln, hier einfach Schiffskessel genannt. Diese Schiffskessel müssen möglichst leicht sein und möglichst wenig Raum einnehmen. Der Herd eines Schiffskessels läßt sich natürlich nicht aus Steinen aufmauern, sondern ist, wie bei Lokomotiven, aus Blech hergestellt und mit dem Kessel zu einem Ganzen verbunden. Der Brennherd (Feuerbüchse) befindet sich im Innern des Kessels, u. es ist die Einrichtung so beschaffen, daß die vom Feuer bespülten Flächen stets mit Wasser umgeben sind. Man unterscheidet die nur für niedrig gespannte Dämpfe zulässigen Kessel mit vertikalen Wänden und die den Lokomotivkesseln sehr ähnlichen Röhrenkessel. Letztere nehmen mindestens ³/₄ so viel Raum ein als die ersteren und sind auch um ¹/₄ leichter als diese; trotzdem gibt man auch heute noch den ersteren meist den Vorzug, da die erste Anschaffung billiger ist, und auch etwaige Reparaturen bei ihnen leichter u. billiger zu beschaffen sind. Uebrigens gewähren erstere, in sofern die Verbrennungsgase ausschließlich mit von Wasser umgebenen Flächen in Berührung kommen, einen höheren Grad der Sicherheit. Besondere Mißlichkeiten für die Schiffskessel liegen in dem Umstande, daß dieselben an den steten Bewegungen des Schiffs Theil zu nehmen gezwungen sind, so daß das in ihnen enthaltene Wasser sich in stetem, oft sehr heftigem Schwanken befindet. Noch mehr leiden die Seedampfer dadurch, daß ihnen zur Speisung ihrer Kessel nur Wasser zu Gebote steht, das eine bedeutende Menge (3,2—3,8 Proc.) salziger Substanzen enthält. Während die Hitze einen Theil des Wassers verdampft, bleiben die salzigen Bestandtheile desselben im Wasser zurück, inzwischen wird neues, wiederum salzhaltiges Wasser zugeführt, welches abermals verdampft, während das Salz im Kessel zurückbleibt, so daß die Salzlösung endlich einen Grad der Sättigung erreicht, in welchem sich das Salz in fester Gestalt niederschlägt und den Boden mit einer festen Kruste überzieht, welche den Durchgang der Wärme in gefährlichster Weise erschweren kann, und zwar so, daß die Kesselwände zu glühen beginnen, während die Dampfbildung nur langsam geschieht. Diesem großen Uebelstande kann man begegnen, indem man zeitweise gewisse Portionen gesättigten Salzwassers aus dem Kessel ausblasen läßt, wobei allerdings wesentliche Wärmeverluste unvermeidlich sind. Oder man kann sich des Salzes durch Anwendung der sogenannten Salzwasserpumpe entledigen. Am besten thut man, den in den Cylindern bereits zur Wirkung gekommenen Dampf zu kondensiren u. sich auf diese Weise salzfreies Speisewasser herzustellen.

In volkswirthschaftlicher und handelspolitischer Beziehung sind die D.e von namhafter Bedeutung. An dem großen, in seiner ganzen Ausdehnung kaum zu übersehenden Umschwung, der durch die Erfindung der Dampfmaschinen erzielt wurde, nimmt die Dampfschifffahrt einen wesentlichen Antheil. Vor Allem bedeutungsvoll wurde der von Wind- u. Wasserströmungen nun ziemlich unabhängige regelmäßige und schnelle Verkehr zwischen Europa und den übrigen Welttheilen, welcher durch die Dampfschifffahrt eine in früherer Zeit nicht geahnte Ausdehnung erhalten hat. Die Ein- und Ausfuhr der für ein Land nothwendig oder entbehrlich gewordenen Produkte ist eine wesentlich andere geworden, seitdem ein regelmäßiger Verkehr zu Wasser durch D.e ermöglicht ist. Die D.e sollen ebenso wie alle zum Transport dienenden Fahrzeuge einen sicheren, schnellen und regelmäßigen Verkehr bewirken, sie sollen Lasten zu billigem Preise fortschaffen können. Daß sie diesen Zwecken immer mehr genügen, ist eine besondere Errungenschaft der neuesten Zeit. Die Sicherheit des Verkehrs hat eine, sich außerdem durch die wachsende Solidität des Schiffsbaues und der Maschinen fortwährend steigernde Höhe erreicht. Auch in Betreff der Schnelligkeit der D.e hat man durch Aufstellung verbesserter Schiffsformen, durch ein richtig gewähltes Verhältniß zwischen der Kraft der Maschinen u. dem Widerstand des Schiffs Bedeutendes erreicht. Das wichtigste, immer bestimmter auftretende Bedürfniß nach außergewöhnlich großen Schiffen ist die Folge des anderen oben erwähnten Grundsatzes, daß der Transport billig geschehen soll. Wenn das Eigengewicht des Schiffs mit seiner Ladefähigkeit in gleichem Verhältniß wüchse, wenn das zur Reise erforderliche Brennmaterial ebenfalls in geradem Verhältniß zur Größe des Schiffs stände, so wäre es kein Zweifel, daß unter Voraussetzung gleicher Sicherheit und Schnelligkeit kleine und große Schiffe in der angedeuteten Beziehung denselben ökonomischen Werth haben müßten. Die eigentlich todte Last der Schiffe, ihr Eigengewicht, steht indessen keineswegs in einem geraden Verhältniß zu ihrer Ladefähigkeit. Im Gegentheil wird der eigene Bau für große Schiffe unverhältnißmäßig leichter, und hierin liegt ein Hauptvortheil derselben. D.e gebrauchen zu ihrem Betriebe bedeutender Mengen von Brennmaterial, welches als Last in die Schiffe aufzunehmen ist. Für weite Reisen hieße es alle Räumlichkeiten eines kleinen Schiffs nur mit Kohlen anstatt mit der das Unternehmen allein bezahlenden anderen Ladung füllen, wollte man sich mit einem für die ganze Reise genügenden Kohlenvorrath versehen. Da das nicht angeht, so ist man oft gezwungen, sich große Umwege gefallen zu lassen, nur um an Orten anlegen zu können, in denen die Aufnahme neuer Kohlenvorräthe ermöglicht ist. Dazu kommt, daß die Preise der Kohlen an solchen Orten oft eine Höhe haben, welche den aus dem Transport der Güter erfolgenden Gewinn in empfindlichster Weise schmälert. So sah man sich geradezu gedrängt, den Versuch zu machen, Schiffe zu bauen, die durch ganz besondere Größe das Eigengewicht klein, die Ladungsfähigkeit groß stellen, die für große nach kohlenarmen Gegenden gerichtete Reisen sich mit einem für die ganze Reise genügenden Kohlenvorrath versehen

können, ohne daß sich durch diese bedeutende Last die Geschwindigkeit des Schiffes und die Effektverhältnisse ihrer Maschinen ungünstig gestalten. Ein Schiff, welches gleichsam als der Repräsentant dieses Gedankens angesehen werden kann, ist der 1860 auf der Schiffswerfte von Scott Russel erbaute „Great Eastern", das größte Schiff der Welt, zur Fahrt zwischen England und Canada bestimmt. Der Rumpf desselben wiegt weniger als 8000 Tonnen, u. da er im Ganzen 30,000 Tonnen zu tragen vermag, so bleiben noch 22,000 Tonnen übrig, welche für die Ausrüstung, Steinkohlen u. Ladung benutzt werden können. Zum Vergleich diene die Angabe, daß die größten Fregatten Schiffe von 3500 Lasttonnen sind, während ihr Rumpf 2500 Tonnen wiegt. Auf jede Tonne der Ladefähigkeit der Fregatte kommt $^5/_7$ einer Tonne Gewicht des Rumpfes, für jede Tonne der Größe des „Great Eastern" hingegen weniger als $^3/_7$ einer Tonne an Rumpfgewicht. Die propellirende Kraft des „Great Eastern" ist 2500 Pferdekraft, die Last des Schiffes, welches jede Pferdekraft zu treiben hat, ist daher 9 Tonnen, was ein geringeres Verhältniß der Pferdekraft zum Tonnengehalt gibt, als irgend ein Schiff der englischen Kriegsmarine hat. Trotzdem hat das große Schiff mit seiner äußerst kleinen Triebkraft eine größere Schnelligkeit erreicht, als irgend ein Kriegsschiff der englischen Marine je erlangte. Der Rumpf des „Great Eastern" ist ganz von Eisen gebaut u. in vielfache Unterabtheilungen, in für sich abgesonderte Kammern getheilt, in 11 der Quere nach u. zweimal so viel der Länge nach. In eine jede dieser wasserdichten Abtheilungen konnte ein großes Loch gemacht werden, ohne daß deshalb die Sicherheit des übrigen Schiffes gefährdet würde. In irgend eine dieser Abtheilungen könnte auch der Vordersteven eines anderen Schiffes eindringen, ohne daß die übrigen Theile des Schiffes beschädigt würden; ja es könnte sich ein halbes Dutzend jener Kammern mit Wasser füllen, ohne daß nur einem einzigen Passagier eine Beschwerde dadurch bereitet würde. In einer dieser Abtheilungen fand eine Explosion Statt, ohne daß dadurch die Sicherheit des Schiffes beeinträchtigt oder nur die Maschine des Schiffes aufgehalten ward. Die Länge des „Great Eastern", vom Stern zum Steven gemessen, beträgt 681 Fuß, seine Breite 83, die Höhe vom Kiel zum Deck 58 Fuß. Unterhalb der Wasserwerke ist der Rumpf mit doppelter Wandung konstruirt, jede aus $^3/_4$zölligen Eisenplatten mit einem Zwischenraum von 2 Fuß 10 Zoll bestehend. Der „Great Eastern" zeichnet sich durch die kombinirte Anwendung von Schaufel- und Schraubenrädern aus. Die Schaufelräder werden von 4 direkt wirkenden Maschinen zusammen von 1000 Pferdekräften getrieben. Sie haben 58 Fuß Durchmesser, die Nabe ihrer Axe wiegt 16 Tonnen, jedes Rad komplet 90 Tonnen. Die Schraube, welche 24 Fuß Durchmesser hat, wird von 4 Maschinen von 1500 Pferdekräften getrieben. Hinter den Schraubenmaschinen liegen noch kleine Hülfsmaschinen, welche nur den Zweck haben, die Schraube zu drehen, wenn man mit den Schaufelrädern allein fahren will. Das Schiff ist für 4000 Passagiere eingerichtet, hat seine eigene Gasbereitung und ein vollständiges Telegraphensystem. Es hat sich als das stärkste Schiff der Welt erwiesen, indem es während des Stapellaufens Anstrengungen erlitt, welche noch nie ein anderes Schiff ungestraft erduldete. Bei dieser Gelegenheit waren nur 240 Fuß seiner ganzen Länge unterstützt, während die übrigen 760 Fuß seiner Länge ungestützt blieben und dies nicht während einer Stunde oder eines Tages, sondern während ganzer Monate, und nichtsdestoweniger konnte weder ein Auge entdecken, noch ein Instrument ermitteln, daß irgend eine bemerkbare Biegung vorhanden sei.

Lange zuvor, ehe man die Dampfmaschinen zu einem gewissen Grade systematisch begründeter Vollkommenheit gebracht hatte, gerieth man auf die Idee, Schiffe durch die bezwingende Kraft des Dampfes zu bewegen. Schon am 17. Juni 1543 sollen im Hafen von Barcelona vom Kapitän Blasco de Geray in Gegenwart des Kaisers Karl V. Versuche angestellt worden sein, Schiffe, statt durch Ruder und Segel, mittelst durch Dampf bewegter Schaufelräder fortzutreiben. Von 1618 an aber werden in England mehrfach Patente auf Maschinen erwähnt, welche auf deren Anwendung zur Schiffsbewegung hindeuten; unter den Erbauern von solchen wird 1661 auch der Marquis von Worcester genannt. Papin machte 1681 in einem eigenen Buche den Vorschlag, ein Schiff durch Dampf zu treiben, und Savery, der Miterfinder der Dampfmaschinen, wies 1698 in seiner „Navigation improved" auf die Möglichkeit hin, die Dampfmaschinen zur Schiffsbewegung zu benutzen, stellte auch schon ein förmliches Projekt der Dampfschifffahrt auf. Aus den in der königlichen Bibliothek zu Hannover befindlichen leibnitzschen Handschriften geht hervor, daß der obengenannte Papin 1707 mit einem durch Dampfkraft bewegten Ruderschiffe auf der Fulda von Kassel nach Münden fuhr, um weiter damit nach England zu gehen, daß aber in Münden sein Boot von den dortigen Schiffern zerschlagen wurde. Im J. 1729 erhielt Jonathan Hull ein Patent auf ein D., bestehend in einem Boote, worauf er (nach der eingereichten Zeichnung) eine Dampfmaschine mit einem Ruderrade gehörig in Verbindung gebracht hatte; doch kam das Projekt nicht zur Ausführung. Im Jahre 1738 schlug Daniel Bernoulli in seiner „Hydrodynamica" vor, Schiffe mittelst der Reaktion des Wassers zu bewegen, und zwar in der Weise, daß man hinter dem Schiffe eine starke Strömung erregte. Ganz allgemein behandelte die Schiffsbewegung ohne gewöhnliche Ruder und ohne Segel A. Euler in den „Berliner Memoiren" (Jahrgang 1764, S. 277), wo er, außer Apparaten zur Reaktionswirkung des Wassers, auch Ruderräder zu beiden Seiten des Schiffes und, was besonders merkwürdig ist, auch ein Rad, nach Art der Windräder, also die heutige Schraube, durch Abbildungen erläutert. Zu wirklichen haltund brauchbaren Resultaten gelangte man aber erst, nachdem James Watt seine Dampfmaschine erfunden hatte. Die ersten Versuche einer Anwendung derselben auf Schiffsbewegung machten 1774 der Graf Auxiron und der Ingenieur Perrier in Frankreich, und zwar auf der Seine mit 2 kleinen D.en, die jedoch nicht stromaufwärts fahren konnten und wegen ihrer zu langsamen Bewegung bald verworfen wurden. Glücklicher scheint 1783 der französische Marquis Jouffroy in Lyon gewesen zu sein, der mit einem 140 Fuß langen D. mehr-

fache erfolgreiche Experimente auf der Saone angestellt haben soll. Daß auch dies Schiff in Vergessenheit kam, wird der bald nachher ausgebrochenen französischen Revolution Schuld gegeben. Im Jahre 1785 erhielt der Engländer Bramah ein Patent auf eine rotirende Dampfmaschine, welche, auf ein Schiff gesetzt, dessen Bewegung durch ein Ruderrad oder durch eine Schraube bewirken sollte, wovon indeß Ausführungen nicht zu Stande kamen. Zwei Jahre vorher hatte der Uhrmacher Jonathan Fitch in Philadelphia ein Patent auf ein D. genommen, von dem er 1786 im „Philadelphia Magazine" Zeichnung und Beschreibung mittheilte. Das Schiff lief 1788 vom Stapel, fuhr aber nur bis Burlington, wo der Kessel sprang. Der Schotte Patrik Miller veröffentlichte 1787 eine Flugschrift, deren Gegenstand war, Schiffe durch Ruderräder (Schaufelräder) zu bewegen, und woraus bestimmt erhellt, daß Miller mit einem sogenannten Doppelschiffe von 60 Fuß Decklänge, welches durch 2 Räder bewegt ward, die von Menschenhänden umgetrieben wurden, wiederholt glückliche Fahrten machte und später beabsichtigte, die Menschenkraft durch eine Dampfmaschine zu ersetzen. Zu letzterem Zwecke fand Miller an dem Bergwerksmechaniker W. Symington den geeigneten Mann, so daß am 14. Okt. 1787 die erste erfolgreiche Fahrt mit einem Ruderraddampfschiff gemacht werden konnte und der Versuch 1789 auf dem Forth- und Clydekanal wiederholt wurde. Leider scheinen mehrfache Uebelstände der symingtonschen Dampfmaschine der Grund gewesen zu sein, daß Miller, der bedeutende Summen darauf verwendet hatte, diese Versuche nicht weiter verfolgte. So lag die Sache, bis 1801 und 1802 Symington den Lord Dundas zum Bau von D.en für den Forth- und Clydekanal bewog u. als Resultat der mannichfachen Versuche das erste wirklich praktische Dampfboot, die „Charlotte Dundas", herstellte. Eine doppeltwirkende wattsche Maschine erzeugte die Bewegung, welche durch Kurbel und Lenkstange auf ein millersches Ruderrad übergetragen wurde. Mit diesem Schiffe schleppte Symington Kanalboote bei widrigem Winde mit einer Geschwindigkeit von 3¼ englischen Meilen in der Stunde. Auf Dundas' Verwendung beim Herzog von Bridgewater erhielt Symington zwar die Ordre, ähnliche Kanalboote zu bauen, allein Bridgewaters plötzlicher Tod und dann die Besorgniß, daß die Kanalufer durch den bedeutenden Wellenschlag zu großen Schaden leiden möchten, machten die Sache rückgängig, und selbst die „Charlotte Dundas" blieb ferner unbenutzt in einer Bucht des Kanals liegen. Im Jahre 1804 machte in der Nähe von Newyork J. Stevens Versuche, ein Boot dadurch zu bewegen, daß er auf dasselbe eine rotirende Dampfmaschine setzte und diese auf ein am Hintertheil des Schiffes angebrachtes Rad wirken ließ. Später, nachdem Stevens die rotirende Maschine mit einer wattschen vertauscht hatte, soll er mehrfache Fahrten von Hoboken nach Newyork damit gemacht und dabei die Geschwindigkeit von 7—8 englischen Meilen in der Stunde erreicht haben. Weitere Anwendungen des stevensschen Schiffes sind indeß nicht bekannt geworden, so wenig als von dem projektirten und wahrscheinlich 1804 zum Reinigen der Docks in Philadelphia erbauten D. des Nordamerikaners Olivier Evans. Entschieden glücklich war erst der amerikanische Ingenieur Robert Fulton, der 1803 auf der Seine in Paris sein erstes Versuchsboot in Gang brachte, welches sich jedoch noch nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit bewegte. Im Jahre 1806 begann er aber in Verbindung mit Livingston bei Newyork am Hudson den Bau eines andern D.es, welches im Frühling 1807 vom Stapel lief, dann durch eine von Watt in England bezogene Maschinerie vervollständigt wurde und bereits am 3. Oktober 1807 seine erste Fahrt von Newyork nach Albany, 125 geographische Meilen in 32 Stunden und ebenso zurück, ohne irgend einen Unfall vollbrachte. Dieses Schiff, der „Clermont", wurde sofort als Passagierboot zwischen Newyork und Albany benutzt und im folgenden Winter bis auf 140 Fuß Kiellänge vergrößert. Demnach ist der „Clermont" das erste D., welches für praktische Zwecke diente, und Fulton hat das Verdienst, den Gebrauch des Dampfs zum wirklich dauernden Nutzen der Schifffahrt eingeführt zu haben, wiewohl er nicht der eigentliche Erfinder war, da er die Dampfmaschine von Watt, die Ruderräder von Miller, die Kombination beider von Symington entlehnt hatte. In Amerika fand die Anwendung der D.e bald rasche Verbreitung, während sich ihre Einführung in Europa, jedenfalls mit wegen der damaligen Kriege, mehre Jahre verzögerte. Am 18. Januar 1812 vollendete Henry Bell zu Helensburgh in England die Konstruktion eines Dampfbootes, des „Komet", von 40 Fuß Länge, 10½ Fuß Breite, einer Maschine von 3 Pferdekraft, welche Ruderräder auf beiden Seiten des Schiffes trieb. Dieses Schiff kam bald, nachdem es vom Stapel gelaufen war, als Passagierboot auf dem Clydefluß, zwischen Glasgow, Greenock und Helensburgh zum wirklichen u. dauernden Gebrauche, wie auch bald darauf die Ruderdampfschiffe in England allgemein wurden. Was außerdem nach Fulton und Bell in der Geschichte der D.e aufgezeichnet zu werden verdient, bezieht sich auf die Vervollkommnung der durch die Dampfmaschine bewegten Treibapparate, vornehmlich der Ruderräder und Schrauben. Bei weitem wichtiger aber war die Einführung der Schrauben (screw propellor) als Treibapparat der D.e (s. oben). Folgenreich versprach die Heißeluftmaschine Ericsons zu werden; doch haben sich die davon gehegten Erwartungen nicht erfüllt.

Die Dampfschifffahrt hat in dem letzten Jahrzehnt eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. In Deutschland werden gegenwärtig nicht nur alle Hauptströme (Rhein, Weser, Elbe, Donau) mit D.en befahren, sondern auch auf den Binnenseen findet ein lebhafter Dampfschifffahrtsverkehr Statt, ebenso auf den Gebirgsseen der Schweiz und Italiens. Die Flotten der seefahrenden Völker enthalten D.e von allen Größen, besonders Kriegsschiffe, aber auch Handelsfahrzeuge. Von besonderer Wichtigkeit für den Weltverkehr ist aber die transatlantische Dampfschifffahrt. Das erste D., welches den atlantischen Ocean befuhr, war die in Newyork erbaute „Savannah"; doch blieb diese Thatsache eine vereinzelte, und erst 1835 wurde der wichtige Gedanke einer transatlantischen Dampfschifffahrt lebhaft angeregt und im folgenden Jahre die Ausführung derselben beschlossen. Der Seekapitän Clarton berechnete, daß gute Dampfer die

Reise in beziehungsweise 13 und 20 Tagen zu machen im Stande sein müßten. Am 8. April 1838 verließ der „Great Western" den Hafen von Bristol, um seine Reise über den Ocean anzutreten, doch wurde die Fahrt für so gewagt angesehen, daß sich nur wenige „Adventurers", wie es in den Berichten heißt, dazu verstanden, sich mit einzuschiffen. Fast zu gleicher Zeit hatte sich eine Gesellschaft in Irland gebildet, die ebenfalls einen Dampfschifffahrtsversuch nach Amerika wagen wollte. Ihr Schiff, der „Sirius", verließ den 4. April 1838 den Hafen von Cork. Trotz anfangs ungünstiger Fahrt erreichten beide Schiffe an demselben Tage, am 23. April, in der Zwischenzeit von einigen Stunden den Hafen von Newyork. Die mittlere Schnelligkeit des „Sirius" war 161 Meilen und die des „Great Western" 208 Meilen den Tag. Die Rückreise erfolgte in 13¼ Tagen. Das Problem war also bei dem ersten Versuche so glänzend gelöst worden, wie man es kaum erwartet hatte. Die „Great-Western-Dampfschiff-Gesellschaft" knüpfte im September 1838 wegen der Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschiffahrtslinie zwischen beiden Welttheilen mit der Regierung weitere Verhandlungen an, die aber zu keinem Resultat führten. Während die Great-Western-Gesellschaft noch mit der Regierung verhandelte, baute eine andere englische Kompagnie zwei große transatlantische D.e, den „President" und die „British Queen". Der „President" ging sogleich auf dem Ocean verloren, und die „British Queen" wurde für den transatlantischen Dienst untauglich befunden und an die belgische Regierung verkauft. Unterdessen war Cunard, der schon früher mittelst des Dampfers „Merlin" eine regelmäßige Verbindung zwischen den Bermudasinseln und Amerika unterhalten hatte, nach England gekommen, um mit der Regierung einen Vertrag über eine regelmäßige Postdampfschiffsverbindung abzuschließen. Seine Vorschläge wurden angenommen, und im Mai 1839 ward der auf 7 Jahre lautende Vertrag zwischen der englischen Regierung und Cunard unterzeichnet. Drei Dampfer von 1200 Tonnen Gehalt sollten monatlich an bestimmten Tagen von Liverpool u. von Halifax abgehen; für die Beförderung der Post zahlte die Regierung 55,000 Pfd. St. jedes Jahr, welche Summe dann auf 60,000 Pfd. St. erhöht ward, wofür noch ein Dampfboot gestellt werden mußte. Im Juli 1840 machte die Cunardslinie ihre erste Fahrt. Die „Britannia", „Acadia" und „Caledonia", alle drei von zwischen 1100 und 1200 Tonnen Gehalt, waren die ersten Dampfer; die späteren sind meist größere Schiffe. Als sich der Vertrag mit Cunard seinem Ende näherte, trat die amerikanische Regierung wegen Errichtung einer neuen, unmittelbaren u. direkten Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Newyork und Liverpool in Unterhandlung. Da aber im Frühjahre 1846 zwischen der englischen Regierung u. Cunard ein neuer Vertrag zu Stande kam, nach welchem alle 14 Tage ein Dampfer von Liverpool nach Halifax und Boston und ein anderer alle 14 Tage direkt nach Newyork fahren sollte, gab die amerikanische Regierung ihr Vorhaben, eine direkte Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Newyork und Liverpool herzustellen, wieder auf; weil sich indeß schon in den Vereinigten Staaten eine Gesellschaft zur Erbauung der dazu nöthigen Schiffe gebildet hatte, ließ man den Plan nicht ganz fallen. Zwei Dampfer, der „Washington" und der „Hermann", jeder von ungefähr 900 Tonnen Gehalt, wurden gebaut und gingen seit 1847 nach Bremen, so daß ein deutscher Hafen eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung während der Sommermonate mit Amerika erhielt. Später baute dieselbe Gesellschaft zwei neue Schiffe, den „Franklin" und „Humboldt", die seit Ende 1850 von Newyork nach Cowes und, wenn sie ihre Passagiere und Ladung daselbst in ein kleines D. für Southampton ausgeschifft haben, nach Havre gingen. Seitdem die amerikanische Schifffahrt überhaupt und die Seedampfschifffahrt insbesondere durch Entdeckung der Goldminen in Kalifornien einen fast unglaublichen Aufschwung zu nehmen begann, wollte jedoch den Amerikanern ihre unvollkommene Dampfschifffahrtsverbindung mit England über Cowes und Southampton nicht mehr genügen und sie unternahmen es daher, mit der „königlichen englisch-amerikanischen Postdampfschifffahrtskompagnie", wie die gewöhnlich Cunardslinie genannte Gesellschaft mit ihrem vollständigen Titel heißt, in direkte Konkurrenz zu treten. Die Regierung der Vereinigten Staaten schloß mit einer Gesellschaft, an deren Spitze ein gewisser Collins stand, einen Vertrag, nach welchem diese Gesellschaft jährlich eine Summe von 383,000 Dollars für die Beförderung der nordamerikanischen Post erhält, worauf in kurzer Zeit 5 Dampfer, die „Atlantic", die „Pacific", „Arctic", „Baltic" und „Adriatic", jeder von ungefähr 3000 Tonnen Gehalt, gebaut wurden, die seit dem 1. Juli 1850 mit den englischen Postdampfschiffen ihre Wettfahrten über den atlantischen Ocean machten. Die „Liverpool- u. Philadelphia-Schraubendampfschifffahrtsgesellschaft" läßt die beiden Schraubendampfer „City of Glasgow" und „City of Manchester" zwischen Liverpool und Philadelphia regelmäßige Fahrten machen. Ein 1847 in Frankreich gemachter Versuch, eine transatlantische Dampfschifffahrtslinie aus eigenen Kräften zu erhalten, fiel schlecht aus. Der hamburger Schiffsrheder Sloman kündigte 1850 regelmäßige Dampfschifffahrten zwischen Hamburg und Nordamerika an; nachdem indessen das einzige hierzu bestimmte D., die „Helene Sloman", auf der Bank von Neufoundland von den Wellen umgestürzt worden war, erreichte das deutsche Unternehmen vorerst sein Ende. Behufs der Verbindung der westindischen Kolonien mit England schloß die englische Regierung einen Vertrag mit der „westindischen Dampfschiffahrtskompagnie", welche alle 14 Tage einen Dampfer von 400 Pferdekraft nach Westindien und den angrenzenden amerikanischen Festländern abgehen lassen sollte. Der Vertrag wurde auf 10 Jahre von 1842—51 inklusive ausgedehnt, die Vergütung für Beförderung der Post auf 240,000 Pfund Sterling festgesetzt. Die Hauptreise (main voyage) hin und zurück betrug 9208, das ganze westindische Dampfschifffahrtssystem 27,179 Meilen. Im J. 1849 bestand diese englisch-westindische Dampfschifffahrt aus 14 Dampfern, von denen der „Tay", „Severn", „Dee", „Avon" und „Clyde" gegen 1900 Tonnen groß, 214—216 Fuß lang waren und 19 Fuß Tiefgang hatten. Bei der steigenden Wichtigkeit von Kalifornien und der weiteren Ausbildung der Dampfschifffahrt zwischen England und

Newyork konnten indeß diese Einrichtungen nicht ferner bestehen. Chagres, der Aus- und Einschiffungsort für San Francisco, erhielt die erste Wichtigkeit vor allen westindischen Häfen; es mußte für eine schnellere und direktere Verbindung dieses Ortes mit England gesorgt werden. Bei Erneuerung des Vertrags zwischen der englischen Regierung u. der westindischen „Royal Mail Steam Ship Company" wurde daher festgesetzt, daß die westindische Hauptreise direkt von Southampton nach St. Thomas und von da nach Besorgung der Post sogleich weiter nach Chagres gehen sollte. Die Entfernung auf dieser Route beträgt 3620 Meil. zwischen Southampton u. St. Thomas u. 1100 Meil. von St. Thomas nach Chagres; diese 4700 Meil. sollten in 16, höchstens in 20 Tagen zurückgelegt werden. Da die alten Schiffe nicht ganz geeignet dazu erschienen, so übernahm es die Kompagnie, 5 neue Dampfer für die westindische Kompagnie zu bauen, alle über 3000 Tonnen groß, 270 Fuß lang, 39 Fuß breit, mit 20 Fuß Tiefgang und Maschinen von mindestens 750 Pferdekraft. Die bisherigen Schiffe der westindischen Hauptroute wurden für eine neu geschaffene Linie von Southampton über Madeira, Teneriffa, St. Vincent auf Kap Verd, Pernambuco, Bahia, Rio Janeiro, Montevideo u. Buenos-Ayres verwendet, die im Frühjahre 1851 eröffnet ward. Seit Ende 1850 läßt eine Schraubendampfschifffahrtsgesellschaft die 670 englische Meil. lange Linie von Southampton nach dem Kap der guten Hoffnung befahren, und später ward diese Route nach Sidney und Neuseeland, auf 15,080 Meilen Länge ausgedehnt. Seitdem hat die „General Screw Steam-Shipping Company" eine monatliche Dampfschifffahrt von Southampton nach dem Kap Mauritius, Point de Galle, Madras, Kalkutta, St. Vincent und Ascension angezeigt. Ferner hat sich eine Gesellschaft zu einer direkten Schraubendampfschifffahrtsverbindung zwischen England, Australien und Neuseeland gebildet, deren Fahrten Anfang 1853 begonnen haben. Die Dampfschiffahrt auf Binnengewässern ist im Allgemeinen die leichtere. Sie hat weniger Rücksicht auf die große Festigkeit des Schiffes und auf den Raum für das Heizungsmaterial zu nehmen und kann schon darum eine größere Schnelligkeit ermöglichen, als die Seedampfschifffahrt. Die Nordamerikaner, bei denen die Binnendampfschifffahrt ohne Vergleich weiter ausgebildet ist, als bei irgend einem anderen Volke der Erde, dachten seit langer Zeit daran, ihren Flußdampfern die Schnelligkeit der Eisenbahnzüge zu geben. Wirklich wurde eine immer größere Schnelligkeit erzielt; bei der Dampfschifffahrt auf dem Mississippi hat dieselbe in nicht ganz 10 Jahren um mehr als das Doppelte zugenommen. Die Schiffe wurden dabei immer größer, die Maschinen immer stärker; auch die Treibräder u. der Schiffsrumpf wurden mehr u. mehr vervollkommnet. Auf dem Hudson fahren zwischen Newyork und Albany Dampfer, die in ihrer Ausstattung mit fürstlichen Palästen verglichen werden können. Der eigentliche Schiffsrumpf wird nur in der Art, wie bei uns etwa die Keller und Souterrains der Häuser, benutzt. Auf demselben erhebt sich ein größeres hölzernes Gebäude in zwei oder drei Etagen. Aeußerlich laufen um dasselbe in jeder Etage Balkons; im Inneren befinden sich die Säle und Kabinen, welche für die Aufnahme der Reisenden bestimmt sind. Wenigstens in Einer Etage des Schiffs pflegt ein Saal durch die ganze Länge des Schiffs von vorn bis hinten an das Steuerruder durchzugehen. In den unteren Stockwerken ist oft eine nicht unbeträchtliche Zahl der Kabinen an Konditoren, Cafetiers, Friseure und Händler mit Reiseutensilien, Büchern 2c. vermiethet, die darin elegante Läden errichtet haben. Die Strecke zwischen Newyork und Albany von 160 englischen Meilen legen diese Schiffe sowohl auf der Hin-, als auf der Rückfahrt in 8 Stunden zurück. Die amerikanischen Dampfboote kommen also dem Eisenbahnzuge auf der Schnellfahrt zwischen Berlin und Köln vollkommen gleich und gehen zwischen zwei- und dreimal schneller, als die besten Dampfer auf dem Rhein bei der Fahrt von Köln nach Mainz.

Vgl. R. Buchanan, Ueber die Erfindungen, durch Dampf 2c. Schiffe ohne Segel in Bewegung zu setzen, aus dem Englischen, Bremen 1817; L. Kufahl, Theoretisch-praktische Abhandlung über die Dampfschifffahrt, Berl. 1833; Janvier, Ueber die zweckmäßige Konstruktion und Einrichtung der D.e, übersetzt von Schmidt, Weimar 1838; Tredgold, The Steam Engine and Steam Navigation, Lond. 1838; Anhang dazu, 1842; Campaignec, De l'état actuel de la navigation par la vapeur, Par. 1842; Duval, Des Machines à vapeurs aux Etats-Unis d'Amérique, das. 1842; Woodcroft, A sketch of the origin and progress of Steam Navigation, Lond. 1849; Main und Brown, The Marine Steam Engine, das. 1849.

Dampftopf (Automat, Kondensationstopf). Wenn Dampf durch seine Expansionskraft mechanisch wirken soll, wie in der Dampfmaschine, so muß derselbe natürlich aus dem Gefäß, in welchem er sich unter hoher Spannung befindet, in einen anderen Raum treten, in welchem er sich ausdehnen kann, und da eben die Ausdehnung den mechanischen Effekt bedingt, so ist klar, daß die Wirkung um so größer sein wird, je größer der Spannungsunterschied ist zwischen dem in die Maschine eintretenden und dem aus derselben austretenden Dampf. Kocht man aber mit Dampf, so ist jede Expansion des Dampfes mit Nachtheil verbunden, denn sowie die Expansion des Dampfes wächst, sinkt seine Temperatur. Es ist immer Verlust, wenn außer dem heißen Wasser, das durch Verdichtung des Dampfes in Folge der Abgabe von Wärme entstanden ist, auch noch Dampf abgeht, wie es geschieht, wenn der Dampfraum (zwischen doppelten Böden oder die Dampfschlange) mit einem großen Dampfsammler in Verbindung steht. Diesen Verlust vermeidet man vollständig, wenn der aus dem Dampfkessel strömende Dampf die Schlangen oder den Heizraum passirt und dann mit dem verdichteten Wasser durch ein anderes (Retour-) Rohr zurück in den Dampfkessel und unter den Spiegel des darin befindlichen Wassers geleitet wird. Natürlich müssen dann die Gefäße, in welchen man mit Dampf kocht, höher stehen als der Kessel. Da diese Einrichtung aber mit Gefahr verbunden ist, so umgeht man dieselbe mit Erreichung desselben Zweckes eben durch den D., welcher erst in neuester Zeit angewandt worden ist. In einem gußeisernen, cylindrischen, mit einem Deckel geschlossenen Gefäß steht ein kleineres cylindrisches, oben offenes Gefäß aus Eisenblech, auf dessen Boden eine plankonvexe Scheibe von Messing liegt, welche

durch drei ganz lose übergreifende Haken gehindert ist, sich zu verschieben. Durch den Deckel des äußeren Gefäßes geht dampfdicht ein Rohr bis zu 1/4 Zoll von der Messingscheibe. Ziemlich in der Mitte der Seitenwand des äußeren Gefäßes mündet das aus irgend einem geheizten Apparat abgehende Retourrohr, durch welches kondensirtes Wasser und Dampf eintreten. Damit aber der eintretende Dampf nicht direkt gegen das innere Gefäß stoße, ist vor die Mündung des Rohrs ein gebogenes Blech genietet, das dem Dampf nur gestattet, seitwärts auszutreten. Das äußere Gefäß wird anfangs mit so viel Wasser gefüllt, daß das innere schwimmt; die Messingplatte in dem letzteren verschließt dann das erwähnte Rohr, dessen Stellung durch vorhandene Leitungen gesichert wird. Ist nun von dem in den D. eintretenden Dampf die Luft durch einen im Deckel des äußeren Gefäßes befindlichen Hahn ausgetrieben und dieser Hahn wieder geschlossen worden, so sammelt sich immer mehr Wasser in dem äußeren Gefäße und fließt endlich in das innere hinein und in solcher Menge, daß letzteres niedersinkt. Dadurch wird die Oeffnung des bis auf den Boden des inneren Gefäßes und die Messingplatte bisher verschlossenen Rohrs frei, das heiße Wasser wird aus dem inneren Gefäß durch den Dampf in das Rohr gedrückt, in diesem in die Höhe getrieben und fortgeführt, bis das innere Gefäß wieder so leicht geworden ist, daß es schwimmt und das Rohr sich also wieder schließt. Es kann mithin stets nur Wasser aus dem D. austreten, und der Druck in demselben bleibt stets derselbe wie in dem Heizraum oder in der Schlange. Diese Apparate finden gegenwärtig immer allgemeinere Anwendung.

Dampfwäsche, s. Wäsche.

Dampfwagen, s. Dampfkutsche, Lokomotive und Lokomobile.

Dampier, William, englischer Seefahrer des 17. Jahrhunderts, um 1652 zu East-Coker in der Grafschaft Somerset geboren, machte in seinem 14. Jahre als Schiffsjunge eine Reise nach Neufoundland mit, ließ sich später nach dem Ausbruch des Krieges in Indien 1673 als gemeiner Soldat anwerben und trug in einem Seetreffen eine Wunde davon. Genesen, erhielt er 1674 die Aufsicht über eine Plantage in Jamaica, erwarb sich dann im Dienste eines Küstenfahrers eine sehr genaue Kenntniß jener Gegenden, befuhr seit 1675 mit dem Kapitän Wren die Campechebai und die Küste von Kap Catoche bis zum Kap Condecedo, arbeitete dann wieder auf Jamaica und kehrte 1678 nach England zurück. Auf einer neuen Reise nach Jamaica fiel er in der Negrilbai einer Schaar von Flibustiern in die Hände, plünderte hierauf mit denselben die spanischen Küstenorte und Niederlassungen in Peru, landete mit etwa 40 Mann an der Westküste Amerika's, schloß sich am mexikanischen Meerbusen einer andern Schaar Freibeuter an u. machte mit derselben abenteuerliche Kreuz- und Querzüge. Im August 1683 segelte er mit Kapitän Cook nach der Küste von Guinea, um die Südspitze Amerika's nach der Insel Juan Fernandez, dann nach den Gallopagosinseln und nach der Küste von Mexiko und setzte nach Cooks Tod die Expedition fort; dieselbe berührte Ria Lera, nahm bei Guayaquil einige reich beladene Sklavenschiffe und eroberte Anfangs 1684 an der Küste der Bai von Panama mehre Städte, worauf sich die Schiffe trennten. D. segelte darauf mit Kapitän Swen die mexikanische Küste entlang und darauf nach einem unglücklichen Treffen mit den Spaniern nach Ostindien. Nach überstandener Hungersnoth, die zu Meutereien unter der Mannschaft geführt hatte, erreichte er Mindanao, wo der wegen seiner Härte verhaßte Kapitän Swen zurückgelassen ward, und dann Manila. Durch widrige Winde an der Küste von China hin- und hergetrieben, entdeckte D. darauf mehre Inseln, z. B. die Gruppe der Basheeinseln. Von da segelte er nach Neuholland. Bei den Nikobaren ließ er sich mit sieben Gefährten ans Land setzen und erreichte auf einem offenen Kahne nach großen Gefahren Bencoolen auf Sumatra. Hier trat er als Kanonier in holländische Dienste, desertirte und zog abenteuernd in Ostindien umher, bis er sich am 25. Januar 1691 nach England einschiffte, wo er am 16. September d. J. anlangte. Die Beschreibung seiner Fahrten: „New voyage round de world“ (London 1697 bis 1707, 3 Bde., mit Kupfern, deutsch von Kind, Leipz. 1783, 4 Bde.), machte ihn mit dem Grafen Orford, dem ersten Lord der Admiralität, bekannt. Durch diesen beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Neuholland zu unternehmen, verließ er mit dem Schiff „Roebuck“ am 26. Jan. 1699 die Dünen, berührte Brasilien und bei Eentrachtslaw die Westküste von Neuholland, entdeckte die Seehundsbai, ging nach Timor, drang bis zur Westküste von Neuguinea vor, dublirte das Kap Nabo, verfolgte die Nordküste bis zur Insel Shouten, segelte dann gegen Osten, entdeckte mehre Inseln und gelangte zur Südostspitze von Neuirland, die er St. Georgs Kap nannte. Die nach ihm genannte Dampierstraße überzeugte ihn endlich, daß das östlich liegende Land, das er Neubritannien nannte, von der Küste von Neuguinea getrennt sei. An der nördlichen Küste von Neuguinea weiterfahrend, gelangte er zum Kap Nabo, von hier nach Ceram und kehrte dann nach Europa zurück, erlitt in der Nähe der Insel Ascension Schiffbruch, gelangte jedoch mit der Mannschaft auf einem vorbeisegelnden Ostindienfahrer nach England. Im Jahre 1703 rüstete er sich zu einer neuen Reise, befehligte 1705 ein Schiff in der Südsee und begleitete 1708—11 als bloßer Pilot Woodes Roger auf seiner Reise um die Welt. Sein Todesjahr ist unbekannt. Mehre nach ihm benannte Punkte Australiens und eine von Brown aufgestellte Pflanzengattung, Dampiera, neuholländische Sträucher aus der Familie der Kampanulaceen, erhalten sein Andenken.

Dampierre, 1) Heinrich Duval, Graf von, österreichischer Feldherr, um 1560 im Bisthum Metz geboren, diente zuerst dem Kaiser Rudolf II. in Ungarn und Siebenbürgen unter Basta und Ludwig Ragoczy, besiegte 1604 Bethlen Gabor, ward aber bald darauf von Stephan Bocskay aus Siebenbürgen gedrängt und vertheidigte 1605 Gran mit seltenem Muthe, aber vergeblich gegen die Türken, da sich die Mannschaft dem Feinde ergab. Darauf zum kaiserlichen Kriegsrath, Kämmerer und Oberst ernannt, leistete er treffliche Dienste im Kriege gegen die Venetianer. In den böhmischen Unruhen 1618 nahm er mit einem zusammengerafften Heere Bistritz weg und entsetzte

das vom Grafen Thurn belagerte Budweis, ward jedoch durch Mangel zum Rückzuge genöthigt. Im folgenden Jahre siegte er mit Buquoi und Wallenstein bei Tein über Ernst von Mansfeld und befreite dadurch Wien, ward aber dann bei Wistritz nach Mähren zurückgedrängt. Im Jahre 1620 mit 10,000 Mann gegen Bethlen Gabor geschickt, fiel er bei einem tollkühnen Angriffe auf Preßburg den 9. Oktober.

2) August Henri Marie Picot de D., General der französischen Republik, geboren den 19. August 1756 zu Paris, trat als Lieutenant bei der Garde ein, wurde 1791 Adjutant des Marschalls Rochambeau und bald darauf Oberst des 5. Dragonerregiments, mit dem er den Krieg von 1792 eröffnete. Er befehligte sodann unter Dumouriez in der Champagne und avancirte nach dem Treffen von Valmy zum Divisionsgeneral. Sein muthiger Angriff der österreichischen Verschanzungen bei Jemappes trug das Meiste zu dem hier erfochtenen Siege bei. Im Jahre 1793 mit ungefähr 15,000 Mann zur Deckung der Belagerung Mastrichts an der Roer aufgestellt, ward er von der österreichischen Uebermacht bei Aldenhoven geschlagen und bis nach Lüttich zurückgeworfen. In der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) befehligte er das Centrum. Nach Dumouriez' Abfall von der Sache des Konvents erhielt er den Oberbefehl über das bis auf 30,000 Mann zusammengeschmolzene und entmuthigte Heer. Gedrängt von den Konventskommissären, mußte er trotz aller Gegenvorstellungen die Offensive wieder ergreifen. Er kämpfte bei Quievrain am 6. Mai 1793 erfolglos gegen die Verbündeten, verlor durch eine Kanonenkugel ein Bein und † 2 Tage darauf. Sein Leichnam ward im Pantheon beigesetzt.

Dampiers Archipel, Inselgruppe an der Nordwestseite von Neuholland, an der Küste von De Witts Land, Hauptinsel: Du Romarin.

Dampiers Insel, australische Insel an der Nordküste von Neuguinea, mit brennendem Vulkan, der sich an 5000 Fuß Höhe erhebt; ist unbewohnt.

Dampiers Straße, Meerenge zwischen der Nordküste von Neuguinea und dem Westende von Neubritannien.

Damrémont, Charles Marie, Graf Denys de, französischer General, geboren am 8. Februar 1783 zu Chaumont im Departement Obermarne, trat 1803 in die Militärschule zu Fontainebleau, ward 1804 Unterlieutenant der Chasseurs à cheval, 1807 Adjutant des Generals Defranc, dann Marmonts, stand 1809 bei dem Heere in Dalmatien, 1811 und 1812 in Spanien und Portugal, focht 1813 und 1814 fast alle Hauptschlachten mit, welche Napoleons I. Schicksal entschieden, und ward noch von demselben zum Oberst befördert. Nach der Restauration erhielt er das Kommando der Legion des Departements Côte-d'or, ward 1821 Maréchal de camp und führte als solcher 1823 eine Abtheilung des 5. Corps der Armee nach Spanien. Nach Beendigung des spanischen Kriegs ward er Inspektor der Infanterie und 1827 Großoffizier der Ehrenlegion, begleitete eine außerordentliche Gesandtschaft nach Rußland und kommandirte 1830 bei der Expedition nach Algier die 1. Brigade der 2. Infanteriedivision. Nach der Julirevolution erklärte er sich für die neue Dynastie, ward am 31. December 1830 zum Generallieutenant befördert und erhielt nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1832 das Kommando der 8. Militärdivision in Marseille, wo er bei den durch die Cholera veranlaßten Unruhen mit Mäßigung gepaarte Entschiedenheit bewies. Im Jahre 1833 ward er Generalinspektor der Infanterie und erhielt 1835 die Pairswürde. Im Jahre 1837 in Folge des unglücklichen Ausgangs der ersten Expedition gegen Konstantine zum Generalgouverneur von Algier ernannt, hielt er die eingeborene Bevölkerung durch Energie und versöhnende Maßregeln im Zaume und eröffnete endlich, da die Unterhandlungen mit Achmet Bei ohne Resultat blieben, wohlgerüstet eine zweite Expedition gegen Konstantine, fiel aber bei der Untersuchung einer Bresche am 12. Oktober 1837. Am folgenden Tage wurde die Stadt unter dem General Valée mit Sturm genommen. D.s Leiche wurde im Dom der Invaliden beigesetzt. Seine Familie erhielt eine jährliche Pension von 10,000 Francs und das Standbild D.s einen Platz in dem historischen Nationalmuseum zu Versailles.

Dan, nach dem Sohne Jakobs von Rahels Magd Bilha benannter israelitischer Stamm, vor der Einnahme Kanaans 64,400 Streiter stark, ward von Josua an das mittelländische Meer gewiesen und östlich von Benjamin und Juda, nördlich von Ephraim, südlich von Simeon begrenzt. Die dazu gehörigen Städte sind Jos. 19, 41—46 verzeichnet. Mehre derselben wurden erst später von den Daniten eingenommen und besetzt; schon früh zog ein Theil dieses Stammes aus seinem angewiesenen, aber nicht ganz eroberten und daher allzu beschränkten Gebiete nach dem äußersten Norden Palästina's, eroberte die phönicische Stadt Laïsch oder Leschem und nannte sich D. (Josua 19, 47; Richt. 18). In der Folge finden wir viele Daniten unter den Philistern und Phöniciern. Der zurückgebliebene Theil des Stammes verlor allmählig unter dem Vordringen der Philister seine Selbstständigkeit. Nach dem Exil verschwindet der Stamm aus der Geschichte und den jüdischen Geschlechtsregistern.

Dan, Stadt an der nördlichen Grenze Palästina's, an einem gleichnamigen Quellenflusse des Jordans, Kolonie der Daniten, früher zu Sidon gehörig und Laïsch oder Leschem genannt, war stets ein Sitz des Götzendienstes und seit Jerobeam ein Hauptort des Stierkultus, ein Marktplatz der syrischen und phönicischen Stämme und eine Station der zwischen Phönicien und Euphrat ziehenden Karawanen, wurde von Benhadad dem Reiche Israel entrissen und war zu Hieronymus' Zeit noch ein Flecken.

Dan, Fluß in Nordamerika, entspringt in Nordcarolina an der Blue Ridge und mündet nach 40 Meilen Laufes in Virginien in den Roanoke.

Dana, 1) Richard Henry, amerikanischer Dichter, Sohn von Francis D., der an dem Befreiungskampfe und an den politischen Ereignissen der folgenden Zeit hervorragenden Antheil nahm und eine Zeitlang Gesandter in Petersburg war, am 15. November 1787 zu Cambridge im Staate Massachusetts geboren, erhielt seine erste Erziehung in Newport auf Rhode-Island und studirte dann im Harvardcollege die Rechte. D. prakticirte eine Zeitlang als Advokat, widmete sich aber dann aus-

schließlich literarischer Beschäftigung. Von 1817 bis 1820 schrieb er für die „Nord American Review“ eine Reihe von Artikeln über die englischen Dichter, gründete dann 1825 eine Zeitschrift „The idle man“, die unter Anderem seine bekannte Novelle „Tom Thornton“ brachte, aber mit dem zweiten Jahrgange wieder einging, und schrieb dann für die „New-York Review“. In den Jahren 1839—40 hielt er in Boston, Newyork u. Philadelphia vielbesuchte Vorlesungen über Shakspeare. Seit 1842 lebt er zurückgezogen auf einem Landgut bei Boston. Seine bedeutendsten Dichtungen sind „The change of home“, „The dying raven“ und „Matthew Lee, the Bucaneer“ (1827). Seit 1833 erschienen von ihm nur noch kleinere Gedichte und prosaische Aufsätze in der „Literary and Theological Review“ und in „The Spirit of the Pilgrims“. Eine Auswahl von D.'s prosaischen Arbeiten erschien zu Newyork 1827—33, 2 Bde., eine Sammlung seiner Werke 1850. Sein Sohn, Richard Henry D., geboren den 1. August 1815 zu Cambridge, prakticirte seit 1840 als Advokat in Boston, hat sich als gründlicher Kenner des Handels- und Seerechts und als einer der Begründer der Partei der Freibodenmänner, sowie durch seine anziehenden „Two years before the mast“ (1854) einen geachteten Namen erworben.

2) James Dwight, nordamerikanischer Geolog, geboren den 12. Februar 1813 zu Utica im Staat Newyork, ist seit 1850 Professor der Naturgeschichte am Yalecollege in Newhaven. Unter seinen zahlreichen Schriften sind als die bedeutendsten hervorzuheben: „A system of mineralogy“ (4. Aufl., Newyork 1854, 2 Bde.), „Report on zoophytes“ (das. 1846), „Report on the geology of the Pacific“ (das. 1849), „Report on crustacea“ (das. 1852—54). Derselben Familie gehören an: James Freeman D., geboren 1793 zu Exeter in Newhampshire, † 1827 als Professor der Chemie am medicinischen College in Newyork, besonders durch seine „Mineralogy an geology of Boston and vicinity“ (1818) bekannt, sowie dessen Bruder, Samuel Luther D., geboren im Juli 1795 zu Amherst im Staate Newhampshire, erst Militär, dann Arzt und namentlich durch seine Schriften über Gegenstände der Agrikultur- und technischen Chemie bekannt.

Danaë, Tochter des Acrisius, wurde von ihrem Vater, dem ein Orakel verkündet, daß der Sohn der D. ihn tödten würde, in einen Thurm eingeschlossen, hier aber von Jupiter in Gestalt eines goldenen Regens besucht u. gebar ihm den Perseus. Hierauf von Acrisius sammt ihrem Kinde in einem Kasten dem Meer übergeben, wurde sie nach Seriphus getrieben und hier des Königs Polydectes Gattin; nach anderen Berichten floh sie vor demselben zu einem Altar und jener ward von Perseus in einen Stier verwandelt. Nach italischen Mythographen kam D. auch nach Italien, baute daselbst die Stadt Ardea, vermählte sich mit Pilumnus und gebar demselben den Daunus, des Turnus Stammvater. Nach noch anderen Berichten kam sie nach Italien mit ihren beiden Söhnen Argus und Argeus, von deren ersterem der römische Platz Argilatum seinen Namen erhalten haben soll.

Danaer, dichterische Bezeichnung der Bewohner von Argos nach einem ehemaligen König derselben. Da im trojanischen Krieg Argos unter Agamemnon den Vorrang vor den übrigen griechischen Stämmen hatte, so übertrug Homer den Namen D. auch auf die Hellenen überhaupt. Als Danaergeschenk pflegt man ein unheilbringendes Geschenk zu bezeichnen, da das hölzerne Pferd, welches die Griechen bei ihrem Scheinabzug vor den Mauern Troja's zurückließen und vor dessen Aufnahme in die Stadt nach Virgil der Priester Laocoon die Trojaner mit den Worten warnte: „ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen“, die Veranlassung zum Untergang Troja's wurde.

Danaïden, s. Danaus.

Danakil (Plural von Dankali), gemeinschaftlicher Name der zahlreichen Nomaden- und Fischerstämme, welche den abessinischen Küstenstrich Samhara am Ostrande Afrika's von der Straße von Bab-el-Mandeb nördlich bis Harkiko bewohnen. Ihr Land ist eine dürre und wasserlose, von kleinen Bergzügen hin und wieder durchzogene Felsenwüste, die jedoch an vielen Stellen, wie in der Taltalebene östlich Addigrate, besseren Boden hat. Die D. gehören der Menschenart mit schlichtem Haar an, ihre Hautfarbe ist dunkel, aber nicht schwarz; sie haben einen kräftigen Wuchs und regelmäßige Gesichtszüge, sind aber räuberisch, träg, lügenhaft, verrätherische und fanatische Bekenner des Islam. Nachdem das mächtige Reich, das sie im 16. Jahrhundert bildeten, durch die Gallas zerstört worden, bilden sie kein staatliches Ganzes mehr, sondern zerfallen in viele kleine, von einander völlig unabhängige u. auch einander befehdende Völkschaften mit eigenen Häuptlingen. Die bedeutendsten dieser Stämme sind die Damhoeta, die im Besitze der Küste zwischen Beloul und Arena sind und etwa 1000 Krieger stellen können; die Taimela und Habarem auf den Salzebenen wohnend; nördlich von ihnen die Belessua und ganz im Süden bei Ayth die Adoule und Mobeto, größtentheils Seefahrer. Nach Ritter gehören zu den D. auch die schwarzen Stämme der Baieh des Ebn Haukal an der Grenze von Nubien und Habesch und die Agaazi in den Hababbergen, den Ausläufern der Tigréterrasse. Alle diese Stämme haben kein anderes verknüpfendes Band unter sich, als die Sprache. Der danakilsche Dialekt, durch Isenbergs Vokabular (Lond. 1840) bekannt geworden, ist von dem arabischen, dem neuabessinischen, dem ägyptischen und von der Sprache der Gallas verschieden; am meisten stimmt er noch mit dem letztern Idiom überein. Nach einer im Lande festgewurzelten Tradition sind die D. aus Arabien nach Afrika gekommen, was nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist.

Danaus, König von Argos im Peloponnes, war nach der Sage ein Sohn des Belus und der Anchinoë od. Achiroë u. aus Chemmis in Aegypten. Zum Herrscher von Libyen bestellt, floh er vor seinem ihm nach Thron und Leben trachtenden Bruder Aegyptus nach Rhodus und von da nach Argos. Seine 50, mit verschiedenen Frauen erzeugten Töchter, die Danaïden, folgten ihm und führten auf Rhodus den Dienst der Athene Lindia ein. Drei starben daselbst und sollen den Städten Lindus, Jalysus und Camirus die Namen gegeben haben. In Argos bemächtigte sich D. der Herrschaft und gründete dem Apollo Lycius einen Tempel. Seine Töchter sandte er aus, um in dem wasserarmen Argos Quellen zu suchen. Amymone wurde dabei von Neptun umarmt und gebar ihm den Nauplius;

3 aufgefundene Quellen wurden nach ihr und zwei ihrer Schwestern benannt. Auch um die agrarische Kultur des Landes machten sich die Danaïden durch Einführung der Thesmophorien verdient. Unterdessen hatte Aegyptus seine 50 Söhne zur Verfolgung des D. abgeschickt; in Argos angekommen, belagerten dieselben den Oheim und erhielten dessen Töchter zur Ehe versprochen. Allein in der Brautnacht erdolchte jede der Danaïden auf D.' Geheiß ihren Verlobten. Nur Hypermnestra schonte den ihr liebgewordenen Lynceus und wurde dafür vor Gericht gestellt, aber freigesprochen und später noch mit demselben vermählt. Da sich für die Uebrigen keine Freier wieder fanden, so stellte D. Wettkämpfe an und ertheilte den Siegern die Töchter als Preis zu. In der Folge soll sich Lynceus zum Rächer seiner Brüder aufgeworfen, seine Schwägerinnen nebst dem Schwiegervater getödtet haben und selbst König von Argos geworden sein. In der Unterwelt wurden die meuchelmörderischen Danaïden verdammt, beständig Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen. D.' Grabmal, Palinthus genannt, wurde zu Argos gezeigt.

Danbury, Stadt im nordamerikanischen Staate Connecticut, am Stillriver und der Danbury-Norwalk-Eisenbahn, einer Zweigbahn der Newyork-Newhaven-Eisenbahn, hat 4 Kirchen, eine Bank, Hutfabrikation und 6000 Einwohner. Die Stadt ward im Befreiungskampfe 1777 von den Engländern fast ganz niedergebrannt.

Dancarville, Pierre François Hugues, fälschlich d'Hancarville, gelehrter Abenteurer, geboren den 1. Januar 1729 zu Marseille, spielte eine Zeitlang in Berlin den Grafen, kam aber wegen Schulden ins Gefängniß, lebte dann zu Rom als Baron Du Han, besorgte in Neapel die Herausgabe des hamiltonschen Werks über die etruscischen Vasen, erhielt in Florenz vom Großherzog die Aufsicht über die mediceische Sammlung übertragen, die er in einem großen, mit 300 Kupfern geschmückten Werke beschrieb, ging später nach Padua, dann nach Venedig und † hier 1800. Seine Werke, von denen wir die „Antiquités étrusques, grecques et romaines" (Neapel 1766, 4 Bde., mit kolor. Kupf.), „Veneres et Priapi uti observantur in gemmis antiquis" (Leyden, eigentlich Neapel 1771, 2 Bde., mit Kupf.), „Monuments de la vie privée des douze Césars, d'après une suite de pierres gravées sous leurs règnes" (Caprea 1780, mit Kupf.), „Mémoires du culte sacre des dames romaines" (das. 1784, mit Kupf.) und „Recherches sous l'origine, l'esprit, les progrès des arts dans la Grèce" (London 1785, 3 Bde., mit Kupf.) nennen, sind der Kupfer wegen geschätzt.

Danckaerts, 1) Cornelis D., genannt de Ry, niederländischer Baumeister, geboren 1561 in Amsterdam, erbaute daselbst das haarlemer Thor und die neue Börse, mehre Kirchen und eine 200 F. lange, den Lauf des Wassers nicht hemmende, steinerne Brücke über die Amstel. Er † 1634. Er gab auch ein Werk über die Baukunst heraus.

2) Cornelis, Kupferstecher zu Amsterdam, später (1604) als Landkartenhändler in Antwerpen lebend, ist besonders durch seine Darstellungen der römischen Ruinen berühmt. Auch sein Sohn, Danker, geboren 1600 in Antwerpen, wo er noch 1660 lebte, war ein namhafter Kupferstecher, von dessen Blättern besonders die Nacht od. das Krebsfangen, die vier Tageszeiten, zwei Landschaften, Alles nach Berghem, bekannt geworden sind.

3) Heinrich, Kupferstecher und dann Landschaftsmaler, aus dem Harz gebürtig, lebte im 17. Jahrhundert und hielt sich auch in Italien, sowie in England auf, wo er für Karl II. Ansichten von Seehäfen und königlichen Palästen malte.

Danckelmann, Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, deutscher Staatsmann, am 23. November 1643 in der Grafschaft Lingen geboren, studirte in Utrecht, ward 1663 Erzieher des Prinzen Friedrich (nachmaligen Königs Friedrich I. von Preußen) und erwarb sich als solcher nicht nur des großen Kurfürsten Vertrauen, der ihn zum geheimen Kammer- und Lehnsrath ernannte, sondern blieb auch nach beendeter Erziehung als geheimer Sekretär und vertrauter Rathgeber beim Prinzen und stand diesem in allen Widerwärtigkeiten, die sich damals um ihn häuften, mit uneigennütziger Aufopferung zur Seite. Im Jahre 1688 ernannte ihn Friedrich zum geheimen Staats- und Kriegsrath, 1692 zum Präsidenten der Regierung zu Kleve und 1695 zum Premierminister und Oberpräsidenten. Den ihm von Kaiser Leopold I. angetragenen Reichsgrafenstand und die Grafschaft Spiegelberg, die ihm der Kurfürst erkaufen wollte, schlug er aus, dagegen ward er mit seinen Brüdern in den Reichsfreiherrenstand erhoben, erhielt für sich und seine Nachkommen die Erbpostmeisterwürde u. 1696 eine Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse. Als Finanzminister suchte D. Manufakturen u. Fabriken zu heben, ordnete, um den Ertrag der Domänen zu erhöhen, eine eigene Hofkammer an, aus welcher später ein Domänendirektorium wurde, und suchte Friedrichs Hang zu übermäßigen Ausgaben wenigstens auf nützliche Gegenstände zu leiten; diesem Bestreben verdankt Berlin manche Verschönerung und die Akademie der Wissenschaften, Halle die Universität, Bibliotheken und Kunstkammern ihre Ausstattung. Theils Neid, theils D.s unfreundliches Wesen riefen indeß eine ihm feindliche Partei unter Baron von Kolbe ins Leben, deren Verdächtigungen der Kurfürst um so williger Gehör schenkte, als sich ihm D. dadurch, daß er ihm von der Annahme der Königskrone entschieden abgerathen, ohnedies mißliebig gemacht hatte. D. erhielt daher am 27. November 1697 einen ehrenvollen Abschied mit reicher Pension, ward jedoch kurz darauf auf die Anklage seiner Feinde, er habe die Papiere über Landesangelegenheiten nicht richtig abgeliefert und gegen ausdrücklichen Befehl mit fremden Ministern Verhandlungen gepflogen, verhaftet und auf Grund von 290 Klagepunkten eine förmliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Er vertheidigte sich zwar gegen diese meist ungegründeten Beschuldigungen, vermochte sich aber nicht ganz zu entlasten und ward daher ohne eigentliches Endurtheil zu lebenslänglicher enger Haft nach der Festung Peitz abgeführt. Seine Güter wurden eingezogen, wie er auch seine Pension und die ihm erblich zugesagten Würden und sonstigen Vortheile verlor. Erst 1702 wurde D. eine neue Untersuchung seiner Sache bewilligt, welche die Erlaubniß zur Folge hatte, daß er sich in der Entfernung von ½ Stunde von Peitz ergehen durfte. Erst 1707 gab ihm der König die Freiheit wieder, doch sollte er zu Kottbus

wohnen und sich der Residenz nicht über 2 Meilen nähern dürfen; auch ward ihm aus seinem konfiscirten Vermögen eine jährliche Einnahme von 2000 Thalern bewilligt. König Friedrich Wilhelm I. berief ihn nach seiner Thronbesteigung 1713 auf eine ehrenvolle Weise an den Hof, indem er wichtige Aufschlüsse von ihm zu erhalten hoffte, und bot ihm, auch als D. seinen Erwartungen wenig entsprach, seine vorigen Stellen wieder an, welche dieser jedoch ablehnte. D. † zu Berlin den 31. März 1722. Sein Bruder, Nikolaus Bartholomäus, geboren den 25. Mai 1650, war kurfürstlich brandenburgischer Gesandter in Wien und beim Friedensschlusse zu Ryswick und † den 27. Oktober 1739 zu Lobersleben in Thüringen. Er ist Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des Geschlechts.

Dancourt, Florent Carton, französischer Schauspieler und Lustspieldichter, den 1. November 1661 zu Fontainebleau geboren, studirte zu Paris in einem Jesuitenkollegium, ward Advokat, trat, nachdem er eine Schauspielerin geheirathet, selbst 1685 in die Comédiens du roi ein und machte sich sowohl durch seine Theaterstücke, als sein Darstellungstalent allgemein beliebt. Nach 38jähriger Thätigkeit auf den Bretern zog er sich 1713 auf sein Gut in der Provinz Berri zurück und † hier den 6. December 1725. Die besten seiner Stücke sind: „Le chevalier à la mode" (1687), „Les vendanges de Suresnes" und besonders „Le galant Jardinier". Seine Werke erschienen Paris 1710, 10 Bde., und öfter, am besten 1760, eine Auswahl das. 1783, 4 Bde., und bei Didot, das. 1810, 5 Bde. D. schrieb zuerst ganze Stücke im Volksdialekt. Voltaire räumt ihm nach Molière den ersten Rang in der Posse ein. Seine Frau, Thérèse Lenoir de la Thorillière, 1663 geboren, betrat 1685 die Bühne, zeichnete sich durch ihr Talent und ihre Schönheit aus und † den 21. Mai 1725. Auch ihre beiden Töchter, Manon D., geboren 1684, † 1744, und Marie Anne D., geboren 1685, † 1780, waren namhafte Schauspielerinnen.

Dandari (Dandaridä), Volk des Alterthums, am nordwestlichen Kaukasus, südlich vom Hyparnes (Kuban) wohnhaft.

Dandin, Name der Haupt- und Titelrolle einer molière'schen Komödie, ein reicher Bauer, der in Folge einer Heirath mit einer Adeligen in allerlei Fatalitäten geräth. Sein wiederholter Ausruf „Tu l'as voulu, George Dandin!" ist sprüchwörtlich für selbstverschuldete Widerwärtigkeiten geworden.

Dandolo, eine der zwölf ersten venetianischen Familien (le case elettorali), berühmt durch viele aus ihrer Mitte hervorgegangene Staatsmänner, Gelehrte, Feldherren und vier Dogen, welche die Größe der Republik bedeutend förderten. Bemerkenswerth sind von deren Gliedern:

1) Enrico D., der Berühmteste der Familie, einer der größten Fürsten u. Feldherren des Mittelalters, Gründer der Herrschaft Venedigs über das Mittelmeer. Geboren um 1108, widmete er sein ganzes Leben Staats- u. Handelsgeschäften, ging 1173 im Auftrage der Republik nach Konstantinopel, um vom Kaiser Manuel treulos zurückgehaltene Schiffe zurückzufordern, wirkte dann vom König Wilhelm von Sicilien auf 20 Jahre Handelsfreiheit in dessen Ländern für venetianische Waaren aus u. ward 1192 noch Doge. Unter seiner Regierung stiegen Venedigs Handel und Ansehen auf eine noch ungekannte Höhe. Es wurde ein Theil der dalmatischen Küste unterworfen, über Padua und andere Städte des venetianischen Festlandes eine Art Schutzherrlichkeit erworben, das mächtige Pisa aber bei Modone 1195 geschlagen. Als Alexius III. von Konstantinopel die Bestätigung der alten venetianischen Handelsfreiheiten versagte u. die Pisaner bevorzugte, welche nun ihrerseits Venedig auf das adriatische Meer zu beschränken versuchten und deshalb auf der Höhe von Brindisi kreuzten, verjagte sie D. und nöthigte Brindisi zu einem Bündnisse mit Venedig. Durch einen Handelsvertrag mit dem armenischen König Leo (1201) öffnete er den Venetianern den Handel nach Armenien, Persien und Mesopotamien und sicherte die Verbindung mit Trapezunt. Mit Hülfe der Kreuzfahrer eroberte er Triest, Zara, die Hauptstadt Dalmatiens, dann die albanische Küste, die jonischen Inseln und den 17. Juni 1203 Konstantinopel, sodann dieselbe Stadt nach der Ermordung des von ihm auf den Thron erhobenen Kaisers nochmals am 13. April 1204. Hierauf errichtete er daselbst das lateinische Kaiserthum, ließ den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser wählen und erlangte in der darauf vertragsmäßig vorgenommenen Theilung des Reichs für Venedig die wichtigsten Küstenplätze vom schwarzen Meere bis Epirus, einige Inseln des Archipels, die des jonischen Meeres, ein ganzes Quartier der Stadt Konstantinopel und durch Tausch mit Bonifaz von Montferrat auch Kandia; obendrein wurde ihm Handelsfreiheit nebst manchen anderen Vorrechten durch das ganze Reich zugestanden. Als die von den schwerbedrückten Griechen herbeigerufenen Bulgaren Adrianopel erobert und Kaiser Balduin am 14. April 1205 geschlagen hatten, eilte D. herbei und rettete das Heer der Lateiner wenigstens vor gänzlichem Untergang. Noch war der drangvolle Sturm nicht beschworen, als D. den 1. Juni 1205 zu Konstantinopel †. Sein Grabmal in der Sophienkirche daselbst wurde 1453 von den Türken zerstört.

2) Francesco D., war Doge von 1328—39, der Hund (il cane) genannt, weil er früher als Gesandter beim Papste Klemens V. durch sklavische Demüthigung die Aufhebung des wider die Republik ausgesprochenen Bannes bewirkt hatte. Unter ihm ward das mächtige Haus della Scala (1334—38) bezwungen, wodurch Venedig festen Fuß auf dem Festlande Italiens faßte und freie Schifffahrt auf dem Po erlangte.

3) Andrea D., geboren 1309, ward 1342 Doge, schloß einen Bund mit dem Papste, dem Könige von Cypern, dem griechischen Kaiser und dem Hochmeister der Johanniter gegen die Türken, stellte durch Verträge mit dem Tatarenkhan die erschütterten Handelsverbindungen Venedigs am schwarzen Meer wieder her und unterwarf 1346 das abgefallene Zara und 1348 Capo d'Istria. Er † den 7. September 1354. Er schrieb eine lateinische Geschichte Venedigs (Chronicon), welche sich durch Unbefangenheit und Genauigkeit auszeichnet, deren drei erste Bücher aber verloren gegangen sind; eine weniger gute Fortsetzung von 1342—88 lieferte der Großkanzler Raffaino de' Caresini († 1390). Auch D.'s Briefwechsel mit Petrarca hat sich erhalten.

Dandolo, Vincenzo, Graf, verdienstvoller Chemiker und Agronom, geboren den 26. Oktober 1758 zu Venedig, studirte zu Padua, legte dann zu Venedig ein chemisch-pharmaceutisches Laboratorium u. Lehrinstitut an u. machte sich bald durch seine Präparation des Quecksilbersublimats u. seine Analyse der rothen China von Santa Fé bekannt. Er ward 1809 Provveditore generale von Dalmatien, später italienischer Senator und † 1819 zu Varese. D. machte sich um Verbesserung der Straßen, des Acker- und Weinbaues in der Lombardei, sowie der Seidenzucht verdient. Von seinen Schriften ist, außer mehren italienischen Uebersetzungen berühmter chemischer Werke und verschiedenen landwirthschaftlichen Abhandlungen, vorzüglich bemerkenswerth: „Storia di bachi da seta" (Mailand 1818 bis 1819, 3 Bde.). Seine Memoiren gab Compagnoni heraus (Mailand 1820). Sein Sohn, Tullio, Graf D., geboren 1801 in Dalmatien, veröffentlichte außer „Lettere" über Rom und Neapel (Mailand 1816, 2. Aufl. 1834), Florenz (das. 1827), Venedig (das. 1827, 2 Aufl. 1834), die Schweiz (das. 1829) ꝛc., sowie dem sehr geschätzten „Viaggio per la Svizzera occidentale" (das. 1829 bis 1835, 11 Bde.) und dem „Viaggio per la Svizzera orientale" (das. 1836, 2 Bde.) eine Reihe geistvoller historischer Studien.

Dandy (engl., wahrscheinlich von dandle, tändeln, hätscheln), ein feiner Herr, welcher der eleganten Welt angehört und sich hier als Gesetzgeber der Mode u. des Tons geltend zu machen sucht. Der D. muß Geschmack, eine gewisse Grazie, Vermögen und eine gute Herkunft haben, wenn er seiner Herrschaft Anerkennung und Dauer verschaffen will. Das deutsche „Stutzer" entspricht dem englischen D. nur sehr unvollkommen.

Danebrogsorden (Orden der Dänenfahne, von Brog, s. v. a. Fahne), dänischer, von Waldemar II. 1219 gestifteter Orden, wurde 1671 von Christian V. und 1808 von Friedrich VI. erneuert und besteht jetzt aus vier Klassen, mit unbestimmter Zahl der Mitglieder. Das Ordenszeichen ist ein längliches goldenes Kreuz, das an einem weißen, roth eingefaßten Bande getragen wird. In der Mitte des Kreuzes steht ein W (Waldemar) mit einer Krone, an den Seiten die Worte: Gud og Kongen (Gott und der König). Die 1. Klasse der Beliehenen sind Großkommandeurs (das Kreuz mit Brillanten und Kronen in den Winkeln hängt um den Hals), die 2. Großkreuze (Kreuz mit Brillanten, ohne Kronen in den Winkeln, von der Rechten zur Linken über die Schulter getragen), die 3. Kommandeurs (Kreuz mit den Kronen in den Winkeln, ohne Brillanten, um den Hals getragen), die 4. Ritter (Kreuz etwas kleiner, im linken Knopfloch zu tragen); dazu kommen als eine 5. Abtheilung die Danebrogsmänner (silbernes Kreuz). Bei Festlichkeiten erscheinen Klasse 1 und 2 in einer Ordenskleidung.

Danemora (Dannemora, Danmora), Dorf im schwedischen Län Upsala, nördlich von Upsala, ist merkwürdig durch seine zahlreichen Eisenminen und Eisenwerke, die größten Schwedens, die das beste, vorzüglich von den Engländern für ihre Stahlfabriken gesuchte schwedische Eisen liefern. Die Minen, gegen 80 an der Zahl, von denen jetzt jedoch nur 24 bearbeitet werden, liegen auf einem kaum ¼ Meile langen, ziemlich ebenen, wenig erhöhten, von Seen und einem Torfmoore umgebenen Grunde und bilden eine sogenannte offene Pinge, einen Abgrund von mehr als 500 Fuß Tiefe mit senkrechten, schwarzen Wänden, in denen erst die Gruben und Schachte sich befinden. Mehre Gruben sind von ungeheurer Tiefe und Ausdehnung. Die Arbeiter fahren theils auf Leitern, theils in Tonnen, die an Seilen hängen, aus und ein. Das Erz gibt eine Ausbeute von 25—75 Procent Eisen und ist von so guter Beschaffenheit, daß es größtentheils ohne allen Zusatz geschmolzen wird. Es wird meist durch Sprengen gewonnen, und täglich um Mittag, wenn die Arbeiter den Bau verlassen, werden alle Schüsse zugleich losgebrannt, deren Donner dann einem Erdbeben gleicht. Die Ausbeute beläuft sich jährlich auf 950,000 Centner, die zum großen Theil in den nahe liegenden Eisenwerken Oesterby und Löfsta verschmolzen werden. In Bearbeitung sind die Minen von D. bereits seit dem 15. Jahrhundert. Sie sind im Privatbesitz einer Gewerkschaft, welche viele der vornehmsten Familien des Landes unter sich zählt. Bei D. findet sich auch Danemoragranat, eine Abart des braunen Granats mit Streifungen auf den Kernflächen.

Danewerk (Danavirke, Dinewerth, Limes Normannicus, Danorum Vallum), dänischer Grenzwall und Graben in Schleswig, auf dem nördlichen Ufer der Eider, von der Küste der Ostsee bis zu der der Nordsee oder von dem Dorfe Hollingstedt bis südlich von der Stadt Schleswig, wo die jütländische Halbinsel die geringste Breite hat, in einer Länge von 2 Meilen und einer Höhe von 24 bis 40 Fuß sich erstreckend, ward 808 von dem Dänenkönig Gottfried (Göttrik) errichtet, um die Grenzmark seines Landes von dem alten Vaterlande der unter fränkische Botmäßigkeit gerathenen Ostsachsen abzusondern. Gottfried ließ in dem errichteten Wall ein einziges Thor (Wieglesdor, d. i. Weglaßthor, oder Heggethor, d. i. Heckenthor oder Hegthor) anbringen, durch welches allein die Verbindung mit den Grenznachbarn Statt finden sollte. Die Bewachung des Walles ward einem besondern Grenzwächter (custos Normannici limitis) anvertraut. Nach Saxo Grammaticus ward der Dänenwall von Thyre, der Wittwe Gorms des Alten, und ihrem Sohne Harald Blauzahn aufgeführt; doch ist hierunter wohl nur eine spätere Erneuerung zu verstehen, die zu der Zeit geschah, als die Dänen die von Heinrich I. 931 errichtete sächsische Mark Schleswig um 974 vernichtet und sich des D.s wieder bemächtigt hatten. Otto II. sah sich zu einem mörderischen Sturm gegen jene Befestigungen gezwungen, der unter der Leitung des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade vollkommen gelang und die Zerstörung des D.s zur Folge hatte. Die durch die Abtretung Schleswigs 1028 an die Dänen zurückgekommenen Ueberreste des D.s wurden im 12. Jahrhundert von Waldemar dem Großen erneuert und durch eine steinerne Mauer verstärkt. Zum letzten Male vergrößert wurde der Wall im 13. Jahrhundert durch die Königin Margaretha, Mutter Erich Glippings, weshalb die Ueberbleibsel noch jetzt auch Margarethenwall heißen. Von nun an ließen ihn die Herzöge als bedeutungslos verfallen, so daß jetzt der Pflug des Bauers über denselben hinweggeht.

Doch erhebt sich der Wall noch hier und da, z. B. bei Busterf und dem Danewerksee, bis zu einer Höhe von 18—20 Ellen. Im schleswig-holsteinischen Kriege gewann das D. wieder eine historische Bedeutung durch die Schlacht bei Schleswig am 23. April 1849.

Dangast, Dorf im oldenburgischen Kreis Neuenburg, am Jahder Meerbusen, mit 200 Einwohnern und besuchtem Seebad.

Dange, Fluß in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, kommt aus Kurland und fällt nach 7 Meilen Laufs bei Memel schiffbar ins kurische Haff.

Danghissi, Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tiflis (Grusien), im Kreise Ssignach, an der Vereinigung der Flüsse Jöri und Alasani, zwischen welchen sich die fruchtbare Ebene Upbaderi ausbreitet, bildet einen Bestandtheil des südlichen Kachetiens und hat 2000 Einwohner, Grusier, Armenier und Juden, welche ansehnlichen Handel mit Früchten, Korn, Wein, Seide, Baumwolle, Färberröthe, Honig, Vieh und Pferden treiben und jährlich 3 besuchte Märkte abhalten.

Danhauer (Donauer), Porträtmaler, aus Schwaben gebürtig, Schüler Sebastian Bombelli's in Venedig, kam nach Rußland unter Peter dem Großen und † in Petersburg 1733, nachdem er sich daselbst großen Ruhm durch zahlreiche wohlgelungene Porträts der hohen und höchsten Personen erworben hatte. In der Gemäldegallerie der kaiserlichen Akademie der Künste, der Eremitage, der Schlösser Peterhof, Pawlowsk und Zarskoje-Selo ist sein Name durch sehr bedeutsame Arbeiten vertreten, welche sämmtlich einen leichten und gefälligen Styl verrathen. Namentlich wird auch seine Zeichnung als sehr korrekt gerühmt.

Danhauser, Joseph, vorzüglicher Genremaler, den 18. August 1805 zu Wien geboren, bildete sich auf der Akademie daselbst unter Peter Krafft zum Maler aus und trat zuerst als Historienmaler auf. Scenen aus Pyrkers „Rudolf von Habsburg" erwarben ihm die Gunst des Verfassers, der ihn für einige Zeit nach Venedig zog. Er trat hier mit seinen Darstellungen aus dem modernen Künstlerleben, den bekannten „Maleratelier's", auf. Nach einigen historischen Gemälden u. dem Hauptaltarblatt für den Dom zu Erlau, die Marter des heiligen Johannes darstellend, wandte er sich dem Genre zu, worin er sich mit Humor und vieler Popularität bewegte. Seine Hauptarbeiten sind: der Augenarzt; der geheilte Blinde; der Prasser (gestochen von Stöber als österreichisches Kunstvereinsblatt für 1838); die Testamentseröffnung (gestochen für 1843); die Klostersuppe; Wein, Weib und Gesang; die aufgehobene Zinspfändung 2c. Sein letztes Bild war der Feierabend. Er † am 4. Mai 1845. D. war besonders stark in der Komposition, dagegen sind die modellartige Fesselung der Figuren und zu absichtliches Hervortreten des Beiwerks zu tadeln.

Daniel (hebr., s. v. a. der Richter Gottes, d. i. der in Gottes Namen Recht spricht), der vierte der sogenannten großen Propheten, der chaldäisch-persischen Periode angehörend, stammte nach Josephus aus königlichem Geschlechte u. kam im 3. oder 4. Regierungsjahre des Königs Jojachim nach der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar mit andern Exulanten nach Chaldäa. Hier vertauschte er seinen hebräischen Namen mit einem babylonischen, Beltsazar, wurde mit 3 andern hebräischen Jünglingen drei Jahre lang für den königlichen Dienst gebildet und gewann sodann die Gunst Nebukadnezars in dem Maße, daß er bald darauf zum ersten Minister erhoben ward, in welcher Stellung er trotz aller Hofkabalen sich auch unter den letzten chaldäischen Königen und Darius dem Meder im höchsten Ansehen erhielt. Besonders war es die glückliche Deutung eines Traumes (Daniel 2), welche ihm den Weg zu der Ehrenstelle eines Vorstehers der babylonischen Magierkaste bahnte. Noch unter Cyrus stand er in hohen Würden. Diese Nachrichten finden sich übrigens lediglich in dem seinen Namen tragenden Buch, alle übrigen Angaben, namentlich die über seine Vaterstadt, seinen Tod, die Stätte seines Grabes 2c., sind völlig ungewiß. Das ihm beigelegte Buch im alttestamentlichen Kanon trägt, sowie die apokryphischen Beigaben dazu in der Septuaginta und in jüdischen Traditionen, vielfältig das Gepräge ausschmückender Sage. Dasselbe ist theils historisch, theils prophetisch, übrigens aus den verschiedenartigsten Stücken zusammengesetzt, so daß Kapitel 1—2, 3 hebräisch, Kap. 2, 4—7, 28 chaldäisch u. Kap. 8—12 wieder hebräisch geschrieben sind. Während der erste Theil einige Ereignisse aus der Regierung der letzten babylonischen Könige, welche D. näher berührten, darstellt, enthält der zweite in prophetischen Gesichten mehre Offenbarungen über die Zukunft der Reiche, welche sich in Asien noch erhoben, bis auf Antiochus Epiphanes, nach Andern noch weiter. Ueberall sind die Bilder und Vorstellungen seines Volks, sowie die Sprache desselben mit denen der Chaldäer verschmolzen. Die Symbolik, die in diesem Buche herrscht, macht das Verständniß desselben schwierig und in einzelnen Stellen fast unmöglich. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Buch von D. gewiß nicht geschrieben worden, was nicht nur aus dem theilweise märchenhaften Inhalte, sondern auch aus dem auf eine spätere Zeit hindeutenden religiös-politischen Geiste des Buchs in Angelologie, Christologie, Ethik und Ascetik, aus den rühmenden Erwähnungen D.s, aus der Sprache, die einen mit hebräischen Formeln und griechischen Wörtern gemischten unreinen Chaldaismus und einen sehr gesunkenen Hebraismus zeigt, aus der Stellung des Buchs im Kanon unter den Hagiographen, aus der darin enthaltenen Hinweisung auf eine Sammlung prophetischer Schriften (9, 2), endlich aus dem Charakter der des alten Geistes der sittlichen Ermahnung entbehrenden Prophezeiungen erhellt, so daß die Unächtheit des Buchs der unbefangenen biblischen Kritik der Gegenwart als erwiesen gilt. Wahrscheinlich ist das Ganze zur Zeit des Antiochus Epiphanes zusammengestellt und erhielt daher seine Stelle im Kanon nach dem aus gleicher Zeit stammenden Buch Esther. Da die alexandrinische Uebersetzung der Septuaginta vielfach vom hebräischen Texte abweicht, so ist anzunehmen, daß der chaldäische Text Umarbeitungen erfahren, zu welchen der mythische Inhalt reizen mochte. Die Erzählungen von der Susanna, dem Bel und Drachen zu Babel 2c., in welchen D. auftritt, wurden aus der Septuaginta in unsere Bibel herübergenommen und sind in dem Zeitalter der Apokalypse aus dem Sagenkreise ge-

schöpft, der sich über D. gebildet hatte. Vgl. Bertholdt, Das Buch D., übersetzt und erläutert, Erlangen 1806—8, 2 Bde.; Hengstenberg, Die Authentie des D., Berlin 1831; Hävernick, Kommentar über das Buch D., Hamburg 1832; Auberlen, Der Prophet D. und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenseitigen Verhältniß betrachtet, Basel 1854.

Daniel, 1) Arnaud, provençalischer Dichter unter der Regierung Alfons I., Grafen von Provence, dessen Gedichte selbst Petrarca benutzte, † um 1189. Sein vorzüglichstes Werk ist ein Gedicht gegen die Irrthümer des Heidenthums unter dem Titel „Fantaumaries dau Paganisme“.

2) Samuel, englischer Dichter und Historiker, 1562 bei Taunton in der Grafschaft Somerset geboren, studirte zu Oxford, widmete sich dann aber ausschließlich der Poesie und Geschichte und wurde von der Königin Elisabeth als Dichter gekrönt, von Anna, der Gemahlin Jakobs I., aber zum Kammerherrn ernannt. Er † den 14. Okt. 1619 zu Beckington in der Grafschaft Somerset. Sein bestes Werk ist seine „Geschichte Englands“ (1. Theil, Lond. 1613; 2. Th. 1618; neue Auflagen des ganzen Werks 1621, 1623 und 1634; fortgesetzt von John Trussel bis 1484, London 16[illegible]0). Seinen Ruf als Dichter begründete er besonders durch seine „History of the civil wars betwen the houses of York and Lancaster“ (1599). Seine „Poetical Works“ erschienen London 1623, 1718, 2 Bde., seine „Collection of the history of London“ das. 1621, 5. Aufl. 1835.

3) Gabriel, französischer Historiograph, den 8. Februar 1649 zu Rouen geboren, ward Jesuit u. lehrte in den Kollegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie, kam zuletzt als Bibliothekar in das Profeßhaus seines Ordens nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. den Charakter eines königlichen Historiographen und † den 23. Juni 1728. Seine „Voyage du monde de Descartes“ (Paris 1691) ward auch ins Lateinische, Englische u. Italienische übersetzt (neue Aufl., das. 1696, mit den „Nouvelles difficultés touchant la connaissance des bêtes“ vermehrt zum letzten Male 1739, 2 Bde.). Gegen Pascals „Lettres provinciales“ vertheidigte er die Jesuiten in den „Entretiens de Cleandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales“ (Rouen 1694, auch ins Lateinische, Spanische, Italienische u. Englische übersetzt). Sein Hauptwerk: „Histoire de France“ (beste Ausgabe mit Fortsetzung bis 1715, von P. Griffet, Paris 1755—57, 17 Bde., und von Lombard, Amsterdam 1755—58, 24 Bde., deutsch, Nürnberg 1756—63, 16 Bde.), ermangelt des Quellenstudiums und der historischen Treue. Bekannt ist noch seine „Histoire de la milice française“ (Paris 1721, 2 Bde., im Auszuge von Allaz, das. 1773, 1780, 2 Bde.).

4) Joseph Henri, französischer Bildhauer, geboren zu Nantes im April 1804, lieferte u. A. eine Gruppe, die Musik darstellend, für das Louvre.

5) Hermann Adelbert, Professor und Inspektoradjunkt am königlichen Pädagogium zu Halle, machte sich als Theolog besonders durch seinen werthvollen „Thesaurus hymnologicus“ (Halle 1841—56, 5 Bde.) und „Codex liturgicus“ (das. 1847—63, 3 Bde.), in weiteren Kreisen aber vornehmlich durch sein „Handbuch der Geographie“ (Frankf. 1858—61, 3 Bde.), sowie sein „Lehrbuch der Geographie“ (11. Aufl., Halle 1861) und seinen „Leitfaden der Geographie“ (13. Aufl., das. 1859) bekannt.

Daniele, San, großer u. schöner Marktflecken in der österreichisch-venetianischen Provinz Udine, an einem Hügel östlich vom Tagliamento, hat ein Schloß, mehre Kirchen, lebhaften Getreidehandel und 4590 Einw. Hier am 11. Mai 1809 Niederlage der Oesterreicher unter Erzherzog Johann durch die Franzosen.

Daniell, 1) Samuel, englischer Maler und Kupferstecher, geboren zu London 1777, hielt sich 3 Jahre auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf, drang von da tief in das Innere Afrika's ein, besuchte auch Indien u. † auf Ceylon 1811. Er lieferte zahlreiche landschaftliche und ethnographische Skizzen u. gab einen Theil derselben in zwei großen Kupferwerken über Südafrika (Lond. 1804) und Ceylon (das. 1808) heraus.

2) Thomas, Mitglied der londoner Akademie, fuhr über 1000 Meilen den Ganges hinauf u. lieferte: „Oriental scenery or views in Hindostan“ (London 1795—1807), „Antiquities of India“ (das. 1799—1808), „Hindoo excavations in the mountains of Ellora“ (das. 1804), welche 3 Kupferwerke ein prachtvolles Ganzes mit 44 illuminirten Kupfern und einem besonderen Oktavbande Text bilden und namentlich an orientalischer Architektur und Scenerie reich sind. Eine wohlfeilere Ausgabe erschien zu London 1816, 3 Bde., mit 150 Kupfern.

3) William, Neffe des Vorigen und Mitarbeiter desselben an den „Antiquities of India“, sowie an der malerischen Reise in Indien (1810—17), ist außerdem auch durch herrliche Gemälde (indische Landschaften und Thiere) und besonders noch durch folgende Kupferwerke rühmlich bekannt: „Sketches representing the native tribes, animals and scenery of southern Africa“ (Lond. 1821), „Rural sports“ (1801, 2 Bde., 1807 und 1812, 3 Bde., mit 72 Kupfern, Supplementband 1813) u. A.

Daniels, Alexander Joseph Aloys Reinhard von, namhafter deutscher Rechtsgelehrter, geboren den 9. Okt. 1800 zu Düsseldorf, trat 1821 in den Staatsdienst, bekleidete mehre richterliche Aemter in Rheinpreußen, bis er 1844 als Obertribunalrath und Professor der Rechte nach Berlin berufen ward. Er huldigt in politischer Beziehung dem strengen Konservatismus. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Handbuch der fremdherrlichen Gesetze und Verordnungen für die Rheinprovinz“ (Köln 1833—43, 8 Bde.), „Lehrbuch des gemeinen preußischen Privatrechts“ (Berl. 1851 bis 1852, 4 Bde.), „Grundsätze des rheinischen u. französischen Strafverfahrens“ (das. 1849), „Handbuch der deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte“ (Bd. 1 u. 2, das. 1860—61), „Allgemeines preußisches Privatrecht“ (das. 1862), „Rechtsdenkmäler des deutschen Mittelalters“ (mit von Gruben und Kühns, Bd. 1 u. 2, das. 1858—61).

Danilo, Pietrowitsch Niegosch, Fürst von Montenegro, aus dem seit 1697 in Montenegro erblichen Vladikahause Pietrowitsch Niegosch am 25. Mai 1826 in einem Dorfe bei Cattaro geboren, Sohn Stanko's, des Bruders des Vladika Peter II. Pietrowitsch, brachte zu seiner Ausbildung mehre Jahre in Wien zu und erhielt hier die Nachricht, von seinem am 31. Oktober 1851 verstorbenen Oheim zum Nachfolger auf dem Metropolitanstuhle Mon-

tenegro's bestimmt zu sein. Der 25jährige Fürst trug sich alsbald mit kühnen Plänen. Er faßte den Entschluß, die geistliche und weltliche Würde, die bisher im Vladika vereinigt waren, zu trennen und sich zum unumschränkten Herrn aller angrenzenden christlichen Distrikte der Herzegowina zu machen, ja er soll sogar mit dem Gedanken der Wiederaufrichtung des großen Serbenreichs umgegangen sein. Rußland, das er für sich zu gewinnen suchte, erklärte sich mit ersterer Aenderung einverstanden, ja es gewährte D. eine jährliche Subvention von 9000 Dukaten, und so ließ sich derselbe nach Uebertragung der geistlichen Metropolitanwürde an einen Verwandten am 21. März 1852 vom Volk als Fürst der Tschernagora anerkennen. Im Jahre 1855 vermählte er sich mit der Tochter eines Großhändlers Kvekićova in Triest, deren reiche Aussteuer dem geldarmen Fürsten der schwarzen Berge höchst willkommen sein mußte. Seine Regierung war wie die seiner Vorgänger eine äußerst bewegte. Der Sultan, dem D.'s Gelüsten nach türkischen Gebietstheilen kein Geheimniß blieben, machte schon 1853 mit einer starken Armee unter Omer Pascha den Versuch, Montenegro zu unterjochen, als Oesterreich, das an dem Fortbestand dieses Hinterlandes der dalmatischen Küste ein Interesse hat, durch Intervention die Gefahr von dem sich zwar aufs Tapferste vertheidigenden, doch jener Macht nicht gewachsenen jungen Fürsten abzuwenden suchte. D. begann nun seine Regierung im Innern zu befestigen u. das, was er unter Kultur verstand, einzuführen. Er unterdrückte das frühere System der kleinen Tyrannen, welche für willkürliche Taxen die Regierung einzelner Distrikte besorgten, vermehrte das Corps der Perjaniken, sorgte nach Kräften für die Sicherheit des Landes, richtete Schulen ein und suchte auch die Beziehungen der Kirche zum Staat zu regeln. Im April 1855 publicirte er einen neuen Codex, ein buntes Allerlei von Satzungen aus den verschiedensten Rechtsgebieten, der vom Volk als ein Produkt abendländischer Kultur aufgefaßt und mißtrauisch aufgenommen wurde. Als Rußland die zugesagten Subsidien nicht mehr zahlte, suchte D. durch persönliche Anwesenheit am französischen Hof 1857 Frankreichs Sympathien für sich zu gewinnen, was ihm auch gelang, zugleich aber gedachte er auch von der Pforte gegen Anerkennung der Oberhoheit derselben über sein Land Vergrößerungen u. Handelserleichterungen zu erlangen. Nichts konnte aber unpopulärer bei seinem Volke sein. Es entstanden Parteiungen, die zu ernsten inneren Zerwürfnissen führten. Noch 1857 wurden verschiedene Verschwörungen gegen die Regierung u. das Leben des Fürsten entdeckt, an denen selbst Verwandte desselben Theil hatten. D. begegnete jenen mit Verhaftungen, Proskriptionen, Verbannungen, Vermögenskonfiskationen und Todesurtheilen. Theils um die Sympathie des Volks wieder zu gewinnen, theils auch, da seine Verhandlungen mit der Türkei zu keinem ihm günstigen Resultat geführt hatten, nahm sich D. der Vasojevicher, welche das türkische Joch abgeschüttelt hatten, an und besetzte ihr Land. Den heranrückenden Türken lieferte sein Bruder vom 13.—16. Mai 1858 bei Grahawo eine siegreiche Schlacht, und D. war eben im Begriff, auch die Unruhen in der Herzegowina zu unterstützen, als die Großmächte ihre Vermittelung anboten und durch Zurückweisung der türkischen Souveränetätsgelüste und Dotirung der Montenegriner mit fruchtbarem Lande die montenegrinisch-türkischen Händel zum Abschluß brachten. Am 12. Aug. 1860 ward D. zu Cattaro, im Begriff, in einen Kahn zu steigen, von Todoro Cadich aus Lorana, welcher als der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtig aus Montenegro hatte fliehen müssen, meuchlerisch erschossen und † am folgenden Tag. Ihm folgte auf dem Thron der von ihm adoptirte älteste Sohn seines Bruders Mirko, Nikizza Pietrowitsch Niegosch. Vgl. Hitzig u. Häring, Der neue Pitaval, Bd. 31.

Danilow, 1) Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jaroslaw, am Flusse Pelanda, hat 2 Kirchen, ein Hospital, ein Armenhaus, ein Kreisgericht, Fabriken (besonders Färbereien und Wachs- und Lichteziehereien), mehre Lehranstalten, darunter eine Kreisschule und (1858) 4322 Einw., die Industrie und Handel mit Seidenwaaren, Leinwand und Cerealien treiben. — 2) D. (Danila), großes Kloster im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, am Wigosee, berühmter Wallfahrtsort.

Danischmend (türk., d. i. Gelehrter), Titel der türkischen Geistlichen niedern Ranges, die in einer Dschami (Moschee) den Dienst verrichten.

Dankbarkeit, das Bestreben, dem Wohlthäter die schuldige Hochachtung durch die That zu beweisen. Die entgegengesetzte Handlungsweise heißt Undankbarkeit. Der eigentliche Wirkungskreis der D. ist zunächst und vorzugsweise in der Familie und in dem täglichen Verkehr mit unsern Mitmenschen zu suchen, wo sich zwischen dem Wohlthäter u. Empfänger ein eigenes sittliches Verhältniß bildet. Während jener dem Dürftigen nach Vermögen beisteht und ihm mit Zartheit, Schonung und Uneigennützigkeit die Hand reicht, übernimmt der Empfänger mit der Wohlthat auch die Verbindlichkeit, dankbar zu sein, oder die erwiesene Güte mit thätiger Hochachtung zu erwiedern. Drei Merkmale sind es, die das Wesen dieser Tugend ausmachen. Der dankbare Mensch schämt sich der Erinnerung nicht, daß er sich in einem Zustande der Hülfsbedürftigkeit, der Noth und Abhängigkeit befand, dem er durch den Beistand des Anderen entrissen wurde, wie demüthigend dieser Gedanke auch für seinen Stolz und falschen Ehrgeiz sein mag. Er erwägt die Großmuth und Liebe Dessen, der ihn ohne alle äußere Verbindlichkeit und Erwartung eines Gegendienstes aus Verlegenheit gerissen und einer drückenden Sorge entledigt hat, und widmet ihm dafür eine Hochachtung, die mit der Pietät des Kindes gegen seine Aeltern verwandt ist und sie, wegen der größeren moralischen Selbstthätigkeit des Wohlthäters, der nicht, wie jene, von der Anhänglichkeit an die Bande des Blutes befangen war, noch an Innigkeit und Stärke übertrifft. Er bemüht sich, diese Hochachtung durch einen würdigen Gebrauch der ihm zu Theil gewordenen Unterstützung u. durch thätige Erwiederung des ihm bewiesenen Wohlwollens in Wort und That zu bewähren. Zu einem religiösen Akt erhebt sich die D., wenn sie gegen Gott, als den Urheber alles unseres Lebensglückes, gerichtet ist. Sie hat ihren natürlichen Ausdruck im Dankgebet, in einer frommen, gottergebenen Gesinnung und in einer Handlungsweise, welche durch Wohlthun gegen hülfsbedürftige Mitmenschen einen Theil der Schuld abzutragen sucht.

Dankberg, Bildhauer und Vorsteher eines Instituts für architektonische Ornamentik in Berlin, 1819 in Halle bei Bielefeld geboren, kam in seinem zwanzigsten Jahre als Tischlergeselle nach Berlin und arbeitete bei einem dortigen Meister ein halbes Jahr. Durch Verwendung des Geheimeraths Kisker ward er in die Akademie aufgenommen und machte seine ersten Studien unter der Leitung des Bildhauers Holbein. Seinen Ruf begründete er durch die Arbeiten an der borsigschen Fabrik in Moabit (1845), dann folgte rasch die Ausschmückung des babelsberger Schlosses, der Kurfürstenkammer im königlichen Schlosse, des schweriner Schlosses, des Schlosses des Fürsten Hohenzollern in Löwenberg, des Palastes des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Orangeriegebäudes in Sanssouci ꝛc. Die sich immer mehr anhäufenden Bestellungen von fürstlichen und Privatpersonen brachten ihn auf den Gedanken, ein eigenes großes Etablissement mit einer Muster- und Modellsammlung für architektonische Ornamentik zu begründen. Das geräumige Gebäude, welches er zu diesem Zwecke aufführen ließ, enthält zahllose Gegenstände der Skulptur u. Plastik, Büsten, Figuren, Reliefs, Friese, Karyatiden, Säulen, Kapitäle, Pilaster, Konsolen und architektonische Gliederungen. Im großen Saale befindet sich eine plastische Nachbildung des kaulbachschen Kinderfrieses im neuen Museum in einer Länge von 90 Fuß. D. hat eine reiche, nie versiegende Erfindungsgabe, die sich in den zahllosen verschiedenen Motiven und Modifikationen aller Arten der Ornamentik kund gibt. Eine Reihe reizender Brunnen- und Fontainegruppen ist aus seinem Atelier hervorgegangen. Von seinen Rundfiguren mögen folgende angeführt werden: die vier überlebensgroßen Figuren der Eintracht, der Ernte, der Fischerei u. des Fleißes; der Triton, der Knabe mit der Schale, der Fischerknabe, das Echo, der Morgen, der Abend, die Karyatiden Musik u. Malerei u. A., meist zu Berlin.

Dankfest, kirchliche Feier eines frohen Ereignisses. Je nachdem solche D.e ganze Völker oder einzelne Gemeinden oder Familien berühren, spricht man von allgemeinen, besonderen und Familiendankfesten. Sie finden sich bei allen Völkern, welche überhaupt religiösen Kultus haben. Bei den Hebräern galten namentlich Passah, Pfingsten und Laubhütten, bei den Griechen das Saat- u. Erntefest als D.e. Eine geistigere Form mußten sie durch den christlichen Glauben an einen persönlichen Gott gewinnen. Außer der oben angeführten Klassifikation unterscheidet man noch: ordentliche u. außerordentliche D.e und D.e für geistige u. leibliche Segnungen. Zu den ordentlichen gehören die feststehenden Erinnerungstage an Segnungen leiblicher und geistiger Art, also namentlich Weihnachten, Ostern, Pfingsten, das Erntedankfest und in der evangelischen Kirche noch das Reformationsfest, hie und da auch das Fest des westphälischen Friedens; zu den D.en im engern Sinne sind alle diejenigen zu rechnen, welche in Folge eines neuen erfreulichen Ereignisses nur einmal gefeiert zu werden pflegen, wie z. B. Sieges-, Friedens-, Todten-, Huldigungs- und andere Feste in Bezug auf die regierenden Familien. Dieselben werden in der Regel unter besondern, die Liturgie und die zu behandelnden biblischen Abschnitte betreffenden Anordnungen von der obersten Kirchenbehörde ausgeschrieben.

Dankmar (Thankmar, Tammo, Dammar, Dankquart), Sohn König Heinrichs I. von Deutschland u. der Hatheburg, verband sich, als Otto der Große die Grafschaft Merseburg, die D. als Erbe seiner Mutter beanspruchte, dem Markgrafen Gero gegeben hatte, mit dem Herzog der Franken, Eberhard, eroberte die Burg Badaliki (wahrscheinlich Ballik an der Ruhr) und Ebersburg u. verübte von hier aus große Räubereien. Die Bewohner letzterer Stadt öffneten Otto dem Großen die Thore, D. floh in die Peterskirche und fand hier sein Ende.

Dankopfer, s. Opfer.

Dankow (Donkow), Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Rjäsan, am Don, hat eine Kathedralkirche, 5 andere griechische Kirchen, ein Kloster, ein Kreisgericht, eine Kreis- und mehre Elementarschulen, mehre in großartigem Styl aufgeführte Kasernen, ein kaiserliches Salz- und Kornmagazin, einen öffentlichen Kaufhof, mehre Fabriken, Manufakturen, Magazine und andere industrielle Etablissements und 3979 Einwohner. Die Bewohner, sämmtlich Großrussen, nähren sich von Industrie, Handel und Spedition, die durch 2 große Jahrmärkte belebt werden, und ländlichen Gewerben, indem sie namentlich viel Buchweizen bauen und versenden.

Dankwart, Hagens Bruder, einer der vornehmsten Helden im Sagenkreise des Heldenbuchs (s. d.).

Dannecker, Johann Heinrich von, einer der bedeutendsten neueren Bildhauer, wurde am 15. Oktober 1758 zu Waldenbuch im Oberamt Stuttgart geboren. Sein Vater war herzoglich würtembergischer Stallbedienter und folgte mit seiner Familie dem Hof 1764 nach Ludwigsburg, wo sich des Knaben erste Regsamkeit für das Kunstfach darin zeigte, daß er in Ermangelung von Papier auf Werksteine eines benachbarten Steinmetzen zeichnete. Nach Eröffnung der Karlsschule bat er nebst Anderen um Aufnahme, die er auch 1771 erlangte. Er zeigte großen Fleiß und wurde zwei Jahre später in die Bildhauerabtheilung aufgenommen, wo er den Unterricht Le Jeune's genoß. Im 17. Jahre zog er mit dem Institut nach Stuttgart, und ein Jahr später erhielt er bei einer Konkursprüfung den Preis durch seine Komposition: Milo von Croton, die Hände in einem Baumspalt und von dem Löwen angefallen, wovon die Skizze noch vorhanden ist. Seine Hauptbeschäftigung bestand damals in der Ausschmückung der herzoglichen Schlösser, namentlich Hohenheims, und noch finden sich Gruppen von Genien, Kindern u. Karyatiden von seiner Hand dort vor. Einen engen Freundschaftsbund schloß er während dieser Zeit mit Schiller, Zumsteeg und dem Bildhauer Scheffauer. Im Jahre 1780 verließ D. die Akademie u. wurde zum herzoglichen Hofbildhauer mit einem Gehalt von 300 Fl. bestellt. Im Jahre 1783 besuchte er mit Scheffauer Paris, wo er zwei Jahre verweilte, in Pajou's Atelier arbeitete und unter Anderem einen sitzenden Mars schuf; doch beschäftigte ihn hier mehr das Studium der Natur, als das der antiken u. klassischen Meisterwerke. Mit Scheffauer ging er 1785 nach Rom, wo namentlich der Umgang mit dem ein Jahr älteren Canova, dessen Ruhm

damals durch die Dädalusgruppe und die kolossale Gruppe des Theseus mit dem Minotaurus schon hoch gestiegen war, belehrend und ermunternd auf ihn einwirkte. Auch Herder und Goethe lernte er hier kennen. Bald entstanden seine ersten Marmorwerke, wozu er von Stuttgart den Auftrag hatte, die Statuen des Bacchus und der Ceres. Sowohl erstere, eine 4 Fuß hohe nackte Jünglingsgestalt mit der Schale in der Rechten und dem Thyrsusstab in der Linken, als auch letztere, eine Gewandfigur mit Sichel und Aehren als Attributen, befinden sich im königlichen Schlosse zu Stuttgart als die ersten Zeugen der künftigen Meisterschaft des Bildners. Diese beiden Werke erfreuten sich einer allgemeinen Bewunderung und veranlaßten die Akademien von Bologna und Mailand, D. unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Erst 1790 kehrte D. ins Vaterland zurück, um das große Werk der Restauration der Skulptur in Deutschland zu beginnen. Die äußere Stellung, in die ihn der Herzog versetzte, bot ihm dazu anfangs zwar nur beschränkte Gelegenheit, da D. als Professor der bildenden Künste an der seitdem zur hohen Schule erhobenen Karlsakademie sich den oft eckigen Anordnungen des Herzogs fügen mußte und außerdem viele Zeit mit Anfertigung von Skizzen und Entwürfen für denselben hinbrachte. Hierher gehört die geistreiche Skizze Alexanders des Großen, der seinem Freunde, welcher nach einem Briefe, den der König liest, hinschielt, einen Siegelring auf den Mund drückt. Leider ging diese Arbeit verloren. Herzog Karl erhöhte D.s Gehalt auf 800 Fl., und von nun an gestalteten sich dessen Verhältnisse immer günstiger, je höher durch die einzelnen Marmorwerke, womit er von Zeit zu Zeit die Welt überraschte, sein Künstlerruhm stieg. Die hervorragendsten Notabilitäten wurden, wenn sie der Strom der Zeit in seine Nähe brachte, von ihm porträtirt und in Büsten dargestellt. Auch an sonstigen Anerkennungen mangelte es nicht: er wurde später königlich würtembergischer Hofrath, Direktor der königlichen Gallerie in Stuttgart, Ritter des Civilverdienstordens u. Mitglied vieler Akademien. Sein Wirkungskreis dehnte sich immer weiter aus, und namentlich sorgte er durch Heranbildung tüchtiger Schüler für den Fortbau des von ihm begonnenen Werks der Regeneration der Skulptur. Zu den letzteren gehören F. Distelbarth, F. S. Zwerger, H. Imhoff, Wagner und viele Andere. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt durch Geistesschwäche, die sich bis zum Verlust des Gedächtnisses steigerte. Nachdem er schon im Oktober 1839 die Direktion der Kunstschule niedergelegt, † er am 8. December 1841. D. gehört nicht nur zu den größten, sondern auch zu den fruchtbarsten Künstlern seines Fachs. Das erste Werk D.s nach seiner Heimkehr von Rom war ein Mädchen, das um einen Vogel weint; noch im hohen Alter ließ er dieses Modell von einem seiner Schüler in Marmor ausführen. Um 1795 entstanden: Psyche, die von dem Flußgott halb todt aus dem Wasser getragen wird, und Hector, der den Paris der Weichlichkeit beschuldigt, kolossal; um 1796 die liegende Sappho mit der Lyra zur Seite (jetzt in Monrepos) und zwei Opferdienerinnen in Gyps (in der Favorite zu Ludwigsburg). Um dieselbe Zeit entstanden die Büsten des Erzherzogs Karl, des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg und seiner Gemahlin. Im Jahre 1797 vollendete er die erste Büste Schillers, nach der Natur u. in Lebensgröße, aufgestellt in der Bibliothek zu Weimar. Eine zweite kolossale, in carrarischem Marmor, ein höchst geniales Werk, von welchem er das Original in seinem Atelier zurückbehielt, ist das schönste Denkmal, welches der Künstler der Freundschaft zu dem großen Dichter errichtete, jetzt im Besitz des Grafen Schonborn-Wiesentheid; eine dritte Büste Schillers fertigte D. für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. Außerdem entstanden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in D.s Atelier die Büsten von Zumsteeg, Lavater, Gluck, Friedrich dem Siegreichen und Herzog Karl. Im Jahre 1804 führte er das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor aus (im Park zu Ludwigsburg). Von dieser Zeit an lieferte er wieder eine Reihe bedeutender Büsten, unter andern 2 Büsten des Königs Friedrich von Würtemberg, die des Prinzen Paul von Würtemberg, einen ächten Antikenkopf, ferner die der Großherzogin Stephanie von Baden und 3 Büsten der Königin Katharina von Würtemberg. Ausgezeichnet sind auch die Büsten des Königs Wilhelm von Würtemberg, des Generals Benkendorf, des Fürsten von Löwenstein-Wertheim, sowie des Fürsten von Thurn und Taxis. Im Jahre 1809 begann D. seine Ariadne auf dem Panther (im bethmannischen Museum in Frankfurt am Main). Das Werk ist in carrarischem Marmor ausgeführt und zeigt ein herrliches, mit allen üppigen Reizen begabtes Weib, nackt in halbliegender Stellung auf dem fortschreitenden Thiere ruhend, den Kopf von der Linken unterstützt und mit der Rechten den Fuß des untergeschlagenen Beines fassend. Es ist ein Meisterwerk von unschätzbarem Werthe, das dem Künstler für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Kunstgeschichte sichert. Die körperlichen Verhältnisse, die harmonischen Linien sind in so wohlthuender Weise gewahrt, daß nur wenige Werke der Bildnerei mit ihm in gleichen Rang zu stellen sind. Schiller nannte diese Ariadne „so schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen.“ Ariadne und die Büste Schillers sind das Höchste, was D. je geleistet hat. Um dieselbe Zeit fertigte D. das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des obern See's der stuttgarter Anlagen und für den König Friedrich von Würtemberg eine Statuette des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen; auch diese Gestalt, in dem Alter zwischen Knaben und Jüngling gehalten, ist von außerordentlicher Zartheit, gegenwärtig im Residenzschloß zu Stuttgart. Im Jahre 1814 führte er das Modell zur Psyche für den englischen General Murray aus. Um diese Zeit empfing D. die Idee zu seiner Christusstatue, welche er volle acht Jahre lang mit sich herumtrug, bis ihm ein begeistertes Traumgesicht das Urbild zu seinem Ideal zeigte. Das Modell war 1818 vollendet und versinnbildlicht Christus als den Mittler zwischen Gott und dem Menschen, der die heilige Lehre offenbarend spricht: „Durch mich geht der Weg zum Vater.“ Der Heiland deutet mit der Rechten auf sich selbst, mit der Linken zum himmlischen Vater. Der Kopf neigt sich auf die Seite, und die ganze Form des Körpers spricht sich deutlich unter dem leicht verhüllenden

Gewande aus. Das Kunstwerk, welches ungemein viel zu D.s Ruhm beigetragen und von Vielen für seine bedeutendste Schöpfung gehalten wird, obgleich es an Kraft und Frische den beiden vorhergenannten Werken nachsteht, wurde (1824 war es in Marmor vollendet) von der Kaiserin von Rußland für die neue Kirche in Moskau erworben. Eine zweite Ausführung desselben in Marmor, die dem deutschen Vaterlande erhalten worden ist, vom Künstler 1831, nachdem er von einer langwierigen Krankheit genesen war, vollendet, ist im Körperlichen kräftiger gehalten; auch verbindet der Kopf hier mit der Zartheit mehr Energie und den Ausdruck geistiger Größe, das Leidende ist mehr in die erhabene Ruhe, in den göttlichen Gleichmuth übergeflossen, in welchem der Heiland Lust und Leid der Menschheit theilt und die bewegten, leidenschaftlichen, überfrohen oder niedergebeugten Herzen zu seinem Frieden emporzieht. Diese Statue ließ die Fürstin von Thurn und Taxis (geborne Prinzessin von Mecklenburg) als Monument ihres verstorbenen Vaters in der Klosterkirche zu Neresheim aufstellen, von wo sie 1840 nach der neuen thurn- und taxisschen Gruftkirche in Regensburg gebracht wurde. Außer diesen Werken vollendete D. noch das Grabmonument der Erbprinzessin Ida von Oldenburg, die Statue des Evangelisten Johannes, 1826 für die Begräbnißkapelle auf dem Rothenberg gearbeitet, ein Werk von außerordentlicher Wirkung durch Kraft und Anmuth; ferner eine Reihe Basreliefs, bekannt als „Danneckers Traum", ein Basrelief, die tragische Muse darstellend, wie sie sich auf die Muse der Geschichte stützt. Seine letzte Arbeit war ein christlicher Todesengel, ausgeführt von seinem Schüler Wagner. In der Geschichte der Bildhauerkunst steht D. zwischen Canova und Thorwaldsen; es fehlte ihm die geniale urschöpferische Kraft, dafür aber war ihm im vollen Maße eine feinfühlende, ästhetische Natur verliehen. Er war der Erste, welcher die von Canova ausgegangene Anregung aufzunehmen und fortzupflanzen verstand; seine Hauptvorzüge sind das warme, sinnige Leben, das er aus seinem eigenen Reichthum auf seine Gebilde übertrug, das zarte Naturverständniß, das sich bei ihm vom höchsten geistigen Ausdruck im Menschenantlitz bis zu den eigenthümlichsten Geberden des Thieres erstreckt, und der liebevolle technische Fleiß, von dem alle seine Werke, vielleicht mit geringer Ausnahme einzelner Porträts, Zeugniß geben. Vergl. Grüneisen und Wagner, D.s Werke in einer Auswahl, mit einem Lebensabriß des Meisters, Hamburg 1841.

Dannenberg (Danneberg), Stadt der gleichnamigen Grafschaft im hannöverischen Fürstenthum Lüneburg, an der schiffbaren Jeetze, Amtssitz, ist alterthümlich gebaut, mit Mauern umgeben, hat ein altes Schloß, Hospital und 1900 Einwohner. In der alten Burg D. wurde König Waldemar II. von Dänemark durch den Grafen Heinrich von Schwerin in strenger Haft gehalten. Da die Grafen von D. von hier aus arge Räubereien trieben, so wurde ihr Schloß 1376—78 auf Befehl Kaisers Karl IV. von dem Herzog Albert und Kurfürsten Rudolf von Sachsen zerstört. Albert, welcher den Platz erhielt, ließ auf der reich mit Tannen besetzten Stelle die Stadt D. und das jetzige Schloß erbauen. Von 1566—1636 bildete die Grafschaft D. mit Lüchow ein besonderes Fürstenthum, das anfangs im Besitz Heinrichs, des Stifters des Hauses Braunschweig, und dann seines Sohnes Julius Ernst war, 1671 aber an den Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg abgetreten wurde.

Danner, Luise Christine, Gräfin von Rasmussen, den 21. April 1814 zu Kopenhagen in einer bürgerlichen Familie geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und nahm in Norwegen eine Stelle als Hauslehrerin an. Nachdem sie darauf in Paris 2 Jahre als Schauspielerin thätig gewesen, trat sie zu Kopenhagen in ein Modewaarengeschäft ein. Hier knüpfte der damalige Kronprinz von Dänemark, jetziger König Friedrich VII., ein Liebesverhältniß mit ihr an, das zwar wieder abgebrochen, aber auch wieder aufgenommen ward und am 7. August 1850 zum Abschluß einer morganatischen Ehe führte. Sie ward zur Gräfin erhoben und übte in den Parteikämpfen einen nicht unbedeutenden Einfluß aus.

Dant, Säugethier, s. v. a. Tapir.

Dantan, Jean Pierre, französischer Bildhauer, geboren zu Paris am 25. December 1800, Schüler Bosio's, bildete sich auf der Akademie zu Paris, sodann zu Rom, wo er sich ganz dem Porträt zuwendete. Schon in Italien lieferte er Karrikaturstatuetten, gewöhnlich Chargen genannt, in denen er das physisch Lächerliche in Physiognomie oder Gestalt hervorhob, ohne jedoch dadurch die physiognomische Aehnlichkeit zu verwischen, und durch welche er sich, besonders nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1830), einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Auch die ideale u. ernste Skulptur vernachlässigte er nicht. Fast von allen Notabilitäten Frankreichs fertigte er kleine Porträtgypsbüsten, lieferte auch die großen Büsten Pius' VIII., Jean Baerts, Ludwig Philipps, Boieldieu's, ferner die der Chrisi, Bellini's, Lekains, der Malibran, Nourrits, Lamennais' u. die Demidoffs in Lebensgröße. Unter seinen Chargen sind die Talleyrands, Wellingtons, Broughams, d'Orsay's, O'Connells, des Herzogs von Cumberland, Königs Wilhelm IV., Lord Grey's, Rossini's, Victor Hugo's, Souliers und Liszts am bekanntesten. Auch sein älterer Bruder, Antoine Laurent, den 8. Dec. 1798 zu Saint-Cloud geboren, ebenfalls in Rom gebildet, ist namhafter Bildhauer.

Dante (eigentlich **Durante**) **Alighieri**, der größte Dichter Italiens und einer der tiefsten Geister aller Zeiten u. Länder, wurde den 27. Mai 1263 (1265) zu Florenz geboren. Boccaccio u. nach ihm Andere wollen sein Geschlecht von der edlen Familie der Frangipani zu Rom ableiten, von welcher ein Sprößling, Eliser, beim Wiederaufbau von Florenz unter Karl dem Großen thätig gewesen und Stifter des Geschlechts der Elisei geworden sei, von welchem die Alighieri abstammen. D. selbst nennt als seinen Stammvater den Cacciaguida, der, 1090 oder 1091 zu Florenz geboren, unter Kaiser Konrad in den Kreuzzügen zum Ritter geschlagen wurde und 1147 im Gefecht blieb. Einer von dessen Söhnen nahm den Namen der Mutter, einer Aldighieri aus dem Thale des Po (wahrscheinlich aus Ferrara), an und wurde so der Stifter des Geschlechts der Aldighieri oder Alighieri in Florenz. Der Enkel desselben, Alighiero degli Alighieri, war der Vater unseres Dichters; er war Rechtsgelehrter und gehörte, wie seine Vorfahren, zur Partei der Guelfen. Nach dessen

Tode 1270 nahm sich die Mutter der Erziehung ihres Sohnes aufs Liebevollste an und gab ihm den gelehrten Staatsmann und Schriftsteller Brunetto Latini zum Lehrer, unter dessen Leitung sich D. mit Allem bekannt machte, was damals im Bereiche der Gelehrten lag. In der Musik war der treffliche Sänger u. Tondichter Casella sein Lehrer. Besonders aber widmete sich D. auch der Zeichenkunst. In der italienischen Poesie scheint er sich schon früher versucht u. seine Versuche dem Brunetto mitgetheilt zu haben, wenn anders das Sonett an diesen ächt ist. Die provençalischen Dichter kannte er genau, dagegen darf wohl als gewiß angenommen werden, daß er des Griechischen völlig unkundig gewesen. Kaum 9 Jahre alt, sah der Knabe bei einem Maifeste zu Florenz die ebenfalls neunjährige Tochter eines angesehenen florentinischen Bürgers, Folco Portinari, Beatrice; dieselbe machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn und blieb, wiewohl er sie nur einige Male wiedersah und sie schon 1290 starb, der Gegenstand seiner einzigen Liebe. Da er sich aber schon 1291 mit Gemma Donati, aus einem der angesehensten florentinischen Geschlechter, vermählte, wollten Einige unter der nachmals in der Göttlichen Komödie so hoch gefeierten Beatrice nur eine Idee der Theologie oder der Seligkeit verstehen, u. noch Andere legen D. eine Menge gemeiner Liebschaften zur Last, wogegen ihn schon Dionisi überzeugend vertheidigte. Als seine innigsten Freunde, deren frühen Verlust durch den Tod er in einer besondern Canzone beklagte, nennt er selbst den auch als Dichter bekannten Guido Cavalcanti u. den als Rechtslehrer berühmten Cino von Pistoja. Wenn Buti D. für den Franziskanerorden bestimmt gewesen sein läßt, den er aber noch vor Beendigung des Noviziats wieder verlassen habe, so scheint diese Meinung einzig auf einer mißverstandenen Stelle der „Divina Commedia" (Inf. XII, 106) zu beruhen. Spätere Franciskaner führen ihn als einen Schriftsteller ihres Ordens auf, weil er im Ordenskleide als Tertiarier gestorben sei. Am 11. Juni 1289 focht D. in der Schlacht bei Campaldino oder Certomondo, wo die Partei der Ghibellinen eine große Niederlage durch die Guelfen von Florenz und Arezzo erlitt. Im folgenden Jahre begleitete er den Zug gegen Pisa, durch welchen die Veste Caprona erobert ward. Nach dieser Zeit begann er wohl sein eifriges Studium der Philosophie zu Padua u. Bologna, nach Andern auch zu Paris. Da in Florenz das Erlangen von Staatsämtern durch die Zugehörigkeit zu einer der hier vorhandenen Zünfte bedingt war, so trat D. in die der Aerzte und Apotheker. Wenn Filelfo von 14 Gesandtschaften spricht, zu denen D. in dem kurzen Zeitraum von 1295—1302 gebraucht worden sei, und Boccaccio sämmtliche wichtigeren Staatsangelegenheiten von Florenz in jenen Zeiten von D. beeinflußt sein läßt, so sind diese Angaben wohl übertrieben. Urkundlich erwiesen aber ist eine Sendung D.'s an die benachbarte kleine Stadt St. Giminiano, sowie eine Gesandtschaft nach Rom 1302. 35 Jahre alt, ward er mit besonderer Auszeichnung in den Magistrat der Priori erwählt, welches Amt die Quelle seiner späteren unglücklichen Schicksale wurde. Florenz, im Ganzen guelfisch, war doch in zwei Parteien getheilt, die sich die Weißen und die Schwarzen nannten. D.'s patriotischer Eifer brachte es dahin, daß der Senat die Häupter beider Parteien aus Florenz verwies. Doch entbrannte, da der Senat die Weißen begünstigte, der Kampf bald von Neuem. Als die Schwarzen in Rom beschlossen, Karl von Valois, der sich eben zu einem Kriegszuge gegen Sicilien rüstete, als Friedensstifter nach Florenz zu senden, schickten die Weißen Abgeordnete nach Rom, um wo möglich die Ankunft Karls zu hintertreiben und den Papst zu versöhnen. Zu dieser Gesandtschaft gehörte auch D., der sich der Sache der Weißen zuneigte. Dennoch hielt Karl von Valois, vom Papste unterstützt, bald darauf seinen Einzug in die unglückliche Stadt und verbannte 1302 alle Weißen aus Florenz. D. war schon vorher am 27. Jan. 1302, weil er sich der Ankunft Karls widersetzt hatte, mit Anderen zu einer Geldbuße von 8000 Lire verurtheilt worden. Da sie diese Summe nicht erlegen konnten, wurden am 10. März 1302 ihre Häuser der Plünderung des Pöbels preisgegeben und sie selbst auf Lebenszeit verbannt, im Betretungsfall aber mit dem Scheiterhaufen bedroht. D., der sich während dieser Vorgänge zu Rom befunden hatte, wandte sich nun nach Arezzo und beschloß daselbst mit seinen Unglücksgefährten, eine bewaffnete Macht zu sammeln u. mit derselben ihre Rückkehr zu erzwingen. Unter den ihrem Anführer, dem Grafen Alexander von Romana, beigegebenen 12 Räthen befand sich auch unser Dichter. Aber durch den Podesta von Arezzo genöthigt, die Stadt zu verlassen und in Forli eine Zuflucht zu suchen, begab sich D. von hier aus im September oder Oktober 1302 nach Verona zu Bartolomeo della Scala und besuchte damals wohl auch mehre andere Städte Oberitaliens, unter andern Brescia. Nach Bartolomeo's Tode (März 1304) verließ er Verona und verweilte darauf wahrscheinlich einige Zeit bei dem Grafen Guido Salvatico im casentiner Thale. Im August 1306 finden wir ihn in Padua, im folgenden Jahre bei einer Versammlung der Weißen und Ghibellinen in Mugello, sodann in Lunigiana, wo er bei einem edelmüthigen Feinde, dem Marchese Maorello Malaspina, eine Zuflucht fand. Von dieser Zeit bis zum Oktober 1310 sind nur unsichere Nachrichten über den Aufenthalt des Dichters vorhanden. Boccaccio erzählt mit vieler Wahrscheinlichkeit, D. sei von Toskana nach Bologna, Padua und endlich wieder nach Verona, von da aber nach Paris gegangen. Als auch seine Hoffnung, durch das Ghibellinenhaupt Uguccione die Rückkehr nach Florenz zu erlangen, scheiterte, da sich jener mit dem Haupte der Schwarzen, Corso Donato, verband, begab er sich im März 1308 unter den Schutz des geistreichen und freigebigen Fürsten von Verona, Can della Scala, genannt Cangrande, doch ertrug sein stolzer, unbeugsamer Geist, den das Unglück noch reizbarer und schroffer gemacht, nur schwer das peinigende Bewußtsein, „fremdes Salz und Brod essen, fremde Treppen steigen zu müssen". Es ist daher wahrscheinlich, daß er den Hof von Verona bald wieder verlassen u. sich nach Paris begeben habe. Boccaccio erzählt, er habe sich hier vorzüglich dem Studium der Philosophie und Theologie gewidmet und bei einer Gelegenheit zur Bewunderung Aller öffentlich disputirt. Ein späterer Schriftsteller läßt ihn sogar auch in Oxford studiren. Auf die Nachricht von Heinrichs VII. Römerzuge aber eilte D. nach Mailand zurück und begrüßte hier im Dec. 1310 den einziehenden Kaiser, nachdem er schon frü-

her eine Mahnung an die Fürsten und Völker Italiens erlassen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, und Heinrich gebeten hatte, mit Verachtung der Aufstände geringerer Städte in der Lombardei, seine ganze Macht gegen Florenz zu richten. Hierdurch erbitterte er seine Feinde aber so sehr, daß er fast allein von allen Verbannten nicht nach Florenz zurückgerufen wurde. Boccaccio läßt ihn, in Verzweiflung über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, bei dem wissenschaftlich gebildeten Guido Novello da Polenta, der über Ravenna herrschte, ein Asyl finden und ihn auch hier nach vielen den Studien und dem Unterricht in der italienischen Poesie gewidmeten Jahren sterben. Wahrscheinlich wird diese Annahme durch die andere, ziemlich verbürgte Nachricht, daß D. seine Kinder hierher habe kommen lassen, sowie daß er auch erst in dieser Periode seines Lebens sein großes Gedicht vollendet habe. Andere Sagen von kurzem Aufenthalt an anderen Orten stehen damit nicht in Widerspruch. So soll er in dem einsamen Kamaldulenserkloster S. Croce di fonte Avellana bei Gubbio seine Göttliche Komödie vollendet haben, und noch heißen dort gewisse Behältnisse „die Zimmer des D.", und unter einer Marmorbüste des Dichters findet sich eine Inschrift von 1557, nach welcher ein Kardinal Ridolfi dies Denkmal an dem Orte, wo D. einen großen Theil seines Werks gedichtet habe, hat setzen lassen. In Gubbio zeigt man einen Thurm mit der Inschrift: „Hic mansit Dantes Aleghierius poeta et carmina scripsit." Auch in Udine und dem Schlosse Tolmino am Isonzo, am Fuße der julischen Alpen, hat sich die Sage von einem längeren Aufenthalt D.'s erhalten; anzunehmen ist auch, daß er von Ravenna aus den Hof Cangrande's zu Verona besucht habe. Sein Vaterland sah er nie wieder. Zwar ward ihm endlich die Erlaubniß zur Rückkehr durch einen Freund ausgewirkt, doch nur unter der Bedingung, daß er sich einer kurzen Verhaftung und einer Geldstrafe unterwerfe und in einer Kirche seine Schuld durch ein Sühnopfer anerkenne. Mit Entrüstung verwarf er aber diese Bedingungen, und das Verbannungsurtheil ward im Oktober 1315 von Neuem bestätigt. Villani u. A. erzählen, der Dichter sei um 1320 von Guido da Polenta als Gesandter nach Venedig geschickt worden, habe aber den Zweck seiner Sendung nicht erreicht und sei krank nach Ravenna zurückgekehrt, wo er am 14. Sept. 1321 †. Seine Gattin, die er seit seiner Verbannung nicht wiedergesehen, war ihm vorangegangen. Guido da Polenta ließ des Dichters Leichnam im Dichterschmuck von den angesehensten Bürgern von Ravenna nach der Hauptkirche tragen und ihn dort einstweilen in einer Kapelle in einem marmornen Sarge beisetzen. Er selbst hielt ihm eine Leichenrede, und nur seine eigene Verbannung, die im folgenden Jahre erfolgte, vereitelte seine Absicht, ihm ein prächtiges Denkmal zu errichten. Im Jahre 1483 ließ Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals Peter Bembo, die Grabstätte mit einem würdigen Denkmal schmücken und darauf eine angeblich von D. selbst verfaßte Inschrift setzen. Durch den Kardinallegaten Domenico Maria Corsi ward das Denkmal 1694 wieder hergestellt und eine neue Inschrift hinzugefügt. Luigi Valenti Gonzaga ließ 1780 dem Denkmal die Gestalt eines viereckigen, mit einer Kuppel bedeckten Tempels geben. Endlich stellte Canova D.'s Büste im Pantheon zu Rom auf. Florenz beanspruchte vergeblich die Gebeine des Dichters und hat erst 1830 in der Kirche S. Croce zwischen den Denkmälern Michel Angelo's und Alfieri's D. ein Cenotaph von carrarischem Marmor von der Hand Ricci's errichten lassen. Der Dichter ist in mehr als Lebensgröße auf dem Denkmale sitzend, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, abgebildet; ihm zur Rechten steht das Bild Italiens, mit der Hand auf die Inschrift des Cenotaphs hindeutend: „Onorate l'altissimo poeta", zur Linken die Dichtkunst, über das offene Buch der „Divina Commedia" hingebeugt, in der linken Hand einen Lorbeerkranz haltend. Während der Kardinal Bertrando di Poggetto D.'s Gebeine, als die eines Ketzers, zum Feuer verurtheilen wollte, hallte ganz Italien vom Ruhme des Dichters wieder. An mehren Orten, wie in Florenz, wurden Lehrstühle zur Erläuterung seines Werks errichtet, und sein Volk gab ihm den Beinamen des Göttlichen. Nach Boccaccio's Beschreibung war D. ein Mann von mittlerer Größe, im Alter etwas gekrümmt, doch würdig und stets in sehr anständiger Kleidung einhergehend, sein Gesicht lang, mit einer Habichtsnase u. großen, ausdrucksvollen Augen; die Kinnbacken waren stark und die untere Lippe etwas hervorspringend, Bart u. Haupthaar schwarz, dicht und kraus, der Ausdruck des Gesichts schwermüthig u. tiefsinnig, die Farbe desselben bräunlich. Raphael hat ihn in dem unter dem Namen der Disputa bekannten Gemälde zwischen Thomas von Aquino u. Scotus und in einem andern, den Parnassus darstellenden Gemälde neben Virgil und Homer angebracht. In Florenz befindet sich eine Wachsmaske, die über der Leiche des Dichters abgenommen sein soll u. von Rauch abgeformt wurde; nach ihr ist der Kupferstich in Kannegießers Uebersetzung der Göttlichen Komödie gearbeitet. Ein Bildniß D.'s auf einer Medaille fand 1832 Missirini auf. Die Lebensumstände des Dichters sind von keinem seiner Zeitgenossen ausführlich aufgezeichnet worden. Boccaccio's „Dell' origine, vita, studj e costumi del chiarissimo D. A." ist ein Panegyrikus auf D., mehr Roman als Geschichte. Fil. Villani's „Vita Dantis" in dessen „Solitarii de origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus" (Vened. 1747) ist von geringer Bedeutung. Etwas ausführlicher ist die Biographie D.'s in dem „Fons memorabilium universi etc." von Dominicus Bandini, die Mehus als Auszug aus dem ganzen Werk hat abdrucken lassen. Unbedeutend ist wieder, was Secco Polentone im 4. Buche seiner „Scriptorum illustrium linguae latinae ad Polydorum filium" von D. erwähnt; weit wichtiger dagegen Leonardo Bruni's Biographie D.'s (Perugia 1617 und Florenz 1672, sowie in mehren Ausgaben der „Divina Commedia"), sowie Jannotius Manettus' „De vita et moribus trium illustrium poetarum Florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccaccii" und Giov. Mario Filelfo's „De clarissimi poetae Dantis Florentini vita et moribus", woraus Mehus mehre Auszüge bekannt gemacht hat. Der Erste, der die vorhandenen Materialien kritisch zu sichten versuchte, war Gius. Pelli, dessen „Memorie per servire alla vita di D. A." in der 2. Abtheilung des 4. Bandes der Gesammtausgabe von D.'s Werken (Venedig 1758) sich befinden. Mehr oder minder glückliche Nachfolger sind: Dionisi in seiner „Serie d'Aneddoti"

(Verona 1785) und „Preparacione storica e critica alla nuova ediz. di D.“ (daselbst 1806, auch in der von ihm besorgten Prachtausgabe des D., Parma 1795, und in der kleinern Ausgabe, Brescia 1810), Gasparo degli Orelli im 2. Theile der „Cronichette d'Italia“ (Coira [Chur] 1822), Kannegießer in seiner Uebersetzung der „Divina Commedia“ (Leipz. 1825), Abeken in seinen „Beiträgen für das Studium der Göttlichen Komödie“ (Berlin und Stettin 1826), Ugo Foscolo im 1. Bande seiner „Divina Commedia illustrata“, auch als „Discorso del testo di D.“ 1825 zu London erschienen, C. Troya in seinem Vorläufer „Del veltro allegorico di D.“ (Florenz 1826), Blanc in Ersch' und Grubers „Allg. Encyklop. d. W. u. K.“ (XXIII), Cesare Balbo in seiner „Vita di D.“ (Turin 1839, 2 Bde.).

Wie über D.'s Leben genaue Nachrichten fehlen, so ist auch hinsichtlich seiner Werke schwer anzugeben, wann und wo die einzelnen begonnen und vollendet wurden. Die früheste seiner größeren Schriften ist die „Vita nuova“ (das neue Leben), welche die Sonette, Balladen u. Canzonen enthält, die ihre Entstehung seiner Jugendliebe zu Beatrice verdanken. Die Gedichte sind aus sehr verschiedenen Zeiten, von D.'s früherer Jugend an bis 1—2 Jahre nach Beatricens Tode. Die Sammlung und den geschichtlichen Kommentar setzt Pelli ohne weitere Gründe in das Jahr 1295; Dionisi nimmt 1293 an. Die „Vita nuova“ erschien zum ersten Male gedruckt mit den Canzonen des D. und seinem Leben von Boccaccio (Florenz 1576), etwas korrekter in den „Prose di D. A. di M. G. Boccaccio“ (das. 1723), von Biscioni besorgt, in den Gesammtausgaben der Werke des D. und einzeln öfter, z. B. Chemnitz 1810; eine korrekte und splendide Ausgabe, vom Marchese Trivulzio besorgt, Mailand 1827 und nach einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert Pesaro 1829. Deutsche Uebersetzungen lieferten Fr. von Oynhausen (Leipz. 1824), K. Förster (das. 1842) und im Auszuge Kannegießer „D.'s lyrische Gedichte“ (das. 1827). Das zweite größere Werk D.'s, „Il convito“ oder das Gastmahl, ist der Darstellung seiner Liebe zur Philosophie geweiht. Er wollte darin in 15—16 Abhandlungen 14 Canzonen, theils dem Buchstaben, theils der höhern Bedeutung nach erläutern und sie gleichsam als eben so viel Gerichte, nebst dem dazu nöthigen Brode (seiner Erklärung), Denen auftischen, die nach der edlen Speise der Wissenschaft verlangten. Das Werk ist unvollendet geblieben, denn nur 3 Canzonen sind darin erläutert, so daß es mit der Einleitung aus 4 Abhandlungen besteht; aber auch in dieser Gestalt ist es als der erste gelungene Versuch wissenschaftlicher Prosa in Italien zu betrachten. Die Zeit seiner Entstehung ist schwerlich zu bestimmen. Zum ersten Male ward es gedruckt Florenz 1490, dann Vened. 1521, das. 1529 u. 1531. Kritische Arbeiten lieferten darüber: Monti (Mail. 1823), Witte (Rom 1825) und Scolari (Padua 1828). Die Canzonen sind übersetzt im Anfange von Oynhausens Uebersetzung der „Vita nuova“ u. in „D.'s lyrischen Gedichten“ von Kannegießer. Eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gedichten von D., von Späteren gesammelt, erschien als „Rime di D.“ Der älteste, nur 15 Canzonen enthaltende Abdruck ist wohl der von Pietro Cremonese als Anhang zur „Divina Commedia“ (Venedig 1491) besorgte. Sehr selten ist Cino's und G. Novello's Ausgabe der „Canzoni e Madrigali di D.“ (Vened. 1518 und Mail. 1518). Die erste bekannte ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte bilden die 4 ersten Bücher der „Sonetti e Canzoni di diversi autori Toscani in X libri raccolte“ (Florenz 1527, Venedig 1532, Florenz 1727, Vened. 1731 u. 1740, zuletzt: „Amori e rime di D.“, Mantua 1823). Als Anhang zu den „Rime“ findet man in einigen Ausgaben „Rime spirituali“ oder geistliche Lieder, aus einer Paraphrase der 7 Bußpsalmen und dem sogenannten „Credo di D.“ bestehend, Beides D. untergeschobene Werke. Neuerdings sind die „Sette Salmi“ abgedruckt worden in „Raccolta di rime antiche toscane“ (Palermo 1817) und das „Credo“ in „Saggio di rime di diversi buoni autori“ (Florenz 1827). Einzelne Gedichte D.'s finden sich auch in den Sammlungen von Corbinelli, Leone, Allacci, Fiacchi, Valeriani und in verschiedenen Ausgaben der „Divina Commedia“. Eine treffliche Uebersetzung der „Rime“ lieferte Kannegießer (Leipzig 1827, 2. Aufl. 1842), mit einer geistvollen Abhandlung von Witte, worin dieser mit Scharfsinn diejenigen Canzonen, die vom Dichter wahrscheinlich für die fehlenden Theile des „Convito“ bestimmt waren, zu bezeichnen, sowie Aechtes und Unächtes zu unterscheiden versucht. D.'s Canzonen waren übrigens so volksthümlich geworden, daß sie allenthalben in Italien gesungen wurden. Auch in lateinischer Sprache hat D. Mehres abgefaßt. Das unvollendete Werk „De monarchia libri III“ weist nach, daß Freiheit und Frieden für Italien nur durch die Oberherrschaft des Kaisers über Alle zu erlangen seien. Das Werk entstand um die Zeit, als Heinrich VII. das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen bemüht war, also zwischen 1310—13. Gedruckt ward es zuerst Basel 1559, dann in „Sim. Scardii Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione etc.“ (Basel 1566, Straßb. 1609, besonders, Genf 1740). In der Schrift „De vulgari eloquentia libri II“ suchte D. theils den Vorzug der neueren Sprache Italiens, wie er sie zu schaffen bemüht war, vor den Idiomen anderer neueren Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens selbst zu zeigen, theils aber auch die verschiedenen neueren Dichtungsarten zu charakterisiren. Das unvollendete Werk erschien zuerst in einer italienischen Uebersetzung von Trissino (Vicenza 1529, Ferrara 1583, Vened. 1696, das Original mit Noten über das 1. Buch von Corbinelli Par. 1577, Original und Uebersetzung bei den Werken des Trissino Ver. 1729). Die „Eclogae II“ erschienen zuerst vollständig, aber sehr fehlerhaft in „Carmina illustrium poetarum Italorum“ (Flor. 1718). Besser gab sie der Kanonikus Dionisi aus einer Handschrift der Laurentiana in seinen „Aneddoti IV“ nebst den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giovanni di Virgilio heraus. Sie fallen in die Jahre 1320 und 1321 und beantworten ablehnend die Aufforderung Giovanni's di Virgilio, einige große Begebenheiten der Zeit in römischer Sprache zu besingen und nach Bologna zu kommen. Die Sprache dieser Eklogen ist weit besser, als die der prosaischen Werke D.'s. Die bis jetzt aufgefundenen Briefe D.'s finden sich in Witte's Sammlung: D. A. Epistolae quae exstant cum notis“ (Padua 1827). In neuester Zeit fand

Theod. Heyse 9 weitere Briefe D.'s auf, die in der Briefsammlung D.'s von Aless. Torri (Verona 1843) enthalten sind, wo sich auch die seltene Abhandlung über das Wasser und die Erde findet, die D. 1320 zu Verona vorlas, zuerst gedruckt Vened. 1508, dann Neapel 1576.

Dasjenige Werk aber, welches D.'s Namen unsterblich gemacht, ist die „Divina Commedia". Warum D. sein Werk Komödie nennt, ergibt sich aus seiner Schrift „De vulgari eloquio", worin er 3 Arten des Styls aufstellt: den tragischen oder höhern, den komischen oder niedern und den elegischen oder klagenden. Der Beiname „die göttliche" entstand erst nach des Dichters Tode, und zwar findet sich derselbe schon in einigen Manuskripten der „Vita di D." von Boccaccio und in mehren Handschriften des Gedichts; die erste Ausgabe mit der Bezeichnung „divina C." scheint die von Venedig 1516 zu sein. Den Stoff des Gedichts bilden die drei Orte der übersinnlichen Welt, worin sich, nach den Lehren des katholischen Glaubens, der Mensch nach dem Tode befinden kann: Hölle, Reinigungsort und Paradies. Dem gemäß zerfällt das Ganze in 3 Abtheilungen, Cantiche, nämlich das „Inferno", mit Einleitung von 34, das „Purgatorio", von 33, und das „Paradiso", von 33 Gesängen, zusammen also 100 Gesänge, Canti, in 14,230 Versen. Jeder Theil zerfällt in 9 Abtheilungen, das „Inferno" nämlich außer dem Vorhofe, in 9 Höllenkreise, das „Purgatorio" in einen Vorhof und 7 Kreise, und das irdische Paradies, das „Paradiso" in 7 Planetenhimmel, den Firsternhimmel und das Primum mobile, worüber der unbewegliche Sitz der Gottheit, das Empyreum, schwebt. Lucifer im tiefsten Grunde der Hölle wird als grauses Gegenbild der Trinität mit 3 Gesichtern dargestellt, der Name Christi reimt nur mit sich selbst, und jede der 3 Cantiche endet mit dem Worte Stelle. Der Inhalt des Gedichts ist folgender. In der Mitte seines Lebens findet sich der Dichter in einem Walde verirrt; als er bei Tagesanbruch das Ende desselben erreicht und einen von den Sonnenstrahlen beleuchteten Berg (die Wahrheit) erklimmen will, hindert ihn daran die Erscheinung eines Panthers (die Lust der Sinne), eines Löwen (der Ehrgeiz) und einer Wölfin (die Habsucht). Im Begriff, wieder in die Tiefe des Waldes (des durch Leidenschaften und Irrthümer verwirrten und getrübten Gemüths- und Geisteszustandes) zurückzukehren, erscheint ihm der Schatten Virgils (die Vernunft) und verkündet ihm, er müsse einen andern Ausweg aus diesem wilden Orte suchen. Er selbst werde ihn durch die Hölle und den Reinigungsort begleiten; zu den Seligen aber müsse ihn eine würdigere Seele geleiten. D.'s Zweifel werden durch die Angabe Virgils, Beatrice habe ihm diesen Auftrag gegeben, beschwichtigt, und Beide treten nun die Reise an und gelangen zu der Höllenpforte. D.'s Hölle nimmt einen bedeutenden Theil des innern Erdkörpers ein und bildet einen Trichter, dessen Spitze sich im Mittelpunkt der Erde befindet, und dessen Wände treppenartig durch mehre rund umher laufende Stufen abgetheilt sind. Die Kluft ist von der äußeren Erdrinde bedeckt, und in der Mitte dieses Gewölbes befindet sich Jerusalem oder der Berg Zion, senkrecht über Lucifer, der den tiefsten Punkt der Hölle, den Mittelpunkt der Erde, einnimmt. Die Verdammten befinden sich auf den verschiedenen Stufen dieses Trichters, die sich von der ersten bis zur neunten immer mehr verengen, wie auch die Lasterhaftigkeit und die Strafen ihrer Bewohner zunehmen. Der erste Raum wird von der großen Masse bewohnt, die auf Erden ohne Schande und ohne Ehre gelebt. Der erste Höllenfluß, der Acheron, scheidet, im Kreise fließend, jenen Vorhof von den eigentlichen Höllenkreisen. Im ersten dieser Kreise wohnen die Geister, die der Taufe entbehrten. Homer, Horaz, Ovid und Lukan begegnen dem Dichter und führen ihn in ein anmuthiges Gefild, wo sich die Wohnungen der Großen der Vorwelt, auch die Virgils, seines Führers, befinden. Im zweiten Kreise, dessen Eingang Minos bewacht, dulden die Seelen Derer, die auf Erden der Wollust gefröhnt, ihnen allen voraus Semiramis, Cleopatra, Dido, Helena, Paris, Tristan, Francesca von Rimini und ihr Geliebter. Im dritten Kreise, dem der Schlemmer, durchziehen ewiger Schnee, Hagel und Fluthen und scheußliche Gerüche die Nacht. Im folgenden Kreise schaut der Dichter die Qualen der Geizigen und der Verschwender, die gewaltige Lasten mit den Brüsten gegen einander wälzen, um beim Anprall heulend zurückzufliehen und ihr Werk von Neuem zu beginnen. Im fünften Kreise hausen die Seelen Derer, die der Zorn bezwungen, mit halbem Leibe aus dem Sumpf emporragend, sich schlagend und wild mit den Zähnen packend; tief unterm Wasser aber dulden Die, die im Leben Tücke u. Groll gehegt, u. von ihrem Seufzen steigen Blasen auf. Mit dem sechsten Kreise beginnt die tiefere Hölle, die Stadt Dis. Epikuräer und Ketzer liegen hier in glühenden Särgen, unter ihnen der Hohenstaufe Friedrich II. Durch einen von Minotaurus bewachten Abgrund klimmen die Wanderer mühsam hinab zum siebenten Kreise, der in drei Binnenkreisen die Seelen Derer beherbergt, die Gewalt geübt gegen den Nächsten u. gegen sich selbst und gegen Gott. Räuber, Mörder, Tyrannen, unter ihnen Alexander von Thessalonich, Dionysius von Syrakus, Pyrrhus, König von Epirus, Nero, Attila, sieden im ersten Binnenkreise in kochendem Blute. Von Nessus, dem Centauren, geführt, beschreiten die Wanderer den zweiten Binnenkreis, einen dichten Wald, dessen Bäume die Seelen der Selbstmörder umschließen, und von dessen Laube sich die Harpyien nähren. Der dritte Binnenkreis ist eine Sandwüste, sie bewohnen die nackten Seelen der Gotteslästerer liegend, die der Sodomiten laufend, die der Wucherer zusammengekauert sitzend, von ewigem Feuerregen übergossen; unter den Unglücklichen der zweiten Gattung erkennt der Dichter seinen Freund und Lehrer, Brunetto Latini. Der achte Kreis, von hohen Felsenwänden in zehn Thäler zerschnitten, ist den Betrügern zur Wohnung angewiesen, und zwar je nach ihrer Schuld eines der zehn Thäler. Die Kuppler und Verführer fliehen in dem ersten vor den Geißeln der sie verfolgenden gehörnten Teufel, unter ihnen Jason, der Verführer der Medea; im zweiten wälzen sich die Schmeichler in Menschenkoth, im dritten werden die Simonisten bestraft, im vierten wandeln die Zauberer und Wahrsager mit zum Rücken gekehrten Gesichtern stillschweigend und weinend, in der fünften werden Diejenigen bestraft, die ein Staatsamt betrügerisch mißbrauchten, in der sechsten die Heuchler,

getünchte Leute, erschöpft, mit langsam schweren Schritten, die thränenden Augen von Kapuzen verhüllt, träge dahinschreitend; im siebenten Räuber und Diebe, theils als Schlangen, theils als Menschen gestaltet, sich gegenseitig durch Berührung verwandelnd, zu ungewohnter Form verbindend, hassend, vernichtend; in der achten die betrügerischen Rathgeber, die, mit einer Flamme bekleidet und unaufhörlich ihre Gluth fühlend, einhergehen, unter ihnen Ulysses und Diomedes, ihren der Stadt Troja so unheilvollen Rath büßend; im neunten Sektirer und Anstifter von Zwietracht, z. B. Ali und Mohammed, Curio, Beltram von Bornio; in der zehnten die Fälscher aller Art, an ekelhaften Krankheiten darniederliegend, unter Anderen Griffolino aus Arezzo, ein Alchemist, Potiphars Weib, Simon. Die Dichter wenden sich nun von diesen Thälern quer über den Felsendamm, um zu dem neunten und letzten Kreise zu gelangen, in welchem die Verräther den qualvollen Lohn ihres Verbrechens ernten. Der Kreis selbst ist wieder in vier verschiedene Bezirke, je für die Verräther der Verwandten, des Vaterlandes, der Freunde und der Wohlthäter, getheilt. Im Mittelpunkte dieses Kreises sieht D. den Kaiser dieses Reichs, Dis oder Lucifer, das böse Princip, mit drei Gesichtern, ungeheuren Flügeln, wie die der Fledermaus, sechs Augen und drei Mäulern, welche Judas Ischarioth, Cassius und Brutus gepackt halten. Die Genauigkeit des Dichters in der Zeitbestimmung seiner Reise und zum Theil wenigstens in der Angabe des räumlichen Verhältnisses hat Mehre veranlaßt, sich die fruchtlose Mühe zu nehmen, die Dimensionen der Hölle genau zu berechnen (Girol. Benevieri in seinem „Discorso di Ant. Manetti circa il cito, la forma e le misure dell' Inferno di D.", Florenz 1506, und Giambullari in „Del cito, forma e misure dell' Inferno di D.", das. 1544). Die Darstellung selbst ist von plastischer Rundung, alle Schilderungen u. Gespräche sind von tiefer Wahrheit, die Sprache ist kräftig, mannichfaltig u. dem Gegenstande stets angemessen, das Ganze von einem unerschöpflichen Ideenreichthum u. hoher sittlicher Würde. Bis zum Lucifer gekommen, klettert Virgil, seinen Schützling tragend, an dem zottigen Leibe des Ungeheuers hinab bis zu dessen Füßen, dem Mittelpunkt der Erde, sodann an den Schenkeln empor bis zum Rande des Brunnens, worauf sie dem Lauf eines klaren Baches folgen, bis ihnen der Himmel durch der Felsschlucht obere Rundung entgegenblickt, während die verlassene Erdhälfte im Schleier der Nacht ruht. Auf der Erdhälfte, die sie nun betreten, erhebt sich aus den Fluthen, die diese ganze Seite der Erde bedecken, der Berg des Purgatoriums. Am Uferrande zeigt sich Cato von Utica, der Wächter dieses Reichs, der dem D. befiehlt, sein Antlitz mit dem Thau des Grases vom Schmutze der Hölle zu reinigen u. sich den Leib mit einer Binse zu gürten. Die Wanderer erreichen den Fuß des Berges, wo nicht nur die Gebannten, sondern auch Die, welche ihre Sünden zu spät bereut haben, vor der Pforte des Fegfeuers harren müssen, bis die bestimmte Zeit verflossen ist, wenn nicht frommes Flehen dieselbe abkürzt. Unter ihnen sind der Hohenstaufe Manfred, Kaiser Rudolf, König Ottokar, Philipp III. von Frankreich, Peter III. von Aragonien, Heinrich III. von England. Nach Anbruch der Nacht wird D. unbewußt zum Thore des Purgatoriums entrückt. Der Berg der Läuterung erhebt sich kegelförmig und steil und ist in sieben rund umherlaufende Terrassen getheilt, die von den verschiedenen Abtheilungen der Büßenden bewohnt werden; von einer Terrasse zur anderen führen schmale Stufen, von einem Engel bewacht. Wie der Berg der Läuterung die umgekehrte Gestalt der Hölle hat, so laufen auch die Bußübungen im Fegfeuer mit den Höllenstrafen gewissermaßen parallel, aber in umgekehrter Ordnung auf einander folgend. Führt uns die Hölle vom leichteren zum schwereren Vergehen, so steigt man im Purgatorio vom schwereren zum leichteren, und zwar hat jede Seele nach der Beschaffenheit ihres Lebens mehre oder alle Stufen des Fegfeuers zu durchlaufen. In dem ersten, folglich dem weitesten Kreise umwandeln die Hochmüthigen, von Lasten tief niedergebeugt, den Berg. Im zweiten Kreise büßen die Neidischen, mit härenen Hemden bekleidet, die Augen mit Draht zugenäht, von den Händen der Liebe gegeißelt. Im dritten läutern sich die Schatten der Zornigen im dichtesten Rauche, während Bilder der liebevollen Gelassenheit bei Anlaß zum Zorn dem Dichter wie im Traum erscheinen. Im vierten müssen die Sittlichträgen eilig laufen, sich dabei einander ihre Vergehen vorhaltend. Im fünften liegen die Geizigen und Verschwender mit gebundenen Händen, das Antlitz zur Erde gekehrt. Im sechsten leiden die Schwelger beim Anblick eines mit Früchten beladenen Baumes und eines sprudelnden Quells Hunger und Durst. Im siebenten endlich wandeln die Unzüchtigen in Flammen, die auch D. durchschreiten muß, um auf die obere Fläche des Berges, das irdische Paradies, zu gelangen. Dieser wonnige Aufenthaltsort ist mit höchster dichterischer Schönheit geschildert. Virgil erklärt hier sein Geschäft für beendigt und verstummt von nun an. Eine schöne Frau, Mathilde, empfängt die Wanderer, und D. sieht in einer Vision die triumphirende Kirche unter dem Bilde eines von einem Greifen, Christus, gezogenen, von symbolischen Personen des alten und neuen Bundes umgebenen Wagens. Auf demselben erscheint Beatrice, hält dem Dichter seine Verirrungen vor u. läßt ihn zum Vergessen des Bösen im Bache Lethe baden, dann aus dem Bache Eunoe Erinnerung des Guten trinken, wodurch er fähig wird, zum Himmel emporzusteigen. Virgil (die Vernunft) war unbemerkt verschwunden, als sich D. Beatricen (der göttlichen Weisheit und dem Glauben) näherte. Auch D. nahm mit seiner Zeit an, daß die verschiedenen Himmel, als hohle, durchsichtige Kugeln, die im Mittelpunkte des Universums feststehende Erde umgeben und sich mit verschiedener Geschwindigkeit um sie drehen, so daß die der Erde nächsten die langsamste Bewegung haben. Nachdem er mit Beatrice die Luft und die Region des Feuers durchzogen, dringen sie, wie der Strahl in das Wasser, in den ersten Planetenhimmel, den des Mondes, ein, wo sie die Seelen Derer erblicken, die sich zwar dem geistlichen Leben geweiht, aber durch Umstände verhindert wurden, ihr Gelübde ganz zu erfüllen. Im zweiten Himmel, dem des Merkur, befinden sich die Seelen Derer, die, obwohl tugendhaft, doch auch nach irdischem Ruhm gestrebt; im dritten, dem der Venus, Diejenigen, die irdische Liebe mit der Frömmigkeit verbunden; im vierten, dem Sonnenhimmel, die

Seelen berühmter Kirchenlehrer; im fünften, dem des Mars, die Seelen Derer, die für den Glauben gestritten, und die nun gleich Sternen strahlen und ein leuchtendes Kreuz bilden, an welchem die Gestalt des Erlösers erglänzt; im sechsten, dem des Jupiter, die Seelen gerechter Fürsten; im siebenten, dem des Saturn, Einsiedler und beschauliche Seelen, gleich Flammen sich an einer Leiter auf- und niederbewegend. Den achten Himmel, den der Firsterne, betritt der Dichter im Gestirn der Zwillinge, das seiner Geburt geleuchtet, sieht in einer Vision den Triumph Christi und der Maria und wird von Petrus, Jacobus und Johannes über Glauben, Hoffnung und Liebe befragt. Der neunte Himmel, das Primum mobile, umfaßt alle übrigen Sphären und verleiht ihnen Bewegung und die von Gott unmittelbar gegebene Kraft; D. erblickt darin die neun Hierarchien der Engel, welche die neun Himmelssphären regieren u. sich hier in neun koncentrischen Kreisen um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Gottheit, bewegen. Im zehnten, dem unbeweglichen Lichthimmel, Empyreum, endlich schaut er alle Seligen, die, wie eben so viele Blätter, eine unendliche Rose bilden, sich in dem göttlichen Lichte spiegelnd, das sie umschließen. Hier ist der eigentliche Sitz aller Seligen, nachdem sie durch die verschiedenen Planetenhimmel, die Stufen ihrer Seligkeit, hindurch gegangen. Beatrice hat den Dichter hier verlassen und der heilige Bernhard ist sein Führer, dieser erklärt ihm die Erscheinung der Rose und bittet für ihn, daß ihm gestattet werde, die Gottheit selbst anzuschauen. D. erblickt nun drei Kreise, an Umfang gleich, doch von verschiedener Farbe, wovon einer menschliches Antlitz zeigt. Ein Blitz durchdringt seinen Geist und läßt ihn das Verhältniß des Bildes zum Kreise ergründen. Die ganze Reise dauert 8 Tage, von denen 2 auf das Inferno, einer auf den Weg von Lucifer bis zum Berg des Purgatorio, 4 auf das Purgatorio und einer auf das Paradiso kommen. Obwohl die erste Abtheilung des Gedichts durch die Künstlichkeit ihrer Organisation und die Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten den Leser bei weitem mehr fesselt, als die beiden letzten Abtheilungen, so herrschen doch auch hier Klarheit der Anschauung, Erhabenheit der Gesinnung und Empfindung; hier wie dort zeigt sich der Dichter als furchtloser Bekämpfer des Gemeinen.

Wann D. sein großes Werk angefangen u. wann er die einzelnen Theile vollendet habe, diese Fragen werden verschieden beantwortet. Boccaccio erzählt, D. habe sein Gedicht 1300, u. zwar zuerst lateinisch begonnen, aber bald beschlossen, es in Volgare zu schreiben. Die 7 ersten Gesänge habe er vor seiner Verbannung aufgesetzt und sei erst nach fünfjähriger Unterbrechung vom Marchese Marcello Malaspina in Lunigiana zur Fortsetzung ermuntert worden. Von nun an habe ihn das Werk, obwohl mit vielen Unterbrechungen, bis an das Ende seines Lebens beschäftigt. Bei seinem Tode hätten die 13 letzten Gesänge gefehlt, D. sei aber seinem Sohne Jacopo im Traum erschienen und habe ihn dieselben in einem Fenster seines ehemaligen Schlafzimmers zu suchen angewiesen, wo sie denn auch, von der Feuchtigkeit der Mauer angegriffen, aufgefunden worden seien. Mit ziemlicher Bestimmtheit ist anzunehmen, daß D. das Inferno nicht vor 1314, das Purgatorio nicht vor 1318 beendigt haben kann, da darin noch Begebenheiten dieser Jahre erwähnt werden; wahrscheinlich ist auch, daß die 13 letzten Gesänge erst 8 Monate nach D.'s Tode aufgefunden worden, was Dionisi's Ansicht, die Vollendung des Ganzen falle in das Jahr 1320, nicht widerspricht. Ugo Foscolo hat sogar zu beweisen gesucht, daß D. selbst sein großes Gedicht, wegen der darin enthaltenen Angriffe auf Päpste und Andere, nie bekannt gemacht habe, eine Behauptung, welche jedoch durch unleugbare Thatsachen, sowie durch D.'s eigenes Zeugniß entkräftet wird.

Die Divina Commedia ist über 150 Jahre Manuskript geblieben und war in unzähligen Abschriften in Italien verbreitet, und noch immer besitzen die Bibliotheken Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands eine große Zahl dergleichen, die freilich alle durch Korruptionen entstellt sind und durch Varianten von einander abweichen. Alle öffentlichen Bibliotheken von Florenz sind reich an Manuskripten des D. Berühmt ist ein sehr schön geschriebenes in der Vaticana zu Rom, das für dasselbe Exemplar ausgegeben wird, welches Boccaccio selbst geschrieben und dem Petrarca geschenkt; ferner der Codice Cassinese, vom P. A. di Costanzo in Monte Cassino entdeckt und in einer eigenen Schrift beschrieben. Eines der vorzüglichsten Manuskripte ist das der Estensis in Modena, welches theilweise für die paduaner Ausgabe benutzt worden ist. Auch die königliche Bibliothek zu Dresden besitzt ein zwar nicht schön geschriebenes, aber wegen guter Lesart ausgezeichnetes Exemplar. Die Zahl aller Ausgaben schätzt Cancellieri, offenbar viel zu hoch, auf 452. Eine genaue Aufzählung und Beschreibung der meisten findet man im vierten Bande der römischen Ausgabe. Ein vollständiges Verzeichniß aller Ausgaben, Uebersetzungen u. Erläuterungsschriften gibt Colomb de Batines' „Bibliografia Dantesca" (Prato 1845—48, 2 Bde.). Von der größten Seltenheit sind die 3 ersten 1472 erschienenen, die eine, Fuligno, kl. Fol., die zweite, Jesi, gr. 4., die dritte, Mantua, Fol. Die Ausgabe von Florenz 1481, mit dem Kommentar des Landino, ist ziemlich selten und besonders wegen der vielen darin enthaltenen Kupfer geschätzt. Der Erste, der die Mängel des allen älteren Ausgaben zu Grunde gelegten Cruscatertes erkannte, war Fra Baldassare Lombardi; seine Ausgabe erschien zuerst Rom 1791, 3 Bde., das. 1810, 3 Bde., das. 1815—17, 4 Bde., das. 1820—22, 5 Bde., Padua 1822, 5 Bde. Noch mehr that Dionisi für die Reinigung des Textes in seiner Ausgabe Parma 1795, 3 Bde., Brescia 1810, 2 Bde. (Nachdruck). Andere Ausgaben sind: La divina Commedia di D. Al. con illustrazioni, Pisa 1804—9, 4 Bde., Fol., von Rosini besorgt; La divina Commedia di D. Al. illustrata di note, Mailand 1804, 3 Bde., von Porticelli besorgt, als Theil der großen Sammlung der „Classici italiani"; La divina Commedia cet. accuratamente emendata ed accresciuta di varie lezioni tratte da un antichissimo Codice, Livorno 1807, 4 Bde., von Poggiali besorgt; dieselbe „illustrata da Romualdo Zotti", London 1808, 4 Bde., Mailand 1808—9, in 4 Ausgaben: 3 Bde., 16., 3 Bde., Fol., u. 3 Bde., 12.; La divina Commedia col commento di G. Biggioli, Paris 1818—19, 3 Bde. (Nachdruck); Mailand 1820, 3 Bde.; Florenz

1817—19, 4 Bde., Fol., Prachtausgabe mit vielen Kupfern; Prato 1822, 3 Bde.; Bologna 1819 bis 1824, 3 Bde.; La divina Commedia di D. Al. giusta la lezione del Codice Bartoliniano, Udine 1823—28, 3 Bde., von Viviani; als Theil des „Parnasso classico italiano“, Padua 1827, von Sicca besorgt; L'ottimo commento alla divina Commedia, Pisa 1827—29, 3 Bde.; von Ugo Foscolo, London 1825; von Gabriele Rossetti, das. 1826 ff. Als die beste neuere Recension galt bisher in Italien die von Bianchi (5. Aufl., Florenz 1857); für die beste Ausgabe der „Opere minori“ die von Fraticelli (das. 1856). Deutsche Ausgaben erschienen Nürnberg 1784, Berlin und Stralsund 1788, Penig 1804, 3 Bde.; von Fernow, Jena 1807, 3 Bde., ein Abdruck des lombardischen Textes; Chemnitz 1807; im „Parnasso italiano, ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani“, Leipzig 1826. Als die beste Ausgabe in Deutschland gilt die neueste von Witte (Berlin 1862). Gewöhnlich hält man den Olivetanermönch Matteo Ronto († 1443) für den ersten Uebersetzer D.'s in lateinischen Versen, doch theilt Viviani ein offenbar älteres Bruchstück einer lateinischen Uebersetzung mit, anderer kleiner Bruchstücke nicht zu gedenken. Andere Uebersetzungen ins Lateinische sind von Carlo d'Aquino (Neapel 1728, 3 Bde.) und von Piazza (1848). Ins Spanische ist das Gedicht übersetzt von Fernandez de Villegas (Burgos 1515), ins Französische von Balth. Grangier (Paris 1596 bis 1597, 3 Bde.), von Moutonnet de Clairfons (das. 1776), von Colbert und Estouteville, vom Chevalier d'Artaudt (das. 1811—13, 3 Bde.), von J. A. de Gourbillon (das. 1831); ins Englische von H. Boyd (Lond. 1785, 1802, 3 Bde.), von F. Carey (das. 1814, 3 Bde.), von N. Howard (das. 1807), von W. Hume (das. 1812), von Wight (1833), zuletzt von Cayley 1851 in Terzinen; ins Russische von Dmitri Min (die Hölle in Prosa, Petersburg 1843); ins Dänische von Molbech (Die Hölle, Kopenhagen 1851) in Terzinen; ins Schwedische von K. Wilh. Böttiger (in „Italienska studier“, Upsala 1853) in reimlosen Versen. Deutsche Uebersetzungen haben wir in Prosa von Bachenschwanz (2. Aufl., Leipz. 1767—69, 3 Bde.), Jagemann in freien Jamben (Weimar 1780—85, 7 Bde.), einige Stellen der Hölle von A. W. Schlegel (in den Horen 1795), das Ganze von Kannegießer (Leipzig 1814—21, 4. Aufl. 1843), von Streckfuß (Halle 1824—26, 3 Bde., 4. Aufl. 1856, 3 Bde.) in Terzinen, von J. B. Hörwarter und K. von Enk (Innsbruck 1830—31, 3 Bde.) in Prosa, von Philalethes (König Johann von Sachsen) in reimlosen Jamben (Dresden 1839—40, 3 Bde.), von Heigelin (Blaubeuren 1836, 3 Bde.) in freien Jamben, von Kopisch (Berl. 1840, 2. Aufl. 1862) in reimlosen Versen, von Guseck (Pforzh. 1841) in Terzinen, von Graul die „Hölle“ (Leipz. 1843) in Terzinen. Erwähnung verdienen Flaxmans Zeichnungen zur Divina Commedia, die, von Pistrucci gestochen, unter dem Titel „Atlante Dantesco“ (Mailand 1822) erschienen. Auch Cornelius und Genelli haben Zeichnungen dazu geliefert. Die „Prosaischen Schriften“ D.'s hat Kannegießer (Leipzig 1845, 2 Thle.) ins Deutsche übertragen. Zahllose Kommentare behandeln bald den ästhetischen Werth des Gedichts, bald die darin auftretende Theologie und Philosophie, bald die geschichtlichen Thatsachen, bald die politischen Tendenzen des Dichters. Fast sämmtliche Manuskripte sind mit Kommentaren und Randglossen versehen, und ebenso sind die meisten Ausgaben erläutert u. kommentirt. Die beiden ältesten authentischen Kommentare sind der des Jacopo della Lana (in der Ausgabe der Divina Commedia von Vendelin de Spira 1477) und der unter dem Namen „l'anonimo, l'antico, il buono, l'ottimo“ bekannte (Pisa 1827—29). Besonders ausgezeichnet ist der Kommentar von Arrivabene: „Il secolo di D. etc.“, der zuerst mit dem bartolinischen Text erschien und dann besonders zu Florenz, 1830, gedruckt wurde; merkwürdig ist auch der Kommentar von Ugo Foscolo (London 1825). Hierher gehören auch Blancs „Vocabulario Dantesco“ (Leipz. 1852) und D. Mauro Granata's „Florilegio e Dizionario Dantesco“ (Neapel 1855). Auch an gegnerischen Schriften fehlte es nicht. Der bekannte P. Hardouin hielt die Divina Commedia für das Werk eines unbekannten Anhängers Wiclefs aus dem 15. Jahrhundert. Nach Fontanini's Zeugnisse stellte Malatesta Porta, ein Zeitgenosse des Tasso, die jetzt als falsch erwiesene Meinung auf, D. könne wohl die Idee zur Organisation seines „Inferno“ aus einem alten Roman „Guerrino da Durazzo detto il Meschino“ genommen haben. Pelli in seinen „Memorie per la vita di D.“ (Venedig 1758) und nach ihm Andere, wie Porticelli in seiner 1804 zu Mailand erschienenen Ausgabe der Göttlichen Komödie, und besonders Cancellieri behaupten, daß die Göttliche Komödie aus der Vision eines neunjährigen Knaben entnommen sei. Cancellieri's hierher gehöriges Werk „Osservazioni intorno alla questione sopra l'originalità di D.“ (Rom 1814) enthält den ersten vollständigen Abdruck jener Vision und neben dem lateinischen Original eine italienische Uebersetzung, von Bemerkungen begleitet. Nach dem alten, im Kloster Monte Cassino aufgefundenen Manuskript, welches diese Vision enthält, soll nämlich ein Mönch Albericus, 1100 geboren, in seinem 9. Jahre während einer Krankheit einen Traum gehabt haben, der neun Tage dauerte, und worin ihn eine Taube beim Haar ergriff und zum heiligen Petrus brachte. Dieser, in Begleitung zweier Engel, führte ihn durch die Hölle, das Fegfeuer und die sieben Himmel. Erwacht, fühlte er sich genesen und weihte sich dem Klosterleben in Monte Casino. Die Geschichte seiner Vision ging von Munde zu Munde, ward aber auf diesem Wege sehr entstellt, daher sie der Abt nach einer umständlichen Erzählung des des Schreibens unkundigen Albericus 1127 vom Diakonus Peter ausführlich niederschreiben ließ. Die Art der Reise, die Zeit, die darauf verwendet wird, besonders aber die verschiedenen Strafen der Verdammten und Büßenden stimmen allerdings in vielen Punkten mit der Divina Commedia überein, so daß man wohl wird annehmen müssen, D. habe aus der Vision des Mönchs Alberich die Idee seines Gedichts geschöpft. Indessen vertheidigt de Romanis D. gründlich gegen den Vorwurf des Plagiats, u. Gherardo de Rossi zwang Cancellieri durch einige offene Briefe an ihn zu dem Bekenntniß, daß seine Entdeckung dem Ruhme des Dichters keinen Eintrag thun werde. Hat D. jene Vision gekannt, so ist sie doch nur der zündende Funke gewesen, der in des Dichters Geiste eine Welt ins

Dasein rief. Die göttliche Komödie, in ihrer Großartigkeit, ihrer gewaltigen Tiefe unendlich verschieden von jener geistlosen Vision, ist D.'s ureigenes Werk, und auch abgesehen davon, daß man D. als den Schöpfer der Poesie und der poetischen Sprache der Italiener betrachten darf, da erst durch ihn diese eine reine und würdige Gestalt gewann und jene sich aus den Fesseln der Nachahmung löste, steht D. als Dichter in der gesammten Literatur ganz einzig großartig da.

Von D.'s beiden Söhnen war der jüngere, Jacopo di D., bei dem Tode des Vaters in Ravenna und lebte noch 1342 in Florenz, wo er einen Theil der konfiscirten Güter des Vaters zurückkaufte. Man schreibt ihm einen Kommentar über das „Inferno" zu, betitelt „Chiose di Jacopo figliuolo di D. Al. sopra la Comm. etc.", sowie mehre Gedichte in verschiedenen Manuskripten. D.'s Geschlecht, nur durch seinen ältern Sohn Pietro fortgesetzt, starb in der Mitte des 16. Jahrhunderts in männlicher Linie aus.

Dante da Majano, italienischer Dichter, Zeitgenosse des großen Dante Alighieri, aus Majano in Toskana gebürtig, gehörte zu der ziemlich großen Zahl damaliger Dichter, die das Wesen der Poesie in künstlichen Reimereien ohne Wahrheit und Tiefe fanden. Seine Sprache ist roh, voll provençalischer Wortformen und Wendungen, und dennoch war er zu seiner Zeit hoch berühmt. Es haben sich von ihm etwa 40 Sonette, 5 Balladen und 3 Canzonen erhalten, die sich in mehren Sammlungen, namentlich in „Rime antiche, diviso in XI. libri" (Florenz 1527), in „Poeti del primo secolo della lingua italiana" (das. 1816, 2 Bde.) und in „Raccolta di rime antiche toscane" (Palermo 1817, 4 Bde.) abgedruckt finden.

Dantiscus, Johann, eigentlich Flachsbinder, sehr gefeierter neulateinischer Dichter, war 1485 zu Danzig geboren. Nachdem er zu Krakau seine Studien vollendet und eine Zeitlang im polnischen Heere gedient, durchwanderte er das Morgenland, zog nach seiner Rückkehr durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit des Königs Sigmund I. auf sich, ward dessen Hofsekretär und von Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt und unter dem Namen von Hofen (a Curiis) geadelt. Als Gesandter des Königs von Polen bei Kaiser Karl V. wohnte er dessen Friedensschluß mit Venedig, sowie 1530 dem augsburger Reichstage bei, begleitete später den Kaiser nach Spanien und kehrte 1535 nach Polen zurück. Erst zum Bischof von Kulm, dann von Ermeland ernannt, † er 1548. Seine Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte über damalige Zeitverhältnisse, zeichnen sich weniger durch Tiefe, als durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus; sie erschienen gesammelt von Böhm (Breslau 1764).

Danton, Georges Jacques, einer der hervorragendsten Männer der französischen Revolution, den 28. Okt. 1759 zu Arcis-sur-Aube geboren, war Advokat bei den königlichen Konseils, als sich die Reichsstände 1789 versammelten. Mirabeau erkannte in ihm eine bedeutende Stütze seiner Pläne, und wirklich war D. wie zum Revolutionär geboren. Seine Gestalt war kolossal, seine Geberdung wild, seine Stimme von durchdringender Gewalt, das Gesicht häßlich, von Pockennarben zerrissen, das kleine Auge stechend und kühn, die Züge durch heftige Muskelbewegung furchterregend; seine Rede glich einem brausenden Strome; die Bilder, in denen er sprach, waren gigantisch, von übersprudelnder Phantasie geschaffen, den Gegner zerschmetternd, doch nie gemein. Dies war der Mann, der am 14. Juli 1789 die Massen zum Angriff auf die Bastille begeisterte. Bald darauf Präsident des Distrikts der Cordeliers, klagte er im Sinne der Jakobiner am 10. November 1790 im Namen der Gemeinden von Paris die Minister bei der Nationalversammlung an u. stiftete zugleich mit Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine und Marat den Klub der Cordeliers, der den Klub der Jakobiner bald in politischem Fanatismus überbot, ohne sich von ihm zu trennen. Nach Mirabeau's Tode immer entschiedener auftretend, schlug er die ihm vom Hofe gemachten Anträge aus, und auf seinen Ruf versammelte sich den 17. Juli 1791 das Volk auf dem Marsfelde, um Absetzung des Königs und Gericht über ihn von der Nationalversammlung zu verlangen. Lafayette und Bailly dämpften den Aufstand zwar, und D. mußte sich durch die Flucht der gegen ihn ausgesprochenen Verhaftung entziehen, kehrte aber, von seinem Anhange zum Wahlherrn für die zweite Nationalversammlung gewählt, bald darauf unter dem Schutze des Volks nach Paris zurück und ward der konstituirenden Versammlung zum Trotz Substitut des Gemeindeprocureurs. Am 10. August 1792 führte er seine Banden gegen die Tuilerien und gab durch Erstürmung des Schlosses den Ausschlag mit zur Aufhebung des Königthums. In dem neu eingesetzten provisorischen Ministerium nahm er als Justizminister Platz. Das Vorrücken der feindlichen Heere in der Champagne und das Wiederauftauchen der royalistischen Partei in Paris gaben ihm den Vorwand zur Organisirung des Schreckenssystems, welches zahllose Verhaftungen und Hinrichtungen zur Folge hatte. D. ließ sich hierbei nicht von persönlicher Feindschaft, sondern lediglich von dem Zwecke des Fortgangs der Revolution leiten; ja Einzelnen, die ihn um Rettung anflehten, ließ er dieselbe angedeihen, z. B. Duport, Barnave, Lameth und dem Abbé Barthélemy. Als der Konvent seine Berathungen begann, vertauschte D. seine Ministerstelle mit dem Deputirtensitze und begab sich mit Lacroix nach Belgien, um das revolutionäre Element auch dort auszubreiten. Von hier aus stimmte er für das Todesurtheil des Königs, u. zwar ohne Bedingung. Die ewige Verbannung der Emigranten hatte er schon vorher durchgesetzt. In Belgien hauste er nach seiner gewöhnlichen Weise; Staats- u. Kirchengüter wurden, theilweise zu seiner Bereicherung, konfiscirt und verschleudert, die ihm entgegenstrebenden Parteien mit blutigem Eifer verfolgt, aber auch hier persönliche Rechte und Bitten nicht unberücksichtigt gelassen. Wenn auch von niederem Charakter und geringer Bildung, doch nicht ohne Menschlichkeit und verständig genug, einzusehen, daß mit dem Zusammenbrechen aller sittlichen und politischen Ordnung sein eigener Sturz verknüpft sei, suchte er sich den Girondisten zu nähern, um mit ihrer Hülfe der Pöbelherrschaft einen Damm entgegenzusetzen, fand sich aber von jenen zurückgewiesen und nahm daher von Neuem mit dem Berge gegen die Gironde Partei. Auf seinen Vorschlag wurden nach dem Abfalle Dumouriez'

und der Zerrüttung der Armee 300,000 Mann für das Heer ausgehoben, und durch ihn ward die Insurrektion vom 31. Mai hervorgerufen; aber gegen seinen Willen mußten die ausgestoßenen Konventsmitglieder das Schaffot besteigen, und seine unverhohlene Mißbilligung dieses Sturzes der Gironde brachte ihn um die Gunst des fanatischen Volks. Obgleich er das Gesetz des Maximum, sowie die Besoldung der Sansculoten noch durchsetzte, sank sein Ansehen doch täglich; an dem Wohlfahrtsausschusse, der seine Todfeinde zu Mitgliedern hatte, nahm er gar keinen Theil mehr. Dazu kam, daß er sich, damals neu vermählt, von dem politischen Treiben ferner hielt. So wurde es denn Robespierre, der nach Marats Tod das Haupt des Wohlfahrtsausschusses u. des Jakobinerklubs war, nicht schwer, den ihm unbequem werdenden D. zu stürzen. Von seinen Freunden auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam gemacht, kam D. nach Paris zurück, entschlossen, der Menschlichkeit u. Vernunft wieder Geltung zu verschaffen, u. noch auf das Mitwirken Robespierre's vertrauend. Erst nach der Verhaftung seines Freundes Fabre d'Eglantine zerfiel er mit demselben und ward in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1794 mit Lacroix verhaftet. Am 3. April erschien er mit seinen Freunden Desmoulins, Westermann, Lacroix, Philippeaux &c. vor dem Revolutionstribunal. Die Anklage, von St. Just meisterhaft abgefaßt, lautete auf Entwürfe D.s, den Herzog von Orléans auf den Thron zu setzen, auf sein Mitwissen um Dumouriez' Verrath &c. D. behandelte die Richter mit Verachtung und ward aus einem Angeklagten zum Ankläger, und schon begann das Gericht unruhig zu werden. Als das Todesurtheil ausgesprochen wurde, rief er: „Man opfert uns einigen feigen Räubern, aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! ich allein besaß die Macht, ihn zu retten." Am 5. April 1794 bestieg D. mit Desmoulins, d'Eglantine, Hérault de Séchelles, Philippeaux, Westermann u. A. das Schaffot. Sein tragisches Geschick gab G. Büchner Stoff zu einem genialen Drama.

Danubius, s. Donau.

Danville, 1) Stadt im nordamerikanischen Staat Kentucky, Hauptstadt der Grafschaft Boyle, mit dem Kentuckytaubstummeninstitut, dem Centrecollege (1821 gegründet), 4 Kirchen und 3000 Einwohnern; war bis 1792 Hauptstadt des Staates. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Hauptstadt der Grafschaft Montour, am Susquehannah, mit 2 Kirchen und 3000 Einw.

Danz, 1) Johann Traugott Leberecht, verdienter deutscher Theolog, den 31. Mai 1769 zu Weimar geboren, studirte seit 1787 zu Jena, seit 1791 in Göttingen, wurde dann Lehrer am Gymnasium und Lehrerseminar zu Weimar, 1798 Rektor der Stadtschule zu Jena, wo er sich zugleich bei der Universität habilitirte und philologische, pädagogische und bald auch theologische Vorlesungen hielt. Im Jahre 1807 ward er außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor der Theologie und las von dieser Zeit an besonders über Kirchengeschichte, Moral, theologische Literaturgeschichte und Encyklopädie, sowie über die praktisch-theologischen Wissenschaften. Im Jahre 1837 wurde er mit dem Titel eines geheimen Konsistorialraths pensionirt und † den 15. Mai 1851. Er schrieb: „Betrachtungen über J. G. Herders Ansichten vom klassischen Alterthum" (Leipzig 1805—6, 2 Theile), „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte" (Jena 1818—22, 2 Bde.), „Grundriß der Wissenschaften des geistlichen Berufs" (das. 1824), „Theologische Encyklopädie" (Weimar 1832), „Universalwörterbuch der theologischen, kirchen- und religionsgeschichtlichen Literatur" (Leipzig 1837—43, nebst Supplement 1, das. 1843), „Geschichte des tridentinischen Koncils" (Jena 1846); auch übersetzte er den Aeschylus (das. 1805—8, 2 Thle.) und Plautus (das. 1806—9, 3 Thle.). Seiner theologischen Richtung nach gehörte D. zu den entschiedensten Rationalisten.

2) August Heinrich Emil, Oberappellationsgerichtsrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Jena, den 11. December 1806 daselbst geboren, Sohn des Vorigen, habilitirte sich 1830 an der Universität seiner Vaterstadt und hält seitdem dort Vorträge über das römische Recht nach allen seinen Entwickelungen in dogmatischer und historischer Hinsicht. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts" (Leipzig 1840, 2. Aufl. 1846).

Danzel, Theodor Wilhelm, Privatdocent der Philosophie in Leipzig, den 4. Februar 1818 zu Hamburg geboren, besuchte erst das Johanneum, dann das akademische Gymnasium daselbst, lieferte hier eine von tiefem Denken zeugende Abhandlung über die in Plato's „Phädon" u. „Phädrus" enthaltene Lehre vom Leben der Seele und studirte seit 1837 zu Leipzig, Halle und Berlin. Im Winterhalbjahr 1841—42 hielt er am Gymnasium seiner Vaterstadt Vorlesungen über Aesthetik und gleichzeitig vor einem Vereine junger Leute Vorträge über Schiller u. Goethe, aus welchen seine Schrift „Ueber Goethe's Spinozismus" (Hamburg 1843) hervorging. Seine Emancipation von der hegelschen Aesthetik vollzog er in der Broschüre „Ueber die Aesthetik der hegelschen Philosophie" (Hamb. 1844). Ihr folgte die längere Abhandlung „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Philosophie der Kunst und ihre nächste Aufgabe" in der fichte'schen „Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie". Nachdem sich D. im Februar 1845 an der leipziger Universität habilitirt, bearbeitete er hier die Werke „Gottsched und seine Zeit" (Leipzig 1848) und „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke" (das. 1850, 1. Bd., Bd. 2 herausgegeben von Guhrauer 1853—54), beide eine Opposition gegen die Literaturgeschichte von Gervinus, die nach D. namentlich ersteren viel zu tief stellte. D. † den 9. Mai 1850. „Gesammelte Aufsätze" D.'s erschienen Leipzig 1855.

Danzi, Franz, vorzüglicher Violoncellspieler und Komponist, geboren den 15. Mai 1763 zu Mannheim, wo sein Vater, Innocenz D., kurpfälzischer Hofmusikus und erster Violoncellist an der Kapelle war. Schon in seinem 15. Jahre wurde auch D. als Violoncellist in dieselbe aufgenommen und 1778 mit derselben nach München versetzt. Hier verheirathete er sich 1790 mit Margarethe Marchand, einer ausgezeichneten Sängerin, Schauspielerin und Klaviervirtuosin, und machte mit ihr 1791 eine größere Kunstreise, am längsten in Leipzig und Prag verweilend. In den Jahren 1794

und 1795 hielten sich Beide in Italien, besonders in Venedig und Florenz auf, kehrten aber Anfangs 1796 nach München in ihre früheren Verhältnisse zurück. Nach dem Tode seiner Gattin 1800 ging D. 1807 als Hofkapellmeister nach Stuttgart und später nach Karlsruhe, wo er den 15. April 1826 †. Von seinen Opern sind „Der Kuß", „Die Mitternachtsstunde" und „Iphigenia" die besten. Seine Instrumentalwerke, bestehend in Quartetten, Quintetten, Sextetten, Koncerten für verschiedene Instrumente, besonders für das Violoncell, seine Lieder, seine ein- und mehrstimmigen Gesänge, Messen, Kantaten 2c., belaufen sich auf beinahe 100; unter seinen geistlichen Kompositionen zeichnet sich besonders ein Te Deum aus.

Danzig (polnisch Gdansk), Hauptstadt des preußischen Regierungsbezirks D. (s. unten), Festung ersten Ranges, einst eine mächtige Hansastadt und noch jetzt als Handelsplatz wichtig, liegt höchst anmuthig am linken Ufer der Weichsel, die mit ihrem Hauptstrome dicht an der Nordostseite der Stadt vorüberströmt, etwa ½ Stunde von der Ostsee entfernt. Im Westen schließen beträchtliche Höhen (Bischofs-, Hagelsberg 2c.) die Stadt ein, auf den übrigen Seiten ist sie von üppigen Wiesen und fruchtbaren Niederungen umgeben. Sie wird von der Motlau in mehren Armen durchflossen, deren zwei die sogenannte Speicherinsel bilden, eine Ansammlung von nichts als Waarenniederlagen, wo sich der Handel koncentrirt. Die durchströmenden Wasserarme haben in Verbindung mit der Handelsblüthe der Stadt den Namen des „nordischen Venedig" verschafft. Der 8—9 Fuß tiefe Motlaufluß ist kleinen Seeschiffen zugänglich, und reges Seeleben und ein bunter Mastenwald drängen sich daher bis in das Herz der Stadt. An der Westseite fließt die Radaune; beide Flüsse vereinigt gehen unterhalb D. in die Weichsel. Die eigentliche Stadt besteht aus 5 Theilen: der festungsartigen Altstadt, der Rechtstadt, Vorstadt und südlich von der Speicherinsel der Niederstadt und dem Langgarten, wo sich die großen Holzniederlagen befinden. Vier Hauptthore führen in die Stadt: das Lege-, Langgartner-, Jakobs- und das stattliche hohe Thor (von 1588), von welch letzterem die „lange Gasse", die schönste Straße der Stadt, auf den „langen Markt" führt. Dazu umlagern 9 Vorstädte den westlichen Halbkreis der Stadt, unter denen einige ziemlich entfernt liegen: St. Albrecht (½ Stunde südlich), Altschottland mit Ohra, Stolzenburg, Schidlitz, Langfuhr, die schönste Vorstadt (½ Meile im Nordwesten), wohin eine prachtvolle doppelte Lindenallee führt, Neuschottland (im Nordnordwesten). Mit Ausnahme Nürnbergs und einiger rheinischen Städte hat D. unter allen deutschen Städten die am schärfsten ausgeprägte Physiognomie, und nirgends vergegenwärtigen die Gebäude so verständlich die Geschichte und den Geschmack ihrer Zeit. Zu den Eigenthümlichkeiten der Häuser gehören vor allen die sogenannten „Beischläge". Die engen Straßen haben nämlich (nach Passarge) keinen Bürgersteig, sondern sind an beiden Seiten durch einen Graben begrenzt; was demnächst folgt, ist abgeschlossenes Privateigenthum. Man geht daher in D. stets in der Mitte der Straße. Den Raum, der sonst zu den Bürgersteigen verwendet wird, nimmt eine Platte ein, der sogenannte „Beischlag", der, meist mit Steinfliesen belegt, vor der ganzen Front des Hauses hinläuft und gegen den Graben hin durch eine niedrige Mauer von behauenen Steinen in zierlicher Form begrenzt ist. In der Mitte dieser Mauer, an der sich bei vielen Häusern kunstvolle Reliefdarstellungen befinden, ist ein Raum zum Durchgang offen gelassen, von wo eine breite Steinplatte, über den Graben gelegt, gleichsam eine Zugbrücke bildet. Das Geländer dieser Brücken besteht aus dicken eisernen Stangen mit großen Messingkugeln, die oben an der Mauer befestigt sind und am Eingang von der Straße auf mächtigen Steinen in Form von Kugeln, Eicheln 2c. ruhen. Vor den meisten dieser Beischläge stehen hochgewachsene Linden, die nicht nur den Aufenthalt daselbst angenehm machen, sondern den Straßen auch eine Zierde verleihen, wie sie wenige Städte haben. Sehr oft ist ein Theil des Beischlags, oder auch sein ganzer Raum bis zur Fensterhöhe des ersten Stocks mit einem budenartigen Anbau überbaut, in dem sich kleine Kaufläden befinden. Die Häuser stehen alle mit der schmalen Giebelseite nach der Straße zu und dehnen sich ganz unverhältnißmäßig nach hinten aus. Oft geht die schmale Hinterfront bis zur parallel laufenden Hintergasse, oder es befindet sich zwischen Vorder- u. Hintergebäude ein kleiner Hof, auf dem ein Seitengebäude die beiden Haupttheile verbindet. Wo aber Grund und Boden aufs Aeußerste beschränkt war, da baute man in die freie Luft. Daher sind viele Häuser D.s sehr hoch und thurm- und laternenartig luftig. Sehr hohe und eng neben einander gestellte Fenster von krystallklarem Spiegelglas geben den Façaden etwas Glasartiges, Durchbrochenes und Glänzendes. Die Dachspitzen streben meist in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe und sind gewöhnlich von einer Fahne oder irgend einer Figur eingenommen, auch der größeren Haltbarkeit wegen mit einer Eisenstange am First des Dachs befestigt. In der ganzen Architektur D.s spricht sich derselbe Geist abgeschlossenen, selbstbewußten, kräftigen Bürgerthums aus, der die Stadt einst so groß gemacht. Die stattlichsten Theile derselben sind die lange Gasse und der lange Markt bis südlich zur Motlau, die mit den prächtigsten alten Bauten prangen, von denen auch einzelne Häuser in Portugal und Italien nachgeahmt sind. Auch die öffentlichen Gebäude sind meist großartig. Unter den 21 Kirchen der thurmreichen Stadt, unter denen 6 katholische sind, ist die 1343—1506 erbaute Oberpfarrkirche zu St. Marien die bedeutendste u. zugleich (außer den englischen) die größte evangelische Kirche, die es gibt. Sie mißt 358 Fuß in der Länge, 142 Fuß in der Breite u. über 96 Fuß in der Höhe, hat 3 gleich hohe u. lange Schiffe mit 48 Pfeilern, 37 große Fenster, einen 328 Fuß hohen Thurm nebst 10 kleinen Thürmen und ist von 30 Kapellen umgeben. Sie enthält zwei Kunstschätze: ein jüngstes Gericht von Van Eyck oder Hemling u. ein aus Holz geschnitztes Krucifix von vortrefflicher Arbeit. Der Dichter M. Opitz ruht in dieser Kirche. Die älteste ist die Katharinenkirche, mit einem schönen Glockenspiel. Das bedeutendste weltliche Gebäude ist das großartige gothische Rathhaus (in der Rechtstadt), aus dem 14. Jahrhundert, mit einem zierlichen, schlanken, 280 Fuß hohen Thurm, in welchem sich das

städtische Museum befindet; daneben steht ein großer, erzener Spingbrunnen. Auch die öffentliche Wage und das Zeughaus sind alterthümliche Gebäude. Auf dem langen Markt steht der Artus- oder Junkerhof (die großen Kaufleute hießen im Mittelalter hier Junker), in welchem besonders der große, viereckige, von 4 Granitsäulen getragene und in der eigenthümlichsten Weise mit Gemälden und Schnitzwerk aus der Sagenwelt verzierte Saal merkwürdig ist, der ehedem zu Gelagen (Tafelrunden) bestimmt war und jetzt als Börse dient. Endlich ist noch die berühmte alte Mühle von 18 Gängen an der Radaune zu erwähnen, die ehemals der Stadt in jeder Stunde einen Dukaten abgeworfen haben soll. Außer den genannten Kirchen besitzt D. noch 2 Synagogen, ein mennonitisches Bethaus, ein Nonnen- u. 3 Mönchsklöster, welche besonders für Erziehung und Krankenpflege thätig sind. Die Befestigungen der Stadt bestehen aus einem Hauptwall mit 20 Bastionen. Sämmtliche Gräben vor dem Hauptwall sind mit Wasser angefüllt, und die Umfassung ist zu 2 Dritteln durch die Weichsel und durch Ueberschwemmungen gedeckt, die mittelst der Steinschleuße am Legethor bewirkt werden können. Der Hauptwall hat daher nur vor 3 Fronten kleine Ravelins und Lunetten als Außenwerke vor sich, aber nach den überschwemmbaren Seiten im Norden, Osten und Westen hin einen bedeckten Weg mit Glacis. Auf der nordwestlichen Seite ist der Thalrand der sehr nahen Radaune bedeutend höher als der Wall, weshalb nach dieser Seite 7 Bastionen mit Kavalieren angelegt sind. Zugleich hat man die nahe an die Stadt hintretenden Höhen als zweite Vertheidigungslinie mit selbstständigen Werken besetzt, welche die Stadt von außen decken. Das stärkste liegt auf dem Hagelsberg (russisches Grab genannt), bestehend aus 4 Bastionen und mehren Seitenwerken. Weiter südlich ist der befestigte Bischofsberg mit zwei halben und einer ganzen Bastion nebst Ravelins, und weiter nördlich der ebenfalls befestigte Zigankaberg. Der Hagelsberg ist durch eine bedeckte Caponière mit der Stadt verbunden. Neun Defensivkasernen in den Werken verstärken die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes. Auch mehre einzelne Außenwerke sind an wichtigen Punkten vorgeschoben. Namentlich zieht sich von der Nordseite der Stadt eine Reihe von Werken längs der Weichsel bis an ihre Mündung, wo sie mit den Batterien am Kanal Neufahrwasser endigen. An diesem Kanal, der 3000 Fuß lang und 80 Fuß breit ist und wegen Versandung der alten Weichselmündung angelegt wurde, ist bei dem Flecken Neufahrwasser der Hafen von D., mit großen Steinmolen und einem Leuchtthurm versehen und durch Dampfschifffahrt mit der Stadt verbunden. Gegenüber an der rechten Seite der Weichselmündung liegt die Festung Weichselmünde, ein bastionirtes Viereck, welches mit der Westerschanze und mehren Forts den Ausfluß der Weichsel, den Flecken und Kanal Neufahrwasser und die Rhede deckt. Durch den Holm, eine befestigte große Insel der Weichsel, u. mehre Forts wird die Verbindung zwischen D. und dem eine Stunde entfernten Weichselmünde bewerkstelligt. Zwischen dem Meer und Neufahrwasser liegt der in einen schattigen Park verwandelte Küstenstrich Westerplatte. D. ist der Sitz der Regierung, eines Stadt- und eines Kreisgerichts, des Kommerz- und Admiralitätskollegiums, des Bankkontors (Filial der berliner Bank), eines Oberpostamts, mehrer Konsuln ꝛc. Von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten finden sich hier eine Handelsakademie, ein Gymnasium, eine Kunst- und Zeichenschule, 2 höhere Realschulen, eine Gewerbeschule, eine Töchterschule, 27 Stadtschulen, ein Hebammeninstitut, mehre gelehrte Gesellschaften, eine Sternwarte auf dem Bischofsberg (54° 21′ 18″ n. Br., 16° 20′ 53″ östl. L.), ein Kunstkabinet, eine Bibliothek mit 30,000 Bänden und einigen Manuskripten, eine Gemälde- und Münzsammlung, ein Theater; ferner gute Armenanstalten, 2 Waisen- und 7 Krankenhäuser und Hospitäler, eine Irrenheilanstalt, ein Findelhaus ꝛc. Die Einwohnerzahl beträgt nach dem Census von 1861 82,765 Seelen, so viel wie zur Zeit der größten Blüthe der Stadt, während dieselbe 1782 nur 50,000 u. noch 1849 nur 63,900 Einwohner zählte. Etwa ⅓ der Volksmasse sind Katholiken, 4500 Juden u. 10,485 kommen aufs Militär. Es werden in D. jährlich zwei Messen (von denen der Dominikmarkt, am 5. August beginnend, die wichtigere ist) und außerdem ein Wollmarkt gehalten, vom 27. bis 30. Juni. D. ist der Geburtsort von Hevel, M. Opitz, Fahrenheit, Chodowiecki, Archenholtz, Koppe, Johannes Falk, Schlüter, Johanna Schopenhauer, H. Döring ꝛc. In der Umgegend sind außer den schon erwähnten Punkten noch die besuchten u. geschmackvoll angelegten Badeorte Zoppot und Brösen und das frühere Cistercienserstift Oliva im Nordwesten der Stadt zu nennen. Von dem dabei liegenden Karlsberg ist der Blick auf die thurmreiche Stadt und die lieblichen Thäler und Dorfschaften zur Rechten, dann auf die zur Linken erglänzende Weichsel und in die weite, von Schiffen und Dampfbooten belebte See hinaus über alle Beschreibung schön. Die Industrie D.s ist großentheils auf Branntwein- und Liqueurfabrikation gerichtet, und mehre Erzeugnisse dieser Art, wie das „danziger Goldwasser", sind weit berühmt. Auch viele Bierbrauereien und Zuckerraffinerien sind vorhanden, ferner Potaschesiedereien, große Mühlenwerke, Kupferhämmer, bedeutende Bäckereien, Tabaks- und Stärkefabriken. In merkantiler Hinsicht gehört D. zu den wichtigsten Seehandelsstädten Preußens und des Nordens überhaupt, wenn auch sein Handel nicht im Verhältniß zu früheren Zeiten fortgeschritten ist, was theils in der Absperrung des obern und mittlern Weichselgebiets, theils im Emporkommen russischer Hafenplätze und endlich in der Rivalität des günstiger gelegenen Stettins, das den danziger Handel überflügelt hat, seinen Grund findet. Im Jahre 1858 liefen in D. zur See ein: 1734 Schiffe (887 beladen, 847 in Ballast, 142 Dampfer) und aus: 1785 Schiffe (1737 beladen, 53 in Ballast und 142 Dampfer). D. selbst besaß Ende 1858 126 Segel- und 12 Dampfschiffe, 32,473 Normallasten enthaltend; im Bau waren 5 Segelschiffe und ein eiserner Schraubendampfer. Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide, besonders Weizen, der die Hälfte des Werths der ganzen Ausfuhr beträgt. Es wurden davon zur See ausgeführt 29,315 Last (à 60 Scheffel); außerdem 19,315 Last Roggen, 2775 Last Gerste, 960 Last

Hafer, 1985 Last Erbsen, 367 Last Leinsaat, 747 Last Rapssaat. Die Holzausfuhr (Kiefern meist von der Narew, Eichen vom Dunajec, Wieprz ꝛc.) ist etwa halb so bedeutend als in Memel u. bestand in 144,377 Stück kiefernen Balken (etwa $^1/_8$ vom Werth der Ausfuhr), 11,954 Stück kiefernen Mauerlatten; außerdem in tannenen Balken, Kiefernstämmen (Rundhölzer), 4152 Stück Masten und Spieren, 261,848 Stück kiefernen Dielen, 652,525 Eisenbahnschwellen und Klötzen, 23,924 Stück Eichenplanken, 18,868 eichenen Balken und Krummhölzern, 9460 Schock Eichenstäben ꝛc. Ferner wurden ausgeführt das Fleisch von 3184 Schweinen und 87 Ochsen; 9921 Ctr. Rüböl und 21,961 Oelkuchen (nach London), 34,000 Achteltonnen Jopenbier; gegen 20,000 Ctr. Knochen (meist nach Schottland u. Hull). Getreide, Holz u. Fleisch gehen nach London, Liverpool, Antwerpen, Amsterdam, Rotterdam, Frankreich. Die Flußschifffahrt ist sehr bedeutend. Im Jahre 1858 kamen an: 2679 Stromfahrzeuge, wobei 153 Dampfboote und 742 Traften Holz mit 12,300 Leuten; 219 kamen aus Polen, 22 aus Rußland, 40 aus Galizien. Die Ladungen waren: 28,346 Last Weizen ($^9/_{14}$ aus Polen und Rußland), 15,142 Last Roggen ($^3/_5$ ebendaher), 3865 Last Erbsen, 583 Last Leinsaat, ferner Hölzer, Käse, Leinwand, Stückgut, Knochen, Lumpen, Kohlen, Asche, Schießpulver ꝛc. Zur See wurden eingeführt: 60,070 Tonnen Häringe ($^1/_7$ vom Werth der Einfuhr), 1,475,665 Ctr. Steinkohlen, 28,000 Ohm Spiritus, Wein, Kaffee ꝛc. D. ist das Entrepot für die überschüssige Produktion Westpreußens, Polens, Ungarns, eines Theils von Litthauen; die Produkte lagern auf der nicht bewohnten und des Nachts abgesperrten Speicherinsel, in deren Räumen 2,625,000 Scheffel Getreide Platz finden. Der Gesammtwerth der Ausfuhr betrug 1858 etwa 11 Millionen, der der Einfuhr über $3^3/_4$ Millionen Thaler.

Geschichte. D. (Dantiscum Gedanum) ist nach Uphagens, eines danziger Rathsherrn, scharfsinniger Hypothese die 480 v. Chr. von den Gothen erbaute Stadt **Hermiona**, die von breiten Straßen durchschnitten u. von Mauern umgeben war. Nach den Sagen der Edda wanderten die Asen von der südöstlichen Küste des schwarzen Meeres 508 v. Chr. nach dem Norden und gründeten in dem von den wilden Venetern (Wenden, Wanen) bewohnten Bernsteinlande, wo der Widswol (Weichsel) und der Urdar (Radaune) fließen, ein neues Asgard, das nach seinen Bewohnern auch **Giötheschants** (Gothenschanze), von den Wenden aber **Gythonium** (**Gidanie**) genannt ward. Aus der Verschmelzung dieser Namen entstand der zuerst in einer Urkunde von 1198 vorkommende Name **Gdansk**. Im Jahre 990 lastete Jagello's eisernes Scepter auf der ganzen Ostseeküste bis auf D.s Vorstadt Wyke, und obschon jener in einem Aufstand der Fischer ermordet wurde, so sahen sich die Einwohner doch genöthigt, sich unter den Schutz des Polenherzogs Boleslaw Chrobry (995) zu begeben. D. wurde nun die Hauptstadt von Oberpommern (Pommerellen). Adalbert, Bischof von Prag, predigte hier 997 das Christenthum. Herzog Subislaw umgab D., damals Gidanie genannt, 1185 mit Mauern. Im J. 1221 eroberte es König Waldemar II. von Dänemark, verlor es aber schon 1225 an Suantopulk III. von Pommern. Derselbe rief gegen die herandringenden Preußen die Hülfe der deutschen Ordensritter an, die aber aus Helfern bald Unterdrücker wurden. Aehnlich erging es dann seinem Sohne Mestwin mit den gegen seinen Bruder zu Hülfe gerufenen Brandenburgern, von denen er 1271 seine Hauptstadt zurückerobern mußte. Als derselbe 1294 kinderlos starb, fiel D. an Przimisl von Polen, nach dessen Tode sein Erbe Wladislaw Lokietek abermals den deutschen Orden gegen Brandenburg zu Hülfe rief. Der Markgraf von Brandenburg wurde nun zwar geschlagen, der deutsche Orden besetzte aber die Stadt und behielt sie, da die versprochene Entschädigung nicht aufzutreiben war, als Eigenthum (1310), ja der Polenkönig Kasimir mußte sie im Vertrage von Kalisch 1343 dem Hofmeister Ludolf förmlich zugestehen. Trotz aller dieser Kämpfe hatte D. an Wohlstand ungemein zugenommen und trat um 1350 dem Bunde der Hansa bei. Aus jener Zeit stammen viele bedeutende Bauten, namentlich die Anlage der Rechtstadt (1340), der Jungstadt (1380) und der Vorstadt (1393). Unter dem Hofmeister Konrad von Jungingen erscheint D. zuerst politisch und kriegerisch thätig, indem es für den Schwedenkönig Albrecht Stockholm besetzte und durch seinen Kampf mit den seeräuberischen Vitalianern auch mit Margarethe von Dänemark in einen Krieg verwickelt wurde. In Folge der Niederlage Ulrichs von Jungingen bei Tannenberg (1410) kam D. in Gefahr, von den Polen erobert zu werden; die Treue der Bürger, die unter Vorgang ihres Bürgermeisters, Konrad Letzkau, alle Kräfte zur Vertheidigung aufboten, wurde von dem tyrannischen Hochmeister, Heinrich von Plauen, und dessen Bruder mit Bedrückungen und Willkürlichkeiten aller Art, ja mit der Ermordung des Bürgermeisters u. A. belohnt. Klagen beim kaiserlichen Hof blieben ohne Erfolg. Als nun die Bürger die ihnen neu aufgelegte Vermögenssteuer nur unter der Bedingung, daß die im Auslande und auf Schiffen befindlichen Waaren steuerfrei sein sollten, zahlen wollten, und die deshalb unterhandelnden Abgeordneten vom Komthur eingekerkert wurden, brach ein furchtbarer Volksaufstand aus, in dessen Folge jene freigegeben wurden. Verletzungen der Neutralität D.s von englischer und später auch von holländischer Seite, den Handel störende Zölle und Bedrückungen anderer Art, in Folge des gesunkenen Ansehens des Ordens, führten zu neuen Klagen gegen denselben, und der Hochmeister, Paul Bellitzer von Rußdorf, sah sich endlich genöthigt, die Akte des preußischen Bundes zu unterschreiben, zu welchem D. und andere bedeutende Städte Preußens zusammengetreten waren, und dessen Statuten von Kaiser Friedrich III. bestätigt wurden. Als jedoch Kabalen die Widerrufung dieser kaiserlichen Bestätigung und die Hinrichtung von 300 Mitgliedern des Bundes bewirkten, erfolgte die gänzliche Lossagung D.s von dem Orden und die Erwählung des Königs Kasimir IV. von Polen zum Schutzherrn (1454). D. wurde dadurch zu einem kleinen **Freistaat**: es durfte in Gemäßheit des ihm ertheilten Privilegium Casimirianum seine Aemter selbst besetzen, erhielt die vollständige Gerichtsbarkeit (nach eigenem Gesetzbuch, **Danziger Willkür** genannt), Befreiung von allen Zöllen

und Abgaben und von der Rechnungslegung über seine Einkünfte, das Münzrecht, das Recht, eigene Besatzung zu halten, und völlig freie Entscheidung über Krieg, Bündnisse und Frieden. Die Oberhoheit des Königs von Polen repräsentirte ein Glied des Stadtraths, der Burggraf, die Stadt hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf Reichstagen u. bei Königswahlen mit. Die Herrschaft des Ordens ward auf immer vernichtet, doch bedurfte es noch eines dreizehnjährigen blutigen Kampfes mit dem letzteren zur Befestigung der neuen Verfassung. Die 4 Stadttheile wurden nun zu einem Ganzen vereinigt und dem rechtstädtischen Rath untergeordnet. Um dem Feinde kein Terrain zu lassen, wo er sich festsetzen konnte, wurde die Jungstadt mit 3 Klöstern und mehren Kirchen niedergerissen, wodurch auch der Handel D.s gewann. Der königliche Schutzherr vermochte zwar die Stadt wenig zu schützen, dennoch drängte diese die Ordensherren zurück, sperrte die Rhede der Stadt Königsberg, die sich freiwillig unter die Herrschaft des Ordens zurückbegeben hatte, und machte endlich das „Tief“ durch Versenkung mehrer Schiffswracke unzugänglich. Streitigkeiten mit dem König, der die Bischofsstelle zu Ermeland mit einem Polen statt einem Preußen besetzt hatte, führten zu dem achtjährigen Pfaffenkrieg (1472—80), in welchem sich zwar D.s Macht, aber auch die polnische Antipathie gegen diese Stadt bewährte. Nach Kasimirs Tode (1492) konnten seine 3 vom Schauplatz schnell wieder verschwindenden Nachfolger (bis 1506) D. nicht einmal gegen eine unverschuldete Achtserklärung von Seiten des Kaisers schützen, die wenigstens mancherlei Handelsstörungen veranlaßte. Unter Sigmunds I. Regierung (1506—48) sah D. in dem Kriege Schwedens und Lübecks mit Dänemark trotz seiner Neutralität seine hanseatischen Freiheiten bedroht, und kaum hatten Unterhandlungen die Sache ausgeglichen, so brach 1519 eine neue Fehde zwischen Polen und dem Orden aus. Die Bürger waren glücklich in ihren Unternehmungen gegen Marienwerder, gegen Memel u. gegen die königsberger Kaper; auch den Drohungen des dem Orden befreundeten Dänenkönigs boten sie trotzig die Stirn. Als die deutschen Hülfstruppen des Ordens zur Belagerung D.s heranrückten (1520), verbrannten die Einwohner die Vorstädte und wiesen die Aufforderung, sich zu ergeben, zurück; ein polnisches Heer vertrieb darauf die Belagerer. Die Zwistigkeiten mit dem König Christian von Dänemark wegen der Aufnahme Gustav Wasa's in D.s Hafen wurden durch den Sturz des ersteren und die Thronbesteigung Friedrichs von Holstein (1523) geschlichtet. Der Handel hatte durch diese Kämpfe, durch die steigende Gewerbekultur Englands und der Niederlande, durch die Entdeckung Amerika's und die Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung, die dem Handel eine andere Richtung gab, sowie durch Nowgorods Verlust an seiner Selbstständigkeit gelitten; am bedeutendsten war noch der Getreidehandel. Die nächste Veranlassung zur Einführung der Reformation waren innere politische Familienzwiste, die in offene Fehden ausarteten. In dem neuen, 1531 ausgebrochenen skandinavischen Kriege behauptete D. die strengste Neutralität. Um diese Zeit suchte mancherlei Unglück die Stadt heim: 1529—49 der englische Schweiß, eine pestartige Krankheit, 1538 und 1549 Hungersnoth und 1540 der Durchbruch der Weichsel. König Sigmund August II. ertheilte 1551 den Protestanten in D. freie Religionsübung. Am verderblichsten für die Zukunft der Stadt war die Durchstechung der großen Kampe, einer Flußinsel vor dem Eingange der Weichsel in die Nogat, seitens der Elbinger und Marienburger, durch welche die Tiefe des Fahrwassers schon im Verlauf eines Jahres um die Hälfte vermindert wurde. An den Kriegen Polens mit Livland (1556 u. 1557), Rußland (1561—69) und Schweden nahm D. zwar keinen unmittelbaren Antheil, erlitt aber durch Zahlung großer Geldsummen großen Verlust, und der angebliche Bundesgenosse Polens, der abenteuernde Herzog von Braunschweig, zwang die Stadt sogar, ihm seinen Abzug aus der von ihm verheerten Umgegend abzukaufen. Dazu machte der König der Stadt immer neue Zumuthungen. Als Stephan Bathori zum König von Polen gewählt wurde, wollte ihn D. nicht anerkennen und erklärte sich für Kaiser Maximilian II., welcher der Stadt bedeutende Handelsvortheile zusichern ließ. Selbst nach des letzteren Tode wollte D. dem König Stephan die Huldigung nur gegen bedeutende Zugeständnisse leisten. Der erzürnte König erklärte die Stadt in die Acht und ließ sogleich Truppen in den Werder einrücken. D. rüstete sich aber zur kräftigen Vertheidigung. Es begann nun ein Kampf (1577), in welchem D. einen Heldenmuth, eine Ausdauer und Klugheit entwickelte, die an die denkwürdigsten Thaten älterer und neuerer Zeit erinnern, und die den König endlich bewogen, sich mit einer einfachen Abbitte und einer in 5 Jahren zu zahlenden Entschädigungssumme von 200,000 Gulden zu begnügen, wofür er überdies noch alle Privilegien der Stadt bestätigte. Im Jahre 1656 belagerten die Schweden die Stadt zu Wasser und zu Land, wurden aber durch Hülfstruppen des Königs Johann Kasimir und durch eine holländische Flotte vertrieben. Im Jahre 1734 wurde D., weil es den König Stanislaus Leszczynski aufgenommen hatte, von den Russen und Sachsen unter Münnich belagert. Zwar wurden die in der Nacht des 9. Mai den Hagelsberg stürmenden Russen zurückgeworfen, aber die Noth stieg ungeheuer, das Belagerungsheer erhielt bedeutende Verstärkungen, und nachdem die Veste übergeben worden war (27. Juni), begannen die Unterhandlungen, die sich indeß durch die Forderung, Stanislaus auszuliefern, wieder zerschlugen. Dieser entfloh endlich nach Königsberg. Nach einem furchtbaren Bombardement kam am 9. Juli eine Kapitulation zu Stande, nach welcher D. August III. anerkannte, der Kaiserin eine Million Speciesthaler versprechen, dem russischen Militär ein Geschenk von 30,000 Dukaten machen, die in Sold genommenen Polen und Schweden als Kriegsgefangene überliefern und die Festung Weichselmünde nebst dem olivaer Thore sächsischen Truppen anvertrauen mußte. Die Stadt hatte in dieser Belagerung furchtbar gelitten. Bald darauf entstanden zwischen Magistrat und Bürgerschaft Streitigkeiten, die erst 1752 eine neue Gesetzgebung beilegte. Seine politische Bedeutung verlor D., als Preußens Grenzen der Stadt näher rückten; ihre militärische Bedeutung wurde dieser um so gefährlicher. Bei der ersten Theilung Polens 1772 behielt sie zwar ihre Freiheit, aber alle Lebensadern wurden ihr unterbunden. Die Stadt

war von preußischem Gebiet umschlossen, von starken Zöllen hart bedrückt, Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung nahmen daher immer mehr ab, und der letzte König von Polen, Stanislaus, erklärte, daß er D. seinem Schicksal überlassen müsse. So kam die Stadt bei der zweiten Theilung Polens an Preußen. Als in Folge eines Vertrags preußische Truppen am 28. März 1793 die Außenwerke besetzten, griff das Volk zu den Waffen, doch wurde die Stadt nach wenigen Tagen unterworfen. Ihr tief gesunkener Wohlstand begann unter der milden Herrschaft Preußens, das bei der dritten Theilung Polens 1795 fast das ganze übrige Ufer der Weichsel erworben hatte, auf überraschend schnelle Weise wieder aufzublühen, und D. wurde für das Opfer einer unruhvollen Freiheit reichlich durch die feste Ordnung heilbringender Institutionen entschädigt. Das verhängnißvolle Jahr 1806 bereitete D. unter allen preußischen Städten vielleicht das härteste Schicksal. Schon vor der Kriegserklärung wurde der Hafen D.s von den Schweden blokirt und von England auf die preußischen Schiffe Embargo gelegt. Nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt wurden in D. die Rüstungen zum Widerstand mit Eifer betrieben, die nöthige Verproviantirung der Besatzung, die mit 4800 Russen 21,700 Mann stark war, herbeigeschafft, die Niederung unter Wasser gesetzt und ein Stück von 800 Schritten in den Vorstädten Petershagen, Altschottland, Stolzenburg und dem zweiten Neugarten demolirt. Bald nach dem Sieg bei Pultusk zeigten sich die ersten badischen, sächsischen und französischen Truppen, welche den General Roquette aus dem Werder vertrieben und am 23. Febr. 1807 Dirschau einäscherten. Mit unerwarteter Schnelligkeit rückten die Franzosen am 7. März in das tapfer vertheidigte Praust ein und drangen bis Ohra, Wonneberg, Stolzenburg und Wozlaff vor, wodurch nur die Nehrung zur Verbindung mit Königsberg offen blieb. Der Kommandant der Festung, Graf Kalckreuth, schlug zwar den Angriff auf Neufahrwasser am 13. März und Major Wustrowski den auf den Zigankaberg am 16. März glücklich ab, u. auch der am 28. März von den Franzosen versuchte Uebergang über die Weichsel bei Heubude und der Angriff auf die Rückforterschleuße am 1. April wurden kräftig abgewehrt; dennoch aber setzten sich die Belagerer am 1. April auf dem Zigankaberg fest und nahmen in der Nacht vom 12. auf den 13. April auch die Kalkschanze an der Weichsel mit Sturm. Sie wurde ihnen zwar wieder entrissen, aber die Danziger sahen sich genöthigt, dieses höchst wichtige Werk selbst zu zerstören. Aus dem Dorfe Weichselmünde wurden die Franzosen durch den Kommandanten der Citadelle, Oberst von Schaper, am 15. April wieder hinausgeworfen und der Ort den Flammen übergeben. Dagegen gelang den russischen und preußischen Truppen die Wiedereroberung der neuen Weichselschanze am Einfluß der Laake, und die Verbindung mit dem Hafen ging dadurch verloren. In der Nacht vom 23. auf den 24. begann das Bombardement der Stadt, das, nachdem Lefèbvre am 25. vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, mit Nachdruck fortgesetzt wurde. Endlich versuchte der russische General Kamensky, sich mit 5000 Russen und Preußen von Weichselmünde nach D. durchzuschlagen; allein Oudinot drängte ihn zurück. Auch eine englische Korvette, welche auf der Weichsel Kriegsvorräthe, Geld ꝛc. von Königsberg her zuführen sollte, gerieth auf den Grund und wurde von den Belagerern genommen. Der furchtbarste Angriff der Belagerer am 21. Mai wurde noch einmal abgeschlagen, erschöpfte aber den letzten Pulvervorrath. Als nun auch die Lebensmittel auf die Neige gingen, die Besatzung auf 7000 Mann zusammengeschmolzen, wogegen der Feind durch die Ankunft des Marschalls Mortier auf 60,000 Mann gestiegen war, begannen am Abend des 21. Mai die Unterhandlungen über Kapitulation. Am 24. Mai unterschrieb Kalckreuth dieselbe. Die Besatzung verließ am 27. Mai, wo auch Weichselmünde kapitulirte, die Festung mit Kriegsehren und der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Den Einwohnern aber ward eine Kriegssteuer von 20 Millionen Francs mit der Bewilligung allmähliger Bezahlung auferlegt. 20,000 Bomben und Kanonenkugeln waren in den 11 Wochen in die Stadt geworfen. Der Marschall Lefèbvre erhielt hierauf den Titel eines Herzogs von D. Im tilsiter Frieden vom 14. Juli 1807 wurde D. als Freistaat mit einem Gebiet von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons I. auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; doch blieb fortwährend ein französischer Gouverneur, General Rapp, daselbst in Garnison, und durch das Kontinentalsystem war der Handel mit England zerstört. Auch litt die Stadt sehr durch die fortwährenden Kontributionen, freiwillige wie gezwungene Anleihen, die fast jeder Monat brachte, und durch die Erhaltung der französischen Besatzungstruppen. Die Festungswerke wurden verstärkt und 1808 der Code Napoléon eingeführt. Bei dem neu im Osten heraufziehenden Kriegsgewitter ward D. bereits 1811 aufs Neue in Vertheidigungszustand gesetzt, neue Forts ꝛc. wurden errichtet, der Werder statt der bisher üblichen Inundation durch das Fort Desaix gedeckt, der Holm und das gegenüberliegende Ufer der Laake verschanzt und das Fort Napoleon dort angelegt und die Westerschanze erweitert. In Folge des russischen Kriegs wurde D. am 31. December 1812 in Belagerungszustand erklärt. Alle Festungswerke waren noch verstärkt, Proviant herbeigeschafft, die Besatzung bis auf 30,000 Mann verstärkt worden. Beim Rückzug aus Rußland gelang es den französischen und polnischen Truppen des 10. französischen Armeecorps, sich in die Stadt zu werfen. Da erschien gegen Ende Januars 1813 ein aus 6000 Mann Kosaken bestehendes russisches Einschließungscorps, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie u. 2500 Mann Kavallerie mit 60 Feldgeschützen unter dem Kommando des Generallieutenants von Loewis abgelöst wurde. Die elfmonatliche Belagerung brachte eine ununterbrochene Reihe furchtbarer Leiden über die Stadt. Die heftigsten Ausfälle u. Angriffe fanden am 4. Februar, 5. März, 27. April und, nachdem am 1. Juni das Belagerungsheer durch 8000 Mann preußische Landwehr unter dem Grafen Dohna verstärkt worden war, am 9. Juli Statt. Die Theuerung erreichte in der Stadt eine entsetzliche Höhe und das Besatzungsheer erlitt einen Verlust um den anderen. Nach dem Waffenstillstand vom 24. Aug. übernahm der Herzog Alexan=

der von Würtemberg den Oberbefehl der Belagerungsarmee und fügte am 28. und 29 August, am 1., 7. und 17. September und am 1. November den Belagerten große Nachtheile zu, während ein englisches Geschwader die Stadt von der Seeseite her unter anderen auch mit congreve'schen Raketen beschoß. Endlich kam am 17. November eine Kapitulation zu Stande, nach welcher die Garnison am 1. Januar 1814 mit der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nach Frankreich entlassen werden sollte. Diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander I. nicht, u. der französische Gouverneur, General Rapp, mußte die Festung übergeben. D. hatte durch diese Belagerung Unsägliches erlitten; 309 Häuser und Speicher waren niedergebrannt, noch weit mehr beschädigt worden, und Seuchen hatten die Bevölkerung decimirt. Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück, worauf die alte Verfassung wieder hergestellt ward. Im Jahre 1816 wurde es der Sitz der Regierung des danziger Bezirks, des Konsistoriums und des Oberpräsidiums von Westpreußen. Rasch erfolgten nun, namentlich auf Veranlassung des Oberpräsidenten von Schön, zahlreiche, wesentliche und in alle Zweige des Gemeinwesens tief eingreifende Verbesserungen. Nur der Handel hat sich noch nicht wieder zu der früheren Blüthe (vor 1807) erheben können. Großen Schaden erlitt die Stadt auch 1829 durch einen Durchbruch der Weichsel, 1831 durch die asiatische Cholera u. durch einen Brand im Juni 1858. Vergl. R. Curicke, Historische Beschreibung der Stadt D., Danz. 1687; D. Gralath, Geschichte D.s, Königsberg 1789, 3 Bde.; Duisburg, Geschichte der Belagerungen und Blokaden D.s seit den frühesten Zeiten, Danz. 1808; Derselbe, Historisch-topographische Beschreibung D.s, das. 1816; A. F. Blech, Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D., das. 1816, 2 Bde.; G. Löschin, Geschichte D.s, das. 1822, 2 Bde.; Derselbe, D. und seine Umgebungen, das. 1836, 3. Aufl. 1852; H. Döring, Danziger Bilder, das. 1840.

Der Regierungsbezirk D. enthält 152,28 □Meilen, zerfällt in den Stadtbezirk D. und die 7 Kreise: D. (Landkreis), Neustadt, Karthaus, Berent, Stargard, Marienburg und Elbing, und zählte im December 1861 475,570 Einwohner.

Danzig, Herzog von, s. Lefèbvre.

Danziger Bucht, eine nach der Stadt Danzig benannte Einbuchtung der Ostsee in das Festland von Westpreußen, die 6 Meilen tief ist und bis an ihre Mündung (von Brüsterort bis Rirhöft) gegen 11 Meilen Breite hat. Innerhalb derselben befindet sich im Westen das putziger Wieck, gebildet durch die vorspringende Landzunge Hela; im Südosten zieht sich, von der frischen Nehrung abgeschnitten, das frische Haff hin. Der nördliche Theil der Ostküste ist die sogenannte Bernsteinküste. Dieser Busen liegt lange im Eise, hat gegen die Küste 3—19, gegen die offene See hin 20—60 Faden Tiefe. Leuchtthürme befinden sich zu Brüsterort, Pillau, bei Neufahrwasser, auf der Spitze der Helahalbinsel u. zu Rirhöft.

Danziger Nehrung, der schmale, niedrige, zum Theil fruchtbare und gut angebaute Landstrich in Westpreußen zwischen der Ostsee und den beiden Weichselarmen, der östlich in die frische Nehrung ausläuft.

Danziger Werder, fruchtbare Marschgegend südlich von der Stadt Danzig in Westpreußen, zwischen der Weichsel, Motlau und Radaune, mit starker Rindvieh- und Pferdezucht und Getreidebau.

Danziger Willkür, s. Danzig.

Daphnä Pelusiä (Daphno, Taphne), stark befestigte Stadt des Alterthums in Niederägypten am pelusischen Nilarme, 16 Milliarien von Pelusium, in der Bibel Tachpanches und Techaphneches genannt als Zufluchtsort vieler Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer, jetzt Saphnas.

Daphne (d. i. Lorbeer, Lorbeerbaum), Tochter des arkadischen Flußgottes Ladon und der Gäa oder des thessalischen Peneus. Apollo liebte sie, hatte aber einen Nebenbuhler an des Königs Oemaus von Elis Sohne, Leucippus, der ihr als Jungfrau verkleidet folgte, aber auf Apollo's Veranstaltung entdeckt und von den Nymphen getödtet wurde. Aber auch vor dem Gotte fliehend, wurde sie von ihrer Mutter in den Schooß der Erde aufgenommen und durch den immer grünenden Lorbeerbaum ersetzt, oder auch selbst in den Baum verwandelt.

Daphne, im Alterthum berühmter Lustort beim syrischen Antiochia (s. d.), gewöhnlich als dessen Vorstadt betrachtet, in einem reizenden Cypressen- und Lorbeerhaine gelegen, hatte einen herrlichen Tempel des Apollo und der Diana, sowie eine feste königliche Burg, später ein Palatium und war Lieblingsaufenthalt der Seleuciden, des Pompejus und anderer vornehmer Römer, die jedoch den Ort durch ihre Ueppigkeit u. Schwelgerei in üblen Ruf brachten. Khosroës verbrannte nach der Zerstörung Antiochia's die Kirche des Erzengels Michael in D., wahrscheinlich dieselbe, welche Justinian wieder aufbauen ließ; übrigens blieb der Ort um seiner Annehmlichkeiten willen damals verschont. Jetzt wahrscheinlich Babyla, mit Ruinen, 7 englische Meilen von Antakieh, bei den Quellen des Baches Kersasu.

Daphne *L.* (Kellerhals, Seidelbast), Pflanzengattung aus der Familie der Thymeleen, charakterisirt durch den blumenkronenartigen, 4spaltigen, abfallenden Kelch, in dessen Röhre die Staubfäden befestigt sind, und die einsamige Steinfrucht mit weichem oder lederigem Fleische, Sträucher und Bäumchen in allen Welttheilen, mit Wechsel- und Gegenblättern und oft in Knäulen vereinigten, angenehm riechenden Blüthen. D. alpina *L.*, in der Schweiz, in Oesterreich, Italien, auf den Alpen, ist ein niedriger Strauch mit lanzettförmigen, stumpflichen, unten etwas filzigen Blättern und ansitzenden, seitenständig gehäuften, seidenhaarigen, weißen oder röthlichweißen, wohlriechenden Blumen, wird in sandige Heide- und Lauberde gepflanzt u. frostfrei durchwintert. D. Cneorum *L.*, Steinröschen, in der Schweiz, in Oesterreich, Ungarn, ist ein sehr lieblicher Zierstrauch mit langen, niederliegenden Zweigen, lanzett- oder lineal-lanzettförmigen, glatten, am Grunde geschmälerten, kleinen, scharf giftigen Blättern und rothen oder rosenrothen, ansitzenden, endständig gehäuften, auswendig fein flaumhaarigen, sehr wohlriechenden Blüthen. Blätter u. Früchte werden als Brech- und Purgirmittel gebraucht. D. collina *Sm.*, in Italien, auf Hügeln, mit spatelförmigen, lederartigen, stumpfen, oben

glänzenden, glatten, unten etwas behaarten, ausdauernden Blättern und wohlriechenden, blaß purpurrothen, auswendig seidenhaarigen, wolligen Blumen in Endbüscheln, wird in nahrhafte, etwas sandige Laub- und leichte Rasenerde gepflanzt und bei 1—5° Wärme durchwintert. D. Gnidium *L.*, in Südeuropa, auf Hügeln und trockenen Plätzen, hat linien-lanzettförmige, lang- und feingespitzte, gedrängt stehende, immergrüne Blätter und weiße, in rispenförmigen, dichten Endtrauben stehende, auswendig seidenhaarige, wohlriechende Blüthen. In Südeuropa wird die außen braune, dicht mit Narben besetzte Rinde wie bei uns die von D. Mezereum als Cortex gnidus s. gnidius s. Thymelaeae oder in Salbenform (pommade epispastique au garou) als Epispastikum bei Augenkrankheiten und Nervenleiden, innerlich (selten) gegen Syphilis angewendet. Die getrockneten Früchte, die wahren Kellerhals- oder Seidelbastsamen, Purgirkörner, Keller- od. Brennwurzbeeren, besitzen eine ätzende Schärfe, wirken drastisch-purgirend u. brechenerregend, können aber leicht schädlich, ja sogar tödlich werden, weshalb man sie jetzt nur selten noch gebraucht. D. Laureola *L.*, Zeiland, Zindelbast, Lorbeerkraut, in England, Frankreich, der Schweiz, mit lorbeerartigen, immergrünen, lanzettförmigen, am Grunde geschmälerten, glatten, glänzenden, oben an den Zweigen gedrängt stehenden Blättern und grünlichgelben, seitenständig-traubigen, glatten, sehr wohlriechenden Blüthen, liebt einen guten, lockern, mäßig feuchten Garten- oder sandigen, fetten Lehmboden u. gedeiht an schutzreicher Stelle und gegen strengen Frost bedeckt auch im Freien. Die Rinde, Cortex Laureolae s. Thymelaeae, findet dieselbe Anwendung wie die der folgenden Art und kommt zuweilen statt jener vor. Früher waren auch die Blätter, Folia Laureolae, gebräuchlich. D. Mezereum *L.*, gemeiner Seidelbast, Kellerhals, wilder Pfefferstrauch, im mittleren Europa, in Wäldern, im März vor dem Ausbruche der Blätter blühend, hat lanzettförmige, glatte Blätter, zahlreich gehäuft an den Seiten der Zweige ansitzende, auswendig weichhaarige, rothe, wohlriechende Blüthen und rothe Beeren. Alle Theile dieses niedlichen Strauchs, mit Ausnahme der wohlriechenden Blüthen, riechen gerieben unangenehm, ziehen auf der Haut Blasen u. wirken innerlich sehr scharf giftig. Gebräuchlich ist die Rinde des Stammes als Seidelbast-, Kellerhals-, deutsche Pfefferrinde, Cortex Mezerei. Man sammelt sie im Frühjahre vom Stamme u. von den stärkern Aesten, windet u. wickelt sie in kleine ringförmige Bündel, worauf man sie trocknet. Frisch ist sie grünlich- oder röthlich-braun, getrocknet außen bräunlicher oder grünlichgelb glänzend, mit dunklern Streifen u. Punkten, auf der innern Seite mit einem gelblichweißen, sehr faserigen Baste versehen. Das Oberhäutchen läßt sich leicht ablösen, ist dünn, durchscheinend u. glatt. Der Geruch ist fast unbemerkbar, der Geschmack sehr scharf, anhaltend brennend. Angefeuchtet auf die Haut gelegt, bewirkt sie Entzündung und Blasen. Vorwaltende Bestandtheile sind: scharfes harzätherisches Oel und Daphnin (Seidelbastbitter). Innerlich wirkt die Seidelbastrinde scharf reizend, die Absonderungsthätigkeit einzelner Organe erhöhend u. den Stoffwechsel vegetativer Organe befördernd und wird deshalb, doch immer behutsam u. vorsichtig, bei gichtischen, syphilitischen und skrophulösen Leiden, sowie bei Ablagerungen auf häutigen Gebilden u. Knochen angewendet. Früher war sie auch bei verschiedenen Brustkrankheiten in Gebrauch. Häufiger ist die äußerliche Anwendung als ätzendes u. blasenziehendes Mittel in Substanz und Salbe. Den blasenziehenden, harzigen Stoff trägt man auf Papier oder Taft (Taffetas végéto-epiplastique), jedoch mit andern Substanzen (Kantharidentinktur, Sandarak Citronenöl) vermischt, auf, oder bereitet ihn zur Salbe. Früher wendete man auch die Wurzel und die Wurzelrinde an, welche noch kräftiger sein sollen. Die sehr scharfen Früchte, Baccae s. Grana Mezerei s. Coccognidii s. Laureolae, Piper germanicum, Kellerhalsbeeren, Damersamen, Stech- od. Rachbeeren, waren sonst wie die von D. Gnidium *L.* gebräuchlich. Sie werden auch zum Roth-, wie die Rinde zum Gelbfärben benutzt. Die Daphnearten vertragen keine Nässe, weshalb für guten Abzug der Feuchtigkeit in den Töpfen gesorgt werden muß; im Sommer senkt man diese an einem gegen allzu große Sonnenhitze geschützten Platze in ein Sand- oder Kiesbeet, oder stellt sie an einen nur halbschattigen Platz, auch schützt man sie gegen anhaltenden Regen. Zu starkes Austrocknen der Erde, so daß die Blätter runzelig oder welk werden, ist sehr nachtheilig und führt meist den Tod der Pflanze herbei.

Daphneophagos (griech., Lorbeeresser), Beiname der Pythia u. anderer Wahrsager, da das Kauen der Lorbeerblätter die Gabe der Weissagung erhöhen sollte.

Daphnephoria (Daphnephorie), thebanisches Fest, alle 9 Jahre dem Apollo Ismenius gefeiert, angeblich zum Andenken an die Befreiung Thebens von einer Belagerung der Aeniaten. An demselben trug vor dem Festzuge ein schöner Knabe (Daphnephoros), dessen Aeltern noch lebten, einen mit 365 Lorbeer- und Blumenkränzen umwundenen Olivenstab mit einer Kugel auf der Spitze (Kopo), an welcher kleinere Kugeln herabhingen, während in der Mitte des Stabs eine mittelgroße Kugel ruhte, womit man die Sonne, den Mond, die Planeten und den Sonnenlauf symbolisiren wollte.

Daphnis, Sohn des Merkur und einer sicilischen Nymphe, Schüler des Pan in der Musik, angeblicher Erfinder der bukolischen Poesie, Geliebter der Nymphe Echenaïs oder Nomia, ward in Folge seiner Treulosigkeit gegen dieselbe u. seiner Liebe u. zur sicilischen Königstochter Chymera des Gesichts beraubt und von Merkur in den Himmel entrückt, nach Ovid in einen Stein verwandelt; nach Theokrit starb er vor Liebesgram.

Dapifer (lat.), am Hofe der späteren römischen Kaiser der mit der Aufsicht über die Speisen betraute Hofbeamte; im Mittelalter s. v. a. Truchseß; in akademischen Konvikten der Speiseaufträger.

Dappenthal (Vallée des Dappes), ein $1\frac{1}{2}$ Stunden langes Thal im schweizerischen Kanton Waadt, an der westlichen Abdachung des Jura, unmittelbar an der französischen Grenze, durch welches die Straße von Gex und Rousses nach Genf und dem Genfersee führt, wird von Schweizerhirten bewohnt und ist wichtig als strategischer Schlüssel zur südwestlichen Schweiz. Es kam 1802 an Frankreich, wurde dann im pariser Frieden 1814 an Waadt zurückgegeben, aber seit 1848 von Frankreich von

Neuem beansprucht. Im J. 1861 wurde der Streit wieder aufgenommen, aber zu Anfang 1863 durch eine neue Grenzregulirung zwischen Frankreich und der Schweiz beigelegt.

Dapper, Olivier, Arzt und fruchtbarer geographischer Schriftsteller, lebte meist in Amsterdam u. † 1690. Er lieferte Beschreibungen von Aegypten, Libyen, Biledulgerid, Guinea, Aethiopien und Abessinien (Amsterdam 1668, deutsch 1670), vom Reich des Großmoguls (das. 1672), von Persien (das. 1672, deutsch von Beer, Nürnberg 1681—88, 3 Bde.), von Vorderasien (Rotterdam u. Amsterdam 1677, 2. Aufl. 1680, deutsch von Beer, Nürnberg 1681), von Syrien u. Palästina (Rotterdam 1667, 2 Aufl., Amsterdam 1681, deutsch von Meursen, das. 1681), von den Inseln des mittelländischen Meeres (Amsterdam 1688, deutsch Augsburg 1688), von Morea (das. 1688), von Amerika (das. 1671). Einen Auszug aus D.s Werken gab Mannling in „Dapperus exoticus curiosus" (Frankf. 1717, 2. Thle.).

Dâr, in der Nubasprache s. v. a. Land, Gebiet; daher in Namen von Landschaften in Nubien u. im östlichen Sudan häufig vorkommend, z. B. Darfur.

Darab (Darabdscherd, d. i. Stadt des Darius), Stadt in der persischen Provinz Farsistan, südöstlich von Schiras, am Sibaregan in einer von hohen Bergen umschlossenen Ebene zwischen Kornfeldern und Palmen gelegen, hat einen in Fels gehauenen Thoreingang, treffliche Obstgärten, Webereien grober Zeuche und 400 (nach älteren Angaben 12,000) Einwohner, darunter 100 Juden. Nördlich davon die Bergveste Kalaa-i-Dehajeh, von vielen Mauerresten alter Bauwerke umgeben; in der Nähe der Stadt die Karawanserai Dub, gleichfalls in Felsen gehauen, ein 36 Fuß hohes Gewölbe mit einer großen, auf 4 Pfeilern ruhenden Halle im Innern. In der Nachbarschaft am Kuh-i-Mumijeh quillt ein schwarzes Erdöl hervor, das gesammelt u. erhärtet unter dem Namen Belessun (Balsam) und Munimahi oder Mum als kostbare Arznei in den Handel kommt. Nach Hammer ist D. das alte Pasargadae.

Daran, Gebirge, s. v. a. großer Atlas.

Darari, Mohammed Ebn Ismail el, um 1017 Stifter der mohammedanischen Sekte der Dararier (Dararianer), welche mehre Ehebeschränkungen und ascetische Gebräuche des Korans aufgaben und den Khalifen Al Hakem fast göttlich verehrten. Nachdem D. von einem fanatischen Haufen erschlagen worden, breitete Hamza Ebn Admah al Hadi dessen Grundsätze besonders in Syrien aus.

Dara Scheku, ältester Sohn des Mongolenkaisers Schah Dschihan, 1616 oder 1617 n. Chr. geboren, war noch unter seinem Vater eine Zeitlang Regent, erregte aber dadurch die Unzufriedenheit seines Bruders Aurengzeb, der nach einer blutigen Schlacht den Vater zu Agra einsperren, den Bruder aber im Gefängniß ermorden ließ (den 11. Septbr. 1659). D. hatte sich zu Benares mit der indischen Literatur vertraut gemacht u. veranstaltete viele Uebersetzungen aus dem Sanskrit in das Persische unter dem Titel „Upnek' hat". Die Idee eines Versuchs zur Vereinigung der Religion der Brahmanen mit dem Islamismus führte er in der Schrift „Madjma albaharaïn" (Wiedervereinigung der zwei Meere) aus. Auch schrieb er eine Art von medicinischer Encyklopädie, jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris.

Dar Beida (bei den Berbern Anfa), afrikanische Stadt in der marokkanischen Provinz Temsna, an einer geräumigen Bucht des atlantischen Oceans, einst ein großer Handelsplatz, jetzt verfallen, mit kaum 800 Einwohnern. In der Umgegend große Getreideproduktion.

Darbisten (Darbychristen), eine um 1840 in der französischen Schweiz entstandene chiliastische Sekte, nach ihrem Stifter J. N. Darby genannt, welche, in der gegenwärtigen Zeitströmung nur einen allgemeinen Abfall vom Christenthum erblickend, die namentlich in der Offenbarung Johannis geweissagte Wiederkunft Christi als sehr nahe bevorstehend wähnt u. als Vorbereitung auf dieselbe eine gewisse Abgeschiedenheit von der Welt empfiehlt. Vergl. Darby, Die gegenwärtige Erwartung der Kirche oder die Weissagungen, welche dieselbe begründen, aus dem Französischen, Basel 1843. S. Chiliasmus.

D'Arcets Metall (Newtonsches Metall), wird durch Zusammenschmelzen von 3 Theilen Zinn, 5 Theilen Blei und 8 Theilen Wismuth erhalten und zeichnet sich durch leichte Schmelzbarkeit aus. Der Schmelzpunkt liegt nämlich bei 95° C. Man benutzt diese Legirung häufig, um Flüssigkeiten anhaltend einer gewissen Temperatur auszusetzen, zu sogenannten Metallbädern, auch als Wärmeanzeiger ꝛc.

Dardanariat, jedes rechtswidrige Unternehmen zu dem Zwecke, um die zum gewöhnlichen Gebrauche dienenden Lebensbedürfnisse od. andere Gegenstände des Handelsverkehrs zu vertheuern, oder einen gänzlichen Mangel daran herbeizuführen. Den Namen Dardanarius leitet man von einem Schwarzkünstler Dardanus ab, welcher durch Anwendung seiner Kunst Getreide verdorben und vertheuert haben soll. Die gemeinrechtlichen Bestimmungen über dies Verbrechen, sowie die Reichsgesetze enthalten so wenig Bestimmtes, daß sich ein vollständiger Begriff u. Thatbestand desselben nicht aufstellen läßt, woher es auch kommt, daß so mancherlei Kontroversen in dieser Lehre entstanden sind. Das römische Recht bezeichnet als Dardanarii Diejenigen, welche in gewinnsüchtiger Absicht den Preis von Waaren und Lebensmitteln über die natürliche Höhe künstlich hinauftreiben, und bedroht ganz allgemein „Dardanarii ullius mercis", worunter also alle Gattungen von Handelsgegenständen zu verstehen sind. Die Reichsgesetze (Reichsabschied von 1512, §. 16, von 1524, §. 27, von 1529, § 34, von 1530, §. 135, von 1532, Titel Wucherlicher Kontrakt; die Reichspolizeiordnung von 1548, Tit. 18, von 1577, Tit. 18), welche sich hierbei ausdrücklich auf die gemeinen geschriebenen Rechte beziehen, zählen unter diese Kategorie „allerlei Waaren u. Kaufmannsgüter von den höchsten bis auf die geringsten", während nach der Meinung mehrer Rechtslehrer dies Verbrechen nur in Bezug auf die dringendsten, nothwendigsten Lebensbedürfnisse begangen werden kann. Uebrigens kann das Verbrechen auch noch durch andere Handlungen begangen werden, namentlich durch Aufspeicherung eigener Produkte, oder durch künstliche Hemmung der Zufuhr ꝛc. Ob das Verbrechen des D.s auch fahrlässig begangen werden kann, ist bestritten worden; aus den Gesetzen selbst läßt es sich nicht erkennen. Nicht minder ist streitig, ob zu dem Thatbestande des Verbrechens auch die eigennützige,

gewinnsüchtige Absicht gehöre, oder ob es hinreiche, daß Mangel oder Theuerung entstanden sei. Die letztere Meinung möchte nicht unbedingt die richtigere sein, zumal da auch die Reichsgesetze von „betrüglichen, gefährlichen Auf- und Verkäufen" reden. Eine andere Begehungsart besteht darin, daß sich Verkäufer unter einander verbinden, die Waaren nur zu einem von ihnen selbst bestimmten, willkürlichen Preise wegzugeben. Auf- und Vorkäuferei bedrohen die Reichsgesetze mit Landesverweisung nebst Konfiskation des Vermögens. Nach dem Gerichtsbrauch tritt Gefängniß oder Geldbuße ein; die Konfiskation beschränkt sich nur auf die aufgekauften Waaren. Unter gleichen Gesichtspunkt fällt, wenn Handwerker durch Uebereinkunft den Preis ihrer Arbeiten ungebührlich vertheuern und sich verbindlich machen, nicht anders als um den bestimmten Preis zu arbeiten. Die Reichsgesetze schreiben in diesem Fall willkürliche Strafen vor. In den neuern Partikulargesetzgebungen ist einestheils der Begriff des D.s enger begrenzt, anderntheils ganz aufgegeben worden, indem derselbe heut zu Tage wohl in manchen Fällen der Handels- u. Gewerbfreiheit zu nahe treten möchte. So haben die neuesten Strafgesetzgebungen in Sachsen, Würtemberg und Hannover dies Verbrechen ganz übergangen. Das österreichische Gesetzbuch (Th. II, §. 226 ff.) bedroht Gewerbsleute, welche sich zur Vertheuerung einer Waare oder Arbeit, oder um Mangel daran hervorzubringen, verabreden, mit strengem Arrest bis zu 3 Monaten; ferner Gewerbsleute, welche nothwendige Bedürfnisse des täglichen Unterhalts zum allgemeinen Ankauf feil bieten, wenn sie ihren Vorrath verheimlichen, oder irgend einem Käufer etwas davon zu verabfolgen sich weigern, mit Geldstrafe von 10—15 Gulden, mit doppelter Strafe bei der Wiederholung und mit Verlust des Gewerbes bei der dritten Uebertretung. Beschwerend ist hierbei der Umstand, wenn die Verheimlichung oder Verweigerung zur Zeit einer öffentlichen Unruhe Statt fand, oder in der Absicht, dieselbe zu vergrößern, geschah. In diesem Falle tritt sogar die Strafe des Aufruhrs ein. Auch das preußische Landrecht bedroht das D. §. 1290, jedoch hebt die Verordnung vom 20. November 1810 das Strafgesetz fast ganz wieder auf. Dasselbe stellt den Begriff des D.s so hin: Wenn Jemand wider ein ausdrückliches Verbot des Staates sein Getreide verheimlicht oder zurückhält. Dasselbe Gesetz §. 1500 ff. bedroht die Vernichtung von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen in der Absicht, um Mangel herbeizuführen, mit 6—10jähriger Zuchthausstrafe. Rücksichtlich dieser Art von Verbrechen schreibt das bayerische Gesetzbuch (Art. 345) 4—8 Jahre Arbeitshaus als Strafe vor. Das thüringische Strafgesetzbuch kennt den Begriff des D.s nicht.

Dardanellen, die wahrscheinlich nach der alten Stadt Dardanus im Gebiete von Troas benannten vier festen Schlösser zu beiden Seiten der Meerenge, welche das Marmorameer mit dem ägäischen Meere verbindet (Hellespont), und von jenen Schlössern so beherrscht wird, daß sie als der Schlüssel von Konstantinopel betrachtet werden. Den ersten, etwa 1 Meile breiten Eingang aus dem ägäischen Meer in die Meerenge bewachen die neuen Schlösser Sedil-Bahr auf europäischer und Kum-Kaleh auf asiatischer Seite zwischen dem rheiischen und figeischen Vorgebirge, die 1658 unter Sultan Mohammed IV. zum Schutz der türkischen Flotte gegen die Venetianer angelegt wurden. Vier Stunden nördlicher liegen, etwa 750 Klafter von einander entfernt, äußerst malerisch die alten Dardanellenschlösser, die Mohammed II. gleich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ: Kilib-Bahr (d. i. Meeresriegel) in Europa und Sultani-Hissar (Tschanak Kalessi) in Asien. Beide heißen gewöhnlich die alten Schlösser von Rumely und Anadoly. Weiterhin wird der Kanal immer schmäler, und anderthalb Stunden von den alten Schlössern nähern sich zwei hervorspringende Erdspitzen einander auf 375 Klaftern. Hier mag Xerres seine Brücke über die Straße gelegt haben; ebenso mögen dort die Heere Alexanders u. später Suleimans (1360) das Meer überschritten haben, und auch Leander an dieser Stelle hinübergeschwommen sein. Auf der Landspitze Naghara Kalessi, gegenüber dem Kiliahafen, liegen die Trümmer von Abydus, neben denen ein Fort erbaut ist, und quer gegenüber, auf europäischer Seite, die Ruinen von Sestus. Von hier an erst beginnt eigentlich der Hellespont oder die Dardanellenstraße, die, 12 Stunden lang, in das Marmorameer führt. Sie behält eine Strecke weit ziemlich gleiche Breite, und die Ufer sind gleichmäßig mit Weingärten, Hecken und Dörfern in reicher Abwechselung eingefaßt. Am Ausgang liegt Geliboly oder Gallipoli (Calli polis) gegenüber in Anatolien Tschardak und südlich hiervon Lapsaki (Lampsacus), ein unbedeutendes Dorf mit schöner Moschee. Noch südlicher mündet der Kara-ova (Aegospotamos). Die Dardanellenstraße hat einige Untiefen und außerdem eine sehr heftige Strömung, die bei Nordwind fast unwiderstehlich ist, am wenigsten dagegen bei Südwind sich bemerklich macht.

Am Eingange der D. fanden 1499 und am 20. Juli 1657 Seeschlachten Statt, beide zwischen den Venetianern und den Türken, worin 1499 die letztern unterlagen und 1657 ihre Flotte fast vernichtet ward; dagegen wurde die venetianische Flotte 1694 dort geschlagen. Die sorglosen Türken erhielten im vorigen Jahrhundert, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Vertheidigungsstand, daß sie nach und nach gänzlich verfielen. Erst nachdem 1770 ein russisches Geschwader unter Admiral Elphinstone ungehindert in die Meerenge eingedrungen war, ließen sie die Forts wieder herstellen, und zwar durch den französischen Oberst, Baron Tott, der zunächst 4 Batterien errichtete, 2 auf der europäischen und 2 auf der asiatischen Seite, deren Schüsse sich gegenseitig kreuzten. Vergeblich wurde bald darauf das erste Fort der D. von 9 russischen Linienschiffen beschossen. Allein lange dauerte dieser gerüstete Zustand der D. bei der Schlaffheit der Türken auch jetzt nicht. Schon 1798 urtheilte Eton, daß eine Flotte leicht die für so furchtbar gehaltenen D. passiren könne, und wirklich wurde eine Durchfahrt durch dieselben 1807 von dem englischen Admiral Duckworth mit 8 Linienschiffen, 4 Fregatten nebst mehren Brandern u. Bombardierbooten ohne Verlust bewerkstelligt, in deren Folge am 20. Febr. zum ersten Male eine feindliche Flotte vor Konstantinopel erschien. Im September 1841 wurde ein

Vertrag zwischen den fünf europäischen Großmächten und der Pforte unterzeichnet, worin die erstern von Neuem das Versprechen gaben, kein Kriegsschiff in die D. einlaufen zu lassen. Ueber die Rolle, welche die D. in der neuesten Kriegsgeschichte gespielt, s. **Türkisches Reich**.

Kleine D. heißen die beiden Schlösser am Eingang des Meerbusens von Lepanto, der Morea von Livadien scheidet; das auf dem Festlande heißt **Romeli Kavak**, das in Morea **Morea Kavak** (auch **Rhion**).

Dardani (Dardaner), altes Volk in Obermösien an der illyrischen Grenze, zwischen dem Scardus- u. Hämusgebirge, schmutzig, aber musikliebend, zu Strabo's Zeit fast ausgestorben. D. hießen auch die Bewohner der Landschaft **Dardania** am Hellespont, sowie die Trojaner (vergl. **Dardanus**).

Dardanus, nach den ältesten Sagen Sohn des Zeus und der Electra und Vater des Erichthonius und durch diesen der Gründer des trojanischen Königshauses. Mit seinem Bruder Jasius oder Jasion zu Samothrace erzogen, verließ er die Insel später, erbaute nicht fern von Abydus in Kleinasien die Stadt Dardanus und begründete den Kult der Magna Dea, während sein Bruder Jasius, welcher nach Homer von der Ceres geliebt wurde, nach Spätern derselben Gewalt anthun wollte und deshalb vom Jupiter durch den Blitz erschlagen wurde, zurückblieb und die Mysterien zu Samothrace einführte. Samothracische Sagen dagegen berichten: das schwarze Meer habe sich eine Bahn in das ägäische Meer geöffnet, Samothrace überschwemmt und viele Einwohner hinweggespült. Zu jener Zeit habe Electra dem Zeus den D., den Jasius und die Harmonia geboren. D. sei nach Asien gegangen und habe daselbst Dardanus, die Burg des troischen Landes, gebaut und über ein Volk, die Dardaner, geherrscht. Dem andern Sohne Jasius habe Zeus die Mysterien enthüllt. Zu ihm sei sodann Cadmus gekommen, sei eingeweiht worden und habe die Harmonia geheirathet. Jener aber habe sich mit der Cybele vermählt und den Corybas gezeugt. Als er aber unter die Götter versetzt wurde, seien von D., Cybele und ihrem Sohne die Heiligthümer der großen Göttin nach Phrygien gebracht worden. Cybele sei darauf dem Olympus vermählt worden und habe die Alce geboren; D. aber habe die Batia geheirathet. Nach Dionysius von Halikarnaß vermählte sich Zeus mit der Electra und zeugte den Jasius und D. Letzterer heirathete die Chryse, die ihm den Idäus und Daimas gebar, welche in Arkadien des Atlas Herrschaft erhielten. Nach einer großen Ueberschwemmung aber siedelte die Hälfte der Einwohner unter D. zuerst auf eine thracische Insel über, wo Jasius wegen Frevels an der Ceres vom Blitze getödtet ward, und landete dann an einem Lande, welches man später Phrygien nannte. Idäus besetzte mit einem Theile des Volkes den Ida, D. aber baute mit Erlaubniß des Königs Teucer eine Stadt gleichen Namens am Meere und heirathete nach dem Tode seiner Gattin Chryse die Tochter von jenem, Batia, von welcher ihm Erichthonius geboren ward. Noch erwähnt Dionysius, daß Chryse dem D. das Palladium und die Heiligthümer der großen Götter als Geschenk der Athene zugebracht und die Mysterien gekannt habe. Als sich aber die Arkadier aus Furcht vor Ueberschwemmung auf eine thracische Insel begeben hätten, habe D. daselbst einen Tempel gegründet. Als D. mit einem Theil dieser Inselbewohner nach Asien auswanderte, führte er zwar die Palladien und die Bilder der Götter mit sich fort, knüpfte aber für die Zurückgebliebenen an den Tempel die alte Feier. Weiter wurde die Fabel von späteren Dichtern ausgebildet.

Dardanus, Stadt des Alterthums in Troas, am Hellespont unweit des Vorgebirges Dardanium, fast in der Mitte zwischen Ilium und Abydus, ward von den Römern im Frieden mit Antiochus dem Großen für frei erklärt. Hier im peloponnesischen Kriege eine Seeschlacht, später Friedensschluß zwischen Sulla und Mithridates, 84 v. Chr. Von D. haben die später errichteten Dardanellenschlösser ihren Namen erhalten.

Darell, Sir **Harry**, britischer Oberstlieutenant, im Kriege gegen China durch seine bei der Einnahme der Insel Tschusan bewiesene Tapferkeit und seine Kämpfe gegen die holländischen Boern und die Kaffern am Kap 1845—47 bekannt, † den 6. Januar 1853 auf der Insel Cagliari.

Dares, aus Phrygien (D. Phrygius), war der Sage nach Priester des Hephästus und Erzieher des Hector, dem er abgerathen haben soll, den Patroclus zu tödten. Er wird als Verfasser der „Historia excidii Trojae" genannt, die nach Angabe des vorgesetzten Briefes an Sallust durch Cornelius Nepos aus dem Griechischen übertragen sein soll, bei ihrer fehlerhaften Diktion aber offenbar ein Produkt der späteren Zeit, vielleicht des 6. oder 7. Jahrhunderts ist. Für die Dichter des Mittelalters wurde sie eine Hauptquelle der Sagen von den trojanischen Kriegen. Nicht weniger auffallend ist die frühzeitige große Verbreitung dieser Schrift in neueren Sprachen. Die noch vorhandene Uebersetzung in barbarischem Latein wird wohl mit Unrecht dem Engländer Joseph Iscanus im 12. Jahrhundert zugeschrieben. Ausgaben davon erschienen meist mit dem Dictys Cretensis, auch wohl mit dem Homer, zuerst zu Köln 1470, Venedig 1499, Paris 1560; den ersten kritischen Text besorgte Mercerus (Paris 1618). Bemerkenswerth sind noch die Ausgaben von Dacier (Paris 1680) und besonders von Dederich (Bonn 1835, mit Dictys C. das. 1837). Eine deutsche Uebersetzung gab Hermstädt (Hersfeld 1773).

Darfur (eigentlich **Dar-el-Fur**, d. h. das Land **Fur** oder **For**), großer nordafrikanischer Staat im östlichen Sudan, zwischen Kordofan im Osten und Wadai im Westen, und zwischen 15½—5½° nördl. Br. gelegen, ist etwa 50 Tagereisen lang u. an 15—18 breit u. seinem Areal nach kleiner als Wadai, politisch dagegen besser organisirt. Von Kordofan wird das Land durch eine wasserlose, mit Buschwerk bedeckte, 9—18 Tagemärsche breite Steppe, welche ohne Unterbrechungen in den ebenen Theil der Oberfläche D.s übergeht, getrennt; eine ähnliche Waldwüste von 2—3 Meilen Breite scheidet es von Wadai, gegen Südosten geschieht die Absonderung von Runga durch das breite Thal des obern Zum; gegen Norden geht D. ununterbrochen in die Sahara über, so daß es, abweichend von Wadai, jedoch gleich Kordofan, am meisten die Natur einer Oase hat. Im Süden reicht D.s

Herrschaft bis an die wasserreichen Niederungen, welche nach der bei den einheimischen Bevölkerungen des Innern von Afrika für Landstriche der Art sehr üblichen Benennung Kulla gleichfalls den Namen Gula od. Kulla (Dar Kulla) erhalten haben. Im Südosten stößt an D. das große Sumpfland Bardschaub. Ein großer Theil der Oberfläche ist eben, und zwar nackter granitischer Fels oder (im Osten) gelbrother Sand und dadurch sehr unfruchtbar; ein anderer, besonders im Norden, von der Natur einer Steppe und also 7—8 Monate des Jahres hindurch ganz verbrannt; der südlichste dagegen wasserreicher und im Besitz einer bessern Vegetation. Das Innere durchzieht unter dem 42. Meridian von Norden nach Süden die lange, aber nicht ununterbrochene, sondern sehr zerrissene Gebirgskette des Marrah, welche zur Entstehung sehr vieler fließenden Wasser Veranlassung gibt und fruchtbare Thäler enthält. Auch der Westen des Landes ist durchaus fruchtbar. Die außerordentliche Menge von Höhlen im Marrahgebirge, wie in der Bergkette Runga's spricht für das Auftreten neptunisch geschichteter Steinmassen in beiden Strichen. Die vom Marrah nach Osten gehenden Flüsse verlieren sich bald in dem ebenen östlichen Landestheil, wogegen die des westlichen Abfalls dem obern Lauf des Zum und seiner Zuflüsse, die südlichen, worunter einige gar nicht unansehnliche, dem mittlern Lauf des letztern zugehen. Am nördlichsten Abfalle des Marrah entspringt der Baré (Bari), außer dem Zum der ansehnlichste Strom des Landes, welcher den von eben da kommenden Barkua (Bergo) aufnimmt und nach längerem Laufe längs dem Westrande des Marrah sich mit dem Zum vereinigt. An Quellen ist nur der bergige Theil D.s reich. Zu ihnen gehören außer einer Schwefelquelle im Marrah die Rotoke- (d. h. Wäsche-) Thermen. Der Sommer währt in D. vom März bis Ende Juni, der Herbst vom Juli bis Ende September, der Winter vom Oktober bis Ende Februar; in den Herbst fällt die 75 Tage andauernde Regenzeit. Der gesundeste Landestheil ist der östlich vom Gebirge gegen das Nilbecken hin liegende, obschon derselbe sehr dürr ist und an Vegetabilien nur verkümmerte Mimosen hervorbringt. In den Thälern des Gebirges gewinnt man Datteln, Bananen, Citronen, Zwiebeln, rothen Pfeffer, Gurken, Koriander, trefflichen Honig &c.; wie im ganzen östlichen Nigerlande, werden vor Allem Tamarinden groß und stark; von Kulturpflanzen zieht man vorzüglich Hanf, Baumwolle, endlich in Fülle Tabak. Wiesen gibt es nicht, doch verwandeln sich die Ebenen in der Regenzeit in schöne Savannen. Alle Hausthiere dieser Gegenden sind zahlreich in D. und besonders die Pferde vortrefflich; von Wild sind Kaninchen, Hasen, Gazellen, wilde Ochsen und Füchse häufig. Im Gebirge gibt es mehre Arten von Affen, außerdem Löwen, Hyänen, Elephanten, Rhinocerose und viele Arten von Vögeln. Erze finden sich nur wenig (Eisenerze, die auch ausgeschmolzen werden), Gold gar nicht, von nutzbaren Steinen, außer Granit, allein Marmor und Alabaster. Die Bevölkerung wird von Einigen auf 200,000, von Andern auf 1, ja auf 3—4 Millionen geschätzt; am dichtesten ist sie im Marrah. Die ursprüngliche, der äthiopischen Race angehörig, besteht aus verschiedenen Stämmen, die sich durch ihre eigenthümliche, in verschiedenen Dialekten vorkommende Sprache von ihren Nachbarn bestimmt unterscheiden. Unter ihnen erscheinen die eigentlichen Fori oder Gondjaren (Ganjars), einst das mächtigste Volk D.s, nach denen das Land zuweilen noch Dar Gondjara genannt wird, als die zahlreichsten. Sie sind ein eigenthümliches schwarzes Volk, aber nicht negerartig, indem das Haar lang und straff, die Nase erhaben, die Lippen dünn, das Gesicht oval und von intelligentem Ausdruck sind. Sie sind sämmtlich durch die in das flache Land eingedrungenen Araber in die gebirgigen Gegenden des Innern zurückgedrängt worden oder haben sich bereits mit diesen amalgamirt, so daß die Fursprache mit vielen arabischen Wörtern gemischt ist. Die Gebirgsfori sind roh, dem Trunk ergeben u. nicht gastfreundlich, aber wohlhabend, denn sie besitzen ansehnliche Heerden und betreiben ausgedehnten Garten- und Getreidebau; die Bewohner der Ebene werden als träge, schmutzig u. unterwürfig geschildert. Im Nordwesten haben sich auch zahlreiche Fellatahs angesiedelt. Die Hütten der Bewohner haben eine runde Zeltform und sind gewöhnlich aus Hirsenhalmen erbaut; rings um die Hütte ist eine Dornenhecke gezogen. Die Reichen tragen Kleider von Musselin oder englischem Calico und den Tarbusch (rothe Kappe), dazu einen Mantel: die Aermeren haben bloß ein einziges Kleid um den Oberleib. Die meisten Weiber führen einen Nasenring u. tragen große silberne Ohrgehänge, Arm- u. Beinbänder &c. Bei Heirathen muß der Mann den Aeltern des Mädchens einen Preis zahlen, der meist in Vieh und Sklaven entrichtet wird und ziemlich beträchtlich ist. Die Weiber der Großen werden von Eunuchen bewacht, deren der Sultan viele Tausende hält. Die Industrie des Landes ist nicht unbedeutend. Außer Ackerbauern und Gärtnern gibt es Spinner, Weber, Färber, Gerber, Schmiede; man fertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobe landwirthschaftliche Geräthe, treffliches Leder &c. Der Handel ist sehr bedeutend, da D. ein großer Stapelplatz für europäische und orientalische Waaren ist, welche mittelst der großen Karawane aus Aegypten bezogen und weiter in das Innere versandt werden. Letzteres geschah früher auch nach Wadai, bis zur Eröffnung der direkten Verbindung Wadai's mit der See nach Bengasi. Die Ausfuhr besteht in Sklaven, Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäuten, schwarzen und weißen Straußfedern, Kupfer (aus dem im Süden gelegenen Dar Nahaß). Unter den Einfuhrartikeln sind besonders geschätzt: Esel aus Aegypten, Kupfer zur Messingbereitung, gelbes Plattkupfer zur Verzierung des Reitzeugs, Glaswaaren, rothe Mützen, Baumwollenzeuche, Nähnadeln, Rasirmesser, türkische Sättel, Schwerter, Schwefel, Schreibpapier, Schuhe &c. Der Tellari oder spanische Dolleo oder Pfeilerthaler wird mit Vortheil umgesetzt. Die eigentliche ökonomische Basis D.s ist aber der Sklavenhandel, der hier vollkommen organisirt ist. Ein Sklave gilt 12—15 Thaler (ein Esel, wie behauptet wird, 10 Sklaven). Eine Sklavenjagd (Rasia) in den südlichen Heideländern kann Jeder unternehmen, der sich vom Sultan zu diesem Zwecke einen Freibrief verschafft hat, solcher Jagden werden jährlich wohl 60—70 angestellt, und jeglicher wird ihre Route vorgeschrieben-

Die herrschende Religion ist die mohammedanische; die Verfassung monarchisch u. völlig despotisch, indem der Herrscher durch keinen Rath oder eine andere Kontrole, sondern einzig durch die Gesetze des Korans beschränkt wird und er den Boden als sein Eigenthum, die Bevölkerung als seine Sklaven anzusehen gewohnt ist. Die Herrscherwürde ist an eine aus dem Gondjarenvolk stammende mohammedanische Familie geknüpft und soll stets auf den ältesten Sohn des verstorbenen Sultans, wenn ein solcher vorhanden ist, übergehen, doch machen Usurpationen anderer Familienglieder hierin oft Ausnahmen. Der Sultan führt den Titel „Büffel der Büffel, Stier der Stiere, starker Elephant". Als bürgerliches Gesetz gilt der Koran. Noch sind Ordalien mit vergiftetem Wasser Sitte; angeblich findet sogar jährlich ein Menschenopfer Statt. Das Heer besteht aus ungefähr 30,000 Mann, theils Freien, welche Ländereien als Sold bekommen, theils Sklaven. Auch ist der Sultan im Besitz mehrer eisernen Kanonen. Die Einkünfte beruhen auf den Zöllen der nach Aegypten gehenden Waaren, einem Antheil an den Erträgen der Sklavenjagden, Strafen für Vergehen und Naturallieferungen sowohl von der seßhaften, wie von der arabischen wandernden Bevölkerung. Das Land zerfällt in 4 Generalgouvernements, von denen das nördliche 7, das östliche 15, das südliche 14 und das westliche 17 Provinzen hat. An Ortschaften ist es sehr reich, doch sind die meisten derselben unbedeutend. Hauptstadt ist (seit 1791) Tendelty, mit dem Faschar, der Residenz des Sultans, im Norden des Reichs. Als Handelsplätze sind wichtig Kobeyh, eine Tagereise nördlich von Tendelty, Kabkabyeh im Nordwesten (besonders für den Verkehr mit Wabai), Kweini, der Hauptsammelplatz für die nach Aegypten ziehende Karawane, und Dschemaan, 7 Tagereisen südöstlich von Tendelty, der Hauptort für den Handel mit Kordofan.

Die Ureinwohner D.s, unstreitig Neger, wurden durch den jetzt herrschenden, vielleicht von Hindostan eingewanderten Stamm der Fori zurückgedrängt. Soliman Solönj, Sohn eines Tumurki und eines arabischen Mädchens aus Kordifal, trat in Aegypten zum Islam über und predigte diesen dann im Marrahgebirge. Er wurde zum Herrscher ausgerufen und machte Bir-Nabak zu seiner Hauptstadt. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte Sultan Ahmed-Baker (Bochar), dem nach einander seine 3 Söhne Omar, Abul-Kasim und Tiras folgten. Letzterer starb in dem von ihm eroberten Kordofan, worauf der Rath der Fürsten, mit Uebergehung der beiden folgenden Brüder, den Sohn Ahmed-Bakers, Abderrahman, auf den Thron erhob (1787). Dieser bewirkte manche Reformen und ernannte den Eunuchen Mohammed-Kaurra zum Ab-Scheikh. Im Jahre 1799 eröffnete Bonaparte von Aegypten aus eine Korrespondenz mit Abderrahman. Diesem folgte sein minderjähriger Sohn, Mohammed Fahdel, der das Land mit strenger Hand regierte, bis er in einem Aufstande das Leben verlor. Unter dem Vorwande, daß entflohene Mameluken in Kordofan Zuflucht gefunden, sandte Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, 1821 seinen Schwiegersohn Mohammed-Bei El Desterdar gegen D., das sich ihm nach einer mörderischen Schlacht unterwarf. Ein Versuch jenes, den Abu Madian, einen jüngeren Bruder des Sultans Mohammed Fahdel, der von diesem in einer Art Gefangenschaft gehalten worden war, mit Waffengewalt auf den Thron von D. zu setzen (1833), scheiterte durch eine Meuterei der rumelischen Hülfstruppen, u. D. ward seitdem aufs Strengste gegen Aegypten abgesperrt. Im Jahre 1842 folgte auf Mohammed Fahdel sein Sohn Hussein. Vergl. Palme, Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern, Stuttgart 1843; Ismard, Voyage de Darfur, par le Cheikh Mohammed-Ebn-Omar el Tounsy, Par. 1845.

Dargun, Marktflecken und Amtssitz in Mecklenburg-Schwerin (wendischer Kreis), am Klostersee unweit der pommerischen Grenze, mit 900 Einwohnern, bildet mit dem Dorfe Röcknitz eine ¼ Meile lange Straße, an deren Ende das Schloß steht, vormals eine Benediktinerabtei, die 1173 gestiftet und 1552 säkularisirt wurde.

Dareus (Dareikos, Stater Dareikos), altpersische Münze von reinem Golde, 2 attische Drachmen schwer und daher im Werthe gleich 20 bis 28 Silberdrachmen oder dem Goldstater (2⅓ bis 3⅓ Rthlr.), den Juden seit der persischen Herrschaft bekannt u. von ihnen Adarkon, Darkon und Darkmon genannt. Gemeinsames Gepräge dieser Münzen ist ein gekrönter Bogenschütze, der sich auf ein Knie niedergelassen hat. Die noch vorhandenen wenigen Dariken in den Museen zu Wien u. Paris wiegen etwa 158 pariser oder 129 englische Gran. Es gab auch halbe Dariken (Semidariken); doch ist es ungewiß, ob sie wirklich ausgeprägt oder nur Rechnungsmünze waren. D. hieß auch eine Silbermünze von 2 Drachmen nach dem babylonischen Münzfuße, 10—15 Silber- oder Neugroschen; die davon noch vorhandenen Exemplare wiegen 224 englische Gran und etwas darüber.

Darien (D. del Norte, Golf von Uruba), Meerbusen des karaibischen Meeres, an der Nordküste von Neugranada, zwischen dem Kap Braha im Westen und dem Kap Mamon im Osten, 1602 von Rodrigo Bastidas entdeckt, greift 19½ Meilen ins Land und ist 6¾ Meilen breit, von Felsen umgürtet und von verschiedenen Eilanden bedeckt. Zwischen dem Golf von D. und dem gegenüber an der Westküste liegenden Meerbusen von Panama (mit der Bucht D. del Sur) erstreckt sich die Landenge von D. oder Panama. In den Golf von D. mündet der Rio Atrato, den man neuerdings zur Herstellung eines Kanals (Darienkanal) nach dem stillen Meere zu benutzen vorgeschlagen hat.

Daritä, alte Völkerschaft des südlichen Mediens, in der nach Reichard zwischen Kermanschah u. Hamadan gelegenen Landschaft Daritis.

Darius (persisch Dara oder Darab), medisch-persischer Königsname, ursprünglich Appellativum, im Neupersischen s. v. a. König.

1) D. I. Hystaspis, ältester Sohn des Hystaspes, unter Cyrus, wie es scheint, Statthalter der Perser und einer der vorzüglichsten Anführer auf einer Expedition des Königs gegen die Scythen, war nach Herodot um 550 geboren. Cyrus sah einst im Traum den D. mit Fittigen begabt, von denen der eine Asien, der andere Europa bedeckte, und sandte, darin Nachstellungen für sich und sein Reich erblickend, den Vater des D. zurück, damit er ihm den

Sohn bis nach Beendigung des scythischen Feldzugs bewache. Im ägyptischen Feldzuge des Cambyses war D. einer der ersten königlichen Leibwächter; bald nachher war er die Seele der Verschwörung gegen den falschen Smerdes. Fünf Tage nach der Ermordung desselben traten die Sieben zusammen, um über die Verfassung des Reichs zu berathschlagen. Die Ansicht des D., welcher sich für die Monarchie erklärte, erhielt den Sieg, und es ward beschlossen, wessen Roß, wenn sie an einem bestimmten Tage der Sonne entgegenritten, zuerst wiehere, der solle König sein. Die List des Stallmeisters des D., welcher das Pferd den Tag zuvor auf dem zur Zusammenkunft bestimmten Platze zu einer Stute brachte und dadurch dessen Wiehern veranlaßte, entschied die Wahl; neue Wahrzeichen kamen hinzu, Blitz u. Donner aus heiterer Luft begrüßten D. als König. Um sich in der neuen Herrschaft zu befestigen, heirathete er, nachdem ihm alle Völker außer den Arabern gehuldigt hatten, die Tochter des Cyrus, Atossa, welche dem Cambyses und dem Pseudosmerdes vermählt gewesen war, und eine andere Tochter des Cyrus, die Artystone, dann eine Tochter des Smerdes u. die Tochter des Otanes, welche den Pseudosmerdes verrathen hatte. Hierauf theilte er das Reich in 20 Satrapien und führte regelmäßige Abgaben statt der früheren Geschenke ein u. bestimmte die besondere Entrichtung derselben nach den Produkten der Provinzen, weshalb ihm die Perser den Beinamen „der Krämer" gaben. Das abgefallene Babylon belagerte D. selbst 19 Monate lang, aber vergeblich, bis ihm sein Feldherr Zopyrus durch List zum Besitz der Stadt verhalf. Derselbe verstümmelte seinen Körper, floh zu den Feinden, erheuchelte hier Rachegefühle gegen D. und erhielt so einen Oberbefehl und endlich die ganze Stadt anvertraut, welche er 517 den Persern überlieferte. Seinen Feldzug gegen die Scythen unternahm D. vergeblich, um einen Einfall derselben vor mehr als 100 Jahren zu bestrafen. Er überschritt 513 mit 700,000 Mann eine Brücke, die über den Bosporus geschlagen ward, überwand einen Theil der Thracier und wandte sich gegen die Donau, über welche er ebenfalls eine Brücke schlug, ließ sich aber durch verstellte Flucht der Scythen bis an den Oarus (die Wolga) verlocken, so daß er nur mit einem Verluste von 80,000 Kriegern die Donau wieder erreichte und völlig verloren gewesen wäre, hätten die Jonier, denen die Obhut der Brücke anvertraut war, auf die Aufforderung des Miltiades dieselbe zerstört. D. ließ einen großen Theil seines Heeres unter Megabyzus in Thrazien zurück, welches nebst Macedonien den Persern unterworfen wurde, kehrte selbst nach Susa zurück und scheint seit dieser Zeit an keinem Feldzuge weiter Theil genommen zu haben. Als Regent entwickelte er fortwährend große Thätigkeit. So versetzte er die Päonier nach Asien, schickte ein Heer gegen die Barcäer in Afrika, das aber auf dem Rückweg große Verluste erlitt, unterwarf Lemnus und Imbrus, sowie 508 den größten Theil von Indien. Auf die Nachricht, daß die kleinasiatischen Jonier in Verbindung mit den Athenern einen Aufstand versucht und Sardes verbrannt hätten, nahm D. seinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und schoß ihn in die Luft, indem er ausrief: „O höchster Gott, gewähre mir Rache an den Athenern." Hierauf mußte ein Diener ihm täglich beim Essen dreimal zurufen: „Herr, gedenke der Athener." Der erste Feldzug gegen jene aber verunglückte durch das Scheitern seiner Flotte am Vorgebirge Athos, der zweite durch die unglückliche Schlacht bei Marathon. Mit Zurüstung eines dritten beschäftigt, † D. 485, nachdem er noch den Abfall der Aegypter vernommen hatte. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Xerxes. Trotz der gehäuften Unglücksfälle, die den D. in der zweiten Hälfte seiner Regierung ereilten, bleibt er doch stets eine imposante Gestalt; so hat ihn auch die griechische Tragödie aufgefaßt. Von seinem Herrschertalent geben unbestrittene Thatsachen Beweise. Es genügte ihm nicht, die Länder seiner Gewalt unterworfen zu haben, er gab denselben auch Kultur, Industrie und Handel. Zur Förderung desselben ließ er zuerst Dariken aus dem feinsten Golde prägen, gedachte den Nil durch einen Kanal mit dem rothen Meere zu verbinden; ein Zug von Habsucht verräth sich dagegen daraus, daß er aus dem Grabmal des Nitokris die goldene Statue des Belus entnehmen ließ. Durch Scylax von Caryanda ließ er die indischen Gewässer, durch seinen Arzt Democedes Griechenland erforschen. Von ihm reden auch die Inschriften des alten Persepolis, der Todtenstadt der Perser. Er bestätigte im 2. Jahre seiner Regierung die den Juden von Cyrus gegebene Erlaubniß, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, u. unterstützte das Aufkommen der neuen Kolonie.

2) D. II., Nothus, natürlicher Sohn des Artaxerxes Longimanus, vor seiner Thronbesteigung Ochus genannt. Nachdem seines Vaters einzig rechtmäßiger Sohn, Xerxes II., von seinem natürlichen Bruder, Sogdianus, nach 45 Tagen getödtet, wußte Ochus das Heer u. einen Theil der Großen zu gewinnen u. bestieg mit ihrer Hülfe den Thron; Sogdianus wurde nach halbjähriger Regierung in glühende Asche geworfen. D. II. regierte aus seinem Harem durch Eunuchen und Weiber, besonders durch Parysatis, welche ihm 13 Kinder gebar, und nahm an den großen Begebenheiten seiner Zeit, welche den Persern ihre frühere Macht zurückgeben konnten, selbst gar keinen Theil, sondern überließ in dieser Hinsicht Alles seinen Statthaltern. Daher ist seine Regierung voll von Aufständen und Hofintriguen. Mehre dieser Empörungen wurden glücklich, aber grausam unterdrückt, doch behauptete sich Amyrtäus im glücklichen Besitz Aegyptens, den er 414 durch Abfall erworben hatte. Unter D. übte Persien, besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Cyrus, bedeutenden Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten aus. D. † nach 19jähriger Regierung 405 zu Babylon; ihm folgte sein ältester Sohn Artaxerxes II.

3) D. III., vor seiner Thronbesteigung Codomannus genannt, der letzte unter den 12 Königen der Perser, war der Sohn des Arsanes und der Sisygambris, Urenkel des D. II., hatte sich früh durch Tapferkeit ausgezeichnet, unter Anderem im Kriege gegen die Kadusier, einen Feind, welcher jeden Perser zum Kampfe herausgefordert, getödtet und wurde hierfür von Artaxerxes Ochus zum Statthalter über Armenien ernannt. Auf den Thron gelangte er, als letzter Sprößling des königlichen Stammes, durch den Eunuchen Bagoas, Befehlshaber der königlichen Garde, der den Artaxerxes durch

Gift aus dem Wege räumte und den von diesem erhobenen Arses ebenfalls ermordete. D. hatte kaum 336 den Thron bestiegen, als er, von Philipp von Macedonien Gefahr für seine Herrschaft befürchtend, gegen denselben rüstete. Noch mehr stieg seine Besorgniß, als er nach Philipps Tode von den Thaten des jungen Alexander hörte. Als Bagoas später auch für ihn den Giftbecher gemischt hatte, zwang er diesen, ihn selbst zu leeren. D. stellte die ausgezeichnetsten Männer, unter diesen den Rhodier Memnon, an die Spitze der Heere und besetzte die wichtigsten Städte. Wirklich hielt jener die vorausgesandten Macedonier lange auf u. wurde nur durch die Perser gehindert, nach Europa selbst überzugehen, ein Plan, welchen er auch später noch verfolgte, als Alexander bereits nach Asien übergegangen war und die Schlacht am Granicus 334 gewonnen hatte. D. selbst war vielleicht der Einzige unter den Persern, welcher die Angemessenheit dieses Planes anerkannte. Nach Memnons Tode sah sich der König genöthigt, selbst an die Spitze des Heeres zu treten, ohne jedoch der großen Aufgabe gewachsen zu sein. Er zeigte mehr Güte, Eifer und redlichen Willen, als Talent. Von Babylon aus drang er mit mehr als 400,000 Fußsoldaten und 100,000 Reitern, begleitet von seinen Frauen und Kindern, nach Cilicien vor. Umsonst suchten ihn die griechischen Miethvölker zu bewegen, den Feind in den Ebenen Mesopotamiens zu erwarten. Der König vertraute hinlänglich auf seine Macht. Die Schlacht bei Issus in Cilicien vernichtete sein Heer. Er selbst entkam unter dem Schutze der Nacht; aber seine Mutter, Sisygambris, seine Gemahlin Statira und seine Kinder fielen in macedonische Gefangenschaft. Alexander behandelte dieselben jedoch edelmüthig. D. floh darauf nach Babylonien, sammelte daselbst die Ueberreste seines großen Heeres, bat Alexander brieflich, ihn an das allgemeine Loos der Menschen erinnernd, um Auslösung der Gefangenen; zugleich versprach er ihm das Land westlich vom Halys, später sogar sämmtliche Provinzen bis zum Euphrat und seine Tochter als Gemahlin. Als Alexander diese Anerbietungen ablehnte, rüstete D. ein neues zahlloses Heer, verlor aber am 2. Oktober 331 im Entscheidungskampfe bei Arbela sein Reich unwiederbringlich. Mit 8000 Mann floh er dem Norden seines Reiches zu nach der alten Hauptstadt von Medien, Ecbatana. Alexander verfolgte ihn mit reißender Schnelligkeit, während sich die Satrapen Bessus von Baktrien, Barranis von Arachosien und Narbazanes von Thara (Dara) verrätherisch der Person ihres Königs bemächtigten, als er nach Baktrien entfliehen wollte und schon wieder ein Heer von mehr als 30,000 Kriegern gesammelt hatte. Diese zerstreuten sich hierauf, oder suchten die Gnade des Siegers, welcher indeß den fliehenden Satrapen nacheilte, um sich des Königs zu bemächtigen. Er fand D. von jenen verlassen, gefesselt und auf den Tod verwundet an einer Quelle. Er tröstete den Sterbenden, hörte dessen letzte Worte, ergriff seine Rechte, bedeckte die Leiche mit seinem Mantel und vergoß Thränen des Mitleids über den Tod des Königs, welcher sich selbst dem Feind gegenüber immer als Ehrenmann bewährt hatte. Die Leiche wurde in Persepolis mit königlicher Pracht bestattet.

Darjeeling, Ort in der ostindischen Landschaft Sikkim, am Himalayah in 8000 Fuß Meereshöhe, oft genannt als Gesundheitsstation für die britischen Truppen.

Darkehmen, Kreisstadt in dem ostpreußischen Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Angerapp, hat Tuch- und Wollenzeuchwebereien, Gerbereien, Fischerei und Getreidehandel und 3000 Einwohner, meist Abkömmlinge französischer und salzburgischer Einwanderer.

Darking, Stadt, s. Dorking.

Darlehn (lat. mutuum), derjenige Vertrag, bei welchem Jemand (der Gläubiger, creditor, mutuo dans) dem Andern (Schuldner, debitor, mutuo accipiens) eine Summe Geldes oder eine Quantität anderer vertretbarer Sachen (z. B. Getreide) zum Eigenthum gegen die Verbindlichkeit übergibt, ihm seiner Zeit eine gleiche Quantität von gleicher Beschaffenheit zurückzugeben. Zur Vollziehung des Vertrags ist die Uebergabe der Sachen wesentlich erforderlich, doch wird heut zu Tage, wo die Klagbarkeit der Kontrakte in Folge des veränderten Verkehrs sich wesentlich erweitert hat, in manchen Fällen ein D. auch da angenommen, wo von Seiten des Kreditors eine eigentliche Uebergabe der Sachen nicht erfolgt war, z. B. wenn ausgemacht worden ist, daß Jemand den Erlös eines ihm zum Verkauf gegebenen Gegenstandes, oder das bereits aus einem andern rechtlichen Grunde, z. B. als Depositum, in seinen Händen befindliche Geld als D. behalten soll, ingleichen wenn Jemand seinen Schuldner beauftragt, die schuldige Summe einem Andern als D. zu geben 2c. Der Empfänger wird Eigenthümer der Sachen und trägt als solcher die Gefahr. Daher kann auch nur Derjenige gültig ein D. geben, welcher Eigenthümer der Sache ist u. freie Disposition darüber hat, oder wer sonst zur Veräußerung fremder Sachen befugt ist, z. B. der Bevollmächtigte des Eigenthümers, der Vormund 2c. Hieraus folgt, daß bevormundete Personen: Unmündige, Wahn- und Blödsinnige, gerichtlich erklärte Verschwender, ein D. gültig nicht geben können, eben so wenig wie Jemand fremde Sachen ohne Einwilligung des Eigenthümers zum D. geben kann. Durch die Annahme eines D.s entsteht für den Empfänger die Verbindlichkeit der Rückzahlung; daher kann nur Derjenige ein D. aufnehmen, welcher sich rechtsgültig verbindlich machen kann. Demnach können unter Vormundschaft stehende Personen: Unmündige, Wahnsinnige 2c., ingleichen Filii familias u. Frauenzimmer da, wo partikularrechtlich das Institut der Geschlechtsvormundschaft besteht, allein ein gültiges D. nicht aufnehmen. Nach Partikularrechten sind außerdem Ehefrauen, Studenten in der Aufnahme von D.en beschränkt; nicht minder Soldaten, welche ohne Einwilligung des Chefs oder Kommandeurs kein gültiges D. kontrahiren können. Hat Jemand einem Hauskinde, d. h. einem Kinde, welches noch in väterlicher Gewalt befindlich ist, ohne Einwilligung des Vaters Geld dargeliehen, so steht dem Darleiher kein Klagerecht zu. Der Haussohn und auch dessen Vater hat gegen die Darlehnsklage die Einrede aus dem Senatus-Consultum Macedonianum, womit die Klage zurückgewiesen wird, doch besteht wenigstens eine moralische Verbindlichkeit zur Rückzahlung, so daß der Haussohn oder Vater, welcher einmal gezahlt hat, das Gezahlte nicht etwa

mit der Rückforderungsklage (condictio indebiti) zurückverlangen kann. Uebrigens greift die Einrede des macedonianischen Senatuskonsults nicht Platz und besteht also eine rechtlich wirksame Obligation, wenn das D. zur Deckung eines unabweislichen Bedürfnisses aufgenommen war, wenn der Haussohn nach beendigter väterlicher Gewalt die Schuld anerkannt hat, sowie wenn der Darlehnsgeber sich über die Eigenschaft des Empfängers als Haussohns in einem entschuldbaren Irrthum befand. Der Darlehnsschuldner hat nur die Verbindlichkeit, eine gleiche Quantität und Qualität zurückzugeben, daher gehört die Zahlung der Zinsen durchaus nicht zum Wesen des Darlehnskontrakts, vielmehr müssen Zinsen stets besonders verabredet worden sein. Nur rücksichtlich der Verzugszinsen erleidet dies eine Ausnahme, indem nach allgemeinen Regeln der säumige Schuldner von Eintritt der Rückzahlungszeit an eo ipso Verzugszinsen, und zwar gemeinrechtlich zu 5 Procent, zu bezahlen hat. Der Natur dieses Kontrakts widerspricht aber auch die Verabredung, etwas Anderes zurückzugeben, als was geliehen worden ist, da es in einem solchen Falle gar kein D. wäre. Nur in Bezug auf ein Gelddarlehn findet dies nicht immer Anwendung, indem es hier bei der Rückzahlung im Allgemeinen nur auf eine dem Werthe nach gleiche Summe ankommt, weshalb auch das D., wenn nicht etwas Besonderes ausgemacht ist, nicht gerade in den empfangenen Münzsorten zurückgezahlt zu werden braucht. Umgekehrt kann aber auch der Schuldner nicht in jeder beliebigen Münzsorte Rückzahlung leisten, z. B. ist der Gläubiger nicht verpflichtet, das D. in lauter kleinen oder Scheidemünzen anzunehmen. Es bestimmt nämlich der Reichsabschied von 1576, §. 76: „daß Niemand in den Zahlungen über 25 Gülden an halben Batzen oder anderen kleinen Sorten für Wehrschaft anzunehmen schuldig seyn, noch viel weniger von der Obrigkeit dasselbige gebilliget werden soll: Sondern da Jemand betreten, der seinen Gläubigern größere Zahlung mit kleinen Sorten aufzubringen unterstände, derselbige soll auch mit Konfiscirung derselben Münzen unnachläßlich gestraft werden." Auf seine wahren Grenzen ist der Gebrauch der Scheidemünzen zurückgeführt in dem Gesetze über die Münzverfassung in den preußischen Staaten, vom 30. September 1821, §. 7: „Zahlungen, die mit ganzen, Drittel- und Sechstelthalerstücken geleistet werden können, ist Niemand verpflichtet, in Silbergroschen anzunehmen." Derselbe Grundsatz findet sich in der Allgemeinen Münzkonvention der zum Zoll- und Handelsverein verbundenen Staaten, vom 30. Juli 1838, Artikel 12: „Sämmtliche Staaten werden nach Thunlichkeit darauf hinwirken, daß die gegenwärtig im Umlaufe befindliche Scheidemünze auf jenes Maß zurückgeführt und sodann Niemand genöthigt werde, eine Zahlung, welche den Werth der kleinsten groben Münze erreicht, in Scheidemünze anzunehmen." Ist es zweifelhaft, in welchen Münzsorten das D. gegeben worden, so streitet die Vermuthung für diejenige Münzsorte, welche zur Zeit des abgeschlossenen Kontrakts u. an dem betreffenden Orte am häufigsten kursirte, außerdem für diejenige Münzsorte, in welcher die Zinsen als Accessio sortis bezahlt worden sind. Die Rückzahlung eines D.s ist an die festgesetzte Zeit gebunden, und so wenig der Gläubiger es vor der Verfallzeit zurückfordern kann, eben so wenig kann er gezwungen werden, es eher anzunehmen, als es fällig ist; es müßte denn in letzterer Beziehung die frühere Rückzahlung lediglich zum Vortheil des Schuldners selbst bestimmt worden sein. Ist gar keine Rückzahlungszeit ausgemacht, so ist das D. eigentlich zu jeder Zeit fällig; nichtsdestoweniger muß der Gläubiger dem Schuldner eine billige Frist gewähren, welche außerdem von dem Richter zu bestimmen ist. Dem Darlehnsgeber steht die **Klage** auf Rückzahlung des D.s (actio mutui s. condictio certi ex mutuo) zu, und es geht dieselbe aktiv wie passiv auf die Erben über. Mehre Erben haften nur pro rata hereditaria, und es kann der Gläubiger, selbst wenn der Schuldner etwas Anderes verordnet hätte, doch nur auf die Antheile klagen. Eigenthümlich ist der Fall, wo der Schuldner über das aufgenommene D. eine Schuldverschreibung ausgestellt hat. Nach römischem Rechte erhält ein solcher Schuldschein erst nach Ablauf von 2 Jahren, von der Ausstellung an gerechnet, volle Beweiskraft gegen den Aussteller, so daß dieser mit der Exceptio non numeratae pecuniae nicht weiter gehört wird. Partikularrechte weichen von diesen Bestimmungen, namentlich was die Zeitfrist und die Geltendmachung der Ausflucht des nicht empfangenen Geldes betrifft, ab. Von dem Darlehnskontrakt unterscheidet sich der **Leihkontrakt** (commodatum) dadurch, daß Jemand (commodans) dem Andern (commodatarius) eine nicht vertretbare Sache zu einem bestimmten Gebrauche, jedoch ohne Vergütung und unter der Bedingung übergibt, daß er nach gemachtem Gebrauche die Sache wieder zurückgebe. Hier wird also der Empfänger nicht Eigenthümer.

Darling (**Durling**), ansehnlicher Fluß im Innern von Neusüdwales in Neuholland, entsteht oberhalb des Forts Bourke aus der Vereinigung zahlreicher und bedeutender von der Westseite der blauen Berge herabkommenden Gewässer und mündet in den Murray als dessen bedeutendster Nebenfluß. Unter den Strömen, welche ihn bilden, ist der Macquary der südlichste, der Condamine der nördlichste; doch sendet ersterer nur, wenn er sehr wasserreich ist, Tribut; sonst verläuft er sich, nach einem Laufe von 60 Meilen, in einer sumpfigen und sandigen Ebene.

Darlington (**Darnton**), Stadt in der englischen Grafschaft Durham, am Skern, ziemlich gut gebaut, hat eine alte gothische (mit 180 Fuß hohem Thurme) und eine neue Kirche, zahlreiche Fabriken für Leinwand, Seiden- und Leinenband, Wollen- und Baumwollenzeuche und Leder, Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereien, Eisen- und Messingwerke, Seilereien, Brauereien, Wollkämmereien, eine optische Glasschleiferei und 41,288 Einwohner. Unfern des Ortes befinden sich eine von Skorbutkranken häufig besuchte schwefelhaltige **Mineralquelle** und zwei merkwürdige **Erdfälle**, von denen der eine 30 Yards im Durchmesser hat.

Darm (**Darmkanal**, **Nahrungskanal**, intestinum). Jeder thierische Organismus bedarf zu seiner Erhaltung einen Ersatz für die durch Stoffwechsel und Stoffabgabe verbrauchten Bestandtheile. Die Verluste, welche der menschliche und thierische Körper durch die Lebensthätigkeiten erleidet, müssen durch Stoffaufnahme von außen wieder ausgeglichen werden. Zu dieser Stoffaufnahme ist in den thie-

rischen Organismen mit wenigen Ausnahmen der sogenannte Verdauungsapparat bestimmt, von dem der Darmkanal einen sehr wesentlichen Theil ausmacht. Dieser ist ein häutiges Rohr, welches von dem untersten Theile des Magens, von dem Pförtner (pylorus, s. Anatomie, Taf. III, Fig. 2, D), seinen Anfang nimmt und mit dem After endet. Wenn man die Bauchdecken durch einen Kreuzschnitt durchschneidet und auseinanderschlägt (s. Anatomie, Taf. III, Fig. 2), so erscheint zuvörderst das große Netz (omentum majus), welches, von dem untern Theile des Magens herab sich erstreckend, den ganzen Darmkanal überzieht. Schlägt man dieses zurück, so erscheint der Darmkanal als vielfach gewundenes, cylindrisch geformtes, häutiges, hohles Gebilde, das einen sehr mannichfaltigen Verlauf nimmt. Zuvörderst krümmt sich der oberste Theil, welcher vom Magen seinen Anfang nimmt, der Zwölffingerdarm (duodenum), wegen seiner etwa 12 Fingerbreiten betragenden Länge so genannt, hufeisenförmig in einem Bogen von rechts u. oben nach unten und links, bis in die Mittellinie des Körpers und umschließt in dieser Weise die zwischen seinem Bogen liegende Bauchspeicheldrüse (pancreas), deren Saft (Bauchspeichel) sich nebst der Galle in seine Höhle ergießt. An diesen Zwölffingerdarm schließt sich unmittelbar der Dünndarm (intestinum tenue) an, ein beim Menschen etwa 20 Fuß langer Schlauch, der sich mannichfach hin und her windet u. dadurch zahlreiche Schlingen bildet. Man hat diesen Theil des Darmkanals wiederum in 2 Theile getrennt, in eine obere Hälfte, Leerdarm (jejunum), und eine untere, Krummdarm (ileum). Diese beiden Theile unterscheiden sich aber fast gar nicht von einander, weder in ihrer Struktur, noch in ihrer sonstigen Gestalt, nur erscheint der Krummdarm gegen sein Ende hin etwas verengert. Das untere Ende des Dünndarms wird durch seinen Eintritt in den Dickdarm (colon s. intestinum crassum) bezeichnet, an welcher Stelle sich eine klappenförmig gestaltete, ins Innere vorspringende Hautfalte befindet, die Blinddarmklappe (valvula Bauhini). Der Dickdarm ist etwa 5—6 Fuß lang und hat fast den doppelten Durchmesser des Dünndarms. Er beginnt mit einem blinden Ende, dem Blinddarm (intestinum coecum, saccus coecus coli), der in dem unteren Theile der rechten Oberhüftgegend (s. Bauch) liegt; er steigt von hier in der rechten Seite aufwärts bis unter die Leber (colon ascendens), biegt sich daselbst nach links um, verläuft dicht unter dem Magen horizontal bis zum linken Hypochondrium (colon transversum, s. Bauch) und steigt von hier aus, sich abermals rechtwinkelig umbiegend, nach unten zur linken Oberhüftgegend (colon descendens) herab. Von hier an geht der Dickdarm in einer 8-förmigen Krümmung (flexura sigmodea seu S romanum) in das Becken hinab und verläuft vor dem Kreuzbeine, an dasselbe angeheftet, bis zum After. Dieser letztere Theil des Darmkanals heißt der Mastdarm (intestinum rectum). An dem stumpfen Ende des Blinddarms befindet sich ein kleiner, federkieldicker, 2—3 Zoll langer Anhang, Wurmfortsatz (appendicula vermiformis).

Die Befestigung des Darmrohres ist in seinen verschiedenen Theilen sehr verschieden. Während der Dünndarm zu freierer Beweglichkeit an einer etwa handbreiten Falte, die von dem den D. überziehenden Bauchfell (s. d.) herrührt, dem sogenannten Gekröse (mesenterium), an die Wirbelsäule angeheftet ist, liegt der Zwölffingerdarm fester an der Rückwand des Bauches an, und in gleicher Weise sind auch der auf- und absteigende Theil des Dickdarms an der Unterlage angelöthet. Nur die 8-förmige Krümmung desselben ist etwas loser befestigt, während der quer unter dem Magen verlaufende horizontale Theil des Colon ganz frei liegt und nur zwischen die beiden Platten des den Magen von hinten und vorn überziehenden Bauchfells eingeschlossen ist. Diese beiden Platten vereinigen sich unter dem Dickdarm zu dem schon oben bereits angeführten großen Netze, das dann, öfter mit reichlichem Fette zwischen seinen Platten versehen, gleich einer Schürze vor den Windungen des D.s herabhängt. Der genannte Bauchfellüberzug (s. Bauchfell) mit seinem Epithelium, welches die Glätte desselben verursacht, ist die oberste Haut des Darmrohres, das im Ganzen aus drei verschiedenen Schichten besteht. Die zweite Schicht desselben ist die Muskelschicht, welche aus Kreis- u. Längsfasern besteht, die sich durchkreuzen. Die erstere, die Kreismuskelfaserschicht, erzeugt die Verkürzung, die zweite, die Längsfaserschicht, die Zusammenschnürung des Darmrohres. Die Bewegungen, welche durch dieselben vermittelt werden, haben zur Verdauung eine wesentliche Beziehung, indem durch sie der Inhalt des Darmkanals fortbewegt wird. Sie gleichen den wellenförmigen Bewegungen eines Wurmes und heißen peristaltische Bewegungen, indem sie stets von oben nach unten fortschreiten. Nur bei krankhaften Zuständen, namentlich bei Brucheinklemmungen entstehen zuweilen antiperistaltische Bewegungen, d. h. solche, welche von unten nach oben gehen, wodurch der Inhalt des Darmkanals nach oben in den Magen und von diesem aus durch Erbrechen nach außen befördert wird. Dazu wirkt allerdings die Bauchpresse wesentlich mit (s. Bauch). Durch diese letzteren Bewegungen kann sogar Koth erbrochen werden. Die Ringsfaserschicht setzt sich vom Magen aus ununterbrochen auf den D. fort bis zu der bauhinischen Klappe, in deren Schleimhautfalten sie endet. Am blinden Ende des Blinddarms beginnt sodann eine neue Ringsfaserschicht, welche sich ohne Unterbrechung bis zum After fortsetzt, wo sich die Fasern derselben zu einem starken Muskelringe anhäufen, der der Schließmuskel des Afters (sphincter ani) genannt wird. Die Längsfaserschicht setzt sich gleichfalls vom Magen aus auf den D. bis an sein Afterende fort, es beginnen aber von dem Wurmfortsatze, welcher eine sehr starke Längsfaserschicht besitzt, drei scharf getrennte bandartige Längsmuskelstreifen, welche auf den Dickdarm der Länge nach übergehen (taeniae longitudinales coli) und so bis zu der 8-förmigen Krümmung fortlaufen, wo sie sich erst verbreitern u. zu einer geschlossenen, sehr dichten Muskelschicht werden, die den Mastdarm bis zum After begleitet und sich im Schließmuskel desselben verliert. Die dritte Schicht ist die Schleimhaut des D.s. Während die Muskelschicht der mechanischen Funktion der Fortbewegung des Darminhalts, der Aufnahme und Ausstoßung der Nahrungsmittel vorsteht, fällt der Schleimhaut vorzugsweise die chemische Funktion u. die Aufsaugung und Absonderung anheim.

Sie ist in zahlreiche gekerbte Falten erhoben, die mit der Entfernung vom Magen immer höher, zuletzt cylindrisch oder zungenförmig werden und als solche den Namen Darmzotten erhalten haben. Diese haben den doppelten Nutzen, einestheils, daß sie die innere Oberfläche des D.s wesentlich vergrößern u. anderntheils den Durchgang des Speisebreies (s. Chymus) verlangsamen, so daß dadurch eine innigere und vermehrte Berührung zwischen diesem und der Schleimhaut ermöglicht wird. Die Darmzotten bestehen aus einer gallertartigen trüben Grundmasse mit einem Ueberzuge von Cylinderepithelium, welcher sich gleich einem Handschuhfinger abstreifen läßt. Innerhalb der Zotte verzweigt sich ein feines Netz von Haargefäßen, welches die Zotte gespannt erhält, so daß der Speisesaft in dieselbe eintreten kann, um von dem kolbig endenden Lymphgefäße, das in der Mitte der Zotte liegt, aufgesogen zu werden. In dem Dickdarme verlieren sich diese Zotten. Es finden sich ferner in dem D. zwei Arten von Drüsen vor: die einen, Drüsen ohne Ausführungsgang, sind insbesondere der Anheftungsstelle des D.s gegenüber in größeren Haufen neben einander angeordnet, so daß sie eine länglich ovale, etwas über die Oberfläche hervorragende Gestalt zeigen, peyersche Drüsen; die andern, Drüsen mit Ausführungsgängen, kommen überall im D. zerstreut vor, lieberkühnsche und brunnersche Drüsen. Letztere fehlen jedoch im Dickdarm, dafür sind die zerstreuten Follikel desto zahlreicher in demselben anzutreffen. Diese Drüsen stehen alle in der innigsten Beziehung zu dem Verdauungsakte, in sofern sie sämmtlich einen Saft absondern, Darmsaft genannt, der sich dem Darminhalt beimischt, alkalische Reaktion zeigt u., obgleich chemisch noch nicht hinreichend bekannt, sicherlich einen wesentlichen Einfluß auf den Chylus (s. d.) u. dessen fortwährende Umänderung während seines Weiterschreitens ausübt (s. Verdauung). Der Schleim, welchen die Schleimhaut fortwährend absondert, hat ferner noch die Funktion, die Gewebe der Darmschleimhaut selbst vor dem Einflusse des Darminhalts zu schützen. Das Blut, welches der Darmkanal zugeführt erhält, kommt sämmtlich direkt aus der Aorta (s. d.). Dasselbe sammelt sich, nachdem es sich in ein feines Kapillargefäßnetz aufgelöst hat, in den Blutadern, welche sich alle in die Pfortader (s. d.) ergießen. Auch an Nerven ist der Darmkanal sehr reich. Die meisten stammen von sympathischen Nerven her. Die Krankheiten, welchen der Darmkanal ausgesetzt ist, sind sehr mannichfaltig. Zu nennen sind: die Darmentzündung, die Vorfälle des Darmkanals (s. Brüche), der Krebs, die Tuberkelablagerung. Ferner hat der Unterleibs- u. Abdominaltyphus seinen Sitz daselbst, namentlich in den peyerschen Drüsenhaufen, die Ruhr in der Schleimhaut des untern Theils des Dickdarms; auch die Cholera macht im D. ihr erreichlichsten Ausscheidungen. Die katarrhalischen Prozesse der Darmschleimhaut sind insbesondere im zartesten Kindesalter von großer Wichtigkeit, kommen aber auch bei Erwachsenen häufig vor und bilden die hauptsächlichste Quelle zahlloser Erkrankungen.

Darmentzündung (enteritis), Entzündung des Darmkanals, und zwar der innern Haut desselben, der Schleimhaut mit dem unter ihr gelegenen, mit ihr im innigsten Zusammenhange stehenden Unterschleimhautzellgewebe. Man rechnet nämlich die Entzündung des serösen Ueberzuges des Darmrohrs nicht hierher, sondern zu der Bauchfellentzündung (s. d.), und da die dritte Haut des Darms (s. d.), die Muskelhaut, welche zwischen diesen beiden liegt, niemals selbstständig erkrankt, so bleibt für die Benennung D. nur die entzündliche Erkrankung der Schleimhaut übrig. Die Krankheit tritt hauptsächlich unter 2 Formen auf: als katarrhalische und als croupöse Entzündung. Die katarrhalische Entzündung, auch Darmkatarrh genannt, kann akut oder chronisch verlaufen, welche beide Formen sich nach ihren äußeren Erscheinungen besonders hinsichtlich ihrer Heftigkeit u. Dauer von einander unterscheiden. Bei der akuten Form (akuter Darmkatarrh) sind die Symptome je nach dem Sitze der Krankheit, je nachdem nämlich dieselbe den einen oder anderen Theil des in seinem anatomischen und physiologischen Verhalten doch einigermaßen verschiedenen Darmrohres trifft, von einander abweichend. Ist der Dickdarm hauptsächlich ergriffen, oder auch zu gleicher Zeit der untere Theil des Dünndarms, so ist meist Diarrhöe vorhanden, und die Stuhlentleerungen sind um so häufiger, je heftiger die entzündliche Affektion ist. Dabei stellen sich Kollern und kolikartige Schmerzen ein, die den Ausleerungen gewöhnlich vorhergehen. Der Leib ist gegen Druck mehr oder weniger empfindlich, im Ganzen wenig aufgetrieben, Appetit u. Verdauung leiden nicht sehr. Stuhlzwang ist nur dann vorhanden, wenn die Entzündung bis in den Mastdarm sich verbreitet hat. Befällt die Entzündung den obersten Theil des Dünndarms, den Zwölffingerdarm 2c., so fehlt die Diarrhöe, der Stuhl ist sogar in der Regel verstopft. Die Erkrankung dieser oberen Darmpartien ist jedoch für sich im Ganzen selten; meist ist entweder der Magen der Ausgangsort derselben, und es fallen dann die Erscheinungen mit denen des Magenkatarrhs zusammen, oder es gesellen sich noch andere entzündliche Affektionen der Nachbarorgane, besonders der galleausführenden Gänge der Leber hinzu, in welchem Falle das Uebel in der Gestalt der Gelbsucht auftritt. Oft ist mit derselben gleichzeitig der Dickdarm erkrankt. Bei allen heftigeren Erkrankungen dieser Art ist Fieber vorhanden, und zwar oft sehr heftiges mit großer Abgeschlagenheit der Glieder, Kopfweh, Brechneigung, Appetitlosigkeit, belegter trockener Zunge, Schlaflosigkeit, Irrereden 2c. In solchen Fällen ist leicht Verwechselung mit Typhus möglich, da dessen Auftreten oft die gleichen Erscheinungen zeigt. Die Ausleerungen bei der D. sind je nach der Heftigkeit der Entzündung verschieden. Bei minder heftiger Erkrankung sind die noch breiigen Stühle bräunlich oder gelblich gefärbt, übelriechend, mit specifischem Kothgeruch, in höheren Graden der Entzündung aber gelblich, graugelblich bis farblos wässerig, zuweilen etwas blutig und bestehen in diesem Falle, mikroskopisch untersucht, aus abgestoßenen Epithelialzellen, Eiter, auch wohl zuweilen aus Blutkörperchen mit Krystallen von phosphorsaurer Ammoniakmagnesia nebst den noch vorhandenen Ueberresten der genossenen Speisen. Diese akute Form geht in der Regel in Heilung über, zumal da, wo sie selbstständig auftritt und entweder in Folge von Erkältung, oder von Diätfehlern entstanden ist. Nur bei kleinen Kindern u. Greisen kann

sie zum Tode führen. Auch zu anderen Krankheiten hinzutretend, kann sie gefährlich werden, namentlich hat man dies nach ausgebreiteten Verbrennungen beobachtet, wo sie als sogenannter sekundärer Darmkatarrh auftritt. Dann findet man die Schleimhaut tief geröthet, aufgewulstet und aufgelockert, besonders um die drüsigen Organe (s. Darm) und um die Darmzotten herum. Die sogenannten solitären Drüsen erscheinen als weißliche, durchscheinende, oder mit trüber, körniger Flüssigkeit gefüllte, stecknadelkopfgroße, mit rothem Hofe umgebene Erhabenheiten. Die Oberfläche ist mit einer bald mehr hellen, flüssigen, bald mehr trüben, zähen Schleimmasse überzogen. Die Behandlung der akuten D. besteht hauptsächlich in strengster Diät. Es werden nur dünne, schleimige Brühen gereicht, zum Getränk Lösungen von Gummi, Reiswasser, Salpeterabkochungen. Auf den Leib mache man warme Ueberschläge, entweder mit trockenen warmen Tüchern, oder feucht-warme Kataplasmen von Leinsamenmehl. Dabei muß auf gleichmäßige Temperatur gesehen werden; der Kranke halte sich im Bette. Bei heftigeren Schmerzen im Unterleibe oder bei längerer Dauer u. sehr erschöpfenden Ausleerungen wendet man Medikamente an, unter welchen das Opium obenan steht. Ist der Darmkatarrh durch scharfe, reizende Mittel hervorgerufen, so müssen diese eingehüllt u. unschädlich gemacht werden, was je nach der chemischen Natur derselben durch Eiweißlösungen, Milch zc. geschieht. Ist Stuhlzwang vorhanden, so wirken am heilsamsten Stärkmehlklystiere, unter Umständen mit Opium und anderen beruhigenden Mitteln vermischt, oder auch mit dergleichen Stoffen bereitete Salben, welche in die Umgebung des Afters eingerieben werden. Heilt der akute Darmkatarrh nicht vollkommen, so geht er in die chronische Form über: chronische, katarrhalische D., welche jedoch auch ursprünglich als solche auftreten kann, meist jedoch Folgezustand anderweiter Erkrankungen ist und besonders häufig bei Kreislaufstörungen, welche die Unterleibsgefäße treffen, beobachtet wird. Die chronische D. begleitet auch eine große Zahl von Krankheitsprozessen, welche in anderen Organen verlaufen, besonders diejenigen, welche Verdauungsstörungen und krankhafte Veränderungen der Schleimhaut des Magens verursachen. In der Regel ist die Krankheit fieberlos, und es tritt nur dann Fieber hinzu, wenn, was häufig der Fall ist, in Folge von wiederholten Erkältungen oder von Diätfehlern, aber auch oft ohne nachweisbare Veranlassung eine Steigerung der gelinderen Affektion zu einer heftigeren Statt findet. Die Haupterscheinung ist wiederum die Diarrhöe, welche jedoch bei dieser chronischen Form nicht so häufige Stuhlentleerungen mit sich bringt, als bei der akuten. Den bräunlich, gelblich, oder grünlich gefärbten Ausleerungen ist meist eine große Menge zähen, gallertartigen Schleims oder eiterähnliche Flüssigkeit beigemischt. Zuweilen werden solche schleimige Massen ohne Beimengung von Fäkalmaterien entleert und haben dann manchmal eine röhrenförmige Gestalt, so daß man dieselben bei oberflächlicher Betrachtung mit einem Stück des Darms selbst verwechseln könnte, um so mehr, als sie von graugelblicher Farbe sind. Bei genauerer mikroskopischer Untersuchung erweisen sich dieselben jedoch als geronnene Schleimmassen ohne irgend welche organische Struktur von Drüsen oder Fasern u. dergl. Zuweilen wechselt Verstopfung mit Diarrhöe ab, oder es zeigen sich zwar Stühle, aber von fester Konsistenz mit einem Ueberzuge von zähen Schleimmassen. Namentlich ist dies der Fall bei dem sekundären Darmkatarrh, welcher in Folge von Blutstauungen (bei Herz- und Leberkrankheiten zc.) entsteht. Schmerz ist nicht immer oder wenigstens in geringem Maße vorhanden, kann jedoch zuweilen auch einen höheren Grad erreichen. Auch gegen Druck ist der Leib selten empfindlich. Mehr noch sind unangenehme Gefühle, Kollern, Auftreibung des Unterleibs mit Gasansammlung u. häufigem Aufstoßen oder Abgang von Blähungen zugegen. Zeitweise ist der Appetit gestört, die Zunge belegt, Uebelkeit und Brechneigung vorhanden, namentlich dann, wenn der Magen Theil nimmt an der katarrhalischen Affektion. Bei länger andauernden Diarrhöen bleibt auch der nachtheilige Einfluß auf die Ernährung des Körpers im Allgemeinen nicht aus, die Kranken magern ab, sind häufig verstimmt, hypochondrisch, haben Kopfschmerz, unruhigen Schlaf, nächtliche Schweiße, Herzklopfen und Athemnoth. In heftigeren und länger dauernden Fällen bilden sich auch noch andere mißliche Zustände, besonders bei Kindern, aus. Es entstehen nämlich durch den fortwährenden Reiz des Afters und seiner Umgebung wunde Stellen (Afterkratt), oder der Mastdarm fällt zuweilen vor. Auch für die chronische D. gilt dasselbe wie für die akute. Je nach dem Sitze des Leidens in irgend einem Theile des Darmrohrs können die Symptome einige Verschiedenheit darbieten. Doch ist es meist unmöglich, die Grenze der entzündlichen Affektion zu bestimmen. In der Regel ist der Dickdarm am stärksten und vorzugsweise ergriffen, namentlich bei den oben schon berührten Stauungszuständen der Unterleibsorgane. Der Katarrh erstreckt sich jedoch auch oft in den untern Theil des Dünndarms. Seltener ist der obere Theil des Darms erkrankt, was nur dann der Fall ist, wenn sich die Entzündung vom Magen aus, durch Diätfehler oder scharfe Stoffe hervorgerufen, auf den Darm fortpflanzt. Bei der oberflächlichen Lage des Dickdarms u. da derselbe auf seine Unterlage festgeheftet ist, läßt sich die Stelle der Erkrankung oft ziemlich genau bestimmen, da sich die Stelle gegen Druck empfindlich erweist, und man sogar im Stande ist, die angesammelten Kothmassen durch die erschlafften Bauchdecken hindurchzufühlen. Der Verlauf dieser bisher geschilderten chronischen Form der D. ist oft ein sehr langwieriger, schleppt sich durch Wochen, ja durch Monate hin. Zuweilen heilt dieselbe aber auch sehr rasch; wo sie dagegen einen hartnäckigeren Charakter annimmt, da liegt die Vermuthung nahe, daß sich an irgend einer Stelle tiefer greifende Veränderungen, z. B. Geschwüre, ausgebildet haben mögen. Denn die Darmdrüsen vereitern leicht und es entstehen dann Krankheitsprozesse, die einen gefährlichen Ausgang herbeiführen können. Es kann in solchen Fällen große Erschöpfung eintreten, Wassersucht entstehen, und selbst der Tod kann die Folge sein. Darum nehme man auch eine schmerzlose, aber lang andauernde Diarrhöe niemals so leicht, sondern sorge zeitig für deren Beseitigung, welche bei der selbstständigen, oder von einem akuten Darmkatarrh herrührenden D. auch in der Regel ohne große

Schwierigkeit gelingt. Auch bei dieser Form ist die Diät die Hauptsache, die eine um so strengere sein muß, je höher der Grad der Entzündung ist und je häufiger die Wiederkehr einer Verschlimmerung Statt findet. Bei längerer Dauer freilich u. wenn bereits Abmagerung, Blässe &c. einzutreten beginnen, muß die Ernährung in entsprechender Weise gehoben werden. Es geschieht dies durch kräftige Brühen u. durch Speisen, welche leicht verdaut werden können und keine unverdaulichen Reste übrig lassen. Die Kranken müssen sich warm kleiden, sich vor Erkältung hüten, deshalb Wolle auf dem bloßen Leibe tragen. Wo es angeht, ist Wechsel des Klima's anzurathen. Innerlich ist das Opium auch hier das souveränste Mittel, ihm zunächst steht die Reihe der gerbsäurehaltigen Mittel, auch das Eisen, der Alaun, Rothwein. Zuweilen thut aber ein leichtes Abführmittel aus Rhabarber, Ricinusöl u. dgl. die besten Dienste. Auch mit der Kaltwasserkur hat man in hartnäckigen Fällen überraschenden Erfolg erzielt. Aeußerlich applicirt man Senfteige, macht ölige oder spirituöse Einreibungen, oder legt ein großes Pflaster auf den Bauch (s. Diarrhöe). Auch nach gehobenen Entzündungen müssen Kranke, welche zur D. neigen, längere Zeit jeden Diätfehler ebenso wie Erkältungen zu vermeiden suchen. Ueber Darmkatarrh der Kinder s. Cholera und Diarrhöe.

Der Besonderheit der Erscheinungen wegen, welche sie in ihrem Auftreten, in ihrem Verlauf u. in ihren Veranlassungen bieten, fügen wir noch zwei Formen von D. hinzu. Es sind dies die Entzündung des Blinddarms und seiner Umgebung, der rechten Darmbeingrube, u. des wurmförmigen Fortsatzes (s. Darm). Es entstehen diese nämlich meist in Folge von fremden Körpern u. von verhärteten Kothmassen. Namentlich in den wurmförmigen Fortsatz gerathen zuweilen feste Kothbällchen, sogenannte Kothsteine, oder der darin enthaltene Koth vertrocknet darin, oder es gelangen fremde Körper hinein, wie z. B. beobachtet wurde, daß ein Kirschkern, ein Traubenkern, ein Knochenstückchen sich in denselben einkeilte. Wahrscheinlich können diese Körper längere Zeit unbemerkt darin ruhen, bis sie durch den anhaltenden Reiz eine anfangs geringere entzündliche Affektion zu einer plötzlich und unerwartet auftretenden heftigen, schmerzhaften Entzündung steigern, die dann rasch zu einer außerordentlichen Höhe anwächst, da in der Regel die Kankheit sich auf den Bauchfellüberzug fortpflanzt. Der Schmerz ist dann sehr heftig, die Funktion des Darmkanals vollkommen gehemmt; Verstopfung tritt ein, heftiges Fieber &c., kurz das Bild einer heftigen Bauchfellentzündung. Nicht selten endet diese Entzündung tödtlich, da meist Durchbruch entsteht u. dann eine allgemeine Bauchfellentzündung mit allen ihren Erscheinungen die Folge ist, wenn nicht Verklebungen des Wurmfortsatzes mit der Umgebung vorhergegangen sind. Dann entsteht ein Absceß in der Umgebung, der aber seinerseits, allmählig sich vergrößernd, in die Bauchhöhle durchbrechend die Bauchfellentzündung dennoch hervorrufen kann. Was die entzündliche Erkrankung des Blinddarms (typhlitis) und seiner Umgebung (perityphlitis) betrifft, so hat man auch diese meist durch fremde Körper oder als solche wirkende Kothverhärtungen entstehen sehen. Auch diese Entzündungen erscheinen unter dem Bilde einer partiellen umschriebenen Bauchfellentzündung (s. d.) und können zu sehr bedeutenden Vereiterungen führen (s. Typhlitis). Die Behandlung ist die der Bauchfellentzündung (s. d.).

Die croupöse Entzündung des Darmkanals s. Dysenterie, mit welchem Namen man die primäre croupöse Erkrankung der Darmschleimhaut bezeichnet. Auch die sekundäre croupöse Darmschleimhautentzündung erscheint in der Regel unter dem Bilde der Dysenterie oder Ruhr, besonders in den Fällen, wo die Erkrankung eine ausgedehntere ist und die sie veranlassende ursprüngliche Krankheit, wie Typhus, Blattern, Scharlach, Wochenbettfieber, Cholera, brightsche Nierenerkrankung &c., in nicht sehr heftigem Grade auftritt und bald vorübergeht. Verlauf, Erscheinungen u. Behandlung s. daher ebenfalls Dysenterie.

Darmfäule, eine chronische, zum fauligen Zustande sich manchmal hinneigende Darmentzündung, besonders beim Rindvieh, die sich durch Mangel an Appetit, gereizten, jedoch leeren Puls, bald durch Verstopfung, bald durch Diarrhöe, womit ein kopiöser, dünner, gefärbter Schleim entleert wird, ferner durch zunehmende Abmagerung u. Kälte der Extremitäten zu erkennen gibt. Man gebraucht dagegen kühlende Salze, die mit schleimigen u. bei Durchfall u. Darniederliegen der Verdauung mit bittern Mitteln verbunden sind. Bei starken Durchfällen sind auch schleimige Mittel mit Opium zu Klystieren zu benutzen. Zur Fütterung dienen Wurzelgewächse. Die Kranken sind fleißig zu putzen und warm zu bedecken. Bei deutlicherem Hervortreten entzündlicher Zufälle ist die Haut selbst durch scharfe Einreibungen, selbst durch Fontanelle in starken Reizzustand zu versetzen.

Darmgicht (Kothbrechen, Miserere, Ileus, chordapsus), s. Erbrechen.

Darmsaiten, s. Saiten.

Darmstadt, Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogthums Hessen, in der Provinz Starkenburg, liegt am Flüßchen Darm in der sandigen Ebene zwischen dem Odenwald und dem Rhein, am Anfang der Bergstraße. Obschon Kohl D. auch eine einigermaßen günstige geographische Position zu vindiciren sucht als Mittelpunkt der Flußhalbinsel zwischen Rhein und Main, von dem ein Straßenfächer nach Mainz, Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg sich entfalte, so gehört es doch entschieden unter die Städte, die nur durch ihre Fürsten groß geworden sind. Seine jetzige Physiognomie hat sich erst seit den letzten 50 Jahren ausgebildet. Man unterscheidet eine Altstadt und eine Neustadt, welche durch das großherzogliche Schloß, den Marktplatz und den Paradeplatz von einander geschieden werden, nebst 4 Vorstädten. Unter letzteren ist die bessunger Vorstadt mit dem südöstlich gelegenen Dorf Bessungen, der alten Mutter von D., die jetzt zur Residenz gerechnet wird, völlig zusammengeflossen. Die östlich gelegene Altstadt ist finster u. winkelig, mit engen u. krummen Straßen, umfaßt aber den Hauptverkehr. Die Neustadt dagegen, im Westen von jener gelegen u. erst seit diesem Jahrhundert entstanden, ist elegant angelegt, mit breiten, luftigen Straßen, schönen Plätzen u. modernen Prachtbauten der verschiedensten Art. Die bedeutendsten Straßen sind die 600 Schritte lange Neckar- und die 1000

Schritte lange Rheinstraße, welche man vom Bahnhof her durch das stattliche Rheinthor betritt. Sie führt auf den achteckigen Luisenplatz, der mit einer Hauptzierde der Stadt, der Ludwigssäule, geschmückt ist. Letztere, welche D. aus der Ferne einem Thurm gleich ankündigt und am 25. August 1844 eingeweiht wurde, ist 134 Fuß hoch und trägt die von Schwanthaler entworfene Metallstatue des Großherzogs Ludwig I., dem D. hauptsächlich seine Bedeutung verdankt. Er hält in der Rechten die Rolle der Verfassung. Das Postament enthält die Inschrift: Ludwig dem Ersten sein dankbares Volk. Im Innern führt eine Wendeltreppe von 172 Stufen auf die mit einem Eisengeländer umfaßte Plattform des Kapitals, welche eine schöne Aussicht bietet. An der Südseite des Luisenplatzes steht das prinzliche Palais, das kurz vor der 1804 vollzogenen Vermählung des damaligen Erbprinzen für diesen aus den Mauern einer Reiterkaserne erbaut wurde; ihm gegenüber das Kanzleigebäude (1777) und in der Südwestecke das Ständehaus (ehemals Palais des Landgrafen Christian), davor ein mit 4 Löwen gezierter Springbrunnen. Die Rheinstraße geht noch über den Luisenplatz hinaus und endigt auf dem Paradeplatz vor dem Schlosse. Dasselbe besteht aus Theilen, welche zu verschiedenen Zeiten ausgeführt sind, und ist so groß und geräumig, daß Kaiser Joseph II. meinte, er habe mit allen Kurfürsten darin Platz. Der älteste Theil wurde von Georg I. 1568 erbaut und umfaßt unter Anderem den Kaisersaal und die Schloßkirche, die 1842 im Renaissancestyl restaurirt wurde. An ihn stößt der 1664 von Ludwig VI. aufgeführte Glockenbau, der seit 1671 auf seinem Thurm ein in Amsterdam gefertigtes, stündlich ertönendes Glockenspiel trägt. Sämmtliche Schloßgebäude sind von einem breiten, tiefen Graben umzogen, der sonst mit Wasser gefüllt war, jetzt aber mit Rasen u. Gebüsch besetzt ist, zwischen denen hie u. da Hirsche, Rehe, Pfauen 2c. zu sehen sind. Ueber den Graben führen 3 gewölbte Brücken zu den 3 Eingängen des Schlosses, wodurch das Ganze ein burg- und festungsartiges Ansehen erhält. An Sammlungen enthält das Schloß die Hofbibliothek (200,000 Bände und zahlreiche handschriftliche und typographische Seltenheiten), ein Museum mit Gemäldegallerie (9 Säle mit etwa 700 Bildern, darunter manches Werthvolle, besonders von niederländischen Meistern), ein Antikenkabinet, welches römische und ägyptische Alterthümer, Korknachbildungen römischer Alterthümer und 278 Gypsabgüsse enthält, ein besonders an urweltlichen Thierresten reiches Naturalienkabinet, eine Waffen- und Trachtensammlung u. A. m. In der Nähe des Schlosses, zwischen dem prächtigen Opernhause (einem Werke Mollers, 1818 errichtet mit 6 großen korinthischen Portalsäulen) u. dem Exercir- oder Zeughaus (256 Fuß lang, 120 F. breit), stehen seit 1853 die Standbilder Philipps des Großmüthigen und seines Sohnes Georg, des ersten Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Das angrenzende Boskel oder der Hofgarten enthält die Grabhügel und das Denkmal der Landgräfin Karoline († 1774), welcher Friedrich der Große eine Marmorurne weihte, mit der Inschrift: „Sexu femina, Ingenio vir.“ Der Marstall (1810—12 von Mittermayer erbaut, mit 2 Reitbahnen und Raum für 160 Pferde) und die neue Kanzlei am Mathildenplatz, die Kavalleriekaserne auf dem Marienplatz am Neckarthor, der seit 1852 mit einem Denkmal der in den Befreiungskriegen gefallenen hessischen Krieger geschmückt ist, sind andere Prachtbauten der Neustadt, der nur größere Belebtheit zu wünschen wäre. Das Rathhaus, an der Südseite des Marktplatzes, 1580 unter Georg I. erbaut, ist im Inneren und Aeußeren düster. Zu den Neubauten der Residenz gehört auch die 1822—27 von Moller erbaute katholische Kirche, eine von 28 korinthischen Säulen umgebene Rotunde, die von oben durch eine Kuppel Licht erhält. Die Kirche trägt die einfache Inschrift: Deo. Die evangelische Stadtkirche stammt theilweise aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, wurde aber 1678—88 durch zwei Anbauten erweitert. Zu den kirchlichen Gebäuden gehört auch eine Synagoge. D. ist Residenz u. Sitz der obersten Behörden des Großherzogthums u. der Provinz Starkenburg und hat einen botanischen Garten, ein Gymnasium (seit 1832 in dem ehemaligen Waisenhause vor dem Bessunger Thore), eine höhere Gewerbsschule (seit 1843), Realschule, Handelsschule, Artillerie- und Militärschule u. andere treffliche Unterrichtsanstalten, sowie mehre wissenschaftliche Vereine. Wohlthätigkeitsanstalten sind: die Luisenstiftung, das Armenhaus, die Wilhelminenstiftung (eine Töchterversorgungsanstalt, seit 1827), der Frauenverein, das Militärlazareth, ein Waisenhaus, Krankenhaus 2c. Die Zahl der Einwohner betrug 1638 1065, 1794 ohne Militär 6700, 1858 (mit Bessungen) 31,084, darunter etwa 2500 Katholiken und gegen 600 Juden. Erwerbsquellen sind Feld- und Gartenbau, Handel mit dessen Erzeugnissen (darunter namentlich Spargel, auch Wald- u. Grassamen) und Fabrikation von Tapeten, Spielkarten, Zündhölzchen, chemischen Fabrikaten, Tabak, Chaisen, Maschinen, technischen und musikalischen Instrumenten, Bijouteriewaaren, Eisengießerei 2c. Die Umgebungen der Stadt scheinen wenig zu versprechen. Die Gegend ist flach und sandig und erinnert mit ihrem Föhrenwald an Strecken des deutschen Nordens. Die fleißige Kultur der Ebene erzeugt keine landschaftliche Schönheit. Aber doch ist D. das Portal zu zwei der schönsten Gegenden in Deutschland, zur Bergstraße u. zum Odenwald. Der Karlshof, das Jagdschloß Kranichstein, die Gärten von Bessungen sind ganz nahe Vergnügungsorte; entferntere die Ludwigshöhe mit schöner Aussicht, der Herrgottsberg, der Donnerberg, Nieder- und Oberramstadt u. a. (letzteres Lichtenbergs Geburtsort). In D. wurden H. P. Sturz, Heinrich Merck, der Kupferstecher Chr. Heß, Schleiermacher, der Orientalist F. E. Schulz, Justus Liebig, G. G. Felsing u. A. geboren.

An der Stelle des jetzigen D. soll schon ein Römerkastell gegen die Katten gestanden haben. Als man 1553 einen uralten Thurm abbrach, fand man Münzen von Trajan. In Urkunden des 8.—11. Jahrhunderts erscheint ein Dorf Darmundestat (angeblich nach dem die Stadt durchfließenden Bach Darm), das zur Cent Bessungen gehörte. Graf Wilhelm I. von Katzenellnbogen erwarb dann 1319 Stadt- u. Festungsrecht u. erhob es zu seinem Wohnsitz. Die Stadt hob sich bald zu solchem Ansehen, daß der rheinländische Adel 1403 sein 23. großes Turnier hierher ausschrieb. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Katzenelln-

bogen mit Philipps Tode 1479 kam D. durch dessen Tochter Anna, Gemahlin des Landgrafen Heinrich IV., an Hessen, was zugleich die Verlegung der Residenz zur Folge hatte. Im Jahre 1518 hatte D. eine heftige Belagerung durch Franz von Sickingen zu bestehen, die durch einen Vergleich zwischen den kriegführenden Häuptern endete. Im schmalkaldischen Kriege (1546) ward die Stadt von einem niederländisch-spanischen Corps unter dem kaiserlichen General, Grafen von Beuern (Büren) belagert, nach zwei von den Bürgern siegreich abgeschlagenen Stürmen endlich mit List eingenommen, gebrandschatzt, geplündert und das Schloß, der alte Sitz der Grafen von Katzenellnbogen, nebst allen dazu gehörigen Gebäuden in die Luft gesprengt. D. blieb nun lange Zeit in seinen Trümmern liegen. Philipps zweiter Sohn, Ludwig, wohnte zwar einige Jahre hier und begann den Wiederaufbau eines neuen Schlosses; allein die Stadt erholte sich von ihrem Schlag erst unter dem Landgrafen Georg I. von Hessen, der D. zu seiner Residenz wählte (1567) und Stifter der hessen-darmstädtischen Linie wurde. Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges empfand D. zuerst 1622, wo der Graf von Mansfeld und Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz mit 16,000 Mann die Stadt 8 Tage lang plünderten, bis sie von Spaniern u. Bayern wieder vertrieben wurden. Unter Ernst Ludwig wurde die Stadt 1688 von den Franzosen unter Melac erobert, und wären die Verbündeten (zu Anfang 1689) nicht schnell zu Hülfe geeilt, so würde D., gleich so vielen andern Städten, ein Raub der Flammen geworden sein. Schon 1693 drangen die Raubhorden unter dem Marschall de Lorges abermals ein, die Festungswerke wurden geschleift, und mit der Plünderung war bereits der Anfang gemacht worden, aber eine Brandschatzung befriedigte die Raubgier und bewahrte die Stadt vor größerem Ungemach. D.s glänzendste Periode beginnt mit der Regierung Ludwigs X. (als Großherzog Ludwig I., 1790 bis 1830). Die alten Mauern wurden größtentheils abgetragen, die Stadt nach allen Richtungen erweitert, ganze Straßen mit schönen palastähnlichen Gebäuden gleichsam hervorgezaubert u. eine Menge trefflicher Bildungsanstalten gegründet. Die Kriegsstürme hemmten indeß öfter diese Fortschritte und entfernten den Hof mehrmals (1792, 1796, 1799, 1806, 1813) von der Residenz, deren Bevölkerung bei Ludwigs Tode fast viermal so stark als bei seinem Regierungsantritte war. In D. wurde 1820 bis 1822 der sogenannte **darmstädter Handelskongreß** (zur Berathung über ein gemäßigtes Mauthsystem und über gemeinschaftliche Zölle) von den Bevollmächtigten mehrer süddeutschen Staaten gehalten u. im April 1852 die sogenannte **darmstädter Koalition** gegen den preußischen Zollverein (s. d.) geschlossen. Vgl. Karl **Wagner**, D. (Beschreibung und Geschichte), Darmstadt 1842; **Walther**, Darmstädter Antiquarius, das. 1857.

Darmzotten (villi, flocci, papillae intestinorum), s. **Darm**.

Darnley, **Heinrich Stuart, Lord**, zweiter Gemahl der Königin Maria von Schottland, war der älteste Sohn des Grafen Lenox und der Lady Margarethe Douglas und von beiden Seiten mit dem königlichen Hause in Schottland u. England verwandt, am nächsten mit dem letzteren, da seine Mutter eine Nichte Heinrichs VIII. und Tochter der Königin Margarethe, der Schwester desselben, war, welche sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Jakobs IV. von Schottland, mit dem Grafen von Angus verheirathet hatte. D. wurde 1546 in England geboren, woselbst sich seine Eltern auf ihren Gütern in Verbannung befanden, und kehrte erst in seinem 21. Jahre mit seinem Vater, einer Einladung der Königin Maria folgend, nach Schottland zurück. Seine Schönheit und äußere Anmuth gewannen ihm bald die Zuneigung Maria's in dem Grade, daß sie ernstlich an eine Vermählung mit ihm dachte. Am französischen Hof fand ihre Absicht den vollsten Beifall, da D., wie man voraussetzte, dem französischen Interesse nicht entgegen war; auch der Papst war bereit, die wegen der Verwandtschaft nöthige Dispensation zu ertheilen. Elisabeth erhielt erst Kunde davon, als sie Maria durch einen besonderen Abgeordneten um ihre Zustimmung ersuchte. Während aber Maria die fremden Höfe für ihren Wunsch günstig zu stimmen suchte, machten sich D. und sein Vater durch stolzes Betragen und unvorsichtige Aeußerungen in Schottland selbst die einflußreichsten Familien abgeneigt, während zugleich die große Vertraulichkeit D.'s mit dem Sänger David Rizzio großen Anstoß erregte. Vergeblich verband sich der Graf Murray, Maria's natürlicher Bruder, mit Anderen, um durch Waffengewalt die Erhebung des Hauses Lenox auf den königlichen Thron zu vereiteln. Die Vermählung der Königin mit D. fand den 29. Juli 1565 zu Edinburg Statt. Maria bestimmte, daß ihr junger Gemahl ebenfalls den Titel König führen und jeder gesetzliche Akt in ihrer beider Namen erlassen werden sollte. Schon nach wenigen Monaten erkannte aber die Königin, daß sie sich in ihrem Gatten getäuscht habe; sein Geist entsprach wenig der Schönheit seiner Person, und dennoch war er selbst auf seine vermeinten Fähigkeiten außerordentlich stolz. Alle ihre Freundlichkeit konnte sein störrisches Gemüth nicht auf andere Wege bringen. Seine Neigungen blieben gemein; er überließ sich Lastern aller Art und hielt sich von seiner Gattin möglichst fern. Bald empfand Maria gegen ihren Gemahl eben so viel Haß, als früher leidenschaftliche Liebe. Den häuslichen Zwistigkeiten, die schon wenige Monate nach der Vermählung begannen, gab D.'s unverständiger Ehrgeiz zuerst eine bestimmte Richtung. Nicht zufrieden mit den erhaltenen Auszeichnungen, verlangte er noch die sogenannte „Verheirathungskrone" (crown matrimonial), wodurch er in die vollen Rechte eines geborenen Königs eingetreten wäre, und das Recht der Thronfolge im Fall des Todes der Maria erlangt hätte. Als Maria ihm diese abschlug, da eine solche Erweiterung seiner Macht nur durch Parlamentsbeschluß möglich war, betrachtete D. dieses als eine tiefe Kränkung. Insbesondere warf er einen tödtlichen Haß auf Rizzio, den er als den Rathgeber der Königin kannte und als seinen hauptsächlichsten Gegner ansah. Mit mehren angesehenen Schotten, früheren Verbündeten Murray's, ebenfalls Gegnern Rizzio's, in Einverständniß, besetzte er mit einigen hundert Bewaffneten das Schloß in Edinburg u. drang mit jenen durch einen geheimen Eingang in das Zimmer der Königin, wo sich diese mit Rizzio und

ihren Damen befand. Rizzio flüchtete sich vergeblich hinter die Königin; Georg Douglas, einer der Verschworenen, ergriff des Königs Dolch und verwundete den Sänger, worauf dieser ins Vorzimmer geschleppt und daselbst durch 56 Wunden getödtet wurde. Der König erklärte darauf offen, dies sei auf seinen Befehl geschehen. Murray und seine Freunde kehrten wenige Tage nach der That nach Edinburg zurück und wurden in ihre vorigen Verhältnisse restituirt. Inzwischen gelang es Maria, durch Schmeicheleien ihren Gemahl zu überreden, mit ihr nach Dunbar zu gehen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, jenen Verschworenen die Spitze zu bieten. Bald hatte sie auch eine so bedeutende Anzahl Bewaffneter gesammelt, daß jene nach England zu entfliehen für räthlich hielten. Jetzt sollte auch D. die Strafe treffen, doch in anderer Weise. Um ihn zuerst moralisch zu vernichten, nöthigte ihn Maria, in einer Proklamation jede Verbindung mit den Mördern in Abrede zu stellen. Nachdem sie ihn so der allgemeinen Verachtung Preis gegeben, zeigte sie ihm eben sowohl ihre Geringschätzung wie ihren Haß und verwies ihn aus ihrer Umgebung. Dabei begünstigte sie auf eine auffallende Weise die Grafen Bothwell u. Marr, begab sich auf deren Schlösser, und als D. ihr folgte, kehrte sie nach Edinburg zurück. Nur mit Widerstreben verwilligte sie ihm hier einige Räume im Palaste von Edinburg, welchen sie selbst bewohnte. Unter diesen Verhältnissen ward Maria am 19. Juni 1566 von ihrem einzigen Sohne, dem späteren Jakob VI., entbunden, ein Ereigniß, das ihre Anhänger mit neuen Hoffnungen erfüllte, während D. seine Lage so unerträglich fand, daß er bereits Anstalten traf, Schottland zu verlassen. Die Absicht der Königin, eine Aussöhnung herbeizuführen, vereitelte D. selbst durch sein kaltes Benehmen ihr gegenüber, sowie namentlich durch seine Weigerung, bei der Taufe seines Sohnes, im December 1566, gegenwärtig zu sein. Maria näherte sich nun wieder ihren Günstlingen, und eine Krankheit D.'s, die ihn kurz nach seiner Ankunft in Glasgow, wohin er sich zurückgezogen hatte, befiel, schrieb man ziemlich allgemein dem Gifte zu, welches die Königin ihm gereicht hätte. Dieselbe wußte jedoch dies Gerücht durch sorgliche Pflege ihres kranken Gemahls niederzuschlagen. D. begleitete hierauf die Königin noch vor seiner völligen Genesung nach Edinburg, wo sie anfänglich im Palast Holyrood, sodann, da derselbe dem Straßengeräusch zu nahe lag, in einem alleingelegenen Hause, Kirk of Field genannt, wohnten. Maria wählte ihr Schlafzimmer unter dem des Königs; sie gab ihm hier viele Beweise großer Freundlichkeit, und Niemand zweifelte mehr an einer aufrichtigen Aussöhnung der Gatten. Die Nacht vom 9. auf den 10. Februar 1567 brachte Maria aber in ihrem Palast zu, angeblich, weil die Hochzeit eines ihrer Diener in ihrer Gegenwart gefeiert werden solle. In derselben Nacht gegen 2 Uhr ward des Königs Haus durch Pulver in die Luft gesprengt, seinen Leichnam fand man in einem benachbarten Garten ohne Verletzung. Als seine Mörder bezeichnete die öffentliche Stimme Bothwell und die Königin. Aeltere Geschichtschreiber, unter den neueren Raumer, haben sie der That geradezu für schuldig erklärt, während andere sie zu vertheidigen gesucht haben. Vergl. **Maria Stuart**. Nach D.'s Tode ging der Titel eines Lord D. auf den jüngeren Zweig der Lenor über, der 1672 mit Charles Stuart ausstarb, worauf König Karl II. als nächster männlicher Verwandter seinen natürlichen Sohn von der Herzogin von Portsmouth zum Herzog von Richmond und Lenox, Grafen von March und D. erhob. Eine Enkelin der Schwester jenes Charles Stuart, Theodosia, Tochter Eduard Hyde's, Grafen von Clarendon, vermählte sich mit John Bligh, der um 1722 zum Viscount D. und 1725 zum Grafen von D. (in der irischen Peerie) ernannt wurde.

Darnstädt, Johann Adolf, geschickter Kupferstecher im Landschaftsfache, 1769 zu Auma im Weimarischen geboren, bildete sich seit 1784 in Dresden unter Schulz und Zingg und wurde Mitglied und Professor der dortigen Akademie. Zu Beckers „Malerischen Beschreibungen des plauenschen Grundes" lieferte er zierliche landschaftliche Blätter, schmückte Laborde's „Reise durch Spanien" u. stach an dem Werke „Dresden mit seinen Prachtgebäuden" nach Hammers und Thurmayers Zeichnungen. Bedeutender waren zwei große historische Landschaften nach dem jüngeren Dietrich: der Magier unter den Hirten, für welche er von der mailänder Akademie 1808 die goldene Preismedaille erhielt, ferner: der Abend nach Klengel, Landschaften nach Boissieux und der kölner Dom in Boisserée's Prachtwerk über diesen Bau.

Daroca, Stadt in der spanischen Provinz Saragossa (Königreich Aragonien), liegt malerisch in einer Schlucht zwischen 2 mit Kastellen gekrönten Hügeln am linken Abhang des prachtvoll angebauten Jilocathales, 2300 Fuß über dem Meer, ist von alten Mauern umgeben, gut gebaut und wohlhabend, besitzt 2 hochgethürmte Thore, 6 Kirchen (darunter die gothische Colegiata, ursprünglich eine Moschee, mit maurischem Portal), 6 Klöster und zählt 3120 Einwohner. Bemerkenswerth ist der im 17. Jahrhundert erbaute Tunnel (Mina de D.) von 2340 Fuß Länge u. 24 Fuß Höhe, welcher das Regenwasser aus dem oberhalb der Stadt gelegenen Theile der Schlucht nach dem Jilocathal ableitet. Hier 1121 Sieg Alfons' I. über die Mauren.

Darowa, Dorf im böhmischen Kreise Pilsen, Bezirk Rockitzan, mit 200 Einwohnern, hat Bergbau auf Vitriolschiefer und Schwefelkies, eine Schwefelhütte und ein bedeutendes Eisenwerk, das 1852 808 Centner Roheisen, 107 Ctr. gehämmertes Eisen und 7948 Ctr. Gußwerk lieferte.

Darre, Anstalt zum Trocknen oder schwachen Rösten vegetabilischer Stoffe, um dieselben entweder zum längeren Aufbewahren, oder zu weiterer technischer Verwendung geeignet zu machen, wie z. B. das Malz, den Flachs (s. d.) rc. Obst dörrt man entweder in besonderen Darrstuben, wo um gewöhnliche Stubenöfen Horden von Ruthen angebracht werden, oder in Darrhäusern, wo über ganz niedrigen Oefen Horden oder Darrstäbe befindlich sind, oder auch in gewöhnlichen Backöfen, die nicht zu stark geheizt werden, um dann das auf durchlöcherten Holztafeln oder von Weiden geflochtenen Platten liegende Obst aufzunehmen. Die Getreidedarren (Darrhäuser, Riegen), deren man sich besonders in den russischen Ostseeprovinzen zum Darren des feuchten oder nur lufttrockenen Getreides bedient, bestehen gewöhnlich aus 3 Abtheilungen,

einer Tenne zum Dreschen, einer daneben befindlichen Darrstube und einer Scheune, die je nach dem Bedarf aus den auf den Feldern zerstreuten Scheunen angefüllt wird. In der Darrstube wird das zu dreschende Getreide auf besonderen Gestellen aufgeschichtet und durch Rauch oder erhitzte Luft, welche aber 60° R. nicht übersteigen darf, getrocknet. Das so gedörrte Getreide läßt sich jahrelang aufbewahren, ohne zu verderben, und auch das so behandelte Stroh gibt noch gutes Futter ab. Im Hüttenwesen ist D. eine Vorrichtung zum Ausschmelzen des Bleies oder Silbers, welches in der Erzmasse (Kienstock) nach dem ersten Schmelzprozeß (Saigern) noch enthalten ist. Diese Darrarbeit geschieht in dem etwa 10 Fuß langen, 6 bis 7 F. breiten und 5—6 F. hohen, mit platter Decke versehenen Darrofen. Auf dem Boden desselben sind 5 Darrbalken befindlich, d. h. oben breitere Erhöhungen von Gußeisenplatten (Darrscharten) und 5 Gossen, welche etwa 8 Zoll Abschuß haben, um das schmelzende Metall (Darrsilber ꝛc.) abfließen zu lassen. Die zu darrenden Kienstöcke (Darrlinge, Darrstöcke, Darrgeschur) werden auf die Darrbalken gelegt, nachdem sie gedarrt sind, mit Zangen aus dem Ofen genommen, ins Wasser gebracht, damit die daran befindlichen Schlacken (Pickschiefer) abfallen, und alsdann gar gemacht. Bevor man den Ofen angehen läßt, werden Darrbalken und Gossen mit Lehm und Gestübe bedeckt, damit sich die blei- und silberhaltigen Schlacken (Darrsohle, Darrrost, Darrgekrätz, Darrofenzeug) leichter davon abnehmen lassen.

Darro, Nebenfluß des Jenil in Spanien, der bei Granada mündet, krystallhelles Wasser hat und Gold führt.

Darrsucht, Abzehrungskrankheit, bei der der Körper nicht sichtlich flüssige Stoffe verliert, sondern scheinbar in sich vertrocknet. Es gehören dahin die Greisendarrsucht (marasmus senilis), die Drüsendarre der Kinder (paedatrophia), die Rückendarre (tabes dorsalis), die Bergmannsdarre (Bergsucht, tabes metallica). Vgl. Atrophie. D. heißt auch die auffallende Abmagerung, welcher mehre Arten der Hausthiere, namentlich die größeren Säugethiere ausgesetzt sind und deren Charakter darin besteht, daß, obwohl die Thiere fressen, doch der Ernährungsprozeß gestört ist. Ursache des Uebels ist die Erkrankung irgend eines für die Ernährung wichtigen Organs, z. B. der Lunge, der Leber, des Magens, des Darms ꝛc. Die hauptsächlichsten Symptome sind: trotz gutem Futter kein Gedeihen, Abmagerung, trockene, welke oder auch steife, harte Haut; trockenes, glanzloses, struppiges Haar, unvollständiges Harnen, zusammengefallener oder (bei jüngeren) aufgetriebener, dicker, aber schlaff herabhängender Bauch, Freßgier oder Gelüste; dann Bleichsucht, Blutarmuth, Erschöpfung, Zehrfieber. Der Erfolg der Behandlung ist stets zweifelhaft; man bemüht sich daher, die Verdauung und Assimilation zu befördern. Man schone vor allen Dingen die Thiere, gebe ihnen ein gutes, nahrhaftes, aber leicht verdauliches Futter, z. B. Hafer- und Gerstenschrot, gewürzhaftes, gutes Heu, Mohrrüben, Disteln, Roggenmehl, ins Getränk und lasse sie, wenn es die Jahreszeit erlaubt, auf gute, vorzüglich mit gewürzhaften Kräutern bewachsene Wiesen gehen. Jungen Thieren gebe man eine warme Bedeckung; außerdem wende man bei Durchfall und entzündlicher Reizung des Darmkanals Einreibungen von Kampherspiritus und Terpentinöl, bei älteren ein Fontanell und zum innern Gebrauch eine Auflösung des Spießglanzweinsteins an. Bei sauerriechendem aschgrauen Kothe bediene man sich eines säurebrechenden Mittels; stärkender Mittel dagegen beim Sinken der Kräfte. Auch beim Hausgeflügel zeigt sich bisweilen in Folge Mangels an gutem und hinreichendem Futter und Getränk ein ähnliches Leiden, welches sich aber durch gutes Körnerfutter, frisches Trinkwasser und einige erbsengroße Pillen aus Pfeffer und Zimmetpulver meist rasch beseitigen läßt. Stubenvögel leiden an einer anderen Art D., einer Verstopfung und Entzündung der Fettdrüsen am Bürzel. Die Patienten lassen die Flügel hängen und werden traurig, die Federn am Steiß härten sich, stehen struppig, und die Vögel beißen immer nach der schmerzhaftes Jucken verursachenden Stelle; der Mist ist trocken. In den meisten Fällen thut Veränderung des Futters und Reinlichkeit das Beste. Den Samen fressenden Vögeln gebe man viel Grünes, mehrmals des Tags frisches Wasser, in das man ein rostendes Eisen (einen alten Nagel) oder Safran bringt. Erweichung der Drüse mit ungesalzener Butter oder fettigen Salben, Ausraufen einiger Schwanzfedern und Aufstreuen von Zucker und Salz, auch Auflegen eines Speckhäutchens werden empfohlen, und gewiß sind diese Mittel vorzüglicher, als das Aufstechen der Fettdrüse, wodurch zwar das Uebel für den Augenblick gehoben, aber eine baldige und gesteigerte Wiederkehr desselben, die zuletzt den Tod zur Folge hat, veranlaßt wird.

Darß, bewaldete Halbinsel an der pommerschen Küste, im Kreise Franzburg des preußischen Regierungsbezirks Stralsund, im Westen mit dem mecklenburg-schwerinischen Fischerland zusammenhängend, im Osten durch einen schmalen Kanal von der Insel Zingst getrennt, enthält 5 Ortschaften (darunter Prerow), welche bedeutenden Holzhandel treiben. Die Nordspitze heißt Darßerort, mit einem Leuchtthurm.

Darstellende Künste, s. v. a. bildende Künste, besonders aber die Reihe von Künsten, deren Ziel es ist, fremde Kunstproduktionen zu reproduciren und auf möglich vollendete Weise zur Anschauung zu bringen, also poetische (rhetorische) und musikalische Deklamation, Mimik, Schauspielkunst und Orchestik.

Darstellung, im Allgemeinen bald der Akt, bald die Form, wodurch ein innerlich Vorgestelltes oder Empfundenes der äußeren Wahrnehmung vorgeführt wird. Sie kann eine fortschreitende Handlung oder ein fertiges Bild des darzustellenden Gegenstandes sein. Der Gegenstand selbst aber ist entweder ein rein gedachter, ein Gefühl, eine Idee, oder auch ein in der äußeren Wirklichkeit existirender. Da derselbe auch im letzteren Falle von dem darstellenden Subjekt erst geistig aufgefaßt und verarbeitet werden muß, ehe er zur D. gelangen kann, so ist auch die D. eines sinnlichen Gegenstandes immer eine geistige Produktion. Mittel der D. sind Sprache, Geberde, Bewegung und Handlung, Farben, Töne und ihre rhythmische Folge, endlich Formen; sie kommen theils einzeln, theils in Verbindung

zur Anwendung. Die Sprache ist das allgemeinste und für viele Fälle vollkommenste Darstellungsmittel; in ihr Gebiet fallen alle Arten der wissenschaftlichen und außerdem ein großer Theil der künstlerischen D., insbesondere der poetischen. Die D. durch Geberde wird zur Mimik; durch Farben gibt sich die Malerei, durch rhythmische Töne die Musik, durch Formen die Zeichenkunst und die Plastik ihren Ausdruck. Auf dem großen Gebiet der sprachlichen D. lassen sich Prosa, Dichtkunst und Beredtsamkeit unterscheiden, indem die Prosa als die D. aller zum Bewußtsein gebrachten Vorstellungen, die Dichtkunst als die D. aller zum Bewußtsein gebrachten Gefühle und die Beredtsamkeit als die D. aller zum Bewußtsein gebrachten Bestrebungen aufzufassen ist. Als eine Handlung des bildenden Künstlers ist die D. äußere Formgebung u. schließt Alles in sich, was zu einer schönen Erscheinung der Idee nothwendig ist. In der D. vereinigen sich also Idee, das Geistige oder Darzustellende, und Form, wodurch die D. erfolgt oder die wahrnehmbare Erscheinung, das Sinnliche. Um dem Begriff der Schönheit zu entsprechen, müssen beide sich gegenseitig bedingen und sich zur Einheit vereinigen. Als besondere Erforderniße der Formgebung werden verlangt: Richtigkeit der Form im Allgemeinen und in ihren einzelnen Theilen (Korrektheit), Klarheit in der Entwickelung des Mannichfaltigen, sprechender Ausdruck und angemessene Technik, welche letztere die Formgebung materiell erst möglich macht. Der einzige Unterschied zwischen den plastischen und nicht plastischen Künsten liegt in Bezug auf die D. darin, daß jene vorzugsweise durch räumliche, diese durch zeitliche Mittel darstellen, daß jene die Ideen des Künstlers in sichtbaren, diese in hörbaren Formen ausprägen.

Darstellung Christi, Fest der, christliches Fest, wird in der katholischen Kirche am 2. Febr. (Mariä Reinigung, Lichtmeß) gefeiert (nach Luc. 2, 22 ff.).

Darstellung der Jungfrau Maria, katholisches Fest, gefeiert den 21. Nov., entstand zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Nach der Tradition wurde Maria von ihren Aeltern Jehovah gewidmet und in ihrem 2. Jahre dargestellt, worauf sie bis zum 12. Jahre im Tempel blieb.

Dartmoor, eine granitische Insellandschaft in der englischen Grafschaft Devon, nordöstlich von Plymouth, etwa 5 Meilen lang und breit, war ehemals stark bewaldet, bietet jetzt aber nur schlechtes Heideland, das kleine Schafe abweiden, Sümpfe u. zerstreut liegende Granitblöcke dar. Die Südseite fällt steil ab, die Nordseite mehr terrassenförmig; die bedeutendste Höhe ist der Cawsand-Beacon, westlich von Exeter, 1675 Fuß hoch. Im D. entspringt der Fluß Dart, der nach 9 Meilen Laufs bei Dartmouth in den Kanal mündet.

Dartmouth, Hafenstadt in der englischen Grafschaft Devon, an der Mündung des Dart in den Kanal gelegen, hat 3 Kirchen, ein von Heinrich VII. erbautes Schloß und 4238 Einw., die sich besonders mit Schifffahrt, Schiffsbau, Fischfang u. Küstenhandel beschäftigen. D. wurde im 12. Jahrhundert von den Franzosen unter Richard I., dann unter Heinrich IV. weggenommen, 1404 aber vergeblich angegriffen. Hier fand 1372 die Landung der Franzosen und Kastilianer, 1470 die Warwicks und Clarence's Statt.

Daru, 1) Pierre Antoine Bruno, Graf, französischer Finanzmann, Dichter und Geschichtschreiber, den 12. Januar 1767 zu Montpellier geboren, trat schon im 16. Jahre in den Militärdienst und war Kriegskommissär, als er sich 1789 der Revolution anschloß. Im Jahre 1793 als verdächtig verhaftet, erhielt er erst am 9. Thermidor seine Freiheit, nicht aber seine Stelle wieder. Im folgenden Jahre ward er Chef einer Abtheilung im Kriegsministerium und bald darauf Commissaire-ordinateur en chef bei der Donauarmee. Während dieser Geschäftsführung vollendete er seine ausgezeichnete Uebersetzung des Horaz (Paris 1800, 6. Aufl. 1823, 2 Bde.), die seinen literarischen Ruf begründete. Im Jahre 1800 trat er als Generalsekretär des Kriegsministeriums in die Reihe der Inspecteurs aux revue. Napoleon I. benutzte ihn bei der Kriegsverwaltung u. zu immer wichtigeren Geschäften, erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Minister der Kriegsverwaltung u. zum Bevollmächtigten bei den Friedensschlüssen von Preßburg, Tilsit und Wien. Nach der Restauration theilte er anfangs mit anderen Anhängern Napoleons das Loos der Zurücksetzung, ward aber 1818 zum Pair ernannt und stimmte nun im Sinne der gemäßigten Partei. Er † den 5. September 1829 auf seinem Landsitze Becheville bei Meulan. Man hat von ihm eine Uebersetzung des „Orator“ von Cicero (Par. 1787) u. des Horaz (neue Aufl. 1804 bis 1805, 4 Bde., 6. Aufl. 1823, 2 Bde.). Seine „Cléopédie ou Théorie des réputations littéraires“ (Par. 1800) ist ein Gedicht voll Geist u. feiner Wendungen. Sein Hauptwerk ist jedoch die „Histoire de Venise“ (Par. 1819, 7 Bde., 4. Aufl. 1828, 8 Bde., deutsch im Auszug von Bolzenthal, Leipz. 1825—27, 3 Bde.). Minder anziehend, doch sehr gründlich ist die „Histoire de la Bretagne“ (4. Aufl., Par. 1828, 4 Bde., deutsch von Schubert, Leipz. 1831, 2 Bde.). Ein nachgelassenes didaktisches Gedicht „L'astronomie“ (Paris 1836) gehört zu D.'s besten poetischen Leistungen. Sein Sohn, Napoléon, Graf D., geboren 1802, erbte 1829 von dem Vater die Pairswürde, ward nach der Februarrevolution 1848 vom Departement Marche als Stellvertreter in die konstituirende, dann in die legislative Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. Im J. 1850 gehörte er zum orleanistischen Komité. Wegen seiner Protestation gegen den Staatsstreich vom 2. December 1851 ward er auf kurze Zeit verhaftet und lebte dann in Zurückgezogenheit.

2) Martial Noël Pierre, Graf, Bruder des Vorigen, geboren den 2. Juli 1774, war ebenfalls einer der treuesten Anhänger Napoleons I., unter dem er mehre militärische und administrative Aemter bekleidete, und † den 18. Juli 1827. Sein Sohn, Charles Martial, Graf D., geboren den 14. April 1816, hat sich als Schriftsteller im Fache der Rechtsgelehrsamkeit u. Nationalökonomie einen Namen gemacht.

Daruvar, Marktflecken in Slavonien, posegaer Komitat, an der Toplicza, mit 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, einem schönen Schloß, Wollenmanufaktur, Marmorbrüchen, warmen, stark besuchten Schwefelbädern und 6379 Einwohnern. Der Ort hieß ehemals Jasornia und soll schon zur Römerzeit vorhanden gewesen sein. Die Tempelherren hatten bei D. einen Hauptsitz.

Darwar (Dharwar), befestigte Hauptstadt des gleichnamigen, durch seine Baumwollenproduktion ausgezeichneten Distrikts (181 □Meil. mit 754,385 Einwohnern) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, hat 2 Regierungsvolksschulen (eine kanaresische und eine mahrattische), ist auch Station der baseler Missionsgesellschaft. Im Jahre 1837 war D. Schauplatz lebhafter Kämpfe der Brahmanen und Lingaiten, die das Einschreiten der Regierung nöthig machten.

Darwenover, Fabrikort in der englischen Grafschaft Lancaster, mit 11,700 Einwohnern u. bedeutenden Baumwollspinnereien.

Darwin, 1) Erasmus, englischer Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geboren den 12. December 1731 zu Elton in der Grafschaft Nottingham, studirte zu London und Edinburg Medicin, prakticirte eine Zeitlang zu Litchfield und errichtete hier einen botanischen Garten. Später nahm er seinen Aufenthalt zu Breadwall bei Derby, wo er am 18. April 1802 †. Er trat als Schöpfer eines eigenen physiologischen Systems auf, welches am besten von Thom. Brown gewürdigt ist („Observations on the zoonomia of E. Darwin", London 1799). Er nimmt zur Erklärung des Lebens einen besonderen Lebensgeist an, der auch in den Pflanzen der Grund aller Verrichtungen sei und sich selbst in diesen durch Gefühl und Willensthätigkeit äußere. Am werthvollsten sind seine Beobachtungen über die Funktionen der oberen Sinne und über die verschiedenen Arten der Geisteszerrüttung. Seine Hauptwerke sind: „Zoonomia or the laws of organic life" (Lond. 1794, neue Aufl. 1810, 4 Bde., deutsch von Brandis, Hamb. 1795, 5 Bde.); „Phytonomia, or the philosophy of agriculture and gardening" (London 1800, deutsch von Hebenstreit, Leipz. 1801, 2 Bde.); „A plan for the conduct female education etc." (Lond. 1797, deutsch bearbeitet von Hufeland: Anleitung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts, Berl. 1822). Das Gedicht „The botanic garden etc." (London 1788, 4. Aufl., das. 1799, 2 Bde.), jene Ideen über das Wirken des Lebensgeistes in der Pflanzenwelt enthaltend, und das nicht minder originelle Lehrgedicht „The temple of nature or the origin of society" (das. 1803; deutsch von Kraus, Braunschweig 1808) erschienen auch in D.s „Poetical works" (Lond. 1806, 3 Bde.). Rudge benannte nach ihm die Pflanzengattung Darwinia. Sein Leben beschrieb Miß Seward (Lond. 1804). Vergl. Crôme, Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus D.s „Botanic garden", Hamb. 1810.

2) Charles, englischer Naturforscher, Enkel des Vorigen, geboren den 12. Febr. 1809 zu Shrewsbury, begleitete als Naturforscher die Expedition des Beagle unter Kapitän Fitzroy nach Südamerika und dem großen Ocean (27. December 1831 bis 2. Oktober 1836) und veröffentlichte deren wissenschaftliche Ergebnisse in mehren Werken. Er schrieb eine treffliche „Monographye of the family of cirrepedia" (Lond. 1851—53, 2 Bde.) und „On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the struggle of life" (das. 1859, 2 Bde., deutsch von Bronn, Stuttg. 1860), wodurch er seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, in sofern die darin aufgestellten neuen Ansichten über Gegenstände der Naturwissenschaft, z. B. über die Schöpfung, lebhafte wissenschaftliche Kontroversen hervorgerufen haben.

Daschkow, Katharina Romanowna, Fürstin, Tochter des russischen Generals Grafen Woronzow, geboren zu Petersburg den 17. März 1743, eine durch ihren Verstand und ihre Kenntnisse ausgezeichnete Frau, ward im Alter von 15 Jahren mit dem Fürsten D. vermählt, verlor aber schon nach 3 Jahren ihren Gatten u. ward 1762 Staatsdame der Kaiserin Katharina II. Beim Ausbruch der Verschwörung gegen Peter III. stellte sie sich in Uniform an die Spitze der Truppen und gewann dieselben für die Kaiserin. Sie fiel bald darauf in Ungnade u. ward nach Moskau verwiesen. Später aber nach Petersburg zurückgerufen, trug sie viel zu den Fortschritten der Aufklärung in Rußland bei, versah seit 1783—96 den Posten eines Direktors der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und eines Präsidenten der von ihr am 30. September 1783 gegründeten russischen Akademie (jetzigen zweiten Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) daselbst, war auch Mitglied vieler auswärtigen gelehrten Gesellschaften und thätige Mitarbeiterin an dem Wörterbuch der russischen Akademie, welches unter ihrem Vorsitz zu Ende gebracht ward. Auch schrieb sie Verschiedenes, z. B. das Lustspiel „Toissiokoff", und kleine Dramen in russischer Sprache. Sie † den 4. (16. Jan.) 1810 zu Petersburg. Ihre Memoiren wurden herausgegeben von Mistreß Bradford, London 1840, 2 Bde. Mehr Aufsehen machten die neuerlich von Alex. Herzen herausgegebenen „Memoiren der Fürstin D." (Hamb. 1857).

Daschkowa, Städtchen im bychowschen Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Mohilew, am Dniepr, in der Nähe der Kreishauptstadt Staryj Bychow, hat eine katholische u. eine griechische Kirche, eine Synagoge und 1000 Einwohner, worunter $^1/_3$ Juden, die einigen Handel und Schifffahrt treiben und 3 besuchte Jahrmärkte unterhalten. Der Ort ist merkwürdig durch das hier am 10. Juli 1812 zwischen den Russen und Franzosen Statt gefundene Treffen, in welchem der General Rajewsky die wiederholten Angriffe der Franzosen energisch zurückschlug.

Dase, Zacharias, bekannter Schnellrechner, den 23. Juni 1824 zu Hamburg geboren, zeigte schon in seiner Jugend eine leidenschaftliche Vorliebe für das Rechnen und widmete der Uebung darin fast jede freie Stunde. Am 21. December 1839 gab er in Hamburg seine erste öffentliche Produktion als Rechenkünstler und bereiste darauf, besonders 1844—45, die Hauptstädte Deutschlands, überall durch sein ungemeines Talent im schnellen und richtigen Berechnen der größten Zahlenaufgaben ohne Tafel Bewunderung erregend. So multiplicirte er in Wien 40 Zahlen mit 40 anderen in 40 Minuten, in Wiesbaden 60 mit 60 anderen Zahlen in 2 Stunden 59 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft und zog in München die Quadratwurzel aus 60 Zahlen in 20 Minuten und eine aus 100 Zahlen in 52 Minuten aus. Er † den 11. Sept. 1861 zu Hamburg.

Dasjespiß (Dassepiß, Dassipiß), eigenthümliche, am Kap gefundene, von Schrader beschriebene Substanz, wahrscheinlich Koth des Klip-

penbachses (Hyrax capensis, daher auch Hyraceum genannt), kommt theils frisch als weiche, schwärzliche Masse vor, theils trocken, von unebenem Bruch mit dunkleren und helleren Flecken, theils harzglänzend mit fremden Substanzen gemengt, hat einen durchdringenden Geruch nach canadensischem Bibergeil u. wird vorzüglich gegen hysterische Beschwerden gebraucht.

Dassel, Stadt im hannöverschen Fürstenthum Hildesheim, in einem angenehmen Thal am Solling, wo die Spülling in die Ilme fließt, nördlich von Göttingen, mit 1700 Einwohnern und bedeutenden Eisenwerken, welche jährlich etwa 7000 Centner Gußwaaren u. 1200 Centner Stangeneisen liefern. Der früher blühende Olitätenhandel der Stadt ist fast ganz verschwunden. D. war der Sitz uralter sächsischer Dynasten, von denen die berühmten Raugrafen von D. abstammten. Seit 1310 gehörte es zum Fürstenthum Hildesheim.

Dassel, Grafen (Raugrafen) von, altes hochberühmtes sächsisches Geschlecht, dem Range nach die zweite der 12 Grafenfamilien, aus denen die Sachsen ihre Herzöge wählten. Als Stammvater des Hauses wird Walther, Graf von D. und Newenober, genannt, der um 700 lebte. Historisch berühmt ist Adolf der Kühne, Graf von D., Bruder des Erzbischofs Reinhold zu Köln. Im Jahre 1128 mit dem Stift Nordheim wegen einer Vogtei in Streit gerathen, brannte er jenes nieder und tödtete 15 Domherren. Den vom Erzbischof ausgesprochenen Bann löste er zwar durch den Bau eines Nonnenklosters, in dem seine Braut, Adelheid von Plesse, erste Aebtissin wurde, u. durch Wiederaufbau des Klosters Nordheim, Befreiung vom päpstlichen Bann vermochte er aber selbst durch eine Reise nach Rom nicht zu erlangen. Er begab sich hierauf nach Holstein, schirmte dieses Land im Dienst des Herzogs Adolf gegen Heinrich den Löwen und † daselbst nach 1188. Mit Graf Dietrich von D. erlosch 1329 das Grafengeschlecht.

Dasselfliege, s. Bremse 2).

Dassow, Marktflecken in Mecklenburg-Schwerin, Amt Grevismühlen, mit 1800 Einwohnern, liegt am Südostende des dassower See's, der theilweise zu Holstein gehört und mit der Trave in Verbindung steht. Ehemals stand zu D. die Burg Dersau, die bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den Grafen zu Holstein bewohnt war und um 1263 zerstört wurde. Hier auch Niederlage einer Schwadron Dänen durch die verbündeten Preußen und Mecklenburger, am 2. September 1813.

Dasti, Fluß, s. Bhagwar.

Dasymeter, s. v. a. Manometer.

Datames, Feldherr und Statthalter des persischen Königs Artaxerxes Mnemon, Sohn des Kariers Camissares und einer Scythin, diente zuerst in der königlichen Palastwache, zeichnete sich in der Folge gegen die Kadusier aus und ward deshalb zum Nachfolger seines Vaters in der Satrapie Kappadocien ernannt. Durch Treue, Umsicht und Kühnheit, welche er in der Bekämpfung mehrer aufrührerischer Satrapen bewies, erwarb er sich die besondere Gunst des Artaxerxes. Aber endlich ward auch er durch den Neid und die Intriguen der Höflinge zur Empörung getrieben. Den gegen ihn gesandten Führern des königlichen Heeres an Kriegskunst überlegen, hielt er sich längere Zeit, obwohl seine eigenen Verwandten, Schwiegervater und Sohn, Verrath gegen ihn übten, fiel aber zuletzt als Opfer erheuchelter Freundschaft durch Mithridates, den Sohn des Ariobarzanes. Sein Leben beschrieb Cornelius Nepos.

Dataria (Datarie), diejenige Abtheilung der Curia gratiae od. päpstlichen Verwaltungsbehörde, von welcher die kirchlichen Gnadensachen expedirt werden. An ihrer Spitze steht ein Kardinal mit dem Titel Protodatarius, unter ihm der Datarius und mehre Subdatarien. Vor ihr Forum gehören namentlich die Besetzungen kleinerer unmittelbar unter päpstlichem Patronat stehender Pfründen (bis zu 24 Dukaten jährlicher Einkünfte) und die Dispensationen in Fällen, welche nicht geheim gehalten werden müssen, z. B. in Ehesachen, Gelübden und Eiden. Der Name D. ist von der Unterschrift der Erlasse: Datum Romae, apud S. Petrum, gegeben zu Rom, beim heiligen Peter (im Vatikan), entlehnt.

Datchet, Dorf in der englischen Grafschaft Buckingham, an der Themse, Windsor gegenüber, mit 900 Einwohnern, wird im Sommer seiner angenehmen Lage wegen von zahlreichen Vergnügungsreisenden besucht.

Dati, 1) Agostino, 1420 zu Siena geboren, ward 1442 Professor der schönen Wissenschaften zu Urbino und eröffnete 1444 in seiner Vaterstadt eine Schule der Rhetorik und Humaniora, bekleidete hier auch die ersten Aemter der Republik. Als Sekretär derselben schrieb er 1457 ihre Geschichte mit Freimuth und männlicher Würde; sein ängstlicher Sohn Nicolo aber gab nur Fragmente derselben unter dem Titel „Fragmenta sinensium historiarum“ (Siena 1503) heraus. D. † 1478.

2) Carlo Roberto, den 2. Oktober 1619 zu Florenz geboren, ward, nebenbei das einträgliche Geschäft der Goldschlägerkunst treibend, 1640 Mitglied der Accademia della Crusca, als welches er Smarrito hieß, nahm an der Ausarbeitung der 3. Ausgabe des Wörterbuchs derselben vielen Antheil, stand mit vielen und ausgezeichneten Gelehrten in Briefwechsel. Im Jahre 1648 ward er Professor der alten Sprachen. D. † den 11. Januar 1679 zu Florenz. Seine Hauptwerke sind die „Vite de' pittori antichi“ (Flor. 1667, Neapel 1730, Siena 1795 u. ö.). Seine „Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito“ (Flor. 1661) wurden von Bottari u. Anderen fortgesetzt, so daß das Ganze 18 Bände ausmacht (das. 1716—45, 17 Bde.). Briefe von ihm gab Dem. Moroni heraus (Flor. 1825).

Datio (lat.), das Geben. D. ad manum creditoris, das Uebergeben des Schuldners in die Hand des Gläubigers, fand nach älterem Rechte Statt, wenn der Schuldner weder zahlungsfähig war, noch einen Bürgen stellen konnte, und dauerte bis zur Abtragung der Schuld. D. in solutum, Ueberlassung von Sachen an Zahlungsstatt.

Datisca *L.* (Strauchkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Datisceen (Portulakaceen, Halorageen), charakterisirt durch die 5blätterige männliche Blüthenhülle mit 3 Staubbeuteln im Grunde und die 3—5zähnige weibliche Blüthenhülle, Sommerkräuter mit fiederspaltigen Wechselblättern und kleinen Blüthen in Aehren. Die bekannteste Art D. Cannabina *L.*, Cannabina laevis *Spr.*, gelber Hanf, ist auf Kandia, in Kleinasien u. im Orient

heimisch. Viele 4—8 Fuß hohe Stengel mit einfachen, aufrecht abstehenden Aesten entspringen aus Einer Wurzel. Die Blätter sind gestielt, fiederschnittig, mit 5—10 Paaren lanzettlicher, zugespitzter, gesägter, 2—4 Zoll langer, ½—1 Zoll breiter Abschnitte, die Blüthen zweihäusig, in zahlreichen achselständigen, 2—3 Zoll langen Trauben vereinigt, die zusammen eine stark beblätterte Rispe bilden. Das sehr bittere Kraut, Herba Cannabina s. Datiscae cannabinae, wird in Italien bei gastrischen und skrophulösen Leiden und häufig auch gegen Wechselfieber als Brech- und Abführmittel angewendet. Der Stengel liefert Hanf. Aus den Blättern und jungen Stengeln gewinnt man das Datiscagelb, wenn man die Abkochung mit Bleizuckerlösung zersetzt, wodurch ein schleimiger, gelber Niederschlag entsteht, aus welchem durch Behandeln mit verdünnter Schwefelsäure der Farbstoff rein abgeschieden wird. Alauntes Zeuch erhält davon eine dauerhafte gelbe Farbe.

Datisceen, Pflanzenfamilie, charakterisirt durch die eingeschlechtigen, selten zwitterigen Blüthen (männliche mit 4—5theiligem Perigon und 4 Staubgefäßen, weibliche mit 3—5kantiger Perigonröhre mit kleinem, 3—5zähnigem Saume; Zwitterblüthen mit ebenso beschaffenem Perigon, auf dem Saume befestigten Staubfäden, 3—5 meist 2theiligen, unmittelbar in die Narbe übergehenden Griffeln und einfächeriger, von dem Perigonsaume und den Griffeln gekrönter Kapsel), begreift meist Kräuter, wenige Bäume, mit wechselständigen, 3schnittigen oder unpaarig fiederschnittigen, selten ganzen oder gelappten Blättern ohne Nebenblätter u. mit in rispenartig gehäuften Trauben od. Aehren vereinigten Blüthen. Bis jetzt sind erst 5 Arten in 3 Gattungen bekannt, welche auf Neral, Java und Kalifornien beschränkt sind. Die Familie weicht hinsichtlich ihrer wesentlichen Merkmale so von allen anderen ab, daß sie kaum mit Sicherheit irgendwo einzureihen ist. Nur im Bau der Frucht erinnert sie an die Resedaceen; doch will man sie auch den Kukurbitaceen anreihen.

Dativ, s. Casus.

Dato (ital.), heute; a dato, von heute an, nach d., nach heute, vorzüglich auf Wechseln gewöhnlich. Daher: Datowechsel, solche, deren Verfallzeit vom Tage der Ausstellung an gerechnet ist.

Datolith (Dystomit, Esmarkit, Humboldtit, prismatischer Dystomspath), Mineral aus der Familie der wasserhaltigen Silikate, und zwar der Zeolithe, oder auch seines Borsäuregehalts wegen zu den salinischen Steinen (Halliden), u. zwar zu den Boraten gerechnet, krystallisirt im zwei- u. eingliedrigen oder monoklinoëdrischen System, und zwar meist in sehr verwickelten Formen. Grundform ist eine rhombische Säule von 77½° und 102½° mit einer auf die scharfe Seitenkante aufgesetzten, sehr wenig schief aufgesetzten Endfläche von 91° 41′ Neigung gegen die Säule. Außerdem ist es häufig derb und großkörnig, der blätterige Bruch versteckt, der Querbruch uneben bis muschelig. Es hat Apatithärte oder etwas darüber, ein specifisches Gewicht von 2,8—3, ist wasserhell, weiß, grünlichgrau; die Krystalle sind oft am oberen Ende wasserhell, am unteren weiß, mit Fettglanz, auf den Flächen mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, vor dem Löthrohr auf Kohle aufschwellend und dann leicht zu klarem Glase schmelzbar, die Flamme grün färbend, in Phosphor unter Hinterlassung eines Kieselskelets löslich, mit Gyps zu einer klaren Perle schmelzend, in Salzsäure auflöslich. Bestandtheile sind borsaure und kohlensaure Kalkerde und Wasser; der andreasberger enthält nach Rammelsberg 21,3 Borsäure, 38,5 Kieselsäure, 36,5 Kalkerde, 5,6 Wasser. Er kommt vor auf Magneterzlagern im Gneis bei Arendal in Norwegen und auf der Insel Utön, gangartig im Diorit bei Andreasberg, ebenso im Diorit Nordamerika's in Connecticut und Newjersey und zu Niederkirchen bei Wolfstein in Rheinbayern, auf Klüften; zu Theiß in Südtyrol auf Amethyst im Innern von Chalcedonkugeln; im Melaphyr der Seißeralp und im Serpentin zu Toggiana in der Aemilia (Modena) und an anderen Orten. Ausgezeichnet und merkwürdig sind die Quarzafterkrystalle nach Datolithformen in einer Magneteisensteingrube von Haytor in Devonshire (Haytorit). Chemisch nur durch die doppelte Menge des Krystallwassers verschieden ist der Botryolith, der in trauben- und nierenförmigen Ueberzügen auf Kalkspath und anderen Krystallen eines Magneteisensteinlagers bei Arendal vorkommt, im Innern koncentrisch schalig und zartfaserig abgesondert ist.

Datschitz (Dacziczе), Stadt im österreichisch-mährischen Kreise Iglau, an der Thaya, hat ein altes und ein neues prächtiges Schloß, 3 Kirchen (darunter die große Pfarrkirche mit hohem gothischen Thurm), ein Franciskanerkloster (seit 1660), Fabriken für Tuch, Liqueur und Rosoglio und 2248 Einwohner. D., dessen Name schon 1183 vorkommt, litt wiederholt (zuletzt 1834) durch große Feuersbrünste.

Dattelpalme, s. Phönix.

Dattelpflaumenbaum, s. Diospyros.

Dattenberg, Dorf im rheinpreußischen Regierungsbezirk Kolberg, Kreis Neuwied, mit 640 Einwohnern u. der alsauer Hütte, die jährlich 1200 Mark Silber und 3000 Centner Blei liefert.

Datum (lat.), gegeben, die Bemerkung der Zeit, in welcher Urkunden ausgestellt sind, während durch Actum, d. i. geschehen, der Zeitpunkt angegeben wird, in welchem über den Inhalt derselben verhandelt wurde. In der Regel ist mit der Angabe der Zeit auch Angabe des Orts verbunden, an welchem die Urkunde ausgefertigt worden ist. In früheren Jahrhunderten pflegte man, besonders in Briefen, Urkunden rc., das D. nicht nach dem Monatstage, sondern nach Tagen vor und nach kirchlichen Festen anzugeben, z. B. Dienstag nach Mariä Heimsuchung rc.

Datura *L.* (Stechapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch den röhrigen, eckigen, abfallenden Kelch, die trichterige Korolle mit faltigem Saum, die oft stachelige, 2fächerige, durch flügelförmige Verlängerungen scheinbar 4fächerige Kapsel mit nierenförmigen Samen, meist einjährige Kräuter in wärmern Ländern mit ansehnlichen, meist achselständigen Blüthen, giftigen, aber officinellen Samen u. von betäubendem Geruch. D. Stramonium *L.*, Dornapfel, Rauchapfel, Krötenmelde, soll aus dem nördlichen Ostindien stammen, durch die Zigeuner über ganz Asien, Europa und Nordafrika verbreitet worden sein und ist jetzt auch in Amerika hier u. da einheimisch geworden. In

Deutschland findet sich der Stechapfel an Wegen, auf Schutthaufen u. wüsten Stellen, in Dörfern u. auf Kartoffelfeldern mehr oder weniger häufig. Kraut und Same, Herba et Semen Stramonii s. Daturae, Igelkolben-, Stachelmus-, Fliegenkrautsame, Tollkörner, sind officinell. Die Blätter haben vorzüglich beim Welken einen widrigen, betäubenden, durch Trocknen schwächer werdenden Geruch u. einen ekelhaft bitteren Geschmack u. gehören wie die Samen zu den kräftigsten, narkotisch scharfen Giften. Das Gift wirkt vorzüglich auf das Rückenmark oder die Eingeweidenerven, erzeugt Lähmung, Irrereden u. endlich den Tod. Man gibt dagegen Brechmittel u. dann saure Getränke, Essig, Citronensaft. Die an sich geruchlosen Samen entwickeln beim Zerstoßen einen den Blättern ähnlichen Geruch u. besitzen einen schwach-bitterlichen, öligen Geschmack. Brandes fand darin ein narkotisches Alkaloïd (Daturin, s. d.) nebst einem klaren fetten Oele und Extraktivstoffe. Als Arznei gibt man die Tinktur der Samen bei Nervenkrankheiten, Wahnsinn, Epilepsie, Lähmung, Rheumatismus, Keuchhusten, Gicht &c., und aus dem Kraute bereitet man ein Extrakt, das in vielen Nervenleiden u. bei Geistesstörungen mit aufgeregter Sexualität sehr wirksam ist, auch äußerlich zu erweichenden, schmerzstillenden und krampfwidrigen Umschlägen bei Lähmungen benutzt wird. Landleute pflegen bisweilen den Schweinen einen Fingerhut voll Stechapfelsamen zu geben, um sie recht fett zu machen, Pferdetäuscher ihn auch abgemagerten Pferden zu geben, um ihnen ein gutes Ansehen zu verschaffen. D. Tatula *L.*, ein Sommergewächs in Südeuropa und Amerika, bei uns in Gärten, ist in seinen Eigenschaften ganz der vorigen Art gleich u. derselben so ähnlich, daß sie von Einigen nur als Abart derselben betrachtet wird. D. Metel *L.*, mit herzförmigen, ganzrandigen und flaumigen Blättern und weißen, zarten Blumen, die fast wie Lilien riechen, sich aber nur bei Nacht öffnen, soll noch narkotischer als der gemeine Stechapfel sein, wird in Ostindien, Arabien u. andern Ländern als Heilmittel benutzt, doch noch häufiger zur Bereitung der im Orient bei den Mohammedanern gewöhnlichen Berauschungsmittel in Verbindung mit Hanf, Opium, Gewürzen &c. verwendet. Die Samen sind als Semen Nucis Metellae s. Stramonii in einigen Pharmakopöen angeführt. D. ceratocaula *Ort.*, mit prächtigen, sehr großen, weißen, auswendig an den Ecken mehr oder minder violetten oder blaßviolett gefärbten, Abends sehr wohlriechenden Blumen, dient als Zierpflanze und wird wie D. Stramonium *L.* angewendet. Ebenso D. fastuosa *L.*, mit sehr schönen, großen, weißen, auswendig violetten Blumen. Den Samen säet man im März oder Anfang April in einen Topf oder ins lauwarme Mistbeet, woselbst er bei mäßiger Wärme und Feuchtigkeit bald keimt. Die jungen Pflanzen setzt man einzeln in Töpfe u. stellt sie ins warme Mistbeet u. späterhin, nachdem sie nochmals mit dem ganzen Ballen in 7—8zölligen Töpfen in fette, lockere Mistbeeterde versetzt sind, in einen warmen Sommerkasten, woselbst sie reichlich Luft und Wasser verlangen. Die Anwendung ist wie bei D. Stramonium *L.* D. arborea *L.*, Brugmansia candida *Pers.*, in Amerika, baumartig, mit großen, länglich-zugespitzten, ganzrandigen Blättern, sehr großen, oft spannenlangen, weißen, besonders gegen Abend wohlriechenden Blumen und hängenden, glatten Früchten, wird häufig bei uns in Gärten gezogen. In Peru werden die Blätter und eine daraus bereitete Salbe als erweichende, zertheilende und schmerzstillende Mittel häufig gebraucht. D. sanguinea *Ruiz et Pavon*, Brugmansia bicolor *Persoon*, an wüsten Stellen, in hochgelegenen Gegenden von Peru u. Kolumbien einheimisch, strauch- oder baumartig, ist ausgezeichnet durch seine großen Korollen, die von der Basis bis zur Mitte gelb, an der oberen Hälfte roth u. mit 15 blutrothen Streifen durchzogen sind. Aus den Früchten bereiten die Peruaner einen Trank, Tonga genannt, der, wenn er verdünnt ist, Schlaf macht, koncentrirt aber leicht Anfälle von Wuth erregt, die durch häufig getrunkenes kaltes Wasser gestillt wird. Die Priester des Sonnentempels in der Stadt Sagomoza, dem indischen Orakelsitze, kauten, um sich zu inspiriren, Körner dieser Pflanze. Die Blätter werden zu erweichenden Umschlägen benutzt.

Daturin, das Alkaloïd des Stechapfels (Datura Stramonium), findet sich namentlich in den Samen dieser Pflanze. Es ist identisch mit Atropin (s. d.).

Daub, Karl, einer der ersten Repräsentanten der neuern spekulativen Theologie, am 20. März 1765 zu Kassel geboren, verlebte seine Jugend in höchst beschränkten Verhältnissen. Durch Plato's Schriften zu eigenem philosophischen Denken angeregt, studirte er seit 1786 zu Marburg und ward 1791 akademischer Docent. Im J. 1794 folgte er einem Rufe als Lehrer der Philosophie nach Hanau, siedelte aber noch in demselben Jahre als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg über, wo er am 22. November 1836 †. Sein „Lehrbuch der Katechetik“ (Heidelberg 1801) steht noch auf dem Standpunkt des kantischen Kriticismus; dagegen entstanden unter dem Einflusse der schellingschen Identitätsphilosophie die „Theologumena“ (das. 1806) nebst den „Vorlesungen“ darüber in den „Heidelberger Studien“ (1808). Das mystische Element trat hervor in der Schrift „Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Böse im Verhältniß zum Guten“ (Heidelb. 1816, 2. Aufl. 1818), ward aber verdrängt durch den hegelschen Einfluß in „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens“ (das. 1833). Nach seinem Tode erschien von Marheineke und Dittenberger eine Sammlung seiner „Theologischen u. philosophischen Vorlesungen“ (Berlin 1838—43, 6 Bde.). Noch bei seinen Lebzeiten hatte Krüger herausgegeben: „Dr. K. D., Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit“ (Altona 1834). D. hat alle Stufen von der kantischen Kritik bis zur hegelschen Spekulation durchlaufen, drang aber selbstständig und durchaus originell auf der Bahn wissenschaftlichen Denkens vorwärts. Seine bahnbrechende Thätigkeit erstreckte sich über fast alle Fächer der Theologie u. Philosophie in lebendigem Vortrage. Er stand in freundschaftlichen u. wissenschaftlichen Verbindungen mit Schelling, Goethe, den beiden Schlegel, Tieck, Jean Paul u. A. Vgl. Rosenkranz, Erinnerungen an K. D., Berl. 1837; Strauß, Charakteristiken und Kritiken, Leipzig 1839.

Daubasse, Amand, französischer Volksdichter, um 1660 zu Moissac in der Gascogne geboren, lebte

als Kammmacher zu Villeneuve d'Agen, mußte aber wegen seiner vorzüglichen Erzählungskunst an allen Festen der Großen der Provinz Theil nehmen. Er † 1720. Seine Verse erschienen gesammelt als „Oeuvres de D.“ (Villeneuve 1796). Geist u. Originalität sind ihnen nicht abzusprechen, übertrieben ist es aber, wenn man ihn über Boileau, Racine und andere klassische Dichter der Franzosen stellt.

Daubensee (Dubensee), See im schweizerischen Kanton Wallis, auf der Gemmi (6410 Fuß über dem Meer), ist ½ Stunde lang u. 400 Schritte breit, gegen Südosten von Felsen eingeschlossen und nur gegen Norden offen, erhält sich durch Gletscherwasser, ist beinahe das ganze Jahr hindurch trüb u. 10 Monate lang gefroren, ohne sichtbaren Abfluß. Die Umgebung ist eine wüste Einöde und zeigt fast nirgends eine Spur von Vegetation. Unzählbare große Felstrümmer haben die vormaligen fruchtbaren Weideplätze bedeckt. Nahe dabei ist die Sommerherberge Schwaribach, Schauplatz von Zach. Werners Trauerspiel „Der 24. Februar“.

Daubenton, Louis Jean Marie, französischer Naturforscher und Anatom, am 29. Mai 1716 zu Montbar in Burgund geboren, studirte in Paris Medicin und besonders Anatomie, erlangte nach dem Tode seines Vaters 1740 u. 1741 die ärztlichen Würden zu Rheims und prakticirte sodann in seiner Vaterstadt. Buffon zog ihn 1742 nach Paris und gab ihm 1745 die Stelle eines Aufsehers und Erklärers am naturhistorischen Kabinet. Er bereicherte dasselbe mit einer zahllosen Menge von Präparaten, wiewohl er bei der Aufnahme derselben sehr gewissenhaft zu Wege ging. Die beschreibenden u. anatomischen Artikel, welche D. zu den 5 ersten Bänden der ersten Ausgabe der buffonschen Naturgeschichte lieferte, sind als ein wesentlicher u. zum Verständniß des buffonschen Textes absolut nothwendiger Theil zu betrachten, wurden aber von Buffon bei der später erschienenen Ausgabe, sei es, daß er seinen Ruhm nicht mit einem Andern theilen wollte, oder daß er ein solches Eingehen in das Einzelne mit seinem Zwecke einer allgemeinen Naturgeschichte unverträglich hielt, weggelassen. Dies und die gehässigen Angriffe Réaumurs verursachten D. nicht wenig Verdruß, doch fuhr er mit rastlosem Eifer fort, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen. Zahlreiche Beiträge in der ersten Encyklopädie, in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften ꝛc. geben Zeugniß von seinem unermüdlichen Forscherfleiß. Er war es auch, der die Anatomie zur Wissenschaft erhob und ihr zuerst einen Lehrstuhl gründete. Für den allgemeinen Wohlstand Frankreichs sehr wichtig waren seine Untersuchungen über die Verbesserung der Wollproduktion der Schafe, deren Resultate er theils in den Memoiren der Akademie, theils auch in seiner „Instruction pour les bergers“ (1782) niederlegte. Dies Werk war es zugleich, das ihn vor den Verfolgungen der Revolution rettete, indem er sich dadurch als der Politik fern stehend auswies und sich dadurch ein Sicherheitszeugniß des Konvents auswirkte. Seit 1783 Lehrer der Oekonomie an der Veterinärschule auf dem Schloß Alfort bei Paris, erhielt er 1795 den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Normalschule zu Paris und ward dann Direktor des naturhistorischen Kabinets daselbst. Zum Mitglied des Senats ernannt, † er am 31. December 1799. Seine Gattin, Marguerite, am 30. Dec. 1720 zu Montbar geboren, beschäftigte sich mit schriftstellerischen Arbeiten, von denen nur der Roman „Zélie dans le désert“ (Par. 1787, 2 Bde., u. öfter) übrig geblieben ist. Sie † am 2. August 1818.

Daubrée, Gabriel Auguste, französischer Geolog, wurde am 25. Juni 1814 zu Metz geboren, besuchte von 1834 an die polytechnische Schule und erhielt 1839 den neugegründeten Lehrstuhl der Mineralogie und Geologie an der Akademie zu Straßburg u. zugleich das Amt eines Mineningenieurs. Er bereiste einen großen Theil Europa's behufs geologischer Untersuchungen u. legte die Resultate seiner Studien in verschiedenen geologischen und Bergwerksjournalen, sowie in den Berichten der Akademie der Wissenschaften nieder. Seine Schrift über das Vorkommen der Zinnmineralien (1841) enthält eine ganz neue Theorie über die Formation der zinnführenden Gesteinsarten. Neu ist auch sein Beweis, daß den Hebungen an Skandinaviens Küsten eine entgegengesetzte Bewegung vorausgegangen ist, so daß sich hier eine vollständige doppelte Oscillationsbewegung annehmen läßt. Im Jahre 1846 lieferte er die Resultate seiner Forschungen über das Auftreten von Gold im Bett u. Thal des Rheins. Eine Arbeit über die gleichzeitige Entstehung der eisenhaltigen Mineralien in den Seen und Mooren trug ihm eine goldene Medaille als Preis der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Haarlem ein. Sodann entwarf er eine geologische Karte, sowie eine geologische Beschreibung des Departements Niederrhein (1852), welche viele die Mineralindustrie berührende Fragen bespricht. Durch eine Reihe von Experimenten, bei denen es ihm gelang, viele Mineralien u. metamorphosirte Steine auf künstlichem Wege zu erzeugen, hat er über die bei der Entstehung des Erdkörpers und seiner Gesteinsarten wirksam gewesenen u. noch wirkenden Kräfte u. Stoffe viele Aufklärungen gegeben u. namentlich den Vorgang der Gesteinsmetamorphose veranschaulicht. Hierher gehört sein von R. Ludwig 1858 ins Deutsche übersetztes Werk „Beobachtungen über Gesteinsmetamorphose u. experimentelle Versuche über Mitwirkung des Wassers bei derselben“.

Daucus *L.* (Mohrrübe, Möhre), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch die zusammengesetzten, vielstrahligen, vertieften Dolden mit fiederspaltigen Hüllen, den 5zähnigen Kelch, die oval ausgerandeten Blumenblätter mit eingeschlagenen Züngelchen, die strahligen und gespaltenen äußeren u. die tauben inneren Blumen und die Theilfrüchtchen mit 4 geflügelten Nebenriefen u. in eine einfache Reihe von Stacheln gespaltenen oder bis zum Grunde getheilten Flügeln, meist ausdauernde Kräuter mit 2—3fach getheilten Fiederblättern, in gegen 40 Arten, worunter mehre ökonomisch und medicinisch wichtige. D. Carota *L.*, gemeine Mohrrübe oder Möhre, mit steifhaarigem Stengel, 2—3fach gefiederten, glanzlosen Blättern mit lanzettlichen, haarspitzigen Zipfeln und 3spaltigen Hüllblättchen, kommt in mehren Varietäten vor. D. Car. sylvestris *Mill.*, wilde Mohrrübe, wächst als zweijährige Pflanze mit langer, weißer, ästiger, nicht genießbarer Wurzel durch ganz Europa, Nordasien u. Nordamerika auf Wiesen, Rainen, an Wegen. Die Samen, Semen Dauci s. Dauci sylvestris s. Dauci vulgaris,

wilder Möhren- oder Karottensamen, Vogelnestsamen, welche eigenthümlich gewürzhaft riechen, bitterlich gewürzhaft schmecken und viel ätherisches Oel enthalten, waren früher, als reizendes, harn- und blähungtreibendes Mittel bei Skropheln, Steinbeschwerden, hysterischen Leiden in Gebrauch und wurden neuerlich wieder empfohlen. Weit wichtiger ist D. Car. sativa *L.*, die eigentliche Möhre oder gelbe Rübe, eine durch die Kultur verfeinerte Pflanze, die sich durch die spindelförmige, oft bis 1 Fuß lange, eßbare Wurzel auszeichnet. Man baut besonders folgende Sorten: eine weißgelbe oder weiße, von weniger angenehmem Geschmack, daher weniger zu Gemüse, als zu Viehfutter geeignet und im Würtembergischen, im Breisgau und anderwärts auf den Feldern gebaut; eine gelbe oder gelbrothe, als Gemüse und Kaffeesurrogat beliebte und daher allgemein in Gärten, sowie als treffliches Viehfutter häufig auch, wie in Würtemberg und Baden, im Großen auf dem Felde gebaut; eine rothe oder orangefarbige von sehr zartem Fleische, deshalb in Gärten sehr verbreitet, und eine violettrothe mit kurzer Wurzel, selten in deutschen Gärten vorkommend, aber von sehr feinem Geschmack. D. Car. genuina (rubra) *Mill.*, eigentliche Karotte, unterscheidet sich von der vorigen Varietät durch eine kürzere, fast cylindrische, unten abgestumpfte u. in ein dünnes Würzelchen ausgehende Wurzel von feinem, zartem Fleisch und eignet sich ebenfalls sehr für den Küchengebrauch, was namentlich von der gelben, der frühen rothen (Hornmöhre) und der späten rothen Sorte gilt. Die ersteren beiden eignen sich besonders zum Treiben im Mistbeete und zur Frühlingsaussaat auf sonnigen Rabatten. Die Möhre liebt einen tiefen, eher leichten, als schweren Boden, welcher im Herbst und Frühling gut umgegraben wurde; der Dünger muß wenigstens 3 oder 4 Monate vor der Aussaat in die Erde gebracht werden. Man säet sie von Ende Februar bis zum Juni in recht locker gemachte Erde aus freier Hand, oder in 10 Zoll von einander entfernte Reihen, bedeckt den Samen nur leicht mit dem Rechen und bringt dann einen Finger hoch Düngererde darauf, damit die Erde durch das Begießen nicht fest werde. Letzteres muß, wie das Jäten, häufig geschehen. Wo sie zu dicht stehen, lichtet man sie, so daß jeder Stock vom andern 4 oder 5 Zoll entfernt ist. Leere Stellen kann man mit den ausgehobenen Pflänzchen bepflanzen. Zur Kultur auf dem Felde eignen sich vorzüglich die eigentlichen Möhren. Man baut sie entweder als Stoppel-, oder als Brachfrucht. Als Stoppelfrucht säet man die Möhren über Wintergetreide, Raps und Lein. Das Ansäen über Wintergetreide kann vor oder nach dem Winter geschehen. Die Frühlingssaat geschieht im Februar oder März, während das Land von dem vorhergehenden Froste noch locker und feucht, oder mit etwas Schnee bedeckt ist. Die Getreidemöhren sind höchst wohlschmeckend, erreichen aber die Dicke, also auch den Ertrag der Brachmöhren nicht. Bei dem Bau der letzteren pflegt man allenthalben den Boden mehr als gewöhnlich zu vertiefen, selbst an solchen Orten, wo man es sonst für kein anderes Gewächs thut. Das Vertiefen geschieht wo möglich vor dem Winter. Man überfährt das rauhliegende Land während des Frostes mit langem Mist oder im Februar mit kurzem Dünger. Anfangs März wird der Dung mit flachen und schmalen Schnitten untergepflügt, der Möhrensame über die rauhe Furche gesäet, flach eingeeggt und leicht gewalzt. Unerläßlich ist bei den Möhren das Jäten, ohne welches die Pflanze nicht fortkommen kann. Je länger man die Möhren im Herbst in der Erde lassen kann, um so vortheilhafter ist es. Um die Wurzeln lange zu erhalten, ist es vortheilhaft, eine dünne Scheibe der Krone zugleich mit dem Laub abzuschneiden und die Möhren vor dem Einpacken etwas an der Luft liegen zu lassen, damit die Wunden abtrocknen. Sie lassen sich nur an einem trockenen, nicht feuchten Orte, am besten in einer geschlossenen Kammer aufbewahren. Will man sie bis Ostern frisch erhalten, so bringt man sie in schmale Gruben, legt Stroh auf die Sohle, darauf eine einzelne Schicht Möhren, wieder Stroh und so fort bis zur Höhe, wo man von dem ausgeworfenen Grund einen Hügel darüber bildet. Es gibt kein Wurzelgewächs, das jeder Viehgattung, vom Geflügel an bis zum Pferde, so willkommen und gedeihlich wäre, als die Möhren. Nur in der Menge nahrungsfähiger Theile stehen sie bei gleichem Gewichte den Kartoffeln nach, indem 200 Pfund von diesen 270 Pfund von jenen gleich kommen. Für Schafmütter und Lämmer gibt es kein besseres Futter als die Möhren. Bei der Schweinmast erzeugen sie einen festern Speck, als Kartoffeln, bei der Rindviehzucht bessere Milch und Butter, als diese. Bei der Pferdefütterung gehen Möhren den Wasserrüben und Runkeln vor. Zum Verspeisen verwendet man vorzüglich die Karotten. Die Möhrenwurzel hat einen eigenthümlichen, aromatischen Geruch und einen süßen, etwas schleimigen und schwach gewürzhaften Geschmack. Sie enthält viel Schleimzucker, ein stark aromatisches, ätherisches Oel, ein fettes Oel, einen krystallinischen, harzigen, purpurfarbigen und nur in ätherischen u. fetten Oelen löslichen Farbstoff (Karotin), Stärkmehl ꝛc. Sie ist leicht verdaulich und wirkt ernährend, einhüllend, reizmindernd und auflösend und wird auch gegen Unterleibsstockungen, Gicht, Steinbeschwerden und Askariden angewendet. Aeußerlich dient ein Brei aus der geschabten oder geriebenen Wurzel bei bösartigen u. krebsartigen Geschwüren, Brand und Verbrennungen als kühlendes Mittel. Der frische Saft (Möhrensaft) und die Abkochung, sowie der sogenannte Möhrenzucker sind bei Heiserkeit nützlich. Zerschnitten u. geröstet werden die Wurzeln als Kaffeesurrogat (Möhrenkaffee) benutzt. D. Gindium *L.*, eine zweijährige Pflanze in Sicilien, Korsika und Ostafrika, gibt nach gemachten Einschnitten ein Gummiharz; D. hispanicus *Guan.*, D. gummifer *Lam.*, an den felsigen Küsten Südeuropa's, wird von Einigen für die Stammpflanze des Bdellium siculum gehalten.

Daudputris (Dadpatri, d. i. Davidssöhne), der herrschende Volksstamm im indischen Fürstenthum Bahawalpur, wohnte ursprünglich in Sind, in der Nähe des Bolanpasses, von wo er gegen Ende des 17. Jahrhunderts in seine jetzigen Wohnsitze einwanderte. Der Fürst führt den Titel Khan; die große Mehrheit bekennt sich zum Mohammedanismus.

Daulatabad (Dowlutabad, d. i. Glückstadt), feste Stadt im nordwestlichen Theil des Gebiets des

Nizam (Haiderabad) in Ostindien, berühmt u. merkwürdig als eine gewaltige Felsenveste. Das Kastell liegt auf einem etwa 500 F. hohen Granitfelsen, der ringsum 150 Fuß steil abfällt. Ein in den Fels gehauener, 12 Fuß hoher verdeckter Gang führt bis zu dieser Höhe u. von da ein ebenfalls in den Stein gehauener Wendelsteig bis zum Gipfel. Ringsum zieht sich ein Graben, der nur an einer Stelle für 2 Mann überschreitbar ist, und diesen Zugang decken mit Zinnen versehene Gebäude. Nahe dabei erhebt sich ein 100 Fuß hohes Minaret. Ehemals unter mongolischer Herrschaft groß und blühend, ist D. jetzt herabgekommen und verödet. In der Nähe das Dorf Ellora mit seinen Felsentempeln. D. hieß ursprünglich **Dangbur** (d. i. Gottesveste) und war die Residenz eines mächtigen Hindufürsten. Im Jahre 1293 ward es von den Moslemen, 1595 von Nizam Schah von Ahmednagur erobert; nach dessen Tode kam es in Besitz Malik Ambers, dessen Familie sich bis 1654 behauptete. Damals ward die Stadt von den Mongolen erobert; im vorigen Jahrhundert fiel sie mit Aurengabad in die Hände Nizam El Mulks, dessen Nachkommen sich bis jetzt im Besitze derselben behauptet haben.

Daulis (**Daulia**), im Alterthum feste Stadt in Phocis, auf der Bergstraße von Orchomenus u. Chäronea nach Delphi, angeblich nach der gleichnamigen Nymphe benannt, Sitz des Königs Tereus u. Schauplatz der Mythe von der Philomele und Procne; wurde erst von den Persern, dann von Alexander zerstört. Jetzt das Dorf **Davlia**, westlich von Kaprena, zwischen Myrten- u. Granatenhecken und schönen Obstgärten.

Daumen (lat. pollex), der äußerste der Finger nach der Körperseite zu, zeichnet sich durch größere Stärke u. geringere Länge vor den andern Fingern aus, besteht nur aus zwei Gliedern (phalanges) u. bekommt durch die ihm eigenthümlichen Muskeln eine vorzügliche Beweglichkeit und Kraft, zum Gegendruck gegen die andern Finger. Von den Thieren haben bloß die Affen eigentliche D., und zwar auch an den Hinterfüßen. Bei den Vögeln ist D. einer der 11 Knochen, woraus der Flügel besteht; er sitzt an dem Unterhandknochen u. trägt den Afterflügel. Im Mühlenwesen heißen D. (auch **Däumlinge**, **Frösche**, **Kämme** oder **Wellfüße**) die aus dem Umfang einer Welle (**Daumenwelle**) schief herausstehenden Keile, durch welche beim Umdrehen der Welle in Stampfmühlen, Poch- und Hammerwerken die Stempel gehoben und die Bälge niedergedrückt werden. Dieselben sind am vorderen Theil etwas abgerundet und mit dem hinteren Theil an dem Stempel oder der Welle zwischen eisernen Ringen durch Einkeilen befestigt. D. heißen auch die am Getriebe, welches den Mühlstein bewegt, hervorragenden 3—4 Stücke Holz, welche den Mehlbeutel heben und fallen lassen. Bei Haspeln heißt D. ein am Ende des Rundbaums angebrachter Zapfen, welcher verhindert, daß das Seil in die Haspelstützen kommt.

Daumer, **Georg Friedrich**, philosophischer Schriftsteller, den 5. März 1800 zu Nürnberg geboren, besuchte das dortige Gymnasium und bezog 1817 die Universität Erlangen, wo er sich anfangs dem Pietismus in die Arme warf, aber nach einiger Zeit dieser Richtung, wie überhaupt den theologischen Studien entsagte. Er widmete sich nun ganz der Philosophie, hörte zu Erlangen noch Schelling und studirte dann ein Jahr in Leipzig. Im Jahre 1822 ward er Professor am Gymnasium zu Nürnberg u. schrieb um diese Zeit unter Anderem eine „Urgeschichte des Menschengeistes" (Berlin 1827). Kränklichkeit nöthigte ihn, 1830 seine Amtsthätigkeit ganz aufzugeben; doch benutzte er seine Muße zu mehrfachen literarischen Arbeiten, zu denen die „Andeutungen eines Systems spekulativer Philosophie" (Nürnberg 1831) gehören. In eine antitheologische Polemik hineingerissen, gab er unter dem Namen Dr. **Amadeus Ottokar** mehre kleinere Schriften heraus, denen sich einige gegen Eschenmayer gerichtete anschlossen. Außerdem fallen in diese Zeit „Mittheilungen über Kaspar Hauser" (Nürnberg 1832), „Philosophie, Religion und Alterthum" (daselbst 1833) und „Züge zu einer neuen Philosophie der Religion u. Religionsgeschichte" (daselbst 1835), „Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer" (Braunschweig 1842), „Die Geheimnisse des christlichen Alterthums" (Hamburg 1847, 2 Bde.), worin er zu beweisen suchte, daß die Hebräer in der ältesten Zeit und auch die Christen in den ersten Jahrhunderten Menschen geopfert hätten. Seine Feindschaft gegen das Christenthum ging so weit, daß er dasselbe ganz von der Erde verdrängt wissen wollte u. eine „Religion des neuen Weltalters" (Hamb. 1850, 3 Bde.) verkündigte, die das „naturfeindliche Princip der christlichen Lehre" beseitigen sollte u. gleich dem Islam für das Recht der Sinnlichkeit u. Natur und den Kultus beider in die Schranken trat. Größeren Beifall, als mit seinen polemischen Schriften, fand D. mit seinen Gedichten „Bettina" (Nürnberg 1837), einer metrischen Umschreibung einzelner Stellen aus dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" und „Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria" (daselbst 1841), welche letztere er unter dem Namen **Eusebius Emmeran** erscheinen ließ. Philosophische Gelegenheitsschriften waren: „Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart" (Nürnberg 1844) und „Die Stimme der Wahrheit in den religiösen und konfessionellen Kämpfen der Gegenwart" (das. 1845). Als Frucht seiner orientalischen Studien erschienen: „Mahomed" (Hamburg 1848) und „Hafis" (1. Sammlung, das. 1846; 2. Sammlung, Nürnberg 1851), welche an Goethe's „Divan" sich anlehnenden Poesien D. einen bleibenden Platz in der Geschichte deutscher Dichtung verschafft haben. Seine neuesten Werke sind die „Frauenbilder u. Huldigungen" (Leipzig 1853, 3 Bde.) und „Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch" (Frankf. 1855, 2 Bde.). Außerdem finden sich zahlreiche Aufsätze und Gedichte von D. in Zeitschriften und Almanachen. Nachdem er von seiner dem Christenthum feindlichen Richtung zurückgekommen und sogar zum Pietismus zurückgekehrt war, trat er 1859 in Mainz zum katholischen Glauben über.

Daumier, **Henri**, origineller französischer Zeichner und Karrikaturist, 1810 zu Marseille geboren, machte sich durch die von ihm im „Charivari" erschienene Reihenfolge des „Robert Macaire" einen Namen. Seine Darstellungen haben die possierlichen und lächerlichen Scenen und Vorfälle des Tags, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, die Kehrseiten von großen Dingen, Modethorheiten zum Gegenstand, und wenn ja ernste Leidenschaften,

wie Liebe, Rache, auftreten, so sind sie so gemischt, daß immer der muthwillige Capriccio durchblickt. D.s Blätter sind stets mit kurzen erläuternden Unterschriften versehen. Die komische Seite des gemeinen Spießbürgerlebens und das Lächerliche der individuellen Natur weiß D. scharf und kräftig, ja sogar oft brutal auszudrücken. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung „Bons bourgeois", „Pastorales", „Locataires et propriétaires", „Les papas", „Les beaux jours de la vie" und seine „Représentants représentés", eine Sammlung Karrikaturporträts von etwa 100 Repräsentanten der Constituante u. Legislative, sowie auch seine „Idylles parlémentaires", Meisterstücke des drastischen politisch-satirischen Witzes, die an die beste Zeit der griechischen Komödie erinnern.

Daun, Marktflecken u. Kreishauptort im rheinpreußischen Regierungsbezirk Trier, östlich von Prüm, an der Lieser, in einer der höchsten Gegenden der Eifel, mit 650 Einw. und Mineralquellen (Daunerbacher, eisenhaltiger Natronsäuerling). Auf hohem Basaltfelsen neben dem Orte die ehemalige Reichsveste D., der Stammsitz des gräflichen Geschlechts D.

Daun, altes gräfliches Geschlecht, das seinen Ursprung bis ins 8. Jahrhundert zurückführt und sein Dasein im 11. Jahrhundert urkundlich nachweisen kann. Bemerkenswerthe Sprößlinge desselben sind:

1) Wierich Philipp Lorenz, Graf D., Marchese von Rivoli, geboren den 19. Oktober 1668, zeichnete sich als österreichischer Feldmarschalllieutenant 1706 durch die Vertheidigung Turins aus, wofür er von Savoyen das Marchesat Rivoli erhielt und vom Kaiser zum Feldzeugmeister ernannt ward. Als solcher vertheidigte er Pavia und schützte Neapel, welches er dann auf kurze Zeit als Vicekönig verwaltete. Hierauf mit dem Oberkommando von Italien betraut, trieb er Villars aus Italien zurück und nöthigte Papst Klemens XI. 1709 zum Frieden. Im Feldzuge von 1710 focht er weniger glücklich. Dennoch schenkte ihm Karl III. von Neapel das Fürstenthum Tiano und ernannte ihn 1713 zum Vicekönig von Neapel, wo er sich die Liebe des Volks erwarb. Im Jahre 1719 ward er Kommandant von Wien, dann Gouverneur der Niederlande und später von Mailand. Bei den Verhandlungen über die polnische Königswahl ließ er sich von Sardinien hintergehen und fiel deshalb bis 1737 in Ungnade. Er † zu Wien den 30. Juli 1741.

2) Leopold Joseph, Graf D., k. k. österreichischer Feldmarschall, des Vorigen jüngster Sohn, geboren zu Wien am 25. Sept. 1705, schlug, wiewohl als jüngster Sproß seines Hauses eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt, die militärische Laufbahn ein, focht als untergeordneter Offizier in dem türkischen und sicilianischen Kriege von 1718 bis 1720, dann auch in Italien und am Rhein (1734 und 1735) ehrenvoll und erwarb seine ersten Lorbeeren als Generalmajor in dem Türkenkriege von 1737—39. Nach dem Treffen von Krotzka, in welchem er verwundet wurde, erhielt er ein Regiment, focht im österreichischen Erbfolgekrieg anfangs gegen die Preußen in Schlesien, dann aber unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen, vertrieb dieselben aus Dingelfingen über die Isar, sodann durch die Besetzung der Rheininsel bei Stockstadt vom jenseitigen Ufer, schlug den Angriff des Feindes bei Ludwigsburg zurück und schloß sich sodann dem Heere an, das nach Böhmen marschirte. Im zweiten schlesischen Kriege focht er bei Hohenfriedberg (Striegau) und bei Sorr mit und ward noch 1745 zum Feldzeugmeister ernannt. In dieser Eigenschaft kommandirte er nach Abschluß des dresdener Friedens in den Niederlanden, in den ohne sein Verschulden für die Alliirten unglücklichen Feldzügen von 1746 u. 1747. Um dieselbe Zeit heirathete er, nachdem er das Malteserkreuz abgelegt hatte, die Gräfin Fur u. befestigte sich dadurch in der Gunst seiner Monarchin. Nach dem aachener Frieden (1748) ward er mit Entwerfung und Einführung der neuen Heeresorganisation betraut. Das sogenannte daunsche Reglement von 1749 mit seinem Ziele, Gehorsam, Ordnung und Sittlichkeit zum Gemeinsinn des Heeres zu machen, macht Epoche in der Geschichte der österreichischen Armee. Zu demselben Zwecke ward durch ihn das Kadetenhaus, damals Militärakademie genannt, errichtet. Bald erhielt er auch Gelegenheit, von der Tüchtigkeit seiner Schöpfungen praktische Beweise zu liefern. Als Friedrich II. nach der Schlacht bei Prag in dieser Stadt 40,000 Mann des geschlagenen Heeres eingeschlossen hielt, lieferte ihm D. die Schlacht von Kollin (13. Juni 1757), worauf Friedrich Böhmen räumen mußte. Als nach dem Siege der Preußen bei Leuthen der Prinz Karl von Lothringen von der Armee abtrat, legte die Kaiserin den Oberbefehl in D.s Hände. Nachdem Friedrich II. die Belagerung von Olmütz aufgehoben, faßte D. bei Stolpen eine Stellung, von welcher aus er den bis an die brandenburgische Grenze vorgerückten Laudon unterstützen und mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Zweibrücken in Verbindung bleiben konnte. Inzwischen kehrte der König zurück, und beide Heere beobachteten sich sorgfältig, bis D. durch den Ueberfall bei Hochkirch (14. Okt. 1758) einen glänzenden Sieg erfocht, dessen für Preußen verderbliche Folgen nur durch die hier zur Unzeit festgehaltene Bedächtigkeit des Siegers theilweise vereitelt wurden. D. gedachte darauf, den Feldzug durch eine rasche Wegnahme Dresdens zu enden, doch scheiterte sein Projekt an der Wachsamkeit des dortigen Befehlshabers, Generals von Schmettau. Den Feldzug von 1759 beschloß D. siegreich mit den Gefechten von Maxen und Meißen, in welchem ersteren das preußische 11,000 Mann starke Corps des Generals Fink gefangen ward. Im Jahre 1760 beobachtete D. aus seinem festen Lager unweit Pirna den König, bis dieser durch Laudons Operationen nach Schlesien gezogen wurde, folgte ihm dann nach Sachsen, wo Friedrich Dresden belagerte, und im Spätsommer 1760 nach Schlesien, wo er nach Laudons verlorener Schlacht bei Liegnitz 15,000 Oesterreicher unter Lascy mit den Russen zum Ueberfalle von Berlin vereinigte. Als Friedrich an die Spree und nachher an die Elbe zog, ging D. an demselben Tage über diesen Strom und setzte sich bei Torgau, wo es zu dem bekannten, für D. unglücklichen Treffen (3. Nov. 1760) kam. Er hatte drei Angriffe blutig zurückgeschlagen und auch noch im vierten, wo er gefährlich verwundet aus dem Kampfe gebracht werden mußte, bis in die Nacht den Sieg behauptet, als Ziethen bei Siptitz

hervorbrach und den Tag entschied. In der Zeit, wo D. sich seiner Wunden wegen in Wien befand, besuchte der Kaiser die Kriegsberathungen in seinen Zimmern u. führte ihn dann in den Staatsrath ein. Nach beendigtem Feldzuge von 1761 ging D. wieder nach Wien, für den von 1762 aber nach Schlesien ab. So günstig auch die Lage des Königs von Preußen durch den russischen Thronwechsel geworden war, so konnte er doch D. nicht aus seiner festen Stellung am Zobtenberge vertreiben, dieser aber eben so wenig den Verlust von Schweidnitz hindern. Noch während des Feldzuges hatte D. das Präsidium des Hofkriegsrathes angetreten u. war in diesem Wirkungskreise eifrig bemüht, alle Erfahrungen aus sieben Feldzügen auf seine schon früher in Angriff genommenen Reformen anzuwenden. Er † am 5. Febr. 1766. D. gehört unbestritten unter die ausgezeichnetsten Feldherren seines Jahrhunderts; zwei bedeutende Siege über Friedrich den Großen haben seinen Ruhm fest begründet. Seine allzu große Vorsicht im Krieg ist vielfach getadelt worden; allein sie wurde lediglich durch die richtige Beurtheilung der Lage geleitet, in welcher sich D. seinem großen Gegner gegenüber befand. Gegründeter ist der Tadel, daß D. nicht die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen u. den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verstand. Von Charakter war D. höchst ehrenhaft, in Berufsgeschäften unermüdet thätig, dabei sehr religiös, in der letzten Zeit seines Lebens fast bigott.

Daunen, die weichen, wolligen, kiellosen Federchen der Vögel, welche auf der Haut sitzen und am meisten warm halten. Sie werden von Gänsen, vorzüglich von der Eidergans gesammelt und als das beste Bettmaterial verwendet. Schwänen und andern ausländischen Vögeln zieht man den Balg ab und verwendet ihn gleich den feinen Pelzwerken für Damen.

Daung (Dang), Schutzgebiet innerhalb der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, zwischen Wasrawi im Nordwesten, Kandeish u. Ahmednagur im Nordosten und Osten, Pänt im Süden und Bansda im Westen, ist 45 QM. groß, reich an Teakwaldung, welche die Regierung in Pacht hat, und zählt 70,300 unter Häuptlingen stehende Bewohner.

Daunia, im Alterthum ein Theil der italienischen Landschaft Apulia, zwischen dem Aufidus (Ofanto) und Trento (Fortore), dem adriatischen Meere u. dem Apennin (den größten Theil der heutigen Provinz Capitanata umfassend), benannt nach Daunus, einem angeblich mit Kolonisten hier eingewanderten Sohne des arkadischen Königs Lycaon.

Daunou, Pierre Claude François, ausgezeichneter französischer Gelehrter, Publicist und Staatsmann, den 18. August 1761 zu Boulogne-sur-Mer geboren, trat 1777 in die Kongregation des Oratoriums, schloß sich später der Revolution an und wurde 1791 Großvikar des konstitutionellen Bischofs von Pas-de-Calais. Im Jahre 1792 als Abgeordneter des Departements Pas-de-Calais in den Nationalkonvent berufen, bestritt er die Kompetenz der Versammlung als Gerichtshof im Prozesse Ludwigs XVI. und trug auf Gefangenschaft des Königs während des Kriegs, dann auf Verbannung an. Dies wie seine Vertheidigung der Girondisten gegen die Partei des Bergs brachte auch ihn ins Gefängniß, aus dem ihn jedoch der Sturz Robespierre's am 9. Thermidor befreite. Von nun an betheiligte er sich im Konvent bei allen Gesetzentwürfen, die eine neue Organisation des Staats bezweckten, und entwarf namentlich die Konstitution vom Jahre III. Im Rathe der Fünfhundert setzte er seine Thätigkeit fort, wurde dann mit der Organisation der römischen Republik beauftragt u. half nach dem 18. Brumaire die Konstitution vom J. VIII. entwerfen. Später trat er in das Tribunat, ward dann durch Bonaparte Bibliothekar des Pantheons, 1804 Direktor des Archivs des gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs. Die Restauration nahm ihm diese Stelle, die Julirevolution gab sie ihm aber zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte, die er seit 1819 am Collége de France bekleidet hatte. Seit 1818 Mitglied der Deputirtenkammer, gehörte er in derselben zur freisinnigen Opposition und wirkte namentlich für den öffentlichen Unterricht. Im Jahre 1834 zog er sich von aller öffentlichen Wirksamkeit für immer zurück und † am 20. Juni 1840. D. war Mitglied und beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Künste und Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Essai sur l'instruction publique" (Paris 1793); „Essai sur la constitution etc." (das. 1793), worin die Grundzüge des Gesellschaftsstaats entwickelt werden; „Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie" (das. 1802) und „Essai historique sur la puissance temporelle des papes" (das. 1810), eine durch Freisinnigkeit und gründliche Forschung ausgezeichnete Schrift, die, 1813 auf höheren Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderungen, und zuletzt 1828 (das., 4 Bde.) wieder abgedruckt wurde. D. besorgte auch eine vollständige Ausgabe von Rulhière's „Histoire de l'anarchie de Pologne" (Par. 1807, 4 Bde.) u. die beste Ausgabe der Werke Boileau's, wie der Schriften Génière's und Laharpe's. Sein Hauptwerk ist der „Cours d'études historique" (Par. 1839—49, 20 Bde.). Seit der Restauration war er Hauptredakteur des „Journal des savans", und in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe französischer Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet. Vgl. Taillandier, Documents biographiques sur M. D., Par. 1841, 2. Aufl. 1847.

Dauphin (v. Franz., lat. delphinus), ursprünglich u. zwar seit dem Grafen Guido IV. von Viennois (1140), der einen Delphin als Schildzeichen geführt haben soll, Herrschertitel der Grafen von Vienne, der souveränen Herren der Dauphiné in Frankreich, später Titel des präsumtiven Thronerben von Frankreich, wenn dieser ein unmittelbarer Descendent des regierenden Königs war. Humbert II. vermachte nämlich 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipps VI. von Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs stets diesen Titel führen sollte (s. Dauphiné). Starb der D. kinderlos, so erbte sein ältester Bruder den Titel. Auf die Agnaten des Königs ging der Titel nicht über. Noch unter Ludwig XI. hatte der D. bedeutende, fast souveräne Rechte; seitdem aber die Dauphiné ihr eigenthüm-

liches Staatsrecht verloren hatte, sank die Würde des D.s zum bloßen Titel herab, bis nach der Julirevolution auch dieser abgeschafft wurde. Die Gemahlin des D.s hieß **Dauphine**. Auch die Grafen von Auvergne, die alten Rivalen der Grafen von Vienne, führten früher den Titel D., wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. im 12. Jahrhundert an. Zum Gebrauch für den Unterricht des D.s ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montausier, von Bossuet und Huet, den Lehrern des D.s, eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker (in usum Delphini) besorgen, die, mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien, und in welcher alle sogenannten anstößigen Stellen beseitigt waren.

Dauphine (**Isle-Dauphine**), s. v. a. Madagaskar.

Dauphiné (delphinatus), ehemalige Provinz Frankreichs im Gebiet der Westalpen, umfaßt die heutigen Departements Isère, Drôme und Oberalpen und wird im Osten durch die Alpen, im Süden durch die Provence, im Norden und Westen von der Rhone begrenzt und von drei Nebenflüssen der letztern, der Isère, Drôme und Durance, durchströmt. Das Areal beträgt 228 □M. Das östliche Land, die **Oberdauphiné**, enthält die kleinen Landschaften des Graisivaudan, Champsaur, Oysans, Vercorps, Royanez, Diois, Gapençois, Embrunois, Briançonnais; das westliche Unterland oder die **Niederdauphiné** begreift das Viennois, das obere und untere Valentinois, die Baronien und das Tricastinois. Die Oberdauphiné ist ein Land mächtiger Gebirge. Berge thürmen sich hier auf Berge, welche die erhabensten Naturscenen darbieten und unter denen sich der Pelvour de Valoisse (13,236 F.), der Olan (12,306 F.), der Goleon de la Grave (11,700 F.), der Col de Sair (10,296 F.), der Pic de Belladonna (9600 F.) und viele andere durch Höhe auszeichnen. In den Thälern haben neuere Geologen fast überall deutliche Spuren ehemaliger Gletscher entdeckt; mit ihnen im Zusammenhange scheinen die zahlreichen Wanderblöcke gestanden zu haben, die sich in der Sohle und an den Seiten der kleinen Thäler vorfinden. Namentlich am Ausgange des Thales der Isère zwischen Moirans und Rive sieht man zwei Linien von ungeheueren Gletscherwällen. Hat die Oberdauphiné gute Viehweiden, so zeichnet sich die Niederdauphiné durch fruchtbare Felder und guten Weinbau (Vin d'érémitage, Côte rôtie) aus. Außerdem treibt man Bergbau, Seidenbau ꝛc. In der Oberdauphiné hat sich manche alte Volkseigenthümlichkeit in Sitten und Gebräuchen erhalten. In der Volkssprache ist, was die Hochlande anlangt, das celtische Element vorherrschend, wogegen das Flachland sich mehr zu dem romanischen Idiom hinneigt, doch sind in beiden verschiedene Unterdialekte bemerkbar. Hauptstädte waren Grenoble und Vienne. Die sogenannten **sieben Wunder der D.** sind: der Tour sans venin (Thurm ohne Gift), der Montagne inaccessible (der unersteigliche Berg) oder Mont aiguille (Nadelberg, am Fuße noch einmal so schmal als am Gipfel), die Fontaine brulante (der brennende Brunnen), die Höhlen von Sassenage, das Manna von Briançon, die kostbaren Steine auf dem Gebirge in Sassenage und die Grotte U. L. F. zu Balme. Andere nennen statt der 2 letzteren den Weinbrunnen, dessen Wasser wie Wein schmeckt, und den Wind von Nions.

Das Gebiet der nachmaligen D., seit Julius Cäsar unter römischer Herrschaft, ward durch Kaiser Honorius mit der Provincia Viennensis, dem spätern Viennois, vereinigt. Nach dem Verfall der Römerherrschaft bildete das Land den südlichsten Theil des sich bis zur Durance erstreckenden Reiches der Burgunder und kam mit diesem unter die Botmäßigkeit der Franken. Nach der Zerstückelung der karolingischen Monarchie gehörte es erst (seit 879) zum Königreich der Provence, dann zu dem neuen burgundischen Reiche von Arles, mit welchem es 1032 durch Vermächtniß in den Besitz der deutschen Kaiser überging. Schon seit der Besitzergreifung der Burgunder war dieser Theil des römischen Galliens nach germanischer Weise in Gaue getheilt, welche so ziemlich die geographische Grundlage für die später hier sich bildenden dynastischen Herrschaften abgaben, aus deren allmähligem Zusammenwachsen die Gesammtherrschaft und nachmalige französische Provinz D. entstand. Einer der alten Dynasten des Landes, Graf Guido IV., um die Mitte des 12. Jahrhunderts, fügte zuerst seinem Namen den Beinamen **Dauphin** (s. d.) bei, wahrscheinlich einem so mit dem Vornamen genannten Grafen von Vienne zu Ehren, und erst später mögen die Dauphins auf Anlaß des Namens den Delphin in ihr Wappen aufgenommen haben. Mit Guido V., der sich zuerst **Graf und Dauphin von Viennois** nannte und ein eifriger Anhänger Kaiser Friedrichs I. war, starb gegen Ende des 12. Jahrhunderts diese Dynastie aus. Seine Erbtochter Beatrix heirathete zuerst den Grafen Albrich Taillefer von Toulouse, nach dessen Tode den Herzog Hugo von Burgund und nach dessen Tode 1192 Hugo von Coligny. Ihr mit Hugo von Burgund erzeugter Sohn Guido VI. Andreas († 1237) eröffnet die zweite Dynastie. Ihm folgte sein Sohn Guido VII., der mit Karl von Anjou, welcher auf sein Land Ansprüche machte, viele Händel hatte; er starb 1269. Das Bestreben der Dauphins, die Landeshoheit zu erringen, welches namentlich in den auch hier im 13. Jahrhundert sich entspinnenden Parteikämpfen der Guelfen und Ghibellinen hervortrat, blieb zwar wegen der unbeugsamen Macht der 5 Bischöfe des Landes theilweise vergeblich, doch erfreuten sie sich fast durchgehends der Gunst der deutschen Kaiser, bei welchen sie das Seneschallamt des arelatischen Reiches bekleideten. Mit Guido's VII. Sohne, Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, starb diese Dynastie 1281 wieder aus. Ihm folgte seine Schwester Anna, Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour du Pin, dessen Sohn Johann II. Stifter der dritten Dynastie wurde. Er schloß 1314 Frieden mit dem savoyischen Hause u. erwarb mehre Baronien. Nach seinem Tode (1319) trat sein neunjähriger Sohn Guido VIII. unter der Vormundschaft seines Oheims Heinrich de la Tour die Regierung an. Er kämpfte wiederholt mit abwechselndem Glücke gegen Savoyen u. wurde von Ludwig dem Bayern mit dem Königstitel beehrt, wollte diesen jedoch nicht eher annehmen, als bis Ludwig selbst vom Papste die Kaiserkrone empfangen haben würde, starb aber inzwischen 1333. Sein Bruder, Hum-

bert II., schloß 1335 mit Savoyen Frieden und ordnete die Rechtspflege in der D. Nachdem er aber 1335 seinen einzigen ehelichen Sohn (seine uneheliche Nachkommenschaft hat sich bis auf die Gegenwart in den Herren von Vienne erhalten) verloren, trat er sein Land 1349 gegen eine Jahresrente von 100,000 Goldgulden an Karl von Valois, nachmaligen Karl V., ab, unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel „Dauphin de Viennois“ nebst dem dazu gehörigen Wappen führen, daß das Land seine Integrität u. seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bestätigten Freiheiten behalten und nie dem französischen Reiche völlig einverleibt werden solle. Schon 1355 wurden indessen Faucigny und im utrechter Frieden 1713 auch die übrigen, im Osten der Alpen gelegenen Gebietstheile an Savoyen abgetreten; ebenso riß die Krone Frankreich allmählig alle Hoheitsrechte, welche die deutschen Kaiser noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts in der D. ausgeübt hatten, an sich, und 1446 vereinigte sie hiermit die nachmals an verschiedene Personen als standesherrliches Herzogthum verliehene Grafschaft Valentinois.

Daurien (spr. Da-urien), wildes Alpenland im südöstlichen Sibirien, das sich vom Ostufer des Baikalsee's bis zu Argun (der chinesischen Grenze) ausdehnt und in administrativer Hinsicht das russische Gebiet Transbaikalien oder die baikalische Provinz (s. d.) bildet.

Daurisches Gebirge, ein weitverzweigtes Gebirge des asiatischen Rußlands, südlich vom Baikalsee, das die neugebildete Provinz Transbaikalien ganz erfüllt, in einzelnen Bergketten die Grenze zwischen Sibirien und der chinesischen Mongolei bildet u. sich in mehrfachen Ausläufern, welche bald zusammenhängende Bergketten, bald massenartige Zusammenhäufungen von Bergen darstellen, auch in das Innere Sibiriens erstreckt. Man unterscheidet eine westliche Gebirgshälfte, speciell das daurische Erzgebirge genannt, und eine östliche, welche das nertschinskische Erzgebirge heißt. Der hie und da gebrauchte Name Jablonnoi Khrebet (Apfelgebirge) ist dagegen zu verwerfen, weil die Russen unter demselben einen Kettenzug von Bergen begreifen, der erst jenseit der Schilka u. des Argun anhebt und sich bis zum ochotskischen Meere erstreckt. Dagegen haben die russischen Geographen der Neuzeit die Benennung argunisches Gebirge für das eigentliche nertschinskische Erzgebirge adoptirt. Der Charakter der zu dem daurischen Gebirge gehörenden einzelnen Berggruppen ist sehr verschiedenartig. Im Allgemeinen ist es mit Nadelholz (sibirischen Cedern) bestanden, hat aber auch viele kahle Felsen und Berge von Alpenhöhe. Vulkane sind hier nirgends entdeckt worden. Die nertschinskischen Gebirge sind nur von mäßiger Höhe und gehören zu den eigentlichen Gang- u. Schieferbergen; sie sind überaus reich an Gold, Silber, Platin, Blei, Kupfer, Zink, Spießglanz, Quecksilber, Eisen und Braunstein. Eine Monographie dieses in geognostischer und bergmännischer Beziehung wichtigen Gebirges fehlt noch.

Davel, Johann Daniel Abraham, ein Märtyrer der Freiheit seines Vaterlandes, war 1669 zu Cully am Genfersee geboren. Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, nahm er in seinem 20. Jahre Kriegsdienste, focht unter dem Prinzen Eugen, dem Herzog von Marlborough und Ludwig XIV. mit Auszeichnung und nahm hierauf an dem schweizer Bürgerkriege von 1712 rühmlichen Antheil. Nach dem Ende desselben unter Ernennung zum Major der Milizen der Waadt entlassen, fühlte er sich durch den Streit zwischen der Akademie zu Lausanne und der Regierung von Bern über die Formula Consensus, sowie durch die tyrannische Verwaltung Berns getrieben, sein Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien. Am 31. März 1723 rückte er plötzlich mit 500—600 Mann, geheime Befehle von Bern vorschützend, in Lausanne ein, versammelte den Stadtrath, legte demselben ein Manifest vor, worin der Regierung von Bern eine Menge von Fehlern vorgeworfen wurde, und erklärte darauf seinen Plan, das Waadtland von der Hoheit Berns zu befreien. Der Rath berichtete jedoch den Vorgang sofort nach Bern, und D. ward verhaftet. In der Untersuchung beharrte er darauf, daß ihm sein Unternehmen unmittelbar von Gott eingegeben worden sei und daß er keinen Mitschuldigen habe. Auch die Folter erpreßte ihm kein anderes Geständniß. Nach einem alten Rechte sprachen die Bewohner des Quartiers Rue de Bourg zu Lausanne sein Urtheil; es lautete: Tod durchs Schwert, nach Abhauung der rechten Hand; die Regierung von Bern ließ diesen Zusatz wegfallen. Im Jahre 1841 ward ihm bei Cully ein Denkmal gesetzt. Vgl. Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus, Amsterdam 1728.

Davenport, Hauptstadt der Grafschaft Scott im nordamerikanischen Staate Iowa, am Mississippi, der Stadt Rhode-Island (in Illinois) gegenüber, ein rasch aufblühender Handels- u. Industrieplatz, wurde erst 1837 angelegt und hatte 1840 600, dagegen 1850 schon 3500 und 1858 16,677 Einwohner und ist Sitz des 1848 gegründeten Iowacollege's.

Daventry, Stadt in der englischen Grafschaft Northampton, an der Quelle des Avon, hat 4233 Einwohner, die Fabriken für Strumpfwaaren und Reitpeitschen unterhalten und Handel, besonders mit Pferden, treiben. In der Nähe finden sich die Reste mehrer alten Lager.

Davia, Giovanni Antonio, Kardinal und Diplomat, geboren den 23. Oktober 1660 zu Bologna aus dem edlen Geschlechte der Via, stand erst in venetianischen Kriegsdiensten, trat aber dann in den geistlichen Stand. Als päpstlicher Nuntius in Polen wußte er die dortige Königswahl auf den Kurfürsten August II. von Sachsen zu lenken und begleitete diesen nach seiner Wahl 1699 nach Dresden, als der erste päpstliche Nuntius, der seit der Reformation am kurfürstlich sächsischen Hofe erschien. Nachdem er als Nuntius zu Wien sich vergeblich bemüht hatte, den Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs zu verhindern, kehrte er 1705 nach Rom zurück, wurde zum Bischof von Rimini und 1712 zum Kardinal ernannt. Er † den 11. Januar 1740. Aus gelehrten Versammlungen, die er früher als einer der Präsides von Bologna in seinem Hause gehalten, entstand das Institutum scientiarum et artium bonarum daselbst.

David, Stadt in der Provinz Veragua des Staates Istmo in Neugranada, auf der Südseite der Landenge von Chiriqui und an dem gleichna-

migen Flusse, unweit dessen Mündung in den Ocean, zählte 1860 über 5000 Einwohner und ist ein im raschen Aufblühen begriffener Handelsplatz.

David, König von Israel 1055—1015 oder nach der Zeitrechnung des Eusebius 1076—1036 v. Chr., ward, der jüngste von 8 Söhnen Isai's, eines wohlhabenden Hebräers aus Bethlehem im Stamme Juda, sehr früh von Samuel nach Verwerfung Sauls zum König über Israel gesalbt, hütete jedoch nach wie vor seines Vaters Vieh. Als guter Harfenspieler dem König Saul, der immer mehr in Trübsinn versank, empfohlen, kam D. an den königlichen Hof und erwarb sich Sauls Gunst, der ihn zu seinem Waffenträger machte. Als solcher zog er mit in den Krieg gegen die Philister und tödtete den riesigen Helden Goliath, der höhnend die Hebräer zum Zweikampfe herausgefordert hatte, mit sicherem Schleuderwurf, welcher That dann ein vollständiger Sieg über die Philister folgte. Nach einer anderen Erzählung ward D. von seinem Vater mit Mundvorrath zu seinen drei ältesten zu Feld gezogenen Brüdern geschickt, wo er dann seine heldenmüthige That ausführte u. erst durch diese dem König bekannt geworden zu sein scheint. Sauls Gunst wandelte sich jedoch in Eifersucht um, als er sehen mußte, wie D. vom Volke gefeiert wurde; ja in einem Wuthanfalle schleuderte er seinen Speer gegen den ruhig neben ihm spielenden D., doch entging dieser mit einer geschickten Wendung der Gefahr. In der Hoffnung, D. werde im Kampfe fallen, machte Saul ihn zum Obersten über 1000 Mann; aber durch siegreiche Kriegsthaten erwarb sich D. nur immer mehr die Liebe des Volkes. Auch die Aufgabe, dem König 100 Vorhäute der Philister zu bringen, wofür er seine Tochter Michal zum Weibe erhalten sollte, vollbrachte der junge Held glücklich und ward wirklich Eidam des Königs; dennoch forderte dieser alle Hofleute und seinen Sohn Jonathan auf, D. zu ermorden. Aber gerade der letztere, ein treuer Freund D.s, bewirkte noch einmal eine Versöhnung zwischen seinem Vater und D., die aber nur zu bald wieder durch die neu hervorbrechende Eifersucht des Königs gestört wurde. Nach einem abermaligen Versuche Sauls, D. zu tödten, wandte sich dieser zur Flucht, die von Michal schlau befördert wurde. Von Rama, wo er an den Uebungen der Prophetenschule Samuels Theil nahm, durch die Verfolgungswuth Sauls verscheucht, wendete er sich zu Jonathan. Aber ein abermaliger Versöhnungsversuch desselben schlug fehl, und D. war nun allen Schrecknissen eines unstäten Lebens Preis gegeben. Er suchte zunächst Zuflucht bei dem philistäischen König Achisch, ward aber erkannt und entkam nur durch List. Nach Juda zurückgekehrt, hielt er sich in der Höhle Adullam auf, wo er die Unzufriedenen des Landes um sich sammelte und mit ihnen das Heer der Philister, welches die Grenzstadt Kegila belagerte, schlug. Der Haß des Königs trieb ihn hierauf in die Wüste Siph, deren Bewohner dem König die Schlupfwinkel des Flüchtlings verriethen. Schon war D. mit den Seinigen von dem Heere Sauls eingeschlossen, als letzterer durch die Nachricht, daß die Feinde plötzlich eingefallen seien, von D.s Verfolgung abgerufen wurde. Von Neuem aber verfolgte er ihn in den Felsengebirgen Engedi. Hier ließ D. der Zufall seinen Feind in einer Höhle im tiefsten Schlafe finden. Statt ihn zu tödten, begnügte er sich jedoch, von dem Königsmantel ein Stück zu trennen (nach einer andern Erzählung, ihm den Speer und das Wasserbecken wegzunehmen). Aber auch dieser Edelmuth vermochte nicht, den Gegner zu versöhnen; D. mußte weiter fliehen und wendete sich endlich abermals zu dem philistäischen König Achisch, der ihm gegen das Versprechen, dem König jedesmal einen Antheil der gemachten Beute zu überlassen, und dem Heerbann Folge zu leisten, die Stadt Ziklag einräumte. Von hier aus machte er zahlreiche Beutezüge in die Gebiete der angrenzenden Amalekiter, Geschuriter, Gerasiter und erreichte so den doppelten Zweck, für sich Unterhalt zu gewinnen und zugleich den seinem Vaterlande feindseligen Völkerschaften Schaden zuzufügen. Dieses Exil D.s hatte etwa 1 Jahr u. 4 Monate gedauert, als ihn ein neuer Krieg der Philister gegen Saul nöthigte, mit dem Heerbann gegen sein Volk auszuziehen. Die mißtrauischen philistäischen Fürsten bewogen jedoch Achisch, D. in aller Güte zur Rückkehr aufzufordern. Die Amalekiter, seine Abwesenheit benutzend, hatten indeß Ziklag geplündert und in Brand gesteckt. D. erreichte sie am dritten Morgen, schlug sie in einer blutigen Schlacht und nahm ihnen ansehnliche Beute ab, von der er einen Antheil an die Aeltesten der Städte Juda's schickte u. so das freundliche Verhältniß mit denselben erneuerte. Unterdessen hatten die Philister in einer großen Schlacht die Israeliten besiegt u. das ganze Land bis zum Jordan in Besitz genommen; Saul selbst mit 3 Söhnen, unter ihnen Jonathan, war gefallen. D. brachte den Gefallenen in dem rührenden Gesange 2. Sam. 1 das letzte Ehrenopfer, zog darauf nach Hebron u. wurde hier von den versammelten Aeltesten zum König über Juda gesalbt, während die übrigen Stämme Sauls Sohn Isboseth zu ihrem König wählten. Erst nach der Ermordung des letzteren ward D. zum König über ganz Israel erhoben, nachdem er $7\frac{1}{2}$ Jahre über Juda regiert hatte. Seine erste That war die Eroberung von Jebus (Jerusalem), welches seit Jahrhunderten die Jebusiter inne gehabt hatten. Er erhob es zur Hauptstadt seines Reiches, ließ sich selbst auf dem Berge Zion nieder u. machte die Burg zum Mittelpunkt des israelitischen Gottesdienstes, zu welchem Zwecke er die Bundeslade in feierlichem Zuge von Kirjath Jearim abholte. Hierauf schlug er die Philister im Thale Rephaim, machte die Moabiter tributpflichtig und unterjochte die Ammoniter und deren Bundesgenossen, die Amalekiter, Edomiter u. den König Hadadisar von Zoba, dessen Land er bis zum Orontes eroberte. Sein Reich erstreckte sich nun vom Euphrat bis an das Mittelmeer und von Phönicien bis an den arabischen Meerbusen und zählte mehr als 5 Millionen Bewohner. Er beförderte Schifffahrt und Handel, besonders mit Tyrus, begünstigte die Künste, namentlich die Baukunst und Poesie, die er selbst übte, sorgte für den Kultus durch Eintheilung der Priester und Leviten in bestimmte Klassen, für die Justiz durch Einführung von Ober- und Unterrichtern, für das Kriegswesen durch Gründung eines stehenden Heeres. Seine Ausschweifungen in der Liebe verleiteten ihn zu manchen Grausamkeiten. Einen großen Makel wirft auf ihn der Ehebruch mit Bathseba, dem Weibe des Uria, u. die Blutschuld, die er auf sich lud, indem er Uria dadurch, daß er ihn durch Joab ins Vordertreffen schicken ließ, dem gewissen

Tode überlieferte. Die Eifersucht unter den Söhnen der verschiedenen Mütter gab zu Zwistigkeiten und Empörungen in seiner eigenen Familie Veranlassung. Amnon, der Erstgeborene D.s von seinem Weibe Achinoam, schändete seine Halbschwester Thamar und ward darauf von den Sklaven Absaloms, des leiblichen Bruders der Geschändeten, ermordet; Absalom, deshalb vom Hofe verbannt und erst nach 2 Jahren durch Joab mit D. versöhnt, erhob bald darauf die Fahne des Aufruhrs und zwang seinen Vater zur Flucht aus der Hauptstadt. Bei Mahanaim jenseit des Jordans kam es zur Schlacht, in welcher das 20,000 Mann starke Heer D.s über das weit zahlreichere Absaloms einen vollständigen Sieg davontrug und Absalom selbst von Joab getödtet ward. Auch die spätere Empörung Adonia's, D.s ältesten Sohnes, ward unterdrückt. Unter Zurüstungen zu dem von seinem Sohn und Nachfolger Salomo sogleich begonnenen Tempelbau † der königliche Held, nach Angabe des Josephus im 70. Jahre seines Alters, im 40. seiner Regierung. Die Grundzüge seines Charakters, unerschütterliches Vertrauen auf Gott u. eine zarte Scheu vor dem Heiligen, verbunden mit dem Streben, Sünde u. Irrthum immer mehr abzuthun, sprechen sich in seinen Liedern aus, deren uns im Psalmbuch noch viele überliefert sind, wenn auch nicht alle ihm zugeschriebenen wirklich von ihm herrühren; als Liederdichter steht D. auf einer Stufe, welche später von Keinem aus seinem Volke überschritten wurde. Vergl. Psalmen.

David, armenischer Gelehrter des 5. Jahrhunderts n. Chr., von den Armeniern vorzugsweise der Philosoph (Imasdaser) genannt, geboren im Dorfe Nerken in der armenischen Provinz Duruperan, war Schüler Mesrobs u. Sahay's u. bildete sich in Griechenland, namentlich in Athen unter dem Eklektiker Syrianus. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wirkte er hier in den letzten Decennien des 5. Jahrhunderts u. † um 500 n. Chr. Er hat mehre Werke des Aristoteles ins Armenische übersetzt und mehre Kommentare, z. B. zu des Aristoteles Kategorien, sowie andere Schriften philosophischen und theologischen Inhalts verfaßt, welche meist noch ungedruckt in den Bibliotheken liegen. Vgl. Neumann, Mémoires sur la vie et les ouvrages de D., Paris 1829.

David, 1) D. von Augsburg, ascetisch-mystischer Schriftsteller des Mittelalters, lebte als Franciskanermönch seit 1243 zu Augsburg, nachdem er vorher lange Zeit Novizenmeister zu Regensburg gewesen, und war Lehrer und Freund Bertholds von Regensburg [s. Berthold 3)], den er auf seinen Missionsreisen begleitete. Er † 1271 zu Augsburg. Außer zahlreichen lateinischen Schriften, die zu Regensburg 1596 zum Theil im Druck erschienen, verfaßte er auch ascetische Schriften in deutscher Sprache, von denen Pfeiffer sechs in „Deutsche Mystiker des 13. Jahrhunderts", Leipzig 1845, herausgegeben hat.

2) D. Joris, d. i. Sohn des Georg, Schwärmer des 16. Jahrhunders, 1501 zu Delft geboren, brachte es in der Glasmalerei zu einer hohen Vollkommenheit und besaß bei einer angenehmen Figur Einbildungskraft und Beredsamkeit. Verspottung der von Priestern getragenen Monstranz zog ihm die Strafe des Staupbesens, der Zungendurchstechung und der Verbannung zu. Er hielt sich nun zur Sekte der Wiedertäufer, die ihn zum Bischof von Delft erwählte; durch ein Unitätsformular aber auch mit dieser Partei zerfallen, bildete er sich einen eigenen Kreis von Anhängern, indem er lehrte, daß er der wahre Messias, der dritte David, von Gott nach dem Geiste geboren und abgesandt sei, würdige Kinder für das Reich Gottes zu sammeln, dabei aber die Auferstehung und das jüngste Gericht leugnete. D. und die Davidisten trieben ihr Wesen zwar im Stillen, wurden aber seit 1538 doch von der holländischen Regierung verfolgt u. mehre, worunter D.s Mutter, hingerichtet. D. erhielt Schutz vom Landgrafen von Hessen und schrieb 1542 sein berüchtigtes „Wonderboek", das ein ungeheures Aufsehen machte, ihn aber auch zwang, sich nach Basel zu begeben, wo er sich unter dem Namen Johann von Brügge aufhielt und äußerlich zur reformirten Kirche bekannte. Nach Jahren ward er jedoch erkannt und † 1556 aus Schrecken hierüber, nach Andern an Gift, das ihm seine Familie beigebracht. Nach 3 Jahren ward sein Körper mit seinen Schriften verbrannt. In demselben Jahre veröffentlichte die Universität zu Basel eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre (Wittenberg 1559, Delft 1603). Seine Anhänger, Davidisten oder Jorisianer, erhielten sich, trotz aller Verfolgungen, in Holland bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts.

3) (Davidis), Franz, Prediger zu Klausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent der dortigen Unitarier, im Anfang des 16. Jahrhunderts zu Klausenburg geboren, studirte zu Wittenberg, ward dann lutherischer Prediger zu Klausenburg u. bald darauf Superintendent der ungarischen Gemeinden. Hier ward er für den Calvinismus gewonnen, trat aber dann zum Socinianismus über, dessen Lehrmeinungen er seit 1566 öffentlich vortrug. Als Irrlehrer, Gotteslästerer u. Neuerer zu ewigem Gefängniß verurtheilt, † er am 6. Juni 1579. Aus seinen Anhängern, den Davidisten entstanden die jüdisch gesinnten Unitarier (Judaizanten), die alle Verehrung Christi, als eines natürlichen Menschen, verwarfen; aus diesen wieder die Sabbatharier (Szombatosok), dem Haupt der Kanzler Simon Fetschi war, u. die den Sonnabend feiern, die Beschneidung für zur Seligkeit nöthig halten, das Neue Testament verwerfen und den Messias noch erwarten. Umsonst suchten mehre Fürsten von Siebenbürgen die Sekte auszurotten.

4) Christian, Missionär der Brüdergemeinde, geboren 1690 zu Senftleben in Mähren, erlernte das Zimmermannshandwerk, gründete mit anderen mährischen Auswanderern am 17. Juli 1722 die Kolonie der mährischen Brüder am Hutberge in der Lausitz, die dann Herrnhut genannt ward. Später zog er als Prediger umher, um Seelen für seine Gemeinde zu werben, machte Missionsreisen 1735 nach Holland, 1748 nach Livland und Pennsylvanien und 1733, 1747 und 1749 nach Grönland und † den 3. Febr. 1751 zu Herrnhut. Er ist der Verfasser vieler geistlichen Lieder, die im Gesangbuche der Brüdergemeinde stehen.

5) Jacques Louis, berühmter französischer Maler, Begründer der neueren französischen Malerschule, den 30. August 1748 zu Paris geboren, war zuerst Viens Schüler und erhielt schon 1771 für sein Bild: Venus und Mars im Kampfe mit

Minerva (jetzt im Louvre) von der Akademie den ersten Preis zuerkannt, der aber auf Veranlassung seines Lehrers, welcher darüber erzürnt war, daß sich D. hinter seinem Rücken um den Preis beworben, in den zweiten verwandelt ward. Nachdem er noch gründliche Studien, besonders auch in der Schlachtenmalerei, gemacht, gewann er mit seinem Gemälde: die Liebe des Antiochus und der Stratonice, den ersten Preis und erhielt dadurch die Mittel, sich 1774 mit seinem Lehrer nach Rom begeben zu können, wohin derselbe als Direktor der französischen Akademie daselbst übersiedelte. Der herrschenden Neigung, die damals von religiösen Gegenständen ganz ab- und fast ausschließlich mythologischen Sujets und Darstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte zugewandt war, sich anbequemend, lag er in Rom mit großem Eifer dem Studium der Antike ob. Nachdem er 1781 nach Paris zurückgekehrt war, brachte er hier 1784 seinen Belisar und dann den Tod Hectors zur Ausstellung, welches letztere Bild ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Im Auftrage des Königs malte er darauf den Schwur der Horatier, ein Bild, welches so ungemeinen Beifall fand, daß sein Künstlerruf damit fest begründet war. Es befindet sich gegenwärtig im Louvre und ist von Morel gestochen worden. Nach einem zweiten Aufenthalte in Rom 1784—89 ließ er sich in Paris nieder und lieferte ziemlich rasch hinter einander eine Reihe zum Theil großer historischer Gemälde, als: die Liebe des Paris und der Helena, den Tod des Socrates (gestochen von Massard dem Aeltern) u. Brutus, seine Söhne zum Tode verurtheilend. Die Revolution riß auch ihn mit fort, doch vermochten ihn die gewaltigen Ereignisse des Tages der Kunst nicht zu entfremden, sondern boten ihm vielmehr neue, zum Theil sehr großartige Stoffe dar. So malte er 1790 die Ankunft des Königs in der Sitzung vom 14. Februar und gleich darauf im Auftrag der gesetzgebenden Versammlung den Schwur im Ballhause, eine riesenhafte Komposition, die jedoch unvollendet geblieben und, so weit sie fertig, durch Jazets Aquatintablatt bekannt geworden ist (gegenwärtig im Louvre). Als entschiedener Republikaner ward er 1793 Mitglied des Corps électoral von Paris und Konventsdeputirter und stimmte als solcher für den Tod des Königs. Den Einfluß, welchen ihm, neben seinem Künstlerruf, seine politische Stellung gab, benutzte D. dazu, um in jenen Zeiten des Umsturzes so vieler Institute der Kunst Manches zu erhalten und Vieles zuzuwenden. Die republikanischen Feste wußte er geschmackvoll anzuordnen, und zahlreiche Monumente erstanden nach seinen Ideen. Dagegen trifft ihn der Vorwurf, daß er seine revolutionären, auf den Umsturz alles Alten gerichteten Ansichten auch auf die Kunst übergetragen hat. In seiner Macht stand es, der Zerstörung vieler Kunstwerke Einhalt zu thun; er unterließ es aber, weil er, rücksichtslos auch auf dem Felde der Kunst, von den vielen alten Denkmälern der Malerei, Skulptur u. Architektur nichts als gut anerkannte, sondern auch hier vom Grund aus neu schaffen wollte. Als eifriger Jakobiner und Freund Robespierre's übte er auch im Wohlfahrtsausschuß bedeutenden und nicht ungünstigen Einfluß aus; doch hatte dies auch die Folge, daß er in den Sturz Robespierre's mit verwickelt, eingekerkert und nur durch die Amnestie vom 4. Brumaire IV und die eifrigen Bemühungen seiner Schüler und Verehrer gerettet ward. Während dieser wechselvollen Erlebnisse vollendete er mehre große Gemälde, unter andern den Tod Lepelletiers de S. Fargeau, den Tod Marats, eine Reihe Revolutionsscenen (zum größten Theil untergegangen); im Gefängniß entstand auch der Entwurf zu seinem Sabinerinnenraub, den er 1799 in großartiger Weise ausführte (gestochen von Moreau und Massard). Während der Herrschaft Napoleons I. wurde D.s Talent hauptsächlich zur Verherrlichung der kaiserlichen Thaten und Feste ausgebeutet. D.s Hauptwerke aus jener Zeit sind: Napoleon zu Pferd, den St. Gotthard hinansprengend; die Krönung Napoleons (das Lieblingsbild des Dargestellten, der, nachdem er es lange betrachtet hatte, sich vor dem Künstler verneigte und sprach: „David, je vous salue!“); Napoleon im Kaiserornate; die Vertheilung der Adler 1810; das Fest auf dem Stadthause rc. Außerdem lieferte er noch 1814 Leonidas in den Thermopylen (mit 100,000 Francs bezahlt, jetzt im Louvre, gestochen von Laugier), das Porträt Pius' VII. und mehres Gelungene im Fache der historischen Bildnißmalerei. Trotz der Verehrung, welche der Künstler in seinen Gemälden für Napoleon I. aussprach und trotz der vielen Beweise von Hochachtung, welche der Kaiser ihm gab, blieb jener im Herzen reiner Republikaner, der dem mächtigen Herrscher nur diente, weil er an dessen Ruhm seinen eigenen knüpfen und von ihm zur Beförderung der Kunst bedeutende Mittel erlangen konnte. Mit Napoleons ging auch D.s Glücksstern in Frankreich unter. Als Königsmörder durfte er keinen Anspruch auf Amnestie machen; er wurde 1816 aus der Liste der Mitglieder des Instituts gestrichen und aus Frankreich verbannt. Eine Einladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo er die Direktion sämmtlicher Kunstsammlungen übernehmen sollte, schlug er aus und zog sich nach Brüssel zurück, um wenigstens in der Nähe Frankreichs zu weilen. Hier legte er trotz seines Alters u. sonstigen Mißgeschicks den Pinsel noch nicht aus der Hand, sondern malte noch Bild auf Bild, stellte sie in Gent, Brüssel u. einige auch in Paris aus, war aber nicht dazu zu bewegen, auf dem Wege der Bitte die Gnade des Königs von Frankreich zu gewinnen. Als man ihm vorschlug, das Porträt dieses Königs zu malen, um sich die Heimat wieder zu öffnen, antwortete er: „Ja, das will ich, wenn Ihr mir seinen Kopf bringt.“ Der Haß der Bourbonen übertraf noch den des Republikaners, denn nicht einmal die irdischen Ueberreste des Künstlers durfte der Sohn desselben nach Frankreich bringen. D. † den 29. December 1825 zu Brüssel. Seine letzten größeren Gemälde sind: der Zorn des Achilles (1819), eine von den Franzosen als ausgezeichnet gepriesene Komposition, und der Abschied der Nymphe Eucharis von Telemach (1820), hinsichtlich des Kolorits vielleicht das wärmste und lieblichste von D.s Bildern, als solches auch von den Niederländern anerkannt. Unter allen Malern seiner Zeit, urtheilt Nagler, ist D. der einzige, der eine Schule gegründet hat, sowie er auch von allen Künstlern, welche in jener Zeit der sogenannten akademischen Methode folgten, der ausgezeichnetste ist. Sein richtiger Verstand zeigte ihm in der Kunst etwas Höheres, als er selbst zu leisten vermochte, und deshalb ist es

um so anerkennenswerther, daß er nicht nur vorzügliche Talente unterstützte, sondern auch nicht wollte, daß seine Schüler sich seine eigenen Werke zum Muster nehmen sollten, und im Gegentheil hocherfreut war, wenn er bei einem seiner Zöglinge eine eigenthümliche Richtung bemerkte. In allen seinen Werken zeigt sich eine poetische Auffassung u. eine lebendige, ja meist leidenschaftlich bewegte Darstellung, verbunden mit hoher Korrektheit der Zeichnung. Weniger befriedigt sein Kolorit. Wenn aber seine Figuren doch bei ihrer Lebendigkeit den Beschauer oft kalt lassen, so liegt dies nicht sowohl an dem eben gerügten Mangel, sondern daran, daß seine Darstellungen mehr Resultate des Studiums und politischer Erregtheit, als freie und unmittelbare Schöpfungen des Künstlergenie's sind. Die Begeisterung, durch welche D. zu künstlerischem Schaffen getrieben wurde, war eine politische, durch den Umschwung seiner Zeit veranlaßte; sobald ihr die Gegenwart nicht mehr entsprach, verlor sie sich selbst, und der Pinsel, welcher die Heldengeschichte der römischen Republik gemalt hatte, stellte willig den unbeschränkten Beherrscher von Frankreich dar. D.s Hauptverdienst um die Kunst besteht darin, daß er das Studium der Antike, verbunden mit dem der Natur, in einer Zeit, wo Beides fast vergessen war, wieder in Aufnahme gebracht hat. Bei manchen Anhängern von D.s Schule artete aber das allzu ausschließliche Studium der antiken Formen und Gegenstände in Fadheit, Ziererei und überladenen Putz aus; die Malerei ward auf der einen Seite eine bloße Schmeichlerin der Sinnlichkeit, während auf der andern das Bestreben, effektvolle Motive zu wählen, den Zuschauer zu erschüttern &c., die widerwärtigsten Bilder hervorbrachte. Zu D.s berühmten Schülern gehören: Gérard, Drouais, Girodet, Le Gros, Fabre, Ingres, Abel de Pujol, Drolling &c.

6) Pierre Jean, berühmter französischer Bildhauer, gewöhnlich David d'Angers genannt, den 12. März 1789 zu Angers geboren, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, einem Ornamentenschnitzer, und kam dann nach Paris, wo ihn der Maler David unentgeltlich in sein Lehratelier aufnahm, während ihm seine Vaterstadt ein jährliches Stipendium von 500 Francs aussetzte. D. besuchte hierauf das Atelier des Bildhauers Roland u. gewann 1811 mit einem, den Tod des Epaminondas vorstellenden Basrelief den ersten Preis nebst einer Pension, die ihm gestattete, seine Studien in Rom fortzusetzen. Hier nahm er sich vornehmlich die Antike zum Muster und arbeitete auch längere Zeit in Canova's Atelier. Im Jahre 1816 begab er sich nach England und von da nach Paris zurück, wo er eine ungemeine Thätigkeit entwickelte und sich einen weithin geachteten Künstlernamen erwarb. Er ward 1825 Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts und Professor der Malerakademie. Im Jahre 1828 besuchte er Weimar, 1834 München, Stuttgart, Berlin und Dresden. Das Ergebniß dieser Reisen waren von der ersten die Büsten Goethe's, von der zweiten die Büsten Schellings, Danneckers, Tiecks und Rauchs, sämmtlich in kolossaler Größe modellirt; die Goethebüste, welche der Künstler 1831 dem Dichtergreise als Geschenk zusandte, ist in der Bibliothek zu Weimar aufgestellt. Von 1835—37 beschäftigte D. die Ausschmückung des Giebelfeldes am Pantheon, die er 1837 beendigte. Diese Hautreliefarbeit ist sein Hauptwerk. Andere vorzügliche Werke D.s sind: König René, 1822, jetzt zu Aix; die heilige Cäcilie, zu Paris; Bonchamp, in der Kirche St. Florent daselbst, 1824; Condé, auf der Brücke Ludwigs XVI.; ein griechisches Mädchen, das eine Lorbeerkrone auf Bozaris' Grabe niederlegt; Talma, im Théâtre français; Christus, Maria und St. Johannes, in der Kathedrale von Angers, 1830; ein junger Hirt, sich im Wasser besehend, im Museum daselbst; Foy, auf Père-Lachaise, 1831; Madame Staël, in einem Saale des Instituts; Jefferson, in Philadelphia; Philopömen, im Garten der Tuilerien; Cuvier, in Mömpelgard und im Jardin des plantes; Corneille, zu Rouen, 1834; Racine, zu La Ferté Milon; die Büsten Franz' I. und Ambr. Paré's, beide kolossal, Visconti's, Camille Jordans, Béclards, Coopers, Cas. Delavigne's, Raoul Rochette's, Jerem. Benthams, Fénélons, Montesquieu's, Racine's, Heinrichs II., Lacépède's, Cas. Perriers, Keratry's, Rossini's, Lafayette's, Sieyes', Chateaubriands; die Basreliefs: der Genius des Kriegs und der Befestigung, an der Fontaine des Bastilleplatzes; die Unschuld, zur Gerechtigkeit flehend, im Hofe des Louvre; die militärische Exekution des Grafen Frotté, in der Kirche zu Alençon; die berühmte Reihe sämmtlicher komischer und tragischer Dichter, im Schauspielsaale des Odeons, jeder von dreien seiner personificirten Werke begleitet; ein Kriegsmarsch, in Fontainebleau. D. ist der Hauptvertreter der realistischen Richtung in der Kunst im Gegensatze zu der sich sklavisch an die antiken Vorbilder haltenden idealistischen. Mit dem Streben nach Naturwahrheit verband er aber stets eine poetische Auffassung seines Gegenstandes und einen feinen Sinn für Schönheit der Linien. Seine Büsten besonders zeichnen sich durch charakteristischen Ausdruck aus; in der Porträtbildnerei war er der erste Meister unserer Zeit. Seine Schule ward auch von vielen deutschen Künstlern besucht. In der Politik radikaler Oppositionsmann, gab er mit Carnot Barrère's Memoiren heraus, war auch Mitglied der Constituante von 1848. Nach dem Staatsstreich aus Frankreich verbannt, erhielt er später die Erlaubniß zur Rückkehr und † am 5. Jan. 1856 zu Paris.

7) Christian Georg Nathan, dänischer Journalist und Staatswirthschaftslehrer, am 16. Januar 1793 in Kopenhagen von jüdischen Aeltern geboren, bezog, nachdem er zur christlichen Religion übergetreten war, 1809 die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich hier vorzugsweise dem Studium der philosophischen und politischen Wissenschaften. Im J. 1830 zum Professor der Staatswirthschaft ernannt, begründete er 1834, nach Einführung der Provinzialstände, das der inneren Politik und namentlich der Fortentwickelung der neuen Institutionen gewidmete Journal „Fädrelandet“, ward aber schon nach wenig Monaten angeklagt, Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs gezeigt und die absolutistisch-monarchische Regierung überhaupt getadelt zu haben. Zwar ward er von der Anklage freigesprochen, jedoch von seinem Lehrstuhl entfernt, ehe er von Paris, wohin er sich im Sommer 1835 begeben, zurückgekehrt war. Nach seiner Rückkehr setzte er seine Zeitschrift fort und war auch sonst vielfach in öffentlichen Geschäften

thätig, z. B. als Bankrepräsentant. Im Jahre 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England und ward 1840 zum Bürgerrepräsentanten in Kopenhagen u. zum Deputirten der ständischen Versammlung in Roeskilde ernannt. Seit 1841 Mitglied des Raths in Kopenhagen u. der Kommission für das Gefängnißwesen, durchreiste er 1841 und 1842 auf königliche Kosten England, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland, um das Gefängnißwesen dieser Staaten zu untersuchen. Von 1826—29 gab er ein staats-ökonomisches „Archiv" (2 Bde.) heraus. Später war er bei der inneren Umgestaltung Dänemarks thätig, wurde zu dem konstituirenden Reichstage (1848—49) erwählt, reichte aber neben Algreen-Ussing u. Oersted eine schriftliche Erklärung ein, in welcher er sich entschieden gegen dieses Repräsentationssystem aussprach. Gegen Ende 1849 wurde er abermals zum Reichstage gewählt und stand als Abgeordneter der Hauptstadt namentlich der Partei der Bauernfreunde gegenüber, die in D. ihren gefürchtetsten Gegner erblickten. Ebenso bedeutungsvoll war seine Thätigkeit auf dem Reichstage von 1851—52. Nachdem er seit 1849 als Oberinspektor des Gefängnißwesens fungirt hatte, übernahm er 1854 die Direktion des statistischen Bureau's, sowie 1858 die der Bank.

8) **Ferdinand**, ausgezeichneter Violinspieler u. geschmackvoller Komponist, den 19. Januar 1810 zu Hamburg geboren, ließ sich daselbst schon als zehn- u. elfjähriger Knabe öffentlich hören und kam in seinem 13. Jahre zu Spohr, dessen Unterricht er 3 Jahre lang genoß. Nach dieser Zeit machte er mit seiner Schwester, Madame Dulcken, einige Kunstreisen und nahm dann ein Engagement im Orchester des königstädter Theaters in Berlin an. Drei Jahre später ging er als erster Violinist bei einem Privatquartett nach Dorpat, vollendete hier seine Studien in der Komposition u. im Violinspiel u. gewöhnte sich zugleich durch Leitung eines Musikervereins an die Orchesterdirektion. Bis zum November 1835 verweilte er in Dorpat, die Kunstreisen abgerechnet, die er während der Zeit nach Petersburg, Moskau, Riga und anderen großen Städten Rußlands machte, kehrte dann nach Deutschland zurück, gab in Berlin und andern Städten Koncerte und wurde 1836 an die Stelle Mathäi's als Koncertmeister nach Leipzig berufen, wo er, allgemein geachtet, noch gegenwärtig weilt. D.s Spiel zeichnet sich aus durch einen voll und schön klingenden Ton, durch Leichtigkeit und Eleganz der Bogenführung, große Fertigkeit in Passagen und durch einen würdigen u. höchst geistvollen Vortrag. Alle diese Eigenschaften wurden überall, wo er öffentlich spielte, z. B. auch in London, wo er sich 1839 hören ließ, gebührend anerkannt. Als unübertrefflich wird auch sein Quartettspiel u. namentlich die Art geschildert, wie er im Orchester vorgeigt, wie er hier die Massen zu beleben weiß, indem er dem Dirigenten und Komponisten die leisesten Intentionen abzulauschen und durch sein Spiel dem übrigen Orchester mitzutheilen versteht. Zu alledem kommt noch sein Ruf als Lehrer des Violinspiels, der durch eine große Anzahl von vortrefflichen Schülern, die er theils privatim, theils als Lehrer am leipziger Musikkonservatorium gebildet hat und noch bildet, bestätigt wird. Was seine Kompositionen betrifft, so gehören die für sein Instrument zu den feinsten und geschmackvollsten, die wir überhaupt besitzen. Seine 5 Koncerte, seine Variationen, Etüden, Capricen 2c. enthalten für den Musiker im Allgemeinen wie für den Violinspieler speciell höchst anziehende und belohnende Musikstücke. Außer diesen hat er auch für andere Instrumente, z. B. für Posaune, Klarinette, Viola, Violoncell, wirkungsvolle Koncerte komponirt, sowie einige Sinfonien, Quartette, mehre Hefte Lieder mit Klavierbegleitung 2c., die ehrenvolle Anerkennung fanden. Seine komische Oper „Hans Wacht", die 1852 zuerst in Leipzig zur Aufführung kam, ist reich an Schönheiten im Einzelnen, hat jedoch im Ganzen zu wenig dramatische Wirksamkeit, die obendrein noch durch einen schlechten Text beeinträchtigt wird. Ein großes Verdienst erwarb sich D. auch durch die Herausgabe der bachschen Sonaten oder Studien für die Violine, sowie durch die Revision und Reinigung der vielfach entstellten Violinetüden von Kreuzer.

9) **Felicien**, französischer Komponist, geboren zu Cadenet im Departement Vaucluse am 8. März 1810, verrieth frühzeitig große musikalische Anlagen und kam im 8. Lebensjahre nach Aix, wo er dem Sängerchor der Domkirche einverleibt ward und gleichzeitig im Jesuitenkolleg seine sonstige Erziehung und Bildung erhielt. Kaum 19 Jahre alt, trat er an die Stelle seines bisherigen Musiklehrers und wurde Chordirektor. Allein schon ein Jahr später (1830) gab er diese Stellung wieder auf, um nach Paris zu gehen. Hier trat er ins Konservatorium ein, wo er unter Fetis' Leitung musikalische Fachstudien machte. Um diese Zeit wußte die Sekte der St. Simonisten den jungen Musiker an sich zu ziehen, u. bald war er einer der begeistertsten Anhänger des Vaters Enfantin. Als sich die Brüderschaft 1832 nach Ménilmontant zurückzog, schied D. aus dem Konservatorium und war einer der vierzig Genossen, welche in dem neuen Asyl einen festen Sitz des neuen Glaubens zu gründen versuchten. Da nach den Gesetzen der Sekte jedes Mitglied einem bestimmten Wirkungskreise vorstehen mußte, fielen D. die musikalischen Funktionen zu, er wurde Komponist und Organist der Brüderschaft, und seine Chöre wurden von den Brüdern gern gesungen, ohne jedoch über die Mauern der Stiftung hinauszudringen. Wie bekannt, wurde die Gemeinde der St. Simonisten durch die Verhältnisse gezwungen, sich gegen Ende 1832 aufzulösen. Die Mehrzahl der Mitglieder kehrte in das Treiben der Welt zurück, die wahren Gläubigen dagegen, 12 an der Zahl, zogen nach dem Morgenlande, u. unter ihnen befand sich auch D. Zu Marseille ward die Einschiffung bewerkstelligt, und mit den Aposteln der neuen Lehre zog ein Pianoforte, das ein lyoner Instrumentenmacher dem jungen D. geschenkt hatte. Kaum zu Konstantinopel angekommen, wurden die Reisenden auf Befehl Khosrew Pascha's eingekerkert, mancherlei Mißhandlungen unterworfen und schließlich nach Smyrna deportirt. Von dort zogen sie weiter nach Aegypten. Mehemed Ali nahm die Fremdlinge wohlwollend auf und bewog selbst einige, in seine Dienste zu treten; D. aber u. sein Genosse Barrault, der spätere politische Schriftsteller, setzten die Reise fort, zunächst nach Kairo. Hier, wie früher in Smyrna, erwarb D. durch Musikunterricht den nöthigen Lebensunterhalt für sich und seinen Gefährten. Die Pest zwang sie

inzwischen, Aegypten zu verlassen; sie zogen durch die Wüste nach den Küsten Syriens, nach wie vor das Klavier zum Begleiter habend. Beim Spielen desselben in den Stunden der Rast vergaß D. die Beschwerden der Reisen, und oft versammelten sich die Eingebornen um die Reisenden, hocherstaunt den Klängen lauschend. Eine Schaar Beduinen indessen, bei denen sich D. durch sein Spiel einzuschmeicheln gedachte, entsetzten sich dermaßen über das Instrument, in welchem sie einen bösen Dämon versteckt glaubten, daß sie trotz D.s Bitten u. Gegenwehr über dasselbe herfielen und es in Trümmer schlugen. Im Jahre 1835 nach Frankreich zurückgekehrt, lebte D. bis 1844 ziemlich unbeachtet, meist auf dem Lande bei einem Freunde. Von den Kompositionen, die er währenddem schrieb (einige Sinfonien, ein Nonett für Blasinstrumente, Streichquartette, Lieder u. a.) kam Manches zur Aufführung, ohne jedoch ein größeres Interesse zu erregen. Endlich erschien 1844 seine Sinfoniekantate oder, wie D. sie nannte, Odesinfonie „Die Wüste", ein Werk, in dem er seine Erinnerungen wie in einem großen Bilde zusammenfaßte, und das, durch Vermittelung Michel Chevaliers, eines ehemaligen Glaubensgenossen von D., im pariser Konservatorium zuerst zur Aufführung gebracht, mit Enthusiasmus begrüßt wurde und den bisher obskuren Komponisten mit Einem Male zur musikalischen Berühmtheit und zum Helden des Tags machte. Diese „Wüste" ist ein großes Tongemälde, dem ein erklärendes, sehr lebendig abgefaßtes Gedicht von Aug. Colin (gleichfalls St. Simonist u. Wüstenreisender) zu Grund gelegt ist und das auch Chöre, sowie einstimmige Gesänge enthält; sie bekundet ein zwar beschränktes, aber doch in Betreff gewisser Naturschilderungen angenehm wirkendes, spekulatives Talent und zeichnet sich neben der seltsamen und pikanten Idee des Ganzen namentlich durch einen gefälligen, sinnigen und charakteristischen Ausdruck in vielen Partien aus. Durch den pariser Erfolg aufgemuntert, trat D. eine Rundreise ins Ausland an u. brachte besonders in Deutschland seine Werke an zahlreichen Orten zur Aufführung. Auch hier verfehlten die glückliche Tonmalerei, das seltsame Kolorit, die fremdartige Scenerie, die eingewebten orientalischen Weisen ꝛc. ihre Wirkung nicht, u. die allgemeine Stimme bezeichnete das Werk als ein höchst anziehendes u. geistreiches Erzeugniß. D. hat später noch einige Sinfoniekantaten zur Aufführung gebracht, z. B. „Columbus" u. „Moses", von denen jedoch keine den Erfolg der „Wüste" gehabt hat. Auch eine Oper „La Perle du Brésil", die vor einigen Jahren in Paris aufgeführt wurde, fand wenig Anklang. Sein neuestes Werk ist die Oper „Lalla-Rook" (nach Th. Moore).

Davidowich, Paul, Baron, österreichischer General, 1750 in Serbien geboren, machte noch sehr jung seine ersten Feldzüge gegen die Türken in Bosnien und war bereits zum Generalmajor und Inhaber eines Regiments avancirt, als er 1790 gegen die aufständischen Belgier geschickt wurde. Im darauf folgenden Krieg gegen die Franzosen zeichnete er sich besonders bei Neerwinden, Marchiennes und Wattignies aus, ward 1796 Feldmarschalllieutenant und kommandirte im November unter Alvinczy das Armeecorps, welches durch das Etschthal bis Mantua vordringen und diese Stadt entsetzen sollte. Nachdem er aber Trient genommen und bis Castelnuovo vorgerückt war, wo er den General Fiorilli mit 800 Mann zu Gefangenen machte, ließ er durch seine Zögerung dem General Vaubois Zeit zum Rückzug und mußte selbst vor Bonaparte weichen, focht jedoch sodann wieder mit Auszeichnung besonders zu Novi, Caldiero und auf dem ganzen Rückzuge des Erzherzogs Karl nach Ungarn 1805. Im Jahre 1807 ward er mit der Besichtigung der festen Plätze in Serbien beauftragt, erhielt dann das Gouvernement von Como und † daselbst 1820.

Davidson, Lucretia Maria, nordamerikanische Dichterin, am 27. September 1808 in Plattsburg im Staate Newyork von unbemittelten Aeltern geboren, versuchte sich schon in früher Jugend in poetischer Produktion. Einige in ihrem 11. Jahre auf Washingtons Gedächtnißfeier gedichtete Stanzen voll tiefer Empfindung und Begeisterung erregten zuerst die Aufmerksamkeit der Ihrigen. In ihrem 12. Jahre hatte sie die meisten klassischen Dichter Englands, eine große Zahl Geschichtswerke und die sämmtlichen dramatischen Werke Shakspeare's, Goldsmiths und Kotzebue's gelesen. Von einer schweren Krankheit, der Folge ihrer übermäßigen geistigen Anstrengung, kaum genesen, ward sie zu Albany in ein Fräuleinstift aufgenommen, erlag aber schon am 27. August 1825 einem Rückfalle der Krankheit. Sie hinterließ drei Skizzen zu Romanen, eine Tragödie und mehr als 200 Gedichte verschiedener Gattung. Diese gab Morse unter dem Titel „Amir khan and other poems, the remains of L. M. D., with a biographical sketch" (Newyork 1829), eine Lebensbeschreibung Miß Sedgwick (London 1843, deutsch Leipz. 1848) heraus. In der Form ungenügend, erheben sich die Gedichte durch ihren geistigen Gehalt weit über das Gewöhnliche. Ihre Schwester, Margaret Miller D., am 16. März 1823 geboren, ebenfalls Dichterin und frühreifes Talent, † den 25. November 1838. Ihre Biographie nach den Notizen der Mutter gab Wash. Irving (Philadelphia 1841, deutsch Leipzig 1843) heraus.

Daviesia *Smith*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen (Kassieen), charakterisirt durch den eckigen, 5zähnigen, bisweilen 2lippigen Kelch, das kurze Schiffchen der Schmetterlingskrone und die zusammengedrückte, eckige, elastische, aufspringende Hülse, schöne, glatte, niedrige Ziersträucher aus Neuholland, die meist im Mai und Juni, einige etwas früher blühen. Als Zierpflanzen werden neben anderen Arten kultivirt: D. acicularis *Smith*, mit nadelartigen, pfriemenförmig-linienförmigen, steifen, am Rande knorpeligen, etwas zurückgerollten, gezähnelt-scharfen, stechenden, 1—1½ Zoll langen Blättern und zahlreichen, einzeln-winkelständigen, sehr kurz gestielten, goldgelben und scharlachrothen Blüthen; D. glauca *Lodd.*, mit linien-lanzettförmigen, feinspitzigen, graugrünen, an 2½ Zoll langen, 3 Linien und darüber breiten, am Grunde gerippten, gleich den Aesten unbewehrten Blättern u. goldgelben, einzeln oder gepaart, in am Grunde mit vielen Brakteen besetzten, kurzen Doldentrauben vereinigten Blüthen; D. genistoides *Lodd.*, niedrig und buschig, mit lanzett-pfriemenförmigen, 6—8 Linien langen, gleich den Aesten in eine feine, stechende Spitze auslaufenden Blättern und sehr zierlichen, winkelständigen,

goldgelben, am Grunde des Fähnchens blutroth gezeichneten Blumen, sehr gut im freien Grunde eines Winterhauses gedeihend. Alle Daviesien verlangen sandige, mit etwas leichter Lauberde gemischte Heideerde, eine Unterlage von kleinen, harten Torfbrocken u. zerschlagenen Scherben, Durchwinterung in einem hellen, luftigen Hause und bei 6—8° Wärme, im Winter sehr mäßige Befeuchtung und im Sommer eine Stelle im Freien, die gegen Mittagssonne und Regen geschützt ist. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen.

Davila, Enrico Caterino, namhafter italienischer Geschichtschreiber, geboren den 30. Oktbr. 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua, ward von seinem 7. Jahre an bei einem Verwandten in der Normandie erzogen, kam dann als Page an den französischen Hof und focht seit 1594 4 Jahre lang mit Auszeichnung in den damaligen bürgerlichen Kriegen in Frankreich. Im Jahre 1599 kehrte er nach Italien zurück, setzte seine Studien zu Padua fort, lebte eine Zeitlang in Parma, wo er Mitglied der Akademie der Innominati ward, und nahm hierauf venetianische Dienste. Die Republik übertrug ihm wichtige militärische Aemter auf Kandia, in Dalmatien und Friaul und bewilligte ihm die seinen Vorfahren als Connetables von Cypern zugestandene Ehre, im Senat zur Seite des Dogen zu sitzen. Auf einer Berufsreise ward er 1631 zu San Michele bei Verona meuchelmörderisch erschossen. Seine „Storia delle guerre civili di Francia“, 1559—98, Venedig 1630 und öfter, zuletzt Mailand 1807, 6 Bde., in mehre europäische Sprachen übersetzt, ins Französische von Baudouin (Paris 1642, 2 Bde.), Mallet und Grosley (das. 1757, 3 Bde.), ins Englische von Ailesbury (London 1647), Cotterel (das. 1666), ins Deutsche von Reith (Leipzig 1792—95, 5 Bde.), ins Lateinische von Cornazzano (Rom 1735—45, 3 Bde.), ist eine der besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums.

Davis, 1) John, englischer Seefahrer, zu Sanbridge in Devonshire geboren, wurde 1585 mit 2 Fahrzeugen abgeschickt, um eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, segelte am 7. Juni von Dartmouth ab, entdeckte am 20. Juli die Südküste von Grönland, fand am 6. August unter 66° 40′ Breite vom Eise freies Land, dessen südlichste Spitze er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, segelte sodann durch die später ihm zu Ehren Davisstraße benannte Meerenge, suchte hierauf noch eine Zeitlang vergeblich nach der vermutheten nordwestlichen Durchfahrt, wobei er eine Menge Inseln entdeckte, und landete am 29. Septbr. wieder zu Dartmouth. Eine zweite Entdeckungsreise, die er im folgenden Jahre unternahm, hatte kein besseres Resultat und brachte ihn zu der Vermuthung, daß der äußerste Norden von Amerika aus lauter Inseln bestehe. Auf einer dritten Reise (1587) drang er bis 73° Breite vor und traf auf eine Inselgruppe, die er Cumberlandinseln nannte; Noth und widrige Winde zwangen ihn aber zur schleunigsten Rückkehr. Im Jahre 1591 begleitete er Cavendish auf seiner zweiten Expedition nach der Südsee, trennte sich aber von diesem und erreichte nach den äußersten Gefahren am 11. Juni 1593 Beahaven in Irland. Er machte darauf noch mehre Seereisen nach Ostindien und ward am 27. December 1605 in einem Gefechte mit Japanesen in der Nähe der Küste von Malakka erschlagen. Ein Auszug seiner Schrift „The worlds hydrographical description“ und eine Beschreibung seiner Fahrt nach Ostindien (1598) befinden sich in Harris' „Collection of voyages“.

2) Edward, englischer Flibustier, übernahm nach dem Tode des Kapitäns John Cook das Kommando eines Schiffs, segelte am 27. August 1685 aus dem Hafen von Rialejo aus, erreichte die Galapagos, kreuzte dann während des Jahres 1686 an den Küsten von Peru u. Chile, wo er mehre Städte plünderte, kehrte von da nach den Galapagos zurück und segelte 1687 nach Süden. Hier traf er unter 27° 20′ südl. Br. auf eine Anzahl Inseln, die er Davisland benannte, die aber später nicht wieder aufgefunden worden sind. Von hier ging er nach Juan Fernandez, dublirte das Kap Horn, landete nördlich vom Rio de la Plata und kehrte 1688 über Philadelphia nach England zurück. Wafer gibt im Anhang zu seiner Beschreibung der Landenge von Darien einen Bericht von D.' Reise.

3) John Francis, englischer Geograph, geboren 1795 in London, lebte seit 1840 als Generalinspektor des Handels, seit 1843 als Gouverneur von Hongkong längere Zeit in China, ward 1845 Baronet und hat sich durch einige gründliche Werke über China („China, during the war and since the peace“, Lond. 1852; „China, a general description of that empire“, das. 1857, 2 Bde.) in der geographischen Literatur vortheilhaft bekannt gemacht.

4) Jefferson, Präsident der konföderirten Südstaaten von Nordamerika, geboren den 3. Juni 1808 in Kentucky, folgte in früher Jugend seinem Vater, einem Pflanzer, nach Mississippi und trat, gut vorgebildet, 1824 als Zögling in die Kriegsschule von Westpoint ein, welche er 1828 mit dem Grade eines Unterlieutenants verließ. Auf seinen Wunsch, im aktiven Dienst verwendet zu werden, nach dem Westen gesandt, that er sich in den Kämpfen gegen die Comanches, Pawnees und andere Indianerstämme rühmlichst hervor und ward bei der Bildung eines neuen Dragonerregiments zum Oberlieutenant befördert. Im Jahre 1835 nahm er seinen Abschied und ging nach Mississippi zurück, wo er, auf einer Baumwollenpflanzung lebend, sich nicht bloß eifrig der Kultur des Bodens, sondern auch staatsökonomischen und politischen Studien widmete. Erst seit 1843 betheiligte er sich auch praktisch an der Politik, und zwar in demokratischer Richtung. Im Jahre 1844 zum Präsidentenwähler (Elektor) ernannt, unternahm er eine Rundreise zu Gunsten der Kandidatur Polks für die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten u. machte sich bei dieser Gelegenheit durch Anmuth u. männliche Kraft seiner Rede so bemerkbar, daß er von seinen Mitbürgern in Mississippi im November 1845 in den Kongreß gewählt ward. Einige Jahre vorher hatte er sich mit der Tochter Zachary Taylors, des späteren Präsidenten, verheirathet. Nach Ausbruch des Kriegs mit Mexiko gab D. im Juli 1846 seine Dimission als Mitglied des Kongresses, um sich an die Spitze der freiwilligen Carabiniers von Mississippi zu stellen, die ihn zu ihrem Oberst wählten. Bei der Erstürmung von Monterey (September 1846) war er einer der Unterhändler, welche die Bedingungen der Kapitulation der Mexikaner feststellten, und bei Buena Vista (22. und 23. Februar 1847) trug er durch seine Bravour und

Ausdauer wesentlich zum Sieg der Nordamerikaner bei. Da im Juli 1847 die Dienstzeit seines Regiments abgelaufen war, so führte er dasselbe nach Mississippi zurück. Die Ernennung zum Brigadegeneral der Freiwilligen, die ihn auf dem Rückmarsch in Neworleans erreichte, lehnte er ab, weil sie vom Präsidenten Polk ausging, dem nach seiner Meinung die Besetzung der Oberoffizierstellen in Freiwilligencorps nicht zustehe. Weniger ehrenvoll als seine kriegerische Thätigkeit war seine Mitwirkung bei den finanziellen Angelegenheiten des Staats Mississippi. Derselbe hatte sich nämlich durch Unterstützung leichtsinnig kreirter und geleiteter Banken mit Schulden überbürdet und Bons ausgegeben, die er nicht wieder einlösen konnte. D. war eifriger Fürsprecher der „Repudiation" dieser Bons, d. h. der Nichtanerkennung der Verpflichtungen, welche der Staat übernommen. Im J. 1848 in den Senat von Mississippi gewählt, widmete er hier seine Thätigkeit hauptsächlich den militärischen Angelegenheiten, trat als Vertheidiger des Sklavenwesens auf und war stets bemüht, die Bundesmacht den Einzelstaaten gegenüber so viel als möglich zu beschränken. Im Jahre 1851 gab er seinen Sitz im Senat auf, um sich als Kandidat der demokratischen Partei um das Amt eines Gouverneurs seines Staats zu bewerben, konnte jedoch gegen den Kandidaten der Unionspartei, Foote, nicht aufkommen und zog sich vor der Hand wieder ins Privatleben zurück. Im Jahre 1852 leistete er der demokratischen Partei in Mississippi, Louisiana und Tennessee große Dienste, indem er die Wahl Pierce's zum Präsidenten durchsetzen half, und ward von diesem 1853 zum Kriegssekretär ernannt. Als das bedeutendste Mitglied der Administration in dem Kabinet dieses schwachen Präsidenten beherrschte er nicht bloß diesen völlig, sondern wußte auch die meisten anderen Kabinetsmitglieder nach seinem Willen zu lenken. Er wirkte erfolgreich für die Interessen der Sklavenstaaten und zeigte sich stets als entschiedener Gegner der Abolitionisten. Die wichtigsten Maßregeln, die er als Kriegsminister vorbereitete oder ausführte, waren die Reform der Armeeregulative, die Verbesserung der Bewaffnung und der Taktik, namentlich die Einführung der gezogenen Büchsen und Pistolen, die Vermehrung des Heeres um vier Regimenter und der Bau von Befestigungen an der Seeküste und den Landesgrenzen. Nach der Wahl Buchanans zum Präsidenten (1857) schied D. aus dem Ministerium und nahm, von Neuem gewählt, wieder seinen Sitz im Senat von Mississippi ein. Er wird beschuldigt, als Kriegsminister den Abfall vorbereitet, Gesinnungsgenossen zu hohen Stellen befördert, dem Süden Waffen u. Kriegsvorräthe in die Hand gespielt und die dortigen Festungswerke absichtlich vernachlässigt zu haben. Als im Januar 1861 auch der Staat Mississippi seinen Abfall von der Union erklärte, verließ er mit den übrigen Secessionisten den Senat und kehrte nach Hause zurück. Kurze Zeit darauf ward er vom Kongreß der abgefallenen Staaten zu Montgomery in Alabama zum Präsidenten der Konföderation des Südens ernannt und am 16. Februar in sein Amt eingeführt, das er nach der Bestimmung der Konstitution 6 Jahre zu verwalten hat. Sein Streben war eben sowohl darauf gerichtet, alle Sklavenstaaten zu dem Bunde heranzuziehen, als dem Norden eine geordnete Heeresmacht entgegenzustellen, und daß er mit Umsicht und Energie die Sache der Konföderation befördert hat, beweisen die neuesten Ereignisse. S. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Davisstraße, die nach dem englischen Seefahrer Davis benannte Meerstraße zwischen Grönland im Osten und der Cumberlandinsel im Westen, welche aus dem atlantischen Ocean nordwärts in die Baffinsbai führt. Für die Schifffahrt ist dieselbe gefährlich, indem auf der Westseite ein südlicher Strom hinabzieht bis zum Kap Dyer (dem engsten Theile der Straße), wo er sich ostwärts gegen die Küste Grönlands wendet und hier auf einen nördlichen Gegenstrom trifft, wodurch ein Strudel entsteht.

Davosthal, hochgelegenes Alpenthal im Zehngerichtenbund des schweizerischen Kantons Graubündten, das sich von Südwesten nach Nordosten zwischen schneebedeckten Bergen 4—5 Stunden lang hinzieht und von dem davoser Landwasser durchflossen wird. Es bildet mit 3 Nebenthälern eine ungemein reizende und romantische Landschaft und enthält mehre schön gebaute Ortschaften, Weiler und einzelne zerstreute Häuser, sowie einen an vortrefflichen Forellen reichen, $1/2$ Stunde langen See, Davosersee, aus welchem das Landwasser kommt. Die 2500 deutsch redenden und reformirten Einwohner sind ein kräftiger, großer und lebhafter Menschenschlag. Hauptort ist Davos am Platz, 4790 Fuß hoch, zwischen den Alpenweiden Davaas gelegen, wo noch Bären und Wölfe hausen. Der Ort hat 1700 Einwohner, Marktgerechtigkeit, ein schönes Rathhaus und viele stattliche Wohnungen reich gewordener, aus der Fremde heimgekehrter Zuckerbäcker. Das Thal ward 1233 von Jägern des Freiherrn von Batz entdeckt, der in der Folge 12 Höfe darin erbauen ließ und den Entdeckern übergab. Die Kolonie kam bald in Aufnahme, so daß sie schon 1289 durch Vertrag mit ihrem damaligen Herrn den Grund zu ihrer Freiheit legen konnte. Nach manchem Wechsel der Herrschaft kamen die Davoser unter Oesterreich, von dem sie sich 1649 frei kauften.

Davoust, Louis Nicolas, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl, französischer Marschall und Pair, ward am 10. Mai 1770 zu Annoux im ehemaligen Burgund aus einer angesehenen Familie geboren. Er trat 1780 als Kadet in die Militärschule zu Brienne, wo er der Mitschüler Bonaparte's wurde, u. ward 1785 Unterlieutenant in einem Kavallerieregiment. Nach dem Ausbruche der Revolution, für die er sofort eifrig Propaganda machte, trat er in seiner Heimath in die Nationalgarde ein und ward 1791 Chef eines Freiwilligenbataillons. In den Schlachten von Jemappes und Neerwinden focht er unter Dumouriez mit Auszeichnung, kehrte in Folge der Ereignisse, welche die Hauptstadt bewegten, nach Paris zurück, um nach den blutigen Ereignissen vom 10. August vor den Schranken des Konvents seine Zustimmung zu der Absetzung Ludwigs XVI. zu erklären. Seit dem März 1793 Generaladjutant bei der Suite mit dem Rang eines Brigadechefs, ward er im Juli d. J. zum Brigadegeneral ernannt, durch das Dekret aber, welches alle ehemaligen Adeligen von der Armee ausschloß, genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. In Folge der Ereignisse vom 9. Thermidor wieder

zu den Fahnen gerufen, trat er mit seinem vorigen Rang bei der Moselarmee ein, focht tapfer bei der Belagerung von Luxemburg, ging im August 1795 zur Rhein- und Moselarmee über und unterstützte den General Montaigu bei der Vertheidigung von Mannheim. Bei dem Falle dieses Platzes gerieth er in Gefangenschaft, doch ward er nach einigen Monaten ausgewechselt und zeichnete sich unter Moreau bei dem Uebergange über den Rhein (am 20. April 1796) und bei Diersheim, Hanau, Kentzig und Haslach sowohl durch Bravour, als durch kluge Umsicht aus. Dann focht er in Italien unter Bonaparte, den er auch nach Aegypten begleitete. Nachdem er mit Desaix in Oberägypten und anderwärts sich mit Ruhm bedeckt, schiffte er sich nach der Konvention von El-Arisch im März 1800 mit Desaix in Alexandria ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Gezwungen, in Sicilien zu verweilen, lief er Gefahr, zu Siaco in einem Volksaufstande erschlagen zu werden, und kaum war er dieser Gefahr entronnen, als er in die Gefangenschaft des englischen Admirals Keith fiel und einen Monat als Kriegsgefangener zu Livorno verweilen mußte. Nach seiner Befreiung ernannte ihn Bonaparte zum Divisionsgeneral u. zum Oberbefehlshaber der Kavallerie der italienischen Armee, nach der Schlacht von Marengo aber zum Chef der Grenadiere der Konsulargarden, an deren Spitze D. 1803 bei Brügge u. Dünkirchen focht. Nach Napoleons I. Thronbesteigung ward er zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion, auch zum Generaloberst der kaiserlichen Grenadiergarde ernannt. Im Oktober 1805 befehligte er das 3. Corps der großen Armee in Oesterreich und führte in der Schlacht von Austerlitz den rechten Flügel des Heeres. Nach dem preßburger Frieden blieb er mit seinem Corps in Deutschland stehen, bis der im Oktober 1806 ausgebrochene Krieg mit Preußen ihn nach Sachsen auf das Schlachtfeld bei Auerstädt rief, wo er vornehmlich durch seine geschickten Maßregeln den Sieg entschied. Wegen dieses Sieges ernannte ihn Napoleon nach dem tilsiter Frieden zum Herzog von Auerstädt. Nachdem er noch an den Schlachten bei Eylau, Heilsberg u. Friedland Theil genommen, ward er zum Generalgouverneur des Großherzogthums Warschau, nach Auflösung der großen Armee aber zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich 1809 löste er die schwierige Aufgabe, seine Truppen durch die Oberpfalz an die Donau zu führen. Am 22. April siegte er bei Eckmühl, befehligte in der Schlacht von Wagram den rechten Flügel u. trug hier durch seine Bewegungen zur Entscheidung wesentlich bei. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eckmühl, 1810 zum Kommandanten der deutschen Armee und 1811 zum Generalgouverneur des hanseatischen Departements. In dem russischen Feldzuge befehligte er das erste Corps, schlug am 23. Juli 1812 Bagration bei Mohilew, vereinigte sich am 27. mit dem linken Flügel des Königs von Westphalen und operirte so gut, daß das Corps des Generals Doctoroff von den Truppen Bagrations und der Westarmee unter Barclay de Tolly abgeschnitten u. fast aufgerieben wurde. Nicht weniger Kühnheit und Tapferkeit bewies D. bei Mosaisk, Majoralowetz und Krasnoi. Nach Beendigung dieses unglücklichen Feldzuges wandte er sich nach Sachsen, sprengte hier im März 1813 die Elbbrücke bei Dresden, rückte dann mit 50,000 Mann Franzosen und Dänen nach Mecklenburg, ging aber, obgleich ihm General Walmoden nur mit geringen Streitkräften entgegenstand, nur bis Schwerin vor und zog sich dann hinter die Stecknitz zurück. Am 31. Mai 1813 rückte er in die bis dahin vom General Tettenborn besetzte Stadt Hamburg ein und legte ihr zur Züchtigung für ihre Bereitwilligkeit, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, sogleich eine Geldbuße von 48 Millionen Franken auf, welche Summe er auch zum großen Theil mit erbarmungsloser Strenge eintrieb. Am 5. November ließ er die Bank mit einem Kassenbestande von 7,489,343 Mark Banko in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahres mehr als 30,000 Menschen aus der Stadt treiben u. die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen, nachdem er schon vorher mehre Unruhige mit dem Tode bestraft hatte. So grausam dies Verfahren, so militärisch trefflich u. standhaft war seine Vertheidigung gegen die Alliirten, die ihn von allen Seiten einschlossen und belagerten. Erst am 31. Mai 1814 verließ er auf Befehl Ludwigs XVIII. und nachdem seine Streitkräfte durch Krankheiten u. Mangel decimirt worden waren, die Stadt und übergab sein Kommando dem von Ludwigs XVIII. abgeschickten General Gérard. Er blieb darauf ohne Anstellung und zog sich auf seine Güter zu Savigny zurück, wo er eben als verdächtig verhaftet werden sollte, als die Rückkehr Napoleons den Bourbon wieder vom Throne stieß. Am Tage nach Napoleons Thronbesteigung ward D. Kriegsminister. Als nach dem Siege bei Waterloo die Verbündeten gegen Paris vorrückten, schloß er, als Kommandant en Chef, am 3. Juli eine Militärkonvention mit Blücher u. Wellington ab, nach welcher er die französische Armee hinter die Loire führte, wo er sich am 14. Juli Ludwig XVIII. unterwarf, auch die noch aus 45,000 Mann bestehende Armee dazu aufforderte und auf Befehl des Königs das Kommando derselben dem Marschall Macdonald übergab. Sein edelmüthiger Antrag, seinen Namen an die Stelle der geächteten Generäle setzen zu lassen, die nur seinen Befehlen als Kriegsminister gehorcht hätten, wurde nicht angenommen. Er zog sich darauf auf seine Güter zurück. Sein Bildniß ward aus dem Saale der Marschälle weggenommen, auch seine in 180,000 Franken jährlicher Renten bestehende Dotation durch die pariser Friedensschlüsse auf 100,000 Franken vermindert. Im Jahre 1819 zum Pair von Frankreich erhoben, † er am 1. Juni 1823. Er war ein Mann von außerordentlichen militärischen Talenten, großer Umsicht, Gewandtheit, Schlauheit, Charakterfestigkeit und persönlicher Tapferkeit, aber auch von unbegrenztem Ehrgeiz. Sein Mißtrauen gegen alle Deutschen u. theilweise der Drang der Umstände verführten ihn zu den Maßregeln, die sein Andenken dem Fluche preisgaben; auch seine militärische Strenge gegen seine eigenen Soldaten artete nicht selten in Härte, ja in Grausamkeit aus. Seine Handlungsweise bei der Vertheidigung Hamburgs rechtfertigte er in einem „Mémoire des Marschalls D. an Ludwig XVIII.“ (Hamburg 1814).

Davus sum, non Oedipus (lat.), Sprüchwort aus Terenz: „Ich bin Davus (im römischen Lustspiel Name eines beschränkten Kopfes) u. nicht

Oedipus (der Löser des Räthsels der Sphinx), d. h. Ich bin kein Meister im Errathen".

Davy, Sir Humphry, berühmter englischer Chemiker der neueren Zeit, am 17. December 1778 zu Penzance in der Grafschaft Cornwall geboren, erlernte die Wundarzneikunst u. die Apothekerkunst praktisch, widmete sich aber dann, durch Lavoisiers Schriften angeregt, vornehmlich dem Studium der Chemie. Er verband sich mit Beddoës, der ihn 1799 an die Spitze seiner zu Bristol errichteten medicinischen Anstalt (Pneumatic-Institution) stellte. Seine erste Entdeckung war die des Stickstoffprotoxyds. Durch die Analyse der Salzsäure u. andere wichtige Untersuchungen, sowie durch seine mit Beifall aufgenommenen Vorlesungen ward er dem Grafen Rumford bekannt, der ihn als Professor der Chemie an das königliche Institut zu London, dessen Direktor er war, berief. In diesem neuen Wirkungskreise benutzte D. die vorhandenen Apparate, um Ritters Entdeckungen über die chemische Wirksamkeit der Elektricität weiter zu verfolgen, und die dadurch veranlaßten Experimente, sowie die scharfsinnigen Folgerungen, die er daraus zog, begründeten die elektrochemische Theorie. Schon 1803 war D. Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London und 1806 deren Sekretär geworden; 1807 gewann seine Abhandlung über die chemische Thätigkeit der Elektricität den Jahrespreis des französischen Instituts, er selbst ward 1817 auswärtiges Mitglied dieser Akademie. Er förderte auch in anderer Beziehung die Wissenschaft der Chemie bedeutend; unter Anderem fand er die zusammengesetzte Natur der Alkalien und Erden und bewies, daß die Soda und die Potasche Metalloxyde seien, die er durch große voltaische Batterien zersetzte. Auf diese Analogie sich stützend, zeigte er auch die Metallität der alkalischen Erden 2c. Er entdeckte ferner die Eigenschaft der Metalldrahtgewebe, dem Umsichgreifen der Flamme zu wehren, und lehrte durch den Gebrauch, den er bei seiner Berg- u. Sicherheitslampe von dieser Entdeckung machte, den Berg- und Hüttenmann vor der stets drohenden Gefahr der Grubenwetter beschützen. Auch lieferte er eine vortreffliche Agrikulturchemie und eine vorzügliche Methode zur Analyse der Bodenarten. Nicht minder wichtig sind die von ihm aufgefundenen Gesetze über die Leitungsfähigkeit der Metalle. Den Auftrag der Admiralität, die Ursachen der Oxydation des Kupfers an den Schiffsbeschlägen zu untersuchen, löste er auf die befriedigendste Weise. Zu wissenschaftlichen Zwecken bereiste er mehre Länder Europa's. In Italien beschäftigte er sich mit chemischen Untersuchungen über die von den Alten gebrauchten Malerfarben; in Neapel untersuchte er die herkulanischen Handschriften und gab ein Mittel an, sie aufzurollen, das aber den gewünschten Erfolg nicht hatte. Im J. 1818 ward er zum Baronet erhoben und 1820 zum Präsidenten der königlichen Societät zu London ernannt. Seine Professur gab er auf, um sich ungestörter der Wissenschaft widmen zu können, und seine wankende Gesundheit bestimmte ihn, auch seine Präsidentschaft niederzulegen und 1828 den milden Himmel Italiens aufzusuchen; doch † er auf der Reise dahin zu Genf am 20. Mai 1829. Von seinen Schriften nennen wir: „Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxide" (Lond. 1800, deutsch von Nasse, Leipzig 1812—14, 2 Bde.); „Elements of chemical philosophy" (London 1812, deutsch von Wolff, Berl. 1814); „Elements of agricultural chemistry" (London 1813, 1814, deutsch von Wolff, Berl. 1814, von Eisenbach, Stuttgart 1814, von Hermbstädt, Berl. 1817); „Salmonia, or the Days of fly-fishing" (2. Aufl., Lond. 1829, deutsch von Neubert, Leipzig 1840); „Consolations on travels, or the last days of a philosopher" (3. Aufl., Lond. 1831, deutsch von Martius, Nürnberg 1833). Vergl. Paris, The life of Sir Humphry D., Lond. 1821, 2 Bde., und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen „Memoirs of the life of Sir H. D." (das. 1836, 2 Bde., deutsch von Neubert, Leipzig 1840, 4 Bdchn.).

Dawe, Georg, berühmter Maler und Kupferstecher, geboren zu London 1781 oder 1782, stach schon im 14. Lebensjahre die Porträte der Königinnen Elisabeth und Maria nach Graham u. im 20. nach eigner Zeichnung das Monument des Marquis Cornwallis, während er sich zugleich bedeutende anatomische u. sprachliche Kenntnisse erwarb. D.'s erstes Gemälde, Achilles beim Tode des Patroclus, erhielt den Preis der königlichen Akademie zu London; demselben folgten Naemi und ihre beiden Schwiegertöchter, eine Scene aus Cymbeline, Andromache und das Porträt der Gattin Thomas Hope's. Letzteres brachte den Künstler so in Aufnahme, daß es fortan zum guten und hohen Tone gehörte, sich von D. malen zu lassen. Auf dem Kongreß zu Aachen (1818) porträtirte er viele der dort versammelten Fürsten und Staatsmänner. Vom Kaiser Alexander I. von Rußland nach Petersburg berufen, erhielt er daselbst den Titel eines kaiserlichen Hofmalers und den Auftrag, die russischen Helden der letzten Kriege zu porträtiren, ein Werk, welches 400 in einer Gallerie des Winterpalastes aufgestellte Porträte umfaßt, ungerechnet die 3 lebensgroßen Bilder der Heerführer Wellington, Kutusoff und Barclay de Tolly, sowie das 20 F. hohe des Kaiser Alexander I. zu Pferde. Außerdem malte D. die ganze kaiserliche Familie und viele Kopien seines Heldensaals für reiche Russen. Im Jahre 1828 besuchte er auf einige Monate London; auf der Rückkehr nach Petersburg porträtirte er zu Berlin den König von Preußen und den Herzog von Cumberland. Die Winterreise nach Rußland schadete jedoch seiner Gesundheit; seitdem immer kränklich, suchte er im Vaterlande Genesung, † aber zu London 1829.

Dawison, Bogumil, berühmter Schauspieler, geboren den 15. Mai 1818 als der Sohn einer armen Familie in Warschau, erhielt einen nothdürftigen Elementarunterricht und mußte wegen der gesteigerten Armuth seiner Aeltern schon von seinem 12. Jahr an sein Brod selbst verdienen. Er wurde Abschreiber bei einem Sequestrator, dann Schildermaler, zuletzt Schreiber in der Redaktion der Warschauer Gazeta. Er erlernte hier bald die deutsche und französische Sprache bis zu dem Grade, daß er vom Schreiber zum Uebersetzer avancirte. Auch trat er als Theaterrecensent auf. Von dem Schauspieler Kudlicz, Professor der dramatischen Schule in Warschau, für die Bühne gebildet, debütirte er 1837 mit Beifall, begab sich dann nach Wilna zu einer wandernden polnischen Schauspielertruppe, gastirte in Warschau und fand endlich an der lemberger Bühne ein dauerndes Engagement. Er

studirte hier eifrig Englisch, Französisch u. Deutsch, so daß er die betreffenden Dichter in der Ursprache lesen konnte. Hatten ihn schon Lessing, Goethe, Schiller ꝛc. mit dem Streben erfüllt, diese Heroen in ihrem Vaterlande darstellen zu können, so wirkten die Gastspeile Löwe's und der Rettich am deutschen Theater in Lemberg so mächtig auf ihn ein, daß er den kühnen Entschluß faßte, deutscher Schauspieler zu werden. Er machte eine Reise nach Frankreich und Deutschland, suchte sich dann, nach Lemberg zurückgekehrt, mit eisernem Fleiß eine gute deutsche Aussprache anzueignen u. trat endlich im deutschen Theater zu Lemberg auf. Anfangs wegen seiner Aussprache getadelt, ließ er sich, ein moderner Demosthenes, nicht irre machen, studirte deutsche Rollen und reiste endlich 1847 ohne Weiteres von Lemberg ab, zuerst nach Breslau, wo ihm aber die Erlaubniß, spielen zu dürfen, versagt ward. Von Louis Schneider in Berlin empfohlen, ging er darauf nach Hamburg und spielte hier zum ersten Male in Deutschland. Sein Spiel frappirte anfangs durch seine Neuheit, bis die Gewalt der Leidenschaft, die Macht der Naturwahrheit darin Anerkennung fand. D. wurde sofort für 36 Gastrollen engagirt u. bald der Löwe des Tages und die Stütze des Thaliatheaters, das er bald zu einer Kunstschule natürlichen, lebensvollen Spiels erhob. Von mehren Seiten mit Anträgen bestürmt, folgte er endlich einer ehrenvollen Einladung Holbeins zum Gastspiel am wiener Burgtheater, dessen Folge ein rasches Engagement war (1849). Später ging er an die dresdener Hofbühne über und ward hier Anfangs 1854 auf Lebenszeit engagirt. Mephistopheles und Franz Moor, Monaldeschi und der alte Spielwaarenhändler, Marc Anton und Hamlet, Alba und Carlos, Karl V. u. Riccaut de la Marlinière, Harleigh und Stephan Foster, Molière und Marinelli, Dr. Hagen (Gefängniß) u. Richard III. u. in neuester Zeit Narciß sind bewunderte Leistungen D.s. D. betrachtet seine Kunst nur allein als Nachahmung der Natur; aber er kopirt diese Natur nicht nur, er ist stets das, was er darstellt, selbst. Er begnügt sich nicht damit, die Leidenschaften darzustellen, sondern er führt den Zuschauer auch in das geheimnißvolle Werden derselben.

Dawk (Dak), in Ostindien Bezeichnung der für die höhern Klassen und für Europäer üblichen Reiseweise vermittelst eines Palankin, dessen Träger auf bestimmten Stationen zum Wechseln bereit stehen.

Dawlish, besuchtes Seebad in der englischen Grafschaft Devon, an der Südküste, 2½ Meilen von Exeter, mit 4014 Einw.

Dawydow, Denis Wasiljewitsch, einer der ersten Kriegsschriftsteller und Dichter Rußlands, geboren 1784 zu Moskau, trat 1801 in das Gardekavallerieregiment, machte 1808 den finnländischen Feldzug mit, diente 1809 an der Donau unter Bagration und 1810 wieder in Finnland. Im Feldzuge von 1812 errichtete er zuerst ein Corps von Parteigängern und führte an dessen Spitze kühne Handstreiche aus, die er nachmals in Swinins „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" beschrieb. Auch bei der Belagerung von Dresden und in Frankreich zeichnete er sich mehrmals vortheilhaft aus, ward 1814 Oberst und 1815 Generalmajor. Von 1825 bis 1827 war er in Persien thätig, u. 1831 kämpfte er in Polen vor Warschau und in der Schlacht bei Lisbik so rühmlich, daß er zum Generallieutenant ernannt wurde. Er † 1839 auf seinem Gute in der Nähe Moskau's. Seine meist im Bivouak niedergeschriebenen Soldatenlieder athmen die frohe, unbefangene Sorglosigkeit des russischen Saldaten. Für die besten seiner militärischen Schriften hält man die „Erinnerungen an die Schlacht bei Preußisch-Eylau" und den „Versuch einer Theorie über die praktische Anwendung der Parteigänger". Am vollständigsten gab Smirdin D.s Werke mit einer umfassenden Biographie (Petersburg 1848) heraus.

Dax (Acqs, das Aquae Augustae Tarbellicae der Römer), Bezirksstadt im französischen Departement Landes, links am Adour, über welchen eine kühne Brücke nach der Vorstadt Sabler führt, ist gut gebaut, von bethürmten Mauern umgeben, hat ein altes Schloß, eine Kathedrale, ein Kommunalcollége und 6125 Einw., welche feine Liqueure fertigen, trefflichen Schinken bereiten und Handel mit Wein, Hülsenfrüchten, Bretern, Harz ꝛc., besonders nach Spanien, treiben. Die Stadt besitzt eine berühmte, schon den Römern bekannte Schwefelquelle (von 56° R. Temperatur) innerhalb und 3 andere (von 20—53° R.) außerhalb der Mauern, welche insgesammt zum Trinken und Baden benutzt werden, und deren Dampf zuweilen die ganze Stadt überdeckt. D. war ehedem der Hauptort der Vicegrafschaft Acys und der ganzen Landschaft Landes und bis zur ersten Revolution ein Bischofssitz.

Daxenberger, Sebastian Franz von, deutscher Schriftsteller, den 3. Okt. 1809 in München geboren, Sohn eines Kupferschmiedes, studirte in München, Berlin und Göttingen die Rechte, war erst Praktikant beim Landgericht Au, wurde dann 1833 Accessist im Ministerium des Innern und im Nov. 1835 Sekretär des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Maximilian II. Im J. 1843 zum Regierungsrath ernannt, als welcher er 3 Jahre lang das Amt eines Censors verwaltete, ward er im April 1847 Oberkirchen- und Schulrath und im December Ministerialrath im Staatsministerium des königl. Hauses und des Aeußern. Im Januar 1849 als Abgeordneter zum Parlament in Frankfurt gewählt, gehörte er zu den Vertretern der konstitutionellen Monarchie u. möglichster Selbstständigkeit Bayerns. Ganz besonderen Antheil hatte er an der epochemachenden königl. Proklamation vom 6. März 1848. Mit dem bayerischen Kronorden erhielt er 1851 den persönlichen Adel. Von seinen poetischen Arbeiten, die er unter dem Namen Karl Fernau veröffentlichte, haben den meisten Beifall gefunden: „Edgar, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters" (München 1838), „Mythische Gedichte" (das. 1835), „Gedichte" (Regensburg 1845) u. „Die Sendlinger Schlacht am Christtage 1705" (2. Aufl., daselbst 1842). Hieran schließen sich mehre Dramen, wie „Beatrice Cenci", „Ulrich Schwarz" und „Bianca Capello". Sein lyrisches Spiel „Das Fest der Musen" (München 1844) kam bei Gelegenheit der doppelten Vermählungsfeier der Prinzessin Hildegarde mit Erzherzog Albrecht und des Prinzen Luitpold mit der Erzherzogin Auguste zur Aufführung. Nach dem Tode E. v. Schenks 1841 gab D. 5 Jahrgänge der „Charitas" heraus.

Daxweiler, Dorf im rheinpreußischen Regie-

rungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, mit 700 Einw. und Eisenhütten.

Dayak (Dajak, Djak), Name der Eingeborenen auf der Insel Borneo, im Gegensatz zu den eingewanderten Malayen, von denen dieselben in das Innere zurückgedrängt und möglichst unterworfen worden sind. Sie sind, wenn auch nicht reinen Ursprungs, die Abkömmlinge der Urbewohner, und Manches an ihnen erinnert an die Batta auf Sumatra und an die Alfuren auf Celebes. Man nimmt 5 Hauptabtheilungen an: einen Stamm im Nordwesten, der am meisten in Abhängigkeit von den Malayen steht, die Pari oder Kajan an der Ostküste, die Bejadsu in Banjarmassing, die Manketan und Punan im Innern, die wohl von allen auf der niedrigsten Stufe stehen, und einen fünften Stamm, der in der äußern Erscheinung das Gepräge der Malayen trägt, aber den Islam nicht angenommen hat, im Uebrigen größere Unabhängigkeit von den muselmännischen Fürsten und auch bedeutendere Betriebsamkeit zeigt. In seiner äußern Erscheinung ist der D. durchgehends von mittler Größe, schmächtig gebaut und leicht beweglich, aber ohne Muskelkraft. Er hat kurze, platte und breite, einwärtsgebogene Füße und eine braune, von den tiefsten bis zu den hellsten Tönen wechselnde Farbe. Die Stirn ist breit und platt, die Augen liegen schräg, halb durch die Augenlider gedeckt, die Backenknochen treten bedeutend hervor; das Haar ist schwarz, glänzend u. lang. Die gewöhnliche Kleidung besteht bei den Männern aus einem schmalen Lendengurt aus Baumbast und einem Streifen um Stirn und Hinterkopf, bei rauhem Wetter wird noch eine meist rothe Jacke ohne Aermel angelegt. Waffen sind das dolchähnliche Parang oder Mandau, das der D. in einer hölzernen Scheide stets bei sich führt, und das Sipet, ein langes, hohles (auch mit einem Bayonnet versehenes) Bambusrohr, aus dem er hölzerne, mit spitzen Fischzähnen versehene und vergiftete Pfeile 30—40 Schritte weit abschießt. Die Frauen tragen einen engen, bis an die Kniee reichenden Rock von selbstgewobenem Baumwollenzeuche und eine meist bestickte Jacke; außerdem langes, aber in einen Knoten aufgeknüpftes Haar und einen großen, runden, aus Stroh oder Nipablättern geflochtenen runden Hut. Im Binnenlande ist auch das Tättowiren, namentlich unter den Männern Sitte. In Bezug auf sittliche und geistige Beschaffenheit ist der D. keineswegs so lässig, feig, beschränkt und befangen, als die Malayen ihn achten u. wie er in seinem Verhältniß der Unterwerfung unter dieselben auf den ersten Anblick allerdings auch erscheint; er kann vielmehr ausdauernd arbeiten, hat Unternehmungsgeist u. Sinn für Betriebsamkeit, zeigt sich einsichtig u. anschlägig und Neigung, sich anzuschließen. Freilich wendet er diese Seiten seines Gemüths nur dem Europäer zu, zu dem er Vertrauen hat; dem Malayen gegenüber zeigt er sich mißtrauisch und sklavisch furchtsam, während in seinem Innern der Ingrimm kocht, um in feiger Weise rücklings Rache zu nehmen. Blutrachefehden vererben sich unter den Stämmen von Geschlecht zu Geschlecht; dabei besteht als Ehrensache die greuliche Sitte des Kopfabschneidens, indem sie Wehrlose (sei es Mann oder Weib) aus sicherem Hinterhalte überfallen und ihnen den Kopf abschneiden, um ihn vorzeigen und als Zierrath des Hauses aufbewahren zu können. Wer noch keinen abgeschnittenen Kopf aufweisen kann, darf noch nicht heirathen, und nach der Zahl solcher Köpfe, deren manches Haus 100 und 150 auf Ringe gezogen aufweist, richtet sich der Ruf der Tapferkeit und das Urtheil bei Erwählung von Oberhäuptern. Gewöhnlich vereinigen sich 3—10 Mann zu einem Mordzug (Ngaju), den sie, um der Blutrache vorzubeugen, nicht in der Nähe, sondern oft 20—30 Tagereisen weit von ihrem Wohnort ausführen. Mordzüge im größern Maßstabe, an welchen 800 bis 1000 Personen Theil nehmen, heißen Assan u. sind als Kriegführung anzusehen, nur daß sie in gleich feiger Weise die Ngaju zur Ausführung bringen. Eine Kriegserklärung findet vorher nicht Statt. Zum Schutz gegen Säbelhiebe dient dem D. eine mit Baumwolle wattirte Jacke, zur Abwehr der Pfeile ein Schild u. eine Art Harnisch aus Baumbast. Auf dem Gebiet der Religion reicht der D. nicht über die Annahme von Naturgeistern hinaus, doch zeigt sich von einer geregelten Verehrung derselben keine Spur; nur gelegentlich werden den einzelnen Geistern Gebete gewidmet und Reis, Gebäck, Obst 2c. dargebracht. Es gibt eine Art Priester (Liau) und Priesterinnen (Bliang), die auch als Aerzte im höchsten Ansehen stehen u. weder am Krankenlager, noch bei Opfermahlzeiten fehlen dürfen. Mit dem Dämonendienste in natürlicher Verbindung steht der krasse Aberglaube der D., der sich besonders in der Verehrung von Talismanen (Steinen, Stückchen Holz, Krokodilzähnen 2c.) gegen die Wirksamkeit böser Geister, im Achten auf Vorzeichen (Vogelflug, Vogelgesang 2c.) u. dgl. äußert. Der Islam hat durch die Bemühung der Malayen nur unter einer kleinen Anzahl D. Eingang gefunden, und auch die christlichen Missionäre haben nur geringen Erfolg ihrer Bemühungen gesehen. Die Sprache der D. zerfällt in zahlreiche Dialekte, ein Umstand, der zum Theil von einer geringeren oder bedeutenderen Vermischung der Muttersprache mit dem Malayischen od. Bugginesischen herrührt. Eine Grammatik derselben lieferte von der Gabelentz (Leipz. 1852). Von einer Literatur ist nicht die Rede; aber in mündlicher Ueberlieferung sind Geistesprodukte, theils für Gesang abgefaßt, theils Erzählungen aus alter Zeit, erhalten worden, deren Träger und Bewahrer die Priester und die Bliang sind. Für die Rechenkunst zeigt sich der D. wohlbefähigt; mit der Zeitrechnung aber steht er noch auf niedriger Stufe; man rechnet nicht nach Jahren, sondern nach Ernten. Die Betriebsamkeit der D. und die dabei sich entwickelnde Geschicklichkeit ist nicht unbedeutend: sie bauen Schiffe, schmelzen Metall, schmieden vortreffliche Waffen, fertigen kupfernes u. goldenes Geschmeide, schneiden in Holz und Knochen, flechten Matten u. Körbe aus Rohr und Stroh, drehen Tauwerk, spinnen und färben Garn, weben Zeuche u. zeigen dabei im Allgemeinen guten Geschmack; in der bildenden Kunst stehen sie dagegen sehr zurück. Ihre Wohnungen sind lange, schuppenartige, auf 4—15 Fuß über dem Boden hervorragenden Pfählen ruhende Gebäude von 100—700 Fuß Länge, mit niedrigen, aus Bambus, Palmblättern od. Binsen gefertigten Wänden und einem spitz zulaufenden Dache; Fenster fehlen; zu den Eingangsöffnungen führen Treppen, die in die Höhe gezogen werden können. Das Haus ist der Länge nach durch eine

Scheidewand in einen Vorder- und einen Hinterraum abgetheilt, welch letzterer wieder in so viele Räume (Lawang) zerfällt, als Hausstände unter dem gemeinsamen Dache wohnen sollen. Im Vordertheile befinden sich die Heerde und die Schlafstellen für die unverheiratheten Männer und die Gäste. Die Lebensweise der D. ist einfach. Ihr Hauptnahrungsmittel bildet der Reis, dazu allerlei Gemüse; Fleisch kommt nur bei Festlichkeiten vor. Bei letzteren wird auch das aus Reis und verschiedenen Kräutern bereitete, stark berauschende Tuach-Katan getrunken; sonst dient im Allgemeinen Wasser als Getränk. Merkwürdig ist die bei den D. übliche verschiedene Behandlung der Todten, indem die Leichen zum Theil einfach beerdigt, zum Theil verbrannt, außerdem aber auch auf den Aesten hoher Bäume den Raubthieren preisgegeben oder auf Rosten von Bambus gedörrt werden. Bei allen Bestattungen findet ein Leichenschmaus Statt. Die Ortschaften (Kampongs) der D. bestehen aus 3 oder mehren der beschriebenen Gebäude, die an dem Ufer eines Flusses oder in einiger Entfernung davon im Dickicht liegen. Jeder Kampong hat neben einem Kriegsoberhaupt (Panglima) einen Pangarah, der die Bevölkerung den Malayen oder andern Stammesgenossen gegenüber vertritt. Auch besteht ein Rath der Aeltesten (Bidjara), dessen Sorge das Gemeinwesen ist. Uebrigens sind nicht alle D. seßhaft, sondern es gibt auch ackerbauende Nomaden, welche alle 3 Jahre die Flur wechseln müssen, da nach dieser Zeit dem Boden die Produktionskraft versagt. Recht am Boden gibt es für ein Gemeinwesen nur, so lange es einen Boden benutzt. Von den freien D. wissen wir nur, daß es Freie, Pfändlinge (die sich für eine Schuld verpfändet haben) und bei den Ueberfällen ihrer Freiheit beraubte Leibeigene gibt.

Days of humiliation (engl.), Tage der Demüthigung, die beiden Bußtage in England: der 30. Januar, der Tag der Hinrichtung des Königs Karl I. 1649, u. der 2. Sept., der Tag des großen Brandes von London 1666.

Dayton, Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikanischen Staat Ohio, am Zusammenflusse des Miami und des Mad, sowie am Miamikanal (nach Cincinnati) u. dem Knotenpunkte verschiedener Eisenbahnlinien, hat 15 Kirchen, 3 Banken, 2 Akademien, eine höhere weibliche Erziehungsanstalt, bedeutende Fabriken für Baumwollenzeuche, Gewehre, Maschinen, Papier rc. und (1853) 16,562 Einwohner (1840 erst 6067). Der Miamikanal geht durch die Stadt und verbindet dieselbe mit Cincinnati.

D. C., Abbreviatur für Da Capo.

d. d. (ddto., dd.), Abbreviatur für de dato, von heute, und dicto die, am genannten Tage.

d. d., Abbreviatur für dedit.

D dur, s. Tonarten.

Deak, Franz, Führer der ungarischen Opposition von 1848, geboren den 17. Okt. 1803 zu Kehlida im szalader Komitat, dem Stammgute seiner Familie, widmete sich auf der Akademie zu Raab rechts- und staatswissenschaftlichen Studien u. that sich bei den Komitatsverhandlungen durch seine schlagende Beredtsamkeit bald hervor. Für die Jahre 1832—36 in den Landtag gewählt, schwang er sich durch sein Talent, seinen parlamentarischen Takt, seine charaktervolle, patriotische Haltung zum Führer der Opposition empor, welche einerseits die ungarische Verfassung den Anforderungen der Zeit gemäß weiterzubilden u. von mittelalterlichen Bestimmungen zu reinigen, andererseits aber auch die fortwährenden Uebergriffe der österreichischen Regierung abzuwehren suchte. Auch auf dem Reichstag von 1839—40 behauptete sich D. in dieser Stellung, u. seine Tüchtigkeit ward nicht bloß von seiner eigenen, sondern auch von der Regierungspartei anerkannt. Sein Verdienst war es besonders, daß der unter schlimmen Aussichten eröffnete Landtag 1840 mit einer Aussöhnung zwischen König und Volk endete, ohne daß den Rechten des Landes etwas vergeben worden wäre. Unter D.s u. seines Freundes Szalay Mitwirkung kam auch der Entwurf eines Strafgesetzbuchs für Ungarn zu Stande, welchem durch Klarheit und Schärfe der Begriffsbestimmung die Anerkennung der ersten Rechtsgelehrten zu Theil ward. Bei der Wahl für den Reichstag von 1843 war er bereit, das szalader Komitat zu vertreten; aber er hatte sich mit dem, vorzugsweise von Kossuth vertretenen Princip der Besteuerung des Adels gewissermaßen identificirt u. verlor daher die Sympathien der konservativen Partei. Die hierauf von den Gegnern der Adelsbesteuerung ausgeübten Gewaltthätigkeiten veranlaßten D., die angetragene Deputirtenstelle abzulehnen. Mehre politische Freunde D.s begannen nunmehr eine förmliche Agitation zu Gunsten seiner Sache, die jedoch keineswegs mit bloßen Gründen der Ueberredung, sondern mit so verwerflichen Hülfsmitteln bewerkstelligt wurde, daß D., ungeachtet das Besteuerungsprincip durchgesetzt worden war, doch vorher schon auf die Erwählung zum Deputirten Verzicht leistete und die in den Komitaten Pesth und Sohl auf ihn fallende Wahl ablehnte. Von dem Landtage von 1847 hielt ihn Kränklichkeit fern, und erst nach den Märzereignissen von 1848 widmete er sich wieder den öffentlichen Angelegenheiten. Unter dem ersten konstitutionellen Ministerium des Grafen Ludwig Batthyanyi mit dem Justizministerium betraut, widmete er sich eifrig legislatorischen Arbeiten und faßte den Plan, das ungarische Justizwesen einer durchgreifenden Reform zu unterwerfen. Leidenschaftslos und an legalen Formen festhaltend, stimmte er in politischen Dingen stets mit dem Ministerpräsidenten Batthyanyi für friedliche Ausgleichung mit Oesterreich, suchte sich aber vergeblich mit dem wiener Reichstag zu verständigen u. legte daher, als Kossuth am 17. Sept. 1848 an die Spitze der Geschäfte trat, sein Ministerium nieder, sich nur noch als Deputirter am Reichstage betheiligend. Beim Herannahen von Windischgrätz (Ende 1849) stimmte D. für Unterhandlung und war Mitglied jener Deputation, welche an den Fürsten abgeschickt wurde, um noch einen Vermittelungsversuch zu machen. Als dieser Schritt fruchtlos blieb, zog sich D. in seinen Geburtsort ins Privatleben zurück. Zwar versuchte das Ministerium Schwarzenberg seine Unterstützung bei der Reorganisation Ungarns zu gewinnen, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, bei Umgestaltungsversuchen mitzuwirken, welche die Selbstständigkeit und die alte Verfassung Ungarns in dem centralisirten Kaiserstaate aufgehen lassen sollten. Erst als das kaiserliche Diplom vom 20. Okt. 1860 die Wiederherstellung der früheren Verfassungsverhältnisse Ungarns wieder in

Aussicht stellte, ward er von dem Hofkanzler Vay mehrfach zu Rathe gezogen und trat in der Presse zur Mäßigung ermahnend und nach beiden Seiten hin vermittelnd auf, indem er sich zwar für die Aufrechterhaltung der Gesetzgebung von 1848 erklärte, aber nur in so weit, als sie keinerlei Beeinträchtigung der Rechte Einzelner nach sich ziehe. Am 11. März 1861 von Pesth zum Landtagsabgeordneten erwählt, steht er gegenwärtig wieder als Hauptstimmführer an der Spitze der liberalen Partei, bemüht, die Verfassung Ungarns unter möglichster Wahrung der Gesetzgebung von 1848 mit den Anforderungen eines lebensfähigen Gesammtstaats Oesterreich in Einklang zu bringen.

Deakovar, Stadt, s. v. a. Djakovo.

Deal, Seestadt in der englischen Grafschaft Kent, einer der Cinque Ports, ist in dem untern, an die Nordsee stoßenden Theile, den die Hafenschlösser Deal u. Walmer-Castle decken, alterthümlich, eng u. schmutzig, in dem obern dagegen, der durch das Fort Sandown geschützt ist, gut gebaut, hat ein schönes Zollhaus, ein großes Hospital, bedeutende Magazine von Marinebedürfnissen u. 7530 Einw. Statt des Hafens besitzt D. eine durch die sogenannten Dünen (downs) geschützte Rhede, welche ein gewöhnlicher Sammelplatz der Handelsflotten ist, die hier ihren Vorrath an Lebensmitteln einnehmen. Die Stadt ist auch durch ihre Lootsen berühmt. Zwischen Ramsgate u. D. ist den Dünen eine gefährliche Sandbank (the Goodwin-sands) vorgelagert, auf der jetzt ein 60 Fuß hoher Leucht- u. Sicherheitsthurm (safety beacon) steht. Bei D. landete Julius Cäsar bei seinem ersten Zuge nach Britannien. Auch Perkin Warbeck landete 1495 daselbst. Die Schlösser Deal, Sandown u. Walmer wurden um 1540 von Heinrich VIII. angelegt.

Dean Forest, hügeliger Waldbezirk im Westen der englischen Grafschaft Gloucester, zwischen den Flüssen Severn u. Wye, umfaßt 22,000 Acres u. zählt etwa 10,700 Bewohner, die Bergbau auf Kohlen und Eisen treiben oder Steinbrecher sind. Das Gebiet ist meist Eigenthum der Krone und zerfällt in 6 Distrikte (Walks), die von einem Lord-Warden verwaltet werden.

Debakliren (v. Franz.), den Hafen räumen, d. i. die ausgeladenen Schiffe aus dem Hafen bringen; diese Arbeit heißt débâcle, débâclage, u. débâcleurs die Personen, unter deren Aufsicht es geschieht.

Débandade (franz.), die zerstreute Fechtart, im Gegensatz der geschlossenen, der zerstreute Rückzug, daher debandiren, aus geschlossener Ordnung sich auflösen, zerstreuen.

Debanquiren (v. Franz.), Waaren oder Personen aus einem Schiffe ans Land oder in die Lichterschiffe bringen.

Debatte (v. Franz.), Streit über einen Gegenstand, ohne daß er in Zank ausartet, besonders Streit über politische Gegenstände, die Reden, Wortgefechte, Diskussionen oder Disputationen, welche in Ständeversammlungen bei der Verhandlung eines Gegenstandes vorkommen u. bei denen es sich nicht um die Ermittelung einer theoretischen Wahrheit oder um den bloßen Triumph des Rechtbehaltens, sondern um die Erweckung einer praktischen Ueberzeugung und die dadurch vermittelte Herbeiführung eines Beschlusses handelt. Es gehört nämlich zu dem parlamentarischen Gebrauche, daß bei gestellten Anträgen zuvörderst, unter dem Namen einer allgemeinen Diskussion, ein Theil der Mitglieder seine Meinung über das Grundprincip ausspricht, um das es sich bei der Frage handelt, dann aber mit der speciellen D. auf das Einzelne eingegangen wird. Hierbei sind die Formen gewöhnlich etwas freier und die ganze Haltung weniger solenn, weshalb auch das englische Unterhaus sich dazu in ein Komité des ganzen Hauses verwandelt, womit eben gesagt ist, daß es eine mehr vertrauliche Besprechung annimmt. Neuerdings bezieht man den Ausdruck auf alle durch Rede und Gegenrede, Schrift u. Gegenschrift durchgeführten Verhandlungen in öffentlichen Gesellschaften oder Blättern.

Debet (lat.), d. i. Soll, in der Buchhaltung Bezeichnung des Schuldners, an deren Stelle in neuester Zeit aber mehr u. mehr der entsprechende deutsche Ausdruck getreten ist. Die Eintragung der Schuld selbst heißt das Debitiren oder Belasten.

Debir, das Allerheiligste des salomonischen Tempels.

Debit (v. Franz.), der Vertrieb einer Waare en detail an die Konsumenten; daher Debitant, Derjenige, der eine Waare vertreibt (debitirt), im Gegensatze zu dem Fabrikanten oder Producenten, der jenem die Waare in Kommission gibt. Debitor ist s. v. a. Schuldner.

Debitkommissionen (v. Lat.), von den vormaligen deutschen Reichsgerichten in Schuldensachen der Reichsstände ernannte Kommissionen, welche mit Untersuchung des Vermögensbestandes, gütlicher Verhandlung und Administration des Konkurses beauftragt waren.

Debitum (lat.), Schuld, Schuldigkeit; d. conjugale, eheliche Pflicht.

Debora, israelitische Prophetin, Richterin und Heldin, Frau des Lapidoth auf dem Gebirge Ephraim zwischen Rama u. Bethel. Auf ihr Geheiß sammelte Barak, der Sohn Abinoams, aus den Stämmen Naphtali, Sebulon, Ephraim, Benjamin, Manasse u. Isaschar ein starkes Heer, um das bereits 20 Jahre schwer auf Israel lastende Joch des kananitischen Königs Jabin von Hazor abzuwerfen. D. selbst folgte den Kriegern in ihre Stellung auf dem Berge Tabor u. ermuthigte sie, den Sisera, Jabins Feldherrn, am Bache Kison anzugreifen. Sisera wurde gänzlich geschlagen und auf der Flucht von Jael ermordet. Bald darauf unterlag auch Jabin selbst. D.'s u. Baraks Siegeslied, ein Ueberbleibsel der althebräischen Volkspoesie, seinen Grundzügen nach gewiß dem Zeitalter D.s angehörend, findet sich Richter 5. Vgl. Hollmann, Commentarius philol. criticus in carmen Deborae, 1818.

Debouvers, geboren 1776 im Dorfe Mons-Louvers im Departement Somme, erlernte das Schlosserhandwerk, war 1796 Arbeiter in einer Gewehrfabrik zu Versailles und gründete 1806 selbst eine solche zu Paris, welche bald europäischen Ruf erlangte. Im Jahre 1820 erfand er die Zündhütchen zu den Perkussionsschlössern.

Débouché (franz.), der Ausgang aus einem Défilé oder Engpasse, daher debouchiren, aus einem Engpasse in das Freie marschiren. Hält der Feind das D. besetzt, oder hat sich derselbe auf entsprechende Entfernung dahinter zweckmäßig aufgestellt, so daß das Debouchiren unter seinem Feuer erfolgen muß, so pflegt es mit großen Opfern ver-

bunden zu sein u. viel Menschen zu kosten, wie z. B. das Debouchiren der Russen aus dem Urnerloch in der Schweiz unter Suwarow. Vgl. Défilé.

Debr, Landschaft, s. Dibra.

Debreaux, Paul Emile, einer der populärsten französischen Liederdichter, 1798 zu Ancerville im Departement Meuse geboren, machte seine Studien im kaiserlichen Lyceum, wo er schon 1815 mit seinem „Chanson de la Colonne" u. „Du Mont Saint-Jean" Aufsehen erregte, und stand 1816 u. 1817 an der Spitze eines Klubs excentrischer Leute aus den niederen Schichten der Bevölkerung. Aus Liebe zur Unabhängigkeit gab er seine Stelle an der Bibliothek der medicinischen Schule auf. Im Jahre 1823 ward er wegen seiner politischen Meinungen, die er in einer Versammlung von Chansonniers geäußert, zu mehrmonatlicher Haft in S. Pélagie verurtheilt. Er † am 12. Febr. 1831. Seine Lieder athmen denselben Geist der Opposition gegen die bestehenden Staatsverhältnisse, wie die Bérangers, der 1835 eine vollständige Sammlung der Chansons D.' in 3 Bänden veranstaltete. Früher erschienen von D.: „Chansonnettes et poésies legères" (Par. 1819—22, 3 Bde.); „Les Dieux à la Courtille" (das. 1823); „Le nouvel enfant de la coquette pour l'année" (das. 1823); „Voyage à St. Pélagie en mars 1823" (das. 1823, 2 Bde.); „Chansons nouvelles" (das. 1825 f.); „Le passage de Bérésina" (das. 1825, 3 Bde.); „La France au tombeau du général Foy" (das. 1825); „Biographie de souverains du 19. siècle par deux rois de la Fève" (das. 1826) u. A. m.

Debreczin (Debreczen), königliche Freistadt u. Hauptort des ungarischen Komitats Szabolcs, in einer sandigen u. wasserarmen Ebene (**debrecziner Heide**), an der Eisenbahn von Pesth nach Miskolcz gelegen, ist nach Pesth die größte und volkreichste Stadt Ungarns, dabei ein Ort von ächt magyarischem Typus, der mit seinen dorfähnlichen, breiten u. ungepflasterten Straßen, seinen niedrigen Häusern u. den nationalen Sitten seiner Einwohner einen auffallenden Kontrast zu jener Stadt bildet. Ansehnliche Gebäude sind die reformirte u. die Franciskanerkirche (im Ganzen hat D. 5 Kirchen), das Piaristenkloster, das Rathhaus u. die reformirte Akademie. Letztere ist eine der drei großen theologischen Lehranstalten, welche die Reformirten in Ungarn besitzen, u. zugleich die reichste protestantische in der ganzen Monarchie; mit ihr verbunden ist eine Bibliothek von über 40,000 Bänden (darunter seltene Werke u. Manuskripte), sowie werthvolle mathematische, physikalische und naturhistorische Sammlungen. Außerdem befinden sich in D. ein Piaristenkollegium (seit 1719), ein reformirtes Ober- u. ein katholisches Untergymnasium, eine katholische Hauptschule, ein evangelisches Alumneum u. andere Erziehungsinstitute, 2 Armenanstalten, ein Bürgerspital und eine Filialescompteanstalt der Nationalbank. Im Uebrigen ist D. nur auf die Befriedigung der gewöhnlichsten Bedürfnisse eingerichtet, u. die meisten Gegenstände, welche zur Erhöhung des Lebensgenusses dienen, fehlen. Selbst an gutem Trinkwasser hat die Stadt Mangel. Die Einwohner, deren Zahl 36,253 beträgt, sind meist reformirt u. fast nur Magyaren, die das reinste Ungarisch sprechen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Ackerbau u. Viehzucht, in Handel u. nächstdem in einzelnen Gewerben. Die beiden ersteren werden sehr gefördert durch die ausgedehnten und fruchtbaren Ebenen, welche die Stadt umgeben u. auf denen ungeheure Heerden von Vieh Nahrung finden, wie andererseits Weizen, Hirse, Tabak u. Wassermelonen auf ihnen vorzüglich gedeihen. In industrieller Beziehung ist die Seifensiederei (gegenwärtig 35 Meister, welche etwa 3000 Centner der berühmten debrecziner Seife fertigen), die Zischmenfabrikation (436 Werkstätten), die Gerberei (210 Meister), Salpetersiederei (2000 Centner) sehr bedeutend. Es gibt außerdem viele Wollzeuch- u. Kotzenweber, Kürschner, Drechsler (die besonders unzählige Tabakspfeifenmundstücke aus Horn verfertigen), Töpfer (aus deren Werkstätten mehre Millionen der rothen thönernen debrecziner Pfeifenköpfe hervorgehen), Kammmacher, berühmte Weizenbrod- u. Honigkuchenbäckereien. Der Handel D.s steht in Ungarn nur dem von Pesth nach und findet vornehmlich in Rohprodukten Statt. Hauptartikel sind Speck, Getreide, Seife, Knoppern, Tabak, Hornvieh, Schweine, Pferde, Honig, Schafkäse 2c. Auf den 4 Jahrmärkten D.s, welche nächst denen Pesths die berühmtesten u. lebhaftesten in Ungarn sind, strömen nicht nur aus allen Gegenden dieses Landes u. Siebenbürgens, sondern auch aus fremden Ländern die Handelsleute zusammen. Der Umsatz beträgt durchschnittlich 20—25 Millionen Gulden. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Sie hatte in den Kämpfen zwischen den Türken und Ungarn, wie später des Glaubens wegen viel zu leiden und wurde 1564 von Melch. Balasso u. 1565 von Laz. Schwendi fast ganz verbrannt. Im Jahre 1567 wurde auf der hier gehaltenen Synode das reformirte Glaubensbekenntniß angenommen. Im Jahre 1707 wurde D. von dem kaiserlichen General Rabutin geplündert u. verwüstet. Auf dem 1711 hier gehaltenen Kongreß unterwarfen sich die Ungarn dem habsburgischen Hause. Durch den Landtagsschluß von Preßburg 1715 wurde die Stadt, was schon unter Leopold I. geschehen war, nochmals zur königlichen Freistadt erklärt. Im Jahre 1849 war D. eine Zeitlang (vom 9. Jan. bis 30. Mai) Sitz des ungarischen Reichstags und der revolutionären Regierung.

Debrecziner Heide, die Ebene um die Stadt Debreczin, ein Theil der großen, die Mitte Ungarns von der Donau bis zu den südlichen Ausläufern der galizisch-ungarischen und zu den westlichen Ausläufern der siebenbürgischen Karpathen einnehmenden Ebene, zum Theil eine Sandwüste, zum Theil (gegen Süden) fruchtbarer Weideboden, auf dem zahllose Heerden von Ochsen, Schweinen und Schafen weiden und Weizen, Hirse, Buchweizen, Tabak und Wassermelonen trefflich gedeihen. Die d. H. hat, so weit sie unmittelbar zur Stadt gehört, 15 QMeilen Flächenraum, sonst erstreckt sie sich über das Hundertjache. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, von den Ungarn weiße Seen (Fejer To) genannt, weil sie mit einem schneeähnlichen Ueberzuge bedeckt sind. Der Boden ist glimmerhaltiger Quarzsand. Die auswitternde Soda, welche oft einen Viertel-, ja einen halben Zoll dick liegt, wird während der 8 warmen Monate alle 3—4 Tage gesammelt und erneuert sich seit Jahrhunderten immer wieder. Die Ufer der Seen sind weit umher mit Salicornia, Salsola und

andern salzhaltigen Pflanzen der Meeresküste bedeckt.

Debure, 1) Guillaume François, französischer Bibliograph, geboren 1731 in Paris, besaß daselbst eine Buchhandlung u. begründete durch seine bibliographischen Arbeiten, namentlich durch die „Bibliographie instructive" (Paris 1763—68; Supplément, das. 1769, 2 Bde.; Ergänzungsband von Née de la Rochelle, 1782) die Bibliographie in Frankreich. Er † den 15. Juli 1782.

2) Guillaume, Vetter des Vorigen, geboren den 10. Mai 1734, † den 4. Februar 1820, war ebenfalls Buchhändler und erwarb sich durch seine ausgezeichneten Kataloge, deren die „France littéraire" 43 aufzählt und von denen die der Bibliothek des Herzogs von La Vallière (Paris 1783, 3 Bde.), Randons de Boisset (das. 1777), Goutards (das. 1780), St.-Cerans (das. 1780) und des Herzogs von Aumont (das. 1782) die vorzüglichsten sind, um die Bibliographie bleibendes Verdienst.

Debusquiren (v. Franz.), aus dem Busche treiben, den Feind aus einer vortheilhaften Stellung vertreiben.

Debut (vom franz. but, das Ziel, vom Ziel ab), der erste Anfang einer Sache, besonders das erste öffentliche Auftreten mit einem Erzeugnisse, namentlich die erste Rolle, in welcher ein Schauspieler oder Sänger, eine Schauspielerin oder Sängerin auftritt; daher debutiren, zum ersten Male auftreten. Die Wahl der Rolle ist hierbei freigegeben. Es pflegen aber eben sowohl Anfänger in der Schauspielkunst zu debutiren, um ihre Fähigkeit zum Schauspielerberuf öffentlich darzuthun, als neu engagirte Mitglieder bei ihrem Eintritt in eine Gesellschaft, um sich mit der bereits erlangten Kunstfertigkeit dem Publikum vorzustellen. Neu eintretende Schauspieler aber debutiren meist in solchen Rollen, die, ihnen geläufig, ihrer Individualität vortheilhaft zusagen und durch Schimmer und Glanz bestechen und blenden. Debutant heißt Der, der eine Antrittsrolle gibt.

Deca (griech. Deka), zehn, oft in Zusammensetzungen, besonders mit französischen Maßen vorkommend, so Decagramme, 10 Grammes; Decalitre, 10 Litres; Decamètre, 10 Mètres; Decare, 10 Acres; Decastère, 10 Stères.

Décade (franz., Dekade), die zehntägige Woche im republikanischen Kalender der Franzosen, der nach dieser Eintheilung Décadrier hieß. Jeder der 12 Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel in drei D.s. Die einzelnen Tage der D. hießen: primidi, duodi, tridi, quartidi, quintidi, sextidi, septidi, octidi, nonidi und decadi. Der letztere oder der zehnte Tag war, wie der christliche Sonntag, der Ruhe und, da die Republik keine positive Religion anerkannte, der Uebung u. der Anregung zur Tugend gewidmet. Das republikanische Jahr, das 36 D.s zählte, hatte sonach nur 360 Tage; die 5 fehlenden Tage des Sonnenjahres (im Schaltjahre 6) wurden am Schlusse des Jahres, also vor dem 22. September, wo das Jahr anfing, ohne besonders gezählt zu werden, zu Festtagen verwendet.

Decaen, Charles Matthieu Isidore, Graf, französischer General, den 13. April 1769 zu Creuilly bei Caën geboren, ließ sich 1787 bei der Marineartillerie anwerben, trat aber 1790 wieder aus und in ein Freiwilligenbataillon von Calvados, bei dessen Formirung er Sergeantmajor der Kanoniere ward. Während der Belagerung von Mainz diente er unter Klebers Generalstab, folgte dann seinem Bataillon in die Vendée, ward bald Generaladjutant und Bataillonschef und focht rühmlich in allen Gefechten gegen die Vendéer. Im Januar 1795 begab er sich zur Rheinarmee, wo er sich den Grad eines Brigadechefs und im folgenden Jahre den Generalstitel verdiente. Im Jahre 1796 unter Moreau's Oberbefehl beauftragt, bei Straßburg eine Passage über den Rhein vorzubereiten, setzte er unter heftigem Kartätschenfeuer über den Fluß, nahm eine Batterie und richtete sie gegen den Feind. General Beaupuy vertraute ihm darauf das Kommando seiner Avantgarde an, mit welcher er den Tag von Ettlingen (10. Juli 1796) entschied. Bei dem berühmten Rückzuge Moreau's befehligte er mit Auszeichnung die Arrièregarde und dann, zur Rheinarmee beordert, die Avantgarde. Im Mai 1800 zum Divisionsgeneral ernannt, focht er an der Spitze eines Reservecorps mit Ruhm, ward 1801 Generalinspektor der Infanterie, Großoffizier der Ehrenlegion u. Generalkapitän der französischen Niederlassungen in Indien. Als solcher schiffte er sich am 3. Mai 1803 mit dem Admiral Linois ein, stellte die Ordnung in den verwahrlosten Kolonien her und vertheidigte sie gegen die Angriffe der Engländer mit Glück, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen und im December 1810 dieselben übergeben. Nach Frankreich zurückgekehrt, mußte er sich deshalb rechtfertigen, erhielt aber fast zu gleicher Zeit den Befehl über die Armee in Katalonien, wo er das spanische Corps Saarfields schlug und die Engländer zwang, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Diese Erfolge erwarben ihm den Titel eines Grafen des Kaiserreichs. Nachdem er am 12. und 13. September 1813 die Engländer am Paß von Ordal und bei Villafranca geschlagen hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, um das Kommando in Holland zu übernehmen, lehnte aber dasselbe ab, als er die Mittel zur Bildung einer Armee für ungenügend erkannte. Im Jahre 1814 mit 3000 Mann nach Livorno gesandt, um die Armee der Gironde zu organisiren, empfing er die Nachricht von der Abdankung des Kaisers und nahm alsbald die weiße Kokarde, in Folge dessen er zum Ludwigsritter ernannt wurde. Als Napoleon I. von Elba zurückkehrte, war D. Gouverneur der 11. Division, sah sich aber bald von seinen Truppen verlassen und nahm von Napoleon das Kommando der 10. Militärdivision an. Nach der Schlacht von Waterloo ward er in Folge des Gesetzes vom 23. Oktober verhaftet, aber durch Ordonnanz des Königs in Freiheit gesetzt. Fortan lebte er als Generallieutenant außer Dienst in Zurückgezogenheit und † im September 1832.

Decagynus (lat., v. Griech.), mit 10 Griffeln oder Narben versehen, zehnweibig, daher Decagynia, Pflanzengattung mit 10 Griffeln oder Narben.

Decaisne, Henri, Historien- und Porträtmaler, geboren den 27. Januar 1799 zu Brüssel, Schüler Davids, Girodets u. Gros, ausgezeichnet durch naturgetreue Behandlung und brillante, aber gefällige und anmuthige Färbung, besonders in Porträts. Seine bekanntesten Werke sind: eine indische Familie in der Verbannung; der Paria u. der

junge Bramine; Milton, seinen Töchtern das Verlorne Paradies diktirend; Abschied Karls I.; Margarethe von Valois; Lady Francis, bei Cromwell für die Stuarts bittend; Gustav von Montebello. Sein Bruder Joseph, geboren den 7. März 1807 zu Brüssel, seit 1850 Professor der Agrikultur am naturhistorischen Museum zu Paris, hat zahlreiche gründliche Arbeiten zur beschreibenden Botanik geliefert.

Decalo (ital.), die Abnahme an Gewicht durch Eintrocknung; daher dekaliren, durch Eintrocknen leichter werden, an Gewicht verlieren.

Decamerone, s. Boccaccio.

Decampement (franz.), das Abbrechen eines Lagers; daher dekampiren, das Lager abbrechen.

Decamps, Alexandre Gabriel, berühmter französischer Genre-, Thier- und Landschaftsmaler, gleich ausgezeichnet durch Originalität u. Vielseitigkeit, geboren zu Paris den 3. März 1803, war Schüler des Akademikers Abel de Pujol, verließ aber bald dessen regelrechten Weg, um eine ganz eigenthümliche Richtung einzuschlagen, und ward so einer der originellsten Maler der neueren französischen Schule. Er behandelt mit Vorliebe Gegenstände aus dem niedern Leben, doch erhält die gemeinste Natur durch seinen Pinsel ein interessantes Gepräge, die alltäglichsten Gegenstände werden anziehend und gehoben durch einen ganz eigenthümlichen Styl. Die Kraft seiner Beleuchtung setzt in Erstaunen, sein Farbenauftrag ist sehr effektvoll, und er gilt mit Recht für einen der besten Koloristen in Frankreich. Seine Art, zu impastiren, fand zahlreiche Nachahmer, die aber ihr Vorbild nicht erreichten. Seine Gegenstände sind meist anspruchslos: ein Kind, das mit einer Schildkröte spielt, ein Pascha, der seine Pfeife raucht, ein Stelzfuß im Sonntagsstaat, Matrosen beim Kartenspiel u. dgl. Mit Vorliebe malte er eine Zeitlang Affen, aber mit einer Meisterschaft, mit einer Persiflage menschlicher Physiognomie, die sich nicht beschreiben läßt. Das berühmteste von seinen Affenbildern sind die „Singes experts“, eine witzige, aber bissige Satire gegen die vormalige akademische Kunstjury, die seine Bilder zu den jährlichen Kunstausstellungen häufig nicht zuließ. Am liebsten bewegte er sich aber in Darstellungen des französischen Landlebens. Eine neue und etwas höhere Richtung gewann er durch eine Reise in den Orient und durch seine geistreiche Auffassung dortiger Natur u. Sitte. Hauptbilder dieses Genre's sind: die Schaarwache zu Smyrna (1831), die in mancher Beziehung an Rembrandts Nachtwache (Amsterdam) erinnert; die türkische Wachtstube (1834) u. die türkische Knabenschule, zwei Lieblingsgegenstände des Meisters, mehrmals von ihm behandelt; die Hakenstrafe in der asiatischen Türkei (1839) u. seine zahlreichen Darstellungen aus der Geschichte Don Quixote's. Auch hat D. gute historische Kompositionen höheren Styls geliefert, als: die Belagerung von Clermont (1842), die Niederlage der Cimbern (1843), den Sieg Josua's über die Ammoniter und neun Scenen aus dem Leben Simsons (1845), große kartonartige Zeichnungen, mit Reißkohle, allerlei Kreide und Oelfarbe in ganz eigenthümlicher, aber sehr wirksamer Weise ausgeführt. Ausgezeichnet ist auch sein Christus vor Gericht. Außerdem hat man von ihm eine Menge Bilder, Aquarellen, Zeichnungen und Lithographien, die hoch im Preise stehen. D. fand am 22. August 1860 ein tragisches Ende. Ein passionirter Jäger, ritt er bei einer kaiserlichen Parforcejagd im Park von Fontainebleau ein wildes Pferd, welches, scheu geworden, ihn gegen ein Baumstamm warf, wodurch ihm die Hirnschale zerschmettert ward.

Decandolle, Augustin Pyramus, berühmter französischer Botaniker, ward geboren den 4. Februar 1778 zu Genf als Sprößling einer adeligen Familie in der Provence, welche aus konfessionellen Rücksichten 1558 nach Genf übergesiedelt war. Im Collége seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch poetisches Talent und umfangreiche Kenntniß der klassischen Dichter aus; später fand er großes Interesse an geschichtlichen Studien und wollte sich zum Geschichtschreiber bilden. Als in Folge der französischen Revolution 1792 auch in Genf das bisherige Gouvernement aufgelöst wurde, zog sich der Vater D.'s, der eine der ersten Magistratspersonen der Republik war, auf ein Landgut bei Iverdun zurück. Der Aufenthalt auf dem Lande brachte den jungen D. der Natur näher; ohne ein Buch über Botanik, lediglich der Anweisung der Objekte selbst folgend, übte er sich in der Kunst der Betrachtung, und durch Vauchers Vorlesungen angeregt, erkannte er in dem Studium der Botanik seinen Lebensberuf, den er nun mit Begeisterung ergriff. Im Winter von 1796—97 hörte er zu Paris die Vorträge Vauquelins, Fourcroy's, Charles', Portals u. Cuviers, welche ihm den Blick in die Tiefe und auf die Weite der Naturwissenschaften öffneten. Er ahnte die innigen Beziehungen zwischen Physik, Chemie und Botanik u. erkannte, daß die letztere Wissenschaft vorzugsweise der Ausbildung durch jene Doktrinen bedürfe. Alle späteren Arbeiten D.'s zeigen daher das Streben, Botanik mit Chemie u. Physik in Verbindung zu setzen, eine Aufgabe, an deren Lösung Alexander von Humboldt, Priestley, Senebier und Andere auf dem Gebiet der physiologischen Botanik in gleichem Sinne arbeiteten. Im Sommer 1797 erschien D.'s erste dahin einschlagende Arbeit über die Ernährung der Flechten (Lichenes). Aber erst, als durch die Einverleibung Genfs in die französische Republik (1798) für D. jede Aussicht auf eine juristische Carrière im Vaterland verschwunden war, gab D.'s Vater dem Vorsatz des Sohnes, das Studium der Rechte aufzugeben, seine Zustimmung, worauf D. noch in demselben Jahre nach Paris zurückkehrte und hier seine botanischen Untersuchungen wieder aufnahm, die ihn so fesselten, daß er das Studium der Medicin, dem er sich auf den Rath seines Vaters hatte widmen wollen, wieder aufgab. Durch Artikel in der „Encyclopédie méthodique“, durch den Text zu Redouté's „Plantes grasses“ (Paris 1799 bis 1803), eine „Astragalogia“ (das. 1802) u. „Essais sur les propriétés médicales des plantes“ (das. 1804, 2. Aufl. 1816, deutsch von Perleb, Aarau 1818), worin er den oft bestrittenen Parallelismus zwischen den äußeren Gestaltverhältnissen der Gewächse mit ihrer chemischen Konstitution und ihren pharmakodynamischen Wirkungen nachzuweisen versuchte, und viele kleinere Arbeiten erwarb er sich Ruf in der gelehrten Welt, während er zu gleicher Zeit in Verbindung mit dem ihm befreundeten Benj. Delessert durch Gründung der Société philanthropique und der Société d'encouragement pour l'Industrie nationale höchst wohlthätige gemeinnützige Tendenzen verfolgte. Im Jahre 1802 ward er zum

Professor honorarius an der Akademie zu Genf ernannt, blieb jedoch in Paris und hielt als Cuviers Stellvertreter seinen ersten botanischen Kursus am Collége de France. Als Benjamin Delessert 1801 das reiche Herbarium der Familie Burmann gekauft hatte, schenkte er die Doubletten seinem Freunde D.; später erwarb dieser die ebenfalls ansehnliche Pflanzensammlung L'Héritiers. Dies die Grundlagen des großartigen Herbariums, welches D. auf 70—80,000 Arten brachte und das wegen seines Reichthums nicht minder als wegen musterhafter Ordnung als einer der größten naturwissenschaftlichen Schätze Europa's betrachtet werden darf. Nach mehrjährigen Vorbereitungen erschien D.'s berühmtes Werk „Flore française" (Paris 1804), welches, obwohl es sich als 2. Auflage von Lamarcks gleichnamigem Buche ankündigte, als ein ganz neues und eigenthümliches Werk anzusehen ist, indem Lamarck nur die Benutzung seiner Sammlung und seinen Namen dazu hergab. Es war die erste nach den Grundsätzen der sogenannten natürlichen Methode durchgeführte Flora, und die Einleitung dazu war D.'s erster Versuch, eine wissenschaftliche Uebersicht der sogenannten theoretischen Botanik zu geben. Die Sachkenntniß, womit hier ein sehr reiches Material beherrscht wird, die Genauigkeit der Beschreibungen in einer zum Theil geläuterten Terminologie, die auf Autopsie ruhende Darstellung von kryptogamischen Pflanzen, endlich die hier zum ersten Male durchgeführte genaue Berücksichtigung der Pflanzengeographie zeichneten das Werk vor den Werken früherer Botaniker wesentlich aus. Das Gouvernement ertheilte bald nachher dem Verfasser den Auftrag, Frankreich und das Königreich Italien in botanischer und agronomischer Hinsicht zu bereisen. Von 1806—12 machte D. jeden Sommer eine Reise und berichtete über deren Ergebnisse an den Minister des Inneren. Eine Frucht dieser Reisen war auch das in botanischer Hinsicht sehr wichtige Supplement zur „Flore française". Die Vollendung eines ausgedehnten statistischen Werks über den Ackerbau Frankreichs wurde durch die Katastrophe von 1814 gehindert. Inzwischen war D. 1807 nach Montpellier als Professor an der medicinischen Fakultät berufen worden, und 1810 vertauschte er dieses Amt mit der Professur der Botanik in der philosophischen Fakultät. In kurzer Zeit erhob er den botanischen Garten zu Montpellier zu einem der bedeutendsten, während seine eben so gründlichen als geistreichen Vorträge ein zahlreiches Publikum um ihn sammelten. Ein literarisches Ergebniß seiner akademischen Wirksamkeit in Montpellier war außer dem „Catalogus plantarum horti botanici Monspelliensis" (Montpellier 1813) die „Théorie élémentaire de botanique" (Par. 1813, 2. Ausg. 1819, deutsch von J. Römer, 2 Bde., Zürich 1814 bis 1815, 2 Bde., umgearbeitet von K. Sprengel, Leipz. 1820), ein Werk, das eine Fülle neuer Ideen über die Organisation des Pflanzenreichs in Umlauf setzte, von denen mehre, namentlich die Lehre von den Verwachsungen (soudures) und die von den regelmäßigen Verkümmerungen (avortements) bleibende Geltung erhalten haben. Als der Sturz der napoleonischen Herrschaft D.'s Stellung in Frankreich gefährdete, kreirte der Staatsrath von Genf für ihn eine eigene Professur, und so trat D. 1816 in den Dienst seines Vaterlandes zurück. Auf seinen Antrag wurde ein botanischer Garten angelegt, dem er bis an seinen Tod vorstand. An der Universität hatte D. nicht bloß über Botanik, sondern auch über Zoologie zu lesen, und auch hier verstand er es, seinen Zuhörern das höchste Interesse an dem Gegenstande einzuflößen. Gleichzeitig entwickelte er eine ächt patriotische Thätigkeit als Bürger und Volksfreund. Schon im ersten Jahre nach seiner Rückkehr rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Rath der Repräsentanten des Kantons, und bei der zweimal sich wiederholenden Wahl bethätigte sich dasselbe Vertrauen von Neuem, so daß D. bis an seinen Tod an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betheiligt war. Durch Bereicherung des akademischen Museums, durch seine Thätigkeit in der Société des arts, deren Präsident er war und bei der er eine besondere Klasse für den Landbau errichtete, durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, sowie durch die Errichtung wohlthätiger Anstalten, z. B. des Taubstummeninstituts, hat er sich um sein Vaterland eben so große Verdienste erworben wie um die Wissenschaft. Sein großes Werk „Regni vegetabilis Systema naturale", wovon 2 Bände (Straßb. 1818—21) erschienen, hatte er auf einer zu breiten Grundlage begonnen, als daß er es hätte vollenden können; daher zog er es im „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis" (Par. 1824—46, 10 Bde.) in eine kürzere Form zusammen. Die theoretischen Ansichten, die er in diesem Werke niederlegte, sind denen Linné's vielfach entgegengesetzt, indem sie aus unbefangenen, mehr, als es bei Linné der Fall war, bloß auf Betrachtung des Pflanzenlebens gegründeten Prämissen hervorgehen (s. Botanik). In seinen später erschienenen größeren Werken „Organographie végétale" (Paris 1827, deutsch von Meisner, Stuttgart 1828, 2 Bde.) und „Physiologie végétale" (das. 1832) mögen sich selbst Anklänge an Goethe's Theorie und in dessen Sinn gehaltene Ausführungen finden. Von seinen späteren Schriften sind noch hervorzuheben: „Rapports sur les plantes rares ou nouvelles, qui ont fleuri dans le jardin de botanique de Genève" (Genf 1823 ff.) und „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de règne végétale" (Paris 1838). D.'s letzte Lebensjahre waren durch Kränklichkeit sehr getrübt worden. Er † am 9. September 1841 an der Wassersucht. Seine Bibliothek und seine Pflanzensammlung vermachte er seinem Sohne mit der Bedingung, Beides dem Studium zugänglich sein zu lassen wie bisher und an der Beendigung des „Prodromus" fortzuarbeiten. Besonders groß erscheint D. in der geistigen Auffassung der Charaktere, sowohl der Gattungen, als der Arten. In der Darstellung der Merkmale weicht er nicht selten von der Terminologie der linné'schen Schule ab. Während er hier bisweilen mit bewunderungswürdiger Kunst ein treffendes Bild des gegebenen Gegenstandes zeichnet, bleibt sein Ausdruck manchmal hinter der plastischen Schärfe anderer Botaniker zurück. Immer aber muß man den geistreichen, tiefblickenden, mit der glücklichsten Kombinationsgabe ausgerüsteten Systematiker anerkennen, selbst da, wo er in der Beobachtung nicht glücklich oder nicht gründlich genug war. Die Gründe seiner systematischen Darstellung, die Entwickelung seiner morphologischen Ansichten über einzelne Pflanzenfamilien und Gat-

tungen hat er, gleichsam als erläuternde Erkurse, in einer Reihe von Abhandlungen niedergelegt, welche noch jetzt als Muster monographischer Arbeiten im Fache der systematischen Botanik anerkannt werden. Dahin gehören die „Mémoires sur la famille des Légumineuses“ (Paris 1825) und „Collection de Mémoires pour servir à l'histoire du règne végétale“ (das. 1828—38). Besonders muß auch der Bereicherungen gedacht werden, welche die Pflanzengeographie durch D. erhielt, worüber er allgemeine Ansichten in einem schätzbaren „Essai élémentaire de Géographie botanique“ im 18. Theile des „Dictionnaire des Sciences naturelles“ niedergelegt hat. Sein Sohn, Alphonse Louis Pierre Pyramus D., geboren den 28. Oktober 1806 zu Paris, war eine Zeitlang Professor in Genf, begründete seinen Ruf besonders durch die „Introduction à l'étude de la botanique“ (Paris 1835, 2 Bde., deutsch von Bunge, Leipz. 1838, 2. Aufl. 1844) und setzte den „Prodromus“ seines Vaters fort.

Decandrus (lat., v. Griech.), mit 10 Staubgefäßen versehen, zehnmännig; daher Decandria, Pflanzenklasse mit 10 Staubgefäßen.

Decapoda (lat., v. Griech.), s. v. a. Krebse.

Decapolis (lat. Decapolitana regio, d. i. Landschaft der 10 Städte), der nördliche Theil Peräa's in Palästina, benannt nach 10 daselbst befindlichen Städten, welche zu und nach der Zeit des babylonischen Exils von Syrern und Griechen besetzt worden waren, deshalb später vom Lande der zurückgekehrten Juden abgesondert und zu Syrien, zuletzt zu Arabien gerechnet wurden. Ihre Namen werden verschieden angegeben, die meiste Wahrscheinlichkeit indessen hat folgender Katalog: Scythopolis, zu beiden Seiten des Jordans, Philadelphia, Pella, Gadara, Abila, Dium, Capitolias, Hippos, Gerasa und Canatha. Plinius nennt für Abila und Capitolias Damascus und Raphaneä, welche Städte wohl die Vorrechte der wirklichen Decapolisstädte erhalten hatten. Die Decapolisstädte bildeten übrigens kein zusammenhängendes Ganzes, sondern jede Stadt hatte ein besonderes Gebiet mit gewissen Vorrechten. Die Bevölkerung derselben war stark, sehr betriebsam, hellenisch in Sprache, Sitte, Kunst und Religion. Das Verhältniß der Juden zur D. war meist ein feindseliges. Dium, Scythopolis, Gadara und Pella wurden von Alexander Jannäus erobert, durch Pompejus aber wieder vom jüdischen Reich getrennt und zu neuer Blüthe gebracht. D. wurde auch eine Landschaft im rauhen Cilicien und in Pisidien, mit den 10 Städten: Germanicopolis, Titiopolis, Domitiopolis, Xenopolis, Neapolis, Claudiopolis, Irenopolis, Diocäsarea, Lausas, Dalisandus, sowie eine Gegend um Ravenna im 8. Jahrhundert, vorher Pentapolis, genannt.

Decatur, Hauptort der Grafschaft De Kalb im nordamerikanischen Staate Georgia, an der Georgia, mit 744 Einwohnern, wird wegen seiner anmuthigen Lage viel von Touristen besucht.

Decaux, Louis Victor Blacquelot, Vicomte de, französischer General und Staatsmann, 1775 zu Douai geboren, trat 1793 als Lieutenant in das Geniecorps und wohnte den Feldzügen am Rhein und an der Mosel bei. Im Jahre 1799 war er Bataillonschef und wirkte als solcher bei Abschließung des Waffenstillstandes mit dem österreichischen General Bubna mit, ward 1806 Chef des Generalstabs des Geniecorps, kam im folgenden Jahre als Bureauchef ins Kriegsministerium u. war als solcher 1809 durch kluge u. umsichtige Verwaltung des Kriegsmaterials bei der Vertheidigung der Scheldemündungen gegen die Engländer sehr thätig, wofür er 1810 zum Oberst befördert und 1812 zum Baron erhoben wurde. Im Jahre 1814 zum General erhoben, unterhandelte er 1815 mit Wellington über die Vertheilung der Truppen und sicherte durch weise Anordnungen bei Erhebung der Kontribution öffentliches wie Privatvermögen vor Verschleuderung und Zerrüttung. Ludwig XVIII. ernannte ihn wegen dieser Dienste zum Maréchal de camp, zum Ludwigsritter und 1817 zum Mitglied des Staatsraths. Im Jahre 1821 trat er aus diesem aus, kam aber schon 1823 als Generallieutenant u. Generaldirektor der Administration wieder in den Ministerialdienst, während er zugleich Großoffizier der Ehrenlegion wurde. Im Jahre 1827 erwählte ihn das Departement du Nord in die zweite Kammer; 1828 erhielt er das Kriegsministerium unter Martignac, auf welchem Posten er sich um Verbesserung des französischen Heerwesens sehr verdient machte, u. ward zum Vicomte ernannt. Zwar mußte er 1829 das Ministerium an den General Bourmont abtreten, erhielt aber dafür den Titel eines Staatsministers. Nach der Julirevolution lehnte er die ihm zugedachte Wahl in die zweite Kammer ab, erhielt 1832 die Pairswürde, schlug 1836 das ihm abermals angebotene Portefeuille des Kriegsministeriums aus und † den 6. Juni 1845.

Decazes, Elie, Herzog von D. u. Glücksburg, französischer Staatsmann, ward am 28. September 1780 zu St.-Martin-de-Laye bei Libourne geboren, studirte auf dem Collége zu Vendôme die Rechte, ward 1805 bei dem Tribunal der Seine angestellt, darauf zum Rath der Kaiserin-Mutter, dann des Königs Ludwig von Holland und 1810 am kaiserlichen Hof ernannt. Nachdem er sich durch freimüthige Vertheidigung der Interessen Ludwigs die Ungnade Napoleons I. zugezogen, schloß er sich den zurückgekehrten Bourbonen eifrigst an, versuchte es, bei der Nachricht von der Landung des Kaisers, mit einem Trupp Nationalgarde den königlichen Thron zu vertheidigen, weigerte sich auch, den Kaiser zu beglückwünschen und ward deshalb aus Paris verwiesen. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. ward er von diesem sofort zum Polizeipräfekten von Paris und noch im Sept. 1815 zum Staatsrath und Ministerstaatssekretär der Polizei ernannt und zum Grafen erhoben, während er in Folge seiner Vermählung mit der reichen Erbin de St.-Aulaire, der Schwesterenkelin des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, von dem König von Dänemark zum Herzog von Glücksburg ernannt wurde. Seine Fähigkeit für seine schwierige Stellung als Polizeiminister ward durch die politischen Unruhen nach der Kammereröffnung 1815 auf eine harte Probe gestellt. Die von ihm der Kammer vorgelegten Ausnahmegesetze gegen die politisch Verdächtigen fanden zwar wenig Widerstand, doch hielt der überwiegende Royalismus die Maßregel für zu gelind, während sie die Liberalen als Verfassungsverletzungen ansahen, und D. verlor

dadurch das Vertrauen beider Parteien. Nachdem im September 1817 die Kammern aufgelöst worden, vertheidigte er sich bei Eröffnung der neuen Session gegen die Angriffe der Ultraroyalisten und legte einen Rechenschaftsbericht über die Anwendung des Ausnahmegesetzes, sowie mehre Entwürfe vor, die den Preßzwang und die Polizeigewalt mildern sollten. Auch gab er dem von den Doktrinärs verfaßten Wahlgesetz, das der Mittelklasse in der Kammer die Oberhand verschaffen und die Extreme ausschließen sollte, seine Zustimmung, obgleich er eigentlich ein anderes Wahlgesetz im Auge hatte. Als zu Ende 1818 der vom Kongresse zu Aachen zurückkehrende Herzog von Richelieu auf Beseitigung dieses Wahlgesetzes drang, ließ es der König fallen und beauftragte jenen, ein neues Ministerium zu bilden; doch kam dieses nicht zu Stande, und D. erhielt nun denselben Auftrag. Er vollzog ihn, indem er den Marquis Dessolles als Premierminister, den Grafen Gouvion St.-Cyr, den Baron Louis, den Grafen Portal und den Deputirten Deserre berief, sich selbst aber das Portefeuille des Innern vorbehielt, ohne die Polizeigewalt abzugeben. Noch in derselben Sitzung von 1819 erfolgte die Freigebung der Presse, die Abschaffung der Ausnahmegesetze gegen die persönliche Freiheit, sowie die Herstellung der Majorität für das angefochtene Wahlgesetz in der Pairskammer durch Ernennung von 60 neuen, der Regierung ergebenen Mitgliedern. Durch die letztere Maßregel machte sich aber D. die Ultraroyalisten zu erbitterten Feinden, die fortan auf seinen Sturz sannen. Man verdächtigte ihn beim König, so daß dieser sich entschloß, die Abänderung des Wahlgesetzes durch ein neues Ministerium einzuleiten. Dessolles, St.-Cyr und Louis traten darauf hin ab; D. aber blieb und berief am 19. Nov. 1819 ein neues Kabinet, in dem er sich die Präsidentschaft und das Portefeuille des Innern vorbehielt. Durch dieses Schaukelsystem entfremdete er sich aber alle Parteien, und die Ultra's benutzten die Ermordung des Herzogs von Berri (den 13. Februar 1820) zu einer Anklage gegen D., dessen revolutionäre Politik den Mörder bewaffnet haben sollte. Diesem Sturm war er nicht gewachsen, und als er in der Kammer sogar persönlich beleidigt und von einem wüthenden Deputirten der Theilnahme am Mord geziehen wurde und selbst die Familie des Königs seine Entlassung forderte, legte er am 17. Februar das Portefeuille nieder. Der König ernannte ihn zum Zeichen seiner fortdauernden Freundschaft zum Herzog und schickte ihn als Gesandten nach London, von wo er aber schon im Mai 1821 zurückberufen wurde. Er ging nun auf seine Güter in Südfrankreich, kam später wieder nach Paris und vertrat 1830 sein System in der Pairskammer. Nach der Julirevolution schloß er sich Ludwig Philipp an und ward 1834 zum Großreferendar der Kammern ernannt. Nach der Februarrevolution von 1848 zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und widmete sich auf seinen Gütern der Förderung der Agrikultur und Industrie. Er † den 25. Oktober 1860. Sein Sohn, Louis Charles Elie Amanieu, Marquis D., Herzog von Glücksburg, den 9. Mai 1819 geboren, betrat die diplomatische Laufbahn und war seit 1843 französischer Chargé d'Affaires in Madrid, dann Gesandter hier und in Lissabon, schied aber 1848 ebenfalls aus dem öffentlichen Leben aus.

Decazeville, Flecken im französischen Departement Aveyron, mit 7272 Einwohnern und großartigen Eisenwerken nebst Bergbau auf Eisen und Kohlen; benannt nach dem Besitzer, dem Herzog von Decazes.

Decebalus, König der Dacier, zur Zeit der Kaiser Domitianus und Trajanus, hieß eigentlich Diurpaneus oder Dorpaneus und gelangte durch die freiwillige Abdankung des Königs Duras zur Herrschaft. Er begann einen Krieg gegen die Römer (86—90 n. Chr.), schlug den Oppius Sabinus, Domitians Statthalter in Mösien, und eroberte einen großen Theil dieser Provinz. Zwar drang später Cornelius Fuscus, Oberster der kaiserlichen Leibwache, mit einem großen Heere wieder über die Donau vor; doch auch er unterlag, und Domitian sah sich, trotz eines Sieges seines Feldherrn Julian bei Tapä, endlich genöthigt, mit D. Frieden zu schließen und in demselben den Daciern einen Tribut zu bewilligen. Trajan aber begann 101 den Krieg von Neuem, der 103 mit D.' Unterwerfung endete, nachdem die kaiserlichen Waffen in 3 Hauptschlachten, zuerst bei Tapä und zuletzt bei Sarmizegethusa, siegreich gewesen waren. Doch schon 104 n. Chr. versuchte D. das römische Joch abzuwerfen; alle seine Anstrengungen scheiterten indessen an der Uebermacht u. Feldherrngröße Trajans. Durch denselben ins Innere des Landes gedrängt, zuletzt auch seiner Hauptstadt Sarmizegethusa beraubt, sah er keine andere Rettung der Freiheit, als im Tode durch eigene Hand. Sein Kopf wurde nach Rom gebracht, Dacien in eine römische Provinz verwandelt (106 n. Chr.). D.' große Schätze fand man vergraben im Bette eines Flusses.

Decelea, attischer Demos, nördlich von Athen, eine der Zwölfstädte des Cecrops, durch Theseus unterworfen, von den Spartanern im peloponnesischen Kriege 413 v. Chr. befestigt und zu einem strategischen Mittelpunkte gemacht, von wo aus Attica und Athen längere Zeit verheert, gebrandschatzt u. im Verkehr mit dem getreidereichen Euböa gestört wurden. Man nannte diese Periode des peloponnesischen Krieges den decelischen Krieg.

December, der 12. und letzte Monat im Jahre, bei den Römern (vor Julius Cäsar), die ein mit dem März beginnendes Jahr von 10 Monaten hatten, der 10. (daher der Name), hatte seit Romulus 30, seit Numa 29, seit Julius Cäsar 31 Tage. Er war dem Saturnus gewidmet, weshalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden, sowie (am 5.) die Faunalien und (am 23.) die Laurentinalien. Karl der Große nannte ihn wegen der darein fallenden Advents- und Weihnachtszeit den heiligen Monat; später erhielt er den Namen Christmonat. Den 21. oder 22. fällt in ihm das Wintersolstitium (Winters Anfang). Die mittlere Temperatur des D.s ist in Deutschland durchschnittlich über 3 Grad niedriger, als im November, der mittlere Barometerstand liegt noch etwas unter dem Jahresmittel; die Schwankungen sind bedeutend u. erreichen 12—14 Linien. Der Kreuzschnabel nistet und brütet im D.; wilde Schweine und Rehe treten in die Brunst und einige Salmenarten laichen. Fällt im Norden viel Schnee, so stellen sich in Süddeutschland verschiedene Entenarten, Gänse und

Wasservögel ein und ziehen theilweise noch südlicher. Bei gelinder Witterung bleiben einige Blüthen des November (Herbstzeitlose, Astern, Heidekraut) und unter den günstigsten Verhältnissen blühen die Frühlingsblumen zum zweiten Male.

Decemprimi (lat.), in Rom die 10 vornehmsten Senatoren oder Dekurionen mehrer Municipien und Kolonien, entweder die 10 Ersten nach der Ordnung im Album, also die ganze erste Dekurie, oder die 10 Vorsteher der 10 Dekurien. Sie bildeten die höchste Rangklasse des Senats mit gewissen Vorrechten, nicht aber ein besonderes Kollegium od. einen engern Ausschuß zu besondern Geschäften. In manchen Städten finden wir an ihrer Stelle V-, VI-, VII- u. XVprimi. Decemprimi scholarum, Decaproti, waren Offiziere der kaiserlichen Haustruppen (Domestici), die 10 Nächstfolgenden des Primicerius in jeder Schola, die theils zu Militär-, theils zu Civildiensten, namentlich zur Steuererhebung gebraucht wurden.

Decemviri (lat., d. i. Zehn Männer), ein Kollegium von 10 Männern bei den Römern, welche zu irgend einem Geschäft von Staatswegen berufen wurden. Rücksichtlich ihrer Wahl, der Dauer ihrer Amtsthätigkeit und ihrer Machtbefugniß waren sie sehr verschieden, doch wurden sie meist in besonderen Komitien des Volks ernannt, blieben bis zur Erfüllung des gegebenen Auftrags im Amte und hatten in dem Umkreise ihrer amtlichen Wirksamkeit, wie die meisten übrigen römischen Beamten, die höchste Gewalt. Der Zweck ihrer Einsetzung wurde immer bestimmt angegeben. Die bekanntesten und oft schlechthin mit diesem Namen bezeichneten sind: die D. legibus scribendis, eine in Folge des Antrags des Tribuns Terentillus Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das Jahr 451 v. Chr. erwählte u. mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt, so daß die übrigen Magistrate aufhörten, bekleidete Behörde. Die höchste Gewalt war immer bei einem Mitgliede des Kollegiums abwechselnd, nach Livius und Dio auf einen Tag, nach Dionysius auf eine bestimmte Anzahl von Tagen, aus welcher Angabe Niebuhr auf 5 Tage schließt. Derjenige, welcher den Vorsitz führte, hieß Custos urbis, oder Praefectus juris, welch letzterer Name darauf hindeuten dürfte, daß der höchste Beamte hauptsächlich angewiesen war, das Recht zu handhaben; er hatte die Liktoren und stand dem Senat u. der ganzen Republik vor. Die von den Decemvirn gesammelten und redigirten Gesetze wurden auf 10 eherne Tafeln eingegraben und auf dem Comitium aufgestellt. Da dieselben aber nicht völlig genügend erschienen, wurden für das Jahr 450 wieder D. gewählt, die noch zwei Gesetztafeln hinzufügten u. ihr Amt auch 449 fortführten, bis ihr Uebermuth und namentlich der Frevel, den ihr Haupt, Appius Claudius, an Virginia versuchte, ihre Auflösung und die Wiedereinführung der alten Magistrate zur Folge hatte. Ueber die Gesetze der Decemvirn s. Zwölftafelgesetz. Die D. sacrorum oder sacris faciundis waren ein Priesterkollegium, welches ursprünglich dazu bestimmt war, die sibyllinischen Bücher einzusehen und auszulegen. Anfänglich hatte dasselbe unter den Königen nur aus zwei Männern (Duumviri) bestanden; im Jahre 368 v. Chr. aber wurden mit jener Funktion die hervorragendsten Männer und zwar auf Lebenszeit betraut. Sie waren frei vom Kriegsdienste u. andern bürgerlichen Verpflichtungen; doch wurden ihnen Andere beigeordnet, ohne welche es ihnen nicht gestattet war, die Bücher einzusehen. Nach Livius (VI, 37) wurden in demselben Jahre, als die Plebejer sich das Konsulat erstritten, zuerst 10 Männer, 5 aus den Patriciern u. eben so viele aus den Plebejern, zu solchen Decemvirn ernannt; Sulla erhöhte 80 v. Chr. ihre Zahl auf 15, die nun Quindecimviri hießen. Ihr Geschäft war, wie bemerkt, die sibyllinischen Bücher einzusehen, so oft der Senat dieses verordnete; doch scheinen sie, wenigstens in ältester Zeit, nicht selbst die Verpflichtung gehabt zu haben, die Bücher zu interpretiren, sondern es waren ihnen Diener oder andere Männer zugeordnet, welche als Sprachkundige dieses Geschäft übernehmen mußten. Es waren immer ungewöhnliche Ereignisse, welche den Senat veranlaßten, ihnen den Befehl zur Einsicht der sibyllinischen Bücher zu ertheilen, wie z. B. eine Pest, schreckliche Vorzeichen, oder andere Begebenheiten, welche die Gemüther mit banger Besorgniß für die Zukunft erfüllten. Die D. litibus iudicandis waren ein Kollegium von Richtern, denen die Entscheidung von Streitigkeiten in dinglichen und persönlichen Angelegenheiten oblag. Ueber ihre Wahl und die Dauer ihres Amtes ist nichts Näheres bekannt; da sie aber zu den niederen Magistraten (magistratus minores) gehörten, so darf man annehmen, daß sie durch die Tributkomitien ernannt wurden. Was ihre Amtsthätigkeit betrifft, so scheint es, daß sie die Prozesse bei den betreffenden Behörden einleiteten u. etwaige Vorfragen über die Zulässigkeit der Klage entschieden, ohne volle u. eigentliche richterliche Funktion auszuüben. In der Kaiserzeit erscheinen sie sehr oft als Präsidenten des Centumviralgerichts, als dieses Gericht bei weitem das wichtigste wurde und Vieles in seiner Jurisdiktion begriff, was früher andern Gerichten zugewiesen war. Außer den genannten Decemvirn gab es noch außerordentliche Kollegien desselben Namens, welche bei Aussendungen von Kolonien zur Vertheilung der Ländereien ernannt wurden, D. agris dividundis. Ihnen stand die Anweisung, Abmessung, Eintheilung des Landes zu; auch fungirten sie als Richter 2c. Ernannt wurden sie durch Komitien, und zwar ohne Bestimmung der Dauer ihres Amtes.

Decendium (lat.), Zeitraum von 10 Tagen, zehntägige Frist, in welcher gegen einen gefällten Rechtsspruch appellirt oder protestirt werden muß, wenn man die rechtskräftige Vollstreckung desselben verhindern will. Die Frist wird von der Stunde der Eröffnung des Rechtsspruchs an, und zwar mit Einschluß der Sonn- und Festtage, berechnet.

Decennium (lat.), Zeit von 10 Jahren, daher Decennalia, ein Fest, welches die römischen Kaiser mit Opfern, circensischen Spielen u. Beschenkung des Heeres u. Volkes feierten, so oft 10 Jahre ihrer Regierung vorüber waren. Augustus hatte auf diese Weise zuerst die nach jedem Jahrzehnt erneuerte, scheinbar freiwillige Uebertragung der höchsten Gewalt auf seine Person gefeiert.

Decentius, Vetter oder Bruder des Magnentius, von diesem 351 n. Chr. zum Cäsar ernannt, ward bei der Vertheidigung Galliens von dem Alemannenkönig Chnodomar besiegt u. tödtete sich nach des Magnentius Tode 353 selbst.

Deceptionsinsel, Insel im antarktischen Ocean,

unter 62° 56' südl. Br. bei Neusüdshetland, eine der sonderbarsten Naturerscheinungen vulkanischen Ursprungs, besteht nur aus ungeheuren Massen von Lava u. Asche, die unter ewigem Schnee verborgen liegen, u. hat mehr als 150 dampfende Oeffnungen und heiße, von Eisbergen umstarrte Quellen. An der Südostseite findet sich ein Hafen mit einer Wassertiefe von 97 Faden. Die Vegetation besteht nur aus Moos u. Korallenflechten. An Thieren finden sich zahlreiche Thranthiere, See- u. Fettvögel. Auf dieser Insel stellte Kapitän Foster Beobachtungen über Pendelschwingungen an.

Dechamps, 1) Adolphe, belgischer Staatsmann, am 17. Juni 1807 zu Melle in Ostflandern geboren, bekannte sich früher zu republikanischen Tendenzen u. lamennaisschen Theorien, bildete sich dann aber zum praktischen Publicisten in orthodoxkatholischem Sinne aus. Seine Artikel im genter „Journal de Flandres" u. in der brüsseler „Emancipation" verschafften ihm 1834 einen Sitz (für Ath) in der zweiten Kammer, wo er sich besonders bei den Verhandlungen über die Neugestaltung der Gesetze, über den höhern Unterricht (1835) u. über die Gemeindeverfassung (1836) betheiligte. Im Jahre 1841 wurde D. Gouverneur der Provinz Luxemburg, blieb aber Mitglied der Kammer, in welcher er bei dem Gesetze über den niederen Unterricht (1842) eifrig mitwirkte, ging dann in Staatsgeschäften nach Paris u. erhielt nach seiner Rückkehr an der Seite Nothombs das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Als Minister wirkte er besonders für die Vollendung des großen belgischen Eisenbahnnetzes und war in politischer Hinsicht ein entschiedener Anhänger der damals geltenden sogenannten gemischten, d. h. aus liberalen u. katholischen Elementen zusammengesetzten Regierungsverfassung. Nach Nothombs Sturze und dem Eintritte Van de Weyers 1845 übernahm D. die Leitung des Auswärtigen, welchen Posten er auch noch bei De Theux' Eintritt (1846) bis zum definitiven Siege der Liberalen (Aug. 1847) behauptete. Er hat die Verträge mit dem Zollverein (1844), den Vereinigten Staaten, Frankreich (1845), Neapel u. namentlich mit den Niederlanden (1846) eingeleitet u. unterzeichnet. In der Kammer gehörte er zu der katholischen Opposition. Im J. 1837 gründete D. mit Dedecker die katholische „Revue de Bruxelles", welche bis 1851 bestand.

2) Victor, belgischer Kanzelredner, Bruder des Vorigen, 1811 geboren, war anfangs eifriger Anhänger der von Lamennais vertretenen theologischen Richtung, widmete sich dann theologischen Studien u. trat in das Redemptoristenkloster zu St. Trond, welches er kurz darauf mit dem Ordenshause Wittem bei Aachen vertauschte. Er hielt in verschiedenen Städten Belgiens, besonders in Lüttich und Brüssel Missionspredigten u. übernahm nach einer Pilgerfahrt nach Rom die Leitung eines Ordenshauses in Tournay.

Dechant, s. Dekan.

Décharge (franz.), im Bauwesen s. v. a. Strebeband, dann von Ziegeln gemauerte Strebebögen über dem Sturze einer Thür- oder Fensteröffnung; im Handel Freisprechung von einer Verbindlichkeit, namentlich des Rechnungsführers nach Ablegung der für richtig befundenen Rechnung; auch Abfeuerung der Geschütze oder Gewehre; daher dechargiren.

Dechiffrirkunst (lat. ars decifratoria), Entzifferungskunst oder die Kunst, eine mit geheimen Zeichen geschriebene Schrift zu entziffern oder in die gewöhnliche Schrift umzusetzen. Die Nothwendigkeit nämlich, wichtige Dinge einem Andern schriftlich mitzutheilen, und die Möglichkeit, daß sie auf diesem Wege leicht zur Kenntniß Unberufener kommen konnten, führte darauf, daß man statt der gewöhnlichen Buchstabenzeichen andere, nur dem Schreiber und Empfänger bekannte wählte. Schon Julius Cäsar soll sich einer solchen Geheimschrift bedient haben, indem er an seine Freunde durch Versetzung der Buchstaben schrieb. Man nannte diese geheimen Züge Notae, wozu auch die sogenannten tironischen Zeichen für Abkürzungen beim Schnellschreiben gehörten. Die Geheimschrift besteht also in dem Schreiben mit Zeichen (den sogenannten, in Buchstaben, Zahlen, mathematischen Zeichen, Punkten, Linien, Figuren 2c. bestehenden Chiffern), welche nur Demjenigen lesbar sind, welchem die Erklärung der Zeichen oder der Schlüssel dazu mitgetheilt ist. In dem letztern Falle ist das Dechiffriren mit keinen Schwierigkeiten verbunden, wenn nicht etwa beim Chiffriren Versehen begangen worden sind, welche vielleicht ganze Stellen dunkel machen und beim Dechiffriren entdeckt und verbessert werden müssen. Die Chifferschrift wird besonders in diplomatischen Angelegenheiten, wenn man Auffangen der Depeschen fürchtet, oder bei sonst wichtigen Verhandlungen gebraucht, und die Chiffrirkunst bildet eine Hülfswissenschaft der Diplomatie, die in neuerer Zeit durch den Franzosen Vieta und den Briten Wallis sehr vervollkommnet worden ist. Auch Kaufleute bedienen sich in neuerer Zeit öfter der Chifferschrift, wenn sie sich wichtige und geheime Nachrichten, besonders über Staatspapiere, mittheilen wollen. Die einfachste Art derselben ist die, daß man für einen jeden Buchstaben des Alphabets irgend ein anderes Zeichen oder nur einen andern Buchstaben wählt, wobei keine nichts geltenden Zeichen eingeschoben und die Worte von einander ordentlich abgesetzt werden. Diese Art von Chifferschrift ist aber mit Hülfe der D., auch ohne daß man den Schlüssel (die Chiffrir- und Dechiffrirtabellen) besitzt, der erst gefunden werden muß und in dessen Auffindung aus der in Chiffern geschriebenen Schrift eben die D. besteht, nicht schwer zu enträthseln. Man hat nämlich zu diesem Behufe für jede Sprache gewisse Regeln, nach welchen man die Bedeutung der Zeichen errathen kann. Die Leichtigkeit des Dechiffrirens einfacher Chiffern hat aber dahin geführt, komplicirtere Geheimschriften zu erfinden, zu deren Entzifferung jene Regeln nicht ausreichen. Man wendet dabei nämlich allerlei Mittel zur Täuschung des uneingeweihten Dechiffreurs an; so braucht man z. B. wechselnde Zeichen, scheidet die Worte nicht von einander, setzt die Zeichen aus mehren zusammen, wechselt nach Verabredungen, die nur den Korrespondenten bekannt sind, mit zwei- und dreigliederigen Zeichen ab 2c. Hierdurch wird zwar die Dechiffrirung der Schrift für den uneingeweihten Dritten sehr schwierig, aber auch für die Korrespondenten selbst außerordentlich schwer lesbar, und ein kleines Versehen macht auch ihnen zuweilen die Entzifferung unmöglich. Vertreten Zahlzeichen die Stelle der Buchstaben, so erhält jeder Buch-

stab, jede Zahl, selbst ganze oft vorkommende Silben, Wörter und Redensarten ein oder mehre Zeichen, die dann entweder auf die gewöhnliche Weise, oder, um das Geheimniß noch mehr zu verhüllen, von der Rechten zur Linken, auch wohl mit Einschiebung irreführender Zeichen und nichtsbedeutender Sätze in gewöhnlicher Buchstabenschrift geschrieben werden. Bei Erfindung eines solchen geheimen Alphabets mit Zahlzeichen kann man auf mehrfache Weise verfahren. Entweder gibt man jedem Buchstaben ꝛc. ein Zeichen, oder man theilt das ganze Alphabet in mehre Abtheilungen, unter die man die Buchstaben in willkürlicher Ordnung bringt, und bezeichnet jeden einzelnen Buchstaben mit zwei Zahlen, von denen die eine die Abtheilung, die andere aber die Stelle, welche der Buchstab in derselben einnimmt, anzeigt und die man dann auch nach Art eines Bruchs unter einander schreiben kann; oder man addirt jede Ziffer mit einer andern verabredeten Zahl, z. B. mit 5, und überschickt dem Korrespondenten nur das Produkt der Addition. Bei allen diesen Arten ist es rathsam, über gewisse nichtsgeltende Zeichen (non-valeurs) übereinzukommen, um durch deren Einmischung den uneingeweihten Dechiffreur zu verwirren. Manche andere Arten, z. B. sich über ein gedrucktes Buch zu vereinigen und die Worte aus demselben zu bezeichnen, haben das Mühsame des Chiffrirens und Dechiffrirens gegen sich. Die Art, die eigentlich geheimen Worte in einem größern Briefe oder Aufsatze ganz andern Inhalts zu verbergen, so daß solche hervortreten, wenn ein Blatt mit ausgeschnittenen Stellen darüber gelegt wird, hat zwar den Vortheil, daß das Dasein der geheimen Schrift selbst verborgen wird, ist aber nicht zu größern Mittheilungen geeignet. Das Schreiben mit sogenannter sympathetischer Dinte ist zu leicht zu entdecken, weil die Reagentien, wodurch die verborgene Schrift hervortritt, bekannt sind. Daher ist die sogenannte Chiffre quarré oder Chiffre indéchiffrable vielfach in Gebrauch gekommen, welche wenigstens die Leichtigkeit des Gebrauchs, die Schwierigkeit, den Schlüssel zu finden, und die Möglichkeit, denselben im bloßen Gedächtnisse zu bewahren, auch schnell zu wechseln, mit einander verbindet. Sie besteht in einem Täfelchen, worin die 25 Buchstaben des Alphabets in folgender Weise unter einander gesetzt sind:

'	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a
b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b
c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c
d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d
e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e
f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f
g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g
h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h
i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i
k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l
m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n
o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o
p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p
q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q
r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r
s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s
t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t
u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u
v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v
w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w
x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x
y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y
z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z

Hier heißt die erste Horizontalreihe die Sprachlinie, die erste Vertikalreiche links die Wahllinie. Als Schlüssel dient ein beliebiges Wort, welches Buchstab für Buchstab unter die Buchstaben der chiffrirten Depesche gesetzt wird, wobei man, wenn es zu Ende ist, immer wieder von Neuem anfängt. Dieser Schlüssel heißt das Wahlwort. Die wahre Bedeutung des Chiffrebuchstaben findet man nun, indem man den darunter stehenden Buchstaben des Wahlworts in die Wahllinie und den Chiffrebuchstaben in derselben Horizontallinie, welcher jener angehört, aufsucht. Indem man dann die Vertikallinie des gefundenen Chiffrebuchstaben bis zur Sprachlinie verfolgt, findet man in dem Quadrat derselben den Buchstaben der Klarschrift. Diese bewährte und praktische Methode läßt sich in der Weise vereinfachen, daß man nur so viel Horizontalreihen anwendet, als das Wahlwort Buchstaben enthält. Mit einem jeden Korrespondenten kann man einen eigenen Schlüssel verabreden und diesen, so oft es nöthig ist, wechseln, wodurch das gewöhnliche Dechiffriren unmöglich wird. Vgl. *Kortum*, Anfangsgründe der Entzifferungskunst von deutschen Zifferschriften, Hannover 1782; *Bergenne*, Polizeischrift, Eisenach 1793; *Klüber*, Kryptographik, Tübingen 1809.

Deci (v. lat. decem, zehn), der 10. Theil eines Maßes, z. B. *Deciare* $^1/_{10}$ Are, *Decigramme* $^1/_{10}$ Gramme, *Deciliter* $^1/_{10}$ Liter, *Decimètre* $^1/_{10}$ Mètre; *Decistère* $^1/_{10}$ Stère.

Deciates (Deciētă), alte Völkerschaft im narbonnensischen Gallien, an der Küste in der Nähe des Varus, mit der Stadt *Deciatum* oder *Deciëtum* zwischen Nicäa und Antipolis.

Decimal (vom lat. decem, zehn), Bezeichnung, um das Zahlenverhältniß von Zehn auszudrücken. So bezeichnet man mit *Decimalsystem* dasjenige Zahlensystem (s. d.), dessen Grundzahl 10 ist. *Decimalbruch* ist ein Bruch, dessen Nenner eine Potenz von Zehn ist, z. B. $^3/_{10}$, $^{51}/_{100}$, $^{98646}/_{1000}$ ꝛc. Man schreibt aber einen solchen Bruch als ganze Zahl u. bezeichnet durch ein Komma (*Decimalzeichen*) den dazu gehörigen Nenner. Man schneidet nämlich von der Rechten zur Linken so viel Stellen am Zähler durch das Komma ab, als der Nenner Nullen hat; den Bruch $^{98646}/_{1000}$ schreibt man also: 98,646. Reichen die Ziffern des Zählers nicht aus, um dem Komma einen Platz unter ihnen zu geben, so werden links so viel Nullen vorgesetzt, bis das Komma nach der ersten Null zu stehen kommt und nach sich noch diejenige Anzahl von Ziffern hat, welche der Zahl der Nullen des Nenners gleich kommt; für $^{51}/_{100}$ schreibt man also 0,51, für $^{51}/_{10000}$ aber 0,0051. Alles nun, was links vom Komma steht, bedeutet Ganze, rechts steht der Zähler des Bruchs; also 0,51 heißt: kein Ganzes, aber 51 Hundertel; $8{,}646 = 8$ Ganze $+ ^{646}/_{1000}$. In der ersten Stelle vom Komma links stehen also Einer, in der zweiten Zehner, in der dritten Hunderter u. s. f., in jeder unmittelbar folgenden steht die nächsthöhere Potenz von Zehn; dagegen stehen in der ersten Stelle vom Komma rechts Zehntel, in der zweiten Hundertel, in der dritten Tausendtel u. s. f., in jeder unmittelbar folgenden steht die nächsthöhere Potenz von $^1/_{10}$; links also wachsen die Zahlen nach Potenzen von Zehn, rechts nehmen sie in demselben Grade ab. Die verschiedenen Stellen, welche die

einzelnen Ziffern des Zählers vom Komma aus rechtshin einnehmen, heißen **Decimalstellen**. Ueber die Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche und umgekehrt, sowie über die verschiedenen Rechnungsarten mit Decimalbrüchen s. **Bruchrechnung**. Uebrigens ist das Komma als Nennerzeichen des Decimalbruchs nicht zu verwechseln mit jenem der bequemeren Uebersicht wegen bei größeren Zifferreihen üblichen Abtheilungszeichen, welches den Werth der Zahlen durchaus nicht verändert.

Decimalmaß (auch **Decimalsystem**), jede Art von Maß, in welchem die Eintheilungszahl 10 ist. Dasselbe gestaltet sich, von den Unter- zu den Oberabtheilungen allmählig aufsteigend, folgendermaßen:

1, 10, 100, 1000, 10,000, 100,000 ꝛc.,

dagegen, von den Ober- zu den Unterabtheilungen allmählig absteigend:

1, $^1/_{10}$, $^1/_{100}$, $^1/_{1000}$, $^1/_{10{,}000}$, $^1/_{100{,}000}$ ꝛc.

Dieses System empfiehlt sich durch die große Leichtigkeit, mit welcher Reduktionen ausgeführt werden können, u. es wird daher in der Wissenschaft längst und allgemein benutzt, während es im praktischen Leben noch immer viel zu wenig in Anwendung kommt. Nach dem D. ist 1 Ruthe = 10 Fuß = 100 Zoll =1000 Linien ꝛc., 1 Fuß = 10 Zoll = 100 Linien, 1 Zoll = 10 Linien ꝛc.; 1 □Ruthe = 100 □Fuß, 1 □Fuß = 100 □Zoll, 1 □Zoll = 100 □Linien ꝛc.; 1 Kubikruthe = 1000 Kubikfuß, 1 Kubikfuß = 1000 Kubikzoll, 1 Kubikzoll = 1000 Kubiklinien ꝛc. Außer dem D. ist nur noch das im praktischen Leben unter dem Namen „Werkmaß" bekannte **Duodecimalmaß** üblich, bei welchem die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll, der Zoll in 12 Linien getheilt ist. Aber auch in denjenigen Ländern, wo das Duodecimalmaß eingeführt ist, pflegen sich die Feldmesser beim Längenmaße der Decimaleintheilung zu bedienen, weshalb man zuweilen das „Feldmaß" von dem erwähnten „Werkmaß" unterscheidet. Decimalsystem insbesondere heißt das in Frankreich nach dem Gesetz vom 9. Frimaire VIII (29. November 1800) eingeführte Maß- und Gewichtssystem. Als Grundmaß der Länge ist der zehnmillionste Theil des Erdquadranten angenommen; derselbe bildet den Meter (mètre). Eine Fläche, 10 Meter lang und 10 Meter breit, d. i. von 100 Quadratmeter, macht eine Are, d. i. die Einheit des Flächenmaßes. Der Kubikmeter als Körpermaß heißt Stère. Der Kubus des zehnten Theils eines Meter (=$^1/_{1000}$ Kubikmeter) dient als Hohlmaß zu flüssigen und trockenen Dingen und wird Liter (litre) oder Kubikdecimeter genannt. Das Gewicht soviel reinen Wassers von größter Dichtigkeit, als den Kubus des hundertsten Theils eines Meters (einen Kubikcentimeter) ausfüllt, gewährt die Gewichtseinheit und heißt Gramme. Um das Zehn-, Hundert-, Tausend- und Zehntausendfache dieser Maß- und Gewichtseinheiten auszudrücken, setzt man die griechischen Zahlennamen Deca, Hecto, Kilo und Myria vor. 1 Decagramme ist also = 10 Grammen, 1 Hectoliter = 100 Liter, ein Kilometer = 1000 Meter, 1 Myriameter = 10,000 Meter ꝛc. Um dagegen das Zehntel, Hundertel oder Tausendtel einer Einheit zu bezeichnen, setzt man die lateinischen Zahlnamen Deci, Centi oder Milli vor. So ist z. B. 1 Decigramme = $^1/_{10}$ Gramme, 1 Centimeter = $^1/_{100}$ Meter, 1 Milliliter = $^1/_{1000}$ Liter ꝛc. Auch die Münze (der Franc) wird in 10 Decimes à 10 Centimes getheilt. Dasselbe System, mit wenig Abänderungen, ist auch in Belgien und Holland eingeführt. Eine vollständige Belehrung über das in Frankreich eingeführte System der Maße und Gewichte findet man in **Delambre's** „Bases du Système métrique" (Paris, 3 Bde.).

Decimatio (decumatio, **Decimation**), Militärstrafe der alten Römer bei gemeinsamen Vergehungen, wo die Hauptschuldigen nicht auszumitteln oder alle Theilhaber gleich schuldig waren, z. B. bei Meutereien, feiger Flucht ꝛc. Durchs Loos wurde von je 10 Mann der betreffenden Heeresabtheilung einer ausgewählt u. hingerichtet; gewöhnlich büßten auch die Offiziere mit dem Leben. Das erste Beispiel einer solchen Bestrafung gab der Konsul Appius Claudius Sabinus. Später kam dieselbe öfter vor, besonders in den Bürgerkriegen u. unter den Kaisern. Von den Römern ging sie in das Kriegswesen des Mittelalters und selbst der neueren Zeit über. Karl der Große, die Oesterreicher bei Leipzig (1642), der Marschall von Créqui in Trier (1675) u. A. ließen aufrührerische Truppentheile decimiren. Die neueste Zeit hat indessen die D. mit Recht als eine Grausamkeit u. Barbarei gebrandmarkt, u. nur in Spanien konnte u. durfte Mina gegen Guerrillabanden sie in Anwendung bringen. Blüchers Wille u. Befehl, die empörten sächsischen Bataillone in Lüttich ähnlicherweise zu bestrafen (1815), mußte unausgeführt bleiben (vgl. **Vorstell**). Milderungen der D. waren die **Vicesimation** u. **Centesimation**.

Decime (v. Lat.), eine der stehenden Formen südlicher Reimpoesie, u. zwar eine aus 10 vierfüßigen trochäischen Versen bestehende Strophe spanischen Ursprungs, mit der Reimstellung a b b a a c c d d c oder auch a b a b a c c d d c. Damit die Strophe selbst nicht in 2 fünftheilige Theile zerfalle, muß der Sinnabschnitt nach dem 4. Verse eintreten. Die D. wird jetzt hauptsächlich bei der Glosse (s. d.) in Anwendung gebracht. In der Musik heißt D. das Intervall von 10 diatonischen Stufen, z. B. vom tiefen C bis zum kleinen e, ist demnach nichts Anderes als die Terz von der Oktave ihres Grundtones u. wird auch in der Harmonie jederzeit so gebraucht. Nur in zwei Fällen wird die D. von der Terz unterschieden, nämlich zuerst beim doppelten Kontrapunkte, wo in Absicht auf die Höhe nothwendig ein Unterschied zwischen dem Kontrapunkte in der D. und dem in der Terz gemacht werden muß, und bei der Baßbezifferung oder der Bezeichnung des Generalbasses, wo, wenn die Note über sich in die Terz oder gegenüber von ihr eigentlich in die D. fortschreiten soll, diese auch wirklich mit der Ziffer 10 bezeichnet werden muß, weil es dem Spieler sonst während des schnellen Lesens nicht deutlich genug u. in manchen Fällen auch nicht hinlänglich entschieden ist, welcher von beiden Tönen, die ursprüngliche oder die um eine Oktave höher liegende Terz (die D.), gegriffen werden soll.

Decimen (**Decem**, v. Lat.), s. v. a. Zehnt.

Decimiren (v. Lat.), den Zehnten erheben; dann die Soldaten eines Regiments oder einer andern Truppenabtheilung wegen eines Vergehens loosen u. den 10. Mann hinrichten lassen (vgl. Decimatio).

Im uneigentlichen Sinne heißt D. auch überhaupt Verlust an der Zahl beibringen.

Decise (Decize), Stadt im französischen Departement Nièvre auf einer Felseninsel in der Loire, wo der Nivernaiskanal u. der Aronfluß in dieselbe mündet, hat ein schönes Schloß (sonst Eigenthum der Herzöge von Nevers, jetzt Hospital), Eisenwerke, Handel mit Mühlsteinen, Blechwaaren &c. u. 2600 Einwohner. D. ist das Decetia der Alten und gehörte zu Gallia Lugdunensis; hier hielt Cäsar eine Versammlung mit dem Rathe der Aeduer.

Decisio (lat.), Entscheidung, Bescheid, richterlich oder gesetzgebend, insbesondere Entscheidung einer zweifelhaften Rechtsfrage; daher Decisiones quinquaginta, 50 Konstitutionen Justinians aus den Jahren 529 und 530, zur Entscheidung von Kontroversen alter Juristen, welche bei der Zusammenstellung der Digesten den Kompilatoren aufgestoßen waren. Sie bildeten anfangs eine eigene Sammlung, wurden aber nachmals in den Codex repetitae praelectionis aufgenommen und sind nur in diesem auf uns gekommen. Man erkennt sie in dem Codex äußerlich an der Ueberschrift: Justinianus Juliano oder Ioanni P. P. und an der Unterschrift: Lampadio et Oreste Coss. oder anno primo od. anno secundo post consul. Lampadii et Orestis. Einzeln mit Kommentar wurden sie herausgegeben von Mevillius (Paris 1618), Linglois (Antwerpen 1661), Bossi (Wien 1703), Hagen (das. 1735). Decisiones electorales Saxonicae hießen im sächsischen Recht die Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche Johann Georg II. vom 22. Juni 1661 über Konsistorial-, Justiz- und Finanzsachen gab, der Zahl nach 91 (gewöhnlich als die älteren Decisionen bezeichnet), u. Entscheidungen Friedrich Augusts II., durch Mandat vom 2. Juli 1742 bekannt gemacht, meist über Privatrecht (ihrer sind 40, gewöhnlich die neueren genannt).

Decisivstimme (votum decisivum), im Gegensatze zu der bloß berathenden Stimme (votum consultativum) eine solche, welche bei dem Beschlusse nach Stimmenmehrheit mitgezählt wird; dann auch das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches zuweilen dem Referenten, meist aber dem Vorsitzenden der Versammlung beigelegt ist, wenn nicht in einem solchen Falle die mildere Meinung vorgezogen wird. Nach einigen Verfassungen steht dem Präsidenten der landständischen Versammlungen lediglich eine D. zu; er darf gar nicht mitstimmen und gibt nur bei eintretender Stimmengleichheit durch seine Stimme den Ausschlag. Nach Andern wird seine Stimme stets mitgezählt und gilt in dem Falle, daß Stimmengleichheit eintritt, um einen Beschluß zu Stande zu bringen, zweifach.

Decisum (lat.), s. v. a. Decisio, besonders eine richterliche Entscheidung ohne Beifügung von besonders extendirten Entscheidungsgründen, wie sie in minder wichtigen Sachen ertheilt zu werden pflegt.

Decius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, von dem folgende Mitglieder berühmt sind:

1) Publius D. Mus, wird zuerst 352 v. Chr. als Mitglied der Fünfmännerkommission zur Ablösung der plebejischen Schulden genannt. Im ersten Samniterkriege 343 v. Chr. Kriegstribun unter dem Konsul A. Cornelius Cossus, rettete er das von den Feinden in einem Gebirgsthale zwischen Capua und Beneventum eingeschlossene Heer durch kühne Besetzung einer das feindliche Lager beherrschenden Höhe, von welcher aus er selbst mit seiner Schaar, nach schwerem Kampfe und nachdem das Hauptheer der Gefahr entronnen war, in der Nacht das feindliche Lager durchbrach und zu den Seinigen zurückkehrte. Auf seinen Rath, ohne Verzug die noch bestürzten Samniter anzugreifen, führte der Konsul die Legionen gegen die auf den Bergen postirten Feinde, zersprengte die Haufen derselben und eroberte nach einem großen Blutbade ihr Lager. Der Konsul verlieh D. als dem Urheber dieses Siegs einen goldenen Kranz u. 100 Ochsen, und das Heer setzte ihm einen Belagerungskranz von Gras auf. Drei Jahre später (340 v. Chr.) wurde D. mit T. Manlius Torquatus zum Konsul gewählt. Da um diese Zeit sich die latinischen Völkerschaften gegen Rom erhoben, so marschirten die Konsuln mit 4 Legionen nach Kampanien, wo sie den Feind in der Nähe von Capua fanden. Ein Traum verkündete ihnen, daß dem Volke, dessen Feldherr die feindlichen Schaaren und über ihnen sich selbst dem Tode weihe, der Sieg beschieden sei. Jeder gelobte hierauf, den Spruch zu erfüllen, sobald sein Flügel anfangen würde zu weichen. Die Schlacht begann, des D. Leute wankten und wichen zurück; sogleich weihte er unter dem Beistande des Pontifex Maximus die Feinde und sich selbst den Göttern der Unterwelt, schwang sich aufs Pferd u. sprengte in gabinischer Verhüllung unter die Feinde. Entsetzen ging vor ihm her, und als er, von Geschossen überschüttet, niedersank, war der Sieg in den Händen der Römer. Sein Leichnam wurde erst am Tage nach der Schlacht gefunden und dann ehrenvoll bestattet. Die Angabe, daß D. durch einen Soldaten des eigenen Heeres sich habe tödten lassen, oder daß er zwischen beiden Lagern auf einem Scheiterhaufen dem Saturn geopfert worden sei, ist spätern Ursprungs, entstanden aus dem Bestreben, seinen Tod als einen Weihe- und Opfertod zur Versöhnung der Götter deutlicher hervortreten zu lassen.

2) Publius D. Mus, Sohn des Vorigen, war 312 v. Chr. mit M. Valerius Konsul, blieb aber, während sein Kollege in den Samniterkrieg zog, Krankheit halber in Rom zurück und ernannte für einen gleichzeitig drohenden Krieg mit den Etruskern nach dem Wunsche des Senats einen Diktator. Drei Jahre später (309 v. Chr.) finden wir ihn als Legaten des Diktators L. Papirius Cursor und mit M. Valerius als Befehlshaber der römischen Ritter in der großen Schlacht bei Longulä gegen die Samniter. Seine hier bewiesene Tapferkeit verschaffte ihm 308 zum zweiten Male das Konsulat. D. zog jetzt gegen die Etrusker, besiegte die Tarquinienser und Volsinier und schreckte die übrigen etruscischen Völker so sehr, daß sie gern den angebotenen Waffenstillstand auf ein Jahr gegen Besoldung u. Bekleidung des römischen Heeres annahmen. Im J. 306 wurde D. Magister Equitum des Diktators P. Cornelius Scipio Barbatus, 304 Censor u. mit seinem Amtsgenossen, Q. Fabius Maximus, Schöpfer der 4 städtischen Tribus. Sein Ansehen u. das Gewicht seiner Worte bewirkten auch 300 gegen Appius Claudius Cäcus die Annahme des ogulnischen Ge-

setzes über Theilnahme der Plebejer am Augurat und Pontifikat; D. selbst ward einer der neuerwählten Pontifices. Mit Q. Fabius 297 abermals zum Konsul ernannt, schlug er die mit den Samnitern verbündeten Apulier bei Maleventum u. verheerte hierauf in Gemeinschaft mit Fabius 5 Monate lang das samnitische Gebiet. Im folgenden Jahre, nach Ablauf ihrer Amtszeit, mußten D. u. Fabius den Krieg als Prokonsuln fortführen. Ersterer vertrieb das feindliche Heer aus Samnium u. eroberte sofort die drei festen Städte Murgantia, Romulea und Ferentinum, wobei die Römer eine ungeheure Beute machten. Das nächste Jahr (295) sah beide innig befreundete Männer wieder im Besitze des Konsulats; ihre Aufgabe war dieses Mal, die vereinigte Macht vier starker Völkerschaften, der Etrusker, Samniter, Umbrer u. Gallier, zu brechen. D. nahm zuerst seine Stellung in Samnium, vereinigte sich aber bald in Etrurien mit Fabius und befehligte bei Sentinum den linken Flügel gegen die Gallier. Muthig drang er in deren Reihen an der Spitze seiner Reiterei ein; plötzlich aber stürmten die gallischen Streitwägen daher, die Rosse der Römer wurden scheu, kehrten um und brachten das Fußvolk in Verwirrung; das gallische Fußvolk, den Augenblick benutzend, drang nach. Da erkannte D., daß die Stunde gekommen sei, den Tod seines Vaters zu sterben. Mit den Feinden durch den Pontifex Maximus den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde geweiht, stürzte er sich in die gallischen Geschwader, wo bald unzählige Geschosse ihn durchbohrten. Die Römer hielten inne in der Flucht, die Gallier in der Verfolgung; Fabius, auf dem rechten Flügel befehligend u. nach dem Untergange seines Mitfeldherrn des Sieges gewiß, sandte schnell Hülfe, griff selbst die ihm gegenüberstehenden Samniter an und vollendete nach deren Niederlage auch die der Gallier. D.' Leichnam ward erst am folgenden Tage unter einem Haufen Todter hervorgezogen und vom Heere aufs Feierlichste bestattet. Auch von seinem gleichnamigen Sohne erzählt die Sage, aber irrig, daß er sich 279 in der Schlacht gegen Pyrrhus bei Asculum in Apulien um des Sieges willen geopfert habe.

Decius, Cajus Messius Quintus Trajanus, römischer Kaiser, 249—151 n. Chr., ein tüchtiger Krieger u. Regent, obwohl als Verfolger der Christen vielfach geschmäht, war 191 oder 201 zu Budalia unweit Sirmium in Niederpannonien geboren und erscheint zuerst als römischer Senator unter dem Kaiser Philippus Arabs. Dieser übertrug ihm 245 den Krieg gegen die Gothen, die in Mösien eingefallen waren, und 249 den Oberbefehl über die widerspenstigen Legionen in Pannonien u. Mösien mit dem Auftrage, die Meuterer zu bestrafen. Allein D. selbst wurde in den Aufruhr hineingezogen u. von den Soldaten genöthigt, den Purpur anzunehmen. Noch im Herbste desselben Jahres hielt er seinen Einzug zu Rom, nachdem Philippus bei Verona Schlacht und Leben verloren hatte. Im Kriege gegen die Gothen siegte er mehrmals in Mösien über den gothischen König Eniva, und schon schickte derselbe sich zum Rückzuge über die Donau an, als er von den Römern durch ungestüme Verfolgung gezwungen ward, die Schlacht wieder aufzunehmen. Die Römer, in ein sumpfiges Terrain gelockt (angeblich durch den Verrath des Gallus), erlagen, und D. selbst fand nebst seinem Sohne den Tod im Sumpfe, nach Anderen aber in heldenmüthigem Kampfe. Als Ort des Treffens wird Forum Thembronium in der Gegend von Abrytum genannt. Von zwei anderen Kriegen, welche unter D. in Gallien und Germanien geführt wurden, ist uns nichts Näheres bekannt. Das Hauptaugenmerk seiner Regierung war die Wiederherstellung der alten Kraft, Würde und Herrlichkeit des Reichs im Innern und nach außen; dieses Ziel suchte er nicht nur durch Erneuerung und Erweiterung des Censoramtes, sondern auch durch strenge Edikte gegen die Christen zu erreichen. Die Verfolgung der letzteren, fälschlich dem Hasse des D. gegen seinen Vorgänger und dessen Partei zugeschrieben, erstreckte sich übrigens meist nur auf die Bischöfe, brachte jedoch vielen derselben Verbannung, Gefängniß oder den Märtyrertod. Die christliche Legende versetzt in diese drangvolle Zeit viele Wunder und läßt auch den Tod des „wider Gott streitenden" Kaisers durch dämonische Gewalten nach langer Qual in seinem Palaste erfolgen. Von des D. beiden Söhnen wurde Valens Hostilianus zum Mitregenten des Kaisers Gallus ernannt, bald nachher aber ermordet; der älteste, Herennius Etruscius Messius D., Mitregent oder Cäsar seines Vaters, zog mit Gallus gegen die Gothen unter Eniva, schlug dieselben bei Nicopolis an der Donau und drängte sie über den Hämus, wurde aber bei Beröa in Thracien besiegt und genöthigt, mit Preisgebung der Stadt Philippopolis eiligst nach Mösien zu Gallus zurückzukehren. Nach der Ankunft seines Vaters focht und fiel er mit diesem.

Decius, Nikolaus, geistlicher Liederdichter, war anfangs Mönch, später Propst des Klosters Steterburg in Wolfenbüttel, erklärte sich dann für die Reformation, ward Lehrer in Braunschweig und 1524 Prediger in Stettin, wo er 1529 †. Von ihm rühren die bekannten Kirchenlieder: „O Lamm Gottes unschuldig ꝛc.", „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" u. a. m. her.

Deck (Verdeck), Name der horizontalen Plankenbedeckung der Schiffsräume oder der verschiedenen horizontalen Abtheilungen im inneren Raume eines Schiffs, die vornehmlich zur Unterbringung der Ladung u. der Passagiere dienen. Während man früher nur Ein D. hatte, brachte man später, als die Schiffe größer wurden, 2, sogar 3 D.e über einander an, wonach die Schiffe Zweidecker und Dreidecker genannt werden. Zu unterst liegt im Schiff der sogenannte Raum, in welchem sich die Ladung befindet, dann folgt das erste D. (auch Zwischendeck genannt), welches theils zur Bergung der Ladung, theils für die Passagiere niederer Klassen dient und auf Kriegsschiffen Geschütze enthält. Das zweite D., etwa 7 Fuß höher liegend, ist zur Aufnahme besserer Waaren und der Passagiere, welche mehr zahlen, bestimmt; bei Kriegsschiffen sind auch hier Geschütze aufgestellt. Derselbe Fall findet bei dem dritten D. (halbirte Schanze, vorn angebracht Back) Statt. Schiffe mit Einem D. haben hinten ein halbes D., das als Kajüte u. zur Wohnung der Schiffsmannschaft dient. Wenn das D. ununterbrochen von vorn bis hinten geht, so heißt es ein glattes D., im Gegensatz zu dem gebrochenen D., wobei etwa ein Dritttheil des Schiffs einigermaßen erhöht ist. Ein

halbes D. ist auf Schiffen von Einem D. die Erhöhung auf demselben, die nicht durch das Schiff durchgeht. Der hintere Theil dieses Halbdecks dient zur Kajüte. Die Deckplanken, welche eigentlich das D. bilden, ruhen auf den Deckbalken, welche besonders zur festen Verbindung des Schiffskörpers dienen, und sind noch besonders durch die Scheerstöcke des D.s und die Leibhölzer verbunden. Das D. steigt stets nach der Mitte zu etwas an, damit das Wasser ablaufe und auf Kriegsschiffen der Rücklauf der Geschütze nach dem Abfeuern gehemmt werde. Oefter hat das D. auch noch eine Steigung nach vorn und hinten, und dann sagt man: „Das D. springt". In neuerer Zeit hat man größere Schiffe der Höhe nach durch gußeiserne, wasserdichte Wände in verschiedene Verschläge getheilt, welche durch die D.e ununterbrochen hindurchreichen und durch welche man bezweckt, daß, wenn in irgend einem dieser Verschläge ein Leck entsteht, derselbe ganz mit Wasser gefüllt werden kann, ohne daß darum das Schiff sinkt, was bei der früheren Einrichtung, wo die D.e ununterbrochen durch den ganzen Schiffsraum liefen, nothwendig eintreten mußte, wenn es nicht gelang, das Leck zeitig zu verstopfen. Auf dem Verdeck ist der Sammelplatz der Passagiere, der Schiffsmannschaft und der Besatzung, wenn das Schiff ein Kriegsschiff ist, und zugleich der Kampfplatz beim Entern. Ohne besondere Verabredung darf der Schiffer keine Güter darauf laden. Würde er dieses thun und würden die Güter verloren oder beschädigt, so träfe ihn der ganze Schaden. Auch wo Güter mit Bewilligung des Abladers oder Befrachters auf dem Verdeck transportirt werden und dieses im Connossement bemerkt ist, werden sie, wenn sie geworfen werden mußten, doch nicht in Havarie grosse gebracht. Wenn Jemand Güter versichert, die auf dem Verdeck des Schiffs geladen sind, so muß er diesen Umstand anzeigen, sonst ersetzt ihm sein Assecuradeur einen sich an den Waaren ereignenden Schaden nicht.

Decke, ein gewebtes oder geflochtenes Stück Zeuch zum Ausbreiten über einen anderen Gegenstand, wird nach dem verschiedenen Stoffe, aus welchem es gemacht ist, benannt. In der Baukunst heißt D. die Bedeckung eines inneren Gebäuderaumes (Zimmers 2c.), die zugleich den Fußboden des darüber gelegenen Raums bildet. Die D.n sind entweder von Stein (s. Gewölbe) und dann meist nach krummen Linien gewölbt, jedoch auch horizontal, oder von Holz und dann meist horizontal und nur an den Seiten, wo sie sich an die Mauern anschließen, etwas gekrümmt. Man unterscheidet besonders folgende Arten von hölzernen D.n. Bei den Dobbel-, Dobel- oder Döbeldecken sind unten unbehauene Döbelhölzer entweder quer zwischen die Balken, oder der Länge nach dicht neben einander gelegt, der Raum zwischen den Hölzern aber ist mit Schutt und Sägespänen ausgefüllt u. die D. unterhalb mit Lättchen beschlagen oder berohrt und geputzt. Bei den Balkendecken sind die Zwischenräume der Balken mit gegliederten Bretstücken ausgefüllt, so daß die ebenfalls mit Gliedern versehenen Balken um etwas über die Breter vorstehen. Bei den Bretdecken sind gehobelte Breter unter die Balken und Latten mit gegliederten Kanten über die Fugen genagelt (geschalte D.n). Die Fahldecken od. Schragböden (Fahl-, auch Faulböden) werden der Wärme wegen in der Mitte der Balkendicke angebracht und bestehen aus Bretstückchen, die in Falze der Balken oder auf an die Balken genagelte Latten gelegt und nach dem Anstreichen der Fugen mit Lehm, Schutt oder Sägespänen betragen sind. Die Lattendecken bestehen aus 1 Zoll dicken, nach oben etwas abgeschrägten Latten, welche mit 1 Zoll Zwischenraum an die untere Seite der Balken genagelt, mit Haarkalk oder Strohmörtel ausgefüllt und dann mit Gypsmörtel überzogen sind. Die Lehmdecken (Wellendecken, Windelböden) sind entweder ganze oder gestreckte, wobei in der Mitte von einander geschnittene, mit Lehmstroh umwickelte Bohlenstämme über die Balken gelegt, oberhalb mit Lehm gestrichen, unten mit Lehm und Sand geputzt und mit Schutt ausgefüllt sind; oder halbe Windelböden, wobei die Streckhölzer etwa 3 Zoll von der Oberkante der Balken eingebracht, an den Fugen mit Lehmstroh verstrichen und oberhalb mit Schutt, den Balken gleich, ausgefüllt sind. Bei den ausgemauerten D.n werden die Zwischenräume der Balken ganz flach mit gebrannten Steinen ausgewölbt, weshalb man die Balken zur besseren Anlage der Steine nach oben etwas schräg behaut. Die Bogendecken werden aus Bretern od. Bohlen konstruirt, mit Latten verschlagen u. geputzt. Absolut feuerfeste D.n werden aus Eisen und Stein hergestellt, und zwar, indem man ein System von Unterzügen oder Trägern konstruirt und die Zwischenräume entweder durch Gewölbe schließt, oder mit Steinplatten überdeckt. Auch werden nach einer neueren Erfindung solche D.n durch zwei Schichten eigenthümlich geformter, in einander eingreifender u. sich gegenseitig unterstützender Ziegel hergestellt, indem man beide Schichten durch eine Schicht Cäment vereinigt. Die dazu verwendeten Ziegel sind von gewöhnlicher Größe und achteckig, mit einem abgesetzten Knopf in der Mitte versehen, an und unter welchem sich die obere Platte festsetzt. Die Ziegelfußböden bestehen aus zwei über einander verplatteten Ziegellagen mit versetzten Stoßfugen, sind $2^1/_2$—4 Zoll stark und kehren die glatten Flächen nach außen. Bei den steinernen D.n mit Fugenschnitt laufen die Fugenschnitte der Decksteine in ihrem Lager entweder nach einem oder mehren Punkten in einer stetigen oder nicht stetigen Kurve, während die Fugenschnitte auf der Tangente eines Bogensystems normal stehen. Behufs der Herstellung von D.n aus Gußmörtel wird in den zu überdeckenden Raum ein der Deckenform entsprechendes, dicht verschaltes Gerüst aufgestellt, auf welches dann der schnell erhärtende Cäment- od. Traßmörtel aufgetragen wird; nach vollständigem Erhärten wird das Gerüst mit Vorsicht hinweggenommen. Häufig bringt man Gesimse (s. d.) entweder an der D. selbst, od. an den Wänden unmittelbar unter denselben an, so daß diese eine Verbindung mit der Wand bilden. Größeren Deckengesimsen gibt man eine bessere Markirung u. Trennung von der D. durch eine sogenannte Voute. Der Deckenputz, zu welchem des schnelleren Trocknens wegen gewöhnlich Gyps mit wenig Kalk vermischt genommen wird (daher Stuck- oder Gypsdecken genannt), bleibt entweder ganz glatt u. wird dann entweder gemalt (s. Plafondmalerei), oder mit Verzierungen, namentlich Feldern

(daher Felder- od. Kasettendecken, besonders in langen Räumen, z. B. Reitbahnen, Exercirhäusern rc. gebräuchlich) oder sonstigen Eintheilungen, Rosetten rc. von Gyps versehen. Die gewöhnlichsten Deckenverzierungen sind ebenfalls von Gyps gezogene, aus einigen Gliedern bestehende Einfassungen der Hohlkehle, welche den durch die D. und die Seitenwände gebildeten Winkel ausfüllt. Auch mit Laubwerk, Blumenzügen, Arabesken und Grotesken, die entweder aus Stukkaturarbeit bestehen, oder auch nur gemalt sein können, werden öfters D.n verziert.

Decken, Georg, Graf von der, hannöverischer General, geboren den 13. November 1788 zu Oehrichsheil, machte als Kavallerieoffizier in englischen Diensten die Expedition nach Hannover und Kopenhagen, dann den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel mit, trat nach dem pariser Frieden in hannöverische Dienste, ward 1835 in den Grafenstand erhoben, am 5. Juli 1851 zum Generallieutenant und Generalinspektor der Kavallerie und am 30. Mai 1855 zum General der Kavallerie befördert und † den 20. August 1859 zu Rumpenheim in Kurhessen.

Deckenmalerei, s. Plafondmalerei.

Decker, Karl von, bekannter militärischer und belletristischer Schriftsteller, 1784 zu Berlin geboren, trat früh in den Militärdienst, wurde schon 1800 Lieutenant, kam darauf nach Warschau zur reitenden Artillerie und wohnte den Feldzügen von 1806 u. 1807 bei, trat aber 1809 als Rittmeister in das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels ein, dem er nach England u. dann nach Spanien folgte. Nach seiner Rückkehr 1813 trat er als Hauptmann im Generalstab wieder in preußische Dienste und nahm während des Kriegs von 1813 und 1814 in dem zweiten kleistschen Armeecorps nicht nur an den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig, sondern auch an den Gefechten in Frankreich und 1815 im ersten Armeecorps an dem blutigen Kampfe um St.-Amand, sowie an den Schlachten von Ligny u. Waterloo Theil. Im Jahre 1817 ward er Major, 1818 Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule und 1821 Dirigent einer Abtheilung des topographischen Bureau's. Ein durch eine literarische Fehde veranlaßtes Duell mit dem Hauptmann Bachoff von Echt (1822), das diesem das Leben kostete, brachte ihn eine Zeitlang nach Spandau auf die Festung. Später war er einer der Examinatoren bei der Obermilitärexaminationskommission, ward 1827 der Gardeartillerie, 1829 als interimistischer Brigadier der 8. Artilleriebrigade aggregirt, 1831 als wirklicher Brigadier zu der 1. versetzt, 1833 Oberstlieutenant und 1835 Oberst. Seit 1841 in Disposition gestellt und 1842 zum Generalmajor befördert, † er am 29. Juni 1844. Er schrieb: „Das militärische Aufnehmen“ (Berl. 1815), „Die Artillerie für alle Waffen“ (das. 1816, 3 Bde.); „Die Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen: Kavallerie und Artillerie“ (das. 1819); „Versuch einer Geschichte des Geschützwesens und der Artillerie in Europa“ (das. 1819); „Der kleine Krieg im Geiste der neueren Kriegführung“ (das. 1822, 4. Aufl. 1844); „Bonaparte's Feldzug in Italien in den Jahren 1796 und 1797“ (das. 1825); „Ergänzungstaktik der Feldartillerie“ (das. 1834); „Taktik der 3 Waffen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie“ (das. 1834); „Die Schlachten und Hauptgefechte des siebenjährigen Kriegs“ (das. 1837). Mit Rühle von Lilienstern begründete er 1816 das „Militärwochenblatt“, das 1824 dem großen Generalstab überwiesen wurde, wogegen nun D. mit Ciriacy und Blesson die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs“ herausgab. Unter dem Pseudonym Adalbert vom Thale schrieb D. auch mehre gute Lustspiele, z. B. „Das Vorlegeschloß“, „Guten Morgen, Vielliebchen“ rc.; ferner „Freie Handzeichnungen“ (Berl. 1818) und „Geburtstagsspiele“ (das. 1821—23, 2 Bde.).

Deckfarben (Gouachefarben), solche Farben, welche die Fläche des Bildes auf eine Weise decken, daß die bereits vorhandene Färbung dieser Fläche an den Stellen, wo die Deckfarbe aufgetragen ist, bis zur Undurchsichtigkeit zugedeckt wird und völlig verschwindet. Sie sind den durchscheinenden Farben (Lasurfarben, Saftfarben, Aquarellfarben) entgegengesetzt, welche, aus dünnerem Material bereitet, die Grundfarbe oder eine andere bereits aufgetragene Färbung durchblicken lassen. Für die D. ist ein entschieden körperhaftes Material erforderlich; meist werden sie aus Mineralfarben, oder durch Vermischung mit Weiß hergestellt. Die Wahl dieser verschiedenen Gattungen von Farben wird durch die verschiedenen Effekte bedingt, welche von dem Maler erstrebt werden.

Deckfisch (Stromateus *L.*, Pampelfisch), Fischgattung aus der Ordnung der Bruststachelflosser u. der Familie der Makrelenfische, selten über 1 Fuß lange, sehr zusammengedrückte, länglich scheibenförmige Fische voll kleiner netzartiger Schuppen und mit kleinem Kopf, kleinem unbeweglichen Maul, kleinen scharfen Zähnen im Kiefer und Gaumen, mondförmigen Flossen und sehr langer Rücken- und Afterflosse. Sie finden sich nur in wärmeren Meeren. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, hat wenig Gräten. Der Goldbäuter oder Fiatole (S. fiatola *L.*), die einzige Art, welche sich in den europäischen Meeren findet, ist spannenlang, schön bräunlich silberweiß mit goldglänzenden Flecken und Querbändern, wird in Rom und Neapel sehr geschätzt. Stromateus niger *L.*, über 1 Fuß lang und fast eben so breit, dunkelbraun mit schwarzgesäumten Flossen, lebt in den indischen Meeren und wird ebenfalls gegessen.

Deckflügler, s. Käfer.

Deckung, im Kriegswesen Alles, was gegen das feindliche Feuer oder auch gegen den feindlichen Angriff schützt. Der Fechter deckt sich, indem er eine Stellung u. Auslage wählt, welche dem Gegner nur wenige und leicht zu vertheidigende Blößen darbietet; der Tirailleur, indem er sich hinter einen Gegenstand stellt, setzt oder legt, welcher ihn gegen die feindlichen Kugeln oder Schwerter schützt. Ein Bataillon deckt sich gegen Geschützfeuer durch geschickte Benutzung der sanften Erhebungen des Bodens, indem es seine Aufstellung in den kugelfreien Räumen nimmt, oder in den vom Feinde nicht bestrichenen fortlaufenden Vertiefungen vorrückt, gegen Kavallerieangriffe durch Annäherungshindernisse, z. B. breite Gräben, hohe Hecken, Mauern rc., gegen das Feuer der feindlichen Tirailleure durch das der eigenen. Eine Truppe steht überhaupt gedeckt, wenn der Feind sie nur unter sehr ungünstigen Terrainverhältnissen angreifen kann, und verdeckt, wenn sie vom Feinde nicht gesehen wird. Da jeder

taktische Körper vier Seiten darbietet, so kann sich die D. auf die Fronte, die rechte oder linke Seite, oder auf den Rücken beziehen. D. der Fronte ist nur so lange nöthig, als man sich defensiv oder (während des Vorrückens) passiv verhalten will, denn das Feuer in gedeckter Stellung kann immer nur als eine vorübergehende Defensivmaßregel betrachtet werden. D. der Flanken u. des Rückens ist in jedem Gefechtsverhältnisse nothwendig, man müßte denn die Gewißheit haben, gegen einen Angriff von dieser Seite gesichert zu sein. Bei Aufstellung von Truppencorps ist die D. der schwachen Punkte von großer Wichtigkeit. Wo das Terrain keine D. darbietet, muß man sich durch die Form der Aufstellung gegen die feindlichen Angriffe zu decken suchen. Auch Handlungen oder Gegenstände erfordern öfters D., so z. B. alle Arten von Truppenbewegungen, bei denen die Schlagfähigkeit der Massen vermindert wird, z. B. Vormärsche, Aufmärsche, Abmärsche, hauptsächlich aber Rückmärsche und Flankenmärsche, auch fortifikatorische Arbeiten, Requisitionen und Fouragirungen; ferner Transporte aller Art, Parks, Magazine, Depots, militärische Punkte von vorübergehender Wichtigkeit, als Defiléen, Brücken, Furthen 2c., Verbindungsstraßen, Terrainabschnitte, Provinzen, ganze Länder.

Im Handel versteht man unter D. die gewöhnlich durch Uebermachung von baarem Gelde oder guten Wechseln bewirkte Sicherstellung des Kreditgebers durch den Kreditnehmer für eine bereits realisirte Leistung des ersteren. Ist nämlich der Bezogene, d. h. Derjenige, auf welchen man einen Wechsel od. eine Anweisung ausgestellt hat, ohne eine gleiche Forderung an ihn zu haben, dadurch, daß man ihm baares Geld oder gute Wechsel od. sonstige zu Geld zu machende Werthgegenstände übermacht hat, im Stande, den Wechsel zur Verfallzeit einzulösen, ohne dem Aussteller kreditiren zu müssen, so sagt man, der Zahler des Wechsels ist gedeckt, u. bezeichnet die Mittel, durch deren Verwendung die Zahlung erfolgt, als D. Verläßt sich aber der Aussteller eines gezogenen Wechsels (Trassant) lediglich darauf, daß der Bezogene od. Trassat zur Verfallzeit des Wechsels die betreffende Summe kreditiren u. die Zahlung leisten werde, so fehlt die D., u. der Aussteller des Wechsels muß riskiren, daß letzterer in Folge verweigerter Acceptation an ihn zurückgeht, wenn nicht der Bezogene ihm kreditirt. Eine besondere Verbindlichkeit, D. zu übermachen, gibt es weder nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, noch nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung. Wer D. erhalten hat, muß sie zur Zahlung des betreffenden Wechsels verwenden und darf nicht anderweit darüber verfügen, widrigenfalls er sich großer Verantwortung aussetzt und namentlich gewärtig sein muß, daß Ansprüche auf Schadensersatz, wie sie die Nichterfüllung eines übernommenen Auftrags zur Folge haben kann, an ihn gemacht werden. Derjenige, der die D. übermacht hat, kann dieselbe auch wieder zurückfordern, oder ihr eine andere Bestimmung geben, so lange es noch zulässig ist, Contreordre zu ertheilen. Erfolgt aber das Zurückziehen der D. erst, wenn der Wechsel bereits acceptirt worden oder Contreordre nicht mehr zulässig ist, so braucht der Acceptant sich nicht daran zu kehren, sondern kann die D. ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß verwenden. D. in dem oben angegebenen Sinne ist auch vorhanden, wenn der Bezogene einen der fraglichen Summe gleichen Betrag Demjenigen schuldet, für dessen Rechnung die Einlösung des Wechsels erfolgt, und diese Schuld zur Verfallzeit des Wechsels zu zahlen ist.

Declaratio libelli (lat.), Erläuterung der Klage oder eines sonstigen Parteivorbringens im Prozesse, die Erklärung der vortragenden Partei über die von ihr gebrauchten Ausdrücke, also die Auslegung derselben. Sie ist natürlich nur dann statthaft, wenn der Ausdruck wirklich dunkel, zweideutig, unbestimmt war, u. nur soweit zulässig, als die Auslegung mit dem gewöhnlichen Wortsinne noch vereinbar ist. Die Deklaration ist in jeder Lage u. in jedem Stadium des Prozesses statthaft; die dadurch entstandenen besonderen Kosten hat die deklarirende Partei allein zu tragen, bezüglich dem Gegentheil zu ersetzen.

Declaration of Right (engl.), die Erklärung, wodurch der am 22. Januar 1689 in Westminster zusammengetretene Konvent die Grundprincipien der englischen Konstitution aussprach, in Folge deren Wilhelm von Oranien auf den britischen Thron berufen wurde; s. Großbritannien.

Declaratio sententiae (lat.), die Erläuterung eines dunkeln, mehrdeutigen oder unbestimmten gerichtlichen Erkenntnisses. Eine solche kann vom Richter jeder Zeit von Amtswegen vorgenommen, aber auch von den Parteien mittelst besonderen Deklarationsgesuchs erbeten werden. Dies Gesuch bildet nicht ein besonderes Rechtsmittel, vielmehr kann gegen einen wirklich dunkeln Bescheid gar nicht appellirt werden. Findet der Richter das Deklarationsgesuch begründet, so ertheilt er einen neuen Bescheid, die Sententia declaratoria, welche dann erst als der wahre, der Rechtskraft fähige Bescheid angesehen wird. Findet aber der Richter das Deklarationsgesuch verwerflich, so wird nun auch der Lauf der zur Einwendung eines Rechtsmittels geordneten Nothfrist nicht gehemmt, daher es auf alle Fälle Kautel bleibt, sogleich mit dem Erläuterungsgesuche eventuell ein Rechtsmittel zu verbinden. Die durch Erläuterung eines Erkenntnisses entstehenden Kosten sind außer Ansatz zu lassen, bezüglich auf die Gerichtskasse zu nehmen.

Decourt (franz., auch decort, engl. deduction, abatement, ital. diffalco, sconto), Abzug an der Rechnung wegen schlechter Beschaffenheit der Waaren od. wegen Mangels an Maß und Gewicht; auf mehren Handelsplätzen, z. B. in Hamburg, bei Waarenverkäufen im Großen ein Nachlaß oder eine Vergütung für baare Zahlung, wird in Hamburg zu 6 Proc. jährlich gerechnet und beträgt somit 1 Proc. per 2 Monat (bei Tabak $1^1/_2$ Proc.). Zu bemerken ist noch, daß der D. stets vom 100 berechnet wird, während der in Hamburg übliche Rabatt $8^2/_3$ Proc. auf rohen und $4^2/_3$ Proc. auf raffinirten Zucker auf 100 (also $108^2/_3 = 8^2/_3$) gerechnet wird. Davon dekourtiren (dekortiren).

Decrescendo (ital.), abnehmend, musikalischer Kunstausdruck, um das allmählige Schwächerwerden des Klanges zu bezeichnen. Wie das Crescendo (s. d.) bei aufsteigenden Noten gewöhnlich mit einem geringen Accelerando (s. d.) verbunden ist, so ist meist auch das D. (abgekürzt decresc.), und am häufigsten bei abwärts gehenden Noten, von einem geringen Ritardando (s. d.) begleitet, und ebenso, wie das

Crescendo zunehmend alle Grade der Schwäche und Stärke des Klanges ohne besonderen Kontrast durchgehen muß, so ist dieses auch der Fall bei dem entgegengesetzten D. D. il p. oder piano, od. D. il pp. und D. sin al p. oder pp. heißt abnehmend bis zur äußersten Schwäche. Das Zeichen des D ist, wenn das Wort nicht gesetzt wird, das Gegentheil des Crescendo, nämlich >, welches über die Note oder über eine Reihe von Noten gesetzt wird.

Decretales epistolae, s. Dekretalen.

Decretorius (lat.), entscheidend, den Ausschlag gebend; daher: d. annus, das Normaljahr 1624; d. dies, der 1. Januar 1624, als Normaltag, auch kritischer Tag und Todestag.

Decretum (lat.), s. Dekret.

Decubitus (lat.), das Aufliegen (s. d.).

Decumaria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, charakterisirt durch den 8—12spaltigen Kelch, die 8—12blätterige Blumenkrone, die 8—9fächerige, vielsamige Kapsel, Sträucher in Carolina, die als Zierpflanzen kultivirt werden. D. barbara *L.*, D. radicans *Moench.*, hat knotige, wurzelnde Zweige, entgegengesetzte, eirund-längliche, an beiden Enden zugespitzte, gestielte, lederartige, gegen die Basis zu entfernt-gesägte Blätter und den Lindenblüthen ähnliche, weißliche, sehr wohlriechende Blumen in Enddoldentrauben. D. sarmentosa *Bosc.*, in Carolina, an sumpfigen Orten, hat keilförmig gebogene, kletternde und wurzelnde Stengel, ei-lanzettförmige, zugespitzte, an der Spitze gesägte Blätter und weiße, wohlriechende Blumen in 3theiligen Endtrauben. Man pflanzt diese Gewächse in eine lockere, fette, sandgemischte Dammerde, durchwintert sie am frostfreien Orte, gibt ihnen im Sommer einen etwas schattigen Standort und reichlich Wasser und vermehrt sie durch Ableger.

Decumates Agri (Zehntland), Landschaft im römischen Germanien, welche sich von der oberen Donau bis nach dem Mittelrhein hin erstreckte und ein Dreieck bildete, dessen eine Seite die Donau mit ihren Quellen, die andere der Mittelrhein bis zur Lahn bildet, während die dritte durch eine befestigte Linie bezeichnet war, die sich von der Donau bei Regensburg bis an die Lahn unweit ihrer Mündung in den Rhein zog. Noch vor Cäsars Zeit waren diese Gegenden von gallischen Helvetiern erobert und besetzt worden, nach deren Vernichtung oder Vertreibung durch die Sueven das Land als unbebaute Wüste dalag, bis sich wieder Gallier, durch Cäsar aus ihrem Vaterlande vertrieben, hier niederließen. Um eine schnelle und sichere Verbindung zwischen Rhätien u. den eroberten rheinischen Provinzen herzustellen, besetzte Drusus jene Landschaft, versah sie mit Straßen und Kanälen u. legte den Grund zu der erwähnten befestigten Linie. Tiberius, Domitius Ahenobarbus und M. Vinicius führten das von Drusus begonnene Werk fort, und die Landschaft bildete seitdem ein Vorland des römischen Reichs, vielleicht eine Art von Militärgrenzland gegen die noch unbezwungenen Germanen. Seit der Regierung des Kaisers Claudius geriethen zwar die dortigen Ansiedelungen in Verfall, aber Trajan stellte sie wieder her, und Hadrian erneuerte auch den schadhaft gewordenen Grenzwall wieder. Nicht weniger bemühten sich spätere Kaiser, durch Kolonien, besonders von Veteranen, die römische Kultur in diesen Gegenden immer mehr zu verbreiten und zu befestigen. Dies währte bis um 234 n. Chr., als die Alemannen ihre Angriffe auf dies römische Grenzland begannen. Schon zur Zeit des Kaisers Valerian (253) hatten sie sich desselben großentheils bemächtigt, und nach Aurelians Tod (275) fiel es ihnen ganz zu. Dem Kaiser Probus gelang es zwar, sie wieder über die Rauhalp und den Neckar zurückzutreiben, aber gleich nach seinem Tode (282) drangen sie aufs Neue in das Land ein, um es nicht wieder zu verlassen. Fortan bildete die Landschaft einen Theil Alemanniens, und der römische Limes transrhenanus, jener Grenzwall, der noch von Probus wieder hergestellt worden war, sank mit den meisten römischen Kastellen u. Städten in Trümmer. Der Wall, jetzt Teufelsmauer, Pfahlgraben 2c. genannt, etwa 50 deutsche Meilen lang, begann an der Donau oberhalb Regensburg, zog sich zuerst 12 Meilen weit in nordwestlicher Richtung hin, wandte sich dann plötzlich gegen Südwesten, darauf an Dinkelsbühl und Ellwangen vorbei zur Rems und über Gmünd nach Lorch, von wo er, fast einen rechten Winkel bildend, über Welsheim, Murhard, Meinhard, an Oehringen vorbei und über Jarthausen bis an den Odenwald lief. Bis hierher bestand er aus einer Mauer, von der sich hier und da noch 8—10 Fuß hohe Stücke erhalten haben, und hatte an der germanischen Seite einen tiefen Graben. In gewissen Entfernungen standen Thürme von beträchtlichem Umfange in der Mauer, und in größeren Zwischenräumen wurde sie durch Kastelle geschützt, deren Spuren in Lorch, Welsheim, Murhard, Meinhard und Jarthausen noch sichtbar sind. Am Odenwalde begann eine Reihe von Kastellen, die sich von Mudau bis nach Obernburg am Main zogen und mittelst eines Pfahlwerks mit Graben unter einander verbunden waren. Von Obernburg aus bildete der Main die Grenze bis Hanau, von wo sich wieder eine Mauer über Nidda, Homburg, Langenschwalbach nach der Lahn bei Ems hinzog. Außer den noch an vielen Stellen vorhandenen Ueberresten des Walles finden sich in dem dadurch abgegrenzten Dekumatenlande noch Ueberbleibsel römischer Straßen, die selbst hier und da noch benutzt werden, u. Trümmer römischer Tempel, wie von dem des Merkur bei Obrigheim am Neckar, von dem der Diana Abnoba bei Mühlenbach an der Kinzig 2c. Vergl. Buchner, Reise auf die Teufelsmauer, Regensb. 1818—21, 2 Thle.

Decuria (lat.), eine Abtheilung von 10 Personen, namentlich im alten Rom die 10 Ritter und 10 Senatoren, welche jede Kurie der 3 patricischen Tribus hatte, nach den 10 Dekaden oder den 10 Geschlechtern, in welche jede Kurie zerfiel. Da jede Tribus aus 10 Kurien bestand, so gab es zusammen 30 Ritter- und eben so viele Senatorendekurien. Im Heere bildeten 3 Ritterdekurien eine Turma. Dieses alte Eintheilungsprincip wurde später auch auf die Richter, Kollegien und Körperschaften verschiedener Art übergetragen, wobei man den Begriff der Zehnheit nicht immer festhielt, so daß D. oft irgend eine Abtheilung eines Kollegiums, einer Korporation, Gemeinschaft oder Menschenklasse bezeichnet.

Decurio (lat.), bei den Römern zunächst der Vorsteher einer Decuria, dann ein Oberster, Vorgesetzter, Aufseher überhaupt; besonders D. Equi-

tum, Anführer von 10 Reitern, Chef einer Turma, der erste und älteste der drei dazu gehörigen Reiterdekurionen (vergl. Decuria), auch ein Kavallerieoffizier überhaupt. D. (D. municipalis, Municipalsenator) hieß auch ein Mitglied des Senats einer italienischen, auch außeritalienischen Municipalstadt, Kolonie oder Präfektur. Ein solcher, nach dem Vorbilde Roms errichteter Senat hieß Ordo decurionum, später Ordo schlechtweg, auch Curia, selten Senatus, und hatte die ganze innere Verwaltung, namentlich die Magistratswahlen, das Finanzwesen, die Polizei ꝛc. zu besorgen. Die Dekurionen, später auch Curiales, Conscripti, Municipes und Senatores genannt, meist 100 an der Zahl, wurden zuerst von den städtischen Magistraturen, in der Folge vom Senat selbst, mit strenger Berücksichtigung der Ehrenhaftigkeit ihrer Geburt und Lebensweise, sowie nach einem bestimmten Vermögenscensus gewählt. An der Spitze der Geschäfte stand der erste D., Principalis genannt, der durch Wahl zu dieser Würde erhoben war und dieselbe lebenslänglich bekleidete, wenn er nach fünfzehnjähriger Amtsführung nicht freiwillig zurücktreten wollte. Des Dekurionats verlustig machte eine entehrende Handlung oder Strafe, sowie Verarmung oder Ergreifung eines niedrigen Gewerbes. Ursprünglich war der Stand der Decuriones sehr angesehen und mit vielen Vortheilen verknüpft. Er hieß sanctissimus, amplissimus, splendidissimus, nobilissimus ordo, hatte besondere Insignien, z. B. die Praetexta und Tunica laticlavia, nahm bei den öffentlichen Spielen, Mahlzeiten ꝛc. einen eigenen Platz ein, gelangte allein zu den verschiedenen städtischen Magistraturen, hatte ein Erbrecht an den Gütern eines erblos verstorbenen Mitgliedes, durfte nur vom Kaiser gerichtet werden, war von gewissen Strafen befreit und erhielt für Verarmte aus seiner Mitte Unterstützung aus der öffentlichen Kasse. Dennoch wurde das Dekurionat eine drückende Last, als seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. der kaiserliche Despotismus die freie Verfassung und Verwaltung der Municipalstädte antastete und zuletzt fast ganz vernichtete, denn seitdem verloren die Decuriones nicht bloß ihren Einfluß, sondern sie mußten sich auch die unleidlichsten Quälereien, Zumuthungen und Beschränkungen gefallen lassen. Genöthigt, mit ihrem Vermögen für die Lasten und Verpflichtungen der Gesammtheit zu haften, durften sie z. B. kein Geschäft unternehmen, wodurch die Erfüllung dieser pekuniären Verpflichtung hätte gefährdet werden können. Es war ihnen verboten, Etwas zu veräußern, zu verschenken, zu pachten, fremdes Vermögen zu verwalten und über mehr als den vierten Theil des ihrigen testamentarisch zu verfügen. Eben so wenig gestattete man ihnen, ohne Urlaub zu verreisen, nahm aber ihre Beutel für die öffentlichen Spiele und das Kronengold (aurum coronarium) stark in Anspruch. Daher kam es, daß allerlei Mittel angewendet wurden, dieser Last sich zu entziehen, und es mußten harte Strafen angeordnet werden, um der Entvölkerung der Municipalsenate vorzubeugen. Heiden und Juden mußten unter christlichen Kaisern eben so gut Decuriones werden, als Christen unter heidnischen Regenten, wenigstens sollten sie die Lasten tragen; es kam sogar eine Zeitlang vor, daß Aufnahme in den Municipalsenat als Strafe diktirt wurde. Trotz dieser Herabsetzung und Entwürdigung überlebte der Dekurionenstand die römische Herrschaft im Abendlande, u. diese seine Fortdauer ist für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten Italiens während des Mittelalters von bedeutendem Einflusse gewesen.

Decussis (lat.), 10 As, s. As.

De dato (lat.), abbrev. d. d., vom Tage der Ausfertigung an.

Debecker, Pierre Jacques François, belgischer Publicist und Staatsmann, geboren den 25. Januar 1812 zu Zèle in Ostflandern, ward bei den Jesuiten in St. Acheuil bei Amiens u. zu Freiburg in der Schweiz gebildet und widmete sich in Paris und Gent dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Neben der advokatorischen Praxis sich mit Eifer journalistischer Thätigkeit widmend, ward er zuerst Mitredakteur des „Journal de Flandres" und gründete 1837 mit Dechamps die klerikale „Revue de Bruxelles", die 1850 einging. Auch als Dichter versuchte er sich und gab 1835 zwei Bändchen Gedichte unter dem Titel „Religion et Amour" heraus. Im Jahre 1837 in den Provinzialrath von Ostflandern gewählt, war er hier 4 Jahre lang thätig, bis er 1839 für Termonde in die Deputirtenkammer trat. Obwohl er sich hier der katholischen Partei anschloß, so wußte er doch seine Selbstständigkeit zu bewahren und ward daher von den Ultramontanen der Schwäche und Inkonsequenz geziehen. Vom vermittelnden Standpunkte aus bekämpfte er sowohl das 1845 ans Ruder gelangte ultrakatholische Ministerium de Theux, als das diesem folgende liberale Kabinet Rogier. Seine politischen und socialen Theorien setzte er in mehren Schriften, wie „Du petitionnement en faveur de la langue Flamande" (1840), worin er sich zu Gunsten der vlämischen Sprachbewegung aussprach, u. a. auseinander, stets die katholische Religion nicht nur als die sociale, sondern auch als die nationale Grundlage des belgischen Staatswesens anpreisend. Nachdem er dem liberalen Ministerium „der neuen Politik" von 1847 gegenüber anfangs eine gemäßigte, fast neutrale Stellung eingenommen hatte, verließ er diese, als die katholische Partei seit 1852 ihr Haupt kühner erhob, und griff als Publicist den Liberalismus zwar nur versteckt, desto offener und entschiedener aber das liberale Kabinet an. Nachdem dasselbe am 2. März 1855 seine Entlassung genommen, übernahm er am 30. dieses Monats in dem neuberufenen Ministerium Vilain XIV. das Portefeuille des Innern. Seine Stellung war in sofern eine mißliche, als er von dem Drängen der Ultramontanen fast mehr zu leiden hatte, als von der liberalen Opposition. Mit halben Maßregeln und Vermittelungsversuchen vorsichtig zwischen den Klippen hindurchsteuernd, scheiterte er schließlich an dem Wohlthätigkeitsgesetze, das unter der Firma der Freiheit der milden Stiftungen diese völlig in die Hände des Klerus zu spielen versuchte. Da die Aufregung im Lande bis zu tumultuarischen Bewegungen stieg, so suchte der König selbst zwischen D. und dem Volke zu vermitteln, vermochte aber die erregten Gemüther nicht zu beruhigen. Als die Wahlen der Gemeinderäthe im Oktober 1857 sehr zu Gunsten der Liberalen ausfielen, trat das Kabinet ab, einem liberalen unter Rogier und Frère-Orban Platz machend. D.s von den Oekonomisten geschätzte „Histori-

schen und kritischen Studien über die Leihhäuser" verschafften D. einen Sitz in der literarisch-politischen Sektion der belgischen Akademie.

Dedekind, 1) Friedrich, deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts, geboren um 1525 in Neustadt im Holsteinischen, studirte zu Wittenberg Theologie, ward daselbst Magister, bekleidete seit 1551 eine Predigerstelle in seiner Vaterstadt, ward 1575 Pastor zu Lüneburg und † als Inspektor der sämmtlichen Kirchen im Bisthum Lübeck den 27. Februar 1598. Sein Hauptwerk ist sein „Grobianus" in lateinischen Versen (Frankfurt 1549; 9. Aufl., Bremen 1704; deutsch von Scheydt, Worms 1551, von Hellbach, 1567, und von Scherffer, 2. Aufl. 1708; englisch, London 1739), ein Sittengemälde jener Zeit, in der er erschien und erneuert wurde. D.s beide Dramen: „Der christliche Ritter" und „Der bekehrte Papist", haben eine religiöse, resp. lutherische Tendenz.

2) Konstantin Christian, deutscher Dichter, aus Rheinsdorf gebürtig, kaiserlicher gekrönter Poet und kursächsischer Steuerkassirer u. Kammermusikus, † 1697. Er schrieb geistliche Lieder („Heilige Myrrhenblätter", Dresden 1665; „Davidische Herzenslust", daselbst 1680) und namentlich Opern geistlichen Inhalts nach der Weise der Mysterien, gesammelt als „Neue geistliche Schauspiele, bequemet zur Musik" (daselbst 1670, 2. Aufl. 1676) und „Heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit in musikbequemen Schauspielen angewendet" (das. 1676). D.s geistliche Lieder gingen in mehre Sammlungen über, sind aber mit Recht jetzt der Vergessenheit anheimgefallen. Als Mitglied des elbischen Schwanenordens führte er den Namen Concordin.

Dedham, Hauptort der Grafschaft Norfolk im nordamerikanischen Freistaat Massachusetts, am Charlesriver und an der Eisenbahn von Boston nach Providence, mit 5633 Einw., Lieblingsaufenthalt für viele Bostoner.

Dedikation (dedicatio), bei den Römern die feierliche Einweihung eines Tempels oder eines andern Gebäudes von heiligem Charakter. Zwei eigens dazu vom Volke u. Senat bestimmte höhere Magistratspersonen (Duumviri dedicandis templis) begaben sich in Begleitung des Pontifex Maximus, eines Pfeifers und eines Zeugen nebst einem Herold zu dem vollendeten Baue; nach dem Eintritte gebot der Herold Stille, der Magistrat ergriff die Pfosten u. sprach unter Begleitung der Tibia laut und vernehmlich eine feierliche Einweihungsformel, welche ihm der Pontifex vorsagte. Darauf folgten Opfer, bisweilen auch feierliche Spiele und andere Lustbarkeiten. Häufig erhielt das Gebäude eine Inschrift mit dem Jahre und Tage der D., den Namen der Erbauer u. der weihenden Magistratspersonen. Das Recht, die letztern zu ernennen, ging später vom Volke und Senat auf die Kaiser über. Die D. ertheilte dem durch sie den Göttern übergebenen Tempel ꝛc. den Charakter der Heiligkeit, Unverletzbarkeit und Unantastbarkeit, so daß Niemand daran mehr eine Aenderung vornehmen, davon Besitz ergreifen oder Ansprüche darauf erheben durfte, selbst nicht auf die Ruinen, es sei denn, daß vorher eine feierliche Entweihung od. Evokation Statt gefunden hatte. Jetzt gebraucht man das Wort für die Zueignung oder Widmung von Geistes- und Kunstprodukten, besonders von Schriften an eine Person (auch eine verstorbene), eine Sitte, die zwar schon bei den Alten im Gebrauche, aber damals als ein reines Geschenk des Verfassers anzusehen war, indem Derjenige, dem das Werk zugeeignet war, das Manuskript selbst erhielt u. dann für die Verbreitung desselben sorgte. Seitdem jedoch nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Vervielfältigung der Exemplare leicht ward, pflegen die Schriftsteller theils aus Verehrung u. Dankbarkeit, theils um ihr Werk zu empfehlen, theils auch wohl in der Hoffnung einer Belohnung, Beförderung u. Unterstützung ihr Werk irgend Jemandem zu dediciren, indem sie gewöhnlich ein Prachtexemplar ihm überreichen und eine D. vordrucken lassen.

Dedinowo, Marktflecken im kolomnaer Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Moskwa, an der Oka, hat lebhaften Handel (mit Getreide, Mehl ꝛc.) und eine Schiffswerfte, auf welcher alle Fahrzeuge (Strugen) erbaut werden, welche zum Transport des Korns aus den getreidereichen Gegenden Mittel- und Südrußlands nach Moskau bestimmt sind.

Dediren (v. Lat.), zu etwas dedit, abbreviirt dt., d. i. er hat gegeben, bezahlt, hinzusetzen; daher eine Schuld austhun, streichen, etwas als bezahlt anerkennen.

Dedition (deditio), Uebergabe, Ergebung, besonders bei den Römern die feierliche Ergebung einer Stadt oder eines Volkes auf Gnade und Ungnade, od. auf freien Abzug, die stets mit Ablegung der Waffen der sich Ergebenden und andern Demüthigungen verbunden war. Das Zeichen, wenn sich Jemand ergeben wollte, war, daß er den Schild auf den Kopf legte. Dediticii hießen daher die fremden Unterthanen Roms, welche sich auf Diskretion ergeben hatten, entweder weil sie im Kriege besiegt und aufs Aeußerste gebracht worden waren, oder um Schutz gegen andere Feinde zu erhalten, wie die Kampaner und Lukaner. Das Verhältniß dieser niedrigsten Unterthanenklasse zu Rom war verschieden nach den Umständen, unter welchen die Ergebung erfolgt war; gewöhnlich hatten die Dediticii mit dem gänzlichen oder theilweisen Verluste der Freiheit eine Menge Lasten zu tragen, z. B. Kriegsdienste zu thun, Steuern zu geben. Am härtesten wurden Diejenigen behandelt, welche sich nach einer Empörung oder erst nach vollendeter Eroberung und Besiegung übergeben hatten. Den gleichen Namen führte die unterste Klasse der Freigelassenen, nämlich derjenigen, die als Sklaven eine entehrende Strafe erlitten hatten. Sie konnten weder Cives, noch Latini werden, durften nicht in Rom leben, nichts durch Fideikommisse erwerben ꝛc.

Dedjuchin, Bergstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Perm, hat große, der russischen Krone zugehörige Salzwerke. Im Durchschnitt der Jahre 1839—44 wurden auf den hiesigen Salinen 1,770,000 Pud Sudsalz erzeugt, während alle übrigen Kronssalinen noch nicht die Hälfte der zu D. gewonnenen Sudsalzausbeute erzielten. In neuerer Zeit ist die hiesige Erzeugung von Sudsalz nicht mehr so beträchtlich gewesen, seit die Ausbeute des Kochsalzes aus dem Stein- u. Seesalz zunahm. Das Erforderniß bedeutender Arbeitskräfte hat in D. eine große Bevölkerung hervorgerufen; die hie-

fige Volkszahl schwankt je nach der größeren oder geringeren Salzproduktion zwischen 3000—5000 Seelen.

Dedo (span.), Daumen, daher spanisches Längenmaß, = 7⁵/₆ französische Linien, 12 Dedi = 1 Palmo oder Quarto.

Deduktion (v. Lat.), im Allgemeinen jede Beweisführung, bei schriftlichen Darstellungen die Entwickelung aus Gründen, enthaltend eine vollständige Darlegung der Sache mit der daraus abgeleiteten Folgerung, deren Beweisführung man bezweckt. Im Prozeß insbesondere ist D. jede weitere rechtliche Ausführung oder Beweisführung. Man spricht von einer D. der Klage, sofern jede Klage ein Syllogismus ist, in welchem das Gesuch an das Gericht um Gewährung des Rechtsschutzes die Konklusion bildet und aus einer Mehrzahl von Prämissen hervorgeht, durch welche der Richter von der Wichtigkeit des Gesuchs überzeugt werden soll. Ganz analog ist die Gegenduktion des Beklagten. Ebenso gibt es ein Deduktions- u. Gegenduktionsverfahren im Beweise, sofern jeder Theil darzulegen und auszuführen versucht, daß seine Beweisführung gelungen, die des Gegentheils aber mißlungen od. doch wieder entkräftet worden sei. Dies Deduktionsverfahren bildet den Schluß des ordentlichen Prozesses und geht daher unmittelbar dem Endurtheil voraus. Unter Deductio causalium insbesondere versteht man die Rechtfertigung des eingewendeten Rechtsmittels der Restitution. Soll die D. politische oder staats- und völkerrechtliche Ansprüche begründen, so nennt man sie auch Staatsschrift. Große Sammlungen solcher D.en enthalten die „Staatskanzlei" von Faber und Reuß, sowie Lünigs, Jenichens und Siebenkees' „Bibliotheca deductionum", auch Klübers „Staatsarchiv des deutschen Bundes". Im philosophischen Sprachgebrauch verstehen Kant und Fries unter D. die Begründung der philosophischen unmittelbaren Behauptungen, im Gegensatz zur Demonstration, d. i. zur Begründung der Urtheile unmittelbar aus der Anschauung. Durch die D. suchte Fries die Rechtfertigung aller Principien a priori zu geben, wobei er sich an die kantische Theorie von der erkennenden Vernunft anschloß. Kant unterwarf der D. bloß die sogenannten metaphysischen Kategorien, d. h. er zeigte, daß die Kategorien nothwendig auf die Erfahrung angewendet werden müssen, indem sie eine objektive, nur denkbare Verbindung (intellektuelle, objektive, synthetische Einheit) enthalten, welche nach ihm die Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt ist. Nach dieser Ansicht ist dann keine D. für die Ideen möglich, denn diese geben rücksichtlich der Erfahrung bloße Grenzbestimmungen und können in der Erfahrungserkenntniß nicht angewendet werden. Fries findet diesen Gebrauch der D. unvollständig. Indem er, um der durchgängigen subjektiven Wendung der Spekulation treu zu bleiben, der objektiven Gültigkeit der Sinnesanschauung im Voraus einen Vorzug nicht einräumt, sondern alle Erkenntnisse gleichmäßig nur als Thätigkeiten unseres Geistes untersucht, erhält er auch gleichmäßig D.en für alle Principien a priori: mathematische und philosophische, spekulative und praktische, Kategorien und Ideen.

Dee, Name mehrer Flüsse in Großbritannien; die bedeutendsten sind: 1) D. in Nordwales, entspringt in der Grafschaft Merioneth, verfolgt erst eine nordöstliche (den See Bala durchfließend), dann eine östliche, zuletzt eine nördliche und nordwestliche Richtung und mündet nach 17 Meilen in weiter Mündung in das irische Meer; ist nicht schiffbar, aber an der Mündung kanalisirt. — 2) D. in Schottland, entspringt auf den Cairngormbergen, durchfließt in östlicher Richtung den Südwesten der Grafschaft Aberdeen, scheibet diese dann von der Grafschaft Kincardine und mündet nach 20 Meilen, nur auf eine kurze Strecke schiffbar, bei Newaberdeen in die Nordsee; bildet mehre Fälle. — 3) D. in der schottischen Grafschaft Galloway, mündet nach 10 Meilen Laufs unterhalb Kirkcudbright in den Solwayfirth.

Deelen, Dirk oder Dietrich, holländischer Perspektivmaler, geboren 1607 zu Alkmaar, nach Andern 1635 zu Heusden, Schüler von F. Hals zu Haarlem, † zu Ende des 17. Jahrhunderts zu Armuiden in Zeeland, wo er auch eine Zeitlang Bürgermeister gewesen war. Gemälde von ihm, besonders Kirchen, Paläste u. dgl., durch vortreffliches Helldunkel, treue Nachahmung der Natur und bezaubernde Durchsichtigkeit ausgezeichnet, zieren noch jetzt als Prachtstücke mehre Sammlungen Hollands und Deutschlands, z. B. das braunschweiger Museum, die kaiserliche und die gräflich thurnsche Gallerie zu Wien, in letzterer der Herzog Alba als Regent der Niederlande unter dem Thronhimmel, zur Rechten der Kardinal Granvella, zur Linken der Vorsitzer der Inquisition.

Dees (Denesch, Desium, Dionysiopolis), Stadt im siebenbürgischen Komitat Innerszolnok, westlich von Bistritz, in hübscher Lage am Zusammenfluß der großen u. kleinen Szamos, mit einem Franciskanerkloster, einem Spital, Siechenhaus und 4600 Einw. (meist Ungarn), die Feld- u. Weinbau treiben; war 1850—60 Hauptort des gleichnamigen Kreises. D., einst Sitz der Grafen von Bethlen, soll der erste Ort in Siebenbürgen gewesen sein, der das Christenthum annahm. In der Nähe das ungarisch-romänische Dorf Deesakna mit 2020 Einw. und bedeutenden Steinsalzgruben (1856: 116,942 Centner) und die Ruinen des uralten Schlosses Deesvar (Dvar).

De facto (lat.), der That nach, faktisch, abgesehen davon, ob es auch rechtlich begründet (de jure) ist oder geschieht, daher de facto et absque jure, eigenmächtig und widerrechtlich.

Defectivum (lat.), ein beugungsfähiges Wort (Substantiv od. Verbum), von dem aber nicht alle Formen im Gebrauch sind. Nomina defectiva sind solche Hauptwörter, welche bloß in der Einzahl od. Mehrzahl oder nur in einzelnen Casus gebräuchlich sind; Verba defectiva, Zeitwörter, von denen nur gewisse Zeitformen, Modi oder Personalformen vorkommen.

Defekationskalk, eine Verbindung, die in den Purifikatoren der Gasanstalten gewonnen wird, indem das Gas den kaustischen Kalk durchzieht, der sich mit dem Schwefelwasserstoff, mit dem das Gas verunreinigt ist, verbindet. Nebst dem Schwefelwasserstoff enthält der D. etwas Ammoniak und schwefelige Säure. Der D., mit einem achtfachen Maß Erde vermischt, ist ein vortrefflicher Dünger und vertilgt Ungeziefer und Unkräuter.

Defekt (v. Lat.), mangelhaft, unvollzählig; als

Substantiv s. v. a. Mangel, Fehler; daher Defektbogen, im Buchhandel Bogen in einem verkauften Werke, welcher einzulegen vergessen oder beschädigt worden ist und daher vom Buchbinder nachverlangt wird, u. Defekte, in der Buchdruckerei solche Buchstaben einer Schrift, welche während des Satzes eines Werks fehlen und daher nachbestellt werden müssen; defektiren, eine Rechnung in Beziehung auf etwaige Rechnungsfehler durchsehen.

Defektion (v. Lat.), Abfall, Verfall; daher Defektivkirchen, bei den Katholiken alle von der römischen Kirche als der allein wahren abgefallene Kirchen.

Defenders (engl., Vertheidiger), eine politische Verbindung in Irland, deren Zweck die Aufrechthaltung u. Erlangung politischer u. religiöser Freiheit in Irland war und deren Ursprung auf die Zeit des Sieges Wilhelms III. über die Irländer am Bonnefluß (am 30. Juni 1688) zurückzuführen ist. Anfänglich waren es nur die Häupter der presbyterianischen Partei, welche die Verbindung eingingen; nach jener Schlacht aber traten hauptsächlich die irischen, selbst die gedrückten englischen Katholiken hinzu, um hier Schutz gegen politische Verfolgung zu suchen. Doch scheint die Verbindung den Namen D. und den bestimmten Zweck, Irland vom englischen Joche zu befreien, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts angenommen zu haben. Sie nahmen den wesentlichsten Antheil an den Aufständen von 1797—98. Nach dem unglücklichen Ausgange des letzten Versuchs, die britische Regierung zu politischen Koncessionen zu zwingen, löste sich die Verbindung auf, und seitdem ist allmählig selbst ihr Name in Vergessenheit gekommen. Aber Geist und Tendenz der D. erhielten sich u. bildeten die Grundlage zu des Agitators Daniel O'Connell Repealassociation.

Defension (v. Lat.), s. Vertheidigung.

Defensioner (v. Lat.), zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Kursachsen die aus Eingebornen, hauptsächlich zur Vertheidigung der Städte, aufgestellten Mannschaften, eine Art Landwehr, die nur zur innern Vertheidigung des Landes verwendet wurde. Im Herzogthum Gotha bestanden die D. bis 1814.

Defensive (v. Lat.), diejenige der beiden Hauptformen der kriegerischen Thätigkeit, wobei es, im Gegensatz der Offensive, bloß auf Vertheidigung, nicht auf Angriff abgesehen ist. In der D. erwartet man den Feind in einer Aufstellung und wehrt seinen Angriff ab, indem man ihn zurückschlägt. Man bedient sich ihrer aber nur so lange, als man ihrer der Schwäche wegen bedarf, gibt sie aber auf, sobald man sich zum Angriff, zur Offensive, stark genug fühlt. Hat z. B. der Gegner seine Kräfte durch unausgesetzte Angriffe auf die Stellung des Vertheidigers erschöpft, oder hat er durch excentrisches Vorrücken auf den Kriegsschauplatz des Vertheidigers seine Streitkräfte zersplittert, so kann der Vertheidiger dieses Verhältniß benutzen und zum Angriff übergehen. Hinsichtlich der Ausführung der D. lassen sich 3 Arten unterscheiden, je nachdem man dem erwarteten Angriffe des Feindes durch einen Einfall in dessen Land zuvorkommt, oder den Vertheidigungskrieg auf der Grenze des eigenen Landes, oder diesen im Innern desselben führt. Die erste dieser Arten ist anwendbar und nützlich, wenn man, im Besitze bedeutender u. schon vereinigter Streitkräfte, die Aussicht hat, die Streitkräfte des Feindes durch Ueberraschung mit Einem Schlage zu zerstören und dadurch die fernern Anstalten desselben zu lähmen oder vielleicht ganz unwirksam zu machen, wenn es darauf ankommt, feindliche Koalitionen entweder zu verhindern, oder durch einen Gewaltstreich zu trennen 2c. In diesem Sinne haben fast alle unternehmenden Feldherren ihre Vertheidigungskriege geführt, z. B. Karl XII. bei seinem Einfalle in Dänemark, Friedrich II. bei dem in Sachsen 1756 2c. Doch erfordert diese Art D. ein schlagfertiges Heer, geringere Kampfbereitschaft des Feindes u. strenges Geheimhalten des Plans. Die zweite Art der D., bei der es sich am ersten ergibt, wer der Angreifende sei, ist nur in gewissen Fällen anwendbar, wenn z. B. die Streitkräfte auf beiden Theilen ziemlich gleich sind, wenn die Landesgrenze von Natur oder durch Kunst fest ist 2c. Die dritte Art hebt nicht, wie die erste, die Natur der D. gewissermaßen auf und hat doch einen entschiedeneren Charakter, als die zweite. Die Vortheile derselben beruhen auf dem einfachen u. durch die Erfahrung aller Kriege bewährten Grundsatze, daß die Kraft der Operationen mit der Länge der Operationslinie abnimmt und im umgekehrten Verhältnisse steigt. Der Nachtheil, daß sie die Grenzprovinzen der Willkür u. den Verwüstungen des Feindes überläßt und dadurch nicht selten eine üble Stimmung unter den Einwohnern verbreitet, wird unbedingt von dem oben bemerkten Vortheile aufgewogen, besonders wenn die Grenzprovinzen fruchtarm u. wenig kultivirt sind und es dem Vertheidiger möglich wird, die Einwohner mit in das Interesse des Krieges zu ziehen. In diesem Sinne war der Defensivkrieg der Russen 1812, vorausgesetzt, daß der Rückzug derselben vom Niemen bis nach Moskau planmäßig war, auf das Zweckmäßigste eingeleitet. Defensivstellung heißt diejenige Stellung, welche das Vordringen des Feindes in einer bestimmten Richtung verhindern oder wenigstens erschweren soll. Sie braucht nicht eine sogenannte feste Stellung zu sein; aber es ist vortheilhaft, wenn die Hauptstraße von ihr rechtwinkelig durchschnitten wird, weil alsdann der Rückzug, auf welchen immer Bedacht genommen werden muß, die wenigsten Schwierigkeiten verursacht. Andere Bedingungen einer guten Defensivlinie sind: Stützpunkte für die Flanken, freie Aussicht vor der Fronte, Annäherungshindernisse im wirksamsten Bereich der Batterien, natürliche Deckung gegen das feindliche Feuer u. verdeckte Aufstellung der Reserven. Wo die Natur solche Hülfsmittel versagt, muß die Kunst sie zu ersetzen suchen, theils durch Anwendung der Fortifikation, theils durch zweckmäßige Vertheilung der Waffengattungen. Befindet sich ein fester Platz in der Nähe der Stellung, so gewinnt diese dadurch sehr an Festigkeit; er kann ihr sowohl zum Stützpunkt, als auch zur Sicherung des Rückens dienen und ist im äußersten Falle ein Zufluchtsort für die Verwundeten, Versprengten u. für das Artilleriematerial. Die besten Defensivstellungen bietet ein wellenförmiges, stellenweise durchschnittenes und bedecktes Terrain; im Gebirge sind sie seltener zu finden und können dort in der Regel leichter umgangen werden. Obgleich die Defensivstellungen durch die Biegsamkeit der jetzigen Infanterietaktik und die Verbesserung

des Artilleriematerials viel von ihrem frühern Werthe verloren haben, so sind sie doch immer noch sehr wichtig; nur muß man sie nicht auf die bloße Behauptung der Stellung beschränken, sondern, sobald die Zerstückelung oder Ermüdung des Angreifers den Sieg wahrscheinlich macht, selbst zum Angriff übergehen. Defensivlinien sind Positionen, welche durch Befestigungen verstärkt sind, wie z. B. die weißenburger Linien; doch geben auch natürliche Terraingegenstände, wie Höhenzüge, Waldränder ꝛc., Defensivlinien ab.

Defensor (lat.), Vertheidiger, gerichtlicher Anwalt, Sachwalter, bevollmächtigter Geschäftsführer, Vertreter einer Stadt, Gemeinde, Korporation ꝛc. Von besonderer Wichtigkeit ist die Stellung des D. im Strafverfahren. Man unterscheidet hier zwischen dem freiwillig erwählten und dem von Amtswegen aufgestellten sogenannten Officialdefensor. Jedem Angeschuldigten nämlich muß der Gebrauch eines rechtsgelehrten Vertheidigers verstattet sein, in wichtigeren schweren Fällen aber wird in der Regel dem Angeschuldigten, namentlich auch dem vermögenslosen Angeschuldigten, ein solcher von Amtswegen bestellt. In der Regel läßt man in beiden Fällen dem Inkulpaten die Wahl unter den fähigen Sachwaltern, welche sich dieser Pflicht nicht entziehen dürfen. Der peinliche D. hat eine wesentlich verschiedene Stellung von derjenigen des Sachwalters im bürgerlichen Prozeß. Während der letztere streng an den Willen seines Klienten gebunden ist, steht der Kriminaldefensor viel freier da. Er hat unbeschränkte Befugniß, Alles das vorzunehmen, was er zur Vertheidigung seines Klienten für nothwendig erachtet, soweit er hierbei nicht wider seine Ueberzeugung handelt. Er kann daher, wenigstens jedenfalls nach dem Schlusse der Voruntersuchung, die Einsicht der Gerichtsakten u. Abschriften wichtiger Aktenstücke begehren, sowie sich mit seinem Klienten unter vier Augen unterreden. Bei seiner Vertheidigung hat er darauf zu achten, daß er nichts gegen sein Gewissen vorbringe und die dem Gesetze und Gerichte schuldige Achtung nicht verletze, im Uebrigen aber mit Freimüthigkeit und Voranstellung der Interessen seines Klienten vor allen persönlichen Rücksichten aufzutreten. Für seine Bemühungen hat er ein Honorar zu beanspruchen, welches in der Regel vom Klienten, oft aber, wie z. B. bei Officialdefensionen, bei Freisprechungen des Angeschuldigten, auch vom Staate zu gewähren ist. S. Vertheidigung. D. reipublicae, D. colonorum, D. plebis, D. civitatis hieß seit 365 n. Chr. in den römischen Municipien, Kolonien ꝛc. eine obrigkeitliche Person zur Beaufsichtigung der Rechtspflege und zum Schutze gegen etwaige Bedrückungen der Statthalter oder anderer Vornehmen. Ein derartiger D., seit Justinian eine wirkliche Magistratsperson, wurde von der ganzen Stadt gewählt u. vom Präfekten nur bestätigt; er hatte zugleich eine untergeordnete Civiljurisdiktion bis zum Betrage von 60 Solidi (seit Justinian bis 300 Solidi), durfte Vormünder ernennen, Protokolle über allerlei Rechtsgeschäfte aufnehmen, in Kriminalsachen jedoch nur verhaften und die Sache instruiren. In Provinzialstädten, wo keine Magistraten waren, ersetzte er dieselben.

Defensor fidei (lat., d. h. Beschützer des Glaubens), Titel der Könige von England, den Heinrich VIII. vom Papst Leo X. für seine Schrift gegen Luther erhielt, in welcher er die päpstliche Gewalt, den Ablaß und die 7 Sakramente vertheidigte. Früher führten diesen Titel die Schweizer, wegen ihres Siegs über die Franzosen 1412.

Deferens (lat.), bei den Astronomen derjenige Kreis, in welchem sich entweder ein Planet selbst, oder der Mittelpunkt seines Epicykels bewegt, doch immer mit einem Beinamen, z. B. D. epicyclum, D. lunae, D. solis, D. nodus ꝛc. Durch letzteres suchte man die Bewegung der Knoten zu erklären.

Deferiren (v. Lat.), in der Rechtssprache s. v. a. genehmigen, bewilligen, z. B. einem Gesuche deferiren, auch s. v. a. antragen, anbieten, z. B. einen Eid. Davon Deferent, Anbringer, Angeber.

Deficient (v. Lat.), fehlend, deficiente pecunia, bei Geldmangel; dann abtrünnig, dienstuntauglich; daher Deficientenpriester, im katholischen Kirchenwesen zur seelsorgerlichen Thätigkeit untauglich gewordene Priester, die vom Abwurf ihrer durch einen Administrator verwalteten Pfründen oder, wie in Österreich, aus dem sogenannten Religionsfond erhalten werden.

Deficit (lat., d. h. es fehlt), das Fehlende, besonders im Staatshaushalte der Unterschied zwischen der Einnahme und Ausgabe, um dessen Betrag die erstere zu gering ist. Die Mittel zur Deckung eines D. und zur Vermeidung desselben unter Bewahrung des Rechts und des Staatskredits sind: Minderung der Ausgaben, Erhöhung der Einnahmen, oder beide zugleich, neue Anleihen od. sonstige außerordentliche Maßregeln. Mißgriffe würden es von Seiten der Finanzverwaltung sein, wenn sie ihr D. durch Vorausnahme der Einkünfte, durch neue, die Betriebsamkeit oder die Sittlichkeit der Unterthanen störende Auflagen, durch Lotto ꝛc. decken wollte, wogegen ein gut geregeltes, auf den Grundsatz möglichster Gleichheit der Unterthanen basirtes Steuersystem allein heilsam ist. D. (Kassendeficit) heißt auch die Summe, welche an dem Status einer Kasse zufolge des durch die Bücher gegebenen Ausweises fehlt (s. Kassendefekt), u. der durch die kaufmännische Bilanz sich herausstellende Verlust.

Défilé (franz.), Enge, jeder Weg oder Durchgang, der durch Terrainhindernisse so beengt ist, daß er keine andere Marschordnung gestattet, als mit schmaler Kolonnenfronte. Es gibt 2 Hauptarten von Defiléen: solche, die als Verbindungsmittel zwischen zwei Terrainabschnitten erscheinen, wie z. B. Brücken- und Dammwege und Wege, die in dem schwer zugänglichen Terrain selbst fortlaufen, oft mehre Meilen lang sind und bald enger, bald weiter werden, wie z. B. Straßen in Thälern, Gründen, Ortschaften, dichten Wäldern, morastigen Niederungen ꝛc. Das D. wird zum Engpaß, wenn es ohne bedeutenden Umweg nicht zu umgehen ist. Die Ausgänge werden Debouchéen genannt. Die Umstände, unter denen Defiléen im Krieg eine Rolle spielen, lassen sich auf folgende 3 Hauptfälle zurückführen: wenn ein D. auf der Rückzugslinie eines Corps liegt, das sich mit Sicherheit hin und durch dasselbe ziehen will und durch den Feind verfolgt wird; wenn ein Corps, das im Besitze eines D. ist, aus demselben hervorbrechen will, und der Feind dieses zu verhindern sucht; wenn ein Corps im Be-

sitze eines D. ist, das ein anderes Corps erobern will. Defiléfeuer wird diejenige Feuerart genannt, bei welcher jedes Glied der im D. stehenden Kolonne, nachdem es abgefeuert hat, zu beiden Seiten der Kolonne zurückläuft, sich hinten wieder formirt und die Gewehre ladet. Eine Pelotons- oder Divisionskolonne kann auf diese Weise ein ununterbrochenes Gliederfeuer unterhalten und das Vorrücken einer feindlichen Infanteriekolonne im D. sehr erschweren. Defilegefecht heißt ein Gefecht, das von oder gegen Truppen, die sich in einem D. befinden, geliefert wird. Das Verfahren dabei wird durch die Beschaffenheit des D., die Eigenthümlichkeit der Waffengattungen und den Zweck des Gefechts bestimmt. In letzterer Beziehung findet nämlich ein großer Unterschied Statt, je nachdem ein D. um jeden Preis genommen oder eine Anzahl Stunden vertheidigt werden soll, oder die Dauer des Gefechts nach Umständen verlängert oder abgekürzt werden darf. Ein D. durchschreiten heißt defiliren (Defilémarsch). Man defilirt vor- oder rückwärts, je nachdem man im Vor- od. Rückmarsch begriffen ist; in beiden Fällen kommt es darauf an, schnell und mit Ordnung durch das D. zu gehen, und jedes Stocken, sowie jede Trennung der Abtheilungen zu vermeiden. Sobald die Spitze der Kolonne im Vormarsch sich dem D. nähert, beschleunigt sie ihren Marsch dergestalt, daß die Verkleinerung der Kolonnenfronte des ersten Bataillons dem zweiten Bataillon keinen Aufenthalt verursacht. Der Marsch durch das D. muß mit der größten Ordnung geschehen; kein Mann darf aus der Reihe treten. Hat man den Ausgang erreicht, so geht es im Geschwindschritt noch so lange fort, bis die Kolonnenspitze den erforderlichen Vorsprung gewonnen hat, um ohne Störung der nachfolgenden Kolonnen die frühere Marschform wieder anzunehmen. Nur bei Defiléen von mehr als einer halben Stunde Ausdehnung darf der Durchmarsch etwas langsamer von Statten gehen. Je länger ein D. ist, um so schwieriger ist es, den Durchgang zu erzwingen und den jenseits mit Geschütz und Truppen stehenden Feind zu vertreiben, der durch eine zweckmäßige Aufstellung des ersteren das Herauskommen verwehren kann. Defiliren heißt auch in schmaler Fronte den Parademarsch ausführen, was sowohl in offener, als in geschlossener Fronte geschehen kann.

Defilement (v. Franz.), in der Befestigungskunst das Decken der hinteren Festungswerke oder des inneren Raums durch die vorderen, damit sie nicht von dem höher stehenden Feind eingesehen und beschossen werden können, oder eine solche Anordnung der Profilirung u. der Lage der einzelnen Linien, daß dadurch die Nachtheile sowohl des Ueberhöhens, als auch der Enfilade ausgeglichen od. vermieden werden. Hiernach unterscheidet man horizontales und vertikales D. Das horizontale D. besteht darin, die Linien so zu legen, daß sie der Feind nicht der Länge nach bestreichen (enfiliren) kann, ihre Verlängerungen also, vorzüglich in den Entfernungen des wirksamen Geschützbereichs, keine Höhen treffen, auf welchen der Feind seine Artillerie auffähren könnte, sondern vielmehr über solche Terrainstellen weggehen, welche durch daselbst befindliche Terrainhindernisse oder überhaupt durch ihre Unwegsamkeit es dem Feinde unmöglich machen, sich im wirksamen Geschützbereich aufzustellen. Durch das vertikale D. soll die Höhe der Brustwehr einer jeden Befestigung so bestimmt werden, daß alle hinter der Brustwehr befindlichen Gegenstände so weit, als man gedeckt sein will, durch gerade feindliche Schüsse nicht getroffen werden können. Diese Höhenbestimmung der Brustwehr hängt von dem Standpunkte ab, von dem aus der Feind die Brustwehr beschießen kann. Hierbei können 3 Fälle vorkommen: wenn der Feind sich innerhalb seines Waffenbereichs nicht höher aufstellen kann, als der Bauhorizont der Befestigung liegt; wenn seine Aufstellung nur auf tiefer, oder wenn sie nur auf höher liegenden Terrainpunkten erfolgen kann. In den beiden ersten Fällen ist die entsprechende Höhenbestimmung keinen Schwierigkeiten unterworfen, im letzteren Falle aber muß die erforderliche Höhe jedesmal auf dem Bauplatze der Befestigung gegen die überhöhenden Terrainstellen, von wo aus man beschossen werden kann, ermittelt werden. Wenn dergleichen dominirende Höhen nur vor Einer Seite der auszuführenden Befestigung liegen, so ist die beabsichtigte Deckung ohne große Schwierigkeiten zu erreichen, weshalb auch dieses D. das einfache heißt. Denkt man sich nämlich auf die deckende Schutzwehr, sei es bloß eine einfache Brustwehr od. ein Wall mit Brustwehr, eine Ebene gelegt, so sind die hinter diesem Deckmittel befindlichen Gegenstände nur dann dem Auge des auf den Höhen befindlichen Feindes entzogen, wenn jene Ebene (plan de défilement) über die zu deckenden Gegenstände und zugleich über den Kopf eines jeden Feindes hinwegstreicht, und es kommt daher darauf an, die Lage einer solchen Defilementebene ausfindig zu machen und die Schutz- oder Brustwehr überall so weit zu erhöhen, bis sie diese Ebene erreicht. Die Lage dieser Ebene einer Befestigungslinie findet man, wenn man an der Grenze des zu bedeckenden Raums für Fußvolk 6—7½ Fuß, für Reiterei aber 9—10 Fuß hohe Stangen errichtet und über diese hinweg nach den dominirenden Höhen visirt, auf denen man den Visirpunkt nach einem Gegenstand richten muß, der, wenn die Höhe im Kleingewehrbereich liegt, sich noch 6—7 Fuß über den höchsten Punkt erhebt, wenn man aber von ihnen aus nur durch Geschütz erreicht werden kann, nur ungefähr 4—5 Fuß höher, als der höchste Höhenpunkt, zu liegen braucht. Soll nun diese genommene Visirlinie oder diese aufgefundene Lage der Defilementebene die erforderliche Deckhöhe angeben, so bedarf es nur der Errichtung einiger hinreichend langen Stangen auf der ausgestreckten Befestigungslinie, der Feuerlinie der Brustwehr, welche genau in das genommene Alignement eingesetzt werden. Die Höhe, welche dann an diesen Stangen durch die Visirlinie abgeschnitten wird, ist die defilirte Brustwehrhöhe. Wenn jedoch auf mehren Seiten des Bauplatzes der Befestigung dominirende Höhen liegen, so reicht das einfache Abschneiden der Brustwehrhöhen nicht aus, sondern man muß zu zusammengesetzteren Mitteln seine Zuflucht nehmen, und das praktische Verfahren, nach welchem diese in Anwendung zu bringen sind, heißt dann das zusammengesetzte D. Liegt z. B. der Bauplatz der Befestigung zwischen zwei dominirenden Höhen, von denen aus man beschossen werden könnte, so müßte man sich die Defilementebene von der einen Höhe zur anderen so legen, daß dieselbe

noch über die Köpfe der dort befindlichen Feinde wegginge, und dann müßten die Brustwehrhöhen des dazwischen zu erbauenden Wegs bis zu dieser Defilementebene reichen. Da dies aber in vielen Fällen so übermäßige Deckhöhen nöthig machen würde, daß man den Bau gar nicht unternehmen könnte, so erreicht man den Zweck der Deckung auch dadurch, daß man quer durch die Befestigung zwischen die einander gegenüber liegenden Höhen einen Schirm oder Querwall (Traverse) von Erde oder Holz aufführt, wodurch das Werk gleichsam in zwei Hälften getheilt wird. Jede dieser Hälften bis zur Traverse defilirt man nun nach den Regeln des einfachen D.s durch die der Höhe entgegenstehende Brustwehr; die Höhe der Traverse aber muß man, ebenfalls durch Hülfe des einfachen D.s, so bestimmen, daß dadurch die auf den Bankets der Brustwehren stehenden Vertheidiger in jeder Hälfte des durch die Traverse getheilten Werks gegen die Höhe, welche ihnen im Rücken liegt, gedeckt sind. Zuweilen, wenn nämlich das Werk von mehren Seiten oder ringsum dominirt wird, ist es selbst nöthig, das Innere mit einer Kreuztraverse zu durchschneiden. In diesem wie in dem vorigen Falle hat man aber stets für eine freie Verbindung mit den einzelnen durch die Traverse entstandenen Theilen des Werks zu sorgen, die man dadurch erhält, daß man entweder in die Traversen gezimmerte Durchgänge anbringt, oder da, wo der Durchgang hinkommen soll, das eine Stück der Traverse ein wenig hinter die andere übergreifen läßt. Sind die nahen Höhen aber sehr bedeutend, so reichen die Hülfsmittel des vertikalen D.s nicht aus, die von der Befestigungskunst verlangte Deckung zu erlangen, und man muß dann eine solche Stelle aufgeben, oder seine Zuflucht zu bedeckten Befestigungen (Blockhäusern oder Kasemattirungen) nehmen. Bisweilen sucht man den Zweck des vertikalen D.s auch bloß durch Erhöhung eines Stücks der Brustwehr im ausspringenden Winkel zu erreichen. Eine dergleichen stückweise Erhöhung der Brustwehr nennt man ein Bonnet (s. d.). Schützt das Bonnet im ausspringenden Winkel die ganze Befestigungslinie, was theils von der Länge derselben, theils von der Lage des Punkts abhängt, von welchem man enfilirt werden kann, so ist eine anderweitige Deckung meist nicht nöthig; wo dies aber nicht der Fall ist, bringt man an der Stelle, wo das Bonnet die auf dem Banket stehende Mannschaft zu decken aufhört, einen Querwall von ungefähr 18—24 Fuß Länge rechtwinkelig an die Brustwehrseite anstoßend an, denkt sich durch die Krone dieses Querwalls wieder eine Defilementebene gelegt und bestimmt dadurch den Ort, wo vielleicht noch ein zweiter Querwall eben so, wie der erste, anzulegen wäre, ꝛc. Das D. war schon den alten deutschen Kriegsbaumeistern bekannt, fand jedoch erst in der neuern Zeit bei den französischen Ingenieuren eine theoretische Bearbeitung. Wird das D. nicht im Felde selbst, sondern durch Konstruktion auf einer Zeichnung bestimmt, so heißt es graphisches D. Vgl. Blesson, Die Lehre vom graphischen D., 1288. Defiliren heißt in schmaler Fronte den Parademarsch ausführen, was sowohl in offener, als in geschlossener Fronte geschehen kann.

Definition (v. Lat.), Begrenzung, Bestimmung, in der Logik eine in Worten ausgesprochene Darstellung der wesentlichen (charakteristischen) Merkmale eines Begriffs, wodurch er seinem Inhalt nach bestimmt und von anderen Begriffen abgegrenzt (definirt) wird. Man theilt die D.en ein in Verbal-, Nominal- und Realdefinitionen. Die Verbaldefinition enthält eine bloße Auseinandersetzung des Wortes, z. B. Dreieck ist, was drei Ecken hat, Fürsorge ist die Sorge für Jemandes Beste. Die Nominaldefinition gibt bloß äußere Merkmale, die sich aus der Vergleichung des Begriffs mit anderen ergeben und daher bloß das Verhältniß des Begriffs zu anderen, ohne eigentliche Bezeichnung seines Wesens, darstellen, z. B. Rechtspflicht ist diejenige Pflicht, die erzwungen werden kann. Die Realdefinition dagegen gibt innere Merkmale an und geht also auf das Wesen des Begriffs ein, z. B. ein Thier ist ein organisirtes Wesen mit willkürlicher Bewegung. Die Verbaldefinition hat bloß den Werth einer Worterklärung und ist brauchbar, um das Verständniß von Ausdrücken zu vermitteln, welche außerdem unverstanden bleiben oder Mißdeutungen zulassen könnten. Die Nominaldefinition ist nur komparativ hinreichend, weil man nicht alle möglichen Verhältnisse übersehen kann; sie könnte nur dann einer Realdefinition gleich gelten, wenn sie alle Beziehungen des Begriffs nach außen umfaßte. Realdefinitionen geben den höchsten Grad logischer Erkenntniß und sind als absolut vollkommen anzusehen. Zerlegt die D. einen schon gegebenen Begriff in seine Merkmale, so ist sie eine analytische D.; erzeugt sich der Begriff erst durch die D. selbst, so heißt jene eine synthetische D. Synthetische D.en können zugleich genetische (praktische) sein, wenn durch sie zugleich die reelle Möglichkeit und das Entstehen des Gegenstandes deutlich vor die Seele tritt, z. B. wenn man die Kreisperipherie als diejenige Linie definirt, welche in einer Ebene von dem einen Endpunkte einer Geraden beschrieben wird, die man um ihren anderen, unverrückten Endpunkt herumdreht, bis sie wieder an den Anfangspunkt der Bewegung kommt. Thetisch (theoretisch) ist dagegen jede D., welche den Gegenstand als fertig auffaßt, z. B. die Kreisperipherie ist eine in sich zurückkehrende Linie, deren einzelne Theile (Punkte) alle gleich weit von einem bestimmten Punkte abstehen. Bei der Konstruktion einer D. kommt es zunächst darauf an, daß der zu definirende Gegenstand (das Definiendum oder Definitum) in die bestimmte Gattung, unter welcher er steht, eingereiht u. demnach durch das gemeinschaftliche Gattungsmerkmal (terminus major) bezeichnet werde; sodann aber muß das, was ihm besonders zukommt und ihn von anderen nebengeordneten Begriffen unterscheidet (terminus minor), hinzugefügt werden. In dieser Beziehung darf weder zu viel, noch zu wenig gegeben werden; denn die D. unterscheidet sich dadurch von der Beschreibung, Erörterung oder Erklärung, daß sie nur die wesentlichen Merkmale gibt. Eine richtige D. darf daher weder zu weit, noch zu eng sein, d. h. weder einen größeren, noch kleineren Umfang haben, als dem zu definirenden Begriffe zukommt; sie muß demnach ausführlich oder vollständig sein, d. h. alle wesentlichen Merkmale enthalten, zugleich aber präcis sein, d. h. sie darf nicht zu viel Merkmale, auch nicht solche geben, die schon in anderen enthalten sind. Endlich muß eine D. auch deutlich sein, d. h. die angegebenen Merkmale müssen deutliche und klare

Vorstellungen enthalten und das Definitum als Einheit aus dem Mannichfaltigen deutlich hervortreten lassen. Sind die Merkmale aus verschiedenartigen Vorstellungen genommen, so entsteht eine Bastarddefinition (definitio hybrida); wiederholt sich das zu definirende Wort in der D. selbst, eine Zirkeldefinition (definitio in orbem); beide Arten gewähren keinen deutlichen Begriff.

Definitiv (v. Lat.), entscheidend, bestimmt; daher Definitivum, in der Sprache der Diplomatie eine endgültige Erklärung od. Vertragsbestimmung.

Definitorium (lat.), bei den Mönchsorden in den General- oder Provinzialkapiteln gewählte Mönche, welche dem General oder Provinzial bei Aufrechthaltung der Disciplin und allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen, mit ihm oder statt seiner die Visitation der Klöster zu besorgen hatten; in der protestantischen Kirche an manchen Orten ein aus den ersten und vornehmsten Geistlichen des Landes zusammengesetztes Kollegium, welches die anzustellenden Lehrer zu wählen und zu prüfen und dem Landesherrn zur Ernennung vorzuschlagen hat und in den meisten Ländern mit dem Konsistorium verbunden ist. Die in dem D. Angestellten heißen Definitores.

Definitum (lat.), s. Definition.

Deflagrator (Kalorimotor, v. Lat.), ein elektrogalvanischer Apparat mit sehr großen Kupfer- und Zinkplatten, der deshalb (s. Galvanismus) sehr dazu geeignet ist, hohe Temperaturen hervorzubringen. Die energische Wirkung der Kette entsteht durch den geringen Leitungswiderstand, welchen sie darbietet, indem bei bedeutendem Querschnitt der Flüssigkeitsschicht die Länge derselben unbedeutend ist, da die Windungen der beiden Platten in einander so eng wie möglich gemacht werden. Man benutzt jetzt nur noch Hare's Kalorimotor, welcher aus einer Kupfer- u. einer Zinkplatte besteht, die um einen Holzcylinder von 3 Zoll Durchmesser und 1—1½ Fuß Höhe aufgewickelt und durch einen Tuchstreifen von einander getrennt sind. Solche Apparate haben eine Oberfläche von 50—60 Quadratfuß. Ihre Wirkung ist deshalb eine äußerst energische: Platindraht schmilzt wie Wachs, sehr feste chemische Verbindungen werden zersetzt, sehr schwer flüchtige Körper werden gasförmig. Man hat in früherer Zeit die kräftigsten D.en gebaut, jetzt aber ist diese Vorrichtung durch die konstanten Ketten mit porösen Zwischengefäßen verdrängt worden (s. Galvanismus und Galvanische Ketten).

Deflagriren (v. Lat.), ausbrennen, durch Feuer reinigen, ein jetzt nicht mehr gebräuchlicher Ausdruck in der Chemie, welcher bezeichnet, daß von einem Körper ein Bestandtheil durch Hitze ausgetrieben wird, während ein anderer (der deflagrirte) zurückbleibt. Eine Deflagration ist es z. B., wenn man Salpeter mit Schwefel erhitzt, wobei die Salpetersäure ausgetrieben wird und schwefelsaures Kali zurückbleibt.

Defloration (v. Lat.), das Abblühen, Verlust der Jungfrauschaft durch außerehelichen Beischlaf, daher Deflorationsgelder, die Entschädigung, welche der Schwängerer (Deflorator) der Geschwängerten (Deflorata), für die geraubte Jungfrauschaft in manchen Ländern geben muß.

Defoe, Daniel, englischer Schriftsteller, 1661 in London geboren, der Sohn eines Fleischers und eifrigen Dissenters, trat, obwohl für den Handel bestimmt, schon in seinem 21. Jahre mit seinem „Treatise against the Turks“ als Schriftsteller auf und wußte auch ferner die Schriftstellerei mit seinen Handelsgeschäften glücklich zu verbinden, nachdem er der Gefahr entgangen, die ihm aus seiner Theilnahme an den politischen Parteiungen der Zeit u. namentlich an dem Aufstande des Herzogs von Monmouth erwachsen war. Wegen seiner Schrift „The shortest way with the dissenters“, worin er die bischöfliche Kirche angriff, vom Parlament als Aufwiegler zu Prangerausstellung, Geldstrafe u. Gefängniß verurtheilt, ertrug er die Schmach mit Gleichmuth u. schrieb eine Hymne auf den Pranger. Die Königin Anna brauchte ihn bei den Unterhandlungen über die Union zwischen Schottland u. England, doch trat er nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, dessen Ansprüche er verfochten hatte, vom politischen Schauplatze ab u. erwarb sich 1719 durch sein bekanntestes Werk: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York“, worin er die Erzählungen und Tagebücher eines Matrosen Selkirk, benutzte, europäischen Ruf, indem das Werk in alle Sprachen übersetzt wurde. Ermuntert durch diesen außerordentlichen Erfolg, ließ er mehre ähnliche Abenteurergeschichten folgen, z. B. „Captain Singleton“, „Roxolana“, die jedoch längst vergessen sind. D. † den 24. April 1731 zu London in Armuth. Vollständige Ausgaben seiner Werke erschienen London 1840—1843, 3 Bde., und Oxford 1840—41, 20 Bde.

Deformitäten (v. Lat.), Mißgestaltungen des lebenden Körpers, finden sich sowohl im Thier-, als im Pflanzenreiche. Die der Thiere sind theils angeboren, theils erworben; jene sind die sogenannten Mißgeburten (s. d.), diese entstehen entweder in Folge von Krankheiten, z. B. von Rhachitis, oder durch mechanische Verletzungen und die diesen folgenden Heilungsprozesse.

Defraudation (v. Lat.), schuldvolle Hinterziehung der vom Staate auferlegten indirekten Steuern, ein Verbrechen, das von den römischen Strafgesetzen hauptsächlich in Ansehung der Hinterziehung der Ein- und Ausgangszölle mit Strafe bedroht wurde. Die wissentliche Unterlassung der Angabe von zu verzollenden Gegenständen, oder sonstige Handlungen gegen das Zollgesetz (lex censoria) zog Konfiskation der Waaren sammt den Fahrzeugen, in welchen sie geladen waren, nach sich. Im Fall der Culpa trat die Strafe des Doppelten ein. Die deutschen Strafgesetze, der Sachsen- und Schwabenspiegel, bedrohen die Umgehung des Brücken-, Wasser- und Marktzolles mit Geldstrafen; einzelne Statutarrechte, wie die augsburgischen Statuten von 1276, die freibergischen Statuten von 1577, mit Konfiskation und Geldstrafen. Die deutschen Reichsgesetze belegen die D. der Zölle ebenfalls mit Konfiskation der Waaren. Unter den neuern deutschen Gesetzgebungen ist die bedeutendste die des deutschen Zollvereins von 1838. In diesem Gesetze wegen Untersuchung und Bestrafung der Zollvergehen wird unterschieden zwischen Kontrebande, Zolldefraudation und Verletzung des amtlichen Waarenverschlusses. Wer es unternimmt, Gegenstände, deren Ein- oder Ausfuhr verboten ist, diesem Verbot zuwider ein- oder auszuführen, hat die Konfiskation der Gegenstände, in Bezug auf

welche das Vergehen (die Kontrebande) verübt worden ist, und zugleich eine Geldbuße verwirkt, welche den doppelten Werth jener Gegenstände und, wenn solcher nicht 10 Thaler preuß. beträgt, dieser Summe gleich kommt. Im Falle die Geldbuße nicht beigetrieben werden kann, tritt verhältnißmäßige Gefängnißstrafe bis zu einem Jahr ein. Wer es aber unternimmt, dem Staate die Ein-, Aus- oder Durchgangszölle zu entziehen, hat die Konfiskation der Gegenstände, in Bezug auf welche das Vergehen (die Zolldefraudation) verübt worden ist, u. zugleich eine dem vierfachen Betrage der vorenthaltenen Abgaben gleichkommende Geldbuße, oder, im Falle dieselbe nicht beigetrieben werden kann, verhältnißmäßige Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre verwirkt, und hat außerdem noch die Abgaben nach dem Zolltarif zu entrichten. Rückfall zieht Verdoppelung der Strafe nach sich. Die Verletzung des amtlichen Waarenverschlusses dagegen ohne Beabsichtigung einer Gefälleentziehung wird, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß dieselbe ohne Schuld entstanden ist, mit einer Geldbuße geahndet, welche bei verbotenen Gegenständen dem sechsten Theile des Werthes derselben und bei andern Gegenständen dem sechsten Theile der Eingangsabgabe gleichkommt. Der in Folge irgend eines Zollvergehens eintretende Verlust der Gegenstände des Vergehens trifft jederzeit den Eigenthümer, vorbehaltlich seiner nach dem Civilrechte zu beurtheilenden Regreßansprüche gegen den Schuldigen. Eine Ausnahme hiervon findet nur Statt, wenn die D. von einem Frachtfuhrmann oder Frachtschiffer ohne Mitwissen des Eigenthümers verübt worden ist. Unbekanntschaft mit den Vorschriften des Zollgesetzes gereicht Niemandem zur Entschuldigung. Die Untersuchung u. Entscheidung der Zollvergehen steht in den Fällen, wo eine Freiheitsstrafe oder Gewerbsentziehung unmittelbar Statt findet, od. beim Zusammentreffen mit andern Verbrechen, wie Widersetzung, Bestechung ꝛc., den Gerichten, dagegen in den Fällen, wo es nur auf eine Ordnungsstrafe ankommt, den Zoll- oder Steuerbehörden ausschließlich zu. Das vollständigste Strafgesetzbuch in Bezug auf Uebertretung der Zoll- und anderer Gesetze über indirekte Abgaben ist das österreichische Strafgesetzbuch vom 11. Juli 1835.

Defterdar, der Finanzminister der Pforte, oder derjenige türkische Großwürdenträger, dem, mit Ausnahme des kaiserlichen Privatschatzes, das ganze Finanzwesen des osmanischen Reiches, die Erhebung aller Gefälle und Steuern, die Auszahlung aller Besoldungen und Ausgaben, die Verwaltung aller Lehen u. Staatsgüter untergeben sind. Die Kanzlei des D., dem zwei Unterdefterdare zur Seite stehen, wird Defterkhan genannt u. ist in mehre Bureaux eingetheilt, an deren Spitze die Khodschagans stehen. D. heißt auch der Schatzmeister, deren ehemals 3, zu Rumeli, Anadoli u. Aleppo, waren. Letzterer wurde unter dem Titel Defterdarschikki-Sani (der 2. Abtheilung) nach Konstantinopel versetzt. Noch später erhielten große Provinzen und Städte ihre D.e, deren zuletzt noch 9 waren, wovon in der letzten Zeit für Asien und Aegypten mehre weggefallen sind.

Degagement (v. Franz.), jeder schmale Durchgang, insbesondere ein schmaler, besonders zu verschließender Korridor mit schmaler Treppe, auf dem man aus einer Reihe Zimmer in andere oder auch in ein anderes Stockwerk heimlich gelangen kann. In der Holzschneidekunst heißt D. die Reinheit u. Schärfe der Umrisse.

Degarniren (v. Franz.), eine ausgerüstete Festung ihres Geschützes und ihres Mund- und Kriegsvorrathes entledigen, um sie dem Feinde zu übergeben, oder aus Mangel hinreichender Vertheidigungsmittel zu verlassen, in welchem Falle man auch bisweilen die Wälle und Vertheidigungswerke zerstört.

Degen (lat. ensis, im Mittelalter spada, franz. épée, engl. sabre, ital. spada), Hieb- oder Stichwaffe, mit gerader, schmaler, langer Klinge, unterscheidet sich durch die gerade Form vom Säbel, durch die schmale lange Klinge vom Pallasch oder Seitengewehr. Der D. kann ein-, zwei-, oder dreischneidig sein, im ersten Falle heißt die Klinge Rückenklinge. Dreischneidig waren die Galanteriedegen seit Ludwig XIV. bis zu Anfange unseres Jahrhunderts, auch eine Zeitlang die D. der französischen Offiziere. Im Allgemeinen besteht der D. aus dem Gefäß, der Klinge und der Scheide. Das Gefäß besteht aus dem eigentlichen Griff (Degengriff), einem Knopf (Degenknopf), über welchen die Angel der Klinge festgenietet ist, dem Bügel, dem Stichblatt u. der Parirstange (Korb), die zur Abhaltung des Hiebes oder Stiches des Gegners dienen. Am Griff befindet sich zuweilen nach der inneren Seite noch ein Daumenring, in welchem der Daumen eine feste Lage findet. Der Hauptheil, die Klinge, wird von gutem Stahl, in neuerer Zeit auch von Gußstahl, bei Luxuswaffen auch von damascirtem Stahl geschmiedet. Der Stahl wird erst in die Form der Klinge gestreckt und dieser mit dem Schleifsteine dann die richtige Dimension und Aushöhlung gegeben. Man härtet dann die Klinge (mit Ausnahme der Angel), läßt sie darauf wieder bis zum Blau anlaufen und nimmt bis auf einige Zoll am hinteren Theile die blaue Farbe durch Smirgeln fort. Eine Degenklinge muß sich biegen lassen und nach dem Loslassen wieder völlig gerade stellen, sie darf an der noch stumpfen Schneide keine Eindrücke von einem stark aufgeschlagenen Messer von weichem Eisen annehmen. Man kann eine Klinge entweder bloß durch Aetzung, oder durch Aetzen und Vergolden verzieren. Das Gefäß wird ebenfalls von Stahl, oder von Messing, oder edlen Metallen verfertigt und gewöhnlich verziert; es muß in Bezug auf das Gewicht in solchem Verhältniß zur Klinge stehen, daß, wenn sie zusammengesetzt werden, der Schwerpunkt höchstens eine Hand breit von dem Gefäße in der Klinge liegt. Die Scheide ist von Leder oder Metall, im ersteren Falle mit Holzspan gefüttert; sie erhält dann oben ein Mundblech mit Haken und unten einen Schuh (Ortband, Zwinge). Der D. wird auf mehrfache Weise getragen. Die dreischneidigen Galanteriedegen trug man mittelst des Degenhakens in dem Bunde der kurzen Beinkleider, oder mittelst einer über das Kleid gehenden Degenkuppel über die Schulter. Jetzt trägt man den D. entweder an einem Degengehenk, welches mittelst eines breiten Riemens um den Leib gegürtet wird und von welchem Schwungriemen herab an eine lederne Tasche gehen, in welche der D. gesteckt u. mittelst eines an dem Mundbleche befestigten Hakens oder Knopfes angehängt wird,

oder gewöhnlicher an einer über die Schulter gehenden Kuppel von Borte unter der Uniform.

Degenfeld, Christoph Martin, Freiherr von, diente zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, trat in schwedische Dienste über und focht unter Gustav Adolf als Oberst der Reiterei. Vom Herzog Bernhard von Weimar nach Dillingen gesandt, schlug er 1633 hier die Kaiserlichen, ward aber 2 Jahre darauf von ihnen geschlagen. Ludwig XIII. ernannte ihn zum Generallieutenant der deutschen Reiterei, in welcher Eigenschaft er 1639 der Belagerung von Ivri beiwohnte. Vom König zum Generalobersten der ausländischen Truppen ernannt, ging er 1643 dennoch in den Dienst der Republik Venedig über und leistete derselben als General der Kavallerie gegen Papst Urban VIII. und in Dalmatien und Albanien gegen die Türken wichtige Dienste. Später zog er sich auf seine Güter in Schwaben zurück und † 1653. Seine Tochter Maria Susanna Loysa, zu Anfang des 17. Jahrhunderts geboren, war anfangs Hoffräulein bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der sich nach Scheidung von seiner Gemahlin 1657 morganatisch mit ihr vermählte und ihr vom Kaiser den Titel einer Raugräfin erwirkte. Sie † den 18. März 1677 in ihrem 14. Kindbette.

Degenfeld-Schonburg, August, Graf von, österreichischer General, geboren den 10. December 1798 zu Großkanischa in Ungarn, trat 1815 als Lieutenant in das österreichische Heer und machte den Feldzug desselben Jahres, sowie 1821 den nach Piemont mit. Im Jahre 1835 ward er zum Major und Militärreferenten beim Armeecorpskommando in Böhmen, 1843 zum Oberst des böhmischen Infanterieregiments „Rainer" u. 1848 zum Generalmajor ernannt. Als solcher erhielt er im April desselben Jahres eine Brigade bei dem Reservecorps, welches sich unter dem Feldzeugmeister Welden am Isonzo sammelte und später zu Radetzky's Armeecorps stieß, aber an den Entscheidungskämpfen von 1848 keinen bemerkenswerthen Antheil nahm, indem es anfangs die Besatzung von Mantua bildete und nach der Schlacht bei Custozza dem vierten Armeecorps am Oglio zugetheilt ward. Um so mehr Gelegenheit zur Auszeichnung aber fand D. in dem kurzen, aber glänzenden Feldzuge von 1849 in Piemont. Bei Novara die Avantgarde des vierten Armeecorps unter dem Grafen Thurn befehligend, trug er durch rechtzeitigen Angriff auf die rechte Flanke der Piemontesen nicht wenig zum Siege bei. Im Oktober 1849 ward er zum Feldmarschalllieutenant und zum Vicegouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt und bekleidete, durch administratives und organisatorisches Talent hervorragend, von 1851—58 mehre der höchsten Kriegsämter, so als Stellvertreter des Kriegsministers und als Inspektor der Kavallerie und Infanterie in der kaiserlichen Centralkanzlei. Beim Ausbruche des italienischen Kriegs von 1859 befehligte er das in Bologna stationirte achte Armeecorps, erhielt nach der Schlacht bei Magenta den Oberbefehl im venetianischen Küstenlande, um etwaigen Landungsversuchen der Franzosen zu begegnen, und rückte nach dem Frieden von Villafranca in die Stelle des zurücktretenden Generals Schlick als Oberkommandant des zweiten österreichischen Armeecorps ein, das gegenwärtig in Venetien, Krain u. Kärnthen steht. Zum Feldzeugmeister befördert, übernahm er den 20. Oktober 1860 das Kriegsministerium.

Degenfisch (Trichiurus *L.*), Fischgattung aus der Ordnung der Kehlflosser u. der Familie der Bandfische (Taenioidei), charakterisirt durch den schwertförmigen, glatten Körper mit langer Rückenflosse ohne Bauch- und Schwanzflosse, den langen, in eine zusammengedrückte Borste endigenden Schwanz, die großen Augen u. die lange, einfache Schwimmblase. Die bekannteste Art ist der Spitz- oder Haarschwanz (T. Lepturus *L.*), ein gegen 3 Fuß langer Seefisch, der, einem schmalen, silberglänzenden Bande gleich, sehr schnell schwimmt, ein gefräßiger Raubfisch ist und sich am häufigsten an den amerikanischen und afrikanischen Küsten findet. Sein Fleisch ist wohlschmeckend.

Deger, Ernst, ausgezeichneter Maler der düsseldorfer Schule, am 15. April 1809 zu Bockenem in Hannover geboren, bildete sich auf der Akademie zu Berlin und dann zu Düsseldorf, wo er durch Schadow dem Darstellungskreise der christlichen Mythe zugeführt wurde. Nach vierjährigem Aufenthalte in Italien führte er im Auftrage des Grafen von Fürstenberg die großartigen Freskogemälde in der Apollinariskirche bei Remagen am Rhein aus, und nach Vollendung dieser Arbeit (1851), die als das bedeutendste monumentale Werk der düsseldorfer Schule betrachtet wird, im Auftrag des Königs von Preußen die Wandmalereien in der Kapelle der Burg Stolzenfels am Rhein. D. wurde vom König zum Professor ernannt und ist Ehrenmitglied der Kunstakademien von Berlin und München.

Degérando, Joseph Marie, Baron von, philosophischer Schriftsteller, den 29. Februar 1772 zu Lyon geboren, ging nach vollendeten Studien 1797 mit seinem Freunde Camille Jordan nach Paris und nach dem 18. Fructidor, wo dieser geächtet wurde, nach Deutschland, wo er als gemeiner Soldat in Masséna's Armee trat. Napoleon I. ernannte ihn zum Generalsekretär im Ministerium des Innern und übertrug ihm später verschiedene andere Posten. Nach der Restauration wurde er zum Pair erhoben u. † den 12. Nov. 1842 als Vicepräsident des Staatsrathes. Seine erste, von der Akademie gekrönte Abhandlung erweiterte er später in der Schrift „Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels" (Paris 1800, 4 Bde.), worauf seine von der berliner Akademie gekrönte Abhandlung „De la génération des connaissances humaines" (Berlin 1802), ein Vorläufer seiner „Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines" (Par. 1803, 3 Bde., deutsch von Tennemann, Marburg 1806—7, 2 Bde.), des besten französischen Werks über die Geschichte der Philosophie, folgte. Zu bemerken sind noch: „Le visiteur du pauvre" (Par. 1802 u. öfter, deutsch von Schelle, Quedlinburg 1831), „Du perfectionnement moral ou de l'éducation de soi-même" (Paris 1824 u. öfter, 2 Bde., deutsch von Schelle, Halle 1829, 2 Bde.), „Education des sourds-muets de naissance" (Par. 1827, 2 Bde.), „Institutions du droit administratif" (das. 1835, 2 Bde., 2. Aufl. 1842). Sein Sohn A. D. schrieb interessante Bücher über Ungarn und Siebenbürgen, z. B. „Transylvanie et ses habitants" (Paris 1845, 2 Bde.).

Deggendorf, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, links an der Donau (über welche eine 1070 Fuß lange Brücke führt) bei der Perlbachmündung, östlich von Straubing, hat eine lateinische Schule, eine Wallfahrtskirche zur Gnade (oft von mehr als 30,000 Pilgern besucht), 5 andere Kirchen, ein Krankenhaus u. 4100 Einwohner, welche Obst- und Flachsbau, Gerberei, lebhaften Handel (mit Garn, Vieh rc.) und Schifffahrt betreiben. D. ist auch ein Stapelplatz für Holz. In der Nähe das Bergschloß Natternberg. D. ist eine alte Stadt. Im Jahre 1337 wurden hier sämmtliche Juden ermordet. Im dreißigjährigen Kriege (1633 und 1638) litt die Stadt sehr; 1744 wurde sie von Batthyanyi geplündert u. 1748 von Karl von Lothringen verbrannt; 1822 brannten 211 Gebäude ab.

Deggingen, Marktflecken im würtemberger Donaukreis, Oberamt Geislingen, an der Fils, mit Spinnereien, Leinwandwebereien, Verfertigung von Spindeln und andern Holzarbeiten, Marmor und Töpferthon, weitverbreitetem Handel mit jenen Holzwaaren und 1200 Einwohnern. In der Nähe eine früher sehr besuchte Wallfahrtskirche. D. kam erst in der neuesten Zeit mit der Herrschaft Wiesensteig von Bayern an Würtemberg.

Deglutitio (lat.), s. Schlingen.

Dego, Flecken in der piemontesischen Provinz Acqui, an der Bormida, mit 2200 Einwohnern. Hier erfocht am 14. und 16. April 1796 Bonaparte einen Sieg über die Oesterreicher unter Beaulieu, eine der ersten Waffenthaten Bonaparte's als Obergenerals in Italien. Die österreichische Armee mußte sich mit großem Verluste (2500 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene, 22 Kanonen, während die Franzosen 3000 Mann verloren) zurückziehen.

Degot, der russische Name für den aus der Birke (Betula alba) bereiteten eigenthümlichen Theer oder das Rußöl, welches dem russischen Juftenleder die Geschmeidigkeit und den bekannten scharfen Geruch gibt. S. Juften.

Degradation (v. Lat.), im Allgemeinen die Herabsetzung eines mit einer besondern Würde Versehenen auf eine niedrigere Stufe, Amts- oder Standesherabsetzung, Ehrenstrafe; besonders die Herabsetzung eines Beamten aus einem höheren Amte in ein niederes, als Disciplinarstrafe; auch die gänzliche Entsetzung eines Geistlichen vom Amte. Hinreichender Grund zur D. eines Geistlichen sind nach katholischem Kirchenrecht Meuchelmord, Nothzucht, Blutschande, offenbare Ketzerei, Verfälschung päpstlicher Briefe u. alle Verbrechen, worauf Todesstrafe steht; nach protestantischem nicht nur die genannten, sondern alle eigentlichen Verbrechen. Auch kann sie eintreten, um ein unwürdiges Mitglied vom kirchlichen Amte zu entfernen. Im Kriegsrechte ist D. die Strafe, durch welche ein Soldat, der ein Verbrechen begangen, von einem höhern auf einen niedern Grad herabgesetzt wird. Die D., die als Dejectio gradus schon im römischen Rechte vorkommt, fand im dreißigjährigen Kriege u. einige Zeit nachher auch bei den Offizieren Statt, wie noch gegenwärtig bei dem russischen Heere theils auf bestimmte kurze Zeit, theils auf unbestimmte Zeit. Bei allen andern europäischen Truppen ist sie als eine den Offizier zu sehr herabsetzende Strafe abgeschafft (an ihre Stelle tritt Kassation und Festungsstrafe) und nur noch für Unteroffiziere beibehalten.

Dégras (franz., Abfett), ein mehr oder minder dickflüssiges, in die Poren des Leders oder der Haut sehr leicht eindringendes Fett, welches der Weißgerber in der Sämischgerberei durch Pressen und Auswaschen der mit Thran gewalkten und gegerbten Häute und Felle in warmem Wasser aus dem Thran wieder gewinnt. D. ist also ein veränderter Thran, der seine Veränderung theils durch die mechanische Wechselwirkung zwischen den vorbereiteten Häuten und Fellen und dem Thran bei dem Walken, theils durch die gleichzeitige chemische Thätigkeit zwischen diesem und dem Kalk in den Poren der vorbereiteten Häute erhalten hat. Es bildet sich Thranseife, u. diese, durch Schwefelsäure zersetzt, liefert das D. Es ist, je nach dem Thran, von welchem es stammt, dick- oder dünnflüssig, braun, grau oder gelb, trübe und von mildem Geschmack. Es eignet sich trefflich als Lederschmiere, schlägt an der Sonne nicht aus, und das damit getränkte Leder erhitzt sich nicht, wenn es auf Haufen liegt. Die große Nachfrage nach D. hat zur Herstellung von Kunstprodukten Veranlassung gegeben, wozu man das Oleïn der Stearinfabriken, Gerbsäure und oft noch, der Konsistenz halber, Kalkseife benutzt. Namentlich aus Frankreich, Köln und Worms wird D. in den Handel gebracht. Man muß aber die Waare sehr genau untersuchen, da der Wassergehalt zwischen 16—60 Proc. schwanken kann und 6—18 Proc. Unreinigkeiten außerdem zugegen zu sein pflegen. Der Fettgehalt bestimmt natürlich den Werth des D.

Degummiren, der Seide durch Auskochen mit Seife die nöthige Weiße ertheilen.

De gustibus non est disputandum (lat.), Sprüchwort: über den Geschmack darf man nicht streiten.

Degutt, s. v. a. Degot.

Deheem, Johann David, niederländischer Maler, geboren 1604 in Utrecht, malte besonders Blumen, Früchte, türkische Teppiche u. dgl. mit großer Naturtreue u. Zierlichkeit, † 1674 zu Antwerpen.

Dehn, Siegfried Wilhelm, Musiktheoretiker, geboren zu Altona den 25. Februar 1799, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Plön seine Schulbildung empfangen, 1819—22 zu Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit der Tonkunst. Nachdem er 1824 seinen festen Wohnsitz zu Berlin genommen, genoß er den Unterricht des Komponisten Bernhard Klein u. widmete sich dann ausschließlich der Musik. Obwohl er mehre Instrumente, namentlich das Cello mit Fertigkeit spielte, so wandte er sich doch vornehmlich der Theorie zu und brachte es darin bald zu ungewöhnlichen Leistungen. Außer einer trefflichen Ausgabe der 7 Bußpsalmen des Orland de Lassus (Berl. 1838) und einer reichen Sammlung von Musikstücken aus dem 16. und 17 Jahrhundert (in 12 Heften) gab er als selbstständige Arbeit eine „Theoretisch-praktische Harmonielehre“ (das. 1840, 2. Aufl. 1861) und die „Lehre vom Kontrapunkt“ (das. 1859) heraus. Auch setzte er die von Gottfried Weber 1842—48 redigirte Zeitschrift „Cäcilia“ fort und gab eine mit Zusätzen vermehrte Uebersetzung der „Notice biographique

sur Roland de Lattre" von Delmotte (Berl. 1837) heraus. Im Jahre 1842 ward er als Custos der königlichen Bibliothek zu Berlin für die musikalische Abtheilung angestellt u. erhielt 1850 den Titel eines Professors der Tonkunst. Er † den 12. April 1858.

Dehnbarkeit (Geschmeidigkeit), die Eigenschaft eines Körpers, durch äußeren Druck, Zug, Drehung seine Gestalt verändern zu können, ohne dabei zu zerreißen; der D. entgegen steht die Sprödigkeit. Die D. kommt vielen Körpern in sehr hohem Grade zu, bei denen sich dann zugleich eine außerordentlich große Kohäsion ihrer Theile offenbart. Specielle Arten der D. sind: Hämmerbarkeit (Streckbarkeit) und Zähigkeit (Tenacität, Längendehnbarkeit). Unter der ersteren versteht man die Fähigkeit eines Körpers, durch Hämmern oder Walzen in Bleche oder dünne Blätter ausgedehnt zu werden, weshalb man sie auch Flächendehnbarkeit nennen kann, die nicht immer mit der Längendehnbarkeit vereinigt vorkommt; letztere ist die Fähigkeit eines Körpers, sich in Draht ausziehen zu lassen. Eisen ist im Drahtzug weit dehnbarer, als unter dem Blechhammer; Blei und Zinn lassen sich dagegen zu dünnen Blättchen schlagen od. walzen, aber nicht zu Drähten ausziehen, was aber Platin wieder gestattet. Letzteres kann man gleichwohl nicht zu so dünnen Blechen verarbeiten, als Gold und Silber, ohne daß es wie Spinnengewebe netzartig, löcherig wird. Daraus geht schon hervor, warum die D. nur zu den sogenannten relativen Eigenschaften der Körper gezählt wird, indem sie nicht allen Körpern zukommt, am allerwenigsten aber der Materie im Allgemeinen. Nach Dumas zerfallen die Metalle nach ihrer Geschmeidigkeit in folgende Gruppen: Geschmeidige Metalle: Silber, Kadmium, Kupfer, Zinn, Eisen, Iridium, Quecksilber, Nickel, Gold, Osmium (?), Palladium, Platin, Blei, Kalium, Natrium, Zink. Spröde Metalle: Antimon, Wismuth, Cerium, Chrom, Kobalt, Tantal, Mangan, Molybdän, Rhodium, Tellur, Titan, Wolfram, Uran. Nach dem Grade der Streckbarkeit geordnet, sind die geschmeidigen Metalle, mit den streckbarsten anfangend: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink, Eisen, Nickel, Palladium (?), Kadmium (?). Die Zahl der Kilogramme, welche erforderlich sind, um einen Draht von 2 Millimeter Durchmesser zu zerreißen, ist für Eisen 249,659, für Kupfer 137,399, für Platin 124,690, für Silber 85,062, für Gold 68,216, für Zink 49,790, für Nickel 47,670, für Blei (vor dem Zerreißen) 12,555, für Blei (nach dem Zerreißen) 5,623. Nach der Leichtigkeit, mit welcher die Metalle sich zu Draht ausziehen lassen: Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn, Blei, Nickel, Palladium, Kadmium. Geringe Beimengungen eines fremden Stoffes und schnelles Erkalten vermindern zuweilen die D. beträchtlich; auch das Hämmern, Walzen u. Drahtziehen vermindern bei manchen Metallen die D., indem sie dieselben verdichten. Es macht sich deshalb in der Praxis oft nöthig, die Metalle mehrmals zu erhitzen und an der Luft langsam abkühlen zu lassen, um das Zerreißen zu verhindern. Die D. ist ferner sehr abhängig von der Temperatur, u. im Allgemeinen wächst sie mit der Wärme. Manche Metalle sind unter allen Bedingungen dehnbar, z. B. Platin, Gold, Silber, Kupfer; andere Körper sind bei gewöhnlicher Temperatur spröde und werden erst bei Wärmegraden, welche dem Schmelzpunkt mehr oder weniger nahe liegen, geschmeidig. Hierher gehören Glas, Schellack, Wachs, dann Zink, Zinn, Wismuth, Arsen 2c. Reines Zink läßt sich bei gewöhnlicher Temperatur zu dünnen Blechen ausschmieden, ohne an den Kanten zu bersten. Das im Handel vorkommende Zink ist dagegen spröder und bricht leicht. Zwischen 100° und 150° C. aber läßt es sich schmieden, zu dünnen Blechen walzen und zu feinem Draht ausziehen, und bei 205° C. wird es wieder so spröde, daß es in einem bis zu dieser Temperatur erhitzten Mörser zu Pulver zerstoßen werden kann. Aehnlich verhält sich schwefelhaltiges Eisen, welches in gewöhnlicher Temperatur schmiedbar ist, aber wegen seiner Sprödigkeit in der Rothglühhitze den Namen rothbrüchiges Eisen erhalten hat. Andere Körper werden dehnbar, wenn sie Wasser einsaugen, z. B. thierische Häute, Leim, Gummi, dann Töpferthon 2c. Gold ist äußerst streckbar; es läßt sich eben sowohl zu dem feinsten Draht ausdehnen, wie zu äußerst dünnen Platten durch Walzen umarbeiten. Nach Réaumur kann 1 Gran ($^1/_{576}$ Unze) Gold zu $36^2/_3$ Quadratzollen ausgedehnt, u. eine Unze, welche als Würfel keinen halben Zoll Seite hat, in eine Fläche von $146^2/_3$ Quadratfuß ausgebreitet werden. Der zu den lyoner Tressen verwendete Silberdraht wird mit Gold überzogen. Gewöhnlich nimmt man eine 15 Linien im Durchmesser haltende, 22 Zoll lange, 45 Mark an Gewicht haltende Silberstange, überzieht solche mit einer Unze Gold, dehnt sie dann mittelst des Drahtziehers nach und nach zu so feinem Draht aus, daß ein 3232 Fuß langer Faden nach Réaumur nur 2 Loth wiegt und die ganze Länge des so gewonnenen Drahtes sich auf 1,163,520 pariser Fuß beläuft. Durch Walzen gewinnt derselbe noch $^1/_7$ seiner Länge, worauf er eine Strecke von nahe 60 geographischen Meilen mißt. Der Faden hat dann die Breite von $^1/_8$ Linie und die Dicke von $^1/_{256}$ Linie. Die Dicke des als Ueberzug dienenden Goldes beträgt demnach an den dünnsten Stellen $^1/_{262500}$ und an den Stellen mittlerer Dicke $^1/_{175000}$ pariser Linie. Dieser ausgezeichnet kleinen Dicke des Ueberzugs ungeachtet behält derselbe doch alle dem Gold eigenthümlichen Merkmale. Er widersteht noch den chemischen Einwirkungen, welchen das Gold in größerer Masse zu widerstehen vermag. Man vermißt nirgends die Stetigkeit des Zusammenhanges. Taucht man einen solchen Draht in Salpetersäure, so wird zwar das Silber angegriffen und bei längerer Dauer aufgelöst, nicht so das Gold; letzteres bleibt dann als eine hohle Röhre zurück, welche noch alle Verbindungen, deren das Gold fähig ist, eingeht. Die Natur des Goldes ist demnach hier, trotz der großen Reduktion, in nichts geändert worden. Platindraht läßt sich nicht so fein zubereiten wie Golddraht, gleichwohl hat Wollaston dergleichen von $^1/_{30000}$ Zoll Dicke gefertigt, und Becquerel hat Stahldraht bis zu einem Durchmesser von $^1/_{30}$ Millimeter bis 128 Millimeter Länge ausgezogen. Dies konnte auf die Weise erreicht werden, daß das auszuziehende Metall als feiner Draht in ein dickeres Stück Silber eingelassen wurde, welches dann mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln zu möglichst feinem Draht ausgezogen wurde. Natürlich verlängert sich dabei das eingeschlossene Metall in gleichem Grade, u. wenn man

schließlich das äußere Metall mit geeigneten Mitteln entfernt, so bleibt der feine Draht des andern zurück. Das Glas, bei gewöhnlicher Temperatur bekanntlich äußerst spröde, läßt sich, wenn man es stark erhitzt, zu sehr feinen Fäden ausziehen. Dies geschieht mittelst einer Trommel, die sich sehr schnell um sich selbst dreht, und zwar um so schneller, je feiner der Glasfaden werden soll. Mit der größeren Feinheit erlangen die Glasfäden auch eine um so größere Biegsamkeit, so daß Muncke erzählt, er habe bei Hermann aus Freiburg i. Br. eine aus Glasfäden geflochtene Mütze gesehen, welche vollkommen biegsam wie von feinem Zeuche war und mit Seifenwasser gebürstet und gewaschen werden konnte. Die Fäden sind so zart, daß sie selbst bei geringer Länge nicht stechen, sie haben keinen größeren Durchmesser als die Fäden des Gespinnstes einer großen Kreuzspinne, sind aber viel weniger haltbar als diese.

Dehnungsstriche (Dehnungslinien), kleine horizontale Linien (————), die man bei melismatischen Dehnungen unter die Noten oder Passagen setzt, welche auf eine und dieselbe Silbe zu singen sind. Stehen statt der Linien Punkte (....), so heißen sie Dehnungspunkte.

De hodierno die (lat.), vom heutigen Tage an.

Dehors (franz.), die Außenseite, auch der äußere Anstand; dann die nächsten Umgebungen von einem Standpunkte aus; im Kriegswesen die Außenwerke einer Festung.

Dehortation (v. Lat.), Abmahnung; Dehortatorium, Abmahnungsschreiben.

Dei (Dey), von 1600—1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algier (s. d.) beherrschenden Janitscharenmiliz. Neben diesem besorgte anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes; seit 1710 ward jedoch kein besonderer Pascha mehr ernannt, sondern diese Würde dem jedesmaligen D., der von der Pforte bestätigt werden mußte, ertheilt. Vor der unglücklichen Expedition der Spanier gegen Algier 1785 war es ein Pascha von 2, später von 3 Roßschweifen. Er selbst nannte sich Wali (Statthalter), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) u. Seriasker (Oberbefehlshaber). Die D.'s wurden durch die Wahl der algierer Janitscharenmiliz ernannt, bei der es sehr tumultuarisch herging. Wenn die Minorität sich nicht unterwerfen wollte, so kam es oft zum Blutvergießen, und nicht selten wurde der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet. Der Neugewählte mußte, wenn ihm sein Leben lieb war, die Würde annehmen. Man setzte ihn auf den Thron, bekleidete ihn mit dem Ehrenkaftan, worauf er den Eid leisten u. vorzüglich beschwören mußte, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen. Ein solcher Regierungswechsel war gewöhnlich mit vielen Hinrichtungen verbunden, durch welche der Neugewählte seine Gegenpartei zu schwächen suchte. Dessen ungeachtet waren die Regierungen der D.'s selten von langer Dauer, und die meisten starben keines natürlichen Todes. Denn während der D. einerseits durch kein Gesetz am grausamsten Despotismus gehindert war, so war er doch andererseits der Sklave seiner Janitscharen, in deren Willen er sich fügen mußte u. die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Divan, außerdem aber durch Aufruhr u. Mord seine Macht beschränkten. Der Name D. wird auf verschiedene Weise erklärt. Nach der gewöhnlichsten Meinung heißt D. (eigentlich Dai) Oheim von mütterlicher Seite; die Türken betrachteten nämlich den Großherrn als ihren Vater, den Staat Algier als ihre Mutter u. den D. als Bruder des letztern. Chardin dagegen meint, D. komme vom persischen Daje (Amme), und Wahl hält das Wort für verwandt mit dem italienischen Doge. Auch die Regenten von Tunis und Tripolis, die eigentlich Bei (Bey) heißen, werden von den Europäern häufig D. genannt.

Deich, ursprünglich jeder aufgegrabene Wall oder Damm; insbesondere aber ein Erdwall, welcher das dahinterliegende Land vor dem Andringen des Wassers schützen soll. Solche D.e werden am Meer, an Seen, Strömen und Flüssen angelegt, haben zuweilen aber auch die Bestimmung, niedrig gelegene Ländereien, Marschen 2c. vor dem Eindringen des Wassers von den höheren Gegende her zu sichern; jene werden äußere, diese Hinter- oder Achterdeiche genannt. Unter inneren oder Binnendeichen versteht man die, welche hinter einem Hauptdeiche an besonders gefährlichen Stellen errichtet sind, um an die Stelle der äußeren D.e zu treten, wenn diese von dem Wasser überwältigt werden sollten. Kay- (Kaje-), Khur- u. Nothdeiche nennt man die, welche nur einstweilen, bis zur Vollendung eines dahinter auszuführenden Hauptdeiches oder Schleußenbaues, das Eindringen des Wassers verhindern sollen. Die Sommerdeiche sind nur dazu bestimmt, das Land und die auf ihm befindlichen Früchte vor der gewöhnlichen Ueberschwemmung durch Ströme und Flüsse im Sommer zu schützen; die Winterdeiche (Hauptdeiche, Butendeiche) sollen auch gegen die höchsten Fluthen in den übrigen Jahreszeiten Widerstand leisten. Ein Grodendeich ist ein Hauptdeich, der auf bereits fest gewordenes Land (Groden, Deichgroden) zu liegen kommt und nur von hohen Fluthen erreicht wird. Die Ländereien und Grundstücke, welche durch die D.e geschützt sind, nennt man Binnendeichsland od. Binnenland; diejenigen aber, welche zwischen dem D. u. dem Wasser liegen, Außendeichsland (Butenland, Vorland). Ist ein D. nicht mehr im Stande, dem Wasser zu widerstehen, so muß weiter landeinwärts ein anderer errichtet (eingelegt) werden, wodurch die sogenannten eingedeichten Ländereien entstehen. D.e, die kein Vorland mehr haben und an deren Fuß der Strom dicht hin fließt, oder die auf bösem Wind liegen, nennt man Schaar- oder Gefahrdeiche. Wird dagegen vor dem D. so viel Land gewonnen, daß darauf ein zweiter Hauptdeich errichtet werden kann, wobei aber der ältere zur Fürsorge beibehalten wird, so heißt jener Schlaf-, Sturm- oder Rückdeich. Flügel- od. Schenkeldeiche nennt man die Theile eines D.es, die vom Hauptdeiche schräg über das Vorland gehen. Schlickdeiche dienen zum Auffangen des Schlickes. Ein Blockdeich ist ein auf morastigem, horngründigem Boden errichteter D. Derselbe muß in der Linie den Krümmungen des Wasserufers in so weit folgen, daß nicht zu viel Land außerhalb des Schutzes liegen bleibe; dabei ist aber zwischen dem D. und dem Flußbette doch ein hinreichendes Vorland zu lassen,

theils damit das Wasser sich in die Breite ergießen und den D. nicht so leicht übersteigen könne, theils damit die Gewalt desselben, ehe es den D. erreicht, etwas gebrochen werde. Außerdem dient das Vorland auch dazu, den D. bei gewöhnlichem Wasserstande vor dem Unterwaschen zu schützen. Die Breite desselben läßt sich nicht allgemein bestimmen, an großen Strömen muß sie oft 300—500 Fuß und noch mehr betragen. Alles kommt darauf an, den Werth des zu schützenden Landes gegen den des Vorlandes und gegen die Baukosten richtig abzuwägen. Bei genauerer Bestimmung der Deichlinie sind alle scharfen Ecken möglichst zu vermeiden u. durch Bögen abzurunden, welche in die daran stoßenden Linien unmerklich übergehen. Die Höhe des D.es muß den höchsten in Rücksicht genommenen Wasserstand übersteigen. Auch muß man, da die aufgeworfene (wenn auch festgestampfte) Erde stets etwas zusammensinkt, $^1/_{15}$—$^1/_{10}$ der Höhe zugeben, und in sumpfigen Gegenden ist außerdem die Senkung des Grundes (Deichanker, Deichfuß, Deichstuhl) im Voraus zu veranschlagen. Die Stärke des D.es bemißt sich nach dem zu leistenden Widerstande und der Festigkeit des Materials. Die obere Fläche (Kappe, Kamm, Krone) sollte eigentlich nie schmäler als 6 Fuß gemacht werden. Soll der Damm zugleich fahrbar sein, so ist diese Breite zu vermehren; ebenso bei sehr hohen D.en. Die Form anlangend, so erhält jeder D. nach beiden Seiten eine Böschung (Dossirung), d. h. schräg ansteigende Seitenwände. Diese Böschung muß desto flacher sein, je weniger Zusammenhang das Material hat, woraus der D. gebaut wird. Man kann annehmen, daß fester Thon oder Lehm unter einem Winkel von 35—40, mittelfeste Erde unter 30 bis 35, Sand unter 18—24° liegen bleibt. Sanddämme müssen daher am flachsten abgeböscht werden. Erddämme werden durch Stampfen und Bekleidung (s. unten) fester; doch sollte man auch ihre Böschungen nie steiler als 45° machen. Im Ganzen ist die Böschung der Wasserseite flacher als die der Landseite zu halten, weil jene den Andrang des Wassers unmittelbar abzuhalten hat; auf der Landseite genügt es in der Regel, wenn die Erde u. ihre Bekleidung fest liegt. Die Böschungslinie kann in allen gewöhnlichen Fällen eine gerade sein; genau genommen ist aber für die äußere Böschung die parabolische Linie die vortheilhafteste, die jedoch genaue und dadurch kostspielige Arbeit erfordert und daher nur bei großen Deichbauten mit Erfolg anzuwenden ist. Die Kappe wird ein wenig konvex gebildet, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren. Die eigentliche Aufführung betreffend, so werden Erddeiche schichtweise gebaut. Man fährt die Erde in Schichten von 1—$1^1/_2$ Fuß auf und stampft jede einzelne fest, ehe man die folgende darauf bringt. Die Böschungen des D.es aber müssen eine Bekleidung od. Bedeckung erhalten, um das Austrocknen und Ablösen der Erde zu verhindern. Die gewöhnlichste, in der Regel hinreichende Bedeckung ist Rasen (Sohden, daher Besohdung); dieser bildet mit seinen Wurzeln ein dichtes Geflecht, welches der Böschung einen dauerhaften Ueberzug gibt und auch nach Beschädigungen leicht wieder herzustellen ist. Ebenso ist der Luzernerklee zu empfehlen. Um das Gras in gutem Wuchs zu erhalten, läßt man es durch kleines Vieh öfters abweiden. Läßt sich eine dichte Rasen- oder Kleedecke nicht anbringen, was z. B. bei lockerem, nahrungslosem Sande der Fall ist, so muß der D. durch Strohmatten, welche mit hölzernen Krampen befestigt werden, oder durch Ruthengeflechte, oder noch besser durch eine Bohlenbekleidung verwahrt werden. Die besten, aber theuersten Bekleidungen sind die Steinbossirungen. Bei mit Gras oder Klee bewachsenen D.en ist dem Wuchern solcher Pflanzen Einhalt zu thun, welche dem Wuchs jener Kräuter schaden. Oft schaden auch Baumpflanzungen den D.en durch ihre die Erde auflockernden Wurzeln. Bäume u. Sträucher auf dem Vorlande hingegen können als Eiswehren von großem Nutzen sein. Zweckmäßig ist es, daß mindestens jedes Frühjahr die Böschungen fest geschlagen werden, was am besten mittelst eines schweren gestielten Holzes (Deichklopfer) geschieht. Beschädigungen des D.es müssen wo möglich im ersten Entstehen ausgebessert werden, denn bei schwellendem Wasser, welches die beschädigte Stelle angreift, wächst der Schaden meist reißend schnell. Kleine Oeffnungen in der inneren Böschung, durch welche das Wasser eindringt, kann man mit kegelförmigen Zapfen verkeilen, bis gründlichere Hülfe möglich wird. Oeffnungen in der äußeren Böschung kann man wohl versuchen, durch Pechleinwand, Wachstuch oder ähnliche wasserdichte Stoffe zu verschließen. Beginnt aber das Wasser die Kappe des D.es zu erreichen und diese zu überspülen, so müssen sofort alle vorhandenen Mittel aufgeboten werden, um die zu niedrigen Stellen zu erhöhen; denn die kleinste Verletzung der Kappe durch überfließendes Wasser (Kappenstürzung) zieht, in Ermangelung schleuniger Hülfe, fast immer einen wirklichen Deichbruch nach sich. In genauer Verbindung mit dem Deichbau steht der Strom- und Uferbau. Wenn auch die Stromwerke nicht unmittelbar zum Schutz des D.es selbst angelegt werden, sondern ihr nächster Zweck ist, das Vorland oder Inseln und besonders die Buschwerder zu schützen und die Strombahn zu reguliren, so dienen sie doch auch zugleich mit zur Sicherung des D.es, nicht nur durch die diesem zu Gute kommende Erhaltung des Vorlandes, sondern auch indem sie verhindern, daß der Strom eine dem Vorland und den D.en selbst schädliche Richtung nimmt. Endlich macht sich zur Erreichung des beim Deichbau beabsichtigten allgemeinen Zwecks, der Sicherung des Binnenlandes vor Ueberfluthungen, auch häufig die Anlegung von Sielen u. Schleußen nothwendig. Sie dienen dazu, das Wasser, welches sich innerhalb des D.es durch Schnee und Regen, oder wohl auch durch Zuströmungen aus höheren Gegenden sammelt, abzuführen. Mit den Sielen stehen Kanäle, Gräben und manche andere zur Abwässerung einer Gegend erforderliche Anstalten in Verbindung.

Die nächsten Quellen für die Beurtheilung der bei dem Deichwesen vorkommenden Rechtsverhältnisse bilden die Deich- u. Stromordnungen, in früherer Zeit auch zuweilen Spatelandsrechte genannt, welcher Name sich aus der Sitte erklärt, einen Spaten in den D. zu stecken, um dadurch das Verfallensein des zum D. gehörigen Landes, wegen versäumter Deichpflicht, anzuzeigen (s. unten). Fast alle diese Deichordnungen, auch die noch in Gültigkeit stehenden, sind kurz und un-

vollständig. Die ältesten bisher bekannt gewordenen sind einige friesische Deich- und Sielordnungen aus dem 14. Jahrhundert. Als das wichtigste Deichrecht wird die veränderte und verbesserte, am 29. Juli 1743 publicirte und zu Stade gedruckte Deichordnung für das Herzogthum Bremen bezeichnet. Demnächst wird besonders das ostfriesische Deich- und Sielenrecht von 1670 (Embden 1663, auch in: Wicht, Ostfriesisches Landrecht, S. 872) hervorgehoben. Als das neueste Deichrecht bezeichnet Willda die allgemeine Strom-Deich-Uferordnung für Ostpreußen und Litthauen vom 14. April 1806. Der Hauptgrundsatz des Deichrechts wird in der Parömie ausgedrückt: „Kein Land ohne D., und kein D. ohne Land". Das Erste heißt, daß alle von einem Hauptdeiche befaßten Grundstücke, welche ohne denselben der Ueberschwemmung ausgesetzt sein würden, deichpflichtig sind; das Andere, daß die Deichpflicht von dem Grundstücke, worauf sie haftet, unzertrennlich ist und als eine Reallast auf jeden Besitzer übergeht. Die Deichpflicht ruht aber nicht auf solchem Lande, welchem der Schutz des D.es nicht zu Gute kommt, d. i. auf Ländereien, die nicht zur Kultur gebracht oder so hoch gelegen sind, daß sie schon dadurch vor Ueberschwemmung geschützt sind, also namentlich nicht auf Moor- und Geestland. Auch ausgedeichte Länder sind ihr natürlich nicht mehr unterworfen. Exemtionen von der Deichlast gibt es nicht, auch kann die auf einem Grundstück haftende Deichlast nicht auf ein anderes, um jenes davon zu befreien, übernommen werden. Die Natur der Deichpflicht, als einer unzertrennlichen Reallast, zeigt sich besonders auch darin, daß, wer nicht die auf seinem Grundstück haftende Deichlast präſtiren will oder kann, desselben verlustig wird: „Wer nicht will deichen, muß weichen". Es herrschte dabei in früherer Zeit der Gebrauch, daß ein Spaten in den D. gesteckt wurde, um dessen Dereliktion anzuzeigen. Dieses konnte auch der Eigenthümer selbst thun, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er außer Stande sei, den D. zu unterhalten, oder es geschah als eine Form der Exekution gegen den in Erfüllung seiner Deichpflicht Säumigen. Das Herausnehmen des Spatens galt dann als Zeichen, daß man sich des D.es annehmen wollte, und es konnte dadurch, besonders nach älteren Deichrechten, wer es that, sich zum Herrn des betreffenden Grundstückes, zu welchem der Deichantheil gehörte, machen. Manche Deichordnungen enthalten aber auch die ausdrücklichen Bestimmungen, daß es dem Deichpflichtigen nicht freistehe, seine deichpflichtigen Ländereien zu derelinquiren, so lange er noch Vermögen besitzt, um den D. zu unterhalten, und daß er dieselben nicht einmal ohne Einwilligung des Deichbandes verkaufen dürfe, damit sie nicht auf einen Besitzer übergehen, der außer Stand ist, die Deichpflicht zu erfüllen. Außerordentliche Deichlast tritt ein, wo die Erhaltung des D.es oder die Sicherung des Binnenlandes Leistungen fordert, die die Kräfte oder Verpflichtung des einzelnen Deicheigenthums übersteigen, indem dann, so weit dieses der Fall ist, die ganze Einigung der Bewohner der von der Wasserfluth bedrohten Niederung (der ganze Deichband) die Arbeit und Kosten übernehmen muß. Ist eine ganze Deichkommune außer Stand, die Deicharbeit zu beschaffen, oder kommt das Werk zugleich benachbarten Deichbänden mit zu Gute, so müssen diese oder nach Umständen der Staat sich zur außerordentlichen Beihülfe verstehen. In dem ersteren Falle kann aber von den benachbarten Deichbänden Beihülfe nur da verlangt werden, wo die Verpflichtung zu derselben durch Landesgesetz, Gewohnheit oder Vertrag begründet ist. Die Nothhülfe tritt ein, wenn bei hoher Sturmfluth oder Eisgang die D.e in Gefahr oder wenn Kappenstürzungen wirklich geschehen sind, oder ein Theil des D.es bereits weggerissen und ein Durchbruch wirklich erfolgt ist. Sie unterscheidet sich dadurch von der Beihülfe, welche verschiedene Deichbände einander leisten müssen, daß sie nicht bloß da eintritt, wo das Interesse der Erhaltung des D.es ein gemeinschaftliches ist, oder eine besonders durch Vertrag ꝛc. begründete Verpflichtung vorhanden ist. Vielmehr sind alle Umwohner, so weit sie zu Hülfe kommen können und dazu entboten werden, dazu verpflichtet, selbst auch die Bewohner der Geestländer, welche den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt sind. Nach älterer germanischer Ansicht beruhte die Leistung der Nothhülfe auf einer Pflicht der Nachbarlichkeit, nach neuerer wird sie als zur Landfolge gehörige Unterthanenpflicht betrachtet, wozu der Landesherr entbieten und der sich Niemand entziehen kann. Die Nothhülfe besteht theils in zu haltenden außerordentlichen Deichwachen, besonders wenn mehre D.e zugleich bedroht sind, so daß die Deichbände einander nicht zu Hülfe kommen können; in Hülfsdiensten bei Herstellung des gebrochenen D.es, die entweder mit der Hand, oder von Denen, welche Pferde und Wagen halten, mit Gespann nach Verhältniß ihrer Grundbesitzungen geleistet werden müssen; endlich auch wohl in Lieferung der nothwendigen Materialien, welche letztern aber wieder ersetzt werden müssen, während die Nothhülfe als solche unentgeltlich zu leisten ist.

Die Deichbände erhielten eine eigenthümliche Verfassung, wie sie bei andern genossenschaftlichen, zu ähnlichen Zwecken begründeten Einigungen im Mittelalter Statt zu finden pflegte. Ein gewählter Vorstand (Deichgraf) mit einem Ausschuß der Deichgenossenschaft (Deichgeschworenen) hatte die Leitung der Deichangelegenheiten. Zuweilen war das Deichgrafenamt in einer Familie erblich. Jetzt wird das Deichwesen überhaupt als ein Gegenstand, dessen sich die Landesobrigkeit besonders anzunehmen hat, angesehen. In sofern das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die höchst nachtheiligen Folgen, welche durch Ueberschwemmungen der Meere, Seen und Flüsse für das Land entstehen können, möglichst verhütet und abgewendet werden, als ein Ausfluß der Landespolizeigewalt betrachtet wird, hat der Staat nicht bloß die Oberaufsicht über die bestehenden D.e, sondern kann auch die Anlegung neuer Deich- und Stromwerke und die Art der Ausführung und ferneren Erhaltung derselben vorschreiben; er kann Deichbeamte anstellen, welche unter seiner Aufsicht die Pläne zu neuen Deich- und Stromwerken entwerfen und deren Ausführung besorgen; er kann die Unterthanen nöthigen, zum Besten der Deichgesellschaften einen Theil ihrer Grundstücke gegen Entschädigung abzutreten und Nothhülfe zu leisten; er kann Deichgesetze erlassen und die Aufsicht über deren Ausübung verbunden mit der nöthigen Gerichtsbarkeit führen.

Die Oberdeichbeamten heißen jetzt gewöhnlich Oberdeichgrafen, Oberdeichinspektoren, Deichgrafen, Deichinspektoren, Deichhauptleute &c., die Unterbeamten Deichvögte, Deichgeschworene, Deichälteste, Deichkondukteurs, Deichmeister, Deichwärter, Deichschützen &c. Die Anlage u. Unterhaltung der Siele kann Sache des ganzen Deichbandes sein, wenn sie die Abwässerung des ganzen Deichdistrikts gleichmäßig bezwecken. Da aber die Siele gewöhnlich nur zur Entwässerung eines Theils des Deichdistrikts, in welchen sich besonders der niedrigen Lage wegen das Wasser zu sammeln pflegt, dienen und mit dem Deichbau nicht selbst in unmittelbarer Beziehung stehen, so müssen sie auch von Denen, zu deren Nutzen sie dienen, erhalten werden. Diese bilden dann unter sich einen Sielband od. eine Sielacht, so daß ein Deichband wohl mehre Sielbände umfassen kann. Jeder Landbesitzer, dessen Land in einer solchen Sielacht liegt und an der Entwässerung Theil nimmt, muß derselben beitreten und zu den Kosten, welche die Unterhaltung der Siele verursacht, beitragen. Wo nicht durch Vertrag oder Herkommen die Quote bestimmt ist, sind die Beiträge nach Verhältniß der Größe der Ländereien, welche durch die Siele abgewässert werden, zu leisten. Es kommen hier überhaupt im Wesentlichen die Grundsätze des Deichrechtes zur Anwendung, sowie auch die Siele jetzt unter der besonderen Aufsicht des Staates stehen, und diese von den Deichbeamten ausgeübt zu werden pflegt, theils weil die Siele oft mit den D.en in näherer Verbindung stehen, theils weil die erforderlichen technischen Kenntnisse bei jenen vorausgesetzt werden dürfen. Vgl. Dreyer, Versuch einer Anleitung zur Kenntniß der Deichgesetze, in seinen „Miscellen", St. 1—37.

Deichsel (Deichselstange), starke, 5—6 Ellen lange Stange am Vordertheil des Wagens, an welche das Zugvieh gespannt wird, um mittelst derselben den Wagen fortzuziehen, zu lenken und anzuhalten. Man nimmt dazu zähes Holz, am besten birkenes. Das hintere, vierkantige Ende kommt zwischen die Deichselarme (Vorderarme), 2 halbrunde Hölzer, welche auf die Vorderaxe dergestalt eingesetzt sind, daß sie hinter derselben weiter auseinander gehen und vor derselben fest zusammenstoßen. Bei Bauer- und Frachtwägen ist die D. durch 2 eiserne Ringe (Deichselringe) mit den Deichselarmen befestigt; bei Kutschen geschieht dies durch 2 eiserne Bolzen (Deichselnägel), welche durch die D. und die Deichselarme gesteckt werden, so daß die D. nach Belieben herausgenommen werden kann. Am Vordertheil ist die D. mit starkem Blech, dem Deichselblech, beschlagen. Wenn nur Ein Pferd vor den Wagen gespannt werden soll, so bedient man sich der Gabeldeichsel (Gabel, Scheere), bestehend aus 2 Stangen, welche hinten durch ein Querholz vereinigt werden, woran ein anderes Stück Holz befestigt ist, das zwischen die Deichselarme paßt u. mit einem eisernen Bolzen darin befestigt wird. An dem Tragsattel des Pferdes ist, um die Gabel in der Höhe zu erhalten, zu beiden Seiten ein breiter Riemen (Deichselriemen, Tragriemen) befestigt, der in einer Schleife oder in einem eisernen Ring liegt u. damit an die beiden Stangen der Gabel gesteckt wird. In neuerer Zeit gebraucht man statt dieser Gabeldeichsel zweckmäßiger gewöhnliche D.n, die etwas links ausgeschweift sind, u. an welche mittelst eines dreieckigen Eisens hinten ein Ortscheit, vorn eine Widerhalte befestigt ist. Diese D.n gewähren den Vortheil, daß das Pferd sich freier bewegen und vornehmlich in der Spur der zweispännigen Pferde gehen kann, während es bei der Gabeldeichsel immer auf der Erhabenheit laufen muß, die zwischen beiden Bahnen ist. Durch die D. wird das Geradegehen und Lenken, sowie auch das Zurückstoßen des Wagens bewirkt, und sie ist daher ein sehr wichtiger Theil desselben. D. heißt auch bei Pferdegöpeln und Roßmühlen der Baum, an welchen das Pferd gespannt wird, sowie (Dechsel, Dessel, Dissel, Distel) eine Art mit kurzem Stiele, um horizontal damit zu hauen, entweder gerade (Flachdeichsel), oder kaum gebogen (Hohldeichsel); bei den Böttchern ist an der Rückseite der Hohldeichsel noch ein Hammer angebracht.

Deichselrecht, ein bei an einander stoßenden Bauerngehöften vorkommendes Servitut, welches gewöhnlich mit dem Traufrechte verbunden ist und in der Berechtigung besteht, daß der Besitzer des diesseitigen Gutes die Deichsel des in seinem Schuppen oder seiner Scheune untergebrachten Wagens durch eine in der Wand angebrachte Oeffnung (Deichselloch) auf des Nachbars Grundstück (Garten) reichen lassen darf. Dafür hat der Belastete gewöhnlich das Recht, an die Wand des jenseitigen Gebäudes unter dem Schutze der Bedachung seine Räder, Leitern und andere Geräthschaften aufzuhängen und ins Trockne zu bringen.

Deidesheim, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, Kanton Dürkheim, am Haardgebirge, hat ein altes Schloß, Spital, Wappenschmiede und 2730 Einw., welche berühmten (Deidesheimer) Weinbau treiben.

Dei gratia (lat.), d. i. Von Gottes Gnaden, Formel, welche die regierenden Herren ihren Titeln vorsetzen. Sie war anfangs keineswegs ein Zeichen der Unabhängigkeit und Herrschaft, sondern bloß ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit vom höchsten Wesen. In diesem Sinne fügten sie gemäß mehren apostolischen Aeußerungen (z. B. 1. Kor. 15, 10) zuerst die Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Ephesus bei der Verurtheilung des Nestorius 431, später auch Aebte und Aebtissinnen, ja sogar Mönche und Kapläne ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Bei den Päpsten kommt sie in Zusammenstellung mit dem Prädikat servus servorum, auch mit dem Zusatz: Dei et ecclesiae gratia vor. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, als der Papst allmählig für den Statthalter Christi auf Erden zu gelten anfing, schrieb sich die hohe Geistlichkeit „Von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden" (Dei et apostolicae sedis gratia), wie sich die katholischen Bischöfe noch jetzt schreiben. Von der Geistlichkeit nahm Pipin der Kleine die Formel D. g. an, und von ihm ging sie auf die fränkischen Könige, deutschen Kaiser und alle souveränen christlichen Fürsten über; doch erst im 15. Jahrhundert betrachtete man sie als nur denjenigen zugehörig, welchen unumschränkte Gewalt über ihre Unterthanen zustand. Gewöhnlich wird sie gänzlich mißverstanden als eine angebliche Erklärung des unmittelbaren Ursprungs

der Majestät von Gott. Noch im vorigen Jahrhundert suchten kleine Fürsten beim Kaiser um die Erlaubniß nach, sich dieser Formel bedienen zu dürfen. Im Gegensatz dazu haben in der neuern Zeit mehre größere Staaten sie als bedeutungslos fallen lassen.

Deime, Fluß im ostpreußischen Regierungsbezirk Königsberg, ursprünglich ein Kanal, jetzt ein schiffbarer Arm des Pregel, der sich bei Tapiau nach Norden abzweigt u. bei Labiau in das kurische Haff mündet.

Deimos u. **Phobos** (Terror Pavorque), Schrecken und Furcht, zwei allegorische Wesen, die beständigen Begleiter des Mars und häufig dessen Söhne genannt.

Deinach (Teinach), Dorf im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Calw, 4 Stunden von Wildbad, mit 530 Einw., Gesundbrunnen und Badeanstalt.

Deinhardstein, Johann Ludwig, namhafter deutscher Bühnendichter, geboren den 22. Juni 1794 zu Wien, widmete sich hier anfangs rechts- und staatswissenschaftlichen, daneben aber auch klassischen und ästhetischen Studien und erhielt 1827 eine Professur der klassischen Literatur und Aesthetik in seiner Vaterstadt. Im J. 1832 zum Vicedirektor des Hofburgtheaters u. zum wirklichen Regierungsrath ernannt, bekleidete er erstere Stelle bis 1841 und fungirte dann als Beirath des Statthalters, d. h. er besorgte die Censur der eingereichten Stücke. Im Jahre 1830 erhielt er die Redaktion der „Jahrbücher der Literatur", welche er bis zu deren Schluß 1851 führte. Er ist Verfasser zahlreicher Theaterstücke, welche, obwohl ohne höhere künstlerische Bedeutung und Originalität, doch durch bühnengerechtes Arrangement, gebildete Sprache und herzlichen Ton den Beifall des Publikums fanden. Weniger Ansprechendes enthalten seine „Dramatischen Dichtungen" (Wien 1816); besser sind die in seinem „Theater" (das. 1827, 1833) enthaltenen kleineren Stücke, worunter das an spanische Muster erinnernde launige Lustspiel „Die verschleierte Dame" und das effektvolle Künstlerdrama „Das Bild der Danaë" zu nennen sind. Einzeln erschienen das Lustspiel „Ehestandsqualen" (Wien 1820) und das nach dem Theuerdank bearbeitete Gedicht „Erzherzog Maximilians Brautzug" (das. 1832). Den meisten Beifall fanden „Hans Sachs" (Wien 1829), ein dankbare Rollen enthaltendes Bühnengemälde voll gelungener Charakteristik, das ins Englische, Französische, Dänische, Schwedische, Ungarische und Böhmische übersetzt worden ist, und das auch ins Englische übersetzte Lustspiel „Garrick in Bristol" (das. 1834). Mit seinen „Künstlerdramen" (Leipzig 1845, 2 Bde.) bahnte er nicht ohne Glück eine neue Gattung der dramatischen Poesie an. Für die Tragödie im großen Styl zeigte D. keine Begabung, was er im Fache des ernsten Drama's geschrieben, beschränkt sich auf einige kleinere Stücke rührenden Charakters, wie „Der Gast" und „Floretta". In „Fürst und Dichter" brachte er zuerst Goethe auf die Bühne, indem er hier die kleinlichen Klatschereien u. Intriguen vorführte, die den frankfurter Bürgerssohn aus seiner Stellung am weimarschen Hofe verdrängen sollten. Besser gelang ihm die Schilderung Voltaire's, der in dem sehr fein angelegten, graziösen Konversationsstück „Die rothe Schleife" die Hauptrolle hat. Nicht unglücklich bearbeitete D. auch Shakspeare's „Bezähmte Widerspenstige" und „Was ihr wollt" für die deutsche Bühne. D.s „Gesammelte dramatische Werke" erschienen Leipzig 1848—51, 5 Bde. Anmuthig sind auch seine lyrischen „Gedichte" (Berlin 1844) und seine „Erzählungen u. Novellen" (Pesth 1846). In den „Skizzen einer Reise" (Wien 1831) gab er auf etwas oberflächliche Weise die Beschreibung einer durch Deutschland unternommenen Reise. Er † zu Wien den 12. Juli 1859.

Deinosis (griech.), Vergrößerung, Uebertreibung, die stärkere oder stärkste Art des Auxesis.

De integro (lat.), von Neuem.

Deïoces, der erste von Assyrien unabhängige König der Meder, 709—657 v. Chr., ward vom Volke wegen seiner Klugheit und Gerechtigkeit gewählt. Er ließ als feste Residenz Ecbatana bauen, wählte sich aus den vereinigten 6 Stämmen eine Leibwache aus, sorgte für eine geordnete Verwaltung des Staats und muß als der eigentliche Gründer medischer Königsmacht u. Civilisation angesehen werden. Ctesias nennt ihn Artäus und läßt ihn einen schweren, das ganze Land verwirrenden Kampf mit den nordmedischen Kadusiern bestehen. Nach Hammer ist D. der in den Gedichten der Perser gepriesene Dschemschid. Sein Sohn und Nachfolger war Phraortes oder Artynes.

Deïphobe, Tochter des Glaucus, Priesterin des Apollo und der Trivia, in einer Höhle bei Cumä, wo sie den Aeneas in die Unterwelt führte, soll nach Servius jene Sibylle sein, welche dem Tarquinius die sibyllinischen Bücher verkaufte (s. Sibylle). Apollo hatte ihr auf ihren Wunsch so viele Jahre zu leben verstattet, als sie gerade Sandkörner in der Hand hielt; da sie aber vergessen hatte, sich ewige Jugend auszubitten, so erreichte sie zwar ein Alter von 700 Jahren, ward aber zuletzt ganz kraftlos u. schwand wie ein Schatten dahin.

Deïphobus, Sohn des Priamus und der Hecuba, nächst Hector einer der tapfersten Trojaner, tödtete außer Andern den Ascalaphus, des Mars Sohn, heirathete nach des Paris Tode die Helena, ward nach Troja's Eroberung von Ulysses und Menelaus in seinem Hause überfallen, von der Helena selbst verrathen und grausam ermordet; nach Andern von Palamedes in der Schlacht getödtet.

Deipnon (griech.), die Hauptmahlzeit zwischen dem Ariston (Frühstück) und dem Dorpon (Abendessen), gewöhnlich in den spätern Nachmittagsstunden oder erst gegen Abend gehalten.

Deipnosophisten (v. Griech.), Sophisten, die während der Mahlzeit lehrreiche und scharfsinnige Gespräche führen.

Deir-el-Kamer, früher Hauptort der Drusen in Syrien, am Abhang des Libanon; mit etwa 4000 Einwohnern.

Deisidämonie (v. Griech.), überhaupt die Furcht vor dem Dämonischen oder Göttlichen, daher heilige Scheu vor den Göttern, ehrfurchtsvolle Verehrung derselben, Religiosität, wahre Frömmigkeit; auch religiöser Aberglaube, der die Gottheit für eine furchtbare, Verderben bringende Macht hält u. dem gemäß verehrt. Wir besitzen noch eine treffliche Schrift Plutarchs über die D.; andere Schriften desselben Inhalts von Antipater aus Tarsus, Theophrastus, Seneca rc. sind verloren gegangen.

Deismus (v. Lat.), ursprünglich und eigentlich der Glaube an Gott oder das System, nach welchem Gott als der oberste und letzte Grund aller Dinge gesetzt wird; dann aber vorzugsweise der reine Gottesglaube ohne außerordentliche Offenbarung oder die Denkart, nach welcher das dem Menschen eingeborne Gottesbewußtsein und Gewissen eine hinreichende und vollkommene Religion ist. Der Deist in diesem, durch die Geschichte gegebenen Sinne leugnet nicht die Existenz Gottes (Atheismus), auch nicht seine Persönlichkeit und Verschiedenheit von der Welt und dem menschlichen Denken (Pantheismus), sondern nur jede außerordentliche Offenbarung Gottes an den menschlichen Geist; er ist Naturalist, weil er alle religiöse Erkenntniß von der natürlichen Geistesthätigkeit des Menschen ableitet, Freidenker, weil ihn keine religiöse Auktorität (Bibel, Kirche) bindet, Rationalist, in sofern er bloß der Vernunfterkenntniß folgt. Einige neuere Theologen koordiniren den D. dem Naturalismus, indem sie diesen als die natürliche, durch Betrachtung der Natur, ihrer Schönheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit gewonnene Religion definiren, den D. dagegen als den religiösen Glauben, zu welchem der Mensch durch die spekulative, von Principien a priori (metaphysischen Begriffen) ausgehende Vernunft gelangt. Beiden Bestimmungen fehlt es jedoch an hinlänglicher Berechtigung und Gültigkeit. Vom neueren Rationalismus und dessen mannichfachen Nüancen unterscheidet sich der D. durch seine Verwerfung aller und jeder außerordentlichen Veranstaltung Gottes zur Erweckung u. Verbreitung der wahren Religion, durch seine Selbstgenügsamkeit u. durch die damit zusammenhängende Gleichgültigkeit, Geringschätzung, Abneigung und selbst Feindseligkeit gegen jede positive Religion, besonders gegen das Christenthum.

Der Name Deist kommt vielleicht zuerst bei Wiclef vor, u. zwar in der Bedeutung eines Gottgläubigen. Später verband sich damit der Begriff des Widerstrebens gegen die geoffenbarte oder positive Religion, u. schon Dufresne stellt die offenbarungleugnenden Deonarii des 12. Jahrhunderts mit den Deisten zusammen. Karl Blount war einer der Ersten, welche sich so nannten; ihm folgten vornehmlich Tindal und Morgan. Die Denk- und Sinnesweise dieser Männer und ihrer Geistesverwandten in England war die oben angegebene des schroffen, feindseligen Gegensatzes wider den herrschenden Supernaturalismus der christlichen Kirche und wider diese selbst. Sie ging mit geistiger Nothwendigkeit aus den kirchlich-politischen Wirren Englands im 17. Jahrhundert, aus dem politisch-äußerlichen Charakter der dortigen Kirche und aus dem Widerspruche der zurückgebliebenen Theologie gegen die fortgeschrittene Wissenschaft hervor. Vorgänger dieses D. war Eduard Herbert, Lord von Cherbury († 1648), der zuerst den Begriff u. die Zulänglichkeit der natürlichen Religion entwickelte, dem Positiven sich zwar abgeneigt zeigte, jedoch die Grundlage der Kirche selbst noch nicht angriff. Ihm nahe steht Thom. Browne († 1686), Verfasser der „Religio medici“ und anderer gelind deistischen Schriften. Karl Blount († 1693) trat vornehmlich als Widersacher der biblischen Geschichte, auch als Vertheidiger des Selbstmords auf. Bestimmter, umfassender und feindseliger wurden diese Angriffe einer sich selbst genügenden Natur- oder Vernunftreligion seit dem letzten Jahrzehnt des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nur hie und da achtete man noch das Christenthum als Form der natürlichen Religion, oft wurde es als Priesterbetrug bekämpft, immer seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt. Graf Anton Shaftesbury († 1713) machte die Unsterblichkeitsidee zum Mittelpunkt seiner feinen, übrigens sehr schwankenden Polemik gegen das Christenthum, als gegen eine durch den Gedanken ewiger Vergeltung unkräftige und unlautere Religion. Joh. Toland, voll Gelehrsamkeit, aber keck und leichtfertig († 1722), stellte das Judenchristenthum als die von Jesu beabsichtigte Religion dar, griff die Aechtheit der christlichen Urkunden an u. erklärte die mosaische Lehre für Pantheismus. Anton Collins, der scharfsinnigste aller Deisten († 1729), verwarf den Weissagungsbeweis als Grundlage des Christenthums und nahm dieses für ein mystisch-allegorisirtes Judenthum. Durch ihn kam der Name Freidenker auf. Thom. Woolston, ein ehrenwerther Charakter und der einzige Märtyrer unter seinen Genossen († 1733 im Gefängnisse), gebrauchte die alte vielgestaltige Weise, die Wundergeschichten zu allegorisiren, als Hülle seiner Schmähungen gegen die evangelische Geschichte. Matth. Tindal († 1733) leugnete die Idee u. Möglichkeit der Offenbarung u. nannte die heilige Schrift eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christenthum so alt als die Schöpfung, die Kirche in Hobbes' Sinne eine Institution des Staates. Der Arzt Thom. Morgan, Tindals Nachahmer († 1743), trat als unbedingter Feind des Alten Testaments und der mosaischen Religion auf, suchte auch alles Geschichtliche im Christenthum als Priesterbetrug zu entlarven. Thom. Chubb († 1747) harmonirte mehrfach mit ihm, war aber zugleich einer der Ersten, welche es auszusprechen wagten, daß es nicht ausgemacht, was das Christenthum eigentlich gewesen sei und was es habe sein wollen. Feind der Kirche, des Alten und Neuen Testaments, ja aller Religion im Sinne des D. ist noch Lord H. Bolingbroke († 1751) zu nennen. Anonyme hierher gehörige Schriften sind: „Das Christenthum, nicht gegründet auf Beweis“ (1742); „Die Auferstehung Jesu“ (1744). Bekenner der Naturreligion, ohne Verwerfung der positiven, und daher nicht zu diesen Deisten zu rechnen war Wollaston. Die verderblichen Thorheiten Bernhard Mandeville's († 1733), der Materialismus Hobbes' († 1679), der Skepticismus Hume's († 1776) gehören dem D. nicht an, obwohl sie mit diesem in der Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegen die Kirche und deren Lehren übereinstimmten; selbst der pantheisirende Toland und Bolingbroke stehen nur auf der äußersten Grenze dieses Gebietes. In der Geschichte der Kirche machte der englische (eigentliche) D. große Epoche. Obwohl bei allen seinen Vertretern zu sehr nur negativ, ohne positiven Gehalt des Gedankens, ohne Kenntniß des Evangeliums ausgebildet, entwickelte er doch in sich eine Fülle des Scharfsinnes u. geistiger Bildung, so daß den spätern Feinden der christlichen Kirche kaum neue Waffen übrig blieben. Der theologischen Wissenschaft aber brachte der D. großen Gewinn dadurch, daß er bestimmter auf die Grundfragen über Offenbarung, Schrift, Sinn, Endzweck und innere wie äußere Begründung des Christen-

thums hinführte und insbesondere auch der Apologetik (s. d.) eine ganz neue und höhere Bedeutung gab. Wiederholt geschahen in England Versuche, den D. als Kultus und als gesellschaftliche Religion einzuführen, z. B. durch Dav. Williams 1776. Aber der reine D. ist eine einsame, subjektive Sache; er ist zu abstrakt, als daß es ihm um Kultusformen zu thun sein sollte. Still und ohne äußere Gestaltung behauptete sich der D. meist unter den höheren Ständen, gewöhnlich nur als Gleichgültigkeit gegen die Kirche sich kund gebend. Vergl. Lechler, Geschichte des englischen D., Stuttgart und Tübingen 1841. In Frankreich ergriff und steigerte die dortige Philosophie des 18. Jahrhunderts, der Materialismus eines de Lamettrie († 1751), Helvetius († 1771), Diderot u. A. bloß die negative, polemische Seite des englischen D. Wesentlicher verwandt ist diesem dagegen, als seine Fortsetzung oder Nachwirkung, die Bewegung gegen das kirchliche Dogma in Deutschland. Dieselbe entwickelte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts theils als Feindseligkeit gegen die Kirche und ihren Lehrbegriff, ja gegen das Evangelium (Joh. Christ. Edelmann, † 1767, Wolfenbüttler Fragmente, 1777 ff., Mauvillon, K. Fr. Bahrdt, Lessing), theils als Neologie, Aufklärung oder Heterodoxie, das Christenthum als die geschichtlich gewordene natürliche Religion betrachtend und beurtheilend, aber der philosophischen Tiefe und Selbstständigkeit ermangelnd (1760—90, „Allgemeine deutsche Bibliothek"). Aus der Neologie entstand in natürlichem und innigem Einklange mit den großen Fortschritten der Philosophie und Theologie der Rationalismus (s. d.). Auch innerhalb der katholischen Kirche hat der reine oder zum Nationalismus ausgebildete D. stets zahlreiche, aber stille und heimliche Anhänger gehabt, bis er neuerlich im Deutschkatholicismus ans Licht trat, nach einem sach- und zeitgemäßen Lehrbegriffe und Kultus ringend, um auf wahrhaft christlichem Grunde und Boden eine Kirche und religiöse Lebensgemeinschaft im vollsten Sinne des Wortes zu bilden. Rein deistischen Charakters, dem Evangelium fremd und selbst feindlich waren auch: die Theophilanthropen in Frankreich, seit 1796 mit einem Kultus der natürlichen Religion, 1802 aufgelöst, 1829 vergeblich wieder angeregt; die französische katholische Kirche des Abbé Chatel seit 1831, mit stark politischer bonapartistischer Färbung, in einigen Punkten skeptisch; der St. Simonismus, ein dem Christenthum entgegengesetzter, zu einer Sache für das materielle Leben gewordener D.; die Philalethen in Kiel, nicht wirklich ins Leben getreten. Dem Judenthum gab vornehmlich Mendelssohn einen Anstoß zu innerlicher Entwickelung, welche, fast natürlich zum D. fortschreitend, besonders in Deutschland und Frankreich Vertreter fand.

Deisselberg, ein auf dem Plateau von Paderborn plötzlich aufsteigender basaltischer Kegelberg, 1227 Fuß hoch.

Deisten, s. Deismus.

Deister, niedrige, aber waldreiche hannöversche Bergkette zwischen der Weser und Leine, im 3 Meilen langen Fürstenthum Kalenberg, zieht sich von Springe in nordwestlicher Richtung bis Rodenberg, parallel dem die Weser begleitenden Süntelgebirge, von dem sie durch ein von der Kaspaue durchflossenes Thal getrennt wird. Beide Bergzüge fallen steil gegen Südwesten ab und zeigen eine dammartige, hier und da durch Eintiefungen unterbrochene kettenartige Bildung. Der höchste Punkt des D.s ist der 1240 Fuß hohe Höfeler bei Wennigsee; andere Kuppen sind der Beilstein (1108 Fuß) und der Ebersberg bei Springe (1104 Fuß). Das Gebirge hat einige ergiebige Steinkohlengruben, Sandsteinbrüche und Salzwerke. Am nordwestlichen Ende desselben schließen sich jenseits der Kaspaue die Bückeberge (bis 1016 Fuß hoch) an und ziehen von da südwestlich auf der Grenze des lippe'schen und hessischen Antheils der Grafschaft Schaumburg fast bis an den nördlichen Fuß der Weserkette, der nordwestlichen Fortsetzung des Süntels.

Dejanira (griech. Deianeira), Tochter des Oeneus, Königs von Kalydonien in Aetolien, und der Althäa, Schwester des Meleager, entging nach dessen Tode mit Gorgo dem Geschick, wie ihre Schwestern in Perlhühner verwandelt zu werden, lockte durch ihre Reize viele Freier an und wurde von Hercules dem Achelous, dem sie verlobt war, nach heftigem Kampfe abgewonnen. Sie gebar demselben mehre Söhne, verursachte aber später wider ihren Willen dessen Tod und erhängte sich aus Schmerz darüber (s. Hercules).

Dejazet, Virginie, französische Schauspielerin, geboren 1797 zu Paris als „Komödiantenkind" (enfant de la balle), betrat schon als vierjähriges Kind Hungy's Theater am Kapuzinerkloster, spielte dann mit glänzendem Erfolg auf dem Theater der jeunes Elèves de la rue de Bondy und der Rue Dauphine, trat in den Variétés in Knabenrollen auf, entzückte in Bordeaux und Lyon und übernahm im Gymnase die jungen Burschen, Schüler rc. Von hier kam sie an das Théâtre de la Bourse und ging zuletzt an das Théâtre du Palais royal über, dem sie seinen schönsten Glanz verlieh. Außerordentliche Lebendigkeit, Witz, das Talent, entschiedene Zweideutigkeiten so sagen zu können, daß sie ihr verziehen werden, und eine unbeschreibliche Schalkhaftigkeit in ihrem ganzen Wesen machten sie zu einem der glänzendsten Sterne der pariser Bühne. Sehr treffend sagt von ihr Beurmann: „Sie ist die Königin des Vaudeville's, die Grisette par excellence, die reizendste und liebenswürdigste Sünderin von Paris, die geistreichste und witzigste Salondame der Hauptstadt, die einzige Erhalterin des Théâtre du Palais royal; Alles, was sich an Jugend, Keckheit, Laune, Treuherzigkeit, Uebermuth und Aufopferung in dem verschrieenen Geschlecht der Grisetten vereinigt, das bringt die D. lebenswahr und natürlich zur Anschauung, umduftet von dem Blüthengeruche wahrhaft poetischer Auffassung und Darstellung. Sie ist nicht schön, höchstens hübsch, aber sie ist unwiderstehlich reizend und hinreißend". Im Privatleben ist sie von Verehrern umgeben, ihr Salon ist der Sammelplatz einer ganz eigenthümlichen, aber interessanten Gesellschaft. Eine Sammlung ihrer stets treffenden, geistreichen Einfälle enthält das Buch „Le perroquet de D.". Vgl. Philosophie der D., in Mundts „Delphin" für 1838.

Dejean, 1) Jean François Aimé, Graf, französischer General, den 6. Oktober 1749 zu Castelnaudary geboren, erhielt seine Bildung auf der Kriegsschule zu Mézières und trat 1777 als Ingenieurkapitän in den Militärdienst. Nachdem er

unter Dumouriez in Belgien gedient und sich bei mehren Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, wurde er 1793 zum Kommandanten des Geniecorps und Direktor der Befestigungen, 1794 unter Pichegru zum Brigadegeneral und nach dem berühmten Rheinübergange in der Nacht vom 5. zum 6. Sept. 1795 zum Divisionsgeneral befördert. Ende 1796 befehligte er die Nordarmee, ward aber 1797 entlassen, weil er sich weigerte, die heftigen Proklamationen der italienischen Armee gegen die clichy'sche Partei, die am 18. Fructidor unterlag, seinen Truppen bekannt zu machen. Bald wieder angestellt, ward er von Bonaparte zum Staatsrath ernannt und erhielt die Aufsicht über die Küsten von Bretagne. Nachdem er bei Marengo mitgefochten, war er bei der neuen Organisation Italiens beschäftigt. Außerordentlicher Minister und Präsident der Consulta von Genua, kam er 1802 in das französische Kriegsministerium und führte bis 1809 als Ministerdirigent die Kriegsadministration darin; da man ihm aber die schlechte Vertheidigung von Antwerpen zur Last legte, ward ihm das Portefeuille genommen. Im Jahre 1810 ward er zum Grafen, 1812 zum immerwährenden Präsidenten des Wahlkollegiums des Departements Indre und Loire und zum Senatsmitglied ernannt und fungirte in demselben Jahre als Vorsitzender des Kriegsgerichts über die Generäle Mallet, Lahorie und Guidal, bei welcher Gelegenheit er eine ehrenvolle Unabhängigkeit bewies. Im Jahre 1814 schloß sich D. den Bourbonen an, ward Pair und Gouverneur der polytechnischen Schule, trat aber 1815 als interimistischer Großkanzler der Ehrenlegion und 1. Inspektor des Geniecorps wieder zu Napoleon I. über, stimmte nach der Schlacht bei Waterloo für Vertheidigung der Hauptstadt, verlor deshalb nach der 2. Restauration seine Stelle als Pair, erhielt sie 1819 wieder, ward Generaldirektor in der Kriegsadministration, nahm aber 1820 seinen Abschied und † den 12. Mai 1824 zu Paris.

2) **Pierre François Aimé Auguste, Graf**, einer der berühmtesten Entomologen der neuesten Zeit, Sohn des Vorigen, geboren den 10. Aug. 1780 zu Amiens, studirte anfangs Medicin, trat aber noch sehr jung in den Militärdienst, begleitete seinen Vater nach Holland und zeichnete sich später als Kommandant eines gegen Spanien fechtenden Dragonerregiments aus. Als Brigadegeneral focht er in fast allen Schlachten des russischen Feldzugs, ward in Danzig verwundet, 1813 Divisionsgeneral, 1814 zur Disponibilität gestellt, 1815 bei Waterloo Napoleons I. Adjutant und durch Fouché, den er beleidigt, proskribirt und exilirt. Im Jahre 1818 kehrte er zurück, trat 1830 wieder in den aktiven Dienst und machte den Feldzug in Belgien mit. Er † 1845. Von Jugend auf eifrig mit dem Studium der Ornithologie und Entomologie beschäftigt, brachte er während seiner Feldzüge und seines Exils in Kärnthen, Krain, Steiermark und Dalmatien, sowie durch seine Verbindung mit fast allen Entomologen Europa's eine Sammlung zu Stande, die als die größte und reichste des Kontinents angesehen werden kann. Er lieferte 1821 einen systematischen Katalog der Käfer (2. Aufl. 1833—37) und schrieb: „Iconographie des coléoptères d'Europe" (Paris 1822) und „Species générales des coléoptères" (das. 1825—37, 5 Bde.; den 6. Band fügte Aubé hinzu), ein zwar unvollendetes, aber klassisches Werk. Mit M. Brisduval gab er heraus: „Histoire naturelle et iconographie des coléoptères d'Europe" (Paris 1828—1838, 50 Lieferungen). Die Mehrzahl der von D. aufgestellten Species ist von den Entomologen in ihre Systeme aufgenommen worden, wie auch seine Aenderungen im System Anerkennung gefunden haben.

Dejektion (v. Lat.), Ab- und Ausstoßung. Daher: D. aus dem Besitze, gewaltsame Entsetzung aus dem Besitze; die Klage darüber erlischt in Jahresfrist.

Déjeûner (franz.), Frühstück; D. à la fourchette, Gabelfrühstück; D. dinatoire, Gabelfrühstück, das zugleich das Mittagsessen vertritt; D. dansant, Frühstück mit nachfolgendem Tanze. Dejeuniren, frühstücken.

Dejotarus, Fürst (Tetrarch oder Vierfürst) von Galatien, erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den römischen Feldherren Sulla, Servilius Isauricus, Murena, Lucullus und Pompejus in den Kriegen in Asien geleistet, vom römischen Senat den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien und stand mit M. Cato, Pompejus, Cäsar, Crassus, den Brüdern M. und Q. Cicero, M. Brutus u. A. in vertrauten Verhältnissen. Im Bürgerkriege schloß er sich dem Pompejus an und erschien mit 600 Reitern im Lager desselben, begleitet von seinem Sohne, der schon vom Senat zum König ernannt war, und seinem Enkel Castor. Nach der Schlacht bei Pharsalus trennte er sich von Pompejus und suchte Cäsar dadurch sich günstig zu stimmen, daß er ihn im alexandrinischen Kriege unterstützte. Inzwischen hatte aber Pharnaces, der Sohn des Mithridates, sich Kleinarmeniens und Kappadociens bemächtigt. Als Cn. Domitius Calvinus auf des D. Bitte vom Pharnaces Räumung dieser Länder verlangte, räumte er zwar Kappadocien, sprach aber Kleinarmenien als väterliches Eigenthum an und berief sich deshalb auf die Entscheidung Cäsars. Domitius brach daher von D. unterstützt gegen den pontischen König auf, erlitt aber eine Niederlage, worauf Pharnaces leicht die übrigen Länder seines Vaters wieder eroberte. Als nun Cäsar nach Beendigung des alexandrinischen Krieges mit Heeresmacht gegen ihn zog, kam ihm D. an der Grenze seines Reiches in Trauerkleidern entgegen und bat ihn um Verzeihung, daß er im Bürgerkriege auf der Seite seiner Gegner gestanden, indem er sich damit zu entschuldigen suchte, daß er ganz in der Hand des Pompejus gewesen sei. Cäsar fand diese Entschuldigung ungenügend, stellte ihm aber Verzeihung in Aussicht, wenn er ihn im Kriege gegen den Pharnaces kräftig unterstützte. Als D. dies that und selbst persönlich am Kriege Theil nahm, schien Cäsar zwar besänftigt zu sein, nahm ihm aber gleichwohl die Tetrarchie über die Trokmer und betrachtete auch Kleinarmenien als ein vom Pharnaces erobertes Land, auf welches D. keine Ansprüche mehr zu machen habe. Auf diese Abneigung Cäsars gegen D. bauend, begab sich des letzteren Enkel, Castor, nach Rom und klagte den D. an, derselbe habe den Cäsar bei seinem Besuche in Luceium, der Hofburg des D., ermorden wollen, was nur durch den Eintritt unerwarteter Umstände verhindert worden sei. Cicero übernahm die Vertheidigung des Angeklagten mit Geschick und brachte es wenigstens dahin, daß

Cäsar gegen D. nicht weiter feindlich verfuhr. D. aber tödtete aus Rache die Mutter des Castor, seine eigene Tochter und seinen Eidam, den Vater des Castor, wogegen der Enkel sich den Verfolgungen entzogen zu haben scheint. Auch soll er alle seine Söhne bis auf Einen umgebracht haben, um diesem das Erbe ungetheilt zu hinterlassen. Cäsars Tod brachte eine neue Wendung in die Angelegenheiten des D. Er ließ der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, eine ungeheure Summe auszahlen, u. sofort erschien eine Verordnung, angeblich aus Cäsars Papieren, durch welche D. in alle seine frühern Besitzungen wieder eingesetzt wurde. Dieser hatte indeß nicht einmal diese Verordnung abgewartet, sondern sich ohne Weiteres aller der Länder bemächtigt, welche Cäsar ihm entzogen hatte. Als Cassius nach Kleinasien kam, suchte D. Neutralität zu beobachten; erst als Brutus selbst zu ihm kam, erklärte er sich für die Verschworenen und sandte ihnen seinen Feldherrn Amyntas nach Griechenland zu Hülfe. Derselbe trat nach der Niederlage der Republikaner zu Octavianus und Antonius über, ward freundlich aufgenommen u. scheint seinen Herrn vollkommen gerechtfertigt zu haben, denn derselbe blieb im Besitz aller seiner Länder. D. † 40 v. Chr. in sehr hohem Alter.

Dejuinne, François Louis, französischer Genre- und Historienmaler, geboren 1786 zu Paris, ward daselbst unter Girodet u. später als Pensionär der pariser Akademie zu Rom gebildet, wo er unter Anderem Priamus' Klage um Hector (jetzt in der Gallerie Luxembourg) malte. Später wandte er sich der kirchlichen Malerei zu und schmückte unter andern die Kirche Notre Dame de Lorette mit einer Himmelfahrt Mariä. Andere Hauptwerke von ihm sind: Girodet, beim Lampenschimmer sein berühmtes Bild der Galatea malend, im Besitze des Grafen Sommariva; Christus, die Blinden und Kranken heilend, in der Kirche St. Vincent und Paul; St. Fiacre, die Krone verweigernd, in St. Sulpice; die 4 Jahreszeiten, im Schlosse Trianon; Michel Angelo's Haus in Rom; Tasso's Haus zu Sorrent.

Deka (griech.), zehn.

Dekachord (Zehnsaiter), eine in Deutschland sehr wenig, in Frankreich häufiger gebrauchte, 1825 erfundene Guitarre mit 10 Saiten. In Form und Spielart ist sie der gewöhnlichen Guitarre ganz gleich, nur daß der Körper etwas größer und hauptsächlich das Griffbret etwas breiter ist.

Dekade (v. Griech.), eine Zeit von zehn Monaten, Wochen, Tagen. Vgl. Décade.

Dekadisches Zahlensystem (Dekadik), dasjenige System von Zahlen, worin Zehn die Basis der Eintheilung ist, die Zahlen also in Ordnungen von je zehn Einheiten getheilt sind, so daß zehn Einheiten einer Ordnung eine Einheit der nächsthöheren ausmachen. Bei Zusammenfügung eines tauglichen Zahlensystems für größere Zahlen kommt es besonders darauf an, die Zeichen und Namen in der Art zu wählen, daß alle an den einzelnen Zahlen vorzunehmenden Aenderungen auch an deren Zusammenstellungen zu größeren Haufen deutlich hervortreten. Die Römer und Griechen gebrauchten zu diesem Zweck so viele Zeichen, daß dadurch schon alle Uebersichtlichkeit verloren ging, man eine Menge Zeichen im Gedächtniß behalten mußte, und eine genetische Vergleichung der einzelnen Größen ganz unmöglich war. Daher blieb die Arithmetik selbst bei den Griechen immer in der Kindheit stehen, und selbst Archimedes vermochte nie die Schwierigkeiten zu besiegen, welche ihm das griechische Zahlensystem beim Rechnen entgegensetzte. Es bereitete ihm die Bestimmung des Verhältnisses der Peripherie des Kreises zu dessen Radius oder die Zahl $^{22}/_{7}$ auszudrücken, mehr Schwierigkeit, als dem Deutschen Vega, der dieses Verhältniß auf 140 Decimalstellen angab. Papst Sylvester II. soll, von der Untauglichkeit der römischen Schreibweise der Zahlen überzeugt, zuerst bei den Arabern in Spanien Belehrung gesucht, dort unser Decimalsystem kennen gelernt und uns dasselbe überliefert haben, so wie wir es jetzt kennen.

Dekagon (griech.), Zehneck, insbesondere ein regelmäßiges.

Dekagonalzahl, eine Zahl von der allgemeinen Form: $n(4n-3)$. Setzt man hierin für n der Reihe nach: 1, 2, 3, 4, 5 . . . , so entstehen folgende Zahlen: 1, 10, 27, 52, 85, 126 . . . , deren erste Differenzen: 9, 17, 25, 33, 41 u. deren zweite Differenzen: 8, 8, 8, 8 . . . konstant sind. Die einzelnen Glieder sind die Summen der Glieder einer arithmetischen Progression, deren erstes Glied $a = 1$, deren Differenz $d = 8$ ist. Vieleckige oder Polygonalzahlen heißen diese Zahlen, weil sie, durch Punkte dargestellt, Polygone bilden.

Dekalogus (v. Griech.), die 10 (mosaischen) Gebote.

Dekan (v. Griech., lat. decanus), Aufseher, Hauptmann über Zehn, auch Vorsteher, Aufseher, Vorgesetzter überhaupt, daher s. v. a. Decurio; dann eine Art Hofbedienter der oströmischen Kaiser, gewöhnlich aus den D.en der Leibwache gewählt, zur Ausrichtung verschiedener Aufträge; in der katholischen Kirche der dem Kapitel eines Stifts vorstehende Kanonikus (Dechant, an Kathedralkirchen Domdechant), ursprünglich nur der Aufseher über 10 Chorherren; in der protestantischen Kirche s. v. a. Superintendent, geistlicher Inspektor; im Universitätswesen der an der Spitze einer Universitätsfakultät stehende Professor (s. Universitäten).

Dekan (Dekhan, Dekkan, sanskr. Dakschina), allgemeine Benennung des südlichen Theils der Halbinsel Vorderindien, welcher im Norden von Hindostan, im Uebrigen aber vom Meere (arabischen Meere und indischen Ocean) begrenzt wird und der südlich im Kap Comorin ausläuft. Nach der Ansicht der Einheimischen wird indessen nur das Land zwischen den beiden Strömen Nerbudda u. Krischna als D. betrachtet, und der südlicher gelegene Theil führt den Namen Südindien. Das Land bildet ein ziemlich gleichförmiges Plateau von 1400—3000 F. Höhe, an dessen Westseite die Kette der Westghats und auf der Ostseite die Ostghats stehen, während im Norden das Vindhyagebirge die Grenze macht. Die Hauptflüsse, welche dasselbe bewässern, sind Nerbudda und Tapty, deren Lauf nach Westen gerichtet ist, und die mächtigen Ströme Mahanadi, Godavery und Krischna, die dem östlichen Meere zuströmen. Die Westghats stehen nahe der Küste u. erheben sich theils steil, theils terrassenförmig; sie sind nur in Engpässen passirbar. Auf der Ostseite geht dieser Gebirgszug allmählig in das Hochland über. Die Ostghats stehen entfernter von der Küste, so daß sich auf dem niedrigen Küstenraum ansehnliche Lagunen und Salzsümpfe finden. Sie sind niedriger als die Westghats und vereinigen sich durch Zertheilung in mehre Zweige im Süden

mit den Westghats. Das Binnenhochland steigt gegen Süden bedeutend. Das westliche Drittel des Landes besteht aus Trappbildungen, das östliche und südliche aus Gneis, der vielfach von Granit durchbrochen ist. Das Klima ist sehr angenehm und eben so frei von der drückenden Gluth des Niederlandes wie von der Schärfe und Trockenheit der nördlichen Gebirgsplateaur. Eine eigenthümliche Erscheinung sind die Moussons, die hier wehen, und zwar in unsern Wintermonaten aus Nordosten, in den Sommermonaten aus Südwesten, u. die in Verbindung mit der Stellung der Küstengebirgszüge so bestimmend auf die Witterung einwirken, daß auf der West- und Ostküste in entgegengesetzter Zeit die Regenperioden herrschen. Die Vegetation ist üppig u. reich; auch die Produkte des Stein- u. Thierreichs sind äußerst mannichfaltig. D. bis zum Krischna umfaßt die Landschaften Gondwana, Orissa, Nordcircars, Khandesch, Berar, Bender, Hyderabad, Aurungabad, Concan, Bedschapur; südlich vom Krischna: Darwar, Balaghat, Canara, Mysore, Malabar, Coimbatur, Cotschin, Trancore, Karnatik. Die Größe des ganzen Landes wird zu 24,740 □Meilen berechnet; der bei weitem größere Theil gehört England oder steht unter dessen Schutz (Hyderabad, Mysore rc.). Den Portugiesen ist von ihrem ehemaligen großen Besitz nur Goa auf der Westküste geblieben. Auf derselben Küste besitzen die Franzosen noch Mahe, auf der Ostküste noch Pondichery u. Karikal. Die ehemals dänischen Besitzungen (Tranquebar rc.) wurden 1845 an die Briten verkauft. Die Einwohner, deren Gesammtzahl man auf etwa 50 Millionen anschlägt, sind hauptsächlich dravidischen Stammes; dann Mahratten und eingewanderte Moslems, Afghanen, Perser, Juden, Malayen und Europäer. Ausführlicheres über D. s. Ostindien.

Die Geschichte von D. ist größtentheils mit der Indiens (s. d.) im Allgemeinen verflochten u. läßt sich von dieser erst nach den Eroberungen trennen, welche die Ghasnaviden von Ghisni aus in Indien gemacht hatten. Im 9. Jahrh. n. Chr. trat eine Dynastie aus dem Radschputenstamme der Silara als Herrscherin der Halbinsel D. auf, aus welcher die Könige Ghangha (um 900) und dessen Enkel Virubanka Deva (im 11. Jahrhundert) hervorzuheben sind. Unter letzterem umfaßte D. 1400 Städte und andere Ortschaften, die er alle erobert hatte. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts gelangte die Dynastie der Gangavansa zur Herrschaft in D. Unter der Regierung des Rama Deva von Devagiri (jetzt Daulatabad) führte 1294 Allah Eddin, Neffe Firuz Khans von Delhi, die ersten mohammedanischen Truppen nach der Halbinsel D. Rama Deva wurde geschlagen und endlich (1306) zur Unterwerfung gezwungen. Nach Ermordung desselben (1312) hörte D. auf ein selbstständiger Staat zu sein; es wurde ein mohammedanischer Gouverneur hier eingesetzt. Die Eroberungen gingen fort, u. unter Mahmud Toghluk, König von Delhi, war D. 1327 bis ans Meer unterworfen. Nur im centralen Hochland vermochten die Mohammedaner nicht recht Meister zu werden, u. es bildete sich hier eine Hindukonföderation mit dem Zweck, die Moslemen aus ganz D. zu vertreiben. Die Konföderation hatte ihren Mittelpunkt im Stammlande der Mahratten, auf dem Hochlande von Maharastra zwischen den Flüssen Bhima u. Krischna, u. ihre Bundesveste war Bedschapur. Im J. 1344 wurden die Mohammedaner von Bilala Deva, König von Karnatik, u. Krischna Naga, einem Sohne des vorigen Königs von Telingana, wirklich aus D. vertrieben und behielten nichts als die unbezwinglich gemachte Veste Daulatabad, wo sich 1347 der Häuptling der tatarischen Söldner als Nasir Eddin zum König aufwarf. Dieser trat aber bald die Regierung an einen Abenteurer, Allah Eddin Hussun Kongo Bahmany, ab, der in kurzer Zeit ganz D. eroberte, es gegen Mahmud Toghluk behauptete u. die berühmte Dynastie Bahmany stiftete, die unter mancherlei Kämpfen und Empörungen einzelner indischer Fürsten über 2 Jahrhunderte regierte. Hussun starb 1358. Sein Nachfolger Mohammed machte den ersten mohammedanischen Einfall in das Reich von Bidschajanagara, unterwarf die Könige dieses Reichs und von Telingana und starb 1375. Seine drei Nachfolger, Mujahid, dessen Oheim Davud Schah, welcher seinen Neffen 1378 ermordete, und nach seiner eigenen baldigen Ermordung sein Bruder Mahmud, hatten mit den besiegten Nachbarfürsten zu kämpfen. Auf den letztgenannten folgte 1397 sein Sohn Ghias Eddin (Gheiseddin) und 1398 Firuz, der, als er sich nicht mehr halten konnte, sich dem Timur unterwarf und Malwa und Guzerate erhielt. Die einheimischen Fürsten machten sich wieder unabhängig. Firuz' Bruder und Nachfolger, Achmud (1422—35), erweiterte das Reich durch glückliche Kriege. Weniger glücklich regierten sein Sohn Allah Eddin (1435—1457) und dessen Sohn Humajun der Grausame (1457—61). Die Empörungen, welche des letztern Grausamkeit hervorrief, hinderten ihn, sich nach außen zu wenden. Mit mehr Glück hielt sich die Dynastie gegen die indischen Könige unter seinem unmündigen Sohne, für welchen seine Mutter regierte, und nach dessen Tode (1463) unter dessen Bruder Mohammed Schah Bahmany II. (1463—81), unter dessen Regierung Goa erobert u. Orissa unterworfen wurden, so daß nun fast ganz Telinga der Dynastie Bahmany gehörte. Unter Mahmud II. (1481—1518) rissen sich 1484 Berar, 1490 Ahmednagur, der Statthalter des Landes von Bombay bis Goa, 1504 Bedschapur und 1512 Golkonda los. Auch kamen während seiner Regierung 1498 die ersten Portugiesen ins Land. Seine Nachfolger versanken in Ohnmacht und hingen ganz von Amir Berid ab, dem der letzte Bahmany, Kullim Ulla, der 1556 floh, den kleinen Rest des großen Reichs überließ. Von nun an bietet die Geschichte von D. nur eine Reihe von aufreibenden Kämpfen jener von der Dynastie Bahmany losgerissenen kleinen Könige dar. Die mächtigsten Herrscher im Lande blieben noch die Könige von Bidschajanagara, bis dieses Reich durch eine Koalition jener mohammedanischen Fürsten von D. nach der Schlacht von Talicote 1565 erobert wurde. Die inneren Zerwürfnisse unter den unabhängig gewordenen mohammedanischen Fürsten, unter denen die Könige von Golkonda am glücklichsten waren und sich bis an das östliche Meer ausdehnten, dauerten fort. Diese Zerwürfnisse benutzte der Großmogul von Delhi und eroberte das ganze Land. Des Großmoguls Aurengzeb Heerzüge, der Druck, den er ausübte, und der wiedererwachte mohammedanische Fanatismus regten

diesen alten Sitz des Braminenthums in der Tiefe auf, um so mehr, als der Eindruck, den die vorübergehenden mohammedanischen Herrschergeschlechter in den verschiedenen hier im Laufe der Zeit entstandenen Reichen auf die Masse des dem Hinduglauben anhängenden Volkes gemacht hatten, äußerst gering war. Die Bewohner des Landes Maharastra, die Mahratten, hatten sich von allen Berührungen mit Mohammedanern ziemlich fern gehalten. Sevaji (Sewadschi), ein geringer Gutsbesitzer, trat als glücklicher Krieger unter ihnen auf, u. als Aurengzeb seine Feldzüge gegen D. begann, trat er, wohl erkennend, daß er sich der Macht des Mogulkaisers nicht entgegenstellen könne, scheinbar auf seine Seite. Während darauf Aurengzeb in den östlichen Plateaux sich ausbreitete, setzte er sich in den Ghats fest, erzwang von Aurengzeb nicht nur die Anerkennung seiner Unabhängigkeit, sondern auch eine Art Tribut, nämlich den vierten Theil (Tschout) der Einkünfte des D., die Veranlassung der spätern Raubzüge, und ließ sich 1674 als Großfürst aller Mahrattenländer (Maharadscha oder Raigurh) ausrufen. Seine Herrschaft umfaßte damals alles Land vom 15.—21.° nördl. Br. u. von der Westküste des Concan bis ungefähr 76° östl. L. v. Greenw. In seinen Gebirgen trotzte er allen Anstrengungen Aurengzebs. Ein solcher Nachbar machte für den Mogulkaiser den Besitz der östlichen Plateaux ziemlich unsicher. Sevaji hinterließ bei seinem Tode 1680 ein großes jugendliches Reich, aber keinen ihm ähnlichen Sohn. Der älteste seiner Söhne hieß Sumbhaji; zu diesem floh Aurengzebs Sohn Akbar vor seinem Vater, gegen den er sich empört hatte. Der Mogulkaiser unterwarf sich bis 1687 Bedschapur und Golkonda, wo er Vicekönige einsetzte, und zog dann gegen Sumbhaji, den er 1689 gefangen nahm. Statt seiner wurde nun sein minderjähriger Sohn Schao auf den Thron gehoben, und an seiner Stelle regierte Ram Raj, Sumbhaji's Bruder, der, nachdem der Prinz 1690 bei der Einnahme der Hauptstadt Raigurh gefangen worden war, selbst König (Maharadscha) wurde. Ram Raj nahm seine Residenz nach einander in Ginjer und Satara, welche Städte 1697 und 1700 erobert wurden, und starb 1700. Sein minderjähriger Sohn stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, und Aurengzebs Hoffnung, nun leichteres Spiel zu haben, wurde getäuscht; die Mahratten waren in D. noch herrschend, und die Moslemen waren des erfolglosen Krieges müde, weshalb Aurengzeb heimzog. Er starb bald nach seiner Rückkehr. Unter seinem Nachfolger Bahadur Schah blieb es in D. beim Alten; in Bedschapur und Golkonda herrschten Vicekönige, im übrigen D. die Mahratten, die jedoch durch das Auftreten Schao's, des Sohnes Sumbhaji's, 1707 in zwei Parteien gespalten wurden. Schao wurde zwar jetzt von dem Vicekönig Nizamel Muluk geschlagen, aber 1717 verband er sich mit einem der Vicekönige gegen den Großmogul Feruk-Siar und entsetzte denselben. Sevaji's Nachkommen verloren zwar bald alle politische Gewalt, aber an ihre Stelle trat der erste Minister oder Peischwa, welche Gewalt schon 1720 erblich wurde. Aber auch die Macht des Peischwa wurde gebrochen, die Fürsten kämpften um die Erringung und Erhaltung ihrer Selbstständigkeit, und der Mahrattenstaat wurde aus einer unumschränkten Monarchie zu einem ziemlich lose verknüpften Staatenbund. Am obern Tapty erhob sich einer der Häuptlinge zum Radscha von Berar oder Nagpur, der Herr von Guzerate und Cambay zum Guicowar; im Karnatik machte sich der ohnehin nur schwach mit den Mahratten verbunden gewesene Nabob von Tandschore von ihnen ganz unabhängig, ebenso der Nizam von Hyderabad; in Mysore benutzte der Abenteurer Hyder Ali die Verwirrung, um auf Kosten der alten Hindudynastie die Würde eines Sultans an sich zu reißen; in dem Hochland Malwa setzte sich der vielfach berühmt gewordene Madhadscha Scindiah fest; in Satara lebten die Schattenkönige der Mahratten, in Punah der Peischwa, der mit dem Abfall der tributären Fürsten fast seine ganze Wichtigkeit verlor. Die Kämpfe zwischen den Mahrattenfürsten unter einander und mit dem Reiche Delhi gaben den Briten und den Franzosen Veranlassung, sich in die innern Angelegenheiten des Landes zu mischen, worauf die erstern, nachdem sie den französischen Einfluß geschwächt und zuletzt ganz beseitigt hatten, sich theils durch Vertrag, theils durch glückliche Kriege fast des ganzen Küstenlandes von D. nebst großen Gebieten des Innern bemächtigten. Näheres hierüber s. Ostindien.

Dekantiren (v. Lat.), abgießen; dann speciell einen Niederschlag durch Abgießen und wiederholtes Aufgießen von reinem Wasser auswaschen. Das Abgießen einer Flüssigkeit von einem in derselben suspendirten Körper kommt im Laboratorium und in der Technik sehr häufig vor u. wird am einfachsten in der Art ausgeführt, daß man den festen Körper oder Niederschlag sich vollständig absetzen läßt und dann das Gefäß vorsichtig neigt, damit so viel von der klaren Flüssigkeit abfließe, als möglich ist, ohne daß Theilchen des Niederschlags mit fortgerissen werden. Da dies, namentlich bei leichten, voluminösen Niederschlägen oft schwierig ist, so verwendet man zum D. verschiedene Hülfsmittel. Man benutzt z. B. einen Topf, welcher in aufsteigender Linie mit einer Reihe von Löchern versehen ist, die mit Pfropfen verschlossen werden. Hat sich der Niederschlag vollständig abgesetzt, so zieht man, von oben anfangend, einen Pfropfen nach dem andern, bis man dicht über dem Niederschlag angelangt ist. Auch mit Hülfe eines Hebers kann man dekantiren, muß dann aber den in die Flüssigkeit eintauchenden Schenkel desselben am Ende ein wenig in die Höhe biegen, damit der in den Heber hineingesogene Strom nicht Theilchen des Niederschlags mit fortreißen kann. Auf diese Weise bietet das D. gar keine Schwierigkeit. In Fabriken bedient man sich zum D. metallener oder irdener Gefäße, deren Höhe gleich ist dem Durchmesser des Bodens. In der Mitte dieses Bodens ist das Loch zum Ablassen, und auf dasselbe ist ein kleiner Stutzen mit umgebogenem Rand gelöthet. Man befestigt nun auf diesem Stutzen ein Kautschukrohr, welches so lang wie das Gefäß hoch ist, bindet an das äußere Ende des Rohrs einen Stab und legt diesen quer über das Gefäß. Hat sich aus der eingefüllten Flüssigkeit der Niederschlag abgesetzt, so kann man nun leicht das Kautschukrohr mit Hülfe des Stabes weiter und weiter niederdrücken, bis die gesammte Flüssigkeit abgelaufen ist. Neuerdings hat man auch in Gefäßen obengenannter Gestalt die Abflußöffnung am Rande des Bodens angebracht, einen Stutzen aufgelöthet und mittelst eines Kugelgelenks ein Me-

tallrohr angefügt, welches nachher geneigt wird. Das D. bietet viele Vortheile vor dem Filtriren, da es ein durchaus gleichmäßiges Auswaschen ermöglicht und, wenn man nur stets vollkommen absetzen läßt, recht vollständig die klare Flüssigkeit abgießt und nach jedesmaligem Aufgießen von reinem Wasser den Niederschlag anhaltend aufrührt, auch eben so schnell zum Ziele führt, als das Filtriren; nur kann der Niederschlag niemals so weit von der Flüssigkeit getrennt werden, als dies beim Filtriren möglich ist, und um so weniger, je voluminöser derselbe ist. Man wird also sehr häufig den durch D. ausgewaschenen Niederschlag schließlich noch auf ein Filter bringen müssen. In diesem Falle wäscht man durch D. nur unvollständig aus und vollendet das Auswaschen auf dem Filter.

Dekarbonisiren (v. Lat.), einem Stoffe seinen Antheil Kohlenstoff entziehen; daher Dekarbonisation.

Dekastichon (griech.), Strophe oder Gedicht von 10 Versen.

Dekastylon (griech.), architektonisches Werk, Fronte, Gallerie &c. mit 10 Säulen.

Dekatiren (v. Lat.), Bezeichnung zweier Operationen, denen das Tuch unterworfen zu werden pflegt. Nach dem Noppen, Waschen u. Walken des gewebten Tuchs folgen jene unter dem gemeinschaftlichen Namen des Appretirens (s. d.) zusammengefaßten Operationen, welche dem Fabrikat ein schöneres Ansehen zu geben bestimmt sind, nämlich das Rauhen, Scheeren, D. und Pressen. Durch das Rauhen mit Weberkarden werden die durch das Walken verwirrten Fasern geordnet, durch das Scheeren gekürzt und geglättet, durch das D. aber fest und gleichmäßig an einander gelegt, wodurch ein dauernder Glanz erzeugt wird. Man wickelt zu diesem Behuf das Tuch, und zwar entweder vor dem letzten Rauhen und Scheeren, oder zwischen diesen beiden Operationen, mittelst einer eigenen mechanischen Vorrichtung straff um den Mantel eines 5—6 Zoll im Durchmesser haltenden Cylinders, indem man entweder zwei Stücke neben einander, jedes auf halbe Breite mit der rechten Seite zusammenlegt, oder beide ihrer ganzen Breite nach mit der rechten Seite auf einander legt, bedeckt das Ganze mit grober Leinwand, umschnürt es fest mit einem breiten Hanfgurt und setzt es so der Einwirkung von Wasserdampf aus. Soll der Wasserdampf nur von außen in das Tuch eindringen, so bedient man sich einer massiven hölzernen oder metallenen Walze, die senkrecht über einem eingemauerten Wasserkessel steht, wobei die beim Kochen entwickelten Dämpfe durch einen oben geschlossenen, unten luftdicht aufsitzenden Kupfercylinder zusammengehalten werden. Soll aber der Dampf von innen in das Tuch eindringen, so benutzt man eine hohle, von beiden Seiten geschlossene, auf der Peripherie mit feinen Löchern versehene Walze, welche durch einen hohlen Zapfen mit einem Dampfleitungsrohre in Verbindung steht. Beide Wirkungsarten des Dampfes finden Statt bei einem hohlen, offenen, durchlöcherten Cylinder, welchen man in einen dichten hölzernen Kasten einschließt und dann Dampf aufnehmen läßt. Das Resultat dieser Operation ist ein milder Glanz des Tuchs, welcher sich weder durch die noch folgenden Arbeiten, das Rauhen, Scheeren und Färben, noch durch den Gebrauch der davon verfertigten Kleidung verliert. Dem fertigen Tuche wird oft durch starkes Pressen desselben zwischen glatten Glanzpappendeckeln, den sogenannten Preßspänen, auf welche erhitzte Metallplatten drücken, ein letzter Glanz gegeben, welcher aber durch Nässe sofort verschwindet. Um ihn vor Verarbeitung des Tuchs zu entfernen und durch einen haltbareren Glanz zu ersetzen, wendet man ebenfalls die Operation des D.s oder Dampfkrumpens an. Dieses besteht darin, daß man das Tuch in einer besonderen Maschine, der Dekatirmaschine, mit Wasserdämpfen behandelt und gleichzeitig preßt. Diese Dekatirmaschine ist in ihrer einfachsten Gestalt ein viereckiger, gemauerter, etwa 2 Fuß hoher Ofen, dessen obere Decke von einer flachen Gußeisenplatte gebildet wird. Diese erhitzt man, legt dann mehre Lagen grober, stark benetzter Leinwand darauf und auf diese das in eine wollene Decke eingeschlagene, mehrfach zusammengelegte und erst kalt gepreßte Tuch, das man mit einem Bret beschwert und mittelst einer über dem Ofen angebrachten Schraubenspindel preßt. Nach 12—25 Minuten nimmt man das Tuch heraus, befreit es durch Aufschütteln von dem eingedrungenen Dampfe, preßt es dann noch einmal, nachdem man es anders zusammengelegt hat, als vorher, so daß die früheren Randfalten jetzt unter die Mitte des Preßbrets zu liegen kommen, und spannt es schließlich auf Rahmen zum Trocknen aus. Diese Operation muß aber mit gehöriger Vorsicht vorgenommen werden, da es leicht vorkommen kann, daß einzelne zu wenig feucht gewordene Stellen durch die Hitze verbrennen oder wenigstens hart und brüchig werden. Aus demselben Grunde empfiehlt sich eine durchlöcherte Eisenplatte, die man als Deckel auf eine Pfanne legt, worin Wasser kocht, wo dann die Dämpfe das Tuch überall gleichmäßig durchdringen.

Deken, Agathe, holländische Dichterin, den 10. December 1741 bei Amstelveen unweit Amsterdam als Kind verarmter Landleute geboren, ward als dreijährige Waise in das Waisenhaus der rhynsburger Kollegianten zu Amsterdam aufgenommen und daselbst erzogen. Einige poetische Versuche bewogen die amsterdamer literarische Gesellschaft Diligentiae omnia, für ihre weitere Ausbildung zu sorgen. Sie kam als Gesellschafterin zu einer Jungfrau Maria Bosch, die, ebenfalls Dichterin, ihre Freundin wurde. Aber der letztern 1773 erfolgter Tod gab Agathe wieder der Dürftigkeit Preis, bis die Wittwe des Predigers Wolf, Elisabeth Bekker, sie 1777 als Gesellschafterin aufnahm. Bald die vertraute Freundin dieser geistreichen Frau, arbeitete sie mit ihr meist gemeinschaftlich und verließ mit ihr 1787, als die Preußen in Holland einrückten, das Vaterland, lebte mit ihr in Burgund und kehrte erst 1795 nach Holland zurück, wo Beide seitdem im Haag in stiller Zurückgezogenheit lebten. Elisabeth Bekker † am 5. und D. am 14. November 1804. Beide Dichterinnen schufen für Holland den Originalroman, eine Gattung, die bisher nur durch mittelmäßige Uebersetzungen französischer und englischer Muster angebaut war, und verstanden es meisterhaft, den holländischen Volkscharakter naturgetreu darzustellen, und ihre Charakterschilderungen können fast durchgängig als musterhaft gelten. Dahin gehören: „Historie van Sara Burgerhart" (Haag 1782, 2 Bde.); „Historie van Willem Levend" (das. 1784—1785, 8 Bde., deutsch, Hamb. 1798—1821, 6 Bde.);

„**Brieven van Abraham Blankaert**“ (Haag 1787 u. 1789, 3 Bde.); „**Historie van Cornelia Wildschut**“ (das. 1793, 6 Bde.). Als lyrische Dichterin zeichnet sich D. besonders im religiösen Liede aus. Sie gab heraus: „**Stichtelyke Gedichten van M. Bosch en A. D.**“ (Haag 1775); „**Oekonomische Liedjes**“ (das. 1782, 3 Bde.); „**Liederen voor den Boerenstand**“ (Leyden 1804); „**Liederen voor Kinderen**“ (das. 1804).

Dekker, Jeremias de, holländischer Dichter, geboren 1609 oder 1610 zu Dortrecht, zeigte früh scharfen Verstand, lebhafte Phantasie und gesundes Urtheil u. widmete sich dem Handelsstande, nebenbei eifrig poetischer Produktion obliegend. Seine Dichtungen zeichnen sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck vortheilhaft aus. Er † 1666. Sein erstes größeres poetisches Werk war: „**De Klaagliederen van Jeremias**“, dem bald andere, namentlich aus alten u. neuen Dichtern geschöpfte, folgten. Seine satirischen Gedichte, z. B. „**Lof der geldzucht**“, und seine Epigramme („**Puntdichten**“) gehören zu dem Besten, was die Literatur jener Zeit in dieser Gattung aufzuweisen hat. Besonders schön sind seine Gedichte auf den Tod Christi, der „**Goede vrijdag**“ und diejenigen, die ihre Entstehung seinem warmen Gefühl für Liebe und Freundschaft verdanken. Eine Sammlung seiner „**Gedichten**“ erschien Amsterdam 1656, vollständiger nach seinem Tode, das. 1702, 2 Bde., und die beste Ausgabe mit dem Leben des Dichters von Brouerius von Nideck: „**Rymoefeningen**“ (das. 1726, 2 Theile). Eine Auswahl von D.s gelungensten lyrischen Gedichten findet sich in Siegenbeeks „**Proeven van nederduitsche dichtkunde**“ (Leyden 1823), und eine Auswahl seiner Epigramme in Geysbeeks „Epigrammatischer Anthologie“ (Amsterdam 1821).

Deklamation (lat. declamatio), der kunstgerechte Vortrag eines stylistischen Produkts, durch welchen nicht nur der Sinn desselben treu und verständlich wiedergegeben, sondern auch die Gemüthsstimmung, in welcher das Stück verfaßt ist, auf den Hörer übergetragen wird. Die ersten Bedingungen einer guten D. sind eine auf Ausbildung und Gewandtheit der Sprachorgane beruhende richtige Aussprache u. Betonung der Worte und Silben, sowie die gehörige, das Verständniß erleichternde Beobachtung der durch die Interpunktion gegebenen syntaktischen Pausen. Dies die grammatische D., welche sich zur charakterisirenden gestaltet, wenn nicht nur der Sinn und Charakter des Stücks, sondern auch das von dem Autor bei der Abfassung u. von dem Deklamator beim Vortrage Empfundene durch sie ihren angemessenen Ausdruck findet. Hierzu sind nothwendige Erfordernisse eine volltönende, starke, biegsame Stimme, die sich den verschiedenen Gemüths- und Seelenstimmungen leicht anbequemt u. darnach modificirt; richtige Anwendung der hohen, mittleren und tiefen Tonlagen u. der mannichfaltigen Nüancen derselben, je nach den Stimmungen, Leidenschaften und Affekten, welche das Stück ausdrücken soll; genaue Beobachtung der richtigen Betonung (des Redeaccents), also Hervorhebung der wichtigeren Begriffe und Vorstellungen durch stärkere Betonung; Einhaltung des richtigen Zeitmaßes, d. h. des dem Inhalt des Stücks entsprechenden Grades der Geschwindigkeit der Rede, die bei leidenschaftlicher oder affektvoller Erregung sich steigern, bei ruhiger, verständiger Betrachtung, auch behufs des Ausdrucks trauriger und wehmüthiger Gemüthsstimmung sich mäßigen muß. Endlich gibt es noch eine personificirende D., welche den Charakter einer Person, der gewisse Stimmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Grundsätze 2c. beigelegt werden, zum Ausdruck zu bringen sucht, und zwar entweder den ganzen Menschen nach seiner physischen und geistigen Individualität, wie nach seinen äußeren Lebensverhältnissen, oder nur eine in diesem Menschen vorwiegende bestimmte Empfindung, Vorstellung, Leidenschaft 2c. Den ganzen Menschen sucht der dramatische Künstler zur Anschauung zu bringen, wobei er außer der Rede auch das Kostüm und die Maske zu Hülfe nimmt. Die Darstellung einer vorübergehenden Gemüthsbeschaffenheit aber ist vornehmlich Aufgabe der D. Der Deklamator unterscheidet sich besonders dadurch von dem Schauspieler, daß er in eigener Person auftritt, wie der Redner, während jener eine andere Person darstellt. Mit der D. ist in den meisten Fällen die Aktion verbunden, d. i. der mit den Gedanken harmonische Ausdruck der Rede durch Geberden, gleichsam die Beredtsamkeit des Körpers, wie Cicero sie nennt. Von den einzelnen Körpertheilen ist hier zuerst der Kopf zu nennen, dessen Haltung und Bewegung ungemein viel zur Wirkung des deklamatorischen Vortrags beiträgt. So ist Senken des Kopfs Ausdruck der Schwäche, Traurigkeit 2c., Zurückwerfen desselben der des Stolzes, Beugung desselben zur Seite der der Mattigkeit, starre Haltung desselben Ausdruck wilden Zorns 2c. Auch das Auge ist bei der Aktion sehr betheiligt. Gewöhnlich drückt sich zwar schon von selbst Ernst, Freude, Leiden, Traurigkeit, Bewunderung, Staunen durch einen festen oder glänzenden, trüben und gebrochenen oder offenen Blick aus, doch muß der Redner über alle diese Veränderungen seines Blickes nach Willkür gebieten können. Die übrigen Geberden begleiten zwar die Rede ebenfalls, aber größtentheils mechanisch und unwillkürlich. Insbesondere sind Arm- und Handbewegungen allgemeiner Ausdruck der Theilname an dem Inhalt der Rede. Die verschiedenen Regeln über die Haltung der Arme lassen sich auf die Vorschrift zurückführen, daß sie weder an dem Körper anliegen, noch einen Winkel bilden dürfen; in dem ersten Falle würde die Aktion steif, in dem zweiten eckig werden. Hinsichtlich der Hände unterscheidet man die bestimmte u. die unbestimmte Aktion derselben. Die unbestimmte unterliegt als unwillkürliches Zeichen der Theilnahme des Redners an dem Inhalt des Vortrages folgenden Hauptregeln. Jede Hand erscheint entweder ganz oder halb geöffnet, mit offener oder umgekehrter Fläche. Um die Einförmigkeit zu vermeiden, muß der Redner mit allen diesen Lagen der Hand abwechseln. Die unbestimmte Aktion beginnt mit dem Anfange einer Periode u. hört mit ihr auf. Gewöhnlich hebt sie mit der rechten Hand an, welcher zunächst die linke und im steigenden Affekt beide Hände folgen. Wer die Aktion mit der linken Hand eröffnet, oder zu häufig mit beiden Händen agirt, handelt den Vorschriften der Deklamatorik zuwider. Jede Hand hat für ihre Bewegung drei Regionen: die obere, welche bis an das Auge reicht; die mittlere, welche bis zur Brust, und die untere, welche bis an die Mitte des Körpers herabsinkt. Die bestimmte

Aktion ist der Ausdruck einzelner hervorstechender Begriffe durch eine ihrem Inhalt entsprechende Bewegung der Hände. So kann man die Entfernung gewisser Gegenstände durch ein Zurückstoßen, die Allgemeinheit eines Satzes durch eine zirkelförmige Bewegung, die Unbeweglichkeit durch eine feste Haltung, das Flehen und Beschwören durch das Ausstrecken, Innigkeit und Betheuerung durch eine Bewegung der Hände gegen das Herz ausdrücken. Der Ausdruck abstrakter Ideen durch eine bestimmte Aktion ist ungleich schwerer, weil die Analogie geistiger Begriffe mit sinnlichen Objekten entweder willkürlich, oder doch die Sache der individuellen Empfindung ist.

Aus Quintilians Rhetorik geht hervor, daß die Alten rücksichtlich jeder Art der Rede Forschungen sowohl über die Stimme, als über die Mittel, sie zu heben und zu stärken, angestellt haben. Die Ertheilung eines eigenen Unterrichts darüber war sogar einer besonderen Profession vorbehalten. Es ist dies die der Phonasken, Stimmmeister, Musiklehrer, oder nach Varro Stimmbähne, welche sich den Tonkünstlern und Aerzten anreihten, die Stimmorgane in der gehörigen Stärke des Tones übten und dafür diätetischen Rath und Hülfsmittel gaben. Ueberall, hauptsächlich beim Vortrage schwerer und Nachdruck erfordernder Stellen befand der Phonaskos sich zur Seite, um nöthigenfalls sogleich Ton und Takt anzugeben. Dies war indeß nur bei der öffentlichen Rede der Fall, wogegen die Schauspieler auf der Bühne eine andere musikalische Begleitung ihrer D. durch eine Art Flöte (tibia), außerdem ihren Musikmeister oder Taktangeber u. selbst ihren Souffleur (hypobolous, monitor) hatten. Im Mittelalter wurde die D. sehr vernachlässigt, bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften aber wieder hervorgesucht, und seitdem hat sie sich da wieder gehoben, wo die schönen Künste geschätzt werden u. insbesondere die Beredsamkeit den Weg zu den höchsten Ehrenstellen im Staate eröffnet. In Deutschland stellte Schocher († 1810 zu Naumburg) ein eigenes System von Regeln für D. auf u. wurde dadurch der Begründer der Deklamatorik oder der Theorie der D. Vgl. Schocher, Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben etc., Leipzig 1791; Bielefeld, Ueber die D. als Wissenschaft, Hamburg 1807; Wötzel, Geschichte der D., nach Schochers Ideen, Leipzig 1815; Seckendorf, Vorlesungen über D. u. Mimik, Braunschw. 1815—1816, 2 Bde.; Falkmann, Deklamatorik, oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Vortragskunst, Hannover 1836—39.

Der musikalisch-deklamatorische Vortrag ist theils frei, theils bedingt durch harmonisch-rhythmische Bewegung solcher Tonstücke, worin der melodische Gehalt über den deklamatorischen vorherrscht. Dies ist der Fall in allen melodischen Gesangsformen, welche durch harmonische Mehrstimmigkeit einen bestimmten gleichzeitigen Taktfortschritt bedingen. Frei ist der musikalisch-deklamatorische Vortrag im sogenannten Recitativ, wo sich der Sänger, in seiner Selbstständigkeit auftretend u. sich frei in die Sphäre des oratorisch-deklamatorischen Vortrages erhebend, die dem Textinhalt angemessene Rhythmik selbst schafft. Die Modifikation nun, welche der Sänger bei seinem Vortrage den Tönen und Worten gibt, heißt musikalische D. Die ästhetische Schönheit dieser D. ist bedingt durch eine schulgerecht ausgebildete Stimme, die im Stande ist, alle die mannichfaltigen Modifikationen, wie sie die Schönheit des Vortrages fordert, anzunehmen, und zwar mit künstlerischer Leichtigkeit u. ohne bemerkbare Anstrengung, die das Wohlgefallen stören würde. Die Modifikationen, welche die Töne der Stimme durch die Konsonanten erhalten, werden als Artikulation bezeichnet. Diese muß dem Gehör bestimmt und leicht vernehmlich sein: man muß den Sänger leicht verstehen können. Die musikalische D. selbst aber muß lebhaft sein, d. h. die Stimme muß alle Töne mit angemessener Kraft u. Stärke hervorbringen. Wenn es an dieser Energie des Vortrages fehlt, so ist der Gesang matt u. wird insbesondere schleppend genannt, wenn ihm diejenige Lebhaftigkeit mangelt, die aus einer angemessenen Geschwindigkeit der Aussprache der einzelnen Töne und in der Folge derselben entsteht. Ferner ist Wohllaut ein Haupterforderniß der Gesangsdeklamation. Eine wohllautende oder wohlklingende Stimme ist rein, voll, gleich, biegsam, angenehm, edel, rührend. Zur allgemeinen Schönheit der musikalischen D. gehört endlich subjektive Natürlichkeit, d. h. man darf dem Tone der Stimme und der Aussprache der Worte nichts Affektirtes, Geziertes, Gekünsteltes oder Gezwungenes anmerken. Hierzu gehört, daß der Sänger eine vollkommene Fertigkeit in der Mundart habe, deren er sich bedient, und daß seine Stimme in allen Registern mit Leichtigkeit anspreche.

Deklaration (v. Lat.), Erklärung; in der Logik s. v. a. Definition; im Rechtswesen die Erklärung eines Schuldners über den Stand seines Vermögens, um Nachlaß oder Aufschub zu erlangen; im Handlungswesen ein Verzeichniß der zu verzollenden oder zu veraccisirenden Waare. Jeder Führer eines Kauffahrteischiffes muß nämlich bei der Ankunft, bevor ihm die Kommunikation mit dem Lande gestattet wird, deklariren, d. h. genau angeben, was er an Personen und Gütern an Bord habe. Im deutschen Zollverein hat, sobald ein vom Auslande kommender Waarentransport die Grenzen der Zollvereinsstaaten berührt, der Wagenführer die Verpflichtung, bei dem Grenzzollamte die Bestimmung seiner Ladung, sei es zur Durchfuhr oder zur Einfuhr, mittelst einer zweifach gleichlautend ausgefertigten D., wozu die Formulare von den Zollämtern unentgeltlich geliefert werden, anzumelden. Diese D. enthält folgende Angabe: Zahl der Wägen und Pferde, Namen des Fuhrmanns oder Schiffsführers und des Schiffs, Namen der Waarenempfänger und deren Wohnort, Zahl der Kolli's, Zeichen und Nummern derselben, Gattung und Menge der Waaren nach denjenigen Maßstaben, welche der Tarif angibt, nebst der durch bindende Namensunterschrift abzugebenden Bescheinigung des Waarenführers, daß seine Angabe richtig sei. Die bloße Vernachlässigung der im Gesetze vorgeschriebenen Form, das bloße Versehen ohne allen böslichen Vorsatz bildet den Thatbestand eines Zollvergehens, dessen Strafbarkeit begründet ist, wenn selbst die Untersuchung ergibt, daß jede sträfliche Absicht einer Gesetzesübertretung im vorliegenden Falle ausgeschlossen bleibt.

Deklination (v. Lat.), in der Grammatik die Abwandlung (Flexion) eines Nomen (Substantivum, Adjectivum, Pronomen, Zahlwort) durch die

verschiedenen Casus, um die Beziehung zu andern Theilen des Satzes auszudrücken. Daher dekliniren, ein Nomen nach den Regeln der D. flektiren, abwandeln; deklinabel, was deklinirt werden kann. In der Astronomie ist D. s. v. a. Abweichung. Ueber D. des Magnets s. Magnet.

Deklination, magnetische, s. Magnet.

Deklinationsnadel, s. Magnetnadel.

Dekokt (lat. decoctum), s. Abkochen.

Dekollation (Dekollirung, v. Lat.), Enthauptung; in der Chemie Absprengung des Halses einer Retorte u. dergl. mit einem brennenden Schwefelfaden oder glühenden Drahte.

Dekoration (v. Lat.), im Allgemeinen jede Ausschmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenstandes, um ihm ein gefälligeres Aussehen zu geben. Was die D. von Gebäuden anlangt, so muß dieselbe mit dem Charakter des Gebäudes im Einklang stehen; die D. darf nie die Wirkung der Hauptform beeinträchtigen, nie den Eindruck des Ganzen verändern, sondern muß vielmehr Beides heben. Die Massen der D. dürfen nie zu groß sein, dieselben dürfen aber eben so wenig zu vereinzelt stehen. Soll ein Gebäude nur wenig Verzierungen erhalten, so thut man besser, diese wenigen Verzierungen auf einen Hauptheil, z. B. das Portal od. dergl., zu koncentriren, als auf der ganzen Fläche des Gebäudes zu vereinzeln, wo sie nur geringen Eindruck machen würden. Ebenso darf man bei reicher Verzierung die dekorativen Theile nicht ganz gleichmäßig über die ganze Masse des Gebäudes verstreuen, sondern muß dem Auge des Beschauers hie und da eine unverzierte Fläche als Ruhepunkt darbieten und die für die Bestimmung des Gebäudes besonders wichtigen Stellen auszeichnen, wodurch die einzelnen Verzierungen nur an Werth gewinnen können. Die Mittel zur D. der Gebäude sind theils körperliche, theils chromatische. Die körperlichen wiederum sind: rein architektonische, als Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen (s. d.), Strebepfeiler ꝛc., welche als ästhetische Darstellungen nothwendiger Theile sich aus der Konstruktion des Gebäudes ergeben; ornamentale, wie Laub- und Blumenwerk, Ranken, Akroterien ꝛc., u. rein plastische, d. h. Thier- und Menschengestalten, Karyatiden ꝛc. Im engeren und gewöhnlicheren Sinne ist D. die Theatermalerei oder vielmehr die Gesammtheit der materiellen, auf die Vergegenwärtigung des Oertlichen abzweckenden Hülfsmittel der Bühne, so weit sie der Malerei unterliegen. Hierzu gehören die Kulissen, der Grund oder die Gardine (besser Courtine oder Kortine), wodurch am Ende der Bühne die Aussicht geschlossen wird, die Vor- u. Ansätze und die Soffiten, welche die Decke bilden. Der Dekorationsmaler muß, um die örtliche Täuschung hervorzubringen, vorzüglich die Linear- und Luftperspektive verstehen und die Wirkung des Lichts, namentlich des Lampenlichts, sowie die Größe der darzustellenden Gegenstände, Häuser, Bäume ꝛc., richtig berechnen können. Ein brillantes Kolorit, zweckmäßige Anwendung des Helldunkels, der Schatten- und Lichtmassen sind bei dieser Malerei um so nothwendiger, als die eigentliche Aufgabe darin besteht, frappante Täuschung und momentanes Wohlgefallen hervorzubringen. Die reizendste Abenddekoration bietet bei Tageslicht kaum einen erträglichen Anblick dar. Die Mittel des Dekorationsmalers, der übrigens mehr andeuten, als ausführen soll, sind Wasserfarben (weil es damit schneller von Statten geht und sie nicht blenden) und Lichter. Schon die Alten kannten die D. der Bühne. Als der älteste Dekorationsmaler wird Aristarchus genannt, welcher auf Veranlassung des Aeschylus zuerst die Regeln der Perspektive auf die Schaubühne in Athen angewendet haben soll. Die tragische Bühne zeigte bei den Alten Säulen, Statuen, Paläste und andere der Würde hoher Personen angemessene Verzierungen; die komische Privathäuser, Dächer, Fenster u. andere dem gemeinen Leben angehörige Gegenstände; die satirische Bäume, Höhlen, Grotten, Berge und andere ländliche Gegenstände. Die Veränderung der D., wie sie jetzt gebräuchlich ist, war den Alten unbekannt; sie blieb durch die ganze Dauer des Stücks eine u. dieselbe. Die neuere Art von D.en entstand um 1530 in Italien, wo Serlio die ersten einführte. Auf der englischen Bühne wurde noch zu Shakspeare's Zeit das Meiste nur angedeutet. Prachtvolle D.en eignen sich mehr für die Oper als für das recitirende Schau- und Lustspiel. Ausgezeichnete Dekorationsmaler der neuern Zeit sind de Pian, Schinkel, Gropius und Neefe. D. heißt auch Auszeichnung durch Orden, Medaillen ꝛc.

Dekrepitiren (v. Lat.), abknistern, von Krystallen, die mechanisch eingeschlossenes Wasser enthalten u. in Folge davon beim Erhitzen mit Geräusch zerspringen, wie z. B. Kochsalz, schwefelsaures Kali ꝛc.; auch s. v. a. abklären.

Dekrescenz (v. Lat.), Abnahme der Ueberlagerungsschichten, findet, nach Hauy, bei den Nachformen der Krystalle dann Statt, wenn die Ueberlagerungsschichten oder Molekulenreihen von den Kernflächen aus abnehmen und sich neue Flächen bilden. S. Krystallographie.

Dekret (lat. decretum), im Allgemeinen jede Verfügung od. Entscheidung, jeder Erlaß einer Behörde; im engeren Sinne eine richterliche oder überhaupt obrigkeitliche Verfügung, welche auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, im Gegensatze zur Entscheidung nach rechtlichem Gehör beider Theile, dem sogenannten Bescheide (Erkenntniß, Sentenz, Urtheil). Da ein solches D. keine Rechtskraft erhält, so sind dagegen eigentliche Rechtsmittel weder nöthig, noch zuläßig, wohl aber können dagegen einfache Beschwerden (Rekurse u. Extrajudikalappellationen) nach den Umständen bei den höheren Gerichten oder bei den vorgesetzten Staatsbehörden (dem Justizministerium, Staatsrath ꝛc.) geführt werden. Auch heißen D.e Befehle, die von Seiten der Staatsgewalt an einzelne Personen ergehen, ohne der Form nach Resolutionen auf Anträge oder Bitten derselben zu sein, wie Anstellungs-, Entlassungsdekrete ꝛc. Zur Zeit der deutschen Reichsverfassung hießen die Erlasse des Kaisers an die versammelten Reichsstände D.e und zwar kaiserliche Hofdekrete, wenn sie aus dem kaiserlichen Kabinet erlassen wurden, Kommissionsdekrete, wenn sie vom kaiserlichen Principalkommissarius bei der Reichsversammlung übergeben wurden.

Dekretalen (decretales epistolae, Dekretalbriefe), Antwortschreiben u. Entscheidungen, welche die Päpste theils auf Anfragen Anderer, theils aus eigenem Antriebe an die Bischöfe verschiedener Län-

der über streitige od. zweifelhafte Fälle der Kirchendisciplin u. Kirchenzucht zu erlassen pflegten. Dergleichen Dekrete hatten anfangs keine gesetzliche Auktorität, sondern galten nur als gute, wohl zu beachtende Rathschläge u. wurden als solche je nach den obwaltenden Umständen u. Verhältnissen von den übrigen Bischöfen gleich den Aussprüchen anderer angesehener Kirchenlehrer benutzt. Allein schon seit dem 5. Jahrh. beanspruchten sie obligatorische Kraft auf Grund des Wesens des päpstlichen Primats, welches sich auch in dieser Richtung fortan immer bestimmter aussprach, je mehr im Verlaufe der Zeit u. bei der den päpstlichen Ansprüchen günstigen politischen Gestaltung der Verhältnisse die Beaufsichtigung der Kirchendisciplin von dem Mittelpunkte der Einheit aus nothwendig erschien. Die Verbreitung jener D. geschah durch Mitwirkung derjenigen Bischöfe, an die sie zunächst gerichtet waren. Seit dem 5. Jahrh. aber fanden sie auch in die Sammlungen der Canones (s. d.) Aufnahme und wurden bald den Koncilienbeschlüssen gleich gestellt. Das meiste Aufsehen erregte die Sammlung der sogenannten falschen D., die fälschlicher Weise dem Isidor von Sevilla zugeschrieben ward u. daher als die D. des Pseudoisidor (s. d.) bezeichnet zu werden pflegt.

Dekretisten (v. Lat.), im Mittelalter Rechtsgelehrte, welche, im Gegensatz zu den Legisten oder Anhängern des römischen Rechts, das kanonische Recht als die begründende Quelle aller Staatsverhältnisse betrachteten, daher stets für die Oberhoheit des Papstes stimmten und sich auf die Decreta Paparum (s. Dekretalen) beriefen. D. hießen auch Lehrer, welche auf Universitäten Vorlesungen über die päpstlichen Dekretalen hielten.

Dekumbiren (v. Lat.), sich niederlegen; nach Römersitte sich zu Tische setzen; bei den römischen Gladiatoren niederfallen u. den Todesstoß verlangen.

Del., Abbreviatur für das lateinische dele, streiche, lösche, oder deleatur, es werde gestrichen; unter Kupferstichen s. v. a. delineavit, er hat es gezeichnet.

Dela Beche, Sir Henry Thomas, englischer Geolog, geboren 1796 zu London, widmete sich, nachdem er eine Zeitlang im Militärdienst gestanden, ausschließlich seinen Studien, machte 1819 eine geologische Reise durch die Schweiz und Italien, nahm dann in Verbindung mit Conybeare in England geologische Untersuchungen vor u. entdeckte die fossilen Ueberreste eines eidechsenartigen Thieres, das er Plesiosaurus nannte. In Jamaica begütert, benutzte er 1825 einen Aufenthalt daselbst zur Untersuchung der geognostischen Struktur der Insel. Er schrieb: „Geological notes" (London 1830), „Sections and views of geological phenomena" (das. 1830), „Geological manual" (das. 1831; deutsch von H. von Dechen, Berl. 1832), „Researches in theoretical geology" (das. 1834), „Geological observer" (das. 1851) u. A. m. Auch lieferte er treffliche geognostische Karten u. gründete das Museum der praktischen Geologie in London. Er † den 13. April 1855. Die Regierung hatte ihm den Titel eines Director of the geological survey ertheilt.

Delaborde, 1) Henri François, Graf, französischer General, am 21. December 1764 zu Dijon als Sohn eines Bäckers geboren, hatte eben seine Studien begonnen, als die Revolution ihn bewog, als Unteroffizier in ein Infanterieregiment zu treten. Im J. 1791 ward er Unterlieutenant beim 1. Freiwilligenbataillon und im Juni 1792 Kommandant desselben. Am 17. Mai 1793 zeichnete er sich bei der Affaire von Rheinzabern aus, warf am 24. August ein Corps Marseiller zurück, ward in Folge dieser Bravour Brigadegeneral und bald darauf unter Dugommier Chef des Generalstabs bei der Armee vor Toulon, zu dessen Eroberung er an der Spitze einer Division thätig mitwirkte. Im folgenden Jahre befehligte er das Centrum der Armee der Westpyrenäen in Spanien, bemächtigte sich am 25. Juli der Redouten an der Bidassoa, schlug den 16. Oktober den General Filangieri bei Misquiriz und nahm das Thal von Roncevaux in Besitz. Nach dem Friedensschluß auf der Halbinsel ward er mit einer Division an den Rhein geschickt, wo er den Breisgau besetzte, während Moreau in Bayern vordrang. Nach dem Frieden von Luneville zum Gouverneur der 13. Militärdivision u. 1804 zum Offizier der Ehrenlegion ernannt, ging er 1807 unter Junot nach Portugal und ward mit dem Gouvernement von Lissabon betraut. Nach Räumung Portugals 1808 ging er nach Spanien zurück, wo ihn Napoleon I. zum Grafen erhob. Im J. 1812 kommandirte er eine Division der Armee des Marschalls Mortier; nachher wurde er zum Gouverneur des Schlosses von Compiègne und nach der Restauration zum Kommandanten der 10. Militärdivision ernannt. Nach Napoleons Rückkehr von Elba erklärte er sich für diesen und ward an die Spitze mehrer Divisionen des Westens gestellt und zum Pair von Frankreich erhoben. Nach der zweiten Restauration auf die Liste der proskribirten Offiziere gesetzt, wurde er im September 1816 vor ein Kriegsgericht gestellt; dies erklärte sich jedoch für inkompetent, weil der Name D.'s in der Anklageakte de Laborde lautete, mithin die Identität der Person zweifelhaft war, u. unter den vielen Verfolgungen blieb die Sache liegen. Er lebte seitdem in Zurückgezogenheit und † den 20. Oktober 1842.

2) Jean Joseph rc., s. Laborde.

Delacroix, Eugène, französischer Historienmaler, einer der Hauptrepräsentanten der sogenannten romantischen Schule, geboren zu Paris den 26. April 1799, war Schüler Guerins, dessen Richtung er aber, mit genialer Kühnheit die von der ältern klassischen Schule gezogenen Schranken durchbrechend, bald ganz verließ, um eine neue Bahn einzuschlagen. Alle seine Werke beurkunden sein Streben nach imponirender Wirkung, nach scharfen Kontrasten im oft übertriebenen Ausdruck, nach grellem, besonders in der Beleuchtung beruhendem Effekt. Nachdem er bereits 1822 mit einem phantastischen Gemälde: Dante u. Virgil über den See der Höllenstadt fahrend (jetzt im Luxembourg), vor die Oeffentlichkeit getreten, lieferte er 2 Jahre später das Blutbad auf Scio (ebendaselbst), welches gewissermaßen als das Manifest der romantischen Schule zu betrachten ist, daher sich ein heftiger Streit darüber entspann. Seitdem producirte D., fast mit der Fülle und Vielseitigkeit eines Rubens, das Verschiedenartigste, wozu ihm Mythologie, christliche Religion, Politik, Alltagsleben, Poesie u. Allegorie den Stoff gaben. Daneben fertigte er Schlachtgemälde, Porträte, Konversations-, Marine- und Thierstücke in Oel und Aquarell, weitläufige Fresken und selbst Radirungen. Der berechneten

schematischen Gruppirung der klassischen Schule setzt er ein buntes Gestaltengewimmel entgegen. Ueberall in seiner Malerei zeigt sich wilde, ungebändigte Kraft und Energie, die an Salvator und Jordaens erinnert u. ihn mit der davidschen Schule in schroffen Gegensatz bringen mußte. Während er aber in Bezug auf Farbenreichthum, lebendigen Ausdruck und wirkungsvolle Komposition und Darstellung noch unübertroffen ist, läßt er Eleganz und Korrektheit, sowie Erhabenheit des Styls oft vermissen. Während der Künstler auf der einen Seite übermäßig gepriesen ward, traf ihn daher von der anderen ungebührliche Herabsetzung. Im Allgemeinen werden seine Werke mehr von Kennern geschätzt, welche den inneren Gehalt und die Originalität des Schaffens von störendem Nebenwerk zu unterscheiden vermögen, weniger von den Liebhabern gewöhnlicher Art. D. ist aber vornehmlich der Abgott der neuerungslustigen Jugend unter den Künstlern und hat unter dieser zahlreiche Schüler und Nachahmer, wiewohl er keine eigentliche Schule gebildet hat. Von seinen größeren Werken verdienen folgende hervorgehoben zu werden; der Tod Marino Falieri's (1826); Hellas trauernd auf den Ruinen Missolunghi's unter den Erschlagenen (1826); Christus am Oelberge (in der Kirche St. Paul zu Paris); Justinian, seine Gesetze niederschreibend (im Louvre); Sardanapal, auf dem Scheiterhaufen sich dem Untergange weihend (1828); der Giaur u. der Pascha (1828, in Nantes); die Göttin der Freiheit (1831); der Tod des Bischofs von Lüttich (1832); die Schlacht bei Nancy (1834); algierische Frauen in ihrem Gemache (im Luxembourg); Ludwig der Heilige in der Schlacht gegen die Engländer auf der Brücke von Taillebourg an der Charente (in Versailles); Medea (1838 in Lille); Cleopatra (1839); das Urtheil Trajans (1840); die Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzritter (in Versailles); der Tod Marc Aurels (1845, in Toulouse); Christus am Kreuze (1847); die Kreuzabnahme (in der Kirche St. Louis zu Paris). Ausgezeichnet sind D.' Arbeiten in der vormaligen Deputirten- und Pairskammer. Im Palais Bourbon schmückte er den sogenannten Salon du roi mit allegorischen Darstellungen. Im Bibliothekzimmer des Luxembourg malte er an der Decke und in den Pendentifs der Kuppel historische Sujets, worunter das Hauptbild Dante und Virgil unter den berühmtesten Dichtern, Philosophen, Staatsmännern u. Helden des Alterthums (nach Dante's „Göttlicher Komödie") darstellt. In Hinsicht auf poetische Erfindung und feuriges, harmonisches Kolorit ist dies eines der ausgezeichnetsten Werke der neueren französischen Kunst, welches sich denen eines Paul Veronese und anderer hervorragenden Maler der venetianischen Schule würdig anreiht. Alle diese Bilder sind nach der in Paris üblichen Art in Oel, aber unmittelbar auf den mit heißem Oel getränkten, wohl grundirten Stein gemalt. Den Plafond des Salons in der vormaligen Deputirtenkammer schmückte er mit den allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit, der Industrie, der Landwirthschaft und des Krieges, sowie mit den Genien der Wissenschaft, der Kunst, des Landlebens und der Stärke. Im Stadthause stellte er die Segnungen des Friedens in einem ausgedehnten Bildercyklus dar. Neuere Werke D.' sind das große mythologische Mittelbild am Plafond der Apollogallerie des Louvre u. die Darstellungen der in der Bibel erwähnten siegreichen Kämpfe der Engel gegen die Dämonen in der Engelkapelle der Kirche St. Sulpice zu Paris. Außerdem lieferte er 17 Lithographien zur Uebersetzung des goethe'schen „Faust" von A. Stapfer (1828) und Illustrationen zu Shakspeare's „Hamlet" (1843). Ueberhaupt sind Scenen aus den Werken der genannten Dichter, sowie aus Walter Scotts Romanen D.' Lieblingsstoffe. Als Schriftsteller trat er mit einem Aufsatz über Michel Angelo und dessen jüngstes Gericht in der „Revue des deux mondes" (1837), sowie mit verschiedenen Beiträgen zum „Plutarque français" auf.

Delagoabai, s. Dalagoabai.

Delambre, Jean Baptiste Joseph, französischer Astronom, am 19. Septbr. 1749 zu Amiens geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten, dann durch den berühmten Delisle u. ging hierauf nach Paris, um sich philosophischen Studien zu widmen, wandte sich aber dann mathematischen und auf Lalande's Rath, der ihn auf einer Privatsternwarte unterbrachte, astronomischen Studien zu. Die Entdeckung des Uranus durch Herschel gab ihm 1781 Gelegenheit, sich bekannt zu machen, indem er die ersten Tafeln dieses Planeten konstruirte. Bald darauf fing er auch an, neue Sonnentafeln zu entwerfen, sowie ihn später Tafeln des Jupiter und Saturn beschäftigten. Nachher begann er mit Méchain die große Gradvermessung von Dünkirchen bis Barcelona, die jedoch durch die Schreckensherrschaft unterbrochen ward. Wegen seiner gemäßigten Gesinnungen von der Kommission der neuen Maße ausgeschlossen, ward er erst nach 2 Jahren wieder angestellt und erhielt die Erlaubniß zur Fortsetzung jener Messung, die er 1799 vollendete. Hierauf wurde er Mitglied der Akademie, 1802 Generalinspektor der Studien, 1803 beständiger Sekretär des Instituts u. nach Lalande's Tode Professor der Astronomie. Er † zu Paris am 19. August 1822. Er schrieb: „Tables de Jupiter et de Saturne, d'Uranus et des satellites de Jupiter" in Lalande's „Astronomie" (Paris 1792); „Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du méridien" (das. 1799); „Base du système métrique" (das. 1806—10, 3 Bde.); „Traité d'astronomie" (das. 1814, 3 Bde., neue Aufl. von Matthieu 1827); „Astronomie théoretique et pratique" (das. 1817, 2 Bde.); „Histoire de l'astronomie" (das. 1817 bis 1823, 7 Bde.) u. A. m.

Delamettrie, s. Lamettrie.

De lana caprina rixari, lateinisches Sprüchwort, s. v. a. um Nichtigkeiten, werthlose Dinge (Ziegenwolle) oder um des Kaisers Bart streiten.

Delangle, Claude Alphonse, französischer Staatsmann, geboren den 6. April 1797 zu Varzy, widmete sich nach Vollendung seiner Rechtsstudien der advokatorischen Praxis u. fungirte, durch bedeutende rednerische Begabung sich auszeichnend, von 1840—46 als Generaladvokat am Kassationshofe u. ward dann Generalprokurator, in welcher Stellung er unter Anderem bei dem Prozesse gegen den Herzog von Praslin präsidirte. Im J. 1846 ward er in die Kammer gewählt, verließ aber nach der Februarrevolution die politische Laufbahn u. widmete sich wieder der advokatorischen Praxis. Nach Napoleons III. Erhebung zum Präsidenten schloß er sich

diesem an, erwarb sich dessen Vertrauen und ward daher am 30. December 1852 zum Generalprokurator am Kassationshofe u. zum ersten Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofs, sowie später zum Senator ernannt. Am 14. Juni 1858 übernahm er das Ministerium des Innern, am 5. Mai 1859 aber unter Ernennung zum Großsiegelbewahrer das der Justiz.

Delaroche, Paul, ausgezeichneter französischer Historienmaler, ward geboren den 17. Juli 1797 zu Paris, wandte sich frühzeitig der Kunst zu und war eine kurze Zeit Schüler von Gros, schlug aber bald eine selbstständige Richtung ein. Schon 1817 entwarf er vortreffliche landschaftliche Skizzen, konkurrirte jedoch vergeblich um den Preis in diesem Fache. Seitdem vorzugsweise der historischen Komposition zugewandt, erregte er zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstwelt durch sein Bild: Joas als Kind von Josaphat dem Tode entrissen, ein Gemälde von wahrhaft dramatischer Wirkung (jetzt im Luxembourg). Hierauf folgten, mit immer steigendem Beifall aufgenommen, Jeanne d'Arc, im Gefängniß vom Kardinal Winchester verhört, der Tod des Annibale Carracci, Richelieu mit Cinq-Mars die Rhone hinauffahrend (1833), die Hinrichtung der Johanna Gray, die der Anna Boleyn, St. Vincenz von Paula vor dem Hofe Ludwigs XIII. zu Gunsten der verlassenen Kinder predigend (alle drei 1834), der Tod Mazarins und die Ermordung des Herzogs von Guise, im Schlosse von Blois (1835). St. Vincenz von Paula, von ungemeiner Licht- und Farbenwirkung, wurde von Prévost, Richelieu mit Cinq-Mars, eine reizende Komposition voll Poesie u. Natur, von Gérard gestochen; Johanna Gray ist auch in Deutschland durch mannichfache Nachbildungen bekannt. Der Tod des Herzogs von Guise, einen Pendant zu Richelieu u. dem Tode Mazarins bildend, gehört trotz seiner geringen Größe zu den besten und vollendetsten Werken des Künstlers und der neueren Malerei überhaupt. Noch nennen wir als vorzüglich: den Tod des Duranti, im Louvre; Cromwell und die beiden jungen Prinzen; den Tod der Elisabeth; die Einnahme von Trocadero durch den Herzog von Angoulême; die Kinder Eduards im Thurme zu London, gestochen von Prudhomme; Cromwell vor der Leiche Karls I.; Lord Strafford auf dem Wege zu seiner Hinrichtung den Segen des Erzbischofs Laud empfangend, u. als Gegenstück dazu Karl I. von Cromwells Soldaten bewacht und verhöhnt (1837 u. 1838); Christus im Gefängnisse; eine Schreckensscene der Bartholomäusnacht; Napoleon in seinem Arbeitskabinet; Napoleon auf dem St. Bernhard. Am bekanntesten ist von D.'s Gemälden Napoleon zu Fontainebleau (im städtischen Museum zu Leipzig). Tragische Ereignisse hatten eine besondere Anziehungskraft für D.'s Pinsel; doch leistete er auch im anmuthigen Genre Ausgezeichnetes. Sein erstes Bild dieser Art war die heilige Amalie von Ungarn. Im Jahre 1835 malte er nach Louise Vernet, der Tochter Horace Vernets, einen Engelskopf, bei welchem durch mehre Kupferstiche bekannt gewordenen Werke die Liebe seinen Pinsel führte. Auch seine heilige Cäcilie, die Orgel spielend mit gen Himmel gerichteten Blicken, trägt die reinen Züge und den engelgleichen Ausdruck Louise Vernets, die später D.'s Gattin ward u. eine ideale Schönheit gewesen sein soll. Für das historische Museum zu Versailles malte er vier große Bilder: die Taufe Chlodwigs, die Salbung Pipins des Kleinen, den Zug Karls des Großen über die Alpen und die Krönung desselben zu Rom. Sein umfangreichstes Werk ist das Wandgemälde im halbrunden Saal der Ecole des beaux arts, die Apotheose der bildenden Künste darstellend, eine Komposition mit 74 Figuren, auf einem Flächenraum von 50 F. Länge und 15 F. Höhe, 1844 vollendet. Der Künstler hat hier mit außerordentlichem Kunstaufwand eine Reihe von Personen, welche drei verschiedenen Jahrhunderten angehören, in einer sinnreichen Fabel vereinigt u. zu einem höchst wirkungsreichen Bilde gruppirt. Das Bild ist auf mit siedendem Oel getränkten Stein mit Oel gemalt. Auch als Porträtmaler erfreute sich D. eines großen Rufs. Unter Anderen sind der Papst Gregor XVI., Abel Rémusat, Guizot, Thiers, der General Changarnier, de Salvandy, Pourtales &c. von ihm gemalt worden. Seine letzten Bilder waren: die Verurtheilung der Königin Marie Antoinette (1851), Pilger auf dem St. Petersplatze in Rom (in der raczynski'schen Gallerie zu Berlin), die Girondisten im Gefängniß. D.'s Gemälde sind fast alle von den besten Kupferstechern Frankreichs, Mercury, Henriquel-Dupont, Prudhomme, Prévost, Martinet, Gérard u. A., gestochen und daher in weiten Kreisen bekannt geworden. Italien besuchte D. zweimal, zuerst 1834, um Studien für großartige Freskomalereien zu machen, die er im Auftrag der Regierung in der Kirche Sta. Magdalena ausführen sollte, die aber in Folge eingetretener Mißhelligkeiten liegen blieben, dann 1844, um die erwähnten historischen Bilder zu Versailles zu entwerfen. Auch in der Plastik hat sich D. mit Erfolg versucht, wie sein heiliger Georg in Bronze beweist. Er war seit 1832 Mitglied des Instituts u. mehrer Akademien, Inhaber des preußischen Ordens pour le mérite u. † den 4. November 1856. D. ist neben Ingres und Delacroix das Haupt der modernen französischen Schule. Den von David und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Weg verlassend, brach er eine neue Bahn in der Historienmalerei. Von der Natur mit einem richtigen Gefühl, mit einer gewandten Hand, mit Scharfblick und Phantasie begabt, suchte er den Stoff zu seinen Darstellungen in der Geschichte der Menschheit und strebte die geschichtliche Wahrheit treu wieder zu geben. Seine Werke sind daher beredte Seiten eines schön geschriebenen Geschichtswerks u. fesseln besonders durch die Wahrheit des Ausdrucks der Köpfe, in denen sich die psychischen Vorgänge lebendig abspiegeln, u. die individuelle Durchbildung der Gestalten. Die Fehler der neufranzösischen Schule finden sich bei ihm nicht oder nur in geringem Maße. Ungemeine Korrektheit der Zeichnung, Wärme u. Durchsichtigkeit des Kolorits, wirkungsvolle Kontraste von Licht u. Schatten und breite Pinselführung zeichnen seine Werke aus. D. war aber weniger der Maler der Ereignisse, der historischen Thatsachen selbst, als der Eindrücke, die sie auf die Seele der daran Betheiligten hervorbrachten, wodurch der Beschauer gleichsam Theilnehmer der Handlung wird. Selbst dem Kostüm wußte er Charakter und so zu sagen eine Physiognomie zu ertheilen, u. wer auch nur Eines seiner Bilder gesehen hat, wird unwillkürlich die Wahrheit der Farbe u. die liebevolle Sorgsamkeit der Ausführung aner-

kennen müssen, welche, ohne irgend einen Hauptzug zu opfern, keines der kleineren Details übersehen hat. Alle seine Bilder sind aus dem Ganzen gearbeitet u. sichern ihm für alle folgenden Zeiten einen Ehrenplatz unter den großen Meistern des historischen Genre. Sein älterer Bruder, **Jules**, ist ebenfalls ein geschätzter, doch von Paul überstrahlter Historienmaler und Ritter der Ehrenlegion.

Delatores (lat.), in der römischen Kaiserzeit Ankläger, besonders solche, die nicht in eigener oder Freundes Angelegenheit, sondern des Gewinnes halber auftraten und Vergehen anzeigten, welche entweder Konfiskation, oder wenigstens an das Aerarium oder an den Fiscus fallende Geldstrafen nach sich zogen. Menschen dieser Art gab es vorzüglich seit Augustus. Unter Tiberius, Caligula und Domitianus erscheint ihr Treiben wahrhaft furchtbar; die grundlosesten Angebereien, besonders wenn sie auf Hochverrath lauteten und gegen begüterte, angesehene Patrioten gerichtet waren, wurden angenommen und reichlich belohnt, so daß fast Niemand mehr seines Lebens, seiner Freiheit u. seines Vermögens sicher war. Zwar bestraften bessere Kaiser, wie Titus, Nerva und Trajanus, falsche Delationen mit dem Tode, gewaltsamer Verbannung ꝛc.; dennoch waren noch in späterer Zeit strenge Verordnungen dagegen nöthig. Der Gewinn eines Delator bestand gewöhnlich in dem 4. Theil der dem Angeklagten zuerkannten Strafsumme oder seines verfallenen Vermögens; daher auch der Name Quadruplator. Nero und Andere setzten einen kleineren Antheil fest.

Delavigne, Casimir Jean François, einer der berühmtesten neueren Dichter Frankreichs, wurde den 4. April 1793 zu Havre geboren. Schon in den Schulen von Paris entwickelte sich sein poetisches Talent, welches er zuerst 1811 durch eine Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom und 1815 durch ein anderes auf Delille's Tod an den Tag legte. In demselben Jahre erhielt sein Gedicht über die Erfindung der Schutzpocken („La découverte de la vaccine") von der französischen Akademie den ersten Nebenpreis. Sein nächstes Werk waren die „Messéniennes" („Les trois Messéniennes", Par. 1818; „Nouvelles Messéniennes", das. 1822, metrisch übersetzt von Holder, Stuttg. 1832), politische Klagelieder, in denen er theils die Invasion der Alliirten beklagt, theils den Befreiungskampf Griechenlands als ein Emporstreben und Ringen des Christenthums und der Menschenrechte aus barbarischer Unterdrückung feiert. Seiner darin geäußerten politischen Ansichten wegen verlor der Dichter zwar die Bibliothekarsstelle, welche er bekleidete, wurde aber vom damaligen Herzog von Orléans zu seinem Bibliothekar ernannt. Auch gewann er um so mehr Popularität und ward nach Béranger der beliebteste Dichter der modernen Literatur Frankreichs. Berühmter noch ward er durch seine dramatischen Werke. Er betrat die Laufbahn eines Bühnendichters 1819 mit „Les vêpres siciliennes", einem Stücke, das von den glücklichen Anlagen des Verfassers für diese neue Sphäre zeugt. Auch in der Wahl des Stoffes zu seinem zweiten Trauerspiel, „Le Paria" (deutsch von Mosel, Lpz. 1823), das 1821 aufgeführt wurde, erkennt man wieder die liberalen Grundsätze des Dichters, indem sein Paria das unschuldige Opfer altherkömmlicher Kastenvorurtheile darstellt. Auch im Lustspiel versuchte er sich mit Glück. Sein erstes, „Les comédiens", ist gegen den kritischen Rath der ersten französischen Bühne, gegen die Splitterrichter des Théâtre français, gerichtet. Erst in seinem „Marino Falieri", der 1829 aufgeführt wurde, näherte er sich der romantischen Schule, ohne sich jedoch von den Einheitsregeln zu entfernen, bis er sich mit seinem „Louis X." (1832, deutsch von Biedenfeld in den „Dramatischen Blüthen", Braunschweig 1833, 2 Bändchen) derselben ganz zuwandte und zuerst die Mischung des Tragischen mit dem Komischen wagte. Im Jahre 1824 wurde D. Mitglied der Akademie und huldigte in seiner Antrittsrede einigen Häuptern des romantischen Parnasses. Im Jahre 1825 sollte er aus der Civilliste des Königs ein Jahrgehalt von 1200 Francs erhalten, doch schlug der freisinnige Dichter dasselbe, sowie das Kreuz der Ehrenlegion aus, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Die Julirevolution begeisterte ihn zur „Pariser Woche" und zu den volksthümlich gewordenen Gesängen „La Parisienne" (komponirt von Auber), „La Varsovienne ou la Polonaise", „La Bruxellaise" ꝛc., wiewohl er keinen direkten Antheil an den Bewegungen nahm. Er † auf einer Reise nach dem Süden Frankreichs zu Lyon den 10. Dec. 1843. Von seinen Werken sind noch zu nennen: „Charles XII. à la Narva" (Par. 1813); „Epître sur les inconvéniens attachés à la culture des lettres" (das. 1817); „L'école des vieillards", Lustspiel (das. 1823, deutsch von Mosel, Wien 1824); „Les enfants d'Edouard" (das. 1833, deutsch von Frank, Leipzig 1835); „Don Juan d'Autriche" (Paris 1835, deutsch von N. Bärmann, Hamburg 1836); „Une famille de temps de Luther" (Paris 1836); „La popularité" (das. 1838) ꝛc. Sein letztes größeres Werk war der in Gemeinschaft mit seinem Bruder verfaßte Text zu Halévy's Oper „Charles VI". D. ist nächst Béranger und Scribe der populärste Dichter der jüngst vergangenen Zeit in Frankreich. Zwischen der klassischen und romantischen Richtung mitten inne stehend, ist er auf dem modernen französischen Parnaß der Hauptrepräsentant eines poetischen Justemilieu. Zu einer schönen Auffassungs- und Darstellungsgabe gesellen sich eine außerordentliche Wärme u. Innigkeit des Gefühls, Kraft, Eleganz, Reinheit und Keuschheit des Ausdrucks, wogegen seinen dramatischen Werken freilich die Hauptsache, die Handlung und der erhabene Schwung der Gedanken, fehlt; man findet darin wohl eine kunstvoll angelegte Schürzung, Knüpfung und Lösung eines Knotens, eine naturgemäße Verwickelung und Entwickelung der einzelnen Begebnisse, aber auch eine oft zu sichtbare Entstellung und Verzerrung der handelnden Charaktere. Wohl zu bitter hat man ihn den Dichter der Philister genannt, mit Hindeutung auf die Rührung, in welche er das Herz des französischen Krämers und Nationalgardisten zu versetzen weiß. Findet man in seiner Sprache einerseits noch Spuren von dem falschen Pomp der alten Schule, wohin man die gesuchten Antithesen rechnen kann, so hat er sie andererseits auch durch viele Ausdrücke bereichert, welche bisher ein falscher Geschmack aus der Dichtersprache verbannt hatte, weshalb ihn auch die klassischen Puritaner beschuldigten, daß er falschen Göttern diene.

D. arbeitete übrigens langsam und besonnen; er wußte das ganze Gedicht, ein ganzes Drama auswendig, ehe er ein Wort niederschrieb, und besserte unermüdlich, bis ihm das Kunstwerk reif erschien. Von seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen erschienen mehre Gesammtausgaben, die letzte unter dem Titel „Oeuvres complètes de Casimir D." (Par. 1845, 8 Bde.). Sein Bruder, Germain, geboren den 1. Febr. 1790 zu Giverny im Departement Eure, hat als Verfasser von Vaudeville- u. Operntexten einen Namen gewonnen. Mit Scribe lieferte er die Texte zur „Stummen von Portici", zum „Schnee", zu Meyerbeers „Robert der Teufel" 2c.

Delaware, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt auf der Westseite der Cattskillberge im Staat Newyork in 2 Hauptarmen, Mohawks und Popacton genannt, welche sich an der Grenze von Pennsylvanien (nahe 42° nördl. Br.) vereinigen. Von hier an hat der Fluß einen sehr gewundenen Lauf, da er die ganze Kette der blauen Berge zu durchbrechen hat, ehe er in die atlantische Küstenebene eintritt. Der Hauptdurchbruch, das Water Gap genannt, liegt auf der Grenze von Newjersey und Pennsylvanien, wo die felsigen Uferwände vom Wasser aus senkrecht zu 1600 Fuß Höhe aufsteigen und der tiefe Fluß 1 Stunde lang enge Schluchten durchbraust. Unterhalb derselben, bei Easton, empfängt er rechts seinen größten Nebenfluß, den Lehigh. Sein letzter Durchbruch ist bei Trenton, wo er 25 (bei hohem Wasser jedoch schiffbar) Stromschnellen bildet und mit einem Wasserfall und einer Wendung gegen Südwesten in die Ebene tritt. Er mündet unterhalb Philadelphia, nachdem er kurz zuvor noch den Schuylkill aufgenommen hat, in die Delawarebai (39° nördl. Br.), die im Süden vom Kap Henlopen, im Norden vom Kap May eingefaßt wird u. 12 Meilen lang u. 5—7 Meilen breit ist. Die ganze Länge des Flusses beträgt 69 Meilen, wovon die letzten 8 Meilen (bis Philadelphia) für die größten Schiffe fahrbar sind; Dampfer können bis Trenton gelangen. Durch Kanäle steht der D. mit dem Hudsonfluß, sowie mit der Chesapeakebai in Verbindung. Fluß und Bai haben ihren Namen vom Lord De la Ware, Gouverneur von Virginien, der 1620 in letztere vordrang; entdeckt ward dieselbe 1609 von Hudson.

Der gleichnamige Staat daselbst, nach Rhode-Island der kleinste der Union, umfaßt den nordöstlichen Theil der Halbinsel zwischen der Chesapeake- und Delawarebai, grenzt nördlich an Pennsylvanien, westlich und südlich an Maryland, östlich an den atlantischen Ocean bis zum Kap Henlopen und nordöstlich an die Bai und den Fluß D. und hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 21,3 und von Osten nach Westen 2—8 Meilen, der Flächeninhalt beträgt 99,7 QM. Das Land ist im Ganzen flach, nur der nördliche Theil wird am äußersten Ende durch Vorberge der Apalachen hügelig. Die Küste ist sumpfig, niedrig und ohne natürliche Häfen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde auf Kosten der Bundesregierung ein künstlicher Hafen durch Erbauung des Delaware Breakwater (bestehend aus 2 Hafendämmen, einem Eisbrecher 1500 Fuß lang und einem Fluthenbrecher 3600 Fuß lang), in der Nähe von Kap Henlopen, Lewiston gegenüber angelegt. Eine Menge kleiner Flüsse (Creeks), welche sich theils in den D. und die gleichnamige Bai, theils in die Chesapeakebai und in den Ocean ergießen, bewässern den Staat; die bedeutendsten sind außer dem D. selbst: der Brandywine, Christianacreek, Kedar und Indianacreek, die zum Theil schiffbar sind. Der Boden im Süden ist sandig und mit Salzmarschen wechselnd. Die Sümpfe im Süden, namentlich der berühmte große Cypreßswam . der fast 3 Meilen lang u. mit mannichfaltigen Bäumen, immergrünen Sträuchern und schädlichen Insekten angefüllt ist, haben eine torfige, auf weißem Meeressand liegende Unterlage. Der nördliche Theil des Staates hat schweren Thon- und fruchtbaren Weizenboden. Das Klima ist mild, im Norden sehr gesund; in den Sumpfgegenden kommen häufig Fieber vor. Die südlichen Niederungen sind noch reich an Waldungen, während der mittlere Theil des Landes zum Theil ausgeholzt und größtentheils in Kultur genommen ist. Namentlich der Cypressensumpf liefert noch viel Holz (von Cupressus disticha und thyoides) zur Ausfuhr als Bauholz. Haupterzeugnisse des Ackerbaues, welcher das Hauptgewerbe der Bevölkerung bildet, sind Weizen (von sehr guter Qualität), Hafer und Mais; sodann Roggen, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, Flachs; alle europäischen Feld- und Gartenfrüchte gedeihen vortrefflich. Im Jahre 1850 gab es 6063 Farms u. Plantagen, und $^{3}/_{4}$ der Ländereien waren kultivirt. Die Viehzucht hebt sich. Im Jahre 1858 gab es 3626 Schweine, 27,503 Schafe, 19,248 Milchkühe, 9800 Zugochsen, 24,166 andere Rinder und 13,852 Pferde. Neben dem Landbau sind auch die Fabrikthätigkeit, die Seefahrt und die Fischerei verhältnißmäßig nicht unbedeutend. Man zählte 1858 531 technische Etablissements mit 3888 Arbeitern, worunter 12 Baumwollen-, 8 Wollenfabriken und 16 Eisenwerke sich befanden, die für 4,687,427 Dollars Waare lieferten. An dem überseeischen Handel hat D. so gut wie keinen Antheil, dagegen ist der Küstenhandel sehr ausgedehnt. Die Ausfuhr betrug 106,571 Dollars, die Einfuhr nur 2821 Dollars. Mehl-, Bau- und Stabholz, Pökelfleisch, Schinken, Speck, Mastvieh und dergleichen sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Zwei Eisenbahnlinien durchschneiden den Staat. Im Ganzen beschäftigten sich von 22,061 Einwohnern, über 15 Jahre alt, 5633 mit Handel und Technik, 7884 mit Ackerbau, 6663 mit anderen als landwirthschaftlichen Arbeiten, 743 mit Schifffahrt 2c. Die Gesammteinwohnerzahl betrug 1840: 78,085 (58,561 Weiße), 1850: 91,535 (darunter 71,289 Weiße und 2289 Sklaven) und 1860: 112,215 Seelen (darunter 2300 Sklaven). Von 809 Sklavenhaltern besaßen 320 1 Sklaven, 352 2—4, 117 5—9 und 20 10 bis 20 Sklaven. Die Verfassung (revidirt 1838) ist demokratisch. Die vollziehende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs. Derselbe wird vom Volke auf 4 Jahre erwählt und kann nicht zum zweiten Male die Gouverneursstelle erhalten. Er muß das Alter von 30 Jahren erreicht haben, während der letzten 12 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen sein und während der letzten 6 Jahre vor der Wahl in dem Staate gewohnt haben. Die legislative Gewalt hat der Senat und das Haus der Repräsentanten, welche

zusammen die Generalversammlung ausmachen. Der Senat besteht aus 3 Abgeordneten jeder Grafschaft (County), also 9 Mitgliedern, welche vom Volke bei der am zweiten Dienstag des November Statt findenden allgemeinen Wahl auf 4 Jahre gewählt werden. Erfordernisse, um einen Sitz im Senat einzunehmen, sind: ein Grundbesitz im Werthe von 1000 Pfund in der Grafschaft, in welcher der Senator wohnt, Aufenthalt in derselben Grafschaft während des letzten Jahres und in dem Staate während der letzten 3 Jahre vor der Wahl und ein Alter von wenigstens 27 Jahren. Das Haus der Repräsentanten enthält 21 Mitglieder, die auf 2 Jahre vom Volke erwählt werden. Jedes Mitglied muß 24 Jahre alt sein, in dem Staate die letzten 3 Jahre und in der Grafschaft, welche er repräsentirt, das letzte Jahr gewohnt haben. Die Legislatur kommt alle 3 Jahre in der Hauptstadt Dover am ersten Dienstag des Januar zusammen. Die richterliche Gewalt besitzen ein Appellationshof, Oberhof, Kanzleihof, Waisenhof, Friedensgerichtshof und andere Gerichtshöfe. Die Richter werden vom Gouverneur angestellt u. bleiben in ihrem Amte, so lange sie demselben ordentlich vorstehen. Der Schatzmeister des Staates wird alle 2 Jahre von der Legislatur gewählt. Stimmrecht haben alle weißen freien Bürger, welche über 22 Jahre alt sind, ein Jahr in dem Staate und den letzten Monat in der Grafschaft, in der sie stimmen wollen, gewohnt und innerhalb der letzten 2 Jahre Steuern bezahlt haben. Der Staat sendet nur Einen Abgeordneten zum Kongreß. Für Schule und Kirche ist nach Kräften gesorgt. Von den 180 vorhandenen Kirchen gehören 106 den Methodisten, 26 den Presbyterianern, 21 den Episkopalen, 12 den Baptisten 2c. An Unterrichtsanstalten zählte man 1858: 2 Colleges (mit 16 Lehrern in 144 Städten), 65 Akademien u. Privatschulen (mit 2011 Schülern), 194 Elementarschulen (mit 8970 Schülern) u. 233 Freischulen (mit 11,468 Schülern). Im Ganzen wurden 14,403 Kinder unterrichtet. Der Schulfond betrug 1852 225,000 Dollars. Die Finanzen des Staats sind gut geordnet: er hat keine Schulden. Die Staatseinnahmen betrugen 1851—52 31,863 Dollars, die Ausgaben 26,792 Dollars. Im Staate bestehen 9 autorisirte Banken mit 1,440,000 Dollars Kapital u. 17 Bibliotheken mit 17,950 Bänden, und 10 Zeitschriften erscheinen daselbst. Eingetheilt wird derselbe in 3 Counties: Kent, Newcastle und Sussex, mit den gleichnamigen Hauptstädten. Die Counties werden wieder in 24 Hundreds getheilt. Hauptstadt ist Dover mit 4200 Einw. Die bevölkertste Stadt ist Wilmington mit 15,000 Einw.

D. wurde zuerst von Schweden u. Finnen unter dem Namen von Neuschweden kolonisirt. Im Jahre 1630 bauten sie ein Fort bei Lewiston und 1631 ein zweites bei Wilmington. Das Land kam indessen schon 1655 durch Eroberung unter niederländische Hoheit, und 1664 wurde es in das von den Engländern den Niederländern abgenommene und von Karl II. dem Herzog von York verliehene Territorium eingeschlossen, welcher letztere es 1682 an William Penn übertrug. Seitdem blieb D. bis 1775 nominell mit Pennsylvania vereinigt, obgleich es unter dem Namen der „Unteren Länder des D." (Lower Countries of the D.) eigentlich eine besondere Regierung hatte. Als solche wurden sie auf dem ersten Kongreß zu Newyork 1765 vertreten. D. ist einer der wenigen Staaten, welche die jetzige Konstitution der Vereinigten Staaten (in einer Konvention am 3. Dec. 1787) einstimmig annahmen.

Delaware, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikanischen Staate Ohio, am Olentangy (Whetstonefluß) und an der Eisenbahn von Columbus nach Cleveland, mit der Ohio-Wesleyanuniversität (1845), einer Schwefelquelle und 2074 Einw.

Delawaren, ein zur Familie der östlichen Algonkins gehöriger Indianerstamm in Nordamerika, der sich in seiner eigenen Sprache Lenapes nennt u. gegenwärtig in Kansas wohnt. Früher (seit Anfang des 16. Jahrhunderts) bewohnten sie das Thal des Delaware und die Ufer des Schuylkill u. sollen eine durch Tapferkeit und Weisheit berühmte Nation gewesen sein, so daß ihre Autorität vom Chesapeak bis zum Hudson galt. Mit der steigenden Macht der Irokesen verloren sie ihre Unabhängigkeit; 1744 wichen sie an den Susquehannah u. bald noch weiter westlich bis an den Whiteriver in Indiana; später gingen sie über den Mississippi und ließen sich in ihren heutigen Wohnsitzen am Kansasfluß nieder. Ein Theil ging nach Texas, wo sie als Führer und Jäger berühmt sind. An der Kansasmündung besitzen sie etwa 28 QM. und weiter den Fluß hinauf dreimal so viel Land, meist sehr fruchtbare Strecken. Ihre Zahl beträgt jetzt etwa 2000. Viele derselben sind Ackerbauer, Viehzüchter und kleiden sich zum Theil europäisch.

Delbrück, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Paderborn, am Haustenbach, hat eine Kirche (früher besuchter Wallfahrtsort) und 1260 Einw.

Delbrück, 1) Johann Friedrich Gottlieb, erster Erzieher des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Prinzen von Preußen, geboren den 22. August 1768 zu Magdeburg, wo sein Vater Rathsmann war, studirte seit 1786 in Halle Theologie u. Philosophie und erhielt 1790 eine Lehrerstelle an der Altstädterschule seiner Vaterstadt und 1792 das Rektorat am Pädagogium Unserer Lieben Frauen daselbst. Der Eifer, mit welchem er sich der sittlichen und gemüthlichen Ausbildung seiner Schüler widmete, veranlaßte, in Verbindung mit Niemeyers Empfehlung, den damaligen König, D. 1800 zum Erzieher seiner beiden ältesten Prinzen zu wählen. Er wußte sich in Kurzem das Vertrauen der königlichen Aeltern, sowie die Liebe der fürstlichen Kinder in hohem Grade zu erwerben u. durfte hinsichtlich der Erziehungsweise der Prinzen ziemlich selbstständig verfahren. Als 1809 Ancillon die weitere Ausbildung des Kronprinzen übernahm, trat D. mit einer ansehnlichen lebenslänglichen Pension u. dem Titel eines geheimen Regierungsrathes aus seinem zeitherigen Verhältnisse u. brachte die nächsten Jahre auf Reisen im südlichen Deutschland, der Schweiz, Frankreich 2c. zu. Erst 1813 kehrte er nach Berlin zurück, wo er fortan besonders als einer der Vorsteher der Luisenstiftung für gemeinnützige Zwecke thätig war. Im Jahre 1817 übernahm er die Superintendentur und das Pastorat zu Zeitz im Regierungsbezirk Merseburg, nachdem er mehre Anstellungen im Staatsdienste abgelehnt hatte. Hier nahm er sich der Einführung der preußischen

Hofkirchenagende mit übergroßem Eifer an und zog sich dadurch, wie durch den Versuch, die Privatbeichte wieder einzuführen, manche Unannehmlichkeiten zu. In den letzten Jahren körperlich sehr leidend, † er den 4. Juli 1830. D.s literarische Arbeiten sind ziemlich unbedeutend. Nennenswerth sind etwa nur die „Ansichten der Gemüthswelt" (Magdeb. 1811).

2) Johann Friedrich Ferdinand, Bruder des Vorigen, den 12. April 1772 zu Magdeburg geboren, studirte in Halle vorzugsweise Philosophie, ward dann Hauslehrer in Hamburg und trat dort in ein näheres Verhältniß zu Klopstock. Im J. 1797 erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium Zum grauen Kloster in Berlin, 1802 am berlin-kölner Gymnasium daselbst, ward 1809 Regierungs- und Schulrath in Königsberg und zugleich Professor der Beredtsamkeit daselbst, 1816 Regierungs- und Schulrath in Düsseldorf und 1818 Professor der schönen Literatur in Bonn. Er † den 25. Jan. 1848. Seine Schriften zeichnen sich ebenso durch eine durchgebildete Form, als durch wissenschaftliche Gediegenheit aus. Hervorzuheben sind: „Socrates" (Köln 1816); „Platon" (Bonn 1819); „Xenophon, zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre" (das. 1829); „Der verewigte Schleiermacher", ein Beitrag zur Würdigung desselben (das. 1837); „Ergebnisse akademischer Forschungen" (das. 1843). Sein Leben beschrieb Nicolovius (Berlin 1848).

3) Gottlieb, jüngster Bruder der Vorigen, den 2. September 1777 zu Magdeburg geboren, ward 1800 Justizkommissär und 1802 zugleich Kriminalrath beim Obergericht zu Magdeburg. Nachdem er während der westphälischen Regierung als Rechtsanwalt bei dem Civiltribunal erster Instanz daselbst thätig gewesen, wurde er 1816 Regierungsrath u. 1826 zugleich Mitglied und Justitiar des Konsistoriums und Provinzialschulkollegiums der Provinz Sachsen. Im Jahre 1830 wurde er zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und 1831 zum Kurator der Universität Halle ernannt. Sein am 2. November 1842 erfolgter Tod war ein harter Schlag für die Interessen der akademischen Selbstständigkeit, welche D., bei aller Strenge in Ausübung des ihm gewordenen Aufsichtsrechts, stets zu wahren suchte.

Delcredere (ital., franz. décroire, ducroire, engl. guaranty), wörtlich auf Treu' und Glauben. Beim Kommissionsgeschäft versteht man darunter die vom Kommissionär übernommene Verbindlichkeit, für die wirkliche Zahlung des Kaufpreises zu haften, also zur Verfallzeit als Selbstschuldner einzustehen. Man sagt dann: der Kommissionär steht del credere. Dann bezeichnet D. auch die Gebühr, welche außer der Verkaufsprovision für diese Garantie besonders angerechnet oder manchmal zur Provision geschlagen wird. Der D.-Satz ist nach der Dauer und Größe der Verkaufsgefahr bald ein höherer (besonders wenn die Waaren nach entfernten überseeischen Plätzen verkauft werden), bald ein niederer, bei Waarengeschäften gewöhnlich 1—2%, zuweilen aber auch 3% und noch mehr. Gewöhnlich steht es, wenn man an Jemanden Waaren zum Verkauf in Kommission einsendet, dem Kommittenten frei, ob er die Verkaufsgefahr auf sich nehmen oder sie dem Kommissionär übertragen will, und beide Parteien haben sich darüber zu verständigen.

Deleatur (lat.), s. Del.

Delecluze, Etienne Jean, französischer Maler u. Literat, 1781 zu Paris geboren, besuchte zuerst das Atelier von Gros und erhielt auf der Ausstellung von 1818 die große goldene Medaille für sein Gemälde Andromache, gab jedoch 1846 die Malerei auf und übernahm die Kunstkritik im „Lycée français". Von da ging er zum „Moniteur", sodann zum „Journal des débats" über. In diesem letzten Journal schreibt er seit vielen Jahren die Kunstkritiken und regelmäßigen Berichte über die jährlichen Kunstausstellungen. Von einem großen Werke, welches ein Gemälde von dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften im Mittelalter liefern sollte, erschienen zahlreiche Bruchstücke in der „Revue de Paris", der „Revue des deux mondes" und im „Artiste". Auch hat man von ihm Romane u. Novellen. Unter den letztern ist „Justine de Liron" (Paris 1832) ein kleines literarisches Meisterstück. Von seinen sonstigen Schriften sind noch hervorzuheben: „Grégoire VII"; „Saint-François d'Assise et Saint-Thomas d'Acquino" (Par. 1844, 2 Bde.).

Delecti (lat.), Elitentruppe im altrömischen Heere, bestand neben den Legionen und bildete die Leibwache des Feldherrn.

Delegation (v. Lat.), eine Unterart der Novation, d. h. des Vertrags, welcher in der Absicht geschlossen wird, um eine bestehende Obligation aufzuheben u. eine andere an die Stelle derselben zu setzen. In der Regel besteht die D. in dem Rechtsgeschäft, wodurch an die Stelle des alten Schuldners ein neuer Schuldner tritt, und zwar erfolgt dieses Eintreten im Auftrage des ersteren und unter Zustimmung des Gläubigers. Der Umstand, daß der alte Schuldner mit zustimmen muß, unterscheidet die D. von der Expromission. Der erste Schuldner (delegans) überweist seine Schuldverpflichtung an einen Andern, dieser Andere (delegatus) tritt in des Erstern Schuld und steht für die Erfüllung der Verpflichtung ein, u. der Gläubiger (delegatarius) nimmt diese Veränderung der ihm zuerst verbindlich gewesenen Person des Schuldners durch das Eintreten eines Andern an dessen Stelle an. Bei einer solchen Ueberweisung liegen zwei Rechtsgeschäfte vor: eine Vereinbarung zwischen dem Schuldüberweisenden und Eintretenden, daß der Letztere für den Erstern einstehen will, und eine Annahmeerklärung dieser Veränderung von Seiten des Gläubigers. Einwilligung aller drei Parteien in die Veränderung ist erforderlich, sowie auch, daß die alte wie die neue Verbindlichkeit eine gültige Verpflichtung enthalte. Unter diesen Voraussetzungen erlöschen nach getroffener Vereinbarung die frühern Verbindlichkeiten dergestalt, daß der frühere Schuldner gänzlich befreit wird, selbst wenn der neue nicht wirksam ausgeklagt werden könnte, so wie auch dem neuen Schuldner nicht diejenigen Einreden wider den Gläubiger zustehen, welche der alte Schuldner wider denselben hatte, daß endlich auch der neue Schuldner sich gegen den Gläubiger eben so wenig der Einrede bedienen kann, welche er wider den Ueberweisenden, falls dieser sein Gläubiger war, hätte vorschützen können. Gewöhnlich wird die D. auf das angegebene Verhältniß beschränkt. Sie kann aber auch so geschehen, daß an die Stelle des alten Gläubigers ein neuer Gläubiger tritt, indem der bisherige Gläubiger (delegans) seine For-

berungen einem Andern (delegatarius) überweist und der Schuldner (delegatus) diesen nun als seinen Gläubiger anerkennt. Von der Cession unterscheidet sich diese D. wesentlich dadurch, daß in jener gar keine Novation enthalten ist, indem der Schuldner gegen seinen alten Gläubiger nicht frei wird, wie bei der D. Die rechtlichen Wirkungen der D. sind dann den oben angeführten ganz entsprechend. Auch versteht man unter D. Uebertragung der Gerichtsbarkeit für einen einzelnen Fall oder für eine Klasse von Geschäften. Daher **delegirte Gerichtsbarkeit, delegirter Richter.** Sie kann nur vom Landesherrn oder von einem Obergericht verfügt werden, und geschicht dies auf Antrag einer Partei, so ist in der Regel die andere Partei darüber zu hören.

Delegation (ital. delegazione), im Kirchenstaat die Regierungsbehörde einer Provinz u. letztere selbst. Ist im Kirchenstaat der an der Spitze der Verwaltung stehende **Delegat** ein **Kardinal**, so heißt er **Legat** u. seine Provinz **Legation**. Vgl. **Kirchenstaat**.

Delegirte (v. Lat.), Abgeordnete (s. **Delegation**), besonders auch 1800 Name der Befehlshaber in den 25 Militärdivisionen, in welche Frankreich getheilt wurde.

Delemont (**Delsberg**), Amtsstadt im schweizerischen Kanton Bern, nördlich von Biel, an der Sorne, die sich in der Nähe mit der Birs vereinigt, hat gerade u. breite Straßen, ein ehemals fürstbischöfliches Lustschloß der Bischöfe von Basel (1719 erbaut), ein Collége, ein katholisches Lehrerinnenseminar, berühmte Bleichen und 2100 Einw. In der Nähe reiche Eisengruben, Hochöfen u. Hammerwerke und merkwürdige Ueberreste von römischen Bädern. D., das sonst zu Basel gehörte, kam 1814 an Bern.

Deleniment (v. Lat.), Linderungsmittel; Liebkosung; Bezauberung.

Delessert, **Benjamin, Baron**, Bankier und Fabrikant in Paris, den 14. Februar 1773 zu Lyon geboren, diente zu Anfang der Revolution in der Artillerie, mußte jedoch nach dem 10. August als Anhänger Lafayette's die Armee verlassen und errichtete darauf ein Bankiergeschäft, das er durch Umsicht, Thätigkeit und Rechtschaffenheit bald zu einem der bedeutendsten erhob. Nach Errichtung der großen pariser Bank trat er ins Direktorium, legte beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England großartige Runkelrübenzuckerfabriken an und ward wegen seiner Verdienste um die inländische Industrie von Napoleon I. zum Mitglied der Ehrenlegion und 1813 zum Kommandanten einer Legion der pariser Nationalgarde ernannt. Nach der Restauration ward er Mitglied der Kommission für die Verbesserung der Gefängnisse und Offizier der Ehrenlegion, jedoch nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen, da er am 6. Juli 1815 mit den andern Häuptern der Nationalgarde gegen die Okkupation Frankreichs protestirt hatte, wieder entsetzt. Im Jahre 1817 wählte ihn das Seinedepartement als Deputirten in die Kammer, der er bis 1838 ununterbrochen angehörte. Er hatte seinen Sitz am linken Centrum und gehörte nach der Julirevolution zu den entschiedensten und thätigsten Anhängern des Widerstandssystems an. Er † den 1. März 1847 zu Paris. Ein thätiger Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, ließ er das Prachtwerk „Icones selecta plantarum" (Paris 1820—39, 5 Bde., jeder Band mit 100 Kupfern) auf seine Kosten drucken. Er machte sich als Vorstand der Armenhäuser von Paris, als Mitbegründer der Sparkassen in Frankreich und der „Société philanthropique", sowie namentlich auch durch höchst liberale Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen sehr verdient und war Besitzer einer werthvollen Gemäldesammlung (mit Raphaels Madonna La Vierge de la maison d'Orléans) u. Kupferstichsammlung, auch einer der reichsten Sammlungen für Botanik, Konchyliogie &c. Noch gab er heraus: „Recueil de coquilles décrites par Lamarck" (1841 ff.) u. schrieb: „Des avantages de la caisse d'épargne et de prévoyance" (Paris 1835) u. A. Sein Bruder **Gabriel**, geboren zu Paris am 17. März 1786, war Fabrikant in Passy unter dem Kaiserreich, Brigadegeneral der pariser Nationalgarde nach der Julirevolution und vom 6. Sept. 1836 bis 24. Februar 1848 Polizeipräfekt zu Paris. Sein zweiter Bruder, **François Marie**, geboren 1780, war lange Zeit hindurch Chef des Bankhauses und später Regent der Bank von Frankreich. Der Sohn von Gabriel D., **Alexandre Henri Edouard**, geboren den 15. Nov. 1828, begleitete Saulcy auf seiner Reise nach Palästina und berichtete darüber in „Voyage aux villes maudites" (4. Aufl., Paris 1855); er hat sich auch sonst als Schriftsteller bekannt gemacht.

Deleterium (lat.), Alles, was zerstörend auf das Leben einwirkt, also sowohl Naturprodukte und Agentien, als Krankheiten, die diese Eigenschaft haben; daher **deleterisch**, zerstörend, vernichtend.

Delfino, Stadt, s. v. a. Dolonia.

Delfosse, **August**, belgischer Titularstaatsminister, geboren den 9. März 1801 zu Lüttich, widmete sich der Jurisprudenz und war in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt thätig. Schon wenige Jahre nach der Revolution schaarte sich die dortige liberale Partei um ihn und wählte ihn in den Gemeinderath. Nach Organisation der Provinzialvertretung 1836 trat er als Mitglied in die permanente Deputation oder den Provinzialständeausschuß. Dann war er seit 1840 unausgesetzt Mitglied für Lüttich in der Kammer der Abgeordneten. Im Jahre 1848 wurde er zum Vicepräsidenten der Kammer erwählt und behielt diese Würde bis 1852. Seine Beredtsamkeit half den Sturm beschwören, der nach dem Ausbruch der pariser Februarrevolution auch Belgien bedrohte. Ministerportefeuilles, die ihm Rogier 1847 und dann wieder 1848 anbot, schlug er aus. Als ihn 1854 und 1855 der König selbst zur Bildung eines Kabinets aufforderte, erklärte er, zu einem solchen Amte nicht das Zeug zu besitzen. Von 1852—54 fungirte er als Kammerpräsident, und zwar zur höchsten Zufriedenheit beider Parteien. Als das Ministerium Vilain XIIII.-Dedecker eintrat, legte er seine Präsidentenwürde nieder und nahm seinen alten Platz auf der Linken wieder ein. Stets hielt er sich auf der Bahn des lautersten Liberalismus und stimmte sogar gegen seine Freunde, wenn ihm diese davon abzuweichen schienen. Nach den Wahlen vom 10. December 1857 gab ihm das zweite Kabinet Rogier-Frère den Ehrentitel eines Staatsministers. Doch vermochte ihn dasselbe nicht zur Billigung der Repressivmaßregeln zu bewegen, die es zu Gunsten des französischen Gouvernements nach dem Attentat vom 14. Jan.

1858 einbrachte. Schon seit längerer Zeit leidend, zog er sich im Januar 1858 aus der Kammer zurück, um seine Gesundheit zu pflegen. Bald aber fiel er in Monomanie und stürzte sich am 22. Febr. 1858 aus dem Fenster. Bei seinem Begräbniß folgten an 100,000 Menschen aus Lüttich und der Provinz seinem Sarge. Als Ehrenmann und großer Bürger von Allen anerkannt, hatte er keinen Feind.

Delfshaven, Hafenstadt in der niederländischen Provinz Südholland, an der Mündung der Delf in die Maas, Hafen von Delft, hat ein Rathhaus, Härings- und Stockfischfang, Schiffsbau, Schifffahrt und Handel und 3300 Einwohner.

Delft, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Rotterdam, 1 Stunde südöstlich von Haag, an der Schie, ist von vielen Kanälen durchschnitten und durch einen derselben mit Haag verbunden, ziemlich regelmäßig, freundlich gebaut, aber jetzt ziemlich öde und still. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der Prinzenhof, worin 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerard erschossen wurde, jetzt Kaserne; das große, 1618 erbaute Rathhaus mit ausgezeichneten Gemälden; das Zeughaus (für die in Haag gegossenen Geschütze); die alte Kirche (aus dem 11. Jahrhundert) mit etwas geneigtem Thurm u. den Denkmälern des Admirals Tromp und des Naturforschers Leeuwenhoek; die neue Kirche (1381 erbaut) mit einem berühmten Glockenspiel, einem 300 Fuß hohen Thurm und der Gruft des Hauses Oranien-Nassau, sowie dem Grabmal des in D. geborenen Hugo Grotius und dem prachtvollen Marmormausoleum des Prinzen Wilhelm. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt D. eine Artillerie-, sowie eine Bauschule mit Modellkammer (ehemals im Reichswerft zu Amsterdam). Früher hatte die Stadt berühmte Fabriken für Fayence und Steingut, deren Erzeugnisse unter dem Namen Delfterzeug weit und breit bekannt waren. Gegenwärtig befinden sich daselbst etwa 50 Fabriken für Tuch, Decken, Tapeten, Gewehre, Seife, Genever u. mathematische Instrumente. Der Handel ist nicht unbedeutend. Die Zahl der Einwohner beträgt 19,432, wovon ¼ Katholiken sind. Die freundliche Umgebung enthält viele Windmühlen und hübsche Gartenhäuser. Der Hafen von D. ist das durch einen Kanal damit verbundene Delfshaven (s. d.). D. wurde im 11. Jahrh. (1071) von dem lothringischen Herzog Gottfried dem Buckeligen erbaut und kam später in den Besitz der Grafen von Holland, die im 13. Jahrhundert ausstarben. In der Folge wurde die Stadt wiederholt von großen Feuersbrünsten heimgesucht, namentlich 1536, 1654 (wo ein Pulverthurm mit 150,000 Pfd. Pulver in die Luft flog u. unter den Trümmern der Stadt 1200 Menschen begrub) und 1742. Zur Zeit der batavischen Republik war D. die Hauptstadt eines Departements gleichen Namens. Ueber die delfter Religionsgesellschaft s. Christo sacrum.

Delftland, Landstrich in der niederländischen Provinz Südholland, zwischen Rhynland, Schieland, der Maas und dem Meere, ungemein fruchtbar.

Delfzyl, Stadt und Festung in der niederländischen Provinz Gröningen, Bezirk Apingadam, an der Mündung der Fivel in den Dollart, hat einen guten Hafen, Fischerei, Schifffahrt und 4000 Einwohner. Hier beginnt der sogenannte lange Kanal, der aus dem Dollart zunächst in die kanalisirte Fivel oder das Damsterdiep über Apingadam nach Gröningen und von da über Leeuwarden und Franecker nach Harlingen führt als eine 14 Meilen lange Schifffahrtslinie für Trekschuyten. D. gilt als Schlüssel von Gröningen und Friesland.

Delgada (Punta D.), Hauptstadt der Azoreninsel St. Miguel, mit 3 verfallenen Forts, schönen alten Kirchen, 12 aufgehobenen Klöstern, einer Rhede und 13,000 Einwohnern, welche lebhaften Handel treiben.

Delgado, Vorgebirge an der Ostküste von Südafrika, am nördlichen Eingang in die Straße von Mozambique.

Delhi (auch Schah-Dschehanabad genannt), Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts von 37 QM. mit 435,744 Einw. in den sogenannten nordwestlichen Provinzen des angloindischen Reichs, einst die größte Stadt Indiens und nach einander glanzvoller Mittelpunkt verschiedener Großstaaten (am blühendsten als Residenz des Großmoguls), jetzt gegen früher gesunken, aber immer noch eine der bedeutendsten indischen Städte, liegt in 753 Fuß Höhe an niedrigen Felshügeln rechts am Fluß Dschumna, oder genauer ½ Stunde davon an einem Arm desselben und zählt noch über 152,000 Einw., von denen etwa 76,000 Hindu's, 66,000 Mohammedaner und 327 Christen sind. Die jetzige, von Schah Dschehan gegründete Stadt liegt neben dem alten D. oder Indraprastha (Indrapat), dessen weites Trümmerfeld sich 6—7 Meilen am Fluß entlang zieht, hat 3—4 Stunden im Umfang und ist an den Landseiten von einer schönen, 30 Fuß hohen, 3—5 Fuß starken Mauer umzogen, um welche sich ein 20 Fuß breiter Graben zieht. Akazien, Dattelpalmen und die zahllosen Minarets der Moscheen blicken über die Mauern; über Alles aber erheben sich und geben dem Ganzen einen imponirenden Anblick die große Moschee u. der alte hohe Palast mit seinen Thürmen u. Zinnen (s. unten). Elf hochgewölbte kolossale, durch runde Bollwerke vertheidigte Thore führen zur Stadt, davon 4 auf der Flußseite. Die Straßen sind im Allgemeinen eng und die Häuser unansehnlich. Eine Ausnahme machen nur eine breite Straße, die von Westen nach Osten führt, und besonders der Tschandri-Tschak (Silbermarkt), der, 150 Fuß breit u. etwa ½ Stunde lang, die Stadt in 2 Hälften theilt, mit unregelmäßigen, massiven, bald vorspringenden, bald zurücktretenden, hohen und niederen Häusern besetzt, dabei auffallend rein ist, in der Mitte fließendes Wasser, zu beiden Seiten die mannichfachsten und schmucksten Läden enthält und beständig ein äußerst lebendiges Bild darbietet. Eine dicht gedrängte, bunt gemischte und höchst malerische, dabei zum Betäuben lärmende Bevölkerung belebt fortwährend diese Straße. Am Ende derselben, an der Wasserseite, steht der ehemalige, von Schah Dschehan 1630—40 errichtete Residenzpalast, das letzte Stück des alten Mongolenreichs u. eines der kostbarsten Bauwerke von ganz Indien, das den Kreml von Moskau bei weitem übertrifft. Eine rothe, 40 Fuß hohe Granitmauer von 1 englischen Meile im Umfang, mit Thürmen und kleinen Bollwerken, umgibt ihn auf 3 Seiten; auf der vierten fließt der Fluß, über welchen eine schmale Brücke zum alten schwerfälligen Fort Selimgur führt. Die

Eingänge zum Palast bilden 2 prächtige Thore, eines im Süden, das andere im Westen. Letzteres, aus rothem Sandstein bestehend und einen herrlichen gothischen Bogen bildend, führt durch ein langes, einer gothischen Kathedrale ähnliches Gewölbe, das sein Licht von oben erhält und mit Koransprüchen und steinernem Blumenwerk geziert ist, über einen kleinen achteckigen offenen Platz durch ein zweites Thor auf den 690 Fuß langen und breiten Hofraum mit dem äußern Thron, der unter einer von 20 weißen Marmorsäulen getragenen Halle steht. An der Nordseite führt ein kleines Thor zu dem mit Marmorplatten belegten, weiter gegen Osten hinter dem Hofe des äußern Thrones gelegenen inneren Thronhof, der Dewan Kost (das Staatsrathszimmer) genannt wird. Er bildet einen Pavillon aus weißem Marmor, mit 4 Marmorkuppeln gedeckt, die von 32 herrlich gearbeiteten Säulen und Bögen mit vergoldeten Arabesken und eingelegten Blumen u. Inschriften getragen werden. Einst war derselbe mit dem berühmten Pfauenthron geschmückt, der aus schweren, mit Diamanten und Perlen ausgelegten Goldplatten gearbeitet war u. zu dessen beiden Seiten sich goldene Pfauen mit ausgebreitetem Edelsteingefieder, über diesen aber ein aus einem einzigen Smaragd geschnittener Papagei in natürlicher Größe befanden. Nachdem der Eroberer Nadir Schah diese Kleinodien hinweggeführt hatte, bestand der Thron zuletzt nur noch aus einem mit dünnen Goldplatten und werthlosen Steinen belegten Sessel unter einem von silbernen Säulen getragenen Thronhimmel. Jetzt sind alle diese Räume im unsaubersten Zustande gehalten u. mit Taubenmist und anderem Unrath bedeckt. Gleiches gilt von der hübschen Moti- oder Privatmoschee, nördlich vom innern Thronhof, die ebenfalls verfällt, und auch der ehemals wunderschöne, durch unzählige Fontainen gekühlte Garten, im Osten zwischen Mauer und Fluß, ist ganz verwahrlost. Ein Aquädukt führt das Wasser zu demselben herbei, und ein achteckiger Marmorpavillon mit Kuppeln enthält eine Quelle u. ein schön verziertes Bad, aber Alles beschädigt und beschmutzt. Innerhalb der Mauern dieses Palastes, der eine kleine Stadt für sich bildet, wohnte bis zum letzten Aufstand der Großmogul als englischer Pensionär, mit britischer Wache am Westeingange; ob und welche Veränderungen mit dem Gebäude seit der Besitznahme desselben durch die Briten nach Unterdrückung der Meuterei 1857 vorgegangen sind, liegt nicht vor. Das andere Hauptgebäude der Stadt ist die Dschumnamoschee, die prächtigste der 40 Moscheen D.'s, ebenfalls durch Schah Dschehan 1631 bis 1637 erbaut. Sie erhebt sich auf einem 30 Fuß hohen, 450 Fuß breiten und langen Viereck von rothen Sandsteinquadern, und zwar an der Westseite desselben; um die andere Seite herum laufen hohe, mit Thürmchen gezierte Mauern, mit je einem Thore und großen Freitreppen als Zugängen zu dem Vorhof, der in der Mitte ein marmornes Wasserbassin, außerdem Fontainen und zu beiden Seiten offene Arkaden, unterbrochen von achteckigen Pavillons, enthält. Die Moschee selbst ist aus weißem Marmor, der mosaikartig mit rothem Sandstein abwechselt, erbaut und 261 Fuß lang. Den Haupteingang bildet eine große und prächtige Freitreppe, zu deren beiden Seiten je 5 andere Eingänge sich befinden, zu deren mittelstem je wieder eine Freitreppe führt. Die Decke der Moschee bilden 3 weiße Marmorkuppeln mit schwarzen Streifen, und an jedem Ende der Front erhebt sich ein 150 Fuß hohes Minaret, zu dessen Höhe 130 Stufen hinanführen. Boden und Wände des Innern sind mit Marmorplatten bekleidet. Neben der Moschee befindet sich ein tiefer, in Fels gehauener Brunnen, aus welchem Maschinen das Wasser emporheben. Im Jahre 1851 haben die Briten angefangen, die Moschee zu repariren. Die Hinduheiligthümer von D. sind ohne Bedeutung; aber eine ansehnliche englische Kirche besitzt die Stadt. Die ehemals glänzenden Paläste der Großen von D. befinden sich sämmtlich im Zustande des Verfalls; indeß ist in neuerer Zeit durch die Briten viel zur Verbesserung der Baulichkeiten in der Stadt geschehen; unter diesen Neubauten sind der Gerichtshof u. der von schönen Häusern im italienischen Styl umgebene Palast des Gouverneurs hervorzuheben. Auch für die Wasserleitung haben die Briten viel gethan. Namentlich brachten sie den großartigen Kanal des Ali Mardan Chan (1638 bis 1656 erbaut), der ehedem die Stadt auf das reichlichste mit Wasser versorgt hatte, aber seit dem 18. Jahrhundert ruinirt war, zur großen Freude der Bewohner wieder in Gang. Industrie und Handel der Stadt, obgleich gegen frühere Jahrhunderte sehr gesunken, sind noch immer lebhaft. Auch ist D. gegenwärtig noch ein Mittelpunkt für die moslemitische Bildung und Literatur (Hindustani) in Indien. Es besteht daselbst eine höhere Schule, Stiftung eines Vereins von Europäern und Eingebornen, die von der Regierung unterstützt wird u. in 4 Abtheilungen (eine englische, arabische, persische und sanskritische) zerfällt. Die Umgebung der Stadt ist meilenweit ganz mit den Ruinen des alten D. bedeckt, u. die Straße führt nur an zerstörten Prachtbauten, Gärten und Gräbern hin. Besonderer Erwähnung verdient das Grab des Kaisers Humayun, im Süden der Stadt auf einer Plattform von 200 Fuß im Geviert, rings von Arkaden umgeben, zu welchen große Treppen hinaufführen; in jedem Arkadenbogen befinden sich Gräber, u. das kaiserliche Grab erhebt sich in der Mitte, ein Viereck aus rothem Stein, mit Marmor ausgelegt und von einer großen Marmorkuppel überwölbt, von deren Höhe man eine überraschende Aussicht genießt. Noch merkwürdiger ist der berühmte Kuttub Minar, etwa 2 Meilen südlich von D., wahrscheinlich die höchste vorhandene Säule der Welt, 227½ pariser Fuß hoch. Vier Gallerien umgeben sie in verschiedenen Absätzen, von breiten Kranzsteinen getragen, die oberste in 190 Fuß Höhe. Bis zu 168 Fuß besteht sie aus rothem Quarz und ist kannelirt; das obere Stück ist aus sehr feinem weißen Marmor gearbeitet. Die kleine Kuppel auf dem Gipfel, zu der eine 383 Stufen hohe Treppe führt und welche von 8 quadratischen Pfeilern getragen wurde, konnte ein Dutzend Personen aufnehmen, die durch ein eisernes Geländer geschützt wurden. Die Basis bildet ein 27-Eck u. hat einen Durchmesser von 45 Fuß 2 Zoll. Nach einer persischen Inschrift wurde diese Säule zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet, vermuthlich zum Andenken an den Sieg des Islam über den Brahmanismus. Im Jahre 1803 ist sie durch Blitz und Erdbeben beschädigt worden. 400 Fuß davon entfernt gewahrt man den Anfang einer zweiten

Säule, etwa von dem doppelten Umfang, aber nur 40 Fuß hoch; auch eine 26 Fuß hohe eiserne Säule von 1 Fuß Durchmesser erhebt sich in der Nähe. Auf dem Wege nach dem Kuttub Minar begegnet man dem prächtigen Grabmal Safdir Dschangs, eines Verwandten des königl. Hauses von Aude, ebenfalls ein Meisterstück der Baukunst: Arkaden, welche einen achteckigen Dom aus weißem Marmor und rothem Sandstein umgeben, die in senkrechten Streifen wechseln, im Innern mit dem schön ausgearbeiteten Marmorsarkophag. Das Gebäude ist von Gärten umgeben, die bisher der König von Aude im Stand erhalten ließ. Im Westen der Stadt liegt die ungeheure Sternwarte, mit gemauerten Sonnenuhren, einer Meridianmauer mit Quadranten, Rundmauern zur Beobachtung der Höhen und Azimuthe, einer Hemisphäre von 27½ Fuß Durchmesser rc. Sie ist ein Werk von Dschepsing, dem Radscha von Ambor, welcher für den Kaiser Muhamed Schah den Kalender reformirt hat.

Kein Ort der Welt hat so viel Wechsel erlebt, solch äußern Glanz und dabei solche Greuel gesehen, wie D. Die alte Stadt *Indraprastha* soll von Yudisthira nach der indischen Chronologie 3101 v. Chr. gegründet sein u. war die Residenz der Pandus oder der Sonnenkinder, deren Reich als das Hauptreich Indiens geschildert wird. Nach dem Erlöschen der Pandus und ihrer Herrschaft sank auch Indraprastha, auf dessen Ruinen der Brahmanenfürst Delu im 7. Jahrhundert v. Chr. eine neue Stadt erbaute, die sich rasch emporschwang und als Sitz indischer Könige Jahrhunderte lang blühte. Sie soll zur Zeit ihres Glanzes 20 englische Quadratmeilen eingenommen haben. Diese große Stadt wurde 1011 von Muhamed dem Ghasnaviden erstürmt und verwüstet, erholte sich indessen bald wieder. Neue Stürme begannen, als der Perser Mohamed aus der Dynastie der Ghuriden gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Indien einbrach, das ungeheure Heer der Hindu's in einer Schlacht an der Dschumna schlug und als siegreicher Eroberer in D. einzog, das von jetzt an der Hauptsitz der mohammedanischen Herrscher Indiens ward. Bald darauf (um 1205) schwang sich der ghuridische Gouverneur *Kutbud Eddin Aibek* zum Herrscher von D. empor und ward der Gründer einer unabhängigen mohammedanischen Dynastie, deren Herrscher sich alles Land vom Pendschab bis Bengalen unterwarfen. Der Mittelpunkt dieses weiten Reichs war D., das sich nun von Neuem zu einem Glanze entwickelte, wie ihn weder Rom, noch irgend eine Stadt je besessen hat. Seinen Höhepunkt erreichte derselbe von 1266—86, wo die aus ganz Mittel- und Westasien durch die erobernden Dschingiskhaniden vertriebenen Herrscher mit ihrem Gefolge nach D. flüchteten. Die Stadt wurde hierdurch zugleich der Mittelpunkt der mohammedanischen Bildung und Gelehrsamkeit. Nach dem Erlöschen der Dynastie Kutbud Eddins kam 1288 die *afghanische Dynastie* der *Khildschis* auf den Thron von D., in welcher sich besonders Allah Eddin durch mehrfache Siege über die Mongolen, die bis an die Stadt D. vordrangen, auszeichnete. Im Anfang des 14. Jahrh. (1321) zertrümmerte das Afghanengeschlecht der *Toghlukiden*, gelockt durch den Eroberungsgewinn unermeßlicher Schätze, die Macht der bisherigen Herrscher, eroberte fast ganz Indien und versuchte sogar, D. durch Gründung einer neuen Hauptstadt Deoghir (Daulatabad) zu entvölkern und zu veröden, allein vergeblich: D. blieb immer noch die größte Stadt. Die kurze tyrannische Macht dieser Herrscher brach zwar der Dschingiskhanide Timur 1397 u. 1398, aber auch die große prächtige Stadt zerfiel durch ihn in einen Trümmerhaufen, wie er noch heute die weite Ebene deckt. Die Bevölkerung wurde ermordet, od. kam um durch eigenen Todesmuth, oder wurde durch den Despotismus des Eroberers in die fernsten Gegenden versetzt. Allmählig sammelten sich die Ueberreste der Bevölkerung wieder, u. es erhob sich wieder eine Stadt aus dem Schutt, die 1450 unter die Herrschaft Behlals, vom Patan- oder Afghanenstamm, kam, 1526 aber von Babur erobert wurde, dessen Nachkommen sie unter dem Namen der *Großmoguls* bis auf unsere Zeit innegehabt haben. Baburs Sohn, Humayun, wurde 1540 durch Schir Chan, einen Patanabenteurer, vertrieben, erlangte aber 1554 mit Hülfe der Perser sein Reich wieder. Unter seinem Sohne Akbar reichte das Mogulgebiet von Kandahar bis Tschittagong und von Balti bis zur Südgrenze von Berar, ja unter Aurengzeb sogar bis Tandschore, und in der neuen Stadt D., die Schah Dschehan 1631 neben der alten gründete, häufte sich wieder asiatischer Luxus und Reichthum, wie kaum je zuvor. Der Schatz Schah Dschehans wird auf 42 Millionen Thaler angegeben, außer den Juwelen und den unermeßlichen Kostbarkeiten. Akbars Harem soll von so ungeheurem Umfang gewesen sein, daß jedes seiner 5000 Weiber ein besonderes Zimmer bewohnen konnte, u. die Reichseinnahmen betrugen unter Aurengzeb 224 Millionen Thaler. Diese Angaben mögen eine Vorstellung von dem Glanze des damaligen D. und des Mogulreichs geben. Aber der Verfall geschah so schnell wie das Aufsteigen des Glücks. Die Fürsten von Radschputana fielen von D. ab, die Sikhs, Mahratten rc. empörten sich und so begann nach Aurengzebs Tode 1707 unrettbar der Verfall. Im Jahre 1737 drangen die Mahratten bis D. vor; zwei Jahre später eroberte Nadir Schah von Persien die Stadt u. ließ an einem Tage 30,000 (nach andern Nachrichten 225,000) Hindu's tödten. Nach 2 Monaten zog er heim mit einer Beute von mehr als 140 Millionen Thaler (darunter auch die Kleinodien des Pfauenthrons). Das Zerfallen des Reichs erfolgte nun unaufhaltsam; 1752 blieb dem Nachkommen Tamerlans nichts als die Hauptstadt, und auch diese nahmen 1756 Schah Durrani und 1758 die Mahratten. Als 1802 die Engländer auch D. besetzten, war der alte Glanz und Reichthum der Hauptstadt bereits erloschen, doch zählte sie immer noch 500,000 Einw. Schah Allum, der letzte Großmogul, wurde, obschon er nominell als „Herr der Welt und König der Könige" fortregierte, auf seinen Palast beschränkt und erhielt eine Pension und englische Bewachung. Seine Descendenten führten seitdem als englische Pensionäre (1,740,000 Gulden) Schattentitel und Schattenherrschaft innerhalb ihrer Palastmauern fort, die 19,000 weibliche und 700 männliche Bewohner umschlossen. Im Sommer 1857 versuchten die fanatisirten Moslems das Joch der Briten abzuwerfen, vertrieben und ermordeten die Europäer und riefen den Großmogul Muhamed Bahadur zum König von Indien aus, doch schon am 20. Sept.

1857 wurde die Stadt unter furchtbarem Blutvergießen erstürmt und der Großmogul sammt seiner Familie gefangen genommen.

Deli (türkisch, Narr, Tollkühner, Wagehals), Name einzelner Wagehälse der türkischen Kavallerie, die im Kampfe blind auf den Feind losgehen, wobei sie meist von Opium berauscht zu sein pflegen. Die Pascha's errichteten sich beim Ausbruche eines Krieges theils aus den eigenen Hausbedienten, theils aus Freiwilligen, besonders Bosniern und Albanesen, eine Leibwache von solchen D.s. Sie wurden zu den gefahrvollsten Unternehmungen, gleichsam als Vorkämpfer und Beispiele für die übrigen Truppen, verwendet. Die D.s kleideten sich nach der Volkstracht ihres Vaterlandes, dienten zu Pferde und waren mit Lanze, Streitaxt, Degen und Pistolen bewaffnet. Ihr Befehlshaber hieß Delibaschi. Die Großwessire hatten sonst 400 bis 500, ja die beiden Köprili's 2000 solche D.s als Leibwache, die im Felde ebenfalls beritten war, in Konstantinopel aber zu Fuß vor dem Großwessir hermarschirte, um ihm Platz zu machen, wenn er sich nach dem Divan begab.

Delia, Beiname der Diana, von ihrer Geburt und Verehrung auf Delos; auch Name der daselbst zu Ehren des Apollo u. der Diana gefeierten Feste. Die kleinen Delien wurden jährlich am 6. Thargelion gefeiert und besonders von den Athenern beschickt, die großen Delien, die Hauptversammlungen der jonischen Amphiktyonen, alle 5 Jahre am 6. und 7. Thargelion gehalten und, wie auch die kleinen Delien, mit Spielen mancherlei Art verbunden; vgl. Delos und Amphiktyonen.

Deliberationsfrist (deliberandi spatium), s. Bedenkzeit.

Delicato (delicatemente, oder auch con delicatezza, ital.), Bezeichnung eines zarten, fein gewählten Spiels, welches durch eine reine und präcise Intonation der einzelnen Töne und eine geschmackvolle Verbindung derselben bewirkt wird.

Deliciae (lat.), Ergötzlichkeiten, in älterer Zeit beliebter Büchertitel für Darstellungen von Gegenständen, die mehr zur Ergötzlichkeit, als zur Belehrung dienen; besonders eine Sammlung von Dichtern, z. B. D. poetarum Italorum, D. poet. Gallorum, D. poet. Germanorum, D. poet. Belgicorum, D. poet. Hungaricorum (sämmtlich in 14 Bdn., Frankfurt a. M. 1608—19), D. quorundam poet. Danorum (Leyden 1693, 2 Bde.), D. poet. Suetorum (Amsterd. 1637, 2 Bde.), welche Sammelwerke von Bücherliebhabern sehr geschätzt werden. Deliciae generis humani, Zierde des Menschengeschlechts, ehrendes Epitheton des römischen Kaisers Titus.

Delictum (lat.), Verbrechen (s. d.).

Delila (d. h. die Schmachtende), philistäische Geliebte Simsons, im Thale Sorek, Verrätherin desselben an ihre Landsleute, nachdem sie von ihm das Geheimniß seiner Stärke erforscht hatte (Richt. 16, 4 ff.).

Delille (Delisle), Jacques, einer der berühmtesten Dichter Frankreichs, geboren den 22. Juni 1738 zu Aigue-Perse bei Clermont in der Auvergne als der natürliche Sohn eines Advokaten Namens Montanier, weshalb er sich auch Montanier-Delille nannte, erhielt zu Paris im Collége Lisieur seine Bildung und ward dann Lehrer am Collége Beauvais, darauf Professor der Humaniora zu Amiens und endlich wieder zu Paris am Collége la Marche. Sein poetisches Talent bethätigte er zuerst öffentlich durch einige Oden und eine „Épître à M. Laurent", worin er auf elegante und poetische Weise die Fortschritte der Künste beschrieb. Als er sich bei der Akademie um den poetischen Preis bewarb, trug zwar sein Landsmann und Lehrer Thomas denselben davon, doch ward D. bei der Vorlesung seiner Ode öffentlich belobt. Ermuthigt durch den Beifall des Sohnes des großen Racine, veröffentlichte er 1769 seine Uebersetzung von Virgils „Georgica", welcher die französischen Kritiker alsbald eine Stelle unter ihren klassischen Werken zuerkannten. Im J. 1772 wurde D. in die französische Akademie gewählt, doch versagte der König wegen zu großer Jugend des Kandidaten seine Genehmigung, und die Aufnahme erfolgte daher erst nach einer zweiten Wahl 1774. Wenige Jahre darauf, 1780, erschien D.'s erstes größeres Originalwerk, das Lehrgedicht „Les jardins, ou l'art dembellir les paysages", durch welches er sich einen unbestrittenen Platz auf dem französischen Parnaß errang. Als sein Freund Choiseul-Gouffier als Gesandter nach Konstantinopel ging, begleitete ihn D. dahin und verweilte fast ein Jahr lang daselbst, besuchte auch die Ruinen von Athen u. beschäftigte sich mit dem bedeutendsten Originalprodukt seiner Muse, mit dem Gedichte „De l'imagination". Nach seiner Rückkehr trat er seine Professur der schönen Wissenschaften an der Universität und der lateinischen Poesie am Collége de France wieder an und hatte sich nicht nur eines zahlreichen Auditoriums, sondern auch der Gunst des Hofes zu erfreuen. Die Revolution raubte ihm seine 30,000 Francs Einkünfte, doch verschmerzte er sie leichter, als den Verlust seiner Freunde, die ihm die Schreckensherrschaft entriß. Robespierre wünschte von ihm eine Hymne zu dem 20. Prairial (8. Juni 1794), wo er als hoher Priester des reinen Deismus auftrat, und D. dichtete in 24 Stunden seine „Ode sur l'immortalité de l'ame", die selbst die Schreckensmänner erschütterte, weil sie nicht nur das Tröstende, sondern auch das Schreckende des Unsterblichkeitsglaubens für die Schuldbefleckten lebendig schilderte. Hierauf entfernte sich der Dichter aus Paris u. zog sich nach St. Diez in dem Departement der Vogesen zurück, wo er in tiefer Einsamkeit seine Uebersetzung der Aeneide vollendete. Dann ging er nach Basel, wo er, wie später zu Glarus u. an den Ufern des Bielersee's, sein zweites großes Lehrgedicht, „L'homme des champs", dem einige Kunstrichter noch den Vorzug vor seinem ersten didaktischen Gedichte zugestehen, vollendete. Von hier begab er sich nach Deutschland und dann nach London, übersetzte daselbst mit großer Begeisterung, aber sehr frei, Miltons „Verlorenes Paradies" und kehrte 1801 nach Paris zurück, nachdem er sich mit Demoiselle Vaudchamps die lange seine Reisegesellschafterin gewesen war und die in seinen Gedichten unter dem Namen Antigone vorkommt, vermählt hatte. Er erhielt wieder eine Professur am Collége de France und nahm zugleich eine Stelle im Nationalinstitut an. Er † zu Paris am 1. Mai 1813. Seine Werke erschienen in folgender Ordnung: „Les Géorgiques de Virgile, traduites en vers français" (Paris 1769, 1782 u. öfter); „Les jardins" (das. 1780, Lond. 1800; deutsch von Vogt, Jena 1786, neue Aufl. 1800);

„L'homme des champs ou les Géorgiques françaises" (Paris 1800; deutsch von Müller, Leipzig 1801); „Poésies fugitives" (Par. 1802); „Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame suivi du passage du Saint-Godard, poëme traduit de l'anglais de madame la duchesse de Devonshire" (Par. 1802); „Le malheur et la pitié" (London und Paris 1803); „L'Eneïde de Virgile, traduite en vers français" (Paris 1804, 2. Aufl. 1814); „Le paradis perdu" (das. 1805); „L'imagination, poëme en huite chants" (das. 1806); „Les trois règnes de la nature" (das. 1808, 2 Bde.); „La conversation" (das. 1812). Gesammelt erschienen seine Werke in verschiedenen Ausgaben. D. glich an Häßlichkeit dem berühmten Dichter des Lockenraubes, Pope; um so liebenswürdiger war sein Charakter und um so angenehmer sein Umgang. Im Alter erblindete er. Er besaß ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er seine Gedichte im Kopfe herumtrug und sogar die 30,000 Verse seiner Aeneide nicht eher aufschreiben ließ, als bis er sie dem Druck übergeben wollte. So kam es, daß sein Schwanengesang, ein Gedicht über das Alter, verloren ging, weil er aus Zartgefühl seine Gattin nicht bitten wollte, es aufzuschreiben. D. ist, wenn auch nicht ein großer Dichter, doch eine Zierde der französischen schönen Literatur und kann als der letzte helle Stern der klassischen Zeit Frankreichs gelten.

Delima *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, charakterisirt durch Zwitter- u. einhäusige Blüthen mit meist 5blätterigem Kelch, 3blätteriger Blume mit zahlreichen breiten Staubfäden und einhäutigem Balg mit 1—2 aufrechten Samen, Sträucher in Guyana und Ost- und Westindien. D. sarmentosa *L.* ist ein schlanker Strauch auf Ceylon und Malabar, der wegen der Wurzel, eines guten Giftmittels, und wegen des Saftes, den man in Bädern gegen Ausschläge braucht, angepflanzt wird.

Delin, Jean Joseph, geschätzter belgischer Porträt- und Historienmaler, geboren 1774 zu Antwerpen, ward auf der Akademie zu Brüssel und zu Paris bei Vincent gebildet und † 1811. Sein Hauptwerk ist Simeon im Tempel, in der Karlskirche zu Antwerpen, ansprechend durch schönes Kolorit und korrekte Zeichnung.

Delinquent (v. Lat.), Verbrecher.

Deliquium (lat.), das Zerfließen von Körpern, namentlich von Salzen, wenn sie so viel Wasser aus der Atmosphäre anziehen, daß sie feucht werden und zuletzt eine koncentrirte Lösung darstellen; auch das Schmelzen durch Wärme. Daher deliquesciren.

Delirium (lat.), Irrsein, Phantasiren, eine Erscheinung, welche bei krankhaften Zuständen, u. zwar sowohl bei fieberhaften, als auch bei fieberlosen, häufig vorkommt und darin besteht, daß die Kranken durch Vorstellungen in ihrem Innern zu Reden oder zu Handlungen veranlaßt werden, welche mit den äußeren Verhältnissen nicht im Einklang stehen. Das Irrereden im weiteren Sinne kommt bei Geistesstörungen sehr häufig vor u. ist namentlich beim Wahnsinn ein hervortretendes Symptom. Im engeren Sinne und gewöhnlich gebraucht man jedoch den Ausdruck D. oder Deliriren nur für das Irrsein bei Krankheiten, mit Ausschluß der Geisteskrankheiten. Am häufigsten wird das D. beobachtet bei solchen Krankheiten, bei welchen heftiges Fieber vorhanden ist, und zwar eben sowohl bei Erkrankungen des Gehirns u. seiner Häute, also bei der Gehirn- u. Gehirnhautentzündung, als bei entzündlichen Erkrankungen anderer wichtiger Organe und bei fieberhaften Zuständen in Folge einer Blutvergiftung. Auch bei Blutleere des Gehirns kommt Irrereden vor, namentlich nach großen Blutverlusten. Bei dem Typhus, der Ruhr, den Blattern, dem Scharlach, den Masern rc. ist in den höhern Stadien der Krankheit fast immer D. vorhanden, und es ist dann nicht allein einem meist sehr gesteigerten Blutandrang nach dem Gehirn, sondern auch der Einwirkung des krankhaften, so zu sagen vergifteten Blutes zuzuschreiben, das einen abnormen Reiz auf die Gehirnfasern ausübt. Es beweist dies die Beobachtung, welche man bei akuten Vergiftungen mit betäubenden Mitteln, wie Morphium, Belladonna, Chloroform u. Aether (s. Anästhetische Mittel), mit den alkoholhaltigen Getränken, mit Arsenik, Blei u. ähnlichen Metallsalzen zu machen Gelegenheit hat. Auch nach heftigen Verwundungen, nach welchen sich Wundfieber einstellt, kommt das sogenannte Wundfieberdelirium (d. traumaticum) vor. Bei fehlerhaften Mischungen des Blutes, wie sie bei Zurückhaltung des Urins in Folge von Krankheiten der Harn erzeugenden u. ausscheidenden Organe, wie der Nieren, der Blase, der Harnröhre rc., oder wie sie bei Zurückhaltung der Galle in der Leber (der Cholämie) sich vorfinden, ist das Irrereden eine ganz gewöhnlich vorkommende Krankheitserscheinung. Das D. ist jedoch auch bei sogenannten fieberlosen Zuständen zuweilen vorhanden, so bei der Hysterie, bei Epilepsie rc. Ueberhaupt kann es vorkommen bei allen heftigeren psychischen Eindrücken, z. B. nach heftigem Schreck, besonders da, wo ohnehin schon eine größere Reizbarkeit des Nervensystems vorhanden ist. In Beziehung auf die Heftigkeit u. die Art der Aeußerung ist das D. sehr verschieden. Zuweilen ist es mehr ein stilles, sanftes Irrereden, die Kranken murmeln nur so vor sich hin, zupfen an der Bettdecke (d. blandum, tranquillum, mussitans, mite), wie dies vorzüglich in den höhern Stadien der Krankheit, wenn schon bereits eine größere Schwäche eingetreten ist, vorkommt; in anderen Fällen, namentlich im Beginn des sogenannten nervösen Stadiums der Krankheit herrschen wilde Delirien (d. furibundum, furiosum) vor, wobei die Kranken heftig reden, schreien, fort wollen, aus dem Bette springen oder wenigstens große Unruhe zeigen, fortwährend mit den Armen gestikuliren rc. Sind die Delirien der Art, daß die Kranken aus dem Irrsein durch eine bestimmte Anrede, durch Rufen ihres Namens zu lichten Augenblicken erweckt werden können, wie dies öfter beim Typhus beobachtet wird, so nennt man dieselben typhomanische Delirien. Das D., welches bei den obengenannten Krampfzuständen zeitweilig sich einstellt (d. spasticum, nervosum, periodicum), hat in Bezug auf Gefahr eine sehr geringe Bedeutung, während dagegen namentlich die erste Form des D. eine sehr schwere Erkrankung bezeichnet. Da das D. nur eine neben andern bestehende Erscheinung eines den Organismus heftig ergreifenden Krankheitszustandes ist, so kann es selbstverständlich nicht Gegenstand einer besonderen Behandlung sein. Immerhin aber darf man annehmen, daß da, wo es sich einstellt, das Gehirn in höherem Maße afficirt ist, und es ist deshalb auch das Augenmerk auf dasselbe zu richten. Man macht demnach

kalte Umschläge, legt Eis auf den Kopf, Senfteige auf entferntere Theile u. gibt kühlende beruhigende Mittel. In früherer Zeit, namentlich zur Zeit der Blüthe des Brownianismus und leider noch heut zu Tage, glaubte man, daß mit dem Auftreten von Irrereden bei heftig fiebernden Kranken das Stadium der Asthenie eingetreten sei, und ließ sich jener verderblichen Theorie zu Liebe nur zu häufig zur Darreichung von Reizmitteln bestimmen. Man gab Wein, die Aetherarten, Kampher, später Chinin, Castoreum, Moschus &c. und bewirkte dadurch natürlich in der Regel nur eine Steigerung der Erregung und eine Zunahme der Gehirnaffektionen. Es mag deshalb auch hier vor Anwendung aller dieser erhitzenden, die ohnehin schon sehr vermehrte Körperwärme nur noch steigernden Mittel gewarnt werden.

Delirium tremens (lat., Säuferwahnsinn, mania potatorum). In Folge des chronischen Alkoholismus, der chronischen Vergiftung durch Mißbrauch alkoholhaltiger Getränke, namentlich des Branntweins, treten mannichfache Leiden der Organe auf. Unter diesen Organleiden sind es anfallsweise sich einstellende eigenthümliche Störungen der Nerventhätigkeiten, welche unter dem Namen des Säuferwahnsinns zusammengefaßt werden und bei Gewohnheitstrinkern die besondere Aufmerksamkeit der Aerzte in Anspruch nehmen. Es zeigen sich diese theils als Sinnestäuschungen, theils als stille oder wilde Delirien, wobei gewöhnlich ein starkes Zittern der Glieder vorhanden ist. Die Kranken glauben Mäuse zu sehen und suchen diese zu erhaschen oder sie zu vertreiben. Zuweilen sind die Dilirien wahnsinnartig, die Kranken glauben sich von Feinden umgeben, schreien und toben, schlagen um sich und wollen entfliehen, sich aus dem Fenster stürzen. Andere Kranke sind dagegen stets heiter, lachen und schwatzen beständig. Der Gesichtsausdruck ist bald zornig gereizt, bald ruhig. Die Delirien machen zeitweise Pausen und kehren dann um so heftiger wieder. Die Kranken verlangen fortwährend nach Getränken, besonders geistigen, genießen aber sonst gar nichts. Eine Haupterscheinung dabei ist die vollkommene Schlaflosigkeit. Die Haut schwitzt sehr, die Augenlider sind geröthet, Lippen und Zähne trocken, rußig belegt, der Stuhl ist verstopft, der Urin sparsam, der Puls selten beschleunigt. Allmählig werden die Kranken erschöpft und es stellt sich dann ein zeitweiser Schlaf ein. Zuweilen tritt jedoch auch der Tod ein, nachdem heftiges Toben vorausgegangen und die Kranken zusehends verfallen sind. Auch Gehirnblutung und Gehirnentzündung führen, doch nur selten, den Tod herbei. Als Nachkrankheiten bleiben manchmal Geistesstörungen zurück. Der Ausbruch der Krankheit wird oft durch andere akute Leiden, wie Lungenentzündung, Operationen &c., begünstigt. Am häufigsten kommt das D. t. im Mannesalter vom 30.—50. Lebensjahre vor. Die Dauer desselben ist meist kurz, auf einige Tage beschränkt, selten zieht es sich wochenlang hinaus. Das sicherste Mittel gegen die ausbrechende Krankheit ist das Opium, bis zur schlafmachenden Wirkung gereicht. Kann man den Kranken herumgehen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er sich Schaden thut, so ist dies deshalb gut, weil derselbe dadurch sich am besten so ermüdet, daß ihn das Bedürfniß des Schlafs überkommt. Man hat deshalb auch in manchen Fällen an D. t. Erkrankte von zwei kräftigen Männern fassen und so lange umherführen lassen, bis deren Ermüdung aufs Höchste gesteigert war. Nur völlige Unterlassung des Mißbrauchs geistiger Getränke, namentlich der stärkeren, des Branntweins &c., schützt vor Recidiven, leider fallen die Kranken aber meist früher oder später in ihre alte Gewohnheit des Trinkens zurück.

Delisches Problem (duplicatio cubi, Verdoppelung des Würfels), eine geometrische Aufgabe, welche im Alterthum eine große Rolle spielte, viele denkende Köpfe in Bewegung setzte und zu mancher wichtigen Entdeckung Veranlassung gab. Die Sage berichtet über ihre Entstehung zweierlei. Der König Minos ließ nach der einen Erzählung seinem Sohn ein Grabmal in Würfelform errichten, welches durch Unvorsichtigkeit des Baumeisters zu klein ausgefallen sein soll. Es sollte daher der marmorne, 100 Fuß lange, eben so breite und hohe Würfel weggenommen und ein anderer, doppelt so großer an des vorigen Platz gesetzt werden. Nun fragte es sich, wie groß die Seite des neuen Würfels zu wählen sei, daß er den Anforderungen entspräche. Die zweite Erzählung aber erwähnt einer Pest zu Athen, zu deren Beseitigung das Orakel zu Delos den Rath ertheilte, den Altar des Apollo, der eine Würfelform hatte, zu verdoppeln. Da Niemand über die Größe des zu erbauenden Altars, u. zwar in Betreff der Seitenlänge desselben rechten Bescheid zu ertheilen wußte, kam die Frage an Plato, der den Griechen ihre Unkenntniß der Geometrie verwies und ihnen andeutete, daß dem Gott eigentlich an der Verdoppelung des Würfels nichts liege, sondern vielmehr daran, daß das Studium der Geometrie mehr betrieben werde. So erzählt Plutarch und mit wenig veränderten Umständen Eratosthenes in einem Schreiben an den König Ptolemäus Evergetes, worin er ein von ihm erfundenes Instrument für die Bestimmung der Seitenlänge des zu konstruirenden Würfels erwähnt. Das Schreiben hat Eudocius in seinem Kommentar über Archimedes' Vergleichung der Halbkugel, des Cylinders und Kegels aufbewahrt. Indessen fällt die Aufgabe für die Verdoppelung des Würfels vor Plato's Zeit, denn Hippocrates aus Chios gedenkt ihrer schon und sucht durch Konstruktion zweier mittleren Proportionallinien sie aufzulösen. Bei der jetzigen Ausbildung der Algebra ist die Lösung des Problems keine schwierige Aufgabe. Ist a die Seite des gegebenen, x die des zu verdoppelnden Würfels, u. soll sich jener zu diesem wie 1: m verhalten, so ist, weil ähnliche Körper sich wie die Kuben ihrer gleichliegenden Kanten verhalten, $1 : m = a^3 : x^3$, woraus sich $x = \sqrt[3]{m\, a^3}$ ergibt. Mit Hülfe dieser Formel und Rechnung läßt sich die Seitenlänge des gesuchten Würfels leicht finden. Aus der erhaltenen Gleichung $x^3 = m\, a^3$ ergibt sich, daß sie als eine vom 3. Grade sich nicht vermittelst der geraden Linie und des Kreises allein auflösen läßt. Descartes brauchte zur Auflösung die Parabel mit dem Kreise; man kann aber auch die Hyperbel mit dem Kreise oder zwei Parabeln brauchen &c. Wenn die Seite des gegebenen Würfels = a ist, so ist die Seite eines doppelt so großen Würfels = 1,259921 a. Außer den oben schon genannten

Männern behandelten das Problem noch: Plato mittelst eines Parallellineals, Archytas, Menächmus durch Kegelschnitte, ebenso Apollonius von Pergä, Hero von Alexandria und Philo von Byzanz, Eratosthenes mittelst eines besonders zu diesem Behuf erdachten Instruments, eines Mesolabiums, Diocles mittelst der Cissoide, desgleichen Pappus, in neuerer Zeit Vieta u. A. Vergl. Montucla, Histoire des recherches sur la quadrature du cercle, Paris 1754, neueste Ausgabe 1831; Reimer, Historia problematis de cubi duplicatione, Göttingen 1798.

Delisle (de l'Isle, de Lisle, Insulanus), 1) Claude, französischer Historiker, geboren zu Vaucouleurs in Lothringen am 5. November 1644, studirte zu Pont-à-Mousson, widmete sich erst der advokatorischen Praxis, dann dem Studium der Geschichte und Geographie und † den 2. Mai 1720. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Relation historique du royaume de Siam" (Paris 1684); „Abrégé de l'histoire universelle, depuis la création du monde jusqu'en 1714" (Haag 1731, 7 Bde. mit Karten); „Traité de chronologie" (bei Petavs „Abrégé de chronologie", Paris 1730, 3 Bde.); „Atlas historique et généalogique" (das. 1718).

2) Guillaume, berühmter Geograph, geboren den 28. Febr. 1675 zu Paris, gab eine große Anzahl Kartenwerke heraus, die sich durch Eleganz u. Schärfe des Stichs vor den früheren rühmlich auszeichneten. Im Jahre 1702 wurde er Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften, erhielt den Titel eines königlichen Geographen u. von Ludwig XIV. den Auftrag, den Dauphin, nachherigen König Ludwig XV., in der Erdkunde zu unterrichten. Im Auftrage Peters des Großen lieferte er eine große Karte des kaspischen Meeres, die Peter I. 1721 an die Akademie der Wissenschaften zu Paris sandte u. durch welche die wahre Lage und Gestalt jenes See's der Welt zuerst bekannt wurde. Außer diesen Kartenwerken verfaßte D. noch einen „Traité du cours des fleuves" (Par. 1720). Er † den 5. Jan. 1726. D. ist der Erste, der eine wissenschaftlich-vergleichende Geographie anbahnte, indem er bei Herausgabe seiner Werke stets sämmtliche Arbeiten von Reisenden und die Werke der Naturforscher und Astronomen benutzte.

3) Joseph Nicolas, Bruder des Vorigen, ausgezeichneter Astronom, ward Professor am Collége de France u. hatte als solcher die Astronomen Lalande u. Messier zu Schülern. Im J. 1726 siedelte er nach Rußland über und wurde der Begründer einer astronomischen Schule bei der neugestifteten Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, aus welcher mehre russische Astronomen von namhaftem Rufe hervorgingen. Im J. 1740 beobachtete er in Sibirien den Durchgang des Merkurs durch die Sonne. Er hatte auch vielen Antheil an der Herausgabe des großen kyrilowschen Atlas des russischen Reichs und trug durch seine Reisen in verschiedenen Provinzen desselben zur Bereicherung der Physik und Erdkunde bei. Er † den 11. Septbr. 1768. Er schrieb u. A.: „Mémoires pour servir à l'histoire de l'astronomie, de la géographie et de la physique" (Petersburg 1738, 4 Bde.); „Eclipses circumjovialium, sive immersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739" (von Kirch herausgegeben, Berlin 1734).

4) Louis, nach einem von mütterlicher Seite angenommenen Beinamen la Croyère genannt, bereiste, um die Lage mehrer wichtigen Standpunkte in Rußland astronomisch zu bestimmen, die Küsten des nördlichen Polarmeeres, Lappland und das ganze Gouvernement Archangelsk, durchwanderte darauf Sibirien bis nach Kamtschatka und begleitete den Kapitän Behring auf seiner Fahrt 1741, † aber den 2. (13.) Oktober jenes Jahres, als er eben von der amerikanischen Küste zurückgekommen war.

Délit (franz.), im Code pénal Bezeichnung der zweiten Klasse der strafbaren Handlungen, die nur vor dem Zuchtpolizeigerichtshofe abgeurtheilt werden und bloß die sogenannte Peine correctionnelle nach sich ziehen, im Gegensatze zu den schweren Crimes und den noch geringeren Contraventions.

Delitzsch (Dölitz, Delz), Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg an der Löbber, nordöstlich von Halle, hat ein Schloß, 3 Kirchen, ein Hospital (1392 gegründet) und 5911 Einwohner, welche Weberei, starke Strumpfwirkerei, Marktschuhfabrikation, auch Bierbrauerei und Tabaksfabrikation, sowie lebhaften Handel mit Gemüse u. Gartenfrüchten treiben. D. ist alt, die Vorstadt Grönstraße soll schon zur Zeit Karls des Großen vorhanden gewesen sein. Im 10. Jahrhundert hatten die Sorben neben der jetzigen Stadt eine Festung. D. gehörte zuerst zum Bisthum Merseburg; nach der Theilung Sachsens kam es an die albertinische Linie und später an das Haus Sachsen-Merseburg. Das Schloß wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört, 1691 aber wieder aufgebaut und zum Wittwensitz jenes Fürstenhauses bestimmt. Nach dem Aussterben des letztern (1738) fiel D. an Kursachsen und wurde 1815 preußisch.

Delitzsch, Franz, verdienter Exeget auf dem Gebiet der nachbiblischen jüdischen Literatur, am 23. Februar 1813 zu Leipzig geboren, widmete sich auf der dortigen Universität theologischen u. orientalischen Studien, habilitirte sich später an derselben und folgte 1846 einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, von wo er 1850 in gleicher Eigenschaft nach Erlangen ging. Seine „Geschichte der jüdischen Poesie" (Leipzig 1836) erschloß der christlichen Welt ein bis dahin gänzlich unbekanntes Literaturgebiet, während die von ihm herausgegebene u. „Migdal Oz" betitelte hebräische Bearbeitung des „Pastor fido" Guarini's von Luzzato zuerst den Blick in eine bis dahin unbekannte Geschichte des Drama's unter den Juden gewährte und die „Beiträge zur mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen" (Leipz. 1841) mehre bis dahin handschriftliche Denkmale der jüdischen Scholastik ans Licht zogen. In dem Werke „Jesurun Isagoge in grammaticam et lexicographiam linguae Hebraicae" (Leipz. 1838) theilt D. die Ansichten Fürsts über das Verhältniß der semitischen zu den indogermanischen Sprachen. Von großem Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeugen D.' exegetische Arbeiten, darunter die „Kommentare zu Habakuk" (Leipzig 1843), zum „Hohenlied" (das. 1851), zur „Genesis" (das. 1852, 2. Ausgabe 1853) und zum „Brief an die Hebräer" (das. 1857), sowie seine zahlreichen, theils monographischen, theils in Zeitschriften niedergelegten Abhandlungen. Sein christlich-theologischer Standpunkt ist der des positiven

Offenbarungsglaubens, und zwar des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Mehre seiner populären Schriften in dieser Richtung haben große Verbreitung gefunden, besonders das „Schatzkästlein geistlicher Sinngedichte u. Reimsprüche" (Dresd. 1824), „Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi" (das. 1844, 2 Ausg. 1853), „Vier Bücher von der Kirche" (das. 1847), „Vom Hause Gottes oder der Kirche" (das. 1848) rc. Auf wissenschaftlichem Gebiete bewegen sich noch: „Die biblisch-prophetische Theologie" (Leipzig 1845), die „Neuen Untersuchungen über Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien" (1. Theil, das. 1853) und das „System der biblischen Psychologie" (das. 1855).

Della Scala, Theater zu Mailand (s. d.).

Delligsen, Marktflecken im braunschweiger Kreise Gandersheim, Amt Greene, unter dem Hilse, an der Wispe, mit 1360 Einwohnern; dabei das Eisenwerk Karlshütte; in der Nähe die Spiegelhütte Grüner Plan.

Dellingur, nach der skandinavischen Mythologie der dritte Gemahl von Narfs Tochter Not, die Dämmerung. Der glänzende Sohn dieses Paares war Dagur oder der Tag.

Dellys, Stadt in Algerien, Provinz Algier, am Mittelmeer, 9 Meilen östlich von Algier, mit Hafen u. 1400 Einwohnern, welche trefflichen Wein bauen; D. ist Hauptmarkt für die benachbarten Kabylen.

Delme, Nebenfluß der Ochte, der in der hannöverischen Grafschaft Hoya entspringt, die Grafschaft und Stadt Delmenhorst durchfließt u. nach 8 Meilen bei Hasbergen mündet.

Delmenhorst, Kreisstadt im Großherzogthum Oldenburg, westlich von Bremen, an der Delme, ein reinliches, einfaches Städtchen, das ehedem befestigt war, mit bedeutenden Pferdemärkten u. 2000 Einwohnern, die Feldbau u. Handel treiben. D. ward 1230 gegründet und 1247 mit einer festen Burg ausgestattet. Bei der Theilung Oldenburgs unter Johann XI. und Christian IV. 1331 erhielt letzterer D., das nun zu einer eigenen Grafschaft D. erhoben wurde. Im J. 1483 ward D. von dem Bischof Heinrich von Münster erobert und blieb seitdem nebst dem größten Theil der Grafschaft 64 Jahre lang (bis 1547) mit dem Bisthum Münster vereinigt, bis es endlich 1547 dem Grafen Anton I. gelang, die wichtige Festung zurückzuerobern. Nach dem Aussterben der oldenburger Grafen (1667) ging D. an Holstein über und wurde mit Dänemark vereinigt. Im J. 1679 wurde das Schloß D. von den Franzosen genommen u. bald darauf abgebrochen. Im J. 1772 vertauschte Dänemark die Grafschaft D. an die holstein-gottorpische Linie Oldenburgs u. so kam dieselbe wieder an Oldenburg.

Delmont, Déodat, Geometer, Astronom, Architekt und Maler, geboren 1581 zu St. Druyen, war als Maler Schüler von Rubens, den er nach Italien begleitete. Dann trat er in die Dienste des Pfalzgrafen von Neuburg und später in die des Königs von Spanien. Er † den 25. November 1634 in Antwerpen. Von seinen Gemälden sind die Kreuztragung und Anbetung der heil. drei Könige in der Jesuitenkirche zu Antwerpen u. die Verklärung Christi im Museum daselbst hervorzuheben.

Delolme, Jean Louis, Staatsrechtslehrer, geboren zu Genf 1740, war daselbst als Advokat thätig. An den damaligen inneren Unruhen seiner Vaterstadt lebhaft betheiligt, mußte er dieselbe in Folge des Anstoßes, den seine Schrift „Examen des trois points de droit" erregte, flüchtigen Fußes verlassen. Er begab sich nach England und schrieb hier eine Reihe publicistischer u. staatsrechtlicher Schriften, die ihm bei der Nachwelt einen geachteten Namen erworben haben. Im J. 1775 kehrte er in sein Vaterland zurück und † am 16. Juli 1806. Sein berühmtestes Werk ist „Constitution de l'Angleterre" (Amsterdam 1771, zuletzt sehr vermehrt, 1822, 2 Bde.), welches er selbst ins Englische (Lond. 1772, 4. Aufl. mit Anmerkungen von Choote, 1784) und ins Deutsche (1776, auch Altona 1819) übersetzte; nächstdem aber „Parallel between the english government and the former government of Sweden" (London 1772). Noch verdienen die „History of the flagellants" (London 1782) u. „Essay containing strictures on the union of Scotland with England" (das. 1796) rühmende Erwähnung.

Delonia (Delvino, Delfino), Hauptstadt eines Sandschaks im europäisch-türkischen Ejalet Janina, an der Küstenterrasse von Epirus, offen und schön gelegen, von Oliven-, Citronen- u. Granatenpflanzungen umgeben, hat ein festes Schloß, mehre Moscheen und 6000 Einwohner, welche viel Oel erzeugen und Handel mit Südfrüchten treiben.

Delorme, 1) Philibert, französischer Architekt aus der Periode der Renaissance, geboren um 1518 zu Lyon, bildete sich in Italien nach der Antike und wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1536 von König Heinrich II. zum königlichen Rath ernannt. Auch erhielt er die Einkünfte der Abteien St. Eloi de Noyon u. St. Serge d'Angers zugewiesen. Die Königin Katharina von Medicis übergab ihm die Oberaufsicht über alle königlichen Bauten. Werke von ihm sind das Rondel zu Fontainebleau und die Schlösser von Anet und Meudon, sowie der Theil der Tuilerien gegen das Louvre hin, der jedoch unter Louis XV. bedeutende Veränderungen erlitt. D. † 1577. Er schrieb: „Oeuvres d'architecture" (Paris 1626, Rouen 1648).

2) Marion, geboren um 1612 aus einer bürgerlichen Familie zu Chalons sur Marne, fesselte durch ihre Anmuth den unglücklichen Cinq-Mars, der sogar mit ihr heimlich verheirathet gewesen sein soll, und war dann die Geliebte Richelieu's und Condé's, wiewohl sie auch Anderen ihre Gunst zuwendete. Zur Zeit der Fronde hielten die Emissäre der unzufriedenen Prinzen ihre Zusammenkünfte bei ihr. Als im Januar 1650 die Verhaftung der Prinzen Condé und Conti und ihre eigene beabsichtigte Gefangennahme ruchbar wurde, verbreitete sich das Gerücht von ihrem Tode, und ihr Leichenbegängniß wurde feierlich begangen. Seitdem ruht ein geheimnißvoller Schleier über ihrem Namen. Nach neuern Forschungen † sie am 2. Juli 1650 durch Selbstvergiftung. Andere lassen sie in England einen reichen Lord heirathen, später als Wittwe nach Frankreich zurückkehren und erst 1741 in einem Alter von 134 Jahren sterben. Ihre Schicksale hat Alfred de Vigny in einem Roman, P. Duport in einem Vaudeville und Victor Hugo in einem historischen Drama bearbeitet.

3) Pierre Claude François, pariser Historienmaler der Neuzeit, geboren 1783, war Schüler Girodets und bildete sich in Rom nach Raphaels und Michel Angelo's Meisterwerken. Seine Werke

sind durch korrekte und geschmackvolle Zeichnung, Schönheit u. Großartigkeit der Darstellung, glückliche Auffassung und Wiedergabe des Charakteristischen, treffliches Kolorit und Meisterschaft in der Technik ausgezeichnet. Die bedeutendsten sind: der Tod Abels, der Tod Leanders, beide gestochen von Laugier; Hero u. Leander, die Erweckung der Tochter Jairi, Christus im Limbus, für Notre Dame bestimmt; Cephalus und Aurora, jetzt im Luxembourg; Amor und Psyche; Hector, dem Paris seine Weichlichkeit vorwerfend, jetzt im Luxembourg; 4 Gemälde für Notre Dame de Lorette u. A.

Delos (jetzt Sdille, Dili), eine der Cykladen im ägäischen Meer, ein kleines Felseneiland von $1\frac{1}{2}$ □Meilen, jetzt verödet, im Alterthum aber ein blühender u. als Nationalheiligthum der Griechen hochgefeierter Ort. Einst, wie der Mythus erzählt, schwamm die Insel auf dem Meere, bis sie Neptun für die umherirrende, von der Juno verfolgte Latona an vier diamantenen Säulen befestigte. Latona gebar hier den Apollo und die Diana (daher deren Beinamen Delios u. Delia), u. die Insel war von da ab ein heiliger Ort und wurde ein Hauptsitz der Verehrung beider Gottheiten. Zahlreiche Tempel und Kunstwerke schmückten sie, u. namentlich galt der prachtvolle Apollotempel in der Stadt Delos (ein Werk des Erisichthon, dann von verschiedenen Staaten verschönert) allen Griechen als größtes Heiligthum. Er enthielt außer der Bildsäule des Gottes einen merkwürdigen Altar, der ganz aus Stierhörnern, den Symbolen des Lichts, zusammengesetzt war und zur Entstehung des sogenannten delischen Problems Veranlassung gab. Sämmtliche Staaten von Hellas schickten hierher feierliche Gesandtschaften (Theorien) mit reichen Opfergaben, u. unermeßliche Schätze häuften sich in den Tempeln der Insel an. Auch befand sich in D. ein Orakel, das zur Zeit seiner Blüthe als eins der zuverlässigsten galt, u. alle 5 Jahre wurde daselbst das berühmte delische Fest mit Wettgesängen, Wettkämpfen und Spielen aller Art gefeiert, woran alle Stämme Griechenlands Theil nahmen. Die frühesten Bewohner der Insel waren Karier; etwa 1000 Jahre v. Chr. wurde sie von den Joniern besetzt. Sie stand lange Zeit hindurch unter eigenen Priesterkönigen und war insonderheit als Mittelpunkt für die große athenische Bundesgenossenschaft wichtig. In Folge der Heiligkeit des Apollotempels ward seit 469 die Bundeskasse hier bewahrt. Etwa einige Jahrzehnte später kam die Insel in eine oft drückende Abhängigkeit von Athen, erfreute sich aber nach dem Sturz dieser Macht durch die Macedonier von Neuem der Freiheit. Als Handelsplatz blühte die Stadt D. erst nach Korinths Zerstörung auf, namentlich ward sie ein vielbesuchter Sklavenmarkt u. gelangte zu bedeutendem Reichthum. Sie wurde von Feldherren des Mithridates wiederholt geplündert, und schon im 2. Jahrh. n. Chr. fand sie Pausanias gänzlich verödet. Jetzt ist die ganze Insel eine mit Schutt u. Trümmern bedeckte Einöde, voll giftiger Thiere u. Ungeziefer. Nur zuweilen landen hier Seeräuber und theilen auf den Trümmern ihren Raub. Als Emerson 1825 D. besuchte, bestand die Bevölkerung aus 2 Schäfern. Von den Prachtbauten des Alterthums sind noch einige Trümmer des Apollotempels u. Reste eines Portikus vorhanden, den Philipp von Macedonien aufführen ließ. Neben D. liegt jenseits einer 100 Ruthen breiten Meerenge die Insel Rhenea oder Großdelos (Megali Dili), die im Alterthum durch eine Brücke mit D. verbunden war und die Gräberinsel von diesem bildete, da auf dem heiligen D. Niemand geboren werden, auch Niemand sterben und ein Grab finden durfte. Sie ist mit hochgelegenen Weiden bedeckt, aber ungesund und ebenfalls fast unbewohnt.

Delphi, kleine, aber wegen des dortigen Apollotempels und berühmten Orakels hochwichtige Stadt des alten Griechenlands, in Phocis am Parnaß, lag an einer halbkreisförmigen Berglehne unterhalb zweier steil abgerissenen Felswände (Phädriaden), mit welchen das Gebirge nach Süden zum Thale des Plistus (Xeropotamo) abfällt, 2000 Fuß über letzterem, u. war ringsum von einer ernsten und feierlichen Natur umgeben. Etwas oberhalb stürzte die klare u. kalte kastalische Quelle in eine Bergspalte 60 F. herab, tränkte einen Lorbeerhain u. floß dann durch D. zum Plistus herunter. Die Stadt stieg mit ihren Tempeln u. Häusern amphitheatralisch, gleich den Sitzreihen eines Theaters, auf natürlichen u. künstlichen Terrassen an der Bergwand auf und zerfiel in 3 Theile, deren oberster, Pytho genannt, den von einem Lorbeerhain umgebenen großen Apollotempel, den eigentlichen Sitz des Orakels, nebst seinem Hofe und mehren kleinern Tempeln, Priesterwohnungen, Thesauren (Schutzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke) ꝛc. enthielt. Auch die merkwürdige Lesche der Knidier, eine Art Herberge, geschmückt mit alten Kunstsachen, namentlich mit berühmten Wandgemälden des Polygnot (Darstellungen aus dem trojanischen Sagenkreise), ferner das Grabmal des Neoptolemus, die Stoa der Athener, das Buleuterion (Versammlungsort des heiligen Raths) u. A. befanden sich hier. Der Apollotempel selbst war, nachdem ein älterer Bau 546 v. Chr. abgebrannt war, durch den Baumeister Spintharus aus Korinth neu u. prachtvoller denn zuvor aufgebaut u. 478 v. Chr. vollendet worden. Er war im dorischen Styl ausgeführt, wahrscheinlich achtsäulig, und hatte eine Vorderseite von parischem Marmor. Das vordere Giebelfeld zeigte die 3 delphischen Gottheiten Artemis, Latona, Apollo unter den Musen, mit dem sich neigenden Gespann des Helios; auf dem hintern Giebelfelde war Dionysus im schwärmenden Chor der Thyiaden dargestellt. Den Hauptbalken schmückten, wie beim Parthenon zu Athen, goldene Siegeszeichen, u. a. die von den Athenern bei Marathon erbeuteten Schilder. An den Metopen sah man die Kämpfe der Götter mit den Giganten, die Thaten des Hercules ꝛc. Am Eingang fiel der Blick auf inhaltschwere Sprüche hellenischer Weisheit, als: „Erkenne dich selbst", „Nichts zu sehr" u. a.; auch das vielbesprochene E fand sich dort in mehren Exemplaren. Der Tempel selbst enthielt einen Altar des Poseidon, Bildsäulen der Mören, mit Zeus Möragetes u. Apollo Möragetes, eine Gruppe, welche den zum Orakel Schreitenden die Grundbegriffe der delphischen Weissagung sinnreich vor das Auge stellte; ferner die Opferstätte (Hestia), wo der Priester Apollo's einst den Neoptolemus getödtet hatte, u. den eisernen Sessel Pindars, worauf dieser seine Lieder auf den Gott zu singen pflegte. Das Innerste des Tempels (das Adytum) war von pentelischem Marmor und oben offen; es umschloß außer einer goldenen Apollstatue den Om-

phalus (Erdnabel, d. i. eine kuppelartige Erhebung von weißem Marmor, die als Mittelpunkt der Erde galt), ferner einen Lorbeerbaum, einen Arm der Quelle Cassotis und die eigentliche Orakelstätte, einen Erdschlund, aus welchem ein aufregender Dunst (kohlensaures Wasserstoffgas) emporstieg. Ueber demselben stand ein eherner kolossaler Dreifuß mit einem Becken und darüber ein lehnstuhlartiger Sitz für die Priesterin (Pythia). Die Oberleitung des Orakels befand sich in den Händen von 5 Hauptpriestern (Hosioi), die durchs Loos aus gewissen Familien D.'s auf Lebenszeit gewählt wurden u. großen Einfluß auf die Orakelsprüche hatten. In der frühesten Zeit weissagte jeder der Orakelstätte Nahetretende; später wurde eine Jungfrau und nach der Entführung einer solchen durch den Thessalier Echecrates immer eine Frau über 50 Jahre zur Priesterin gewählt. Dieselbe mußte aus D., von ehrlicher Herkunft und in ihrem Lebenswandel unbescholten sein; auch trug sie jungfräuliche Kleidung. In der Blüthezeit des Orakels gab es zwei beständig mit einander abwechselnde Pythien. Ursprünglich wurde nur einmal im Jahre geweissagt, später einmal in jedem Monat und zu Zeiten noch öfter. Uebrigens durften nur Männer das Orakel befragen, und jeglicher mußte vorher beten und opfern. Durch Fasten, Waschungen mit kastalischem Wasser und Opfer vorbereitet, begab sich sodann die Pythia ins Adytum, trank hier aus der Quelle Cassotis u. bestieg nach mancherlei geistaufregenden Vorbereitungen den lorbeergeschmückten Dreifuß. Allmählig brachte sie der aufsteigende Dampf in Ekstase, u. unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einzelne Worte aus, welche der neben ihr stehende Priester auffing u. zu einem Spruch ausgeführt dem Fragenden verkündete. Eine Eigenthümlichkeit der Orakelsprüche war das Aenigmatische, Symbolische, Glossematische und oft Zweideutige, das theils der ältesten hellenischen Poesie und Ausdrucksweise, theils der priesterlichen List u. Schlauheit angehörte. Mit Apollo wurden zu D. auch Artemis u. Latona verehrt u. außer diesen besonders der nächtliche thracische Dionysus, den die Thyiaden in rasender Feier auf dem Parnaß verherrlichten u. dessen Grab man zu D. neben dem Orakel zeigte. Uebrigens war die ganze Umgebung der Stadt voll von geweihten Stätten und Erinnerungen u. dem Volke ein Heiligthum, sowie der Schauplatz hoher Feste. In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutze des Gottes die Meisterwerke der Kunst, die Kostbarkeiten u. frommen Weihgeschenke der Völker, der Städte und der Könige. Plinius erwähnt allein 3000 Statuen aus Gold, Silber, Erz oder Marmor. Hier reiften, noch köstlicher als diese Kunstschätze, in dem Rath der Amphiktyonen die ersten völkerrechtlichen Grundsätze der Hellenen. Hier strömten an den festlichen Tagen, wo die großen Feste des Pythiers wiederkehrten, die Züge der Wallfahrtenden und die unabsehbaren Schaaren der Zuschauer zusammen; hier, am kastalischen Quell, ertönten im feierlichen Wettstreit die Lieder der Dichter und der jubelnde Zuruf der Menge. Unter den Festen spielte das ennaeterische, auf welchem man den Kampf Apollo's mit dem Drachen, die Flucht des Gottes, seine Buße für das vergossene Blut durch lange Dienstbarkeit und seine Reinigung in Tempe auf mimisch-dramatische Weise darstellte, eine Hauptrolle. Eine Hütte, die Wohnung Pythons, wurde auf dem Tempelplatze aufgeschlagen; ein Zug mit dem Apollo, dargestellt von einem Knaben, nahte sich dann auf verborgenem Pfade, warf Fackeln in die Hütte und rannte eiligst davon. Der Knabe mußte umherirren und dienstbar werden, bis er in Tempe gereinigt ward. Von D. aus ging dahin durch Locris, Doris, über den Oeta, durch das Land der Aenianen u. Melier eine Prozession, welcher sich in Städten und Dörfern überall das Volk anschloß. Man brachte in Tempe herrliche Opfergaben dar, brach angeblich von demselben Lorbeer, womit der Gott sich einst bekränzt hatte, Zweige zu Kränzen ab u. stellte Lustrationen und Sühnungen an, um, wie einst Apollo selbst, sich vom Blute zu reinigen. Auf dem Rückwege durfte der den Apollo vorstellende Knabe, jetzt gesühnt und einen Lorbeerzweig tragend (Daphnephorus), erst in dem thessalischen Orte Deipnias wieder Speise zu sich nehmen.

Als Entdecker des delphischen Orakels nennt die Sage den Hirten Coretas, der, durch seine Ziegen aufmerksam gemacht, in den Erdschlund sah, in Ekstase gerieth und zukünftige Dinge vorhersagte. Die erste Gründung eines Heiligthums daselbst wird von der benachbarten Stadt Crissa, einer kretischen Kolonie, abgeleitet, unter deren Oberherrschaft D. in der Folge stand. Ohne Zweifel gehören die delphischen Heiligthümer zu den ältesten derartigen Instituten Griechenlands u. veranlaßten frühzeitig die Entstehung der Stadt. Schon in der alten heroischen Zeit greift das Orakel des pythischen Apollo vielfach in die Schicksale der Staaten, Könige und Geschlechter ein. In der homerischen Odyssee (VIII, 79) sagt es dem Agamemnon den Wendepunkt des trojanischen Krieges vorher; auch die Ilias erwähnt der Stadt und ihrer wohlgefüllten Schatzkammern. Später ging vom pythischen Apollo der Impuls zur Wanderung der Dorier in den Peloponnes aus, u. das Ansehen des Gottes erreichte seitdem eine wahrhaft imponirende Höhe. Mittelpunkt einer großen hellenischen Amphiktyonie, ward das delphische Heiligthum ein Hauptfaktor der Entwickelung u. Verbreitung des Hellenismus. Lange Zeit hindurch wirkte es fast bei jedem wichtigen Ereignisse, bei jedem Institut von höherer Bedeutung mit; die Wirren des öffentlichen und privaten Lebens unterlagen seiner Entscheidung, die Anordnungen der Gesetzgeber und die gottesdienstlichen Einrichtungen seiner Begutachtung u. Zustimmung. Vorzüglich gilt dies von den Doriern, namentlich von Sparta, wo durch den Spruch des pythischen Apollo die Theilung der königlichen Würde zwischen den beiden Herakliden geordnet wurde, wo man die Gesetze Lykurgs von apollinischer Eingebung ableitete, wo der Rath der Pythia die Herbeiholung des Tyrtäus zum Kriege gegen Messene bewirkte, wo endlich das Orakel durch die sogenannten Pythier eine beständige Oberaufsicht über die Verfassung behauptete. Auch die Wiederherstellung u. feste Einrichtung der olympischen Spiele durch Lykurg und Iphitus wurde unter delphischen Auspicien vorgenommen. Nicht weniger eng war in der älteren Zeit die Verbindung Athens mit D. In den athenischen Religions- und Kultusangelegenheiten galt der pythische Apollo für die höchste Auktorität, und wie bedeutend sein politischer Einfluß daselbst war, zeigt der Antheil, welchen er an der Vertreibung des

Hippias, sowie an der solonischen Gesetzgebung hatte. Aehnliches fand in allen übrigen griechischen Staaten Statt; die Pythia war eine religiös-politische und selbst sittlich-wirksame Macht, von der die größten Dichter, namentlich Pindar, Aeschylus und Sophocles, mit hoher Ehrfurcht sprechen und an welche von allen Seiten feierliche Gesandtschaften abgingen, Rath, Aufklärung u. Verhaltungsregeln begehrend. Schon die Alten sammelten die Sprüche des Orakels, und noch jetzt besitzen wir deren genug, um die vielseitige Wirksamkeit des Instituts in konkreten Fällen des hellenischen Nationallebens zu beobachten. Aber auch im Auslande war das delphische Heiligthum ein mächtiges Organ für die Gründung und Verbreitung des Hellenismus, theils durch die zahlreichen Kolonien, welche auf des Gottes Befehl die Griechen nach Kleinasien, Italien, Sicilien, Afrika 2c. sandten, theils durch die Verbindung, in welche fremde Völker und Herrscher mit dem hochberühmten Orakel traten. Schon Midas von Phrygien um 740 v. Chr. soll D. beschenkt haben; Gyges von Lydien, durch den Ausspruch der Pythia auf den Thron gelangt, gehörte zu deren ergebensten Anhängern; Alyattes mußte, um Antwort vom Orakel zu erhalten, auf dessen Geheiß den von ihm verbrannten Tempel der Athene in Assessus bei Milet wieder aufbauen; Crösus endlich, in dessen Geschichte die Sprüche des pythischen Apollo ein bedeutendes Moment bilden, beschenkte den Tempelschatz u. die delphischen Edlen mit königlicher Freigebigkeit und erhielt dafür für sich und die Lyder den Vorrang beim Orakel, Abgabenfreiheit, das Bürgerrecht 2c. In Italien schlossen sich außer den dortigen Griechen besonders die Etrusker an D. an; Rom schickte zuerst unter Tarquinius dem Stolzen eine Gesandtschaft dahin und erhielt wahrscheinlich den apollinischen Kultus nebst der Sibyllenweissagung zurück. Später wurde die Pythia von den Römern wieder im vejentischen u. im punischen Kriege gegen Hannibal feierlich befragt.

Die Oberherrschaft Crissa's über die Stadt und das Heiligthum hatte noch lange nach der dorischen Wanderung fortgedauert, bis endlich der Mißbrauch derselben und erneuerte Tempelfrevel zu einem Krieg gegen die Crissäer und ihre Mitschuldigen, die anwohnenden Kraugalliden, führte, der 591 v. Chr. mit Zerstörung der Stadt Crissa endigte. Das Gebiet derselben ward eingezogen u. dem Gotte als Eigenthum gegeben, die Einwohnerschaft wurde nebst den Kraugalliden zu Tempelsklaven gemacht. Eine noch wichtigere Folge war die Erweiterung der Selbstständigkeit der Stadt durch die neue Organisation des heiligen Rathes. Derselbe wurde von jetzt an bloß aus den delphischen Edlen oder den deukalionischen Geschlechtern zusammengesetzt, besorgte die laufenden Angelegenheiten des Gottes, hatte namentlich in Kriminalsachen Recht zu sprechen und erkannte wahrscheinlich nur in Dingen von nationaler und allgemein religiöser Bedeutung die höhere Auktorität des Amphiktyonenrathes an. Die Verfassung D.'s war demnach aristokratisch mit stark theokratischer oder hierarchischer Beimischung, welche letztere in solcher Ausdehnung eine Abnormität des griechischen Staatslebens genannt werden kann. Hatte noch zur Zeit der Perserkriege das Orakel den wohlthätigsten Einfluß auf das einige Zusammenhalten der Griechen gegen den Nationalfeind geübt, so begann mit dem peloponnesischen Kriege, mit der seitdem immer wachsenden Aufklärung und Freigeisterei sein Verfall. Die Delphier selbst trugen das Ihrige dazu redlich bei; denn übermüthig geworden und in hierarchischer Selbstsucht versunken, übervortheilten sie die zuströmenden Fremden, ergaben sich einem faulen Wohlleben u. dienten, alles höheren Interesse's baar, in den politischen Wirren der die meisten Vortheile versprechenden Partei, meist die Zerwürfnisse fördernd, statt zu versöhnen und zu vereinigen. Im peloponnesischen Kriege finden wir den pythischen Apollo auf der Seite der Peloponnesier, als der Kontinentalmacht, weshalb Pericles die Athener gegen ihn einzunehmen suchte. Später war aus einem ähnlichen Grunde Epaminondas des Gottes Gegner. Die Eingriffe der Phocäer in die Rechte der Stadt und des Heiligthums, die darauf folgenden heiligen Kriege mit der Plünderung des Tempels durch den phocäischen Feldherrn Philomelus (357 v. Chr.) beschleunigten das Sinken D.'s um so mehr, als sie dem König Philipp von Macedonien eine willkommene Veranlassung gaben, sich in die Amphiktyonie einzudrängen und das Patronat des Orakels an sich zu reißen. Ein neuer Glücksstern schien für D. aufzugehen, nachdem 279 v. Chr. wie durch ein Wunder die Macht der Gallier unter Brennus in der unmittelbaren Nähe der Heiligthümer gebrochen worden war. Allein die dadurch wieder wach gewordene Scheu und Ehrfurcht vor der geheimnißvollen Macht des Gottes konnte dem skeptischen Geiste des Zeitalters nicht lange Widerstand leisten; Sulla u. Nero durften später ungestraft die damals noch vorhandenen delphischen Kunstschätze wegschleppen. Erst seit Hadrian begann mit der neubelebten Achtung vor Griechenlands Kunst, Religion u. Literatur überhaupt auch wieder eine bessere Zeit für D., eine zweite und letzte Blüthe, deren beredter Zeuge Plutarch ist. Mit dem Untergange des hellenischen Heidenthums schließt dann auch die Geschichte D.'s. Von den Kirchenvätern angegriffen, von den Neuplatonikern vertheidigt, von Konstantin dem Großen für sein Konstantinopel geplündert, zuletzt noch von Julianus vor seinem Zuge nach Persien befragt, wurde das Orakel von Theodosius dem Großen gegen Ende des 4. Jahrhunderts für erloschen erklärt u. geschlossen. An der Stelle des alten D. liegt jetzt ein ärmliches, von Albanesen bewohntes Dorf Kastri, mit dem alten Kloster S. Lucas. Von dem prachtvollen, elfmal geplünderten Apollotempel sind noch Reste des Unterbaues vorhanden; auch sonst zahlreiche Trümmer: Mosaikfußböden, Säulenreste, ausgegrabene Sarkophage 2c.; am besten erhalten ist eine halb in den Felsen gehauene Rennbahn. Die kastalische Quelle sprudelt noch immer, jetzt von Epheu umwoben, in ihr altes Bassin. Auch entzündliche Strömungen von kohlensaurem Wasserstoff finden sich noch in der Nähe. Vergl. K. D. Hüllmann, Würdigung des delphischen Orakels, Bonn 1837; W. Götte, Das delphische Orakel in seinem politisch-religiösen und sittlichen Einflusse auf die alte Welt, Leipzig 1839.

Delphica vasa (lat.), Gefäße, die so gearbeitet waren, daß sie zugleich als Becher u. als Schilde dienten.

Delphin (Delphinus *L.*, Meerschwein, Tümmler), Säugethiergattung aus der Ordnung der Fisch-

säugethiere oder Cetaceen u. der Familie der Walle, charakterisirt durch die 9—50 eingekeilten, kleinen, gleichen, spitzig-kegelförmigen Zähne in jeder Kinnlade, das schnabelförmige Maul, das halbmondförmige oder längliche Spritzloch auf der Höhe des Kopfs und den fischähnlichen, spindelförmigen Körper mit senkrechter Rücken-, horizontaler Schwanzflosse und eben solchen Brustflossen. Der Kopf ist groß und dick und geht ohne Absetzung eines Halses direkt in den Körper über; äußere Ohren fehlen, u. die Augen sind verhältnißmäßig sehr klein. Der ganze Körper ist vollkommen nackt, und nur selten sind die Lippen mit einigen Haaren besetzt. Das Weibchen hat seine Zitzen ganz hinten am Bauche und säugt das ihr folgende Junge lange Zeit. Die D.e sind diejenigen Walle, welche noch am meisten bekannt sind, weil sie sich in allen Meeren um Europa häufig aufhalten, neugierig um die Schiffe schwimmen und leicht zu fangen sind. Sie sind die kleinsten aller Walle, wachsen aber sehr schnell und erreichen nach 10 Jahren ihre Größe; auch leben sie ziemlich lange (25—30 Jahre). Sie leben immer gesellig und sind kühne und schlaue Räuber. Sie fürchten sich nicht vor den Menschen, springen spielend aus dem Wasser, kommen an die Schiffe heran und folgen denselben auch beim schnellsten Segeln. Von den mancherlei Fabeln, welche bei den Alten über sie gäng und gäbe waren, wie z. B. von ihrer Liebe zur Musik, welche dem Arion das Leben rettete, wissen die heutigen Anwohner des Mittelmeeres wenig oder nichts mehr. Außer 29 genauer bekannten Arten, worunter 13 europäische, gibt es noch ungefähr eben so viele zweifelhafte und 17 fossile. Sie zerfallen in mehre Untergattungen. Zu den Schnabeldelphinen (Delphinorhynchus *Blainv.*) gehören: der gekrönte D. (D. coronatus *Freminville*), mit langen, spitzigen und dünnen Schnabelladen, sehr spitzigen, oben auf jeder Seite zu 24, unten zu 15 stehenden Zähnen, sehr kleiner, fast halbmondförmiger Rückenflosse und halbmondförmigem Schwanz, am Körper oben u. unten schwarz, über der Stirn mit zwei koncentrischen gelben Kreisen, 30—36 Fuß lang, im nördlichen Eismeer bei Spitzbergen; der Gangesdelphin (D. gangeticus *Roxb.*), mit sehr langen, schmalen zusammengedrückten Kinnladen, allenthalben 30 Zähnen, sehr kurzer Rückenflosse, fast fächerförmigen, an der Spitze abgestutzten Brustflossen, am Körper oben grau, unten weiß mit sehr glänzender Haut, 5—7 Fuß lang, bewohnt den Ganges; der kleinköpfige Schnabeldelphin (D. micropterus *Fr. Cuvier*), mit vollkommen spindelförmigem Körper, kleinem Kopf und konischem, abgerundetem Schnabel, dessen obere Lade etwas kürzer ist, als die untere, welche mit kleineren Zähnen besetzt ist, die der oberen mangeln, am Körper oben dunkelgrau, unten weißlich aschgrau, an 25 Fuß lang. Das einzig bekannte Exemplar dieser Art strandete bei Havre im September 1825 und wurde von Blainville beschrieben. Zu den eigentlichen D.en (Delphinus *Blainv.*) gehören: der gemeine D. (D. Dolphis *L.*), mit mittelmäßig langem Schnabel, dessen Laden fast gleich lang sind, jede mit allenthalben 42—47 konischen, spitzigen Zähnen besetzt, ziemlich hoher Rückenflosse u. sensenförmigen Brustflossen u. vor der Wurzel schmälerem, oben und unten gekieltem Schwanz, am Körper oben und unten schwarz, 6—7 Fuß lang, die gemeinste Gattung im Mittelmeer, findet sich aber auch im atlantischen und geht nördlich bis über England hinaus, selbst manchmal bis Grönland u. liefert Thran; der große D. (D. Tursio *Bonnat*), mit weit hervorragendem Unterkiefer und oben und unten beiderseits 21—24 Zähnen, schwarz, unten weiß, an 50 F. lang, in den nördlichen Meeren, aber selten; der blauweiße D. (D. coeruleoalbus *Meyen*), dem gemeinen D. ähnlich, aber mit mehr zugespitzter und weniger ausgeschweifter Brust- und Rückenflosse, an Rücken, Stirn und Schnabel dunkel stahlblau, an Bauch u. dem übrigen Körper schön weiß, $5^1/_2$ F. lang, an den östlichen Küsten von Südamerika. Zu den Meerschweinen (Phocaena *Cuv.*) gehören: das Meerschwein oder der Braunfisch (D. Phocaena *L.*), mit kurzem, abgerundetem Schnabel, oben und unten beiderseits 23—25 zusammengedrückten, rundlichen, glatten oder gestreiften Zähnen, fast in der Mitte des Körpers liegender Rückenflosse, oben braun, unten weißlich, 4—5 Fuß lang, der gemeinste D. in der Nord- und Ostsee, auch häufig im Eismeer bis Grönland, sowie im Mittelmeer und im atlantischen Meer bis in die heiße Zone, folgt gern den Schiffen; der Schwertfisch oder Butzkopf (Blutzkopf, Nordkaper, Ph. Orca *Gmel.*), dem vorigen ähnlich, aber mit einem weißlichen, halbmondförmigen Flecken über den Augen und einem schwarzen Flecken am Bauche, mit oben und unten jederseits 11 Zähnen, 20—25 F. lang, in den nördlichen Meeren, grimmiger Feind des Wallfisches, den er verfolgt u. einzeln angreift; der graue D. (Ph. grisea *Cuv.*), mit kurzem, stumpfem Schnabel, konvexer Stirn, wenigen, oft ganz mangelnden Zähnen, sehr hoher, spitziger Rückenflosse, oben schwarzblau, unten weißlich, 7—12 Fuß lang, in den europäischen Meeren; der Grind (Rundkopf, D. globiceps *Cuv.*), mit sehr kurzem und abgerundetem Schnabel, oben u. unten beiderseits zu 9—13 stehenden oder ganz fehlenden Zähnen, rundem Kopf, wenig hoher, ausgeschnittener, dem Schwanze näher stehender Rückenflosse und sehr schmalen Brustflossen, oben glänzend schwarzgrau oder schwarz, unten mit einem schmalen weißen Längsstreifen, 20—22 Fuß lang, truppweise in den nordischen u. europäischen Meeren lebend. Zu der Untergattung Delphinapterus gehört der weiße D. (Weißfisch, Weißwall, Beluga, D. leucas *Gmel.*, *Pall.*, D. albicans *Fabr.*), mit stumpfem Kopf, konischem, kurzem Schnabel, allenthalben zu 9 stehenden kurzen, stumpfen Zähnen, statt der Rückenflosse mit einer unbedeutenden eckigen Hervorragung, kurzen und eiförmigen Brustflossen, etwas ausgeschnittener Schwanzflosse mit spitzigen Lappen, weißgelb, 12—18 Fuß lang, in den arktischen Meeren, wird wegen seines vielen Specks häufig in den Flußmündungen mittelst starker, vorgespannter Netze gefangen und dann mit Spießen erstochen. Aus der Haut schneidet man Riemen zu Netzen, womit die Thiere selbst gefangen werden. Die Nordländer genießen von allen D.n das schwarze, thranig schmeckende Fleisch. Der D. war Symbol und Attribut des Neptun, Wahrzeichen vieler Seestädte (Tarent, Gades, Messina u. a.) und Küstenländer. Die Künstler stellten den D. gern dar. Neptun, dem er die Amphitrite gewinnen half, hat ihn bald in der Hand, bald unter den Füßen. Auf Städtemünzen erscheint er

häufig mit dem Dreizack, auf delphischen auch mit einer Ziege.

Delphin, Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen Adler u. Pegasus an der Milchstraße, von cirka 308° gerader Aufsteigung, 15° nördl. Abweichung, zählt 18 Sterne, darunter 5 dritter Größe, von denen 4 einen kleinen Rhombus bilden. Es stellt den D. vor, welcher den Arion wohlbehalten durchs Meer trug.

Delphinat (Delphinatus), die Dauphiné.

Delphinium, im Alterthum Stadt auf der Ostküste der Insel Chios, wohlbefestigt, mit schönem Hafen, jetzt Delfino; dann Tempel des Apollo Delphinius zu Athen, mit einem von Aegeus errichteten Blutgerichtshofe, wo über Diejenigen Recht gesprochen wurde, welche behaupteten, eine Tödtung mit rechtlicher Befugniß begangen zu haben.

Delphinium *L.* (Rittersporn), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, charakterisirt durch den blumenkronenartigen, 4blätterigen Kelch, dessen oberstes Blatt gespornt ist, die 4 ein Nektarium bildenden Blumenblätter, wovon die 2 obersten ebenfalls gespornt sind, und die 1, 3 oder 5 mehrsamigen, an der inneren Seite aufspringenden Balgkapseln, 1- oder 2jährige oder ausdauernde Kräuter und Stauden mit handförmigen Blättern in cirka 80, meist im östlichen Europa, in Sibirien und Nordamerika einheimischen Arten, wovon 9, und darunter mehre nur verwildert, in Deutschland vorkommen. Als Zierpflanzen und officinelle Kräuter sind folgende hervorzuheben: D. Ajacis *L.*, Gartenrittersporn, mit aufrechtem, 1—4 F. hohem, fast einfachem, unbehaartem Stengel, vielfach in linienförmige, glatte Läppchen getheilten Blättern und in langen, dichten Trauben vereinigten Blüthen, die weiß, fleischfarben, rosenroth, roth, violett, hell- oder dunkelblau, auch bunt variiren u. auch gefüllt vorkommen. Kraut, Blüthen u. Samen haben mit denen von D. Consolida gleiche Kräfte. In Italien dient der Gartenrittersporn als Mittel gegen Wechselfieber. In Gärten, wo man ihn in guten, tief gegrabenen Boden schon im Herbst oder im März aussäet, ist er, besonders wenn die verschiedenen Spielarten dicht gedrängt zusammenstehen, eine Zierde der Blumenbeete. Er wächst in der Schweiz wild. D. Consolida *L.*, Feldrittersporn, Hornkümmel, mit 3—4 F. hohem, ästigem Stengel u. in lockern, rispenartigen Trauben stehenden blauen, aber in Gärten auch in anderen Farben und gefüllt vorkommenden Blüthen, wächst allenthalben in Deutschland auf Getreidefeldern. Kraut, Blüthen und Samen, Herba, Flores et Semen Consolidae regalis s. Delphinii s. Calcaris equestris s. Pedis Alaudae s. Calcitrippae, waren officinell. Erstere waren als eröffnendes, harntreibendes u. wurmwidriges Mittel gerühmt; auch war ein damit bereitetes Augenwasser in Gebrauch, und selbst ein Bündel blühender Pflanzen pflegten Studirende als augenstärkend im Arbeitszimmer aufzuhängen. Die Samen in Tinktur sollen bei Engbrüstigkeit u. Krampfhusten von ausgezeichneter Wirkung sein, in größeren Dosen aber Ekel, Durchfall u. starken Schweiß hervorrufen, auch Läuse vertreiben. Die blauen Blüthen enthalten bitteren Extraktiv- und blauen Farbstoff. Die Samen von D. peregrinum *L.* und D. tenuissimum *Sibth.*, in Südeuropa, namentlich in Griechenland, waren bei den altgriechischen Aerzten als wirksames Mittel gegen den Skorpionstich in Gebrauch, und zwar wurden sie in Wein gereicht. D. Staphisagria *L.*, scharfer Rittersporn, Stephans-, Läuse- oder Wolfskraut, Rattenpfeffer, mit steifem, zottigem Stengel, 5—7theiligen Blättern u. kurzgespornten Blüthen an langen Blüthenstielen, ist in Südeuropa, auch in Süddeutschland einheimisch. Die Samen, Semen s. Grana Staphidis agriae s. Pedicularis, Stephans- oder Läusekörner, gehören zu den scharf narkotischen Giften, riechen zerstoßen unangenehm und schmecken bitter und äußerst scharf. Brandes fand darin das Delphinin oder Staphisaïn, ein scharfes Alkaloïd. Sie wirken innerlich brechenerregend, purgirend und waren früher als drastisches Abführungsmittel bei Würmern, sowie als Brechmittel in Gebrauch, werden aber jetzt nur noch äußerlich in Salben- oder Pulverform gegen Ungeziefer und Krätze angewandt. Auch die Samen von D. pictum *Willd.* u. D. Requieni *Dec.*, im südlichen Frankreich und Italien, werden dem Läusepulver beigemischt. Mehre asiatische Arten, wie D. elatum *L.*, D. cuneatum *Stev.*, D. amoenum *Stev.*, D. grandiflorum *L.*, D. flexuosum *M. Bieb.*, D. dasycarpum *Stev.* u. a. m., sämmtlich in Sibirien und am Kaukasus, enthalten ebenfalls narkotische Samen, welche in ihrer Heimat als Mittel gegen Epilepsie, Wassersucht, Syphilis ꝛc. in Anwendung sind. Als Zierpflanzen sind noch zu erwähnen: D. elegans *Dec.*, mit 3—4 F. hohem Stengel und dunkelblauen Blüthen in lockern Trauben, in Nordamerika; D. grandiflorum *L.*, mit 2—3 Fuß hohem Stengel und himmelblauen, lilafarbenen u. verschieden nüancirten Blüthen, in Sibirien, wird in mehren Varietäten kultivirt, worunter D. Barlowae *Lindl.*, mit schönen dunkelblauen Blüthen, bisweilen 7—8 F. hoch wird; D. elatum *L.*, mit 4—6 F. hohem, purpurrothem, behaartem Stengel und blauen, ins Violette übergehenden Blüthen, in Sibirien, ebenfalls in mehren Varietäten vorkommend; D. pictum, mit 2—3 F. hohem, fein behaartem Stengel und bläulichweißen Blüthen, in Südeuropa; D. speciosum *Biel.*, mit 5 F. hohem, ästigem, gleich den Blättern weichhaarigem Stengel und indigoblauen Blüthen in langen Trauben, am Kaukasus; D. virgatum *Poir.*, mit 2—3 F. hohem, aufrechtem, von unten an ästigem Stengel und großen smalteblauen Blüthen in ruthenförmigen Trauben, in Syrien; D. cardinale *Hook.*, mit hellscharlachrothen Blüthen; D. ornatum *Bouché*, mit weißen, blauen, rothen, einfachen und gefüllten Blüthen. Alle Delphiniumarten lieben einen nahrhaften, lockeren, mäßig feuchten Boden. Die meisten gedeihen gut in freiem Lande und werden durch Zertheilung und Aussaat vermehrt.

Delphinus (lat.), s. v. a. Dauphin.

Delphische Amphiktyonie, Delphisches Orakel ꝛc., s. Delphi.

Delsberg, Stadt, s. v. a. Delemont.

Delta, griechischer Name des Buchstaben D.

Delta, im Allgemeinen die nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden Landstrecken u. Inseln, welche man oft an den Mündungen der Ströme findet, deren Arme sich zwischen ihnen hinziehen, um sich ins Meer zu ergießen, entstehen durch den von dem Flusse mitgeführten, hier abgelagerten Schlamm und Sand. Mehre Hauptströme der Erde bilden solche D.'s, die meist sehr fruchtbar, gut angebaut

und bevölkert sind und sich nach Verhältniß des Niederschlags bald mehr, bald minder ausbreiten. Die D.'s an der Mündung des Mississippi sind in einem Zeitraume von 100 Jahren um 15 Meilen vorgerückt. Der Po setzt jährlich im Durchschnitt 220 Fuß bei seiner Mündung an. Wenn die Ablagerung der Erde sich über das Wasser erhebt, werden die D.'s positive genannt, so lange sie aber unter dem Wasser bleiben, heißen sie negative D.'s. Besonders versteht man unter D. den Theil von Aegypten, der zwischen den Mündungsarmen des Nils liegt, weil dieser mit der Küste die Gestalt eines griechischen Delta (Δ) bildet. Im weiteren Sinne begreift man auch unter diesem Namen alles Land zu beiden Seiten dieser Mündungsarme oder ganz Unterägypten (Masr-el-bahri).

Deltoideus musculus (lat., Deltamuskel), dreieckig geformter Muskel, welcher, beim Menschen vom oberen Rande der Achsel nach unten spitz zulaufend, sich am Ende des ersten Drittels des Oberarmknochens ansetzt und diesen durch seine Zusammenziehung hebt. S. Muskeln.

Delubrum (lat)., in den römischen Tempeln der Ort, wo das Bild eines Gottes od. einer Göttin stand, auch ein Wasserbehälter vor den Tempeln, zum Waschen vor dem Eintritte ins Heiligthum; dann Tempel, Heiligthum überhaupt.

Deluc, 1) Jean André, einer der verdienstvollsten u. scharfsinnigsten Naturforscher der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, geboren den 8. Februar 1727 zu Genf, wandte sich früh dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich dem der Physik zu. Seinen Ruf begründete er durch seine Untersuchungen über die Veränderungen der Atmosphäre, sowie durch seine Barometermessungen. Auch an den politischen Angelegenheiten seines Heimatlandes sich betheiligend, gehörte er zu den eifrigsten Mitgliedern der genfer Volkspartei. Im J. 1768 ging er als Gesandter dieser Partei nach Bern u. Paris, wo ihm sein wissenschaftlicher Ruf die günstigste Aufnahme bei dem Herzog von Choiseul verschaffte. Nach seiner Rückkehr 1770 ward er zum Mitglied des großen Raths ernannt, begab sich aber bald darauf nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. Während der Unruhen zu Genf 1781 ging er nach Paris, wo er dem Ministerium eine mit vieler Einsicht abgefaßte Denkschrift über den Zusammenhang jener Unruhen übergab. Im J. 1798 ward er zum Professor der Philosophie zu Göttingen ernannt, doch hielt er sich von 1798—1802 zu Berlin, dann zu Hannover und hierauf bis 1806 zu Braunschweig als Vorleser der Herzogin auf, kehrte nach der Schlacht bei Jena nach England zurück u. † zu Windsor am 7. Nov. 1817. Die wichtigsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Recherches sur les modifications de l'atmosphère ou Théorie des baromètres et des thermomètres" (Genf 1772, 2 Bde., 1784, 4 Bde.; deutsch von Gehler, Leipzig 1776); „Lettres physiques et morales sur les montagnes, et sur l'histoire de la terre et de l'homme" (Haag 1779—80, 6 Bde.); „Nouvelles idées sur la météorologie" (London 1796, 3 Bde., deutsch von Wittekopp, Berl. 1788); „Lettres à Blumenbach sur l'histoire physique de la terre" (Paris 1798); „Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles" (das. 1803, 2 Bde.); „Elementary treatise on geology" (London 1809); „Geological travels in some parts of France, Switzerland and Germany" (das. 1813, 2 Bde.) u. A.

2) Guillaume Antoine, ebenfalls ausgezeichneter Physiker und Geolog, Bruder des Vorigen, 1729 zu Genf geboren, nahm an seines Bruders Studien Theil und besuchte 1756 und 1757 den Aetna und Vesuv. Im J. 1775 wurde er Mitglied des großen Raths, verlor zwar diese Stelle in den Unruhen von 1782, ward aber wieder gewählt und † den 26. Januar 1812. Er lieferte in verschiedene Zeitschriften geologische Abhandlungen, worin er, wie sein Bruder, die mosaische Schöpfungsgeschichte vertheidigte. Auch der Neffe Beider, Jean André D., geboren den 16. Okt. 1763 zu Genf, † daselbst den 14. Mai 1847, hat sich als Geolog einen geachteten Namen erworben.

Delvaux, 1) Lorenz, belgischer Bildhauer, geboren 1695 zu Gent, Schüler Gery Heydelbergs u. Plumiers, arbeitete seit 1717 in London, 1733 in Italien, ließ sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1734 zu Nivelles nieder, ward 1750 Hofbildhauer Karls von Lothringen u. † zu Nivelles 1778. Seine Hauptwerke sind: die Kanzel der Kathedrale St. Bavon zu Gent; eine kolossale Statue des Hercules, im Vestibulum der großen Stiege des alten Hofs zu Brüssel; das Mausoleum Leonards van der Noot, in der Karmeliterkirche daselbst; die Büsten Karls von Lothringen, des Marschalls von Sachsen u. der Kaiserin Maria Theresia; die Statue des heiligen Livin, jetzt im genter Museum. Im J. 1823 wurde zu Gent im Sitzungssaale der Akademie D.' Büste, gefertigt von Godecharle, aufgestellt.

2) Ferdinand Maria, Sohn des Vorigen, Maler, gebildet auf der genter Akademie, arbeitete seit 1806 meist in Rom und † daselbst um 1818. Besonders schön und effektvoll ist seine Darstellung der unterirdischen Gänge und Katakomben Roms mit historischen Staffagen.

Delvauxit, dem Diadochit ähnliches Mineral, welches sich zu Berneau bei Visé in Frankreich findet. Es bildet nierenförmige Massen, ist von muscheligem Bruche, harzglänzend, schwarz, röthlich oder gelblichbraun mit hellerem Striche, von 2=3 Härte und 1,85 specifischem Gewicht. Vor dem Löthrohre verknisternd, schmilzt es zu einer grauen, sehr magnetischen Eisenkugel. Es besteht aus phosphor- und schwefelsaurem Eisenoxyd und Wasser.

Delvenau, Nebenfluß der Elbe, im Lauenburgischen, ist von Mölln bis Lauenburg kanalisirt und bildet in Verbindung mit der ebenfalls kanalisirten Steckenitz eine 9¾ Meilen lange Wasserstraße zwischen Elbe und Trave.

Delvino, Stadt, s. v. a. Delonia.

Delwig, Anton Antonowitsch, Baron, bekannter russischer Lyriker, 1798 zu Moskau geboren, erhielt mit Puschkin im Lyceum zu Zarskoye-Selo bei Petersburg seine Erziehung und lag hier eifrig dem Studium der alten und modernen Dichter ob. Er † 1831 zu Petersburg. Bei seiner poetischen Produktion verfolgte er besonders zwei Richtungen: Nachahmung der alten Klassiker, wodurch er die russische Sprache mit vielen neuen poetischen Formen bereicherte; dann Nachahmung des Volksliedes, worin er nicht unglücklich war, wenn auch seine Lieder jener Naivetät u. Schalkheit entbehren, welche vor Allem dem russischen Volksliede eigen sind. Er hinterließ: „Gedichte" (Petersburg 1829), Idyllen,

Sonette u. Romanzen, die sich alle durch Innigkeit und poetische Melancholie auszeichnen; andere Gedichte wurden nach seinem Tode von Puschkin (das. 1832) herausgegeben. Die „Nordischen Blumen" erschienen als ein Almanach von 1825—30 (6 Hefte). Von seiner „Literaturzeitung" kamen (1830) nur 72 Nummern heraus.

Dema (Diuma genannt), Fluß im europäischen Antheil des russischen Gouvernements Orenburg, entspringt im Gebirge Obschtschei Syrt, durchströmt ebene, trockene, steppenähnliche Gegenden u. mündet nach einem mehr als 50 geographische Meilen langen Laufe unterhalb Ufa in die Bjelaja, gehört also zum Wolgasystem.

Demades, talentvoller u. einflußreicher Redner und Staatsmann zu Athen, sehr witzig und populär, aber gesinnunglos und käuflich, war von niederer Herkunft und diente in frühern Jahren sogar als Ruderknecht, schwang sich aber durch sein ausgezeichnetes Talent zum Rivalen eines Demosthenes empor. Gegner des letzteren, trat er gegen denselben zuerst zur Zeit des olynthischen Krieges auf und soll später selbst zum Tode desselben mit gewirkt haben. Bei Chäronea in macedonische Gefangenschaft gerathen, erwarb er sich durch genialen Freimuth die Gunst Philipps, bewirkte seine und der übrigen athenischen Gefangenen Freilassung, ward aber zugleich durch reiche Geschenke für das macedonische Interesse gewonnen. Nach Philipps Tode gelang es ihm in Gemeinschaft mit Phocion, die Rache Alexanders von Athen abzuwenden; er sicherte sich auch die Gunst dieses Königs u. benutzte dieselbe, um den großen Aufwand zu bestreiten, welchen seine üppige Lebensweise erheischte. Mehrmals zogen ihm seine selbstsüchtige Wirksamkeit u. sein gesetzwidriger Luxus bedeutende Geldstrafen und selbst die Atimie zu; von letzterer entbanden ihn jedoch die Athener, als sie seiner zu einer Gesandtschaft an Antipater bedurften, um von demselben die Zurückziehung der macedonischen Besatzung aus Munychia zu erlangen. Aber Antipater, durch aufgefangene Briefe von verrätherischen Umtrieben des D. auch gegen seine Person unterrichtet, ließ ihn ergreifen und mit seinem Sohne Demeas hinrichten (318 oder 317 v. Chr.). Plutarch nennt D. den Ruin Athens, Quintilian stellt ihn als Redner mit Pericles zusammen. Wir besitzen unter seinem Namen noch das Stück einer Rede, welche er zur Rechtfertigung seines Benehmens während der Regierung Alexanders nach dessen Tode vor dem athenischen Volke gehalten haben soll, dessen Aechtheit indessen mehrfach bezweifelt wird. Abdrücke finden sich in der Sammlung griechischer Reden von H. Stephanus (1575), in Taylors Ausgabe einiger Redner (1747), in Reiske's „Oratores Graeci", T. IV. (1770) und in Bekkers „Oratores Attici", Bd. III. (Berlin 1823). Vergl. H. Lhardy, De Demade orat. Athen., Berlin 1834.

Demagog (v. Griech.), Leiter des Demos, Volksführer, in den griechischen Staaten ein Mann, der durch sein persönliches Ansehen und die Kraft der Rede das Volk beherrscht und daher dessen Berather, Leiter und Beschützer den Magistraten gegenüber ist. Nach der Verschiedenheit der Verfassungen der Staaten und im Verlaufe der Zeit hat das Wort D. sehr verschiedene Bedeutungen erhalten, die alle Abstufungen vom Volksführer bis zum Volksverführer umfassen. Beispiele sehr verschiedenartiger Demagogie bietet uns besonders die Geschichte der alten griechischen Staaten, namentlich Athens. So war Pericles mit seinen demokratischen Bestrebungen ein D., so hoch er auch sonst über einem Cleon, Hyperbolus u. A. stehen mag, welche ihren Einfluß auf das Volk zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten und sich vornehmlich an die niederen Leidenschaften und Begierden der Menge wendeten. Während aber in der Demokratie der D. an der Spitze des ganzen Volkes und zugleich diesem ganzen Volke gegenübersteht, das jede seiner Handlungen argwöhnisch prüft und überzeugend begründet haben will, wobei ihm indeß, so lange er eben D. im guten Sinn des Wortes ist, nur einzelne Parteien in einzelnen Fällen entgegentreten, erscheint im aristokratischen Staat der D. als Vorkämpfer der einen Hälfte der gesammten Staatsgenossen, der Beherrschten, gegenüber der andern, den Herrschenden. Daher erblickt die Aristokratie in D.en einen staatsgefährlichen Menschen, der nicht bald genug unschädlich gemacht werden kann. Die Macht dieser D.en steigt aber mit dem Bewußtsein der Unterdrückten von ihrer politischen Wichtigkeit, und sobald sich aus dem Streben nach der Geltendmachung derselben ein offener Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie entwickelt, gewinnt die Demagogie allmählig das Ansehen einer amtlichen Stellung, durch welche sie fortan ihren Einfluß steigern und den Kampf mit Mitteln fortsetzen kann, die, wie jene der Aristokraten, auf gesetzlichen Ursprung pochen. Daraus aber entspringt die neue Erscheinung, daß aus den Reihen der herrschenden Partei selbst Einzelne und ganze Familien, ja Geschlechter austreten, um im Kampfe für das Volk an der Spitze des Volkes zu stehen. Rom gibt ein vollständiges Bild vom Entstehen bis zum Untergang der Demagogie und damit der Freiheit und des Staates. So lange nämlich noch die Verfassung unangefochten aristokratisch war, so lange unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, als wesentlich befehlenden od. wesentlich gehorchenden, eine scharfe Trennung bestand, konnte eine eigentliche Demagogie nicht zum Vorschein kommen. Erst als die Plebejer die politische Nichtigkeit, zu welcher sie verurtheilt waren, schmerzlicher zu empfinden anfingen, griff, mit dem entbrennenden Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie, auch die Demagogie als ein wirksames Element in die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein. Von der höchsten Wichtigkeit wurde aber das Institut der Volkstribunen, die fortan als die privilegirten D.en des römischen Volkes dastehen. Im Tribunat koncentrirten sich Macht und Gunst des Volkes, und nach demselben begann daher, je rascher die Demokratie Sieg auf Sieg gewann, ein wahrer Wettlauf der Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, obgleich diese Würde selbst mit jedem solchen Sieg immer mehr an ihrer populären Bedeutung verlieren mußte. Die Nothwendigkeit, die Unentbehrlichkeit dieses Instituts im Kampfe war die Seele desselben, nach dem vollständigen Siege des demokratischen Princips konnte es die Herrschaft um so weniger behaupten, als die Entsittlichung bereits zu tief um sich gegriffen hatte. Denn als die demokratische Partei zur Macht gelangt war, war auch das demokratische Princip aus ihr verschwunden. Darum scheiterten die hochher-

zigen Bestrebungen mehrer römischen D.en, wie die der edlen Gracchen, als sie durch Umwandelung der gesellschaftlichen Verhältnisse die Freiheit auf neuen Grundlagen zu befestigen strebten, u. darum kam es dahin, daß durch Talent und Glück siegreiche Feldherren Ansehen und Macht des Staats an sich rissen, und Senat und Volk unter die Herrschaft der Imperatoren fielen. Denn nachdem einmal Julius Cäsar, die Künste der Demagogie und seine kriegerischen Erfolge zu demselben Zwecke benutzend, sich in seinem Heere ein Werkzeug der Volksunterdrückung geschaffen hatte, konnte auch eine schwächere Hand, als die seinige, zur Regierung desselben genügen. So erstarrte, als Sitte und Würde aus dem römischen Volke verschwunden war, seine Verfassung zu einer militärischen Alleinherrschaft, welche die Selbstständigkeit des Staates noch so lange aufrecht erhielt, bis ein Stärkerer über sie kam. Während der D. in der reinen Demokratie ein unentbehrlicher, in der Aristokratie ein gefährlicher Mann, ist er in der Monarchie ein Verbrecher, weil er den regelmäßigen Gang der Volksleitung von oben in ein Wirken zu gleichem Zwecke von unten umzuwandeln sucht. Diese Tendenz legten die Machthaber den geheimen politischen Verbindungen bei, welche nach der Gründung des deutschen Bundes in Folge des Unbefriedigtseins durch die neue politische Gestaltung Deutschlands sich bildeten, und man bezeichnete daher deren Wirken mit dem Namen **demagogische Umtriebe**, zu deren Unterdrückung und Bestrafung die **mainzer Centraluntersuchungskommission** niedergesetzt ward. Vgl. **Deutschland**, Geschichte.

Demaistre, s. **Maistre**.

Démancher (franz.), in der Musik das Vorrücken der linken Hand aus ihrer natürlichen Lage, also das Verändern der Applikatur bei dem Geigen- und Lautenspiel.

Demanowa (**Demenyfalva**), Dorf im ungarischen Komitat Liptau, mit 300 Einwohnern und mehren ansehnlichen Tropfsteinhöhlen, worunter die **Drachenhöhle**, **schwarze Höhle** (ungarisch **Czernahola**) die bekannteste ist.

Demant, s. v. a. Diamant.

Demanteliren (v. Franz.), die Festungswerke eines Orts schleifen.

Demarchos (griech.), Vorsteher, Leiter, Verwalter eines Demos; s. v. a. Volkstribun, Tribunus plebis.

Demarkationslinie (v. Lat.), Scheidungs-, Begrenzungslinie, jede durch Uebereinkunft zwischen zwei Mächten od. kriegführenden Heeren bestimmte Linie, welche von beiden Theilen nicht überschritten werden darf. Meist vereinigt man sich über eine solche bei eingegangenen Waffenstillständen oder angeknüpften Friedensunterhandlungen, um für die Dauer der erstern oder bis zum wirklichen Friedensschlusse jeder Kollision der beiderseitigen Heere vorzubeugen. Um diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, wird gewöhnlich für beide Theile eine besondere Linie bezeichnet und das ganze dazwischen liegende Terrain für neutral erklärt; in der Regel folgt auch die D., so weit als möglich, natürlichen Terraingegenständen, Flüssen, Bächen, Wegen rc. In einem solchen Falle heißt dann, im weiteren Sinne, auch dieser ganze trennende Raum die D. Vorzugsweise unter diesem Namen bekannt ist die in Folge des baseler Friedens zwischen Preußen und der französischen Republik auf Grund eines besonderen Vertrags vom 17. Mai 1795 bestimmte D., welche die Franzosen sich anheischig machten, in ihren militärischen Operationen nicht zu überschreiten, um dadurch den Kriegsschauplatz von den preußischen Staaten fern zu halten u. die volle Handelsfreiheit des nördlichen Deutschlands mit Frankreich wieder herzustellen. D. heißt auch s. v. a. Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt. Eine solche D. zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen bestimmte der 1494 zu Tordesillas zwischen Johann II. von Portugal u. dem König Ferdinand von Kastilien geschlossene Vertrag, welcher eine nähere Bestimmung der von Papst Alexander VI. am 6. Mai 1493 festgesetzten Linie enthielt, die, von einem Pole zum andern durch das Weltmeer gezogen, Portugals Rechte beeinträchtigte. Nach jenem Vertrag sollte Alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des grünen Vorgebirges läge, den Portugiesen, was westlich von dieser Linie entdeckt würde, den Spaniern gehören.

Demarne (genannt **Demarette**), **Jean Louis**, flämischer Landschafts- u. Historienmaler, geboren 1752 (1744) zu Brüssel, Schüler Briards zu Paris, bildete sich aber dann besonders nach Berghem, P. Potter, Wouvermans und Ruysdael, ward Mitglied der alten Malerakademie zu Paris u. † daselbst 1829. Seine Landschaften mit Thierstaffage, sowie seine See- und Schlachtenstücke, Mondschein- und Winterscenen sind hinsichtlich geistvoller Auffassung, Anmuth, Mannichfaltigkeit und Wahrheit des Ausdrucks denen der besten Meister an die Seite zu stellen. Man hat von ihm auch 38 gestochene Blätter, Viehstücke und Landschaften, geistreich gearbeitet in Berghems und Glaubers Manier.

Demarteau, **Gilles**, Kupferstecher, geboren zu Lüttich 1732 (1729), war Mitglied der Akademie zu Paris, † daselbst 1776. Er ist nicht Erfinder der Crayonmanier, verbesserte aber dieselbe wesentlich. Seine Blätter, gegen 700, sind Zeichnungen sehr ähnlich.

Demas, Begleiter des Apostels Paulus, befand sich während der römischen Gefangenschaft bei diesem (Kol. 4, 14; Philem. 34), verließ ihn aber später und ging nach Thessalonich (2. Tim. 4, 10). Die Sage berichtet, er sei vom Christenthum abgefallen, was aber nur als nicht begründete Folgerung aus den Worten des Apostels: „D. hat die Welt liebgewonnen", anzusehen ist.

Demaschk, Stadt, s. v. a. Damask.

Demath (**Demat**), Ackermaß in Marschländern, besonders für Wiesengrund; im Eyderstädtischen = 216 Quadratruthen, à 8 Ellen, in Lundern = 180 Quadratruthen, à 9 Ellen, in Ostfriesland = 450 emdener Quadratruthen oder 400 rheinische Quadratruthen.

Demawend (sonst **Jasonius**), höchster Gipfel des Elbursgebirges im nördlichen Persien, nordöstlich von Teheran, erhebt sich nach den Messungen der neuesten Reisenden (Thomsen, Brugsch, Minutoli u. A.) 19,500—20,000 Fuß hoch, ist mit ewigem Schnee bedeckt und trägt entschiedene Spuren vulkanischen Ursprungs, bedeutende Schwefelablagerungen, Entwickelung heißer Dämpfe, bis 52° R. heiße Quellen, Basalt, Schlacken und Bimsstein.

Am Fuße des Berges, 8 Meilen östlich von Teheran, liegt die Stadt D. mit 3000 Einw.

Dembea (Tsana, See im Hochlande Nordabessiniens, 3 Tagereisen südlich von der Stadt Gondar, in 5732 Fuß Meereshöhe, ist 12—15 Meilen lang, 2—8 Meilen breit und enthält 40—50 QM., war aber (nach Rüppell) wohl einst um die Hälfte größer. Stellenweise, besonders im nördlichen Theile, beträgt seine Tiefe über 600 Fuß. Malerische Berge erheben sich rings um die kraterartige Einsenkung, in welcher der D. sich ausbreitet, und mehr als 30 Flüsse ergießen sich von allen Seiten in den See; der Abai (der Nil der Abessinier) fließt in einem bogenförmigen Laufe durch ihn hindurch. Aus dem klaren Wasser erheben sich viele meist bewohnte u. wohl kultivirte Basaltinseln, deren größte Dek heißt. Der See ist sehr reich an Fischen u. Hippopotamen; Krokodile dagegen fehlen ihm, da sein Wasser zu kalt ist. Nach dem See D. wird auch eine Landschaft des Reiches Amhara benannt: die fruchtbare und wasserreiche Ebene, in welcher die Hauptstadt Gondar liegt.

Dembescha, wichtiger Handelsplatz in der abessinischen Landschaft Godscham, der aus Enarea und den Gallaländern im Westen u. Süden mit Elfenbein, Gold, Kardamom und Sklaven versorgt wird.

Dembe Wielke, russisch-polnisches Dorf bei Praga, am rechten Weichselufer. Hier Gefecht am 31. März 1831 zwischen den Polen unter Skrzynecki und den Russen unter Diebitsch-Sabalkanski, welches günstig für die Polen ausfiel.

Dembinski, Henrik, polnischer General, geboren den 3. Mai 1791 im Krakauischen, Sohn des patriotischen Ignaz D., der als Landbote dem Reichstage von 1788—91 beiwohnte, genoß nach dem frühen Tode seines Vaters von seiner Mutter, einer Gräfin Moszinski, eine treffliche Erziehung u. kam mit noch zweien seiner Brüder 1807 in die Ingenieurakademie zu Wien. Eine ihm hier 1809 angebotene Offizierstelle schlug er aus, begab sich nach Polen und trat als gemeiner Soldat in ein Jägerregiment. Als der Feldzug gegen Rußland eröffnet wurde, war er Lieutenant, ward aber auf dem Schlachtfelde von Smolensk von Napoleon I. selbst zum Hauptmann ernannt. Während des Feldzugs in Deutschland ward er dem General Wielohorski beigegeben, der zu Paris die Geschäfte als Kriegsminister des Herzogthums Warschau besorgte. Nach Napoleons Abdankung nahm er seinen Abschied und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er in Zurückgezogenheit lebte, bis ihn die Revolution von 1830 aus seiner Ruhe riß. Er ward damals Major eines Regiments, das sich in der Woiwodschaft Krakau bildete, erhielt aber bald darauf den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde dieses Gebiets und focht mit diesem Corps in der Schlacht bei Grochow. Bald darauf übergab ihm der Oberfeldherr Skrzynecki den Befehl über eine Kavalleriebrigade, mit welcher D. in dem Gefechte bei Kuslew den Feldmarschall Diebitsch mit einem Heere von 60,000 Mann einen Tag lang aufhielt, welche glänzende Waffenthat ihm die Würde eines Brigadegenerals verschaffte. Als Skrzynecki gegen die russischen Garden vorrückte, erhielt D. den Befehl, die für unbezwinglich gehaltene Brücke bei Ostrolenka anzugreifen. Nach vierzehnstündigem, hartnäckigem Kampfe vertrieb er die Feinde und kam darauf mit seinem Corps zu der Heeresabtheilung des Generals Gielgud, ohne an der Schlacht bei Ostrolenka Theil nehmen zu können. Als die Generäle dieser Heeresabtheilung sich entschlossen, auf das preußische Gebiet überzugehen, faßte D. den kühnen Plan, mitten durch das von feindlichen Heeresmassen überschwemmte Land nach Warschau vorzudringen, und erschien wirklich Ende Juli 1831 plötzlich mit seiner kleinen, aber tapfern Schaar in Warschau, wo er sofort zum Gouverneur und nach Skrzynecki's Rücktritt zum Oberfeldherrn ernannt, aber auf diesem Posten schon nach wenigen Tagen durch Krukowiecki ersetzt wurde. Er trat dann in Rybinski's Corps ein, führte bei dessen Uebertritt auf preußisches Gebiet die Arrièregarde und überschritt am 5. Okt. 1831 ebenfalls die Grenze. Er begab sich darauf nach Frankreich, trat 1833 in die Dienste Mehemed Ali's von Aegypten, der ihn mit der Reorganisation der ägyptischen Armee in Syrien beauftragte, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück. Als Vorläufer seiner „Mémoires“ (Paris 1833) gab Spazier nach mündlichen Diktaten ein Bruchstück unter dem Titel „Mein Feldzug nach und in Litthauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau“ (Leipzig 1832) heraus. Nach der Februarrevolution von 1848 verließ D. sein Asyl und betheiligte sich zunächst an den Slavenkongressen zu Breslau u. Prag, setzte sich aber sodann die Aufgabe, im slavischen Interesse eine Versöhnung der Magyaren und Slaven anzubahnen und im Lager der erstern gegen Oesterreich zu kämpfen. Er folgte auch dem Rufe zur Uebernahme eines Kommando's in Ungarn Ende Januar 1849 nach Debreczin, dem damaligen Sitz der ungarischen Regierung, und ward daselbst am 5. Februar zum Oberkommandanten der revolutionären Hauptarmee ernannt. Die Eifersucht Görgei's aber, sowie die Abneigung der Truppen vor dem schroffen, hochfahrenden Ausländer bereiteten ihm vielfache Schwierigkeiten. Die Schlacht bei Kapolna (26. bis 28. Febr. 1849) ward von D. angeordnet und persönlich mit größter Auszeichnung geleitet, hatte jedoch wegen des verspäteten Eintreffens Görgei's nicht den beabsichtigten Erfolg. Als nun D. beim Rückzug hinter die Theiß aus Unkenntniß des Terrains falsche Dispositionen traf, forderte ihn das gesammte ungarische Offiziercorps zur Abdankung auf, die auch die Regierung annahm. Indeß wurde der weitere Frühlingsfeldzug, erst unter Vetters u. später unter Görgei's Oberkommando, größtentheils nach den von D. schon früher entworfenen Plänen ausgeführt. D. war darauf mehre Monate in der Operationskanzlei zu Debreczin beschäftigt, bis er im Juni 1849 beim Herannahen der Russen das Kommando der ungarischen Nordarmee erhielt. Doch resignirte er noch vor Eröffnung des Sommerfeldzugs, weil sein Plan, in Galizien einzufallen, von der ungarischen Regierung nicht gebilligt wurde. Als in Folge der zwischen Kossuth und Görgei entstandenen Differenzen das Oberkommando von letzterem an Mészáros überging (2. Juli), wurde diesem D. als Generalquartiermeister an die Seite gegeben, in welcher Eigenschaft er den Rückzug der Theißarmee bis Szegedin und die Schlacht bei Szöreg (5. August) leitete. D. zog sich von hier nicht auf das von den Ungarn besetzte Arad, sondern auf die feindliche Festung Temesvar

zurück, vor deren Thoren er von der vereinigten österreichisch-russischen Macht auf's Haupt geschlagen und seine Armee völlig auseinander gesprengt wurde. Erst nach dieser Niederlage ward es Görgei möglich, seine Waffenstreckung zu vollführen, was D. durch einen Rückzug verhindert haben würde. D. rettete sich mit Kossuth und den andern Revolutionshäuptern auf türkisches Gebiet, ging erst nach Widdin und von da nach Schumla, wo er sich als nationalisirter Franzose durch die französische Gesandtschaft reklamiren ließ. Im Juli 1850 nahm er seinen Aufenthalt zu Paris. Außer einem Rückblick auf die polnische Revolution veröffentlichte er in polnischer Sprache „Denkwürdigkeiten über den ungarischen Krieg 1848 und 1849" (Par. 1849).

Demen (v. Griech.), Gemeinden, Gaue, der Plural von **Demos** (s. d.).

Dementia (lat.), Wahnsinn, Blödsinn als Geisteskrankheit.

Demer, Fluß in den belgischen Provinzen Limburg und Südbrabant, entspringt in der Gegend von Tongern, wird bei Diest schiffbar und mündet nach 11 Meilen Laufes unterhalb Arschot in die Dyle, nachdem er die Nebenflüsse Herk, Gete, Velpe und Lambek aufgenommen.

Demerara (Demerary), Fluß im britischen Guyana, mit noch unbekannter Quelle, hat einige bedeutende Katarakte und mündet nach einem Lauf von etwa 40 Meilen in den atlantischen Ocean. Er ist 22 Meilen weit schiffbar, und etwa 6 Meilen weit sind seine Ufer mit blühenden Ansiedelungen besetzt. Die Menge des mitgeführten Thons, welche ihm eine schmutzig gelbe Farbe verleibt, setzt er an seiner Mündung als flache Schlammbänke ab. Nach ihm ist (seit 1831) eine der 3 Grafschaften der Kolonie benannt, welche die Küstengegend zwischen Essequebo und Berbice umfaßt und 1851 einschließlich der Hauptstadt Georgetown 75,767 Einw. zählte.

Demeter, s. **Ceres**.

Demetrias (Demetriaba), im Alterthum Stadt in der thessalischen Landschaft Pelasgiotis, an der innern Bucht des pagasäischen Meerbusens, früher Pagasä, von Demetrius Poliorcetes erweitert u. nach ihm benannt, gewöhnliche Residenz der macedonischen Könige, wichtige Hafenstadt, durch ihre Lage in der Nähe des Pelion, des Passes Tempe und der Thermopylen, sowie die angrenzende Ebene einer der drei Hauptschlüssel (mit Chalcis und Korinth) von Griechenland. Deshalb bemächtigten sich ihrer bald die Römer, darauf besetzten sie die Aetolier; hier landete auch Antiochus von Syrien auf seinem Zuge nach Griechenland. Später sank die Stadt zur Unbedeutendheit herab. Geringe Ueberreste davon finden sich in der Nähe des jetzigen Volo.

Demetrius, 1) Könige von Macedonien: a) D. I., Poliorcetes (Städteeroberer), Sohn des Antigonus, hatte seinem Vater bereits in den unmittelbar nach dem Tode Alexanders des Großen ausgebrochenen Kämpfen tapfer zur Seite gestanden, als die Eifersucht der drei verbündeten Feldherren Cassander, Ptolemäus Lagi und Seleucus auf Antigonus abermals einen hartnäckigen Kampf herbeiführte. D. vertrieb den Seleucus aus Babylon 312, stellte, nachdem er dem Ptolemäus ganz Griechenland wieder entrissen, in Athen die Demokratie (308) her, wofür ihm die Athener göttliche Ehre erwiesen, schlug und vernichtete die Flotte des Ptolemäus bei Cyprus 307 und nahm darauf, wie auch sein Vater Antigonus, die Königswürde an. Nach einem vergeblichen Versuche, die Rhodier zu bezwingen, nahm er das unterdeß von Cassander, Polysperchon und Ptolemäus eroberte Griechenland abermals, ward aber durch die Schlacht bei Ipsus gegen Seleucus, Lysimachus und Cassander (301), worin sein Vater fiel, seiner Macht beraubt, indem Alles von ihm abfiel, und selbst die Athener, welche ihm das Pantheon zur Wohnung eingeräumt und ihn selbst zum „Oberfeldherrn des durch ihn befreiten Griechenlands" ernannt hatten, ihm die Thore verschlossen. D., der indessen durch Vermählung seiner Tochter an Seleucus seine Umstände gebessert hatte, eroberte Athen durch Hunger, behandelte es aber mit seltener Großmuth. Gleichwohl erfuhr er bei einem abermaligen Umschwung des Glücks von den Athenern dieselbe Undankbarkeit wieder. Im Jahre 294 wurde er, da Antipater allgemein verhaßt war, König von Macedonien. Im Kriege gegen Pyrrhus, Seleucus, Lysimachus und Ptolemäus (287) durch den Abfall seiner Soldaten vertrieben, ging er mit einem neuen Heere durch Kleinasien nach Syrien, mußte jedoch, da auch dieses Heer zu seinem Schwiegersohne Seleucus überging, sich diesem ergeben und † als Gefangener in Apamea 284. Sein Sohn Antigonus aber eroberte Macedonien wieder, und dessen Nachkommen behielten es bis zur Eroberung des Landes durch die Römer. — b) D. II., des Antigonus Gonatas Sohn, des Vorigen Enkel, folgte ungestört seinem Vater im Besitz des macedonischen Thrones, nachdem er als Jüngling demselben das entrissene Reich wieder erobert hatte. Seine zehnjährige Regierung ist bloß durch nicht unglückliche Kämpfe mit Alexander von Epirus und den barbarischen Grenzvölkern von Macedonien bezeichnet. Seine Pläne gegen Griechenland konnte er nicht ausführen, da der ätolische und achäische Bund bereits zu mächtig geworden waren. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Philipp III. — c) D. III., König Philipps III. von Macedonien Sohn, war ein vortrefflicher Fürst, geliebt in seinem Vaterlande. Als Geißel von seinem gegen die Römer unglücklich kämpfenden Vater nach Rom gesendet, wurde er hier durch die Intriguen seines älteren, ihn beneidenden Bruders Perseus als des Einverständnisses mit den Römern und verrätherischer Absichten auf den Thron schuldig erklärt und auf Befehl seines verblendeten Vaters, dem er in Rom große Dienste geleistet hatte, vergiftet.

2) Könige von Syrien: a) D. I., Soter, König von Syrien, Sohn Seleucus IV. Philopators, lebte zur Zeit der Ermordung seines Vaters durch Heliodorus als Geißel in Rom, daher Antiochus IV. Epiphanes und nach diesem Antiochus V. Eupator den syrischen Thron bestiegen, entwich aber auf den Rath des Geschichtschreibers Polybius 161 v. Chr. aus Rom, fand eine Partei in Syrien, nahm Antiochus Eupator und Lysias, den Erzieher des letztern und Verwalter des Reiches, gefangen, ließ sie hinrichten, gelangte auf diese Weise zur väterlichen Krone und wurde auch bald von den Römern anerkannt. Sogleich befreite er die Babylonier von des Timarchus und Heraclides Tyrannei (daher der Name Soter, d. i. Retter). Gegen die Juden sandte

er, von der griechenfreundlichen Partei aufgefordert, nach und nach vier Kriegsheere ab, wandte sich, als er hier nichts ausrichtete, gegen Kappadocien, vertrieb daselbst den König Ariarathes aus seinem Reiche und setzte den Orophernes auf dessen Thron, der jedoch kurz darauf wieder von jenem verdrängt wurde. Bald aber machte er sich bei seinen Unterthanen und Nachbarn so verhaßt, daß der von Ptolemäus, Attalus u. Ariarathes unterstützte Alexander Balas als angeblicher Sohn des Antiochus Epiphanes gegen ihn auftreten konnte und Anhänger fand. Von ihm in die Enge getrieben und dann in einer Schlacht (151 v. Chr.) besiegt, ward er auf der Flucht getödtet. Dem Alexander Balas folgte in der Regierung des D. Sohn, D. Nicator.

b) D. Nicator II. (Nicanor), des Vorigen Sohn, ward nach des Pseudo-Antiochus, Alexander Balas, Ermordung (146 v. Chr.) zum König ernannt, aber, da er die Regierung ganz seinem Liebling Lasthenes überließ u. fremde Soldaten in Sold nahm, schon im folgenden Jahre von Diodotus, dem Anführer des einheimischen Heeres, aus Antiochia vertrieben. Der Makkabäer Jonathan überließ ihm, gegen das Versprechen, die syrische Besatzung aus dem Kastell zu Jerusalem herauszuziehen, 3000 Mann, welche zur Beruhigung der aufrührerischen Hauptstadt kräftig mitwirkten, aber D. hielt sein Versprechen nicht. Als nun kurz darauf der Sohn des Alexander Balas, Antiochus Deus, unter Leitung des Diodotus Tryphon als Kronprätendent auftrat, schloß sich Jonathan an diesen an, eroberte für ihn das ganze Land bis nach Damascus hin und zwang den D. bei einem erneuerten Angriff auf Judäa zum Rückzuge. Nach Jonathans Ermordung durch Diodotus sammelte D. ein Heer in Seleucia am Orontes (140 v. Chr.) gegen Mithridates (Arsaces), König von Parthien, wurde aber nach mehren Siegen von diesem durch List gefangen genommen und nach Hyrkanien gesandt. Doch behandelte ihn der parthische König sehr gut, gab ihm seine Tochter zur Ehe und versprach ihm Wiedereinsetzung in Syrien. Als nun Diodotus von des D. Bruder, Antiochus Sedetes, gestürzt worden, wußte er sich die Liebe des Volks in dem Maße zu gewinnen, daß Sedetes von seinem Heere verlassen ward und in einer Schlacht blieb. Nun bestieg D. auf's Neue den Thron; allein ein Krieg gegen Aegypten und seine Härte machten ihn bei den Unterthanen so verhaßt, daß Ptolemäus Physcon einen jungen Alexandriner, Alexander Zazine, als Gegenkönig aufstellen konnte. D., bei Damascus von diesem geschlagen, kam in Tyrus, vergeblich eine Zuflucht suchend, ums Leben.

c) D. III., Eucärus (Euchäres), einer der letzten Seleuciden, besiegte (84 v. Chr.) mit seinem Bruder Philipp den Antiochus Eusebes (X.), der sich Syriens bemächtigt hatte, verdrängte dann seinen Bruder, der aber, von Arabern und Parthern unterstützt, zurückkehrte, den D. schlug, gefangen nahm und nach Parthien schickte, wo er †.

3) Fürsten, Großfürsten und Czare von Rußland: a) D. I., Alexandrowitsch, Sohn des Großfürsten Alexander I. Newsky, ward 1258 von diesem zum Fürsten von Nowgorod ernannt, nach dessen Tode zwar von seinen Unterthanen vertrieben, nach seines Nachfolgers Jaroslaw I. Tode jedoch wieder eingesetzt. Nach dem Tode des Großfürsten Wassili Wladimir 1276 bestieg er den großfürstlichen Thron, fand aber an seinem Bruder Andreas einen erbitterten Feind, der es dahin brachte, daß tatarische Horden unter dem Khan Mongu-Timur Rußland verheerten, D. zur Flucht zwangen und Andreas den Weg zum Throne bahnten. Durch den mächtigen Nogai aber gelangte D., als älterer Bruder und rechtmäßiger Erbe, wieder zur Regierung, die er unter beständigen Widerwärtigkeiten bis zu seinem Tode (1294) zu behaupten wußte, worauf Andreas den Thron bestieg.

b) D. II., Sohn des Großfürsten Michael, der von Georg Danilowitsch hingerichtet wurde, folgte 1320 seinem Vater als Fürst von Nowgorod, mußte aber dem Tatarenkhan sein Wort geben, daß er um das Großfürstenthum mit dem Mörder seines Vaters nicht weiter streiten wolle. Als jedoch 1325 Beide in der Horde des Khans zusammentrafen, stieß D. seinen Todfeind nieder, wofür ihn der Khan 10 Monate später hinrichten ließ.

c) D. III., Konstantinowitsch, Fürst von Susdal, wurde nach Johanns II. Tode 1360 vom Tatarenkhan Nawrus als Großfürst von Moskau eingesetzt, mußte aber nach Nawrus' Sturz dem von dessen Nachfolger Murut begünstigten jungen D. IV. 1362 weichen und † 1383 als Mönch.

d) D. IV., Iwanowitsch Donskoi, folgte 1363, von Murut Khan in der Würde eines Großfürsten bestätigt, dem Vorigen, suchte den innern Fehden der Lehnsfürsten u. den verheerenden Einfällen nowgorodscher Freibeuter zu steuern u. ließ den Kreml von Stein erbauen, wozu er 1367 den Grund legte. Sein großes Ziel war, das Vaterland vom Joche der Tataren zu befreien, u. selbst das Unglück vermochte nicht, ihm dasselbe aus den Augen zu rücken. Von Michael Alexandrowitsch von Twer aufgereizt, brach 1368 Olgerd, Fürst von Litthauen, mit seinen zügellosen Horden in D.' Land ein, vermochte aber Moskau nicht zu erobern. Kaum war dieser Sturm vorüber, als der Tatarenkhan Mamai in Rußland einfiel, um Michael von Twer auf den Thron von Moskau zu setzen. Doch wußte D. den Khan zu versöhnen und ward von demselben im Besitz des Großfürstenthums bestätigt. Dessen ungeachtet verlor er seinen großen Plan nicht aus den Augen, aber innere Kriege verhinderten noch dessen Ausführung. Ein Krieg mit dem Fürsten Michael von Twer endete mit der Unterwerfung Michaels, dem D. in weiser Mäßigung selbst den großfürstlichen Titel ließ. Darauf zog D. gegen die kasanischen Bulgaren, zwang ihren Sultan Machmet zur Unterwerfung und brach dadurch offen mit dem Khan Mamai. Rachebrütend sandte dieser ein neues Heer wider D., ward aber am 11. August 1378 von diesem an den Ufern der Woscha im Rjäsanischen aufs Haupt geschlagen. Im folgenden Jahre benutzte D. die Uneinigkeit unter Olgerds Söhnen, sein altes Eigenthum, die Städte Starodub u. Trubschewsk, wieder zu erobern. Mamai, um für die Niederlage an der Woscha Rache zu nehmen, brach endlich, im Bunde mit Jagello von Litthauen u. Oleg von Rjäsan, mit einer furchtbaren Macht gegen Rußland auf; aber auch D. erfocht, durch die Kampfslust seines Volkes unterstützt, am 6. Sept. 1380 auf der Ebene von Kulikow einen entscheidenden Sieg über die Tataren, die mehr als 200,000 Todte auf dem Schlachtfelde gelassen haben sollen. D. ward deshalb wie ein zweiter Alexander Newsky gepriesen und erhielt den Ehrennamen Donskoi,

d. i. der Donische. Doch verfolgte er seinen Sieg nicht weiter, sondern kehrte nach seiner Hauptstadt zurück. Schon im folgenden Jahre forderte der neue Khan Tochtamysch, daß alle russischen Fürsten als alte Unterthanen der Tataren unverzüglich in der Horde erscheinen sollten. Als die Russen sich weigerten, zu gehorchen, brach der Khan plötzlich, von Oleg von Rjäsan geführt, über die Wolga in Rußland ein und eroberte Moskau nach tapferer Vertheidigung durch List. Als D., der nach Kostroma geflohen war, nach dem Abzuge der Tataren zurückkehrte, fand er über 24,000 Erschlagene. D. durfte jetzt nicht hoffen, sich von dem mehr als je befestigten Joche der Tataren zu befreien, wenn ihm nicht innere Verwirrung in der Horde selbst zu Hülfe kam. Indessen gelang es ihm doch, das aufrührerische Nowgorod unter vortheilhaften Bedingungen zur Unterwerfung zu zwingen. Ohne sein Vaterland wieder unabhängig zu sehen, † er den 19. Mai 1389, seinen siebzehnjährigen Sohn, Wassili, als Nachfolger hinterlassend, von Volk und Bojaren tief betrauert.

e) D. V., jüngster Sohn Iwans II. des Schrecklichen, den 19. Okt. 1583, wenige Monate vor der Ermordung seines Vaters, geboren, ward durch Boris Fedorowitsch, Mitregenten des Czars Feodor Iwanowitsch, nach des letzteren Tode mit seiner Mutter Maria nach Uglitsch verwiesen und daselbst auf Befehl des Großfürsten von Moskau, Boris Godunow, den 15. Mai 1592 ermordet. Nach anderen Angaben rettete ihn seine Mutter, indem sie ein anderes ähnliches Kind unterschob. Aus der Ungewißheit seines Todes entstanden die falschen D. (Pseudodemetrius), deren erster 1603 auftrat und nach der Angabe Derer, die ihn für unächt halten, ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens Grischka Otrepiew, Sprößling einer adeligen, aber armen Familie zu Jaroslaw, gewesen sein soll. Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewski in Litthauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Woiwoden von Sandomir, Mniszek, der ihn dem polnischen König Sigismund III. vorstellte und ihm seine Tochter Marina zur Gemahlin gab. Durch außerordentliche Aehnlichkeit getäuscht und ein willkommenes Werkzeug in ihm erkennend, um Einfluß auf Rußland zu gewinnen, unterstützten ihn die Polen, und er begann nun den Krieg gegen Boris, der, wiederholt geschlagen, plötzlich starb, wie Einige meinen, an Gift. Sein Sohn und Nachfolger Feodor gerieth in Gefangenschaft und ward, nachdem D. 1605 in Moskau eingezogen und den Thron bestiegen, nebst seiner Mutter erdrosselt. D. regierte mit Kraft und Umsicht, doch brachte er das Volk gegen sich auf, als seine Braut, die katholische Marina Mniszek, mit 2000 Polen in Moskau erschien. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; das Volk, vom Fürsten Wassili Schuiskoi, dem D. schon früher einen Verrath großmüthig verziehen, geführt, brach in den Kreml ein, wobei D. u. viele Polen ermordet wurden. Marina, kaum dem Tode entronnen, ward in den Kerker geworfen. Ob dieser D. wirklich der ächte D. gewesen, ist nicht entschieden, Niemcewicz und alle Polen behaupten, die russischen Schriftsteller leugnen es. Schiller wählte ihn zum Helden eines Drama's, das Maltitz nach dem Plane des großen Dichters vollendete. Denselben Stoff behandelten neuerlich G. Kühne und Bodenstedt. Ein zweiter falscher D. trat 1607, nachdem Wassili Schuiskoi den Thron bestiegen, auf, gab sich für Eine Person mit dem erstern aus und behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben. Er schlug den Czar Schuiskoi bei Sandomir und fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn als ihren Gemahl anerkannte. Als aber der polnische Hetman Zolkjewski nach Wassili's Sturze Moskau für Sigismunds II. Sohn, Wladislaw, in Besitz nahm, floh der Pseudodemetrius nach Kaluga und ward dort 1610 von den Tataren auf der Jagd ermordet. Nach Einigen war er ein Jude, nach Andern ein Schullehrer aus Sokola in Westpreußen, noch Andere halten ihn für einen Sohn des Fürsten Andrei Kurbski. Ein dritter falscher D. war der Diakon Sidore, der sich der Stadt Pleskow bemächtigte, aber, von den Einwohnern vertrieben, von den Kosaken gefangen nach Moskau ausgeliefert und daselbst 1613 hingerichtet wurde. Ein vierter falscher D. war der angebliche Sohn von D. Grischka und der Marina Mniszek, der nach seines Vaters Tode im Gefängnisse geboren, durch einen treuen Diener gerettet und einem Kosaken überliefert worden sein sollte. Der ihn taufende Priester grub durch ätzende Mittel Schriftzüge auf seine Schulter, die 26 Jahre darauf, als er sich badete, von einem russischen Priester für ein Zeugniß seiner Abkunft gehalten wurden und ihm die Unterstützung des Königs Wladislaw von Polen verschafften. Nach dessen Tode verlassen, floh er nach Schweden und von da zu dem Herzog von Holstein, der ihn aber, um eine Schuld zu bezahlen, die der von ihm nach Persien geschickte Gesandte, Otto Brückmann, gewirkt hatte, an den Czar auslieferte, worauf der Pseudodemetrius 1665 zu Moskau geviertheilt wurde.

4) D. Phalereus (d. i. aus Phalerum, Hafenstadt Athens), griechischer Philosoph, geboren in niedrigem Stande um 345 v. Chr., war Theophrasts Schüler u. gewann in Athen als Redner bald großen Einfluß, so daß ihn Cassander 317 an die Spitze der Verwaltung der Stadt erhob. Seine zehnjährige Verwaltung war die glücklichste Periode in der spätern atheniſchen Geschichte, was die Athener dadurch anerkannten, daß sie ihm 360 Statuen errichteten. Als 307 D. Poliorcetes gegen Athen rückte, ging D., von den undankbaren Athenern zum Tode verurtheilt, nach Alexandria; hier von Ptolemäus Lagi ehrenvoll aufgenommen, unterstützte er ihn bei der Anlegung der Bibliothek. Dessen Nachfolger, Ptolemäus Philadelphus, schickte ihn jedoch in eine entfernte Provinz ins Exil, wo er nach 283 v. Chr. †, angeblich am Bisse einer Schlange. D. gehörte als Philosoph zur peripatetischen Schule und hinterließ zahlreiche Schriften, von denen aber keine auf uns gekommen ist. Ihm wird mit Unrecht ein (wohl vom Sophisten Demetrius aus Alexandria unter Marc Aurel verfaßtes) rhetorisches Werk „Ueber den Ausdruck" beigelegt, herausgegeben am besten im 9. Theile der „Rhetores graeci" von Walz (Stuttgart 1836). Vgl. Dohre, De vita et rebus Demetrii Phal., Kiel 1825.

Demi (franz.), halb, in Zusammensetzungen.

Demidow, reiches russisches Geschlecht, das sich besonders durch die eifrige Betreibung seiner Eisen- und andern Bergwerke am Ural, im Gouvernement Perm und in Sibirien auszeichnete und großartige Anstalten ins Leben rief. Merkwürdig sind:

1) Nikita D., der Stammvater der Familie, um 1665 geboren, ursprünglich Hammerschmied zu Tula, lieferte in dem Kriege mit Schweden Peter dem Großen Kanonen. Unter seiner Leitung legte 1699 die russische Regierung zu Newiansk im Distrikt Jekatherinenburg die erste Eisengießerei in Sibirien an, die D. mit so viel Geschick verwaltete, daß ihn der Kaiser adelte und ihm 1702 die ganze Eisengießerei schenkte. Durch einen glücklichen Zufall entdeckte D. 1725 in Sibirien die Minen von Kolyba, deren Ausbeute den unermeßlichen Reichthum seiner Familie begründete.

2) Akinfij (d. i. Hyacinth) Nikitowitsch D., Sohn des Vorigen, legte am Irtysch, im Altai und am See Kolyba mehre Gold-, Silber- und Kupferbergwerke an, die er durch deutsche Bergleute betreiben ließ, gründete 1725 am Fuße des Magnetberges das noch jetzt blühende Eisenwerk Nishnei Taghilsk, wurde kaiserlicher Staatsrath und † um 1740.

3) Procofij Akinfijewitsch, Bruder des Vorigen, um 1730 zu Moskau geboren, widmete sich, wie sein Vater u. Großvater, dem Bergbau u. erwarb sich ungeheure Reichthümer, gründete 1772 eine Handelsschule zu Moskau, die 1800 nach Petersburg verlegt wurde, und † zu Moskau den 4. November 1786.

4) Paul Grigorjewitsch, den 29. December 1738 zu Reval geboren, studirte zu Freiberg Mineralogie, zu Upsala unter Linné Naturwissenschaften, errichtete in seinem Palaste zu Moskau ein reiches naturhistorisches Kabinet u. verwandelte die Umgebungen dieses Palastes in einen botanischen Garten. Später schenkte er den größten Theil seiner Sammlungen der Universität zu Moskau u. gründete bei derselben einen Lehrstuhl der Naturwissenschaften. Zu Jaroslaw errichtete er eine Akademie, die er Athenäum nannte u. die jetzt das Lyceum D.s heißt. Er † als kaiserlich russischer geheimer Rath zu Moskau den 1. Juni 1821.

5) Nikolai Nikititsch, Graf von D., am 3. November 1773 im Schlosse Tschekowitz bei Petersburg geboren, trat früh unter die kaiserlichen Garden und machte als Adjutant Potemkins zwei Feldzüge gegen die Türken mit. Im Jahre 1792 ward er Oberstlieutenant eines Grenadierregiments und 1794 Kammerherr der Kaiserin. Von Paul I. zum Kammerherrn, Kommandeur des Malteserordens und Mitglied des Handelsdepartements ernannt, verließ er den Militärdienst, durchreiste Deutschland, Italien, Frankreich u. England, überall die Bergwerke in Augenschein nehmend, brachte eine große Zahl deutscher Bergleute nach Rußland mit, die er in seinen Minen beschäftigte, u. gründete auf seinen Gütern eine Sensenfabrik, eine Zeichenschule &c. Bei dem Einfalle der Franzosen 1812 errichtete er auf seine Kosten ein Regiment, an dessen Spitze er thätigen Antheil an der Schlacht bei Borodino nahm und das er so lange selbst kommandirte, als der Feind auf russischem Gebiete stand. Dann nahm er als Oberst seinen Abschied u. ward geheimer Rath. Seine reiche naturhistorische Sammlung, die er aus dem Brand von Moskau gerettet, schenkte er dieser Stadt, deren Universität ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Nach 1815 wohnte er mehre Jahre zu Paris, wo er die ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten um sich versammelte. Seine Gesundheit nöthigte ihn indeß, den milden Himmel Italiens aufzusuchen, von wo aus er seine Domänen selbst verwaltete. Seine Akademie für Malerei, Bildhauerei und Architektur bereicherte er mit Abdrücken der Modelle des Vatikans. Er gründete eine Kolonie in Tauris u. stattete sie mit allem Nöthigen und Nützlichen reich aus. Er † zu Florenz am 22. April 1828. Er schrieb: „Einiges über Handelsbilanz, über die Theorie der Kapitalien und über einige Gegenstände der öffentlichen u. Privatpolitik" (ins Französische übersetzt, Petersburg 1826 u. 1827).

6) Anatolij, Fürst D., Sohn des Vorigen, geboren den 24. März 1813 zu Moskau, zeichnete sich schon als Knabe und Jüngling durch regen Fleiß und Talent aus, indem er die Kurse der Colléges St. Barbe und St. Louis, der Rechtsschule u. zuletzt selbst den der polytechnischen Schule zu Paris in kurzer Zeit rühmlich vollendete. Seine spätere Thätigkeit war vorzüglich einmal durch unermüdlich werkthätige Menschenliebe und dann durch Begeisterung für Wissenschaft u. Kunst charakterisirt. Er rief nicht nur in Petersburg und anderen Städten Rußlands die großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten ins Dasein, sondern auch Florenz, sein späterer mehrjähriger Aufenthaltsort, hatte sich seiner liberalen Fürsorge in dieser Beziehung zu erfreuen. Zur Zeit des Krimmkriegs stellte er die Hälfte seiner jährlichen Einkünfte dem Kaiser zur Verfügung, u. bei dem ersten Auftreten der Cholera in Petersburg hatte er auf seine Kosten ein Hospital gegründet u. darin selbst an der Pflege der Kranken sich betheiligt. Die demidowschen Bergwerke sind eben so viele äußerste Vorposten europäischer Kultur, Wissenschaft und Kunst geworden, auf denen selbst astronomische Observatorien nicht fehlen. Ueberhaupt sucht D. Kunst u. Wissenschaft nach allen Seiten hin zu fördern, jene durch Unterstützung der Künstler u. Herstellung ausgewählter Sammlungen von kostbaren Kunstwerken aller Art in seinen Palästen und Landsitzen, diese nicht nur durch pekuniäre Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen, sondern auch durch zahlreiche eigene Arbeiten, die ihm selbst die Auszeichnung verschafft haben, Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften zu werden. In den Jahren 1837—40 veranstaltete er eine wissenschaftliche Expedition namhafter Naturforscher u. Ingenieure nach Südrußland, um die dort vermutheten mineralischen Schätze, namentlich die zur Weckung u. Förderung der Industrie unentbehrlichen Steinkohlenlager aufzusuchen u. daneben jene Länder, die Sitze uralter Kultur, nach allen Richtungen hin zu erforschen. Er selbst untersuchte mit dem französischen Gelehrten de Sainson die ganze Nordküste des schwarzen Meeres und die Halbinsel Krimm in geschichtlicher und statistischer Beziehung. Die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Expedition stellte er zusammen in dem Prachtwerke: „Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécutée en 1837 sous la direction de M. Anatole de D. par M. de Sainson, le Play, Huot, Léveillé, Raffet, Rousseau, de Nordmann et du Ponceau" (Par. 1840 ff., 4 Bde., deutsch von Neigebaur, Bresl. 1854, 2 Bde.). Außerdem erschienen von ihm: „Lettres sur l'empire de Russie" (Par. 1840); „Observations météorologiques etc. à Nyne-Tagielsk" (das. 1839 ff.) u. A. m. Er blieb bei dieser ausgebreiteten Thätigkeit auch dem Staats-

dienst nicht fern, indem er zuerst Attaché der russischen Gesandtschaft in Rom und dann russischer Geschäftsträger am großherzoglichen Hofe zu Florenz war, wo er zu Gunsten des regierenden Hauses, wie des päpstlichen Stuhls 1849 eine höchst umsichtige Thätigkeit entwickelte. Seine 1841 mit der Prinzessin Mathilde, der Tochter Jérôme's, des Exkönigs von Westphalen, geschlossene Ehe ward 1853 wieder gelöst. Er lebte seitdem meist in Italien.

Demi-lune (franz.), Halbmond, s. v. a. Ravelin.

Demi-Monde (franz.), Halbwelt, in einem Drama Dumas des Jüngern Bezeichnung der abenteuerlichen Gesellschaftsklasse der Kurtisanen, Spieler u. anderer Abenteurer höherer Gattung, welche im Aeußeren Sitten und Lebensweise der höheren Stände nachzuahmen sucht.

Demir Hissar (d. i. Eisenburg), Stadt im türkischen Ejalet Saloniki, an der Kuschowa, einem Zufluß des Struma, mit Schloß und 8000 Einw.

Demirkapu (d. i. eisernes Thor), merkwürdige Felsenge, in welcher die Donau auf der Grenze zwischen der österreichisch-serbischen Militärgrenze und Serbien zwischen Orova und Gladowa, $^1/_2$ Stunde unterhalb des Strudels von Tachtali, durch einen auf der serbischen Seite vorspringenden Felsen bis auf 200 Schritt eingeengt wird. Gegenüber auf der österreichischen Seite fällt die Felswand senkrecht zum Strom ab. Das Gebirge an dieser Seite, von Tachtali bis D., heißt Alibeg nach einer weiß schimmernden kolossalen Felsenkurve. Der Strom schießt in 3 Katarakten mit heftiger Gewalt durch den Engpaß und breitet sich gleich jenseits desselben (bei Gladowa) schnell rechtshin aus. Die Tiefe beträgt an der engsten Stelle 168 Fuß. Neuerlich hat man mit Erfolg an der Beseitigung dieses Hindernisses der Schifffahrt gearbeitet. D. heißt auch ein Paß über den Balkan, der von Islivne nach Trnowa und Rustschuk führt.

Demiurg (v. Griech.), Handwerker und gewerbtreibender Künstler, vorzugsweise Kuchenbäcker; in Athen eine besondere Bürgerklasse (die Gewerbtreibenden), neben den Eupatriden (Adel) und Geomoren (Zinsbauern), s. Athen. In den dorischen Städten hießen D.en die höchsten obrigkeitlichen Personen. Bei den christlichen Gnostikern war D. die Gottheit als Weltschöpfer, der Judengott, den sie (nach 1. Mos. 1) als den Weltschöpfer ansahen, aber zugleich für ein Wesen hielten, welches von dem höchsten Gott erst in unendlicher Entfernung abstamme und eben so unfähig sei, Vollkommenes zu wollen, als den Widerstand der ewigen Materie zu bändigen (s. Gnosticismus und Gnostiker). Bei den Neuplatonikern bezeichnet D. die Weltseele, von welcher die sichtbare Welt, gleichsam als ihr Leib, gebildet wurde; bei den Kirchenvätern aber zuweilen den Logos, sofern derselbe als das Organ Gottes bei der Weltschöpfung gedacht ward.

Demjanka, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Tobolsk, der Abfluß des Sterpensee's Uganskoe Osero, vereinigt sich mit dem Irtyschstrom, ist breit, tief und wasserreich und enthält viel Fische.

Demjansk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, war noch zu Anfange dieses Jahrhunderts ein unbedeutendes Kirchdorf, zählte aber 1858 schon 1890 Einwohner, die sich von Ackerbau, Viehzucht, Flachsbau und Leinweberei, Oelschlägerei, Gemüsezucht und namentlich von der Salzfracht ernähren, indem die großen Gradirwerke von Staraja Russa, welche in diesem Kreise liegen, ganz in der Nähe von D. befindlich sind.

Demme, 1) Hermann Christian Gottfried, deutscher Kanzelredner und Schriftsteller, am 7. September 1760 in der damals noch freien Reichsstadt Mühlhausen geboren, ward nach vollendeten Studien Subkonrektor des dortigen Gymnasiums, 1796 Superintendent daselbst, 1801 aber als Generalsuperintendent und Konsistorialrath nach Altenburg berufen, wo er nicht nur als geistvoller Prediger, sondern auch als Ordner des Kirchenwesens und als eifriger Beförderer des Jugendunterrichts segensreich wirkte. Er † am 25. December 1822. Er schrieb unter dem Pseudonym Karl Stille: „Der Pächter Martin und sein Vater" (Leipzig 1792 f., 2 Thle.; 3. Aufl. 1802, 3 Bde.); „Karl Stille" (Riga 1792 f., 2 Thle.); „Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben" (Leipzig 1793); „Abendstunden in dem Familienkreise gebildeter und guter Menschen" (Gotha 1804 f., 2 Bde.) u. A. Auch bearbeitete er die neuen kirchlichen Gesangbücher in Mühlhausen und im Herzogthum Altenburg, die mehre Lieder von ihm enthalten.

2) Wilhelm Ludwig, Sohn des Vorigen, geboren den 20. März 1801 zu Mühlhausen, begann 1826 die advokatorische Praxis zu Altenburg, nahm, seit 1837 in eine langwierige Untersuchung verwickelt, 1849 seinen Wohnsitz in Jena, 1850 in Würzburg, dann in Hildburghausen und endlich in Augsburg. Er machte sich als Fortsetzer der hitzigschen „Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege" (Leipzig 1837—52), sowie durch das „Buch der Verbrechen" (das. 1851, 4 Bde., neue Folge 1852—54, 4 Bde.) bekannt. Seit 1857 gibt er auch die „Schwurgerichtszeitung" heraus.

Demmin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, an der Peene, welche bis hierher für kleine Seeschiffe fahrbar ist u. hier die Trebel und Tollense aufnimmt, hat 3 Vorstädte, 4 Plätze, eine Kirche, ein Spital, Tuch-, Leinen-, Strumpf- u. Tabaksfabrikation, Gerbereien, Fischerei, Leinwandbleichen, Seehandel und 7660 Einw. D., im Mittelalter Timin, Dymin, auch Dammin genannt, eine der ältesten Städte Pommerns, wird schon zu Karls des Großen Zeit als wichtiger Handelsplatz erwähnt. Im 12. Jahrhundert hatte es schon Mauern und ward 1148 von Erich V. von Dänemark vergeblich belagert, jedoch 1164 von Heinrich dem Löwen erstürmt u. zerstört. Im Jahre 1191 wieder aufgebaut, ward die Stadt 1211 von dem König Waldemar von Dänemark erobert, der sich in ihrem Besitze bis zu seiner Niederlage bei Bornhöved 1227 behauptete. Seitdem theilte D. das Schicksal Pommerns. Es gehörte zum Hansabunde und erhielt im 13. Jahrh. das lübische Recht. Vor dem dreißigjährigen Kriege war die Stadt weit größer, als jetzt. In den Jahren 1627 bis 1639 wurde sie abwechselnd von den Kaiserlichen u. den Schweden genommen, und selbst nachdem sie im westphälischen Frieden mit Vorpommern an die Schweden gekommen, die sie befestigten, hatte sie noch viele Kriegsdrangsale, besonders in den Kriegen zwischen dem großen Kurfürsten und den Schweden,

zu erdulden. In den Jahren 1659, 1676 u. 1715 fiel D. an Brandenburg; 1721 ward es wieder an die Schweden abgetreten, die es auch 1757 u. 1758 besetzten. Später wurden die Festungswerke geschleift. Im Jahre 1815 kam D. mit Pommern an Preußen.

Demobilmachung (v. Franz.), das Abgeben der Feldequipagen nach der Beendigung eines Krieges, wo die höheren Feldverpflegungen bei den Truppen aufhören u. die Versetzung von dem Kriegs= in den Friedensstand anfängt.

Democritus, griechischer Philosoph aus Abdera in Thracien, nach Andern aus Milet stammend, geboren um 470 v. Chr., ward in seinem Vaterhause durch Magier und Chaldäer, welche Xerxes daselbst zurückgelassen haben soll, in der Astrologie u. orientalischen Götterlehre unterwiesen, unternahm als Mann zur Befriedigung seiner Wißbegierde große Reisen bis nach Indien und Afrika und machte sich auch mit den Philosophemen der jonischen Schule, der Pythagoräer, der Eleaten, vorzüglich aber mit denen des Leucippus bekannt. Als Lehrer in seiner Vaterstadt Abdera auftretend, lebte er anfänglich in großer Dürftigkeit; nachdem aber seine Schriften bekannt geworden, soll er reichlich belohnt u. sogar durch Bildsäulen geehrt worden sein. Als ein Mann von heiterer Gemüthsart, betrachtete er die Thorheiten seiner Mitbürger mehr als Gegenstände des Lachens, denn des Spottes, trachtete, sich von jeder Betheiligung an den Angelegenheiten des Staats fernhaltend, nach einer völlig gleichmäßigen und ungestörten Behaglichkeit des Lebens und verfaßte zahlreiche Schriften, welche ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen u. der Nachwelt erworben haben. Sein beständiges Lachen vor den Leuten, welches ihm den Beinamen Gelasinos erworben haben soll, mag aus seiner heiteren Lebensansicht gefolgert sein. Als Philosoph ist D. in sofern von Bedeutung, als er neben Socrates, vielleicht schon vor diesem, die Philosophie in dem Umfange lehrte, wie sie von den Griechen ausgebildet wurde. Doch wissen wir kaum etwas Bestimmtes über seine Lehre, da von seinen Schriften nichts übrig geblieben ist. Im Gegensatz zu den Eleaten, welche nur Vernunfterkenntniß zuließen, verwarf D. keineswegs die Sinnesanschauung als einen Grund geistiger Erkenntniß, sondern behauptete nur, daß dieselbe oft unsicher u. ungewiß sei und nicht selten bloß auf Affektionen des Körpers ohne reale Gültigkeit beruhe, weshalb die Vernunft den Grund der sinnlichen Wahrnehmung genau zu untersuchen habe, da sie allein im Stande sei, Wahres vom Falschen, Gewisses vom Ungewissen zu unterscheiden. Aus seinen physikalischen Lehren läßt sich mit ziemlicher Gewißheit folgern, daß er Uebereinstimmung des Bildes, welches von einem Gegenstande in unserer Seele entstehe, mit dem Gegenstande, von dem es ausgegangen, für das wesentliche u. einzige Erforderniß der Wahrheit hielt. Da dieses aber nur durch einen freien und unabhängigen Gebrauch der Vernunft erlangt werden könne, so sei es für den Menschen sehr schwer, sich bis dahin emporzuschwingen, u. demnach bleibe die Wahrheit den Meisten ein tief verhülltes Problem. Der Glaube an Götter paßte in ein solches System nicht, doch wagte D. nicht, denselben gänzlich zu verwerfen. Obwohl er die Ethik von der Philosophie nicht ausschloß, so ließ doch sein ganzes System kein immaterielles ethisches Princip zu, und deshalb behauptete er, das höchste menschliche Glück bestehe in einem Zustande völliger Seelenruhe, also in einem Zustand, in welchem sich die Seele nicht bloß in einem völligen Gleichgewicht ihrer Kräfte befinde, sondern auch von jeder Gemüthsbewegung, jeder beunruhigenden Sorge, jeder Furcht vor Menschen u. Göttern und allen Leidenschaften frei sei. Um zu diesem Glücke zu gelangen, sagte D., müsse man den Lehren der Weisheit, d. i. der Philosophie, folgen, welche uns von den Seelenstörungen u. Seelenkrankheiten auf gleiche Weise befreie, wie die Medicin den Körper von körperlichen Uebeln. Es finden sich bei den alten Schriftstellern eine Menge praktische Regeln, welche D. aufstellte, um durch sie dem Menschen den Weg zu jenem Zustande irdischen Glücks zu zeigen. Aeußerst zahlreich sind auch die physikalischen Ansichten, welche die Alten von D. erwähnen; doch erscheinen sie sämmtlich vereinzelt, u. es ist unmöglich, sie in ein System zusammenzustellen. Sein Styl war blühend u. wird von Cicero gerühmt, und alle seine Schriften zeichneten sich durch ungewöhnlichen Scharfsinn aus. Vgl. Geffers, Quaestiones Democriteae, Göttingen 1829; Burchard, Democriti Abderitae de sensibus philosophia, Minden 1830, und Fragmente der Moral des D., das. 1834. Am vollständigsten hat die Fragmente der zahlreichen Schriften des D. gesammelt Mullach, Democriti Abderitae operum fragmenta, Berlin 1843. Nach D. hat Weber sein Buch „D. oder die Kunst zu lachen" betitelt.

Democritus, Christianus, s. Dippel.

Demodocus, der gottbegeisterte, blinde Sänger des Phäakenkönigs Alcinous auf Scheria (Korfu), dem die Muse „die Augen nahm und süße Gesänge gab". Im Hause des Königs singt u. spielt er zum Mahl, auf dem Markte zum Tanz. In Odysseus' Gegenwart trägt er die Sagen vom Streit des Odysseus und Achilles, von der Liebe des Ares und der Aphrodite, von der Erfindung des Rosses vor, mit dessen Hülfe die Danaer Ilium eroberten. Er soll ein Lakonier gewesen sein, im pythischen Wettkampfe als Sänger gesiegt und von dort den Agamemnon nach Mycenä begleitet haben. Sein Lied von Troja's Untergang trug Odysseus bei einem Wettkampfe in Tyrrhenien vor und siegte damit. Am Apollothore zu Amyclä war D. abgebildet, wie er zum Tanze der Phäaken die Harfe spielt.

Demogerontes (griech.), Volksälteste oder Gemeindevorsteher, welche schon im Alterthum, dann auch während des Mittelalters in den griechischen Gemeinwesen eine Art von Lokalobrigkeit bildeten. Sie wurden von den Bürgern durch freie, nicht an einen Census gebundene Wahl, meist aus den angesehenen Familien gewählt und gewannen sich in Folge der Vererbung ihres Amtes in einzelnen Familien nach und nach die Stellung einer Art von Lokal= oder Provinzialadel, der namentlich im Peloponnes eine bevorzugte Stellung einnahm. Sie hießen auch Archonten, Ephoren, Proestoi, türkisch Kodscha=Baschi.

Demoiselle (franz.), ursprünglich die Frau eines Knappen; später unverheirathetes Frauenzimmer.

Demokratie (v. Griech.), Herrschaft des Volks, im Gegensatz zur Aristokratie (s. d.). Gewöhnlich

betrachtet man die D. unter drei Gesichtspunkten: als reine D., als repräsentative D. und als D. im Staate von gemischter Verfassung. Die *reine* D., welche in der rechtlichen Souveränetät der gesammten Masse der Aktivbürger, Frauen, Unfreie, Unmündige und Bescholtene ausgenommen, besteht, bildet den Gegensatz zu der Monarchie und Aristokratie, ist aber, da sie persönliche Theilnahme aller Berechtigten an der Verwaltung und Regierung des Staats bedingt u. die Entscheidung über alle wichtigen Fragen der Mehrheit der Stimmen überläßt, nur in sehr kleinen Staaten und bei noch einfachen Staats- und Lebensverhältnissen praktisch durchzuführen. Auf größere Reiche u. zusammengesetztere Verhältnisse angewandt, muß sie die *repräsentative* Form annehmen, läuft aber hier Gefahr, entweder die Aristokratie aus sich selbst heraus zu gebären, oder in Anarchie unterzugehen. Ein besseres Prognostikon stellt man der Wirksamkeit des demokratischen Princips in *gemischter Verfassung*, wo man ihm nachrühmt, daß es dem Zuvielregieren und Volksbevormunden entgegentrete, persönliche Freiheit, Autonomie der Gemeinden und Individuen ꝛc. herbeiführe, während das Regieren selbst ein aristokratisches Geschäft bleiben soll. Es kann aber unter demokratischem Princip nicht Volks- oder Pöbelherrschaft verstanden werden, sondern einzig die auf der Idee eines Gesammtrechts des zur Staatsgesellschaft vereinigten, aus vernunftrechtlich vollbürtigen Mitgliedern bestehenden Volks beruhende Richtung nach möglichst zu verwirklichender Gemeinschaftlichkeit der Ausübung solchen Rechtes, folglich auch nach gleichheitlicher Theilnahme Aller sowohl an den der Gesammtheit zukommenden politischen Rechten, als an den von solcher Gesammtheit zu gewährleistenden gemein bürgerlichen und menschlichen Rechten. Die erste Forderung dieses Princips ist Rechtsgleichheit, sein erster Gegensatz Bevorrechtung. Gerade deshalb darf die D. in diesem Sinne nicht als Gegensatz zur Monarchie hingestellt werden; denn ist es einerseits mehr als Glaubenssache geworden, daß ein monarchisches Haupt verpflichtet, berufen und sogar aus eigenem Interesse veranlaßt sei, das Recht der Volksgesammtheit zu ehren und die Gleichheit der Rechte aller Staatsangehörigen zu schirmen, und daß da, wo der Thron mit hinreichender Gewalt ausgestattet ist, eine weitere Beschränkung des gemeinen Volksrechts, namentlich durch aristokratische Vorrechte, als unnöthig und verwerflich erscheint, so stellt sich andererseits eben so überzeugend heraus, daß in größeren und kultivirteren Staaten, in welchen die reine D. der Gefahr des Herabsinkens zur Aristokratie oder Ochlokratie ausgesetzt ist, das demokratische Princip sich weit sicherer und der Vollständigkeit annähernder unter der monarchischen Regierungsform verwirklichen lasse, als unter jeder anderen. Feindlich steht der D. nur das aristokratische Princip gegenüber: hier Gleichheit der Rechte und Pflichten, dort Privilegien und Vorrechte; zwischen beiden allein kann nur Kampf bestehen. Versöhnend zwischen beiden kann aber sowohl die monarchische, als die republikanische Staatsform eintreten, u. nur durch diese wird eine Theilung der Herrschaft jener möglich. Diese Theilung ist sogar nothwendig und heilsam, weil die Alleinherrschaft eines der beiden Principien in keiner Regierungsform vollkommen realisirt werden kann. Hier tritt zwischen beiden das Verhältniß des Gleichgewichts oder des Uebergewichts ein, und hierfür ist keine allgemeine Bestimmung möglich, da Staatsform, Eigenthümlichkeit, Macht und Bildungsstufe des Volks hier ein besonderes Maß vorschreiben. Der Sprachgebrauch unterscheidet aber bei dieser Theilung des Einflusses das demokratische Element vom demokratischen Princip. Wenn dieses der Grundsatz, d. h. das Streben nach demokratischen Einrichtungen und Gesetzen in Staat, Gemeinde u. sonstigen gesellschaftlichen Verbindungen ist, so beruht jenes in dem hier und da solchem Grundsatz wirklich zu Theil gewordenen oder verbliebenen, mehr oder minder geräumigen, positiven Rechtsboden oder auch bloß in dem faktischen, mehr oder minder mächtigen Einfluß. Es liegt demnach im Interesse des demokratischen Princips, diesem Element möglichste Geltung und Ausbreitung zu verschaffen, im Interesse der Aristokratie aber das direkte Gegentheil. Das demokratische Princip widerstrebt jeder Ungleichheit, die nicht auf Gründen beruht, welchen der vernünftige Gesammtwille beipflichten muß, u. verlangt die Wiederherstellung der Gleichheit, d. h. die Wiederaufhebung der Ungleichheit, sobald jene Gründe aufhören oder von Gegengründen überwogen werden. Das demokratische Princip erlaubt aber nicht nur die Ausschließung aller natürlich Unvollbürtigen vom Stimmrecht, sondern widerstreitet auch nicht der naturgemäß nach der Verschiedenheit des Talents, der moralischen Kraft, des Vermögens ꝛc. sich richtenden faktischen Ungleichheit des politischen Einflusses, wie der verschiedenen Theilnahme an den socialen Genüssen. Es zieht ferner (wenigstens in den Staaten von bedeutenderem Umfang) einen durch weise, geregelte, freie Wahl gebildeten Volksausschuß der allgemeinen Stimmgebung vor und ehrt nicht nur die schon vernunftrechtlich bestehenden oder gültig ins Dasein tretenden Ungleichheiten der rechtlichen Zustände (nach Rechtsfähigkeit, Besitzthum u. gegenseitigen Verpflichtungen), sondern verträgt sich selbst mit der aus Gründen des allgemeinen Wohls, also im Einklang mit dem vernünftigen Gesammtwillen, geschehenden positiven Statuirung noch weiterer Ungleichheiten, in sofern dieselben fortwährend widerruflich bleiben durch eben den Gesammtwillen, der sie ins Leben rief. Nur jene Bevorrechtung oder Begünstigung, die sich als selbstständiges, auch wider den Gesammtwillen zu behauptendes Recht geltend machen will, widerstreitet dem demokratischen Princip. Ebenso widerstreitet demselben jede, auf die Forterhaltung der die Bevorrechtung in Schutz nehmenden Gründe gerichtete Sorgfalt. Es verlangt vielmehr, daß diese Gründe so schnell u. vollkommen, als möglich, aufgehoben und dergestalt die Hindernisse der allgemeinen Rechtsgleichheit beseitigt werden. Es dringt also zumal auf die Verbreitung der politischen Bildung und überhaupt der Intelligenz unter allen Klassen des Volks, sowie auf die thunlichst allen diesen Klassen gleichmäßig freigegebene Theilnahme an den Wohlthaten der Gesellschaft. Das demokratische Princip, nach seiner bisher gegebenen Charakterisirung, ist aber durchaus nicht zu verwechseln mit dem *republikanischen*. Dieses nämlich geht allernächst und ganz eigentlich auf die Staatsform, d. h. auf die Personifikation der Staats-

gewalt; jenes geht auf das Wesen des Rechts, auf die Rechtsgleichheit, d. h. im Allgemeinen bloß Gleichheit der angeborenen Rechte, und Gleichheit der Erwerbsrechte, nämlich gleiches Recht, zu erwerben, u. unter Voraussetzung gleicher Thatsachen auch Gleichheit der daraus fließenden Folge. Das republikanische Princip, nach seinem allgemeinen Begriff, führt den Krieg nur gegen die Monarchie, aber es duldet die Aristokratie, ja es kann sich derselben, wofern nicht die allereinfachsten Lebensverhältnisse im Staate obwalten, kaum jemals erwehren, und auch in der privatrechtlichen Sphäre erträgt es die mannichfaltigste Rechtsungleichheit, wie selbst die Sklaverei und mancherlei andere Ungebühr des historischen Rechts. Das republikanische Princip, nicht minder als das monarchische, bedarf der Belebung durch das mit ihnen zu verbindende demokratische; aber zwischen dem republikanisch-demokratischen u. dem monarchisch-demokratischen Princip können, in Bezug auf die Vorzüglichkeit des einen oder des anderen, nur die konkreten Verhältnisse bestimmter Völker und Zeiten den Ausschlag geben.

Demoliren (v. Franz.), zerstören, schleifen, als Festungswerke, Gebäude oder Brücken, besonders um dem Feinde ihren Gebrauch zu entziehen.

Demolitionssystem (v. Lat.), ein solches Befestigungssystem, wo gleich bei Erbauung der Festungswerke zur theilweisen Selbstzerstörung derselben, wenn sie vom Feinde erobert worden sind, die nöthigen Einrichtungen getroffen werden. Rimpler brachte in seinem System diese Idee zuerst zur Ausführung. Die zu diesem Zwecke angelegten Minen, die man später nur mit Pulver zu füllen braucht, heißen Demolitionsminen. Hauptsache ist die Geheimhaltung der Existenz solcher Systeme, weil sie sonst vom Feinde zerstört werden können, ehe sie in Wirksamkeit treten. In der neueren Befestigungskunst werden die detachirten Werke mit Demolitionsminen versehen, um sie, wenn sie aufgegeben werden müssen, in die Luft sprengen zu können.

Demonax, aus Cyprus, Cyniker zu Athen im 2. Jahrhundert n. Chr., starb, über hundert Jahre alt, heitern Muthes, wie er gelebt hatte, eines freiwilligen Todes, um den Schwächen des Alters zu entgehen, und ward auf öffentliche Kosten begraben. Lucian hat sein Leben beschrieben u. dasselbe als Muster einer praktischen Lebensphilosophie hingestellt.

Demonesi (Prinkipos Nisia, Prinzen- oder richtiger Prinzessinneninseln), türkische Inselgruppe im Marmormeere, am Eingang zum Bosporus, besteht aus 9 Eilanden, die sich mit ihren Bergen und immergrünen Wäldern von Terebinthen, Pinien, Cypressen, Myrten 2c. äußerst malerisch aus dem klaren Wasser erheben und von denen die 4 größeren bewohnt sind. Sie heißen ihres lieblichen Klima's wegen das Capua der Türkei, werden aber nicht selten von plötzlichen Wirbelwinden heimgesucht. Ehemals waren sie ganz den Griechen überlassen, so daß kein Türke dort wohnen durfte. Kaiserin Irene, die Wittwe Leo's, ward dorthin verbannt u. gründete daselbst Erziehungshäuser für kaiserliche Prinzessinnen, daher der Name der Inseln. Auf ihnen fand auch das Zusammentreffen Kaisers Karl des Großen mit Harun al Raschid Statt.

Demonstration (v. Lat.), Beweis im Allgemeinen; dann im engeren Sinne s. v. a. apodiktischer Beweis, u. zwar ein solcher, der sich auf Anschauung gründet, wie denn die mathematischen Beweise vorzugsweise D.en genannt werden; auch Erklärung, daher insbesondere Vorzeigung zergliederter und präparirter Körpertheile, mit Erklärung und Erläuterung derselben zum anatomischen Unterricht. Im Rechtswesen ist D. die einem Rechtsgeschäft hinzugefügte Beschreibung, um dadurch Etwas näher zu bezeichnen, wobei als Regel gilt, daß eine irrthümliche Beschreibung dem Demonstrirenden nicht schaden soll (falsa demonstratio non nocet); auch eine weniger förmliche Beweisführung, welche in schleunig abzumachenden und andern summarischen Sachen, so namentlich in Ehe- u. Besitzprozessen, Anwendung findet. Im Kriegswesen versteht man darunter eine Vorspiegelung, z. B. eine dem Gegner bemerkbare Bewegung gegen einen bestimmten Ort, mit dem Zwecke, ihn irre zu leiten u. ihm den wahren Plan zu verbergen. Solche D.en sind in der Strategie das, was die Scheinangriffe in der Taktik u. die Finten in der Fechtkunst sind. Der Zweck der D. ist zwar kein anderer, als den Feind zur Theilung seiner Streitkräfte, hauptsächlich zur Entfernung seiner Reserven von solchen Punkten zu veranlassen, welche man in seine Gewalt bringen oder forciren will. Man macht D.en dadurch unwirksam, daß man dem bemaskirten Feind mit einem Corps vorsichtig entgegenrückt, wo es sich bald zeigt, ob man es mit der ganzen Armee desselben zu thun hat; wenn man bemerkt, daß der Feind in einer D. begriffen ist, schreitet man am besten selbst gleich zum Angriff, ehe er sich formiren kann. Bei einem klugen u. rasch entschlossenen Feinde sind daher D.en als stets mit Gefahr verbunden nicht anzurathen.

Demonstrativum, s. Pronomen.

Demonstriren (v. Lat.), anschaulich machen, beweisen; ad oculos d., die Sache klar vor Augen legen; ad hominem d., aus rein menschlichen Verhältnissen eine Sache beweisen.

Demonte, Marktflecken im italienischen Fürstenthum Piemont, Provinz Coni, im Valle di Stura, war bis 1801 befestigt u. hat Bleigruben u. 7361 Einw.

Demontiren (v. Franz.), feindliche Geschütze durch Zerschießen der Laffeten, Axen 2c. zerstören oder wenigstens für den Augenblick außer Gefecht setzen, was am schnellsten und sichersten durch flankirende oder wenigstens schräge Kanonenschüsse erreicht wird; ferner beim Angriffe und der Vertheidigung der Festungen die Brustwehren und Schießscharten der Wälle und Batterien in solchen Zustand versetzen, daß hinter denselben kein Geschütz wieder aufgefahren werden kann, was nicht sowohl durch Kanonenkugeln geschieht, als durch Granaten, welche aus Kanonen mit mittlerer Ladung in den feindlichen Wall oder die Batterie hineingeschossen werden und darin krepiren. Die Reiterei d. heißt derselben die Pferde nehmen; eine Festung d., die Kanonen von den Wällen ziehen und sie aus dem Vertheidigungszustand in den Friedensstand setzen, d. h. Kanonen und Mörser von den Laffeten heben und sie mit nach unten gekehrtem Zündloch auf die Wälle legen.

Demophon, Sohn des Theseus und der Phädra, zog mit nach Troja und befreite dort seine Großmutter Aethra aus der Sklaverei, in welcher Helena dieselbe hielt. Auf der Rückreise verlobte er sich mit des thracischen Königs Sithon Tochter Phyllis, welche sich den Tod gab, als D. nach der Vermäh-

lung nicht zur bestimmten Zeit von Athen zurückkehrte. D. war früher in Athen angekommen, als Mnestheus, und hatte sich des Throns bemächtigt. Als Diomedes, auf seiner Rückkehr von Troja nach Attica verschlagen, dieses Land, ohne es zu kennen, plünderte, stürzte sich D. den Eindringlingen entgegen und erbeutete das Palladium; da er aber bei dieser Gelegenheit einen Athener getödtet hatte, wurde er angeklagt. Später soll er für die Herakliden gegen den Eurystheus aufgetreten sein, auch den fluchbeladenen Orestes aufgenommen haben.

Demoralisiren (v. Franz.), sittlich verderben; daher Demoralisation, sittliche Verwilderung und Entartung.

De mortuis nil nisi bene (lat.), Sprüchwort: von Gestorbenen (rede) nichts als Gutes.

Demos (griech.), Volk, Staat, insbesondere ein Staat, in welchem die Souveränetät im Volke ruht; dann Land, Gebiet, Bezirk, Gau; in Attica Land- und Volksabtheilung, Gemeinde, deren mehre das Volk der Athener bildeten (s. Athen u. Attica). In den dorischen Staaten bildeten die Demen den Gegensatz zur Polis, wie bei uns Land (Dorf, Flecken) zu Stadt. Die Vorsteher der Demen hießen in Attica Demarchen, in den dorischen Staaten Demon Prostatoi und waren ordentliche Magistrate.

Demosthenes, 1) der größte Redner des Alterthums, wurde zu Athen 384 (385, 381) v. Chr. im Demos Päania geboren. Schon in seinem 7. Jahre seines Vaters beraubt, entschied er sich frühzeitig für den Beruf eines Redners, obwohl ihn die Natur zu nichts weniger als zum Redner bestimmt zu haben schien, da er eine schwache Stimme, undeutliche Aussprache hatte und an kurzem Athem litt. Ueberdies ward seine Erziehung durch die Gewissenlosigkeit seiner Vormünder vernachlässigt, die ihn nicht in allen, einem freien Athener zukommenden Gegenständen unterrichten ließen. So war es kein Wunder, daß er bei seinem ersten Auftreten von dem Volke verhöhnt und verlacht ward. Doch ließ er sich durch dieses Alles nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen, sondern suchte durch unermüdlichen Eifer und ausdauernden Fleiß das zu ersetzen, was die Natur ihm versagt hatte. Sein Lehrer war vornehmlich Isäus. Außerdem werden auch Isocrates und Plato als solche genannt. In der Action unterrichtete ihn vorzüglich der Schauspieler Satyrus, in der Aussprache Neoptolemus und der Dialektiker Eubulides von Milet. Seine ruhmvolle, aber von den Schatten des Neides und Hasses oft umdunkelte Laufbahn begann D. damit daß er zuerst gegen seine Vormünder auftrat, die ihn auf die unverschämteste Weise betrogen hatten und nun zur Herausgabe dessen, was sie sich unrechtmäßiger Weise angeeignet, verurtheilt wurden. Gefährlicher war aber der Kampf, den D. nicht lange darauf mit einem gewissen Midias zu bestehen hatte, der schon in dem Vormundschaftsprozeß feindselige Gesinnungen gegen ihn kund gegeben hatte und jetzt in seinem leidenschaftlichen Haß sich hinreißen ließ, dem D., der es übernommen hatte, den Chor für die großen Dionysien auszustatten, am Feste thätlich zu beleidigen. D. verklagte ihn zwar, aber Midias und sein mächtiger Anhang wußten durch List und Ränke den Gang des Prozesses aufzuhalten u. den D. in neue zu verwickeln, bis jener endlich, nachdem er vergeblich List und Trug aufgeboten, seinen edlen Gegner während der Instruirung des Prozesses bat, diesen fallen zu lassen. D. fürchtete die Macht des Midias und seines Anhangs und willigte ein, nicht aber deshalb, weil er 30 Minen erhalten, wie Aeschines, sein Todfeind, berichtet. Um dieselbe Zeit (355 v. Chr.) war D. in einer Rede gegen Leptines u. Androtion zum ersten Male öffentlich vor dem Volke aufgetreten. Seine politische Laufbahn begann, als Philipp von Macedonien seine Pläne gegen Griechenland deutlicher hervortreten ließ. Im Jahre 352 v. Chr. trat D. zum ersten Male entschieden gegen Philipp in der ersten Philippika auf. Mit unbefangenem Blicke erkannte er in dem Gange der Unternehmungen Philipps gegen Athen dessen feindselige Absichten. Er forderte darum die Athener auf, mit größerer Energie gegen Philipp zu kämpfen, und verlangte unter Andern die Aufstellung einer Flotte und eines Heeres, welches die Schritte des Königs beobachten solle. Als Philipp 348 gegen Olynth rückte und die Olynthier Hülfe bei Athen suchten, trat D. abermals auf und forderte in drei Reden seine Mitbürger dringend auf, nicht den günstigen Zeitpunkt, Philipp kräftiger entgegenzutreten, wieder ungenutzt vorübergehen zu lassen. Athens Hülfe war aber erfolglos; Olynth fiel. Schon vor der Einnahme Olynths hatte man in Athen davon geredet, daß der König ungern mit der Stadt Krieg führe und daß er eine friedliche Ausgleichung wünsche. Die Athener, obschon sie auf die Nachricht von dem Untergang Olynths die übrigen Griechen zur Theilnahme an dem Kriege aufgefordert hatten, waren doch wegen des unglücklichen Ganges, den der Krieg nahm, zum Frieden geneigt und ließen eine Gesandtschaft nach Macedonien abgehen, die den König bitten sollte, Gesandte nach Athen zu schicken, um über den Frieden zu unterhandeln. Da aber Philipp trotz seiner Versicherungen, Frieden schließen zu wollen, seine kriegerischen Unterhandlungen in Griechenland, besonders gegen die Phocäer, fortsetzte, so wollten die getäuschten Athener von Neuem zu den Waffen greifen, unterließen dies aber im Hinblick auf die geringe Macht, welche ihnen zu Gebote stand. Aber erbittert über das Schicksal der Phocenser, beschickten sie die Herbstversammlung der Amphiktyonen nicht, auf welcher der gänzliche Untergang von Phocis beschlossen, den Thebanern Koncessionen gemacht und Philipp selbst unter die Amphiktyonen aufgenommen wurde. Als nun Philipps Gesandte nach Athen kamen, um vom Volke die Bestätigung dieser Beschlüsse zu verlangen, hielt D. 346 v. Chr. die Rede „Ueber den Frieden", in welcher er rieth, den Gesandten zu willfahren und den Frieden zu halten indem man den Umständen nachgeben müsse. Sein Rath wurde gehört, wie sich aus einer Stelle der Rede „Für die Krone" ergibt. Als Philipp 344 v. Chr. Geld und Truppen in den Peloponnes schickte, um die Messenier und Argiver gegen die Lacedämonier zu unterstützen, sandten die Athener den D. mit andern Gesandten in den Peloponnes, um die genannten Staaten von dem Bunde mit Philipp abzuhalten. Philipp gab für jetzt den Athenern nach, schickte aber Gesandte nach Athen, die darüber Klage führen sollten, daß sie ihn bei den übrigen Griechen verleumdeten, ihn, der doch

bereit sei, für die Erhaltung des Friedens Alles, was sie nur wünschten, zu thun. Als nun zu gleicher Zeit messenische und argivische Gesandte angekommen waren, um sich darüber zu beklagen, daß Athen die Lacedämonier in ihrem Streben nach Herrschaft über den Peloponnes unterstütze, bestieg D. abermals die Rednerbühne, zeigte in der zweiten Philippika, was den Gesandten geantwortet werden müsse, und feuerte zur Erneuerung des Krieges mit Philipp an. Als dieser 343 (342) v. Chr. sich zu einer Expedition nach Ambracia und Locris rüstete, um so leichter in den Peloponnes eindringen zu können, vereitelte D. seinen Plan, indem auf seinen Rath Truppen nach Akarnanien und Gesandte, unter denen er selbst sich befand, in den Peloponnes und nach Akarnanien geschickt wurden, um die Griechen zum kräftigen Widerstande gegen Philipp anzufeuern. Als aber um dieselbe Zeit Philipp auch Euböa an sich zu reißen suchte, und in Folge davon der Unwille der Patrioten aufs Höchste stieg, benutzte D. diesen und klagte nach seiner Rückkehr aus dem Peloponnes zu Ende 343 v. Chr. den Aeschines des Verraths an. Im Winter 341 v. Chr., als Philipp in Thracien operirte, hielt D. die Rede über die Angelegenheiten in dem Chersones. Obwohl diese Rede großen Eindruck machte und die Athener Philipps Eroberungen in Thracien zu hindern suchten, so drang dieser doch unaufhaltsam vorwärts und faßte schon festen Fuß in Euböa. Da rief D. im Frühling 341 mit der 3. Philippika nicht nur zum Kriege gegen Philipp auf, sondern suchte auch in demselben Jahre ein Bündniß aller Griechen gegen ihn zu Stande zu bringen. Wirklich erhielt Euböa 341—340 v. Chr. durch D. seine Freiheit wieder, indem der auf seinen Rath dahin beorderte Phocion die von Philipp eingesetzten Tyrannen vertrieb. D.' Lohn war eine goldene Krone, die er an den großen Dionysien im März 340 v. Chr. erhielt. Philipp mußte diese Vertreibung geschehen lassen, weil er in Thracien beschäftigt war, um die Athener an ihren empfindlichsten Stellen anzugreifen. Als er sich nun mit seinem Heere unter den Mauern von Perinth lagerte und Byzanz bedrohte, war es wiederum D., der zum Kampfe gegen ihn anfeuerte. Auf sein Verlangen wurde Alles zum Kriege gerüstet. Obwohl Philipp sich bewogen fand, die Belagerung Perinths aufzuheben und selbst mehre im thracischen Chersones gemachte Eroberungen verlor, so drohte doch bald noch größere Gefahr. Philipp, durch den Ausbruch des letzten heiligen Krieges ins Innere von Griechenland gerufen, besetzte Elatea. Unter dem allgemeinen Schrecken, den diese Nachricht verbreitete, blieb nur D. Meister seines Muthes. Er betrat die Rednerbühne und rief die Besonnenheit durch Anempfehlung einer Verbindung mit Theben zurück. Wirklich ward sein Vorschlag, sich mit Theben zu verbinden, zum Volksbeschluß erhoben, er selbst mit Gesandten nach Theben geschickt und die Symmachie zwischen Athen und Theben geschlossen. Zwei Schlachten hatten die Griechen schon gewonnen; in Athen feierte man frohe Feste, und D. empfing einen Ehrenkranz. Die Freude war aber von kurzer Dauer, denn die Schlacht bei Chäronea (338) machte der Freiheit Griechenlands ein Ende. Obwohl Philipp seinen Sieg Athen gegenüber nicht weiter verfolgte, die Leichname der gebliebenen Athener freiwillig auslieferte und auch die Gefangenen ohne Lösegeld freiließ und diese Milde des Siegers ihm viele Freunde gewann, ward doch dem D. die öffentliche Leichenrede für die bei Chäronea Gefallenen übertragen. Nicht lange nach der unglücklichen Schlacht beantragte sogar Ctesiphon, den D. mit einer Ehrenkrone zu belohnen für die außerordentlichen Verdienste, die er sich jederzeit um den Staat erworben, und diese ihm zuerkannte Ehre durch öffentlichen Ausruf am Feste der großen Dionysien bekannt zu machen. In dieser Anerkennung der Verdienste des D. erblickten jedoch die Gegner die Mißbilligung ihres eigenen Thuns und sahen sich dadurch zu ernstlichem Widerstand aufgefordert. Darum trat Aeschines, der Führer der macedonischen Partei, mit einer Klage gegen den Antrag und seinen Urheber auf, indem derselbe in mehrfacher Beziehung gesetzwidrig sei. D. erfocht aber in seiner Rede „De corona“ den glänzendsten Sieg über Aeschines vor Tausenden von Menschen, die theils das bevorstehende Fest, theils der Ruhm der ersten Redner unter den Zeitgenossen nach Athen geführt hatte. Selbst der besiegte Gegner erkannte ihm den Preis zu. Die an politischen Ereignissen der ernstesten Art reiche Zeit gab dem D. noch fernerhin Gelegenheit, seinen patriotischen Muth und seine innige Liebe zum Vaterlande zu bethätigen. Bei der Kunde von Philipps Tode regte er mit feuriger Rede nicht bloß das Volk zu neuen Hoffnungen auf, sondern suchte auch, nachdem der Beschluß in Athen gefaßt war, dem neuen König von Macedonien die Hegemonie nicht zu übertragen, Griechen und Barbaren zur Abwerfung des aufgezwungenen Joches zu ermuntern. Alexander überraschte aber die mit Zurüstungen Beschäftigten, unterdrückte alle Bewegungen in Griechenland mit Leichtigkeit und setzte sodann seine Unternehmungen gegen die Barbaren weiter fort. Als darauf die Empörung gegen die fremde Herrschaft, namentlich in Theben, von Neuem ausgebrochen war, war es wieder D., der in Athen in begeisterter Rede das Volk zu dem Entschluß trieb, die Thebaner zu unterstützen. Die Hülfssendung unterblieb, nur D. sendete Waffen nach Theben. Nachdem aber Alexander Theben hart bestraft hatte, demüthigte sich auch Athen und beglückwünschte auf des D. Vorschlag den glücklichen Sieger. Dieser verlangte aber trotzdem des D. u. anderer Redner und Feldherren Auslieferung und stand erst auf eingelegte Fürbitte davon ab. D. blieb in Athen, aber nur um das Schicksal der meisten großen Athener zu theilen. In den von Harpalus, dem Großschatzmeister Alexanders, angeregten Prozeß verwickelt, unterlag er dem Hasse Alexanders und Antipaters und ihrer Anhänger in Athen, nicht dem Rechte u. dem Gesetze. Da er die Strafsumme, zu der er verurtheilt worden, nicht bezahlen konnte, floh er aus der Stadt und hielt sich theils auf Aegina, theils zu Trözene auf, immer der Gelegenheit entgegensehend, seinem geknechteten Vaterlande das Glück der Freiheit wiederzubringen. Sie schien mit dem Todestage Alexanders gekommen zu sein. Als auf die Nachricht von dem Tode des macedonischen Königs in Athen der Aufstand gegen die fremde Herrschaft losgebrochen war, schloß sich auch D. den Gesandten an, die nach allen Seiten hineilten, und feuerte mit der alten Beredtsamkeit

zum Kampfe für die Freiheit an. Sein Lohn war, daß er zurückgerufen und mit Jubel im Piräeus empfangen wurde. Als aber nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges der Sieger Antipater sich der Stadt näherte, floh D., dessen Auslieferung verlangt worden war, nach Calauria. Hier, im Tempel des Poseidon, ereilten ihn die Abgesandten des Antipater; der Mann aber, welcher sein ganzes Leben hindurch für die Freiheit gekämpft hatte, wollte auch frei sterben und nahm Gift (322 v. Chr.). Athen ehrte sein Andenken durch eine Bildsäule von Erz, die noch Pausanias in den Umgebungen des Tempels zu Calauria sah. Die Reden des D. sind der reinste, treueste Spiegel seines Charakters: aus ihnen strahlt die große Persönlichkeit des Mannes hell u. klar hervor. Glühende Vaterlandsliebe, Kühnheit, Erhabenheit u. Reinheit der Gesinnung, tiefe Wehmuth über den Verfall seines Zeitalters, unablässiges, fruchtloses und uneigennütziges Bekämpfen des Verraths, ein eben so durchdringender als sicherer Scharfblick in die gefährlichen Pläne des schlauen Königs von Macedonien, tiefe Menschenkenntniß und große Staatsklugheit, weise Ergebung endlich und Unterwerfung unter die Macht des Unvermeidlichen: dies Alles leuchtet aus jeder Staatsrede dem aufmerksamen Leser entgegen. D. wollte nicht durch seine Reden gefallen, nicht seine große rednerische Begabung zur Schau stellen, sondern überzeugen; stets war es die Sache selbst, die Wahrheit der Ueberzeugung, die ihn auf die Rednerbühne führte, wo er durch umsichtige Anordnung des Stoffes und zeitgemäße Einreihung schlagender Gründe und Beweise, Gründlichkeit, Gewandtheit und Schärfe der Gedankenentwickelung, Innigkeit der Empfindung und Festigkeit der Gesinnung so gewaltig wirkte. Seine Sprache selbst ist großartig und doch schlicht, reich und doch nicht überladen, feierlich und doch ungeziert, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich, ein treuer Abdruck des Innern und doch auch Andere tief ergreifend. Das Alterthum kannte 65 Reden des D.; 61 derselben, unter ihnen einige entschieden unächte, sind erhalten. Die Aechtheit der außerdem übrigen 61 Exordien zu öffentlichen Reden und der 6 Briefe wird ebenfalls bezweifelt. Schon im Alterthum fand der Redner zahlreiche Kommentatoren, von denen besonders Dionysius von Halikarnaß und Libanius zu erwähnen sind. Die besten Ausgaben nach der Edit. princ. (Vened. 1504) sind von Reiske (Oratorum Graec. quae supersunt monumenta etc., Leipz. 1770—75, Bd. 12), J. Bekker (Berl. 1825, 3 Bde., Leipz. 1851 bis 1856), Baiter und Sauppe (Oratores Attici, Zürich 1838 ff.), Vömel (Par. 1843, 2 Bde.) und Dindorf (Orf. 1846—51, 9 Bde., Leipz. 1855 f., 3 Bde.). Außerdem sind von einzelnen Reden besonders die philippischen öfters bearbeitet worden, so von J. Bekker (3. Aufl., Berl. 1835), Vömel, (Frankf. a. M. 1829), Franke (Leipz. 1842). Zur Erläuterung der gesammten Reden des D. dient Schäfers „Apparatus criticus et exegeticus ad D. etc." (London 1824, 5 Bde.; Bd. 6: Indices in apparatum etc., von Seiler, Leipz. 1833). Eine Uebersetzung sämmtlicher Reden gab Pabst (Stuttg. 1836—42, 19 Bdchn.), ausgewählter Reden Westermann (4. Aufl., Berl. 1860 f.) und Rehdantz (Bd. I, Leipz. 1860), der Staatsreden Jacobs (2. Aufl. das. 1833). Vergl. Plutarch, Vita Demosthenis. Von Neuern verdienen Erwähnung: Schaumann, Prolegomena ad Demosthenem s. de vita et orationibus Demosthenis libellus, Prenzlau 1829; Schäfer, D. u. seine Zeit, Leipz. 1856 bis 1858, 3 Bde.

2) Sohn des Alcisthenes, athenienssischer Feldherr im peloponnesischen Kriege, fiel bei der sicilianischen Expedition in die Hände der Syrakusaner, die ihn tödteten oder zum Selbstmord brachten.

Demotika (Dimotika), Stadt in der europäischen Türkei (Rumelien), Ejalet Adrianopel, in einem Thale rechts an der Maritza, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 6—8000 Einwohnern, meist Griechen, welche starke Seidenzucht treiben u. treffliche Töpferwaaren fertigen; geschichtlich merkwürdig als Geburtsstadt Bajesids I. (1347) und als Aufenthaltsort Karls XII. von Schweden nach der Schlacht von Poltawa (1713). In der Nähe Ruinen eines alten Schlosses.

Demotisch (v. Griech.), volksthümlich; profan im Gegensatze zu heilig, daher d. e Schrift, die zwar aus den ägyptischen Hieroglyphen hervorgegangene, aber aus einfacheren Charakteren bestehende Schrift der alten Aegypter, welche als eine Art Kurrentschrift zu den im alltäglichen Leben vorkommenden Schriftstücken verwendet ward.

Demours, Pierre, berühmter französischer Augenarzt, 1702 zu Marseille geboren, studirte zu Avignon und Paris, wurde Demonstrator u. Aufseher des naturhistorischen Kabinets bei dem königlichen Garten, legte sich dann besonders auf das Studium der Augenkrankheiten. Er beschrieb die nach ihm benannte demourianische Haut. Der König wählte ihn zu seinem Augenarzt, u. die Akademie der Wissenschaften nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Er † den 26. Juni 1795.

Demtis demendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Demulcentia (involventia, lat.), besänftigende, lindernde, einhüllende Mittel, welche dazu dienen, äußerlich bei Schmerzen und Hautreiz, z. B. bei Verbrennungen, Verwundungen, den schmerzhaften Reiz durch Abhaltung der atmosphärischen Luft zu mildern, wozu hauptsächlich die fetten Oele u. fetten Substanzen überhaupt angewendet werden, oder um die Wirkung scharf ätzender Stoffe zu vermindern, wie dies z. B. der Essig bei Aetzungen mit kaustischem Kali, das Kochsalz bei Kauterisation mit Höllenstein rc. thut. Eine solche demulcirende Wirkung üben auch die kalten Fomentationen, die feuchtwarmen Kataplasmen, warme Bäder, sowie auch eine ruhige Lage, ein dunkles Zimmer, Langeweile und der Schlaf aus. Als innerlich wirkende Mittel gehören hierher alle einhüllenden, zucker-, gummi-, schleimhaltigen Substanzen, auch Oele, Milch, Butter rc. Ganz besonders besänftigend wirken aber innerlich die betäubenden Mittel, die Narkotika, Opium rc.

Demuth (lat. humilitas, franz. humilité), im Allgemeinen die aus dem Gefühl unserer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit freiwillig hervorgehende Selbsterniedrigung. An unrechter Stelle angewendet, wird die D. zur unwürdigen Selbsterniedrigung u. zur Selbstwegwerfung. Im religiös-christlichen Sinne ist D. die aus dem Gefühl unserer sittlichen Unvollkommenheit hervorgehende Verzichtleistung

auf alles Verdienst vor dem höchsten und heiligsten Richter; ihre Furcht ist die fromme Gefühlsstimmung der Resignation und die Zuversicht zur göttlichen Gnade, welche beide uns die Schicksale des Erdenlebens mit Ergebenheit ertragen lassen. **Demüthigung** ist Niederdrückung des Selbstgefühls und Vernichtung der auf letzteres sich gründenden Ansprüche.

Denain, kleine Industriestadt im französischen Departement Nord, an der Schelde, im Centrum eines ausgedehnten Kohlengebiets, mit 1714 Einwohnern u. bedeutenden Eisenwerken; geschichtlich denkwürdig durch einen Sieg der Franzosen unter Marschall Villars über ein kaiserliches Corps, das hier unter Lord Albemarle hinter verschanzten Linien die Zufuhr zur Belagerung von Landrecy deckte, 24. Aug. 1712.

Denar (denarius), Zehner, ursprünglich zu Rom eine Silbermünze im Werthe von 10 Kupferassen. Theile des D.s waren der **Quinarius** ($^1/_2$), der **Sestertius** ($^1/_4$), die **Libella** ($^1/_{10}$), die **Sembella** ($^1/_{20}$) und der **Teruncius** ($^1/_{40}$ D.). Die Ausprägung der D.e fällt ins Jahr 268 v. Chr., als nach der Ueberwindung der Cariciner durch die Beute des Samniten Lollius viel Silber nach Rom gekommen war; früher scheint man nur Silberbarren (lateres argentei) gehabt zu haben. Während in den Zeiten der Republik 84 D.e auf das Pfund gingen, wogen von Augustus bis Nero erst 96 D.e 1 Pfund. Werthzeichen des D.s ist X oder X, Avers: behelmter und geflügelter weiblicher Kopf, Revers: ROMA, die Dioskuren zu Pferde; ebenso bei Quinarien und Sestercien, die nur in dem Werthzeichen (V oder Q und HS oder IIS) sich vom D. und unter sich unterscheiden. Der römische D. zur Zeit der späteren Republik kam der etwas leicht ausgemünzten attischen Drachme (zu etwa 80 par. Gran) so nahe, daß man beide im gemeinen Leben für gleich annahm, und daher auch noch in der Kaiserzeit, wo der D. viel leichter geworden war, der Name Drachme durch D. übersetzt wurde, und umgekehrt. Der Denarius aureus war eine Goldmünze zu Rom, von der Größe eines Silberdenars; zuerst gingen 40, seit Nero 45 Golddenare auf 1 römisches Pfund. Ein Golddenar galt 25 Silberdenare. Diese Münze erhielt sich bis ins Mittelalter, namentlich unter den Karolingern, wo sie = $^1/_2$ Solidus war. Vgl. **Denier**. Der Denarius aeris war eine Kupfermünze.

Denbigh, Grafschaft im englischen Fürstenthum Wales (Nordwales), liegt am irischen Meer, zwischen den Grafschaften Carnarvon, Merioneth, Montgomery, Shrop, Chester und Flint, u. umfaßt 28,4 □Meilen mit 100,862 Einwohnern. Das Land ist gebirgig u. wird von dem Clwyd, Dee, Conway u. deren Zuflüssen reichlich bewässert. Unter den Thälern ist das des Clwyd das beträchtlichste. Oestlich desselben ziehen die Clwydianhills, welche im Cyrn y Brain 1730 Fuß Höhe erreichen; im Südwesten erhebt sich, rechts vom Dee, auf der Landesgrenze der Moel Ferna zu 1923 Fuß, u. im Westen streicht, als Ostgrenze des Conwaythals, ein dritter Bergzug, in welchem der Moel Eithin 1550 Fuß Höhe hat. D. gehört wegen seiner vielen landschaftlichen Schönheiten zu den besuchtesten Gegenden von Wales. Der Boden ist fruchtbar und gut bebaut; die Luft gesund. Das Pflanzenreich liefert Getreide (Weizen, Hafer, Gerste) u. Kartoffeln; das Thierreich besonders Hornvieh, Pferde und Schafe (besonders in dem weidereichen Deethal) u. Fische; das Mineralreich Steinkohlen, Eisen, Blei u. Kalksteine. Die gleichnamige **Hauptstadt** der Grafschaft liegt östlich von Carnarvon an einem Zuflusse des Clwyd u. an der Eisenbahn, welche die Küste des irischen Meeres mit dem Deethale verbindet. Der ärmliche und alterthümliche Ort, der etwa 4060 Einwohner (darunter viele Schuhmacher) zählt, klammert sich mit seinen Häusern und Hütten rings um einen steilen Felsenberg, dessen Scheitel die Trümmer einer alten merkwürdigen Burg krönen. Die Mauern derselben bestehen (nach Art vieler deutschen Burgmauern) aus 2 parallelen Wänden, deren Zwischenraum mit Schutt und Steinen ausgefüllt ist. Diese Burg war bis in die neueste Zeit der Schauplatz eines großen Nationalfestes, indem alle 3 Jahre sämmtliche Harfner aus Wales zum Wettkampf hier zusammenkamen. Der Sieger gewann einen Becher, und ein Chor von hundert Harfen hallte zu seinem Ruhme in den Ruinen wieder.

Dender (Dendre), Fluß in der belgischen Provinz Ostflandern, entspringt bei Leuze im Hennegau, wird bei Aalst schiffbar, mündet bei Dendermonde in die Schelde; Nebenflüsse sind: Stille und Marcq.

Denderah, Dorf in Oberägypten, eine Tagreise nördlich von Theben am linken Nilufer, hat seinen Namen von der alten Stadt **Tentyra** oder **Tentyris**, deren merkwürdige Ruinen in der Nähe des Dorfes auf einer Bergebene am Rande der Wüste liegen. Berühmt ist unter denselben besonders ein der Hathor, der Göttin der Unterwelt, gewidmeter Tempel, der zur römischen Kaiserzeit im altägyptischen Geschmack erbaut wurde u., vortrefflich erhalten, durch Großartigkeit u. Reinheit der Architektur wie durch Reichthum u. saubere Ausführung der Bildwerke und Hieroglyphen sich auszeichnet. Die Wände u. die 60 Fuß hohen, 8 Fuß im Durchmesser haltenden Säulen sind mit feiner Skulptur ganz bedeckt. Die am Portal stellen die im Opfern begriffenen Kaiser Domitian und Trajan vor; auch Figur und Name der Cleopatra, wie ihres Sohnes Cäsarion kommen vor. An der Decke dieses Tempels fand man 2 merkwürdige Thierkreise, deren einer sich seit 1822 im ägyptischen Museum zu Paris befindet. Auf beiden ist der Löwe als erstes Zeichen dargestellt; die übrigen folgen in der bei uns noch üblichen Ordnung. Der Löwe erscheint sonach als ein Anfangszeichen nach dem Durchschnittspunkte der Ekliptik u. des Weltäquators. Von der Lage dieser Durchschnittspunkte hängt aber der Ort des Solstitiums ab, der immer in der Mitte von beiden liegen muß. Auf dem Thierkreise von D. ist er im Krebse verzeichnet. Aus dieser Abweichung vom gegenwärtigen Stande der Sonne glaubte man auf das Alter dieser Thierkreise zurückschließen zu können, und nur das machte eine Differenz, ob man jenes Solstitium als Winter- oder als Sommersolstitium betrachtete. Der gelehrte Streit darüber, der noch nicht entschieden ist, hat die verschiedensten Behauptungen hervorgerufen, wie denn z. B. Fourier die Entstehung derselben zwischen 2500 und 2100, Lalande um 1300 oder 1200, Biot nicht vor 716, Visconti nicht vor 328 setzt. Vgl. L. **Ideler**, Ueber das Alter des Thierkreises, 1838; A. W. **von Schlegel**, De zodiaci antiquitate

et origine, 1839; Letronne, Sur l'origine du zodiaque grec, 1840.

Dendermonde (Termonde), kleine befestigte Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, an der Mündung der Dender in die Schelde, hat eine Akademie der Zeichen- und Baukunst, ansehnliche Anstalten der Wohlthätigkeit (z. B. ein Irrenhaus, 2 Waisenhäuser, ein Hospital) und 8662 Einwohner, welche besonders Leinenfabrikation betreiben und einen ausgezeichneten Flachs gewinnen. D.'s Ursprung ist unbekannt. Im Jahre 1483 wurde die Stadt von den Brabantern für Erzherzog Maximilian genommen, 1583 von den Franzosen erobert, aber 1584 von den Spaniern wieder genommen. Im Jahre 1706 ging sie an Oesterreich über, und im österreichischen Erbfolgekriege ergab sie sich 1745 den Franzosen.

Dendriten (v. Griech.), baumförmig verästelte Aggregate, welche Mineralien und lösliche Salze unter günstigen Umständen bilden können. Diese Bildungen sind oft nur von der Beschaffenheit der Oberfläche der Unterlage abhängig und dann ganz unregelmäßig, oft aber auch durch Krystallisation bedingt und dann vollkommen symmetrisch. Unregelmäßige Dendritenbildungen sind die oft sehr zierlichen Baumzeichnungen, welche sich mitunter auf engen Fugen und Klüften des Mergels, sowie des Sand- und Kalksteins finden und entweder schwarz, oder braun in verschiedenen Nüancen sind, je nachdem sie von Manganoxydhydrat oder von Eisenoxydhydrat herrühren. Sie sind dadurch entstanden, daß bei der durch allmähliges Austrocknen des ursprünglich schlammigen Niederschlags oder durch Temperaturveränderungen veranlaßten ungleichen Zusammenziehung der Gesteine zahlreiche feine Haarrisse entstanden, in welche Lösungen von Mangan- und Eisensalzen eindrangen, wohl auch darin krystallisirten, aber bald den zersetzenden Einflüssen der Atmosphäre unterlagen, so daß die unlöslichen Oxyde sich ausschieden und nach Verdunstung des Wassers in sehr dünnen Lagen haften blieben. Eine andere Entstehungsweise haben die Baum- oder Strauch-, auch federartigen Aggregate, welche in gediegenen Metallen, einigen Metallverbindungen, sowie an verschiedenen löslichen Salzen beobachtet werden. Hier ist die Verästelung Folge der Krystallisation und daher symmetrisch. Auf dieselbe Weise entstehen die Blumen- und Blüthengebilde an den befrornen Fensterscheiben aus lauter feinen Eisnadeln und Eisblättchen, welche sich stets unter Winkeln von 60° und 120° durchkreuzen oder an einander legen, ganz in Uebereinstimmung mit der Grundform des Eises, welches eine sechsseitige regelmäßige Tafel bildet. Gediegenes Silber zeigt moosartige Gebilde, deren Verästelungen sich aber, da die Grundform ein reguläres Oktaëder ist, unter rechten Winkeln schneiden. Aehnliche Formen zeigt das Gold und Kupfer, wie auch lösliche Salze beim Verdunsten des Lösungsmittels nicht selten dendritische Gestaltungen darbieten. Vgl. Metallbäume.

Dendrobium *Swartz* (Baumwucherer, Knotenstendel), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, ausdauernde Gewächse, in Ostindien u. Neuholland, die in ihrer Heimat an den Zweigen der Bäume wachsen, von welchen sie mit ihren wurzelnden Stengeln herabhängen. In größern Gewächshäusern werden als Zierpflanzen unter anderen Arten gezogen: D. Calceolaria *Hook.*, mit seitenständigen, in 5blumigen Trauben vereinigten Blüthen, rosenrothen abstehenden Kelchblättern und löffelförmig ausgehöhlter, einem Pantoffel ähnlicher, gelblicher, inwendig roth gefleckter Honiglippe, und D. speciosum *B. Br.*, mit wohlriechenden, in einer endständigen, vielblumigen Traube vereinigten Blüthen mit hellgelben, schmalen Kelchblättern und gelber, rothgestreifter, löffelartig vertiefter, am Grunde gekielter Honiglippe. Die Kultur ist wie die der übrigen parasitischen Orchideen (s. d.). Die meisten Arten verlangen nur 8—12° Wärme und dürfen besonders während der Blüthenbildung nicht zu warm stehen.

Dendrometer (v. Griech.), Baummesser, Instrument, mittelst dessen die Höhe eines Baumes, der Durchmesser seines Stammes u. seine Holzmasse bestimmt werden. Von zwei in einem Charnier beweglichen Linealen, die sich leicht in jede Winkelstellung bringen lassen, ist das eine mit Diroptern versehen; ein drittes Lineal läßt sich längs dem Lineal ohne Diopter in einer Nuth senkrecht hin- u. herschieben und in jeder Stellung an das andere Lineal befestigen. Diese drei Lineale sind in gleiche Theile getheilt, welche nach einem verjüngten Maßstabe Ellen oder Fuße bedeuten. Ein Zollstab mit einem Vorsprunge, der an die eine Seite, u. einem Schieber, der an die andere Seite des Baumes angelegt wird, kann zur Bestimmung der Stärke eines Stammes ebenfalls als einfachstes D. gebraucht werden. Kielmann erfand den Baummeßzirkel, mittelst dessen jede beliebige Stelle bei jeder Lage eines Baumstammes gemessen werden kann.

Deneb (arab.), eigentlich der Schwanz, daher mehre im Schwanz von Sternbildern stehende Sterne.

Denegatio (lat.), Verweigerung. Daher D. audientiae, Verweigerung des rechtlichen Gehörs. Wenn ein Richter widerrechtlich einer Partei die Rechtspflege verweigert, so hat dieselbe das Recht der Beschwerde an das nächste Obergericht, welches dem Unterrichter Beförderungsbefehl oder auch Strafandrohung zugehen läßt und zuletzt auch wohl einen außerordentlichen Gerichtsstand für die verzögerte Sache statuirt. Die Beschwerde der Partei heißt Querela denegatae justitiae. D. debiti conjugalis, Verweigerung der ehelichen Pflicht.

Dengelgeist, nach der schwäbischen Sage eine Personifikation des Todes (Sensenmann), nach welcher dieser in der Gestalt eines alten bärtigen Mannes auf den Kirchhöfen sitzen und seine Sense dengeln soll. Einzelne Lokalsagen geben ihm einen silbernen Amboß und eine goldene Sense und schmücken sein Bild mannichfach aus.

Dengeln (Dümmeln, Demmeln, Klopfen), das Schärfen der zur Getreideernte nöthigen Geräthschaften, namentlich der Sicheln und Sensen. Das D. ist nöthig, wenn das Schärfen mit dem Wetzstein erfolglos bleibt, und besteht in dem Dünnemachen und Ausklopfen der Umbiegungen und anderen Schäden an der Schneide. Zum D. ist ein Dengelhammer, der auf beiden Seiten eine verstählte Kante, sogenannte Pinne, hat, sowie ein Dengelklotz oder Bällchen erforderlich. Derselbe besteht aus einem Stück Holz, welches oben mit einem kleinen Amboß von Stahl u. unten mit einem eiser-

nen Stachel versehen ist, um es in den Boden befestigen zu können. Das zu dengelnde Geräth wird auf den stählernen Amboß gelegt und die Schneide mit dem Hammer dünn geschlagen. Es gehört viel Uebung dazu, um auf diese Arten die Schneiden nicht randig zu schlagen und so für den Gebrauch nutzlos zu machen. Wer die erforderliche Uebung nicht hat, bedient sich am besten der Dengelmaschine. Diese besteht aus einem kleinen Amboß mit Stahlhammer, welcher auf jenen genau wagrecht niederfällt, aber durch eine Feder sofort wieder gehoben wird. Das Ganze wird auf einem Klotze befestigt. Die zu dengelnde Sense legt man, die obere Fläche nach oben, in den Einschnitt der beiden Messinglager zur Seite des Amboßes, zieht sie langsam durch und klopft dabei mit einem hölzernen Hammer auf den Stahlhammer. Der Dengel wird auf diese Weise ganz gleich und rein und nutzt sich nicht so schnell ab, als beim D. aus der Hand; auch sind die auf der Maschine gedengelten Sensen leichter zu wetzen. Während man zum D. einer stark abgenutzten Sense aus der Hand 15—20 Minuten braucht, braucht man auf der Maschine nur etwa 5 Minuten dazu.

Denham, 1) Sir John, englischer Dichter, 1615 zu Dublin geboren, studirte seit 1631 zu Oxford die Rechte u. ward Bachelor of Arts. Er galt im Allgemeinen für einen beschränkten Kopf u. überraschte daher das Publikum 1641 durch sein Trauerspiel „The Sophy". Bald darauf ward er Hig Sheriff der Grafschaft Surrey und Gouverneur von Farnham-Castle, doch legte er das letztere Amt nieder und begab sich nach Oxford zum König Karl I., dem er während der bürgerlichen Unruhen wesentliche Dienste leistete. Er begleitete auch Karl II. ins Exil, kehrte aber 1652 nach England zurück, wo er beim Grafen von Pembroke zu Wilton ein Asyl fand. Nach der Restauration ward er zum Oberaufseher der königlichen Gebäude ernannt u. erhielt am Krönungstage Karls II. den Bathorden. Eine unglückliche Heirath raubte ihm eine Zeitlang den Verstand. Er † am 19. März 1668. D. war in England der Erste, der die beschreibende Poesie kultivirte u. namentlich durch sein Gedicht „Coopers Hill" (London 1643) der Schöpfer einer neuen Art von poetischen Landschafts- und Naturgemälden ward. Zu seinen besten Gedichten gehört außerdem die „Elegie auf Cowley's Tod". Gesammelt erschienen seine poetischen Werke zu London 1684, zuletzt das. 1704

2) Dixon, englischer Reisender, am 1. Januar 1786 zu London geboren, erhielt seine Bildung in der königlichen Kriegsschule zu London, diente dann als Freiwilliger in dem spanischen Kriege gegen Napoleon I. u. machte in der Linie den Feldzug in den Niederlanden mit. Um die Entdeckungen neuerer Reisenden weiter zu verfolgen, entwarf er 1821 einen Plan zu einer Reise nach Timbuktu in Afrika, der später Gordon Laing zum Wegweiser diente. Die Regierung hatte jedoch bereits einen andern Plan entworfen und die Ausführung desselben dem Doktor Oudney und dem Lieutenant Clapperton übertragen; indeß erhielt D. die Erlaubniß, der Expedition sich anzuschließen. Er traf am 21. November 1821 zu Tripolis mit seinen Gefährten zusammen. Im Februar 1822 brachen sie nach Murzuk in Fezzan auf und erreichten am 4. November Lari, die nördlichste Grenzstadt des Königreichs Bornu, am Tschadsee. D. besuchte von hier aus den letztern, bestimmte seine geographische Lage und begab sich dann nach Kuka, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er einem Kriegszuge gegen die Fellatahs beiwohnte. Verwundet und gefangen, entkam er durch seine Geistesgegenwart und erreichte nach namenlosem Ungemach mit den Trümmern des Heeres Bornu. Von seinen Wunden kaum genesen, unternahm er eine Reise den südlich in den Tschadsee einmündenden Scharyfluß aufwärts, wurde aber an weiterem Vordringen durch das Mißtrauen und die Wildheit der Bewohner verhindert. Wieder mit Clapperton vereinigt, unternahm er mit diesem die Reise nach Sakkatu im Reiche der Fellatahs und kehrte mit ihm im April 1824 über Tripolis, Italien u. Frankreich nach England zurück. Zum Oberstlieutenant und Intendanten der Negerkolonie zu Sierra-Leone befördert, schiffte er sich im Dec. 1826 dahin ein, um den Zustand der Kolonie zu untersuchen u. eine Verbindung mit dem inneren Afrika zu eröffnen. Nach dem Tode des Kapitäns Awen zum Statthalter der Kolonie ernannt, sah er sich neue Mittel u. Wege zu neuen Entdeckungen im Innern Afrika's eröffnet, doch † er schon am 9. Juni 1828 in Sierra-Leone am Fieber. Sein Reisebericht ist in der von Barrow herausgegebenen „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824 etc." (London 1826) enthalten.

Denia, Stadt im spanischen Königreich Valencia, Provinz Alicante, ein alter, schlecht gebauter und sehr herabgekommener, aber äußerst malerisch am Fuße eines mit einem starken Kastell gekrönten Felsens dicht an der Küste gelegener Ort römischen Ursprungs, hat einen Hafen und eine Huerta, zahlreiche römische Alterthümer und 2818 (mit der Huerta 6616) Einwohner. D. wurde von den Massiliensern angelegt und nach dem dortigen Tempel der Artemis Artemisium, von den Römern Dianium genannt. Dem Sertorius diente die Stadt als Zufluchtsort. Seit der Völkerwanderung kam sie in Verfall, und erst spät veranlaßte die schöne Lage des Hafens die Spanier, sie wieder aufzubauen. Nach der Eroberung Spaniens durch die Mauren kam auch D. unter ihre Herrschaft, bis 1245 König Jakob I. von Aragonien es eroberte.

Denier, nach dem römischen Denar benannte französische Silbermünze, anfänglich ganz fein, seit Philipp I. schlecht (mit Kupfer versetzt) und seit Heinrich III. nur von Kupfer, = $^1/_{240}$ Livre Tournois. Der Denier d'or oder Liard war eine Rechnungsmünze von 3 Deniers-Tournois. Dem D. nachgebildet ist der italienische Denaro, ursprünglich = $^1/_{12}$ Soldo, der aber in Folge der Decimaleintheilung der Münze außer Kurs kam.

Denims (franz., Florentines), früher in Nismes, gegenwärtig besonders in England verfertigte baumwollene Zeuche, deren Aufzug von Twist, der Einschlag Weft ist und in denen der Einschußfaden abwechselnd über 2 Fäden der Kette rechts und links geht.

Denina, Giacomo Carlo, italienischer Literator und Geschichtschreiber, am 28. Februar 1731 zu Revel in Piemont geboren, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften, bereitete sich aber zugleich für den geistlichen Stand vor, erhielt die höheren Weihen auf der Universität und 1754 die Professur

der Humaniora zu Pignerol, die er aber durch eine der Geistlichkeit mißfällige Komödie, die er nach der Sitte der Zeit durch seine Schüler aufführen ließ, verlor. Zwei Jahre später ward er außerordentlicher Professor der Rhetorik am Kollegium und an der Universität zu Turin, später Professor der griechischen Sprache und der italienischen Literatur an der letztern. Indessen hatte er sich durch freimüthige Urtheile über die Mönche den Haß derselben zugezogen, die nun Alles aufboten, ihren kühnen und geistvollen Gegner zu stürzen. Seiner Schrift „Dell' impiego delle persone", worin er namentlich nachzuweisen suchte, wie man die Mönche zu nützlichen Staatsmitgliedern machen könne, ward die Erlaubniß zum Druck versagt, und da er, den piemontesischen Gesetzen zuwider, dennoch sein Werk heimlich in Florenz herausgab, wurde er seiner Stelle entsetzt, auf 6 Monate in das Seminarium zu Vercelli geschickt und nach Ablauf dieser Strafzeit nach seinem Geburtsorte Revel verwiesen. Erst 1781 ward ihm erlaubt, nach Turin zurückzukehren. Im September 1782 folgte er einem Rufe Friedrichs des Großen nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen wurde und später den Titel eines Legationsrathes und ein Kanonikat in Warschau erhielt. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Universität zu Turin, bevor er aber noch das Amt angetreten, übertrug ihm Napoleon I. für die Dedikation seines „Clef des langues" die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars zu Paris, wo er am 5. Dec. 1813 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Discorso sopra le vicende della letteratura" (Turin 1761, 2 Bde.; Turin und Carmagnola 1792—1811, 4 Bde.; deutsch von Seeben, Berlin 1785—87, 2 Bde.); „Delle revoluzioni d'Italia libri ventiquattro" (Turin 1769—70, 3 Bde.; deutsch von Volkmann, Leipzig 1771—73, 3 Bde.; in späteren Ausgaben fortgesetzt, z. B. Venedig 1800, 5 Bde.); „Storia politica e letteraria della Grecia libera" (Turin 1781—82, 4 Bde.; Venedig 1783; deutsch von Dau, Flensburg 1783 bis 1785, 2 Bde.); „La Prusse littéraire sous le règne de Frédéric II." (Berl. 1790—91, 3 Bde.); „Guide littéraire" (das. 1794—96, 3 Bde.); „La Russiade", Epos (daselbst 1799 f.); „Revoluzioni della Germania" (Florenz 1804, 8 Bde.); „Tableau historique, statistique et moral de la haute Italie et des Alpes qui l'entourent" (Tur. 1805); „Storia dell' Italia occidentale" (das. 1809—10, 6 Bde.) u. A. m.

Denis, 1) St. D. (Denys), Stadt im französischen Departement Seine, eine Meile nördlich von Paris, rechts an der Seine und am gleichnamigen Kanal, der den Ourcqkanal mit der Seine verbindet, hat ein Obertribunal, eine öffentliche Bibliothek u. (einschließlich Militär) 15,790 Einwohner, welche vorzüglich Zeuchdruckerei und Färberei, Wollenspinnerei, Fabriken chemischer Produkte ꝛc., Brauerei und Handel betreiben; namentlich ist D. der beträchtlichste Schafmarkt Frankreichs, dessen Anfang in das 7. Jahrhundert zurückreicht. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist die berühmte Benediktinerabtei S. D. mit der Kirche der heiligen Genoveva, dem ältesten christlichen Tempel Frankreichs und ehemals Erbbegräbniß der französischen Könige; jetzt ist hier ein geistliches Kapitel und eine Erziehungsanstalt für 500 Töchter von Rittern der Ehrenlegion. St. D. hat seinen Namen von dem heiligen Dionysius (Denis), der 273 als Märtyrer auf dem Montmartre bei Paris enthauptet wurde, darauf nach der Legende sein Haupt in die Hände nahm und von Engeln geleitet bis zum Dorfe Catuliacum (dem heutigen St. D.) ging, wo er in einer Kapelle bestattet ward. Dort ließ König Dagobert, Sohn Chlothars II., eine herrliche Kirche (im vorgothischen Styl) bauen und gründete die Abtei, welche durch Schenkungen und Dotirungen bald so blühend und reich wurde, daß mehre Könige von Frankreich sich Aebte von St. D. nannten. Der Ort selbst wurde unter Karl dem Kahlen zur Stadt erhoben u. erhielt seinen jetzigen Namen. In der Kirche von St. D. wurde die berühmte Oriflamme, das dreizipfelige, rothseidene Siegesbanner, aufbewahrt, und nachdem Ludwig der Heilige alle seine Vorgänger dort hatte bestatten lassen, blieb dieselbe die Gruft der Herrscher von Frankreich. Ihre höchste Blüthe erreichte die Abtei zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter dem Abt Süger. Später erlitt sie wiederholt große Plünderungen, so während des Bürgerkrieges 1411, dann durch die Engländer 1419 und 1455, sowie 1562 durch die Hugenotten und 1590 durch die Liguisten; auch eine Schlacht zwischen den Katholischen unter Montmorency, der hier blieb, und den (siegenden) Hugenotten unter Condé und Coligny fand bei St. D. Statt, 10. Novbr. 1567. Allein trotzdem erhielt sich die Blüthe der Abtei, die erst durch eine Verordnung des tridentinischen Koncils, nach welcher allen dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfenen Klöstern, wenn sie der Visitation des Ordinarius entgehen wollten, die Bildung von Kongregationen anbefohlen ward, wesentlich verlor. Der Konvent von St. D. warf sich zuerst selbst zum Haupt einer Kongregation auf, welche 1614 vom Papste genehmigt wurde. Als aber mehre Stellen zu gleicher Zeit bei der Kongregation durch den Tod erledigt wurden, schlossen sich die dazu gehörigen Klöster anderen Kongregationen an, und 1633 sah sich auch St. D. genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen und sich der Kongregation von St. Maurus anzuschließen. Die Rechte des Abts waren groß; er war Mitglied des pariser Parlaments, übte geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit über die Stadt St. D. und deren Bezirk und besaß Münz- und Begnadigungsrecht. Die Kirche der Abtei, obgleich in verschiedenen Zeiten erbaut und erweitert, bildete ein schönes Ganzes und war reich an den herrlichsten Denkmälern. In den weiten Gewölben unter dem Chor ruheten die Leichname von mehren Königen des ersten und zweiten und allen Regenten des dritten Geschlechts, von Hugo Capet bis auf Ludwig XV., wie auch die einiger anderen ausgezeichneten Männer, wie Bertrands du Guesclin und Turenne's. Beim Anfange der Revolution zählte man 25 Könige von Frankreich, 10 Königinnen, 84 Prinzen u. Prinzessinnen, die hier begraben lagen. Allein in der vandalischen Wuth der Revolution wurden nicht allein allen Bildsäulen der Heiligen und Könige am Eingange von rohen Horden die Köpfe abgehämmert, sondern im August und Oktober 1793 auf Anordnung des Konvents auch sämmtliche Leichname und Gebeine der Könige aus der Gruft herausgerissen und in 2 Kalkgruben (für die Valois

und Bourbons) gemeinsam verscharrt, und zugleich ihre bleiernen Särge, wie Alles, was sonst noch von Blei an der Kirche war, z. B. das ganze Dach, eingeschmolzen. Im J. 1806 stellte Napoleon I. das Kapitel von St. D. wieder her und bestimmte die Kirche zur Gruft der Kaiser von Frankreich. Seit 1816 begannen darauf die Bourbons eine gründliche Restauration. Die Königsgebeine wurden aus den Kalkgruben, in die sie geworfen worden, zusammengesucht, auch die Ueberreste Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette ausgegraben und hier beigesetzt, die Denkmäler und Denktafeln neu errichtet (erstere zum Theil mit großer Pracht, z. B. das Franz' I. und seiner Gemahlin Claudia, mit 76 kannelirten Säulen, das Heinrichs IV. u. seiner Gemahlin Margaretha und das Ludwigs XII.) und aus anderen Kirchen Frankreichs viele Kunstschätze nach St. D. gebracht. Ludwig Philipp setzte die innere Restauration fort, und auch der jetzige Kaiser widmete der Kirche seine Fürsorge, doch ward seitdem nur Ludwig XVIII. daselbst beigesetzt. Das Kapitel besteht jetzt aus 2 Klassen: die erste bilden 4 ehemalige Bischöfe und 2 Ehrenmitglieder, die andere besteht aus 10 Domherren nebst 10 Ehrenmitgliedern, darunter 4 Kapläne des Kaisers. Jeden Morgen wird ein Seelenamt für Frankreichs Könige gesungen.

2) St. D., Hauptstadt der Insel Bourbon, auf der Nordostseite, Sitz des Gouverneurs und des öffentlichen Gerichtshofs, hat ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, offene Rhede, einen Garten zur Naturalisation fremder Gewächse und 12,000 Einw., welche lebhaften Handel treiben. — 3) St. D., sonst reiche Abtei in der belgischen Provinz Hennegau, bei Mons, jetzt Dorf mit großer Baumwollenspinnerei und 800 Einwohnern. Hier am 14. August 1678 Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall von Luxemburg und den Holländern unter Oranien, worin die letzteren Sieger blieben.

Denis, 1) Johann Michael Cosmus, einer der vorzüglichsten Bibliographen Deutschlands, geboren den 27. Sept. 1729 in Schärding am Inn, widmete sich auf dem Gymnasium der Jesuiten zu Passau mit Eifer den klassischen Studien, versäumte aber auch nicht, seine poetischen Anlagen auszubilden, freilich ohne andere Vorbilder, als die deutschen Gedichte von Hoffmannswaldau, Tryller, Brockes 2c. Im Jahre 1747 trat er in den Jesuitenorden, ward nach Ablauf des Probejahres Repetent der hebräischen Sprache im akademischen Kollegium zu Wien, dann in Grätz Lehrer der lateinischen Grammatik und zu Klagenfurt Lehrer der Rhetorik. Nachdem er hierauf 4 Jahre lang zu Grätz Theologie studirt und zu Judenburg in strengster klösterlicher Abgeschiedenheit ein zweites Noviziat ausgehalten, ward er 1756 zwar zum Priester geweiht, auch bald nachher als Frühprediger nach Preßburg berufen, 1759 aber wegen Kränklichkeit als Lehrer an das Kollegium Theresianum nach Wien versetzt, wo er viele Jahre unter dem Namen Rhetorik die schönen Redekünste, später auch Literargeschichte und Bücherkunde lehrte. Im Jahre 1773 erhielt er unter dem Titel eines Vorstehers die Aufsicht über die dem Kollegium vermachte, 1786 nach Lemberg gebrachte, garelli'sche Bibliothek, welches Amt ihn zum gründlichen Studium der Bibliographie führte. Auf diesem Posten blieb er auch nach der Aufhebung seines Ordens, bis zur Aufhebung des Kollegium Theresianum 1784, wo ihn Kaiser Joseph II. als 2. Custos bei der Hofbibliothek anstellte. Im Jahre 1791 ernannte ihn Kaiser Leopold zum 1. Custos und zugleich zum wirklichen Hofrath, nachdem er schon 1779 von der Kaiserin Maria Theresia den Charakter eines kaiserlichen Rathes erhalten hatte. Er † den 29. Sept. 1800. Mit Klopstock, Gerstenberg und Kretschmann erweckte er die alte Bardenpoesie durch seine metrische Uebersetzung des Ossian, die er zugleich mit seinen eigenen unter dem anagrammatischen Namen des Barden Sined gedichteten Liedern herausgab: „Ossians u. Sineds Lieder" (Wien 1784, 4 Bde.; neue Aufl. 1791, 6 Bde.). Er schrieb ferner: „Die Lieder Sineds des Barden" (Passau 1772); „Bardengesänge und geistliche Lieder" (das. 1774); „Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde" (Wien 1774); „Grundriß der Literargeschichte" (das. 1776); „Einleitung in die Bücherkunde" (das. 1777, neue Aufl. 1795—96); „Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560" (das. 1782, nebst Nachtrag 1793); „Codices mss. theol. bibl. Palat. Vindob. latini etc." (das. 1794—1802, 2 Thle., 6 Bde.). Sein „Literarischer Nachlaß" ward herausgegeben von J. F. Freiherrn von Retzer (Wien 1801, 2 Bde.).

2) Simon, niederländischer Landschaftsmaler, zu Antwerpen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren, Schüler H. Antonissens in Antwerpen, ging später nach Italien, arbeitete mehre Jahre in Rom und wurde später erster königlicher Maler unter Joseph Napoleon; † 1811 zu Neapel. Sein Hauptverdienst besteht in seinem brillanten Pinsel und in den schönen sonnigen Vordergründen seiner Landschaften, welche das Auge des Liebhabers angenehm blenden. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind viele in europäischen Gallerien.

3) Paul, Baumeister, 1796 zu Mainz geboren, vollendete als Schüler der polytechnischen Schule zu Paris 1814 und 1815 seine Fachstudien unter Arago, Gay-Lussac, Poisson, Ampère 2c., trat 1817 in den bayerischen Staatsdienst und war bis 1825 als Inspektionsingenieur in Kaiserslautern, dann bis 1832 als Bauinspektor in Zweibrücken. Im Jahre 1833 machte er eine größere bauwissenschaftliche Reise nach Belgien, Frankreich, England und Nordamerika, wurde 1834 der bayerischen Ministerialkommission für den Bau des Main-Donaukanals als Techniker beigegeben u. führte schon 1835 die erste Eisenbahn in Deutschland, die nürnberg-fürther, aus. Unter seiner Leitung ward auch die münchen-augsburger, sowie die Taunusbahn ausgeführt. Im Jahre 1840 wurde er Regierungs- und Kreisbaurath zu Speyer und 1841 Vorstand der Kommission für den Bau der bayerischen Staatsbahnen in Nürnberg. Zwischen 1844—49 arbeitete er das Projekt der pfälzischen Ludwigsbahn aus, leitete 1849 deren ganze Ausführung und wurde 1849 zum Direktor dieser Bahn erwählt.

Denislü (Labakia, vielleicht Laodicea ad Lycum), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Anadoli, hat guten Weinbau u. 8—10,000 Einwohner.

Denkart, im Allgemeinen die Beschaffenheit der Gedanken, sofern sie durch rechten oder falschen Gebrauch der Seelenkräfte selbst bestimmt wird; dann Denkungsart, die Gesammtheit der sittlichen Ansichten eines Individuums oder einer Gesammt-

heit vom Menschen über gewisse Gegenstände, oder die Art und Weise, sittliche Dinge nach gewissen Grundsätzen zu beurtheilen. Sie ist ein wesentlicher Bestandtheil des Charakters des betreffenden Individuums oder der betreffenden Gesammtheit. Die eigenthümlichen Gedanken, d. h. Begriffe, Urtheile und im Praktischen die Werthbestimmungen, bilden sich durch Erziehung, Zusammenleben, Beispiel 2c. und sind oft das Resultat einer langen Erfahrungsreihe. So erwächst z. B. die D. einer Nation auf dem gemeinsamen Boden ihres natürlichen Verkehrs im Laufe ihrer Geschichte. Bei Individuen offenbart sie sich in Reden und Handlungen, bei einem Volke oder einer Volksklasse verräth sie sich schon in den Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten.

Denken ist diejenige Geistesthätigkeit, durch welche der Stoff, den die äußere u. innere Wahrnehmung darbietet, eine weitere, absichtliche Bearbeitung durch das dabei thätige Subjekt, den Denkenden, erfährt. Während in der Wahrnehmung die Empfänglichkeit des Geistes vorwaltet, findet beim D. mehr Selbstthätigkeit Statt, die aber keine willkürliche, sondern an gewisse Gesetze gebunden ist und sich hierdurch namentlich von dem Phantasiren unterscheidet, welches zwar nicht gesetzlos, aber doch weit freier und ungebundener als das D. ist. Das D. ist eben so verschieden vom Empfinden u. Fühlen wie vom Vorstellen. Auch im Empfinden verhält sich das Individuum zwar aktiv, aber so, daß sein Thun durch ein Leiden, ein Afficirtsein bedingt ist. Die Empfindung, selbst wenn sie den Geist aufregt, ist nichts Anderes, als eine Affektion, deren sich der Geist bewußt worden ist, ebenso das Gefühl; das D. hingegen ist lediglich Aktion. Zum Empfinden wird der Mensch mittelst der Nerven durch das Aeußerliche bestimmt, zum D. dagegen bestimmt er sich selbst. Vorstellung ist immer durch etwas Gegebenes hervorgerufen und geboten und in diesem Sinne unfrei oder unfreiwillig, der Gedanke dagegen ist alleiniges Erzeugniß und Eigenthum des freien Geistes. Das D. unterzieht die erworbenen Vorstellungen einer absichtlichen bewußten Betrachtung und Beurtheilung, unterscheidet und sichtet, verknüpft und verbindet und sucht aus den im Bewußtsein vorhandenen Erkenntnissen andere abzuleiten. Als Werkzeug zur Erwerbung mittelbarer Erkenntniß läßt das D. nicht nur einen richtigen, sondern auch einen fehlerhaften Gebrauch zu und führt im ersten Fall zu wahren, im anderen zu falschen Ergebnissen. Es gibt sowohl Naturgesetze des D.s, als Normalgesetze für dasselbe. Nach jenen geht der sogenannte natürliche Gedankenlauf vor sich, der nicht immer der richtige ist, und sie zu erforschen, ist Aufgabe der Psychologie. Die Normalgesetze sind Vorschriften für das D., die es befolgen muß, wenn es richtig sein und zu wahren Erkenntnissen führen soll. Diese Normalgesetze festzustellen, ist Aufgabe der Logik (s. d.). Dieselben können nicht durch bloße Beobachtung des D.s aufgefunden werden, sondern es muß ein sie begründendes D. hinzukommen, von dem die logischen Denkgesetze nothwendige Folgen sind. In der durchgängigen Uebereinstimmung dieses begründenden D.s mit den durch dasselbe gefundenen Gesetzen liegt die Bürgschaft für die Wahrheit sowohl der ersteren, als der letzteren.

Jedes D. ist ein Zusammenfassen eines Mannichfaltigen in eine Einheit. Das Mannichfaltige besteht aber, wie schon gesagt, in Vorstellungen. Aber auch nicht jede Zusammenfassung von Vorstellungen ist ein D., sondern nur diejenige Art derselben, bei welcher einzig und allein die Beschaffenheiten Dessen, was in ihnen vorgestellt wird, und die Verhältnisse dieser Beschaffenheiten zu einander die Zusammenfassung bedingen u. ihre Gültigkeit rechtfertigen. Das Mannichfaltige, welches das D. in eine Einheit zusammenfaßt, heißt die Materie (Stoff) des D.s, die Art und Weise der Zusammenfassung desselben seine Form. Die Materie des D.s wird ursprünglich nicht durch das D. erzeugt, sondern ist durch den Inhalt der Vorstellungen gegeben, aber auch nicht alle Formen erzeugt das D., da jeder Stoff an und für sich auch eine Form haben muß. Das richtige oder logische D. fördert die Erwerbung wahrer Erkenntnisse nur in formaler Hinsicht; die richtige Anwendung richtiger Denkformen gibt immer formal wahre Resultate, die aber doch in materieller Hinsicht falsch sein können, wenn die Voraussetzungen, von denen das D. ausgeht, unrichtig sind. Die Elementarformen, in die jedes D. sich auflösen läßt, sind Begriffe, Urtheile und Schlüsse. Begriffe bildet das D. aus den Vorstellungen, indem es das zu dem Inhalt des Vorgestellten Gehörige zum Bewußtsein bringt und das, was nicht dazu gehört, absondert. Dies geschieht in den Urtheilen. Jede unmittelbare Erkenntniß wird in der Form von Urtheilen zum denkenden Bewußtsein gebracht, nicht aber erst durch diese Denkformen erzeugt. Die mittelbaren Erkenntnisse werden zwar ebenfalls in der Form eines Urtheils ausgesprochen, aber gefunden und abgeleitet werden sie nur durch Schlüsse. Das D., durch welches allein mittelbare Erkenntniß möglich ist, ist immer ein Schließen. Vergl. Logik. Häufig erscheint übrigens das D. seiner streng logischen Form beraubt; namentlich geschieht dies im praktischen Leben und außerhalb des wissenschaftlichen Zusammenhangs: denn wie selten sind die Begriffe, die wir in unsern Urtheilen verknüpfen oder trennen, logisch scharf begrenzt! Es würde sehr ungerecht sein, solches Urtheilen nicht für D. gelten lassen zu wollen. Es ist das praktische D., das, weil es die Begriffe nur in ihrer Totalität vergleicht, oft viel richtiger urtheilt, als das theoretische, was bei seinen Begriffszergliederungen nicht selten an einem einzelnen Merkmale, dem es zu große Wichtigkeit beilegt, hängen bleibt. Dieses scharfe praktische D. kann und muß aber immer noch sehr wohl von dem blinden Tappen des Empirikers unterschieden werden, den in der That nur Associationen von Vorstellungen mechanisch leiten und der deshalb so leicht dem Irrthum ausgesetzt ist, weil er die Dinge nicht, wie der ächte Praktiker, nach ihrem individuellen Gesammteindrucke, nicht, wie der Theoretiker, nach der Summe ihrer Merkmale, sondern nur oberflächlich nach ihrer Außenseite und den davon abhängigen Aehnlichkeiten betrachtet und vergleicht. Man hat reines und angewandtes D. unterschieden, etwa so, wie man reine und angewandte Mathematik unterscheidet; jenes ist die beziehungslose Reflexion, welche allein von den allgemeinen Formen des D.s, den sogenannten Kategorien (s. d.) und Denkgesetzen, welche die Logik aufstellt, bestimmt wird; dieses beschäftigt

sich mit besonderen Arten oder Klassen von Vorstellungen, z. B. in der Mathematik mit Raum- und Zahlgrößen, in der Rechtsphilosophie mit den Ideen des Rechts ꝛc. Die Frage, ob das angewandte D. uns objektive oder nur subjektive Wahrheit gebe, mit andern Worten: ob die Dinge ihrem Wesen nach so sind, wie wir sie mit Hülfe des D.s erkennen oder nicht, ist die Lebensfrage der Metaphysik, besonders in der neuern Philosophie. Kant stellte in seiner „Kritik der reinen Vernunft" den Satz hin: Der Mensch erkennet sich, die Welt und die Dinge in ihr nur, wie er sich und wie sie ihm erscheinen, nicht wie sie an sich sind. Vor Kant hatte schon Spinoza, durch seinen Vorgänger Descartes dazu veranlaßt, das Verhältniß des Seins zum D. nicht übersehen; er nahm das Sein für das Primäre und das D. als das Sekundäre, als ein Attribut der Substanz. Fichte, Schelling, Hegel haben von verschiedenen Standpunkten aus die reelle Wahrheit in den Gedanken hineingelegt und D. und Sein als Eins gesetzt. Bei der Anwendung des D.s auf die Erkenntniß des Zusammenhanges der Erscheinungen der Natur und unseres Geistes liegt allerdings die Voraussetzung zum Grunde, daß die formalen Gesetze unseres logischen D.s nicht bloß subjektive, sondern auch objektive Gültigkeit haben, daß Das, was wir als eine logisch-nothwendige Folge einer Thatsache erkennen, auch in der Natur und unserem Geiste wirklich sein oder geschehen muß. Die exakte Forschung begnügt sich, diesen Satz hypothetisch anzunehmen, und findet in der Entdeckung jedes neueren Naturgesetzes eine Bestätigung dieser Voraussetzung. Jedes durch die Erfahrung bestätigte Resultat unseres D.s zeigt, daß unsere Denkgesetze auch für die Wirklichkeit der Dinge Gültigkeit haben, daß unser logischer Gedankenzusammenhang auch mit dem wirklichen Zusammenhang der Dinge in einer einstimmigen Beziehung steht.

Denkendorf, Pfarrdorf im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, an der Kersch, hat eine Klosterkirche und 1460 Einw., welche viel Obst- und Weinbau treiben. Die nach Aufhebung des Klosters eingerichtete Klosterschule hörte zwar 1584 wieder auf, wurde jedoch 1713 neu errichtet u. erst 1810 für immer aufgehoben. In den Klostergebäuden wurde eine Fabrik errichtet.

Denklehre, s. v. a. Logik.

Denkmäler (Denkmale), s. Monumente.

Denkmünze (Schaumünze, Schaustück, Medaille), eine zum Andenken an eine merkwürdige Begebenheit, an eine ausgezeichnete Persönlichkeit ꝛc. geschlagene Münze. Dergleichen D.n werden in der Regel von Stempelschneidern (Medailleurs) in eigenen Werkstätten angefertigt und sind meist sorgfältiger geschnitten, als die gewöhnlichen Münzen. Nach ihrer Größe unterscheidet man Schaumünzen, Schaugroschen, Schaugulden, Schauthaler. Die von der Größe eines Thalers nennt man auch wohl Medaillen im engern Sinne, dagegen die kleinern Jetons, die größern Medaillons. Man hat Jubel- und Spott-, Friedens-, Kriegs-, Krönungs-, Huldigungs-, Vermählungs-, Geburts-, Begräbnißdenkmünzen ꝛc. Man unterscheidet an den D.n den Leib, oder die meist allegorische Darstellung der Veranlassung, und die Seele, oder die diese erläuternde Inschrift. Die D.n der alten Griechen und Römer sind noch gegenwärtig eine Zierde der Münzsammlungen. Griechische, aus den Zeiten der Unabhängigkeit Griechenlands, sind sehr selten, römische, besonders aus der Kaiserzeit, häufiger, spätere griechische, zu Ehren der römischen Kaiser geschlagene, am häufigsten. Von der Zeit Hadrians an werden aber auch diese seltener. Diese Nami maximi moduli (medaglioni) pflanzten sich von Rom nach Byzanz über, und hier haben wir eine der schönsten Medaillen von Konstantin XIV., dem letzten Kaiser von Byzanz. Auch der Sultan Mohammed II. verewigte die Eroberung von Konstantinopel durch eine Medaille. Seitdem verbreitete sich der Gebrauch der D.n zunächst nach Italien, wohin sich die vorzüglichsten Künstler aus Konstantinopel gewendet hatten. Sie wurden anfangs in Wachs gegossen, dann mittelst davon gemachter Formen in Erz nachgegossen und mit dem Griffel überarbeitet und trugen das Brustbild berühmter Männer, jedoch ohne Rückseite. Solche einseitige D.n sind die auf den Kardinal Bembo und die auf Johannes Pico, Herrn von Mirandola († 1494). Zweiseitige D.n kamen erst später auf. In letztern zeichneten sich ganz besonders einige Künstler des 15. Jahrhunderts aus: Victor Pisano (Pisanello), Maler aus St. Viglio, der als Wiederhersteller der Kunst, D.n zu gießen, gilt, Matthäus di Pastis, Andreas di Cremona und Paulus da Ragusio. Eines der schönsten Medaillons dieser Periode ist das von Pisano, auf Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand, in Silber. Später fing man an, Stempel in Stahl zu schneiden und Medaillen zu prägen. In dieser Gattung erwarben sich den größten Ruf: Victor Gambello (Camelius), J. Cavienus (Cavinius), Benvenuto Cellini, J. Bernhardus e Castro Bononiensi, Alex. Carsari und Nicolo Pisano. Cavinius ist insbesondere bekannt durch die Nachbildung römischer Muster, worin ihm Alex. Bassianus zur Seite stand. Eine der ersten solcher geprägten D.n ist unstreitig eine 1457 auf Karl VII. von Frankreich geprägte, welche auf das von demselben verbesserte Kriegswesen Bezug hat. Von Italien aus ging der Gebrauch der D.n nach Frankreich, England u. Holland über. In Frankreich zeichnete sich Jean Varin aus Lüttich unter Ludwig XIII. als Medailleur aus. Die erste englische D. soll 1480 in Italien auf die Belagerung der Insel Rhodus durch die Türken geschlagen worden sein. Die älteste deutsche Schaumünze ist höchst wahrscheinlich eine Medaille von 1477 auf die Vermählung Kaiser Maximilians I. mit Maria von Burgund, wogegen Andere eine D. auf Huß, die jedoch erst lange nach dessen Tod angefertigt zu sein scheint, als die erste deutsche angeben. Besonders reich an D.n war Holland im 16. und 17. Jahrhundert. Man schlug damals auf jede wichtige Begebenheit, auf Belagerungen, Schlachten, Geburt und Tod von Fürsten D.n, oft auch Spottmünzen. Bald fing man auch an, ganze Folgen von Medaillen mit den Bildnissen von Kaisern, Königen, Päpsten und andern berühmten Männern zu fertigen, welche, auf der Rückseite mit allegorischen Darstellungen und Aufschriften versehen, das Andenken an die betreffende Person und die damit verknüpften Begebenheiten bleibend erhalten sollten. Eine solche Reihe sind die von Christian Vermuth in Gotha gelieferten D.n der römisch-deutschen Kaiser in 225 Stücken. Derselbe arbeitete auch die der Päpste in 250 Stücken; Tob. Woſt die der französischen

Könige von Pharamund bis auf Heinrich IV. und der Päpste von Urban VI. bis auf Gregor VIII.; Jean Dassier die der Könige von Frankreich bis auf Ludwig XIV. in 66 Medaillen, sowie die der Könige von England in 34 Stücken von Wilhelm dem Eroberer bis Georg II. u. 25 Medaillen auf berühmte Männer. Arwed Karlsteen lieferte die Medaillen der schwedischen Könige von Gustav I. bis Karl XII., u. dieselbe Reihe, aber in größerer Ausdehnung, Joh. Karl Hedlinger, der einer der fruchtbarsten und ausgezeichnetsten Medailleurs seiner Zeit war. Wigand Schäfer gab eine Reihe von D.n der Kurfürsten von der Pfalz (vollendet von seinem Sohne 1758), Urbani die der Herzöge von Lothringen, die der Päpste in 110 Medaillen, sowie mehre einzelne Stücke für Spanien, die Pfalz ꝛc. Nic. Chevalier zeichnete sich durch satirische D.n aus; auch lieferte er eine Reihe Medaillen zur Geschichte Wilhelms III. von England. Zahlreiche D.n auf die Regierung Ludwigs XIV. u. Ludwigs XV. gibt es von Mauger, Rottier, Bernard, Fleurimont ꝛc. Kraft, Vestner, Wirth und Widemann widmeten dem Andenken der Kaiserin Maria Theresia zahlreiche D.n. In Frankreich und Italien wurde die Kunst, D.n zu fertigen, besonders unter Napoleon I. zu hoher Vollkommenheit gebracht. Andrieu, R. Dumarest, J. P. Droz, Dupré, Jeuffroy, Tiolier, Vater und Sohn, und in neuester Zeit A. Caunois, J. F. Domard, J. P. Montagny, E. Dubois, Dieudonné, J. J. Barré ꝛc. sind oder waren berühmte Medailleurs. In Deutschland lieferte in der neuesten Zeit der berliner Hofmedailleur Loos sehr schöne D.n; neben ihm sind zu nennen: Abrahamson, G. Götze, A. L. Held, K. Pfeuffer, F. X. Losch, H. F. Brandt in Berlin, K. F. Voigt in München, J. J. Neuß in Augsburg, Burgschmiet in Nürnberg, A. F. König u. K. R. Krüger in Dresden, J. Lang, J. B. Harnisch, L. Pichler in Wien, F. Helfricht in Gotha, Angelika Facius in Weimar ꝛc. Auch in England wurden in der neuesten Zeit treffliche Arbeiten in diesem Fache geliefert, namentlich von William Wyon, von dem die Medaille zur londoner Industrieausstellung 1862 modellirt wurde. In Belgien ist Leop. Wiener zu nennen als Verfertiger der Huldigungsmedaille für den König von Belgien (1856). Vergl. Millin, Histoire métallique de la révolution française, Paris 1806, mit 26 Kupfern; Henning, Histoire métallique de la révolution française, das. 1826; Millingen, Histoire métallique de Napoléon, London 1819, Supplement, das. 1821, mit 14 Tafeln; Mudie, National medals, das. 1820; H. Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit, Berlin 1840. Mehre neuerlich unter Denons Leitung in Paris geprägte D.n, viele in Deutschland erschienene, einige italienische und englische gehören zu den beachtenswerthesten Schaustücken. Der Papst Leo XII. ließ durch den Stempelschneider Nicolo Cerbara D.n von 3 Zoll im Durchmesser auf italienische Künstler schneiden, und zwar zuerst auf Raphael (1827), Michel Angelo (1828) u. Annibale Carracci (1829). Der Gebrauch, D.n anzuhängen, ist alt. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs trug man sogenannte Schaurpfennige, silberne u. goldene D.n von verschiedener Größe, meist mit dem Bildniß des Fürsten, der sie verliehen, wie unsere Orden an der Brust. Aber erst in der neueren Zeit ward es üblich, D.n als Erinnerungszeichen der Theilnahme an merkwürdigen Ereignissen u. Thaten (Kriegsdenkmünzen, Kriegsdenkzeichen) zu tragen. Es sind dies gemeinschaftliche Auszeichnungen für ganze Heere oder Truppentheile, die an gewissen Feldzügen Theil genommen haben, oder sie dienen wohl auch zur Erinnerung an einzelne Kriegsbegebenheiten ꝛc. Dergleichen Erinnerungszeichen sind die bei den verbündeten Heeren gestifteten D.n zum Andenken an die Befreiungskriege. Mit Anfertigung des Stempels für die große Waterloomedaille, welche beinahe 4 Zoll im Durchmesser hat, wurde 1830 der berühmte italienische Stempelschneider Pistrucci beauftragt. In Bayern hat man neuerdings den Gebrauch der Alten, D.n auch als Geld zu prägen, wieder aufgenommen. Geld u. D.n zugleich sind die bekannten bayerischen Geschichtsthaler, von welchen eine ganze Reihe erschienen ist. Vergl. Mionnet, Description de médailles antiques, grecques et romaines, Paris 1806—13, und Supplemente, das. 1819; Köhler, Historische Münzbelustigungen, Nürnberg 1729—65, 24 Bde.; Lochner, Sammlung merkwürdiger Medaillen, das. 1737—44, 8 Bde.; Heräus, Bildnisse der regierenden Fürsten u. berühmten Männer vom 14. bis 18. Jahrhundert, in einer Folgenreihe von Schaumünzen, Wien 1728; 2. Aufl. 1828.

Denkschrift, Schrift zum Andenken einer bedeutenden Person, oder einer merkwürdigen Begebenheit; (Denkschriften) Abhandlungen einer Korporation, z. B. einer Akademie ꝛc.

Denkspruch (sententia, Sentenz), ein kurzer Satz (Spruch), der irgend eine wichtige Wahrheit oder Lebensregel enthält und wegen seiner Kürze leicht im Gedächtnisse behalten werden kann. Solche Denksprüche bilden den eigentlichen Kern der morgenländischen Weisheit, und die Sprüche Salomonis, die Bücher Sirach und der Weisheit bestehen größtentheils aus solchen. Kraft und Kürze, Klarheit und Wohlklang sollen sich in einem D. vereinigen. Hauptsache bei einem D. ist stets die Gediegenheit der Idee, und es genügt keineswegs die bloße Ausprägung eines alltäglichen Gedankens in Sentenzenform. In epischen und besonders dramatischen Dichtungen dürfen Sentenzen nur da eingeflochten werden, wo sie, eine wichtige Wahrheit schlagend aussprechend, aus dem Gegenstande, wie eine Blume aus der Knospe, hervorbrechen. Ein D. wird zum Wahlspruch (symbolum), wenn irgend Jemand ihn als obersten Grundsatz seines Handelns hinstellt. In früheren Zeiten waren dergleichen Wahlsprüche sehr im Gebrauch, und wie die der sieben Weisen Griechenlands als Muster gegolten haben, so pflegte jeder nur einigermaßen bedeutende Mann die ganze Summe seiner Bestrebungen in einem Wahlspruche auszusprechen.

Denkübungen (Verstandesübungen), die nach einem bestimmten Plane angestellten Uebungen in Elementarschulen, wodurch die Erkenntnißkräfte des Kindes, insbesondere der Verstand, angeregt und entwickelt werden sollen. Nachdem Basedow (s. d.) und von Rochow (s. d.) im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts den traurigen Zustand des Volkes in Betreff der geistigen Entwickelung fest ins Auge gefaßt u. als Mitursache desselben die schlechte Beschaffenheit der Volksschulen erkannt hatten, glaubten jene Männer in der Entwickelung der Denkfunktion des Kindes das hauptsächlichste Mittel

einer bessern Volksbildung gefunden zu haben. Man drang nun auf Verstandesbildung von der ersten Schulbildung an und empfahl darum D. als formales Bildungsmittel. Später hat man diese Uebungen zuweilen auch reine oder unmittelbare D. genannt, um auszudrücken, daß es dabei nur auf die Entwickelung der Denkfunktion abgesehen sei, indem man den etwaigen Gewinn an materiellem Wissen als Nebensache betrachtet wissen wollte. Den Gegensatz zu diesen sogenannten reinen D. bilden angewandte, d. h. solche, die an irgend einem bestimmten, positiven Lehrstoff, z. B. der Zahl, der Form, der Sprache ꝛc., vollzogen werden. Daran dachte man in jener ersten, erregten Zeit der Vervollkommnung des deutschen Volksschulwesens nicht, daß der Verstand schon an den allgemeinen Lehrgegenständen jeder Volksschule ausreichend geübt werden könne und solle. Die Methodik derselben war nicht weit genug vorgeschritten; die Lehrgegenstände wurden nach den todten Formen eines hergebrachten Schematismus behandelt, und man war noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß jeder Gegenstand, selbst der Unterricht in den technischen Fertigkeiten, auf eine geistbildende Weise behandelt werden könne, ein Fortschritt, zu dessen Realisirung aber die philanthropinistische Schule den ersten Anstoß gegeben hat. So fanden die D. Eingang in die Schulen und erschienen seitdem auf den Lektionsplänen, besonders in Norddeutschland, als stehender Lehrgegenstand. Auch jetzt werden noch (reine) Verstandesübungen um des formellen Nutzens willen in vielen Schulen angestellt, während sie aus vielen andern wieder verschwunden sind. Die D. arteten nämlich bald in ein leeres Spiel mit Formen und Begriffen aus und führten dann leicht zu einseitiger Bevorzugung der Ausbildung des Verstandes und in Folge davon zur Verwerfung alles dessen, was nicht begriffen und bewiesen werden konnte, also mitunter zur Verneinung alles Tiefern im Gebiete des Gefühls- und religiösen Lebens. Insbesondere artete der Religionsunterricht, seines positiven und gemüthlichen Charakters entkleidet, unter Bevorzugung der D. bald in Begriffszersplitterung und flaches Raisonnement aus. Seitdem aber durch die pestalozzi'sche Schule die Verbesserung der Methodik sich über alle Gegenstände des Volksschulunterrichts verbreitet hat, bedarf es der abgesonderten, reinen Verstandesübungen u. D. nicht mehr, da die Methode verlangt, daß jeder Unterrichtsgegenstand von allen Seiten seines Wesens allseitig, wie die pestalozzi'sche Schule sich auszudrücken liebte, aufgefaßt und behandelt werden soll, damit jedem Gegenstand in jeder Beziehung sein Recht widerfahre und sein Einfluß auf die Bildung der Jugend gesichert werde. Dabei versteht es sich von selbst, daß der eine Lehrgegenstand mehr nach dieser, der andere mehr nach jener Seite hin bildend wirkt. Mit jenen formalen, durch K. H. Krause's „Versuch planmäßiger und naturgemäßer unmittelbarer D. für Elementarschulen" (Halle 1826—34, 4. Aufl., 3 Bde.) auf die Spitze getriebenen Verstandesübungen und D. dürfen übrigens die für die unteren Klassen der Volksschulen nothwendigen Anschauungs- und Sprechübungen (s. Anschauungsunterricht), die seit Pestalozzi an die Stelle jener getreten sind, nicht verwechselt werden. Außer Krause's erwähntem Werk sind noch bemerkenswerth: Zerrenner, Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den D. der Jugend, Leipzig 1826, 3. Aufl., 4 Thle.; Derselbe, D., ein Schulbuch für Schullehrerseminare, Bürgerschulen ꝛc., das. 1829; Chr. Gottl. Scholz, Uebungen im Anschauen, Denken, Reden und Aufschreiben ꝛc., Neisse 1831—33, 2 Bde.; F. H. G. Graßmann, Anleitung zu Denk- und Sprechübungen, Berlin 1834, 2. Aufl.; außerdem noch ähnliche Schriften von Rochow, Tillich, Wilmsen, Löhr, Ehrlich, Harnisch, Denzel, Diesterweg ꝛc.

Denkverse (versus memoriales), Verse, die dazu bestimmt sind, als mnemonische Mittel zu dienen, nämlich durch Reime, Rhythmen ꝛc. etwas dem Gedächtnisse einzuprägen. So enthält der Vers: Gazi frequens Libycos duxit Karthago triumphos, alle einfachen Buchstaben des lateinischen Alphabets, und: O si jam post haec sint reddita tempora prisca, alle Redetheile. Bekannt sind die D. zur Einprägung der lateinischen Geschlechts- und anderer grammatikalischen Regeln. Auch zum Einprägen geographischer Namenreihen haben Manche solche D. in Anwendung gebracht.

Denkwürdigkeiten (lat. commentarii, franz. mémoires), Büchertitel, bezeichnet Darstellungen merkwürdiger Personen; vergl. Memoiren.

Denner, 1) Johann Christoph, Erfinder der Klarinette, wurde geboren am 13 August 1655 zu Leipzig, kam als achtjähriger Knabe mit seinem Vater nach München und erlernte das Horndreherhandwerk. Aus Neigung trieb er für sich Musik und fing an, Flöten und andere Blasinstrumente zu verfertigen, wobei er besonders bemüht war, denselben eine genaue und überall gleichmäßige Stimmung zu geben. Auf die Erfindung der Karinette soll ihn 1700 die Schalmei gebracht haben, die er ebenfalls verbesserte. Er † am 20. April 1707.

2) Balthasar, ausgezeichneter deutscher Porträtmaler, geboren zu Hamburg den 15. November 1685 als Sohn eines mennonitischen Predigers, kopirte schon im 8. Jahre Kupferstiche und machte sich, in Altona und Danzig, unter der Leitung mittelmäßiger Lehrer bald auf seinen eigenen Weg hingewiesen, mit dem Technischen der Oelmalerei so weit vertraut, daß er schon in einem Alter von 14 Jahren Porträte lieferte. Doch mußte er auf Verlangen seiner Aeltern von 1701—7 die Kaufmannschaft erlernen. Im letzteren Jahre kam D. nach Berlin, wo sich ihm die Akademie und mit ihr die Künstlerlaufbahn eröffnete, die er fortan nicht wieder verließ. Bald stand er als Porträtmaler in solchem Ruf, daß er an mehre Höfe eingeladen wurde. Für den Kopf einer alten Frau, den er 1721 in London malte, erhielt er von Kaiser Karl VI., dem er dieses Bild übersandte, ein Honorar von 4700 Kaisergulden. Für denselben Kaiser malte D. 1725 dann auch das Gegenstück, den Kopf eines Greises. D. wanderte von einem Hofe zum anderen; in Mecklenburg, München, Köln, Hamburg, Kopenhagen, Wolfenbüttel, Schleswig ꝛc. fertigte er zahlreiche Bildnisse; als er aber endlich, mit irdischen Gütern reich gesegnet und des unsteten Lebens müde, sich in Braunschweig eine bleibende Stätte gründen wollte, † er den 14. April 1747, nach Einigen in seiner Vaterstadt, nach Anderen in Rostock. Zu seinen berühmtesten Porträten gehören außer den genannten das des Herzogs Christian

August, Administrators von Holstein-Gottorp, das des Kurfürsten August II. von Sachsen, Kaiser Peters III. von Rußland, des Kronprinzen Friedrich Adolf von Schweden u. a. m. Als Meisterstücke D.s werden ferner gerühmt: sein u. seiner Schwester Porträt und das der Frau Heinecken, der Mutter des sogenannten gelehrten Kindes von Lübeck. In D.s Arbeiten wird besonders der Fleiß, die Vollendung in der Darstellung aller, auch der geringsten Theile des menschlichen Angesichts gerühmt, die so weit geht, daß sogar die Schweißlöcher in der Haut sichtbar sind. Trotz dieser minutiösen Genauigkeit verlieren seine Bilder nicht an Wirkung für die Ferne. Nur die Gewänder, die er oft von anderer Hand beifügen ließ, finden oft Tadel. Gerühmt werden auch die Frucht- und Blumenstücke, womit er seine Bilder ausschmückte, sowie auch seine Bleistiftzeichnungen durch ihre ungemeine Leichtigkeit und Zartheit sich viele Bewunderer erworben haben. Vieles ward nach D. gestochen.

Dennewitz, Dorf in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, mit 240 Einwohnern, bekannt durch die Schlacht am 6. Sept. 1813. Napoleons I. Lieblingsprojekt, die Wegnahme Berlins, war durch Oudinots Niederlage bei Großbeeren (s. d.) am 23. August vorerst mißlungen, aber noch nicht aufgegeben worden, vielmehr sollte Ney einen neuen Versuch auf die preußische Königsstadt wagen und deren Besitz erkämpfen. Die französische Armee hatte sich nach Wittenberg zurückgezogen, die Streitkräfte der Verbündeten waren in einem Halbkreis von 10 Stunden um dieselbe vertheilt. Die gegen Napoleon aufgebrachte Nordarmee war nämlich am 4. September folgendermaßen aufgestellt: der äußerste rechte Flügel, das Corps des Generals Hirschfeld, bei Göritz, die schwedische Armee bei Rabenstein, das russische Corps (Winzingerode) bei Hohenwerbig, das preußische Armeecorps bei Marzahna und der äußerste linke Flügel, das Corps von Tauenzien, bei Sayda und Zahna. Marschall Ney zog alsbald, nachdem er angekommen und von Oudinot, mit dessen Operationen der Kaiser sehr unzufrieden war, den Oberbefehl übernommen hatte, das französische Heer im befestigten Lager bei Thiessen unweit Wittenberg zusammen, verstärkte dasselbe möglichst durch frische Truppen und ergriff augenblicklich, um den Erwartungen seines Kaisers zu entsprechen, die Offensive. Er ließ die Division Dombrowski vor Wittenberg u. rückte am 5. September Vormittags 10 Uhr auf der Straße nach Jüterbogk gegen Zahna los. Hier stand, unter dem preußischen Generalmajor von Dobschütz, die Vorhut der Heerschaar Tauenziens, 6 Bataillone märkischer und schlesischer Landwehr, 10 Schwadronen, ein Dutzend Geschütze und einige tausend Kosaken. Heftig von der bedeutenden Uebermacht der französischen Avantgarde (12. Armeecorps) angegriffen, mußte Dobschütz nach tapferer Gegenwehr und einem Verluste von 3000 Mann auf Zalmsdorf sich zurückziehen und endlich auch die hier eingenommene Stellung verlassen, jedoch erst, nachdem er den von Gadegast über Sayda zurückkehrenden Truppen des Generals Tauenzien (10 Bataillone, 13 Eskadronen und 24 Kanonen) die nothwendige Zeit zum Rückzuge verschafft hatte. Beide Kolonnen, wieder vereinigt, bezogen am Abend vor Jüterbogk ein Bivouak. Das 4. französische Armeecorps rückte an diesem Tag bis Zalmsdorf, das 7. zwischen Zalmsdorf und Letza und das 12. bis Sayda. Sobald der General Bülow Nachricht von der ernsten Angriffsbewegung der Franzosen erhielt, eilte er dem General Tauenzien zu Hülfe. Zu dem Ende marschirte er, um dem Feinde in die Flanken und in den Rücken zu fallen, noch am 5. September um die 5. Nachmittagsstunde nach Kurzlipsdorf und Kaltenborn ab, wo seine Truppen in der Nacht eine halbe Meile von den feindlichen Vorposten entfernt eine verdeckte Stellung einnahmen. Am Morgen des 6. Septembers um 8 Uhr setzte sich die französische Armee aus der oben bezeichneten Stellung in Marsch. Das 4. Armeecorps (21,000 Mann) unter Bertrand begann die Bewegung und marschirte gegen D.; ihm folgte zur Rechten, ½ Stunde später, das 7. Armeecorps (20,000 Mann) unter Reynier, gegen Rohrbeck marschirend, und eine Stunde später folgte diesem das 12. Corps (24,000 Mann) unter Oudinot, ebenfalls über Oehna nach Rohrbeck ziehend. Die Kavallerie des Herzogs von Padua bildete die Queue sämmtlicher Kolonnen. Das an der Spitze marschirende 4. französische Armeecorps fand gegen 11 Uhr die Avantgarde des tauenzienschen Corps in der Gegend von Niedergörsdorf, dieses Corps selbst aber auf den Höhen südwestlich von Jüterbogk aufgestellt. Nachdem Bertrand mit dem 4. Corps die Brücke über die Aa bei D. passirt hatte, ging er zum Angriff des sehr vortheilhaft aufgestellten, 14,000 Mann starken tauenzienschen Corps über. Ein tiefer Grund trennte beide Heere. Die Schlacht begann mit der Artillerie. Tauenzien rückte darauf in ganzer Fronte durch den Grund vor, und das erste Treffen der Franzosen ward zurückgeworfen; als aber das zweite Treffen in Linie gerückt war, entstand nach einem kurzen Stillstande ein lebhaftes Feuer, und obgleich das zweite preußische Treffen vorrückte, brachte doch die französische Artillerie bald Verwirrung in die preußischen Reihen, und diese wichen in voller Unordnung zurück. Doch jetzt, gerade zu gelegener Zeit, erschien Bülow bei Niedergörsdorf in der linken Flanke und fast im Rücken des 4. französischen Armeecorps und eröffnete ein heftiges Geschützfeuer. Die Franzosen stutzten, und diesen Augenblick des ersten Schreckens benutzte Tauenzien geschickt, um auf den Feind aufs Neue einen gut ausgeführten Kavallerieangriff zu machen, der die Verwirrung noch vermehrte. Als Ney die veränderte Lage der Dinge bemerkte, entsendete er das 7. Armeecorps unter Reynier von Rohrbeck nach Niedergörsdorf, wo es sich dem General Bülow entgegenstellen sollte, und wo nun, namentlich zwischen der französischen Division Durutte und den Truppen des preußischen Generals Thümen, ein heftiger Kampf entbrannte, der sich nach u. nach immer mehr nach D. und später nach Gölsdorf hinzog. Schon begann auch hier, trotz der Anstrengung der daselbst kämpfenden Sachsen, die französische Schlachtordnung zu weichen, als unerwartet der von Oehna nach D. berufene Marschall Oudinot mit dem 12. französischen Armeecorps u. der Kavallerie des Herzogs von Padua (30 französische Bataillone unter Deckung einer schweren Batterie) heranrückte. Dieser Uebermacht mußten die Preußen nach verzweifelter blutiger Gegenwehr weichen und Gölsdorf den Fran-

zosen überlassen. Indeß traf aber auch auf der preußischen Seite General Borstell, der wegen des späten Erscheinens der Schweden erst um 11 Uhr aus seiner Stellung von Kropstädt hatte aufbrechen können, mit der 5. Brigade auf dem Schlachtfelde ein, worauf sich der Kampf um Gölsdorf auf das Heftigste erneuerte. Zugleich war die Hauptmacht der Schweden und Russen unter dem Kronprinzen von Schweden näher herangerückt und hatte im Hintergrunde zwischen Kurzlipsdorf u. Eckmannsdorf Stellung genommen. Schwedisches Geschütz wurde gegen Gölsdorf angefahren, und schwedische und russische Kavallerie näherten sich; das den Generälen Thümen und Tauenzien gegenüberstehende 4. französische Armeecorps vermochte sich jetzt nicht mehr zu halten. Demgemäß entschloß sich Ney, die Schlacht aufzugeben und den Rückzug anzuordnen. Zur Deckung desselben rief er den Marschall Oudinot von Gölsdorf ab, damit er zwischen D. und Rohrbeck mit seinem Heertheil den geschlagenen rechten Flügel aufnähme; die Vertheidigung von Gölsdorf aber wurde den Sachsen überlassen, die nach einem kurzen blutigen Kampfe sich gleichfalls zum Rückzuge genöthigt sahen. Bald sah sich das 12. französische Armeecorps selbst mit in die Flucht des 4. verwickelt, u. da auch die französische Kavallerie, die noch einmal zur Unterstützung des Rückzugs vorgehen mußte, mit leichter Mühe zurückgeworfen ward, so war die Flucht allgemein. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten u. mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlstatt fielen 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwägen in die Hände der Sieger. Als die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Gesammtverlust der Franzosen gegen 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangene waren, 80 Kanonen und 400 Kriegswägen. Die Preußen zählten gegen 9000 Todte und Verwundete. Das Hauptresultat dieses Sieges war die Vereinigung der Nordarmee mit der schlesischen, indem der Kronprinz von Schweden mit seinem Heere bei Roßlau über die Elbe ging und sich bei Halle im Anfange Oktobers mit Blücher vereinigte. General Bülow wurde in den Grafenstand erhoben und erhielt den Ehrennamen Bülow von Dennewitz. Auf der Wahlstatt steht ein eisernes Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Waffenthat.

Dennewitz, Graf Bülow von, s. Bülow.

Denominandi jus (lat.), s. v. a. Präsentationsrecht bei Besetzung von Aemtern.

Denominatio (lat.), Benennung, Art der Metonymie, wenn eine Person oder Sache, statt mit ihrem eigenen Namen, nach oder mit dem Namen eines andern Gegenstandes, welcher mit ihr in Beziehung steht, benannt wird, z. B. Bacchus statt Wein, der Korse statt Napoleon rc. Auch ist D. (Denomination) ein milderer Ausdruck für kirchliche Partei oder Sekte, besonders in Nordamerika gebräuchlich.

Denominativum (lat.), ein von einem Nomen gebildetes Wort.

Denon, Dominique Vivant, französischer Künstler und Kunstgelehrter, geboren zu Chalons sur Saone den 4. Januar 1747, sollte nach der Aeltern Wunsch die Rechte studiren, bildete sich aber, ohne ernstere Studien u. nur spielend an den Künsten herumflatternd, zum gewandten Weltmann aus und war in kurzer Zeit der Liebling der vornehmen Gesellschaft in Paris. Dies bahnte ihm den Weg zu Ludwig XV., der ihm die Aufsicht über eine Sammlung antiker Steine übergab. Ehrgeiz u. Neigung bewogen ihn, sich die Stelle eines Gesandtschaftskavaliers am Hofe von Petersburg zu erbitten, die ihm auch zu Theil wurde. D. fand sich auf der kaum betretenen diplomatischen Laufbahn bald heimisch und wußte mitten im Glanz und Geräusche der Feierlichkeiten sich jede Nachricht zu verschaffen, die der französischen Regierung von Wichtigkeit sein konnte, so daß ihm auch die Korrespondenz der Gesandtschaft anvertraut wurde. Nach Ludwigs XV. Tode kehrte er mit dem zum Minister des Auswärtigen ernannten Grafen von Vergennes nach Frankreich zurück, erhielt einen Gesandtschaftsposten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft u. benutzte seine Muße zu häufigen Besuchen in Ferney; aus dieser Zeit stammen mehre Bildnisse Voltaire's von ihm, sowie das bekannte Le déjeûner de Ferney. Dann begleitete er den Grafen von Clermont d'Amboise, französischen Gesandten, nach Neapel, wo er 7 Jahre blieb u. zuletzt die Funktionen eines Geschäftsträgers besorgte. Hier beschloß er, sich dem Studium der Kunst allen Ernstes zu widmen. Sein Lieblingsfach wurde die Kupferstecherei. Damals entstand des Abbé St. Non Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, zu welcher D. den Text lieferte. Von Neapel begab sich D. nach Rom und nach Vergennes' Tod nach Paris zurück, wo ihm 1787 ein in Rembrandts Manier radirtes Blatt, die Anbetung der Hirten, nach Luca Giordano, die Mitgliedschaft der Akademie erwarb. Er kehrte darauf nach Italien zurück u. hatte bereits 5 Jahre in Oberitalien, am längsten in Venedig gelebt, als die französische Revolution ihn nöthigte, sich zu seiner eigenen Sicherheit nach Florenz zu begeben. Von da wandte er sich nach der Schweiz. Als er hier erfuhr, daß sein Name auf der Emigrantenliste stehe und seine Güter konfiscirt seien, eilte er nach Paris, wo er rath- und hülflos herumirrte, bis der damals sehr einflußreiche David sich seiner annahm. Er erhielt von diesem den Auftrag, die Zeichnungen zu stechen, welche David zu den republikanischen Kostümen entworfen hatte, die in Frankreich eingeführt werden sollten. Dadurch und durch Robespierre, der dem gewandten Mann seine Gunst schenkte, erhielt D. seine Güter wieder und ward von der Emigrantenliste gestrichen. Dieses Verhältniß zu Robespierre veranlaßte wohl die später oft wiederholte Nachricht, daß D. selbst den jakobinischen Grundsätzen zugethan gewesen sei. Auch während der ärgsten Greuelscenen der Revolution widmete er sich ausschließlich künstlerischer Thätigkeit; den Bleistift in der Hand, ließ er diese blutige Epoche an sich vorüberziehen, bis Bonaparte, dem er sich nach der ersten Begegnung eng anschloß, ihm Gelegenheit gab, sich dauernden Ruhm zu erwerben. D. durfte sich nämlich der ägyptischen Expedition anschließen. Obgleich damals schon gegen 50 Jahre alt, erwarb er sich doch in Kurzem durch Muth und Eifer Anerkennung im ganzen Heere. Er wohnte nicht nur den meisten Waffenthaten Bonaparte's, sondern auch dem Feldzuge Desair' in Oberägypten bei, allenthalben beschäftigt, die Gegenden, Baudenkmale, Kriegsscenen und Schlachtenplane zu zeichnen und so das Andenken der denkwürdigen Begebenheiten jenes abenteuerlichen Zuges auf würdige und

für den Historiker unschätzbare Weise zu erhalten. Mit einer sehr bedeutenden Sammlung von Zeichnungen begleitete er Bonaparte nach Frankreich zurück. Hier schrieb er die berühmte „Voyage dans la Basse et la Haute Egypte“ (Paris 1802, 2 Bde., mit Atlas). Später ernannte ihn Napoleon I. zum Generaldirektor der Museen. Als solcher hatte D. alle Kunstunternehmungen zu leiten, durch welche Napoleons kriegerisches und friedliches Wirken verherrlicht werden sollte, namentlich wurde unter ihm die Vendômesäule errichtet. Als Direktor des Medaillenkabinets ließ er viele Medaillen schlagen, welche die wichtigsten Ereignisse der Zeit von der Schlacht bei Montenotte (1796) bis zum Gefecht von Montmirail (1814) umfassen; in der, ebenfalls unter ihm stehenden Porzellanfabrik zu Sèvres entstand das berühmte sogenannte olympische Tafelgeräth, welches Napoleon nach dem Frieden von Tilsit dem Kaiser Alexander I. zum Geschenk machte, ꝛc. Noch wichtiger war der Antheil, den er an Napoleons Kunstraub in Europa hatte. D. war es, welcher, dem Sieger stets auf dem Fuße folgend, in den besetzten Sammlungen die Auswahl dessen besorgte, was nach Paris wandern sollte, um im Musée Napoléon seinen neuen Platz zu erhalten. Daher ward er nach dem Einzug der Verbündeten in Paris einige Zeit in Haft gehalten. Die Bourbonen ließen ihn anfangs in seinen Aemtern, entsetzten ihn aber nach den hundert Tagen, weil er dem zurückkehrenden Kaiser zugeeilt war. Quatremère de Quincy nahm seine Stelle ein. D., der Mitglied des Instituts blieb, zog sich vom öffentlichen Leben zurück und † den 27. April 1825. Die von ihm vorbereitete Herausgabe einer Beschreibung seiner reichen Kunstsammlung ward von seinem Neffen Amaury Duval besorgt, unter dem Titel „Monuments des arts du dessin chez les peuples, tant anciens que modernes, recueillis par etc., pour servir à l'histoire des arts“ (Paris 1829, 4 Bde.). D. schrieb auch eine kleine Novelle: „Point de lendemain“ (Paris 1812) und mehre historische und biographische Notizen über Künstler für die „Galerie des hommes célèbres“. Seine Sammlungen wurden versteigert.

De novo (lat.), von Neuem.

Dens (lat.), der Zahn, in der Anatomie zahnartiger Fortsatz.

Densität (v. Lat.), Dichtigkeit.

Dent (franz.), s. v. a. Bergspitze.

Dentaria *L.* (Zahnwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, charakterisirt durch den geschlossenen Kelch, die schmale, lanzettlich-lineale Schote mit flachen, nervenlosen oder an der Basis undeutlich einnervigen Klappen, Kräuter, meist in Mitteleuropa, mit einem fleischigen, wagrechten, schuppig-zackigen oder gezähnten, bisweilen aus verbundenen Knollen bestehenden Wurzelstocke. D. bulbifera *L.* ist ein ausdauerndes Gewächs in den Bergwäldern Europa's und Kleinasiens, mit aufrechtem, 1—2 Fuß hohem Stengel, kleinen, schwarzgrünen Zwiebelchen von der Größe eines Pfefferkorns in den Achseln der Blattstiele und endständiger, 5—10blüthiger Doldentraube, die aus weißlichen oder lilarothen Blüthen besteht. Die federkieldicke, ästige, weißliche Wurzel, die mit eiförmigen, ziemlich großen, schuppenartigen Zähnen und wenigen Fächern besetzt ist, schmeckt unangenehm scharf und wurde sonst als kleine Zahnwurz, Radix Dentariae minoris s. Antidysentericae s. Saniculae albae s. Symphyti dentarii, gegen Bauchgrimmen bei Kindern und gegen Ruhr angewendet. Auch von den andern Arten, D. enneaphyllos *K.*, D. heptaphyllos *Rchb.*, D. pentaphyllos ꝛc., sämmtlich in den Wäldern der Voralpen und Alpen in Süddeutschland, Ungarn und der Schweiz, wurden die Wurzeln in gleicher Weise gebraucht. Von D. diphylla *Mchx.*, in den Gebirgswäldern Nordamerika's, wird die Wurzel (Pfefferwurzel), die stechend scharf schmeckt, statt des Senfs und als Gewürz an Speisen gebraucht.

Dentatus, Marcus Curius, s. Curius Dentatus.

Dentelirte Arbeit (dentelure), ausgezackte Arbeit, Spitzen, Kanten (dentelles) ꝛc.

Dentella *Forst.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen, verengten Kelchrand, die trichterförmige, 5spaltige Blumenkrone mit stiellosen Antheren und kurzem, 2narbigem Griffel und die fleischige, erbsenförmige, 2fächerige, vielsamige Kapsel, rasenförmige Sumpfkräuter mit fadenförmigen Stengeln, länglichen Blättern, einzelnen weißen Achselblüthen und rauhen Früchten. D. repens *Forst.*, ein kleines kriechendes, in Ostindien sehr gemeines Sommergewächs, wird mit Erfolg gegen eine Art Flechtenkrankheit gebraucht, welche von kleinen Milben, die Kuman heißen, verursacht wird und welcher besonders Kinder und Weiber ausgesetzt sind, wenn sie in die Wälder gehen.

Dentirostres (lat., Zahnschnäbler), nach Cuvier u. A. Familie der sperlingsartigen Vögel u. Singvögel, charakterisirt durch den an der Spitze mehr od. weniger hakenförmig übergreifenden u. mit einem Zahne versehenen Schnabel, die starken Bartborstenfedern am Grunde des Schnabels und Wandelfüße. Sie bilden das Bindeglied zwischen den Raub- und Singvögeln. Die von den neuern Ornithologen in engere Grenzen zusammengezogene Familie zerfällt in die Abtheilungen der Laniadae oder Würger (Typus: Würger, Lanius *L.*) u. der Muscicapidae od. Fliegenschnäpper (Typus: Fliegenschnäpper, Muscicapa *L.*).

Dentist (v. Lat.), Zahnarzt.

Dentitio (lat.), das Zahnen.

Dentur (v. Lat.), Gesammtheit der Zähne, Gebiß.

Denudatio (lat.), die bei der Operation oder auch durch eine andere zufällige mechanische Wirkung hervorgebrachte Bloßlegung irgend eines unter der Haut liegenden Theils des Organismus, vorzüglich aber der harten Theile und des Craniums, z. B. D. cranii, Bloßlegung der Hirnschale. Daher denudiren, entblößen.

Denunciation (denunciatio), im Allgemeinen Meldung, Angabe, Anzeige jeder Art. Im Strafprozeß versteht man darunter die freiwillige, ohne vorherige Aufforderung erfolgte Benachrichtigung der Behörde von der Verübung eines Verbrechens. Der Anzeigende ist der Denunciant, der durch die Anzeige Betroffene der Denunciat. Früher unterschied man zwischen der D. und der förmlichen Anklage (s. Anklageprozeß), welcher Unterschied heut zu Tage unpraktisch ist. Es ist heute Jedermann berechtigt, dem Gerichte Anzeige von einem begangenen Verbrechen zu machen, und es braucht der Anzeigende seine D. nicht eidlich

zu bestärken, noch hat er überhaupt eine Beweislast zu übernehmen, vorbehaltlich jedoch seiner Vereidung als Zeuge. Er hat auch nicht etwa Sicherheit wegen der Untersuchungskosten oder wegen Schadens zu leisten. Eine wissentlich falsche D. aber verpflichtet nicht blos zur vollen Schadloshaltung des Gerichts, sowie des dadurch Benachtheiligten, sondern wird überdies kriminell bestraft, wobei die Schwere des angezeigten Verbrechens und die Folgen der Anzeige für den Denunciaten besonders in Rücksicht zu ziehen sind. Eine Verpflichtung zur Anzeige besteht jedenfalls für die durch Amt oder Dienst zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit geordneten Personen, z. B. Kriminalrichter, Polizeibeamte, sonst aber nur, soweit durch positives Gesetz eine Anzeigepflicht bestimmt ist; heut zu Tage ist meist bezüglich der schwersten Verbrechen für den Fall, daß man weiß, wie ein Unschuldiger deshalb in Untersuchung und Strafe genommen worden ist, die Verpflichtung zur Anzeige des bekannten Thäters bestimmt. Gelangt eine Anzeige an die Behörde, so hat diese vor Allem die persönliche Glaubwürdigkeit des Denuncianten und die innere Wahrscheinlichkeit der Anzeige zu prüfen. Erscheint die Anzeige begründet, so wird darauf hin das Strafverfahren eingeleitet. Anonyme D.en aber verpflichten selbstverständlich zunächst nur zu solchen den Grund oder Ungrund der Anzeige aufklärenden Untersuchungsverhandlungen, welche für die Ehre der beschuldigten Person ohne Nachtheil sind. Bei Verbrechen, welche nur auf Antrag eines Betheiligten, nicht aber von Amtswegen verfolgt werden, wie z. B. Ehebruch, Ehrenkränkung, kann natürlich nur eine vom Antragsberechtigten ausgegangene D. Berücksichtigung finden.

Denys, Jakob, niederländischer Maler, geboren zu Antwerpen um 1647, ging jung nach Rom und Venedig, arbeitete an den Höfen von Mantua u. Florenz, kehrte nach vierzehnjähriger Abwesenheit ins Vaterland zurück, stand auch hier als Künstler in großem Ansehn, † aber bald nachher. Von D.' Werken sind die besten in Italien; außer diesen wird den Landschaften und historischen Stücken im Schlosse zu Mantua der Preis zuerkannt. Seine Manier ähnelt der der römischen Schule.

Denzel, Bernhard Gottlieb, deutscher Pädagog, den 29. December 1773 zu Stuttgart geboren, studirte auf den Seminarien zu Denkendorf, Maulbronn u. Tübingen Theologie und ward 1806 zum Pfarrer in Pleidelsheim befördert, in welcher Stellung sich seine Neigung zur Jugenderziehung entwickelte. Im Jahre 1811 als Inspektor des neu errichteten Schullehrerseminars und zugleich als Diakonus nach Eßlingen versetzt, erhielt er 1817 von der nassauischen Regierung den Auftrag, das Schulwesen des Landes zu organisiren, den er glücklich vollführte, ward noch in demselben Jahre zum Direktor und ersten Lehrer des Seminars zu Eßlingen ernannt und empfing gleichzeitig von seiner Regierung den Charakter als Professor, von der nassauischen den eines Oberschulraths. Im Jahre 1832 zum Prälaten erhoben, † er den 13. August 1838. D.s Verdienste um die Pädagogik sind besonders in praktischer Hinsicht bedeutend; als Schriftsteller hat er weniger durch Ausbildung neuer Ideen, als durch die Hervorhebung des gemüthlichen und sittlichen Elements in der Jugendbildung anregend und segensreich gewirkt. Seine „Einleitung in die Elementarschulkunde und Schulpraxis“ (3. Aufl., Stuttgart 1825—35, 3 Bde.) hat in dieser Beziehung bleibenden Werth.

Deobstruentia (lat., sc. medicamenta), eröffnende, Obstruktionen hebende Mittel.

Deodand (deodanda), verfallenes Gut, welches wegen eines verursachten Schadens, z. B. Tödtung oder Verletzung eines Menschen, dem Beschädigten oder dessen Erben für sich oder zu einem wohlthätigen Zweck (Deo donatur) oder dem Staate zu überlassen ist. Das D. ist aus dem mosaischen Rechte in neuere, besonders in das englische Recht übergegangen, wo es sich namentlich auch auf die Hinterlassenschaft der Selbstmörder, die dem Staate verfiel, bezog. In neuerer Zeit ist es vielfach beschränkt.

Deodicatus (lat.), Gottgeweiheter, s. v. a. Mönch; Deodicata, Gottgeweihete, s. v. a. Nonne.

Deo gratias (lat.), Gott sei Dank.

Deopassianer, s. v. a. Patripassianer.

Deoptiren (v. Lat.), bei einer Wahl seine Meinung oder seinen Wunsch aussprechen, besonders dann, wenn die Wählenden verbunden sind, Rücksicht darauf zu nehmen; daher **Deoption.**

Depactio (lat.), Vergleich.

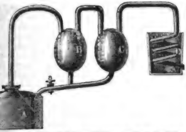
Departement (v. Franz.), Vertheilung einer Sache auf Mehre, z. B. Département des tailles, des quartiers &c., d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär &c.; dann s. v. a. Geschäftsbezirk, Fach oder Behörde, in welchem Sinne es namentlich gegenwärtig mit Ministerium gleichbedeutend gebraucht wird, z. B. das D. der auswärtigen Angelegenheiten, das Finanzdepartement &c.; endlich Bezeichnung eines größeren Bezirks bei der Eintheilung eines Landes. In letzterem Sinne kam das Wort besonders in Aufnahme, als in Frankreich während der Revolution durch den Beschluß vom 4. November 1789 die frühere Landeseintheilung in Provinzen abgeschafft und eine neue, in D.s, eingeführt wurde, die nach der Menschenzahl, dem Flächeninhalt und den direkten Steuern gemacht ward. Dadurch erhielt die Verwaltung eine andere Gestalt, die im Wesentlichen darin bestand, daß die früheren landschaftlichen Interessen und Verbindungen zerrissen wurden und an ihre Stelle eine gleichmäßige und auf gleichen Grundlagen ruhende Verwaltung trat. Hauptsächlich sollte durch die neue Eintheilung dem alten eingewurzelten Provinzialhasse entgegengewirkt werden. Die Ausführung besorgte der Abbé Sieyes. Anfangs wurde das Land in 83 D.s eingetheilt, die in der Folge durch die allmähligen Vergrößerungen des Reiches bis auf 130 sich vermehrten und nach der Restauration wieder auf 86 reducirt wurden. Jedes D. zerfällt in Frankreich in Arrondissements, diese in Kantons und diese in Gemeinden. Man ahmte diese Eintheilung im Königreich Italien, Neapel und andern nach französischen Grundsätzen organisirten Staaten nach.

Depeschen (Depechen, v. Franz.), amtliche Schreiben, welche zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den von ihm abhängigen diplomatischen Agenten gewechselt werden; sie sind eigentlich von der einen Seite die fortlaufenden Ergänzungen der Instruktionen und von der anderen Berichte. Fremden diplomatischen Agenten stellt man nicht D., sondern Noten zu. Den Namen haben die D. von der Nothwendigkeit ihrer schleuni-

gen Besorgung. Im weiteren Sinne versteht man unter D. überhaupt Papiere von Wichtigkeit, die durch Kuriere befördert werden.

Depeculatus (lat.), Kassendiebstahl; s. Peculatus.

Dephlegmator (v. Griech.), eine bei der Destillation gemischter Flüssigkeiten von verschiedenem Siedepunkte gebräuchliche Vorrichtung, welche dazu dient, durch die Destillation die eine von der andern zu trennen. Dergleichen Apparate werden namentlich in der Branntweinbrennerei benutzt und haben viel Aehnlichkeit mit den Rektifikatoren. Um ihre Wirkung zu verstehen, muß man Folgendes berücksichtigen. Hat man eine wässerige, alkoholhaltige Flüssigkeit (also z. B. Maische) zu destilliren, so geht, weil Alkohol bei niederer Temperatur siedet als Wasser, zunächst sehr viel Alkohol und nur wenig Wasser über, bald aber geht verhältnißmäßig viel mehr Wasser über, u. um die letzten Theile Alkohol zu gewinnen, muß man lange feuern und erhält ein Destillat, welches so wasserreich ist, daß es einer neuen Destillation unterworfen werden muß. Man sieht also, daß hierbei viel Heizmaterial u. Arbeit nutzlos verwendet wird, sowie, daß es nicht möglich ist, ohne einen für die Praxis ganz unzulässigen Aufwand den größten Theil des Alkohols von genügender Stärke zu gewinnen, weil stets bei fortgesetzter Destillation viel Wasser überdestillirt. Bedient man sich aber eines Apparats, wie ihn beistehende Figur zeigt, so werden die aus A sich entwickelnden



Dämpfe zunächst in B sich verdichten, u. dies Destillat wird, wenn der Hahn a geschlossen ist, allmählig B füllen. Dann gehen die Dämpfe, welche durch B eintreten, durch die Flüssigkeit, erhitzen sie bis auf ihren Siedepunkt u. verdichten sich schließlich in C, welches sich ebenso allmählig füllt, worauf dann die weiter sich entwickelnden Dämpfe in das Kühlrohr D entweichen. Denkt man sich nun in A Maische, so wird sich B mit alkoholreicher Flüssigkeit füllen. Inzwischen steigt der Siedepunkt der Maische in dem Grade, wie sie ärmer an Alkohol wird; heißere Dämpfe entwickeln sich, erhitzen die Flüssigkeit in B mehr und mehr und bewirken, daß aus derselben Alkoholdämpfe entweichen, die nun in C sich verdichten. Hier wiederholt sich derselbe Vorgang, nur daß eine noch alkoholreichere Flüssigkeit darin sich sammelt, die dann wieder durch die Dämpfe aus B erhitzt wird, bis der darin enthaltene Alkohol abermals sich verflüchtigt und in die Schlange D tritt. Die Gefäße B u. C nennt man R e k t i f i k a t o r e n. Dies sind also Theile eines Destillirapparats, in denen eintretende alkoholhaltige Dämpfe zur Flüssigkeit sich verdichten, zugleich aber die verdichtete Flüssigkeit durch eintretende alkoholärmere Dämpfe wiederum erhitzt und destillirt wird. Denken wir uns die Destillation aber erfolgend, während der Hahn a fortwährend offen ist, so werden die nach B gelangenden Dämpfe sich zuerst vollständig verdichten und die Flüssigkeit wird nach A zurücklaufen. Dadurch wird aber B erwärmt, u. von den folgenden Dämpfen wird sich deshalb nur ein Theil, der wasserreichere, verdichten, während der alkoholreichere unverdichtet bleibt u. nach C entweicht, wo derselbe Vorgang sich wiederholt. Man muß aber im Auge behalten, daß Alkohol bei niedrigerer Temperatur gasförmig bleibt als Wasser, oder umgekehrt, daß letzteres, um dampfförmig zu bleiben, höherer Temperatur bedarf als Alkohol. Diese Scheidung alkoholischer Dämpfe in alkoholreichere Dämpfe und in alkoholärmere Flüssigkeit wird nun D e p h l e g m a t i o n oder D e p h l e g m i r u n g genannt, u. die ausgeschiedene alkoholärmere Flüssigkeit heißt P h l e g m a. Wenn aber im Verlauf der Destillation B immer heißer wird, so werden hier auch immer wasserreichere Dämpfe existiren können, es wird immer weniger Wasser sich verdichten und schließlich würde durch das Kühlrohr sehr wasserreicher Alkohol entweichen. Umgekehrt, je kühler B und C gehalten werden, um so mehr wird sich in denselben Wasser verdichten, während also alkoholreichere Dämpfe daraus entweichen. Angenommen, die Temperatur sei in B = 75° R., so können bei dieser Temperatur nur Dämpfe von mindestens 50 Proc. unverdichtet bestehen; denn eine alkoholische Flüssigkeit, welche bei 75° R. siedet, gibt Dämpfe von 50 Proc. Alkoholgehalt aus, eintretende Dämpfe von geringerem Alkoholgehalt, z. B. von 50 Proc., zerfallen also in Dämpfe von 50 Proc. und in eine Flüssigkeit von 7 Proc., denn eine solche Flüssigkeit hat den Siedepunkt 75° R. Soll eine solche Wirkung anhaltend sein, so muß B auf der genannten Temperatur erhalten werden, und da allmählig die aus A entweichenden Dämpfe heißer werden, so muß man B kühlen. Dasselbe gilt für C. Herrschte also z. B. in B eine Temperatur von 75° (wobei Alkohol von mindestens 50 Proc. nach C entweichen würde) u. wäre die Temperatur in C 67°, so könnten daraus nur Alkoholdämpfe von mindestens 82 Proc. entweichen u. in der Schlange verdichtet werden, während alles Andere nach A zurückfließen würde. So werden die Gefäße A u. B, indem man den Hahn a offen läßt und Sorge trägt, daß dieselben stets auf gleicher Temperatur erhalten werden, zu D.en. Derartige Verrichtungen kommen in der Praxis in der verschiedenartigsten Gestalt vor, u. zum Abkühlen bedient man sich der zu destillirenden Maische, welche dadurch vorgewärmt wird. Bei zusammengesetzten Apparaten muß stets der Theil eines D.s oder bei mehren derselben derjenige D. am wenigsten gekühlt sein, in den die Dämpfe eintreten, während die niedrigste Temperatur beim Austritt der Dämpfe in die Schlange herrschen muß. Da es ferner darauf ankommt, daß die Dämpfe schnell u. vollständig auf eine bestimmte Temperatur gebracht werden, so müssen die D.en möglichst viel Oberfläche haben, weshalb flache, scheibenförmige D.en runden vorzuziehen sind. Vergleicht man die Wirkung der D.en u. Rektifikatoren, so muß man in Betracht ziehen, daß sich aus alkoholärmeren Flüssigkeiten verhältnißmäßig alkoholreichere Dämpfe entwickeln als aus

alkoholreicheren Flüssigkeiten. Das Rektifikationsprincip wird deshalb vorzüglich zur Abscheidung des Alkohols aus alkoholärmeren Flüssigkeiten benutzt. Dagegen wird bei der Abkühlung der Dämpfe in D.en um so mehr Alkoholdampf mit dem Wasserdampf verdichtet, je alkoholärmer die Dämpfe sind und je stärker das Produkt sein soll, weshalb man Dephlegmirung mit Vortheil nur für schon alkoholreichere Dämpfe anwendet. In der Praxis benutzt man häufig an Einem Apparat Rektifikatoren und D.en, wobei denn also erstere stets den letzteren vorangehen müssen und die Flüssigkeit des D.s in den Rektifikator zurückgeleitet wird. S. auch Destillation.

Dephlogistiren (v. Griech.), nach der stahlschen Theorie aus einem Körper sein Phlogiston (s. d.) scheiden, s. v. a. orydiren.

Depilatoria (epilatoria, lat.), Substanzen, welche den Haarwuchs auf chemischem Wege beschränken und zerstören. Die meisten derselben werden im Orient angewendet, wo die Sitte des Harems eine vollkommene Kahlheit des weiblichen Körpers, mit Ausnahme des Kopfes, fordert, die in der Regel durch Anwendung des Messers und eines bimssteinartigen Reibers erzielt, vielfach aber auch durch Benutzung der kahlmachenden Mittel erreicht wird. So viel bekannt ist, bildet in den meisten dieser Präparate das Arsenik in Form des Auripigments einen Hauptbestandtheil, dessen Unschädlichkeit sich wohl nur durch die konsequente Anwendung der Bäder erklären läßt. Nach Berzelius pflegen die Türken eine Mischung von 1 Theil Schwefelarsenik mit 9 Theilen kaustischem Kalk anzuwenden, wobei der Kalk die Hornsubstanz des Haares zu einer mit dem Spatel leicht wegzuschabenden gallertartigen Masse erweicht, das Arsenik aber wahrscheinlich die Vegetationskraft der Zwiebeln erstickt. Zur bloßen Wegnahme der Haare reicht der von Böttger empfohlene und in Berlin als Geheimmittel seit längerer Zeit gebräuchliche Brei hin, welchen man aus Kalkhydrat bereitet, in das bis zur Sättigung Schwefelwasserstoffgas hineingeleitet ist. Derselbe löst die Haare wirksam auf, verhindert aber das Nachwachsen derselben nicht im Geringsten und ist in der Anwendung unangenehm. Am besten ist es, ihn immer frisch bereiten zu lassen. Seine Wirksamkeit gründet sich auf die Löslichkeit der Hornsubstanz im kaustischen Kali, woraus sich vielleicht angemessenere Präparate herleiten lassen.

Deplacirungsmethode (Verdrängungsmethode), eine aus Frankreich stammende, im Wesentlichen auf die Principien der realschen Presse (s. d.) gegründete Methode, um Pflanzenstoffe zu extrahiren. Man benutzt dazu ein Glasrohr oder, wenn man mit großen Mengen arbeitet, ein Faß, befestigt in ersterem am unteren Ende einen durchbohrten Pfropfen, in welchem ein kurzes Röhrchen steckt, und legt auf den Pfropfen einen lockeren Baumwollenbausch, dann wird das Glasrohr mit der zu extrahirenden Substanz, die zerschnitten oder gröblich zerstoßen ist, gefüllt. Bei Benutzung eines Fasses versieht man dasselbe mit einem doppelten Boden, bringt zwischen den beiden Böden einen Hahn an, legt auf den oberen, siebartig durchlöcherten Boden eine Lage Stroh und schichtet nun die zu extrahirende Substanz mit Stroh, bis das Faß gefüllt ist. Bei Anwendung einer Glasröhre sowohl, als eines Fasses wird nun langsam Wasser (oder Spiritus, Aether, Chloroform 2c.) aufgegossen, so daß dasselbe, indem es niedersinkt, sich mit den löslichen Bestandtheilen der Substanz beladen kann. Man pflegt auch bei geschlossener Abflußröhre oder Hahn das Wasser einige Zeit mit der Substanz in Berührung zu lassen und gießt dann, nachdem das erste Wasser abgelaufen, immer wieder neues Wasser nach, bis dieses schließlich kaum noch gefärbt abfließt. Die Substanz ist dann völlig extrahirt, und man sieht leicht ein, daß man auf diese Weise dies Ziel leichter erreicht, als wenn man nach der alten Methode (s. Extrahiren) die Substanz sogleich mit der ganzen Flüssigkeit in Berührung bringt. Bei der D. entweicht stets die koncentrirtere Flüssigkeit vor der schwächeren, ohne sich mit ihr zu vermischen, und so findet vollständiges Auswaschen Statt. Man kann auch die eine Flüssigkeit durch eine zweite heterogene, z. B. Wasser durch Aether, verdrängen, auch ist es gebräuchlich, den Apparat oben mit einer Flüssigkeitssäule, unten dagegen mit einem luftverdünnten Raum in Verbindung zu bringen; er wird dann der realschen Presse vollkommen ähnlich. Pelouze hat diese Methode ganz besonders zur Darstellung der Gerbsäure aus den Galläpfeln in Anwendung gebracht.

Deployiren (v. Franz.), sich entwickeln, ausbreiten, entfalten, im Militärwesen aufmarschiren überhaupt und aus der geschlossenen Kolonne insbesondere, oder diejenige Bewegung, bei welcher die Züge einer geschlossenen Kolonne, die wegen mangelnden Zwischenraumes nicht durch schräges Herausziehen in Linien formirt werden können, sich zuvörderst durch den Marsch auf Linien, die mit der zu erreichenden Aufstellung gleich laufen, dem ihnen bestimmten Platze nähern und dann durch Rechts- oder Linksum in denselben einrücken. Es gibt nämlich zwei Arten, aus der Marschordnung in die Kampfordnung überzugehen: das Einschwenken, wenn man den Feind zur Seite hat, und das D., wenn man den Feind vor sich hat und die Fronte successiv und in der bisherigen Marschrichtung herstellen will. Dieses geschieht bei der Infanterie, u. zwar bei einer rechts abmarschirten Kolonne mit Linksum, wobei nur der vorderste Zug (Peloton) stehen bleibt, die andern aber sich auf Marsch! in Bewegung setzen und einzeln, nachdem ihre 1. Rotte die letzte des vorigen Zuges passirt hat, Front machen und in die Richtungslinie einrücken; bei links in Kolonne stehenden Abtheilungen ebenso, nur in umgekehrter Ordnung: der 8. Zug bleibt stehen, die übrigen machen Rechtsum und ziehen sich in die Aufmarschlinie. Beim D. aus der Kolonne nach der Mitte bleibt der 4. u. der 5. Zug stehen, u. der 3., 2. u. 1. Zug ziehen sich, wie bei der Kolonne links, mit Rechtsum, der 6., 7. und 8. Zug, wie bei der Kolonne rechts, mit Linksum heraus, machen Front und rücken in die Aufmarschlinie ein. Kavallerie u. Artillerie deployiren auf ähnliche Weise. Das D. geschieht, um eine längere Feuerlinie zu erlangen, namentlich nach gelungenen Bayonnetangriffen, doch muß es stets im Geschwindschritt (Deployirschritt, 120 auf die Minute) und bei der Reiterei im Trabe ausgeführt werden. Das Manöver des D.s aus der offenen und geschlossenen Kolonne ward zuerst 1748 bei dem preußischen Heere eingeführt, welches zufällig schon 1745 in der

Schlacht von Hohenfriedberg auf ähnliche Art aufmarschirt war, und vom General Saldern vereinfacht. Der König bediente sich jedoch, wo es nur immer anging, lieber des Flankenmarsches u. Einschwenkens, wodurch er zugleich seinen Gegner zu überraschen suchte. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde überall deployirt, und zwar mit möglichster Pedanterie. Die Folge davon war, daß man sich in der Nähe des Feindes kaum vorwärts zu bewegen wagte und daher den Angriff lieber abwartete. Die Franzosen gingen anfangs aus Nothwendigkeit, später aus Grundsatz von diesem System ab, ließen zahlreiche Schwärme von Tirailleuren, durch Kavallerie u. Artillerie gedeckt, vorausgehen und folgten in geschlossenen Kolonnen nach, ohne sich viel um Richtung und Abstand zu kümmern. Terrainhindernisse wurden auf diese Weise leicht umgangen, und ihre Taktik erhielt bald eine Fügsamkeit, die ihnen den Weg zu manchem Siege bahnte, so lange ihre Gegner der Lineartaktik treu blieben. Neuerlich pflegt man beim D. von allen unnöthigen Förmlichkeiten abzusehen und es fast immer unter dem Schutze von Tirailleuren ꝛc. Statt finden zu lassen.

Deponens (lat.), Wort, das zwar passive Form, aber transitive oder intransitive, im Allgemeinen also aktive Bedeutung hat. Der Name stammt von deponere, d. i. ablegen, weil diese Wörter gleichsam ihre der passiven Form entsprechende Bedeutung abgelegt haben.

Deponent (v. Lat.), der etwas niederlegt (s. Depositum); Aussager, Zeuge.

Deportation (v. Lat.), diejenige Art von Verbannung, wobei der Bestrafte an einen bestimmten Ort verwiesen und mehr oder minder in seiner Freiheit beschränkt wird. Diese unter den ersten römischen Kaisern aufgekommene Art des Exils bestand darin, daß nicht ein allgemeiner Bann ausgesprochen (aquae et ignis interdictio), sondern eine Stadt oder bestimmte Insel (deportatio in insulam), die wenigstens 50,000 Schritte (10 geographische Meilen) vom festen Lande entfernt liegen mußte, auch nicht Cos, Rhodus, Lesbos oder Sardinien sein durfte, oder sonst ein entlegener, meist überseeischer Ort dem Kondemnirten als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Die Kaiser pflegten anfangs zur aquae et ignis interdictio oft auch noch D. zu verfügen, gleichsam als höheren Grad der Verbannung, während in andern Fällen dem Verbannten die Wahl seines Aufenthaltsortes überlassen blieb. Der zur D. Verurtheilte erlitt capitis deminutio media, indem er der Civität verlustig ging und als Peregrin nur noch auf das Jus gentium Anspruch hatte. Natürlich ward er der Rechte der Agnation, des Erbrechts und aller der Rechte verlustig, die nur der Civis hatte, während nur in den ehelichen Verhältnissen keine Veränderung eintrat. In der Regel war mit der D. auch Konfiskation verbunden, ja nach dem Tode des Deportirten fielen die etwa von Neuem erworbenen Güter dem Fiskus anheim. Nur der Praefectus urbi konnte D. verhängen, die Provinzialstatthalter nicht ohne kaiserliche Bestätigung. Sie war eine härtere Strafe, als das Exil, weil der Deportirte seinen Aufenthalt nicht nur nicht wählen durfte, sondern auch zugleich das Bürgerrecht und Vermögen, meist auch die Hoffnung auf Befreiung einbüßte, während der Exilirte (relegatus) nur das Recht verlor, sich in Rom oder einer gewissen Provinz aufzuhalten, weshalb mit dem Exil keine capitis deminutio verbunden war. Von den neuern Staaten sind es Rußland, England u. Frankreich, die besondere Systeme dieser Strafart ausgebildet haben. In Rußland steht die Strafe der D. nach Sibirien auf den verschiedensten Verbrechen, u. zwar gibt es fünf Grade derselben: Aufenthalt in einer Stadt; Dienst in einem sibirischen Bataillon; Kolonisation; Arbeit in den Bergwerken; Einreihung in die Arrestantenkompagnien. Durch den ersten Strafgrad verliert der Bestrafte keines seiner bürgerlichen Rechte, darf sich nach seinem Gefallen beschäftigen, Erfrischungen kaufen und sich in einem bestimmten Umkreise frei bewegen. Doch steht er unter der Aufsicht des Bürgermeisters, der auch die Briefe einsieht, welche der Verbannte in die Heimat schreibt. Unter dieser Klasse befinden sich die meisten der wegen politischer Vergehen Verurtheilten. Der den Bataillonen zugetheilte Verbannte steht unter einer strengen Disciplin, hat aber ebenfalls die Vergünstigung, unter der Aufsicht seiner Vorgesetzten Briefe in die Heimat schreiben und solche von daher empfangen zu dürfen. Auch erhält der Verurtheilte, wenn ihm seinem Stande nach keine Arbeit zugemuthet werden kann und er mittellos ist, von der Regierung ein Jahrgeld. Die dritte Klasse, die der Kolonisten (Poselentzi), entrichtet in den ersten drei Jahren keine Abgabe, in den folgenden sieben Jahren nur die Hälfte, und erst nach Verlauf von zehn Jahren ist sie denselben Auflagen unterworfen wie die Kronbauern, erlangt aber auch dieselben Rechte. Die vierte Klasse, die der Bergwerksarbeiter, ist rechtlos und steht vollständig außer dem Gesetz. Die anstrengende Arbeit, schlechte Kost und üble Behandlung machen dem Leben dieser Elenden ein baldiges Ende. Die fünfte Klasse, die der Arrestantenkompagnien, wird in den Zuchthäusern zu den niedrigsten u. entehrendsten Arbeiten gebraucht, geht fortwährend in Ketten und trägt den Kopf halb geschoren. Das russische System ist als ein im Ganzen humanes, den Verhältnissen und den Sitten angemessenes, dem Zweck entsprechendes anzuerkennen. Der Verbrecher kann durch gutes Betragen von einer Klasse zur andern aufrücken, bis er als Kolonist zu einem Wohlsein gelangt, das größer ist, als das der früheren Leibeigenen Rußlands. Der Staat erlangt durch sein System den großen Vortheil, sein Reich von den sittenlosen Haufen zu reinigen, die das sybaritische Leben der russischen Großen um diese versammelt, und diese trägen, verdorbenen Menschen in nützliche Staatsbürger umzuschaffen. Durch die Thätigkeit dieser Menschenklasse gewinnt der Staat zugleich für seine nordasiatischen Besitzungen die Kräfte, deren er bedarf, um die Schätze jenes Landes auszubeuten. Für Sibirien sind die Deportirten nicht die Geißel, die sie für andere Länder werden, obgleich es auch hier nicht an übeln Erscheinungen fehlt. Das französische peinliche Gesetzbuch vom 12. Febr. 1810 führt die D. unter den infamirenden Leibesstrafen als die dritte, dem Range nach, auf, der nur der Tod und lebenslängliche Zwangsarbeit vorangehen. Der Deportirte wird bürgerlich todt, so daß seine Erben ohne Weiteres in den Besitz aller seiner Rechte und Pflichten eintreten. Der Deportationsort muß stets außerhalb der europäischen

Grenzen des Reiches gelegen sein. Benimmt sich der Verurtheilte hier gut, so kann ihm die Regierung den Besitz seiner bürgerlichen Rechte zurückgeben; entflieht er, so wird er, wenn man seiner wieder habhaft wird, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Nach der Februarrevolution nahm die verfassunggebende Versammlung noch während des Junikampfs die D. für politische Verbrechen an und bestätigte im Oktober 1848 einen vom Kriegsminister vorgelegten darauf bezüglichen Gesetzentwurf. Die wesentlichen Bestimmungen dieses neuen Gesetzes waren: Alle Verurtheilten werden nach Algerien gebracht und auf Staatsländereien, aber abgesondert von den andern Ackerbauniederlassungen, angesiedelt. Zehn Jahre werden sie zu gemeinschaftlicher Arbeit angehalten, unter militärische Disciplin und Jurisdiktion gestellt und sind der politischen Rechte beraubt. Doch können Diejenigen, die sich gut betragen, schon nach 3 Jahren provisorisch in den Besitz einer besonderen Ansiedlung kommen, wo sie von der gemeinschaftlichen Arbeit befreit sind. Dieser Besitz wird nach einer weiteren Probe von 3 Jahren definitiv, und die Stellung unter Militärdisciplin hört auf, wenn sie dann erklären, daß sie sich in Afrika definitiv niederlassen wollen. Erst nach Verfluß der zehn Jahre werden die Koncessionen freies Eigenthum. Zur Ausführung des Gesetzes bewilligte die Nationalversammlung drei Millionen Francs. Dieselbe verzögerte sich aber, die Junigefangenen, gegen welche die Maßregel gerichtet war, blieben in Belle-Isle, und erst 1850 erinnerte man sich ihrer. Ein neues Dekret verfügte ihren Transport nach Algerien, wo sie so lange in einer Festung bleiben sollten, bis die Ackerbaukolonie Lambessa für sie in Stand gesetzt worden wäre. Das neue Dekret verfügte noch mehre Beschränkungen, so namentlich die, daß den Deportirten nicht das Eigenthum, sondern nur der Nießbrauch der ihnen angewiesenen Ländereien zustehen solle. Noch in demselben Jahre erließ die Kammer ein neues Deportationsgesetz, wonach in allen Fällen, wo die Todesstrafe abgeschafft ist, diese Strafe durch die D. in eine durch das Gesetz bestimmt befestigte Einkreisung (enceinte fortifiée) außerhalb des Festlandsterritoriums der Republik, wo die Verurtheilten unter einer Disciplinarordnung gehalten werden, ersetzt werden soll. Von Lokalitäten kamen verschiedene in Vorschlag: eine Gegend in Algerien zwischen dem Tebl u. der Wüste, das Thal von Sallerie auf der Insel Reunion, die 1500 Fuß über dem Meer liegenden Höhen von Cayenne ꝛc. Man entschied für das Thal von Vaithau auf der Insel Tahuata, einer der Marquesasinseln, wo die schweren Verbrecher Aufnahme finden sollten, und für die Insel Nukahiva zur Reception der wegen leichterer politischen Vergehen Verurtheilten. Das Dekret vom 8. Dec. 1851 stellte aber die D. nicht allein wieder her (mit Bezeichnung von Cayenne und Algier als Verbannungsorten), sondern dehnte diese Strafe auch noch viel weiter aus. In Frankreich sind in dem Zeitraum vom 2. Dec. 1851 bis zum Mai 1852 6000 Menschen deportirt worden, mehr als in irgend einer früheren Epoche, und darunter zahlreiche politisch Verdächtige neben groben Verbrechern. Die kraft jenes Dekrets transportirten Individuen wurden der Zwangsarbeit auf der Strafkolonie unterworfen, ihrer bürgerlichen u. politischen Rechte beraubt und unter militärische Gerichtsbarkeit gestellt. Im Januar 1852 erfolgte, und zwar ohne vorhergegangenen Richterspruch, lediglich durch eine zweite Verfügung des Präsidenten, die D. einer großen Anzahl französischer Bürger nach Cayenne, darunter viele Mitglieder der Bergpartei der aufgelösten Nationalversammlung und andere Führer der Demokratie. In **England** wurde durch das unter Elisabeth gegebene Gesetz zuerst Verbannung als Strafe für Gauner und Vagabunden festgesetzt, aber darin kein Verbannungsort besonders angegeben. Der Gebrauch, Verbrecher nach den britisch-nordamerikanischen Kolonien zu transportiren, datirt von Jakobs I. Regierung, von 1619 her. Da jedoch bei Ausführung dieses Systems große Mißbräuche einrissen, so wurde im 4. Regierungsjahre Georgs I. die D. nach Nordamerika durch eine Parlamentsakte geregelt. Da damals Canada noch den Franzosen gehörte, so waren Neuengland und andere Provinzen der jetzigen nordamerikanischen Union und außerdem auch wohl die britisch-westindischen Kolonien die einzigen Länder, nach denen die im britischen Reiche zur D. verurtheilten Verbrecher gebracht werden konnten. Nachdem sich aber die erstgenannten Kolonien vom Mutterlande losgerissen hatten, wurde Neusüdwales als Verbannungsort gewählt, welches alle Vortheile, die anderwärts fehlten, zu vereinigen schien. Die Hauptzwecke der britischen Regierung bei der Gründung der **Kolonie von Neusüdwales** waren folgende: das Mutterland von der Plage einer täglich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu befreien; einen passenden Ort für die sichere Bewachung und die Bestrafung dieser Verbrecher, wie auch für deren spätere und allmählige Besserung zu haben, u. eine britische Kolonie aus den allmählig gebesserten Verbrechern und den Familien freier Auswanderer, die von Zeit zu Zeit sich veranlaßt sehen möchten, in dem neuentdeckten Lande sich anzusiedeln, zu bilden. Die Frage der D. beschäftigte neuerlich die Aufmerksamkeit der Regierung sehr. Einige der australischen Kolonien wollten nicht mehr als Aufnahmsorte für britische Verbrecher dienen; namentlich protestirten Neusüdwales und Vandiemensland dagegen. Da nach beiden Ländern jetzt keine Verbrecher mehr deportirt werden und Südaustralien mit diesem schlimmen Geschenk von Anfang an verschont geblieben ist, indem es sein ursprünglicher Freibrief davor schützte, so bleibt als Deportationsort nur noch West- und Nordaustralien übrig. In den letzten Jahren wurden auch einige Verbrecher nach dem Schwanenflusse geschickt, wo man ihrer Arbeit sehr bedurfte. Weiteres s. **Australien**, vgl. **Botanybai**.

Deposita (lat.), durch Deposition (s. d.) anvertraute oder niedergelegte Sachen.

Depositar, s. Depositum.

Depositenbank, s. v. a. Giro- oder Umschreibebank (s. Banken), Leihbank.

Depositengelder, Gelder, welche mittelst Deposition Jemandem anvertraut sind; s. Deposition.

Deposition (v. Lat., Hinterlegung), die verwahrliche Niederlegung einer Sache an einem fremden Orte, geschieht sowohl bei Gericht, als bei Privatpersonen; jedoch ist die letztere in Bezug auf den

Deponenten von keiner besondern rechtlichen Wirkung, s. Depositum. Was die gerichtliche D. anlangt, so kann man eine nothwendige und eine freiwillige unterscheiden; jene muß nach gesetzlichen Vorschriften geschehen, oder kann doch in Folge deren gefordert werden, diese ist ganz in die Willkür des Deponenten gegeben. Die erstere kommt namentlich vor als nothwendige Kautionsbestellung, ferner bei Sachen, welche zu dem Vermögen einer bevormundeten Person, zu einer Konkursmasse oder zu einem Nachlasse rc. gehören. Eine freiwillige D. findet hauptsächlich in dem Falle Statt, wenn die Zahlung an den Gläubiger entweder gar nicht, od. doch nicht mit Sicherheit geleistet werden kann. Die Wirkung der gerichtlichen D. ist, daß der Debitor von seiner Schuld, gleich als ob er Zahlung an den Gläubiger geleistet hätte, befreit wird. Hierzu wird jedoch erfordert, daß die Zahlung dem Gläubiger in der That, nicht bloß mit Worten am gehörigen Orte, zur rechten Zeit u. überhaupt auf gehörige Weise angeboten worden, ingleichen, daß die Annahme der Zahlung von demselben verweigert worden ist. Die Art und Weise der D. im Allgemeinen richtet sich immer nach Beschaffenheit der zu deponirenden Sache. So eignen sich zur D. nur solche Gegenstände, welche durch längere Aufbewahrung nicht verderben, od. sonst an Werth verlieren, als Geld, Pretiosen, Dokumente rc. Dagegen werden andere Gegenstände, als Früchte, Waaren, Thiere, an den Meistbietenden verkauft, Waarenlager, Häuser, Grundstücke unter Sequestration gestellt. Das alsdann daraus gelöste Geld wird zum Depositum genommen. Die D. von Geldern geschieht durch Uebergabe derselben an das Gericht, wo sie dann, wenn dies nicht bereits schon von Seiten des Deponenten geschehen ist, versiegelt werden, obgleich die Unterlassung des Letzteren der Gültigkeit der D. keinen Eintrag thut. Einer weiteren Förmlichkeit bedarf es gemeiniglich nicht. In allen Fällen hat das Gericht für die bei ihm deponirten Sachen strenger zu haften, als eine Privatperson. Die Pflichten des Gerichts hinsichtlich der Behandlung der Depositen sind durch besondere Depositenordnungen normirt. Diese erfordern namentlich einen Depositenkasten, zur Verwahrung der Depositen, mehre Inhaber verschiedener Schlüssel dazu, sofortige Niederlegung der eingezahlten Depositen, sowie genaues Eintragen derselben in die Verzeichnisse der Depositen (Depositenbücher), unter der Mitunterschrift der Schlüsselinhaber, und machen meist den Staat oder Gerichtsherrn für etwaige Versehen od. Fehler der Depositenverwalter subsidiär haftverbindlich. Der über eingezahlte Depositen dem Einzahlenden auszustellende Schein heißt Depositen- (Depositions-) schein.

Depositor (lat.), s. v. a. Deponent, s. Deposition und Universitäten.

Depositorium (lat.), Ort zum Aufbewahren, insbesondere ein verschlossener Schrank für Akten und andere wichtige Papiere; auch ein Archiv.

Depositum (v. Lat.), eine durch Deposition (s. d.) übergebene Sache; dann Hinterlegungskontrakt, Verwahrungsvertrag, welcher darin besteht, daß Jemand (Deponent) einem Andern eine bewegliche Sache zur unentgeltlichen Aufbewahrung mit der Verpflichtung zu späterer Rückgabe übergibt. Aus der Natur des Vertrags als Realkontrakts folgt von selbst, daß derselbe erst durch die wirkliche Uebergabe der Sache perfekt wird. Daß die Sache Eigenthum des Deponenten sei, ist nicht nothwendig, genug, wenn sie dem Depositar eine fremde ist. Obgleich eine freiwillige Vergeltung von Seiten des Deponenten nicht ausgeschlossen ist, so erfordert doch das Wesen dieses Kontrakts, daß die Aufbewahrung unentgeltlich geschieht, da außerdem ein anderer Kontrakt, z. B. Miethvertrag, Platz greifen würde. Die Sache darf lediglich nur zu dem Zwecke der Aufbewahrung, nicht zur Benutzung gegeben worden sein, da im entgegengesetzten Falle ein anderer Vertrag, z. B. Darlehen, entstehen würde. Der Depositar haftet so, daß er, wenn die Sache durch seine Arglist oder grobe Nachlässigkeit (dolus und culpa lata) beschädigt wird, abhanden kommt oder untergeht, zur Entschädigung verpflichtet ist. Im Allgemeinen muß der Depositar alle die Sorgfalt auf die ihm anvertraute Sache wenden, mit welcher er seine eigenen Sachen behandelt, doch hat derselbe in einigen Fällen sogar die Gefahr des Zufalls zu tragen, z. B. wenn er mit der Rückerstattung zögerte, oder die Sache kontraktwidrig gebrauchte. Der Depositar hat die Sache in jedem Falle zurückzuerstatten und hat wegen Gegenforderungen an den Deponenten, z. B. wegen Verwendungen, die er für die deponirte Sache gemacht hat, kein Retentions- oder Kompensationsrecht, letzteres nicht einmal, wenn der Deponent nicht die Sache, sondern deren Werth zurückverlangt; auch kann er der Rückforderungsklage die Einrede: der Deponent habe kein Recht an der Sache, mit Wirksamkeit nicht entgegenstellen. Nur in dem Falle, wenn ein Dritter als Vindikant auftritt, oder ein gerichtlicher Arrest ausgebracht worden ist, kann er die Restitution verweigern. Die Zurückgabe der Sache findet in der Regel an dem Orte Statt, an welchem sich dieselbe ohne Dolus des Depositars befindet, u. zu jeder Zeit, wenn sie der Deponent zurückverlangt. Dem Deponenten steht eine Klage (depositi actio directa) auf Zurückgabe der Sache und Ersatz des Schadens, welchen der Depositar daran verschuldet, zu. Mehre Deponenten klagen, falls der Gegenstand theilbar ist, pro rata dagegen findet gegen mehre Depositare eine solidarische Klage Statt, so daß ein jeder der Depositare auf das Ganze in Anspruch genommen werden kann, natürlich unter Vorbehalt des Rechts, gegen die Anbringer je zu ihren Antheilen Regreß zu nehmen. Die Erben haften nur nach Verhältniß ihres Erbantheils. Den in der Rückforderungsklage Verurtheilten traf nach römischem Recht Infamie und es hatte derselbe die ganze Gefahr zu tragen. Heut zu Tage würden einen solchen die kriminalrechtlichen Strafen der Veruntreuung treffen. Der Depositar hat die Actio depositi contraria auf Erstattung der auf die deponirte Sache verwendeten Kosten, sowie auf Ersatz des durch jede Schuld des Deponenten ihm verursachten Schadens. Das D. wird eingetheilt in D. simplex (einfaches D.), welches unter den gewöhnlichen Umständen geschieht, und D. miserabile (D. necessarium), wenn im Falle einer dringenden Noth, z. B. bei Wasser- oder Feuergefahr, Jemandem eine Sache anvertraut wird; in D. regulare, wenn die gewöhnlichen, aus dem Begriffe sich ergebenden Grundsätze zur Anwendung kommen, u. D.

irregulare, wenn dem Depositar vertretbare (fungible) Sachen, z. B. eine Summe Geldes, eine Quantität Getreide, dergestalt übergeben werden, daß er seiner Zeit nicht genau das Erhaltene selbst (idem), sondern nur eine gleiche Quantität u. Qualität (tantundem) zurückerstatten soll. In diesem Falle geht auch, wie bei dem Darlehen, das Eigenthum und die Gefahr auf den Depositar über, sonst aber wird das Geschäft der Absicht der Kontrahenten gemäß wie ein D. behandelt.

Depot (v. Franz.), eine Niederlage von materiellen Streitmitteln, Geschütz, Munition, Montirungsstücken, Belagerungsbedürfnissen u. ähnlichen Vorräthen (daher die Ausdrücke Artillerie-, Batterie-, Baumaterialdepot 2c.); dann eine Abtheilung Truppen, die man nicht mit ins Feld nimmt, sondern die im Kriege in den Garnisonen zurückbleibt. Ihr werden alle Angelegenheiten des Regiments aufgetragen, besonders die Einübung neuer Ersatztruppen, die Abrichtung neuer Ersatzpferde, Bereitung des Schießbedarfs 2c. Weil man hierzu die erfahrensten u. ältesten Krieger, denen der Feldzug vielleicht zu beschwerlich werden dürfte, auswählt, so nennt man diese Depotmannschaft auch wohl den Stamm des Regiments. Solche Abtheilungen heißen zuweilen Depotkompagnien, Depotbataillone (in Preußen sonst dritte Bataillone), zuweilen aber auch Garnisonskompagnien, Garnisonsbataillone, Reservekompagnien, fünfte Eskadronen 2c. Sie werden zum Festungsdienst und, im Fall die Festungen belagert werden, auch zur Vertheidigung derselben verwendet. Endlich heißt D. auch der Ort, wo die zum Nachschub der Armee bestimmten Ersatzmannschaften für den Kriegsdienst ausgebildet werden. In der Chirurgie ist D. s. v. a. Absceß, besonders der metastatische (s. Metastase).

Depping, Georg Bernhard, Schriftsteller in Paris, geboren den 11. Mai 1784 zu Münster, begleitete 1803 einen französischen Emigranten nach Frankreich, wo er in Paris anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten Anstellung fand, dann die neuern Sprachen studirte u. für französische und deutsche Zeitschriften Beiträge lieferte, nicht, ohne als entschiedener Liberaler von mehren deutschen Regierungen angefeindet zu werden. Er † den 6. September 1853 zu Paris, seit 1827 in Frankreich naturalisirt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Merveilles et beautés de la nature en France“ (Paris 1819, 4 Bde.; 8. Aufl., das. 1836); „Les soirées d'hiver“ (3. Aufl., das. 1833; deutsch von Schellens, Krefeld 1831); „Voyages d'un étudiant dans les cinq parties du monde“ (Par. 1822, 2 Thle.); „La Grèce“ (das. 1823, 4 Bde.); „La Suisse“ (2. Aufl., das. 1824, 4 Bde.); „Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X siècle“ (Par. 1826, 2 Bde.; 2. Aufl. 1844; deutsch von Ismar, Hamb. 1829); „Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique“ (Par. 1832, 2 Bde.); „Die Juden im Mittelalter“ (Stuttg. 1834); „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen zu Paris“ (Leipzig 1832); „Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner gegen Holland 1672—74“ (Münster 1840). Seine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne“ wurde in Folge von Censurhindernissen nicht fortgesetzt. Mit Maltebrun besorgte er eine neue Auflage von Levesque's „Histoire de Russie“ (Paris 1812, 8 Bde.) u. mit Villenave Auflagen von Rousseau's, Fontenelle's, Montesquieu's, Larochefoucaulds, Hamiltons und Diderots Schriften. Auch arbeitete er Mentelle's „Géographie de la France“ um und war an der „Biographie universelle“, sowie an mehren deutschen Zeitschriften, namentlich dem Morgenblatt, der Allgemeinen Zeitung 2c. als Mitarbeiter thätig, setzte auch Liquets „Histoire de la Normandie“ (Rouen 1835, 2 Bde.) fort. Für die auf Staatskosten gedruckte Sammlung historischer Dokumente bearbeitete er die ältesten Statute der Handwerke der Stadt Paris (Paris 1837) und eine Zusammenstellung der wichtigsten, auf die Staatsverwaltung Ludwigs XIV. bezüglichen Aktenstücke (das. 1850—51, 4 Bde.).

Depravatio (lat.), Verschlimmerung, in der alten Medicin die Umstimmung des gesunden Zustandes in den kranken, z. B. D. gustus, auditus, artuum 2c.

Deprehension (v. Lat.), Ergreifung, Festnehmung eines Verbrechers, auch Ertappung. Deprehensionis forum ist in der Rechtspflege der Gerichtsstand des Ergreifsorts. Wenn nämlich im Kriminalverfahren nicht der regelmäßige Gerichtsstand des begangenen Verbrechens (forum delicti) und auch nicht der Gerichtsstand des Wohn- oder Aufenthaltsorts (forum domicilii) eintreten kann, z. B. wenn ein von einem Ausländer im Auslande begangenes Verbrechen im Inlande zu bestrafen ist, dann greift der Gerichtsstand des Orts Platz, wo der Verbrecher beim Beginn der Untersuchung ergriffen wird.

Deprekation (v. Lat.), Abbitte, Bitte um Verzeihung; in Injuriensachen wird Derjenige, welcher den Andern wörtlich beleidigt hat, doch nicht so, daß er ihm etwas Ehrenrühriges vorgeworfen, zur D. verurtheilt, welche in diesem Falle die Erklärung enthält, daß es ihm leid thue, beleidigt zu haben. In den meisten Staaten ist jetzt diese Privatgenugthuung aufgehoben, u. auch bei Injurien nur öffentliche Strafe zulässig. In der Rhetorik ist D. die Figur, wenn der Redner, statt mit Gründen zu wirken, sich bittweise an die Richter oder andern Zuhörer wendet; in der Dogmatik versteht man darunter Fürbitte Christi für die Gläubigen bei Gott.

Depression (v. Lat.), Niederdrückung, Unterdrückung, Geistesabspannung. D. der Sonne od. eines Sterns ist der Stand derselben oder desselben, zu irgend einer Zeit unter dem Horizont durch einen Vertikalzirkel gemessen; D. des Horizonts die Erscheinung, daß der Horizont (s. d.) besonders zur See stets tiefer erscheint, als der Standpunkt des Beobachters; D. des Pols die Annäherung des Pols am Himmel an den Horizont für das Auge, bei Annäherung des Beschauers an den Aequator.

Depressionsschuß (Senk- od. Plongirschuß), jeder unter die Horizontallinie gerichtete Schuß. Den Winkel, unter welchem der Schuß gerichtet ist, nennt man alsdann Depressionswinkel (Inklinationswinkel), im Gegensatz von Elevationswinkel.

Deprivatio (lat.), Beraubung, Absetzung, insbesondere Entsetzung eines Geistlichen von seiner Pfründe, wobei ihm jedoch unter Umständen die

Ausübung aller derjenigen Rechte bleibt, welche aus der geistlichen Weihe fließen.

De profundis (lat.), Anfang des 130. (Vulgata 129.) Psalms (Bußpsalm), der in der katholischen Kirche als Trauergesang gesungen wird. Daher un de profundis (franz.), bei Sterbefällen, ein leidtragender Verwandter.

Deptford (ehemals Westgreenwich, dann Deepfordstrand genannt), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, eine Meile südöstlich von London, als dessen Vorstadt es betrachtet wird, rechts an der Themse u. an der Eisenbahn nach Brighton, hat einen guten Hafen, große Seemagazine (die königlichen Dockyards) und ungeheure Verproviantirungsmagazine, sowie große Privatwerften und Maschinenbauanstalten, lebhaften Handel u. 45,714 Einwohner.

Depurantia (lat.), reinigende oder blutreinigende Mittel, die bei den Humoralpathologen eine große Rolle spielten, indem man ihnen die Eigenschaft zuschrieb, im Körper befindliche Schärfen und Unreinigkeiten auszuleeren. Selbst manche Krankheiten, z. B. die Fieber und besonders das Wechselfieber, wurden für wichtige D. angesehen, wodurch das Blut gereinigt u. die Materia peccans aus dem Körper geschafft werde. Die D. sind dadurch wirksam, daß sie gewisse anomale Richtungen der Vegetation umändern. Zu ihnen gehören vor Allem die gelinderen Amaro-Adstringentia, welche sich den Mellagineis annähern, als die Radix Graminis, Taraxaci, Caricis arenariae, Bardanae, Sassaparillae, Cichorei, Lapathi acuti; ferner die Herba Boraginis, Fumariae, die Stipites Dulcamarae, das Lignum Guajaci, und unter den Compositis die Species ad decoctum lignorum. Außerdem kann man einige Acria, z. B. Nasturtium, Cochlearia &c., einige Mellaginea, die Lactea, Mucilaginosa und Gelatinosa, sowie unter den Metallicis das Stibium, besonders in seinen Verbindungen mit dem Schwefel, hierher rechnen.

Deputat (deputatum), Das, was einem Beamten, oder einer sonstigen Person (Deputatist) außer dem ordentlichen Gehalt an Lebensmitteln, Holz u. dgl. ausgesetzt und jährlich, monatlich &c. unentgeltlich, oder für einen gewissen festgesetzten Preis verabreicht wird, z. B. Deputatgetreide, Deputatholz &c. Bei sequestrirten Stammgütern ist D. Das, was dem Besitzer daraus zum Unterhalt ausgesetzt ist. D. heißt auch s. v. a. Besoldung, Bestallung, ferner s. v. a. Apanage; dann bildlich Das, was irgend Jemandem als ihm beschiedenes Theil oder Portion zugedacht ist (daher die Redensart: Der hat sein D., selbst wenn ihm etwas Unangenehmes bestimmt gewesen.

Deputation (v. Lat.), Abordnung einiger Mitglieder aus einem Kollegium, Stande, oder einer größern Versammlung, Gemeinheit, Korporation &c. zur auswärtigen Betreibung einzelner Angelegenheiten der Gesellschaft; dann die abgesendeten Personen selbst, die in die Stelle von Prokuratoren treten, welche zur Rechenschaft verbunden sind, während die zurückgebliebenen Gesellschaftsmitglieder in die Stelle von Beauftragenden treten; ferner eine Abordnung (Ausschuß) von den Ständen eines Landes, welche sich auf Deputationstagen (conventus deputationum) über gewisse Angelegenheiten berathschlagen sollen. Als das deutsche Reich noch bestand, gab es allgemeine oder Reichsdeputationstage und besondere Deputationstage, welche in den einzelnen Staaten von den Abgeordneten der Stände gehalten wurden. Beide wurden wieder entweder ordentliche od. außerordentliche Deputationstage, je nachdem sie nach der in den Reichs- oder den Provinzialgesetzen vorgeschriebenen Verfassung, oder außer der Ordnung wegen eingetretener besonderer Umstände gehalten wurden. Die von den Deputirten und kaiserlichen Kommissären zu Stande gebrachten u. in einer Urkunde gesammelten Beschlüsse hießen Deputationsrecesse (Deputationsabschiede); vgl. Reichsdeputation.

Deputirte (deputati), Abgeordnete, besonders Abgeordnete von Ständen oder Gemeinheiten, die als Mitglieder einer andern Versammlung dienen, z. B. Konventsdeputirte, Volksvertreter in konstitutionellen Staaten &c.; dann die durch Stimmenmehrheit zur Leitung einer Gesellschaft auf bestimmte Zeit Gewählten; bei Kollegien oder Magistraten Solche, denen ein bestimmter Geschäftszweig vorzugsweise zur Bearbeitung übertragen worden ist, in welchem Falle der Charakter des Geschäfts beigefügt wird, z. B. Deputirter zum Straßenbau, zum Forstwesen &c.

Deradschat, Theil der ostindischen Landschaft Daman [s. d. 1)], mit den 3 sogenannten Derastädten: Dera-Ghazi-Khan, einem bedeutenden Handelsplatz für die Produkte der Umgegend, mit 25,000 industriösen Einwohnern, Dera-Futti-Khan mit 5000 Einwohnern u. Dera-Ismail-Khan mit 5000 Einwohnern, alle drei am Indus gelegen.

De rato (lat.), nach Beschluß.

Derayeh (Deraie, Deryeh), Stadt der arabischen Landschaft Nedscheb, am Fuß des Berges Khoor und an der Karawanenstraße vom rothen Meere nach dem persischen Meerbusen, mit etwa 15,000 Einwohnern, war zu Anfang des Jahrhunderts als Hauptstadt der Wahabiten eine Zeitlang sehr blühend, wurde aber 1819 nach siebenmonatlicher Belagerung von Ibrahim Pascha zerstört.

Derb, von Mineralien, ohne bestimmte Gestalt und nach keiner Richtung sehr vorwaltend ausgedehnt, wobei die Masse von einigem Umfange, wenigstens nicht unter Haselnußgröße ist; von Erzen, in fester Gestalt in ein anderes Metall eingewachsen.

Derbe (Delbeia), feste Stadt des Alterthums in Lykaonien, an den Grenzen von Isaurien, ward zuerst bekannt als Sitz des Tyrannen Antipater von D., des Freundes von Cicero. Nach christlicher Tradition ist D. Geburtsort des Timotheus. Ruinen bei Karbagh.

Derbent (Derbend), europäisch-russisches Gouvernement, an der Westküste des kaspischen Meeres, eine der herrlichsten Provinzen und der Schlüssel Asiens für Rußland, daher auch mehr denn hundert Jahre Gegenstand des Kampfes zwischen den russischen Czaren u. den persischen Schahs, bis endlich der Friede von 1812 alle Rechte, welche Iran auf jene Provinz besaß, der russischen Krone übertrug, umfaßt ungefähr das frühere Daghestan (bis auf das Gebiet des Schamchals von Tarku, das mechtulinsche Khanat und das nördliche und südliche Tabasseran) u. ist in die beiden Kreise Derbent und Kuba, in die beiden Bezirke Dargo u. Ssamur, in die beiden Khanate Kasykumuch und Kürja und in die Gemeinde Ssürja abgetheilt. Das Gesammt-

areal dieser Theile beträgt 348,67 □M. mit (1858) 474,293 Einwohnern. Die Grenzen des Gouvernements sind: im Osten das kaspische Meer, im Süden das neugebildete Gouvernement Baku (früher Schemacha), im Westen der Kaukasus und die freien Bergvölker, und im Norden die kaukasisch-kaspischen Küstenländer, welche letztere indeß in militärischer Beziehung vom Kriegsgouverneur von D. abhängen, der auch die Entscheidung über die Länder der Lesghier hat. Die Bevölkerung besteht aus Kumyken, Turkmanen, Nogaiern, Arabern, Lesghiern, Grusiern, Russen, Armeniern, Juden, wovon die ersteren fünf Völkerschaften Islambekenner, und zwar der sunnitischen Sekte, sind, die Grusier und Russen aber sich zur griechischen, wie die Armenier zur armenischen Kirche des Christenthums bekennen. Im Ganzen kann man das Land als eine Terrasse des Kaukasus betrachten, die allmählig in den Kaspisee abfällt. Dieser Abfall geschieht fächerartig, indem unzählige Flüsse, die auf den Schneegipfeln des Kaukasus entspringen, das Land gleichsam in tiefe Thalrinnen zerschneiden; an Häfen ist D. trotz der langen Meereskurve, die seine Gestade einfaßt, arm, da das Land an der See meist plötzlich abfällt, so daß nirgends tiefe Meeresbuchten entstehen. Unter den Flüssen nennen wir den Sulak oder die Mündung des Koisu, den Turturkali, den Tscherkaß, Manaß, Hamry, Barschli, Buam, Gurieni, Darbagh, Sumarga oder Ssamura, Kussartschai, Schabran, Deroitschi, Gyljeni und Atatschai. Alle diese Flüsse sind ungemein schnell und reißend, haben bei einer geringen Tiefe ein breites, mit zahllosen Steintrümmern besäetes Bett; ihr Wasser wirkt purgirend und ist nur mit Mühe trinkbar zu machen. Auch an Seen ist die Provinz nicht arm; und im äußersten Norden befindet sich auch ein umfangreicher Salzsee. Der heißen Quellen gibt es viele, so zwischen den Flüssen Hamry und Buam, an der Grenze von Schemacha 2c. Alles deutet darauf hin, daß der Boden vulkanisch sei; und den Hauptbeleg dazu lieferte das verheerende Erdbeben von 1859, welches seinen Fokus im benachbarten Schemacha, wo urplötzlich aus einer blühenden Stadt ein Trümmerhaufen entstand, zu haben schien. Der Boden, nur auf eine kurze Strecke am Strande sandig und im Hochgebirge steinig, ist sonst lehmig, schwer und fruchtbar und begünstigt ungemein die südlichen Frucht- und Getreidearten, vor Allem den Weinbau. Steppen und Heiden gibt es nur zwischen dem Koisu und Turturkali oder Torkali Osen, wo der Boden dürr u. trocken ist, und der Getreidebau nur durch künstliche Bewässerungskanäle betrieben werden kann. Der Westsaum des Landes bildet eine mit dem Hauptgebirgsstock des Kaukasus parallellaufende, ebenfalls sehr hohe und an Hochgipfeln und Schneebergen reiche Gebirgskette, während ein isolirter Gebirgsarm quer durch das Land zieht u. bei Derbent jene berühmte, unter dem Namen der derbentschen Straße bekannte Pforte öffnet. Im Nordosten ist die albanische Pforte, welche den Hochpaß über die steilsten Berge des Kaukasus bildet. Zwei merkwürdige Berge dieser Provinz sind der Schahdagh (Königsberg) und der Beschparmak (Fünffingerberg). Im Hochgebirge ist Alpenklima, im Süden tropisches Klima u. tropische Vegetation. Die Provinz könnte ein Paradies sein, wenn sie von einem thätigen und civilisirten Volke bewohnt wäre u. wenn dasselbe in Ruhe u. Sicherheit die Kräfte seines Fleißes genießen könnte. Aber die Bewohner sind von Natur träge und leben dabei in steter Fehde unter einander, und dazu machen die lesghischen, im Hochgebirge hausenden Stämme häufig räuberische Ueberfälle und führen die Heerden und Ernten aus den Thälern hinweg. Gegenwärtig hindert oder bestraft dies zum mindesten die Macht der Russen, die sich immer mehr in den Hochgegenden des Kaukasus befestigt und seit Schamyls Gefangenschaft viel Terrain in Tscherkessien und Lesghistan gewonnen hat. Mit dem Ackerbau beschäftigt sich bloß der ansässige Tatar; der Nogaier treibt keinen Ackerbau, indem er das Nomadenleben bequemer findet; Armenier u. Juden treiben Handel; die Lesghier leben fast einzig von Raub und Diebstahl und lassen die übrigen Bewohner für sich arbeiten. Unter den Russen gibt es fast nur Soldaten, Beamte und einige Großhändler, welche den Verkehr beider Erdtheile vermitteln u. namentlich dem persischen, bucharischen und indischen Handel Wege nach den russischen Residenzstädten eröffnet haben. Auch wirft der Seidenbau, Weinbau, die Kultur des Saleps, der Färberröthe, des Indigo, der neuerlich verstärkt in Angriff genommen worden ist, des Tabaks, des Süßholzes, der Baumwolle, des Reises 2c. Exportgegenstände in Menge ab; die fast lediglich von den Nogaiern, Arabern und Turkmanen betriebene Viehzucht liefert Kameelgarn, Pergament, Wolle und Wollenfabrikate, Pferdehaare und andere animalische Rohstoffe und Fabrikate in großen Quantitäten zum Export. Die Wälder hegen Wild in Menge, als Bären, Wölfe, Wildschweine, wilde Katzen, Schakale, die jedoch mehr die Ebene lieben, Federwild; die Meergegenden sind reich an Strandvögeln; die See hat köstliche Fische, besonders Störe, Störlöde, Hausen und Weißfische. Das Mineralreich liefert Silber, Blei, Eisenerze, Schwefel, Salpeter, Salz und Naphtha. Der Kunstfleiß, fast nur von Armeniern und Kumyken repräsentirt, producirt Tuche, Filzwaaren, Baumwollenzeuche, Seidenstoffe, Eisen- u. Silbergeräth, Ackerwerkzeuge, Waffen, Pferdegeschirre, die zum Theil schmuckvoll bereitet werden und auf der großen Industrieausstellung, welche unlängst in Tiflis eröffnet ward, Aufmerksamkeit erregten. Neuerlich hat die russische Regierung das Projekt, den Hafen von D. zu vertiefen u. für die Seeschifffahrt nutzbar zu machen, wieder aufgenommen. Städtisches Leben u. städtischer Geist sind nur in D. und Kuba anzutreffen. Dort gibt es auch Bildungsanstalten, wie Kreis- u. Elementarschulen; im Uebrigen entbehrt das Land, mit Ausnahme einiger wenigen Schulen für die Tataren u. Armenier, noch aller Anstalten für die Bildung u. Aufklärung des Volkes. Doch hat die russische Regierung den Sklaven- und Mädchenhandel unterdrückt und der Tyrannei der Khane, die früher mit absoluter Gewalt über das Leben und Eigenthum ihrer Untergebenen schalten durften, ein Ziel gesteckt.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, Festung und Hafenstadt am kaspischen Meer, war eine der Glanzstädte des Mittelalters, die den Namen Bab-ül-abwab oder Porta portarum führte und Jahrhunderte hindurch der Sitz eines eigenen Khans war, dem meist auch die Khanate von Kuba und Baku, sowie die von Kürja

und Kasykumuch zinsbar waren, und der gewöhnlich selbst wieder in Abhängigkeit von Persien stand. Unter dem persischen Schah Nushirwan, der nach Klaproth die berühmte kaukasische Mauer bei D., welche nach Edrisi 300 Thürme hatte, angelegt haben soll, zählte die Stadt eine Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen. Damals beherrschte D. mit seiner Flotte alle Häfen des kaspichsen Meeres, während heute der Hafen versandet ist u. nur kleinen Schiffen zeitweise den Zugang gewährt. Die Lage D.s ist entzückend: es dehnt sich längs den Gehängen eines mit Wein- und Obstgärten, Mais- und Safranfeldern bedeckten hohen Berges aus, an dessen Wänden die Häuser u. Winzerhütten und die Villas der reicheren Bewohner oft wie Schwalbennester kleben. Auf der andern Seite spülen die Wellen des kaspischen Meeres bis an die Kais der unteren Stadt u. gewähren eine unermeßliche Fernsicht über den Seespiegel. Die Stadt bildet der Gestalt nach ein Viereck, ist mit einer hohen und starken Mauer umgeben und besteht aus drei verschiedenartigen Theilen: der Festung, die den oberen Theil bildet und das stattliche Khanschloß enthält, wo jetzt der Gouverneur von D. wohnt; dem mittleren Stadttheile, worin eine prächtige russische Kathedrale, eine armenische Kirche, 5 Metscheds und eine Synagoge, ferner ein Kaufhof und etwa 1000 Wohnhäuser stehen, u. dem unteren Stadttheil mit nur wenigen Wohngebäuden, mehren Fischerhütten, Gasthäusern für die Schiffer, einem Zollhause, einer Schiffswerfte u. weit ausgedehnten Viehweiden. Die Zahl der Bewohner betrug 1806 nur gegen 4000 Seelen (darunter 500 Armenier, 100 Juden, außerdem Turkmanen, Kumyken 2c.), 1861 dagegen an 16,000 Personen. D. hat viele Gebäude von historisch-archäologischer Merkwürdigkeit. Das große Metsched in der Mittelstadt, dessen Vorhof mit marmornen Platten belegt ist, war aller Wahrscheinlichkeit nach einst eine fürstliche Kirche; das Schloß, die frühere Residenz des Khans, wo zuweilen auch die persischen Schahs auf ihren Zügen durch den Kaukasus verweilten, enthält prächtige Zimmer, die mit orientalischem Luxus ausgestattet sind, und besitzt einen mit Südfrüchten aller Art prangenden Garten. Auch befinden sich darin verschiedene persische Kiosks, ein großes Marmorbecken, welches durch fünf Springbrunnen beständig mit Wasser gefüllt wird, ein Aquädukt, welcher das Schloß mit frischem Bergquellwasser versieht. Die russischen Anbauten in neuester Zeit haben den ächtorientalischen Styl dieses interessanten Gebäudes leider etwas verwischt u. beeinträchtigt. Merkwürdig ist auch an der Nordseite der Stadt der Begräbnißplatz, wo man viele alte Denksteine mit kufischen Inschriften und ein Mausoleum findet, worin 40 Helden bestattet liegen, die bei der Eroberung Daghestans durch die Araber vor den Thoren von D. fielen. Die Stadt hat berühmte öffentliche Bäder, viele Kaufhallen, wo man prächtige Shawls, Teppiche und andere Seiden- wie Baumwollenstoffe, Specereien 2c. ausgelegt findet; einen bedeckten Kanal, der vom Gebirge her der Stadt gutes Trinkwasser zuführt, einen Leuchtthurm auf der Rhede 2c. Die Hauptmerkwürdigkeit aber ist jene berühmte kolossale, selbst noch in ihren Trümmern imponirende Mauer, wovon man besonders in dem Dorfe Melukend hart am kaspischen Meer, wo dieselbe ihren Anfang nimmt, erhebliche Bruchstücke vorfindet. Sie ging nach Ritters Hypothese durch ganz Tabasseran bis zur albanischen Pforte. Die Einwohner nähren sich vorzüglich von der Seiden- und Baumwollenkultur, dem Wein- u. Safranbau, der Agrikultur, einigen Handwerken, der Schifffahrt u. dem Handel, welcher letztere durch 4 sehr lebhaft besuchte Jahrmärkte erheblich gefördert wird. Wie die Stadt im Alterthum hieß, ist unbekannt. Der Name D. kommt erst seit Nushirwan (im 6. Jahrhundert) vor, welcher das Khanat D. stiftete u. die Stadt zur Residenz des Khans machte. Um 1220 wurde D. von den Mongolen erstürmt. Später bemächtigten sich die **Türken** unter Mustapha I. des untersten Stadttheils, doch wurden sie von **Emir Hamse** wieder daraus vertrieben. Im J. 1722 entrissen die **Russen** D. den Persern, u. Peter der Große ließ sich bei einem Triumphzuge in Moskau die silbernen Schlüssel der eisernen Thore von D. vortragen. Im Frieden von 1723 behielten die Russen D., gaben es aber 1736 wieder an Persien zurück. Aber 1796 eroberten es die Russen unter Graf **Subow** abermals, und 1812 ward es definitiv mit dem russischen Kaukasien vereinigt.

Derbent (türk.), Paß, Straße; Straßenhaus, in welchem besondere Mannschaften zur Erhaltung der Polizei gegen Räuber wohnen (**Derbentschilen**).

Derboranceseen (**Derboranzer Seen**), 3 kleine Seen im obern Luzernethal im schweizer Kanton Unterwallis, 4340—4400 Fuß hoch gelegen und erst 1749 beim Einsturze der Diablerets durch den in seinem Laufe aufgehaltenen Fluß entstanden.

Derby, britische Grafschaft im nördlichen England, grenzt nördlich an die Grafschaft York, östlich an die Grafschaften Nottingham und Leicester, südlich an letzteres und an Stafford, westlich an Chester und Lancaster und umfaßt 48½ □Meilen mit 339,377 Einwohnern. D. gehört zu den Bergwerks- und Fabriksgrafschaften. Der nordwestliche Theil, Oberpeak genannt, ist eine unfruchtbare, düstere Gegend mit gerundeten Hügeln und ausgedehnten Mooren und von tiefen Thälern durchschnitten; die Mitte ist ebenfalls hügelig, aber weniger hoch und heißt deshalb **Unterpeak**. Beide Theile sind reich an Mineralschätzen wie an landschaftlichen Schönheiten. Der südliche Theil ist eine gewellte Ebene, meist fruchtbar und gut angebaut. Der höchste Berg ist der Aredge, bei Burton, von 1751 Fuß Seehöhe. Die Flüsse des Landes sind im Süden der Trent, der von Westen nach Osten fließt und die Dove im Westen, den Erewash im Osten aufnimmt; in der Mitte der Derwent, in welchen im Oberpeak die Wye mündet. Die nach Norden fließenden Sheaf und Rother im Nordosten gehen in den Don, welcher der York Ouse zufließt. Das Klima ist im Norden rauh, im Süden und Westen mild, durchaus aber gesund. Der Mineralreichthum des Landes besteht in Blei, das schon seit alten Zeiten gewonnen wird, Eisen, Galmei, Kalk und Kohlen. Der Kohlenkalkstein ist sehr höhlenreich und gewährt manchem der Flüsse ein unterirdisches Bett. Unter den Höhlen sind die Peakshöhle, sodann die Eldon- und Bradwellhöhle am beträchtlichsten. Der Tropfstein dieser Höhlen wird vielfach als Zierrath verarbeitet. Auch trefflicher Baustein fehlt nirgend. Besuchte Mineralquellen sind bei Burton, Matlock und Keddlestone. In industrieller Bezie-

hung sind die Seiden- und Baumwollenfabrikation (besonders zu Derby, Belper, Chesterfield, Hope, Glossop 2c.) hervorzuheben; erstere beschäftigte 1846 bereits 5144, letztere 11.602 Arbeiter; ausgezeichnetes Porzellan liefert die Stadt Derby; Nägel, Hüte 2c. werden an andern Orten gefertigt. Ein lebhafter Ausfuhrhandel wird durch Kanäle und Eisenbahnen befördert.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt in lieblicher Gegend rechts am Derwent, oberhalb dessen Einmündung in den Trent, ein Mittelpunkt der Eisenbahnen und Kanäle und eine Stadt, die sich im Laufe der Zeit bedeutend vergrößert hat. Sie hat manche gute Gebäude (katholische Kirche, Stadthalle, Museum 2c.) und auch für Unterricht, Wissenschaft, sowie für die Armen ist viel gethan. Hervorzuheben ist die Industrieschule (Mechanics Institute). Die Industrie der Stadt ist, bei ihrem Reichthum an Kohlen und Wasserkraft, bedeutend, so besonders die Seidenfabrikation (schon 1840 zählte man 17 Seidenspinnereien mit 182 Pferdekraft und 3000 Arbeitern), ferner Bobbinet- und Seidenweberei. Außerdem bestehen große Fabriken für Porzellan und Bisquit, für Dampfmaschinen und Zinnplatten, Firniß u. Farben; chemische Bleichen, Gerbereien, Seifensiedereien, Kupferhämmer, Eisenhochöfen 2c. Berühmt waren früher auch die Wollfabriken und Wollfärbereien, sowie die Strumpfwirkerarbeiten. Die Einwohnerzahl beträgt 43,091 Seelen. In der Nähe von D. liegt der Landsitz Keddlestonhouse, mit einem großen Park.

Derby, Edward Geoffrey Stanley, Graf von D., früher Lord Stanley, Haupt der konservativen Partei in England, geboren den 29. März 1799 in Knowsleypark in Lancashire, erhielt seine Erziehung in Eton u. im Christchurchcollege in Oxford, trat 1822 in das Unterhaus ein u. machte sich hier 1824 durch eine Rede zu Gunsten der Hochkirche bemerklich. Nachdem er unter Canning und Goderich das Unterstaatssekretariat der Kolonien bekleidet hatte, übernahm er 1830 im Whigministerium Grey's die Stelle eines Staatssekretärs für Irland, wo damals die für die Aufhebung der Union zwischen Irland und England agitirende Partei durch die den Katholiken gemachten Koncessionen und die prekäre Stellung des Ministeriums, welches der Stimmen der irländischen Mitglieder des Unterhauses nicht wohl entbehren konnte, gesteigerte Forderungen stellte. Obgleich Stanley's politische Ansichten sehr liberal waren, so unterlag er doch im Wahlkampf zu Preston einem damals viel genannten demagogischen Wortführer, Henry Hunt. Doch ward er dafür in Windsor gewählt und hatte nun gegen O'Connell und Shiel oft ganz allein den parlamentarischen Kampf zu bestehen. Durch das leidenschaftliche Feuer seiner Rede, die aber keineswegs der scharfen Logik und des schlagenden Witzes entbehrte, erwarb er sich damals den Beinamen des „Heißsporns“. Während der Berathung der Reformbill 1832 bewies er sich als eifriger Vertheidiger derselben, und als Staatssekretär für Irland brachte er die irische Nationalerziehungsbill, welche die irländischen Volksschulen einseitigem kirchlichen Einflusse entzog, durch das Unterhaus. Nachdem in der Session von 1833 der Kampf gegen die irländischen Repealer mit gesteigerter Heftigkeit wieder aufgenommen worden, nahm Stanley leidenschaftlicher als je an demselben Theil, und der ihm angeborene aristokratische Stolz, verbunden mit dem Gefühl geistiger Ueberlegenheit, gab seinem Auftreten etwas Verletzendes, welches ihm die heftigsten Angriffe zuzog. In Folge dieses erbitterten Kampfs mit den irländischen demokratisirenden Liberalen gewann die aristokratische Richtung in Stanley über seine bisherige liberale Haltung allmählig die Oberhand, und er ward seiner Partei um so mehr entfrembet, als dieselbe den irländischen Repealern gegenüber eine immer größere Nachgiebigkeit bewies. Nachdem er das irländische Staatssekretariat mit dem für die Kolonien vertauscht hatte, setzte er in dieser Stellung die Emancipation der westindischen Sklaven durch. Als jedoch das Ministerium 1834 durch weitere Einschränkung der protestantischen Staatskirche Irlands der dortigen Opposition eine neue Koncession machen wollte, trat Stanley mit Sir James Graham, Lord Ripon und dem Herzog von Richmond aus dem Kabinet. Die hiermit eingetretene Spaltung in der ehemaligen Reformpartei wurde eine definitive, als Stanley, der das Anerbieten Sir Robert Peels, in dessen Ministerium einzutreten, ausgeschlagen, 7 Jahre lang mit der konservativen Opposition stimmte und endlich 1841, als Sir Robert Peel wieder ein konservatives Ministerium bildete, das Portefeuille der Kolonien übernahm. Er behielt letzteres 4 Jahre und wurde während dieser Zeit als Lord Stanley ins Oberhaus versetzt. Als aber Sir Robert Peel gegen Ende 1845 sich für Aufhebung der Kornzölle erklärte, konnte Stanley es nicht über sich gewinnen, die bisher vertheidigten nationalökonomischen Grundsätze zu verleugnen, u. schied aus dem Kabinet. Im folgenden Jahre erschien er im Oberhaus an der Spitze der protektionistischen Opposition, deren Führer im Unterhause Lord George Bentinck und Disraeli waren. Trotz der Hoffnungslosigkeit eines Kampfs für ein Princip, dessen Durchführung dem Wohlstande des Landes die unheilbarsten Wunden geschlagen haben würde, hielt Stanley im Oberhaus und nach Bentincks Tod Disraeli im Unterhaus standhaft aus. Als 1852 das durch Lord Palmerstons Austritt geschwächte Whigkabinet fiel, mußte bei der allgemeinen Zersetzung der Parteien Stanley, der inzwischen (30. Juni 1851) als Graf D. seinem Vater gefolgt war, als das Haupt der Konservativen, die Bildung eines Kabinets übernehmen. Obwohl er Alles aufbot, um dasselbe aus reinen Protektionisten zu Stande zu bringen, durfte er doch nicht wagen, sein protektionistisches Programm gegen die allgemeine Stimme der Nation durchzuführen. Bei Eröffnung des Parlaments mußte sich sogar das Ministerium von jedem Gedanken an die Wiedereinführung der Kornzölle lossagen, und der einzige schwache Versuch, den das Ministerium D. zur Beschwichtigung der in ihren Hoffnungen getäuschten schutzzöllnerischen Grundeigenthümer machte, schlug zu seinem Verderben aus. Mit einer Majorität von 305 gegen 286 Stimmen unterlag es im Unterhause und trat darauf ab. Dem Lord D. war aber inzwischen die Schwäche seiner Partei so klar geworden, daß er nach dem Fall der politisch-whigistischen Koalition von 1855 den Versuch gar nicht wagte, ein Ministerium zu bilden, obgleich er den Auftrag dazu erhielt. Bei der Opposition verharrend, fand er mehrmals Gelegenheit, seinen alten Ruf als parlamentarischer Redner zu bewähren,

vermochte aber nicht, seiner Partei neue Kräfte zuzuführen. Daher war er genöthigt, nach dem Sturze Lord Palmerstons im März 1858 aus demselben Personal, welches 1852 trotz der Begabung der Führer so glänzend Fiasko gemacht, ein neues konservatives Ministerium zu bilden, das Frieden und Freundschaft mit allen Mächten, Nachgiebigkeit gegen Frankreichs Forderungen in der Flüchtlingsfrage unter Wahrung des äußeren Anstandes und keine Reform in England und Indien auf sein Banner schrieb, aber schon den 17. Juni 1859 wieder abtrat. D.'s ältester Sohn, Edward Henry, Lord Stanley, geb. den 21. Juli 1826, seit 1850 Mitglied des Unterhauses, ward im ersten Ministerium seines Vaters Unterstaatssekretär des Auswärtigen, im zweiten Präsident des ostindischen Bureau's. Er schrieb „Claims and resources of the West-Indian colonies" (London 1849).

Dercyllidas, mit dem Beinamen Sisyphus, Feldherr der Spartaner, focht erst im peloponnesischen Kriege und befehligte dann in dem Kriege, welchen Artaxerxes Mnemon durch Tissaphernes u. Pharnabazus gegen die kleinasiatischen Griechen führte, und war, nachdem er 411 Abydus und Lampsacus für Sparta gewonnen, eine Zeitlang Harmost in Abydus. Im J. 399 fiel er, die zwischen den Satrapen Pharnabazus und Tissaphernes obwaltende Spannung benutzend, in Aeolis ein und nahm in wenigen Tagen eine Reihe von Städten. Nachdem er darauf einen Waffenstillstand mit Pharnabazus geschlossen, zog er im Frühling 398, nachdem sein Oberbefehl verlängert worden, ohne sich zuvor dazu bevollmächtigen zu lassen, nach Erneuerung des Waffenstillstandes mit Pharnabazus nach dem thräcischen Chersones, dessen Bewohner in Sparta Schutz gegen die räuberischen Einfälle der Thracier gesucht hatten, und führte quer über den Isthmus eine Schutzmauer auf. Nach der darauf folgenden Belagerung u. Einnahme von Atarneus, Chios gegenüber, bekam er den Befehl, in Karien einzurücken und dort die Güter des Tissaphernes zu bedrohen. Schon hatte er dies Unternehmen begonnen, als Tissaphernes und Pharnabazus, die sich jetzt zu gemeinsamer Bekämpfung der Spartaner vereinigt hatten, die jonischen Städte mit einem Angriff bedrohten. D. eilte ihnen entgegen, worauf Tissaphernes, trotzdem, daß D. durch das Ausreißen der asiatischen Griechen in seinem Heere in Bedrängniß kam, Unterhandlungen vorschlug. D. verlangte Anerkennung der Unabhängigkeit der griechischen Städte von Seiten der Perser, Tissaphernes den Abzug des spartanischen Heers u. der spartanischen Harmosten. Bis diese Bedingungen von dem König u. den Spartanern genehmigt wären, sollte Waffenstillstand sein. Als Agesilaus in Folge der Rüstungen der Perser mit einem neuen Heere nach Asien kam, blieb D. noch einige Zeit bei ihm u. rettete, als in Folge von Conons Sieg bei Cnidus (394) Sparta fast seine ganze überseeische Macht einbüßte, Abydus und Sestus durch seine Standhaftigkeit und Umsicht. Trotzdem mußte er 390 die Stelle eines Harmosten in Abydus an Anaxibius abtreten, der sich die Gunst der Ephoren erworben hatte. Von da an wird D. nicht mehr erwähnt.

Derenburg, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Holzemme, mit 2450 Einwohnern. Dabei die Bergveste Regenstein, ganz von braunschweigischem Gebiet eingeschlossen. D. wurde 919 von Heinrich I. gegründet, war sonst Herrschaft und gehörte zur Hälfte dem Bischof von Halberstadt und zur Hälfte der Aebtissin von Gandersheim. Letztere verkaufte 1471 und 1481 ihren Antheil an erstern. Im 17. Jahrhundert kam D. an Brandenburg.

Dereser, Thaddäus Anton, katholischer Theolog, den 11. März 1757 zu Fuhr im Würzburgischen geboren, studirte zu Würzburg und Heidelberg, empfing 1780 zu Mainz die Priesterweihe und lehrte dann zu Heidelberg Philosophie u. Theologie. Im Jahre 1783 ward er als Professor der Exegese nach Bonn, 1791 aber nach Straßburg berufen, wo er zugleich Regens im Seminar ward. Während der französischen Revolution wegen Verweigerung des Eids auf die Konstitution verhaftet, erlangte er erst nach Robespierre's Sturz seine Freiheit wieder. Im Jahre 1797 kam er als Professor der orientalischen Sprachen nach Heidelberg, 1806 aber als Professor der Dogmatik nach Freiburg. Im Jahre 1810 ward er als katholischer Stadtpfarrer nach Karlsruhe berufen, doch folgte er schon 1811 einem Rufe als Professor der Theologie am Lyceum zu Luzern u. Regens des dortigen Klerikalseminariums. Bei der päpstlichen Nuntiatur wegen Heterodoxie verdächtigt und vielfach angefeindet, schlug er gleichwohl einen Ruf des Fürsten-Primas an seine Landesuniversität und des gelehrten Bischofs von Besançon, Grafen Lecoz, an sein Seminarium aus, u. selbst die Lebensgefahr, die ihm 1814 bei einer in Luzern ausgebrochenen Revolution drohte, vermochte ihn nicht dazu, seine Stelle niederzulegen. Nachdem er aber am 1. März 1814 seine Entlassung erhalten hatte, wählte er Heidelberg zu seinem Aufenthalt, bis er 1815 als Domherr u. Professor der Dogmatik u. Bibelexegese nach Breslau berufen ward, wo er am 16. Juni 1827 †. Er schrieb eine hebräische Grammatik in lateinischer Sprache (Frankfurt 1813, Luzern 1817) und zeigte sich als scharfsinnigen Exegeten in mehren Schriften und Kommentaren über das Alte Testament, in Uebersetzungen des Jesaias, Jeremias, Hesekiel und anderer Propheten. Ferner schrieb er „Die Sendungsgeschichte Jesu" (Bonn 1789); „Deutsches Brevier für Stiftsdamen, Klosterfrauen und gute Christen" (Augsb. 1792, 4 Bde.; 8. Aufl. 1820); „Katholisches Gebetbuch" (Heilbronn 1808, 5. Aufl. 1837); „Großes biblisches Erbauungsbuch auf alle Tage des Kirchenjahres" (das. 1810, 3 Bde.).

Derewnja, russischer Name für ein Dorf ohne Kirche, während ein Kirchdorf bei den Russen Sselo heißt. So Nowaja D. (Neudorf), Staraja D. (Altdorf), Kraßnaja D. (Rothdorf) 2c.

Derfflinger, Georg, Reichsfreiherr von, eigentlich Dörfling, berühmter Feldherr des Kurfürsten von Brandenburg, war im März 1606 nach Einigen in dem österreichischen Dorfe Neuhofen im Lande ob der Ens, nach Andern in einem böhmischen Dorfe geboren. Er war erst Schneiderlehrling u. wollte, um den Religionsbedrückungen nach der Schlacht am weißen Berge zu entgehen, nach Berlin wandern; als man aber, weil er kein Geld hatte, ihn über die Elbe zu setzen verweigerte, warf er sein Bündel in den Strom und trat als gemeiner Soldat in schwedische Kriegsdienste, war 1635 bereits Oberstlieutenant u. vertrieb auf Baners Zug nach Sachsen an der Spitze von 200 Rei-

tein die viermal stärkern Sachsen aus Halle u. der Moritzburg. Im Jahre 1637 zog er unter dem Obersten Pfuel nach Thüringen, bestand bei Meiningen ein hartes, doch siegreiches Gefecht, ward dagegen bei Hettstädt von dem Obersten Druckmüller überfallen und gänzlich geschlagen, so daß er mit nur 60 Reitern sich kaum rettete. Im Jahre 1638 zum Obersten befördert, ward er bald durch seine biedere Derbheit, seinen Muth und sein leutseliges Betragen der Liebling der Soldaten. Von Torstenson beauftragt, den Fürsten von Siebenbürgen, Georg Ragoczy, in das Bündniß gegen den Kaiser zu ziehen, durchreiste er mit seinem Gefährten, dem Obersten von Plettenberg, als abgedankter, anderweitige Dienste suchender Offizier das südliche Polen, erreichte glücklich Siebenbürgen u. kam nach wohlverrichtetem Geschäft auf gleiche Weise wieder zurück, so daß er noch an der zweiten leipziger Schlacht Theil nehmen konnte, in welcher sein Regiment auf dem rechten Flügel des 2. Treffens focht, welcher den Sieg entschied. Als Ueberbringer der Siegesbotschaft an die Königin Christine ward er von dieser zum Generalmajor ernannt. Während Torstensons Einfall in Mähren ward ihm die Belagerung der Stadt Leipnik anvertraut, die er trotz des langen und heldenmüthigen Widerstandes der Bewohner endlich zur Uebergabe zwang. Nach dem Frieden als Fremder aus dem schwedischen Heere entlassen, lebte er in der Heimat seiner Gemahlin, der Mark Brandenburg, großentheils zu Berlin, in stiller Zurückgezogenheit, bis er 1654 als Generalmajor der Kavallerie in brandenburgische Dienste trat. Im polnischen Feldzug von 1656 nahm er das feste Kloster Priment und die Stadt Bomst im Sturm und ward dafür bald darauf zum Generallieutenant der Kavallerie und am 20. Juni 1657 zum wirklichen geheimen Kriegsrath ernannt. Auch an dem Feldzuge gegen die Schweden hatte D. so rühmlichen Antheil, daß ihn der Kurfürst 1658 zum Generalfeldzeugmeister ernannte. Schon am 18. Febr. 1670 erhielt er die höchste militärische Würde, seine Ernennung zum Generalfeldmarschall, u. diente als solcher zum ersten Male in dem zu Gunsten der Holländer unternommenen u. durch den Frieden von Vossem beendigten Kriege. Im Jahre 1674 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, ging er in demselben Jahre als Gesandter nach Holland, um einen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, und begleitete darauf den Kurfürsten auf dem unrühmlichen Feldzuge im Elsaß. Während des unmittelbar darauf folgenden Krieges gegen die in die Mark Brandenburg eingebrochenen Schweden bemächtigte er sich mit außerordentlicher Kühnheit der von den Schweden besetzten Havelbrücke und der Stadt Rathenow und bahnte dadurch dem Kurfürsten den Weg zu dem berühmten Siege bei Fehrbellin am 18. Juni 1675, den er selbst, den Oberbefehl unter dem Kurfürsten führend, durch die Okkupation der Sandhügel bei Linum entschied. Sein glänzender Sieg über das schwedische Belagerungsheer vor Wolgast (22. Jan. 1676) war der Vorläufer fernerer Eroberungen. Nach der Uebergabe von Stettin (27. Dec. 1677) ward D. Statthalter von Hinterpommern und dem Fürstenthum Kammin und Obergouverneur aller pommerischen Festungen. Trotz seines vorgerückten Alters begleitete er den Kurfürsten in den neuen Feldzug, führte bei dem Angriffe auf Rügen (10. Sept. 1678) das Mitteltreffen und war unter den Ersten, die am 13. Sept. die Insel betraten. Nachdem er durch die Eroberung Stralsunds die Schweden vom deutschen Boden vertrieben, setzte er mit 9000 Mann und 30 Kanonen auf Schlitten über das frische und kurische Haff u. schlug die Schweden bei Tilsit 1679 aufs Haupt. Er † am 4. Febr. 1695. König Friedrich I. ließ ihm zu Ehren eine Denkmünze schlagen, deren Hauptseite das wohlgetroffene Bildniß des Helden zeigt, während auf der Kehrseite die Ahnherren des österreichischen Plebejers, Mars u. Hercules, dargestellt sind. Mit seinem Sohne, Friedrich, Freiherrn von D., der, den 1. April 1663 zu Gusow geboren, den 29. Jan. 1724 als Generallieutenant †, erlosch das von ihm aus der Dunkelheit emporgehobene Geschlecht der D. wieder. Vergl. König, Authentische Nachrichten von dem Leben D.'s, Stendal 1786, und Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale, Bd. 2.

Derg (Dergh, Dearg), Landsee auf der Grenze der irländischen Grafschaften Tipperary und Galway, 5½ Meilen lang u. ½ bis 1½ Meilen breit, wird vom Shannon durchflossen. Im Süden umgeben ihn hohe Berge, wie die Arra Mounts, Slieve Bernagh und nördlich davon die Aughty Mounts.

Derivantia (lat.), ableitende Mittel.

Derivationsrechnung (Derivationskalkül, Ableitungsrechnung), im Allgemeinen ein Rechnungsverfahren, nach welchem eine unentwickelte Funktion einer oder mehrer veränderlichen Größen so entwickelt werden kann, daß die einzelnen Glieder der darzustellenden Funktion nach einem und demselben Gesetz aus einander sich ableiten lassen, so daß also etwa das sechste Glied aus dem fünften eben auf dieselbe Weise entsteht, wie das fünfte aus dem vierten. Arbogast, der Erfinder dieses Kalküls, suchte damit eine Grundlage der höheren Analysis zu gewinnen, und zwar mit Umgehung des Begriffs des unendlichen Kleinen oder verschwindender Größen. Auch Lagrange ist Erfinder eines Derivationskalküls, der aber nur in der Bezeichnungs- und Herleitungsart der Grundformeln, nicht aber in der Rechnungsart im Allgemeinen von der Differentialrechnung verschieden ist. Vgl. Arbogast, Du calcul des dérivations, Straßb. 1800; Lagrange, Théorie des fonctions analytiques, Par. 1813, und: Leçons sur le calcul des fonctions, das. 1806; Hindenburg, Der Derivationskalkül u. die kombinatorische Analysis, Lpz. 1803.

Derivatum (lat.), ein abgeleitetes Wort, welches dadurch entsteht, daß man an die Anfänge oder Endungen der Wurzelformen Laute oder Silben fügt, um auf diese Weise neue Wörter zu bilden. Das Verfahren bei dieser Ableitung nennt man Derivation und das dem abgeleiteten zu Grunde liegende ursprüngliche Wort das Primitivum oder Stammwort. Im Allgemeinen unterscheidet man wieder Denominativa, d. h. von Substantiven, und Verbalia, d. h. von Zeitwörtern abgeleitete Wörter, z. B. Blümchen von Blume, besprechen von sprechen 2c.

Derma (griech.), Haut, Rinde.

Dermatalgie (v. Griech.), Hautschmerz.

Dermatin (Serpentinsinter), ein bei Waldheim in Sachsen vorkommendes, dem Serpentin verwandtes opalartiges Mineral, ist nierenförmig

und stalaktitisch, von fettigem Anfühlen u. dunkelgrüner oder bräunlicher Farbe, geringem Fettglanz, sehr geringer Durchscheinenheit, muscheligem Bruch, unter Kalkspathhärte und von 2,1—2,2 specifischem Gewicht. Vor dem Löthrohr zerklüftet es u. schwärzt sich. Es besteht aus Bittererde, Eisenoxyd, Kieselsäure und Wasser.

Dermatitis (griech.), Hautentzündung.

Dermatodynia (griech.), Hautschmerz.

Dermatopathie (v. Griech.), Hautkrankheit; Dermatopathologie, Lehre von den Hautkrankheiten.

Dermbach, Marktflecken und Amtssitz im sachsen-weimarischen Kreis Eisenach, nordöstlich unter der Sachsenburg, an der Felda, hat ein Schloß und 1100 Einw.

Dermoplastik (v. Griech.), neue Methode des Ausstopfens (s. d.), die sich von der alten, der sogenannten Taxidermie oder dem Ausstopfen mit weichem Material, dadurch unterscheidet, daß sie die abgezogenen Häute der Thiere über komplete, feste Körper zieht, an welche sie sich dann in Folge des Zusammenziehens beim Trocknen glatt anlegen, so daß die äußeren Formen der Unterlage deutlich hervortreten. Eben hierin, sowie in dem Umstande, daß die feste Unterlage durch die trocknenden u. sich zusammenziehenden Häute keine Verzerrungen erleidet und also die wahre Körperform weit treuer wiedergegeben werden kann, beruht der Vorzug der D. vor dem älteren Verfahren. Außerdem haben aber ihre Präparate auch eine weit größere Dauer und Solidität. Es gibt mehre Methoden der D., die aber von ihren Erfindern zum Theil noch geheim gehalten werden. Durch ihre Einfachheit empfiehlt sich die L. Martins in Stuttgart; hiernach werden entweder die Thierkörper erst ganz fertig in einem festen Stoffe ausgearbeitet und dann die Bälge darüber gezogen (so bei den Säugethieren über Wolfs- oder Rehgröße, bei großen Vögeln, wie Straußen, auch bei Krokodilen und Fischen), oder es geschieht die Körperbildung mehr gesondert, und es werden namentlich die Extremitäten erst angefügt, wenn der Balg schon über die Körperform gezogen ist (so bei den meisten Vögeln und kleineren Säugethieren). Zur Bildung künstlicher Körper wird außer Stroh, Heu und Werg besonders Torf angewendet, und zwar am besten zerrieben und mit dünnem Stärkekleister vermischt. Da aber diese Masse wenig plastisch und daher schwer zu modelliren ist, so lassen sich die feineren Körperformen erst nach dem Trocknen durch Schnitzen und Raspeln hervorbringen. Zu demselben Zweck verwendet man auch feine Sägespäne, die mit aufgeschlämmtem, feinem Thon, sowie mit fein zerschnittenen Haaren, Blüthenbüscheln des Mais oder anderen weichen Pflanzenfasern vermischt werden. Die Masse wird auf die aus Holz und Heu geformten und mit grober Leinwand überzogenen Thierkörper aufgetragen und mittelst Modellirhölzer in die gehörige Form gebracht. Etwaige Korrektionen werden nach dem Trocknen mit Messer und Raspel bewerkstelligt und dann die Häute nebst den nöthigen Konservirmitteln übergezogen. In vielen Fällen können auch die Häute sofort über die frisch aufgetragene Masse gezogen werden, namentlich bei Köpfen und Extremitäten.

Derna (Derne, Darnis), Hafenstadt in Tripolis, in der Landschaft Barka, an der Küste des Mittelmeeres, lieblich zwischen Palmen-, Frucht- und Weingärten gelegen, ist Sitz der Regierung von Barka und hat 2 feste Schlösser, eine kleine Rhede und etwa 2000 Einw., die viel Schlachtvieh, Felle, Butter und Wachs versenden.

Derogatio (lat.), Abänderung eines Gesetzes, durch Aufhebung einzelner Bestimmungen, verschieden von Abrogatio, volle Aufhebung des ganzen Gesetzes; daher derogiren, schwächen, beschränken.

Déroute (franz.), Abweg, Umweg; Irrung; Zerrüttung, insbesondere völlige Zerstreuung einer Armee. Daher deroutiren.

Deroy, 1) Bernhard Erasmus, bayerischer General, den 11. Dec. 1742 zu Mannheim geboren, trat früh in pfälzische Kriegsdienste und diente mit Auszeichnung im siebenjährigen Kriege. Im Jahre 1792 zum Generalmajor befördert, befehligte er 1794 das von den Franzosen belagerte Mannheim, kommandirte in den Feldzügen von 1800 und 1801 die bayerischen Truppen im Krieg gegen Frankreich und ward in der Schlacht von Hohenlinden gefangen. Im Jahre 1804 zum Generallieutenant avancirt, befehligte er nach der Invasion Bayerns durch die österreichischen Truppen das bayerische Corps unter Bernadotte, diente dann in Tyrol und führte 1806 in dem preußischen Feldzuge eine Division. Nach dem tilsiter Frieden ward er Staatsrath, befehligte 1809 im Kriege mit Oesterreich wieder eine Division u. zeichnete sich besonders in der Schlacht von Abensberg (den 20. April) und bei der Einnahme von Innsbruck aus. Im Jahre 1811 ward er zum General der Infanterie, Generalinspektor und Kommandanten von Niederbayern und der Oberpfalz ernannt und führte 1812 das bayerische Hülfscorps unter St.-Cyr nach Rußland. In der Schlacht von Polotsk tödtlich verwundet, † er den 23. August 1812.

2) Isidor Laurent, französischer Aquarellmaler und Lithograph, 1797 zu Paris geboren, Schüler von Cassas und Felix, ein vielbeschäftigter Künstler. Außer vielen Werken in fürstlichen Privatgallerien u. Beiträgen zu größern Galleriewerken lieferte er Vieles für malerische Reisebeschreibungen, verschiedene Darstellungen bei Krönungsfeierlichkeiten, mehre Albums, die vorzüglichsten Kirchen Frankreichs, Denkmäler, Schlösser 2c.

Derr (Deir), Hauptort von Unternubien und Residenz des Untergouverneurs, rechts am Nil, in sehr fruchtbarer Umgebung, gut gebaut, mit etwa 1200 Einw., welche Matten- und Korbbereitung und einen ausgedehnten Dattelexport nach Aegypten betreiben. Dabei Reste eines 110 Fuß in Sandsteinfelsen gehauenen Tempels Rhamses' II.

Derrick (engl., Name eines berühmten englischen Scharfrichters), ein 1859 in riesigen Verhältnissen konstruirter schwimmender Krahn, der zur Hebung versunkener Schiffe dient.

Derry, Stadt, s. v. a. Londonderry.

Derschawin (Derzawin), Gawriil Romanowitsch, einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter Rußlands, wurde am 3. Juli 1743 zu Kasan geboren. Erst im älterlichen Hause, wo er Deutsch lernte, dann im Gymnasium seiner Vaterstadt erzogen, trat er 1760 in das Ingenieurcorps und zog hier durch eine Beschreibung der Ruinen von Bolgari an der Wolga die Aufmerksamkeit Schuwalows,

des Oberkurators der Lehranstalten, auf sich, der ihn in das preobraschenskische Garderegiment versetzte. D. begann seinen Militärdienst 1761, und zwar von der niedrigsten Stufe an. Alle Mühseligkeiten und Strapazen des gemeinen Soldatendienstes wußte er sich durch die Beschäftigung mit der Poesie zu versüßen. Nach einigen Jahren zum Lieutenant befördert, machte er seit 1773 unter General Bibikow mehre Expeditionen gegen den Rebellen Pugatschew mit, trat aber 1777 in den Civildienst über, nachdem er in demselben Jahre eine Sammlung seiner Gedichte anonym hatte drucken lassen. Seine zum Krönungsfest der Kaiserin Katharina II. gedichtete Ode „Feliza" kam der Kaiserin zu Handen, die den bescheidenen Dichter zu finden und zu belohnen wußte. Er ward 1777 Kollegienrath, 1782 Staatsrath, 1787 Gouverneur von Tambow, 1791 Staatssekretär, 1793 geheimer Rath u. Senator, 1794 Präsident des Kommerzkollegiums, 1799 Reichskassirer mit der Würde eines wirklichen geheimen Raths u. 1802 Justizminister; doch nahm er schon 1803 seine Entlassung mit voller Pension, um sich ungestört den Musen widmen zu können. Den Rest seiner Tage verlebte er theils auf seinem Gute Swanka am Wolchow, theils in Petersburg, wo er an den Bestrebungen der Gesellschaft russischer Literaturfreunde, die sich in seinem Hause zu versammeln pflegte, den thätigsten Antheil nahm. Er † zu Swanka den 21. (9.) Juli 1816. Die erste vollständige Sammlung seiner „Gedichte" (1., 2. u. 5. Theil: Lyrische Gedichte, 3. Theil: Oden, 4. Theil: Dramatische Werke) erschien Petersb. 1808 ff. u. öfter. Er schrieb auch „Betrachtungen über die lyrische Dichtungsart" (Petersb. 1786, 2 Thle.). Ein kleiner Theil seiner Gedichte ist in das Deutsche übersetzt von Kotzebue (Leipz. 1793), van der Borg und Wolffsohn. Im Allgemeinen zeichnen sich D.s Dichtungen durch dichterische Schönheit, Kraft des Ausdrucks, Pracht der Bilder und Originalität der Gedanken aus. Die berühmteste, obwohl nicht die schönste seiner Oden ist die „An Gott", die in die meisten Sprachen (ins Deutsche von Altmann, Berlin 1845), selbst ins Chinesische übersetzt ward. Reichhaltige Erläuterungen zu seinen Werken, die D. selbst 1809 seiner Nichte Elisabeth Nikolajewna Lwow diktirte, gab deren Gatte, F. P. Lwow, 1834 zu Petersburg heraus.

Derut-esch-Scherif, kleine Stadt in Mittelägypten, an der Westseite des Nils, vermuthlich an der Stelle des festen Thebaica Phylace, das die Nordgrenze der Thebais schützte.

Derwent, 1) Name einiger Flüsse in England: a) Grafschaft Derby, entspringt im nördlichen Theile derselben, wird bei Derby schiffbar u. mündet nach 7 Meilen Laufs in den Trent; b) Grafschaft Cumberland, entspringt an der Grenze von Westmoreland, durchfließt die Seen Derwentwater und Bassenthwaite u. mündet nach 8 Meilen Laufs bei Workington in das irische Meer; c) Grafschaft York, entspringt bei Harwooddale, wird bei Malton schiffbar u. mündet nach 13 Meilen Laufs bei Barmby in die Ouse. — 2) Fluß in Neuholland, auf Vandiemensland, entspringt auf den Western-Mountains in der Mitte der Insel, fließt nach Südosten, berührt Hobntown, bildet mehre gute Häfen, ist wegen seines reißenden Falles nicht weit schiffbar und mündet in die Sturmbai des D'Entrecasteauxkanals.

Derwisch (arab. Fakir), eigentlich Armer, dann Name der mohammedanischen Mönche. Obwohl Mohammed kein Mönchthum wollte, so gewann doch, ungeachtet seines Ausspruchs: „Es ist kein Mönchthum im Islam", die Neigung des wüstenbewohnenden Arabers zum einsamen und beschaulichen Leben bald das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und ein anderes: „Die Armuth ist mein Ruhm", mußte zum Deckmantel dienen, unter welchem sich das Mönchthum schon dreißig Jahre nach des Propheten Tode in den Islam einschlich. Seitdem haben sich in Arabien, Persien und der Türkei die Orden der Fakire (Armen) und der D.e (Thürschwellen) so sehr vermehrt, daß man von 72 Orden der D.e spricht, wovon indessen im osmanischen Reiche nur die Hälfte vertreten ist. Zwölf dieser Orden sind vor der Gründung des osmanischen Reichs, die andern aber erst seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts gestiftet worden, der erste, der der Nakschbendi, unter Osman (1319), der letzte, der der Dschemali, unter Ahmed III. (1750). Siebenunddreißig Jahre nach der Flucht des Propheten erschien nach der moslemitischen Sage der Erzengel Gabriel dem Oweis aus Karn in Jemen und befahl ihm in Allahs Namen, der Welt zu entsagen und ein Leben der Betrachtung und Buße zu führen. Zu Ehren des Propheten, welcher am Tage der Schlacht bei Ohod zwei Zähne verloren hatte, ließ sich Oweis alle ausreißen und forderte von seinen Jüngern dasselbe Opfer. Mit mildern Ordensregeln traten die Scheikhe (d. i. Alte, die Stifter, Vorgesetzten und Obern der Mönchsorden) Olwan († 766), Ibrahim Edhem († 777), Bajesid von Bestam († 874) und Sirri Sakati († 907), die Stifter der Orden Olwani, Edhemi, Bestami und Sakati, in seine Fußtapfen. Berühmter ist der Scheikh Abdul Kadir Gilani, der Stifter der Kadiri (1165), welcher zu Bagdad die Stelle des Grabhüters des großen Imams Abu Hanife bekleidete, u. um dessen eigenes Grab sich zu Bagdad die Gräber der berühmtesten mystischen Scheikhe gruppiren, so daß die Stadt davon den Ehrennamen des Bollwerks der Heiligen erhalten hat. Der Orden der Rufai (gestiftet 1182 von Seid Ahmed Rufai) ist den europäischen Reisenden von Konstantinopel aus der bekannteste durch die Kunststücke des Säbelverschlingens und des Feuerfressens u. andere Gaukeleien. Sie führen den Ursprung ihrer Ordensgeheimnisse bis zu dem Indier Baba Reten zurück, welcher vor und nach dem Propheten ein halbes Jahrtausend gelebt, sich in Syrien und dann in den Alpen des Taurus aufgehalten u. den Gebrauch des aus Haschischet verfertigten Opiats zuerst aus Indien gebracht haben soll, nach welchem die Meuchler des Alten vom Berge Haschischin (von den Europäern in Assassinen verderbt) genannt wurden. Zunächst nach den feuerfressenden Rufai kommen der Zeitfolge nach die Jünger des Scheikhs Schehabeddin Sührwerdi († 1205), welche Nurbachschi, d. i die Lichtschenkenden, heißen, ein bedeutungsvoller Name für die Lehre des Ordens, aus welchem die Stifter zweier spätern, nämlich Dschelaleddin Rumi, der Stifter der Mewlewi (gestiftet 1273), der Dichter der Lichtlehre, und Hadschi Beiram († 1471), der Stifter der Beirami, hervorgegangen sind. Um dieselbe Zeit wurde in Aegypten der

Orden der Bedewi gestiftet, der nur Beduinen den Zutritt gestattet. Unter allen vor der Gründung des osmanischen Reiches gestifteten Orden ist der der Mewlewi der angesehenste und um seiner poetischen Mystik willen der achtungswertheste. Sein Einfluß wuchs, als Konia, der Sitz seiner Scheikhe, dem osmanischen Reiche einverleibt ward, hier das Studium persischer Literatur und Dichtkunst aufblühte und mit den Fortschritten darin auch die Lichtlehre der Sofi's, deren vorzüglichstes Organ Dschelaleddin Rumi war, nicht nur in der Zelle des Anachoreten, sondern auch in dem Kabinet des Staatsmannes mehr u. mehr Aufnahme fand, so daß der Orden der Mewlewi als die bürgerliche Brüderschaft der Herren von der Feder, d. i. der Efendi oder Kanzleien, wie der Orden der Bektaschi, gestiftet von Hadschi Bektasch († 1357), als die militärische Brüderschaft der Herren des Säbels, d. i. der Janitscharen, zu betrachten ist. Zu Konia residirt noch jetzt der General (Schelabiebdin) der Mewlewi in einem Kloster mit 500 Zellen und mit 500 Mönchen, von denen immer 400 auf Missionen sind. Er ernennt die Scheikhe aller Klöster seines Ordens und schnallt dem neuen Sultan stets den Säbel Osmans um. Der erste aller im osmanischen Reiche nach der Gründung desselben gestifteten Orden, der der Nakschbendi, führt die Kette der Ueberlieferung seiner Lehre bis zu Abubekr, dem Schwiegervater des Propheten, hinauf, ebenso die obengenannten Orden der Bestami und Bektaschi; alle übrigen aber leiten den Ursprung ihrer Lehre von Ali, dem Schwiegersohne des Propheten, ab. Die Saadi, von Saadeddin Dschebari 1335 gestiftet, sind Gaukler, welche mit den Taschenspielerkünsten der Unverbrennbaren auch noch die der Schlangenbezauberer vereinigen. Später gestiftete Orden sind die der Rufcheni (1533), der Schemsi (1601) und der genannten Dschemali (1750).

Im Allgemeinen wohnen die meisten D.e vereinigt in Klöstern (Tekkije oder Changah); einige sind auch verheirathet und dürfen dann außer dem Kloster wohnen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster schlafen. Sie fasten, kasteien sich, üben strenge Gebräuche, führen gewisse religiöse Tänze auf, deren Hauptschwierigkeit in einem oft stundenlangen, meist aber 5—7 Minuten anhaltenden Drehen genau auf Einer Stelle, erst mit auf der Brust gekreuzten, dann über den Kopf gehobenen Armen, wobei ihr weiter, gelöster Rock einen Kreis um sie bildet, besteht, worauf sie oft besinnungslos niederfallen (tanzende D.e). Sie tragen eine Tespi (Skapulier) mit 33, 66 oder 99 Kügelchen, das sie nach Art eines Rosenkranzes abbeten. Da das Kloster ihnen keine Kleidung gewährt und sie mit Ausnahme der Bektaschi (der eigentlichen Bettelmönche), auch nicht betteln dürfen, so müssen sie durch Handarbeit sich etwas zu verdienen suchen. Sie sind mild, wohlthätig und tolerant gegen die Christen. Ihre Kleidung besteht in einem langen, wollenen, dunkeln Kittel, einem weiten, dunkelgrünen, bis auf die Knöchel reichenden dünnen Rock darunter und einer hohen, zuckerhutähnlichen, spitzen Mütze (Kulah). Die oben genannten Bedewi gehören zu den heulenden D.en, indem sie, erst im Kreise um den Scheikh sitzend, plötzlich aufstehen und immer vor- und zurückgehend sich verbeugen, dabei aber ein Gebet heulen, wobei sie, sobald der Name Allah vorkommt, ihn eine Terz oder Quinte höher abrufen, und zwar mit so großer Anstrengung, daß sie endlich erschöpft zur Erde sinken. Bald aber erheben sie sich wieder, um den Namen Allah von Neuem zu heulen. Endlich ergreifen sie, wie außer sich, Schneideseilen und ritzen ihre Haut auf, bis Blut erscheint. Noch toller machen es die erwähnten Rufai bei ihren Andachtsübungen, indem ihr Schaukeln u. immer steigendes Allahrufen noch mit Pauken- und Trommelschlag begleitet wird. Hat dies Alles den höchsten Grad erreicht, so ergreifen sie aus einem Kohlenbecken glühende Eisenzangen, schwingen sie hoch empor und thun, als ob sie damit ihre Wangen oder irgend einen Theil ihres Körpers berührten. Da nämlich diese Bewegung mit außerordentlicher Geschwindigkeit geschieht, so wird dadurch die Haut jeder Berührung des glühenden Eisens entzogen und auf Seiten der Zuschauer eine Augentäuschung hervorgebracht. Zum Beschlusse verrichtet der Scheikh einige Gebete und bestreicht die vorgebliche Brandstelle mit seinem Speichel ꝛc. Viele mohammedanische Fürsten, auch türkische Sultane, achteten die D.e sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich, und noch jetzt sind sie nicht ohne politischen Einfluß. Sie sind durch das ganze türkische Reich verbreitet und stehen beim Volke in hohem Ansehen.

Des, s. Tonarten.

Desätine, s. Dessätine.

Desaguadero, ansehnlicher Fluß im südamerikanischen Staate Bolivia, fließt aus dem Südostende des Titicacasee's ab und mündet nach 40 Meilen Laufs, ohne Abfluß zum Meer, in den See von Aullagas (Pansasee), südlich von Oruro. Die Mündung des D. liegt in 11,520 F. Meereshöhe, daher derselbe als der höchstfließende Strom der Erde zu betrachten ist.

Desaix de Voygoux, Louis Charles Antoine, französischer General, den 17. August 1768 zu St. Hilaire d'Ayat unweit Riom in der Auvergne als Sprößling einer alten Familie geboren, wurde in der Schule zu Effiat erzogen, trat, 15 Jahre alt, als Unterlieutenant in das Infanterieregiment Bretagne und ward 1791 zum Kriegskommissar in Clermont und bald darauf zum Adjutanten des Generals Victor von Broglie ernannt. Den ursprünglichen Grundsätzen der französischen Revolution von Herzen zugethan, mißbilligte er die Greuel des 10. Aug. 1792, den Umsturz des Thrones und die Schreckensherrschaft, vermochte es jedoch nicht über sich zu gewinnen, sein Vaterland zu verlassen. Beim Ausbruch des Krieges von 1792 mit seinem Regiment in das Elsaß zur Rheinarmee beordert, that er sich durch Bravour und Umsicht rühmlich hervor. Im Jahre 1793 ward er wegen muthvoller Vertheidigung der weißenburger Linien gegen die Oesterreicher zum Brigadegeneral befördert. Nachdem er in einer Reihe kleinerer Gefechte gesiegt, erstürmte er am 26. December 1793 das feste Lauterburg und vertrieb damit die Feinde auch aus den übrigen Werken jener Linien. Dennoch entging er als ehemaliger Edelmann der Verdächtigung nicht. Die Mäßigung und Rechtschaffenheit, die er überall bewies, und die Forderung, daß man seine Mutter und Schwester, die als Adelige im Gefängnisse schmachteten, frei lassen sollte, bestimmten den Wohlfahrtsausschuß, zweimal seine Absetzung zu verfü-

gen; beide Male widersetzte sich Pichegru, ohne daß D. von dem Beschlusse erfuhr. Als ein Bevollmächtigter des Konvents den dritten darauf bezüglichen Befehl überbrachte, drohten die Soldaten, ihn zu erschießen und D. blieb beim Heere. Im J. 1794 befehligte dieser als Divisionsgeneral den rechten Flügel der Rheinarmee unter Michaud, focht mit Auszeichnung bei Kaiserslautern und wohnte der Belagerung von Mainz bei. Als Clairfayt die französischen Verschanzungen durchbrochen und das Belagerungsheer in die Flucht geschlagen hatte, wurde D. auf die linke Seite des Rheins zurückgerufen, um mit der Vorhut den Rückzug nach Landau und Pirmasens zu decken. Im Jahre 1796 befehligte er unter Moreau das Centrum der Rhein- und Moselarmee, landete den 24. Juni auf dem rechten Rheinufer und trug zu den Siegen Moreau's, namentlich bei Geisenfeld, Biberach und Heidenheim wesentlich bei. Als Befehlshaber des linken Flügels unterstützte er den berühmten Rückzug Moreau's, worauf ihm dieser die Vertheidigung des Brückenkopfs zu Kehl übertrug, den er nach hartnäckigem Kampfe mit dem Erzherzog Karl am 9. Januar 1797 endlich den Oesterreichern zwar übergeben mußte, doch so, daß die Besatzung mit allen militärischen Ehren frei abzog und das österreichische Heer nach einem Verluste von 15,000 Mann nichts gewonnen hatte, als einen Schutthaufen. Als Moreau den Befehl erhielt, mit seinen Truppen den Rhein abermals zu überschreiten, bewerkstelligte D. unter weit schwierigeren Verhältnissen, als im vorigen Jahre, in der Nacht vom 19. zum 20. Januar im Angesichte des Feindes diesen Uebergang, wurde aber dabei durch einen Schuß in den Schenkel verwundet. Nach dem Vertrage von Leoben ging er nach Italien zu Bonaparte, der ihm für die Expedition nach Aegypten die Führung der Vorhut anvertraute. Bei der Einnahme von Malta eroberte D. am 10. Juli 1798 das Fort St. Julien und bedeckte sich dann in der Schlacht bei Schabreiß, an den Pyramiden, sowie in den Gefechten mit Murad Bey und den Mameluken mit neuem Ruhm. Er allein vollbrachte die Eroberung des südlich von Kairo belegenen Landes gegen einen an Streitkräften ihm weit überlegenen und durch Fanatismus starken Feind. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir ward er von Kleber, dem Nachfolger Bonaparte's im Oberbefehl, beauftragt, die Konvention von El-Arisch (am 24. Jan. 1800) zu vollziehen. Bonaparte, der die Absicht hatte, den tapfern, ruhmgekrönten General durch Verheirathung mit seiner Stieftochter Hortensia an sich zu knüpfen, deutete ihm an, es sei der Wunsch der Regierung, daß er ihm bald nach Frankreich folgen solle. Demzufolge reiste D. mit dem Auftrage, den zu El-Arisch geschlossenen Vertrag der französischen Regierung zu überbringen, am 3. März von Alexandria ab, wurde aber auf der Reise von einer englischen Fregatte aufgebracht und zu Livorno vom Admiral Keith einen Monat lang gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung eilte er nach Italien, wo Bonaparte ihm das Kommando der Reserve übergab. Am 14. Juli 1800, als er gegen Abend an der Spitze einer Division in die schon wankende Schlachtlinie Bonaparte's bei Marengo einrückte und sich dem Mittelpunkt der verfolgenden Oesterreicher, einem 5000 Mann starken Grenadiercorps, entgegenwarf, durchbohrte ihm eine der ersten Kugeln die Brust, so daß er kurze Zeit darauf †. Frankreich betrauerte in ihm einen seiner ersten Helden, gewiß seinen edelsten. Der Leichnam wurde einbalsamirt u. im Hospiz auf dem St. Bernhard beigesetzt. Bonaparte ließ ihm auf seiner Begräbnißstätte ein Denkmal setzen; ein anderes ward ihm durch Subskription zu Paris auf dem Dauphinplatze, ein drittes nach einem Staatsbeschlusse auf der Place des Victoires und ein viertes Kehl gegenüber, auf der Halbinsel, von der Rheinarmee errichtet.

Desarmiren (v. Lat.), entwaffnen, wehrlos machen; daher eine Festung oder ein einzelnes Festungswerk oder eine Batterie von den Geschützen, die sich darauf befinden, entkleiden und diese in die Verwahrungsorte (Zeughäuser) zurückbringen; beim Fechten dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen oder entwinden (s. Fechtkunst).

Desatir (arab., d. i. Einrichtungen, Vorschriften), eine angeblich uralte, erst in der neueren Zeit wieder aufgefundene Sammlung von 16 heiligen Schriften der 15 altpersischen Propheten, mit Einschluß eines Buchs von Zoroaster, in einer jetzt unbekannten eigenthümlichen, eben so vom Zend als vom Pehlwi und Neupersischen unterschiedenen Sprache geschrieben, die jedoch wahrscheinlich ein Dialekt des Persischen ist und zu Bamian gesprochen worden sein soll. Der letzte jener 15 Propheten, Sassan, der zur Zeit des Untergangs der Sassaniden lebte, als die Araber das Reich eroberten, hat den D. wörtlich ins Neupersische übersetzt und mit einem Kommentar in derselben Sprache begleitet. Bis in das 17. Jahrhundert angeblich die Hauptquelle der altpersischen, mit Astrologie und Dämonologie untermischten Religionslehre (Parsismus), gerieth das Werk auf fast anderthalb Jahrhunderte in Vergessenheit und wurde erst in den neuesten Zeiten zu Ispahan von einem gelehrten Parsen wieder entdeckt, worauf Molla Firuz, der Sohn des Auffinders, vom Marquis Hastings dazu veranlaßt, eine Ausgabe desselben unter dem Titel „Desatir, or sacred writings of the ancient persian prophets“ (Bombay 1818, 2 Bde.) veranstaltete, welche Erskine mit einer englischen Uebersetzung begleitete. Ueber die Aechtheit dieser Sammlung sind die Meinungen getheilt. Erskine selbst hält das Werk für unächt; Sylvestre de Sacy (im „Journal des savans“, 1821) glaubt, daß der D. das Werk eines Parsen des 4. Jahrhunderts der Hedschra (9. Jahrhundert n. Chr.) sei, der die Sprache absichtlich erfunden habe, um der Sammlung, welche an sich alte Traditionen und sinnreiche Mysterien enthalte, das Ansehen der Glaubwürdigkeit zu geben, wogegen J. von Hammer den D. für ächt hält und ihn auf den persischen Propheten Mehabat zurückführt. In diesem Werke finden sich, neben dem Pandämonismus u. der Metempsychose, interessante Notizen über Sterndienst, Astronomie, Theurgie, Amulete, sowie die Elemente der Hindureligion, namentlich die der brahmanischen Kastenlehre, und viele Elemente des Christenthums beisammen.

Desaugiers, 1) Marc Antoine, französischer Opernkomponist, geboren 1752 zu Fréjus, † den 10. Sept. 1793, schrieb außer mehren andern Opern als begeisterter Anhänger der französischen Revolution das seiner Zeit berühmte musikalische Drama „Prise de la Bastille“, welches bei der Feier des

großen Bundesfestes 1790 in der Kirche Notre-Dame zu Paris aufgeführt ward.

2) Marc Antoine Madeleine, Sohn des Vorigen, französischer Liederdichter, am 17. Nov. 1772 zu Fréjus geboren, wurde im Collége Mazarin gebildet u. für den geistlichen Stand bestimmt, verließ jedoch in seinem 17. Jahre diese Laufbahn und trat mit einem einaktigen Lustspiel, das vielen Beifall fand, als Dichter auf. Auch eine kleine Oper, die er um dieselbe Zeit verfaßte, um den Vater mit seinem Entschluß zu versöhnen, wurde mit der Musik des letztern gut aufgenommen. Um den Stürmen der Revolution zu entgehen, folgte er seiner an einen Kolonisten verheiratheten Schwester nach St. Domingo, gerieth hier in den Negeraufstand, mußte gegen die Neger fechten, ward gefangen und sollte erschossen werden, gewann aber durch seine Jugend und sein freundliches Wesen den Anführer der Insurgenten, der ihm Leben und Freiheit schenkte. Nackt und bloß erreichte er die Küste, ward hier von einem englischen Schiff aufgenommen und, am gelben Fieber tödtlich erkrankt, bei Newyork ausgesetzt. Eine mitleidige Frau nahm sich seiner mit vieler Sorge an, und nach seiner Genesung ward er Musiklehrer in Philadelphia. Als er sich das nöthige Reisegeld erworben, kehrte er 1797 nach Frankreich zurück u. trat hier als Liederdichter auf, dessen Lieder bald zu den beliebtesten der Nation gehörten. Die letzten 10 Jahre seines Lebens war er Direktor des Vaudevilletheaters in der Rue de Chartres und † am 9. August 1827. Seine Lieder und kleinen Lustspiele athmen glücklichen Witz und unbesiegbare Fröhlichkeit u. zeichnen sich durch feine Satire und leichte Diktion aus. Seine „Chansons et poésies diverses“ (4 Bde.) erschienen zu Paris 1827 in 6. Auflage. Bekannt wurde vorzüglich seine Geschichte des Interregnums in Vaudevilles unter dem Titel „Le terme d'un règne et le règne d'un terme“.

Desault, Pierre Joseph, einer der berühmtesten Wundärzte Frankreichs, am 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der ehemaligen Franche-Comté von unbemittelten Aeltern geboren, erlernte anfangs die Chirurgie bei einem Bader, bis er in das Kriegshospital zu Béfort kam, wo er sich während des Krieges namentlich in der Behandlung der Schußwunden übte. Im Jahre 1764 kam er nach Paris, ward hier Petits Schüler und erhielt schon nach 2 Jahren den Lehrstuhl der Anatomie daselbst. Er brach der Behandlung der Anatomie eine neue Bahn und vervollkommnete besonders die chirurgische Anatomie. Später wurde er Professor an der Ecole pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité und 1788 am Hôtel-Dieu, nach der Stiftung der Ecole de santé Lehrer der chirurgischen Klinik an derselben und † am 1. Jan. 1795. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, die dem In- und Auslande viele der vorzüglichsten Wundärzte gegeben. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er Genauigkeit u. Methode in das Studium der Chirurgie brachte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Einführung besserer Verbandarten vervollkommnete u. zuerst die klinische Behandlungsweise der Wundarzneikunst in Frankreich einführte. In seinen Operationen zeichnete er sich durch Kühnheit u. Vereinfachung der Handgriffe aus. Außer zwei kleinen Abhandlungen hat er nichts geschrieben; doch findet sich seine Lehre in den von seinen Schülern im Hôtel Dieu gemachten und im „Journal de Chirurgie“ (Paris 1791—95, 4 Bde.; deutsch, Frankfurt 1801—6, 12 Bde.) mitgetheilten Beobachtungen, sowie in den von Bichat unter D.s Namen herausgegebenen „Oeuvres chirurgicales“ (Paris 1798, 3 Bde.; neueste Ausgabe von Roux, das. 1813; deutsch von Wardenburg, Göttingen 1799—1800 4 Bde.).

Desavouiren (v. Franz.), ableugnen, widerrufen, in der Staatssprache Bezeichnung der Maßregel, wenn die Regierung den Handlungen eines ihrer Geschäftsträger, Feldherren rc. ihre Zustimmung u. Genehmigung versagt.

Desbordes-Valmore, Marcelline, französische Dichterin, geboren am 10. Mai 1787 zu Douai, empfing als Kind von den blutigen Ereignissen der Revolution Eindrücke, die ihrer erregbaren Empfindung eine bestimmte Richtung gaben, und trat zuerst mit einigen Romanzen und Idyllen an die Oeffentlichkeit. In ihrem 16. Jahre kam sie an das Théâtre Feydeau, entsagte aber später der Bühne und verheirathete sich mit einem gewissen Valmore. Um diese Zeit (1818) erschien eine kleine Sammlung ihrer Dichtungen, „Quelques petites choses“ betitelt, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Seitdem lebte sie abwechselnd in Lyon und Paris, fortwährend an vielen literarischen Unternehmungen Theil nehmend. Die verschiedenen kleinen Sammlungen ihrer Gedichte erschienen unter dem Titel „Poésies“ (Paris 1841) in einer Gesammtausgabe. Mit deutscher Innigkeit und Tiefe der Empfindung vereinigt die Dichterin französische Lebhaftigkeit und Grazie. Namentlich sind ihre Liebeslieder so naiv graziös und dabei so leidenschaftlich tief, daß sie als einzig in ihrer Art dastehen. Hauptsächlich aber waren es ihre Romanzen, die, obgleich weniger ergreifend, als die Elegien, den Ruhm der Dichterin verbreiteten und von den bedeutendsten Komponisten in Musik gesetzt wurden. Auch in ihren kleinen Novellen: „Les veillées des Antilles“ (Paris 1820, 2 Bde.), „L'atelier d'un peintre“ (das. 1833), „Une raillerie de l'amour“ (das. 1833), „Le salon de Lady Betty“ (das. 1836, 2 Bde.), „Violette“ (deutsch von Winter, Leipzig 1840, 2 Bde.), strömt sie ihr subjektives, melancholisches Gefühl aus.

Descamizados (span., Ohnehemden, analog den französischen Sansculottes), exaltirte, demokratische Klubpartei, die 1820 in Spanien entstand.

Descamps, 1) Jean Baptiste, französischer Maler, geboren 1714 zu Dünkirchen, war in Paris Largellière's Schüler und ließ sich dann in Rouen nieder, wo er 1791 †. Er malte mit Vorliebe häusliche und ländliche Scenen, ist aber weniger durch seine Bilder, als durch sein Werk „Les vies des peintres flamands, allemands et hollandais“ (Paris 1753—63, 4 Bde.) bekannt.

2) Guillaume Desiré Josephe, französischer Historien-, Landschafts- und Porträtmaler, auch Kupferstecher u. Lithograph, 1781 zu Lille geboren, Schüler Vincents, erwarb sich mehre Preise, u. A. auch den großen, der ihm die Mittel zum Besuch von Rom und Neapel verschaffte. Seine besten Werke sind: die Apotheose des Kardinals Tomassini, in S. Martino zu Rom; die Bekehrung des heiligen Augustin, in St. Eustache zu Paris; König Joachim, am Bord der Fregatte Ceres den Verwundeten Be-

lohnungen austheilend, jetzt in der königlichen Gallerie zu Portici. Vieles von ihm ist in pariser Privatsammlungen. Von seinen Kupferplatten werden gerühmt: sechs Scenen aus der Fabel der Psyche und das erwähnte Bild König Joachims auf der Fregatte.

3) Alexandre Gabriel, Maler, s. Decamps.

Descartes, René, gewöhnlich Renatus Cartesius genannt, der Begründer der neuern Philosophie und der scharfsinnigste Denker der Franzosen, geboren am 31. März 1596 zu La Haye in Touraine als Sprößling einer adeligen Familie, zeigte früh eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, kam im 8. Jahre ins Jesuitenkollegium zu la Flèche, wo er sich durch Wißbegierde und schnelle Auffassungsgabe auszeichnete, aber für seinen Wissensdurst keine Befriedigung fand. Die meiste Evidenz schien ihm noch die Mathematik zu gewähren, während die dort vorgetragene Philosophie nur Zweifel in ihm weckte. Im Schwanken, welcher Wissenschaft er den Preis geben solle, entsagte er eine Zeitlang aller wissenschaftlichen Beschäftigung, trieb ritterliche Uebungen und stürzte sich in Paris in den Strudel der Vergnügungen. 21 Jahre alt, beschloß er, als Freiwilliger Kriegszüge mitzumachen, um das Treiben der Menschen kennen zu lernen und Erfahrung zu sammeln. Aber sowohl unter Moritz von Oranien in Breda, als unter Tilly in Neuburg an der Donau gab er sich, so oft er konnte, seiner Neigung zu stillen Beobachtungen wie zum Studium der Mathematik hin. Während seines Aufenthaltes zu Breda verfaßte er sein erstes Werk, „De Musica", welches ihm sogleich einen geachteten Namen verschaffte und in mehre Sprachen übersetzt wurde. In Neuburg gerieth er endlich, im Schwanken über alle Wissenschaften, auf den Gedanken, allen Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen zu entsagen, nur von sich ausgehend zu forschen und, die Religion ausgenommen (er blieb stets guter Katholik), nichts gelten zu lassen, was er nicht durch selbstständige Forschung als wahr erkannt habe. Als er zu diesem Entschluß gekommen, gelobte er eine Wallfahrt nach Loretto, die er auch nach einigen Jahren vollbrachte. Nachdem er in der Schlacht am weißen Berge 1620 mit gefochten, dann auch nach Ungarn mit Buquoi gezogen war, nahm er 1624 seinen Abschied. Er lebte seitdem meist in Holland und Frankreich, besuchte später Italien und ließ sich dann, ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, in Paris nieder. Nachdem er sich hier durch seine mathematischen Leistungen großen Ruf erworben, nahm er 1628 an Richelieu's ruhmreicher Belagerung von Rochelle Theil. Um aber zu Ausarbeitung eines neuen, haltbareren philosophischen Systems die nöthige Geistessammlung zu finden, wendete er sich 1629 nach Holland, widmete sich, bald hier, bald dort lebend, mit Eifer dem Studium der reinen und angewandten Mathematik, verfaßte eine Schrift „De Mundo", mit der er jedoch, Galilei's Schicksal fürchtend, lange zurückhielt, trieb daneben Medicin, Anatomie, Chemie. Manches weniger um der Wissenschaft an sich willen, als um Anwendung davon für sein philosophisches System zu machen. Inzwischen machte er wiederholte Reisen nach Deutschland, England und Dänemark. In Deventer u. Utrecht wurden bereits Anhänger und Schüler von ihm zu Lehrerstellen berufen, aber schon begannen auch Theologen, wie Voetius, ihn des Atheismus zu beschuldigen. Alles trug jedoch nur dazu bei, seinen Ruhm zu vermehren. Richelieu lud ihn unter annehmlichen Bedingungen nach Paris ein. D. lehnte es zwar ab, erhielt aber später dennoch ein Jahrgehalt von Frankreich. Während er die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz unterrichtete, kam er auch mit der gelehrten Königin Christine von Schweden in Briefwechsel, und letztere ließ ihn 1649 selbst nach Schweden kommen. Sie ordnete regelmäßige philosophische Unterhaltungen mit ihm an, fragte ihn auch über manches Andere um seinen Rath und beabsichtigte die Stiftung einer schwedischen Akademie, wobei er ihr behülflich sein sollte. D. † aber an den nachtheiligen Einwirkungen des rauhen nordischen Klima's am 11. Februar 1650. Erst 1666 wurde der Leichnam nach Paris gebracht und in St. Geneviève du Mont beigesetzt.

Vom Hause aus der Mathematik zugewendet, geht D. nicht vom Gegebenen, wie die Scholastiker, sondern von dem Princip freier Subjektivität und Forschung aus, um sich rationalistisch vom Zweifel zur selbstständigen Idee der wissenschaftlichen Philosophie zu erheben. Nur was der Zweifel noch übrig läßt, ist ihm wahr. Daher sein Grundsatz: Wo Bewußtsein, Denken und bewußtes Vorstellen oder Fühlen, ist auch Sein oder Existenz vorhanden: „Ego cogito, ergo sum". Während ich, sagt er, die Realität aller Gegenstände meines Wahrnehmens, Vorstellens und Wollens bezweifeln kann und als Philosoph vorerst bezweifeln muß, bleibt doch die eine Gewißheit unerschütterlich u. von jedem Zweifel ausgeschlossen: „ich nehme wahr, stelle vor und will, überhaupt also ich denke, u. folglich: ich existire als ein denkendes oder geistig thätiges Wesen"; und diese Erkenntniß: „ich denke, folglich bin ich", ist die erste u. zuverlässigste, welche einem jeden methodisch Philosophirenden sich darbietet. Wenn ich nun aber auch mit Gewißheit weiß, daß ich bin, so folgt aus jenem Satze doch zunächst weiter nichts, als daß ich existire, in sofern ich denke; über die Existenz dessen, was man sonst noch zum Wesen des Menschen rechnet, z. B. den Körper und seine Gestalt, die räumliche Bewegung ꝛc., sagt mir jene oberste Wahrheit nichts, weiß ich also auch nichts; der denkende Geist weiß nur sich als solchen in seiner Realität und Substantialität. Wenn wir nun weiter sowohl über die Art und Weise unserer eigenen geistigen Existenz, als über das Sein der übrigen Gegenstände, von denen wir Vorstellungen haben, reflektiren, so zeigt sich das Denken selbst als beschränkt, es bleibt undeutlich und gelangt zu keinem sichern Resultate. Diese eigene Unvollkommenheit ist die zweite Wahrheit, welche wir als eben so sicher annehmen müssen, als unsere Existenz selbst. Ihr gegenüber stellt sich aber sogleich eine dritte: Das Bewußtsein unserer Beschränktheit hat ihren Gegensatz in der Idee eines unbeschränkten Seins, eines vollkommensten Wesens, in der Idee der Gottheit. Diese Idee ist uns eben so angeboren, wie das Bewußtsein unserer Existenz und das Gefühl unserer Beschränktheit, sie ist eine nothwendige, welche, im Bewußtsein ursprünglich sich findend, nicht dessen Erzeugniß sein kann, sondern umgekehrt ihm sich eingebildet hat. Aus ihrem Vorhandensein muß nothwendig auf die Existenz Gottes selbst zurückgeschlossen werden, u. indem wir Beides, unsere eigene

Unvollkommenheit einerseits, andererseits aber die Idee des vollkommenen Wesens, anerkennen, gelangen wir zu der weiteren Erkenntniß, daß dieses Wesen die Ursache unserer Existenz ist. Denn ein Gegenstand, der etwas Vollkommneres über sich erkennt, kann nicht zu der Annahme kommen, daß er durch sich selbst bestehe. Auf diese Weise bediente sich D. des sogenannten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes, nur auf eine andere Weise, als sich dessen schon früher Anselm von Canterbury bedient hatte, weshalb dieser Beweis auch der cartesianische genannt wurde. Die Idee eines absolut vollkommenen Wesens, welche D. für eine angeborene hielt, ist nun für sein System das reale Princip aller Gewißheit und Wahrheit, aus welchem durch das Denken alles Andere gefolgert werden kann. Was vollkommen klar und deutlich gedacht wird, kann nie Irrthum sein, weil sonst das vollkommenste Wesen, welches uns auf unser Denken, als den sichersten Zeugen unserer geistigen Existenz, hingewiesen hat, mit uns einen unsittlichen Betrug spielen würde. Aus dieser durch die Wahrhaftigkeit Gottes gewiß gewordenen Wahrhaftigkeit unserer Intelligenz ergibt sich aber, daß Dasjenige wirklich existirt, was wir nach Anleitung unserer Sinne als das Ausgedehnte mit Klarheit und Deutlichkeit uns vorstellen, und daß es die Eigenthümlichkeiten wirklich besitzt, welche wir in solchen Vorstellungen an ihm erkennen. Dieses Ausgedehnte heißt Körper oder Materie. Bei sorgfältiger Reflexion über den Begriff des Körpers finden wir, daß die Natur der Materie nicht in der Härte, Schwere, Färbung oder sonst in einer sinnenfälligen Eigenschaft besteht, da jede solche Eigenschaft von dem Körper hinweggedacht werden kann, ohne daß hierdurch sein Wesen für unser Vorstellen zerstört wird, sondern lediglich in der Ausdehnung. Dadurch, daß der Körper Ausdehnung hat, die Seele aber keine, ist zwischen beide eine diametrale Differenz gesetzt, die namentlich auch das zur Folge hat, daß, während der Körper zerstört werden kann, die Seele unverwüstlich, d. h. unsterblich ist. Beide Substanzen, Körper und Seele, würden nun aber als direkt einander entgegengesetzt völlig beziehungslos auf einander bleiben, die Seele würde nicht auf den Körper, dieser nicht auf jene einwirken, wenn nicht Gott, von dem beide unbedingt abhängig sind, auch beide durchdränge und so die angemessene Uebereinstimmung zwischen ihnen herstellte, immer schaffend und vermittelnd, eine Behauptung, welche einige seiner Schüler auf die Hypothese vom Okkasionalismus (s. d.) leitete. Da D. das Wesen der Seele bloß im sich selbst bewußten Denken erkannte, so sprach er dem Thiere eine solche ab und bezeichnete sie wohl bisweilen als belebte Maschinen, ein Wort, das man nur allzu häufig ganz grobsinnlich aufgefaßt hat.

D. vollzog die für seine Zeit entscheidende That der Spekulation, indem er als erste Bedingung es aussprach, daß sie alle gegebene Erkenntniß, jede Voraussetzung von sich zu weisen habe (cartesianischer Zweifel), um aus dem Schlechthingewissen durch Denken die Welt der Wahrheit völlig neu sich aufzubauen und nichts gelten zu lassen, als was in diesem Wiederherstellungsprozesse die Probe gehalten habe. Von dem einen festen Punkte, den ihm das Selbstbewußtsein gewährt, ausgehend, beginnt er seinen Eroberungszug und reiht ein Stück des gewonnenen Terrains an das andere. Er ist der Vater der nachfolgenden Philosophien geworden, indem er mit gewaltiger Kraft die Principien derselben auf den Kampfplatz brachte. Diese Leistung ist sein eigentliches Verdienst; nicht die Weise, in der er seine Principien ausgeführt hat, wo er über einen rohen dualistischen Gegensatz von Geist und Materie nicht hinausgekommen ist. In seinen eigentlichen philosophischen Ausführungen brachte D. nur ein lückenhaftes, traumähnliches Nachbild der Wirklichkeit hervor. Die Unhaltbarkeit der Annahme eines angeborenen Begriffs von Gott und angeborener Begriffe im Allgemeinen, überhaupt die zur Oberflächlichkeit ausartende Raschheit und Leichtigkeit theils in der Behandlung, theils in der Beseitigung der wichtigsten metaphysischen u. psychologischen Probleme sind gegenwärtig unverkennbar genug; aber sie schwächen doch nicht im Geringsten die mächtige Einwirkung, welche die cartesianische Philosophie auf das philosophische Denken der nächstfolgenden Generationen durch ihre Neuheit und ihre frische jugendliche Lebendigkeit, durch ihre Originalität und Selbstständigkeit, durch die Klarheit und Einfachheit ihres Gedankenganges und durch die Leichtigkeit und Natürlichkeit ihrer Darstellung geübt hat. Das System des D., welches dem alten scholastischen Dogmatismus und der trägen kritischen Empirie schnurstracks entgegentrat, erregte bei seinem Auftreten lebhaften Widerspruch von Philosophen, insbesondere aber von Theologen. Namentlich traten Hobbes, Gassendi, Huet, Daniel, Voetius, Schook, der Jesuit Valois und Andere als seine Gegner auf, die ihn zum Theil fanatisch verfolgten, ihn des Skepticismus und Atheismus anklagten und sogar in manchen Ländern, wie in Italien 1643, in Holland durch die dortrechter Synode 1656, Verbote gegen seine Philosophie als eine gefährliche erwirkten. Dagegen fand D. Anhänger in Holland und Frankreich (besonders unter den Jansenisten von Portroyal u. den Mitgliedern der Congrégation de l'Oratoire). Vornehmlich suchten De la Forge, Clerselier, Rochault, Regis, Arnauld, Pascal, Malebranche, Geulinx und Andere sein System zu verbessern und weiter zu entwickeln.

Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat sich D., trotz mehrer Irrthümer, manche Verdienste erworben; doch größerer und dauernderer Ruhm gebührt ihm als Mathematiker, als welcher er sich auch selbst seinen philosophischen und theologischen Gegnern gegenüber immer in einer Ehrfurcht gebietenden Superiorität behauptete und immer neue Jünger sich erwarb. Er ward der Schöpfer der analytischen Geometrie; er erkannte zuerst die wahre Bedeutung der negativen Wurzeln der Gleichungen; er fand die Anzahl der positiven und der negativen Wurzeln in den Abwechselungen der Zeichen für die Glieder jeder Gleichung; er gab eine neue und sinnreiche Auflösung der Gleichungen des 4. Grades; er führte zuerst die Exponenten ein und legte dadurch den Grund zur Rechnung mit Potenzen; er lehrte, wie man an jeden Punkt einer geometrischen Kurve, mit Ausnahme der mechanischen oder transscendenten, Tangenten und Normalen ziehen soll, und zeigte, was vielleicht sein Hauptverdienst ist, wie man die Natur und Eigenschaft jeder Kurve durch eine Gleichung zwischen

zwei veränderlichen Koordinaten ausdrücken kann, wodurch er der Geometrie eine neue Bahn eröffnete, auf der die schönsten Entdeckungen gemacht worden sind. Seine „Géometrie" (1637), welche Schooten mit einem trefflichen Kommentar begleitete (Leiden 1649) und seine „Dioptrique" (1639), welche zuerst die wahren Gesetze der Brechung der Lichtstrahlen, die aus einem Mittel in ein anderes übergehen, darlegte und die großen Entdeckungen von Newton und Leibnitz vorbereitete, sind ein bleibendes Denkmal des großen Verdienstes, welches er sich um die physikalischen Wissenschaften erworben hat. Die nach ihm benannten cartesianischen Teufel (s. d.) sind gegen jene Entdeckungen gehalten in der That nur Spielereien zu nennen. Weniger glücklich war er dagegen in seinen kosmogenischen Versuchen, in welchen er gleich Demokrit die Bewegung der Himmelskörper durch Wirbel (tourbillons) erklären wollte, welche in Strömungen des das Weltall erfüllenden Aethers bestehen sollten, eine Theorie, die, so großes Aufsehen sie auch im 17. Jahrhundert machte, mit Recht jetzt unter die Curiosa gezählt wird. Zur Darlegung seines philosophischen Systems sind von ihm folgende Schriften verfaßt: „Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences" (zugleich mit seinen Abhandlungen über die Dioptrik, die Meteore und die Geometrie, Leyden 1637, lat. 1644); „Meditationes de prima philosophia etc." (Amsterdam 1641); „Principia philosophiae" (das. 1644); „Traité des passions" (das. 1649, latein. das. 1656); „Traité de l'homme et de la formation du foetus" (das. 1668, lat. 1677). In mehrfacher Hinsicht lehrreich ist auch die Sammlung seiner Briefe (Frankf. a. M. 1692). Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke besorgte V. Cousin (Paris 1824—26, 11 Bde.). Seine nur beiläufig in seinen Schriften (besonders in dem nicht bloß von den Affekten und Leidenschaften, sondern von jeder Gattung Gefühlen, Neigungen und Empfindungen handelnden Buche: De passionibus) geäußerten Ideen über die praktische Philosophie haben mehre seiner Schüler in besondern Werken gesammelt. Das vorzüglichste darunter ist: „Ethica cartesiana s. ars bene beateque vivendi ad clarissimas rationes et sanae mentis ideas ac solidissima Ren. Cartes. principia formata" (Halle 1719; französisch 1692).

Descendendo (lat.), s. v. a. Decrescendo.

Descendenten (v. Lat.), Abkömmlinge, Verwandte in gerader Linie; Descendenz, Nachkommenschaft, Verwandtschaft in absteigender Linie (s. Verwandtschaft); Descension, Nachkommenschaft, Verwandtschaft; in der Astronomie s. v. a. Absteigung.

Descente (franz.), bei Belagerungen die von den Angreifenden mittelst einer Sappe bewirkte Niedersteigung in den Festungsgraben. Sie ist unterirdische D., als eine Minengallerie angelegt, bedeckte D., als bedeckte Sappe, oder offene D. In der Baukunst versteht man unter D. ein schief aufsteigendes Gewölbe unter oder über einer Treppe.

Descriptio (lat.), Beschreibung; in der Rhetorik lebhafte, möglichst anschauliche Schilderung eines Gegenstandes; daher deskriptiv, beschreibend.

Des dur, s. Tonarten.

Dese, Fluß in den Niederlanden, entspringt bei Lüttich, mündet bei Herzogenbusch in die Maas.

Desenzano, Marktflecken in der lombardischen Provinz Brescia, am Gardasee reizend gelegen, häufiger Sommeraufenthalt für Fremde, hat ein Gymnasium, 3 Kirchen, ein Spital, ein Theater, einen antiken Minerventempel und 3700 Einwohner, welche Weinbau (Vino santo), Fischerei, Gerberei und bedeutenden Kornhandel treiben. Der Hafen von D. ist die Niederlage aller Produkte, welche auf dem Gardasee verschifft werden. In der Nähe sind zahlreiche Meiereien. Kaiser Claudius erfocht hier 269 einen großen Sieg über die Alemannen.

Deserirte Güter, verlassene Güter, s. Herrenlose Sachen.

Desertas (Deserters), Gruppe von 3 kleinen Felseninseln an der Westküste Afrika's, südöstlich von Madeira; zu Zeiten von Hirten und Fischern besucht.

Deserteur (v. Franz.), s. Desertion.

Desertion (desertio), Militärverbrechen, welches diejenige Militärperson begeht, welche durch eigenmächtige Entfernung aus dem Bezirke ihres dienstmäßigen Aufenthalts, oder durch Verlängerung einer erlaubten oder unabwendbaren Abwesenheit sich absichtlich dem Militärdienste zu entziehen sucht. Die D. ist immer ein Eidbruch, und die Strafe, die einen eingeholten Deserteur trifft, hängt von den Umständen und den Motiven seiner Entfernung ab. Bei den Griechen wurde der Deserteur meist am Leben gestraft, Der aber, welcher sich weigerte, Dienste zu nehmen und während eines Treffens Reihe und Glied verließ, wurde verurtheilt, 3 Tage nach einander auf dem Markte in weiblicher Kleidung zu sitzen. Die strengen spartanischen Gesetze, nach welchen Tapferkeit als die höchste Tugend galt, verhängten über Denjenigen, welcher sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchte, oder sich nur feig bewies, die erfinderischsten Strafen. Den Feigen durfte keine Spartanerin heirathen; wer ihm begegnete, konnte ihn schlagen, ohne daß er sich widersetzen durfte; um sich kenntlich zu machen, mußte er schmutzige oder mit buntfarbigen Lappen besetzte Kleider tragen und durfte den Bart nur halb scheeren. Der Schimpf eines solchen Individuums ging auf die ganze Familie über, und eine Mutter mochte einen solchen Sohn lieber nicht geboren haben. Bei den Römern galt in Kriegszeiten Jeder für einen Deserteur, der ohne Erlaubniß sich von seinem Corps weiter entfernte, als der Schall der Tuba reichte. Er wurde im Kriege nach Willkür des Feldherrn meist zum Tode verurtheilt; in Friedenszeiten verlor in diesem Falle ein Ritter sein Pferd, u. wer kein Ritter war, wurde zu noch einer niedrigeren Klasse der Soldaten herabgesetzt. Maximus Cunctator ließ den Ausreißern beide Hände abhauen, Scipio Africanus ließ sie kreuzigen, Scipio der Jüngere warf sie wilden Thieren vor, zu andern Zeiten wurden sie vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. Bei den Heeren des Mittelalters waren die Strafen für D. sehr verschieden und richteten sich meist nach den Ansichten des Heerführers, welcher meist auch der Schöpfer und Erhalter seiner Truppen war. In Frankreich wurde 1550 unter Heinrich II. die Todesstrafe auf D. gesetzt;

Karl V. erklärte in einer Ordonnanz die Ausreißer für vogelfrei; wer sie traf, konnte sie tödten. Uebrigens kam in Deutschland wegen der freien Werbung die D. seltener vor, meist nur wenn der Sold ausblieb. In Italien, wo durch die Parteimiethlinge (Condottieri) die Mannszucht ganz in Verfall kam und kein Band der Ehre den Soldaten an seine Fahne knüpfte, war die D. etwas Allgemeines; Jeder verließ seinen Dienst, wenn ein anderer Condottiere höheren Sold bot. Die Schweizer und Deutschen waren noch die zuverlässigsten Truppen. Das Werbesystem Deutschlands im 18. Jahrhundert hatte unter vielen anderen Nachtheilen auch die der häufigen D. zur Folge, und selbst Friedrich der Große vermochte dieses Uebel nicht aus seinen, auf diese Weise zusammengesetzten Heeren zu verdrängen. Eine Folge dieses Systems war die Errichtung von Kartellen (s. d.) zwischen befreundeten Staaten. In unserer Zeit kommt bei fast allen europäischen Armeen die D. nur noch selten vor, was von der kürzeren Dienstzeit, vorzüglich aber der volksthümlichern Bildung der Heere im Allgemeinen herrührt. Die Strafe der D. ist nach Umständen und nach den verschiedenen Strafgesetzbüchern sehr verschieden. Im Frieden besteht sie meist in einer Freiheitsstrafe; schwerer ist sie bei D. einer Schildwache vom Posten. Im Kriege wird die D. mit mehrjähriger Festungsstrafe belegt, die nach Umständen, z. B. wenn ein Soldat zum Feinde übergeht, bei diesem Dienste nimmt (in welchem Falle er Ueberläufer genannt wird), oder im eigenen Lande plündernd angetroffen wird, bis zur Todesstrafe erhöht werden kann. Nach der allgemeinen Kartellkonvention der deutschen Bundesstaaten vom 19. März 1831 ist Deserteur jeder Soldat, der, zu einer Abtheilung des stehenden Heeres oder der bewaffneten, mit demselben in gleichem Verhältniß stehenden Landmacht gehörend und durch Eid zur Fahne verpflichtet, ohne Paß, Ordre, oder sonstige Legitimation sich in das Gebiet eines anderen Staates begibt. Ein Staat liefert einen solchen dem andern aus, wenn er auch aus einem zum deutschen Bunde nicht gehörigen Lande eines Bundesstaates oder in ein solches desertirt ist, und alle Behörden sind zur Aufmerksamkeit auf solche Deserteurs verpflichtet. Die Unterthanen, welche zu ihrer und ihrer Effekten Erlangung dienen, erhalten bedeutende Prämien.

Unter D. versteht man auch die bösliche Trennung des einen Ehegatten von dem andern ohne hinreichenden Grund, indem er von ihm eigenmächtig in der Absicht, die Ehe nicht fortzusetzen, wegzieht, oder indem er ihm die wesentlichsten Pflichten des Ehestandes verweigert. Da in beiden Fällen der Zweck der Ehe dadurch vereitelt wird, so ist in protestantischen Ländern die D. ein Ehescheidungsgrund, sowohl wenn der Aufenthalt des Verlassenden (desertor, der Mann, desertrix, die Frau) bekannt ist, als auch wenn ihn der andere Theil nicht weiß. Wenn der verlassene Ehegatte wegen der D. auf Ehescheidung klagt (Desertionsklage), so wird im ersten Fall der Verlassende unter Androhung einer Strafe (Zwangsmittel), die meist in Gefängniß besteht, zur Rückkehr oder zur Pflichterfüllung aufgefordert, worauf erst bei fortgesetzter Verweigerung die Trennung erfolgt. Im zweiten Falle begründet eine längere Abwesenheit, die nach den verschiedenen Eheordnungen bald auf die Zeit von einem halben Jahre, bald von 2, 4, 7 Jahren bestimmt ist, nebst dem Mangel an Nachrichten die Vermuthung der D., falls der unschuldige Ehegatte so viel wie möglich Erkundigung eingezogen hat, was durch die sogenannten Diligenzscheine zu erweisen ist. Gegen den Abwesenden erfolgt dann eine Ediktalladung, die nach ihrem verschiedenen Zwecke dreimal wiederholt wird, nämlich zur Einlassung und Angabe der Gründe seiner Entfernung, zur Bescheinigung der Hindernisse seines Nichterscheinens u. endlich zur Anhörung des Scheidungserkenntnisses. Wenn der Abwesende vor Eröffnung dieses Erkenntnisses erscheint, so kann der andere Ehegatte so lange dessen Wiederaufnahme verweigern, bis der Rückkehrende sich eidlich von dem wegen der Abwesenheit vermutheten Ehebruche gereinigt hat; erscheint dagegen der Abwesende nicht, so hat der unschuldig klagende Theil nach gesprochenem rechtskräftigen Scheidungsurtheil ein Recht, bei der erkannten Scheidung zu beharren. Dieses gerichtliche Verfahren heißt der Desertionsprozeß. Nach den neuern Strafgesetzbüchern wird die bösliche Verlassung seitens des Ehemanns, wenn dadurch die Ehefrau in einen mittellosen Zustand versetzt wird, meist mit Gefängnißstrafe bedroht.

Desertoria sententia (lat.), dasjenige Urtheil, welches ein eingewendetes Rechtsmittel aus dem Grunde verwirft, weil der dasselbe Einwendende sich bei der Beobachtung der Formalien, besonders der Nothfristen, eine Versäumniß hat zu Schulden kommen lassen. Bei hinreichenden Entschuldigungsgründen findet Wiedereinsetzung in den vorigen Stand Statt.

Deserviten (v. Lat.), die Gebühren des Advokaten, die er für seine advokatorischen Bemühungen von seinem Vollmachtgeber fordern kann. Die Größe des Betrags derselben richtet sich nach den bestehenden Taxordnungen, und die Liquidation derselben unterliegt der richterlichen Ermäßigung (Moderation), die jedoch nur auf den besonderen Antrag der Partei oder des Advokaten Statt findet. Hat sich ein Anwalt höhere als die gesetzlichen D. für den Fall des Gewinnens des Prozesses (palmarium) versprechen lassen, so sind solche nur dann klagbar, wenn das Versprechen nach beendigtem Prozesse gegeben oder wiederholt worden ist. Die Feststellung der D. erfolgt von dem Gerichte, bei welchem der betreffende Prozeß geführt oder das betreffende Rechtsgeschäft vorgenommen worden ist.

Deservitenjahr (annus deservitus), nach gemeinem Kirchenrechte beim Tode eines Geistlichen die verdienten, wenngleich noch nicht percipirten Früchte des letzten Jahres, welche noch den Erben des in letzterem Verstorbenen zukommen. Um den Betrag derselben zu bestimmen, schlägt man die sämmtlichen regelmäßigen Amtseinkünfte zu einer Masse an und berechnet nun, wie viel davon auf die Zeit, welche der Verstorbene im letzten Jahre noch gelebt hat, kommen, wovon dann die aufgewendeten Kosten und Auslagen nach gleichem Maßstabe abgezogen werden. Das D. muß wohl unterschieden werden von dem Sterbequartal, d. h. der Begünstigung, nach welcher die Erben oder Gläubiger eines verstorbenen Geistlichen die ganzen Einkünfte (auch Accidenzien) des laufenden Vierteljahres (in welchem der Geistliche gestorben ist) genießen.

Desèze, Raimond, Graf, französischer Staatsmann, 1750 zu Bordeaux geboren, widmete sich der Advokatur und ward durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen. Er war auch einer der Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalkonvents und lieferte in seiner Vertheidigungsrede, die er in 4 Nächten vollendete, ein Meisterstück der Rechtsgelehrsamkeit. Später ward er als verdächtig verhaftet und erhielt erst nach dem 9. Thermidor die Freiheit wieder. Ludwig XVIII. überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen, ernannte ihn 1814 zum ersten Präsidenten des Kassationshofes und zum Großschatzmeister der königlichen Orden u., nachdem D. während der hundert Tage dem Hofe nach Gent gefolgt war, nach der zweiten Restauration zum Grafen, Pair von Frankreich u. Mitglied der Akademie. D. † zu Paris den 2. Mai 1828.

Desfontaines, 1) Pierre François Guyot, französischer Literator, 1685 zu Rouen geboren, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, in seinem 15. Jahre in diesen Orden aufgenommen und zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahre verließ er den Orden wieder, widmete sich den schönen Wissenschaften und ward Mitarbeiter am „Journal des savans". Eines entehrenden Vergehens wegen in Bicêtre eingesperrt, wurde er, ob durch Voltaire's Einfluß, ist nicht erwiesen, zwar wieder freigelassen, mußte jedoch Paris meiden und erhielt erst 1731 Erlaubniß, dahin zurückzukehren. Nachdem er Voltaire in seinen „Observations sur les écrits modernes" (Paris 1735) getadelt, gerieth er mit diesem Heros der damaligen französischen Literatur in überaus heftige Streitigkeiten, die ihm zwar den unversöhnlichsten Haß seines Gegners zuzogen, ihm aber auch als Literator einen Namen machten. D. † zu Paris am 16. Dec. 1745. Er schrieb noch: „Nouvelliste du Parnasse" (2 Bde., von der Regierung unterdrückt); „Jugemens sur les ouvrages nouveaux" (Avignon 1745—46, 11 Bde., die beiden letzten von Mairault). Auch übersetzte er den Virgil und Horaz und Gullivers Reisen aus dem Englischen (Paris 1727) und hatte vielen Antheil am „Dictionnaire néologique" (das. 1726; 7. Aufl., Amsterdam und Leipzig 1756), das die Reinheit der französischen Sprache in der Art, wie die großen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts sie ausgebildet, erhalten sollte.

2) D. Lavallée, François Guillaume Fouges, eigentlich Deshayes, Verfasser zahlreicher Romane, komischer Opern und Vaudevilles, 1733 zu Caën geboren, war erst Sekretär des Herzogs von Zweibrücken, dann Bibliothekar Monsieurs, ward wegen freier Aeußerungen in seinen Vaudevilles 1793 angeklagt u. eingekerkert; † am 21. Nov. 1825. Als sein bestes Lustspiel gilt „M. Guillaume (Malesherbes) ou le voyageur inconnu". Er gab auch die periodische Schrift „Les quatre saisons littéraires" (1785, 4 Bde.) heraus u. war Mitarbeiter an der „Nouvelle bibliothèque des romans".

3) René Louiche, französischer Botaniker, am 14. Februar 1752 zu Tremblay im Departement Ille-Vilaine geboren, studirte unter Protektion Lemonniers, des Leibarztes Ludwigs XVI., zu Paris Medicin, wendete sich aber später der Botanik zu, bereiste 1783—85 Tunis und Algier in botanischem Interesse und gelangte bis auf den südlichen Abhang des Atlas. Die Ausbeute dieser Reise lieferte die Grundlage zu seinem verdienstvollen Werke „Flora atlantica" (Paris 1798—1800, 2 Bde., mit 26 Tafeln). Nach seiner Rückkehr ward er als Professor der Botanik am Jardin des plantes angestellt, 1793 zum Mitglied der Akademie, später auch des Instituts und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Er † am 16. Nov. 1833. Um die Pflanzenphysiologie machte er sich besonders verdient durch seine Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonenstengel. Er schrieb außer dem genannten Hauptwerke: „Fragments du cours de botanique et de physique végétale" in der „Décade philosophique" 1794—96, dann auch besonders gedruckt; „Tableau de l'école botanique du Museum d'histoire naturelle de Paris" (1804, 3. Aufl. unter dem Titel „Catalogus plantarum horti regii parisiensis", 1831); „Histoire des arbres et des arbrisseaux, qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France" (1809, 2 Bde.). Auch besorgte er die Prachtausgabe von Tourneforts „Corollarium".

Desfossés, Romain Josephe, französischer Admiral, geboren den 8. Dec. 1798, trat früh in den Dienst der Marine, ward 1830 Schiffskapitän und später Befehlshaber der französischen Stationen in Bourbon und Madagaskar und erhielt 1838 das Kommando der von der französischen Regierung merkantilischer Zwecke halber zur Beschiffung der Westküste Afrika's ausgesandten Schiffe. Nachdem er Ende 1844 einen Handelsvertrag mit dem Imam von Maskate zu Stande gebracht, erhielt er 1846 den Auftrag, die Ostküste Afrika's, zwischen der Bai von Lagoa und dem Kap Guardafui, ebenfalls behufs der Anknüpfung von Handelsverbindungen zu besuchen. Nach der Februarrevolution kehrte er nach Frankreich zurück, ward Contreadmiral und am 31. Okt. 1849 Marineminister. Nachdem er am 10. Januar 1851 sein Portefeuille niedergelegt, schiffte er sich im Februar zu Brest ein, um den Admiral Tréhouart im Mittelmeere abzulösen, erhielt 1852 den Oberbefehl über das Geschwader im Archipel, ward im Juni 1853 zum Viceadmiral befördert und abberufen, um in den Admiralitätsrath einzutreten. Im Juni 1851 ward er Vorsitzender des Raths für Marinebauten, im März 1855 Senator und im Juli 1860 Admiral.

Deshayes, Jean Baptiste, französischer Historienmaler, 1729 zu Rouen geboren, war Schüler Colins de Vermond und Restouts in Paris, gewann 1751 auch den ersten Preis der Akademie, ward in die königliche Zeichenschule aufgenommen und ging später nach Rom. Nach seiner Rückkehr (1758) übergab er der Akademie sein Gemälde, die Venus darstellend, wie sie Hectors Leichnam der Verwesung entzieht, ein Werk, das, wie seine meisten übrigen Bilder, zu den besten jener Zeit zu zählen ist. Er † den 10. Februar 1765. Seine besten Werke sind: Joseph und Potiphars Frau; Loth und seine Töchter; Psyche in Ohnmacht; Cephalus von Aurora entführt; das Martyrthum des heiligen Andreas und der sterbende Benedikt. Vgl. Cochin, Lettres sur la vie de Deshayes, 1765.

Deshoulières, Antoinette du Ligier de la Garde, berühmte französische Dichterin, 1634 zu Paris geboren als die Tochter eines Edelmanns der Königin Anna von Oesterreich, erhielt eine gelehrte

Erziehung, lernte Lateinisch, Italienisch und Spanisch, beschäftigte sich in späteren Jahren auch mit Philosophie und ward von verschiedenen gelehrten Gesellschaften unter ihre Mitglieder aufgenommen. In ihrem 18. Jahre heirathete sie Guill. de Caston de Boisguerin, Seigneur D., der sich in den damaligen Unruhen dem Prinzen von Condé angeschlossen hatte und mit ihm nach den Niederlanden ging. Sie folgte ihm dahin nach und erregte durch ihren Geist u. ihre Schönheit eine Zeitlang an dem Hofe von Brüssel Bewunderung, ward aber 1657 plötzlich aus unbekannten Gründen als Staatsgefangene nach dem Schlosse Vilvorde bei Brüssel abgeführt, wo sie 8 Monate zubringen mußte. Von ihrem Gatten halb mit List, halb mit Gewalt befreit, kehrte sie mit demselben nach Frankreich zurück, lebte hier in den glänzendsten Kreisen und stand mit den geistreichsten Männern ihrer Zeit in Verkehr. Sie † am 17. Febr. 1694. Ihren Ruf als Dichterin verdankt sie vorzüglich ihren Idyllen, die sanfte Melancholie, tiefes Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Lebens u. innige Liebe für die Natur athmen. Unbedeutender sind ihre Oden, Eklogen und Episteln, sowie ihr Trauerspiel „Genseric"; von hohem poetischen Werthe dagegen wieder ihre kleineren Gedichte, besonders die Madrigale. Für die Kinder des Grafen von Artois wurden ihre „Vers allégoriques à les enfants" gedruckt, die, besonders in der 2., mit Versen von Racine vermehrten Auflage, eine bibliographische Seltenheit geworden sind. Hochgefeiert und besungen wurde D. von den Dichtern, die sie „zehnte Muse" und „französische Calliope" nannten. Einen Auszug aus ihren und Chaulieu's Gedichten gab Friedrich II. (Berlin 1777) heraus. Die vollständigsten Ausgaben ihrer Werke sind die Paris 1747, 2 Bde., und von Crapelet, das. 1799, 2 Bde., vereinigt mit den Gedichten ihrer Tochter. Ihre Tochter, Antoinette Thérèse, 1662 zu Paris geboren, † am 8. August 1718, schrieb Episteln, Chansons, Madrigale und eine burleske Tragödie „Mort de Cochon" (Hund des Marschalls von Vivonne), die aber sämmtlich den Vergleich mit den Leistungen ihrer Mutter nicht aushalten.

Desiderade (Desirade, auch Deseada, kleine, den Franzosen gehörende Insel in Westindien, etwa eine Meile östlich von Guadeloupe, wovon sie eine Dependence ist, ½ □Meile groß mit 2570 Einw., wird von einer vulkanischen Bergkette durchzogen und hat sandigen Boden, der etwas Baumwolle liefert. Ein Hafen ist nicht vorhanden. D. war die erste Insel, welche Columbus auf seiner zweiten Reise am 25. September 1493 entdeckte.

Desiderata, nach Andern Sibylla, Tochter des Longobardenkönigs Desiderius, ward 770 von Karl dem Großen auf Anrathen seiner Mutter Bertha, wiewohl der gegen die Longobarden feindlich gesinnte Papst Stephan III. dringend davon abrieth, zur Gattin genommen, nachher aber, weil sie bettlägerig war und unfruchtbar schien, wahrscheinlich auf Veranstaltung Stephans nach dem Ausspruche der Geistlichkeit von ihrem Gemahl verstoßen.

Desiderium (lat.), Wunsch, Verlangen. D. pium, frommer Wunsch, der wahrscheinlich nicht in Erfüllung geht.

Desiderius, letzter König der Longobarden, war Herzog von Tuscien, als König Aistulf 756 in Folge eines Sturzes auf der Jagd starb, und ließ sich alsbald zum König ausrufen, fand aber eine bedeutende Gegenpartei, die sich Rachis, dem Bruder Aistulfs, anschloß. D. suchte sich durch Anschließen an Papst Stephan II. zu behaupten und brachte es dahin, daß Rachis in sein Kloster zurückkehrte und er selbst 757 unbestrittener König der Longobarden ward. Schon drohte jedoch der Kampf zwischen D. und dem Papste selbst auszubrechen, als Stephan starb und sein Nachfolger Paul in freundschaftliche Beziehungen zu D. trat, die bis zu Pauls Tode (767) dauerten. Nachdem Stephan III. zum Papst erhoben worden war, brachten es zwei Große, der Primicerius Christophorus und sein Sohn Sergius, dahin, daß die Longobarden aus Rom vertrieben wurden. D., erzürnt darüber, kam unter dem Vorwande eines Gebets mit einem Heere nach Rom und forderte die Auslieferung des Christophorus und des Sergius, die, obgleich der Papst sie retten wollte, in die Hände der Longobarden fielen und geblendet wurden. Die Heirath zwischen D.'s Tochter Desiderata und Karl dem Großen schien dem longobardischen Reiche eine neue Stütze zu geben; die durch Stephan bewirkte Trennung dieser Verbindung aber erregte Feindschaft zwischen D. und seinem ehemaligen Schwiegersohn, zumal als Karlmanns Wittwe Gerberga mit ihren zwei Söhnen zu ersterem floh, während Karl sich von den Vasallen Karlmanns huldigen ließ. Stephans III. Nachfolger, Hadrian II., beleidigte den Longobardenkönig durch stolzes, hochfahrendes Wesen und führte dadurch neue Feindseligkeiten zwischen diesem und dem römischen Stuhle herbei. Karl der Große, vom Papst zu Hülfe gerufen, zog mit einem Heere nach Italien, und durch Verrath einer D. feindlich gesinnten Partei gelang es ihm, die feste Stellung der Longobarden im Thale von Susa zu umgehen und D. zu zwingen, sich in die feste Hauptstadt Pavia zu werfen, während sich sein Sohn Adelchis mit Gerberga und deren beiden Söhnen in Verona einschloß. Karl rückte nun ungehindert bis Pavia vor und schloß diese Stadt und bald auch Verona ein, welch letzteres an die Franken überging, nachdem Adelchis sich nach Konstantinopel geflüchtet. Einige Wochen nachher mußte auch Pavia sich ergeben, u. D. und seine Gemahlin Ansa wurden Karls Gefangene. Sie wurden erst nach Lüttich, dann nach Korvey gebracht, wo sie ihr Leben beschlossen. Mit Pavia's Fall erreichte die Selbstständigkeit des Reichs der Longobarden ihr Ende.

Designation (v. Lat.), Verzeichniß, besonders specielle Vermögensaufzeichnung bei gewissen rechtlichen Veranlassungen, z. B. im Konkurse D. der Aktiva und Passiva des Gemeinschuldners, bei Erbschaften D. zur Feststellung der Erbschaftsmasse, bei Vormundschaften zur Sicherstellung des Mündelvermögens. Eine eidliche D. oder Specifikation hat oft die Wirkung und Kraft eines gerichtlich errichteten Inventars. Aktendesignation ist das Verzeichniß einer Anzahl Aktenbände, welche zu verschicken sind, Kostendesignation die specielle Aufzeichnung der Sporteln u. Verläge, welche Jemand an eine Behörde zu zahlen hat. Auch versteht man unter D. die specielle Angabe der Waaren, welche ein Zollamt zu passiren haben. Designationsurtheil ist die durch gerichtliches Urtheil erfolgte Feststellung der Reihenfolge, in welcher die Konkursgläubiger rangiren. Endlich bezeichnet D. auch die

Bestimmung zu einem Amte, die bloß vorläufige Berufung, wobei die definitive Uebertragung noch von bestimmten Bedingungen, z. B. der Bestätigung des Landesherrn, abhängig gemacht ist.

Desima (Decima), kleine künstliche Insel in der Bai von Nangasaki in Japan, auf der sich bis in die neueste Zeit ganz abgesperrt die Faktoreien der holländischen Kaufleute befanden. Vor ihnen (bis 1639) hatten sie die Portugiesen inne. Die Insel ist 236 Schritte lang und 82 Schritte breit, von einem hohen Zaune mit eisernen Spitzen umgeben und mit der gegenüberliegenden Stadt Nangasaki durch eine Steinbrücke verbunden. An letzterer stand eine starke japanesische Wache, die Niemanden ohne Paß durchließ. Was die Niederländer kaufen wollten, ward ihnen von bestimmten Lieferanten zugebracht. Auf der Insel durfte kein Steinhaus gebaut werden und es befanden sich daselbst zahlreiche Spione als Dolmetscher, Schreiber 2c., welche die Holländer bezahlen mußten. Vgl. Japan.

Desinficirende (entgiftende) **Mittel,** Mittel, durch welche man im Allgemeinen krank machende Einflüsse, soweit sie von leicht übertragbaren, gas- oder staubförmigen Körpern ausgehen, zu beseitigen sucht. Ursprünglich nur bei ansteckenden Krankheiten zur Vertilgung der Kontagien und Miasmen angewandt, kommen sie jetzt, wo man den üblen Einfluß gewöhnlicher Fäulnißprodukte kennen gelernt hat, überall in Anwendung, wo solche sich entwickeln. D. M. dienen also demselben Zweck wie die Ventilation, es kommt aber darauf an, zu wissen, wo letztere und wo erstere anzuwenden sind. Der Mensch athmet bekanntlich Kohlensäure mit Wasserdampf aus, diesem sind eigenthümliche Stoffe beigemischt, die, fäulnißfähig, in der Luft sehr bald sich zersetzen und den übeln Geruch in geschlossenen Zimmern, in welchen viele Menschen lange beisammen waren, veranlassen. Diesen Geruch zu vermeiden, ist Aufgabe der Ventilation, dieselbe kann aber niemals dazu dienen, üble Gerüche, die sich von einem faulenden Körper entwickeln, zu entfernen, u. nur in seltenen Fällen wird man starke Ventilation da anwenden können, wo von irgend einem riechenden Körper, den man nicht entfernen oder mit d.n M.n behandeln kann, die sich entwickelnden Gase so schnell als möglich fortgeführt werden sollen. Das wichtigste d. M. ist, abgesehen vom Feuer, welches die Körper einfach zerstört, das Wasser, und dies, in reichlicher Menge und geschickt angewandt, ist allen andern vorzuziehen, sowohl seiner Unschädlichkeit halber, als auch, weil es die Entstehung übler Gerüche in den meisten Fällen verhindert. Man sollte zu scharf wirkenden Chemikalien immer erst dann greifen, wenn Wasser nichts hilft oder nicht angewandt werden kann. In engen, stark bewohnten und nicht gelüfteten Zimmern den üblen Geruch mittelst Chemikalien zerstören zu wollen, wäre ganz unangemessen; man entferne Alles, was zur Verpestung beitragen kann, als gebrauchte Wäsche 2c., wasche den Fußboden sorgfältig auf und lasse die Wände weißen: Tapeten sind in einem solchen Falle zu entfernen, Möbel so viel als möglich zu waschen. Bei einer derartigen Reinigung werden alle Fäulnißstoffe, die, von Menschen ausgeathmet, an allen Gegenständen sich festsetzen, besser entfernt als durch Chemikalien. Nachtgeschirre lassen sich, wenn sie aus Porzellan, Glas od. Metall bestehen, mit reinem Wasser, am besten mit heißem Wasser vor üblem Geruche bewahren. Da Wärme überhaupt Fäulnißgase zerstört und verflüchtigt, so genügt in den meisten Fällen anhaltende Erhitzung bis etwa 75°, in manchen Fällen schon bis 50°. Doch ist trockene Wärme in sofern schwierig anzuwenden, als man besonderer Vorrichtungen dazu bedarf. Nachtgeschirre aus Töpfergut, Fayence 2c. sind zu verwerfen; wo sie gleichwohl benutzt werden sollen, muß man zu d.n M.n greifen und zwar zu Chemikalien, weil Wasser die in den Haarrissen der Glasur sich festsetzenden faulenden Stoffe nicht zu entfernen vermag. Am besten wirkt hier eine Lösung von 1 Pfund Eisenvitriol in 18 Quart Wasser, mit welcher man das Geschirr etwa zu ⅛ füllt, tüchtig schwankt und stehen läßt. Dieselbe Lösung ist bei Abtritten sehr zu empfehlen, man muß indeß nicht zu viel davon verlangen. Abtritte müssen vielmehr so angelegt werden, daß schon dadurch die Verbreitung übler Gerüche möglichst vermieden wird. Beim Ausleeren der Gruben ist Eisenvitriol anzuwenden, u. kann man mit 25—30 Pfd. desselben, in 200—250 Pfd. Wasser gelöst, eine Grube von 275 Kubikfuß Rauminhalt vollständig geruchlos machen, wenn man die Lösung so hineingießt, daß sie den Inhalt bedeckt und sich mit demselben vermischt. Das Eisenvitriol absorbirt nämlich Ammoniak und Schwefelwasserstoff; dieselbe absorbirende Kraft besitzen aber auch Torf u. Kohle, sowie für Schwefelwasserstoff auch der gebrannte Kalk. Wo Torf billig zu haben ist, kann man mit leichter Mühe Abtrittsgruben und Düngerstätten ganz geruchlos machen, wenn man von Zeit zu Zeit eine Quantität Torfgruß, mit Eisenvitriollösung befeuchtet, hineinwirft und ausbreitet. Dadurch erhält man zu gleicher Zeit den trefflichsten Dünger. Sehr empfehlenswerth ist auch Torfgruß allein für Pissoirs. Eine geräumige Grube mit nicht durchlassendem Untergrund wird ganz mit Torfgruß gefüllt u. ab u. zu mit verdünnter Eisenvitriollösung begossen. Der Torf absorbirt alle Fäulnißprodukte zugleich mit den mineralischen Pflanzennährstoffen, so daß man, wenn die Grube zu riechen beginnt, was ein Zeichen ist, daß die Wirkung des Torfes erschöpft ist, die trefflichste Poudrette in der Grube hat. Torf läßt sich auch vollständig durch Kohle ersetzen, Eisenvitriol durch Chlorbereitungsrückstände (Manganchlorür), theilweise auch, in Bezug auf das Ammoniak, durch Salinenmutterlauge, Bittersalz, Chlormagnesium, in Bezug auf Schwefelwasserstoff sehr gut durch gebrannten Kalk, welcher aber nur da anwendbar ist, wo sich kein Ammoniak entwickelt, weil dies durch den Kalk aus seinen Verbindungen frei gemacht wird. In Ställen, wo nur Ammoniak auftritt, hilft man durch Torf, Kohle od. am energischsten durch verdünnte Schwefelsäure od. Salzsäure, womit man die Rinnen auswäscht, den Fußboden besprengt, auch alte Säcke befeuchtet, die man dann ausgebreitet unter der Decke des Stalls über Stangen hängt. Ab u. zu wäscht man dann die Säcke und tränkt sie von Neuem mit Säure. Auf solche Weise werden Pferdeställe ganz geruchlos. Statt der Säure wendet man auch Gyps an, den man mit der Streue mischt; derselbe wirkt aber langsam u. nicht so energisch wie Säure. Für Abtritte, Ställe 2c. ist auch Eisenchlorid und holzessigsaures Eisenoxyd empfohlen worden. Ventila-

tionsschächte von Abzugskanälen lassen sich am vortheilhaftesten geruchlos machen, wenn man Hobelspäne mit verdünnter Säure (1 Theil Säure, 6 Th. Wasser) tränkt und damit den Schacht zur Hälfte füllt, während man in die andere Hälfte solche Späne bringt, die man mit Kalkbrei imprägnirt hat, dem man übrigens noch Eisenvitriollösung zusetzen kann. Wo die Luft, die Wände, Möbel, Kleidungsstücke desinficirt werden sollen, da räuchert man mit Chlor, indem man auf Braunstein starke erwärmte Salzsäure gießt. Kleidungsstücke, Waaren u. dergl. bringt man zu diesem Zweck locker in ein Faß, auf dessen Boden man einen Teller mit der Chlormischung gestellt und so bedeckt hat, daß die zu räuchernden Gegenstände mit der Chlormischung nicht in direkte Berührung kommen können, während das Gas frei zu entweichen vermag. Das Faß wird, so lange die Räucherung dauert, gut verschlossen. Um bewohnte Zimmer mit Chlor zu räuchern, stellt man einen Teller mit Chlorkalk auf ein Spind oder dergl. Auch ist es vortheilhaft, den Fußboden, wenn es sich um ansteckende Krankheiten handelt, mit verdünnter klarer Chlorkalklösung aufzuwaschen. Für Balkenwerk, Mauern &c. leistet das Weißen mit Kalk sehr viel, wenn man sich mit Chlorräucherung nicht begnügen will. Hat man Kleidungsstücke, Bücher, Wäsche mit Chlor geräuchert, so muß man eine Räucherung mit Ammoniak folgen lassen, weil sonst theils das zurückbleibende Chlor, theils die gebildete Salzsäure jene Stoffe zerstören. Man wendet zu dem Zweck das oben beschriebene Faß an und benutzt eine Mischung aus frischem Kalkbrei und Salmiak. Die Quarantaineordnungen schreiben in Bezug auf Ansteckungsstoffe das Nöthige genau vor; die Verhaltungsmaßregeln sind verschieden, je nach den Krankheiten, vor denen man sich schützen will; im Allgemeinen aber gelten die angegebenen Verhaltungsmaßregeln, die man mit den nothwendigen Abänderungen auf Alles zu übertragen hat, was möglicher Weise inficirt sein kann. Für lebende Personen gelten deshalb Waschungen mit Kalkwasser, Seife, Chlorkalklösung &c. S. auch Chlorräucherung.

Gegen die Ausdünstung der frischen Wände schützt man sich am besten durch schweflige Säure, welche man durch Verbrennen von Schwefelfäden im geschlossenen Zimmer bereitet, oder durch mehrmals erneuertes Kohlenfeuer in einem offenen Windofen. Natürlich muß das Zimmer auch hierbei gut verschlossen gehalten, nachher aber gründlich gelüftet werden. Bei genügender Ausführung wird der Kalkgeruch sehr bald verschwinden und außerdem das Trocknen der Wände sehr befördert werden. Gut ausgeglühte Kohle macht schon riechendes Fleisch wieder geruchlos, und Fleisch, in Kohlenpulver gepackt, läßt sich im Sommer an kühlen Orten lange aufbewahren. Stockfisch, mit einigen Stücken Kohle gekocht, entwickelt nicht den üblen Geruch, der ihm eigenthümlich zu sein pflegt. Kohle hat man früher auch als desinficirendes Mittel bei Wunden angewandt, in neuerer Zeit jedoch, seitdem man die starke desinficirende Kraft der Karbolsäure kennen gelernt hat, wendet man diese vorzüglich zu dem genannten Zweck, wie auch überhaupt zum Desinficiren an und bedient sich dabei des Steinkohlentheers, der Karbolsäure reichlich enthält. 100 Theile Gypspulver reibt man mit 1—3 Theilen Steinkohlentheer an und macht mit Olivenöl aus dem Pulver eine Paste, die man auf die Wunde legt. J. Kinner hat neuerdings Theeröl mit gebrannten Austerschalen zu mischen empfohlen; dies Pulver wird mit dem zwei- bis vierfachen Gewicht trockener Kleie gemengt und zwischen einem Tuch in Wochenstuben gegen die übeln Ausdünstungen der Lochien angewendet, indem man das Tuch unmittelbar an die Geburtstheile legt. Dem gefährlichen Kindbettfieber wird dadurch vorgebeugt, indem die Bildung von Stoffen, die diese Krankheit erzeugen, verhindert wird. Ebenso empfiehlt Kinner dies Pulver zur Desinficirung von Nachtstühlen &c. Desmartis hat gefunden, daß Campecheholzertrakt mit gleichen Theilen Schweinefett auf Krebswunden sofort allen Gestank beseitigte u. die eiterige Beschaffenheit des Fleisches verminderte. Wenn man das Campecheholzertrakt in Fällen von Gangräne, von Spitalfäulniß anwendet, so verschwindet das Uebel wie durch Zauber. Das Campecheholzertrakt bildet einen wohlfeilen Handelsartikel, und in heißem Wasser gelöst kann es als Waschmittel auch bei Rothlauf, der in Folge von Amputationen oder Verwundungen eintritt, angewandt, auch blutstillenden Arzneimitteln, wie Eisenchlorid, schwefelsaurem Eisenoxyd, beigemischt werden. M'Dougall von Manchester fabricirt bei Oldham ein Desinficirpulver, dessen Wirkung auf den Eigenschaften der Karbolsäure und der Schwefelsäure beruht. Dasselbe wird gebraucht, um die Zersetzung des Düngers, insbesondere in Pferde- u. Kuhställen, überhaupt um die Zersetzung angehäufter säulnißfähiger Stoffe zu verhindern. Ferner bereitet er eine Flüssigkeit mit Karbolsäure und Kalkwasser, welche zur Verhütung der Zersetzung in Kloaken gebraucht wird; man benutzt sie auch, um der Zersetzung von Fleisch vorzubeugen, welches aufbewahrt oder auf den Markt gebracht werden soll, sowie um die Fäulniß von Thieren zu verhindern, welche auf dem Felde gestorben sind. Die Auflösung des erwähnten Pulvers wird jetzt häufig in den Secirzimmern der Krankenhäuser angewendet, weil sie jeden schädlichen Geruch sofort zerstört und die Finger des Operateurs sogleich von dem eigenthümlichen widerlichen Geruch befreit, welcher denselben so oft anhaftet. M'Dougall hat überdies die Karbolsäure zur Zerstörung der Schmarotzerinsekten auf Schafen benutzt und in vielen Gegenden durch Anwendung derselben in Verbindung mit Fetten die bisher gebräuchlichen arsenikhaltigen Präparate verdrängt. Schafe, welche in Karbolsäure getaucht wurden, sind gegen die Läusekrankheit geschützt, selbst wenn man sie einige Monate unter andern mit derselben behafteten Schafen läßt. Auch andere Krankheiten der Schafe sollen durch Karbolsäure verhindert u. geheilt werden können. Schließlich sind noch die von Condy empfohlenen und von Hoffmann in London sehr günstig beurtheilten übermangansauren Alkalien zu erwähnen, die man leicht und billig aus Braunstein u. salpetersaurem und kohlensaurem Natron durch Glühen erhält. Diese Salze haben vor den Chloralkalien u. dem reinen Chlor den Vortheil, daß sie selbst geruchlos sind und auch kein riechendes Gas bei ihrer Benutzung entwickeln. An Energie dürften sie kaum dem Chlor nachstehen, indem sie äußerst leicht und vollständig sich mit organischen Stoffen zersetzen.

So kann man das **stinkendste** Wasser durch übermangansaures Kali reinigen und geruchlos machen, wobei die organischen Stoffe zerstört werden und Mangansuperoxyd als braunes Pulver sich absetzt. Dieses neue Desinfektionsmittel dürfte also besondere Empfehlung verdienen, da namentlich Wasser, zu dessen Reinigung es sich besonders eignet, zur Entstehung von Krankheiten leicht Veranlassung geben kann, wenn es Fäulnißprodukte enthält, die sich oft nur durch einen kaum merklichen Geschmack verrathen. Frisch ausgeglühte Kohle leistet in Ermangelung des übermangansauren Kali's ebenfalls gute Dienste.

Destrade, Insel, s. v. a Desiderade.

Dessatine, russisches Flächenmaß, s. v. a Dessätine.

Desma (lat.), **Wollschopf**, wolliges Anhängsel verschiedener Samen, an manchen sehr lang und die ganze Fruchthülle ausfüllend; dergleichen Samen heißen **Semina desmata** oder **comata**, wie z. B. bei der Baumwolle (**Gossypium**), bei den Epilobiumarten u. a.

Desman, Säugethier, s. **Rüsselmaus**.

Desmanthus *Willd.* (**Büschelzopf, Schopfblume**), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den 5zähnigen Kelch, die 5blätterige oder 5theilige Korolle mit 10 Staubgefäßen u. die 2klappige Hülse, Kräuter u. Sträucher in Ost- und Westindien, mit zweifach-gefiederten Blättern u. weißen Blüthen in Achselköpfchen. Von D. **natans** *Willd.*, in Ostindien, an der Küste Malabar, mit kriechendem, schwimmendem, oben schwielig-aufgeblasenem Stengel und Blumen in länglichen Köpfchen, gibt das Kraut ein zartes, süßlich schmeckendes Gemüse und wird auch als schweißtreibendes Mittel angewendet. Von D. **cinereus** *Willd.*, **Dichrostachys cinerea** *Dec.*, einem ästigen und dornigen Strauch in Ostindien, werden die jungen Triebe als kühlendes und gelind zusammenziehendes Mittel bei Augenkrankheiten gebraucht. Die im Wasser wachsenden Arten müssen in Schlamm- oder Moorerde immer sehr feucht gehalten werden.

Desmarées, **Georg**, Porträtmaler, 1697 in Stockholm geboren, begann hier bei P. Meytens sein Kunststudium, begab sich 1724 nach Amsterdam, später nach Nürnberg, wo er die Akademie Preußlers besuchte, dann nach München, Innsbruck, Padua und Venedig, malte hier in Miniatur u. Email u. ging sodann nach Rom, um in Piazetta's Schule seine Bildung zu vollenden. Später wählte er München zum Wohnsitz u. wurde daselbst kurfürstlicher Hofmaler. Er † zu München 1776. Die Zahl der Porträte D.' ist außerordentlich groß; von der bayerischen Fürstenfamilie existiren allein über 50. Außerdem malte er viele heilige und profane Bilder, Altarblätter und Kompositionen aller Art, von welchen viele gestochen wurden.

Desmin (**Strahlzeolith, strahliger Stilbit, dodekaëdrischer Stilbit, Garbenzeolith**), ein, lange mit dem Blätterzeolith oder Heulandit verwechseltes Mineral aus der Familie der Zeolithe, verdankt den Namen der garbenförmigen Gruppirung seiner Krystalle. Er krystallisirt in einem scharfen, rhombischen Oktaëder mit nahezu gleicher Neigung in den Endkanten, stets verbunden mit den Flächen der oblongen Säule, mit ausgezeichnet vollkommenem, perlmutterglänzendem, blätterigem Bruch parallel der breiten Seitenfläche der Säule, während der Glanz der übrigen Flächen glasartig ist; nicht selten ist auch die gerade angelegte Endfläche. Die Krystalle sind meist ausgezeichnet garbenförmig gruppirt, so daß sie nach beiden Enden zu bedeutend dicker werden, am Ende selbst die gemeinsamen Oktaëderflächen, auf der schmalen Fläche der Säule aber das nach beiden Enden gerichtete Auseinandertreten der Gruppe zeigen. Der Bruch ist daher meist strahlig-blätterig. Die Härte ist die des Flußspaths und etwas darunter (3,5—4), das specifische Gewicht 2,0—2,2. Der D. ist selten halbdurchsichtig u. farblos, meist durchscheinend bis an den Kanten durchscheinend, meist weiß, aber auch grau, roth, gelb u. braun, meist krystallisirt, aber auch derb, breitstängelig. Vor dem Löthrohr zeigt er die Reaktionen des Zeoliths, blättert sich stark auf und ist nur schwierig zu blasigem Glase schmelzbar. Er ist ein wasserhaltiges Kalkthonerdesilikat, für dessen Zusammensetzung noch kein gemeinsamer Ausdruck gefunden ist. Am häufigsten findet er sich in den Blasenräumen von Mandelsteinen, sehr häufig von basaltischen, aber auch in denen von Augitporphyr u. Klingstein; am ausgezeichnetsten auf Island, auch auf den Faröern, den westlichen Inseln Englands, der Küste von Antrim in Irland, in Thüringen, Nassau, am Kaiserstuhl bei Breisach, in Böhmen, im Fassathale, bei Nertschinsk, in Dekan, Abessinien, Neuholland. Auch auf Erzgängen u. Lagern findet er sich schön, am bekanntesten ist der von St. Andreasberg am Harz, Arendal und Kongsberg in Norwegen. Auch im Urgebirge der Alpen findet er sich auf Drusenräumen und Quarzadern, in der Schweiz, so auf Bergkrystall am St. Gotthard, in der Dauphiné, in Gastein. Meist kommen mit ihm noch andere Zeolithe vor.

Desmodium *Desv.* (**Büschelkraut, Fesselhülse**), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den am Grunde mit 2 Deckblättchen versehenen, undeutlich 2lippigen Kelch mit 2spaltiger Ober- und 3spaltiger Unterlippe, das rundliche Fähnchen und das stumpfe Schiffchen, welches kürzer als die Flügel ist, und die zusammengedrückte Gliederhülse mit einsamigen, bei der Reife sich von einander trennenden, nicht aufspringenden Gliedern, meist tropische Kräuter und Halbsträucher mit 3zähligen Blättern und langen, meist überhängenden Blüthentrauben, bei Linné unter **Hedysarum**, bei Decandolle in die Untergattungen **Eudesmodium**, **Pleurolobium** und **Dendrolobium** zerfallend. D. **gyrans** *Dec.*, **Hedysarum gyrans** *L.*, in Bengalen, hat einen aufrechten, 3 Fuß hohen, dünnen, ästigen Stengel, 3zählige Blätter mit einem 3 Zoll langen Endblättchen und halbzölligen Seitenblättchen und kleine, anfangs violette, später mennigrothe, am Flügelrande blaue Blüthen. Das Gewächs ist merkwürdig wegen der in Folge der Einwirkung des Lichts, besonders bei Sonnenschein und kräftiger Vegetation, eintretenden Bewegung der Blättchen: während das Endblättchen sich auf- und abwärts bewegt, sind die Seitenblättchen mehr in schwingender Bewegung begriffen. Von D. **erythrinaefolium** *Dec.*, **Hedysarum erythr.** *Juss.*, in Südamerika, brauchen die Eingebornen mit Erfolg einen Aufguß der Wurzel gegen Ruhren, Durchfälle u. Blutflüsse. Auch von D. **supinum** *Dec.*, **Hedysarum supinum** *Sw.*, einem westindischen Strauch,

wird die Wurzel gegen durch Erkältung entstandene Durchfälle gerühmt.

Des Moines, nordamerikanischer Fluß, entspringt im Staate Minnesota, theilt dann, gegen Südosten fließend, Jowa beinahe in zwei gleiche Hälften u. mündet etwa unter 40° unterhalb Keokuk auf der Westseite in den Mississippi. Er ist nahe an 100 Meilen lang und an der Mündung 150 Yards breit, hat aber einige Meilen oberhalb derselben auf einer Strecke von mehr als 4—5 Stunden Stromschnellen, durch welche die Schifffahrt während des niedrigen Wasserstandes unterbrochen wird. Gegenwärtig sucht man den Fluß durch künstliche Wasserbauten bis zum Fort des Moines, 40 Meilen aufwärts, schiffbar zu machen.

Desmologie (v. Griech.), Bänderlehre, Theil der Anatomie.

Desmopathie (v. Griech.), Krankheit der Bänder, Desmopathologie, die Lehre von den Krankheiten der Bänder.

Desmophlogosis (v. Griech.), Entzündung und entzündliche Reizung der Bänder, Gelenkbänderentzündung.

Desmorrhexis (v. Griech.), Zerreißung der Bänder.

Desmoulins, Bénoit Camille, einer der hervorragendsten Charaktere der französischen Revolution, wurde 1762 zu Guise in der Picardie geboren, studirte auf dem Collége Louis le Grand zu Paris die Rechte und ward unter die Zahl der pariser Sachwalter aufgenommen. Voll glühender Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, die er schon als Jüngling in Gedichten gefeiert, umfaßte er mit Leidenschaft die beginnende Staatsumwälzung, durch welche er seine klassischen Ideale verwirklicht zu sehen hoffte. Nach der Entlassung Neckers wußte er am 12. Juli 1789 bei der ersten großen Versammlung im Garten des Palais Royal durch eine begeisterte Rede das Volk zu entflammen, daß es zu den Waffen griff und das Bollwerk der Zwingherrschaft, die Bastille, stürmte. Einer der Ersten unter den Stürmenden, verkündigte er von den Trümmern herab den Franzosen Freiheit und Gleichheit. In seinem Journal „Révolutions de France et de Brabant“ nannte er sich den „Procureur général de la lanterne“ u. erklärte offen, daß die Volkssouveränetät die einzige Verfassungsart sei, welche der französischen Nation und Jedermann, der des Namens Mensch nicht unwürdig sei, gezieme. Der ältere Robespierre, mit dem er enge Freundschaft schloß, hielt den jungen Feuerkopf für so bedeutend, daß er ihn zu sich nach Versailles berief, ihm eine Wohnung in seinem Hause anbot und ihn dauernd an sich zu fesseln suchte. Zu dieser Zeit heirathete D. Lucile Duplessis, ein schönes, geist- u. geldreiches, von ihm leidenschaftlich geliebtes Weib. Als der König, zur Nachgiebigkeit gezwungen, Annäherungsschritte gethan hatte, um dem so leidenschaftlich ausgesprochenen Volkswillen zu genügen, milderte auch D. seine heftige Sprache, wie er denn öffentlich erklärte, er habe das Amt eines Generalanwalts der „Laterne“ längst niedergelegt, da diese Würde, wie die der Diktatur, eigentlich nur einen Tag, oft sogar nur eine Stunde dauern dürfe. Kaum aber war die Flucht des Königs und dessen Protestation gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung erfolgt, als er sich aufs Neue in den leidenschaftlichsten Schmähungen gegen den Hof ergoß; ja er ging so weit, mit allgemeinem Aufstande in den Provinzen zu drohen und allen den Abgeordneten der gesetzgebenden Versammlung den Brand ihrer Schlösser anzukündigen, die es wagen würden, die königlichen Rechte zu vertheidigen. Als er von Malouet deshalb als Brandstifter angeklagt ward, vermochte ihn kaum Robespierre's Schutz und Vertheidigung zu retten. Mit seinem Freunde Danton ward er Urheber der blutigen Vorgänge auf dem Marsfelde am 10. August; weniger war er wohl bei den Septembermetzeleien betheiligt. Von der pariser Gemeinde in den Konvent gewählt, stimmte er für den Tod des Königs. Obgleich der Bergpartei angehörig, zollte er doch den Girondisten volle Achtung, suchte mit Danton auf eine Versöhnung der Parteien hinzuwirken u. schlug, als dieser Versuch scheiterte u. die Girondisten das Schaffot besteigen mußten, die Begründung eines Gnadengerichts vor. In demselben Sinne gab er damals seinen „Vieux cordelier“ heraus, worin er zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze aufforderte. Hébert, den er besonders als blutigen Gewaltmenschen angriff, klagte ihn an, die Wiederherstellung des Königthums zu beabsichtigen, u. Robespierre, nachdem er seinen Freund vorher anscheinend vertheidigt, trug in voller Versammlung auf die Verbrennung aller Nummern des „Vieux cordelier“ an. Als D. trotzdem die Männer des Terrorismus u. die Jakobiner nur noch heftiger angriff, ließ Robespierre am 30. März 1794 D., Danton, Lacroix, Hérault de Séchelles, Fabre d'Eglantine und Philippeaux verhaften, worauf namentlich Saint-Just, D. persönlich feind, dessen Verurtheilung betrieb. Anfangs vertheidigte sich D. ruhig und mit Klarheit. Auf die Frage, wie alt er sei, antwortete er: „Dreißig Jahre, wie der Sansculotte Jesus Christus, ein unheilbringendes Alter für Staatsumwälzer“. Als er jedoch sein Todesurtheil vernahm, den 5. April 1794, gerieth er in Verzweiflung u. ward erst ruhiger, als der Karren vor dem Kerker hielt. Auf dem Blutgerüste rief er aus, auf die Guillotine deutend: „Dies ist also der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit! Die Ungeheuer, die mein Blut fordern, werden mich nicht lange überleben!“ Seine Gattin, die Alles aufgeboten, um ihn zu retten, bestieg 14 Tage nach ihm das Blutgerüst. D.' Schriften haben den Gang der Revolution beschleunigt. Außer einer Menge Pamphlets u. Flugblätter schrieb er: „Discours de la lanterne aux Parisiens“ (2. Aufl., Par. 1792); „Satires du Choix des meilleurs pièces de vers qui ont précédés et suivi la révolution“ (das. 1792); „Histoire des Brissotins ou fragments de l'histoire secrète de la révolution et des six premiers mois de la république“ (das. 1793, 2. Aufl. 1791). Seine „Opuscules“ erschienen Marseille, Straßb. und Paris 1790.

Desna (Deßna), Fluß im europäischen Rußland, entspringt in der Nähe der Stadt Jelnja im Gouvernement Smolensk, durchfließt dann die Gouvernements Orel und Tschernigow und ergießt sich nach einem Laufe von 115 Meilen mit einer beträchtlichen Wasserfülle Kiew gegenüber in den Dniepr. Von der Stadt Trubtschewsk an ist er schiffbar. Die Nebenflüsse der D. sind die Bolwa, Suseshat, Nawlja u. Narusa im orelschen und der Snow, Ostr, Seim (Sem) und Sudost im tscherni-

gowschen Gouvernement. Die D. hat niedrige Ufer, die im Frühjahr großen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, ist fischreich und wird von vielen Schiffen und Flößen befahren, davon die ersteren Waaren zum Werthe von 4—5 Millionen Rubel zur Ausfuhr bringen. Der Handel geht meist nach Jekaterinoslaw, Cherson, Nikolajew, Otschakow u. Odessa und von hier aus zur See nach Osten und Westen. Auch Deutschland bezieht einen großen Theil russischer Produkte und Manufakturen auf diesem Wege, namentlich Talg, Wolle, Hanf und Flachs, Fischleim, Kaviar, Tauwaaren 2c.

Desnitzki, Michail, berühmter russischer Kanzelredner, geboren 1761 im Gouvernement Moskau, Metropolit von Nowgorod und Petersburg, † um 1840 und gab Predigten (Petersb. 1820, 10 Bde., 1821—24) heraus, welche großen Beifall fanden.

Desnoyers, Auguste Gaspard Louis Boucher, Baron, französischer Kupferstecher, geboren den 20. Dec. 1779 zu Paris, bildete sich seit 1791 bei Lethière, dann in der Akademie und arbeitete seit 1799 im Atelier Tardieu's. Seinen Ruf begründete er mit dem Stich der Vierge, dite la belle jardinière Raphaels und widmete seitdem seinen Grabstichel vornehmlich raphaelschen Werken, deren Reihe er 1846 mit La vierge de Saint-Sixte beschloß. Zu seiner Zeit hoch gerühmt war das von ihm nach Girard gestochene Bildniß Napoleons I. im Krönungskostüme (1808), das zur Vertheilung an fremde Fürsten bestimmt war. Bei Napoleon I. stand D. in hohem Ansehen u. wurde von ihm mit kaiserlicher Freigebigkeit belohnt. Auch die Bourbonen u. Ludwig Philipp zeichneten ihn vielfach aus. Seit dem 26. März 1816 Mitglied der Akademie der schönen Künste, ward er 1825 zum ersten Kupferstecher des Königs ernannt, am 10. Nov. 1828 zum Baron erhoben und 1835 Ritter der Ehrenlegion. Er † den 15. Febr. 1857 zu Paris. Treffliche Blätter sind: La vierge au linge, die Madonna da Foligno, auch Vierge au donateur genannt, die Madonna del Pesce (la vierge au poisson), La vierge au berceau, die Madonna della Seggiola (à la chaise), La vierge de la maison d'Albe, die Madonna aus dem Hause Tempi, die heilige Katharina von Alexandria, die Heimsuchung (visitation) der Elisabeth, alle nach Raphael; La Madelaine, Kopf nach Correggio, u. a. m. Sein Hauptwerk ist aber die Transfiguration nach Raphael, mit großer Freiheit u. Sicherheit des Grabstichels in einem breiten und großartigen Charakter bearbeitet. D. gab auch eine Sammlung von Kupferstichen nach antiken Gemälden, Bildern italienischer Meister 2c. heraus, sämmtlich nach Zeichnungen, die er 1818 und 1819 in Italien entworfen hatte, betitelt „Recueil d'estampes gravées d'après des peintures antiques italiennes etc.", 34 Bl., Paris 1821.

Desobligeante (franz.), Wagen mit Rücksitz.

Desobstructiva (lat.), Mittel gegen Obstruktion.

Desorganisation (v. Franz.), normwidrige Veränderung in der Textur od. dem Gewebe eines organischen Theils, vermöge deren derselbe seine physischen Eigenschaften u. die besondere Art seiner Lebensäußerung, die er im normalen (gesunden) Zustande besaß, unwiederbringlich verloren hat, mithin die völlige Zerstörung der Organisation; auch Verwirrung und Zerrüttung von Staats- od. Privatangelegenheiten.

Desoxydation (v. Griech.), chemischer Prozeß, durch welchen man einem oxydirten Körper den mit ihm verbundenen Sauerstoff ganz oder zum Theil entzieht; s. Oxyd.

Desperationskur (v. Lat.), gewagte Kur, bei welcher selbst das Leben des Kranken auf das Spiel gesetzt wird.

Desplaces, Louis, französischer Kupferstecher, 1682 zu Paris geboren, zierte viele der berühmtesten Kupferstichwerke damaliger Zeit mit Bildnissen und Historien, † 1739 zu Paris. Noch immer von Werth sind: der Triumph des Titus u. Vespasian, nach Giul. Romano; die Anbetung der Könige, nach Demselben; die Weisheit in Begleitung des Hercules, nach Paul Veronese; die Fußwaschung, nach Muziano; der Heiland zwischen den Mördern am Kreuze auf Golgatha, nach Carracci, sämmtlich in großem Format.

Despoblado (span., d. h. Einöde), Name einer unbewohnten, nur mit dürftigem Gras und niederem Buschwerk besetzten Plateaulandschaft in der Cordillere von Peru, östlich von Atacama, 10,000 bis 12,000 Fuß hoch gelegen und von der Größe Englands. Despoblados de Murcia heißt die weite, meist ganz mit dichtem, immergrünem Heidekraute bedeckte Ebene zwischen Sagra u. Segura in der spanischen Provinz Murcia. Sie wird vom Segura durchflossen, ist fast ganz unbewohnt und bildet eine der größten Einöden der pyrenäischen Halbinsel.

Despoina (griech., Herrin, Herrscherin). Beiname mehrer griechischen Göttinnen, z. B. der Aphrodite, der Demeter, besonders aber der Persephone oder Proserpina (s. d.).

Desponsatus (lat.), Verlobter; Desponsata, Verlobte; Desponsatio, Verlobung.

Desportes, François, französischer Maler, geboren 1661 zu Champigneul, lebte eine Zeitlang in Polen am Hofe Sobieski's und dann in Paris, wo er bei Ludwig XV. in großer Gunst stand. Er † daselbst 1743. Seine besten Werke bestehen in Jagd- und Thierstücken.

Despot (v. Griech.), Herr, insbesondere von Sklaven; Hausherr; unter den griechischen Kaisern Ehrentitel für Prinzen oder Schwiegersöhne, auch Mitregenten, Statthalter von Provinzen und bevorrechtete Vasallen, Patriarchen 2c.; jetzt ein willkürlich schaltender Machthaber. S. Despotismus.

Despotismus (v. Griech.), Unterjochung des Willens Anderer unter die Gewalt der eigenen Willkür. Wer den Willen Anderer, der nach der Einrichtung unserer sittlichen Natur nur durch gerechte Gesetze und Vernunftgründe geleitet werden soll, eigenmächtig u. willkürlich durch Machtsprüche oder thätliche Gewalt unterjocht, der ladet auf sich den Vorwurf des D., einer unsittlichen Handlungsweise, welche von der fortschreitenden Kultur zwar klug verschleiert und von dem erwachten Freiheitsgefühl civilisirter Völker lebhaft bekämpft wird, aber dennoch immer wieder unter neuen Gestalten ihr Haupt erhebt, weil der Keim dazu tief in der menschlichen Natur liegt und ihre Wurzel zu nahe mit großen Tugenden zusammenhängt, als daß sie je ganz ausgerottet und vernichtet werden könnte. Man pflegt zwar meist nur vom D. der

Regenten zu sprechen und diesen auch mit dem Namen der Tyrannei zu bezeichnen, allein es gibt auch unter Denen, die sonst als Bürger gehorchen, allenthalben kleine Despoten, welche die blinde Energie ihres Willens zur Unterjochung Anderer in Wort und That mißbrauchen u. sich da, wo sie nur überzeugen, leiten und regieren sollten, der Herrschsucht schuldig machen. Ebenso ist es gewöhnlich, D. nur auf die Gewaltthätigkeit für böse Zwecke zu beschränken, wie das bei der Erpressung schwerer Abgaben, bei drückenden Verboten der freien Gedankenmittheilung oder Machtsprüchen der Kabinetsjustiz der Fall ist; aber auch für an sich gleichgültige, selbst für gute Zwecke macht sich despotische Gewalt nicht selten geltend, wenn sie erzwingt, was nicht Gegenstand des Rechts, sondern des Gewissens ist, z. B. bei Zwangsgeboten des Gebets, des Gottesdienstes 2c. Der Fürstendespotismus ist eine stehende Rubrik in der Geschichte. Auch der Ministerdespotismus ist nur wenigen Ländern unbekannt und selbst da schwer zu verbannen, wo man ihm durch eine gesetzmäßige Volksvertretung einen Damm entgegenzusetzen suchte. Der geistliche D., in der Regel minder gewaltthätig, aber oft weit unbedingter und drückender als der weltliche, ist mit dem System der Hierarchie so genau verbunden, daß fast jedes Blatt der Kirchengeschichte davon Zeugniß ablegt. Auch die übrigen Ausbrüche des D. sind, wennschon in ihren Folgen minder schädlich, doch um so unwürdiger und verächtlicher. So ist der Beamtendespotismus der gröbste, der Offiziers- und Korporalsdespotismus der brutalste, der D. der Gelehrten und Schulmonarchen der anmaßendste, der D. der Hausväter der engherzigste und der D. der Bedienten, Knechte und Emporkömmlinge der unerträglichste.

Despoto-Dagh, Gebirge, s. Rhodope.

Despreaux, französischer Dichter, s. Boileau.

Dessätine (Desätine, Deßjatina), russisches Flächenmaß, = 2400 Quadratssaschen = 1,09250 französischen Hektaren = 2,69972 englischen Acres = 4,27890 preußischen Morgen. 1 preußischer Morgen = 0,23370 D.

Dessalines, Johann Jakob, unter dem Namen Johann Jakob I. Kaiser von Hayti, war ein Neger von der Goldküste, wo er um 1760 geboren war, kam sehr jung nach St. Domingo u. wurde dort der Sklave eines freien Schwarzen auf dem französischen Antheil von St. Domingo, dessen Familiennamen er nach üblichem Gebrauch annahm. Von Natur mit Scharfsinn, Muth und Energie ausgestattet, aber aller intellektuellen Bildung entbehrend, machte er sich bei Beginn der blutigen Unabhängigkeitskämpfe auf der Insel, besonders als Adjutant des mit den Spaniern gegen die Franzosen verbündeten Negergenerals Jean François durch Tapferkeit, aber auch durch Grausamkeit bemerklich. Als Toussaint l'Ouverture zur französischen Partei übergetreten war, folgte ihm D. und ward von François zum Divisionsgeneral erhoben. Als solcher kämpfte er mit dem glücklichsten Erfolge gegen den Mulattenchef Rigaud, besiegte ihn vollständig und erwarb sich dadurch das Vertrauen Toussaints, der ihn überall brauchte, wo es eine Maßregel der Strenge auszuführen galt. D. vollbrachte solche Aufträge mit der schonungslosesten Grausamkeit. Alle Farbigen, die in seine Hände fielen, wurden entweder einzeln hingeschlachtet, oder zu Hunderten ersäuft und erschossen. Mehr als 10,000 Mulatten waren seiner Wuth gefallen, als nach dem Frieden von Amiens der erste Konsul den General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel sandte. Toussaint übertrug D. den Oberbefehl im Westen der Insel, und letzterer führte gegen die Franzosen einen kleinen Krieg, wie ihn die Geschichte kaum mehr aufzuweisen hat. Saint-Marc vertheidigte er gegen den General Boudet, indem er bald einen kühnen Ausfall machte, bald floh und bei der Flucht die Brandmale blutiger Verwüstung hinterließ. Als die Franzosen im Begriff standen, sich der Stadt zu bemächtigen, zündete sie D. selbst an, und als Boudet in die Stadt einrückte, fand er nur rauchende u. brennende Schutthaufen u. verstümmelte Leichen. Die Franzosen übten blutiges Vergeltungsrecht und machten so glückliche Fortschritte, daß Christoph und D. ihren Friedensvorschlägen Gehör gaben und auch Toussaint zu dem Frieden vom 1. Mai 1802 bewogen. D. blieb General in französischen Diensten, erhielt das Gouvernement im Süden der Insel u. ergab sich, nachdem er unermeßliche Schätze zusammengerafft, der ungezügeltsten Wollust. Als nach der Entfernung Toussaints, zu welcher D. aus Eifersucht mitgewirkt haben soll, ein Neffe Toussaints, Belair, einen Aufstand gegen die Franzosen erregte, rückte D. gegen ihn aus, lockte ihn zu einer Unterredung zu sich, ließ ihn hinterlistig gefangen nehmen und schickte ihn in Ketten nach dem Kap, seine 300 schwarzen Gefährten aber ließ er sämmtlich ermorden. Unterdeß war Rochambeau an Leclercs Stelle getreten und übte alsbald die unerhörteste Tyrannei. So ließ er den geachteten und den Franzosen ergebenen Negergeneral Maurepas zu sich laden und mit seiner ganzen Familie auf martervolle Weise ermorden. Um für diese Schandthat Rache zu nehmen, vereinigte sich D. mit Christoph, sammelte seine schwarzen Schaaren, nahm durch einen Eilmarsch ein Corps Franzosen gefangen, ließ 500 Galgen aufrichten und an jeden einen Franzosen hängen. Hierauf belagerte er die Franzosen in der Kapstadt und brachte es im Verein mit einer englischen Flottille, die die Stadt von der Seeseite einschloß, dahin, daß Rochambeau am 19. November 1803 die Stadt mit allen Kriegs- und Mundvorräthen übergeben und mit seinen Truppen die Insel verlassen mußte. D., an der Spitze der Armee, proklamirte nun die Sicherheit der Person und des Eigenthums u. die Unabhängigkeit der Insel, die von nun an ihren alten Namen Hayti wieder erhielt. Im Januar 1804 ernannte ihn eine von allen Offizieren unterschriebene Erklärung auf Lebenszeit zum Generalgouverneur der Republik, mit der Gewalt, Gesetze zu geben, Krieg und Frieden zu beschließen und seinen Nachfolger zu bestimmen. Jetzt zeigte D. einen großen Eifer für das Aufblühen des jungen Freistaats, erließ einen Aufruf an die bei den ersten Unruhen nach dem Festlande von Amerika ausgewanderten reichen Landeigenthümer, ihnen Sicherheit der Person und des Eigenthums verheißend, ja er ließ sogar, um die Bevölkerung zu heben, die Einfuhr neuer Sklaven zu. Kaum aber waren die ersten Einrichtungen getroffen, als er durch einen wüthenden Aufruf Volk und Heer zur Vertilgung aller noch auf der Insel lebenden Franzosen, denen er

Sicherheit des Eigenthums und der Person feierlich versprochen hatte, aufforderte u., da weder das Volk, noch die Gerichte die Ermordung derselben beginnen mochte, selbst mit Militärkommando's die Ortschaften überfiel u. alle Franzosen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niederhieb, nur die Priester und Wundärzte verschonend. Darauf brach er im April 1804 nach dem spanischen Theil der Insel auf, um auch diesen, namentlich die Stadt Domingo, zu unterwerfen. Aber der von ihm gehoffte Sklavenaufstand erfolgte nicht, und als noch dazu französische Schiffe mit Mannschaft sich näherten, sah er sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Dafür führte er nach seiner Rückkehr eine neue Staatsverfassung ein, welche die Republik in eine Monarchie verwandelte und alle Gewalt in seine Hände legte, und ließ sich am 8. December 1804 auf dem Marsfelde von Port au Prince unter dem Namen Johann Jakob I. feierlich zum Kaiser des hayti'schen Reiches krönen. Er erließ nun zwar mehre Anordnungen zur Organisation des Reichs, zur Hebung des Landbaues, der Pflanzungen u. des Unterrichts, aber sein Despotismus und seine ungezügelten Leidenschaften ließen es zu keinem Erfolg kommen. Eitel und verschwenderisch, umgab er sich mit einer Pracht, welche die Mittel des jungen Staats verschlang. Neben seiner Gattin, einer gebildeten Negerin, die durch ihre Klugheit und ihre milden Sitten einen gewissen Einfluß auf ihn behauptete, hielt er sich zwanzig erklärte Beischläferinnen, von denen jede aus dem Staatsschatze mit jährlich 20,000 Piastern besoldet werden mußte. Unerträglicher noch war seine Grausamkeit; hatte er im Anfang seiner Regierung die Weißen seinem Blutdurst geopfert, so wüthete er nachher gegen seine eigenen unglücklichen Stammesgenossen. Kein Mensch war mehr vor seinem Verdacht sicher, der immer tödtlich traf, und selbst die hohen Beamten und Offiziere ließ er ohne Untersuchung hinrichten. Um dem Wüthen des Ungeheures Einhalt zu thun, verschworen sich endlich die Feldherren des Heeres, überfielen ihn am 17. Oktober 1806 und tödteten ihn durch Säbelhiebe, zur unendlichen Freude des ganzen Volkes. Vergl. Placide-Justin, Histoire politique et statistique de l'ile d'Hayti, Paris 1826.

Dessau, Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Anhalt-Dessau-Köthen und die volkreichste Stadt der anhaltischen Lande überhaupt, liegt am linken Ufer der Mulde in wiesenreicher, walddurchwachsener Gegend, mehr von Süden nach Norden, als von Osten nach Westen sich ausdehnend, und besteht aus 3 Theilen: der Altstadt im Süden, der Neustadt im Norden und dem sogenannten Sand, wozu noch 3 Vorstädte (Wasservorstadt, Vorstadt vor dem leipziger und vor dem akenschen Thor) kommen. Der Anblick der Stadt vom leipziger Thor her ist imponirend. Die lange, sehr breite und schnurgerade Franz- u. Kavalierstraße, welche die lutherische Johanniskirche mit der Statue des Herzogs Leopold Friedrich Franz (von Kiß modellirt) und einen Rasenplatz in der Mitte enthält, hat ein ganz großstädtisches Ansehen, obschon man bei näherer Betrachtung findet, daß die Häuser oft nur steinerne Façaden haben, im Uebrigen aus Fachwerk ausgeführt sind, andere ganz aus Fachwerk bestehende nur einen den Steinbau nachahmenden Abputz haben. Auch mehre andere Straßen, der Schloßplatz oder der große Markt, der kleine Markt, sind stattlich und elegant; dagegen gibt es im älteren Stadttheil, besonders nach der Mulde hin, auch enge und winklige Gassen. Das herzogliche Schloß, aus einem mit der linken Ecke gegen die Mulde gerichteten Hauptgebäude mit 2 Flügeln bestehend, enthält eine nicht unbedeutende Gemäldegallerie (über 600 Oelbilder, darunter einzelne von Tizian, Fr. Francia, Cimabue, Lippi, Giulio Romano, Carlo Dolce, Rubens, Vandyck u. A.), sowie Sammlungen von Alterthümern, Kostbarkeiten, Münzen und geschichtlichen Denkwürdigkeiten (Fürst Leopolds, des „alten Dessauer", Degen und Stock, Napoleons nach der Schlacht von Waterloo erbeuteter Becher 2c.). Nächstdem ist das Erbprinzenpalais, das Theater (seit 1858) und unter den Kirchen, deren D. im Ganzen 4 besitzt, die Schloß- und Stadtkirche zu St. Marien hervorzuheben, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut wurde u. die fürstliche Gruft, sowie einige gute Bilder von Cranach (namentlich sein bekanntes Abendmahl, mit den Bildnissen der bedeutendsten Förderer der Reformation) enthält. Luther predigte häufig in dieser Kirche. Die katholische Gemeinde (etwa 250 Seelen) hielt ehedem Gottesdienst in dem Betsaale der Amalienstiftung, einer Armenanstalt in der zerbster Straße, von der Tochter des Fürsten Leopold gegründet; demselben Gebäude, in welchem sich 20 Jahre lang (1774—93) Basedows Philanthropin befand, und dessen oberer Stock ebenfalls eine Gemäldesammlung enthält (gegen 700 Stück besonders von deutschen u. niederländischen Meistern, Wohlgemuth, Dürer, Grünewald, Hans Baldung, Rembrandt, Cranach, Ostade, Vandyck 2c.). Im Oktober 1858 wurde die neue, im gothischen Styl ausgeführte katholische Kirche am zerbster Thore eingeweiht, die im Chor Glasgemälde von Baudri und in ihren 3 Altären Meisterstücke gothischer Ornamentik enthält. An Bildungsanstalten besitzt D. ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, die berühmte jüdische Franzschule, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, eine Handelsschule 2c. Die Zahl der Einwohner beträgt 15,000 Seelen, darunter 900 Juden. Die Gewerbthätigkeit ist nicht unbedeutend, und der Handel, durch mehre Eisenbahnen, sowie durch die dessauische Landesbank (seit 1847) unterstützt, sehr lebhaft. Besonders ist D. als Getreide- und Wollmarkt von Bedeutung. In der Nähe die Lustschlösser Georgium und Luisium mit Parks, sowie der sieglitzer Berg und $2\frac{1}{2}$ Meilen davon entfernt Wörlitz mit seinen berühmten Gartenanlagen. In D. wurde der Philosoph Mendelssohn geboren, und der Griechenliederdichter Wilhelm Müller und der Komponist Fr. Schneider lebten und wirkten daselbst.

D. (anfangs Dissouwe, dann Deßo) wurde wahrscheinlich unter Albrecht dem Bären in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch eingewanderte Flamänder erbaut; als Stadt wird es urkundlich zuerst 1213 erwähnt. Merkwürdiger Weise bestand hier schon vor 1313 eine von dem Klerus unabhängige Schule, die älteste in Anhalt. Nach der Sage wurde am 19. Aug. 1467 die ganze Stadt, mit Ausnahme der Marienkirche und einer Thorbude, ein Raub der Flammen. Noch 1549 lebten innerhalb der Ringmauern nur 110 Einwohner, worunter 40 Brauer waren. Im Jahre 1525 wurde hier zwischen dem Kurfürsten Albrecht

von Mainz, Joachim I. von Brandenburg und dem Herzog Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche geschlossen. Seit der letzten Theilung Anhalts (1606) ist D. die Residenz des Fürsten von Anhalt-Dessau. Im dreißigjährigen Kriege traf mancherlei Kriegsnoth die Stadt, die schon vorher durch die Pest sehr gelitten hatte. Hier (oder bei Roßlau) erlitt im April 1626 der Graf Ernst von Mansfeld eine Niederlage durch Wallenstein, der bei Roßlau eine Schiffbrücke über die Elbe geschlagen hatte, die Oberst Aldringer besetzte und gegen die wiederholten Versuche Mansfelds vom 1. bis 11. April, den Uebergang zu erzwingen, vertheidigte. Von Neuem hob sich die Stadt unter dem Fürsten Leopold I., der die Wasserstadt, die Fürstenstraße, die Kavalierstraße, die leipziger Straße anlegte und auch die neue Kanzlei und die Reitschule, das Jagdzeughaus in der Wasserstadt, die Georgenkirche (seit 1712) erbaute. Fürst Leopold Maximilian baute das Schloß und andere Gebäude. Noch mehr that sein Sohn Franz für die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt; unter ihm wurde auch die Fortsetzung der Kavalierstraße, die sogenannte Franzstraße, angelegt. Der Neumarkt und die Neustadt haben erst seit 1825 ihre jetzige Gestalt erhalten. Große Berühmtheit erlangte D. am Ende des 18. Jahrhunderts durch das obenerwähnte, von Basedow gegründete Philanthropin; auch die damals hier bestehende „chalkographische Gesellschaft“ (Kupferstechergesellschaft), die jedoch schon 1806 einging, vermehrte den Ruhm der Stadt.

Dessauer Marsch, volksthümliche Marschmelodie, benannt nach dem „alten Dessauer“ (Fürst Leopold von Dessau), der bei seinem Einzuge in Turin (nach Erstürmung der Stadt am 7. September 1706) damit empfangen wurde. Der Marsch, der fortan seine Lieblingsmelodie war und seinen Namen führte, ist daher nicht deutschen, sondern italienischen Ursprungs und ertönte bereits nach der Schlacht bei Cassano (16. August 1705) zur Siegesfeier.

Dessert (franz.), Nachtisch, besteht hauptsächlich aus Konfitüren, Torten, Zuckerwerk; Dessertweine, süße Weine, werden zum Nachtisch servirt.

Dessi (bei den Engländern Valentia), kleine Insel an der westlichen Seite des rothen Meeres, vor dem Golf von Adulis, an der nordwestlichen Spitze der Halbinsel Buri, mit geräumigem Hafen, ist seit 1859 im Besitz der Franzosen.

Dessin (franz.), Muster, besonders ein solches, nach welchem eine Weberei, Stickerei oder ein ähnliches Kunstprodukt gearbeitet wird. In Fabriken hat man dafür besondere Musterzeichner (dessinateurs). Beim Sticken wird das D. vom Papier, worauf es gezeichnet ist, auf das zu stickende Zeuch abgetragen, indem es, auf seinem ganzen Umrisse mit Nadeln durchstochen, auf das Zeuch gelegt und feiner Kohlenstaub oder gepulverte Kreide darauf gestreut wird; die auf dem Zeuche entstandenen Punkte geben dann einen Umriß, nach welchem das Muster leicht mit Kreide, Röthel oder Tusche nachgezeichnet werden kann.

Deßna, Fluß, s. Desna.

Dessoir, 1) Ludwig, deutscher Schauspieler, 1809 zu Posen geboren, begann 1825 seine theatralische Laufbahn zu Stettin, spielte dann bei herumziehenden Gesellschaften und fand erst 1831 in Mainz unter Haake ein solides Engagement. Im J. 1834 folgte er einem Rufe nach Leipzig, verließ aber diese Bühne schon Anfangs 1835, gastirte zu Braunschweig u. ging dann nach Breslau, wo er 2 Jahre blieb. Im J. 1837 war er in Pesth engagirt, gastirte 1838 in Karlsruhe und ward am dortigen Hoftheater im April 1839 fest angestellt. Nach mehr als zehnjähriger Thätigkeit in Karlsruhe folgte er einem Rufe an die berliner Hofbühne, deren Zierde er noch jetzt ist. Früher war er in den Rollen jugendlicher Helden und tragischer Liebhaber ausgezeichnet; später trat er mit nicht geringerem Erfolg in älteren Rollen auf. Seine Haupttriumphe feierte er als Othello, Hamlet, Mephisto, Marinelli, Clavigo, Bolingbroke (in Scribe's „Glas Wasser“) und ähnlichen Rollen. Auch im Lustspiel trat er mit großem Erfolg auf. Seine Gattin, Therese, geborene Reimann, 1812 zu Berlin geboren, betrat 1827 zu Hannover die Bühne, kam 1832 nach Leipzig, 1834 nach Breslau, wo sie D. heirathete, von dem sie sich jedoch schon 1837 wieder trennte. Nachdem sie in Brünn und Wien mit dem entschiedensten Beifall gastirt, kam sie nach Leipzig zurück und ging von da nach Mannheim. Sie trat mit Erfolg in Heldenrollen, besonders leidenschaftlichen, wie Maria Stuart, Luise Miller, Griseldis rc., auf und gab auch im Lustspiel sentimentale junge Frauen.

2) Ferdinand, Sohn des Vorigen, geboren 1834, begann seine theatralische Laufbahn 1852 als jugendlicher Liebhaber zu Freiburg im Breisgau, spielte später in Frankfurt a. M., siedelte dann nach Schlesien zur kellerschen Truppe über, wo er sich mit Glück im komischen Fache versuchte, spielte 1855 in Mainz, trat auch in Wien im Theater an der Wien auf und ist gegenwärtig beliebter Komiker in Leipzig.

Dessole (nicht Dessolles), Jean Joseph Paul Augustin, Marquis, französischer General, am 3. Okt. 1767 zu Auch aus einer altadeligen Familie geboren, trat frühzeitig in Militärdienste und diente 1792 als Kapitän in der Legion des Montagnes in der Westpyrenäenarmee. Adjutant des Generals Reynier und dem Generalstab attachirt, ward er 1793 als Adeliger verabschiedet, doch fast gleichzeitig wieder angestellt und im Oktober d. J. zum Generaladjutanten ernannt. Als solcher wohnte er 1796 dem italienischen Feldzuge unter Bonaparte mit Auszeichnung bei. Im J. 1797 ward er zum Brigadegeneral befördert. Im folgenden Jahre befehligte er ein Reservecorps in Italien und rückte am 7. Dec. 1798 mit seiner Division in Turin ein. Im März 1799 überstieg er zur Unterstützung Lecourbe's, der nach dem Gefecht von Finstermünz im Innthal von den Feinden bedrängt war, an der Spitze von 4500 Mann das wormser Joch, vertrieb die Oesterreicher aus den Verschanzungen bis Glurns u. Taufers u. entschied das Treffen von St. Maria. Für diesen Sieg wurde er vom Direktorium zum Divisionsgeneral ernannt. Chef des Generalstabs des Oberkommando's der italienischen Armee, bewies er bei Novi (16. Juli 1799) die glänzendste Tapferkeit, befehligte gegen Ende des Feldzuges die Truppen in Genua und ward endlich auf Moreau's Verlangen zum Chef des Generalstabs der Rheinarmee befördert. Während des folgenden Feldzuges zeichnete sich D. bei allen bedeutenden Gelegenheiten aus, so bei Hohenlinden, Linz u. bei den Uebergängen über

den Inn und die Salza. Nach Abschluß des lüneviller Friedens (Dec. 1801) wollte ihn der erste Konsul zum Staatsrath, Kriegssekretär und Mitglied des Verwaltungsrathes ernennen, eine Gunst, die D. jedoch aus Anhänglichkeit an Moreau ablehnte. Im J. 1803, als es darauf ankam, Moreau's Freunde zu entfernen, ward er nach Hannover geschickt, um unter Mortier eine Division zu befehligen. Nach dessen Abberufung führte D. den Oberbefehl, den er indeß bald an Bernadotte abtrat. Als alle Civil- und Militärbehörden bei Eröffnung des Prozesses gegen Moreau dem ersten Konsul Glückwunschadressen zusandten, gehörte D. zu den Wenigen, die dies unterließen. Bonaparte verzieh ihm dies nie ganz, obwohl er ihn, um ihn an sein Interesse zu fesseln, 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion und 1805 sogar zum Gouverneur des Palastes von Versailles ernannte. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt D. nach einem kurzen Aufenthalt daselbst den Befehl, sich zur Armee nach Boulogne zu begeben. Die ihm 1805 angetragene Würde eines Chefs des Generalstabs unter Lannes lehnte er ab und zog sich auf sein Landgut bei Auch zurück. Als 1808 Napoleon sich durch das südliche Frankreich nach Spanien begab, erhielt D. den Befehl, sich ihm in Agen vorzustellen, wo er das Kommando über ein Armeecorps in Spanien erhielt. In dieser Eigenschaft zeichnete er sich besonders im August 1809 bei Toledo, am 18. Nov. in der Schlacht bei Ocaña und beim Uebergange über die Sierra Morena aus. Den 18. Jan. 1810 hielt er seinen Einzug in Cordova, wurde zum Gouverneur von Cordova, Jaen und Sevilla ernannt und erwarb sich durch Milde das Zutrauen der Spanier. Mit Napoleons System nicht übereinstimmend, zog er sich abermals aus dem Dienste und auf's Land zurück. Im Jahre 1812 zum Chef des Generalstabs bei der Armee des Vicekönigs von Neapel ernannt, nahm er nach der Eroberung von Smolensk seine Entlassung und lebte nun bis zur Restauration zurückgezogen auf einem Landsitze bei Paris. Am 31. März 1814 von der provisorischen Regierung zu Paris zum Befehlshaber der Nationalgarde dieser Stadt und der Linientruppen der 1. Militärdivision ernannt, erklärte er sich mit Talleyrand gegen die von Napoleon vorgeschlagene Einsetzung einer Regentschaft, an deren Spitze die Kaiserin Marie Luise stehen sollte. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er vom Grafen Artois zum Mitglied des provisorischen Staatsraths und von Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Pair von Frankreich ernannt und ihm zugleich das Kommando über sämmtliche Nationalgarden übertragen. Nach Napoleons Landung erklärte er sich in einer Proklamation an die Nationalgarden gegen den Kaiser, lebte während der hundert Tage zurückgezogen auf seinem Landsitze, trat nach der zweiten Restauration wieder in die Pairskammer ein und übernahm wieder den Oberbefehl über die Nationalgarden. Zugleich ernannte ihn der König zum Mitglied des geheimen Rathes. Da er sich aber dem von der Regierung befolgten Reaktionssystem nicht anschließen mochte, vielmehr sich als Mitglied der Pairskammer als entschiedener Anhänger des konstitutionellen Systems zeigte, legte er das Kommando nieder und wurde durch den Herzog von Reggio ersetzt. Am 29. Dec. 1818 übernahm er die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, sowie den Vorsitz in dem von Decazes gebildeten Ministerium und ward vom König zum Marquis erhoben. Nachdem aber Decazes sich dem sogenannten Schaukelsystem ergeben hatte u. eine Verständigung der Minister unter sich im Betreff des Wahlgesetzes gescheitert war, trat D. mit Gouvion St.-Cyr und Louis aus dem Ministerium aus und wurde unter dem Ministerium Villèle, als der schärferen Opposition zugehörig, 1822 auch aus der Liste der Staatsminister gestrichen. Er † am 2. Nov. 1828 auf seinem Landgute Montluchet bei Paris.

D'Ester, Karl Ludwig Johann, einer der demokratischen Führer von 1848 in Preußen, 1811 zu Valendar im Kreise Koblenz geboren, studirte Medicin und lebte bis 1848 als praktischer Arzt in Köln. Als radikaler Demokrat war er es vorzüglich, der in Köln einen „Hülfsverein", besonders zum Nutzen der arbeitenden Klassen, errichten half. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 von der dritten Wählerklasse in den kölner Gemeinderath gewählt, wurde er mit Raveaux, Wittgenstein ꝛc. am 19. März nach Berlin geschickt und darauf mit Raveaux in das Vorparlament gesandt, wo er mit Friedrich Hecker vergeblich für dessen Permanenz kämpfte. Als bald darauf die preußische Nationalversammlung zusammentrat, ward D'E. von dem Kreise Mayen zum Abgeordneten gewählt. In der Kammer erhob sich seine Beredtsamkeit hin und wieder zu revolutionärer Kühnheit. Gleichzeitig wirkte er in Klubs und Volksversammlungen und ward Mitglied des demokratischen Centralausschusses. Bei der Novemberkatastrophe war er von Anfang an einer der Entschiedensten und kämpfte unverdrossen gegen die Illusion einer legalen, passiven Revolution. Nachdem die Angelegenheiten sich zum Nachtheil des Volks gewendet hatten, widmete er sich der Thätigkeit des Centralausschusses bis zum Zusammentritt der Februarkammer, in der D'E. wieder eine hervorragende Stellung einnahm. Seine Reden bei Gelegenheit der Adresse, der deutschen Kaiserfrage, des Belagerungszustandes waren wieder von ganz revolutionärem Charakter. Nach der Kammerauflösung ging er nach Frankfurt, von wo er sich sogleich nach der Pfalz begab. Er wohnte den Berathungen der provisorischen Regierung dieses Landes bei und war Bureauchef in der Abtheilung des Innern. Auch redigirte er einen Theil der damals publicirten Verordnungen, namentlich die provisorisch erlassene Gemeindeordnung, und war einer der Kommissare, die unter bewaffneter Assistenz den Bürgermeister u. Stadtrath zu Speyer außer Amtsthätigkeit setzten und die Wahl eines neuen Gemeinderaths betrieben. Als das Schicksal der pfälzisch-badischen Bewegung entschieden war, ging D'E. 1849 in die Schweiz und widmete sich wieder seit 1851 der medicinischen Praxis zu Châtel-St.-Denis, einem Städtchen des Kantons Freiburg. Er † hier den 11. Juni 1859. Außer „Ein Wort über öffentliche Irrenpflege" (Köln 1842) hat D'E. nur einige politische Flugschriften veröffentlicht.

Desterro (Nosso Senhora do D.), Hauptstadt der brasilianischen Provinz Sta. Catarina, auf der Westküste der Insel Catarina, hat einen Hafen mit dem Fort Santa Cruz, Handel, Wallfischfang und 8000 Einw.

Destillation (v. Lat.), eine chemische Operation,

welche zum Zweck hat, leichter flüchtige Substanzen durch Einwirkung der Wärme von schwerer flüchtigen zu trennen und erstere durch Abkühlung in flüssiger Form wieder zu gewinnen. Die D. wird aber sowohl des flüchtigen Theils, des Destillats, als auch des nicht flüchtigen Theils, des Destillationsrückstandes, halber ausgeführt. Der letztere Fall tritt ein, wenn man eine Substanz aus ihrer Lösung durch Verdampfung derselben gewinnen will, ohne sie der Einwirkung der Luft auszusetzen. Auf die Wiedergewinnung des flüchtigen Lösungsmittels wird dann mehr oder weniger Sorgfalt verwendet, je nachdem man es fernerhin zu benutzen gedenkt. Verdichtet sich die flüchtige Substanz nicht zu einer tropfbaren Flüssigkeit, nimmt sie vielmehr sofort wieder feste Gestalt an, so nennt man die Operation eine Sublimation. Bei der D. sowohl, als bei der Sublimation liegt die flüchtige Substanz fertig gebildet und nur mit andern Stoffen, von denen sie getrennt werden soll, vermischt vor; ist dies nicht der Fall, wird vielmehr aus irgend einem Stoffe erst durch Einwirkung der Wärme eine flüchtige Substanz gebildet, indem derselbe sich zersetzt, so nennt man die Operation trockene D., wobei es gleichgültig ist, ob das Destillat und der Destillationsrückstand fest oder flüssig sind. Fälschlich braucht man den Ausdruck „destilliren“ zuweilen gleichbedeutend mit digeriren und maceriren, z. B. gewisse Species mit Weingeist oder Oel in der Sonne „destilliren“.

Die Ausführbarkeit der D. gründet sich darauf, daß der Dampf eines Körpers einen viele hundertmal größeren Raum einnimmt, als derselbe in fester oder flüssiger Form erfüllte. Erhitzt man also in einem beinahe gefüllten Gefäß eine Substanz bis zur Dampfbildung, so findet der Dampf keinen Platz und kann durch ein Rohr, welches in der einzigen Oeffnung des Gefäßes steckt, fortgeleitet werden. Kühlt man dies Rohr ab, so verdichten sich die Dämpfe und die Flüssigkeit fließt in ein anderes Gefäß, welches man unter die Mündung des Rohres stellt. Das Destillat führt in manchen Fällen im gewöhnlichen Leben besondere Namen, es heißt destillirtes oder abgezogenes Wasser, wenn es wässeriger Natur ist und durch D. von gewöhnlichem Wasser über Pflanzentheile erhalten wurde; man nennt es dagegen gebranntes Wasser, wenn es alkoholhaltig ist und aus einer gegohrnen Flüssigkeit erhalten wurde. Von einer destillirenden Flüssigkeit sagt man, sie destillire über, gehe über, werde gebrannt, abgezogen, übergezogen, z. B. über Pflanzentheile abgezogen, damit sie deren Geschmack und Geruch annehme. Häufig beabsichtigt man dauernde Einwirkung zweier Stoffe auf einander bei höherer Temperatur und die Bildung oder Auflösung flüchtiger Bestandtheile derselben, die nachher abdestillirt werden sollen. Zu diesem Zweck pflegt man die D. wie gewöhnlich einzuleiten und die ersten Theile des Destillats zurückzugießen, damit sie abermals auf die zurückgebliebene Substanz einwirken. Diese Operation nennt man kohobiren. Wird das Destillat aber für sich noch einmal destillirt, so ist dies eine Rektifikation und das Produkt heißt Rektifikat. Sind in derselben Flüssigkeit mehre flüchtige Stoffe enthalten, so bestimmt sich der Siedepunkt des Gemisches nach den Siedepunkten der Bestandtheile und nach dem Mischungsverhältnisse derselben. Erhitzt man ein solches Gemisch, so verflüchtigt sich zunächst der Bestandtheil des Gemisches, dessen Siedepunkt am niedrigsten liegt. Zugleich bleibt die Temperatur stationär, es geht fast nur von diesem flüchtigsten Stoffe über, und erst, wenn er beinahe vollständig abdestillirt ist, mischen sich reichlich Dämpfe eines andern Stoffes bei, dessen Siedepunkt nunmehr der niedrigste ist. Die Temperatur steigt dann und wird erst wieder bei dem Siedepunkt des letzteren Stoffes stationär. Auf diese Weise kann man, bei Beobachtung der Temperatur, aus einem Gemisch verschiedener flüchtiger Flüssigkeiten eine nach der andern abdestilliren, und wenn man zu rechter Zeit das Gefäß, in welches die verdichtete Flüssigkeit fließt, wechselt, so gelingt es, die verschiedenen Stoffe von einander zu trennen. Die Destillate werden nun rektificirt und abermals dabei die Temperaturen beobachtet. Man verfährt dann in der Regel so, daß man für sich gesondert auffängt, was bei einer Temperatur von einigen Graden unter und über dem Siedepunkt der fraglichen Flüssigkeit überdestillirt. Durch wiederholte Rektifikationen mit Beobachtung derselben Vorsichtsmaßregel gelingt es endlich, ein Produkt zu erhalten, welches einen festen Siedepunkt besitzt, d. h. bei welchem von Anfang bis zum Ende der D. die Temperatur unverändert bleibt. Man nennt dies Verfahren eine fraktionirte D.; wir werden aber weiter unten sehen, wie man durch besondere Apparate noch schneller zum Ziele gelangen kann. Der Destillationsrückstand führt je nach seinem Ursprung verschiedene Namen. Er heißt bekanntlich Schlempe in der Branntweinbrennerei, Phlegma bei der Rektifaktion des Spiritus, und mit Todtenkopf, Caput mortuum, bezeichneten die alten Chemiker einen trockenen, keinen besonderen Werth habenden Rückstand.

Die bei der D. in Anwendung kommenden Apparate, Destillationsapparate, sind von verschiedener Beschaffenheit, je nach dem beabsichtigten Zwecke, dem nöthigen Feuergrade, der Natur und Menge der zu behandelnden Substanzen. Der einfachste Destillationsapparat besteht aus 2 Stücken, einem, in welchem die zu destillirende Substanz erhitzt wird, u. einem, in welchem die Dämpfe abgekühlt werden und die verdichtete Flüssigkeit sich sammelt. Die Art, in welcher beide Gefäße mit einander verbunden sind, ist sehr verschieden. Entweder sind sie unmittelbar in einander gefügt, oder man verbindet sie mittelst eines dritten Stücks, eines Rohres, in welchem dann in der Regel die Abkühlung u. Kondensation der Dämpfe erfolgt. Wir betrachten zunächst die D. aus Glasgefäßen, wie sie in chemischen Laboratorien, Apotheken 2c. ausgeführt wird. Figur 1 (s. Tafel Destillation) zeigt uns den einfachsten, aus der Retorte a und dem Kolben b bestehenden Apparat. Die Retorte ist im Bauch sehr dünnwandig und kann deshalb über direktem Feuer erhitzt werden. Der Hals muß in der Weise wie in Fig. 1 a, nicht wie in Fig 2 gebogen sein, weil sich an der obern Wandung der Retorte schon viele Dämpfe verdichten und die Flüssigkeit der Neigung des Glases folgt. Betrachtet man aber die beiden Retorten, so findet man leicht, daß die obere Wandung bei Fig 2. viel mehr das Zurückfließen der verdichteten Flüssigkeit gestattet, als bei der Retorte in

Fig 1. Die senkrechte punktirte Linie zeigt den Ort an, von wo die Flüssigkeit einerseits dem Halse, andererseits dem Bauch der Retorte zufließt. Bei der Wahl der Retorten hat man hierauf Rücksicht zu nehmen, weil die D. in schlecht geformten Retorten viel langsamer verläuft. Beim Füllen der Retorten ist zu beachten, daß der Hals derselben nicht verunreinigt werde, weil sonst von der zu destillirenden Flüssigkeit etwas in das Destillat gelangen würde. Man bedient sich deshalb zweier Röhren, steckt die weitere, wie in Fig. 3 angegeben, in den aufrecht stehenden Hals der Retorte und führt dann das längere, enge Trichterrohr ein. Die zu destillirende Flüssigkeit wird mit der Vorsicht eingegossen, daß dieselbe nicht die obere Wand der Retorte benetze, wo diese nach dem Halse zu sich neigt, worauf man zunächst das Trichterrohr und dann das weitere Rohr herauszieht. Bequemer sind die tubulirten Retorten, welche in der obern Wandung eine Oeffnung haben, die mit einem Pfropfen oder einem Glasstöpsel verschlossen werden kann. Diese Oeffnung, der Tubulus, muß genau über dem tiefsten Punkt des Retortenbauches liegen, wie Fig. 4 zeigt. Der Tubulus dient auch dazu, einen durchbohrten Kork mit Glasrohr aufzunehmen, wenn während der D. ein Strom irgend einer Luftart in die Retorte geführt werden soll. Dies geschieht häufig bei leicht sich zersetzenden Flüssigkeiten, wo es darauf ankommt, die gebildeten Dämpfe schnell fortzuführen, dann auch bei manchen chemischen Operationen, welche die Bildung irgend eines flüchtigen Körpers bezwecken, der sogleich, wie er sich bildet, Dampfgestalt annimmt und überdestillirt. Leitet man z. B. auf Phosphor, der in einer Retorte erwärmt wird, Chlorgas, so bildet sich Phosphorchlorür u. dieses destillirt über. Anstatt der tubulirten Retorten benutzt man häufig auch Kolben oder Kochflaschen zum Destilliren, welche mit einem durchbohrten Kork verschlossen werden. Ein weites Glasrohr führt die Dämpfe fort. Wegen der bequemeren Handhabung eines solchen Apparats wird derselbe, wo es angeht, den Retorten vorgezogen. Fig. 5 zeigt uns eine solche Vorrichtung. Sind Substanzen zu destilliren, die den Kork angreifen, so verbietet sich natürlich die Anwendung desselben und man muß sich der Retorten bedienen; hier mag aber gleich eingeschaltet werden, daß man häufig auch Glas nicht benutzen kann, sei es, weil dasselbe der fraglichen Substanz nicht genügenden Widerstand leistet, oder weil die zur D. nöthige Temperatur dem Schmelzpunkt des Glases zu nahe liegt oder ihn gar übersteigt. Man greift dann zu Retorten aus Schmelztiegelmasse, Porzellan oder Steinzeug. Diese Retorten sind ebenso wie Glasretorten geformt. Retorten aus Metall aber, z. B. aus Eisen, Blei, Platin, bestehen in der Regel aus 2 Stücken. Die Retorte ist in der halben Höhe durchschnitten; der untere, halbkugelförmige Theil wird mit der zu destillirenden Substanz gefüllt, dann die obere Hälfte (welche in den Hals ausläuft) aufgesetzt und die Fuge mit einem passenden Kitt verstrichen, lutirt. Das Gefäß, welches das Destillat aufnimmt, der Kolben, die Vorlage, besteht, wie Figur 1 b zeigt, aus einer Kugel mit geradem, nach oben sich etwas erweiterndem Halse. Diese wird mit der Retorte einfach verbunden, indem man den Hals derselben in den Kolben hineinsteckt. Dabei ist nur darauf zu sehen, daß ersterer mit seiner Mündung gerade oder doch beinahe im Mittelpunkt des Kolbens sich befinde; jedenfalls muß er in die Wölbung des Kolbens hineinragen, darf aber auch andererseits nicht zu weit der hintern Wandung desselben sich nahen. Die Mündung des Kolbenhalses muß der Retorte freien Spielraum lassen und darf niemals klemmen, auch nicht dem Bauche der Retorte zu nahe kommen, weil sonst leicht Sprünge erfolgen. Diese einfache Destillationsvorrichtung genügt aber nur bei nicht sehr flüchtigen Substanzen; sollen Verbindungen destillirt werden, die leicht Dampfgestalt annehmen und deshalb schwer wieder zu verdichten sind, so muß man anders verfahren. Man schaltet dann einen besondern Kühlapparat ein. Als solcher ist am gewöhnlichsten der Gegenstromapparat im Gebrauch, welcher Liebigs Namen trägt, obwohl er keineswegs von diesem zuerst angegeben worden ist. Derselbe besteht aus einem weiten Rohr aus Glas oder Blech, welches an beiden Enden mit 2 doppelt durchbohrten Pfropfen versehen ist. Durch dies Rohr geht, wie Figur 5 zeigt, ein weites Glasrohr, ferner steckt in dem einen durchbohrten Kork ein aufwärts gehendes, oben zu einem Trichter erweitertes Rohr und in dem andern ein einfaches Abflußrohr. Der ganze Apparat wird in geneigter Lage festgestellt, und zwar so, daß das Trichterrohr an dem tiefsten Punkt einmündet, während das Abflußrohr die höchste Stellung einnimmt. Hier treten die heißen Dämpfe in das weite Rohr ein; das kalte Wasser fließt unten ein, füllt den Raum zwischen dem innern u. äußern Rohr und fließt oben ab. Natürlich wird es hier am schnellsten heiß, und die Dämpfe, wie sie allmählig vorwärts getrieben werden, kommen in immer kälter gehaltene Theile des Rohrs. Das Wasser, welches sie noch etwa erwärmen, steigt, in Folge seines geringeren specifischen Gewichts, in die Höhe, die Dämpfe verdichten sich mehr und mehr, und da sie zuletzt dort anlangen, wo das ganz kalte Wasser einfließt, so werden auch die letzten Theile desselben kondensirt. Das innere Rohr, welches auch am unteren Ende weit über das äußere Rohr hinausragt, ist hier gewöhnlich nach unten umgebogen u. in eine Spitze ausgezogen. Da aus demselben nur vollkommen verdichtete und abgekühlte Flüssigkeit ausfließt, so genügt als Vorlage eine gewöhnliche Flasche, die man allenfalls noch in ein gleich hohes Gefäß mit kaltem Wasser oder Eis und Schnee setzen kann. Mit der Retorte verbindet man den Kühlapparat nicht gern direkt, jedenfalls müßte der Retortenhals in das Kühlrohr (nicht umgekehrt) gesteckt werden. Gewöhnlich benutzt man einen Vorstoß, wie ihn Figur 13 zeigt, in dessen weiterer Oeffnung man mittelst eines durchbohrten Korks den Retortenhals befestigt, und dessen Spitze ebenso in dem Kühlrohr befestigt wird. Statt des liebigschen Kühlers kann man auch ein spiralförmig gewundenes Glasrohr benutzen, wie es Figur 6 für größere Verhältnisse zeigt. Aber auch hier muß man dann in das Gefäß, in welchem die Schlange liegt, das kalte Wasser mit Hülfe eines langen Rohres am Boden einfließen und das heiße Wasser durch ein Rohr, welches nahe am obern Ende des Fasses angebracht ist, fortströmen lassen. Hat man es mit einer Substanz zu thun, aus welcher sich bei der D. ein sehr flüchtiger und ein weniger flüchtiger Körper oder statt des ersteren ein Gas entwickelt, so ordnet man

den Apparat anders. Mit Hülfe eines Vorstoßes verbindet man Retorte und Kolben. Letzterer muß in diesem Fall tubulirt sein. In dem Tubulus befestigt man mittelst eines durchbohrten Pfropfens ein zweimal rechtwinklig gebogenes Rohr, dessen abwärts gehender Schenkel in ein Gefäß taucht, welches in Eis od. Schnee oder einer Kältemischung steht oder mit dem liebigschen Kühler verbunden ist. Kühlt man den Kolben, wie in Figur 4 angegeben, so sammelt sich in diesem die weniger flüchtige Substanz, während die nicht verdichteten Dämpfe weiter gehen u. im Kühlapparat kondensirt werden. Entweicht aus der Retorte ein Gas, so leitet man dies in eine pneumatische Wanne, entweder direkt vom ersten Kolben aus, oder mit Einfügung des liebigschen Kühlers von einem zweiten tubulirten Kolben aus, in dem sich die flüchtigere Substanz sammelt und der für diesen Fall mit dem Kühlapparat luftdicht verbunden sein muß. Ist das Destillat so flüchtig, daß es nur bei Anwendung großer Kälte flüssig erhalten werden kann, so genügen die angegebenen Kühlvorrichtungen noch nicht. Man verbindet dann mit der Retorte, und zwar vortheilhaft unter Einschaltung des liebigschen Kühlapparats, ein U-förmig gebogenes Rohr, welches in einem passenden Gefäß mit einer Kältemischung umgeben werden kann. Bei dem einfachen, nur aus Retorte u. Kolben bestehenden Destillationsapparat kühlt man letzteren einfach in der Weise, daß man einen Strahl Wasser auf die höchste Stelle desselben leitet (Fig. 4). Um das Wasser besser zu vertheilen, pflegt man ein dünnes Tuch oder ein Netz über den Kolben auszubreiten. Auch genügt es, den Kolben in eine Schüssel mit kaltem Wasser zu legen und mit Hülfe eines beliebigen Gefäßes ununterbrochen u. reichlich Wasser aufzugießen.

Zur Ausführung der D. muß man wissen, ob die zu destillirende Flüssigkeit beim Kochen stark schäumt oder spritzt. Davon hängt es ab, wie weit die Retorte gefüllt werden darf; niemals sollte sie mehr als zu $^2/_3$ gefüllt werden. Die Erhitzung geschieht bei kleinen Retorten mit der Spirituslampe, bei größeren mit einem passenden Ofen, der gut ausgeglühte Holzkohlen enthält. Am besten ist es, die Retorte mit Hülfe eines Retortenhalters oder auf einem Dreifuß festzustellen, so daß die Wärmequelle frei beweglich ist. Bei genügender Vorsicht kann man ohne Weiteres die Retorte direkt über das Feuer bringen, oft wird es jedoch vorgezogen, sie auf ein Drahtgeflecht od. in einen feinmaschigen Drahtkorb zu stellen; auch benutzt man häufig ein Sandbad, welches aus einer Blechschale besteht, auf deren Boden man $^1/_2$ Zoll hoch trockenen gesiebten Sand streut. Auf diesen setzt man dann die Retorte und füllt die Schale wenigstens so hoch mit Sand, wie die Flüssigkeit in der Retorte steht. Manchmal muß die Retorte bis an den Hals in Sand vergraben werden. Fig. 7 a zeigt uns ein solches Sandbad, eine Kapelle, für größere Retorten und zum Einsetzen in einen Windofen bestimmt. Figur 7 zeigt eine eingemauerte Kapelle. Diese Vorrichtungen haben den Vortheil, daß sie größere Sicherheit gewähren, weil die Retorte vor Zug und Stößen gesichert ist, daß man ferner jedes beliebige Brennmaterial benutzen kann, und endlich, daß die Erhitzung eine viel gleichmäßigere ist, weil die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Feuers nicht gleich durch die Sandschicht hindurch sich bemerkbar macht. Die D. verläuft darum viel regelmäßiger und kann bei guter Einrichtung mehr sich selbst überlassen bleiben. Wo mehre derartige Kapellen neben einander eingemauert sind und durch Eine Feuerung erhitzt werden, nennt man die Einrichtung Galeerenofen. Dergleichen finden sich häufig in Fabriken. In neuerer Zeit benutzt man gern zum Schutz der Retorte die sogenannten Beschläge, Massen aus Thon und Kalk mit geeigneten Bindemitteln, mit denen man den Bauch der Retorte überzieht (s. Beschlag). Diese Beschläge schützen die Retorten vor dem Zerspringen u. haben den Vorzug vor den Kapellen, daß sie bessere Regulirung der Temperatur gestatten u. nicht so großen Aufwand an Brennmaterial erfordern. In diesem Sinne empfehlenswerth ist das Verkupfern der Retorten, welches man nach Rohr in der Weise ausführt, daß man den Bauch der Retorte durch Bestreichen mit einem Brei von Flußspath und Schwefelsäure anätzt, mit Graphitpulver leitend macht und nach bekannter Methode verkupfert. Kommt es darauf an, die zu destillirende Flüssigkeit gleichmäßig und anhaltend zu erhitzen u. dabei eine bestimmte Temperatur nicht zu überschreiten, so genügt das Sandbad nicht, man benutzt dann bei Temperaturen unter 100° das Wasserbad, bei höheren Hitzegraden aber das Chlorcalciumbad, Chlorzinkbad, Oelbad od. Metallbad, indem man die Retorte in ein Gefäß taucht, welches diese Stoffe enthält, die nun niemals über ihren Siedepunkt hinaus erhitzt werden können (s. Bad). Damit die Retorte in ihren oberen Theilen nicht zu sehr abkühle oder gar durch Zug gesprengt werde, umgibt man sie mit einem Blechmantel, wobei man darauf Rücksicht zu nehmen hat, daß die Dämpfe der destillirenden Flüssigkeit nicht etwa durch zu große Hitze zersetzt werden. Ist der Apparat zusammengesetzt, so feuert man vorsichtig an u. sorgt, daß die Flüssigkeit schnell ins Sieden komme, dann mäßigt man das Feuer und unterhält ein lebhaftes, gleichmäßiges Kochen. Manche Flüssigkeiten schäumen entweder während der ganzen D., od. doch zu irgend einer Periode derselben; hierauf ist wohl zu achten u. das Feuer sorgsam zu reguliren. Man kühle fleißig, u. bei einfacher Vorlage trage man Sorge, daß die Dämpfe nicht in heißem vollen Strahle gegen die hintere Kolbenwand strömen, die sonst leicht bei Berührung mit dem kalten Wasser springen könnte. Manche Flüssigkeiten kochen unter fortwährendem Stoßen; dies vermeidet man, indem man einen vielfach gebogenen Platindraht, Glasscherben od. Kohle in die Retorte bringt, von deren Oberfläche aus die Dampfbildung dann gleichmäßig erfolgt. Scheidet sich während der D. ein fester Körper aus, z. B. Gyps, schwefelsaures Bleioxyd, so fängt die Flüssigkeit oft so heftig an zu stoßen, daß die Retorte zu zerspringen droht. In diesem Falle bedient man sich der in Figur 12 dargestellten Vorrichtung. Ein konisch zusammengelegtes Blech ist in der Mitte so weit ausgeschnitten, daß der untere Theil der Retorte, in welchem sich der ausgeschiedene feste Körper sammelt, darin versenkt werden kann. Anstatt vom Boden erhitzt man nun die Retorte von den Seiten durch Kohlen, die auf das Blech gelegt werden, und erzielt so ein gleichmäßiges Sieden. Diese Vorrichtung ist namentlich bei der Rektifikation der englischen Schwefelsäure empfehlenswerth. Sehr gut wirkt auch ein Luft-

strom, den man durch den Tubulus der Retorte mit Hülfe eines Glasrohres bis auf den Boden derselben leitet, doch muß man statt gewöhnlicher Luft oft ein anderes Gas anwenden. Um Flüssigkeiten, die wegen ihrer leichten Zersetzbarkeit nicht bis zum Siedepunkt erhitzt werden dürfen, im luftverdünnten Raum zu destilliren, verbindet man, wie in Figur 14 angegeben, die Retorte mittelst eines durchbohrten Korks und nasser Schweinsblase luftdicht mit dem tubulirten Kolben, der durch eine in der Mitte fein ausgezogene Röhre mit einer Luftpumpe in Verbindung steht. Das Manometerrohr dient zur Prüfung des luftdichten Verschlusses. Hat man die Luft genügend verdünnt, so schmilzt man das fein ausgezogene Rohr zu und destillirt nun bei gelinder Erwärmung der Retorte und starker Abkühlung der Vorlage. Handelt es sich mehr darum, den Destillationsrückstand zu gewinnen, so kann man auch in der Weise verfahren, daß man eine möglichst kleine Retorte mit einem Vorstoß versieht und einen verhältnißmäßig sehr großen Kolben so vorrichtet, daß die Spitze des Vorstoßes schnell luftdicht mit demselben verbunden werden kann. Die Retorte sei ziemlich voll und werde so weit als thunlich erwärmt; in dem Kolben aber befinde sich etwas Wasser, welches man bis zum lebhaften Sieden erhitzt. Sobald dies geschehen ist, und man annehmen kann, daß alle Luft durch den Wasserdampf ausgetrieben ist, verbindet man schnell Retorte und Kolben mit einander. Sowie der Wasserdampf sich verdichtet, entsteht ein fast luftverdünnter Raum, u. wenn man den Kolben stark abkühlt und die Retorte so weit als möglich erwärmt, erfolgt die D. schnell und regelmäßig. Dies kann noch befördert werden, wenn das Wasser Stoffe gelöst enthält, die auf das Lösungsmittel in der Retorte besondere absorbirende Kraft ausüben. Enthält der Kolben englische Schwefelsäure, die man zum Kochen erhitzt hatte, so geht auch Wasser sehr schnell u. leicht über.

Die fraktionirte D., welche, wie oben auseinandergesetzt, darauf beruht, daß aus einem Gemisch von Flüssigkeiten, welche bei sehr verschiedenen Temperaturen sieden, zunächst fast nur Dämpfe der flüchtigeren Flüssigkeit sich entwickeln, wenn man das Gemisch bis auf deren Siedepunkt erhitzt, führt selten in Einer Operation zum Ziele. Es entweichen mit den Dämpfen der leichter siedenden Substanz stets auch Dämpfe der schwerer flüchtigen, und namentlich, wenn von ersterer nur noch wenig in dem Gemisch vorhanden ist, geht sehr viel von letzterer mit über. Durch sehr oft wiederholte D.en gelangt man freilich zum Ziele, schneller erreicht man jedoch dasselbe Resultat, wenn man das Princip der Dephlegmatoren (s. d.) anwendet. Zu diesem Zweck dient der in Fig. 5 dargestellte Apparat. Die aus dem Kochgefäß sich entwickelnden Dämpfe müssen, ehe sie in die Vorlage gelangen können, in dem vertikalen Rohr in die Höhe steigen. Dies wird aber durch die umgebende Luft stark abgekühlt, und so haben die Dämpfe der schwerer flüchtigen Substanz Zeit und Gelegenheit, sich zu verdichten. Das in der Spitze des vertikalen Rohres eingesenkte Thermometer zeigt die Temperatur der Dämpfe, aus welcher man beurtheilen kann, wie die Flüssigkeit zusammengesetzt ist, welche in der Vorlage sich sammelt. Hat man ein Gemisch von Alkohol u. Aether zu destilliren, so wird bei 35—38° C. zunächst hauptsächlich Aether übergehen, da derselbe bei 35° C. siedet; bald aber mischt sich mehr u. mehr von dem bei 78° C. siedenden Alkohol bei. Will man nun schnell zum Ziel gelangen, so verbindet man die Retorte zunächst luftdicht mit einem tubulirten Kolben und leitet von diesem die Dämpfe durch einen liebigschen Kühler in eine zweite Vorlage. Den tubulirten Kolben versenkt man in Wasser von 35° C. und sorgt dafür, daß diese Temperatur erhalten bleibe. Die bei weitem größte Menge des Alkohols wird sich dann in dem Kolben verdichten, und die Aetherdämpfe gehen weiter. Durch eine zweite Rektifikation erhält man fast reine Produkte. Bei fabrikmäßigem Betriebe, wo oft große Quantitäten einer Flüssigkeit zu destilliren sind, würde das Arbeiten mit Glasgefäßen viele Unbequemlichkeiten verursachen. Statt der Retorten wendet man deshalb Metallgefäße an, welche allgemein Blasen genannt werden. Dieselben bestehen aus Kupfer, sind innen oft verzinnt und gleichen ganz einem mehr weiten als hohen Kessel, dessen Wandungen sich aber zu einer verhältnißmäßig engen Oeffnung zusammenziehen. Auf dieser Oeffnung, mit Flantschen und Schrauben befestigt, sitzt der Helm, welcher in den Hals oder Schnabel ausläuft. Helm und Schnabel sind aus Zinn gefertigt, ersterer hat in seiner höchsten Spitze einen Tubulus, u. auch die Blase besitzt deren in der oberen Wandung einen oder zwei. Um vollkommenen Schluß zu erzielen, legt man zwischen Helm und Blase noch einen Filz- oder Pappring, verschraubt fest und verstreicht die Fugen, lutirt sie mit einem Kitt aus Leinsamenkuchenmehl und Wasser. Die Erhitzung der Blase geschieht entweder durch direktes Feuer, oder durch eine Schlange, welche am Boden derselben liegt und mit dem Dampfkessel in Verbindung steht. Sollen aromatische Wässer dargestellt werden, oder will man ätherische Oele aus Pflanzentheilen gewinnen, so pflegt man die Kräuter, Wurzeln oder Samen in Blechsiebe gepackt in die Blase zu stellen, und zwar so, daß die Dämpfe nicht in den Helm gelangen können, ohne die Species zu durchströmen. Man bringt dann Wasser in die Blase und kocht mit direktem Feuer od. man leitet auch einfach gespannten Wasserdampf in die Blase, welcher die Species durchdringt, mit deren flüchtigen Bestandtheilen sich beladet und diese mit sich fortführt. Hierbei ist es vollkommen gleichgültig, ob die Blase aus Kupfer besteht oder aus einem andern Material. Der Billigkeit halber benutzt man deshalb zu diesem Zweck sehr oft recht feste hölzerne Fässer mit einem Siebboden, auf welchen die Species gepackt werden. Man kann das Faß vollständig damit füllen, einen gut schließenden Holzdeckel aufsetzen und nun Wasserdämpfe zwischen den wirklichen und den Siebboden leiten. Mit flüchtigen Substanzen beladen, gehen die Dämpfe durch ein Rohr im Deckel des Fasses und gelangen in die Kühlgefäße. Mit einem solchen Faß und Galls transportablem Dampferzeuger kann man ohne große Kosten und sehr schnell eine D. im Großen ausführen. Diese Methode ist sehr empfehlenswerth zur billigen Darstellung ätherischer Oele, zur D. der Weintrestern 2c. Die Kühlgefäße für großartigen Betrieb sind sehr verschieden, gewöhnlich bedient man sich der Schlange, wie sie Fig. 6 mit einer Blase verbun-

den zeigt. Die Schlange liegt im Kühlfaß, in welches unten kaltes Wasser hineinfließt, während das heiße Wasser oben abfließt. Die Schlange besteht am besten aus Zinn und wird am vortheilhaftesten aus geraden Röhrenenden konstruirt, welche in stets absteigender Richtung von einer Faßwand zur andern gehen und beide Wände durchsetzen. Die Verbindung der einzelnen Röhren wird außerhalb des Fasses durch halbkreisförmige Röhren mit Flantschen und Schrauben hergestellt. Diese Konstruktion hat den Vortheil, daß die ganze Schlange leicht auseinander genommen und gründlich gereinigt werden kann, was bei einfach gewundenem Rohr fast unmöglich ist. In der Schlange sammeln sich leicht Unreinigkeiten, die in Fäulniß übergehen und jedes Destillat verunreinigen. Die Schlange genügt in der Regel allen Anforderungen, wenn sie leicht zu reinigen ist u. wenn man viel Wasser zum Kühlen verwenden kann. Wo es aber an Wasser fehlt, muß man auf andere Kühlvorrichtungen bedacht sein, weil in der That durch die Schlange nur ein verhältnißmäßig geringes Resultat erzielt wird. Man hat empfohlen, 2 große Gefäße von Metall so ineinander zu schachteln, daß zwischen den Wandungen derselben nur ein geringer Raum bleibt, durch welchen die zu külenden Dämpfe passiren, während in das innere Gefäß kaltes Wasser fließt. Demselben Princip folgend, hat Schwarz in Kopenhagen 3 flache Becken ineinander geschachtelt und zwischen das erste und zweite u. in das dritte kaltes Wasser geleitet; letzteres umspült also den Raum zwischen dem zweiten und dritten Becken, in dem die Dämpfe cirkuliren, und steigt in einem Mantel, welcher das von der Blase ausgehende Rohr umgibt, in die Höhe, um am obersten Punkt abzufließen. So wird es vollständig ausgenutzt, und es dürfte deshalb dieser Apparat oder ein Gegenstromapparat am meisten zu empfehlen sein. Als Vorlage kann jedes beliebige Gefäß benutzt werden. Es ist hier nur darauf aufmerksam zu machen, daß der Helm der Blase je nach seiner Größe und Konstruktion als Dephlegmator wirken kann, daß man ebenso mit Anwendung zweier Schlangen, deren eine von warmem Wasser umgeben ist, ähnliche Wirkung erzielen kann und demnach durch geschickte Benutzung selbst mit dem einfachsten Apparat die D. sehr verschieden auszuführen vermag.

Eigenthümliche Formen nehmen die Destillationsapparate an, wenn sie zur Verarbeitung von Körpern dienen, welche in ihrem Verhalten sich wesentlich vom Wasser unterscheiden. Wir können hier nicht auf alle, den Eigenschaften der zu destillirenden Körper angepaßte Modifikationen eingehen und wollen nur erwähnen, daß, wo große Hitze nothwendig ist, die Retorte sich oft in eine eiserne oder thönerne Röhre verwandelt, daß zur D. des Quecksilbers eiserne Flaschen benutzt werden, und daß das Zink aus Apparaten destillirt wird, wie sie uns Fig. 9 und 10 zeigen. In den Hauptkörper, die Muffel, welche die Retorte vertritt, bringt man das Zinkerz mit Kohle und stellt den Apparat in einen Oen, in welchem zu gleicher Zeit viele solche Apparate erhitzt werden. Das abgeschiedene Zink verflüchtigt sich bei hoher Temperatur und nimmt den Weg, wie er in Fig. 10 deutlich angegeben ist. Das senkrecht abgehende Rohr mündet weiter unten in eine Vorlage, in welcher sich das Zink sammelt. Nach beendeter Operation wird die Muffel durch kleine Thürchen geleert und von Neuem beschickt. Eine ebenfalls bei der Darstellung des Zinks gebräuchliche, in früheren Zeiten vielfach benutzte Destillationsvorrichtung zeigt uns Fig. 11. Ein Tigel ist unten durchbohrt, so daß darin ein eisernes vertikales Rohr befestigt werden kann. Dies Rohr wird innerhalb des Tiegels mit einem Stöpsel aus Holz verschlossen, der Tiegel mit Erz und Kohle beschickt, der Deckel gut aufluтirt und unter das Rohr ein passendes Gefäß gestellt. Feuert man nun, so verkohlt der Holzstöpsel und die poröse Kohle gestattet den Zinkdämpfen den Abzug. Man nennt diese D. eine **abwärts gehende** (destillatio per descensum) und benutzt sie namentlich noch in England. Statt durch den Stöpsel dem nicht flüchtigen Inhalt des Tiegels den Eintritt in das Rohr zu versperren, pflegt man letzteres auch bis dicht unter den Deckel fortzuführen; den schweren Zinkdämpfen aber ist die obige Konstruktion angemessener.

Was die zur Branntweinbrennerei benutzten Destillationsapparate betrifft, so bestehen dieselben in ihrer einfachsten Gestalt aus Blase, Helm, Kühlrohr und Vorlage; doch begnügt man sich niemals mit denselben, weil durch Einschaltung von Rektifikatoren und Dephlegmatoren an Zeit u. Brennmaterial sehr viel erspart werden kann, und es ohne Benutzung derselben kaum möglich wäre, eine Handelswaare, wie wir sie jetzt überall finden, darzustellen. Ja man kann recht gut sagen, daß die genannten Theile der Destillationsapparate nebensächliche sind und daß der Werth eines Apparats vielmehr durch die Rektifikatoren und Dephlegmatoren bestimmt wird. Wir verweisen deshalb auf **Rektifikationsapparate**.

Die **trockene** D. (destillatio sicca) ist der Prozeß der Zerstörung, welchen die organischen Körper durch die Einwirkung der Wärme erleiden. Die Bezeichnung ist von der Art und Weise hergenommen, wie derselbe gewöhnlich eingeleitet wird. Die Körper werden in Glas- oder Metallretorten der Einwirkung der Wärme ausgesetzt, und die Produkte, je nachdem sie bei gewöhnlicher Temperatur fest, flüssig oder gasförmig sind, in geeignete Vorlagen u. Kondensationsapparate geleitet, oder in Glocken, die mittelst Flüssigkeiten gesperrt sind, aufgefangen. Diese Form des Zerstörungsapparats ist indeß vorzugsweise auf feste Körper berechnet; flüssige oder gasförmige leitet man in der Regel durch glühende Röhren, welche mit ähnlichen Vorrichtungen in Verbindung stehen. Wird ein organischer Körper der Wärme ausgesetzt, so tritt früher oder später eine Temperatur ein, bei welcher er als solcher nicht mehr bestehen kann; seine Elemente ordnen sich zu einfacheren Verbindungen, welche theils entweichen u. sich auf diese Weise jeder weiteren Einwirkung der Wärme entziehen, theils in dem Destillirgefäße zurückbleiben, indem sie ihrer einfacheren Zusammensetzung wegen der gegebenen Temperatur Widerstand leisten. Bei steigender Temperatur erneuert sich fortwährend derselbe Vorgang, bis endlich der ganze Körper, unter Zurücklassung einer größeren oder geringeren Menge wasserstoff- oder stickstoffhaltiger Kohle, in die einfachsten unorganischen Verbindungen, Kohlensäure, Kohlenwasserstoff, Ammoniak und Wasser, aufgegangen ist. Zwischen dem Anfange der Zerlegung u. den genannten letzten

Zersetzungsprodukten destillirt eine große Anzahl von intermediären Verbindungen. Man hat daher bei trockener D. zu berücksichtigen: die flüchtigen Produkte und den in der Retorte bleibenden Rückstand. Beide sind wesentlich von der Zusammensetzung des Körpers und der eingehaltenen Temperatur abhängig. Der Erfolg der D. wird um so einfacher, je reiner der zu zerstörende Körper u. je sorgfältiger die Leitung der Temperatur war. Enthält der Körper Beimengungen, so werden diese ebenfalls zersetzt, man erhält gemischte Zersetzungsprodukte. Aehnliches wird durch eine jähe Steigerung der Temperatur herbeigeführt. Neben den Zersetzungsprodukten des Körpers selbst entstehen Zersetzungsprodukte der Zersetzungsprodukte, vielleicht der dritten und vierten Ordnung. Eines der gewöhnlichsten Zersetzungsprodukte der trockenen D. bei mäßigen Temperaturen ist die Essigsäure; werden aber die Dämpfe der Essigsäure durch glühende Röhren getrieben, so zerfällt diese in Aceton und Kohlensäure; bei noch höherer Temperatur endlich erleidet auch das Aceton wieder eine Umsetzung, indem es sich in Wasser und eigenthümliche ölartige Kohlenwasserstoffe zerlegt. Dieser Verwickelung begegnet man, indem man periodenweise gewisse Temperaturen stationär erhält. Geht bei der gegebenen Temperatur nichts mehr über und erhöht man dieselbe dann von Neuem, so erhält man auf diese Weise die Zersetzungsprodukte aus verschiedenen Perioden der D. gesondert. Die trockene D. wird häufig in der Technik ausgeführt, im großartigsten Maßstabe bei der Gasbereitung, wobei man als Nebenprodukt den Theer enthält. Da viele Bestandtheile dieses letzteren in der neuesten Zeit mannichfache Anwendung gefunden haben, so werden dieselben Stoffe eben so oft behufs der Gewinnung von Gas als von Theer destillirt, u. man lernt aus der Art, wie man in beiden Fällen verfährt, daß das quantitative Verhältniß der Destillationsprodukte bedeutend schwankt je nach der angewandten Temperatur, der Höhe u. der Regelung derselben.

Destillirtes Wasser (aqua destillata). In der Natur kommt niemals u. an keinem Ort ganz reines Wasser vor: Quellwasser und Flußwasser enthalten Salze, die sie aus dem Boden aufgenommen haben, Regenwasser enthält namentlich salpetrigsaures Ammoniak. Um das Wasser von diesen Stoffen zu befreien, muß es destillirt werden. Dies geschieht aus kupfernen oder zinnernen Blasen, welche man zu $^3/_4$ mit gewöhnlichem Brunnenwasser füllt. Die zuerst übergehenden Antheile des Wassers müssen verworfen werden, weil sie Kohlensäure und Spuren von Ammoniak enthalten, und erst, wenn eine Probe des Destillats von basisch essigsaurem Bleioxyd nicht mehr getrübt wird, kann man das Wasser als rein betrachten. Man destillirt dann $^2/_3$ bis $^3/_4$ ab. Enthält das Brunnenwasser Chlormagnesium, so wird das Destillat chlorhaltig, weil das Chlormagnesium sich zersetzt; ein Zusatz von Kalk vor der Destillation beseitigt diesen Uebelstand. D. W. muß geruchlos, farblos u. geschmacklos sein; wurde die Blase zur Destillation anderer Flüssigkeiten benutzt, so muß sie gut ausgedämpft werden; auch auf die Schlange ist Rücksicht zu nehmen, weil sich in derselben leicht Unreinigkeiten sammeln. Entsteht dann Säuerung, so kann das Destillat kupferhaltig werden; Bleiloth ist zu vermeiden, weil es das Wasser bleihaltig macht. Gutes d. W. darf durch Schwefelwasserstoff (Blei, Kupfer) nicht gefärbt, durch Bleiessig (Ammoniak, Kohlensäure, Schwefelwasserstoff), durch salpetersaures Silberoxyd (Chlor), durch Chlorbaryum (Schwefelsäure), durch oxalsaures Kali (Kalksalze) und durch schweflige Säure (Schwefelwasserstoff) nicht getrübt werden, auch beim Verdampfen keinen Rückstand hinterlassen. Es wird bekanntlich in chemischen Laboratorien, in Apotheken und in der Photographie in großer Menge gebraucht.

Destouches, 1) Philippe Néricault, französischer Lustspieldichter, am 22. August 1680 zu Tours geboren, ward in Paris erzogen, diente eine Zeitlang als Freiwilliger im Heere, nahm dann seine Entlassung u. ging als Gesandtschaftsattaché nach der Schweiz. Hier fand er Muße, sein Talent dem Theater zuzuwenden. Zugleich erwarb er sich durch seine diplomatische Gewandtheit die Gunst des Regenten, des Herzogs von Orleans, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois als Geschäftsträger nach England sandte. Als Dubois nach Frankreich zurückkehrte, blieb D. an seiner Stelle in London, ging eine heimliche Ehe ein, die ihm nachher den Stoff zu dem Lustspiel „Le philosophe marié“ gab, und ward 1723 Mitglied der Akademie. Nach dem Tod des Regenten zog er sich auf sein Landgut bei Melun zurück, ausschließlich mit dem Landbau, der Philosophie und literarischen Arbeiten beschäftigt. Den Antrag des Kardinals Fleury, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, lehnte er ab und † am 4. Juli 1754. Seine Lustspiele, worunter, außer dem oben genannten, „Le glorieux“, „La fausse Agnèse“, sind in einfachem und reinem Styl geschrieben, aber arm an Erfindung, komischer Laune und in der Charakterschilderung meist verfehlt, zum größten Theil auch von der Bühne verschwunden. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die auf Befehl Ludwigs XV. von D.' Sohn besorgte (Paris 1757, 4 Bde.); eine andere besorgte Salgues (das. 1811, 6 Bde.; das. 1820, 4 Bde.). In Auswahl erschienen sie in einer Stereotypausgabe (Paris 1810, 2 Bde., und das. 1841).

2) Franz, Opernkomponist, geboren am 14. Oktober 1774 zu München, Schüler J. Haydns zu Wien, komponirte 1787 die von seinem Bruder gedichtete Oper „Die Thomasnacht“, unternahm als Klaviervirtuos eine Reise durch die Schweiz und Oesterreich, kam nach Erlangen und wurde hier als Musikdirektor angestellt. Im J. 1799 folgte er einem Rufe nach Weimar als herzoglicher Koncertmeister. Hier komponirte er seine Musiken zu Schillers Trauerspielen u. die Oper „Das Mißverständniß“. Seit 1810 lebte D. wieder in München, wo er den 9. December 1844 †. Seine übrigen Kompositionen bestehen in Koncerten, Sonaten, Phantasien und Variationen für Pianoforte.

3) Paul Emile, einer der beliebtesten französischen Historien- und Genremaler der Gegenwart, geboren 1794 zu Dampierre, bildete sich unter David, Guérin und Gros, besuchte später Italien u. England. Seine Werke zeichnen sich durch treue Auffassung, treffliche Behandlung, kräftiges, harmonisches Kolorit und geschickte Anordnung aus. Zu erwähnen sind: die Erweckung des Lazarus, in

der Kathedrale zu Vannes; Christus am Oelberg, in St. Victor zu Paris; Scheherazade erzählt dem Sultan ein Märchen aus Tausend u. Einer Nacht; Maria Stuart in den Souterrains des Schlosses Lochleven 2c.

Destra (d. mano, ital., lat. dextra manu), abgekürzt d. oder d. m., mit der rechten Hand.

Desuk, großes Dorf in Unterägypten, am Nil, Ramanich gegenüber, hat an 3000 Einw. und eine berühmte Wallfahrtsmoschee.

Desultores (lat.), Reiter, welche am Ende des Hippodromus von ihren Pferden herabsprangen und, sich am Zaume festhaltend, nebenher liefen; auch Wagenkämpfer, welche beim Wettfahren von dem Wagen herab- und wieder hinaufzuspringen pflegten; endlich Kunstreiter, welche zwei Pferde im Reiten leiteten und dabei von dem einen auf das andere voltigirten.

Desultorisch (v. Lat.), abspringend, nicht bei der Sache bleibend, obenhin, flüchtig. Eine desultorische heißt insbesondere eine solche Lektüre, bei der man allerhand Schriften ohne Plan und Ordnung durch einander liest.

Desunirte (Disunirte, Nichtunirte) **Griechen**, diejenigen Griechen, welche die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen; vergl. Griechische Kirche.

Desvres (Desurennes), Stadt im französischen Departement Pas de Calais, Arrondissement Boulogne, hat 2800 Einwohner, welche grobe Tücher, Leder und Fayence fabriciren.

Detachement (v. Franz.), eine zu irgend einem Zweck von dem Hauptcorps abgesendete Truppenabtheilung von 100 bis zu mehren 1000 Mann, bald aus einer und derselben Gattung, bald aus mehren Truppengattungen bestehend, auch wohl mit Geschütz versehen. Kleinere Haufen unter 50—100 Mann heißen Kommando's. Wenn das D. zahlreich ist, so nennt man es ein detachirtes Corps. Auch versteht man darunter eine Abtheilung von der Stärke einer Kompagnie, nur für einige Zeit, etwa für die Dauer eines Krieges errichtet.

Detachirte Forts, s. Außenwerke.

Détail (franz.), die einzelnen Theile eines größeren Ganzen, Einzelnheiten, das Einzelne; en détail, in der Kaufmannssprache der dem Handel en gros entgegengesetzte Verkauf einzelner Stücke (Detailhandel), daher Detaillist oder Detailleur, ein Klein- oder Ausschnitthändler. In der Kunstsprache bezeichnet man mit D. einzelne Partien oder Theile eines Ganzen, im Gegensatze von Ensemble. Ein Künstler kann z. B. die bloße Form einer Hand angeben; er detaillirt aber, wenn er nachher die Gelenke, Nägel 2c. im Einzelnen bestimmter ausführt. Wie weit man in dieser Ausführung gehen dürfe, ohne die Darstellung des Ganzen zu beeinträchtigen, ist stets ein Gegenstand des Streites gewesen. Während Diejenigen, welche von dem Begriffe der Kunstwahrheit ausgehen, in der Detaillirung nicht weit genug gehen zu können meinten, wie z. B. der Porträtist Denner (s. d.), suchen dagegen Andere (Undulisten) den Mangel an Bestimmtheit der Zeichnung und an genügender Ausführung ihrer Werke durch den hogarthschen Grundsatz, daß alle Schönheit auf wellenförmigen Linien beruhe, zu entschuldigen. Der Künstler, der das D. allzu sehr vernachlässigt, verfällt leicht in den Fehler der Rohheit u. Skizzenhaftigkeit; wer aber allzu sehr ins D. geht und überall dieses recht geflissentlich ausmalt und hervorhebt, verliert sich ins Breite und wird schwerlich einen rechten Gesammteindruck hervorbringen. In der Ausführung erfordern daher die D.s künstlerische Umsicht und Angemessenheit zum Ganzen, mithin eine bestimmte Maßbeschränkung. In der Regel schaden D.s, in den Beiwerken angebracht, dem Eindrucke des Ganzen, und die Nachbildung kleiner D.s zeugt vom Verfall der Kunst.

Detailzeichnung, geometrische Zeichnung im großen Maßstabe von solchen einzelnen Baugegenständen, die in dem kleinen Maßstabe des Baurisses nicht deutlich genug angegeben werden konnten; auch s. v. a. Situationszeichnung.

Detarium *Juss.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch die rundliche, 4spaltige Blüthenhülle mit 10 ungleichen Staubfäden, die scheibenförmige, rauhe Pflaumenfrucht u. die einsamige Nuß, Bäume mit ungeraden Fiederblättern, von denen D. senegalense *Gmel.*, am Gambia, mit ovalen, unten sammetartigen Blättchen, kurze Achseltrauben von eßbaren, honigsüßen Pflaumen trägt, welche unter dem Namen Datach zum Nachtisch kommen. D. microcarpum *Perr.* unterscheidet sich nur durch die kleineren Früchte, die sehr wohlriechend und schmackhaft sind und unter dem Namen Danch zu Markte gebracht werden.

Detention (v. Lat.), Innehabung, s. Besitz; dann Aufbewahrung, Vorenthaltung, Gefangenhaltung. Daher Detentionsarrest, Detentionsgefängniß, s. Arrest u. Verhaftung.

Deterioration (v. Lat.), Deteriorirung), Verschlechterung einer Sache, in sofern sie dadurch am Werthe verliert.

Determination (v. Lat., Bestimmung, logische Operation, vermöge deren einem Allgemeinbegriffe bestimmende Merkmale hinzugefügt werden, wodurch man zu einem dem Inhalt nach reicheren, dem Umfange nach jenem untergeordneten Begriffe gelangt. Die Logik drückt den Grundsatz, daß ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinirter Begriff oder Widerspruch nicht auch durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, durch den Satz des ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi medii inter duo contradictoria) oder den Satz der durchgängigen Bestimmtbarkeit (principium omnimodae determinationis) aus, welcher also lautet: Von zwei entgegengesetzten Bestimmungen, wenn sie überhaupt auf einen Begriff sich beziehen, kann in derselben Beziehung nur die eine ihm beigelegt werden, während die andere ihm abzusprechen ist.

Determinato (ital.), entschlossen, bestimmt, in der Musik Bezeichnung des Vortrages, um ein starkes Hervorheben der Accentarten und zugleich eine strenge Taktfestigkeit zu markiren.

Determinismus (v. Lat.), diejenige Weltansicht, wonach die menschlichen Handlungen immer durch äußere oder innere, im Kausalnexus der Dinge ruhende Bestimmungsgründe nothwendig bedingt sein sollen. Der eifrigste Apologet dieser Meinung war Heinrich Hume (Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit, aus dem Englischen von Rautenberg, Braunschweig 1768), nach welchem der Mensch zwar ein vernünftiges und mit Freiheit begabtes Wesen ist, aber sein Wille doch stets durch

Bewegungsgründe, die der Handlung vorangehen, bedingt wird, so daß derselbe immer nothwendig dem letzten Urtheile des praktischen Verstandes folgt u. also kein Vermögen der Wahl hat, sondern einer freiwilligen Nothwendigkeit, nach dem Ausschlage vorhandener Gründe, unterworfen ist, indem der stärkere Beweggrund immer die Handlung hervorbringt. Die Freiheit als Indeterminismus oder als Willenssystem ohne Bestimmungsgründe ist folglich unvernünftig. Der D. ist ein mechanischer, sobald er die Bestimmung unserer Handlungen in die bewegende Kraft des Objekts oder der Materie setzt; ein rationeller oder psychologischer, wenn er den Willen als abhängig von Neigungen, Trieben, Leidenschaften, Affekten denkt und seine Bestimmungsgründe in diesen sucht; ein metaphysischer, wenn er das psychologische Faktum einräumt, oder für Selbsttäuschung erklärt, weil es nicht mit dem allgemeinen Kausalnexus in Uebereinstimmung stehe. Nahe verwandt mit dem D. ist der naturalistische Prädeterminismus. Obgleich sich der D. als Vertreter der Freiheit prädicirt, so ist er derselben doch nicht weniger entgegengesetzt, als die beiden andern der Freiheit feindlichen Systeme, der Fatalismus u. die Prädestination. Nicht genug, daß er die Willensfreiheit im Allgemeinen (in abstracto), welche, weil von dem Materiellen der Handlung gänzlich abstrahirend, indeterministisch ist und rein formell als ein Vermögen einer nicht durch objektive Gründe bedingten Einschließung betrachtet werden muß, u. die Willensfreiheit im Besonderen (in concreto) verwechselt, bei welcher letzteren freilich nicht das Vorhandensein Zuneigung oder Abneigung bewirkender Bestimmungsgründe geleugnet werden kann; so übersieht der Determinist auch, daß jene Bewegungsgründe nicht mechanisch, sondern intellektuell auf den Menschen wirken und keineswegs seine freie Beurtheilung und Wahl hemmen. Der Paradoxe und Eigensinnige kann selbst den unwichtigsten Bestimmungsgrund zum entscheidenden erheben. Endlich steht der D. auch mit der dem Menschen eingepflanzten Idee fürs Gute in geradem Widerspruche. Wären die Handlungen des Menschen von außen her nothwendig bedingt, so müßten wir, um konsequent zu sein, demselben alle Zurechnungsfähigkeit sowohl im Guten, als im Bösen absprechen und würden endlich auf jenes Paradoron des Sklaven des Zeno kommen, der, von seinem Herrn wegen Diebstahls bestraft, sich damit entschuldigte, daß er, von der Nothwendigkeit dazu bestimmt, habe stehlen müssen. Wenn inzwischen Zeno darauf erwiedert: Und ich fühle die Bestimmung, Dich deshalb zu züchtigen! so zeigt uns diese Antwort den Weg zur wahren Würdigung des Problems.

Deterrition (v. Lat.), Abschreckung durch Androhung von Strafe; vergl. Territion.

Detersiva (lat.), reinigende oder Unreinigkeiten von kranken Stellen entfernende Heilmittel.

Detestatio (lat.), Anrufung Jemandes zum Zeugen; Bezeugung in Gegenwart von Zeugen; Anrufung Gottes zum Zeugen, verbunden mit Verwünschung; s. v. a. Execratio.

Detmold, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Lippe-Detmold, liegt freundlich am östlichen Fuße des teutoburger Waldes, zwischen der Werre und einem linken Seitenbache (Berlebecke) und ist einer der nettesten kleinen deutschen Fürstensitze. Sie besteht aus der Altstadt, der gutgebauten Neustadt und einer Vorstadt und ist besonders unter dem Fürsten Paul Alexander Leopold verschönert u. durch mehre neue Straßen mit ansehnlichen Gebäuden vergrößert worden. Das neu eingerichtete, im mittelalterlichen Styl erbaute Residenzschloß (Alexanderburg genannt) ist theils von einem breiten Wassergraben, theils von dem großen, mit Baumpflanzungen, Rasen- und Blumenplätzen geschmückten Schloßplatz umgeben. Der fürstliche Marstall enthält schöne Pferde, besonders aus der Sennerheide, die in dem 1 Meile südwestlich gelegenen Jagdschloß und Gestüte Lopshorn gezüchtet sind. Sehr anmuthig sind die Promenaden, welche von dem Schloßplatz den Kanal hinauf zu dem jetzt vergrößerten u. verschönerten Schlosse des Erbprinzen und in den Buchenberg führen. D. ist Sitz der höchsten Landesbehörden, hat 2 Kirchen (die Hof-, Stadt- und Kirchspielskirche, 1564 erbaut, mit dem Grabgewölbe des fürstlich lippe'schen Hauses, u. die lutherische Kirche, 1733—41 erbaut), ein Gymnasium, eine Bibliothek, ein Theater, Zuchthaus rc. u. innerhalb der Stadt einige adelige Güter, worunter der donopsche Hof, vormals ein Nonnenkloster, jetzt mit einer Pflegeanstalt für arme Kinder, einem Schullehrerseminar, Waisenhaus, Krankenhaus, einer Industrieschule u. einem freiwilligen Arbeitshaus. Die Zahl der Einwohner, zu Anfang des Jahrhunderts noch 1800, beträgt jetzt 5230; ein Haupterwerbszweig ist Leinwandfabrikation. In der Nähe das Lustschloß Friedrichsthal und der Berg Grotenburg mit dem begonnenen Hermannsdenkmal. D. ist eine der ältesten Städte Deutschlands und ein Mittelpunkt großer Erinnerungen. Zwischen D. und Horn auf dem sogenannten Winnfeld fand, wie man gewöhnlich, aber nicht mit völliger Sicherheit annimmt, die Varusschlacht Statt. Später, zu Karls des Großen Zeit, wird Thiatmelle, Theotmalli, d. h. Gerichtsstätte am Teut oder Volksgericht, oft genannt. Hier schlug der Frankenkönig 783 die große Schlacht gegen die Sachsen und baute zum Andenken die uralte Kirche im Dorfe Heiligenkirchen, südlich vor D. im Thale, durch welches die Straße nach Paderborn führt. Im J. 1361 erhielt D. unter der Regierung Bernhards V. Stadtrechte und wurde mit Graben u. Mauer befestigt. Dennoch wurde es 1404 vom Herzog Heinrich von Braunschweig und 1447 von den hussitisch-böhmischen Kriegshorden erobert und mit der schon seit 1350 stehenden herrschaftlichen Burg eingeäschert. Bernhard VII. erbaute 1454 das Schloß, das Simon V. 1528 mit einem Wall umgab. D. ist die Geburtsstadt des Dichters Grabbe.

Detmold, Johann Hermann, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geboren 1807 zu Hannover, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen u. Heidelberg juristischen Studien. Im Jahre 1830 habilitirte er sich in Hannover als Advokat, beschäftigte sich aber nebenbei viel mit Kunststudien und schrieb eine „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ (Hannover 1833, 2. Aufl. 1845), welche eigentlich ein Lokalscherz voll frischen Humors und scharf einschneidender Satire war. Nach Aufhebung des hannöverischen Staatsgrundgesetzes zum Deputirten der Stadt Minden erwählt, betheiligte er sich an

allen Schritten zur Aufrechterhaltung jenes Grundgesetzes, besonders durch Abfassung vieler Beschwerdeschriften, wie er denn auch die des Magistrats der Residenz koncipirte. Wegen einiger in letzterer enthaltenen Injurien ward D. mit dem Magistrat zugleich in Untersuchung gezogen und 1843 zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt. Er veröffentlichte damals die „Randzeichnungen" (Braunschweig 1843), die zu dem Besten gehören, was die neueste deutsche Literatur im Genre der feinen Satire aufzuweisen hat. Durch den Ausgang der hannöverischen Verfassungsangelegenheit verstimmt, zog sich D. vom öffentlichen Wirken gänzlich zurück. Konservativen Grundsätzen huldigend, zeigte er sich den revolutionären Bewegungen von 1848 entschieden abgeneigt, wie er dies namentlich durch Bekämpfung des allgemeinen Wahlrechts zeigte. Im Mai 1848 von der Provinz Osnabrück in die deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich hier anfangs der nachherigen Centrumspartei (Dahlmann, Gagern, Bassermann &c.) an, trat aber schon in der Grundrechtsfrage, mehr noch bei der eigentlichen Berathung über die Verfassung dieser Partei schroff gegenüber und bildete unter der nach dem 18. Sept. 1848 eintretenden schärferen Parteisonderung mit Radowitz, Vincke und Andern die kleine Fraktion der sogenannten äußersten Rechten. Als Mitglied des Verfassungsausschusses gehörte D. zu den Wenigen, die sich aufs Entschiedenste den Grundrechten und dem Verfassungsentwurfe widersetzten. Hatte er sich schon durch seine kühl abweisende Haltung gegenüber den damaligen patriotischen Bestrebungen der Majorität im Parlament vielfache Anfeindungen zugezogen, so waren die von ihm entworfenen und von A. Schrödter gezeichneten und lithographirten „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer" (Frankf. 1849) keineswegs geeignet, die Gegenpartei mit ihm zu versöhnen. Daher war es ein offenbar der Mehrheit der Versammlung ins Gesicht geschleuderter Fehdehandschuh, als im Mai 1849, nach Gagerns Rücktritt, der Reichsverweser D. mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragte, in dem D. das Portefeuille der Justiz, bald darauf, nach Grävells Austritt, auch noch das des Innern übernahm. Der Absicht des Centrums und der Linken, durch ein von Welcker beantragtes Mißtrauensvotum das Ministerium D. zu stürzen, trat er mit der höhnischen Erklärung entgegen, daß er auf seinem Posten verharren werde. Ebenso hielt er allen Versuchen gegenüber Stand, welche gemacht wurden, um das Ministerium und mit ihm den Reichsverweser zum Rücktritt zu bewegen, bis am 21. Dec. 1849, nach erfolgter Zustimmung der deutschen Regierungen, der Reichsverweser selbst die von ihm bisher ausgeübte Gewalt dem unterdessen ins Leben gerufenen provisorischen Centralorgan der Bundescentralkommission übergab. D. ging nach Hannover zurück, wurde aber bald darauf vom König zum hannöverischen Bevollmächtigten bei der provisorischen Bundescentralkommission, nachher zum Gesandten bei dem Bundestage ernannt. In dieser Stellung wirkte er dahin, das Bundesrecht wieder zum Ausgangspunkt der Ordnung der deutschen Verhältnisse zu gewinnen. Durch das Ministerium Münchhausen von seinem frankfurter Posten abgerufen, kehrte D. im Juli 1851 nach Hannover zurück, wo er den 17. März 1856 †. In den Jahren 1835 bis 1836 hatte er mit dem Maler G. Osterwald „Hannöversche Kunstblätter" herausgegeben, die auf Stein radirte Nachbildungen von Werken der hannöverischen Kunstausstellung jener Jahre brachten, wozu D. den orientirenden Text geschrieben.

Detonation (v. Lat.), in der musikalischen Kunstsprache die falsche Angabe, die Abweichung des Tones, oder die unreine Intonation; über D. in der Chemie s. Verpuffung.

Detractis detrahendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Detractis expensis (lat.), nach Abzug der Kosten.

Detri, de tribus (sc. terminis, lat.), s. Regel de tri.

De tripode dictum (lat.), vom Dreifuß herabgesprochen, d. h. ein göttlicher Ausspruch, von dem Dreifuß, auf welchem die Apollopriesterin Pythia saß, wenn sie Göttersprüche ertheilte.

Detritus (lat.), Gerölle.

Detroit (franz.), Straße, enger Paß, Meerenge; besonders Abfluß aus einem See.

Detroit, frühere Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Michigan, liegt auf einer sanft geneigten Ebene am gleichnamigen Fluß, welcher den Eriesee mit dem St. Clairsee verbindet, und ist regelmäßig mit breiten, aber unter verschiedenen Winkeln sich schneidenden Alleen und Straßen angelegt, eine der ältesten Ansiedelungen in Nordamerika, aber doch ganz modernen Ansehens. Unter den Plätzen der Stadt verdienen der Campus Martius, unter den öffentlichen Gebäuden das ehemalige Staatenhaus, mit 140 Fuß hohem Thurm, die Cityhalle und die Bank von Michigan, sowie unter den 30 Kirchen die große katholische Kathedrale besondere Hervorhebung. Die bedeutenden Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten der Stadt sind meist von der katholischen Kirche gegründet, wie namentlich das St. Maryhospital und das Seminar von St. Thomas, das unter der unmittelbaren Leitung des zu D. residirenden Bischofs von Michigan steht. Man zählt 35 öffentliche u. 22 Privatschulen. Eine Wasserkunst versorgt D. mit gutem Trinkwasser. Der Hafen der Stadt ist geräumig und zu allen Zeiten sicher, und seine Lage an der wichtigen Straße zwischen dem Huron- und Eriesee gewährt derselben eine sehr günstige Handelsposition. D. hat sich schnell zu einem sehr wichtigen Handelsplatz u. zum Hauptemporium des Staats emporgeschwungen, u. sein Handel ist fortwährend im Wachsen begriffen. Der Werth der Ausfuhr von D. betrug schon vor mehren Jahren 4, der der Einfuhr 5 Millionen Dollars. Auch der Schiffbau ist bedeutend (1857: 29 Schiffe, darunter 10 Dampfer). Außerdem besitzt D. 9 große Dampfsägemühlen, welche jährlich 40 Millionen Fuß Breter schneiden, 11 Eisengießereien und Lokomotivenbauanstalten, 23 Brauereien und 42 andere technische Etablissements. In der Nähe sind Kupfer- und Eisenschmelzwerke. Regelmäßige Dampfbootlinien gehen von D. nach allen Häfen der benachbarten Seen und stehen hier mit der Michigancentralbahn in Verbindung, wodurch eine wichtige direkte Verkehrsstraße von Norden u. Osten nach Chicago u. dem Mississippi gebildet wird. D. wurde 1720 von den Franzosen an der Stelle eines früheren Forts Pontchartrain gegrün-

det und ist seitdem immer ein wichtiger Militärposten geblieben. Im Jahre 1759 fiel der Platz in die Hände der Engländer, von denen es an die Vereinigten Staaten kam. Ihre Wichtigkeit als Handelsplatz entfaltete die Stadt erst seit Errichtung der Dampfschifffahrt auf den canadischen Seen. Seitdem hat sich die Bevölkerung in steigender Progression vermehrt. Während sie 1820 1842 u. 1840 9192 Seelen betrug, zählte D. 1860 46,834 Einwohner, darunter 12—15,000 Deutsche.

Detrusorium (lat.), Schlundstößer, ein aus Fischbein verfertigtes sondenförmiges Instrument mit einem Schwammstückchen an der Spitze, welches dazu bestimmt ist, fremde, im Schlunde festsitzende, nicht ausziehbare, dem Magen u. Darmkanal unschädliche Körper in den Magen hinabzustoßen. Will man das Instrument gebrauchen, so läßt man den Kranken sich auf einen Stuhl setzen, den Kopf nach hinten überbiegen u. schiebt das Instrument langsam ein.

Dette (franz.), Schuld, besonders Staatsschuld.

Dettelbach, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main, unweit Kissingen, bisher Sitz eines Landgerichts, hat bedeutenden Weinbau, der einen ausgezeichneten Frankenwein (Dettelbacher) liefert, und 2600 Einw. In der Nähe Weinberg mit einem 1505 erbauten Kloster, zu dessen Kirche wegen eines wunderthätigen Marienbildes (Vesperbild) stark gewallfahrtet wird. Schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts stand an der Stelle von D. (Dietlibach) der königl. Meierhof Tetilbach, der damals der uralten Abtei zu Kitzingen gehörte. Im 14. Jahrhundert kam D. an das Hochstift Würzburg und 1484 erhielt es durch Kaiser Friedrich III. städtische Gerechtsame.

Dettingen, 1) Kirchdorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main, 2 Meilen unterhalb Aschaffenburg, mit 600 Einw. Hier im österreichischen Erbfolgekrieg Sieg der verbündeten Kaiserlichen und Engländer unter Georg II. von England über die Franzosen unter Noailles am 27. Juni 1743. — 2) (D. unter Urach) Marktflecken im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, mit einem Schloß, einer alten Kirche, Obst- und Weinbau, bedeutender Gewerbsthätigkeit (Chaisen- und Wagenfabrikation, Leinweberei) und 3100 Einw. Das Schloß gehörte früher den Grafen von Achalm und kam bald an Würtemberg. Im schwäbischen Städtekrieg wurde D. 1377 von den Reutlingern niedergebrannt. Graf Eberhard errichtete hier 1482 ein Chorherrenstift, das jedoch 1516 wieder aufgehoben wurde.

Detumescenz (v. Lat.), Verringerung der Geschwulst.

Detur! (lat.), es werde gegeben! Als Abbreviatur (D.) auf Recepten; s. M. D. und M. D. S.

Deube (furtum parvum), kleiner Diebstahl.

Deucalion, nach gewöhnlicher Meinung Sohn des Prometheus und Enkel des Japetus; als Mutter werden genannt Pandora und Clymene. Nach Andern war er Sohn von Helixhron und Jophassa, einer Nymphe, Herrscher in Pythia und Gemahl der Pyrrha. Er verfertigte, als Jupiter das Menschengeschlecht zu vertilgen beschlossen hatte, auf den Rath der Götter oder seines Vaters Prometheus einen hölzernen Kasten (Arche), in welchem er während der neuntägigen Fluth auf den Wassern herumfuhr und endlich, von allen Menschen mit Pyrrha allein gerettet, auf dem Parnassus (nach Andern am Othrys in Thessalien, auf dem Aetna oder dem Athos) landete. Nach seiner Landung opferte er dem Zeus Phyxius (Fluchtbeförderer), und auf die Erklärung des Gottes, ihm einen Wunsch zu bewilligen, bildete er durch Gebeine der großen Mutter (Steine aus der Erde), die von ihm und Pyrrha rückwärts geworfen wurden, Menschen und wurde so der Stammvater des neuen Menschengeschlechts. Mit dem neuen Geschlecht gründete D. ein Reich, ungewiß wo (zu Lycorea am Parnassus, im lokrischen Opus, in Locris, in Phthiotis in Thessalien, in Attica), und zeugte mit Pyrrha den Hellen, Amphictyon und die Protogonia, nach Ovid auch die Melantho. Zum Andenken der Flucht soll er die Hydrophorien zu Athen gestiftet haben; auch wird ihm die Gründung des alten Heiligthums des olympischen Jupiter in Athen zugeschrieben und daselbst sein Grab gezeigt. Nach dem parischen Marmor regierte D. zu Lycorea 1574 v. Chr. und die Ueberschwemmung war 1514 oder 1529 v. Chr.

Deule, Fluß im französischen Departement Nord, dient, mit Hülfe mehrer Schleußen, zur Verbindung zwischen Lille, Lees und Douai, nimmt bei Lille die Marque auf und mündet nach 8 Meilen Laufs bei Deulemonde in die Lys.

Deulen (Düsen), kegelförmige Blechröhren, durch welche die Luft der Gebläse in die Form geleitet wird.

Deulino, Dorf im russischen Gouvernement Moskau, Kreis Dmitrow, unweit des Dreifaltigkeitsklosters, ist bekannt durch den Vertrag von 1619, in welchem der polnische Prinz Wladislaw der russischen Krone entsagte und der Czar Michael Feodorowitsch als rechtmäßiger Herrscher Rußlands von den Polen anerkannt wurde.

Deurer, Peter Ferdinand, deutscher Historien- und Porträtmaler, 1779 in Mannheim geboren, machte die ersten Kunststudien in Düsseldorf und Kassel. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt rettete er bei der Belagerung Mannheims durch die Franzosen die Schätze der dortigen Gallerie. Bald darauf wurde er Gallerieinspektor in Augsburg und Professor der dortigen höheren Kunstschule, gab aber 1826 den Staatsdienst auf, um sich in Rom ungestört der Kunst widmen zu können. Dort lieferte er eine treffliche Kopie der raphaelschen Grablegung in der Gallerie Borghese (jetzt im Museum zu Karlsruhe). Zugleich legte er eine schöne Sammlung älterer Gemälde an, welche sein Sohn, der Maler Ludwig D. in Mannheim, später nach Deutschland brachte. D. besuchte 1843 sein Vaterland wieder u. † am 9. Januar 1844 zu Kissingen. Außer der genannten Grablegung sind von seinen früheren Bildern seine Porträte ausgezeichneter Augsburger zu erwähnen u. das lebensgroße Bildniß von König Maximilian I. im Krönungsornat, für den Börsensaal in Augsburg.

Deus (lat.), Gott.

Deusdedit, Name, den Gott gegeben hat, Uebersetzung des hebräischen Jonathan und Jehojanan (Johannes).

Deus ex machina (lat., d. i. ein Gott aus der Maschine), sprüchwörtlich gewordener Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person

oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama oder auch im Roman. Ursprünglich kommt der Ausdruck von der antiken Tragödie her, in welcher es häufig geschah, daß die Katastrophe durch einen vermittelst der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde; dahin gehört z. B. die Erscheinung des Hercules im „Philoktet“ und der Diana in der „Iphigenia in Tauris“. In den modernen Zauberspielen geschieht dies noch jetzt, und im modernen Lust- und Schauspiel, sowie im Roman kann man jeden Inkognitofürsten oder reichen ostindischen Onkel ꝛc., der wie aus den Wolken fällt, um den Konflikt zu lösen, einen D. e. m. nennen. Auch auf plötzliche Ereignisse im gewöhnlichen Leben hat man den Ausdruck übertragen.

Deus fidius (lat.), römische Betheuerungsformel: beim allwissenden Gott, wahrhaftig; s. Fidius.

Deut (Duyt), ehemalige holländische Scheidemünze von Kupfer, = 2 Pfennige, 8 = 1 Stüber, ward für Ostindien und die Kapstadt auch aus Blei geschlagen; nach dem wiener Münzvertrage von 1856 der 100. Theil eines Guldens in Oesterreich, in Silber à 25, 15, 10 und 5 D., in Kupfer à 2, 1 u. ½ D. ausgeprägt; 5 D. = 1 Sgr. Auch bezeichnet man mit D. eine werthlose Sache.

Deuterokanonische Bücher, s. Bibel.

Deuteronomium (v. Griech.), die Gesetzeswiederholung, Name des fünften Buchs Moses.

Deuteropathie (v. Griech.), die in Folge einer andern Krankheit entstandene Nachkrankheit. Daher Deuteropathicus, der an einer solchen Leidende.

Deuteroskopie (v. Griech.), s. v. a. zweites Gesicht.

Deutewort, s. v. a. Pronomen.

Deutichem (Deutekom, Dötinchem), Stadt in der niederländischen Provinz Geldern, Bezirk Zütphen, an der alten Yssel, hat ein Gymnasium, eine Bombengießerei und 2000 Einwohner.

Deutlich, Bezeichnung eines Begriffs oder einer Vorstellung, wenn man aller einzelnen Merkmale derselben sich bewußt ist. Die Deutlichkeit ist von der Klarheit in sofern verschieden, als diese darin besteht, daß man einen Begriff ganz bestimmt von andern Begriffen absondert und unterscheidet, während sich die Deutlichkeit auf das Unterscheiden der Merkmale, die im Begriff selbst liegen, bezieht.

Deuto (v. Griech.), bei französischen Chemikern in Zusammensetzungen mit Oxyden eine zweite, höhere Stufe der Oxydation, z. B. Deutochlorure, Deutojodure. Die niedrigere Stufe heißt dann Protoxyd.

Deutsch (germanus, teutonicus, althochdeutsch diutisc, mittelhochdeutsch diutisch, tiusch, altsächsisch thiudisc, niederdeutsch düdesk, niederländisch duitsch, schwed. tysk, dän. tydsk, engl. german, franz. allemand), stammt von diet, althochdeutsch diot, diota, ab und bedeutet ursprünglich s. v. a. volksthümlich, vulgaris, popularis, dem Volke angehörig, theils im Gegensatze zu dem, was bei einzelnen Stämmen vorkommt, theils zu dem Fremden, Ausländischen; so in Verbindung mit Substantiven, wie Sitte, Leute, Sprache ꝛc. Erst zur Zeit der Karolinger, als die deutschen Herzogthümer und Völker zu einem Reiche vereinigt wurden, wurde deutsch (mit lateinischer Form theodiscus, theudiscus) Volksname. Nach Grimm ist unzweifelhaft deutsch und nicht teutsch zu schreiben, indem nur die unorganische Verwechselung der Tenuis t mit der Media d, die freilich öfter vorkommt, die Schreibart teutsch, die besonders im 16. und 17. Jahrhundert und auch noch neuerlich gebräuchlich war, veranlaßt hat. Die ältere Schreibart ist deutsch, die auch neuerlich die Oberhand gewonnen zu haben scheint. Die Annahme, als sei teutsch die eigentliche hochdeutsche und deutsch die niedersächsische und plattdeutsche Form, ist unrichtig. Vergl. J. Grimm, Exkurs über Germanisch und Deutsch, in der „Deutschen Grammatik“, Aufl. 3, S. 10 ff.; auch Dessen „Deutsches Wörterbuch“, Bd. 2.

***Deutsch-Brod** (Niemeczky Brot, d. i. Deutschfurth), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Czaslau, südöstlich der Stadt Czaslau, in einem Thale an der Sazawa, hat 2 Vorstädte, 5 Kirchen, darunter die Dechanteikirche mit altem Kunstwerk auf dem Thurme (Ziska's Sieg über Sigmund darstellend), ein Prämonstratenserchorherrenkollegium, ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein Spital und 4000 Einwohner, welche besonders Papierfabrikation und Bergbau auf Silber treiben. D., das schon 793 bestand, gehörte im 12. Jahrhundert den Herren von Lichtenburg, hatte um 1258 eine Deutschherrenkommende, erhielt 1278 Stadtrechte, wurde 1321 zur Bergstadt erhoben, kam nach dem Hussitenkriege an die von Trczka und ward 1620 königliche freie Stadt. Hier am 8. Januar 1422 Sieg der Hussiten unter Ziska über Kaiser Sigmund.

Deutsche Bundesfestungen, die zur Vertheidigung der westlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich bei der Konstituirung des deutschen Bundes bestimmten Festungen Mainz, Landau und Luxemburg, welche auf gemeinschaftliche Kosten hergestellt und verstärkt wurden und mit den Truppen verschiedener Bundesstaaten besetzt zu werden pflegen. Im J. 1840 kamen noch Rastatt u. Ulm hinzu.

Deutsche Literatur, der Inbegriff der gesammten Schriftwerke des deutschen Volks, in sofern dieselben Geistesprodukte sind, welche eine literarische Bedeutung beanspruchen können u. dadurch Gegenstand der Geschichte werden. Die d. L. zerfällt in die deutsche Nationalliteratur u. in die wissenschaftliche oder gelehrte Literatur.

Die deutsche Nationalliteratur begreift die Gesammtheit derjenigen Schriftwerke unseres Volks, welche dessen Wesen und die Eigenthümlichkeiten, die es von andern Nationen unterscheiden, mit besonderer Deutlichkeit wiederspiegeln. Da nun Dichtung der unmittelbarste Wesensausdruck aller Völker ist, so bilden auch den überwiegenden Theil unserer Nationalliteratur die Werke der deutschen Poesie, denen sich die der Beredtsamkeit und Geschichtschreibung anschließen, da auch in ihnen mehr als in andern Schriftwerken die besondere Geistesartung der Nation zum Ausdruck zu kommen pflegt. Aufgabe der Geschichte deutscher Nationalliteratur ist, die hauptsächlichsten Erscheinungen der letzteren in chronologischer Reihenfolge aufzuführen, jede für sich nach ihrem Wesen u. ihrer Bedeutung zu kennzeichnen, die Entwickelungsbeziehungen der einen zu den übrigen darzulegen, die Wechselwirkungen

zwischen unserer Literatur und unserem nationalen Leben überhaupt klar zu machen und auf diese Weise in dem geschichtlichen Wachsen und Werden, Blühen und Welken, Streben, Irren und Sichzurechtfinden der nationalen Literatur die Genesis des deutschen Volksgeistes selbst nachzuweisen. Was aber die deutsche Nationalliteratur an wesentlichen und die Artung unserer Nation besonders kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten aufzeigt, ist dies: den germanischen Stämmen ist vor andern eine besondere Innigkeit, Wahrhaftigkeit und Tiefe des Gemüthslebens eigen; zugleich sind die Deutschen bekanntlich das musikalisch begabteste Volk der Erde. Da nun die Lyrik unter allen poetischen Gattungen die zumeist auf die Tonkunst angewiesene und die meisten musikalischen Elemente in sich tragende genannt werden muß, und da in ihr das Gemüthsleben den reinsten und unmittelbarsten Ausdruck findet, so begreift es sich, daß keine Nation für die Lyrik so befähigt und an herrlichen Erzeugnissen derselben so fruchtbar gewesen ist, wie die deutsche. Es liegt ferner im germanischen Naturell die Vorliebe zu beschaulichem Ergründen der Dinge. Wenn Bulwer unser Volk eine „Nation von Denkern" nannte, so liegt dieser Hyperbel eine Wahrheit zu Grunde. Die Geschichte der d.n L. lehrt, daß kein anderes Volk eine so ansehnliche Reihe tiefsinniger Philosophen hervorgebracht hat, wie das deutsche. Auch die zahlreichen lehrhaften, didaktischen Erzeugnisse unserer Dichtung sind als Produkte der philosophischen Neigung und Begabung des deutschen Wesens anzusehen. Neben dem innig-tiefen Ernst, der dem Germanen in Empfinden und Denken eigen ist, liegt aber auch die Fähigkeit und Lust zu heiterer Weltbetrachtung. In den zahllosen Schwankdichtungen und lustigen Geschichten, welche die d. L. aufweist, hat diese nationale Seite ihre Aeußerung gefunden. Das unmittelbare Zusammensein von ernsthafter und heiterer Lebensanschauung bringt ferner die den Germanen einzig verliebene Gabe des Humors hervor, die sich, außer in deutscher, nur noch in der Dichtung des stammverwandten englischen Volks findet. Sind solcherweise die vorzüglichsten Tugenden unserer Nation im Spiegelbilde der nationalen Literatur deutlich wahrzunehmen, so treten uns nicht minder die Mängel u. Schwächen des deutschen Wesens in derselben entgegen. Unter diesen steht obenan die Sucht nach Aneignung u. Nachbildung der Eigenthümlichkeiten fremder Nationen, deren Wirkungen in dem undeutschen Charakter ganzer Epochen unserer Literatur zu erkennen sind. Und auch die politische Armseligkeit des deutschen Vaterlandes seit den letzten 600 Jahren, die nationale Zersplitterung und Thatlosigkeit, in welcher seit dieser Zeit Deutschland mit seltenen Unterbrechungen verharrt hat, sind nicht ohne Einfluß auf seine Literatur geblieben: die dichterischen Gattungen, welche die That darstellen, das energische Handeln, nämlich Epos und Drama, fehlen in langen Zeiträumen der deutschen Literaturgeschichte ganz oder werden im Vergleich zu ähnlichen Leistungen anderer Völker nur durch kümmerliche Produktionen vertreten. Die Blüthezeit der erzählenden Dichtung, der eigentlichen Epik (welche stets als Heldengedicht auftritt) hat unsere Literatur in den ersten Zeiten ihrer, nachmals für immer entschwundenen politischen Herrlichkeit gehabt, seit den Tagen der Hohenstaufen kränkelt die deutsch-epische Poesie. Im Drama aber lieferte Deutschland zu der Zeit, in welcher dem englischen Volke die gewaltigsten Erzeugnisse, die der neueren dramatischen Dichtung überhaupt gelungen sind, geschenkt wurden, verhältnißmäßig nur Dürftiges und Kümmerliches, und selbst an den besten Werken, welche das deutsche Drama in der zweiten Glanzzeit unserer Poesie geschaffen hat, ist nicht undeutlich zu erkennen, daß die gewaltigen Heroen deutscher Dichtung der Neuzeit des Bewußtseins, einer politisch mächtigen Nation, einem thatenfrohen Volke anzugehören, entbehren mußten. Um aber gerecht zu sein, müssen wir hier sofort sagen, daß gerade der Zerrissenheit des deutschen Volks gegenüber die d. L. und Kunst eine hohe Bedeutung hat. In Dem, was Deutschlands große Dichter gesungen, seine großen Musiker in Tönen gedichtet, was deutsche Denker erforscht und ergründet haben, ruht das beste nationale Besitzthum, dessen wir uns rühmen, und deutsche Kunst und Philosophie machen das einigende und zusammenhaltende Band aus, von dem sich alle Stämme unseres Volkes umschlossen fühlen. — Die Geschichte der d.n L. zerfällt in zwei Hauptabschnitte: in die **alte Zeit**, welche bis zur Reformationsepoche reicht, und die **neue Zeit**, welche bis zur Gegenwart geht. Diese Hauptzeiträume lassen wir bei unserer nachstehenden Darstellung in kleinere Abschnitte, die sich durch die Epochen des allgemeinen deutschnationalen Lebens bestimmen, zerfallen.

I. **Die alte Zeit. Erster Zeitraum: Von den Anfängen deutscher Dichtung bis zu den hohenstaufischen Kaisern.** Ueber die ältesten Zustände des deutschen Volkes, seitdem es aus den Heimatsitzen des indogermanischen Stammes im fernen Osten gewandert ist u. zwischen dem schwarzen Meer und den Ardennen, zwischen Ost- und Nordsee und den Alpen Wohnung genommen hatte, wissen wir nichts. Die frühesten eigentlichen Nachrichten von unseren germanischen Altvordern geben Cäsar, Plinius u. Tacitus. Durch letzteren haben wir auch die älteste Kunde über die Anfänge deutscher Dichtung. In „alten" Liedern, meldet er, feierten zu seiner Zeit die Germanen ihre Götter u. Helden: Tuisco, den erdgeborenen Gott und dessen Sohn Mannus, den Hercules (hinter welchem Namen wir den altdeutschen Kriegs- oder den Donnergott vermuthen), den Arminius u. A. In die Schlacht stürmend, feuerten sie ihren Muth an durch Gesänge, die sie in die Wölbungen ihrer Schilde dröhnend erschallen ließen (barritus). Keines jener Urlieder ist bis in unsere Tage herübergeklungen, keines scheint durch die Runenschrift, welche den Priestern und weißsagenden Frauen der Germanen frühe bekannt war, aufgezeichnet worden zu sein. Sehr wahrscheinlich ist aber, daß jener Zeit unter den später dichterisch behandelten Sagen bereits die von Siegfried (aber in noch mythischer Gestalt) und eine Thiersage, deren Mittelpunkt der Fuchs bildete, angehörten. Mit dem vierten Jahrhundert begannen die altgermanischen Zustände tiefgreifende Veränderungen zu erfahren. Von Osten her gedrängt, verließen die deutschen Stämme ihre alten Wohnsitze, breiteten germanisches Volksthum nach Norden, Westen und Süden aus, traten in Verkehr mit südlichem Leben, mit italischer u. griechischer Bildung.

Wie das Germanenthum in den damaligen Kämpfen fast überall siegreich war, so begann es durch eine Macht, die gewaltigste geistige, die bis hieher auf Erden aufgetreten ist, damals hinwiederum besiegt zu werden: durch das Christenthum. Der edelste und gebildetste deutsche Stamm, die Gothen, ließen am frühesten sich durch das Licht, das von Osten her aufgegangen war und das Dunkel der Welt überwinden sollte, erleuchten. Einem Gothen danken wir das älteste Denkmal deutscher Schrift: des Bischofs Ulfila († 388) Uebersetzung der Bibel, die uns in umfangreichen Bruchstücken erhalten ist, ein unschätzbares Zeugniß der mächtigen, jugendlichen Kraft, der Bildsamkeit u. wohllautenden Tonfülle, welche der deutschen Sprache in ihren frühesten Tagen eigen waren. Daß in den Zeiten der großen Wanderungen die germanischen Stämme einen nicht geringen Schatz von Heldenliedern mit sich trugen, bezeugen uns die Hindeutungen, die sich auf solche in den Geschichtswerken des Jornandes († 551) u. des Paulus Diaconus (um 770) u. in der nordischen Edda finden. Erhalten blieben aber nur wenige Reste der heidnischen Poesie. Denn das Christenthum, wie es überhaupt, wohin es drang, die Denkmäler, Gebräuche u. Anschauungen des Heidenthums mit vertilgendem Eifer bekämpfte, durfte auch die alten Lieder nicht fortleben lassen. Vergebens hat Karl der Große deren eine Anzahl sammeln lassen, unter seinen Nachfolgern wußte die Geistlichkeit sie fast alle zu vernichten. So sind uns an nennenswerthen heidnischen Poesien in deutscher Sprache nur drei und in späterer lateinischer Bearbeitung einige wenige erhalten. Als wichtigstes unter jenen ist auszuzeichnen: das „Lied von Hildebrand und Hadubrand", welches um 800 von zwei fuldaer Mönchen, die es wohl von früheren Kriegsfahrten her im Gedächtniß trugen, auf die erste und letzte weißgelassene Seite eines geistlichen Buches niedergeschrieben haben: ein an epischen Zügen reiches Gedicht, das aber, in der fast allen altdeutschen Dichtungen gemeinsamen Form des Stabreims (Alliteration) und in einer mit niederdeutschen Elementen versetzten oberdeutschen Mundart abgefaßt, uns nur lückenhaft und fragmentarisch erhalten ist. Die übrigen Reste rein heidnischer Dichtung sind: zwei zu Merseburg 1841 durch G. Waitz aufgefundene Zauberformeln (Besprechungen der Lähmung eines Pferdes und der Fesseln eines Gefangenen); ferner: das alte Heldenlied von Walther von Aquitanien (dessen Flucht mit Hiltgund von König Etzels Hofe u. seine Kämpfe mit den Burgundern am Wasichenstein), in lateinischen Hexametern durch Ekkehard I. († 973 als Mönch zu St. Gallen) bearbeitet. Gleichfalls nur in lateinischer Bearbeitung wurden uns gerettet: ein Bruchstück des Heldengedichts von Ruodlieb (ein Mönch zu Tegernsee um 1000 soll der Verfasser sein) u. ein die Thiersage behandelndes Gedicht, vor 936 niedergeschrieben. Seit der Einführung des Christenthums erscheinen in Deutschland Geistliche als fast ausschließliche Träger der Dichtung. Zwar das Volk sang immerfort die alten Lieder von den großen Fürsten und Helden der Wanderungszeit, aber was wir an dichterischen Aufzeichnungen besitzen, gehört bis auf die obengenannten spärlichen Ueberreste der Sprache wie dem Stoffe nach ausschließlich der geistlichen Sphäre an. Hinsichtlich der Sprache wiegt lange Zeit hindurch das Lateinische vor. Die häufigst bearbeiteten Stoffe sind der Bibel entnommen. Das Meiste von Dem, was in der Stille der Klöster und in den mit diesen verbundenen Schulen (die berühmtesten Klosterschulen waren zu Fulda und St. Gallen) durch geistlichen Fleiß in deutscher Sprache geschrieben wurde, hat weniger Wichtigkeit für die eigentliche Literaturgeschichte, als für die Geschichte der Sprache. Es gehören dahin die als Anfänge deutscher Prosa zu betrachtenden Glossarien, Interlinearversionen, Tauf- und Beichtformeln, Gebete (unter denen das Vaterunser obenan steht), einzelne Predigten u. A. In den wenigen deutschen Poesien, welche von Geistlichen in der Karolingerzeit verfaßt sind, zeigen sich mehrfach heidnische Elemente mit christlichen noch gemischt. So in der kosmogonischen Dichtung aus dem 8. Jahrhundert, welche unter dem Namen des „Wessobrunner Gebets" bekannt ist, in der Gott noch der Menschen mildester genannt wird (in alliterirender Prosa geschrieben); so auch in einem Gedicht aus Ludwig des Deutschen Zeit, welches vom Ende der Welt handelt und heidnische Vorstellungen von einem großen Weltbrande mit der christlichen von dem jüngsten Tag vermengt zeigt (Muspilli). In poetischer Hinsicht wichtiger sind zwei andere geistliche Dichtungen aus dem karolingischen Zeitraum: die „Altsächsische Evangelienharmonie" (Heliand) und die „Evangelienharmonie" des weissenburger Mönchs Otfried. Jene stellt das Leben und Wirken Christi, „des Waltenden unter den Weigands", in den Formen des altdeutschen Volkslebens dar, und der Heiland erscheint darin als mächtiger Heerkönig, der mit seinen Getreuen einherzieht, Gaben des ewigen Lebens spendend. Das Gedicht ist in altniederdeutscher Sprache und in Stabreimen verfaßt u. gehört durch seine großartige, ächtepisch einfache und volksmäßige Kraft zu den herrlichsten Erzeugnissen unserer Dichtung. Der Sage nach soll ein sächsischer Bauer, von Ludwig dem Frommen angetrieben, den Heliand gedichtet haben. Otfrieds in oberdeutscher Sprache geschriebene Evangelienharmonie (um 865 beendigt) steht der altsächsischen an dichterischer Schönheit weit nach, ist aber für die Geschichte unserer Dichtung hochwichtig, weil in ihr an die Stelle der alten Stabreimform die des Endreims getreten u. regelmäßiger Strophenbau (vier in zwei Langzeilen vereinigte Halbzeilen, jede mit vier Hebungen) eingeführt ist. Fortan blieben der dem römischen Kirchengesang entlehnte Reim (rhythmus) u. vierzeiliger Strophenbau die gebräuchlichste Form der deutschen Dichtkunst. Einen Geistlichen zum Verfasser hat auch das zur Verherrlichung eines Siegs Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) gedichtete sogenannte „Ludwigslied". Das sind die wenigen Erzeugnisse der geistlichen Dichtung in deutscher Sprache, die uns bis zum 8. Jahrhundert begegnen. In den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser trug die Verbindung mit Italien und Griechenland viel zur Förderung der gelehrten deutschen Bildung bei, Weniges zur Ausbildung deutscher Poesie. Die einzigen nennenswerthen Hervorbringungen der letzteren gehören der Legenden- und der Uebersetzungsliteratur an. Unter den Erzeugnissen jener sind anzuführen: ein Gedicht vom Leben Jesu, welches der Frau Ava († 1127) zugeschrieben wird; ferner eine Dichtung von „des Todes Gehügede"

(Memento mori), verfaßt von einem Laien, der Heinrich genannt wird und ein Sohn der Ava gewesen sein soll. Der St.-Galler Mönch Notker, genannt Labeo († 1022), übersetzte die Psalmen, Williram, als Abt zu Ebersberg gestorben (1085), übertrug das hohe Lied ins Deutsche. Die lateinischen Dramen, welche die gandersheimer Nonne Hroswitha um 980 verfaßte, haben für die deutsche Kulturgeschichte größere Bedeutung, als für die Geschichte unserer Literatur.

Zweiter Zeitraum: Das Zeitalter der Hohenstaufen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt die deutsche Dichtung sich in merkwürdiger Entfaltung auszubreiten u. erreicht nach Kurzem eine künstlerische Höhe, wie nur einmal noch in dem fast zweitausendjährigen Verlaufe unserer Geschichte. Die Jahre 1190 bis ungefähr 1230 umspannen das erste Blüthenalter und, wenn man will, die erste klassische Zeit unserer nationalen Literatur. Dichtungen so herrlicher Art traten in dieser kurzen, die mittlere Dauer eines Menschenlebens an Zahl der Jahre nicht übersteigenden Epoche hervor, daß, wer die bis auf wenige Ausnahmen an Werth wie an Zahl so geringen Erzeugnisse des ersten Jahrtausends deutscher Geschichte zusammenhält mit jenen, die plötzliche Entwickelung der nationalen dichterischen Kräfte wunderbar finden müßte, wenn ihm nicht die allgemeinen historischen Verhältnisse des 12. und 13. Jahrhunderts das Phänomen deuteten. Schon das ausgehende 11. Jahrhundert sah eine starke und allgemeine Erregung, die durch das Zusammentreffen verschiedenartigster Elemente erzeugt war, die Völker des westlichen Abendlandes ergreifen. War das Christenthum in den Tagen seiner Einführung und noch geraume Zeit nachher den Völkern und ganz besonders dem deutschen als eine fremde, antinationale, ja feindselige Macht erschienen, so hatte nun der milde Geist der Heilandslehre die widerstrebenden Völkerseelen allmählig überwunden und mit einer Innigkeit und Sicherheit, mit einem Vollgefühl des Glaubenslebens erfüllt, die in solchem Maße das Abendland nie wieder besessen hat. Die „steinernen Gotteslieder“, in denen die andächtige glaubensfreudige Zeit damals ihrer religiösen Begeisterung Ausdruck gab, die gewaltigen und doch zierlichen Dome u. Münster des Mittelalters haben bis auf diesen Tag in der Baukunst ebenbürtige Nachfolgerschaft nicht gewonnen. Als die sichtbarste Kundgebung des christlichen Enthusiasmus, der ganz Westeuropa einmüthig erfüllte, erscheinen neben jenen architektonischen Meisterwerken die Kreuzzüge. Wie dieselben aus einer erhabenen Idee, aus einem heiligen, schönen Wahn hervorgingen und so zu sagen gewaltige Dichtungen, von dem Leben selbst geschaffen, waren, so erzeugten sie wiederum poetische Anschauungen im Abendlande in reichster Fülle. Die Züge durch fremde Länder und das Verweilen in prächtigen Städten, wie das reiche Byzanz, die Fahrten zur See, die Berührung mit dem für die Occidentalen in vieler Hinsicht wunderbar erscheinenden Natur- u. Volksleben des Orients, der Verkehr mit Angehörigen der verschiedensten Nationen, das leibliche Wandeln auf den Stätten, bei denen der Christ im Geiste so oft verweilt, auf denen der Heiland der Welt gelebt u. gelitten hatte — wie hätte das Alles nicht phantasieerregend und mit mächtigen Ideen befruchtend auf den Völkergeist Europa's wirken sollen? Nehmen wir, was Deutschland speciell angeht, hinzu, daß das zur Zeit des ersten Kreuzzuges bei den französischen Normannen zuerst in bestimmten Formen ausgebildete Ritterthum während der Fahrten ins heilige Land seine höfischen Sitten, seinen Frauenkultus (der in der deutschen Natur eine bereits von Tacitus erwähnte besonders günstige Disposition antraf), seine Sagen und Abenteuergeschichten und die kunstreichen Formen seiner Poesien zu uns herübertrug; daß ein Herrschergeschlecht auf dem deutschen Kaiserthrone saß, so begabt und ritterlich, so poesiefreudig und den höchsten Ideen zugewandt, so begeistert und begeisternd, wie kein früheres und kein späteres: so begreift sich leicht, daß eine an dichterischen Elementen überreiche Zeit poetische Schöpfungen hervorgebracht hat, die auch durch die eminentesten der Folgezeit nicht haben überstrahlt oder in Schatten gestellt werden können. Seit etwa 1190 hört die deutsche Dichtung auf, vorzügliches Eigenthum der Geistlichkeit zu sein. Die Pfleger unserer Poesie sind nun bis ins 14. Jahrhundert zumeist ritterliche, den edlen Geschlechtern angehörige Persönlichkeiten. Fürstliche Höfe wurden die Mittelpunkte der Kunstdichtung, die darum mit dem Namen der höfischen genannt wird. Daneben dauert der Volksgesang, der seit den Tagen der Völkerwanderung die Sagen und Lieder von den alten Recken und Helden bewahrt hat, fort und neben den ritterlichen Sängern durchziehen die sogenannten fahrenden Leute das deutsche Land und singen bei Volksfesten die Lieder von Siegfried, von den Burgundenkönigen, von Dietrich, dem sagenberühmten Gothenkönig u. andern Lieblingen der Nation. Was wir an wahrhaft bedeutenden Aufzeichnungen volksmäßiger alter Epik besitzen, rührt, mit Ausnahme der wenigen früher erwähnten Dichtungen, aus der staufischen Zeit her. Diese Volkspoesie nun steht in mannichfachstem Gegensatz zur Kunstdichtung des 12. u. 13. Jahrhunderts. Jene hält sich streng und treu an die alte Ueberlieferung und entnimmt ihre Stoffe fast ausschließlich der ächt deutschen Sage. Sie erfindet nicht, sondern berichtet treuherzig, was die alten Mähren melden. Nie tritt in dem Volksgesange der Einzelne, der ihn vorträgt, urtheilend oder reflektirend hervor, in der Objektivität, die aller wahrhaften Epik eigen ist, und mit der aus ihr entspringenden naturkräftigen Unmittelbarkeit und Frische erzählt das Volksgedicht und die gewissenhafte schmucklose Ueberlieferung des Geschehenen ist ihr wichtigster, ja ihr einziger Zweck. Anders die Kunstpoesie. In ihr tritt der Dichter als Individuum, als Subjekt in den Vordergrund, seine Anschauungen, seine Ideen sind ihm die Hauptsache und, wo er erzählt, ist der Stoff, von dem er berichtet, nur das Mittel, jene zur Darstellung zu bringen. Erscheinen uns die Dichtungen, in denen die Gesammtheit des Volks ihr Leben und Sein poetisch ausgesprochen, wie großartige Naturschöpfungen, aber darum auch vielfach roh und ungeschlacht, so liegt der Reiz und Zauber der Kunstpoesien in der Zierlichkeit ihrer Formen, in dem Reichthum an geistvollen Gedanken, mit denen sie durchflochten sind; statt in der Erzählung: in der Schilderung. Wir besitzen aus dem staufischen Zeitalter fast nur epische Volkspoesien. Ihre Form ist durchgängig strophisch und gereimt; die

gebräuchlichste Strophe ist die in den Nibelungen angewendete, bestehend aus vier paarweise gereimten, in der Mitte durch eine Cäsur getheilten Langzeilen, wovon die ersten drei sechs Hebungen enthalten, während die vierte im zweiten Halbvers um eine Senkung bereichert ist. Außer der, durch den Wechsel der Senkungen sehr mannichfaltigen und wirkungsvollen Nibelungenstrophe, die nachmals in den achtzeiligen „Hildebrandston" entartete, finden wir in mehren Volksepen die dreizehnzeilige Herzogs-Ernst-Weise (den berner Ton) angewendet. Die Stoffe des mittelalterlichen Volksepos gehören verschiedenen Sagenkreisen an, die sich meist zur Zeit der Völkerwanderung gebildet haben, nämlich dem niederrheinischen (dessen Held Siegfried, ursprünglich eine Gestalt der heidnisch-germanischen Mythe war), burgundischen, ostgothischen, friesischen und lombardischen Sagenkreise. Andere Stoffe der Volksdichtung sind der uralten Tiudsage und einigen jüngeren Sagen entnommen, wie der vom Herzog Ernst. Was die Sprache angeht, in welcher die Volkspoesien der staufischen Zeit abgefaßt sind, so gehört sie, wie überhaupt die aller bedeutenden Dichtungen dieser Epoche, der oberdeutschen Mundart an. Aus der gothischen und sodann aus der althochdeutschen regelmäßig und organisch fortgebildet, ist die mittelhochdeutsche Sprache, welchen Namen Jakob Grimm der Mundart, die damals die herrschende ward (und zwar hat sie von Schwaben, der Heimat der Hohenstaufen, ihren Ausgang genommen), beigelegt hat, ihrer „Mutter und Ahnfrau zwar an Fülle der Endungen und Gravität des Ausdrucks nicht gleich, unserer heutigen Schriftsprache aber an Reichthum der Bezeichnungen, Feinheit des Ausdrucks, Bestimmtheit der Laute, Reinheit und Wohlklang der Reime weit überlegen". Dem gewaltigsten Denkmal der deutschen Volksepik begegnen wir im Lied von der „Nibelungen Noth". Es vereinigt die hervorragendsten Gestalten des niederrheinischen, burgundischen und hunnischen Sagenkreises, und zwar hat diese Vereinigung in der Nibelungensage bereits um die Zeit des 6. Jahrhunderts Statt gefunden. Vergebens hat man nach einem unzweifelhaften Verfasser dieses großartigsten erzählenden Gedichts unserer Literatur gesucht. Lachmann leugnete überhaupt, daß es von einem einzigen Dichter herrühre, und unternahm den Nachweis, daß es aus zwanzig einzelnen Liedern zusammengefügt sei, eine Auffassung, die neuerdings namentlich durch Holtzmann u. Franz Pfeiffer bestritten wurde, welcher letztere den als Minnesänger bekannten Kürenberger für den Nibelungenverfasser hält. Die älteste Aufzeichnung, in der wir das Gedicht besitzen, stammt aus den Jahren um 1210. Nicht an Bedeutung ebenbürtig, dem Nibelungenliede aber allein unter den Volksepen jener Zeit würdig zur Seite stehend, ist das Lied von „Gudrun", dem friesischen Sagenkreis angehörig, gleichfalls im Anfange des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet. Diesen beiden eminentesten Erzeugnissen der mittelalterlichen Volksdichtung zur Seite steht eine Reihe an poetischem Werth wie an Umfang geringerer Epen, zu denen auch einige zu rechnen sind, die wir nur aus Nachdichtungen der Volkssage durch Kunstdichter kennen. Als solche, zum Theil nur in Bruchstücken noch vorhandene Heldengedichte besitzen wir die Lieder von dem „Hürnin Siegfried" (erzählt des Helden Tugend, seinen Drachenkampf u. A.), vom „Riesen Siegenot", von „Ecken Ausfahrt", von „König Laurin" (der kleine Rosengarten), von „Alpharts Tod", von der „Rabenschlacht" (Schlacht zwischen Theodorich dem Großen u. Odoaker bei Ravenna 493), von „König Rother", „Ortnit", „Hug- u. Wolfdieterich" u. das Lied „von Herzog Ernst", das in seinen abenteuerlichen Erzählungen aus fremden Ländern die Einwirkung der Kreuzzüge auf die deutsche Dichtung besonders deutlich bekundet. Die eigentliche Epoche der **höfischen Kunstdichtung** nimmt ihren Anfang mit ungefähr 1190. Bis dahin seit 1150 gehören die Verfasser kunstmäßiger Gedichte noch wie früher vorzugsweise dem geistlichen Stande an. Die Sprache der Poesien dieses vorbereitenden Zeitraums war noch nicht die oberdeutsche (mittelhochdeutsche), sondern eine niederrheinische, von J. Grimm die mittelniederdeutsche genannte Mundart. Den Uebergang zur höfischen Poesie bezeichnen die Dichtungen Heinrichs von Veldecke (1184—90). In diesen erscheint zwar die Sprache noch mit niederdeutschen Formen gemischt, aber Veldeke, der darum auch als Vater der mittelhochdeutschen Poesie gerühmt wird, zeichnet sich bereits vor seinen Vorgängern durch strenge Messung der Verse, Zierlichkeit der Darstellung, gesteigerte Richtigkeit und Reinheit des Reims aus. Diese Eigenschaften sind nun den Dichtungen der Folgezeit in besonders hohem Maße eigen. Die Verfasser der Kunstpoesien gehören im Gegensatz zu den aus den eigentlichen Volkskreisen stammenden Fahrenden meist edlen Geschlechtern an. Ritter, Grafen, sogar nicht wenige Fürsten (selbst der deutsche Kaiser Heinrich VI. wird als Minnesänger aufgeführt) treffen wir unter ihnen an. Ihre Stoffe wählt die Kunstdichtung für die epische Gattung fast durchgängig aus der Fremde. Abgewandt von der deutschen Heldensage, berichtet das höfische Epos romantische Abenteuer (aventiure) nach ausländischen Vorbildern, bildet die Stoffe willkürlich um und spinnt sie selbsterfindend aus. Die Form fast sämmtlicher höfischer Heldendichtungen ist die der kurzen Reimpaare, in denen jede Zeile vier Hebungen enthält. Wir gruppiren der besseren Uebersicht wegen die reiche Zahl der Kunstheldengedichte nach ihren Stoffen. Unter diesen stehen an dichterischer Bedeutung allen übrigen voran: die Sagen vom heiligen Gral und vom König Artus. Beide begegnen uns vereinigt in der großartigsten und tiefsinnigsten Schöpfung der mittelalterlichen Kunstepik, in Wolfram von Eschenbachs zwischen 1204 und 1215 gedichtetem „Parzival". Dem Gralkreise allein gehört desselben Dichters „Titurel" an, den wir nur in zwei unzusammenhängenden, durch wundervolle Formschönheit ausgezeichneten Bruchstücken, die in einer höchst kunstreichen Auflösung der Nibelungenstrophe abgefaßt sind, besitzen, nach Gervinus vielleicht die werthvollsten Reste der gesammten altdeutschen Dichtung. Wolframs Titurelfragmente wurden um 1270 von Albrecht von Scharfenberg benutzt u. im sogenannten „jüngeren Titurel" unter des Eschenbachers Namen, aber ohne seinen Geist fortgedichtet. Endlich hat die Gralsage poetisch unbedeutende Bearbeitungen gefunden in einem gegen 1280 verfaßten Gedicht „Lohengrin" u. in Konrad von Würzburgs Erzählung „vom Schwanritter". Die Sagen des Artuskreises lieferten die Stoffe zu

„Erek" (um 1190) und „Iwein" (vor 1204) von Hartmann von Aue, dem nach Wolfram und Gottfried von Straßburg ausgezeichnetsten Poeten der höfischen Zeit; ferner zum „Wigalois" des Wirnt von Grafenberg (um 1212) und zu „Lanzelot vom See" Ulrichs von Zatzikhofen (nach 1192). Einem mit der Artussage verwandten britischen Aventurenkreise entnahm Gottfried von Straßburg, ein bürgerlich gelehrter Dichter, der poetische Gegenfüßler Wolframs, diesem an dichterischem Talent wenn nicht überlegen, doch ebenbürtig, den Stoff zu seinem Epos „Tristan und Isolt" (um 1210), der unübertrefflich geistreichen und reizenden Verherrlichung und Schilderung der Minnegewalt. Einen dritten Sagenkreis höfischer Dichtung treffen wir an in der Karlssage. Bereits in der Vorbereitungszeit behandelte (zwischen 1173 und 1177) ein Geistlicher, der Pfaffe Konrad geheißen, die Sage von Kaiser Karl und seinen Paladinen im „Rolandslied", dessen ächtepischer Stoff durch einen österreichischen Dichter (den Stricker) zwischen 1236 und 1241 eine schwächere Bearbeitung erfuhr, als die an wahrhaft volksmäßigen, ergreifend poetischen Zügen reiche des Pfaffen Konrad ist. Der Karlssage gehören aus der Blüthezeit des höfischen Epos an: Wolframs von Eschenbach „Willehalm", das liebliche Gedicht „Flore und Blancheflour" von Konrad Flecke (gedichtet um 1230) und eine spätere, wahrscheinlich aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammende Erzählung von des großen Kaisers Leben, „Karl Meinet" betitelt. Auch Stoffe aus der griechisch-römischen Geschichte und Sage wurden in der Hohenstaufenzeit vielfach von deutschen Poeten bearbeitet. Etwa 1170 dichtete der Pfaffe Lamprecht nach französischem Vorbild ein Lied auf Alexander den Großen, den auch Rudolf von Ems zum Helden eines Gedichts (1280) wählte; zwischen 1184 und 1190 verfaßte Heinrich von Veldeke, gleichfalls mit zu Grundelegung eines französischen Gedichts, seine „Eneit", den trojanischen Krieg besangen Herbort von Fritzlar (um 1200) und Konrad von Würzburg (um 1280). Neben solchen eigentlichen Heldendichtungen entstanden gleichzeitig zahlreiche Bearbeitungen biblischer Geschichten und der kirchlichen Sage. Es gehören dahin: ein schönes Gedicht von der „Kindheit Jesu" (um 1184) durch Konrad von Fußesbrunnen verfaßt; Konrads von Würzburg († 1287) „Goldene Schmiede", das „Gesicht des Tundalus" vom Priester Alber (Ende des 12. Jahrhunderts), der durch Innigkeit und poetische Tiefe ausgezeichnete „Lobgesang auf den heiligen Anno" († 1375), Hartmanns von Aue „Gregorius" und „Der arme Heinrich", „Barlaam und Josaphat" von Rudolf von Ems (um 1220), „Heraklius" von einem gelehrten Dichter, Otto, um 1250, u. a. m. Wie die heilige, so lieferte auch die weltliche Geschichte epische Stoffe: frühe im 12. Jahrhundert wurde die „Kaiserchronik" verfaßt, eine Erzählung von römischem und deutschem Kaiserthum bis auf Konrad III., mit wunderlichen Geschichten und Legenden in Menge verquickt; in der „Weltchronik" (um 1250) berichtet Rudolf von Ems die Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf Salomo; gleichzeitig schrieb Johann Enikel ein „Fürstenbuch von Oesterreich". Ferner stoßen wir in diesem Zeitraum auf eine Anzahl kleiner poetischer Erzählungen und Schwankgedichte. Unter diesen sind auszuzeichnen: „Graf Rudolf", ein höchst werthvolles Bruchstück von einem unbekannten Verfasser, „Kaiser Otto mit dem Barte" von Konrad dem Würzburger, die Schwankdichtungen von Salomon und Morolf und des Strickers „Pfaffe Amis", eine Reihe witzig dargestellter Gaunergeschichten, die der Urahn des Eulenspiegel ausgeführt hat. Endlich ist unter der epischen Dichtung anzuführen eine Bearbeitung der Thiersage, welche Heinrich der Glichesäre (Gleißner) gegen 1170 nach französischem Vorbild im „Reinhard Fuchs" verfaßte. Es ist schon oben gesagt worden, daß der Grundzug, welcher die höfische Dichtung von der volksmäßigen scheidet, das Hervortreten der Subjektivität des Dichters in jener ist. Das erklärt zugleich, warum erst mit der Kunstpoesie des 12. Jahrhunderts eine eigentliche Lyrik in Deutschland anhebt. Schon die ältere Zeit kennt liederartige Poesien. Aber die Tanz-, Braut-, Kirchen-, Pilger- und Kreuzlieder der früheren Jahrhunderte, von denen nur dürftige Spuren uns erhalten sind, sind sicherlich eben dadurch der alten volksmäßigen Epik verwandt gewesen, daß in ihnen weniger das individuelle Empfinden als die Vielen gemeinsame Stimmung Ausdruck fand. Als den Anfang der eigentlichen altdeutschen Lyrik dürfen wir daher den Minnegesang des 12. u. 13. Jahrhunderts betrachten. Die wesentlichen Faktoren, welche dessen Inslebentreten gerade damals bewirkten, sind gewesen: die Ausbildung des höfischen Ritterthums in jener Zeit, der diesem gewissermaßen zur Lebenspflicht gemachte Frauendienst, der während der Kreuzzüge vorzüglich durch die geistlichen Ritterorden geübte Marienkultus u. das Bekanntwerden der Deutschen während der Durchzüge französischer Pilger mit den kunstreichen erotischen Dichtungen derselben. Von letzteren gaben namentlich die südfranzösischen Troubadourlieder die Anregung zur deutschen Minnedichtung. Gleichwohl ist dieser ein dem deutschen Wesen eigens angehörendes Erzeugniß. Es liegt in der germanischen Natur ein tiefer Zug zur Hochhaltung u. Verehrung reiner Weiblichkeit. Minne ist treues Gedenken, stilles Sehnen nach der „hehren Frau" des Herzens. Schüchternes, nach Grimms Ausdruck „frauenhaftes" Verlangen nach liebender Vereinigung singt und dichtet im deutschen Minnegesang, der im Vergleich zu der mittelalterlich-französischen Liebeslyrik in wunderbarer Keuschheit der Empfindung erscheint, wenn er auch, gemäß den Anschauungen der Zeit, mancherlei sinnliche Elemente enthält, die heutzutage einer erotischen Dichtung den Vorwurf der Lüsternheit zuziehen würden. Die Erzeugnisse des höfischen Minnegesangs scheiden sich in solche, die von irdischer, und solche, die von himmlischer Minne singen, neben beiden treffen wir Lieder zum Preise der weltlichen Gebieter u. Herren (Lieder der Mannentreue) zahlreich an. Eine zumeist in Oesterreich heimische Sondergattung bildet auch die sogenannte „dörperhafte" Minnedichtung, der höfische Dorfgesang. Auch der höfischen Lyrik geht, wie der erzählenden Kunstdichtung, ein einleitender Zeitraum (seit etwa 1150) voraus, mit dem Veldekin beginnt wiederum die Blüthezeit, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist wie beim höfischen Heldengedicht auch in der Lyrik der anhebende Verfall wahrzunehmen. Schon im Anfange des 14. Jahrhunderts tritt der Minnegesang nur noch ganz verein-

zelt auf. Wir haben Kunde von mehr als 160 Minnesängern. Die Hauptformen der höfischen Lyrik sind das Lied, der Leich und der Spruch. Aller Minnedichter trefflichster ist Walther von der Vogelweide (geboren um 1165, † zu Würzburg nach 1228). Was ihn von den zeitgenössischen Lyrikern wesentlich unterscheidet, was ihm eine Stelle unter den größten Dichtern unserer Nation anweist, ist die Vielseitigkeit seiner lyrischen Begabung. Wir haben von ihm Lieder geistlicher und irdischer Minne voll holdseliger Zartheit, Innigkeit u. Tiefe, Lieder deutschesten Vaterlandsgefühls, Gesänge heiligen Zorns über den Verfall und Uebermuth der Kirche, Lieder begeisterter Verehrung für die weltlichen Herren, denen er als getreuer Mann diente. Unter den übrigen Minnesängern machen wir namhaft: aus der Vorbereitungszeit: Dietmar von Aist, den Kürenberger, die beiden Spervogel, Heinrich von Morungen, Friedrich von Hausen, Reinmar den Alten, die alle, vorzüglich aber die vier erstgenannten, noch der Volksdichtung verwandte Töne anschlagen, wie sie sich auch zumeist noch der Nibelungenstrophe in ihren Liedern bedienen; aus der Blüthezeit: Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Gottfried von Neifen, Graf Otto von Bottenlaube, Reinmar von Zweter; auch fürstliche Liederdichter werden genannt, wie König Konrad der Junge (wohl Konradin), Herzog Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg, Herzog Johann I. von Brabant, König Wenzel von Böhmen &c. Als begabtester Vertreter der höfischen Dorflyrik ist zu nennen: Nithart von Neuenthal, ein bayerischer Ritter, der mit großer Lebendigkeit und Frische das Treiben der Bauern, ihre Tänze, Liebesabenteuer und Schlägereien schildert. Die Zeit des Verfalls kündigt sich in keiner Dichtung so deutlich an, als in Ulrichs von Lichtenstein „Frauendienst" (vollendet 1255), einer mit Liedern durchwebten wunderlichen Erzählung, in der die Karrikatur des Minnedienstes, die fast zur offenbaren Tollheit ausgeartete Unnatur des ritterlichen Galanterielebens damaliger Zeit in treuherzigster Weise geschildert ist. Mit Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob († 1318) u. dem mainzer Schmied Barthel Regenbogen tritt die bürgerliche Minnedichtung auf, u. zugleich bezeichnen in der handwerksmäßigen Manier ihrer lyrischen Poesien Beide den Uebergang des Minnegesangs in den Meistergesang. Der Lyrik des 13. Jahrhunderts anzureihen ist auch ein seltsames Gedicht, welches sich auf einen Sängerkampf bezieht, der 1206 oder 1207 zwischen Wolfram, Walther, dem sagenhaften Heinrich von Osterdingen und anderen Minnesängern auf der Wartburg, die zur Zeit des Landgrafen Hermann von Thüringen eine der Lieblingsstätten höfischer Dichtung war, Statt gefunden haben soll. Das Gedicht vom „Wartburgskrieg", frühestens aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, enthält zwei Theile; im ersten wird das Lob Herzog Leopolds von Oesterreich und des Landgrafen Hermann, Beide gefeierte Pfleger und Freunde der Poesie, gesungen: in der zweiten Hälfte streiten Wolfram und Klinsor mit künstlichen, geheimnißvollen Räthseln um den Preis. Die dichterische Kraft der staufischen Zeit tritt uns weiter auch entgegen in einer Anzahl **lehrhafter Poesien**. In Sprüchen, Lehrgedichten und Fabeln (bîspel) hat das 13. Jahrhundert eine reiche Fülle von tiefsinnigen und heiteren Erkenntnissen vom Weltwesen niedergelegt. Die ausgezeichnetste Erscheinung dieser Art ist „Freidanks Bescheidenheit", eine Sammlung von Sprüchen, in denen sich schärfste Lebensbeobachtung, ächt christliche Weisheit in volksthümlicher, sprüchwortmäßiger Gedrungenheit und Kraft ausspricht. Ueber den Verfasser wissen wir nichts mit Bestimmtheit, W. Grimm versuchte Walther von der Vogelweide als denselben nachzuweisen. Der „Winsbeke", ein um 1210 verfaßtes Gedicht, nach Gervinus „einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie", enthält die Lehren eines Ritters an seinen Sohn, ihm nachgebildet, aber werthlos ist die „Winsbekin", worin eine adelige Frau ihre Tochter unterweist. Der „wälsche Gast", den Thomas von Zicläre aus Friaul um 1216 dichtete, leitet alle Tugenden aus der Beharrlichkeit (staete), alle Laster und Sünden aus der Veränderlichkeit (unstaete) ab und flicht in seine Lehren Mähren, Fabeln und Erzählungen ein. Hugo von Trimberg, Rektor zu Bamberg, verfaßte ein Lehrgedicht (um 1280 begonnen, erst 1309 abgeschlossen), das er den „Renner" betitelte, weil es gleich einem flüchtigen Rosse ohne festes Ziel hin und her eile. Es stellt das Leben des Menschen und den Sittenverfall allegorisch dar. Endlich haben wir der Prosa unseres Zeitraums kurz zu gedenken. Sie erscheint noch ohne alle kunstmäßige Anlage und Absicht und gehört, in sofern sie wesentlich nur dem praktischen Bedürfniß dient, der Geschichte unserer Nationalliteratur nur uneigentlich an. Gleichwohl zeigt auch sie die dem 13. Jahrhundert eigene geistige Kraft und Lebendigkeit. So ist die Diktion in den Rechtsbüchern jener Zeit (Sachsenspiegel, zwischen 1224 und 1232 niedergeschrieben, Schwabenspiegel, nach 1275 vollendet, das braunschweiger und das lübische Stadtrecht) von einer ungemeinen Volksthümlichkeit, die mit ihrer körnigen, episch-einfachen Darstellung häufig geradezu poetische Wirkung erreicht. Noch mehr gilt dies von den Predigten, die wir aus dem 13. Jahrhundert von David von Augsburg († 1271) und dessen Schüler Berthold Lech von Regensburg besitzen. Mit tiefem Ernst vereinigt sich in ihnen eine fast kindliche Heiterkeit, Würde der Darstellung, größte Zartheit des Ausdrucks. Dabei verleiht ihnen die schmucklose Wahrhaftigkeit der religiösen Begeisterung eine nicht selten hinreißend überzeugende Gewalt.

Dritter Zeitraum: Vom Schlusse des 13. Jahrhunderts bis zur Reformationszeit. Der Frühling mittelalterlicher Dichtung war wie jede Lenzzeit kurz. Schon seit etwa 1230 zeigt sich der Kunstwerth der höfischen Poesien in entschiedenem Abnehmen begriffen. Wie es in künstlerischen Epigonenzeiten regelmäßig geschieht, währt die formelle Meisterschaft der Glanzepoche noch eine Weile fort, erscheint sogar hie und da noch gesteigert (wie bei Konrad von Würzburg), aber der Ideengehalt der Dichtung wird ärmer. Die Allegorie, das gemeinsame Merkzeichen aller poetisch schwächlichen Zeitalter, nimmt überhand, lehrhafte Elemente treten an die Stelle der unmittelbar wirkenden epischen und lyrischen. Schauen wir uns nach den äußeren Gründen des raschen Sinkens der schwäbischen Dichtung um, so drängen sich uns sofort die trüben politischen und socialen Zustände

auf, die für Deutschland schon mit dem Ausgange der staufischen Herrscherzeit begannen. In der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", die thatsächlich schon vor dem trostlosen Interregnum während der Kämpfe der letzten beständig in Italien weilenden Hohenstaufen mit dem Papste für Deutschland angefangen hatte, verwilderte das Ritterthum in Raub- und Fehdelust. Die Herrlichkeit des deutschen Reichs war für immer dahin. Mit Rudolf dem Habsburger nahm praktisch nüchterner Sinn den Thron in Besitz, von dem aus das von idealer Begeisterung erfüllte Hohenstaufengeschlecht als Vorbild ritterlichen Wesens geleuchtet hatte. Wie Rudolf vor Allem die Macht seines Hauses und erst in zweiter Reihe die Bedeutung der Kaiserwürde zu mehren trachtete, so gewahren wir solches Suchen des eigenen Vortheils und Gleichgültigkeit gegen fast jede höhere und allgemeine Idee die beiden nächsten Jahrhunderte hindurch in den verschiedensten Gebieten, so daß man die Epoche bis zur Reformation nicht unpassend das Zeitalter des politischen Egoismus par excellence nennen kann. Die steigende Rohheit des Ritterstandes vertrug sich nicht wohl mit der früheren Freude edler Geschlechter an der Poesie. Die Höfe hörten auf, Sänger und Poeten willkommen zu heißen, die Fürsten selbst hatten Wichtigeres zu thun, als Minneliedern und Heldengedichten zu lauschen, wie es einst Hermann der Thüringer und Herzog Leopold gepflegt. Von Rudolf dem Kaiser selbst wandte sich das Poetenvölklein, das sofort nach des Habsburgers Wahl freudig ihn als ersehnten Sangeshort begrüßte, ernüchtert ab, seine hausbackene Natur hatte für Kunst und Dichtung kein Verständniß. So erklärt sich das Absterben des höfischen Gesanges sehr einfach. Aber auch die volksmäßige Poesie verkümmert, einmal, weil das Volk ja unter der Verwilderung der vornehmen Stände zumeist litt, und dann, weil es, namentlich im 14. Jahrhundert, heimgesucht war von den schlimmsten Gottesgeißeln, von Hunger, Erdbeben u. Pest. Die Zeit des großen Sterbens (um 1350) brachte jenen tiefen Ernst in die allgemeine Stimmung, der die Todtentänze überall als Memento mori an Kirchen und Stadtmauern zeichnete und malte, der die seltsame Büßerepidemie hervorrief (Geißelfahrten), von welcher die straßburger und limburger Chroniken düstere Nachtbilder entwerfen. Ist es in der Glanzzeit der Hohenstaufen vor Allem die Lebendigkeit und Sicherheit des Glaubenslebens, welche in unserer Nation ein nie wieder erlangtes Gefühl harmonischer Einheit mit dem Göttlichen erzeugte, so ist auch dieses heilige Besitzthum zerronnen. Immer tiefer sinkt die Geistlichkeit in Trägheit und Unsittlichkeit, immer dringender wird das Bedürfniß einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Einheit des geistlichen Regiments erscheint wiederholt zerrissen (am kläglichsten während der großen Kirchenspaltung von 1378—1415), die schlimmste Zwietracht zeigt sich in fanatischen Religionskämpfen entfesselt. So muthet das geistige Leben des 14. und 15. Jahrhunderts nur in ganz wenigen Kundgebungen den Betrachter erfreulich an. Darunter sind die wichtigsten: die Bestrebungen einzelner Kreise zur Läuterung, Entweltlichung, Verinnerlichung des religiösen und geistlichen Lebens (Mystik) und das Aufblühen bürgerlicher Tüchtigkeit in den Städten. Jene traten der formelverknöcherten Scholastik entgegen durch schlichte, herzliche und tiefsinnige Auffassung und Darstellung des Evangeliums und redeten zum armen schwerbedrängten Volke in ergreifender Lebendigkeit Worte des heiligen Trostes und des heiligen Zornes. Vor allen Pflegern und Begründern der mystischen Richtung und als wirksamste Vorläufer Luthers müssen genannt werden die „Brüder des gemeinsamen Lebens", welche Vereinigung Gert Groote 1384 zu Deventer stiftete. In die Ringmauern der Städte aber flüchteten sich seit dem Ausgange der Hohenstaufenepoche die besten Elemente des deutschen nationalen Lebens. Wie das 14. Jahrhundert des Ritterwesens Herbstzeit gewesen, so sind dieselben Zeitläufte die Frühlingstage des deutschen Bürgerthums gewesen, und seitdem ruht die Kraft u. Bedeutung unseres Volks in seinen bürgerlichen Kreisen. Von den zwei wichtigsten Erfindungen des Zeitraums — Schießpulver u. Buchdruckerkunst — hat die erste dem Ritterstand den Todesstoß gegeben, die andere der Bedeutung des Mittelstandes unberechenbare Förderung verschafft. Wie nun die deutsche Muse seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aus ihren alten Lieblingsstätten immer entschiedener verscheucht wurde und auf Burgen und an Höfen gastliche Aufnahme nimmer fand, wie sie eben in den Schooß der Städte flüchten mußte u. da auch herzlich willkommen geheißen ward, so verliert die Dichtung dieser Epoche rasch den Charakter höfischer Eleganz, sie nimmt schon gegen die Wendezeit des 13. in das 14. Jahrhundert eine bürgerliche solide Physiognomie an, die sich weiterhin immer deutlicher ausprägt, und zwar bis zur entschiedenen Spießbürgerlichkeit. Die heitere farbenglänzende Phantastik der Hohenstaufentage war unwiederbringlich dahin aus dem Leben: wie hätte sie denn im Spiegelbilde der Dichtung fortleuchten können: Die deutsche Welt war bis auf den Grund zu praktisch-verständigem Realismus ernüchtert; nüchtern und realistisch mußte auch der Geist ihrer literarischen Kundgebungen sein. So erklärt sich denn, daß die Prosa sich breiter entfaltet als zuvor; daß die Lehrdichtung sich vordrängt, das Heldengedicht zurücktritt u., wo es erscheint, nur in vergröberter Manier, aus der man die bunte, phantasieblühende Weise der höfischen Epik nicht einmal ahnen kann, als Bänkelsängererzeugniß auftritt. Am deutlichsten jedoch erkennen wir die dichterische Natur der ganzen Epoche aus der Umgestaltung, welche die höfische Minnepoesie erfuhr, indem sie mit dem Anfange des 14. Jahrhunderts in den Meistergesang überging. Das Wesen des letzteren ist so recht eigentlich ehrenfeste, streng geordnete, ja auch äußerlich zunftmäßige Bürgerlichkeit. Mit biederem Ernste, mit zuchtvollem Eifer ward in den Singschulen der wackern Nürnberger, Ulmer, Straßburger, Memminger u. a. die Dichtkunst betrieben, aber eben auch nur geschäftlich betrieben, und die Schwingen des freien Flügelkindes der Phantasie waren belastet mit den Gesetzesparagraphen der Tabulatur. Die Sprache der Literatur im 14. und 15. Jahrhundert zeigt sich, der besten Zeit der vorigen Epoche gegenüber, in zunehmender Verwilderung. Das Oberdeutsche hört auf, Gemeinsprache der Dichtung zu sein, mundartliche Besonderheiten drängen sich überall vor. Nicht minderer Verfall ist in dem

Formellen der Poesie zu gewahren. Der Sinn und das Gefühl für Reinheit der Reime und für die Regelmäßigkeit des Wechsels zwischen Hebungen und Senkungen im Verse mindern sich und scheinen schließlich ganz abhanden gekommen: bereits im 15. Jahrhundert ist als metrisches Gesetz bloße Silbenzählung üblich geworden. Wir stellen nun die wichtigsten Erscheinungen der nationalen Literatur aus dem Zeitraum nach den einzelnen Gattungen zusammen. Das **Epos**, diese für die ältere Zeit bedeutsamste Gattung, hat seit der staufischen Epoche in unserer Dichtung nie wieder die alte Kraft zu gewinnen vermocht. Bereits seit dem 13. Jahrhundert treibt das Heldengedicht nirgends in Deutschland neue Keime, die früheren zeigen sich überall im Absterben. Selten begegnen wir nur noch dem Volksepos und in diesen seltenen Fällen finden wir es im Stoffe verstümmelt, verwillkürt in Sprache und Versbau, zum Bänkelsängerton vergröbert. So in dem sogenannten „Heldenbuch", das die Sagen von Ortnit, Hug- u. Wolfdieterich, dem Rosengarten und König Laurin gesammelt enthält; so auch in der dresdener Handschrift von 1472, welche dem Kaspar von der Roen aus Münnerstadt zugeschrieben wird. Noch geringere Weiterbildung erfuhr das höfische Heldengedicht. Einen besonders schlagenden Beleg für die Unfähigkeit der Zeit, die tiefsinnigen und phantasiereichen Gebilde der Artus- und Gralsage auch nur mit schonendem und zartem Verständniß zu behandeln, lieferte der münchener Briefmaler Ulrich Fürterer (Füterer) in seinem „Buch der Abenteuer" (1478), das in unglaublich roher Manier und mit elendester Handhabung der so überaus kunstreichen Titurelstrophe die sämmtlichen Zweige jener Sagen zusammenfaßte und als Einleitung noch die Geschichte der Ritterorden, des trojanischen Kriegs u. des Argonautenzugs in den Kauf gab. Wie die an Zahl bedeutende Legendendichtung an Werth der im vorigen Zeitraum nachsteht, ergibt eine Vergleichung der Erzählung des eisenacher Domherrn Johannes Rothe vom Leben der heiligen Elisabeth (1421) mit einem den gleichen Stoff behandelnden Gedichte aus dem Schlusse des 13. Jahrhunderts besonders anschaulich. Lieblingsdichtungen des Zeitalters aus der Gattung der erzählenden Poesie waren Geschichten-, Schwank- u. Anekdotensammlungen, wie des Hans von Bühel „Leben Diocletians" (nach der morgenländischen Novellensammlung „Buch der sieben weisen Meister", 1412 verfaßt), ferner die „Abenteuer des Pfaffen vom Kalenberg", durch den Wiener Philipp Frankfurter (Ende des 14. Jahrhunderts) in Reime gebracht und die um 1490 niederdeutsch aufgezeichneten Schwänke des „Tyll Eulenspiegel", die kurz darauf ins Hochdeutsche übersetzt wurden. Fruchtbar an groben Spaßgeschichten waren auch die nachher noch einmal zu nennenden Nürnberger Folz u. Rosenblut. Als gelungenstes episches Erzeugniß der ganzen Epoche begegnet uns ein niederdeutsches Gedicht: der „Reineke Vos" (gedruckt 1498), von einem noch nicht zur Gewißheit ermittelten Verfasser aus dem Niederländischen übersetzt, überaus lebendig, frisch, witzreich, mit satirischen Beziehungen auf die Zeit ausgestattet. In breiter Entfaltung treffen wir die meist allegorisch gehaltene erzählende Lehrdichtung. Hierher gehören „Die Jagd" des Habamar von Laber (um 1350), die „Mörin" des Hermann von Sachsenheim (1453, schildert den Verfall des ritterlichen Lebens), die frostigen Allegorien, die Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, entwarf und durch seine Geheimschreiber Melchior Pfintzing und Marx Treitzsauerwein von Ehrentreitz ausführen ließ: der „Theuerdank" (um 1515, verherrlicht des Kaisers Jugend, Brautfahrt, Jagd- und Kriegsabenteuer) u. der „Weißkunig" (eine Art prosaischer Romane von den Thaten Maximilians). Als zwischen der epischen Poesie und der Lyrik stehende, der eigentlichen Didaktik angehörige Dichtungen reihen wir hier ein: Heinrichs von Müglin (um 1350) „Buch der Maide", worin die Wissenschaften und Künste sich als Jungfrauen dem Kaiser Karl IV. vorstellen, um ihr Urtheil zu empfangen; Konrad von Ammenhusens „Schachzabelbuch" (1337, knüpft allerlei Lehren an das Schachspiel); Konrad Vintlers „Blume der Tugend" (1411, veranschaulicht die Laster und Gebrechen der Zeit durch Erzählungen). Beliebte Arten der lehrhaften Gattung waren die unter dem Namen der Beispiele (bîspel) bekannten kleinen didaktischen Geschichten, von denen eine sehr werthvolle Sammlung Ulrich Boners „Edelstein" (um 1330) enthält, sowie die „Priameln" (Präambeln) u. Spruchgedichte, deren wir zahlreiche von dem Oesterreicher Heinrich dem Teichner (dichtete etwa 1375) u. A. besitzen. Gegen den Schluß des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts treten im Gebiete der Lehrdichtung einige bedeutende Erscheinungen satirischen Charakters auf. In Sebastian Brants „Narrenschiff" (1494) werden die Thorheiten des Zeitalters auf einem Schiffe gesammelt und in höchst anschaulicher, wenn auch poesieloser Weise gekennzeichnet. Thomas Murner ahmte in der „Narrenbeschwörung" (1512) Brants Gedicht nach und griff auch in anderen Dichtungen („Schelmenzunft", „Badenfahrt", „Geuchmatte") scharf und keck die Zeitgebrechen an. Er, der zu den wunderlichsten und bedeutendsten Männern der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts gehört, polemisirte gegen Alles und Jedes heftig und bissig, wie er denn auch wider die römische Kirche und nachher nicht minder furchtlos wider die Reformation seine Angriffe wendete. Was die **Lyrik** dieses Zeitraums betrifft, so ist des Ueberganges der Minnedichtung (als deren letzte Nachzügler Graf Hugo von Montfort, † 1423, Graf Oswald von Wolkenstein, † 1445, und Muskatblut um 1400 zu erwähnen sind) in den Meistergesang schon gedacht worden. Die einzelnen Erzeugnisse desselben verdienen, wegen ihres gänzlichen Mangels an Kunstwerth, keine Aufzählung. Als wandernde Meistersänger nährten sich durch poetische Wappenbeschreibungen u. dergl. Michael Beheim († 1474), Peter Suchenwirt (um 1400) u. A. m. Die poetisch wichtigsten Erscheinungen der Lyrik des Zeitraums sind: das aufblühende deutsche Kirchenlied und das Volkslied. Wie die deutsche Predigt im 13. Jahrhundert in unsere Kirchen eindrang, so der deutsche Kirchengesang im 14. und 15. Jahrhundert, und zwar zunächst nur in der Form von Uebersetzungen älterer lateinischer Lieder; ganz neu gedichtete deutsche traten selten auf. Uebertragungen und Nachbildungen jener Art haben wir von dem Benediktiner Hermann von Salzburg (um 1360) u. dem straßburger Priester Heinrich Laufenberg (um

1440). Als selbstständige geistliche Liederdichter sind ferner der Schlesier Konrad von Queinfurt († 1382) und der Mystiker Johannes Tauler zu nennen; auch die merkwürdigen Lieder, welche die Flagellanten auf ihren Geißelfahrten (um 1350) sangen, sind für die Geschichte unseres geistlichen Liedes wichtig. Im Volkslied erscheint der Volksheldengesang der früheren Zeit in die lyrische Gattung übergegangen. Zwar besitzen wir auch volksmäßige historische Gedichte aus dem Zeitraum (darunter von ausgezeichnetem Werth Halbouters Lied auf die sempacher Schlacht und Veit Webers Lieder auf die Kämpfe der Schweizer gegen die Burgunder); aber den weitaus größten Raum nimmt im Volksgesange des 14. und 15. Jahrhunderts ein: das „Stimmungslied". Wie das alte Volksheldengedicht einzig für den Gesang bestimmt, wie dieses auch einfach, absichtlos, treuherzig, singt es von Lust und Leid, von Scheiden u. Meiden, von Lieben, Wandern, Jagen, Trinken in tiefempfundenen Tönen. Frühe schon mögen diese köstlichen Perlen unserer Lyrik hin und wieder gesammelt worden sein. Erhalten blieben uns solcher Sammlungen erst einzelne aus dem 15. Jahrhundert, von denen die wichtigste diejenige ist, welche die augsburger Nonne Clara Hätzlerin 1471 aufgeschrieben hat. Die ersten für unsere deutsche Literaturgeschichte bedeutenden Erscheinungen im dramatischen Fache treffen wir im 14. Jahrhundert an. Das deutsche Drama entstand einerseits aus den kirchlichen Darstellungen biblischer Geschichten, z. B. der Passion, welche, durch die Geistlichen angeordnet, anfangs aus dem lateinischen Bibeltext zusammengesetzt waren, aber nach 1300 allmählig ganz deutsch wurden. Mehr und mehr mischten sich in die heilige Darstellung weltliche, ja humoristische Elemente, so daß im 15. Jahrhundert die Aufführungen, die des Raums wegen aus der Kirche verlegt werden mußten, zu Volksfesten geworden waren. Hervorragende Denkmäler solcher geistlich-volksmäßigen Dramen sind aus dem 14. Jahrhundert ein Innsbrucker Osterspiel (Handschrift von 1391), aus dem 15. das Alsfelder Passionsspiel und „Ein Spiel von Frau Jutten", von dem mühlhäuser Meßpfaffen Theodorich Schernbeck 1480 verfaßt. Andererseits leitet sich das deutsche Drama ab aus den von uralter Zeit her bei Volkslustbarkeiten üblichen mimisch-dialogischen Aufführungen, die seit dem 14. Jahrhundert vorzüglich zur Fastnachtszeit Statt hatten. So besonders zu Nürnberg. Wir besitzen aus dieser Stadt (aus dem 15. Jahrhundert) namentlich solcher Fastnachtsspiele von Hans Folz u. Hans Rosenblut (dem Schnepperer). Anlage, Ausführung und Darstellung sind in diesen Dichtungen, auch den geistlichen, noch überaus dürftig; von kunstmäßigem Dialog, eigentlicher Handlung oder gar einer dramatischen Charakteristik kann bei ihnen nicht geredet werden; die Fastnachtsspiele sind überfüllt mit plumpen Späßen u. Unfläthigkeiten. In der Prosa haben ungemeine Wichtigkeit die in diesem Zeitraum zahlreich hervortretenden geschichtlichen Aufzeichnungen. Zwar bestehen sie noch aus bloßen Aneinanderreihungen der historischen Ereignisse, aber abgesehen von ihrer hohen Bedeutung für die Zeitgeschichte zeigen sie in ihrer oft geradezu dichterischen, naiv-treuherzigen Darstellung die deutsche Prosa in lebendigster Entwickelung. Es gehören dahin: die Limburger Chronik (bis 1099 fortgeführt durch einen Stadtschreiber Johannes, nach Andern durch Tielemann Emmel), die Straßburger Chronik (1362 von Fritsche Closenes beendigt), die Elsasser Chronik des Jakob Twinger von Königshofen (1346—1414), die Berner Chronik (1150—1480) von Diebold Schilling, Peter Eschenloers Geschichten der Stadt Breslau u. A. m. In der rednerischen Prosa vertreten die Mystiker das volksmäßig-geistliche Element des Zeitalters. Tiefinniges ächtdeutsches Gemüth, schlichte, milde Frömmigkeit und gewaltiges Ergriffensein von der Wahrheit des Evangeliums sprechen uns an aus der wunderbar einfachen und herzlichen Schreibweise des Meister Eckart († vor 1329), des Johannes Tauler († 1361; „Buch von der Nachfolgung des armen Lebens Christi"), des Heinrich Suso († 1365, von ihm das „Büchlein von der ewigen Weisheit"), der merkwürdigen Schrift, die den Titel „Deutsche Theologie" führt (aus dem 15. Jahrhundert, 1516 von Luther herausgegeben). Der erbaulichen Literatur gehören ferner an: Otto's von Passau „Die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron der minnenden Seelen" (1386), Konrads von Meyenberg († 1374) „Buch der Natur", Hermanns von Fritzlar Legendensammlung „Ein Buch von der Heiligen Leben". Der letzte Jünger der taulerschen Richtung war Johann Geiler von Kaisersberg († 1510), dessen Predigten — er hielt deren u. A. eine ganze Reihe über Brants Narrenschiff — in ungemein frischer und volksmäßig derber Weise die Gebrechen der Zeit geißeln. Auch die Anfänge deutscher Unterhaltungsprosa gehören dem 14. und 15. Jahrhundert an. Zahlreiche fürstliche Frauen übersetzten um 1450 romantische Erzählungen der bretonischen u. karolingischen Sage aus dem Französischen (Lother und Maller, der Hugschapler, Melusine, Pontus u. Sidonia). Nikolaus von Wyle († um 1478) übertrug die italienische Novelle „Lucretia und Euriolus" des Aeneas Sylvius. Albrecht von Eyb verfaßte ein mit Novellen durchflochtenes Buch: „Ob einem Manne sei zu nehmen ein eheliches Weib od. nicht" (1472). Heinrich Steinhöwel, Arzt zu Ulm, verdeutschte um 1470 den Decamerone des Boccaccio. Endlich haben wir auch einiger Reiseschilderungen aus unserem Zeitabschnitt zu gedenken. Beschreibungen des heiligen Landes lieferten Joh. Schiltberger aus München, Hans Tucher aus Nürnberg, der mainzer Kämmerer Bernhard von Breydenbach u. A. Durch Uebersetzungen wurden in Deutschland bekannt die abenteuerlichen Reisewerke des englischen Ritters John Mandeville (1356 niedergeschrieben) u. des Venetianers Marco Polo.

II. Die neue Zeit. Erster Zeitraum: Vom Beginne der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege (1517—1618). Um die in vielem Betrachte gänzliche Neugestaltung des deutschen Lebens, die sich um den Schluß des 15. u. den Anfang des 16. Jahrhunderts vollzog, zu begreifen, haben wir uns nur an folgende Momente zu erinnern. Zunächst treten die Wirkungen der wunderbaren Kunst, deren Erfindung wir Deutsche an den Namen Gutenberg und an die Jahre um 1440 knüpfen, seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer mächtiger hervor, und ihre Gewalt auf den gesammten Volksgeist wird zuerst unmittelbar ersichtlich an der Bedeutung, welche Luthers

durch den Druck vervielfältigte Schriften gewannen. Es begann ferner — und zwar vorzüglich seit der Eroberung Konstantinopels, welche 1453 das Abendland, insbesondere Italien mit griechischen Gelehrten überschwemmt hatte — die Neubelebung der Wissenschaften durch die genauere Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der antiken Welt. Nach Deutschland drang Kunde und Studium der altklassischen Literatur, im Vergleich mit den übrigen Theilen des europäischen Westens, spät, dann aber, nachdem namentlich aus der stillen Klausur niederländischer Schulen (Deventer) die Jünger des neuen weltlichen Evangeliums sich durch alle deutschen Gauen zerstreut hatten, gedieh gerade bei uns die Begeisterung und die Emsigkeit in Erforschung römischer und griechischer Literatur zur höchsten Entfaltung. Endlich schenkte das Jahr 1492 der alten Welt eine neue und das Jahr 1483 dem deutschen Volk den gewaltigen Menschen, der Luther hieß und berufen war, als ein geistiger Columbus das Salvador kirchlichen Lebens neu zu entdecken. Daß aus solchen großartigen Ereignissen und Entdeckungen, durch solche mächtige Persönlichkeiten, wie sie neben unserem Reformator die Wendezeit des 15. und 16. Jahrhunderts in Menge erstehen sah, ein ungemeiner Aufschwung des nationalen Lebens in Deutschland resultiren mußte, ist klar. Wenn trotzdem gerade die nationale d. L. und in Sonderheit die Dichtung nicht sofort eine Höhe und Bedeutung erreichte wie in der Hohenstaufenepoche, wenn die poetischen und literarischen Früchte der Neubelebung des deutschen Geisteslebens erst dreihundert Jahre später reiften, so liegt diese Erscheinung in Folgendem begründet: Zunächst konnte die Wirkung der neugefundenen Kunst des Bücherdruckens für unsere schöne Literatur keine unmittelbar günstige Wirkung äußern. Was die Verbreitung und den Besitz dichterischer Erzeugnisse erleichterte, mußte jenes einzige Vertrautsein des Volks mit seinen Sagen u. Liedern, welches auf der lebendigen Tradition beruhte, in steigende Abnahme versetzen, mußte unsere Dichtung immer mehr zur Bücherpoesie und immer seltener zur Sache des unmittelbaren Ein- und Mitlebens der Einzelnen in u. mit dem Gedichteten machen. Was sodann die klassische Philologie anlangt, deren goldenes Zeitalter das 16. Jahrhundert war, so entzog sie zuvörderst eine Reihe der ausgezeichnetsten Geister unserer nationalen Literatur. Wohl war im Beginne des 16. Jahrhunderts in Deutschland ein ungemein reges Leben fröhlicher, frischer, befreiender Forschung erwacht, an dessen köstlichen Früchten wir noch heute zehren. „Es ist eine Lust, jetzt zu leben!" schrieb damals Ulrich Hutten, ganz erfüllt von dem heitern, sonnigen Gefühl, dem Zeitalter anzugehören, in welchem die reine, ächte Menschlichkeit (Humanität) an der Hand griechischer und römischer Weisen aus dem todten Formelwust mittelalterlicher Scholastik hervorstieg. Aber abgesehen davon, daß gerade die begabtesten deutscher Männer jener Zeit (darunter die poetisch bedeutenden Talente, namentlich Eobanus Hessus, Euricius Cordus u. A.) ihre Schriften fast ausschließlich in lateinischer Sprache abfaßten; daß z. B. Huttens Feuergeist nur selten im deutschen Sprachgewande vor sein Volk trat, daß also die Schöpfungen dieser Männer eine direkte Wirkung auf die Nation gar nicht haben konnten; so erging es den Gelehrten jener Zeit sehr bald wie den Leuten im Märchen, die in plötzlich aufgeschlossenen Zauberhallen sich der Schätze so viele aufluden, daß sie unter der Last erlagen. Es war so Vieles zu lernen von den Alten, daß man bald zu glauben anfing, es sei eben Alles von ihnen zu lernen. Daher die klassische Philologie über Kurzem zu Hause nicht mehr heimisch war und wie sie ihre Zeit nicht verstand und zu verstehen sich nicht bemühte, auch kein wirkliches Verständniß des Alterthums gewann, sich vielmehr an hohlem grammatischen und lexikalischen Wort- und Formenwesen genügen ließ. Die Verachtung der Muttersprache, die gänzliche Unkunde ihres Reichthums, ihrer großen dichterischen Vergangenheit war die nächste u. weit über ein Jahrhundert währende Folge. So begann denn damals jene Scheidung zwischen Wissenschaft und Volksleben, die aufzuheben man erst in jüngster Zeit wieder erfolgreich begonnen hat, und die der nationalen Literatur zu einem ihrer verderblichsten Feinde geworden ist. Daß ferner die Entdeckungen neuer Erdtheile der Dichtung nicht zu unmittelbarer Förderung gereichten, begreift sich von selbst. Es ist bekannt, daß aus allen Epochen materiellen und kommerciellen Aufschwungs die Poesie erst sehr nachträglich Vortheile gezogen hat. Im 15. und 16. Jahrhundert insbesondere war es nicht eine heilige Idee, welche wie in den Kreuzzugstagen die Menschen ins Weite trieb. Vielmehr wurzelte die Fernesehnsucht der damaligen Zeit meist in sehr materiellen Motiven. Endlich haben wir die Wirkungen der Reformation auf die Literatur kurz zu beleuchten. Zunächst bedarf es keiner Darlegung im Einzelnen, daß eine Epoche so gewaltiger geistiger Kämpfe, wie das Zeitalter der kirchlichen Erneuerung war, die Theilnahme der Gemüther allzu sehr für eben diese Kämpfe in Anspruch nahm, um die für alle Kunstthätigkeit unerläßliche Stimmung beschaulicher Ruhe zu ermöglichen. Dazu kam, daß durch die Reformation die deutsche Geisterbewegung vorzugsweise in den Norden unseres Vaterlandes verlegt wurde, dessen kühler Reflexion zuneigende geistige Art den heitern Spielen der Phantasie ungünstiger ist als das süddeutsche Naturell. Nahm doch auch die durch Luther angeregte religiöse Umgestaltung überhaupt bald eine überwiegend verstandesmäßige Richtung; wurde doch die aus dem innersten Gemüthsleben einer urdeutschen Natur geborene Auffassung der evangelischen Wahrheit rasch zu dogmatischer Verknöcherung, aus welcher langdauernder Konfessionshader sich erzeugte. Dennoch dankt die deutsch-nationale Literatur Luther einiges Unschätzbare; zuvörderst die vor Allem durch die Bibelübersetzung (die ganze heilige Schrift erschien zuerst 1534) bewirkte Schöpfung einer allgemeindeutschen, noch heute gültigen Schriftsprache, der neuhochdeutschen, welche Luther durch die Verschmelzung der obersächsischen Mundart mit den besten Elementen süddeutscher Volksdialekte (die der Reformator zumeist aus den Schriften Taulers und der übrigen Mystiker gewann) zur gemeinen Gültigkeit erhob; sodann das deutsche Kirchenlied. In keiner seiner Kundgebungen spricht sich das von Luther wiederhergestellte kirchliche Bewußtsein so mächtig und ergreifend aus wie in diesem. Das Kirchenlied der Reformationszeit gab Dem, was die Gesammtheit der Bekenner der neuen Lehre erfüllte,

den unmittelbaren Ausdruck. Darum ist es ein durchaus volksmäßiges Erzeugniß, und gerade in dieser Hinsicht stehen an Kraft und Lebendigkeit die Lieder Luthers, des Nikolaus Decius († 1541), Paul Speratus († 1554), Justus Jonas († 1555), Paul Eber († 1569), Johann Matthesius († 1565), Nikolaus Hermann († 1561), Philipp Nicolai († 1608), der böhmischen Brüder u. A. in der Geschichte unserer geistlichen Lyrik unvergleichlich da. Um hier gleich die übrigen lyrischen Erzeugnisse der Epoche zu erwähnen, so gehören der geistlichen Dichtung an die poetischen Uebertragungen der Psalmen: von Burkard Waldis und Ambrosius Lobwasser († 1585). Das Volkslied erscheint in zahlreichen Aufzeichnungen und Sammlungen, der Meistergesang wird eifrig betrieben, vorzüglich zu Nürnberg. Unter den wenigen Gelehrten, welche die Muttersprache zu Ehren zu bringen suchten, ist Paul Schede, Melissus genannt († 1602) hervorzuheben, der unter den Ersten war, welche die ausländischen Formen des Sonetts, der Terzine, des Alexandriners nachzubilden versuchten. Die erzählende Dichtung treffen wir in fortgehender Verkümmerung. Nicht nur die Freude an den alten Sagen und Liedern, auch das Gedächtniß derselben ist fast völlig verschwunden. Wie in einer Art mechanischer Gewohnheit wird das früher erwähnte „Heldenbuch“ noch bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts wiederholt abgedruckt, doch fand es bei den Gelehrten nur große Verachtung, beim Volke nur geringe Theilnahme. Daß ein Nibelungenlied, eine Gudrun einmal existirt hatten, davon wußten im 16. Jahrhundert und weiter bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur wenige Deutsche Etwas, geschweige daß diese Wenigen eine Ahnung von der Bedeutung dieser Dichtungen gehabt hätten. Das beste erzählende Gedicht des Zeitraums lieferte Johann Fischart († 1590) in seinem „Glückhaft Schiff“, wie denn dieser Mann überhaupt als die hervorragendste literarische Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts neben Luther bezeichnet werden muß. Die großartigste Seite seiner Werke liegt in ihrer sprachlichen Meisterschaft. Eine solche Fülle geistreichsten Ausdrucks wie bei Fischart findet sich bei keinem anderen Autor der gesammten deutschen Literärgeschichte. Dabei steht Fischart auf der höchsten Stufe der Bildung seiner Zeit und ist in lebendigster Theilnahme an den Bewegungen derselben begriffen. Ihre Gebrechen mögen wenige seiner Zeitgenossen so scharfsichtig wie er beobachtet haben; keiner hat sie so muthig und mit so vernichtender Geistesschärfe angegriffen. Eine eigentlich künstlerische Gestaltung seiner Dichtungen ist ihm aber nicht gelungen, einerseits weil ihn seine sprachliche Virtuosität nicht selten zu wahrhaft verwegenem Uebermuth in Sprachspielereien verlockte, daher seine Schriften von wortverschränkenden Ungeheuerlichkeiten wimmeln; andererseits weil er seine Stoffe mit zahllosen Beziehungen auf die Verhältnisse seiner Gegenwart durchwebte. Schon deshalb, weil Fischart Satiriker vom Scheitel bis zur Zehe war, überwiegt der Werth seiner prosaischen Werke den der in gebundener Form, wenn wir das oben genannte treffliche erzählende Gedicht ausnehmen. Um die übrigen nennenswerthen epischen Erzeugnisse des Zeitraums diesem hier anzureihen, sind zu erwähnen verschiedene durch den „Reineke Vos“ hervorgerufene Thiergedichte, sowie Nachahmungen der äsopischen Fabeln, welche Steinhöwels Uebersetzung nach sich zog, fast ohne Ausnahme satirischen Charakters, wie denn das 16. Jahrhundert überhaupt die Blüthezeit der deutschen Satire gewesen ist. Das Bedeutendste unter jenen ist Georg Rollenhagens († 1609) „Froschmeuseler“, eine satirisch-didaktische Nachbildung der homerischen Batrachomyomachie. Harmlosere Thiergedichte verfaßten Hans Christoph Fuchs („Der Mückenkrieg“ 1580) und Wolfhart Spangenberg († 1607, „Der Ganskönig“). Als Mitkämpfer der Reformatoren geißelten in Fabeldichtungen Erasmus Alberus († 1553, „Buch der Tugend und Weisheit“) und Burkard Waldis († 1556, „Esopus ganz neu gemacht“) mit scharfem Witz vorzüglich die römisch-katholische Geistlichkeit. Zahlreich vertreten ist auch im 16. Jahrhundert die Schwankdichtung. Der fruchtbarste Poet dieser Gattung war Hans Sachs († 1576). In gewissem Sinne darf man ihn das hervorragendste eigentliche dichterische Talent des ganzen Zeitabschnitts nennen. Als solches hat er sich gerade in seinen Schwänken u. kleineren didaktischen Erzählungen erwiesen, in denen der wackere nürnberger Schuster neben gesundestem Humor einen so weitschauenden geistigen Blick bekundet, daß die Verachtung, in welche er kurz nach seinem Tode bei den hochweisen Poetastern der Folgezeit verfiel, nur als ein Beweis mehr für deren fast gänzliche Unfähigkeit, wirkliche Poesie zu schätzen, gelten muß. Der Schwankdichtung in gebundener Form gehört auch an die von Achilles Jason Widmann verfaßte Geschichte des „Peter Leu“ (um 1550), die in unbeholfener Darstellung die Possen berichtet, die ein lustiger Pfaff, meist seinen Bauern, spielte. Die Neigung zu lehrhaften und beschreibenden Poesien, die wir schon in der vorigen Epoche wahrnahmen, dauert in dieser fort. Hervorragende Produkte derselben sind des Bartholomäus Ringwaldt Gedicht „Die lautere Wahrheit“ (1585), in welchem gelehrt wird, wie sich weltliche und geistliche Kriegsmänner in ihrem Berufe verhalten sollen; ferner des Valentin Andreä († 1654) „Christenburg“, worin die Rettung der vom Antichrist belagerten Christenheit durch die Reformation allegorisch dargestellt ist. Ein seltsames Erzeugniß der Didaktik lieferte Fischarts Lehrer Kaspar Scheidt in seiner Uebertragung des lateinischen Grobianus von Fr. Dedekind (um 1550), in welchem ironische Vorschriften zu unfläthigem Betragen gegeben werden, welche, da die Menschen das Gebotene stets unterlassen, ihr Gegentheil bewirken sollen. Endlich gehören hierher auch die wenigen deutschen Gedichte Huttens, unter denen „Die Klage und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes rc.“ (1520) in der poetischen Form schwach, im Inhalt sehr bedeutend ist. Die dramatische Produktion gewinnt im 16. Jahrhundert beträchtlich an Umfang, doch sind ihre Fortschritte fast nur äußerlicher Art. Zwar versuchten sich die Gelehrten, wie schon hin und wieder im vorigen Zeitraum, in der Uebersetzung und Nachbildung griechischer und römischer Dramen, doch fielen die Leistungen noch sehr mangelhaft aus. Lateinische Schulkomödien (bereits im 15. Jahrhundert wurden solche auf Universitäten aufgeführt) gaben Anlaß, dergleichen auch in deutscher Sprache nachzubilden; man ließ

bei solchen Versuchen allmählig, um ein größeres Publikum zu gewinnen, die antiken Stoffe fallen und griff zu mehr populären, meist biblischen Vorwürfen. Solcher biblischer Dramen entstanden vorzüglich viele in Mitteldeutschland (in Zwickau, Magdeburg, Wittenberg &c.); sie sind fast durchgängig in entschieden protestantischem Sinne abgefaßt. Dergleichen Stücke haben wir von Paul Rebhun (der als einer der Ersten die Abtheilung in Scenen und Akte anwendete und sich sogar antiker lyrischer Formen in Chören bediente), von Nikolaus Manuel aus Bern, dessen Dramen sich durch volksthümliche Lebendigkeit und kräftigen Humor auszeichnen, u. A. m. Das volksmäßige Spiel fand auch jetzt nochnirgends eifrigere Pflege als zu Nürnberg. Hier erscheinen in reicher Zahl die Fachstnachtsspiele, deren der fruchtbare Hans Sachs eine große Menge lieferte, ohne jedoch, trotz seines unleugbaren dramatischen Talents, denselben einen im strengen Sinne kunstmäßigen Charakter verleihen zu können. Noch weniger gelang ihm dies in seinen Tragödien. Um die Ausgangszeit des 16. Jahrhunderts wurde auf den Entwickelungsgang des deutschen Drama's ein sehr wesentlicher Einfluß geübt durch die sogenannten „englischen Komödianten", Gesellschaften, die schon seit der zweiten Hälfte des Zeitraums, ursprünglich wahrscheinlich aus Engländern, später auch aus deutschen Schauspielern zusammengesetzt, in den Niederlanden und dann in Niederdeutschland ihr Glück versucht hatten. Sie brachten Originale und Uebersetzungen der populärsten altenglischen Schauspiele, nachmals auch shakspearischer zu uns, wurden in größeren Städten und an Höfen sehr beliebt und trugen zur Ausbildung unserer Schauspielkunst und Dichtung viel bei. Die Deutschen lernten von den Engländern die dramatische Handlung über bloß skizzenhafte Andeutungen hinauszuheben und die bisher einfach aneinander gereihten Scenen organisch zu gliedern, wie auch die Ausprägung der komischen Person zu einem bestimmten typischen und später unter verschiedensten Namen weiter gebildeten dramatischen Charakter nach jenem englischen Vorbilde geschah. Uebrigens darf man sich die Kunststufe, auf welcher die Stücke der englischen Komödianten standen, trotz der erwähnten Fortschritte nicht als eine sehr hohe vorstellen. Die zuerst gedruckt erschienene Sammlung derselben (1620) zeigt im Gegentheil eine Ueberfülle blutiger Greuel und schmutzigster Elemente. Unverkennbar ist der Einfluß der englischen Dramen in den deutschen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (errichtete das erste stehende Hoftheater in Deutschland; † 1613) und der Nürnberger Georg Mauricius († 1610) und Jakob Ayrer († 1605). Letzterer, anfangs der Manier des Hans Sachs sich anschließend, verfaßte Fastnachtsspiele, dann Schauspiele nach Stoffen des alten Heldenbuchs u. englischen Originalen. Unter den **Prosadichtungen** ist zunächst zu gedenken der zahlreichen Sammlungen von Schwänken, Anekdoten und Possen, an denen das 16. Jahrhundert so reich ist wie kein anderes, wie es denn überhaupt ein lachlustiges Zeitalter war. Ein lateinisches Werk, die **Margarita facetiarum**, fand im Eingang der Epoche (1508) großen Anklang; wenig später erschien die gleichfalls sehr beliebt gewordene Sammlung des Franciskanermönchs Johannis Pauli unter dem Titel „Schimpf und Ernst" (1518), und in den fünfziger Jahren trat eine ganze Reihe solcher Schwankbüchlein hervor, wie das „Rollwagenbüchlein" (1555) von Jörg Wickram, von dem wir auch größere Erzählungen, eine Art Vorläufer der Romane, haben (der „Goldfaden" u. A.); ferner die „Gartengesellschaft" des Jakob Frey (1556), der „Wegkürzer" von Martin Montanus (1565), der „Katzipori" von Michael Lindner (1556). Als werthvollste dieser späteren Sammlungen aber ist zu nennen des Hessen Hans Wilhelm Kirchhof „Wendunmut" (1563). Ein ganz besonders wichtiges Erzeugniß der Prosadichtung des 16. Jahrhunderts sind die eigentlichen Volksbücher, deren zähes Leben sich bis in das Zeitalter der neueren Romantik erhalten hat, durch welche ihm wissenschaftliches Studium zugewendet wurde. Die meisten dieser oft trefflichen Volkserzählungen sind fremden Ursprungs (Haimonskinder, Fierabras, Genoveva, Magelone); unter den dem Stoffe nach einheimischen sind die vorzüglichsten die Geschichte des Doktor Faust, die in unserer nationalen Literatur eine so hervorragende Rolle spielt (die Ausbildung der Faustsage fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts; ältester Druck des Volksbuchs 1583); die Sage vom „Ewigen Juden"; das „Lalenbuch" oder die Geschichte von den Schildbürgern. Eine Art neuer Eulenspiegelgeschichten gab in niederdeutscher Sprache Bartholomäus Krüger in „Hans Clawerts Historien" (1587). Die geschichtliche Prosa erscheint auch jetzt noch vorzugsweise in chronistischen Aufzeichnungen. Lebendige Darstellung und großartige Auffassung der Begebenheiten zeichnen aus die „Bayerische Chronik" des Johann Turnmayr von Abensberg, genannt Aventinus († 1534). Sebastian Franck, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Reformationszeitalters, machte in seinem „Zeitbuch und Geschichtsbibel" den ersten Versuch, die Weltgeschichte nach einem leitenden Gedanken zu bearbeiten (1531) u. gab in seinem „Weltbuch" (1534) eine fleißige und durch musterhafte Darstellung ausgezeichnete Zusammenstellung von ihm gesammelter Nachrichten über Länder und Völker. Andere hervorzuhebende historische Arbeiten sind die Schweizerchroniken von Valerius Anshelm († 1540) und Aegidius Tschudi († 1572). Der Weltbeschreibung gehören an die „Cosmographie" des Sebastian Münster (1553) und das Hauptwerk des Matthis Quad von Kinkelbach: „Deutscher Nation Herrlichkeit" (1609). Die Vorliebe des Zeitalters für den Gebrauch sprüchwörtlicher Redensart, die sich in Luthers und Fischarts Schriften vorzüglich ausgeprägt zeigt, veranlaßte Sammlungen und Auslegungen von Sprüchwörtern, von denen wir die des Johann Agricola († 1566) und die werthvollere Sammlung des Sebastian Franck (1542) auszeichnen müssen. Endlich mögen noch als hervorragende Erzeugnisse der wissenschaftlichen u. philosophischen Literatur des Zeitraums genannt sein die „Vier Bücher menschlicher Proportion" von Albrecht Dürer, dem größten deutschen Künstler der Reformationszeit, und die „Morgenröthe im Aufgang" von dem tiefsinnigen theosophischen Mystiker Jakob Böhme († 1624).

Zweiter Zeitraum: Vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum ersten Auftreten Gottscheds (1618—1725).

Erfüllt ist diese Periode, wie kaum ein anderes Stück unserer Nationalgeschichte, von Kriegsnöthen, Niederlagen, Demüthigung unter fremden Uebermuth. Ein greuelreicher Krieg zerfleischt ein volles Menschenalter hindurch den Leib der Nation. Die wildeste aller Leidenschaften, der Fanatismus für heilige Glaubensgüter, regt Deutsche gegen Deutsche auf. Fremdlinge kommen und fechten auf dem Boden unseres Vaterlandes, bald nicht mehr um religiöse Interessen, sondern um den materiellen Besitz deutscher Ländertheile, die ihre Beutegier ins lüsterne Auge gefaßt hält. Endlich bringt die tödtliche Ermattung der Streitenden den langersehnten Frieden zu Wege, der für Deutschland fast nur Schmach und Nachtheil mit sich führt. Kräftige ehemalige Glieder des deutschen Reichs (Niederlande, Schweiz) sind nun für immer abgelöst von ihm. Die kaiserliche Centralgewalt, ein Schemen geworden, wird von mehr als 300 größeren und kleineren Fürstenthümern, welche der Friede selbstständig gemacht hat, nur scheinbar anerkannt, u. wenn Konflikte eintreten, rufen jene, allen deutschen Sinnes baar, Fremde zu ihrem Schutze herbei. Handel u. Gewerbe haben nicht Zeit, die tiefen Wunden zu heilen, welche der große Krieg ihnen geschlagen, denn kleinere folgen in selten unterbrochener Reihe. Die Türkenkriege erneuern das alte Entsetzen vor dem Erbfeinde des Christenthums. Ludwigs XIV. von Frankreich freche Hand greift wiederholt in den Frieden Europa's u. reißt dem ohnmächtigen deutschen Reiche beste Lebenstheile weg (Straßburg 1681), seine Heere wüthen in deutschen Gauen, und durch schlaue Tücke läßt er sich die Kosten seiner frevelhaft begonnenen Kriege regelmäßig durch unser Volk zum guten Theil bezahlen. Schlimmeren Raub aber als den an deutschem Länderbesitz übt Frankreich am sittlichen und geistigen Leben unserer Nation. Oder richtiger: freiwillig geben Deutsche, während sie mit dem Schwerte gegen das Nachbarland streiten, ihre Seelen, ihre Sitten, ihre Sprache in die Botmäßigkeit des Feindes. Das 17. Jahrhundert bringt über unser sociales Leben die erst lange nachher gebrochene Herrschaft des Franzosenthums. An Ludwigs tief entsittlichtem Hofe holen deutsche Fürsten und Vornehme ihre Scheinbildung und suchen die innerlich faule Herrlichkeit, welche der Vollender des französischen Absolutismus um sich ausgebreitet, im Duodezformat in Deutschland nachzubilden. Das berüchtigte à la mode-Zeitalter hatte zwar vor Ludwigs Herrschaft bei uns begonnen, vollendet ausgebildet ward es aber erst mit dieser. Heuchelei und Lüge sind die Grundzüge dieser Zeit, komplimentenreiche Etikette, Schminke, Schönpflästerchen, mehr als Alles die Perücke sind ihre charakteristischen Merkmale. Wie die deutschen Höfe ihren Ruhm in möglichst undeutschem, französirtem Wesen suchten, so vermeinte auch baldigst ein guter Theil des Bürgerthums, ächte Bildung zu bekunden durch franzmännisches Gebahren. Wie die sogenannte gute Gesellschaft die französische zur Sprache des Verkehrs wählte, wie die Kanzleien ihre Schriftstücke mit gallischen Floskeln durchwebten, so begannen auch die Mittelstände ihre Rede wunderlich mit ausländischen Phrasen zu verbrämen. Mit einem Worte: unser Volk hatte sein bestes Ich fast ganz vergessen, es verleugnete sein edelstes Selbst. Wie mußte es da in Wissenschaft und Kunst, wie mußte es zumal in der Dichtung, dieser ureigensten Sprache der Völker, aussehen! Steifes Formelwesen ohne lebendigen Inhalt macht einen Grundzug in der Physiognomie der Zeit überhaupt aus. Ueberall treffen wir auf ihn, in der Wissenschaft begegnet er uns am deutlichsten in Theologie und Philosophie. Eine engherzige, unglaublich geistlose Orthodoxie lastete mit schwerem Druck auf jeder freien geistigen Regung. Konfessionshader und Buchstabengläubigkeit bilden die religiöse Charakteristik eines langen Abschnittes im 17. Jahrhundert, gegen dessen Ende hin erst Männer wie der edle Phil. Jak. Spener (1635—1705) und Aug. Herm. Francke (1663 bis 1727) als Vorbilder eines innerlichen wahrhaftigen religiösen Lebens erscheinen. Auch die deutsche Philosophie nimmt erst mit dem Ausgange des Zeitraums aus trauriger Verkommenheit einen Aufschwung. Leibnitz (1646—1716) schrieb zwar fast nur in lateinischer und französischer Sprache, aber als größter Gelehrter seiner Zeit und in vielem Betracht ächt deutsch gesinnt übte er dennoch unschätzbar förbernden Einfluß. Thomasius (1655—1728), wie er überhaupt freie Bewegung des Geistes in allen Dingen forderte und kräftig erstrebte, wie er mit scharfer Waffe Wahn u. Thorheit (Hexenglauben) bekämpfte, rüttelte erfolgreich an dem Joche fremder Sprache und fremden Rechtes, verlangte u. übte den Gebrauch deutscher Rede in wissenschaftlicher Schrift u. Lehre. Christ. Wolfs klarer, wenn auch seichter Kopf endlich wirkte Treffliches, indem die streng geordnete Folgerichtigkeit seiner Werke den phrasenreichen, verblümten Modestyl der Zeit allmählig verdrängen half. Ueberschauen wir nun die nationalliterarischen Erzeugnisse des Zeitraums, so stoßen wir auch hier auf mangelnde innere Wahrheit, auf hohles Formelwesen und geistlose Nachahmung des Ausländischen als wesentlichste Charakterzüge. Das um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts so lebendig ergriffene Studium des klassischen Alterthums hatte im Verlaufe der Zeit immer mehr die Kraft befreiender, humanisirender ächter Menschenbildung eingebüßt, war zur rein äußerlichen Aneignung todten Wissens geworden, der Humanismus der Erasmus, Hessus, Hutten erscheint in geistlosen Formalismus verknöchert. Dabei trat die philologische Gelehrsamkeit seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mit einem stupenden Hochmuth auf, der das ungelehrte Laienthum als rohen Pöbel betrachtete und sich allmählig gänzlich entwöhnte, in dessen Sprache zu reden u. zu schreiben. Da das Volk selbst in der schweren Bedrängniß jener Zeit Gesang und Poesie fast ganz und gar verlernt hatte, da die vornehmen Stände längst von freudiger Pflege der Kunst abgewendet waren, so erscheinen seit etwa 1590 als die eigentliche Heimat unserer Poesie die deutschen Gelehrtenstuben. Zunächst ging aus diesen wegen des ausschließlichen Gebrauchs der lateinischen Rede durch die Gelehrten fast 3 Jahrzehnte lang kein deutsches Gedicht von Belang hervor. Dann wich diese Schweigsamkeit einer übergroßen Redseligkeit in deutscher Zunge, aber eine Gelehrtenpoesie ist unsere Dichtung seit jenen Tagen auf lange hinaus geblieben. Nicht allein, weil nur Gelehrte dichteten, sondern weil die meisten gelehrt dichteten, weil fast allgemein bei ihnen die Ueberzeugung herrschte, daß die Dichtkunst eine Sache des Wissens, des Erlernens sei, daß man

nur die rechten Regeln der Poetik inne haben müsse, und zwar daß man diese aus Schriften u. nirgends besser als aus denen der Alten lernen könne. Da nun von den alten Römern und Griechen für die deutsche Dichtung nichts Besseres gelernt und abgesehen wurde und eigentlich auch werden konnte als die äußeren Formen, und da die Zeit überhaupt an innerlicher Verlegenheit krankte, so stellt sich die Mehrheit der Poesien des Zeitraums dar als Produkte erzwungener, äußerlich regelrechter, im Innersten unwahrer „Mache". Im Grunde unterscheiden sich die meisten Dichtungen des 17. Jahrhunderts bezüglich des inneren Werthes sehr wenig von der Meistersängerei des 14. u. 15. Jahrhunderts. Jene wie diese wurden producirt nach einer Tabulatur, nach einem Regelcoder, nur daß die Poeten unseres Zeitabschnitts ihre Gesetzesparagraphen angeblich aus den Alten abstrahirt hatten, daß sie weder so anspruchslos und mit redlichem Ernste, noch so ehrbar und sittenstreng ihre Verse machten wie die wackern Zunftsänger zu Nürnberg, Straßburg, Ulm und an anderen Orten. Die Handwerksmäßigkeit der Dichtung des 17. Jahrhunderts brachte es ganz natürlich mit sich, daß keine poetische Gattung so gepflegt wurde wie die Gelegenheitsdichtung, nicht jene, welche Goethe für die einzig ächte Poesie erklärt hat, die durch das wirkliche Leben gezeugt und veranlaßt wird, sondern die falsche, die zu beliebiger Zeit u. Stunde für die äußere Gelegenheit sich zum Gesange herbeiquält. Von Hochzeits-, Geburtstags- und Leichenpoëmen wimmelt es in den Gedichtsammlungen des Zeitraums. Zwar auch an Liedern der Liebe, des Lenzes und des Weines — welche drei die uralten Hauptobjekte aller Lyrik ausmachen — gebricht es nicht, aber mit verhältnißmäßig ungemein wenigen Ausnahmen tragen sie den Stempel forcirter Phrasenhaftigkeit. Gestehen doch viele der Poeten jener Zeit sehr häufig mit unglaublicher Naivetät, daß ihrer erotischen Lyrik kein wirkliches Herzenserlebniß zu Grunde liege, vielmehr der Dichter oftmals sich etwas vorstelle, davon sein Gemüth nichts wisse, der Sprachübung wegen. Wie die Namen der besungenen Geliebten (die Neären, Flavien, Asträen, Lesbien, Barnien, Cynthien &c.) erlogen waren, so waren es die ihnen vorgetragenen Empfindungen. An die Meistersängerei erinnern besonders deutlich die mannichfaltigen Associationen von Dichtern und Dichtungsfreunden, welche vorzüglich die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts entstehen sah. Auch hier kam der Anstoß vom Ausland her. In Italien waren bereits im 15. Jahrhundert zahlreiche „Akademien" begründet worden, die ursprünglich Pflege der klassischen Philologie und der Dichtkunst zu löblichen Zwecken hatten, bald aber, in geschmacklosen allegorischen Spielereien sich ergehend, dieselben ohne Ernst und Erfolg betrieben. Die italienische Accademia della crusca stand als Vorbild einigen fürstlichen Personen (darunter Ludwig, Fürst von Anhalt, ein großer Freund der Dichtkunst) vor Augen, die am 24. August 1617 auf den Vorschlag Kaspars von Teutleben zu Schloß Hornstein bei Weimar den „Palmenorden" od. „die fruchtbringende Gesellschaft" gründeten. Bis 1668 hat dieser Verein unter 806 Mitgliedern einen König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 60 Grafen und über 600 Adelige und Gelehrte gezählt. Zur Aufgabe hatte man sich zunächst gesetzt: die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen u. Stand ohne Einmischung fremder Wörter zu erhalten. Indem man die symbolischen Tändeleien der Crusca getreulich nachahmte, kam gleich von vorn herein ein des rechten Ernstes baarer, mit hohlen Formen sich begnügender Geist in die Genossenschaft, abgesehen davon, daß die äffische Lust, französisches Wesen zu kopiren, stärker war als die Liebe der hohen Herren zur Muttersprache, und sie überall außer in den Zusammenkünften des Ordens französisch reden und schreiben ließ. Aehnliche Vereinigungen treten in nächster Zeit anderwärts auf: die „aufrichtige Tannengesellschaft" zu Straßburg (seit 1633), der „gekrönte Blumenorden an der Pegnitz" zu Nürnberg (seit 1642), die „teutschgesinnte Genossenschaft" (seit 1643) in Hamburg. Wirklich Ersprießliches haben die Bemühungen dieser Orden um Dichtkunst u. Sprache nur wenig geleistet. Sie erscheinen als fruchtlose Experimente mit Dingen, welche in künstlicher Zucht nicht gedeihen. Haben wir alle die erwähnten Dinge als Merkmale literarischer Armseligkeit anzusehen, so ist nunmehr zu erwähnen, daß in Einem Betracht mit den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ein entschiedener Fortschritt unserer Dichtung eingetreten ist. Der Mann, an dessen Namen sich diese Förderung anknüpft, war der Schlesier Martin Opitz (1597—1639). Die nationalliterarische Produktion des ganzen Zeitraums steht unter dem bestimmenden Einfluß Opitzens bis auf Gottsched, u. wie jenen seine Bewunderer und Nachahmer unverdienterweise ein volles Jahrhundert hindurch als Vater deutscher Dichtkunst bezeichnet haben, so darf er im guten u. schlimmen Sinne wenigstens der Vater der deutschen Dichtkunst im 17. Jahrhundert mit Recht genannt werden. Opitz hat unserer neueren Poesie den formalen Charakter verliehen, den sie noch heute trägt. Nachdem er im „Aristarch" (1618) mit lateinischer Rede sich an die Gelehrten gewendet und mit Erfolg deren Verachtung gegen die zur Poesie nicht minder als die römische taugliche deutsche Sprache bekämpft hatte, stellte er in dem berühmten „Buch von der Deutschen Poeterei" (1624) eine Theorie der Dichtkunst auf, die zum allgemeinen dichterischen Gesetze der Zeit erhoben wurde und neben einer beklagenswerthen auch eine heilsame Wirkung übte. Das gesunde feine Sprachgefühl, welches ohne theoretisches Bewußtsein der Regel in der großen Epoche mittelalterlicher Dichtung Meisterwerke auch hinsichtlich der Form geschaffen hatte, war im Laufe der Jahrhunderte immer mehr geschwunden, u. die Versbildung folgte bereits im 15. Jahrh., weit mehr noch im folgenden, einem ganz äußerlichen Gesetz, dem der Silbenzählung. Hier nun trat Opitz erneuernd und berichtigend ein, indem er als einfache und seit ihm von allen bessern deutschen Poeten befolgte Regel geltend machte, daß regelmäßiger Wechsel zwischen Hebung und Senkung nicht minder Lebensgesetz des deutschen Verses als regelmäßiger Wechsel zwischen Längen und Kürzen es für den lateinischen und griechischen Vers sei. Diese Wahrheit, wenn nicht gefunden, doch zuerst nachdrücklich und mit Erfolg ausgesprochen zu haben, macht Opitzens bleibendes Verdienst aus. Die übrigen Gaben, die er unserer Poesie geschenkt; die seit seinem Vorgang allgemein gewordene Nachahmung der die Alten wiederum, aber fast karrikirend nachahmenden Fran-

zosen (z. B. des nüchtern-allegorischen Ronsard) u. der steifen Holländer (Heinsius); die Einführung des Alexandriners, der seit Opitz durch ein volles Jahrhundert für den wahren Mustervers galt und von vielen Poeten des 17. Jahrhunderts ausschließlich gebraucht wurde; der Grundsatz, den Opitz aufstellte, daß die Dichtkunst Lehre und Unterweisung zum Hauptzweck habe, der in seinen frostigen, verstandes-nüchternen Lehrgedichten praktischen Ausdruck fand; die römische Mythologie, welche, wenn nicht von Opitz zuerst unserer Dichtung aufgehalst, doch seit seinem Vorgange als „unglückseligster aller poetischen Apparate" bis auf die neueste Zeit von allen Poetastern, hin und wieder sogar von unsern ersten Dichtern (Schiller) benutzt worden ist; die Einführung der poetischen „Schäfereien" durch seine „Hercynia", — diese u. andere zweideutige Geschenke haben nicht zum kleinsten Theil dazu beigetragen, dem 17. Jahrhundert den Ruf eines der traurigsten und dürftigsten Zeitalter deutscher Poesie zu verschaffen. Was die Lyrik angeht, so mußte diese dem Gebiete des unmittelbarsten Empfindungslebens angehörige Gattung die Unwahrheit und gespreizte Hohlheit des Zeitgeistes am deutlichsten in ihren Erzeugnissen verrathen. Die Stickluft der Gelehrtenstuben weht uns aus den Naturliedern jener Zeit entgegen, auf den forcirten Charakter der erotischen Lyrik ist schon hingedeutet worden. Der Geist des nüchternen Opitz schwebt über den Produkten einer ganzen Reihe von Poeten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die, weil viele derselben aus Schlesien stammten und in dem vielgepriesenen „Boberschwan" ihr in jeder Hinsicht gültiges Vorbild sahen, unter dem Namen der opitzischen oder ersten schlesischen Schule zusammengefaßt werden. Die Tscherning, Scultetus, Scherffer, geborene Schlesier, der Dresdener August Buchner, Dietrich von dem Werder (Uebersetzer des Tasso u. Ariost) gehören zu den unbedingtesten Jüngern und Nachahmern Opitz' und lassen in ihren Dichtungen wahres poetisches Leben fast gänzlich vermissen. Unter Denen, welche als Angehörige der ersten schlesischen Schule herkömmlich aufgeführt werden, wiewohl sie im Grunde nur das Streben nach korrekter Form mit ihr gemein haben, steht an Talent und eigentlich poetischer Bedeutung weit über dem Haupte der Schule Paul Flemming (1609—40) aus dem sächsischen Voigtlande, der größte weltliche Lyriker des 17. Jahrhunderts. Bei ihm quellen die Lieder aus wahrhaftiger Empfindung, die von wirklich Selbsterlebtem gezeugt ist. Darum sind seine Liebesoden durch seltene Innigkeit ausgezeichnet, seine geistlichen Lieder („In allen meinen Thaten") Zeugnisse ächtester christlicher Erfahrung, und sogar die zu leerer Wortspielerei so leicht verlockende Form des Sonetts verstand er mit wirklichem Leben zu erfüllen. Um sofort neben ihm die andere dichterisch bedeutendste Persönlichkeit des ganzen Zeitraums zu nennen, so zählte auch Andreas Gryphius aus Glogau (1616—64) sich äußerlich zu den Opitzianern, seine Muse aber ist nur in Wenigem der der meisten übrigen Schlesier verwandt. Ein düsterer Pessimismus spricht aus der Lyrik des Gryphius, dessen kummerreiche Jugend ihm die Nichtigkeit des Irdischen so zum Bewußtsein brachte, daß die Klage um die Flucht und Vergänglichkeit die Grundmelodie aller seiner durch warme Empfindung ausgezeichneten Lieder u. Sonette wurde. Gryphius' Hauptbedeutung liegt in seinen dramatischen Dichtungen. Auch für das Drama hatte, nachdem durch die englischen Komödianten kunstmäßigere Gestaltung desselben bei uns angebahnt war, durch Uebersetzungen (der sophokleischen Antigone und der Trojanerinnen von Seneca) Opitz Vorbilder aufgestellt. Nun wurden selbstständige deutsche Trauer- u. Lustspiele nach diesen und andern Mustern (namentlich dem Holländer Jost van den Vondel) von Gryphius ins Leben gerufen. Ein sehr bedeutendes dramatisches Talent bekunden seine Arbeiten ohne Ausnahme. In den Tragödien jedoch zeigt er sich, wie seine Vorbilder, durch den Zwang des aristotelischen Codex (drei Einheiten) eingeengt, und die Greuel seiner Zeit spiegeln sich bei ihm in sichtbarer Vorliebe für gräßliche Scenen. Auch bei ihm unterbrechen noch breite, reflexionsreiche Monologe den Dialog, und von Charakterzeichnung in höherem Sinne ist nur Weniges in seinen Trauerspielen, deren Stoffe meist der älteren Geschichte entnommen sind, zu finden. Viel besser gelang dem Dichter das Lustspiel. Sein „Peter Squenz", sein „Horribilicribrifax", das „Verliebte Gespenst" (mit der eingeschalteten „Dornrose") haben Züge treffendsten Witzes, volksthümlichsten Humors u. zeigen weit mehr als die Trauerspiele das Talent ihres Verfassers zu dramatischer Charakteristik. Es mögen hier gleich die übrigen erfreulicheren Erzeugnisse der deutschen Dichtung in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angereiht werden. Eine im Verhältniß zu den meisten Produkten der Zeit ungemeine Einfachheit und sinnige Schlichtheit, nebst musikalischem Wohllaut ist eigen einigen Poeten, die zu Königsberg ihren Musensitz hatten: Roberthin, Albert und Simon Dach. Der Hervorragendste ist der letztere (1605—59), der ächt volksmäßige Liedestöne anschlug, wie wir sie in der weltlichen Lyrik jener Zeit nur noch bei Flemming finden („Aennchen von Tharau"). Auch diese Königsberger erkannten in Opitz ihren Meister an. Ebenso Jul. Wilh. Zinkgref, der, jenem zu Heidelberg befreundet, den opitzischen Geist in seinen Dichtungen deutlichst bekundet, mit seiner Nachdichtung des Tyrtäus aber im „Soldatenlob" (erschienen 1632) Besseres als sein Ideal lieferte, wie auch die Sammlung witziger u. kluger Sprüche u. Reden (Apophthegmata), die Zinkgref verfaßte, durch natürliche u. lebendige Erzählung werthvoll ist. Der nüchterne Sinn der opitzischen Schule mußte überhaupt am wirksamsten und am angemessensten erscheinen in der epigrammatischen Gattung, daher wenige so schätzbare Produkte in jener Zeit uns begegnen wie die Reimsprüche Friedrichs von Logau (1604—56), die mehr durch die treffliche vaterländische, dem Franzosenthum scharf zu Leibe gehende Gesinnung u. durch gesunden Witz als gerade durch poetischen Gehalt ausgezeichnet sind. Bei keiner dichterischen Gattung aber ruht unsere Betrachtung jenes Zeitraums so befriedigt und erquickt aus wie bei dem Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Die Noth und der Schrecken des großen Krieges hatten das im starren Dogmatismus verkommene Glaubensleben doch in nicht wenigen Gemüthern wieder auferweckt. In unvergänglichen Liedern sind uns die Zeugnisse dieses neuen Lebens erhalten. Selbst von vielen Dichtern, deren Gesang im Uebrigen den gespreizten u. nüchternen Geist der ersten schle-

sischen Schule verräth, haben wir Kirchenlieder voll ergreifender Wahrheit, während freilich Opitz selbst auch in der geistlichen Lyrik sich nicht über Anhäufung kalter Phrasen erhob. Der Kirchengesang des 17. Jahrhunderts kommt an volksthümlicher Kraft, an Freudigkeit des Kampfesmuths nicht gleich dem des 16. Jahrhunderts. Vielmehr spricht sich in ihm, der nicht aus dem Gesammtbewußtsein einer großen Glaubensgemeinschaft hervorgehen konnte, mehr als dort der Trost und die Hoffnung des gläubigen Einzelnen aus. Aber die Lieder eines Paul Gerhard (1607—76), Flemming, Dach, A. Gryphius, Joh. Heermanns (1585—1647), Martin Rinkarts (1585—1649), Georg Neumarks (1619—81), Samuel Rodigasts (1649—1708), Joh. Rists (1607—67), Benj. Schmolcks (1672 bis 1737) sind hervorgedrungen aus tiefinnerster Herzenserfahrung u. erheben sich oft zur Höhe reinster dichterischer Schönheit. Dem schlichten ächtevangelischen Geiste dieser steht gegenüber eine Anzahl geistlicher Liederdichter, die, wiewohl sie zum Theil der zweiten schlesischen Schule der Zeit und Richtung nach zugehörige sind, hier Erwähnung finden mögen, deren geistliche Poesien der Allegorie zuneigen und darum trotz tiefsinniger Gedankenfülle, die ihnen eigen ist, sich nicht selten in unerquickliche Spielereien verlieren. Unter ihnen gehörten dem Katholicismus, der im Allgemeinen an geistlicher deutscher Lyrik höchst unfruchtbar erscheint (der Jesuit Jakob Balder, von dem treffliche lateinische Kirchengesänge herrühren, lieferte nur Dürftiges u. Plattes, sobald er deutsch zu dichten versuchte), Friedrich von Spee († 1635) und Johann Scheffler († 1677) an. Ersterer, eine der edelsten Naturen seiner Zeit, hält sich vom Extrem des Allegorisirens ferner als Scheffler, wenn auch seine Lieder („Trutznachtigall"), deren viele durch Innigkeit und kindlichfröhliche Weise lieblich anmuthen, zuweilen nicht von kindischen Bildereien frei sind. Diese verunstalten häufiger die geistliche Poesie Schefflers (Angelus Silesius). Dabei bekundet aber dieser Dichter einen oft großartigen Tiefsinn, eine glühende Phantastik der religiösen Anschauungen, welche in seinem „Cherubinischen Wandersmann", einer Spruchsammlung voll tiefsinniger Mystik, sehr nahe an die pantheistische Weltauffassung anstreifen. Unter den protestantischen Poeten der mystischen Richtung sind hervorzuheben Christian Knorr von Rosenroth († 1689) u. Quirinus Kuhlmann (1689 in Rußland lebendig verbrannt). Die Lieder Beider enthalten in begeisterter, schwungvoller Sprache viel ächte Poesie. Ueberschauen wir die wichtigsten übrigen Erscheinungen der Lyrik des Zeitraums hier gleich im Anschluß, so treffen wir in der Epoche des Opitz zunächst noch auf folgende. In Norddeutschland ragt durch ansehnliches poetisches Talent, was sich aber in Vielschreiberei und allerlei wunderlichen Bemühungen um Sprache u. Rechtschreibung (Purismus) zersplitterte, hervor: Philipp von Zesen, den wir noch weiter unten zu erwähnen haben als Romandichter. Man hat ihn zu seiner Zeit seines freilich oft abenteuerlichen literarischen Treibens wegen gleichzeitig über- und unterschätzt. Seine Lieder bekunden eine in jener Zeit nicht gewöhnliche Frische und Lebendigkeit. Sein Gegner Rist, wie jener in Hamburg lebend, leistete das Anerkennenswertheste im geistlichen Lied, sammelte aber, obgleich im Uebrigen seine Erzeugnisse an Inhaltsleere und Breite leiden, einen großen Anhang ihm nachstrebender Poeten, unter denen Jakob Schwieger der talentvollste war. Dem norddeutschen Dichterkreise zugehörig, versuchten sich Joachim Rachel († 1669) und Hans Wilh. Lauremberg († 1659), dieser in plattdeutscher Sprache, in gereimten Satiren, die dem letzteren besser gelangen als jenem, der zwar würdige Gesinnung, aber spießbürgerlichen Geist an den Tag legt. Einen Fortschritt gegenüber der verstandesmäßigen Richtung der Opitzianer gewahren wir in den Dichtungen der nürnberger Poeten, der Gründer und Mitglieder des Pegnitzordens. Statt der nüchternen französischen und holländischen Vorbilder der ersten schlesischen Schule wählten sie Italiener und Spanier zu Mustern, verfielen aber freilich in Uebertreibung der bei diesen schon in starkem Maße vorhandenen allegorisch-witzelnden Manier. Die Tändeleien der italienischen Schäferpoesie führte bei den Pegnitzern ein Georg Phil. Haardörffer (1607—59), der, während seiner Jugend in Italien weilend, früh den Concettistyl des Marino zum Vorbild wählte, im Ganzen aber noch die wenigsten Verirrungen in die läppische Allegoriensucht seiner Genossen im Blumenorden sich zu Schulden kommen ließ. Von jenen sind als rührigste und begabteste noch zu nennen Joh. Claj (1616—56) und Sigmund von Birken (Betulius, † 1681). Wie erwähnt, zeigt das Bestreben der Nürnberger eine Annäherung zu richtigerer Auffassung des Wesens der Dichtkunst. Daß diese ergötzen und nicht lediglich belehren solle, wie Opitz wollte, war ihr leitender Grundsatz. Diesen verfolgten in der zweiten Hälfte des Zeitraums eine Anzahl Poeten, die gewöhnlich unter dem Namen der *zweiten schlesischen Schule* zusammengefaßt werden, mit bedeutenderem Talent u. bestimmterer Tendenz. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) u. Daniel Kaspar von Lohenstein (1635—83), Beide in Schlesien geboren, zu Breslau, wo sie hohe Aemter bekleidet hatten, gestorben, waren die Häupter dieser dichterischen Fraktion. Ihre poetischen Schriften gehören zu den widerlichsten Hervorbringungen unserer nationalen Literatur, u. dennoch überwiegt ihr ästhetischer Werth den der Poesie aus der Schule Opitzens um ein Bedeutendes. Sie zeigen sich sehr weit entfernt von der schulmeisterlichen Manier der Opitzianer, u. „gute Lehre" ist aus ihren Schriften nur negativ zu gewinnen. Was sie zu ihrem Vortheil von jenen wesentlich unterscheidet, ist, daß ihre Dichtung nicht an den Verstand appellirt, sondern in erster Instanz sich an die Phantasie wendet. Hatte Opitz die reine „Schreibensart" eingeführt, so galt es dem Hoffmannswaldau, der sich wie die Pegnitzer vorzugsweise an die Muster der Italiener hielt, die „liebliche" Manier der Darstellung, wie er sie selbst genannt hat, aufzubringen. „Sinnreiche Erfindungen, anmuthige Verknüpfungen, artige Beschreibungen" und vor Allem „durchdringende Beiwörter" sind die Dinge, denen er und dann der ihm nachahmende Lohenstein in noch gesteigertem Maße nachstrebte. Innerlich freilich waren die beiden Choregen der neuen schlesischen Schule genau so nüchterne verständige Naturen wie die Opitzianer. Ein ganz bewußter Verstandeskalkül führte sie von der Trockenheit jener zu der blühenden Schreibweise, die sie

kennzeichnet. So erklärt sich, daß Beide, im Leben ehrsame hochgeachtete breslauer Rathsherren, einen Cynismus, eine Ueppigkeit, ja Liederlichkeit der Phantasie in bilderreicher Darstellung entfalteten, wie wir sie in unserer Literatur erfreulicher Weise vergeblich zum zweiten Male suchen. Hoffmannswaldau ist sinnlicher, frivoler, schamloser als Lohenstein, dieser maßloser, ungeheuerlicher in Bildern und Epitheten, daher des letzteren Schwulst als sprüchwörtliche Bezeichnung noch heute gebräuchlich ist. Jener war durchaus Lyriker, Lohensteins Domäne ist das Drama und die Romangattung. In Hoffmannswaldau's „Heldenbriefen", durch welche er die Gattung der Heroïde bei uns einführte, herrscht die Obscönität in geradezu ekelhaftem Grade, aber die Darstellung ist ungleich leichter, fließender, geistreicher, man darf in gewissem Sinne sogar sagen: schöner als in der Mehrzahl der Poesien aus der ersten schlesischen Schule. In Lohensteins Tragödien und in seinem ungeheuer weitläufigen Roman „Arminius u. Thusnelda" erscheint die Sprache mit einer oft lächerlichen Ueberlast von Sentenzen, schillernden Beiwörtern, kolossalen Wortverschweißungen beladen, allein ein ungewöhnlicher Geistreichthum leuchtet doch auch aus den an Absurditäten überreichsten Partien seiner Schriften hervor. Wie nun in diesen Uebertreibungen der italienischen Concettimanier der durch die frostige hausbackene Weise der opitzischen Schule hervorgerufene Gegensatz sich darstellt, so macht sich ein solcher sofort wieder geltend gegenüber dem Bombast und Schwulst der Hoffmannswaldau und Lohenstein in einer neuen Richtung auf vernüchternde Verstandesmäßigkeit, die mit dem Auftreten Christian Weise's aus Zittau (1642—1708) begann. Bei ihm, der in Lyrik, Drama, Roman eine merkwürdige Fruchtbarkeit entwickelte, ist Alles wieder natürlich bis zur Plattheit, verständig bis zur Seichtigkeit. Gleichwohl unterscheidet sich der hausbackene Geist seiner Dichtungen vortheilhaft von dem, der Opitzens Schule erfüllt. Weise schrieb trocken-verständig, aber auch ohne Gezwungenheit in Bild und Gedanken. Er verschmähte die Anlehnung an fremde Muster, deutsch zu sein in seiner Dichtung war sein vornehmstes Ziel. Und so vollzieht sich in ihm u. den übrigen Gegnern der lohensteinschen Manier (Hans Aßmann von Abschatz, † 1699, Benj. Neukirch, † 1729, Christian Wernicke, † um 1710, Freiherr von Canitz, † 1699, u. A.), wie arm sie auch an ächt dichterischem Gehalte waren, doch eine Annäherung zum Besseren in der Rückkehr zum Natürlichen und zur Einfachheit des poetischen Ausdrucks. Neben dieser erfreulichen Erscheinung bietet zwar die Wendezeit des 17. in das 18. Jahrhundert eine abstoßende in der speichelleckerischen Hofdichtung der Besser und König, die als Ceremonienmeister in Dresden u. Berlin die Dichtkunst zur Verschönerung von Hoffeierlichkeiten officiell hergaben; aber in zwei Poeten, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auftraten, begegnen wir dafür auch so wesentlich besseren Dichtungselementen, daß wir den letzten Abschnitt unseres Zeitraums als den Beginn der Vorbereitung eines Zeitalters ächter Poesie dennoch mit Bestimmtheit bezeichnen dürfen. Es sind dies Joh. Christian Günther (1695—1723) und Barthold Heinrich Brockes (1680—1747). An dichterischer Begabung war der erstere diesem weit überlegen. Eine feurige, aber zügellose Natur, durch unselige, vielfach von seiner eigenen Schuld herbeigeführte Lebensverwickelungen zu Grunde gerichtet, spricht uns aus innigen, oft hinreißenden, wie aus lasciven und lüsternen Liedern bei Günther an, wiewohl auch er der Geschmacklosigkeit seiner Zeit in hochtrabenden Gelegenheitsgedichten reichlichen Tribut zollte. Brockes erscheint neben ihm spießbürgerlich und trocken; was ihm aber eine bedeutsame Stelle in der Entwickelungsgeschichte unserer Literatur sichert, ist der Geist liebevoller Versenkung in das Naturleben, den die 9 Bände seines Werks „Irdisches Vergnügen in Gott" bekunden. Noch ist hier der dramatischen Dichtung aus der letzten Hälfte des Zeitraums zu gedenken. Hamburg war der Hauptschauplatz derselben seit den siebenziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Das Singspiel „Daphne" von Opitz (von Schütz in Musik gesetzt und 1627 zu Dresden als erste deutsche Oper aufgeführt) hatte die italienischem Vorbilde nachgeahmte Oper an zahlreichen deutschen Höfen und in reichen Handelsstädten in die Mode gebracht. In Hamburg wurde sie 1678 mit dem „Erschaffenen, gefallenen und aufgerichteten Menschen" von Chr. Richter (Musik von Theil) eröffnet. Fortan waren dort die Bartel, Postel, Feind, Hunold u. A. unermüdlich in Operndichtungen. Man wähnte in diesen das Höchste, was Poesie leisten könne, gefunden zu haben, wiewohl die Dichtung selbst als Nebensache hinter Musik und prunkvolle Ausstattung zurücktrat. Innerhalb der ersten 18 Jahre wurden 63 verschiedene, in den ersten 50 Jahren gegen 300 Opern zu Hamburg gegeben. Die Komponisten entwickelten eine ungeheure Thätigkeit, Keyser allein lieferte über 100; die Pracht der Inscenirung erforderte kolossale Summen. Da Dekorationen, Kostüme, Tänze ꝛc. das Interesse zumeist in Anspruch nahmen, so verkümmerte in der Blüthezeit der damaligen Oper das eigentliche Drama fast gänzlich; die Arbeiten des fruchtbaren schulmeisterlichen Weise boten jener kein zureichendes Gegengewicht, und erst durch Gottscheds in dieser Hinsicht nicht gering anzuschlagende Bemühungen wurde eine Reformation unserer dramatischen Dichtung wieder angebahnt. Das quantitative bedeutendste Produkt der Prosa dieses Zeitraums ist der Roman. Die Anregung zur Bearbeitung dieser Gattung kam aus dem Auslande. Im Beginnen des 17. Jahrhunderts wurden französische Helden- und Liebesgeschichten, spanische Romane von irrenden Rittern u. Schelmen, Schäferromane u. A. in Deutschland fleißig übersetzt. Schon 1583 war der „Amadis von Gallien" in deutscher Uebertragung erschienen. Mehrfache Verdeutschungen der „Diana" von Montemayor, der „Arcadia" Sidney's, der „Eromena" von Biondi, der „Asträa" von d'Urfé folgten in den ersten Jahrzehnten seit 1600 nach. Diesen Vorbildern danken die ersten deutschen eigentlichen Romane ihre Entstehung. Als unsere frühesten selbstständigen Romandichtungen werden gewöhnlich bezeichnet Dietrichs von dem Werder „Dianea" (1644) u. Philipp von Zesens „Adriatische Rosemund" (1645). In jener, die im Wesentlichen eine Nachbildung des gleichnamigen Romans von Loredano ist, erscheint die Erzählung mit Anspielungen auf die Helden des dreißigjährigen Krieges durchflochten; Zesens

Buch eröffnet die zahllose Reihe abgeschmackter Liebesgeschichten, die sich bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinzieht. Es entfaltete sich, nachdem die Genannten die ersten selbstständigen Versuche gemacht, nunmehr eine fast ungeheuerliche Fruchtbarkeit in der Romangattung. Wir haben jedoch den einzelnen Erzeugnissen derselben bis auf Eines besondere Aufmerksamkeit nicht zuzuwenden, da die breiten, mit moralischen Exkursen wie mit Auslassungen über die mannichfaltigsten Gegenstände der Politik, Theologie, Naturwissenschaft verbrämten Geschichten, welche in riesigen vielbändigen Werken Andr. H. Buchholtz (1607 bis 1671), Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633—1715), Heinr. Anselm von Ziegler und Kliphausen (1665—97), Lohenstein u. A. lieferten, an literarischem Werth sehr tief stehen. Ein Roman des 17. Jahrhunderts aber ist unter die hervorragendsten Erscheinungen unserer gesammten erzählenden Literatur zu stellen: der „Abenteuerliche Simplicissimus" des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (geboren um 1618, † 1676). In ihm besitzen wir ein Werk wichtigster Art, in welchem das wilde Treiben der Kriegszeiten des 17. Jahrhunderts mit wundervoller Lebendigkeit, mit deutschester Gemüthlichkeit, treuherzigstem Humor und überdies in wahrhaft künstlerischer Darstellung geschildert ist. Der Simplicissimus bildet den unübertroffenen Vorläufer zahlreicher Vagabundengeschichten, die vorzüglich im Anschluß an Defoe's Robinson (1719) in Deutschland auftauchten. Das deutsch-humoristische Naturell, das in Grimmelshausens Roman uns mit köstlicher Frische anmuthet, erscheint in einigen Schriften des 17. Jahrhunderts mit satirischen Elementen versetzt. Unter diesen ragen hervor durch geistreiche treffende Polemik wider die lächerlichen Seiten der Zeit: des Hans Michael Moscherosch (1601—69) „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald", die an J. Möser erinnernden Schriften von Johann Balthasar Schupp (1610—61) und die seltsamen wortwitzreichen Satiren des Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1642—1709). Als der bedeutendste Vertreter wissenschaftlicher Prosa des Zeitraums ist schließlich zu nennen außer den schon früher erwähnten Thomasius und Wolff der Historiker Gottfried Arnold (1666—1714).

Dritter Zeitraum: Von Gottscheds Auftreten bis zu Schillers Tode (1725 bis 1805). Wir zerlegen diesen Abschnitt in 3 Abtheilungen, deren erste die Zeit vorbereitender Kämpfe und Bestrebungen umfaßt, während die folgende die Wirksamkeit einer Anzahl eminenter, aber trotzdem nicht zu vollem Erreichen klassisch dichterischer Vollendung durchdringender Geister aufzeigt und die letzte das zweite Blüthenalter unserer nationalen Literatur in sich begreift. Die Jahre 1725—47 begrenzen die Vorbereitungsepoche. Um sie in politischer Hinsicht zu kennzeichnen, genügt die Bemerkung, daß alle Mißstände des vorigen Zeitraums und einige davon in gesteigertem Maße fortdauern. Die Schwäche des deutschen Reichsverbands währt fort, klägliche Zänkereien unter den Reichsgliedern um läppische Etikettenfragen u. dgl. zeigen die deutsche Uneinigkeit in höchster Blüthe. Das Volk lebt in dumpfer Unfreiheit, das absolutistische Vorbild Ludwigs XV. von Frankreich hat in der Willkür u. Nichtachtung der Unterthanenrechte an den deutschen Höfen schlimme Nachahmung gefunden. Die eigentlichen geistigen Befreier treten erst im folgenden Zeitabschnitt auf, aber es gehen ihnen Vorboten voraus, deren Strebungen wir zunächst zu besprechen haben. Unter ihnen stoßen wir sofort auf Johann Christoph Gottsched (1700—66), einen Mann von einst diktatorisch herrschender Stellung in unserer Literatur, dem aber am Schlusse seiner Laufbahn eine ebenso übertriebene Geringschätzung zu Theil ward, wie sein ehemaliger Ruhm ein unverdienter war. Gottsched ist ursprünglich mit heilsamster Polemik, die aus gesunden vernünftigen Ueberzeugungen hervorging, aufgetreten und hat uns von einer Reihe drückender literarischer Uebelstände freigemacht. Wir haben ihm nachzurühmen, daß er mit geradem, deutschem Sinn muthig den Resten des lohensteinischen Schwulstes in unserer Dichtung zu Leibe ging; daß er den geistlosen Prunk des Opernunwesens und die pöbelhaften Hanswurstiaden aus dem deutschen Drama verbannte, oder wenigstens zu vertreiben versuchte; daß er strenge Zucht in Form und Inhalt unserer Dichtung einzuführen sich redlich bemühete. Der Schatz von Kenntnissen, den er in rastlosem Fleiße sich angeeignet hatte, war an Umfang, wenn es ihm auch an gründlicher Tiefe gebrach, für seine Zeit eminent. Seine Thätigkeit müssen wir als wahrhaft stupend, vielseitig und unermüdlich bezeichnen. Er redigirte Zeitschriften, veranstaltete Sammlungen alter u. neuer dramatischer Originale u. Uebersetzungen, er schrieb und übertrug Trauerspiele, verfaßte Lehrbücher der Rede-, Sprach- und Dichtkunst. Aber freilich war seine künstlerische Einsicht gering, seine richtigen Ueberzeugungen vom Wesen der Poesie verschwinden dem heutigen Betrachter fast gänzlich vor der Menge seiner Irrthümer, die er, durch immer allgemeiner werdenden Widerspruch gereizt, mit wachsender Hartnäckigkeit verfocht, bis er das tragische Geschick erfuhr, daß er dem jüngeren Geschlecht als Inbegriff aufgeblasener Geschmacklosigkeit erschien und auch ehemalige Anhänger, neuen Strömungen der Zeit folgend, ihn mit wenigen armseligen Vasallen seiner einstigen geistigen Lehnsherrlichkeit vereinsamt ließen. Ihm war strikte Regelmäßigkeit das höchste Gesetz der Dichtkunst. Daher er in der steifen sogenannten Klassicität der Franzosen das Vorbild wahrer Poesie sah. Aechten dichterischen Talents vielleicht noch mehr ermangelnd als Opitz, verlangte er nichts so entschieden von dem Dichtungswerke, als daß es nach den von der Vernunft aufgestellten Gesetzen abgefaßt sei, und die Phantasie wie ihre Heimat, das Wunderbare, erschien ihm eher störend als unerläßlich für den wahren Poeten. Gerade diese Ueberzeugung war es, die ihn in einen Kampf verwickelte, in dem sein Ruhm, sein geraume Zeit so mächtiges Ansehen bei den Zeitgenossen den Todesstoß empfangen sollte. Im Jahre 1721 hatten Bodmer und Breitinger in Zürich einen Verein gegründet, dessen Zweck die Unterhaltung über moralische und literarische Dinge bilden sollte. Die Zeitschrift „Discurse der Maler" diente der Genossenschaft zum literarischen Organ. Joh. Jak. Bodmer (1698—1783), von nicht viel höherem dichterischen Talent als Gott-

sched, stand aber ihm an künstlerischer Erkenntniß. Seine Blicke richteten sich auf die großen Erscheinungen der englischen Literatur, und indem er an diesen seine dichterischen Theorien abstrahirte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß die Poesie eine Malerei mit Worten sei, daß ihr Gebiet das Wunderbare, ihr schöpferischer Hauptfaktor die Phantasie sei. Neben ihm (dessen Dichtungen von geringem Werth, dessen Ausgrabungen altdeutscher Dichtungsschätze erst in unserem Jahrhundert folgenreich geworden sind) vertraten seine Landsleute Joh. Jak. Breitinger (†.1776) und K. Fr. Drollinger († 1742), der im philosophischen Lehrgedicht Anerkennenswerthes leistete, gleiche poetische Anschauungen. Zwei Schriften, aus dem Kreise dieser Schweizer hervorgegangen, veranlaßten eine in früheren Scharmützeln vorbereitete, für unsere Dichtkunst hochwichtig gewordene literarische Fehde zwischen den Schweizern u. Gottsched. Es waren: Bodmers Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie" u. Breitingers „Kritische Dichtkunst", beide 1740 erschienen. Das Ende dieses Streites, in welchem nüchterne Verstandesmäßigkeit und phantasievolle Lebendigkeit und Naturwahrheit, französische Muster und englische (namentlich Milton) in erbittertem Eifer einander gegenübergestellt wurden, war, daß sich fast alle jüngeren poetischen Talente von Gottsched ab- und den Schweizern zuwandten. Schauen wir uns nunmehr nach den Bestrebungen praktischer Dichtungen in jenen Zeiten um. Es begegnen uns hier zunächst zwei von den theoretischen Kämpfen unbehelligte Poeten, die wir in gewissem Sinne als Erstlingserscheinungen besserer Zeit ansehen dürfen. Albrecht von Haller (1708—77), der berühmte Naturforscher, hebt sich vor den meisten ihm vorausgehenden und gleichzeitigen Dichtern durch sittlichen Ernst, gedankenreiche Kürze, treue, wenn auch zuweilen kleinliche und stark rhetorisch gefärbte Naturschilderung („Die Alpen" 1729) hervor. Leichteren, der französisch-anakreontischen Manier zugewandten Geist, aber lebendige, wirklich empfundene Heiterkeit des Lebensgenusses athmen die Lieder Friedrichs von Hagedorn (1708—54). Stehen diese Beiden abseits der literarischen Bewegung, so zeigen sich einige Dichtergruppen, deren zahlreiche damals sich an verschiedensten Orten zusammenschlossen, vielfach angeregt von derselben. Die erste dieser Vereinigungen treffen wir in Leipzig; ihr persönlicher Mittelpunkt war der dortige Professor Joh. Joach. Schwabe, dessen Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741 bis 1745) die frühesten Produkte einer Anzahl junger Männer veröffentlichte, unter denen wir Gellert, Rabener, Joh. El. Schlegel, A. G. Kästner namentlich aufführen. Der Geist, der diese Genossenschaft einigte, war im Wesentlichen noch der gottschedsche. Wir dürfen daher die genannten Poeten, wiewohl ihre Wirksamkeit zum größeren Theil der Epoche Klopstocks angehört, dennoch hier bereits in flüchtiger Charakteristik kennzeichnen. Christian Fürchtegott Gellert (1716—69) hat das ungemein hohe Ansehen, indem er bei seinen Zeitgenossen stand, neben der Redlichkeit, Milde u. Menschenfreundlichkeit seines Charakters vorzüglich dem Tone des populären Rationalismus zu verdanken gehabt, den er in geistlichen und weltlichen Dichtungen anschlug. Die breite Langweiligkeit seiner größeren Lehrgedichte und Romane, die gespreizte hölzerne Steifheit seiner Lustspiele zeigt ihn ganz in der Sphäre Gottscheds befangen; die gellertschen Fabeln aber und die besten seiner Kirchenlieder sind mit Recht die allgemeinen Lieblinge ihrer Zeit gewesen und stehen noch der unsrigen in gutem Andenken. Gellert war kein Poet in großem Styl, ja die nüchterne Lehrhaftigkeit seiner Natur verleugnet sich auch in seinen schönsten Poesien nicht ganz. Aber die klare, einfach-natürliche Darstellung seiner Fabeln, das vortreffliche Erzählertalent, das sich in diesen kund gibt, die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die aus der mitten im Spott immer noch maßvollen Milde des Dichters uns anlächelt, gaben ihnen einen unverwüstlichen Reiz. Seine geistlichen Lieder haben wenig eigentlich Liedermäßiges. Die vollkommene Gesundheit, die schlichte, von jeder Gezwungenheit freie Wahrheit der Ueberzeugung, der sie Ausdruck leihen, wird ihnen aber keine orthodoxe Kritik wegstreiten. Gotil. W. Rabeners (1714—71) Satiren sind den Schriften Gellerts durch die verständige Trockenheit verwandt, aber hinsichtlich der übrigen Eigenschaften nicht ebenbürtig. Zur ächten Satire fehlte dem leipziger Steuersekretär eine genügend freie Weltanschauung und jener Muth, der mit seiner gesammten Zeitgenossenschaft, indem er ihre Schwächen geißelt, zu kämpfen nicht scheut. Matte, handgreifliche Ironie sucht bei Rabener nicht die Thoren, sondern die Thorheit in abstrakten socialen Typen zu verspotten, und die Wirkung des Angriffs muß darum schwach bleiben. Joh. Elias Schlegel († 1749) ist vorzugsweise als Dramatiker bemerkenswerth. Würdevolle Darstellung, die zwar höheren Schwunges meist entbehrt, zeichnet seine Trauerspiele, deren bedeutendes „Canut" ist, aus; Schlegels Lustspiel „Der Triumph der guten Frauen" wird von Lessing noch 1768 für das beste deutsche Lustspiel erklärt. Das Werthvollste, was Abrah. Gotthelf Kästner (1719—1800) im Gebiete der Dichtung hervorgebracht hat, gehört der Gattung des Epigramms an, in welcher er ungemeinen Witz, der aber nicht selten sich in bitter verletzende Persönlichkeiten verirrt, bekundete. Eine zweite Poetengruppe begegnet uns seit 1744 gleichfalls um eine leipziger Persönlichkeit geschaart. Karl Christian Gärtner eröffnete in diesem Jahre die unter dem (vom Druckort entnommenen) Namen der „Bremer Beiträge" bekannte Monatsschrift „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes." Unter ihren Mitarbeitern, welche, bereits der gottschedschen Richtung abgekehrt, den Schweizern huldigten, waren: Joh. Adolf Schlegel († 1793, Bruder des vorher genannten Schlegel, der nicht unbedeutendes Talent im geistlichen Liede entfaltete; Andreas Cramer († 1788), der mit Glück eine poetische Uebertragung der Psalmen versuchte und treffliche Oden dichtete; Friedr. W. Zachariä († 1777, der in einer komischen Epopöe, der „Renommist", ein lebendiges Bild damaliger Universitätszustände zeichnete); Konr. Arn. Schmid († 1789, der für die Lyrik entschiedene Begabung zeigte); Joh. Arn. Ebert († 1795, von geringem dichterischen Talent, das sich aber in seinen „Episteln", in Trink- und Gesellschaftsliedern mit einfacher Natürlichkeit und in korrekter Sprache ausspricht); Nik. Dietr. Gieseke († 1765), dem das geistliche

Lied am besten gelang. Die „Bremer Beiträge", denen sich auch Gellert und Rabener nachmals als Mitarbeiter anschlossen, haben auch Klopstocks erste Dichtungen veröffentlicht. Zu Halle gründete 1734 Sam. Gotthold Lange einen Verein zur Beförderung deutscher Sprache, den später Lessing einer nicht beneidenswerthen Unsterblichkeit überlieferte; außer dem Stifter dieser Gesellschaft leistete jedoch keiner der Theilnehmer Erwähnenswerthes, Jak. Imman. Pyra etwa ausgenommen, der in einer Abhandlung („Beweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe") 1743 dem Ansehen Gottscheds, namentlich durch eine kritische Zergliederung von dessen „Sterbendem Cato", fast völlig den Garaus machte. Neben solchen bestimmt organisirten und meist durch Zeitschriften öffentlich vertretenen Gesellschaften schlossen sich damals auch freiere Vereinigungen zusammen, deren Zusammenhalt oft nur durch das nahe örtliche Beieinanderleben einzelner Poeten, oft auch durch verwandte Bestrebungen derselben gebildet wurde. So verbanden sich in Halle Gleim, Uz und Götz zu gemeinschaftlichem Lesen griechischer und römischer Dichter und zum Austausch ihrer eigenen Poesien; so gab Gleim späterhin in Berlin Veranlassung zu geselliger Vereinigung der Ew. von Kleist, Ramler u. A., wie er auch, nach Halberstadt übergesiedelt, einen Dichterkreis um sich schaarte, dem Joh. G. Jacobi, Klamer Eberh. Schmidt († 1824), Joh. Benj. Michaelis († 1772) und die Karschin zugehörten. Alle diese Dichter haben noch mit und neben Klopstock gedichtet, aber sie gehören gleichwohl innerlich der Vorbereitungszeit an. Der neue Geist, der seit dem Auftreten jenes die deutsche Poesie umgestaltet, hat sie nur äußerlich angeweht und, obwohl sie zwar den dithyrambischen Schwung der klopstockschen Gesänge in Oden und Liedern mannichfach nachzubilden bemüht waren, so ist doch verstandesmäßige Regelmäßigkeit der Grundzug ihrer Dichtung, und das gottschedsche Wesen haben sie nie vollkommen überwunden. Wir müssen ihre Charakteristik daher noch in diesen Abschnitt herübernehmen. Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803) hat in seinen zahlreichen lyrischen Gedichten die verschiedensten Weisen des Alterthums und zeitgenössischer Dichter nachzubilden gesucht, nie aber ist er über ein oberflächliches, selbst die ernstesten Stoffe nicht tiefer erfassendes und von ihnen nicht tiefer erfaßtes Wesen hinausgekommen. Im Leben heiter und menschenfreundlich (als der „Vater Gleim" stets für junge Talente zur Förderung und freilich auch zu schwächlicher Lobeserhebung bereit), in seinen zahllosen Briefen voll sentimentaler Freundschaftsüberschwänglichkeit, in seinen Episteln und Liedern meist bis zu kindischem Wesen tändelnd, hat Gleim Werthvolles nur Weniges geleistet, unter diesem das Beste im leichten anakreontischen Liede und in den Liedern eines preußischen Grenadiers, denen zwar zu wahrer Volksmäßigkeit noch Vieles und gerade das Wesentlichste abgeht, die aber doch einer wirklich vorhandenen Begeisterung für den größten Helden der Zeit allgemein freudig wiederhallenden Ausdruck liehen. Tiefer und gehaltvoller war das Talent, das sich in den Oden, geistlichen Liedern u. Lehrgedichten von Joh. Peter Uz (1720—96) ausspricht, während Joh. Nik. Götz (1721—81) wie Gleim vorzüglich dem heitern Sinnengenuß seine Dichtkunst widmete und französische Vorbilder mit Glück sprachgewandt nachahmte. Wenige Dichter jenes Zeitraums erwarben aber so hohen Ruhm wie Ewald Christian v. Kleist (1715—59). In der That zeichnen kräftige Würde seine Oden, lebendige Naturempfindung seine Idyllen und das berühmte beschreibende Gedicht „Der Frühling" aus. An den Alten, besonders am Horaz hatte Karl Wilh. Ramler (1725—98) sein Talent geschult und dadurch eine formelle Meisterschaft gewonnen, deren glättender Feile auch ein Lessing sich gern unterzog. Der dichterische Gehalt seiner Dichtungen kommt aber an Werth ihrer Darstellung nicht gleich. Joh. Georg Jacobi (1740—1814) ist der einzige unter den Poeten der genannten Kreise, der im Liede wenigstens Einzelnes von bleibendem Werthe geschaffen hat. Auch er gefiel sich jedoch meist in der Oberflächlichkeit der tändelnden anakreontischen Manier. Anna Luise Karsch (1722—91) verwendete ihr nicht unbeträchtliches Talent allzu viel zum Dienste handwerksmäßiger Gelegenheitsdichterei, und nur ihre frühesten Gedichte muthen durch lebendigen und natürlichen Gefühlsausdruck an. Wir haben schließlich noch einige Erscheinungen des vorbereitenden Zeitraums anzumerken, die sich keiner der erwähnten Gruppen einreihen ließen. Von geistlichen Liederdichtern, welche der mystischen und pietistischen Richtung des 17. Jahrhunderts sich anschließen, sind zu nennen Nikolaus Ludw. Graf von Zinzendorf (dessen Lieder meist in der Weise Scheffler's geziert u. süßlich sind) u. der tiefsinnige Gerhard Tersteegen († 1769). In der poetischen Erzählung u. der Fabel vortrefflich waren Magnus Gottfried Lichtwer († 1783) und Gottlieb Konrad Pfeffel († 1809). Als Satiriker ragt hervor durch scharfen Verstand, tüchtige Gesinnung, geistvolle Ironie u. musterhafte Darstellung Christian Ludwig Liscow (1701—60), den man als eine in gewissem Sinne mit Lessing geistig verwandte Persönlichkeit bezeichnen darf. Auch eines literarisch rührigen u. durch dramatische Uebersetzungen und Originalarbeiten verdienstvollen weiblichen Autors ist zu gedenken, der Frau Luise Adelgunde Viktorie Gottschedin, gebornen Kulmus, die dem leipziger Diktator eine treue musterhafte Hausfrau, seine unermüdliche literarische Mitarbeiterin und ihm an poetischem Talent um nicht Geringes überlegen war. Endlich sind zu nennen als auszuzeichnende Schriftsteller im Gebiete rhetorischer und historischer Prosa Joh. Lorenz von Mosheim (der beste Kanzelredner seiner Zeit, † 1755, von ihm Predigtsammlungen) und Johann Jakob Mascov († 1761), dessen „Geschichte der Deutschen bis zum Abgang der Merovinger" der erste Versuch künstlerischer Geschichtsschreibung ist.

Wir wenden uns jetzt zum zweiten der oben abgegrenzten Zeitabschnitte. Das Jahr 1747 brachte die Erstlingswerke zweier Männer vor die Öffentlichkeit, deren Nennung uns sofort in den Anfang einer gewaltigen Zeit, einer der herrlichsten Zeiten des deutschen Geistes versetzt. In dem genannten Jahre erschienen Klopstocks erste Oden (in den „Bremer Beiträgen") u. Lessings erstes Lustspiel „Der junge Gelehrte". Von jetzt an zeigt sich unsere nationale Literatur, die wir in den vorausgehenden Zeiträumen von fremden geistigen Mächten unterjocht und dann mit ihnen wetteifernd ringen sahen, von der Botmäßigkeit des Auslandes, in welcher sie weit

über 100 Jahre gestanden, befreit. Zwar behält sie auch jetzt noch fremde Vorbilder, an ihnen lernend, im Auge, aber nicht mehr in sklavischer Nachahmung, vielmehr in freier selbstständiger Bewältigung der von außen her entlehnten Stoffe, in der Meisterschaft näher und näher rückender Nachbildung ausländischer Formen. Mit Klopstock tritt seit den Blüthetagen unserer mittelalterlichen Dichtung die erste urkräftige, von ächtem Genius erfüllte Dichterseele, das erste wirkliche poetische Genie in Deutschland auf. An seinem feurigen Geiste entzündet sich die dichterisch begabte Jugend, und es schallen seit langer Zeit durch die deutschen Gauen wieder zum ersten Male Lieder wahrster, freiester Begeisterung. Lessings kritisches Ingenium zertrümmert mit gewaltigen Schlägen die Fesseln, in die französische Afterklassicität unsere Dichtung geschlagen. Zu ihm gesellt sich eine Reihe klarer, lichtvoller Köpfe, die im Verein mit dem Meister an dem von Leibnitz begonnenen, von Wolf fortgesetzten Werke befreiender Aufklärung der Nation fortarbeiten. Winckelmann führt als Vorläufer Lessings seine Zeitgenossen in die heiteren Regionen antiker Kunstschönheit ein. Wielands anmuthiges, leichtlebiges Erzählergenie schafft Vorbilder klassisch vollendeter Darstellung im philosophischen Romane und der romantischen Ritterdichtung. Erinnern wir uns weiter daran, daß mit Friedrich dem Großen ein Herrscher erstand, dessen glänzende Thaten dem Ausland die längst verlorne Hochachtung vor deutscher Kraft wiedererweckte, der der deutschen Jugend die, wie lange nicht gehegte Empfindung nationalen Stolzes gab, der sogar durch seine Bevorzugung französischer Literatur den deutschen Talenten förderlich war, indem er zum Erreichen und Ueberflügeln ausländischer Dichtung dadurch anspornte und reizte, so haben wir die wichtigsten persönlichen Faktoren der nun aufgehenden neuen Zeit einleitend angeführt und können zu einer skizzirenden Schilderung der Abschnitte im Einzelnen übergehen. Es ist schon oben gesagt, daß die Schweizer im Gegensatz zu Gottsched auf die Engländer als den Franzosen hinsichtlich poetischer Schöpfungen überlegen hingewiesen hatten. Im Jahre 1732 ward Miltons „Verlorenes Paradies", von Bodmer übersetzt, veröffentlicht, 1745 erschienen Thomsons „Jahreszeiten", übertragen von Brockes, 1754 gab Ebert die Uebersetzung von Youngs „Nachtgedanken" heraus. Der erhabene Schwung, namentlich der miltonschen Poesien, tritt uns gleich in den frühesten Dichtungen Friedrich Gottlieb **Klopstocks** (1724—1803) entgegen. Eine von ihren dichterischen Gegenständen ganz tief und wahrhaftig erfüllte Persönlichkeit hören wir da in fessellosem, von keinem Regelzwang eingeschnürtem Gesange das wirkliche Erlebniß des Gemüths kund thun. Das ist Klopstocks unschätzbare Bedeutung für unsere Dichtung, daß er der Wahrhaftigkeit poetischer Empfindung zu ihrem heiligen Rechte verhalf. Zwar im „Messias" (1748 erschienen die drei ersten Gesänge) vermochte er den widerstrebenden Stoff weder episch zu bewältigen, noch für die unendliche Ausdehnung des Gedichtes die anfängliche Begeisterung bis zum Schlusse festzuhalten. Gleichwohl aber übte auch dies Werk durch den tief religiösen Sinn, dem es entstammte, durch die Großartigkeit einzelner Schilderungen und den sittlichen Ernst, der das Ganze erfüllt, unermeßliche Wirkung auf die Nation. Die eigenthümlichsten Schöpfungen des Dichters aber und diejenigen, welche ihm seine Stelle unter den ersten Dichtergeistern unseres Volks für alle Zeiten sichern, sind seine „Oden" (zuerst gesammelt 1771). In ihnen erklingen aus der Tiefe eines unendlich reichen Gemüths die ächtesten Töne erhabener frommer Begeisterung, inniger Freundschaft und Liebe, milder Schwermuth und hinreißend starken Vaterlandsgefühls, in ihnen erscheint ein ächter dichterischer Genius in der großartigen Einfachheit alles wirklich Genialen. Aber, als wenn nach einer weisen Vorherbestimmung der enthusiastischen, excentrischen u. nicht selten auch der Ueberschwänglichkeit verfallenden Begeisterung des Sängers das Gegengewicht hätte gehalten werden sollen, trat mit ihm gleichzeitig der Mann auf, dessen mächtige Bedeutung in der kühlen Besonnenheit des Geistes, in der Alles durchdringenden Schärfe der zersetzenden Kritik, in der klaren Erkenntniß des Wesens wahrer Kunst und Dichtung liegt. Neben dem ersten großen praktischen Dichter unseres Volks seit dem 13. Jahrhundert steht der größte Denker und Theoretiker, den hinsichtlich der Kunst die deutsche Nation aufzuweisen hat: Gotthold Ephraim **Lessing** (1729—1781). Wohl hat auch er poetische Meisterwerke geschaffen; wohl haben wir ihn als Begründer einer neuen dramatischen Gattung in Deutschland, des bürgerlichen Trauerspiels, und als den Schöpfer des bis auf diesen Tag einzig gebliebenen nationalen Lustspiels mit hohen Ehren unter der Reihe unserer eigentlichen Poeten zu verzeichnen. Aber Lessings höchste und eigenthümlichste Bedeutung muß anderswo als in seinen Dichtungen gesucht werden. Daß er im „Laocoon" das Wesen aller Kunst und den Unterschied der einzelnen Künste zu unumstößlicher Gewißheit theoretisch begründete; daß er in der „Dramaturgie" die französische Klassicität uns für immer vom Halse schaffte und in Shakspeare das höchste praktische Muster, in dem ächten Aristoteles (gegenüber dem falschen, auf den sich die Franzosen berufen hatten) den ewig gültigen Gesetzgeber dramatischer Poetik aufstellte; daß er in den antiquarischen und den Literaturbriefen dem philologischen und dichterischen Afterwesen tödtliche Wunden beibrachte und in den Streitschriften wider die Götzendiener der todten Wortgläubigkeit die furchtbare Waffe seines Scharfsinns, seiner zweischneidigen Gedankenklarheit wendete, — das ist es, wodurch Lessing unserem Volke das wurde, was er ihm war und noch ist. Unter den Befreiern des deutschen Geistes, unter den Aufklärern unserer Nation (jenes berüchtigte Wort im edelsten Sinne angewendet) hat Lessing seine wahre Stellung, aus der keine Zukunft ihn verdrängen wird. Die dritte unter den großen Persönlichkeiten jener Zeit, Christoph Martin **Wieland** (1733—1813), ist zwar mit den beiden Vorgenannten nicht auf gleiche Höhe zu stellen. Seine besten Werke, ausgezeichnet durch Anmuth und Formvollendung, sind nie so zum eigentlichsten geistigen Eigenthum unseres Volks geworden, wie die Werke jener. Dennoch ist Wielands Bedeutung sehr hoch anzuschlagen. Seine Muse war den Grazien am befreundetsten, und das schöne Maß, die griechische Heiterkeit, die feine Ironie, die seine epikuräische Natur im Verlauf seines Schaffens sich aneignete, verschafften seinen vollendetsten Dichtungen

die Berechtigung, in den Schatz unserer klassischen Literatur aufgenommen zu werden. Es sind nunmehr die dichterischen und literarischen Erscheinungen, welche um jene drei bedeutendsten, von ihnen direkt oder indirekt beeinflußt, sich gruppirten, und einige wenige ganz selbstständige hier anzureihen. Unter den letzteren treffen wir zunächst auf Johann Joachim Winckelmann (1717—68). Er muß als der Schöpfer unserer Kunstgeschichte genannt werden. Der Einfluß seines feinsinnigen, klassisch gebildeten Geistes, seiner meisterhaften, sich oft bis zu dichterischer Schönheit erhebenden Schilderungen antiker Kunst auf Lessing und die ganze folgende Zeit — die der eigentlichen Klassicität unserer Dichtung eingerechnet — ist unmeßbar. An Lessing schließen sich durch verwandte Geistesrichtung an: Christian Felix Weiße (1726—1804), dessen beste Erzeugnisse (Dramen, Singspiele, Jugendschriften) zwar noch vielfach an die nüchterne hausbackene Manier der gottschedschen Epoche erinnern, aber die Einwirkung Lessings trotzdem deutlich wahrnehmen lassen; Friedrich Christoph Nicolai (1733—1811), der sich als Mitstrebender des Laocoonverfassers durch Zeitschriften, in denen er die Sache der Aufklärung verfocht, nicht geringe Verdienste erwarb, aber sich namentlich gegen das Ende seines Wirkens durch platte und seichte Bekämpfung alles dessen, was nicht dürre rationalistische Tendenz hatte, als einen Fortsetzer der gottschedschen Richtung (im übelsten Sinn) dokumentirte; der treffliche Moses Mendelssohn (1729—86), Lessings bester Freund, eine der edelsten Persönlichkeiten in unserer Literaturgeschichte, ausgezeichnet durch Scharfsinn und streng geordneten Gedankenreichthum; der frühverstorbene Thomas Abbt (1738—66), fleißiger Mitarbeiter an den nicolai-lessingschen Literaturbriefen, erfüllt von deutscher, männlicher Gesinnung, die in kerniger Sprache vorzüglich in seinen gediegenen Abhandlungen „Vom Verdienst“ und „Ueber den Tod fürs Vaterland“ sich ausspricht, u. A. m. Als Nacheiferer Lessings und mit Nicolai geistig nahe verwandt ist weiter hier zu nennen Johann Jakob Engel (1741—1802), dessen „Philosoph für die Welt“, wie seine Prosa überhaupt ihre auszeichnenden Eigenschaften vornehmlich in durchsichtiger Darstellung und einer der Plattheit freilich nicht allzu fern liegenden populären Verständigkeit haben. Besondere Tiefe der Gedanken findet sich auch nicht bei Christian Garve (1742—98), wohl aber sind seine philosophischen Aufsätze schätzbar durch die freundlich-klare, milde und überzeugende Ruhe, die sie athmen. Ueberhaupt ist die Popularphilosophie, der wir in Mendelssohns, Abbts, Engels u. Garve's Schriften begegnen, ein Schooßkind dieses Blüthezeitalters der deutschen Aufklärung. Ihr dienten außer jenen: Johann Joachim Spalding (1714—1804), der die Rechte der Vernunft gegenüber dem Pietismus in Glaubenssachen zu wahren strebte; Johann Georg Sulzer (1720—79), der in der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“ (1771—74) in klarer Darstellung, aber ohne Lessings bereits im Laocoon ausgesprochene Ideen zu benutzen, für die ästhetischen Lehren Bodmers und Breitingers Propaganda machte; Johann Kaspar Hirzel (1725—1803), dessen ächt volksmäßige Schriften Hebung der niederen Stände in materieller und geistiger Hinsicht erzielten; Johann Georg Zimmermann (1728—95), der in seinen berühmten Abhandlungen „Ueber die Einsamkeit“ und „Vom Nationalstolze“ Muster lichtvoller Darstellung und Erzeugnisse scharfer Menschenbeobachtung gab. Als unübertrefflichstes Vorbild ächt populärer Behandlung der verschiedensten Materien aber ragt über alle die eben genannten hinaus Justus Möser (1720—1794). Von ihm haben wir geschichtliche Arbeiten, die alle früheren und gleichzeitigen deutschen Werke in dieser Gattung übertreffen, und seine „Patriotischen Phantasien“, die sich über die mannichfaltigsten socialen, literarischen und politischen Interessen jener Zeit und aller Zeiten verbreiten, sind unvergängliche Denkmäler seltensten praktischen Sinnes, tiefster Einsicht in die geschichtliche Entwickelung des Menschenlebens, des reinsten Patriotismus und edelster Unabhängigkeit des Charakters. Als unermüdlicher Verbreiter politischer Aufklärung wirkte gleichzeitig mit ihm Friedrich Karl v. Moser (1723—89), der mit gleichem Muth wie sein berühmter Vater Johann Jakob Moser († 1785) die jammervollen staatlichen Zustände Deutschlands schilderte, ohne jedoch in künstlerischer Behandlung seiner Gegenstände an Möser heranzureichen. Wenden wir uns von diesen, fast ausschließlich durch prosaisch-philosophische Schriften wirksamen Männern zurück zu den Poeten des Zeitraums, so begegnen wir in dem Schweizer Salomon Geßner (1730—1787) dem Begründer einer selbstständigen Gattung, der Idylle nämlich, in welcher er, mit vorzüglichem Talent zur landschaftlichen Schilderung begabt, zierliche Bilder aus einem ersonnenen Schäferleben schuf, denen mannichfache Reize nicht abzustreiten sind, wenn sie auch nicht selten an die süßlichen Spielereien der alten Pegnitzpoesien deutlich genug erinnern. Klopstocks von einer unhistorischen Auffassung der ältesten deutschen Dichtung ausgehende Bardengesänge und der 1763 bei uns eingeführte Pseudoossian Macphersons riefen eine ganze poetische Richtung in Deutschland hervor, die in hohlen Phrasen und überschwänglichen Kraftworten einen forcirten Patriotismus und altdeutschthümelnde Begeisterung in dem berüchtigten „Bardengebrüll“ ertönen ließ. Die vorzüglichsten Vertreter derselben sind: der wiener Jesuit Johann Michael Kosmas Denis († 1800), Karl Friedrich Kretschmann (Der Barde Rhingulph, † 1809) und Heinrich Wilh. v. Gerstenberg (1737—1823), der auch durch seine einst vielgepriesene Schauertragödie „Ugolino“ der Mitbegründer der späteren kraftgenialen Epoche wurde. An Wielands Romane reiht sich eine beträchtliche Anzahl geistesverwandter Dichtungen an, unter denen einzelne jedoch ebenso stark den Einfluß der englischen humoristischen Romandichtung wie den der wielandisch-französischen Richtung verrathen. Moritz August v. Thümmel (1738—1817) erscheint als dem Dichter der Abderiten geistig besonders nahestehender Romanschriftsteller in den „Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“, in welchen die Geschichte eines durch Lebensweisheit u. Lebensgenuß von Hypochondrie Geheilten in leichter und heiterer Darstellung erzählt ist. Johann Karl August Musäus (1735—87) wurde durch seine „Volksmärchen der Deutschen“ ein noch heute wie bei seinen Zeitgenossen ungemein beliebter Schriftsteller, wiewohl diese Erzählungen, weit entfernt von dem Tone und Geiste ächter Volksmärchen, eigent-

lich Karrikaturen dieser, als solche aber reich an treffendem Witz und feiner Persiflage der Moderichtungen jener Zeit sind. Ein recht eigentliches Produkt der Bekanntschaft, welche Deutschland damals mit den empfindsamen Familienromanen der Engländer gemacht hatte, war Johann Timotheus Hermes' (1738—1821) sentimental-lehrhaftes Zeitgemälde „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", gleichfalls ein Lieblingsbuch jener Tage, heute wegen seiner breiten Weitschweifigkeit und weinerlichen Weichseligkeit fast ungenießbar. Johann Gottwerth Müller (1744—1828) karrikirte in „Siegfried von Lindenberg" leidlich witzig die kleinlichen Reformbestrebungen eines pommerschen Landjunkers. Von gutmüthiger Sentimentalität überfüllt ist der Hauptroman der Jugendfreundin Wielands, Sophie von Laroche (1731—1807), „Das Fräulein von Sternheim". Die humoristischen Romane des Freiherrn Adolf v. Knigge, der auch wegen seines berühmten Buches „Ueber den Umgang mit Menschen" (1788) unter die Popularphilosophen gehört, sind ebenso werthlos wie jene oberflächliche und dürftige Anweisung eines Weltmanns, mit seinen Nebenmenschen auszukommen.

Mit dem Beginne der siebenziger Jahre des 18. Jahrhunderts treten wir dann ein in die dritte der Epochen, in welche wir den ganzen Zeitraum zerfallen ließen. Es offenbarte sich damals in der jüngeren Generation ein seltsam stürmisches Verlangen nach der Rückkehr zu fessellosen Naturzuständen, nach einer geistigen Ungebundenheit und Regellosigkeit, deren Anregungen wir wohl zumeist in den Lehren Rousseau's und in dem Bekanntwerden der Nation mit Shakspeare's gewaltigem, von Allem, was künstlerische Regel heißt, scheinbar entfesseltem Dichtergeiste zu suchen haben, die wir aber nur völlig verstehen, wenn wir sie als den naturgemäßen Gegensatz zu der gekünstelten Unnatur u. geistigen Unfreiheit des Zeitalters der Perücken auffassen. Das Gefühl der Freiheitssehnsucht, das erfrischend und bandenlösend das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts erfüllt, wie ein Lenzhauch die Spuren winterlicher Starrheit früherer Zeiten wegthauend, ist zwar herübergetragen in die deutschen Geister und Seelen vornehmlich von Frankreich her, doch mußte die deutsche Nation, um ihm zugänglich zu sein, erst der vorigen Unfreiheit aufs Tiefste inne geworden sein, u. dazu hat Keiner so viel gewirkt als Lessing und Klopstock. Zunächst zeigt sich dieses den Zeitraum erfüllende Unabhängigkeitsverlangen (welches in der politischen Welt den nordamerikanischen Freiheitskrieg, die französische Revolution, die Reformbestrebungen Friedrichs II. und Josephs II. hervorrief) in Deutschland in einer Ueberschwänglichkeit der auf die Rückkehr zum Naturmenschenthum gerichteten Strebungen. Natürlich sein in allen Dingen, in Sitte, Denken, Trachten, Dichten, Erziehen, in Staat und Kirche, das war die Parole aller jungen Geister des 18. Jahrhunderts in den siebenziger Jahren. Nichts begreiflicher, als daß die Auflehnung wider politische Unterdrückung, wider die Etikettensteifheit des socialen Verkehrs, die französischen Moden 2c. sich rasch in das diesen Dingen gegenüberliegende Extrem verirrte. Weil aber diese wunderbare Zeit zugleich mit dieser allgemeinen Richtung eine Reihe eminenter Köpfe, ächt künstlerischer Genies hervorgebracht hatte, welche die Kraft besaßen, die Excentricität der neuen geistigen Strömung in sich zu bewältigen, und nur die edelsten Elemente derselben, in schönes Maß u. holde Ordnung gefügt, in ihre Meisterschöpfungen aufzunehmen, mußte dieser Zeitabschnitt auch eine künstlerische Bedeutung gewinnen, wie sie unsere Geschichte nur einmal kennt. Der geniezeugende Weltgeist ist in seinen Hervorbringungen im Allgemeinen spärlich und vertheilt sie regelmäßig in lange Räume der Zeiten. Damals war er freigebiger in Deutschland als je. Wir haben nur die Namen Goethe, Schiller, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Kant zu nennen, um darzuthun, daß eine Epoche, die solche Köpfe und Genien zeugen konnte, ihresgleichen in deutscher Geschichte, vielleicht, die beste griechische Zeit ausgenommen, in der gesammten Weltgeschichte vergebens sucht. Um zu den Erscheinungen speciell im poetischen und nationalliterarischen Gebiete überzugehen, so treffen wir im Beginn der siebenziger Jahre auf die bereits angedeutete Ueberschwänglichkeitsrichtung, deren Hauptvertreter die Mitglieder des Göttinger Hainbundes (gestiftet 1772) und die süddeutschen Stürmer und Dränger (so genannt nach einem Drama Klingers) waren. Auf die Göttinger (Boie 1744—1806, Voß, Hölty, die Stolbergs, Miller u. A.) hatte keine Persönlichkeit so an- und erregend gewirkt, als Klopstock, und zwar die nationale und sittliche Seite der klopstockschen Poesie. Deutsche Kraft, deutsche Sittenreinheit, deutsche (Barden-) Begeisterung waren die Stichwörter des Bundes. Dichterisch sehr bedeutend ist keines der Mitglieder zu nennen. Jedoch begegnen wir unter ihnen einigen liebenswürdigen Talenten; als solches muß vor allen der frühverstorbene Ludw. Heinr. Christoph Hölty (1748—76) bezeichnet werden, dessen Lieder und Oden den mild-elegischen Ton todesahnender Schwermuth mit kindlicher Naturfreudigkeit und Lebenslust gepaart anschlugen. Die wesentlichste Bedeutung des ehrenfesten Johann Heinrich Voß (1751—1826) liegt in seinen Uebersetzungen; die Gedichte Homers wurden durch ihn Eigenthum unserer Nation; als Poet leistete Voß sein Bestes in der Idylle, ohne jedoch auch hier den Grundzug seines Wesens, regelrechte, verständige Nüchternheit, gänzlich zu verleugnen. Von Miller haben wir erst bei der Besprechung der Romandichtung zu reden, als Lyriker nimmt er, trotz einzelner sehr populär gewordener Lieder, eine untergeordnete Stellung ein. Als recht eigentlich der Sturm- und Drangrichtung zugehörig und in sofern den rheinischen Genies verwandt, erscheinen die gräflichen Brüder Stolberg; von ihnen war Christian, der ältere, minder begabt als Friedrich Leopold (1750—1819), der in den Formen des Alterthums glühende Freiheitslieder sang und seine ungestüme Natur nach seinem späteren Bekenntnißwechsel auch in der Polemik gegen Andersgläubige nicht verleugnete. Mit dem Hainbund nur in loser Verbindung, aber von dennoch nicht geringer Wirkung auf ihn, dichtete Gottfried August Bürger (1748—94) zum Theil in dem den Göttingern verwandten Dithyrambenton. Ein leidenschaftlich zerrissenes Leben ließ Bürgers großes Talent so wenig wie Günthers bedeutende Gaben zur Reife gelangen. Das Beste, was jener hervorgebracht, hat seine Vorzüge in der volksmäßigen Lebendigkeit der Darstellung, nur wenige seiner Erzeugnisse aber

verrathen nicht die trüben Elemente seines innern und die Unordnung seines äußeren Lebens. Waren die Vorgenannten zu ihrer dichterischen Weise hauptsächlich von Klopstock angeregt worden, so bildete Shakspeare's Genius den Anreger für eine Anzahl anderer Poeten, welche die geniale Ungebundenheit noch energischer und als konsequentere Naturalisten, als die Göttinger waren, in Dichtung und Leben einzuführen sich bestrebten. Eine Gruppe dieser recht eigentlich mit dem Namen der Kraftgenies zu belegenden Jünglinge begegnet uns zu Straßburg, während Goethe dort studirte und im ersten Verkehr mit Herder stand. Unter den Genossen Beider hat keiner sich so eifrig in Nachahmung der grandiosen Manier Shakspeare's, freilich entschieden zum Nachtheil seiner Dichtungen, versucht als Jakob Michael Reinhold Lenz (1750—92), dessen reiche Gaben für das Drama in der maßlosen, nach hypernatürlicher Darstellung ringenden Sprache seiner Lustspiele unverkennbar sind. Friedrich Maximilian von Klinger (1752—1831) ist der eigentliche Typus der Stürmer und Dränger. Seine derbe, trotzige Natur, deren Kern ein durchaus tüchtiger war, lehnte sich gegen die schon damals hervortretenden Symptome der Sentimentalitätsepoche auf, und dieser Opposition gab er in wilden Erzeugnissen (Romanen u. Dramen) ungezügelten Ausdruck. Ein unversöhnlicher Gegner der von ihm nach Rousseau's Vorbild geschmäheten Kultur, bildete er im Leben u. Dichten eine der eigenthümlichsten Erscheinungen jener Zeit. Christian Friedrich Daniel Schubart war ihm an Maßlosigkeit des Wesens verwandt, aber charakterschwächer, ein wüster Sinnlichkeit verfallenes bedeutendes Talent, der in der Zeitschrift „Deutsche Chronik" und in einzelnen seiner Lieder eine ungemeine Fähigkeit, den volksmäßigen Ton zu treffen, vereinigt. Von dem naturalistischen Drange jener Zeit geben auch die Dichtungen Friedrich Müllers (1750—1825, der Maler Müller genannt) vielfach Zeugniß; am besten ist ihm die Idylle gelungen, die er mit kernhaftem und drastischem Humor auszustatten verstand. Als bedeutende Gestalt in dem damaligen stürmischen Treiben der poetischen Jugend ist auch Joh. Heinr. Merck (1742—91) zu nennen, der weniger als Theilnehmer am Geniewesen, denn als sarkastischer Opponent wider dessen Ausschreitungen durch die Weite seines künstlerischen Gesichtskreises und die ätzende Schärfe seiner Kritik großen Einfluß ausübte. Sein Name führt uns zu dem des größten Dichters jenes Zeitraums, des gewaltigsten Genius der deutschen Poesie überhaupt. Auf Wolfgang Goethe's (1749—1832) jugendliche Geistesentwickelung ist nämlich Merck von allergrößtem Einfluß gewesen. In Goethe erkennen wir die Eigenschaften, die uns bei den Vorverkündigern der besten Zeit unserer Dichtung getrennt und zerstückt begegnen, geeinigt: Klopstocks Wahrhaftigkeit in der Darstellung des inneren dichterischen Lebens, Lessings klaren, scharfdurchdringenden Geist der Gedankenordnung, Wielands Anmuth im poetischen Ausdruck. Goethe's beste Dichtungen zeigen den ächtdeutschen Geist in hellenischer Formenschönheit. Von dem Geniedrange der siebenziger Jahre des 18. Jahrhunderts kräftig erfaßt, schuf der Jüngling Goethe Dichtungen voll nationalen Lebens, voll gährender Leidenschaftlichkeit; nach durchstürmter Heißspornepoche klärte sich in Goethe dem Manne die gewaltige Erregung seines reichen Gemüths zum harmonischen Frieden, dessen Spiegelbilder wir in den heiter-schönen Gebilden, die er während u. nach der italienischen Reise geschaffen, erkennen; den Reichthum tiefster Erkenntnisse von dem Wesen der Kunst u. des Menschen legte er in Romanen u. später in den Aufzeichnungen aus seinem Leben nieder. Im Faust schuf er die größte Dichtung, welche unsere Nation besitzt, eine aus den Tiefen der deutschen Natur geschöpfte u. zugleich das Wesen der gesammten Menschheit in unvergleichlicher Weise spiegelnde Welttragödie. Seine alternden Tage endlich waren fruchtbar an Kundgebungen einer wahrhaft weisen und zur harmonischen Vollendung gereiften Weltanschauung in Liedern, Sprüchen und kritischen Urtheilen über Leben u. Kunst. Ist das Charakteristische in den reifsten Werken Goethe's die mit Gott und Welt versöhnte Ruhe eines in sich befriedigten Seelenlebens, so erscheint in Schillers (1759—1805) Dichtungen der über das Diesseits in erhabenem Fluge hinausstrebende Geist, der im Endlichen nimmer seine rechte Heimat finden wollte. Hat Goethe für den unmeßbaren Inhalt seines inneren Lebens, wo er ihn in dichterischen Gebilden aussprach, fast stets einen harmonischen Ausdruck gefunden, so deckt sich bei Schiller Form und Inhalt in der Dichtung nur in wenigen der gelungensten Werke. Hat jener das vollendete Vorbild einer die Objekte des Lebens in dieser Welt in reinem ungetrübten Spiegel auffangenden u. treu wiedergebenden Dichterpersönlichkeit uns hinterlassen, so liebt u. verehrt unsere Nation in Schiller den freiheitdürstenden Sänger der Ideen, die über die Endlichkeit in das Gebiet des Ewigen streben. Wir gesellen den beiden größten Dichtern unseres Volks, deren Freundschaftsbund 1794—1805 die höchste Blüthe der zweiten Glanzepoche deutscher Poesie bezeichnet, die übrigen ausgezeichneten Vertreter der eigentlichen Poesie des klassischen Zeitraums zu. Eine ungemein hohe Stellung unter diesen nimmt ein: Johann Peter Hebel (1760—1826) durch den unnachahmlichen Reiz, den seine alemannischen Gedichte und seine Erzählungen ausüben. An Talent zu frischer, lebendiger Naturschilderung, an schalkhaftem Humor, innigem Ernst und sinnigem Scherz kommt ihm kaum ein anderer Dichter unseres Volks gleich. Eine ihm in vieler Hinsicht verwandte Natur war Matthias Claudius (1740—1815), ein Mensch voll köstlicher Treuherzigkeit, der in vielen Liedern und Aufsätzen seines Wandsbecker Boten die Sprache des Volks meisterlich getroffen hat. Mit tiefem Verständniß antiker Dichtung sang Johann Christian Friedrich Hölderlin (1770—1843) in Weisen des Alterthums gedankenreiche Lieder, die unvergängliches Zeugniß von dem reinen hohen Streben eines edlen Geistes sind. Minder Bedeutendes als die Vorgenannten leistete im Gebiete der Lyrik: Friedrich von Matthisson (1761—1831); seine einst vielgepriesenen Lieder haben durch sentimentalgefärbte Landschaftsmalerei den empfindelnden weichseligen Elementen jener Zeit, die neben dem derbkräftigen Naturalismus der „Genialen" reichlich vertreten waren, ähnlichen Ausdruck gegeben wie Millers Romane; von gemachter Empfindung ist nur Weniges, was Matthisson gedichtet, frei. Wehmuth ist auch die Grundstimmung der Lieder von Joh. Gaudenz, Freiherrn von Salis-

Seewis (1762—1834), doch sind dieselben mit größerer Innigkeit u. Wärme erfüllt als Matthissons Mondscheinpoesien. August Mahlmann (1771—1826), Luise Brachmann (1777—1822), Johann Gottfried Seume (1761—1831), Schmidt von Wernachen (1764—1838) sind hier nur der einstigen Beliebtheit ihrer lyrischen Produkte wegen zu nennen, breite lehrhafte Trockenheit ist der ihnen gemeinsame Charakter. An größeren epischen Dichtungen blieb auch in dieser Glanzepoche die seit dem 14. Jahrhundert eingetretene Unfruchtbarkeit herrschend. Ein eigentliches Heldengedicht von Bedeutung hat der Zeitraum gar nicht aufzuweisen. Die besten erzählenden Poesien gehören der Idyllengattung und der Ballade an. Die didaktische Epik ist in der goethe-schillerschen Zeit vertreten durch Joh. Bapt. von Alringer († 1797), der sich im Anschluß an Wieland im Rittergedicht versuchte; ferner durch Ludw. Theobul Kosegarten († 1818), Valerius Wilh. Neubeck († 1849), den Dänen Jens Baggesen († 1826), Franz A. Jos. Ign. Maria von Sonnenberg († 1805), Christ. Gottlob Aug. Eberhard († 1845). Einst hochgefeiert war unter den eigentlichen Lehrgedichten der Zeit Chr. Aug. Tiedge's (1752—1841) „Urania", die in formschöner, aber seichter Weise die Unsterblichkeit der Seele behandelt. Unter den humoristisch-epischen Erzeugnissen der Epoche gewannen die meiste Beliebtheit: Aug. Fr. Ernst Langbeins († 1835) leichtfertige Schwankdichtungen, Aloys Blumauers († 1798) „Travestirte Aeneide", Konr. Arnold Kortüms († 1824) „Jobsiade". Wir schließen den letztgenannten hier gleich die Humoristen, welche ihre Schriften vorzugsweise in prosaischer Form verfaßten, an. Wie der englische Familienroman reichliche Nachahmung in Deutschland fand, so geschah es auch mit dem humoristischen Roman der Engländer, als dessen klassischer Begründer L. Sterne zu bezeichnen ist. Die hervorragendsten Geister in dem von ihm eröffneten Gebiete waren Jean Paul (Friedrich Richter, 1763—1825) und Theodor von Hippel (1741—95). Jener hat mit wunderbarer Kenntniß der Tiefen menschlicher Herzen Seelengemälde voll ergreifender Schönheit, voll hinreißender Komik geschaffen; das innere und äußere Wesen beschränkter Lebenszustände zu schildern hat Keiner verstanden wie Jean Paul; kein deutscher Dichter hat ein weicheres Herz, ein liebevolleres Gemüth besessen, als er; keiner empfand die Schönheit der Natur tiefer und wußte sie glänzender zu schildern als der Dichter des „Hesperus". Zu nur einigermaßen künstlerischer Ordnung seiner überreichen Ideenfülle, zu schöner Mäßigung im Gebrauche der im Ueberfluß sich ihm zudrängenden poetischen Bilder hat er sich jedoch fast in keiner seiner Dichtungen erhoben, daher der neuerdings mehrfach gemachte Versuch, ihm unmittelbar neben unseren klassischen Dichtern seine literargeschichtliche Stellung anzuweisen, als thörichter Mißgriff bezeichnet werden muß. Nüchterner erscheint der gleichfalls ungemein gedankenreiche Hippel, eine wahrhaft künstlerische Darstellung ist jedoch auch ihm nur an wenigen Stellen seiner humoristischen Romane gelungen. Als talentvolle Nachahmer der Manier Jean Pauls sind Ernst Wagner (1768—1812), Ulrich Hegner (1759—1840) u. Graf Ernst von Benzel-Sternau (1767—1850) namhaft zu machen. Die Rührseligkeit, welche sich epidemisch auftretend in den siebenziger Jahren in den Gemüthern der deutschen Jugend mit dem stürmischen Naturalismus um die Herrschaft stritt und deren klassisches Produkt Goethe's „Werther" ist, fand ihren extremsten Ausdruck im Roman durch Joh. Martin Miller (1750—1814), dessen Siegwart eine karrikirende Nachbildung der goethe'schen Herzensgeschichte, sich geraume Zeit einer fast größeren Bewunderung als diese selbst bei den Zeitgenossen erfreute. Zur Einrahmung trefflicher, aber sich mit allzu großer Vorliebe in sinnlich-üppigen Situationen ergehender Kunstschilderung benutzte die Gattung des Romans Joh. Jak. W. Heinse (1749—1803), während Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) dieselbe zur Darstellung philosophischer Ideen verwerthete und Joh. Heinrich Jung (Stilling genannt, 1740—1817) das mystische Traumwesen, dem er sich namentlich gegen den Schluß seines Lebens ergeben, in apokalyptischen Romanen darzustellen versuchte, ohne damit gleichen Erfolg zu erzielen wie mit seiner unvergänglich schönen, vorzüglich in ihren ersten Theilen durch treuherzige, wahrhaft volksmäßige Schlichtheit und Lebendigkeit ausgezeichneten Lebensgeschichte. Unter den gewaltigen und wirksamsten Geistern jener großen Zeit steht weniger als Dichter, denn als Philosoph, Redner, Aesthetiker neben den Größten Joh. Gottfried Herder (1744—1803). Hinsichtlich der deutschen Dichtung übte er unberechenbaren Einfluß durch die ihm im höchsten Maße verliehene Gabe, in den Geist der Poesie der verschiedensten Völker und Zeiten verstehend einzudringen und ihn getreu in Uebertragungen nachzubilden. Von ihm ging der Hinweis auf die Urkraft und Bedeutung der eigentlichen Volksdichtung, von ihm die Auffassung des Alterthums im humanchristlichen Sinne aus. Herders Landsmann Johann G. Hamann (1730—88) war auf ihn von fruchtbarer Einwirkung durch Tiefe und Reichthum seiner freilich in seltsamer stylistischer Unordnung vorgetragenen philosophischen Ideen. Neben Beiden findet am zweckmäßigsten hier seine Stelle Joh. Kaspar Lavater (1741—1801), ein gleichfalls ideenreicher Geist, im Leben voll ächtevangelischer Frömmigkeit, kindlich gläubig, bis zur Ueberschwänglichkeit erregbar, in seinen Schriften oft redselig und in schwärmerischem Enthusiasmus verloren. Menschenerkenntniß, ächte Menschlichkeit, wahre Menschenbildung sind besondere Lieblingsstichwörter des Zeitraums gewesen, in welchem die drei letzgenannten Männer vorzugsweise wirkten. Lavater brachte die Physiognomik, als vermeintlich untrügliches Mittel, der Menschen Wesen zu erkennen, in Mode. J. B. Basedow (1723—90) trat als Reformator der Pädagogik im Anschluß an Rousseau's Theorien auf u. gab, wenn auch seine Philanthropine nicht langen Bestand hatten, doch den Anstoß zu fruchtbaren Neuerungen im Erziehungswesen, welche von Männern, wie Campe, Salzmann u. A., weiterhin unternommen wurden. Weittragender und ungleich bedeutender war der Einfluß Joh. Heinrich Pestalozzi's (1746 bis 1827) auf die Pädagogik. Dieser merkwürdige Mann, den die heilige Liebe für geistliche und leibliche Armuth beseelte, hat auch eine treffliche Volkserzählung geschrieben (Lienhard und Gertrud), in welcher mit ungemeiner Treue und in großartiger Einfalt und Innigkeit bäuerliches Leben geschildert

ist. Wir haben ferner der wichtigsten dramatischen Dichtungen zu gedenken, die neben Goethe's und Schillers Meisterschöpfungen zu Tage traten. Der Zeit des Göttinger Hainbundskreises gehörte an die Tragödie „Julius von Tarent", die einzige größere, aber durch scharfe und markige Charakterzeichnung ausgezeichnete Dichtung von Joh. Anton Leisewitz (1752—1806). Wie den shakespearisirenden heldenmäßigen Jugenddramen der beiden größten Dichter zunächst einige dramatische Arbeiten, deren Stoffe dem Familienleben entnommen waren, folgten, so trat überhaupt im deutschen Drama die Reaktion gegen die stürmerische Manier der Klinger, Lenz u. A. als bürgerliches Schauspiel auf. Aug. Wilh. Iffland (1759—1815), der Hauptvertreter des letzteren, wandte als tragisches Hauptmoment nicht das „große gigantische Schicksal" an, welches (nach Schillers Ausdruck) den „Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Die hausbackene Alltagsmisère war vielmehr Ifflands tragische Muse. Verwandte Richtung verfolgte mit ihm Aug. Fr. Ferd. von Kotzebue (1761—1819), nur daß er außer der Weinerlichkeit und platten Rührseligkeit noch sinnlichen Kitzel als dramatisches Wirkungsmittel anwendete und sein nicht unbedeutendes Talent für das Lustspiel auf unwürdigste Art verlüderlichte. Als minderbedeutende Verfertiger von Familienschauspielen sind Otto von Gemmingen („Der deutsche Hausvater 1780") u. Friedr. Schröder, der große Mime († 1816), zu nennen, beliebte Lustspiele lieferten Chr. Fr. Bretzner († 1807) und Joh. Fr. Jünger († 1797). Die Satire ist in der klassischen Zeit nur durch wenige ausgezeichnete Hervorbringungen vertreten. Neben den „Xenien" (1796) von Goethe-Schiller ragen nur die Schrifen G. Christoph Lichtenbergs (1742—99) hervor, eines der klarsten, freiesten und witzigsten Köpfe unserer Nation.

Vierter Zeitraum: Von Schillers Tode bis auf die neueste Zeit. Wir sahen oben, wie rasch u. jäh nach der ersten Frühlingszeit unserer nationalen Literatur der Verfall und die Verkümmerung eintrat. Fast noch unmittelbarer reiht sich an die zweite klassische Epoche ein Zeitraum krankhafter und in gewissem Sinne geradezu verwilderter literarischer Zustände. In Gegensätzen bewegt sich alle geschichtliche Entwickelung, darum hat es an sich nichts Verwunderliches, daß mitten in den Tagen der herrlichsten Blüthe deutscher Dichtung eine Richtung hervortrat, die sich in direkte Opposition zu den Strebungen unserer klassischen Poeten stellte. Dieser Richtung gehören eine Reihe ungemein begabter Talente, interessantester Persönlichkeiten an, deren Dichtungen u. Schriften jedoch im Großen u. Ganzen einen höchst unerquicklichen Eindruck hinterlassen. Die Epoche des Romanticismus, denn von ihr ist die Rede, hat ihre Anfänge schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie währt in ihrer eigentlichsten Blüthe bis zu den Freiheitskriegen, in ihrer Epigonenschaft bis etwa zur Julirevolution. Hatten Goethe und Schiller sich die klare, bewußte, mit den Erkenntnissen der Vernunft harmonirende Darstellung der wirklichen geistigen und sittlichen Welt zur höchsten dichterischen Aufgabe gesetzt, so predigten die Romantiker nun ein neues ästhetisches Dogma, als dessen Fundamentalsatz etwa der Ausspruch Fr. Schlegels gelten kann: „Das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen". Hierin liegt die Gegensätzlichkeit der neuen Schule, ebenso zu der klassischen wie zur spießbürgerlichen Richtung in der Schlußzeit des 18. Jahrhunderts angekündigt. Es sollte also das Heil der Poesie und Kunst in dem Aufgehen in der schrankenlosen Welt der Phantasie, in der Abkehr von der Wirklichkeit begründet sein. Dieser Grundzug der romantischen Doktrin erklärt dann sofort die allen Strebungen der Schule gemeinsamen charakteristischen Merkmale: das Abwenden von der Gegenwart (das übrigens auch in den trostlosen Zuständen der napoleonischen Zeit begründet war) und die Repristinationsversuche, mit welchen die Romantiker mittelalterliche Lebensanschauungen wieder lebendig zu machen trachteten; die mystischen Kapricen und die grimme Feindschaft gegen Alles, was Aufklärung hieß; die Katholisirungsgelüste und die Bemühungen um Popularisirung altdeutscher und altromanischer Kunst. Angebahnt wurde die romantische Richtung durch die Brüder Schlegel, die eigentlichen Doktrinäre der Schule. Als Poeten haben Beide untergeordnete Bedeutung, als Kritiker u. Literarhistoriker wirkten sie Eminentes. Insbesondere gehörte der ältere der Brüder, Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845), zu den feinsinnigsten Kennern alter und neuer Literatur, und auch als Uebersetzer kann er nicht hoch genug geschätzt werden; während Friedrich, der jüngere Bruder (1772—1829), ein ungemein ideenreicher Kopf war und durch seine kecken Paradoxen die strebsamen Geister der Zeit zum romantischen Dogma in erfolgreichster Weise zu bekehren wußte. Die Praxis der schlegelschen Theorien vertraten in der Dichtung am bedeutendsten: Ludwig Tieck (1773—1853), dessen Natur mit überlebendiger Einbildungskraft einen scharfzersetzenden, bis zur Nüchternheit kühlen Verstand einigte, daher er nach einer romantischen Epoche auch eine andere besonnener und in vielem Betracht erfreulicher dichterischer Thätigkeit hatte. Sein Freund Wilh. H. Wackenroder (1772—98) bekundete sich in Kunstnovellen als schwärmerischer Apostel einer mystischen Aesthetik. Die innige Gemüthsversenkung in mittelalterliches Glaubens- und Kunstleben fand ihren zartesten u. poesiereichsten Ausdruck in den Liedern, philosophischen Aphorismen u. Romanfragmenten Friedrichs von Hardenberg (Novalis, 1772—1801). Zu den entschiedensten Jüngern der Schule gehörten ferner Klemens Brentano (1777—1842), dessen Novellen wie die seines Schwagers Achim von Arnim (1781—1831) neben wunderbaren Schönheiten die ganze Wirrniß romantischer Phantastik verrathen, während Brentano wenigstens als Lyriker einzelne unübertreffliche Erzeugnisse hinterlassen hat. Seine Schwester Bettina, das „Kind" (1785—1859), erscheint in ihren wunderlichen poesiereichen Briefdichtungen als gleichsam die Inkarnation der Romantik. Fr. H. de la Motte Fouqué (1777—1843) rief in Roman und Novelle die mittelalterliche Ritterwelt mit großem Geschick in das Leben, nur allzu pietistisch gefärbt, zurück. E. T. Amadeus Hoffmann (1776—1822) verstand die romantische Neigung für die Regionen einer unheimlichen Geisterwelt durch meisterlich er-

zählte Spukgeschichten zu befriedigen. Auch das Drama mußte in den Dienst der Schule treten. Das große Talent Heinrich von Kleists (1775 bis 1811) zeigt sich in nahezu jeder seiner Schöpfungen angekränkelt von den Kapricen romantischer Phantastik, wie auch Zacharias Werner (1768—1823) seine bedeutenden Gaben für das Drama in Zerrbildern einer wüsten Einbildungskraft erschöpfte. Romantische Neigungen verrathen nicht minder die dramatischen Dichtungen des Dänen Adam Oehlenschläger (1779—1850). Fast kein Gebiet des geistigen Lebens entzog sich den Einflüssen des Romanticismus. Selbst die Wissenschaft war diesem in sehr hervorragenden Persönlichkeiten verfallen. Schelling brachte die Phantastik in ein philosophisches System und leitete die Philosophie aus der Taghelle des kantschen Rationalismus in das Dämmerlicht mystisch-intuitiver Spekulation; Solger systematisirte die romantische Aesthetik, Steffens und Schubert, als Nachfolger des Erfinders der „Weltseele", mysticirten die Naturwissenschaft, Creuzer phantasirte als Alterthumsforscher, Görres brachte die Legenden des katholischen Mittelalters in wissenschaftliche Methode. Eine einzige Wissenschaft aber verdankt der romantischen Epoche ihre eigentliche Begründung und ist als reinste köstlichste Frucht jener seltsamen Zeit unschätzbar: die deutsche Sprach- u. Literaturwissenschaft. Schon Tieck betrieb die Wiederbelebung altdeutscher Dichtung mit Eifer, wenn auch nur als Dilettant. Brentano und Arnim lieferten in „des Knaben Wunderhorn" eine mit feinstem Verständniß zusammengestellte Sammlung deutscher Volkslieder. Niemand aber hat mit so inniger Liebe und so keuschem Sinn sich in den Geist unserer altdeutschen Literatur versenkt als das unvergleichliche Brüderpaar der Grimm, das in wundersamer Treue die liebliche Poesie der Sagen und Märchen dem Volke zum Bewußtsein zu bringen wußte und daneben in gründlichster Erforschung des Reichthums u. Wesens der deutschen Sprache allen Mit- und Nachstrebenden voranleuchtete, so daß die Grimm als die Bahnbrecher für die literarhistorischen Arbeiten der von der Hagen, Maßmann, Lachmann, Haupt, Pfeiffer, Keller u. A. gelten müssen. In die romantische Stickluft brachten die begeisterungsreichen Jahre der Freiheitskriege zuerst wieder frischen Lebenshauch. Die phantastische Traumwelt bestand von nun an nur noch in vereinzelten Trümmern. Das Volk, für welches die seltsamen Gebilde der tieckschen Schule nicht vorhanden waren, gewann in den Tagen der Erhebung die alte fast verschollene Liederfreudigkeit wieder, die eisenkräftigen Lieder von Ernst Moritz Arndt (1769—1860), Theodor Körner (1791 — 1813), Max von Schenkendorf (1784—1817) fanden begeisterten Widerhall. Nach der Vertreibung des gallischen Feindes erhielt sich zwar eine romantische Epigonenschaft, aber ihre Glieder zeigen sich sämmtlich von den Extremen und Einseitigkeiten der eigentlichen Schule mehr oder weniger frei. Es gehören jener an als hervorragende Talente: Ludwig Uhland (1787—1862), der zwar in Romanzen und Balladen mit Vorliebe Stoffe aus der Ritterwelt behandelte, aber der Gegenwart und ihren Kämpfen mit lebendigstem Antheil zugewendet war; Justinus Kerner (1786 — 1861), der die zartesten Lieder sang, aber vornehmlich durch seinen weinsberger Geisterspuk sich als Nachfolger der Epoche der Phantastik erwies; Joseph von Eichendorff (1783—1857), dessen lyrisches u. novellistisches Talent, namentlich in der Darstellung eines poesievollen Vagabundenlebens schöne Blüthen trieb. Nicht minder sind zur romantischen Nachzüglerschaft die Schicksalstragöden Adolf Müller (1774—1829), Franz Grillparzer (geboren 1790) u. Ernst Houwald zu zählen, deren fatalistische Trauerspiele in Werners „Der 24. Februar" ihren geistigen Ahnherrn hatten. Als letzten Romantiker hat sich, und zwar nicht ohne Grund, selbst bezeichnet: Heinrich Heine (1799—1856). In ihm gattete sich die Neigung zur romantischen Traumwelt mit dem ätzendsten Witze, der jene mit skeptischem Hohne in ihre luftigen Atome verflüchtigte. Bei Heine schlug die romantische Kaprice zur Selbstpersiflage um. Er, der die seelenvollsten Lieder dichtete und mit innigster Empfindung in die Welt des Gemüths sich zu versenken vermochte, zerstörte regelmäßig in frivoler Ironie die Stimmung, die er in sich und Andern kaum angeregt. Indem er seinem Witze keinerlei sittliche Schranke zog, verletzte er das Heiligste, und die Nachwelt hat darum von seinem reichen, aber der ethischen Grundlage ermangelnden Talent nicht die Früchte zu genießen, die hervorzubringen es in vielem Betracht befähigt war. Unter den Schriftstellern und Dichtern, welche sich in der Zeit vom beginnenden Jahrhundert bis zu der Julirevolution in bewußte Opposition zum Romanticismus stellten, ragen hervor: August Graf Platen (1796—1826) und Ludwig Börne (1786—1837). Ersterer offenbarte, zum Theil mit entschiedener Polemik wider den Romanticismus, in formvollendeten lyrischen Gedichten und Dramen den edelsten männlichen Geist gegenüber der Phantasieschwelgerei jener Richtung. In Börne's Schriften, die, soweit sie rein humoristischer Natur sind, der Schule Jean Pauls angehören, tritt die witzreiche, liberale Reaktion gegen die romantisch-politische Doktrin der servilen Talente Friedrichs von Gentz, Adam Müllers u. A. hervor. Sehen wir uns nach den übrigen selbstständig schaffenden und vom romantischen Geiste gar nicht oder nur wenig inficirten Poeten der Restaurationszeit um, so werden sie alle durch Talentreichthum übertroffen von Friedrich Rückert (geboren 1789). Er entfaltete in seinen edlen und markigen, geistesvollen Dichtungen die größte sprachliche Meisterschaft, die seit Fischart ein deutscher Poet besessen. Als Lyriker zeichneten sich ferner aus: Adalbert von Chamisso (1784—1838), Wilhelm Müller (1794—1827), Schmidt von Lübeck (1766 bis 1849), Gustav Schwab (1772—1850), Egon Ebert (geboren 1801), J. von Zedlitz (1790—1861) u. A. m. Das Epos ist auch in dieser Zeit durch kein einziges großes Erzeugniß vertreten, wiewohl Ladislaus Pyrker (1772—1847) im Heldengedicht, Ernst Schulze (1789—1817) in mit romantischen Elementen versetzten Epopöen, A. G. Eberhard (1769—1845) als Idyllendichter sich nicht ohne Beifall versuchten. Als treffliche Uebersetzer sind Dietrich Gries (1775—1842), Karl Simrock (geboren 1802), K. L. Kannegießer (geboren 1781) hervorzuheben. Das Epigramm war durch J. C. Fr. Haug (1761—1829) mit scharfem Witz vertreten. Dramatische Talente von Bedeutung erstanden in Karl Immermann (1796—1840), der auch im Ro-

man, und zwar in seiner letzten Dichtung, dem „Münchhausen“, Ausgezeichnetes leistete; in Chr. Dietrich Grabbe (1801—36), einer genialischen Natur, die aber in wüstem Leben verkam und nur kolossale und barocke dramatische Monstra zu Tage brachte; ferner in Ferdinand Raimund (1791—1836), dem die deutsche Posse ihre Veredlung und Vertiefung verdankt. Von fruchtbaren und tagesbeliebten Dramatikern des Zeitraums sind weiter aufzuführen: Karl von Holtei (geboren 1797), Ernst Raupach (1784—1852), die Brüder Collin, Michael Beer, Theodor Hell, Ed. von Bauernfeld u. A. m. Didaktische Dichtungen von hervorragendem Werthe gaben der auch für die Novelle begabte Leopold Schefer (1784—1862), Fr. Ad. Krummacher (1768—1845) und Abr. Em. Fröhlich (geboren 1796). Die Gattung erzählender Prosa war besonders reichlich vertreten, am talentvollsten durch Wilhelm Hauff (1802—27), Friedr. Jacobs (1764—1847), Karl Spindler (1795—1855), P. J. von Rehfues (1779—1843), Wilibald Alexis (Häring, geboren 1798), Heinr. Zschokke (1771—1848), Benedikte Naubert (1757—1819), Johanna Schopenhauer (1770—1838) ꝛc. Den leihbibliotheksmäßigen Romanbedarf für das Gros des unterhaltungsgierigen Publikums lieferten: der rührselige Aug. Lafontaine († 1831), der lüsterne H. Clauren († 1855), die Vielschreiber Aug. Döring, Gustav Schilling, van der Velde, A. Tromlitz, Fr. Laun, J. von Voß u. die unermüdlichen Räubergeschichtenfabrikanten Leibrock, Vulpius, Cramer, Spieß, Schlenkert ꝛc. Daß die wissenschaftliche Literatur der nachklassischen Zeit im Ganzen besser und großartiger vertreten war als die dichterische, ergibt sich, wenn wir an folgende ausgezeichnete Gelehrte erinnern. Es leisteten Hochbedeutendes: in der Philosophie Hegel, Schopenhauer, Schulze, Fries, Herbart, Krause ꝛc; in der Geschichtsschreibung: Niebuhr, Raumer, Ranke, Heeren, Eichhorn, Wilken, Schlosser, Varnhagen, Luden ꝛc.; in der Theologie und Kanzelberedtsamkeit: Schleiermacher, Neander, Sailer, Paulus, Theremin, Tholuck, De Wette ꝛc.; in der Naturforschung: Alex. von Humboldt, Oken, Blumenbach, K. Ritter ꝛc.; in der Literatur, Sprachwissenschaft und Aesthetik: W. von Humboldt, Böckh, O. Müller, Wachler, Bouterwek, Rumohr, von Hammer ꝛc.

Zu Anfang der dreißiger Jahre entstand eine literarische Bewegung so oppositioneller Natur, daß man die damalige Zeit als eine Epoche neuen Sturms und Drangs bezeichnen kann. Die anregenden Motive lagen vorzüglich in der hegelschen Philosophie, in Heine's frivoler Polemik wider die sittlichen Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, in Börne's excentrisch-liberalen Schriften und vor Allem in der Julirevolution und deren Folgen. Ein Geist des übermüthigsten Radikalismus spricht aus den Schriften der meisten begabten Talente damaliger Zeit. In der Belletristik erscheint er koncentrirt in einer Gruppe von Autoren, die mit dem Namen des „jungen Deutschland“ belegt ist. Unter den fünf Matadoren dieser Fraktion — L. Wienbarg (geboren 1803), Gustav Kühne (geboren 1806), H. Laube (geboren 1806), Th. Mundt (1807—62) u. Karl Gutzkow (geboren 1811) — ist letzterer der begabteste. Nachdem er im Beginne der dreißiger Jahre mit ungemein kecken Angriffen auf Dinge, die man als heilig und unverletzlich anzusehen gewohnt war, literarisch debütirt hatte, blieb er bis in die neueste Zeit beständig an der Spitze der geistigen Bewegung in Deutschland und errang in fast allen Gebieten der Dichtung, mit Ausnahme der Lyrik, zu der er kein Talent verrieth, bedeutende Erfolge. Seit der letzten Revolution warf er sich vorzugsweise auf den Roman und gab namentlich in zwei umfangreichen Werken dieser Gattung den Beleg für den ungemein scharfen geistigen Instinkt, mit welchem er die verschiedensten Kundgebungen und Wandlungen des nationalen Lebens zu erkennen versteht. Die jungdeutsche Tendenz radikaler oder wenigstens entschieden liberaler Reformbestrebungen tritt in den mannichfachsten literarischen Produkten bis 1848 hervor. In der Lyrik vertraten sie: der kräftige H. Hoffmann von Fallersleben (geboren 1798), der seine Muse am Volkslied genährt und gebildet hat; Karl Beck (geboren 1817), Georg Herwegh (geboren 1817), einer der schwungreichsten dichterischen Rhetoriker; Ferd. Freiligrath (geboren 1810), welcher neue Stoffe aus entlegenen Regionen in intensivster Farbengluth und markigster Phantastik vorführte; der salonroutinirte, formgewandte und ironische Franz Dingelstedt (geboren 1814); ferner Robert Prutz (geboren 1816), Alfred Meißner (geboren 1822), Anastasius Grün (geboren 1806), Friedrich von Sallet (1812—43) ꝛc. Als kritisches Centralorgan der liberalen Opposition wirkten bedeutsam die von Ruge und Echtermayer herausgegebenen „Halle'schen (nachher „deutschen“) Jahrbücher“ (1838—42). Georg Büchner (1813—37), ein früh abgerufenes großes Talent, dokumentirte sich im Drama als Anhänger der neuen Richtung, die ferner in der Publicistik und Kritik von Engels Marx, Bruno und Edgar Bauer, in der Theologie und Philosophie von David Strauß, Ludwig Feuerbach, Max Stirner u. A. mit rücksichtsloser, scharfsinnigster Konsequenz vertreten wurde. Neben der belletristischen und wissenschaftlichen Tendenzliteratur begegnen wir einer ansehnlichen Reihe von literarischen Erscheinungen, in denen sich der fesselbrechende Geist der Epoche minder bestimmt als in jener ausgeprägt zeigt. Nikolaus Lenau (1802—50) zeichnete sich als Lyriker durch die innige Tiefe eines weichen, aber zu düsterer Schwermuth neigenden Empfindungslebens aus; Eduard Mörike (geboren 1804) bekundete sich als Poeten von ächtestem Gehalt in Lied u. Novelle; Robert Reinick (1805—52) sang frische, prächtige Lieder; Emanuel Geibel (geboren 1815) wurde der allgemeine Liebling, namentlich der Frauenwelt, durch den edlen Geist seiner ungemein formschönen Lyrik. Julius Mosen (geboren 1803) traf in einzelnen Liedern aufs Glücklichste den Volkston. Unter den Dichterinnen ragt durch fast männlich kräftige Gedankenfülle Annette von Droste (1798—1848) über alle übrigen weit hervor. Es verdienen ferner unter den Lyrikern, die bis 1848 auftraten, Auszeichnung: A. Kopisch, Franz von Gaudy, W. Smets, Gustav Pfarrius, W. Hey (glücklich in dem Kinderlied und der Fabel), Graf Alex. von Würtemberg, K. Grüneisen, J. N. Vogl, J. Castelli, J. G. Seidl, A. Frankl, K. Drärler-Manfred, W. Wackernagel, F. von Kobell, A. Bube, E. von Feuchtersleben, W. Zimmermann, G. Pfitzer, A. Böttger, Mor. Hartmann, M. Graf Strachwitz, L. Pfau, A. Kaufmann, G. Keller, F. Löwe, Fr. Kugler, G. Kinkel, die geist-

lichen Liederdichter A. Knapp, Ph. Spitta u. A. m. In der dramatischen Gattung dichteten mit bedeutendem Erfolge: Fr. Halm (geboren 1806), H. Laube, Robert Griepenkerl (geboren 1810), Fr. Hebbel (geboren 1813), G. Freytag (geboren 1816), Roderich Benedix (geboren 1811), Sal. Mosenthal, L. Köhler, Theodor Wehl ꝛc. Der Roman und die Novelle fanden talentvolle Bearbeitung durch: Ch. Sealsfield, der amerikanisches Leben meisterlich schilderte; Jerem. Gotthelf (Bitzius 1797—1854), dem drastische und getreue Darstellung schweizerischen Volkslebens ausgezeichnet gelang, während B. Auerbach (geboren 1812) durch seine Schwarzwälder Dorfgeschichten eine förmliche Modewuth bezüglich bäuerlicher Naivetätspoesie hervorrief; Theodor Mügge (1806—61), der trefflich die Romantik des Nordens anschaulich zu machen verstand; Ad. Stifter (geboren 1806), der Zeichner feinster Naturbilder; ferner H. König (geboren 1790), Herloßsohn, A. Lewald, Ida Gräfin Hahn-Hahn, A. von Sternberg, A. Weill, H. Smidt, Wachsmann, L. Storch, die christlichen Volksschriftsteller Fr. Oertel, O. Glaubrecht, Wildenhahn u. A. m. In der humoristischen und satirischen Gattung leisteten Ungewöhnliches: der Fürst von Pückler-Muskau in pikanten u. medisanten Reiseberichten, M. G. Saphir, der Heros des Wortwitzspiels, Ernst Koch, einer der liebenswürdigsten Humoristen unserer Literatur, der feinsatirische Detmold, E. M. Oettinger u. A. m.

Seit der dem Jahre 1848 und den in ihm wachgerufenen Stürmen folgenden Zeit politischer Reaktion verschwand die Tendenzpoesie mehr und mehr, nachdem sie freilich in den Tagen der Revolutionszeit selbst noch einmal durch Freiligrath u. A. in jakobinisch-wilden Erzeugnissen, denen jedoch fast jeglicher poetische Werth abging, hervorgetreten war. Wie sehr man sich nach mildern u. friedlichern praktischen Klängen seitens des großen Publikums, welches der Aufregung der Revolution bald müde wurde, sehnte, bewies der Erfolg, den die „Amaranth“ Oskars von Redwitz hatte, ein süßliches, pietistisch gefärbtes, durch u. durch unwahres Machwerk der episch-lyrischen Gattung. Die bedeutendste Erscheinung im Gebiete der Lyrik während des letzten Jahrzehnts sind Hermann Linggs von Geibel herausgegebene Gedichte, in denen sich die großartige Fähigkeit des Dichters, Gestalten der Geschichte zu verkörpern und das Leben der Natur mit tiefsinnigem Blicke zu ergründen, glänzend dokumentirt. Es zeichneten sich ferner aus als Lyriker: Wolfgang Müller von Königswinter (auch in der Ballade glücklich); Julius Hammer (trefflich in gnomischen u. lehrhaften Poesien); Julius Sturm, dessen Lieder keusche u. wahre Frömmigkeit athmen; Otto Roquette, der volksmäßige Töne in jugendfrischen Liedern anschlug; Klaus Groth, der die Poesie in plattdeutscher Mundart modebeliebt machte; Adolf Schults, der schlichte, aber seelenvolle Dichter des Hauslebens; Julius Grosse, dessen Dichtungen ein reiches, aber bisher noch nicht zur vollen Formbeherrschung durchdrungenes Talent verrathen; Friedrich Bodenstedt, ausgezeichnet als Uebersetzer, in den eigenen selbstständigen Dichtungen nicht selten zu nüchtern, lehrhaft; J. G. Fischer, Bernhard Endrulat, Julius Rodenberg, Emil Ritterhaus, Karl Siebel, Felix Dalm, Karl Lencke, Fr. Puchta, W. Osterwald, A. Strodtmann, H. Delbermann, E. Edel, A. Präger, L. Bauer, A. Peters ꝛc. Dramen von hervorragendem Werth verfaßten: Otto Ludwig, dessen Arbeiten sich durch kräftig realistische Gestaltung der dramatischen Charaktere auszeichnen; Gustav Freytag, glücklich in Zeichnung chevaleresker, aristokratisch feiner Figuren; E. Brachvogel, W. Wolfsohn, Joseph Weilen, Wilh. von Thing, J. L. Klein; Fr. W. Hackländer, G. von Meyern, G. zu Putlitz, Moser ꝛc. lieferten beifällig aufgenommene Lustspiele, während Dav. Kalisch, Weihrauch, Röder u. A. der frivolen Posse große Beliebtheit verschafften. Die werthvollsten Schöpfungen in der Romangattung aus der neuesten Zeit waren G. Freytags „Soll u. Haben“ und G. Kellers „Der grüne Heinrich“. Neben und zum Theil vor ihnen gewannen die Gunst der Lesewelt: die historischen Romane der fingerfertigen Luise Mühlbach, des mit dickem Pinsel amerikanisches Leben schildernden Armand, ferner Victor Scheffel, der mit großem Geschick einen mittelalterlichen Stoff behandelte, von Maltitz, H. Rau, Fr. Spielhagen, K. Frenzel, R. Gieseke, Genast, Hesekiel, M. Ring, O. Müller, M. Meyer u. A. In kleineren Erzählungen und Novellen gaben Werthvolles: Hermann Grimm, Hackländer, E. Höfer, P. Heyse, Jak. Rabe, Ottilie Wildermuth, Ph. Storm, Solitaire, Zeising, Stern, Widmann, Waldmüller, Rank, Baudissin, Steub, Marie Nathusius, Amelie Bölte, Golo Raimund, Franz Trautmann, G. vom See, Elise Polko, E. Ziehen, J. Proschko, L. Kompert, O. Ruppius ꝛc. Humor und Satire werden vertreten durch den geistreichen Satiriker E. Kossak, den ächthumoristischen Erzähler (in plattdeutscher Mundart) Fritz Reuter, den hyperkatholischen scharfwitzigen A. Stolz u. A. m. Schließlich führen wir als Schriftsteller der neuesten Zeit, die sich vorzügliche Gunst erwarben, aus mannichfaltigen Gebieten an: Hermann Masius, den feinsinnigen Schilderer des Naturlebens, den gedankenreichen, leider etwas konfusen Humoristen Bogomil Goltz, den fruchtbaren Charakteristiker Schmidt-Weißenfels, den Kulturhistoriker H. W. Riehl, den geistreichen Feuilletonisten Lothar Bucher, den Allerweltshistoriker J. Scherr, die trefflichen Reiseschilderer Franz Löher, Ferd. Gregorius, Scherzer, Wagner, von Bibra, A. Oppermann, L. Passarge u. A. m.

Von allgemeinen Hülfsmitteln für das Studium der deutschen Literaturgeschichte heben wir folgende hervor: Erduin J. Koch, Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing, Berlin 1795—98; Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Bd. 9—11, Göttingen 1812—19; L. Wachler, Vorlesungen und Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Frankf. 1834 (2. Aufl. in 2 Bdn.); Jördens, Lexikon deutscher Dichter u. Prosaisten, Leipzig 1806—11, 6 Bde.; Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Aufl. 1853, 5 Bde.; Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 4. Aufl. 1856—62, 3 Bde. (noch unvollendet); Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 9. Aufl. 1862, 2 Bde.; Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, 2. Aufl. 1850, 3 Bde.; Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 1859—62, 3 Bde. (noch unvollendet); Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, 1862, 3 Bde. (ent-

hält den Anfang der d.n L.); W. Wackernagel, Geschichte der d.n L., 1848—55 (unvollendet); Wolfg. Menzel, Die deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit, 1858—59, 3 Bde.; Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, 1854—56, 2 Bde.; v. Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, 1857, 2 Thle.; Kurz, Geschichte der d.n L. mit ausgewählten Stücken, 2. Aufl. 1858 bis 1859, 3 Bde.; Roquette, Geschichte der deutschen Dichtung, 1862—63, 2 Bde. (noch unvollendet); Jul. Schmidt, Geschichte der d.n L. seit Lessings Tode, 4. Aufl. 1858, 3 Bde.; Derselbe, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod, 1. Bd., 1862 (noch unvollendet); Gottschall, Geschichte der deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl. in 3 Bdn. 1860—61; Schwab und Klüpfel, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen, 1847, 2. Aufl., 5. Nachtrag (von Klüpfel) 1863; Gelzer, Die neuere d. Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten, 3. Aufl. 1858; Löbell, Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethe's Tode, 1856—58, 2 Bde. (unvollendet). Außerdem lieferten geschichtliche Arbeiten, welche die deutsche Nationalliteratur in ihrem ganzen Umfange oder nur einzelne Abschnitte derselben behandeln: Franz Horn, J. W. Schäfer, K. Prutz, J. Minckwitz, K. Barthel, L. Ettmüller, A. Scholl, San-Marte (A. Schulz), L. Uhland, K. Lachmann, J. u. W. Grimm, W. Wachsmuth, G. H. F. u. Traug. F. Scholl, O. L. B. Wolff, F. W. Genthe, K. E. P. Wackernagel, H. Kurz, E. Hub, J. G. Chr. Grässe, G. Weber, F. W. Bartholb, E. Boas, K. Rosenkranz, H. Düntzer, Chr. W. Danzel, Paldamus, F. Pfeiffer, A. Keller, F. A. Pischon, K. Weinhold, A. Holtzmann, Chr. Mundt, Fr. Zarncke, K. Simrock, J. Scherr, A. Kahlert, W. A. Passow, F. Webl, A. W. Bohtz, C. Schwarz, G. Liebert, M. Rapp, Mörikofer, Kn.schke, v. Bippen.

Was den andern Theil der d.n L., die wissenschaftliche oder gelehrte Literatur anlangt, so gibt es kein Gebiet des menschlichen Wissens, das der deutsche Geist nicht durchforscht hätte. Deutschland hat sich in Bezug auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen einen Ehrenplatz unter den Völkern der Erde errungen, den es so lange behaupten wird, als der deutsche Geist sich selbst treu bleiben wird. Vor allen ist es die Philosophie, auf deren Gebiet der Deutsche sich Lorbeeren erworben hat, wie sie seit den alten Griechen kein Volk der Erde mehr aufzuweisen gehabt hat, ja die neuere Philosophie seit Fichte und Kant hat sich fast ausschließlich im deutschen Geiste entwickelt. Es beginnt aber die deutsche Philosophie als eine eigenthümliche und vom Auslande unabhängige Methode in Behandlung der philosophischen Aufgaben zuerst mit Leibnitz, welcher als der eigentliche Wecker eines selbstständig philosophirenden Geistes in Deutschland betrachtet werden muß. Gleichzeitig mit Leibnitz wirkten Tschirnhaußen († 1708) und Thomasius († 1694) einflußreich durch Anregung philosophischer Forschungen. Auf diese Vorgänger gestützt, unternahm es Christian Wolf († 1754) als der erste Deutsche, ein vollständiges, in sich mit wissenschaftlicher Strenge zusammenhängendes System der Philosophie aufzuführen, und ward so der Gründer der ersten deutschen Philosophenschule, welche die Ueberreste der aristotelisch-scholastischen Philosophie von den deutschen protestantischen Universitäten vollends verdrängte und bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus ein vorherrschendes Ansehen in Deutschland behauptete. Eine große Anzahl angesehener Lehrer und Schriftsteller, und zwar nicht bloß im Fache der Philosophie, sondern auch in dem der Theologie und der Jurisprudenz, nahm für dieses Lehrgebäude Partei, und sein Einfluß auf die philosophische Bildung des gelehrten Standes in unserem Vaterlande dauerte auch dann noch fort, als nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die seit Locke bei den Engländern und Franzosen übliche Weise zu philosophiren in Deutschland mehr Eingang fand, und die strenge Anhänglichkeit an Wolfs systematische Form und syllogistische Methode dem Eklekticismus und Empirismus wich. Die meisten Gegner Wolfs waren Eklektiker, so namentlich de Crousaz († 1748), Buddeus († 1729), Rüdiger († 1731), Walch († 1775) u. Daries († 1772). Nur Crusius († 1776) stellte dem Wolfianismus ein selbstständiges System entgegen, welches die unausführbare Aufgabe lösen sollte, eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen der ächten Vernunftforschung und der Dogmatik hervorzubringen, aber trotz seiner Originalität ein bleibenderes Ansehen nicht gewinnen konnte. Unter Wolfs Schülern ragen Bilfinger († 1750), Baumeister († 1785), Baumgarten († 1762), der Begründer der Aesthetik, und Meier († 1777) hervor. Neben diesen Vertretern des Wolfianismus gewann aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein populärer Eklekticismus das Uebergewicht, die sogenannte Popularphilosophie oder Philosophie des gesunden Menschenverstandes, zu deren Verbreitung zahlreiche und theilweise recht gewandte Federn in Bewegung gesetzt wurden. Hierher gehören, mit einer noch vorherrschenden Richtung zu den Ansichten der leibnitz-wolfischen Philosophie, Reimarus († 1768), Ploucquet († 1790), Lambert († 1777), Eberhard († 1809), Platner († 1818); ferner der mit einer gründlicheren und umfassenderen Anwendung der von Locke eingeführten beobachtenden Methode über die Natur der Seelenthätigkeiten forschende Tetens († 1805), dann die vorzugsweise den Charakter der Popularität und Gemeinnützigkeit in ihren Schriften darstellenden Sulzer († 1779), Basedow († 1790), Mendelssohn († 1786), Garve († 1798) u. Feder († 1821). J. Kant († 1804) fand so den Boden der deutschen Philosophie zwar vielseitig bebaut, nirgends aber so gründlich bearbeitet, daß man mit den gewonnenen Früchten sich hätte befriedigt fühlen können. Kant unternahm es, das ganze Feld zuvörderst genau zu durchforschen und dann ganz von Neuem zu kultiviren. Ausschließung aller Willkür, Vertheidigung der Selbstthätigkeit der denkenden Forschung, Zurückweisung der theoretischen Spekulation auf das ihr zugängliche Gebiet der Erfahrung und Erhebung des Sittlichen zu der höchsten und letzten Norm aller menschlichen Bestrebungen bezeichnen im Allgemeinen die Richtung einer Philosophie, die er überhaupt von dem Gesichtspunkte viel mehr ihrer weltbürgerlichen als schulmäßigen Bedeutung kultivirt wissen wollte und der er dadurch ihren

Einfluß auf alle Gebiete menschlichen Denkens und Handelns sicherte. Kant gewann auf die Belebung des philosophischen Sinnes in Deutschland einen mächtigen Einfluß und bewirkte hier eine über alle gebildeten Stände sich verbreitende, in solchem Maße bis dahin noch in keinem Volke zum Vorschein gekommene Theilnahme an den philosophischen Forschungen. Während der Skepticismus z. B. in F. Schulze's († 1833) „Aenesidemus" und der ältere Dogmatismus in den Schriften Eberhards und Anderer ihre ziemlich ohnmächtigen Angriffe gegen den nunmehr schon siegreichen Kriticismus fortsetzten, war es J. G. Fichte († 1814), der jenen absoluten Einheitspunkt in der Thatsache des Selbstbewußtseins, auf welches Kants Kriticismus von allen Seiten hingewiesen hatte, gefunden zu haben glaubte. Auf der von Kant vorgezeichneten Bahn konsequent fortschreitend, verwandelte er den halben Idealismus Kants in einen ganzen, indem er das Ich nicht nur für den Träger und die Quelle der Erkenntniß, sondern auch für das einzige Reale erklärte, dessen Vorstellung und That die Welt sei, d. h. alles Das, was unter den Begriff des Nichtich fällt. Dieser Idealismus, den Fichte mit der ganzen ihm eigenthümlichen Energie als System auszubilden suchte, verursachte eine ungemeine Aufregung in der philosophischen Welt, und es begann die Periode der Konstruktion neuer Systeme. Allgemeineren Einfluß gewann zunächst Schelling († 1854), welcher den Idealismus Fichte's unter dem Einflusse Spinoza's in die Identitätsphilosophie verwandelte. Er führte aber das absolute Identitätssystem keineswegs vollständig aus, sondern gab nur Andeutungen und Bruchstücke davon. Er vermochte den Widerstreit der Gegensätze nicht in einem methodisch-rationalen Denken, sondern nur in der Phantasieanschauung (sogenannten intellektuellen Anschauung) zu vereinigen und gab, anstatt folgerechter, eine Nothwendigkeit für den Begriff enthaltender Entwickelungen und Schlüsse, vielmehr bloß geistreiche rhapsodische Dichtungen über die Natur der Dinge. Hegel († 1831) dagegen stellte ein System auf, welches über alle bisher erschienenen philosophischen Systeme durch seine systematische Vollendung, durch den Umfang der in ihm mit strenger Festhaltung seines spekulativen Gesichtspunktes behandelten Probleme und durch seine Tiefe hervorragt und die pantheistische Erklärungsweise des Kausalzusammenhanges der Wirklichkeit zu einer Höhe der Ausbildung erhoben hat, auf welcher dieselbe zu ihrer vollen Reife und Kraft gediehen ist und das ganze Gewicht, dessen sie fähig ist, in sich koncentrirt hat. Während nun die genannten Systeme von Kant bis Hegel eine ziemlich gerade Linie des Fortschritts bilden, entstand, der äußern Veranlassung nach zunächst im Gegensatze zu dem Idealismus Fichte's, das System Herbarts († 1841), dessen Entwickelung in einer der herrschenden Zeitphilosophie durchaus entgegengesetzten Richtung lag. Die Philosophie ist, nach Herbart, nichts Anderes, als eine wissenschaftliche Bearbeitung und Berichtigung unserer allgemeinen Begriffe zum Behuf der Erkenntniß des faktisch Gegebenen; wir sollen und wollen die Natur in und außer uns begreifen und die wahren, ihrem Wesen entsprechenden Begriffe von ihr machen; dies ist der Zweck und das Ziel alles Nachdenkens. Herbart ist der einzige Denker nach Kant, der neben den genannten Heroen, Schelling und Hegel, eine durchgreifende Bedeutung erlangt hat. Es folgten aber überaus zahlreiche, im Einzelnen oft verdienstliche, aber der Philosophie im Ganzen und Großen keine neuen Wege bahnenden Versuche anderer Denker, die sich entweder älteren Systemen anschlossen und sie zu berichtigen, umzubilden, auf einzelne Theile der Wissenschaft anzuwenden bemüht waren, oder deren Bemühungen vorzugsweise durch die Polemik gegen die herrschende Zeitphilosophie charakterisirt werden. F. H. Jacobi († 1819) ahnte im menschlichen Gemüth einen tiefen und geheimnißvollen Schatz, der noch lange nicht ausgebeutet, ja kaum noch berührt sei, u. bekämpfte mit dieser Ueberzeugung die kantische Erkenntnißtheorie; Köppen versuchte Jacobi's Ansichten systematisch darzustellen; Krug und Fries bewiesen sich als eifrige Fort- und Umbildner der kantschen Philosophie; H. Steffens, L. Oken, J. Görres, Fr. Baader, J. P. v. Troxler, K. J. Windischmann, G. H. Schubert, K. W. F. Solger, W. Nasse u. A. führten die schellingsche Identitätslehre im Einzelnen aus und wandten sie auf die praktischen Wissenschaften mit mehr oder weniger Glück an. Nachdem von den früheren Anhängern, welche sich die herbartische Lehre erworben hatte, Keyserlingk und Ohlert wieder von ihr abgefallen waren, sind besonders als Verbreiter derselben aufgetreten: Hartenstein, Drobisch, Exner, Bobrik, Strümpell, Taute, Th. Waitz, Lott, Wittstein, Schilling. Eine, wenn auch mehr oder weniger bestimmt ausgeprägte, meist zu Schelling und Hegel gegensätzliche Sonderstellung nahmen mit ihrem Philosophiren ein: Schleiermacher, J. C. F. Krause, Chr. H. Weiße, Braniß, E. Reinhold (der Jüngere), A. Trendelenburg, H. Ritter, J. H. Fichte. Die hegelsche Philosophie hat ihre revolutionäre Macht und Bedeutung vorzüglich durch den Einfluß bekundet, den sie auf die sogenannten positiven Wissenschaften übte. So wurde die Logik durch Gabler, Hinrichs, Schaller, Werder, Erdmann, Kuno Fischer; die Naturphilosophie durch Schaller, Bayrhoffer, Menzzer, Schulz-Schulzenstein, Ernst Kapp; die Psychologie durch Rosenkranz, Michelet, Daub, Erdmann; die Rechtsphilosophie durch Gans, Göschel, Hinrichs, Besser, Bitzer, Oppenheim, Friedländer, Köstlin; die Philosophie der Geschichte durch Chr. Kapp, Rosenkranz, Löser, Gladisch, Hermann, Wuttke; die Aesthetik durch Hotho, Rötscher, Carrière, Weisse, Vischer, Köstlin, Zeising; die Theologie durch Daub, Marheineke, Vatke, Rosenkranz, Conradi, D. Strauß, Br. Bauer, F. Ch. Baur, E. Zeller, K. Schwarz; die Moral und Ethik durch Daub, Henning, Michelet, Wirth, Vatke u. A. im Sinne Hegels bearbeitet. Das besondere Verdienst, die Principien der hegelschen Schule kritisch auf die evangelische Geschichte und die christliche Dogmatik angewandt zu haben, erwarb sich David Strauß, dessen philosophische Grundideen bis zur äußersten Konsequenz Ludwig Feuerbach verfolgte. Den von letzterem angedeuteten Hauptgedanken des Humanismus entwickelte Arnold Ruge weiter, die humane Religion als die „Religion unserer Zeit" verkündend. In dem sogenannten Junghegelianismus der Bruno und Edgar Bauer, Jungnitz, Opitz, Jellinek, Julius u. A. verirrte sich die Me-

thode Hegels zum karrikirenden Extrem und brachte Monstrositäten wunderlichster Art, wie die von Max Stirner gelieferte Apotheose des Egoismus, hervor. Von den Erscheinungen der Philosophie seit 1848 ist wegen seiner weitgreifenden Bedeutung hervorzuheben der Streit, der zwischen materialistischer und idealistischer Weltanschauung geführt wurde, nachdem J. Moleschott, K. Vogt und in minder bedeutenderer Weise G. Büchner, R. Schurig etc. die Reduktion aller Lebenserscheinungen auf Kraft und Stoff vorgenommen hatten. Unter den zahlreichen Gegnern des Materialismus, welche jene aufgerufen hatten, nennen wir R. Wagner, Frohschammer, Schaller, Fortlage, Fabri, A. Wagner etc. In sehr geistvoller Weise versuchte H. Lotze die Ergebnisse der Naturwissenschaften mit der idealen Weltanschauung zu versöhnen. Eine fast fortwährend und ununterbrochen wachsende Bedeutung hat seit etwa einem Jahrzehnt die Philosophie Arthur Schopenhauers gewonnen. Zwar ist vorläufig nicht abzusehen, ob das an Widersprüchen reiche System des düstern frankfurter Weltweisen als solches Epoche machen wird, jedenfalls aber ist der fast unerklärlichen Nichtachtung, die den Schriften eines der geistreichsten Menschen, die gelebt haben, ein Menschenalter hindurch zu Theil geworden, jetzt ein Rückschlag gefolgt, u. die Jünger des schopenhauer'schen Pessimismus beginnen, sich ansehnlichst zu mehren. Unter ihnen zeigt sich J. Frauenstädt besonders eifrig in der Verbreitung der Lehren seines Meisters. Geschichtliche Arbeiten über die Philosophie von hervorragendem Werthe lieferten in neuerer Zeit Chalibäus, Siegwart, H. Ritter, Zeller, Röth, K. Ph. Fischer, Prantl, Schwegler, Gruppe, Erdmann, Rosenkranz, Kuno Fischer, Haym, Noack, Fortlage.

Die Theologie war im Mittelalter die bevorzugteste Wissenschaft, zu welcher alle übrigen in einem dienenden Verhältnisse standen, wenn überhaupt eine von Aberglauben und päpstlicher Auktorität beschränkte u. alles selbstständigen Geistes ermangelnde Kenntniß der Dogmen eine Wissenschaft genannt werden kann. Hrabanus Maurus und Walafried Strabo waren im 9. Jahrhundert fast die einzig wissenschaftlich gebildeten Männer unter dem an Rohheit dem gemeinen Volke kaum nachstehenden Klerus. Später wurde das Heiligste zum Spiel dialektischer Spekulation und blieb es bis in das 15. Jahrhundert, wo allmählig ein Streben nach Höherem und Besserem sichtbar ward und Männer, wie Geiler von Kaisersberg, Brant, Th. Murner u. A., die Reformation vorbereiteten, für welche die Mehrzahl der Deutschen durch die immer größer werdende Verbreitung der humanistischen, geschichtlichen und philosophischen Studien schon empfänglich gemacht worden war. Luther, Melanchthon, Zwingli und die übrigen Vorkämpfer der Reformation nahmen auch auf dem literarischen Gebiete ihrer Zeit den ersten Platz ein und zwangen selbst die Gegner der Kirchenverbesserung, sich Waffen zur Vertheidigung und zum Angriff zu schärfen. Einseitige, nur zu oft leidenschaftliche und verfolgungssüchtige Polemik, Sektengeist, mystischer Spuk, dialektischer Unfug und der gröbste Dogmatismus führten zwar wieder zu manchen Rückschritten und machten, daß die Literatur dieser Zeit wenig Erfreuliches darbot, doch traten auch viele kräftige Geister hervor, welche die mühsam errungene Gewissensfreiheit festzuhalten sich bestrebten und manche treffliche Geistesfrucht auf dem Markt der theologischen Literatur niederlegten. Allbekannt sind die Verdienste, welche sich die Benediktiner, die Oratorier und die Jesuiten um geschichtliche und patristische Theologie erwarben, während die Protestanten sich besonders um die Auslegung der Bibel verdient machten. Mit dem Wiederaufblühen deutscher Kunst u. Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erblühte auch in dem theologischen Studium ein frischer Geist, und die gleichzeitige Entwickelung der Philosophie übte auch auf die Theologie einen entscheidenden Einfluß aus u. regte zur Gründlichkeit, zur Prüfung des bisher Angenommenen u. zu ächter Wissenschaftlichkeit an. So bildeten sich zwei Parteien: eine alte Schule der Rechtgläubigen, die am Gegebenen festhielt, und eine neue Schule, die eine beständige Fortentwickelung und geistige Auffassung erstrebte, und der alte Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus wurde lebhaft fortgeführt. Als der eigentliche Vater der neueren Theologie und für alle Disciplinen maßgebend ist Schleiermacher zu bezeichnen. Während neben ihm De Wette die fries'sche, Daub die schelling-hegelsche, Marheineke die hegelsche Philosophie auf die Glaubenslehren anzuwenden versuchten, war der auf das kantsche System gegründete Vulgärrationalismus hauptsächlich durch Röhr, Paulus und Wegscheider, minder extrem durch Bretschneider und Ammon vertreten. Als entschiedene Anhänger des Supranaturalismus sind aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bengel, Storr und Steudel zu nennen. Unter den Koryphäen der neuesten deutschen Theologie heben wir hervor auf reformirter Seite: Schweizer, Schneckenburger, Hundeshagen, Lange, Hagenbach, Herpe, Ebrard; auf lutherischer Seite als nicht streng konfessionalistische: Nitzsch, Twesten, Ullmann, Umbreit, Dorner, Jul. Müller, Rothe, Beck, Baumgarten; das specifische Lutherthum vertreten: Klaus Harms, Scheibel, Sartorius, Rudelbach, Guerike, Harleß, Höfling, Philippi, v. Hofmann, Martensen, Luthardt, Kahnis, Kliefoth. Hierher gehört auch der reformirte Vilmar („Theologie der Thatsachen"). Für die „absorptive Union" suchten zu wirken: Krause, Pischon, Jonas, Sydow, Eltester. Auf dem Felde der biblischen Exegese zeichneten sich in der Neuzeit aus: Rosenmüller, De Wette, Wiener (Begründer der „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms"), Fritzsche, Credner, Hitzig, Ewald (die letzteren drei Koryphäen auf dem hebräischen Sprachgebiete), Paulus, Hengstenberg, Tholuck, Bleek, Lücke, Kling, Olshausen, Bunsen, J. Fr. v. Meyer, Lange (dessen theologisch-homiletisches Bibelwerk vorzüglich ist), Stier etc. In der biblischen Kritik gewannen ungemeine Bedeutung: David Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach und die tübinger Schule unter F. Ch. Baur, dessen namhafteste Schüler Zeller, Schwegler und Hilgenfeld sind. Die wichtigsten neueren Schriftsteller auf dem Gebiete der katholischen Kirchengeschichte und Dogmatik sind: Hermes, Möhler, Döllinger, Ketteler, Alzog, Ritter. Die christliche Sittenlehre, welche Calixt zuerst von der Dogmatik getrennt hatte, fand nach Mosheim und Reinhard an De Wette und Ammon und neuerdings vorzüglich an Harleß, Rothe

und Böhme geistvolle und sorgfältige Bearbeiter. Unter den Bibelausgaben verdienen die von Stier u. Theile bearbeitete „Polyglottenbibel“, sowie die von Dinter, Lisco, Gerlach herausgegebenen und bearbeiteten Bibeln Auszeichnung. Die neueste theologische Literatur bietet zumeist kleinere, dem Angriff, der Vertheidigung u. der Vermittelung gewidmete Schriften, wie sie das Bedürfniß des Augenblicks, der Kampf auf dem kirchlichen Gebiete hervorriefen. Daneben äußerte sich das Bestreben, das Volk wieder lebhafter für religiöse Erbauung zu befeuern, den kirchlichen Sinn zu heben und die christliche Liebe wach zu rufen. Daher ist die theologische Literatur der letzten Jahre vor allen reich an Streitschriften und ascetischen Schriften. Das theologische Lehrgebäude ist dabei keineswegs vernachlässigt worden; einzelne Theile desselben haben erneute Prüfung und Durchdringung erfahren. Von den durch den Druck veröffentlichten gesammelten oder einzelnen Kanzelreden haben die von Harleß, Ahlfeld, Hofacker, Nitzsch, Rehhoff, Theremin, Krummacher, Harms in Hermannsburg, Zimmermann, Gerock, Büchsel, Karf, Beyschlag, Palmer, Beck, Müllensiefen u. A. eine weite Verbreitung erlangt.

Auch auf die Rechtswissenschaft blieb die Zeit mit ihren philosophischen Bestrebungen nicht ohne Einfluß. Einheimische Quellen über deutsches Recht haben wir erst ungefähr seit dem 6. Jahrhundert in den sogenannten Volksrechten der verschiedenen damaligen Hauptstämme, der Franken, Alemannen, Bayern rc., sowie in den Kapitularien der fränkischen Könige. Geschriebene Gesetze hatte man jedoch bis in das 13. Jahrhundert hinauf noch nicht; Herkommen, sachkundige, im Rufe der Gelehrsamkeit und Unparteilichkeit stehende Männer, oft auch Gottesurtheile entschieden die vorkommenden Rechtshändel, bis man in den Zeiten der willkürlichsten Rohheit des Adels und bei dem immer abnehmenden Ansehen der Kaiser das Bedürfniß einer regelmäßigen Gesetzgebung fühlte. So entstanden die in deutscher Sprache geschriebenen Stadt- und Landrechte, von denen am wichtigsten ist der „Sachsenspiegel“, in niederdeutscher Sprache (um 1220), und der aus demselben hervorgegangene „Schwabenspiegel“ (um 1280), Urkunden, die in den folgenden Jahrhunderten immer häufiger wurden. Der Grund zum deutschen Staatsrechte wurde durch die „Goldene Bulle“ Karls IV. (1356) gelegt. Während sich aber so im Stillen das einheimische deutsche Recht fortbildete, hatte zum Unheil Deutschlands schon seit dem 11. Jahrhundert das römische Recht Eingang und Bearbeiter auf den deutschen Universitäten gefunden und überflügelte nach und nach die einheimischen Rechte immer mehr; weshalb sich von der Jurisprudenz in Deutschland lange Zeit nichts weiter sagen läßt, als daß sie in Bearbeitung und größtentheils geschmackloser Auslegung der römischen Rechtsquellen bestand. Selbst das wiedererweckte Studium der altklassischen Literatur und die dadurch hervorgerufene Reformation hatten keinen weiteren Einfluß auf sie, als daß man in der Form des Vortrags einige Verbesserungen einführte und das protestantische Kirchenrecht im Gegensatz zu dem kanonischen entstand. Die Bearbeitung einzelner Reichsgesetze konnte ebenso wenig ein deutsches Staatsrecht, als die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. ein allgemeines Civilrecht hervorrufen; zwar entstanden nach und nach manche nicht zu verachtende Landrechte, aber eine allgemeine Gesetzgebung für Deutschland ist bis auf die neueste Zeit immer nur ein frommer Wunsch geblieben. Zuerst that sich auf dem Gebiete des Privat- und bürgerlichen Rechts eine Verschiedenheit der Ansichten kund, die sogleich zum offenen und scharfen Gegensatz ward. Die Wiederbelebung des historischen Rechtsstudiums, zunächst in Beziehung auf römisches Recht, wie sie durch Savigny, Hasse, Göschen, Bluhme, Hugo rc. angeregt ward und in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ (seit 1825) ihr Hauptorgan fand, unterstützt durch glückliche Erfolge rechtsantiquarischer Forschungen, wie die Auffindung des vollständigen Gajus, und durch werthvolle Behandlung einzelner Themata von Seiten der Genannten und ihrer Schüler, wirkte wesentlich auf gründlicheres Quellenstudium und sichere Auffassung civilrechtlicher Institute hin. Doch rief ihre zu sehr von der praktischen Seite der Rechtswissenschaft abgewendete Richtung eine entgegenstehende Ansicht hervor, welche der philosophischen Auffassung und der Würdigung vom praktischen Gesichtspunkte aus freiern Spielraum gewährte und in Thibaut und Gans ihre Hauptvertreter fand, neuerlich aber im Gegensatz zu Puchta († 1846) von mehren kieler Rechtsgelehrten würdig repräsentirt wurde. Beide Richtungen fanden in dem Streben der Zeit nach gründlichen Reformen der bestehenden Rechtsverfassung Gelegenheit, sich über Beruf oder Nichtberuf der Zeit für Gesetzgebung auszusprechen. Als die Befreiung des Bauernstandes von manchen ihn drückenden Feudallasten, die freiere Entwickelung der Grundeigenthumsverhältnisse, die Frage über den Nachdruck rc. ihre Erledigung meist auf dem Wege der Gesetzgebung gefunden hatten, traten in den Kreis der privatrechtswissenschaftlichen Behandlung nach und nach mehre Punkte des öffentlichen Rechts, wie die Stromschifffahrtsfrage, die Untersuchungen über die Todesstrafe, über die Freiheit der Presse rc., ein, denen sich neuester Zeit wieder die schon früher dagewesenen Erörterungen der obersten Grundsätze des Kriminal- und Prozeßrechts anschlossen. Schriften über die beiden principiell einander gegenüberstehenden Arten des Straf- und Civilprozesses, über Geschworenengerichte, Anzeigenbeweis, Schiedsgerichte sind in großer Anzahl erschienen. An der Spitze der sich in dieser Beziehung offenbarenden Reformen stehen Mittermayer und Abegg, während der Fortschritt der germanistischen Studien als eine mehr innerliche Bewegung im Gebiete der Rechtswissenschaft zu betrachten ist. Unter der sehr umfangreichen neueren Literatur, welche das Privatrecht zum Gegenstand hat, ragen als unvergleichliche Meisterwerke in Gehalt u. Form weit hervor die Schriften von Savigny's. Neben ihnen gewannen besondere Bedeutung die systematischen Arbeiten von Puchta, Vangerow, Thibaut, v. Glück, Runde, Göschen, Mittermayer, Sintenis, F. L. von Keller, Böcking, Arndts, Gerber, Kraut, Brinz rc. Encyklopädische Werke lieferten Weiske, Ahrens u. A. Vorzüglich durch Behandlung einzelner Gebiete des Rechtslebens erwarben sich Anerkennung Bruns, Weber, Beseler, Heimbach, Gneist, Seuffert, F. Mommsen, Unterholzner, Unger, Danz, Pagenstecher, Leist, Marezoll, Mackeldey, Gaupp, B. W. Pfeiffer.

Als eine epochemachende Arbeit ist Otto Bährs „Anerkennung der Schuld als Verpflichtungsgrund“ zu bezeichnen. Das Handelsrecht fand ausgezeichnete Bearbeitung vor Allen durch Thöl, der Civilprozeß durch v. Bayer, Linde, Wetzell rc. Unter den neueren Geschichtschreibern des Rechts sind hervorzuheben Walter, Philipps, Waitz, Zöpfl, Huschke, Unger, Homeyer, F. L. v. Keller, Warnkönig, Osenbrüggen, W. Arnold, Siegel rc. Das Kirchenrecht ward durch Richter, Philipps, Walter, Mejer u. A. bearbeitet; als Strafrechtsforscher erwarben sich anerkannte Namen Feuerbach, Martin, Mittermayer, v. Wächter, Hefffter, Berner, Häberlin, Hitzig, Luden, Köstlin rc. In der Rechtsphilosophie versuchte mit unverkennbarem Geiste, aber in einer durch unwissenschaftliche Weltanschauung gebundenen Richtung Stahl den Aufbau eines auf positiv christlichem Boden begründeten Systems. Unter den jüngsten Erscheinungen der rechtsphilosophischen Literatur ist die bedeutendste Scherings „Geist des römischen Rechts“.

Der Praxis mannichfach vorausgeeilt ist die wissenschaftliche Entwickelung des *Staatsrechts*, besonders durch Rotteck, Welcker, Jordan rc. Von allem Anfang an war die deutsche Politik in sofern höchst eigenthümlich, als Deutschland in seiner Selbstständigkeit nie ein wahrhaft geeinigtes und centralisirtes Reich war. Der feste Wille deutscher Einigung, das Aufheben alles Gegensatzes unter den deutschen Staaten, der aus der Begeisterung des großen Befreiungskampfes hervorging, gab die Möglichkeit einer wahrhaft deutschen Politik; aber wie so manche Hoffnung seit dem Verrauchen jener Begeisterung zu Grabe ging, so wurde auch die Verwirklichung dieser Möglichkeit immer weiter hinausgeschoben. Indessen konnte bei der fortwährend sich steigernden Theilnahme am öffentlichen Leben auch die Wissenschaft nicht zurückbleiben. Es fehlte nie an Kämpfern, die bereit waren, den von den Anhängern des Alten hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, wie dies namentlich die vielen Schriften gegen Hallers berüchtigte Restaurationslehre beweisen, noch an Solchen, die auf dem Grund der Geschichte und gründlicher Forschung die Fragen der Zeit zu lösen bemüht waren. Wir erwähnen hier nur Zachariä, der in seinen „40 Büchern vom Staate“ die Idee der Staaten in allen ihren Beziehungen zu entwickeln suchte und in seinem „Deutschen Staats- u. Bundesrecht“ ein sehr gründliches Handbuch dieser Wissenschaft gab, dann F. v. Raumer, Pölitz, J. Schön, Weitzel, Bülau, Vollgraff, Barth, Schmitthenner, Stahl, Zöpfl u. A. Aus den werthvollen Beiträgen zur Staatsrechtslehre, welche die neueste Zeit geliefert hat, zeichnen wir aus: die Arbeiten Bluntschli's, Maurenbrechers, R. v. Mohls, Pölzls rc. Besonders reich, namentlich seit 1848, ist das Gebiet der *Politik* vertreten, wo wir auch den meisten Flugschriften begegnen. Die Parlaments- und Revolutionsliteratur, die Verfassungsfragen, das Verhältniß der Kirche zum Staate, das Schwurgericht, die Wahlform rc. haben viele Bearbeiter gefunden. Wir nennen nur Usedom, Alfr. v. Reumont, v. Radowitz, Ad. Stahr, Pillersdorf, J. B. Bekk, Leo Graf von Thun, Max Duncker, K. Jürgens, L. Simon, K. F. Wurm, Fr. v. Raumer, Arnim, Harkort, Konst. Franz, Dahlmann, Beseler, Droysen, Fröbel, Marx, Diezel, Schuselka, Moritz Mohl, Stein, Held, Florencourt, Freese, Bucher, Rodbertus, v. Berg, Mor. und Jul. Wiggers. Unmittelbar fürs Volk bestimmt waren die verschiedenen „Politischen Katechismen“. Die Zeitschriftenliteratur erhielt eine ungeheure Vermehrung. Unter den statistischen Schriften verdienen die Arbeiten Dieterici's, v. Hermanns, Michels, Redens „Allgemeine vergleichende Finanz-Statistik“, Bechers „Oesterreichische Handelspolitik“, Hübners „Jahrbuch der Volkswirthschaft und Statistik“ rühmliche Erwähnung. Eine sehr bedeutende Ausdehnung hat in neuester Zeit die wissenschaftliche Behandlung der *Volkswirthschaft* erlangt. Das hervorragendste Verdienst um dieselbe gebührt W. Roscher und K. Knies. Sie haben die bereits von anderen deutschen Forschern seit etwa 1840 eingeschlagene Richtung auf eine die Nationalökonomie nicht in abstrakte und allgemein gelten sollenden Theorien fassende, sondern das Relative und Konkrete berücksichtigende Behandlung derselben zuerst ganz konsequent verfolgt. Neben ihnen erwarben sich ausgezeichnete Namen K. H. Rau, Bruno Hildebrand, J. G. A. Wirth und Max Wirth rc. Treffliche Arbeiten sind auch Nebenius' Schrift über den öffentlichen Kredit, Hermanns staatswirthschaftliche Untersuchungen, Hoffmanns Lehre vom Gelde, Hanssens Untersuchungen über den Ackerbau, Helferichs Geschichte der Schwankungen im Werthe der edeln Metalle rc. W. H. Riehls Schriften, welche das sociale Leben der bürgerlichen Gesellschaft zum Gegenstande haben, sind vorwiegend vom Standpunkte des Kulturhistorikers abgefaßt u. entbehren, so sehr sie auch durch die geistvolle Darstellung glänzen, des eigentlich wissenschaftlichen Charakters, haben vielmehr sämmtlich einen gewissen feuilletonistischen Beigeschmack.

Wie sehr die *Naturkunde* in der frühesten Zeit von den Deutschen vernachlässigt wurde, beweist die Verdammung des Bischofs Virgilius von Salzburg († 785), weil er das Dasein von Antipoden behauptet hatte. Später waren Aristoteles und seine arabischen Kommentatoren die einzigen, oft schlecht verstandenen Quellen, aus denen man die Materialien zu einer ächt dialektischen Behandlung der Naturwissenschaften entlehnte, ohne sie auch nur mit der lebendigen Natur zu vergleichen. Unter diesen Kompilatoren steht Albertus Magnus obenan. Am fleißigsten wurde die Chemie od. vielmehr Alchemie nach den Arabern bearbeitet; das Auffinden des Steins der Weisen und eines Lebenselixirs beschäftigte die meisten Naturforscher; Raymundus Lullus wollte sogar beide gefunden haben. So thöricht und unglücklich auch dieser Wahn war, so gab er doch zu vielen wichtigen Entdeckungen in der Medicin und Gewerbskunde Veranlassung. An der Spitze der neueren Naturforscher steht der große Kaiser Friedrich II., der nicht nur die Naturwissenschaften durch Aufmunterung und Freigebigkeit in seinem Reiche thätig unterstützte, sondern auch in seinem Werke über die Falkonierkunst treffliche, auf eigene Erfahrungen begründete Bemerkungen über die Lebensart der Vögel niederlegte. Der Begründer einer systematischen Naturgeschichte aller drei Reiche war Gesner († 1565), der auch eine angemessene Kunstsprache für sie schuf. Gleichzeitig mit ihm machte der große Metalurg G. Agricola bedeutende Entdeckungen in der Chemie, durch Klarheit und Ver-

ständlichkeit dem phantastischen Theophrastus Paracelsus entgegenarbeitend, während sich letzterer durch Anwendung der Chemie auf die Medicin und durch Erfindung chemischer Arzneien, Merkurialpräparate und Opiate kein geringes Verdienst erwarb. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wuchs in Deutschland der Eifer für die Naturkunde immer mehr und veranlaßte bedeutende Entdeckungen; O. Guericke erfand den Manometer und die Luftpumpe, J. C. Sturm entwarf das erste vernünftige System der Physik; doch gewannen erst seit dem 18. Jahrhundert die Naturwissenschaften dadurch, daß man sich auf Experimente stützte und die Natur selbst mehr zu Rathe zog, einen rascheren Fortgang u. gelangten zu der Höhe, auf welcher wir sie heute erblicken. A. v. Humboldt ist als der einzige Naturforscher aller Nationen, welcher alle Theile der Wissenschaft gleichmäßig durchforscht hat, zu bezeichnen. In der Physik leisteten das Hervorragendste: L. Euler, Brandes, Schübler, Eitelwein, Erman, Chladni, Schwerd, Seebeck, Gauß, Kämtz, Dove, Fraunhofer, Bohnenberger, Poggendorf, Baumgärtner, Weber, Ries, Eisenlohr, Buff, Magnus, Kohlrausch, Knoblauch, August, Frick, Müller. Die Chemie fand ausgezeichnete Bearbeiter in: F. v. Crell, Wiegleb, Gmelin, Pfaff, Buchmüller, Duflos, Elsner, Löwig, Otto, Mitscherlich, Döbereiner, H. Rose, v. Liebig, Wöhler, Bunsen, Will, Kopp, Fresenius, Kolbe, Heintz, Hermann, Stöckhardt. Die Hauptvertreter der Zoologie waren und sind: Knorr, Rösel v. Rosenhof, Scheuchzer, Heller, Klein, Blumenbach, Bolten, Linck, J. Müller, Chamisso, Charpentier, Erichson, Fischer v. Waldheim, Carus, Burmeister, R. Wagner, K. Vogt, Roßmäßler, L. Pfeiffer, Siebold, Kölliker, Ratzeburg, Blasius, Chr. L. Brehm, A. Brehm, Chemnitz, Cohn, Esper, Gravenhorst, Hartig, Henle, Leuckart, Lüben, Meigen, Menke, Nees v. Esenbeck, Oken, Pallas, Philippi, Giebel, Pöppig, Prinz Max von Neuwied, Reichenbach, A. Wagner, Troschel, Rengger, Rürpell, Tschudi, Leunis. Als Botaniker erwarben glänzende Namen: Gesner, Haller, Mönch, A. Braun, Schleiden, Baumgarten, Bechstein, Gärtner, Schrader, Unger, Schacht, Römer und Schultes, Schlechtendal, L. Pfeiffer, Wallroth, Mertens und Koch, Petermann, Reichenbach, Sprengel, Schreber, Garcke, K. Müller, Schrank, Schübler und Martens, Sturm, Weihe, Weber, Schkuhr, Roth, Nägeli, Rabenhorst, Hubner, Bartling, Griesebach &c. Die Koryphäen der Mineralogie, Geognosie und Geologie in neuerer und neuester Zeit sind: Werner, Voigt, Schlotheim, C. v. Raumer, Freiesleben, Bischoff, Hoffmann, Hausmann, v. Oeynhausen, Walch, Naumann, G. Rose, Dechen, v. Leonhard, Escher, Bronn, Quenstedt, Germar, Goldfuß, Jäger, Kaup, von Kobell, Naumann, Karl Vogt, Beyrich, A. u. F. Römer, Reuß, H. v. Meyer, Dunker, Girard, Alberti, Sandberger.

Die medicinischen Wissenschaften befanden sich in den frühesten Zeiten ausschließlich in den Händen der Mönche, die sie nach mündlichen Ueberlieferungen oder nach alten Receptbüchern ausübten, wobei der Glaube an die Wunderkraft der Heiligenreliquien das Meiste thun mußte. Die Bestrebungen des großen Hohenstaufen Friedrich II., der auch als Anatom glänzte, seines Sohnes Manfred und Albert des Großen erhellten nur momentan die Dunkelheit des Zeitalters; später äußerten die Araber einen entschiedenen Einfluß auf die Medicin, und die praktischen Aerzte waren größtentheils Ausländer, besonders Juden; Ausnahmen, wie Peter von Aichspalt aus Trier, waren selten. Erst mit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften begann auch in der deutschen Medicin sich ein neuer Geist zu regen; man fing an, die Schriften der alten Aerzte, von den Zusätzen der Araber befreit, in der Ursprache zu lesen und zu prüfen; doch hatte die Arzneiwissenschaft auf der andern Seite mit den Verirrungen der Kabbalisten, Theosophen u. Alchemisten, an deren Spitze der übrigens um die Heilart einzelner Krankheiten, besonders der Syphilis, verdiente u. die Chirurgie schon mit vieler Gewandtheit ausübende Paracelsus stand, noch einen harten Kampf zu bestehen. L. Thurneißer zum Thurn und A. von Bodenstein waren Anhänger des Paracelsus, während Winther von Andernach, F. u. T. Zwinger u. A. eine Vereinigung der Ansichten des Paracelsus mit denen des Galenus versuchten. Die Lehre des ersteren gab Veranlassung zu vielen Betrügereien und Charlatanerien, namentlich zu dem „Arznei- und Wunderbuche“ des Predigers Bapst von Rochlitz und zu der Verbreitung der berühmten Panacee, die der Jurist G. Amwald zu hohen Preisen verkaufte. Später wurden die Lehren des Paracelsus mit denen der Rosenkreuzer verwebt. Wie tief der Aberglaube noch in dieser Zeit wurzelte, beweist die Geschichte von dem goldenen Zahn, der einem Knaben in Schweidnitz gewachsen sein sollte und noch im letzten Decennium des 16. Jahrhunderts zu einem heftigen Federkriege zwischen Aerzten führte. Während durch Hieronymus Brunschwig, den Verfasser der ersten deutschen Chirurgie, Hans Gersdorff, genannt Schylhans, G. Würz u. Paracelsus selbst die Chirurgie ausgebildet wurde, baute E. Rößlin (Rhodion), der das erste deutsche Hebammenbuch schrieb, die Geburtshülfe und G. Bartisch die Augenheilkunde an. Zu den besten Anatomen jener Zeit gehörten A. Vesalius, F. Plater u. C. Bauhin. Die durch Bacon von Verulam u. Descartes neubelebte Philosophie konnte jedoch nicht ohne Einfluß auf die Medicin bleiben, u. namentlich war es des letzteren Korpuskulartheorie, die in ihrem Boden verschiedene medicinische Systeme wurzeln ließ. Es waren die chemiatrische u. iatromathematische Schule, von denen erstere wieder in die synkretistische, die, durch D. Sennert vertreten, immer noch eine Vereinigung zwischen Paracelsus u. Galenus versuchte, die spiritualistische, die Chemismus u. Mystik verschmolz, durch van Helmont vertreten, u. die rein materiell chemische, die, durch F. de la Boë (Sylvius) vertreten, die Lebensprozesse durch Gährung erklären wollte, zerfiel. Von diesen drei Lehrern erhielt der letztere in Deutschland die meisten Anhänger, unter denen G. W. Wedel, M. Ettmüller, G. C. Schellhammer u. J. K. Dippel sich auszeichneten. Zu den gewichtigsten Gegnern dieser Schule gehörten H. Conring, J. Bohn und F. Hoffmann. Die iatromathematische Schule, die den menschlichen Körper als leblose Maschine betrachtete und behandelte, wurde später durch Joh. und Dan. Bernoulli, E. Hamberger, J. G. Brendel, J. G. Krüger u. A. ausgebreitet. Zu derselben Zeit, als Harvey in England die Lehre vom Kreislauf des Blutes ausbildete, nahmen unter den berühmten Anatomen

und Physiologen die Deutschen W. Rolfink, H. Conring, M. Hoffmann, J. H. Wirsung, C. V. Schneider, J. Kepler, C. Scheiner, H. Meibom, J. Bohn, J. C. Lange u. A. einen ehrenvollen Platz ein. In der Chirurgie bewährte M. Purmann eine seltene Meisterschaft. Im 18. Jahrhundert verdrängte eine medicinische Schule die andere; die iatromathematische wich der dynamischen G. E. Stahls, die der Seele mehr Einfluß einräumte, aber wieder in ein anderes Extrem verfiel und eine Schaar von mystischen Aerzten nach sich zog, unter denen J. S. Karl, G. D. Coschwitz, J. D. Gohl, M. Alberti, J. Juncker, J. A. Unzer, E. Platner sich auszeichneten. Einen weniger abstrakten Mittelweg schlug F. Hoffmann ein, der dem Körper selbst inwohnende mechanisch wirkende und aus mathematischen Gründen zu erklärende Kräfte annahm, dabei aber den Einfluß einer empfindenden Seele nicht leugnete. Zu seinen Anhängern gehörten in Deutschland J. H. Schulze, A. Büchner und P. Eberhard. Unter der großen Anzahl Eklektiker, die den Holländer Boerhaave als Vorgänger hatten, sind zu nennen: C. G. Ludwig, R. A. Vogel, G. van Swieten u. A. In der Anatomie und Physiologie wirkte Haller, der die Lehre von der Irritabilität begründete, welche theils von seinen Freunden und Schülern, J. G. Zimmermann, G. C. Oeder, G. Heuermann, J. G. Zinn, H. J. N. von Cranz, theils auch von seinen Gegnern genauer erörtert und berichtigt wurde. Außer diesen bereicherten noch Albini, J. M. Lieberkühn, J. F. Meckel, H. A. Wrisberg u. A. die Anatomie mit den wichtigsten Entdeckungen, während Juncker, Greding, J. H. Münch und besonders A. v. Störk die Kräfte neuer Arzneimittel, A. de Haen u. A. die Einflüsse der Elektricität auf den Organismus untersuchten. Neue Systeme der Nosologie nach verschiedenen Gesichtspunkten wurden von J. E. Hebenstreit, E. F. Daniel, R. A. Vogel, C. G. Selle aufgestellt, während J. Z. Platner, L. Heister und A. G. Richter in der Chirurgie glänzten. G. Röder, G. W. Stein u. A. machten sich um die Geburtshülfe verdient; die Staatsarzneikunde fand schon in Bohn, Alberti, Ludwig, Hebenstreit, Daniel, C. E. Eschenbach, J. W. Baumer, J. J. Plenk, J. P. Frank u. A. klassische Bearbeiter. Hervorstechende Praktiker und Beobachter dieser Zeit waren J. G. Brendel, J. F. Eller, P. G. Werlhof, J. G. Zimmermann, W. Heberden, Wichmann, M. Herz u. L. F. B. Lentin. C. L. Hoffmanns System, das der Solidar- oder Nerventheorie des Engländers Cullen, dessen Anhänger in Deutschland Schäffer, C. F. Elsner, Blumenbach, Gall, Reil, Sprengel u. A. waren, gegenüberstand und sich auf eine erneuerte Humoraltheorie gründete, wurde von M. Stoll u. Selle wenigstens zum Theil angenommen. Die brownsche Erregungstheorie wurde die Basis einer Menge einzelner Theorien, die zusammen wieder im Verein mit der kantischen Philosophie zum Eklekticismus führten. Männer, wie J. P. Frank, Reil, C. W. Hufeland, J. Stieglitz und E. L. Heim, hielten durch Schriften die Würde der Wissenschaft aufrecht. Die nach und nach durch den Materialismus aus der Medicin verdrängte Mystik machte sich zuerst wieder geltend durch die von A. Mesmer aufgestellte Lehre vom thierischen Magnetismus, die schon vor dem Ende des 18. Jahrhunderts durch Olbers, G. Bicker, A. Wienholt, J. L. Böckmann und E. Gmelin in Deutschland einheimisch und im 19. Jahrhundert von Männern, wie Burdach, Döllinger, Eschenmayer, J. Ennemoser, Hufeland, Kieser, F. Nasse, Stieglitz, Troxler, G. R. Treviranus und J. J. Wagner, theoretisch u. praktisch fortgebildet wurde. Die schellingsche Naturphilosophie wurde auf verschiedenen Wegen auf die Heilkunde übertragen; F. A. Marcus, K. J. Kilian, J. Spindler, J. A. Schmidt u. A. folgten ihr in der Therapie; tiefer faßten sie Troxler, Reil und Kieser auf, welcher letztere ein freilich nicht vollendetes System der Medicin darauf gründete. Während Oken die schellingsche Philosophie seinem Natursystem zu Grunde legte, gaben ihr Andere, wie J. J. Wagner, F. J. Schelver, K. J. Windischmann, J. Görres, F. J. v. Baader, J. A. Eschenmayer und G. H. Schubert, eine mystisch-religiöse Wendung. Wohlthätiger wirkte jene Philosophie auf die Ausbildung der Physiologie, für welche Männer, wie J. J. Dömling, G. Prochaska, Troxler, P. F. von Walther, J. B. Wilbrand, Döllinger, K. F. von Kielmayer, Autenrieth, Treviranus, Burdach, dann als geistreiche Beobachter H. Rathke, K. G. Carus, R. Wagner, G. G. Valentin, J. Müller, C. G. Ehrenberg, Leuckart, Bergmann, du Bois-Reymond, Rokitanski, Brück, Bischoff, Hebra, Skoda, Helmholtz, Ludwig ꝛc. rastlos thätig waren u. sind. Eine epochemachende Erscheinung ward die durch Hahnemann gegründete Homöopathie, die eine Menge Anhänger in Deutschland zählte u. noch zählt. Betrachten wir nun den Stand der einzelnen Doktrinen der medicinischen Wissenschaft, wie derselbe gegenwärtig vertreten ist u. in der jüngsten Vergangenheit vertreten war, so ergibt sich ein ziemlich günstiges Resultat. Unter den Bearbeitern der Anatomie stehen J. C. Loder, K. F. Hildebrandt, Sömmering, Langenbeck, Rosenmüller, K. A. Rudolphi, Tiedemann, Bock und A. F. J. C. Mayer obenan, während die sich daran schließenden Wissenschaften der vergleichenden und pathologischen Anatomie, erstere durch Blumenbach, Rudolphi, Tiedemann, Treviranus, Carus ꝛc., letztere durch A. W. Otto, R. von Froriep, K. Rokitanski u. K. E. Hasse angebaut wurden. Die allgemeine Pathologie hatte sich von jeher einer besonderen Vorliebe zu erfreuen, wie die Leistungen von H. D. Gaub, F. G. Roose, Brandis, Hufeland, F. G. Gmelin und in neuester Zeit von Schönlein beweisen. Groß sind die Fortschritte der speciellen Pathologie u. Therapie durch Beobachtung der Krankheiten und der Wirkungen neu eingeführter Arzneimittel; besonders verdient darum machten sich Himly, Kreyssig, F. Nasse, Clarus, M. E. A. Naumann, C. H. Fuchs, Puchelt, K. H. Baumgärtner, Sachs, Niemeyer, Wunderlich, Vogel, Bamberger, Frerichs, Oppolzer, Lebert, Virchow u. Andere. Die Verheerungen der Cholera riefen eine große Menge Schriften pathologischen und therapeutischen Inhalts hervor; ebenso brachte die von Prießnitz zu Ansehen gebrachte Wasserheilmethode eine weitläufige Literatur. Auf dem Felde der Chirurgie glänzen Namen wie Rust, Gräfe, C. Wenzel, Walther, Sömmering, F. K. und A. K. Hesselbach, Langenbeck, Chelius, Dieffenbach, Textor, Roser, Baum, von denen sich mehre auch mit G. J. Beer, Himly, J. A. Schmidt, K. J. Beck, F. A. von Ammon, J. C. Jüngken, Arlt, von Gräfe, Pagenstecher u. Anderen um die Ophthal-

miatrik verdient machten. Die ersten Entbindungsschulen entstanden in Deutschland, und in der Geschichte der Geburtshülfe machen Namen wie J. C. Stark, L. J. Boer, Osiander, E. Siebold, J. K. Wigand, Nägele, Jörg, W. J. Schmitt Epoche, und A. C. H. Henke, Clarus, Nasse, J. Bernt, J. J. Kausch, J. H. Kopp, C. F. L. Wildberg, Horn, Busch, Scanzoni, Martin, Braun, Schwarz, Hecker u. Andere erwarben sich durch die Bearbeitung der Staatsarzneikunde dauernden Ruhm. Die Psychiatrik, ein der deutschen Wissenschaft entsprossener Zweig, fand Bearbeiter und Pfleger an Ereding, Meckel, J. C. Hoffbauer, Reil, J. G. Langermann, Nasse, Heinroth, J. B. Friedreich, Horn, C. G. Pienitz, Hohnbaum, Flemming, Dammerow, Jacobi, Ideler u. And. In der medicinischen Literatur schwillt besonders die Volksliteratur jährlich an. Zu den besseren derartigen Erscheinungen gehören Schultz-Schultzensteins „Verjüngung des menschlichen Lebens“, Jul. Clarus' „Die körperliche Pflege und Erziehung des weiblichen Geschlechts vom physiologischen und pathologischen Standpunkte“, Ammons „Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege“, Bocks „Buch vom gesunden und kranken Menschen“, ferner die Schriften von Oesterlen, Hartmann, Goldschmidt, Wallach ꝛc.

Die Geschichte wurde schon sehr früh bearbeitet, gewöhnlich von Geistlichen und in lateinischer Sprache; dabei übertreffen die Geschichtsbücher der Deutschen an Gehalt meist die gleichzeitigen Werke des Auslandes. Abgesehen von Paulus Diaconus, Jornandes ꝛc., waren es vorzüglich zahlreiche Chronisten, welche die Thaten und Schicksale unserer Väter mit unermüdlichem Fleiße aufzeichneten. So wurden Karls des Großen Thaten im 9. Jahrhundert von Eginhardt († 839) in gutem Styl beschrieben. Von den Geschichtsschreibern des 11. Jahrhunderts nennen wir: Wittichind (Geschichte der Sachsen bis 937), den kenntnißreichen Hermann Contractus (Chronik bis 1054) und vorzüglich den sich durch Genauigkeit und gediegene Darstellung auszeichnenden Lambert von Aschaffenburg. Rühmend ist auch zu nennen der unparteiische Otto von Freisingen († 1158), der eine Chronik bis 1146 und eine Geschichte Friedrichs I. schrieb. In deutscher Sprache erschienen aus dieser u. der folgenden Zeit die Ueberreste einer Weltgeschichte in dem „Gedichte auf den heiligen Anno“ und in einer noch ungedruckten, zu Heidelberg befindlichen „Kaiserchronik“, von Cäsar bis Konrad III., ferner die „Weltchronik“ von Rudolf von Hohenems, die „Reimchronik“ Ottokars von Horneck, das „Elsassische Zeitbuch“ bis 1386 von Jakob Twinger aus Königshofen, das „Limburgische Zeitbuch“ von Tillmann († 1400), Johann Gensbein ꝛc., das „Schweizerische Zeitbuch“ von Petermann Etterlin aus Luzern, die „Chronik der Stadt Köln“ von Gottfried Hagen, die „Thüringische Chronik“ bis 1400 von J. Rothe, die „Geschichte König Sigismunds“ von E. Windeck, die „Geschichte des Krieges zwischen der Schweiz und Burgund 1468—1480“ von Diebold Schilling aus Solothurn, die „Chroniken der Sassen“ von C. Bothe ꝛc. Im sinnbildlichen Gewande ist die Geschichte Kaiser Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian I. dargestellt im „Weiß-Kunig“, entworfen von Kaiser Maximilian I. und ausgeführt 1512 von seinem Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein von Ehreutreitz. Viel weniger wurde unmittelbar vor und nach der Reformation geleistet; die beliebte Methode der 4 Monarchien fand sogar noch durch R. Agricola in Deutschland Anwendung. Erst Melanchthon drang auf ein gründlicheres Studium der Geschichte und erwarb sich durch die Herausgabe von Carions deutsch geschriebener Chronik (1532) ein großes Verdienst. Als man später (seit 1547) anfing, die früheren Geschichtschreiber in Sammlungen zu vereinigen, war der Weg zu einer gründlicheren Forschung gebahnt. Am bedeutendsten treten in diesem Zeitraume hervor: Johann Thurnmayer, genannt Aventinus († 1534, „Bayerisches u. deutsches Zeitbuch“), Sebastian Franke († 1545), Aegidius Tschudi († 1572, „Schweizerisches Zeitbuch“), Christoph Lehmann († 1638, „Speyerisches Zeitbuch“), Zacharias Theobald († 1627, „Geschichte des Hussitenkriegs“), Sigmund von Birken („Spiegel des Erzhauses Oesterreich“), Abelin („Historische Chronika“), Schultz („Neu augirte und continuirte Chronika ꝛc.“), Imhof („Neu eröffneter Historischer Bildersaal“), Gottfried Arnold († 1714, „Kirchen- und Ketzerhistorie“). Die Reformation fand an J. Sleidan einen scharfsinnigen u. glücklichen Vertheidiger u. in den von M. Flacius Illyricus u. m. A. mit Geist und Fleiß gearbeiteten „Magdeburgischen Centurien“ ihre gründlichste Apologie. Die berühmtesten der erwähnten Sammlungen aus dem 17. Jahrhundert sind die von M. Goldast, M. K. Londorp, das „Theatrum europaeum“ und das „Diarium europaeum“. Vervollständigungen der früheren Sammlungen lieferten H. Meibom (1688), Chr. Fr. Paulini, Leibnitz (1698). Aber noch bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts sind in allen derartigen Versuchen Mangel an philosophischem Geist u. an richtiger Einsicht in die Staatsverhältnisse, sowie an Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, Leichtgläubigkeit und hartnäckige Anhänglichkeit an die Lehren der Kirche nur zu fühlbar. Erst als Rechtsgelehrte, wie J. P. von Ludewig und N. H. Gundling, die deutsche Geschichte von der publicistischen Seite aufgefaßt und dargestellt, und Spener, Glasey, Hahn, Bünau († 1762) u. Mascov gute Vorarbeiten gegeben hatten, lieferte J. D. Köhler in seiner „Deutschen Reichshistorie“ die erste kritische deutsche Geschichte. Daneben rief die Theilnahme, welche die Zeitgeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erregte, mehre geschichtliche Zeitschriften und andere Werke hervor, so die „Staatskanzlei“, Schmaußens „Bücherkabinet“, die „Europäische Fama“; auch die „Electa juris publici“ (Verhandlungen des deutschen Reichstags) wurden fortgesetzt. Die Universalgeschichte war bisher nur wenig bearbeitet worden, unter And. von Gebauer („Abriß zu einer Geschichte der vornehmsten Reiche“) und J. M. Haase („Phosphorus historicus“). Erst die unter Baumgartens und Semlers Leitung veranstaltete Uebertragung der „Allgemeinen Welthistorie“ aus dem Englischen, sowie die von Guthrie's und Gray's „Weltgeschichte“ erweckten die Liebe für das Studium der Universalgeschichte, wirkten aber auch in sofern nachtheilig, als diese Geschichtswerke trotz ihrer unzähligen Fehler lange als Quellen dienen mußten und durch den ihnen gewordenen Beifall mehr zum Uebersetzen zum Theil seichter Werke des Auslandes, als zu eigenen Arbeiten anregten. Mit dem Aufblühen der

d.n L. überhaupt, am Ende des vorigen Jahrhunderts, begann auch für die Geschichte eine bessere Zeit. Schlözer († 1809) brachte zuerst einen lebendigen Geist in die Zusammenstellung der Thatsachen. Selbstständig schrieben außerdem im 18. und 19. Jahrhundert, welches überhaupt der Geschichtsforschung sehr günstig war, Gatterer, Iselin, Herder, Archenholtz, J. v. Müller, L. T. von Spittler, J. G. Eichhorn, J. F. L. Wachler, Pölitz, Bredow, Schlosser, Becker, K. von Rotteck, H. Luden, Wachsmuth, Paul, Münch, Flathe, Bauer, Kuhlmann, Kortüm, W. Menzel, H. Leo, Löbell, G. Weber, Dittmar, Rückert, Straß, Aßmann, Pfaff u. A. Die Sittengeschichte bearbeiteten Wachsmuth, Klemm, Kolbe, Falkenstein, H. Hanff, J. Schön, K. W. Volz, Weinhold, J. Falke, Scherr, Drumann, Philipps, Seifart, G. von Gülich, W. Hoffmann, Scherer, K. von Weber, Riehl &c. Auf eine bessere Bearbeitung der Geschichte der alten Welt hatten besonders Heerens und Herders „Ideen &c." großen u. günstigen Einfluß. Zu nennen sind in dieser Beziehung noch Woltmann, Venturini, Hasse, Hübler, Eichhorn, Mannert, Bredow, Ritter, Raumer, Galletti, Schulze, Niebuhr, Schlosser, Drumann, K. O. Müller, von Bohlen, Dessauer, Ewald, Droysen, Schorn, Rubino, Göttling, Kortüm, Nitzsch, Schömann, Neumann, Hertzberg, Schwegler. Das epochemachendste Werk der Neuzeit auf dem Gebiete der Alterthumsgeschichte ist Theodor Mommsens „Römische Geschichte" (1. Bd. 1854). Der Verfasser hat mit glänzender Darstellung seinen Gegenstand vom Gesichtspunkt der modernen politischen u. nationalökonomischen Interessen aus behandelt. Mit Mommsens Werk in der ganzen Anlage verwandt ist die „Griechische Geschichte" von Ernst Curtius, wiewohl ihr die jenes auszeichnende drastische Keckheit und Unmittelbarkeit der Darstellung abgeht. Mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit ist ein unermeßlicher Stoff verarbeitet in Max Dunckers „Geschichte des Alterthums" (1. Bd. 1852). Ausgezeichnete historische Arbeiten, die das Mittelalter zum Gegenstand haben, lieferten: Raumer, Leo, Rehm, Wilcken, Hüllmann, Herder, Roth, Weil, Gfrörer, Rückert, Gregorovius, G. Voigt. Als Geschichtschreiber der neueren Zeit sind hervorzuheben: Spittler, Eichhorn, Pölitz, Heeren, Buchholz, Sartorius, Raumer, Ranke, Schlosser, Wachsmuth, Bülau, Hormayr, Droysen, Rückert, von Sybel. Die neueste Zeit behandelten: Gervinus, Hermes, Hagen, Arnd, Prutz, W. Menzel, A. Schmidt, Rochau, Reuchlin. Die *Geschichte außerdeutscher Länder* fand treffliche Bearbeiter in F. von Gentz, J. von Hammer-Purgstall (Geschichte des osmanischen Reiches), F. Wilken (Geschichte der Kreuzzüge), J. M. Lappenberg (Geschichte von England), Dahlmann (Geschichte Dänemarks &c.), F. von Raumer, Palacky (Geschichte von Böhmen), Elsner (Geschichte von Nordamerika), Kobbe (Geschichte von Schweden), Feßler (Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen), Leo (Geschichte der italienischen Staaten), Gebauer (Portugiesische Geschichte), Aschbach (Geschichte Spaniens u. Portugals &c.), Guttenstein (Geschichte des spanischen Volks), Rehm (Geschichte von Polen u. Litthauen), Spazier (Geschichte der polnischen Revolution), Strahlen (Geschichte von Rußland), Rühle von Lilienstern, Flügel (Geschichte der Araber), Crome (Brasilien), Mailáth (Geschichte von Ungarn). Arnd (Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes), Wachsmuth (Geschichte Frankreichs in dem Revolutionszeitalter), Ranke (Geschichte der romanischen u. germanischen Völkerschaften von 1494—1535; Fürsten u. Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert), Neumann (Geschichte des englischen Reiches in Asien), Zinkeisen (Geschichte Griechenlands &c.), Fallmerayer (Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter), F. Papencordt (Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika), A. von Reumont (Beiträge zur italienischen Geschichte), Bunsen (Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte), Röpell (Geschichte Polens), C. A. Schmidt (Geschichte Frankreichs). E. Hermann (Beiträge zur Geschichte des russischen Reichs), C. Hegel (Geschichte der Städteverfassung in Italien), Reinh. Pauli (Geschichte Englands, Altenglische Bilder &c.), Gregorovius (Geschichte Roms im Mittelalter), Bodenstedt (Völker des Kaukasus), Löher (Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika), Talvj (Geschichte der Kolonisation von Neuengland &c.). Die wichtigsten Geschichtschreiber der *vaterländischen Geschichte* in ihrem ganzen Umfange oder in einzelnen Theilen sind: Justus Möser (Osnabrückische Geschichte), M. J. Schmidt (Geschichte der Deutschen), Archenholtz (Geschichte des siebenjährigen Kriegs), J. von Müller, Posselt (Geschichte der Deutschen), Pütter (Deutsche Reichsgeschichte), Kohlrausch (Deutsche Geschichte), Woltmann (Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode, der Reformation, des westphälischen Friedens &c.), Böttiger, W. Wenzel, H. Luden (Geschichte des deutschen Volks), Pfister (Geschichte der Deutschen), K. A. Menzel, Duller, Söltl (Die Könige der Deutschen), von Raumer (Geschichte der Hohenstaufen), Stenzel (Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, Anhalts, Preußens), Ranke (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation), Häusser (Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes), Philipps (Deutsche Geschichte), K. Hagen (Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit), A. Pfaff (Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart), J. Venedey (Deutsche Geschichte), K. A. Mayer (Deutsche Geschichte für das deutsche Volk), Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit), Biedermann (Deutschland im 18. Jahrhundert), Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh.), Beitzke (Geschichte der deutschen Freiheitskriege), Ilse (Geschichte der deutschen Bundesversammlung), G. Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit), W. Arnold (Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte), G. Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte), Unzer (Geschichte der deutschen Landstände), Strantz (Geschichte des deutschen Adels), Barthold (Geschichte der deutschen Städte). Als Verfasser deutscher Specialgeschichtswerke sind vorzüglich zu nennen: Ranke, Stenzel, Johannes Voigt, Helwing, Droysen, Fr. Förster (Geschichte des preußischen Staats), Mailáth, Lichnowsky, M. Büdinger, O. Lorenz (Geschichte Oesterreichs), Rudhart, Buchner, Zschokke, Sugenheim, Lerchenfeld (Geschichte Bayerns), Beda, Mone, Häusser, Vierort, Schöchlin (Geschichte Badens), Stälin, Spittler, Sattler, Pfaff, Pfister,

Keim (Geschichte Schwabens u. Würtembergs), Bötticer, Pölitz, Gretschel, Wachter, Brandes (Geschichte Sachsens), Palacky, K. A. Müller, Abel, Gindely (Geschichte Böhmens), Spittler, Möser, von Robbe, Opvermann (Geschichte Hannovers), Göth, Muchar (Geschichte Steiermarks), Havemann, von der Decken (Geschichte Braunschweigs), B. Weber, von Hormayr, Rapp (Geschichte Tyrols), Deeke, E. W. Pauli (Geschichte Lübecks), Gallois, Beneke (Geschichte Hamburgs), von Lützow, Hegel (Geschichte Mecklenburgs), Barthold (Geschichte Rügens), Giesebrecht (Geschichte des Wendenlands), Wuttke (Geschichte Schlesiens), von Rommel, Rehm, Falkenhainer, Landau, Wippermann, Gräfe, A. Pfaff, Röth, Walther, Hoffmeister (Geschichte der Hessen), von Arnoldi, Keller (Geschichte Nassau's), Häusser, A. Schmidt (Geschichte der Pfalz), Strobel (Geschichte des Elsaß), von Stramberg (Rheinischer Antiquarius), Waitz, Droysen, Samwer, Beseler (Geschichte Schleswig-Holsteins), Cornelius, Klopp (Geschichte Ostfrieslands), Stüve (Geschichte Niedersachsens u. Westphalens), Tzscharner, Tschudi, Meurer, Walther, Garb, Joh. v. Müller, Glutz-Botzheim, Vögelin, Escher, Meyer, von Knonau, Zschokke, Tillier, Klopp, Gelzer, Blumer, Zellweger, Schuler (Geschichte der Schweiz). Als Sammlung der europäischen Staatengeschichte ist die von Heeren und Ukert herausgegebene „Geschichte der europäischen Staaten“ von Bedeutung. Noch mehr Thätigkeit und Eifer für deutsche Geschichte anzuregen, war die Absicht bei der Gründung der Akademien zu München und Mannheim (1759 und 1763.) Der Zweck der am 20. Jan. 1819 zu Frankfurt a. M. unter dem unmittelbaren Schutze des Bundestags errichteten „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ ist Untersuchung der Archive und Manuskriptenschränke des In- und Auslandes, Sammlung von Urkunden, Veranstaltung von Auszügen aus größeren Sammlungen, Bearbeitung u. Herausgabe von Quellenschriftstellern für die Zeit von der Völkerwanderung bis zum 16. Jahrhundert. Ihr Hauptwerk ist „Monumenta historica Germaniae ab anno Chr. 500 usque ad annum 1500“, seit 1826; auch betheiligte sie sich lebhaft bei der Herausgabe des die Resultate der Forschungen mittheilenden „Archivs“ (Frankf. und Hannover). Ueberhaupt nimmt das Quellenstudium jetzt mehr als je eine wichtige Stelle in der deutschen Geschichtsforschung ein. Werthvolle neuere historische Monographien haben wir von: Pertz (Geschichte der Merovingischen Hausmeier), Lorenz (Alcuins Leben), Funk (Ludwig der Fromme), Jaffé (Das deutsche Reich unter Lothar), Löher (Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen), Chmel (Kaiser Friedrich IV. und sein Sohn Maximilian), Oechsle (Zur Geschichte des Bauernkriegs), Bensen (Der Bauernkrieg in Ostfranken), Zimmermann (Der deutsche Bauernkrieg), Gfrörer (Gustav Adolf von Schweden), Barthold (Der große deutsche Krieg), Heyd (Herzog Ulrich von Würtemberg), Wolff (Maximilian I. von Bayern), Bucholtz (Kaiser Ferdinand I.), Tittmann (Heinrich der Erlauchte zu Meißen), Langenn (Moritz, Kurfürst zu Sachsen), Orlich (Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst), Preuß (Friedrich der Große), Roth (Geschichte des Beneficialwesens), Drumann (Bonifacius VIII.), Voigt (Gregor VII.), Bethmann-Hollweg (Die Germanen vor der Völkerwanderung), Langethal (Geschichte der deutschen Landwirthschaft), Wenck (Das fränkische Reich nach dem Vertrag von Verdun), Böhmer (Regesten des deutschen Kaiserreichs), K. v. Schlözer (Die Hansa u. d. deutsche Ritterorden in den Ostseeländern), Schneidawind (Krieg Oesterreichs gegen Frankreich 1809), Wachsmuth (Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit), Burckhardt (Die Zeit Konstantin des Großen), Rüstow (Heerwesen u. Kriegsführung Julius Cäsars), Lau (Sulla), Floto (Kaiser Heinrich IV.), Abel (Philipp der Hohenstaufe), Waitz (Lübeck unter Wullenweber), Landau (Bildung und Entwickelung der Territorien), Roth von Schreckenstein (Das Patriciat in den deutschen Reichsstädten), Mundt (Geschichte der deutschen Stände), Ennen (Geschichte des Kurstaates Köln), Lehrs (Populäre Aufsätze aus dem Alterthum), Schäfer (Demosthenes und seine Zeit), Maßmann (Zeitalter der Reformation), Löher (Die Politik König Heinrichs I.), Venedey (Friedrich der Große und Voltaire). Hervorragende Werke der biographischen Gattung gaben in der Neuzeit ferner: Varnhagen v. Ense, Fernow (Leben Ariosts), Körte (Gleim), Eckermann, Falck, Viehoff, Riemer, Schäfer (Goethe), Stahr (Lessing), Gödeke (Knigge), Gruber (Lafontaine, Wieland), Hoffmeister, Karol. v. Wolzogen, Boas, Schwab, Palleske, Scherr (Schiller), Spazier, Förster (Jean Paul), Rötscher (Seydelmann), Köpke (Tieck), Danzel (Lessing), Guhrauer (Lessing, Leibnitz), Schubert (Kant), J. H. Fichte (J. G. Fichte), Guerike (A. H. Franke), Katerkamp (Fürstin Gallitzin), Meurer (Luther), Hoßbach (Spener), Droysen (York), D. Strauß (Hutten, Schubart, Märklin), Förster (Friedrich Wilhelm I.), Barthold (Georg von Frundsberg), Niebuhr (Karsten Niebuhr), Keßler (Heim), Jung (Hölderlin), Fürst (Henriette Herz), Hertz (Lachmann), Cl. Th. Perthes (Fr. Perthes), Henke (Calixtus), Ziegler (Grabbe), Hitzig (E. T. A. Hoffmann, Z. Werner), Schurz (Lenau), Jahn (Mozart), Chrysander (Händel), Wasielewsky (Schumann), Reichlin-Melbegg (Gottlob Paulus), Pertz (Leben Steins), Herbst (Matthias Claudius), H. Grimm (Michel Angelo), Arneth (Eugen von Savoyen), H. v. Gagern (Friedrich von Gagern), Gildemeister (Hamann), Kreyssig (Möser), Roquette (J. Ch. Günther) 2c. Zu den wichtigsten Autobiographien gehören die Lebensberichte von: Goethe, Semler, Jung-Stilling, Fouqué, Scheffner, Bronner, Steffens, Immermann, Arndt, Dinter, v. Lang, v. Strombeck, Nettelbeck, Jacobs, Creutzer, König, Luden, Zschokke, Goltz, Kerner, Eilers, H. v. Chézy, v. Leonhard, Nolte, G. H. v. Schubert, Spohr, Rellstab, Castelli, Holtei, Ruge 2c.

Die **Religionsgeschichte** und **Mythologie** der alten Völker fand zahlreiche und treffliche Bearbeiter, z. B. Kühn, Baumgarten, Meiners, Henke, Lindemann, Reinhardt, Berger, Weiler, Thieme, Hüllmann, K. T. Haupt, Hederich, Hermann, Moritz, Manso, J. H. Voß, Höpfner, Steger, Funke, Kanne, Hemrel, Gruber, Görres, Wagner, Meißner, Hug, Creuzer, Ritsch, Gedicke, Fiedler, Petiscus, Bauer, O. Müller, Vollmer, J. Grimm, Buchholz, K. Eckermann, Nägelsbach, Schwenck, Stuhr, Baur, Geppert, Pellegrino, Lassen,

Bohlen, Weil, Holtzmann, J. W. Wolf, Simrock, Schömann, Köppen, Gerhard, Preller. Die christliche Kirchengeschichte wurde bearbeitet von Arnold, Mosheim, Semler, Schröckh, Walch, Schmidt, G. J. Plank, Spittler, Gieseler, Henke, Stäudlin, Vater, Guerike, Marheineke, Neander, Gfrörer, Hase, Niedner, Kurtz, Hirscher, Böhringer, Hagenbach, Hepre, Ewald, J. P. Lange, Kahnis, E. E. Koch, Zimmermann, Redepenning &c.; die Geschichte einzelner Konfessionen, Sekten &c. von Mosheim, Füßli (Ketzergeschichte), Bellermann (Essäer und Therapeuten), Wiggers (Augustinismus und Pelagianismus), Schlosser (Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs), Schmitt (Die morgenländische griechisch-russische Kirche), Förstemann (Geißlergesellschaften), Hast (Wiedertäufer), Stäudlin (Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien), Bretschneider (Der Saint-Simonismus und das Christenthum), Stark (Der Arianismus), Rieger (Alte u. neue böhmische Brüder, Rudelbach (Savonarola und seine Zeit), Hottinger (Zwingli und seine Zeit), Lechler (Geschichte des englischen Deismus), Wiggers (Geschichte der evangelischen Mission), Löhe (Reformationsgeschichte von Franken), Bender (Waldenser), Schaff (Apostolische Kirche), Schröder (Zinzendorf und Herrnhut) &c. Die Geschichte des Papstthums wurde bearbeitet von Spittler, Ranke, Weber, Gregorovius &c.; die des Jesuitenordens von Wolf (Allgemeine Geschichte der Jesuiten), Spittler (Geschichte und Verfassung der Jesuiten), Duller (Geschichte der Jesuiten), Kortüm &c. Der Vater der deutschen Literärgeschichte war K. Geßner; Morhof brachte diese Wissenschaft auf das akademische Katheder und weckte durch seinen „Polyhistor" die Neigung zu derselben. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erschienen die ersten Zeitschriften zur Anzeige der neuen Literatur: die leipziger „Acta Eruditorum", die „Monatsgespräche von Thomasius" und die „Monatlichen Unterhaltungen von Tenzel". Für die alte Literatur wirkten J. A. Fabricius, Meiners (Geschichte der Wissenschaften bei den Griechen und Römern). Für einzelne Fächer wurden von Heumann, Mencken, Jöcher, Friese, Georgi, Götte, Rathlef, Strodtmann, Storr, Jugler, Baumann, Bertram, Rambach, Denis, Euring, Buginé, Frank, Hamberger u. A. Bücherverzeichnisse, Nachrichten und Lebensbeschreibungen von einzelnen Gelehrten, Bücherlexika &c. geschrieben. Herder versuchte die Geschichte der Literatur mit der Geschichte der Kultur zu verbinden, Eichhorn und Wachler folgten ihm in ausgedehnterer Weise nach. Die Geschichte der Künste beschrieben J. D. Fiorillo, Ch. R. Stieglitz (Geschichte der Baukunst der Alten, der altdeutschen Baukunst &c.), A. L. Hirt (Geschichte der Baukunst bei den Alten), Kallenbach (Chronologie der deutsch-mittelalterlichen Baukunst), Mertens (Die Baukunst des Mittelalters), Lübke (Geschichte der Architektur), Krieg von Hochfelden (Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland), Karl Schnaase (Geschichte der bildenden Künste), F. Th. Kugler (Geschichte der Malerei, Handbuch der Kunstgeschichte), Hotho (Geschichte der deutschen u. niederländischen Malerei), Kinkel (Geschichte der bildenden Künste), Gessert (Geschichte der Glasmalerei), Springer (Kunsthistorische Briefe; Handbuch der Kunstgeschichte), Hagen (Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert), Guhl (Die Frauen in der Kunstgeschichte), Jul. Braun (Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt), Förster (Geschichte der deutschen Kunst), J. M. Forkel (Geschichte der Musik), G. Schilling (Geschichte der heutigen Musik), Brendel (Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich), Devrient (Geschichte der Schauspielkunst). Wie der Geschichte, so hat es auch den historischen Hülfswissenschaften nicht an gründlichen Bearbeitern gefehlt, namentlich war es die Alterthumskunde, die tüchtige und gründliche Behandlung fand. Ueber die griechischen Alterthümer schrieben Pfeiffer, Höpfner, Schöttgen, Abel, Ernesti, Wachsmuth, Hermann, W. A. Becker, Böckh, Göttling, O. Müller, L. Schorn, A. Feuerbach, H. Meyer, Rüstow u. Köchly (Geschichte des griechischen Kriegswesens), Hettner, Brünn, Stahr, Gerhard, Hertzberg &c.; über die römischen Hilbebrand, Höpfner, Heumann, Grunert, Oberlin, Heyne, Dilleniuß, Nitsch, Moritz, Rambach, Köpke, Drumann, Platner, Meyer, Haacke, Creuzer, Schömann, Heffter, Westermann, Hänel, W. A. Becker, Friedländer &c.; Lassen schrieb über indische Alterthumskunde; Moldenhaber eine „Einleitung in die Alterthümer der Aegyptier, Juden, Griechen und Römer"; über polnische Alterthümer Schlözer; über russische Kruse. Für deutsche Alterthumskunde ist man in neuerer Zeit sehr thätig gewesen. Von allen Schriften, die vom 17. Jahrhundert an bis auf die neueste Zeit hauptsächlich über durch Ausgrabungen entdeckte germanische Alterthümer erschienen sind, nennen wir das „Friderico-Francisceum", erläutert und herausgegeben von Lisch (Leipzig 1837), als ein Werk, in dem zuerst ein ernsterer Weg der Forschung eingeschlagen wurde. Als Wissenschaft behandelten die germanische Alterthumskunde in ihrem ganzen Umfange systematisch J. N. Tresenreuter in den „Antiquitates Germanicae", B. Fr. Hummel (Kompendium deutscher Alterthümer), K. G. Rössig (Die Alterthümer der Deutschen), Gustav Klemm (Handbuch der germanischen Alterthümer), Barth (Deutschlands Urgeschichte), Genßler (Geschichte des Grabfelds). Für die Kunde des deutschen Mittelalters haben die neuerlich fast in allen Theilen Deutschlands gebildeten historischen Vereine reiches Material zu Tage gefördert, und der von Freiherrn von Aufseß 1832 begonnene und bis 1839 von Mone fortgesetzte „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" verfolgte hauptsächlich den Zweck, alle neue Entdeckungen und Erscheinungen im Bereiche der mittelalterlichen deutschen Alterthümer zur Kenntniß zu bringen. Aufseß regte auch die Gründung des Germanischen Museums (s. d.) zu Nürnberg (seit 1853) an. Die „Zeitschrift für deutsches Alterthum", herausgegeben von Haupt, sucht Alles, was sich auf deutsche Sprache und Literatur bezieht, in sich zu vereinigen. Mit gleichem Eifer hat man die Denkmäler der altdeutschen Baukunst erforscht und bekannt gemacht; besonders sind zu nennen die Werke von Sulpiz Boisserée, Costenoble, G. Moller, Stieglitz, Quaglio, Müller, Lepsius, Puttrich, Heideloff, A. Hagen, Lübke, Kallenbach, Hoffstadt u. A. Ueber altdeutsche Malerei und Skulptur schrieben Schorn, Grüneisen, Kugler &c.

Die Geographie wurde schon frühzeitig

durch mehre wichtige Reisebeschreibungen über das Morgenland gefördert, wohin vielfach gewallfahrtet wurde, so von Peter von Suchen aus Paderborn, († 1350), Hans Tucher aus Nürnberg († 1491), Hans von Mergenthal aus dem Meißnischen (1476), Felix Fabri († 1502), Bernhard von Breidenbach aus Mainz (1482); die mongolischen und tatarischen Länder beschrieb Johann Schildberger aus München (Tagebuch seiner Gefangenschaft bei Bajazet). Im 17. Jahrhundert ist am ausgezeichnetsten Adam Oehlenschläger, genannt Olearius († 1671), durch die Beschreibung seiner Gesandtschaftsreisen durch Rußland und Persien, an der auch P. Flemming Theil nahm; ferner Sebastian Münster († 1552), durch seine Weltbeschreibung, und der Naturforscher Bernhard Rauwolf (1596), durch die Beschreibung seiner Reise ins Morgenland. Jedoch erst im 18. Jahrhundert wurde die Erdkunde wissenschaftlich bearbeitet, und zwar machte die ersten Versuche darin A. F. Büsching; um die alte Erdkunde machten sich besonders verdient K. Mannert und F. K. Ukert. Gänzlich umgestaltet und eigentlich erst zur Wissenschaft erhoben wurde die allgemeine Erdkunde durch Benutzung der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen von K. Ritter, welcher viele Nachfolger fand, besonders H. Berghaus, Karp, G. B. Mendelssohn, v. Klöden, Petermann ꝛc. Brauchbare Handbücher lieferten Gutsmuths, Stein, Cannabich, Daniel, Pistor, Roon, Selten, Völter u. v. A. Karten und Atlasse gaben in neuerer Zeit besonders Stieler, Völter, Sohr, Grimm, Sydow, Berghaus, Graff, Handtke, Lichtenstein, Platt, Meyer, Kiepert, v. Spruner, Bach, Engelhardt, Papen, Henry Lange u. A. Die Reiseliteratur gewann in neuester Zeit mehr Inhalt, indem sie jetzt mehr als früher auf den politischen Zustand des bereisten Landes wie auf den intellektuellen des Volkes einzugehen pflegt, doch artete sie auch oft in eine bloß witzige und flach geistreiche Manier aus. Wir nennen hier nur die auch im Auslande geschätzten Reiseschriften von Kohl, Raumer, Waagen, Pöppig, H. Stieglitz, Rüppell, Schubert, Pückler-Muskau, Menzel, Beurmann, Gutzkow, Mundt, Heeringen, Steub, Strombeck, Laube, Mügge, Gräfin Hahn-Hahn, Heusinger, L. v. Plönnies, Russegger, Arnim, Gerstäcker, von Hallberg-Broich, Isenberg, Junghuhn, Lorent, Orlich, T. Welp, Tischendorf, M. Wagner, Koch, Schomburgk, Hoffmeister, Bodenstedt, Ullrichs, Willkomm, Stahr, L. Schücking, Fanny Lewald, Gutzkow, L. Clarus, Graf v. Görz, Scherzer, Löher, Vischer, W. Heine, Barth, Heuglin, Wolzogen, Tobler, H. Lessing, Speyer, Passarge, Seemann, Möllhausen, Rasch u. A.

Mit besonderer, nur allzu großer Vorliebe wandte sich der deutsche Geist bis auf die neueste Zeit herab den rein philologischen Wissenschaften zu. Die Begründer der klassischen Philologie in Deutschland, aus der Schule des Thomas a Kempis auf dem Agnetenberge bei Zwoll hervorgegangen, waren R. von Lange, R. Agricola, L. Dringeberg und seine zu Schlettstadt gebildeten Schüler J. Reuchlin, K. Celtes, H. Bebel, L. Rhenanus, J. Lapidus, J. Wimpheling, die sich theils als Universitäts- und Schullehrer, theils als Schriftsteller um Aufnahme und Fortbildung der klassischen Philologie verdient machten. Oft zogen Gelehrte in den Städten umher und hielten in gelehrten Gesellschaften oder literarischen Klubs Vorlesungen; so in der „rheinischen Gesellschaft", gestiftet von J. Camerarius, und in anderen zu Wien, Augsburg und Straßburg. Das 16. Jahrhundert war der Philologie nicht förderlich; durch die Feststellung der Glaubensformel war die Schriftforschung unnöthig geworden, und die klassischen Studien traten in den Schulen vor den Realien zurück. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde vorzüglich für die lateinische Sprache gewirkt, da dieselbe, als die allgemein anerkannte gelehrte, nicht vernachlässigt werden durfte; thätiger war das 18. Jahrhundert, besonders in Herausgabe brauchbarer Grammatiken und Wörterbücher durch Cellarius, Geßner, Ernesti, Heyne u. A., am thätigsten aber das 19. Jahrhundert, obgleich sich in neuester Zeit ein lebhafter Streit unter den Humanisten und Realisten erhoben hat, von dem noch nicht abzusehen ist, zu wessen Gunsten er sich entscheiden wird. Die Werke der Alten wurden fast ohne Ausnahme in sprachlicher und sachlicher Rücksicht mit Geist und Geschmack erläutert und der Text derselben nach verständigen Grundsätzen der Kritik hergestellt. Wir dürfen hier nur an die Ausgaben von G. Hermann, Böckh, Bekker, Lobeck, Eichstädt, Poppo, Ast, Matthiä, Heindorf, Schäfer, Jacobs, Dissen, Stallbaum, J. Ch. Jahn, Wunder, Bernhardy, Krüger, Klotz, Westermann, Kritz, Welcker, Beneke ꝛc., an die Uebersetzungen von Thiersch, J. H. Voß, von Knebel, Jacobs, W. v. Humboldt, E. Günther, Droysen, Donner und Schleiermacher, an die lexikalischen Arbeiten von J. G. Schneider, Passow, Freund, Rost u. Pape, an die Leistungen in der griechischen Grammatik von Buttmann, Matthiä, Bernhardy, Rost, Kühner u. Mehlhorn, an die trefflichen Sprachlehren u. Untersuchungen über lateinische Grammatik von K. L. Schneider, Ramshorn, O. Schulz, Zumpt, Reisig, Weißenborn, Krüger, an die gediegenen Forschungen über Etymologie und Synonymik von L. Döderlein, an das große Unternehmen der berliner Akademie, das „Corpus inscriptionum graecarum", begonnen durch Böckh, fortgesetzt von Franz, sowie an die „Inscriptiones latinae" von Orelli u. an die in zahlreichen Programmen und Monographien niedergelegten Forschungen erinnern, um ein Bild von der Thätigkeit der klassischen Philologie in neuester Zeit hervorzurufen. Nächst der klassischen war es besonders die orientalische Literatur, die von den Deutschen mit großem Eifer angebaut wurde. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde, durch politische Verhältnisse veranlaßt, in Oesterreich das Studium der türkischen, arabischen und persischen Sprache gefördert; seitdem arbeiteten im Türkischen von Hammer-Purgstall, im Arabischen Derselbe, Freytag, Fleischer, Flügel, Kosegarten, Ewald, Wüstenfeld, Rückert, Habicht, Weil u. A., im Persischen Olshausen, von Hammer-Purgstall, Fleischer, Vullers, Wilken, Rosenzweig und Peiper. Die semitischen Sprachen wurden in den stürmischen Zeiten des 17. Jahrhunderts fast nicht mehr erlernt, und erst im 18. ward das Studium der orientalischen Sprachen erneuert u. durch die Missionsanstalt auf Mundarten hin geleitet, die man bisher noch nicht gekannt. Ein Vorläufer war der von Adelung angefangene und von Vater vollendete „Mithridates" (Berlin 1806—17, 4 Bde.), worin von allen bekannten Sprachen Uebersichten u.

Sprachproben, meist das Vaterunser, nebst grammatischen und lexikalischen Erklärungen derselben gegeben sind. Von den semitischen Sprachen wurde seitdem besonders das Hebräische von Gesenius, Rosenmüller, Vater, Winer, Ilgen, Ewald, Hupfeld, Freytag, Tuch, Bötticher, Gläser und Scheffer, das Rabbinische von Delitzsch, Biesenthal, Goldberg und Lebrecht, das Syrische von Hoffmann, Hahn, Seiffert, Rödiger, Bernstein und Lengerke, das Chaldäische von Winer, Hirzel, Fürst und Petermann, das Samaritanische von Gesenius und Uhlemann, das Phönicische von Gesenius, das Afghanische von Ewald und das Aethiopische von Hupfeld bearbeitet. Die indische Literatur und Sprache, namentlich das Sanskrit, früher nur aus Uebersetzungen bekannt, fand bedeutende Bearbeiter an A. W. Schlegel, Kosegarten, Rosen, O. Frank, Bopp, Lassen, H. Brockhaus, Stenzler, Wollheim, B. Hirzel, F. Kämpf, Wüstenfeld, Rückert, Gildemeister, Delius, Benary; über die hinterindischen u. besonders die Insulanersprachen des Sundaarchipelagus schrieb W. von Humboldt. Das Armenische wurde in Deutschland durch Neumann und Petermann, das Mandschu von Gabelentz, das Mordwinische u. Syrjänische von Demselben grammatisch bearbeitet u. über den finnischen Sprachstamm überhaupt von Schott geschrieben. Im Chinesischen arbeiteten Schott, Neumann, Endlicher und Mohl; auch haben sich hier u. da reiche chinesische Bibliotheken gebildet. Zur Entzifferung der Hieroglyphen und zur Kenntniß der altägyptischen Sprache schrieben Spohn, Seyfarth, Kosegarten, Lepsius u. Ideler; mit den Keilschriften beschäftigten sich Lassen, Holtzmann und Grotefend. Zur Förderung der Kenntniß der Sprachen, Literaturen und Antiquitäten des Orients erscheint seit 1837 die „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", früher in Göttingen, seit 1841 von Lassen in Bonn herausgegeben. Das Angelsächsische fand in Deutschland an Grimm, Leo, Ettmüller, Krain, das Altsächsische an Schmeller, das Altfriesische an Richthofen, die skandinavische Runensprache an Dietrich, das Isländische an Ettmüller und Mohnicke, das Celtische an Bopp und Dieffenbach eben so gründliche als geistreiche Bearbeiter. Wenig sind die slavischen Sprachen in Deutschland bearbeitet worden; über das Livische, Lettische und Esthenische schrieb von Parot. Die neueren, besonders die romanischen Sprachen und das Englische wurden in einer Unzahl von Lesebüchern, Sprachlehren und Wörterbüchern bearbeitet.

Die mathematischen Wissenschaften sind zwar in Deutschland ebenfalls mit Fleiß und Glück ausgebildet worden, doch stehen die Deutschen darin noch den mehr auf das Praktische hinsehenden Engländern und Franzosen nach. Dennoch sind die Leistungen Johanns von Gmünden, Georgs von Peurbach u. besonders C. J. Müllers (Regiomontanus) schon im 15. Jahrhundert mit Auszeichnung zu nennen, obwohl sie sich größtentheils nur auf Astronomie beschränkten. Haben die Deutschen in der Mathematik bis jetzt auch keine großen Entdeckungen gemacht, so haben sie sich doch seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 15. Jahrhundert durch vortreffliche Lehrbücher, worin sie die Ergebnisse fremder Forschungen mit Geist u. Fleiß zusammenstellten, vor allen andern Nationen ausgezeichnet. Albrecht Dürer, der wissenschaftliche Begründer der Perspektive, bearbeitete die Geometrie in der Muttersprache (1525); P. Apianus und S. Münster wandten gleichzeitig die Mathematik auf die Geographie an; M. Stifel († 1567) machte sich um das Studium der Algebra verdient; C. Clavius (†1612), Mitarbeiter an der gregorianischen Kalenderverbesserung, u. sein Zeitgenosse J. Prätorius galten als die mathematischen und astronomischen Orakel ihrer Zeit; J. Kepler († 1630) nimmt einen Ehrenplatz unter den ersten Astronomen seiner Zeit ein, und Leibnitz, der Entdecker des Differentialkalküls (1684), machte sich um die allgemeinere Verbreitung mathematischer Studien verdient. Unter den neueren, in diesem Fache ausgezeichneten Männern nennen wir Daries († 1791), den klassischen Bearbeiter der höhern Mathematik, Euler, C. F. Hindenburg, den Erfinder der kombinatorischen Analysis, H. W. Brandes, J. G. Schubert, J. E. Bode, W. Herschel, den sich England angeeignet hat, Crelle, Kries, Dirksen, Encke, Egidy, Grunert, Gauß, Gruithuisen, Hartmann, Hauschild, Hermann, Hohl, Kaufmann, Klinkhardt, Lehmus, Littrow, Lübsen, Nagel, Rost, Salomon, Drobisch, Schlömilch, Steiner, Vogel, Wiegand, Wittstein, F. Wolff, Wunderlich, G. A. Jahn, Koppe u. A. Küstner schrieb eine „Geschichte der Mathematik". Herbart machte die reine Mathematik zur Grundlage eines philosophischen Systems.

Unübersehbar ist die Literatur über die ökonomischen und technologischen Wissenschaften. Es gibt in der That kein Gewerbe, über welches die Literatur nicht Handbücher, Anweisungen und praktische Rathgeber aufzuweisen hätte. Nicht minder reich ist die Literatur der Handlungswissenschaften, der Buchhalterei, der Kontorwissenschaft, Waarenkunde, Wechsellehre. Ziemlich zahlreich ist auch die Literatur über die schönen Künste in allen ihren einzelnen Zweigen. Ueber die Turnkunst sind besonders die Schriften des Turnvaters Jahn zu bemerken, sodann die von Eiselen, Maßmann, Passow, Scheerer, Schuster, Werner, Zehmen u. A. Ein umfangreicher und weitgreifender Zweig unserer Literatur sind endlich noch die wissenschaftlichen Zeitschriften, Jahrbücher, Vierteljahrs- und Monatsschriften, Wochen- und Tagesblätter. Sie, wie auch die so überaus fruchtbare Broschürenliteratur, sind der eigentliche Kampfplatz, auf welchem Fragen der Wissenschaft erörtert und erledigt werden.

Deutsche Mythologie, zum Unterschiede von der germanischen Mythologie, die den Götterglauben u. Kultus aller Völkerschaften germanischer Zungen, besonders die nordische (skandinavische) Mythologie mit in sich faßt, die Religion der in den südlichern germanischen Ländern, besonders in Deutschland selbst wohnenden Völker, als Alemannen, Sachsen, Franken, Friesen, Katten, Thüringer 2c. Von dem Wesen der Gottheit hatten die alten Deutschen eine viel höhere Ansicht, als man bei andern auf derselben Kulturstufe stehenden Völkern findet. Nach Tacitus hielten sie es, vermöge der Größe und Erhabenheit der Gottheit, für unmöglich, diese in menschlicher Gestalt darzustellen und in Tempeln

einzuschließen. Diese Angabe wird dadurch bestätigt, daß man nirgends Götterbilder, die den Deutschen mit Gewißheit zugeschrieben werden könnten, noch Spuren von Tempeln in gewöhnlichem Sinne aufgefunden hat. Die dem Götterkult gewidmeten Orte waren heilige, durch bestimmte Grenzen gesonderte Haine. Daß auch unter bestimmten Bäumen, auf Steinen u. an Quellen geopfert wurde, bezeugen verschiedene Stellen aus den Koncilien und alten Pönitentiarien des 7. und 8. Jahrhunderts, worin den Neubekehrten dieses Opfern streng verboten wird. Eine dem Donnerer geweihte Eiche fällte Bonifacius bei Geismar im Hessischen; unter den Steinen aber sind ohne Zweifel die mit großen Steinplatten bedeckten Hünengräber zu verstehen, auf denen nach einer alten Nachricht, wahrscheinlich während des Opferns, Lieder gesungen wurden. Eigentliche Idole hatten die Deutschen besonders seit ihrer Bekanntschaft mit den Römern; ein solches Idol war wohl die Irmensul (s. d.). Alle dem Götterkult geweihten Lokalitäten hatten Asylrecht, und in ihnen durfte kein Streit entstehen. Einmischungen fremder Religionsansichten und Kulte sind bei den Grenzvölkern bemerklich; so sind bei den Alemannen und Franken celtische, an den nordöstlichen Grenzen slavische, littauische, finnische Mythen u. Vorstellungen eingedrungen, und sogar dem Orient und dem griechischen Glauben entlehnte Beziehungen zeigen sich hier und da. Sagt auch Cäsar, daß die Deutschen keine Druiden, d. h. eine bestimmte Priesterklasse, wie die Gallier hatten, so ist doch daraus nicht zu folgern, daß es bei den Deutschen keine Priester gegeben habe. Tacitus erwähnt mehrmals ausdrücklich solcher, und Strabo nennt sogar einen Priester der Katten, Libys, mit Namen. Alte Glossen bezeichnen sie mit den Benennungen Harugari, Parawari und Pluostrari. Sie waren nicht nur beim Gottesdienst und bei öffentlichen Opfern, sondern auch beim Volksgericht thätig, und im Heere standen ihnen, als Vertretern der Gottheit, Tadel und Bestrafung der Vergehen zu. Tacitus weiß von nur Einem Priester in jedem Gau; vielleicht war dies der älteste Mann im Gau, wohl der frühere Graf, gleichsam der Vater desselben. Für Hausangelegenheiten konnte auch der Hausvater die Stelle des Priesters vertreten. Die Weissagung besorgten, außer den Priestern, heilige Frauen, Alrunen, und zwar weissagten sie aus dem Wiehern des Pferdes, aus geworfenen Loosen, aus der Wasserschau ꝛc. Sie hatten zu bestimmen, ob Zeit oder Ort für eine Schlacht günstig sei oder nicht. Merkwürdig aber ist, daß sie nicht im Gefechte erschienen, wenn die Deutschen fürs Vaterland kämpften, sondern nur wenn der Krieg im Auslande geführt ward. Die Angelsachsen hatten auch Zauberer u. Geisterseher (Skinläcan, Wigleras, Wiccan). Der Kultus bestand in Gebet, über dessen Art und Weise keine Nachrichten mehr vorhanden sind, u. Gesängen. Opfer brachte man, um der Gottheit für Wohlthaten zu danken, oder um ihren Zorn zu versöhnen; auch opferte man gewöhnlich vor der Weissagung, nach Siegen, bei Königswahlen und andern außerordentlichen Gelegenheiten. Opfergegenstände waren Menschen, Pferde, Rinder, Eber, Widder, Böcke, Früchte, Getränke. Die Farbe der Opferthiere war gewöhnlich weiß. Außerdem ließ man den Göttern einen Haufen Aehren stehen, bekränzte die heiligen Bäume u. stellte den Hausgöttern bei Festmahlen einen Theil der Speisen hin. Als die drei Hauptfeste der Deutschen werden das Jubel-, das Oster- und Sommerfest genannt; mit ihnen fielen die Volksversammlungen zusammen.

Die älteste Nachricht von **Gottheiten** der Deutschen haben wir von Cäsar, der Sonne, Mond u. Feuer (Sol, Luna und Vulcanus) als diejenigen nennt, denen die Deutschen als sichtbaren und einflußreichen Gottheiten Verehrung erwiesen. Dagegen nennt Tacitus, allerdings im Widerspruche mit sich selbst, als den allgemein und unter allen am meisten, an gewissen Tagen sogar durch Menschenopfer verehrten Gott den **Mercurius**, d. i. **Wuotan**, sächsisch Woban, altnordisch Odin, wie durch mehre historische Zeugnisse, z. B. durch die alte, noch herrschende Benennung des Mittwochs (dies Mercurii) durch Wodenstag erwiesen ist. Der Wortbedeutung nach ist Wuotan (von watan, vadere) das allmächtige, alldurchdringende Wesen, das als Verleiher jeglichen Guts, vorzüglich aber als Lenker der Schlachten und des Siegs betrachtet u. verehrt wurde. Sein Kultus war wohl allen deutschen Völkern gemeinsam, doch erlosch er im südlichen Deutschland früher als im nördlichen. Die Sueven brachten ihm Bier zum Trankopfer, doch wurden ihm, nach Tacitus, an bestimmten Tagen auch Menschenopfer dargebracht. Nächst ihm nennt Tacitus den **Hercules**, der wohl identisch mit **Donar**, altsächsisch **Thunar**, altnordisch **Thor** ist, den die Deutschen anriefen und besangen, wenn sie in die Schlacht gingen; unter den Bäumen war ihm die Eiche heilig; er ward besonders bei den nordischen Völkern verehrt. Der dritte, von Tacitus benannte Gott ist **Mars**, althochdeutsch **Zio**, altsächsisch **Tiv**, altnordisch **Tyr**; die Bayern nannten ihn **Er**, **Ir**, und davon den Dinstag Eritac, Erchtag, eine Benennung, die auch den Sachsen bekannt war, was nicht nur der Name ihrer berühmten Veste Eresberg (Mons Martis), sondern auch die zusammengesetzte Form desselben Namens, **Irnim**, **Ernim**, womit sie den Kriegsgott benannten, zeigt. In der alten bekannten Abschwörungsformel heißt er auch **Sahsnot**, d. i. Schwertgenosse. Von einem Hauptgotte der Skandinavier, **Freyr**, läßt sich nur vermuthen, daß er bei den Deutschen **Frô**, altsächsisch **Frâho**, geheißen habe; ihm war der Eber heilig. Den **Balder** der nordischen Völker, althochdeutsch **Paltar**, altnordisch **Baldur**, angelsächsisch **Baldäg**, nennt das jüngst entdeckte merseburger Lied **Phol**, was Grimm mit dem celtischen **Bel** und dem slavischen Bjelbog passend zusammenhält. Balders Sohn war **Forseti**, d. i. der dem Gerichte Vorsitzende; die Friesen nannten ihn **Fosite** und verehrten ihn auf Fositesland, d. i. Helgoland, wo der heilige Liudgar sein Heiligthum zerstörte. Als Volksgottheiten werden noch genannt: **Krodo**, **Jecha** (Püsterich), **Stuffo**, **Krutzmann**, **Ansen**, **Strifa**. Zahlreicher, obwohl weniger deutlich und bestimmt unterscheidbar, sind die weiblichen Gottheiten. Ihre Attribute sind gewöhnlich ein Pflug oder Wagen (Gottheiten des Ackerbaues), oder ein Schiff (Gottheiten, die der Weberei und dem Hauswesen im Allgemeinen vorstehen). Paulus Diaconus nennt uns die von den Longobarden verehrte **Frea**, die Gattin Wuotans, althochdeutsch **Frua** (wovon der Freitag, dies Veneris, seinen Na-

men hat), altnordisch Frigg, bei den Deutschen auch Frikka, in Niedersachsen Freke; die in einigen slavisch-deutschen Ländern übliche Volksbenennung Frau Herke ist nur eine Umstellung von Freke. In der nordischen Mythologie ist sie Göttermutter, Göttin der Ehe und Liebe, und steht den Künsten des Haushalts vor. Unterschieden von ihr, aber oft mit ihr verwechselt ist die Göttin Frôwa, d. i. Herrin, altnordisch Freyja, die Jagd- und Mondgöttin; im merseburger Liede heißt sie verkürzt Fruâ und ihre Schwester Vollâ, d. i. Fülle oder vielleicht auch Vollmond. Frôwa hat außerdem noch mehre Beinamen: Hera, d. i. die Hehre, Glänzende, Berchte oder Berthe, d. i. die Strahlende, in Schwaben, Bayern und Oesterreich, in Hessen und Thüringen Holda, Holle und Hilde, d. i. die Holde, Freundliche. Die Pönitentiarien interpretirten Holda durch Diana und Herodias, letzteres verderbt aus Jera Diana. Ein Theil der Sueven verehrte, nach Tacitus, die Isis, deren Attribut nach Art eines Schiffes geformt und daher entweder ein Weberschiff, oder ein Bild der Mondsichel war. Die Göttin Nerthus, deren Kultus auf einer Insel des nördlichen Oceans Tacitus ausführlich beschreibt, finden Einige im altnordischen Njördr (Njord), wieder, Andere identificiren sie mit Jörd, der Gemahlin Odins, noch Andere, wie Oberlin, haben sich bemüht, aus dem Worte Nerthus Hertha, die Erde, herauszuklauben. Die Verehrung dieser Gottheit scheint sich übrigens nur auf einige nördliche Völker Deutschlands beschränkt zu haben. Weibliche Gottheiten von geringerer Bedeutung waren die suevische Cisa oder Zisa in Augsburg, Sunna und ihre Schwester Sindgund, Tamfana, Hludana, Nehalennia, Eostra ꝛc.

Außer diesen Göttern und Göttinnen verehrten die Deutschen auch Helden und weise Frauen als Halbgötter. So feierten sie in Gesängen den erdgeborenen Gott Tuisco (Tivisco, von Tiw, Mars) und seinen Sohn Mannus, von dessen drei Söhnen, Ingo, Isco und Hermino, die drei Hauptstämme der Germanen, Ingaevonen, Iscaevonen und Herminonen, ihren Ursprung ableiteten. Die Nahenarvalen hatten, nach Tacitus, einen heiligen Hain des Castor und Pollux, dem ein Priester in weiblicher Kleidung vorstand; den Namen Alci oder Alcis, den Tacitus als Benennung beider Brüder gibt, erklärt Grimm als Alah, d. i. Heiligthum. Grimm will auch einzelne Helden, die das Mittelalter in seinen Heldensagen aus grauer Vorzeit aufbewahrt hat, wie Siegfried, Dietrich, Rüdeger, Hagen, Wieland ꝛc., als einen Niederschlag alter Gottheiten betrachtet wissen, während andere, wie der Etzel des Nibelungenliedes, auf den Grenzen menschlicher und historischer Personen stehen. Hat die deutsche Mythe auch keine Heroïnen aufzuweisen, so finden sich doch mehre anmuthige u. furchtbare weibliche halbgöttliche Wesen, deren Geschäft es ist, den obern Göttern zu dienen und den Menschen Glück und Unglück vorherzuverkündigen; sie wohnen unter verschiedener Benennung als Schwanjungfrauen, Druden, Alraunen, Feinen (Feen) ꝛc. in Wäldern, an Flüssen, Seen, Quellen und Bergen und haben die Gabe, sich unsichtbar zu machen. Das zweite merseburger Lied nennt die Idisi, Schlachtjungfrauen, den nordischen Walkyrien entsprechend, und das Nibelungenlied die Namen zweier Schwanjungfrauen, Hadburc und Sigelint, die wie Vögel über dem Wasser schweben und dem Hagen weissagen. Ebenfalls dem heidnischen Götterkultus der Deutschen entsprungen, aber tief in das christliche Zeitalter hineinragend sind: die Riesen, auch Heunen oder Hünen und Thürsen genannt, ein treuherziges, plumpes, rohes, der Menschengestalt sich näherndes Geschlecht. Sie hausten auf Bergen und Felsen, kämpften mit Steinen und Felsen gegen ihre Feinde, versetzten Berge und errichteten ungeheure Bauten; ihr Andenken ist in den Gedichten des Mittelalters wie in der Sage noch lebendig, das Christenthum schuf sie zu Teufeln um. Den Riesen gegenüber stehen die Zwerge, bald den Menschen freundliche, gutartige, aber leicht zu reizende Wesen, unter den Schlössern derselben, selbst in menschlichen Wohnungen hausend und bei feierlichen oder besonderen Anlässen Geschenke und Hülfe bringend, aber auch manchmal boshafte Gesellen und arge Zauberer, die den Menschen necken und Böses bringen und sich durch eine Tarn- oder Nebelkappe unsichtbar zu machen wissen; sie erscheinen im Volksglauben noch als lebende Zeitgenossen, obgleich sie das Läuten der Glocken oder Neckereien und Bosheit der Menschen meist vertrieben hat. Neben den Zwergen standen die Elben (Elfen), Berggeister, unter ihnen namentlich Bilwiz, und Waldgeister, die statt der elbischen Natur menschliche und göttliche annehmen, besonders Schrat. Zum Theil gehören dazu auch die Kobolde, Hausgeister, die mit dem Menschen unter dem Dach oder wenigstens im Gehöfte wohnen, Nixen, Wassergeister, und Plage- und Quälgeister, wilde Dinger, die gewöhnlich in ganzen Banden erscheinen u. durch nächtliches Poltern und Pochen den Hauseigenthümer in seiner Ruhe stören und Steine auf die Vorübergehenden werfen. Zu diesem höllischen Reigen gehört der Bieresel, gewöhnlich der unruhige Geist eines betrügerischen Wirthes, der den Gästen das Bier austrinkt, die Gläser zerschlägt ꝛc.

Außer diesen Götterwesen verehrten die Deutschen auch die Elemente, vorzüglich das Wasser, Alemannen, Franken, Sachsen Seen, Flüsse, Quellen. Das Volk betete dort, zündete Lichter an und setzte Opfergaben hin, um die darin wohnenden Geister den Menschen freundlich zu stimmen. Auch das Feuer galt als lebendiges Wesen, doch finden sich Spuren eines besonderen Feuerdienstes nicht vor; dagegen wurde die Luft, besonders in den Windgöttern, von denen man sich 4 als Zwerge dachte, verehrt, sowie die Erde als Element, weil aus ihrem Schooße Früchte und Bäume emporsteigen u. die Leichen in ihr begraben werden. Berge und Hügel waren wegen der Gottheiten heilig, die darauf hausten, besonders der Blocksberg, das Riesengebirge, der Meißner, der Todtenstein ꝛc. Außer den besonderen Gottheiten geweihten Hainen standen auch Wälder und Bäume, namentlich Eichen, auch Buchen, Linden, Erlen, Hollunder, Wachholder in hohem Ansehen. Heilige Thiere waren Pferde, Rinder; mit Scheu betrachtete man den Bären, Wolf und Fuchs. Götter u. Göttinnen verwandelten sich gern in Vögel; heilig waren besonders der Adler, der Rabe, der Specht; der Kukuk hatte die Gabe der Weissagung. Schlangen waren

wegen ihrer Schrecklichkeit geehrt und gefürchtet; hieraus entstanden die Sagen vom Drachen. Eine besondere **Kosmogonie** hat die d. M. nicht. Nach dem Tode trennt sich die Seele vom Körper und wird nach einem andern Aufenthaltsort übergefahren; das Andenken Verstorbener wurde durch Feste gefeiert. Seelen, die nicht vollkommen der Seligkeit und Ruhe theilhaftig geworden, schweben zwischen Himmel und Erde, kehren auch zuweilen zu der Stätte ihrer Heimat zurück; sie schrecken den Menschen als Gespenster, erscheinen in mannichfaltigster Gestalt, als Feuermänner, Irrwische, wüthendes Heer 2c. Der Gespensterglaube hat sich, vielfach ausgebildet, bis auf die Gegenwart erhalten. Auch die Vorstellung vom Teufel und von Dämonen, die eine so große Rolle im Volksglauben spielt, findet seine Grundlage wahrscheinlich im heidnischen Alterthum. Merkwürdig ist, daß in den ältesten Urkunden der deutschen Sprache die Idee des Teufels in einer Frau personificirt wird. Von religiöser Bedeutung waren auch die in Deutschland sehr im Schwange gehende Zauberei (Hexen), die Gottesurtheile 2c. Vgl. Loos, Die Götterlehre der alten Deutschen, Köln 1804; Braun, Die Religion der alten Deutschen, Mainz 1819; Bönisch, Die Götter Deutschlands, Kamenz 1830; Legis, Handbuch der altdeutschen und nordischen Götterlehre, Leipzig 1831; Barth, Altdeutsche Religion, das. 1832; J. Grimm, D. M., Göttingen 1835, 2. Aufl. 1844; W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion, das. 1844; Panzer, Beitrag zur d.n M., München 1848—55; Wolf, Deutsche Götterlehre, Göttingen 1852, 2 Bde.; Ders., Zeitschrift für d. M. und Sagenkunde, Gött. 1853 ff.; Simrock, Handbuch der d.n M., Bonn 1853—55, 2 Bde.

Deutschendorf, Stadt, s. Poprad.

Deutschen Redlichkeit, Orden der, herzoglich sächsischer Orden, von Friedrich I., Herzog von Gotha, gegründet. Insignien: ein Brustschild, worauf der Buchstabe F. und zwei verschlungene Hände mit der Inschrift: Fideliter et constanter. Der Orden ward an einige Minister und Hofbeamte ausgegeben und erlosch bald wieder, er stand aber von Neuem in dem Ernestinischen Hausorden (s. d.).

Deutsche Reiter, im 16. Jahrhundert bei den Deutschen und Niederländern leichte Reiterei, die aus beritten gemachten Schützen gebildet wurde. Sie waren mit Brustharnisch und Pickelhaube bekleidet und führten ein Feuerrohr mit Radschloß, zwei Pistolen und einen Reiterdegen. Nach dem dreißigjährigen Kriege erlitten sie verschiedene Umgestaltungen.

Deutscher Herrenorden (Deutsche Ritter), s. Deutscher Orden.

Deutscher Kaffee, s. v. a. Cichorie, s. Cychorium Intybus.

Deutscher König, bis zum Kurvereine von Rense 1338 Titel aller nicht in Rom gekrönten Oberhäupter des deutschen Reichs, indem erst auf gedachtem Verein bestimmt wurde, daß auch ohne päpstliche Krönung die von den Kurfürsten ausgegangene Kaiserwahl in jeder Hinsicht vollkräftig sein solle; dann seit dem 13. Jahrhundert Titel, welchen der prädestinirte Nachfolger des deutschen Kaisers bis zu seiner eigenen Kaiserkrönung führte. Ein solcher Nachfolger wurde seit Kaiser Friedrich II. für die meisten deutschen Kaiser bei ihren Lebzeiten von den Kurfürsten, ganz in der Weise des römisch-deutschen Kaisers selbst, erwählt; es bedurfte für ihn keiner neuen Kaiserwahl, er ergriff vielmehr nach dem Ableben des römisch-deutschen Kaisers sogleich die Regierung, vikarirte auch (wiewohl oft nicht ohne Widerspruch der kurfürstlichen Reichsvikarien) für jenen, wenn sich der Kaiser außerhalb des Reichs befand oder durch Krankheit und sonstwie an der Selbstregierung verhindert wurde. Vergl. Deutschland (Geschichte).

Deutscher Orden (Orden der Kreuzherren, Orden der deutschen Ritter vom Hospital St. Marien zu Jerusalem, Marianer, später auch Deutscher Herrenorden), der dritte der zur Zeit der Kreuzzüge im heiligen Lande entstandenen geistlichen Ritterorden. Er entstand aus einem Pilgerhause, welches ein frommer Deutscher 1128 in Jerusalem zur Aufnahme kranker und hülfloser deutscher Wallfahrer stiftete. Reichliche Unterstützungen, die der Stiftung von Deutschen zuflossen, veranlaßten deren ansehnliche Erweiterung. Viele Pilger widmeten Thätigkeit und Vermögen dem Hospital, und bald erhob sich neben dem Pilgerhause ein der Jungfrau Maria geweihtes Bethaus, wovon die Stiftung den Namen erhielt. Anfangs war die Krankenpflege der ausschließliche Zweck des Vereins, dessen Mitglieder für ihre Lebensweise die Regel des heiligen Augustinus annahmen, sich „Brüder des St. Marienhospitals zu Jerusalem" nannten und weiße Mäntel trugen. Ihnen schlossen sich zur Vertheidigung des Hospitals und der Pilger bald auch deutsche Ritter an. Hierdurch, sowie durch beträchtliche Spenden von Seiten deutscher Fürsten, erweiterte sich der Wirkungskreis der Hospitalbrüder. Ihrer Selbstständigkeit drohte Gefahr, als 1143 der Papst Clemens II. sie unter die Aufsicht des Großmeisters der Johanniter stellte; jedoch wußten sie sich die Freiheit, ihre Vorsteher oder Prioren selbst zu wählen und nur Deutsche als Mitglieder aufzunehmen, zu erhalten. Eine weit größere Gefahr drohte der geräuschlosen, aber ersprießlichen Wirksamkeit des Ordens, als der Sultan Saladin 1187 Jerusalem wieder eroberte, denn wenn hierdurch das Marienhospital auch nicht gerade aufgelöst wurde, so verlor es doch den größten Theil seiner Einkünfte und, da die Saracenen bloß dienenden, bei der Krankenpflege beschäftigten Brüdern den Aufenthalt darin gestatteten, auch den bewaffneten Schutz, wodurch seine ganze Existenz in Frage gestellt wurde. Einen neuen Aufschwung erhielt der Orden durch die lebhafte Betheiligung der Deutschen am dritten großen Kreuzzuge. Als nämlich bei der Belagerung von Akkon 1190 viele deutsche Kreuzfahrer erkrankten, errichteten einige bremer und lübecker Kaufleute zur Verpflegung ihrer kranken Landsleute auf dem Berge Toron aus ihren Schiffssegeln einige Zelte. Mit ihnen vereinigte sich der Rest der deutschen Hospitalbrüder zu Jerusalem, und ihre Anstalt erhob sich bald zu solcher Bedeutung, daß sie die Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich von Schwaben und anderer deutschen Fürsten auf sich zog. Ersterer war es, der im Mai 1190 der Verbrüderung den Charakter eines geistlichen Ritterordens verlieh, dessen Mitglieder ausschließlich Deutsche sein und sich neben dem Kampfe gegen die Ungläubigen auch dem ursprünglichen Zwecke, der Pflege kranker deutscher Pilger,

widmen sollte. Die Großmeister der schon bestehenden beiden Orden der Johanniter- und Tempelherren entwarfen mit Zuziehung des Patriarchen und anderer hohen Geistlichen die Statuten des neuen Ordens, welche, so weit sie dessen kriegerische Organisation betrafen, den Gesetzen des Tempelherrenordens entnommen waren, während sie in Bezug auf die Krankenpflege im Wesentlichen mit denen der Johanniter übereinstimmten. Schutzpatronin blieb die Jungfrau Maria, daher der Name „Ritter Unserer Lieben Frauen" oder „Brüder des deutschen Hauses Unserer Lieben Frauen zu Jerusalem". Alles Eigenthum der früheren Hospitalbrüder fiel dem Orden zu, welchen Papst Klemens III. am 6. Februar 1191 seitens der Kurie bestätigte u. unter den besondern Schutz der letztern stellte. Darauf traten 40 deutsche Adelige dem Orden bei, erhielten von dem König von Jerusalem den Ritterschlag und vom Patriarchen den geweihten weißen Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuze. Zum ersten Ordensmeister wurde Heinrich Walpot von Bassenheim, ein tapferer rheinländischer Ritter, erkoren. Ein Ordenshaus, Hospital nebst Kirche enthaltend und befestigt, wurde nach der Eroberung von Akkon (12. Juli 1191) in dieser Stadt errichtet und deutsches Haus genannt. Saladins Großmuth gestattete nicht allein die Fortdauer des alten Hospitals zu Jerusalem, sondern auch die Uebersiedelung einer Anzahl Ordensbrüder in dasselbe, die, der Krankenpflege sich widmend, der Aufsicht eines in Jerusalem wohnenden Großkomthurs unterstellt wurden. Musterhafter Lebenswandel u. kriegerische Tapferkeit zeichneten die deutschen Ritter bald so aus, daß Papst, Kaiser und Fürsten in ihrer Begünstigung wetteiferten. Nachdem schon gleich nach der Stiftung des Ordens Herzog Friedrich von Schwaben denselben mit Ländereien bei Akkon ausgestattet hatte, ward 1196 sein Grundbesitz bedeutend vermehrt, indem ihm einiges von deutschen Fürsten um Tyrus eroberte Gebiet zufiel. Kaiser Heinrich VI. fügte ein Kloster in Palermo hinzu, und der Papst verlieh den deutschen Rittern alle Rechte der Templer und Johanniter, worunter das, für ihren Gottesdienst besondere Priester zu halten. Als zweiter Ordensmeister folgte 1200 der schon hoch bejahrte Otto von Kerpen u. diesem 1206 Hermann Barth. Unter dem letztern wurde 1207 durch eine Schenkung beträchtlicher Güter in Hessen der Grund zur ersten Ordensballei in Deutschland gelegt. Obgleich dem Orden in dieser Zeit noch weitere Schenkungen zufielen, so traten doch seinem raschern Emporkommen besonders in den Parteiungen in Deutschland nach Heinrichs VI. Tode und in der Uebermacht der beiden ältern Orden bedeutende Hindernisse in den Weg. Erst unter dem berühmten Hermann von Salza (1210—39) schwang sich der deutsche Orden zu so bedeutendem Ansehen empor, daß er die Johanniter u. Templer verdunkelte. Dieser Ordensmeister, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner seiner Zeit, ist als der eigentliche Gründer der politischen Macht des Ordens anzusehen. Beliebt bei den deutschen Fürsten, erwarb er jenem schon in den ersten Jahren seines Amtes in Oesterreich, Salzburg, Thüringen u. im Trierschen ansehnlichen Grundbesitz, sowie das Recht, deutsche Reichslehen zu kaufen oder als Geschenke anzunehmen, und in Neapel und Sicilien Zollfreiheit. Selbst die damaligen Niederlagen u. Verluste der Christen im Morgenlande dienten dazu, das Wachsthum des Ordens zu befördern. Der unglückliche Kreuzzug des Königs Andreas II. von Ungarn (1217) hatte zwar die Zerstörung des alten Hospitals zu Jerusalem zur Folge, aber reiche Geldspenden, die dem Orden von Seiten deutscher Fürsten zuflossen, setzten diesen dafür in den Stand, seinen Grundbesitz im Abendlande durch Ankauf neuer Güter zu vermehren. Gleicher Weise erwuchs aus der Niederlage des Kreuzheeres in Aegypten (1220) dem Orden großer Vortheil, in sofern Hermann von Salza, der die Nachricht von jenem Unfall dem Kaiser und Papst selbst überbrachte, von dem erstern mit einträglichen Besitzungen in Italien, von letzterem mit Privilegien, worunter z. B. vollkommene Befreiung von aller geistlichen Gerichtsbarkeit, bedacht ward. Eine Rundreise des Ordensmeisters an den deutschen Fürstenhöfen umher bewirkte zwar nicht den vom Papste damit beabsichtigten allgemeinen Kreuzzug, verschaffte dafür aber dem Orden neue Schenkungen an Gütern u. Einkünften. Ueberhaupt war Hermann von Salza scharfsinnig genug, um einzusehen, daß bei dem Verfalle der christlichen Macht im Morgenlande nur im Abendlande des Ordens Größe und Macht begründet werden konnte. Daher widmete er den europäischen Angelegenheiten, ohne die des Orients aus dem Auge zu verlieren, vorzugsweise seine Aufmerksamkeit. Im Jahre 1211 schenkte der König Andreas von Ungarn dem Orden das Land Burza in Siebenbürgen, unter der Bedingung, daß er die Grenzen gegen die heidnischen Kumanen schütze. Zwar entriß der König das vom Orden kultivirte Gebiet demselben wieder, jedoch vermochte ihn der Papst 1222 zur Rückgabe desselben an jenen, und zwar mit erweiterten Rechten. Der bedeutendste Freund und Gönner des Ordens war aber Kaiser Friedrich II., der seinen getreuen Rathgeber Hermann von Salza u. dessen Nachfolger im Ordensmeisteramte 1226 in den Reichsfürstenstand erhob und das Ordenswappen mit dem Reichsadler ausstattete. Seitdem führte der Ordensmeister den Titel Hochmeister. Bewundernswerth ist die Gewandtheit, mit welcher sich Hermann von Salza bei der erbitterten Feindschaft, die Kaiser und Papst trennte, die Gunst beider zu erhalten wußte. Er begleitete den Kaiser 1228 auf seiner Fahrt nach Palästina und blieb ihm, als die beiden andern Ritterorden, vom Papst aufgewiegelt, abfielen, mit dem seinigen treu, ohne dadurch des Papstes Gunst zu verscherzen. Von beiden zum Schiedsrichter ernannt, brachte er sogar 1229 zwischen ihnen auf einige Zeit eine Ausgleichung zu Stande. Unter der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes erlangte der Orden eine solche Berühmtheit, daß 1226 der Herzog Konrad von Masovien auf den Rath des Bischofs u. Heidenbekehrers Christian denselben zur Bekämpfung der heidnischen Preußen berief und ihm dafür das kulmer Land als Eigenthum verhieß. Von richtigem politischen Takt geleitet, nahm Hermann dieses lockende Anerbieten erst an, als dem Orden neben dem kulmer auch alles Land, welches er den Preußen abnehmen würde, als ewiges Eigenthum von Kaiser und Papst urkundlich zugesichert worden war. Hierauf ernannte er den bewährten Ordensritter Hermann Balk zum Landmei-

ster in Preußen. Unter dessen Oberbefehl gingen 1230 zuerst 100 Ordensritter dahin ab; ihnen folgten bald mehre, u. es begann jener blutige Kampf, der erst nach 53 Jahren mit der Bezwingung und Bekehrung der Preußen endete (s. Preußen). Hermann nahm an demselben persönlich nicht Antheil, da die Oberleitung der Ordensangelegenheiten und seine Geschäfte am Kaiserhofe seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen; aber auf seine Veranlassung zogen mehre deutsche Fürsten, wie der Markgraf Heinrich von Meißen, die Herzöge von Pommern und Schlesien u. A., mit beträchtlichen Streitkräften dem Orden zu Hülfe. Auch in Deutschland erhielten unterdeß die Besitzungen desselben beträchtlichen Zuwachs. Nachdem schon früher die Grafen von Hohenlohe dem Orden Mergentheim verliehen hatten, u. durch das Testament der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, ihm das Hospital zu Marburg mit ansehnlichen Gütern anheim gefallen war, erhielt er um diese Zeit weitere Besitzungen im Magdeburgschen, in Oesterreich, Steiermark u. Kärnthen. Auch ein Fürst, der Landgraf Konrad von Thüringen, trat mit 24 Adeligen dem Orden bei, wodurch nicht nur die Güter, sondern auch die Mitglieder desselben beträchtlich vermehrt wurden, da dieses Beispiel in allen Gegenden Deutschlands zahlreiche Nachahmer fand. Die wichtigste Vergrößerung erhielt aber der Orden 1237 durch die Einverleibung der Schwertbrüder (s. d.) in Livland, die durch Vereinigung mit den deutschen Rittern Rettung vor gänzlichem Untergange suchten. Doch war dieser Zuwachs an Landbesitz und Streitkräften auf der andern Seite mit manchen Nachtheilen verknüpft, indem der Orden dadurch in ärgerliche Händel mit der livländischen Geistlichkeit verwickelt und die Zahl der zu bekämpfenden heidnischen Völkerschaften vermehrt wurde. Als der große Hermann von Salza 1239 zu Salerno sein ruhmvolles Leben beschloß, war der Orden zu einer Blüthe und Macht emporgestiegen, die man ihm bei seinem bescheidenen Anfang schwerlich verheißen hätte.

Da die Verfassung des deutschen Ordens erst durch Hermann von Salza ihre völlige Ausbildung erhielt, so möchte hier die schicklichste Stelle sein, die Hauptzüge derselben mitzutheilen. Als Glied des Ordens wurde nur aufgenommen, wer ein freier Deutscher von Adel u. von jeglicher Verbindlichkeit gegen irgend welche andere Gesellschaften od. Vereine frei war. Die bei der Aufnahme abzulegenden Gelübde waren, wie bei den Johannitern u. Templern, die drei Mönchsgelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams und verpflichteten außerdem noch zum ritterlichen Gewerbe des steten Kampfes gegen die Ungläubigen, sowie zur Kranken- u. Armenpflege. Die Priesterbrüder, seit 1221 bestehend, verwalteten den Gottesdienst des Ordens u. waren als Kleriker des Kampfes gegen die Ungläubigen enthoben. Die Halbbrüder u. Halbschwestern blieben im weltlichen Stande, indem sie nur die Verpflichtung übernahmen, nach Kräften zum Wohl des Ordens mitzuwirken, u. trugen daher als Abzeichen nur ein halbes Kreuz. Das Oberhaupt des Ordens war der Hochmeister, der indeß nicht unumschränkt regierte, sondern das Ordenskapitel zur Seite hatte, mit dem er sich in allen wichtigen Angelegenheiten berieth. Neben ihm standen noch fünf Großbeamte, nämlich ein Großkomthur, im Frieden der Nächste nach dem Hochmeister und nach dem Ableben desselben Regent bis zur Wahl eines andern Hochmeisters, ein Ordensmarschall, oberster Befehlshaber im Kriege; ein Spittler, Oberaufseher der Hospitäler; ein Trappier (später 1. Hauskomthur in Mergentheim), dem die Bewaffnung und Bekleidung der Ritter oblagen, und ein Tresler, der den Ordensschatz verwaltete. Komthure, deren zuweilen mehre unter einem Landkomthur standen, verwalteten die einzelnen Besitzungen des Ordens. Alle Komthure in Deutschland standen unter dem Deutschmeister, der in Mergentheim seinen Sitz hatte und mit einer großen, später selbst dem Hochmeister gefährlichen Macht bekleidet war. In Livland und in Preußen stand, bis die Hochmeister selbst ihren beständigen Wohnsitz dort nahmen, ein Land- oder Heermeister an der Spitze der Verwaltung, der ebenfalls eine große Macht besaß, aber vom Hochmeister abgerufen werden konnte. Die Ordensritter wohnten zu 12, 18, 24 und mehr in Schlössern zusammen, und jede solche Gesammtheit bildete einen Konvent, dessen Haupt der Komthur war. Die übrigen Ordensritter verwalteten als Hauskomthure, Küchen-, Keller-, Fisch-, Mieth-, Futter- etc. Meister Hausämter. Anfangs war die Lebensweise der Ordensglieder sehr streng geregelt. Sie durften keinen Schmuck von edlen Metallen an ihren Waffen oder Kleidern tragen, nicht auf Federbetten, in verschlossenen Zimmern oder im Dunkeln schlafen, sich nie ohne Erlaubniß über Nacht von ihrem Wohnort entfernen, ja selbst nach dem Abendessen ohne Bewilligung des Komthurs nicht mehr mit einander reden. Der Besitz jedes Eigenthums war ihnen schon durch ihr Gelübde untersagt. Ungeachtet dieser harten Disciplin drängten sich die Sprößlinge der vornehmsten Familien zur Aufnahme in den Orden, die nur nach der strengsten Prüfung in Bezug auf Tapferkeit und Frömmigkeit u. nach der schärfsten Ahnenprobe erfolgte, daher das deutsche Ordenskleid hoch in Ehren gehalten wurde. Jener Zudrang zum Orden erklärt sich hinreichend aus der damals herrschenden religiösen Ueberschwänglichkeit, die sich in Entbehrungen und Entsagungen gefiel, und aus der Begeisterung, der im Kampfe gegen die Ungläubigen der glänzendste Lorbeer des Ritters winkte.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte der deutsche Orden die Stufe erreicht, auf der er an Reichthum, Zahl der Mitglieder und Kriegsruhm die beiden ältern Ritterorden bei weitem überstrahlte. Schon waren weithin sich erstreckende, zusammenhängende Gebiete ihm unterthan und zahlreiche Städte und feste Schlösser sein Eigenthum, und eine unbeschränkte Erweiterung seiner Macht stand noch in Aussicht. Aber mit Strömen von Blut war diese Größe erkauft worden, u. furchtbare Kämpfe warteten des Ordens noch fernerhin. Hermanns Nachfolger als Hochmeister war der Landgraf Konrad von Thüringen (1241), wie sein Vorgänger ein treuer Freund Friedrichs II. Er setzte die Unternehmungen in Preußen mit Eifer fort, lud aber den Haß der Geistlichkeit u. der Johanniter auf sich, weswegen er nach Rom ging, um sich vor dem Papste gegen die Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen. Er starb hier, worauf in der Hochmeisterwürd-

Gerhard von Malberg, (bis 1244) folgte, der, weil er nichts Erhebliches für den Orden geleistet, vielmehr durch verkehrte Maßregeln demselben manchen Nachtheil gebracht hat und überdies in den Templerorden trat, in der Reihe der Hochmeister öfters gar nicht erwähnt wird. Der auf ihn folgende Heinrich von Hohenlohe (bis 1249) ging selbst zweimal nach Preußen. Unter ihm begann der langwierige und heftige Streit des Ordens mit dem Erzbischof Albrecht von Riga. Nach seinem Tode erhob sich über die Wahl des Nachfolgers ein Zwiespalt, indem die eine schwächere Partei Ludwig von Quenden, die andere stärkere einen gewissen Günther, dessen Familienname unbekannt ist, wählte. Nach dem Tode des letzteren 1253 wurde Poppo von Osterna erhoben, ein tüchtiger, aber schon hochbejahrter Mann, der schon 1257 wegen Altersschwäche abdankte. Sein Nachfolger, Hanno von Sangerhausen (bis 1274), ein tapferer Ritter, hielt in schweren Kämpfen mit dem Schwert und gegen die Geistlichkeit die Sache des Ordens aufrecht. Hartmann von Heldrungen (bis 1278) hatte schon das 80. Lebensjahr überschritten, als er erwählt wurde, war länger als 50 Jahre im Orden gewesen und ein genauer Kenner der Verhältnisse desselben sowohl im Morgen= als im Abendlande; er starb zu Akkon 1278. In demselben Jahre wurde der großartige Bau von Marienburg begonnen. Unter Burchard von Schwenden (bis 1290) erreichte endlich der blutige Unterwerfungskampf gegen die Preußen sein Ende; das Land wurde der Verwaltung des thätigen Landmeisters Meinhard von Querfurt anvertraut, der einen neuen, harten Kampf mit den Litthauern begann. Der Hochmeister unternahm kurz vor seinem Tode noch einen Zug nach dem Morgenlande und trat, nachdem er zu Akkon seine Würde niedergelegt hatte, zuletzt noch in den Johanniterorden. Konrad von Feuchtwangen (bis 1297) wurde hierauf gewählt, der, selbst im Morgenlande anwesend, nach tapferer Vertheidigung die Stadt Akkon, den Hauptsitz des deutschen Ordens, und damit alle morgenländischen Besitzungen mit seinen Genossen 1291 räumen mußte, worauf er den Hauptsitz des Ordens nach Venedig verlegte. Der Papst suchte zwar die abendländischen Christen zu einem neuen Kreuzzuge zu veranlassen, allein das Interesse an solchen Unternehmungen war längst erloschen, und es war keine Aussicht mehr vorhanden, das heilige Land den Ungläubigen wieder zu entreißen. Die deutschen Ritter konnten nun ihr Gelübbe, wenigstens Einmal nach dem heiligen Lande zu pilgern, nicht mehr erfüllen; um aber doch wenigstens den Worten nach ihrer Verpflichtung nachzukommen, wurden neben den Ordensschlössern gewisse Plätze zu Waffenübungen eingerichtet und mit dem Namen Jerusalem benannt. Gottfried von Hohenlohe (bis 1302) beabsichtigte, den Hauptsitz des Ordens nach Preußen zu verlegen, gerieth aber deshalb, und weil er die strenge Disciplin herstellen wollte, auf dem Kapitel zu Elbing mit den Rittern in Streit und legte aus Verdruß seine Würde nieder. Seine Gegner wählten nun sogleich Siegfried von Feuchtwangen zum Hochmeister; da aber Hohenlohe noch Anhänger hatte und selbst noch fortfuhr, in Ordensangelegenheiten zu verfügen, so nahm Feuchtwangen erst nach dem Tode desselben (1309) den Titel als Hochmeister an. Noch in demselben Jahre erfolgte die Verlegung des Hauptsitzes nach Marienburg in Preußen, wodurch der Orden dem schon längst kund gegebenen Wunsche des Senats von Venedig entgegenkam, welchem der bleibende Sitz eines unabhängigen Fürsten auf dem Gebiete der Republik nur unangenehm sein konnte. Außerdem mußte es auch im Interesse des Ordens selbst liegen, die Residenz des Hochmeisters und der vornehmsten Würdenträger in das große, zusammenhängende Gebiet des Ordens selbst zu verlegen. In Marienburg gestaltete sich der Ordenshof zu einem Sitze der Wissenschaften und Künste u. der feineren Sitte überhaupt, wodurch er auf die Kultur der Ostseeländer einen wohlthätigen Einfluß übte. Die Geschichte des deutschen Ordens fließt von da an mit der von Preußen zusammen, indem dies das zusammenhängende Hauptgebiet war, die übrigen Besitzungen des Ordens aber zerstreut umherlagen und daher wohl einträgliche Güter, aber ohne besondere politische Bedeutung waren. Auf Siegfried von Feuchtwangen folgten die Hochmeister Karl von Trier (bis 1324), Werner von Orseln (bis 1330), Lüdger, Herzog von Braunschweig (bis 1335), Dietrich, Burggraf von Altenburg (bis 1341), Ludolf, König von Weizau (bis 1345), Dusemer von Arffberg (bis 1351), Winrich von Knipprode (bis 1382) Konrad Zöllner von Rothenstein (bis 1390), Konrad von Wallenrodt (bis 1393), Konrad von Jungingen (bis 1407) und Ulrich von Jungingen (bis 1410). Unter ihnen hatte der Orden mit den Polen und Litthauern fast ununterbrochen die schwersten Kämpfe zu bestehen. Der letztgenannte Hochmeister erlitt von dem polnischen König Wladislaw IV. (Jagello) bei Tannenberg (1410) eine entscheidende Niederlage, die ihm selbst und mehr als 30,000 Mann vom Ordensheere das Leben kostete und der Macht des Ordens in den Ostseeländern den ersten empfindlichen Stoß beibrachte. Sein Nachfolger, Heinrich von Reuß-Plauen (bis 1413), vermochte ebenfalls nichts gegen den durch Böhmen und Mähren verstärkten Feind, der das Ordensgebiet bis Marienburg verheerte. Michael, Küchenmeister von Sternberg, der nächste Hochmeister, dankte 1422 ab, welchem Beispiel Paul von Rußdorf, nachdem er 1435 einen wenig ehrenvollen Frieden zu Brzesc abgeschlossen, 1441 folgte. Die Schwäche des Ordens dauerte unter den folgenden Hochmeistern, Konrad (bis 1450) und Ludwig von Erlichshausen (bis 1467), fort. Der letztere mußte 56 Ordensschlösser dem König Kasimir IV. von Polen zufallen sehen (1454); Marienburg selbst ging 1455 durch Verrath der Soldtruppen verloren, und der Hochmeister mußte seinen Sitz in Königsberg aufschlagen. Der verheerende Krieg endete erst 1466 mit dem Frieden zu Nassau bei Thorn, den der Orden um theuern Preis erkaufte, indem er ganz Vorderpreußen (Westpreußen) der Krone Polen überlassen und das ihm verbleibende Hinterpreußen (Ostpreußen) von ihr zu Lehn nehmen mußte. Die folgenden Hochmeister, Heinrich von Reuß-Plauen (bis 1470), Martin Truchseß von Wetzhausen (bis 1489), Hans von Tiefen

(bis 1497) und **Friedrich**, Herzog von Sachsen (bis 1510), vermochten nicht die gebrochene Kraft des Ordens wieder herzustellen. Der letztere suchte sich zwar der Lehnshoheit Polens zu entziehen und forderte sogar abgetretene Güter zurück, aber ohne Erfolg. Sein Nachfolger, Markgraf **Albrecht von Brandenburg-Ansbach**, der als kaum zwanzigjähriger Jüngling zum Hochmeister erwählt wurde, begann wieder offenen Krieg, verband sich mit dem Czar Wasily von Rußland, sowie mit Dänemark, Sachsen, Braunschweig, fiel 1520 mit Heeresmacht in Polen ein und erzwang 1521 von König Sigmund I. einen vortheilhaften Waffenstillstand, dem 4 Jahre darauf ein Friede zu Krakau (1525) folgte. Aber er hatte dabei nur seinen eigenen Vortheil im Auge gehabt, denn der Orden wurde in den preußischen Ländern ganz aufgehoben und Hinterpreußen dem letzten Hochmeister als **erbliches weltliches Herzogthum** unter polnischer Lehnshoheit zugesprochen. Schon vorher hatte Albrecht die Oberherrlichkeit des Ordens in Livland dem Landmeister **Walther von Plettenberg** für 100,000 Gulden abgetreten, und es hatte somit der Ordensstaat in den Ostseeländern jetzt sein völliges Ende erreicht. Die Säkularisation des Ordensgebiets fand im Lande selbst keinen ernstlichen Widerspruch; die meisten Ordensritter legten das Ordenskleid ab und wurden durch Verleihung von Lehngütern, Aemtern oder Entschädigung an Geld vom Herzog beschwichtigt.

Der deutsche Orden ging natürlich hiermit seiner ganzen politischen Bedeutung verlustig und war fortan mit seinen in Deutschland zerstreut liegenden Gütern (11 Balleien, etwa 40 Q.M. betragend) nichts weiter als eine Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne adeliger Familien. Bei den damaligen Zeitverhältnissen war zur Herstellung des Ordensstaates gar keine Aussicht vorhanden. Gleichwohl glaubten die Ordensritter in Deutschland, ihre Ansprüche auf das Herzogthum Preußen nicht aufgeben zu dürfen. Kaiser Karl V. billigte dieselben in sofern, als er 1527 den Deutschmeister **Walther von Kronberg** als Administrator des Hochmeisterthums Preußen und Hochmeister des deutschen Ordens in deutschen und welschen Landen bestätigte, die Säkularisation Preußens 1530 für null und nichtig erklärte und den Herzog Albrecht nicht nur vor das Reichskammergericht zur Verantwortung laden, sondern auch mit der Reichsacht belegen ließ. Aber der letztere behielt dessen ungeachtet das Land in Besitz, und der Kaiser wollte oder konnte ihn nicht mittelst Gewaltmaßregeln daraus verdrängen. Die Hoch- und Deutschmeisterwürde des Ordens blieb seit 1527 bis zur gänzlichen Aufhebung desselben stets in Einer Person vereinigt. Walther von Kronberg erhob Mergentheim zum Hochmeistersitze u. starb daselbst 1543. Unter seinem Nachfolger **Wolfgang Schutzbar**, genannt **Milchling** (bis 1566), ging auch die Aussicht auf den einstigen Wiedergewinn Livlands gänzlich verloren, indem der dortige Heermeister, **Gotthard von Kettler**, Livland 1561 an die Krone Polen abtrat u. dafür 1562 Kurland und Semgallen als erbliche, weltliche Herzogthümer und polnische Lehen erhielt. Wir begnügen uns, die folgenden Hoch- u. Deutschmeister bloß namhaft zu machen, da von einer politischen Rolle derselben in den deutschen Angelegenheiten nicht mehr die Rede sein kann. Es waren folgende: **Georg Hund von Wenkheim** (bis 1572); **Heinrich von Bobenhausen** (bis 1588), trat die Regierung an den Koadjutor Erzherzog **Maximilian von Oesterreich** ab, der ihm 1595 in der Hochmeisterwürde folgte (bis 1618); **Karl**, Erzherzog von Oesterreich, auch Bischof von Breslau und Brixen (bis 1624); **Johann Eustach von Westernach** (bis 1627); **Johann Kaspar von Stadion**, kaiserlicher General (bis 1641); **Leopold Wilhelm**, Erzherzog von Oesterreich, Bischof von Straßburg, Passau, Olmütz u. Breslau, seit 1656 auch Statthalter der Niederlande (bis 1662); **Karl Joseph**, Erzherzog von Oesterreich (bis 1664); **Johann Kaspar von Ampringen**, Vicekönig von Ungarn und Oberhauptmann von Schlesien (bis 1684); **Ludwig Anton**, Herzog von Pfalz-Neuburg (bis 1694); **Franz Ludwig**, Bruder des Vorigen, erst Bischof von Breslau und Oberhauptmann von Schlesien, dann Bischof von Worms und Propst von Ellwangen, auch Kurfürst von Trier und von Mainz (bis 1732), dadurch merkwürdig, daß er gegen die Erhebung Preußens zum Königreich Protest einlegte und das Herzogthum noch immer als Eigenthum des deutschen Ordens in Anspruch nahm; **Klemens August**, Herzog von Bayern, erst Bischof von Münster und Paderborn, dann von Hildesheim u. Osnabrück u. Kurfürst von Köln (bis 1761); **Karl Alexander**, Herzog von Lothringen, Bruder Kaiser Franz' I., Reichsgeneral, Feldmarschall und Statthalter der österreichischen Niederlande (bis 1780); **Maximilian Franz**, Erzherzog von Oesterreich, Oheim Kaiser Franz' II., Kurfürst von Köln, Bischof von Münster (bis 1801); **Karl**, Erzherzog von Oesterreich, Bruder Kaiser Franz' II., legte den 30. Juni 1804 seine Würde nieder, welche darauf auf seinen Bruder, **Anton Joseph Victor Rainer**, überging, dem dann (22. März 1806) Mergentheim als erbliches, weltliches Fürstenthum zugesprochen ward. Es ist aus diesem Verzeichnisse leicht ersichtlich, wie die Hochmeisterwürde des deutschen Ordens in den letzten Jahrhunderten nur dazu diente, um Prinzen des Hauses Oesterreich oder diesem befreundeten Fürsten reiche Einkünfte zuzuwenden. Diese wurden bedeutend geschmälert, als der Orden 1802 im Frieden von Amiens seine sämmtlichen am linken Rheinufer gelegenen Besitzungen, welche durch die französische Invasion u. den Frieden von Campo Formio schon so gut als verloren waren, ohne alle Entschädigung an die französische Republik abtreten mußte. Aber auch der Besitz der auf der rechten Rheinseite und in Oesterreich gelegenen Güter und Komthureien wurde durch die Auflösung des deutschen Reichs und die Stiftung des Rheinbundes sehr gefährdet. Am 17. Februar 1806 endlich hob ein Dekret Napoleons I., erlassen am 24. April 1809 zu Regensburg, den bedeutungslos gewordenen deutschen Orden in allen Rheinbundsstaaten gänzlich auf; die Ordensgüter wurden den betreffenden Fürsten zugesprochen, die Komthure und Ritter mit kargen Jahrgeldern abgefunden. Da 1810 auch in Preußen die Ordensgüter eingezogen wurden, so bestand der Orden nur in Oesterreich u. den Niederlanden fort. Kaiser Ferdinand I. gab demselben den 28. Juni 1840 für Oesterreich neue Statuten,

wonach derselbe als ein selbstständiges, eximirtes, unmittelbar unter dem Kaiser als Schutz- u. Schirmherrn stehendes Institut erklärt ward, dessen Angehörige, Ritter und Priester als Religiose angesehen werden. Nach des Erzherzogs Anton Tode (1835) folgte ihm als 55. Großmeister des Ordens Erzherzog Maximilian, Sohn des Erzherzogs Ferdinand, geboren 1782. Vgl. Joh. *Voigt*, Geschichte des deutschen Ritterordens, Berlin 1857—59, 2 Bde.

Deutsche Schrift, s. *Deutsche Sprache*.

Deutsches Meer, s. v. a. Nordsee; in poetischer Hyperbel der Bodensee.

Deutsche Sprache, ein Ast des sogenannten indogermanischen Sprachstammes, aus welchem außerdem noch als mannichfach verzweigte Aeste das Indische, Iranische (Eranische), Griechische, Italische, Celtische, Slavische und Litthauische hervorgetrieben sind, so daß also die indogermanische Ursprache ebenso als die älteste Form der d.n S. als jeder der andern im Laufe der Zeit aus ihr hervorgegangenen zu betrachten ist. Die d. S. im Gegensatz zu den skandinavischen Sprachen wird von den in Deutschland wohnenden Germanen gesprochen. Doch greift die deutsche Sprachgrenze im Westen, Süden und Osten über die dermaligen politischen Grenzen Deutschlands hinaus, theils weil Deutschlands Grenzen mit der Zeit sich zusammenzogen, die Bewohner der abgetrennten Theile aber ihre Sprache beibehielten, theils weil Deutsche in Nachbarländer auswanderten und hier ebenfalls ihre Sprache sich erhielt. Die ersten Anfänge der d.n S. gehören einer vorhistorischen Zeit an, und von einer anzunehmenden deutschen Grundsprache ist kein Denkmal erhalten. Vermuthlich hat sich dieselbe durch einen Prozeß allmähliger Scheidung in 3 Mundarten, die sich dann zu selbstständigen Sprachen entwickelten, in das Gothische, das Deutsche im engern Sinne und das Nordische getheilt. Die *gothische* Sprache ist die alterthümlichste, der deutschen Grundsprache am nächsten stehende, und mittelst derselben läßt sich die Grundsprache am leichtesten erschließen, wie man selbst nicht selten das Gothische mit jener Grundsprache identificirt (s. *Gothische Sprache*). Das Deutsche im engern Sinne theilte sich früh in 2 Hauptzweige, das *Niederdeutsche* (im weitern Sinne) und das *Hochdeutsche* oder genauer *Oberdeutsche*. Das Niederdeutsche zerfiel in die näher unter sich verwandten Dialekte des *Altsächsischen* und des *Angelsächsischen*, und als besondere Abzweigung des Niederdeutschen steht diesen beiden Mundarten das *Friesische* gegenüber. Das Altsächsische kennen wir vornehmlich aus der Dichtung „Heliand", die uns in zwei Handschriften des 9. Jahrhunderts erhalten ist. Die Heimat dieser Mundart ist das Land zwischen Rhein und Elbe, mit Ausschluß des Nordrandes, den die Friesen inne hatten; die gegenwärtige Form dieser altsächsischen Sprache bilden die jetzigen niederdeutschen und plattdeutschen Volksmundarten. Das Niederländische, das jetzige Holländische und Flämische, unterscheidet sich so wenig vom Niederdeutschen (im engern Sinne, dem Altsächsischen und jetzigen Plattdeutschen), daß es ursprünglich ganz damit zusammengefallen sein mag. Nebenstehendes Schema veranschaulicht die Verzweigung des deutschen Sprachastes.

a Gothisch
b Deutsch
c Nordisch
d Hochdeutsch
e Niederdeutsch
f Friesisch
g Sächsisch
h Angelsächsisch
i Altsächsisch
k Plattdeutsch
l Niederländisch.



Das hinsichtlich des Wortschatzes, der Lautgesetze und grammatischen Bildungen vielfach eigenthümlich entwickelte *Nordische* kennen wir erst aus Handschriften des 13. Jahrhunderts, aber auch in dieser spätern Form stellt es sich unverkennbar als ein dem Deutschen und Gothischen koordinirter, nicht aber aus dem einen oder aus dem andern hervorgegangener Sprachzweig dar. Die älteste, uns in Sprachdenkmalen erhaltene Form des Hochdeutschen, die *althochdeutsche* Sprache, ist in der Weise, wie sie uns zugänglich ist, schon dem Prozesse der Auflösung in mehre verschiedene Mundarten anheimgefallen, in sofern jene Sprachdenkmale schon den nicht mehr völlig gleichsprachigen oberdeutschen Stämmen der Franken, Alemannen u. Bayern angehören. Unter dem Namen des Althochdeutschen werden aber diese Mundarten bis dahin zusammen begriffen, wo die Abschwächung der Vokale der an die Stammsilbe des Worts angehängten Silben in e zur Regel wird, d. h. vom 7. bis zum 11. Jahrhundert. Die Wortformen gibu, geban, viscum ꝛc. sind demnach althochdeutsch, die Wortformen gibe (jetzt gebe), geben, vischen ꝛc. bagegen mittelhochdeutsch. Zwar hat sich im Althochdeutschen keine allgemeine Schriftsprache herausgebildet, dessen ungeachtet aber ist die Scheidung der 3 Mundarten, der fränkischen, alemannisch-schwäbischen u. bayerisch-österreichischen, eine schwierig durchzuführende, in sofern neben den mundartlichen Unterschieden eine große Verschiedenheit der Sprache je nach dem Alter der Quellen besteht, so daß das Althochdeutsche eine stets wechselnde Mannichfaltigkeit der lautlichen Form zeigt. Eine Haupteigenthümlichkeit, welche die Entwickelung der d.n S. von ihren ersten Anfängen an zeigt, ist die *Lautverschiebung*. Diese besteht darin, daß in der deutschen Grundsprache aus den alten Tenues (s. *Laut*) k p t Aspiraten oder sogar Spiranten, aus k kh dann h, aus p ph dann f, aus t th, aus den Mediä g p d die Tenues k p t und aus den Aspiraten kh, ph und th die Mediä g b d wurden. Im Althochdeutschen wiederholt sich diese Lautverschiebung und es unterscheidet sich diese Mundart eben hierdurch auffallend von ihren Schwestern. Auch hier wird der Tenuis durch immer härter werdende Aussprache ein Hauch gegeben, der sich dann immer stärker entwickelte u. zuletzt wohl allein übrig blieb; so ward k zu h, p zu f; die Media aber erhärtete allmählig zur Tenuis, die Aspirata verlor allmählig ihren Hauch u. sank so zur Media

herab. Bei der Lautverschiebung zwischen dem Indogermanischen, dem Grunddeutschen (dem Gothischen, Niederdeutschen im Wesentlichen gleich zu setzen) und Hochdeutschen folgen also auf einander Tenuis, Aspirata, Media; Aspirata, Media, Tenuis; Media, Tenuis, Aspirata, d. h. auf die Tenuis der einen jener Sprachen folgt die Aspirata (oder die sie vertretende Spirans) der andern, auf die Aspirata die Media, auf die Media die Tenuis. Dieses Gesetz erleidet aber im Althochdeutschen, wo es zum zweiten Male hervortritt, noch mehr Ausnahmen, als wo es sich zum ersten Male geltend macht. Abgesehen davon, daß viele Verbindungen von Konsonanten jene Wandlungen unmöglich machen, wie z. B. st und sp nicht in sth und sph ꝛc. übergehen können, so zeigt bei der Verschiebung der Tenuis in die Aspirata das Hochdeutsche die Besonderheit, daß die Verschiebung in gewissen Fällen nur zur Aspirata geführt hat, in andern aber für die zu erwartende Aspirata bereits der bloße Hauchlaut, die Spirans, eingetreten ist. Ersteres fand im Anlaute, sowie nach liquiden Konsonanten und da Statt, wo die Tenuis verdoppelt war oder ein j auf dieselbe folgte; Letzteres in den andern Fällen (also inlautend zwischen Vokalen und auslautend nach denselben). So ward also im Urdeutschen und Gothischen k sowohl zu ch (d. h. kch), als auch zu hh (unser jetziges ch); t sowohl zu z (d. h. ts), als auch zu ʒ (d. i. ß), p sowohl zu pf, als auch zu f. So entspricht dem gothischen kviman (kommen) das streng althochdeutsche chuëman (spr. kchweman); das gothische kaurn und vakjan wird zu chorn (kchorn) u. wecchan (wakchan) ꝛc. Außerhalb des Strengalthochdeutschen, im Gemeinalthochdeutschen und demzufolge auch im spätern Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen bleibt in diesem Falle die alte Tenuis stehen, daher unser kommen, korn, wecken, wogegen die vom Strengalthochdeutschen abstammenden Schweizermundarten auch hier die Aspiration erhalten haben. Durchgreifend ist aber die zweite Art der Wandlung, nämlich die in den bloßen Hauchlaut, wie z. B. gothisch brikan (brechen), althochdeutsch prehhan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch brechen ꝛc. Ebenso bei den Tenues der beiden andern Organe; die Dentalis t ward zu z (ts), z. B. in gothisch tiuhan, althochdeutsch ziohan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch ziehen; gothisch satzan, althochdeutsch setzan, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch setzen. P ward zu pf in Fällen, wie lateinisch planta, althochdeutsch pflanza (entlehntes Wort), mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch pflanze; gothisch hilpan, althochdeutsch helphan (spr. helpfan); gothisch vairpan, althochdeutsch werphan (spr. werpfan); nach Liquiden tritt jedoch im Gemeinalthochdeutschen nur f ein, daher auch mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch helfen, werfen. Dagegen steht überall nur f in slafan, gothisch slepan, mittelhochdeutsch slafen, neuhochdeutsch schlafen. Die urdeutsche Media ward aber nur im Strengalthochdeutschen durchgreifend zur Tenuis; g und b bleiben nämlich im Gemeinalthochdeutschen und folglich im Mittel- u. Neuhochdeutschen unverändert; das gothische giban lautet also im Gemeinalthochdeutschen geban, daher im Mittel- und Neuhochdeutschen geben, während die Dentalis d durchgehends zu t wird: gothisch dags, althochdeutsch und mittelhochdeutsch tac, neuhochdeutsch tag ꝛc. Keiner weiteren Veränderung sind die beiden gehauchten Dauerlaute h und f fähig. In der dentalen Reihe dagegen hat das Urdeutsche für das ursprüngliche t regelmäßig th eintreten lassen, welches ebenso regelmäßig in allen hochdeutschen Dialekten in d übergeht, also gothisch thu, althochdeutsch, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch du ꝛc. Das Strengalthochdeutsche hat also nur eine Media, nämlich d; b und g fehlen dieser Mundart in ihrer reinen Form völlig. Dies seinen Grundzügen nach das merkwürdige, von J. Grimm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, welches in seiner zweiten Gestaltung noch gegenwärtig das Hochdeutsche von seinem nächsten Verwandten, dem Niederdeutschen, unterscheidet. Da die niederdeutsche Mundart that oder dat, tid, slapen, breken ꝛc. statt des hochdeutschen das, zeit, schlafen, brechen ꝛc. hat, so faßte Schleicher die niederdeutschen Dialekte unter dem Namen der *Dat-Sprachen*, die oberdeutschen (hochdeutschen) unter dem der *Daß-Sprachen* zusammen.

Das Althochdeutsche ist uns aus zahlreichen sprachlichen Denkmalen bekannt. Vor Allem war St. Gallen ein Hauptsitz althochdeutschen Schriftthums, u. zwar ist hier das *Alemannische*, oben Strengalthochdeutsche genannt, zu Hause. Doch ist die althochdeutsche Literatur größtentheils keine Nationalliteratur, da sie meist aus interlinearen, oft bis zur Sprachwidrigkeit treuen Uebersetzungen lateinischer Schriften ins Deutsche und in Wortsammlungen besteht und Bekehrung zum Christenthum oder Unterricht der Kleriker bezweckt. Da nämlich das Gebiet der althochdeutschen Sprache frühzeitig dem Christenthum gewonnen worden ist, so ist die alte nationale Götter- und Heldendichtung in der allgemein deutschen alliterirenden (stabreimenden, d. i. die Worte nach ihrem Anlaute reimenden) Form bis auf wenige Fragmente untergegangen. Auch gibt die uns noch vorliegende althochdeutsche Literatur nicht sowohl Kunde von einer eigentlichen Literaturperiode, als vielmehr nur von einer Zeit des Uebergangs. Erst als sich nationaldeutsches Wesen mit dem Christenthum innig verschmolzen, beginnt eine neue Periode der deutschen Nationalliteratur, die *mittelhochdeutsche*.

Der Uebergang der althochdeutschen Sprache in die mittelhochdeutsche vollzieht sich durch die durchgreifende Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vokale in ein unterschiedloses e. Die Vokale der Stammsilbe bleiben hierbei im Wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen, indem in dieser Beziehung erst das Neuhochdeutsche eine bedeutende Veränderung aufweist, und dasselbe gilt von den Konsonanten. Unterschiede der Mundarten sind aber durch jene Abschwächung des Auslautes keineswegs ausgeschlossen, wie denn auch die mittelhochdeutschen Sprachdenkmale ebenso wie die althochdeutschen mundartliche Modifikationen erkennen lassen. Bald aber erhielt Eine Mundart als Sprache der Literatur u. des Umgangs in den höfischen Kreisen allgemeinere Geltung, und es bildete sich demzufolge eine *höfische Sprache* aus, die nach und nach da Annahme fand, wo ursprünglich eine andere Mundart herrschend war. Diese bevorzugte Mundart aber war die *schwäbische*, die also mit dem Mittelhochdeutschen im engern Sinne identisch ist, und in der die Erzeugnisse

fast der gesammten Dichtung jener Blüthezeit deutscher Nationalliteratur, sowohl die der neugebornen volksthümlichen Heldendichtung, als auch diejenige der fremden Vorbildern folgenden höfischen Epik mit Einschluß der Lyrik niedergelegt sind. Dieses Mittelhochdeutsche ist nicht mehr die volle althochdeutsche Sprache mit ihren gewichtigen Endsilben, die manchmal, namentlich im Verse, die Stammsilbe zu verdunkeln drohen, aber auch noch nicht die „vielfach gestörte u. auf Abwege gerathene“ neuhochdeutsche Sprache. Der durchgreifende Unterschied zwischen dieser und der mittelhochdeutschen Sprache beruht darin, daß hier nicht der Ton die Silben lang macht, wie im Neuhochdeutschen, sondern die Stammsilben noch zum Theil lang, zum Theil kurz sind. Zur Verflüchtigung der Endsilben, die schon im Mittelhochdeutschen Statt fand, ist also im Neuhochdeutschen noch die Modifikation hinzugekommen, daß lediglich der Wortton eine Silbe lang macht, oder daß vielmehr der Ton allein maßgebend u. der scharfe Unterschied zwischen langen u. kurzen Silben geschwunden ist. Damit ist aber noch mehr Einförmigkeit in die Sprache eingedrungen und eine bedeutende Anzahl von Mannichfaltigkeiten verloren gegangen. Ein weiterer die neuhochdeutsche Sprache charakterisirender Zug ist aber der, daß, während im Althochdeutschen nur Dialekte vorhanden waren, und keine allgemeinere Mundart über diesen stand, im Mittelhochdeutschen dagegen die Mundart eines Stammes ein Uebergewicht über die andern erhielt u. sich zur allgemeineren Sprache gestaltete, das Neuhochdeutsche, welches in noch weiteren Kreisen herrschend ward als das Mittelhochdeutsche, gar keine Mundart ist, in sofern kein deutscher Stamm dasselbe spricht u. unsere Schriftsprache nirgends Sprache des Volks ist. Diese ist „kein am lebendigen Baume der d.n S. unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich Gebildetes und Zusammengewürfeltes“. Aber eben, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart eines einzelnen Stammes ist, ist es geeignet, als gemeinsames Band alle deutschen Stämme, hochdeutsche wie niederdeutsche, zu umschlingen, und darin liegt die hohe Bedeutung dieser Schriftsprache für die Nation, so sehr dieselbe auch an naturmäßiger Kraft und Schönheit hinter ihren ältern Schwestern zurückstehen mag. Die Mundart eines einzelnen Stammes würde schwerlich ein solches Uebergewicht über die übrigen Mundarten erhalten haben, wie es die deutsche Schriftsprache jetzt hat, und es wäre die politische Zersplitterung der deutschen Stämme wahrscheinlich auch eine sprachliche geworden. Dem ist aber dadurch vorgebeugt worden, daß die keinem Stamm ausschließlich angehörige Schriftsprache Eigenthum aller deutschen Stämme und, wenn auch mehr oder weniger mundartlich nüancirt, Sprache des höhern geselligen Umgangs aller Orten in Deutschland, Oesterreich, der deutschen Schweiz, kurz überall, wo man die d. S. spricht, mit Ausschluß nur des holländischen und vlämischen Sprachgebiets, geworden ist. Das Neuhochdeutsche ist aber nicht die weiter entwickelte und veränderte spätere Form der mitteldeutschen Hofsprache, so wenig als die neuhochdeutsche Literatur als Fortsetzung der mittelhochdeutschen zu betrachten ist, sondern zwischen dem Mittelhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen liegt eine Kluft, eine Zeit sprachlicher und literarischer Verwilderung. Während wir demnach für die neuhochdeutsche Schriftsprache erst einen Ausgangspunkt zu suchen haben, geben sich die neuhochdeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksmundarten als direkte Fortsetzungen der ältern Schwestern zu erkennen.

Unsere Schriftsprache, deren Entwickelungsgeschichte bis auf Luther zurück ohne Unterbrechung vorliegt, hat sich zwar auch im Laufe der Zeit verändert, Altes fallen lassen und Neues angenommen, doch ist sie noch dieselbe, in der Luther schrieb, und keineswegs etwa eine andere Mundart mit anderen Lautgesetzen, als diese. Luther ist aber nicht Schöpfer dieser Sprache, welcher er durch seine Schriften, namentlich die Bibelübersetzung, eine immer allgemeinere Geltung verschafft hat, und die sogar in das Gebiet des Niederdeutschen eingedrungen ist; er sagt selbst ausdrücklich, daß er sich nicht einer „gewissen, sonderlichen eignen Sprache im Deutschen“, also nicht einer speciellen Mundart, sondern der Sprache der „sächsischen Kanzlei“ bediene, „welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland“, und welche als „die gemeine deutsche Sprache“ geeignet sei, „von Ober- und Niederländern“ verstanden zu werden. Entstanden ist aber diese Sprache „auf dem Papier“, d. h. nach und nach durch den schriftlichen Gebrauch selbst, welcher einer Sprache stets einen gewissen Typus zu verleihen pflegt, und durch Vermischung von Mundarten, unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Oesterreichische aber, das schon in frühern Jahrhunderten durch die Diphthongirung des î u. û zu ei und au diese Laute den ganz verschiedenen ächten ei und ou näher gerückt hatte, eine Hauptrolle spielt. Aus dieser Vermischung von Mundarten, die besonders in der kaiserlichen Kanzlei Statt fand, ging die **deutsche Reichssprache** hervor, die dann, durch den offiziellen Gebrauch bevorzugt und durch Luthers reformatorische Wirksamkeit gehoben, nach u. nach die oberdeutschen Mundarten, sowie das Plattdeutsche als Schriftsprache verdrängte u. in Kirche, Schule und Gerichtsstube eindrang, sich als allein berechtigte in die höhern Gesellschaftskreise und von da in Familie und Haus verbreitete und ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig erweitert, daß vor ihrer Alleinherrschaft die Dialekte in den Städten bereits zu verschwinden beginnen und hier nur noch in den untersten Schichten der Gesellschaft, sowie vornehmlich bei der ländlichen Bevölkerung in ungetrübter Reinheit zu finden sind. Diese Mundarten sind aber die „natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der d.n S. im Gegensatze zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift“. Schon hieraus ergibt sich der hohe Werth der Mundarten für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache. Sie enthalten eine reiche Fülle von Worten und Formen, die trotz ihres ächtdeutschen Ursprungs und Charakters von der Schriftsprache zurückgewiesen wurden, und bieten Manches dar, was sich zur Erklärung der ältern Sprachdenkmale verwerthen läßt und für die Entwickelungsgeschichte unserer Schriftsprache von Bedeutung ist.

Vergl. **Schleicher**, Die d. S., Stuttgart 1860, S. 71 ff.

Die sämmtlichen eigentlich deutschen Volksmundarten lassen sich in 3 Hauptgruppen theilen, in **oberdeutsche**, **mitteldeutsche** u. **niederdeutsche** Mundarten, die aber wieder in unzählige, mehr oder weniger charakteristisch verschiedene Provinzial- und Lokaldialekte zerfallen. Nach **Schmeller** beginnt die Sprachgrenze der oberdeutschen Mundart am slavischen Sprachgebiete, unweit der Quelle des Regens, nähert sich bei Regensburg der Donau, geht dreimal über die Altmühl, überschreitet nicht weit von Donauwörth die Wernitz und folgt dem rechten Ufer derselben bis über Oettingen, wendet sich dann westwärts, geht nördlich von Schwäbisch-Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, im Süden von Rastadt über den Rhein und trifft nicht weit von den Saarquellen auf das französische Sprachgebiet. Was das Oberdeutsche am meisten charakterisirt, ist die Aussprache der Gaumenbuchstaben und die der Vorsilben be und ge. Die im Mitteldeutschen noch erhaltene Tenuis geht am Ende der Stammsilbe nach l, n, r im Oberdeutschen in die Aspirata über, z. B. Kalk, oberdeutsch Kalch; Mark, oberdeutsch March. Am Oberrhein und westlich vom Lech lautet k auch im Anfang und in der Mitte der Wörter aspirirt, z. B. kalt wie khalt, Acker wie Ackher, Rock wie Rockh; ch wird im Donaugebiet am Ende gar nicht ausgesprochen, z. B. euch = eu', ich = i', lich = li'; dagegen verstärkt sich h am Ende und in der Mitte der Wörter in hh, z. B. nah = nahh, Vieh = Viehh, Zähre = Zahher. Das e der Vorsilbe be wird im Oberdeutschen nur in gewissen Fällen, besonders vor den Schlaglauten (b, v, g, k, d, t, z), und zwar wie è, é oder i ausgesprochen, in andern ganz übergangen; das e der Vorsilbe ge wird in Substantiven und Adjektiven oder Adverbien vor den Schlaglauten ebenfalls wie è, é oder i ausgesprochen, außerdem aber gar nicht gehört; bleibt das e vor den Schlaglauten unausgesprochen, so fällt auch das g weg, z. B. 'Biet für Gebiet. Nach der Aussprache dieser Vorsilben und des Wörtleins ich würde nun aber auch noch das Naabgebiet zum Oberdeutschen gehören, und da die Mundart des Riesengebirges große Aehnlichkeit mit dem Oesterreichischen hat, so dürfte vielleicht die Grenze zwischen dem Ober- und Mitteldeutschen von der Wernitz nach dem Fichtelgebirge und dann längs dem Erzgebirge und dem Riesengebirge nach der Oder zu ziehen sein, so daß Oberschlesien noch zum oberdeutschen Sprachgebiete zu rechnen wäre. Indeß ist es nicht so ganz selten, daß in einem Bezirke sich Spracheigenthümlichkeiten finden, die einem ganz andern fernen Gebiete angehören; so wiederholt sich der in Koburg gesprochene nordfränkische Dialekt theilweise wie durch ein Wunder im Großherzogthum Posen, u. die Mundart des thüringischen Fleckens Ruhla offenbart eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Dialekten Tyrols. Die Grenzen zwischen der mittel- u. niederdeutschen Mundart lassen sich noch weniger genau ziehen, als die zwischen der ober- und mitteldeutschen. Im Allgemeinen bildet der Habichtswald, die natürliche Grenze zwischen Franken und Sachsen, noch heute die Sprachgrenze zwischen dem Mittel- u. Niederdeutschen. Während aber die Stadt Münden und die hannöverischen Dörfer zwischen Fulda u. Werra, sowie weiter östlich Hedemünden an der Werra, Friedland, Duderstadt und Lauterberg noch dem niederdeutschen Sprachgebiete angehören, fallen Gerlenbach, Witzenhausen, Ahrendshausen, Heiligenstadt, Stadt Worbis und Sachsa dem mitteldeutschen Sprachgebiete zu. Oestlich von Sachsa sind die nördlichsten mitteldeutschen Ortschaften Ellrich, Sulzhayn, Hasselfelde, Bernrode, Mägdesprung, Ballenstedt, Hoymb, Meysdorf, Harkrode, Sandersleben, Güsten, Staßfurt, Kalbe u. Barby. Vom Einflusse der Saale an aufwärts bildet die Elbe bis gegen Wittenberg hin, namentlich bei Dessau, eine scharfe Sprachgrenze; weiter östlich erscheinen Luckau, Lübben, Guben und Züllichau jenseits der Oder als die südlichsten niederdeutschen Ortschaften. Eine oberdeutsche Sprachinsel im niederdeutschen Gebiete findet sich auf dem Harze, die Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lauterthal auf der nördlichen und Andreasberg auf der südlichen Abdachung umfassend, wahrscheinlich Niederlassungen von oberdeutschen Bergbauern. Westlich vom Habichtswalde folgt die Sprachgrenze der Wasserscheide zwischen dem Diemel- und dem Fuldagebiet bis nach Sachsenhausen, wo sie ins Edergebiet tritt und diesen Fluß noch oberhalb der Mündung des Itterbaches berührt; selbst auf dem rechten Ufer der Eder sind noch Harpshausen und Kirchlotheim niederdeutsch. Dann zieht sich die Grenze von der Mündung der Orke über Sachsenberg und Hallenberg nach der Höhe des Rothaargebirges, welches in seiner Fortsetzung bis nach Drolshagen zwischen der Ruhr und der Sieg die Wasser und die Mundarten scheidet. Von Drolshagen aus fehlen genaue Untersuchungen. Die Sprache der ehemaligen Grafschaft Mark ist durchaus niederdeutsch, während die Sprache im Herzogthum Berg ein eigenthümliches, ins Oberdeutsche spielendes Gepräge hat. Im Rheinthal selbst herrscht von oberhalb Bonn bis unterhalb Düsseldorf eine Mengsprache von Ober- u. Niederdeutsch. Die äußerste Grenze des Niederdeutschen dürfte bei Erkrath und Hübbelrath bei Düsseldorf zu suchen sein, wo sich die niederrheinische oder kölnische Mundart, die zwischen dem Nieder- und Oberdeutschen mitten inne steht, von der niederdeutschen scharf absondert. Bei Gerresheim wendet sich die Sprachgrenze fast in einem rechten Winkel wieder westlich, geht über den Rhein und die Niers, berührt zwischen Venloo und Roermonde beinahe die Maas, wendet sich hier abermals in einem rechten Winkel gegen Süden und stößt bei Henri Chapelle unfern Aachen auf das französische Sprachgebiet. Als Schiboleth für diese Grenzbestimmungen dient am einfachsten die **Lautverschiebung**, der zufolge das Oberdeutsche die Tenues des Niederdeutschen aspirirt, z. B. statt Peerd, Lepel, deep: Pferd, Löffel, tief; statt küren, maken, Daak: chüren, machen, Dach, und statt Tyd, Water, Salt: Zeit, Wasser, Salz. Aehnlich gehen die Mediä häufig in Tenues über; z. B. Burg ist Purg, dun, Midde, Blad, thun, Mitte, Blatt geworden etc.

Das gesammte **oberdeutsche Sprachgebiet** zerfällt wiederum am passendsten in 3 Hauptabtheilungen, die man als alemannische, schwäbische und bayerische Mundarten, oder nach Schmeller als oberrheinische, westlechische und ostlechische zu bezeichnen pflegt. Die Eigenthümlichkeiten der **oberrheinischen Mundart**, die das Elsaß u. die Schweiz

umfaßt, sind nach Schmeller hauptsächlich folgende: Am Anfang der Wörter lautet k vor l, n, r am Westlech wie ein reines k, während am Oberrhein dasselbe auch in dieser Verbindung wie ch ausgesprochen wird; ebenso wird ch dergestalt aspirirt u. tief in der Kehle gesprochen, daß gleichsam ein verschlucktes a vorklingt, was besonders in den Schweizerdialekten der Fall ist. Au lautet in den Wörtern, wo es aus u entstanden, am Oberrhein noch wie u, während es am Westlech in äu übergegangen ist, z. B. Haus, Westlech Häus; oberrheinisch Hûs; dagegen lautet das ursprüngliche au am Oberrhein äu, am Westlech äu (auch å), z. B. Auge, oberrheinisch: Äug, Westlech, Äug (Åg); ei lautet in den Wörtern, wo es dem altdeutschen î entspricht, am Oberrhein noch immer i, während es am Westlech wi ĕi ausgesprochen wird, z. B. Weib, Oberrhein: Wîb, Westlech: Wĕib. Nasentöne hat dieser Dialekt nicht, aber er schiebt meist zur Vermeidung des Hiatus ein j ein, z. B. säje, weje, statt säen, wehen. Wird auch der Schweizerdialekt durch das Vorherrschen rauher Spiranten und Zischlaute etwas rauh, so gewinnt er dagegen wieder viel Angenehmes durch die unendliche Modulation, die in der Aussprache herrscht. Uebrigens zerfällt das Schweizerische wieder in viele Mundarten, von denen die berner die angenehmste ist. Ein Muster des alten berner Dialekts sind die Statuten der Stadt Bern von 1300. In schweizerischem Dialekt schrieben u. dichteten: Hebel, dessen Sprache die der nordwestlichen Schweiz ist; Häßlinger (Lieder) im luzerner Dialekt; Kuhn (Volkslieder u. Gedichte) im berner Dialekt; Usteri (ländliche Gedichte); R. Wyß (Kuhreigen); J. Felner, A. Schreiber, Hoffmann von Fallersleben (Alemannische Gedichte) u. A. Unter sich verschieden sind wieder die Mundarten der Elsasser; so sprechen die von der Schweizergrenze bis Schlettstadt hin anders, als die Mittelelsasser, von denen sich wieder die jenseits des großen hegenauer Forstes wohnenden Niederelsasser, die, dem alemannischen Dialekt fremd, sich der pfälzischen Mundart nähern, unterscheiden. In elsassischer Mundart schrieb G. D. Arnold („Der Pfingstmontag"). Einzelne Lieder befinden sich in Königshovens „Chronik", in Stöbers u. Otto's „Neujahrsblättern" etc. Vgl. auch Stöbers „Elsasser Volksbüchlein" (Straßburg 1842). Der schwäbische Dialekt herrscht im größten Theil des Königreichs Würtemberg und hinaus bis Augsburg, von wo er bis an den Ursprung des Lechs hinauf geht. Statt der rauhen Gurgeltöne des alemannischen Dialekts treten hier Nasentöne ein, die sich durch die Schrift gar nicht wiedergeben lassen; die Schwaben dehnen alle Silben zu außerordentlicher Länge, brauchen viele Diphthonge und häufen Konsonanten. Doch ist die Modulation des Schwäbischen sehr verschieden, und während im Allgemeinen das Oberschwäbische härter, ist das Unterschwäbische breiter. Die Mundart unterscheidet sich von der des Ostlechs vorzugsweise durch zwei Eigenthümlichkeiten: während nämlich westlich in der Endsilbe en das e ausgesprochen wird, wird östlich nur das n, welches nach b, p, w in m übergeht, ausgesprochen, z. B. gewesen, westlich gwesse, östlich gwĕn, leben, westlich lebe, östlich lebm; ferner durch die Aussprache des sp und st, worin das s im Schwäbischen stets wie sch lautet. Am breitesten u. gröbsten tönt das Schwäbische in und um Tübingen. Schwäbische Volkslieder finden sich in Nicolai's „Almanach"; einige Gedichte in R. Weckherlins Liedersammlung (2. Ausg., Amsterdam 1648), sowie in Seb. Sailers und Waitzmanns Gedichten. Den bei weitem größten Raum unter den 3 Hauptmundarten des oberdeutschen Dialekts nimmt die bayerische od. östlechsche Mundart ein, außer Altbayern nämlich noch Tirol, Salzburg, Oesterreich, Steiermark bis Krain u. die 13 u. 7 deutschen Gemeinden in Oberitalien (s. Communi). Wahrscheinlich ist sie aus dem longobardischen Dialekt entstanden, von dem sich noch einzelne Wörter in dem lateinisch geschriebenen longobardischen Gesetze erhalten haben, die in dem vatikanischen und neapolitanischen Codex zu einem Glossar zusammengestellt und von Maßmann im 1. Bande von Haupts „Zeitschrift für deutsche Alterthümer" herausgegeben sind. Sie ist breit u. näselnd u. verschluckt eine Menge Laute; auch spricht der Altbayer viel langsamer als der Schwabe, desto schneller dagegen der Gebirgsbewohner. Eigenheiten der bayerischen Mundart im engeren Sinne sind noch folgende: das reine hochdeutsche a gebraucht sie fast nie, sondern verwandelt dasselbe in den Mittellaut zwischen o und a, das schwedische å; statt des hochdeutschen ä läßt sie entweder ein dunkles, dem ö sich näherndes e hören, oder, wie in den Verkleinerungs- und Schmeichelwörtern, besonders aber in der Bedingungsform der Verba, ein à, Mittellaut zwischen a und ä; das hochdeutsche ö erscheint meist wie ein helles e; das ü, wie das i der Stammsilben, lautet wie ein tiefes î, hell und spitzig aber in den Endsilben ig und lich, die gewöhnlich in i verkürzt werden; das ai lautet immer wie oa, das ei aber wie ai; das endende l und ll wandeln sich in ein kurzes und stumpfes j; die Endsilbe er verändert sich überall in à, doch wird das r wieder hörbar, wenn das folgende Wort mit einem Konsonanten anfängt, zu dem es hinübergeschleift wird. Das ch am Ende lautet in den Gebirgsgegenden sehr hart, auch nimmt das r zu Anfange noch zuweilen ein h zu sich: da Rhieme = der Riemen. Dichterisch wurde diese Mundart besonders von Marcell. Sturm und Franz von Kobell ausgebildet; außerdem findet man Lieder in Hazzi's „Statistischen Aufschlüssen von Bayern" (1. Thl.) und in Radlofs „Mustersaal aller deutschen Mundarten". Beachtenswerth ist auch eine „Sammlung bayerischer Sprüchwörter". Vergl. A. Zaupser, Versuch eines bayerischen und oberpfälzischen Idiotikons, München 1789, und besonders Schmellers „Bayerisches Wörterbuch", Stuttgart 1827—37, 4 Bde., das beste Werk, das über eine deutsche Mundart je erschienen ist. Die Mundarten des südlichen Tyrols weichen von denen des mittleren und nördlichen nicht wenig ab, weil sich in der Aussprache mehre Laute dem Italienischen nähern. Im Ganzen ist die Aussprache der Tyroler hochlaut, kräftig bestimmt und deutlich. Vorzüglich stark wird das k gesprochen und das a in manchen Gegenden fast so hell wie in Schwaben; das ü und o lauten wie in Bayern nur als Mittellaut zwischen ü und i. Der salzburger Dialekt weicht im Ganzen wenig von der tyroler Mundart ab. Lieder und Schnodahüpfl finden sich in Hübners „Beschreibung von Salzburg"; ein Bruchstück aus

einem Singspiel in diesem Dialekt ist in der Vorrede zu Gottscheds Buch von gleichbedeutenden Wörtern enthalten. Eine Sammlung von 300 Schnaderhüpfeln veröffentlichte Franz von Kobell. Der österreichische Dialekt unterscheidet sich im Allgemeinen von dem bayerischen durch Weichheit, Feinheit und Geschwindigkeit der Aussprache, indeß ist er im Land ob der Ens auch gedehnt und singend. In den Gebirgsgegenden zwischen Ungarn und Oesterreich, durch Kärnthen und Krain, ähneln Aussprache, Wortformen und Gesänge den salzburgischen und tyrolischen, in Mähren aber der schlesischen u. im mittlern Lande der bayerischen Mundart. Die letztere, im eigentlichen Oesterreich herrschende verwandelt z. B. wie jene die meisten a in o, die ächt alten ei in ait, die au in å, behält das alte ie noch als Doppellaut bei, stumpft die Endsilbe er in å, nur daß sie das r, sobald ein Selbstlauter folgt, wieder etwas hörbar macht, und verändert fast jedes ü in ein dickes i. Doch unterscheidet sie sich von der bayerischen theils durch die eigenthümliche Umwandlung einzelner Laute, theils durch die besondere Formirung derselben. So verwandelt sie die alten ai oder ay, die in Bayern oa lauten, nur in å. Die Aussprache hat etwas Stumpfes und Klangloses. Die Mundart des niedern Volks und selbst noch der Bürger ist sehr unverständlich, jene der Halbgebildeten aber ein Gemisch von bürgerlicher Mundart und Hochdeutsch. Der dreifache Unterschied jeder Mundart, je nach den verschiedenen Volksklassen, dem Bauer, dem Bürger und dem mehr oder minder gebildeten Stande, ward zuerst von Höfer (Die Volkssprache in Oesterreich, Wien 1800) dargestellt. Aeltere Denkmale des Dialekts sind: Die montseeische Glosse aus dem 8. oder 9. Jahrhundert; ferner Enickel, Gedichte (1250); Horneck, Georg Hagen (1370) u. A. Besondere Sammlung österreichischer Volkslieder sind: Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (Wien und Hamburg 1817, 1. Bd.); Fr. Ziska u. Schottky, Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (Pesth 1819). In österreichischer Mundart dichteten Castelli, Seidl, Kohlheim, Kaltenbrunner, Stelzhammer (steierisch). Ein „Etymologisches Wörterbuch" gab Höfer (Linz 1815, 3 Thle.); ein „Idiotikon" findet sich in Nicolai's Reisen (5. Thl., Beil. S. 70—145). Ueber die Mundart der deutschen Bewohner des Böhmerwaldes schrieb J. Rank („Aus dem Böhmerwalde"), der auch eine Auswahl ihrer Schnaderhüpfeln mittheilte.

Die mitteldeutschen Mundarten sind so unendlich mannichfaltig und bisher so unbeachtet geblieben, daß es unmöglich ist, genaue Nachweise über sie alle zu geben, die häufig von Ort zu Ort wechseln, in der Art, daß die Entfernung einer halben Stunde, ein Bach, ein Hügel, eine Landes-, Gerichts- oder Diöcesgrenze, und oft diese nicht einmal, zwei Mundarten scheidet. Doch lassen sich diese so verschiedenen Dialekte mit einiger Sicherheit in gewisse Hauptgruppen theilen, von denen die fränkischen Mundarten am Ober- u. Mittelmain, der Oberwerra und der Rhön wohl die erste Stelle einnehmen dürften. Man hört sie vom Odenwald und Spessart bis an das Fichtelgebirge und vom Rennstiege des thüringer Waldes bis beinahe an den Ausfluß der Wernitz in die Donau. Am nächsten sind sie mit den schwäbischen und bayerischen Mundarten verwandt; denn wenn auch in ihnen die in diesen eigenthümliche Aussprache des st und sp schd und schb aufhört, so haben sie doch dafür nicht selten die Aussprache des bloßen s als sch; aber die Nasentöne nehmen ab, der breite, kräftige, aufgeblasene Ton der südlichen Dialekte verwandelt sich in einen geschmeidigen u. spitzigen. Die Grenze zwischen der Mundart des Mittelmains, der westfränkischen, und der des Obermains, der ostfränkischen, zieht sich, nach Schmeller, von der obern Wernitz längs der Wasserscheide zwischen Tauber und Regnitz zum Main, überschreitet diesen Fluß östlich von Würzburg, da, wo derselbe nicht mehr, wie von seiner Quelle an, Må, sondern Mê genannt wird, und wendet sich westlich von Schweinfurt gegen die Quellen der Saale, wo schon die Mundart der obern Werra, die hennebergische, beginnt. Die vorzugsweise fränkische oder ostfränkische Mundart liebt es, die alten, noch in Bayern u. der Schweiz hörbar als Doppellaute gesprochenen ie in ei, öfter auch in öi, die alten uo, welche noch in Bayern lauten, in ou, die langen o größtentheils in aû, wo u den Ton hat, die eigentlichen au der Schriftsprache aber meist in a zu verwandeln; das alte ai verwandelt sie gewöhnlich in å. Doch findet auch hier große Verschiedenheit Statt. Dichterisch ausgebildet wurde diese Mundart von dem Nürnberger Grübel und dem Koburger Fr. Hofmann. Ein Idiotikon für den nürnberger Dialekt von Häslin findet sich im „Deutschen Museum" (1781 Nov.). Der hennebergische Dialekt umfaßt die Gegend der obern Fulda, der obern Saale (Streu, Bahra, Milz) und die gesammte Werragegend unterhalb Salzungen bis Themar, über welches hinaus er schon fränkische Elemente aufnimmt. Er wechselt fast von Ort zu Ort, charakterisirt sich aber durch die Verwandlung des hochdeutschen au in u, der Endsilbe ung in ing, des w am Anfang eines Wortes (häufig) in b, des ei in ê und der Endsilben agen in ô, z. B. Hus statt Haus, Méning statt Meinung, bie statt wie, Wô statt Wagen, geschlô statt geschlagen. Statt des n am Ende läßt er häufig einen bloßen Nasenhauch hören. Im Ganzen ist er stumpf, nicht selten gemein, doch auch einer kindlichen Naivetät fähig. Dichterisch wurde dieser Dialekt in neuerer Zeit vielfach ausgebeutet. Einzelne Gedichte brachte schon das Koburgmeiningsche Taschenbuch von 1804 ff. Liedersammlungen gaben: Neumann (in wasunger Mundart); Mylius (in themarer Mundart); einzelne Gedichte Wucke (in salzunger Dialekt); Schneider (in meininger Dialekt). Ein hennebergisches Idiotikon gab Reinwald, von einem andern veröffentlichte Brückner Proben. Die Mundarten der Rhön, die durch das Ulsterthal mit der Werragegend, durch das Saale- und Sinnthal mit dem Main, durch das Kinzigthal mit der Wetterau und durch die Fulda mit Niederhessen in Verkehr stehen, haben durch die Einwirkung der mehr als tausendjährigen Herrschaft des Stifts Fulda einen gewissen allgemeinen Charakter angenommen, ohne jedoch ihre ursprünglichen Bestandtheile ganz zu verleugnen. Ein charakteristisches Kennzeichen des Rhöndialekts ist die Verwandlung der Endsilbe chen oder lein in lich. Das Westfränkische unterscheidet sich vom

Ostfränkischen besonders dadurch, daß in ihm die Doppellaute ie und ue statt in i und a in w u. oa übergehen. Nicht ohne Einfluß blieb das Niederdeutsche auf dasselbe. Die sogenannte rheinische Mundart, zwischen dem Unterrhein u. der Lahn, hat das Sprachgebiet des Mittelrheins, welches sich von Rastadt bis Andernach erstreckt, wenigstens im Rheinthal gewissermaßen durchbrochen; da die Grenze derselben in Hessen, namentlich bei Alsfeld großentheils mit der Grenze des Oberlahngaues zusammenfällt, so scheinen im Allgemeinen die beiden Lahngaue, die Wetterau, der Maingau, die beiden Rheingaue, der Niedgau und anliegende Gegenden dieses Sprachgebiet zu bilden. Hierher gehören die „Frankfurter Lustspiele" von Malß, von W. Sauerwein, Longonero's (Langenschwarz) „Beergerliche Haamlichkeite"; die mainzer Posse „Herr Hampser als Stadtrath"; Lennigs „Komische Bilder" ꝛc. Auch über das Sprachgebiet des Mittelrheins fehlen genaue Ermittelungen. Die Sprache nähert sich dem Niederdeutschen und wird gewöhnlich als Uebergangssprache von den oberdeutschen Mundarten zu den niederdeutschen betrachtet. Man kann sie wiederum in 3 Nebendialekte theilen: den luxemburg-lüttichschen, den trierschen u. den kölnischen. Die luxemburg-lüttichsche Mundart wird gesprochen von Diedenhofen bis an den Ausfluß der Sure in die Mosel, von da längs der Sure und Oure bis Vianden, von wo sie sich fast in gerader Richtung nach Westen bis an das Wallonische zieht. Die triersche Mundart zieht sich von Saarlouis über den Gau zwischen Mosel und Saar längs der Grenze des Luxemburgischen bis St. Vith, von da längs der kölnischen Grenze bis an den Rhein. Sie spricht die Vokale noch gedehnter und langsamer, als die vorige. Die kölnische Mundart beginnt mit den Hofgerichtshöfen Bütgenbach, Amel und Büllingen. Einen ganz anderen Dialekt spricht man 4 Stunden über Prüm von Hildesheim bis zur Aar und dem Rhein. Vergl. Meyer und Schreck, Ob de Letzeburger Parnassus, Letzeburg 1829; Müller u. Weitz, Aachner Idiotikon. Die westerwäldischen Mundarten hat Schmidt in seinem „Westerwäldischen Idiotikon" behandelt, ohne jedoch die Grenzen anzugeben. Die niederhessische Mundart grenzt in der Werragegend an die thüringische, im Westen an die westerwälder u. im Norden an die niederdeutsche. Ein eigentlich hessischer Charakter ergibt sich kaum bestimmt; zu suchen wäre er zwischen Melsungen, Gießen, Rotenburg und Gutensberg. Vilmar hält den in Oberhessen und der Grafschaft Ziegenhain, mit Ausschluß des nördlichen Theils des Amtes Frankenberg, wo sächsische Einflüsse den Dialekt breit drücken, und der katholischen Ortschaften, herrschenden sogenannten rheinischen Dialekt für die reinste, auch die ältesten Idiotismen bewahrende (alt- und mittel-) hochdeutsche Mundart Hessens. Den gießener Dialekt hat Brentano in seinem „Gockeleia" ausgebeutet; Crönlein schrieb eine Posse in gießener und Stahl eine Satire („Die weilberger Kerb") in weilberger Dialekt. Wissenschaftlicher Erörterung steht die Mundart, wie die meisten der mitteldeutschen, noch entgegen. Die natürliche südliche Grenze der thüringischen Mundarten bildet der Rennsteig des Thüringerwaldes; nördlich grenzen sie an den Vorbergen des Harzes an das Niederdeutsche, und im Osten scheidet sie die thüringische Saale von dem Obersächsischen und Sorbischen, von dem dort schon Formen und Wendungen angenommen werden. Genaue Grenzen für die einzelnen Idiome, die besonders in den Waldgegenden von Ort zu Ort wechseln, anzugeben, dürfte kaum das Ergebniß langer, mühevoller Studien sein. Am meisten hängen sie im thüringischen Flachland, in der goldenen Au bis Weimar und andererseits bis Mühlhausen und Nordhausen nebst der sondershäuser Unterherrschaft zusammen, wo sie ein großes, in sich abgeschlossenes Gebiet inne haben. Derselbe Dialekt kehrt im Gothaischen wieder und reicht bis zum Walde nach Ilmenau und Arnstadt hinauf. Von Weimar im Ilm- und Geragebiete waldaufwärts nähert sich der Dialekt schon sehr dem Obersächsischen, ist aber fast noch breiter und reizloser als dieser. Der Dialekt der Gebirgsbewohner zeichnet sich durch einen gewissen rauhen, dabei aber singenden Ton aus, der durch Zeichen nicht wiederzugeben ist. Auch im eisenachischen Gebiet u. der sondershäuser Unterherrschaft hat er etwas Gedehntes, Singendes, das durch Lautzeichen ebenfalls nicht anzudeuten ist. Eben so wenig auszudrücken ist der ganz eigenthümliche, schlürfende Dialekt zunächst am westlichen Gebirgskamm des Thüringerwaldes, in Steinbach bei Liebenstein, Bretterode, Schmalkalden; doch nähert er sich dem im Werrathale und gehört daher mehr dem hennebergischen an, als dem nordthüringischen. Weniger rauh und mehr thüringisches Element enthaltend, aber gleichfalls schlürfend ist die Volkssprache in Ruhla, Kabarz und Tabarz, die Storch für einen Abkömmling der alten thüringischen Mundart zu halten geneigt ist. Eine andere Eigenthümlichkeit dieses letztern Idioms ist, daß man ächte oberdeutsche, namentlich tyrolische Einflüsse in ihr erkennt. Nach dem Osterlande zu und über Naumburg hinaus geht, wie bemerkt, die thüringische Mundart allmählig in die meißnische oder obersächsische über. Charakteristisch für beide Dialekte ist, daß in beiden die Doppellaute ei und au, wie nach Uebereinkunft, verschieden ausgesprochen werden. In Nordthüringen nämlich, von Eisleben bis zum Eichsfeld, wird ei wie ie, aber nur in den Fällen so ausgesprochen, wo der Meißner gegen Osten und Süden das ei beibehält. Lautet aber das ei meißnisch wie ee, so spricht der Thüringer dasselbe rein u. richtig. Sagen im thüringischen Dialekt gab Bechstein („Sagenschatz des thüringer Landes", „Deutsches Museum" u. „Thüringen in der Gegenwart"); Gedichte finden sich in Radlofs „Mustersaal". Der eigentlich obersächsische (meißnische) Dialekt, die alte Markgrafschaft Meißen und das Osterland beherrschend, bildet seinem Charakter nach ein Mittelglied zwischen dem Ober- u. Niederdeutschen; der ganze Konsonantismus ist oberdeutsch, doch sind die Konsonanten meist erweicht und geschwächt, wie pf, k, t, p zu f, w, d, b. Zwar schloß sich an ihn zunächst Luthers hochdeutsche Schriftsprache an, doch mußten noch andere Elemente hinzukommen, um ihn wohlklingend zu machen; denn an sich ist er hart, breit, singend und ohne poetischen Reiz. Einige Probelieder aus dieser Mundart gibt Radlofs „Mustersaal". Die Verwandtschaft des erzgebirgischen und riesengebirgischen Dialekts mit

dem oberdeutschen ist schon früher angedeutet worden. Die Mundarten Schlesiens, so verschieden sie auch unter sich wieder sein mögen, stimmen doch im Wesentlichen alle mit der obersächsischen überein; indeß ist die Aussprache meist reiner u. wohlklingender, als in Obersachsen. Eigenthümlich ist die Mundart der breslauer Kräuter, d. i. der Kraut- oder Kohlgärtner, die näher mit der oberpfälzischen (ostfränkischen), als mit den übrigen schlesischen Mundarten zusammenzutreffen scheint; sie verwandelt gewöhnlich ie in ei, z. B. leib, Deib, statt lieb, Dieb, u in au, gaut, raut st. gut, roth, und i in ei, z. B. eich, meich, deich st. ich, mich, dich. Mehre Lieder dieser Kräuter finden sich in Fülleborns „Breslauischen Erzählungen". In der Mundart um Glogau ist die „Kraune zu Brassel" (in Vaters „Volksmundarten") gedichtet. Auch Holtei u. K. F. Becker schrieben Gedichte in schlesischer Mundart. Ein „Schlesisches Idiotikon" erschien Stendal 1787 und im „Journal für Deutschland" (1787, 2. Th., S. 133).

Die niederdeutsche Mundart, die den ganzen Norden Deutschlands beherrscht, zerfällt, nach R. Hoffmann, in 3 Mundarten: in die eigentlich niedersächsische, die westphälische und die niederländische oder holländische, welche letztere jedoch von unserer Darstellung ausgeschlossen bleibt; die beiden ersteren gehen mannichfach in einander über. Entschieden niedersächsisch wird im Norden und Osten der Elbe gesprochen, entschieden westphälisch im Westen der Weser, zwischen Elbe und Weser aber mischen sich niedersächsische und westphälische, zwischen Rhein und Maas westphälische und flandrische Dialekte. Als charakteristisches Merkmal des niedersächsischen und westphälischen Dialekts kann die Aussprache der schriftdeutschen Laute u und i, die im Niedersächsischen o und e, im Westphälischen au und ei ausgesprochen werden, und die Form des Fürworts mir, mich, dir, dich, das im Niedersächsischen mi, di, im Westphälischen mek, dek heißt, angenommen werden. Von den Mundarten im Osten der alten Slavengrenze sind vorzugsweise die pommerschen Gegenstände gründlicher Untersuchung gewesen, als deren Resultat Böhmer (Baltische Studien) angibt, daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten neben einander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, eine ächte Schwester der nordischen u. englischen Sprache und großer Behendigkeit, Gewandtheit, Traulichkeit und Lieblichkeit fähig; die andere breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphthongen (au, ei, ai) oder nachklingenden Vokalen (a, ä, e rc.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute; sagt z. B. jene runde Mundart Foot (Fuß), Göder (Güter), so lauten diese Worte in der breiten Sprache: Faut, Gaudre oder Gaure. Allgemeine Eigenthümlichkeiten des Niederdeutschen sind, daß es scharfe Laute, wie r, ch, z, k, nicht hat, dagegen sanftere Laute, wie w, v, j, liebt und ch und g viel weicher ausspricht; eigenthümlich ist auch, daß, wenigstens in vielen Gegenden, besonders in Westphalen, sch in der Aussprache getrennt, dagegen sch, das der Oberdeutsche getrennt spricht (wie in „ein Bischen"), verschmolzen und wie unser sch ausgesprochen wird. Charakteristisch für den Niederdeutschen ist auch die reine, spitzige Aussprache des sp (z. B. s-prechen statt des oberdeutschen schprechen). Ueberhaupt ist der ganze Konsonantenbau weich und einfach, leicht und geschmeidig, freilich aber auch eintönig und kraftlos. Der eigentliche Charakter des Niederdeutschen ist Naivetät, die ihm etwas Kindliches und Gemüthliches verleiht. Daß es nicht Schriftsprache geworden ist, kann kaum bedauert werden, denn ohne fremde Elemente hätte es schwerlich die Kraft und Fülle unserer Schriftsprache erreicht. Auch sind mehre Ausdrücke und Wendungen aus dem Oberdeutschen bereits in das Niederdeutsche übergegangen, weil in Oberdeutschland die Bildung fortgeschritten ist, dagegen in Niederdeutschland die eigentliche Landessprache aufgehört hat, Organ der Poesie und Wissenschaft zu sein; ja man hat sogar die oberdeutsche Aussprache in einzelne Wörter aufgenommen und dadurch dem ganzen Charakter der Sprache seine Eigenthümlichkeit geraubt. Dem Niederdeutschen verwandt, aber doch eigenthümlich und selbstständig, hat sich die alte friesische Sprache hoch oben an der Küste der Nordsee und auf den nahen Inseln, und zwar auf den Inseln Sylt u. Helgoland am reinsten erhalten. So kennt die Mundart der Insel Sylt noch heute den Dual der alten nordfriesischen Sprache, z. B. wat (wir beide), at (ihr beide), jat (sie beide). Seitdem die hochdeutsche Schriftsprache die Herrschaft über das gesammte Deutschland errungen, wurde wenig mehr in niederdeutscher Mundart gedichtet, obwohl es an einzelnen Versuchen, dieselbe wieder zur Schriftsprache zu erheben, nicht fehlte. Glücklicher als J. H. Voß war Klaus Grothe in seinem „Quickborn" und der „Vertella". Dagegen sprudelte die Poesie des Volks in reicher Quelle in Märchen, Sagen und Liedern, und das Gewand derselben war natürlich immer auch die Mundart des Volks, die man im Allgemeinen, aber nicht ganz treffend, mit der Bezeichnung Platt, Plattdeutsch, im Gegensatz zu Hochdeutsch, zu benennen pflegt. Einen ganzen Schatz solcher Lieder und Sagen findet man in Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen". Quellen für den niederdeutschen Sprachzweig sind die „Altsächsische Evangelienharmonie" (Heliand) aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts, herausgegeben von Schmeller (Stuttg. 1830, dazu Glossar und Grammatik, das. 1840); die „Abrenuntiatio diaboli" (wohl aus dem 8. Jahrhundert, kleine Formel, wahrscheinlich den Sachsen zur Beschwörung aufgelegt); das „Essener Bruchstück" (altwestphälisch, aus dem 10. Jahrhundert); die „Glossae Lipsii" (aus einer Psalmenübersetzung, mit Hochdeutsch gemischt, aus dem 10. Jahrhundert); die „Zwei sächsischen Beschwörungsformeln" (aus dem 9. Jahrhundert) rc. Das bedeutendste Gedicht in dieser Mundart ist der „Reineke Vos". Idiotika für einzelne niederdeutsche Dialekte: Dähnerts Wörterbuch für Plattdeutsche; Wörterbuch für den bremischen, von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen, Bremen 1767—1772, 5. Bd.; für den hamburgischen von Richey, 1743; für den osnabrückischen und westphälischen von Strodtmann, Leipz. 1756; für den holsteinischen von Schütze.

Die Mundarten der von slavischer Bevölkerung eingeschlossenen deutschen Ansiedler gehören sämmtlich dem ober- und mitteldeutschen Sprachgebiet an. Ob die Deutschen in Ungarn aus Meißen oder Thüringen oder vom Niederrhein kamen, ist ungewiß, gewiß aber, daß die Bewohner von Käsmark den Dialekt der Schlesier sprechen. Sehr gemischt ist die Mundart in Siebenbürgen, weil aus den verschiedensten Theilen Deutschlands Kolonien dahin gingen. Doch läßt sich das Gemisch von Mundarten, worin das oberdeutsche Element immer hervorsticht, auf 4 Hauptdialekte zurückführen: den hermannstädter, der am meisten die alten Wörter abgelegt hat; den kronstädtischen od. burzelländischen, mit vielen Eigenthümlichkeiten, den Hermannstädtern unverständlich; den bistritzischen, aus anderen Sprachen zu sehr gemischt, daher den Deutschen meist unverständlich; den bäurischen, die übrigen zusammenfassend, die sich durch die Beibehaltung alter, jetzt nicht mehr bekannter Wörter auszeichnen. Die deutschen Dialekte der Liv- und Esthländer gehören zu den obersächsischen; die Liven und Esthen sollen unter allen Deutschen im Auslande ihre Sprache am reinsten und unvermischtesten erhalten haben. Vergl. „Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Esthland" (Riga 1785). Umfangreichere Sammlungen deutscher mundartlicher Gedichte sind: Radlofs oft genannter „Mustersaal aller deutscher Mundarten" (Bonn 1822 ff., 2 Bde.) und J. Günthers „Lieder und Gedichte in deutschen Mundarten". Das bei weitem vollständigste und systematischste Werk dieser Art hat Firmenich („Germaniens Völkerstimmen") geliefert. Eine erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes ist bis jetzt nicht möglich gewesen, da nur die bayerische Mundart so glücklich war, einen Schmeller zu finden, die übrigen aber, namentlich die mittel- und niederdeutschen, noch aller wissenschaftlichen Untersuchung entbehren, so daß kaum die allgemeinsten Grenzen festgestellt sind. Die Lösung dieser Aufgabe dürfte auch mehr als ein Menschenleben erfordern, da wenigstens jede Mundart Eines gründlichen Bearbeiters bedarf, der mit feinem Ohr die Nüancirungen heraushört und auf sorgfältig entworfenen Specialkarten verzeichnet.

Schon im 17. und besonders im beginnenden 18. Jahrhundert widmeten sich Einzelne dem Studium der alten deutschen Literatur und Sprache; so zuerst Valentin Ickelsamer (um 1522), der auch eine Grammatik des Neuhochdeutschen schrieb, dann seit Luther namentlich J. Clajus, Gueintz, Schottel, von Zesen, Morhof, Bödiker. Später wurden besonders seit Gottscheds Zeit diese Arbeiten wieder aufgenommen, doch waren sie für die tiefere Erkenntniß der d.n S. und ihrer Entwickelung in sofern von geringem Erfolg, als die grammatischen Studien lediglich auf das Neuhochdeutsche beschränkt wurden. Erst durch Beneke, den eigentlichen Begründer der philologischen Behandlung der mittelhochdeutschen Literatur, dann besonders aber durch die Gebrüder Grimm und durch Lachmann wurde seit den Freiheitskriegen die deutsche Philologie zum Rang einer Wissenschaft erhoben, und zwar ist es ein unleugbares Verdienst der romantischen Schule, durch tiefere Auffassung der Religion u. Kunst des Mittelalters auch diese Sprachstudien angeregt zu haben. Die Gebrüder Grimm brachen, das ganze Gebiet dieser neuen Sprachwissenschaft umfassend, nach allen Seiten hin Bahn und schufen sichere Grundlagen für weitere Forschung auf demselben. Epochemachend sind vor Allem J. Grimms „Deutsche Grammatik" (Bd. 1, Göttingen 1819; 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826—37; Bd. 1—4, neuer Abdruck 1853) und „Geschichte der d.n S." (Leipzig 1848, 2 Bde.; 2. Aufl. 1853). Während aber J. Grimm in der Darlegung der historischen Entwickelung der d.n S. Ausgezeichnetes leistete, begann, durch die von ihm gewonnenen Resultate bedingt u. gefördert, eine umfassendere vergleichende Forschung auf dem ganzen Gebiete der indogermanischen Sprachen, namentlich des Sanskrit, die in Betreff der sprachlichen Erscheinungen zu den überraschendsten Aufschlüssen führte, wie sie die auf das Deutsche allein beschränkte Forschung nie hätte geben können. Am weitesten auf dieser Bahn ist Franz Bopp vorgedrungen, der seine Meisterschaft in sprachvergleichenden und sprachzergliedernden Untersuchungen durch seine „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen" (Berlin 1833—42, 4 Abtheilungen) glänzend dargethan hat. In ähnlicher Weise hat A. F. Pott in seinen „Etymologischen Forschungen" (Lemgo 1833—36, 2 Bde.) auch für die d. S. Bedeutendes geleistet. Lachmann wandte zuerst die Grundsätze der philologischen Kritik auf die althochdeutschen Sprachdenkmale (Nibelungenlied) an und entdeckte die metrischen Gesetze derselben. Leitfaden zum Unterricht im Altdeutschen bieten: W. Wackernagels „Deutsches Lesebuch" (Bd. 1 u. 2, 2. Aufl., Basel 1838—40; Bd. 3, Th. 1 u. 2, 1841—42) u. Ziemanns „Altdeutsches Elementarbuch" (2. Aufl., Quedlinburg 1838). Im Gebiete der Lexikographie ist E. G. Graffs „Althochdeutscher Sprachschatz" (Berlin 1834—42, 6 Bde.; alphabetischer Index von Maßmann, 1846) als wichtige Erscheinung hervorzuheben, in welchem die hochdeutschen Wörter aus den Quellen der frühesten Zeiten bis zum 12. Jahrhundert gesammelt und etymologisch behandelt sind. Für das Mittelhochdeutsche ist außer dem scherz-oberlinschen „Glossarium" (1781—84) und den Glossarien zu einzelnen Werken das umfassendste Werk dieser Art Beneke's „Mittelhochdeutsches Wörterbuch" (herausgegeben von Müller und Zarncke, Göttingen 1847 ff.); Ziemanns „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch" (Quedlinburg 1837) befriedigt nur die ersten Bedürfnisse der Anfänger. Vergl. Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen &c., Berl. 1851 ff. Die wichtigsten Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache seit Adelung (Deutsche Sprachlehre, Berlin 1786, 6. Ausgabe, Leipz. 1816; Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprachlehre, Leipz. 1782) sind: Th. Heinsius, Deutsche Sprachlehre, Berlin 1798, 3 Thle.; Neue deutsche Sprachlehre, das. 1801, 3 Bde., 4. Aufl. 1822; J. Chr. A. Heyse, Deutsche Schulgrammatik, Hannover 1816, 18. Ausgabe von K. W. L. Heyse, 1854; Derselbe, Deutsche Grammatik, das. 1814, 5. Aufl. 1838 bis 1849, 2 Bde.; H. A. Herling, Syntax der d.n S., Stuttgart 1836, 3 Bde.; K. F. Becker, Schulgram-

matik der d.n S., 4. Aufl., Frankfurt 1839, und Ausführliche deutsche Grammatik, 2. Aufl., das. 1836 bis 1843, 2 Bde. Während namentlich Becker und Herling die d. S. von vorwiegend logischem Standpunkte aus betrachteten, suchten K. W. L. Heyse („Ausführliches Lehrbuch der d.n S.", Hannover 1838—49, 2 Bde.), Götzinger („Die d. S. und Literatur", Stuttg. 1836—42, 3 Bde.), Rumpelt („Deutsche Grammatik mit Rücksicht auf vergleichende Sprachforschung", Bd. 1, Berlin 1860), Schleicher („Die d. S.", Stuttgart 1860) u. A. die Ergebnisse der historischen Forschung allgemeiner zugänglich zu machen. Wörterbücher: Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Leipz. 1793—1801, 4 Bde.; Auszug, das. 1793—1802, 4 Bde; Campe, Versuch zu deutscher Sprachbereicherung, Braunschweig 1791 bis 1794, 3 Hefte; Moritz, Grammatikalisches Wörterbuch der d.n S., Berlin 1793—1800, 4 Bde. (von Mehren fortgesetzt und vollendet); Heynatz, Handwörterbuch der d.n S., Halle 1804; Campe, Wörterbuch zur Aufklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke, Braunschweig 1801, 2. Aufl. 1813, 2 Bde.; Wörterbuch der d.n S. (bearbeitet von Chr. S. Th. Brandt), das. 1807—11, 5 Bde.; Heyse, Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung &c., Oldenburg 1804; Verdeutschungswörterbuch, Nordhaus. 1807, 6. Aufl., Hannover 1833; Heinsius, Volksthümliches Wörterbuch der d.n S., das. 1818—22, 4 Bde.; K. Schwenck, Wörterbuch der d.n S., Frankf. 1834, 3. Aufl. 1838; Schmitthenner, Wörterbuch der d.n S., Darmstadt 1834; J. C. A. Heyse, Handwörterbuch der d.n S. (bearbeitet von K. W. L. Heyse), Magdeburg 1833—49, 3 Bde.; Kaltschmidt, Gesammtwörterbuch der d.n S., Leipz. 1834 ff. Das ausgezeichnetste Wörterbuch der d.n S. ist das von J. und W. Grimm, Leipz. 1852 ff., das die neueren von Hoffmann (Leipz. 1856 ff.), Wurm (Freiburg 1858 ff.) und Sanders (Leipz. 1859 ff.) an Vollständigkeit nicht erreichen. Synonymiken gaben Gottsched, Stosch, Heynatz, Eberhard („Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik", Halle 1795—1802, 6 Bde., neue Auflage, von Gruber, 1826—30, und „Synonymisches Handwörterbuch", das. 1802, zuletzt von Maaß, 1822, neue Aufl., von Meyer, Leipz. 1852 f., 2 Bde.), Weigand „Wörterbuch der deutschen Synonymen", Mainz 1835—43, 3 Bde.) u. Meyer („Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Wörter", Leipz. 1849).

Schließlich haben wir noch der deutschen Schrift zu erwähnen, über die uns wiederum J. Grimm schätzbare Aufschlüsse gibt. Die alten Deutschen bedienten sich einer auf gemeinsame Grundformen hinweisenden Buchstabenschrift, der sogenannten Runenschrift. Diese Runen (runa, Geheimniß), Schriftzeichen, die älteste nationale Schrift der Deutschen, waren senkrechte und schräge, an oder durch die senkrechte gesetzte Linien, eine Einrichtung, welche die Schrift augenscheinlich dem Material verdankte, Steinen, Holz, Metall, in welches die Runen gerissen oder geritzt wurden. Die Runenschrift findet sich auf einigen uralten goldenen Geräthen angewendet, auch in Handschriften nach der Reihenfolge der Buchstaben mit den Namen derselben verzeichnet. Im Nordischen blieb diese Runenschrift länger in Gebrauch. Durch das Christenthum ward, wie so vieles andere Nationale, auch diese Schrift verdrängt, da sie, vielfach zu Wahrsagerei und Zauberei mißbraucht, den christlichen Aposteln ein Greuel sein mußte. An ihre Stelle trat bei den Gothen Ulfila's Schrift, welche derselbe mit Benutzung der Runenschrift auf der Grundlage der griechischen bildete, bei den anderen germanischen Stämmen das Lateinische, d. h. das christliche Alphabet. Mit dieser neuen Schrift kam auch das fremde Wort „schreiben" (lat. scribere) auf. Die lateinische Schrift verlor aber durch die schnörkelnde Hand der Mönche ihre ursprüngliche runde Gestalt, und so entstand unsere deutsche (sogenannte gothische) Schrift. Dieselbe ist daher keineswegs eine eigentlich deutsche, und doch hindert sie, wie Grimm behauptet, die Verbreitung unserer Literatur im Auslande. Derselbe Sprachforscher verdammt auch die großen Anfangsbuchstaben (Majuskeln) der Substantiva, die sich bekanntlich in griechischen und lateinischen Büchern, namentlich auch in deutschen Handschriften des Mittelalters und noch in den Drucken des 15., zum Theil des 16. Jahrhunderts nur im Beginn der Sätze und Reihen und bei Eigennamen angewendet finden, wobei sich aber Spuren ihres Gebrauchs bis ins 14. und 13. Jahrhundert hinauf bei Urkundenschreibern zeigen, denen geringere Sprachkunde beiwohnte, als den Abschreibern der Bücher. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts drang diese schwankende Anwendung der großen Buchstaben in unsere Drucke, und zwar gab man sie außer den Eigennamen erst den appellativen, allmählig den sächlichen u. abstrakten, endlich allen und jeden Substantiven. Dieser Mißbrauch nistete sich in jener Zeit fest ein, in welcher unsere Sprache und Literatur in tiefen Verfall geriethen. Grimm sagt daher nicht mit Unrecht: „Der Majuskel andere Ausdehnung (als auf den Anfang der Sätze und auf Eigennamen) einräumen, heißt die Würde der Sprache verletzen, welche der Schrift keinen Vorrang gestatten, sondern völlige Neutralität von ihr fordern darf." Daran knüpft derselbe noch folgendes schonungsloses Verdammungsurtheil: „Wer den Namen unseres Volks mit T schreibt, sündigt wider den Sprachgeist; wer die sogenannte deutsche Schrift braucht, schreibt barbarisch; wer große Buchstaben für den Anlaut der Substantive, schreibt pedantisch".

Deutsches Recht, der Inbegriff der Rechtsgrundsätze, welche in Deutschland entstanden und zur rechtlichen Geltung gelangt sind. Seine besondere Bedeutung hat der Ausdruck d. R. dadurch erhalten, daß in Deutschland vorzugsweise fremdes Recht, nämlich das römische und kanonische, gemeines Recht geworden sind. Unser gegenwärtig in Deutschland geltendes Recht beruht auf der Anerkennung von Rechten verschiedenen Ursprungs. Ein Theil desselben gründet sich auf fremde Rechtsquellen, nämlich die römischen u. kanonischen und die Rechtsbücher des longobardischen Lehenrechts; ein anderer Theil aber auf einheimische Rechtsquellen. Es bilden jedoch das römische und das deutsche Recht nicht zwei neben einander liegende Theile unseres Rechts, sondern beide durchdringen einander, wenn auch in wesentlich verschiedener Weise. Das deutsche Recht greift in das römische nur in der Art ein, daß es dasselbe in einzelnen Punkten modificirt; dagegen greift das römische Recht in alle

Theile des deutschen Rechts ein, als wesentliche Ergänzung desselben, weil der ganze Bau unseres Rechts, die Grundbegriffe desselben und allgemeinen Principien fast durchweg auf römischem Rechte beruhen. Es gibt keinen einzigen Theil unseres heutigen Rechts, der sich dem Einflusse des römischen Rechts ganz entzogen hätte. Doch haben wir viele Institute, welche rein deutschen Ursprungs sind und selbst unter der gewaltigen Macht des römischen Rechts doch ihren deutschrechtlichen Charakter bewahrt haben und tief in den sittlichen und socialen Verhältnissen wurzeln, so z. B. die ehelige Gütergemeinschaft, die Einkindschaft, den Leibzuchtsvertrag, die Lotterien, den Buchhändlervertrag, den Wechselvertrag, die Staatspapiere rc. Vielfach auch wurden römischrechtliche Institute nach der Rechtsanschauung der Deutschen umgebildet. Nach römischem Rechte blieb z. B. der Sohn in der Gewalt des Vaters, somit verpflichtungsunfähig und unselbstständig, bis er aus dieser Gewalt vom Vater förmlich entlassen wurde. Die deutsche Rechtsanschauung läßt aber in viel richtigerer Würdigung der moralischen und volkswirthschaftlichen Forderungen den Sohn schon durch Anlegung einer selbstständigen Wirthschaft, sowie die Tochter schon durch Heirath aus der väterlichen Gewalt treten. Und wie viel würdiger und den sittlichen Anforderungen der Ehe entsprechender ist unser deutsches eheliches Güterrecht in seinem Grundsatze der Gütervereinigung, als das römische Recht, nach welchem jeder Ehegatte ein in jeder Beziehung vom andern Gatten unberührtes, separirtes Vermögen hatte! Die Stellung der deutschen Hausfrau ist eine viel würdigere, edlere, als die des römischen Weibes, welches unter der unbedingten Botmäßigkeit des Mannes als Hausherrn stand. Das Recht nun, welches diese einheimischen Rechtsansichten u. Rechtsinstitute sanktionirte, ist das deutsche Recht. Dasselbe theilt sich, wie ein jedes Recht, in öffentliches, wohin außer dem eigentlichen Staatsrechte namentlich auch das Straf- u. Prozeßrecht gehören, in Kirchen- u. Privatrecht, welches letztere hinsichtlich seines Umfangs das bei weitem bedeutendste ist. Man unterscheidet ferner hinsichtlich aller dieser Zweige wieder zwischen gemeinem und partikulärem Recht. Die schon im Uranfange des deutschen Reichs bestandene große Zerstückelung, die spätere Kraftlosigkeit der Reichsgewalt u. der noch heute fortdauernde Partikularismus haben die Entstehung eines eigentlichen gemeinen deutschen Rechts fast unmöglich gemacht. Die Reichsgesetzgebung befaßte sich fast ausschließlich mit Gegenständen des öffentlichen und Polizeirechts, im Privatrechte dagegen ist es zu einer gemeinsamen Reichsgesetzgebung nicht gekommen. Im Kriminalrechte ist die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 die Hauptquelle bis in dieses Jahrhundert gewesen. Gleichwohl können wir von einem gemeinen deutschen Rechte sprechen. Es findet nämlich ein Unterschied zwischen dem Rechte eines Staats und dem Rechte seines Volks Statt. Dies ist dann der Fall, wenn, wie in Deutschland, die Gesammtheit der Stammesgenossen nicht zugleich äußerlich durch eine gemeinsame Regierung repräsentirt, sondern durch die Verschiedenheit der obrigkeitlichen Gewalten in Einzelstaaten geschieden wird. Findet sich dann, daß die Individualität des Volks trotz der staatlichen Zerstückelung noch in ihrem unmittelbaren Einfluß auf das Recht wirksam ist, so besteht also in rein materieller Beziehung eine gemeinrechtliche Autorität der Rechte der einzelnen Staaten, wenn auch ihr Charakter nur ein rein formeller ist, ebenso wie die formelle Trennung der deutschen Staaten die materielle Einheit des Volks nicht zu zerbrechen vermag. Die Geschichte des deutschen Rechts zeigt nun eine ununterbrochene Reihe organisch verbundener Entwickelungsmomente des Rechts als unmittelbaren Ausfluß des seine politischen und socialen Perioden durchlaufenden deutschen Volksgeistes, für den die Mehrheit der deutschen Staaten auch in dieser Hinsicht nicht eine Zerstörung, sondern nur eine eigenthümliche Form seines Daseins gibt. Die Uebereinstimmung des Grundtons so vieler partikulärer Schöpfungen ist nicht eine Zufälligkeit, sondern beruht auf ihrem Ursprunge aus dem Einen deutschen Volksgeiste; trotz der im Einzelnen Statt findenden unendlichen Verschiedenheit der deutschen Partikularrechte finden wir doch als deren Basis eine Summe von Rechtsprincipien, deren Entstehung ausschließlich dem produktiven Rechtsgefühl des Einen deutschen Volks zugeschrieben werden muß; alle die verschiedenen deutschen Partikularrechte stehen in ihren innersten Grundzügen im innigsten Zusammenhange und sind lediglich der lokale Ausdruck für die einheitlichen Bewegungen desselben allgemeinen deutschen Rechtsbewußtseins. Die hauptsächlichste Quelle des ältern deutschen Rechts bildet das Gewohnheitsrecht. Die Verkehrsverhältnisse waren damals noch so einfach, daß das Recht von Allen im Volke beherrscht werden konnte. Das Recht lag in Sitte u. Gewohnheit, entsprang aus den innersten Verhältnissen des Volks u. bildete sich durch die Gebräuche u. Ansichten des Volks fort; aus dem Volke gewählte Schöffen hatten in den öffentlichen Gerichten das Urtheil zu sprechen. Das Recht in den Städten, wo bei entwickelterem Verkehr weniger die Liegenschaften als die fahrende Habe vorherrschende Bedeutung hatten, mußte sich wieder anders gestalten, als das Recht auf dem Lande, das Recht der Ritter anders als das der Bauern. Als sich später die Staatsgewalt mehr ausbildete, gewann auch die gesetzgeberische Thätigkeit an Bedeutung; aber gerade auf dem Gebiete des Privatrechts konnte die Reichsgesetzgebung kein Arbeitsfeld gewinnen, weil bereits das schon durchgebildete römische Recht eingedrungen war, dann aber auch die deutschen Reichsstände aus Besorgniß für ihre Freiheiten und Machtstellungen einer einheitlichen reichsgesetzgeberischen Thätigkeit mit allen Mitteln entgegenwirkten. Wollen wir also das deutsche Recht kennen lernen, so müssen wir die einzelnen deutschen Rechtsinstitute und Rechtssätze in ihren ursprünglichen Quellen aufsuchen und den Gang ihrer Fortbildung verfolgen. Das Gemeinsame, welches wir so finden, die Vereinigungspunkte des deutschen Lebens, dies ist das gemeine deutsche Recht, und an solchen Punkten fehlt es nicht. Gewisse Grundansichten wurzelten als wahre Nationalansichten tief bei allen germanischen Völkerstämmen, und nach dem ewigen Gesetze der Natur erzeugen gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen. Das Christenthum hatte den germanischen Völkern neue Ideen der Humanität eingeimpft, Ideen, die dem römischen Rechte ganz fremd waren, eine Milde der Sitten, die sich

überall, in der Behandlung der Unfreien, in der Stellung des Weibes, in der Bestrafung des Feindes zeigte. Im Mittelalter ist der Feudalismus eins der wichtigsten Elemente gewesen. So entstanden neue Stände- u. Abhängigkeitsverhältnisse, in welchen die alte Volksfreiheit unterging, so bildete sich die Ansicht von der Realität der Rechte dahin aus, daß Rechte und Pflichten an den Besitz von Grundstücken geknüpft wurden, und daher rührten die zahllosen, besonders den Bauernstand drückenden Realabgaben und Lasten. Auch die Kreuzzüge übten auf die Ausbildung des deutschen Rechts, namentlich durch die Erweiterung der Macht des Adels, bedeutenden Einfluß aus. Ganz besonders aber hat das Städtewesen zur rascheren und freieren Entwickelung des deutschen Rechts beigetragen; neben dem bäuerlichen Rechte bildete sich nun ein Recht, welches eine freiere Verfügungsgewalt über das Vermögen zum Grundprincip hatte und so den Interessen des Verkehrs Rechnung trug.

Die ältesten Rechtsdenkmale in Deutschland sind die von den verschiedenen germanischen Volksstämmen bald nach der großen Völkerwanderung aufgezeichneten Volksrechte, so die Rechte der Saalfranken (salisches Gesetz), Uferfranken, Alemannen, Bayern, Sachsen, Thüringer, Friesen, Burgunder ꝛc. Später sind besonders die Kapitularien, d. i. königliche, unter Beirath geistlicher und weltlicher Großen ertheilte Gesetze, und die Schöffensprüche wichtig für die Erkenntniß des damaligen Rechts. Die bei weitem wichtigste Quelle des mittelalterlichen deutschen Rechts bilden aber die Rechtsbücher, das sind Privataufzeichnungen des Rechts, welche aber ihres großen Werths halber sogar gesetzliches Ansehen erhielten. Dahin gehören namentlich der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel, die Richtsteige, Stadtrechtsbücher ꝛc. Die Reichs- und Territoriallegislationen jener Zeit liefern für das Privatrecht nur unbedeutendes Material; die Reichsgesetze finden sich in den Kammergerichts- und Hofrathsordnungen, Reichspolizeiordnungen, Wahlkapitulationen, Reichsabschieden in der Notariatsordnung, im jüngsten Reichsabschied, in den Friedensschlüssen ꝛc. niedergelegt. Die Auflösung des deutschen Reichs hat im Allgemeinen das gemeine deutsche Recht unberührt gelassen, nur bezüglich der öffentlich-rechtlichen Reichsgesetze ist durch den zweiten Artikel der Rheinbundsakte eine Ausnahme statuirt worden. Das gemeine deutsche Recht hat also noch heuzutage, soweit nicht Landesrechte, wie z. B. das preußische Landrecht, das österreichische allgemeine Gesetzbuch ꝛc., entgegenstehen, unmittelbare Anwendbarkeit. Eine neue Quelle des gemeinen deutschen Rechts bilden die Beschlüsse des deutschen Bundes, deren formelle Anwendbarkeit jedoch, da der deutsche Bund ein völkerrechtlicher Verein, ein Staatenbund, nicht Bundesstaat ist, erst von dem Augenblicke ihrer Publikation in den einzelnen Ländern an beginnt.

Deutsches Reich, s. Deutschland.

Deutsche Union (Union der Zweiundzwanziger), eine von K. F. Bahrdt (s. d.) zu Halle durch anonyme Briefe in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Friedrichs II. Tode gestiftete Geheimverbindung in Deutschland, deren Zweck war, Aufklärung zu befördern und dem wieder erwachenden religiösen Fanatismus und Obskurantismus mit vereinter Kraft zu begegnen. Die Verbindung trat nie recht ins Leben und löste sich von selbst auf, als bekannt wurde, daß der damals schon tief gesunkene und verachtete Bahrdt ihr Urheber sei. Letzterer kam darüber in Untersuchung und auf die Festung. Vgl. Mehr Noten als Text, oder die d. U. der Zweiundzwanziger, Leipz. 1789.

Deutschgesinnte Genossenschaft, deutscher Dichterverein, gestiftet 1643 von Ph. von Zesen in Verbindung mit Theod. Petersen und Joh. Chr. von Liebenau. Sinnbild des Vereins war ein von Sonnenstrahlen beschienener Rosenstock und Sinnspruch: „Unter den Rosen ist liebliches Losen“. Die Gesellschaft erweiterte sich nach und nach in 4 Zünfte: die Rosenzunft enthielt 9 Tribus, jede zu 9 Mitgliedern; die Lilienzunft (seit 1669) 7 Tribus zu 7 Personen; die Nägeleinzunft 5 Tribus zu 5 Personen; die Rautenzunft bestand aus 144 Mitgliedern. Der Orden, dessen Zweck Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie war, dauerte bis in die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts fort, obwohl er seit Zesens Tode (1689) in Abnahme kam.

Deutschkatholiken, die Mitglieder der Religionsgesellschaft, welche sich 1844 von der römisch-katholischen Kirche getrennt und auf Grund neuer Glaubensbekenntnisse Gemeinden gegründet hat. Die nähere Veranlassung zu dieser Trennung innerhalb der katholischen Kirche gab die damals angeordnete Ausstellung des heiligen Rocks in Trier, die selbst unter den aufgeklärten Katholiken großen Anstoß erregte, das Signal aber ein Sendschreiben des katholischen Priesters Ronge an den Bischof Arnoldi von Trier (vom 1. Okt. 1844), das zuerst in den Sächsischen Vaterlandsblättern (15. Okt.) erschien, und worin jene Ausstellung ein den Aberglauben u. Fanatismus beförderndes Götzenfest genannt ward. Schon vorher war in Schneidemühl in der preußischen Provinz Posen eine förmliche Lossagung von der römischkatholischen Kirche erfolgt, indem der dortige Kaplan Czerski am 22. August mit einem Theil seiner Gemeinde aus jener ausgetreten war, was dann am 19. Oktober zur Gründung einer christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde führte. In einem bald darauf veröffentlichten Glaubensbekenntniß dieser neuen Gemeinde wurden folgende Lehren der katholischen Kirche als unbiblisch verworfen: daß der Kelch beim Abendmahl den Laien nicht gebühre; daß die Kirche lebendige und todte Geschöpfe Gottes heilig sprechen könne; daß der Mensch durch Anrufung der Heiligen die Gnade Gottes erlange; daß die Priesterschaft die Macht der Sündenvergebung besitze; daß Fasten verdienstlich sei; daß die Messe in lateinischer Sprache gelesen werden müsse; daß den Priestern der Cölibat obliege; daß die gemischten Ehen sündlich seien; daß der Papst der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. Das aufgestellte Glaubensbekenntniß stimmte im Uebrigen ganz mit dem alten nicänischen Symbolum überein, erklärte die heilige Schrift für „die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens“, behielt aber die römisch-katholischen Lehren von den 7 Sakramenten, vom Meßopfer und von der Transsubstantiation bei, verwarf dagegen nur die vom Fegfeuer, nicht aber auch das Gebet für das

Seelenheil der Verstorbenen, und erkannte endlich Christum als das alleinige Oberhaupt der Kirche und als seinen Stellvertreter den heiligen Geist an. Diese Vorgänge in Schneidemühl und der ronge'sche Brief blieben nicht ohne Nachwirkungen. Die Presse bemächtigte sich beider Ereignisse und eröffnete die lebhafteste Diskussion für u. wider dieselben. Ronge wurde der Held des Tages; von vielen Orten her huldigte man ihm mit Dankadressen und Ehrengeschenken, und die Maßregeln der katholischen Kirchenbehörden vermochten diese Begeisterung nicht zu hemmen. Vergeblich war es, daß der Propst Busse zu Schneidemühl die in seiner Gemeinde zuerst hervorgetretene Richtung verdammte, vergeblich, daß das breslauer Domkapitel Ronge vor das geistliche Gericht forderte und, als er nicht erschien, mit dem Kirchenbanne belegte (4. December). Es wurde damit der Bewegung nur Vorschub geleistet. In Schlesien, wo die Uebergriffe der Hierarchie schon längst Opposition erregt hatten, brach sich der Abfall vom römischen Katholicismus zuerst in weiteren Kreisen Bahn. Eine Versammlung von etwa 60 Katholiken, welche zu Breslau am 15. December gehalten wurde, um zu berathen, wie der Fortschritt der Bildung und des politischen Bewußtseins der Katholiken gegen die Angriffe, welche die liberale Partei von Seiten des damaligen Dompredigers Förster erfahren hatte, sicher gestellt werden könne, hatte kein anderes Resultat, als den Beitritt von 20 und einigen Katholiken zu einer Adresse an das Domkapitel, worin dasselbe um Belehrung darüber gebeten wurde, ob Diejenigen, welche dem Fortschritt in Politik und Wissenschaften huldigten, dadurch in einen Konflikt mit der katholischen Kirche und deren Glauben geriethen. In derselben Versammlung sprach aber Regenbrecht, Professor des kanonischen Rechts, unter Hinweisung auf die Erfolglosigkeit aller bisherigen Reformbestrebungen innerhalb der Kirche, seinen durch die förster'schen Angriffe gereiften Entschluß aus, aus der Kirche auszuscheiden. Noch an demselben Tag übersandte er dem Weihbischof und Kapitularverweser Latussek seinen Absagebrief. Dem Beispiel Regenbrechts folgten die übrigen Mitglieder jener Versammlung, indem sie unter dem 22. December eine ähnliche Erklärung an das Domkapitel eingaben, worin sie, gegen Ronge's Exkommunikation protestirend, offen bekannten, daß sie, wie alle gebildeten Katholiken, Ronge's Ansichten theilten, darauf eine Berathung und einen vorbereitenden Gottesdienst hielten, und es trat so (am 4. Februar 1845) die zweite christlich-apostolisch-katholische Gemeinde, welche gleich anfangs gegen 500 Mitglieder zählte, in der Hauptstadt Schlesiens ins Leben. Auch sie vereinigte sich am 9. Februar 1845 über gewisse „Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung" und nahm darauf den Namen einer deutschkatholischen Gemeinde an. Das breslauer Glaubensbekenntniß unterschied sich von dem schneidemühler durch eine mehr rationalistische Färbung. Es behauptete völlige Gewissensfreiheit, verwarf allen Glaubenszwang und forderte als wesentlich nur den Glauben „an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert, an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben u. seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst, und an das Walten des heiligen Geistes auf Erden, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben". Es nahm nur 2 Sakramente an, Taufe u. Abendmahl, das letztere, nach der Einsetzung Christi von der Gemeinde in beiden Gestalten zu empfangen, als Erinnerungsmahl an die Leiden und den Tod des Herrn; es verwarf die Ohrenbeichte und erkannte in Betreff der Bedingungen und Hindernisse der Ehe allein die Staatsgesetze als bindend an. Christus ward darin als der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen hingestellt, daher Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, Ablaß und Wallfahrt verworfen. Die breslauer Gemeinde zählte schon im Anfange des März 1845 1200 Mitglieder und wählte Ronge zu ihrem Seelsorger. Im Verlaufe des Monats Februar fand die Bewegung noch in anderen bedeutenden Städten Deutschlands Anklang. So in Berlin, wo die Absendung einer mit zahlreichen Unterschriften versehenen Adresse an Ronge die nähere Veranlassung zur Gründung einer deutschkatholischen Gemeinde gab. Das Glaubensbekenntniß, auf dessen Grund sich dieselbe später (3. März) konstituirte, hatte mit dem schneidemühler die Aufnahme des alten nicänischen Symbolums und überhaupt den orthodoxen Inhalt gemein; in manchen Stücken (Tradition, Ohrenbeichte, Verehrung der Heiligen ꝛc.) näherte es sich jedoch der römischkatholischen Lehre noch mehr als jenes, wie es auch ausführlichere Bestimmungen in Betreff der kirchlichen Verfassung gab. Um dieselbe Zeit, wie in Berlin, konstituirte sich auch in Leipzig (12. Februar) eine deutschkatholische Gemeinde, welche bis zur Entscheidung durch eine allgemeine deutsche Kirchenversammlung das breslauer Bekenntniß als das ihrige annahm und damit auf die Seite der rationalistischen Fraktion der neuen Kirchenbildung trat. Dem Beispiel Leipzigs folgte in kürzester Zeit Dresden. Die dortigen Reformfreunde traten am 15. Febr. zu einer deutschkatholischen Gemeinde zusammen und eigneten sich, ebenfalls unter Vorbehalt der Entscheidung durch ein allgemeines deutschkatholisches Koncil, das breslau-leipziger Bekenntniß an. Zu denselben Grundsätzen wie die dresdener bekannte sich die am 20. Februar zu Annaberg gegründete deutschkatholische Gemeinde. Im Westen Deutschlands war Elberfeld die erste Stadt, wo eine der Reform huldigende Gemeinde ins Leben trat, und zwar geschah Letzteres unter dem Namen einer christlich-katholisch-apostolischen (15. Febr.) u. unter Anschluß an das schneidemühler Bekenntniß in allen wesentlichen Punkten. Seit Ende Februar fand das Reformwerk in den Ausgangspunkten näheren und entfernteren Kreisen immer raschere Verbreitung. Deutschkatholische Gemeinden bildeten sich zunächst zu Offenbach, Worms und Wiesbaden. Schon vorher war zu Hildesheim eine christlichkatholische Gemeinde zusammengetreten, und zwar auf Grund des schneidemühler Bekenntnisses. Dasselbe geschah in Marienburg in Westpreußen. Die bei weitem größere Zahl der im Verlaufe des März sich bildenden neukatholischen Gemeinden nahm dagegen das breslauer Bekenntniß an: so in Chemnitz, Braunschweig, Glogau, Liegnitz, Freistadt, Oppeln, Schlawentzitz, Görlitz, Magdeburg, Dahlen u. Oschatz, ferner im

Anschluß an Breslau zu Landshut, im Anschluß an Magdeburg zu Genthin, Salzwedel u. Nauenburg, im Anschluß an Chemnitz zu Penig und Zschopau. Der berliner Gemeinde u. deren Glaubensbekenntnisse schlossen sich an die zu Potsdam, Nauen und Friesack. Mit Zugrundlegung des apostolischen Symbolums, aber in Bezug auf Kultus und Verfassung in Uebereinstimmung mit den Anordnungen der breslauer Schwesterkirche, vereinigte sich um dieselbe Zeit im Kreise Hamm in Westphalen eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde.

So weit hatte sich die Bewegung verbreitet, als von Leipzig und Berlin aus der Aufruf erging, zu größerer Einigung eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten. Dieselbe wurde auf den 23. März in Leipzig anberaumt und von den neukatholischen Gemeinden zu Annaberg, Berlin, Braunschweig, Breslau, Chemnitz, Dahlen-Oschatz, Dresden, Elberfeld, Glogau, Hildesheim, Leipzig, Liegnitz, Magdeburg, Offenbach und Schneidemühl beschickt. Entferntere Gemeinden, wie die im Kreise Hamm u. zu Worms, hatten im Voraus ihre Zustimmung zu den zu fassenden Beschlüssen gegeben. In 5 Sitzungen (23.—26. März) vereinigte man sich über folgende „allgemeine Grundsätze u. Bestimmungen der deutschkatholischen Kirche“: Die Grundlage des christlichen *Glaubens* soll einzig und allein die heilige Schrift sein, deren Auffassung und Auslegung der von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist. Als allgemeiner Inhalt der deutschkatholischen Glaubenslehren wird aufgestellt der Glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit u. Liebe regiert; der Glaube an Jesum Christum, den Heiland; der Glaube an den heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Verworfen werden der Primat des Papstes und die Hierarchie; ferner die Ohrenbeichte, der Cölibat, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung von Reliquien und Bildern, der Ablaß, gebotenes Fasten, Wallfahrten ꝛc. Anerkannt als Sakramente werden nur Taufe und Abendmahl, jedoch die einzelnen Gemeinden in der Beibehaltung christlicher Gebräuche nicht beschränkt. Das Abendmahl wird von der Gemeinde der Einsetzung Christi gemäß unter beiden Gestalten empfangen. Die Ehe gilt als eine heilig zu haltende Einrichtung; die kirchliche Einsegnung derselben wird beibehalten; Bedingungen und Beschränkungen derselben sind nur die in den Staatsgesetzen gegebenen. Erste Pflicht des Christen ist, den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen. Der *Gottesdienst* besteht wesentlich aus Belehrung und Erbauung; seine äußere Form soll sich stets nach dem Bedürfnisse der Zeit und des Orts richten. Die Liturgie wird nach den Einrichtungen der Apostel und der ersten Christen, den jetzigen Zeitbedürfnissen gemäß, geordnet. Die Theilnahme der Gemeindeglieder u. die Wechselwirkung zwischen ihnen und den Geistlichen wird als wesentliches Erforderniß angesehen. Der Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst wird abgeschafft. Die *Gemeindeverfassung* schließt sich den Einrichtungen der Apostel u. ersten Christen (Presbyterialverfassung) an, kann jedoch abgeändert werden, wenn die Zeitbedürfnisse es fordern. Die Aufnahme in die Gemeinde findet nach erfolgter Willenserklärung des Beitritts und Ablegung des von der Gemeinde angenommenen Glaubensbekenntnisses Statt. Die Gemeinde gebraucht ihr altes Recht, sich ihre Geistlichen u. ihren Vorstand frei zu wählen. Wahlfähig zum Amte eines Geistlichen sind nur Theologen, die sich durch Zeugnisse über ihre Kenntnisse und ihren Lebenswandel ausweisen können. Den Geistlichen steht die Verwaltung der geistlichen Verrichtungen, den Aeltesten mit dem aus ihrer Mitte auf ein Jahr von ihnen selbst gewählten Vorstande die Verwaltung aller übrigen Gemeindeangelegenheiten zu. Der Geistliche ist dabei Mitglied des Kollegiums der Aeltesten. Die allgemeinen Kirchenversammlungen bezwecken die Erhaltung der Einheit des kirchlichen Lebens, soweit diese Einheit die Gewissensfreiheit des Einzelnen in der Gemeinde und der Gemeinden selbst nicht beschränkt, und sollen aus den Abgeordneten der einzelnen deutschkatholischen Gemeinden bestehen, bei deren Wahl die letztern unbeschränkt sind. Die Beschlüsse derselben sind als Vorschläge zu betrachten und erlangen nur dann allgemeine Gültigkeit, wenn sie den sämmtlichen einzelnen Gemeinden Deutschlands zur Berathung u. Beschlußfassung vorgelegt und von der Mehrzahl derselben angenommen worden sind. Aus diesen leipziger Beschlüssen ist ersichtlich, daß die rationalistische Richtung als die bei weitem stärker und energischer vertretene über die orthodoxe den Sieg davongetragen hatte. In Preußen brach sich darnach der Deutschkatholicismus am raschesten Bahn. In allen Provinzen der Monarchie bildeten sich neukatholische Gemeinden, aber bei weitem die zahlreichsten Anhänger fand die werdende freie Kirche in Schlesien. Um Mitte Juni berechnete man hier die Zahl der D. schon auf 40—50,000. Weniger Anklang fand die Reformsache in Posen; auch in der Provinz Preußen beschränkte sich die deutschkatholische Bewegung auf wenige Städte, Thorn, Königsberg, Danzig, Marienwerder u. einige andere. Deutschkatholische Gemeinden entstanden ferner in den Provinzen Pommern (Stettin), Brandenburg (Frankfurt a. d. O., Spandau), Sachsen (Halberstadt, Erfurt), Westphalen (Dortmund, Höxter, Iserlohn ꝛc.) und in der Rheinprovinz (Köln, Wesel, Saarbrück, Saarlouis, Krefeld ꝛc.). Im Königreich Sachsen bildeten sich außer den obengenannten besonders zu Plauen, Bautzen, Strehla und Glauchau Gemeinden. In Hannover blieb die hildesheimer die einzige. In Braunschweig beschränkte sich wegen der geringen Anzahl der dortigen Katholiken die Theilnahme auf die Hauptstadt des Landes; in Mecklenburg aus demselben Grunde auf Wismar und Ludwigslust und in Anhalt auf Zerbst. In Bremen und Hamburg weckte die deutschkatholische Sache bei vielen der dortigen Katholiken wenigstens starke Sympathien; in Frankfurt a. M. aber rief sie eine förmliche Gemeindebildung hervor. Im Großherzogthum Hessen reihten sich den obengenannten Gemeinden zu Offenbach und Worms bald andere zu Bingen, Alzey, Darmstadt und Gießen an. In Kurhessen wurden bloß die Gemeinden zu Fulda u. Hanau genannt; in Nassau außer der oben erwähnten wiesbadener die zu Kaub, Hachenburg und Idstein. In Würtemberg traten die Reformfreunde zu Stuttgart, Biberach u. Ulm, in Baden zu Karlsruhe und Freiburg zu Gemeinden zusammen. In

Bayern wurde ein Versuch dazu in Neustadt a. d. Haard gemacht, aber von Seiten der Regierung mit Gewalt gehindert. Zu gleich strengen Maßregeln griff die österreichische Regierung, um die ihr mißfällige Bewegung von ihren Grenzen entfernt zu halten; auch wurde hier zuerst der Name D. amtlich verboten und mit dem von Dissidenten vertauscht.

Das Verhältniß, in welches sich die Staatsgewalten in den einzelnen von der deutschkatholischen Bewegung getroffenen Gebieten zu derselben stellten, war im Allgemeinen ein schwankendes, unsicheres, hier mehr, dort weniger ungünstig. Im Königreich Sachsen erging von Seiten des Kultministeriums unter dem 26. März eine Verordnung, wonach die D. hinsichtlich der bei ihnen vorkommenden seelsorgerlichen Handlungen mit Ausschluß der Beichte und des Abendmahls bis auf Weiteres an den betreffenden protestantischen Orts- oder Bezirksgeistlichen gewiesen wurden. Aehnlich lauteten die preußischen Verordnungen. Nach einem königlichen Reskript vom 17. Mai 1845 sollte über die Frage, ob die Dissidenten vom Staate als eine geduldete Religionsgesellschaft anzuerkennen seien, noch nicht entschieden werden, doch sollten sie, so lange sie nicht die Rechte anderer anerkannten Religionsparteien verletzten, nicht gestört werden. Der Mitgebrauch evangelischer Kirchen ward ihnen verweigert, wie ihre Prediger auch nicht für Geistliche geachtet werden u. deren Amtshandlungen keine bürgerliche Gültigkeit besitzen sollten. Ein Strafverbot gegen die Verrichtung geistlicher Amtshandlungen von Seiten der Dissidentengeistlichen ward zwar nicht erlassen, doch sollte von Staatswegen dafür gesorgt werden, daß den in Beziehung auf die bürgerlichen Rechtsverhältnisse zu besorgenden Nachtheilen vorgebeugt werde. Namentlich sollte die Trauung durch einen Geistlichen der Dissidenten eine gültige Ehe nicht begründen. Auch in den übrigen Staaten war man weit davon entfernt, die deutschkatholische Reform irgendwie zu begünstigen, sondern man bewilligte ihren Anhängern überall nur eine höchst beschränkte Duldung. In Bayern ward der Gebrauch des Namens „christ- oder deutschkatholisch“ in öffentlichen Blättern streng verpönt. In Oesterreich wurden die deutschkatholischen Gemeinden geradezu als gesetzwidrige Vereine bezeichnet u. ihnen das Recht zum freien Aufenthalt im Staate entzogen. Uebrigens wurde trotz der entschiedenen Abneigung, welche die Regierungsgewalten der deutschkatholischen Bewegung gegenüber bewiesen, diese so wenig gehemmt, daß sie vielmehr immer weitere Verbreitung fand. Ende August 1845 bestanden im Ganzen 173 Gemeinden; davon kamen auf Preußen allein 118, nämlich auf die Provinz Preußen 9, auf Posen 14, auf Schlesien 53, auf Brandenburg 7, auf Sachsen 9, auf Pommern 1, auf Niederrhein 13, auf Westphalen 12. Die übrigen kamen: auf Kursachsen 22, auf Mecklenburg 7, auf Braunschweig 1, auf beide Hessen 15, auf Nassau 2, auf Baden 3, auf Würtemberg 2, auf Frankfurt a. M. 1, auf Bremen 1, auf Lübeck 1. Was die innere Fortentwickelung der neuen Kirche seit dem leipziger Koncil anlangt, so wurden mehre Provinzialsynoden gehalten, besonders zu Stuttgart u. zu Breslau (15. u. 16. Aug. 1845), auf denen man die leipziger Beschlüsse in Betreff der Gemeindeverfassung, des Predigtamtes, des Instituts der Aeltesten, des Gemeindevorstandes, der Kreisvereine und der Synoden zu vervollständigen suchte.

Weit mehr Eintrag, als hemmende Regierungsmaßregeln und die Angriffe, welche von der streng römischen Partei auf die sich bildende Kirche gemacht wurden, that dieser die in ihrem eigenen Schooße immer mehr hervortretende Differenz. Bereits auf dem leipziger Koncil hatte Czerski gegen das dort aufgestellte Bekenntniß mehrfache Bedenken erhoben, zuletzt zwar noch seine Zustimmung zu den Beschlüssen erklärt, aber später in einem Rundschreiben an sämmtliche christkatholische Gemeinden sich sehr entschieden gegen Diejenigen ausgesprochen, welche die Gottheit Christi leugneten. Er hatte zugleich ein von ihm aufgestelltes neues Glaubensbekenntniß (neues schneidemühler Bekenntniß) den gläubigen christkatholischen Gemeinden zur Annahme empfohlen. Vergebens bemühte sich der Vorstand der leipziger Gemeinde, die drohende Spaltung durch ein zur Einigkeit ermahnendes Sendschreiben auszugleichen; der Zwist verbreitete sich auch in andere Gemeinden, und in Berlin hatte sich schon früher eine sogenannte Protestgemeinde gebildet. Verschiedene Versuche zur Ausgleichung dieser Differenzen führten zu keinem befriedigenden Resultat. Die Gemeinden, welche die positive Richtung Czerski's theilten, hielten den 22.—24. Juli 1846 eine Versammlung zu Schneidemühl und stellten daselbst ein biblisches Glaubensbekenntniß auf, welches aber trotz seines entschieden positiven Charakters der berliner Protestpartei noch immer zu freisinnig war und deshalb von ihr nicht angenommen wurde. Zu diesen den Glauben betreffenden Differenzen kamen noch anderweite Streitigkeiten, welche sich im Schooße einzelner Gemeinden entspannen, namentlich in Breslau, wo sich Ronge mit Theiner, welcher gleich anfangs den Glaubensansichten und lärmenden Triumphreisen jenes abgeneigt gewesen war, verfeindete u. in Folge davon bei einem großen Theil der dortigen Gemeinde seine Popularität verlor. Aehnliche Zwistigkeiten entstanden in der berliner Gemeinde, dann auch in Stettin, Frankfurt, Stuttgart und noch an andern Orten. Alles dies konnte natürlich dem Fortgang der deutschkatholischen Sache, welche überdies von den Regierungen fortwährend mit großer Ungunst behandelt wurde, nur von großem Nachtheil sein, und der rasche Aufschwung, den die neue Kirche 1845 und zum Theil noch 1846 genommen hatte, gerieth 1847 ins Stocken. Die inneren Mängel und Schäden derselben traten noch sichtbarer auf dem zweiten Hauptkoncil hervor, welches den 25. Mai 1847 70 Abgeordnete von 142 selbstständigen Gemeinden in Berlin abhielten. Die Strenggläubigen verlangten hier die Annahme eines geschichtlich ehrwürdigen und kirchlich wie staatlich anerkannten Bekenntnisses und sagten sich, als diesem Verlangen keine Folge gegeben ward, von der neuen Kirche entweder ganz los, oder gehörten ihr doch ferner nur noch dem Namen nach an.

Die politische Bewegung von 1848 schien dem Deutschkatholicismus anfangs einen neuen Aufschwung geben zu wollen; die deutschen Grundrechte verkündeten unbeschränkte Religions- und Glaubensfreiheit; die die neue Kirche betreffende Gesetzgebung ward gemildert, und Oesterreich und

Bayern, welche sie von ihren Grenzen möglichst fern gehalten hatten, öffneten ihr jetzt dieselben. Im August 1848 konstituirte sich in Wien eine deutschkatholische Gemeinde, mit welcher aber der damals in der Kaiserstadt herrschende Arbeiterstand gerade am wenigsten sympathisirte. In München wirkten der Professor Kreuzer und der ehemalige katholische Priester Dumhof im September 1848 mit Erfolg zu Gunsten des Deutschkatholicismus. An andern Orten nahm Ronge seine apostolische Thätigkeit wieder auf; aber die Zeit seiner glänzenden Triumphe, bei welchen sich die Einwohnerschaften ansehnlicher Städte mit Enthusiasmus betheiligt hatten, war vorüber. In vielen sonst befreundeten Kreisen erregte sein politisches Treiben Anstoß; von Leipzig und Darmstadt aus erfolgten offene Erklärungen, daß die deutschkatholische Sache mit Ronge's und seiner Genossen social-politischen Umtrieben nichts gemein habe, und die Vorstände der christkatholischen Gemeinde in Posen und der Umgegend veröffentlichten 1849 einen Protest, worin sie sich gegen Dowiat und andere deutschkatholische Prediger, welche die neue Kirchengemeinschaft zu einem politischen Klub herabwürdigten und in demselben die Realisirung der sogenannten social-demokratischen Republik anstrebten, sowie überhaupt gegen alle atheistischen, kommunistischen und anarchischen Elemente und Bestrebungen, welche sich in ihre rein kirchliche Gemeinschaft verrätherisch eingedrängt hätten, mit großer Entschiedenheit aussprachen. Durch den 1849 erfolgten Umschwung der politischen Angelegenheiten in Deutschland gestaltete sich auch die Lage der D. wieder ungünstiger. In Oesterreich wurde 1849 die alte, in Folge der Revolution aufgehobene Verordnung von 1846, wonach die deutschkatholischen Gemeinden als zur Kategorie der verbotenen Gesellschaften gehörig angesehen werden sollten, wieder in Geltung gesetzt; in Bayern, wo sie sich besonders im nördlichen Franken sehr ausgebreitet hatten, wurde ihnen 1850 die freie Religionsübung, die man ihnen in den Zeiten der politischen Bewegung gestattet, wieder entzogen und ihnen nur unter der Bedingung eine beschränkte Duldung gewährt, daß sie ihre religiösen Grundsätze zur Prüfung vorlegten, bestimmte Prediger anstellten und den Austritt aus ihrer bisherigen Kirche dem betreffenden Pfarrer anzeigten. Auch wo von Seiten der Staatsregierungen nicht hemmend eingegriffen wurde, legte sich die anfängliche Begeisterung für den Deutschkatholicismus bald; an manchen Orten lösten sich die Gemeinden auf, an anderen erfolgten Rücktritte zur katholischen Kirche, an noch anderen, z. B. in Dresden, traten die angesehensten Mitglieder der neuen Kirche zur protestantischen über. In Breslau trat mit dem Professor Regenbrecht eine gewichtige Auktorität ab. Ronge aber, der sich durch seine Theilnahme an den social-demokratischen Bewegungen und Umtrieben kompromittirt hatte, sah sich genöthigt, mit seinen Parteigenossen Deutschland zu verlassen, und wandte sich nach Frankreich und von da nach England. Die meisten der fortbestehenden deutschkatholischen Gemeinden gaben ihre Sympathien mit den seit 1848 zahlreicher gewordenen freien Gemeinden immer unverhohlener kund, und auf einer Versammlung zu Darmstadt, den 20. Februar 1850, an der 20—30 Abgeordnete aus dem südwestlichen Deutschland Theil nahmen, wurde der Wunsch nach voller Vereinigung mit den freien Gemeinden von der größten Mehrheit ausgesprochen. Um dieselbe wirklich durchzuführen, trat der Vorort der freien Gemeinden mit dem Centralvorstand und der Verfassungskommission der D. zu einer Berathung zusammen, in Folge deren beschlossen wurde, das für 1850 nach Frankfurt a. M. bestimmte deutschkatholische Koncil nach Leipzig zu verlegen und gleichzeitig die Abgeordneten der freien Gemeinden zu einer außerordentlichen Sitzung dahin einzuladen. Dieses Koncil, das zweite leipziger, trat den 22. Mai 1850 zusammen, mußte aber wegen polizeilicher Ausweisung einzelner Mitglieder nach Köthen verlegt werden, und hier war es, wo nach längeren Debatten ein Bund verabredet wurde, welcher den Namen „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" führen sollte, u. durch den die bisher hervorgetretenen Verschiedenheiten der einzelnen Gemeinden zwar nicht aufgehoben, vielmehr Name und Selbstständigkeit derselben gewahrt, dagegen die Einheit in den Grundsätzen ausgesprochen wurde. Zugleich wurde ein aus Mitgliedern der D. und der freien Gemeinden gebildeter Vollziehungsausschuß niedergesetzt, der bis zu der alle drei Jahre wiederkehrenden Tagsatzung das Direktorium führen sollte. Die bis zum 1. August 1850 eingegangenen Erklärungen der Gemeinden über die projektirte Vereinigung lauteten theils unbedingt, theils unter gewissen Vorbehalten bejahend. Die nächste, auf 1852 anberaumte Tagsatzung kam nicht zu Stande. In der neueren Zeit hat sich die öffentliche Meinung in Bezug auf den Deutschkatholicismus immer entschiedener dahin ausgesprochen, daß er die Hoffnungen, die sich an sein Entstehen knüpften, durchaus nicht erfüllt hat. Anstatt im Gegensatz gegen die römischkatholischen Dogmen eine besondere Gestaltung des Christenthums anzustreben, hat er sich mehr und mehr von dem positiven Inhalt des letzteren losgesagt und über der Erstrebung einer sogenannten freien und allgemeinen christlichen Kirche seinen anfänglichen Zweck einer Reinigung des Katholicismus ganz außer Augen verloren. Die meisten deutschkatholischen Gemeinden haben sich nach und nach wieder aufgelöst, die zu Schneidemühl 1857, u. nur wenige fristen noch ein ziemlich unbeachtetes Dasein. Vgl. Wigard und Blum, Aktenmäßige Darstellungen des leipziger und berliner Koncils; Eduin Bauer, Geschichte der Gründung und Fortbildung der deutschkatholischen Kirche, Meißen 1845; Lampadius, Die deutschkatholische Bewegung, Leipzig 1846; Kampe, Geschichte der religiösen Bewegungen der neueren Zeit, das. 1856, Bd. 3.

Deutschkrone (Arents-Krone, polnisch Walcz), Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Marienwerder, zwischen zwei fischreichen Seen, hat ein Progymnasium, eine Synagoge, Tuchmacherei, Färberei, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Fischerei, Getreidehandel und 4970 Einw.

Deutschland (Allemagne, Germany), das im Herzen Europa's, zwischen den vorherrschend slavischen Ländern des Ostens und den romanischen des Westens und Südens liegende und nur im Norden an das stammverwandte skandinavische Dänemark grenzende Land. Es gab eine Zeit, in der alles

Land von der Rhone bis jenseits der Weichsel dem deutschen König lehnspflichtig war, in der er als römischer Kaiser seine Hand selbst über Italien streckte. Von der Lehenspflichtigkeit Polens blieb D. wenigstens der Besitz Schlesiens, von der Dänemarks sollte ihm wenigstens Holstein bleiben; aber alles romanische Land im Westen (Lothringen und Arelat) und selbst Landschaften mit überwiegend deutscher Bevölkerung, wie Elsaß und Lothringen, ist im Laufe der Zeit an Frankreich verloren gegangen; andere, wie die Schweiz und Holland, hat der westphälische Friede vollends von dem losen Reichsverband abgelöst. Den letzten Rest, der von den westlichen deutschromanischen Besitzungen bis zu den französischen Revolutionskriegen noch zum Reich gerechnet worden war, Belgien, den burgundischen Kreis, vergab der wiener Kongreß an Holland. Für die Verluste im Westen hat D. theilweisen Ersatz im Osten erhalten, wo es mit seiner Herrschaft über die Slaven, die einst bis zur Elbe und thüringischen Saale und nach Oberfranken hineinreichten, auch seine Sprache ausbreitete. In seinem gegenwärtigen Umfang als Gebiet der *deutschen Bundesstaaten* reicht D. vom westlichsten Punkte der preußischen Rheinprovinz unter 23° 24′ bis zum östlichen Ende der Provinz Pommern unter 37° 30′ östl. L. in einer Ausdehnung von cirka 148 Meilen und vom südlichsten Punkte in Istrien unter etwa 45° nördl. Br. bis zum erwähnten östlichen Ende Pommerns unter etwa 55° nördl. Br. in einer Ausdehnung von 155 Meilen. Im Osten grenzt D. an die preußischen Provinzen Preußen und Posen, an Polen, Galizien, Ungarn, Kroatien, im Süden an das adriatische Meer, an Venetien, das Königreich Italien und die Schweiz, im Westen an Frankreich, Belgien und Holland, im Norden an die Nordsee, das Herzogthum Schleswig und die Ostsee. Der Flächeninhalt beträgt 11,460 □M.; auch in seinen gegenwärtig engeren Grenzen steht es unter den europäischen Ländern nur Rußland an Umfang nach u. übertrifft Frankreich um 1600 □M.

Bodenbeschaffenheit. Die Oberfläche D.s zeigt eine Mannichfaltigkeit, wie wir sie kaum irgendwo auf der ganzen Erdoberfläche wieder auf solchem Raume neben einander finden: Gebirge von den verschiedensten Höhen, dem verschiedensten Baue u. der mannichfaltigsten inneren Zusammensetzung, vom eisigen Hochgebirge bis zu den niedrigsten Hügelzügen, einfache Kettengebirge u. Kettensysteme, plateauförmig ausgebreitete Gebirge, halbgiebelähnlich aufgerichtete Gebirgswälle, über einer erhabenen Basis aufsteigende Reihen und Gruppen isolirter Rücken und Einzelgipfel. Ebenso verschieden ist die Höhe und Form der Ebenen, der dem Meere abgerungenen horizontalen Marschebenen der Nordsee, der großen Stromthäler und wellenförmigen Tiefebenen, der geschlossenen, nur von Flüssen durchfurchten Hochebenen und der Plateaux, die, durch tiefe Thäler zerschnitten, zu Berg- und Hügelland geworden sind, der rings von Bergen umwallten Binnen- und der offenen Ebenen, die bis zur Küste reichen. Diese Mannichfaltigkeit der Oberflächenformen des Landes ist Hauptgrund der hohen Entwickelung, die der menschliche Geist auf deutschem Boden erreicht hat, aber auch der Grund jener innern Stammeszerklüftung, an der, man kann sagen, seit den Zeiten Friedrich Barbarossa's alle Versuche zur Einheit, ja selbst nur zu dauernder Eintracht in D. gescheitert sind. Nur das alte Hellas bietet uns in der Geschichte und Natur ähnliche Verhältnisse dar. Den Süden D.s durchzieht seiner ganzen Breite nach Hochgebirge des *Alpensystems*, zwischen dessen im Osten divergirende Ketten das Tiefland Ungarns in breiten Buchten und schmäleren Kanälen tief hereinreicht. Das Kalkplateau des Karstes schließt sich im Südosten daran an und reicht bis zu den Gestaden des adriatischen Meeres. Zwischen den Alpen und dem Gürtel von Berg- u. Gebirgslandschaften des mittleren D.s, welcher ein Theil des großen *Mittelgebirgsbogens* ist, der die Alpen koncentrisch im Norden umgibt, zieht vom Bodensee bis Wien durch Oberschwaben, Bayern, Oesterreich die große *süddeutsche Hochebene* u. trennt Alpen- u. Mittelgebirgsland, die sich an ihren äußersten Enden einander nähern. Die westliche Fortsetzung des *großen sarmatischen Tieflandes* trennt die mannichfach in dieses eingreifenden Gebirge des mittlern D.s von den Gestaden der Nord- u. Ostsee. So mannichfach gegliedert die äußern Formen des Bodens sind, so gegliedert ist dieser auch in seiner inneren geognostischen Zusammensetzung. Eigentliches Urgebirge, alte Lagergranite und Granulite, verbunden mit krystallinischen Schiefern, Gneis, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, körnigen Kalken, Serpentinen u. a. Gesteinen, besitzt eine große Ausdehnung und tritt als Kern vieler deutscher Gebirge auf. Größeren Antheil an der Zusammensetzung des deutschen Bodens nehmen die versteinerungführenden Gebirgsformationen, zunächst die *paläozoischen*, und zwar die ältesten derartigen Ablagerungen des *silurischen* und *devonischen Uebergangsgebirgs* mit ihren vorherrschenden Grauwacken, Quarziten, Thonschiefern, ihren untergeordneten Kalken; dann die des *Steinkohlengebirgs* mit seinen Grauwacken, Kieselschiefern, Sandsteinen, Schieferthonen, seltenen Kalken und den wichtigen Steinkohlenflötzen, und die des *permischen Systems* mit den Konglomeraten, Sandsteinen, Schieferthonen des *Rothliegenden*, dem bituminösen Kupferschiefer u. den vorherrschend kalkigen u. dolomitischen Gesteinen des erz- u. salzreichen *Zechsteingebirgs*. Aus der *mesozoischen*, der mittleren Flötzzeit treten auf die *Trias*, aus *buntem Sandstein*, *Muschelkalk* u. *Keuper* bestehend, von denen letzterer außerhalb der Alpen eine gypsreiche Formation bunter Mergel, Thone und Sandsteine, mit untergeordneten dolomitischen festen Bänken ist, im System der Alpen dagegen eine mächtige Folge von Kalksteinen u. Dolomiten; dann die reichgegliederten, versteinerungreichen *Juragebirge* mit ihrer vorherrschend aus Mergeln, Kalksteinen u. untergeordneten Sandsteinen zusammengesetzten Lagerfolge, und die *Kreide* mit ausgedehnten Sandsteinen (Quadersandstein), Mergeln und Kalksteinen, im Norden selbst mit Schreibkreide. Der *känozoischen Zeit*, in welcher Thier- und Pflanzenwelt sich immer mehr denen der Jetztwelt anschließen, gehören die verschiedenen *tertiären* Formationen, von dem ältesten Eocän, durch Oligocän, Miocän ꝛc. bis zu dem Schwemmlande des sogenannten *Diluviums* an, welche uns zuletzt zu den *Alluvionen* der Jetztzeit herüberführen. Dazu gesellen sich die Eruptivbildungen der langen Zeiträume, in denen die Ablagerung der

versteinerungführenden Bildungen Statt fand, die Grünsteine, Granite, Syenite, Porphyre, Serpentine der paläozoischen Zeit; die Porphyre der mesozoischen; die Trachyte, Klingsteine, Dolerite und Basalte der tertiären, Vulkane einer neueren, aber immerhin noch vorhistorischen Zeit. Den äußersten Süden und Südwesten (Triest, Ostkrain, Istrien) bildet der Karst mit seinen ausgedehnten kahlen, aus Kreide und Nummulitenkalk gebildeten Hochebenen, seinen unvollkommenen Thalbildungen, seinen Höhlen, seinen verschwindenden Flüssen, mit einer mittleren Höhe von 1400—2000 Fuß über dem Meere, üb r welche sich nur einzelne Höhenzüge u. Gipfel über 3000 Fuß, ein einziger, der Schneeberg, bis über 5000 F. erheben. Die ältere Geographie rechnete dies Plateau, dem jede Spur alpiner Natur fehlt, zu den julischen Alpen. Von den Alpen (s. d.) gehören ein Theil der Mittel- u. die ganzen Ostalpen zu D. In der Mittelzone erreichen nur die ötzthaler, tyroler und salzburger Alpen bis zu der Grenze Steiermarks die Höhe der Hochalpen; der Orteler, die Oetzthaler- u. Zillerthalerferner u. die Kette der hohen Tauern sind die großartigsten, auf ihren hohen Rücken und Gipfeln von ewigem Schnee eingehüllten, in ihren obersten Thälern von Gletschern erfüllten Alpenreviere D.s. In jenen liegen das großartig ernste Oetzthal u. das liebliche Zillerthal, an der Nordseite der letztern Gastein, an ihrer Südseite das herrliche Heiligenblut. In dieser Osthälfte der Mittelalpen liegen D.s höchste Gipfel, der Orteler 12,006 Fuß, die Hochwildspitz des Oetzthals 11,500 Fuß, der große Venediger 11,300 Fuß und der Großglockner in der Tauernkette 10,500 Fuß hoch. Oestlich ist die bis zum Sömmering reichende Mittelzone Waldgebirg. Von der südlichen Nebenzone gehören zu D. die ebenso durch ihre malerischen Gebirgsformationen, den Gegensatz der weißen Dolomitfelsen zu ihrer mit üppiger Vegetation bedeckten Basis, aus welcher der schwarze Melaphyr hervorsieht, wie durch das geognostische Interesse, das sie gewähren, wichtigen Südtyroleralpen mit dem für Mineralogen und Geognosten klassischen Fassathal u. der vielbesuchten Seißeralp, einem der schönsten Punkte im ganzen Alpengebiet, im Norden von Botzen. Von dem Höllensteinpaß bilden bei Tarvis die karnischen Alpen die Grenze gegen Italien; dann erhebt sich noch einmal in Oberkrain das Gebirge zu Hochalpenhöhe in den julischen Alpen mit dem 9056 Fuß hohen Terglou, und zwischen Sau und Drau in den Steineralpen zu 7500 F., mit dem prachtvollen Felscircus des Logarthales, im Westen von Cilli. Oestlich von letzteren folgt das freundliche, geognostisch interessante Bergland von Untersteiermark, in seinen niederen Parallelzügen den Bau der Ostalpen theilend, aber nicht ihre Höhe, die in keinem Punkte 4000 Fuß erreicht. Die Kalkalpen der nördlichen Nebenzone richten nach innen u. außen schroffe Felsgehänge. Von Arlberg bis Oesterreich trennen sie auf lange Strecken breite Längenthäler von der Mittelzone, die mit ihren krystallinischen Gebirgen im Westen und Osten dicht an die Kalkalpen herantritt, während sich von Innsbruck bis Steiermark das erzreiche Uebergangsgebirge zu einer breiten Zone ausweitet, über deren grüne Höhen nur einzelne weiße schroffe Kalkgipfel, im Osten die ausgedehnten radstädter Tauern emporragen. Die hohe Salve mit dem großartigen Blick in die Gletscherwelt des südlichen Pinzgaues und auf die steile weiße Gebirgsmauer der Kalkalpen im Norden gehört dieser Zone an. Für das deutsche Kalkalpengebirge sind die zahlreichen, zum Theil ausgedehnten, in steilen weißen Felswänden abstürzenden, auf den Höhen wilddurchfurchten Felsplateaux charakteristisch. Waldige Vorhöhen trennen die Kalkalpen im Norden von der süddeutschen Hochebene. Zur nördlichen Nebenzone gehören der freundliche Bregenzerwald, dessen nördlichster Ausläufer der Gebhardsberg über Bregenz mit seinem weiten Blick über See, Hochebene und tief in die Gebirge der Schweiz ist; die Alpen des Algau's, deren nördlichster Vorposten der aussichtsreiche Grünberg bei Sonthofen ist; die oberbayerischen und berchtesgadener Alpen mit den beiden Glanzpunkten Oberbayerns, Partenkirchen (2141 Fuß), über welches das Wettersteingebirge und die Zugspitz (9061 Fuß) hoch emporragen, und im Osten Berchtesgaden mit seinem sagenreichen Untersberg und Watzmann; die Alpen Salzburgs und des seenreichen Salzkammerguts, mit der Perle aller deutschen Landschaften, der Gegend von Salzburg, mit dem Rigi D.s, dem Schafberg (5628 Fuß) bei Ischl, u. dem gletscherreichsten Kalkgebirge der Alpen, dem Dachsteingebirge (Gipfel 8900 Fuß); die Alpen Ober- u. Niederösterreichs mit dem Schneeberg, der letzten Alpenhöhe im Osten, und dem Kahlenberg bei Wien, der bis an die Donau herantritt. Zahlreiche Seen längs des Gebirgsrandes u. einzelne im Innern erhöhen die reichen landschaftlichen Reize dieses Theiles von Süddeutschland.

Die im Westen und Osten schmale Hochebene Süddeutschlands trennt dies Alpengebirge von dem mitteldeutschen Berg- u. Gebirgsland. Was die topische Geographie zum östlichen Flügel des mitteleuropäischen Gebirgsbogens rechnet, die Karpathen, ist nur eine Fortsetzung des Alpensystems im Norden der Donau. Niedrige Hügelzüge, Ausläufer der alpinen Mittelzone, das 2300 Fuß hohe Rosaliengebirge und die isolirt aus dem wiener Tertiärbecken auf der ungarisch-österreichischen Grenze sich erhebenden Hügelzüge des Leithagebirgs und der hainburger Berge an der Donau stellen die Verbindung zwischen Alpen und Karpathen her; sie bestehen aus krystallinischem Gebirge, umgürtet von Tertiärgesteinen, das Leithagebirge von einem vollständigen Riff des nach ihm benannten Leithakalks. Jenseits der Donau erheben sich auf der Grenze zwischen Mähren und Ungarn die kleinen Karpathen, welche ganz in der Richtung der Ostalpen von Südwesten nach Nordosten verlaufen u. nur im Süden aus einer Axe von Granit bestehen, begleitet von krystallinischem Schiefer und von Schiefer und Kalksteinen des Uebergangsgebirgs. Durch Tertiärgebirge getrennt, setzen in gleicher Richtung die sekundären Bildungen der Alpen, ausgezeichnet durch die eigenthümliche Entwickelung der Triasgesteine, fort, während der nördliche Theil an der Grenze Oesterreichisch-Schlesiens u. Ungarns ganz den Charakter der galizischen Beskiden trägt, die sich jenseits des wichtigen Zugangs aus Schlesien nach Ungarn, des 1950 Fuß hohen Jablunkapasses, zur Babiagora erheben. Sie bestehen aus den vielgedeuteten Karpathensandstei-

nen, von denen ein großer Theil der Kreide angehört, am Fuß des nach Nordwesten gerichteten Steilabfalls aus der ältesten Kreide, dem Neocom, auf den höhern Rücken aus den Gliedern der mittleren u. jüngeren Kreide; eocäne Karpathensandsteine umfließen gleichsam die Inseln der älteren Bildungen. Mächtige Sphärosideritlager, im Neocom insbesondere, begründeten den dortigen Eisenhüttenbetrieb. Unter der Kreide treten im Südwesten, bei Neutitschein und im Norden am Jablunkapaß, die letzten der interessanten oberjurassischen weißen und rothen Klippenkalke der Karpathen (der stramberger Kalkstein) aus dem Sandstein hervor, die Reste eines ausgedehnten Kalkriffs, um welches sich einst Kreide und Neocom ablagerten. Ein Zug vulkanischer Durchbrüche, zur Eocänzeit gebildet von einem eigenthümlichen, hypersthen- und augitführenden Grünstein (Teschenit), begleiten den nordwestlichen Gebirgsfuß. In der Lissagora erreicht das Gebirge 4176 Fuß. Die mit der süddeutschen Ebene zusammenhängende Tertiärbucht Mährens trennt die kleinen Karpathen von dem zum mitteleuropäischen Gebirgssystem gehörigen übrigen mitteldeutschen Gebirgs- und Bergland. In diesem sind es, untergeordneterer nicht zu gedenken, 4 Hauptrichtungen, welche die Grundlinien des Gebirgsbaues bilden: eine alte, schon der neo- und paläozoischen Zeit angehörige, von Südwesten nach Nordosten gerichtete, die niederrheinische; dann eine zweite, von Südosten nach Nordwesten gerichtete, zuletzt nach Westnordwesten übergehende, nach der die hebenden Kräfte schon vor der Ablagerung des Zechsteingebirgs zu wirken begannen, u. nach der sie bis in die Tertiärzeit thätig blieben, die hercynische, entschieden die wichtigste von allen, denn ihr folgen Böhmer- u. Thüringerwald, Riesengebirge, die letzte Hebung des Harzes u. das System der Hügelketten, die sich vom Harz bis jenseits der Weser erstrecken; eine dritte, der mesozoischen Zeit angehörige, von Südsüdwesten nach Nordnordosten, in der Richtung des Rheinthals von Basel bis Mainz verlaufende u. die dasselbe im Osten u. Westen begleitenden Gebirge umfassende; eine vierte endlich der Tertiärzeit angehörige, von Norden nach Süden, mit sehr geringer Abweichung nach Westen gerichtete, die der Rhön. Die meisten der Gebirge D.s sind aber weder das Produkt einer einzigen Hebung, noch haben die Kräfte, die ihren Aufbau bewirkten, stets nach der gleichen Richtung gewirkt. So hat eine frühere Hebung die hercynisch. Gebirge des Schwarzwalds u. der Vogesen aufgerichtet, welche beide damals ein zusammenhängendes Bergland bildeten; späterer Hebung u. dem Einsturz verdanken die oberrheinischen Gebirge ihre gegenwärtige Richtung, das Rheinthal seine Entstehung. So kehrt in der Richtung der älteren Formationen vieler Gebirge, wie in den Sudeten, im Harz, im östlichen Thüringerwald, die niederrheinische wieder, während die Richtung des ganzen gegenwärtigen Gebirgs ganz anderen G. setzen folgt. Die Gebirge unseres Gebiets sind in der Gestalt eines mit seinem Scheitel nach Norden gerichteten Winkels geordnet u. schließen die Plateau-, Berg- und Hügellandschaften Innerdeutschlands, Hessens, Thüringens, Frankens u. Schwabens, ein. Dem östlichen Schenkel gehört das sogenannte hercynische Gebirgssystem an, die Gebirge Böhmens, an der Südwestseite der Böhmerwald, mit dem, nach Nordwesten als lange Halbinsel vorspringend, der Thüringerwald durch den Gebirgsknoten des Fichtelgebirgs in Verbindung steht. An der Nordostseite verlaufen in gleicher Richtung Sudeten und oberlausitzer Plateau; durch eine weite Lücke davon getrennt setzen Harz- u. Wesergebirge, welche den Scheitel des Winkels bilden, weiter fort. Das mährisch-böhmische Bergland u. das Erzgebirge setzen die Südwest- und Nordwestecke in Verbindung, der niederrheinischen Richtung folgend. Den westlichen Schenkel bilden das niederrheinische, mit dem Wesergebirge zusammenstoßende System u. südlich davon das oberrheinische, aus Vogesen, Schwarz-, Odenwald und Spessart gebildet. Zwischen den beiden Gebirgsschenkeln erheben sich über das hessisch-fränkische Bergland Rhön und Vogelsgebirge.

Die süddeutsche Hochebene ist der jüngste Meeresboden Innerdeutschlands, den freilich zumeist eine Decke späterer Süßwasserbildungen versteckt. Vom Fuße der Alpen reicht sie bis auf die schiefe Ebene, die aus dem Gebiet des Bodensee's und aus dem Donauthal auf die Rauhalp führt. Diese Ebene selbst erscheint nach den oberflächlichen, freilich nur an wenig Punkten erhaltenen, marinen Tertiärablagerungen als der nördliche Schenkel der Mulde, in der zur mittleren Tertiärzeit ein Meer fluthete, welches die Alpen von den Bergländern Frankreichs und Mitteldeutschlands trennte, wofür die durch die neuesten Forschungen bis an die Stirne des Steilrands der schwäbischen Alp verfolgten Tertiärbildungen den Beweis liefern. Bis Regensburg verläuft, wenn wir die schwäbische Alp als Südgrenze des mitteldeutschen Berglandes ansehen, der gegenwärtige Rand des süddeutschen Hochlandes aus Südwesten nach Nordosten, von da an aber begrenzt die süddeutsche Hochebene bis Oesterreich der Böhmerwald in südöstlicher Richtung. Der Bodensee, zu dem sie mit reizendem, von Weingärten bedecktem, fruchtbarem Hügelgelände abfällt, trennt sie von der ebenen Schweiz; jenseits Pöltens bildet sie nach Nordosten die tiefe mährische Bucht, welche die kleinen Karpathen vom böhmischen Gebirgssystem trennt, jenseits Wiens aber tritt sie durch die Niederungen zwischen den obengenannten Hügelausläufern der Alpen in Verbindung mit dem Tieflande Ungarns. Ihre größte Breite besitzt sie zwischen Regensburg und dem Austritt des Inns aus den Alpen, fast 20 Meilen. Ihre tiefsten Punkte liegen im Westen und Osten, dort auf der Höhe der Hügel über dem Bodensee (1215 F.) 14—1500 F., hier bei Wien 450 F. über dem Meere. Während die Wasserscheide zwischen Donau u. Bodensee auf dem Wege nach Ulm 1811 F. hoch liegt, steigt die Ebene am Fuße der Alpen am Austritt der Wertach und der Ammer und westlich vom Inn bis über 2500 F. über das Meer. Die Rinne des Donauthals ist die Linie der tiefsten Senkung, der die Donauzuflüsse aus den Alpen in nördlicher, zuletzt zum Theil in nordöstlicher Richtung zufließen. Ulm liegt 1450 F., Regensburg 1028 F., dazwischen Augsburg 1500 F., München 1600 F., Wels 911 F. über dem Meere. Zum Theil, vor Allem gegen die Ränder im Westen, Süden und Osten, ist es ein wellenförmig hügeliges Land, seine Mitte aber besteht aus weiten, vollständigen Ebenen, zum Theil Kiesfeldern, wie das Lechfeld, das Plateau von München, die Welserheide in

Oberösterreich. Der Nordrand u. das Innere zeigen ausgedehnte Moore, wie die großen Riede an der obern Donau, die ähnlichen großen Wiesenmoore (Moose) längs ihrer Nebenflüsse und die ausgedehnten Hochmoore (Filze) auf den Plateauhöhen. Oberschwaben u. Oberbayern sind reich an solchen; in letzterem bedecken sie einen Raum von 20 QM. Nur einzelne Berghöhen erheben sich über das allgemeine Niveau, so die Berggipfel des Hegau's (Höhgau's) bis 2890 F., die mit Schlössern gekrönten Höhen des Heiligenbergs bis 2241 F. und im Norden des Bodensee's Schloß Waldburg bis 2241 Fuß. Längs des Gebirgsrandes, vom Bodensee ostwärts, zieht sich eine Reihe einzelner Höhen hin, unter denen der 3145 F. hohe Peißenberg im Süden des Starnbergersee's u. der Hochberg bei Traunstein hervorzuheben sind, zwei durch die Aussicht, die sie über die umliegende Hochebene und auf das im Süden gegenüberliegende Hochgebirge gewähren, berühmte Punkte. Oestlich von der Salzach erheben sich aus dem wellenförmigen Terrain der kobernaußer Wald und der Hausruck zwischen 2000 u. 2500 F. Der ganze Boden des Hochlands südlich von der Jurakalkebene gehört dem mitteltertiären Gebirge an, dessen Schichten am Alpenrand in dessen Richtung aufgerichtet, in größerer Entfernung dagegen horizontal gelagert sind. Schuttland aus der neuesten tertiären, diluvialen u. Jetztzeit bedeckt es zumeist. Das Tertiärgebirge setzen Sandsteine, darunter vor Allem lose Mergelsandsteine, auf dem südlichen Abhang der Alp, wie bei Ulm, zum Theil noch lose Sande, Konglomerate oder sogenannte Nagelflue, Mergel u. Thone (Schlier in Oesterreich), untergeordnet nur Süßwasserkalke zusammen. Auf der Kalkunterlage des schwäbischen Jura und bei Ulm treten dagegen schneckenreiche, mitteltertiäre Süßwasserkalke in größerer Ausdehnung auf. Dort hat man in dem Mulden und Spalten des Kalksteins erfüllenden Bohnerz Thierreste der verschiedensten Tertiärperioden, zu Frohnstetten, zwischen Sigmaringen und Bahlingen, selbst die Fauna des pariser Gypsgebirges entdeckt. Am Südrand, wo, wie überhaupt an den Rändern, die ältesten Glieder lagern, ist dem sogenannten brakischen Oligocän eine treffliche, lange mit Steinkohle verwechselte Kohle eingelagert (Miesbach, Peißenberg); in jüngeren Süßwasserbildungen lagern vom Bodensee bis Oesterreich bituminöses Holz führende Braunkohlen ein, u. selbst im jüngsttertiären Schuttland baut man noch auf sogenannte Diluvialkohle. Das aus den Alpen abstammende Schuttland bildet die Alles nivellirende Decke, unter der nur in den Flußbetten und an den insular aus ihm sich erhebenden Hügelzügen das ältere Tertiärgebirge, die Molasse, aufgeschlossen hervortritt. Ueber diesem jüngsttertiären Schuttland lagern erratisches Geschiebe u. Lös oder Lehm, die im Westen nach v. Alberti selbst noch hoch an die Gehänge der Alp hinaufreichen. Wo Lehm den Kies bedeckt, wird selbst dieser zum fruchtbaren Ackergrund. Nur an den Rändern treten die Nachbargesteine, unter diesen jüngere Bildungen in Halbinsel- und Inselform hervor. Zu den jüngern Sedimenten gesellen sich in der kleinen, vom Jura umringten Bucht des Hegau's, im Osten des überlinger See's, basaltische und phonolithische Gesteine mit ihren Tuffen, deren zum Theil von Gesteinsschutt bedeckte, zum Theil felsige, isolirte Kegelberge in 2, an 6 Stunden langen, von Süden nach Norden gerichteten Reihen sich hoch über ihre Basis erheben; letztere besteht aus Cerithienkalken und darüberlagernden Süßwasserkalken, am Hohenhöwen selbst aus Süßwassergyps. Die zum Theil mit Ruinen (Hohentwiel) gekrönten Kegelberge erheben sich zu den für die flache Gegend immerhin imposanten Höhen von 2300—2900 F., also bis 1800 F. über den benachbarten Bodensee. Eine Reihe zahlreicher, über die schwäbische Alp zerstreuter basaltischer Ausbrüche setzte das Hegau mit einem andern Centrum altvulkanischer Thätigkeit in dem fruchtbaren Kessel des Rieses bei Nördlingen in Verbindung. Die Basalte und Tuffe besitzen zum Theil merkwürdige Lagerungsverhältnisse am vordersten Rande der schwäbischen Alp, deren nördlicher Steilabsturz damals offenbar noch nicht bestand. Am Rande jenes alten Süßwassersee's des Rieses findet sich auffallenderweise, an zahlreichen Punkten hervortretend, unter dem Jurakalk der Umwallung Granit, vielleicht die letzten Spitzen eines am Ende der Jurazeit untergegangenen Urgebirgskammes, der von dem Böhmerwald gegen die Schweiz hin die flötzablagernden Meeresbecken Inneideutschlands und der Alpen trennte. Die vom Süden der Donau zuströmenden Nebenflüsse schneiden nur in ihrer südlichen Hälfte, so bei München, tief ein und besitzen steile Wände, an denen zur festen Nagelflue verkittetes Schuttland od. Tertiärgebirge in Felsen hervortritt. Nördlich entfernen sich ihre Thalränder und geben nur selten, wie an der Iller südlich von Ulm (Ober- und Unterkirchberg) u. an der Günz, Gelegenheit, den inneren Bau des Gebirgs zu erforschen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wechselt außerordentlich nach der Natur des Untergrundes; während der wasserdurchlassende Kies sich nur mit dürftigen Graßnarben bedeckt, nur verkrüppelte Kiefern trägt und spärlich die Arbeit des Ackerbau's lohnt, sind andere Strecken, wo das Wasser nicht abfließen kann, u. wo thoniger Untergrund durch torfreiche Moore bedeckt ist, oder, wo die Lehmdecke auftritt, mit Fichten, Buchen, Eichen reich bewaldet, oder sind fruchtbare Ackerbaudistrikte; die eigentliche Kornkammer Südbayerns, Niederbayern, gehört diesem Hochlande an. Malerische Schönheit darf man nur an den Thalrändern erwarten, aber je mehr man sich dem Süden nähert, um so erhebender wird der Blick auf das Hochgebirge der Alpen. Durch ihre Petrefaktenführung berühmte Lagerstätten dieses Gebiets sind die bituminösen jungtertiären Kalkschiefer von Oehningen, Wangen und Schrotzberg, an der Südseite des Hegau's bei Stein am Rhein, sowie die Gegend von Ulm, Günzburg, Ortenburg bei Passau. Die zerstückelten Reste einer frühern Süßwasserbedeckung, die man von Regensburg bis weit nordwärts in die Oberpfalz verfolgen kann, sprechen für ein ausgedehntes Süßwasserbecken der Tertiärzeit, welches einst bei Regensburg in das große Becken Süddeutschlands mündete (s. Böhmerwald). Ausgedehnter ist die große marine Tertiärbucht, die einst das jetzige fruchtbare ebene Mähren deckte, Karpathen u. mitteldeutsches Gebirge von einander scheidend, u. deren tiefste westliche Nebenbucht bis in die Gegend von Böhmisch-Tribau reicht und Sudeten u. mährisches Bergland trennt. Die Jurahöhen des stramberger Kalkes, die sich in Niederösterreich u. Mähren zerstreut finden, erhoben sich einst als Felsinseln u. Klippen aus

dem Tertiärmeer (s. **Wienerbecken**). Nördlich verschmälert sich die Bucht zu einem engen Kanal, der zwischen den Vorhöhen der Sudeten und der kleinen Karpathen die Verbindung des einst vorhandenen wiener Tertiärmeers mit dem in Oberschlesien und an der Nordseite der Karpathen herstellte. In Oesterreichisch-Schlesien besteht das Tertiärgebirge aus marinen Thonen (Tegel), die hier wie in Preußisch-Oberschlesien Gypse einschließen; ihr Vorkommen, wie einzelne Salzquellen, weist schon auf die Verbindung mit Galizien hin, wo die berühmten Steinsalzstöcke von Wieliczka u. Bochnia diesem jungen Tertiärgebirge angehören. Auch die Schwefellager von Sworzowice lagern in ihm. Preußisch-Oberschlesien besitzt auch tertiäre Thoneisenflötze. Unter dieser Tertiärdecke, die in Oesterreichisch-Schlesien auch eocäner Natur ist, u. unter jungen Alluvionen versteckt ist, lagert das ausgedehnte Steinkohlengebirge, welches hier nur an wenig Punkten, wie bei Ostrau südlich von Aderberg, zu Tage tritt. Es setzt von hier nach Preußisch-Oberschlesien hinüber, wo dasselbe im rybniker, petrzkowitzer und plesser Distrikt 1860 auf einer Fläche von 12 QM. aufgeschlossen war, während der ganze vom Kohlengebirge eingenommene Flächenraum auf nicht weniger als 65 QM. berechnet wurde und einen unerschöpflichen Reichthum trefflicher Steinkohlen enthält. An der Nordgrenze des Steinkohlengebirgs zieht sich das Muschelkalkplateau von Tarnowitz hin, wichtig für den Nationalwohlstand Oberschlesiens durch seine ebenso unerschöpflichen Lager von Galmei, Bleiglanz u. Eisensteinen. Oberschlesien besitzt die größten Eisenhütten des europäischen Festlandes, die größten Zinkhütten der Welt. Auch geognostisch ist das nur 1070 Fuß hohe Muschelkalkgebirge interessant, indem es durch seine Petrefaktenführung den nördlichsten Ausläufer des südeuropäischen ältern Flötzsystems bildet. Zahlreiche altvulkanische Durchbrüche des Teschenits und des Basalts durchsetzen die Kohlengebirge u. erschweren durch ihre Störungen nicht wenig den Steinkohlenbergbau in Oesterreichisch-Oberschlesien. Selbst ausgebrannte Vulkane wurden hier bis in die Sudeten hinein entdeckt (Raudenberg in den Sudeten). Erdbeben, welche die dortigen Gegenden u. Oberungarn in neuester Zeit wiederholt getroffen, zeugen für eine noch in der Tiefe schlummernde vulkanische Thätigkeit.

In Betreff des **mitteldeutschen Gebirgs- u. Berglandes** ist zu bemerken, daß die einzelnen Gebirge in besondern Artikeln ihre Besprechung finden und also hier nur in ihren vorzugsweise charakteristischen Zügen und in ihren gegenseitigen Beziehungen behandelt werden können. Den Südosten nimmt das **böhmisch-sächsische** Gebirgsland ein; von der Donau, über die es an einigen Stellen, wie auf- und abwärts von Passau, von Grein bis Stein, nach Süden hinübergreift, reicht es nordwärts bis in die Niederungen des Odergebiets mit einer Breite von nahe 50 Meilen. Von den Ebenen Mährens u. Oberschlesiens bis zu den Ebenen Sachsens und den Bergplatten des östlichen Thüringens hat es eine ebenso große Länge. In der Form eines Trapezes richtet es seine Ecken nach Süden, Osten, Norden und Westen. Von seiner Westecke erstrecken sich das Fichtelgebirge, das voigtländische Hochland und der Thüringerwald als eine nach Nordwesten immer schmäler werdende Halbinsel auf 25 Meilen Länge bis zur mittleren Werra unfern Eisenach. Vorherrschend aus krystallinischem Urgebirge und paläozoischen Bildungen des Uebergangs- und Steinkohlengebirgs und des Rothliegenden gebildet, umschließt es in Nordböhmen jedoch eine ausgedehnte, von Kreide und Tertiärgebirge, die in Norden von Basalten u. Phonolithen durchbrochen sind, erfüllte Bucht, die zur Kreidezeit durch die Lücke zwischen dem Erzgebirge und dem oberlausitzer Granitplateau, das gegenwärtige Gebiet der böhmisch-sächsischen Schweiz, in Verbindung mit dem offenen Meere stand. Nach Mähren führen die schmalen Kanäle, denen gegenwärtig die Eisenbahnen über Brünn u. Olmütz nach Böhmen folgen. Der Punkt, wo sich beide Eisenbahnen wieder vereinigen, Triebnitz, ist der äußerste, den das südliche Tertiärmeer in Böhmen erreichte. Jene alten Verbindungsstellen sind gegenwärtig noch die tiefsten Punkte in der Gebirgsumwallung Böhmens. Die Südostseite des böhmischen Trapezes bildet das **mährische Bergland**, auf der Grenze Böhmens gegen Niederösterreich u. Mähren keine fortlaufende Gebirgskette, sondern ein wellenförmiges Bergland, im Osten aus Gneis bestehend, in seiner Südhälfte mit zahlreichen Zügen untergeordneter Lager von Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Urkalk mit Serpentin u. vereinzelten Granulit- und Granitmassiven, während im Westen des Gneises das ausgedehnte Granitmassiv des Greinerwaldes folgt, das weit in nordnordöstlicher Richtung fortsetzt. Nur an wenig Punkten tritt ein Kamm Grauwackegebirge hervor. Die breite Lücke, welche die Urgebirge der Sudeten und des mährischen Höhenzugs trennt, nimmt Uebergangsgebirge, eine Fortsetzung des silurisch-devonischen Gebirgs der Sudeten, ein: Thonschiefer mit untergeordneten Grauwacken und devonischen Kalksteinen, getrennt vom Gneis der mährischen Höhen durch Rothliegendes, Steinkohlengebirge und eine Syenitpartie. Durch die eben erwähnte Gebirgslücke tritt selbst das Kreidegebirge Böhmens nach Mähren hinüber. In zahlreichen kleinen Golfen, deren längster sich bis Böhmisch-Tribau bei Triebnitz erstreckt, greift das marine Tertiärgebirge in seine alte Küstenlandschaft ein; der interessanteste von ihnen ist das sogenannte **Hornerbecken**, im Westen des Manhartsbergs, im Norden von Krems. Zahlreich sind die tertiären Süßwasserbecken im Innern, doch erreicht keins die Größe der innerböhmischen. Die vorherrschende, bis in die Sudeten reichende Richtung, welche das Schiefergebirge verfolgt, ist die nordöstliche, doch kreuzt sich mit ihr im Süden bei Weidhofen und im Norden die nordwestliche des Böhmerwaldes u. der Sudeten. Jene Richtung von Südwesten nach Nordosten beherrscht nun auch das ganze wellenförmige Bergland Innerböhmens. Ihr folgen das Gneis- und Granitgebirge und das Uebergangsgebirge mit der merkwürdigen silurischen Gebirgsmulde, an deren Rändern die ältesten versteinerungsführenden Grauwacken mit der protozoischen Fauna auftreten, und endlich die wichtigen Steinkohlenfelder Böhmens. Dies ganze Bergland, von der Ebene Mährens bis nördlich von Prag, besitzt keinen ausgezeichneten Gipfel; keine der Höhen Mährens u. Innerböhmens erreicht 3000 F.; seine Schönheiten liegen in den tief eingeschnittenen Thälern. Der **Böhmerwald**, der sich unmittelbar an das mährische u. innerböhmische Gebirge anschließt,

wichtig für die Technik durch Kaolin, Quarz und Graphitführung, wird nur aus krystallinischem Urgebirge gebildet; an seiner Südwestseite bei Regensburg greifen Kreide und Jura in dasselbe ein und sind Kanäle u. Buchten von Tertiärbildungen erfüllt. An seiner Nordwestseite legt sich das oberpfälzer Kohlengebirge u. Rothliegende bei Weiden an. Groteske Granitgipfel, wie der Plöckenstein 4216 F., Dreisesselberg 4078 F., Rachel 4460 F., Arber 4570 F. hoch, erheben sich über seinen waldreichen Rücken. Urwald und tiefe Torfmoore, die erst die neueste Zeit aufgeschlossen hat, bedecken die rauhen Höhen; nur das bayerische Südgehänge, vornehmlich die gegen die Donau abfallenden Gehänge tragen nicht den Charakter des Ernstes wie der Fuß jener Hochgipfel, sondern bieten mit ihrem Wechsel von reichem Anbau mit Wald, mit Burgen, Schlössern, Kirchen und dem weiten Blicke über die Ebene bis zu den Alpen hinüber reizende Landschaftsbilder; wo das Donauthal das Urgebirge durchschneidet, wetteifert es an Schönheit mit dem Rheinthal unter Bingen. Von viel verwickelterem Bau ist der Nordostrand Böhmens, wo im Gebirgssystem der Sudeten Mitteldeutschland seine höchsten Kamm- und Gipfelhöhen erreicht. Das wichtige niederschlesische Steinkohlengebirge, das von Waldenburg, ein nur 13—1700 F. hohes Hochland, über das sich waldige Klippen und Rücken bis 2700 F. erheben, bildet die natürliche Scheide zwischen den Sudeten im engern Sinne im Südosten u. dem Riesengebirge im Nordwesten. Die Sudeten erheben sich von der erwähnten Niederung zu einem wellenförmigen, von tiefen, zum Theil romantischen Thälern durchschnittenen Hochlande, aus Uebergangsgebirge (silurischem und devonischem) und der Grauwacke des sogenannten Kulm od. ältesten Steinkohlengebirgs mit Schiefer bestehend. Die Richtung der Schichten ist die nordöstliche wie in Mähren, mit dessen paläozoischem Gebirge jenes meist zusammenhing. Westwärts folgen unter dem ältesten Thonschiefer Glimmerschiefer u. Gneis mit sehr untergeordnetem Granit und bilden die höchsten Gipfel, deren höchster, der Altvater, 4574 F. erreicht. Das von ihm südöstlich abfallende Gebirge ist das sogenannte mährische Gesenke. Mit diesem krystallinischen Gebirge beginnt die nordwestliche Richtung der Gebirgsmassen neben der nordöstlichen. Zwei mächtige Aeste schickt dieser centrale Theil nach Nordwesten; in der unmittelbaren Fortsetzung des Altvatergebirgs setzt das krystallinische Gebirg zwischen Landeck und Reichenstein (Lager von Arsenikeisen) mit seinen Porphyren und Serpentinen, u. unterbrochen durch eine Zone von silurischem und devonischem Uebergangsgebirge (mit den Graptolithenschiefern von Herzogswalde bei Silberberg und dem Klymenienkalk von Ebersdorf) u. von Kulm, u. davon getrennt der niedrige krystallinische Schieferzug der hohen Eule (2000 bis 2700 F.) jenseits der Neisse in nordwestlicher Richtung fort u. bildet so den Nordostrand des tiefen, wichtigen Gebirgskessels von Glatz, der nur 1000—2000 F. hoch über dem Meere liegt. Westlich vom Altvater erhebt sich am Schluß des glatzer Beckens der glatzer Schneeberg (4347 F.). Durch die tiefe Einsenkung von Grulich (1140 F. über dem Meere) von letzterem getrennt, bildet der krystallinische Zug des wilden Erlitzgebirges, in der hohen Mense (3227 F.), einen Theil der südwestlichen Begrenzung der glatzer Mulde; die übrige Begrenzung gegen Norden bildet das erwähnte, muldenförmig gelagerte Steinkohlengebirge Niederschlesiens, bedeckt von Rothliegendem. In der Mitte der Mulde desselben lagert Quadersandsteingebirge in seltener Mächtigkeit, an der Heuscheuer von 1500 F. Während das waldenburger Gebirge nur ein wellenförmiges Hochland von 13—1700 F. Erhebung über dem Meere bildet, aber durchschnitten von tiefen, zum Theil pittoresken, felsenreichen Thälern, wie von dem fürstensteiner Grund bei Freiburg, und nur die zahlreichen waldbedeckten Rücken und Klippen der Porphyre bis 1000 F. Höhe aufsteigen, ist der Charakter des Quadersandsteins ein ganz anderer. Im Nordwesten bildet sein Sandstein die pittoresken Felsmassen der adersbacher Schweiz, an der Westseite die wilden, steilen Felsen der Heuscheuer u. am Südwestrand der tiefen Bucht, mit welcher das Kreidegebirge zwischen die beiden Aeste der Sudeten eingreift, das habelschwerder Gebirge, in welchem das Kreidegebirge mit 2800 u. 2700 F. seine höchste Erhebung über dem Meer in D. außerhalb der Alpen erreicht. Durch diese Einsenkung führen die wichtigen niedrigen Pässe aus Schlesien nach Böhmen und Mähren, deren niedrigster nur 1140 F. über dem Meere liegt, während der sporauer Paß, der südlich davon über die Sudetenhöhen von Freienwaldau in Schlesien nach Goldenstein in Mähren führt, sich nur bis 2900 F. einsenkt. Die meisten Straßen sammeln sich im glatzer Becken, dem Quellgebiet der glatzer Neisse. Westlich von dieser Einsenkung folgt das Riesengebirge, über dessen 4000 F. hohen, mit Krummholzkiefer u. Moor bedeckten Rücken sich höhere Kuppen, namentlich die Schnee- od. Riesenkoppe, bis 4960 F. erheben. Um ihn, meist in Mulden einer oberen Gehänge, liegen die Bauden mit Alpenwirthschaft, die Wiesenbaude 4380 F. über dem Meere. Steil u. imposant ist sein Absturz nach Schlesien, wo sich an seinem Fuße der 1000 F. über dem Meer liegende weite, freundliche Gebirgskessel von Hirschberg im Granit einsenkt, während im Südosten der Blick in den tiefen Riesen- oder Aupegrund fällt. Im Süden legen sich dagegen die von den Siebengründen, dem Quellgebiet der Elbe, durchschnittenen hohen Kämme vor. Am großartigsten ist der Blick auf dieses höchste Mittelgebirge aus der Tiefe des hirschberger Kessels, vor Allem von Warmbrunn aus. Das den Hauptkamm bildende Granitmassiv, eines der mächtigsten D.s, zieht in nordnordwestlicher Richtung noch weit nach Böhmen hinein, umringt von Gneis und Glimmerschiefer, woran sich die bei Kupferberg in Schlesien durch ihre Erzlagerstätte interessanten Hornblende- und Dioritschiefer anschließen. Dem nördlichen krystallinischen Schiefergebirgszug gehören die waldreichen Parallelketten des Isergebirgs an, die den Hauptkamm des Gebirgs in westnordwestlicher Richtung bilden, mit dem hohen Iserkamm von 4378 F. Höhe u. der noch 3419 F. hohen Tafelfichte, mit der das Hochgebirge im Westen endet. Die Niederung zwischen Görlitz und Zittau trennt das krystallinische Gebirge Schlesiens von dem der Lausitz. An der Südseite trennen Uebergangs- und Steinkohlengebirge und Rothliegendes mit Porphyren das Ur- vom Kreidegebirge Böhmens. Ebenso begleitet an der Nordseite nordwestlich von Waldenburg die Fortsetzung

des dortigen Uebergangsgebirgs als niederes Vorland das Riesengebirge bis zum Bober; in seinen Mulden nimmt es Rothliegendes, Zechstein, Muschelkalk und Kreidegebirge (Quadersandstein und Pläner) auf, so zwischen Löwenberg, Goldberg, Schönau; in dem längsten der früheren Fjorde, der von Schönau bis zur Jauer reicht, lagert nur Rothliegendes. Ueber das Niveau dieses nur 800—1100 Fuß hohen Hügellandes erheben sich die zerstreuten Basaltkegel zu Höhen, die 2200 Fuß nicht übersteigen: der Gröditzberg, westlich von Goldberg, hat nur eine Höhe von 1250 Fuß über dem Meere. Der Basalt findet sich übrigens selbst mitten im Riesengebirge, ein Basaltgang durchsetzt noch die Wand der 4400 Fuß hoch gelegenen kleinen Schneegrube an der Sturmhaube. Oestlich reicht die niederschlesische Ebene bis an den Gebirgsfuß, aber zahlreich sind die größern und kleinern insularen Massen der älteren Gesteine des Riesengebirgs und der Sudeten, die wie die Gipfel eines versunkenen Gebirgs aus dem Schuttlande hervorragen. Die imposanteste derselben, der Zobten, ragt mit seinem Serpentinstock noch 1780 Fuß über die an seinem Nordfuß 560 Fuß hoch gelegene Ebene empor, einen weiten Blick auf die ganze Kette des gegenüberliegenden Gebirgszugs und auf die Ebene bietend.

Das oberlausitzer Granitplateau setzt in einer mittleren Höhe von 5—700 F., die am Südrand bis 1200 Fuß ansteigt, bis über die Elbe bei Dresden u. Meißen fort; dort jenseits der Elbe trennt ein schmaler Streifen Thonschiefergebirgs, der von Nordwesten nach Südosten aus Sachsen nach Böhmen zieht, das System der Sudeten von dem des Erzgebirgs. Jenem Thonschiefer sind das vom plauenschen Grund durchschnittene Kohlenbecken von Potschappel und Rothliegendes, welches die Kohlen bedeckt, aufgelagert. Auch die seltenen Streifen krystallinischer Schiefer im Innern des granitischen Reviers und das Uebergangsgebirge an seinem Nordrand folgen der gleichen Richtung. Wie in Schlesien tauchen auch hier vereinzelte Partien des älteren Gebirgs aus der Schuttebene, unter die das Gebirge einsinkt. An der Nordwestseite bringen die Porphyre des weinreichen Spargebirgs und jenseits der Elbe auch die Pechsteine des Triebitschgrundes Mannichfaltigkeit in die Eintönigkeit des Granits. Aus der Gegend von Meißen zieht durch eine Einsenkung dieses Granitplateau's über die sächsische Schweiz Kreidegebirge nach Böhmen, wie in Schlesien aus mächtigen Sandsteinen (Quadersandstein) und Mergelkalk (Pläner) zusammengesetzt; es erfüllt den Boden der ausgedehnten nördlichen Ebenen in Böhmen, die einerseits zwischen der Nordostflanke seines innern Berglandes, dem Riesengebirge u. den Sudeten bis nach Mähren hinüberreichen, andererseits in die Bucht zwischen der Nordwestflanke und dem Erzgebirge eindringen, in der sie von jüngeren Bildungen hoch überragt werden. Zur größten Tiefe sinkt der Boden Nordböhmens in dem flachausgehöhlten Elbthal bei Theresienstadt, bis 400 F. Wo der Quadersandstein auf dem Granit der Lausitz aufruht, ist er durch pittoreske Felsbildung ausgezeichnet, so im Elbthal zwischen Pirna u. Tetschen, in der Oberlausitz westlich von Zittau. Er erhebt sich theils in isolirten, steil felswandigen, oben abgeplatteten Bergen, wie in dem Lilienstein (1280 F.), dem Königsstein u. der Bastei über der Elbe, theils in wild zerrissenen Felsmauern, wie in dem johnsdorfer Steine bei Zittau, oder er bildet zusammenhängende Plateaux, die aber in steilen, merkwürdig zerschnittenen Felswänden abfallen. Alle Waldthäler, die auf der erwähnten Strecke in die Elbe münden, sind enge Felsspalten, an den Wänden mit Felspfeilern von den wunderbarsten Formen besetzt, während sich auf der Höhe ausgedehnte Fluren finden. Dies ist die sächsisch-böhmische Schweiz, keine Schweiz, aber ein merkwürdig schönes Land, in das der Blick von Dresden elbaufwärts unwiderstehlich hinein lockt. Das ausgedehnte Vorkommen des Basalts und Phonoliths, der sich in jener südwestlichen Bucht des Egerthals über die braunkohlenreichen tertiären Süßwasserbildungen erhebt, bietet nicht geringere Schönheiten auf der Strecke von Tetschen aufwärts an der Elbe bis Lobositz, wo sie das böhmische Mittelgebirge durchbricht; unter dessen über einer erhabenen Basis sich aneinander reihende zahlreiche Kuppen erhebt sich der Donnersberg oder Milleschauer bei Teplitz bis 2515 Fuß. Oestlich zwischen Kaden und Karlsbad bildet der Basalt ein ausgedehntes Massiv, auf dem der Engelhäuserberg bei Karlsbad 2038 Fuß hoch ist; westlich fehlt die Kreide und füllt nur Braunkohlengebirge das Becken an der Eger mit seinen ausgebrannten Vulkanen, den westlichsten Theil der nordböhmischen Bucht. Nordostwärts von der Elbe erhebt sich ein Heer einzelner Basalt- u. Phonolithkuppen über die Kreide und das Granitplateau der Lausitz; bis nach Schlesien gehören alle Höhenpunkte der Gegend zu ihnen, so auch der 1760 Fuß hohe große Winterberg der sächsischen Schweiz, die hohe Lausche (2469 F.) und der Oybin bei Zittau, die Landskrone (1335 F.) bei Görlitz und der aus Nephelindolerit bestehende Löbauerberg. Welcher Zeit die großartigen Schichtenstörungen des Kreidegebirgs an seinem Rande gegen das krystallinische Gebirge angehören, in deren Folge in Glatz, Niederschlesien, Lausitz das Kreidegebirge vom Granit überlagert erscheint, wissen wir noch nicht. In Folge einer solchen Verschiebung finden wir bei Hohenstein in der sächsischen Schweiz sogar den weit und breit unbekannten Jurakalk zwischen Quadersandstein u. Granit gelagert. Wie ruhig die Kreideablagerung selbst vor sich ging, dafür zeugt der klassische Punkt von Zscheila bei Meißen, wo sich die Kreidemuscheln in den Spalten des Granits ansiedelten, während unfern der Granit den Pläner bedeckt. Westlich von der Elbe folgt das Erzgebirge, die Nordwestbegrenzung Böhmens; seine höchste Höhe besitzt es am Südrand, von dem es steil nach Böhmen abfällt; sie beträgt im Mittel 2300 F., u. keine Höhe ragt mehr als 900 F. über sie empor; nordwärts neigt sich das Gebirg als wellenförmige schiefe Ebene gegen das norddeutsche Tiefland, unter dessen Anschwemmungen nördlich von Wurzen seine zuletzt vereinzelten Hügel gänzlich verschwinden. Die höchste Höhe des Erzgebirgs ist der Keilberg von 3800 F.; am 3445 F. hohen Spitzberg liegt der höchste Ort des deutschen Mittelgebirgs, Gottesgab, auf 3129 F. Höhe. Vielgewundene, zum Theil tief eingeschnittene und dann auch recht felsige Tälern durchschneiden die Hochebene. Das als Ostgrenze gegen das Oberlausitzergebirge erwähnte Thonschieferge-

birge trennt, in seiner Fortsetzung sich nach Südwesten umbiegend, das Erzgebirge in einen südlichen höhern Theil und ein nördliches Hügelland. Im südlichen Gebiet herrscht der Gneis in 2 Hauptvarietäten, dem rothen und dem erzreichen grauen, an die sich westwärts Glimmerschiefer mit untergeordneten Lagern mannichfacher anderer Schiefer, auch Urkalke, anschließt; von Nossen bis Zwickau und ebenso von da südöstlich gegen Böhmen begrenzen die Schiefer des Uebergangsgebirges das krystallinische Terrain. Mannichfache Eruptivgesteine, Granitmassive, deren größtes bei Eibenstock in nordwestlicher Richtung, also nicht in der des Erzgebirgs verläuft, ebenso die Porphyre südlich von Dippoldiswalde, Serpentin bei Zöblitz, Basalte bei Annaberg u. a. durchbrechen die Gesteine des sächsischen Erzgebirgs. Dem Erzreichthum dieser Gebiete verdankt das Gebirge seinen Namen; noch jetzt wird in ihm die größte Menge Silbers auf dem europäischen Kontinent gewonnen, das einzige Zinn. Im Ganzen ist es ein entwaldetes, von dürftiger Ackerkrume bedecktes Land. Das zweite Urgebirgsrevier bildet die von Uebergangsgebirge und Glimmerschiefer umwallte Granulitellipse im Westen von Chemnitz und Hainichen. Der Glimmerschiefereinhüllung gehören mannichfache andere Schiefer und Eruptivgesteine, darunter die Serpentine von Waldheim, an. Es ist ein niedriges, von verhältnißmäßig tiefen Thälern durchschnittenes, fruchtbares Hügelland, dessen höchste Höhe bei Seifersbach sich bis nur 1037 F. erhebt. In der Mulde, welche beide Reviere von einander trennt, liegt die alte, dem Kulm angehörige Steinkohle bei Hainichen, bedeckt von Rothliegendem, das durch seine verkieselten Baumstämme berühmt ist; im Süden, am Südrand des höhern Erzgebirgs, lagert das für Sachsens Industrie so wichtige Steinkohlengebirge Zwickau's, bedeckt von Rothliegendem. Nördlich vom Granulitrevier herrscht Porphyr und treten auch Rothliegendes u. Zechstein in einzelnen Fetzen auf. Sie führen uns über die leipziger Ebene hinüber an die Ufer der Saale, wo sich bei Halle der Porphyr, begleitet von Steinkohlengebirge (Wettin, Löbejün), am Rande des thüringischen Zechsteingebirgs über Braunkohlengebirge und Schuttland der Ebene erhebt, im 1200 F. hohen, weithin sichtbaren Petersberg bis 837 F. über letztere. Eine von Zechstein umfaßte niedrige Landzunge aus Rothliegendem verbindet mit den Saalbergen den waldreichen Harz, das nördlichste Gebirge D.s, das, 14 Meilen lang, sich in halbelliptischer Form mit nordwestlicher Richtung mitten aus dem Flötzgebirge erhebt; letzteres ist an seiner geradlinigen Nordseite, ähnlich wie im Riesengebirge und am Rande des oberlausitzer Plateau's, aufgerichtet und selbst so zurückgefaltet, daß das ältere auf jüngeres Gebirge zu liegen kommt. Thonschiefer und Grauwacke, mit untergeordneten Kalksteinen, verschiedenen Stufen des silurischen und devonischen Uebergangsgebirgs und der pflanzenführenden Grauwacke des Kulm angehörig, setzen es hauptsächlich zusammen. Grünsteine lagern in ihm und erheben sich in Kuppen über seine Oberfläche, welche den Charakter eines wellenförmigen Plateau's trägt, von einer mittlern Höhe von 1500 F. auf dem laubwaldbedeckten östlichen Unterharz, von 2000 F. auf dem Oberharz über einer im Norden 7000 F. hohen Basis. Hoch erhebt sich über das Plateau des Oberharzes das granitische Brockengebirge bis 3508 F. Hornfels umgibt den Granit, an den sich im Westen ein Zug von Hypersthenfels, Schillerfels (Baste) ꝛc. anschließt. Gleichsam im westlichen Brennpunkt der Ellipse liegt die Granitmasse des Rambergs, ebenfalls von Grünsteinen umringt und in der Victorshöhe 1632 F. Höhe erreichend. Das Bodethal mit den großartigen Granitfelsmassen der Roßtrappe u. das liebliche Selkethal schneiden in ihm ein. In letzterem Thale lagert das kleine Steinkohlenbecken vom Meisdorf. An seiner Südseite um Ilefeld liegt ein zweites Kohlenbecken; hier erheben sich an Manganerzen reiche, rothe Porphyre und lagern Melaphyre und mit ihnen Rothliegendes. Den ganzen südlichen Bogen der Ellipse umgürtet Zechsteingebirge mit weithin fortlaufenden Gypsfelsen. Vom Ostende des Harzes springt das Rothliegende, umsäumt von Zechsteingebirge, weit ins Triasgebiet vor, in seiner nördlichen Halbinsel, die wir kennen, Harz und Saalberge verbindend, in einer südlichen bis zum salzigen See reichend. Der reiche Kupferschiefer dieses niedrigen mansfelder Berglandes gibt Anlaß zu schwunghaft betriebenem Bergbau. Die mächtigen Gypse des obern Zechsteins sind mit Steinsalz verbunden, das die zahlreichen Salzquellen am Ostfuß des Harzes und weit bis ins Tiefland hinein speist. Wie weit das Salzgebirge unter dem niedrigen bunten Sandstein und den Muschelkalkplatten, die sich nördlich u. südlich vom mansfelder Bergland ausbreiten, reicht, lehrt der mächtige Steinsalzbergbau von Staßfurth. Südlich gegenüber erhebt sich aus der fruchtbaren Ebene der güldenen Aue noch einmal als kleines Gebirge das Rothliegende, an dessen Nordfuß Granit hervortritt, im Süden überlagert von Zechstein, am Südfuß begrenzt durch die Gypse des letztern, nämlich das waldige Kyffhäusergebirge, an das sich die Barbarossasage anknüpft, in der Rothenburg bis zu 1463 F. Der harzer Bergbau ist der älteste in D., und noch werden Silber, Blei, Kupfer, Antimon und Braunstein hier gewonnen. Weit entfernt erhebt sich noch einmal mitten aus dem Tiefland von Magdeburg, ebenfalls in nordwestlicher Richtung, ein niedriger Zug von Grauwackegebirge, an seiner Südseite begleitet von Rothliegendem, von rothen Porphyren und Melaphyren.

Zwischen diesem niedrigen magdeburger Höhenzug und dem Nordrand des Harzes erhebt sich das subhercynische Hügelland, im Norden vereinzelt, von den Bildungen des Tieflandes umflossen. Ueber einer von 200—300 F. südwärts ansteigenden, niedrigen Basis erhebt es sich in den mit prächtigem Buchenwald bestandenen Zügen der Elm und der Asse östlich von Braunschweig, des Huywaldes nördlich von Halberstadt bis 1000 F. und etwas darüber, in der Asse bis 1200 F. Es besteht nur aus Flötzgebirge, vom bunten Sandstein, unter dem nur am Harzrand Zechstein hervortritt, bis zur obersten Kreide theilnehmend an den Störungen des Gebirges, die bis zur Zurückfaltung des älteren auf das jüngere gehen. Ihm gehört die malerische Felsmauer des Regensteins und der Teufelsmauer an, die, aus dem Sandstein der obersten Kreide gebildet, sich nördlich von Blankenburg vor dem Harz hinzieht. Zahlreicher

noch sind die Hügelzüge, zu denen auf beiden Seiten der Weser das Land in der nordwestlichen Fortsetzung des Harzes bis weit über Osnabrück hinaus gegen die Ems hin zusammengefaltet ist, u. die wir unter dem Namen des Wesersystems zusammenfassen können. Sie sind ebenfalls aus Triasgliedern, Jura u. Kreide, zusammengesetzt; zwischen beiden letzteren lagert die Wäldernbildung, welche am Süntel, Deister und Bückeberg, nördlich von Hameln und östlich von Bückeburg, zu erfolgreichem Steinkohlenbergbau (obernkirchner Kohlen) Anlaß gibt. Jenseits der Weser bei Minden setzt die lange Kette des Wesergebirgs, bei Wiehe, in der Richtung der nördlichen Hügelzüge westwärts fort; südlich gegenüber, durch eine Mulde davon getrennt, zieht der ebenfalls aus niedern Parallelketten gebildete Teutoburgerwald. In seiner Fortsetzung steigt noch einmal aus der Tiefe älteres Gebirge empor, nämlich das Steinkohlengebirge von Ibbenbüren, westlich von Osnabrück, begleitet von Zechstein u. Muschelkalk, der hier seine äußerste Verbreitung in nordwestlicher Richtung besitzt. Auch die Hügelzüge des Wesersystems erheben sich über eine Basis von 2—300 F., die durch das norddeutsche Tiefland und im Westen durch die Niederungen der münsterschen Kreidebucht gebildet wird, welche scharf am Fuß des Teutoburgerwaldes abschneidet, wo sich die Sennerheide, nördlich von Paderborn, anschließt. Das ganze System der Weserberge, auf das wir unten bei Betrachtung des innern Berg- und Hügellandes von D. noch einen eingehenderen Blick werfen, ist ein freundliches Hügelland, dessen mit Buchenwald überkleidete Höhen sich nur gegen Osten und Süden bis 1500 Fuß erheben, aber im Wittekindsberg an der Porta westphalica, durch welche die Weser ihr schönes Thal verläßt, um in die einförmige Niederung einzutreten, immer noch 1100 Fuß erreichen. Die Berge sind arm an Felsen, um so berühmter die pittoresken, aus Kreidesandstein gebildeten Ertersteine bei Horn in Lippe-Detmold. Im Süden des als Egge südöstlich fortsetzenden Teutoburgerwaldes folgt das niederrheinische Schiefergebirge.

Kehren wir zurück zum Westende des Erzgebirges u. Böhmerwaldes, so treffen wir auf das Fichtelgebirge, den merkwürdigen Wasserscheideknoten, der seine Gewässer nach allen 4 Himmelsgegenden und durch Donau, Elbe und Rhein zu 2 Meeren entsendet. Aus Glimmerschiefergebirge erhebt sich im Osten in der nordöstlichen Richtung des Erzgebirgs Granit, im Ochsenkopf 3125 F., im Schneeberg 3120 F. hoch. Nächst den Felsbildungen des Böhmerwaldes u. Riesengebirgs sind die des Fichtelgebirgs die großartigsten, so der Waldstein, die Kösseine rc., vor Allem aber die Luisenburg bei Wunsiedel. Westlich vom Granit breitet sich ein 600 Fuß niedriges Gneisplateau aus; weiter westlich folgt ebenfalls plateauartig ausgebreitetes Uebergangsgebirge. Unter den spätern Eruptivgesteinen sind der seltene, schöne Eklogit u. die Grünsteine zu erwähnen, von welch letzteren ein Gang am Schneeberg zu Glasperlen verschmolzen wird. Auch Basalte treten gegen Asch zu und auf dem Kulm in der Ebene am Südfuß auf. Der Bergbau ist unbedeutend, gegenwärtig auf Eisen beschränkt, früher ward er auch auf Gold, Antimon u. Zinn betrieben; größer ist der Mineralreichthum, die Specksteinafterkrystalle von Göpfersgrün sind weltberühmt. Auch liefert das Gebirg treffliche Granitplatten und bei Wunsiedel salinischen Marmor. Sein Uebergangsgebirge steht in unmittelbarem, untrennbarem Zusammenhang mit dem des Voigtlands, welches sich im Westen des Erzgebirgs nordwärts bis zum Steinkohlengebirge bei Zwickau und ans Rothliegende angrenzend bis Ronneburg fortsetzt. Sich von da immer mehr im westlichen Verlauf verschmälernd, ziehen das Uebergangsgebirge u. die jüngste Grauwacke des Kulm unter dem Namen des Frankenwaldes weiter, der mit dem östlichen Thüringerwald zusammenfließt. Das ganze Gebiet besteht vorherrschend aus versteinerungarmen älteren Thonschiefern und Grauwackeschiefern, die nach den mit ihnen verbundenen graptolithenreichen Alaunschiefern u. ältern Uebergangskalken zum silurischen Gebirge gehören, aus jüngerem devonischen Uebergangsgebirge mit versteinerungreichen Grauwacken (Steinach, Planschwitz), Cypridinenschiefern, Klymenien- und Goniatitenkalken (Saalfeld, Elbersreuth), trefflichem Dachschiefer und aus der, hie und da an Kalamiten, Knorrien und andern Pflanzenstämmen reichen jüngsten Grauwacke des Kulm. Bei Regnitzlosau im Fichtelgebirge kennt man selbst Kohlenkalke. Von jüngeren Gesteinen trifft man nur am hochgelegenen Sandberg, auf der Höhe des Rückens bei Limbach, kaolinreichen bunten Sandstein und Zechstein. Groß ist der Reichthum an Eisenstein. Einzelne Porphyr- u. Granitpartien, zahlreichere, gegen Osten kuppenartig sich erhebende Grünsteine u. dort selbst Serpentin sind die Eruptivbildungen. Das Ganze erscheint als ein einförmiges wellenförmiges Plateauland, dessen höchste Höhen noch nicht 2900 F. übersteigen, u. dessen Thäler, namentlich das Schwarzathal, oft reich an malerischer Schönheit sind. Von der Tiefe derselben zeugt die mächtige Göltschthalüberbrückung auf der hof-leipziger Bahn. Ueberall herrscht hier die Richtung der Schichten von Nordosten nach Südwesten, und diese finden wir selbst in dem ältern krystallinischen Gebirge der sich verschmälernden nordwestlichen Gebirgskette des Thüringerwaldes, dessen Hauptkörper, rothe Porphyre u. Melaphyre, begleitet von ihren Tuffen, Steinkohlengebirge u. Rothliegendes zusammensetzen. Im Osten greifen das ältere Thonschiefergebirge, Porphyre, granitische Gesteine und Diorite mannichfach in einander. Ein zusammenhängender Zug von Granit u. krystallinischen Schiefern setzt nur im Westen in nordsüdlicher Richtung über das Gebirge hinüber, auch die Hypersthenfelskette der Hühnberge folgt dieser Richtung nach Nordnordosten. Alle höheren Gipfel, wie der Beerberg (3057 F.), der Schneekopf (3044 F.), der Inselsberg (2854 F.), die sich über dem 2000—2500 F. hohen Gebirgsrücken erheben, sind Porphyrkuppen. Am Südfuß des östlichen Thüringerwaldes lagert die wichtige Steinkohlenablagerung von Neuhaus und Stockheim. Ein schmaler, nur wenig unterbrochener Zug von Zechsteingebirge, früher wichtig durch Kupfer- und Kobalterze, die Lagerstätte von Steinsalz, begleitet den Nordfuß in seiner ganzen Länge von Gera über Neustadt a. d. O., Saalfeld, Ilmenau bis zur Werra; unterbrochen tritt er am Südfuß auf. Das ganze Gebirge ist ein ausgezeichnetes Waldgebirge,

mit prächtigen Wiesgründen. Dem Rothliegenden, welches den äußersten Westen ganz zusammensetzt, verdankt der westliche Thüringerwald die großartigen Felsbildungen seiner Thäler u. engen Schluchten (Landgrafenschlucht u. Annathal bei Eisenach, Schmalwassergrund bei Tambach), den pittoresken, dem Granit aufgelagerten Doleritfelsen des Zechsteins die reizende Umgebung von Altenstein ihre Schönheit. Einst ein erzreiches Gebirge, mit Goldwäschen und Goldbergwerken im Grauwackegebirge, Silber-, Kupfer- und Kobaltausbeute in dem Zechstein, bietet er gegenwärtig nur noch Eisen dar; dagegen steht seine Griffelschiefergewinnung im Thonschiefergebirge des östlichen Thüringerwaldes (Steinach) einzig, seine Dachschieferbrüche bei Lehesten an Großartigkeit des Betriebs u. Güte des Schiefers einzig auf dem europäischen Kontinent da. Der Sandstein des Sandbergs liefert das Material für zahlreiche Porzellanfabriken. Wie der Kyffhäuser dem Harz parallel verläuft, so hat auch hier im Westen der Thüringerwald seinen freilich kleinen, niedrigen Doppelgänger. In der Fortsetzung des Thüringerwaldes heben sich unter der Decke des bunten Sandsteins das Kupfer u. Kobalt führende Zechsteingebirge der richelsdorfer Berge u. von Rothenburg an der Fulda und, parallel mit ihnen, am Fuße des basaltischen Meißner vorüber, ein Zug von Grauwacke und Zechsteingebirge in geringer Entfernung vom Werrathal bei Allendorf und Witzenhausen hervor.

Im Westen, durch das breite Bergland von Hessen davon getrennt, erhebt sich der nördliche Ausläufer des böhmischen oder hercynischen Gebirgsystems, das niederrheinische Schiefergebirge. Marburg und Gießen liegen an seinem östlichen, Wiesbaden und Bingen an seinem südlichen, Aachen, Elberfeld, Arnsberg an seinem nördlichen Fuß; westwärts setzt es als Ardennerwald nach Belgien und Frankreich hinüber. Während die Ostseite zahlreiche unregelmäßige Buchten besitzt u. im Waldeckschen einen halbinselähnlichen Vorsprung bildet, läuft die Südseite fast geradlinig, wie die Schichten seiner Gesteine von Nordosten nach Südwesten; von Norden her aber greift längs des Rheins eine tiefe und anfänglich breite Bucht des norddeutschen Tieflandes bis Bonn herein. Es ist ebenfalls auf seinen Höhen ein wellenförmiges, waldreiches Plateauland, dessen Basis im Norden 3—400, im Osten 500 F., im Süden über dem Rheinthal 300 F., im Südosten dagegen 1000 F. hoch liegt u. sich zu einer mittleren Höhe von 1000—1500 F. erhebt, über welche nur einzelne Striche zu 2000 F. u. nur sehr einzelne Gipfel darüber ansteigen. Tiefe, vielgewundene, an Naturschönheiten reiche Thäler durchschneiden das Land. Seiner ganzen Breite nach windet sich durch dasselbe das enge, tiefe Rheinthal, dessen Sohle bei Bingen 236, bei Bonn 138 Fuß Meereshöhe hat. Das herrliche Landschaftsbild mit seinen alterthümlichen Städten am Ufer des Rheins, mit seinen mit Buschwald und Weinbergen bedeckten steilen Bergwänden und mit seinen Burgruinen, von denen einzelne wieder aus ihren Trümmern erstanden sind, bietet mit jeder Thalbiegung eine andere Ansicht, stets von dem blauen Rhein belebt; ähnlichen Charakter tragen auch das Mosel-, Lahn-, Ahr- und viele andere, selbst kleinere Thäler. Die von 400 F. bis zur Tiefe des Rheinthals endlich einschneidenden Thäler der Mosel, Lahn und Sieg begrenzen die natürlichen Abtheilungen des niederrheinischen Schiefergebirgs. Zwischen der Rheinebene und der Lahn erhebt sich der Taunus, rasch über die Rheinniederung die mittlere Höhe von 1500 F. gewinnend, über welche der Feldberg zu 2600 F. ansteigt. Mit dem Niederwald über Rüdesheim schneidet der Taunus am Rhein ab; die über den Rhein streichenden Felsen machten das Bingerloch einst zu einem Hinderniß der Schifffahrt. Dem Taunus gegenüber erhebt sich, als seine Fortsetzung auf dem linken Rheinufer, der ähnlich gestaltete, aber durch seinen Quarzrücken unfruchtbare, rauhe Hundsrück, von gleichem Bau und gleicher Höhe, mit dem 2518 F. hohen Walderbsenkopf. Zwischen Lahn u. Sieg liegt der nur an seinen Gehängen bewaldete Westerwald, über dessen kahle und grasbedeckte Hochebene von 1500 F. der salzburger Kopf noch zu 500 F. Höhe ansteigt. Das Plateau östlich und nördlich der Sieg können wir unter dem Namen des Sauerlandes (Süderland) zusammenfassen, ein wellenförmiges, nur wo die jüngeren Glieder der Grauwacke lagern, vieldurchfurchtes Hochland, über welches sich an den Quellen der Lenne, Ruhr und Diemel das Plateau von Winterberg 1000 F. hoch über das allgemeine Niveau, im Astenberg bis 2067 F., erhebt. An dem Westsaum dieses Hochlands erhebt sich, am Südende der niederrheinischen Bucht, Bonn gegenüber das in seiner höchsten Höhe, dem Oelberg, nur 1429 F. hohe Siebengebirge mit seiner malerischen Gruppe von Kegelbergen; es sind die ersten aus der Ebene sich erhebenden Berge, die der stromaufwärts fahrende Reisende erblickt, und der steile Felsen des Drachenfels bildet mit dem gegenüberliegenden Rolandseck den überraschend schönen Eingang in das viel besungene Rheinthal. Ueber Rolandseck liegt der östlichste Vulkankegel der Eifel, der Roderberg, in dessen Kraterkessel der Bruchhof liegt. Auch rheinaufwärts erscheint noch Basalt, wie der Säulenbasalt über Unkel. Auf der linken Seite des Rheins breitet sich nördlich der Mosel die Eifel in gleicher Höhe aus, in ihrem Westen ein rauhes, durch die frühere Eisenindustrie seines Waldes beraubtes, mit ausgedehnten Mooren (Veen) und Heide bedecktes Land. Seinem 1500 F. im Mittel hohen Plateau sind zahlreiche, bis 3—500 F. hohe Kegel aufgesetzt. Zahlreich sind die in der Ebene eingesenkten kesselförmigen Maare. Auch der große, rings geschlossene Kessel, in dem der Laachersee mit dem alten Kloster an seinem Ufer ruht, ist ein solcher alter ausgebrannter Krater; sein Spiegel liegt nur 912 F. über dem Meer. Die hohe Acht, die höchste Höhe der Vordereifel, ist 2027 F. hoch. Die flache Einsenkung, in der sich die Kyll einschneidet, trennt die hohe Eifel von der vordern; über ersterer erheben sich, im Süden von Aachen, die mit Moor u. Heide bedeckte hohe Veen und die Schneeeifel, beide mehr als 2100 F. über dem Meer hoch. Durch das ganze niederrheinische Gebirge herrscht Uebergangsgebirge mit seinen Quarziten und Grauwackesandsteinen, über das sich im Westerwald ein aus Braunkohlengebirge und Basalt gebildetes Plateau erhebt; ersteres liefert außer Kohlen die Thone für die großartigen Krugbäckereien Nassau's. Auch im Siebengebirge finden wir das Grauwackegebirge

von Braunkohlengebirge in Verbindung mit trachytischen Tuffen überlagert, über welche trachytische und basaltische Kuppen u. Kegel emporragen. Der Roderberg ist, wie bemerkt, der östlichste der ausgebrannten Vulkane der Eifel. Die Eifel war einst ein Gebiet großartiger vulkanischer Thätigkeit, viele der zahlreichen Vulkane waren unbedeutend, in andern wirkten die unterirdischen Kräfte um so mächtiger. Der Mühlstein von Niedermendig östlich von Mayen ist Lava, deren Strom eine weite Fläche bedeckte. Im Traß des Brohlthals bei Andernach benutzt man den zusammengebackenen vulkanischen Schlamm, der einst das Thal bis zu beträchtlicher Höhe ausfüllte. Weithin haben die Strömungen den Bimsstein über die Gegend von Andernach ausgebreitet. Das Grauwackegebirge selbst besteht aus einer untern mächtigen Schiefer- (Sericitschiefer des Taunus) und Quarzitablagerung, in denen bis jetzt noch keine Versteinerungen gefunden wurden; sie treten auch im Süden im Taunus u. seiner Fortsetzung auf, nordwestlich in der hohen Veen und den Ardennen. Was darüber lagert, gehört seinen Versteinerungen nach dem devonischen Uebergangsgebirge an. Die größte Ausdehnung besitzen die Thonschiefer und Grauwackesandsteine von Ems. In Mulden des vorigen und an seinem Nordrande treten auf beiden Seiten des Rheins Kalke auf, mit Dolomit verbunden, wie bei Gerolstein in der Eifel, felsbildend, mit einer Fülle schöner Versteinerungen; es ist der sogenannte eifeler Kalk. Zur oberen Abtheilung gehören die Dachschiefer des Ruhrthals und die, am Nordrand bei Elberfeld und in der Grafschaft Mark, sowie an der Lahn sehr entwickelten grünlichgrauen Cypridinenschiefer und Knotenkalke (Goniatitenkalke). Grünsteine und oft mit Eisensteinen verbundene Schalsteine, vulkanische Schlammbildungen der devonischen Zeit, sind vor Allem im Lahngebiet verbreitet. Porphyrische Ausbrüche begleiteten die Ablagerungen des devonischen Gebirgs im Gebiet der Lenne. An der Nordseite sowohl wie an der westlichen Seite des Südrandes besitzt das Rheinland die für seine ganze gewerbliche Entwickelung so wichtigen Steinkohlenfelder. An der Nordseite lagern unter ihnen der sogenannte Kulm und flötzleerer Sandstein, bei Elberfeld auch mariner Kohlenkalk. Die Kohlenfelder an der Ruhr bei Dortmund sind nicht allein durch Mächtigkeit und Güte der Kohlen wichtig, sondern führen auch reiche Eisensteinflötze, wie in Südwales. An sie schließt sich das Kreidegebirge des Münsterlandes an. Westlich des Rheins liegen die Kohlenfelder von Eschweiler und Aachen. An der Südseite des Hundsrücks breiten sich die reichen Kohlenfelder des 15 Meilen langen, zwischen Saar und Nahe 4 Meilen breiten saarbrücker Beckens aus, die durch die ludwigshafen-berbacher Bahn so trefflich für den Geognosten aufgeschlossen wurden. Im Westen desselben finden wir ausgedehnte Eruptivmassen von Melaphyr u. Porphyr, die sich bis im isolirten Donnersberg 2050 Fuß erheben und von Rothliegendem begleitet sind; ihnen verdankt das Nahethal bei Kreuznach seine malerischen Felsbildungen; den Achatmandeln des Mandelsteins Oberstein seine ihm eigenthümliche Industrie der Achatschleiferei. Während im Osten das Tertiärbecken von Mainz angrenzt, zieht sich um die ganze Südwestseite die Trias; der bunte Sandstein bedeckt weithin die Kohlengebirge von Saarbrücken und tief zwischen Hundsrück u. Eifel ziehen bis über Trier hinein bunter Sandstein und Muschelkalk u. im Innern ihrer Mulde selbst Keuper, luxemburger oder Bonebedsandstein und Lias. Nördlich in der Einsenkung des Kyllgebiets haben sich bunter Sandstein und Muschelkalk nur an einzelnen Punkten erhalten, doch wird jene wichtig durch den Reichthum von Bleiglanz im Sandstein von Commern. Eisen, Blei und Kohlen liefert der rheinische Bergbau; die Kupfergruben des Uebergangsgebirgs, die Quecksilbergruben im Kohlengebirge der bayerischen Rheinpfalz sind zum Erliegen gekommen, und nur Holzappel in Nassau liefert noch Silber. Längs des Ostrandes des rheinischen Schiefergebirgs zieht sich ein schmaler Streifen Zechsteingebirg, welchem Frankenberg mit seinen interessanten sogenannten Kornähren (vorweltlichen Cypressenresten) angehört, in alle die Buchten der unregelmäßigen Begrenzung hinein; dann folgt die Trias im Osten. Die mit Torfmooren bedeckte Einsenkung von Kaiserslautern (750 Fuß über dem Meere) trennt niederrheinisches und oberrheinisches Gebirgssystem; letzterem gehört die aus buntem Sandstein gebildete Hardt an, berühmt durch die Weine und durch die malerischen Felsen auf den südlichen Höhen und in ihren zum Rhein hinausziehenden Thälern; die schönsten sind das Annweilerthal mit den Burgen des Trifels u. das Dahnerthal im Süden. Nur am äußersten Süden tritt unter dem Sandstein noch an einzelnen Punkten das krystallinische Grundgebirge hervor. Gegen Westen verflacht sich der Rücken der Haard allmählig in das einförmige, arme Muschelkalkplateau des Westrich (Zweibrücken). Auf der Ostseite des Rheinthals erheben sich Schwarzwald, Odenwald, Spessart, alle mit krystallinischen Massengesteinen, Granit und Syenit, begleitet von krystallinischen Schiefern, Gneis und Glimmerschiefer, durchbrochen von Porphyren an ihrer West- und Südwestseite, während von Osten her mächtige bunte Sandsteine bis auf die Höhe der Gebirge selbst reichen und in ihrem nördlichen Verlauf selbst den Hauptrücken vorherrschend zusammensetzen. Nur im Odenwald und Spessart lagert Zechsteingebirge unter dem bunten Sandstein. Alle besitzen ihren Steilabfall nach dem Rhein zu und verflachen sich gegen das Binnenland. Nur im Schwarzwald sind Uebergangsgebirge u., wie das trostlose Ergebniß der Aktienunternehmung für Kohlengewinnung bei Berghaupten im Kinzigthal gelehrt hat, wenig versprechendes Kohlengebirge spärlich vertreten, letzteres steil aufgerichtet und zwischen krystallinisches Gebirge eingeklemmt. Mit Porphyren verbunden findet sich Rothliegendes auch hier, bei Baden Baden durch Felsen den Reiz der Gegend erhöhend (Ebersteinburg). Der Schwarzwald ist unter diesen Gebirgen das höchste, das höchste überhaupt in ganz Westdeutschland. Rasch erhebt sich sein industriereiches Südgehänge vom Rhein, der an seinem Fuße, an den Stromschnellen von Laufenburg, noch 1000 Fuß hoch über dem Meere fließt, zur Höhe von 3600 Fuß u. darüber, über welche der Feldberg bis über die Grenze des Holzwuchses zu 4700 Fuß ansteigt. In großen Wellenlinien, nur durch wenig hervortretende Kuppen und nördlich von der Kinzig durch

Bergplatten unterbrochen, zieht es, sich allmählig senkend, nordwärts längs der fruchtbaren Rheinebene, zu der es steil abfällt. Zahlreiche tiefe Einschnitte, aus denen die raschen Gebirgsbäche, gebändigt zum Flößen der Holländerstämme aus den reichen Nadelholzbeständen des Gebirgs, heraustreten, gestatten Blicke vom Rheinthal ins Innere. Während im oberen Schwarzwald bis zur Kinzig der bunte Sandstein nur den unteren Gebirgsfuß bildet, der sich von 2500 F. im Süden nördlich bis 1500 Fuß senkt, greift er bald über das krystallinische Gebirge und zieht sich, anfänglich in vereinzelten Platten, bald aber als zusammenhängende, durch die Thäler zerschnittene Decke auf und endlich über den Rücken des untern Schwarzwaldes, so daß nördlich von Baden das krystallinische Gebirge ganz unter ihm verschwindet. Nur in der Tiefe der östlichen Thäler, wie bei Wildbad, tritt noch Granit auf. Der 2874 Fuß hohe Paß am Kniebis, der von Freudenstadt hinüber zum Rheinthal führt, einer der vielen Pässe des Schwarzwaldes, die den Zugang vom Westen ins Innere D.s gestatten, liegt schon im Sandstein. Die weit nach Westen vorgeschobene, mit Knieholz bedeckte Hornisgrinde von 3550 Fuß Höhe ist eine dem Granit des Randes aufgesetzte Sandsteinplatte. Zahllose Quellen entspringen auf der Grenze des Sandsteins und Urgebirgs, während die Höhen des erstern trocken und dürftig sind. Zahlreiche einsame kleine Seen und ausgedehnte Moore finden sich auf der Höhe. In flachen Mulden verlaufen die Flüsse im Gebiet des Sandsteins, während sie, eingetreten in das Urgebirge, dieses in tiefen, oft engen und felsigen Thälern durcheilen. So interessant die Erzgruben im Süden für den Mineralogen sind, so wenig wichtig ist der Bergbau. Die den Ostfuß zusammensetzende jüngere Trias zieht in der Lücke zwischen Schwarzwald und Odenwald, von Durlach nach Wiesloch, durch die Mulde, welche der bunte Sandstein bildet, aus Schwaben ins Rheinthal hinaus; der Muschelkalk von Wiesloch ist berühmt durch das dem oberschlesischen ähnliche Auftreten von Galmei. In der Mitte bei Langenbrücken findet sich weit getrennt der letzte Ausläufer des schwäbischen Jura. Die Trias begleitet auch den Westfuß im Rheinthal in vereinzelten Streifen und Parcellen; in größerer Ausdehnung an der Südwestecke des Gebirgs gegen Basel hin. Dort, im reichen, reizenden Breisgau, tritt wieder Juragebirge auf, aber wesentlich verschiedenen Charakters. Der Schönberg besteht aus ihm; der Schwaben ganz fremde Roggenstein bildet die Hauptmasse des dortigen braunen Jura. Dort, bei Kandern, findet sich auch alttertiäres Bohnerz, bedeckt von dem marinen, oligocänen Tertiärgebirge des Rheinthals. Nördlich von Wiesloch folgt der Odenwald, in seinem Süden vom schönen, burgenreichen Thale des Neckars durchzogen, an dessen Ausgang Heidelberg wieder auf Granit liegt, den der bunte Sandstein bedeckt. Auf der Granitgrenze sind unter dem berühmten Schlosse die südlichsten sichern Anzeichen von Zechstein gefunden worden. Die westliche Hälfte des Odenwaldes setzen Granit und ausgedehnte Syenitmassive in Verbindung mit Gneis u. Glimmerschiefer zusammen, in ihrer Fortsetzung lagert nordwärts Rothliegendes, während nordöstlich, durch eine weite, mit Kieferwäldern bedeckte Sandebene von der niedrigen nördlichen Verlängerung getrennt, das krystallinische Gebirge gegen den Spessart fortsetzt, der durch die Alluvialebenen des Mainthals von ihm geschieden wird. Porphyre, Glimmerdiorit, bei Auerbach ein für den Geognosten interessanter, mineralienreicher Gang von körnigem Kalk im Granit sind interessante Unterbrechungen. Die Westhälfte besteht aus buntem Sandstein. Zechstein tritt vereinzelt unter ihm im Norden auf, Basalte, im südöstlichen Odenwald der berühmte Nephelindolerit, der Katzenbuckel, treten als Kuppen im Norden und Osten auf. Prächtiger Laubwald bedeckt die Höhen, während hier fast schöner als irgendwo am Ostrand der Rheinebene, mit der Haard wetteifernd, prachtvolle Nuß- und Kastanienbäume die obstreichen unteren Gehänge schmücken. Längs des Fußes führt im Westen die Bergstraße am Gebirge hin, über welcher sich der aussichtreiche Melibokus bis zur Höhe von 1700 Fuß erhebt, während die zu seiner Basis dienende Ebene 300 Fuß Meereshöhe hat. Gegen Osten überblickt man auf seinem Gipfel die Höhen und Thäler des Odenwaldes. Unfern liegt Auerbach mit seiner prachtvollen, epheuumrankten Ruine. Nur wenig übertreffen die Höhen des bunten Sandsteins den Melibokus; die neukirchener Höhe ist 2360, der Katzenbuckel 2079 Fuß, der aussichtsreiche Kaiserstuhl über Heidelberg im Süden nur 1730 Fuß hoch. Oestlich senkt sich allmählig der Odenwald zum Plateau des Baulandes, wo der noch vielbesuchte Wallfahrtsort Walldürn auf dem bunten Sandsteinplateau 1350 Fuß hoch liegt. Durch die Ebenen am Main vom Odenwald getrennt, folgt nördlich von diesem der Spessart, ein mit Buchen- und Eichenwald reich bestandenes, aber an Hülfsquellen für die Bewohner armes Hochland aus buntem Sandstein, dessen höchster Rücken nur bis zu 1778 Fuß ansteigt. Nur an seinem Südwestfuß tritt das krystallinische Schiefergebirge, von schönen Graniten durchbrochen, hervor; an seinen Rändern lagert sich Zechsteingebirge an, gegen Gelnhausen hin gesellt sich noch Rothliegendes hinzu. Nordöstlich hebt sich noch einmal aus dem einförmigen Plateau des mit Eichenschälwaldung bedeckten orber Reißigs bei Biber Glimmerschiefer und ihm auch hier unmittelbar aufgelagertes Zechsteingebirge mit Kobaltbergbau. Von den schlüchterner Höhen, dem wichtigen Paß, der aus Nordosten in das Main- und Rheinthal führt, beginnen die an ihrem untern Gehänge von Muschelkalk umgebenen Basaltkuppen und Basaltmassen, welche sich über eine Basis von buntem Sandstein erheben, die unter der schützenden Decke des Basalts erhaltenen Reste eines einst zusammenhängenden Muschelkalkplateau's. Es charakterisirt diese Lagerung die nördlich folgende Rhön und das Bergland von Hessen. Westlich von Schlüchtern stehen wir am Fuße des Vogelsberges, des ausgedehntesten, 38 □Meilen deckenden, basaltischen Plateau's von D., das sich, auf buntem Sandstein und theilweise auch Muschelkalk aufgelagert, zwischen dem hessischen Bergland und dem rheinischen Becken erhebt. Er steigt aus seiner Umgebung steil zu einem Plateau an, dem buckelförmigen Oberwald, in dessen höchster Mitte der 2530 Fuß hohe Taufstein liegt. Strahlenförmig laufen von dem in

der Richtung von Norden nach Süden ziehenden höchsten Theile die Thäler nach allen Richtungen der Windrose. Es ist ein rauhes Land, das aber seinen basaltischen Gesteinen mannichfachster Art fruchtbaren Boden verdankt; vorherrschend Buchenwald, unterbrochen von Weiden, Feldern u. Wiesen, bedeckt ihn. Von Vogelsberg, Taunus, Vogesen und den drei Gebirgen an der Ostseite umschlossen, dehnt sich die große Ebene des Mittelrheins aus, zur Zeit der mittleren Tertiärzeit ein vom Taunus bis Basel sich erstreckendes, abgeschlossenes Meeresbecken, welches sich allmählig aussüßte, so daß auf den Meeressand von Alzey u. die Septarienthone brakische und endlich Süßwasserbildungen folgten, deren Reste sich noch zu beiden Seiten des Rheins erhalten haben, die aber zum größten Theil wieder zerstört worden sind. Den Schluß dieser Bildung macht im Rheinthal der durch seinen Reichthum an Knochen berühmte Sand von Eppelsheim. Hier wurde das wunderbare, kolossale Dinotherium giganteum entdeckt. Tief zwischen Taunus, Vogelsberg und Spessart dehnte sich eine Bucht aus, in der sich über einer Unterlage von Zechstein u. buntem Sandstein die braunkohlenreichen Bildungen der Wetterau ablagerten. An zahlreichen Punkten dieses Gebietes erfolgten basaltische und doleritische Ausbrüche, wichtig für die Gegend durch ihren Reichthum an phosphorsaurem Kalk, von dem sich selbst eine ausgedehnte Ablagerung in der Wetterau findet. Fruchtbarster Ackergrund bedeckt ihren Grund, der zugleich ein reicher Obstgarten ist, was auch vom ganzen Südfuß des Taunus gilt. Im südlichen Theil des rheinischen Beckens erhebt sich aus der Ebene, im Westen der freiburger Bucht, völlig vereinzelt, der Kaiserstuhl, mit steilen, von Reben bedeckten Seiten, zu einem 6 Stunden langen Plateau, das im Todtenkopf noch 1174 Fuß über das 689 Fuß hoch gelegene Altbreisach reicht. Es besteht vorherrschend aus Doleriten, mit denen Trachyte, selbst leucitführende Phonolithe und Basalte mit ihren Tuffen verbunden sind. Die letzte Sedimentbildung des Rheinthals vor der Jetztzeit ist der Löß oder Lehm mit Landschnecken der Jetztzeit und Mammuthknochen; er bildet eine niedrige Terrasse, welche in vielen Gegenden den Gebirgsfuß begleitet, sehr entwickelt vor Allem am Fuß des Odenwaldes. Erratische Blöcke der Schweiz kennt man nicht im Rheinthal, wohl aber am Südgehänge des Schwarzwaldes, wo sie noch bis 2900 Fuß Höhe vorkommen. Ausgedehnter sind dem Schwarzwald selbst entstammende Geröllablagerungen in und an ihm.

Es bleibt uns noch ein Ueberblick des von den geschilderten Gebirgen eingeschlossenen inneren Berg- und Hügellandes übrig. Trias, von einer durch ganz D. in ihrer Zusammensetzung auffallenden Uebereinstimmung, bildet hier die Grundlage für die jüngeren Gesteine; auch in der Physiognomie, die sie den Gegenden ertheilt, stimmt sie auffallend überein. Der bunte Sandstein bildet wellenförmiges, felsarmes Berg- und Hügelland von ungleicher Fruchtbarkeit, oft bewaldet, besonders mit Eichen; der Muschelkalk dagegen ebene Platten, unfruchtbar, wo der nackte Kalk, insbesondere der sogenannte Wellenkalk unbedeckt ist, fruchtbar dagegen, wo ihn die mittlere, in Schwaben wie in Thüringen Steinsalz führende Abtheilung und wo ihn die Lettenkohle oder Lehm bedeckt. Sind im Sandstein die Thäler oft flach ausgehöhlt, so sind sie hier dagegen steilwandig, die Wände mit vorspringenden geradlinigen Felsbändern umschlungen; oft bedeckt sie herrlicher Buchenwald, während auf den Wellenkalkplatten wie auf dem dürftigen Sand die Kiefer herrscht. An seinen felsigen Hängen kocht die Sonne die Traube. Ganz anders zeigt sich der Keuper; er bildet bei der verschiedenen Widerstandsfähigkeit seiner Gesteine Hügelgelände mit terrassenförmigem Aufbau, oft von den Platten der festeren Sandsteine bedeckt. Auf seinen Höhen herrscht meist der Wald, wo er lehmreicher ist, ein gemischter eichenreicher Laubwald, wo reiner Sand, die Kiefer, in seinen flachen Thälern und auf seinen Hügelwellen fruchtbarer Ackerbau vor. Ganz anders verhält es sich mit den jüngeren Gesteinen; sie entstanden in verschiedenen, durch das Muschelkalkplateau des centralen Mitteldeutschlands getrennten Meeresbecken und zeigen daher in Nord- und Süddeutschland die wesentlichsten Verschiedenheiten in ihrer Gesteinsfolge, selbst wesentliche in ihren Versteinerungen. In der Enge zwischen dem Thüringerwald u. dem südlichen rheinischen Schiefergebirge liegt die Volksstämme scheidende Grenze des inneren Berg- und Hügellandes, durch welche es in eine südliche und nördliche Hälfte zerfällt, u. die vom Vogelsberg, von der Rhön u. der 1200 Fuß im Durchschnitt hohen Wasserscheide zwischen der Werra u. dem Main, welche Rhein- u. Wesergebiet von einander trennt, gebildet wird. Die südliche Hälfte umfaßt in dem großen Dreieck zwischen der Rhön, dem Spessart, Odenwald und Schwarzwald, der süddeutschen Hochebene, dem Böhmerwald, Fichtelgebirge, Frankenwald u. östlichen Thüringerwald die freundlichen, gesegneten Gaue Schwabens, die reichen Gegenden Frankens und die arme, aber waldreiche, in die Vorsprünge des Böhmerwaldes eingeengte Oberpfalz. Sie ist das flachere, mildere Land, auf ihren ausgedehnteren waldärmeren, fruchtbaren Flächen mit reicherem Anbau, in ihren westlichen tieferen Thälern mit ausgedehntem Weinbau, der selbst edle Weine erzeugt; seine wiesenreichen Thäler haben der Zucht trefflicher Rindviehracen eine solche Ausdehnung gegeben, daß Frankreich und Norddeutschland einen großen Theil ihres Mastviehs von da beziehen; nur der Osten am Fuß des Böhmerwaldes, die Oberpfalz, ist rauher und ärmer. In der Südhälfte hat die Natur die Linien der inneren und äußeren Gestaltung des Landes in größerem und einfacherem Maßstab angelegt, und wie die Natur, so hat auch das politische Geschick, was einst vereinzelt war, zu größeren staatlichen Verbänden zusammengeführt: fast das ganze Land gehört zu Würtemberg und Bayern. Schwaben, Oberpfälzer, Ostfranken sind die Bewohner dieser Länder, nur der fränkische Stamm hat sich noch über die Wasserscheide ins ebene Werragebiet verbreitet. Der Muschelkalk der Lücke zwischen Odenwald und Schwarzwald, der in seiner Mulde Keuper und die Juraversenkung von Langenbrücken umfaßt, zieht, hierdurch in zwei Aeste getheilt, ins Innere. Der südliche Zug begleitet den östlichen Fuß des Schwarzwaldes und bildet durch den Gegensatz seiner Nacktheit mit dem waldreichen bunten Sandstein, der sich westlich unter ihm emporhebt, die Naturgrenze des Gebirges. Pforzheim, Calw, Villingen, Laufenburg liegen an dieser Grenze.

Oestlich von der schmalen, steilen Muschelkalkhöhe folgt darüber die fruchtbare Decke der Lettenkohlenbildung; wogende Getreidefelder bedecken ihre Ebene; das Strohgäu, südlich von Leonberg, gehört zu ihnen. Weithin im Enzthal und, nur auf eine kurze Strecke bei Heilbronn unterbrochen, im Neckarthal bis gegen Cannstadt hinauf schließen die Thäler die Muschelkalkunterlage auf; auf den felsigen Gehängen erzeugt Würtemberg seine besten Weine. Ausgedehnter ist der nördliche Muschelkalkzug, der sich, die Sandsteinhöhen des östlichen Odenwaldes begrenzend, als ausgedehntes Plateau von einer 1000—1500 Fuß über das Meer ansteigenden Höhe ausbreitet; die Sohle der zum Theil bis zum bunten Sandstein einschneidenden tiefen Thäler liegt im Mittel 450—750 Fuß hoch. An seiner Westgrenze liegen Walldürn, Wertheim, Gemünden, Hammelburg, Kissingen, Neustadt an der Saale, sämmtlich noch auf buntem Sandstein, Kissingen, überragt von Kalkhöhen (Bodenlaube). Daß dort unter dem bunten Sandstein schon der Zechstein lagert, beweisen die Soolquellen. Seine größte Breite besitzt das Plateau im Süden, wo es sich am Neckar bis gegen die Ebene von Heilbronn, im Kocherthal südlich über Hall hinaus, im Jartthal bis Krailsheim, in dem der Tauber bis Rothenburg (1100 Fuß), von da und vom Main bei Ochsenfurt bis in den hügelig zerschnittenen Aischgrund, am Main selbst bis Haßfurt erstreckt. So setzt Muschelkalk das würtembergische Bauland, die nördlichen hohenlohe'schen Lande, das alte Deutschmeistergebiet, die Gegend zwischen Würzburg, Schweinfurt und Kissingen zusammen, aber nicht als unfruchtbares Land, wie im Schwarzwald, sondern bedeckt von dem durch Verwitterung der Zwischenschichten des oberen Muschelkalks entstandenen Lehm od. von Lettenkohlenformation u. selbst von Keuperschicht als ein zwar wasserarmer, aber meist fruchtbarer Acker- u. Waldgrund und, wo der nackte Kalkfels hervortritt, trefflicher Weidegrund für Schafe. Die reichen Steinsalzlager Würtembergs gehören dem Muschelkalk an. Nördlich vom Main zieht der Muschelkalk in wechselnder Breite bis zum Wasserscheiderücken zwischen Werra- und Maingebiet. Ueberall sind die steilen Gehänge der wiesenreichen Thäler an der Sonnenseite mit Weinbergen oder obstreichem Feld bedeckt, während an der Nordseite ausgedehnte Buchenwaldungen mit Ackerfeldern wechseln. Die prachtvolle Thalstrecke von Neckaralp bis Wimpfen schneidet im Muschelkalk ein, und so birgt dieser, der auf seinen Höhen so einförmig ist, noch viele andere reizende Thalgründe. Die nördliche Wasserscheide bildet ein Waldrücken, der, obgleich sich nur mit wenig geneigter schiefer Ebene gegen Süden abdachend, doch, von Süden aus gesehen, als den Horizont im Norden begrenzender Bergzug erscheint. Mehr durch seine Isolirung im weiten ebenen und hügeligen Lande zu seinen Füßen, als durch die nur 1700 bis 1800 F. betragende Höhe über dem Meere imponirend, erhebt sich das Gipfelpaar der basaltischen Gleichberge aus und über der Wasserscheide. Vom Thüringerwaldrand an begleitet der Muschelkalk nur als schmaler Saum den nördlichen Gebirgsrand und verschwindet nördlich bei Kemnat gänzlich, noch zuletzt am Lainickerberg bei Baireuth berühmt durch Petrefaktenführung.

Groß ist das Areal, welches der Keuper bedeckt. In Schwaben erheben sich seine durch spätere Zerstörung von einander getrennten Partien Gebirgen ähnlich, hoch über die Muschelkalk- und Lettenkohlengebirgsebenen zu seinen Füßen, meist auf den Höhen noch mit einzelnen, gegen Süden zusammenhängenden Inseln des Lias gekrönt; so der Stromberg nördlich der Enzbahn, die freundlichen löwensteiner u. waldburger Berge im Süden der haller Bahn, die fruchtbaren Filder und der waldreiche Schönbuch im Süden von Stuttgart, die Höhen Schillingsfürst im Osten von Rothenburg an der Tauber und der waldreiche Steigerwald im Osten des Mains, zwischen Uffenheim und Haßfurt. Von ihren Gehängen und selbst vom oberen Rand noch blicken freundliche Städte, Schlösser und Dörfer (Waldenburg 1562 Fuß, Neuenstein am Fuß 880 Fuß) herab. Feld und Wald, zum Theil Weinberge, bedecken die wilden Gehänge, Wald die Höhen, während saftige Wiesen die belebten reichen Thalgründe des Keupergebiets überkleiden. Weite Aussichten, die in Schwaben südwärts bis zu der dunklen einförmigen Linie der Alp reichen, bieten sich von den Höhen dar. Aber nicht überall hat das Keuperland diesen lieblichen Charakter; die Eisenbahn führt den Reisenden, nachdem er den Garten von Bamberg verlassen hat, durch lange Strecken, wo Kiefer mit Heide und Ginster den dürftigen Boden bedeckt, bis zu den Grenzen des Rieses. Nur die hochkultivirten Umgebungen der Städte, insbesondere Nürnbergs, die reichen Hopfengärten von Spalt, die fetten Gründe des Altmühlthales bilden erfreuliche Unterbrechungen des eintönigen Landes. Nördlich vom Main ist das Keuperrevier ein liebliches Hügelland, das ostwärts bis über Koburg reicht. Der Zug der an 1500 Fuß über dem Meer hohen waldigen Haßberge, die dem Thüringerwald parallel ziehen, während bis in den Steigerwald die Richtung der oberrheinischen Gebirge reicht, trennt zwei der fruchtbarsten Gaue Mitteldeutschlands, den hofheimer Gau im Süden und das bis zur nördlichen Wasserscheide fortsetzende Grabfeld. Die Steinsburg, der durch schärfere Umrisse ausgezeichnete der beiden Gleichberge, bietet durch seine Stellung auf der Grenze zwischen südlichem und nördlichem Hügel- und Bergland und zwischen zwei im Bau so wesentlich verschiedenen Gebirgen wie Rhön und Thüringerwald ein ebenso reiches u. schönes als belehrendes Panorama dar. Groß ist der Kontrast des rauhen, waldreichen Muschelkalkplateau's mit den hohen, ihm aufgesetzten Basaltkuppen im Norden und zwischen dem fruchtbaren, tieferen Franken mit seinem reichen Wechsel von waldbedeckten Hügelwellen und fruchtbaren dörferreichen Thalgründen, in das man südwärts über schwarze, vom üppigsten Laubwald eingefaßte basaltische Steinfelder hinabsieht. Andere Aussichtspunkte für das liebliche Keuperland sind die dolomitische Höhe der koburger Festung und die auf einem Phonolithkegel erbaute heldburger Festung. Oestlich begleiten Keuperhöhen den Thalrand des Mains, im weiteren Verlauf werden sie aber durch die nahe herantretenden Gebirge unterdrückt; tief nach der Oberpfalz trennt zuletzt ebenes Keuperland (1400 Fuß), aus dem sich der basaltische Kulm (2117 Fuß) am Südfuß des Fichtel-

gebirges erhebt, Frankenjura und Böhmerwald; und noch am Rande des letzteren, bei Regensburg, kennt man Keuper. Ueber dem Keuper, dessen oberstes Glied der merkwürdige Bonebedsandstein (Gegend von Eßlingen) ist, folgt, mit dem ähnlichen Kiessandstein beginnend, das versteinerungreiche Juragebirge in seiner mannichfaltigen Gliederung, und zwar so, daß immer die jüngeren Glieder nach vorwärts über die ältere Unterlage in insular vereinzelten Partien und als zusammenhängende Decke übergreifen, so der Kies über den Keuper, der weiße über den braunen Jura, einzelne Kalksteinhöhen über letzteren; die weicheren thonig- oder mergelig-sandigen, fruchtbaren Bildungen der beiden ersteren breiten sich, einem üppig schwellenden Teppich gleich, mit reicher Vegetation unter dem steil aufsteigenden weißen Jura aus. Der Lias bildet ein fruchtüppiges Hügelland mit Wiesen, Feldern und Wald im bunten Wechsel überkleidet, der braune Jura trägt ausgedehnte Waldungen, in Schwaben selbst dunklen Fichtenwald. Der weiße Jura erhebt sich als hohe, felsenreiche Bergmauer, in welche zahlreiche Thalschluchten einschneiden. An den oberen geradlinigen Kanten verlaufen weithin Felsbänder; Felsen treten auch aus den mit üppigem Buchenwald od. Grasweiden bedeckten Gehängen hervor. Zahlreiche Ortschaften begleiten den fruchtbaren, wasserreichen Fuß des Kalkgebirges, während sich die rauhe, steinige, wasserleere, wenig bevölkerte Plateauhöhe in trostloser Einförmigkeit ausdehnt. So zieht der Jura vom Rhein bei Schaffhausen durch Schwaben bis zur Ecke südlich von Neumarkt, wo der Ludwigskanal zwischen die Kalkberge eintritt, überall sein Steilgehänge dem inneren Bergland zukehrend, zu seinen höchsten Höhen nahe dem Nordrand ansteigend, nach Süden allmählig zum süddeutschen Hochland sich verflachend. Von dort aber wendet er sich als Plateau des Fränkenjura, westwärts immer noch steil in das tiefere Innere abfallend, nach Norden und Nordwesten, das ebene Franken und die Oberpfalz von einander scheidend, bis zum Main bei Lichtenfels, überall begleitet von dem Saum aus braunem Jura und Kies, der dort noch über den Main hinüberreicht und die herrlichen Waldhöhen bildet, auf deren einer das Schloß Banz thront. Weithin liegen kleine Kiesinseln noch auf den Höhen über dem Keuper umher, und bei Burgkunstadt erblickt man selbst noch oben über dem rechten Mainufer eine kleine Insel aus weißem Jura. Schloß Banz in seiner glücklichen Lage über dem fruchtbaren Mainthal bietet uns hier noch am Schlusse in dem schroff über das Kalkplateau sich erhebenden Dolomitfelsen des Staffelbergs und in dem freundlichen, mit Anbau und Wald überkleideten sanften Gehänge des braunen Jura, von dem Vierzehnheiligen über das ebene Mainthal herüberblickt, eins der schönsten Landschaftsbilder Frankens. Vom Michelsberg bei Bamberg u. der aussichtsreichen Warte der Altenburg läßt sich weithin der malerische Abhang des Jura verfolgen. Am großartigsten erscheint der Jura aber in Schwaben. Hier erhebt er sich schon vom Rhein aus im Randen über Schaffhausen zur Höhe von 3046 Fuß und zieht mit hohem Rücken bis zu der von Aalen bis zur Donau fortsetzenden schmalen Einsenkung von Heidenheim, das Aalbuch u. das den Riesgau beginnende Hardtfeld von einander trennend, eine Einsenkung, die sich wenig über 1500 Fuß erhebt, während der Rücken vom Rhein bis zur Kocherquelle nirgends unter 2500 Fuß sinkt. Ueber dies Niveau erheben sich nordöstlich vom Randen einzelne Partien östlich von dem Einschnitt, über welchen die Straße vom Neckar nach Tuttlingen führt, so das ausgedehnte Plateau des Heubergs bis gegen 3000 Fuß, mit Ortschaften noch auf 2700—2800 Fuß Höhe über dem Meer; noch einmal erreicht südlich von Türkheim das Plateau der münsinger Hardt die gleiche Höhe. So einförmig der dunkle Bergstreifen längs des südlichen Horizonts aus weiter Ferne und in der Hitze des Tages erscheint, so mannichfaltig entfaltet er sich in größerer Nähe und insbesondere bei abendlicher Beleuchtung, so auf der Alpbahn von Eßlingen aufwärts und vor Allem auf der Neckarbahn, die über den grünen, mannichfaltig gestalteten Gebirgsfuß nach Reutlingen und Tübingen führt. Da ist es nicht mehr die einförmige Bergmauer, sondern ein reicher Wechsel von Buchenwald, Weide u. Kalk- u. Dolomitfels bedeckt den vielfach zerschnittenen Absturz; zahllos sind die waldigen, tief einschneidenden Felsthäler, aus denen muntere Forellenbäche herausströmen; die Ortschaften liegen versteckt in Obstwäldern, die oft mit den Waldungen der Gehänge zusammenfließen; dazu die einzelnen steilfelsigen, isolirten Kalkberge, zum Theil mit Ruinen oder Schlössern gekrönt, die sich von dem weithin durch Schwaben sichtbaren Hohenstaufen, über den Rechberg, über Hohenneufen, Hohenurach bis zum Hohenzollern vorlagern, theils dem Rande angelehnt, theils frei und kühn vor ihm aufsteigend. Auch die Einförmigkeit der südlichen Abdachung, von der das Auge bei günstiger Beleuchtung die ferne Alpenkette erreichen kann, wird durch pittoreske Felsthäler unterbrochen, so durch das Donauthal zwischen Donaueschingen u. Sigmaringen u. durch das Thal der Blau. Fuß und Höhe der Alp, die bei Neresheim ein Korallenriff deckt, sind berühmt durch ihre Versteinerungen. Mit dem Ostabfall des unter 2000 Fuß zurückbleibenden Hardtfeldes treten wir an den tief südwärts eingreifenden, ringsum von Jurahöhen umringten Kessel des Rieses bei Nördlingen, durch dessen fruchtbare Alluvionen die Wernitz nach Süden schleicht. In der nordwestlichen u. nördlichen Begrenzung hat sich der weiße Jurakalk nur an einzelnen Punkten erhalten, dort, im Nipf über Bopfingen, hier im 2100 Fuß hohen Hesselberg über Wassertrüdingen. Von dem geognostisch durch mitteltertiäre Süßwasserkalke, vulkanische Tuffe u. Granit interessanten Becken war schon oben die Rede. Weiter nördlich findet sich noch unfern dem Stationspunkte Georgengmünd ein an Knochen ausgestorbener Säugethiere reicher Süßwasserkalk. Jenseits des Rieses beginnt mit dem Hahnenkamm der fränkische Jura, in seinem weitern Verlauf ein wellenförmiges Plateau bildend, dessen höchste Partien noch nicht 200 F. erreichen. Dies birgt seine Hauptschönheiten in den tiefen Thälern, wo felsige Gehänge von prachtvollen Buchenwaldungen unterbrochen sind, der Thalgrund aber üppigen Wieswachs zeigt. Bei Dietfurt ziehen die Flüsse, deren Quellen im Keupergebiet liegen, gegen die Bergwand, die sie in ihren Schooß aufnimmt: da-

Wernitzthal, das Altmühlthal, auf dessen Höhe namentlich bei Solenhofen die Kalkschiefer (lithographische Steine) gebrochen werden. In einer großartigen, waldig-felsigen Enge durchschneidet die Donau den Dolomit u. Marmor des weißen Jura von Weltenburg bis Kellheim u. abwärts. Gleich schön sind das Thal der Nab u. Vils aufwärts bis Amberg, das Thal der Pegnitz u. vor Allem im Norden, zwischen Forchheim und Baireuth, die malerische fränkische Schweiz, berühmt durch ihre pittoresken Felsbildungen wie durch ihre zahlreichen, knochenreichen Höhlen. Im äußersten Südosten bei Regensburg lagern über dem Jurakalk noch Kreidegebirge, Grünsand u. Pläner, der sich zwischen dem fränkischen Jura u. dem Böhmerwald, nordwärts bis Amberg, in einzelnen Partien zum Theil von Braunkohlengebirge bedeckt, erhalten findet. Dort treten die Bildungen des Böhmerwaldes am dichtesten an den Jura heran. Der Mariahilfberg bei Amberg gibt die beste Uebersicht über dies schöne Gebiet der Oberpfalz. Eisen liefert hier, wie in Schwaben, der braune Jura.

Die nördliche Hälfte des innern Berg- und Hügellands zerfällt in 2 von einander wesentlich verschiedene Theile: in das basaltreiche nordfränkisch-hessische Bergland und in den thüringischen Kessel. Ersteres ist ein wald- und wiesenreiches Bergland, dessen beste Gegenden kaum Getreide ins Ausland führen, während das waldarme, flache Thüringen in seiner Körnerausfuhr mit Franken wetteifert. Das erstere begreift das Land zwischen der südlichen Main-Werrawasserscheide, dem Vogelsberg, dem rheinischen Schiefergebirge, dem Wesergebirgssystem, dem Harz, dem Abfall des thüringer Plateau's gegen die Werra u. dem Thüringerwald, wo sich dann wieder die südliche Wasserscheide anschließt. Nur zwischen dem Harz und dem Kalkplateau der Wasserscheide bleibt eine Lücke. Bunter Sandstein ist hier die verbreitetste Gebirgsformation, der zahlreiche kleinere und größere Muschelkalkplateaux aufgelagert sind, auf ihren Höhen auch mit Lettenkohle u. selbst mit Keuper verbunden. Vom westlichen Eckpfeiler des östlichen Thüringerwaldes, vom Bleß an den Quellen der Werra bis Bodenwerder an der Weser, am Nordende des Solling, ebenso von dem Nordende des Spessarts bis dahin erstreckt sich ohne Unterbrechung freiliegender od. von jüngern Alluvionen bedeckter bunter Sandstein, in gleicher Weise vom Abfall des rheinischen Schiefergebirgs unfern Marburg bis zum waldigen Steilabfall des thüringischen Muschelkalkplateau's bei Wanfried an der Werra in der Richtung von Westen nach Osten. Nur im obern Werragebiet, zu beiden Seiten des Leinethals bei Göttingen und vom Ende des Habichtswaldes bis gegen die Porta westphalica finden wir ausgedehnte Plateaux von Muschelkalk oder im Norden Hügelanschichtung des Keupers. An der Leine nimmt eine von Süden nach Norden, bei Nordheim eine schon in der Richtung des Wesersystems von Südosten nach Nordwesten verlaufende Mulde Keuper auf. Die kleine Liaspartie bei Göttingen zeigt uns den Kanal, durch welchen das Liasmeer einst bis in das Herz Thüringens eindrang. Das Auftreten älterer Flötzbildungen ist auf die Ränder des rheinländischen Schiefergebirgs, des Thüringerwaldes und Harzes und auf wenige andere Orte beschränkt, wo es aus der Tiefe der großen Mulde bunten Sandsteins zwischen diesen Gebirgen Statt findet, so in den schon erwähnten Zügen von Rothliegendem u. Zechstein bei Richelsdorf und in dem Zechstein- u. Grauwackezug, der im Osten vor dem Meißner vorüberzieht. Auch krystallinisches Gebirge, umringt von Rothliegendem und Zechstein, erhebt sich noch zwischen Schleusingen und der Werra aus dem Sandsteingebiet, ohne daß es aber auf das Relief des Landes einen größeren Einfluß übt. Vom Tertiärgebirge finden sich braunkohlenführende Süßwasserbildungen in zahlreichen kleinen u. größeren Becken zerstreut, von Norden herein bis in die Gegend von Kassel und Göttingen auch marine Bildungen, Ablagerungen tiefer Buchten des Tertiärmeeres ins Innere D.s. Alle dominirenden Höhen dieser Gegend bis in den südlichen Solling sind basaltischer, südlich auch trachytischer und phonolithischer Natur. Von der Wasserscheide nordwärts bis in die Breite von Kassel liegt das allgemeine Niveau des Landes zwischen 1500 und 1000 Fuß, und nur die Thäler und Thallandschaften schneiden tiefer ein. Eine breite Senkung von 500—1000 Fuß mittlerer Höhe und das Hügelland an der Schwalm, Lahn und Wetter trennen das niederrheinische Schiefergebirge vom Vogelsberg und von dem höheren östlichen Hessen. In ihr treten von Basalten durchbrochene Tertiärablagerungen in der ganzen Erstreckung auf; bei Amöneburg noch wurden marine Versteinerungen gefunden. Ueber jener Basis erhebt sich nun der Basalt; am höchsten im Süden, wo er die Rücken u. Kuppen der Rhön bildet, die sich trennend zwischen Fulda- und Werragebiet legt, zur Tertiärzeit noch eine Niederung, bedeckt mit Landseen und Sümpfen, an den Rändern mit immergrünem Laub- und mit unseren Breiten zum Theil fremden Nadelwaldungen bewachsen; die braunkohlenreichen Ablagerungen der Seen liegen jetzt hoch über ihrem ursprünglichen Niveau und trennen bunten Sandstein und Muschelkalk von den sie überlagernden, basaltischen Gesteinen. Das allgemeine Niveau der Hauptrücken der Rhön erreicht 2500 Fuß; einzelne Partien, wie die Wasserkuppe, erheben sich gegen 3000 Fuß. Die hohen, oben mit Moor, Wiesen u. Weiden bedeckten, rauhen Rücken des Gebirgs lösen sich nach Süden u. Norden in lange Muschelkalkrücken auf, denen einzelne Basaltkuppen und Rücken aufgesetzt sind. Nach Süden haben wir die letzten dieser unter einer basaltischen Decke erhaltenen Reste einer früher weit ausgedehnten Muschelkalkbedeckung, schon im Norden des Spessarts u. auf den schlüchterner Höhen gefunden. Im Westen liegen, am Rande der hohen Rhön und gegen Fulda hin zerstreut, unzählige Phonolith- u. Trachytkegel, der Phonolith aber auch in der Steinwand in pittoresker, über dem Laubwald sich erhebender Felsmauer und in der scharfgeschnittenen Milzeburg mit großartigem Felsabsturz gegen Westen. Der Kreuzberg von 2844 F. Höhe ist nicht der höchste, aber einer der schönsten Aussichtspunkte der Rhön, mit weitem Blick über das gesegnete Franken. Zwischen Rhön u. Thüringerwald erheben sich die Geba und der Dolmar, die an 700 Fuß über die Plateauhöhe und über 1000 Fuß über die Thalsohlen aufsteigen, eine weite Aussicht über das Bergland der Wasserscheide gewährend. Der Knüll von 1569 Fuß Höhe, insbesondere aber der 2384

Fuß hohe Meißner, der sich 1260 Fuß über Großalmerode auf dem östlichen Plateau u. 1900 F. über dem Werraspiegel bei Allendorf erhebt, erscheint noch einmal als Gebirge vom Charakter der Rhön, mit kahlen, grasbedeckten Rücken, laubbewaldeten Gehängen, mit herrlicher Aussicht in das umgebende Bergland, in die Tiefe des Werrathals, wo hier noch bei Witzenhausen die Rebe reift, u. bis zu den entfernten Gebirgen im Westen, Osten und Süden. Nördlich erheben sich noch die ähnlich zusammengesetzten niedrigen Waldgebirge des kaufunger Waldes von 1732 F. Höhe, des Habichtswaldes und des Reinhartswaldes mit der 1487 Fuß hohen Sababurg, im Osten, Westen und Norden von Kassel, alle wie der Meißner über dem Sandsteinplateau, aber mit Muschelkalk, Braunkohlen, marinem Tertiärgebirge und basaltischen Kuppen und Rücken. Die Gegend zwischen Kassel und Salzungen ist klassischer Boden für die Geschichte des Basalts; die Stoppelskuppe u. Pflasterkaute im Westen von Eisenach, die blaue Kuppe bei Eschwege und ähnliche Höhen bei Kassel haben die Ansichten über die Bildungsweise des Basalts für D. zur Entscheidung gebracht. Im Ganzen ein Land von mäßiger Fruchtbarkeit, mehr Wald- als Ackerland, welches besonders Vieh erzeugt, gehört diese Gegend durch den reichsten Wechsel von Berg und Thal, von Wald-, Kultur- und Weideland, durch den Blick auf die nicht zu fernen Gebirge zu den an Naturschönheit reichen Strichen D.s. Nördlich vom Reinhartswald erhebt sich der Waldrücken des bis 1640 Fuß hohen Solling, reines Buntsandsteingebiet mit der letzten basaltischen Kuppe des Brambergs. Auch im Westen der Werra und Weser erheben sich die Muschelkalkränder der göttinger Mulde, in dem östlichen Steilabfall der Bruck bis zu 1384 Fuß, im Westen von Göttingen mit basaltischen Kuppen (hoher Hagen) bis 1600 Fuß. Nördlich mit der Keupermulde von Nordheim treten wir ins Gebiet des in der Fortsetzung des Harzes liegenden Systems der Hügelzüge des Wesergebirgs. Es ist dies ein Hügelland vom Charakter des subhercynischen, voller Mulden u. Sättel und Verwerfungen. In dem Innern der Mulden und nach auswärts gegen die Tiefebene liegen die jüngern Formationen, während die Sättel von den ältern Gliedern gebildet werden, der Trias, die aus buntem Sandstein, Muschelkalk und Keuper zusammengesetzt ist; jene dagegen bestehen aus dem untern Sandstein, Arkuatenkalk und Posidonienschiefern des Lias und aus vorherrschend oolithkalkigen Gesteinen des braunen und weißen, aber an der Porta westphalica schwarzen Jura, in der Mitte zum Theil aus wahrem Korallenkalk mit Dolomit, dessen malerische Felsen über manchen Höhenzug emporragen. Darüber folgen der Wälderinthon und Sandstein, der durch mächtige Steinkohlenflötze und durch Reichthum an Erdöl wichtig ist. Die Kreideformation beginnt mit der interessanten Hilsformation u. den verwickelten Gliedern der mittleren u. jüngern Kreide, mit ihrem mannichfachen Wechsel im Gestein, mit Thonen, Kalken und Sandsteinen. Isolirt kommt in Einsenkungen auch hier marines Tertiärgebirge vor. Hils, Ith, die lauensteiner Berge zwischen Weser u. Leine, die Siebenberge im Osten des letztern folgen nordwestlich von der eimbecker Mulde. In der Fortsetzung der letztern ziehen der kohlenreiche Osterwald u. der Deister in der vorherrschenden Richtung nach Nordwesten weiter, um noch einmal in den waldreichen Rehbergen, südlich vom Steinhudersee, sich aus der Ebene zu erheben. Nördlich von Hameln biegt sich dagegen der die Weser begleitende Zug des Süntel u. des Wesergebirgs im engern Sinne mehr westwärts u. setzt, durchschnitten von der Porta westphalica, jenseits des Stroms als Wiehegebirge bis zur Haase fort. Nördlich von dem breiten, fruchtbaren Längenthale, welches die Weser von Hameln bis zur Porta durchzieht, liegt bei Bückeburg das kohlenreiche Revier von Obernkirchen. Eisenerze im Lias und Hils werden verhüttet. Diesen östlichen Höhenzügen ganz entsprechend verhält sich ein schmäleres, aus 3 scharfen, waldigen Hügelreihen mit steiler Schichtenstellung gebildetes System, aus Trias, Jura, Wäldernbildung und Kreide zusammengesetzt. Es bildet die scharfe Grenze zwischen der münsterschen Niederung und dem Hügelland an der untern Weser, zwischen Ems und Wesergebiet; durch seine natürlichen Einschnitte führen Chausseen und Eisenbahnen. Den südlichen Theil, der zum rheinischen Schiefergebirge hinüberzieht, bildet die Egge mit den schon erwähnten Sandsteinfelsen der Externsteine bei Horn, am Westfuß mit der, eben sowohl durch ihre Blitzröhren interessanten, als durch ihre Pferdezucht berühmten Sennerheide. Oestlich von der Dörenschlucht, unweit Detmold, folgt der Teutoburgerwald mit dem Hermannsberg, sich mit rein nordwestlicher Wendung dem Wiehegebirge nähernd; an seinem Westgehänge liegen die Waldhöhen der Ravensburg, Iburg und Tecklenburg. Jenseits Ibbenbürens erhebt sich nochmals dies Gebirge bei Rheine an der Ems, u. an der Grenze Hollands ragen noch die Berge von Bentheim über die Niederung empor. Eingefaßt zwischen diesen Höhenzügen im Osten u. Westen zieht die Trias nach Nordwesten, zuletzt ein welliges Hügelland, anfänglich zwischen Solling und rheinischem Schiefergebirge bis gegen die obere Emmer ein Muschelplateau mit Keupermulden. Von dort an herrscht aber der Keuper vor, westlich von Lemgo, oft mit ausgedehnter Tertiär- und Diluvialdecke; älterer Trias tritt nur am Rande und, aus der Tiefe emporgehoben, zerstreut im Innern auf; so im Kesselthal der Stahl- und Soolquellen von Pyrmont, in dessen Tiefe, umringt von Muschelkalkbergen, der bunte Sandstein ansteht; auch noch andere ähnliche Kesselthäler des untern Weserlandes (Driburg) führen Kohlensäuerlinge oder Soolquellen. Westlich von Osnabrück tritt außer der Trias selbst noch einmal das Steinkohlengebirge mit bauwürdigen Flötzen u. zu seiner Seite der Zechstein auf. Vom Muschelkalk ist das Vorkommen bei Ibbenbüren das äußerste in nordwestlicher Richtung. Der Reichthum an Soolquellen und Kohlensäuerlingen reicht bis zum Südrand der münsterschen Bucht. Keine Höhe der randlichen Hügelzüge erreicht 1500 Fuß, sie erheben sich sämmtlich nur wenige hundert Fuß über das von 1000—500 und darunter nach Nordwesten sinkende Niveau des Landes, selbst nach dieser Richtung niedriger werdend, während die Thäler tief einschneiden. Der Weserspiegel bei Minden liegt nur 90 Fuß über dem Meere, der Wittekindsberg über der Porta 720 Fuß höher. Die höchste

Höhe des untern Weserlandes, der **Köterberg** bei Holzminden, liegt zwischen den Höhenzügen u. erreicht eine Höhe von 1507 Fuß über dem Meer, und an seinem Nordgehänge der höchste Ort Nordwestdeutschlands, das gleichnamige Dorf, 1200 Fuß. Der 684 Fuß über das Muschelkalkplateau an der Weser, 1200 Fuß über den Weserspiegel sich erhebende Keupergipfel beherrscht weithin die untern Wesergegenden. Das ganze Land zeigt freundlichen Wechsel, fruchtbaren Ackerboden, saftige Wiesen in den Thaltiefen, prächtige Laubwälder auf den Höhen. Jenseits der Waldrücken vom Eggegebirge und Teutoburgerwald folgt das große Kreidebecken von Münster, jenseits der Weserketten nach Nordosten die weite, große Tiefebene des Nordens, in die der Blick von der Spitze des kegelförmigen Bohnstapel (1030 Fuß) schon durch die Porta westphalica nach Minden hinaus vordringt.

Thüringen ist der zweite, in seinem Bau wesentlich vom hessischen Bergland verschiedene Theil des norddeutschen Berg- und Hügellandes. Ein Blick von der Wartburg bei Eisenach nach Westen und Norden zeigt den Kontrast in der Bildung, dorthin ein koupirtes waldiges Bergland und darüber sich erhebend die isolirten Basalthöhen, alle überragend der lange Rücken des Meißner; hierhin, jenseits des Hörselbergs, flaches, fruchtbares Ackerland, waldige, ausdruckslose Höhen. Thüringen ist ein ächtes Kesselland, welches sich zwischen dem voigtländischen Schiefergebirge u. dem Thüringerwald im Süden u. dem Harz im Norden wie eine große Mulde ausbreitet, die nach Osten ohne Bergbegrenzung mit der norddeutschen Tiefebene zusammenfließt; dort liegt Weißenfels nur 300 Fuß über dem Meer. Im Westen dagegen wird Thüringen nordwärts von Eisenach von dem geschlossenen Plateau des 1300 F. hohen waldigen Hainichs, westlich von Langensalza und des etwa 1200 Fuß hohen Eichsfelds, an dessen Rande über der Werra Höhen bis 1700 F. ansteigen, begrenzt. Keine einzige Straße führt von der Werra aus über diese Höhen. Im Nordwesten setzt ohne Unterbrechung eine Niederung am Fuße des Harzes aus dem Leinegebiet zu dem der Unstrut hinüber, die in der goldenen Aue bei Artern sich bis unter 400 F. einsenkt, während südlich davon, im Norden von Erfurt, die Niederung von Sömmerda, schon dem Innern angehörig, bis 400 Fuß tief liegt. Der ursprüngliche Bau war dem entsprechend ein äußerst einfacher; ringsum am Südrand des Harzes und am Nordrand der südlichen Begrenzung bezeichnet ein schmaler Zechsteinzug den Gebirgsfuß und umgibt die Trias: bunten Sandstein, Muschelkalk mit Lettenkohle und Keuper, die sich koncentrisch in immer engere Grenzen zurückziehen. Von jüngeren Gebilden des Meeres kennt man nur den gelben untern Liassandstein mit Bonebedsandstein verbunden und die Belemniten und Ammoniten führenden Liasmergel in der Gegend von Eisenach, am Seeberg bei Gotha und an den Gleichen, während im Norden in der Gegend von Worbis, wo die **eichsfeldische Pforte** den Zugang aus der lachenden **goldenen Mark** von Duderstadt auf das arme, rauhe Kalkplateau des Eichsfeldes vermittelt, sich die Ablagerungen eines einst tief ins Festland reichenden schmalen Busens des Kreidemeeres erhalten finden. Alle jüngeren Ablagerungen gehören dem Süßwasser an, so die ausgedehnten Braunkohlenlager der **goldenen Aue** und die den Uebergang ins Tiefland bildenden im Westen von Halle und Merseburg. Nur vereinzelt sind die Ablagerungen im Innern, wie die von Kranichfeld. Im Torf von Erfurt hat man die Knochen eines Nilpferds, in dem Süßwasserkalk von Tonna das vollständige Skelett eines Mammuth ausgegraben. Tief ins Herz Thüringens sind die skandinavischen Fremdlinge nordischer erratischer Blöcke eingedrungen. Ohne die gewaltigen Kräfte, welchen Harz und Thüringerwald ihre gegenwärtige Gestaltung verdanken, würde ganz Thüringen ein einfaches Flachland geblieben sein, wie die Bergplatte an der Ilm und das Plateau des Osterlandes, zwischen Saale u. Elster; jenen verdankt es aber Bruchlinien, nach denen in der gleichen Richtung von Südosten nach Nordwesten Schichten aufgerichtet, älteres Gebirge unter dem jüngeren hervorgehoben wurden u. waldige Hügelzüge sich bildeten, welche die fruchtbare Eintönigkeit des Innern unterbrechen. Sie erheben sich von 900—1400 Fuß, so das halbinselartige, vom Eichsfeld vorspringende, waldreiche **Hainich**, der **Seeberg** u. die **drei Gleichen**, der **Steiger** bei Erfurt, der 1440 F. hohe **Ettersberg** bei Weimar, nördlicher die **Hainleite**, **Schmücke** u. **Finne**, u. endlich der **Kyffhäuser**. Das Niveau des flachen Thüringens liegt zwischen 500 u. 1000 Fuß. Die Saale sammelt fast alle Gewässer Thüringens u. führt sie der Elbe zu, u. nur ein sehr kleiner Theil fließt über Eisenach in die Werra, aber durch eine so unmerkliche Wasserscheide geschieden, daß ein Theil durch Gotha ins Elbegebiet geleitet wird. Während der bunte Sandstein die ganze nördliche Niederung einnimmt, den Boden der goldenen Mark u. goldenen Aue, wenn auch von jungen Bildungen bedeckt, ausmacht, ebenso den Südrand begleitet, östlich von der Saale zu weitem wellenförmigen Bergland sich ausbreitend, umringt der Muschelkalk, im Westen, Süden u. Osten zu hohen Bergplatten (1000—1400 F.) ausgebreitet, den in mehren Becken getrennten Keuper. Aelteres Gestein tritt nur in jenen nördlichen Niederungen hervor, außer im Kyffhäuser in einzelnen Zechsteinpartien. Nicht bloß die Keupermulden, sondern selbst ein Theil der Kalkplatten, bedeckt von tiefem Lehmboden oder von Lettenkohlenformation, machen das gesegnete Thüringen zu einer Kornkammer Mitteldeutschlands; weithin dehnen sich die fruchtbaren, hochkultivirten Ackergründe aus, unterbrochen durch die waldigen Hügel- u. Bergzüge. In malerischen Thälern durchschneiden die Flüsse die Hügelzüge u. Bergplatten; historisch interessante Burgen, gegen die Ränder hin mit dem Blick auf die einschließenden Gebirge, erhöhen die Reize des Landes, in dem selbst die Traube an den Steilgehängen seiner Muschelkalkberge noch reift. Unterirdischer Reichthum an Salz, am Rande im Zechstein, in der Mitte des Landes im Muschelkalk, erhöht den Werth des schönen Landes.

Wir werfen darauf einen Blick über das **norddeutsche Tiefland**. So mannichfaltig das Innere, so einförmig erscheint der breite Tieflandsgürtel, der Bergland u. Meer im Norden von einander trennt. Doch nur auf den Routen, welchen die Eisenbahnen folgen, herrscht das tödtende Einerlei, welches der Süddeutsche über den ganzen Norden ausgebreitet denkt. Die vollkommen wassergleiche Ebene finden wir nur in

den breiten Flußniederungen u. in den ausgedehnten Torfmooren des Westens, der größte Theil ist niedriges, wellenförmiges Hügelland, andere Theile sind niedrige Plateaux. Im Allgemeinen steigt das Niveau längs des Fußes der Berge des Wesergebiets nur bis 200 F., am subhercynischen Hügelland bis 300 F., von der Saale an ostwärts bis 400 F., in der Lausitz bis 860 Fuß, um ostwärts sich wieder gegen die Oder zu senken, aber längs des Riesengebirgs wieder bis 600 F. anzusteigen (Oberberg im Osten liegt 609 Fuß hoch). Die Erhebung steigt mit der Entfernung der Gebirgsbasis von der Küste, diese beträgt am Nordende des Wesergebirgs bis zur Nordsee nur 25 geographische Meilen; von der Nordecke der Lausitz 40, von Oderberg 70 geogr. Meilen bis zur Odermündung in die Ostsee. Jene fernen Ebenen Oberschlesiens standen ursprünglich jedoch nicht in Zusammenhang mit den norddeutschen, sondern waren von ihnen durch niedrige Platten von Flötzgebirge, zusammengesetzt aus Muschelkalk, und das eisenreiche aus Sandsteinen und Thonen bestehende Juragebirge Oberschlesiens getrennt. Die jüngeren Ablagerungen Oberschlesiens hängen mit denen Mährens und Galiziens zusammen, nicht mit den norddeutschen. Ueber dieses niedere Niveau erheben sich Höhenzüge; ihre Richtung ist vorherrschend die der südlich gegenüberliegenden Gebirge, von Südosten nach Nordwesten; der südliche Zug schließt sich an das Plateau der Oberlausitz an, durchzieht mit einer 500 Fuß erreichenden Höhe die Niederlausitz, begleitet als Rücken des hohen Flemming, bis 690 Fuß in einzelnen Punkten ansteigend, die Elbe, setzt jenseit derselben durch die Altmark fort und bildet endlich den ausgedehnten Rücken der lüneburger Heide, die, in ihren höchsten Theilen bis 350 Fuß ansteigend, sich zuletzt in die Ebene an der Nordsee verliert. Parallel mit dieser zieht ein zweiter unterbrochener Höhenzug, der, sich an das Muschelkalkplateau Oberschlesiens anschließend, bis Küstrin die Oder auf ihrer rechten Seite begleitet. Dort setzt er nordwestlich, bedeutend an Breite zunehmend u. voll kleiner Seen, durch die sogenannte märkische Schweiz und bildet endlich die seenreiche Platte der Uckermark u. Mecklenburgs. Ueber eine mittlere Erhebung von 300 Fuß steigt er nur in einzelnen Partien bis 500 Fuß an, im Helpterberg bei Wolbeck in Mecklenburg-Strelitz erreicht er mit 616 Fuß seine höchste Höhe. Der Spiegel des Müritzsee's liegt 213 Fuß hoch. Westlich von Parchim erreichen nur einzelne Partien über 200 Fuß, im westlichen Holstein nur sehr einzelne Punkte 400 F. und etwas darüber, überall aber bleibt sich der Seenreichthum des Landes gleich und im Gegensatz zu der Einförmigkeit des südlichen Theils das vielzerschnittene hügelige Terrain. An der Nordseite von Pommern herrscht noch die fast gleiche Richtung von den Kreideklippen Rügens bis nach Wollin. Dort an der Ostseite des Haffs wirkt aber eine zweite Richtung auf die Gestaltung des innern Landes wie auf die Richtung der Küste bestimmend ein, die von Südwesten nach Nordosten, deren Wirkungen sich noch weit südwestlich nach der Mark zu in der Richtung von Seen und Flüssen zu erkennen geben. In dem von der Oder bis zum äußersten Nordosten D.s ziehenden ebenfalls seenreichen Landrücken Hinterpommerns erreicht das nördliche Tiefland seine höchste Erhebung über das Meer, sie übersteigt in vielen Theilen 500 Fuß u. erreicht auf deutschem Boden 900 F., unfern desselben, aber schon auf westpreußischem Gebiet, im Westen von Danzig in den Schönbergen 1027 F. Während der südliche Landrücken ein ausgedehntes trockenes Heideland ist, kahl und öde im Flemming, in den Einsenkungen der lüneburger Heide, aber mit herrlichen Eichen um die einsamen Gehöfte und zerstreuten Dörfer, zeigt der seenreiche Gürtel mannichfache landschaftliche Reize durch sein zerschnittenes Terrain, seinen Wechsel von Wald und Kulturstellen, vor Allem aber durch seinen Reichthum an großen und kleinen Seen (s. unten). Düster ist freilich der Blick von den Müggelsbergen bei Berlin auf die endlosen Kiefernwaldungen, nur gemildert durch das freundliche Element der glänzenden Seespiegel; um so lieblicher sind dafür die Havelufer bei Potsdam, die märkische Schweiz, das einem Bergzug gleich steil abfallende westliche Thalgehänge der untern Oder, die von herrlichen Eichenwaldungen umkränzten Seebecken Mecklenburgs, die prachtvollen Buchenwaldungen Holsteins. In diesem Gebiet rinnen zahlreiche Bäche nach dem tieferen Niveau hinab, u. die Windmühle weicht selbst der vom Wasser getriebenen. Zu dem Schönsten, was Norddeutschland besitzt, gehören aber die Kreideklippen von Rügen; auf den Höhen der herrlichste Buchen- und Eichenwald, tief unten am Fuße der weißen Felsklippen die brandende See, die sich in endlose Ferne ausdehnt. Zwischen diesen Höhenzügen breiten sich die Niederungen aus mit ausgedehnten Mooren u. offenen Sümpfen u. Erlbrüchen, die aber zum Theil, wie den Oderbruch, der Fleiß des Menschen schon in fruchtbare Gründe umgewandelt hat; durch sie schleichen die Gewässer, oft unsicher des Weges, den sie zu nehmen haben. Zu den größten Niederungen gehört das havelländische Luch, ein Netz von Flüssen, die sich gleichsam zu einem großen Sumpfsee ausbreiten, aus denen sich die Lande Friesack, Rhinow u. a. als niedrige Inseln erheben. Auch an seine Kultivirung ist Hand angelegt. Dieser Einsenkung u. den Einsenkungen, welche die märkische Seeplatte zertheilen, folgen die Kanäle zwischen Elbe u. Oder. Westlich von der lüneburger Heide ist die Oberflächenbildung einfacher, das allgemeine Niveau niedriger; weit im Lande übersteigt es erst die Höhe von 100 F., nur einzelne Punkte der Sandhöhe des Hümmelings erheben sich mehr als 200 F. über das Meer. Größer ist der Wechsel des Terrains in der großen münsterschen Bucht, welche zwischen dem Westrand des Teutoburgerwaldes u. dem Nordrand des westphälischen Schiefergebirgs eingreift. Hier finden wir ein zerstückeltes Kreidegebirge aus Mergeln, Mergelkalken u. Sandsteinen zusammengesetzt, das sich zum Theil zu waldigen Hügeln bis 300 Fuß und in einzelnen Punkten darüber erhebt. Ausgedehnt sind die, durch Deiche dem Meere abgerungenen, fetten Marschen längs der ganzen Nordseeküste und die Marschen längs der Ströme (Harlingerland, westlich von der Weser, das Land Hadeln, Wursten, Kehdingen, zwischen Weser und Elbe), Landschaften ganz vom Charakter Hollands. Im Inneren breiten sich Heidelandschaften und die großartigsten Hochmoore, welche D. besitzt, aus, vor Allem zu beiden Seiten des Emsthales, östlich das Saterland, westlich das burtanger Grenzmoor, dessen Moorbrand den Himmel über D. trübt. Auch ostwärts treten diese

zusammenhängenden großen Moorflächen auf, so um den Dümmersee und Steinhudersee, im Quellgebiet der Aue, zwischen Weser u. Leine, Leine u. Elbe, selbst innerhalb des Gebiets der lüneburger Heide sind zahlreiche Moore zerstreut. Auch die Wiesenmoore treten in großer Ausdehnung auf, die ausgedehnteste Bruchgegend, die an den Spreewald in der Lausitz erinnert, ist der Drömling, gebildet vom Flußnetz der Ohre, im Nordwesten von Magdeburg. Wie ringsum an den Grenzen Berg- u. Hügelland mit ihren Sedimentbildungen u. Urgebirgen auf der langen Grenze von Niedersachsen bis Oberschlesien in das Tiefland eingreifen, bald in Halbinselform vorspringend, bald in insularer Isolirtheit aus der Ebene sich erhebend, ergibt sich aus dem über das Bergland Mitgetheilten. Das zerstreute Vorkommen mariner Tertiärbildungen mitten im Bergland beweist das Dasein tiefer, schmaler Kanäle, durch welche das damalige Meer weit in das Binnenmeer eindrang.

Den Boden dieses Tieflandes bilden vorherrschend Tertiärbildungen verschiedener Zeiten; die Vertheilung der verschiedenartigen Tertiärbildungen spricht für ein Zurückweichen des Meeres in der Richtung von Osten gegen Westen, da die jüngsten Tertiärbildungen Norddeutschlands dem Nordwesten angehören. Sie beginnen mit einer alttertiären Braunkohlenablagerung, der marine, Oligocän- u. endlich Miocänbildungen folgen. Zur Zeit ihrer Bildung überfluthete das Meer ganz Norddeutschland bis Schlesien, Leipzig, den Fuß der subhercynischen Hügel und des Wesergebirgs; am Rhein reichte es bis Düsseldorf, wogegen in der kölner Bucht nur braunkohlenreiche Süßwasserbildungen lagern, ebenso in der thüringischen und in der münsterschen sich weder Süßwasser-, noch Seebildungen finden. Ueber Alles verbreitete sich dann das nordische erratische Diluvium, Blöcke von Ur- und Uebergangsgesteinen, begleitet von Kies und Lehm und von den Geröllen in der norddeutschen Ebene selbst anstehender Gesteine, deren Verbreitung eine erneute Senkung des Landes voraussetzt, die es möglich machte, daß mit Gesteinsschutt belastete Eisflotten noch tief südlich in Schlesien am Rande des Riesengebirgs stranden konnten, wie denn Gustav Adolf in der Fremde an einem heimatlichen Block, dem sogenannten Schwedenstein, sterben konnte. Bis Thüringen hinein finden sich noch nordische Geschiebe, wie sie auf den höchsten Höhen der Mark, auf der Höhe des Flemming, nicht aber in der Tiefe der Thäler ausgestreut liegen. In Schlesien und der Lausitz brennt man Kalk aus Schweden entstammenden Kalksteinen, und der ganze Norden baut seine trefflichen Chausseen aus nordischem Urgestein. Felder werden mit Steinen eingefriedigt, wo weit und breit nur Schwemmland den Boden bildet. Nur in die münstersche Bucht drang weder das Tertiär-, noch Diluvialmeer ein. Neuere Alluvionen bedecken die Thalgründe. Aelteres Gestein tritt nur an sehr vereinzelten Punkten außer den schon früher erwähnten auf; in größerer Entfernung vom alten Festland kennen wir nur die Trias. Bunter Sandstein, Muschelkalk u. Keuper bilden die einsame Klippe von Helgoland; ihr gehören der isolirte Gypsberg von Segeberg in Holstein, der Kalk- und Gypsberg von Lüneburg, die wichtigen Kalkberge von Rüdersdorf bei Berlin und der Gyps von Spremberg an. Zahlreiche Salzquellen u. das Vorkommen von Salzpflanzen an vielen, wenn auch beschränkten Lokalitäten machen es wahrscheinlich, daß die Trias in großer Ausdehnung die ältere Unterlage für die Tertiärbildungen gebildet hat. Im Osten, an der Odermündung, kennt man den eisenschüssigen braunen Jura von Soldin mit seinen Versteinerungen und den oolithischen jüngern Jurakalk von Kammin. An zahlreichen Punkten treten verschiedene Glieder der Kreide auf, und von den Dünen Helgolands bis nach Hinterpommern, am ausgezeichnetsten in den Klippen von Rügen und Wollin die feuersteinreiche weiße Schreibkreide. All dies sind aber nur Punkte, an denen feste ältere Gesteine unter den losen Bildungen einer jüngern Zeit hervortreten; den Charakter des Landes bestimmen die letzteren. In großer Ausdehnung finden wir das älteste Glied des Tertiärgebirgs, das Braunkohlengebirge mit seinem Braunkohlenreichthum, aber auch mit seinen losen feinen Sanden, die der Wind bewegt, und auf denen oft nur Heidekraut und dürftige Kiefern gedeihen, an den Höhen von Grüneberg aber noch reicher Obst- u. Weinbau betrieben wird. Fruchtbringender ist das darüberlagernde, nach dem Auftreten seiner Cämentsteine Septarienthon genannte marine Glied. Auch die jüngern Tertiärglieder verhalten sich je nach ihren Gesteinsarten verschieden. Große Fruchtbarkeit verbreiten der diluviale Lehm, wenn er die nordische Schuttbildung begleitet, u. der diluviale Mergel; die Nähe des letztern benutzt man dazu, die Strenge des Thonbodens zu mildern und den unfruchtbaren Sand zu befruchten. Die fruchtbarsten Gegenden sind aber die jüngeren Schlammalluvionen der Ströme und der Meere, die sogenannten Marschlande, die in schärfstem Kontrast zum sandigen Lande der höheren Geest stehen, dort die fettesten Weiden und Wiesen und der fruchtbarste Weizenboden, hier die beste Frucht der Buchweizen, während die Heide Bienenzucht gestattet. Auch die Gewerbthätigkeit findet in den losen Gesteinen der Ebene noch Wurzeln ihrer Thätigkeit. Dem Braunkohlengebirge entstammen die trefflichen Thone, die im Westen bei Köln, im Osten bei Bunzlau das berühmte Töpfergeschirr liefern, während das hinterpommersche Tertiärgebirge Bernstein enthält und die Sumpferze der Mark und Niederlausitz die dortigen Eisenhütten speisen. Große Veränderungen hat der Boden des Landes noch in der Zeit kurz vor dem Auftreten der Menschen und noch in jung vergangener Zeit erlitten. Alles macht es wahrscheinlich, daß die Weichsel einst dem gegenwärtigen Bette der Netze folgte, die Oder einst durch das havelländische Luch, die Elbe in der Richtung der Aller nach Verden strömten. Während Bänke von Miesmuscheln und Austernbänke in Holstein für eine jüngst vergangene Hebung sprechen, grub man bei einem Hafenbau in Husum 13 Fuß tief unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel, bedeckt von Strandsand mit Herzmuscheln, ein altgermanisches Grab, am Grasbrook in Hamburg beim Hafenbau Brakwassermuscheln mit Kunstprodukten aus. Erst im Laufe langer Zeiten hat D. seine gegenwärtige, mannichfach gegliederte Oberflächenbeschaffenheit erlangt; Aeonen sind verflossen seit der Zeit, wo sich an dem Ufer von Urgebirgsgesteinsinseln die Uebergangsgebirge bildeten, bis zur letzten Hebung

des Landes, daß selbst in der Gegenwart noch Meer und Land an den Küsten um den Besitz streiten, dafür liefert die historische Zeit bis in die neueste Gegenwart, wo der Bewohner von Wangeroge sein letztes Land der Nordsee preisgeben muß, zahllose Beweise.

Gewässer. Unter den cirka 500 Flüssen D.s sind die bedeutendsten: die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder. Nur die 3 zuletzt genannten gehören D. allein an, nicht aber die Donau und der Rhein: letzterer entspringt im Ausland u. geht ins Ausland über; die Donau hat zwar in D. ihre Quelle, geht aber nach einem Drittel ihres Laufs in Länder fremder Zungen über. Sie ergießt sich ins schwarze Meer, der Rhein, die Weser und die Elbe ins deutsche Meer, die Oder in die Ostsee. Die Donau durchströmt in östlicher Hauptrichtung die süddeutsche Hochebene, dann auf einer Strecke von 30 deutschen Meilen das österreichische Bergland und tritt bald unterhalb Wien in die ungarische Ebene ein. Bei Passau liegt die Donau noch 1145 Fuß hoch über dem Meere, bei Wien aber nur 460 Fuß und an der Grenze von Ungarn nur 402 Fuß. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau während ihres Laufs durch D. sind, auf der rechten Stromseite, von oben nach unten gezählt: die Iller, der Lech, die Isar, der Inn, die sämmtlich auf dem Plateau von Bayern in die Donau fließen, die Traun, die Ens, mit der Salza im österreichischen Bergland. Von den nicht innerhalb der deutschen Grenzen mündenden Nebenflüssen auf der rechten Seite sind die Drau und die Sau die vornehmsten, die für sich allein sehr ansehnliche Flußgebiete bilden. Alle diese Nebenflüsse stammen aus den Alpen; es sind reißende Gebirgsströme, welche dem größten Strome Westeuropa's eine unermeßliche Menge Wassers zuführen. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau auf der linken Seite, die jenen Alpenströmen weder an Länge des Laufs, noch an Wassermenge gleichkommen, sind, von unten nach oben gezählt: die March, der Kamp, der Regen, die Naab und die Altmühl, letztere wichtig durch die von ihr ausgehende Kanalverbindung der Donau mit dem Rhein. Der in den graubündtener Alpen in der Schweiz entspringende Rhein wird erst unterhalb Mayenfeld ein deutscher, und zwar nur ein halbdeutscher Fluß, in sofern er hier die Grenze zwischen D. und der Schweiz und von Basel an zwischen D. und Frankreich bildet. Erst nachdem er den Parallelkreis von Karlsruhe (49° nördl. Br.) erreicht hat, wird er ein ganz deutscher Strom. Bei Bingen tritt er in das Gebiet des niederrheinischen Schiefergebirgs ein, das er am Fuße des Siebengebirgs oberhalb Bonn verläßt, um von nun an seinen Unterlauf zu beginnen. Unterhalb Emmerich verläßt er D. Unter den Nebenflüssen des Rheins auf der rechten Seite sind die bemerkenswerthesten: der Neckar (mit den Seitenflüssen Jart und Kocher), der Main (entstehend aus dem weißen Main, der auf dem Fichtelgebirge, und dem rothen Main, der am Frankenjura entspringt), die Lahn, die Sieg, die Wupper, die Roer (Ruhr) u. die Lippe. Der Neckar ist die Pulsader des würtemberger Landes, wie der Main die des Frankenlandes. Mit dem letzteren vereinigt sich unterhalb Bamberg die Regnitz, welche den östlichen Theil des Frankenlandes von Süden nach Norden durchschneidet, indem sich ihre Quellgegend dem Donaugebiet in der Gegend des Altmühllaufs nähert. Unter den Nebenflüssen, welche der Rhein auf der linken Seite innerhalb D.s Grenzen empfängt, kommt vorzüglich die Mosel in Betracht, die in Frankreich (auf den westlichen Gehängen der Vogesen) entspringt u. auf deutschem Gebiet in engem, ausgezacktem Thale das niederrheinische Schiefergebirge durchfurcht, um sich bei Koblenz mit dem Rheine zu vereinigen. Die Weser, die Elbe und die Oder entspringen im hercynischen Bergsystem, die zwei zuerst genannten auf der inneren, gegen das Plateau von D. gerichteten Seite des Bergwalles, die Oder dagegen auf der äußeren Seite, die dem Flachlande zugewendet ist. Da aber auch jene ihren Lauf nach dem Flachlande richten, so müssen sie, um dahin zu gelangen, den Bergkranz durchbrechen. Von den beiden Stammflüssen der Weser entspringt die Werra auf dem südlichen Abhange des Thüringerwaldes und die Fulda auf den nördlichen Gehängen des Rhöngebirges; beide vereinigen sich innerhalb des hessischen Berglandes bei Münden zur Weser. Der Fluß durchbricht das hercynische Bergsystem in der westphälischen Pforte bei Minden, um von da seinen Lauf durch das norddeutsche Tiefland zur Nordsee fortzusetzen. Im Bergland nimmt die Weser keinen Nebenfluß von Bedeutung auf; der bedeutendste im Tiefland ist die Aller (mit der Leine u. Ocker), welche die Wasser des westlichen Harzes u. des östlichen Theils der Wesergebirge sammelt, um sie von der rechten Seite in den Hauptfluß zu ergießen. Die auf der Südseite des Riesengebirgskammes entspringende Elbe, für Verkehr und Handel einer der bedeutendsten Ströme D.s, durchbricht zwischen Lobositz u. Tetschen das böhmische Mittelgebirge u. seine östliche Fortsetzung, sowie zwischen Tetschen u. Pirna das lausitzer u. Erzgebirge u. durchfließt dann das Tiefland in nordwestlicher Richtung. Die wichtigsten Nebenflüsse, welche die Elbe innerhalb ihres Laufs durch Böhmen, das ganz zu ihrem Flußgebiet gehört, empfängt, sind die Moldau, vom Böhmerwalde, u. die Eger, vom Fichtelgebirge kommend. Im Tiefland verstärkt sie sich auf der linken Seite durch die Mulde, vom Erzgebirge, u. durch die Saale, vom Fichtelgebirge, auf der rechten Seite durch die Havel, welche die von dem lausitzer Gebirg kommende Spree aufnimmt. Der letzte der Hauptflüsse D.s, die Oder, entspringt in der Senke zwischen den Karpathen u. dem glatzer Gebirge auf dem Plateau von Oberschlesien. Da, wo sie Mähren verläßt, an der Mündung der vom glatzischen Hochlande herabkommenden Oppa, befindet sie sich nur noch 708 Fuß über dem Meere, und bald tritt sie von der oberschlesischen Hochebene herab, um in das flache Land von Niederschlesien einzutreten, jenseits dessen sie die brandenburgischen u. pommerschen Flächen bewässert, hier hin und wieder erhöhte Thalränder bespülend, welche die ermüdende Einförmigkeit der Ebene anmuthig unterbrechen. Von den Nebenflüssen der Oder ist die auf der rechten Seite mündende Warthe durch ihre Stellung (in Verbindung mit der Netze) zur Weichsel der bedeutendste; die Flüsse, welche die Oder von der linken Seite empfängt, u. unter denen der Bober der ansehnlichste ist, stammen sämmtlich von den Sudeten. Als ein selbstständiger, sich unmittelbar (durch den Dollart) ins deutsche Meer ergießender Fluß ist auch die Ems zu nennen. In ihrem Gebiet zeigt sich, in

D. als einziges Beispiel, die Erscheinung der Gabeltheilung (Bifurkation) eines Flusses aus der Verbindung entgegengesetzter Flußgebiete durch einen natürlichen Wasserweg in der Verbindung der zur Ems gehörigen Haase mit der zur Weser gehörigen Else. Endlich gehört zu den größeren Flüssen D.s auch die Etsch, ein Alpenfluß, welcher nördlich vom Orteler entspringt und, das Wassersystem des südlichen Tyrols bildend, nach Italien übergeht, um sich in das adriatische Meer zu ergießen. Von den Küstenflüssen sind noch wichtig: die Eider, der Grenzfluß D.s gegen Schleswig, die Jahde, welche in die Nordsee, die Trave, Warnow, Persante, Stolpe rc., welche in die Ostsee münden.

Nach den nordischen Reichen Schweden und Norwegen, Rußland und Preußen ist kein Land Europa's reicher an Landseen, als D. D. hat zwei Zonen, die durch eine Reihe von Seen ausgezeichnet sind, im Süden und im Norden. In der Mitte D.s finden sich nur wenige Seen und von nur geringem Umfange. Die südliche Seezone zieht sich längs des Nordfußes der Alpen hin, indem ihre Seen theils noch innerhalb des Gebirges, theils an seinen Ausgängen, theils schon auf dem Plateaulande gelegen sind. Wie jene in der Schweiz sind es Thalkessel, welche das Wasser ausfüllte; daher ihre beträchtliche Tiefe. Man zählt ihrer gegen 70 im südlichen Bayern und wohl noch mehr in den österreichisch-deutschen Landen. Der größte aller deutschen Seen ist der Bodensee (s. d.). Zu den größeren des Plateau's von Bayern und der hinterliegenden bayerischen Alpen gehören der Walchen-, Kochel-, Ammer-, Staffel-, Würm- (Starnberger-), Tegern-, Schlier- u. Chiemsee; weiterhin gegen Osten die Seen in den österreichischen Alpen: der Grundel-, Hallstädter- u. Traun- und Gmundenersee, der Mond- und der Kammer- oder Attersee rc. Die nördliche Seezone umgibt die Ostsee auf ihrer ganzen Erstreckung von der Angrenzung D.s an die jütische Halbinsel bis zur äußersten Ostgrenze gegen das eigentliche Königreich Preußen. Sie bildet nur einen Theil, und zwar den westlichen, des langgezogenen Gürtels von Seen, der sich durch Preußen und Rußlands Ostseeprovinzen bis über Petersburg hinaus nach Finnland rc. erstreckt. Die Seen, deren Zahl außerordentlich groß ist (die beiden Mecklenburg allein zählen 223), liegen auf einem verhältnißmäßig höheren Boden, als die benachbarten Stromthäler; ihr Niveau bezeichnet die Scheitelfläche der Platte, welche man als den nördlichen Damm des europäischen Tieflandes betrachten kann. Die größten Seen westlich von der Oder sind: der Ucker-, Karnitz-, Tollenser-, Müritzsee, der malchinische, der Cummerow-, Plauer-, Schweriner-, Schalsee, der ratzeburger, Plöner-, Selentsee rc.; östlich von der Oder, in Pommern: der Plönn-, Mädün-, Enzig-, Lübbe-, Danziger-, pieleborgsche, Bilm-, Zieten-, Müskendorfer- und Radauersee. Auf der Westseite der Oder drängt sich diese Seenreihe auch tief in das deutsche Flachland hinein. Von dem ganzen Gebiete der Havel und der Spree kann man sagen, daß beide Flüsse aus einer zusammenhängenden Kette von Seen bestehen, unter denen der Schwielung-, Scharmützel-, Storkower-, Wolziger- und Mugel-, sowie der Ruppinersee die größten sind, sämmtlich im brandenburgischen Antheil des deutschen Flachlandes. Außerdem sind noch zu bemerken: der salzige und der süße See, am östlichen Fuße des Harzes, das Steinhudermeer, östlich und der Dümmersee, westlich von der Weser, am nördlichen Fuße der Weserberge. Die eigenthümliche Gestaltung des deutschen Bodens, seine Spaltung in zahlreiche Gruppen kleiner Berg- und Plateausysteme, die zwar alle im Zusammenhang stehen, aber von tiefen Thälern durchbrochen sind, macht es möglich, daß die großen Ströme u. viele ihrer Nebenflüsse als ebenso viele Schiffswege benutzt werden können, wodurch die Zugänglichkeit fast aller deutschen Länder und der Verkehr zwischen den entlegensten Provinzen unter sich wie mit den Küstengegenden und dem Weltmeer ungemein befördert wird. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist diese Wasserverbindung im norddeutschen Flachlande und vornehmlich im östlichen Theil desselben. Aus dem Innern der böhmischen Terrasse kann man, einen großen Bogen beschreibend, immer zu Wasser fahren bis auf das Plateau von Oberschlesien und ins Innerste von Polen, die Ausgänge ins deutsche Meer und in die Ostsee ungerechnet. Der Rhein ist die große Fahrbahn vom Meere ins Innere von Westdeutschland; die Donau begünstigt den Verkehr zwischen der Scheitelfläche des Plateau's von D. und dem österreichischen Stufenlande und weiterhin mit den Ländern Ungarns und dem schwarzen Meere. Der Ludwigskanal längs der Regnitz und Altmühl verbindet den Rhein mit der Donau, also die Nordsee mit dem schwarzen Meere. Elbe und Oder stehen durch eine zweifache Kanallinie in Verbindung, durch den Finowkanal, welcher die Havel, und durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroserkanal, welcher die Spree mit der Oder verbindet. Demnächst kürzt der plauensche Kanal die Verbindung der Havel mit der Elbe ab, während außerhalb der Grenzen D.s die Oder durch die Warthe, Netze und den Brombergerkanal mit der Weichsel in Verbindung steht. Die wenigen, sonst noch im Innern von D. vorhandenen Kanäle gewähren nur ein örtliches Kommunikationsmittel; dagegen ist hier noch der schleswig-holsteinische (Kieler-, Rendsburger- oder Eider-) Kanal zu erwähnen, welcher, die jütische Halbinsel zu einer wahren Insel abschneidend, den Verbindungsweg zwischen der Ostsee und dem deutschen Meere bildet, wodurch die Fahrt durch den Sund und das Kattegat umgangen wird. Meerbusen bilden die Mündungen der Elbe, Weser, Ems und Trave, in Süddeutschland das adriatische Meer bei Triest und Quarnero. In dem stettiner Haff, einem Meerbusen, welchen die Mündungen der Oder bilden, liegen die beiden Inseln Usedom u. Wollin; etwas nördlicher davon die Insel Rügen. Die ostfriesischen und oldenburgischen Inseln in der Nordsee sind unbedeutend. Unter den drei Meeren, welche die Küste D.s bespülen, weist die Küste des adriatischen Meeres wohl Vorgebirge, aber kein besonders bemerkenswerthes, auf, und an den flachen Gestaden des baltischen Meeres (Ostsee) und der Nordsee finden sich wohl Landspitzen, die aber keineswegs mit einem Gebirge enden. Nur die nördlichste Spitze von Rügen, Arkona genannt, hat, obgleich aus Mergel und Kreide bestehend, eine Höhe von 200 Fuß über der Meeresfläche und mag daher für ein Vorgebirge gelten.

Nur mit wenig Worten sind noch die so reichlich über D. verbreiteten Mineralquellen zu erwähnen; ihre Zahl ist Legion und mehr als in irgend einem anderen Lande Europa's gehören zu den heilkräftigsten, die man kennt. Die an Mineralquellen reichsten Gegenden D.s sind der Schwarzwald, das niederrheinische Schiefergebirge, das Wesergebirge, der Südfuß des Erzgebirgs, die Sudeten, das Riesengebirge. Ungemein groß ist die Zahl der kohlensäurereichen Quellen des niederrheinischen Gebirgs, von denen die berühmtesten Selters und Geilnau diesseits, Tönnisstein in der Nähe des Laachersee's jenseits sind, aber es erstreckt sich dieser Kohlensäurereichthum noch weit westwärts bis ins Gebiet der unteren Weser; dort sind die Stahlquellen von Driburg, Pyrmont, Rehburg und die mit 2200 F. Tiefe erbohrte warme Soolquelle von Rehme (Oynhausen) zu bemerken, zu denen am Südfuß des rheinischen Gebirgs der warme Sprudel von Nauheim hinzukommt. Wie die Kohlensäureexhalation, so steht wohl auch der Reichthum an Thermen im Gebiet des niederrheinischen Gebiets in Verbindung mit der früheren vulkanischen Thätigkeit in den Rheingegenden. Wiesbaden, Schlangenbad, Ems, Bertrich, die neuentdeckte Quelle im Ahrthal, die Schwefelquellen von Aachen u. Burtscheid gehören zu den besuchtesten D.s. Auch der Schwarzwald besitzt in Baden-Baden u. dem lange verschollenen Römerbad Badenweiler berühmte Thermen. Ausgezeichnet ist der Komplex der böhmischen Bäder, der Thermen von Karlsbad, Teplitz, der ähnlich alkalischen, aber kalten Quellen von Marienbad, der Bittersalzquellen von Püllna u. a.; auch Sudeten u. Riesengebirge (Warmbrunn), die Alpen u. ihre Umgebung (Gastein, Baden bei Wien) besitzen ihre Thermen. Ueber ganz D. sind Soolquellen (Kreuznach u. v. a.), Eisensäuerlinge (Langenschwalbach, Pyrmont), Schwefelquellen u. a. zerstreut, aber keine davon so besucht und verschickt wie die Wasser von Kissingen.

Klima. D. liegt in der glücklichen gemäßigten Zone, die den Menschen zur Arbeit anspornt, sie ihm aber auch lohnt, in der weder ein immer heiterer Himmel über ihm sich ausbreitet, noch ein stets nebeliger die Sonne verbirgt, nahe genug der Küste, um an den mildernden Einwirkungen des Meeres im Winter theilweise noch Theil zu nehmen, aber auch weit genug im Innern, so daß die größere Sommerwärme auf seine Früchte zeitigend wirken kann. Nur die Alpen erheben sich in ihren höchsten Kämmen und Gipfeln in die Region des ewigen Schnee's, selbst die höchsten Gebirge Mitteldeutschlands bleiben dagegen weit darunter zurück u. gestatten sogar auf ihren höchsten Höhen dem Menschen noch sommerlichen Aufenthalt. Wenn es von vielen unserer Gebirge heißt, daß auf ihnen der Winter 9 Monate dauere, so ist das Redensart; nur an einzelnen Punkten, gegen Sonne und Wind geschützten Einsenkungen, wie in den Schneegruben des Riesengebirgs, halten sich Schneeflecke wohl bis in den Sommer. Ist auch das höhere Bergland rauh, so sind dagegen die Einsenkungen im Innern Thüringens, selbst die Elbniederungen, vor Allem aber die Einsenkung am Mittelrhein um so milder; hier am Rhein blüht schon die Mandel, blühen selbst die Obstbäume, während die Rücken der Rhön, des Westerwaldes und anderer Gebirge noch mit Schnee bedeckt sind, aber selbst auf diesen Höhen gedeihen noch die Kartoffel und passende Sorten von Winterkorn. Ganz D. liegt im Gebiet, wo der zurücklaufende warme und feuchte Passatwind siegreich den Kampf mit der kalten Polarströmung besteht; in der Zone der wechselnden Niederschläge, wo der Sommer Regen, der Winter Regen od. Schnee bringt, u. wässerige Niederschläge in allen Jahreszeiten erfolgen. Den geringsten Regenfall besitzt das tief in die schwäbische Alp einschneidende Donauthal bei Sigmaringen, nur 10,9 Zoll mittlere jährliche Regenmenge; in der schlesischen Ebene bei Breslau beträgt diese 13,9 Zoll, im nördlichen Böhmen bei Prag 14,4 Zoll, in der Mitte der süddeutschen Ebene zu Augsburg 14,7 Zoll, am Nordende der mittelrheinischen Ebene 15,7 Zoll, in der niederösterreichischen Ebene bei Wien 16,5 Zoll; größer ist der Regenfall in der norddeutschen Ebene, zu Berlin 19,8 Z., zu Stettin 18,9 Zoll, u. selbst zu Lübeck die gleiche Menge. Im mittleren Bergland beträgt er 20—30 Zoll, wächst aber gegen den Fuß der Gebirge. Am größten ist der Regenfall in den Gebirgen, auf dem Brocken 49,3 Zoll, größer in den höhern Gebirgen; zu Stubenthal im südlichen Böhmerwald beträgt er sogar 81 Zoll, eine Menge, die nur von sehr wenigen der höchsten deutschen Alpengegenden erreicht wird, selbst in den regenreichen Alpen von Tolmezzo fallen nur 60—70 Zoll jährlich. Die Vertheilung dieser Menge ist sehr ungleich; in den meisten Gegenden D.s fällt der meiste Regen in den Monaten Juni bis August (s. die Tabelle).

	Jahresmenge. Zoll.	Größte Menge in pariser Linien.		Kleinste Regenmenge in pariser Linien.	
Triest	29,46	55	Sept.	17	Febr.
Adelsberg	60,41	129	Okt.	35	Juli
Laibach	67,36	114	Febr.	44	März
Klagenfurt	36,5	69	Juli	17	Febr.
Meran	20,02	67	Mai	0,4	Sept.
Bregenz	55,59	127	Juli	23	April
Salzburg	41,07	71	—	17	Dec.
Linz	21,56	29	—	11	März
Wien	16,50	26	Juni	11	—
Brünn	17,70	27	—	13	—
Prag	14,34	27	—	7	Febr.
Stubenbach	81,20	147	Febr. (137 April, 104 Okt.)	44	März
München	31,65	60	Juni	10	—
Augsburg	14,81	19	—	14	Juli
Sigmaringen	10,98	16	—	5	April
Tübingen	23,66	29	Juli	11	Febr.
Karlsruhe	26,25	31	—	21	April
Frankfurt	15,72	34	Juni	5	Febr.
Koblenz	20,83	30	Aug.	8	—
Arnstadt	19,26	28	Juni	10	—
Gotha	24,05	39	Aug.	13,5	Jan.
Brocken	49,34	84	Juli	20	—
Freiberg	33,72	41	—	15	Febr.
Emden	25,01	41	—	8	März
Berlin	19,28	30	Juni	13	—
Stettin	18,88	34	Aug.	11	—
Breslau	13,86	24	—	6,5	Febr.

Die Temperaturverhältnisse eines Landes finden ihren anschaulichsten Ausdruck in der Vegetation. Da finden wir denn durch ganz D., wo der Boden sich dazu eignet, Weizenbau, aber nur in den wärmeren Alpenthälern, im Neckar- und Rheinthal reift der Mais auf den Feldern, während er im Norden nur zur Grünfütterung benutzt werden kann. Der Weinstock reicht bis an die untere Werra bei Witzenhausen, im Osten bis zu den Sandhöhen der Lausitz und Niederschlesiens bis Grüneberg, selbst in der Mark noch bis Potsdam; es gab aber eine Zeit, in der nicht sowohl die Sommerwärme eine größere, wohl aber der Gaumen minder verzärtelt war und durch den größeren Theil des mitteldeut-

schen Berglands Weinbau Statt fand. In Istrien gedeiht der Oelbaum, in Südtyrol die Feige, an der Hardt und an der Bergstraße reifen die gute Kastanie und die Mandel, die Wallnuß noch im mitteldeutschen Bergland. Treffliches Obst liefern alle den Spätfrösten nicht ausgesetzten Lagen Südtyrols, Schwabens, Frankens, Thüringens, die Küstenländer der Ostsee führen es in Menge aus. Geographische Breite, Höhe über dem Meer, Umgebung bestimmen die mittlere Temperatur eines Orts; mit der Entfernung von der See wächst der Unterschied zwischen den kälteren u. wärmeren Monaten. Triest besitzt eine mittlere Jahreswärme von 10½° R., Wien 8¾, Brünn 7,9, Grätz (1206 Fuß über dem Meer) 7,14, Innsbruck (1770 F.) 7,6, München (1573 F.) 7,28, Tübingen (1010 F.) 6,57, dagegen Karlsruhe 8,30, Koblenz 8,65, Würzburg 8,3, Jena 7,79, Dresden 7,6, Prag 8,10, Karlsbad 6,23, dagegen das 1902 Fuß hoch gelegene Marienbad nur 3,25, Halle 6,17 bei nur 340 Fuß Höhe über dem Meer, während sie von Magdeburg zu 8½, von Altona gar zu 9,2 angegeben wird; zu Emden beträgt sie 7,10, zu Swinemünde nur 6,85, zu Hirschberg 1710 Fuß hoch am Fuße des Riesengebirgs 5,38; auf der Höhe des Brockens (3500 F.) sinkt sie zu 0°,70 R. Wichtiger für die Vegetation der Kulturgewächse sind freilich die Sommerwärme, die mit wenig Ausnahmen in den Juli fällt, und die Kälteextreme. Die mittlere Wärme des wärmsten Monats steigt bei Triest bis 18°, ebenso hoch zu Brünn, bis über 17° zu Wien, bis 17° zu Prag u. Altona, 16° zu Grätz, Bremen, Braunschweig, am Rhein, Würzburg, bis 15° u. darüber zu Berlin, Jena, Halle, bis 14½ zu München, Tübingen, auf dem Brocken erreicht sie noch 8°. Der kälteste Monat ist in den meisten Gegenden D.s der Januar, während seine mittlere Temperatur zu Triest 2¾° R. erreicht, am Main, Rhein, an der Mosel, an der Küste, zu Emden, bei Altona noch zwischen ½ und 1½ über Null, bei Jena 0° ist, sinkt sie im übrigen D. unter Null, zu Brünn bis — 5,3 so tief wie zu Marienbad, auf der Höhe des Brockens gar zu — 10,2° R. herab. Brünn zeigt einen Unterschied von nicht weniger als 23°, 25° zwischen der mittleren Temperatur seines wärmsten und kältesten Monats. Der Rhein, Mosel und Mainthal besitzen das glücklichste Klima D.s.

Die **Vegetation** des deutschen Flach- u. Berglandes und der Waldregion der Alpen ist die mitteleuropäische, mit ihren saftigen Wiesen, den im Winter blattlosen Laubwaldungen von Buchen, Eichen, Birken, den lichten Kiefern- und dunklen Tannen- und Fichtenwäldern, mit ihren Heiden u. ihren Ackergründen. Nur dem aufmerksamen Auge des Botanikers entgehen die leisen Unterschiede nicht, welche die Flora von Süden nach Norden und von Osten nach Westen zeigt, er sieht manche nordische Form, die in Mitteldeutschland fehlt, auf der Hochebene Süddeutschlands wiederkehren, beobachtet am Rhein das Eindringen westlicher Formen, selbst Bäume, bis in die Gegend von Halle das Eindringen östlicher Kräuter, in den Alpenthälern Südtyrols südlicher Holzgewächse und Kräuter unter den gewöhnlichen. Die Mittelmeerflora gehört allein dem äußersten Süden am adriatischen Meer an. Nur die Alpen erheben sich über die Grenze des Pflanzenwuchses, dagegen erreicht das mitteldeutsche Gebirge kaum die von der absoluten Höhe gebotene obere Grenze der Buche, die im Riesengebirge bis 4000 Fuß ansteigt, wenn auch in den höheren Theilen vieler Gebirge, des Böhmerwaldes, des Schwarzwaldes, des größeren Theils des Thüringerwaldes, Oberharzes die Tanne und Fichte die herrschenden Waldbäume sind. Nur von den höchsten Höhen der Sudeten, des Riesengebirges, des Schwarzwaldes und des Brockens weicht der hochstämmige Wald zurück; hier deckt die Krummholzkiefer den Boden, zusammengesellt auf den Brocken und Schwarzwald mit einzelnen subalpinen Pflanzen. Die granitischen Gebirge des Brockens, Fichtelgebirgs und der Sudeten in weiterem Sinn beherbergen zahlreiche Moose und Flechten auch auf den Urgesteinen.

Das über die Flora D.s Mitgetheilte gilt auch von der **Thierwelt** D.s, nur daß im Laufe der Zeit zahlreiche größere Thiere, insbesondere Raub- und jagdbare Thiere, ganz oder zum größten Theil ausgerottet worden sind. So sind der Auerochs und das Elenn, auf welche noch die Recken der Nibelungensage jagten, längst in den deutschen Waldungen verschollen; vom Luchs, Bären, Wolf, die einst überall verbreitet waren, ist nur noch der erstere in den Alpen, der Bär im Böhmerwald und in den südöstlichen Alpen einzeln, dem Aussterben nahe, vorhanden; nur zur Winterszeit bringt der Wolf aus den westlichen und östlichen Grenzländern ein, aber nur selten gelingt es einem derselben, sich längere Zeit den Nachstellungen der Jäger zu entziehen, wie noch neuerlich in den dichten Waldungen der Haßberge. Häufiger ist noch die wilde Katze in den dichten, zusammenhängenden Waldungen Mitteldeutschlands, vom Spessart und Fichtelgebirge bis Harz; sie verläuft sich von da wohl auch einmal in die Ebene. Nur in wenigen Waldungen, wie hier u. da in Hessen, hat sich das Wildschwein erhalten; der einst an allen größern Flüssen D.s wohnende Biber findet sich nur noch einzeln an der Donau u. ihren südlichen Zuflüssen u. an der Elbe im Dessauischen. Die Flußschildkröte kommt nur noch an der Havel in der Mark vor. Mit Ausnahme der süddeutschen Hochalpen gehört ganz D. zur **mitteleuropäischen Fauna**, nur der Schneespornammer auf den Höhen des Riesengebirgs erinnert noch an die **alpin-boreale**; dagegen verbreiten sich manche Thiere der Nachbarsfaunen über die Grenzen, so der Ziesel (Spermophilus Citillus) aus Osten bis in die getreidereichen Ebenen Schlesiens, der Nörz (Mustela lutreola) selbst bis in die Gewässer Holsteins. Isolirt ist das Auftreten der südlichen Aeskulapsnatter bei Schlangenbad im Taunus, sowie das von Käfern der Meeresküste am Strand des salzigen See's in Mansfeld. Erwähnung verdient das Vorkommen der ächten Flußperlenmuschel (Margaritana margaritifera) in den Gebirgsbächen des Fichtelgebirgs u. bayerischen Waldes bei Passau. Merkwürdig ist das Vorkommen blinder Thiere, wie des Olm oder Proteus, und blinder Käfer in den Höhlen Krains. Wie D. ein Ackerbauland, so ist es auch ein Land der Viehzucht; zu den bei uns allgemein verbreiteten Hausthieren kommt in Südtyrol und Küstenland noch die Zucht der Esel und Maulthiere.

Bevölkerung. Von den etwa 51 Millionen **Deutschen** wohnen 36,797,000 auf dem Boden der deutschen Bundesstaaten zugleich mit 8,605,000

Nichtdeutschen slavischen u. romanischen Stammes. Die Deutschen scheiden sich durch Dialekt und Sitte, die sich selbst im Bau von Dorf, Gehöft u. Haus ausspricht, in mehre Stämme, welche man in die niederdeutschen mit plattdeutscher Sprache, die Bewohner des nördlichen Tieflandes und selbst eines Theils des nordwestlichen Berglandes, u. in die das übrige D. bewohnenden hochdeutschen Stämme eintheilen kann. Zu den Niederdeutschen gehören die Friesen, Niederrheinländer, Westphalen und Niedersachsen, Nachkommen der alten Sachsenstämme, die ihre plattdeutsche Mundart auch über die ganze ursprünglich wendische Bevölkerung östlich der Elbe verbreitet haben. In der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern ist gegenwärtig das Plattdeutsche herrschende Volkssprache, während sich nur im äußersten Osten ein kleiner Rest polnischer Kassuben noch mit seiner slavischen Sprache erhalten hat. Die Friesen bewohnen von Ostfriesland bis Schleswig das Küstenland der Nordsee u. sind auch gegenwärtig noch der seetüchtigste deutsche Stamm, der auf einheimischen u. fremden Schiffen alle Meere befährt, ein Meister im Bau der Deiche, wie der angrenzende Nordholländer, zu Hause auf seinem Gehöft ein freier Bauer; mit welch zäher Tapferkeit diese Freiheit von ihm bewahrt wurde, dafür spricht laut der Kampf der friesischen Dithmarsen. Der Niederrheinländer, der vom Südende der kölner Bucht und von den Erftquellen nördlich bis Wesel das westliche Grenzland bewohnt, hat schon ganz Mundart und Sitte des angrenzenden Niederländers; auch wie dieser mehr auf Viehzucht als Ackerbau bedacht, ist er durch die Tausende gewerbfleißiger Familien, welche spanische u. französische Verfolgung einst in seine Grenzen hinübertrieben, zum emsigen Fabrikarbeiter geworden. Der Westphälinger lebt in den sauerländischen Gebirgen und in dem ebenen Münsterland, in Osnabrück und bis in die unteren Weserberge hinein. Auf der dürftigen Heide und den ausgedehnten Mooren im Norden zwingt ihn die Armuth des Landes zum Theil dazu, nach Bestellung seines Ackers mit Spaten u. Sense nach Holland auszuwandern und dort durch Hülfe bei der Heuernte, durch Torfstechen u. dgl. sein Brod zu erwerben und mit dem Ersparten heimzukehren. In den fruchtbaren Gauen lebt der freie Bauer zum Theil noch nach alter Sachsenart als Patriarch auf seinem Einzelgehöft, das von einem mit Eichen bestandenen Erdwalle umschlossen wird, mehr Ackerbauer als Viehzüchter, doch der Schweinezucht hold, im Osten ein fleißiger Leinweber (Bielefeld). Im gebirgigen Süden ist wohl Zersplitterung des Bodens zu Hause, aber auch die regste Fabrikthätigkeit; hier pochen und hämmern die Eisenwerke, namentlich im Lennegebiet und bei Solingen, hier sitzt der Weber emsig hinter seinem Webstuhl, hier artet aber auch bei der stillen Thätigkeit des Webens der Ernst des Westphalen zu religiöser Grübelei aus und macht das Wupperthal und südlich das siegener Land zu einem Hauptsitz des Separatismus in der evangelischen Kirche. Auch die strenge, ausschließende Richtung des Katholicismus kann in wenig Theilen D.s größer sein als im Münsterland und in Paderborn. Der Niedersachse, der Hannover, Holstein, Braunschweig bewohnt, hat Vieles mit dem verwandten Westphalen, selbst den Stolz des Adels gemein. Hier, wo nur Ackerbau und Viehzucht zu Hause sind, fehlen jene religiösen Verirrungen der Fabrikgegenden. Wohl lebt auch hier der Bauer noch vielfach im Wohlstand auf seinem Gehöft, wandert der arme Moorbewohner zur Heuzeit nach Holland, aber in Hannover überwiegen schon die großen adeligen Güter und die Domänen, und erst die Neuzeit hat durch die Theilung von Hunderttausenden von Morgen, die bis dahin als Gemeindegrund nur zur Weide benutzt wurden, den Sporn zu frischer erfreulicher Thätigkeit in die Masse des Landvolks gebracht. Von Niedersachsen aus wurden einst die Mark, Mecklenburg und Pommern der slavischen Herrschaft entrissen und das ursprünglich wendische Land germanisirt. So groß wie hier war in D. nirgends der Gegensatz des gebietenden Gutsbesitzers und des unterthänigen Hörigen; erst Friedrich der Große hob die Leibeigenschaft in seinen Landen auf, in andern blieb sie bis tief in dieses Jahrhundert hinein. Mecklenburg, Uckermark, Pommern sind die Länder der großen Rittergüter und Domänen und der seltenen Bauerndörfer. Hier herrscht auch noch ein schroffer Gegensatz zwischen Stadt und Land. Auf preußischem Gebiet mildern sich diese Gegensätze durch die Leichtigkeit der Bewegung, die Freizügigkeit und die freilich jetzt wieder verkümmerte Gewerbefreiheit; in Mecklenburg jedoch treten sie noch grell genug hervor. Von den 548,500 Einwohnern Mecklenburg-Schwerins kommen 195,646 auf die Städte, 137,146 auf die 995 Rittergüter; unter die übrige Zahl theilen sich die zahlreichen Domänen mit ihren Tagelöhnern, die wenigen freien Bauerndörfer mit ihren Einliegern und die spärlichen Gehöfte mit freien Bewohnern neben den Gütern. Die Masse der Bevölkerung ist nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, aber faktisch im Zustand der Hörigkeit, auch unter der Hand wohlgesinnter Gutsherrschaften ohne Aussicht, sich Selbstständigkeit zu erringen. Mecklenburg allein zeigt uns bei fruchtbarstem Ackerboden, fetten Weidegründen, dünner Bevölkerung u. Mangel an Arbeitskräften fortdauernde Auswanderung; Mecklenburg-Schwerin besaß 1858 weniger Einwohner als 1851. Das flache Niedersachsen ist mit Ausnahme seiner Städte arm an industrieller Thätigkeit, nur der Harz ist reicher, und Berlin der industrielle Mittelpunkt Norddeutschlands geworden.

Im größeren Theil D.s herrscht hochdeutsche Sprache. Unter den hochdeutschen Stämmen sind der obersächsische, fränkische, alemannisch-schwäbische und bayerisch-österreichische die wichtigsten. Zum obersächsischen Stamm gehören die Thüringer und Harzbewohner, die bis zur Werra und Leine reichen, die Meißner im Königreich Sachsen mit den deutschen Bewohnern des nordwestlichen Böhmens und die Schlesier mit den Bewohnern des Riesengebirgs und der Sudeten. Durch Eroberung anfänglich, später auch friedlich im Laufe der Zeiten ist die obersächsische Sprache Herr geworden über das bis zur Elbe und darüber bis zur thüringischen Saale einst seßhafte wendisch-sorbische Volk. Hie und da hat sich aber noch in Tracht und Sitte, wie in Altenburg, allenthalben aber noch in Fluß-, Orts- und Flurbenennungen Wendisches erhalten. In der Ebene wohnen fleißige Ackerbauer, im Berg- und Gebirgsland

hat der Erzreichthum zum Bergbau, dann Uebervölkerung bei dürftigem Boden zur reichsten Entwickelung gewerblichen Lebens geführt. Das bergige Osterland, Voigtland, vor Allem das sächsische Erzgebirge, die Oberlausitz, das Land am Riesengebirge in Böhmen und Schlesien sind Hauptstätten gewerblicher Thätigkeit, wo Bergbau u. Hüttenwesen, Spinnerei, Weberei, Spitzenklöppeln, Sticken und zahlreiche andere Industriezweige im blühenden Betriebe sind. Die Fabrikdistrikte Sachsens wetteifern hinsichtlich der Dichtigkeit der Bevölkerung mit den bevölkertsten Distrikten am Niederrhein; Sachsen ist überhaupt der bevölkertste Theil D.s. Westlich von Thüringen wohnten, mit den Sachsen verwandt, die *Hessen*, durch strengen Fleiß dem Boden seinen Ertrag abringend, kräftig u. zähe, unter allem Druck an dem festhaltend, was sie für Recht erkannten. Ausgedehnt ist das Gebiet des geweckten *fränkischen Stammes*, aber zerstückelt unter vielerlei Herrschaft. Sein Gebiet reicht vom Fichtelgebirge und Böhmerwald bis über den Rhein, von der Grenze Hessens und vom Rennstieg des Thüringerwaldes bis hinab gegen die Donau, bis zum Ries, ins Hohenlohe'sche an der Jart und am Kocher, am Rhein von Bonn bis hinauf zur nördlichen Grenze des oberen Schwarzwaldes. Auch der Franke hat sich im Osten slavisches Blut assimilirt, und weit westwärts reichen noch slavische Namen. Zum fränkischen Stamm gehören der *Oberpfälzer*, dessen Gebiet über den Böhmerwald bis nach Böhmen hineinreicht, wo ihm der böhmische Freibauer angehört, die *Ostfranken* od. *Franken* schlechthin, im Maingebiet und im obersten Gebiet der Werra, die *Rheinfranken*, zu denen auch die *Rheinpfälzer* bei Heidelberg und in der jenseitigen Rheinpfalz gehören. Sie leben in Dörfern und Städten, die auch in den fruchtbaren Ebenen, wo ergiebiger Ackerbau und lohnende Viehzucht betrieben werden, Sitze der Gewerbthätigkeit sind, wie Hanau, Offenbach, Schweinfurt, vor Allem aber Nürnberg und seine Umgegend. Am mittleren Main u. in den Seitenthälern der Saale u. Tauber, vornehmlich aber am Rhein u. in seinen Nebenthälern ist der Franke ein fleißiger Weinbauer. Der Hauptsitz der Gewerbthätigkeit ist auch hier das Gebirge, der Böhmerwald, das Fichtelgebirge u. vor Allem der Thüringerwald; geringer sind die Hülfsquellen der Rhön, das ärmste Land aber ist der volkreiche hohe Spessart. Im äußersten Westen schließt sich dem Rheinfranken der *Niederlothringer* an der Mosel bei Trier u. in der Eifel an. Einen dritten hochdeutschen Hauptstamm bilden die *Alemannen* und *Schwaben*. Die ersteren, deren Mundart durch Hebels Gedichte uns lieb geworden, wohnen im oberen Schwarzwald, an seinem Südgehänge in Einzelgehöften im Schweizerbaustyl ländliches Gewerbe mit emsigem Gewerbsleiß (Uhren) verbindend. Durch die Schweiz reicht der Stamm in das gewerbreiche Vorarlberg hinüber. Oestlich u. nordöstlich folgen die gemüthlichen *Schwaben*; manche Dichter u. Denker hat dieser sinnige Stamm geliefert, aber auch unter ihm hat, wie nur noch am Niederrhein, religiöses Sektenwesen fruchtbaren Boden gefunden. Ueberhaupt hat sich der schwäbische Stamm wie kein anderer in abgeschlossener Eigenthümlichkeit erhalten. Er reicht wie der alte schwäbische Reichskreis vom Kamm des Schwarzwaldes und vom Bodensee ostwärts bis zum Lech und Ries, vom Quellgebiet der Iller im Süden bis zum Eintritt des Neckars in die malerischen Engen des Odenwaldes, bis zum Bauland und an die Grenzen des Hohenlohe'schen. Landbau, Weinbau, Viehzucht vereinigen sich hier mit reger gewerblicher Thätigkeit, insbesondere diesseits der Alp; auch hier geht die Industrie vorzugsweise von den alten Reichsstädten aus, auf die sie sich im Süden der Donau beschränkt.

Der vierte der großen Hauptstämme D.s ist der *bayerische*, dem der ganze übrige deutsche Süden und Südosten, auch die Deutschen, die in dem Innern Böhmens und Mährens zwischen den Slaven leben, angehören. Wie der Schwabe, hängt auch der Bayer an seinem Dialekt, der, wenn auch abgeschliffen, im Munde aller Gesellschaftsschichten des Volks ist, und dessen Gebrauch zum gemüthlichen Dasein des Lebens gehört. Ackerbau und Viehzucht, im Gebirge die vorherrschende Alpenwirthschaft, bilden den vorherrschenden Erwerb. Auch in Altbayern lebt der wohlhabende Bauer, wie in Westphalen, auf seinem Einzelgehöft, inmitten seines untheilbaren Besitzes. Von Industrie waren einst durch die ganze Alpenkette D.s Bergbau und Eisenindustrie weit verbreitet, jetzt sind sie auf die östlichen österreichischen Alpen beschränkt, auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen. In Niederösterreich aber und mitten im slavischen Osten hat vor Allem deutsche Betriebsamkeit in Böhmen u. Mähren eine ausgedehnte Fabrikthätigkeit geschaffen. Die gebirgige Natur des größeren Theils des Stammesgebiets hat eine Sonderung, eine individuelle Entwickelung selbst benachbarter Thalbewohner, die aber durch schwer gangbare Gebirge getrennt sind, erzeugt, wie sie die niedern Berglandschaften in dieser Weise nicht kennen, und diese Individualisirung macht sich bis in die Ebenen hinaus in Sprache, Tracht u. Sitte geltend. Es ist ein derber, kräftiger Volksschlag, der Hochebene u. Gebirge bewohnt, u. zwar da am rohesten, wo am reichsten; was die Bildung nicht gethan hat, das gleicht der gesunde Mutterwitz aus; überall regen sich jedoch auch in diesem Gebiete die Knospen neuer, lange unterdrückter geistiger Entwickelung. Zu dem sprudelnden Humor der Schnaderhüpfl gesellt sich, seit freilich nicht überlanger Zeit, die heitere und ernste Dichtkunst. Kommt hier erst das geistige Leben in Fluß, dann wird der Südosten D.s seine welthistorische Mission erfüllen können u. der wahre Träger der Bildung und höheren Gesittung für das Völkerchaos an der untern Donau werden. Nur dem geistig vorgeschrittenen Volke wird dann auch als Lohn von selbst zufallen, was ihm jetzt von Allen bestritten wird, die politische Herrschaft in jenen reichen Niederungen.

Dort im Osten wohnen, selbst auf deutschem Boden mitten zwischen die Germanen eingreifend, *slavische Völker* mit slavischer Sitte und Sprache. Czörny unterscheidet auf deutschem Bundesgebiet 8 slavische Stämme, die 4 nordslavischen der Lechen oder Wasserpolacken, der Czechen, Mähren und Slowaken, zu welchen auf preußischem Gebiet noch der großpolnische, kassubische und der wendische Stamm kommen; u. die 4 südslavischen, den der illyrischen Winden und Slovenen im engeren Sinne, den serbisch-kroatischen und in Istrien selbst noch den serbischen der Morlacken. Diese zahlreichen Stämme

sprechen so verschiedene Dialekte, daß einst der Slavenkongreß zu Prag genöthigt war, sich der deutschen Sprache zu bedienen, damit die Verhandlungen Allen verständlich seien. Die Zahl der Slaven auf deutschem Boden beträgt 7,152,260, von denen die bedeutende Mehrzahl auf österreichischem Gebiete wohnt. In der sächsischen Lausitz, insbesondere um Bautzen herum, wohnen noch 74,600 Abkömmlinge der Wenden, die einst ihr Reich bis an die Grenzen Thüringens ausgebreitet haben; in zahlreichen Ortschaften, wo noch im Anfang dieses Jahrhunderts nur Wendisch gesprochen und verstanden wurde, wird gegenwärtig deutsch gepredigt, und es läßt sich voraussehen, daß diese in die preußische Lausitz und in das angrenzende Niederschlesien sich erstreckende, ringsum vom Deutschen umfluthete slavische Sprachinsel von 183,000 Wenden im Laufe der Zeiten verschwinden wird. Außerdem reicht aus Westpreußen her in den cösliner Regierungsbezirk Hinterpommerns noch ein kleiner Vorsprung des polnischen Stammes der Kassuben mit nur 4800 Seelen herüber. Größer ist die Anzahl der Slaven in Schlesien; in dem Regierungsbezirk Breslau wohnen 60,000 großpolnischen Stammes. Der Stamm der Lechen oder Wasserpolacken verbreitet sich über das preußische Oberschlesien (Regierungsbezirk Oppeln) u. über Oesterreichisch-Schlesien mit 728,591 Köpfen, von denen auf Oesterreich 138,343 kommen. Von czechischen Volksstämmen bilden 3 die Masse der Bevölkerung in Böhmen, Mähren u. Schlesien und bewohnen, von Deutschen theilweise unterbrochen, die große Halbinsel slavisch sprechender Leute, die in Verbindung mit den Wenden einst tief ins Herz D.s eindrangen, ein Pfahl im Fleische der Deutschen. Den mächtigsten unter ihnen bilden die Czechen im engern Sinne des Worts, die Bewohner des innern Böhmens, die aber in Folge der religiösen Verfolgungen in geringer Zahl sporadisch weit in den protestantischen Osten D.s versprengt sind (Berlin hat seine böhmische Kirche). Von den 1,218,000 Mähren wohnt nur ein kleiner Theil im preußischen Oberschlesien, 47,870; die übrigen sind Oesterreicher. Der kleinste der czechischen Stämme ist der der Slowaken, 73,477 Seelen in Mähren zählend, weithin in D. bekannt durch die schwarzhaarigen Verfertiger von Mäusefallen. Jenseits des ganz deutschen Unterösterreichs, wo nur eine kleine Sprachinsel kroatischen Stammes (Slovenokroaten) von 6450 Köpfen existirt, und Obersteiermarks erreicht man erst bei Ehrenhausen, nördlich von Marburg, an der Mur wieder slavisches Land; südlicher wird nur in den Städten noch Deutsch gesprochen. Von den lieblichen weinreichen windischen Bühlen südwärts bis zur Küste des adriatischen Meeres u. von den Grenzen Ungarns westwärts durch das ganze Savegebiet, zwischen Save und Mur in Untersteiermark, dann an der Südseite der Drau in Kärnthen bis Villach hinauf herrscht die slavische Sprache. Dort auf dem Gipfel des aussichtsreichen Dobracz über Villach stehen 2 Wallfahrtskirchen dicht neben einander, eine wendische und eine deutsche, damit die durch Sprache und Sitten geschiedenen Völker auch getrennt ihren Gott verehren können. Fern im Südosten in der Gottschee hat sich übrigens mitten im Slavenland noch eine deutsche Insel erhalten, mit 37,000 Bewohnern bayerischen Stammes. Von den 1,171,954 illyrischen Slaven wohnen nur 44,800 in Ungarn, 26,672 in Venetien, alle übrigen auf deutschem Boden. 363,750 Wenden oder Winden bilden die Bevölkerung Untersteiermarks, die übrigen Slovenen im engeren Sinne des Worts haben ihren Sitz im südöstlichen Kärnthen, in Krain und im Küstenland. Außerdem gehören 17,530 Bewohner von Krain zu den Serbokroaten; größer ist ihre Zahl in Istrien, woselbst auch Morlacken serbischer Abkunft angesiedelt sind. Gegenwärtig sind die Slaven Deutsch-Oesterreichs eifrige Katholiken; nirgends ist die Zahl der Kapellen u. vereinzelten Kirchen auf den Höhen größer, nirgends deren innere Ausschmückung bunter als hier im slavischen Südosten.

Die übrigen Nichtdeutschsprechenden sind, wenige Zigeuner ausgenommen, von denen einzelne zu Ansiedelungen genöthigt wurden, um sich an seßhaftes Leben zu gewöhnen, in der preußischen Provinz Sachsen und in der bayerischen Oberpfalz lauter Romanen. Im Westen, in der an Belgien angrenzenden Eifel, sind 10,000 Wallonen zu Hause. In den malerischen abgeschlossenen Thälern zwischen den Dolomittafeln in dem Winkel, welchen das Pusterthal im Norden und Eisack und Etsch im Westen bilden, hat sich in Südtyrol eine Anzahl kleiner Bergvölker mit altromanischen sogenannten ladinischen Mundarten erhalten, deren Seelenzahl aber kaum 20,000 erreicht: die Badioten Ennebergs, im Thal der der Rienz zufließenden Gader, die Bewohner von Buchenstein im obersten Cordevolegebiet, die ehrlichen Fassaner am obersten Avisio und die kunstreichen Grödener, nördlich von der Seißeralp, im Nordosten von Botzen. Wie der Minnesänger Oswald von Wolkenstein einst mit seiner Lingua gredina durch alle romanischen Länder des Südens reisen konnte, so erleichtert jene noch jetzt dem grödener Schnitzwaarenhändler das Verständniß der Sprache jener Länder. Auch in Görz und Gradiska wohnen noch 50,000 Furlaner mit romanischer Mundart. 319,000 beträgt die Zahl der italienisch sprechenden Bewohner D.s; außer 51,600 in und um Triest wohnen alle übrigen in Südtyrol. Nur in einzelnen kleinen Sprachinseln in dem entlegenen obersten Brentagebiet hat sich noch, ähnlich wie in den 13 und 7 Gemeinden des benachbarten Venetiens, deutsche Mundart mit älteren Formen erhalten; Kirche und Schule arbeiten daran, sie verschwinden und ins Italienische aufgehen zu machen, wie denn auch ein großer Theil der Bewohner der Seitenthäler des welschen Tyrols nicht ursprüngliche Italiener, sondern italienisirte Germanen sind. In den versumpften Thalwindungen der Etsch dringt aber gegenwärtig noch der Italiener über die alte Sprachgrenze der Meta todesca und Meta lombarda (Deutsch und Welsch-Metz am Einfluß des Nocebaches in die Etsch) in das deutsch-tyrolor Gebiet vor. Die Gesammtzahl der Bevölkerung mit alt- und neuromanischen Sprachen auf deutschem Boden beträgt etwa 400,000.

Sehr ungleich ist die Dichtigkeit dieser Bevölkerung in den verschiedenen Theilen D.s; am geringsten in den Alpenländern des Südens und den ausgedehnten Heide- und Moorlandschaften des Nordens. In dem industriearmen Tyrol u. Salzburg wohnen nur 1627 und 1127 Menschen auf einer □Meile, eine Anzahl, die in dem versumpften,

von Hochgebirgen dicht begrenzten Pinzgau nicht einmal erreicht wird; in Kärnthen steigt sie auf 1764, in Krain auf 2491, in Oberösterreich schon auf 3246, während sie im waldreichen Waldeck 2656, in der wald- und gebirgreichen Oberpfalz 2736 beträgt; dagegen wohnen im kösliner Kreise Hinterpommerns nur 1473, in ganz Hannover mit seinen Heide-, Moor- und reichen Ackergründen 2605, im lüneburger Kreise nur 1604 auf einer QM. Groß ist der Gegensatz in den rein ackerbautreibenden Landstrichen, je nachdem der Grundbesitz untheilbar oder zersplittert ist. Während in Mecklenburg auf nicht mehr als 2200, im rauheren und moorreichen Oberbayern, mit Einschluß einer Stadt ersten Ranges, nicht mehr als 2454, im fruchtreichen Niederbayern aber nur 2910 Menschen auf die QMeile kommen, ernährt dagegen der Boden im hügeligen Koburg 4247, im Hildesheimischen 4877, in der bayerischen Rheinpfalz mit Einschluß ihres armen Westrichs 5500, im fruchtbaren Ries bei Nördlingen 6000, in Rheinhessen, wo der Spaten den Pflug verdrängt, sogar 9075 auf der QMeile. Am höchsten steigert aber die Industrie die Population einer Gegend; so konnte sie im badischen Mittelrheinkreise bis 6084, im hügelreichen Neckarkreise bis 8054, in ganz Sachsen bis 7085, im fruchtbaren leipziger Kreise bis 7677, im gewerbreichen zwickauer Kreise bis 9200 steigen. Am dichtesten, an belgische Verhältnisse erinnernd, ist aber die Bevölkerung der preußischen Rheinlande, wo im Durchschnitt 6381 Menschen auf die QMeile kommen, im düsseldorfer Kreise durchschnittlich 10,800, um das gewerbfleißige Krefeld 18,000 und im Wupperthal sogar, wo sich Ort an Ort, alle mit gleich schwunghaft betriebener Fabrikation, aneinander reiht, sogar 25,500, die dichteste Bevölkerung, welche D. besitzt. Welcher Kontrast zwischen dieser dichtgedrängten Menschenmenge und den 1127 Menschen auf einer QMeile im Pinzgau!

Im Ganzen ist D. die Koncentration der Bevölkerung, wie wir sie in England finden, fremd; unter den mehr als 3000 Städten besitzt D. keine, die 1 Million Einwohner erreicht; Berlin mit 552,974 und Wien mit 476,222, mit Einschluß der dichtgedrängten umliegenden Orte mit 580,000 Seelen, beide ohne das Militär sind die größten Städte D.s. 6 Städte besitzen 100—200,000 Einwohner; Hamburg 178,800, München 148,000, Prag 142,000, Breslau 139,700, Köln 134,088, Dresden 128,000; nur 13 Städte 50—100,000: Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Stettin, Hannover, Triest, Bremen, Grätz, Nürnberg, Stuttgart, Brünn, Krefeld, Düsseldorf; 22 andere nach Kolbs Statistik 50—25,000; dagegen ist die Zahl der Städte von 25—10,000 groß, zahllos die der noch kleineren; es gibt Orte, die noch nicht 1000 Einwohner u. dennoch städtische Rechte besitzen, während das Weberdorf Langenbielau im preußischen Riesengebirge über 12,000 und Altenwarnsdorf in Nordböhmen über 10,000 Einwohner zählt. Allen diesen Angaben liegen die Ergebnisse der Volkszählung von 1858 zu Grunde, während die neueste Zählung von 1861 im Zollverein eine Bevölkerungszunahme von 1,127,878 Seelen, also an 3,36 Proc. seit 1858 nachweist, die in Preußen 751,257, in Sachsen 103,092 Seelen erreichte, so daß auf 1 QMeile in Sachsen in 3 Jahren 378, in Preußen 141 Bewohner hinzugekommen sind; nächst diesen war der Zuwachs in Baden am größten, nämlich 115, geringer in den Ländern mit vorherrschender Landwirthschaft, in Hannover 61, in Bayern nur 53 und in Oldenburg sogar nur 5 und ein Bruchtheil. Seit 1815 hat sich die Bevölkerung um mehr als 50 Procent vermehrt.

Politische Eintheilung. Höchst verschieden ist das Bild einer Karte D.s mit politischen Grenzen aus den Jahren 1791, 1803, 1806, 1811 und nach 1816, der mittelalterlichen Zeiten nicht zu gedenken, und ungleich bunter wird die auch gegenwärtig noch hinlänglich bunte Karte, je weiter wir bis 1791 zurückgehen. So zerstückelt in Herrschaften des verschiedensten Umfangs bis auf die Besitzungen einzelner Reichsritter, reichsfreier Klöster und Dörfer herab, wie uns D. bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erscheint, ist es nicht immer gewesen. Als Konrad II., der Herzog der salischen Franken, 1024 auf der Rheinebene bei Oppenheim zum deutschen König erwählt wurde, besaß D. noch seine 8 großen Herzogthümer. Aber durch Vermehrung nur dem Kaiser unterthäniger geistlicher Herrschaften, von den großen Hochstiftern herab bis zu den kleinen Propsteien, durch Erblichwerden der Reichslehen, durch Zertheilung der alten Herzogthümer, zuerst des sächsischen, dann derer von Franken u. Schwaben, wuchs die Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten von Jahrhundert zu Jahrhundert, so daß sich 1298 auf dem Reichstag zu Nürnberg schon 70 geistliche und weltliche Fürsten, begleitet von 300 Grafen und Baronen, um Kaiser Albrecht I. versammelten. Dazu kamen zahlreiche, nur dem Kaiser und Reich unterworfene Städte, selbst Dörfer, wie Gochsheim und Sennfeld bei Schweinfurt, Soden bei Frankfurt, endlich überall, wo der fürstliche Besitz nicht in kräftigen Händen war, eine zahlreiche Reichsritterschaft. Dazu kamen die Erbtheilungen des Besitzes blühender und ausgestorbener Fürstengeschlechter. Am Anfang des 18. Jahrhunderts theilten sich die gräflichen Häuser Nassau und Isenburg in je 7, die Solms in 9, die Fugger gar in 15 Linien. Bis zu welcher monströsen Zersplitterung dies gehen konnte, zeigt die Erbtheilung nach Aussterben des Mannsstammes des Hauses Limburg in Schwaben; damals erhielt einer der Erbberechtigten $^{5}/_{96}$, ein anderer gar nur $^{1}/_{96}$ von der Stadt Gaildorf mit ihren 1400 Seelen. Nicht weniger als 1762 an Größe und Einfluß freilich ungemein ungleiche Herrschaften, aber alle gleich unabhängig, nur durch die schwachen Fäden der Kaisergewalt zusammengehalten, theilten sich damals in den Besitz D.s; 296 von ihnen hatten Theil an der Regierung des Reichs durch Vertretung auf dem Reichstag. Standen viele dieser Herrschaften auch unter einem Regenten, oder andere im gemeinsamen Besitz Mehrer, so blieben immerhin 35 geistliche und 39 weltliche Fürsten, der zahllosen Reichsgrafen, Pröpste, Reichsstädte, Reichsdörfer, Ganerbschaften und der 14—1500 reichsritterschaftlichen Güter des schwäbischen, fränkischen und rheinischen Ritterkreises nicht zu gedenken. Die französischen Revolutionskriege führten die Zertrümmerung des abgelebten morschgewordenen Baues herbei, und am 6. August 1806 hörte endlich mit der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Franz II. das schon faktisch aufgelöste römische Reich deutscher Nation gänzlich auf. Der Sturz Napoleons I. brachte D. wieder,

den burgundischen Kreis ausgenommen, auf den Besitzstand von 1792. Die Schlußakte des wiener Kongresses gab dann D. seine gegenwärtige politische Gestaltung. Aus einem ohnmächtigen Reich wurde D. ein Staatenbund, ebenso wenig zu kräftiger Thätigkeit geschaffen, als es einst die alte Reichsorganisation vermochte. Den gegenwärtigen Besitzstand der 35 souveränen Staaten und Städte des deutschen Bundes gibt die beifolgende Tabelle.

Bevölkerung der Zollvereinsstaaten außer Preußen nach der Zählung von 1861, die übrigen nach der von 1858.

	Geogr. QM.	Einwohner.	Zunahme seit 1858.	Einw. auf 1 QM.
Oesterreich. Bundesstaaten	3591	13,295,200	—	3702
Preußische Bundesstaaten	3399	14,134,816	—	4158
Bayern	1367	4,689,837 [1]	74,089	3431
Königreich Sachsen	271,5	2,225,240	10[illegible],092	8211
Hannover	698,5	1,877,538	42,981	2682
Würtemberg	354,29	1,720,708	29,810	4860
Baden	278	1,365,732	51,680	4913
Kurfürstenthum Hessen	153	738,454	11,715	4826
Großherzogthum Hessen	172,5	856,120	10,958	4977
Luxemburg	47	197,731	5,585	4207
Sachsen-Weimar	66	273,252	6,140	4140
„ -Meiningen	43	172,112	3,531	4002
„ -Koburg-Gotha	55,75	157,162	5,554	2818
„ -Altenburg	24	124,018	2,508	5167
Oldenburg	114	294,359 [2]	—	2582
Braunschweig	67,75	281,708	8,314	4204
Nassau	88	454,326	13,549	5167
Anhalt-Bernburg	15	57,811	1,780	3854
Anhalt-Dessau	28,25	124,018	4,498	4429
Schwarzb.-Sondershausen	15,5	64,895	1,921	4186
„ -Rudolstadt	17,5	71,913	1,883	4110
Waldeck	21,5	58,604	1,054	2726
Reuß, ältere Linie	6,75	42,130	1,615	7021
„ jüngere Linie	15	83,360	1,554	5557
Lippe-Detmold	20,5	108,513	2,427	—
Schaumburg-Lippe	8	30,774	630	3846
Hessen-Homburg	5	26,817	1,071	5363
Lichtenstein	3	7,150	—	2383
Frankfurt	1,8	84,500	8,[illegible]95	—
Mecklenburg-Schwerin	244	548,449 [1]	568 [5]	2247
„ -Strelitz	49,5	99,065 [3]	—	1981
Holstein	155	544,419	—	3512
Lauenburg	19	50,147	—	2639
Limburg	40	216,550	—	4707
Hamburg	6,25	228,[illegible]90 [1]	—	—
Bremen	3,5	9[illegible],575	—	—
Lübeck	6	49,324 [4]	—	—

[1] (1861), [2] (1858), [3] (1860), [4] (1857), [5] weniger als 1857.

Die gleichgroße Zahl mediatisirter Fürsten bilden die Standesherren in den Ständekammern von Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen, selbst Gotha u. im preußischen Herrenhause. Alle deutschen Staaten mit einziger Ausnahme Mecklenburgs, das seine alten Feudalstände wiederhergestellt hat, sind jetzt, seitdem auch Oesterreich in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten ist, im Besitz von Verfassungen, die den Anschauungen der Neuzeit entsprechen, wenn auch der Kampf zwischen dem Alten und Neuen noch nicht überall erledigt ist.

Bundesheer. Auch das alte deutsche Reich hatte seine Reichsarmee, ein buntscheckig zusammengewürfeltes Heer, dessen Thaten in den Zeiten des siebenjährigen Kriegs in Aller Munde sind. Im J. 1681 war seine Stärke zu 40.000 M., darunter 12,000 Mann Kavallerie, festgestellt worden; 1702 hatte man es in Friedenszeiten auf 80,000, in Kriegszeiten auf 120,000 Mann erhöht. Die zu stellenden Kontingente gingen bei den kleinen Reichsständen zu Bruchtheilen herab. Wie atomistisch das Heer zusammengesetzt war, mag man daraus entnehmen, daß die Grafen von Solms 4 Mann zu Roß und 12 zu Fuß, die Leiningen jüngerer Linie 3 Mann zu Roß und 9 zu Fuß, die Grafen von Wittgenstein 1 Mann zu Roß und 4 zu Fuß, die Ortenburg nur 3 Mann zu Roß zu stellen hatten. Das hat sich seit 1815 gebessert; 1859 zählte das Heer des deutschen Bundes mit seinen Reserven 604,000 Mann. Gegenwärtig besteht es aus 10 Armeecorps und der Reserve; die Corps bilden allerdings schon kompakte Heercorps: das 1. bis 3. Corps, im Ganzen 198,344 Mann, stellt Oesterreich, das 4.—6., 176,047 Mann, Preußen, das 7., 56,174 Mann, Bayern, das 8., 51,085 Mann, wird von den 3 südwestlichen Staaten: Würtemberg, Baden und Darmstadt, das 9., 53,895 Mann, vom Königreich Sachsen, von Kurhessen, Nassau und Luxemburg, das 10., 50,855 Mann, von Hannover u. den nordwestlichen Staaten gestellt, während die kleineren thüringischen Staaten, Waldeck, Lippe, Anhalt, Homburg und Frankfurt, die aus 16,891 Mann bestehende Reserve stellen. Die zu stellenden 604,000 Kombattanten sollen aus 458,200 Mann Infanterie, 79,000 Mann Kavallerie, 54,200 Mann Artillerie, 11,950 Mann Pionieren u. Genietruppen und aus einem Stab von 1291 Mann zusammengesetzt sein. In Wirklichkeit ist freilich, da viele der Staaten mehr Mannschaft brauchen, als der Bund verlangt, das Heer der deutschen Bundestruppen nach Kolb 714,000 Mann und beträgt mit den auf die außerdeutschen Besitzungen Preußens und Oesterreichs kommenden Truppen über eine Million Krieger. Aber noch ist nicht die einheitliche Leitung da, nicht einmal gleiches Kaliber der Gewehre, gleiche Kommando's, gleiche Signale. Wie das alte deutsche Reich seine Reichsfestungen hatte, wie Philippsburg am Oberrhein, so auch der Bund: Ulm, Rastadt, Landau, Germersheim, Mainz und Luxemburg. So geschützt der Niederrhein, so ungeschützt liegt bis auf diesen Tag, ohne die alten Vesten von Hüningen, Breisach, Philippsburg, von Rastadt abwärts der Oberrhein dem westlichen Feinde offen da, kein Schutz der Schwarzwaldpässe ist vorhanden; erst weit innen bei Ulm findet der Feind eine gegen ihn aufgerichtete Schutzwehr. Das Jahr 1848 brachte die ersten hoffnungsreichen Anfänge einer deutschen **Bundesflotte**, sie kam unter den Hammer; seitdem gibt es nur die Anfänge einer österreichischen Flotte auf dem adriatischen Meer u. einer preußischen Flotte im Norden; erstere besteht aus 34 Dampfschiffen von 7595 Pferdekräften und 399 Kanonen, worunter ein Linienschiff von 91 Kanonen und 2 Panzerfregatten, dazu 35 Segelschiffe und Kanonenboote, in Summa mit 917 Kanonen. Die preußische Flotte in der Ost- und Nordsee (Jahdebusen) zählt mit den Kanonenbooten 68 Fahrzeuge mit 291 Kanonen, deren größte die einzige Trophäe des Feldzugs in Schleswig-Holstein, die Gefion mit 48 Kanonen, ist; kein Panzerschiff findet sich darunter.

Kirchliche Verhältnisse. Der westphälische Friede setzte den Besitzstand der in D. herrschenden Konfessionen fest, u. im großen Ganzen hat sich derselbe auch nicht verändert, wenn auch in Folge der größeren Toleranz, welche allmählig Eingang gefun-

den hat, zahlreiche, zum Theil große katholische Gemeinden in ursprünglich protestantischen Landen u. umgekehrt evangelische in katholischen entstanden sind, u. gegenwärtig nur noch das kleine Tyrol alle Mittel anwendet, sich den nicht beneidenswerthen Ruhm eines glaubenseinigen katholischen Landes zu bewahren. Eine die Verbreitung der herrschenden Konfessionen darstellende Karte würde in ihrer Buntheit ganz an die Karte des römischen Reichs deutscher Nation erinnern und ist auch nur durch die Kenntniß von dessen Territorialverhältnissen verständlich, denn der Grundsatz cujus regio, ejus religio hat bestimmt, was katholisch, was protestantisch blieb: daher finden wir in den Gebieten der zerfallenen alten Herzogthümer Schwaben, Franken und Sachsen den raschesten Wechsel beider Kirchengebiete neben einander. Im Süden herrscht die katholische, im Norden die evangelische Kirche. In wenigen Bezirken standen beide Konfessionen gleich berechtigt neben einander. Katholisch blieben der zu Oesterreich gehörige burgundische Kreis, die 3 großen Erzbisthümer am Unterrhein, Mainz, Trier, Köln, die westphälischen Bisthümer Münster und das bis zur Weser reichende Paderborn, die fränkischen Bisthümer am Main, Würzburg und Bamberg und das Stift Fulda, an der Altmühl das Bisthum Eichstädt, dazu alles österreichische Land am Oberrhein und in Südschwaben das sogenannte Vorderösterreich, die schwäbischen und bayerischen Bisthümer und Prälaturen, das Herzogthum Bayern in der Oberpfalz und der ganze österreichische Süden und Südosten; nur in Schlesien wollte trotz Gewalt und List die Gegenreformation nicht völlig gelingen und wurde unmöglich, seit Karl XII. von Schweden den Protestanten wieder einige Luft geschafft hatte. Dagegen waren der ganze Norden von Ostfriesland bis Pommern, der größere Theil des Wesergebiets, das Elbgebiet abwärts von Böhmens Grenze, das Odergebiet von Schlesien abwärts protestantisch und bildeten ein großes zusammenhängendes evangelisches Gebiet, an dessen nordwestlicher Grenze im Bisthum Osnabrück und Minden, am östlichen Harzfuß in Halberstadt und in der Lausitz die katholische Kirche gleichberechtigt sich mit ihren geistlichen Stiftungen erhielt. Innerhalb dieses Gebietes lagen nur einzelne katholische Inseln, so die mainzischen Besitzungen in Niederhessen und Thüringen, mit Eichsfeld und Erfurt, das Bisthum Hildesheim, wo nur in den Städten Hildesheim und Erfurt auch die evangelische Kirche gleichberechtigt blieb. In mehren Halbinseln griff das protestantische Gebiet zwischen die katholischen Lande ein; eine langgestreckte zog von der Werra durch Hessen und die Wetterau bis zum Odenwald. Kurpfalz mit seiner gemischten katholisch-protestantischen Bevölkerung verband, das katholische Mainz und die Lande der katholischen Bischöfe von Speyer und Worms umschließen sie mit dem lutherischen Zweibrücken jenseits des Rheins. Insular lagern sich herum, vom katholischen Westphalen und Unterrheinland umgeben, das reformirte preußische Kleve und die Grafschaft Mark; das Herzogthum Berg mit Düsseldorf hatte katholisch-protestantische Bevölkerung. Andere protestantische Inseln im katholischen Gebiet bildeten die Grafschaften Bentheim, Sayn, Löwenstein, Castell u. A., die zahlreichen Reichsstädte, von denen wenige katholisch blieben, zahlreich zerstreute Dörfer von Reichsrittern mitten im katholischen Fulda, Würzburg, Bamberg und Eichstädt und die eingeschlossenen sächsischen Aemter. Eine zweite protestantische Halbinsel in das katholische Land hinein, die vom Fichtelgebirge bis zum Rhein reicht, bildeten durch Franken und Schwaben die brandenburg-baireuther und ansbacher, die öttingen-öttingischen, die meisten hohenlohe'schen, die würtembergischen u. baden-durlachschen Lande, umgeben von zahlreichen kleinen Parcellen, von der Grafschaft Pappenheim und von den zahlreichen Reichsstädten, von denen manche, wie Augsburg, paritätisch waren. Merkwürdig ist der auch hierin sich aussprechende Gegensatz, denn während mitten im katholischen Schwaben, von Augsburg bis Lindau die Reichsstädte protestantisch sind, blieben die von Würtemberg umschlossenen, wie Stadt Weyl und Schwäbisch-Gmünd, katholisch. Im bayerischen Kreise bildeten die paritätische Reichsstadt Regensburg und die lutherische Grafschaft Ortenburg bei Passau die äußersten u. einzigen Vorposten des Protestantismus gegen Südosten. In der Oberpfalz erhielt sich nur in den sulzbachschen Landen der Protestantismus neben der katholischen Kirche. Die Zahl der Katholiken in den deutschen Bundesstaaten wird zu 23,690,000 angegeben, von denen 12,700,000 auf Oesterreich, 5 Millionen auf Preußen, $3^1/_4$ Mill. auf Bayern, also wenig über $2^1/_2$ Mill. auf alle übrigen Staaten kommen; die Zahl der Protestanten betrug 1858 20,348,000, von denen über die Hälfte auf Preußen und Sachsen, 1,300,000 auf Würtemberg, aber nur 350,000 auf Deutsch-Oesterreich kamen. 53,000 gehören anderen christlichen Glaubensbekenntnissen, darunter 25,000 den freien Gemeinden an. Die Juden, die früher von dem größten Theil D.s ausgeschlossen waren, haben gegenwärtig in einem großen Theil D.s Heimatsberechtigung, aber nur in sehr wenigen mit den Christen völlig gleiche Rechte erhalten. Von den 476,000 Juden D.s wohnen 150,000 in Oesterreich, doch nicht in Steiermark, Krain und Kärnthen, 134,000 in Preußen; in Mitteldeutschland sind sie vor Allem in den Dörfern der früheren Reichsritterschaft verbreitet.

Der Unterricht steht in innigster Beziehung zu den kirchlichen Verhältnissen, wenn auch nur in Oesterreich noch die Kirche nicht bloß über die Volksschule, sondern auch über die übrigen Unterrichtsanstalten das Recht eifersüchtiger Wacht hat. Im Allgemeinen steht auch gegenwärtig noch der Unterricht in den Volks- und Mittelschulen im protestantischen D. auf höherer Stufe als im katholischen; die dunkelsten Stellen einer Unterrichtskarte D.s sind die Gebiete slavischer Bevölkerung im Osten und Südosten. Auch mit den Universitäten verhält es sich ähnlich; der ganze österreichische Staat besitzt nur 2 vollständige Universitäten, zugleich die ältesten D.s, Prag und Wien, die sich aber wenigstens nach Einer Richtung, in der Medicin, auszeichneten, während Preußen 5 vollständige Universitäten und eine katholische Akademie, Bayern 3, Baden 2, Würtemberg, Königreich Sachsen, das ernestinische Sachsen, die beiden Hessen, Hannover u. Mecklenburg je eine besitzen. Hat auch die Zahl der Universitäten seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo selbst die Stadt Nürnberg noch zu

Altdorf ihre Universität hatte, abgenommen, so ist es immer ein Gewinn der übrigen geworden. Die deutschen Universitäten stehen auf dem Gebiete wissenschaftlichen Unterrichts einzig da. Baden, die sächsischen Fürstenthümer, das Königreich Sachsen und Würtemberg stehen auf dem Gebiet des Unterrichts obenan, in ihnen ist für alle Schichten des Volks und alle Berufsarten gesorgt. Die polytechnischen Institute zu Berlin (Gewerbeinstitut), Dresden, Karlsruhe und Hannover, die landwirthschaftlichen und Forstakademien zu Neustadt-Eberswalde, Tharandt, Eisenach, Hohenheim, Aschaffenburg, die Bergakademien und Bergschulen zu Freiberg, Klausthal, Leoben, die Kunstakademien zu München, Dresden, Berlin, Düsseldorf sind Anstalten, die wie unsere Universitäten nicht bloß aus allen Gegenden D.s, sondern meist auch aus dem fernen Ausland besucht werden. Ueberhaupt was ein Fluch für D.s politische Machtstellung in der Welt gewesen ist, seine innere Zerklüftung und Zerstückelung, das ist für seine geistige Machtstellung in der Welt zum Segen geworden, denn die vielen Residenzen und Universitätsstädte mit ihren Bildungsanstalten, mit ihren wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, mit ihren zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen (D. besitzt allein 5 Akademien der Wissenschaften, zu Berlin, Wien, München, Göttingen, Leipzig, und mehre Kunstakademien) sind eben so viel Mittelpunkte der geistigen Entwickelung des deutschen Volks geworden.

Urproduktion und Industrie. D. ist vorwaltend ein Land des *Ackerbaues* und der *Viehzucht*. Nahezu die Hälfte von D.s Boden nehmen trotz seiner ausgedehnten Gebirgs- und Bergländer bebautes Land und Wiesen ein, von 11,000 □Meilen über 5000. Nur das Hochgebirgsland Süddeutschlands und die Bergländer erzeugen nicht ihren eigenen Bedarf, sind aber dafür von gesegneten Getreideländern umgeben, welche nicht bloß jenen den nöthigen Bedarf an Brodfrucht, sondern auch ansehnliche Quantitäten zur Ausfuhr liefern. Selbst in den Bergländern des mittlern D.s sind es nur die höchsten Rücken des Schwarzwalds und Böhmerwalds und der Sudeten, sowie die höchsten Gipfelhöhen der übrigen Gebirge, wo weder die Kartoffel, noch Sommergetreide, Hafer und Sommerroggen, gedeihen. In Mecklenburg-Schwerin ist die mit Körnerfrüchten bebaute Fläche am größten, 70 Procent vom ganzen Areal des Landes; die Uckermark, Neuvorpommern, große Bezirke Schlesiens, der preußischen Provinz Sachsen, des nördlichen Königreichs Sachsen, des innern Thüringens, des bayerischen Unterfrankens, das Ries um Nördlingen, ein Theil Niederbayerns, vor Allem die straubinger Ebene, das reiche Rotthal, die fruchtbaren Börden am Nordfuß des rheinischen Schiefergebirgs sind solche waldarme, gesegnete Kornkammern mit reicher Ausfuhr, in Oesterreich vor Allem das ebene Mähren und Schlesien. In den fruchtbaren Ebenen am Mittelrhein und im Neckarland gesellt sich der Anbau von Handelspflanzen zu dem von Getreide. Ausgedehnt ist in jenen Ebenen der Anbau des Weizens, im Süden und am Rhein auch der des Dinkels. Sie bilden mit Gerste und im Nordosten auch mit dem mehr hier und im bergigen Innern als im Süden gebauten Roggen Hauptgegenstand der Ausfuhr; untergeordneter ist die Ausfuhr, nicht die Erzeugung des insbesondere in den Berggegenden gebauten Hafers und der Hülsenfrüchte, von letzteren am bedeutendsten in der Provinz Pommern und den üppigen Marschländern des Nordwestens. Die Getreidemärkte von Straubing, Landshut und vor Allem von München im Süden, Stettin, Berlin, Magdeburg, Rostock im Norden, dem mährischen Lundenburg im Osten sind die bedeutendsten D.s. Auf den stettiner Markt wurden 1857 nicht weniger als 270,000 Wispel Getreide, im Werth von 14 Millionen Thalern, gebracht, von denen 202,644 ins Ausland gingen, nach England Weizen, Gerste und Erbsen, nach Skandinavien zumeist Roggen. Im Jahre 1862 wurden auf der Getreideschranne zu München an 52 Schrannentagen 640,726 bayerische Scheffel Getreide, einschließlich Lein- und Rapssamen, zum Betrag von 9,108,580 Gulden verkauft; der höchste Ertrag am 15. Jan. war 254,997 Gulden, der geringste am 7. Juni 96,547 Gulden. Tyrol, Vorarlberg, die Schweiz werden aus Bayern u. Würtemberg, wo das Ackerland ebenfalls 41 Procent der Bodenfläche ausmacht, mit Getreide versehen. An den Grenzen der getreidebedürftigen u. in Mitten der fruchtbaren Gegenden sind zahlreiche große Kunstmühlen entstanden, die ihr Produkt zum Theil auch ins Ausland absetzen. Gegen diese begünstigten Gegenden bilden die süddeutschen Gebirge einen schroffen Gegensatz; sie besitzen nicht allein die größten Strecken vollkommen unproduktiven Landes, Tyrol 26 Procent, Salzburg und Kärnthen 20 Procent, Steiermark noch 7—8 Proc. vom ganzen Flächenraum des Landes, sondern die Ueppigkeit des Graswuchses schließt auch im Gebirge theils den Ackerbau aus, theils nöthigt sie zu jener merkwürdigen Wechselwirthschaft von Wiese und Feld, die man *Eggartenwirthschaft* nennt. Auf den mitteldeutschen Gebirgen wird überall in den innersten Thälern noch Getreidebau getrieben, für die Höhen ist die über ganz D., den Westen ausgenommen, reichlich gebaute Kartoffel die Hauptfrucht, auch wird hier zum Theil der Hafer als Brodfrucht gebaut. Die Dürftigkeit des Bodens führt auf dem Schwarzwald zu einer andern Wechselwirthschaft, der der sogenannten *Mähfelder*, die sich in den Jahren der Brache mit Ginster und anderem Gebüsch bedecken; Beides wird abgehoben und verbrannt, damit die Asche der in sie gelegten Frucht Nahrung schaffe. Auch in Steiermark gibt es hier und da noch eine solche Wechselwirthschaft von Buschwald, Feld, Weide (*Brandwirthschaft*). Dem industriereichen Siegenerland sind die *Heuberge* eigen, Eichenschälwaldungen, die nach dem Abtreiben des Niederwaldes als Feld benutzt werden, bis der Stockausschlag wieder Herr wird. Der arme Moorbauer des nordwestlichen D.s verschafft durch Brennen des Moorbodens seiner Frucht die nöthige Düngung, verpestet freilich zur Zeit dieses *Moorbrennens* die Atmosphäre D.s durch den Moordampf oder Höhenrauch. Hier im Norden auf dem gebrannten Moor wie auf der sandigen Geest gedeiht vornehmlich der genügsame Buchweizen, der auch auf fruchtbarem Sandboden durch sehr reichliche Ernten lohnt. Im Süden, in den wärmeren Thälern der Alpen, wird er unter dem Namen Blenden als Nachfrucht

nach der Ernte noch gezogen. Hier, wie in dem gesegneten Rhein- und Neckarlande, reift auch der vielgebaute Mais (Türken), dagegen will auch hier das Sorghum nicht reifen und dient nur als Futterpflanze. An den Bau der Kartoffel schließt sich die für Preußen insbesondere so wichtige Brennerei und Spiritusgewinnung an. Stettin allein führte 1858 3 Millionen Quart Spiritus aus, und die Steuereinnahme des Staates betrug 1858 nahezu $7\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, der Werth der meist auf Preußen kommenden Branntweinausfuhr aus dem Zollverein über $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. Ausgedehnt ist in vielen fruchtbaren Gegenden D.s der Anbau von Handelsgewächsen. Obenan steht der Flachs, den nicht allein die Gebirgsgegenden des Südens und das Bergland Mitteldeutschlands, sondern auch die norddeutsche Niederung liefert, wie die Gegend von Uelzen in Hannover, überall die Basis einer einst über ganz D., vornehmlich seine ärmeren Bergländer ausgedehnten urwüchsigen Industrie, der Leinwandweberei, die noch in Westphalen (Bielefeld) und der schwäbischen Alp, in Sachsen um Zittau u. vor Allem in Schlesien tausend fleißige Hände nährt. Von einiger Ausdehnung ist der Bau des Hanfes nur in Baden und Rheinbayern, wohin noch viel Saat aus den russischen Ostseeprovinzen eingeführt wird. Um des Oels willen werden vor Allem Raps u. Rüpsen (Brassica Napus und Rapa), untergeordnet Leindotter, nur an sehr wenig Orten, wie um Erfurt, Mohn gebaut. Stettin allein führt aus Pommern 84,000 Centner Raps aus; aber auch Sachsen, Thüringen und andere Gegenden liefern bedeutende Quantitäten. Die Oelausfuhr aus dem Zollverein hat mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Werth. Nicht unbedeutend ist auch die Erzeugung von Kleesaat. Der Bau der Farbepflanzen beschränkt sich auf verhältnißmäßig wenig Distrikte, der des Krapps auf die Rheinebene, Schlesien u. Würtemberg; noch beschränkter ist der des einheimischen Waids, auf Thüringen, Ingolstadt, des Saflors auf Thüringen und Franken, des Safrans auf Südtyrol und Niederösterreich; einzeln findet man auch den einheimischen Wau kultivirt. Mit der Fabrikthätigkeit in innigem Zusammenhang steht der Anbau der Kardendisteln in Schlesien, Sachsen, Mittelfranken, am Unterrhein, in Oesterreich. Von großer Wichtigkeit für viele Gegenden D.s mit fruchtbarem Sandboden ist der Tabak; den besten und meisten baut man in der rheinischen Pfalz, im Neckarthal, bessere Sorten auch noch in Mittelfranken, insbesondere um Nürnberg und Erlangen, auch bei Magdeburg. Geringere Sorten liefert der Werragrund im Meiningischen und Hessischen, Duderstadt, Sachsen und der Norden, wo in Mecklenburg, Pommern und in der Uckermark noch ausgedehnter Tabaksbau Statt findet. In Hessen-Darmstadt und Baden baut man allein 184,000 Centner, im nördlichen Preußen 200,000 Centner Tabak. In Oesterreich ist der Anbau desselben durch die Regie auf einzelne Distrikte beschränkt. Nur Pfälzertabake werden als Deckblätter selbst nach Amerika ausgeführt, alle übrigen Tabake aber im Lande selbst in Tabaks- und Cigarrenfabriken verarbeitet, die jedoch zum Theil auch amerikanische Tabake verwenden. Bremens Cigarrenfabrikation steht voran: 1852 wurden nicht weniger als 300 Millionen Cigarren von da ausgeführt; aber auch über das übrige D. sind zahlreiche Fabriken verbreitet, so in Hessen, Rheinpfalz u. a. O. Höher noch als der Tabaksbau hat der Zuckerrübenbau für die Runkelrübenzuckerfabriken den Ertrag des Bodens gesteigert. In der magdeburger Börde wird der höchste Pachtzins in D. erzielt, 30 Thaler für einen preußischen Morgen. Am ausgedehntesten ist dieser Fabrikzweig in Preußen um Magdeburg, in Schlesien und selbst bei Stettin; die größte der auch über das übrige D. zerstreuten Fabriken ist die von Waghäusel in Baden. Auch ein Kaffeesurrogat erzeugt hier u. da D. in der Cichorie, so Preußisch-Sachsen, Braunschweig, das Neckarthal, der Breisgau. Bei Halle wird auch der Kümmel auf dem Felde gebaut. Dies führt uns zum Gartenbau. Ulm, Nürnberg, Bamberg, Schweinfurt in Franken, Erfurt und seine Umgebung, Quedlinburg, Darmstadt, Guben in der Lausitz, das alte Bardewieck bei Hamburg sind durch Gemüsebau, erstere durch Spargelzucht und Zucht von Sämereien berühmte Orte. In Nürnberg und Bamberg werden dabei viele Arzneipflanzen, in den Krautländereien des letzteren wird auch Süßholz gebaut. Keine Gegend übertrifft aber das innere Thüringen, mit Erfurt im Mittelpunkte, in dem Handel mit Gemüse, Blumensämereien und lebendigen schönblühenden Gewächsen. Berlin zeichnet sich gegenwärtig in der Blumenzucht aus u. macht mit seinen Hyacinthen selbst Holland Konkurrenz. Obstbau ist durch einen großen Theil D.s verbreitet; der Bergrand der mittleren Rheinebene, die Bergstraße, der Südfuß des Taunus, die Wetterau, Würtemberg, insbesondere der Fuß der Alp, Franken, Thüringen, das Werrathal bei Witzenhausen, das Elbthal von Meißen bis Böhmen hinein, die warmen Sandhügel der Lausitz, die Küstenländer, so selbst Pommern (Stettin), vor Allem das südliche Tyrol, Botzen und Meran, liefern treffliches Obst, frisch und getrocknet, zur Ausfuhr; in Würtemberg und um Frankfurt a. M. ist der Obstwein, Cider, das tägliche Getränk und Gegenstand der Ausfuhr. Für viele Gegenden D.s ist der Weinbau ein wichtiger Erwerbszweig, auf gute Weinjahre die Existenz Tausender gestellt. Südtyrol bei Meran und Botzen, Niederösterreich und das Donauthal bei Regensburg liefern nichts zur Ausfuhr über die Grenze; auch die Weine am Bodensee u. im Neckargebiet werden meist im Lande selbst getrunken. Dagegen erzeugt Franken, wo am Main bis über Schweinfurt hinaus, an der Saale bis über Neustadt und an der Tauber ausgedehnter Weinbau getrieben wird, manchen edlen Wein. Für das Rheinland: Baden, die Rheinpfalz, den Rheingau und die Enge des Rheinthals, für das untere Nahethal, das Ahr- u. Moselthal ist aber der Weinbau vor Allem wichtig; hier erzeugt D. seine berühmtesten Weine. Nördlich vom Main tritt der Weinbau nur noch sporadisch auf; an der Werra bis Witzenhausen, an der thüringischen Saale von Jena bis Naumburg, an der Unstrut bei Freiburg, an der Elbe bei Meißen, insbesondere in Böhmen bei Melnik, an der schwarzen Elster u. noch an den Hügeln der Lausitz u. Niederschlesiens, insbesondere um Grüneberg, wird er zum Theil in ausgedehnter Weise betrieben; selbst Potsdam hat noch seine Trauben für den Markt liefernden

Weinberge. In den verschiedensten Gegenden hat sich die Fabrikation moussirender Weine eingebürgert. Einfuhr und Ausfuhr des Weins halten sich innerhalb des Zollvereins fast das Gleichgewicht, 252,000 Centner werden aus-, 276,000 Centner eingeführt; die Nordseeländer, Mecklenburg u. die preußischen Ostseeprovinzen beziehen ihren Bedarf vorzugsweise aus Frankreich, Schlesien aus Ungarn. Hopfen wird in vielen Gegenden D.s gebaut, nirgends aber besser und mehr als in Bayern und Böhmen. Das Produkt der Gegend von Spalt und Hersbruck in Mittelfranken und mehr der Umgegend von Saatz in Nordböhmen wird nicht allein über D., sondern auch ins ferne Ausland verführt. In Bayern betrug das Areal der Hopfenpflanzungen 1857 nahezu 2 QM. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in Bayern, dem Hauptland der Bierproduktion, der Malzaufschlag in den Staatseinnahmen eine ähnliche Rolle spielt wie die Branntweinsteuer in Preußen. Obgleich die bayerische Bierbrauerei gegenwärtig über ganz D. verbreitet ist, führt dies Land selbst doch noch das meiste Bier aus; die Ausfuhr stieg 1861 auf 318,000 Eimer. Im innigsten Verband mit dem Landbau steht die Viehzucht. Der Wiesenreichthum der deutschen Berg- u. Thallandschaften, der Wiesen- u. Weidereichthum seiner Hochgebirge, die fetten Wiesgründe seiner Marschen im Norden, fleißiger Anbau von Klee, Luzerne und andern Futterkräutern machen D. zu einem Lande ausgedehntester Zucht des Rindviehs. Für Ostfriesland, die Marschländer an der Nordsee, Mecklenburg, Pommern, das Frankenland, insbesondere Unter- u. Mittelfranken, wo Schweinfurt, Münnerstadt u. Neustadt sehr bedeutende Viehmärkte abhalten, für das jenseits des Rheins gelegene Glanthal, für die Alpenreviere, vor Allem den Algau, aber auch für Würtemberg, die Berglandschaften Thüringens u. Hessens ist Rindviehzucht ein Haupterwerb; von hier aus wird nicht allein das Binnenland, sondern werden auch Großbritannien und Frankreich mit Schlachtvieh versehen, ersteres vor allem über Hamburg. Aus den Nordseeländern und Mecklenburg geht auch Butter nach England, aus dem Algau Schweizerkäse ins Binnen- u. Ausland. Am preußischen Niederrhein deckt die Viehzucht des Landes nicht den Bedarf der dichten Fabrikbevölkerung. Von den etwa 16 Millionen Stück Rindvieh D.s kommen auf Bayern über 2½ Millionen, auf Würtemberg 862,000, auf Hannover an 890,000, auf das Königreich Sachsen 617,000, auf die beiden Hessen 515,000, auf Mecklenburg 313,000, auf Oldenburg 199,000, auf das kleine Dessau 17,500 Stück, während die preußischen deutschen Bundesstaaten 4,458,000, die österreichischen 2,452,000, letztere ohne das Jungvieh, besitzen. Die Ziege ist überall, vor Allem in Berggegenden, das Milchvieh des Armen. Auch die Schweinezucht ist überall zu Hause, aber in Westphalen u. Pommern berühmt. Pommern und Mecklenburg liefern auch die besten Gänse. Die Pferdezucht D.s ist ebenfalls ein wichtiger Gegenstand der deutschen Landwirthschaft: Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Lippe im Norden, Würtemberg und Bayern züchten nicht bloß ihren Bedarf, sondern erstere vornehmlich versehen nicht allein die Heere Frankreichs und Italiens mit Remontepferden, sondern es ist auch die Ausfuhr von Wagen- u. Luxuspferden nicht gering. Von den über 2⅘ Millionen Pferden in D. besitzt Mecklenburg allein einen Bestand von 98,000, Hannover 210,000, Oldenburg 38,000, Würtemberg 89,000, Bayern 348,000. Die Pferdemärkte von Celle u. Güstrow, in Thüringen von Buttstedt sind, vor allen die beiden erstern, viel besucht. Bis vor nicht zu langer Zeit stand D. in der Schafzucht ohne Konkurrenz da, und auch gegenwärtig können die Schäfereien am Kap, in Australien u. andern Orten in den feinern Wollsorten sich nicht mit D. messen. Von Sachsen aus hat sich zuerst außerhalb Spaniens die Zucht der edlen Merino- (Escurial-) Racen in D. Eingang verschafft; in neuerer Zeit verbreiten sich die ebenfalls spanischen Negretti vornehmlich von Böhmen aus. Von 27½ Millionen Schafen kommen auf Preußen allein über 12½ Millionen, worunter nahezu 5 Millionen veredelte, auf Oesterreich über 7½ Millionen, auf Bayern nahezu 1½ Millionen, auf Hannover 1,840,000, worunter 800,000 Bewohner der lüneburger Heide (Heidschnucken), u. auf Mecklenburg nicht weniger als 1,400,000 Stück; das Königreich Sachsen hat nur 378,000. Pommern und Schlesien sind in Preußen, Böhmen und Mähren in Oesterreich die schafreichsten Provinzen. Die Wollmärkte von Breslau und Berlin sind die Hauptwollmärkte der Welt. Für die schwäbische Alp ist der Woll- und Schafmarkt von Kirchheim wichtig. Auch Seide erzeugt D. Von geringer Bedeutung ist die Seidenzucht im Innern D.s, doch hat Potsdam in den Jahren der Seidenwürmerkrankheit Grains nach Italien und Frankreich geliefert; um so wichtiger ist jene für Südtyrol, wo an u. zwischen den Maulbeerbäumen bei Trient der Weinstock gezogen wird. Hier gewannen 1848 13,000 Arbeiterinnen 266,000 Pfund Rohseide, deren Drehen zu Zwirn 2400 Personen beschäftigte. Die wichtigen Seidenwebereien der preußischen Rheinlande müssen ihren Bedarf an Seide aus dem Ausland einführen. Die Bienenzucht ist für viele Gegenden von nicht geringer Wichtigkeit; Hannover mit seinen Heiden besitzt nicht weniger als 200,000 Bienenstöcke. Aus den Heiden Oberschlesiens gingen Dzierzons Verbesserungen hervor, die überall reges Leben unter die Bienenfreunde gebracht haben. Die landwirthschaftlichen Zustände D.s haben sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gehoben; die gegenwärtig fast überall, selbst in Oesterreich, durchgeführte Ablösung der Feudallasten, die Aufhebung vielfacher Beschränkungen, die Einführung von Separations- u. Kulturgesetzen, welche erst die allgemeine Einführung vielfacher Verbesserungen, wie Drainagen und Bewässerungen, ermöglichten, der Wetteifer der meisten Staatsregierungen, unter denen vor allen Würtemberg u. Baden vorangegangen sind, die zahlreichen Vereine, deren Sorge sich auch der Federviehzucht zuwendet, und die mit Privaten in Einführung besserer Viehracen, neuer Futterkräuter, Getreide-, Gemüse- u. Obstsorten, verbesserter Werkzeuge u. Maschinen wetteifern, das Zusammenwirken von Praxis u. Wissenschaft, der erleichterte Verkehr sind schon sehr förderlich gewesen u. werden noch zu höheren Stufen der Entwickelung führen. Auch die Fischerei, einst für die nördlichen Küsten u. Flüsse wichtiger noch als gegenwärtig, wo die Nordsee und

Ostsee immer noch Schellfische, Dorsche. Sprotten, Häringe, letztere viele Aale, ihre Zuflüsse Lachse, Bricken u. Aalbricken in den Verkehr liefern, hat aus jenem Wetteifer Vortheil gezogen; München, dessen Fischmarkt im ganzen Binnenlande der reichste und interessanteste ist, hat auch die bedeutendste Anstalt für die jetzt überall im deutschen Bergland Eingang findende künstliche Fischzucht; vor Allem erscheint die Zucht der Forellen überall sehr lohnend.

D. besitzt prachtvollen Laub- u. Nadelwald, die nicht bloß den regen Natursinn des deutschen Volks gefördert, sondern auch eine wesentliche Quelle seines Nationalwohlstandes geworden sind. Klöden berechnet das von Wald bedeckte Areal D.s auf 3380 QM., also über $^1/_4$ seines ganzen Flächeninhalts; aber während in Mecklenburg die Waldfläche noch nicht ganz 14 Procent, in Sachsen nahezu 15, in Pommern 17, in der Mark Brandenburg 27, am Rhein 29 beträgt, steigt sie in den Berglandschaften des mittleren D.s auf 30—40, in Kärnthen und Krain auf 40, in Nassau auf 42, in Steiermark auf 45 Procent des ganzen Areals. Die Kiefer hat ihre Hauptheimat in dem Tiefland östlich von der Elbe, wo die Buche auf dem fruchtbaren Boden sich nur hie u. da erhalten hat; auch auf dem Sandboden des bayerischen Frankens, in der Rheinebene, in der süddeutschen Hochebene, so weit Kiesboden, herrscht die Kiefer. Die Buche dagegen ist der herrschende Waldbaum der Höhen des deutschen Berglandes, aber auch des Unterharzes und der Küstenländer der Ostsee, während die Eiche, zwar überall auch einzeln zwischen der Buche verbreitet, ihre Hauptheimat auf dem kieseligen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westphalen, am Solling, Spessart, Odenwald u. in Oberschlesien hat; mächtige Eichen beherbergen auch die gemischten Waldungen der süddeutschen Hochebene und das norddeutsche Tiefland. Während der Spessart die herrlichsten Holländer für den Schiffbau liefert, ist der Wald auf dem oder Reißig und auf vielen rheinländischen Gebirgen Niederwald u. als solcher wichtig für die Lohgerbereien durch die Eichenlohe, die er als Schälwald liefert. Von größter Wichtigkeit für D. sind aber seine herrlichen Bestände von Fichten u. Tannen, in den Alpen, am Böhmerwald, Schwarzwald, Thüringerwald und Frankenwald, auf dem Oberharz und Riesengebirge. In den Alpen gesellt sich dazu die Lärchentanne; die den höchsten Alpen angehörige Zirbelkiefer findet sich nur noch in einzelnen Beständen. Der Nadelwald vor Allem gibt Tausenden der armen Waldbewohner Nahrung, und nicht bloß in den Alpen zieht der Holzknecht wochenlang, nur des Sonntags heimkehrend, hinaus zur Holzarbeit, sondern auch in den Mittelgebirgen finden wir oft Frauen und Mädchen stundenweit von der Heimat mit Kulturen, die Männer mit dem Fällen der Stämme beschäftigt. Die einst weit verbreiteten Nebennutzungen des Harzscharrens und die darauf sich gründenden Beschäftigungen in Pech- und Kienrußhütten hat die neuere Forstnutzung wesentlich beschränkt. Die Lärchenwaldungen der südöstlichen Alpen liefern noch venetianischen Terpentin. Tausenden von Menschen gibt der Wald weitere Beschäftigung durch den Transport des Holzes; zahlreiche Schneidemühlen beleben die einsamsten Waldgründe; viele Hände finden Beschäftigung in der Verarbeitung des Holzes zu den mannichfachsten Gegenständen, zu Weißbüttnerwaaren, Kisten u. Schachteln, Küchengeräthen, zu Holzschuhen, Sieben und Peitschenstielen (Rhön), allerlei Tischlerarbeiten, Spielwaaren bis zu den kunstreichsten Schnitzereien, wie sie vornehmlich aus Zirbelholz im Gröbenerthal und im bayerischen Ammergau, gegenwärtig aber auch in Sachsen im Erzgebirge, und zwar auch aus Bein und Elfenbein, verfertigt werden; hervorzuheben sind, namentlich auch die kunstreichen Drechslerwaaren von Geißlingen an der schwäbischen Alpbahn. Auch der Thüringerwald ist eine Hauptstätte mannichfacher Arbeiten in Holz. Doch hat dort in neuerer Zeit das Papiermaché das Holz als Material für die ausgedehnte Spielwaarenfabrikation mehr und mehr verdrängt. Sonneberg schickt seine Spielwaaren nach allen Theilen der Welt. Im Schwarzwald ist die Fabrikation der ursprünglich hölzernen Schwarzwälderuhren fortgeschritten zur Fabrikation von Taschen-, Stand- und Spieluhren. Wie sonneberger Spielwaaren, so erzeugt das sächsische Erzgebirge auch Schwarzwälderuhren.

Endlich folgt der Bergbau, für den noch bis auf diesen Tag D. eine Schule ist, die ihre Zöglinge über die ganze Welt aussendet, wenn auch England und Belgien durch die Gunst der Verhältnisse es weit überflügelt haben. Berg- u. Hüttenbau blühen gegenwärtig noch vor Allem in Schlesien, am Niederrhein, in Sachsen, am Harz, in den östlichen Alpen. Tausende ernährt wenigstens noch die Verarbeitung des Eisens am Thüringerwald. Die einst für D. so wichtigen edlen Metalle, Gold und Silber, sowie daneben Blei und Kupfer treten freilich weit gegen früher zurück, aber Steinkohlen, Eisen, Zink spielen dafür eine um so wichtigere Rolle und geben zahlreichen Menschen Nahrung. Die ganze auf die österreichischen Alpen beschränkte jährliche Goldausbeute beträgt nur noch 100 Mark; Waschgold wird jetzt nur noch, in kaum nennenswerther Quantität, im Inn u. Rhein erbeutet. Wichtiger ist die Silbergewinnung, die sich auf Sachsen, Böhmen, den Harz, das mansfeldische Kupferschiefergebirge u. Nassau beschränkt; 1858 wurde sie auf 190,000 Mark angegeben; 1861 erreichte aber in Sachsen, wo Freiberg der Mittelpunkt berg- u. hüttenmännischer Thätigkeit ist, die Ausbeute $1^1/_2$ Millionen Thaler, und über 7000 Menschen waren mit seiner Gewinnung beschäftigt. An die edlen Metalle schließen sich die besonders in Nürnberg und Fürth betriebenen Gold- u. Silberschlägereien an, welche die Welt mit ächtem und unächtem Blattgold und Silber versehen, die Fabrikation des ächten u. unächten (leonischen) Gold- u. Silberdrahts u. der Tressen (lyoner Waaren), die soliden Silberarbeiten Augsburgs, Berlins, Wiens, die Gold- und Silberwaarenfabriken von Pforzheim, Ellwangen u. Hanau, die Bijouteriewaarenfabriken von Offenbach. Der Kupferertrag ist gegen früher gering, am bedeutendsten im Mansfeldischen; auch der Harz, Tyrol, Salzburg, Nassau liefern noch einiges. Dasselbe gilt von der ebenfalls durch die Konkurrenz reicherer außerdeutscher Bergwerke betroffenen Bleigewinnung, doch liefern Oberschlesien, Kärnthen, der Harz, Böhmen, Holzappel in Nassau noch nennenswerthe Mengen. Wismuth kommt aus Sachsen, Antimon vom Un-

terharz, Niederrhein u. aus Sachsen, **Kobalt**, den nur noch wenige **Blaufarbenwerke**, z. B. in Sachsen u. Hessen, verarbeiten, aus Sachsen, Siegen und Hessen. **Nickel** aus Steiermark, Reuß, dem Siegenschen und Hessen; **Zinn** aus dem sächsischen und böhmischen Erzgebirge. Nürnberg vor Allem erzeugt viele Spielwaaren aus Zinn und Komposition. Wichtig ist die **Braunsteingewinnung** für die niederrheinischen Gebirge Nassau's und Hessens, für den Thüringerwald und für Sachsen. Von Bedeutung ist die **Quecksilberausbeute** zu Idria, sowie die Gewinnung von **Zink** an den beiden äußersten Enden des preußischen Staates, in Oberschlesien um Tarnowitz u. bei Aachen; Preußen liefert die Hälfte alles für die Messingbereitung nöthigen Zinks, welches in den Handel kommt, u. es bildet dies einen wichtigen Exportartikel für England, dessen Werth mehr als $5^1/_2$ Millionen Thaler beträgt. Im Zinkguß steht Berlin obenan, welches selbst große Statuen von diesem Metall liefert. Ebenso werden hier die **Galvanoplastik** u. **Neusilberverarbeitung** im Großen betrieben; letztere, sowie die Messingverarbeitung beschäftigt aber auch im Arnsbergschen, sowie in Nürnberg viele Hände. Von höchster Wichtigkeit für die gewerbliche Entwickelung in der Neuzeit sind aber die **Steinkohlen** geworden, die treibende Kraft aller Industrie. Preußen besitzt ausgedehnte Steinkohlenfelder in Ober- und Niederschlesien, an der Ruhr, bei Aachen u. bei Saarbrücken. Im Jahre 1854 waren 48,573 Arbeiter beschäftigt, diese Reichthümer zu heben, u. betrug der Werth der geförderten Kohlen nicht weniger als 14 Millionen Thaler. Auch die bayerische Rheinpfalz nimmt daran noch Antheil. 8187 Mann förderten in Sachsen die trefflichen Kohlen von Zwickau, sowie von Hainichen und Potschappel. Ausgedehnte Kohlenfelder sind auch in Schlesien und Mähren, insbesondere aber in Böhmen in Besitz Oesterreichs. Die übrigen kleinen Kohlenablagerungen, die wir früher im Innern D.s kennen gelernt, haben keinen namhaften Einfluß auf die gewerbliche Entwickelung D.s. Auch in der Wäldernformation der Wesergegenden und in den Grestenerschichten und der Gosaukreide der österreichischen Alpen wird auf Steinkohle gegraben. Ausgedehnt sind die Ablagerungen von **Braunkohle** in der norddeutschen Ebene östlich von der Elbe, in Thüringen, in der Lausitz, in Böhmen, Hessen, in der Wetterau, im Westerwald, am Niederrhein und längs der Nordseite der Alpen, sowie an u. in ihren östlichen Zügen. Weite Strecken der norddeutschen Ebene und der süddeutschen Hochebene, beschränktere in Mitteldeutschland, wie auf dem Rücken der Rhön u. an anderen Orten, sind von **Torfablagerungen** bedeckt. An die Kohlen schließen sich das **Erdöl** u. der **Asphalt** an; ersteres quillt nur im Braunschweigschen und Hannöverischen (bei Kremlingen und andern umliegenden Orten, bei Peine) in Quellen hervor, während zu Limmer bei Hannover Asphaltlager im weißen Jura abgebaut werden. Mannichfache bituminöse Schiefer der Alpentrias, des würtembergischen und badischen Lias, der Wäldernformation im Teutoburgerwald werden zur Gewinnung von Mineralöl und Photogen verwendet; am wichtigsten ist aber die erdige Braunkohle, insbesondere der Umgegend von Merseburg und Halle für die Erzeugung trefflicher Beleuchtungsstoffe, des Paraffins, Solaröls und Photogens, geworden. Ohne den Reichthum an mineralischen Brennstoffen würde die **Eisenindustrie** D.s der Konkurrenz Englands u. Belgiens erlegen sein; so hat sie aber in Oberschlesien, am Niederrhein, in Steiermark von Neuem mächtigen Aufschwung genommen, während sie, theils durch Devastirung der Wälder, wie in der eisenbahnlosen Eifel und in Tyrol, theils durch Steigerung der Holzpreise, wie in Oberbayern und vor Allem im eisenreichen Thüringen, im übrigen D. tief herabgedrückt worden ist. Außer Preußen und Steiermark (Eisenerz, Vordernberg 2c.) produciren übrigens Kärnthen, Sachsen, Nassau noch große Quantitäten; Nassau sendet noch Erze nach England, der Thüringerwald liefert zwar wenig, aber treffliches Eisen, das an Güte selbst mit dem siegener wetteifert; Würtemberg besitzt wenigstens ein bedeutendes Hüttenwerk zu Wasseralfingen, Bayern einige Werke in der Oberpfalz und am Alpenrand, und selbst die nördliche Ebene verhüttet in der Lausitz und in der Mark noch ihren Raseneisenstein. Ausgedehnt ist die weitere Verarbeitung des Eisens in Steiermark u. Oesterreich (Steier), steierische Sensen und Sicheln behaupten noch ihren alten Ruf, sowie auch noch der Thüringerwald von Schmalkalden seine Feilen, Ahlen, Schlösser u. von Suhl u. Mehlis seine Gewehre in alle Welt sendet. Nirgends in D. steht aber die Erzeugung, Veredlung und Verarbeitung des Eisens auf höherer Stufe als in Preußen; hier waren 1858 nicht weniger als nahezu 17,000 Bergleute beschäftigt, die Erze zu fördern; 51,000 männliche Arbeiter und 105,000 Frauen und Kinder ernährten der Eisenhüttenbetrieb und die Gießereien, welche das Roheisen bezogen und theils zu Gußwaaren der verschiedensten Art bis zu den feinsten Schmuckwaaren der berliner Eisengießereien, theils zu Stabeisen, Blech, Draht, Stahl, auch zu dem trefflichsten Gußstahl der kruppschen Fabrik in Essen verarbeiteten. Die berühmtesten Eisengießereien für große Statuen 2c. sind in München und Nürnberg. Auch der Süden ist nicht ohne allen Antheil, wie die lackirten Blechwaaren von Eßlingen, das Spielzeug aus Blech von Nürnberg beweisen. Tausende von Arbeitern beschäftigt in den preußischen Rheinlanden, in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Arnsberg, die weitere Verarbeitung des Eisens zu den mannichfachsten Stahlwaaren, zu Messern, Degenklingen, die von Solingen bis in das Innere Afrika's ausgeführt werden, zu Gewehren, Ketten, Ankern, Schlössern, Schrauben, Stiften und zahllosen andern Kleinigkeiten. Die Näh-, Steck- u. Stricknadeln von Karlsbad, Nürnberg, insbesondere auch von Aachen werden weithin ausgeführt, und manche als englische gekaufte Nähnadel ist, deutschem Vorurtheil zu Liebe, mit nglischer Etiquette versehen, zu uns zurückgekehrt. Tausende von Händen beschäftigt der Maschinenbau; Karlsruhe, Waghäusel, Eßlingen, Nürnberg, Zwickau, Magdeburg, Brünn, vor Allem aber Berlin, wo Borsig allein ein Heer Arbeiter stellen kann, sind einige der zahlreichen Orte D.s, wo gegenwärtig Maschinen gebaut werden. Ueberall haben Eisenbahnen Maschinenfabriken im Geleite. Von nicht geringer Bedeutung ist die **Salzgewinnung**; nur wenige Gegenden, wie Böhmen u. Schle-

sien, sind ohne Salinen, in andern, wie in Würtemberg u. im Innern Thüringens, wo das Salz früher unbekannt war, hat es die Wissenschaft der Neuzeit in der Tiefe in ungeahnter Fülle nachgewiesen, und gerade diese neu aufgeschlossenen Lager der Tiefe sind es, aus denen Preußen zu Staßfurth, Würtemberg zu Friedrichshall und Wilhelmsglück das Steinsalz, nicht bloß zum Gebrauch im Binnenland und in den salzarmen Nachbarländern, sondern auch in den Weltverkehr liefert. Die Steinsalzstöcke Oberösterreichs versorgen Böhmen und Mähren, die von Berchtesgaden und die reichenhaller Salinen in Bayern wenigstens zum größern Theil noch die Schweiz. An die Salinen schließen sich D.s größte chemische Fabriken an, wie die von Neuschönebeck; andere haben die Billigkeit des Brennmaterials oder das Bedürfniß der Industrie hervorgerufen (Redwitz im Fichtelgebirge, Zwickau, Chemnitz, Oranienburg bei Berlin u. v. a.).

Dachschiefer werden wohl auch in dem niederrheinischen Schiefergebirge, am Harz u. a. Orten gewonnen, vor Allem aber am Thüringerwald, wo die lehestener Brüche alle übrigen des Kontinents an Güte des Schiefers wie an Großartigkeit des Betriebs übertreffen. An sie schließt sich im Thüringerwald die Erzeugung von Schiefertafeln und Griffeln an. Dazu führt der Thüringerwald Wetzsteine in Menge aus, ebenso die westliche Eifel und die Alpen. Am Thüringerwald, in Franken u. a. Orten wird viel Farberde gewonnen, am ersteren auch schwarze Kreide. Auf das Vorhandensein von jener, sowie auf den Bedarf der Glas- und Porzellanfabrikation gründen sich die Farbefabriken in Thüringen und Sachsen, bei Meißen, Schneeberg &c. Eine der größten Farbefabriken, die zum Theil auch Tapetenfarben liefert, ist die sattlersche zu Schweinfurt. Schreibkreide liefern Rügen und Pommern, Cölestin Dornburg bei Jena, Strontianit das Münsterland, beide für die Rothfeuer. Schwerspath zur Ergänzung des Barytweißes liefern viele mitteldeutsche Gebirge, Thüringerwald u. a. Zahlreiche Bleistiftfabriken in Bayern, insbesondere in Nürnberg, und Oesterreich beziehen ihren Graphitbedarf aus dem Böhmerwald, der auch der Fabrikation von feuerfesten ipser und passauer Schmelztiegeln das Material liefert. An Thonen, von der reinsten Porzellanerde bis zum Lehm für Ziegel- und Backsteine, ist D. reich, und dieser Reichthum hat eine ausgedehnte Gewerbthätigkeit hervorgerufen. Wenngleich der Backstein ein für die meisten Gegenden wichtiges, für die bausteinarmen Ebenen unentbehrliches Baumaterial ist, aus dem selbst große Dome erbaut sind, so steht die Fabrikation doch in Berlin, wo zuerst geschmackvolle thönerne Oefen und selbst architektonische Ornamente verfertigt wurden, und zu Wien am höchsten; die miesbachsche Ziegelei von Inzersdorf bei Wien ist die größte des Kontinents; 2000 Arbeiter erzeugten in derselben schon 1850 70 Millionen Ziegel. Der Thon der Braunkohlenformation liefert Thon für Töpferwaaren, für Steinzeug, Fayence oder Steingut. Das kölner, bunzlauer, großalmeroder (Hessen) Töpfergeschirr wird weit durch D. verführt; aus der kölner Gegend und aus Böhmen werden Steinkrüge und Thonpfeifen bezogen; Großalmerode liefert die feuerfesten hessischen Schmelztiegel. Unter den Steingutfabriken Mitteldeutschlands ist Elgersburg in Thüringen eine der größten. Das deutsche Porzellan deckt nicht nur den innern Bedarf, sondern ist auch ein wichtiger Gegenstand der Ausfuhr. Der Kaolin des Böhmerwaldes, der von Zettlitz bei Karlsbad, vom Sandberg auf der Höhe des Thüringerwaldes, von Aue und Meißen in Sachsen, von Morl bei Halle liefern nicht allein das Material für die königlichen Manufakturen zu München, Wien, Meißen, Berlin, sondern auch für zahlreiche andere Porzellanfabriken im nordwestlichen Böhmen, in und um den Thüringerwald, zu Passau, Zwickau, Halle und Berlin. Thüringen vor Allem liefert die zierlichen Nippsachen. Hier u. an andern Orten schließt sich dann die Porzellanmalerei an, für die vor Allem eine künstlerisch thätige Anstalt zu München errichtet ward. Auch aus künstlich zusammengesetzten Thonmassen werden am Thüringerwalde Figuren, Theekännchen u. dgl. gefertigt, auch werden von da Siderolithwaaren ausgeführt; Glashütten haben sich in D. bis in die nördlichen Niederungen verbreitet, so weit das Brennmaterial billig ist; von großer Wichtigkeit sind sie aber für Böhmen, Bayern und den Thüringerwald. Sie erzeugen nicht bloß Hohl- und Tafelglas, grünes und weißes gepreßtes Glas, sondern Böhmen und der bayerische Wald besitzen auch große Spiegelfabriken, u. sogar fern vom Gebirge in Fürth ist die Spiegelfabrikation ein wichtiger Erwerbszweig. Böhmen ist die Heimat der feinen Glasbläserei, die sich von dort auf den Thüringerwald verbreitet hat. Thermometer und Barometer, Glasperlen, Spielsachen, auch künstliche Augen, mancherlei chemische Geräthschaften und Apparate liefern der Thüringerwald und Böhmen, dieses den Glasschmelz und künstliche Edelsteine, jener auch die bunten Glasmärbel. Das beste Glas ist das böhmische. An die Glasfabriken schließen sich die optischen Werkstätten, vor Allem zu München, Berlin, Wien, an; Rathenow in der Mark Brandenburg versieht alle Welt mit billigen Brillengläsern und sonstigem optischen Bedarf. München u. Nürnberg sind die Spitze der wieder in Aufnahme gekommenen Glasmalerei. Auch sonst liefert das Mineralreich noch manches technisch wichtige Produkt. Solenhofen versendet seine lithographischen Steine weithin; Zöblitz in Sachsen verarbeitet seinen Serpentin, Böhmen eigne und fremde Edelsteine, ebenso Oberstein Achate. Milliarden von Steinmärbeln führt der Thüringerwald mit vielfachen andern Spielwaaren über Sonneberg aus. Die Granite des Riesen- und Fichtelgebirgs an der Donau bei Linz liefern Platten und Pflastersteine; treffliche Pflastersteine auch der mitteldeutsche Basalt. Ueberall in den Berggegenden und selbst einzeln in den Ebenen (Rüdersdorf) ist Reichthum an Bausteinen; weithin versendet der Rand des Berglandes unten an der Weser wie an der Elbe (Pirna) seine Sandsteine in die Niederung. Münchens Prachtbauten haben zur Aufschließung vieler schöner Marmore am Gebirgsrand geführt (Neubayern), auch zu thätigem Betrieb des deutschen Statuenmarmors (Schlanders in Tyrol), der auch in Mitteldeutschland nicht fehlt (Wunsiedel u. a. O.). Zechstein u. Keuper sind die Hauptlagerstätten des Gypses für technische wie agronomische Zwecke.

Unter den an die deutsche Urproduktion sich anschließenden Gewerben stehen Spinnerei und Weberei obenan. D. ist ein Wolle und Flachs erzeugendes Land; zu ihrer Verarbeitung hat sich die aus dem Ausland eingeführter Materialien gesellt. D. bringt nicht bloß Wollen- und Linnenstoffe, sondern vor Allem auch Baumwollen- und Seiden- und gemischte Stoffe in den Welthandel. Tausend fleißige Hände am preußischen Niederrhein, in Westphalen, vor Allem in Sachsen und in Schlesien, sind beschäftigt mit Spinnen u. Weben. Die großen Streich- und Baumwollenspinnereien haben ihren Hauptsitz in Preußen, Sachsen, Mähren, Oesterreich, Schlesien; zerstreut finden sie sich auch über das übrige D. verbreitet. Größer als die Zahl der Wollenspinner ist die der Weber. Der an Belgien angrenzende Theil der preußischen Rheinlande, Aachen und seine Nachbarschaft, Eupen u. Montjou in der Eifel liefern die vor Allem gesuchten Tuche (niederländer); zahlreich sind auch die Tuchfabriken in Brandenburg und in der Lausitz (vor Allem um Kottbus, auch in Krossen, Görlitz, Burg), in Sachsen zu Werdau und Krimmitzschau, in Thüringen (Pößneck und andere Orte); im nördlichen preußischen Thüringen liefern besonders Langensalza u. Mühlhausen Wollenstoffe; der großartigste Betrieb findet sich aber in Mähren um Brünn, Iglau u. in Oesterreichisch-Schlesien (Jägerndorf). In denselben Ländern blüht auch die Fabrikation wollener und halbwollener Modewaaren, in Sachsen vor Allem in Reichenbach und Glauchau (Tübets und Merino's), Chemnitz, Meerane, zu Gera in Thüringen. Auch im südlichen Hannover (Eimbeck), zu Nördlingen in Bayern, zu Pforzheim in Baden blüht die Wollenmanufaktur. Teppichweberei wird hier u. da betrieben, namentlich in Tyrol. Die schönsten Teppiche liefern Wien und Berlin. Hier ist auch die Shawlweberei zu Hause. Berlin versieht den Zollverein mit Stickwolle, die Welt mit Stickmustern. Die Leinweberei hatte einst für D. fast noch größere Bedeutung als die Tuchfabrikation. Es hat eine Zeit gegeben, in der deutsche Leinwand in alle Welt ging u. in den ärmeren Berggegenden nicht bloß Frauen, sondern auch Männer zur Winterszeit spannen u. webten. Schlesien, die Lausitz, Westphalen (Bielefeld) u. die schwäbische Alp, schon früher die Hauptsitze dieser Thätigkeit, sind auch gegenwärtig durch Einführung englischen Maschinengarns, sowie der mechanischen Flachsspinnereien wieder einigermaßen Herr über die englische Konkurrenz geworden, ohne jedoch die alte Höhe wieder erreicht zu haben. Auch gegenwärtig ist für viele Arbeiter die Weberei von Leinwand u. Halblinnen eine Winterbeschäftigung; in den preußischen Bundesstaaten wird allein auf 100,000 Webstühlen um diese Zeit gearbeitet. An der Produktion im östlichen Westphalen (Bielefeld) nehmen auch Lippe und Osnabrück, Hannover und die braunschweigischen Wesergegenden Theil. Schlesien hat die meisten Spinnereien, so um Hirschberg, Löwenberg, Schweidnitz, Waldenburg, Reichenbach; in der Lausitz ist Zittau, an der schwäbischen Alp Urach der Mittelpunkt dieser Industrie. Zittau vor Allem liefert die ausgezeichneten Damaste. Auch Hessen und das arme Eichsfeld besitzen Weberei; ebenso lebt im nordöstlichen Böhmen noch ein Theil der Bevölkerung, wenn auch dürftig, von Handgespinnst und Leinweberei. Während die feineren Leinwandsorten aus der Lausitz, von Bielefeld und aus Schlesien kommen, erzeugt Preußen überhaupt die Hauptmasse von Drillich und Zwillich, Preußen und Hannover die gedruckten Leinen und Packleinen, Hannover und die hanseatischen Städte auch Segeltuch. In neuerer Zeit macht der Hanf dem Flachs, selbst für feinere Gewebe, wirksame Konkurrenz. Tausende von fleißigen weiblichen Händen klöppeln und stricken im Oberlande des Erzgebirges um Annaberg Spitzen aus dem Zwirn, ebenso am Rhein. Die Seilerarbeit ist vor Allem an der See zu Hause. Die Verarbeitung der Baumwolle für sich wie in gemischten Geweben, in neuerer Zeit selbst in gemischten Garnen ist bis zu der Krise der neuesten Zeit in fortschreitender Entwickelung gewesen; während 1836 nur 152,000 Centner im Zollvereinsgebiet verarbeitet wurden, erreichte die Einfuhr 1860 die Höhe von 1,662,300 Ctr., und entsprechend erhöhte sich der innere Verbrauch sowohl, als auch die Ausfuhr der Baumwollengarne und Zeuche ins Ausland. Anfänglich war die Zufuhr der Maschinengarne aus England sehr bedeutend, und ist auch gegenwärtig die Baumwollenspinnerei nicht im Stande, den ganzen Garnbedarf zu decken, so hat doch trotz der erhöhten Ausfuhr von Geweben die Einfuhr desselben abgenommen. Im Jahre 1856 wurden 300,000 Ctr. Baumwolle u. 600,000 Ctr. Garn eingeführt, 1860 bei jener immensen Menge von Baumwolle nur noch 476,000 Ctr. Garne ein-, wohl aber auch 51,200 Ctr., darunter die Hälfte drei- u. mehrdrähtiges Garn, ausgeführt. Hunderttausende von Menschen finden ihr Brod durch Verarbeitung der Baumwolle. In erster Reihe stehen Sachsen und Preußen: ersteres verbrauchte allein in jenem Jahre 260,000 Ctr., während Preußen 492,000 Ctr. rohe Baumwolle verarbeitete. Chemnitz u. Plauen sind die Hauptmittelpunkte der Spinnerei und Weberei und der damit verbundenen Gewebe der Färberei u. Kattundruckerei. Das Voigtland erzeugt die leichten duftigen Gewebe und beschäftigt die weibliche Bevölkerung mit Weißstickerei. Für die Strumpfwirkerarbeiten ist Chemnitz der Hauptort, im thüringischen Sachsen Apolda; für Posamentirarbeiten ebenfalls Annaberg. In Preußen besitzen Schlesien (Langenbielau), das nordwestliche Thüringen (Langensalza), vor Allem aber die Rheinlande wichtige Spinnereien und Webereien, die nicht bloß einfache Stoffe, sondern am Rhein, vor Allem zu Gladbach und Elberfeld, auch Modewaaren liefern. Fehlt diese Industrie auch nicht in Süddeutschland, wo schon seit geraumer Zeit in den ehemaligen Reichsstädten Oberschwabens (Kempten) Baumwolle verarbeitet wird, so hat sie dort ihren Wohnsitz doch in Vorarlberg. Hier greift auch von der Schweiz her in die Bodenseegegend die emsige Beschäftigung mit Weißsticken ein. In Deutsch-Oesterreich bildet Reichenberg an der nordöstlichen Grenze einen wichtigen gewerblichen Mittelpunkt für Spinnerei, Weberei u. Kattundruck. Im Jahre 1858 wurden in Deutsch-Oesterreich 795,000 Centner Baumwolle von 400,000 Arbeitern in Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Tyrol und Vorarlberg verarbeitet, u. man schätzte den Werth der erzeugten Waare auf 59½ Millionen Gulden. Auch die Verarbeitung der Seide, von

der seit 1836 die Einfuhr in die Zollvereinsstaaten von 1444 Centner bis 1860 auf 19,627 Centner gestiegen, ist zu einem wichtigen Gewerbszweig geworden. Ihr Hauptsitz ist das preußische Rheinland, wohin sie durch die von Ludwig XIV. aus Frankreich vertriebenen protestantischen Refugiés eingeführt wurde. Im Jahre 1858 kamen von 23,000 preußischen Arbeitern in Seide u. Halbseide allein 19,800 auf die Rheinlande, wo im Regierungsbezirk Düsseldorf, in Elberfeld, Krefeld, Gladbach die Hauptsitze der Weberei u. Färberei sind. Auch in Berlin wird besonders letztere betrieben, sowie im Königreich Sachsen zu Penig und Annaberg. Das Rheinland liefert außer den seidenen und halbseidenen Stoffen vor Allem Bänder; den meisten seidenen Zwirn liefert das arnsbergische Westphalen. Ausgedehnt ist die Fabrikation seidener Posamentirwaaren in Elberfeld u. Annaberg. Preußen erzeugt die meisten Seidenwaaren und führt das Meiste ins Ausland. Im Jahre 1860 kamen von den 1294 Centnern gefärbter Seide, welche der Zollverein ausführte, 1049 Centner, von 24,927 Centnern seidener Zeuche, Strumpfwaaren u. dgl. 15,332, von 7345 Centnern halbseidener 5249 auf Preußen allein, u. hier wieder das Meiste auf die Rheinlande. Ueberall, wo bunte und gedruckte Zeuche erzeugt werden, schließt sich die Färberei der Weberei an; die Türkischrothfärberei steht nirgends höher als im Wupperthal. Auch die Bleichen finden sich überall damit verbunden, und auf die Naturbleichen an den reinen Gebirgsbächen wird oft aus der ganzen Gegend Gespinnst und Gewebe gesendet, so überall, wo die Leinweberei zu Hause ist, im Riesengebirge, an der Alp, aber auch am Thüringerwald zu Friedrichsroda und im Siegenschen. Die größeren Papiermühlen liefern meist Maschinenpapier; Hannover und Preußen erzeugen das meiste, ersteres vorzüglich das zur Ausfuhr kommende geleimte Papier. Den Tapetenbedarf deckt nicht allein die inländische Fabrikation, sondern Preußen und Hannover führen auch aus. Gummiwaaren produciren Nürnberg, Kassel, Hamburg, doch ist die Einfuhr noch überwiegend. Von Wachstuchfabrikaten genügen nur die feineren nicht für den inneren Bedarf; hierin gehen Preußen und Sachsen voran.

Die Gerberei ist ein über ganz D. verbreitetes Gewerbe, D.s Reichthum an Eichenwaldungen deckt ihren Bedarf an Lohe. Ein- und Ausfuhr stehen einander gleich, dagegen werden überall noch Häute aus dem Ausland eingeführt. Preußen, Luxemburg, Hannover, Sachsen haben den höchsten Bedarf; dort im Westen, in dem aachener u. trierer Regierungsbezirk, wird das beste, dem mastrichter gleiche lohgare Leder erzeugt, aber auch für die Regierungsbezirke Arnsberg und Magdeburg, sowie auch für Berlin und Oberschlesien ist Gerberei ein wichtiger Erwerbszweig. Ebenso führen Thüringen u. Baden lohgares Leder aus, am meisten aber Sachsen, dazu außer dem lohgaren auch viel feines Leder, Saffian und Korduan, doch erzeugen Preußen, Bayern, Baden mehr von solchem. Kassel u. Erlangen verführen weit ihre Handschuhe. Auch grobe Sattler- und Schuhmacherarbeit bringen Preußen und Baden zur Ausfuhr. Die Portefeuillefabriken von Offenbach u. Nürnberg arbeiten ebenfalls für den Export. Wien leistet in der Buchbinderarbeit Ausgezeichnetes. Die Seifenfabrikation ist über ganz D. zerstreut, aber nur feinere Seife aus Sachsen, Bayern, Preußen, Hannover ist Gegenstand einiger Ausfuhr, ebenso Stearin aus Preußen. Der Niederrhein liefert den besten Leim. Von bedeutender Wichtigkeit für die Ausfuhr ins Ausland ist die Erzeugung von Kurzwaaren. Der Betrag der Ausfuhr von solchen Waaren des Zollvereins aus Perlmutter, feinen Metallgemischen, ächten Perlen, Korallen, Steinen u. dgl. war 1860 123,373 Centner, der von Gold oder Silber, feinen Metallgemischen und Bronze u. dgl. m. 12,000 Centner, von denen Preußen das Meiste, aber auch Bayern, Sachsen, Hannover nicht unbeträchtliche Mengen erzeugten. In Bayern ist besonders Nürnberg ein Hauptort mannichfaltigster Industrie. Der nürnberger und sonneberger Spielwaaren ist schon gedacht. Erwähnung verdienen noch — um aus der reichen Mannichfaltigkeit der Produkte gewerblicher Thätigkeit in D. nur das Hauptsächlichste hervorzuheben — die großen offenbacher Wagenfabriken, die Fabrikation musikalischer Instrumente, außer den Pianofortefabriken von Leipzig, München, Wien u. a. O. vor Allem die Fabrikation von Geigen und andern Instrumenten zu Neukirchen im sächsischen Voigtland, Mittenwald in Oberbayern, ebenso die Strohhutflechterei bei Dresden, in Bayern, im badener Oberland, die Verarbeitung des Meerschaums zu Pfeifenköpfen und Cigarrenspitzen zu Ruhla am Thüringerwald und zu Wien, die Meublesfabrikation zu Mainz u. Berlin, die feinen ausgelegten Holzarbeiten von Berlin und Nürnberg. D. hat sowohl innerhalb des Zollvereins, als auch in Oesterreich im Laufe der letzten Jahrzehnte die namhaftesten industriellen Fortschritte gemacht, so daß es wohl leichter als früher die Freiheit des Handels ertragen könnte, die ihm nur als Sporn zu frischem beharrlichen Streben dienen würde. Nur der Handwerkerstand hat, lange eingeengt in die Fesseln alter, überlebter Zunftformen, die jetzt überall zu fallen beginnen u. in Oesterreich, Sachsen, Baden schon völlig gefallen sind, seinen goldenen Boden verloren und kann ihn nur wieder gewinnen nicht durch eine Konservirung der alten abgelebten Formen, sondern dadurch, daß der neue Geist der freien Association über das Vorurtheil Herr wird. Die von Schulze-Delitzsch gegründeten Volksbanken zeigen den Weg dazu: in 220 Banken betrug der Umsatz an zinstragenden Vorschüssen 1862 nicht weniger als 18—20 Millionen Thaler, das Kapital der auf seine Anregung gegründeten 500 Banken aber 7—8 Millionen, von denen sich 1,400,000 Thaler in der kurzen Zeit ihres Bestehens aus den einzelnen Groschen der 500,000 Arbeiter, welche Mitglieder der Vorschußvereine sind, angesammelt hatten.

Handel und Verkehr. Den wesentlichsten Einfluß auf die Steigerung des gewerblichen Wohlstandes in D. und auf den im Gefolge jenes aufblühenden Handel im Binnenlande wie mit dem Ausland hatten die Erleichterung des Verkehrs durch das Fallen der Zollschranken, die Vermehrung der Verkehrswege und Mittel, die Einführung der Telegraphenlinien (1861 betrug die Länge der Linien des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins 3864 geographische Meilen), die Gründung

der Banken, der Aufschwung der Schifffahrt. Den überseeischen Verkehr vermitteln die Hansestädte (vor Allem Hamburg, nächst ihm Bremen), Altona, Stettin und eine Reihe kleinerer Hafenplätze an der Nordsee (Emden, Brake, Geestemünde) und Ostsee (Rostock, Wismar u. a.); am adriatischen Meer Triest. Sie besitzen eine ansehnliche Flotte von Segelschiffen, die Anfangs 1862 Kolbs Statistik zu 7810 mit 1,200,000 Tonnengehalt und 125 Dampfern von 145,000 Tonnengehalt, zusammen mit einer Bemannung von 40,000 Matrosen, angibt. Außerdem hat D. etwa 22,000 Küsten- und Flußschiffe für den Verkehr an der Küste und im Innern, mit 1 Million Tonnengehalt u. 60,000 Bemannung. Von Hamburg und Bremen gehen die regelmäßigen Postdampfer nach Amerika; Lübeck und Stettin sorgen für den Verkehr auf der Ostsee. Im Innern ist jedoch D. hinsichtlich der Kanalisirung zurück gegen andere Staaten (s. oben). Auch die Flußzölle lasten noch auf dem Wasserverkehr im Innern und erinnern an mittelalterliche Zustände. Besser ist der Verkehr zu Land, das ein Netz von Chausseen nach allen Richtungen durchzieht; auch das Eisenbahnnetz, dessen Fäden über ganz D. reichen, hat sich schon am Rhein und in Westphalen, in Sachsen und Oberschlesien ausgedehnter entwickelt; Würtemberg und Bayern erstreben erfolgreich das gleiche Ziel. Ende 1862 hatte D. über 2000 Meilen Eisenbahnen; doch besitzt das Netz noch wesentliche Lücken. Die Mittelpunkte des Binnenlandes sind Frankfurt und Leipzig, zugleich die beiden Hauptmeßplätze, gegen welche Braunschweig, Frankfurt a. d. O. und Naumburg zurücktreten. Außerdem sind Nürnberg u. Augsburg, Heilbronn, Lindau, Mannheim und das neugeschaffene Ludwigshafen, Mainz, Köln, an der oberen Weser Karlshafen und Münden, an der Elbe Magdeburg, an der Oder Stettin, Frankfurt und Breslau, an der Donau Regensburg, Linz, Botzen in Tyrol und andere Städte außer den großen Metropolen, Berlin und Wien, Hauptplätze für den Binnenhandel. Manche Plätze besorgen den Export der Fabrikgegenden, in denen sie liegen, so Elberfeld am Niederrhein, Chemnitz, Plauen, Annaberg in Sachsen, Sonneberg am Thüringerwald, Hirschberg am Riesengebirge u. a. Der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels ist Leipzig, wo 1862 für 6 Millionen Thaler Bücher und Musikalien umgesetzt wurden. Außerdem machen Berlin u. Stuttgart im Buch- u. Kunsthandel die bedeutendsten Geschäfte. D. gehört gegenwärtig 4 Zollgebieten an, den beiden kleinen des Nordens, Mecklenburgs und des an Dänemark angeschlossenen Holsteins u. Hamburgs, des wichtigsten Handelsplatzes, nicht allein D.s, sondern des europäischen Kontinents; das ganze übrige D. gehört zu 2 Zollgebieten, entweder zu Oesterreich, oder zum Zollverein; über deren Handelsverhältnisse s. die betreffenden Artikel. Der letztere hat eine Einigung eines sehr großen Theils von D. auf dem Boden der so wichtigen materiellen Interessen angebahnt, durch die Münzkonvention schon gleiche Silberwährung, im Zollpfund gleiches Gewicht gebracht; doch der böse Samen der Zwietracht, der D. schon so viel Schlimmes gebracht, ist auch hier wieder unter den Weizen gesäet, und der Zollverein, dessen Nothwendigkeit Alle einsehen könnten, dem Zerfallen nahe.

Geschichte. Bei ihrem Eintritt in die Geschichte bewohnen die deutschen Stämme (s. Germanen) die Länder östlich vom Rhein und nördlich von der Donau bis an die Küsten der Nord- u. Ostsee. Die deutsche Geschichte beginnt aber, wie die griechische, mit Völkerzügen, deren Veranlassung mit Dunkel bedeckt ist. Es war ein zahlreiches Heer, welches unter dem Namen der Cimbern und Teutonen (s. d.) 113 v. Chr. von den Alpen her den römischen Grenzen nahete und deren Vertheidiger zuerst die deutsche Kraft fühlen ließ. Marius wurde Roms Retter; als die Deutschen von zwei verschiedenen Seiten in Italien einzudringen versuchten, schlug er die Teutonen bei Aix in der Provence (102) und die Cimbern in der Ebene bei Vercelli (101). Hierauf vergeht fast ein halbes Jahrhundert, ehe ein neues Zusammentreffen der Römer mit den Deutschen uns von diesen Kunde bringt. Dieses zweite Zusammentreffen fand in Gallien Statt, wo Cäsar seine Eroberungspläne durch Ariovists (s. d.) kühne Gewaltherrschaft durchkreuzt sah. Die ungestüme Tapferkeit der Deutschen unterlag bei Besançon der überlegenen Kriegskunst der Römer (58 v. Chr.). Die Unterwerfung Galliens bis an den Rhein brachte die letztern darauf in mehrfache Berührung mit deutschen Stämmen. Eine größere Aufmerksamkeit aber richteten die auf ihn folgenden Gewaltinhaber Roms auf das noch freie D. In drei glücklichen Kriegszügen (12—9 v. Chr.) bereitete Drusus das Werk vor; des Tiberius verschmitzte Politik wußte deutsche Häuptlinge mit ihren Stämmen in das römische Interesse zu ziehen und des Sentius Saturninus kluge Mäßigung das Werk der Beknechtung unter einschmeichelnder Milde zu verbergen. Es war daher ein verhängnißvoller Entschluß, als der römische Senat den gewandten Saturninus aus D. abberief und nach Illyrien sandte. Sein Nachfolger war Quinctilius Varus, ein Mann, der seine Stellung den Deutschen gegenüber nicht begriff u. D. für eine Provinz hielt, die sich wie die meisten asiatischen in aller Gemächlichkeit verwalten, d. h. aussaugen ließ. Mit einem Elitenheer von 40,000 Mann zog er bis in die Gegend der oberen Diemel, wo er sich festsetzte. Bis dahin hatten die Deutschen zwar die Oberherrlichkeit Roms anerkannt, aber nur als Bundesgenossen. Sie hatten weder Steuer, noch Tribut bezahlt, ihre Angelegenheiten selbstständig verwaltet u. den Römern nur die Anlagen von Heerstraßen u. Waffenplätzen gestattet. Daran hatten sich auch Drusus u. Saturninus genügen lassen. Varus aber ließ seine Soldaten Höfe u. Dörfer anlegen u. die Streitigkeiten zwischen seinen Soldaten u. den Deutschen nach römischen Gesetzen entscheiden. Diese unbesonnene, plumpe Politik öffnete den arglosen Deutschen auf einmal die Augen. Arminius (s. d.) vereinigte die einzelnen deutschen Stämme zu einer großen Verschwörung gegen die römische Herrschaft. Varus, durch einen verabredeten Aufstand nach Norden gerufen, wurde im Teutoburgerwalde (9 n. Chr.) mit seinem ganzen Heere vernichtet. Der Sohn des Drusus, Germanicus, suchte in zwei Feldzügen in den Jahren 15 und 16 vergeblich die römische Herrschaft wieder herzustellen, und D. blieb seitdem für immer von der römischen Herrschaft verschont. Die von Armin hergestellte Einheit unter den deutschen Stämmen erregte jedoch sehr bald die Eifersucht der

andern deutschen Fürsten, und das Haupt dieser Fürstenkoalition war Marbod, ein suevischer Fürst, welcher es verstanden hatte, die suevischen Stämme und die Markomannen zu einem großen Bunde zu vereinigen, der von der Elbe bis zur Weichsel, von der Donau bis zur Ostsee reichte. So standen sich unter Arminius und Marbod zwei große deutsche Völkereinigungen gegenüber. Arminius vertrat die Volkspartei, Marbod die Fürstenpartei. Der Abfall der zu dem Suevenbunde gehörigen Stämme der Semnonen u. Longobarden führte zum offenen Kampfe zwischen Armin und Marbod. In einer blutigen Schlacht wurde letzterer besiegt und durch den nun erfolgenden Abfall seiner Leute genöthigt, sich nach Markomannien (Böhmen) zurückzuziehen (19 n. Chr.). Aber auch Arminius wurde sehr bald vom Schicksal ereilt. Seine eigenen eifersüchtigen Verwandten ermordeten ihn (21 n. Chr.), und sein Werk, der von ihm gestiftete Völkerbund, zerfiel wieder. Diese inneren Unruhen, welche die Auflösung jener ersten Völkervereine zur Folge hatten, suchten die Römer, die auf eine gewaltsame Unterwerfung der Deutschen nunmehr Verzicht leisteten, zu benutzen, um dauernde Spaltungen unter ihnen zu erregen, zumal da sie im Kriege mit den Batavern, die, unter Civilis (s. d.) vereinigt und von Deutschen und Galliern unterstützt, sich gegen die römische Herrschaft erhoben hatten, von Neuem die Gefahr würdigen lernten, die ihnen von Germaniens Wäldern her drohte (69 u. 70). Je mehr aber die Römer im Bewußtsein ihrer Schwäche sich auf Vertheidigung ihrer Grenzen beschränkten, desto mehr wuchsen den Deutschen der Muth und die Lust zum Angriff. Dies führte zu neueren und festeren Völkervereinen, welche zwar das Verschwinden der Namen u. Individualitäten der einzelnen Stämme, aber auch desto nachdrücklichere und umfassendere Unternehmungen gegen die römischen Grenzländer zur Folge hatten und zuletzt die gänzliche Umgestaltung des Abendlandes veranlaßten. An der Donaugrenze trat die erste Verbindung dieser Art hervor, gegen die Marc Aurel im vierzehnjährigen Markomannenkriege (166—180) alle Kräfte seines Reichs aufbot, ohne dadurch die gefährdeten Donauländer auf die Dauer sichern zu können. Der Erfolg der gemeinsamen Unternehmung war eine starke Aufforderung zu neuen Verbindungen, u. im Verlaufe des 3. Jahrhunderts erschienen, ohne daß sich die nähern Umstände ihrer Entstehung angeben lassen, vier unter neuen Namen auftretende große Völkervereine. Der Bund der Alemannen breitete seine ursprünglichen Sitze zwischen Main und Neckar allmählig südlich bis an die Donau und nordwestlich bis an die Lahn aus. Dem Bund der Franken traten die Stämme des nordwestlichen D.s von der Lahn bis zum Ausfluß des Rheins bei. Seit 287 begannen sie sich auch auf dem linken Rheinufer festzusetzen und legten den Grund zu dem später ganz D. umfassenden fränkischen Reiche. Der Bund der Sachsen erscheint nordostwärts von den Franken. Unter dem Namen Gothen vereinigten sich zahlreiche germanische Stämme im Osten jenseit der Elbe; sie besetzten seit 274 Dacien und breiteten sich nach und nach von der Theiß bis an den Don aus. Seit dem 4. Jahrhundert treten sie in Ostgothen, die am schwarzen Meer, wie es scheint, unter einem König ihre Hauptsitze hatten, u. in Westgothen, die in Dacien wohnten und unter mehren Häuptlingen standen, aus einander. Gegen die unaufhörlichen Angriffe dieser Völkervereine mußte das sinkende Römerreich schwere Kämpfe bestehen, die öfters Rom selbst in Schrecken setzten. Nur germanische Söldner, die jetzt den Kern der Legionen bildeten, vermochten unter der Leitung tüchtiger Imperatoren ihren Brüdern die Spitze zu bieten u. die bedroheten Grenzländer zu retten. Aber der Einbruch der Hunnen in Europa (375) veranlaßte jene gewaltige Bewegung unter den germanischen Völkern (s. Völkerwanderung), unter deren mächtigem Andrange das schon längst wankende Reich endlich erlag. Vergeblich war es, daß die Ostgothen im tapfern Kampfe sich den unermeßlichen Reiterschaaren der Hunnen entgegenstemmten, sie wurden in den unwiderstehlichen Strom mit hineingerissen oder mußten zurückweichen. Kein besseres Geschick hatten die Westgothen, die in ihrer Bedrängniß mit Bewilligung des oströmischen Hofs über die Donau gingen und sich in Thracien niederließen (378). Aber die Schlechtigkeit der römischen Beamten, welche die Noth des flüchtigen Volks zur Befriedigung ihrer Habsucht und Wollust mißbrauchten, verwandelte dasselbe plötzlich in einen furchtbaren Feind, dem bei Adrianopel Kaiser Valens mit seinem Heere erlag. Schon war Konstantinopel bedroht, als des Valens Nachfolger Theodosius die Ostgothen nach der Donau zurückdrängte und die Westgothen durch Einräumung von Wohnsitzen in Thracien und Kleinasien (382) zum Frieden bewog. Allein nach dem Tode dieses Kaisers begann der kühne Westgothenheerführer Alarich, durch die Schwäche der Thronerben und die gegenseitige Eifersucht ihrer Minister gereizt u. unterstützt, seine Eroberungszüge erst in den Provinzen des Ostens und dann in Italien. Sein Nachfolger Athaulf verließ Italien, um im südlichen Gallien den Grund zu einem westgothischen Königreiche zu legen, das sich bald auch über den größten Theil von Spanien ausdehnen sollte (s. Gothen). Schon hatten auch andere germanische Völker, von der Bewegung ergriffen, die unvertheidigten römischen Grenzen überschritten. Nach furchtbarer Verheerung Galliens ließen sich Vandalen, Sueven und Alanen in Spanien nieder (409). Die erstern gingen 20 Jahre später nach Afrika hinüber, wo sie ein mächtiges Reich gründeten, das über 100 Jahre blühete (s. Vandalen); das suevische Königreich in Spanien fiel später unter die Herrschaft der Westgothen, vor denen sich auch die Alanen beugen mußten. Zuletzt nahmen noch die Sachsen ihren Antheil an dem zerfallenden römischen Reiche; ein Theil von ihnen ging (449) auf die seit 426 von den Römern geräumte Insel Britannien hinüber und gründete, durch nachziehende Schwärme unterstützt, die angelsächsische Oktarchie. Das durch die Ablösung dieser Provinzen geschwächte Reich schien verloren, als die Hunnen, unter dem furchtbaren Attila vereinigt, ihre ungeheure Macht nach Westen in Bewegung setzten. Gleiche Bedrängniß zwang jetzt die deutschen Stämme in Gallien zur Vereinigung mit den Römern unter Aëtius. Des letztern Feldherrngeist, durch deutsche Tapferkeit unterstützt, wandte in der Völkerschlacht bei Chalons das dem Abendlande drohende Verderben ab (451). Attila zog sich zurück, ein Friedensvertrag rettete im fol-

genden Jahre Italien, u. durch den Tod des gewaltigen Herrschers (453) löste sich die Macht der Hunnen auf; die Gothen warfen das aufgezwungene Joch ab u. behaupteten die wiedererrungene Freiheit in einer blutigen Schlacht (469), nach welcher die Hunnen vom Schauplatz der Geschichte verschwinden. So trat der tobende Strom wieder in sein Bette zurück, aber nicht ohne weithin Spuren seiner Zerstörungswuth zu hinterlassen. D. bietet nach dem Sturz des Hunnenreichs eine ganz veränderte Gestalt dar. Neue Völkernamen erscheinen in seinem Innern, neue an den Grenzen. Unter jenen treten besonders die Thüringer und Bayern hervor. Haupterben der hunnischen Eroberungen sind aber die Ostgothen, welche das Land zwischen der Theiß und Donau und ganz Pannonien besetzten, nächst ihnen die Gepiden, von den Karpathen bis zur Donau, weiter im Norden die Longobarden, westlich davon die Heruler und Rugier. Noch oft ändern sich die Verhältnisse in diesen Gegenden und nehmen erst im 10. Jahrhundert einen dauernden Charakter an. Zuerst ziehen die Ostgothen nach Italien ab. Dort hatte endlich Odoaker, Anführer deutscher Truppen im römischen Sold, den morschen Kaiserthron umgestoßen (476) u. ein Königreich Italien errichtet. Aber er verlor bald Thron und Leben durch Theoderichs, des Ostgothenkönigs, Heranzug (493). Dieser, an Weisheit und Ansehen der erste der damaligen Herrscher, wurde der Gründer der ostgothischen Macht in Italien. Doch auch diese Schöpfung, nur auf ihres Urhebers persönlicher Größe beruhend, war nicht von dauerndem Bestande. Schon unter Theoderichs nächsten Nachfolgern gaben sich die unverkennbaren Vorzeichen des beginnenden Verfalls kund, u. 28 Jahre nach des erstern Tode sanken Reich und Nation in Trümmer (533). Italien trat darauf unter die Botmäßigkeit des oströmischen Kaisers zurück, allein auch nicht auf lange Zeit. Denn die Longobarden, welche nach dem Abzug der Ostgothen das Gebiet derselben in Pannonien besetzt und die Gepiden unterworfen hatten, traten auch in Italien als Nachfolger und Rächer der Ostgothen auf, indem sie unter Alboin das longobardische Königreich gründeten (568). An ihre Stelle in Pannonien traten die Avaren. Für die Entwickelung der rein deutschen Verhältnisse weit wichtiger und folgenreicher waren jedoch die Veränderungen, welche schon am Ende des 5. u. Anfang des 6. Jahrhunderts in den Rheinländern eintraten. Die neue Gestaltung der Dinge ging hier von Chlodwig, dem Herzog der salischen Franken, aus, dem seine kriegerische und politische Ueberlegenheit bald das Uebergewicht in Gallien verschaffte. Der Gegner, gegen den er sich zunächst wandte, war der Römer Syagrius, der mitten in Gallien noch eine unabhängige römische Herrschaft behauptete. Bei Soissons schlug ihn Chlodwig aufs Haupt (486) u. vernichtete so den letzten Rest der römischen Herrschaft in Gallien. Die Alemannen mußten nach ihrer Niederlage bei Zülpich (496) die fränkische Oberherrschaft anerkennen u. die Burgunder sich wenigstens zu einer tributären Abhängigkeit bequemen; auch die Westgothen fühlten Chlodwigs mächtigen Arm und sahen sich durch ihn ihrer schönsten Besitzungen in Gallien beraubt. Daß sich der Eroberer für das katholische Christenthum gewinnen ließ, trug nicht wenig zur Befestigung seiner Herrschaft bei, denn er brachte dadurch die einflußreiche katholische Geistlichkeit auf seine Seite. Der Uebertritt zur christlichen Religion hinderte indeß Chlodwig nicht, die Glieder der fürstlichen Familien beider fränkischen Stämme bis auf den letzten Mann auszurotten. Chlodwig gab durch seine Eroberungen der Macht der Franken ein so bedeutendes Uebergewicht, daß es den übrigen germanischen Völkerschaften, die auf deutschem Boden zurückgeblieben waren, unmöglich wurde, neben derselben ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auf die Dauer zu behaupten. Die äußere Geschichte der Deutschen weist daher in den nächstfolgenden Jahrhunderten fast nur die allmählig immer weiter greifende Ausbreitung der fränkischen Herrschaft auf. Von dieser ging die gewaltsame Vereinigung der deutschen Stämme aus, und da auch die fränkischen Verfassungsformen bei den letztern Eingang fanden und sich an sie die spätere politische Entwickelung anknüpft, so findet die Geschichte der deutschen Nation, als einer von einem gemeinsamen politischen Bande umschlungenen, ihren Anfangspunkt in der Geschichte des fränkischen Reichs. Als Chlodwig starb (511), erstreckte sich sein Reich vom Rhein bis zur Loire; nur in Südgallien hielten sich noch die Burgunder und Westgothen, gestützt durch den mächtigen Ostgothenkönig Theoderich. Chlodwigs Söhne theilten die Herrschaft, nicht das Reich, denn die politische Einheit des Staatsgebiets wurde erhalten. Nur eine finanzielle Theilung, namentlich hinsichtlich der Domänen, scheint Statt gefunden zu haben, die freilich faktisch für gewöhnlich einer vollständigen Theilung gleich kam. Es kam nämlich damals das ganze Land östlich von der Maas und den Ardennen, dessen Bewohner in Charakter und Art das germanische Wesen unter sich erhielten, nebst den unterworfenen Gebieten in D. unter dem Namen Austrasien an Chlodwigs ältesten Sohn Theoderich (Dietrich), während der westliche Theil des Reichs, wo sich die Franken allmählig mit den Einheimischen vermischten, unter dem Namen Neustrien unter die drei übrigen Söhne Chlodomer, Childebert und Chlothar getheilt wurde. Während diese ihre Besitzungen durch die Eroberung Burgunds (534) vergrößerten, war der austrasische König durch die Lage seines Reichs auf D. hingewiesen. Durch die Unterwerfung Thüringens (531) legte er einen weitern Grund zur Heranziehung der übrigen deutschen Stämme. Da auch die Bayern bald ihre Selbstständigkeit aufgaben und die Herrschaft des Frankenkönigs, der ihnen seitdem einen Herzog aus dem einheimischen Stamme der Agilolfinger zu setzen pflegte, anerkennen mußten, so schien das Werk der Vereinigung aller deutschen Völker unter dem fränkischen Scepter schon der Vollendung nahe. Die meuchlerische Hinwegräumung verwandter Königsgeschlechter und überhaupt die perfide Politik der Merovinger brachten jedoch das blühende Reich bald in solchen Verfall, daß es fast zwei Jahrhunderte hindurch den jammervollsten, von jeglichem Greuel und jeglicher Gräßlichkeit entstellten Anblick darbietet. Die Geschichte dreht sich fast allein um das königliche Haus, in welchem die wildesten Leidenschaften und Begierden toben, bis dasselbe zuletzt nur noch entnervte Schwächlinge hervorbrachte, denen die karolingischen Hausmeier erst die Herrschergewalt, dann auch das Symbol derselben, das Scep-

ter, leicht aus den Händen wanden (s. Franken). Während dieser innern Unruhen im Reiche hatten die deutschen Stämme das fränkische Joch abgeschüttelt, u. wenn sie auch der kräftige Hausmeier **Karl Martell** durch mehre Feldzüge nicht wieder völlig zu unterwerfen vermochte, so erreichte er doch so viel, daß er ihnen die fränkische Herrschaft oft genug zeigte, um sie derselben nicht zu entwöhnen. Ueberdies begann um diese Zeit, als Vorbereitung auf die fränkische Herrschaft, die Ausbreitung des Christenthums in dem größtentheils noch heidnischen D., und zwar durch Missionäre, die unter Autorisation des römischen Bischofs ihr Bekehrungswerk betrieben. Neben dem heiligen Emmeran, Kilian und Willibrord tritt unter ihnen vornehmlich der Angelsachse **Winfried** od. **Bonifacius** hervor, der von 716 bis zu seinem Märtyrertode 755 mit dem unermüdlichsten Eifer dem Apostelamte in D. oblag und die römische Hierarchie in den deutschen Gauen durch Gründung zahlreicher Bisthümer einzuführen, zu ordnen und zu befestigen mit Erfolg bemüht war. Nach Karl Martells Tode (741) regte sich der Geist der Unabhängigkeit in den deutschen Gauen wieder mächtig und fand an dem Herzog Otto von Bayern einen Hauptbeförderer. Es waren außer den Bayern Thüringer, Sachsen, Alemannen u. slavische Stämme, welche jetzt den Befreiungskampf gegen die karolingischen Brüder **Karlmann** u. **Pipin** versuchten, aber ohne Erfolg. In der Schlacht am Lech wurden die Bayern geschlagen und zersprengt, und Odilo mußte sich unterwerfen. In verheerenden Zügen empfanden darauf auch Thüringer, Sachsen und Alemannen das fränkische Uebergewicht, ohne indeß zu dauerndem Gehorsam gebracht zu werden. Nachdem Karlmann das Schwert mit dem Brevier vertauscht hatte (747), stand der kräftige Pipin allein an der Spitze Frankreichs und hielt nun seine Gewalt für hinreichend befestigt, um endlich die Scheu vor dem legitimen Geschlecht der Merovinger ablegen und zu der Macht auch Namen u. Würde des Herrschers hinzufügen zu können. Der Papst, der das nach der Krone lüsterne Haus längst begünstigte und, von den Longobarden bedrängt, auf den mächtigen Arm Pipins rechnete, war gern bereit, mit seinem Ansehen die Zweifel der Franken niederzuschlagen und die längst vorbereitete Usurpation gut zu heißen. Eine Reichsversammlung zu Soissons stimmte dem Ausspruche des Papstes Zacharias bei; der letzte Merovinger Childerich verschwand im Dunkel eines Klosters, und Pipin, von Bonifacius, der zum Lohne treuer Dienste Erzbischof von Mainz und Primas der deutschen Kirche geworden war, gekrönt und gesalbt, bestieg den Thron Chlodwigs (752). Durch zwei Züge über die Alpen (754 und 756) zwang Pipin darauf den longobardischen König Aistulf zur Ruhe und trat das Exarchat von Ravenna, die Grundlage des Kirchenstaats, dem römischen Stuhle ab. Der Titel eines römischen Patriciers, den der Papst dem fränkischen König verlieh, verpflichtete diesen zum Schutz der Kirche; dies der erste Schritt zur Wiederherstellung der römischen Kaiserwürde.

Pipins Sohn, **Karl der Große** (768—814) brachte das von jenem begonnene Werk zur Vollendung; in furchtbaren Kämpfen zwang er nicht nur Longobarden und Sachsen, sondern auch Avaren, Slaven u. Araber zur Anerkennung der fränkischen Majestät und dehnte die Grenzen der Monarchie vom Ebro bis zur Nord- und Ostsee u. vom atlantischen Ocean bis zur Theiß aus. Die Regierungszeit Karls des Großen ist für die deutsche Geschichte, wie für das europäische Staatensystem überhaupt, eine auf Jahrhunderte hinaus entscheidende Epoche geworden. Zwei große politische Fragen der Gegenwart, die gerade unseren deutschen Interessen näher stehen als alle anderen, sind durch Karl geschaffen worden u. seitdem fast ein Jahrtausend hindurch ungelöst geblieben: die deutsche und die italienische Frage. Der entscheidende Schritt hierfür war die Annahme der römischen Kaiserkrone durch Karl mit den **in ihr liegenden politischen Konsequenzen**. Die Bildung des fränkischen Reichs hat für uns Deutsche die Bedeutung, daß sich in ihm die erste dauernde staatliche Vereinigung der deutschen Stämme vollzog. Die Völkerverbände, die sich bisher aus ihren alten Stammsitzen über das Gebiet des römischen Reichs ergossen hatten, waren sämmtlich in der Mischung mit der römischen Race untergegangen. Daß nicht alle deutschen Stämme das gleiche Schicksal der römischen od. der slavischen Race gegenüber betraf, das verhindert zu haben, war das Verdienst der Gründer des Frankenreichs. Nach dieser Richtung hin sehen wir daher auch die Merovinger u. später das Heldengeschlecht der Karolinger unausgesetzt thätig. Auch Karl der Große bewegte sich vielfach auf den Bahnen dieser Politik, indem er den großen Sachsenstamm in den Verband und die christliche Kultur des fränkischen Reiches hereinzog, die Grenzen seines Gebiets gegen die Avarier sicher stellte und zum Zweck der Germanisirung die slavischen Stämme bis zur Oder unterwarf. Die Schwierigkeiten, die er hierbei zu überwinden hatte, waren ungeheuer — der dreißigjährige Kampf gegen die Sachsen bewies dies —, und die planvolle und unausgesetzte Verfolgung dieser Aufgaben wäre neben der inneren Verwaltung u. Kultivirung seines Reiches für ihn selbst ein gewiß nicht zu niedrig gestecktes Ziel gewesen, denn die Sicherstellung unserer östlichen Grenzen und die Germanisirung der Slaven haben nach Karl noch manches Jahrhundert hindurch die Kräfte unserer Nation in Anspruch genommen. Trotzdem schritt Karl weiter, als er auch nach Italien hin seinen Einfluß erstreckte und zuletzt gar die römische Kaiserkrone an sich nahm. Das Bedenkliche in diesem Schritt war das Ablenken von den Bahnen einer zwar enggesteckten, aber dafür auch rein deutschen Politik, um fortan die Kräfte der fränkischen Monarchie nicht mehr für ihre eigenen Zwecke, sondern im Dienste der verführerischen Idee eines Weltreiches zu verwenden, die von dem alten römischen Reiche her noch in der Vorstellung der damaligen Zeit lag. Der Glanz des gewaltigen Römerreichs blendete noch immer das Urtheil des 8. Jahrhunderts; man übersah, daß gerade über dieser unermeßlichen Ausdehnung der römischen Herrschaft diese selbst hatte zu Grunde gehen müssen. Und leider erfaßte auch den großen Frankenkönig der Wunsch, der Erbe des Augustus und Theodosius zu werden. Bei dem Papste fand diese Sinnesrichtung Karls eine sehr lebhafte Unterstützung. Nach dem Sturz des weströmischen Reichs hatte die Kirche die Idee der Weltherrschaft für sich selbst aufgenommen. Sie wollte alle Reiche durchdringen und alle beherrschen, der Wille des

Bischofs von Rom sollte überall der maßgebende sein. Und das verstand man in Rom nicht figürlich und nicht bloß von kirchlichen Dingen, wie Hildebrand und Innocenz III. der Welt bewiesen haben. Dazu aber gehörte vorerst eine Stütze in der weltlichen Macht, die bis dahin der römische Bischof weder in seinem eigenen schmalen Besitz, noch in dem ihm zunächst liegenden longobardischen oder griechischen Reich gefunden hatte. Die Macht des großen Frankenkönigs mußte also die Brücke werden, über die hinweg das Papstthum seinen Weg nehmen konnte. So kam der Bund zwischen Kaiser und Papst zu Stande, so entwickelte sich die Lehre von den zwei Schwertern, dem geistlichen und dem weltlichen, welche Gott für die Herrschaft der Welt, für die Verbreitung des christlichen Glaubens und die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden eingesetzt habe. Der fränkische König war nun nicht mehr der König der Deutschen, der D. groß, glücklich und mächtig zu machen hatte, er war der römische Kaiser, der Schirmherr der ganzen Christenheit, dem die Aufgabe, für die Gemeinsamkeit des Glaubens und den rechten Glauben zu sorgen, gerade so nahe lag, wie die Verfolgung specifisch deutscher Interessen. In dieser einfachen Deduktion liegt schon der Beweis dafür, daß wir in D. gewiß keine Ursache haben, die Erlangung der römischen Kaiserwürde durch Karl als ein Glück und eine große That zu preisen. Der Verlauf der Geschichte zeigt aber nicht minder, wie richtig unsere Verurtheilung ist. Wir brauchen dabei nicht auf die frappante Thatsache zu verweisen, daß schon ein Menschenalter nach Karls Tode der von ihm aufgeführte stolze Bau einer Weltmonarchie zusammenstürzte und ein zweites Menschenalter später zu Staub zerrieben war; wir brauchen nicht darauf hinzudeuten, daß jedes unserer späteren Kaisergeschlechter, nachdem es die von Karl hinterlassene Aufgabe aufgenommen, trotz aller Ströme deutschen Bluts, trotz aller Opfer an deutscher Kraft und deutschem Kapital, an ihrer Lösung gescheitert ist; wir können der Regierung Karls selbst schon den Beweis entnehmen, daß die römische Kaiserkrone eine Dornenkrone war für uns Deutsche und für Italien. Ueber die ins Unendliche erweiterte Aufgabe, welche sich Karl mit der Idee der Weltherrschaft stellte, wurde die Kraft seiner Regierung nutzlos zersplittert; die Zertrümmerung des Longobardenreichs, die Römerfahrten, der Zug nach Spanien erschöpften die deutsche Nation in fremdem Interesse noch mehr, als dies durch die blutigen Kriege gegen die Sachsen, Bayern, Avaren ohnedies schon geschah. Dadurch kam es, wie wir weiter unten näher zeigen werden, daß die deutschen Freien verarmten und in Unfreiheit geriethen, daß die großen Grundbesitzer auf Kosten des Ansehens der Volksversammlung zu immer größerem Ansehen und zuletzt zur vollen Selbstständigkeit gelangten. Unfreiheit also und Zerrissenheit sind die Früchte, die unserer Nation die Kaiserwürde gebracht. Unfreiheit und Zerrissenheit hat sie aber auch Italien gebracht. Um ein römisches Kaiserthum bei der deutschen Nation zu erhalten, war es nothwendig, die italienische Nation fortwährend niederzudrücken, denn diese wäre ja doch nach der Natur der Dinge zunächst für diese Würde berechtigt gewesen. Deshalb mußte das Longobardenreich, das eben im frischen Aufstreben begriffen war und im Begriff stand, die Byzantiner zu vertreiben und ganz Italien unter seinem Scepter zu vereinigen, zertrümmert und damit die italienische Zerrissenheit für ein Jahrtausend besiegelt werden. Das Interesse D.s sowohl, als Italiens verbot also die Annahme der Kaiserwürde durch Karl. Es fragt sich, ob vielleicht große allgemeine Kulturinteressen die Herstellung einer solchen Würde damals erforderten. Auch dies war nicht der Fall. Die Gefahr, daß der Islam von Spanien her und das Heidenthum vom Norden her die junge christliche Kultur gefährdeten, war theils durch Karl Martell abgewandt, theils durch Karl den Großen in den Sachsenkriegen bereits beseitigt. Von dem schwachen byzantinischen Reiche her erwuchs für das jugendkräftige Abendland keinerlei Gefahr. Die christlichen Interessen endlich bedingten ebenso wenig die Bildung einer universellen christlichen Weltmacht. Die christliche Kirche war zur Zeit ihrer Verfolgung im römischen Reiche fort und fort durch die in ihr liegende geistige Kraft gewachsen, sie war auch später, ohne ein Kaiserthum zur Seite zu haben, immer weiter fortgeschritten, u. die Geschichte weiß nichts davon, daß die Kirche als solche an innerem Leben, an dogmatischem und wissenschaftlichem Gehalt unter dem Schutze der Karolinger Ottomar und Friedrich in dem Maße zugenommen hätte, wie dies bis dahin der Fall gewesen war. Nicht der Kirche kam das Kaiserthum zu Statten, sondern dem Papstthum. Dieses allerdings gewann durch die Niederwerfung der Longobarden einen gesicherten weltlichen Besitz und schwang sich von da ab zu der p o l i t i s c h e n Bedeutung empor, die schließlich dem Kaiserthum selbst verderblich werden sollte.

Die Beweise dafür, daß unter dem Einflusse des römischen Kaiserthums u. der mit ihm verknüpften u. von ihm verfolgten Idee einer Weltherrschaft die Unfreiheit u. Zerrissenheit des deutschen Volks großgezogen worden seien, sind leicht beizubringen. Um den Einfluß des Kaiserthums auf die Volksfreiheit zu verstehen, wird es indeß nöthig sein, die Grundlagen derselben hier kurz anzugeben. Die Deutschen hatten zwar auch Hörige u. Sklaven, diese zählten aber nicht zum Volk im politischen Sinne. Dies letztere selbst kannte nur Freie, unter denen sich einzelne Adelsfamilien hervorhoben, für die ein höheres Jahrgeld im Falle eines Todtschlags gezahlt werden mußte, und aus denen die Herzöge (bei den westdeutschen Stämmen) oder die Könige (bei den ostdeutschen Stämmen) gewählt wurden. Die deutsche Fürstenwürde ging nämlich durchweg aus freier Volkswahl hervor und noch Karl der Große und seine ersten Nachfolger bedurften wenigstens zur vollen rechtlichen Anerkennung ihrer Königswürde der Bestätigung durch die Volksversammlung. Diesem umfassenden politischem Rechte entsprach dann aber die nicht weniger bedeutsame Pflicht eines jeden Freien, in den Volkskriegen Kriegsdienste zu leisten und sich zu diesem Zwecke selbst auszurüsten und zu verköstigen. In den Kriegen vor der Völkerwanderung und während derselben wog diese Pflicht wohl nicht allzu schwer. Die ersteren dauerten nicht lange und führten nicht sehr weit weg vom heimatlichen Herde, und in den Kriegen während der Völkerwanderung wurden im Feindesland die Kosten der Erhaltung ohne großen Aufwand bestritten und durch die reiche Beute völlig aufgewogen. Nachdem aber die Franken in Gallien

seßhaft geworden waren und die Völkergebiete sich neu konstituirt hatten, drückte namentlich während der unablässigen Kriegszüge Karls des Großen, die aber zum größten Theil durch die Idee der Weltherrschaft angeregt waren, die allgemeine Wehrpflicht auf eigene Kosten schwerer u. schwerer. Hierzu kamen noch zwei weitere für die Volksfreiheit verderbliche Umstände: die Entwickelung der königlichen Gewalt und das Aufkommen eines neuen höfischen Adels. Während ursprünglich alle Kriegsbeute zu mehr oder weniger gleichen Theilen unter das ganze Volksheer vertheilt wurde — und zur Kriegsbeute gehörte auch der neu eroberte Grundbesitz —, erstarkte schon unter Chlodwig das Königthum so weit, daß keine weiteren Verloosungen mehr vorkamen, sondern alle Grundeigenthumsertheilungen durch des Königs Gunst erfolgten, der sich selbst dabei natürlich nicht vergaß. Der neue höfische Adel entstand aus den Gefolgschaften oder, wie sie bei den merovingischen Königen hießen, aus den Antrustionen, d. h. der in Pflicht Genommenen. Es waren dies ursprünglich freie Männer, die sich eidlich einem Führer für einen Kriegszug verpflichtet hatten, im Falle seines Todes ihn nicht überlebten, im Falle des Sieges mit ihm die Beute theilten. Dies engere persönliche Verhältniß erhielt sich auch zwischen den merovingischen Königen und einer Anzahl ihrer kriegstüchtigsten Franken. Aus ihnen wählten die Merovinger ihre getreuesten Räthe, bekleideten mit ihnen die wichtigsten Civil- und Militärposten und beschenkten sie dafür reichlich mit Domanialgütern. Dem entsprechend wurden sie dann auch mit dem dreifachen Wehrgeld eines gewöhnlichen Freien beehrt. Allmählig wurden jedoch auch Nichtfranken, ja sogar freigelassene Sklaven unter die Antrustionen aufgenommen, und diese letzteren sind es vorzugsweise, die, als Romanen mit den deutschen Volksrechten unbekannt, sich zu jeder Gewaltthat im Interesse der Erweiterung der königlichen Gewalt gebrauchen ließen. Die Antrustionen waren es auch, denen neben den Königen selbst die Aufhebung der gleichmäßigen Verloosung des Grundbesitzes besonders zu Gute kam. An sie und an die Geistlichkeit vertheilten die Merovinger die größten Güter, während der Masse der gemeinen Freien die Erweiterung ihres Grundbesitzes abgeschnitten wurde. So kam es, daß ein Theil der kleinen Freien, der während des Kriegsdienstes verarmt war, in das Verhältniß von Hintersassen der großen Grundbesitzer (Senioren) eintrat, d. h. gegen eine bestimmte persönliche Leistung oder eine sonstige Abgabe Grundstücke auf Lebenszeit erhielt. Dies ursprünglich frei lösbare Verhältniß wurde allmählig immer enger, u. schon im 8. Jahrhundert war es Regel, daß die Hintersassen ihr Verhältniß nicht frei lösen konnten, sondern für die Lebenszeit des Senior das Recht der Freizügigkeit verloren. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts verfielen schon viele in Hörigkeit. Den Verhältnissen der Hintersassen ähnlich waren die der Vasallen, nur daß diese ihre Freizügigkeit wahrten und gegen einen persönlichen Dienst von dem Senior auf begrenzte Zeit ein Grundstück (beneficium) erhielten. Da beide, die Vasallen wie die Hintersassen, ihr Verhältniß häufig dazu benutzten, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen, so wurden die Senioren für das Erscheinen ihrer Dienstleute zum Heerbann verantwortlich gemacht. Dies hatte zur weiteren Folge, daß das Heeresaufgebot nicht mehr durch die königlichen Beamten, die Grafen, direkt an die Freien erging, sondern durch die Senioren vermittelt wurde, und hieran schloß sich ferner mit der Zeit die Pflicht der Senioren, ihre Hintersassen und Vasallen auch vor Gericht zu stellen, ja endlich sogar das Recht der Senioren, über ihre Dienstleute selbst eine gewisse Gerichtsbarkeit auszuüben. So wucherte das Uebel auf Kosten der Freiheit der kleinen Grundbesitzer weiter. Gerade aber unter der kriegerischen Herrschaft Karls des Großen entwickelten sich alle diese Uebelstände in immer größerem Maßstabe weiter und weiter. Die großen Grundbesitzer gingen vielfach auch absichtlich darauf aus, die kleinen Freien unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen. Ein Kapitular Karls des Großen von 811 gibt uns hierüber, sowie über die Noth der kleinen Grundbesitzer und ihre Unlust an den ewigen Kriegszügen ein sehr anschauliches Bild. Darin heißt es: „Die Armen beklagen sich darüber, daß sie ihres Eigenthums beraubt werden; sie beschweren sich gleichmäßig über die Bischöfe und Aebte und ihre Rechtsanwälte, wie über die Grafen u. Centenare. Wenn ein armer Freier sein Eigenthum nicht einem solchen abtreten will, dann suchen sie eine Gelegenheit, um ihn zu verderben, sie schicken ihn unaufhörlich ins Feld, bis er verarmt und wider Willen gezwungen wird, sein Eigenthum zu verkaufen oder zu Lehen zu geben; die Andern aber, welche das Gut eingezogen haben, bleiben ungestört zu Hause. Während die Armen so zum Kriegsdienst gezwungen würden, werde solcher den Wohlhabenden, die sich loskaufen könnten, erlassen.“ Wir ersehen hieraus, wie planmäßig und rücksichtslos die großen Grundbesitzer damals auf die Unterdrückung der kleinen Freien ausgingen, und wie der Lehnsstaat auf Kosten der politischen Unabhängigkeit von Tausenden ursprünglich vollkommen Freier sich in das öffentliche Leben der Nation hineinrankte. Die hierin enthaltene Gefahr erkannte zwar der große Frankenkönig, jedoch erst, als es zu spät war. Zwei Jahre vor seinem Tode erließ Karl unter Zustimmung der Reichsversammlung ein Gesetz, welches das Drückende des alten Heerbannes zu mildern bezweckte. In diesem Gesetz wurde verordnet, daß jeder Freie, welcher vier Hufen als freies Eigenthum oder als Lehen (Benefiz) eines Andern besaß, entweder allein, oder mit seinem Senior auf eigene Kosten sich zum Herrn stellen solle. Wer drei Hufen besaß, der sollte sich mit Einem, der nur Eine Hufe hatte, dahin vereinigen, daß Einer von Beiden auf verhältnißmäßige gemeinschaftliche Kosten ausgerüstet u. unterhalten wurde. Wer nur zwei Hufen besaß, hatte sich mit einem andern Zweihufner wegen der Ausrüstung und Unterhaltung Eines von ihnen zu vereinigen. Wer dagegen nur eine Hufe besaß, der hatte sich mit noch drei andern Einhufnern zusammen zu thun, und einer von diesen Vieren hatte den Heerdienst zu leisten, während die drei Andern ihn ausrüsteten und unterhielten. Dies Gesetz erschien leider zu spät; Karl fand nicht mehr die Zeit, über seiner Ausführung mit der ihm eigenen Energie zu wachen. Er ist deshalb auch nicht im Stande gewesen, der Entwickelung des Lehnwesens ein Ziel zu setzen. Daß diese tiefgreifenden Veränderungen, welche die kriegerische Regierung Karls in der per-

sönlichen Stellung der großen Masse der Freien hervorbrachte, auch auf die inneren politischen Verhältnisse der Nation ihre Rückwirkung üben mußten, begreift sich leicht. Wie die großen Grundbesitzer die Privatrechte der kleinen Freien verkümmerten, so schwand auch der politische Einfluß der großen Volksversammlung zu Gunsten der engeren Versammlung der Großen des Reiches, die sich unter Karl dem Großen neben der Versammlung der sämmtlichen Freien bildete. Doch ist anzuerkennen, daß hierbei auch die große Ausdehnung des Reiches mitbestimmend eingewirkt hat. Das alte germanische Volksrecht kannte nur eine Versammlung aller Freien. In ihr lag eigentlich die Summe der ganzen staatlichen Gewalt, denn die Könige hatten nur geringfügige Angelegenheiten auf eigene Hand zu entscheiden und im Uebrigen nur die Beschlüsse der Volksversammlung auszuführen. Vor die letztere gehörte nun vor allen Dingen die Entscheidung über Krieg und Frieden, sodann aber auch die Gesetzgebung, das Urtheil über die Hochverräther, sowie über alle Hauptverbrechen. Diese Volksversammlungen fanden regelmäßig jedes Jahr Statt, und zwar ursprünglich im März, seit Pipin im Mai oder auch in den folgenden Sommermonaten. Wer überhaupt in diesen Versammlungen mitstimmen wollte, mußte auch persönlich, und zwar in Waffen erscheinen; das heutige System der Stellvertretung durch Abgeordnete kannte man in den damaligen einfacheren und roheren Zeiten noch nicht. Nun war die Theilnahme an diesen Versammlungen ursprünglich, so lange dieselben sich nur auf die Angehörigen desselben Stammes erstreckten, für die Meisten oder auch für Alle sehr wohl möglich; als sich jedoch das große Frankenreich gebildet hatte, waren die Reise u. der Aufenthalt während der Zeit der Versammlung für die entfernt wohnenden Freien sehr störend und kostspielig. Man suchte dem zwar dadurch abzuhelfen, daß man die Versammlungen bald in diesem, bald in jenem Theil des Reiches hielt; indeß auch dies Auskunftsmittel verfing nicht recht. So kam es denn, daß nur die großen Grundbesitzer regelmäßig in der Lage waren, die Volksversammlungen zu besuchen, während von den kleinen Freien nur die gerade zunächst wohnenden Theil nahmen. Hierzu kam, daß mit der wachsenden Größe des Reiches auch die politischen Verhältnisse komplicirter wurden, und daß als diplomatische Sprache das Latein sich als nothwendig erwies. Die kleinen Freien, die nicht im Stande waren, schwierigere politische Fragen zu beurtheilen, verloren auf solche Art an geistigem Einfluß zu Gunsten der Vornehmen, die dem Hofe fortwährend nahe blieben und die Verhältnisse besser kennen lernten, namentlich aber auch zu Gunsten der Geistlichen, weil diese fast allein der lateinischen Sprache mächtig waren. Die innere Berechtigung, welche in diesen langsam sich entwickelnden Verhältnissen sich geltend machte, veranlaßte denn auch Karl, der politischen Verfassung seines Reiches ganz neue Formen anzupassen. Nach seiner Anordnung zerfiel die Reichsversammlung in zwei Abtheilungen, wovon die erste aus den geistlichen und weltlichen Großen, die anderen aus den gemeinen Freien bestand. Die erste Abtheilung, das Oberhaus, sonderte sich wieder in zwei Abtheilungen, in eine geistliche, welche rein geistliche, und in eine weltliche, welche rein weltliche Geschäfte verhandelte, die allgemeinen Angelegenheiten dagegen im Plenum gemeinschaftlich abmachten. Das Haus der Gemeinen bestand aus Freien, die sich aus Mangel an Vermögen kein Gefolge halten konnten, ferner aus der niederen Geistlichkeit, den Gemeindevorstehern, den Aufsehern der königlichen Güter 2c. Die der Reichsversammlung zu machenden Vorlagen bestimmte Karl selbst. In erster Linie beschäftigte man sich stets mit Krieg und Frieden, mit den Angelegenheiten des Königs und der Kirche. Alle diese allgemeinen Staatsangelegenheiten kamen jedoch zunächst an das Herrenhaus. Hatte dies sich schlüssig gemacht, so kam die Sache mit den gefaßten Beschlüssen in Bausch und Bogen an das Unterhaus, das dieselben zu verwerfen oder anzunehmen hatte. Später hatte aber das Volkshaus nicht einmal mehr etwas zu beschließen, die Beschlüsse des Herrenhauses wurden ihm nur noch zur Kenntnißnahme mitgetheilt. Bei den Verhandlungen waren kaiserliche Beamte zugegen, um nöthigenfalls Aufschluß zu geben, ja Karl selbst trat wohl in die Versammlung ein und entwickelte seine Absichten und Ansichten näher. Nach den allgemeinen Reichsangelegenheiten kamen erst die besonderen Handelsinteressen, die Privatstreitigkeiten 2c. zur Berathung. Karl ordnete aber weiterhin noch an, daß außer der Frühjahrsversammlung noch eine Herbstversammlung Statt finden sollte. Auf dieser letzteren tagte jedoch nur das Herrenhaus, es wurden auf derselben auch keine wichtigeren Reichssachen, wie Krieg und Friede, berathen, sondern nur die Vorbereitungen für die Frühjahrsversammlung getroffen und dringende Sachen erledigt. So schwanden der Einfluß und die politische Bedeutung der gemeinen Freien mehr und mehr zusammen. So lange Karl lebte, war dies im Ganzen unbedenklich, denn seine geniale und energische Natur hielt das Wohl und Wehe des Reiches doch fest in der Hand, und die Gemeinfreien verloren wenigstens ihren Einfluß an einen umsichtigen, unermüdlich für das gemeine Beste thätigen König. Als aber Karl starb, waren und blieben die mit erhöhtem politischen Einfluß begabten Großen im Besitz ihres Einflusses, das Volk aber hatte sein gutes altes Recht verloren, und es war kein starker König da, der das Beste des Reiches gewahrt und dem Eigenwillen und der Gewaltthätigkeit der Großen Schranken gesetzt hätte. Was, wie wir oben schon sahen, selbst Karl trotz seiner Sendboten und Beamten nicht hatte verhindern können, nämlich die Bedrückung der Armen durch die Reichen, das war den schwachen Nachfolgern Karls noch weniger möglich. Die Freiheit u. das Recht des Volks waren dahin, u. die Zerstückelung des Reiches zu Gunsten der Großen begann; es war dies die Folge des römischen Reichs deutscher Nation, zu dessen Gründung Karl der Große dem Papste zu Liebe die Hand geboten hatte.

Der Karolinger mächtige Schöpfung bedurfte aber zu ihrer Erhaltung vor Allem kräftiger Lenker. Durch hohe Kraft und Klugheit war sie gegründet, durch den außergewöhnlichsten Herrschergeist vollendet worden. Sie zerfiel, sobald die Karolinger aufhörten, an Geist und Energie die ersten Männer ihres Zeitalters zu sein. **Ludwig der Fromme** (814—840), aller Entschiedenheit, Selbstständigkeit und Klarheit ermangelnd, war nicht im Stande,

einen auf der Grundlage eminenter Regentengaben auferbauten Thron mit Erfolg zu behaupten. Unter den Zerwürfnissen im königlichen Hause fanden Vasallen und Geistliche treffliche Gelegenheit, ihre Macht auf Kosten des Reiches zu vergrößern, und als Ludwig starb (840), hinterließ er das letztere in der ärgsten Zerrüttung, und da die Zwistigkeiten unter den ihn überlebenden Söhnen Lothar, Ludwig und Karl fortdauerten, so war von Karls des Großen Monarchie wenig mehr als der Name vorhanden. Durch den Vertrag von Verdun (843) erhielt Ludwig ganz D. auf der rechten Seite des Rheins und auf dem linken Rheinufer Mainz, Worms und Speyer mit den dazu gehörigen Gauen. Die Hinzufügung dieser drei Städte geschah der Kirchenverfassung wegen, weil der Erzbischof von Mainz seit Bonifacius' Zeiten Primas von D. war und die Bischöfe von Worms und Speyer als Suffraganbischöfe unter ihm standen. Diese Theilung des fränkischen Reichs sollte zwar grundsätzlich die Einheit desselben keineswegs für alle Zeiten aufheben; aber faktisch war sie ein entscheidender Schritt zur Begründung von zwei besonderen Reichen, eines romanischen u. eines deutschen. Die deutschen Stämme rechts am Rhein erkannten Ludwigs des Deutschen Obergewalt insgesammt an, und nur die slavischen Völker suchten die während des innern Zwiespalts im karolingischen Hause errungene Unabhängigkeit zu behaupten. Aber Ludwig brachte sie durch wiederholte Feldzüge zur Ruhe und Unterwürfigkeit zurück. Auch die Normannen, welche die Küsten brandschatzten, bekämpfte er mit Erfolg und trat den Eroberungsplänen Karls des Kahlen, der nach Lothars II. Tode dessen ganzes Land (Lothringen) besetzte, kräftig entgegen. Durch den Vertrag von Mersen (870) zwang er ihn zur Räumung des Gebiets östlich von der Maas und nahm es nach dem Erlöschen der Linie Lothars (875) in Besitz. Nach seinem Tode (876) traten die Westfranken mit ihren späterhin so oft erhobenen Ansprüchen auf das ganze linke Rheinufer zuerst hervor. Karl der Kahle brach mit Heeresmacht über die deutsche Grenze, um Ludwigs Söhnen, wenn nicht alle Staaten ihres Vaters, doch wenigstens alles jenseits des Rheins gelegene Gebiet zu entreißen; aber sein Plan scheiterte durch die schmähliche Niederlage, welche ihm der jüngere Ludwig bei Andernach beibrachte. Die drei Brüder theilten darauf unter sich so ab, daß Karlmann Bayern mit den abhängigen slavischen Ländern, Böhmen, Mähren u. Kärnthen, Ludwig der Jüngere Ostfranken, Sachsen, Thüringen, Friesland und den größten Theil von Deutsch-Lothringen, Karl der Dicke Alemannien und den Rest von Lothringen erhielt. Diese Theilung war jedoch vorübergehend. Karlmann starb schon 880 und hinterließ nur einen natürlichen Sohn Arnulf, welcher mit Kärnthen abgefunden wurde, und da 882 auch der jüngere Ludwig ohne Erben mit Tod abging, so vereinigte Karl der Dicke, der schon 380 die Kaiserkrone auf sein Haupt gebracht hatte, nicht bloß ganz D., sondern, wegen der Unmündigkeit des einzigen noch übrigen Sohnes Karls des Kahlen, auch die ganze westfränkische Monarchie unter seinem Scepter. Also erkannte das karolingische Reich, mit Ausnahme einiger davon abgerissenen Stücke, wieder ein einziges Oberhaupt an. Allein auch bei weit bedeutenderen Herrschergaben wäre es Karl dem Dicken unmöglich gewesen, die Reichsgewalt wieder zum alten Ansehen zu bringen. Aus dem Lehnsadel hatte sich eine trotzige Aristokratie gebildet, und die königliche Macht war durch sie fast ebenso beschränkt wie unter den letzten Merovingern. Karl der Dicke hatte als Herr von D. und Lothringen sich der Normannen, die sich in den Niederlanden festgesetzt hatten und von hier aus die Rhein- und Moselstädte verheerten, nicht anders zu erwehren gewußt, als daß er ihnen große Geldsummen und ihrem Anführer Gottfried Friesland zu Lehen gab. Jetzt, da er Gebieter des ganzen Frankenreichs geworden war, nahm seine Ohnmacht noch zu. Durch einen schimpflichen Vergleich mit den Normannen, die bis Paris vorgedrungen waren, lud der Kaiser allgemeine Verachtung auf sein Haupt; Hofkabalen vollendeten seinen Sturz, auf einer Versammlung zu Tribur (887) ward Karl der Dicke abgesetzt und Arnulf, der Sohn Karlmanns, auf den Thron erhoben. Arnulfs (s. d.) Regierung ist, ungeachtet er die Normannen wenigstens an der Dyle entscheidend schlug (891), als eine der verhängnißvollsten Epochen in der Entwickelung des deutschen Staatswesens zu betrachten. Blutige und erbitterte Fehden, die das nicht erfreuliche Bild von einer gesetzlosen, barbarischen Zeit und von einer geistig und sittlich zurückgeschrittenen und verwilderten Nation geben; verheerende Züge der Ungarn, welche die spärlichen Blüthen der Kultur und Volkswohlfahrt vollends abstreiften, waren nur vorübergehende Folgen von Arnulfs Mißgriffen; die Zerstückelung und Schwächung des deutschen Reichs, der in der Folgezeit auch die kräftigsten Herrscher nur momentan zu begegnen wußten; dies die verderblichste Hinterlassenschaft jener unheilvollen Zeit, in der das karolingische Geschlecht durch eigene Schuld zu Grunde ging. Als Arnulf vom Schauplatze abtrat (899), hinterließ er aus rechtmäßiger Ehe nur den unmündigen Ludwig, den die Fürsten auf Betrieb des Erzbischofs Hatto von Mainz zu seinem Nachfolger auf den deutschen Thron erwählten. So stand in schwerer Zeit statt eines gereiften Mannes ein ohnmächtiges Kind am Ruder des Reiches. Daher im Innern die furchtbarste Zerrüttung, nach außen die schmachvollste Ohnmacht. Das kaum erst gegründete deutsche Reich, von innern Parteizwisten zerrissen und von den Raubschaaren der Ungarn verheert, mit einem unmündigen Schattenkönig an der Spitze, schien seiner Auflösung nahe, als mit Ludwig dem Kinde der deutsch-karolingische Stamm erlosch (911).

Mit dem Ausgang der Karolinger zerriß das Band, welches die deutschen Völkerschaften unter sich u. mit dem erblichen Thron verknüpft hatte. Sie waren jetzt wieder in derselben Lage wie nach der Völkerwanderung. Sie konnten getrennt bleiben, aber sie waren dann in Gefahr, eine Beute der Ungarn, Slaven und Normannen zu werden; ihre Selbstständigkeit und ihr Uebergewicht konnten sie nur durch Vereinigung behaupten. Am meisten geneigt, in der Trennung zu beharren, waren die süddeutschen Stämme, die Bayern und Alemannen, welche, wie die Burgunder bereits gethan hatten, besondere Königreiche zu bilden gedachten. Die Thüringer und Friesen verhielten sich passiv;

die Ostfranken und die Sachsen hingegen, obgleich alte Feinde, wollten doch die bisherige Vereinigung festgehalten haben. Erzbischof Hatto von Mainz, der das Reich erhalten wollte, brachte indeß doch einen Reichstag zu Stande, auf dem die Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern erschienen. Da der Herzog Otto von Sachsen die ihm angetragene Krone ausschlug, so ward auf Betrieb Hatto's Konrad von Franken zum König erhoben (911 — 918). Dieser rang seine ganze Regierungszeit hindurch mit den Großen des Reichs in zweifelhaftem Kampfe und sorgte für den Fortbestand des durch innere Zwistigkeiten und verheerende Raubzüge der Ungarn zerrütteten Reichs am besten, als er, sein Familieninteresse hintansetzend, seinen Hauptgegner, den Herzog Heinrich von Sachsen, Otto's Sohn, zu seinem Nachfolger bestimmte. Ungeachtet der geringen Bedeutung, die Konrad I. als deutscher König hatte, hat er doch die königliche Macht hergestellt und das aufgelöste Reich diesseits des Rheins wieder zusammengebracht. Die Rechte des Königs, in welche er eintrat, sind zwar in der Hauptsache und hinsichtlich der Reichsregierung, der Gerichtsbarkeit und des Kriegswesens dieselben wie unter den Karolingern; aber die königliche Würde wurde nicht mehr in dem Sinne erblich, daß das Reich unter die Söhne getheilt werden durfte. Denn während unter den Karolingern und Merovingern ein großer Theil des Reichsbodens erobertes und erbliches Eigenthum des königlichen Hauses war und die Söhne nach dem Erbrechte darauf gleichen Anspruch hatten, wurde von jetzt an in D. der gewählte König erst in die Reichsgüter eingesetzt. Auch hinsichtlich der Verwaltung des Reichs ist von jetzt an das karolingische System, das Konrad theilweise noch vorgefunden, als abgethan zu betrachten. Die schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold büßten ihren Widerstand gegen Konrad mit dem Leben (917), und damit erlischt diese Würde. Jedes Hauptvolk kommt unter seinen eigenen, und zwar eingeborenen Herzog. Da die Thüringer nach ihres Herzogs Burkhard Tode dem sächsischen Herzog folgten, und bei den Friesen die herzogliche Würde nie aufkam, so entstanden vier Herzogthümer: Ostfranken, Sachsen, Schwaben u. Bayern. Wir erkennen in ihnen die drei ältesten Völkervereine wieder, den sächsischen in dem gleichnamigen Herzogthum, den suevo-alemannischen in Schwaben u. Bayern und den fränkischen in Ostfranken und Lothringen, welches Herzogthum unter Heinrich I. als das fünfte zum deutschen Reiche geschlagen wurde. Nach Konrads Tode (23. Dec. 918) versammelten sich die Fürsten, mit Ausnahme der Herzöge von Schwaben und Bayern, zu Fritzlar (919) und erkoren den abwesenden Sachsenherzog Heinrich (919—936) einstimmig zu ihrem König. Nachdem Heinrich seine Anerkennung als deutscher König bei allen Herzögen zu Stande gebracht hatte, kam es darauf an, die herzogliche Gewalt, die einmal vorhanden war, allmählig in ein solches Verhältniß zur königlichen zu bringen, worin sie die letztere nicht lähmte. Heinrich leitete dies ein durch die Einführung oder Erneuerung der Pfalzgrafenämter in den Herzogthümern. Wenigstens ernannte er den Herzog Eberhard von Franken zum Pfalzgrafen in Lothringen. Als solcher hatte derselbe, wie die früheren Kammerboten, die Aufsicht über die Krongüter, die Gerichtsbarkeit über Die, welche vom herzoglichen Gerichtszwange befreit waren, und in peinlichen Fällen das Schultheißenamt neben dem Herzog, dem er jedoch die Heeresfolge zu leisten hatte. Auch machte Heinrich, indem er nach Burkhards Tode das Herzogthum Schwaben dem ostfränkischen Grafen Hermann verlieh, damit den Anfang, die Herzogthümer, wie die übrigen Lehen, aus königlicher Machtvollkommenheit zu verleihen, ohne dabei auf Stammesverwandtschaft Rücksicht zu nehmen, der erste Schritt, die Völker und Häuser einander zu befreunden. Die Eingriffe Heinrichs in die herzogliche Gewalt geschahen jedoch mit großer Vorsicht und Zurückhaltung. Das königliche Ansehen hatte unter den Nachfolgern Karls des Großen eine zu mächtige Erschütterung erfahren, die Gewalt der großen Territorialherren war zu sehr herangewachsen, wie Heinrich selbst seinem Vorfahren Konrad nachdrücklich bewiesen hatte, als daß sich bei den großen Aufgaben der äußeren Politik mit rücksichtsloser Strenge hier hätte durchgreifen lassen. Gerade die Selbstbeherrschung, welche Heinrich in dieser Beziehung an den Tag legte, ist ein Beweis für seine hohe politische Einsicht. Er begnügte sich damit, daß jeder Herzog ihm als seinem Senior oder Kriegsherrn huldigte, ihm Treue und Heeresfolge gelobte, im Uebrigen ließ er jeden selbstständiger Kriegsherr über die Einwohner seines Herzogthums und Leiter der inneren Verwaltung desselben sein. Nur wo der König persönlich erschien, nahm er die Befugniß in Anspruch, die Rechte des Herzogs für den Augenblick selbst auszuüben. Hieran war es vorläufig um so mehr genug, als Heinrich aus guten Gründen verschmähte, sich in den geistlichen Fürsten und durch deren Begünstigung, die doch nicht hätte umsonst geltend gemacht werden können, ein Gegengewicht gegen den Einfluß der weltlichen Fürsten heranzuziehen. Wie er nach seiner Königswahl das Anerbieten des mainzer Erzbischofs, ihn zu salben, mit den Worten ablehnte, es sei genug, daß er von Gottes Gnaden und der deutschen Fürsten Frömmigkeit gewählt sei, und er überlasse die Salbung Denen, die etwa noch frömmer sein wollten, so gestattete er auch während seiner ganzen Regierungszeit der Geistlichkeit keinen Machtzuwachs und keine Einmischung in die hohe Politik, wohl aber hielt er fest an dem damals noch unbestrittenen Recht, erledigte Bisthümer zu besetzen und damit den Einfluß des hohen Klerus nach seinem Sinn zu lenken. Allein auch hierbei schonte er den Einfluß der weltlichen Großen und überließ z. B. dem Herzog von Bayern freiwillig auf Lebenszeit das Recht, die Bischöfe in Bayern selbstständig einzusetzen. Den Schwerpunkt seiner Stellung suchte Heinrich vor Allem in der Hebung seines sächsisch-thüringischen Heimatlandes und in zweiter Linie in der Sicherstellung der äußeren Grenze und der Ausdehnung des Kolonisationsgebietes nach Osten. Dadurch erreichte er, was zunächst den deutschen Königen noththat: einen kräftigen Rückhalt in der Hausmacht und die Achtung vor der Bedeutung des Königthums für die nationale Sicherheit u. Machtentwickelung. So schirmte er die Rechte des Reichs siegreich gegen Dänen und

Franzosen, knüpfte mit England stammverwandte Beziehungen an, deckte die Südgrenze durch eine feste Freundschaft mit Italien, unterwarf die slavischen Stämme in Böhmen, sowie an der Elbe und Havel und bekehrte sie zum Christenthum, gründete nach Niederwerfung der letzteren (Heveller, Daleminzier, Redarier) die Mark Brandenburg (926) und setzte einen sächsischen Grafen dort ein und befreite endlich das Reich für längere Zeit wenigstens von den verheerenden Einfällen der Ungarn durch den glänzenden Sieg bei Merseburg (933). Das Feudalsystem erhielt freilich unter der kriegerischen Regierung Heinrichs im Wesentlichen seine letzte Entwickelung. In Folge der Kriege mit den Reiterschaaren der Ungarn wurde der ordentliche Dienst im Heerbann immer mehr Reiterdienst und die Bewaffnung immer schwerer. Heinrich nahm auch erst dann den entscheidenden Kampf gegen die Ungarn auf, nachdem er seine Sachsen, Thüringer u. Franken gelehrt hatte, in geschlossener Reiterschaar zu kämpfen. Diese Umbildung der Kampfweise vertheuerte aber den Kriegsdienst noch mehr als früher; gehörten doch damals schon zehn Hufen dazu, um die Kosten der Ausrüstung u. Unterhaltung Eines Reiters zu tragen. Die Folge war also, daß diejenigen Freien, welche ihre Wehrhaftigkeit und damit ihre volle Freiheit behaupten konnten, immer mehr an Zahl zusammenschmolzen. Die Uebrigen wurden genöthigt, sich in die Schutzpflicht der Begüterten zu begeben, mit andern Worten, sie wurden Hintersassen, die zwar gegen die nöthigen Abgaben ihr Land in Ruhe bebauen konnten u. nur noch bei gemeiner Landesnoth zur Landfolge (Reise) Kriegsdienst zu leisten hatten, die aber dafür auch der politischen Volksrechte verlustig gingen. Nur der Heerdienstpflichtige führte fortan noch den Ehrennamen „Ritter" und war zur Entschädigung für seine Kriegsdienste von den öffentlichen Lasten und Abgaben frei, der schutzpflichtige Landsasse dagegen war es mit dem Leibeigenen und den anderen unfreien Hintersassen allein, auf die die Lasten der bürgerlichen Gesellschaft gewälzt wurden. So gestalteten sich die Verhältnisse vom 10. Jahrhundert ab fast allgemein. Unter diesen Umständen wären wir in D. dem Schicksal der Polen entgegen gegangen, d. h. wir hätten nur noch Adel und Leibeigene oder doch wenigstens politisch unberechtigte Schutzpflichtige und Unfreie gehabt, hätte sich nicht in dem seit Heinrich mehr und mehr entwickelnden Städteleben das vermittelnde bürgerliche Element gebildet. Man hat Heinrich auch wohl den Städteerbauer genannt, und es ist richtig, daß unter seiner Regierung zum Schutz der Ostgrenze des Reiches eine Reihe von Städten angelegt wurden. Das eigentliche städtische Leben entwickelt sich jedoch erst später, und auch die von Heinrich angelegten Städte hatten mehr noch die Bedeutung von Festungen als von Plätzen des gewerblichen und kommerciellen Lebens. Die Bedeutung dieser städtischen Anlagen unter Heinrich ist indeß gleichwohl für die Entwickelung des Bürgerstaats nicht zu unterschätzen. Das entscheidende Merkmal für eine Stadt im Gegensatz zu den Landgemeinden war das Weichbildrecht, d. h. die Befreiung von der zuständigen Grafengewalt und die Stellung unter den Schutz eines bischöflichen oder kaiserlichen Vogts. Rechtlich unwesentlich, aber stets mit dem Charakter der Stadt zusammenfallend war die Befestigung des städtischen Wohnsitzes. Durch die Ertheilung des Weichbildrechtes wurden nun zwar die Bürger der Städte aus der Gemeindeverbindung mit den heerbannpflichtigen Freien herausgeschieden, sie traten aber zugleich auch aus dem Schutzverhältniß zu einem größeren Grundbesitze, oder wurden der Gefahr entrissen, eben weil sie unter bischöflichem oder kaiserlichem Schutze standen, in ein solches Schutzverhältniß herabgedrückt zu werden, wie dies den minder begüterten Freien auf dem platten Lande damals und schon früher widerfuhr. Der Herr der Städte war der Bischof oder Kaiser, und denen mußten die freien und vollberechtigten Bürger auch Heerdienste leisten. Geschah dies nun auch nicht von allen, da sich ja auch Hörige in den Städten ansiedelten, so wurde doch auch für diese letzteren das Weichbildrecht zur Schutzwehr gegen den Adel, und im Verlaufe der Zeit erlangten auch diese, wie die Geschichte der Städte lehrte, das volle Bürgerrecht und die volle Freiheit. Gerade in der Zeit Heinrichs traten jedoch unter den damals neuentstehenden Städten die militärischen Rücksichten so sehr hervor, daß meist nur Freie in die Städte einzogen, von denen der Heerdienst nach wie vor geleistet wurde, und eben dies trug zur Kräftigung der jungen städtischen Freiheit sehr viel bei. Als Heinrich starb, war D. überall im Aufblühen und Voranschreiten begriffen, einig in sich, denn während seiner ganzen Regierungszeit ist nicht ein einziger Aufstand gegen die königliche Gewalt vorgekommen, überall geachtet, nirgendwo gehaßt, der mächtigste Staat Europa's und der Freiheit keines Nachbarvolkes gefährlich. Seinem ganzen Regierungssystem entsprechend, war er denn auch uneigennützig genug, das Wahlrecht der Nation, durch welches er selbst die Krone erlangt hatte, anzuerkennen u. sich weder ein Erb-, noch ein Theilungsrecht anzumaßen. Um so bereitwilliger gingen die Fürsten auf seinen Wunsch hinsichtlich der Nachfolge ein, und so bestieg sein zweiter Sohn, Otto I., den deutschen Thron (936—973). Aachen, die alte Kaiserstadt, wurde als der würdigste Ort für die Krönung ausersehen und die letztere selbst mit großer Feierlichkeit vollzogen. Aber mit diesem Krönungsglanze standen die Ereignisse der nächsten Jahre im argen Kontrast. Denn so geordnet Heinrich I. das Reich hinterlassen hatte, so große Verwirrung entstand schon in Otto's ersten Regierungsjahren. Alles erneuerte sich, was seine beiden Vorgänger bekämpft hatten, der Aufstand der Fürsten, der slavische, normannische und ungarische Krieg. Jener Aufstand wiederholte sich mehre Male unter wechselnden Parteien, und das königliche Haus selbst war getheilt. Der Herzog Eberhard von Franken verband sich mit des Königs eigenen Brüdern und mit dem Herzog Giselbert von Lothringen. Aber das Treffen bei Andernach (939) brachte eine schnelle, für Otto günstige Entscheidung. Erst nach Wiederherstellung der Ruhe im Innern konnte das Ansehen des Reichs gegen Slaven und Dänen mit Glück geltend gemacht werden. Verhängnißvoll aber war, daß Otto die lange unterbrochene Verbindung mit Italien wieder anknüpfte. Otto hat in seiner Hand eine politische Macht zusammengehäuft, wie sie seit Karl dem Großen kein deutscher König gehabt und wie sie nach ihm kein einziger seiner Nachfolger

wieder erlangt hat. Er war König von D., König von Italien, Lehnsherr der Wenden, Böhmen, Polen und Dänen, Mediator in Frankreich, wo er in nicht zu billigendem Verfahren bald die Großen gegen den König, bald den letzteren gegen die Großen unterstützte, u. endlich Protektor von Burgund; seine Herrschaft reichte von der Eider bis nach Süditalien, von der Weichsel bis zur Seine, und nur eine einzige Aufgabe ist es, die er nicht hat bewältigen können: die Vertreibung der Byzantiner aus Süditalien. Aber über diese blendenden Erfolge dürfen wir nicht vergessen, daß nur ein einziger von ihnen dauernd gewesen ist: die Fortschritte der Germanisirung des deutschen Ostens. Was er sonst erreicht, ist unter seinen Nachfolgern wieder verloren gegangen, während über diesem Streben nach Herstellung einer christlichen Weltherrschaft in der inneren Erstarkung D.s schon unter Otto selbst sehr Vieles verloren ging. Er gab die nationale Politik seines Vaters eben wieder auf und jagte dem Schattenbild der Kaiseridee nach. Wenn irgend Einer, so wäre er im Stande gewesen, bei gleicher Beschränkung auf die nächstgelegenen Aufgaben, wie sein Vater sie beobachtet, die Einheit und innere Erstarkung D.s durch Konsolidirung der königlichen Gewalt für alle Zeit festzustellen. Statt dessen suchte er seine Stütze an der geistlichen Gewalt, um mit deren Hülfe die Idee einer Weltherrschaft zu verwirklichen. Er schlug nicht, wie sein Vater, die geistliche Salbung aus, er machte durch ganz D. die Bischöfe zu den wichtigsten Organen der königlichen Gewalt und stattete sie auf das Reichlichste mit Gütern, Rechten und Herrschaften aus. Wie eine drohende Warnung des Genius der deutschen Nation erscheint es, daß sich seinem zweiten Römerzuge eine Reihe von deutschen Großen, darunter sein eigener Sohn Ludolf, widersetzte. Er achtete nicht auf den hierin so vernehmlich ausgesprochenen Protest der Nation, und von ihm ab ging dann unaufhaltsam das Geschick seinen Lauf, das die deutschen Könige um der Kaiserkrone willen nach Italien zog, um dort deutsches Blut, deutsches Kapital und vor Allem die politische centralisirende Macht zu verschleudern und den inneren Zerfall der Einheit der Nation zu besiegeln. Durch seinen ersten Zug über die Alpen (952) wurde das Königreich Italien wieder Reichslehen. Otto's Vermählung mit Adelheid, der Wittwe Lothars, hatte jedoch ein neues Zerwürfniß im sächsischen Hause zur Folge. Sie erregte die Unzufriedenheit Ludolfs, der durch sie seine Nachfolge in der königlichen Würde in Zweifel gestellt sah; an ihn schlossen sich noch mehre mißvergnügte Große an, besonders Konrad von Franken, der Eidam und frühere treue Anhänger Otto's und der Pfalzgraf Arnulf von Bayern, so daß der König in nicht geringe Bedrängniß gerieth. Jedoch gelang es ihm, auch diesen Aufstand zu unterdrücken (954). Wie aber Otto aus allen innern Kämpfen siegreich hervorging, so wandte er auch die schlimmste Wirkung derselben ab, indem er die Ungarn, welche jene Zwistigkeiten zur Wiederholung ihrer Einfälle veranlaßten, am Lech so entscheidend schlug (955), daß die deutschen Gaue seitdem von ihren Verheerungen verschont blieben. Ein zweiter Zug über die Alpen (962) knüpfte Italien noch enger an D. und brachte die römische Kaiserkrone, welche seit Arnulf kein deutscher König getragen, auf das Haupt des Nachkommen Wittekinds. Was das Verhältniß des Königreichs Italien zu D. betrifft, so wurde dies durch Berengars Absetzung keineswegs ein so enges, daß beide Länder seitdem Ein Reich ausgemacht hätten, sondern Italien blieb ein besonderes Reich mit eigener Verfassung, eigenen Rechten, Ständen u. Reichstagen, in welchem der Kaiser nur die oberste Richtergewalt ausübte. Es wurde dem deutschen Reiche nie einverleibt, wie dies den eroberten slavischen Gebieten widerfuhr, und blieb daher ein Nebenland im eigentlichen Sinne. Otto's I. Regierung hat das deutsche Reich, das ein halbes Jahrhundert zuvor der Auflösung nahe war, zu einem äußeren Glanze erhoben, der es als die erste Macht des Abendlandes erscheinen ließ. Otto II. (973—983) hatte dessen ungeachtet noch einmal gegen Alles, was sein Vater mit starker Hand gebändigt, zu kämpfen, gegen innere Unruhen, gegen Feindseligkeiten der Dänen und gegen Empörungen der Slaven. Auch an der westlichen Grenze des Reichs führten die lothringischen Verhältnisse Zwistigkeiten herbei. Lothar V. von Frankreich drang bis Aachen vor, entsagte aber in dem 980 abgeschlossenen Frieden allen Ansprüchen auf das bisher streitige Lothringen, welches seitdem bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts beim deutschen Reiche geblieben ist. Nach Otto's II. Tode (7. Dec. 983) schien sich der alte Zwist im Königshause nochmals zu erneuern, als der ehemalige Herzog Heinrich II. von Bayern, der bisher zu Utrecht in Haft gehalten worden war, nicht allein die Vormundschaft über den dreijährigen Otto III. (983—1002), sondern selbst die Krone beanspruchte u. sich zu Quedlinburg huldigen ließ. Otto's Mutter Theophania behauptete jedoch die Regentschaft; da aber auch seine Großmutter Adelheid und seine Muhme Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, an den Regierungsgeschäften Antheil nahmen, so entstand ein Dreifrauenregiment, bei welchem schwerlich Einigkeit gewesen wäre, wenn nicht der Erzbischof Willigis mit kluger Hand das Ganze geleitet hätte. Dem jungen König gefiel Italien mit seiner höhern Kultur und seinen großartigen historischen Erinnerungen bald besser als das Vaterland; ein frühzeitiger Tod (24. Jan. 1002) steckte aber seinen weitgreifenden Entwürfen in Betreff der Wiedergeburt Italiens ein Ziel. Der erste Versuch einer römisch-deutschen Erbmonarchie, der viel deutsches Blut kostete, war an der Politik der Ottonen gescheitert, denn da Otto III. keinen Erben hinterließ, so nahmen die Herzöge ihr Wahlrecht wieder in Anspruch, und so konnten gegen den Bayernherzog Heinrich, dem die Krone nach dem Erbrecht hätte zufallen müssen, zwei Mitbewerber, der Markgraf Eckard von Meißen und der Herzog Hermann II. von Alemannien aus dem fränkischen Hause, auftreten. Erst nach des erstern Ermordung, und nachdem die Stämme einzeln für Heinrich von Bayern gewonnen worden waren, trat Hermann zurück und huldigte seinem glücklicheren Nebenbuhler. Diese Verleugnung des Erbrechts wäre nicht eingetreten, hätten die Ottonen ihre Interessen in D. selbst gewahrt, statt sie in Italien zu suchen. Heinrich II. (1002—24) hatte wieder mit unzufriedenen Großen, worunter sein eigener Bruder Bruno, und zugleich mit den Lothringern und Polen zu

kämpfen, und der Friede von Budissin (1018) mit den letzteren war daher mehr den Umständen als der Ehre des Reichs angemessen. Nachdem Heinrich schon 1004 zu Pavia die eiserne Krone der Lombarden erworben, drang er auf einem zweiten Zug über die Alpen bis Rom vor und empfing vom Papste Benedikt (1014) die Kaiserkrone, welche 12 Jahre erledigt gewesen war. Auf friedliche Weise sicherte Heinrich dem Reiche einen Zuwachs, als er mit seinem mütterlichen Oheim, dem König Rudolf von Burgund (1018), einen Erbvertrag abschloß, nach welchem nach des letztern Tode das burgundische Reich an Heinrich fallen sollte. Da er aber vor Rudolf starb (13. Juli 1024), so blieb die Geltendmachung jenes Vertrags seinem Nachfolger überlassen. Zur Stärkung seiner Macht in D. wählte Heinrich ebenfalls die Begünstigung der bischöflichen Gewalt. Sein Zug gegen die Byzantiner endete mit einer schmachvollen Niederlage.

Da Heinrich II. nicht, wie seine Vorgänger, während seines Lebens einen Nachfolger hatte ernennen lassen und überdies kinderlos starb, so fiel die Wahl wieder an die Fürsten. Aus 8 Herzogthümern, aus Sachsen, Böhmen, Ostfranken, Alemannien, Bayern, Kärnthen, Ober- und Niederlothringen zogen die Großen mit zahlreichem Gefolge an den Rhein und erkoren auf einem großen, zwischen Mainz und Oppenheim am alten Königsstuhl abgehaltenen Wahltage den fränkischen Grafen **Konrad** den Salier (1024—39). Er erreichte in einem halben Jahre, was seine Vorgänger erst nach mehrjährigem Kampfe errungen: Ruhe im Innern. Darauf erhob er als Heinrichs II. Nachfolger Ansprüche auf die Erbfolge in Burgund und setzte sie halb mit Gewalt (1025), halb mittelst gütlichen Vergleichs (1027) durch, wodurch er des Reiches Grenzen bis zum Mittelmeere ausdehnte. Auch Italien, wo eine Partei die deutsche Herrschaft zu stürzen bemüht war, mußte sich vor ihm beugen und der Papst ihn zum Kaiser krönen (26. März 1027). Mit gleichem Erfolge brachte Konrad seine Oberhoheit im Osten bei den Polen zur Anerkennung, während er durch Abtretung der Mark Schleswig an Dänemark (1036) das freundliche Einvernehmen mit letzterem sicherte. Ein zweiter Zug Konrads nach Italien (1037) ist besonders deshalb wichtig, weil er die berühmte Lehenskonstitution veranlaßte, welche die Erblichkeit der Lehen festsetzte, die Veräußerung derselben von Seiten des Lehnsherrn ohne Zustimmung der Vasallen verbot und den letztern, die einem aus Ihresgleichen zusammengesetzten Gerichte unterstellt wurden, die Appellation an den Kaiser gestattete. Ueberhaupt war es Konrads Bestreben, die königliche Gewalt in D. durch die Einschränkung der herzoglichen Macht u. Einführung einer gesetzlichen Ordnung zu heben. Seine Politik war überhaupt der Heinrichs I. ähnlich, namentlich auch darin, daß er die Geistlichkeit nicht als eine Stütze des Reichs ansah, sondern ihr sehr scharf bestimmte Grenzen anwies. Die Einführung des Gottesfriedens (treuga Dei) in Burgund und die Handhabung der Gerechtigkeit auf einer Reise durch D. waren seine letzten Werke. Er hinterließ bei seinem Tode (4. Juni 1039) den Thron seinem Sohne, Heinrich III. (1039—56), unter den günstigsten Verhältnissen, wie sie die Thronbesteigung keines der bisher genannten Könige begleitet hatten. Keine Umtriebe störten den Beginn von Heinrichs Regierung. Ueber vier deutsche Völker übte er selbst die herzogliche Gewalt aus: außer Bayern und Schwaben, welche ihm schon sein Vater verliehen, war jetzt nämlich auch das Herzogthum Franken bei dem königlichen Hause, und da auch Kärnthen bald nach Heinrichs Thronbesteigung erledigt wurde, so standen nur noch zwei deutsche Länder, Sachsen und Lothringen, und zwei slavische, Böhmen u. Polen, unter eigenen Herzögen. Heinrich beherrschte also unmittelbar den ganzen Süden von D., dazu das burgundische und italienische Königreich. Selbst über die Ungarn dehnte er des Reiches Herrschaft aus, indem er den von einer Gegenpartei vertriebenen und durch ihn zurückgeführten König Peter veranlaßte, sein Reich vom deutschen König zu Lehen zu nehmen (1044). Er setzte in den erledigten Herzogthümern außer Franken, welches er als Erbland des Königshauses betrachtete, zur besseren Aufrechterhaltung des Landfriedens wieder Herzöge ein und versäumte überhaupt, die damals fast gänzlich darniederliegende herzogliche Gewalt auch ferner niederzuhalten. Und doch wäre er bei seiner Umsicht u. kühnen Entschlossenheit gerade der rechte Mann hierzu gewesen. Sein Vater hatte ihm hierin mit bestem Erfolg vorgearbeitet, er selbst hatte außer den inneren Fähigkeiten die erforderliche äußere Macht. Allein er vernachlässigte überhaupt die deutschen Interessen und unterließ daher, die niederen Stände zum Stützpunkt der königlichen Macht zu machen. Sein Streben hing an den kirchlichen Interessen. Hier war er allerdings noch Herr, er setzte die Bischöfe ein und erhob Bischöfe auf den päpstlichen Thron. Aber er handelte hierbei auch ganz in Uebereinstimmung mit den Interessen des Klerus; Koncil folgte auf Koncil, kirchliche Reform auf kirchliche Reform. So sorgte er dafür, daß überall der rechte Glaube, christliche Zucht und ein gottseliges Leben aufgerichtet und Alles mit christlichem Geist erfüllt werde, mit dem christlichen Geiste freilich, dessen Organe alle in seiner mächtigen Hand zusammen gehalten wurden. Man sah in Rom vorerst noch ruhig zu und ließ es still geschehen, daß der deutsche Kaiser die Kirche mit eigener Hand zu immer höherer Macht und immer weiter reichendem Einfluß emporhob. An seinem Sohne sollte es sich aber schon zeigen, wie nichtig diese Politik war. Auf Heinrich III. folgte Heinrich IV., auf Leo IX. folgten Hildebrand und der Büßertag von Canossa. Heinrichs frühzeitiges Ableben (5. Okt. 1056) hatte einen Umschwung der Verhältnisse zur Folge, in welchem das königliche Ansehen fast schneller, als es emporgestiegen, von seiner Höhe herabsank. Die verwittwete Kaiserin Agnes, welche für ihren noch nicht sechsjährigen Sohn **Heinrich IV.** die Regentschaft führte, wollte alle durch die Willkür ihres Gemahls Beleidigten versöhnen; daher brach die zurückgedrängte Aristokratie jetzt von Neuem und um so kühner hervor, je mehr sich die Kaiserin die Gewogenheit derselben durch die Vergabung der Herzogthümer zu verschaffen suchte, um mit ihrer Hülfe die übermächtig werdenden Erzbischöfe zu zügeln. Während die bisherigen Kaiser dem Erblichwerden der Herzogthümer nach Kräften vorgebeugt hatten, von dem richtigen Grundsatz geleitet, daß dieselbe die Erblichmachung der Krone hindern müsse, ließ die nachgiebige Vormünderin jene für die deutsche Staats-

verfassung so folgenreiche Aenderung zu. Der junge Heinrich IV. (1056—1106) wurde abwechselnd von den Erzbischöfen Hanno von Köln und Adalbert von Bremen erzogen und durch die finstere Strenge des ersteren und die Nachsicht des letzteren gleich sehr verzogen. Er mißhandelte die schon von seinem Vater her über Nichtachtung ihrer Rechte unzufriedenen Sachsen in dem Grade, daß sie (1073) zu den Waffen griffen. Das von ihnen bei dieser Gelegenheit aufs Aeußerste geschmähete, königliche Ansehen fand zwar tapfere Vertheidiger, welche ihm wieder aufhalfen; aber von der Höhe, auf die sich der König durch Unterwerfung der Sachsen schon gestellt sah, wurde er herabgestürzt durch den Kampf, in den er mit dem Papst Gregor VII. gerieth. Das leidenschaftliche Schwanken Heinrichs bot der furchtbaren Besonnenheit des Gegners die sichersten Blößen. Heinrich, vom Papst mit dem Bann belegt u. durch seine Gewaltthaten mit dem Volke und den Fürsten zerfallen, von den letztern mit Absetzung bedroht, wandte diesen Schimpf nur durch erniedrigende Demüthigung vor dem Papste in Canossa (1077) von sich ab. Darauf griff er, von den lombardischen Großen ermuthigt, von Neuem zu den Waffen. Noch einmal Bannfluch und Absetzung, ein Gegenkönig ersteht in Rudolf von Alemannien (1077), Italien u. D. hallen vom Kampfgetümmel wieder. Nach Rudolfs Fall wird ein neuer Gegenkönig, Hermann von Luxemburg, erhoben; allein diesem fehlt es an Ansehen, dessen sich der in der Schule des Unglücks fester gewordene Heinrich zu erfreuen anfängt. Dieser läßt sich in Rom von seinem Papst Klemens III. zum Kaiser krönen (1084) und gewinnt auch in D. durch Ablegung seines tyrannischen Wesens die Gemüther für sich. Nur die in Gregors Geist herangewachsene kirchliche Partei setzte den Widerstand noch fort und war nicht gesonnen, von ihren Ansprüchen etwas aufzugeben. Des Kaisers eigener Sohn Konrad, der in Italien seines Vaters Sache vertreten sollte, wurde gegen den letzteren aufgewiegelt und an die Spitze der hierarchischen Partei gestellt (1093). Dieser unselige Zwiespalt in Reich u. Kirche brachte in alle Verhältnisse die jammervollste Zerrüttung. Fast jede Stadt war von Faktionen zerrissen und fast jedes Bisthum mit zwei Bischöfen besetzt, die einander mit geistlichen und weltlichen Waffen bekämpften. Der junge Heinrich verhieß, dem Zwist ein Ende zu machen, u. gewann dadurch Anhänger genug, um seinen Vater gefangen zu nehmen u. ihn zur Abdankung zu nöthigen (1105). Der vor der Zeit gealterte Kaiser entfloh zwar seiner Haft u. suchte die verlorne Krone wieder zu erringen; aber sein Tod (7. August 1106) machte dem Bürgerkrieg ein Ende, worauf Heinrich V. (1106—25) allgemein als König anerkannt wurde. Er hatte die Aussöhnung mit der Kirche verheißen; allein bei den Forderungen, welche die Hierarchie machte, u. bei den Rechten, welche das Königthum behaupten zu müssen glaubte, war sie nicht wohl möglich. Die Wahlfreiheit zwar wollte der König nicht beschränkt wissen, die Bestätigung der Gewählten dagegen durch die Belehnung mit Ring u. Stab konnte er nicht fahren lassen, da sich diese auf die weltlichen Besitzungen der Kirche bezog. Der durch Heinrichs Zug über die Alpen geschreckte Papst bot einen Vergleich an, wonach die geistliche Gewalt auf den Besitz der weltlichen Lehen, die weltliche dagegen auf die Investitur der Geistlichen verzichten sollte. Aber schon die Ausstellung der gegenseitigen Entsagungsurkunden veranlaßte einen Streit, und ein neuer Vergleich, wonach die Wahl der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte zwar frei sein sollte, die Gewählten aber nicht eher kirchlich geweiht werden durften, bis sie vom König mit Ring und Stab investirt worden, wurde zwar von beiden Seiten beschworen, worauf Heinrich die Krönung empfing (1111), führte jedoch auch zu keinem Resultat, da er nach des Kaisers Rückkehr nach D. von der Kurie als ein erzwungener widerrufen wurde, welchem Widerruf ein gegen Heinrich geschleuderter Bannfluch Nachdruck gab. Da Heinrich V. die königlichen Rechte in D. in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen suchte, so verletzte er dadurch manche Große, die sich nun auf die Seite des Papstes stellten. Im Anfange war zwar Heinrich siegreich, allein seine Härte vermehrte seine Gegner. Gleichwohl riß er in Italien die reiche Erbschaft der Gräfin Mathilde von Toskana, die der Kirche vermacht worden war, an sich. Die Beilegung des Investiturstreits geschah endlich durch das sogenannte wormser Konkordat (1122), und zwar auf eine für den Kaiser vortheilhafte Weise, in sofern er nur die Form opferte, der Sache nach aber sein Recht behauptete. Denn statt mit Ring u. Stab sollte der Kaiser in Zukunft die frei u. mit Fernhaltung aller Simonie Gewählten mit dem Scepter investiren, d. h. sie durch Ueberreichung dieses Zeichens der weltlichen Macht mit den weltlichen Gütern belehnen. Die Ausführung weiterer Eroberungs- und Reformpläne hinderte Heinrichs frühzeitiger Tod (23. Mai 1125). Sein letztes rühmliches Werk war die Erneuerung des Landfriedens, wodurch dem Unwesen der Räuberhorden, der traurigen Hinterlassenschaft der ewigen Kämpfe, gesteuert wurde. Heinrich V. war der Letzte seines Geschlechts. Die Wahl eines neuen Königs stand unter der Leitung des Erzbischofs Adalbert von Mainz, der Heinrichs V. Arm oft hatte fühlen müssen u. schon aus diesem Grunde dem Neffen desselben, Friedrich von Hohenstaufen, welcher den meisten Anspruch auf die Krone zu haben glaubte, abgeneigt war. Eben weil Friedrich die Krone als sein Erbtheil zu betrachten geneigt war, gelang es seinem Gegner, die auf ihr Wahlrecht eifersüchtigen Fürsten auf dem Wahltage zu Mainz für den Herzog Lothar von Sachsen (1125—37) zu stimmen. Die unmittelbare Folge dieser Wahl war Feindschaft zwischen dem neuen König und den hohenstaufischen Brüdern Friedrich und Konrad, die durch Entziehung ihrer von dem vorigen König erblich überkommenen Reichsgüter geschwächt werden sollten. Sie leisteten Widerstand, u. Konrad nahm selbst in Italien den königlichen Titel an. Aber der Uebertritt des Herzogs von Bayern, Heinrichs des Stolzen, auf Lothars Seite, der ihn durch die Vermählung mit seiner Tochter und Uebertragung des Herzogthums Sachsen an sich kettete (1127), schwächte ihre Partei, und als Lothar aus Rom, wo er die Kaiserkrönung empfangen u. die streitigen mathildischen Allodialgüter vom Papste zu Lehen genommen hatte, zurückgekehrt war, unterwarfen sich unter Vermittelung der Kurie die Hohenstaufen, indem sie bloß aufgaben, was sie usurpirt hatten (1135). Nach dem Tode Lothars (3. December 1137) trat sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze von Bayern

und Sachsen, mit denselben Ansprüchen auf, wie vorher Friedrich von Hohenstaufen, und fand aus demselben Grunde wie dieser Widerstand. Mit Zustimmung des Papstes veranstaltete die hohenstaufische Partei einen Wahltag zu Koblenz (22. Februar 1138) und wählte den Hohenstaufen Konrad III. (1138—52) zum König. Dieser suchte die Macht Heinrichs des Stolzen zu schwächen und nahm ihm deshalb das Herzogthum Sachsen, das der Graf Albrecht der Bär, der bisher die Nordmark inne hatte, erhielt. Als Heinrich sich widersetzte, wurde ihm auch noch Bayern abgenommen und dem Markgrafen Leopold von Oesterreich übertragen. Bald nach dem Beginn des hierdurch veranlaßten Kampfes starb Heinrich (1139), worauf seine Partei alle seine Rechte für seinen unmündigen Sohn, den spätern Heinrich den Löwen, zu behaupten suchte. Da sich aber die Mutter desselben mit Leopolds Bruder u. Nachfolger in Bayern, Heinrich Jasomirgott, vermählte, so erleichterte dies eine gütliche Beilegung des Streits. Der minderjährige Heinrich entsagte seinen Ansprüchen auf Bayern zu Gunsten seines Stiefvaters u. erhielt dafür die Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen (1142). Um aber nun auch Albrecht den Bären zufrieden zu stellen, erhielt die Nordmark völlige Unabhängigkeit vom Herzogthum Sachsen zugestanden u. hieß seitdem Fürstenthum Mark Brandenburg. Den auf solche Weise ziemlich wieder hergestellten Frieden benutzte Konrad zu einem Kreuzzuge, dem ersten, an welchem die Deutschen in Masse Theil nahmen (1147). Seinen beabsichtigten Zug nach Italien hinderte sein Tod (15. Febr. 1152). Sein von ihm empfohlener Neffe Friedrich von Schwaben wurde darauf in Frankfurt einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt (5. März). Friedrich I. (1152—90) bestieg den Thron unter ungünstigen Umständen. Italien war im Begriff, sich loszureißen. Um hier mit Nachdruck aufzutreten, um das Kaiserthum in seiner vollen Würde herzustellen und die Grenzen D.s von dem Mittelmeere bis zur Ostsee zu sichern, mußten vor allen Dingen in D. selbst die Ruhe und Ordnung durchgreifend hergestellt werden. Dies wollte Friedrich zunächst durch gutes Einvernehmen mit dem guelfischen Hause bewirken, wozu er schon vor seiner Thronbesteigung die Einleitung getroffen. Heinrich der Löwe, sein Liebling, der mächtigste Fürst D.s, sollte die Stütze seines Thrones werden. Um demselben das begehrte Bayern zuzuwenden, bewog er den Herzog Heinrich Jasomirgott (1156) zur Abtretung des Herzogthums und entschädigte denselben reichlich, indem er die bisherige Markgrafschaft Oesterreich nicht allein zu einem von Bayern unabhängigen Herzogthum erhob, sondern auch mit so großen Vorrechten ausstattete, daß Oesterreich zuerst auf eine gesetzliche Art zu der fast unabhängigen Stellung gelangte, nach welcher die andern Fürsten bisher gestrebt hatten. Je versöhnlicher in D., desto strenger zeigte sich Friedrich in Italien. Aber indem Friedrich die alten Kaiserrechte in Rom zur Geltung bringen wollte, entzündete sich ein neuer furchtbarer Kampf mit der Hierarchie. Auf die Einheit des Reichs vertrauend, trat Friedrich dem Papste mit Stolz entgegen, brach mit gewaltiger Kraft jeden Widerstand, ließ Mailand sein Bündniß mit dem römischen Stuhl unter Schutt und Trümmern büßen, führte mit Waffengewalt seinen Papst Paschal III. ein und empfing von ihm die Kaiserkrönung (1167). Erst nach der Niederlage von Legnano (1176) regten sich in Friedrich mildere Gesinnungen für Italien, und es gelang ihm auf dem Wege der Verhandlungen, die dortigen Parteien zu trennen. Nach der Demüthigung Heinrichs des Löwen, der in der Noth Friedrich verlassen hatte, folgte (1180) überall Versöhnung. Mit rascher Nachgiebigkeit gegen die lombardischen Städte ward ein fester Friedensvertrag zu Konstanz abgeschlossen (1183). Die Ausdehnung der Reichsgrenzen im slavischen Norden, die Unterwerfung Dänemarks, die erneuerte Vereinigung der burgundischen u. arelatischen Lande hatten für den Kaiser nicht so viel Werth, als die beabsichtigte nähere Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche. Die Hingebung des fast siebzigjährigen Greises für die Eroberung des heiligen Landes erscheint im Geiste des Zeitalters als die Krone seines großartigen Wirkens. Der Fall des guelfischen Hauses hatte die deutsche Reichsverfassung in ihrer bereits genommenen Richtung schnell weiter geführt durch Verminderung oder Auflösung der zwei größten alten Herzogthümer. Das Herzogthum Sachsen, durch die Lostrennung der Nordmark schon geschwächt, wurde jetzt in mehre Fürstenthümer getheilt; der westliche Theil desselben, oder Engern und Westphalen, fiel an das Erzstift Köln, der übrige noch mehrfach verminderte Theil mit den herzoglichen Rechten an den Grafen Bernhard von Askanien, den Sohn Albrechts des Bären. Das Herzogthum Bayern, durch die Abtrennung der Mark Oesterreich ebenfalls gemindert, erhielt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Das von Heinrich dem Löwen unterworfene slavische Gebiet endlich erhielten einheimische Große als Herzöge. Die Erblichkeit der Herzogthümer, bisher noch schwankend, wurde jetzt im Gegensatz zu der früher gebräuchlichen Verleihung derselben durch den König allgemein und gesetzlich anerkannt. Aber mit dem Uebergange der Volksherzogthümer an Erbfürsten hörten die letzteren auf, Vertreter der ganzen Volksstämme zu sein, u. die schon erblich gewordenen Markgrafen und Grafen leisteten ihnen keine Heeresfolge mehr. Heinrich der Löwe ist als der letzte Fürst zu betrachten, der die Herzogthümer als geschlossene Staaten in ihrer vollen Integrität herzustellen suchte. Durch seinen Sturz erreichten die Bischöfe ihr längst ersehntes Ziel, indem sie fortan in ihren Sprengeln die herzogliche Gewalt ausüben und sich als reichsunmittelbar ansehen durften. Die Völkerstämme verlieren sich mit der Auflösung der alten Herzogthümer in größere od. kleinere Gefolgschaften geistlicher und weltlicher Herren. Diese innere Entwickelung in D. war die nothwendige Folge der Politik Friedrichs. Es wäre auch ihm bei seinen eminenten Gaben u. seiner Hausmacht noch möglich gewesen, den innern Verfall der königlichen Würde abzuwenden. Er hätte sich zu dem Zweck, ähnlich wie die damaligen französischen Könige und wie die Ottonen es gethan, mit der Kirche gegen die weltlichen Großen verbünden müssen. Statt dessen that er das gerade Gegentheil. Es genügte ihm nicht an der sicheren realen Herrschaft über D., er wollte ein Weltreich beherrschen und rang zu dem Ende mit dem Papstthum um den Preis. So kam es, daß er in D. die Machtstellung der Fürsten rückhaltlos anerkannte, sie gegen den niederen Adel u. die Städte begünstigte u. Heinrich den Löwen, den

alten Gegner seines Hauses, mit zwei Herzogthümern belieh. Das Königthum schwand deshalb herab zu einer hohen persönlichen Ehre, zu dem Recht des Vorsitzes auf den Reichstagen, der Ausübung der höchsten Rechtspflege, des Oberbefehls über das Reichsheer, der Verleihung von Privilegien und der Vergebung eröffneter Reichslehen. Das Königthum war also wohl noch ein sehr glänzendes Ehrenamt, und die großartig angelegte Natur Friedrichs ließ dies Ehrenamt noch einmal in der Fülle all seines Glanzes recht hervortreten, wie denn das Pfingstfest zu Mainz 1184 eine nie da gewesene Herrlichkeit entfaltete, aber eine politische Gewalt war in diesem Königthum nicht mehr enthalten. Was so Friedrich in D. freiwillig aufgab, suchte er in Italien wieder zu gewinnen. Mit welchem Erfolg, hat der Tag von Legnano u. der Friede von Konstanz bewiesen. Das aber ist das Große in seinem Ringen um die mystische Idee der Weltherrschaft, daß er, nachdem er in Oberitalien mit seinen Plänen gescheitert war, sofort neue Wege einschlug, um auf diesen sein altes Ziel zu erreichen. Diese neuen Wege waren der friedliche Erwerb des Normannenreichs in Unteritalien für seinen Sohn Heinrich durch die Vermählung desselben mit der Erbtochter Konstanze von Apulien und Sicilien (1185). Hier erreichte er, wonach schon Otto I. vergeblich gerungen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er sowohl, wie sein entschlossener, begabter Sohn bei längerem Leben von hier aus die päpstliche Gewalt gebrochen haben würde, freilich nur, um sich dann wahrscheinlich an dem Kampf gegen die erstarkten Großen in D. aufzureiben, od. bei der Ausdehnung der Herrschaft im Orient, wie Heinrich VI. dies wirklich beabsichtigte, zu Grunde zu gehen. Friedrichs ältester Sohn, Heinrich VI. (1190 bis 1197), der erwählte König, hatte die Reichsverwaltung schon in seinen Händen und trat daher nach des Vaters Tod auf einem Kreuzzug im fernen Orient (5. Juni 1190) ohne Weiteres als Herrscher auf. Nachdem er in Rom die Kaiserkrone empfangen und in Sicilien seine Herrschaft begründet hatte, trat er mit dem Plane, den seine Vorgänger nur von ferne anzudeuten gewagt hatten, ohne Rückhalt hervor: die Fürsten sollten auf ihr Wahlrecht verzichten und ihm die Krone erblich übertragen, wofür er Sicilien, das Erbreich seines Sohnes Friedrich, auf immer mit dem deutschen Reiche zu vereinigen, alle Reichslehen in Weiberlehen zu verwandeln und dem Spolienrecht, d. i. den kaiserlichen Ansprüchen auf den beweglichen Nachlaß der Bischöfe und Aebte, zu entsagen versprach. Dieser Antrag, der auf Seiten mehrer weltlichen und geistlichen Fürsten Beifall fand, scheiterte an dem Widerstand der Erzbischöfe von Mainz und Köln und der sächsischen Fürsten. Obwohl aber die meisten Fürsten dem dreijährigen Sohne Heinrichs VI., Friedrich, ihre Stimme gegeben hatten, so rief doch Heinrichs VI. bald (28. September 1197) erfolgender Tod den alten Streit zwischen Guelfen und Hohenstaufen aufs Neue hervor, und es schwand daher die Möglichkeit, daß die Krone in irgend einem Hause erblich werde, immer mehr. Der energische Papst Innocenz III. benutzte die Verwirrung in D. und Italien zu Usurpationen u. suchte, um sie besser behaupten zu können, die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl zu bewegen. Besonders war es seine Absicht, der gefährlichen Verbindung des Königreichs Sicilien mit D. ein Ende zu machen. Der Oheim des jungen Königs, Philipp von Schwaben, bemühte sich anfangs, die Rechte desselben geltend zu machen, indem er die Regentschaft für ihn führte; allein als die guelfische Partei wegen Friedrichs Unmündigkeit die Augen auf Berthold von Zähringen u. Bernhard von Sachsen warf, sah sich Philipp genöthigt, die Krone für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Berthold trat für eine bedeutende Geldsumme und Bernhard freiwillig zurück, worauf die hohenstaufische Partei (März 1198) den Herzog Philipp (1198—1208) zum König wählte. Die Gegenpartei stellte demselben aber den Guelfen Otto IV. (1198—1218), Heinrichs des Löwen Sohn, entgegen, und es kam zum inneren Kriege. Wiewohl Otto IV. durch die Aufopferung königlicher Rechte in Italien die Anerkennung von Seiten des Papstes erhielt, so war er doch seinem mächtigeren Gegner, der seine hohenstaufischen Reichthümer und Erbgüter in die Wagschale legte, nicht gewachsen, und schon fing auch der Papst Innocenz an, sich auf des letzteren Seite zu neigen, als die Ermordung Philipps von Schwaben durch Otto von Wittelsbach (21. Juni 1208) die Lage der Dinge plötzlich veränderte. Otto IV. fand nun keinen Widerstand mehr, und nach seiner Vermählung mit Beatrix, Philipps Tochter, auch Anerkennung auf Seiten der hohenstaufischen Partei. Eine solche unvermuthete Wendung nahm in kurzer Zeit das Schicksal des hohenstaufischen Hauses. Otto, der Guelfe, behauptete nicht allein den Thron, sondern trat auch in den Besitz der schwäbischen und fränkischen Stammgüter der Hohenstaufen, sowie des guelfischen Erbes in den oberen Landen, welches Friedrich I. an sein Haus gebracht hatte. Auch mit dem Papste stand Otto in gutem Einvernehmen, so lange er sich den Forderungen desselben gefällig zeigte. Als er jedoch nach seiner Kaiserkrönung zu Rom (1209) die vom Papste vielfach verletzten Reichsrechte in Italien herzustellen begann und deshalb selbst Apulien nicht schonte, erhob sich Innocenz, dessen Interesse jetzt mit dem des jungen Friedrich zusammenfiel, gegen ihn und wurde ihm sowohl durch seine geistlichen Waffen, als durch seine schlaue Politik verderblich. Der über Otto (1210) ausgesprochene Bann vereinigte die Anhänger des hohenstaufischen Hauses zur Erhebung Friedrichs von Sicilien. Der Jüngling, in dem der Glanz seines Geschlechts noch einmal prächtig aufleuchtete, brauchte bloß in D. zu erscheinen (März 1212), um sogleich seinem Gegner überlegen zu sein. Nachdem dieser im Krieg gegen Frankreich, dessen König aus Feindschaft gegen den die Guelfen, seine Verwandten, begünstigenden König von England sich den Hohenstaufen zuneigte, sein Ansehen und seine Macht vollends eingebüßt hatte, vermochte er sich nur noch auf seinen Erbgütern zu behaupten, beharrte aber nichtsdestoweniger bis zu seinem Tode (19. Mai 1218) auf seinem Rechte. Friedrich II. (1215—50) stellte in kurzer Zeit Frieden, Ordnung und Gesetze in D. her und brachte nicht nur die alten Erblande an sein Haus zurück, sondern vermehrte sie auch beträchtlich, so daß alle oberen Lande, von Burgund an bis zu der ungarischen Grenze, mit Ausnahme der Bisthümer und einiger verminderter oder erneuerter herzog-

lichen Gebiete (Bayern, Kärnthen, Meran-Andechs), unter unmittelbar hohenstaufische Botmäßigkeit kamen. Um so nachdrücklicher glaubte Friedrich in Italien seine Rechte behaupten zu können. Aber an der Macht der Hierarchie, die noch einmal kühner als je ihr Haupt erhob, scheiterte der Hohenstaufen Größe. Der Papst hatte Friedrich und dieser den Papst gebraucht, und beide waren einig, so lange ihr Interesse sie zusammenhielt. Der Streitpunkt zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt war durch Innocenz III. ganz auf das politische Gebiet hinübergezogen worden. Dieser Papst hatte dem römischen Stuhle „rekuperirt", was eigentlich dem Reiche gehörte, und Rechte an sich gerissen, die ihm nicht zukamen. Friedrich war nicht Willens, der Kurie eine Gewalt einzuräumen, die ihr noch kein einigermaßen kräftiger König zugestanden hatte. Im geraden Gegensatze gegen desselben Papstes Streben, das Königreich Sicilien von der deutschen Krone getrennt zu erhalten, stellte er seinen Sohn Heinrich an die Spitze des deutschen Reichs, während er selbst in Italien den Sitz seiner kaiserlichen Regierung errichtete. Mit Beihülfe der Bischöfe, die er durch Verzichtleistung auf das Spolienrecht und andere für sie drückende kaiserliche Gerechtsame gewonnen, hatte er die Ernennung des Sohnes zum römischen König durchzusetzen gewußt. Des Innocenz weniger scharfsichtiger Nachfolger Honorius III. ließ dies zu und setzte in der Erwartung eines großen Kreuzzugs, den Friedrich zu Stande bringen werde, diesem die Kaiserkrone auf (1220). Nachher, als er sich in seiner Erwartung getäuscht sah und Friedrichs Pläne durchschaute, schleuderte er den Bannstrahl gegen ihn. Aber alle Bemühungen, die Christenheit gegen den Kaiser unter die Waffen zu bringen und die guelfische Partei in D. zur Empörung zu reizen, schlugen fehl, und der Papst mußte sich bequemen, den siegreichen Kaiser, der die heilige Stadt der Christenheit zurückgegeben, vom Banne loszusprechen (1230). In D. vertrat unterdeß der junge Heinrich unter dem Beistand des Erzbischofs Engelbert von Köln den Kaiser. Fast lediglich durch die Macht einiger Grafen wurde in dieser Zeit die dänische Macht, die sich im Norden von D. auszubreiten angefangen hatte, gebrochen u. der Zustand des nördlichen D.s völlig umgestaltet. Waldemar II. von Dänemark hatte während des inneren Parteikampfs in D. seine Eroberungen bis an die Elbe und über diese hinaus ausgedehnt. Seine Gefangennehmung durch den Grafen Heinrich von Schwerin (1223) gab dem Reiche das diesseits der Eider gelegene Land nebst den slavischen Besitzungen zurück und den Städten Hamburg und Lübeck folgenreiche Handelsprivilegien. Der Dänen Niederlage bei Bornhöved (1227) raubte ihnen allen Einfluß außerhalb ihrer alten Landesgrenzen. Der Kaiser hielt mit Privilegien nicht zurück, da er seinen Einfluß in D. nur als Mittel zur Begründung seiner Herrschaft in Italien betrachtete und durch große Bewilligungen um so leichter Unterstützung zu erhalten hoffte. Dabei bemühte er sich doch mit Eifer um Herstellung eines geordneten Rechtszustandes in D. Durch die von ihm 1232 den Landesherren ertheilte Gerichtsbarkeit erhielt die Justizverfassung eine andere Gestalt, indem die Fürsten u. Grafen dadurch der Stellung königlicher Richter enthoben wurden und in ihrem eigenen Namen Gerichte anordneten, die sie als Lehn oder mittelst Verkaufs an Centgrafen und Schultheißen übertrugen. Dessen ungeachtet wurde die königliche Jurisdiktion noch immer als die höchste betrachtet. Zu den schon früher eingerichteten Schöppenstühlen, die den reichsständischen Untergerichten in zweifelhaften Fällen die Entscheidung an die Hand zu geben hatten, kam auf dem Reichstag zu Mainz (1235) ein eigenes Hofgericht hinzu, mit der Bestimmung, daß die Stelle des Hofrichters unter Mitgliedern des hohen Adels jährlich wechseln solle. Derselbe war verpflichtet, alle Tage Gericht zu halten, und hatte die Vollmacht, in allen Sachen zu entscheiden, mit Ausnahme der Streitigkeiten unter den Fürsten, die sich der König zur Entscheidung selbst vorbehielt. Des Kaisers italienische Händel hinderten freilich die Durchführung dieser und anderer zweckmäßigen Anordnungen in dem Grade, daß unmittelbar auf ihre Verkündigung die wildeste Anarchie hereinbrach, wie sie seit dem Verfall der karolingischen Monarchie nicht dagewesen war. Ein zahlreiches Heer, das dem Kaiser zum Dank für seine Sorge für des Reiches und der Fürsten Bestes über die Alpen folgte, erkämpfte der hohenstaufischen Sache in Italien das Uebergewicht; durch den Sieg bei Corte nuovo (27. Nov. 1237) schien jener am Ziele seiner Wünsche zu sein; allein durch die Härte seiner Forderungen reizte er den Muth der Verzweiflung, und an den Mauern von Brescia scheiterte sein Glück (1238). Nun folgte von Seiten der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. Bannfluch auf Bannfluch; der Kaiser ward als ein Ketzer und Gotteslästerer verschrieen, seine Unterthanen sollten ihre Pflichten gegen den Abgesetzten (1245) los sein. So erbittert ward der Kampf, daß die dem christlichen Abendlande durch den Einbruch der Mongolen drohende und nur durch den Sieg Herzog Heinrichs des Frommen von Schlesien bei Liegnitz abgewendete Gefahr (1241) keinen Waffenstillstand zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der Christenheit herbeiführte. Das Wort des Nachfolgers Petri löste zuletzt alle Bande der Treue. Es fand sich auch ein Gegenkönig: **Heinrich Raspe** von Thüringen, der Pfaffenkönig, ließ sich die beschimpfte Krone aufdringen (1246); allenthalben Gesetzlosigkeit und Verwirrung, die durch den Tod des Pfaffenkönigs (17. Februar 1247) nicht gehoben wurde. Die päpstliche Partei wußte einen anderen Gegenkönig aufzufinden: der junge Graf **Wilhelm von Holland**, der noch nicht den Ritterschlag erhalten, ließ sich zu Aachen mit nachgemachten Insignien zum König krönen (1. November 1248). Aber noch hielten die Fürsten D.s zum Kaiser. Im Begriff, den letzten Entscheidungskampf zu wagen, starb jener (13. Dec. 1250), worauf sein Sohn **Konrad IV.** (1250—54) seinem Gegner D. überließ, um vor Allem sein italienisches Erbreich in Besitz zu nehmen. Der Papst machte es dem verhaßten Sprößling eines verhaßten Geschlechts streitig. Konrad, der D. nicht wiedersah († 21. Mai 1254), ist der letzte König des hohenstaufischen Hauses, das hundert Jahre zuvor so glanzvoll auf die Bühne trat; 14 Jahre nach dem Vater endete Konradin, der letzte Sprößling, zu Neapel, der Hauptstadt des Reichs, durch dessen Erwerbung Friedrich I. die

Macht seines Hauses zu begründen wähnte, unter dem Beil des Henkers. Das war das erschütternde Ende der hohenstaufischen Kaiser. So reich an bedeutenden Männern ist keins unserer Kaisergeschlechter gewesen, u. doch ist unter keiner Dynastie das königliche Ansehen so gesunken wie unter den Hohenstaufen. Was Friedrich I. sorglos dahin gegeben hatte, mußte Friedrich II. bei seinem ersten Auftreten in D. anerkennen, ja er mußte noch mehr dazu opfern, um sich freie Hand gegen Italien zu verschaffen. Nur um den Preis von Koncessionen, die den geistlichen wie den weltlichen Großen die Rechte wahrer Landesherren gewährten, konnte er die Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen König erlangen. D. ging von da ab herrenlos seine eigenen Wege, die zur Ausbildung der vollen Landeshoheit von ein Paar hundert geistlichen u. weltlichen Herren führten. An den Kämpfen der letzten Hohenstaufen in Italien nahm das deutsche Volk keinen Theil mehr. Das kaiserliche Ansehen Friedrichs II. war in D. so sehr gesunken, daß, als er einmal ein Reichsheer zu einer Römerfahrt aufbot, im Ganzen 150 Ritter sich zusammenfanden, so daß, als Gregor IX. die deutschen Fürsten aufforderte, einen anderen König zu wählen, und drohte, die Kaiserwürde einer anderen Nation zu übertragen, Herzog Ludwig von Bayern antwortete: „Wollte Gott, daß dem deutschen Volke diese Erlösung zu Theil würde, wie gern würde ich auf meine beiden Wahlstimmen verzichten." Es war am Ende gut, daß es dahin gekommen war, und daß D. im 13. Jahrhundert wenigstens nicht mehr sein Blut und sein Geld nach Italien tragen mußte. Dadurch ward es möglich, daß die Germanisirung im Osten endlich auf feste Grundlagen gestellt werden konnte. Mecklenburg und Pommern, Brandenburg und Preußen, Schlesien, ein Theil von Böhmen, Steiermark und Siebenbürgen wurden der deutschen Nation damals gewonnen. In den Städten aber entwickelten sich Handel und Verkehr, und mit ihnen kamen auch die deutsche Kunst und der dichterische Sinn in die Höhe. Das Alles aber wurde so, nicht weil, sondern obgleich das Kaiserthum in Italien seinem Schattengebild eines Weltreichs nachjagte.

Die Zeit von Friedrichs II. Tode an bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg (1250—73) heißt das **große Interregnum**. Es fehlte zwar nicht an Königen, aber sie waren bloße Namenkönige; von Ausübung u. Geltendmachung der königlichen Gewalt war nicht die Rede. Wilhelm von Holland, nach Konrads Tode alleiniger König, ward von einem Bürger zu Utrecht mit Steinen geworfen u. von den Friesen erschlagen (28. Januar 1256). Darauf verhandelten die Erzbischöfe von Köln und Mainz die von den deutschen Großen verschmähte Krone an den Grafen **Richard** von Cornwall; der über den Sündensold neidische Erzbischof von Trier aber rief den König **Alfons** von Kastilien zum römischen König aus (1257). Der letztere kam nie nach D.; Richard dagegen zeigte sich einige Male und theilte Geld und Privilegien mit vollen Händen aus, ohne jedoch damit seinen Anordnungen Respekt verschaffen zu können. Hauptsächlich drei Erscheinungen waren es, die in dieser Zeit des Verfalls der Centralgewalt der Entwickelung des socialen Lebens in D. eine eigenthümliche Richtung gaben, nämlich erstlich die Bildung kleinerer Territorien aus den zum Theil ganz eingehenden, zum Theil verkleinerten alten Volksherzogthümern, dann die unabhängigere Stellung des niederen Adels mit dem daran sich knüpfenden Faustrecht u. endlich die Vereinigung der Städte zur Belebung und Beschützung des Handels und aller zu einem geordneten bürgerlichen Leben gehörenden Interessen. Was namentlich das Erste betrifft, so hörten die Herzogthümer Franken und Alemannien ganz auf. Die herzoglichen Rechte, die mit dem ersteren verbunden waren, also auch die Würde des Erztruchseß, gingen auf den rheinischen Pfalzgrafen, den einzigen, der im Reiche diesen alten Amtstitel noch führte, über. In Alemannien erhoben sich einige Dynastenfamilien zu fürstlichen empor (Würtemberg, Baden), und die an dem alten Herzogthum haftende Erzkämmererwürde und die Wahlstimmen fielen an den Markgrafen von Brandenburg.

Nach dem Tode Richards von Cornwall (13. December 1272) betrachteten die Wahlfürsten, ohne auf Alfons von Kastilien Rücksicht zu nehmen, den Thron als erledigt. Der Erzbischof Werner von Mainz lenkte die Blicke auf den Grafen Rudolf von Habsburg. Der Primas und Erzkanzler von D. konnte dies um so eher, da er bei der Wahlversammlung den Vortrag hatte u. unvermerkt zur Behauptung der ersten geistlichen Wahlstimme fortgeschritten war, während die Erzbischöfe von Köln und Trier als Erzkanzler der Nebenreiche, jener des lombardischen, dieser des burgundischen, die zwei andern geistlichen Wahlstimmen an sich gebracht hatten. Was die weltlichen Wahlfürsten betrifft, so wurden, nach Auflösung der alten Stammesherzogthümer, als solche betrachtet der Pfalzgraf am Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer und der Herzog von Bayern, dessen Erzschenkenamt bei der Vereinigung Sachsens u. Bayerns unter Heinrich dem Stolzen an Böhmen gekommen war. Diese wurden für die Erhebung **Rudolfs von Habsburg** (1273—91), dessen Hausmacht sie nicht zu scheuen hatten, gewonnen, und so gelangte dieser durch die einhellige Wahl von 7 Kurstimmen, indem der König von Böhmen ungeachtet seines Erzamtes davon ausgeschlossen wurde, zum Throne. Durch Vermeidung aller Streitigkeiten mit den Päpsten u. durch Nichteinmischung in die italienischen Händel suchte er zur Unterdrückung der Unordnung und Gesetzlosigkeit Zeit u. zum Ersatze für die von seinen Vorgängern verschleuderten Reichsgüter eine Hausmacht zu gewinnen. Der Sieg auf dem Marchfelde (1278) über den König Ottokar von Böhmen verschaffte ihm den Besitz der österreichischen Erblande. Mit Zustimmung der Kurfürsten verlieh er Oesterreich und Steiermark seinen beiden ältesten Söhnen Albrecht und Rudolf, Kärnthen und Krain aber seinem treuen Anhänger, dem Grafen Meinhard von Tyrol. Mit anerkennswerthem Eifer suchte er darauf, wenn auch erfolglos, den Fehden zu steuern und die Ruhestörer und Wegelagerer die Strenge des Gesetzes fühlen zu lassen. Aber sein zu merkliches Streben nach Vergrößerung, welches auch in der Wiederaufnahme des alten Plans, D., jedoch aus der Verbindung mit dem römischen Kaiserthum herausgerissen, als ein besonderes Erbreich seinen Nachkommen zu hinterlassen, hervortrat, war die Ursache, daß ihm manche Wünsche mißlangen. Nicht

einmal das, was seinen Vorgängern nicht verweigert wurde, die Ernennung seines Sohnes Albrecht zu seinem Nachfolger, konnte er durchsetzen. Auch die Insignien des Kaiserthums wurden ihm nicht zu Theil. Die Niederlage des letztern dem Papstthum gegenüber wurde unter ihm, und zwar auf dem Wege friedlicher Unterhandlung eigentlich vollendet, in sofern er nicht nur auf die Reichsrechte in Italien, für deren Vertheidigung so viel deutsches Blut geflossen war, verzichtete, sondern auch der Kurie in die deutschen Angelegenheiten eine Einmischung gestattete, welche gegen die Bestimmungen des wormser Konkordats stritt. Aber er hat die Grafen von Habsburg zu Reichsfürsten erhoben, ihnen durch klug berechnete Heirathen große Aussichten für die Zukunft eröffnet und dem deutschen Reiche aus seinem traurigen Verfall wieder aufgeholfen. Nach seinem Tode (15. Juli 1291) traten seine Vorzüge um so heller hervor, da seine nächsten Nachfolger sich bloß seine Mängel zum Muster genommen zu haben schienen. Albrechts Habsucht u. finsteres, tyrannisches Wesen bestärkten die Fürsten in der Abneigung vor seiner Erhebung. Daher konnte der Erzbischof Gerhard von Mainz, welchem die übrigen Wahlfürsten ihre Stimmen überlassen hatten, seinen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau (1292—98), zum König ernennen. Im verkehrten Streben nach Erwerbung einer Hausmacht und durch ein unwürdiges Benehmen gegen England, von dem er Geld annahm, um gegen Frankreich zu kämpfen, was er freilich doch wieder nicht that, verscherzte derselbe aber die Achtung, die man anfangs seiner Persönlichkeit zollte, was dem ränkesüchtigen Erzbischof Gerhard, der in seinem Schützling die gehoffte folgsame Kreatur nicht fand, die Waffen gegen ihn in die Hand gab. Auf dem Tage zu Mainz (24. Juni 1298) wurde Adolf von drei Kurfürsten zur Verantwortung vorgeladen und, als er nicht erschien, für abgesetzt erklärt. An seiner Stelle wurde der früher übergangene Albrecht von Oesterreich zum König ernannt. Ein innerer Krieg war die Folge dieses jedenfalls ungerechten und in der deutschen Geschichte ohne Beispiel dastehenden Verfahrens. Aber das Treffen bei Gellheim (2. Juli 1298) entschied gegen Adolf und sicherte seinem Gegner den Thron. Albrechts I. (1298—1308) ganze Regierungsgeschichte besteht in einer Reihe von Versuchen zur Erweiterung seiner Hausmacht. Aber weniger glücklich als sein Vater, brachte er es nirgends zu dem gewünschten Ziele. Seine herrische Willkür, die ohne Scheu Recht und Gerechtigkeit mit Füßen trat, stieß endlich auch in der Schweiz auf siegreichen Widerstand, u. ehe er den eidgenössischen Bund für die Vertheidigung althergebrachter Rechte züchtigen konnte, fiel er durch die Rachsucht seines eigenen Neffen Johann (Parricida) von Oesterreich, dem er sein väterliches Erbe vorenthielt (1. Mai 1308). Wieder gingen jetzt die Fürsten vom habsburgischen Hause ab; denn so viele Hoffnung sich auch Albrechts Sohn, Friedrich von Oesterreich, auf die Krone machte, so erwirkten doch die Bemühungen der Erzbischöfe Peter von Mainz und Balduin von Trier im Einverständnisse mit dem Papste Klemens V. die Erwählung des Grafen Heinrich von Luxemburg (27. Nov. 1308) und vereitelten damit zugleich die Hoffnungen, die sich schon das französische Königshaus Valois auf die Erwerbung der Kaiserkrone gemacht hatte. Heinrich VII. (1308—13), glücklicher als seine beiden Vorgänger, erwarb sogleich nach seinem Regierungsantritte seinem bisher wenig begüterten Hause einen bedeutenden Zuwachs. Mit Einwilligung der deutschen Fürsten wurde nämlich dem Herzog Heinrich von Kärnthen, da sich derselbe, ohne um die Belehnung von Seiten des Reichs nachzusuchen, in Böhmen festgesetzt hatte, die dortige Krone abgesprochen und dem Sohne des Königs, Johann, der sich mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth vermählte, übertragen (1309). Die lockenden Anträge der ghibellinischen Partei riefen in Heinrich die alten Kaiserpläne auf Italien wieder wach, doch wirkte dabei wohl auch das sehr nahe gelegte Bestreben mit, sich dort eine genügende Hausmacht zu verschaffen. Die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit Heinrichs, der den Haß der Parteien zu beschwichtigen suchte, erkälteten jedoch den Eifer der Ghibellinen, ohne ihm die Zuneigung der Guelfen zu gewinnen, bis zu dem Grade, daß er sein Ansehen mittelst strenger Gewalt aufrecht zu erhalten genöthigt war. In Rom machten ihm die Guelfen selbst die Peterskirche streitig, und er mußte daher, wie früher Lothar in ähnlichen Umständen, die Kaiserkrönung in der Laterankirche empfangen (29. Juni 1312). Aber die Verbindung mit dem König Friedrich von Sicilien, dem natürlichen Feinde des Hauses Anjou, vermehrte seine Macht, und schon durfte er einen günstigen Erfolg hoffen, als sein plötzlicher Tod, wahrscheinlich durch italienisches Gift herbeigeführt (24. August 1313), in Italien wie in D. das Meiste wieder in Frage stellte. Dem Streite mit der Hierarchie, der sich durch Heinrichs Angriff auf Neapel zu erneuern drohte, wurde durch diesen Tod zwar vorgebeugt, allein in D. wurden dadurch wieder verhängnißvolle Parteikämpfe hervorgerufen. Die österreichische und luxemburgische Partei standen einander schroff gegenüber. Daher fand eine Doppelwahl Statt: während Friedrich von Oesterreich (1313—1329), von seinem unternehmenden Bruder Leopold unterstützt, die Stimmen von Köln, von der Pfalz, von Sachsen-Wittenberg und von Kärnthen, dessen Herzog, Heinrich, sich die schon von Rudolf von Habsburg (1290) wiederhergestellte böhmische Wahlstimme anmaßte, für sich zu gewinnen wußte (19. Oktober 1314), erhob die luxemburgische Partei mittelst der Stimmen von Mainz, Trier, Böhmen, Brandenburg u. Sachsen-Lauenburg (20. Oktober) den Herzog Ludwig von Bayern (1313—47) zum König. Das Treffen bei Mühldorf (28. September 1322) entschied für Ludwig und brachte den Nebenbuhler in seine Gewalt. Der letztere schloß mit seinem Gegner den trausnitzer Vertrag ab (1325), wonach er der Krone entsagte, die besetzten Reichsgüter u. Städte herauszugeben und dem König Ludwig selbst beizustehen versprach. Da er jedoch mehr versprochen hatte, als er halten konnte, so kehrte er einem Artikel des Vertrags gemäß freiwillig in die Gefangenschaft zurück. Durch solche Treue wurde Ludwig so ergriffen, daß er seinem bisherigen Gegner den Titel eines römischen Königs gab und die Regierung mit ihm zu theilen beschloß. Die Kurfürsten ließen zwar diese Doppelregierung, als der Reichsverfassung widersprechend,

nicht zu; allein Ludwig lebte mit Friedrich bis an dessen Tod (1329) auf dem freundschaftlichsten Fuße. Ein neuer heftiger Feind erstand jenem aber in dem Papste Johann XXII., der die Ansprüche des römischen Stuhls mit dem maßlosesten Uebermuthe geltend machte. Den König trafen von Rom aus Bann und Absetzung (1324). Aber der Zeiten Umschwung hatte den päpstlichen Flüchen ihre Furchtbarkeit genommen; mehre der angesehensten Universitäten, selbst die pariser, erklärten das Verfahren des Papstes für widerrechtlich, und der Streit regte Untersuchungen an, die nicht zum Vortheil der päpstlichen Gewalt ausfielen. Ludwig nahm nun den Kampf mit dem Papste auf, setzte in Rom Johann XXII. ab und Nikolaus V., von dem er sich sodann zum Kaiser krönen ließ, an dessen Stelle (1328). Dann befielen ihn Gewissensbisse, u. nur die Voreiligkeit Heinrichs von Niederbayern wandte es ab, daß er nicht schimpflich zu Kreuze kroch und auf die Kaiserkrone wieder verzichtete. Nach dem Tode Johanns XXII. versprach zwar dessen Nachfolger Benedikt XII., ihm den Bann abzunehmen, hielt aber, durch französischen Einfluß bewogen, sein Versprechen nicht. Diese schimpfliche Doppelzüngigkeit des Papstes und die üblen Folgen der kirchlichen Händel für die innere Ruhe D.s empörten jedoch die deutschen Fürsten sowohl, als die Städte, mit welchen letzteren sich Ludwig überhaupt sein Leben lang auf gutem Fuße gehalten hat. Der Kaiser berief also im Mai 1338 einen großen Reichstag nach Frankfurt und reinigte sich vor demselben von dem Vorwurfe der Ketzerei, worauf die Versammlung aus eigener Machtvollkommenheit das päpstliche Interdikt aufhob und alle Geistlichen, die demselben ferner gehorchen würden, für Feinde des Reichs erklärte. Ueber die Behauptung des Papstes, daß ein von den Kurfürsten erwählter römischer König ohne Bestätigung von Seiten des römischen Stuhles die Reichsverwaltung nicht antreten dürfe, wurde den Kurfürsten die Entscheidung anheimgestellt. Diese begaben sich daher, mit Ausnahme des Königs von Böhmen, nach Rense zum Königsstuhle und schlossen hier am 15. Juli zur Vertheidigung ihrer Wahlfreiheit den sogenannten ersten Kurverein. Noch im August desselben Jahres wurde zu Frankfurt als kaiserliches und Reichsgrundgesetz verkündet, daß die kaiserliche Gewalt und Würde unmittelbar von Gott abzuleiten seien, und daß die Mehrheit der Wahlstimmen das Recht gebe, diese Gewalt auszuüben auch ohne die Bestätigung des Papstes; vielmehr solle Jeder, der auf irgend eine Art dem rechtmäßig gewählten König und Kaiser ungehorsam sei, als ein Majestätsverbrecher angesehen und mit dem Verluste seiner Reichslehen bestraft werden. Ludwigs Bestreben, sein Hausrecht zu erweitern, brachte ihn aufs Neue in Händel mit dem Papste Klemens VI. Er hatte nämlich auf eigene Hand die Ehe Johann Heinrichs von Böhmen mit der Erbin von Kärnthen, Margarethe Maultasch, geschieden und diese seinem Sohne Ludwig von Brandenburg vermählt, den er mit Tyrol und Kärnthen belehnte. Der Papst belegte ihn deshalb aufs Neue mit Bann und Interdikt, und Ludwig verstand sich aus Gewissensangst, den Bestimmungen des Kurvereins zu Rense entgegen, aufs Neue zum schimpflichen Nachgeben. Hierüber entrüstet, wählten 5 Kurfürsten den Markgrafen Karl von Mähren aus dem luxemburger Hause zum König (1346). Die übrigen Reichsstände blieben jedoch Ludwig treu, der indeß 1347 mit dem Bannfluch beladen starb. Karl IV. ließ freilich auch, um des Friedens mit dem Papst willen, die Beschlüsse des Kurvereins fallen. Hierüber ergrimmt, stellte Erzbischof Heinrich von Mainz mit noch 3 Kurfürsten Friedrich, Markgraf von Meißen, u., als dieser von Karl mit 10,000 Mark abgefunden wurde, Günther, Grafen von Schwarzburg, als Gegenkaiser auf. Günther wurde, jedoch nicht ohne Vorwissen Karls, vergiftet und elend u. siech ebenfalls von Karl zum Verzicht bestimmt. Hierauf begab sich Karl mit den Kurfürsten nach Aachen, wo er nochmals gewählt und gekrönt wurde. So kam das durch Erdbeben, Hungersnoth und die schwarze Pest verheerte und erschreckte D. endlich wieder zur Ruhe. Karl IV. (1347—78) wußte die Vortheile, die ihm seine Stelle bot, geschickt zur Vergrößerung und Hebung seines Erbkönigreichs Böhmen zu benutzen. Ohne einen Schwertstreich machte er die wichtigsten Erwerbungen für dasselbe. Zuerst vereinigte er einen Theil der Oberpfalz (1353), dann ganz Schlesien und endlich die Reichsstadt Eger mit dem dazu gehörigen Kreise (1355) mit seinem geliebten Erblande, für das er auch in administrativer Hinsicht eine neue Aera herbeiführte. Gebildet, wie er in hohem Grade war, denn er sprach 5 Sprachen, wirkte er durch die Gründung der Universität Prag (7. April 1347) auch in weiteren Kreisen höchst verdienstlich, indem er damit ein Beispiel der Beförderung und Verbreitung wissenschaftlicher Bestrebungen gab, welches unter den deutschen Fürsten bald zahlreiche Nachahmer fand. Getreu seiner Politik, sich mit dem Papste zu vertragen, um die Vereinigung desselben mit Frankreich zu sprengen, hielt er sich bei seiner Kaiserkrönung (1355) nur kurze Zeit in Italien auf, wo er Cola di Rienzi gefangen nahm und dem Papste auslieferte. Auf einem Reichstage zu Nürnberg berathschlagte er mit den Ständen über die Mittel, wie den Zwistigkeiten bei der Königswahl und der Störung des Landfriedens vorzubeugen sei. Das Resultat der Verhandlungen war die am 10. Januar 1356 veröffentlichte goldene Bulle (s. d.), das erste geschriebene Fundamentalgesetz des deutschen Reiches. Dieselbe begründete gesetzlich, was schon im Gebrauche war, u. brachte besonders Ordnung in die Königswahl, welche bisher die Veranlassung so vieler inneren Kriege geworden war. Seit Jahrhunderten schon war die Wahl ausschließlich in den Händen der Fürsten, die ein Erzamt des Reiches bekleideten und den Titel Kurfürsten führten. Da jedoch die Länder der weltlichen Kurfürsten getheilt wurden, so konnten sich die Inhaber der einzelnen Theile des Kurlandes öfters über ihre Wahlstimme nicht vereinigen. Die goldene Bulle bestätigte hinsichtlich der Erzämter zwar die bestehenden Verhältnisse, setzte aber die Zahl der Kurfürsten auf 7 fest und knüpfte die Berechtigung zur Wahl nicht an die Abstammung aus der kurfürstlichen Familie, sondern an den Besitz des untheilbaren und nach dem Rechte der Erstgeburt forterbenden Kurlandes. Die Kurwürde haftete nun ausschließlich an den 3 rheinischen Erzbisthümern, am Königreich Böhmen, an der Rheinpfalz, am Herzogthum Sachsen-Wittenberg und an der Mark Brandenburg, und zwar sollten

die Kurfürsten die Wahl allein vornehmen und sie bloß den übrigen Ständen verkünden. Sie bilden von nun an ein Kollegium, dessen Einfluß für den Gang der Reichsangelegenheiten entscheidend ist. Wahlort wurde Frankfurt a. M., Krönungsort Aachen und der Erzbischof von Köln Vollzieher der Krönung. Die Wahl sollte rechtmäßig sein, wenn der Gewählte die absolute Stimmenmehrheit für sich hatte. Die goldene Bulle bestimmte ferner, daß die Unterthanen der Kurfürsten beim Kaiser nicht ferner mehr sollten Recht nehmen können. Sie wurden also der ausschließlichen Gerichtsbarkeit ihrer Landesherren unterworfen (sogenanntes jus de non evocando). Auch wurde den Kurfürsten in ihren Ländern das Regal der Bergwerke, Münzen, Zölle und des Judenschutzes zuerkannt. Diese letztere Bestimmung aber ist die allerauffälligste, denn gerade dieses Rechtes über des heiligen römischen Reichs Kammerknechte hatten sich die Kaiser bis dahin nie begeben. Die übrigen Fürsten waren zwar in der goldenen Bulle gar nicht berücksichtigt worden, wußten sich aber dessen ungeachtet in der Folge viele der nur den Kurfürsten gesetzlich verwilligten Rechte durch besondere Privilegien zu sichern. Auch sie erlangten allmählig eine feste landesherrliche Stellung, und die Entstehung einer Beamtenaristokratie, die den Verkehr des Landesfürsten mit seinen Unterthanen vermittelte, rundete die fürstlichen Territorien zu besonderen staatlichen Organismen ab, deren belebende Pulsschläge vom Hofe des Gebieters ausgingen. Ein Gegengewicht gegen diese Centralisation übten nur die Geistlichkeit, die Ritter und die Städte aus, welche sich zu Landständen gestalteten, deren Einwilligung bei beabsichtigten Veränderungen im Rechts- wie im Steuerwesen nöthig war und öfters mit bewaffneter Hand erzwungen od. verweigert wurde. Die Zerspaltung der fürstlichen Territorien, welcher nicht, wie bei den kurfürstlichen, durch ein Reichsgrundgesetz vorgebeugt war, suchte man durch gemeinschaftliche Regierung zu vermeiden, oder man sicherte wenigstens durch Erbverbrüderungen den Rückfall der einzelnen Theile an die überlebenden Glieder der Familie. Da indeß zu derartigen Anordnungen die kaiserliche Bestätigung eingeholt werden mußte, so war dem Kaiser hinlänglich Gelegenheit geboten, seine Oberhoheit auch in diesen Fürstenterritorien in Andenken zu erhalten. Besser, als für Ordnung und Gesetzlichkeit in D., wußte Karl für die Vergrößerung seiner Hausmacht zu sorgen. So brachte er das Kurfürstenthum Brandenburg und mit ihm eine zweite Kurstimme in den Besitz des luxemburgischen Hauses. Auf leeren Pomp war es bei seinem Zuge nach Burgund (1365) abgesehen; aber die Erwerbung der nichtssagenden Krone des Reiches Arelat schmeichelte seiner Eitelkeit. Zölle u. Reichsgüter ließ er sich's dagegen kosten, die Abneigung der Kurfürsten, den Sohn nach dem Vater zu wählen, zu besiegen; doch setzte er seine Absicht durch (10. Juni 1376). Seine letzte Regierungshandlung war, daß er bei Gelegenheit eines Besuches an dem ihm befreundeten französischen Hofe den Dauphin zum Generalvikar des Königreichs Arelat ernannte, wodurch er die Rechte D.s auf dieses Land, dessen Krone er sich einige Jahre vorher mit Gepränge hatte aufsetzen lassen, vollends dahin gab (1377). Nach seinem Tode (29. November 1378) wurden die luxemburgischen Erblande seiner Verordnung gemäß so unter seine Söhne vertheilt, daß Wenzel, der Nachfolger auf dem deutschen Throne, Böhmen nebst Schlesien, Sigmund die Mark Brandenburg und Johann die Niederlausitz und einige kleinere Territorien erhielt. Mähren besaßen die Vettern Jobst und Procopius, Söhne von Karls IV. Bruder Johann Heinrich. Sigmund, wegen seiner Verlobung mit Maria, König Ludwigs von Ungarn und Polen einziger Erbin im ersteren Lande, zum Nachfolger bestimmt, überließ die Mark Brandenburg pfandweise seinem Bruder Wenzeslaw, der sie später dem Markgrafen Jobst von Mähren zu Lehen gab. **Wenzeslaw** (1378—1400) fand bei seinem Regierungsantritt in der Kirche wie im Reiche die größte Verwirrung vor. Man fühlte lebhaft das Bedürfniß geordneter Verhältnisse in D.; dies zeigte sich in den Konföderationen, welche überall zwischen Fürsten, Rittern und Städten geschlossen wurden, sowohl zur Abwehr äußerer Angriffe, als zur Ausgleichung innerer Streitigkeiten. Anfangs begünstigte Wenzeslaw die Städte; da er indeß bald sah, wie sehr jene besonderen Bündnisse dem Ansehen des Reichsoberhauptes Eintrag thaten, so suchte er unter seiner eigenen Auktorität einen allgemeinen Bund zur Sicherung der Ruhe und Ordnung zu Stande zu bringen. Der nürnberger Landfriede (11. März 1383) sollte alle andern Verbindungen aufheben und unnöthig machen. Das Reich wurde zur leichteren Aufrechterhaltung des Landfriedens, der auf 12 Jahre abgeschlossen wurde, in 4 Parteien oder Kreise eingetheilt; aber diese Eintheilung erregte bald Mißtrauen auf Seiten der Städte, u. der König konnte sie durch die heidelberger Einigung (Juli 1384) nur dazu vermögen, daß sie auf einige Jahre ruhig zu sein versprachen. Während aber Wenzeslaw sich in Böhmen aufhielt und in diesem seinem Erblande mit Strenge seine Anordnungen durchzuführen verstand, bekümmerte er sich um D. wenig. Es war daher kein Wunder, wenn der verkündete Landfriede keine Früchte brachte und besonders Schwaben u. die Schweiz ein Tummelplatz der heftigsten Fehden zwischen Fürsten, Herren, Städten und freien Volksgemeinden wurden. Zwar nahm Wenzeslaw des bevorstehenden Ablaufes der heidelberger Einigung wegen einige Aenderungen in den bestehenden Landfriedensgesetzen vor und erneuerte darauf jene bis 1390; allein er räumte den Städten, um an ihnen eine Stütze zu gewinnen, zu viel ein und erregte dadurch Verdruß auf Seiten der Fürsten, welcher neue Unruhen zur Folge hatte. Noch in demselben Monate, in welchem der Landfriede geschlossen worden war, gab die Gefangennehmung des Erzbischofs Pilgrim von Salzburg durch den Herzog Friedrich von Bayern die Veranlassung zum Ausbruche derselben. Auf die Aufforderung des Königs übernahmen die Städte die Bestrafung dieses Landfriedensbruchs, und so entspann sich im südlichen D. ein allgemeiner Krieg zwischen Fürsten u. Städten. In der Schlacht bei Döffingen (23. August 1388) unterlagen die schwäbischen Städte dem Grafen Eberhard von Würtemberg und bei Oppenheim und Eschborn (6. Nov.) die rheinischen dem Pfalzgrafen Ruprecht. Der allgemeine Jammer weckte endlich den König aus seiner Indolenz und bewog ihn, zur Beilegung der Streitigkeiten einen

Reichstag nach Eger zu berufen (1389). Hier entzog er den Städten seine vorherige Gunst und hob ihre besonderen Bündnisse förmlich auf. Dann ließ er einen allgemeinen Landfrieden auf 6 Jahre verkündigen, dem gezwungener Weise auch die Städte beitraten. Wenzeslaws unwürdiges Benehmen und schmachvolle Unthätigkeit mußten den in der öffentlichen Achtung längst Gefallenen endlich vom Throne stürzen. Die marburger Union, zur Aufrechthaltung des Wohles des Reiches und der Kirche unter den Kurfürsten von Mainz, von Köln, von der Pfalz und von Sachsen (2. Juni 1399) abgeschlossen und durch den Beitritt der angesehensten Fürsten verstärkt, verhehlte ihre Absicht, Wenzeslaw abzusetzen, nicht. Vergeblich suchte dieser bei den Städten Schutz, denn auch sie schlugen sich auf die Seite der Fürsten. Da er sich auf die Ladung der 4 rheinischen Kurfürsten auf dem Fürstentage zu Oberlahnstein nicht stellte, so wurde er, der Nachlässigkeit in den Angelegenheiten der Kirche und der Sorglosigkeit in den Geschäften des Reiches, das er im Innern von Fehden habe verwüsten und von außen her durch Losreißung von Provinzen schwächen lassen, bezüchtigt, für abgesetzt erklärt (20. August 1400) und der Pfalzgraf Ruprecht an seine Stelle erwählt. Da Wenzeslaw, wiewohl er noch zahlreiche Anhänger zählte, seine Absetzung ruhig hinnahm, und Ruprecht sich scheute, ihn aus seiner Indolenz durch einen Angriff auf Böhmen zu erwecken, so entstand aus diesem Schisma im Reiche diesmal kein erbitterter Bürgerkrieg. Der neue König **Ruprecht** (1400—10) vermochte trotz seines guten Willens so wenig der Unordnung zu steuern, daß er sich durch das von dem ränkevollen Erzbischof Johann von Mainz veranlaßte marbacher Bündniß (14. Sept. 1405) vielmehr genöthigt sah, den Fürsten den Zusammentritt in besondere Einigungen förmlich zu erlauben (1407). Ruprecht sah dadurch seine ganze Wirksamkeit gelähmt und konnte nicht hindern, daß das Herzogthum Brabant durch Vererbung auf den Herzog von Burgund für das deutsche Reich so gut als ganz verloren ging. Sein Tod (18. Mai 1410) vermehrte die Verwirrung, da neue Wahlzwistigkeiten entstanden. Doch einigte man sich schließlich auf Wenzels Bruder Sigmund von Luxemburg. Als oberster Schirmherr der abendländischen Kirche hielt sich Sigmund (1410—37) vor Allem für verpflichtet, die Spaltung derselben zu heben. Die Bedrängniß des Papstes Johann XXIII. durch den König Ladislaus von Neapel benutzend, vermochte er den ersteren zur Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung nach Konstanz, die sich bald für unabhängig und für die höchste Gewalt in der Kirche erklärte, die 3 schismatischen Päpste absetzte und Martin V. auf den päpstlichen Stuhl erhob (11. Nov. 1417). Von der verheißenen Reformation war darauf nicht mehr die Rede; die einzelnen Nationen begnügten sich, mit dem neuen Papste besondere Konkordate abzuschließen, welche mehr nur den Gelderpressungen des römischen Hofes, als den hierarchischen Uebergriffen und Anmaßungen überhaupt wehren sollten. Die Konkordate, welche die deutsche Nation mit Martin V. schloß (20. Februar 1418), waren so unbestimmt abgefaßt und von so geringer Wirksamkeit, daß fast Alles beim Alten blieb. Auch der Friede in der Kirche und im Reiche wurde durch die **hussitischen Unruhen** (s. **Hussiten**), welche sich an des Märtyrers Huß Scheiterhaufen entzündeten, bald wieder aufs Aergste gestört. Da mittelst Waffengewalt die Ordnung nicht hergestellt werden konnte, so bot die Kirche die Hand zum Frieden, indem zur Ausgleichung der hussitischen Händel das baseler Koncil (23. Juli 1431) eröffnet wurde. Doch kam es auch hier erst zu langwierigen Erörterungen auf der einen Seite mit dem Papste Eugen IV., der das von ihm unabhängige Koncil anzuerkennen sich weigerte, auf der andern mit den hussitischen Abgesandten. Um den ersteren zur Aussöhnung mit dem Koncil zu bewegen, ging Sigmund selbst nach Rom u. empfing bei dieser Gelegenheit die Kaiserkrönung (31. Mai 1433). Nachdem endlich durch die Bemühungen der baseler Versammlung auf Grund der prager Kompaktaten (30. Nov. 1433) mit der gemäßigteren hussitischen Partei, den Kalixtinern, ein Vergleich zu Stande gekommen war, verstand sich auch der Papst zu einer unumwundenen Anerkennung des Koncils. Da bald darauf in Böhmen die fanatische Partei der Taboriten der gemäßigten unterlag, so gelangte Sigmund durch den Vertrag von Iglau, in welchem er dem böhmischen Nationalstolze einige Zugeständnisse machen mußte, zum unangefochtenen Besitz der böhmischen Krone (5. Juli 1436). Der Bedrängniß, in welche Sigmund durch die Hussitenkriege gerathen war, verdanken zwei der angesehensten jetzigen Fürstenhäuser ihre Erhebung. Sigmund schuldete nämlich dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg schon 1411 eine so bedeutende Summe, daß er demselben die nach Jobsts von Mähren Tode wieder heimgefallene Mark Brandenburg verpfändete. Da durch neue, zur Zeit des konstanzer Koncils gemachte Anleihen jene Schuld bis zu 400,000 Dukaten angewachsen war, so konnte der Kaiser bei seinem fortwährenden Geldmangel seinen Gläubiger nicht anders befriedigen, als daß er ihm und seinen Erben die Mark Brandenburg nebst der damit verbundenen Kurstimme und Erzkämmererwürde für jene Summe förmlich verkaufte (30. April 1415). Gleicherweise bestimmte den Kaiser sein Privatvortheil, das 1422 durch den Tod des Kurfürsten Albrecht III. erledigte Kurfürstenthum Sachsen nicht dem nächsten Erben, dem Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, sondern einem ihm damals unentbehrlichen Fürsten, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, wegen der Dienste, die dieser ihm schon gegen die Hussiten geleistet hatte und noch zu leisten versprach, zu verleihen (1425). Herzog Erich konnte trotz vielfacher Bemühungen nichts erlangen, und da sein Nachfolger Bernhard die Sache auf sich beruhen ließ, so blieb das Kurfürstenthum Sachsen seitdem im Besitz des Markgrafen Friedrich von Meißen und seiner Nachkommen. Mit Sigmund erlosch (den 9. Dec. 1437) die Dynastie der Luxemburger, durch welche auf eine Zeitlang das slavische Nebenland Böhmen mit der Hauptstadt Prag zum Sitz des Reiches erhoben worden war.

Der Nachfolger Sigmunds war sein Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, und von nun an bleibt auch die deutsche Kaiserwürde dauernd beim Hause Habsburg. **Albrechts II.** kurze Regierungszeit (1438—39) ist in sofern wichtig, als in ihr einestheils durch Beschränkung des Fehderechts, anderntheils durch Feststellung der Verhältnisse zum päpstlichen Stuhl der Grund gelegt wurde zu der

späteren Gestaltung der deutschen Reichsverfassung. Wiewohl Albrechts Bemühungen um Herstellung des Landfriedens keine unmittelbare Wirkung hatten, so war doch dadurch der Wunsch angeregt worden, die von Albrecht in einem Entwurf zu einem allgemeinen Landfriedensgesetz aufgestellten Grundsätze ausgeführt zu sehen, was mit der Zeit das ersehnte Ziel näher bringen mußte. Noch bestimmte Albrecht den Gerichtsstand der Reichsstädte und drang auf Verbesserung des Münzwesens und auf Abstellung der Mißbräuche, welche seit der Ertheilung des Münzrechtes an die meisten Fürsten eingerissen waren. Für das Andere, die Feststellung des Verhältnisses der deutschen Kirche zum römischen Stuhl, bot der Streit zwischen der baseler Kirchenversammlung und dem Papste Eugen IV. eine vortreffliche Gelegenheit dar, und die gehörige Benutzung derselben hätte allen gerechten Beschwerden der deutschen Nation gründlich abhelfen können. Obwohl aber die energischen Maßnahmen des Koncils ganz im Interesse der deutschen Nation waren, so bezeigten sich doch die Kurfürsten denselben abgeneigt; aus Furcht vor einer neuen Kirchenspaltung suchten sie erst eine Aussöhnung der Baseler mit dem Papste zu Stande zu bringen, und als dies fehlschlug, erklärten sie sich für neutral u. schlossen zwei Tage nach Albrechts Erwählung einen Verein, um das Reich vor den Folgen des drohenden Schisma zu behüten. Auch der König trat dieser von den Kurfürsten behaupteten Neutralität bei. Dieselbe hinderte jedoch die deutschen Reichsstände nicht, in der mainzer Acceptationsurkunde (26. März 1439) die Beschlüsse des Koncils anzunehmen, welche den päpstlichen Gelderpressungen und der zu ausgedehnten päpstlichen Gerichtsbarkeit ein Ziel stecken sollten. Dies die Lage der Dinge, als König Albrecht auf einem Kriegszuge gegen die Türken (27. Okt. 1439) plötzlich starb. Dieser unvermuthete Tod stellte Alles, was in Reichs- und Kirchensachen in kurzer Zeit mit anerkennenswerthem Nachdruck eingeleitet worden, wieder in Frage; denn unter allen deutschen Fürsten war keiner weniger geeignet, die von Albrecht beabsichtigten und zum Theil schon begonnenen Verbesserungen durchzuführen, als Friedrich von Steiermark, auf welchen die einstimmige Wahl der Kurfürsten fiel (Jan. 1440). Friedrich III. (1440—93) bedachte sich lange, ehe er sich zur Annahme der deutschen Krone entschloß, und als er sie angenommen (23. April), benutzte er sie bloß zum Vortheil seines Hauses. Auf seinem ersten Reichstage zu Frankfurt kam weiter nichts zu Stande, als die Erneuerung und Einschärfung der in der goldenen Bulle hinsichtlich der Befehdungen getroffenen Bestimmungen und eine Verbesserung des Münzwesens. Eine bei weitem lebhaftere Thätigkeit bewies Friedrich, wenn ihm Gelegenheit zur Vermehrung seiner Hausmacht geboten wurde. Seine politische Unfähigkeit wurde am verderblichsten für das Reich, als er die Stellung aufgab, welche sein Vorgänger zwischen dem baseler Koncil und dem Papste Eugen eingenommen hatte. Während nämlich die Reichsstände der von ihnen ausgesprochenen Neutralität treu blieben und auf dem mainzer Konvent (1441) nur für die Abstellung der kirchlichen Mißbräuche sorgten, ohne sich für den einen oder für den andern Papst zu erklären (**Avisamenta Moguntina**), ließ sich Friedrich von seinem Geheimschreiber Aeneas Sylvius gegen die baseler Versammlung stimmen. Dies gab dem Papste Eugen Muth, auf seine Gegner einen Hauptschlag zu wagen. Er sprach nämlich über die beiden Hauptvertheidiger der deutschen Kirchenfreiheit, die Erzbischöfe Jakob von Trier und Dietrich von Köln, die Absetzung aus (1445). Diesem Gewaltschritt setzte das Kurfürstenkollegium einen neuen Verein zu Frankfurt entgegen (21. März 1446), mit dem Beschlusse, den Papst Eugen nicht eher anzuerkennen, als bis er die Absetzung der Erzbischöfe zurückgenommen, die von der deutschen Nation anerkannten baseler Beschlüsse bestätigt und zur Beilegung der Kirchenspaltung ein neues Koncil nach einer deutschen Stadt ausgeschrieben hätte. Der Verschlagenheit des Aeneas Sylvius und der Allmacht des Geldes gelang es jedoch bald, den Kurfürstenverein zu trennen und die meisten Reichsstände zu einem Vergleich mit Eugen IV. zu bewegen, in Gemäßheit dessen der letztere versprach, die Absetzung der Erzbischöfe von Trier u. Köln zurückzunehmen, wenn sie ihm Obedienz leisten würden, und die mainzer Acceptationsurkunde so lange gelten zu lassen, bis man sich weiter verglichen haben werde, unter der Bedingung jedoch, daß ihn die deutsche Nation für die abgetretenen Rechte entschädige. In vier Bullen wurden diese mit den deutschen Fürsten abgeschlossenen Konkordate (Fürstenkonkordate, auch römische Konkordate) veröffentlicht (Februar 1447). Eugens IV. Nachfolger Nikolaus V. wußte unter des Aeneas Sylvius Vermittelung durch einen ohne Zuziehung der Fürsten mit Friedrich III. zu Wien (17. Februar 1448) abgeschlossenen Separatvertrag (wiener Konkordate), der, nachher durch Verträge mit einzelnen Fürsten und Bischöfen in Kraft gesetzt, unter dem Namen der aschaffenburger Konkordate in die Reichsgesetze kam, der deutschen Kirche die kaum gewonnenen Rechte größtentheils wieder zu entwinden. Denn dadurch kam nicht allein die Besetzung der meisten Kirchenstellen und Pfründen und mit ihr eine unerschöpfliche Quelle reicher Einnahmen wieder in die Gewalt des römischen Stuhls, sondern es wurden auch die Annaten, wenn nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach wieder hergestellt, indem in jenen Konkordaten für die höheren Kirchenwürden bestimmte Summen angesetzt waren, welche von den dazu Erwählten bei dem Antritte derselben an den Papst bezahlt werden mußten. So groß der Unwille über diese Zugeständnisse auch war, so erkannten sie doch Erzbischöfe und Bischöfe nach und nach an, und die deutsche Nation wurde also von ihren weltlichen und geistlichen Hütern „verrathen und verkauft". Auf so schmähliche Weise endete durch die Schuld der Machthaber das auf dem baseler Koncil so muthvoll begonnene Reformationswerk. Die geringe Regententhätigkeit, welche Friedrich zu entwickeln fähig war, wurde überdies von seinen Erblanden zu sehr in Anspruch genommen, als daß dem Reiche davon viel hätte zu Gute kommen können. In Böhmen mußte er es geschehen lassen, daß Georg Podiebrad den Thron bestieg, und in Ungarn konnte er, von dem Reiche verlassen, gegen Matthias Corvinus ebenfalls nichts ausrichten. Seine Schwäche erregte selbst die Unzufriedenheit der deutschen Kurfürsten, die ihm wider seinen Willen einen römischen König an die Seite zu stellen drohten, wenn er sich der Reichsregierung nicht ernstlicher an-

nehme. Aber dies, sowie die von den Türken drohende Gefahr vermochten ihn zu keiner anderen Thätigkeit zu bringen, als daß er Reichstage ausschrieb, die bei der Saumseligkeit der Fürsten zu keinem Resultat führten. Auch seine die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens betreffenden Vorschläge hatten keinen Erfolg, da er sich nicht einmal die Mühe nahm, denselben durch persönliche Anwesenheit auf den Reichstagen Nachdruck zu geben. Das Reich war daher sich selbst überlassen; jede Rechtsstreitigkeit wurde mit den Waffen ausgefochten, und je mehr die Gesetzlosigkeit in D. überhand nahm, desto weniger war die indolente Majestät fähig und geneigt, ihr abzuhelfen. Die Wegnahme der Reichsstadt Donauwörth durch den Herzog Ludwig von Bayern-Landshut und den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz (1458) entzündete einen allgemeinen Krieg, indem des Kaisers Aufforderung, diesen Bruch des Landfriedens zu rächen, bei den Feinden jener Fürsten bereitwilliges Gehör fand. Die letzteren gingen indeß siegreich aus diesem Kampfe hervor. Der Kurfürst von der Pfalz, welchen der Kaiser als einen ihm geistig weit überlegenen Fürsten mit Mißtrauen und Abneigung betrachtete, trat seitdem stets als ein Vertheidiger aller der Interessen auf, welche von dem Kaiser bedroht wurden, u. selbst der heftigste unter seinen bisherigen Feinden, der Erzbischof Diether von Mainz, fand an ihm einen Beschützer gegen den Bann des Papstes und gegen die Acht des Kaisers. Er erscheint dabei zugleich als ein Vertheidiger der Freiheit der deutschen Kirche gegen die Anmaßungen des Papstes. Während sich Friedrich III. durch seine unpolitische Einmischung in die Angelegenheiten Böhmens und Ungarns nichts als Schimpf u. Schande zuzog, wahrte er den Vortheil seines Hauses im Westen des Reiches glücklicher. Die Vermählung seines Sohnes Maximilian mit der Erbin von Burgund (5. Jan. 1477) hatte zwar einen Krieg mit Frankreich zur Folge; aber Maximilian behauptete durch den Sieg bei Guinegate (7. August 1479) das Uebergewicht. Der Friede zu Arras (1482) befriedigte die französischen Ansprüche durch die Verlobung des Dauphins mit Maximilians Tochter Margaretha und die derselben mitgegebene Ausstattung. Der frühzeitige Tod Maria's (1482) aber änderte Maximilians Stellung zu der Regierung der Niederlande. Der Widerwille der Flamänder gegen die mit Gewalt von ihm geltend gemachte österreichische Oberherrlichkeit steigerte sich bis zum förmlichen Aufstande, den erst ein ansehnliches Reichsaufgebot beschwichtigte (1489). Kaum war hier die Ruhe einigermaßen hergestellt, so rief Maximilians beabsichtigte Vermählung mit der Herzogin Anna von Bretagne neue Zwistigkeiten mit Frankreich hervor. Der König Karl VIII. wollte lieber die ihm von Maximilians Tochter zugebrachten Stücke der burgundischen Erbschaft Preis geben, als Bretagne in den Besitz des habsburgischen Hauses kommen lassen; er schickte daher seine bisherige Verlobte Margaretha dem Vater zurück u. heirathete selbst die bretagnische Erbin. Diese doppelte Beleidigung mußte Maximilian zum Kampfe reizen (1492); aber er erreichte weiter nichts, als daß Karl VIII. in dem Frieden von Senlis (1493) Margaretha's Mitgift zurückgab. So blieb die ganze burgundische Erbschaft unzerstückt im Besitze des Hauses Habsburg. Maximilian hatte sich bisher so tüchtig bewiesen, daß der Vorschlag seines Vaters, ihn zum römischen König zu erheben, auf Seiten der Kurfürsten einmüthigen Beifall fand (16. Februar 1486). Was Friedrich III. aus Mangel an Energie bisher vernachläßigt hatte, das griff er nun, von seinem Sohne unterstützt, mit mehr Eifer an, nämlich die Herstellung der Ruhe und Ordnung im Reiche. Zwar scheiterten alle Bemühungen um Einsetzung eines Reichsgerichts zur Handhabung des Landfriedens an der Schwierigkeit, die getheilten Interessen des Kaisers und der Stände zur Zufriedenheit Aller zu vereinigen; aber es kam doch wenigstens ein zehnjähriger Landfriede zu Stande (1486), zu dessen Befestigung und Aufrechthaltung auf Betrieb des kaiserlichen Bevollmächtigten, des Grafen Hugo von Werdenberg, der schwäbische Bund (14. Februar 1488) geschlossen wurde. Zuerst traten nämlich zu Eßlingen die Prälaten, Grafen, Herren und Ritter, die zur Gesellschaft von St. Georgen-Schild gehörten, mit den schwäbischen Reichsstädten in Verbindung, und zu diesen zwei Genossenschaften gesellten sich dann Fürsten, namentlich Graf Eberhard von Würtemberg und Erzherzog Sigmund von Oesterreich, als die dritte hinzu. Diese Vereinigung der drei Stände unter den erforderlichen gegenseitigen Gewährleistungen führte von ihrer Grundlage anfänglich den Namen St. Georgen-Schild, bis allmählig der Provinzialname schwäbischer Bund aufkam. Der Tod des Matthias Corvinus (1490) und Maximilians Kriegsglück befreiten nicht nur Oesterreich von den Ungarn, die sich 1485 schon Niederösterreichs und der Hauptstadt Wien bemächtigt hatten, sondern der Vergleich von Preßburg (1491) verschaffte den Habsburgern auch die Aussicht auf die Nachfolge in Ungarn. Für das deutsche Reich und seine Verfassung aber reiften unter Friedrich keine Früchte. Das Reich bestand aus so vielen Staaten, als es geistliche und weltliche Fürsten und Reichsstädte gab. Den Zusammenhang derselben sollten die Reichstage vermitteln, auf denen der Kaiser präsidirte. Mit gewissermaßen republikanischer Eifersucht beobachteten die Stände jeden Schritt ihres Oberhauptes und machten dadurch dessen Stellung zu einer höchst prekären. Thätigkeit verlangten sie wohl von ihrem Kaiser, aber sie widersetzten sich ihm sogleich, wenn sie ihre Selbstständigkeit bedroht glaubten; er sollte handeln, während ihm die Hände gebunden waren. Die Macht und Thatkraft eines Kaisers waren daher nicht mehr zu fürchten; vielmehr diente ein ansehnliches Erbe jetzt in demselben Grade zur Empfehlung, als es vorher Grund zur Besorgniß gegeben hatte. Es war nöthig, um die Würde des Reichs gegen das Ausland zu behaupten und dem Kaiser im Innern Ansehen zu verschaffen. Aus dieser Ursache hatte auch die Erwählung des mächtigsten deutschen Fürsten, Maximilians (1493—1519), keinen Widerspruch gefunden und man erwartete von der bisher schon bewiesenen Thätigkeit desselben das Beste, als er nach dem Tode Friedrichs III. (19. August 1493) die Reichsregierung antrat. Die Begründung eines festen Rechtszustandes im Reiche bildet den Punkt, um welchen sich während Maximilians I. ganzer Regierung die innere Geschichte D.s dreht. Zuerst wurde der sogenannte königliche Landfriede von Worms (7. August 1495) bekannt gemacht, durch welchen

alle Befehdungen bei Strafe der Reichsacht „auf ewig" verboten wurden. Natürlich machte sich nun die Einrichtung eines höchsten Reichsgerichts für die unmittelbaren Reichsstände, welche ihre Streitigkeiten bisher mit den Waffen ausgemacht hatten, nothwendig. Die Stände forderten ein vom Kaiser ganz unabhängiges und in einer bestimmten Stadt des Reichs fest angeordnetes Reichsgericht, an dessen Besetzung sie selbst Theil nehmen wollten. Maximilian gab, wenn auch widerwillig, seine Einwilligung. Mit dem königlichen Landfrieden wurde daher zugleich die Kammergerichtsordnung publicirt. Danach sollte ein Kammerrichter, entweder ein geistlicher oder ein weltlicher Fürst oder doch wenigstens ein Graf oder Freiherr, der Präsident des Gerichts, und sollten 16 sogenannte Urtheiler, zur Hälfte Doktoren beider Rechte, zur Hälfte Ritter, Beisitzer sein. Ihre Ernennung hing zwar vom König ab, doch gaben die Stände ihre Einwilligung dazu. Außer den „redlichen, ehrbaren und leidlichen Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten der Fürstenthümer, Herrschaften und Gerichte" sollten auch des Reichs gemeine Rechte, also das römische Recht, den Urtheilen des Kammergerichts zu Grunde gelegt werden. Maximilian selbst eröffnete am 31. Oktober 1495 zu Frankfurt das neue Kammergericht, und die Stände erwiederten dies Zugeständniß mit der Bewilligung des gemeinen Pfennigs, einer Art Kopf- und Vermögenssteuer, deren schon früher in den Hussiten- und Türkenkriegen Erwähnung geschieht. Jedoch erst auf dem Reichstage zu Worms (April 1497) wurden die pekuniären Verhältnisse des Kammergerichts festgestellt. Bald sah man indeß die Nothwendigkeit ein, demselben sowohl zur Aufsicht, als zur Ausführung seiner Urtheile ein Kollegium an die Seite zu setzen. Man kam daher auf das schon früher in Vorschlag gebrachte Reichsregiment zurück, und Maximilian, von Türken und Franzosen bedrängt und der Hülfe des Reichs dringend bedürftig, gab endlich seine Einwilligung zu der Regimentsordnung, die auf dem Reichstage von Augsburg (2. Juli 1500) beschlossen wurde. Danach erhielt das Reichsregiment, ein permanenter Ausschuß der Stände, aus 20 Beisitzern unter dem Vorsitze des Kaisers bestehend, die wichtigsten Befugnisse hinsichtlich der Aufsicht über das Kammergericht, der Handhabung des Rechts und des Landfriedens und der Entscheidung etwaiger Differenzen durch allgemein gültige Beschlüsse. Die Kurfürsten, die geistlichen und weltlichen Fürsten, die Prälaten und Grafen, sowie die Reichsstädte stellten ihre Repräsentanten zu demselben, und zwar in der Art, daß die 6 Kurfürsten (mit Ausschluß des Königs von Böhmen), der Erzherzog von Oesterreich u. der Herzog von Burgund jeder einen Beisitzer ernannte u. unter den übrigen geistlichen u. weltlichen Fürsten 6 namentlich bezeichnete zur Besetzung zweier Stellen berechtigt wurden, während von 4 ebenfalls namentlich bezeichneten Grafen u. eben so viel Prälaten je einer in Person zu erscheinen hatte, u. aus den Reichsstädten 8 (Köln, Straßburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Lübeck und Goslar) ausgewählt wurden, unter denen die Besetzung der ihnen bestimmten 2 Stellen wechseln sollte. Die übrigen 6 Beisitzer sollten aus den 6 Kreisen, in welche das Reich mit Ausschluß der österreichischen und burgundischen Lande eingetheilt wurde, nämlich aus dem fränkischen, bayerischen, schwäbischen, oberrheinischen, niederrheinisch-westphälischen und sächsischen, gestellt werden. Das Reichsregiment erhielt seinen Sitz zu Nürnberg, wohin auch bald darauf (1501) das Kammergericht verlegt wurde. Alle Mühe jedoch, die man angewandt hatte, um dieses schwierige Werk zu Stande zu bringen, zeigte sich nur zu bald als eine verlorene. Der Kaiser sah in dem Reichsregiment eine Beschränkung seiner Gewalt; die Fürsten und Städte, welche nicht unmittelbar in demselben vertreten waren, glaubten sich dadurch in ihren Rechten beeinträchtigt; hierzu kamen noch Kollisionen der neuen Behörde mit den Befugnissen der allgemeinen Reichsstände und nicht hinlänglich gesicherte Besoldungen der Beisitzer. Daher löste sich schon 1502 das Reichsregiment und in Folge davon auch das Kammergericht wieder auf. Unter diesen Umständen glaubte Maximilian, den zunächst für seine Erbstaaten zu Wien errichteten Hofrath auch zu den Reichsangelegenheiten beiziehen zu können (Reichshofrath). Aber die Kurfürsten widersetzten sich dem. Auf einer Zusammenkunft zu Gelnhausen (30. Juli 1502) verpflichteten sie sich gegen einander, in allen wichtigen Angelegenheiten zusammenzuhalten, sich jährlich viermal zu versammeln und allen eigenmächtigen Neuerungen in der Reichsverfassung zu begegnen. Erst auf dem kölner Reichstage wurde das Kammergericht wieder hergestellt, und damit dasselbe durch säumige oder ganz verweigerte Besoldungsauszahlung nicht von Neuem ins Stocken geriethe, so nahmen auf dem Reichstage zu Konstanz (1507) die Stände einen kleinen Anschlag über sich, woraus später die Kammergerichtsmatrikel entstand. Die auf demselben Reichstage getroffene Anordnung, daß jährlich 2 Fürsten, ein geistlicher und ein weltlicher, die Amtsführung desselben visitiren und den Ständen darüber Bericht erstatten sollten, war eine wesentliche Verbesserung u. um so nothwendiger, da es hinsichtlich der Wiederaufnahme des Reichsregiments zwischen Maximilian und dem Reichstage zu keiner Vereinigung mehr kam. Es wurde auf diese Weise wenigstens die von dem Reichsregiment geübte Aufsicht ersetzt. Damit aber auch das Andere, die Handhabung des Landfriedens und die Vollziehung der Kammergerichtsurtheile, gesichert sei, wurde das Reich mit Einschluß der früher ausgeschlossenen Gebiete in zehn Kreise eingetheilt (1512) und in jedem ein Hauptmann mit einigen Räthen eingesetzt und mit der nöthigen Vollmacht versehen. Die Kreise waren folgende: Der österreichische Kreis, außer den früher mit dem Herzogthum Oesterreich verbundenen Fürstenthümern Kärnthen, Krain und Steiermark alle übrigen, von dem habsburgischen Hause erworbenen Lande vom adriatischen Meer bis zum Oberrhein, also fast die ganze Südgrenze D.s in sich fassend und die alten Herzogthümer Bayern und Schwaben durchschneidend, war der größte Reichskreis (etwa 2025 □Meilen) und zählte wenige nicht vom Erzhause vertretene, reichsunmittelbare Stände, wie die mit Tyrol vereinigten Bisthümer von Trident und Brixen, die Herrschaft Trasp, die Deutschordens- und Johanniterballeien. Der bayerische Kreis, fast um die Hälfte kleiner als der vorige (etwa 1020 □Meilen), begriff außer dem Ueberrest der altherzoglichen Lande 9 geistliche Stände, nämlich das Erzstift Salzburg, die Bisthümer Freising,

Regensburg, Passau, die Propstei Berchtesgaden u. 3 Abteien in Regensburg, von weltlichen Ständen die Landgrafschaft Leuchtenberg, 3 andere Grafschaften und 5 Herrschaften, von Reichsstädten nur Regensburg. Das Direktorium führten Bayern u. Salzburg. Der schwäbische Kreis (etwa 729 □Meilen) schloß 90 geistliche und weltliche Stände in sich, nämlich die Bisthümer Konstanz und Augsburg, das Herzogthum Würtemberg und die Markgrafschaft Baden, einige gefürstete Grafschaften und Stifter, über 20 andere Grafschaften, mehre Prälaturen und 32 Reichsstädte. Das Direktorium war bei Würtemberg und Konstanz. Der fränkische Kreis (etwa 500 □Meilen) begriff die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt, den Deutschordenssitz Mergentheim, die brandenburgischen Fürstenthümer Baireuth und Ansbach, einige gefürstete und einige andere Graf- und Herrschaften und 5 Reichsstädte, worunter Nürnberg. Das Direktorium hatte Bamberg. Zum oberrheinischen Kreise wurden anfänglich gezählt: die Herzogthümer Savoyen u. Lothringen, die Bisthümer u. Reichsstädte Metz, Toul, Verdun, Straßburg, Besançon, die Abteien Murbach und Münster, die Grafschaft Bitsch und die Landvogtei Hagenau mit 12 Reichsstädten. Da jedoch diese Gebiete in der Folge sämmtlich an Frankreich kamen, so blieben zuletzt nur übrig die Bisthümer Straßburg, Basel, Worms, Speyer und Fulda, die Propsteien Weißenburg, Prüm, Odenheim, das Johannitermeisterthum, die jenseits des Rheins liegenden pfälzischen Lande, die hessischen und nassauischen Besitzungen; ferner Solms, Isenburg, Leiningen, Wittgenstein, im Ganzen über 30 Fürstenthümer und Grafschaften und 5 Reichsstädte. Das Direktorium führten Worms und Rheinpfalz. Der kurrheinische Kreis (mit dem vorigen nicht ganz 1000 □Meilen) enthielt die 3 geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier, Köln, die Kurpfalz, das Herzogthum Aremberg, die Deutschordensballei Koblenz und einige andere Herrschaften. Das Direktorium hatte Kurmainz. Im burgundischen Kreise wurden vereinigt 4 Herzogthümer, 8 Grafschaften, 9 Herrschaften, vormals unmittelbare Reichsstände, jetzt durch einen Herrn vertreten, später auch Westfriesland. Der westphälische Kreis (ungefähr 1420 □Meilen) umfaßte anfangs auch die Stifter Utrecht, Zütphen und Geldern und das Bisthum Cambray, wurde später aber beschränkt auf die 6 Bisthümer Münster, Paderborn, Lüttich, Osnabrück, Minden, Verden u. 8 Abteien, auf die Herzogthümer Kleve, Jülich und Berg, auf Ostfriesland, mehre Graf- u. Herrschaften und die Reichsstädte Köln, Aachen und Dortmund. Das Direktorium war bei Münster u. Kleve. Zum niedersächsischen Kreise (1420 □Meilen) wurden gerechnet die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim und Lübeck, die Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein, Mecklenburg und einige Herrschaften, 6 Reichsstädte (Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg, Bremen). Das Direktorium führten Magdeburg u. Braunschweig. Zum obersächsischen Kreise endlich (1950 □Meilen) gehörten die Kurfürstenthümer Sachsen u. Brandenburg mit ihren Linien, das Herzogthum Pommern, die Fürstenthümer Anhalt und Schwarzburg, das Bisthum Kammin, die Abtei Quedlinburg und noch zwei kleinere, die Grafschaften Mansfeld, Stolberg, Barby, Reuß und Schönburg. Das Direktorium hatte Kursachsen. Wenn man alle Reichsstände von dem Erzhause Oesterreich bis zur kleinen Reichsstadt Buchhorn am Bodensee zusammenzählt, so kommen über dritthalbhundert derselben heraus, die jedoch beim Reichstage, wo die kleineren Stände nur kurienweise stimmten, nicht viel über hundert zählten. Bedeutende Reichsländer blieben ganz aus der Kreisverfassung, so das Königreich Böhmen mit Mähren, Schlesien u. der Lausitz, ferner die preußischen und livländischen Stände, welche auch das Kammergericht nicht annahmen, die Grafschaft Mömpelgard zwischen dem burgundischen und oberrheinischen Kreise und endlich die Schweiz. Die Eidgenossen nämlich weigerten sich, den ewigen Landfrieden anzunehmen u. die Jurisdiktion des Kammergerichts anzuerkennen. Maximilian, ohnedies schon mit ihnen in Privatstreitigkeiten verwickelt, bot gegen die Widerspenstigen zwar die Hülfe des Reichs auf; allein nicht nachdrücklich genug unterstützt, richtete er nichts gegen sie aus und mußte im baseler Frieden (1499) sie wenigstens faktisch aus dem Reichsverbande entlassen, wiewohl ihre förmliche Trennung erst im westphälischen Frieden erfolgte. Als Maximilian (1508) seinen Römerzug antreten wollte, hatte er nicht einmal Kriegsmacht genug, um den Durchzug durch das venetianische Gebiet zu erzwingen. Er nahm daher am Thore von Italien, zu Trient, den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" an und verzichtete auf die Krönung in St. Peters Dom. Von dieser Zeit an haben sich die deutschen Könige sofort nach ihrem Regierungsantritt auch Kaiser genannt u. damit die Weihe des Papstes für überflüssig erklärt. Freilich war weder sie, noch die Kaiserwürde eine Wahrheit mehr, so wenig, als der Titel eines Königs von Germanien, den Maximilian um dieselbe Zeit wieder ins Leben rief. Wiewohl Maximilian ungeachtet seiner kriegerischen Tüchtigkeit und der von ihm im deutschen Kriegswesen gemachten Verbesserungen durch die Waffen wenig oder nichts ausrichtete, so stieg doch sein Haus während seiner Regierung zur ersten Macht im Abendlande empor. Es war Oesterreichs Bestimmung, durch Heirathen u. nicht durch Eroberungen groß zu werden. Maximilians Enkel, Karl und Ferdinand, Söhne des Erzherzogs Philipp u. der Johanna von Spanien, waren die nächsten Erben dieser Größe. Jener bestieg (1516) den Thron des vereinigten Spaniens u. verband damit den Besitz Siciliens, Neapels, der Niederlande, sowie der in einer neuen Welt von den Spaniern schon gemachten und noch zu machenden Eroberungen. Diesem wurde durch seine Verlobung mit des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen Tochter Anna (1515) die Aussicht auf die Nachfolge in diesen Ländern gesichert.

Es wird hier am Platze sein, die Entwickelung der deutschen Verfassungsfrage seit dem Sturz der Hohenstaufen wenigstens in einem kurzen Ueberblick festzustellen. Was die hohenstaufischen Kaiser auf diesem Gebiet versäumt hatten, war unwiederbringlich verloren: ein einheitlicher Staat in dem Sinne, daß der König direkt über das ganze Gebiet des deutschen Reiches unter allmähliger Beseitigung

der territorialen Großen geherrscht hätte, war unmöglich geworden. Die gemeine Volksfreiheit war zu Gunsten des Feudalsystems geschwunden, der Bauernstand war mit wenigen Ausnahmen (Ostfriesland, Schweiz) aus der Reihe der vollberechtigten politischen Glieder der Nation herausgedrängt, der Bürgerstand, so kräftig u. reich er auch war, hatte durch die Hohenstaufen nicht die Unterstützung gefunden, daß er sich dem Adel u. den Fürsten als vollkommen ebenbürtig hätte zur Seite stellen können, die Macht des Adels war aber auf Kosten der beiden unteren Stände derartig in die Höhe gekommen und hatte seine Stellung unter den letzten Hohenstaufen u. während des Zwischenreichs so befestigt, daß an ein Durchbrechen der territorialen Rechte und Schranken für die nachfolgenden Kaiser um so weniger zu denken war, als diese sammt und sonders zunächst aus wenig mächtigen Familien gewählt wurden. Der deutsche Einheitsstaat also war unmöglich geworden, u. es konnte sich nur fragen, ob es nicht durchführbar sei, neben und über den Fürsten, Herzögen und Kurfürsten eine sie alle umfassende königliche Gewalt herzustellen, welche die gemeinsamen Interessen des Reiches u. der Nation kräftig schützte, die Ordnung und Gerechtigkeit auf allen Gebieten handhabte, die materiellen Interessen für die Gesammtheit wahrte u. die politische Machtstellung nach außen vertrat. Mit anderen und geläufigeren Worten: es fragte sich, ob nicht in Ermangelung eines deutschen Einheitsstaates ein deutscher Bundesstaat gebildet werden könne. Diese Frage müssen wir bejahen, und die vorausgegangene Darstellung der Ereignisse beweist uns, daß diese Frage mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein während des ganzen 14. u. 15. Jahrhunderts unsere Nation bewegte und von den verschiedensten Seiten her in Angriff genommen wurde. Allerdings ohne Erfolg. Aber es lohnt wohl der Mühe, die Ursachen bloß zu legen, an denen das damals so mächtig sich regende Streben nach einem kräftigen Zusammenfassen der obersten Staatsgewalt schließlich gescheitert ist. Wir werden dabei zu dem Ergebniß kommen, daß es nicht an den Voraussetzungen für die königliche Macht, wohl aber, daß es schließlich an dem guten Willen derselben fehlte, durch die Bildung eines kräftigen Bundesstaates D. vor all dem Jammer, der Zerfahrenheit, der Schande, den äußeren Besitzesschmälerungen wie dem inneren kläglichen Zerfall zu behüten, die mit dem dreißigjährigen Kriege über uns gekommen sind. Die königliche Gewalt war keine reale Staatsgewalt, als die Wahl Rudolfs von Habsburg der kaiserlosen schrecklichen Zeit ein Ende setzte. Sie war dies, wie wir gesehen haben, schon unter den Hohenstaufen nicht mehr. Aber doch waren noch immer Voraussetzungen genug da, um in der Hand des Königs, der seine Zeit und seine Stellung begriff, eine Summe von realer Macht zu vereinigen, groß genug, um jeden, auch den mächtigsten der Kurfürsten unter den Willen seines oberen Willens zu beugen. Von der früheren Kaiserzeit her war noch ein schimmernder Glanz über die Kaiserwürde gebreitet, der die Wege zu vortheilhaften Ehebündnissen bahnte. Auf der andern Seite war es noch unbestrittenes Recht des Kaisers, die heimgefallenen Lehen nach seinem Gutdünken an seine Söhne, Schwiegersöhne und sonstigen Anhänger zu vergeben. Wie erfolgreich diese Mittel werden konnten, beweist das Beispiel der mächtigen luxemburgischen und habsburgischen Könige. Beide, die Luxemburger wie die Habsburger, gingen aus unscheinbaren Grafengeschlechtern hervor, und doch gewann schon Rudolf von Habsburg Oesterreich und die erste Anwartschaft auf Böhmen, während die Luxemburger längere Zeit die Herrschaft über Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg und Ungarn in der Hand hatten. Die Wittelsbacher verstanden es, in ähnlicher Weise für die Erweiterung ihrer Hausmacht zu sorgen. In diesen Thatsachen liegt der Beweis, daß die Könige auch nach dem Zwischenreich trotz der entgegenstrebenden Politik der Kurfürsten nicht gerade zu einer Schattenmacht verurtheilt waren. Hierzu kommt aber noch, daß ihnen das Streben der Nation selbst, ja unter bestimmten Voraussetzungen sogar das der Kurfürsten u. Fürsten, zu der Bildung einer kräftigen bundesstaatlichen Gewalt entgegenkam. Die Fürsten hatten sich wohl in ihren Erblanden fest eingerichtet u. ihre Sonderstellung gesichert, der königlichen Gewalt gegenüber waren dagegen ihre Befugnisse noch durchaus flüssiger Natur. Hier lag noch Alles so, daß ein entschlossener Kopf unter den Königen die Dinge sämmtlich nach seinem Willen wenden konnte. Der Sinn des Volks stand vollständig auf Seiten des Kaisers. Die äußere Ehre der alten Kaiser hatte den Deutschen ein hohes nationales Bewußtsein gegeben, sie betrachteten sich mit Recht als die erste Nation der Christenheit. Der tragische Untergang der Hohenstaufen u. die ganze lange Reihe von Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst hatten das deutsche Volk mit einer tiefen Abneigung gegen die päpstlichen Anmaßungen erfüllt; der siegreiche Kampf im Osten D.s gegen die Slaven hob naturgemäß die Zuversicht der Nation, u. der industrielle Fortschritt, die Entwickelung der Literatur und Kunst, der zunehmende Wohlstand waren nur geeignet, den Sinn der Nation auf eine Gestaltung der obersten Reichsgewalt hinzulenken, die dem nationalen Bewußtsein und den Ansprüchen an die äußere Machtstellung D.s entsprechen könnte. Diese günstige Disposition der Volkskreise wollte aber damals etwas mehr besagen als bloße gemüthliche Sympathie. Damals hatte noch keine Beamtenhierarchie den gesammten kräftigen Sinn des Volks für die Selbsthülfe gebrochen. Der Bürger und Bauer, der niedere Adel fühlten sich noch in ihrem Rechte als freie Männer und machten Gebrauch davon. Das beweisen die zahllosen Vereinigungen, die hier und da zum Zweck der Selbsthülfe emporkamen: die Gesellschaften des ritterlichen Adels, die Städtebündnisse in Süddeutschland, die Vereine der friesischen Bauern, der geschworne Bund der schweizer Bauern und Städte und vor Allem die mächtige Hansa. Gestützt auf diese Machtelemente und auf die in der Königsgewalt liegenden Hebel zur Bildung einer Hausmacht, waren also die Kaiser sehr wohl im Stande, das deutsche Reich zu einem straffen Bundesstaat mit weitreichenden Vorrechten der Exekutive zusammenzufassen. Ueberblicken wir nun, in wieweit die deutschen Kaiser diesen Voraussetzungen entsprechend gehandelt haben. Die 4 ersten Kaiser nach dem Zwischenreich, Rudolf von Habsburg, Adolf

von Nassau, Albrecht I. u. Heinrich VII. von Luxemburg, gingen vollständig auf in dem Streben nach Gründung einer Hausmacht, und da wegen der Eifersucht der Kurfürsten damals gerade die Wahl immer auf ein anderes unbedeutendes Grafengeschlecht fiel — mit alleiniger Ausnahme Albrechts I., dessen ganze Persönlichkeit jedoch zum Festhalten einer großen Politik nicht geeignet war —, so lag schon hierin eine Schranke für etwaige weiter reichende Pläne der genannten Kaiser. Ludwig der Bayer war zwar ebenfalls der erste Kaiser seines Hauses, er brachte jedoch von Anfang an schon einen größern materiellen Einfluß mit als seine Vorgänger, und dazu kam noch, daß gerade gegen ihn der Papst mit Anforderungen hervortrat, welche das Rechtsgefühl der Nation auf das Tiefste verletzten. Wie die Beschlüsse des Kurvereins zu Rense beweisen, treten sogar die Kurfürsten in dieser Frage einmüthig und mit allem Nachdruck auf die Seite des Kaisers, während die übrigen Stände, namentlich die Städte, gestützt auf die öffentliche Meinung, sich den energischen Beschlüssen der Kurfürsten jubelnd anschlossen. Aber Ludwig war nicht der Mann, alle diese günstigen Chancen zu ergreifen. Zu beschränkt, um seine Aufgabe raschen Blicks zu erfassen, und zu schwach, um den Staatsmann Herr über seinen Aberglauben werden zu lassen, verscherzte er durch seine erbärmliche Haltung dem Papste gegenüber fast alle Sympathien. Es folgte Karl IV., der zwar klug genug war, sich mit dem Papste zu vertragen u. sich eine glänzende Hausmacht zu gründen, der aber gerade die Elemente als Bundesgenossen verwarf, auf die er sich hätte stützen sollen, nämlich die Städte und den niederen Adel, u. statt dessen sich mit den Kurfürsten durch die goldene Bulle in ein Bündniß einließ, dessen Werth für seine Stellung er dann auch wieder nicht begriff. Sein Nachfolger Wenzel schlug zwar die richtigen Wege ein, war jedoch zu sinnlich und charakterlos, um Einfluß gewinnen zu können; war er es ja doch gerade, der die ihm ergebenen Städte den verbündeten Fürsten schmählig Preis gab. Indeß trotzdem war das Streben in der Nation auf dem Wege nach fester politischer Gestaltung nicht zu ersticken. Das baseler Koncil unter Sigmund und der dadurch gemachte erste Versuch, den päpstlichen Uebergriffen zu begegnen, legen dafür eben so sehr Zeugniß ab, als die fort und fort auf den Reichstagen ventilirte Frage, wie ein kräftiges Reichsregiment zu gründen sei, das den Landfrieden nach innen und das Kriegswesen nach außen in die Hand nehmen könne. Das Bedürfniß nach diesen Reformen war schreiend, die unaufhörlichen Fehden legten täglich die Nothwendigkeit nahe, und die tiefe Erregung der Geister, welche unter Einfluß der eben wieder zugänglich gewordenen alten Literatur und der religiösen Streitigkeiten durch ganz D. ging, brachte selbst in dem Kurfürstenkolleg eine Reformbewegung hervor. Da erfolgte der Umschlag gerade von der Seite, zu deren Gunsten sich die ganze Bewegung entwickelt hatte, von der Seite des Kaisers selbst. Kaiser und Papst näherten sich wieder, um alle Reformen zurückzuweisen, die vom baseler Koncil angestrebte kirchliche sowohl, als die von der Mehrheit der Kurfürsten verfolgte weltliche. Friedrich III. nahm die alten Traditionen der Kaiser wieder auf, wandte sich von den beengenden deutschen Beziehungen ab und schloß das Ehebündniß für seinen Sohn, das diesem Burgund u. die Niederlande verschaffte und dadurch dem Hause Oesterreich eine Macht verlieh, die nicht beschränkt war durch die Kontrole eifersüchtiger Kurfürsten. So rasch waren jedoch die deutschen Fesseln nicht abgestreift, und so rasch verschwand auch nicht die Bewegung in der Nation. Maximilian stand noch nicht auf der Höhe der Macht, wie sein Enkel Karl V. Er selbst verfolgte auch mit zu wenig Klarheit seine phantastische Politik, um nicht durch seinen romantischen Sinn und seine Geldnoth immer wieder auf den Rückhalt an D. zurückgewiesen zu werden. Auf der anderen Seite war das zweihundert Jahre lang von der Nation gefühlte Bedürfniß nach kräftiger Einigung allmählig auch zur klaren Erkenntniß der Wege gelangt, auf denen aller Noth abgeholfen werden müsse. Es waren vornehmlich 3 Punkte, in denen sich die Forderungen der Reichsstände vereinigten: man wollte zur Abschaffung der ewigen Fehden ein höchstes Reichsgericht, besoldet vom Reich, besetzt von Kaiser und Ständen; man wollte zweitens eine allgemeine Reichssteuer für den Unterhalt einer immer schlagfertigen Reichsarmee; man wollte drittens eine jährlich zusammentretende Reichsversammlung, die mit dem Kaiser die Verwendung jener Gelder und Truppen bestimmen und überwachen sollte. Aber das war nicht nach dem Sinne Maximilians. Nur mit Widerstreben ging er in seiner Noth auf einzelne dieser Forderungen ein, um sie sehr bald unausgeführt zu lassen. Er ließ in aller Ruhe die deutschen Ordensritter von den Polen bedrängen, die Schweiz sich mehr und mehr von D. absondern und Böhmen faktisch aus dem Reichsverband ausscheiden. Das waren ja alles nur deutsche Angelegenheiten, hinsichtlich deren er sich mit den widerwärtigen Reichsständen hätte verständigen müssen. Lieber stürzte er sich in seine spanisch-französisch-italienischen Händel. Damit war der deutschen Reformbewegung das Urtheil gesprochen. Noch glimmte es in der Nation selbst weiter: die Pläne von Franz von Sickingen und der entsetzliche Bauernkrieg beweisen dies. Die Reformation brach herein — sie fand während ihres Verlaufs einen Kaiser in D., der die deutsche Sprache nur gebrochen sprach, der um seiner ihm viel näher liegenden Interessen in Spanien, Italien, Belgien und Indien willen fest zum Papste hielt. Als das Verhältniß dann später in dem fürchterlichen Religionskampf über D. kam, wurde es freilich still mit den Wünschen nach der Reform der Reichsverfassung; war doch der Pulsschlag der Nation selbst nahe daran, stille zu stehen.

In Maximilians letzte Regierungsjahre fallen die Anfänge von Luthers Reformation. Maximilians I. Tod (12. Januar 1519) war ein für dieselbe höchst günstiger Umstand; denn es folgte ein fünfmonatliches Zwischenreich, während dessen der Kurfürst Friedrich von Sachsen, Luthers Beschützer, in den Landen sächsischen Rechts das Reichsvikariat führte. Ihn mußte der Papst wegen der bevorstehenden neuen Kaiserwahl schonen. Um die Krone bewarben sich nämlich Maximilians Enkel, Karl von Spanien und Franz I. von Frankreich. Jener hatte den Kurfürsten von Mainz, dieser den

von Trier für sich gewonnen. Um nun Wahlzwistigkeiten vorzubeugen und die selbstständige Stellung des Reichs gegen das Ausland zu sichern, kamen die Kurfürsten überein, aus ihrer Mitte den Kurfürsten von Sachsen auf den Thron zu erheben. Dieser aber schlug die Wahl aus und erklärte sich zu Gunsten Karls von Spanien, indem er die Furcht vor Eingriffen dieses mächtigen Herrschers in die deutsche Freiheit und Verfassung dadurch zu beseitigen wußte, daß er den Rath gab, ihm durch eine schriftliche Wahlkapitulation die Hände zu binden. So kam (28. Juni 1519) die Wahl **Karls** V. (1519—56) zu Stande. Nach den von seinen bevollmächtigten Gesandten beschworenen Artikeln verpflichtete sich derselbe, in Reichskriegen kein fremdes Volk hereinzuführen ohne Bewilligung der Kurfürsten, keinen Reichstag außerhalb des Reichs auszuschreiben, die Reichs- und Hofämter bloß mit gebornen Deutschen zu besetzen, in Reichsgeschäften nur die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen zu lassen, die Reichsstände vor kein Gericht außerhalb des Reichs zu fordern, den römischen Stuhl als Schirmvogt zwar zu schützen, aber Alles, was derselbe wider die Konkordate der deutschen Nation verfügt habe, aufzuheben. Außerdem ließen sich die Kurfürsten noch von ihm versprechen, daß er alle ihre während der Thronerledigung in Uebereinstimmung mit den Reichsgesetzen getroffenen Anordnungen aufrecht erhalten, durch das wieder aufzurichtende Reichsregiment die beiden Vikariate nicht beeinträchtigen und die Zusammenkünfte der Kurfürsten in ihren und des Reichs Angelegenheiten nicht hindern, auch alle Bündnisse des Adels und der Unterthanen verbieten u. die großen Gesellschaften der Kaufleute, welche bisher mit ihrem Gelde regiert, gänzlich aufheben wolle. Seit dieser Zeit hören die vom Papste vorgelegten Kapitulationen auf, indem die Kurfürsten die Wahlbedingungen vorlegen. Nachdem Karl zu Aachen die Krönung empfangen hatte (22. Okt. 1520), bei welcher Gelegenheit er vom Papste zum „erwählten" römischen Kaiser ernannt wurde, ließ er es auf dem zu Worms (6. Jan. 1521) eröffneten großen Reichstage seine erste Sorge sein, den Landfrieden zu sichern und dem Ausbruch ähnlicher Fehden, wie sie während des Zwischenreichs im Süden des Reichs zwischen dem Herzog Ulrich von Würtemberg und dem schwäbischen Bunde und im Norden zwischen dem Bischof Johann von Hildesheim und seinem Stiftsadel entbrannt waren, für die Zukunft zu begegnen. Schon durch seine Wahlkapitulation war er zur Wiederaufrichtung des Reichsregiments verpflichtet; aber der von den Kurfürsten beantragten Herstellung der Regimentsordnung von 1500 bezeigte er sich abgeneigt und setzte es durch, daß einige nicht unwesentliche Aenderungen mit derselben vorgenommen wurden. Die Zusammensetzung des Regiments sollte zwar ganz nach dem Vorbilde des alten bewerkstelligt werden; aber man erhöhte die Zahl der Beisitzer von 20 auf 22 und verstattete dem Kaiser, die beiden neuen Mitglieder zu ernennen. In den wichtigeren Lehenssachen und Bündnissen mit auswärtigen Staaten räumte man gleichfalls kaiserliche Genehmigung ein, gab aber die Einleitung der Geschäfte und die Unterhandlung dem Regiment anheim. Der Eid sollte zunächst nur dem Kaiser geleistet werden; doch verpflichtete man sich in der Formel zugleich, die Ehre und den Nutzen des heiligen Reichs wahrzunehmen. Endlich willigte man auch in den vom Kaiser geforderten Namen „Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich" und gestand zu, daß es fürs Erste nur für die Zeit seiner Abwesenheit bestehen solle. Bei der neuen Einrichtung des Kammergerichts, das völlig in Verfall gerathen war, hegte man anfangs weitgreifende Pläne; zuletzt aber war die Hauptveränderung, die man mit der alten Ordnung von 1495 vornahm, nur die, daß man dem Kaiser auch hier zwei neue Beisitzer aufzustellen vergönnte. Im Uebrigen blieb das Gericht, wie das Reichsregiment, mit dem es an demselben Orte gehalten werden sollte, ein rein ständisches Institut. Die Erhaltung beider Behörden nahmen die Stände über sich, und die deshalb verfaßte Matrikel lautete auf 50,000 Gulden. Auch die für den Römerzug geforderte Reichshülfe von 20,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß verwilligten die Stände in einer besondern Matrikel, welche seitdem die Norm der allgemeinen Reichsanlagen oder **Römermonate** geblieben ist. Endlich wurde auf dem Reichstage zu Worms noch ein Familienvertrag zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand vorbereitet, nach welchem der letztere alle deutschen Besitzungen des Hauses Oesterreich, mit Ausnahme der Niederlande, erhielt. Dabei war auch das Herzogthum Würtemberg, welches der schwäbische Bund erobert und gegen Bezahlung der Kriegskosten dem Kaiser überlassen hatte. Die 101 Beschwerden, welche die Stände auf demselben Reichstage wider den römischen Stuhl erhoben, betrafen, wie die früheren, hauptsächlich die drückende Abhängigkeit der deutschen Kirche vom römischen Stuhl, sowie dessen leidige Gelderpressungen und Eingriffe in die Befugnisse der weltlichen Obrigkeit. Aber die päpstliche Partei wußte es zu hintertreiben, daß die Reformation Sache des Reichs wurde; sie wollte sie nur als die Sache einer kleinen Partei angesehen wissen, um sie desto leichter unterdrücken zu können. Daß aber die Sache der Reformation dessen ungeachtet für jetzt keine schlimmere Wendung nahm, davon lag der Grund in den auswärtigen Händeln, in welche sich das Haus Habsburg um diese Zeit verstrickt sah. Wieder wurde Oberitalien der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen den alten Widersachern. Durch den Sieg bei Pavia (24. Febr. 1525) und den seinem gefangenen Gegner Franz I. von Frankreich abgepreßten madrider Frieden (14. Jan. 1526) sicherte sich Karl im Besitz des wiedergewonnenen Herzogthums Mailand, u. der Friede von Cambray (5. Aug. 1529) vertrieb die Franzosen vollends aus Italien. Weniger glücklich wurden die habsburgischen Interessen im Osten gewahrt. Nachdem der König Ludwig von Ungarn und Böhmen bei Mohacz (29. Aug. 1526) gefallen war, hatte den früher geschlossenen Verträgen gemäß Ferdinand den nächsten Anspruch auf die erledigten Throne. In Böhmen wurde er als König anerkannt; in Ungarn aber machte ihm der siebenbürgische Woiwode Johann von Zapolya mit Hülfe der Türken, die selbst bis Wien vordrangen, den Thron mit Erfolg streitig. Dadurch wurde Ferdinand bestimmt, den Religionszwiespalt nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen, um die Hülfe des Reichs gegen die Türken nicht zu verlieren. Da

indeß der Kaiser seine reformationsfeindlichen Gesinnungen verhehlte, so glaubten auch die Gemäßigteren unter den Reformationsfreunden mit einer energischen Erklärung nicht länger zurückhalten zu dürfen. So legten außer dem Landgrafen Philipp von Hessen der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt und der Herzog Ernst von Lüneburg und 14 Reichsstädte gegen den Beschluß des Reichstags zu Speyer (1529), wonach die Reformation zwar in den Ländern, wo sie einmal eingeführt sei, bis zur Entscheidung der Sache durch ein allgemeines Koncil fortbestehen, aber jede Neuerung in Sachen der Lehre und des Kultus von nun an verboten sein solle, eine entschiedene Protestation ein (19. April). Sie erreichten zwar hiermit, sowie mit Ueberreichung ihres Glaubensbekenntnisses zu Augsburg (25. Juni 1530) weiter nichts, als daß ihnen durch den Reichsabschied bis zum 15. April des folgenden Jahres eine Frist gesetzt wurde, binnen welcher sie sich mit dem Papste vergleichen oder des Aeußersten gewärtig sein sollten; allein sie bewiesen von jetzt an wenigstens größere Einigkeit und Entschlossenheit, was um so nöthiger war, da die Erwählung des Erzherzogs Ferdinand zum römischen König, welche der mittlerweile in Rom (24. Febr. 1530) gekrönte Kaiser trotz des Widerspruchs des Kurfürsten von Sachsen durchsetzte (5. Jan. 1531), ihrer Sache nichts weniger als vortheilhaft war. Die Halbheit verschwand allmählig aus ihren Maßregeln, und selbst die Stimmen der Theologen lauteten kriegerisch. Frankreich sicherte Hülfe zu, freilich nur durch eine perfide Politik veranlaßt, und 6 Fürsten, 2 Grafen und 11 Reichsstädte schlossen darauf (27. Febr. 1531) den schmalkaldischen Bund. Dem Kaiser, der ohne Heer und ohne Geld und noch dazu von den Türken bedroht war, blieb nichts übrig, als der protestantischen Partei gegenüber eine versöhnlichere Richtung einzuschlagen. So ward endlich (23. Juli 1532) der erste Religionsfriede zu Nürnberg abgeschlossen, wonach unter Einstellung der wegen Glaubenssachen beim Kammergericht anhängigen Prozesse bis zu einem binnen Jahresfrist zu eröffnenden Koncil ein allgemeiner Friede zwischen den Parteien sein und Keiner den Andern des Glaubens wegen „vergewaltigen“ sollte. Darauf leisteten die protestantischen Stände dem Kaiser die geforderte Hülfe gegen die Türken, deren Einfall glücklich abgewehrt wurde. Des Kaisers Bemühungen jedoch, dem Religionsfrieden durch Veranstaltung des verheißenen Koncils Dauer zu verschaffen, scheiterten an dem Widerstreben des Papstes gegen die Berufung einer freien deutschen Kirchenversammlung, wie sie die Protestanten begehrten. Die letztern sahen sich daher bald von Neuem auf kräftiges, entschlossenes Handeln hingewiesen. Wozu aber die reformatorische Partei fähig sei, zeigte sie nicht allein durch die Rekusation des Kammergerichts (30. Jan. 1534), sondern auch durch offene Gewaltthat. Der Landgraf von Hessen beschloß nämlich, dem österreichischen Hause und der katholischen Partei das Herzogthum Würtemberg zu entreißen, um es dem angestammten Fürsten, dem vertriebenen Herzog Ulrich, und damit dem Protestantismus zuzuwenden. Das kühne Unternehmen gelang über Erwarten, da der Haß der Würtemberger gegen Ulrich erloschen und der schwäbische Bund (1533) auseinander gegangen war. Der Vergleich zu Kadan (29. Juni) verschaffte dem König Ferdinand zwar die Anerkennung seiner römischen Königswürde von Seiten Kursachsens, aber in Bezug auf das würtemberger Land nur eine nominelle Afterlehnsherrlichkeit. Diese erfolgreiche Demonstration des Protestantismus in Würtemberg in Verbindung mit den revolutionären Zionsträumen der Wiedertäufer in Münster hätte den Kaiser zu energischen Maßregeln veranlassen müssen, wenn er nicht durch seine Expedition nach Tunis (1535) und den wieder ausbrechenden Krieg mit Frankreich (1536) von den deutschen Angelegenheiten zu sehr abgezogen worden wäre. Seine Macht war zersplittert, während die der Protestanten täglich wuchs. Neue Religionsgespräche rückten die Möglichkeit einer Vereinigung der Parteien immer ferner. Auch die katholischen Stände glaubten unter solchen Umständen sich von Neuem vereinigen zu müssen und thaten dies mittelst der heiligen Liga (10. Juni 1538); allein während dieser Bund aus Mangel an Mitteln fast nur eine ideelle Existenz hatte, verkündigte der unterdeß erneuerte und verstärkte schmalkaldische Bund durch ein ähnliches Unternehmen, wie das Philipps von Hessen in Würtemberg, der Welt seine Macht. Um einen gefährlichen Feind in ihrem Rücken, den Herzog Heinrich von Braunschweig, den erbittertsten Gegner der Reformation, zu vernichten, folgten die Häupter des Bundes, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, bereitwillig dem Hülferuf der bedrängten protestantischen Stadt Goslar und fielen mit einem starken Kriegsheer (1542) in das Herzogthum Braunschweig ein, das sie mit leichter Mühe eroberten und für die Reformation gewannen. Nicht minder beunruhigend, als dieser zweite Gewaltstreich, mußte es für die katholische Partei sein, als Kursachsen die bisher über das Bisthum Naumburg ausgeübte Schutzherrschaft in eine Landesherrschaft zu verwandeln suchte u. einen lutherischen Bischof einsetzte, und als der Erzbischof Hermann von Köln Anstalten machte, sein Stift zu reformiren. Der Ausbruch des Kriegs war nicht mehr zu hindern. Die Protestanten bildeten eine bewaffnete Macht im Staate, erkannten weder das Kammergericht, noch Reichstagsbeschlüsse an und verwarfen das inzwischen in Trient versammelte Koncil. Zwar hatte weder der Waffenstillstand zu Nizza (18. Juni 1538), noch des Kaisers freundliche Zusammenkunft mit Franz I. von Frankreich zu Aigues Mortes (15. Juli) einen dauerhaften Frieden zwischen den beiden katholischen Mächten zur Folge; denn als der Kaiser das durch Franz Sforza's Tod erledigte Herzogthum Mailand als ein eröffnetes Reichslehen seinem Sohne Philipp übergab (1540) und dadurch dem französischen König jede Hoffnung abschnitt, das verlorne Land auf friedliche Weise wieder zu gewinnen, brach der Krieg von Neuem aus. Aber der Friede zu Crespy (18. Sept. 1544), in welchem Karl seinem Gegner bedeutende Zugeständnisse machte, rief unter den protestantischen Ständen die Besorgniß hervor, daß er sich um jeden Preis Zeit zu ihrer Unterdrückung habe verschaffen wollen. Als nun ein Vertrag mit dem Papste ihm beträchtliche Geldsummen und Truppen zur Verfügung stellte, und der Papst selbst sein Bündniß mit dem Kaiser und dessen Zweck,

Ausrottung der Ketzerei, durch eine Bulle (15. Juli 1546) öffentlich bekannt machte und durch Ablaßverkündigungen zur Theilnahme an dem heiligen Kampfe aufforderte, stellte der schmalkaldische Bund mit unverhoffter Schnelligkeit ein Heer ins Feld, welches dem des Kaisers um das Zehnfache überlegen war. Allein es war diese Energie mehr ein Resultat der Furcht, als ruhiger Entschlossenheit. Denn als der Befehlshaber der reichsstädtischen Bundestruppen, der tapfere Sebastian Schärtlin von Burtenbach, eben im Begriff war, den aus Italien heranziehenden Hülfstruppen des Kaisers die tyroler Pässe zu versperren und das trienter Koncil auseinander zu jagen, sah er sich durch einen Befehl der Bundesräthe in seinem kühnen Beginnen gehemmt. Die Häupter des Bundes waren in die Acht erklärt worden; statt aber sich dadurch zu muthigem und einträchtigem Handeln aufgefordert zu fühlen, geriethen sie in ein unsicheres Schwanken. Die Folge davon waren die ärgsten Fehlgriffe, die den Erfolg des ganzen Feldzugs vereitelten. Dazu kam, daß der Einfall des mit dem Kaiser verbündeten Herzogs Moritz in die Lande des Kurfürsten von Sachsen die Auflösung des schmalkaldischen Bundesheeres beschleunigte. Nun war das südliche D. der Willkür des Kaisers Preis gegeben; eine Stadt ergab sich nach der andern, und die größern um so bereitwilliger, je mehr sie zu verlieren hatten. Nachdem so der Kaiser in Süddeutschland die Oberhand gewonnen, rückte er schnell in Sachsen ein, u. die Schlacht auf der lochauer Heide (24. April) machte dem schmalkaldischen Bunde ein Ende. Jetzt glaubte der Kaiser, die durch den letztern gehinderte Vereinigung der Religionsparteien bewerkstelligen zu können, und berief deshalb einen Reichstag in das von italienischen und spanischen Truppen besetzte Augsburg (1. Sept. 1547). Hier ward durch ein Reichsgesetz, das sogenannte I n t e r i m (15. Mai 1548), angeordnet, wie es in Sachen der Religion bis zum Austrag durch ein Koncil im Reiche gehalten werden solle. Da aber dem Protestantismus darin weiter nichts gelassen wurde, als der Kelch und die Priesterehe, sowie einige unbestimmte Auffassungen katholischer Lehrsätze, so erhob sich ein allgemeiner Widerstand dagegen, und selbst der dem Kaiser für seine Belehnung mit der sächsischen Kurwürde verpflichtete Moritz von Sachsen konnte dem verhaßten Interim so wenig, als der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der dasselbe hatte zu Stande bringen helfen, bei den Protestanten Eingang verschaffen. Die gewaltsame Einführung desselben in einigen Städten erregte offene Empörung. Da sich indeß nach Pauls III. Tod dessen Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle, Julius III., zur Wiedereröffnung des von seinem Vorgänger nach Bologna verlegten Koncils in Trient geneigt zeigte, so glaubte der Kaiser, noch eine Ausgleichung der Parteien hoffen zu dürfen. Aber der Kurfürst Moritz rettete durch seinen Abfall von jenem die Reinheit des protestantischen Bekenntnisses und die Freiheit D.s. Seit Vernichtung des schmalkaldischen Bundes hatte sich Karl die ärgsten Eingriffe in die deutsche Reichsverfassung erlaubt, ohne daß von irgend einer Seite über Verletzung der von ihm beschwornen Wahlkapitulation eine Klage erhoben worden wäre. Jetzt erhob Moritz diese Klage, aber mit den Waffen in der Hand. Die ihm aufgetragene Achtsvollstreckung gegen Magdeburg berechtigte ihn zur Zusammenziehung von Streitkräften; ein Subsidientraktat mit dem König Heinrich II. von Frankreich (5. Okt. 1551), der dem Reiche leider Metz, Toul und Verdun kostete, sicherte ihm die nöthigen Mittel, und im Einverständniß mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach brach er plötzlich auf (März 1552), warf die zerstreuten Besatzungen des Feindes einzeln nieder und stand schon am 22. Mai vor Innsbruck. Der sieche Kaiser rettete sich durch eilige Flucht, und die trienter Kirchenversammlung stob auseinander. Zugleich von den Franzosen und von den Türken bedrängt, gab endlich Karl den Forderungen seines unvermutheten Gegners Gehör und willigte (2. Aug. 1552) in den p a s s a u e r V e r t r a g, kraft dessen das Kammergericht zu gleichen Theilen mit Bekennern der neuen Lehre besetzt und zur Abstellung der Beschwerden über verletzte Reichsgesetze wie zur Einigung in der Religion ein naher Reichstag verheißen wurde, mit der Klausel, daß jedenfalls ein beständiger Friedenszustand bis zu endlicher Vergleichung der spaltigen Religion aufgerichtet werden solle. Die unmittelbaren Folgen des Kriegs hinderten jedoch den Reichstag, auf welchem, nach den Bestimmungen dieses Vertrags, die Verhältnisse der beiden Religionsparteien rechtlich festgestellt werden sollten, innerhalb der festgesetzten Frist von 6 Monaten zusammenzutreten. Erbittert über den Einfall der Franzosen in Lothringen u. die Wegnahme dreier deutschen Städte, glaubte der Kaiser, vor Allem die Wiedereroberung der letztern versuchen zu müssen. Noch im Oktober desselben Jahres rückte er ins Feld, begann die Belagerung von Metz, mußte aber nach großem Verluste abziehen und hatte auch in den folgenden Jahren so wenig Erfolg, daß er im Waffenstillstand von Vaucelles den Franzosen ihren Raub lassen mußte. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach setzte auch nach dem passauer Vertrage den Krieg auf eigne Faust und als Bundesgenosse Frankreichs fort, brandschatzte u. verheerte die Länder der geistlichen Fürsten in Franken und am Rhein, bis endlich durch das Treffen bei Sievershausen (9. Juli 1553) diesem Unwesen ein Ziel gesteckt wurde. Wegen dieser Unruhen verzögerte sich die Eröffnung des Reichstags zu Augsburg, auf welchem ein festes Rechtsverhältniß zwischen Katholiken u. Protestanten zu Stande gebracht werden sollte, bis in den Anfang des Jahres 1555. Endlich wurde (26. Sept.) der a u g s b u r g e r R e l i g i o n s f r i e d e publicirt, durch den die Reformation gesetzliche Anerkennung im Reich erhielt und die neue Kirche der alten als eine gleichberechtigte Religionsgenossenschaft zur Seite trat. Der Verdruß Kaiser Karls über das Mißlingen seiner unausgesetzten Bemühungen um Wiedervereinigung der getrennten Parteien in Verbindung mit Körper- und Gemüthsleiden verleidete ihm die Regierungsgeschäfte, so daß er beschloß, sich seiner Herrschergewalt zu entkleiden. Zuerst trat er seinem Sohne Philipp, dem er schon die italienischen Staaten nebst dem Reichsvikariat übergeben hatte, die Regierung der Niederlande (25. Okt. 1555) und darauf auch die der spanischen Erbstaaten (16. Jan. 1556) ab. Da er sich vergeblich bemüht hatte, dem-

selben auch die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, so übersandte er seinem Bruder Ferdinand die Reichsinsignien und seine Resignation und wies in einem Abschiedsschreiben auch die Reichsstände an ihn. Zuletzt zog er sich in die Einsamkeit eines spanischen Klosters zurück und starb nach 2 Jahren (21. Sept. 1558).

Von Ferdinand I. (1556—64), der nach seines Bruders Abdankung die schon vorher in dessen Namen geführte Regierung des Reichs nun in seinem eigenen übernahm, war noch keine Verletzung des Religionsfriedens, den er selbst mit großer Mühe hatte herstellen helfen, zu fürchten. Dem Widerspruche des Papstes Paul IV. gegen die den Protestanten eingeräumten Rechte begegnete er mit Festigkeit, und der Papst hatte es seiner eigenen Unklugheit zuzuschreiben, daß die Annahme des kaiserlichen Titels von jetzt an ohne Rücksicht auf den römischen Stuhl erfolgte und Ferdinands Nachfolger nicht mehr um die Krönung in Rom nachsuchten. Pauls IV. Nachfolger, Pius IV., söhnte sich mit dem Kaiser aus und gab sich in Verbindung mit ihm Mühe, die Protestanten zur Beschickung des von ihm wieder eröffneten trienter Koncils zu bewegen. Allein wiewohl unter den augsburger Konfessionsverwandten selbst die heftigsten Streitigkeiten entbrannt waren, so erfolgte doch auf dem naumburger Konvent (1561) einstimmig die Verwerfung jener Anträge. Durch die bestimmte Weigerung der Protestanten, an dem Koncil Theil zu nehmen, glaubte die päpstliche Partei von jeder Rücksichtnahme auf sie entbunden zu sein, und so wurde durch die trienter Satzungen eine ewige Scheidewand zwischen Katholicismus und Protestantismus errichtet. Ferdinand I. vermied indeß sorgsam, die nun auf immer getrennten Kirchen in feindliche Berührung zu bringen. Da dies von seinem ältesten Sohne Maximilian noch weniger zu befürchten stand, so schien dessen Erhebung zum römischen König (24. Nov. 1562) den kirchlichen Frieden zu sichern. Der Papst Pius IV. legte zwar gegen die letztere Widerspruch ein, weil er in Maximilian einen heimlichen Lutheraner fürchtete; jedoch gab er bald nach u. begnügte sich damit, die ihm von dem römischen König verweigerte Obedienz als empfangen zu betrachten. Ferdinands II. Tod (25. Juli 1564) veranlaßte eine Theilung der seit Friedrichs III. Zeiten vereinigten österreichischen Lande: Maximilian bekam das Erzherzogthum Oesterreich mit den dem habsburgischen Hause zugefallenen Kronen von Böhmen u. Ungarn; seine beiden Brüder Ferdinand u. Karl erhielten das Uebrige, der erstere Tyrol u. die vorderösterreichischen Gebiete, der letztere, der nach dem Absterben der beiden älteren Zweige den habsburgischen Stamm fortpflanzte, Steiermark, Kärnthen, Krain u. Görz. Maximilian II. (1564—76) gab dem Herren- u. Ritterstande in Oesterreich die Erlaubniß, in den von demselben abhängigen Ortschaften Lehre und Kultus der augsburgischen Konfession gemäß einzurichten. Von größerer Bedeutung für das Ganze aber war, daß die protestantischen Reichsstände, durch des Kaisers Toleranz kühner gemacht, sich durch den geistlichen Vorbehalt (s. d.) nicht hindern ließen, ein Bisthum nach dem andern in ihre Gewalt zu bringen. So fiel das Bisthum Naumburg (1564) erst einem sächsischen Prinzen und dann dem Kurfürsten August von Sachsen und dessen Erben anheim. Zu derselben Zeit wurde das Erzbisthum Magdeburg unter einem brandenburgischen Prinzen reformirt und das Domkapitel nicht bloß lutherisch, sondern auch von dem brandenburgischen Hause so abhängig, daß es schon als demselben zugehörig betrachtet werden konnte. Halberstadt fiel ungeachtet des päpstlichen Widerspruchs einem braunschweigischen Prinzen zu. Das gleiche Schicksal hatten die meisten geistlichen Stifter in Niedersachsen und Westphalen; der Administration protestantischer Fürsten unterstellt, rissen sie sich nach und nach, wie aus der Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle, so von den Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche los. Solche Machtvergrößerung der protestantischen Partei mußte natürlich auf Seiten der katholischen Stände Gegenbestrebungen hervorrufen, welche unter dem Einflusse der Jesuiten um so gefährlicher werden konnten, je größer die Uneinigkeiten waren, die seit des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz Uebertritt zum Calvinismus (1563) unter den Protestanten selbst herrschten. Die ultra-lutherische Partei warf nicht nur den entschiedensten Haß auf die Calvinisten, der sich öfters in Verfolgung der Kryptocalvinisten Luft machte, sondern auch auf die in ihrem eigenen Schooße hervortretende mildere Richtung. Dazu kam die feindselige Stellung zwischen dem kursächsischen und dem herzoglich sächsischen Hause, welche das Haupt des letzteren, Johann Friedrich den Mittlern, der die seinem Vater entrissene Kurwürde nicht verschmerzen konnte, reizte, sich zu seinem eigenen Verderben in die grumbachischen Händel (s. Grumbach) zu mischen. Solche Zwistigkeiten unter ihren Gegnern sahen die Katholiken um so lieber, je mehr die Erbitterung zwischen beiden Parteien wieder um sich griff. Es verging kein Reichstag, auf welchem der Kaiser nicht mit Beschwerden u. Gegenbeschwerden bestürmt wurde. Durch die Greuel der Bartholomäusnacht und Alba's fanatisches Wüthen gegen die niederländischen Protestanten wurde den evangelischen Ständen in D. ein gerechter Grund zu Mißtrauen u. Argwohn gegeben. Immer mehr sah man auf beiden Seiten den Kirchenfrieden bedroht, und ein feindlicher Zusammenstoß zwischen den Anhängern des Alten u. des Neuen wurde nur durch Maximilians II. politische Einsicht und Festigkeit verhütet. Unter solchen Umständen war der Tod dieses Kaisers (12. Oktober 1576) ein wahres Unglück für D. Maximilian II. hatte zwar seinen ältesten Sohn Rudolf (27. Oktober 1575) zum römischen König erwählen lassen; allein diesem fehlte es ganz an den nöthigen Regenteneigenschaften. Des Vaters Milde artete bei Rudolf II. (1572—1612) in Schwäche aus, die ihn dem Einflusse der Jesuiten, der päpstlichen Nuntien und des spanischen Hofes, wovon sich Maximilian völlig frei erhalten hatte, Preis gab. Die Folge davon war, daß das bisher am kaiserlichen Hof befolgte System der Toleranz verlassen wurde. Man begann damit, dem Protestantismus in Oesterreich engere Schranken anzuweisen; als er sich dagegen sträubte, glaubte man sich lästiger Schonung gegen ihn überhoben, und durch energische Maßregeln gelang es, ihn noch im Laufe des 16. Jahrhunderts in den habsburgischen Erblanden ganz zu unterdrücken. Das von protestantischen Sympathien gereinigte Oesterreich und das den-

selben stets unzugänglich gebliebene Bayern wurden nun die Burgen des Katholicismus, von denen zuerst ein kräftiger Widerstand und dann ein auf Ausrottung berechneter Angriff auf den Protestantismus ausging. Da Oesterreichs Beispiel bald von anderen katholischen Fürsten nachgeahmt wurde, so konnte die katholische Partei ihre Kräfte koncentriren und gegenüber der protestantischen, die durch inneren Zwiespalt und üppig emporwucherndes Sektenwesen abgeschwächt und gelähmt wurde, die unter Marimilians Regierung verlorene Uebermacht wieder erringen. Der niederländische Freiheitskrieg gegen Spanien bot zwar den deutschen Protestanten eine herrliche Gelegenheit dar, eine den glücklichsten Erfolg verheißende gemeinsame Demonstration gegen die reaktionären Tendenzen der katholischen Mächte zu wagen; aber der engherzige orthodoxe Eifer der lutherischen Hoftheologen überschrie den Hülferuf eines stamm- u. religionsverwandten Volks, das einen Heldenkampf kämpfte gegen den fanatischen Despotismus eines übermächtigen Feindes, welcher nichts Geringeres beabsichtigte, als die Vernichtung des gesammten Protestantismus. Das Uebergewicht der katholischen Seite zeigte sich besonders darin, daß auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 die Beschwerden der protestantischen Stände über Parteilichkeit des Kammergerichts zu Gunsten der Katholiken, über die ihnen zugemuthete Restitution mehrer geistlichen Güter, über Verletzung des Religionsfriedens u. A. unerledigt zurückgewiesen wurden, wofür die Feststellung der fürstlichen Stimmen, welche die Protestanten demselben Reichstage verdankten, nur ein geringer Ersatz war. Mehre wichtige Streitsachen wurden zu ihrem Nachtheil entschieden. Zuerst gab die Forderung, welche die Protestanten zu Aachen auf gleiche Rechte mit den dortigen Katholiken stellten, eine Gelegenheit zur Erörterung der Frage, ob die Bestimmungen des Religionsfriedens auch auf Diejenigen Anwendung erleiden sollten, welche sich erst nach seinem Abschlusse zu einer anderen Lehre bekannt hätten. Vergeblich nahmen sich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihrer Glaubensgenossen an; der Kaiser erklärte sich gegen die Neuerung und setzte endlich (1598) durch, daß eine Achtserklärung gegen die Stadt erlassen und Alles in seinen vorigen Stand wieder hergestellt wurde. Noch wichtiger war ein anderer, unmittelbar darnach eintretender Fall, den der geistliche Vorbehalt des augsburger Religionsfriedens hatte verhüten sollen. Der Erzbischof Gebhard von Köln vermählte sich und trat zur reformirten Lehre über, ohne seine Würde niederlegen zu wollen. Die Folge davon war seine Absetzung von Seiten des Papstes und die vom Domkapitel bewerkstelligte Wahl des bayerischen Prinzen Ernst, Bischofs von Freisingen und Lüttich und Administrators von Hildesheim. Obgleich die evangelischen Kurfürsten gegen die vom Papste verfügte Absetzung eines ihrer Kollegen protestirten, so hatten sie doch nicht den Muth, denselben nachdrücklich zu unterstützen, und er mußte seinem mächtigeren Gegner weichen (1584). Ein ähnlicher Streit entspann sich in Straßburg, wohin sich Gebhard zurückgezogen hatte. Die dortigen protestantischen Domherren wählten den Prinzen Johann Georg von Brandenburg, die katholischen den Kardinal und Bischof von Metz, Karl von Lothringen, zum Bischof (1592). Nach einem verheerenden Kriege und langen Unterhandlungen verglichen sich endlich beide Nebenbuhler dahin, daß sie die Sache 6 Kurfürsten und Fürsten zur Entscheidung anheimstellen und sich bis dahin in die Einkünfte des Bisthums theilen wollten. Es wurde zuletzt (1604) zum Nachtheil des protestantischen Bewerbers entschieden, welcher gegen eine Geldsumme allen seinen Ansprüchen auf das Stift entsagen und seinem Gegner das Feld räumen mußte. Um nun ihre Interessen auf dem nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage (1594) besser zu wahren, hielten auf Betreiben des Kurfürsten von der Pfalz mehre protestantische Fürsten eine Zusammenkunft zu Heilbronn (16. März 1594) und vereinigten sich zu dem Beschlusse, daß sie ihre Einwilligung zu neuen Abgaben von der Abstellung ihrer Beschwerden abhängig machen wollten. Allein sie konnten weder auf dem genannten, noch auf dem 3 Jahre später zu Regensburg abgehaltenen Reichstage ihre Absicht durchsetzen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil das lutherische Kursachsen aus Eifersucht über den Einfluß, den das reformirte Haus Kurpfalz auf die Leitung der protestantischen Angelegenheiten gewonnen hatte, keinen kräftigen Antheil daran nahm. Der Kurfürst von der Pfalz veranlaßte daher eine neue Zusammenkunft mehrer protestantischen Fürsten zu Frankfurt (25. Oktober bis 12. December 1598), auf welcher die Stiftung einer Union zur Handhabung des Religions- u. Landfriedens vorbereitet wurde. Mehre in den folgenden Jahren abgehaltene Konvente trugen dazu bei, die Besorgnisse der protestantischen Stände zu steigern. Zuerst schlossen daher die Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und Joachim Friedrich von Brandenburg, der Administrator von Straßburg, Johann Georg von Brandenburg, der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Landgraf Moritz von Hessen und die Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Ernst Friedrich von Baden (12. Januar 1603) einen Bund, um einander bei den drohenden Aussichten mit Rath und That beizustehen. Sie wandten sich selbst an König Heinrich IV. von Frankreich, der, um Oesterreich zu schwächen, zu einer Vereinigung mit ihnen sehr geneigt war. Die übrigen protestantischen Fürsten jedoch hielt ihr orthodoxer Glaubenseifer von einem Bunde mit dem calvinistischen Kurfürsten von der Pfalz und dem katholischen König von Frankreich zurück, und es gehörte erst eine offenbare Verletzung des Religionsfriedens und der Reichsverfassung dazu, um ihre Bedenklichkeiten zu überwinden. Der Argwohn der Protestanten hinsichtlich der Absichten der katholischen Partei fand nämlich seine Bestätigung in dem Verfahren gegen Donauwörth. Diese schwäbische Reichsstadt wurde, weil ihr Magistrat die geringe Anzahl der dortigen Katholiken auf eine geräusch- und prunklose Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkt wissen wollte, vom Reichshofrath in die Acht erklärt und deren Vollziehung dem Herzog Marimilian von Bayern übertragen (3. Aug. 1607), zwei verfassungswidrige Maßregeln, indem weder dem Reichshofrath die Achtserklärung, noch dem Herzog von Bayern die Exekution zustand. Dessen ungeachtet wurde Donauwörth von dem letzteren besetzt und sowohl seiner Reichsunmittel-

barkeit, als seiner Religionsfreiheit beraubt. Der Eindruck, den dieser Gewaltstreich auf die protestantischen Stände machte, gab sich auf dem im Januar 1608 zu Regensburg eröffneten Reichstag kund, denn derselbe verfloß unter erbitterten Streitigkeiten und löste sich auf, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu sein. Die unmittelbare Folge desselben war aber die Abschließung der protestantischen Union (4. Mai 1608), welche durch den Beitritt der meisten protestantischen Fürsten und Reichsstädte Macht genug erhielt, weiteren Anmaßungen der Katholiken Trotz zu bieten. Kursachsen, streng lutherisch und zugleich gut kaiserlich gesinnt, nahm gar keinen Antheil daran; Kurbrandenburg und Hessen, welche an dem früheren protestantischen Bunde Theil genommen, traten jetzt zurück. Die protestantische Union mußte aber um so größere Bedeutung erhalten, da zu derselben Zeit das österreichische Haus, die Hauptstütze der katholischen Partei, in inneren Zwiespalt gerieth, und die Protestanten in Ungarn, Oesterreich und Böhmen sich wieder erhoben. Rudolfs II. Unthätigkeit bewog des Kaisers ältesten Bruder, Matthias, sich von den übrigen Erzherzögen zum Haupt des Hauses erklären zu lassen (25. April 1606) und, von den Protestanten unterstützt, den schwachen Rudolf zur Abtretung von Ungarn und Oesterreich zu zwingen (25. Juni 1608). Während aber Matthias, um sich in Ungarn und Oesterreich gegen seinen Bruder zu behaupten, den dortigen Protestanten bedeutende Zugeständnisse machen mußte, sah sich Rudolf in Böhmen, um sich wenigstens den Besitz dieses Königreichs zu sichern, zur gleichen Nachgiebigkeit gezwungen. Er bewilligte den böhmischen u. schlesischen Protestanten durch den Majestätsbrief (11. Juli und 20. August 1609) völlig freie Religionsübung nebst dem Rechte, ein eigenes Konsistorium, sowie nach Bedürfniß neue Schulen und Kirchen zu gründen. So brachte die Entzweiung des habsburgischen Hauses die katholische Partei um das kaum wieder errungene Uebergewicht. Von der protestantischen Union glaubte sie das Schlimmste befürchten zu müssen, wenn sie ihr nicht ein Gegenbündniß unter einem mächtigen u. gewandten Haupte entgegenstellte. Dies bewog mehre Bischöfe, sich an den Herzog Maximilian von Bayern eng anzuschließen, worauf durch den Beitritt der rheinischen Erzbischöfe der Abschluß der katholischen Liga (30. August 1609) erfolgte, deren Haupt der genannte Herzog wurde. Die Einigkeit ihrer Glieder, die keine dogmatischen Zwistigkeiten trennten, die prompte Bezahlung der Beiträge und die unbestrittene Obergewalt des Herzogs Maximilian, alles dies gab der katholischen Liga einen Nachdruck, dessen die protestantische Union selbst nach dem Beitritt Kurbrandenburgs und Hessen-Kassels entbehrte. Die erste Veranlassung zum feindlichen Zusammenstoß der kampfgerüsteten Parteien gab der jülich'sche Erbfolgestreit (1609). Der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg ergriffen, ohne auf das Verbot des Kaisers zu achten, Besitz von den erledigten jülich-klevischen Landen und fanden Beistand auf Seiten der Union. Auch die Liga griff zu den Waffen. Aber noch fühlten sich die Parteien zum Entscheidungskampfe nicht stark genug; in einem Vergleich (24. Okt. 1610) verpflichteten sie sich zur Niederlegung der Waffen. Mit der Entfernung der äußeren Gefahr hörte jedoch auch die Einigkeit zwischen den beiden possidirenden Fürsten auf. Die Vermählung des Pfalzgrafen von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg sollte die Versöhnung zwischen beiden herbeiführen; aber eine thätliche Beleidigung, welche sich der letztere im Rausche gegen den ersteren erlaubte, vollendete den Bruch. Der Pfalzgraf suchte sich darauf durch Verschwägerung mit dem bayerischen Hause und durch öffentlichen Uebertritt zur katholischen Kirche (1614) den Beistand der Liga und der Spanier zu verschaffen, während der Kurfürst die reformirte Lehre annahm, um an der Republik der vereinigten Niederlande eine Stütze zu bekommen. Der jülich'sche Successionsstreit hatte also hinsichtlich der Stellung der beiden Regierungsparteien die Folge, daß die katholische durch den Uebertritt des Pfalzgrafen von Neuburg eine beträchtliche Verstärkung erhielt, die der Union um so nachtheiliger wurde, da auch Kursachsen, um seinen Ansprüchen auf die jülich-klevischen Lande ein Gewicht zu geben, sich an den Kaiser anschloß und damit der Union feindlich gegenübertrat. Dieser Erbfolgestreit ging indeß vorüber, ohne, wie im Anfang zu befürchten stand, den allenthalben aufgehäuften Zündstoff in Flammen zu setzen. Die Brandfackel wurde aber von einer anderen Seite her ins Reich geschleudert. Die innere Entzweiung des habsburgischen Hauses dauerte nämlich fort. Rudolf II. gedachte die Nachfolge in Böhmen dem Erzherzog Leopold, welcher Bischof von Straßburg und Passau war, zuzuwenden und ließ deshalb im Passauischen Truppen zusammenziehen und in Böhmen einrücken. Die Böhmen aber riefen Rudolfs Bruder, Matthias, zu Hülfe, u. da der schwache Kaiser nicht den Muth hatte, seine böhmische Krone diesem gegenüber zu behaupten, so leistete er, um nicht zu ihrer Niederlegung gezwungen zu werden, freiwillig darauf Verzicht. Matthias empfing darauf (23. Mai 1611) in Prag die Krönung, nachdem er den böhmischen Ständen alle ihre Rechte und Privilegien bestätigt und sie darin zu schützen versprochen hatte. Dem Schicksal, auch noch den Kaiserthron mit einem römischen König theilen zu müssen, zu dessen Wahl die Kurfürsten schon einen Tag angesetzt hatten, entging Rudolf II. durch seinen Tod (20. Januar 1612). Matthias (1612—19), der nach einem fünfmonatlichen Zwischenreich durch die einstimmige Wahl der Kurfürsten auch zum römischen Kaiser erhoben wurde, erfüllte aber die Erwartungen nicht, die man von ihm hegte. Die Katholiken und Protestanten standen sich schon zu erbittert gegenüber, als daß der Kaiser zwischen ihnen stehend in unabhängiger Stellung hätte verharren können. Dies machte ihm schon sein erster Reichstag, den er zu Regensburg eröffnete (13. August 1613), fühlbar. Statt ihm die verlangte Hülfe gegen den siebenbürgischen Usurpator Bethlen Gabor zu leisten, forderten die unirten Protestanten nicht bloß die Abstellung ihrer Beschwerden, sondern auch eine den katholischen Ständen gleiche Anzahl von Stimmen bei den Berathungen der Reichsversammlungen. Matthias durfte aber den Protestanten nichts bewilligen, weil er sich dadurch des Beistandes der Katholiken beraubt hätte. Die daher rührende Unentschiedenheit des Kaisers bewog

die katholische Partei, ihr Vertrauen dem Vetter desselben, dem Erzherzog Ferdinand von der steiermärkischen Linie, zuzuwenden. Ihm zu Gunsten begaben sich die Brüder des Matthias, welche wie dieser selbst ohne Nachkommen waren, ihrer Rechte auf die Nachfolge, und wiewohl Ferdinand als ein Jesuitenzögling bekannt war und seine Intoleranz schon in Steiermark auf eine Art gezeigt hatte, welche den Protestanten die größten Besorgnisse einflößen mußte, so fand er doch weder in Böhmen, noch in Ungarn Widerstand. Um auch seine Wahl zum römischen König durchzusetzen, schien es dem Kaiser nöthig, die Union und mit ihr auch die Liga aufzuheben, und er erließ aus kaiserlicher Vollmacht den dahin abzielenden Befehl. Derselbe wurde jedoch so wenig respektirt, daß die Union auf 3 Jahre erneuert u. auf Seiten der Liga nur der Name vermieden wurde. Matthias, der durch Ferdinand von der Leitung der Geschäfte fast verdrängt wurde, sah noch den Ausbruch der Stürme, die durch die fanatischen Reaktionsbestrebungen seines Nachfolgers heraufbeschworen wurden und das Haus Oesterreich mehr als einmal dem Verderben nahe brachten. Er konnte denselben nicht mehr Einhalt thun; sein Tod (20. März 1619) überhob ihn der Mitwirkung in einem verhängnißvollen Trauerspiel, dessen blutgedüngten Schauplatz dreißig an Großthaten und Greueln reiche Jahre hindurch das arme D. abgeben mußte (s. Dreißigjähriger Krieg). Ferdinand II. (1619—37) vererbte den schrecklichen Krieg auf seinen Sohn, dessen Wahl zum römischen König er unter ungünstigen Umständen (22. December 1636) durchgesetzt hatte, so daß die Kaiserkrone bei seinem Tode (15. Februar 1637) beim habsburgischen Hause blieb. Ferdinand III. (1637—57) war nach Kräften um Herstellung des Friedens bemüht. Aber so langdauernd u. schwierig, wie dieser Krieg selbst, eben so reich an Wechseln und Wendungen waren die Friedensunterhandlungen, welche denselben beendigten und endlich zu Osnabrück am 6. August und zu Münster am 17. September 1648 zum Abschluß kamen, freilich für D. um theuren Preis (s. Westphälischer Friede). Es fällt hier erstens die bedeutende Verletzung der Integrität des Reichs an der ganzen Westgrenze schwer ins Gewicht. Von dem ausgedehnten burgundischen Kreise wurden die wohlhabendsten Gebiete abgerissen und die übrigen in sehr unsicheren Verhältnissen gelassen. Ueber die Trennung der vereinigten Niederlande vom Reich beobachtet das westphälische Friedensinstrument ein schamvolles Stillschweigen, während es die Freisprechung der Schweiz von der Hoheit des Reiches offen bekennt. Nicht minder wurde der Zusammenhang des Elsasses mit D. gefährdet, denn die Landeshoheit über dieses Reichsgebiet sollte von nun an die Krone Frankreich haben, wiewohl die bisherige Reichsfreiheit und Reichsunmittelbarkeit der dortigen Stände fortdauern sollte. Ueberdies bekam der vergrößerungssüchtige Nachbarstaat mit Breisach und Philippsburg die Schlüssel zu D. in seine Hände. Was man diesem nicht gestatten wollte, nämlich Sitz und Stimme auf dem Reichstage, weshalb man ihm lieber die Hoheit über Reichslande abtrat, das verwilligte man der Krone Schweden, um die derselben zur Entschädigung überlassenen Territorien im Norden, ganz Vorpommern, einen Theil Hinterpommerns, die Insel Rügen, Wismar, die Stifter Bremen u. Verden, wenigstens in demselben Verhältnisse wie Holstein beim Reiche zu behalten. Als zweiter Schaden, den D. in dieser schweren Zeit genommen, ist die fortwährende, sogar verfassungsmäßige Einmischung der fremden Mächte in die Angelegenheiten des Reiches, zu welcher die Verbürgung des westphälischen Friedens durch sie, sowie die ihnen eingeräumten Besitzungen auf deutschem Boden eine stets willkommene Veranlassung boten. Die Passivität und Hülflosigkeit des Reiches, das nun zwischen ihnen und dem österreichischen Erbstaate zwischen innen steht, ist damit entschieden. Den dritten Schaden sehen wir in der schon früher vorbereiteten und vorhandenen, aber durch den westphälischen Frieden sanktionirten Lösung der Einheit des Reiches. Kurfürsten, Fürsten und Stände erhalten, u. zwar auf das besondere Drängen Frankreichs, das hierbei schon damals den Grundstein zu den späteren Rheinbünden legte, die freie Ausübung ihres Territorialrechts (der Landeshoheit, der Souveränetätsrechte) sowohl in geistlichen, als in weltlichen Sachen ausdrücklich zugesichert. Sie sollen ohne Widerspruch entscheidendes Stimmrecht haben, statt ihres früheren deliberativen Votums in allen Berathungen über die Angelegenheiten des Reiches; sie sollen unter sich und mit Auswärtigen zu ihrer Sicherheit Bündnisse schließen dürfen, ein Zugeständniß, dessen sie sich nachher nur zu oft zum Schaden D.s bedient haben, indem die schwache Klausel, daß die Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich, den Land-, den westphälischen Frieden und den Eid, womit sie sich gegen Kaiser und Reich verpflichtet, gerichtet sein sollten, in der Hitze des Parteikampfes nicht berücksichtigt zu werden pflegte.

Der Vollziehung des westphälischen Friedens standen noch manche Schwierigkeiten im Wege. Die wenigsten Stände waren geneigt oder im Stande, sogleich die dazu erforderlichen Opfer zu bringen. Daher blieben die schwedischen und französischen Truppen auf des Reiches Unkosten noch so lange unter den Waffen, bis die Friedensbedingungen erfüllt waren. Dies geschah endlich durch den nürnberger Exekutionsreceß (20. Juni 1650), worauf durch Abdankung der Truppen dem Frieden seine Dauer gesichert wurde. Die Eröffnung des Reichstags, auf welchen die Entscheidung vieler im westphälischen Frieden unerledigt gebliebenen Fragen verschoben worden war, erfolgte zu Regensburg (30. Juni 1653). Hier trat zum ersten Male das Corpus Evangelicorum zusammen. Außerdem kam aber nur über einige dringende Punkte ein Abschied zu Stande, so über die Wiederherstellung und Verbesserung der Reichsjustiz und einige Veränderungen in der Zusammensetzung des Reichstags. Der Kaiser führte nämlich einige von ihm neu ernannte Fürsten in denselben ein, wodurch er jedoch auf Seiten der Stände die Besorgniß erregte, daß die dem Kaiser unbedingt zugestandene Berechtigung zur Ertheilung der fürstlichen Würde und Stimmfähigkeit ihm ein gefährliches Uebergewicht auf dem Reichstage geben könne; es wurde daher für die Zukunft die Zulassung zu Sitz u. Stimme im Fürstenrathe von der Einwilligung der Stände abhängig gemacht. Die deutsche Reichsversammlung bestand

um diese Zeit außer den 8 Kurfürsten (indem durch den westphälischen Frieden Kurpfalz restituirt und zur Erzschatzmeisterwürde erhoben worden war) aus 71 geistlichen Fürsten, mit Einschluß der zwei Kuriatstimmen der Prälaten, und 100 weltlichen, mit Einschluß der vier gräflichen Kuriatstimmen, endlich aus 61 Reichsstädten, zusammen aus 240 Reichstagsstimmen. Zählt man die reichsunmittelbaren 38 Prälaten, die 20 wetterauischen, 22 schwäbischen, 16 fränkischen und 34 westphälischen Grafen mit, so beläuft sich die Zahl der sämmtlichen kontribuirenden Reichsstände ohne die Reichsritterschaft auf 370. Das deutsche Reich war demnach ein vielfach zusammengesetzter Staatskörper, dessen einzelne Theile besondere Staaten waren, durch den Reichstag selbstständig repräsentirt wurden u. unter einem Wahloberhaupte standen, dem in Bezug auf ihre innere Verwaltung nur einige Reservat- oder besondere Majestätsrechte geblieben waren. Die allgemeinen Majestätsrechte übte der Kaiser mit den Reichsständen, welche nicht bloß Repräsentanten ihrer Länder, sondern selbst Regenten waren. Kurz, das Reich war eine mannichfach komplicirte Gesammtherrschaft des Kaisers und der Stände.

Der Erwählung seines Sohnes Ferdinand zum römischen König konnte sich der Kaiser Ferdinand III. nicht lange freuen; der junge König starb bald darauf (9. Juli 1654). Sein zum geistlichen Stande bestimmter und dafür erzogener Bruder Leopold wurde zwar in den österreichischen Erblanden als Nachfolger anerkannt; allein Ferdinand III. starb (2. April 1657), ehe er dessen Erhebung zum römischen König durchsetzen konnte. Das Interregnum, welches dadurch veranlaßt wurde, verlängerten die Streitigkeiten zwischen den Kurfürsten von Bayern und von der Pfalz über die Führung des rheinischen Vikariats, so wie der Einfluß, welchen der französische Hof auf die Wahlangelegenheiten ausübte. Die drei geistlichen Kurfürsten nebst dem von Bayern hatten sich durch französisches Geld in dem Grade gewinnen lassen, daß sie dem König Ludwig XIV. von Frankreich ihre Stimmen gegeben haben würden, wenn nicht die protestantischen Kurfürsten Oesterreichs Interesse gewahrt hätten. So kam die Wahl Leopolds I. zum Kaiser (18. Juli 1658) zwar zu Stande, aber der französische Einfluß bewirkte wenigstens, daß derselbe vor seiner Krönung eine geschärfte Wahlkapitulation beschwören mußte. Die Kurfürsten sicherten sich darin außer ihren bisherigen Vorrechten gegenüber dem Kaiser insonderheit die Macht, sich wider ihre Unterthanen mit Assistenz der benachbarten Stände in ihren hergebrachten Rechten zu behaupten. Der Kaiser sollte keinen Reichsstand ohne Bewilligung der Stände von den Kollegien ausschließen können, den Reichshofrath zumeist mit Männern aus dem Reiche besetzen u. das kaiserliche Geheimerathskollegium sich in dessen Verhandlungen nicht einmischen lassen. **Leopold I.** (1658—1705) sah sich bald durch einen verheerenden Einfall der Türken in Ungarn gezwungen, die Hülfe des Reichs nachzusuchen (1662). Die Gefahr war groß genug, um die Reichsstände zu den erforderlichen Verwilligungen geneigt zu machen. Aber der schwache Kaiser benutzte aus Mißtrauen gegen die Ungarn die dadurch herbeigeführten Erfolge so wenig, daß er unmittelbar nach Montecuculi's entscheidendem Siege bei St. Gotthard an der Raab (1. August 1664) einen schmählichen Frieden schloß. Dies wirkte auf die Berathungen des zu Regensburg versammelten Reichstags so hemmend ein, daß sich das Bedürfniß fühlbar machte, dem Reichstage eine beständige Dauer zu geben. Seitdem lassen sich die Fürsten auf demselben bloß noch durch Gesandte vertreten. Mit Recht gleichgültig gegen die persönliche Ausübung ihrer Reichsstandschaft mit Ausnahme der Kaiserwahl, gefallen sie sich um so mehr, in Verfolgung u. Vermehrung ihrer landesherrlichen Rechte als Selbstherrscher zu erscheinen. Sie benutzen die eingetretene Ruhe und ihre stehende Waffenmacht dazu, trotz des Landfriedensgebots ihre vermeintlichen Ansprüche schwächeren Ständen, besonders Städten, gegenüber mit Gewalt geltend zu machen. Zuerst zwang der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, die Stadt Münster, sich an ihn zu ergeben und bischöfliche Besatzung aufzunehmen (1661). Dasselbe Schicksal hatte Erfurt, welches sich (1664) dem Kurfürsten von Mainz auf Gnade und Ungnade ergeben und froh sein mußte, sich wenigstens die freie Religionsübung zu retten. Auf gleiche Weise kam Magdeburg, aus seinen Ruinen kaum wieder erstanden (1666), unter die Botmäßigkeit Kurbrandenburgs und Braunschweig (1671) unter die wolfenbüttelsche. So wurden vier angesehene norddeutsche Städte ihrer Freiheiten beraubt und sanken zu bloßen Landstädten herab. Die Versuche, welche Schweden gegen Bremen, Kurköln gegen Köln und Dänemark gegen Hamburg zu demselben Zwecke machten, scheiterten zwar an dem tapfern Widerstand dieser Städte; aber sie blieben doch ungestraft, u. die Mächtigeren wurden dadurch nur angereizt, über die Schwächeren bei günstiger Gelegenheit herzufallen und sie zu unterdrücken. Der Macht der Fürsten waren von nun an keine Städte- und Ritterverbindungen mehr gewachsen; sie wurde das Hauptelement in dem staatlichen Organismus des deutschen Reichs. Vor Allem schwang sich das brandenburgisch-preußische Haus unter dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. zu bedeutender Größe empor. Durch die im Vertrag zu Labiau (20. Nov. 1656) erworbene völlige Souveränetät über Preußen und Ermeland einerseits und durch den mittelst Entscheidung des langwierigen jülichschen Successionsstreits (1666) errungenen Besitz des Herzogthums Kleve und der Grafschaft Mark und Ravensberg andererseits wurde seine Macht für den deutschen Norden und Westen von der größten Bedeutung. Der **große Kurfürst** ist der Begründer der heutigen Bedeutung Preußens, und schon er sollte Gelegenheit finden, in dem Widerstreit der österreichischen u. der deutschen Interessen der Vertreter der letzteren zu werden. Es war gewiß ein Glück für D., daß Oesterreich damals so weit erstarkt war, um der Erwerbungspolitik Ludwigs XIV. gegenüber die Wagschale halten zu können. Das Verhalten Oesterreichs in der nun herannahenden Zeit beweist jedoch auch wieder, wie nothwendig es war, daß in D. selbst einer der Staaten sich zu einer solchen Macht emporschwang, um nicht Oesterreich allein und für immer die ausschließlich entscheidende Stimme führen zu lassen. Oesterreich stand schon seit drei Jahrhunderten rechtlich und faktisch außerhalb des deutschen Reichs. Die rechtliche Grundlage hierfür

bildeten zum Theil die Bestimmungen, welche Friedrich I. bei der Trennung Oesterreichs von Bayern getroffen hatte, zum Theil aber beruhten dieselben auf den berühmten rudolfinischen Privilegien, welche Herzog Rudolf von Oesterreich zur Zeit Karls IV. gefälscht hatte und sich von diesem bestätigen ließ. Nach diesen Privilegien brauchte Oesterreich dem Reiche keine Heeresfolge zu leisten, außer bei einem Kriege an Oesterreichs Grenzen, ja es brauchte dem Reiche überhaupt keinen Dienst zu leisten, als bei einem Kriege gegen die Ungarn, und dann hatte es 12 Mann zu stellen, zum Zeichen, daß der Herzog von Oesterreich Fürst des Reiches sei. Der Herzog von Oesterreich brauchte ferner die Belehnung vom Reiche nur in seinem eigenen Lande zu empfangen, er war auch nicht verpflichtet, irgend einen Reichstag zu besuchen, wenn er aber auf einem solchen erschien, so galt er als Pfalzgraf-Erzherzog und hatte den ersten Rang nach den Kurfürsten. Alle Reichsvasallen in Oesterreich waren verpflichtet, den Herzog von Oesterreich als ihren Lehnsherrn anzuerkennen. Alle Vorrechte irgend eines Fürsten galten sowohl für Oesterreich, als für alle jetzigen u. künftigen Besitzungen des Herzogs. Der Herzog von Oesterreich durfte auf seinem Hute eine Königskrone tragen und neue Provinzen auch ohne Genehmigung des Reichs erwerben; Niemand aber, der in Oesterreich wohnte, war einem Auswärtigen in irgend einem Punkte Gehorsam schuldig. Diese Privilegien sicherten also Oesterreich alle Rechte eines deutschen Reichslandes und entbanden es zugleich von allen Pflichten eines solchen. Daß diese Urkunden fast alle gefälscht waren, ist jetzt erwiesen, es ist dies jedoch ohne alle Bedeutung, da Friedrich III., als ihn die Kurfürsten bestimmten, im Interesse des Reichs seinen Wohnsitz, statt in Wien, in der Mitte des Reichs zu nehmen, 1453 die Reichsstände dazu vermochte, alle diese Privilegien als gültig u. zu Recht bestehend anzuerkennen. Sie haben darauf fort und fort die Politik des Hauses Oesterreich dem deutschen Reiche gegenüber bestimmt u. sind von Karl V. 1530, von Rudolf II. 1599, von Karl VI. 1729 wiederholt bestätigt worden. Die praktischen Folgen dieses Verhältnisses Oesterreichs zu D. zeigten sich gerade jetzt in den Kriegen gegen Ludwig XIV. mit allen ihren Nachtheilen. Ludwig XIV. hatte sich mit England und Schweden gegen die Niederlande verbündet, er hatte Lothringen weggenommen und war in Holland eingefallen (1672). Das Reich rührte sich hiergegen nicht, und Leopold war kurz vorher von Ludwig zu einem geheimen Bündniß vermocht worden, welches auf die Theilung der spanischen Monarchie hinauslief. Vor dem Kaiser hatte Ludwig also ebenfalls gute Ruhe. Auch den großen Kurfürsten, der wegen seiner klevischen Besitzung sehr nahe bei diesem Kriege betheiligt war, hatte Ludwig für seine Pläne zu gewinnen versucht. Aber Friedrich Wilhelm schlug das französische Bündniß aus und verband sich mit Holland. Er allein von allen deutschen Fürsten eilte herbei und stürzte sich in den ungleichen Kampf. Sein energisches Vorgehen u. sein dringender Rath bewogen zwar den Kaiser endlich, Montecuculi den Holländern scheinbar zur Hülfe zu senden, allein gleichzeitig wurde der andere kaiserliche General, Lobkowitz, instruirt, Montecuculi von jeder aktiven Bewegung zurückzuhalten. Ja, als Montecuculi trotzdem sich mit den Holländern vereinigen wollte, erhielt er von Wien aus den Befehl, sich nach Frankfurt zurückzuziehen und dort unthätig zu bleiben. So von aller Hülfe verlassen, schloß der große Kurfürst dann wieder Frieden mit Frankreich (1673). Die Kriegserklärung Spaniens gegen Frankreich und die Ausdauer der Holländer nöthigten zwar später den Kaiser, doch gegen Ludwig vorzugehen, und es wurde nun mit abwechselndem Glück am Rhein und in Belgien gekämpft, während der große Kurfürst durch die glänzende Schlacht bei Fehrbellin (1675) die Schweden aus ganz Pommern vertrieb. Die ganze undeutsche Politik Leopolds enthüllte sich aber wieder beim Abschluß des Friedens von Nimwegen (1679). Es handelte sich dabei noch um die eine deutsche Forderung, daß Frankreich seine Ansprüche auf gewisse Gebietstheile und Hoheitsrechte im Elsaß aufgeben und daß Schweden seine Rechte auf Pommern verlieren sollte. Leopold aber, der in Ungarn die Türken zu beobachten hatte, lag eben so wenig an der Behauptung des Elsaß, als an dem Vortheil des brandenburger Kurfürsten; er schloß daher den Frieden ab, und Frankreich behielt seine Ansprüche im Elsaß, während Brandenburg das von ihm im ehrlichen Kampf eroberte Pommern an Schweden wieder herausgeben mußte.

Es folgte nun der große u. letzte Einfall der Türken. Bedrückungen der Protestanten in Ungarn u. Eingriffe in die Verfassung dieses Landes veranlaßten den von dem Grafen Emmerich von Tökeli geleiteten Aufstand (1678), der durch einen Einfall der Türken unterstützt wurde. Diese erschienen 250,000 Mann stark (14. Juli 1683) selbst vor Wien, und mit Mühe wurde die bedrängte Kaiserstadt durch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger u. die Ankunft eines polnisch-deutschen Heeres unter Johann Sobieski von Polen (12. Sept.) gerettet. Jetzt erst erholte sich Oesterreich. Eine Reihe von Siegen, die in den folgenden Jahren Feldherren, wie Karl von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen und Ludwig von Baden, über die Insurgenten und Türken erfochten, brachte Ungarn wieder zur Unterwerfung, und dieses mußte, um nicht alle seine Freiheiten einzubüßen, nicht allein seine Wahlfreiheit aufopfern und sich in ein Erbreich verwandeln lassen, sondern auch auf das bisher von den Ständen ausgeübte Recht, sich konstitutionswidrigen Verfügungen des kaiserlichen Hofes widersetzen zu dürfen, Verzicht leisten. Der Friede von Karlowitz (1699) fiel unter solchen Umständen ganz zum Nachtheil der Türkei und zum Vortheil Oesterreichs aus, und die Türkenfurcht wurde durch die Erfolge eines besser geordneten Militärwesens allmählig überwunden. Mit dem unangefochtenen Besitz Ungarns aber wurde Oesterreich erst eine europäische Großmacht. Ueber die Unterdrückung des ungarischen Aufstandes und die Demüthigung der Türken war Niemand mißmuthiger, als Ludwig XIV., der die Ungarn und Türken angereizt u. unterstützt hatte, um Oesterreich zu schwächen, oder wenigstens so zu beschäftigen, daß es sich des deutschen Reiches nicht annehmen u. den Usurpationen, durch welche er mitten im Frieden die im Kriege gemachten Eroberungen zu erweitern gedachte, nicht begegnen könne. Er hatte die Behauptung aufgestellt: „ihm gebühre die volle Souveränetät über die im westphälischen Frieden erworbenen Reichs-

lande, und diese gehe so weit, daß er auch alle und jede Pertinenzen, welche irgend einmal mit jenen in Verbindung gestanden, zurückzufordern berechtigt sei". In Gemäßheit dieser Behauptung hatte er unmittelbar nach dem nimwegener Frieden die 10 Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsaß zur Huldigung gezwungen und deren im westphälischen Frieden vorbehaltene Verbindung mit dem Reiche völlig zerrissen. Gleicherweise hatte er gefordert, daß auch die außerhalb der Gebiete der 3 lothringischen Bisthümer Metz, Toul u. Verdun angesessenen Vasallen derselben ihm als alleinigem Oberherrn huldigen sollten. Um diese Ansprüche genauer zu verfolgen, waren 3 Gerichtshöfe zu Metz, Breisach und Besançon, die berüchtigten Reunionskammern, errichtet worden. Das Reich setzte diesem unerhört anmaßenden Verfahren zwar Widerspruch entgegen, aber Ludwig antwortete mit einer thatsächlichen Verhöhnung des Reichsdefensionalwesens, indem er mitten im Frieden (30. Sept. 1681) die Reichsstadt Straßburg überrumpeln ließ. Anstatt auf solchen Uebermuth hin den Krieg zu erklären, beschloß das ohnmächtige Reich, den regensburger Waffenstillstand einzugehen (15. August 1684), der alle reunirten Orte und Gebiete auf 20 Jahre in den Händen der Franzosen ließ und nur die lächerliche Bedingung stellte, daß sie keine weiteren Reunionen machen sollten. Je sichtbarer aber durch einen so schmählichen Vertrag das Reich seine Schwäche kund gab, desto weniger war der perfide Nachbar geneigt, sich durch denselben die Hände binden zu lassen. Den Vorwand zu weitern Gewaltschritten gegen D. gaben ihm einestheils das Aussterben der pfalz-simmerischen Linie und anderntheils eine zwistige Erzbischofswahl zu Köln. Als Bruder des Herzogs von Orléans, der mit der Schwester des (26. Mai 1685) ohne Nachkommen verstorbenen Kurfürsten Karl von der Pfalz vermählt war, erhob Ludwig nicht allein auf die Mobiliarhinterlassenschaft, sondern auch auf die Allodialgüter des pfälzischen Hauses Ansprüche. Zur Abwehr solcher Uebergriffe traten endlich (9. Juli 1686) zu Augsburg der Kaiser mit seinem ganzen Hause, Bayern, andere deutsche Stände, Spanien und Schweden in den sogenannten großen Bund zusammen. Statt sich aber hierdurch schrecken zu lassen, benutzte Ludwig die strittige kölner Wahl, um den Verbündeten zuvorzukommen. Um nämlich seinen bisherigen Einfluß auf Kurköln zu behaupten, hatte er seinen eifrigen Anhänger Wilhelm Egon von Fürstenberg (1686) zum Koadjutor des Kurfürsten erwählen lassen. Nach dem Tode des letzteren wußte er demselben 13 Stimmen zu verschaffen, während sich für den Prinzen Joseph Klemens von Bayern nur 9 erklärten. Da nun der Papst Fürstenbergs Wahl annullirte und auch das Reich dieselbe nicht anerkannte, sondern sich für den bayerischen Prinzen erklärte, so glaubte Ludwig, Grund zu offenen Feindseligkeiten zu haben, u. sein Kriegsminister Louvois begann dieselben damit, daß er die Pfalz fürchterlich verheeren ließ. Solche unnütze Grausamkeit rief allgemeine Erbitterung gegen die Franzosen hervor; der Reichskrieg wurde erklärt (14. Februar 1689), die vereinigten Niederlande, Spanien und England betheiligten sich daran, und Ludwig verdankte es nur den ausgezeichneten Leistungen seiner Generäle und den großen Hülfsquellen seines Landes, daß er sich gegen die Verbündeten zu behaupten im Stande war. Das Reichsheer jedoch nahm an diesem Kampfe keinen sehr rühmlichen Antheil, da es durch den häufigen Wechsel seiner Oberbefehlshaber, sowie durch die von seiner Zusammensetzung unzertrennliche Unbehülflichkeit in seinen Bewegungen vielfach behindert wurde. Erst nachdem die Pfalz von Neuem verheert u. die ganze Gegend von Darmstadt bis Stuttgart gebrandschatzt u. geplündert worden war, kamen größere Kraft und Energie in die Reichstruppen. Unter der Anführung des tapfern Prinzen Ludwig von Baden schlugen sie nicht nur den Angriff der Franzosen auf ihr verschanztes Lager bei Heilbronn zurück, sondern drängten auch die letztern über den Rhein. Dies war jedoch auch Alles, was sie 1694 und 1695 ausrichteten; denn ungeachtet der Erneuerung und Erweiterung des großen Bundes (1695) kam es zu keinem entscheidenden Schlage mehr, und beide Parteien standen ziemlich in derselben Stellung wie beim Anfang des Kriegs einander gegenüber, als endlich unter schwedischer Vermittelung der Friede zu Ryswick (1697) abgeschlossen wurde. Der Friede wäre günstiger ausgefallen, wenn Leopold, dem Rathe Eugens folgend, mit den Türken Frieden geschlossen u. sich mit seiner ganzen Macht gegen Ludwig gewendet hätte. So ward aber in beiden Kriegen kein Erfolg erzielt. Indeß obgleich Frankreich mit Glück und Ueberlegenheit gekämpft hatte, opferte es doch in dem Uebereinkommen mit Kaiser u. Reich (30. Oktober) wesentliche Vortheile auf. Es nahm die Dekrete der Reunionskammern zurück und gab Alles, was es sowohl während des Kriegs als auch unter dem Namen von Reunionen in Besitz genommen hatte, wieder heraus; nur die Reichsstadt Straßburg und die übrigen elsassischen Orte und Landschaften blieben in seiner Gewalt. Auch der Herzog von Lothringen erhielt sein Herzogthum zurück. Bloß den Protestanten wurde durch Hinzufügung einer besonderen Klausel ein schlimmer Streich gespielt, da vermöge derselben die römischkatholische Religion in den restituirten Gebieten in dem Zustande bleiben sollte, worin sie sich bei dem Friedensabschlusse befände. Diese zu neuen religiösen Zwistigkeiten führende Bestimmung wurde den protestantischen Ständen trotz ihres Widerspruchs aufgezwungen, da sie den Krieg nicht allein fortsetzen mochten. Während dieses Kampfs war Leopolds I. Sohn, Joseph I., zum römischen König erwählt worden (24. Januar 1690), indem der Haß gegen Frankreich und die Furcht vor erneuter Einmischung Ludwigs in die Reichsangelegenheiten im Fall der Thronerledigung die Wahl beschleunigt hatten. Ferner war vom Kaiser dem Hause Braunschweig-Hannover zur Belohnung für schon geleistete und zur Verpflichtung zu noch zu leistenden Diensten die neunte Kurwürde (19. Dec. 1692) ertheilt worden, wiewohl das Kurfürstenkollegium dem widersprach und sich sogar ein besonderer „Verein der wider die neunte Kur korrespondirenden Fürsten" bildete. Erst 1708 wurde die neue kurfürstliche Würde anerkannt und das Haus Hannover in das Kurfürstenkollegium aufgenommen. Noch eine Folge des letzten Krieges war endlich die Verlegung des Reichskammergerichts von Speyer, wo es seit 1530 seinen beständigen Sitz gehabt hatte, nach der Reichsstadt Wetzlar. Die Erhebung Kur-

sachsens auf den polnischen Thron (1697) u. Kurbrandenburgs zur Königswürde (18. Januar 1701) hatte für die innern Verhältnisse des Reichs zunächst keine bemerkenswerthen Folgen.

Die durch den ryswicker Frieden wieder hergestellte Ruhe war von keiner langen Dauer. Ludwig hatte vielmehr diesen Frieden nur deshalb so bereitwillig geschlossen, weil die bevorstehende Erledigung des spanischen Throns seiner Eroberungssucht ein höheres Ziel zeigte, zu dessen Erreichung er frische Kräfte zu sammeln gedachte. Obgleich das deutsche Reich bei dem spanischen Erbfolgekriege, der während des ersten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts die Kräfte der westeuropäischen Mächte in Bewegung setzte, gar nicht betheiligt war, so wurde es doch durch den Eifer, mit welchem der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern und dessen Bruder, der Kurfürst Joseph Klemens von Köln, sich der Sache Ludwigs annahmen, bald in diesen Krieg verwickelt und zur Kriegserklärung gegen Frankreich (6. Okt. 1702) genöthigt. Der Sieg bei Höchstädt (13. August 1704) gab Bayern in Oesterreichs Gewalt. Leopolds I. Tod (5. Mai 1705) hinderte die nachdrückliche Fortsetzung des Kriegs nicht; Joseph I. (1705—11) benutzte vielmehr sein Waffenglück und seine kaiserliche Gewalt, um die Kurfürsten von Bayern u. Köln in die Reichsacht erklären zu lassen (April 1706), wovon die Folge war, daß Kurpfalz unter Abtretung seines Erzschatzmeisteramts an Kurhannover wieder in den Besitz seiner alten Kurwürde gelangte. Auch in Italien und den Niederlanden errangen die Verbündeten durch Eugens u. Marlboroughs rühmlichen Wettstreit die glänzendsten Erfolge. Ludwig, in die äußerste Noth versetzt, war schon bereit, auf die härtesten Forderungen seiner Gegner einzugehen, als der Tod Kaiser Josephs (17. April 1711) die Lage der Dinge zu seinen Gunsten änderte. Da Josephs Bruder Karl, der spanische Kronprätendent, nicht allein Herr der österreichischen Erblande, sondern durch die Wahl der Kurfürsten (12. Okt. 1711) auch Kaiser wurde, so schien das europäische Gleichgewicht, zu dessen Aufrechthaltung die verbündeten Mächte die Waffen gegen Frankreich ergriffen hatten, ärger gefährdet zu werden, wenn Karl VI. (1711—40) auch die spanische Krone auf sein Haupt bringen und so die große Monarchie Karls V. wieder herstellen würde, als vorher durch Ludwigs Bestrebungen zu Gunsten seines Enkels Philipp. Der utrechter Friede (11. April 1713) ließ daher das Haus Bourbon im Besitze Spaniens und versprach dem österreichischen Hause und dem deutschen Reiche so geringen Ersatz, daß beide denselben verwarfen u. den Krieg fortzusetzen beschlossen. Der deutsche Reichskrieg war aber seit dem Tode Ludwigs von Baden (1707), welcher wenigstens die Grenzen des Reichs vertheidigt hatte, mit wenig Energie geführt worden. Die Langsamkeit, mit welcher der Reichstag die nöthigen Gelder verwilligte, erlaubte den Franzosen, im Innern von D. doppelt so viel Geld an Kontributionen u. Brandschatzungen zu erheben, als nöthig gewesen wäre, um sie mit Schimpf und Schande aus dem Reiche hinauszujagen. Unter solchen Umständen war nicht viel Gutes von der Fortsetzung des Krieges zu hoffen. Selbst der Prinz Eugen rieth dem Kaiser zum Frieden. Daher kam es (6. März 1714) zwischen dem Kaiser und Frankreich zum Abschluß des Friedens zu Rastadt, durch welchen Oesterreich von der spanischen Monarchie Neapel, Mailand, Sardinien u. einige Plätze in Toskana, sowie die spanischen Niederlande erhielt, wogegen es sich verpflichtete, die geächteten Kurfürsten von Bayern und Köln in ihre Länder und Würden wieder einzusetzen. Das deutsche Reich mußte es sich darauf in dem Frieden zu Baden (7. September 1714) gefallen lassen, daß außer den abgerissenen elsassischen Territorien auch noch Landau an Frankreich abgetreten wurde. Nicht einmal die Abschaffung der oben erwähnten Klausel des ryswicker Friedens konnten die protestantischen Reichsstände durchsetzen, und es blieb denselben nichts übrig, als gegen den Frieden zu protestiren.

Dies die drei Hauptkriege, in welche das Reich mit Frankreich, der einen Macht, welche den westphälischen Frieden garantirt hatte, unter dem Vorwand der Durchführung u. Aufrechthaltung dieses Friedensschlusses in allen seinen Konsequenzen verwickelt wurde. Nicht allein namenlosen Kriegsschaden hatte es zu erdulden, sondern es sah sich auch bei jedem Friedensschlusse zu neuen Abtretungen gezwungen, die von dem vergrößerungssüchtigen Nachbarstaate unter dem Titel von Modifikationen jenes Friedens in Anspruch genommen wurden. Der große nordische Krieg (1700—21), der schon deshalb auch das deutsche Reich u. nicht bloß Kursachsen berühren mußte, weil die meisten der dabei betheiligten Mächte zugleich Reichsstände waren, hatte trotz des kriegerischen Genie's Karls XII. für die Krone Schweden, den andern Bürgen des westphälischen Friedens, nur die Folge, daß sie den größten Theil ihrer im dreißigjährigen Kriege erworbenen Besitzungen an Hannover und Preußen verlor und seitdem nicht wieder zu dem Einflusse, welchen sie durch ihre Theilnahme an jenem Kriege auf die europäischen Angelegenheiten gewonnen, gelangen konnte. Das deutsche Reich gewann aber hierdurch nichts. Willenlos mußte es für die entgegengesetzten Bestrebungen der Kabinetspolitik der europäischen Mächte, die meist an dem ehemaligen Reichsboden Antheil hatten, den Mittelpunkt bilden. Dadurch, daß mächtigere Reichsstände, wie Kursachsen, Brandenburg u. zuletzt Hannover (1714), auswärtige königliche Throne bestiegen u. in Folge davon neben ihrem Platze im Reichssystem auch noch eine mehr oder minder bedeutende Stellung im europäischen Staatensystem einnahmen, wurden sie veranlaßt, ihr Verhältniß zum Reiche als ein untergeordnetes zu betrachten und dasselbe, wo es ihren Privatabsichten im Wege stand, zu ignoriren. Die Trennung der Partikularinteressen einzelner Reichsstände von den allgemeinen Interessen des Reichs bewirkte zunächst die Auflösung des letztern, die mit Preußens durch den siebenjährigen Krieg begründeter Machtentwickelung begann und in dem durch die französische Revolution herbeigeführten Umschwung der europäischen Staatenverhältnisse vollendet wurde.

Karls VI. Bestreben nach der Ausgleichung der Streitigkeiten Oesterreichs mit Spanien durch den wiener Frieden (30. April 1725) ging hauptsächlich dahin, durch die pragmatische Sanktion seiner Tochter die Erbfolge in den österreichischen Erbstaaten zu sichern. Auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen gelang es ihm, dem neuen Hausgesetze

die Anerkennung von Seiten Spaniens, Englands, Dänemarks, Rußlands u. des deutschen Reichs mit Ausnahme Bayerns und Kursachsens zu verschaffen. Auch das letztere ließ sich gewinnen, da Karl VI. sich zu Gunsten Augusts III. bei dessen Bewerbung um den polnischen Thron erklärte. Dafür aber begann in Verbindung mit Spanien u. Sardinien, die nach Eroberungen in Italien lüstern waren, die Krone Frankreich, durch die Zurücksetzung Stanislaus Leszczynski's, des von ihr begünstigten polnischen Kronprätendenten, beleidigt, einen Krieg gegen den Kaiser, in welchen in Folge der von den Franzosen auf dem Reichsgebiete ausgeübten Gewaltthätigkeiten wie gewöhnlich auch das Reich verstrickt wurde (1734). Auch dieser Krieg schlug zu Oesterreichs und des Reiches Nachtheil aus, denn im Frieden zu Wien (18. November 1738) verlor der Kaiser Neapel und Sicilien, während der Herzog Franz Stephan, des Kaisers Schwiegersohn, gegen den Besitz von Toskana dem Exkönig Stanislaus sein bisheriges Herzogthum, das Reichsland Lothringen, abtrat, u. zwar unter der Bedingung, daß dasselbe unmittelbar nach Stanislaus' Tode an Frankreich fallen solle. Daß sich Frankreich zur Anerkennung der pragmatischen Sanktion verstand, war Karls VI. einziger Trost für diese großen Opfer. Noch mehr als die letztern gaben der unglückliche Türkenkrieg und der unrühmliche belgrader Friede (18. September 1739), in welchem die früher errungenen Vortheile gänzlich wieder verloren gingen, den Verfall der österreichischen Macht kund. Nach Karls VI. Tod (20. Oktober 1740) nahm Maria Theresia zwar von den Erbstaaten ihres Vaters Besitz; allein es zeigte sich nur zu bald, daß Mühe u. Kosten, welche der letztere auf die Anerkennung u. Gewährleistung der von ihm entworfenen Erbfolgeordnung gewandt hatte, so gut als vergeblich gewesen waren. Keine der für die pragmatische Sanktion gewonnenen Mächte ließ große Bereitwilligkeit zur Aufrechterhaltung derselben durchblicken; neben Bayern trat vielmehr auch Spanien mit Erbansprüchen hervor. Maria Theresia's gefährlichster Gegner war aber der junge König Friedrich II. von Preußen, denn während jene ihre Rechte mittelst schriftlicher Deduktionen geltend zu machen bemüht waren, gab dieser seinen Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Wohlau und Brieg durch gewaltsame Besitznahme derselben Nachdruck (December 1740). Preußens Kriegsglück ermuthigte auch den bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht, die Waffen gegen Oesterreich zu ergreifen, u. da Frankreich, diese Gelegenheit zur Zersplitterung der habsburgischen Macht begierig ergreifend, es nicht an diplomatischer Bearbeitung der deutschen Fürstenhöfe mangeln ließ, so brachte es nicht nur mit Bayern und Spanien den nymphenburger Vertrag (18. Mai 1741) zu Stande, sondern bewog auch Preußen, Sachsen, Köln u. die Pfalz zum Beitritt zu dem Bunde gegen Maria Theresia. England, im Besitz von Hannover gefährdet, konnte für die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion nichts thun. Mit den Franzosen vereinigt, bemächtigte sich daher der Kurfürst von Bayern mit leichter Mühe Oberösterreichs (Oktober 1741), wandte sich dann nach Böhmen u. nahm in dem eroberten Prag schon als Böhmens König die Huldigung an (26. November 1741). Seine längst verabredete Erhebung auf den Kaiserthron (12. Febr. 1742) schien sein Glück vollkommen zu machen. Aber schon hatten sich die Ungarn für ihre bedrängte Königin erhoben, England und die Niederlande Subsidiengelder verwilligt, die Bayern und Franzosen Oesterreich räumen müssen (December 1741), u. während sich Karl VII. (1742—45) zu Frankfurt im Glanze der Kaiserkrone spiegelte, fielen sein Land und seine Residenz (13. Februar 1742) in die Gewalt seiner Gegnerin. Da sich diese durch die Aufopferung eines Theils von Schlesien von Friedrich II., dessen Ueberlegenheit im Felde sie erkannte, im breslauer Frieden (11. Juni 1742) Ruhe erkaufte u. auch Sachsen die Waffen niederlegte, so bekam sie, durch die pragmatische Armee Englands unterstützt, freie Hand gegen ihre übrigen Feinde. Prag wurde den Franzosen (17. December 1742) u. Bayern zum zweiten Male (1743) dem Kaiser entrissen u. unter österreichische Administration gestellt. Durch den Sieg der pragmatischen Armee bei Dettingen (27. Juni 1743) wurde der Krieg in die Rheingegenden gespielt, u. die Franzosen, welche die Beschützung Karls VII. in D. übernommen hatten, mußten jetzt darauf bedacht sein, ihre eigenen Grenzen zu vertheidigen. Dadurch sah sich der Kaiser in die äußerste Bedrängniß versetzt. Vergeblich bemühte er sich, das Reich zur thätigen Theilnahme am Kriege oder doch wenigstens zu einer bewaffneten Vermittelung zu bewegen. Erst als Friedrich II., in dem österreichischen Waffenglück eine Gefahr für den ruhigen Besitz Schlesiens erkennend und die Vertheidigung des Kaisers zum Vorwande nehmend, mit ihm, Kurpfalz und Schweden, dessen König Landgraf von Hessen-Kassel war, die frankfurter Union (22. Mai 1744) schloß und in Böhmen einfiel, kam Karl VII. wieder in den Besitz seines Erblandes (23. Oktober), aber nur sein Tod (20. Jan. 1745) überhob ihn einer neuen Flucht. Sein Sohn, Maximilian Joseph, wünschte sehnlichst den Frieden und schloß, sobald Pfalz und Hessen-Kassel sich zur Neutralität verstanden hatten, mit Maria Theresia den Frieden zu Füßen (22. April 1745), durch welchen er ganz Bayern zurückerhielt, die pragmatische Sanktion anerkannte und dem Gemahl der Maria Theresia, Franz Stephan von Toskana, seine Stimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl versprach. Friedrich II., der in D. noch allein gegen Oesterreich im Felde stand, würde von der vereinigten Macht der Oesterreicher und Sachsen erdrückt worden sein, wenn nicht sein Feldherrngeist derselben das Gegengewicht gehalten hätte. Seine Siege bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) u. Sorr (30. September) über die Oesterreicher und bei Kesselsdorf über die Sachsen (15. Dec.) machten seine Gegner zum Frieden geneigt und beschleunigten die Unterhandlungen, die zum Frieden von Dresden (25. December) führten. Sachsen büßte seine Theilnahme am Kriege mit schweren Geldsummen u. entsagte, wie Oesterreich, seinen Ansprüchen auf Schlesien. Friedrich II. erkannte dagegen die Gültigkeit der Kaiserwahl an, welche (13. September) auf Franz Stephan von Toskana gefallen war. In den Niederlanden und in Italien dauerte inzwischen der Krieg noch fort und in den ersteren durch das dem Dienste Frankreichs gewidmete kriegerische Talent des Marschalls von Sachsen nicht zum Vortheil Oesterreichs. Im Frieden von Aachen (18. Oktober 1748) gab

indeß Frankreich seine Eroberungen zurück und erkannte wie die übrigen Mächte Karls VI. pragmatische Sanktion an; nur sollte Preußen im Besitz Schlesiens bleiben und der spanische Infant Philipp die italienischen Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla erhalten.

Das deutsche Reich hatte während des österreichischen Erbfolgekriegs die passive Rolle fortgespielt, zu der es verdammt war. Der Krieg wurde im Reiche geführt trotz der Theilnahmlosigkeit des Reichs, und mittelst Schmälerung des Reichsgebiets im Süden durch Hingabe italienischer Reichslehen, wie früher durch die Losreißung Lothringens zu Gunsten des polnischen Exkönigs, wurde er beigelegt. Man hatte, was die verlorenen Territorien betraf, keinen anderen Trost, als den, daß sie schon seit langer Zeit nicht mehr in engerer Beziehung zum Reiche gestanden hätten Da dieses bei jedem Friedensschlusse mehr zurückgesetzt wurde, so verstand es sich immer schwerer zu einem Reichskriege. D.s politische Geschichte löst sich in dieser Zeit, die uns auf dem Gebiete der Kulturgeschichte die ersten Keime einer freieren, edleren und selbstständigeren Gestaltung des geistigen Lebens der Deutschen aufweist, ganz in die Specialgeschichte der einzelnen Länder auf, da es an einem gemeinsamen Interesse gebricht. Auch das blutige, wechselvolle Drama des **siebenjährigen Krieges**, veranlaßt durch Maria Theresia's Schmerz um das verlorne Schlesien, vermochte den matten, hinfälligen Reichskörper nicht einmal zu einer augenblicklichen, geschweige zu einer nachhaltigen Thätigkeit zu beseelen. Der Reichshofrath erklärte zwar Friedrichs II. raschen Einfall in Sachsen (Aug. 1756), wodurch der Plan der verbündeten Feinde zur Demüthigung Preußens vereitelt wurde, für einen Landfriedensbruch, und der Reichstag verhandelte schon über Friedrichs Achtserklärung, die nur der Widerspruch des Corpus Evangelicorum verhinderte; aber wahrhaft lächerlich wurden diese Maßregeln durch das Reichsexekutionsheer, welches gegen Friedrich II. aufgeboten wurde, obgleich man schon längst gewohnt war, dasselbe nicht als ein Nationalheer, sondern als eine bunt zusammengewürfelte Soldateska zu betrachten, welche sich mit keinem der damals agirenden Heere nur im Mindesten messen konnte. Von allen deutschen Ständen waren, außer Hannover, nur Hessen-Kassel, Sachsen-Gotha, Braunschweig u. Schaumburg-Lippe auf Friedrichs Seite; gleichwohl erregte er durch seine heldenmüthige Ausdauer und seinen oft unglaublichen Wiederaufschwung aus den verzweifeltsten Lagen die allgemeine Bewunderung. Der **hubertsburger Friede** (15. Februar 1763), durch welchen Alles in die Lage zurückversetzt wurde, wie sie vor dem Ausbruch des Krieges gewesen, begründete Preußens Stellung unter den Hauptmächten Europa's, und Friedrichs großartige Regententhätigkeit, welche die durch den furchtbaren Krieg dem Lande geschlagenen Wunden in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu heilen wußte, befestigte es in derselben. In D. stehen nun 2 mächtige Staaten neben einander oder einander gegenüber, aber das Reich ist sich während des erbitterten Kampfes, in welchem beide ihre Kräfte gemessen, seiner Schwäche nur noch mehr bewußt geworden und seiner Auflösung um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Die Regierung des Kaisers **Franz I.** (1745—65) mußte unter solchen Verhältnissen, auch wenn er eine bedeutendere Persönlichkeit gewesen wäre, spurlos vorübergehen. Die Hindernisse gegen die Erwählung seines ältesten Sohnes Joseph zum römischen König wurden durch den Frieden gehoben. Ihn nahm Maria Theresia nach ihres Gemahls Tode (18. August 1765) zwar zum Mitregenten an, allein sie gestattete demselben keinen größeren Antheil an den Regierungsgeschäften, als jenem. Sie kannte Josephs Reformationssucht und scheute dessen dem Muster des preußischen Staats entnommenen Verbesserungspläne u. überließ ihm daher bloß die Besorgung der militärischen Angelegenheiten, deren er sich mit Erfolg annahm. **Joseph II.** (1765—90), demnach durch keine erbländische Regierung in Anspruch genommen, widmete sich mit um so größerem Eifer den Angelegenheiten des Reichs. Unter den großen Entwürfen, welche in der Seele des jungen Herrschers dämmerten, steht der, das Kaiserthum aus seiner Nichtigkeit wieder zu erheben, obenan. Die wenigen Reservatrechte des Kaisers, Standeserhöhung, Privilegienverleihung 2c., waren ganz unbedeutend geworden. Alle wichtigeren Rechte in Betreff der Gesetzgebung und Polizei, des Kriegs und Friedens, theilte er mit den Reichsständen. Jede Wahlkapitulation legte der kaiserlichen Gewalt neue Beschränkungen auf. Damit der Kaiser keine Ueberschreitung wagen könne, wurde ihm überhaupt das Vermögen genommen, irgend etwas zu thun. Das unmittelbare Reichsgebiet, dessen eigenthümlicher Grundherr der Kaiser war, hatte sich größtentheils unter die Landeshoheit der Fürsten verloren. Die Reste der kaiserlichen Einkünfte aus den Reichsländern, aus Urbarien, Judenzoll 2c. wurden nur zu 13,000 Fl. berechnet. Unter so widrigen Verhältnissen wandte sich Joseph zuerst zur Verbesserung der Reichsjustiz. Seinem raschen, auf schnelle Umgestaltung abzielenden Verfahren banden aber die schwerfälligen Formen des Reichs die Hände, und seine neunjährige Beschäftigung mit diesem Gegenstande führte zuletzt zu keinem andern Resultat, als zu der Eintheilung des Reichskammergerichts in mehre Senate und zur Vermehrung der Beisitzer. Keinen bedeutenderen Erfolg hatte die gleichzeitig vom Kaiser vorgenommene Hebung der Religionsbeschwerden. Den protestantischen Ständen, welche sich über gesetzwidrige Uebergriffe der katholischen beklagten, wurde zwar nachdrückliche Rechtshülfe zugesichert, allein ihre Beschwerden dauerten zum größten Theil fort, bis sie sich durch den Umschwung der Zeiten von selbst erledigten. Zur nämlichen Zeit that die katholische Kirche D.s ernstliche Schritte zur Erlangung größerer Selbstständigkeit. Nach mehr als 200 Jahren schienen die Kurfürsten die berühmten 101 Beschwerden der deutschen Nation wieder aufnehmen zu wollen; der geweckte Forschungsgeist kam diesem Beginnen bereitwillig zu Hülfe, und das Rechtsgefühl der Unabhängigkeit gewann durch Nikolaus von Hontheim festen Boden. Der Gedanke einer deutschen Nationalkirche wurde aufgefaßt und seine Ausführung später bei dem Streite gegen die Eingriffe der päpstlichen Nuntien in die erzbischöflichen Gerechtsame von den deutschen Erzbischöfen auf dem Kongresse zu Ems (**emser Punktation**, 1786) eingeleitet. Aber die Bischöfe hielten es für gera-

thener, dem fernen Papste, als den Erzbischöfen, zu gehorchen, und der Kaiser verlor bald die Lust, sich mit diesen Angelegenheiten weiter zu befassen. Ueberhaupt wurde ihm sein erster Plan, die Reichsverwaltung zu beleben und der kaiserlichen Gewalt wieder mehr Ansehen zu verschaffen, durch das unheilbare Siechthum des Reichskörpers verleidet. Inzwischen hatte er die politischen Verhältnisse nicht außer Augen gelassen. Begierig benutzte er die Theilung Polens zur Vergrößerung seiner Macht und bewies damit weniger Gewissenhaftigkeit, als seine Mutter, die den moralischen Widerwillen gegen die gewaltsame Beraubung eines durch die Mängel seiner Verfassung geschwächten Nachbarvolks kaum überwand. Nur der gemeinsame Vortheil hatte Oesterreich und Preußen bei diesem Gewaltschritte verbunden; sie standen wieder so schroff wie vormals einander gegenüber, als Josephs Vergrößerungssucht den bayerischen Erbfolgekrieg (1778) zu erregen drohte. Nur der durch Maria Theresia's Friedliebe und Frankreichs Vermittelung herbeigeführte Friede von Teschen (13. Mai 1779) beugte dem vollen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen kaum versöhnten Gegnern vor. Josephs bisheriges Verfahren war nicht geeignet gewesen, ihm das Zutrauen der Reichsstände zu sichern; er verscherzte dasselbe vollends, als er nach dem Tode der Mutter (29. November 1780) seine Erbstaaten auf eine zu stürmische und gewaltsame Art zu reformiren begann und die kaiserliche Würde zur Erreichung von Privatzwecken benutzte. Nicht bloß in seinen Erbstaaten, sondern auch im Reich erhoben sich über seine Willkür viele Beschwerden. Von Bedeutung für die Reichsverfassung war aber, daß er sich auch eigenmächtige Schritte beim Reichstag und bei den Reichsgerichten erlaubte; der österreichische Gesandte verließ die fürstliche Bank und sprach kurfürstlichen Rang an; Reichstagsschlüsse sollten ohne weitere Umfrage in Vollzug gesetzt werden; der Reichshofrath, aus einem erbländischen Justizkollegium ungeachtet des Widerspruchs der Stände allmählig in ein höchstes Reichsgericht verwandelt, aber vom Kaiser besoldet und angeordnet und daher dessen Willensmeinung unterworfen, zog Rechtssachen an sich, über welche das Kammergericht schon entschieden hatte. Noch weit größere Gefahr schien aber der Reichsfreiheit zu drohen, als Joseph dem Kurfürsten Karl Theodor von Bayern einen Ländertausch anbot (1785), wonach dieser gegen Abtretung Bayerns die österreichischen Niederlande mit Ausnahme von Luxemburg und Namur unter dem Titel eines Königreichs Burgund erhalten sollte. Karl Theodor ließ sich durch blendende Darstellung der daraus für ihn entspringenden Vortheile zur Einwilligung in diesen Tausch bewegen; allein der Herzog von Zweibrücken, der nächste Erbe Bayerns, widersetzte sich und wandte sich an den König von Preußen. Wenn Friedrich II. schon wegen beabsichtigter Vereinigung eines Theils von Bayern mit Oesterreich die Waffen ergriffen hatte, so konnte er dem beabsichtigten Tausche, der ganz Bayern in die Gewalt des Kaisers bringen sollte, noch weniger gleichgültig zusehen. Er brachte daher zur Verhinderung desselben den deutschen Fürstenbund zu Stande, welcher zuerst (23. Juli 1785) von den 3 protestantischen Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover geschlossen, aber bald durch den Beitritt der meisten größern Fürsten D.s verstärkt wurde. Der Zweck desselben war kein anderer, als das Reichssystem in seiner gesetzlichen Verfassung und jeden Reichsstand ungestört bei dem Seinigen zu erhalten. Der projektirte Ländertausch unterblieb; aber durch jene Verbindung einzelner Stände gegen das Reichsoberhaupt, deren Erweiterung und Vervollkommnung zu einer engern Reichsassociation unterblieb, mußte der Reichsverband noch mehr gelockert werden, als er es schon war. Joseph II., zuletzt noch durch den traurigen Ausgang des von ihm in Verbindung mit Rußland begonnenen Türkenkriegs und durch die gefährliche Wendung des niederländischen Aufstands niedergebeugt, starb (20. Februar 1790), nachdem er die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß seine gutgemeinten Bestrebungen nicht bloß vergeblich, sondern auch die Quelle von Unheil und Zerrüttung gewesen waren.

Mit der Wiederbesetzung des erledigten Kaiserthrones verzögerte es sich über ein halbes Jahr. Die Wahl fiel aber endlich (30. Sept.) einstimmig auf Josephs II. Bruder u. Nachfolger in den österreichischen Staaten, Leopold II. (1790—92), bisherigen Großherzog von Toskana. Es galt jetzt vor Allem, D. nicht allein vor dem Einflusse der gefährlichen Theorien, welche sich in Frankreich schon energisch Raum verschafft hatten, zu bewahren, sondern es auch gegen die in Folge derselben seinen Rechten u. seiner Integrität drohende Verletzung kräftig zu beschützen. Der westliche Nachbarstaat D.s war jetzt in die Krisis der Revolution eingetreten. Der dritte Stand hatte dort bereits die Errichtung einer Verfassung auf der Grundlage der Freiheit u. Gleichheit aller Staatsbürger durchgesetzt. In der Nacht des 4. August 1789 waren die Schranken des mittelalterlichen Feudalsystems für das ganze Königreich niedergerissen worden. Die Folge davon war Einziehung der geistlichen Güter und Herabdrückung des Klerus in die Stellung einer besoldeten Staatsdienerschaft (2. Nov.) gewesen. Aber die letztere Maßregel berührte auch die geistlichen und weltlichen Stände des deutschen Reiches, welche innerhalb des französischen Gebiets Diöcesanrechte ausübten oder Besitzungen mit Landeshoheit und andern Gerechtsamen besaßen, indem diese auf ihre Rechte verzichten, oder sich den Beschlüssen der Nationalversammlung unterwerfen sollten. Die rheinischen Erzbischöfe, der deutsche Orden, die Herzöge von Zweibrücken und Würtemberg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, nebst vielen Grafen, Herren und Rittern kamen dadurch in beträchtlichen Schaden u. waren nicht gesonnen, sich denselben gefallen zu lassen. Auf Betrieb des kurfürstlichen Kollegiums nahm sich Kaiser Leopold II., nachdem er seine Erblande beruhigt hatte, der beeinträchtigten Stände an. Seine Einmischung wurde jedoch als die einer fremden Macht von der französischen Regierung zurückgewiesen, wogegen der deutsche Reichstag durch einen Beschluß (6. August 1791) erklärte, daß die Anwendung französischer Dekrete auf die in Lothringen und im Elsaß begüterten Reichsstände eine Verletzung der kaiserlichen und Reichshoheit sei. Zu der durch diese Differenzen zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich veranlaßten Spannung kam auf

Seiten des erstern die natürliche Abneigung seiner fürstlichen Vertreter gegen die Grundsätze, welche sich jenseits des Rheins zur Herrschaft erhoben hatten, sowie auf Seiten des letztern der Unwille über den Schutz, welchen die Emigranten bei den deutschen Höfen fanden, hinzu, um das gute Einvernehmen zwischen beiden immer mehr zu stören. Nachdem Ludwigs XVI. Lage seit seinem Fluchtversuch immer mißlicher geworden war, fand sich der Kaiser zu einer Cirkularnote an alle europäischen Höfe veranlaßt, worin er diese aufforderte, die Sache des französischen Königs als die ihrige zu betrachten u. demselben mittelst energischer Maßregeln zu Hülfe zu kommen. Seine Zusammenkunft zu Pillnitz mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen (27. August) hatte weitere Verabredung zum Zweck. Der friedliebende Leopold wollte jedoch mittelst solcher Demonstrationen mehr nur seines bedrängten Verwandten Noth erleichtern, als sogleich zum Aeußersten schreiten, und kehrte, als Ludwig XVI. die von der Nationalversammlung ihm vorgelegte Verfassung anerkannte, zu seiner gewohnten Mäßigung zurück. Erst als die neue Nationalversammlung, die gesetzgebende, von den Ultrademokraten mehr beherrscht, als die frühere, gegen die deutschen Reichsfürsten, welche die Emigranten beschützt hatten, einen drohenden Ton annahm und ein baldiger Bruch vorauszusehen war, schloß der Kaiser (7. Febr. 1792) mit dem König von Preußen zu Berlin eine Allianz zur Vertheidigung gegen jeden Angriff und zur Aufrechterhaltung der deutschen Verfassung in ihrer ganzen Integrität. Die offensive Stellung der beiden Monarchen, die sich in Kriegsrüstungen u. Drohungen kund gab, erbitterte die pariser Demagogen, welche einen Krieg nicht minder herbeiwünschten, als die Emigranten. Der Ausbruch desselben wurde durch den Tod Leopolds II. (1. März 1792) beschleunigt; denn der jugendliche Franz II. (1792—1806), welcher dem Vater sogleich in den österreichischen Erbstaaten, dann (5. Juli) durch einstimmige Wahl der Kurfürsten auch auf dem Kaiserthron nachfolgte, war in seinen Entschlüssen rascher, aber auch voreiliger, als jener, und gab daher den Aufreizungen der Emigranten geneigteres Gehör. Indeß kam ihm die französische Regierung mit der Kriegserklärung (20. April) zuvor. Oesterreich u. Preußen, damals eng verbündet, griffen zu den Waffen und hofften, obwohl die enthusiasmirten Franzosen ihren Kriegsplan schon auf die Erweiterung ihres Gebiets bis an dessen natürliche Grenzen, Rhein und Alpen, berechneten, auf einen leichten Sieg. Der Herzog von Braunschweig erließ als Oberbefehlshaber des Heeres der Verbündeten vor seinem Eintritte in Frankreich das berüchtigte Manifest (25. Juli), worin er in dem rücksichtslosesten Tone eines Gebieters und Siegers sprach, als wenn die französische Nation schon besiegt zu seinen Füßen läge. Die gesammte Macht, mit welcher die Verbündeten (August) in Frankreich eindrangen, belief sich auf 140,000 Mann. Die ersten Erfolge schienen wirklich die Sprache des Manifestes zu rechtfertigen. Longwy ergab sich (23. August) ohne Widerstand, und Verdun folgte (2. Sept.) diesem Beispiel. Nur zu bald jedoch wandte das Glück den Verbündeten den Rücken. Zuerst erfuhren sie, je weiter sie in Frankreich eindrangen, wie eitel und nichtig die Versprechungen und Vorspiegelungen der Emigranten gewesen waren, denn statt als Befreier von dem verhaßten Joche einer gewaltthätigen Faktion mit offenen Armen empfangen zu werden, traf sie der erbitterte Haß eines für die neue Freiheit erglühten Volks. Dann schmolz durch Mangel an Unterhalt und durch Seuchen das Heer der Verbündeten immer mehr zusammen, während das französische unter Dumouriez im festen Lager bei St. Menehould täglich Verstärkungen erhielt. In einer so trübseligen Lage mußte der anfängliche kecke Muth des österreichisch-preußischen Heeres, das überdies der nöthigen einheitlichen Leitung bei seinen Operationen entbehrte, bald erlöschen. Valmy war der äußerste Punkt, bis zu welchem es vordrang, und die Kanonade bei diesem Orte die einzige Waffenthat des Feldzugs. Unkluger Weise ließen sich die Verbündeten jetzt, wo der Nationalkonvent den König für abgesetzt und Frankreich für eine Republik erklärt hatte, mit dem kampflustigen Feinde in Unterhandlungen ein, die so wenig Erfolg hatten, daß nicht nur ein eiliger Rückzug begonnen wurde, sondern auch der französische General Custine Mainz wegnahm (21. Oktober) und Frankfurt besetzte. Noch hatte das deutsche Reich an dem Kriege keinen Antheil genommen; allein jetzt, da er über seine Grenzen hereinbrach, konnte es sich der Theilnahme daran nicht länger entziehen. Der Reichskrieg wurde beschlossen und an Frankreich (22. März 1793) erklärt. Die maßlose Uebertreibung der revolutionären Ideen, welche sich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. bis zur Aufhetzung aller Völker gegen ihre Regierungen steigerte, bewirkte, daß sich auf Pitts Betrieb die meisten Mächte Europa's zu der ersten Koalition vereinigten, durch welche die französische Republik in der Wiege erdrückt werden sollte. Aber die Macht der stehenden Heere, des bewegenden Geistes entbehrend und willenlos dem Mechanismus des Kommando's folgend, überdies in sich getheilt u. ohne eine kräftige Oberleitung, vermochte nichts gegen ein Volk, das durch den Ruf der Freiheit zu den kühnsten Großthaten begeistert und durch den kriegerischen Scharfblick eines Carnot in seinen Bewegungen gelenkt wurde. Zwar eroberten die Preußen Mainz (22. Juli 1793) und die Oesterreicher durch ihre Siege bei Neerwinden (18. März) und Löwen (22. März) das schon (November 1792) verlorene Belgien wieder. Aber bald wandte sich der verzweifelte Kampf gänzlich zum Unglück des durch die Uneinigkeit seiner Führer geschwächten u. gelähmten Heeres der Alliirten. Der Herzog von York trennte sich von der österreichischen Hauptarmee unter dem Herzog von Koburg und wurde von Houchard bei Hondschoote geschlagen (8. September 1793); die Oesterreicher mußten in dem Treffen bei Wattigny (16. Oktober) das Schlachtfeld räumen und die Preußen die (13. Oktober) eroberten weißenburger Linien wieder aufgeben. Der Herzog von Braunschweig trat zwar (Januar 1794) vom Oberkommando zurück, u. sein Rivale Wurmser wurde abgerufen, aber der alte Feldmarschall Möllendorf, der jetzt an die Spitze des preußischen Heeres trat, war eben so wenig als der Prinz von Waldeck, welcher den Oberbefehl über das österreichische Heer erhielt, im Stande, mit der Pedanterie des alten Militärwesens gegen die Genialität und den Enthusiasmus der Franzosen etwas auszurichten. Mit Ausnahme von Mainz war am Ende 1794 das ganze linke Ufer des Oberrheins in

der Gewalt der Republik. In den Niederlanden war die Koalition nicht glücklicher. Jourdans Sieg bei Fleurus (26. Juni) warf die Oesterreicher über den Rhein zurück und gab auch das linke Ufer des Niederrheins in die Hände der Franzosen. Holland konnte sich jetzt um so weniger halten, da sich hier eine starke Partei den republikanischen Grundsätzen zuneigte. Der harte Winter, welcher alle Flüsse und Moräste mit Eis bedeckte, erleichterte den Franzosen das Eindringen, und mit ihren Fortschritten nahm der Widerwille gegen die alte Obrigkeit so zu, daß der Erbstatthalter abdankte und nach England floh, worauf Holland nach französischem Muster republikanisirt und eng an Frankreichs Interesse gekettet wurde. Bei dieser unerwarteten Wendung des Kampfes gegen die Revolution sehnten sich am meisten die deutschen Reichsstände nach Frieden. Vergeblich war es, daß der Kaiser sie beschwor, „diejenigen Pflichten in ihrem ganzen Umfange deutsch biedermännisch zu erfüllen, welche Reichsverband u. Gesetze, Vaterland und Selbsterhaltung auflegen", daß er sie mahnte, „eher alle Kräfte aufzubieten, als die Schande D.s und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschlusse zu unterzeichnen". Preußen, durch die von Rußland u. Oesterreich in Polen angestifteten Unruhen von den Angelegenheiten im Westen abgezogen und durch ein geheimes Einverständniß jener beiden Mächte in seiner Machtstellung selbst bedroht, ging mit Abschließung eines Separatfriedens mit der französischen Republik voran und trat derselben im Frieden von Basel (5. April 1795) seine am linken Rheinufer gelegenen Besitzungen ab, wobei es sich in geheimen Artikeln die Aussicht auf künftige Entschädigung mittelst Säkularisation offen erhielt. Auch bewog Preußen andere Reichsstände zum Abfall von Kaiser und Reich, indem es durch die Konvention vom 17. Mai eine Demarkationslinie zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte D.s zog und für die zur ersteren gehörigen Stände die Neutralität auswirkte, wenn diese ihre Kontingente von der Reichsarmee zurückziehen würden. Zwar benutzten dies zunächst nur Hessen-Kassel und Hannover, indem das erstere (28. August) gleichfalls einen Separatfrieden mit der Republik schloß und letzteres seine Truppen nach und nach zurückzog, wie bald auch Kursachsen; aber die Hülfe der dem Kaiser treu bleibenden Stände kam so wenig in Anschlag, daß die Last des Krieges beinahe ganz auf Oesterreich fiel. Da indeß die Energie der französischen Regierung nachließ, so wurde es den Oesterreichern möglich, die Franzosen über den Rhein zurückzudrängen und Mainz zu entsetzen (Oktober), ehe noch der Reichstag mit seinen Friedensvorbereitungen zu einem Resultat gelangen konnte. Die französische Regierung richtete hierauf ihr Hauptaugenmerk auf Oberitalien; von hier aus sollten die republikanischen Heere in das Herz der österreichischen Staaten vordringen und dadurch auch vom Rhein her einen Weg anbahnen. In Bonaparte fand sich das Feldherrngenie, welches der Ausführung eines solchen Planes gewachsen war. Durch seine Siege bei Montenotte, Dego und Millesimo (11.—14. April 1796) wurde die Verbindung der sardinischen und österreichischen Streitkräfte zerrissen und Sardinien zum Waffenstillstand gezwungen (28. April), durch den kühnen Angriff bei Lodi (10. Mai) aber das Schicksal der Lombardei entschieden. Nur Mantua blieb noch in der Oesterreicher Gewalt. Auch in D. entschied das Kriegsglück für die Republik. Moreau und Jourdan drangen über den Rhein vor und nöthigten den schwäbischen und fränkischen Kreis mit Bayern zum Waffenstillstand u. die zwei bedeutendsten Stände des erstern, Würtemberg und Baden, zum Frieden (7. und 22. August) u. zur Abtretung ihrer am linken Rheinufer gelegenen Besitzungen, wofür ihnen ebenfalls Aussicht auf Entschädigung durch Säkularisationen eröffnet wurde. Der fränkische Kreis flüchtete sich unter Preußens Schutz u. trat dadurch aus seiner Verbindung mit Kaiser und Reich heraus. Die drohende Gefahr ermunterte Oesterreich zu rühmlicher Anstrengung, und des Erzherzogs Karl Sieg bei Würzburg (3. Sept.) reichte hin, die Franzosen zu eiligem Rückzug zu bewegen und sie aller ihrer Eroberungen am rechten Rheinufer bis auf Neuwied, Düsseldorf am Niederrhein u. Kehl u. die Brückenschanze bei Hüningen am Oberrhein zu berauben. Da aber alle Versuche, das belagerte Mantua zu entsetzen, durch die Verluste bei Arcole (17. Nov. 1796) und bei Rivoli (14. Januar 1797) fehlschlugen, so war damit wenig gewonnen. Denn nachdem der letzte Haltpunkt Oesterreichs in Italien verloren war (2. Februar 1797), hinderte den Sieger nichts mehr, in Oesterreich selbst einzudringen und seine Triumphe durch einen von ihm diktirten Frieden zu krönen. Der Erzherzog Karl vermochte ihn nicht aufzuhalten, und die Bestürzung über die Annäherung des Feindes an die Hauptstadt machte den kaiserlichen Hof zum Frieden geneigt. Die Präliminarien desselben wurden zu Leoben (18. April) unterzeichnet, und auf Grund derselben erfolgte der Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und der französischen Republik (17. Oktober) zu Campo Formio. Darin trat erstere Macht der letzteren die Niederlande ab und entsagte allen ihren Ansprüchen auf die Lombardei, wofür sie auf Unkosten der ihrer politischen Selbstständigkeit beraubten Republik Venedig entschädigt wurde. Zur Herstellung des Friedens mit dem deutschen Reiche sollte ein Kongreß zu Rastadt eröffnet werden, wiewohl der Kaiser in geheimen Artikeln schon in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eingewilligt und auf die von dem französischen Direktorium ersonnenen Entschädigungsprinzipien, nach welchen, um den Stärkeren ihre Verluste zu ersetzen, die Rechte der Schwächeren nicht geachtet werden sollten, eingegangen war. Der Friedenskongreß, demnach eine leere Spiegelfechterei, wurde (9. Dezember) eröffnet. Die Reichsdeputation wurde aus den 10 Reichsständen Mainz, Kursachsen, Oesterreich, Bayern, Würzburg, Bremen, Hessen-Darmstadt, Baden, Augsburg u. Frankfurt zusammengesetzt; jedoch wohnten von fast allen übrigen Reichsständen und mehren auswärtigen Mächten dem Kongresse Gesandte bei. Die Integrität des Reiches, welche die Deputation zur Basis der Unterhandlungen machen wollte, mußte wegen der geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio von vorn herein aufgegeben werden. Man sträubte sich vergebens gegen die Abtretung des linken Rheinufers; letztere mußte (11. März 1798), als erste Friedensbasis, zugestanden werden. Um aber die Reichsstände, welche dadurch verloren, zu entschädigen, stellten die französischen Gesandten als zweite

Friedensbasis die Säkularisation geistlicher Herrschaften auf, u. auch zur Annahme dieser vom Kaiser insgeheim schon gutgeheißenen Entschädigungsweise mußte sich die Deputation (4. April) entschließen. Von dem Gefühl ihrer Ohnmacht niedergedrückt, wagten die Reichsstände den Forderungen der französischen Gesandten nichts entgegenzusetzen als demüthige Vorstellungen, u. die Uebergabe des französischen Ultimatums, dessen Verwerfung unmittelbar die Erneuerung des Krieges nach sich gezogen haben würde, hatte (9. December) die Annahme desselben zur Folge. Während der Verhandlungen erhoben die Franzosen, des Waffenstillstandes spottend, auf dem rechten Rheinufer Kontributionen, zwangen die Festung Ehrenbreitstein zur Uebergabe u. besetzten Mainz. Dies Alles mußte sich das Reich gefallen lassen und erhielt doch keinen Frieden; denn vor dem Abschlusse desselben brach der Krieg zwischen Frankreich und einer neuen gegen dasselbe gebildeten Koalition aus. Der rastadter Friedenskongreß löste sich unverrichteter Sache auf u. fand durch den berüchtigten Gesandtenmord (28. April 1799) ein seiner würdiges Ende.

Durch die immer weiter um sich greifende Macht der Republik u. die immer drohendere Verbreitung revolutionärer Grundsätze in Italien und in der Schweiz wurde der Zusammentritt der zweiten Koalition veranlaßt, deren Glieder England, Rußland, die Pforte, Neapel u. Oesterreich waren. Auch die Majorität des deutschen Reichstags erklärte sich für den Krieg, an welchem jedoch Preußen und die innerhalb der Demarkationslinie liegenden Stände sich nicht betheiligten. Die Alliirten glaubten um so mehr einen günstigen Ausgang des Kampfes hoffen zu dürfen, da Bonaparte durch die Zerstörung seiner Flotte in Aegypten abgeschnitten war, und das französische Direktorium nicht mehr Kraft genug hatte, die im Schooße der Republik auftauchenden Parteien im Zaume zu halten. Wirklich übertrafen die ersten Kriegsereignisse alle Erwartungen. Die Franzosen wurden in D. über den Rhein zurückgedrängt und verloren in Italien alle ihre Eroberungen bis auf Genua und Nizza. Aber die plötzliche Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten (10. Oktober 1799) und seine Erhebung an die Spitze der Republik gaben dem Kampfe eine andere Wendung. Oberitalien, das seine ersten glorreichen Siege gesehen, wählte sich der erste Konsul wieder zum Schauplatz seiner Thaten. Durch den bewunderungswürdigen Uebergang über die Alpen (Mai 1800) erlangte er Hannibals Ruhm, und in der Entscheidungsschlacht bei Marengo (14. Juni) bereitete er den Oesterreichern ihr Cannä. Aber der letzteren Heerführer, Melas, bewies nicht die Festigkeit des alten römischen Senats, denn er suchte durch einen Waffenstillstand dem Verderben zu entgehen. In D. fochten Oesterreichs Heere mit keinem glücklicheren Erfolge. Moreau's Sieg bei Höchstädt (19. Juni) bahnte ihm den Weg durch Bayern, und der Waffenstillstand von Parsdorf (15. Juli) gab die vorderen Kreise in seine Gewalt. Englands Hülfe und Prinz Johanns Oberkommando vermochten Oesterreichs sinkende Sache nicht zu retten. Der Sieger von Hohenlinden (3. December 1800) drang in Oesterreich ein und stand nur noch 10 Meilen von Wien. Da sah der geängstigte Kaiser nirgends Rettung, als in einem Separatfrieden. Die zu Luneville auf Grund des Friedens von Campo Formio und des zu Rastadt seitens des Reichs Bewilligten (1. Januar 1801) eröffneten Unterhandlungen führten (9. Februar) zum Abschluß eines Definitivfriedens. Als Reichsoberhaupt hatte der Kaiser das Reich in denselben mit eingeschlossen u. das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Jetzt aber wurde es nothwendig, die weltlichen Fürsten für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer nach den zu Rastadt dem Reiche aufgezwungenen Principien zu entschädigen, was jedoch nicht geschehen konnte, ohne die Reichsverfassung in ihrem innersten Wesen zu erschüttern. Obgleich die Entscheidung dieser Sache von Rechtswegen bloß dem Kaiser und dem Reiche zustand, so spielte doch die zur Regulirung der Entschädigungen ernannte außerordentliche Reichsdeputation, welche aus Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pfalzbayern, Würtemberg, Hessen-Kassel und dem Hoch- und Deutschmeister bestand, nur eine sehr untergeordnete Rolle, denn der eigentliche Entschädigungsplan wurde von Rußland und Frankreich einem zwischen beiden Mächten (4. Juni 1802) geschlossenen Vertrage zufolge gemeinschaftlich entworfen, und der Reichsdeputation blieb nichts übrig, als denselben mit einigen geringfügigen Modifikationen durch ihren Hauptschluß (25. Februar 1803) anzunehmen. Die Entschädigungsmasse wurde aus den geistlichen Gebieten und Gütern und aus den Reichsständen gebildet. Es erloschen mithin alle geistlichen Reichsstände bis auf zwei, den Kurerzkanzler und den Hoch- und Deutschmeister, und alle Reichsstädte verloren ihre Unmittelbarkeit, mit Ausnahme von Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz wurde auf die Domkirche von Regensburg übergetragen und das Gebiet des Kurerzkanzlers aus Regensburg, Wetzlar und Aschaffenburg zusammengesetzt. Die Metropolitangerichtsbarkeit desselben erhielt eine bedeutende Vermehrung, denn es wurde ihm die geistliche Gewalt der eingezogenen Erzbisthümer Trier u. Köln, so weit sich dieselbe auf dem rechten Rheinufer erstreckt hatte, übertragen. Die 6 Reichsstädte, welche in ihrer Unmittelbarkeit verblieben, wurden in sofern vom allgemeinen Reichsverbande losgerissen, als ihnen in Reichskriegen unbedingte Neutralität und die Befreiung von Beiträgen zum Kriege bewilligt wurden. Bei der Vertheilung der Entschädigungsmasse gewannen nur die größeren Fürsten, nämlich Preußen, Pfalzbayern, Baden, Würtemberg und Hessen-Darmstadt. Auch einige auswärtige Fürsten wurden auf Ersatz in D. angewiesen; der Großherzog von Toskana nämlich erhielt Salzburg, Berchtesgaden und einen Theil der Bisthümer Passau und Eichstädt, der Herzog von Modena Breisgau und Ortenau. Die kleineren Fürsten u. Herren mußten sich für ihre auf dem linken Rheinufer verlorenen Besitzungen mit Renten und Anweisungen auf den Rheinschifffahrtsoctroi, unter welchem Namen die für abgeschafft erklärten Rheinzölle wieder hergestellt wurden, begnügen. Mit dem linken Rheinufer ging für D. ein Flächenraum von 1200 □Meilen, fast der 9. Theil und in Rücksicht auf die Bevölkerung und den Ertrag vielleicht der 7. Theil des Ganzen, verloren. Von ungefähr 30 Millionen Einwohnern wurden beinahe 4 Millionen dem Reiche entfremdet. Auch diesseits des Rheins verschwand

eine beträchtliche Zahl von Reichsständen, indem ihre Gebiete mit anderen Territorien verschmolzen wurden. In das Kurfürstenkollegium kamen zu den bisherigen 5 weltlichen (Böhmen, Brandenburg, Pfalzbayern, Sachsen, Hannover) 4 neue Mitglieder, nämlich Salzburg, Würtemberg, Baden und Hessen-Kassel, welche mit dem neudotirten Kurerzkanzler und nach Abgang von Trier und Köln 10 ausmachten, worunter 6 evangelische und 4 katholische. Der Reichsfürstenrath, worin nach den abgegangenen Stimmen eine große Zahl neuer vertheilt wurde, zählte statt der vorigen 45 evangelischen u. 55 katholischen jetzt 77 evangelische und 50 katholische Stimmen. Rechnet man noch die 4 Grafenbänke und die Bank der freien Städte hinzu, so blieben im Ganzen noch 142 Reichstagsstimmen von den 240, welche nach dem westphälischen Frieden gezählt wurden. In demselben Verhältnisse minderte sich die Zahl der bloß kontribuirenden, nicht auf dem Reichstage stimmenden reichsunmittelbaren Stände. Die katholischen Diöcesen sollten noch einstweilen fortbestehen und eine neue Diöcesaneintheilung mit gehörig dotirten bischöflichen Sitzen u. Kapiteln künftig auf reichsgesetzliche Art Statt finden; aber die Bischöfe selbst waren nicht mehr Landesherren, sondern auf Besoldung gesetzt u. behielten ihren bisherigen Rang nur noch für ihre Personen. Der stiftsfähige Adel verlor durch Aufhebung der Stifter u. Klöster die bisherigen Aussichten auf Pfründen. Die zum Fortbestand des Kammergerichts nöthigen Sustentationskosten sollten auf die alten und neuen Herren durch besonderen Reichsschluß vertheilt werden. Der Umfang der Gerichtsbarkeit desselben aber wurde beschränkt durch Privilegien de non appellando, welche nicht nur den neuen Kurfürsten, sondern auch den Häusern Hessen-Darmstadt und Nassau verwilligt wurden. Aus diesen kurzen Andeutungen über die Umgestaltung der Reichsverfassung durch den Reichsdeputationshauptschluß geht so viel hervor, daß dadurch das aristokratische Element bedeutend vermehrt, vom demokratischen in den Städten kaum eine Spur zurückgelassen und die Kaisergewalt noch mehr beschränkt wurde. D. aber stand seitdem unter der Vormundschaft der Großmächte.

Das Streben der Fürsten nach unbedingter Souveränetät tritt von jetzt an ganz unverhohlen hervor. Bayern machte den Anfang mit Unterdrückung der Reichsritterschaft, und die meisten übrigen Fürsten folgten seinem Beispiel. Vom Reichsverbande sich losreißend, schlossen sich die Fürsten des südlichen D.s immer enger an Frankreich an und würdigten sich zu gehorsamen Vasallen des (18. Mai 1804) zur Kaiserwürde erhobenen Sohnes der Revolution herab. Franz II. aber, die Nichtigkeit der deutschen Kaiserkrone erkennend, nahm, um mit Rußland und Frankreich im gleichen Range zu bleiben, (14. August 1804) den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich an. Das alte deutsche Reich lag jetzt in den letzten Zügen. Es sah geduldig zu, wie die Franzosen nach Wiederausbruch des Kriegs mit England (1803) Hannover besetzten; es wagte nicht, Genugthuung zu fordern, als der unglückliche Herzog von Enghien (18. März 1804) vom deutschen Gebiete gewaltsam hinweg und zum Tode geschleppt wurde. Selbst als der Kaiser, über die ungemessene Machtvergrößerung Frankreichs besorgt, sich der dritten Koalition, welche England, Rußland und Schweden bildeten (9. August 1805), anschloß und von Neuem zu den Waffen griff, fand er an den deutschen Fürsten nicht bloß keine Bundesgenossen, sondern vielmehr an einigen derselben eifrige Gegner. Da sich der Kurfürst von Bayern nicht zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich bewegen ließ, so wurde sein Land zwar von den Oesterreichern besetzt; allein er ließ dafür seine Truppen zu den französischen stoßen, und seinem Beispiel folgten die Kurfürsten von Baden und Würtemberg. Der Krieg nahm denselben Gang wie die früheren; nur führte er diesmal noch schneller zur Entscheidung. Nach Ulms Fall (17. Okt.) drang Napoleon rasch in Oesterreich ein. Unterdessen kam am 3. November zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen der potsdamer Vertrag zu Stande, durch welchen sich Preußen verpflichtete, zwischen den mit Frankreich im Kriege begriffenen Koalirten und Napoleon zu interveniren und von letzterem die Rückkehr zu den früheren Verträgen zu fordern, im Falle der Nichtannahme dieser Intervention aber an Napoleon den Krieg zu erklären und mit 180,000 Mann zu den Alliirten zu stoßen. Graf Haugwitz erhielt den Auftrag, in diesem Sinne mit Napoleon zu unterhandeln, wich aber längere Zeit einer entscheidenden Erklärung aus, bis die Schlacht bei Austerlitz (2. Dec.) und der darauf folgende Friede von Preßburg (26. December) die Grundlagen des Vertrags von Potsdam vollständig beseitigt hatten. Der Friede von Preßburg kam Oesterreich theuer zu stehen. Er erkannte alle Uebergriffe, die Frankreich seit dem lüneviller Frieden in Europa gemacht, als zu Recht bestehend an. Das venetianische Gebiet, wie es zu Campo Formio und Luneville an Oesterreich gekommen war, ward jetzt an das Königreich Italien abgetreten. In D. erhielt Bayern die Königswürde und vom österreichischen Gebiet die Markgrafschaft Burgau, Vorarlberg, die Grafschaft Hohenems und Königsegg, die Herrschaften Tettnang und Argen, das Gebiet von Lindau, ganz Tyrol mit Brixen und Trient und die Stifter Eichstädt und Passau, endlich noch die Reichsstadt Augsburg. Würtemberg erhielt die Königswürde und die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Vogtei Altorf, den Theil des Breisgau's, der würtembergische Enklave war, die Städte Villingen und Bräunlingen und die dem Johanniterorden 1803 zugewiesene Grafschaft Bonndorf. An Baden fiel das Recht der vollen Souveränetät und der Rest der vorderösterreichischen Besitzungen: das, was vom Breisgau übrig blieb, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Komthurei Meinau. Für alle diese Verluste erhielt Oesterreich nur Salzburg und Berchtesgaden. Nach Abzug dieser beiden neuerworbenen Gebiete verlor Oesterreich doch noch 1200 QM. mit 2,800,000 Seelen, es mußte ferner 40 Millionen Kriegskosten tragen, und, was das Schlimmste war, sein Zusammenhang mit D., Italien und der Schweiz wurde zerrissen. Graf Haugwitz sah nun die Folgen seiner unentschiedenen Haltung kommen u. wußte sich dem Zorne Napoleons über den ihm wohlbekannten potsdamer Vertrag gegenüber nicht anders zu helfen, als durch den Abschluß des schön-

brunner Vertrags (15. December). Hiernach ging Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, trat an Bayern die Markgrafschaft Ansbach, an Frankreich das Fürstenthum Neuenburg, den Rest von Kleve und die Festung Wesel ab. Dafür sollte Bayern Preußen mit einem Gebiet von 20,000 Seelen entschädigen u. an Frankreich das Herzogthum Berg abtreten. Weiterhin aber sollte Preußen den souveränen Besitz von Hannover erhalten. In Berlin, wo man nichts von diesem Vertrage ahnte, schwankte man auch jetzt noch zwischen Annahme und Verwerfung und entschied sich zuletzt wieder für ein zweideutiges Laviren, besetzte jedoch einstweilen Hannover und unterhandelte mit Napoleon weiter. Inzwischen zerriß die Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) auch das letzte scheinbare Band, welches die Fürsten des südlichen D.s noch mit dem Reiche verknüpfte. 16 deutsche Fürsten, die Könige von Bayern und Würtemberg, der Kurerzkanzler, der Kurfürst von Baden, der Großherzog von Kleve u. Berg (Joachim Murat), der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Weilburg und Usingen, von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, von Isenburg-Birstein, von Liechtenstein, von Aremberg u. der Graf von der Leyen traten zuerst diesem Bunde bei. Die Mitglieder vertauschten ihre Titel, die sich zum Theil auf ihr nun abgebrochenes Verhältniß zum Reiche bezogen, mit neuen. Der Kurerzkanzler wurde Fürst Primas, Baden, Berg und Hessen-Darmstadt nahmen den großherzoglichen, Nassau den herzoglichen Titel an, und der Graf von der Leyen wurde zum Fürsten erhoben. Die übrigen bisher unmittelbaren Stände im südlichen D. wurden unter dem Namen von Mediatisirten der Souveränetät der verbündeten Fürsten unterworfen. Der Bund erhielt seinen Mittelpunkt in der Bundesversammlung zu Frankfurt, die unter dem Vorsitze des Fürsten Primas die gemeinschaftlichen Angelegenheiten besorgen sollte und in zwei Kollegien, in das der Könige und in das der Fürsten, getheilt war. Alle übrigen Bestimmungen des Bundesvertrags waren darauf berechnet, die Kräfte der Bundesglieder zur unumschränkten Verfügung seines Protektors, des französischen Kaisers, zu stellen. Die verbündeten Fürsten mußten in eine Allianz mit Frankreich treten und sich verpflichten, sich an allen Kriegen dieser Macht mit einem bestimmten Kontingent zu betheiligen. Die officielle Anzeige von dem Abschluß des rheinischen Bundes, welche dem Reichstage (1. August 1806) gemacht wurde, zog die Auflösung des deutschen Reichs nach sich. Schon am 6. August ließ der Kaiser Franz II. dem Reichstage erklären, daß er bei der durch die letzten Vorgänge „vollendeten Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten seines kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, es seinen Grundsätzen und seiner Würde schuldig sei, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth in seinen Augen hätte haben können, als er dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reiches ihm bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leisten im Stande gewesen wäre". Franz II. legte darauf die deutsche Kaiserkrone nieder, der Reichstag ging auseinander, und das heilige römische Reich deutscher Nation hatte nach beinahe tausendjährigem Bestehen sein Ende erreicht. Es bestand jetzt D. aus zwei getrennten Hälften, von denen die südliche, im Rheinbunde vereinigt, dem Kaiser der Franzosen gehorchte, während die nördliche durch kein politisches Band mehr zusammengehalten wurde. Preußen, als der mächtigste Staat im nördlichen D., suchte zwar dem Rheinbunde einen unter seinem Protektorat gebildeten norddeutschen Bund entgegenzustellen, übernahm aber damit eine Rolle, welcher es in seiner damaligen Verfassung durchaus nicht gewachsen war. Napoleon legte nämlich nicht nur der Bildung des norddeutschen Bundes Hindernisse in den Weg, sondern bot auch, erbittert über das zweideutige Verhalten Preußens nach dem Vertrag von Schönbrunn, dem König von England die Wiedereinsetzung in die hannöverischen Lande an, ohne sich vorher mit Preußen darüber zu verständigen, und unterstützte den Großherzog von Berg in seinen Grenzstreitigkeiten mit Preußen, wobei es schon zu einzelnen feindlichen Auftritten kam. Der König von Preußen suchte daher eine Aussöhnung mit dem durch Hannovers Besitznahme beleidigten England und eine Verbindung mit dem noch gerüsteten Rußland herbeizuführen und forderte, nachdem ihm Beides gelungen war (1. Oktober 1806), die Entfernung der französischen Truppen aus D., die Einstellung aller Machinationen zur Verhinderung des norddeutschen Bundes und die Regulirung der Grenzen seines Staats in Westphalen. Diese Forderungen, denen die mobil gemachten Streitkräfte Nachdruck geben sollten, wurden von Seiten Napoleons verworfen, worauf der Krieg seinen Anfang nahm. Schnell war derselbe zur Entscheidung gebracht, denn die preußische Armee unter dem Oberbefehl des alten Herzogs von Braunschweig wurde von den Franzosen umgangen und (14. Oktober) bei Jena und Auerstädt so völlig geschlagen, daß ihr Rückzug in eine wilde Flucht ausartete und nur schwache Trümmer derselben die Oder erreichten, um sich dort mit den heranziehenden Russen zu vereinigen. Schmachvoll gingen die preußischen Festungen verloren; Spandau, Stettin, Küstrin u. Magdeburg öffneten fast ohne Gegenwehr dem Sieger ihre Thore, und da auch die westphälischen und schlesischen Festungen keinen nachdrücklichen Widerstand leisteten, so war in kurzer Frist (bis zu Ende 1806) ganz Preußen bis an die Oder erobert und den Bedrückungen Napoleons Preis gegeben. Das Auftreten der Russen und die Vereinigung der Ueberbleibsel des preußischen Heeres zog den in der Hauptsache schon entschiedenen Kampf nach Ostpreußen, wo es (7. und 8. Februar 1807) zu der blutigen, aber zweifelhaften Schlacht bei Preußisch-Eylau kam. Noch sträubte sich der bedrängte König von Preußen gegen die harten Bedingungen des ihm vom übermächtigen Gegner angebotenen Friedens; er erneuerte seine Verbindung mit Rußland durch die zu Bartenstein (25. April 1807) geschlossene Uebereinkunft, in welcher sich beide Mächte ein hohes Ziel steckten. Die Waffen sollten nicht eher niedergelegt werden, als bis die preußische Monarchie ihrem ganzen Umfange nach wieder hergestellt, D. von Napoleons Einflusse befreit und die Ordnung der Dinge in Europa unter Mitwirkung aller ihrer Unabhängigkeit noch

nicht beraubten Staaten auf den Grundsatz des Gleichgewichts zurückgeführt sei. Da sich jedoch nur England dieser Uebereinkunft anschloß und die Schlacht bei Friedland (14. Juni) zu Gunsten Frankreichs entschied, so mußten sich beide Mächte zum Frieden von Tilsit (7. Juli) bequemen, durch welchen Preußen alle seine Besitzungen zwischen Rhein und Elbe, sowie die polnischen Erwerbungen, überhaupt die Hälfte seiner Macht verlor und Napoleons Uebergewicht auch im deutschen Norden begründet sehen mußte. Das mit Preußen verbündete Sachsen hatte schon vorher im Frieden zu Posen (11. December 1806) die Waffen gestreckt und sich dem Rheinbunde angeschlossen, wofür es jetzt mit dem Herzogthum Warschau und der königlichen Würde belohnt wurde. Auch die fürstlichen Häuser Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß, Waldeck und später auch Mecklenburg und Oldenburg traten dem Rheinbunde bei. Der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig wurden dagegen als unversöhnliche Feinde Frankreichs aus ihren Landen vertrieben. Aus diesen, sowie aus den von Preußen diesseits der Elbe und in Westphalen abgetretenen und ehemaligen hannöverischen Gebieten erwuchs ein Königreich Westphalen, als Nebenland des Kaiserstaats. Ostfriesland fiel an Holland, das Münstersche, die Grafschaft Mark und Anderes an den Großherzog von Berg. Die drei Hansestädte behielten zwar ihre Freiheit, kamen jedoch unter Frankreichs Oberaufsicht. Mit Ausnahme von Preußen, Oesterreich und dem zu Dänemark gehörigen Holstein war jetzt das ganze vormalige deutsche Reich im Rheinbunde vereinigt, aber unter Verhältnissen, welche seine Fürsten als Frankreichs Vasallen erscheinen ließen. Selbstständig und frei stand nur noch Oesterreich da. Dorthin waren daher die Blicke Aller gerichtet, welche die bestehenden Zustände beklagten und sich nach Befreiung von dem lastenden Drucke sehnten. Oesterreich selbst hatte dem Plane, das schon oft verlorene Spiel wieder aufzunehmen, noch keineswegs entsagt. In seinen reichen Hülfsquellen hatte es die Mittel, die großen Unfälle des letzten Kriegs zu überwinden. Jetzt wurde es durch Spaniens Beispiel ermuthigt, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Wenn es auch keineswegs durch entschlossenen Uebergang zu einem neuen System seines Staatslebens sich ein kräftiges Mittel zum Siege zu schaffen gedachte; wenn es auch den Kampf im Wesentlichen mit den alten Waffen zu bestehen vorhatte und nur schwache Versuche machte, im Nationalgeiste sich einen Bundesgenossen zu erwecken, so war es doch bemüht, dem alten Organismus eine frischere Lebenskraft mitzutheilen u. alte Schäden nach Möglichkeit zu heben. Der Erzherzog Karl trat an die Spitze des Heeres und bewirkte mit Erfolg zeitgemäße Verbesserungen im österreichischen Kriegswesen. Schon schmeichelte man sich in näheren und entfernteren Kreisen mit der Hoffnung, daß Oesterreich berufen sei, D. von dem fremden Joche zu erlösen. Um so bitterer war die Täuschung, als der Erfolg ein ganz anderer war. Wieder war es Napoleons rasche Entschlossenheit, welche ihm zum Siege verhalf. Schon in Bayern stießen die Oesterreicher (April 1809) auf die Franzosen, die sie erst am Rhein erwartet hatten. Es half ihnen nichts, daß sie sich wacker schlugen. Sie mußten sich nach Böhmen zurückziehen, und Napoleon schlug die offenliegende Straße nach Wien ein. Aber die Einnahme der Kaiserstadt (13. Mai) beendigte den Krieg noch nicht. Derselbe nahm vielmehr jetzt einen dem spanischen ähnlichen Charakter an. Vor Allem gaben die Tyroler unter Hofer und andern aus ihrer Mitte hervorgegangenen Führern ein seltenes Beispiel standhafter Anhänglichkeit an gewohnte Verhältnisse. Napoleons Bemühungen, das Volk in den österreichischen Erbstaaten durch Versprechungen und Drohungen zum Abfall vom Kaiserhause zu bewegen, waren noch ungleich erfolgloser, als die Bemühungen Oesterreichs, auch außerhalb seiner Grenzen einen Aufschwung der Nationalkraft zu erregen. Der Erzherzog Karl, aus Böhmen wieder hervorbrechend, erfocht zwar bei Aspern und Eßlingen (21. und 22. Mai) einen ruhmvollen Sieg; aber die Schlachten bei Raab (14. Juni) und bei Wagram (4. Juli) entschieden gegen die mit dem Muthe der Verzweiflung sich wehrenden Oesterreicher. Kaiser Franz II. mußte daher in den Abschluß des wiener Friedens willigen (14. Oktober). Da er nach demselben die Grafschaft Görz, Triest, den villacher Kreis in Kärnthen, Fiume, Istrien und alles auf dem rechten Ufer der Sau liegende Gebiet unmittelbar an Frankreich abtreten mußte, so wurde der Zusammenhang seiner Staaten mit dem Meere zerrissen. Außerdem verlor er Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel u. die Hälfte des Hausruckviertels an den Rheinbund. Tyrol wurde mit Gewalt der bayerischen Herrschaft unterworfen und Hofer als Rebell erschossen (20. Februar 1810). Der König von Sachsen erhielt als Herzog von Warschau ganz Westgalizien; von Ostgalizien fiel ein Theil an das mit Napoleon verbündete Rußland. Endlich mußte Franz II. die von Napoleon verfügte Aufhebung des deutschen Ordens anerkennen, wodurch die Ansprüche des österreichischen Hauses auf das mit Würtemberg vereinigte Deutschmeisterthum Mergentheim aufhörten. Oesterreichs Verlust betrug im Ganzen 2000 □Meilen, mit mehr als 3 Millionen Einwohnern. So geschwächt und den Angriffen Frankreichs und des Rheinbundes bloß gegeben, mußte es darauf verzichten, der französischen Uebermacht ferner die Spitze zu bieten, vielmehr seine Sicherheit in einem Bündnisse mit Frankreich suchen, das durch Napoleons Vermählung mit Marie Luise dauernd befestigt zu werden schien.

Während des österreichischen Kriegs waren mehre Versuche gemacht worden, die Unzufriedenheit des deutschen Volks mit der französischen Herrschaft zu einem allgemeinen Aufstande zu entflammen; allein noch fehlte es sowohl auf Seiten der fürstlichen Höfe, als auch auf Seiten der großen Masse zu sehr an Kraft und Entschlossenheit, als daß jene vereinzelten Unternehmungen zu einem glücklichen Erfolge hätten führen können. So scheiterte der von dem Obersten von Dörnberg geleitete Aufstand des Landvolks im kurhessischen Theil des Königreichs Westphalen, wo die Unzufriedenheit mit dem Zustande der Dinge am größten war, gleich anfangs daran, daß die Truppen, auf die gerechnet worden, ihm nicht zufielen (April 1809). Von größerer Bedeutung, besonders im Anfang, schien des Majors von Schill kühnes Wagstück. Auch dieses fand jedoch beim Volke wenig Anklang und beschränkte sich auf

einige Streifzüge im Anhaltischen, Westphälischen und Mecklenburgischen. Nur des Anführers Heldentod in Stralsund (31. Mai) erhob seinen Namen zu einem in den nächsten Jahren hochgefeierten. Der berühmte Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seiner tapfern Schaar von der böhmischen Grenze an bis an die Nordsee mitten durch das vom Feinde besetzte Land hindurch hinterließ wenigstens einen großen moralischen Eindruck und reihte den entschlossenen Guelfensohn den gepriesensten Nationalhelden jener Tage an. Je ferner aber nach dem Mißlingen der angedeuteten Bestrebungen der Tag der Befreiung noch zu liegen schien, desto lauter äußerte sich an vielen Orten die Mißstimmung über den immer schwerer lastenden Druck. Die argwöhnische Aufmerksamkeit der französischen Polizei auf Druckschriften und akademische Lehrvorträge war ein hinlänglicher Beweis, daß die auf militärische Ueberlegenheit gegründete französische Herrschaft gegenüber dem nach Befreiung ringenden deutschen Nationalgeiste nicht für hinlänglich gesichert gehalten wurde. Die Willkür, mit welcher Napoleon bald nach Beendigung des letzten österreichischen Kriegs über deutsche Territorien verfügte, war nicht geeignet, das allgemeine Mißbehagen über die fremde Gewaltherrschaft in D. zu unterdrücken. Zuerst wurde (14. Januar 1810) der Rest der hannöverischen Lande, mit Ausnahme des lauenburgischen Gebiets jenseits der Elbe, dem Königreich Westphalen einverleibt; dann (1. März) erhielt der Staat des Fürsten Primas Zuwachs und den Namen eines Großherzogthums Frankfurt. Zugleich wurde dem damaligen Großherzog Karl von Dalberg durch kaiserlichen Beschluß in Eugen Beauharnais ein künftiger Nachfolger gesetzt. Ein noch ärgerer und allen früheren Versprechungen Napoleons entgegenlaufender Gewaltstreich aber war es, als er (10. December) alle deutschen Küstenländer bis an die Ostsee unmittelbar mit Frankreich vereinigte, um daraus die Departements der Oberems, der Weser- und Elbmündungen zu bilden. Vier souveräne Fürsten des Rheinbundes, Oldenburg, Aremberg, Salm-Salm und Salm-Kyrburg, verloren dadurch ihre Staaten. Nach einer solchen Maßregel war kein deutscher Fürst mehr seines Besitzes sicher. Zu schwach zum Widerstande und zu muthlos zu einer Vereinigung unter einander, mußten die Fürsten entweder den hingebendsten Eifer für die französische Sache zeigen, oder die schwersten Bedrückungen geduldig ertragen. Das Letztere war namentlich Preußens Schicksal. Der geschwächte Staat hatte nach dem tilsiter Frieden unerschwingliche Kontributionsgelder zahlen u. französische Besatzungen in seinen Festungen (bis 1808) auf eigene Kosten unterhalten müssen. Auch jetzt noch dauerten die Neckereien und Kränkungen fort, welche recht eigentlich darauf angelegt schienen, Preußens Volk und König zur Verzweiflung zu bringen. Aber trotz dieser äußeren Ohnmacht, zu welcher Napoleon die Monarchie herabgebracht hatte, begann jetzt gerade ein neues inneres Leben in ihr; Regierung und Volk wetteiferten, den Verlust an materieller Macht durch moralische Kraft zu ersetzen. Unter Scharnhorsts Leitung wurde das Militärwesen reformirt. Da weder die Armuth des Staats, noch der Argwohn Napoleons die Unterhaltung eines über 40,000 Mann starken stehenden Heeres erlaubte, so wurde die allgemeine Militärpflichtigkeit eingeführt und durch zweckmäßig angeordnete Uebungen das ganze Volk wehrhaft gemacht. Hierdurch schon wurden das Soldatenwesen in das Bürgerthum verschmolzen und Bürger- und Gemeinsinn geweckt. Noch mehr geschah dies durch zeitgemäße administrative Maßregeln, welche die Hebung alter, aus der finsteren Feudalzeit stammender Schäden und die Wiedergeburt des Staats bezweckten, wie die Beschränkung der Adelsvorrechte und die Befreiung des Landmanns von drückenden Lasten. Der Freiherr von Stein, der Haupturheber aller dieser mit den Forderungen der Zeit im Einklange stehenden Verbesserungen, wurde zwar durch Napoleons Haß und Argwohn aus seinem Wirkungskreise vertrieben, in die Reichsacht erklärt und zur Flucht nach Rußland genöthigt, aber dessen ungeachtet keimte die von ihm ausgestreute Saat fröhlich auf, eine volksthümliche Regeneration des preußischen Staates verheißend. Endlich kam von außen her der Anstoß, welcher die Völker zum Kampfe wider das napoleonische Reich in Bewegung setzte. Rußland war die einzige Kontinentalmacht, welche noch gegen Frankreich in die Schranken treten durfte, und schon waren Verhältnisse eingetreten, welche zwischen beiden Mächten zuerst eine Spannung und sodann einen förmlichen Bruch herbeiführen mußten. Die Mediatisirung des Herzogs von Oldenburg, eines nahen Verwandten des russischen Kaisers, war von Napoleon ohne Rücksprache mit diesem und ohne Rücksichtnahme auf dessen Protestation verfügt worden; die Erweiterung Frankreichs bis an die Ostsee und der Einfluß, den es auf das Herzogthum Warschau ausübte, mußten den Czaren mit Besorgniß erfüllen und die nachtheiligen Folgen, welche der Beitritt zum Kontinentalsystem für den russischen Handel hatte, ihn bestimmen, sich davon loszusagen. Grund genug erst zu Klagen von der einen und zu Gegenbeschwerden von der andern Seite und dann, bei der Erfolglosigkeit dieser, zur Entscheidung durch die Waffen. Rußland gewann Schweden (5. April 1812), dem es Norwegens Erwerbung verhieß, und England (18. Juli) zu Bundesgenossen, und so bildete sich die letzte Koalition der noch selbstständig gebliebenen Mächte gegen Frankreichs Uebergewicht. Preußen und Oesterreich waren genöthigt, Partei zu nehmen, und zwar bei den harten Schlägen, die sie in den letzten Jahren erlitten hatten, sowie bei der drohenden Nähe Napoleons, zu Gunsten des letzteren. Preußen schloß (24. Februar 1812) ein Bündniß mit demselben und verpflichtete sich darin, für den Krieg gegen Rußland ein Hülfsheer von 20,000 Mann zu stellen, jedoch unter der Bedingung, daß dasselbe in einem Ganzen vereinigt bleiben und vorzugsweise zur Vertheidigung der preußischen Grenze gebraucht werden sollte. Unter ähnlichen Bedingungen schloß Oesterreich (14. März) ein Bündniß mit Napoleon und stellte unter einem eigenen Oberfeldherrn 30,000 Mann Hülfstruppen. Der Rheinbund stellte über 100,000 Mann deutsche Truppen. Gewaltige Heeresmassen, wie sie die neuere Zeit nicht gesehen, wälzten sich gegen Rußland heran u. überschritten den Niemen (23.—25. Juni). Die Russen wichen zurück, furchtbare Schlachten wurden geschlagen; aber Moskau's Flammen setzten dem unersättlichen Eroberer ein Ziel, und Hunger und

Kälte bereiteten seinen stolzen Schaaren einen furchtbaren Untergang.

Mit Grauen erfüllte die Kunde davon die Herzen der Franzosen u. ihrer Freunde; in Ungewißheit u. Bangigkeit versetzte sie die Schwankenden, zu freudiger Hoffnung weckte sie die Freunde der Freiheit. Preußen war das erste Land, welches die siegreichen Russen betraten. Hier wurden sie als alte Freunde und Verbündete begrüßt, und mit ihrer Hülfe hoffte man das verhaßte Joch des Unterdrückers zu zerbrechen. Aber noch hielten französische Besatzungstruppen den sich allenthalben regenden Geist im Zaume, und der König, in seiner eigenen Residenz von argwöhnischen Spähern umlagert, mußte es mißbilligen, daß General York, der Befehlshaber der preußischen Hülfstruppen, eigenmächtig durch die Konvention von Tauroggen einen Neutralitätsvertrag mit den Russen (30. December) geschlossen hatte. Da sich jedoch die allgemeine Stimmung bald zu unverhohlen äußerte, so glaubte ihr der König nicht länger widerstreben zu dürfen. Seine Entfernung von Potsdam nach Breslau (23. Januar 1813) gab das Signal zur lange vorbereiteten Erhebung des Volks, und durch seltene Dahingebung rechtfertigte dasselbe das Vertrauen des Monarchen. Die Männer, die in schwerer Zeit von der Bühne des öffentlichen Lebens hatten abtreten müssen, traten wieder hervor, um nicht zu fehlen, wo es entschiedene That galt. Während Stein und York in Ostpreußen, durch die dortigen Stände unterstützt, das Volk zum Freiheitskampfe aufriefen (Februar), bildeten sich in den anderen Theilen der Monarchie, besonders in Schlesien, zahlreiche Freischaaren, denen sich auch aus anderen deutschen Staaten für die Freiheit begeisterte Jünglinge und Männer anschlossen. Zu **Kalisch** wurde zwischen Rußland u. Preußen (27. und 28. Februar) ein **Bündniß** abgeschlossen, welches sich in geheimen Artikeln die Wiederherstellung Preußens zu dem Umfange, welchen es vor 1806 gehabt, zum Zwecke setzte. Schade, daß sich in die Freiheitshymnen des deutschen Volks sogleich wieder der Mißton der leidigen Entschädigungsforderungen seiner Fürsten, denen nur auf Kosten Gleich- oder Besserberechtigter Genüge geleistet werden konnte, einmischen mußte. Yorks Verfahren wurde (11. März) für gerechtfertigt erklärt und sein Kommando bestätigt. Darauf erfolgte Preußens Kriegserklärung an Frankreich (16. März) und der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk (17. März). Denn daß der Kampf mit anderen Waffen geführt werden müsse, als früher, das hatte das Unglücksjahr 1806 gelehrt, u. man war zu der Ueberzeugung gelangt, daß „ein mit seinem König eng verbundenes Volk unüberwindlich sei". Damit im Einklang stand die Errichtung der Landwehr, der alle wehrfähigen Männer vom 17. bis zum 40. Jahre angehören sollten (17. April), und die des Landsturms (21. April), der die Bewaffnung des ganzen Volks vollendete. Je offener sich in der letzten Zeit auch in anderen deutschen Ländern die Abneigung gegen die französische Herrschaft kund gegeben hatte, desto mehr glaubten die Verbündeten auf die Mitwirkung der anderen deutschen Fürsten und der gesammten deutschen Nation zu ihrer Befreiung rechnen zu dürfen. Oesterreich trat zwar nicht sogleich dem Bunde bei, aber es sagte sich wenigstens von Napoleons Sache los, indem es das mit demselben geschlossene Bündniß, weil es den veränderten Verhältnissen nicht mehr entspreche, aufhob. Es ergriff das System der bewaffneten Neutralität und ließ sich auch durch Napoleons verführerischen Antrag, der als Preis des erneuerten Bündnisses die Wiedererlangung Schlesiens verhieß, nicht davon abbringen. Unter den Rheinbundsgliedern trat zuerst Mecklenburg aus der Verbindung mit Frankreich heraus. Der König von Sachsen, dessen Land zuerst den Angriffen der streitenden Parteien bloß gegeben war, suchte sich durch Anschließung an die bewaffnete Neutralität Oesterreichs zu retten und knüpfte zu diesem Zwecke Unterhandlungen mit dem wiener Hofe an. Ehe dieselben jedoch zu einem Resultat führten, kehrte Napoleon an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach Sachsen zurück. Die Drohungen desselben, Sachsen als erobertes Land zu behandeln, wenn der König seine Verpflichtungen als Rheinbundsfürst nicht erfülle, bewogen diesen, sich von Neuem seinem mächtigen Beschützer in die Arme zu werfen. Noch weniger waren die süddeutschen Rheinbundsfürsten in der Verfassung, einen energischen Entschluß zu ihrer Befreiung von der französischen Obmacht zu fassen. Rußland und Preußen standen daher allein auf dem Kriegsschauplatze, als Napoleon mit überlegenen Streitkräften im Felde erschien. Die erste Schlacht mußte auf die Stimmung in D. entscheidend einwirken; daher wichen ihr die Verbündeten nicht aus. Sie erfolgte (2. Mai) bei **Lützen** oder **Großgörschen**. Auf beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gestritten; zuletzt mußten aber die Verbündeten das Schlachtfeld räumen. Da ihr Rückzug jedoch mit der größten Ruhe und Ordnung bewerkstelligt wurde und es schon einem Siege gleich zu achten war, daß ihr erster Kampf gegen Napoleons weit stärkere Heeresmacht keinen schlimmeren Ausgang für sie genommen hatte, so erlitt weder der Muth der Truppen, noch die gehobene Stimmung des Volks eine Störung. Mit derselben Tapferkeit und Todesverachtung, wie bei Lützen, fochten die Verbündeten (21. Mai) bei Bautzen. Zwar mußten sie sich auch hier wieder zurückziehen; allein ihr ungebeugter Muth erregte nur um so größere Bewunderung, zumal da sie offenbar nur wegen ihrer geringeren Truppenzahl keine glänzenderen Erfolge hatten erringen können. Der Eifer, diesem Mißverhältnisse ein Ende zu machen, steigerte sich, und ihm konnte das Anerbieten eines Waffenstillstands, zu welchem sich Napoleon trotz seiner beiden Siege herabließ, nur gelegen sein. So kam der **Waffenstillstand zu Poischwitz** (4. Juni) zu Stande, welcher nach des Königs von Preußen eigener Erklärung der Nationalkraft Zeit zu ihrer völligen Entwickelung verschaffen sollte. Die im Juli unter Oesterreichs Vermittelung zu Prag begonnenen Friedensunterhandlungen führten nicht zum Ziele, da Napoleon mehr darauf ausging, die Verbündeten zu trennen und Oesterreich, das er nicht mehr für sich gewinnen konnte, wenigstens neutral zu erhalten, als einen allgemeinen Friedensschluß anzubahnen, zumal da die an ihn gestellten Forderungen, Auflösung des Großherzogthums Warschau, Wiederherstellung der preußischen Monarchie, Freigebung der Hansestädte, Abtretung aller illyrischen Provinzen mit Triest an Oesterreich, Gewährleistung, daß der Status quo, wie er durch den Frieden bestimmt

werde, nur durch gemeinsame Uebereinkunft geändert werden könne —, so viel Macht ihm dieselben auch jenseits des Rheins ließen, ihm zu hart erschienen, als daß er sogleich in sie hätte einwilligen mögen. Auf beiden Seiten hatte man unterdeß die Rüstungen eifrig fortgesetzt, und der Kampf konnte daher im August mit um so größerem Nachdruck wieder aufgenommen werden, je wichtiger die Entscheidung war, die er bringen mußte.

Die Verbündeten, durch die von dem Kronprinzen von Schweden herbeigeführten Hülfstruppen, besonders aber durch den Beitritt Oesterreichs, das die Verhandlungen mit Napoleon abgebrochen und den Krieg an ihn erklärt hatte (12. August), verstärkt, theilten ihre Streitkräfte in 3 Hauptheere: in Schlesien stand Blücher mit 93,000 Russen u. Preußen; im Norden der Kronprinz von Schweden mit 153,000 Preußen, Russen, Schweden und Engländern; in Böhmen aber der Fürst von Schwarzenberg mit der aus 239,000 Oesterreichern, Preußen und Russen bestehenden Hauptarmee, bei welcher sich auch die 3 verbündeten Monarchen befanden. Dieser Gesammtmacht der Verbündeten, welche mit den österreichischen und russischen Reservetruppen weit über 600,000 Mann zählte, konnte Napoleon im Ganzen nur 370,000 Mann entgegenstellen. Zum Mittelpunkt seiner Stellung hatte er Dresden ausersehen. Hierher richtete die aus Böhmen vordringende Hauptarmee ihren Angriff. Zwar wurde derselbe von Napoleon (27. August) mit Erfolg zurückgeschlagen; allein überall, wo seine Heerführer selbst zur Offensive schritten, erlitten sie entscheidende Niederlagen, zuerst Oudinot, welcher Berlin überrumpeln sollte, bei Großbeeren (23. August), dann Macdonald an der Katzbach (26. August), wodurch Schlesien gänzlich von den Franzosen befreit wurde, und endlich Vandamme, welcher der Hauptarmee auf ihrem Rückzuge nach Böhmen folgte, bei Kulm (30. August). Mit keinem glücklicheren Erfolge suchte Ney auf dem rechten Elbufer gegen Berlin vorzudringen, denn er wurde bei Dennewitz (6. September) total geschlagen und zu eiligem Rückzuge genöthigt. Schon drangen die Streifschaaren der Verbündeten bis in das mittlere D. vor, beunruhigten die Franzosen in ihrem Rücken und erschwerten ihre Verbindung mit Frankreich. Während sich Napoleon noch in seiner Stellung bei Dresden behauptete, erschien der russische General Tschernitschew mit einer Schaar leichter Reiter in Kassel (28. September), zwang den König Jérôme zur Flucht und erklärte dessen Reich für aufgelöst. Durch die Aussicht auf einen entscheidenden Sieg wurde die Eintracht unter den Verbündeten befestigt; schon am 9. September hatten sich Rußland, Oesterreich u. Preußen durch den teplitzer Vertrag verpflichtet, mit dem gemeinschaftlichen Feinde keinen einseitigen Frieden einzugehen. Während dadurch Napoleons noch nicht aufgegebener Plan, die wider ihn geschlossene Allianz auf irgend eine Art zu trennen, gänzlich vereitelt wurde, kam er in immer größere Bedrängniß. Der Uebergang der schlesischen und der Nordarmee über die Elbe (3.—5. Oktober) zwang ihn, seinen Standpunkt bei Dresden aufzugeben (7. Oktober) u. sich nach Leipzig zu wenden. Hierher drangen nun von allen Seiten die Heere der Verbündeten nach, und hier, auf den Ebenen, die schon öfters entscheidende Kämpfe gesehen, mußte daher die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Gern wäre Napoleon, an seinem Kriegsglück verzweifelnd, derselben ausgewichen, selbst unter der Bedingung, D. und die noch hinter dem Rücken der Verbündeten liegenden Festungen zu räumen; allein die verbündeten Monarchen glaubten den günstigen Augenblick benutzen zu müssen, und so erfolgte die Völkerschlacht bei Leipzig (16.—18. Okt. 1813), die nach blutigem, ewig denkwürdigem Kampfe völlig zu Gunsten der Verbündeten entschieden wurde. Nach diesem Schlage mußte Napoleon eilig das linke Rheinufer zu gewinnen suchen, ehe er durch neue Feinde, die in den süddeutschen Rheinbundsgliedern sich gegen ihn erhoben, davon abgeschnitten wurde. Bayern, den Angriffen Oesterreichs bloß liegend, hatte sich durch den Vertrag von Ried (8. Oktober), in welchem es sich vom Rheinbunde lossagte und Besitzstand u. Souveränetät zu wahren wußte, gerettet und seine Truppen unter Wrede's Oberbefehl mit den österreichischen vereinigt. Das vereinigte bayerisch-österreichische Heer stellte sich zwar dem Rückzuge des französischen in den Weg; allein dieses schlug sich bei Hanau (30. Oktober) durch und rettete sich auf das linke Rheinufer. Die nächste Folge der Befreiung D.s war die Auflösung des Rheinbundes. Mit Ausnahme der Könige von Sachsen und Westphalen, der Großherzöge von Berg und Frankfurt und der Fürsten von Isenburg und Leyen traten alle bisherigen Rheinbundsfürsten der Allianz gegen Frankreich bei, und zwar unter Bedingungen, die leider nur zu mild waren, denn es wurden unter dem Einflusse Oesterreichs und gegen den Willen Steins allen ihr Besitzstand und ihre Souveränetät garantirt, mit der einzigen Beschränkung, daß sie sich den durch die künftige Verfassung D.s nothwendig gemachten Veränderungen unterwerfen sollten. Die seit 1806 vertriebenen Fürsten, der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig, sowie der Herzog von Oldenburg nahmen sogleich von ihren ehemaligen Landen wieder Besitz. Hannover wurde für den König von England besetzt; die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen und Frankfurt erlangten ihre alte Verfassung und Selbstständigkeit wieder. Diejenigen Lande dagegen, welche für den Augenblick ohne Regenten waren, wurden einer unter der Direktion des Freiherrn von Stein gebildeten Centralverwaltung unterstellt. Glänzender als je waren die Aussichten, die sich für das wiedererstandene D. jetzt eröffneten; der Tag der Vergeltung war gekommen, und alle Schmach, die der ländersüchtige Nachbar seit Jahrhunderten dem deutschen Namen angethan, sollte jetzt auf sein eigenes Haupt zurückgeworfen werden. Noch einmal mußte sich die französische Nation den äußersten Anstrengungen unterziehen, um die Sache ihres Helden aufrecht zu erhalten; allein ihre Kräfte waren den zahlreichen Heeren nicht gewachsen, mit denen die Verbündeten im Anfange von 1814 in das Innere von Frankreich eindrangen. Die Schlacht bei la Rothière (1. Februar), die erste bedeutendere, die auf französischem Boden geliefert wurde, ging für Napoleon verloren. Vergeblich war, daß er einige Vortheile über die getrennten Heerhaufen der Verbündeten davontrug; die Schlacht bei Laon (10. März) mußte ihn lehren, daß er mit seinen schwachen Streitkräften dem überlegenen Feinde

nicht gewachsen sei. Seine Diversion im Rücken desselben, die ihn retten sollte, wurde sein Verderben, denn die vereinigte Armee der Alliirten schlug die offene Straße nach Paris ein. Dieser entscheidende Schritt geschah gegen den Willen Oesterreichs, das sich fortwährend einem entschiedenen Vorgehen widersetzte. Daß die Verbündeten sich dennoch entschlossen, auf Paris loszugehen, war lediglich der Energie Steins, Blüchers und des von Stein gewonnenen Kaisers Alexander zu verdanken. Napoleons Absetzung u. die Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie setzten den Feindseligkeiten ein Ziel. Der erste pariser Friede (30. Mai) ließ Frankreich die Grenzen, die es im Anfang von 1772 gehabt, u. machte nur seiner bisherigen Uebermacht ein Ende. Der am 1. November eröffnete wiener Kongreß sollte nach dem Sturze des Eroberers die obschwebenden Fragen vollends erledigen und die legitimen Throne von Neuem befestigen, gewiß keine leichte Aufgabe, da nicht allein die Territorialansprüche der Höfe sich vielfach durchkreuzten, sondern auch die von einem neuen Geiste beseelten Völker in dem Bewußtsein, außerordentliche Opfer gebracht zu haben, Hoffnungen und Wünsche nährten, deren Erfüllung mit den Interessen der Machthaber wenig übereinstimmte. Napoleons plötzliche Rückkehr nach Frankreich beschleunigte den Abschluß der Verhandlungen in Bezug auf den ersteren Punkt, über welchen es zwischen den so eben noch eng verbundenen Mächten beinahe zum förmlichen Bruch gekommen wäre. Die gemeinsame Gefahr stellte die bedrohte Einigkeit wieder her und rief Fürsten und Völker zu neuem Kampf gegen den kaum bezwungenen Feind. Noch einmal lächelte diesem bei Ligny (16. Juni 1815) das Glück, aber nur, um sich bei Waterloo (18. Juni) auf immer von ihm zu wenden. Schon hoffte man in D. die Zurücknahme der ehemals deutschen Grenzprovinzen, die in dem ersten pariser Frieden verabsäumt worden war, von dem zweiten (20. November 1815); aber die Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht litt die Erfüllung dieses Nationalwunsches nicht; man begnügte sich, Frankreich auf die Grenzen von 1790 zu beschränken, wodurch die Festungen Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau mit dem Lande von der Saar bis zur Lauter an D. zurückkamen.

Auf dem wiener Kongreß waren anfangs nur Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg bei den Verhandlungen über die Gesammtverfassung D.s betheiligt. Die übrigen Staaten sahen sich mit nicht geringem Mißbehagen davon ausgeschlossen und fanden erst später (Mai 1815) Zutritt. Die unbedingte Herstellung des alten Rechtszustandes, wie er vor der Auflösung des deutschen Reichs oder vielmehr vor dem Reichsdeputationshauptschluß gewesen, wurde nur von einigen Mediatisirten u. Reichsrittern in Vorschlag gebracht und würde nicht eine Rückkehr zur Kraft und Einheit, sondern zur Unordnung u. Schwäche gewesen sein, abgesehen davon, daß die mediatisirten und säkularisirten Fürsten und Stände, ohne Verletzung der größern Mächte in ihrem durch die früheren Verhandlungen garantirten Länderbestande, in ihr früheres reichsunmittelbares Verhältniß nicht zurückversetzt werden konnten. Mehr Vertheidiger fand besonders unter den kleinern Fürsten und Ständen der Vorschlag, wonach der Haupttheil der alten Reichsverfassung, die Kaiserwürde, wiederhergestellt werden sollte (16. November 1814). Aber Oesterreich, das man ohne Mißtrauen im Besitz dieser Würde gesehen hätte, beharrte fest bei seinem schon zu Paris kundgegebenen Entschlusse, hierauf nicht einzugehen, und Preußen würde, wenn es seine Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt hätte, auf Seiten der übrigen, auf seinen schnellen Aufschwung schon früher eifersüchtigen Staaten gewiß entschiedene Opposition gefunden haben. Daher stand man von der Wiederherstellung der Kaiserwürde ab, die ohne die wirkliche Centralisation der Gewalt und Aufhebung der Souveränetät der Territorialherren doch nur, wie in der letzten schmachvollen Zeit des deutschen Reichs, ein leerer, nichtiger Schein gewesen wäre. Schon früher (16. September 1814) war Preußen mit einem Plane hervorgetreten, wonach die beiden Hauptmächte nur mit wenigen Gebietstheilen zu D. gehören, aber mit letzterem einen ewigen Bund schließen sollten. Eine Kreisverfassung D.s sollte, ohne die Souveränetät der einzelnen Staaten zu gefährden, eine Leitung des Ganzen durch die größern Mächte möglich machen. Der gesammte Bund sollte nämlich in 7 Kreise getheilt und an die Spitze eines jeden ein oder zwei der größern Staaten, wofür man nach den eben bestehenden Verhältnissen Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Würtemberg, Baden u. Kurhessen angesehen wissen wollte, an die Spitze des gesammten Bundes aber ein Bundestag gestellt werden, bei welchem Oesterreich u. Preußen gemeinschaftlich das Direktorium, ersteres jedoch ausschließlich den Vorsitz führen sollte. Dieser Bundestag sollte aus einem Rathe der Kreisobersten zur Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten und Ausübung der exekutiven Gewalt und aus einem sich jährlich einmal versammelnden Rathe der Fürsten und freien Städte bestehen. Der letztere sollte aus allen souveränen und den mediatisirten Fürsten, deren Gebiet über 50,000 Einwohner enthielt, aus den 4 freien Städten, aus 6 Kuriatstimmen der kleinern Mediatisirten und aus dem Direktorium zusammengesetzt werden. Die gesetzgebende Gewalt wurde beiden Räthen, die jedoch getrennt berathen sollten, die entscheidende Stimme bei Meinungsverschiedenheiten dem Direktorium vorbehalten. Ein allgemeines Bundesgericht sollte nicht nur die Streitigkeiten der einzelnen Staaten untereinander, sondern auch die der Unterthanen mit den Regierungen entscheiden. Bundesglieder, deren Gebiete ganz innerhalb des Bundes lägen, sollten nur mit dessen Zustimmung Krieg führen und mit fremden Mächten unterhandeln dürfen. Endlich wollte man auch die Schweiz und die Niederlande zu einem ewigen Bündniß einladen. Diesen Verfassungsplan änderte man bald dahin ab, daß Oesterreich und Preußen für ihre sämmtlichen deutschen Besitzungen dem Bunde beitreten, Baden und Kurhessen aus der Reihe der Kreisobersten wegfallen und die ältesten und angesehensten fürstlichen Häuser, deren sämmtliche Linien über 200,000 Unterthanen zählten, einige Kuriatstimmen der übrigen fürstlichen Geschlechter und die freien Städte unter dem alleinigen Direktorium Oesterreichs den zweiten Rath bilden sollten. Aber auch dieser veränderte Plan, hinsichtlich dessen sich Oesterreich, Preußen und Hannover (16. Oktober 1814)

schon vereinigt hatten, fand, als er Bayern und Würtemberg mitgetheilt wurde, auf Seiten dieser den heftigsten Widerspruch. Besonders erregte die Beschränkung des Rechts zu Bündnissen mit dem Auslande großen Anstoß. Die genannten beiden Staaten bezeigten sogar Lust, sich ganz selbstständig den europäischen Mächten anzuschließen, oder wollten ihren Beitritt zum deutschen Bunde wenigstens ihrem freien Belieben anheimgestellt wissen. Da die noch streitigen Territorialverhältnisse das Mißtrauen und die Verstimmung mehrten, so kam die ganze Verfassungsverhandlung ins Stocken.

So mißlich standen die Angelegenheiten des kaum befreiten D.s, als die Rückkehr Napoleons von Elba die Fürsten zu rascher Erledigung der obschwebenden Differenzen dringend mahnte. Jetzt erst schenkte man auf dem Kongresse den Wünschen und Vorstellungen der von den Verfassungsverhandlungen bisher ausgeschlossenen kleineren Fürsten und freien Städte, die sich schon seit dem 14. Okt. 1814 besonders auf Betrieb des niederländischen Gesandten von Gagern bemüht hatten, zu den Berathungen zugelassen zu werden, geneigteres Gehör. Nachdem dieselben am 22. März 1815 ihr desfallsiges Gesuch erneuert und sich zugleich erboten hatten, ihre Kontingente gegen Frankreich zu stellen, nahm man das Anerbieten auf Seiten der größern Mächte gern an u. bot nun Alles auf, sich mit ihnen zu einigen. Aus zwei, im April und Mai von Preußen und Oesterreich entworfenen Plänen entstand endlich derjenige, welcher den weiteren Verhandlungen zu Grunde gelegt wurde und in den Hauptzügen der gegenwärtigen Organisation des deutschen Bundes entspricht. Man ließ die Abtheilung in zwei Räthe, die Kreiseintheilung, die Theilnahme Mediatisirter an den Bundesverhandlungen, leider aber auch das stehende Bundesgericht und überhaupt Alles, was mehr im Begriffe des Bundesstaates als in dem des Staatenbundes wurzelt, fallen und verschaffte dadurch dem Verfassungsentwurf auch auf Seiten der übrigen Staaten Anklang. Nachdem am 23. Mai die Bevollmächtigten von Sachsen, Hessen-Darmstadt, Baden, Luxemburg, Holstein, Mecklenburg und Kurhessen zugelassen worden, wohnten endlich am 26. die Bevollmächtigten sämmtlicher souveränen Staaten D.s den Verhandlungen bei, die darauf in 10 Sitzungen (bis zum 8. Juni), wenigstens was das Wesentliche anlangte, zum Abschluß gebracht wurden. Baden trat erst am 26. Juli, Würtemberg am 1. September bei; doch wurde der Beitritt beider Staaten vorausgesetzt. Daher zählte der deutsche Bund gleich anfangs 38 Mitglieder. Nachdem 1817 noch Hessen-Homburg hinzugetreten war, wurde die ursprüngliche Zahl 1825 durch das Erlöschen des herzoglichen Hauses Sachsen-Gotha wiederhergestellt.

Die **Bundesakte** zerfällt in zwei Theile, von denen der erste (Artikel 1—11) **allgemeine**, der zweite (Art. 12—20) **besondere** Bestimmungen enthält. Die ersteren sind der Hauptsache nach folgende: Die souveränen Fürsten u. freien Städte D.s mit Einschluß des Kaisers von Oesterreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, und zwar der Kaiser von Oesterreich u. der König von Preußen, beide für ihre gesammten, vormals zum deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für Luxemburg, vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der **deutsche Bund** heißen soll (Art. 1). Zweck desselben ist die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit D.s und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten (Art. 2). Allen Bundesgliedern werden als solchen gleiche Rechte zugesichert, wogegen sich alle gleichmäßig verpflichten, die Bundesakte unverbrüchlich zu halten (Art. 3). Die Angelegenheiten des Bundes besorgt die Bundesversammlung, in welcher die größeren Staaten Viril-, die kleineren Kuriat- oder Gesammtstimmen haben, u. zwar folgendermaßen: Virilstimmen haben: 1) Oesterreich, 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Würtemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Großherzogthum Hessen, 10) Holstein, 11) Luxemburg; Gesammtstimmen: 12) die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser, 13) Braunschweig und Nassau, 14) Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, 15) Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg, 16) Hohenzollern, Liechtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck und Hessen-Homburg, 17) die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg (Art. 4). Oesterreich führt den Vorsitz, jedoch ist jedes Bundesglied befugt, Vorschläge zu machen, die der Vorsitzende innerhalb einer zu bestimmenden Frist der Berathung zu übergeben hat (Art. 5). Wo es aber auf Abfassung u. Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf Beschlüsse, welche die Bundesakte selbst betreffen, auf organische Bundeseinrichtungen und auf gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum, das alsdann aus 69 Stimmen besteht. Diese sind mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Größe der einzelnen Bundesstaaten so vertheilt, daß Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover, Würtemberg, jedes 4 Stimmen, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Holstein, Luxemburg, jedes 3 Stimmen, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, jedes 2 Stimmen, die übrigen Mitglieder jedes 1 Stimme haben. Ob den Mediatisirten einige Kuriatstimmen im Plenum zugestanden werden sollten, ward der Bundesversammlung vorbehalten, die indeß bis jetzt etwas Derartiges noch nicht beliebt hat (Art. 6). Ob ein Gegenstand für das Plenum geeignet sei, wird in der engeren Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden. Diese bereitet auch die der Entscheidung des Plenums zu unterziehenden Beschlußentwürfe vor und bringt sie bis zur Annahme oder Verwerfung aufs Reine. Mehrheit der Stimmen entscheidet in beiden Versammlungen, jedoch in der Art, daß in der engeren die absolute, im Plenum aber nur die Mehrheit von zwei Dritttheilen entscheidet. Bei Stimmengleichheit in der engeren Versammlung gibt der Vorsitzende den Ausschlag. Wo es jedoch auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf Jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, ist in beiden Versammlungen Stimmeneinhelligkeit erforderlich (Art. 7). Die Bundesversammlung hat ihren Sitz zu Frankfurt a. M.; sie sollte am 1. September 1815 eröffnet werden (Art. 9). Ihr erstes Geschäft sollte die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung

in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen u. innern Verhältnisse sein (Art. 10). Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz D., als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen, in dem Bunde begriffenen Besitzungen. Bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen. Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelne Bundesstaaten gerichtet sind. Endlich machen sie sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen, die einen Vermittelungsversuch zu machen und, wenn dieser fehlschlägt, die richterliche Entscheidung durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken hat, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben (Art. 11). Die besondern Bestimmungen, welche der Bundesakte in den Artikeln 12—20 angehängt wurden, sind theils in ihrer Zahl, theils u. hauptsächlich in ihrer Fassung wesentlich beschränkt worden, nachdem Oesterreich, Preußen und Hannover, welche Mächte damals die liberalere Seite im Gegensatz namentlich zu Bayern und Würtemberg vertraten, den Wünschen dieser Regierungen sich nachgiebig erwiesen hatten, um die Sache endlich zum Abschluß und wenigstens den Hauptpunkt, die Organisation des Bundesverhältnisses, zur Erledigung zu bringen. Es sollen darnach diejenigen Bundesglieder, deren Besitzungen die Volkszahl von 300,000 Seelen nicht erreichen, sich mit den ihnen verwandten Häusern oder andern Bundesgliedern, mit welchen sie wenigstens eine solche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichts vereinigen, wobei jedoch in denen, wo schon jetzt dergleichen Gerichte dritter Instanz vorhanden sind, diese in ihrer bisherigen Eigenschaft erhalten werden sollen, wofern nur die Volkszahl, über welche sie sich erstrecken, nicht unter 150,000 Seelen ist, und den vier freien Städten das Recht zusteht, sich unter einander über die Bildung eines gemeinsamen obersten Gerichts zu vereinigen. Bei diesen gemeinschaftlichen obersten Gerichten soll jeder der Parteien gestattet sein, auf die Verschickung der Akten an eine deutsche Fakultät oder an einen Schöppenstuhl zur Abfassung des Endurtheils anzutragen (Art. 12). Ein besonders wichtiger Punkt war natürlich die Frage über die landständischen Verfassungen. Nach langen, viel verheißenden Debatten kam (8. Juni 1814) jene Fassung des berühmten Artikels 13 zu Stande: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden". Die Interessen des Adels sind in einem langen Artikel mit möglichster Bestimmtheit und Sorgfalt gewahrt worden. Von den durch den Rheinbund mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen und Reichsangehörigen sollen die fürstlichen und gräflichen Häuser noch fernerhin zu dem hohen Adel in D. gerechnet werden und das Recht der Ebenbürtigkeit behalten, die Häuptlinge dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staate sein, zu welchem sie gehören, sie und ihre Familien die privilegirteste Klasse in demselben bilden, und zwar dies insbesondere in Ansehung der Besteuerung, ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien u. Besitzungen alle diejenigen Rechte u. Vorzüge zugesichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genusse herrühren und nicht zu der Staatsgewalt u. den höheren Regierungsrechten gehören. Darunter begriff man insbesondere und namentlich: die unumschränkte Freiheit, ihren Aufenthalt in jedem zu dem Bunde gehörenden oder mit demselben im Frieden lebenden Staate zu nehmen; die Aufrechterhaltung der bestehenden Familienverträge und die Befugniß, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverän vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß u. Nachachtung gebracht werden müssen; den privilegirten Gerichtsstand und die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für sie und ihre Familien; die Ausübung der bürgerlichen u. peinlichen Gerichtsbarkeit in erster und, wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz, der Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, auch über milde Stiftungen, jedoch nach Vorschrift der Landesgesetze und unter Oberaufsicht der Regierungen. Auch dem ehemaligen Reichsadel wurden die Aufenthaltsfreiheit und das Statutenrecht, Antheil der Begüterten an der Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat u. privilegirter Gerichtsstand zugesichert (Art. 14). Nicht weniger ausführlich wurde auch die Fortdauer der auf den Rheinschifffahrtsoctroi angewiesenen direkten und subsidiarischen Renten, der durch den Reichsdeputationshauptschluß getroffenen Verfügungen in Betreff des Schuldenwesens und der den Mitgliedern der ehemaligen Dom- und freien Reichsstifter u. des deutschen Ordens ausgesetzten oder auszusetzenden Pensionen garantirt (Art. 15). Von den die Verhältnisse der Unterthanen betreffenden verschiedenen Anträgen kam zuletzt nur Folgendes in die Bundesakte: Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien soll in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen können (§. 16). Die verbündeten Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern: Grundeigenthum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate mehr Abgaben u. Lasten unterworfen zu sein, als dessen eigene Unterthanen; die Befugniß des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaate in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen annehmen will, auch in Civil- und Militärdienste desselben treten zu dürfen, Beides jedoch nur, in sofern keine Verbindlichkeit zu Militärdiensten gegen das bisherige Vaterland im Wege steht; damit wegen der Verschiedenheit der gesetzlichen Vorschriften über Militärpflichtigkeit hieraus nicht ein ungleichartiges, für einzelne Bundesstaaten nachtheiliges Verhältniß entstehen möge, so soll bei der Bundesversammlung die Einführung möglichst gleichförmiger Grundsätze in Berathung genommen werden; die Freiheit von allen Nachsteuern, in sofern das Vermögen in einen andern deutschen Bun-

desstaat übergeht und mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeitsverträge bestehen. Ein letztes dem deutschen Volk in Aussicht gestelltes Recht wurde in folgender Fassung zugesichert: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen" (Art. 18). Ebenso behielten sich die Bundesglieder vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schifffahrt nach Anleitung der auf dem Kongreß zu Wien angenommenen Grundsätze in Berathung zu treten (Art. 19).

Das war das Ergebniß monatelanger Verhandlungen, das die Verfassung, in der das neu erwachte Streben der Nation nach Freiheit und Einheit Befriedigung finden sollte, das die Erfüllung der hoch gehenden Verheißungen, welche beim Beginn der Freiheitskämpfe dem deutschen Volk gegeben worden waren. Die Wiedererrichtung der Kaiserwürde war an der Abneigung Oesterreichs gescheitert. Ein strafferes Zusammenfassen der leitenden Gewalt in einem Direktorium fand in dem sehr empfindlichen Souveränetätsbewußtsein der kleineren Staaten Widerstand; die Verkümmerung der Volksrechte endlich hatte Metternich gegen die ursprüngliche Absicht aller berathenden Bevollmächtigten, namentlich auch Preußens durchgesetzt. Noch in dem letzten Projekt, welches Wilhelm von Humboldt ausgearbeitet hatte, war über die Rechte der Landstände gesagt, daß sie die Freiheit und das Eigenthum schützen und die Befugniß haben sollten, an der Besteuerung und Gesetzgebung Theil zu nehmen. Metternich wollte jedoch hierauf nicht eingehen, u. dringend, wie die Verhältnisse waren, mußte Humboldt in jenes dürftige Kompromiß (Art. 13) einwilligen. Daß es Preußen damals wenigstens Ernst war, eine Verfassung zu geben mit ziemlich weit gehenden Rechten der Stände, beweist die am 22. Mai ergangene „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks", die §. 4 die Rechte der Stände auf „alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen", ausdehnt. Friedrich Wilhelm III. hat freilich diese Verordnung nie in Kraft treten lassen. Die klägliche Beschneidung der Volksrechte im Artikel 13 der Bundesakte gab jedoch bei der Unterzeichnung desselben den Gesandten von Mecklenburg, Kurhessen und Weimar Veranlassung, auf größere Bestimmtheit u. Ausdehnung des genannten Artikels, mindestens auf Zusicherung der althergebrachten Rechte bereits bestehender Landstände und Einführung ähnlicher auf die ursprüngliche Einrichtung der Landstände begründeter Verfassung innerhalb Jahresfrist zu dringen. Sie konnten aber ihrer Ansicht keine Geltung verschaffen. Baden und Würtemberg unterzeichneten die Bundesakte damals gar nicht, jedoch aus anderen Gründen. Sie wollten dem Kongreß überhaupt nicht das Recht zugestehen, über die Landesverfassungen Bestimmungen zu treffen. Die Beistimmung erfolgte preußischerseits mit der Erklärung, daß die Bevollmächtigten zwar gewünscht hätten, der Bundesurkunde eine größere Ausdehnung, Festigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen, daß sie aber, da es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen u. vollkommenen Bund zu schließen als gar keinen, die Unterzeichnung nicht verweigert hätten. Wenn man so in den Regierungskreisen urtheilte, so war gewiß das Gefühl der Enttäuschung und Unzufriedenheit in den Volkskreisen ein sehr begreifliches u. entschuldbares. Die Bewegung der Freiheitskriege hatte wie ein Gewittersturm die Gemüther durchweht, die lange Schmach und Knechtschaft unter französischem Joch hatten endlich das schlummernde Nationalgefühl wieder zu regerem Leben aufgerüttelt, der erste Erfolg dieses neu aufstrebenden nationalen Bewußtseins war glänzend ausgefallen und hatte den Glauben an die Kraft des Volks in demselben Verhältniß gehoben, wie die Ansprüche auf sein gutes Recht. Wenn jetzt diese Hoffnungen so enttäuscht wurden, wie es durch die Bundesakte und in den nächstfolgenden Jahren unter dem dominirenden Einflusse Metternichs geschah, so durfte man sich über gewaltsame Ausschreitungen kaum wundern. Vor Allem hatte sich der Jugend das Gefühl bemächtigt, daß es ihr, wie in den Freiheitskriegen, nun auch fernerhin zustehen müßte, an den öffentlichen Angelegenheiten einen entscheidenden Antheil zu nehmen. Die Turnschulen, welche Jahn errichtete, und die Universitäten waren daher der Sitz gewaltig gährender Elemente. Auch die Presse rührte sich. Sie hatte vielfach während der Freiheitskriege einen zündenden Einfluß geübt, u. man hatte ihr damals gern das Wort gelassen. Jetzt, wo sie sich über die weiteren Angelegenheiten der Nation in gleicher wortführender Weise vernehmen lassen wollte, schritt man gegen sie ein. Der „Rheinische Merkur", der unter Guido Görres' Leitung wahrhaft Großes geleistet hat, wurde verboten, Görres selbst mit Gefängnißstrafe bedroht. Alle „patriotischen" Blätter gingen ein. Die letzte Oase blieb das Großherzogthum Weimar, wo Karl August es mit den Rechten des Volks wirklich ernst nahm. Dort durften noch freisinnige Männer in Schriften die Rechte der Nation vertreten, bis der Bundestag auch hier Schranken setzte. Sonst überall ward die Partei der deutschen Patrioten verfolgt, am rücksichtslosesten in den Rheinbundsstaaten. Das Wartburgfest (s. d.) ward als revolutionäre Demonstration verdächtigt. Hardenberg, der preußische Staatskanzler, und Graf Zichy aus Wien wurden nach Weimar und Jena geschickt, um die ungeheuren Dinge in der Nähe zu ergründen. Selbst Frankreich und Rußland mengten sich ein: „vier Großmächte gegen Weimar und die Studenten". Stein urtheilte über die Sache ganz anders: es sei kein Grund gewesen, die Versammlung der jungen Leute zu verhindern; sie hätten einen guten und edlen Zweck gehabt: vaterländische Gesinnungen zu beleben und zu unterhalten. Die „ungeheuren Dinge" wurden auf Betreiben der deutschen Großmächte untersucht und streng verpönt. Auch gegen das Turnwesen schritt die preußische Regierung ein. Die Erregtheit der Gemüther legte sich natürlich durch solche Maßregeln nicht. Der deutsche Liberalismus zog überhaupt die Aufmerksamkeit der auswärtigen Mächte auf sich. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika sagte damals: „Den Kern, der in D. liegt, nicht zur Entwickelung kommen

zu lassen, scheint der gemeinsame Zweck einer entschlossenen Politik zu sein." Auf dem Kongreß in Aachen (1818) übergab der russische Staatsrath Stourdza eine Denkschrift, worin das Treiben auf den deutschen Universitäten als revolutionär bezeichnet wurde. Kaiser Alexander gab sie Stein zur Beurtheilung und befragte diesen überhaupt über den Charakter der Bewegung in D. Stein antwortete, die Masse der Nation, Adel, Bürger, Bauern, seien „besonnen, ruhig und treu", übrigens „mißvergnügt", da die Regierungen ihnen „zwar Vieles versprochen, aber noch wenig gehalten hätten". Er habe nichts dawider, daß gegen wirkliche Demagogen die bestehenden Gesetze nachdrucksvoll zur Anwendung kämen, aber wenn die Regierungen „ihren Verpflichtungen nachkämen", so würden sie dadurch „die gerechte Unzufriedenheit in ihrer Quelle verschließen". Die Erfahrung hat gelehrt, daß Stein Recht hatte. Die Verfolgungen der liberalen Partei gingen jedoch ihren Gang fort und steigerten sich, als Sands unglückselige That den Argwohn, mit dem man das Treiben der akademischen Jugend betrachtete, zu rechtfertigen schien. Man witterte hinter dieser That eine ungeheure Verschwörung und glaubte sich zu den schärfsten Maßregeln um so mehr berechtigt, als kurz darauf der Apotheker Löhning zu Wiesbaden auf den verhaßten nassauischen Minister Ibell ein ähnliches Attentat versuchte, wiewohl mit ganz anderem Ausgang. Löhning wurde von Ibell überwältigt und entleibte sich im Gefängniß, während Sand hingerichtet wurde. Die nächste Folge hiervon waren die karlsbader Ministerkonferenzen (1819). Sie wurden von Metternich im tiefsten Geheimniß eingeleitet u. erstreckten sich keineswegs auf sämmtliche deutsche Staaten. Nur die Vertrauten Metternichs wurden hinzugezogen, namentlich ward der durch seinen Liberalismus mißliebige Großherzog Karl August von Weimar ausgeschlossen; außer ihm jedoch auch noch andere Fürsten. Natürlich konnte die Konferenz nicht ganz verheimlicht werden. Karl August wußte es zu veranstalten, daß sein Minister sich „zufällig" in Karlsbad einfinden und dem Fürsten Metternich die „erwünschte" Veranlassung eines Gedankenaustausches bieten sollte. Der weimarische Minister von Fritsch wurde auch wirklich zu einer Berathung hinzugezogen, es wurden jedoch mit feinem Hohn in der Sitzung nur die gegen die Universitäten zu ergreifenden Maßregeln behandelt. An den übrigen Berathungen ließ man den weimarischen Minister nicht Theil nehmen. Man einigte sich aber in Wahrheit über folgende Punkte. Zunächst ging man dem Artikel 13 der Bundesakte zu Leibe. Metternichs Absicht war hierbei, diesen vieldeutigen Artikel dahin authentisch interpretiren zu lassen, daß durch denselben eigentliche Volksvertretungen, im Gegensatz zu Vertretungen der Stände, ausgeschlossen sein sollten. Er fand jedoch hierbei entschiedene Opposition von Seiten des würtembergischen Gesandten, Grafen Wintzingerode. Man einigte sich deshalb in der Weise, wie später in Artikel 54 bis 62 der wiener Schlußakte bestimmt wurde (s. unten). Ueber alle übrigen Punkte war man konform, und diese betrafen außer einer provisorischen Exekutionsordnung, welche aber am 3. Aug. 1820 einer definitiven Platz machte, besonders die Universitäten, hinsichtlich deren beschlossen ward, daß jeder Universität ein Regierungsbevollmächtigter beigegeben werden sollte, mit der Aufgabe, die Disciplin und die Handhabung der Gesetze an derselben streng zu überwachen; daß alle Universitätslehrer, die sich eine politische Einwirkung auf die studirende Jugend zu Schulden kommen ließen, entlassen und an keiner anderen deutschen Universität wieder angestellt werden sollten; daß alle an geheimen Verbindungen, namentlich an der allgemeinen Burschenschaft Betheiligten von allen Universitäten relegirt werden u. zu jeder Anstellung in einem öffentlichen Amte unfähig sein sollten. Ein weiterer Beschluß richtete sich gegen den Mißbrauch der Presse, und der letzte betraf die Einsetzung einer Centraluntersuchungskommission, welche die gemeinschaftliche, möglichst gründliche und umfassende Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes, des Ursprungs u. der mehrfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes, als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen zum Zweck hatte. Diese Beschlüsse wurden sodann der Bundesversammlung als Antrag vorgelegt und am 20. September 1819 einstimmig angenommen. Es sind dies die berüchtigten „Ausnahmegesetze", über welche der Bundestag am 2. April 1848 weiter beschloß, daß sie als aufgehoben „zu betrachten", nicht daß sie wirklich aufgehoben seien. Oeffentlich losgesagt von ihnen hat sich bis jetzt erst eine Regierung, die preußische. Wie die karlsbader Konferenzen überhaupt Metternichs Werk waren, so auch die Registratur des Bundestagsprotokolls, daß die Beschlüsse am 20. September einstimmig angenommen worden seien. Es ist dies keineswegs der Fall gewesen. Es stimmte eine starke Minorität dagegen, aber man fügte sich der Mehrheit, „um D. eine Scene der Einigkeit zu geben". Die Centraluntersuchungskommission etablirte sich zu Mainz; viele Männer und Jünglinge wurden verhaftet u. Jahre lang gefangen gehalten, ohne daß auch nur der Schatten einer Verschwörung entdeckt ward. Aber bis 1828 trieb die Kommission ihr Unwesen, bis sie still einschlummerte, ohne ein anderes Resultat erzielt zu haben, als den Fluch von Tausenden deutscher Familien. Jahn wurde durch die Kommission verhaftet, Görres entging der Verhaftung nur durch die Flucht in die Schweiz, viele jüngere Leute gingen nach Amerika, Arndt in Bonn und Fries in Jena wurden von ihren Universitätsämtern suspendirt. Sogar die Feier des 18. Oktober wurde verboten und das Siegesdenkmal auf dem leipziger Schlachtfeld umgerissen.

Der Artikel 18 der Bundesakte hatte gleichmäßige Verfügungen über die Preßfreiheit in Aussicht gestellt. Die karlsbader Konferenzen hatten dies dahin ausgelegt, daß sie in den Ausnahmegesetzen für alle Zeitschriften und für alle Werke unter 20 Bogen die Censur einführten. Noch aber war Metternich darauf bedacht, auch die letzte Möglichkeit, daß jemals dem deutschen Volke durch die Bundesversammlung geholfen werden könne, zu vernichten. Es wäre immerhin noch möglich gewesen, die unbestimmten Sätze der Bundesakte später in einer Weise zu interpretiren, daß ein deutscher Bundesstaat gebildet werden konnte. Dies durfte und sollte aber nicht sein. Es galt daher, die Bestim-

mungen der Bundesakte dahin festzustellen, daß jeder Zweifel über den Charakter des deutschen Bundes als eines bloßen, locker zusammengefügten Staatenbundes, oder, wie man sich damals ausdrückte, „eines völkerrechtlichen Vereins", schwinden mußte. In dieser Absicht berief Metternich im Herbst 1819 zum weiteren Ausbau der deutschen Bundesverfassung eine zweite Ministerkonferenz nach Wien. Diese dauerte vom 25. November 1819 bis zum 15. Mai 1820, und das Resultat der Verhandlungen war die am 15. Mai 1820 unterzeichnete u. am 8. Juni durch Bundestagsbeschluß zu einem „der Bundesakte an Kraft und Gültigkeit gleichen Grundgesetze des deutschen Bundes" erhobene Schlußakte. Dieselbe bestimmt zuvörderst das Wesen des Bundes näher. Der Bund ist danach ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Bewahrung der Unabhängigkeit u. Unverletzbarkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten u. zur Erhaltung der inneren u. äußeren Sicherheit D.s. Die Bundesversammlung, aus den Bevollmächtigten sämmtlicher Bundesglieder gebildet, stellt den Bund in seiner Gesammtheit vor u. ist das beständige, verfassungsmäßige Organ seines Willens u. Handelns. Hierauf werden die Fälle bestimmt, in denen die Beschlußfassung bei der Bundesversammlung im engeren Rathe oder im Plenum Statt zu finden habe. Ersteres soll in der Regel, Letzteres nur in den in der Bundesakte ausdrücklich bezeichneten Fällen, u. wo es auf eine Kriegserklärung oder Friedensschlußbestätigung von Seiten des Bundes ankommt, oder über die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund entschieden werden soll, geschehen, auch im Plenum keine Berathung und Erörterung, sondern nur die Abstimmung Statt finden und ein gültiger Beschluß eine Mehrheit von zwei Dritttheilen voraussetzen. Die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten wird den Regierungen anheimgegeben, als Ausnahme jedoch die Mitwirkung der Gesammtheit zur Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe im Falle einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen ihre Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehren Bundesstaaten vorbehalten. Kein Bundesstaat soll von Auswärtigen verletzt werden können, ohne daß die Verletzung zugleich und in demselben Maße die Gesammtheit des Bundes trifft. Dagegen werden die einzelnen Bundesstaaten verpflichtet, von ihrer Seite weder Anlaß zu dergleichen Verletzungen zu geben, noch auswärtigen Staaten solche zuzufügen. Beginnt aber ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebiets Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd; in Fällen aber, wo ein solcher Bundesstaat in seinen außer dem Bunde gelegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird, soll für den Bund die Verpflichtung zu gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln, oder zur Theilnahme u. Hülfsleistung nur in sofern eintreten, als derselbe nach vorgängiger Berathung durch Stimmenmehrheit in der engeren Versammlung Gefahr für das Bundesgebiet erkennt. In Betreff der Verwirklichung des Artikels 13 der Bundesakte überließ es die Schlußakte den souveränen Fürsten der Bundesstaaten, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen, wobei aber ausdrücklich bestimmt ward, daß die im Bunde vereinigten souveränen Fürsten „durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden" dürften.

In diesen Bestimmungen sprach sich der Geist, der die deutschen Regierungen damals beseelte, klar und bestimmt aus. Man wollte weder die Einheit, noch die Freiheit der Nation. Für die erstere hatte man überhaupt kein Verständniß; hätte doch jeder Schritt zur Herstellung einer kräftigen Exekutivgewalt die eben errungene theure Souveränetät der Fürsten beeinträchtigen müssen. Die Freiheit des Volks aber war ein Schreckwort, bei dem alsbald die blutigen Scenen der noch in lebendigem Andenken stehenden französischen Revolution ins Gedächtniß zurückgerufen wurden. Nur aus diesen peinlichen Erinnerungen läßt sich die rücksichtslose Wuth erklären, mit der man jeder freien Regung des Volkswillens entgegentrat. Trotzdem war der Anstoß der Freiheitskriege zu gewaltig gewesen, als daß die Ansprüche des Volks auf eine verfassungsmäßige Gestaltung des Rechtswesens sich hätten überall zurückweisen lassen. So entstanden denn bis 1820 eine Reihe von Verfassungen in den Einzelstaaten, an denen der Sinn des Volks für freiheitliche Entwickelung immerhin wenigstens sich lebendig erhalten konnte, wenn auch der Geist derselben selten oder nie zur Wirksamkeit gelangte. Die beiden Großstaaten freilich entzogen sich auch diesem Fortschritt. Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte eine Verfassung zwar zugesagt, da er aber die Staatsausgaben sehr beschränkte und weder ein neues Anlehen machte, noch neue Steuern einführte, so durfte er die Erfüllung seiner Zusage immerhin hinausschieben, u. Preußen blieb deshalb ohne Verfassung. In Oesterreich war sogar das Wort „Konstitution" dem empfindlichen Ohr des Kaisers Franz zuwider. Am meisten bereit zur Ertheilung von Verfassungen zeigten sich die Rheinbundsregierungen. Nassau ging schon 1816 voran; Minister Ibell schuf eine Verfassung, die man nicht ohne Grund ein „Muster von Despotismus in konstitutioneller Form" genannt hat. In demselben Jahre folgten die Verfassungen von Weimar, Frankfurt und Waldeck. Die erstgenannte machte wirklich Ernst mit dem Repräsentativsystem, u. Karl August veranlaßte sogar zum bittern Verdruß Metternichs den Bundestag, diese Verfassung zu garantiren. Bayern erhielt 1818 eine Verfassung, die jedoch, als die zweite Kammer den hohen Militäretat nicht bewilligen wollte, sofern nicht auch das Heer den Eid auf die Verfassung leiste, wieder aufgelöst wurde. Aehnliches geschah in Baden, wo gleichzeitig eine Verfassung erschien u. die Opposition der Kammer gegen das dem Adel sehr günstige Adelsedikt die Auflösung derselben zur Folge hatte. In Würtemberg entspann sich ein interessanter Konflikt zwischen Regierung und Ständen, weil letztere die schon 1815 gegebene neue Verfassung verwarfen und auf ihrem alten Recht beharrten. Der König sah sich der einmüthigen Opposition gegenüber zum Nachgeben

veranlaßt. Es wurden Verhandlungen gepflogen, über denen König Friedrich starb. Sein Sohn, König Wilhelm, oktroyirte darauf 1817 abermals eine neue Verfassung, die aber ebenfalls von den Ständen verworfen ward. Die Folge war zwar auch hier die Auflösung der Stände, doch wurde später (1819) nach längeren Verhandlungen eine neue Verfassung definitiv vereinbart. In Hannover wurde 1819 eine Verfassung gegeben, die jedoch möglichst aristokratisch gehalten war. Von den übrigen Staaten erhielten Sachsen-Hildburghausen 1818, Lippe-Detmold 1819, Hessen-Darmstadt 1821, Sachsen-Koburg 1821 u. Sachsen-Meiningen 1829 eine Verfassung. In Kurhessen blieb es bei dem guten Willen des Kurfürsten, der den Ständen eine Verfassung verkaufen wollte. Den Ständen war sie aber sowohl für 4 Millionen, als für 2 Millionen zu theuer. In Mecklenburg erhob man sich 1820 nur zur Aufhebung der Leibeigenschaft. In Braunschweig stieß der halb unzurechnungsfähige Herzog Karl die Verfassung sogar wieder um. Der Streit, der sich fast überall zwischen Regierung u. Ständen über die Ausführung der Verfassungen erhob, hatte indeß das Gute, daß sich der Sinn des Volks von den vielfach hohlen Deklamationen und Gefühlsschwärmereien abwandte, welche sich unter dem Eindruck der Begeisterung in den Freiheitskriegen namentlich von den Universitäten her verbreitet hatten. In den Kämpfen um bestimmte reale Rechte wurde man nüchterner, aber auch gereifter im Urtheil und praktischer.

Die von Frankreich her eindringende Nachricht von der Julirevolution (1830) war auch für die deutschen Liberalen das Signal zu erneutem kräftigen Auftreten. Die Mißstände in einzelnen Ländern gaben dabei Veranlassung zu sehr heftigen Auftritten. So verjagten die Braunschweiger ihren Herzog. Die Kurhessen errangen sich eine Verfassung, die berühmt gewordene vom 5. Januar 1831, die freisinnigste von allen in D. Auch in Sachsen entstanden sowohl in Dresden, als in Leipzig, Chemnitz und Bautzen Unruhen, die damit endigten, daß König Anton seinen Sohn Friedrich August zum Mitregenten annahm. In Darmstadt, Hannover, Jena, Altenburg folgten gleichfalls Bewegungen. Gleichzeitig regten sich aber auch die Bestrebungen zur Herstellung einer deutschen Einheit. Welcker trug in der badischen Kammer auf eine Revision der Bundesverfassung an (1831), während Schulz in Darmstadt vorschlug, mit Beibehaltung der gegenwärtigen Eintheilung D.s der Bundesversammlung eine zweite Kammer von frei gewählten Volksdeputirten beizugesellen. Diese Anträge blieben natürlich ohne Erfolg, doch erhielt in ihnen die Bewegung im Volk wieder neue Richtpunkte für das zu erstrebende Ziel, und die Presse, welche für kurze Zeit wieder frei reden durfte, trug eifrig die Ideen der Einigung weiter. Namentlich zeichneten sich hierbei durch ihre entschiedene Haltung aus die von Wirth redigirte „Tribüne“ und der „Westbote“ Siebenpfeiffers. Der Bundestag sah freilich diesem kecken Treiben nicht allzu lange ruhig zu. Ein Bundesbeschluß vom 2. März 1832 verbot beide Blätter. Dagegen stifteten dann Schüler, Savoie und Geib in Rheinbayern einen Verein für Preßfreiheit, der sich über ganz D. ausdehnen sollte. Einen sehr energischen demonstrativen Ausdruck erhielt diese süddeutsche Freiheits- und Einheitsbewegung durch das Hambacher Fest, welches am 27. Mai auf Schloß Hambach bei Neustadt an der Hardt abgehalten ward. Der Vorwand zur Zusammenkunft war der bayerischen Verfassungsfeier entlehnt. Hier wurde, wie einst beim Wartburgfeste, die schwarzrothgoldene Fahne aufgepflanzt und in leidenschaftlichen, ziemlich unklaren und ziellosen Reden der allgemeinen Stimmung Ausdruck verliehen. An dem Fest nahmen auch viele Franzosen und Polen Theil, wie denn überhaupt die französisch-liberalen Ideen die Versammlung beherrschten. Wieder schrie natürlich die Reaktion Zeter über diese Demonstration, die ebenso unschuldig war, wie die Wartburgfeier. Fürst Wrede rückte mit Truppen in die Pfalz ein, die Preßvereine wurden auf das Strengste verboten, die Redner, soweit sie nicht entflohen, verhaftet. Der Bundestag antwortete auf diese Vorgänge durch einen Beschluß vom 28. Juni 1832, die sogenannten Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe in D., durch welche den Landständen, den Volksvereinen und der Presse jede Möglichkeit, dem Gesammtwillen der Fürsten zu opponiren, genommen werden sollte. Die Regierungen wurden darin verpflichtet, nichts in ihrem Bereich zu dulden, was mit den Bundesbeschlüssen im Widerspruch stehe, und die gesammte Bundesmacht anzurufen, wenn sie zu schwach zur Bezwingung der widerstrebenden Elemente seien, ja der Bund behielt sich für dringende Fälle auch unaufgefordert das bewaffnete Einschreiten vor. Steuern, welche zur Deckung von Bundeskosten bestimmt waren, sollten die Landstände gar nicht verweigern können. Endlich wurden alle Vereinigungen politischen Charakters und alle Volksversammlungen verboten und die noch übrigen liberalen Blätter unterdrückt. Der Bundestag erreichte aber den Zweck der Einschüchterung und Abschreckung hierdurch nicht, u. leider waren es wieder die Studenten, welche sich dazu hergaben, dem Bundestage die willkommene Gelegenheit zu weiteren polizeilichen Maßnahmen zu bieten. Am 3. April 1833 rotteten sich eine Anzahl ehemaliger Burschenschafter in Frankfurt zusammen, stürmten die Hauptwache, um einige politische Gefangene zu befreien, u. wollten sogar einen Handstreich gegen den Bundestag selbst ausführen. Man wurde der jungen Brauseköpfe indeß bald Herr. Die Folge davon war die Wiederaufnahme der Thätigkeit der Centraluntersuchungskommission, die Verhaftungen in Masse verfügte. Jenes frankfurter Attentat führte nun die um D.s Ruhe und Sicherheit besorgten Minister abermals nach Wien zu Konferenzen (1833—34) zusammen. Die dort gefaßten Beschlüsse wurden jedoch erst im Herbst 1834 publicirt und auch dann nur zum kleinsten Theil. Gesetzliche Sanktion haben sie nie erhalten, wohl aber hat durch sie die Politik der Regierungen in Sachen der deutschen Freiheit ihre Richtung empfangen. In die Oeffentlichkeit gelangte damals nur der Beschluß, welcher ein Bundesschiedsgericht ankündigte, das in Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen entscheiden sollte. Die übrigen Beschlüsse des wiener Ministerkongresses wurden lange Zeit streng geheim gehalten. Sie betrafen die gemeinsame Aufrechthaltung der Souveränetätsrechte gegen etwaige Uebergriffe der Stände, die Ent-

ziehung der Kompetenz der Stände, über Bundesbeschlüsse ein Votum abzugeben und Budgetverweigerungen zu beschließen. Ferner sollte kein Heer auf die Verfassung beeidigt, die Oeffentlichkeit der Ständesitzungen u. die Wirksamkeit der Presse beschränkt werden. Endlich beschäftigten sich jene Beschlüsse noch sehr detaillirt mit der Ueberwachung der Universitäten. Man hielt die Ausnahmegesetze von 1819 noch nicht für genügend, u. jene Demagogenriecherei kam wieder in vollen Schwung. Wieder wollte man einer großen Verschwörung auf die Spur kommen, die nie bestanden hatte. Jordan u. Weidig sind die berühmtesten Opfer dieses Systems. Den Handwerksgesellen wurde das Wandern in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien verboten, damit sie den Liberalismus nicht nach D. importiren möchten. Trotz alledem hatte, wie auch schon diese wiederholten Verschärfungen der Bundesbeschlüsse beweisen, der Liberalismus entschieden an Terrain gewonnen. Die nach der Revolution in den Ständekammern sich regende Opposition belebte während der kurzen Zeit ihrer Erfolge die Hoffnungen der liberalen Partei für lange hinaus aufs Neue. Die freisinnige kurhessische Kammer wurde zwar bald zum Schweigen gebracht; in Baden dagegen setzte die Ständekammer mit Ausdauer den Kampf fort, u. die Regierung war einsichtig genug, die Dinge wenigstens nicht auf das Aeußerste zu treiben. An dem Beispiel der badischen Kammer erfrischte sich nun auch die liberale Partei in ganz D. Eine traurige Probe der Bundestagspolitik war der hannöverische Verfassungsstreit. Als Ernst August 1837 den Thron bestieg, hob er alsbald die 1833 neu gegebene Verfassung auf und stellte die von 1819 wieder her. Unter den Protesten, welche gegen diesen Gewaltakt erhoben wurden, zeichnete sich der der sieben göttinger Professoren Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Albrecht, Dahlmann, Ewald, Weber besonders aus. Der König setzte sie ab u. schrieb den Landtag aus. Die Stände erklärten sich für inkompetent und verwarfen die Verfassung. Als Minister Schele endlich 1839 eine ergebene Minderheitskammer zu Stande brachte, wandte sich die Stadt Hannover beschwerend an den Bundestag, und viele andere Städte und Korporationen folgten ihrem Beispiel. Der Bundestag aber erklärte sich in dieser Angelegenheit für inkompetent (1839). Die Opposition ging jedoch weiter, auch nachdem eine abermalige Minderheitskammer mit dem König eine neue Verfassung vereinbart hatte (1840). Der Liberalismus zog damals aus allen Ereignissen Nahrung. Auch die religiösen Regungen beutete er zu seinen Gunsten aus. Der Ultramontanismus regte sich zwar stark, besonders in Bayern und nach den kölner Wirren — den Streitigkeiten zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof von Köln über die gemischten Ehen — auch in Preußen, allein von protestantischer Seite wurde hierauf durch die Gründung des Gustav-Adolfsvereins geantwortet (1841). Entschieden in die Politik überspielend war die von Johannes Ronge veranlaßte Bewegung des Deutschkatholicismus (s. Deutschkatholiken) seit 1844. Die freien Gemeinden, welche sich seitdem auch innerhalb des Protestantismus bildeten, hatten jedoch nur vorübergehende politische Bedeutung, da der 1848 eintretende Umschwung sie weit überholte und ihrer Stütze nicht weiter bedurfte. Damals aber griff der polizeilich gedrückte Liberalismus nach jedem auch noch so fern liegenden Stützpunkt, hatten ja doch selbst die Sängerfeste und Gesangvereine eine vorzugsweise politische Bedeutung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Druck, welchen die Kurzsichtigkeit der Regierungen auf das Volk legte, schon früher unerträglich geworden wäre od. sich doch später in ungleich gewaltsamerer Weise Luft gemacht haben würde, wenn nicht Preußen ein Institut ins Leben gerufen hätte, welches wenigstens dem materiellen Aufschwung der Nation unendlich förderlich war. Es ist dies der deutsche Zollverein (s. d.), die einzige That in der deutschen Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre, bei der unser Urtheil mit Wohlgefallen verweilt, das einzige äußere Zeichen zugleich, in welchem sich die Einheit der Nation, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, manifestirte. Die Schwierigkeiten, welche sich der Bildung des Zollvereins entgegenstellten, waren freilich groß genug, doch gelang es, sie zu bewältigen. In D. war das französische Merkantilsystem mit in das 19. Jahrhundert herübergenommen worden. Jeder Staat betrachtete sich als ein selbstständiges Handelsgebiet, und da fast alle Staaten seit dem lüneviller Frieden neue Provinzen erworben hatten, so schied sich sogar innerhalb eines und desselben Staates Provinz gegen Provinz ab. Preußen ging hier mit gutem Beispiel voran und stellte allmählig innerhalb seiner Grenzen ein einziges Zollsystem her. Man sah zwar im übrigen D. die günstigen Folgen dieses Verfahrens, allein die süddeutschen Staaten namentlich fürchteten um ihre junge Souveränetät und scheuten deshalb jede Annäherung an Preußen. Hessen-Darmstadt jedoch litt in seinen nördlichen Landestheilen unter der Vereinzelung so sehr, daß sich die Regierung 1828 entschloß, mit Preußen einen Zollvertrag abzuschließen. Kurhessen folgte 1833, dann Thüringen. Nun konnten sich auch Bayern und Würtemberg nicht länger halten, namentlich da sich Baden weigerte, seine Opposition gegen Preußen fortzusetzen. So gelang es denn allmählig, ganz D., mit Ausnahme von Oesterreich, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein und der drei Hansestädte, in eine Zollverbindung zu bringen. Aber der Zollverein ist nicht bloß für die Hebung des materiellen Wohlstandes in D. von höchster Bedeutung gewesen, er hat zugleich auch dem politischen Streben der Nation nach Einigung wesentlichen Vorschub geleistet.

Eine Zeitlang hoffte man in D. viel von dem Thronwechsel, welcher 1840 in Preußen Statt hatte. Friedrich Wilhelm IV., dessen geistige Begabung längst bekannt war, brachte allerdings in manchen Beziehungen neues Leben in die vertrockneten Adern des preußischen Staatskörpers. Allein auch er war befangen in dem Wahne des absoluten Königthums. Die Erwartung, daß er Preußen eine Verfassung geben werde, ging zunächst nicht in Erfüllung. So gohr es denn in der Nation weiter. In wunderbarer Weise fristete der Liberalismus auf dem dürren Boden der bundestaglichen Polizeimaßregelung sein Leben und nicht bloß dies, er griff sogar immer weiter um sich, trotz Censur und Beschränkungen aller Art. Wie lebhaft dabei das Nationalbewußtsein war, zeigte sich sofort, als 1840 in Folge der ägyptischen Händel von Frankreich her Gelüste

nach dem linken Rheinufer laut wurden. Das beckersche Rheinlied war die Antwort, die aus hunderttausend Kehlen erscholl, und der patriotische Enthusiasmus, der in diesen Versen nur seinen poetischen Ausdruck fand, bewies, daß sich seit Ludwig XIV. die Zeiten mächtig geändert hätten. Vielfache Nahrung sog das nationale Gefühl auch aus der Unterstützung der Schleswig-Holsteiner in ihrem Kampfe gegen die Dänen, namentlich seitdem Christian VIII. in dem berüchtigten offenen Brief die weibliche Erbfolge auch für die deutschen Herzogthümer in Aussicht gestellt hatte (1846). Als sich Friedrich Wilhelm IV. 1847 endlich doch zur Einberufung des vereinigten Landtags entschloß, begann sofort auch in Preußen sich die Opposition auf parlamentarischem Boden zu entwickeln. Die bewegende Kraft des Jahrhunderts hatte sich aber stärker erwiesen als der Wille des Königs, und vergebens erklärte derselbe noch bei der Eröffnung des Landtags, daß sich zwischen ihn und sein Volk nimmermehr ein „Blatt Papier" drängen sollte. Der Landtag verlangte trotzdem eine Repräsentativverfassung. Die fast schon überreif gewordenen Dinge kamen endlich von außen her in Fluß. Die Polen waren 1846 durch eine Revolution in Krakau vorangegangen. Der Papst Pius IX. folgte mit liberalen Reformen. In der Schweiz brach der Sonderbundskrieg gegen die jesuitischen Kantone aus, und von Frankreich her erscholl endlich im Februar 1848 das lange gefürchtete und lange erhoffte Wort Revolution. Es mußte bei dem Zündstoff, der sich in D. gehäuft, ja in München bei der Unruhe wegen der spanischen Tänzerin Lola Montez schon in helle Flammen aufgeschlagen war u. in Schleswig-Holstein nach der Verkündigung der Gesammtstaatsverfassung durch den jungen König Friedrich VII. wenigstens auf dem Punkte stand, in offene Empörung überzugehen, die Nachricht von Frankreich her sofort in ganz D. mächtigen Widerhall finden. Baden wurde zuerst von der Bewegung ergriffen und riß seine Regierung unwiderstehlich mit sich fort auf der Bahn des Fortschritts. Ebenso Bayern, dessen König jedoch erst den bewaffneten Demonstrationen des Volks nachgab. In Sigmaringen wurden die Volkswünsche schnell gewährt, wogegen der Fürst von Hechingen nach Stuttgart flüchtete u. von dort aus die Berufung eines Landtags anordnete, worauf die Ruhe zurückkehrte. In Würtemberg wurden der Regierung allmählig die Zugeständnisse der Volkswünsche abgerungen, während in Nassau die Bewegung einen tumultuarischen Charakter annahm. Die in Frankfurt am 4. März trotz der Nachgiebigkeit des Senats ernstlich bedrohte Ruhe ward durch das kräftige Auftreten der Bürgerwehr gesichert. Hessen-Darmstadt schloß sich ohne Widerstand der Bewegung an, desgleichen Hessen-Homburg, wogegen es in Kurhessen kräftigerer Mittel bedurfte, um den Kurfürsten zum Nachgeben zu bewegen. Sachsen und die kleineren Staaten Mitteldeutschlands hatten ebenfalls ihre Bewegungen u. erhielten mehr oder minder umfängliche Koncessionen. Der König von Hannover hatte anfangs die schüchterne Petition vom 5. März schroff abgewiesen, wurde aber schon am 17. März zur Nachgiebigkeit bewogen. Der Herzog von Braunschweig erklärte sich unter allen deutschen Fürsten zuerst bereit, zu Gunsten eines Reichsoberhauptes auf seine Autorität zu verzichten. In Mecklenburg wies der Großherzog alle Volkswünsche zurück, gewährte aber dann freiwillig manche derselben. Der Großherzog von Oldenburg sicherte schon am 7. März die Berufung von Landständen zu u. verhieß am 10. die Verleihung einer lange vergeblich erstrebten Verfassung. In Lübeck verliefen die Märztage ohne weitere Störung, dagegen gab es in Hamburg und Bremen unruhige Auftritte. Schleswig-Holstein schloß sich rasch der deutschen Bewegung an u. bildete eine provisorische Regierung, nachdem durch einen am 18. März von Bezirksabgeordneten erwählten Landesausschuß die Ständeversammlung zusammenberufen worden war. In Oesterreich (s. d.) u. Preußen (s. d.) aber gestaltete sich die Bewegung zur förmlichen Revolution. Der eingeschüchterte Bundestag hatte sich schon am 1. März in einem Manifest an die Nation gewandt, zur Eintracht und Wahrung der gesetzlichen Ordnung auffordernd u. von seiner Seite Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens verheißend. In einem weitern Erlaß hatte er den deutschen Regierungen freigestellt, Preßfreiheit zu bewilligen. Aber alle diese Zugeständnisse vermochten den beginnenden Sturm nicht zu beschwichtigen. Schon hatte man es darauf abgesehen, den Bundestag völlig zu beseitigen und eine volksthümliche Nationalvertretung ins Leben zu rufen. Zu diesem Behufe ward von Baden aus eine Versammlung deutscher Abgeordneten nach Heidelberg berufen. Diese, 51 an der Zahl, meist Mitglieder süddeutscher Kammern, faßten am 5. März einhellig den Beschluß, die deutschen Regierungen auf das Dringendste anzugehen, sobald als möglich eine Vertretung der deutschen Nation als solcher ins Werk zu setzen und zur weiteren Berathung dieser wichtigen Angelegenheit eine Versammlung geeigneter Männer zu berufen. Zugleich wurden sieben Mitglieder der Versammlung beauftragt, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten u. die Einladung zu einer Versammlung deutscher Männer schleunigst zu besorgen. Bald wurden überall Volksversammlungen gehalten und Anträge auf Reformen entworfen, in denen die vier Forderungen des deutschen Volks: nationale Vertretung, Volksbewaffnung, freie Association und Geschwornengerichte, niemals fehlten. Der von der heidelberger Versammlung unter dem Namen der Siebenerkommission eingesetzte Ausschuß, bestehend aus den Herrn Binding I., Gagern, Itzstein, Römer, Stedtmann, Welcker, Willich, war beauftragt, vorläufig die Grundlagen einer nationalen deutschen Parlamentsverfassung zu berathen, und schon am 12. März hatte er sich über dieselben so weit geeinigt, daß sie einer größeren Versammlung von Vertrauensmännern vorgelegt werden konnten. Die Kommission forderte daher die früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder u. Theilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen deutschen Landen auf, den 30. März nach Frankfurt a. M. zu einer Vorberathung zu kommen, welcher Aufforderung unterm 22. März eine zweite ergänzende nachfolgte, des Inhalts, daß, weil auf den 2. April der preußische Landtag einberufen sei, Preußen aber nicht unvertreten bleiben dürfe, sämmtliche Stadtverordnetenversammlungen der preußi-

schen Lande die frankfurter Versammlung beschicken möchten. So fand sich in den letzten Tagen des März in Frankfurt eine Versammlung zusammen, die alle Meinungsschattirungen von der orthodoxen Monarchie bis zur kommunistischen Republik repräsentirten. Am 31. März ward das Vorparlament feierlich eröffnet. An den Stufen des Römers von den obersten Behörden Frankfurts empfangen und zum prachtvoll geschmückten Kaisersaal geleitet, eröffnete die Versammlung ihre erste Verhandlung. Der Siebenerausschuß übergab das von ihm entworfene Programm für die Geschäfte des deutschen Vorparlaments und den Entwurf einer Geschäftsordnung, die der Versammlung vorgelesen wurden. Darauf begab sich diese in die Paulskirche, wo die Vertreter des deutschen Volks tagen sollten. Gegen das Programm der Siebenerkommission, das vor Allem die Ernennung eines Bundesoberhauptes mit verantwortlichen Ministern beantragte, eröffnete Struve aus Mannheim sogleich den Kampf durch einen Antrag, der die Rechte des deutschen Volks in ausgedehntester Weise festgestellt u. Aufhebung der erblichen Monarchie und Ersetzung derselben durch freigewählte Parlamente, die in der föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten vereinigt werden sollten, beschlossen wissen wollte. Diesem Antrag trat sogleich Heinrich von Gagern mit einem andern: die Versammlung solle erklären, daß sie nur im Geiste der konstitutionellen Monarchie berathen werde, entgegen; beide aber wurden vorläufig durch den Beschluß beseitigt: der nächste Gegenstand der Berathung solle die Festsetzung einer deutschen konstituirenden Versammlung sein und dieser die Entscheidung über die künftige Verfassung D.s vorbehalten bleiben. Dies war die erste Niederlage, welche die republikanische Partei erlitt; eine zweite folgte durch Verwerfung von Heckers Antrag: die Versammlung solle sich bis zur Eröffnung der konstituirenden Versammlung permanent erklären, statt dessen die Niedersetzung eines Ausschusses beschlossen wurde, der bis zur Eröffnung des Parlaments bei dem Bundestag die Nationalinteressen vertreten u. zugleich ermächtigt sein solle, im Fall einer dringenden Gefahr des Vaterlandes die Versammlung wieder einzuberufen. Nach Beilegung einiger Differenzen über die Stellung des Bundestags zur künftigen konstituirenden Versammlung, welche den Austritt der unpopulären Mitglieder des Bundestags zur Folge hatten, begannen die Berathungen über die Befugnisse des zu erwählenden Ausschusses der Fünfzig. In Bezug auf die auswärtigen Verhältnisse wurden folgende Beschlüsse angenommen: Schleswig, staatlich u. national mit Holstein unzertrennlich verbunden, ist unverzüglich in den deutschen Bund aufzunehmen und in der konstituirenden Versammlung gleich jedem andern deutschen Bundesstaate durch freigewählte Abgeordnete zu vertreten; auf gleiche Weise ist Ost- und Westpreußen in den deutschen Bund aufzunehmen. Alle deutschen Bundesländer mit Einschluß von Ost- und Westpreußen und Schleswig-Holstein sollen bei der konstituirenden Versammlung vertreten sein (in Bezug auf Posen wurde die Frage offen gehalten), u. zwar so, daß auf 50,000 Seelen ein Abgeordneter gewählt wird, u. daß auch diejenigen Staaten, deren Seelenzahl weniger als 50,000 beträgt, einen Abgeordneten senden. Die Wahl der Vertreter soll Statt finden ohne Rücksicht auf einen Census oder auf Glaubensbekenntniß und Standesunterschied. Die Versammlung erkennt zwar die direkte Wahl als Princip an, läßt aber jedem einzelnen Staate die Freiheit, für jetzt davon abzugehen und nach Gutbefinden zu handeln. Jeder volljährige Staatsbürger ist wahlberechtigt, u. Jeder, der 25 Jahre alt, ist wählbar; der Abgeordnete braucht aber dem Staate nicht anzugehören, den er vertreten soll. Schließlich wurde der künftigen Versammlung ein „Minimum der Rechte des deutschen Volks“ zur Prüfung und Berücksichtigung empfohlen. Hiermit schloß das Vorparlament, und die Leitung der Angelegenheiten des deutschen Volks nahm der Fünfzigerausschuß in die Hand. Während von den Volksmännern eine Umgestaltung der innern Verhältnisse D.s, basirt auf die Grundsätze vollkommenster politischer Freiheit, berathen ward, fühlte auch der Bundestag das Bedürfniß, sich durch Einverleibung neuer Mitglieder, die das Vertrauen des Volks besäßen, frisches Leben zu geben. Gefeierte Volksmänner, wie Welcker und Jordan, wurden in die Bundesversammlung berufen, und daneben noch ein besonderes Kollegium mit berathender Stimme, die sogenannten siebenzehn Vertrauensmänner, ihr zur Seite gestellt. Dem Fünfzigerausschuß, dem noch 6 österreichische Deputirte zugesellt wurden, ward als Aufgabe gestellt, mit der Bundesversammlung bis zum Zusammentritt der konstituirenden Versammlung zwar in Vernehmen zu treten, bei Wahrung der Interessen der Nation und bei der Verwaltung der Bundesangelegenheiten aber bis zu jenem Zeitpunkte selbstständig zu berathen und die nöthigen Anträge an die Bundesversammlung zu bringen, auch bei eintretender Gefahr des Vaterlandes die gegenwärtige Versammlung sofort wieder einzuberufen und bei den Regierungen dahin zu wirken, daß die allgemeine Volksbewaffnung in allen deutschen Ländern ins Leben gerufen werde. Der Fünfzigerausschuß trat am 4. April zusammen, wählte Soiron zu seinem Vorsitzenden, Blum und Abegg aus Preußen zu dessen Stellvertretern und hielt noch an demselben Tag seine erste Sitzung im Saale der frankfurter gesetzgebenden Versammlung. Später wurde des größeren Raumes wegen der Kaisersaal gewählt. Seine Thätigkeit begann jener zunächst damit, daß er eine Proklamation an das deutsche Volk beschloß, in welcher er die Zukunft des Vaterlandes, wie sie der allgemeine Wille der Nation forderte, in wenigen großen Umrissen und kerniger Sprache darstellte. Er war recht eigentlich als eine Schildwache auf den Posten zwischen „Reaktion und Anarchie“ gestellt worden. Diese bekämpfte er mit Proklamationen, mit Abmahnungen, mit dem ganzen moralischen Gewichte seines eigenen Daseins; jener trat er entgegen als die wahre Volksstimme. Dennoch fühlte er sich nicht recht sicher auf dem Boden, wo er sich anscheinend so festen Trittes bewegte. Schon deshalb bemühte er sich, die Zusammenberufung der Nationalversammlung sorgsam zu überwachen und zu beschleunigen. In weiterer Beziehung gehörte aber in den Kreis seiner Thätigkeit auch die Bekämpfung eines jeden Versuchs, an dem noch Bestehenden voreilig zu rütteln, die gährenden Zustände D.s noch mehr zu verwirren, oder sie gar gewaltsam in neue For-

men umzugießen. Der Ausschuß zeigte sich in dieser Beziehung unermüdlich und suchte bald durch Aufrufe, bald durch Sendung von Mitgliedern, bald durch Beschlüsse zu vermitteln. Vergebens suchte er aber durch Aufruf und Friedensmission der republikanischen Schilderhebung im badischen Oberland vorzubeugen. Was außerdem den Ausschuß besonders lebhaft beschäftigte, bezog sich auf die Verhältnisse Hannovers, Schleswig-Holsteins und Oesterreichs. Der hannöverischen Regierung gab er den dringenden Rath, eine konstituirende Versammlung zu berufen, doch nicht vor Vollendung des Verfassungswerks für D. In Bezug auf die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten ward am 12. April in geheimer Sitzung beschlossen, die preußische Regierung zu veranlassen, genügende Streitkräfte zum Schutz der Herzogthümer aufzubieten, worauf man von Seiten Preußens bereitwillig einging. Der Gang der Ereignisse gestattete aber seitdem dem Ausschusse keine weitere Einwirkung auf die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins. Unmittelbar veranlaßt durch die schleswig-holsteinische Verwickelung war der Beschluß: die Bundesversammlung und die deutschen Regierungen aufzufordern, durch Bewaffnung der Kauffahrteischiffe, Ausrüstung von Kanonenbooten und Aufführung von Batterien, sowie auf jede sonst geeignete Weise die zum Schutze D.s gegen feindliche Angriffe in der Ost- und Nordsee dringend erforderlichen Maßregeln unverzüglich zu treffen (19. April). Indessen geschah nichts in der Sache, bis die Marinekommission nochmals Anträge auf Errichtung einer **deutschen Kriegsflotte** stellte (11. Mai). Jetzt wurden die seegrenzenden Staaten D.s zu einem Kongreß in Hamburg auf den 31. Mai eingeladen, der Bundestag aber ward ersucht, diesem Kongreß einen Kredit von 500,000 Thalern zu bewilligen, und zugleich ein Aufruf an das deutsche Volk erlassen, um dieses zur Thätigkeit und zu patriotischen Gaben für die Marine aufzufordern. Viel beschäftigte den Ausschuß das Verhältniß zu Oesterreich, der schwierigste Punkt in der deutschen Sache, die Klippe, an welcher das hoffnungsreiche Schiff der Märzerhebung scheitern sollte. Anfangs schien man sich in Wien genau an die Beschlüsse des Vorparlaments halten zu wollen; bald aber meldete die „Wiener Zeitung", daß die Wahlen großentheils erst später zu Stande kommen würden; dann hörte man von dem Widerstreben der Czechen gegen jede Theilnahme an einem deutschen Parlament. Der Fünfzigerausschuß beschloß vergeblich durch Abgeordnete eine Einigung zu erzielen (25. April), denn in Prag suchte ein „Nationalausschuß", welcher die Leitung der Angelegenheiten Böhmens thatsächlich in der Hand hielt (26. April), das deutsche Parlament nicht zu beschicken. Gleichwohl erließ der Fünfzigerausschuß einen begütigenden Aufruf an die slavischen Bewohner Böhmens, Mährens und Schlesiens, forderte aber in einer besondern Eingabe zugleich die österreichische Regierung auf, mit Festigkeit auf der Vornahme der Wahlen zu bestehen und die Deutschen vor den Uebergriffen der Slaven zu schützen. Die Frage von der Unterordnung Deutsch-Oesterreichs unter die gemeinsame Einheitsgewalt war übrigens nicht bloß von slavischen Volksausschüssen, sondern auch von dem wiener Ministerium selbst verneinend beantwortet worden. Als diese bedenkliche Angelegenheit im Ausschuß zur Erörterung kam (26. und 28. April), schlug die zur Erwägung derselben ernannte Kommission den Uebergang zur motivirten Tagesordnung vor, weil die künftige Festsetzung der deutschen Verhältnisse einzig und allein der Nationalversammlung zu überlassen sei, womit sich der Ausschuß einverstanden erklärte. Es gab kaum eine Frage der Politik, welche nicht in dem Ausschuß hier und da aufgetaucht wäre. Weitaus das Bedeutendste bieten aber seine Verhandlungen mit dem Bundestage über eine vorläufige, festere Gestaltung der deutschen Bundesgewalt, welche sich fast durch die ganze Zeitdauer seines Bestehens hinziehen und den Kern jener schwierigen Frage berühren, an deren Bewältigung später das Parlament scheitern sollte. Die Siebzehner hatten schon am 12. April den Bundestag ersucht, für allgemeine Volksbewaffnung und für die zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten D.s erforderlichen Einrichtungen Sorge zu tragen, zugleich aber dem Bundestag erklärt, es sei nach ihrer Ansicht erforderlich, daß er seine vollziehende Gewalt unverzüglich an eine kräftigere, aus wenigen Personen bestehende Behörde abtrete, welche die oberste Leitung der allgemein deutschen Angelegenheiten zu übernehmen habe. Darauf vereinigte sich auch der Fünfzigerausschuß zu dem Beschluß, den Bund aufzufordern, sofort zu der in der Bundesverfassung vorgesehenen Wahl eines Bundesoberfeldherrn zu schreiten und dem Ausschusse schleunigst Mittheilung davon zu machen, was bereits zur Abwehr der von außen drohenden Gefahren geschehen sei. Auch sollte sich eine Kommission sofort mit dem Bundestage darüber besprechen, wie die Herstellung eines geeigneten Mittelpunkts für gemeinsame u. einheitliche diplomatische Verhandlungen mit dem Auslande am besten zu bewirken sei. Diese Kommission wurde alsbald mit einer Kommission der Siebzehner in eine Ausschußsitzung des Bundestags zu vertraulicher Besprechung geladen. Da man sich jedoch nicht einigte, so fand auf den Wunsch des Bundestagspräsidenten, Grafen Colloredo-Waldsee, eine zweite Besprechung Statt, an welcher nur Soiron, ein Mitglied der Siebzehner (Schmerling) u. ein Bundestagsgesandter (Welcker) Theil nahmen. Hier vereinigte man sich dann über einen neuen Vorschlag: die Bundesversammlung solle durch drei Mitglieder verstärkt werden, welchen die Wahl des Bundesoberfeldherrn, der diplomatische Verkehr zwischen D. und den auswärtigen Mächten, sowie die vollziehende Gewalt in eilenden Fällen unter eigener Verantwortlichkeit, in allen andern Fällen aber nach dem Rathe der Bundesversammlung zu übertragen seien. Dieser Vorschlag ward (26. April) von dem Fünfzigerausschuß angenommen. Als nun aber die Bundesversammlung die Einsetzung eines Triumvirats beantragte, welchem die Wahrung der inneren und äußeren Wohlfahrt D.s u. somit eine ziemlich unbeschränkte Gewalt in die Hände gegeben werden sollten, und zwar bis zur Neugestaltung der Bundesverfassung und zugleich mit der Weisung, die Ansichten und Wünsche der Regierungen unter einander und der Nationalversammlung hinsichtlich der neuen Verfassung zu vermitteln, so legte der Fünfzigerausschuß auf Heckschers Antrag hiergegen eine entschiedene Verwahrung ein, wodurch die beabsichtigte neue Centralgewalt, welche dem Bundestage die Gewalt wieder in die Hände spielen sollte, ganz

beseitigt ward. Unmittelbar vor der Konstituirung des Parlaments in seiner 37. Sitzung, am 18. Mai, löste sich der Fünfzigerausschuß auf. Zwischen die Verhandlungen desselben fällt die Thätigkeit der siebzehn Vertrauensmänner. Doch fand der von ihnen verfaßte, am 26. April der Bundesversammlung übergebene u. veröffentlichte Verfassungsentwurf wegen des darin aufgestellten Kaiserprojekts weder bei den Regierungen, noch beim Volke Anklang. Nachdem so ihr Hauptgeschäft beendet war, beantragten die Vertrauensmänner am 17. Mai ihre Auflösung, die sie am 5. Juni erhielten.

Mehr als alle diese Verhandlungen hatten die Ereignisse die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, welche sich fast gleichzeitig in drei deutschen Grenzmarken entwickelten. Die Insurrektion in Posen fand ihr Ende, nachdem das Partisanencorps unter Krutowski bei Rogalin zersprengt worden war, während die Hauptmacht der Insurgenten unter Mieroslawski schon am 12. Mai die Waffen niedergelegt hatte; der republikanische Aufstand in Baden (s. Baden) wurde durch das Gefecht bei Dossenbach am 27. April beendet; der Krieg in Schleswig (s. Schleswig) erlitt nach mehren Siegen der deutschen Waffen durch einen erzwungenen Waffenstillstand eine Unterbrechung. Nach dem Beschlusse des Vorparlaments sollte die Eröffnung der deutschen Nationalversammlung am 1. Mai Statt finden; die Unmöglichkeit aber, bis dahin alle oder die meisten Wahlen zu vollenden, machte ein Hinausschieben des ursprünglichen Termins nöthig. Am 18. Mai, Nachmittags 3 Uhr, traten gegen 330 Abgeordnete in demselben Saale zusammen, nahmen unter Schotts Leitung zunächst die Ernennung eines Alterspräsidenten vor und begaben sich dann in feierlichem Zuge nach der Paulskirche, wo man am folgenden Tage zur Wahl eines Präsidenten schritt. Von 397 Stimmen vereinigten sich 305 auf Heinrich von Gagern; 85 Stimmen fielen auf Soiron, der bei der Wahl eines Stellvertreters 341 Stimmen erhielt. Die Wahlprüfungen gaben Raveaux die Veranlassung, in der Nachmittagssitzung des 19. Mai eine Frage zur Verhandlung zu bringen, welche die Aufstellung eines für die Stellung des Parlaments entscheidend wichtigen Princips herbeiführte. Als nämlich die preußische Regierung, welche trotz der Abmahnungen des Fünfzigerausschusses eine preußische Nationalversammlung gleichzeitig mit dem frankfurter Parlament nach Berlin einberufen hatte, verschiedene Abgeordnete, die zu beiden Versammlungen gleichzeitig erwählt worden waren, aufforderte, sich für die Annahme einer von beiden Sendungen zu entscheiden, verlangte Raveaux, die Versammlung möge beschließen, daß diese Mitglieder das Recht haben sollten, beide Wahlen anzunehmen. Dieser raveauxsche Antrag, der zunächst nur die Befugniß einzelner Abgeordneten zu berühren schien, gab Veranlassung, daß sich am 22. Mai die große Mehrheit für den Antrag Werners aus Koblenz erklärte, wonach die deutsche Nationalversammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der deutschen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit D.s, erklären sollte, daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmten, nur nach Maßgabe des letztern als gültig zu betrachten seien. Mit Annahme dieses Antrags erklärte sich die Nationalversammlung für die souveräne Schöpferin der Verfassung. Der Sieg des raveaux-wernerschen Antrags war der Wirksamkeit des linken Centrums zuzuschreiben, welches sich eben damals zu bilden begann. Die Verschiedenheit der Meinungen über die Machtvollkommenheit des Parlaments und über dessen Verhältniß zu den Regierungen konnte sofort als Unterscheidungszeichen für die Parteien gelten, das an die Spitze ihrer Programme gestellt ward. Im Anfang des Juni waren die Hauptrichtungen bereits klar vorgezeichnet. Die äußerste Rechte, der Sammelpunkt der entschieden Konservativen, denen zur Zeit noch die Ultramontanen beigesellt blieben, hatte ihren Sitz im steinernen Hause (seit Ende September im Kaffeehause Milani, wovon sie dann den Namen trug); ihre Führer waren der General von Radowitz und von Vincke; ihre bekanntesten Mitglieder: Graf Schwerin, Merck aus Hamburg, Grävell aus Frankfurt a. d. O., Detmold aus Hannover, der bayerische Minister von Beisler, von Lassaulx aus München und von Bally aus Schlesien. Die Partei Milani verlangte eine Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den Einzelregierungen und bestritt dem Parlament, da es sich lediglich auf die Verfassungsarbeiten beschränken solle, die Befugniß zum Erlaß von Gesetzen u. zur Einmischung in Vollziehungsmaßregeln. Die rechte Seite, die sich selbst zwar lieber als rechtes Centrum betrachtete, versammelte sich in einem Wirthschaftslokal auf dem Hirschgraben, später im Casino, von welchem ihr der Name blieb. Sie unterließ lange Zeit die Aufstellung eines Programms, um Spaltungen in ihrem Schooße zu verhüten. Im Allgemeinen hielt sie an dem Grundsatz des wernerschen Antrags fest, erkannte aber zugleich die Berechtigung der „Stammeseigenthümlichkeiten" und wandte ihre Thatkraft minder gegen die Reaktion, als gegen die Anarchie. Eines eigentlichen Führers ermangelte diese Partei; als die zahlreichste war sie aber die mächtigste, oft die entscheidende in der Versammlung. Von ihren Mitgliedern waren die hervorragendsten: Bassermann, Mathy, später Soiron, Beckerath, Georg Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Haym, Heckscher, Hergenhahn, Jürgens, Lette, Simson, Wippermann, Welcker, Waitz, Zachariä, Würth, Zittel u. A.; auch Schmerling war zu diesem Verein getreten. Das linke Centrum, nächst dem Casino die meisten Mitglieder zählend, wählte bald den würtembergischen Hof zu seinem Versammlungsort. Unter seinen Mitgliedern waren: Biedermann, Fallati, Giskra, Hermann, Höfken, Kirchgeßner, Leue, Mittermaier, Robert von Mohl, Tellkampf, Riesser, Stenzel, Werner, Widenmann, Wydenbrugk, Wurm. Die bedeutende und talentreiche Partei des würtemberger Hofs wurde bald durch Spaltungen geschwächt. Der erste Fall dieser Art ereignete sich schon im Juli, als sich eine Anzahl von Mitgliedern, mehr nach links drängend, unter der Führung von Raveaux und Heinrich Simon von den Uebrigen trennte und mit einzelnen vom deutschen Hof Ausgetretenen die Partei der Westendhall, die gemäßigte Linke, gründete. Zu dieser gehörten unter Andern: Freudentheil, Hildebrand, Reden,

Reh, Schober, Schott, Venedey, Vischer. Beide Parteien stimmten darin überein, daß das Parlament selbstständig die Verfassung gründen müsse, ohne Vertrag mit den Regierungen, was jedoch eine Berücksichtigung der „Ansichten" derselben nicht ausschließe; die Souveränetät des deutschen Volks müsse die Grundlage bilden, die Souveränetät der einzelnen deutschen Staaten aber in soweit beschränkt werden, als es zur Begründung des Bundesstaats erforderlich sei. Alle diese Parteien stellten nur allgemein leitende Grundsätze auf und hielten sich dabei an die unmittelbare Aufgabe der Nationalversammlung. Anders der deutsche Hof, die eigentliche Partei der Linken. Obschon sie in den ersten fünf Monaten des Parlaments eine ziemlich formlose Vereinigung darstellte, die ihre regelmäßigen Berathungen eine Zeitlang sogar bei offenen Thüren hielt, so hatte man sich doch bald über die social-politischen Lehrsätze verständigt, welche das erst zu Ende Oktober förmlich aufgestellte Programm aussprach. Dieses forderte Volkssouveränetät und in deren Gefolge das allgemeine Wahlrecht; ausschließliche Ueberlassung der gesetzgebenden Gewalt an die Volksvertretung; eine verantwortliche und auf bestimmte Zeit gewählte Vollziehungsbehörde u. Berechtigung jedes Einzelstaats, sich nach eigener Wahl als demokratischer Freistaat oder als „demokratische Monarchie" zu gestalten; vollkommenste Freiheit, deutsche Einheit (also das Heerwesen ausschließlich für die Reichsgewalt), Gleichberechtigung der Nationalitäten; endlich Humanität, in deren Namen gefordert wurde: eine neue Begründung des Unterrichtswesens und der Strafgesetzgebung, ein auf Volkswehr gegründetes Heerwesen, Wegfall aller unsittlichen Staatseinnahmen, eine mit der Steuerkraft übereinstimmende Besteuerung, überhaupt durchgreifende Verbesserung der socialen Zustände. Robert Blum war das anerkannte Haupt des deutschen Hofs; nach seinem Tode übte Vogt aus Gießen den bedeutendsten Einfluß aus. Die hervorragendsten Mitglieder waren Christ, von Itzstein, Nauwerck, Rösler, Schüler, Schilling, Wigard, Kolb, Löwe, Roßmäßler, Eisenstuck. Ein Ableger des deutschen Hofs war die unbedingt republikanische Partei des Donnersbergs, die äußerste Linke, die gegen Ende Juni von der eigentlichen Linken ausschied. Indem sie den Wahlspruch der ersten Revolution: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" als die Grundlage ihres Programms hinstellte, erläuterte sie ihn so, daß nicht nur jeder Staat, sondern auch jede Gemeinde u. jeder Mensch das Recht der Selbstbestimmung habe. Als Führer der äußersten Linken konnte Ruge angesehen werden; als er ausgetreten, trat der feurig beredte Ludwig Simon aus Trier als das bedeutendste Mitglied hervor. Neben ihm standen Berger, Brentano, Fröbel, Hagen, Schaffrath, Schlöffel, von Trützschler, Wesendonck, Wiesner, Zimmermann, Zitz. Daß nicht alle Mitglieder dieser Partei den vorangestellten Grundsätzen bis in die äußersten Folgerungen nachzugehen im Sinn hatten, zeigte sich bei mancher entscheidenden Gelegenheit. Aber auch bei den andern Verbindungen kam ein ähnliches Schwanken vor. Außerdem gab es eine ungewöhnlich große Zahl von Abgeordneten, die keiner Partei förmlich beigetreten waren, auf deren Mehrheit jedoch die rechte Seite rechnen konnte. Am 31. Mai ward zur Ernennung eines regelmäßigen Vorstandes der Versammlung geschritten. Von 518 Abstimmenden erwählten 499 zum ersten Präsidenten Heinrich von Gagern; zum ersten Stellvertreter wurde Soiron mit 408 Stimmen, zum zweiten der österreichische Freiherr von Andrian mit 310 Stimmen ernannt. Die drei Präsidenten sollten jedesmal auf vier Wochen ernannt werden. Von den für die Marine, die deutschen Wehrangelegenheiten und die Gesetzgebungsarbeiten niedergesetzten Ausschüssen erstattete der erstere bereits am 8. Juni durch Radowitz seinen Bericht über die Schaffung einer deutschen Kriegsflotte und beantragte eine Verwilligung von 6 Millionen Thalern zu diesem Zwecke. Der Beschluß der Verfassung lautete dahin, daß die beantragte Summe unter Vorbehalt der Verwendung durch die künftige Centralgewalt bewilligt werde. Am 19. Juni konnte man endlich an die große Angelegenheit gehen, mit deren Erledigung man damals die gedeihliche Wirksamkeit der Versammlung sofort gesichert glaubte, nämlich an die Bildung einer provisorischen Centralgewalt. Nicht weniger als 16 selbstständige Anträge waren außerdem von einzelnen Abgeordneten gestellt worden, u. nicht weniger als 223 Redner, nahebei die Hälfte der Versammlung, hatten sich schon im Voraus für die Verhandlung einschreiben lassen. Eine ganze Woche lang dauerten die Debatten, bei denen die entgegengesetztesten Parteianträge gestellt wurden; aber aus dem langen Streite ward nur das eine Ergebniß gewonnen, daß man allseitig die Dreizahl der Träger der neuen Gewalt aufgab. Jedoch erst Gagerns Worte: „Ich thue einen kühnen Griff, und ich sage Ihnen: wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen" entschieden die Frage. Bei der Abstimmung (28. Juni) stimmten 450 Mitglieder dafür, 100 dagegen. Diese letztere Zahl bildete sich aus der entschiedensten Linken, einem kleinen Theil des linken Centrums (Giskra, Leue, Raveaux, Reh, Heinrich Simon, Vischer, Zell und Andere) und drei Mitgliedern der äußersten Rechten (Grävell, von Boddien u. Vincke). Die Wahl des Reichsverwesers geschah darauf in der Sitzung vom 29. Juni. Erzherzog Johann von Oesterreich erhielt 436 Stimmen, Gagern 52, Itzstein 32, Erzherzog Stephan eine; von der äußersten Linken hatten sich der Abstimmung 27 Mitglieder enthalten. Die Deputation, welche dem Erzherzog die amtliche Kunde von seiner Erwählung überbringen sollte, bestand aus dem Freiherrn von Andrian, Jucho als Schriftführer, Raveaux, Francke aus Schleswig, Saucken, Heckscher und Rotenhan. Der Erzherzog nahm die ihm angetragene Würde an u. kam am 11. Juli in Frankfurt an. Am folgenden Tage erschien er in der Nationalversammlung und erklärte, daß er sich seinem Amte als Reichsverweser ungetheilt widmen und deshalb den Kaiser ersuchen wolle, ihn der Stellvertretung in Wien zu entheben. Darauf erklärte ihm die Bundesversammlung durch den Mund des Präsidialgesandten Schmerling, daß sie die Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen in die Hände der provisorischen Centralgewalt lege, verhieß ihm die Mitwirkung aller deutschen Regierungen und verkündigte, daß sie ihre bisherige Thätigkeit als beendigt ansehe. Der Reichsverweser hatte

also keine Vollmacht von den deutschen Regierungen. Zwar war deren Zustimmung durch die Bundesversammlung feierlich ausgesprochen worden; zwar hatte der Bundespräsidialgesandte in der Plenarversammlung vom 12. Juli 1848 erklärt, Erzherzog Johann „trete die hohe Würde eines Regenten D.s an", und, damit keine Zweideutigkeit vorhanden sei, sogar unumwunden ausgesprochen, daß die Bundesversammlung Namens der Regierungen die Ausübung ihrer gesetzlichen Gewalt in seine Hände lege. Allein trotz dieser Wahrung des äußern Scheins lag es in der Natur der Dinge, daß der Wille eines Reichsverwesers niemals gleichbedeutend mit dem selbstthätigen Willen der Regierungen sein konnte. Seine Beschlüsse und die der Nationalversammlung konnte er nur, einer selbstständigen Macht entbehrend, ausführen, wenn die Bereitwilligkeit der Fürsten ihm entgegenkam oder ihre Zustimmung und Mitwirkung erzwungen wurde. Zunächst mußte es ihm daher um die Herstellung eines guten Einvernehmens mit den deutschen Hauptmächten zu thun sein, und da bei der damaligen Lage Oesterreichs die provisorische Centralgewalt vornehmlich auf Preußens guten Willen angewiesen war, so verstand es sich von selbst, daß preußische Rathgeber im Kabinet des österreichischen Erzherzogs vorwalteten. Preußen war damals fast allein im Stande, das Schwert für D. zu führen; darum wurde einer seiner Generäle, Eduard von Peucker, Reichskriegsminister; das Ministerium der Justiz erhielt Heckscher; das des Innern und Auswärtigen wurde in Schmerlings Hände gelegt. Diese Anordnungen, zumal die letztere, waren aber nur vorläufig getroffen. Die Zeit drängte, den Erzherzog rief seine Pflicht als Stellvertreter des Kaisers eilig nach Wien zurück, wo alle Verhältnisse in der Auflösung waren. Nach Erlassung eines Aufrufs an das deutsche Volk (15. Juli) reiste er ab, begleitet von Heckscher, der mit seiner ministeriellen Verantwortlichkeit die allenfalls erforderlichen Handlungen des Reichsverwesers zu decken hatte. Vom wildbewegten Wien kaum in Frankfurt wieder angekommen (3. Aug.), ward er durch die Ergänzung des Reichsministeriums in Anspruch genommen. Camphausen, das Haupt des in den letzten Tagen des Juni gefallenen berliner Kabinets, eben erst zum preußischen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt, sollte an die Spitze treten; die Unterhandlungen scheiterten aber, u. Fürst Leiningen wurde Präsident des Reichsministeriums. Schmerling behielt den wichtigsten Verwaltungszweig, die innern Angelegenheiten, und gab das Auswärtige an Heckscher ab. Der bremer Senator A. Duckwitz erhielt das Handelsministerium, Beckerath die Finanzen, R. von Mohl die Justiz; Peucker blieb Kriegsminister. Ein zahlreiches Geleite von Unterstaatssekretären umgab das Ministerium: M. von Gagern und M. L. von Biegeleben aus Darmstadt wurden für das Auswärtige ernannt, für das Innere Bassermann und der Wiener J. von Würth, für den Handel Mevissen und der Tübinger Fallati, für die Finanzen Mathy, für die Justiz Widenmann aus Düsseldorf (9. Aug.). Lehnte sich das Ministerium vorzugsweise auf das rechte Centrum, so sollte die Herbeiziehung von Mohl, Widenmann und Fallati ihm zugleich die Stimmen des linken Centrums sichern. Noch weiter links griff man durch die Ernennung von Raveaux zum Gesandten in der Schweiz, der mit H. Simon die äußerste Spitze des würtemberger Hofs bildete. Von entscheidender politischer Bedeutung im Ministerium war nur Schmerling, und so blieb den österreichischen Plänen das Uebergewicht gesichert. Das Reichsministerium hatte den deutschen Regierungen schon bei der ersten Anwesenheit des Erzherzogs mitgetheilt, daß der Reichsverweser sein Amt angetreten habe, und beigefügt: „die provisorische Centralgewalt rechne auf die thätige, vertrauensvolle Mitwirkung aller deutschen Regierungen, ersuche um die baldige Ernennung von Bevollmächtigten der letzteren und wünsche mit den Bedürfnissen der Regierungen u. der Volksstämme, soweit sie den nach dem Gesetze vom 28. Juni 1848 bestimmten Wirkungskreis der Centralgewalt berühren, auf das Umfassendste sich bekannt zu machen". Die Ernennung der Bevollmächtigten in Gemäßheit des Gesetzes vom 28. Juni erfolgte allmählig, was man als eine thatsächliche Anerkennung der Centralgewalt durch die Einzelstaaten betrachten konnte. Die täglich neu hervorbrechenden Stürme geboten für jetzt ein enges Anschließen an den Mittelpunkt, von welchem aus die durchs Volk geschaffene Reichsgewalt gegen die Volksbewegungen den besten Schutz verhieß. So stellte selbst Preußen seine im näheren Bereiche Frankfurts liegenden Truppen, Bayern durch ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers sein ganzes Heer zur unmittelbaren Verfügung des Reichsverwesers für dringende Fälle. Inzwischen hatten die Regierungen sich bemüht, einen wirklichen Ersatz für den Bundestag zu gewinnen, um ihren Einfluß auf die Oberleitung D.s nach Möglichkeit zu bewahren. Eben die Einsetzung der Bevollmächtigten konnte dazu benutzt werden. Preußen schlug bereits am 17. Juli vor, die Bevollmächtigten zu einem Rathe zu vereinigen, in welchem Oesterreich und Preußen je drei Stimmen, Bayern eine, Würtemberg, Baden u. Hohenzollern eine, Sachsen mit den thüringischen Staaten eine, die drei Hessen mit Frankfurt eine und die übrigen Staaten zusammen eine Stimme führen sollten. Dieser Rath sollte sich mit dem Reichsverweser über alle in Folge des Beschlusses vom 28. Juni zu treffenden Maßregeln verständigen und deren Ausführung durch die Einzelstaaten vermitteln. Die Centralgewalt sprach aber in ihrem Erlaß vom 30. August unbedingt aus, daß die bei ihr bevollmächtigten Vertreter der Einzelstaaten „die Befugniß, auf die Beschlußnahmen der Centralgewalt entscheidend einzuwirken oder irgend eine kollektive Geschäftsführung auszuüben", in keiner Weise besäßen. Die Regierungen ließen sich diese Weisung wie andere schweigend gefallen; nur das hannöverische Ministerium hatte sich in einem Schreiben vom 7. Juli an die Stände gegen die Gestaltung der Dinge in Frankfurt offen erklärt. Sämmtliche Abgeordnete aus Hannover, mit Ausnahme Detmolds und zweier Abwesenden, legten gegen dieses Ministerialschreiben Verwahrung ein, und Wydenbrugks Antrag: „die Centralgewalt möge die unumwundene Anerkennung der Centralgewalt und des Gesetzes darüber von dem König von Hannover fordern", ward mit großer Mehrheit angenommen. Da sich die hannöverische Regierung

diesem Beschlusse, dem die Macht der öffentlichen Meinung eine ungewöhnliche Schwerkraft verlieh, nicht entziehen konnte, so beauftragte sie ihren Bevollmächtigten bei der Centralgewalt, den Abgeordneten von Bothmer, alle Erklärungen in ihrem Namen vollgültig abzugeben, und dieser stellte nun die schriftliche Zusicherung aus, daß Hannover die Centralgewalt und das Gesetz darüber unumwunden anerkenne (21. Aug.). Mittlerweile hatte die Centralgewalt noch andere Beweise ihres Rechts zu erlangen versucht. Peucker erließ an alle „Landeskriegsministerien" die Aufforderung, am 6. August die Bundestruppen die deutschen Farben anlegen und in Parade ausrücken zu lassen, ihnen des Erzherzogs Uebernahme der Oberleitung der bewaffneten Macht D.s durch Verlesung seines Aufrufs an das Volk kund zu geben und zum Ausdruck der Huldigung dem Reichsverweser ein dreimaliges Hoch bringen zu lassen. Die kleineren Staaten versuchten keine Weigerung; in Sachsen und Würtemberg sicherte die Politik der Ministerien Braun und Römer den Vollzug des peuckerschen Befehls. Aber schon in Bayern fand man es bedenklich, dem Heere einen anderen Kriegsherrn außer und über dem König zu verkünden. Die Parade wurde zwar abgehalten, der Aufruf verlesen, das dreimalige Hoch ausgebracht, aber das erste Hoch dem König von Bayern, nur das zweite dem Reisverweser, und das dritte dem deutschen Vaterlande. Am wenigsten konnte Preußen mit der peuckerschen Anordnung einverstanden sein. König Friedrich Wilhelm erließ am 29. Juli einen Armeebefehl, der des Königs Zustimmung zur Wahl des Reichsverwesers aussprach, seiner Ernennung durch das Parlament aber mit keinem Worte gedachte. Auch unterblieb die Huldigung oder ward doch nur von den preußischen Besatzungen der Bundesfestungen geleistet. Die hannöverische Regierung ahmte dieses Verhalten nach. In Oesterreich aber blieb die peuckersche Verfügung gänzlich unbeachtet. Nur in Wien ließ man die Besatzung das vorgeschriebene Hoch rufen, das am Ende doch immer einem Erzherzog galt. Während so die Centralgewalt bemüht war, sich dem Bewußtsein der deutschen Regierungen aufzunöthigen, strebte sie gleichmäßig, sich im Auslande Geltung zu verschaffen. Von den Niederlanden, Belgien, der Schweiz und Schweden, wie von Nordamerika, erlangte die Centralgewalt eine mehr oder minder aufrichtige Anerkennung. Von den fünf Großmächten aber ließ Rußland der Centralgewalt durchaus keine Beachtung zu Theil werden; Frankreich und England nahmen sie als eine sehr zweifelhafte Thatsache an; Oesterreich und Preußen aber, die Hauptstützen hätten sein sollen, erblickten in ihr einen feindlichen Versuch der Revolution, den man möglichst verkürzen und verengen müsse. So trat die neugeborne Centralgewalt, schwach wie ein Neugeborner, ins Dasein. Von dem mülhensschen Hause aus, dem Nachbar des ehemaligen Bundespalastes, das die Nationalversammlung dem Reichsverweser zum Wohnsitz bestellte, nachdem er eine Civilliste ausgeschlagen (Sitzung vom 20. Juli), sollte nun D. regiert und zur Umschaffung in ein deutsches Reich vorbereitet werden. Ueber die Art dieser Umgestaltung hegten alle Parteien verschiedene Pläne. Hatte Heinrich von Gagern seit Jahren die ganze Summe seines Wirkens an das Streben gesetzt, Preußen an die Spitze eines einheitlichen D.s zu stellen, ein Gedanke, den Paul Pfizer offen in Schrift und Wort verkündigt, so bauten die Oesterreicher auf das dreihundertjährige Glück ihres Kaiserstaats, von der Zukunft erwartend, was die Gegenwart, die ihnen allen Boden unter den Füßen wegnahm, verweigerte. Jene hielten es noch nicht an der Zeit, mit ihren Plänen offen hervorzutreten; diese zählten erst auf Siege in Italien, auf baldige Ausgleichung mit den Magyaren, auf rasche Befestigung der neugeschaffenen Zustände im Innern. Die Politiker der Versammlung waren darüber einig, daß die entscheidend wichtigen Theile des Verfassungswerks nicht unmittelbar zur Vorlage kommen sollten. Mit ihnen stimmten die Gelehrten überein, die zuerst die allgemeinen Volksrechte begründen wollten, auf daß vor allen Dingen eine Nation vorhanden sei, für welche man sodann den Staat wie ein regelrechtes Fachwerk zu zimmern u. einzurichten habe. Da auch die linke Seite des Parlaments, ihrer idealistischen Richtung gemäß, sich den Staat u. das Volk als eine Verwirklichung von Begriffen vorstellte, so war ihr daran gelegen, vor Allem das allgemein Gültige auszusprechen und die Rechte des Volks zu sichern, die ihm innerhalb aller Staatsformen künftig zu Theil werden sollten.

Der Verfassungsausschuß hatte unterdeß in seiner 21. Sitzung am 19. Juni den Entwurf der „Grundrechte" vollendet. Am 3. Juli begann die Berathung, die sich wieder bis zum Uebermaß in die Länge zog. Die Massen wurden unruhig, daß das Ziel mit jedem Schritte ferner zu rücken schien; es bildete sich immer entschiedener eine republikanische Partei, deren Anfänge im März noch so schwach gewesen. Unter den Augen der Versammlung zu Frankfurt hatte sich ein Demokratenkongreß versammelt, der in Reden und Beschlüssen, in Zeitungsartikeln und Maueranschlägen die Männer des Parlaments höhnte. Die „Reichstagszeitung" von Blum, Günther und Schaffrath legte von den rücksichtsvollen Beschlüssen des Parlaments Berufung an das Volk ein; die Flugblätter von Jürgens, Löw und Bernhardi, außerhalb der Versammlung wenig beachtet, bemühten sich vergeblich, mitten in den ungewissen Tumult hinein den Ordnungsruf ertönen zu lassen. Der Versammlung konnte nicht entgehen, was stündlich von allen Dächern gepredigt wurde. Obwohl es lediglich eine innere Angelegenheit der Versammlung war, als sie sich über die Gültigkeit von Heckers Wahl zum Abgeordneten auszusprechen hatte, so mußte doch die Entscheidung in einer solchen Sache durch ganz D. widerhallen, in sofern sie die Stellung des Parlaments zwischen Gesetzlichkeit und Revolution schärfer als je zuvor bezeichnete und zudem im engsten Zusammenhange mit einer allgemeinen Frage stand, die sich gleichzeitig in die Verhandlungen drängte. Volksversammlungen und Vereine hatten an das Parlament die Bitte gestellt, für alle politischen Verbrechen und insbesondere den am badischen Aufstande Betheiligten volle Amnestie zu gewähren. Der Gesetzgebungsausschuß, welchem der Bericht über die Bittschriften dieses Inhalts aufgetragen worden, beantragte den Uebergang zur Tagesordnung (7. Aug.), weil es sich nicht um ein Verbrechen gegen das ge-

sammte D., sondern gegen einen Einzelstaat handle und folglich nur dem letzteren das Recht der Begnadigung zustehe. Es entspannen sich darüber die heftigsten Debatten; aber bei der Abstimmung ward der Antrag des Ausschusses mit 317 Stimmen gegen 90 angenommen. Soiron hatte sich in diesen beiden Tagen die Feindschaft der Linken im vollen Maße erworben, und dieser hatte er es zuzuschreiben, daß er bei der Wahl am 1. August unterlag. Vom Oktober an trat Simson aus Königsberg an seine Stelle und behauptete sie, bis er nach Gagerns Eintritt ins Reichsministerium die Präsidentschaft erhielt. Ein noch öfterer Wechsel fand späterhin bei der Ernennung eines zweiten Vicepräsidenten Statt. Nachdem Andrian nach London gesendet worden, wurde an seiner Statt für den August u. September der Professor u. Ministerialrath von Hermann aus München gewählt, der dann in den beiden folgenden Monaten durch Riesser und letzterer nachher wieder durch Beseler aus Schleswig ersetzt wurde.

Als die Stadt Köln am 14. August 1848 den Tag feierte, an dem vor 600 Jahren der Grundstein zum kölner Dom, den sich die Begeisterung der Nation seit einigen Jahren zum Zeichen der deutschen Einheit ausersehen hatte, gelegt worden, lud der kölner Dombauverein die Nationalversammlung mit dem Reichsverweser, der am 4. September 1842, als der erste Stein zum Ausbau des Doms gelegt wurde, jenen berühmt gewordenen Trinkspruch ausgebracht hatte: „Kein Oesterreich, kein Preußen, ein starkes einiges D.!“ zu der Feier ein. Eine Abordnung von 25 Mitgliedern, unter ihnen die Vorsitzenden und Schriftführer, sollte das Parlament bei der Domfeier vertreten und den König von Preußen, dessen Ankunft dort zu erwarten war, feierlich begrüßen. Gleich beim ersten Zusammentreffen erwiederte der König die Anrede Gagerns mit der bedeutungsreichen Mahnung: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in D. gibt, und daß ich zu ihnen gehöre!“ Wenn dann der König auch beim Festmahle des folgenden Tags ein Hoch auf die Nationalversammlung ausbrachte, so konnte der Ausdruck geselliger Höflichkeit den Ernst des politischen Machtgebots doch nicht in Vergessenheit bringen, mit dem offen und klar wiederholt war, was schon andere Zeichen deutlich genug verkündigt hatten: daß sich die Fürsten, wenigstens die mächtigern, niemals von der Mitbegründung einer deutschen Verfassung zurückweisen lassen würden. Dem Parlament war durch jenen Ausspruch des Königs die Art seines Verhaltens vorgezeichnet. Man mußte entweder der deutschen Verfassung einen solchen Inhalt geben, daß den Fürsten die Vereinbarung als überflüssige Form erschien, oder für die unbedingte Geltung der parlamentarischen Entscheidungen die ganze Gewalt des Volks aufbieten, wenn diese wirklich noch vorhanden und in den Händen des Parlaments war. Für welchen Weg man sich aber auch entschied, eine kräftige rasche Thätigkeit nach innen und nach außen war die wesentliche Bedingung des Erfolgs. An Gelegenheiten, an dringenden Aufforderungen ließ es die Noth der Zeit nicht fehlen. Ueberall schien das geschwächte Ansehen der Regierungen eines Ersatzes zu bedürfen, u. von allen Seiten wandte man sich um Hülfe an die Nationalversammlung. Diese hatte indessen stets alle Eingriffe in das eigentliche Regieren möglichst von sich fern gehalten. Handelte es sich aber um Angelegenheiten, die mit der Neubildung der deutschen Verhältnisse eng zusammenhingen, so konnte man dieselben um so weniger bei Seite schieben, als schon eine bloße Zögerung die Zukunft in Frage zu stellen schien. So mußte das Parlament Flotte und Heerwesen, Zoll- und Handelsangelegenheiten, vor Allem aber die Entscheidung in Sachen der auswärtigen Politik selbst in die Hand nehmen. Der Wehrausschuß hatte bereits am 7. Juli beantragt, die Regierungen durch den Bundestag einladen zu lassen, daß sie ihre Truppen bis auf Eins vom Hundert der wirklichen Bevölkerung vermehren und außerdem für Kriegsfälle noch 340,000 Mann in Bereitschaft halten sollten, so daß die gesammte Streitmacht D.s 910,000 Mann betrüge. Die Versammlung beschloß mit 303 gegen 149 Stimmen, nach dem abgeänderten Antrage des Ausschusses, die Centralgewalt zu ermächtigen, daß sie eine Vermehrung des Heeres auf Zwei vom Hundert der jetzigen Bevölkerung in Ausführung bringe, daß hierbei der Grundsatz einer allgemeinen, ausnahmslosen Wehrpflicht eintreten habe, und daß man bei der Ausrüstung allen Prunk wegfallen lassen u. sich der Einfachheit künftiger Volkswehr anschließen solle, zu der die Versammlung mit dieser Maßregel einen Uebergang beabsichtigte. An die Entscheidung über das Heerwesen knüpfte sich zunächst ein Beschluß über die deutsche Kriegs- und Handelsflagge (31. Juli). Zwar hatte der Bundestag schon am 9. März den alten Reichsadler und die schwarzrothgoldene Fahne als die deutschen Nationalzeichen anerkannt u. somit eine deutsche Flagge geschaffen; sie wurde jedoch vom Auslande nicht anerkannt, ebenso wenig als sich die mächtigeren Staaten des Inlands, namentlich Oesterreich, bei Vermehrung ihrer Truppenzahl an die Vorschrift des Parlaments banden. Zu den ernsten Fragen, die sich in die Versammlung hineindrängten, gehörten die Angelegenheiten Limburgs, Posens und Schleswig-Holsteins, die alle drei Entscheidung forderten. Die limburger Angelegenheit trat schon in den ersten Tagen der Versammlung hervor. Der Freiherr von Scherpenzeel, einer der beiden Abgeordneten dieses Landes, hatte gleich anfangs erklärt, er könne seinen Platz in der Versammlung nicht eher einnehmen, bis darüber entschieden sei, ob Limburg deutsches Bundesland sei, wie es die Staatsverträge von 1839 bestimmt, oder eine niederländische Provinz, wie es das 1840 veränderte Grundgesetz der Niederlande ausgesprochen hatte. Die Regierung der Niederlande ignorirte jedoch die Nationalversammlung in Frankfurt und deren Beschlüsse; nach wie vor wurden in Limburg die deutschen Bestrebungen gehemmt und unterdrückt: der neue niederländische Verfassungsentwurf erklärte Limburg für einen Bestandtheil des Königreichs und band jenes an die Gesetze des letztern. Erst im Februar 1849, als alle deutschen Staaten ihre Ansichten über die Reichsverfassung mittheilten, fand die Regierung der Niederlande für gut, sich über die limburger Angelegenheit zu äußern, und zwar berief sie sich darauf, daß eine preußische Cirkularnote vom 23. Januar die Ausnahmestellung Limburgs anerkannt habe, u. zog daraus die Folgerung,

daß Limburg, als Bestandtheil des Königreichs, nie durch eine andere Verfassung als die niederländische regiert werden könne. Bereits im April 1849 gab das holländische Ministerium seinen Grundsätzen eine thatsächliche Anwendung, indem es sich weigerte, die limburger Bundestruppen nach Holstein ausmarschiren zu lassen. Den grellen Gegensatz zu der limburger Angelegenheit bildete in vielen Beziehungen die posener Frage. Auf den Wunsch der preußischen Regierung hatte der Bundestag am 22. April 1848 einen Gebietstheil Posens mit etwa 600,000, am 2. Mai noch einen andern mit etwa 280,000 Einwohnern für vereinigt mit D. erklärt, welche Bezirke zwölf Abgeordnete zur Nationalversammlung zu stellen hatten. Die Polen ihrerseits wollten jedoch keine Zersplitterung des Großherzogthums Posen zugeben, da es ihnen der Stamm war, aus dem ein künftiges Polen neu emporwachsen sollte. Gleich zu Anfang der Märzbewegung waren die Verbannten dieses Volks aus dem westlichen Europa in die Heimat zurückgeeilt; Vereine traten in Posen und Krakau zusammen und schritten bald zu offener That; blutige Kämpfe folgten gegen die deutschen Bewohner des Landes, gegen preußische Truppen. Als der Erfolg den Plänen nicht entsprach, wandten sich die Polen wieder an die Deutschen um Hülfe gegen Deutsche. Gleich in den ersten Tagen des Parlaments begehrten acht Abgeordnete polnischer Vereine von der Nationalversammlung, sie solle sich für Polens Wiederherstellung erklären und einstweilen zu diesem Zwecke Posen und Galizien selbstständig machen. Die Männer der Linken ließen sich durch das Versprechen, daß der künftige Staat Polen mit demokratischen Einrichtungen auferbaut werden und die Gleichberechtigung der Nationalitäten zur Grundlage erhalten solle, gewinnen, obwohl dieselben Abgeordneten des polnischen Nationalausschusses zu gleicher Zeit eine förmliche Verwahrung gegen die Aufnahme der zwölf deutschen Vertreter aus Posen ins deutsche Parlament einlegten. Die Berathung wurde am 24. Juli mit dem Antrage von Arnold Ruge eröffnet, die zwölf posener Abgeordneten weder an der Verhandlung, noch an der Abstimmung Theil nehmen zu lassen. Die Mehrheit entschied indeß dafür, daß sie mit verhandeln könnten; in Betreff der Abstimmung wurde aber, nachdem die Abgeordneten selbst erklärt hatten, sich derselben jedenfalls enthalten zu wollen, mit 234 gegen 182 Stimmen der Beschluß gefaßt, daß sie mitzustimmen nicht berechtigt seien. In Betreff des streitigen Gebiets wurde die Aufnahme der deutschen Theile Posens beschlossen und in dieser Beziehung die von General Pfuel am 5. Juni angeordnete Abgrenzungslinie vorläufig anerkannt, der Versammlung aber die letzte Entscheidung nach dem Ergebnisse weiterer, von der Centralgewalt vorzunehmender Erhebungen vorbehalten. Schwieriger war die Entscheidung über die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins. Die Nationalversammlung hatte von Anfang an die Sache Schleswig-Holsteins als eine mit dem Geschicke des ganzen D.s untrennbar verflochtene behandelt, und zwar waren alle Parteien hierin Eines Sinnes. Der einzige offene Krieg, den das neu erwachte D. zu führen hatte, ein Kampf um die Gültigkeit des geschriebenen Rechts u. zugleich um das Recht der Nationalität, durfte nur mit dem vollständigsten Siege enden. Schon am 2. Juni hatten die 10 Vertreter von Schleswig-Holstein, an ihrer Spitze Dahlmann, im Parlament der Nationalversammlung den Antrag gestellt, es möge erklären, daß die schleswigsche Sache zum Bereich ihrer Wirksamkeit gehöre, und daß beim Friedensschlusse das Recht der Herzogthümer und die Ehre D.s gewahrt werden müßten. Bei der Abstimmung wurde der Ausschußantrag, mit der von Waitz vorgeschlagenen Ergänzung (die Nationalversammlung verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen), angenommen, der Zusatz aber, daß das Parlament sich die Genehmigung des Friedensvertrags vorbehalte, mit 275 gegen 200 Stimmen verworfen. Die Gelegenheit, diese Befugniß geltend zu machen, kam bald genug. Man hörte, es sei der englischen und schwedischen Regierung Ende Juni gelungen, einen Waffenstillstand zu vermitteln, dessen Bedingungen, dem Gerüchte nach, höchst ungünstig für D. sein sollten. Man wollte aber, bevor man irgend einen Beschluß in der Sache selbst faßte, die Thätigkeit des Reichsministeriums abwarten und festgestaltete Ergebnisse desselben vor Augen haben. Da Dänemark jedoch unter keiner Bedingung die letzte Entscheidung dem Reichsverweser überlassen wollte, sandte Preußen den General von Below nach Frankfurt, um für sich eine Vollmacht zur Abschließung des Vertrags zu erlangen, indem es zugleich erklärte, daß es ihm thatsächlich unmöglich sei, angesichts der drohenden Gefahr vom Osten und der dringenden Anforderungen des eigenen Handels den Krieg fortzuführen. Das Reichsministerium erklärte sich darauf am 6. August zur Ausstellung der Vollmacht bereit, jedoch unter der Bedingung, daß nicht der Entwurf von Malmö, sondern der auf dem Lustschloß Bellevue am 19. Juli abgefaßte dem Waffenstillstande zu Grunde gelegt werde. Letzterer Entwurf unterschied sich von dem erstern namentlich dadurch, daß er festsetzte: es sollten die gesammten schleswig-holsteinischen Truppen unvermindert in Holstein, in Schleswig aber 3000 Mann deutscher Truppen verbleiben und in die neue Regierung der Herzogthümer nur solche Personen eintreten, durch die „der Bestand und die gedeihliche Wirksamkeit der neuen Regierung verbürgt erscheine". Um diesmal recht sicher zu gehen, sandte das Reichsministerium den Unterstaatssekretär Max von Gagern nach Berlin und den Herzogthümern, mit dem Auftrag, die Einhaltung der aufgestellten Bedingungen zu überwachen. Während aber Dänemark hartnäckig war, wurde Preußen nachgiebig und schloß, wie Max von Gagern schon am 22. August vorausgesehen, ohne die Bedingungen der frankfurter Vollmachten einzuhalten, zu Malmö am 26. August 1848 einen Waffenstillstandsvertrag auf 7 Monate, über dessen Inhalt Max von Gagern in Unkenntniß gelassen wurde, bis Preußen seine Genehmigung ertheilt hatte. Die Nachricht des erfolgten Abschlusses traf am 30. August in Frankfurt ein. Die Ungewißheit über die Bedingungen, die Gewißheit, daß sie nicht erfreulich sein könnten, setzte Alles in die höchste Spannung. Endlich, am 4. September, trat Heckscher vor das Parlament, um das Ergebniß so vieler Mühen, den Kampfpreis so vieler Thaten vorzuweisen, den Waffenstillstandsvertrag von Malmö. Als am 5.

September die Verhandlungen begannen, beantragte Dahlmann die Einstellung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln; denn, auf 7 Monate ausgedehnt, entzöge der Waffenstillstand den Deutschen die Möglichkeit, sich der Vortheile der winterlichen Jahreszeit im Kriege gegen Dänemark zu bedienen. Nie lag eine solche bange Schwüle über der Paulskirche, wie in jener Stunde, wo Dahlmann den Fall der Nationalversammlung aus dem Fall der schleswig-holsteinischen Sache prophezeite. Peucker, Schmerling, Bassermann, Lichnowsky u. A. bemühten sich, den Waffenstillstand als weniger nachtheilig und als verbindlich hinzustellen. Aber die Linke, die Partei Westendhall und auch das linke Centrum erklärten sich entschieden gegen den Vertrag von Malmö. Dazu kamen die Stimmen von 11 Abgeordneten aus Schleswig, Holstein und Lauenburg. Eine Niederlage des Ministeriums war unvermeidlich. Der Antrag auf Genehmigung des Waffenstillstandes ward mit 244 gegen 230 Stimmen abgeworfen. Unmittelbar nach dieser Entscheidung reichten die Minister nebst allen Unterstaatssekretären ihr Entlassungsgesuch bei dem Reichsverweser ein. Als Gagern am 6. September dem Fürsten Leiningen den Beschluß vom vorigen Tage zur Vollziehung übersendete, erklärte der Fürst, das Ministerium halte sich hierzu nicht mehr für befugt; man möge diesen Beschluß dem neuen Reichsministerium zuweisen, mit dessen Bildung Dahlmann beauftragt sei. Als hierauf der Vorsitzende des Parlaments an den letztern die Anfrage ergehen ließ, ob ein neues Ministerium bestehe, dem jene Mittheilung zugesendet werden könne, erfolgte die Antwort, daß ein solches bis dahin nicht zu Stande gekommen. So wanderte der Parlamentsbeschluß zwischen der Paulskirche und dem taxisschen Palast hin und her und fand Keinen, der das Wort zur That machte. Die Linke hatte zum ersten Male in St.-Paul gesiegt; aber der Sieg zerrann ihr unter den Händen wie ein Nebelbild. Dahlmann hatte mittelst der Linken gesiegt; aber der Doktrinär konnte unmöglich sein Ministerium mit Männern der Linken besetzen. Von der rechten Seite und dem rechten Centrum wollte sich aber Niemand an einer Aufgabe betheiligen, die eine Verleugnung der eigenen Abstimmung vom 5. September als erstes Erforderniß vorausgesetzt hätte. Sich ganz in die Hände des linken Centrums zu geben, schien Dahlmann mißlich. Daher gab er schon am Abend des 8. Sept. seine Vollmacht in die Hände des Reichsverwesers zurück, der es nun mit der Partei des würtemberger Hofes versuchte, indem er den Abgeordneten Hermann zu sich entbieten ließ. Doch war die Ministerbank noch leer, als am 14. September die Verhandlung begann, die drei volle Tage in Anspruch nahm, drei Tage ängstlicher Erwartung für das Parlament, für die überfüllten Zuhörerbühnen und für die Parteien in ganz D., die sich schon aller Orten regten u. erhoben. Zum Aeußersten entschlossen, standen dort die Männer der Linken u. ihre dermaligen Verbündeten, hier die Rechte und das rechte Centrum, diese wie jene unversöhnlich. Wieder begannen die heftigsten Debatten. Der Antrag der Ausschußmehrheit bestand aus zwei Theilen, deren erster dahin ging, den Vertrag von Malmö nicht zu genehmigen, deren zweiter aber das Reichsministerium aufforderte, die zur Fortsetzung des Kriegs dienlichen Maßregeln zu ergreifen, sofern die dänische Regierung sich nicht bereitwillig finden lassen sollte, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt des deutschen Bundesstaats sogleich zu eröffnen. Als man nach langem Hin- und Herreden zur Abstimmung über die Ausschußanträge gelangte, wurden dieselben mit 258 Stimmen gegen 237 verworfen. Für die nun folgenden Anträge Francke's, also lautend: „Die Nationalversammlung beschließt: die Vollziehung des Waffenstillstandes zu Malmö vom 26. August, soweit solcher nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar ist, noch länger zu hindern und die provisorische Centralgewalt aufzufordern, die geeigneten Schritte zu thun, damit auf Grund der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Abänderungen des Vertrags vom 26. Aug. 1848 baldigst eine Verständigung eintrete, und wegen schleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen", stimmten 257, dagegen 236 Abgeordnete. Hierauf fiel der erste Antrag der Ausschußminderheit weg, der auf einfache Genehmigung oder vielmehr „Nichtbeanstandung" des Vertrags gelautet hatte. Er bezweckte, den Ausschuß für die Centralgewalt, nach Einsicht der Verhandlungen vom 2. April bis zum 26. August, zu beauftragen, daß er über das Verfahren der preußischen Regierung gegenüber der Centralgewalt einen Bericht erstatte. Die linke Seite, die unter andern Umständen eine solche Untersuchung bereitwilligst begrüßt hätte, sah in diesem Antrage eine bloße Spiegelfechterei, deren Zweck höchstens sein konnte, den Groll vieler Deutschen seitwärts abzuleiten u. das öffentliche Urtheil irre zu führen. Die meisten ihrer Mitglieder entfernten sich oder stimmten gegen den Antrag, der denn auch mit 205 Stimmen gegen 165 verworfen wurde. Die neunte Stunde (16. September) war inzwischen hereingebrochen, und draußen auf den Straßen wogte es unheimlich umher. Die Kunde des Beschlusses, der so viele Erwartungen täuschte, hatte sich rasch in der Stadt verbreitet. Ingrimm und entschlossener Trotz hatten schon seit mehren Tagen in der stets anschwellenden Menge gewechselt, und überall konnte man Drohungen laut genug hören. In der Umgebung von Frankfurt war längst auf die entscheidende Stunde hingearbeitet worden; aber auch aus Hessen und Thüringen, von jenseits des Rheins und von Südwesten her sollten Bundesgenossen zur frischen That helfen. Schon am Abend der Abstimmung überschritt die Menge das Maß der Besonnenheit, das sie bis dahin, inmitten beständiger Aufregungen, immer noch bewahrt hatte. Vor dem Gasthause Zum englischen Hofe vergriff man sich thatsächlich an einem der Abgeordneten, den man irrthümlich für Einen von der Rechten hielt, Zell aus Trier. In der Westendhall mußte der alte Jahn vor einem eindringenden Haufen in einem verborgenen Winkel Rettung suchen. Einen großen Theil der Nacht hindurch dauerte die unruhige Bewegung auf den Straßen der Stadt. Inzwischen wurde in demokratischen Vereinen über Maßregeln zur unmittelbaren Entscheidung berathen und der Beschluß gefaßt, am nächsten Nachmittag, einem Sonntag, eine großartige Volksversammlung zu halten. Am andern Morgen waren an allen Straßenecken große

Anschlagzettel zu lesen, die das Volk zur Versammlung beriefen auf die Pfingstweide, einen grünen Anger im Nordosten der Stadt. Hierauf schlug der Anwalt Reinganum eine Zuschrift an das Parlament vor, welche die Abstimmung vom 16. September mißbilligte. Solche Mäßigung dünkte aber den Tausenden, die auf der Pfingstweide zusammengeströmt waren, nicht mehr an der Zeit. Unter verworrenem Geschrei ward die Zuschrift abgewiesen, und die zu Gewalt und Umsturz drängende Partei erhielt das Uebergewicht. Die Abgeordneten Schlöffel, Simon aus Trier, Zitz sprachen Worte, die von solchen Zuhörern als Aufforderung zum offenen Kampfe gedeutet werden mußten; Zitz z. B. erklärte, „man müsse jetzt Fraktur schreiben". So geschrieben war auch die Eingabe an das Parlament, die nun beschlossen wurde. Die Volksversammlung, hieß es, aus mindestens 20,000 Bürgern bestehend, erkläre die 258 Abgeordneten, die den schmählichen Waffenstillstand angenommen, für Verräther des deutschen Volks, der deutschen Freiheit und Ehre. Die Haufen, die vor dem deutschen Hofe wogten, geleitet von dem Mainzer Germain Metternich, wollten sich jetzt auch von der Partei Blums und Vogts nicht mehr leiten lassen, sondern sie mit fortreißen. Völlig eingeweiht in die Pläne des Aufstandes, so weit von einem geregelten Plane die Rede sein konnte, waren nur Einige der äußersten Linken, vielleicht auch nur Zitz allein, in dessen Wohnung die Führer des Kampfes aus- und eingingen. Gegen die herannahende Gefahr bot sich in Frankfurt nur unzureichender Schutz. Daher wollte der Senat der freien Stadt nicht länger die schwere Verantwortlichkeit für Schutz und Sicherheit des Parlaments tragen. Noch in der Nacht des 17. Sept. erklärte er in einem Schreiben an Herrn v. Schmerling, diese Fürsorge müsse er fortan als die Pflicht des Reichsministeriums betrachten. Aber schon eine Stunde vorher hatte der Senat, eine Ermächtigung des Ministeriums benutzend, mittelst des Telegraphen Truppen aus Mainz herbeigerufen. Um 3 Uhr Morgens brachte die Eisenbahn 2 Bataillone Oesterreicher und Preußen nach Frankfurt. Als die Abgeordneten zur Sitzung des 18. Sept. gingen, sahen sie die Bayonnete im Umkreise der Paulskirche glänzen. Aber auch an Haufen Volks fehlte es nicht, noch an Drohworten der handgreiflichsten Art, die sich ungescheut an den Eingängen des Parlaments hören ließen. Schmerling theilte der Versammlung in einer schriftlichen Erklärung mit, daß die „in Frankfurt anwesenden" Mitglieder des früheren Ministeriums die einstweilige Fortführung der Geschäfte mit voller Verantwortlichkeit wieder übernommen hätten. Darauf erklärte er, das Ministerium habe alle Anstalten zur Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens getroffen, und sprach die Erwartung aus, Diejenigen außerhalb der Versammlung, welche mit einem gewaltsamen Angriffe drohten, würden bei näherer Erwägung vor dem Gedanken zurückbeben, daß ein solcher Angriff ein Hochverrath sei. Einige Mitglieder der äußersten Linken verlangten, da Zweifel erhoben worden seien, ob die Nationalversammlung noch das Vertrauen des deutschen Volks besitze, sofort die Anordnung neuer Wahlen. Als diesem Antrage die Dringlichkeit aberkannt worden, kam ein anderer von derselben Partei des Inhalts, man solle unverzüglich die Truppen zurückziehen, weil sie die Freiheit der Verhandlungen beschränkten und das Vertrauen des Volks in das Parlament schwächten. In erwartungsvoller, fast ängstlicher Stimmung beschäftigte man sich nun mit Aenderung der Geschäftsordnung u. mit dem vierten Artikel der Grundrechte. Alle Anträge, die sich auf die Lage des Augenblicks bezogen, hielt die Versammlung für ungeeignet zu dringlicher Behandlung. Während dieser Verhandlungen hatte bereits ein zahlreicher Haufen an der nördlichen Thüre des Hauses gewaltsames Eindringen versucht. Trotzdem ward auf Gagerns Mahnung am Schluß der Sitzung die „Petition" der Volksversammlung auf der Pfingstweide eingebracht und der Petitionskommission überwiesen. Der Lärm um die Kirche her schwieg. Preußische Soldaten hatten die Eindringlinge zurückgetrieben, und dabei war einer der letztern mit dem Bayonnet verwundet worden. Sogleich durchlief die ganze Stadt das Gerücht, die Preußen hätten einen alten Mann, einen Unschuldigen, niedergestoßen. Die Erbitterung wurde genährt. An einzelnen Orten begann man alsbald mit dem Bau von Barrikaden; Germain Metternich, der Vertraute von Zitz, ging mit einem Plane der Stadt umher und bestimmte die Punkte, wo sie zu errichten waren. Als Gagern gegen 2 Uhr die Sitzung aufhob, war der Barrikadenbau vollendet, denn die Truppen hatten strengen Befehl erhalten, unter keiner Bedingung aus den Stellungen zu weichen, die sie zur Sicherung des Parlaments und des Reichsministeriums im taxisschen Palaste eingenommen hatten. Gewehr im Arm mußten sie dem Bau der Barrikaden zuschauen. Erst nach beendigter Sitzung wurden diese angegriffen. Inzwischen hatten Abgeordnete der Linken bei dem Reichsverweser und bei Schmerling Versuche gemacht, eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen, und bei jenem Bereitwilligkeit dazu gefunden. Aber Schmerling und Peucker lehnten jede Nachgiebigkeit um so bestimmter ab, als mittlerweile die aus Darmstadt herbeigerufenen Geschütze angelangt waren. Noch aber wußte man nicht, ob der Aufstand durch eine versöhnliche Handlung besänftigt werden könne, oder ob die äußerste Waffengewalt zur Anwendung kommen müsse, als man erfuhr, daß draußen vor den Thoren Lichnowsky und Auerswald von Mörderhand gefallen seien. Eben als man den sterbenden Lichnowsky an den Barrikaden vorübertrug, begann auf diese der letzte Angriff. Das schwere Geschütz schlug in die Brustwehren und in die anliegenden Häuser; bald waren die Barrikaden auf der Schnurgasse, auf der Allerheiligen- und Breitengasse erobert. Nur die an der Döngesgasse ward nicht genommen, aber in der Nacht von ihren Vertheidigern verlassen. Der Aufstand war überwältigt. Mit Verwunderung erfuhr man jetzt, wie schwach die Anzahl der Barrikadenkämpfer gewesen, und es ließ sich daher erklären, daß der Sieg kaum 10 Menschenleben gekostet. Die Nachricht von dem Ausgange des Unternehmens trieb die Zuzüge, welche, zum Theil 50 Stunden her, bis in die Nähe der Stadt gekommen, alsbald wieder heimwärts, u. mancher Führer zögerte schon damals nicht, seine Sicherheit in Amerika zu suchen.

Mit dem Septemberaufstande war die glanzvollste Periode der Nationalversammlung abgeschlossen, eine gedeihliche Wirksamkeit derselben gewissermaßen unmöglich gemacht. Ein unseliges Nachspiel des

frankfurter Aufstandes und ohne Zweifel damit in Verbindung stehend war Struve's republikanische Schilderhebung im badischen Oberlande (s. Baden), die, so lächerlich sie auch an und für sich war, doch die Folge hatte, daß sie die schwankende Mehrheit der Nationalversammlung noch mehr den freisinnigen Parteien entfremdete und der extremen monarchischen Partei zutrieb. Die Verhandlungen wurden immer gereizter und riefen von allen Seiten unerquickliche Persönlichkeiten hervor, so daß zu der Schwäche der Centren nun auch deren Leidenschaftlichkeit kam, um die Aufgabe der Versammlung zu vereiteln. Unter mannichfachen weiteren, nutzlos aufregenden u. unerquicklichen Zwischenfällen nahm die Verhandlung der Grundrechte ihren Verlauf immer nur nach vielen Unterbrechungen. Die Mehrheit kam endlich zur Erkenntniß, daß eine Verhandlung über eine Menge Bestimmungen ganz nutzlos sei, und es wurde deshalb auch bei mehren Punkten gänzlich auf eine solche verzichtet. Mit der Annahme des Artikels über das Gerichtswesen (am 12. Oktober) war die erste Lesung der Grundrechte mit Ausnahme von 9 Paragraphen, deren Berathung man verschoben hatte, beendet. Ueber die Beschleunigung der Berathung in zweiter Lesung konnte kein Zweifel herrschen, nachdem die Hauptsache abgemacht war; nichtsdestoweniger wurden (am 13.) die angenommenen Grundrechte nutzloser Weise dem Ausschuß zur Revision übergeben, so daß wieder ein unnöthiger Verzug veranlaßt wurde. Der Entwurf der Reichsverfassung war damals beendet; es wurde festgesetzt, daß in drei Sitzungen wöchentlich die beiden ersten Abschnitte desselben (Reich und Reichsgewalt) berathen werden sollten. Indeß waren mittlerweile Ereignisse eingetreten, welche die Versammlung zu ganz anderen Berathungen zwangen. Kaum hatte nämlich der unbesonnene Revolutionsversuch Struve's in Baden ein klägliches Ende gefunden, als in Hohenzollern-Sigmaringen ein Aufstand ausbrach, durch den der Fürst am 26. September aus dem Lande vertrieben wurde, bis ihn wenige Tage nachher bayerische Truppen in dasselbe zurückführten. Da die demokratischen Vereine, namentlich in den kleinern mitteldeutschen Staaten, zu einer fast souveränen Macht angewachsen waren, die den entscheidendsten Einfluß auf die Regierung übten, so forderte ein Erlaß des Reichsjustizministers vom 24. September die Justizminister der einzelnen Staaten zu strenger Anwendung der Gesetze gegen die Presse und Vereine auf. Ueberhaupt bewies die Centralgewalt in dieser Beziehung eine Energie, die, nach anderer Seite hin angewendet, für das deutsche Einheitswerk von den ersprießlichsten Folgen hätte sein müssen. Uebertriebene Berichte hatten den Zustand in den sächsischen u. thüringischen Staaten als völlig anarchisch geschildert, so daß stündlich eine republikanische Schilderhebung zu fürchten sei. Die Centralgewalt, der zu diesem Zwecke die Regierungen bereitwillig ihre Truppen als Reichstruppen liehen, ließ darauf die genannten Länder militärisch besetzen, was sie eine „strategische Maßregel" nannte, während zugleich um Frankfurt, Kreuznach, Freiburg, an der Iller größere militärische Streitkräfte aufgestellt wurden. Allerdings wurden hierdurch manche Ausschreitungen der demokratischen Agitation verhindert, aber auch der für das Gelingen des Werks der Nationalversammlung noch so nöthigen gehobenen Volksstimmung ein Dämpfer aufgedrückt und eine Erbitterung gegen die Nationalversammlung und die Reichsregierung in die Gemüther gepflanzt, die ihre Popularität ebenso untergrub, wie der Beschluß wegen des malmöer Waffenstillstandes bereits ihr Ansehen untergraben hatte. Bei den Nachrichten über die Ereignisse in Wien (s. Oesterreich) vom 6. Oktober waren alle Fraktionen der Mehrheit gegen die damals gelungene Volksbewegung und deshalb auch gegen Ungarn gestimmt. Die wiener Angelegenheit kam am 12. Oktober zum ersten Male in soweit zur Sprache, als ein österreichischer Abgeordneter der Linken, Berger, einen Antrag über die Billigung des Aufstandes von Wien, und Eisenmann einen zweiten über Absendung von Reichskommissarien, um in Oesterreich zu vermitteln, stellte. Nachdem der erstere Antrag, nur von den Mitgliedern der äußersten Linken unterzeichnet, als nicht dringlich bezeichnet worden, zog Berger seinen Antrag zurück, zugleich andeutend, daß die linke Seite eine besondere Deputation nach Wien senden wolle, um der dortigen Bevölkerung ihr Mitgefühl auszusprechen. Diese Deputation bestand aus Blum und Fröbel und ist besonders deshalb erwähnenswerth, weil sie den Tod Blums veranlaßte. In der Sitzung des 23. Oktober machte Schmerling, ehe die Berathung über Wien begann, der Versammlung die Mittheilung, daß die preußische Regierung ihre sämmtliche Truppenmacht, 326,500 Mann, der Centralgewalt als Reichsheer zur Verfügung gestellt habe. Somit war die den Furchtsamen vorgehaltene Rücksicht, daß die Ausführung eines Beschlusses in Bezug auf Oesterreich, welche der Waffengewalt bedürfen würde, unmöglich sei, und daß die Nationalversammlung somit ihr Ansehen dadurch bloßstellen werde, ungegründet, wenn nämlich diese sehr bestimmte Erklärung dem Wortlaute gemäß zu nehmen war. Die Verhandlung über Wien war solcher Art, daß man wohl erkannte, die Centren seien bereits hinsichtlich ihres Beschlusses sehr einmüthig übereingekommen; es betheiligten sich nur sehr wenige Mitglieder dieser Partei u. überhaupt aus der Mehrheit an derselben, so daß die Rednerbühne größtentheils Denjenigen überlassen blieb, welche für die Einwirkung der Nationalversammlung auf den Gang der Ereignisse auftraten. Die Abstimmung fiel für Diejenigen, welche die Unthätigkeit von Seiten der Centralregierung billigten und jede Einwirkung der Nationalversammlung auf die Angelegenheiten Oesterreichs ablehnten, noch günstiger aus, als man erwartete: 84 Stimmen entschieden die Annahme des Ausschußberichts (250 gegen 166). Diese Verhandlung war offenbar die wichtigere, weil sie über das Verfahren bei Thatsachen entschied, von welchen je nach der Richtung derselben der Einfluß oder die Ohnmacht der deutschen Partei in Oesterreich abhängig war. Damals freilich wurde von der überwiegenden Masse der Centren die zweite mit jener sich kreuzende Frage für weit wichtiger gehalten, welche die Festsetzung des Verhältnisses von Oesterreich zu D. durch einen Paragraphen der Reichsverfassung betraf, deren Berathung jetzt begonnen war. Der Verfassungsausschuß hatte schon Anfangs Oktober die Arbeit über den ersten Abschnitt der zukünftigen Reichsverfassung vollendet, und der Entwurf ward am 8. bekannt gemacht. Derselbe

war allerdings in solcher Weise verfaßt, daß die Annahme und Ausführung desselben die Einheit in einem Föderativstaate mit einer kräftigen Centralregierung hergestellt haben würde. Kein deutsches Land sollte mit einem nichtdeutschen zu einem Ganzen verbunden und die Personalunion allein in den Fällen gestattet sein, wo ein deutscher Fürst zugleich das Staatsoberhaupt eines fremden Landes wäre. Der Centralgewalt blieben das ausschließliche Recht der diplomatischen Vertretung, des Abschlusses von Staatsverträgen, des Kriegs und Friedens, die Leitung der Flotte, der Schifffahrtsanstalten am Meer, der Anlage der Eisenbahnen, die Oberaufsicht über das Postwesen rc., endlich auch die Wahrung des Reichsfriedens. Die Militärmacht konnte zwar wegen der bisherigen Verhältnisse der deutschen Truppen nicht unbedingt unter die Centralgewalt gestellt werden, indeß war die Bestimmung aufgenommen, daß die gesammte Macht D.s der Reichsgewalt zur Verfügung stehen solle. Bei der Debatte über die zweite Bestimmung des Entwurfs, nach welcher kein Theil D.s mit nichtdeutschen Ländern vereinigt werden und nur die Personalunion in Bezug auf nichtdeutsche Staaten bei gemeinsamem Staatsoberhaupte Statt finden dürfe, befanden sich die österreichischen Abgeordneten in sichtlicher Verlegenheit, indem sie zugleich Oesterreicher u. dennoch Deutsche sein wollten, und bei ihnen jene Unklarheit herrschte, die sich seit dem März in Wien bei allen Parteien mehr oder weniger geäußert hatte. Die Verhandlung war eine der wenigen, wo die Entscheidung sich nicht in den Klubs durch allerlei Mittel bestimmen ließ, sondern von dem Eindruck der Sache und demjenigen abhing, welcher sich in der Versammlung selbst aus der Darlegung ergab. Trat auch Gagern von der Ansicht, Oesterreich bei D. zu erhalten, offenbar in Folge der Abneigung der Mehrheit, sich in die wiener Ereignisse einzulassen und wegen der jetzt ins Werk gesetzten besonderen Absichten hinsichtlich Preußens zurück, so blieb dies Beispiel doch ohne überwiegenden Einfluß auf eine Menge Mitglieder, die sich sonst seiner Leitung überließen. Das Resultat war eine ungemein starke Majorität für die Vereinigung Deutsch-Oesterreichs mit D. u. für die bloße Personalunion. Die Mehrheit zählte noch Mitglieder der verschiedensten Parteien; im entgegengesetzten Sinne hatten nur die sogenannten Schwarzgelben (Oesterreicher der Rechten), die preußische Fraktion Vincke's u. die Ultramontanen gestimmt. Die Freunde Gagerns aber gaben dennoch ihre Sache nicht verloren; sie sprachen ihre sichere Erwartung aus, daß die Nationalversammlung durch „die Gewalt der Thatsachen“ von ihrem Beschlusse wieder zurückkommen werde. Als endlich die Nachricht vom Unterliegen der Hauptstadt eintraf, wurde eine alsbaldige Berathung am 3. Nov. zugelassen. Hierbei ergab sich bald die beklagenswerthe Stellung, welche die nach Oesterreich abgesandten Reichskommissäre, Welcker u. Mosle, während ihrer Wirksamkeit eingenommen hatten, und welche ihrem Auftrage schlecht entsprach. Die Nachricht von Blums Tode machte bei allen Parteien einen peinlichen Eindruck (14. Nov.). Bestürzt schienen besonders diejenigen Mitglieder der Centren zu sein, welche für die Einigung Oesterreichs mit D. gestimmt hatten. Der Antrag des Ausschusses: „Die Nationalversammlung, indem sie gegen die mit Außerachtlassung des Reichsgesetzes vom 30. September l. J. vollzogene Verhaftung und Tödtung des Abgeordneten R. Blum feierlich Verwahrung einlegt, fordert das Reichsministerium auf, mit allem Nachdruck Maßregeln zu treffen, um die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen“, ward zwar ohne Verhandlung einstimmig angenommen; aber bald war die Möglichkeit eines Einflusses der Reichsversammlung auf die österreichischen Angelegenheiten verschwunden, und letztere wurden nur von Gagerns Partei zu Gunsten der projektirten preußischen Oberherrschaft ausgebeutet. Nachdem die Nationalversammlung die Sache Oesterreichs im Wesentlichen schon hatte aufgeben müssen, ward ihr durch das Zerwürfniß der preußischen Krone mit der dortigen Nationalversammlung noch einmal Gelegenheit geboten, ihr Ansehen geltend zu machen und nach der einen oder andern Seite hin den Ausschlag zu geben. Auf die Kunde von den Novembervorgängen in Berlin (s. Preußen) mußte sie über die von ihr zu beobachtende Haltung einen Entschluß fassen. Schon vorher hatte die Reichsregierung Bassermann als Kommissär nach Berlin gesandt, welcher mit der preußischen Regierung darüber unterhandeln sollte, in welcher Weise das Reich dazu beitragen könne, den gesetzlichen Zustand in Berlin vor Störungen zu sichern. Die am 13. eingebrachten Anträge der Centren lauteten mehr oder weniger bestimmt dahin, daß die Bildung des Ministeriums Brandenburg u. die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg mißbilligt u. eine Sicherstellung der letzteren gegen reaktionäre u. anarchische Bestrebungen verlangt wurden. Die Mehrheit verwies die Sache an einen Ausschuß, der am 14. beantragte: „die Nationalversammlung wolle erklären, daß sie es für nöthig erachte, die königlich preußische Regierung dahin zu bestimmen, daß sie die angeordnete Verlegung der Reichsversammlung nach Brandenburg zurücknehme, sobald solche Maßregeln getroffen seien, welche ausreichend erschienen, um die Freiheit u. Würde ihrer Berathungen in Berlin sicher zu stellen; daß die preußische Krone sich alsbald mit einem Ministerium umgebe, welches das Vertrauen des Landes besitze u. die Besorgnisse vor reaktionären Bestrebungen u. Beeinträchtigung der Volksfreiheiten zu beseitigen geeignet sei“. Dagegen hatte die Linke in Bezug auf die Verlegung einen bestimmteren Antrag als Minderheitsgutachten des Ausschusses aufgestellt, welcher übrigens noch immer der Nationalversammlung keine entschiedene Parteiergreifung für die berliner Constituante zuwies, sondern ihr allein die Stellung einer selbstständigen, zwischen beiden Theilen entscheidenden Behörde zugewiesen haben würde. Die Rechte dagegen stellte den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung, „in Betracht, daß die preußische Krone in ihrem Rechte sei, und daß die Reichsregierung das Nöthige bereits vorgekehrt habe“. Obwohl der Antrag der Mehrheit mit 239 gegen 189 Stimmen angenommen ward, so war die Frage doch von solcher Art, daß die Sache mit jenem Beschlusse nicht erledigt sein konnte; verschiedene Beschwerden über Bassermann liefen von Berlin aus ein, nach welchen die Erwartung aufgegeben werden mußte, er werde im Geringsten dem Beschlusse der Nationalversammlung gemäß auftreten. Aus dem nun folgenden Rechenschaftsbericht

Bassermanns erhellte aber, daß er sich vorzugsweise mit Abgeordneten der Rechten und mit dem Hofe in Verbindung gesetzt hatte. Den Eindruck des Komischen machte seine Schilderung der berliner Zustände und der „Gestalten", die ihn in Schrecken gesetzt hatten. Er sprach sich aber dahin aus, daß die Nationalversammlung nicht länger habe in Berlin tagen können, und daß nach der Lage der Dinge eine Vermittelung nicht mehr möglich sei, und rieth, die Angelegenheiten in Berlin der preußischen Regierung zur Entscheidung anheimzustellen. Die Wirksamkeit der Nationalversammlung beruhte jetzt allein noch auf dem Umstande, daß sie durch ihr noch immer vorhandenes Ansehen bei den verschiedenen Stämmen D.s der preußischen Landesversammlung eine Stütze gewährte; verweigerte sie dieselbe, so war auch ihr Beschluß wirkungslos, und es konnte dann auch Dasjenige nicht mehr erreicht werden, was die Mehrheit in Bezug auf das Verhalten der Krone bereits ausgesprochen hatte. Der mit dieser Angelegenheit betraute Ausschuß vollendete erst im Verlauf der Sitzung vom 20. November seine Arbeiten. Sein Antrag ging dahin, durch die Centralgewalt auf die Ernennung eines Ministeriums, welches das Vertrauen des Landes besitze, hinzuwirken, den „rechtswidrigen, die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß der in Berlin zurückgebliebenen Versammlung" auf Suspension der Steuererhebung für null und nichtig zu erklären, aber hinzuzufügen, daß die Nationalversammlung die dem preußischen Volke gewährten und verheißenen Rechte und Freiheiten gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung schützen werde. Der erste Satz ward auch mit 393 gegen 6 Stimmen angenommen, wobei sich 24 der äußersten Rechten des Stimmens enthielten. Als der zweite Satz mit 276 gegen 150 Stimmen angenommen war, verließen 35 Mitglieder der Linken den Saal, um an dem jetzt vergeblichen Schlußsatz nicht mitzustimmen. Nach dem gefaßten Beschlusse war die preußische Landesversammlung hülflos. Der Erzherzog Johann und das Reichsministerium, welches bis dahin nicht hervorgetreten war, erließen nun sogleich eine Proklamation an das deutsche Volk, welche, vorzugsweise auf Preußen berechnet, neben den Versicherungen über Erhaltung der Freiheiten &c. eine Drohung gegen etwaige Versuche der Steuerverweigerung enthielt. Da der Beschluß der Nationalversammlung übrigens immer noch in der zweiten und dritten Bestimmung die Möglichkeit eines ferneren Einwirkens zuließ, so war es natürlich, daß die preußische Landesversammlung wenigstens an diesen zweien festhielt, um zu versuchen, ob sie in diesem letzten Halt noch eine Stütze finden könne. Es begaben sich zu diesem Zwecke mehre Mitglieder der berliner Versammlung nach Frankfurt, wie Rodbertus, Schulze, Gierke &c., die zugleich eine Widerlegung der Darstellung Bassermanns geben wollten. Obwohl diesen Abgeordneten in einer allgemeinen Sitzung von Deputationen aller Klubs am 26. November (im Weidenbusch) Gehör gegeben ward, so konnte das Ergebniß bei der Zusammensetzung einer solchen Versammlung nicht anders sein wie das in der Paulskirche; die Anhörung der preußischen Abgeordneten war gewissermaßen eine bloße Form, wodurch nur der Anschein vermieden wurde, als sei die andere Partei nicht gehört worden.

Bei der Wichtigkeit der Verhandlungen über die damaligen Krisen in Oesterreich und Preußen für das Schicksal D.s u. für die Stellung der Versammlung selbst war die nebenher Statt findende Berathung über die deutsche Verfassung gewissermaßen nur untergeordneter Art; die Verhandlung nahm übrigens einen ziemlich raschen Verlauf. Hand in Hand mit den Verfassungsarbeiten ging die zweite Lesung der Grundrechte, die am 20. December vollendet war, worauf am 21. das dazu gehörende Einführungsgesetz beschlossen wurde. Gleichzeitig ging die Berathung über einen Verfassungsentwurf hinsichtlich des zukünftigen Reichstags vor sich. Derselbe hatte das Zweikammersystem, die Bildung eines Staaten- u. eines Volkshauses vorgeschlagen. Ersteres sollte zum Theil durch die Regierungen, zum Theil durch die Volksvertretung ernannt werden, u. zwar war hierbei nicht die Bevölkerung als allein maßgebend angenommen, sondern auch die Staaten dritter u. vierter Größe sollten ein besonderes Repräsentationsrecht erhalten, oder, wie der Ausschußbericht sich ausdrückte, sie waren als „Gruppen von gleichberechtigten Individuen" behandelt, ohne daß allzu ängstlich nach der vergleichenden Statistik gefragt war. Die Zeit der Ernennung sollte auf 6 Jahre mit dreijähriger Erneuerung zur Hälfte, beim Volkshause, für welches ein besonderes Wahlgesetz vorbehalten war, auf 4 Jahre geschehen. Die Verhandlungen über den Reichstag wurden am 23. December geschlossen, womit überhaupt die legislative Arbeit der Versammlung für 1848 beendet war. Zwischen die Berathung fiel ein Beschluß (vom 16. December), welcher die Centralgewalt zu Vorbereitungsmaßregeln und Vorlagen hinsichtlich der Herstellung einer Handels- u. Zolleinheit ermächtigte. Dies war durch eine Vorlage des Handelsministers vom 23. September veranlaßt worden, worin dasselbe die Ermächtigung zur Umwandlung der Schifffahrts- und Handelsverträge zur Abfassung eines Reglements für den Konsulardienst und zur Vorlage eines allgemeinen Tarifs nachsuchte. Die betreffenden Ausschußanträge waren in Bezug auf die Ermächtigung durchaus allgemein gehalten; es war dabei bereits der Gedanke vorherrschend, daß es Zeit sei, aus dem Schiffbruch der letzten Monate so viel wie möglich zu retten u. wenigstens die Einheit und Sicherstellung der materiellen Interessen zu erlangen. Am 28. December wurde die Session bis zum 3. Jan. 1849 ausgesetzt.

Der Plan, die Krone Preußen für die zum Theil vollendete Reichsverfassung durch Anbietung der Kaiserwürde zu gewinnen, kam erst im Verfassungsausschuß während der ersten Hälfte des December ans Licht. Dahlmann, Waitz und Beseler traten hier als Subkommission mit dem Vorschlage eines erblichen deutschen Kaiserthums auf, wobei sie den König von Preußen im Sinne hatten. Die nächste Folge war, daß sich Oesterreicher, Bayern (Ultramontane) und andere Mitglieder der Rechten der Linken näherten, mit der sie bisher jede Gemeinschaft gemieden hatten. Die seit Anfang December vorgesehene Veränderung in der Reichsregierung wurde am 16. December 1848 angekündigt, nachdem Gagern von einer diplomatischen Reise nach Berlin zurückgekehrt war. Schmerling und Würth schieden aus dem Reichsministerium aus, und Gagern trat in dasselbe ein, womit sein Amt als Vorsitzender der Versammlung aufhörte. Die hier-

durch veränderte Lage der Parteien gab sich sogleich in der neuen Präsidentenwahl kund. Die Linke war mit den zu ihr getretenen Mitgliedern der Rechten übereingekommen, einen Bayern aus dem linken Centrum, Kirchgeßner, statt des früher bestimmten Nachfolgers von Gagern, Simson aus Königsberg, zu wählen. Aber nach drei Abstimmungen wurde Simson mit der geringen Majorität von zwei Stimmen ernannt. Gagern, zum Präsidenten des Reichsministeriums und zum Minister des Auswärtigen ernannt, legte sofort der Versammlung ein Programm vor, worin die Trennung Oesterreichs von D. als der einzige Weg zur Rettung des Bundesstaats empfohlen ward. D. sollte sich darnach, abgesehen von Oesterreich, zum Bundesstaat abschließen, aber mit Oesterreich in dem 1815 begründeten Bundesverhältniß bleiben. Obgleich ein solcher Antrag nicht überraschend kommen konnte, war die Aufregung, welche derselbe in der Versammlung hervorbrachte, doch eine ungeheure, und unter lärmender Zustimmung nicht allein von der Linken, sondern von Mitgliedern aller Parteien forderte Venedey die unbedingte Verwerfung des ministeriellen Programms. Es folgte eine längere u. verwirrte Debatte über die Formfrage, bis endlich auf Vorschlag des Präsidenten die Vorlage des Ministeriums an einen Ausschuß überwiesen ward. Die Spaltung aller Fraktionen der bisherigen Mehrheit zeigte sich unmittelbar darauf, als die einzelnen Abtheilungen die Wahl jenes Ausschusses vornahmen. Das Ministerium Gagern erlangte nur 4 Stimmen für seine Partei. Gleichzeitig trennten sich verschiedene Klubs; 65 Oesterreicher traten, Schmerling an der Spitze, aus der rechten Seite aus, ebenso die Ultramontanen, die Bayern u. die Oberschwaben. Das gemeinsame Ziel dieser sämmtlichen neugebildeten Vereine war die Erhaltung Oesterreichs bei D. Auch in dem Verfassungsausschuß zeigte sich die Spaltung sehr bestimmt, sobald das preußische Kaiserthum hier Gegenstand der Berathung ward. Noch vor Ende des Jahres gaben sich aber deutliche Anzeichen kund, daß die Höfe das Ansehen der Centralgewalt u. der Nationalversammlung nicht mehr gelten lassen würden. Hannover erhob zuerst Bedenken über die Geltung der Grundrechte, worauf Gagern die Bevollmächtigten der einzelnen deutschen Regierungen zu einer gemeinschaftlichen Konferenz am 23. Dec. über die Einführung der Grundrechte berief. Eine bestimmte Verweigerung derselben war zwar nur von Seiten Oesterreichs erfolgt; indeß gaben die Vorbehalte, die bedingte Ausdrucksweise oder der vorgeschützte Mangel an Instruktionen die wirkliche Absicht der übrigen Regierungen zur Genüge kund. Der preußische Bevollmächtigte hatte sich dahin erklärt, daß er keine erheblichen Anstände besorge u. sich persönlich für die rasche Publikation als Gesetz aussprechen werde. Hannover dagegen sprach schon damals deutlich aus, daß es ernstliche Bedenken wegen mehrer Artikel (Aufhebung der Fideikommisse 2c.) hege, und daß es kein Präjudiz gegen das Princip der Vereinbarung mit den Einzelstaaten zugeben könne; auch sei die Publikation an die Zustimmung der Stände gebunden. Oldenburg schloß sich der Erklärung Hannovers an. Sachsens Bevollmächtigter wußte nicht, „welche Grundsätze seine Regierung befolgen dürfte“. Der bayerische Bevollmächtigte entschuldigte sich mit dem Mangel an Instruktionen. Nur die Bevollmächtigten der mittleren und kleineren Staaten gaben die Bereitwilligkeit ihrer Regierungen zur Verkündigung und Vollziehung der Grundrechte zu erkennen. Dies geschah auch noch von Seiten Würtembergs. Ein offener Protest aber gegen das gagernsche Programm war die österreichische Note vom 28. Dec., indem darin nicht allein die Unterhandlung, wie sie Gagern gewollt, zurückgewiesen und die Verständigung mit den deutschen Regierungen im Verfassungswerk als wesentlich ausgesprochen, sondern auch angedeutet ward, daß Oesterreich die erste Stellung unter letzteren einnehme und nicht gesonnen sei, dieselbe aufzugeben. Anerkennenswerth als freilich fruchtloser Versuch, der Reichsregierung und Nationalversammlung den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, war Gagerns Erklärung hinsichtlich der österreichischen Note, worin er gegen die in derselben in Anspruch genommene Verständigung mit einzelnen Regierungen sehr bestimmt auftrat. Noch ehe aber der Parteikampf über die jetzt schwebende Hauptfrage begann, wurde die Nationalversammlung noch einmal von den Ereignissen der letzten Monate berührt. Wesendonck hatte nämlich einen Antrag hinsichtlich der preußischen Landesversammlung und der Oktroyirung einer Verfassung gestellt. Es kam aber in dieser Sache gar kein Beschluß zu Stande, ein deutliches Zeichen innerer Auflösung. Am 8. Januar beschloß die Nationalversammlung das Verbot der Spielbanken in den deutschen Bädern und der Lotterien, wornach vom 1. Mai 1849 an die ersteren in ganz D. geschlossen und die Spielverträge aufgehoben sein sollten. Doch auch hier zeigte sich das gesunkene Ansehen der Nationalversammlung nur zu bald. In verschiedenen Staaten, wo Lotto und Spielbanken bestanden, wurde in öffentlichen Blättern gegen die Aufhebung protestirt und jener Beschluß als ein Versuch dargestellt, dem Parlament die verlorene Popularität wieder zu gewinnen. Die betheiligten Regierungen aber haben sich nie um den Beschluß bekümmert. Die Verhandlungen über das gagernsche Programm begannen am 11. Januar und wurden unter einer Spannung fortgeführt, wie sie sich lange nicht mehr vorgefunden hatte. Schließlich ward dasselbe zwar mit 261 gegen 224 Stimmen angenommen; aber dieser Sieg war ein sehr zweifelhafter, wenn man bedachte, daß nur die Furcht vor einem Rücktritt Gagerns, ohne welchen man die Vollendung des Verfassungswerks für unmöglich hielt, Viele bewogen hatte, für das Programm zu stimmen. 60 österreichische Abgeordnete protestirten gegen jeden Beschluß der deutschen Nationalversammlung, wodurch Deutsch-Oesterreich von dem deutschen Bundesstaate ausgeschlossen würde, und erklärten, daß sie die Kompetenz der deutschen Nationalversammlung zu einer Theilung D.s nie u. nimmer anerkennen würden. Die nächste Verhandlung über das Reichsoberhaupt, so wichtig sie auch für die Versammlung selbst und das von ihr auszuführende Werk war, bot nicht die Spannung der frühern. Die Theilnahmlosigkeit äußerte sich sowohl von Seiten der Versammlung selbst, wie des Publikums. In dem Verfassungsausschuß war über die wichtigsten Fragen keine absolute Majorität zu erlangen gewesen, so daß der Versammlung nur fortlaufende Minoritätsgutachten vorgelegt

wurden. Nur über zwei Principien war eine Mehrheit zu Stande gekommen: über die Einheit in der Person des Reichsoberhauptes u. über die monarchische Natur der einheitlichen Spitze. Bei der Abstimmung erhielt der Antrag der Ausschußmehrheit: die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen, 258 gegen 211 Stimmen. Am 22. u. 23. wurde die Berathung in denselben Richtungen hinsichtlich der Erblichkeit der Würde des Reichsoberhauptes fortgesetzt. Von Seiten süddeutscher Abgeordneten, namentlich Uhlands, geschah wiederum lebhafte Einsprache gegen das preußische Kaiserthum u. den Ausschluß Oesterreichs. Für Beides traten Dahlmann u. Vincke auf, ersterer vom doktrinären Standpunkte aus es vertheidigend, letzterer, weil Oesterreich, dem allerdings die erste Stelle gebühre, diese nicht übernehmen wolle und könne. Zuerst bestand die gagernsche Partei mit großer Beharrlichkeit darauf, daß über die Erblichkeit zuletzt abgestimmt würde, indem sie erwartete, daß Viele, die für einen lebenslänglichen Kaiser auftraten, mit ihnen stimmen würden, wenn ihre Anträge durchgefallen wären; es sollte alsdann die Abstimmung über einen Vorschlag der einjährigen Dauer des Reichsoberhauptes beginnen. Sie fiel indeß durch, u. als die Frage über die Erblichkeit gestellt war, ward auch diese mit 211 gegen 263 Stimmen verworfen. Nach diesem Ergebniß stimmte auch der gagernsche Anhang gegen den Antrag der lebenslänglichen Regierungszeit des Reichsoberhauptes, da es ihm darum zu thun war, daß jetzt nichts zu Stande komme, in der Hoffnung auf bessere Aussichten bei der zweiten Lesung. Nachdem die Hauptsache auf solche Weise in der Schwebe gelassen war, fuhr die Versammlung in der Berathung der Paragraphen des Entwurfs am 25. u. 26. fort. Dem Reichsoberhaupt ward der Kaisertitel ertheilt und über Residenz, Civilliste u. die übrigen Beigaben einer monarchischen Gewalt beschlossen. Die Versammlung nahm die Vorschläge des Entwurfs an, u. am 30. Jan. war die ganze Angelegenheit vorerst erledigt.

Mittlerweile hatte die Nationalversammlung die Andeutung erhalten, daß jetzt die letzte Periode ihres Daseins beginne, indem die Regierungen den Zeitpunkt für geeignet hielten, ihren zuerst verlorenen u. nach der Wiedererlangung zurückgehaltenen Einfluß der Versammlung gegenüber geltend zu machen. In einer preußischen Note vom 23. Januar, die als Cirkular an die preußischen Gesandtschaften erging, ward unumwunden ausgesprochen, daß Preußen eine ihm angebotene Stellung nur unter der Bedingung der freien Zustimmung der verbündeten Regierungen annehmen werde, auch das preußische Kaiserthum nicht gutgeheißen. Der Hauptzweck der Note war die Wahrung des Rechts der Einwilligung für die Regierungen hinsichtlich der Beschlüsse der Nationalversammlung und demgemäß eine Aufforderung, daß alle Regierungen ihre Erklärungen vor der zweiten Lesung der Verfassung „zur Erwägung“ übergeben möchten. Eine österreichische Note, die Würth am 7. Februar von Wien und Olmütz mitbrachte, enthielt eine Verwahrung gegen Alles, was man in Frankfurt beschlossen hatte, obwohl die österreichische Regierung auch ferner ihre Mitwirkung versprach, wenn es sich nicht um Einigung, sondern nur um Umschmelzung der bestehenden Verhältnisse handle. Die Note erklärte sich entschieden gegen die Bildung einer stärkeren Vereinigung, als der Bundestag gewesen, oder gegen den deutschen „Einheitsstaat“, dem sie „ein nach außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes D.“ entgegenstellte. Als sich die österreichischen Abgeordneten am 9. Februar versammelt hatten, um von Würth den Inhalt der oben erwähnten Note zu erfahren, erklärte einer von ihnen, daß er es nach dieser unzweideutigen Erklärung seiner Regierung kaum mehr mit der Ehre der österreichischen Abgeordneten verträglich finde, an dem Weiterbau der deutschen Verfassung Theil zu nehmen. Sommaruga trat aber mit Erfolg gegen diesen Vorschlag eines Austritts der österreichischen Abgeordneten auf, und es bildete sich nun aus den letzteren ein sogenannter „großdeutscher Klub“, in welchen Leiter aus den verschiedensten Parteien, z. B. Wydenbrugk neben Heckscher und Welcker, eintraten, mit dem Zweck, Oesterreich für D. zu erhalten. Eine hannöverische Note erklärte, D.s Verfassung könne nur dann rechtsgültig und heilbringend vollendet werden, wenn sie auf dem Wege der freien Vereinbarung zu Stande komme, an welcher Hannover unabänderlich festzuhalten entschlossen sei. Eine bayerische Note sprach sich dahin aus, daß nur eine ganz D. in allen seinen Bestandtheilen zu einem Bunde einigende und daher Oesterreich weder ausschließende, noch in die Sonderstellung eines weiteren Bundesverhältnisses hinausdrängende Verfassung dem Streben nach Einigung und nach Kräftigung des deutschen Gesammtvaterlandes entsprechen werde, daß dagegen „die Aufrichtung einer neuen deutschen Kaiserwürde zu der Erlangung einer wirklichen umfassenden deutschen Einigung nicht erforderlich sei“, daß vielmehr hierdurch der allseitig gewünschten Einigung ein unbesiegbares Hinderniß entgegengestellt werde. Würtemberg sprach sich gegen die Ausscheidung Oesterreichs aus, beharrte jedoch bei seiner Unterordnung unter die Beschlüsse der Nationalversammlung hinsichtlich der Verfassung. Eine preußische Note vom 16. Februar lautete dahin, daß die königliche Regierung als obersten Grundsatz anerkenne, daß das deutsche Verfassungswerk nur durch die freie Zustimmung der dabei betheiligten Regierungen endgültig zu Stande kommen könne. Auch ward darin gegen die Ausscheidung Oesterreichs und eine Centralisation in unbestimmten Ausdrücken protestirt, während zugleich die Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt eben so allgemein ausgesprochen war. Am 24. Februar veranlaßte Gagern eine Sitzung des Reichsministeriums und der Bevollmächtigten einzelner Regierungen, um die Erklärungen derselben hinsichtlich der Verständigung entgegenzunehmen. Sachsen brachte zuerst verschiedene Einwendungen gegen einige Paragraphen vor. Im Allgemeinen fand es die Verfassung zu centralistisch und unitarisch und zog das Direktorium dem Reichsoberhaupte vor, auch hielt es an dem Vereinbarungsgrundsatze fest und behielt sich seine endgültige Zustimmung auf Grund einer Bestimmung der sächsischen Verfassung bis nach geschehener zweiter Lesung vor. Eine Erklärung von Weimar enthielt im Wesentlichen nur eine Verwahrung gegen die Ausscheidung Oesterreichs. Dann folgte die erwähnte Erklärung Preußens u. anderer 27 Regierungen, der beiden Hessen, Badens, Nassau's, Braunschweigs, der bei-

den Mecklenburg, Schleswig-Holsteins, Oldenburgs, Meiningens, Koburgs, Altenburgs, der beiden Anhalt, der beiden Hohenzollern, der beiden Reuß, der beiden Schwarzburg, der beiden Lippe, Homburgs, Luxemburgs, Waldecks, der freien Städte. Dieselbe stellte das unbedingte militärische Hoheitsrecht der Centralgewalt in Abrede, protestirte gegen die Thätigkeit von Beamten derselben in den einzelnen Staaten, gegen die in Anspruch genommene Regulirung der Flußzölle u. gegen die unbedingte Befugniß, Steuern aufzulegen rc., u. wollte die ohnedem in der Verfassung bis zur äußersten Grenze der Wirksamkeit festgestellte Beschränkung der beabsichtigten Centralgewalt noch gesteigert wissen. Gagern ließ am 26. Februar alle diese Dokumente der Versammlung vorlegen und als Einleitung ein Schreiben von ihm selbst verlesen, worin er schließlich aussprach, daß die letzte Entscheidung der Nationalversammlung zustehen müsse, weil eine Vereinbarung unmöglich sei. Dieselbe Ansicht war in einem Schreiben Gagerns an Schmerling ausgesprochen, wiewohl hierin zum Schlusse die Nothwendigkeit einer „Verständigung" mit den Regierungen anerkannt ward. Die Entmuthigung der früheren Mehrheit sprach der alte Jahn am 15. Februar aus. Die Versammlung sei matt, todesmatt, sie sehne sich nach Haus, sie habe das Zutrauen von D. verloren, und es bleibe ihr daher nichts zu thun übrig, als so bald als möglich aus einander zu gehen, um eine neue Versammlung an ihre Stelle treten zu lassen. Noch war jedoch das Parlament nicht geneigt, solchen Anträgen Gehör zu geben. Bei den ungünstigen Aussichten für die nächste Zeit diente die Hoffnung zum Troste, daß die endlich als Ganzes dargebotene Verfassungsurkunde den Mittelpunkt der Vereinigung bilden werde. In dieser Hoffnung begann man am 15. Februar die Berathung des bedeutendsten rückständigen Theils der Verfassung, des Wahlgesetzes, welche erst am 20. Februar geschlossen ward und bereits auf die Hauptfragen in erschöpfender Weise einging. Die Annahme des ganzen Gesetzes erfolgte mit 256 gegen 194 Stimmen, womit die Verfassung, vorbehaltlich der zweiten Lesung, vollendet war.

Ein neuer Beweis ihrer Ohnmacht wurde der Versammlung in der nächstfolgenden Zeit in einer Sache gegeben, die einst die Begeisterung der ganzen Nation erregt hatte, in der Sache der deutschen Flotte. Zur Herstellung einer solchen hatte man die freiwillige Besteuerung der Nation in Anspruch nehmen müssen und auf solche Weise ein überraschendes Resultat erreicht, denn es war ein Fond zusammengebracht worden, mit dem man wenigstens den Anfang machen konnte. Indeß war es offenbar, daß die Bildung einer wirksamen Seemacht ohne energische Mitwirkung aller Regierungen, aller größeren und mittleren Staaten, unmöglich war. Von ersteren blieb Oesterreich, von letzteren Bayern, Sachsen, Luxemburg mit Limburg und Kurhessen im Rückstand. Oesterreich weigerte sich geradezu, den Matrikularbeitrag für eine Flotte zu zahlen, die nur für die Nord- u. Ostsee bestimmt sei. Bayern versprach die Aufbringung der erforderlichen Summe auf „verfassungsmäßigem Wege", d. h. durch Bewilligung seiner Stände; dieselbe Erklärung gab Sachsen ab, nachdem es sich zuvor zur Zahlung bereit erklärt u. dieselbe durch Anweisung auf die Zollvereinskasse zu leisten versprochen hatte, wobei sich freilich gefunden, daß es gar keine Forderungen an dieselbe hatte. Der Beitrag Limburgs war gar von der Zustimmung der niederländischen Stände abhängig gemacht worden, und in Betreff Luxemburgs hatten die dortigen Stände die von ihnen durch die Regierung geforderte Bewilligung des Matrikularbeitrags geradezu verweigert. Die Ereignisse in Oesterreich, die Sprengung des Reichstags in Kremsier und die damit verbundene Oktroyirung einer Verfassung hatten inzwischen eine allgemeine Aufregung auch in Frankfurt um so mehr hervorgerufen, als es am Tage lag, daß die Paragraphen 2 und 3 der Reichsverfassung mit der centralisirenden Verfassung von Stadion u. Schwarzenberg nicht vereinbart waren. Hierzu kam eine Menge von Gerüchten. Es wurde von einem Bündnisse zwischen Rußland und Oesterreich, sowie von einem Plane geredet, der Beendigung des Verfassungswerks durch eine ähnliche Oktroyirung, wie in Oesterreich, nebst einer Auflösung der Versammlung zuvorzukommen. Alle Zweifel über die Absichten Oesterreichs schwanden aber durch die österreichische Note vom 9. März, die den Beitritt Oesterreichs zu der Vereinigung deutscher Staaten an die Bedingung knüpfte, daß kein Volkshaus bei der Centralgewalt Statt finde, sondern allein ein durch Vereinbarung mit den Regierungen gebildeter Ausschuß. Diese Note war für das Verhalten einzelner bisherigen Anhänger Oesterreichs entscheidend. Die Versammlung hatte mehre lange Berathungen über die Reihenfolge der zweiten Lesung der Verfassung gehalten und mit dem Reichsgerichte den Anfang gemacht, nachdem die rückständigen Grundrechte in solcher ebenfalls erledigt waren. Als hierüber am 12. März, dem Tage nach der Bekanntwerdung der österreichischen Oktroyirung, debattirt werden sollte, trat Welcker, bis dahin dem preußischen Kaiserthum feindlich, mit dem überraschenden Antrage auf, die deutsche Reichsverfassung im Ganzen anzunehmen und die Kaiserwürde an den König von Preußen zu übertragen. Der Eindruck der österreichischen Nachrichten hatte diese plötzliche Veränderung der Ansichten bei ihm hervorgerufen, ein Umstand, der sich auch bei vielen Andern voraussetzen ließ, um so mehr, als das Ergebniß eines Berichts, den die nach Olmütz gesandten Abgeordneten Hermann, Heckscher und Sommaruga über die Absichten des österreichischen Kabinets damals zurückbrachten, den Eindruck der Oktroyirung nicht schwächten. D. sollte in einzelne Kreise, etwa 7, getheilt werden, Oesterreich wollte als 8. hinzutreten; letzteres sollte 38 Stimmen im Direktorium, das übrige D. nur 32 enthalten. Solchen Vorschlägen gegenüber ging der Verfassungsausschuß mit großer Mehrheit (17 gegen 7) auf Welckers Antrag ein, wobei er nur hinsichtlich der Verfassungsannahme einige Zusätze machte. Am 17. März begann die Verhandlung über den welckerschen Antrag. Die Lage war jetzt eine solche geworden, daß auch andere Abgeordnete, als die bisherigen Anhänger Gagerns, allmählig zu dem preußischen Erbkaiserthum hinübergeführt wurden; weil die Wirksamkeit der Versammlung als nichtig am Tage lag, griffen Viele nach dem preußischen Erbkaiserthum, als dem letzten Versuch der Rettung. Es fanden selbst zum Zweck einer Koalition der Linken mit den Centren

in den Klubs Unterhandlungen Statt. Mehre preußische Mitglieder des linken Centrums und der linken Seite, sowie noch einige Andere zeigten sich geneigt, für das preußische Erbkaiserthum zu stimmen, im Falle die Partei Gagerns ihnen das allgemeine Wahlrecht mit geheimer Abstimmung und das aufschiebende Veto zugestehe und zugleich die Versicherung ertheile, daß alle Bedingungen in Betreff der Veränderung einzelner Bestimmungen der Verfassung, die man etwa in Berlin an die Annahme der Kaiserkrone knüpfen könnte, zurückgewiesen werden sollten. Indessen waren während der Debatte die hierüber Statt findenden Unterhandlungen ohne Erfolg: die Erbkaiserlichen, durch den Uebertritt von Welcker, Wydenbrugk und Andern ermuthigt, wollten zuerst den Versuch machen, den welckerschen Antrag an und für sich durchzubringen, ohne andere als diejenigen Verbindlichkeiten, zu denen sich der Ausschuß vorerst hinsichtlich des Wahlgesetzes verstanden hatte, einzugehen. Bei der Abstimmung am 21. März ward aber der Ausschußantrag mit 283 gegen 252 Stimmen verworfen. Als der Antrag auf Vertagung gestellt wurde, damit zuvor in den Klubs Verabredungen getroffen werden könnten, legte die Linke Verwahrung dagegen ein, doch drang die bisherige Mehrheit durch, und die Abstimmung ward am 22. beendet. Während der Sitzung kündigte Gagern durch ein Schreiben die Entlassung des Ministeriums an, das aber bis zur Ernennung eines andern die Geschäfte fortführen solle. Es war dies nur eine konstitutionelle Form; an die Wirklichkeit des Rücktritts wurde kaum geglaubt. Auch war die Bildung eines neuen Ministeriums bei der Verworrenheit der Parteien kaum möglich. Gagern blieb daher im Amte, und die Centren benutzten die jetzt für sie vorhandene Mehrheit, um schnell zu Ende zu kommen. Die zweite Lesung der Reichsverfassung begann am 23. März und wurde am 28. mit der Kaiserwahl geschlossen. Zuerst ward am 27. die Erblichkeit nach dem Rechte der Erstgeburt, aber nur mit vier Stimmen Mehrheit (267 gegen 263) beschlossen. Die Verfassungsurkunde wurde von 366 Abgeordneten, darunter nur 31 Oesterreicher, unterzeichnet; 172, meist Oesterreicher und Ultramontane, hatten ihre Unterschrift verweigert. Von 538 anwesenden Mitgliedern stimmten 290 für den König von Preußen, 248 erklärten, sich der Wahl zu enthalten; die Mehrheit war also auf 58 gestiegen. Unter Glockengeläute und Kanonendonner ward darauf beschlossen, daß eine große Deputation, aus dem Präsidenten und 24 Mitgliedern bestehend, nach Berlin abgehen solle, um dem König die Wahl anzuzeigen. Am nächsten Tage ward dieselbe auf 33 Abgeordnete verstärkt, damit wo möglich alle Volksstämme dabei vertreten wären. Am 29. März wurde die Versammlung durch die Erklärung des Reichsverwesers, daß er seine Würde niederlegen wolle, überrascht. Auf die Gegenvorstellungen des Präsidenten erhielt Gagern die schriftliche Erklärung, daß der Erzherzog bei seinem Beschlusse beharre und seine Würde niederlegen werde, sobald dies ohne Nachtheil für die Ruhe und die Wohlfahrt D.s geschehen könne. Zu gleicher Zeit trat Schmerling als österreichischer Bevollmächtigter bei der Centralgewalt zurück, ein weiterer Beweis, daß Oesterreich mit der Centralregierung und der Versammlung keine freundschaftlichen Verbindungen mehr fortsetzen werde.

Die Geltung der Verfassung und überhaupt aller Beschlüsse der Nationalversammlung beruhte jetzt vorzugsweise auf der Möglichkeit, daß die Völker D.s, mit Ausnahme der der österreichischen Monarchie, durch Bewegungen einen ähnlichen Einfluß auf die Entschlüsse widerstrebender Fürsten äußern konnten wie im Frühjahr 1848. In einem Theil von D. war dies auch noch wirklich der Fall, indem das Streben nach Einigung dort in solcher Weise überwiegend war, daß der Partikularismus wenig Halt besaß u. die öffentliche Meinung ein Opfer von den Fürsten noch immer zu erzwingen vermochte, wenn nicht militärische Einmischung mächtigerer Staaten dies verhinderte. Dies galt von den Staaten zweiten und dritten Ranges, vorzugsweise im südwestlichen D., wo die Folgen der Ereignisse in Wien und Berlin damals noch nicht empfunden wurden. Baden, Würtemberg, Nassau, Frankfurt und die beiden Hessen boten der Nationalversammlung eine sichere Stütze. Dasselbe galt von den sächsischen Fürstenthümern. In allen diesen Staaten waren übrigens die Regierungen bereit, sich der Centralgewalt und der Nationalversammlung unterzuordnen. Letzteres war aber in Bayern nicht der Fall und die Stimmung in einem großen Theil dieses Königreichs auch nicht von solcher Art, daß eine Bewegung, wie die von 1848, sich erwarten ließ. Die Nationalversammlung konnte auf größeren Anhang nur in der Rheinpfalz, in Schwaben u. Franken rechnen; im eigentlichen Bayern und in der Hauptstadt war man wenig geneigt, einem andern Königreich die erste Stellung in D. zu ertheilen. Auch von Hannover war für die Nationalversammlung eine allgemeine und lebhafte Volksbewegung nicht zu erwarten, obgleich die Stände und besonders die zweite Kammer der Nationalversammlung zustimmten. Im Königreich Sachsen ließ sich zwar eine Volksbewegung veranlassen, ob aber dieselbe bei der Reichsverfassung stehen bleiben würde, war bei dem Einfluß der äußersten Linken sehr zu bezweifeln. Am schwersten mußte das Verhalten der Regierung und des Volks in Preußen in die Wage fallen. Die Lage war aber damals hier solcher Art, daß eine erfolgreiche Wiederholung von Volksbewegungen als unmöglich erscheinen mußte. Trotz aller dieser ungünstigen Anzeichen trat die Kaiserdeputation ihre Reise nach Berlin an, kaum einen Zweifel an dem günstigen Erfolge hegend. Die städtische Behörde hatte auch sogleich nach dem Bekanntwerden der Wahl eine Art Glückwünschungsadresse an den König, „als das deutsche Oberhaupt" gerichtet; die Kammern folgten. Während aber die Adresse der zweiten Kammer den König bestimmt ersuchte, die Krone anzunehmen, enthielt die der ersten Andeutungen über Hindernisse in Bezug auf die Einwilligung deutscher Fürsten, auf unbequeme Bestimmungen der Reichsverfassung und auf Opfer, welche Preußen zu bringen habe; doch traf sie in dem Hauptzwecke mit der Adresse der zweiten Kammer zusammen. Der König empfing die Deputation am nächsten Morgen um 11 Uhr, umgeben von den Ministern, den Prinzen seines Hauses und einem zahlreichen Hofstaate. Die Anrede des Präsidenten Simson beantwortete der König mit einer Rede, in welcher aus blumigen Worten der bittere Kern, die

Ablehnung, deutlich genug hervorleuchtete. Nach dieser Rede, welche die Annahme an eine Unmöglichkeit (die Zustimmung aller Fürsten) knüpfte und zugleich eine Beanstandung der Reichsverfassung andeutete, mußte auch den Verblendetsten das Fehlschlagen der ganzen Kaiserfahrt einleuchten. Mehre Abgeordnete drängten auch sogleich zur Abreise nach Frankfurt, da jetzt ihre Mission erledigt sei. Die Deputation blieb jedoch schwankend noch einige Tage zurück. Hatte man sich in Frankfurt bisher noch gewaltsam mit Hoffnungen einzuschläfern gesucht, so zerstreute die Rückkehr der Deputation alle noch obwaltenden Täuschungen. Als am 11. April die Nationalversammlung wieder Sitzung hielt, waren die Sitzreihen der Abgeordneten sehr lückenhaft besetzt; es war der Anfang zu dem kläglichen Ende der Versammlung. Gagern versicherte, an der Reichsverfassung, wie dieselbe aus der zweiten Lesung hervorgegangen, unverbrüchlich festhalten zu wollen; auch Simson, der als Wortführer der Deputation Bericht erstattete, sprach sich auf gleiche Weise aus, als darauf hingewiesen wurde, daß die Kaiserwahl ohne Annahme der Verfassung nichtig sei. Nur von der Rechten wurde ein Antrag gestellt, welcher auf die Vereinbarung mit den Fürsten hinausging. Die Mißstimmung der Mehrheit über die erlittene Täuschung war aber so groß, daß sie sich zu einer Maßregel entschloß, die sie früher als eine Erinnerung an den Konvent gescheut hatte. Kierulf, Vogt, Raveaux u. A. hatten beantragt, den von der Deputation erstatteten Bericht an einen durch die Abtheilungen zu erwählenden Ausschuß von 30 Mitgliedern zur möglichst schleunigen Berichterstattung u. zur Vorbereitung der Maßregeln, welche zur Verwirklichung der Reichsverfassung nöthig erschienen, zu verweisen. Die Mehrheit für die Annahme des Antrags war beträchtlich (276 gegen 159), obwohl 40 Mitglieder der Linken nicht beigestimmt, sondern sich Schlöffels Antrag angeschlossen hatten, daß dem Volke zur Pflicht gemacht werde, sich zum Schutz der Nationalversammlung zu erheben. Am nächsten Tage geschah die Wahl des Dreißigerausschusses, der unter den früheren Verhältnissen eine ganz andere Bedeutung hätte erlangen müssen. Unter den Gewählten befanden sich Waitz, Wurm, Wydenbrugk, Droysen, Wernher, Kierulf, Vogt, Eisenstuck, Fröbel, Simon aus Trier 2c. Den Beweis, daß ein solches Zusammenwirken der freisinnigen Parteien jetzt vorerst zu spät sei, erhielt die Versammlung übrigens sogleich durch die österreichische Note vom 5. April, welche die österreichischen Abgeordneten abrief. Zugleich mit dieser vom Grafen Rechberg, als Nachfolger Schmerlings, überbrachten Note wurde eine andere vom 8. April der Oeffentlichkeit übergeben, worin Oesterreich wieder ganz den Standpunkt des alten Bundes einnahm. Die österreichischen Abgeordneten gehorchten dem Befehl ihrer Regierung bis auf etwa 20 von der linken Seite. Andererseits wurde der Nationalversammlung wenigstens ein Trost durch die Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten der meisten, wenn auch weniger bedeutenden Regierungen geboten. Am 14. April hatte Gagern eine Konferenz des Reichsministeriums mit allen Bevollmächtigten in Frankfurt veranlaßt, um die Erklärungen der einzelnen Regierungen über die Annahme der Reichsverfassung entgegenzunehmen oder zu veranlassen. Schmerling, welcher noch anwesend war, gab eine unbestimmte Erklärung; Camphausen war damals nach Berlin berufen, Hannover ebenfalls nicht repräsentirt. Die Bevollmächtigten von Bayern und Sachsen äußerten, keine Instruktionen zu besitzen, und behielten die Erklärungen ihren Regierungen vor, über deren Absichten kein Zweifel mehr obwalten konnte; der würtembergische Bevollmächtigte war ebenfalls ohne Instruktion, obgleich man damals an der Annahme der Reichsverfassung von Seiten dieses Staates nicht zweifelte. Dagegen erklärte Welcker den Beitritt von Baden, ebenso Jordan den von Kurhessen; auch die Bevollmächtigten der meisten kleinen Staaten sprachen sogleich die Anerkennung aus. 24 Staaten, Baden, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein, Lauenburg, Braunschweig, Nassau, Sachsen-Weimar, Koburg-Gotha, Altenburg, Meiningen, Anhalt-Bernburg, Dessau, die beiden Schwarzburg, Reuß, Hohenzollern, Waldeck, Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, erließen eine Gesammtnote an den preußischen Bevollmächtigten, welche die Anerkennung der Reichsverfassung aussprach. Während aber damit der Versammlung einige Ermuthigung geboten wurde, ergab sich kein Zeichen, daß die Sache derselben bei den bedeutenderen Regierungen, welche sich ihr nicht unterwarfen, irgend einen Fortschritt machte. Nachdem die Frist abgelaufen war, welche sich der König von Preußen hinsichtlich der Einholung der Erklärungen einzelner Regierungen vorbehalten hatte, erfolgte von Seiten Preußens eine unbestimmte diplomatische Aeußerung, die nach beiden Seiten hin gedeutet werden konnte. Die Erbkaiserlichen standen nicht an, die Deutung in ihrem Sinne zu geben, u. die durch eine großartige Volksdemonstration erzwungene Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten des Königs von Würtemberg gab ferner die Ermuthigung, daß die Sache der Reichsverfassung noch nicht verloren sei, wobei man freilich außer Acht ließ, daß die Angelegenheit gerade in dem Staate, den sie am meisten berührte, am mißlichsten stand. Der Antrag der Mehrheit im Dreißigerausschuß ging nun dahin: die Annahme der Kaiserwürde setze die der Verfassung voraus, und die Centralgewalt sei aufzufordern, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zur Durchführung der Verfassung mitzuwirken. Die Debatte, am 23. April beginnend, wurde absichtlich bis zum 26. April in die Länge gezogen, da von Seite der Erbkaiserlichen noch günstige Nachrichten aus Berlin erwartet wurden. Bei der endlichen Abstimmung am 26. April wurde der erste Satz des Ausschußantrags über die Unzertrennlichkeit der Verfassungsanerkennung von der Annahme der Kaiserwürde angenommen, während auch die Reichsregierung endlich Schritte that, ihr Versprechen zu lösen. Sie ernannte nämlich Reichskommissarien für diejenigen Regierungen, welche die Annahme der Verfassung noch nicht ausgesprochen oder bereits verweigert hatten, indem sie da mit den erwarteten Volksbewegungen einen Mittelpunkt und Zusammenhang zu geben hoffte. Den ersten entschiedenen Schritt gegen die Reichsverfassung that unter den Staaten Kleindeutschlands Bayern, indem es in einer Note die Fehler der Reichsversammlung in Bezug auf Oesterreich hervorhob, das Interesse

Bayerns in dieser Hinsicht geltend machte und zugleich auf das Widerstreben eines großen Theils des Volks, die Selbstständigkeit aufzugeben, hinwies und schließlich zwar Aussicht auf eine Verständigung bot, aber in einer Weise, daß die Nationalversammlung hierauf nicht mehr eingehen konnte. In Hannover that die Regierung noch einen Schritt weiter als Bayern; die von ihr verfügte Auflösung der zweiten Kammer rief keine Bewegungen im Königreich hervor, vereitelte aber alle Einwirkung von Seiten desselben zu Gunsten der Reichsverfassung. Bedenklicher erschien die in Folge der Beschlüsse gegen den über Berlin verhängten Belagerungszustand ausgesprochene Auflösung der zweiten preußischen Kammer, die namentlich die konstitutionelle Partei in lebhafte Aufregung versetzte und in Berlin eine Bewegung veranlaßte, welche nicht ohne Waffengewalt niedergehalten werden konnte. Am 29. April erschien darauf im „Staatsanzeiger" die bestimmte Erklärung des preußischen Kabinets über die deutsche Frage. Der König lehnte die angebotene Kaiserwürde ab und verweigerte der Reichsverfassung, so wie sie war, seine Zustimmung. Als die Nationalversammlung am 30. April wieder zusammengetreten war, zwangen umlaufende Gerüchte von einer bevorstehenden Sprengung des Parlaments durch preußische Truppen die Versammlung zu Beschlüssen, die ihre eigene Existenz betrafen. Simon von Trier stellte den Antrag, daß der Präsident ermächtigt werde, zu jeder Zeit u. an jedem beliebigen Orte außerordentliche Sitzungen der Reichsversammlung einzuberufen, und daß die beschlußfähige Zahl von 200 auf 100 Mitglieder herabgesetzt werde. Die Versammlung erkannte mit großer Mehrheit die Dringlichkeit dieses Antrags an. Ein Antrag der äußersten Linken, das Volk unter Waffen zu rufen, wurde zurückgewiesen. Ein anderer aber, dahin lautend, die Mißbilligung der Auflösung der preußischen und hannöverischen Kammer auszusprechen, das Reichsministerium aufzufordern, die sofortige Ausschreibung von Neuwahlen in Hannover und Preußen zu erwirken und einen Aufruf an das deutsche Volk zum Schutz der Reichsverfassung durch den Dreißigerausschuß ausarbeiten zu lassen, ward, abgesehen vom dritten Punkt, ohne Verhandlung mit großer Mehrheit angenommen. Was Preußen betraf, so wurde wieder ein Dokument bekannt, worin die deutschen Regierungen zu einer gemeinsamen Berathung über die Verfassung zu Berlin aufgefordert wurden, was demnach auf eine Beseitigung der Nationalversammlung hinauslief, welcher nebenbei eine starre Hartnäckigkeit zum Vorwurf gemacht wurde. Hierdurch wurde die Nationalversammlung immer mehr in eine Stellung gedrängt, worin sie den renitenten Regierungen endlich eine entschieden feindliche Haltung entgegensetzen mußte. Der Antrag des Dreißigerausschusses forderte auf, die Verfassung zur Geltung zu bringen, bestimmte den Tag der Wahl für ein neues Volkshaus und für den Zusammentritt desselben u. schlug weiterhin vor, daß für den Fall, daß Preußen nicht beitrete, der Fürst des nächsten größten Staates Reichsstatthalter werden solle. Dieser Antrag konnte keinen andern Zweck haben, als sich für den äußersten Fall in dem südwestlichen D. eine organisirte Macht zu sichern und damit weiter zu verfahren, während der erste Satz klar genug eine Aufforderung zum Aufstand aussprach. Noch weiter gingen die Anträge der Linken. Am 4. Mai wurde über die Anträge verhandelt. Zuerst sprach Welcker von den drohenden Anzeichen einer unheilvollen Allianz deutscher Regierungen unter sich und mit auswärtigen Mächten, wodurch das deutsche Volk zu einem Verzweiflungskampf für seine Verfassung in Süd und Nord herausgefordert werde. Mohl verlangte die augenblickliche Zusammenziehung eines Heeres und die Beseitigung der Kaiserwürde des Königs von Preußen. Gagern hob hervor, daß man die Centralgewalt halten müsse, weil eine Beseitigung derselben nur die Verwirrung steigern werde. Als die Versammlung zur Abstimmung schritt, wurde der Mehrheitsantrag, freilich nur mit der kläglichen Majorität von zwei Stimmen (190 gegen 188), angenommen.

Während sich aber die Reichsversammlung selbst in der Zeit der dringendsten Gefahr nicht zu energischem Vorgehen einigen konnte, begann im Volke selbst die Agitation für den R e i c h s v e r f a s s u n g s k a m p f. Zahllose Adressen waren aus allen Theilen D.s nach Frankfurt gegangen, welche die Nationalversammlung zu entschiedenem Handeln aufforderten und ihr „Gut und Blut" der Nation zur Verfügung stellten; auf Volksversammlungen leistete man den feierlichen Schwur, daß man unverbrüchlich an der Reichsverfassung festhalten wolle. Die Volksbewegung begann zuerst in der b a y e r i s c h e n R h e i n p f a l z in ziemlich geordneter Weise sehr entschieden für die Reichsverfassung. Den Anstoß gab eine Aufforderung der pfälzischen Abgeordneten in Frankfurt (Kolb, Spatz, Schüler aus Zweibrücken, Umbscheiden etc.), die Pfalz möge in allen ihren Gemeinden, wo möglich unter Vorantritt ihrer Ortsvorsteher, schleunigst zusammentreten und Beschlüsse in folgendem Sinne fassen: die von der verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung verkündigte Reichsverfassung sei mit ihrer Verkündigung, gleichviel, welche Lösung die Oberhauptsfrage noch erhalten möge, Gesetz in ganz D. geworden. Die Nichtanerkennung derselben von Seiten einer einzelnen Regierung sei eine strafbare Auflehnung gegen die neu geschaffene gesetzliche Ordnung, jeder gewaltthätige Angriff auf sie ein Hochverrath gegen die deutsche Nation. Jeder Bürger verpflichtet sich, mit Gut u. Blut für das Reichsgrundgesetz einzustehen und jeden Angriff hierauf, möge er kommen, woher es auch sei, durch die That abzuwehren. Auf der großen Volksversammlung von Kaiserslautern am 2. und 3. Mai wurde ein „Landesvertheidigungsausschuß" eingesetzt, welcher so lange in Permanenz verbleiben solle, bis die gefahrdrohende Lage des Vaterlandes vorüber sei. Die Regierung und alle Behörden der Pfalz wurden aufgefordert, sich für die Verfassung zu erklären; dem Widerstand der Regierung wurde Steuerverweigerung entgegengesetzt und an die Gemeinden erging die Aufforderung zur Bewaffnung. Die angeordnete Beeidigung der Bürgerwehren auf die Reichsverfassung erfolgte sogleich. Das Reichsministerium in Frankfurt konnte die Theilnahme an der Bewegung nicht zurückweisen; der Vicepräsident der Nationalversammlung, Eisenstuck, ward als Reichskommissär nach der Pfalz abgesendet. Derselbe erkannte den Landesausschuß an und sprach ihm die Berechtigung zu, alle ihm erforderlich scheinenden Maßregeln zur

Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung in der Pfalz einzuleiten, in soweit sie nicht in die Befugnisse der zu Recht bestehenden Landesbehörden eingriffen, demnach besonders die Organisation der Volkswehr zu leiten und zu überwachen, den Beamten und Soldaten den Eid auf die Reichsverfassung abzunehmen u. gegen gewaltsame Angriffe auf die Reichsverfassung in der Pfalz äußersten Falls selbstständig einzuschreiten. Begreiflicher Weise war die bayerische Regierung schon über Eisenstucks Sendung und noch mehr über dessen Wirksamkeit aufgereizt. Der Reichskommissär Mathy ward am 3. Mai durch Pfordten kurz abgefertigt und ihm sogar erklärt, der vom Reichsverweser ertheilte Auftrag sei erledigt. Dennoch rief Gagern Eisenstuck zurück, weil er seine Vollmacht überschritten habe. Die Rathlosigkeit Gagerns hinsichtlich der Pfalz beruhte vielleicht auf Entmuthigung in Folge des unglücklichen Ausgangs des Maiaufstandes zu Dresden, der für die Anerkennung der Reichsverfassung ausgebrochen und durch die Uebermacht sächsischer und preußischer Truppen unterdrückt worden war (s. Sachsen). Die sächsischen Abgeordneten aller Parteien in Frankfurt hatten in einer geheimen Konferenz am 1. Mai einen Aufruf im Sinne unerschütterlichen Festhaltens an der Reichsverfassung mit Beseitigung alles sonstigen Parteihaders beschlossen, u. in Sachsen selbst waren auch die Leiter sogleich auf diese Anforderung eingegangen, so daß sich alle Agitation alsbald der Durchführung der Reichsverfassung zuwandte. Nach Ausbruch des Kampfes hatte sich aber die konstitutionelle Partei erschrocken zurückgezogen, während auf der andern Seite Männer an die Spitze getreten waren, die sich bisher als heftige Feinde der Reichsverfassung gezeigt hatten, u. von denen zu erwarten stand, daß sie im Fall eines glücklichen Erfolges des Aufstandes republikanische Bestrebungen verfolgen würden. Nach der Unterdrückung des dresdener Aufstandes war wenig Hoffnung mehr vorhanden, daß sich ein bedeutender Mittelpunkt für Durchführung der Reichsverfassung im Norden D.s bilden könne. Ohne weitere Erschütterung ging aber auch dort die Krise nicht vorüber. In Preußen kam es nur in Breslau, in der Rheinprovinz und in Westphalen zu einzelnen Aufständen und Widersetzlichkeiten der Landwehr, die, obwohl bald unterdrückt, doch der Regierung den Beweis gaben, daß sie auf einen Haupttheil der bewaffneten Macht nicht unter allen Umständen würde rechnen dürfen. In Köln, Paderborn, Krefeld, Elberfeld, Trier, Münster und anderwärts sprachen sich angesehene städtische Korporationen, die sich bisher ganz konservativ gezeigt, für Aufrechterhaltung der Reichsverfassung aus, und an einzelnen Orten, wie in Düsseldorf, Iserlohn, Neuß, kam es selbst zu blutigem Zusammenstoß, wobei freilich der Unwille über die nochmalige Auflösung der preußischen Kammern eben so sehr mitwirkte als der über die Ablehnung der Reichsverfassung. Auf die Kunde vom dresdener Aufstand beantragte die Linke die Bildung eines Reichsheeres und die Vereidigung der Truppen aller reichsfreundlichen Staaten auf die Verfassung, sowie die unbedingte Anerkennung u. Unterstützung des dresdener Aufstandes. Da sich aber die Partei Gagerns weder zu dem Einen, noch zu dem Anderen verstehen konnte, so erfolgte der Bruch, und beide Parteien nahmen wieder die alte feindliche Stellung gegen einander ein, und bald wiederholten sich die Ausbrüche der gegenseitigen Erbitterung wie früher. Es zeigte sich bald, daß die Reichsregierung bei den dringenden Ereignissen vorerst nicht wußte, was sie thun sollte; sie begnügte sich, Watzdorf als Kommissär nach Sachsen zu senden. Dem für dringlich anerkannten Antrag Wesendoncks, sämmtliche deutsche Truppen unter den Befehl eines von der Centralgewalt einzusetzenden Oberbefehlshabers zu stellen, sie auf die Verfassung zu beeidigen und zu diesem Behuf Reichskommissäre an alle Truppencorps abzuschicken, traten Gagern und Peucker entgegen, indem sie auf das Bedenkliche der beantragten Maßregeln hinwiesen. Bei der Abstimmung zeigte sich noch eine bedeutende Mehrheit für die Ansicht Gagerns, denn der Vorschlag auf motivirte Tagesordnung wurde mit 209 gegen 140 Stimmen angenommen. Ein Schreiben der provisorischen Regierung zu Dresden, worin sich dieselbe nach kurzer Darstellung des Volksaufstandes unter den Schutz der Reichsgewalt stellte, veranlaßte Einige von der Linken, darauf anzutragen, daß die Centralgewalt aufgefordert werde, sofort durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, insonderheit durch Militär aus solchen Ländern, welche die Verfassung anerkannt hätten, das sächsische Volk besonders gegen preußisches Militär zu schützen, der preußischen Regierung jede Einmischung in die Angelegenheiten Sachsens zu untersagen und aus den um Sachsen liegenden Ländern der provisorischen Regierung Freischaaren zu Hülfe zu schicken. Die Debatten über diese Anträge erregten wieder den ärgsten Tumult. Die Linke ergoß sich in Schmähungen gegen das Reichsministerium, woran sich auch die Gallerien betheiligten. Die Menge verfolgte die hervorragenden Mitglieder der Mehrheit, namentlich Gagern, auf der Straße mit Hohngeschrei. Inzwischen langten stündlich Nachrichten aus allen Gegenden D.s an, welche die fieberhafte Aufregung steigerten. Privatbriefe aus der Pfalz u. Sachsen &c. forderten schnelles und entscheidendes Handeln; der gerade in Frankfurt tagende Kongreß der Märzvereine trug das Seinige dazu bei, die Aufregung zu unterhalten, denn aus fast allen Theilen D.s ward von der Bereitwilligkeit des Volks berichtet, sich in Masse für die Reichsverfassung zu erheben. In der Nationalversammlung lagen am 8. Mai dringende Interpellationen über die Pfalz und Sachsen vor. Die Sitzung ward aber durch Toben unterbrochen. Die Linke war Gagern und den Centren feindlicher als jemals. Auf der äußersten Linken begte man schon den Plan, Frankfurt zu verlassen, sich von der Versammlung loszusagen und sich in eine der insurgirten Provinzen zu begeben. Andererseits verlangten auch Viele aus der Mehrheit ein entschiedenes Verfahren in Bezug auf Sachsen und die Pfalz, während die Unschlüssigen bereits daran dachten, ihr Mandat und damit alle ihre Verpflichtungen bei den jetzt unvermeidlichen Zerwürfnissen mit den Regierungen niederzulegen. Schien die Durchführung der Verfassung durch Volksbewegungen wegen dieser Unschlüssigkeit der Versammlung schon gefährdet, so ergab sich bald ein neues Hinderniß: der Reichsverweser, welcher sich bis dahin zurückgehalten hatte, versagte den

Vorschlägen Gagerns über das Verhalten der Centralgewalt den renitenten Regierungen gegenüber seine Genehmigung. Die Minister reichten darauf ihre Entlassung ein und nahmen am 10. bereits auf den Bänken der Abgeordneten Platz, während ihre Sitze leer blieben. Dem Antrage Redens, daß dem schweren Bruch des Reichsfriedens, welchen sich die preußische Regierung durch unbefugtes Einschreiten im Königreich Sachsen habe zu Schulden kommen lassen, durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegenzutreten und jede Bewegung für Durchführung der Reichsverfassung gegen Zwang und Unterdrückung in Schutz zu nehmen sei, schloß sich die ganze Linke sofort an, und derselbe ward mit beträchtlicher Mehrheit (188 gegen 147) angenommen. Nachdem so die Nationalversammlung Preußen gegenüber eine feindliche Haltung angenommen, handelte es sich um die Beseitigung der Ungewißheit über die Stellung des Reichsverwesers zu der Nationalversammlung. Es erging an denselben die Anfrage, ob er bereit sei, in Anbetracht der dringlichen Sachlage so bald als möglich ein neues Ministerium zu ernennen, welches die Vollziehung des fraglichen Beschlusses zu übernehmen habe. Seine Antwort lautete dahin, daß er ein Ministerium bilden werde, wie er es dem Bedürfnisse des Vaterlandes für entsprechend halte; sie ward dem Dreißigerausschusse überwiesen, der die Vereidigung der Abgeordneten auf die Verfassung, eine Aufforderung an den Reichsverweser, den Eid ebenfalls zu leisten, sowie an die Regierungen zur Beeidigung der Beamten und Truppen, welche letztere der Reichsgewalt zur Verfügung gestellt werden sollten, beantragte. Darauf traten 7 preußische Mitglieder, worunter Raumer von Berlin und Stavenhagen, mit der Erklärung auf, daß sie den Beruf der Reichsversammlung für erfüllt hielten, nachdem die gesetzlichen Mittel zur Durchführung der Reichsverfassung erschöpft seien. Wernher, Droysen, Waitz, Plathner, Fischer traten in Folge der erwähnten Beschlüsse des Dreißigerausschusses aus demselben aus, welchem Beispiel im Lauf der Verhandlungen Andere folgten. Auf den Antrag Droysens ward die Abstimmung wegen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes auf den 12. vertagt. Der von den Klubs beherrschte Dreißigerausschuß schloß sich einem Antrage derselben an, der auf die Verpflichtung der gesammten bewaffneten Macht D.s zur Aufrechthaltung der Verfassung und auf Aufforderung der Centralgewalt zur Ergreifung entsprechender Maßregeln ging u. mit 163 gegen 142 Stimmen angenommen ward. Weil aber jetzt der Reichsverweser für die Ausführung der Beschlüsse der Reichsversammlung nichts mehr thun wollte, so war sogar die Geltung derselben bei den 29 reichsfreundlichen Regierungen ungewiß geworden, da letztere sich nur der anerkannten Centralgewalt für verbunden erklären konnten. Der Dreißigerausschuß, in welchem die Linke durch den früher erwähnten Austritt Mehrer verstärkt war, schlug vor, die geeigneten Maßregeln zum Schutz der Pfalz zu treffen und namentlich einen Reichskommissär hinzusenden. Die Minderheit des Ausschusses, welche jedoch nach dem Austritt mehrer Mitglieder die Centren und deshalb die Mehrheit der Versammlung repräsentirte, hatte dagegen einen Antrag gestellt, welcher zwar der Pfalz den Schutz der Centralgewalt zugestand, aber mit dem Zusatz, daß alle Rechte und Interessen gewahrt blieben, also auch die der renitenten bayerischen Regierung, und welcher weiterhin den Zusatz über Absendung eines Reichskommissärs wegließ. Diesen Antrag nahm eine Mehrheit von 180 gegen 130 Stimmen an. Die Antwort auf den Beschluß der Nationalversammlung über das Einschreiten in Sachsen war die Abberufung der preußischen Abgeordneten durch königliche Verordnung vom 14., welche einfach das Mandat der Abgeordneten für erloschen erklärte u. weiterhin denselben die „Weisung" ertheilte, sich jeder Theilnahme an den Verhandlungen der Versammlung zu enthalten. Der angekündigte Kommissär der preußischen Regierung überbrachte dieselbe. Die preußische Regierung erließ weiterhin ein Manifest gegen die Versammlung, worin außerdem neben der mit Hannover und Sachsen getroffenen Uebereinkunft über Bildung einer neuen Verfassung (s. unten) zugleich militärische Rüstungen angekündigt wurden, die keinen andern Zweck als die Unterdrückung etwaiger Volksbewegungen zu Gunsten der Reichsverfassung haben konnten. Anfangs schien es, als ob die preußischen Abgeordneten der Centren und der Rechten in soweit ihre Würde bewahren wollten, daß sie die Aufhebung ihres Mandats durch die Krone zurückwiesen. Fünfundfünfzig Abgeordnete, unter ihnen Beseler, Schwetschke, Arndt, Jordan von Berlin, Simson, Schubert, Plathner, Stenzel, erklärten, daß sie die Abberufung nicht für verbindlich erkennten und bleiben würden, so lange sie noch Hoffnung hätten, auf gesetzlichem Wege die Reichsverfassung durchzuführen. Nur Grävell u. Reichensperger erklärten im nächsten Verlauf der Verhandlung ihren Austritt und entfernten sich. Weiter wurde die Abberufung durch fast einstimmige Annahme eines Antrags beantwortet, nach welchem die Versammlung erklärte, daß die Abberufung unverbindlich sei, und daß sie das Bleiben von dem Patriotismus der Abgeordneten erwarte (287 gegen 2). Nun folgte ein ähnlicher Antrag über die Ungültigkeit der Zurückberufung der österreichischen Deputirten, der ebenfalls mit großer Stimmenmehrheit angenommen wurde, obgleich sich hier Mehre von den Centren widersetzten. Inzwischen war ein neues Reichsministerium kreirt worden: Grävell, Inneres und interimistischer Präsident des Ministeriums, Detmold, Justiz, Jochmus, Krieg, Merck, Finanzen. Durch diese Ernennung stellte sich der Reichsverweser offen der Versammlung als feindlich gegenüber. Das Programm des neuen Ministeriums ging dahin: die Centralgewalt halte sich nicht für befugt, an der Durchführung der Reichsverfassung mitzuwirken, da sie von der Theilnahme am Verfassungswerke ausgeschlossen sei; sie werde nun vermitteln, aber keine gewaltsame Auflehnung dulden und jeden Eingriff in ihre Regierungsgewalt zurückweisen. Darauf wieder allgemeine Aufregung. Die Mehrheit erkannte, daß ein Auftreten gegen den Reichsverweser unvermeidlich war, verwarf die beantragte Verzögerung der Beschlußfassung und entschied sich für Annahme des welckerschen Antrags, wonach die Versammlung erklären solle, daß sie zu dem neuen Ministerium nicht das geringste Vertrauen hege und dessen Er-

nennung als eine Beleidigung betrachte. Die Aengstlichkeit der Centren zeigte sich wieder in dem Umstande, daß sich 44 der Abstimmung enthielten. Eine Anzahl derselben, worunter Plathner, Beseler, Jordan, Soiron, gaben sogar zu Protokoll, sie könnten sich nicht entschließen, das Programm des Ministeriums zu verdammen, ehe sie dasselbe gehörig geprüft hätten. Der Reichsverweser seinerseits that, was vorauszusehen war, er ließ erklären, daß er sich um die Versammlung nicht weiter kümmere. In seinem Namen gab Grävell am 18. die Erklärung ab: der Reichsverweser habe die Hoffnung auf Verständigung mit den Regierungen noch nicht aufgegeben und durch Absendung eines Kuriers nach Berlin einen letzten Versuch in diesem Sinne gemacht; er werde aber auf dem ihm von der Reichsversammlung in Uebereinstimmung mit den Regierungen übertragenen Posten bleiben, so lange es irgend möglich sei, u. seine Gewalt jedenfalls nur in die Hände niederlegen, die ihm dieselbe übergeben. Das Amt sei ihm zwar von der Reichsversammlung, die Macht aber von den Regierungen übertragen worden, daher werde er sich nie beikommen lassen, sein Amt in die Hände Anderer, als der Reichsversammlung, niederzulegen, allein als treuer Verwalter der von den Regierungen ihm anvertrauten Macht müsse er letztere denselben wieder zustellen. Auf diese Erklärung diente als Antwort ein Antrag der Mehrheit im Dreißigerausschuß auf Ernennung einer Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern durch die Nationalversammlung u. auf Beseitigung der Centralgewalt. Biedermann schlug die Ersetzung des Reichsverwesers durch einen Reichsstatthalter vor, und zwar sollte, „wo möglich“, ein regierender Fürst dazu gewählt werden. Würth verlangte, daß die Reichsversammlung sich zum „Konvent“ erkläre; ein weiterer Antrag schlug den Prinzen von Preußen als Reichsstatthalter vor. Die folgende zweitägige Debatte ergab bereits die Anzeichen der gleich darauf folgenden innern Auflösung. Beseler erklärte die Beseitigung des Reichsverwesers für ungesetzlich. Welcker war der Einzige, der seine Partei zum Ausharren aufforderte. Auch Viele von der Linken verhehlten sich die Hoffnungslosigkeit der Lage nicht und verlangten nur das Verharren auf der jetzt unvermeidlichen Bahn, um einen ehrenvollen Untergang zu finden und vielleicht dadurch die Zukunft zu retten. Zuletzt wurde der biedermannsche Antrag mit Weglassung eines Punktes, wonach mit dem Regierungsantritt des Reichsstatthalters die Thätigkeit der provisorischen Centralgewalt aufhören sollte, durch eine schwache Mehrheit von 10 Stimmen angenommen. Dasselbe geschah mit dem Vorschlag Redens: zu erklären, daß die Reichsversammlung jedem Angriff gegen die Regierungen, welche die Reichsverfassung anerkannt, ihrerseits entgegentreten werde, und dieselben aufzufordern, sofort in Uebereinstimmung mit der Centralleitung durch planmäßiges Zusammenwirken die zur Durchführung der Verfassung und Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung erforderlichen Maßregeln zu treffen. Endlich auch wurde auf Uhlands Vorschlag noch hinzugefügt, daß eine einseitige Uebertragung der Centralgewalt durch den Inhaber derselben von vorn herein ungültig sei. Unmittelbar nach der Sitzung vom 19. traten die Klubs der Rechten und der Centren zu einer Sitzung zusammen. Eine große Anzahl entschloß sich sogleich zum Austritt. In der Sitzung des nächsten Tages kündigten 65 Mitglieder, worunter Gagern, Dahlmann, Droysen, Arndt, Jordan, Simson, Waitz, Mathy u. And., ihren Austritt aus der Versammlung in einer von Dahlmann verfaßten Erklärung an, nachdem vorher 13 andere denselben durch den Präsidenten hatten anzeigen lassen. Die Zurückbleibenden suchten sich den Austritt unter minder anstößigen Formen möglich zu machen. Fallati stellte den Antrag einer Vertagung bis zum 20. Juni, die einer Selbstauflösung gleichkam. Diesem Antrag stand ein zweiter von Goltz entgegen, wonach die Zahl der zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Mitglieder auf 100 herabgesetzt werden sollte. Grävell erklärte auf die von der provisorischen Regierung der Pfalz ihm gemachte Anzeige von ihrer Einsetzung diesen Akt für eine verbrecherische Handlung. Dann folgten mehre Anträge; einer von Eisenstuck über die Ungültigkeit der von Sachsen damals erlassenen Zurückberufung der sächsischen Abgeordneten ward zur Berathung angenommen, ebenso ein Antrag von Umbscheiden, einen Aufruf an das deutsche Volk zu erlassen, worin demselben die jetzige Lage dargelegt werde, ferner den Dreißigerausschuß mit dem Entwurf desselben zu beauftragen. Darauf ward die Beschlußfähigkeit bei 100 mit 115 gegen 35 Stimmen angenommen. Die Folge davon war, daß 21 Mitglieder, darunter Stahl, Francke, Wurm, Fallati, Hans von Raumer, Wernher von Nierstein, Michelsen, Rümelin, Siemens u. A., ihren Austritt aus der Versammlung anzeigten. Den hauptsächlichsten Gegenstand der nächsten Verhandlung bot der beschlossene, von Uhland verfaßte Aufruf an das deutsche Volk. Derselbe wies auf die Bildung einer Volkswehr, auf vollständige Rüstung und auf die Beeidigung der Heere in den verfassungsgetreuen 29 Staaten hin. Als am 25. nach kurzer Debatte der Entwurf in seiner ursprünglichen Fassung angenommen worden, erklärten noch 13 Mitglieder der Centren, unter ihnen Welcker, Biedermann, Kierulf und Zachariä, ihren längst beabsichtigten Austritt, weil die Versammlung durch ihre Abstimmung bewiesen habe, daß sie in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung noch andere Zwecke verfolge, als die bloße Durchführung der Verfassung, und entschlossen sei, diese Zwecke im Nothfall mit Hülfe des Auslandes durchzusetzen. In der Sitzung vom 29. Mai kündigte Simon im Namen des Dreißigerausschusses Vorlagen über die Verlegung der Nationalversammlung an einen andern Ort an, u. am 30. Mai, der letzten Sitzung in der Paulskirche, brachte Vogt die Anträge des Dreißigerausschusses für die Verlegung der Versammlung nach Stuttgart auf den 4. Juni ein. Der Reichsverweser, den man absetzen wollte, sollte eingeladen werden, sich ebenfalls dahin zu begeben, wie Hagen in der Verhandlung sagte, aus Gründen der Mäßigung, und weil es noch möglich sei, daß der Reichsverweser durch einen Konflikt mit Preußen wieder der Nationalversammlung zugeführt werde. Dieser Konflikt bestand darin, daß Preußen damals den Reichsverweser drängte, seine Würde niederzulegen. Die Verhandlung war kurz; bei der Abstimmung wurde die Verlegung nach Stuttgart mit 64 gegen 17 Stimmen beschlossen. Es hatten namentlich dagegen 9 Würtemberger gestimmt, welche die Unzweckmäßigkeit dieses Beschlusses in

Bezug auf ihr engeres Vaterland wohl erkannten. Der Präsident Reh legte sein Amt nieder, 27 Mitglieder blieben in Frankfurt zurück, für mögliche Fälle ihr Mandat zurückbehaltend. Löwe aus Kalbe, nach Biedermanns Austritt zum Vicepräsidenten erwählt, übernahm den Vorsitz und kündigte an, daß er die nächste Sitzung in Stuttgart festsetzen werde. Die Versammlung zerstreute sich ohne irgend eine Kundgebung, welche bewiesen hätte, daß die Volksmasse noch lebhaften Antheil an ihr nahm.

Die erste, mit einigem Pomp zu Stuttgart abgehaltene Sitzung des sogenannten *Rumpfparlaments* fand am 6. Juni unter Löwe's Vorsitz Statt. Der übergesiedelten Mitglieder waren 105. Auf den Antrag des Dreißigerausschusses hin wurden folgende Beschlüsse gefaßt: Das von den Regierungen von Preußen, Sachsen u. Hannover verkündigte Wahlgesetz zum nächsten Reichstage (s. unten) ist null und nichtig; jeder Versuch, solches in D. zur Anerkennung bringen zu lassen, ist als Hochverrath gegen die souveräne deutsche Nation zu betrachten; der Theilnahme an diesem Hochverrathe machen sich alle Personen, insbesondere alle Civil- und Militärbeamten schuldig, welche auf irgend eine Weise zur Ausführung dieses Wahlgesetzes mitwirken. Ein anderer, auf Antrag des Dreißigerausschusses gefaßter Beschluß lautete dahin, daß bis zur Einsetzung eines Reichsstatthalters von der Nationalversammlung eine Regentschaft von fünf Personen zur Durchführung der Reichsverfassung und Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung gewählt werden und mit deren Eintritt die Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt aufhören solle. Als nächste Zielpunkte ihrer Wirksamkeit bezeichnete die Nationalversammlung der Regentschaft: schleunige Aufstellung eines Reichsheeres und Organisation der Volksbewaffnung zur Durchführung der Reichsverfassung; Wahrung der Interessen D.s nach außen, besonders in der deutsch-dänischen Angelegenheit; Betreibung der Wahlen zu dem am 15. August einzuberufenden Reichstag; Einberufung der Bevollmächtigten der die Reichsverfassung anerkennenden Staaten an den Sitz der Nationalversammlung. Die Wahl bezeichnete folgende fünf Männer als *Reichsregenten*: Raveaux und Becher für das Kriegswesen, Vogt für die auswärtigen Angelegenheiten, Simon von Breslau und Schüler von Zweibrücken für Finanzen, Justiz u. Inneres. Schon die erste Lebensthätigkeit der Reichsregentschaft, eine Proklamation an das deutsche Volk, worin sie ankündigte, daß der Reichsverweser abgesetzt sei, und daß sie die Leitung der gesammten bewaffneten Macht D.s übernehme, brachte sie mit dem Ministerium Römer in Konflikt, indem letzteres eine Gegenproklamation an das würtembergische Volk erließ und sich gegen eine Verwendung seiner bewaffneten Macht und des Guts und Bluts der Bürger Würtembergs zur Bekriegung des reaktionären Nordens verwahrte. Bald entstand ein neuer Konflikt, indem der General Miller, welcher die bei Stuttgart zusammengezogenen Truppen befehligte, zugleich von der Reichsregentschaft und von der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt Befehle erhielt, aber, nachdem er sich bei dem würtembergischen Ministerium Raths erholt, keiner von beiden Ordres nachkam. Deshalb sollte Miller von der Reichsregentschaft wegen Ungehorsams seines Oberbefehls entsetzt werden, während die würtembergische Regierung ihn in seiner Stelle aufrecht erhielt. Jetzt trat an die Stelle des Dreißigerausschusses ein *Fünfzehnerausschuß*, bestehend aus den Mitgliedern: Ludwig Simon, Eisenstuck, Hagen, Claussen, Jacobi, Nauwerk, Schüler von Jena, Kolb, Tafel von Stuttgart, Fröbel, Kudlich, Spatz, Schaffrath, Uhland, Rühl. Als die Regentschaft in der Folge von der würtembergischen Regierung 5000 Mann Truppen verlangte, um Rastadt zu besetzen, schlug Römer auch dies ab. Darauf setzte das Rumpfparlament seine Sitzungen bis zum 16. Juni aus, da es nicht mehr im Ständehause tagen wollte, weil sich die zweite Kammer in ihrer Mehrheit ihm ungünstig ausgesprochen hatte. Deshalb wurden die Sitzungen in eine mit Draperien, Festons und deutschen Fahnen geschmückte Reitbahn verlegt, und hier wurde unter Anwesenheit von 108 Mitgliedern ein Volkswehrgesetz geschaffen, das nicht in Ausführung kam. Noch in dieser ersten Sitzung an diesem neuen Orte erhielt der Präsident ein Schreiben von Römer, worin dieser ihn ersuchte, ohne Verzug dahin zu wirken, daß die Nationalversammlung und Regentschaft ihren Sitz außerhalb Würtembergs verlegen u. schon jetzt die Vornahme jedes weitern officiellen Aktes unterlassen möchte, u. daß im andern Falle Gewalt gegen sie angewendet werden würde. Dies Schreiben blieb ohne Antwort, aber als sich die Mitglieder des Rumpfparlaments am 18. Juni Nachmittags in langem Zuge nach ihrem Sitzungslokale begaben, fanden sie dort Militär aufgestellt, und ein Major forderte sie zum Auseinandergehen auf. Löwe wollte erwiedern und sich an das Militär wenden, aber in diesem Augenblicke übertäubte der Schall der Trommeln seine Stimme, und sowohl die Abgeordneten als das versammelte Volk wurden von dem vorrückenden Militär zerstreut. Dies war das tragische Ende des Reichstags, von welchem die Wiedergeburt D.s erwartet worden war.

Mit der Vernichtung des Verfassungswerks, das in der Paulskirche zu Stande gekommen war, fiel den deutschen Regierungen die Verpflichtung anheim, nun ihrerseits eine Einigung D.s herzustellen. Preußen schien diese Pflicht anzuerkennen, denn an dem Tage, an welchem die Abberufung der preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche erfolgte (14. Mai 1849), wurde eine Proklamation an das Volk erlassen und in dieser gesagt, die preußische Regierung habe mit Bevollmächtigten der größeren deutschen Staaten das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wieder aufgenommen. Diese Verfassung solle und werde in kürzester Frist der Nation gewähren, was sie mit Recht verlange und erwarte: ihre Einheit, dargestellt durch eine einheitliche Exekutivgewalt, die nach außen den Namen und die Interessen D.s würdig und kräftig vertrete, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß. Dieser Proklamation war eine Note vom 28. April vorangegangen, worin als Ausgangspunkte der deutschen Politik des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel folgende bezeichnet wurden: der Bundesstaat, im Gegensatz zum Staatenbunde als nothwendige Form für die zu schließende Vereinigung; Nichteintritt Oesterreichs in den Bundesstaat, aber ein mehr bindendes und einigendes Verhältniß zwischen beiden; die in Frankfurt berathene und beschlossene Verfassung

als Grundlage der weiteren Erörterungen; Vollendung des Werks aus freiester Entschließung von allen Seiten. Durch diese Note wurden **Konferenzen** eingeleitet, die am 17. Mai in Berlin eröffnet wurden, jedoch nur von den Bevollmächtigten Oesterreichs (Prokesch v. Osten), Preußens (Radowitz), Bayerns (Lerchenfeld), Sachsens (Beust) und Hannovers (Stüve) besucht wurden. Der österreichische Bevollmächtigte zog sich nach der ersten Sitzung zurück; der bayerische blieb zwar, protestirte aber und wich jeder bestimmten Erklärung dadurch aus, daß er Mangel an Instruktionen vorschützte. Das Ergebniß der vom 17.—26. Mai dauernden Verhandlungen waren das Bündniß zwischen Preußen, Hannover und Sachsen (**Dreikönigsbündniß**) und der sogenannte **Dreikönigsentwurf**. Das Bündniß, auf die Dauer eines Jahres geschlossen, sollte Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit D.s, Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Staaten und gegenseitige Hülfsleistung bezwecken. Die im Entwurfe angenommene Reichsverfassung sollte alle Bundesländer umfassen, mit Ausnahme Oesterreichs, mit welchem ein weiterer Bund zu bilden sei, der die völkerrechtlichen Zielpunkte des deutschen Bundes von 1815 festhalte. Bayern versagte wenigstens dem Vertrage vorläufig die Unterschrift, angeblich besonders wegen der dem Reichsvorstande eingeräumten umfassenden Befugnisse, und auch Sachsen und Hannover hatten den Vertrag nur unter erst später bekannt gewordenen Vorbehalten vollzogen, Hannover unter Voraussetzung des Beitritts von ganz D. Oesterreich hatte schon unter dem 16. Mai ablehnend auf die berliner Vorschläge geantwortet. Weitere Verhandlungen zwischen den beiden Kabineten nahmen einen gereizten Ton an; gegenüber der Berufung Preußens auf die österreichische Reichsverfassung vom 4. Mai erklärte sich Oesterreich wieder bereit, stets seine Bundespflichten zu erfüllen, falls nur eine seiner Stellung angemessene Verfassung geschaffen würde. Inzwischen hatte Preußen die Entfernung des vollends zum Schatten herabgesunkenen Reichsverwesers eifrig betrieben. Schon Mitte Mai hatte Oberst von Fischer, der den preußischen Abgeordneten in Frankfurt ihre Abberufung überbrachte, versucht, im Namen seiner Regierung den Reichsverweser zur Auflösung der Nationalversammlung u. zum persönlichen Rücktritt zu bewegen. Der Erzherzog hatte jedoch diese Zumuthung zurückgewiesen. Dem Verlangen Preußens, den Waffenstillstand und Frieden mit Dänemark ohne Zuziehung der Reichsgewalt zu unterhandeln, setzte er am 24. Mai die bestimmte Erklärung entgegen: zwar sei er längst zum Rücktritt entschlossen, werde jedoch bei Bestimmung des desfallsigen Zeitpunktes lediglich das Interesse D.s zu Rathe ziehen und keiner Macht der Erde das Recht zugestehen, ihn von dem durch D.s gesammte Regierungen ihm anvertrauten Posten zu verdrängen. Hierauf erließ das berliner Kabinet unterm 28. Mai ein entschuldigendes Schreiben, jedoch wieder mit der Enderklärung, die preußische Regierung habe allerdings den gegenwärtigen Zeitpunkt für den zur Niederlegung der Reichsverweserschaft geeignetsten gehalten. Zugleich protestirte Preußen gegen jede Verfügung der Reichsgewalt über preußische Truppen, wie bei dem pfälzisch-badischen Aufstande. Ende des Monats versammelten sich die Bevollmächtigten der kleineren deutschen Staaten in Frankfurt und richteten unter dem 3. Juni eine Anfrage an die Centralgewalt, ob dieselbe die Mittel zur Wahrnehmung ihrer Funktionen besitze, wie sie sich dem Dreikönigsbündnisse gegenüber verhalten werde, was sie den Gefahren im Innern und von außen gegenüber zu thun gesonnen sei, und wie sie ihre Stellung zu der Nationalversammlung in Stuttgart ansehe. Das Reichsministerium antwortete darauf am 5. Juni: das berührte Bündniß beruhe auf Artikel 11 der Bundesakte und sei daher nicht anzufechten; die Befugniß der Nationalversammlung, sich nach Stuttgart zu versetzen, könne als streitend mit den Beschlüssen vom 30. März und 7. April nicht anerkannt werden; die Centralgewalt sei gesonnen, ihre Funktionen auszuüben, da Oesterreich u. Bayern Streitkräfte zugesichert, Preußen aber sich noch nie seinen Bundespflichten entzogen habe. Dem weiteren Andrängen Preußens wich der Reichsverweser vorerst durch eine Reise ins Bad Gastein (Ende Juli) aus. Daß aber die Centralgewalt nur noch dem Namen nach bestand, zeigte sich deutlich bei Gelegenheit des Aufstandes in Baden (s. d.), gegen den die Reichsregierung nur das unzureichende peuckersche Corps ins Feld zu führen hatte. Nachdem eine preußische Cirkularnote vom 28. Mai 1849 alle deutschen Regierungen zum Beitritt zu dem Dreikönigsbündniß eingeladen hatte, veröffentlichte Preußen am 11. Juni eine „Denkschrift" als Erläuterung und Begründung des berliner Verfassungsentwurfs, um den Regierungen Gelegenheit zu ihren Beitrittserklärungen zu geben. Diese erfolgten denn auch mit Ausnahme von Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Hessen-Homburg, Luxemburg, Limburg, Holstein, Liechtenstein und der freien Stadt Frankfurt. Weniger bereit zeigte sich ein Theil der betreffenden Kammern; überhaupt zeigte sich die Volkspartei in ganz D. abgeneigt, dem preußischen Unionsplane, dem man mißtraute, beizustimmen. Dagegen fand Preußen eine unerwartete Unterstützung in der gagernschen Partei, welche sich am 3. Juni in Frankfurt versammelt u. von dort an ihre Glieder die Einladung zu einem **Nachparlament** erlassen hatte, welches sich am 26. Juni in **Gotha** versammeln sollte, um die gegenwärtige Lage des Vaterlandes in Erwägung zu ziehen u. auf das Zustandekommen der Wahlen zu einem neuen deutschen Reichstage in übereinstimmender Weise hinzuwirken. Die Einladung zu dieser Versammlung ging aus von den beiden Gagern, Dahlmann, dem Grafen Giech, Wiedemann, Francke, von Soiron u. Mathy. Die preußische Regierung, von der man glaubte, daß sie diese Zusammenkunft gern sehe, verweigerte ihren Beamten den Urlaub, obwohl man den Charakter einer Privatbesprechung so streng festhielt, daß weder Zuhörer, noch selbst Stenographen in das Versammlungslokal zugelassen wurden. Am 26. Juni waren in Gotha 160 ehemalige Parlamentsmitglieder versammelt, worunter sechs aus Bayern, je drei aus Würtemberg und Baden (Bassermann, Soiron u. Mathy), zwei aus Hessen-Darmstadt. Von den Preußen, die zur äußersten Rechten in der Paulskirche zählten, kam nur Vincke. Das Resultat der Besprechung war die Annahme eines Programms, wonach sich die Unterzeichneten in Erwägung der bedrohten Lage des Vaterlandes verpflichteten, so viel an ihnen sei, auf den Anschluß der noch nicht beigetretenen Staaten an den von der

berliner Konferenz vorgelegten Entwurf hinzuwirken und sich an den Wahlen zum nächsten Reichstage zu betheiligen. Die Partei Gagern trug von dieser Zeit an den Namen der gothaischen Partei.

Unterdessen hatte der auf den Grund des Dreikönigsbündnisses zusammengetretene Verwaltungsrath bereits am 18. Juni seine Thätigkeit begonnen. Am 30. Aug. stellte der nassauische Bevollmächtigte den Antrag auf Berufung eines Reichstags, den er am 26. Sept. begründete. Bayern und Würtemberg hatten sich definitiv von allen weiteren Schritten zur Verwirklichung des engeren Bundes losgesagt; selbst Sachsens und Hannovers Haltung blieb eine zweideutige. Dennoch schloß sich der preußische Bevollmächtigte im Verwaltungsrathe, von Bodelschwingh, am 5. Oktober dem Antrage auf Berufung eines Reichstags an. Hierauf stimmten 14 Bevollmächtigte dem Antrage bei, doch wurde auf Badens Verlangen ein Ausschuß zum gutachtlichen Bericht niedergesetzt, wie die Gesammtheit der verbündeten Staaten ihre enge und unlösbare Verbindung mit den übrigen deutschen Bundesgenossen fortzusetzen vermöge, und wie der Anschluß derselben an den Bund herbeizuführen und das der Reichsverfassung vorbehaltene Bundesverhältniß mit Oesterreich zum Vollzug zu bringen sei. Hannover, Sachsen und Strelitz widersprachen der Berufung eines Parlaments geradezu, bis alle deutschen Staaten in einem Gesammtbündniß vereinigt wären. Hierbei kamen die bei dem Schlußprotokoll vom 26. Mai von Hannover und Sachsen gemachten Vorbehalte zur Sprache; doch bestritt jetzt Preußen deren Gültigkeit, beharrte bei der Forderung der Berufung eines Reichstags und trat am 19. Okt. mit darauf bezüglichen speciellen Anträgen hervor. Dieselben betrafen gewisse Abänderungen des Verfassungsentwurfs, Bestimmung des 15. Jan. 1850 zum Wahltag für das Volkshaus, Berufung des Parlaments nach Erfurt, Bestellung dreier Kommissare zur Leitung der Verhandlungen in beiden Häusern durch Preußen und durch den Verwaltungsrath. Der zweite Punkt ward sofort angenommen, die übrigen weiterer Erörterung vorbehalten. Von diesem Beschluß nahmen aber der sächsische und hannöverische Bevollmächtigte Veranlassung, am 20. Oktober ihren Austritt aus dem Verwaltungsrathe anzuzeigen, unter Verwahrung gegen alle Folgen jenes einseitigen Vorschreitens von Seiten Preußens. Namentlich widersprachen sie der vorschnellen Berufung des Reichstags, als einer den Zweck des Bündnisses vom 26. Mai gefährdenden und besonders die innere und äußere Sicherheit D.s bedrohenden Maßregel. Der Eindruck dieses Schritts zeigte sich in dem Schwanken und Zögern des Verwaltungsraths. Erst am 17. November wurde die Einberufung des Reichstags nach Erfurt definitiv angeordnet, und erst am 13. Februar 1850 erfolgte die Entscheidung, daß das Parlament am 20. März eröffnet werden sollte. Unterdessen hatte sich aber in dem Verhältniß der deutschen Mächte zu einander wieder Vieles anders gestaltet. Preußen hatte am 22. Juni seinen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt abgerufen u. somit die letzte Verbindung mit derselben zerrissen. Bei Gelegenheit des von Preußen einseitig vollzogenen Abschlusses des Waffenstillstandes mit Dänemark vom 10. Juli, der die Herzogthümer Preis gab, erklärte das Reichsministerium durch Rundschreiben vom 4. Aug., daß es zwar die thatsächliche Vollziehung des Vertrags nicht hindern könne, aber demselben die rechtliche Gültigkeit absprechen und alle Ansprüche der Herzogthümer, D.s u. der Reichsgewalt bei dem Abschlusse eines künftigen Friedens wahren müsse. Nachdem Hannover und Sachsen durch die Minister Bennigsen und Beust in Wien noch einmal vergeblich Schritte zur Anbahnung einer Einigung in der deutschen Frage gethan, kam am 30. September zwischen Preußen u. Oesterreich wenigstens ein Vertrag zur Einsetzung einer provisorischen Bundescentralgewalt, des sogenannten Interims, durch Bevollmächtigte beider Staaten bis 1. Mai 1850 zu Stande. Da aber mehre Regierungen ihre Zustimmung erst spät und theilweise nur sehr bedingt, wie besonders Bayern und Würtemberg, abgaben, so trafen die von beiden Staaten ernannten Bundeskommissäre, Kübeck und Schönhals für Oesterreich, Radowitz und Bötticher für Preußen, erst im November in Frankfurt ein, worauf am 20. December die Uebergabe der provisorischen Bundescentralgewalt von Seiten des Erzherzogs Johann an die Bundeskommission ohne weitere Förmlichkeit und somit der Rücktritt des Reichsverwesers erfolgte. Am 1. Januar 1850 verließ der Erzherzog die Stadt, die er einst unter dem Jubel des deutschen Volks betreten.

Nach dem Rücktritt Hannovers u. Sachsens von den Verhandlungen des Verwaltungsrathes verfolgte Preußen seine Pläne mit größerer Entschiedenheit. Oesterreich hatte bereits unter dem 12. November gegen die Berufung des Reichstags protestirt und wiederholte am 28. November diese Einsprache in schärfster Weise. Bayern schloß sich derselben durch Note vom 8. December an. Oesterreich behauptete die fortwährende Gültigkeit des Bundesrechts und erkannte die durch die europäischen Verträge gewährleistete Beständigkeit des Bundes in der Bundescentralkommission, während Preußen wenigstens die ununterbrochene Fortdauer der Bundesgewalt nicht zugestehen wollte und darauf bestand, daß die Bundesglieder eine neue Form der Einigung suchen könnten, während den einzelnen Regierungen das Recht zustehe, sich ohne Verletzung der allgemeinen Bundespflichten näher an einander zu schließen. Hannover trat endlich durch Erklärung vom 21. Februar 1850 von dem Bündnisse zurück. Die sächsische Regierung schien dagegen zwischen beiden Lagern eine abwartende Stellung einnehmen zu wollen, denn während sie noch mit einigen losen Fäden an der Union hing, betheiligte sie sich zugleich bei dem großdeutschen Gegenbunde, dem sogenannten Vierkönigsbündnisse, das zwischen Bayern, Sachsen, Würtemberg und Hannover eben zu Stande kam. Dasselbe beruhte auf einem neuen Entwurfe einer Reichsverfassung, nach welchem an die Spitze des neuen Bundesstaats ein Direktorium, von Oesterreich, Preußen, den vier Königreichen und beiden Hessen gebildet, treten, die Nationalversammlung aber aus 300 Mitgliedern, gewählt durch die Landstände, bestehen sollte. Da aber Hannover zuletzt seinen Beitritt verweigerte, so wurde der Entwurf am 27. Februar in München nur von den Bevollmächtigten Bayerns, Sachsens und Würtembergs unterzeichnet u. dann veröffentlicht. Obgleich von Bayern aus verkündet

worden war, daß Oesterreich diesem Bündnisse seine Zustimmung geben werde, waren in der am 13. März erscheinenden österreichischen Note neben anerkennenden Worten für den eigenen Beitritt Oesterreichs so vage Bedingungen gestellt, daß man den rein diplomatischen Charakter der Note deutlich erkannte. Preußen und die mit ihm verbündeten Staaten, die beiden Hessen ausgenommen, lehnten den Entwurf kurz ab, und damit war diese Schöpfung von der Pfordtens begraben.

Der berliner Verwaltungsrath hatte unterdessen in seiner Sitzung am 26. Februar eine Zusatzakte zu dem Maientwurfe angenommen, wodurch dem Bündnisse nur der Name eines Vereins blieb und dem Rechte der Kriegsführung gegen Mitglieder des deutschen Bundes entsagt war. Die Berufung des zum „Vereinstage" zusammengeschwundenen Parlaments ward auf den 20. März festgesetzt. Im Verwaltungsrathe übernahm Radowitz an Bodelschwinghs Stelle den Vorsitz in der Schlußsitzung am 9. März. Noch am 4. März war beschlossen worden, Hannover wegen seines Rücktritts vor dem (durch den Maientwurf beschlossenen) Bundesschiedsgericht zu verklagen; der preußische Gesandte wurde am 6. aus Hannover abberufen. Der Notenwechsel zwischen Preußen und Oesterreich dauerte inzwischen fort. Obgleich am 26. Februar das berliner Kabinet dem wiener versichert hatte, daß Preußen in Erfurt nur eine häusliche Angelegenheit betreiben und nicht über die Grenzen des engeren Bundes hinausgehen werde, protestirte Oesterreich noch durch Note vom 15. März wiederholt gegen den Vereinstag und verband zugleich durch Note vom 24. März mit diesem Protest einen zweiten gegen die von Preußen mit mehren Vereinsstaaten geschlossenen Militärkonventionen. Unter diesen Auspicien wurden die Vorbereitungen für das „erfurter Festungsparlament", wie es der Volkswitz nannte, betrieben. Der Verwaltungsrath siedelte nach Erfurt über, und zur Leitung der parlamentarischen Verhandlungen wurden Radowitz, Carlowitz aus Sachsen, Vollpracht aus Nassau, Lepel aus Darmstadt und Liebe aus Braunschweig gewählt. Bei den Wahlen für das Volkshaus betheiligte sich eigentlich nur die gothaische Partei; die Großdeutschen und die Vertreter des specifischen Preußenthums befanden sich in beiden Häusern in großer Minderheit, und die Demokratie war ganz unvertreten. Am 20. März fand die Eröffnung des **Unionsparlaments** zu Erfurt durch Radowitz Statt, worauf die Sitzungen in der Augustinerkirche begannen. In beiden Häusern saßen Fürsten, Herzöge u. Prinzen und nahezu 200 Beamte, zum Theil vom höchsten Range; das Staatenhaus zählte 68, das Volkshaus 175 Abgeordnete, beide also nur 43 unabhängige Männer, u. auch diese waren durch die festesten Bande an die Regierungen gefesselt. Die gothaer Partei bildete die Linke, der Ultramontanismus und das specifische Preußenthum die Rechte. Präsident im Staatenhause wurde von Auerswald, im Volkshause Simson. Die Rede, durch welche sich Radowitz am 26. im Volkshause über die Politik der Regierungen aussprach, machte großes Aufsehen und erregte Hoffnungen, die sich freilich bald genug als trügerisch erwiesen. Da vom Verwaltungsrathe bereits der Beschluß gefaßt war, daß, nachdem der Reichstag die Verfassung vom 26. Mai sammt den Zusätzen angenommen haben würde, die Regierungen zum unverbrüchlichen Festhalten daran gebunden sein sollten, einigten sich Linke und linkes Centrum zu dem Beschlusse, Verfassung und Zusatzakte vor der Revision en bloc anzunehmen. Die Rechte (Stahl, Gerlach) verlangte dagegen eine specielle Revision, während das rechte Centrum (Keller, Urlichs) eine Enblocannahme an einzelne Bedingungen, namentlich an vorläufige Ausschließung der Grundrechte, geknüpft wissen wollte. Am 27. März kündigte aber von Radowitz selbst an, daß die Verfassung vor ihrer Annahme noch verschiedener Abänderungen bedürfe, u. daß die Regierungen dahin zielende Vorschläge des Parlaments erwarteten. Nachdem das Volkshaus am 12. u. 13. April vornehmlich über diesen Punkt diskutirt hatte, erklärte es endlich mit 125 gegen 89 Stimmen seine Zustimmung zu der Maiverfassung und der Additionalakte, sowie ferner dazu, daß die Regierungen von den nachträglich vom Parlament beschlossenen Abänderungen annähmen, was ihnen beliebe, während es im andern Falle bei dem ursprünglichen Wortlaute sein Bewenden haben sollte. Denselben Beschluß faßte am 17. April das Staatenhaus mit 62 gegen 29 Stimmen. Darauf wurden bedeutende Beschränkungen gefordert und gewährt, um nur, wie die gothaische Partei meinte, aus dem Schiffbruche etwas zu retten. Aber schon am 29. April erfolgte die Vertagung des Parlaments, ohne daß die betreffende Botschaft eine irgend bestimmte Zusage hinsichtlich der weiteren Absichten der Regierungen enthalten hätte.

Mit dem erfurter Parlament endete die letzte Spur einer volksthümlichen Betheiligung an den politischen Angelegenheiten D.s; die Diplomaten nahmen nun die Leitung der Geschicke D.s wieder ganz in ihre Hände. Die Verhandlungen über eine Erneuerung des Interims, das am 30. April vertragsmäßig sein Ende erreichte, hatten zu keinem Resultat geführt, da sich die Kabinete von Wien und Berlin einestheils darüber nicht verständigen konnten, anderntheils die übrigen deutschen Regierungen, namentlich die königlichen, geradezu Abneigung gegen eine solche Maßregel zeigten. Die Thätigkeit des Interims beschränkte sich auf die Verhinderung der von Würtemberg beabsichtigten einseitigen Aufhebung des Postlehnsvertrags mit dem Hause Taxis, auf die sehr übel vermerkte Einmischung in den mecklenburgischen Verfassungsstreit, auf Bestellung eines Schiedsgerichts und auf das Gebot an die Statthalterschaft von Schleswig-Holstein, sich den Bestimmungen des Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 nicht zu widersetzen. Nach vorausgegangener vertraulicher Mittheilung trat endlich Oesterreich mit einer Cirkulardepesche vom 26. April hervor, worin zu einem Zusammentritt der Bevollmächtigten sämmtlicher Genossen des Bundes zum Behuf einer Revision der Bundesverfassung auf den 10. Mai in Frankfurt a. M. eingeladen wurde. Preußen beantwortete diese Depesche am 3. Mai ablehnend, nachdem es schon am 1. Mai Einladungsschreiben an die Unionsfürsten zu einem in Berlin abzuhaltenden **Fürstenkongresse** erlassen hatte. Es handelte sich bei diesem Kongresse um Beschlußfassung über die Annahme der Verbesserungen der Unionsverfassung, wie sie von dem Parlament in Erfurt in Antrag gebracht worden, um

genaue Prüfung der revidirten Verfassung, um Ermittelung derjenigen Punkte derselben, welche bis zu endlicher Regulirung der allgemeinen deutschen Verhältnisse noch ruhen müßten, und endlich um eine vorläufige Vereinbarung über die Errichtung eines einfachen Unionsorgans. Am 9. Mai 1850 wurde der Kongreß mit einem feierlichen Gottesdienst im berliner Dom eröffnet. Von den Eingeladenen fehlten der König von Sachsen, der gar nicht vertreten war, der Großherzog von Hessen, den der Kurfürst von Hessen, und der Herzog von Nassau, den sein Ministerpräsident von Wintzingerode repräsentirte. Die Rücksichten auf freieste Vereinbarung konnten nicht weiter getrieben werden, als in der königlichen Ansprache geschah, welche die Regierungen sogar von ihren aus dem Beitritt zur Union entstandenen vertragsmäßigen Pflichten entband. Die Wirkung dieser Nachgiebigkeit trat bei den Verhandlungen genugsam hervor. Bei der ersten Frage: wie sich die verbündeten Regierungen den vom erfurter Parlament vorgenommenen Abänderungen der Verfassung gegenüber zu verhalten gedächten, erklärte sich Graf Brandenburg im Namen Preußens mit Entschiedenheit, ohne Vorbehalt, für die Annahme der vom Parlament vorgelegten Abänderungsvorschläge, jedoch müsse Preußen, wie er hinzufügte, die Ausführung der Unionsverfassung von den Erklärungen abhängig machen, welche hierüber von den verbündeten Regierungen abgegeben würden. Dieser preußischen Erklärung schlossen sich an Oldenburg, Nassau, Braunschweig, die sächsischen Herzogthümer, Anhalt, Schwarzburg und Reuß, im Ganzen sechszehn Regierungen. Baden, Mecklenburg-Schwerin und Schaumburg-Lippe gaben ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß sie sich ihren Verpflichtungen dem deutschen Bunde gegenüber nicht entziehen müßten. Auch die Hansestädte nahmen die Abänderungen nur unter dem Vorbehalt weiterer Entschließung an, für den Fall, daß die Unionsverfassung und Additionalakte in Hannover und Sachsen oder einem anderen der verbündeten Staaten nicht zur Ausführung kämen. Mecklenburg-Strelitz lehnte die Verfassung definitiv ab; Kurhessen wollte erst die Resultate des frankfurter Kongresses abwarten und enthielt sich bis dahin einer Erklärung. Darauf folgte wieder ein Provisorium, u. selbst dieses wurde verworfen von Kurhessen, Strelitz und Schaumburg-Lippe. Die anderen Staaten stimmten für den preußischen Vorschlag, die provisorische Unionsregierung aus dem Unionsvorstand, dem Fürstenkollegium u. einem zwischen beiden stehenden Ministerialorgan bestehen zu lassen. Als Schlußtermin des neuen Provisoriums wurde der 15. Juli 1850 von Preußen vorgeschlagen und allgemein angenommen, jedoch so, daß nach Ablauf des Termins entweder die einfache Verlängerung des Provisoriums, oder eine Modifikation desselben, od. das Definitivum eintreten solle. Die zweite Frage, das Verhältniß der unirten Regierungen zu dem frankfurter Kongreß betreffend, wurde in den Sitzungen vom 11. u. 14. Mai entschieden. Die erste Frage, dahin lautend, ob die verbündeten Fürsten den Kongreß beschicken sollten, wurde von allen Votanten bejaht, von Kurhessen mit dem Bemerken, daß es die Union ohne allseitige Zustimmung für gesetzlich unzulässig halte. Die zweite Frage: ob die Beschickung des Kongresses unter der in der Sitzung vom 11. Mai von Preußen mitgetheilten Erklärung geschehen solle, wurde von der Majorität ohne Kurhessen, Strelitz, Bremen und Hamburg bejaht. Jene Erklärung enthielt aber folgende Punkte: man betheilige sich an dem Kongreß, um kein Mittel der Verständigung unversucht zu lassen; man lehne jedoch ausdrücklich die Hinweisung auf eine Einberufung des Kongresses aus den erloschenen Präsidialbefugnissen der rechtmäßig aufgelösten Bundesversammlung ab; ebenso lege man dieser Zusammenkunft keineswegs den Charakter des Plenums der früheren Bundesversammlung bei, sondern betrachte sie lediglich als eine Vereinigung der 35 deutschen Regierungen zu bestimmten Zwecken; man gestehe daher dieser Zusammenkunft keinerlei Recht zu, Beschlüsse im Namen des Bundes zu fassen, welche für diejenigen deutschen Regierungen verbindlich wären, die ihre Zustimmung dazu nicht gegeben; auch erklärten die verbündeten Regierungen von vorn herein, daß sie keiner Neugestaltung einer Bundesverfassung zustimmen würden, welche der Union nicht ihre berechtigte Stelle in derselben sichere. Die dritte u. letzte Frage: Wie werden sich die verbündeten Regierungen auf dem Kongresse selbst den dortigen Fragen gegenüber zu stellen haben? wurde in vertraulicher Weise behandelt. Damit waren die zur Berathung vorliegenden Gegenstände erschöpft, u. der Kongreß selbst wurde am 16. Mai 1850 geschlossen. Mit der Bestimmung, daß das Provisorium mit dem 15. Juli 1850 sein Ende erreichen sollte, war nichts gewonnen, da mit dem Eintritt des genannten Zeitraums nicht etwa ein Definitivum begründet werden sollte, so daß also die Frist nur eine Aufforderung für die schwankenden Regierungen zu sein schien, ihren Austritt zu beschleunigen. Eine dieser Regierungen, Mecklenburg-Strelitz, that diesen Schritt wirklich, die königlich sächsische sagte sich (5. Juni) jetzt auch formell los. Am 1. Mai war inzwischen der Interimsvertrag abgelaufen. Da aber eine die Bundescentralkommission ersetzende Bundesgewalt nicht vorhanden war, so faßte die Bundeskommission den Beschluß, die Verwaltung des Bundeseigenthums, die Ausschreibung der dazu nöthigen Geldmittel und die Erledigung der keinen Aufschub leidenden Angelegenheiten so lange fortzuführen, bis durch gemeinsame Entschließung der Kabinete von Wien und Berlin ein anderes Bundesorgan an die Stelle des Interims trete. In diese Zeit fällt die warschauer Konferenz (27. Mai), die preußischerseits durch den Prinzen von Preußen, österreichischerseits durch den Fürsten Schwarzenberg beschickt ward. Ueber den Ausgang der Konferenz verlautete, daß der Kaiser von Rußland auf die Erhaltung der Verträge von 1815 das größte Gewicht gelegt und dringend an die Nothwendigkeit gemahnt habe, nicht durch Zwistigkeiten der Kabinete einen allgemeinen Krieg zu entzünden. Die Union habe er abgewiesen, auf der anderen Seite aber von Oesterreich dringend erbeten, daß es von dem Projekt der Einfügung des gesammten Kaiserstaats in den deutschen Bund abstehe.

Der am 9. Mai in Frankfurt als Plenarversammlung durch den außerordentlichen Bevollmächtigten, Grafen Thun, eröffnete Kongreß verfügte über 9 von den 17 Stimmen des alten Bundes: Oesterreich, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtem-

berg, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Dänemark wegen Holsteins, Niederland wegen des Großherzogthums Luxemburg. Nach dem Fürstenkongreß fanden sich auch die Abgeordneten der Union in Frankfurt ein, doch erfolgte die Vereinigung derselben mit der Plenarversammlung nicht, da Preußen die Forderung stellte, daß die Berathungen den Charakter freier Konferenzen annehmen sollten, worauf Oesterreich nicht einging. Andere Differenzen bezogen sich auf die Abführung der badischen Truppen nach Preußen, auf Hamburg, wo sich noch immer eine preußische Besatzung befand, endlich auf Schleswig-Holstein, dessen Unterwerfung der wiener Hof eifrig betrieb. Die meisten der zwischen Preußen u. Oesterreich gewechselten Noten bezogen sich auf den Bundestag. Die preußische Auffassung findet sich vollständig in der Denkschrift vom 25. August 1850, worin die Aufforderung, sich an dem engeren Rath zu betheiligen, abgelehnt wurde, da die Bundesversammlung nicht bloß thatsächlich, sondern auch rechtlich zu bestehen aufgehört habe. Demgemäß weigerte sich auch Preußen, sich an der Verwandlung der außerordentlichen Plenarversammlung in eine ordentliche zu betheiligen, welche am 2. September in Gegenwart von zwölf Gesandten erfolgte. Der österreichischerseits gestellte Antrag ging dahin, „daß die hohe Versammlung sich bereitwillig erkläre, einer ernsten und unbefangenen Prüfung jede Proposition zu unterwerfen, welche die kaiserliche Regierung, um die angeregten Bedenken zu beseitigen, zu machen für geeignet erachten könne“. Durch die Annahme dieses Antrags hielt sich die österreichische Regierung für ermächtigt, die Erklärung abzugeben, daß sie sich außer Stande sehe, bezüglich der Niedersetzung einer sogenannten neutralen Kommission Vorschläge zu machen, und die Initiative Preußen überlasse, weil es die Bildung einer solchen Kommission verlange. Zugleich erklärte sich Oesterreich für die Beendigung der bisherigen Thätigkeit der Bundeskommission und deren alleinige Beschränkung auf die die Verwaltung des Bundeseigenthums bezüglichen Fragen, und zwar nur behufs Erhaltung der Kontinuität der Verbindung, rief demgemäß seine Beamten größtentheils ab und ließ nur das Kommissorium Kübecks und Schönhals' unter der eben genannten Beschränkung fortbestehen, gab diesen aber nach, sich vertreten zu lassen u. den erbetenen Urlaub anzutreten. Der Bundestag verfolgte inzwischen unbeirrt von allen Protesten seine Arbeiten, faßte ferner Beschlüsse in der kurhessischen Angelegenheit (s. Hessen) und ratificirte den Frieden mit Dänemark (26. Oktober). Gegen diese Ratifikation protestirte das Fürstenkollegium, weil dieselbe im Namen des deutschen Bundes, den einzelne Regierungen nicht darstellen könnten, erfolgt sei, doch ward dieser Protest so wenig beachtet, daß man in Frankfurt sofort zu verhandeln begann, wie die Exekution gegen Schleswig-Holstein vollstreckt werden könne. Eine Konferenz, den 12. Oktober in Bregenz zwischen den Herrschern von Oesterreich, Bayern und Würtemberg abgehalten, einigte die Gruppe der sogenannten großdeutschen Staaten fester denn je. Während man auf dieser Seite zum rücksichtslosesten Vorgehen entschlossen war, suchte Preußen zum zweiten Male eine Verständigung durch russische Vermittelung. Graf Brandenburg u. Fürst Schwarzenberg verhandelten persönlich mit einander; außerdem nahmen an den Verhandlungen Antheil die russischen Diplomaten Graf Nesselrode und Baron von Meyendorff und der preußische Gesandte in Petersburg, von Rochow. Ueber das Detail dieser zweiten warschauer Konferenz ist wenig bekannt geworden. Auch sie führte zu keinem Resultat.

Noch ehe die Bevollmächtigten von Warschau zurückgekehrt waren, drohte in Kurhessen eine blutige Katastrophe. Die Bundesversammlung beschloß, ihre Anordnungen in Kurhessen u. Schleswig-Holstein in Vollzug zu bringen, u. am 1. Nov. 1850 überschritt eine Bundesarmee unter Fürst Thurn u. Taxis, Oesterreicher und Bayern, die kurhessische Grenze. Am 3. Nov. rückten darauf auch preußische Truppen unter Radziwil und von der Gröben in Hanau ein, um die preußischen Etappenstraßen zu besetzen, wiewohl in der Bundestagssitzung vom 2. November der kurhessische Bevollmächtigte gegen die vorgebliche feindliche Invasion die Hülfe des Bundes angerufen hatte. Doch siegte im preußischen Ministerium die Friedenspartei, und Radowitz erhielt am 3. November seine Entlassung. Man wollte nachgeben, da mit der einmal nicht länger zu haltenden Union auch deren System fallen mußte. Die Abberufung der preußischen Militärpflichtigen aus dem Heere Schleswig-Holsteins machte dem „unerträglichen Zustande“ ein Ende, daß Unterthanen eines monarchischen Staats Seite an Seite mit „Rebellen“ kämpften, nach Hamburg erging der Befehl, daß die preußische Besatzung in die Heimat zurückzukehren habe, u. auch in Baden sammelten sich die preußischen Truppentheile, um den Rückmarsch nach dem Norden anzutreten. Dies alles genügte jedoch dem Bunde noch nicht, vielmehr wurde von dieser Seite darauf bestanden, daß Preußen Kurhessen räume, damit die österreichisch-bayerische Exekutionsarmee ohne Hinderniß verfahren könne. In Berlin machte dieses rücksichtslose Drängen einen solchen Eindruck, daß man sich noch einmal zur Energie aufraffte und den Beschluß faßte, das gesammte preußische Heer mit Einschluß der Landwehr mobil zu machen. Gleichzeitig erging an den General von der Gröben nach Kurhessen die Weisung, nunmehr bloß nach militärischen Rücksichten zu operiren. Da nun gleichzeitig die Bundestruppen vorrückten, so kam es (8. November) bei Bronzell zu einem feindlichen Zusammenstoß. Die preußischen Vorposten gaben auf die österreichischen Feuer, und schon schien sich ein Plänklergefecht entspinnen zu wollen, als die Preußen zurückgingen. Doch schien in der That der Krieg unvermeidlich. Die Rüstungen wurden im ausgedehntesten Maßstabe fortgesetzt und 14 Millionen für die Bedürfnisse des Heeres angewiesen. Auch einige der deutschen Mittelstaaten, Würtemberg, Sachsen 2c., brachten ihre Heere auf den Kriegsfuß. Aber am 9. November räumten die preußischen Truppen Fulda, und bis zum 15. war eine Demarkationslinie gezogen, um allen ferneren Konflikten vorzubeugen. Der steigende Einfluß der specifisch-preußischen Partei am berliner Hof beseitigte jede Gefahr eines von Preußen ausgehenden Bruchs. In der deutschen Verfassungsangelegenheit gab Preußen durch Fallenlassen der Union in der Hauptsache nach. Oesterreich dagegen willigte ein, über die Neugestaltung des Bundes in Unterhandlung zu treten, bevor und ohne daß

Preußen den Bundestag feierlich anerkannt habe. Auch das gab Oesterreich zu, daß über diese Neugestaltung in freien Konferenzen verhandelt werde. Nur in einer Nebenfrage herrschte noch eine Divergenz der Ansichten, da Oesterreich die Eröffnung der Konferenzen in Wien forderte, Preußen dagegen die Wahl eines neutralen Orts verlangte. Ferner verlangte Preußen Parität der beiden Großmächte und Anerkennung des Rechts der freien Unirung. Das Letztere gestand Oesterreich zu, über den ersten Punkt hielt es seine Entscheidung zurück. In den speciellen Fragen über Holstein und Kurhessen wurde keine Einigung erzielt. Oesterreich wollte Holstein „pacificiren“; Preußen widerstrebte der Zumuthung einer gewaltsamen Intervention in den Herzogthümern und weigerte sich auch, den Durchmarsch anderer zu jenem Zweck bestimmten Truppen durch das preußische Landesgebiet zu gestatten. Da aber Preußen selbst an die Statthalterschaft das kategorische Ansinnen gerichtet hatte, daß bis zu einem bestimmten Termin (15. December 1850) entwaffnet werde, und da Exekutionstruppen, die von Oesterreich nach Holstein marschiren, das preußische Gebiet gar nicht zu berühren brauchen, so war die Differenz zwischen den beiden Kabineten nicht von erheblicher Bedeutung. Was Kurhessen betrifft, so forderte Oesterreich, daß Preußen der frankfurter Versammlung freie Hand lasse, und letzteres erklärte sich dazu bereit, indem es sich bloß die Besetzung der Etappenstraßen vorbehielt. Also war auch hier von einer zum Kriege drängenden Differenz keine Rede mehr, und da ein früherer Hauptstreitpunkt durch die Räumung Badens einschließlich der Bundesfestung Rastadt thatsächlich erledigt war, Preußen die Union aufgegeben, Oesterreich die freien Konferenzen zugestanden hatte, so bestand die Differenz lediglich in einem Etikettenstreit, der sich um die beiden Punkte bewegte, ob Preußen die Parität und die Wahl eines neutralen Orts zugestanden erhalte. Der Eifer, in den man sich in Preußen hineingeredet hatte, erwartete von der Eröffnung der Kammern seine Befriedigung. Die Thronrede bei Eröffnung derselben (21. November 1850) klang noch kriegerisch. Auch wurden die Arbeiten der Kammern unterbrochen durch neue diplomatische Verhandlungen, welche sich wieder auf Kurhessen bezogen. Die preußische Regierung hatte vom wiener Kabinet, ehe von einer Räumung Kurhessens die Rede sein könne, Erklärungen gefordert über Zweck und Dauer der Besetzung Kurhessens durch Bundestruppen, sowie über Sicherstellung der vertragsmäßigen Etappenstraßen. Das wiener Kabinet hatte bei der Bundesversammlung um die Ermächtigung zu hierauf bezüglichen, dem berliner Kabinet zu gebenden Erklärungen nachgesucht, und unterm 14. November hatte die Bundesversammlung einen Beschluß gefaßt, der das wiener Kabinet ermächtigte, der preußischen Regierung beruhigende Erklärungen über jene Punkte zu geben (21. Nov.). Doch blieben die preußischen Truppen noch in Kurhessen und machten keine Anstalten zur Räumung des Landes. Auch die Bundestruppen behaupteten ihre Stellung in und bei Fulda, obwohl dieselbe bei der Armuth der Gegend auf längere Zeit unhaltbar war. Auf das Andringen der Bundesversammlung ward Baron Prokesch von Osten von seiner Regierung auf telegraphischem Wege angewiesen, von der preußischen Regierung eine definitive Erklärung: ob sie die Bundestruppen nach Kassel durchlassen wolle oder nicht? binnen 48 Stunden zu fordern. Diese Erklärung übergab Baron Prokesch dem berliner Kabinet am 25. November, die achtundvierzigstündige Frist lief also am 27. Morgens ab. Der wirkliche Ausbruch des Kriegs schien jetzt kaum mehr zu vermeiden zu sein; die Kriegspartei in Preußen drängte zu einem Entschlusse, und auch friedlichere Leute fingen an, dem Kampf den Vorzug zu geben vor einem bewaffneten Frieden, der monatlich 7 Millionen Thaler kostete. In Wien herrschte in den Regierungskreisen dieselbe Stimmung, doch setzte hier die Abgeneigtheit der Bevölkerung dem Eifer einen Dämpfer auf. Der preußische Ministerrath, der sich am 28. November Morgens in Gegenwart des Königs, des Prinzen von Preußen und fast aller Prinzen versammelte, scheint noch für kriegerische Entscheidung gestimmt gewesen zu sein. An demselben Tage soll aber der russische Geschäftsträger von Budberg eine Note seines Hofs überreicht haben, worin das petersburger Kabinet drohte, daß es sich zu Oesterreich stellen werde, u. warnend hinzufügte, daß es im Fall eines Kriegs den Besitzstand Preußens nicht garantiren könne. So ging denn am 26. eine telegraphische Meldung nach Wien ab, daß der Minister von Manteuffel eine Konferenz mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg nachsuche u. dem gemäß über Oderberg nach Olmütz abreisen werde, ohne eine zusagende Antwort abzuwarten. Fürst Schwarzenberg antwortete auf der Stelle, daß er auf den Vorschlag einer Zusammenkunft nicht eher eingehen könne, als bis er eine Antwort auf die Forderung wegen des Durchmarsches der Bundestruppen nach Kassel habe. Als er aber die Nachricht erhielt, daß Minister Manteuffel bereits abgereist sei, begab er sich auf speciellen Befehl des Kaisers, der nichts unversucht lassen wollte, um einen Konflikt zu vermeiden, ebenfalls nach Olmütz.

Die **olmützer Konferenzen** zwischen den beiden Ministern fanden unter Assistenz des russischen Gesandten Baron Meyendorff am 29. und 30. Nov. Statt. Man einigte sich über eine Punktation als Basis der Unterhandlungen, worin vorläufig Folgendes festgesetzt ward: Preußen soll in Kurhessen der Aktion der von dem Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hinderniß entgegenstellen, und es soll im Einverständniß mit dem Kurfürsten ein Bataillon der von der kurfürstlichen Regierung requirirten Truppenmacht u. ein preußisches Bataillon in Kassel verbleiben, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten. Nach Holstein werden Oesterreich und Preußen nach gepflogener Rücksprache mit ihren Verbündeten gemeinsam Kommissäre schicken, welche im Namen des Bundes von der Statthalterschaft die Einstellung der Feindseligkeiten, die Zurückziehung der Truppen hinter die Eider und die Reduktion der Armee auf ein Drittel der jetzt bestehenden Truppenstärke verlangen, unter Androhung gemeinschaftlicher Exekution. Dagegen war die Gereiztheit im Volke groß, und auch die mit Preußen verbündeten Regierungen sahen sich nicht ohne Verstimmung im Stiche gelassen. Selbst die 4 Königreiche fühlten sich durch die olmützer Beschlüsse unangenehm berührt; besonders Bayern

sah sich für seine Anhänglichkeit an Oesterreich mit Undank belohnt. Diese Verstimmung machte sich namentlich in der Bundesversammlung geltend, die gerade in der entscheidenden Stunde gänzlich unbeachtet geblieben war. Die Beschickung der zu Olmütz verabredeten dresdener Konferenzen geschah daher nur unter Vorbehalten, wie namentlich Würtemberg und Bayern den Berathungen die bregenzer Beschlüsse zu Grunde gelegt wissen wollten. In der preußischen Kammer fielen harte, schneidende Worte gegen das Ministerium, das die Ehre Preußens bloßgestellt habe. Es folgte am 4. Dec. die Vertagung der Kammern bis zum 3. Januar. Die Zwischenzeit zwischen dieser Kammerauflösung und der Eröffnung der dresdener Konferenzen füllt die Pacificirung Schleswig-Holsteins und die Exekution in Kurhessen aus. Auf die Drohung der österreichischen und preußischen Kommissäre, die am 6. Jan. 1850 in Kiel eintrafen, mit dem Einmarsch von 50,000 Mann Oesterreichern und Preußen, sprach sich die Landesversammlung am 11. Jan. mit 47 gegen 28 Stimmen für Unterwerfung aus. In Kurhessen waren am 4. Dec. die Bundestruppen von Fulda aus vorgerückt und vertheilten sich bald über das ganze Land. Man trat in das neue Jahr mit dem bitteren Bewußtsein, daß nicht nur der stolze Bau der deutschen Einheit, den man zu errichten gestrebt, in seinen Grundlagen vernichtet, sondern daß auch die letzten Reste des 1848 Errungenen gefährdet seien. Das Vereinsrecht war schon beseitigt, und die schärfsten Maßregeln gegen die Presse verkümmerten deren freien Gebrauch. Von den dresdener Ministerkonferenzen ließ sich eine ersprießliche Aenderung in der Verfassung D.s von vorn herein nicht erwarten, da die beiden Großmächte bereits in Warschau dahin übereingekommen waren, eine Volksvertretung am Bunde nicht zuzulassen. Oesterreichischerseits ward, als der am meisten Berücksichtigung verdienende Punkt, die Bildung einer kräftigeren vollziehenden Gewalt hervorgehoben. Außerdem suchte Oesterreich den Eintritt seines ganzen Staatenkomplexes in den Bund durchzusetzen. Die Eröffnung der Konferenzen geschah am 23. December im brühlschen Palast durch Fürst Schwarzenberg. Als Aufgabe der Konferenzen ward von ihm nur die Revision der Bundesakte und der aus ihrer Entwickelung hervorgegangenen Gesetze, behufs der Stärkung des monarchischen Princips, bezeichnet. Die Gesammtheit, als oberste Bundesbehörde, sollte in der Zahl u. Vertheilung der Stimmen geringe Abänderungen erleiden, dagegen der engere Rath wegfallen u. an seine Stelle eine vollziehende Behörde treten, in welche sieben Staaten mit neun Stimmen zu berufen seien. Oesterreich u. Preußen sollten je zwei, jedes der übrigen vier Königreiche Eine Stimme führen. Aber es zeigte sich sehr bald, daß kein Staat geneigt war, auf zeither besessene Rechte zu verzichten. Der Widerspruch der ausgeschlossenen kleinen Staaten wurde von dem preußischen Bevollmächtigten unterstützt. In der Sitzung des zu Bestellung der obersten Bundesbehörde niedergesetzten Ausschusses am 4. Jan. 1851 ward von jener Seite der förmliche Antrag gestellt, daß kein Bundesstaat ohne angemessene Vertretung in der vollziehenden Behörde bleiben solle. Diesem Einwurf suchten die beiden Ministerpräsidenten von Oesterreich und Preußen zu begegnen, indem sie am 11. Januar den ersten Vorschlag dahin abänderten, daß eine neunte Stimme im vollziehenden Rathe an Baden und beide Hessen, eine zehnte an Holstein, Luxemburg, Braunschweig, Nassau, beide Mecklenburg u. Oldenburg gegeben werden, eine elfte den übrigen deutschen Fürsten u. den vier freien Städten zustehen sollte. Auch dieses Maß der Betheiligung wurde aber als ein zu geringes angesehen, zumal die Grenzen der Wirksamkeit der vollziehenden Behörde so weit als möglich gesteckt werden sollten. Im Plenum wollte man Preußen und Oesterreich noch je vier, Bayern aber eine Stimme mehr einräumen, so daß von ersteren beiden Staaten sonach jeder acht, Bayern aber fünf Stimmen erhalten u. die Gesammtzahl der Stimmen sich von 68 auf 77 erhöht haben würde. Die Mitglieder des engern Rathes sollten zur Abstimmung, bei der die einfache Mehrheit den Ausschlag zu geben hätte, auch ohne besondere Weisungen von ihren Regierungen ermächtigt sein. Zur Vollziehung ihrer Beschlüsse sollte ein Bundesheer von 125,000 Mann in steter Bereitschaft gehalten werden, wozu Oesterreich u. Preußen — beide mit allen ihren Staaten dem Bunde angehörig — je 30,000, Bayern 15,000, jede der übrigen Stimmen je 10,000 Mann zu stellen hätten. Der vollziehenden Bundesbehörde wurden folgende Geschäfte zugewiesen: Erhaltung des innern Friedens und Verhinderung von Selbsthülfe unter den Bundesgliedern; Leitung der Verhältnisse zu auswärtigen Staaten und Abhülfe bei Beschwerden derselben gegen Bundesglieder; Behauptung der Neutralität des Bundes; Aufsicht über das Bundeseigenthum und Bestreitung der zu berechnenden Ausgaben; Ueberwachung des Art. 13 der Bundesakte, wonach in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen bestehen sollen; die Militärangelegenheiten und die Kriegsführung &c. Zuerst erhoben hiergegen beide Mecklenburg Widerspruch, indem sie die Vollziehungsgewalt auf Oesterreich und Preußen allein übertragen und nur in Fällen mangelnder Einigung die Entscheidung der Gesammtheit des Bundes vorbehalten wissen wollten, u. eine gleiche oder ähnliche Auffassung der Dinge machte sich bei vielen andern Mitgliedern der Konferenz geltend. Auch die hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der Bundes- und Landesgesetzgebung gemachten Vorschläge, betreffend Uebereinstimmung der staatlichen Einrichtungen in den Einzelstaaten mit der Verfassung und Gesetzgebung des Bundes, Einschreiten des Bundes gegen Steuerverweigerung, Ermächtigung des Bundes zu Verhütung von Störungen des öffentlichen Friedens u. nöthigenfalls zu Aenderung der Landesverfassung und der Landesgesetze, fanden, so vortheilhaft sie auch für die Macht und das Ansehen der Regierungen waren, den Beifall der letzteren nicht, die weil mehr Gewicht auf ihre gegenwärtige Scheinselbstständigkeit legten.

Noch während der nach ihrer ersten Sitzung erfolgten Vertagung der Konferenzen hatte das Fürstenkollegium zu Berlin seine letzte Sitzung gehalten. Man hatte ein gemeinsames Auftreten in den Konferenzen verabredet, und die treu gebliebenen Regierungen hatten ihr Festhalten an der Union erklärt, mit Ausnahme Badens und Schwerins, die förmlich austraten. Preußen seinerseits erließ am

11. Februar eine Note an seine Gesandten an den deutschen Höfen, die auf eine erzielte Einigung zwischen den beiden Großmächten schließen ließ. Gemeinsames Handeln mit Oesterreich, hieß es darin, sei Grundsatz der preußischen Regierung, sowohl um ein einseitiges Uebergewicht dieser Macht zu verhindern, als um zu einer endgültigen Neugestaltung D.s zu gelangen. Darin würden sich weder Oesterreich, noch Preußen so wenig durch die mittleren, als durch die kleinen deutschen Staaten beirren lassen. Eben so wenig würde sich Preußen, durch frühere Erklärung gebunden, in Dresden dem Eintritt Gesammtösterreichs in den Bund widersetzen, sofern dieser Eintritt unter richtigen politischen Formen Statt finde u. die Gleichberechtigung Preußens gewahrt bleibe. Gegen eben diese Maßregel hatten jedoch schon Frankreich und England Einsprache erhoben. Die versöhnliche Sprache, welche Preußen in jener Note geführt hatte, verhinderte dasselbe nicht, in der Plenarsitzung der Anfangs Januar wieder eröffneten Konferenzen am 23. Februar Berücksichtigung aller Stimmen zu verlangen, ehe man zu der von Oesterreich bevorworteten sofortigen Einsetzung der neuen Bundesbehörden schreite. Für die Kommissionsvorschläge sprachen sich die vier Königreiche nebst Nassau, Braunschweig, Schwarzburg-Rudolstadt, Schaumburg-Lippe und Reuß, für einfache Rückkehr zum alten Bundestage Baden, die sächsischen Herzogthümer, Oldenburg, die anhaltinischen Häuser, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck und die vier freien Städte aus. Unter solchen Umständen wurde in einer zweiten Plenarsitzung am 28. Febr. beschlossen, die Anträge der Großmächte einem außerordentlichen Ausschuß zu nochmaliger Begutachtung zu überweisen. Ein Rundschreiben des österreichischen Ministerpräsidenten an die diplomatischen Vertreter Oesterreichs bei den kleineren deutschen Höfen vom 2. März tadelte das Verlangen der letztern, jetzt zu den alten Zuständen zurückzukehren, nachdem sie früher die Beschickung des Bundestages verweigert hätten, und wies darauf hin, daß bei der Fortdauer d.s Zwiespalts das Ausland Gelegenheit zur Einmischung erhalte, daher es die dringendste Aufgabe der Konferenz sei, schnell zu einem Abschluß zu kommen. Die Mahnung blieb unbeachtet, wogegen eine zweite Aufforderung Preußens vom 27. März, dahin zu wirken, die Bundesversammlung, wie sie vor 1848 bestanden, schleunigst wieder in allgemein anerkannte Wirksamkeit zu setzen, geneigte Aufnahme fand. In Folge davon erschien bereits am 2. Mai der badische Gesandte in Frankfurt, am 10. nahmen die Gesandten von Nassau, Reuß, Lübeck und Frankfurt, am 14. Mai der von Preußen ihre Plätze am Bundestage ein. Inzwischen hatte man in Dresden fruchtlos fortgetagt. Die Angelegenheit der deutschen Bundesflotte war kaum berührt worden; für eine Volksvertretung am Bunde hatten sich Bayern, Hannover, mehre kleinere Staaten, am lautesten der König von Würtemberg in einem eigenhändigen Schreiben vom 18. Januar an den Fürsten Schwarzenberg, sämmtlich ohne Erfolg, verwendet. Auch über die Bildung des Bundesgerichts war keine Vereinbarung getroffen und nur Entwurf eines allgemeinen deutschen Handelsvertrags zu Stande gebracht worden, in den auch Oesterreich eintreten sollte, wogegen jedoch Preußen protestirte, das mit Hannover bereits in besondere Unterhandlungen über einen Zollanschluß getreten war. Bei dieser Lage der Dinge konnte die längere Fortdauer der dresdener Konferenz kein Ergebniß haben, und Oesterreich vereinigte sich mit Preußen über die Auflösung derselben. Nachdem am 15. Mai der Beschluß gefaßt worden, die Berathungen über das in den dresdener Konferenzen gewonnene Material ungesäumt in der Bundesversammlung fortzusetzen, löste sich die Konferenz auf. Mit größerer Eintracht gingen die beiden deutschen Großmächte bei Vollziehung der Bundesbeschlüsse in Kurhessen u. Holstein zu Werke: der preußische Staatsminister Uhden ging als Bevollmächtigter in Kurhessen offen mit dem Ministerium Hassenpflug. Die Forderungen aber, welche der Bund an die schleswig-holsteinische Statthalterschaft stellte (6. Januar), betrafen die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, Zurückziehung der Truppen hinter die Eider, Verminderung derselben auf den dritten Theil ihrer zeitherigen Stärke und Auflösung der Landesversammlung. Auf Grund dieser Forderungen kam den 11. Januar das Uebereinkommen zu Stande, welches Schleswig wehrlos der Rache Dänemarks Preis gab (s. **Schleswig**).

In Frankfurt war nach der allgemeinen **Anerkennung des Bundestages** die fernere Wirksamkeit der Bundescentralkommission überflüssig geworden. Sie ward daher am 5. Juni aufgelöst, und die von ihr besorgte Verwaltung des Bundeseigenthums ging vorläufig an einen Siebenerausschuß über, dem das Geschäft der Feststellung und Ausgleichung der Forderungen für die Rüstung u. Verpflegung von Bundestruppen zufiel. Seine Thätigkeit ward auf 6 Wochen beschränkt, die Verwaltung der Militär-, Flotten- und Finanzangelegenheiten des Bundes hingegen den dafür besonders bestellten Ausschüssen zugewiesen. Die in Dresden vermißte Eintracht der Bundesglieder fand sich indeß auch in Frankfurt nicht ein. Der preußische Bevollmächtigte von Rochow weigerte sich, die vor seinem Eintritt in die Versammlung gefaßten Beschlüsse als Bundesbeschlüsse anzuerkennen, trat auch bald darauf mit dem Antrage hervor, die östlichen Provinzen der Monarchie, mit denen Preußen am 9. April 1845 dem Bunde beigetreten war, aus diesem wieder ausscheiden zu lassen. Die erstere Erklärung hatte den Zweck, den durch die Exekution in Kurhessen veranlaßten Kosten zu entgehen; die zweite sollte Preußens Stellung als europäische Großmacht retten u. vielleicht dem Eintritte Gesammtösterreichs in den Bund Schwierigkeiten in den Weg legen. Inzwischen hielt das preußische Kabinet an der Ansicht fest, daß diese letztere Angelegenheit eine Frage der innern Politik des deutschen Bundes sei, und stimmte in der Sitzung des Bundestages vom 17. Juli für entschiedene Zurückweisung der Einsprüche, welche Frankreich u. England am 9. jenes Monats neuerdings erhoben hatten. Allein auch damit war diese Sache nicht abgethan. England ließ am 18. Juli und 14. August dem Bundestage zwei neue Noten überreichen, und aus Paris ging eine solche vom 19. Juli ein, welche sämmtlich darthun sollten, daß die Machtstellung D.s durch Aufnahme von ganz Oesterreich in den deutschen Bund wesentlich ver-

rückt werde und einer ausdrücklichen Zustimmung seitens der Betheiligten an den Verträgen von 1815 bedürfe. Dieser diplomatische Kampf ward nicht geschlichtet, dagegen genehmigte der Bundestag in seiner Sitzung vom 3. Oktober das Ausscheiden der Provinzen Ost- und Westpreußen, nebst dem deutschen Antheil von Posen aus dem Bunde, wodurch Oesterreich veranlaßt ward, vorläufig auch die Durchführung seines Eintritts auf sich beruhen zu lassen. Ein anderer Gegenstand von eingreifender Wichtigkeit war die Beschwerde des herzoglichen Hauses von Augustenburg gegen die dänische Regierung, welche dem Bundestage in seiner Sitzung vom 30. Juni überreicht wurde. Die Sache wurde einem Ausschusse überwiesen, kam jedoch noch zu keiner Entscheidung, indem Preußen seine Vermittelung zu Auswirkung einer gütlichen Abfindung des herzoglichen Hauses anbot. Diese Abfindung ist denn später auch in der That erfolgt (s. Augustenburg). Zur weitern Behandlung der dresdener Vorschläge setzte die Bundesversammlung am 10. Juli drei Ausschüsse nieder, von deren Thätigkeit jedoch nichts weiter verlautete. Oesterreich und Preußen stellten zwar den Antrag: die Bundesversammlung möge sich für zuständig erklären, die Verwaltung und Regelung der innern Angelegenheiten ganz und unmittelbar in die Hand zu nehmen; allein es ward demselben keine Folge gegeben. Die kleinern und mittlern Staaten schraken vor einem Ansinnen zurück, das ihre Selbstständigkeit völlig zu vernichten drohte. Bei alledem haben sie sich doch den thatsächlichen Folgen des Uebergewichts der beiden Großmächte nicht entziehen können. Als dieselben in der Sitzung vom 7. Juli die Aufhebung der deutschen Grundrechte, sowie derjenigen Bestimmungen forderten, welche in Widerspruch mit der deutschen Bundesakte Aufnahme in die Verfassung und Gesetzgebung der einzelnen Staaten gefunden, gaben sie demüthig nach, und nur auf dringendes Ersuchen ward den Regierungen, welche durch die Befolgung dieser Machtgebote den letzten Rest ihres Ansehens einzubüßen fürchteten, nachgelassen, die nothwendig werdenden Aenderungen in Verfassung u. Gesetzgebung auf verfassungsmäßigem Wege anzustreben, wobei für den Fall des Mißlingens die Hülfe des Bundes in Aussicht gestellt und zugleich die Zuständigkeit des Bundes zur Errichtung einer Centralpolizei ausgesprochen ward. In Betreff der Presse wurde sogar beschlossen, daß der betreffende Bundesausschuß schleunigst Vorschläge über allgemeine Bestimmungen zur Verhinderung des Mißbrauchs der Presse einreichen solle, und gleichzeitig eine Aufforderung an die Bundesregierungen gerichtet, die vorhandenen gesetzlichen Mittel zur Unterdrückung u. Bestrafung von Zeitschriften anzuwenden, welche atheistische, socialistische oder andere auf den Umsturz berechnete Lehren verbreiten. Nachdem sich die Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 23. August auf Grund des Artikels 26 der wiener Schlußakte das Recht zugeschrieben hatte, auf Verfassungen u. Gesetzgebung in D. einzuwirken, wo sie es für die allgemeine Ruhe und Sicherheit nöthig finde, wurde zur Aufsuchung solcher Fälle ein besonderer Ausschuß aus den Gesandten von Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt niedergesetzt, dessen Gutachten zunächst rücksichtlich der Verfassungswirren in den freien Städten erfordert wurde, ohne daß sich aber der Bundestag sogleich zu einem unmittelbaren Einschreiten entschloß. Ueber die Beschwerde, welche die Ritterschaften der verschiedenen Provinzen Hannovers gegen die von der Regierung mit den Kammern einseitig beschlossene Aenderung der Provinzialverfassungen beim Bundestage anbrachten, kam in der Sitzung vom 3. Oktober ein Mehrheitsbeschluß zu Stande, wonach die hannöverische Regierung von weiterem Vorschreiten in der Sache abgemahnt ward. Die Gegenvorstellung des damaligen Kabinets ist bei dem eingetretenen Wechsel desselben am Bundestage nicht überreicht worden, doch kamen die Abgeordneten der Städte gegen die Anträge der Ritterschaft ein, ohne für ihre Ansprüche Gehör finden zu können. In der Bundessitzung vom 7. Nov. wurde der Beschluß gefaßt, die Verhandlungen des Bundestages im Auszuge, und so weit sich der Inhalt derselben zur Veröffentlichung eigne, durch den Druck bekannt zu machen. Da aber Preußen, unzufrieden mit der Weise, in der namentlich die handelspolitischen Angelegenheiten zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurden, mit vollständiger Veröffentlichung der Verhandlungen drohete, so ward der weiteren Veröffentlichung in der beschlossenen Weise ein Ziel gesetzt. Von größerer Bedeutung war der vom 16. bis 21. Oktober mit einer Versammlung von Sachverständigen nochmals berathene Entwurf einer schon in Dresden angebahnten Handels- und Zolleinigung zwischen allen deutschen Bundesstaaten, in Betreff dessen beschlossen ward, ihn sämmtlichen deutschen Regierungen zur Erklärung binnen dreiwöchentlicher Frist mitzutheilen. Diese Erklärungen wurden in der Sitzung des Bundestags vom 20. Dec. abgegeben, führten jedoch abermals zu keinem übereinstimmenden Beschluß. In Folge davon ließ das österreichische Kabinet, dieses Ergebniß voraussehend und durch die von Preußen ausgegangene Kündigung des Zollvereins der Rücksichten gegen diesen Verein entbunden, bereits zu Ende November Einladungen zur Beschickung eines Handels- und Zollkongresses, der am 2. Jan. 1852 in Wien eröffnet werden sollte, an alle deutsche Regierungen ergehen. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand schleppten sich durch das ganze Jahr 1852 hin, bis sie (19. Febr. 1853) durch den Abschluß des Handelsvertrags zwischen Oesterreich und dem Zollverein (s. d.) endlich ihre Erledigung dahin fanden, daß die Mittelstaaten (die sogenannten Darmstädter) mit Preußen, Hannover und Oldenburg den Zollvereinsvertrag erneuerten, wobei Hannover von den Zolleinkünften ein bestimmtes Voraus, das sogenannte Präcipuum zugestanden ward, nicht ohne daß sie bedeutend dazu beigetragen hatten, den ohnehin zerrütteten Wohlstand des deutschen Volks noch mehr zu erschüttern.

Die Geschichte von 1852 bietet nichts als eine Reihe von Demüthigungen, die dem Nationalgefühl von außen und innen widerfuhren, ein Bild der Ohnmacht und der Zerrissenheit, der allgemeinen Abspannung und kraftlosen Ergebung in ein unabänderlich scheinendes Geschick. Zu den Geschäften, deren Erledigung sich die deutsche Bundesversammlung für das neue Jahr aufgespart hatte, gehörte die Angelegenheit der deutschen Flotte.

Nachdem die Versammlung beschlossen hatte, seitens des Bundes die Flotte denjenigen deutschen Staaten zum Eigenthum zu überlassen, welche eine solche zu bilden geneigt seien, hatte die Regierung von Hannover mit denjenigen Staaten, welche sich schon früher zu Präcipualleistungen bereit erklärt, die Unterhandlungen über die Erhaltung der Flotte fortgesetzt. Da sich jedoch die Unterhandlungen über die Bildung eines Flottenvereins in die Länge zogen, beschloß die Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 16. Februar, daß die Nordseeflotte als Eigenthum des Bundes zu betrachten u. dieser sonach berechtigt sei, durch Mehrheitsbeschluß über dieselbe zu verfügen. Die Schiffe „Eckernförde" und „Barbarossa" sollten zu dem von der technischen Marinekommission angenommenen Werthe von 262,000 Fl. für die „Eckernförde" u. 451,200 Fl. für den „Barbarossa" an Preußen käuflich überlassen, der Kauf aber rückgängig werden, wenn inzwischen ein Verein behufs Bildung einer deutschen Nordseeflotte zu Stande komme. Für den Fall, daß dieser Verein am 31. März d. J. nicht zu Stande gekommen sein würde, sollte auch zum Verkaufe der von Preußen nicht zu übernehmenden Schiffe geschritten werden. Die vom 20. bis 24. März zu Hannover abgehaltene Konferenz der mittleren und kleineren Staaten D.s führte, trotz der kräftigen Befürwortung der hannöverischen Regierung, zu keinem Resultat. Nur die Hälfte der zur Erhaltung der Flotte nothwendigen Summe (jährlich 927,535 Thlr.) wurde zugesagt und auch diese Zusage nur bedingt gegeben, so daß eine feste Rechnung nicht im Entferntesten gemacht werden konnte. Somit war der letzte Versuch, die Flotte für D. zu retten, fehlgeschlagen, und der Bundestag beschloß nun die definitive Veräußerung der Schiffe, womit der oldenburgische Staatsrath Fischer beauftragt wurde. „Eckernförde" und „Barbarossa" wurden am 10. April an Preußen überantwortet; die Segelfregatte „Deutschland" übernahm ein bremer Handelshaus. 6 Dampfschiffen ward (11. December) die deutsche Flagge genommen und die englische aufgehißt, indem die „Steam-Navigation-Company" in London dieselben für 238,000 Thlr. gekauft hatte. Die beiden letzten Dampfschiffe und 27 Kanonenboote wurden im März 1853 einem anderen bremer Hause überlassen. Sonst nahmen noch innere Angelegenheiten der Einzelstaaten die Thätigkeit der Bundesversammlung in Anspruch. So entschied sie am 27. März 1852 den kurhessischen Verfassungsstreit durch einen Machtspruch, indem sie die Verfassung vom 5. Jan. 1831 nebst den 1848 und 1849 dazugekommenen Erläuterungen und daran vorgenommenen Abänderungen und sammt dem Wahlgesetze vom 5. April 1849 mit den Grundgesetzen des deutschen Bundes nicht vereinbarlich u. deshalb als außer Wirksamkeit zu setzen erklärte, die kurhessische Regierung aber aufforderte, eine revidirte Verfassung nebst Wahlgesetz und Geschäftsordnung ohne Zögerung als Gesetz zu publiciren. Einen ähnlichen Beschluß rief die bremische Verfassungsangelegenheit am 6. März hervor, wobei zugleich ein Bundeskommissär nach Bremen geschickt wurde. In der schleswigschen Angelegenheit ertheilte die Bundesversammlung in ihrer 19. Sitzung am 26. Juni der von Oesterreich und Preußen mit der Krone Dänemark abgeschlossenen Uebereinkunft hinsichtlich des Schicksals der von D. verlassenen Herzogthümer ihre definitive Genehmigung (s. Schleswig). Die Entscheidung über die Frage wegen Erhöhung der Bundeskontingente erfolgte am 11. März 1853 nach längerer Berathung. Mit 10 gegen 7 Stimmen wurde der Antrag angenommen, daß eine Vermehrung der Bundeskontingente um 50,000 Mann auf Grundlage der bisherigen Matrikel bewerkstelligt werden solle. Der österreichisch-preußische Antrag auf Erhöhung um 150,000 Mann wurde theils aus finanziellen, theils auch aus andern Gründen nicht genehm gefunden.

Im Uebrigen trat die Wirksamkeit des Bundestags nach und nach mehr in den Hintergrund zurück, und dies um so mehr, da die beginnenden großen europäischen Verwickelungen, bei welchen dem Bunde keine hervorragende Rolle zufallen konnte, die Aufmerksamkeit der Großmächte fast ausschließlich fesselten. Ueberhaupt löst sich die Geschichte D.s, nachdem sich der revolutionäre Strom im Sande verlaufen, mehr und mehr wieder in die Geschichte der einzelnen Bundesterritorien auf, und je mehr sich in diesen die alte Ordnung der Dinge wieder befestigte, desto weniger ward die Thätigkeit der Centralbehörde von dieser Seite her in Anspruch genommen. Doch ward manchmal dem durch Bundesbeschluß vom 23. August 1851 eingesetzten Ausschuß für die inneren Verfassungsangelegenheiten der einzelnen Bundesstaaten, dessen Wirksamkeit erst bis zum 30. Juni 1853 und dann noch auf ein Jahr verlängert ward, Gelegenheit zur Einmischung geboten. So bei dem Verfassungsstreit in Lippe (s. d.) und in Sachsen-Gotha bei der von Seiten der dortigen Grafenkurie, Ritterschaft und Landschaft gegen die Regierung wegen Aufhebung der altlandständischen Verfassung erhobenen Beschwerde. Auch auf dem Gebiete der Bundesgesetzgebung ward kein wesentlicher Fortschritt erzielt. Die orientalische Verwickelung berührte die Bundesversammlung nur in sofern, als ihr von Seiten Oesterreichs zeitweilig amtliche Mittheilungen über den Stand der Dinge gemacht wurden. Ein regeres Leben nach innen wie nach außen zeigte die Bundesversammlung 1854. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung erfolgte (6. Juli) die Vollendung des lange verheißenen und lange erwarteten Preßgesetzes. Die schon im vorhergehenden Jahre von Seiten Preußens angeregte Revision der Geschäftsordnung führte am 16. Juni zu einer endgültigen Vereinbarung, die einen schnelleren Gang der Verhandlungen in Aussicht stellte. Auch ward der Bundesversammlung wieder Gelegenheit gegeben, in den lippe'schen u. hannöverischen Verfassungsangelegenheiten ihre Stimme abzugeben, wenn auch dadurch keine Entscheidung herbeigeführt ward. Nur der Verfassungsstreit in Bremen ward zum endgültigen Austrag gebracht, indem die neue Verfassung am 17. August seitens des Bundestags genehmigt und ein dagegen erhobener Einspruch zurückgewiesen ward. Nur Fälle von untergeordneter Bedeutung waren es, in denen die Bundesbehörde Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern zu schlichten hatte. Die Ausgleichung hinsichtlich der Beitragsquoten zu den Kosten der ehemaligen deutschen Flotte erfolgte am 3. August in der Weise, daß Oesterreich auf Rückerstattung der eingezahlten Summe von 1,188,736

Gulden verzichtete, die noch restirenden Staaten: Preußen, Bayern, Sachsen, Kurhessen, Luxemburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha und Schwarzburg-Sondershausen ihre Schuld anerkannten und den übrigen Staaten die Zurückzahlung von 810,395 Gulden zugesagt ward. An demselben Tage ward eine Summe von 1,878,848 Gulden zum vollständigen Ausbau der Bundesfestungen Ulm und Rastadt verwilligt und auf den Antrag Bayerns auch für Herstellung und Bewaffnung der ebenfalls unter die Aufsicht des Bundes gestellten Festung Landau ein Beitrag von 58,000 Gulden ausgeworfen. Der in Hinblick auf die orientalische Frage und die von da her drohenden Verwickelungen zwischen Oesterreich u. Preußen (20. April) abgeschlossene Allianzvertrag stipulirte auch den Schutz der allgemeinen deutschen Interessen, weshalb die übrigen Bundesstaaten zum Beitritt aufgefordert wurden (23. Mai). Diese schienen aber zu selbstständigem Handeln entschlossen, denn am 26. Mai traten die Bevollmächtigten der Mittelstaaten Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, beide Hessen u. Nassau zu einer Konferenz in Bamberg zusammen, wo sie sich zu der Forderung vereinigten, daß die Vorlage jenes Allianzvertrags nicht an die einzelnen Staaten, sondern an den Bund gemacht werde, der dann auch, falls er dem Vertrage beitrete, bei den weiteren Verhandlungen durch Bevollmächtigte vertreten sein müsse. Diese Koalition zwischen den Mittelstaaten hatte wieder ein engeres Aneinanderschließen der beiden deutschen Großmächte zur Folge. Bei einer Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem König von Preußen zu Tetschen (8. Juni) ward beschlossen, jener Forderung der bamberger Konferenz in der Hauptsache nachzugeben, worauf die Bundesversammlung, mit Ausnahme Mecklenburgs, welches die Erfüllung der Bundespflichten wohl zusagte, aber auf den Widerspruch des Bündnisses mit den Grundgesetzen des Bundes hinwies, am 24. Juli dem Allianzvertrage beitrat. Nachdem die in Folge des entschiedeneren Vorschreitens Oesterreichs gegen Rußland zwischen jener Macht und Preußen entstandenen Differenzen ausgeglichen worden, vereinigten sich beide zu einem Zusatzartikel zum Aprilvertrag, worin zunächst die sogenannten vier Punkte (europäische Garantie der Rechte der Donaufürstenthümer; Sicherung der freien Schifffahrt an der Donaumündung; Revision des Vertrags vom 13. Juli 1841 im Interesse des europäischen Gleichgewichts u. behufs der Beschränkung der russischen Flotte im schwarzen Meere; gemeinsame Förderung der Emancipation der Christen in der Türkei in einer mit den Souveränetätsrechten des Sultans vereinbaren Weise) als geeignete Grundlage für die Friedensunterhandlungen bezeichnet wurden, während Preußen für den Fall, daß Oesterreich in den Donaufürstenthümern angegriffen werden sollte, Hülfe zusagte. Auch dieser Zusatzartikel ward vom Bund (9. December) mit Ausnahme Mecklenburgs angenommen. Eine neue Spaltung zwischen den beiden deutschen Großmächten veranlaßte die am 2. December von Oesterreich mit den Westmächten abgeschlossene Allianz, indem Preußen nicht nur den Beitritt verweigerte, sondern auch die Aufforderung Oesterreichs, die im Aprilvertrage vorgesehenen Truppenaufstellungen vorzunehmen, ablehnte.

Das Jahr 1855 brachte keine Lösung dieser Wirren. Während Preußen den in Wien getroffenen Vorbereitungen zu neuen Friedenskonferenzen, die am 15. März begannen, fern blieb, verfolgte Oesterreich trotz der bei Rußlands scheinbarer Nachgiebigkeit bedeutend gestiegenen Friedensaussichten mit Eifer seinen Plan, eine sofortige Mobilisirung der Bundeskontingente wenigstens zum Theil zu bewerkstelligen. Als es aber hierbei auf den entschiedenen Widerspruch Preußens stieß, wandte es sich an das übrige D. und forderte diejenigen Staaten, welche hinsichtlich der orientalischen Angelegenheiten den gleichen Standpunkt inne hätten, auf, sich ihm anzuschließen und für den Fall des Kriegs ihre Kontingente der obersten Leitung des Kaisers zu unterstellen, wogegen ihnen ihr Länderbestand garantirt u. Theilnahme an den Vortheilen des abzuschließenden Friedens zugesichert ward. Oesterreich fand jedoch bei den Bundesstaaten wenig Geneigtheit, diesem Verlangen nachzukommen, und als es trotzdem den 22. Januar beim Bundestag den Antrag auf Mobilmachung des Bundesheeres und Berufung eines Oberfeldherrn desselben stellte, machte Preußen dagegen geltend, daß, da Oesterreich einen Angriff von Seiten Rußlands nicht zu gewärtigen habe, die Nothwendigkeit einer aktiven Betheiligung der deutschen Bundeskontingente zur Realisirung des Zusatzartikels zum Aprilvertrage durchaus nicht vorliege. Der Bundestag fand bei dieser Divergenz der auf Seiten der beiden deutschen Großmächte obwaltenden Ansichten die Auskunft, daß er sich am 8. Febr. anstatt der Mobilmachung nur für eine Kriegsbereitschaft entschied, welcher zufolge das Hauptkontingent 14 Tage nach erfolgter Aufforderung durch den Bund marsch- und schlagfertig aufgestellt sein müsse. Die verschiedene Auffassung dieses Bundesbeschlusses von Seiten Oesterreichs u. Preußens, indem jenes die Kriegsbereitschaft ausschließlich gegen Rußland, dieses aber auch zugleich gegen die Westmächte gerichtet wissen wollte, bildete zunächst den Kardinalpunkt in der österreichisch-preußischen Differenz. Der plötzliche Hintritt des Kaisers Nikolaus von Rußland (2. März) änderte in der Sachlage wenig, da Kaiser Alexander II. bezüglich der Kriegsfrage ganz in die Fußstapfen seines Vaters trat. Während aber zwischen Oesterreich u. Preußen ein lebhafter Notenwechsel Statt fand, verhielten sich die übrigen deutschen Staaten, trotz der bewerkstelligten Kriegsbereitschaft, meist passiv. Auffallend war jedoch die veränderte Gruppirung derselben um die beiden Großmächte, in sofern die bamberger Koalition jetzt zu Preußen hielt, die entschiedensten Anhänger der früheren Union aber mit Oesterreich in russenfeindlichem Sinne gingen. Als nun der russische Gesandte am Bundestage am 30. April die Mittheilung machte, daß Rußland auch im Falle der Erfolglosigkeit der wiener Konferenzen die allseitig vereinbarten, speciell das Interesse D.s berührenden beiden ersten von den erwähnten Punkten für D. in voller Geltung zu belassen gedenke, so lange die deutschen Staaten an ihrer strengen Neutralität festhielten, sprach Oesterreich in einem Rundschreiben vom 17. Mai an die deutschen Höfe offen aus, daß Rußland nur darauf ausgehe, die besonderen Interessen D.s von den allgemein europäischen zu trennen und sich der Entschließung der deutschen Höfe zu versichern,

ehe das Schlußergebniß der Konferenzen vorliege. Zugleich sprach es die Erwartung aus, daß die Mitglieder des deutschen Bundes, welcher die vier Punkte in ihrer Zusammengehörigkeit als geeignete Basis der Friedensunterhandlungen anerkannt habe, an die russische Erklärung keine Anträge u. Entschlüsse knüpfen würden, welche für Oesterreich irgendwie nachtheilig sein und die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage vermehren könnten. Preußen trat der österreichischen Auslassung über Rußlands geheime Absichten in besonderen Erklärungen vom 23. Mai und 17. Juni entgegen und verwahrte sich auch gegen eine in der österreichischen Cirkulardepesche D. etwa auferlegte Verbindlichkeit zur Aufrechthaltung aller vier Punkte, wobei es jedoch aus Rücksicht auf Oesterreich seine Entschließung vorläufig noch aufschieben zu wollen, auch noch ganz auf dem Aprilvertrage und seinem Zusatzartikel zu stehen erklärte. Rußland gegenüber wies Preußen durch Note vom 6. Juni auf seine mit Oesterreich und D. eingegangenen Verträge hin und lehnte damit das Ansinnen ab, daß sich der Bund zur Beobachtung der striktesten Neutralität verbindlich machen solle. Die Sache endete damit, daß der russische Gesandte jene Note dem Bunde mit einem Begleitschreiben vom 9. Juni überreichte, worin nur der Wunsch ausgesprochen war, derselbe möge Rußland gegenüber in seiner bisherigen Haltung verbleiben. Die Antwort des Bundes lautete nur auf Empfangsbescheinigung der Note. Nachdem die wiener Friedenskonferenz (4. Juni) ohne ein Ergebniß geschlossen worden, bemühte sich Oesterreich, um seine Politik zu einer allgemein deutschen erklärt zu sehen, wiederholt, namentlich durch eine Depesche vom 12. Juni, Preußen und den Bund zu unumwundener Anerkennung der vier Friedenspunkte zu vermögen, u. eine Cirkularnote vom 28. Juni stellte geradezu den Antrag, der Bundestag möge das bisherige Benehmen Oesterreichs in der orientalischen Angelegenheit ausdrücklich billigen und die Fortdauer der Kriegsbereitschaft des deutschen Bundes beschließen. Preußen aber lehnte, besonders durch Note vom 5. Juli, jede derartige Billigung mit der Erklärung ab, daß es die deutschen Interessen fernerhin nicht gefährdet sehe, und befürwortete selbst eine Erleichterung in der Kriegsbereitschaft der kleineren und mittleren Staaten. Hierauf machte das wiener Kabinet in der Bundestagssitzung vom 19. Juli eine umfassende Vorlage, worin es seine Politik als eine zugleich im Gesammtinteresse D.s befolgte zu rechtfertigen suchte, die Resultate der Konferenz im Betreff der zwei ersten Punkte festhalten zu wollen versprach, die Reduktion seiner Truppen zur eignen Erleichterung anzeigte und den Bund aufforderte, sich in der Verfassung zu erhalten, in welcher jeder Eventualität mit Ruhe entgegengesehen werden könne. In einstimmig gefaßtem Beschlusse vom 26. Juli sprach die Bundesversammlung hierauf Oesterreich für seine Bemühungen um den Frieden ihren Dank aus, erklärte unter Hinweisung auf die früheren Bundesbeschlüsse die Uebernahme neuer Verbindlichkeiten für unnöthig, sagte aber die Fortdauer der Kriegsbereitschaft zu. Nach den entscheidenden Ereignissen in der Krimm vom 8. und 9. September trat eine diplomatische Windstille ein, bis gegen Ende des Jahres neue Anstrengungen zu Gunsten des Friedens begannen. Wieder war Oesterreich eifrig bemüht, die Mittelstaaten näher zu dem Standpunkt des Decembervertrags hinzuziehen, doch mit noch geringerem Erfolge, als vorher. Das Verlangen derselben ging dahin, daß bei den bevorstehenden Friedenskonferenzen auch der deutsche Bund als solcher u. neben den deutschen Großmächten vertreten werde. Als nun in der Bundestagssitzung vom 7. Februar 1856 Oesterreich mit einer Erklärung hervortrat, worin hiervon gar nicht die Rede war, der Bund aber gleichwohl aufgefordert ward, sich auf die festgestellten Friedenspräliminarien in der Weise zu verpflichten, wie er es früher in Bezug auf die beiden ersten der vier Garantiepunkte gethan, vereinigte sich die Bundesversammlung am 21. Febr. zu einem Beschluß, welcher, ohne Oesterreichs Wünsche geradezu abzuweisen, doch auch eine formelle Verpflichtung des Bundes auf die neuen Präliminarien nicht enthielt. Sie erklärte nämlich, daß sie sich die Aufrechthaltung der in den angenommenen Präliminarien gegebenen Grundlagen zur Aufgabe stellen werde, jedoch unter Vorbehalt seines freien Urtheils rücksichtlich der von den kriegführenden Mächten vorzubringenden Specialbedingungen. An eine Vertretung des Bundes in den Friedenskonferenzen ward nicht weiter gedacht. Die Stellung, welche dem deutschen Bunde während des ganzen orientalischen Kampfes angewiesen war, sowie seine Nichtvertretung auf dem pariser Kongreß machten es natürlich, daß ihm vom erfolgten Friedensabschluß (27. April) durch die deutschen Großmächte bloß eine formelle Anzeige von der vollendeten Thatsache erstattet wurde (8. Mai), worauf der Bund Preußen und Oesterreich für die den „Interessen des Vaterlandes gewidmete Fürsorge" einen anerkennenden Dank votirte (15. Mai) u. die Aufhebung der Kriegsbereitschaft dekretirte.

Außer diesen die orientalische Frage betreffenden Beschlüssen waren für die Entwickelung des deutschen Staatsrechts jene Beschlüsse von Bedeutung, welche den Verfassungsangelegenheiten mehrer deutschen Staaten galten. Veranlassung dazu ward theils durch Beschwerden von Standesherren und einzelner Ritterschaftsmitglieder über angebliche Beeinträchtigung ihrer Gerechtsame durch die Neugestaltung der Staatsinstitutionen, theils durch den Bundesbeschluß vom 23. Aug. 1851 (s. oben) gegeben. Durch Beschluß vom 25. Okt. 1855 hatte der Bundestag die Klagen der würtembergischen Standesherren über Verletzung ihrer Rechte für begründet anerkannt, und die würtembergische Regierung hatte sich dadurch veranlaßt gefunden, mit den Klagenden ein Uebereinkommen zu deren Entschädigung zu treffen, welches jedoch von den Ständen verworfen ward und bis heute noch nicht zu Stande gekommen ist. Da mit jenem Bundesbeschlusse aber ein günstiges Präjudiz gewonnen war, so war ähnlichen Ansprüchen in allen den Staaten, worin moderne Verfassungen eingeführt worden, Thor u. Thür geöffnet. Im Uebrigen richtete die Bundesversammlung ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf die militärischen Angelegenheiten. Nach den Standeslisten von Anfang 1856 stellte sich die Heeresmacht des deutschen Bundes in folgender Weise heraus: Der Sollstand des Haupt- u. Reservekontingents nach der Bundesmatrikel war 403,366 Mann (s. oben). Hierbei ist jedoch die von der Bundesversammlung beschlossene Erhöhung der Kontingente um $^1/_6$, mit

welcher sich die Gesammtzahl des Bundesheeres (exklusive der Ersatzmänner) dem Sollstande nach auf 470,593 Mann beläuft, nicht mitgerechnet. Der wirkliche Bestand war aber nach den der Bundesversammlung vorgelegten Standesübersichten 527,501 Mann (57,008 Mann mehr, als die Forderung der neuen Matrikel). Darunter waren: höhere Stäbe 3519, Infanterie 404,953 (einschließlich 32,285 Büchsenschützen), Reiterei 71,736, Artillerie 41,335 (Fußartillerie 32,325, reitende Artillerie 9010), Pioniere 5958. Dazu Nichtstreitbare: 1711 Aerzte, 18,078 Trainsoldaten. Der Belagerungspark zählt 250 Geschütze (122 Kanonen, 21 Haubitzen, 97 Mörser). Nach der taktischen Eintheilung umfaßt das Bundesheer 374¼ Infanterie- und Jägerbataillone, 400 Schwadronen, 146¼ Batterien (38¾ schwere, 70 leichte, 37¾ reitende) mit 1138 Feldgeschützen und außerdem 5 österreichische Raketenbatterien mit 60 Geschützen. Dieser Effektivbestand verminderte sich natürlich, nachdem der pariser Friede abgeschlossen und die Kriegsbereitschaft eingestellt war. Doch hatte die Bundesversammlung auch hinsichtlich des Friedensfußes der Kontingente in sofern erweiternde Bestimmungen getroffen, als künftig die Friedensbereitschaft die Mittel gewähren sollte, mit dem Hauptkontingent gleichzeitig auch die Reserve marsch- und schlagfertig aufzustellen. Gleichzeitig ward auch die Frage über die Ausführung bestimmter, bisher unerfüllt gebliebener Verheißungen der Bundesakte zum Gegenstand vielfacher Erörterungen gemacht. Nachdem Bayern schon in einem Cirkular vom 10. December 1855 die Meinung ausgesprochen hatte, daß auch ohne Gewährung einer politischen Reform des Bundes die in D. lauter werdende Unzufriedenheit zu beseitigen sei, stellte es in der Sitzung vom 21. Februar auf Grund des Artikels 64 der wiener Schlußakte drei Anträge auf gemeinsame Regelung mehrer Angelegenheiten allgemeinen Interesse's durch die Bundesversammlung, und zwar auf entsprechende Einleitung, um die Gesetze über Heimat und Ansässigmachung innerhalb des ganzen Bundesgebiets mehr in Einklang zu bringen, auf gemeinsame Organisation der Auswanderung zu dem Zweck, daß die Auswanderer nicht dem Zufall und der Spekulation Preis gegeben wären, auch mit dem Vaterlande in einer beiden Theilen zum Vortheil gereichenden Beziehung blieben, u. auf Herbeiführung einer allgemeinen deutschen Handelsgesetzgebung, in welcher die durch den Zollverein und den von diesem 1853 mit Oesterreich abgeschlossenen Zoll- und Handelsvertrag gewonnene Grundlage eine weitere gemeinsame Entwickelung fände. Eine definitive Beschlußfassung ist jedoch hinsichtlich der beiden ersten Punkte bis jetzt nicht erreicht worden. Geschäftlich weiter gedieh die Angelegenheit der Handelsgesetzgebung, indem nämlich auf den 15. Jan. 1857 der Zusammentritt einer handelspolitischen Kommission zu Nürnberg anberaumt ward. Dieselbe trat zur angegebenen Zeit zusammen und tagte bis zum 3. März 1858, wo ihre Sitzungen vorläufig geschlossen wurden, um am 24. April zur Berathung des Seerechts in Hamburg wieder zusammenzutreten. Nachdem 1861 die dritte Lesung des inzwischen vollendeten Werks zu Würzburg erfolgt war, ging der Entwurf des Gesetzes an die Bundesversammlung zurück, die dasselbe durch Beschluß vom 31. Mai 1861 als Bundesgesetz annahm. Seitdem ist auch bereits von fast allen Staaten das Gesetz publicirt worden, nur die drei Hansestädte und Hannover sind noch mit der Publikation zurück. Ueberhaupt zeigte sich am Bundestage mehr Leben. Zwischen Oesterreich u. den deutschen Staaten wurde ein Münzvertrag abgeschlossen, nachdem schon früher ein Postvertrag zu Stande gekommen war. Die Mittelstaaten brachten einen Antrag auf eine allgemeine deutsche Patentgesetzgebung beim Bunde ein, über dessen Ausführung die Verhandlungen noch schweben. Auch wird augenblicklich (1863) ein allgemeines deutsches Obligationenrecht und Civilprozeßgesetz in Dresden berathen, wobei für das letztere ein von Bayern ausgearbeiteter Entwurf zur Grundlage genommen ist.

Diese Hebung und Förderung der praktischen und wirthschaftlichen Interessen der Nation hatte in der Sinnesrichtung der letzteren selbst ihre bestimmende Veranlassung. Mit einer gewissen Resignation warf sich das deutsche Volk nach dem Scheitern seines Verfassungswerks und der Wiederkehr einer rücksichtslosen Reaktion auf die Pflege seiner materiellen Interessen. Die deutsche Industrie hob sich mächtig, die Eisenbahnen förderten den Verkehr in hohem Grade, und die Ausfuhr- und Einfuhrlisten wiesen Zahlen auf, wie sie bis dahin unerhört gewesen waren. Dieser Richtung antwortete aus den wissenschaftlichen Kreisen der 1858 zum ersten Male in Gotha abgehaltene volkswirthschaftliche Kongreß, der alsbald die wichtigsten volkswirthschaftlichen Fragen, namentlich die Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Herabsetzung und Vereinfachung des Zolltarifs, die von Schultze-Delitzsch gegründeten Vorschußvereine vor sein wissenschaftliches Forum zog. Der deutsche Handelsstand blieb ebenfalls nicht zurück und trat in Heidelberg im Mai 1861 zu einem deutschen Handelstag zusammen, um seine gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen und zu fördern. Die Folgen dieser Agitationen auf wirthschaftlichem Gebiete zeigen sich bereits sehr deutlich in der Gesetzgebung, denn die meisten Staaten haben sich inzwischen schon für die Durchführung der Gewerbefreiheit erklärt. Diese Verbindung des politischen Strebens unserer Nation mit der Agitation für volkswirthschaftlichen Fortschritt ist überhaupt ein ebenso bedeutungsvolles als eigenthümliches Zeichen unserer Zeit. Die politischen Bestrebungen sind dadurch vor phrasenhafter Verschwommenheit bewahrt, die Deutschen sind mit einem Wort praktischer geworden, und zwar nach allen Richtungen ihres Strebens. Zugleich bot diese Form der öffentlichen Wirksamkeit der Reaktion keinen Anhaltpunkt für ihre Verfolgungen. Empfindlich genug war allerdings der Rückschlag, der nach 1849 überall eintrat. In Oesterreich wurde sogar am 1. Januar 1852 die Verfassung wieder aufgehoben, dagegen aber zur festeren Begründung des ultramontanen Einflusses am 25. Sept. 1855 das mit dem Papste abgeschlossene Konkordat verkündigt, durch welches der katholischen Geistlichkeit ein ungemessener Einfluß auf das kirchliche u. öffentliche Leben, namentlich auf die Schulen eingeräumt wurde. In Preußen ließ man zwar die Verfassung bestehen, doch fehlte es deshalb nicht an Verfolgung der Presse und polizeilicher Ertödtung des freiern politischen Lebens. Einen Umschwung nahmen die

Dinge erst, als die mehrjährige Krankheit Friedrich Wilhelms IV. die gänzliche Unfähigkeit desselben zur fernern Regierung an den Tag legte u. der Prinz von Preußen im November 1858 die Regentschaft antrat, das Ministerium Manteuffel entließ und den Grafen Schwerin, Rudolf von Auerswald und den Fürsten von Hohenzollern in das Ministerium berief. Entscheidender aber noch war der im Mai 1859 zwischen Oesterreich und dem mit Frankreich verbündeten Sardinien ausgebrochene Krieg. An der gewaltigen Aufregung, welche die Frage, ob D. Oesterreich zu Hülfe kommen müsse, hervorrief, entzündete sich erst wieder vollständig der politische Sinn der Nation. Ehe noch am Bundestage diese auch in den Volkskreisen Süddeutschlands mit leidenschaftlicher Erbitterung erörterte Frage entschieden werden konnte, schloß Oesterreich nach drei unglücklichen Schlachten am 8. Juli 1859 den Frieden von Villafranca und trat darin den Besitz des größten Theils der Lombardei, einschließlich Mailands, an Frankreich ab, welches sodann diese Provinz an Sardinien überließ. Oesterreich war tief erbittert gegen Preußen, weil es ihm nicht ohne Weiteres zu Hülfe geeilt, und opferte lieber seine schönste Provinz, ehe es zugab, daß sich während seiner Kriegsnoth Preußen den alleinigen Oberbefehl über die Bundestruppen und damit den entscheidenden Einfluß in D. zuwende. Von da ab begann überhaupt der Streit zwischen Preußen und Oesterreich um die Führerschaft in D. mit neuer Heftigkeit, während die Mittelstaaten, die sogenannten würzburger Verbündeten, seit der Kaiserdeputation und den Tagen der Union mehr als je um ihre Souveränetät besorgt, auf Seiten Oesterreichs stehend, gegen die preußische Führerschaft mit gleichem Eifer ankämpften. Die hülflose Lage D.s während jenes Kriegs und die daraus mit Nothwendigkeit sich aufdrängende Ueberzeugung, daß bei einem längeren Bestand der damaligen Bundesverfassung ein jeder auswärtige Krieg, namentlich ein Krieg mit Frankreich, die nationale Selbstständigkeit D.s aufs Höchste gefährden müsse, fand jedoch auch in den Kreisen des Volks Berücksichtigung. Auf Betreiben des liberalen hannöverischen Abgeordneten von Bennigsen trat im August 1859 in Eisenach ein kleiner Kreis von liberalen Männern zusammen, um den Ruf nach Centralgewalt mit Parlament aufs Neue zu erheben. Hieraus ging im September eine größere Versammlung in Frankfurt a. M. hervor, in welcher die Stiftung eines allgemeinen deutschen Nationalvereins beschlossen wurde, der auf dem Wege der gesetzlichen Agitation für die Herstellung einer deutschen Centralgewalt mit Parlament wirken sollte. Dieser Verein ist seitdem in ununterbrochenem Wachsen begriffen und zählt bereits über 25,000 Mitglieder. In Süddeutschland, namenlich in Bayern, hat er zwar noch zahlreiche Gegner, weil er die Lösung der deutschen Verfassungsfrage nicht unbedingt an die Theilnahme und Zustimmung Deutsch-Oesterreichs binden will, doch ist dafür in Preußen seine Verbreitung um so zahlreicher, und die bedeutendste Partei des preußischen Abgeordnetenhauses, die deutsche Fortschrittspartei, besteht fast nur aus seinen Anhängern und Mitgliedern. Die deutsche Verfassungsfrage hat jedoch auch für die Regierungen lebendiges Interesse gewonnen. Zwar hat weder Preußen, noch haben die würzburger Staaten bis jetzt die Nothwendigkeit eines deutschen Parlaments anerkannt; allein man gesteht doch wenigstens auf beiden Seiten zu, daß eine Reform der Bundesverfassung nothwendig sei. Die hierüber von dem preußischen Minister Grafen von Bernstorff in einer Note vom 20. December 1861 gegebenen Andeutungen, welche im Wesentlichen auf eine preußische Hegemonie hinaus liefen, veranlaßten von Seiten Oesterreichs und der würzburger Staaten einen entschiedenen Protest, die sogenannten identischen Noten, und am 14. August 1862 sogar einen Antrag beim Bundestag auf Einberufung einer Versammlung von Delegirten der einzelnen Ständekammern, um diesen die von Sachverständigen zu berathenden Gesetze hinsichtlich der Einführung eines gemeinsamen Obligationenrechts u. Civilprozesses vorlegen zu können. Preußen hat jedoch gegen dieses Projekt protestirt, und der Bundestag selbst hat dasselbe am 23. Januar 1863 verworfen. Für die großdeutsche Volkspartei wurde es jedoch Veranlassung, im Oktober 1863 in Frankfurt zusammen zu kommen, sich für dieses Projekt einer Delegirtenversammlung zu erklären u. als Seitenstück zum Nationalverein einen allgemeinen deutschen Reformverein zu gründen. So bietet die deutsche Geschichte augenblicklich wieder ein Bild der heftigsten Bewegung nach einer Reform der Bundesverfassung, einer Bewegung, die gerade wie vor 1848 in jeder neu auftauchenden Frage ihren Anhaltpunkt sucht. Das schlagendste Beispiel hierfür ist der am 2. August 1862 zwischen Preußen, Namens des Zollvereins, und Frankreich abgeschlossene Handelsvertrag. Die Mittelstaaten, obwohl in ihrem Auftrag Preußen in die Verhandlungen über diesen Vertrag eingetreten war, witterten nachträglich in demselben ein Attentat auf ihre politische Selbstständigkeit. Die großdeutschen Volkskreise, unterstützt von den süddeutschen Schutzzöllnern, unterstützten hierbei die Regierungen, von denen Würtemberg, Bayern und Darmstadt den Vertrag bereits geradezu abgelehnt haben, und so läßt sich vorerst nicht absehen, ob der Vertrag je ins Leben treten wird. Wie lange diese Bewegung noch vom Ziele entfernt sei, läßt sich noch nicht bestimmen, zumal da gegenwärtig in Preußen der Liberalismus wieder vom Ruder verdrängt u. ein schwerer Kampf um die Wirksamkeit der Verfassung zwischen dem Ministerium von Bismark-Schönhausen u. dem Abgeordnetenhause entbrannt ist. So viel läßt sich jedoch voraussagen, daß die Bewegung, welche jetzt aufs Neue durch D. geht u. selbst Oesterreich in das konstitutionelle Staatsleben durch die Verfassung vom 26. Febr. 1860 hineingedrängt hat, ein Zeichen vollster, kräftigster Gesundheit des deutschen Volks ist und den Fortschritt und die gedeihliche Entwickelung unserer Nation auf allen Gebieten in sichere Aussicht stellt, das politische Gebiet nicht ausgeschlossen.

Literatur zur Geographie u. Statistik. Cotta, D.s Boden, Leipz. 1854, 2 Thle., 2. Aufl. 1860; K. F. V. Hoffmann, D. u. seine Bewohner, Stuttg. 1834—36, 4 Bde.; Hoffmann, Das Vaterland der Deutschen, Nürnberg 1839; von Hoff, D. in seiner natürlichen Beschaffenheit, seinem frühern und jetzigen politischen Verhältnisse, Gotha 1838; Lengerke, Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten, Braunschweig

1840; **Duller**, D. und das deutsche Volk, Leipzig 1845—46, 2 Bde.; Das malerische u. romantische D., das. 1846—47, 10 Thle.; **Huhn**, Topographisch-statistisches Lexikon von D., Hildburghausen 1847; **Winderlich**, Das deutsche Land und seine Bewohner, 2. Auflage, Leipzig 1852; **Kutzen**, Das deutsche Land, Breslau 1855; **Brachelli**, Deutsche Staatenkunde, Wien 1856—57, 2 Bde.; **Berghaus**, D. vor hundert Jahren, Leipz. 1860—61, 2 Bde.; **Lange**, Originalansichten der historisch-denkwürdigsten Städte in D., Darmstadt 1832 f.; **Gottschalk**, Die Ritterburgen und Bergschlösser D.s. Die besten Karten lieferten **Reimann**, Berlin 1825 ff. (342 Blätter); **Weiß** und **Wörl**, Freiburg 1829 (85 Blätter); **Friedrich**, Specialkarte von D., Wien 1843; **Sydow**, Wandkarte von D., Gotha 1846; **Stieler**, Atlas von D., Gotha 1850 (25 Karten); Specialkarte von D. in 70 Blättern, Halle 1851 f.; ferner Kiepert, Meyer, Berghaus und Sprunner. Zu erwähnen ist auch **Bernhardi's** „Sprachkarte von D.", Kassel 1849.

Literatur zur Geschichte. Ausführliche Bearbeitungen der ganzen deutschen Geschichte sind: **Häberlin**, Umständliche deutsche Reichsgeschichte, Halle 1767 ff.; **Schmidt**, Geschichte der Deutschen, Ulm 1778, 5 Bde.; **Derselbe**, Neuere Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von **Milbiller** bis 1806, im Ganzen 22 Bde.; **Heinrich**, Deutsche Reichsgeschichte, Leipzig 1787 ff., 9 Bde.; **Galletti**, Geschichte von D., Halle 1787, 8 Bde.; **Luden**, Geschichte des deutschen Volks, Gotha 1825 ff. (unvollendet); **K. A. Menzel**, Geschichte der Deutschen (bis Maximilian I.), Breslau 1815—23, 8 Bde.; **Derselbe**, Neuere Geschichte der Deutschen, von der Reformation bis zur Bundesakte, das. 1826 ff., 9 Bde. (unvollendet); **Pfister**, Geschichte der Deutschen, nach den Quellen, Hamburg 1829—35, 5 Bde.; **Souchay**, Geschichte der deutschen Monarchie, Frankfurt 1860 bis 1862, 3 Bde.; **Eichhorn**, Deutsche Staaten- u. Rechtsgeschichte, 5. Auflage, Göttingen 1843—44, 4 Bde. Die älteste Zeit behandelt: **Barth**, D.s Urgeschichte, Baireuth und Hof 1818, umgearbeitete Auflage 1840—42, 2 Bde.; die Zeit der Merovinger und Karolinger: **Mannert**, Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken, Stuttgart und Tübingen 1829; die Zeit der sächsischen Dynastie: **Mascovius**, Commentarii de rebus Imper. Germ. a Conrado I usque ad obitum Henrici II, Lpz. 1751; die Zeit der fränkischen Kaiser: **Stenzel**, Geschichte D.s unter den fränkischen Kaisern, das. 1827 und 1828, 2 Bde.; die Zeit der Hohenstaufen: **F. von Raumer**, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, das. 1823 ff., 5 Bde.; die Zeit des Interregnums bis zur goldenen Bulle: **von Olenschlager**, Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1755; die Kaiserzeit überhaupt: **Giesebrecht**, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Braunschweig 1855 ff., 3 Bde.; das Reformationszeitalter: **Ranke**, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Berlin 1839—40, Bd. 1—3; 2. Aufl. 1842—43, Bd. 4 und 5, 1843, Bd. 6, Urkunden, 1847; 3. Aufl., Bd. 1—5, 1851—52; die Zeit nach dem westphälischen Frieden: **Koch**, Abrégé de l'histoire des traités de paix entre les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphalie etc., Par. 1817 ff., 15 Bde.; **Häusser**, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, Leipz. 1854, 3 Bde.; 2. Aufl., Berlin 1858 ff.; **Beitzke**, Geschichte der deutschen Freiheitskriege, Berlin 1859, 3 Bde. **Kaltenborn**, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse von 1806—56, das. 1857 ff. Kürzere Lehrbücher sind: **Pütter**, Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie, 2. Aufl., Göttingen 1772; **Derselbe**, Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs, 1798, 3 Thle.; **Heinrich**, Handbuch der deutschen Reichsgeschichte, Leipz. 1800, 2 Bde.; fortgesetzt von Pölitz bis 1819; **Posselt**, Geschichte der Deutschen für alle Stände, fortgesetzt von Pölitz, daselbst 1789—1805, 4 Bde., 1820, 1821; **Mertens**, Geschichte der Deutschen, Freiburg und Konstanz 1810 f., 2 Bde., 1811; **Voigtel**, Deutsche Geschichte, Halle 1818; **Kohlrausch**, Deutsche Geschichte (für Schulen), 11. Aufl., Leipz. 1838, 2 Abtheilungen; **Böttiger**, Geschichte des deutschen Volks, 3. Aufl., Stuttgart 1845, 2 Bde.; **Rauschnick**, Hauschronik der Deutschen, Leipz. 1828 u. 1829, 3 Abtheilungen; **W. Menzel**, Geschichte der Deutschen, 4. Aufl., Stuttgart und Tübingen 1843, 2 Abtheilungen; **Söltl**, Geschichte der Deutschen, Freiburg 1835 und 1836, 4 Bde.; **Duller**, Geschichte des deutschen Volks, 3. Aufl., Leipz. 1845; **Wirth**, Geschichte der Deutschen, 1843 ff., 4 Bde.; **Duller**, Vaterländische Geschichte, fortgesetzt von Hagen, Frankfurt 1852 f.; **Mayer**, Deutsche Geschichte für das deutsche Volk, Leipz. 1857—58, 2 Bde.; **Leo**, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs, Halle 1857, 2 Bde.; **Rückert**, Deutsche Geschichte, 2. Aufl., Leipz. 1861; **Hagen**, Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit, Frankfurt 1855—57, 2 Bde. Durch die neuesten politischen Parteiansichten hervorgerufene Schriften sind: **Wirth**, Die deutsche Nationaleinheit, Frankfurt 1859; **Pertz**, Aus Steins Leben, Berlin 1859, 2 Bde.; **von Sybel**, Die deutsche Nation u. das Kaiserreich, Düsseldorf 1862; **Ficker**, Deutsches Königthum und Kaiserthum, Innsbruck 1862; **von Wydenbrugk**, Die deutsche Nation und das Kaiserreich, München 1862; **Aegidi**, Aus dem Jahre 1819, Hamburg 1861; **Derselbe**, Die Schlußakte der wiener Ministerialkonferenzen, 1. Abtheilung, Berl. 1860. Von großem Interesse sind **Freytags** „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", 2. Aufl., Leipz. 1860 ff., 3 Bde.

Deutschmann, Johann, deutscher philosophischer und theologischer Schriftsteller, geboren den 10. August 1625 zu Jüterbogk, ward, nachdem er in Wittenberg seine Studien beendet, daselbst 1652 Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1657 Professor der Theologie und † daselbst den 12. August 1706. Als Gegner Speners und der Pietisten schrieb er zahlreiche Schriften, sammelte auch mit Quensted die „Consilia theologica Wittenbergensia" (1669).

Deutschmeister, s. Deutscher Orden.

Deutsch-Oravicza, Flecken im ungarischen Komitat Krasso (Banat), in einem Gebirgsthal an der banater Montaneisenbahn, Sitz einer Berghauptmannschaft, mit Gold-, Silber- und Kupferberg-

werken, einem Kupferhammer, Steinkohlengruben, vorzüglichen Ziegelbrennereien und 4228 Einw.

Deutsch-Szaszka, Flecken im ungarischen Komitat Krasso (Banat), an der Nera, mit Silber-, Kupfer- und Eisensteinbergbau, mehren Kupferschmelzhütten, einer Eisenhütte und 2630 Einw.

Deutsch-Wartenberg, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Grünberg, an der Ochel, mit 940 Einwohnern, welche starke Färberei, Eisensteinbergbau u. Ziegelbrennerei betreiben. Die Herrschaft D. gehört der Herzogin von Sagan.

Deutz, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Landkreis Köln, rechts am Rhein, Köln gegenüber u. mit dieser Stadt durch eine Schiff- u. eine 1859 eröffnete Röhrenbrücke verbunden, befestigt u. als Brückenkopf in die Befestigungswerke von Köln gezogen, hat 2 Kirchen, bedeutende Artilleriewerkstätten, einen Hafen, eine Dragonerkaserne, Porzellanfabrik und bedeutende Eisengießereien u. Maschinenfabriken mit mehr als 500 Arbeitern. Die Einwohner, mit Einschluß des Militärs 6500 an der Zahl, treiben außerdem Acker- u. Gartenbau, Handel und Schifffahrt. D. hieß im Alterthum Tuitium oder Duitium. Kaiser Konstantin baute hier zu Anfang des 4. Jahrhunderts zur Vertheidigung der von ihm angelegten steinernen Rheinbrücke ein Kastell, das in den Urkunden unter dem Namen Monumentum dutiense vorkommt und 957 (964) nebst der Brücke zerstört ward. Nachdem der Erzbischof Konrad von Hochstetten die Stadt mit einer Mauer umgeben, ward dieselbe mehrmals, zuletzt 1583 von den französischen Söldnern des Erzbischofs Gebhard verwüstet. Der Kurfürst Ferdinand befestigte die Stadt 1632 von Neuem, worauf die Schweden dieselbe eroberten und die Festungswerke zerstörten, welche aber schon 1642 wieder hergestellt wurden. Im Jahre 1673 bemächtigten sich die Kaiserlichen der Stadt, deren Festungswerke nach dem nimwegener Frieden abermals geschleift wurden. Zur Zeit der französischen Herrschaft hob sich D. sehr durch Schleichhandel. Seit 1816 ist es von der preußischen Regierung wieder befestigt worden.

Deutzia *Thunb.* (Deutzie), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5spaltigen Kelch, die 5 stumpfen Kronblätter und die an der Spitze 3spaltigen Staubfäden, kleine Sträucher in Japan und China, mit schlaffen Zweigen und schönen Blumen in Sträußern. Von D. scabra *Thunb.*, einem 4—6 Fuß hohen Strauch, werden die rauhen Blätter in Japan zum Poliren des Holzes gebraucht. Durch Zartheit und Eleganz ausgezeichnet ist D. gracilis *Siebold* et *Zuccar.*, eine Zierpflanze, die bei einiger Bedeckung auch im Freien ausdauert. Man pflanzt sie in fette, sandgemischte, lockere Erde, im Mai auch ins freie Land, durchwintert sie bei 1—5° Wärme, stellt sie im Sommer ins Freie und vermehrt sie durch Stecklinge im Mistbeete oder Topfe und durch Ableger.

Deux à deux (franz.), je zwei.

Deux-Sèvre, französisches Departement, s. Sevre.

Deva, 1) Stadt in der spanischen Provinz Guipuzcoa unfern der Mündung des Flusses D. in den biscayischen Meerbusen, mit 1140 Einwohnern, kleinem Hafen und gut eingerichteten und sehr besuchten Seebädern. — 2) D. (deutsch Diemrich od. Schloßberg), Marktflecken im siebenbürger Komitat Hunyad, an der Marosch, hat einen Franciskanerkonvent (seit 1710), ein großes Militärverpflegungsmagazin, ein Spital, starken Wein- u. Obstbau, ein ergiebiges Kupferbergwerk und 2706 ungarisch-romanische Einwohner. Dabei auf einem steilen Trachytberg die Ruinen eines alten, 1849 zerstörten festen Schlosses, wahrscheinlich römischen Ursprungs. D. hieß im Alterthum Dacopolis, lag in Dacien und war schon früh berühmt. König Decebalus soll hier begraben sein. Hier besiegte Johann Török 1555 die Türken. Ehemals war D. eine Festung, von welcher noch viele Schanzen in der Umgegend übrig sind.

Devadaschi, s. v. a. Bajaderen.

Devalvation (v. Lat.), Herabsetzung einer Münze von ihrem Kurswerthe auf den (niedern) Metallwerth. Daher Devalvationstabellen, Tabellen mit der Angabe des wirklichen (Metall-) Werthes der Münzen nach dem geltenden Münzfuße.

Devanagari (sanskr., d. h. der in der Götterstadt Gebräuchliche), Benennung der indischen Schrift, mit welcher das Sanskrit geschrieben wird, u. aus welcher alle übrigen in Indien gebräuchlichen neuern Alphabete abgeleitet sind.

Devaprayaga (sanskr., d. i. Versammlung der Götter), Stadt im britisch-ostindischen Staate Gurwhal, am Zusammenfluß des Bhagirati und Alakananda zum Ganges, 2126 Fuß über dem Meere, eine der heiligen Städte der brahmanischen Hindu's und besuchter Wallfahrtsort, bewohnt von etwa 1000 Brahmanen.

Devaux, Paul Louis Isidor, belgischer Staatsmann, geboren den 10. April 1801 zu Brügge, betrat 1820 die advokatorische Laufbahn und nahm seitdem den lebhaftesten Antheil an der politischen Befreiung seines Vaterlandes. Als Mitredakteur des Oppositionsblattes „Politique“ vertrat er die Idee der Union zwischen den Liberalen und den Katholiken und führte dadurch vorzugsweise den Sturz des Hauses Oranien herbei. Während der Revolution selbst vertrat er im Kongreß den republikanischen Tendenzen gegenüber die konstitutionelle Monarchie als das einzige Mittel zur festen Organisation Belgiens und entwarf mit Notbomb die Verfassung. Im zweiten Ministerium des Regenten Surlet de Chokier war er Staatsminister ohne Portefeuille, brachte die Ernennung des Prinzen Leopold zum König der Belgier vorzüglich mit in Anregung und wirkte im Juni 1831 als Kommissär bei der londoner Konferenz wesentlich mit zu Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich der Annahme der Krone von Seiten des Prinzen entgegenstellten. Nach der Erhebung desselben zum König der Belgier zog er sich von den Staatsgeschäften zurück und blieb nur noch Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Im Jahre 1839, als es sich um die definitive Annahme der 23 Artikel handelte, erklärte sich D. im Nationalinteresse für die Annahme derselben. Gleichzeitig mit dem Aufkommen des Ministeriums Lebeau-Rogier gründete er die für den Liberalismus tonangebende „Revue nationale“.

Developpable Fläche, abwickelbare Fläche, eine krumme Fläche, welche sich ohne Brüche und Falten in eine Ebene ausbreiten läßt, z. B. die krumme Fläche des Cylinders oder Kegels; dann überhaupt eine krumme Fläche, welche durch die Bewegung

einer geraden Linie entsteht, deren zwei nächste Lagen sich immer in Einer Ebene befinden, also sich entweder schneiden, od. parallel sind. In solchen Flächen lassen sich immer nach gewissen Richtungen gerade Linien ziehen, was bei andern Flächen unmöglich ist.

Développement (franz.), Entwickelung, Entfaltung, Erklärung, Auseinandersetzung; in der Baukunst Specialriß über den Grund oder ein einzelnes Stock eines Gebäudes; im Militärwesen Aufmarsch aus der Kolonne.

Deventer (gewöhnlich Demter), Stadt in der niederländischen Provinz Overyssel, am Einfluß des Shipbeek in die Yssel, alterthümlich gebaut, mit ziemlich verfallenen Festungswerken, hat eine Kathedrale, 5 andere Kirchen, ein schönes Stadthaus, ein Athenäum, eine Zeichenakademie, eine Eisengießerei, eine königliche Teppichfabrik (mit 310 Arbeitern), berühmte Honigkuchenbäckereien (Deventerkuchen), bedeutenden Butterhandel und 16,500 Einwohner. D. ist der Geburtsort von Gronov und Heinrich van Deventer und Sterbeort von Thomas a Kempis. D. hieß ehedem Dabentria und reicht mit seinem Ursprung bis ins 6. Jahrhundert. Im Jahre 882 verwüsteten die Normannen die Stadt. Später erhob sie sich zur freien Reichs- und Hansestadt, über welche die Bischöfe von Utrecht Hoheitsrechte ausübten, bis dieselben 1528 Kaiser Karl V. als Herzog von Brabant übertragen wurden. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bisthum errichtet; der letzte Bischof war Gisbert Cöverinx, der 1591 abgesetzt ward, als der Prinz Moritz von Oranien D. den Spaniern wieder entriß, die es 1589 durch Verrath des Kommandanten Stanley genommen hatten. Seitdem blieb D. als Hauptstadt von Overyssel mit den niederländischen freien Provinzen verbunden.

Deventer, Heinrich van, niederländischer Arzt und Geburtshelfer, † gegen 1739. Nach ihm ist genannt der deventersche Beckendurchmesser (diameter obliquus s. Deventeri), der schiefe Durchmesser des Beckens von der Kreuzbeinverbindung einerseits bis zur Vereinigung des Darmstücks und Schooßstücks des Hüftknochens andererseits.

Deveny, ungarische Stadt, s. Theben.

Deverra, eines der drei (D., Pilumnus und Intercidona) symbolischen Wesen, deren Einfluß man für Wöchnerinnen gegen die Macht des Sylvanus geltend zu machen suchte. Drei Männer gingen um das Haus, deren einer mit einem Beil in die Schwelle schlug, während der zweite mit einer Mörserkeule darauf stieß u. der dritte sie mit einem Besen fegte. Dies sollten Zeichen der Kultur sein, weil man mit dem Beil die Bäume fällt, zur Mehlbereitung die Mörserkeule braucht und die Frucht mit einem Besen zusammenkehrt. Sylvan scheute sich vor diesen Zeichen.

Deversorium (lat.), Herberge.

Devestiren (v. Lat.), entkleiden, Einen zur Strafe seines Lehens berauben; daher Devestitur, Beraubung des Lehens.

Devexa (lat.), Abschüssige, Säugethierfamilie aus der Ordnung der Wiederkäuer mit abschüssigem Rücken und stets mit Haut überzogenen Stirnzapfen ohne Geweihe, welche, bei beiden Geschlechtern vorhanden, nicht abgeworfen werden. Hierher gehört nur die Giraffe (s. d.), der einzige lebende Repräsentant ihrer Gattung.

Deviation (v. Lat.), Abweichung eines Körpers von seiner Bahn oder Richtung, bei Schiffen Abweichung vom vorgeschriebenen Wege. Pflicht des Schiffers ist es in jeder Beziehung, nicht bloß gegen den Assekuradeur, sondern auch schon gegen seine Rheder und Befrachter, seine Reise auf dem geraden Wege zu vollenden. Nur kontraktliche Stipulationen oder Nothfälle können ihn von der Erfüllung dieser Pflicht dispensiren, und selbst dann muß das Verlassen des direkten geraden Weges nicht weiter ausgedehnt werden, als die Noth erfordert, oder der Kontrakt gestattet. Jede andere Abweichung von der Reise verpflichtet, den Rhedern und Befrachtern gegenüber, den Schiffer zum Schadensersatz. Die Assekuradeure kommen, wenn die D. ohne Wissen des Versicherten geschah, so weit dafür auf, als sie für Fehler des Schiffers haften; wo die D. mit Wissen und Willen des Assekurirten vorgenommen wurde, betrachten sie dieselbe als eine Verletzung des Kontrakts, die sie von jeder Verpflichtung entbindet, wobei es rechtlich (denn faktisch kann sich die Sache anders stellen) gleichgültig ist, ob die Reise verlängert oder verkürzt wurde. In der Astronomie ist D. die scheinbare, von der Nutation (s. d.) der Erdare abhängige Bewegung der Fixsterne, auch die Abweichung des Mauerquadranten oder des Mittagsfernrohrs von der wahren Mittagsfläche.

Devise (v. mittellat. divisa), Sinnbild mit einer dabei befindlichen passenden Aufschrift. Da die hinzugefügten Worte dem Sinnbild die rechte Deutung geben sollen, so müssen sie diesem entsprechen und zugleich kurz gedrängt und sinnreich sein. D.n waren schon im Alterthum gebräuchlich, eine bedeutende Rolle spielten sie aber im Mittelalter auf den Wapenschildern turnierfähiger Ritter. Man findet die D.n auch auf Wappen von Fürsten, Gemeinden und Privatpersonen, sowie an Häusern, vorzüglich im 16. Jahrhundert in Italien, an Schiffen, auf dem Gelde 2c. Bei Festen aller Art pflegte man sie auf Triumphbögen, Fahnen, Ehrenpforten 2c. anzubringen. In der Konditorei sind D.n kleine allegorische od. symbolische Figürchen von gewöhnlichem Teige, in denen Zettel mit D.n enthalten sind. In der kaufmännischen Korrespondenz ist D. s. v. a. Papier (Wechsel).

Devizes, alte, wohlhabende Stadt in der englischen Grafschaft Wilts, auf der Höhe zwischen den Quellen beider Avon, am Avonkanal gelegen, hat ein neues Rathhaus, 2 Kirchen, eine in Ruinen liegende Veste Heinrichs I., eine Schnupftabaks- und 8 Seidenfabriken, Wollenmanufaktur (Tuch u. Kasimir), die früher sehr ansehnlich war, bedeutenden Getreidehandel und 6640 Einwohner.

Devoir (franz.), Schuldigkeit, Pflicht.

Devol (d. i. Teufel), Fluß im Südwesten der europäischen Türkei, kommt vom Nerotschka-Planina, nördlich vom Kastoriasee, durchströmt unweit des Ochrydasee's den langen, schmalen Molechasee und bildet durch seine Vereinigung mit dem Ergent (Lum) den Semenfluß.

Devolution (v. Lat.), eigentlich Wegwälzung, Ueberwälzung, hat in der Rechtswissenschaft verschiedene Bedeutungen. Namentlich bezeichnet es Heimfall od. Vererbung eines Vermögensobjekts auf einen andern Besitzer; Devolutionsrecht in einem besondern Sinne bezeichnet das Rechtsverhältniß, nach welchem das Vermögen eines verstorbenen Ehegatten dem Eigenthum nach den Kindern zufällt, so daß dem

überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch verbleibt. **Devolutiveffekt** hat ein Rechtsmittel, wenn durch dessen Einwendung die Rechtssache an einen höheren Richter (vom judex a quo an den judex ad quem) gebracht wird, wie z. B. die Appellation (Instanzenzug) im Gegensatz zur bloßen Leuterung. **Devolutionsrecht** ist das in der hierarchischen Ordnung unmittelbar begründete allgemeine Recht, vermöge dessen der höhere Kirchenobere dann thätig werden darf, sobald der ihm unmittelbar Untergeordnete seiner Pflicht entweder nicht, oder doch nicht in der gesetzlichen Weise genügt. Unter den Verhältnissen, in denen das Devolutionsrecht in Ausübung kommen kann, ist schon durch das dritte Koncil vom Lateran (1179) die Verleihung der Kirchenämter besonders hervorgehoben. Hier gilt die allgemeine Regel, daß, sobald der zur Provision Berechtigte innerhalb der gesetzlichen a die notitiae laufenden Frist die Provision nicht ausübte, sein Recht sofort und ohne daß es noch einer besondern Erinnerung bedarf, für diesmal verloren geht, immer jedoch unter der Voraussetzung eines wirklichen Verschuldens, weshalb z. B. dieser Verlust dann nicht eintritt, sobald dem Berechtigten irgend ein faktisches oder rechtliches Hinderniß entgegenstand. Dieselbe Wirkung tritt ein, sobald die Provision auf eine ungeeignete Person gerichtet und die letztere von dem Oberen verworfen wurde; auch greift sie Platz bei einer simonischen Verleihung mit dem Ausgange der über diese angestellten Untersuchung. Mit der eingetretenen D. wird die dennoch von dem ursprünglich Berechtigten vollzogene Provision ungültig, wenn der Obere sie nicht ausnahmsweise gelten läßt. Ist dies nicht der Fall, so ist der letztere bei der Ausübung seines Rechtes an die Bedingungen schlechthin gebunden, von welchen das Recht des ursprünglichen Verleihers abhing. In der evangelischen Kirche kann das Devolutionsrecht im wahren Sinne nur dann vorkommen, wenn der Patron entweder die Präsentationsfrist versäumt, oder simonisch, oder einen Unfähigen präsentirt. Wo jedoch noch protestantische Stifter mit alter Verfassung bestehen, wird auch die Verleihung an den Landesherrn devolvirt, sobald das Kapitel sie nicht innerhalb der geordneten Frist vollzogen hat.

Devolutionsrecht, s. Devolution.

Devolvable Fläche, s. v. a. developpable Fläche.

Devon (Devonshire), Grafschaft im südwestlichen England, zwischen dem Kanal von Bristol u. dem englischen Kanal gelegen, östlich von den Grafschaften Dorset und Somerset, westlich von Cornwall begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 122 □Meilen mit (1861) 584,531 Einwohnern. Der Boden ist sehr mannichfaltig gestaltet, in vielen Gegenden hügelig mit tief eingeschnittenen Thälern. In der Mitte der Grafschaft befindet sich der Dartmoorwald (s. d.), im Norden der Exmoorforest (mit dem Paracombe, 1206 Fuß hoch). Unter den zahlreichen Buchten der Küsten sind an der Nordküste (etwa 11 Meilen lang) die Barnstaplebai, an der Südküste (20 Meilen) die Aestuare der Flüsse Exe, Dartmouth, der Salcombehafen, die Bigburybai u. der Plymouthsund hervorzuheben. Von den zahlreichen Flüssen des Landes münden der Exe (der bedeutendste), Axe, Sid, Otter, Teign, Dart, Avon, Erme, Plym, Tavy und Tamar (Grenzfluß gegen Cornwall) nach Süden, Torridge und Tawe nach Norden. Die Hochlandstriche sind zum Theil wild (besonders im Norden) und nur zur Weide geeignet, die Thäler dagegen überaus schön und fruchtbar (namentlich das Dartthal, das sich zwischen den Flüssen Dart und Erme von der Südküste bis zum Dartmoor erstreckt, und das Thal von Exeter), ebenso auch die tieferen Küstenstriche im Süden, in welche sich die Thäler öffnen. Das Klima ist in der Mitte und im Süden mild, im Norden feucht u. im Westen rauh und ungesund. Hauptprodukte sind Obst (aus dem man hier und da Cider bereitet), Gemüse, Hülsenfrüchte, Getreide, Farbepflanzen, Hanf u. Flachs von vorzüglicher Güte, in den nördlicheren und höher gelegenen Gegenden Holz. Die Viehzucht ist hier sehr ausgedehnt und namentlich die reichlich gewonnene Milch von vorzüglicher Güte. Außerdem bildet der Fischfang (Makrelen, Lachse, Häringe) einen Hauptnahrungszweig der Küstenbewohner. An Mineralien ist die Grafschaft D. vorzugsweise reich. Man findet Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Wismuth, Kobalt, Silber, an der Küste schönen geaderten Marmor, Pfeifen- und Töpferthon, Gyps, Steinkohlen. Mineralquellen gibt es bei Cleave, Lifton, Lamerton, Bampton, Tavistock 2c. Die Industrie liefert grobe Wollenzeuche, Serge, Segeltuch, Leder, Handschuhe, auch die Eisengießereien werden mit großem Fleiße betrieben. Wichtig ist auch der Schiffbau, welcher allein in Plymouth über 3000 Menschen beschäftigt.

Devonisches Gebirge (Devonian system, jüngeres Uebergangsgebirge), das ganze mächtige, vorherrschend aus Thonschiefern, Grauwacken, gewöhnlichen, meist kieseligen Sandsteinen und nur sehr untergeordneten Kalksteinen zusammengesetzte Gebirge, welches an vielen Orten die Unterlage des Steinkohlengebirgs bildet und, wo tiefer liegendes Gestein sichtbar ist, auf Urgebirge ruhend, das Ur- und Steinkohlengebirge trennt, das älteste versteinerungführende Gebilde der Erde, früher als Uebergangsgebirge zusammengefaßt. Den Engländern Murchison und Sedgwick, welche zuerst die Versteinerungen in demselben studirten, verdankt man die erste Kenntniß der reichen inneren Gliederung des in seinen Gesteinen einförmigen Gebirgs. Lonsdale's 1837 gemachte Entdeckung, daß die Versteinerungen des Uebergangsgebirgs von Süddevonshire, trotz seiner geringen Entfernung von Wales und Westengland, nur zum kleinsten Theil mit denen des dortigen Uebergangsgebirgs, des sogenannten silurischen Systems, übereinstimmen, daß vielmehr der größere Theil jener Grafschaft eigenthümlich ist und nur ein Theil auch im Bergkalk vorkommt, in dem man schon lange ein jüngeres, an das Steinkohlengebirge sich anschließendes Gebirgsglied erkannt hatte, führte jene Forscher zur Aufstellung des devonischen Systems als eines Mittelgliedes zwischen der unteren marinen Abtheilung des Steinkohlengebirgs und dem älteren silurischen Uebergangsgebirge. Zu ersterem brachten sie aber gleichzeitig noch einen anderen Theil des Uebergangsgebirges, die jüngste, hier und da Anthracit führende Grauwacke und die Posidonomyenschiefer, und nannten sie mit dem Provinzialnamen Kulm. Seit 1837 hat man jenes devonische System nach seinen eigenthümlichen Versteinerungen in vielen Gegenden nachgewiesen,

am meisten entwickelt und zum Theil sehr versteinerungsreich im sogenannten rheinischen Schiefergebirge (s. Deutschland) und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber auch am Harz, im östlichen Thüringerwald, im Voigtland, im Fichtelgebirge, im Riesengebirge, in großer Ausdehnung in Rußland, von den Ostseeprovinzen bis zur Petschora, in Frankreich bei Boulogne, in der Bretagne, Normandie, in den Pyrenäen, in Spanien, am Bosporus, in Kurdistan, in China, in Marokko, in der Sahara, am Kap, in Nord- und Südamerika. Nur in Rußland und Nordamerika läßt sich die ungestörte Zwischenlagerung des d.n G.s zwischen silurischem und Steinkohlengebirge beobachten, im Thüringerwald, Harz und in Schlesien kommt es mit beiden, aber in verwickelteren Lagerungsverhältnissen vor, während am Rhein seine Unterlage die versteinerungsleeren Schiefer und Quarzite des Taunus und der Ardennen bilden, in Devonshire und Cornwallis aber die unmittelbare Unterlage krystallinisches Urgebirge ist. Ueberall ist es reich an Resten von Thieren und führt neben den Seealgen, in Nordamerika wie in Deutschland (insbesondere bei Saalfeld in Thüringen) auch die erste eigenthümliche Landflora, gebildet aus kalamitenartigen Pflanzen, Farrnkräutern, Sagenarien, den ersten Nadelhölzern. Unter den Thieren finden sich eckschuppige Fische und mit Knochenplatten bedeckte Knorpelfische (Plakoïden), Trilobiten, Muschelkrebse (Cypridina), ungemein zahlreiche Brachiopoden und Cephalopoden, worunter außer den devonischen Geschlechtern der Klymenien, Gyroceras, auch die ersten Ammoniten (Goniatites), zahlreiche Krinoïdeen und Korallen in ausgedehnten Bänken. In der Eifel sind vor Allem reiche Fundorte solcher Petrefakten. In Rußland sowohl, als in Nordamerika ruht auf diesen marinen Ablagerungen ein mächtiges System grellrother Thone u. Sandsteine, die außer den Holoptychien auch zahlreiche andere Fische, darunter Plakoïden von 30 Fuß Länge, führen. Auch in Westengland, in Irland, Schottland kennt man eine ganz übereinstimmende, Fischreste führende rothe Konglomerat- und Sandsteinbildung mit grellrothen Thonen, das sogenannte Old red, den alten rothen Sandstein, in der immensen Mächtigkeit von 8—10,000 Fuß. Das Old red bildet in Westengland, Südwales, Irland, Südschottland die Unterlage des Steinkohlengebirgs, während es selbst in Westengland (Hereford, Worcester, Shrop) und Wales auf dem silurischen Gebirge aufruht. In Irland und Schottland zu beiden Seiten der Grampians u. in Caithneß, sowie auf den Orkneys lagert das dort vor Allem an Fischresten reiche Sandsteingebirge auf dem krystallinischen Urgebirge. Zu Elgin an der Nordostseite der Grampians wurde im Old red das erste Reptil, eine Eidechse, das älteste bekannte luftathmende Thier, gefunden. In Südschottland und Westengland finden sich Krebse mit riesigen Scheerenfüßen u. die wunderlichen, eher Trilobiten als Fischen ähnlichen Cephalaspiden. Das marine d. G. läßt sich in 3 Abtheilungen bringen, deren unterste die bekannte Grauwacke von Ems und Koblenz ist, deren große Spiriferen- und Orthisabdrücke (Hysterolithen) in keiner Sammlung fehlen, daher Spiriferensandstein u. Thonschiefer. In Amerika ist ebenfalls die untere Abtheilung vorherrschend sandiger Natur (Oriskany-, Canbagalli- und Shohariesandstein nach Römer). Darüber folgt die mittlere, in Belgien und in der Eifel vorherrschend kalkige Bildung des eifeler Kalksteins, zu unterst vor Allem charakterisirt durch die wunderlich gestaltete sogenannte Pantoffelmuschel (Calceola), in der Mitte häufig Korallenfels, die Hauptfundstelle der Versteinerungen, zu oberst durch weitverbreitete Stringocephalen (Kalk von Paffrath bei Köln), die nur in Nordamerika fehlen. Oestlich vom Rhein herrschen die Schiefer, Lenneschiefer, über dem Kalkstein; in Nordamerika, wo diese mittlere Abtheilung nach Römer in den Onondagakalk, Corniferous limestone, Marcellinschiefer und die Hamiltongruppe zerfällt, ist die unterste Abtheilung dadurch von Wichtigkeit, daß ihre Gyps- u. Steinsalzstöcke dem Innern der nördlichen Vereinigten Staaten das Salz liefern. Auch in Rußland kommen Salzquellen am Ilmensee und bei Wytegra aus dem d.n G. vor. Am charakteristischsten ist aber die obere klymenien- und goniatitenreiche Abtheilung durch die Art, wie in dem Schiefer der Kalk vertheilt ist, der meist in Form von Knoten, die häufig Versteinerungen enthalten, darin auftritt (Knotenkalk und Knotenschiefer), so daß das verwitterte Gestein voll rundlicher Höhlungen erscheint (Kramenzlstein am Niederrhein). Man kennt diese klymenienführenden Knotenkalke in den Domanikschiefern an der Petschora, bei Elbersreuth, im Glatzischen, im Fichtelgebirge bei Schübelhammer u. Gattendorf, im Voigtland, im Thüringerwald bei Saalfeld, in Westphalen, zu Petherwin in Cornwallis, in den Pyrenäen, in der Chemunggruppe Nordamerika's. An vielen Orten sind sie begleitet von sehr weichem, grünlichgrauem, u. grauem, durch Verwitterung gelbem Mergelschiefer voll kleiner Muschelkrebsschalen (Cypridinenschiefer, Nassau an der Lahn, im Thüringerwald, im Harz u. a. a. O.). Von den Eruptivgesteinen sind die Grünsteine und Porphyre an der Lenne in Westphalen und gleichzeitige Bildungen von Wichtigkeit. Die Grünsteintuffe (Schalstein) Nassau's, ausgezeichnet durch ihre Verbindung mit Eisenerzen, führen die Versteinerungen des Stringocephalen- und Goniatitenkalks. Auch der obere Goniatitenkalk wird oft durch Eisensteinlager ersetzt (Westphalen), wie überhaupt das ganze d. G. vieler Gegenden eisenreich ist, vor Allem am Niederrhein u. Harz. Das Eisen tritt theils in Lagern, theils in Gängen auf. Dem d.n G. gehören die wichtigen Eisenlagerstätten des Siegenerlandes an, dessen müsener Stahlberg seit undenklichen Zeiten das Material zum trefflichsten Stahl geliefert hat. Auch sonstige Erzgänge und Lager kommen im d.n G. vor, so der altberühmte Rammelsberg bei Goslar am Harz, die Zinklagerstätte im Eifelerkalkstein an der Lenne, vor Allem aber in der aachener Gegend (alter Berg) u. die reichen Braunsteinlager im Nassauischen. Auch Dachschiefer liefern das rheinische und d. G.

Devonshire, seit König Heinrich I. der Name mehrer englischen Geschlechter, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts an das Haus Cavendish kam, das ihn theilweise noch gegenwärtig führt. Roger, ein jüngerer Sohn des Hauses Gernon, erheirathete unter der Regierung Eduards II. mit der Erbtochter des Johann Potton das Gut Cavendish in Suffolk, wovon seine Nachkommenschaft ihren Namen ent-

lehnte. William, Baron Cavendish von Hardwick († am 3. März 1625), war der Erste, der 1618 von König Jakob I. den Titel eines Grafen von D. erhielt. William, vierter Graf von D., Lordlieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Derby, wurde für seine Parteinahme für den Prinzen von Oranien von König Wilhelm III. 1694 zum Marquis von Hartington und zum Herzog von D. erhoben. Er † als Oberhofmeister der Königin Anna am 18. August 1707. Ihm folgte sein ältester Sohn William als zweiter Herzog von D., sowie in der Hofwürde, die seitdem in der Familie fast erblich ist. Derselbe † am 15. Juni 1729 und hinterließ 3 Söhne, von denen der jüngste, Charles, als der Vater des als Chemiker und Gelehrter berühmten Henry Cavendish bemerkenswerth ist. Der älteste, William, dritter Herzog von D., geboren 1698, ward 1731 Bewahrer des kleinen Siegels, 1733 Oberhofmeister, auf welches Amt er 1749 resignirte, war von 1736—45 Vicekönig von Irland, ferner Lordlieutenant von Derbyshire, Gouverneur des Charterhouse, Präsident des Stadthospitals zu London und Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und † am 5. December 1755. Sein ältester Sohn, William, vierter Herzog von D., geboren 1720, führte zu seines Vaters Lebzeiten den Titel eines Marquis von Hartington, trat 1751 als Baron Cavendish in das Oberhaus und ward zugleich königlicher Oberstallmeister, 1754 Lordlieutenant der Grafschaft Cork, 1755 Vicekönig von Irland, 1756 erster Kommissarius der Schatzkammer und Lordlieutenant von Derbyshire und 1757 Oberkammerherr u. Ritter des Hosenbandordens. Unter Bute's Ministerium legte er die Oberkammerherrnstelle nieder und † am 28. September 1764 zu Spaa. Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., am 14. December 1748 geboren, wurde 1766 Großschatzmeister von Irland und stand, wie seine ganze Familie, auf Seiten der Opposition gegen die Politik des Hofes in Bezug auf das unglückliche Irland. Er † am 29. Juli 1811. Seine erste Gemahlin, Georgina Cavendish, Herzogin von D., die Tochter des Grafen John Spencer, am 9. Juni 1757 geboren, glänzte eben so sehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit als durch Geist und Bildung und betheiligte sich lebhaft an den politischen Angelegenheiten. Sie † am 30. März 1806. Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Herwey, Tochter des vierten Grafen von Bristol, um 1759 geboren, zuerst mit einem gewissen Foster verheirathet, gewann seit ihrer Vermählung mit dem Herzog von D. bald großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten und wandte sich, 1814 zum zweiten Male verwittwet, 1815 nach Rom, wo ihr Haus bald der Sammelplatz vieler ausgezeichneten Künstler und Gelehrten ward. Auf ihre Veranlassung wurden auf dem Forum romanum die Säulen des Phocas aufgedeckt und erschienen Annibale Caro's Uebersetzung der „Aeneide" des Virgil mit einer Reihe der ausgezeichnetsten Kupferstiche in 150 Exemplaren (1818, 2 Bde.), sowie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz (Parma 1818) und ein Gedicht ihrer Freundin Georgina (Rom 1816) in Druck. Sie † am 30. März 1824, mit Illustrationen zum Dante beschäftigt. William Spencer Cavendish, sechster Herzog von D., Peer von England, Lordlieutenant von Derbyshire, geboren den 21. Mai 1790, ward Mitglied des geheimen Raths, erwarb sich 1826 als Krönungsbotschafter in Moskau die persönliche Freundschaft des Kaisers Nikolaus und bekleidete vom Mai 1827 bis Februar 1828 am Hofe Georgs IV. und zum zweiten Male vom November 1830 bis December 1834 unter Wilhelm IV. das Amt eines Lord-Oberkammerherrn. Er bewies sich als freigebiger Beschützer der Kunst und Literatur, verfaßte auch selbst eine Beschreibung seiner alten Familiensitze unter dem Titel „Handbook of Chatsworth and Hardwick" (1846). Nachdem er am 18. Januar 1858 unverheirathet gestorben, folgte ihm als siebenter Herzog von D. sein Vetter, William Cavendish, Graf von Burlington, der Enkel Lord George Cavendishs, eines jüngeren Sohnes des vierten Herzogs von D., der am 7. September 1831 die Grafenwürde erhalten hatte. Derselbe, am 27. April 1808 geboren, studirte zu Cambridge, vertrat die dortige Universität 1829—30 im Unterhause und war nachher Parlamentsmitglied für Nordderbyshire, bis er 1834 bei dem Tode seines Großvaters seinen Sitz im Oberhause einnahm. Von der Universität London, zu deren Gründung er beigetragen, 1836 zum Kanzler erwählt, nahm er diese Stellung bis 1856 ein.

Devosges, François, französischer Historienmaler und besonders geschätzter Zeichner, 1732 zu Gray geboren, einer der namhaftesten Schüler Deshayes' und Gründer einer berühmt gewordenen Zeichenschule in Dijon. Er † 1811. Größere Werke von ihm sind: die Geburt Christi, in der Kirche zu Toulongnon; der weinende Petrus; Mariä Himmelfahrt; die Schlachten bei Friedberg und Rocroy 2c.

Devot (v. Lat.), ergeben, ehrfurchtsvoll; andächtig fromm; daher Devote, Gottergebene; Nonne; Betschwester, Scheinheilige.

Devotio (lat.), heiliger Gebrauch, kraft dessen sich Jemand zum Wohl des Vaterlandes durch einen freiwilligen Versöhnungstod nach vorhergegangenen Feierlichkeiten und in prächtiger Kleidung den unterirdischen Göttern weihte, wie z. B. Curtius, Decius Mus und Andere. Zuweilen war die D. mit Exsecratio (wobei durch die Priester über Personen oder Städte feierliche Verwünschungen ausgesprochen wurden) oder mit Evocatio (Aufforderung an den Schutzgott der Stadt, dieselbe zu verlassen) verbunden. Jetzt bezeichnet D. Gelübbe, Aufopferung, dann Andacht (daher D. domestica, Hausandacht, Hausgottesdienst), auch Verehrung, unbedingte Hochachtung.

Devrient, 1) Ludwig, berühmter Bühnenkünstler, der Größte seines Namens, ward am 15. Dec. 1784 als Sohn eines Seidenhändlers zu Berlin geboren. Gegen seine Neigung für den Kaufmannsstand bestimmt, entzog er sich der väterlichen Gewalt durch heimliche Flucht, begab sich zu der wandernden Schauspielertruppe des Direktors Lange und betrat am 18. Mai 1802 in Gera zum ersten Male die Bühne unter dem Namen Herzberg als Bote in der „Braut von Messina". Nachdem er mit jener Truppe in mehren sächsischen Städten umhergezogen, fand er in Dessau ein festes Engagement, und hier war es, wo sich sein künstlerischer Genius entwickelte. Als ihm um diese Zeit sein Vater

Verzeihung und Bezahlung seiner Schulden anbot, wenn er die Bühne verlassen wolle, forderte D. den Buchhändler Z. Funk auf, zu entscheiden, ob er wirklichen Beruf zur Kunst zeige. Die Darstellung des Kanzlers Flessel in den „Mündeln“ wurde dem Urtheil zu Grunde gelegt, und Funks Urtheil entschied für die Bühne. Trotz seiner eifrigen Studien verfiel D. aber schon damals in eine ungeregelte Lebensweise, welche durch seine 1807 eingegangene Ehe mit Margarethe Neefe, der Tochter des bekannten Komponisten und Koncertmeisters in Dessau, die schon im folgenden Jahre wieder starb, eine nur kurze Unterbrechung erhielt. D.s Schulden stiegen, häufige Reisen mit dem Theater von Dessau nach Leipzig verbesserten seine Lage nicht, und zu Anfang von 1809 sah er sich endlich genöthigt, die dessauer Truppe heimlich zu verlassen. Er ging nach Breslau, wo er sich mit einer Schauspielerin Schaffner vermählte, doch ward auch diese Ehe später wieder getrennt. Im Jahre 1815 durch die Vermittelung Ifflands nach Berlin berufen, ward er hier bald der gefeierte Liebling des Publikums, erlag aber allmählig den Folgen seiner Vorliebe für geistige Getränke. Er † am 30. December 1832. Die eigenthümlichen Vorzüge D.s als darstellenden Künstlers sind geniale Charakteristik u. angeborener, ächt poetischer Humor, worin er unter allen deutschen Komikern obenan steht. Er schaffte aus sich, mit gänzlicher Umänderung der Maske und des Redetons, täglich neue und gänzlich von einander verschiedene Menschen und stattete dieselben mit Leben und Originalität aus. Dabei bediente er sich nie greller Mittel, sein komisches Produciren war vielmehr leicht, ohne scheinbare Absicht u. traf deshalb mit den Bildern der Natur, in der vollendeten reinsten Objektivität, wieder zusammen. Gleich groß steht aber D. als tragischer Künstler da, Franz Moor, Lear, Talbot, Richard III., Shylock, Schewa, Kooke, der Mohr in „Fiesko“, Lorenz Kindlein waren seine Hauptrollen, von denen er mehre gleichsam neu geschaffen hat, und eine Menge kleiner Charakterrollen erhielten durch ihn erst Leben u. Bedeutung. Seine ganze Auffassungsweise, seine Mimik und Deklamation waren aber mehr charakteristisch ergreifend, als in idealem Sinne schön zu nennen. Er erlebte gleichsam das, was er darstellte, und zwang auch das Publikum, das Dargestellte mitzuerleben. Man hat ihn mit Recht eine dämonische Künstlernatur genannt, denn seine ganze äußere Erscheinung, seine Geberden u. Gesten, sein Organ übten die frappanteste Wirkung auf den Zuschauer aus. Vergl. Z. Funk, Aus dem Leben zweier Schauspieler: Ifflands und D.s, Lpz. 1838.

2) **Karl August**, der Aelteste der drei berühmten Brüder dieses Namens, Neffen des Vorigen u. Söhne eines berliner Kaufmanns, der sie sämmtlich ebenfalls für das kaufmännische Geschäft bestimmt hatte, war am 5. Aug. 1798 zu Berlin geboren. Er entzog sich dem Kontorzwang, indem er als Freiwilliger in Colombs Husarenregiment trat, mit dem er auch die Schlacht bei Waterloo mitmachte. Dann widmete er sich ebenfalls der Bühne. Im Herbst 1819 debütirte er in Braunschweig als Raoul in der „Jungfrau von Orleans“. Talent, Eifer u. Glück machten ihn in Kurzem zum Liebling des braunschweiger Publikums. Im Jahre 1822 an das dresdener Hoftheater für die Rollen erster Helden und Liebhaber gerufen, verheirathete er sich hier 1823 mit der nachmals so berühmt gewordenen **Wilhelmine Schröder** (s. Schröder-Devrient), doch ward die Ehe schon 1828 nach vielen Mißhelligkeiten wieder geschieden. Nach Vollendung einer großen Kunstreise trat D. 1836 ein Engagement in Karlsruhe an, von wo er 1839 nach Hannover übersiedelte. Von den drei Brüdern ist Karl vielleicht der reichste an natürlichen Gaben, u. als Lear traute man ihm zu, die höchsten Gipfelpunkte in der tragischen Romantik erreichen zu können, aber er hat sein Talent weder gehörig koncentrirt, noch durch ausdauernde Willenskraft ausgebildet. Daher glücken ihm oft Theile einer Darstellung ganz ungemein, während sich der Rest verflacht oder verflüchtigt. Früher spielte er jugendliche Helden und Liebhaber, in der letzten Zeit hat er sich mehr den ältern Charakterrollen zugewandt.

3) **Philipp Eduard**, der zweite der Brüder D., geboren den 11. August 1801 zu Berlin, eröffnete seinen Brüdern die Künstlerlaufbahn, indem er diese zuerst, und zwar als Sänger, betrat u. seine Aeltern mit ihr versöhnte. Auch er entfaltete seine künstlerische und wissenschaftliche Begabung, wenn auch nur für kurze Zeit, zu Dresden. Seit 1819 gehörte er der berliner Bühne an, wo ihm seine schöne Baritonstimme und gründliche, unter Zelter erworbene musikalische Bildung eine Stelle bei der königlichen Oper verschafften. Später wandte er sich wegen Heiserkeit dem recitirenden Fache zu, worin er sich bald durch Studium und Streben, weniger aber durch das Feuer der Begeisterung auszeichnete. Mit Sicherheit beherrscht er das Fach des Charakteristischen und Burleskkomischen; auch bewegt er sich vortrefflich in Rollen, wo sich jene moderne Gefühlsthätigkeit, welche durch konventionellen Brauch auf ein gewisses anständiges Maß beschränkt ist, äußern darf. Er verbindet mit Bildung und feinem Geschmack die philosophische Reflexion und Gediegenheit des wissenschaftlichen Arbeitens. D. schrieb die Operntexte „Die Kirmes“ und „Die Zigeuner“, von Taubert, und „Hans Heiling“, von Marschner komponirt, und die Konversationsstücke „Das graue Männlein“, charakteristisches Schauspiel, „Die Gunst des Augenblicks“, Lustspiel, „Die Verirrungen“, socialistisches Charakterbild, „Werner, oder Herz und Welt“, Schauspiel. Von seinen Operntexten stellte sich mit Marschners Musik sein „Hans Heiling“ im Repertoire der deutschen Bühne fest. Bedeutender ist seine „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ (Lpz. 1861, 4 Bde.). Im Jahre 1839 machte er eine Reise nach Paris, welcher seine „Briefe aus Paris“ (Berlin 1840) den Ursprung verdanken. Bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier der Universität Jena im August 1858 erhielt er das philosophische Ehrendoktordiplom. Bald darauf wurde ihm die Leitung der Bühne in Karlsruhe anvertraut.

4) **Gustav Emil**, der jüngste und zugleich der berühmteste der drei Brüder, am 4. Septbr. 1803 geboren, mußte erst als Lehrling in die chemische Fabrik eines Oheims zu Zwickau treten, wandte sich aber bald ebenfalls dem Theater zu und debütirte 1821 in Braunschweig als Raoul in der „Jungfrau von Orleans“. Ausgestattet mit angenehmem Aeußern und wohlklingendem Organ, trat er bald auch in der Oper auf. Erst nachdem er in Leipzig

1823 ein Engagement gefunden, widmete er sich ausschließlich dem Schauspiel. Als 1828 Hofrath Küstner die Direktion des leipziger Theaters niederlegte, siedelte D. mit den bedeutendsten Mitgliedern desselben nach Magdeburg über, von wo er 1829 einem Rufe nach Hamburg folgte. Hier vollendete er seine dramatische Bildung u. fand dann in Dresden an der Hofbühne eine dauernde Stellung. Als Schauspieler zeichnet er sich durch Wärme und Leben, Wahrheit in der Darstellung, Phantasie in der Auffassung der Charaktere und feinen Geschmack bei der idealistischen Ausschmückung derselben aus. Sein Spiel zeigt den denkenden Künstler in allen Nüancirungen; nirgends erblickt man Uebertreibung oder Manier. Namentlich ist er Meister im Gebrauch des Sprachorgans. Die am meisten für ihn geeigneten Rollen sind die ideal gehaltenen weichen Charaktere, wie Hamlet, Tasso, Correggio und vor Allem Posa; außer diesen Orest, Enzio, Gaston im Trauerspiel, der Spieler, Philipp Brock ꝛc. im Schauspiel, Don Cäsar (Donna Diana), Gluthen, Richard Wanderer ꝛc. im Lustspiel. Seine Gattin, Dorothea (Doris), geborene Böhler, 1805 zu Kassel geboren, betrat 1816 in Prag, wohin ihre Mutter und ihre ältere Schwester (Mad. Genast in Weimar) mit ihr übersiedelten, in Kinderrollen die Bühne und begab sich 1818 nach Leipzig, wo sie sich, im Schauspiel jugendliche Rollen und in der Oper als Soubrette spielend, bald zu einem der besten Mitglieder der leipziger Gesellschaft ausbildete. Nach ihrer Vermählung mit Emil D. folgte sie diesem nach Magdeburg und Hamburg u. fand dann in Dresden neben ihm ihren Wirkungskreis. Naive Rollen und sentimentale Charaktere gelingen ihr am besten, vorzüglich aber glänzt sie im Lustspiel durch die Wahrheit und Natürlichkeit ihrer Darstellungen.

Dewetas (Dewtas, Devatas), in der indischen Mythologie ursprünglich allgemeine Benennung aller Wesen der Geisterwelt, seit dem Fall einiger aber nur noch Bezeichnung der guten Genien des Himmels. Sie waren in verschiedene Ordnungen getheilt, jede mit einem Oberhaupte, und ihr Geschäft war der Preis des Ewigen. Bei dem großen Weltuntergange kehren sie in das Wesen Gottes zurück, um mit der neuen Weltschöpfung wieder ein individuelles Dasein zu erlangen. Ihre eigentlichen Wohnungen sind die verschiedenen Paradiese der höheren Götter auf der Spitze des Himalayah oder überhaupt die 7 himmlischen Regionen (Surgu's). Man dachte sich die D. schön, stark, von kolossaler Größe, auch wohl mehrköpfig und mehrarmig, von ätherischer Lichtsubstanz, die sie nach Gefallen den Menschen sichtbar und unsichtbar machen können. Sie bewegen sich theils auf geheiligten Thieren, theils auf Schiffen und Wägen außerordentlich schnell. Als Symbol tragen sie irgend eine Waffe oder eine Blume in der Hand.

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, deutscher protestantischer Theolog, den 14. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren, bezog 1799 die Universität Jena, ward 1805 akademischer Docent daselbst, ging 1807 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Heidelberg, ward hier 1809 ordentlicher Professor der Theologie u. im folgenden Jahre an die neugestiftete Universität Berlin berufen. Hier hatte er sich sowohl durch seine akademischen Vorträge, als durch seine Schriften einen geachteten Namen erworben, als sein Schicksal eine unerwartete Wendung nahm. Sands blutige That veranlaßte ihn nämlich, der ihm befreundeten gebeugten Mutter desselben in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 seine Theilnahme zu bezeigen. „So wie die That geschehen ist", sagte er darin, „mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. Die That ist — allgemein betrachtet — unsittlich u. der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel." Am 28. August 1819 auf außerordentlichen königlichen Befehl vor dem akademischen Senat unter Vorlegung einer Abschrift seines Briefes befragt, ob er sich zu diesem Briefe als dem seinigen bekenne, stellte er zwar nicht in Abrede, daß er Aehnliches geschrieben habe, versicherte aber, daß er nicht mehr wisse, ob diese Abschrift dem Original wirklich völlig gleich laute, und bat um die Vorlegung seiner eigenen Handschrift und zugleich um eine förmliche Untersuchung vor einem Gerichte sachkundiger Männer. Vom Ministerium jedoch ohne Weiteres seines Lehramtes enthoben, lehnte er ein ihm angebotenes Quartalgehalt ab und zog sich in seine Heimat zurück, wo er das ihm widerfahrene Unrecht in seiner Schrift „Aktensammlung über die Entlassung des Professors De W. vom theologischen Lehramte in Berlin" (Leipzig 1820) dem öffentlichen Urtheil vorlegte. Während seines Aufenthaltes in Weimar vollendete er die Herausgabe seiner „Christlichen Sittenlehre" (Berlin 1819—21, 3 Bde.), die nach einem ihm ganz eigenen, auf fries'sche Anthropologie gebauten System bearbeitet ist und Lehren in ihren Bereich zieht, die man sonst nur zur Dogmatik rechnete; auch bereitete er die kritische Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" Luthers vor, zuerst der „Briefe, Sendschreiben u. Bedenken Luthers" (Berlin 1825—28, 5 Bde.), und schrieb das vielgelesene Werk „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers" (das. 1822, 2 Bde., 2. Aufl. 1828), das im Gewande einer Biographie auf geistreiche Weise und in blühender Sprache seine damaligen Ansichten von den wichtigsten Gegenständen der Dogmatik, Moral, Aesthetik und Pastoraltheologie darlegt. Da er, von der Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig zum Prediger erwählt, trotz dreier von den philosophischen u. theologischen Fakultäten zu Jena u. Leipzig ergangenen Gutachten, daß er sich durch seinen Brief an Sands Mutter der Verwaltung eines geistlichen Amts durchaus nicht unwürdig gemacht habe, die landesherrliche Bestätigung in diesem Amte nicht erlangte, so folgte er 1822 einem Rufe als Professor der Theologie an die Universität zu Basel. Von der allgemeinen Achtung, die er sich durch seine Vorlesungen und Predigten in Basel erwarb, zeugte unter Anderem die Theilnahme an seinen „Vorlesungen über die Sittenlehre" (Berlin 1823, 2 Bde.), die vor einem gemischten Publikum gehalten wurden. Im Jahre 1829 ernannte ihn der große Rath zum Mitglied des Erziehungsraths und beschenkte ihn mit dem Bürgerrechte der Stadt Basel. Er † den 16. Juni 1849 zu Basel. Seinen literarischen Ruf gründete er durch seine „Beiträge zur Einleitung in das Alte

Testament" (Halle 1806—7, 2 Bde.), das „Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie" (Leipzig 1814; 3. Aufl. 1842) und das „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments" (4. Aufl., Berlin 1842—43, 2 Bde.; 6. Aufl. 1845). Forderte er in diesen Schriften durch manche zu kühne Annahmen auch den Widerspruch heraus, so ward dagegen die mit Augusti von ihm bearbeitete Uebersetzung der „Heiligen Schrift" (Heidelberg 1809—12, 6 Bde.; 3. Aufl. 1839, 3 Bde.) mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Bei der systematischen Darstellung seiner Theologie ging er von dem philosophischen System seines Freundes Fries aus, wie dies seine Schrift „Ueber Religion und Theologie" (Berlin 1815; neue Aufl. 1829) und sein „Lehrbuch der christlichen Dogmatik" (3. Aufl., das. 1840, 2 Bde.) beweisen. Noch sind zu erwähnen seine zugleich mit Lücke herausgegebene „Synopsis evangeliorum" (Heidelberg 1818, 2. Aufl. 1842), seine „Predigten" (4 Sammlungen, Basel 1826—42), seine populär-dogmatischen „Vorlesungen über die Religion, ihr Wesen und ihre Erscheinungsformen" (Berlin 1827), sein „Kommentar über die Psalmen" (Heidelberg 1829, 4. Aufl. 1836), „Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist, eine belehrende Geschichte" (Berlin 1829, 2 Bde.), seine „Opuscula theologica" (das. 1830), sein „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre und der Geschichte derselben" (das. 1833), sein „Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament" (Leipzig 1836 ff., neue Aufl. 1845 ff.), die Schrift „Das Wesen des christlichen Glaubens vom Standpunkte des Glaubens" (Basel 1846) u. „Die Hauptstücke des christlichen Glaubens in Predigten" (das. 1850).

Dewitschi, Küstenfluß im asiatisch-russischen Gouvernement Kuba (früher Daghestan), entspringt am Südostabhange des Kaukasus und fällt nach kurzem, aber reißendem Lauf zwischen den Städten Derbent u. Baku in das kaspische Meer. Das Wasser dieses Flusses erzeugt Dysenterie und ist schwer trinkbar zu machen. Denselben Namen führt auch ein Nebenfluß des Kur oder der Kura in derselben Provinz.

De Witte, Johann, russischer Ingenieurgeneral und berühmter Architekt, wurde geboren in Riga am 17. (29.) Oktober 1790, erhielt seine Ausbildung in der Ingenieurschule u. der Akademie der Künste zu Petersburg, nahm darauf Militärdienste und betheiligte sich auch an der patriotischen Erhebung Rußlands 1812. Nach erfolgtem Frieden lebte D. W. abwechselnd in Petersburg und Moskau. Seine wichtigsten Bauwerke sind: das prächtige kaiserliche Militärhospital in Riga, der Umbau des dortigen Schlosses und die geschmackvolle lutherische Kirche in Windau. Sein größtes Verdienst um die russischen Ostseeprovinzen hat er sich durch Errichtung des schöngelegenen und vielbesuchten Badeortes Kemmern erworben. Die dortigen sowohl, wie alle übrigen Bauten D. W.'s zeichnen sich durch einen leichten, gefälligen und doch die klimatischen Verhältnisse Rußlands berücksichtigenden Styl aus. D. W. † zu Charkow im August 1854.

Dewittsland, s. Wittsland.

Dews, bei den Parsen Benennung aller von Ahriman hervorgebrachten bösen Geister, Personifikation des moralischen und physischen Bösen.

Dexiographisch (v. Griech.), von der Linken zur Rechten geschrieben.

Dexippus, 1) Publius Herennius, Staatsmann, Feldherr, Rhetor und Geschichtschreiber im 3. Jahrhundert n. Chr. bis um 280, Inhaber der höchsten Ehrenstellen zu Athen, erfocht 269 einen Sieg über die Athen bedrohenden Gothen. Von seinen Schriften, unter denen besonders ein Abriß der ganzen Geschichte bis auf seine Zeit und die „Scythica", eine Beschreibung des scythischen Kriegs, geschätzt waren, sind nur noch Fragmente vorhanden, vollständig herausgegeben von Mai im 2. Bande der „Scriptorum veterum nova collectio" (Rom 1825 bis 1827) und von Niebuhr im „Corpus Scriptorum Byzantinorum" (Bd. 1, Bonn 1829).

2) D. der Peripatetiker, neuplatonischer griechischer Philosoph um 335 n. Chr., Schüler des Jamblichus, widmete sich vornehmlich dem Studium des Aristoteles und der Ausgleichung desselben mit Plato. Ein Dialog von ihm ist nur lateinisch herausgegeben („Dexippi quaestionum in categorias libri III") von J. B. Felicianus (Paris 1549), sowie mit des Porphyrius Kommentar über die Kategorien (Venedig 1546 und 1566).

Dextera (dextra, vollständig dextera oder dextra manus, lat.), die Rechte, rechte Hand, Symbol der Treue, der Kraft und Geschicklichkeit; daher Dexterität, Geschicklichkeit, Fertigkeit, Treue, Aufrichtigkeit.

Dextrale (lat.), Armband, besonders am rechten Arme; Manschetten, Handkrause.

Dextri (destri, lat.), um Kirchen, Klöster &c. ein mit Kreuzen, in Form eines X (Dex) abgesteckter Platz von 30 oder mehren Schritten, innerhalb welchem das Asylrecht galt.

Dextrin (Dextringummi, Stärkegummi, geröstete Stärke, Gommeline, Leiogomme, fälschlich Leiocom, künstliches Gummi, Dextrine, British Gum, Artificial Gum, Torrefied Starch), Gesammtname einer Reihe von Stoffen, die, weil sie sich durch wenig auffallende Eigenschaften von einander unterscheiden, lange Zeit für identisch gehalten wurden und auch theilweise einander so ähnlich sind, daß man auch jetzt noch nicht mit Gewißheit angeben kann, wie viele verschiedene Körper hierher gehören. Alle diese Verbindungen gleichen im Aeußeren dem arabischen Gummi; sie sind löslich in Wasser, unlöslich in Alkohol, unfähig zu krystallisiren und trocknen zu einer durchscheinenden Masse ein, welche, mehr oder weniger gefärbt, ein weißes, gelbliches bis bräunliches Pulver liefert. Das specifische Gewicht ist etwa 1,25. Sie unterscheiden sich aber vom arabischen Gummi wesentlich dadurch, daß sie die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts (dexter, daher der Name) drehen, während Gummi diese nach links dreht. Sie liefern, mit Salpetersäure gekocht, erst Zuckersäure, dann Oxalsäure, während Gummi bei derselben Behandlung in Schleimsäure umgewandelt wird. Verdünnte Schwefelsäure gibt, mit D. gekocht, Traubenzucker, Jod färbt das D. nicht. Alle diese Körper haben gleiche procentische Zusammensetzung, die empirische Formel ist für alle $C_{12} H_{10} O_{10}$, so daß sie sich nur durch den Gehalt an den Elementen des Wassers von der Holzfaser, der Stärke u. vom Zucker unterscheiden. Dem entsprechend können sie auch leicht aus zarter Holzfaser, noch leichter aus Stärke

gewonnen werden, während sie sich andererseits ohne Schwierigkeit in Zucker überführen lassen. D. findet sich im Safte vieler Pflanzen u. wurde bisher hier in der Regel mit dem Gummi verwechselt, mit welchem es allerdings häufig zusammen vorkommt. Es tritt namentlich in den Pflanzentheilen auf, in welchen neue Zellen gebildet werden, und scheint mithin recht eigentlich der bildungsfähige Stoff der Pflanze zu sein, während das Gummi als Ausscheidungsprodukt angesehen werden muß. Das D. findet sich neben Stärke, Zucker und Zellstoff in der Gerste zu 5,6 Proc., im Weizen zu 5,5 Proc., im Roggen zu 6,2 Proc., im Hafer zu 5 Proc. der trockenen Samen. Beim Keimen findet bei allen 4 Getreidearten nur eine sehr unbedeutende Zuckerbildung Statt, bei Roggen ist während des Keimens der Dextringehalt von 1 auf $2\frac{1}{2}$, bei den 3 andern ungefähr von 1 auf $1\frac{1}{2}$ gestiegen. Das Stärkmehl hat sich beziehungsweise um $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{8}$ vermindert, die Zellstoffe dagegen haben sich beim Weizen um $\frac{1}{3}$, bei den 3 andern um $\frac{1}{2}$ vermehrt. Diese Punkte sind sehr wichtig für die Bierbrauerei, speciell für die Malzbereitung, sie lassen Gesetze erkennen, nach welchen der Brauer verfahren muß, und geben dem Nationalökonomen Unterlagen, um die Bedeutung der Bierfabrikation für die Volkswirthschaft zu beurtheilen. Der Zellstoff ist nämlich als Nahrungsmittel werthlos und wird auch bei der folgenden Bearbeitung des Malzes nicht wieder in D., Zucker &c. umgewandelt; es findet beim Keimen (Malzen) also ein Verlust an Nahrungsmitteln Statt, welcher noch vergrößert wird durch das Verschwinden von Stärkmehl, dem die Zunahme des D.s und Zuckers nicht entspricht. Der Botaniker kann aus diesen Thatsachen schließen, daß die Stärke beim Keimen zunächst in D. und Zucker umgewandelt wird, und daß sich aus diesen löslichen Stoffen der Zellstoff bildet. Auch hier erscheint die Ansicht bestätigt, daß das D. der eigentliche Bildungsstoff der Pflanze sei. Wenn man Stärkmehlbrei mit Gerstenmalzauszug behandelt, so löst sich die Stärke allmählig auf und Jod färbt die Lösung nicht mehr blau, es hat sich D. gebildet. Dasselbe tritt ein, wenn man den Stärkmehlbrei mit sehr verdünnter Schwefelsäure kocht, bis Jod einen Theil der Flüssigkeit nicht mehr bläut, und dann neutralisirt. Ebenso bildet sich D., wenn man Kleister auf 160—180° C. oder trockenes Stärkmehl auf 195° C. erhitzt. In den beiden ersten Fällen ist neben D. auch Stärkezucker entstanden. Hieraus folgt, daß sich D. in reichlicher Menge beim Brauprozeß, und zwar beim Maischen bilden muß, daß es ferner entstehen muß, wenn man stärkmehlhaltige Substanzen behufs der Krümelzuckergewinnung mit Schwefelsäure behandelt, und schließlich, daß auch beim Brodbacken ein Theil der Stärke in D. umgewandelt werden wird. Die Bildung von D. beim Erhitzen trockener Stärke benutzt man zur Darstellung des Leiogomme genannten Präparats (s. unten).

Die auf so verschiedene Weise entstehenden Körper, welche sämmtlich D. genannt werden, sind bei genauer Betrachtung keineswegs identisch. Daher kommt es, daß in manchen Lehrbüchern vom D. gesagt wird, es werde durch basisch-essigsaures Bleioxyd gefällt (Schloßberger), während andere Autoren (Gerhardt) diesem Reagens diese Wirkung absprechen. Man hat bei der Untersuchung dieser Verhältnisse 4 Arten D. zu unterscheiden, von denen 3 bei der Bierfabrikation eine sehr wichtige Rolle spielen, während die vierte bei der Stärkezuckerfabrikation in Betracht kommt. Von den ersteren findet sich die eine fertig gebildet im Getreide, die zweite entsteht beim Maischen, die dritte beim Darren des Malzes. Zwischen den beiden ersteren ist kein Unterschied wahrzunehmen. Das beim Darren des Malzes entstehende D., das Röstgummi, kann auch aus reinem Kartoffelstärkmehl erhalten werden, wenn man dasselbe unter Umrühren im Oelbade bei 196—200° erhitzt (in der Technik verfährt man anders, s. unten). Gut getrocknetes Kartoffelstärkmehl verliert dabei nur 1,7 pro mille, reagirt dann nicht mehr auf Jod, ist hellgelb geworden und löst sich vollständig u. leicht in Wasser. Die Lösung wird durch Malzauszug nicht wie das durch Behandlung von Stärkmehl mit Malzauszug dargestellte D. vollständig in Zucker übergeführt. Bei der Bereitung des Biers veranlaßt demnach das starke Darren die Entstehung eines Gummi's, welches zum Theil in der Flüssigkeit unverändert gelöst bleibt und sich beim Brauen theilweise so in dem Biere erhält, wie es ursprünglich beim Darren entstanden war. Dies gilt jedoch nur, wenn die Temperatur beim Darren so hoch war, daß dem Röstgummi der Charakter des Stärkmehls vollständig genommen wurde und es andererseits doch hellgelb geblieben war. Dies Röstgummi wird durch verdünnte Schwefelsäure sogleich in Zucker verwandelt. Das durch Einwirkung der Säure auf Stärke entstehende D. erhält man sehr rein, wenn man einen Brei von Kartoffelmehl mit verdünnter Schwefelsäure erwärmt, bis Jod in einem Theil des Gemenges keine blaue Färbung mehr bewirkt, und die Flüssigkeit dann möglichst schnell abkühlt; hierauf sättigt man dieselbe mit Baryt und entfernt das Ueberschüssige desselben durch Kohlensäure, erwärmt, filtrirt abermals, dampft ein u. schlägt das D. mit Alkohol nieder; gut ausgewaschen ist es völlig zuckerfrei. Aehnlich gewinnt man das durch Einwirkung von Gerstenmalzauszug auf Stärke entstehende D., welches indeß Spuren von Salzen und Eiweißstoffen aus dem Malze enthält. Bezeichnet man das letztere Präparat mit 1, das mit Schwefelsäure erhaltene mit 2 u. das Röstgummi mit 3, so erhält man folgende Tabelle, welche die Verschiedenheit dieser Stoffe klar zeigt.

	1.	2.	3.
Jod in Jodkalium	keine Färbung	schön dunkelroth	schön dunkelroth.
Zweidrittel-essigsaures Bleioxyd u. dreibasisch-essigsaures Bleioxyd	Niederschlag löslich im Ueberschuß	kein Niederschlag	kein Niederschlag.
Barytwasser	schwacher Niederschlag	schwacher Niederschlag	reichlicher Niederschlag.
Salpetersaures Quecksilberoxydul	reichlicher Niederschlag aus koncentrirten Lösungen	kein Niederschlag	reichlicher Niederschlag aus koncentrirten Lösungen.
Goldchlorid	unverändert	unverändert	reichlicher, schön pfirsichrother Niederschlag.
Kupferprobelösung	Reduktion etwas langsamer als bei Zucker	wie bei 1	Reduktion viel langsamer als bei 1 und 2.
Gerbsäure	kein Niederschlag	kein Niederschlag	kein Niederschlag.

Balling und Béchamp nennen 1 Dextringummi. Wenn man Gerstenmalz mit Wasser kocht, so erhält man zwar keinen Kleister wie aus Gersten- oder Weizenmehl, doch ist das Stärkmehl der gekeimten Gerste noch unlöslich in Wasser und reagirt noch auf Jod. Diese Substanz, die ein Zwischenglied von Stärke und 1 ist, nennen Balling u. Béchamp D., Andere nennen sie Amylodextrin. Denselben Stoff, auf den auch schon Proust aufmerksam gemacht hat, erhält man, wenn man bei gewöhnlicher Temperatur zu einem dicken Kleister von Kartoffelstärkmehl einen hellen kalten Malzauszug zusetzt. Der Kleister wird in wenigen Minuten dünnflüssig, ohne daß die Stärke sich in D. verwandelt hätte. Dieser Körper ist in heißem, nicht in kaltem Wasser löslich. Dieselbe Veränderung tritt auch ohne Zusatz von Malzauszug bei längerem Kochen ein, und schließlich bilden sich auch hier D. und Zucker. Wie zwischen Stärkmehl und D. verschiedene Zwischenstufen existiren, so kennt man auch Körper, welche ihren Eigenschaften nach den Uebergang von D. in Zucker bilden. Dextrinzucker ist bald ein Gemenge von D. und Krümelzucker, bald auch etwas Anderes. Ventzke hat einen nicht krystallisirbaren Dextrinzucker beschrieben, welcher die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts dreht.

Bei der Darstellung des Röstgummi's (Leiogomme) kommt die Zuckerbildung nicht weiter in Betracht. Erhitzt man zu stark, so bräunt und schwärzt sich das Präparat, aber Zucker wird nicht gebildet. Dagegen entsteht Zucker bei der Behandlung der Stärke mit Malzauszug oder Säure, und da es bei der Brauerei eben sowohl darauf ankommt, ein gewisses Verhältniß zwischen D. u. Zucker inne zu halten, als bei der Brennerei, möglichst viel Zucker zu gewinnen, und bei der Dextrinfabrikation, die Zuckerbildung so viel als möglich zu vermeiden, so ist es von Wichtigkeit, die hier obwaltenden Verhältnisse genau zu kennen. Dieselben sind indeß bis jetzt keineswegs vollkommen aufgeklärt. Man nahm bisher gewöhnlich an, das Stärkmehl werde zunächst in D. und dieses dann in Zucker übergeführt. 100 Theile trockenes Stärkmehl sollten der Theorie nach 111,11 Th. trockenen Fruchtzucker geben. Saussure erhielt 110,15, Brunner 107,01. Nach Balling gaben 100 Th. Kartoffelstärkmehl bei der Behandlung im Großen, durch Gerstenmalz umgewandelt, nur 100 Th. Extrakt (80 Th. trocken), welches zu $^1/_3$ aus D. (1), zu $^2/_3$ aus Zucker bestand. Mit Schwefelsäure behandelt, gaben 100 Th. Kartoffelstärkmehl nur 91,5 Th. Zucker. Oudemanns fand 108,3 und 109 Th. Zucker, welche Differenz Verunreinigungen des Stärkmehls zuzuschreiben ist. So viel steht fest, daß, wenn auch durch Schwefelsäure die völlige Umbildung der Stärke in D. u. des D.s in Zucker erreicht werden kann, doch niemals durch Malzextrakt sämmtliches D. in Zucker umgewandelt wird. Auffallend ist, daß der Zucker den Uebergang des D.s in Zucker zu verhindern scheint. Bekanntlich gährt Dextrinlösung nicht, unterwirft man deshalb die mit Malzauszug behandelte Flüssigkeit, welche D. und Zucker enthält, der Gährung, so wird nur der Zucker zersetzt; destillirt man dann den gebildeten Alkohol ab, so verwandelt nun von Neuem zugesetzter Malzauszug eine weitere Quantität D. in Zucker, bis die Menge des letzteren wieder so weit gestiegen ist, daß die Umbildung des D.s dadurch verhindert wird. Dies kann mehrmals wiederholt werden. Hieraus erklärt sich der Dextringehalt des Biers, welcher für den Nahrungswerth u. den Geschmack desselben von Wichtigkeit ist, daher auch geflissentlich vom Brauer zu erhalten gesucht wird. Bei der Branntweinbrennerei dagegen geht das D. verloren oder wird doch erst in zweiter Linie als Viehfutter in der Schlempe verwerthet. Dem Brenner kommt es daher darauf an, die Dextrinbildung möglichst zu vermeiden, oder das gebildete D. so vollständig als möglich in Zucker zu verwandeln. Nach neuen Untersuchungen von Payen und Musculus scheint nun der Vorgang bei der Dextrinbildung folgender zu sein: Bei der Einwirkung von Säure oder Malzauszug auf Stärke entsteht sogleich neben D. auch Zucker, und zwar im Verhältniß von 2 : 1. Mit Malzauszug konnte Payen in $2^1/_2$ Stunden aus Stärke nur 26,03 Proc. der trockenen Substanz an Zucker erhalten. Damit hört die Wirkung des Malzauszugs auf. (Man kann aber durch Malzauszug auch das rückständige D. in Zucker verwandeln, wenn man den schon gebildeten Zucker durch Gährung zerstört.) Dies stimmt mit dem Fundamentalversuch von Musculus überein, welcher fand, daß, wenn man Stärkmehl mit Malzauszug digerirt und von Zeit zu Zeit den gebildeten Zucker bestimmt, die Menge des letzteren zunimmt, bis Jodlösung anzeigt, daß auch die letzte Spur der Stärke verschwunden ist. Von dem Punkte an entsteht kein Zucker mehr, so lange man auch erwärmt, obwohl noch unzersetztes D. vorhanden ist. Gibt man aber neues Stärkmehl zu der Flüssigkeit, so beginnt auch die Zuckerbildung von Neuem, bis auch dies Stärkmehl verschwunden ist. Nimmt man statt Malzauszugs verdünnte Schwefelsäure, so findet dasselbe Statt, nur schreitet die Zuckerbildung noch fort, wenn das Stärkmehl verschwunden ist, wiewohl mit äußerster Langsamkeit. Die im Augenblick des Verschwindens des Stärkmehls gebildete Zuckermenge verhält sich zu der Menge des D.s wie 1 : 2. Das Maximum des Zuckers erhielt Payen bei 3 Proc. Schwefelsäure mit 83,6 Proc. nach fünfstündigem Kochen in offenen Gefäßen; mit Salzsäure erhält man bei gleichen Aequivalenten 2 Proc. Zucker mehr als bei Schwefelsäure. Da bei diesem langen Kochen die Masse gebräunt wird, so hat Musculus vorgeschlagen, in geschlossenen Gefäßen zu operiren. Es ergibt sich, daß Säure sowohl, wie Malzauszug auch D. in Zucker verwandeln kann. Payen hat bei einem andern Versuch mit Malzauszug und Stärkmehl 52,7 Proc. Zucker erhalten, indem er den Malzauszug auf Kleister einwirken ließ. (Musculus gelang dies nie.) Es würde hieraus folgen, daß der Zucker die Wirkung des Malzauszugs auf Stärke nicht vollständig aufhebe; da aber nach Umänderung des zuerst angewandten Stärkmehls ein neuer Zusatz desselben sehr schnell ebenfalls zersetzt wird, während das D. ebenfalls nur sehr langsam von dem Malzauszug zersetzt wird, so folgt, daß letzterer das D. nicht umändert, so lange noch Stärkmehl vorhanden ist. Dies schützt das D. vor der Umwandlung durch Malzauszug in Zucker. Höchst beachtenswerth ist noch, daß selbst an der Grenze der Wirksamkeit des Malzauszugs nach oben (also bei cirka 80° C.) wie nach unten (5—10° unter Null) niemals reines D., sondern stets zugleich auch Zucker gebildet wird.

Für die theoretische Erklärung der Dextrinbildung aus Stärkmehl ergibt sich demnach, daß keineswegs das Stärkmehl zunächst in D. u. dieses dann in Zucker umgewandelt werde, der ganze Vorgang also nicht eine reine Wasseraufnahme sei, sondern daß vielmehr eine Spaltung des Stärkmehls unter Wasseraufnahme Statt findet, ganz ähnlich wie wir sie für die Fette und die Glykoside kennen. Auch diese werden durch verdünnte Schwefelsäure und durch fermentartige Körper, wie wir sie im Malzauszug annehmen können, unter Wasseraufnahme in Zucker und einen neuen Körper gespalten. Bei der Stärke ist der neue Körper eben das D., welches die Eigenschaft besitzt, durch das spaltende Agens weiter, und zwar in Zucker verändert zu werden.

Das D. ist, wie schon angedeutet, als Zwischenprodukt bei der Darstellung des Biers, des Alkohols und des Stärkezuckers auch für die Technik von großer Wichtigkeit, es wird aber auch als Endprodukt zu unmittelbarer Benutzung in großer Menge dargestellt, und zwar als Ersatz des arabischen Gummi's. Es dient zur Verdickung der Beizen in der Druckerei, zur Gummirung der Farben, zur Fabrikation bunter Papiere, zum Appretiren und Steifen der Gewebe, zur Weberschlichte, als Zusatz zur Dinte ꝛc. In der Medicin dient es als Einhüllungsmittel und zum Verbinden. Auch in der Filzbereitung, zur Darstellung von Buchdruckerwalzen und Tupfballen wird es in neuerer Zeit angewandt. Man gewinnt das D. in der Technik sowohl auf trockenem, als nassem Wege. Erstere Methode liefert das Röstgummi, Leiogomme. In der Fabrik von P. Proudfoot u. Komp. in Manchester liegen nach neuesten Berichten je 5 Cylinder von Eisenblech von 10 Fuß Länge u. 1 F. Durchmesser neben- und übereinander retortenartig in einem gemeinschaftlichen Ofen, in welchem ein schwaches Kohlenfeuer eine Erwärmung der Cylinder auf ungefähr 200° C. bewerkstelligt. Die Cylinder waren in einem Winkel von ungefähr 12° geneigt, so daß das an dem höher liegenden Ende eingeschüttete Stärkmehl durch langsame, gleichmäßige rotirende Bewegung über die erwärmten inneren Wandflächen derselben nach und nach seine Umwandlung erfuhr und am tiefer liegenden Ende ausgeschüttet wurde. Eine Wiederholung dieses Verfahrens in etwas stärker erwärmten Röhren lieferte dann ein mehr gelbbraunes Produkt. Die Bewegung der Cylinder wurde durch ein mittleres Zahnrad bewirkt, welches in die 5 kleineren Zahnräder der in den Ofen eingelegten Eisencylinder eingriff und deren gleichzeitige Rotation bedingte. Mit diesem Apparat werden aus je 5 Röhren täglich 4 Tonnen Leiogomme dargestellt. In der Fabrik von Roberts, Dale u. Komp. geschieht die Fabrikation des Röstgummi's in eisernen Kästen, welche zu zweien in einen gemeinschaftlichen gewölbten Ofen eingesetzt und durch ein Kohlenfeuer, welches zwei solcher Oefen gleichzeitig heizt, auf die erforderliche Temperatur gebracht werden. Zur schnelleren Umwandlung und namentlich zur Erzielung eines ganz weißen D.s befeuchtet man 1000 Pfund Stärke mit einer Mischung aus 4 Pfd. Salpetersäure von 36° C. und 300 Pfund Wasser, trocknet die Stärke in einer gewöhnlichen Trockenstube, zerdrückt sie und erhitzt sie dann auf messingenen Blechen in einem passenden Ofen, bis die weiße Farbe anfängt, einen Stich ins Gelbliche zu bekommen, was bei 120° C. in cirka 1½ Stunden erfolgt. So erscheint das D. als weißes oder gelbliches, in Wasser vollkommen und leicht lösliches Pulver. Es kommt aber auch im Handel in Form eines Sirups, in Rollen oder Stangen von verschiedener Größe oder in unregelmäßig zerbrochenen, kleinen glänzenden Stücken vor, welche dem Gummi sehr ähnlich sehen, sich aber durch einen eigenthümlichen Geruch von diesem unterscheiden. Das feste D. wird in ähnlicher Weise, wie angegeben, auch mit Hülfe von Alaun oder Salzsäure bereitet; Schwefelsäure darf nur zur Bereitung von Dextrinsirup benutzt werden, da sie das trockene Präparat leicht dunkel färbt und es hygroskopisch macht. Bei Benutzung von Salpetersäure muß chlorfreie Säure genommen werden, weil das Chlor in dem D. zurückbleibt und bei des letzteren Anwendung in der Druckerei oder Buntpapierfabrikation hinreicht, die Farben abzuschwächen. Rehe hat ein Verfahren angegeben, aus ungemahlenem Roggen D. darzustellen, welches dann als Sirup erhalten wird.

Zur Darstellung des D.s mittelst Malzauszugs erwärmt man 2000 Pfund Wasser in einem Kessel auf 25—30° C., zertheilt darin 25—30 Pfund geschrotenes Gerstenluftmalz, steigert die Temperatur auf 60—70° C. und rührt 500 Pfund Kartoffelstärke ein. Nach 20—30 Minuten ist die Flüssigkeit bei der angegebenen Temperatur wasserhell geworden, man erhitzt dann schnell auf 95—100° C., läßt absetzen, filtrirt und dampft ein, bis sich ein Häutchen bildet. Erkaltet stellt diese Flüssigkeit den Dextrinsirup dar, den man aber auch weiter eindampfen und völlig austrocknen kann. Das Verfahren von Thomas weicht von dieser Methode etwas ab: er wendet Leinsamen an, um dem D. größere Zähigkeit zu verleihen und sein Zerfallen zu verhindern, auch enthält sein D. Alaun, welcher die Gährung verhindern soll, und wird in Fässern versandt, die zu demselben Zweck mit Terpentinöl eingerieben sind. Das D. zeichnet sich für Färbereizwecke vortheilhaft dadurch aus, daß es nicht wie das arabische Gummi mit den in den Kattundruckereien gebräuchlichen Salzen gerinnt. D. wird auch zur Brodbereitung angewandt. Es hat als Nahrungsmittel bedeutenden Werth, da es ebenso nahrhaft ist wie Stärke, aber viel leichter verdaut wird. Es findet sich, wie angegeben, im Getreide, ferner in den Kartoffeln und vorzüglich reichlich in den Hülsenfrüchten. Brodteig enthält mehr D. als Mehl, und Brod ist noch reicher daran. Eine Benutzung von D. zur Brodbereitung ist deshalb zulässig, wiewohl nicht vergessen werden darf, daß dadurch der Stickstoffgehalt des Brodes herabgedrückt, seine Nährkraft also beeinträchtigt wird. 33—45 Procent D., mit Mehl zu Brod verbacken, beeinträchtigt dessen Geschmack und Aussehen keineswegs und liefert ein leicht verdauliches Nahrungsmittel.

Dey (türk.), s. v. a. Dei.

Dehra-Doon (Dehra-Dun), fruchtbares Thal zwischen den äußersten Ketten des Himalayagebirgs, etwa 32 □M. groß, mit 32,000 Einwohnern, ist seit 1815 im Besitz der Engländer.

Dezfool (Dizful), Stadt in der persischen Provinz Khusistan, am gleichnamigen Flusse, mit 15,000

Einw.; 2 Meilen südwestlich davon die Ruinen des alten Susa.

Dhar, britischer Schutzstaat in der ostindischen Landschaft Malwa, 50 □Meilen groß, mit 104,860 Einwohnern u. der gleichnamigen, einst blühenden Hauptstadt mit 20,000 Einw.

Dharwar, Stadt, s. v. a. Darwar.

Dhawalagiri (sanskr. s. v. a. weißer Berg), Berg in Nepaul, nordwestlich von der Hauptstadt Khatmandu, einer der höchsten Gipfel des Himalayahgebirgs (s. d.), unter 29° 10′ nördl. Br. und 83° östl. L., 25,171 Fuß hoch, galt lange für den höchsten Berg der Erde, bis die Messung des Mount Everest durch Waugh 1856 diesen als höher ergab. Der D. liegt in der Mitte von vier nahe liegenden Gipfeln, welche zwar niedriger als er sind, aber alle eine Höhe von 21—23,000 F. erreichen.

Dhioloff (Woloff), Volk in Senegambien, welches, zwischen dem Senegal, Gambia u. Faleme ansässig, hier einst ein mächtiges, jetzt in viele kleinere Gemeinwesen zerfallenes Reich bildete. Die D. sprechen einen eigenen arabischen Dialekt und bekennen sich zum Islam. Aeußerlich zeichnen sie sich durch ihre rabenschwarze Hautfarbe aus, die dunkelste, die es in Afrika gibt, zeigen aber nicht im Entferntesten den Negertypus, sind wahrscheinlich semitischer Abstammung und können sogar als Muster menschlicher Schönheit gelten. Sie sind von hohem Wuchs und haben auffallend kleine Hände und Füße. Ihr Haar ist in kleine, dünne, cylindrische Locken gewunden. Sie sind intelligent und zeigen ein würdevolles Benehmen. Sonst erinnern sie in ihrem Thun und Treiben an die Neger, zu denen sie sich jedoch selbst nicht gerechnet wissen wollen. Ihr Land besteht größtentheils aus einer mit Bäumen, besonders Palmen u. Mangledickichten bestandenen, aber gut bebauten u. fruchtbaren, wenn auch sandigen Ebene, welche zur Regenzeit einem grünen Teppich gleicht. Ihre Ortschaften sind mit einer dreifachen Reihe 8—10 Fuß hoher Pallisaden umgeben. Ihre Kleidung ähnelt der der Araber und verräth eben so viel Geschmack als Kunstfertigkeit. Namentlich sind sie geschickte Goldarbeiter. Obwohl von Natur gutmüthig und frei von Fanatismus, machen sie doch, besonders der Sklavenjagd wegen, Kriegszüge gegen benachbarte heidnische Stämme. Sie lieben die Musik und haben verschiedenartige musikalische Instrumente. Sehr zum Aberglauben geneigt, behängen sie sich mit Amuleten der verschiedensten Art. Als ihre Hauptstaaten werden Danaar mit den Hauptorten Bowael und Kabio, Saulaem mit dem gleichnamigen Hauptorte, Ballagh oder Baa, am Gambia genannt.

Dholpore, Hauptstadt des gleichnamigen britischen Schutzstaats in Hindostan (77 □M. mit 550,000 Einw.), am Chumbal, mit 12—15,000 Einw.

Dia, kleine türkische Insel an der Nordküste von Kandia, der Hafenstadt Kandia gegenüber, mit mehren Häfen.

Diabalholz, aus Ostindien in den Handel kommendes Holz von braunröthlicher Farbe, großer Härte und Schwere, mit koncentrischen, sehr dichten Schichten, hat in seiner inneren Struktur Aehnlichkeit mit dem rothen Sandelholze, ist aber geruchlos und wird außer seinem technischen Gebrauche bisweilen als adstringirendes Mittel angewendet. Guibourt ist geneigt, es von Acacia arabica herzuleiten.

Diabas, s. Diorit.

Diabetes (griech.), Harnruhr (s. d.).

Diablerets (d. i. Teufelsberge), steile, zerrissene Kalksteinwände und Hörner auf der Grenze zwischen den schweizerischen Kantonen Bern und Waadt, bis 10,113 F. hoch und bekannt durch die furchtbaren Bergstürze in den 4870 Fuß hohen Thalkessel von Derborence, die sich 1714 und 1749 ereigneten.

Diabolus (v. Griech.), der Teufel; daher diabolisch, s. v. a. teuflisch; Diabolologie, Lehre vom Teufel.

Diabrosis (griech.), Durchfressung, in der Heilkunde s. v. a. Aetzung; daher diabrotische Mittel, s. v. a. Aetzmittel.

Diachoresis (Diachorema, griech.), Darmausleerung, Darmkoth, Stuhlgang. Daher diachoretische Mittel, die Ausleerung befördernde Mittel.

Diachylon (griech.), Diakel, Heftpflaster, s. Pflaster.

Diaconicum (v. Griech.), in der griechischen Kirche ein liturgisches Handbuch für die Funktionen des Diakonus, sodann ein abgesonderter kleiner Raum an einem Kirchengebäude, theils zur Aufbewahrung der Gewänder der Diakonen und der Kirchengeräthschaften, theils zu kleineren geschlossenen Versammlungen der Geistlichen einer Kirche, sowie als Gefängniß für strafbare Geistliche dienend.

Diadelphus (lat., v. Griech.), zweibrüderig, besonders diadelpha stamina, zweibrüderige, d. h. in zwei Bündel verwachsene Staubfäden, wie sie in den Schmetterlingsblüthen vorkommen. Der untere Bündel ist größer, der obere besteht gewöhnlich nur aus einem Staubfaden, oder fehlt ganz, wo dann der Begriff nur analog von verwandten Bildungen abgeleitet wird. Daher Diadelphia, 17. Klasse des linnéischen Systems, diejenigen Pflanzen enthaltend, deren Blüthen zweibrüderig sind. Die Ordnungen dieser Klasse werden nach der Zahl der Staubfäden gebildet, daher Diadelphia Pentandria Hexandria &c.

Diadem (v. Griech.), Band zum Zusammenhalten des Hauptharres, Stirnband, Kopfbinde; im Alterthum Zeichen der Würde königlicher und anderer angesehenen Personen. Bei den Hebräern Neser genannt, schmückte es die Könige und Hohenpriester in der Form einer goldenen, emporragenden Stirnplatte, die an der eigentlichen Kopfbedeckung angeheftet war, wohl auch durch Perlenschnüre oder goldene Kettchen, die um die Schläfe gingen und hinten zusammengeknüpft waren, gehalten wurde. Das D. der Perserkönige, sowie der Königinnen und anderer hohen Staatsbeamten war ein blauweißes, breites Band um die Tiare über der Stirn und den Schläfen. Von den Persern ging es auf Alexander den Großen und seine Nachfolger über. Die Griechen schmückten damit schon früher mehre Götter, namentlich den Jupiter, die Juno u. Venus Urania. Bei den Römern soll schon Ancus Martius das D. den Tuskern entlehnt haben, doch war es in den Zeiten der Republik verhaßt, und noch Cäsar scheute den Widerwillen des Volks vor dem

selben. Welcher Kaiser das eigentliche D. als Würdezeichen zuerst geführt hat, ist ungewiß. Allgemein wurde sein Gebrauch, auch unter den nichtrömischen Fürsten Europa's, erst seit Diocletianus, bis es später die Kronen verdrängten od. nur eine geringe Andeutung übrig ließen. Die Damendiademe des Mittelalters und der Gegenwart, Kopfreife, die sich in der Mitte zu einer kleinen Spitze erheben, haben in der Römerzeit ihren Ursprung.

Diadoche (griech.), Nachfolge, Umwandlung einer Krankheit in eine andere, selbst in eine von entgegengesetzter Natur.

Diadochen, in der alten Geschichte die Generäle Alexanders des Großen, welche nach seinem Tode die verschiedenen von ihm beherrschten Länder in Besitz nahmen.

Diadochit, Eisensinter, in welchem an die Stelle der Arseniksäure Phosphorsäure getreten ist, findet sich auf den Vitriolschiefergruben bei Garnsdorf im Saalfeldischen.

Diadumenos, gefeierte Statue des Polyclet, ein junger Gymnast, der sich selbst die Siegerbinde umwindet. Der Künstler hatte sich dabei die Aufgabe gestellt, im Gegensatze gegen den männlich gedrungenen Körperbau seines Lanzenträgers, des berühmten Doryphoros, die weiche und zarte Grazie der ersten Jünglingsblüthe in der vortheilhaftesten Stellung, welche an die reizenden Mädchengestalten der Karyatiden erinnert, auszudrücken. Für Nachbildungen hält man eine Statue in der Villa Farnese, eine andere in der florentinischen Gallerie und einige Reliefs in der vatikanischen Sammlung.

Diäresis (v. Griech.), Trennung, Theilung, in der Grammatik die Auflösung eines Diphthongs in zwei einzeln auszusprechende Vokale, z. B. Orpheüs statt Orpheus, wird durch zwei über den zweiten Vokal gesetzte Punkte angedeutet, welche daher Puncta diaereseos (griech. trema) heißen, jedoch auch andeuten, daß zwei schon ursprünglich besonders auszusprechende Vokale nicht als Diphthong gelesen werden sollen, z. B. aër. In der Rhetorik ist D. s. v. a. Partitio.

Diaeretica (sc. remedia, lat., v. Griech.), Alles, was die Kohärenz der Theile aufhebt, besonders die chirurgischen Instrumente und Aetzmittel.

Diät (v. Griech.), im weiteren Sinne die Lebensweise des Menschen überhaupt, sowohl in physischer als psychischer Beziehung; im engeren Sinne aber bloß von der Wahl der Nahrungsmittel in qualitativer u. quantitativer Hinsicht, sowohl im kranken, als im gesunden Zustande gebraucht. Die Wissenschaft, welche sich mit der Betrachtung der Nahrungsmittel beschäftigt, die Diätetik, ein wichtiger Theil der Gesundheitslehre, handelt von der Abstammung und den Bestandtheilen unserer Nahrungsmittel, Getränke und Gewürze, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften, den Veränderungen, welche sie bei der Zubereitung und bei der Verdauung erleiden, sowie auch von ihren physiologischen u. chemischen Wirkungen im menschlichen und thierischen Körper u. der zweckmäßigsten Art ihres Gebrauchs. In der Lehre von der Heilung der Krankheiten ist eine vernünftige Regulirung der D. einer der wesentlichsten und nothwendigsten, ja vielleicht der wichtigste Punkt, und von ihr läßt sich oft weit mehr erwarten, als von Arzneimitteln. Besonders bei chronischen Krankheiten kommt derselben oft eine viel höhere Bedeutung zu, als den Arzneistoffen, und ohne die richtige D. kann selbst das zweckmäßigste Heilverfahren nichts ausrichten, während viele Krankheiten durch Umänderung der Lebensweise allein geheilt zu werden vermögen. Wie aber der Mensch schon im gesunden Zustande eine unendliche Mannichfaltigkeit innerhalb der Grenzen seiner Gattung zeigt, wie dies die Verschiedenheit im Stoffwechsel, welcher durch Alter, Geschlecht, Konstitution, Lebensweise, Klima, Jahres- und Tageszeit bedingt wird, mit sich bringt, so ist dies in Krankheiten, in denen noch eine Menge anderer, wenngleich meist dunkler Einflüsse hinzukommt, noch viel mehr der Fall. Es handelt sich hier also um eine sehr genaue Berücksichtigung des Zustandes der verschiedenen Verhältnisse und der Organe, namentlich der Verdauungsorgane, der Ernährung, der Blutmischung, des nothwendigen täglichen Bedarfs gegenüber dem Verbrauch und Verlust an Stoffen. Ebenso müssen die Eigenwärme, der Kräftezustand, die Empfindlichkeit und Reizbarkeit im individuellen Falle wohl erwogen werden. Die Nothwendigkeit der Unterscheidung, ob einem betreffenden Kranken mehr thierische oder, um es allgemeiner auszudrücken, mehr stickstoffhaltige Nahrung oder eine stickstofffreie, pflanzliche vorzuschreiben sei, hat die Eintheilung in vegetabilische, Milchdiät, und nahrhafte oder plastische, restaurirende D. veranlaßt. Zur vegetabilischen D. gehören alle säuerlichen und süßlichen Pflanzenfrüchte, welche reich an Wasser, Zucker, Pflanzensäuren und deren Salzen sind, auch getrocknetes Obst, Blattgemüse und Weißbrod, als Getränk Wasser und überhaupt indifferente schleimige, auch angesäuerte Flüssigkeiten (Limonade). Namentlich bei Kranken mit entzündlichen Leiden u. fieberhaften Zuständen wird die D. aus diesen Stoffen verordnet, und sie bildet einen wesentlichen Theil des sogenannten antiphlogistischen Heilverfahrens. Diese kühlenden, reizlosen, erschlaffenden, wenig Nahrung zuführenden Stoffe werden aber auch noch bei andern Krankheitszuständen verordnet, wie bei Blutüberfüllung einzelner Organe, besonders des Gehirns, bei Neigung zu Hämorrhoidalleiden und anderen Blutflüssen, wenn dieselben den Charakter der Wallung an sich tragen, bei Fettleibigkeit, bei Gicht und Steinbeschwerden, bei Magenleiden, bei welchen Mangel an Magensäure vorhanden ist, 2c. Für Säuglinge und kleine Kinder paßt diese D. eben so wenig, als für Greise, desgleichen nicht bei Schwächezuständen u. Ernährungsstörungen, bei welchen eine Neigung zur Blutleere vorhanden ist. Die Milchdiät besteht in den verschiedenen Milchsorten, in Mehl- und stärkmehlhaltigen Speisen überhaupt, in Eiern und den an Pflanzenschleim reichen Gemüsen, besonders Wurzelgemüsen. Als Getränk dient hierbei ebenfalls Wasser. Im Allgemeinen gilt die Milchdiät als eine reizlose, jedoch mehr nahrhafte, namentlich die Fettbildung begünstigende. Da die meisten der zu derselben gehörenden Substanzen fast gar keine unverdaulichen Stoffe enthalten, so werden die Verdauungsorgane durch dieselben wenig afficirt; dafür aber wird der Stuhlgang gern träge, ohne daß jedoch deshalb Wallungen, Blutüberfüllungen einzelner Organe entstehen. In Bezug auf die Milch ist indeß zu bemerken, daß

dieselbe, in größerer Menge und ausschließlich genossen, nicht immer so leicht verdaulich ist. Der Käsestoff gerinnt nämlich im Magen u. bildet Knollen, welche dann erst wieder in dem Magensaft aufgelöst werden müssen. Daher kommt es, daß Leute mit „schwachem Magen" zuweilen schon nach einigen Tagen der begonnenen Milchkur eine belegte Zunge od. Diarrhöen bekommen. Nichts destoweniger ist die Milchdiät ein vortrefflicher Theil des Heilverfahrens bei einer großen Klasse von Krankheiten, namentlich der Verdauungsorgane und der Athemwerkzeuge, sowie bei Reizzuständen des Körpers u. seiner Organe überhaupt. Zur nahrhaften, restaurirenden D. gehören zwar alle Fleischsorten; doch waltet unter diesen ein wesentlicher Unterschied ob. Das sogenannte weiße Fleisch, welches von jungen Thieren, von Geflügel, Fischen u. Kaltblütern herrührt, ist im Ganzen weniger nahrhaft, als das rothe Fleisch der Ochsen, des Wildprets, auch der gemästeten Vogelarten: Gänse, Enten, Rebhühner, Krammetsvögel &c. Jene ersteren reizen weniger, sind aber auch nicht so nahrhaft wie die letzteren. Zu dieser D. gehören auch das Brod, die Kartoffeln, die Austern, die Chokolade, der Kaffee und endlich als wichtigstes Kräftigungsmittel, namentlich für Rekonvalescenten, die Fleischbrühe. Wenn diese auch, wie neuerdings nachgewiesen worden, keine eigentlich nährenden Bestandtheile enthält, so übt sie doch durch die beiden stickstoffreichen Stoffe Kreatin und Kreatinin eine sehr belebende, den Appetit verbessernde und die Kräfte hebende Wirkung aus. Das Gleiche gilt von dem in neuerer Zeit von den Aerzten häufig verordneten Fleischertrakt (s. Bouillon). Zu der restaurirenden D. müssen auch noch der Wein u. gutes, kräftiges Bier gerechnet werden, besonders sind es die süßen Weine u. unter ihnen der Ungarwein, welche mit großem Erfolge bei Schwächezuständen in Anwendung gebracht werden. Diese roborirende, stärkende D. eignet sich vorzüglich für geschwächte, blutarme und in der Ernährung, sei es durch Kummer und Sorgen oder durch Strapatzen oder durch Krankheiten heruntergekommene Leute. Wo der Körper durch Säfteverluste, welcher Art sie auch sein mögen, viel von seiner Fülle u. Kraft verloren hat, da kann demselben nur durch die genannten Stoffe wieder aufgeholfen werden, und mehr als bei irgend anderen Zuständen müssen hier die eigentlichen Arzneimittel in den Hintergrund treten vor der vortrefflichen Wirkung dieser letztgenannten D. Vgl. Moleschott, Physiologie der Nahrungsmittel, ein Handbuch der Diätetik, Gießen 1860; Oesterlen, Handbuch der Heilmittellehre, Tübingen 1860; Reich, Volksgesundheitspflege, Koburg 1862.

Diäten (v. Griech.), Tagegelder, besonders der Beamten bei außerordentlichen Geschäften, auf Reisen, auch der Abgeordneten in den Ständeversammlungen.

Diäthylamin, eine Imidbase, entstanden durch Vertretung zweier Atome Wasserstoff in dem Typus Ammoniak durch Aethyl. Man erhält das D. durch Einwirkung von Bromäthyl auf Aethylamin und Destillation mit Kali. Es ist eine brennbare Flüssigkeit, die bei 57° siedet, in Wasser leicht löslich ist und alkalisch reagirt. Die Chlorwasserstoffverbindung des D.s bildet mit Platinchlorid orangerothe Krystalle. Das D. ist wichtig als Ausgangspunkt für die Darstellung organischer Basen und in neuerer Zeit namentlich zu diesem Zweck angewandt worden.

Diaglyphisch (v. Griech.), vertieft gestochen, gemeißelt; daher Diaglypten, in die Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatz zu den Anaglypten.

Diagnose (v. Griech.), das Erkennen der Krankheiten durch eine gehörige Unterscheidung der Erscheinungen bei verschiedenen Erkrankungen. Insofern sich diese, mögen es innere oder äußere Erkrankungsformen sein, durch krankhaft veränderte Lebensthätigkeiten offenbaren, ist es Aufgabe des Arztes, diese in ihren Eigenthümlichkeiten u. ihren Abweichungen von der Norm zu erkennen. Dieses geschieht aber nicht allein durch die sinnliche Wahrnehmung, sondern vielmehr durch jene geistige Thätigkeit, welche überhaupt den Arzt in den Stand setzt, zu unterscheiden, wozu freilich die Sinne das Substrat zu liefern haben. Der Arzt muß daher alle Sinne bei der Untersuchung eines Kranken benutzen, und die neuere Medicin hat dieselben durch eine große Zahl von Werkzeugen außerordentlich verschärft. Es genügt in jetziger Zeit nicht mehr, den Puls zu fühlen, die Zunge zu betrachten, die Erzählungen des Kranken von seinen gehabten Empfindungen &c. anzuhören, es müssen in vielen Fällen eine Menge von Untersuchungen vorgenommen werden, um den Sitz und das Wesen der Erkrankung zu erforschen und dann eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende D. zu geben. Mit Hülfe des Mikroskops, der Chemie, der Physik sind die werthvollsten Erfindungen u. Entdeckungen gemacht worden, und diese bieten gegenwärtig die unentbehrlichsten und vortrefflichsten Hülfsmittel zur Erkennung u. Unterscheidung sonst schwer zu erkennender Krankheiten u. solcher Zustände dar, welche in ihren äußeren Kennzeichen einander oft sehr ähnlich sind u. ohne die Anwendung jener Hülfsmittel gar nicht von einander unterschieden werden könnten. Außer den genannten Hülfsmitteln, dem Mikroskop und denjenigen, welche die Chemie am Krankenbette liefert, führen wir hier nur noch den Augenspiegel (s. d.) an, um den Werth jener recht in die Augen fallen zu machen. Früher schon hatten Auenbrugger u. Lännec die physikalische Untersuchung in die Diagnostik eingeführt, später wurden der Mutter-, Ohr- und Mastdarmspiegel erfunden, und zu diesen ist in neuester Zeit noch der Kehlkopf- oder Rachenspiegel hinzugekommen. Für die Erkennung chirurgischer Krankheiten kommen aber noch andere Untersuchungsmittel hinzu, welche die D. vervollständigen helfen müssen, wenn die unbewaffneten Sinne, was häufig genug der Fall ist, nicht ausreichen. Die Sonde u. der Katheter sind für den Chirurgen eben so unentbehrlich, als für den Augenarzt heutzutage der Augenspiegel und die Loupe. Außerdem hat man in neuerer Zeit noch den Explorativtrokar angewendet, um die Natur zweifelhafter Geschwülste beurtheilen zu können; zu ähnlichen Zwecken reicht auch oft die Akupunkturnadel allein aus (s. Aufstechen). Auch für die geburtshülfliche D. bedarf man mancher instrumenteller Hülfsmittel, um auf die Verhältnisse des mütterlichen Beckens genauere Schlüsse machen zu können. Es sind dies besonders Meßinstru-

mente, mittelst deren man die Maße der Knochen bestimmt (s. *Becken*). Es sind also dem Arzte, dem es ernstlich darum zu thun ist, eine sichere D. zu stellen, eine große Menge der schätzbarsten Hülfsmittel an die Hand gegeben, mittelst deren er, wo die unbewaffneten Sinne nicht ausreichen, auf den Grund der vorhandenen, subjektiv und objektiv sich kundgebenden Krankheitserscheinungen zu kommen vermag. Aber selbst bei genauester Untersuchung u. bei der gewissenhaftesten Anwendung aller zu Gebote stehenden Hülfsmittel, und selbst, was vorausgesetzt werden muß, bei nur durch hinreichende Uebung erlangter Fertigkeit im Gebrauche derselben liefern die Belehrungen, welche man durch die Sinne erhält, noch nicht die D. Es gehört vielmehr oft eine lange Reihe von Schlüssen und reifliche Ueberlegung dazu, um zu diesem Ziele zu gelangen. Es müssen alle vorhandenen Erscheinungen, Verlauf, Ursachen der Krankheit, der Zustand der übrigen Organe und die Art und Weise ihrer Verrichtung, ob sie von der Norm abweichen oder nicht, sorgfältig berücksichtigt werden, um die D. aufzuhellen. Daß trotz der großen Fortschritte, welche die Medicin in den letzten Decennien gemacht hat, dennoch Irrthümer in der D. vorkommen und stets vorkommen werden, wird Niemandem unbegreiflich erscheinen, welcher des Dichterwortes eingedenk ist: In das Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.

Diagonale (v. Griech., *Diagonallinie*), diejenige gerade Linie, welche in einer geradlinigen Figur zwei gegenüberstehende Ecken mit einander verbindet. Durch die D. wird das Viereck in zwei Dreiecke, das Parallelogramm in zwei kongruente Dreiecke, das Rechteck in zwei kongruente rechtwinkelige Dreiecke, das Quadrat in zwei kongruente gleichschenkelige u. rechtwinkelige Dreiecke und jedes n-Eck in (n—2) Dreiecke zerlegt. Bei eckigen Körpern od. Polyëdern ist D. eine solche gerade Linie, welche zwei Ecken verbindet, aber weder mit einer Kante, noch mit der D. einer Seitenfläche zusammenfällt.

Diagonalkraft, s. *Parallelogramm der Kräfte*.

Diagoras, 1) berühmter Sieger in den gymnischen Wettkämpfen, Sohn des Königs Damagetus II. von Jalysus auf Rhodus, Zeitgenosse Pindars. Er hatte zweimal in den Olympien, zweimal in den Nemeen, viermal in den Isthmien, einmal in den Pythien, außerdem mehrmals in den Festspielen zu Athen, Pellene, Megara, auf Aegina und Rhodus den Preis errungen. Auch seine Söhne und Enkel glänzten als Hieroniken. Nach den Siegen derselben zu Olympia von ihnen auf den Schultern durch das versammelte Volk getragen und von diesem als der glücklichste aller Sterblichen begrüßt, soll er der Freude hierüber unterlegen sein. Zu Olympia hatten die Siegerstatuen der *Diagoriden* einen besondern Raum.

2) D. *der Melier* oder *Atheist*, griechischer Sophist in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr., von der Insel Melos gebürtig, Schüler des Democritus von Abdera. In jüngern Jahren machte er sich als lyrischer Dichter, besonders durch Dithyramben frommen Inhalts und Enkomien bekannt. Auch unterstützte er seinen Freund Nicodorus zu Mantinea bei dessen Gesetzgebung für diese Stadt. Um 425 begab er sich von hier nach Athen, regte aber hier durch seinen beißenden Spott gegen die herrschende Volksreligion und besonders gegen die eleusinischen Mysterien und durch seine Leugnung der Existenz der Götter, die er für materielle Kräfte erklärte, den Unwillen des Volks in so hohem Grade gegen sich auf, daß er um 415 fliehen mußte. Er scheint sich zuerst nach Pellene in Achaja, dann nach Korinth gewandt zu haben, wo er auch gestorben sein soll. Seine „Phrygioi logoi" waren wahrscheinlich eine schonungslose Kritik der Mythen der in Griechenlands Kulte aufgenommenen phrygischen Gottheiten, sowie der orphischen, eleusinischen u. samothracischen Mysterien.

Diagramma (griech.), Verzeichniß, Ausschreiben, öffentlicher Anschlag, Aufschrift, Abriß, Entwurf, Zeichnung, besonders die zum Beweisen eines Satzes oder zur Erläuterung und Lösung einer Aufgabe angewandte Figur. D. *des Hipparchus* heißt die Zeichnung des Standes der Sonne, des Mondes und der Erde bei Finsternissen, nebst den dazu gehörigen Linien, durch welche Hipparch die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde, sowie die Parallaxe dieser beiden Himmelskörper zu finden lehrte.

Diagraph (v. Griech.), ein vom Kapitän Gavard in Paris 1826 erfundenes Instrument, mittelst dessen man perspektivische Aufnahmen nach der Natur mechanisch vornehmen kann. Dasselbe besteht aus einem Stabe, der auf dem Zeichenbret liegt, und auf dem ein Wagen rollt, der an seinem andern Ende einen Stab mit einem beweglichen Diopter trägt. Sieht man nun durch ein am Instrument angebrachtes Okular und stellt das Diopter auf den gesuchten Punkt, so gibt eine besondere Vorrichtung die perspektivische Projektion des Punktes auf dem Blatte an.

Diakon (v. Griech.), eigentlich s. v. a. Diener, im Allgemeinen Jeder, welcher Dienste leistet, besonders kirchliche, daher in der *katholischen Kirche* der zum Ministerium ordinirte Geistliche des dritten Ordo. Seit sich in Jerusalem eine eigene christliche Gemeinde gebildet, bedurfte man außer den Vorständen, als welche die Apostel selbst erscheinen, noch besonderer Diener, u. es lag nahe, dieselben nach dem Muster der in der Synagoge üblichen Chasanim zu bestellen. Anfangs mögen außer den sich der neuen Gemeinde anschließenden älteren Synagogendienern freiwillig andere Genossen die erforderlichen Geschäfte übernommen haben; die Wohlthätigkeitspflege, insbesondere die freiwillige Ausgleichung des Vermögens in Jerusalem, nöthigte indessen zur Anstellung eigener Almosenpfleger. Auf den Antrag der Apostel wählte die Gemeinde deren 7, und die diesem Amte Obliegenden hießen seitdem D.en. Neben dieser Hauptthätigkeit werden noch als Funktionen derselben die Aufwartung bei den Agapen u. dem Abendmahle u. die Unterstützung der Aeltesten im Lehramte genannt. Im 3. Jahrhundert legte man ihnen noch die Pflicht auf, die Vermögenden zur Mittheilung ihrer Güter an die Bedürftigen zu veranlassen, für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung beim Gottesdienst zu sorgen, die Verächter des Glaubens auszuweisen und Lasterhafte zu warnen. Die Requisite zum Empfange der Diakonenweihe waren zunächst die allgemeinen des Ordo überhaupt, insbesondere ein bestimmtes Alter. Da die D.n den Leviten des Tempels verglichen wurden, forderte man das diesen vorgeschriebene Alter von

25 Jahren, welches Klemens V. auf dem Koncil zu Vienne 1311 auf das 20. herabsetzte, das tridentinische Koncil jedoch auf das 23. bestimmte, was aber vom zurückgelegten 22. verstanden wird. Nach der Auffassung der römischkatholischen Kirche steht der D. in der Hierarchia ordinis auf der letzten Stufe, der der Ministri, gehört aber hier noch zu den Ordines majores und ist zum Cölibat verpflichtet. Das Pontificale Romanum bezeichnet seine Rechte mit der Formel: Diaconum oportet ministrare ad altare, baptizare et praedicare, doch beschränken sich diese Funktionen dahin, daß er bei der Administration der Eucharistie den Priester nur unterstützt, und daß er zum Vollziehen der Taufe u. zum Predigen einer besonderen Genehmigung des Bischofs bedarf, für gewöhnlich aber nur das Evangelium vorzulesen hat. Die Ordination des D.en erfolgt durch Handauflegung des Bischofs, ohne Salbung, weshalb der sakramentale Charakter der Diakonatsweihe bestritten ist. Die ursprüngliche Zahl von 7 D.en soll zwar nach gesetzlicher Vorschrift beibehalten werden, doch ist man je nach dem Bedürfniß der verschiedenen Kirchen vielfach davon abgewichen. Der Aufseher derselben erhielt den Namen Archidiakonus, während die mit den untergeordneten Geschäften Betrauten Subdiakonen hießen. In der griechischen Kirche ist die Stellung des D.en im Wesentlichen dieselbe, indem er ebenfalls als Minister des Bischofs u. der Presbyteren erscheint und vorzüglich in liturgischer Beziehung mit zu fungiren berufen ist, doch ist ihm die Ehe gestattet. In der evangelischen Kirche ist der Titel D. aus der katholischen beibehalten, ohne daß aber eine Differenz des Ordo von anderen ordinirten Geistlichen damit bezeichnet werden soll, da bekanntlich die evangelische Kirche überhaupt nur Einen Ordo kennt. Nur die anglikanische Kirche kennt, auf dem älteren kanonischen Recht fußend, noch eine Diakonatsweihe. Die D.en in der lutherischen Kirche sind ursprünglich aus der römischen Kirche beibehaltene Kapläne und Hülfsgeistliche, welche später feste Stellen erhielten u. unter dem früheren Namen fortwirkten. In neuerer Zeit ist der Titel D. meist in das Prädikat: erster, zweiter Prediger übergegangen und eine Gleichberechtigung derselben eingeführt. Die reformirte Kirche hat den D.en wieder ihre ursprüngliche Bedeutung gegeben und unterscheidet eine doppelte Klasse derselben: Almosensammler und Verwalter, und Kranken- u. Armenpfleger. Bei den Maroniten auf dem Libanon sind die D.en weltliche Personen, welche die Kircheneinkünfte verwalten, Volksstreitigkeiten schlichten, die Abgaben an die Landesherren besorgen &c. Vgl. Ziegler, De diaconis veteris ecclesiae, Wittenberg 1678. Ueber die Diakonenanstalt zu Duisburg s. Innere Mission.

Diakonissinnen (Diakonissen, diaconissae, v. Griech.), eigentlich s. v. a. Dienerinnen, im engern Sinne Frauen, welche für ihr Geschlecht das waren, was die Diakonen (s. d.) ursprünglich für die ganze Gemeinde, nämlich Armen- u. Krankenpflegerinnen. Ist auch der Name Diakonissa nachapostolischen Ursprungs, so wird doch ihr Dienst schon mehrfach im Neuen Testament erwähnt. Nach apostolischer Anordnung sollten zu demselben Wittwen, und zwar hochbejahrte (von 60 Jahren) genommen werden; doch wurden auch Frauen, die noch nicht vermählt gewesen, und jüngere Mädchen zum Amte gelassen. Das Koncil von Chalcedon 451 und Justinian setzten das 40. Jahr fest. Die Diakonissen wurden förmlich ordinirt, und zwar wie die Diakonen durch Handauflegung unter Gebet und mit andern bei der Diakonenweihe üblichen Riten. Wie der Diakonus erhielten sie eine Stola, welche aber später zurückgegeben werden mußte, einen Ring, Halsschmuck u. dergl. Ihnen waren der Unterricht der weiblichen Katechumenen, das Aus- u. Ankleiden der weiblichen Täuflinge, der Besuch der Kranken, die Aufsicht über die Frauen in der Kirche überhaupt u. ähnliche Geschäfte übertragen. Allmählig verschwinden sie und werden im Occident seit dem 9., im Orient seit dem 12. Jahrhundert nur selten erwähnt. Die Anstellung von Frauen für den Kirchendienst am Altar hat die katholische Kirche später verboten, u. Benedikt XIV. hat durch die Konstitution Etsi pastoralis (vom 26. Mai 1742) dies den unirten Griechen in Italien ausdrücklich untersagt. Doch finden sich auch jetzt noch öfter, mehr jedoch in der evangelischen Kirche, Frauen, welche Dienste der Küster übernehmen. So besteht noch der Gebrauch in Holland, daß dergleichen Dienerinnen den Priester zu Kranken begleiten, bei der Taufe assistiren und ähnliche Dienste der Art verrichten. Der Name D. hat sich aber in der katholischen Kirche als ehrendes Prädikat für Vorsteherinnen weiblicher Klöster hier und da erhalten und ist auch in der evangelischen Kirche für eine neue evangelisch-kirchliche Berufsthätigkeit gangbar geworden. Ein Einblick in die innere Einrichtung und die Wirksamkeit der vielen in neuerer Zeit entstandenen Diakonissenhäuser führt nicht auf das der alten Kirche angehörende Institut der Diakonen und Diakonissen zurück, vielmehr hat in ihnen die evangelische Kirche den zur Zeit der Reformation abgerissenen Faden der kirchlichen Korporationen, Orden und Stifter für praktische Liebeszwecke zum Besten von Kindern, Armen, Kranken, Gefangenen &c. wieder aufgenommen, um der Verweltlichung der Institutionen, Hospitäler u. Zufluchtsstätten für Arme und Unglückliche und alle einer öffentlichen Erziehung Bedürftige vorzubeugen u. christlich-kirchlich gesinnte Lehr- u. Pflegekräfte in jenen in socialer Hinsicht sehr wichtigen Arbeitsstellen zu gewinnen, indem sie Gelegenheit zur geordneten Bethätigung freiwilliger aufopfernder Liebe gibt. Das Segensreiche der Wirksamkeit dieser zahlreichen Diakonissen- oder Schwesterhäuser hängt vor Allem von der Lauterkeit der in ihnen bestimmend wirkenden Motive ab. Das Vorbild aller Diakonissenanstalten innerhalb und außerhalb Deutschlands ist die vom Pfarrer Theodor Fliedner in Kaiserswerth am Rhein im Oktober 1836 gegründete. Fliedner stiftete hier nämlich ein Hospital für männliche und weibliche Individuen und übergab die Pflege derselben den D., welche zuvor von einem Arzte und ihm Anweisung über die leibliche und geistliche Behandlung der Kranken erhalten hatten. Nur Frauen und Jungfrauen, welche das 21. Lebensjahr zurückgelegt, wurden angenommen und erhielten nach einer halbjährigen Probezeit eine Anstellung auf 5 Jahre mit geringer Besoldung. Die Arbeiten der Küche, der Haushaltung, Wäsche, Krankenpflege wurden unter sie vertheilt. Mit dem Wachsen der durch milde Beiträge aufgebrachten, anfangs sehr geringen Geldmittel erweiterte sich

auch die Anstalt durch Gründung mehrer Zweiganstalten, die ein Ganzes ausmachen: eines Krankenhauses, das jährlich über 600 Kranke verpflegt, eines Seminars zur Ausbildung von Lehrerinnen, eines Asyls für entlassene weibliche Sträflinge (die erste aller derartigen Anstalten), einer Heilanstalt für weibliche Gemüthskranke. Diese sämmtlichen Institute dienen mehr oder weniger dem Diakonissenmutterhaus. Aus diesem werden die D. entsandt und kehren nach geleisteten Diensten zu weiterer Verwendung wieder dahin zurück. Weit über 100 derselben wirken außerhalb des Mutterhauses, in Hospitälern, Waisenhäusern, Kleinkinderschulen, Erziehungsanstalten und Familien, namentlich in der Rheinprovinz, in Schlesien, Pommern und Ostpreußen. Außerhalb Deutschlands leiten sie Hospitäler in London, Pittsburg (Nordamerika), Konstantinopel, Smyrna und Jerusalem. Erkrankte oder invalid gewordene Diakonissen nimmt das Pflegehaus „Salem“ in Kaiserswerth auf. Das Nähere enthalten die Jahresberichte u. der von Fliedner monatlich herausgegebene „Armen- u. Krankenfreund“. Die 1842 zu Dresden gegründete Diakonissenanstalt zählte 1855 60 Hospitalbetten und 21 Diakonissen, die namentlich im Königreich Sachsen verwandt werden. Das Diakonissenhaus Bethanien in Berlin wurde 1847 von König Friedrich Wilhelm IV. gestiftet und ist die Mutter von mehren Filialhospitälern in Schlesien und Pommern. Die Leitung lag bis 1855 in der Hand der Oberin von Rantzau und ging nach deren Tod an die Gräfin Anna von Stolberg-Wernigerode über. Für Mecklenburg gründete die Oberin von Bülow ein Diakonissenmutterhaus zu Ludwigslust, das außer einem Hospital auch ein Waisenhaus umfaßt. Andere Diakonissenmutterhäuser entstanden zu Breslau (Bethanien) 1850, Königsberg in Preußen (das Haus der Barmherzigkeit) 1850, Stettin u. Karlsruhe 1851, Stuttgart und Neudettelsau bei Nürnberg 1854. Auch das Elisabethenkrankenhaus zu Berlin, 1837 vom Pfarrer Goßner gegründet, und das Krankenhaus zu Ludwigsburg, 1836 durch Oberjustizrath von Klett gestiftet, sind hier in sofern zu nennen, als sie für ihre eigenen Zwecke Pflegeschwestern bilden. Frankreich hat nur zwei derartige Anstalten: eine in Paris unter dem Namen der Institution des Diaconisses des églises évangéliques de France von Pfarrer Vermeil 1841 gegründete, welche verschiedene Zweiganstalten, z. B. ein Magdalenenhaus für gefallene Mädchen, ein Rettungshaus für junge Mädchen (disciplinaire), eine Arbeitsschule (apprentissage) zur Bildung weiblicher Dienstboten, umfaßt, und deren Diakonissen in verschiedenen Städten thätig sind; die andere zu Straßburg, 1842 von Pfarrer Härter errichtet, mit einem Magdalenum, einem Besserungshaus für jugendliche weibliche entlassene Sträflinge u. einer Dienstbotenschule für Mädchen. In der Schweiz sind zu nennen: die Diakonissenhäuser zu Echellens im Waadtlande, 1842 von Pastor Germond gegründet, 1852 nach St.-Loup verlegt, wo Diakonissen für Kranke und Waisen gebildet werden, welche sich mit ihrer Wirksamkeit bis Turin u. Toulouse verbreiten, und zu Riehen bei Basel, 1852 eröffnet. Auch bilden das Kranken- und Waisenhaus zu Boudry bei Neuenburg u. die Pflegeanstalt zu Bern Diakonissen. Holland hat seit 1844 ein Diakonissenhaus (Inrigting voor Diaconessen in Nederland) zu Utrecht, mit Stationen im Hospital zu Nimwegen und einem Magdalenum zu Steenbeck. Außerdem werden noch Diakonissen in Gröningen (seit 1844) u. in Amsterdam (seit 1848) gebildet. Noch sind zu erwähnen die Diakonissenhäuser zu Stockholm, 1851 durch den Missionär Fjellstedt gegründet und mit einem Waisenhaus und einer Armenschule verbunden, und zu Pittsburg in Nordamerika, 1844 durch Pfarrer Passavant mit Diakonissen aus Kaiserswerth errichtet, in England die Institution of nursing sisters in London, durch Elisabeth Fry nach Fliedners Vorbild 1840 errichtet, und die 1848 unter dem Vorsitz des Herzogs von Cambridge und dem Protektorat des Bischofs von London gegründete Krankenpflegeanstalt, deren Mutterhaus St. John's House, 34 Fitzroy-square ist. Es unterscheidet sich von den übrigen Diakonissenhäusern dadurch, daß es seine Pflegerinnen nicht im Mutterhause, sondern in andern Hospitälern ausbildet, hat aber im Uebrigen ebenfalls Kaiserswerth zum Vorbild. Noch gehören hierher die Schwestern der Barmherzigkeit (sisters of mercy) in Davenport und Plymouth und das Haus der Barmherzigkeit in Clever bei Windsor. Die Gesammtzahl der diesen Häusern angehörigen Diakonissen beträgt gegenwärtig schon über 500, eine Zahl, welche hinter den an jene gestellten Anforderungen um Arbeiter weit zurückbleibt. Bethanien in Berlin abgerechnet, auf dessen Bau und Einrichtung allein gegen 600,000 Thaler verwandt sind, erfordert der aus freiwilligen Liebesgaben zu bestreitende Unterhalt der oben genannten Anstalten nach einem ungefähren Ueberschlag in jedem Jahre weit über 100,000 Thaler.

Diakope (griech.), Wunde, besonders eine durchdringende Hiebwunde, namentlich in den Schädelknochen; in der Rhetorik Figur, bestehend in der Einschaltung eines Hauptwortes zwischen zwei sich wiederholenden Zeitwörtern.

Diakowar, s. Djakovo.

Diakrise (v. Griech.), Erkenntniß, Unterscheidung einer Krankheit aus ihren Zeichen (Diakritica); s. Diagnose.

Diakritische Zeichen, Schriftzeichen, welche einestheils die richtige Aussprache der Wörter (wie z. B. im Hebräischen der Punkt, welcher das Sin vom Schin unterscheidet), anderntheils das Verständniß, wie die Interpunktionszeichen, Klammern &c., erleichtern sollen.

Diakustik (v. Griech.), die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles (s. d.), Theil der Akustik.

Dialekt (v. Griech.), Mundart, eigenthümliche Gestaltung einer Sprache, wie sie in irgend einem Theile eines Landes gesprochen wird, jedoch mit Beibehaltung des Grundcharakters und vorzüglich der grammatischen Regeln der Sprache. Jede weiter verbreitete Sprache hat ihre D.e, die mehr oder weniger von einander abweichen. Der Unterschied derselben besteht theils und vorzüglich in einem eigenthümlichen Vokalsystem, theils in regelmäßiger Austauschung bestimmter verwandter Konsonanten, theils auch in einzelnen Ausdrücken, Wendungen und Redensarten. Wie viele D.e ein Beweis von einer großen Bildsamkeit einer Sprache sind, so ist es ein großer Irrthum, die einzelnen D.e als falsche Sprachweisen zu verwerfen

und eine angenommene Schriftsprache, die doch auch nichts weiter als ein D. ist, für die allein richtige Sprachart zu halten. Daher haben auch neuere Sprachforscher mit Recht auf den Werth der D.e aufmerksam gemacht u. namentlich deutsche Dichter sich ihrer in dichterischen Produkten bedient. Abgesehen von der Angemessenheit der einzelnen D.e für einzelne Redegattungen, liegt in ihnen oft manches Samenkorn für Ideen, die man in der Schriftsprache vergebens sucht. Auf der Bühne, wo man überall reines Hochdeutsch fordert, ist ein D., der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauspielers verräth, ein Fehler, für letzteren vorzüglich darum, weil er nicht die eigene, sondern eine fremde Person darstellt und durch den D. sogleich an seine eigene Persönlichkeit erinnert. Dagegen muß die Fertigkeit, willkürlich einen bestimmten D. zu sprechen, ein großer Vorzug am Deklamator wie am Schauspieler genannt werden, da es z. B. komische Rollen gibt, deren Wirkung fast lediglich auf dem D. beruht, wie Judenrollen, Rollen in wiener, berliner, schwäbischer, nürnberger rc. Mundart. In keiner neuern Sprache sind die D.e der einzelnen Volksstämme so rein und für besondere Dichtarten so verschieden und so trefflich ausgebildet worden, wie in der alten griechischen.

Dialektik (v. Griech.), eigentlich die Kunst der Unterredung u. Gesprächsführung, in dem Sprachgebrauche der Philosophie anfangs die Kunst eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen, also s. v. a. Logik. Allmählig bildete sich aber der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter D. die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse rc. zu täuschen, verstand. So wurde die D. von den Sophisten geübt. Der Erfinder der D. als Unterredungskunst soll Zeno sein. Nach ihm haben sie Plato und Aristoteles, jeder nach eigener Ansicht, bestimmt; jenem ist sie die Methode des höchsten spekulativen Denkens, welches seinen Gegenstand in reinen Begriffen vollständig durchdringt, diesem die Kunst, einen Gegenstand durch Denken von allen Seiten zu betrachten, in welchem Sinne sie vorzüglich bei den Scholastikern gelehrt wurde. In der neuern Philosophie, namentlich bei Hegel, hat der Begriff der D. und des Dialektischen eine seinem ursprünglichen Sinne analoge, doch ganz eigenthümlich gestaltete Bedeutung erhalten. Die D. ist hier nämlich geradezu der Ausdruck für die allein wissenschaftliche, dem Gegenstande der Erkenntniß selbst immanente Methode, deren Wesen darauf beruht, daß nicht bei den abstrakten Bestimmungen der Begriffe stehen geblieben, sondern über diese hinausgegangen und dadurch der wahrhaft wissenschaftliche Fortschritt gewonnen wird. D. ist die Aufzeigung der dem Gegenstande selbst inwohnenden Widersprüche, kraft deren alles Endliche in sein eigenes Gegentheil umschlägt, um sich aus dieser Diremtion zu einer höhern, reichern Einheit wieder zusammenzufassen. Das Dialektische steht also in der Mitte zwischen dem abstrakt Verständigen, welches an der festen Bestimmtheit der Begriffe festhält, und dem wahrhaft spekulativen Denken, welches die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Uebergehen enthalten ist, auffaßt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche versteht man jetzt unter D. in guter Bedeutung die angewandte Logik, in übler die sophistische Disputirkunst.

Dialemma (griech.), Unterbrechung, Zwischenzeit, in welcher ein Krankheitsanfall eintritt, besonders bei Wechselfiebern.

Diallag, nach Hauy grüne, graue und braune, lebhaft metallisch-perlmutterglänzende Fossilien, die mit dem Labrador zusammen das schöne Gestein des Gabbro bilden, sich außerdem aber auch im Serpentin finden. Bei größter Uebereinstimmung mit dem Augit hinsichtlich der chemischen Zusammensetzung unterscheidet sich der D. von dem Hypersthen und Bronzit durch zwei rechtwinkelige Brüche, nach deren einem sich das Mineral höchst vollkommen spaltet, während der andere sehr unvollkommen ist. Der D. ist durchscheinend bis an den Kanten durchscheinend. Haidinger hat übrigens nachgewiesen, daß der grüne D. (Smaragdit), mit einem grünen Hornblendefossil umwachsen, kein einfaches Mineral ist. Man kennt den D. nur derb in blätterigen Zusammenhäufungen. Vor dem Löthrohr ist er mehr oder weniger leicht schmelzbar zu grauem oder grünem Email. Er besteht aus 49—53 Procent Kieselerde, 0—5$^1/_2$ Proc. Thonerde, 11—23 Proc. Kalkerde, 13—19 Proc. Bittererde, 0—14 Proc. Eisen- und Manganoxydul und 1—2 Proc. Wasser. Bischoff sieht ihn überhaupt nicht für ein ursprüngliches Mineral, sondern für umgewandelten Augit an, der bei weiterem Fortschreiten der Metamorphose in Serpentin übergehe.

Diallele (v. Griech.), eine Art von verdecktem Trugschluß; der sogenannte Zirkel im Demonstriren, wobei der zu beweisende Satz zugleich als Beweisgrund gebraucht wird.

Dialog (v. Griech.), Unterredung, Gespräch, Zwiegespräch, gegenseitige mündliche Mittheilung verschiedener oder auch einander widerstreitender Ansichten über einen Gegenstand, besonders auch ein Schriftwerk oder Theil desselben, in welchem eine wirklich geführte Unterredung nachgeahmt und dargestellt ist. Als eine freie Kunstform der Rede setzt der D. die Erdichtung von Personen bestimmten Charakters voraus, in welchen die Ansicht, die sie im D. zu behaupten bestimmt sind, gegründet ist, ebenso die Erfindung einer bestimmten Situation, von welcher das Gespräch seinen Ausgang nimmt, und woran es sich fortleitet, endlich ein Ergebniß, zu welchem die freie Erläuterung der Gedanken als zu ihrem ausgesprochenen oder im Charakter der Sprechenden angedeuteten Ziele fortgeht. Der D. eignet sich vorzüglich zur Untersuchung des Wesens von Begriffen und einzelnen Gegenständen durch das Interesse, welches die der dramatischen Handlung ähnliche fortschreitende Bewegung der Erörterung gewährt. Damit dies Interesse nicht gestört werde, muß der Darsteller jede Ansicht in ihrer ganzen Kraft und naturgemäß durch die Personen entwickeln und seine Ansicht als ein nothwendiges Ergebniß aus dem Gespräche selbst hervorgehen lassen. Der Styl des D.s darf nichts Gesuchtes oder künstlich Rhetorisches haben, was nicht aus dem Charakter der sprechenden Person hervorgeht, und muß darum die Natürlichkeit, die Kürze und die lebhaften Wendungen eines gebildeten Gesprächs nachahmen, ohne sich weder in die Zerrissenheit unablässig sich durchkreuzender Fragen und Ant-

worten, noch in die Breite ausgedehnter Reden zu verirren. Man unterscheidet den poetischen D. vom prosaischen oder von der dialogischen Prosa. Den poetischen D. nennt man auch den dramatischen, jedoch nicht in Beziehung auf die gebundene Rede, sondern auf den Inhalt. Sein Gegenstand ist nämlich die Entwickelung einer Handlung; denn die Worte führen zu Entschlüssen und diese zur That. Die Aufmerksamkeit bleibt daher auf den Ausgang gerichtet, welcher durch das Vorhergegangene gehörig vorbereitet sein muß. Zum prosaischen D. rechnet man zuvörderst die theoretische Gesprächsform, deren Gegenstand irgend eine Kenntniß oder wissenschaftliche Erörterung ist, und welcher sich der sokratische D. mit der ausschließlichen Richtung anknüpft, bestimmte Vorstellungen und Ansichten durch angemessene Fragen hervorzurufen und zur vollen Klarheit selbstständig zu entwickeln. Die Personen dieses D.s sind erfunden, doch beruht nicht darin, sondern in der Entwickelungsweise des Gegenstandes das Charakteristische dieser Gesprächsform, welche auch deshalb die philosophische heißt. Der konversatorische D. dagegen bezweckt bloß Unterhaltung für den Augenblick und gesellige Mittheilung, wie sich endlich der Charakterdialog nur mit der Schilderung und Veranschaulichung der vorgeführten Personen durch deren eigene Rede beschäftigt. Der philosophische D. scheint für die gegenwärtige Gestalt der Wissenschaften minder zweckmäßig zu sein, als in den früheren Stadien der philosophischen Spekulation. Von den Neueren bearbeiteten denselben unter den Deutschen Lessing, Moses Mendelssohn, Engel, Herder, Klinger, A. G. Meißner, Jacobi, Schelling und Solger. Im komischen und satirischen D. ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca in seinem Buche „De vera sapientia", Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi ausgezeichnet, bei den Franzosen Malebranche, Fénélon und Fontenelle, die den Lucian nachahmten. Unter den Engländern folgten G. Berkeley und Rich. Hurd dem Plato, Jakob Harris dem Cicero. In der dramatischen Poesie ist der D. dem Monolog (s. d.) entgegengestellt; im Singspiel bildet derselbe den Gegensatz von Gesangstücken, also die Redepartien. In der Musik wird mit D. eine Komposition für zwei abwechselnd sich antwortende Stimmen bezeichnet.

Dialursäure, Zersetzungsprodukt der Harnsäure. Diese verwandelt sich unter Einwirkung koncentrirter Salpetersäure oder eines Gemisches von Salzsäure und chlorsaurem Kali in Alloxan, u. dieses wird durch Schwefelwasserstoff oder andere reducirende Stoffe in D. umgewandelt. Die freie D. wird erhalten, wenn man ein Salz derselben in warmer Salzsäure löst; sie krystallisirt beim Erkalten in langen Nadeln, die sich an der Luft röthen u. unter Sauerstoffaufnahme allmählig in Alloxantin übergehen. Das Ammoniaksalz der D. scheidet sich beim Erkalten aus der Alloxanlösung ab, die man in der Siedhitze durch Schwefelwasserstoff reducirt und dann mit Ammoniak neutralisirt hat. Es krystallisirt in Nadeln, die sich an der Luft röthen, Bleisalze gelb, Barytsalze weiß fällen und Silbersalze reduciren.

Dialyse, s. Diffusion.

Diamant (Demant, lat. adamas), der härteste und glänzendste aller Körper, der werthvollste Edelstein, gehört dem regulären Krystallsystem an und findet sich am gewöhnlichsten in regulären Oktaëdern, oft mit Neigung zur tetraëdrischen Bildung, außerdem häufig in Granatoëdern und in Folge der Brechung seiner Flächen in Pyramidenwürfeln, Pyramidenoktaëdern u. Herakisoktaëdern (Achtundvierzigflächnern). Zwillingskrystalle sind häufig. Die Krystalle sind meist krummflächig, mit beilförmig gebogenen Kanten (D. der Glaser), oft kugelig. Er ist nach den Flächen des Oktaëders ausgezeichnet spaltbar u. dadurch allein bei seiner großen Härte (10), in der ihm nur der krystallisirte Bor vergleichbar ist, zu bearbeiten. Er ist dabei spröde, im Querbruch muschelig. Selten kommt er derb, in krystallinisch-körniger, oft poröser Zusammenhäufung von braunschwarzer Farbe vor. Sein specifisches Gewicht ist 3,5—3,6. Er ist farblos und wasserhell, doch auch sehr oft gefärbt, grau, gelb, braun, schwarz, roth, grün, blau; im Allgemeinen herrschen lichtere Farben vor. Vollkommen durchsichtig, bei dunkler Farbe durchscheinend, besitzt er den eigenthümlich lebhaften, nach ihm benannten Diamantglanz und ein außerordentliches Lichtbrechungsvermögen und zeigt deshalb, wenn er geschliffen ist, ein ausgezeichnetes Farbenspiel. Daher die Namen Kohinur „Berg des Lichts" u. Derayнur „Ocean des Lichts" für die größten D.en im Schatze Nadir Schachs von Persien. Der D. leitet die Elektricität nicht, wird durch Reiben positiv elektrisch u. durch Bestrahlung stark phosphorescirend. Schon Newton hatte aus der sehr starken Lichtbrechung auf Verbrennbarkeit des D.en geschlossen, die denn auch schon 1694 mittelst eines großen v. tschirnhaußenschen Brennspiegels, in dessen Brennpunkt man D.en brachte, zu Florenz erwiesen worden ist, indem sie wirklich darin verzehrt wurden. Lavoisier, der die Verbrennungsversuche im Sauerstoffgas wiederholte, entdeckte, daß dabei eine dem Gewicht des verbrannten D.en entsprechende Menge von Kohlensäure entstehe, daß der D. also nichts Anderes als Kohlenstoff sei, eine Thatsache, die alle späteren Versuche bestätigten. D. ist seiner chemischen Zusammensetzung nach nichts anderes als Graphit, Holzkohle und andere Kohlenstoffarten. Der Rückstand, den er beim Verbrennen hinterläßt, ist nur gering, $^1/_{10}$—2 Procent seines Gewichts. Sobald man die Natur des D.en genau kannte, dachte man auf Mittel, den Kohlenstoff auf künstlichem Wege zu krystallisiren; doch blieben alle bisher versuchten Methoden ohne Erfolg, da man keine Flüssigkeit kennt, in welcher die Kohle auflöslich wäre, u. aus der man dann jenen durch Krystallisation gewinnen könnte. Ebenso wenig gelang es, den D.en bei der Feuerbeständigkeit des Kohlenstoffs durch Sublimation zu gewinnen, doch will Depretz mittelst eines lange andauernden elektrischen Stromes den Kohlenstoff verflüchtigt und dadurch an den Platindrähten kleine schwarze Diamantkrystalle erhalten haben. Ueber den Ursprung des D.en war man lange in Zweifel; bis 1841 kannte man ihn nur im losen Schuttland und in neueren Konglomeraten, die aus Verkittung des ersteren entstanden waren, nirgends in einem älteren Gestein. Dies im Verein mit den Untersuchungen der optischen Eigenschaften des D.en durch Brew-

ster u. mit der mikroskopischen Untersuchung desselben u. seiner Asche (Petzholdt) führte auf die Annahme der Entstehung des D.n aus organischen Substanzen, die übrigens schon Jameson als wahrscheinlich angenommen hatte. Der D. zeigt nämlich nicht selten im Innern sehr verzerrte Blasen, die oft mit einer schwarzen kohlenähnlichen Substanz erfüllt sind. Brewster fand nun aus deren optischem Verhalten, daß die Diamantmasse um die Blasen herum verdichtet sein müsse, gerade so, wie dies der Fall ist, wenn eine zähflüssige Masse, wie Glas und Harz, Blasen expansibler Flüssigkeiten umschließt. Daraus schloß Brewster auf einen ursprünglich weichen Zustand des D.en. Petzholdt (Beiträge zur Naturgeschichte des D.en, Dresden 1842) untersuchte die sogenannte Asche, die nach der Verbrennung von 5,6344 Grammen (= 27½ Karat) D.en in Sauerstoffgas zurückgeblieben war, und die etwas über 7 Milligrammen wog, und glaubte darin unter dem Mikroskop weiß, gelb und schwarz gefärbte, meist glänzende Blättchen, Splitter u. unregelmäßig gestaltete Massen zu erkennen, ganz so, wie man sie bei der mikroskopischen Betrachtung in unreinen D.en eingeschlossen findet. Der merkwürdigste Umstand war jedoch der, daß an mehren solcher Körper eine Art pflanzlicher Zellenbildung, ein kleines schwarzes od. dunkelbraunes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen, bisweilen mehrfach übereinander liegend, zu sehen war, genau so, wie es das Pflanzenparenchym zeigt. Einige ließen daher den D.en in der Art entstehen, wie sich das Tabarir in den Knoten des Bambusrohrs bildet. Eine bestimmtere Erklärung der Diamantbildung aus organischer Substanz versuchte Liebig, indem er sie sich als einen Verwesungsprozeß denkt, bei welchem aus einem gewissen, an Kohlenstoff u. Wasserstoff reichen, vielleicht liquiden Körper, durch den langsamen oxydirenden Einfluß der Luft der Wasserstoff allmählig in Form von Wasser hinweggenommen und dadurch stufenweise eine an Kohlenstoff reichere Verbindung gebildet worden sei, aus der sich zuletzt als Endresultat der Verwesung Kohlenstoff in Substanz, und zwar krystallisirt, abgeschieden habe. Petzholdts Beobachtungen über die organische Zellenstruktur der Aschentheile hat ein so bewährter nüchterner Forscher wie Wöhler nicht bestätigt gefunden. Nach der in neuester Zeit von Simmler in Breslau über die Bildung der D.en aufgestellten Hypothese soll dieselbe darauf beruhen, daß flüssige Kohlensäure die Eigenschaft habe, Kohlenstoff aufzulösen. Zur Zeit der Bildung der D.en habe sich die Kohlensäure in zahlreichen Höhlungen angesammelt, durch eigenen Druck verdichtet und den bereits vorhandenen oder erst reducirten Kohlenstoff aufgelöst; bei später abnehmendem Drucke aber sei die Kohlensäure durch Risse und Spalten langsam verdunstet und habe den Kohlenstoff krystallisirt als D. zurückgelassen.

Die Annahme, daß sich der D. aus organischer Substanz gebildet habe, ist besonders dadurch unhaltbar geworden, daß man neuerlich in Brasilien im krystallinischen Schiefergebirge die ursprüngliche Lagerstätte der D.en entdeckt hat. Sie gehört dem Gebiet der im Westen des Gneis-Granitgebirgs Ostbrasiliens so ausgedehnten krystallinischen Schiefer an, die aus Gneis, Hornblende-, Talk-, Glimmer-, Eisenglimmer-, Thonschiefer und aus den ausgedehnt vorkommenden körnigmassigen und schieferigen Quarziten, dem sogenannten Itakolumit, zusammengesetzt und von Lehm und Sand, die aus deren Verwitterung hervorgegangen, bedeckt worden sind. In diesem Schiefergebirge hatte 1827 an der Serra do Mayor nördlich von Diamantina in Minas Geraes ein Negersklave die ersten D.en aus dem festen Itakolumitfelsen herausgearbeitet. Im J. 1841 drang Virgil von Helmenreichen, ein österreichischer Geognost, als der erste Europäer, bis zu den Gruben vor, wo man durch Sprengen des festen Gesteins, Zerbrechen und Auswaschen die D.en gewonnen hatte. Er fand mit dem schieferigen Itakolumit massigen wiederholt abwechselnd, der in pittoresken, wildzerrissenen Felsen hervorragte. Taubeneiähnliche Zusammenhäufungen körnigen Quarzes (ovos di palumba), die außen mit Glimmer- oder Talkhaut überzogen sind, zeichnen die Gesteine des massigen diamantführenden Itakolumits aus. Die Gewinnung war aber so schwierig und unergiebig, daß schon v. Helmenreichen die Gruben seit mehren Jahren verlassen fand, und so fanden sie später auch Häuser und Claraz. Die in Sammlungen zu Rio, Berlin, Wien niedergelegten Stufen beweisen übrigens die Gewißheit jener Entdeckung. Außer dem Vorkommen im Itakolumit haben die beiden letzten Reisenden noch ein zweites Vorkommen des D.en auf ursprünglichen Lagerstätten, nämlich im sogenannten Gurgulho, d. h. dem oberflächlichen Zerstörungsprodukt nicht allein des Itakolumits, sondern auch des Schiefers, insbesondere Hornblendeschiefers, welche die sogenannten Campos oder Hochebenen jener Gegend zusammensetzen, nachgewiesen, indem nämlich dieser oberflächliche Schutt nach abwärts vollständig in das verwitterte Schiefergestein, den sogenannten Lehn, übergeht. Ueberall finden sich mit den D.en Rutil (agulhas), Anatas (ciricorias) und Magneteisenstein (captives) vor, u. zwar zum Theil in solcher Verbindung, z. B. Rutilnadeln eingeschlossen im D.en, daß eine gleichzeitige Bildung derselben mit dem D.en unzweifelhaft ist. Der D. findet sich dann auch in dem durch die fließenden Gewässer von der ursprünglichen Lagerstätte weggeführten Schutt, dem Cascalho der Thäler, mit jenen Mineralien zusammen und bildet mit ihnen das, was der Brasilianer Formation, formaçaõ, nennt; in dem Vorkommen jener Mineralien findet er die günstigen Anzeichen, die ihn bei Aufsuchung des D.en leiten. Das Schuttland ist vorzugsweise Lagerstätte des D.en; aus ihm ist dieser zuerst in Vorderindien, später auf Borneo, in Brasilien, auf Sumatra, in Carolina, am Ural u. in den Diggins von Südaustralien aufgefunden worden, und aus ihm wird er in Indien, Borneo und Brasilien noch gewonnen. Das Vorkommen von D.en in der Provinz Konstantine in Algerien ist mehr als zweifelhaft. Die D.en Böhmens, Ungarns (Marmorosch), Thüringens, Frankreichs (Alençon 2c.) und a. O. sind nichts als wasserklare Bergkrystalle. Ritter unterscheidet 5 Gruppen von Diamantgruben auf der Hochebene Dekans in Vorderindien, deren südlichste die von Cuddapah am Pennarfluß ist, wo abgerollte D.en in einem Lager von Rollsteinen und Lehm liegen und in kleinen, 14 Fuß tiefen Gruben gewonnen werden. Die zweite, die Nandialgruppe, begreift die Gruben zwischen Pennar und Kistnah bei Banganpally, wo die 1 F. mächtige diamantenführende Schicht zwischen Bänken

von Urgesteinsgeröllen lagert, wo die schönsten, völlig auskrystallisirten D.en gefunden werden; die dritte oder Elloragruppe, am untern Kistnah, umfaßt die früher berühmtesten und reichsten Gruben von Golkonda. Als Tavernier die Gruben von Gani (Coulour) zu Aurengzebs Zeit besuchte, arbeiteten in ihnen 60,000 Menschen, und zu Golkonda war die Niederlage der reichen Ausbeute; von da stammt der berühmteste aller bekannten D.en, der Kohinur, dessen Werth auf 600,000 Pfd. St. geschätzt wird. Das Diamantenlager besteht aus Geschieben von Granit, Quarz, Sandstein, Jaspis, Feuerstein und liegt im Mittel 20 Fuß tief. Die vierte Gruppe von Sumbhulpur am mittlern Mahanadyfluß, in den Waldwildnissen von Gondwana, gehört den neueren Stromalluvionen an. Die nördlichste fünfte Gruppe liegt um das schon dem Ptolemäus bekannte Pannah in Bundelkund, zwischen Sonar u. dem Sonefluß, auf der Höhe des Sandsteinplateau's. Die Lagerstätte ist ein unfruchtbares, eisenschüssiges Kieselkonglomerat, in dem die Gruben meist nur 5—6, selten bis 15 Fuß niedergehen; auch hier finden sich außerdem D.en verschwemmt in den Alluvionen der Flüsse. Dem Kaiser Akbar sollen die Gruben eine jährliche Revenue von 8 Lak Rupien eingetragen haben, u. noch unter der Maharattenherrschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachten sie jährlich 4 Lak Rupien ein. Ueberall ist die Arbeit außerordentlich einfach und wird meist in denselben Gruben nach einigen Jahren wiederholt, weil allgemein bei den Arbeitern der Glaube herrscht, daß sich in ihnen der D. wieder erzeuge. Gegenwärtig liegt der größte Theil der Diamantgruben Vorderindiens unbenutzt, da die Arbeit, trotz der billigen Löhne in Indien, seit der bedeutenden Diamantenausfuhr aus Brasilien nicht mehr lohnend genug ist. Madras ist der Stapelplatz für den indischen Diamantenhandel u. der Sitz indischer Diamantenschleiferei. Uebrigens sind die indischen D.en bis jetzt noch immer die schönsten geblieben. Von den Dayaks auf Borneo werden in dem Schuttland von Landak 8 Meilen nördlich vom Aequator an der Westküste u. an der Westseite des Ratoosgebirgs bis Banjar-massing u. der Südostecke der Insel Diamantgruben betrieben. In letzterer Gegend liegen sie über Serpentin in einem, aus Diorit-, Serpentin- u. Quarzgeschieben u. Mergel mit lebenden Meereskonchylien bestehenden, 6 F. mächtigen Seifengebirg in Begleitung von Magneteisen, Gold und Platin. 30—40 Fuß. Dammerde bedeckt das Lager. Aus diesen Gruben stammt der 367 Karat schwere D. des Sultans von Matan. Im J. 1850 betrug die Ausbeute 2100 Karat. Interessant ist das durch A. v. Humboldt veranlaßte Auffinden des D.en zugleich mit Platin in den Goldwäschen von Adolphskoy u. Krestowosdwischenskoy bei Bissersk, bei Werkh-Uralsk u. a. O. an der Ostseite des Urals. Gewonnen werden sie aber bei ihrer Seltenheit hier nicht. Die meisten D.en bringt Brasilien auf den Markt. Dort hatten die Neger beim Goldwaschen im nördlichen Minas Geraes glänzende Steine aufgefunden, die aber so wenig werth gehalten wurden, daß man sie als Spielmarken benutzte, bis sie 1728 L. Bernado da Silva Lobo nach Lissabon brachte, wo sie zufällig dem holländischen Konsul unter die Augen kamen u. von ihm als D.en erkannt wurden. Schon 1730 wurde die Diamantgewinnung für königliches Regal erklärt und die Arbeit auf eigene Hand in den dortigen Goldwäschereien sehr beschränkt. Trotz aller Bedrückung der dortigen Minengräber wuchs aber rasch deren Zahl auf 40,000 an. Alle freien Schwarzen u. Mulatten sollten ausgetrieben werden, Schenk- und Kaufläden wurden mit unerschwinglichen Abgaben belastet, aber erst als jeder Arbeiter jährlich 23 Milreis Steuern geben sollte, erreichte die Regierung ihren Zweck, die Gruben wurden verlassen und von nun an verpachtet, bis sie endlich von 1770 an von der Regierung selbst in Betrieb genommen wurden. Mit der Befreiung Brasiliens von Portugal wurde auch die Diamantengräberei wieder frei gegeben, so daß jetzt Jeder auf eigenem Grund u. Boden selbst graben, auf Regierungsgrund mit dem Rechte zu graben belehnt werden kann. Der D. besitzt eine weite Verbreitung durch Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso, Bahia, doch beschränkt sich seine Gewinnung auf Minas Geraes u. Bahia. In Minas Geraes liegt die nördliche Gruppe der Diamantgruben u. Wäschereien nördlich von Diamantino (Tejuca), in der Serra do Grão Mogul u. in den oberen Flußgebieten der auf ihr entspringenden Flüsse, des Rio Prado (Zufluß des oberen S. Francisco) u. des nördlich von dem Porto Seguro mündenden Rio Jnquetinhonha. Die südlichen Wäschereien finden sich auf der Grenze gegen Goyaz zu beiden Seiten der Serra da Matta da Corda (S. Tiririca auf Kieperts Karte), westlich im Quellgebiet des dem Parana zuströmenden Paranahyba, u. östlich in den oberen Zuflüssen des S. Franciscoflusses von links her (von Abarte bis Paracatu u. S. Antonio). In Bahia finden sich die Wäschereien an der Sertao do S. Francisco bei Cincora. Hier kennt man den D.en seit 1775, aber erst, als 1844 ein Negersklave die reichen Wäschen (lavras) von S. Isabell entdeckte, fing man an, sie zu bebauen, u. ein Jahr nach der Entdeckung waren schon 20,000 Menschen beschäftigt, den dortigen Reichthum zu heben. Man berechnet den damaligen täglichen Ertrag im Mittel auf 1450 Karat, den jährlichen zum Werth von 5 Millionen Rthlr., wenn auch der Qualität nach der D. von Cincora hinter dem von Diamantina zurücksteht. Man unterscheidet in den Diamantwäschereien (servicos diamantinos) eine dreifache Art der Gewinnung, den Servio da serra, Servio do campo und Servio do rio. Der erste ist die Gewinnung aus dem Gebirgsschutt (Gurgulho-Cascalho), der ursprünglichen Lagerstätte im Itakolumit, welche die Gebirgsgehänge bedeckt u. die Spalten (frinches) und Rinnen derselben (canaes, wenn unterirdisch, corrumes) erfüllt. Ausgedehnt ist der Servio do campo auf dem breiten Bergrücken der Schiefergesteine. Früher suchte man die D.en nur in dem oberflächlichen, aus der Zertrümmerung der Schiefer entstandenem Gurgulho do campo, seit 1850 sucht man sie aber auch tiefer, in dem verwitterten Schiefergesteine selbst, dem Barro oder Lehm, der nach auswärts völlig in den Schutt übergeht. Man gräbt ihn in der trockenen Zeit und wäscht ihn zur Regenzeit. Mit den D.en findet man zugleich außer den gewöhnlichen Begleitern: Rutil, Anatas, Magneteisen, auch Hornblende, Disthen, Eisenglanz, Roth-, Braun- und Titaneisen. Die dritte Arbeit, Servio do rio, ist die älteste und auch gegenwärtig noch verbreitetste Gewinnungsweise aus dem vorherrschend quarzigen Gerölle oder dem Cascalho der Bäche und Flüsse. In der Nähe des eisenreichen

Itabirito (Eisenglimmerschiefer) findet sich dieses Gerölle, wie es auch beim eckigen Gebirgsschutt (Gurgulho) der Fall ist, zu einem äußerst festen, schwer bearbeitbaren Eisenkonglomerat, dem Canga oder Tapanhoacanga, verbunden. Die Wäschereien des Servio do rio sind die reichen Fundstätten des Goldes, wie der schönen Edelsteine Brasiliens, von denen außer den D.en Euklas, Topas, Chrysolith, Chrysoberyll, durchsichtige Andalusite, Turmaline, Anatase vorkommen; anderweitige Begleiter sind: Eisenglanz, Skorodit und die andern obenerwähnten Eisenerze. Im Uebrigen besteht die meist nur $1\frac{1}{2}$—2 Fuß mächtige, diamantführende Schicht aus Quarz-, Sandstein- und Kieselschiefergeröllen. Am reichsten ist das Gerölle in der Tiefe. Alles ist offenbar Schuttland jenes diamantführenden Itakolumit- und Schiefergebirgs. Ueber die Gewinnung daraus haben von *Eschwege*, später von *Helmenreichen*, die an Ort und Stelle gewesen sind, und *Burmeister* ausführlich berichtet.

Die Aufsuchung der D.en (*Diamantwäscherei*) ist eine sehr kostspielige Arbeit, die in Ländern, wo die Taglöhne theuer sind, unausführbar sein würde. Die Kleinheit der D.en macht nämlich in Verbindung mit ihrer Seltenheit das Auswaschen und sorgfältige Durchsuchen einer Menge Erde nothwendig, und außerdem werden trotz der genauesten Aufsicht viele Edelsteine von den Arbeitern entwendet. In Indien wäscht man die diamantführende Erde, um den Sand und Thon wegzuspülen, dann bringt man den Rückstand, welcher hauptsächlich aus kleinen Kieselsteinen u. Eisensteinen besteht, auf eine festgestampfte Tenne, läßt ihn trocknen und dann die darin befindlichen D.en durch nackte Arbeiter unter schärfster Aufsicht aussuchen. In Brasilien wird die Diamanterde auf eine große Waschtafel gebracht, welche in verschiedene Abtheilungen und Fächer getheilt ist. Diese Tafel ist gegen den Horizont geneigt, und an dem oberen Theile jeder Abtheilung befindet sich ein Neger, welcher die Masse in Portionen darauf bringt. Ein Wasserstrom, welcher beliebig in diese Abtheilungen geführt werden kann, führt den Sand und Thon mit fort und läßt den Grus und die D.en zurück, welche dann mit den Händen ausgesucht werden. Zu jeder solchen Wäsche braucht man 20 Neger und einige Aufseher, welche auf erhöhten Bänken am oberen Ende der Tafel sitzen. Sobald ein Neger einen D.en findet, so schlägt er in die Hände; der Aufseher kommt dann, nimmt denselben u. legt ihn in einen Napf, welcher in der Mitte der Wäsche steht. Wer einen D.en von 70 Gran Gewicht findet, wird sogleich in Freiheit gesetzt. Trotz dieser Prämie wird dennoch Unterschleif getrieben, den man auf $\frac{1}{3}$ des ganzen Gewinnes schätzt, und namentlich werden die schönsten und größten D.en entwendet.

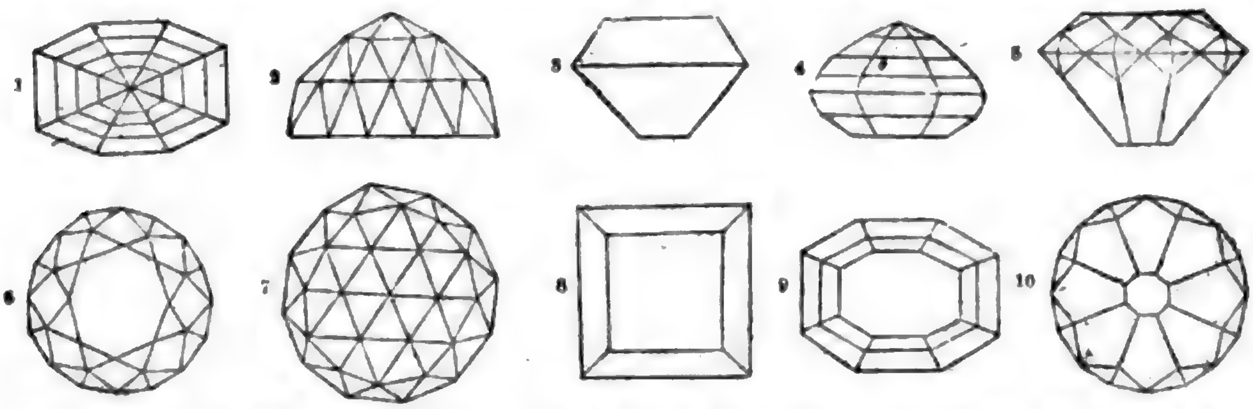
Vor 1728 kamen sämmtliche D.en aus *Indien*, u. in welcher Menge sie dort gefunden wurden, ergibt sich aus Ferishta's Bericht, wonach sich im Schatze Mahmuds des Ghaznaviden bei dessen Tode 1205, nach einer 32jährigen Regierung, in Folge der Plünderungen Indiens ein Haufen von 500 Muns, d. h. 400 engl. Pfund Gewicht, D.en vorgefunden haben soll. Schach Nadir entführte trotzdem noch unermeßliche Schätze aus Indien. Seit der Entdeckung der D.en in Brasilien hat aber die Ausbeute Indiens von Jahr zu Jahr abgenommen. Die Menge der von 1746—1850 in *Brasilien* gewonnenen D.en berechnet man auf 10 Millionen Karat oder 44 Centner, im Werth von $105\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. Von 1850—51 wurden jährlich 300,000 Karat, 1852 130,000 Karat gewonnen. Im J. 1858 führte Brasilien 12—13,000 Oitavas oder 189—190 Pfund D.en., aus. Damals wurde 1 Oitava (Drachme à 72 Gran) von 32 Steinen mit 450—500 Milreis bezahlt, während sie kurz zuvor noch 800—1000 Milreis gekostet hatte; ein Beweis der großen Schwankungen, welchen der Diamantenhandel unterworfen ist. Die Wäschereien von S. Isabell lieferten allein 6000 Oitavas.

Die Schätzung der geschliffenen D.en richtet sich nach der Farbe, der Reinheit, dem Schnitt und dem Gewicht. Am höchsten im Preise stehen die farblosen, niedriger die rothen, gelben, grünen, blauen; am niedrigsten die schwärzlichen, bräunlichen, stahlfarbigen und unreinbläulichen. Der D. soll nach den Ausdrücken der Juweliere frei sein von Asche, grünen Stellen, rostigen u. knotigen Flecken, Adern, Sprüngen, Rissen, Federn, Wolken, Sand, Körnern, glasigen, matten, eisigen oder gelben Flecken (Stroh). In Bezug auf Durchsichtigkeit u. Klarheit theilt man die D.en in 3 Klassen und nennt vom *ersten Wasser* die vollkommen wasserhellen, ohne allen Fehler, vom *zweiten Wasser* die zwar wasserhellen, jedoch hie und da trübe Stellen, Wolken oder Federn darbietenden, vom *dritten Wasser* (*couleurte*) die grauen, braunen, gelben, grünen, blauen oder schwärzlichen, oder die zwar wasserhellen, aber sonst beträchtlich fehlerhaften. Zur bessern Prüfung der Reinheit der geschliffenen D.en pflegt man dieselben anzuhauchen, damit sie nicht so stark bei der Beobachtung blenden; auch wird der ächte Stein nach dem Behauchen schneller wieder hell als der falsche.

Die *Diamantschleiferei* ward 1476 von Louis de Berquem erfunden. Dem Schleifen eines D.en geht in der Regel das *Spalten* od. *Kloven* voraus, durch welches man dem Stein zunächst so viel als möglich die Hauptdimensionen der für später beabsichtigten Form ertheilt. Dieses Spalten ist ermöglicht durch die oben erwähnte Eigenschaft des D.en, wonach er sich in der Richtung der Oktaëderflächen leicht trennen läßt, und verlangt daher von dem damit betrauten Arbeiter eine genaue Kenntniß des Blätterdurchganges. Hat der Arbeiter die Richtung dieses Blätterdurchganges sicher erkannt, so setzt er einen seiner Stahlmeißel an den D.en und schlägt auf den Meißel mit einem leichten Hammer. Ist der D., soweit es seine krystallinische Struktur gestattet, gespalten, so beginnt das Anschleifen der einzelnen kleinen Flächen oder Facetten. Zu diesem Zweck bringt man den D.en in die halbkugelförmige Oeffnung eines kleinen eisernen Stäbchens oder Handgriffes, welche mit einer leicht schmelzbaren, durch Erwärmen in wachsweichen Zustand gebrachten Zinn- oder Bleilegirung angefüllt ist; mit dieser Legirung kittet man gleichsam den D.en in das Stäbchen, u. zwar so, daß nur die Stelle frei bleibt, an welcher die Facette angeschliffen werden soll. Zwei in dieser Weise eingeklemmte D.en werden nun unter heftigem Druck mit den zu schleifenden Stellen an einander gerieben. Ist auf diese Weise eine Fläche gewonnen, so wird die Legirung erwärmt, der D. aus derselben genommen und zum Anschleifen einer zweiten Facette mit einer anderen Seite eingeklemmt; so fährt man fort, bis

alle Flächen entstanden sind. Hierauf beginnt das **Poliren**, welches auf runden Scheiben von ungefähr einem Fuß Durchmesser geschieht, die aus weichem Eisen gefertigt sind und durch eine mechanische Vorrichtung eine horizontale, schwingende Bewegung erhalten. Die wiederum in jene Stäbchen durch Legirung befestigten D.en werden von oben her durch ein Gewicht gegen die mit Oel und **Diamantbord** (d. i. der beim Schleifen gewonnene oder durch Stampfen wenig tauglicher D.en gewonnene Staub) bestrichene Polirscheibe gedrückt. Das Poliren jeder einzelnen Fläche verlangt natürlich ein jedesmaliges Umsetzen des D.en in seiner Umhüllung, bis endlich sämmtliche Flächen polirt sind. Man schleift die D.en am gewöhnlichsten in Form von **Brillanten** (**Brillantschnitt**), auch von **Rosetten** u. **Brillanetten** (**Halbbrillanten**), d. h. Brillanten ohne Untertheil (Unterkörper, Culasse), die nur einen Pavillon (Oberkörper) haben. Seltener ist die Form der **Tafelsteine**, welche oben und unten flach sind, und der **Dicksteine**, welche an der Spitze mit einem ungleichen Abstande von der Grundfläche abgeschliffen und mit wenigen Facetten versehen sind. Die genannten u. noch andere Formen sind aus beistehenden Figuren 1—10 ersichtlich. Beim **Fassen** gibt man dem D.en einen durch Alkohol, Mastir und schwarzgebranntes Elfenbein (Tinte oder Tinktur) schwarz gefärbten Grund (Kasten), wodurch er zum Spiegel wird, sein Farbenspiel (Feuer) lebhafter hervortritt, Flecken dagegen weniger bemerkbar werden. Die Kunst, in den D.en zu graviren, lehrte wahrscheinlich zuerst Klemens Birago aus Mailand um 1556; um dieselbe Zeit wurde der D. zum Glasschneiden angewendet. Verbrannt wurde er zuerst von Averani und Targioni 1694, auf Befehl des Großherzogs Cosmus III. von Toskana.

Der **Verkauf** der D.en geschieht nach dem Gewichte, und zwar nach Juwelen, Karat und Gran. Ein Karat enthält 4 Gran, und 72 Karat gehen auf 1 Loth kölnisch. In Brasilien kostet gegenwärtig 1 Karat (72 Karat = 1 Loth köln.) 150 Franken; bei einem Gewicht über 1 Karat steigt der Preis nach der Quadratzahl der Karate, d. h. der 2karatige D. kostet den 4fachen, der 3karatige den 9fachen Preis des 1karatigen. Bei größern D.en steigt aber der Preis noch höher. Geringere D.e, die nicht geschliffen werden können, verkauft man mit 15—18 Gulden den Karat. Der Preis der geschliffenen D.en richtet sich nach ihrer größeren oder geringeren Vollkommenheit; zwischen einem vollkommenen Stein von 15 Karat und einem andern von demselben Gewicht, aber mit Fehlern, kann eine Differenz im Werthe von 25,000 Francs Statt finden. Ein in Brillantform geschliffener D. steht höher im Preise, als ein in Rosettenform geschliffener von demselben Gewichte; letzterer ist wieder theurer als ein Dick- und Tafelstein von demselben Gewichte. Auch richtet sich der Werth eines D.en darnach, ob er im Verhältniß zu seiner Dicke proportionirt geschliffen ist, d. h. ob sein Gewicht nicht größer ist, als es das äußere Ansehen vermuthen läßt. Vortheilhaft geschliffen ist er dann, wenn er dem äußern Ansehen nach schwerer zu sein scheint, als er wirklich ist, vorausgesetzt nämlich, daß er in richtiger Proportion geschliffen sei. Gegenwärtig kostet ein geschnittener Brillant erster Sorte von 1 Karat cirka 80—86 Thaler, zweiter Sorte 38 Thaler; ein Rosettenstein von 1 Karat 54 Thaler. Rosetten, von denen 200—500 auf 1 Karat gehen, kosten im Partiepreise ungefähr 10 Ngr. das Stück, solche von 1000 auf 1 Karat ungefähr 4 Ngr. das Stück. Gut geschnittene Rosetten von Anvers werden mit 27 Thaler das Karat und solche zu 2 Gran mit 16—22 Thaler das Karat bezahlt. Der Preis der D.en ist aber gegenwärtig sehr gestiegen; zu Anfang der dreißiger Jahre kostete ein Brillant erster Qualität von 1 Karat nur 56—60 Thaler; Rosetten zum Einfassen, deren 40 und mehr Stück auf das Karat gehen, wurden mit 18—24 Thaler bezahlt. Bei über 1 Karat schweren D.en steigt der Werth beträchtlich mit dem Gewicht. Während 15 einzelne D.en von je 1 Karat Schwere ungefähr 1200 Thaler kosten würden, hätte ein einziger fehlerfreier Brillant von 15 Karat einen Werth von 14—16,000 Thaler. **Taverniers und Jefferies' Regel**, wonach man, um den Werth großer D.en zu bestimmen, erst den Preis eines Karats feststellen, dann das Gewicht des Steins mit sich selbst und das erhaltene Produkt mit dem Preise des ersten Karats multipliciren soll (also bei einem Karatwerth von 80 Thaler: 2 × 2 × 80 = 320 Thaler), wird in der Praxis meist nicht befolgt, insbesondere nicht bei D.en, welche das Gewicht von 8—10 Karat übersteigen, da sich für solche selten Käufer finden u. der Händler also den hohen Zinsenbetrag darauf zu schlagen pflegt. Als gewöhnlichste **Verfälschungen** der D.en im Handel kommen vor außer den **halben Brillanten**, welche nur noch oben die Form eines Brillanten haben und deren Untertheil fehlt oder



1. Treppenschnitt, untere Ansicht. 2. Rosette, Seitenansicht. 3. Dickstein, Seitenansicht. 4. Treppenschnitt, Seitenansicht. 5. Brillantschnitt, Seitenansicht. 6. Brillantschnitt, obere Ansicht. 7. Rose, Rosette, Raute oder Rautenstein, obere Ansicht. 8. Tafelstein, obere Ansicht. 9. Treppenschnitt oder Stufenschnitt, obere Ansicht. 10. Brillantschnitt, untere Ansicht.

aus einem mit Mastix an den oberen Stein angekitteten andern Stein besteht, was man bei gefaßten Steinen nicht leicht sieht, schwach geglühte Saphire, Hyazinthe und Topase, wasserhelle Bergkrystalle, welche aber alle weniger Glanz haben, besonders aber Straß, ein Bleioxyd enthaltender Glasfluß, welcher geschliffen ganz den Glanz u. das Feuer eines ächten D.en zeigt u. sich von diesem nur durch weit geringere Härte unterscheidet. Steine von bedeutender Größe werden Parangons oder Nonpareils, D.en, die ihres Gleichen nicht haben, bisweilen auch Solitärs genannt. Sehr kleine Steine heißen Salzkörner. Unter Karatgut versteht man solche, welche weniger als 1 Karat wiegen.

Die Benutzung des D.en ist außer seiner Verwendung als Schmuckstein ziemlich verbreitet. Durch seine außerordentliche Härte eignet er sich besser als jeder andere Körper zu Axenlagern in sehr feinen Maschinen, z. B. Uhren. Auch zur Ausfütterung der Löcher der Drahtzieheisen kann er mit Vortheil angewendet werden. Das Diamantpulver ist das beste Schleifmittel für alle Edelsteine. Gefaßte Splitter werden zum Schreiben und Graviren in Glas u. dgl. gebraucht, während der Glaser nur Krystalle mit beilförmig gebogenen Krystallkanten gebrauchen kann. Auf der stark lichtbrechenden Eigenschaft beruht die Anwendung des D.en zu Linsen für Mikroskope; doch ist die Schwierigkeit u. Kostspieligkeit der Herstellung derselben so groß, daß man es bis jetzt bei Versuchen hat bewenden lassen müssen.

Die Kenntniß des D.en reicht hoch in das Alterthum hinauf. Schon in der Bibel soll er unter dem Namen Schamir vorkommen, wenigstens ist die Erklärung der Septuaginta und Vulgata, welche den D.en (adamas) für Schamir setzen, wahrscheinlicher, als die Ansicht Borcharts und Rosenmüllers, die darunter den Smirgel verstehen. Er wird bei Jeremias als Gravirgriffel, bei Ezechiel u. Zacharias als Bild der israelitischen Hartnäckigkeit angeführt. Adamas (der Unbezwingliche) hieß der D. bei Griechen u. Römern. Plinius führt ihn als das Werthvollste nicht allein unter den Edelsteinen, sondern unter allen menschlichen Gütern auf. Der D. zeige vor Allem die Erscheinung der Antipathie und Sympathie. Der unbezwingliche D., welcher zwei der heftigsten Dinge in der Natur, Eisen und Feuer, nicht achte, werde durch Bocksblut gesprengt. In frischem warmen Blut macerirt, lasse er sich auf dem Amboß zu Theilchen zersprengen, welche mit den Augen kaum wahrnehmbar seien, die aber der Steinschneider in Eisen fasse u. mit der er in jede Materie, so hart sie auch sei, gravire. Mit dem Magnet liege er in solchem Streit, daß er ihm selbst das Eisen entreiße. Er entkräfte das Gift, vertreibe den Wahnsinn u. eingebildete Aengstlichkeit. Größere Verbreitung nach dem Westen haben die D.en erst seit den Einfällen der Ghaznaviden nach Indien gefunden. 12—20 Karat schwere D.en gehören jedoch auch jetzt noch zu den Seltenheiten; viele der durch Schönheit oder Größe ausgezeichneten D.en haben ihre Geschichte. Der ursprünglich größte und der berühmteste unter allen D.en ist der Kohinur, d. h. Lichtberg, der auf der großen londoner Ausstellung zu sehen war. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Helden Keren, den das Epos Mahabharata besingt, im Kriege getragen werden. Geschichtlich tritt er übrigens erst auf, seit ihn der furchtbare Herrscher von Malwa, Alaeddin Khilji, zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf seinen Raubzügen nach Nordkarnatik erbeutete und nach Delhi mitnahm. Sein Werth war so groß, daß Sultan Babur bei der Eroberung Agra's mit der Auslieferung dieses einzigen D.en, der damals 672, nach Anderen 793 Karat gewogen haben soll, statt alles anderen Tributs zufrieden war. Als der Großmogul ihn Tavernier zeigte, wog er, durch das Ungeschick eines venetianischen Steinschleifers zertheilt, nur noch 280 Karat. Nicht unwahrscheinlich ist der 86 Karat schwere D., den ein armer unwissender Einwohner von Coocha in Khorassan als Feuerstein benutzt haben soll, u. der, bei Eroberung dieser Stadt erkannt, in den Besitz Abbas Mirza's fiel, der ihn dem Kaiser Nikolaus schenkte, eins der von ihm abgesprengten Stücke. Den Kohinur entführte Nadir Schach bei der furchtbaren Plünderung Delhi's nach Afghanistan, von wo er in den Besitz des Maharadscha Rundschit Sing und nach dem Untergang des Reichs der Sikhs in den der ostindischen Kompagnie fiel, die ihn dem englischen Kronschatz übergab. Durch Schleifen in Brillantform hat sich gegenwärtig sein Gewicht bis 109 Karat verringert. Der größte, gegenwärtig genauer bekannte D. ist der D. an der Spitze des russischen Kaiserscepters, der Orlow, von 194½ Karat, von unvortheilhaftem Schliff, aber von ausgezeichnetstem Wasser. Sein größter Durchmesser beträgt 1 Zoll 3½ Linien, seine Höhe 10 Linien. Er stammt aus dem Thronsessel Nadir Schachs und wurde nach dessen Ermordung für 50,000 Piaster durch einen armenischen Kaufmann angekauft, von dem er 1772 für 450,000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief in den Besitz der Kaiserin Katharina II. überging. Der größte aller bekannten D.en aber ist im Besitz des Sultans von Matan auf Borneo; er ist vom reinsten Wasser, wiegt 367 Karat oder etwas über 5 Loth kölnisch (1 Karat = 4 Grän = 0,0140625 Loth kölnisch) und hat eine eiförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung am spitzeren Ende. Man fand ihn um 1740 bei Landak; er gilt seitdem als der Talisman des Radscha und seiner Dynastie. Zu den schönsten D.en gehören noch der „Herzog von Toskana" von 139½ Karat, dessen Farbe etwas gelblich ist. Er soll aus der Kriegsbeute der Schlacht von Nancy stammen und von einem Soldaten für 1 Kronenthaler verkauft worden sein. Ebenso stammt der durch seine Schicksale merkwürdige „Sancy" aus dem Kronschatz Karls des Kühnen von Burgund. Im Jahre 1489 kam er an Anton, König von Portugal, der ihn aus Geldnoth für 100,000 Francs an einen Franzosen verkaufte, durch den er an Sancy kam, von welchem er den Namen erhalten hat. Als Sancy als Gesandter nach Solothurn ging, befahl ihm König Heinrich III., ihm als Pfand jenen D.en zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen u. ermordet, nachdem er den D.en verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. besaß denselben, als er 1688 nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. Im Jahre 1835 wurde er für ½ Million Rubel von dem Oberjägermeister des Kaisers von Rußland erkauft. Er ist rundlich birnförmig, vom reinsten Wasser und wiegt 53½ Karat.

Der regelmäßigste und schönste, wenn auch nicht am besten geschliffene, war aber vor dem Schleifen des Kohinur der „Regent“ oder „Pitt“ im französischen Kronschatz, ein Brillant vom reinsten Wasser, so genannt, weil er durch den Engländer Pitt dem Herzog von Orléans als damaligem Prinzregenten von Frankreich verkauft wurde. Zur Zeit der französischen Revolution war er zu Berlin beim Kaufmann Treskow verpfändet; am Degenknopf Napoleons I. befestigt, fiel er nach der Schlacht von Waterloo in die Hände der Preußen. Er wiegt 136 Karat. Einen schönen blauen D.en von 77 Karat besitzt der Banquier Hope in Amsterdam; kleine schöne D.en finden sich im grünen Gewölbe zu Dresden, darunter ein grüner. Die genannten berühmten D.en stammen aus Indien. Der größte früher bekannte brasilische D. wog 120 Karat; 1853 wurde aber im „Stern des Südens“, der von einer Negerin in den Gruben von Bogagem in Minas Geraes gefunden u. nach Paris gebracht wurde, ein D. gewonnen, der ungeschliffen 247 Karat wiegen soll. Neueste Zeitungsnachrichten bringen Kunde von dem Fund eines angeblich noch größeren D.en. Der angebliche Non plus ultra aller D.en im Besitz des Hofraths Beireis war wohl nur ein Bergkrystall u. der angeblich 4 Zoll lange und 3 Zoll dicke, 1680 Karat oder 23½ Loth schwere, seiner Zeit auf 57 Millionen Lire geschätzte D. des portugiesischen Kronschatzes ein farbloser Topas; beide sind verschollen.

Diamantina (früher *Tejuco*), Ort in der brasilischen Provinz Minas Geraes, Hauptort eines Diamantendistrikts, wo auf 14 □Meilen an 10,000 Menschen mit Ausbeutung von Gold- und Diamantenlagern beschäftigt sind.

Diamantino (Villa des Nossa Senhora da Conceição da Alto Paraguay D.), Ort in der brasilischen Provinz Matto Grosso, hat 1200 Einwohner u. in der Umgegend Diamantenwäschereien in den Flüssen Ouro, Diamantino, Santa-Anna ꝛc.

Diamastigosis (griech.), die jährliche blutige Geißelung der spartanischen Knaben oder Epheben am Altar der Artemis Orthia, eingeführt von Lykurg statt der im Dienste der Göttin früher gebräuchlichen Menschenopfer, zugleich als Mittel der Abhärtung u. der Gewöhnung an standhafte Ertragung des Schmerzes. Wer die meisten und stärksten Hiebe ohne das geringste Zeichen des Schmerzes aushielt, wurde mit dem Siegeskranz geschmückt; desgleichen, wer den Streichen erlag.

Diameter (v. Griech.), s. v. a. Durchmesser. Daher *diametralisch* (*diametrisch*), zum Durchmesser gehörig; gerade durch, gerade entgegen.

Diametralzahl, das Produkt p zweier Zahlen m und n, sobald $m^2 + n^2$ wieder ein Quadrat q^2 bildet; also $p = m\,n$ und $q^2 = m^2 + n^2$. Ein solches Produkt drückt den Inhalt eines Rechtecks aus, dessen Diagonale (Diameter) zu den Seiten ein rationales Verhältniß hat.

Diamorphose (v. Griech.), Ausbildung, Gestaltung zu einer bestimmten Form.

Diana (bei den Griechen *Artemis*), Göttin des Mondes, der Wälder u. der Jagd, Zwillingsschwester Apollo's, Tochter des Jupiter und der Nachtgöttin Leto (Latona), ward auf der heiligen Insel Delos oder im Haine Ortygia bei Ephesus kurz vor ihrem Bruder geboren, bei dessen Geburt sie schon der Mutter beistand. Als Kind auf den Knieen des Vaters spielend, erbat sie sich von ihm ewige Jungfrauschaft, 60 jungfräuliche Meernymphen zu Gespielen beim Tanze und 20 amnisische Nymphen als Dienerinnen, ferner ruhmvollen Namen, Bogen, Pfeil und Fackeln u. alle Berge, um auf denselben zu jagen, dagegen nur eine einzige Stadt, denn auf den Bergen wolle sie wohnen u. in die Städte nur kommen, wenn Frauen in Geburtswehen sie um Hülfe riefen, wozu sie von den Schicksalsgöttinnen bestimmt sei, da ihre Mutter sie schmerzlos geboren habe. Wohlgefällig gewährte ihr der Vater nicht nur dies, sondern 30 Städte ausschließlich für ihren Dienst, Altäre und Haine in allen Städten und Inseln und die Aufsicht über Straßen und Häfen. Hierauf wählte sie die Gespielen, ließ sich von den Cyklopen Bogen, Pfeile und Köcher schmieden, empfing Hunde von dem arkadischen Pan, fing auf dem parrhesischen Berge vier Hirsche, größer als Stiere, mit goldschimmerndem Geweih, im Laufe, warf ihnen goldene Zügel um und spannte sie vor den goldenen Wagen. Die silbernen Bogen erprobte sie zuerst an einer Ulme, dann an wilden Thieren, endlich an der Stadt der Frevler. Denen, welchen sie zürnt, rafft Seuche die Kinder u. das Vieh weg und Hagel die Saaten, und die Frauen enden in Kindesnöthen; aber Denen, die sie gnädig anblickt, wächst der Wohlstand und sie kommen erst hochbejahrt zu Grabe. Gewöhnlich pflegt sie sich auf waldigen Bergen an der Jagd zu ergötzen u. die Pfeile nach allen Seiten hinzusenden, daß die Höhen beben und der Wald vom Geheul des gescheuchten Wildes erschrickt. Sodann kehrt sie zum Olymp heim, wo ihr an dessen Pforte Hercules die erlegten Thiere vom Wagen abnimmt u. die amnisischen Nymphen die Hirsche vom Wagen schirren, oder sie wandelt nach Delphi, hängt den Bogen in den weiten Hallen ihres Bruders auf u. führt in reizendem Gewande mit Musen u. Chariten den Reigen auf, oder tanzt mit den Nymphen von Delos, Pitane, Limnä oder Alä, daß selbst Phöbus bewundernd den Sonnenwagen anhält. Ueber alle Gespielen ragt die schlanke Göttin empor und verleiht den Jungfrauen hohen Wuchs. Bei den griechischen Tragikern heißt sie vorzugsweise die Schöne (Kale), und in Athen und in Arkadien ward sie als die Schönste (Kalliste) angerufen. Doch scheute sie die Blicke der Männer, und nur der Schäfer Endymion hatte sich ihrer Gunst zu erfreuen, wiewohl auch als dessen Geliebte gewöhnlich Selene und selten Artemis genannt wird. Die Unkeuschheit bestraft sie streng an ihren Genossinnen, z. B. an einer Priesterin durch die Pest, sodann an Callisto und Atalante. Den Orion und den Otus erschoß sie, weil sie ihr nachstellten, sowie den Tityus, der ihre Mutter anzutasten wagte; den Jäger Actäon, der sie im Walde beim Baden belauscht, verwandelte sie in einen Hirsch, so daß er von seinen Hunden zerrissen wurde. Dem Oeneus, der ihren Altar vernachlässigte, schickte sie den kalydonischen Eber ins Land. Als sie sich aber auch im Kriege versuchen wollte und nebst ihrem Bruder für die Troer kämpfte, ward sie von Here auf ihren Beruf, die Jagd, verwiesen und mit ihrem eigenen Köcher auf die Wangen geschlagen, daß sie taumelte und weinend zum Vater flüchtete. Gleich der Ilithyia ist D. den gebärenden Frauen gefährlich, doch sendet sie den Tod nicht immer mit bittern Pfeilen vorzeitig und plötzlich, sondern öfters auch als Seg-

nung, spät, schnell und schmerzlos, mit sanften Pfeilen. Dieser mythischen und dichterischen Darstellung der D. gemäß bildete die plastische Kunst sie als jugendliche, schlanke, leichte Gestalt mit schmalen Hüften, verhülltem Busen, das Haar hinten aufgebunden, eine Haarschleife auf dem Scheitel, einige Locken über den Nacken fallend, mit länglichem Oval des Gesichts, hoher Stirn, offenem Auge, das Unterkleid bis über das Knie aufgeschürzt, den Ueberwurf in einen Streifen zusammengefaltet, Kothurnen an den Füßen, den Köcher übergehängt, Bogen und Speer in der Hand, zur Seite Hirsch und Hund. Hinter diesem Phantasiegebilde der Jägerin Artemis versteckt sich bei Homer die Grundbedeutung der Mondgöttin. Und wie die bildende Kunst auch eine Mondgöttin Artemis mit dem halben Monde auf dem Scheitel, der Fackel in der Hand, mit Schleier und lang herabwallendem Untergewande aufweist, so schimmert auch im Mythus diese Bedeutung hindurch u. tritt im Kultus, sowie bei spätern Schriftstellern, besonders den römischen, ganz unverhüllt hervor. In dieser Hinsicht ist D. ursprünglich Eins mit Persephone und Hecate, der Göttin von Pherä, und heißt auch Tochter der Ceres oder der Proserpina, oder Hecate und pheräische Artemis, d. h. Göttin des Mondes, der Nacht und der Unterwelt. Als Licht der Nacht ist sie Tochter der Leto oder Latona, der Nachtgöttin, und hat zu Ephesus die Nyx (Nacht) neben sich. Daher heißt ihr Geburtsort (Delos oder der Hain bei Ephesus, oder die Insel bei Syrakus, oder eine Gegend in Anatolien) von der der Leto geweihten Wachtel, die sich besonders bei Nacht hören läßt, Ortygia. Mit Bruder u. Mutter zugleich wird Artemis an vielen Orten verehrt, zu Delos, weshalb sie vom Berge Cynthus Cynthia heißt, auf Ceos in Lycien, auf der troischen Burg zu Delphi, wovon sie die delphische Sibylle heißt, und zu Didyma, dem Heiligthum der Zwillinge, wo sie neben Apollo Hekaergos als Hekaerge, Fernwirkende, angebetet wird. Mit Apollo sollte sie aus dem Lande der glückseligen Hyperboreer im äußersten Norden der Erde nach Delos gewandert sein, begleitet von den hyperboreischen Jungfrauen Hekaerge, Opis und Loxo, auf deren Gräbern oder Altären die delischen Jungfrauen vor der Hochzeit Spindeln mit Locken umwunden weihten. Wie Apollo Phöbus, der Reine, Glänzende, so heißt Artemis Phöbe, und Beiden ist der glänzende Lorbeer geweiht, dessen Zweige bei Sühnungsceremonien gebraucht wurden. Viele ihrer Heiligthümer erhoben sich auf Berggipfeln, besonders in Arkadien, u. in Wäldern, daher ihre Beinamen Karyatis, Nemidia, die Hain- oder Weidegöttin, Nemorensis, Aetolis, die Göttin der Waldlandschaft Aetolien, Laphria, die Beutegöttin, in Anatolien u. Achaja, welcher Opfer von wilden Thieren und Vögeln gebracht wurden, Elaphiea, Elaphebolos, die Hirschjägerin, welcher das Fest der Elaphebolien gefeiert wurde. Das Hirschgeweih ist Symbol des gehörnten Mondes, daher Hirsche mit goldenem Geweih die Göttin ziehen, ja diese auf einer delischen Münze selbst ein Hirschgeweih trägt. Sonst fährt sie mit Rossen oder reitet auf gehörntem Stier durch die Lüfte. In Arkadien ist ihr der Bär, das stärkste Thier des Waldes, geweiht und der nächtlichen Göttin zu Ehren das mitternächtliche Gestirn danach benannt, dasselbe, das als Wagen dem himmlischen Wagenlenker, Hippolytus, dem Lieblinge der Artemis, angehört. Dort krönte einen Hügel ein Tempel der Artemis Kalliste, der Schönsten, aus welchem Beinamen die mythische Callisto gebildet ward, eine Nymphe der Artemis, welche von Zeus Mutter des Arcas und Stammmutter des arkadischen Volkes wurde. D. erlegt zwar wilde Thiere, aber sie hegt das junge Wild, sie fördert in den arkadischen Wäldern die Pferdezucht und tränkt das Wild aus der Quelle des Gebirgs, die sie durch nächtlichen Thau nährt. Wie sich der Mond in den Wellen spiegelt, so liebt sie es, von der Jagd ermüdet, in Quellen und Seen zu baden. Daher ist sie zugleich Göttin der Gewässer u. umgibt sich mit Quell- und Seenymphen. Besonders wurde sie am Flusse Alpheus, in Arkadien und bei Syrakus auf der Insel Ortygia an der Quelle Arethusa verehrt. Mehr noch erschien sie den Küsten- und Inselbewohnern als eine Göttin der Gewässer, die aus dem Meere hervor- und in dasselbe hinabsteigt, über Wind und Wolken, Ebbe und Fluth gebietet. Zu ihr flehten die Fischer um reichliche Beute, und unter den Seethieren ist der Seekrebs das Symbol der gehörnten Seemondgöttin. Ihr, der keuschen Göttin, ist die Myrte fremd; ihr Kranz wird aus Dictamnus (Diptam), dem Allheilmittel der Kreter, dessen Kraft selbst das Wild kennt, gewunden. Ihr Heiligthum ist zu Polyrrhenia von wilden Hunden bewacht u. so hehr, daß es nur mit bloßen Füßen betreten werden darf; im Innern erschallt mystischer Frauenchor. Doch nicht bloß auf Kreta, auch sonst an vielen Orten Griechenlands ward sie als Göttin der Schiffer neben Apollo verehrt. Groß ist die Macht der Mondgöttin, der Hecate wie der Artemis, denn unter dem Einflusse des Mondes stand nach dem Glauben des Alterthums nicht bloß das Gedeihen der Früchte und der Thiere, sondern auch das leibliche Wohl des Menschen, besonders des weiblichen Geschlechts. Von der Mondgöttin leitete man Krankheiten ab, welche Wachsthum und Entwickelung stören, ferner die Mondsucht, Mania, Wahnsinn. Zeugung, Geburt u. Erziehung des Menschen sind ihrer Obhut übergeben. Sie knüpft das Band der Ehe, ist Mutter des geflügelten Eros, die Weberin, die den Faden des Lebens anknüpft und fortspinnt; sie besorgt die Aufnährung der Kinder, weshalb zu Sparta an den Tithenidien, dem Ammenfeste, die Ammen ihre männlichen Pfleglinge in den Tempel der Korythallia (Ernährerin der Säuglinge) brachten, säugende Ferkel opferten, ein Opfermahl von Speisen, womit kleine Kinder genährt werden, genossen und dazu Tänze aufführten. Insbesondere nimmt sie die jungen Mädchen in ihren Schutz u. wird von solchen oft bedient; wie sie mit neunjährigen Nymphen zu tanzen pflegt, so wird ihr Dienst durch Tänze der Jungfrauen verherrlicht. Sie verleiht ihnen schlanken, kräftigen Wuchs und Schönheit, wie sie selbst die Schönste, Kräftige (Artemis) heißt, u. läßt sie, wenn sie den Dienst der jungfräulichen Göttin nicht zeitig mit dem der Aphrodite vertauschen, zu glücklichen Müttern heranreifen. Die Töchter Athens zwischen 5 und 10 Jahren mußten in dem benachbarten Orte Brauron der Artemis Aethopia, der Göttin mit brennendem Antlitz, wenigstens ein Jahr lang in safrangelbem Gewande dienen, als Vorweihe zum Ehestande, und hießen während dieser Zeit Bärinnen, denn dieses Thier war der Artemis wie in Arkadien, so auch in

Attica geweiht, ja die Göttin selbst trat dort als eine Menschenblut fordernde Bärin auf. In Arkadien u. Achaja fielen der D. Menschenopfer, ebenso zu Sparta in ältester Zeit im Dienste der Artemis Orthia, der Zeugungskräftigen, deren jugendliche Priesterinnen von dem angehangenen Fascinus, dem Symbol der Zeugung und Lebenskraft, Lombä hießen. Der Anblick ihres in einem Weidenstrauche aufbewahrten Bildes hatte Diejenigen, welche es gefunden hatten, Astrabakos (Esel) und Alopekos (Fuchs), die Söhne des Irbos (Bock), rasend gemacht, und bei Aufstellung des Bildes im Tempel war Aufruhr entstanden und viel Blut geflossen. Zum Andenken daran, oder vielmehr an der Stelle der ehemaligen Menschenopfer, wurden jährlich die spartanischen Knaben blutig gegeißelt und mit ihrem Blute der Altar bespritzt, und die Priesterin wachte über der Strenge des Gebrauchs. Diese Artemis Orthia oder Orthosia, welche auch in Argos, Arkadien, Elis u. Megara, Byzanz und Athen verehrt wurde, war wiederum Eins mit der Artemis Iphigeneia, der Zeugungskräftigen, welche unter diesem Namen zu Hermione, Aegira und Megara angebetet wurde; zu Alä in der attischen Gemeinde Brauron wurden derselben, als der Geburtsgöttin, die Gewänder der in Kindesnöthen verstorbenen Frauen geweiht. Dieselbe orgiastische Artemis hieß als Göttin des gehörnten Mondes auf den Küsten und Inseln des ägäischen Meeres die taurische, die Stiergöttin, die Stiergehörnte, die Stiertummelnde und wurde auf Lemnos, das nach ihr den Namen Taurien führte, namentlich mit Jungfrauenopfern verehrt. Einen ähnlichen Gebrauch fanden Seefahrer auf der Halbinsel Krimm, wo einer jungfräulichen Göttin gestrandete Fremdlinge geopfert wurden, u. man nannte daher auch jene Landschaft Taurien, die Göttin aber Iphigeneia oder Oreiloche, die in den Bergen Hausende. Als später den Griechen jener blutige Dienst zum Greuel ward, leiteten sie ihn von den barbarischen Scythen ab. Nun wurde Iphigeneia von der Göttin abgesondert, zur Priesterin, zur Opfernden und Geopferten umgeschaffen und in die jonischen und achäischen Königssagen als Tochter des Theseus von der Helena, oder des Agamemnon, verflochten, bald in Brauron, bald in Aulis der Artemis geopfert, von der Göttin aber gerettet, mit einer Hirschkuh, Bärin oder einem Stier vertauscht u. nach Taurien entrückt, wo sie derselben dient, bis sie ihr Bruder Orestes erlöst. Besonders an der asiatischen Küste wurde die Göttin mit fanatischer Wuth und ausgelassenen Tänzen gefeiert, u. es mag der Anblick dieser Festschaaren die Sage vom Frauenvolke der Amazonen veranlaßt haben. Ebenso schwärmten die dorischen Jungfrauen Lakoniens um die Tempel der Göttin mit ausgelassener Tanzwuth in leichtem, kurzem Gewande umher, besonders bei den Festen der Karyatis und Derrhiatis; daher der strenge Dichter Timotheus die Göttin die Stürmende, die Rasende nennt. Das Bild der ephesischen Göttin trug auf dem Kopfe eine Mauerkrone oder den Polos, das Bild des Weltalls, war mit vielen Brüsten bedeckt und mit Bienen, Seekrebsen, Hirsch- und Büffelköpfen u. Löwen ausgeschmückt u. lief nach unten keilförmig zu; die Arme waren ausgebreitet, um anzudeuten, wie die allnährende Göttin alle Wesen mit mütterlicher Liebe umfange.

Die römische D. wird geradezu Luna, Mondgöttin, genannt, auch Lucina, die Lichtbringerin, als Geburtsgöttin. Sie zeitigt die Feldfrucht und ist Beherrscherin der Wälder, Berge und Flüsse. Von ihrem Lauf heißt sie Dea Jana, zusammengezogen Diana, wie Janus oder Eanus, auch Dianus, der wandernde Sonnengott. Beide stehen daher den Straßen vor, weshalb Sol und Luna in Rom auf der Sacra via eine Kapelle hatten. Besonders die Kreuzwege waren der Diana Trivia heilig, wie bei den Griechen der Hecate Triobitis, und wie diese so ward auch D. wegen der 3 Phasen des Mondes als Dreigestaltige (triplex, triformis) angerufen. Dies geschah besonders bei magischen Gebräuchen, welche Nachts unter Zauberformeln auf Kreuzwegen und in Höhlen verrichtet wurden, um Liebe zu entzünden, Kranke zu heilen, oder Verhaßte zu verderben. Demnach lehrte D. auch den Gebrauch der Zauberkräuter, die bei Nacht gesucht wurden. Noch in späten christlichen Zeiten wurde der Zaubergöttin D. bei Nacht auf Kreuzwegen u. in Höhlen von begeistert rasenden Priestern (Dianaticis) und Frauen geopfert, und man glaubte, daß die Zauberweiber mit der Göttin auf wilden Thieren durch die Luft ritten. Zu Rom hatte D. als Noctiluca, Nachterleuchtende, einen Tempel auf dem Palatin, welcher allnächtlich erleuchtet wurde. Servius Tullius hatte auf dem Aventin, dem Wohnsitze der sabinischen u. lateinischen Plebs, der D. als Schutzgöttin der Sklaven, der unterthänigen Latiner und des Latinerbundes einen Tempel geweiht, den kein Mann betreten durfte, und an welchem die Hörner der geopferten Rinder, als Symbole der Mondhörner, angenagelt wurden. Andere Tempel befanden sich auf dem Berge Corne bei Tusculum, auf dem Algidus u. dem Artemisius im Albanergebirge; ihr berühmtestes Heiligthum war daselbst ein Hain bei Aricia. Dort lag in einem ausgebrannten Krater, von einem Walle umgeben, von Wald umschattet und durch ein mit wollenen Binden behangenes Gehege vor unheiligem Gebrauche geschützt, ein Bergsee, der sein Wasser aus der Grotte der Quellennymphe Egeria empfing, u. dessen eiskaltes Wasser wegen seiner Heilkraft, besonders für Frauen, berühmt war. In dem Heiligthum selbst waren viele Gedenktafeln Genesener aufgehängt, und römische Mütter pilgerten mit Blumenkränzen und brennenden Fackeln hierher. Die Göttin selbst trug als Lucina, die ans Licht bringende Geburtsgöttin, die Fackel in der Hand, und Mitte August wurde ihr ein Fackelfest gefeiert; daher hieß sie Facelis, Facelina, aber auch Fascelis, die Göttin im Reisigbunde, worin Orestes das Bild der taurischen Göttin hierher gebracht hatte. Nach einer andern Sage hatte der Liebling der D., Hippolytus, der zu Trözen als Lenker des Sternwagens angebetet wurde, nachdem er, von den Pferden zerfleischt, durch Asclepius oder Artemis aber wiederbelebt, hierher versetzt und der Nymphe Egeria zur Pflege übergeben worden war, die heimischen Kulte der Artemis Lykeia, der Licht- und Wolfsgöttin, hierher verpflanzt und wurde hier unter dem Namen Virbius als ein der Heilgöttin zugeordneter Dämon verehrt, wie er denn auch zu Trözen dem Asclepius gleich gestaltet war. Nach einer noch anderen hatte Manius Aegerius, der Kranke (aeger), den Gottheiten der Unterwelt Verfallene, den Dienst gestiftet, und von ihm war das zu Aricia blühende Geschlecht der Manier ausgegangen.

Diandrus (lat., v. Griech.), in der botanischen Terminologie s. v. a. zweimännig, zweifädig; daher diandri flores, zweimännige, zweifädige Blüthen, d. h. solche, welche zwei unter sich gleiche, freistehende Staubfäden haben. Die Pflanzen mit solchen Blüthen bilden die 2. Klasse des linnéischen Pflanzensystems, Diandria, welche, wie die übrigen Klassen Linné's mit freistehenden Staubfäden, nach der Zahl der Staubwege oder Pistille in mehre Ordnungen zerfällt. Diandria gilt auch in mehren linnéischen Pflanzenklassen, z. B. in der Monoecia, Dioecia, als Bezeichnung der Ordnung.

Diane, 1) D. von Poitiers, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, den 3. Sept. 1499 geboren, die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von St. Vallier, hatte sich, 13 Jahre alt, mit Ludwig von Breze, Großseneschall der Normandie, vermählt, ward 1531 Wittwe und benutzte nun ihre Weltklugheit, sowie die Macht ihrer Reize dazu, die bedeutendsten Männer an sich zu fesseln, insbesondere den weit jüngeren Dauphin Heinrich. Auch nach dessen Thronbesteigung behielt sie ihre volle Macht über ihn und bewirkte durch ihren Einfluß bald eine vollkommene Umwandlung des Raths, des Ministeriums und des Parlaments. Sie brachte die Geschäfte in die Hände des Connetable Montmorency, des Marschalls St. André und des Kardinals Karl von Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter vermählte. Sie selbst ward 1548 zur Herzogin von Valentinois erhoben. Verschwenderisch theilte sie Gnaden und Gaben aus, besonders an Feinde des alten Hofs, knüpfte, um sich eine mächtige Partei zu sichern, das Interesse der Guise und Bouillon an das ihrige u. umgab sich mit den thatkräftigsten Männern, wie einem Grafen Brissac, u. den gefeiertsten Dichtern, z. B. einem Ronsard. Als die gestürzten Machthaber aus Rache Aufregungen wider den Steuerdruck und für die Kirchenverbesserung veranlaßten, nahm D. persönlich an der Ketzerverfolgung Theil und legte dabei einen wilden Fanatismus an den Tag. Endlich sah sie alle ihre Feinde gedemüthigt. Ihr Stern erlosch erst mit dem Tode des Königs (1559), indem nun die Königin ihre sofortige Entfernung vom Hofe forderte. D. lebte fortan auf ihrem Prachtschloß Anet zurückgezogen, aber fürstlich, mit Kapellenbau und milden Stiftungen beschäftigt. Eine Anklage des Kronanwalts gegen sie wegen heimlichen Bezugs großer Summen von der Salzsteuerverwaltung ließ sich nicht durchsetzen. Sie † am 22. April 1566, die mächtigste Frau ihrer Zeit. Der Zauber, den D. über den König ausübte, war so außerordentlich, daß man ihn für ein Werk der Magie hielt, indem man die alte Erzählung von dem Ringe Karls des Großen auf sie anwandte. Indeß lag jener Zauber, außer in ihrer seltenen körperlichen Schönheit, vor Allem in der Macht ihres Geistes. Nach Brantome soll ihrer Liebe zum König eine Tochter entsprungen sein.

2) D. von Frankreich, Herzogin von Angoulême, 1538 geboren, natürliche Tochter Heinrichs II., die er noch als Dauphin mit der Piemonteserin Philippine Duc erzeugt hatte. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung legitimirt, vermählte sie sich mit Horazio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohne Ludwigs, Herzogs von Parma und Piacenza, verwittwete kaum 6 Monate darauf und ward nach 10 Jahren zum zweiten Male vermählt mit Franz von Montmorency, dem ältesten Sohne des Connetable. Während der bürgerlichen Kriege bewies sie eben so viel Klugheit als Festigkeit. Ihren Gatten wußte sie von den Greueln der Bartholomäusnacht, zu deren Opfern ihn die ränkesüchtige Katharina erkoren, fern zu halten, und zwischen ihrem Bruder, Heinrich III., den sie in allen seinen Unfällen nie verließ, und dem König von Navarra (1588) eine Aussöhnung zu bewirken. Heinrich IV. zog sie oft zu Rathe. Nachdem D. noch die Erziehung des nachmaligen Königs Ludwig XIII. geleitet, zog sie sich vom Hofe zurück und † ohne Nachkommenschaft den 11. Januar 1619.

Dianella *Lam.* (Dianelle), Pflanzengattung aus der Familie der Asparageen, charakterisirt durch die 6theilige abfallende Korolle ohne Kelch, die an der Spitze verdickten Staubfäden mit linienförmigen Antheren und die kugelige, vielsamige Beere, Pflanzen, den Dracänaarten ähnlich, aber mit krautartigem, ästigem Stengel. Am bekanntesten ist D. odorata *Blume*, Dracaena ensifolia *Lour.*, wovon in China u. Cochinchina die Wurzel als Abkochung bei Dysurie u. Schleimflüssen aus den Geschlechtstheilen angewendet wird und die getrocknet auch als Räucherpulver dient. D. coerulea *Sims.* ist eine sehr hübsche, immergrüne, 3—5 Fuß hohe Zierpflanze, mit zahlreichen, abwechselnd schwertförmig-linienförmigen, unten graugrünen, $1^1/_2$—$2^1/_2$ Fuß langen, 6 Linien breiten, glatten, am Rande u. auf dem Rückenkiele scharfen, am Grunde zusammengefalteten und stengelumfassenden Blättern und sehr zierlichen, blauen, mit goldgelben Antheren zahlreich in Rispen geordneten Blumen. Auch D. revoluta *R. Br.*, aus Neusüdwales, ist eine schöne Art, mit zahlreichen, himmelblauen, hängenden, in schlaffen, zusammengesetzten Rispen vereinigten Blüthen mit zurückgeschlagener, bleibender Korolle. Man pflanzt die Dianellen in sandige, mit etwas Torf- oder Lauberde gemischte Heideerde, mit einer Unterlage zerstoßener Scherbenstücke, durchwintert sie bei 6, 8—12° Wärme im hellen Glashause oder Zimmer und stellt sie im Sommer ins offene Glashaus oder ins Freie. Im Sommer begießt man sie reichlich, im Winter sehr wenig. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung beim Umpflanzen nach der Blüthezeit.

Dianenbaum (arbor Dianae), ältere Benennung für die baumartigen Krystallisationen des Silbers bei Fällung aus seinen Lösungen. Die große Neigung des Silbers, krystallinisch aufzutreten, zeigt sich sowohl bei langsamer Erkaltung für sich aus dem geschmolzenen Zustande, als auch, wenn es als Salz mit einem reducirenden Mittel in Berührung kommt. So wird namentlich seine salpetersaure Lösung durch alle leichter oxydirbaren Metalle (Eisen ausgenommen, welches es jedoch aus andern Verbindungen, wie dem Chlorid, leicht fällt) in kleinen Krystallen ausgeschieden, die sich baumartig an einander reihen. Speciell nannten die ältern Chemiker D. eine aus der salpetersauren Silberlösung durch Quecksilber gefällte Silbervegetation, die dadurch bereitet wurde, daß man entweder eine salpetersaure Silberlösung über Quecksilber stehen ließ, oder daß man ein Amalgam von 2 Theilen Silber und einem Theil Quecksilber in Salpetersäure löste

und in die Auflösung ein Stück von eben demselben Amalgam legte.

Dianenorden, ein Jagdorden von Silber oder Gold in der Form unserer heutigen Medaillen, der im Mittelalter bei den sogenannten Dianenfesten Rittern oder Frauen, die sich bei den Hirschjagden oder Reiherbeizen ausgezeichnet hatten, verliehen wurde. Auf der einen Seite steht Diana hochgeschürzt, mit in Knoten geknüpftem Haar, über der Stirn eine flachstehende Mondsichel, auf der Schulter den Köcher, in der linken Hand den Bogen nebst Speer und in der rechten einen Pfeil. Die Kehrseite zeigt einen Kapitalhirsch mit dem Todespfeil im Körper, auf ihm der Edelfalke. Die Frauen trugen die Dekoration an einem grünen, weiß und schwarz gerandeten Bande, das eine Rosenschleife bildete, an der linken Brust, die Ritter hingegen an einem einfachen grünen Bande um den Hals. Die Ritterschaft in Westphalen stiftete den ersten deutschen Dianenbund, den strenge Gesetze der Ritterlichkeit u. Sittlichkeit konstituirten. Ein zweiter Dianenbund bestand unter der Ritterschaft des Harzes; Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig war Großmeister desselben, der bekannte Hans von Hackelberg und ein Ritter von Minnigerode werden als Dianenjagdmeister bezeichnet. Die Ordensverleihung geschah durch den Großmeister mit dem Ceremoniel des Ritterschlags mit dem Hirschfängerblatt. Bei wiederholter Auszeichnung eines Ritters wurde ihm ein schöner Hirschfänger mit goldenem Gefäß, worauf die Insignien der Diana glänzten, oder eine mit Silber beschlagene Schwansfeder verliehen. Bei Festgelagen trug man diese Waffen im Kleinen mit Brillanten ausgestattet am Medaillenbande. Die höhern Auszeichnungen der Damen bestanden aus Reiherfedern, jagdfarbig kolorirt, oder in einem Halbmonde von Silber u. Edelsteinen, worauf, wenn die Ehrenbezeigung von der Beize ausgegangen war, ein Falke saß, wenn von der Hirschjagd, ein goldenes Pferd lief, über welchem ein Hirschfänger lag. Der Verfall des Ritterwesens hatte auch das Ende dieser Dianenbündnisse zur Folge, und mit ihnen sind die Insignien verschwunden. In der Normandie gab es zur Zeit des Ritterthums eine Verbrüderung von ehelosen Jägern (Dianenpriester), welche wie in einem Jägerhofe zusammen lebten, verschiedene Chargen bekleideten und gewissen Gesetzen gehorchten, wovon bei der französischen Armee die Redensart: battre la Diane oder le Réveil abstammt. Vor etwa 100 Jahren gründete sich unter dem schwäbischen Adel ein ähnlicher Bund, der zum äußern Zeichen der Vereinigung eine silberne Mondsichel mit kreuzweise darüber gelegter Büchse und einem Hirschfänger an grünfarbigem Bande im Knopfloche trug. D. nannte sich auch ein Verein neapolitanischer Männer u. Frauen zur Veredelung des Jagdwesens und Bildung armer Jäger im vorigen Jahrhundert.

Diano, Stadt in der italienischen (neapolitanischen) Provinz Principato citeriore, auf einem Hügel an dem danach benannten Vallo di D. sehr reizend gelegen, hat 6850 Einw.

Dianthus *L.* (Nelke). Pflanzengattung aus der Familie der Sileneen (Caryophyllaceen), charakterisirt durch den cylindrischen, 5zähnigen, am Grunde mit 2—4 Schuppen versehenen Kelch, 5 am Schlunde in einen langen Nagel zusammengezogene Blumenblätter, 10 Staubgefäße, 2 Griffel, die cylindrische, einfächerige, an der Spitze 4klappige, aufspringende Kapsel und die schwarzen oder schwärzlichen, zusammengedrückten, schildförmigen Samen, ein- u. zweijährige oder ausdauernde, meist in Mittel- und Südeuropa, sowie im östlichen Asien einheimische Gewächse, von denen mehre beliebte Zierpflanzen sind. Die am häufigsten kultivirte Art ist D. caryophyllus *L.*, Gartennelke, Grasblume, welche im südlichen Europa auf Felsen u. altem Gemäuer wild wächst, im mittleren Europa hier und da verwildert vorkommt und in einer Unzahl von Spielarten, die sich durch die Farbe, Anzahl, Form und Stellung der Blumenblätter von einander unterscheiden, allgemein in Gärten kultivirt wird. Sie hat einzeln stehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüthen mit kurzen, fast rautenförmigen Kelchschuppen, am Rande glatte Blätter und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. Die Blumisten unterscheiden nach dem Bau der Blumen: Nelkenbau, die gewöhnliche flache Lage der Blätter; Ranunkelbau, wenn sich die einzelnen Blätter, wie bei den Ranunkeln, zurücklegen; Rosenbau, wenn die Blätter sich auf- und einwärts krümmen; Kugelbau, wenn die gefüllte Blume oben eine Halbkugel bildet; Pyramiden- oder Kegelbau, ein mehr erhöhter Halbkugelbau; Triangelbau, wenn die Blätter sich mit scharfem Winkel aufwärts krümmen; und gemischten Bau, wenn sich mehre dieser Formen vereinigen; nach der Grundfarbe und Zeichnung: einfarbige, in allen Hauptfarben; Salamander, bei denen die Zeichnungsfarbe über das ganze Blatt punktirt erscheint; Feuerfaxen, mit zwei in einander vertuschten Zeichnungsfarben u. weißer Unterfläche der Blätter; Flameusen, mit nur Einer, nach der Basis des Blattes zu vertuschten Zeichnungsfarbe und farbloser Unterfläche; Pikotten, mit auf weißem oder gelbem Grunde in feinen Strichen vom oberen Rand des Blattes aus verbreiteter Zeichnungsfarbe; Pikott-Bizarden oder Pikott-Pikotten, mit zwei oder mehren Zeichnungsfarben auf weißem oder gelbem Grunde; Bandblumen, wo die Zeichnung durch das ganze Blatt bis in den Nagel läuft und breite Bandstreifen bildet (Doubletten, mit Einer Zeichnungsfarbe, u. Bizarden, mit mehren Zeichnungsfarben); Konkordien, mit farbigem Grunde und derselben, nur dunkleren oder helleren Zeichnungsfarbe. Auch hat man eine ziegelschuppige Spielart. Die Blumen einer guten, gefüllten Nelke müssen groß, in der Mitte erhaben sein, die Blätter derselben sich regelmäßig nach allen Seiten ausbreiten und gleichmäßig aufliegen; die Zeichnungsfarbe muß auf reinem Grunde gleichförmig, regelmäßig, rein und abstechend, die Füllung stark, geregelt, ohne daß der Kelch platzt, der Stengel weder zu hoch, noch zu niedrig, auch nicht zu schwach sein. Die Nelke wird theils auf Beeten u. Rabatten, theils in Töpfen kultivirt. Letztere Methode ist mühsamer und kostspieliger, hat aber den Vortheil, daß man die Nelke in der Florzeit an beliebige Orte hinstellen und sie leichter gegen Beschädigungen schützen kann. Die Gartennelke gedeiht in jedem nahrhaften, lockern, nur mäßig feuchten Gartenboden und liebt die Morgensonne. Die dafür zubereiteten Beete müssen 6—8 Zoll erhaben, tief gegraben und frei von rohen Düngerstoffen sein. Ist der Boden nicht von Natur geeignet, so bereite man

folgenden Kompost, wie er auch für Topfnelken gebraucht wird. Gleiche Theile von reinem Kuhlager, schwarzgründigem Rasen oder lockerer, schwarzer Grabelanderde, grünem Heckenschnitt oder weichem Baumlaube werden schichtweise in schattiger Stelle auf einen flachen Haufen gebracht und zur Beförderung der Fäulniß mehrmals mit verdünnter Mistjauche begossen. Sind diese Theile vollkommen vererdet, so mischt man noch $^1/_4$ Fluß- oder feinen Kiessand hinzu und siebt die Erde nicht zu fein. Die besten Nelkensorten pflegt man in Töpfe zu pflanzen. Letztere müssen für blühbare Stöcke 6—8 Zoll weit und eben so tief sein. Die Topfnelken müssen stets auf Bretern oder auf einer ebenen Steinfläche stehen, wo keine Regenwürmer in die Töpfe kriechen können. Im Sommer stellt man sie auf eine gegen Osten oder Ostsüdosten gerichtete Stellage, welche gegen heftigen oder anhaltenden Regen gedeckt werden kann. Bis es friert, bleiben sie hier im Freien stehen; dann stellt man sie in ein gegen Norden gelegenes Zimmer oder im Orangenhause längs den Fenstern hin. Man muß sie trocken einbringen, ihnen im Winter, so oft es die Witterung gestattet, möglichst viel Luft und nur selten und wenig Wasser geben. Geringer Frost bei trockenem Boden schadet nicht, wohl aber ist ihnen die Ofenwärme nachtheilig. Auch in einem mit Fenstern geschützten, kalten Mistbeetrahmen lassen sich die Nelken gut durchwintern; man pflanzt sie im Oktober oder November dergestalt reihenweise hinein, daß sich die Pflanzen nicht berühren. Die im Freien stehenden kann man gegen zu strenge Kälte mit etwas Moos und Fichtennadeln umgeben; auch gebe man ihnen bei nassem Wetter ein Obdach. Im Frühling schütze man die Topfnelken gegen kalte Winde, Nachtfröste und starken Sonnenschein. Am Tage setze man sie der Luft aus, für die Nacht oder bei rauhem Wetter aber bringe man sie unter ein Obdach, bis sie nach 8—12 Tagen genug abgehärtet sind, um den Stand im Freien ohne Nachtheil zu ertragen. Wenn die Knospen sich zeigen, schneide man alle kleineren weg und lasse jeder Spindel nur 2—4 der besten. Fangen sie an, aufzublühen, so schütze man sie gegen Regen und starken Sonnenschein. Das Umpflanzen der älteren Topfnelken in frische Erde, sowie der durchwinterten Stecklinge u. Senker in größere Töpfe geschieht im April und Mai; ebenso das Verpflanzen der im Mistbeetkasten durchwinterten Stöcke auf die dafür zubereiteten Beete. Die Entfernung der Stöcke in den Reihen muß $1^1/_2$ — 2 Fuß, für junge Senker 1—$^3/_4$ Fuß betragen. Beim Umpflanzen älterer Stöcke muß der Wurzelballen verhältnißmäßig beschnitten werden, damit man ihnen frische Erde geben kann, ohne größere Töpfe zu nehmen. Nach dem Verpflanzen müssen sie mit zunehmendem Wachsthum mehr Wasser haben. Das Begießen geschieht im Sommer bei trockenem Wetter täglich des Morgens sehr früh od. nach Sonnenuntergang. Man vermehrt sie durch Absenker und Stecklinge. Das Absenken (s. Ablegen) geschieht von Ende Juni bis Anfang Augusts, das Stecken vom Mai bis August. Neue Varietäten gewinnt man aus Samen, der durch natürliche oder künstliche Befruchtung erzeugt wird. Zu Samennelken wählt man gefüllte, mittelgroße, langkelchige Blumen mit geschnittenen (ungezackten) Blättern und vollkommen reiner Grundfarbe. Eine tödtliche Krankheit der Nelken ist die Hohlsucht oder das Aufschwellen des untern Theils des Stengels, von zu roher od. zu fetter Erde herrührend. Andere Krankheiten sind die Wassersucht, wenn sie zu viele Feuchtigkeit haben, die Gelbsucht, wenn die Stöcke u. Blätter vergelben, die Blausucht, wenn die Blätter blaue, und der Rost, wenn sie eisenrostartige Flecken bekommen. Im Winter thun ihnen die Mäuse oft großen Schaden. Von Insekten sind für sie die Nelkenblattläuse am verderblichsten; auch die Oehrlinge fressen die zarten Triebe aus. Als besondere Varietät verdient noch bemerkt zu werden: die Baumnelke, welche sich durch einen höhern, strauchartigern u. stärkern Stengel, breitere Blätter und große, dunkelbraunrothe oder dunkelrothe und weißbunte, sehr wohlriechende Blumen auszeichnet und häufig im Topfe an kleinen Spalieren kultivirt wird. Die Blüthen der Gartennelke gehörten sonst zu den herzstärkenden und Nervenmitteln. Man destillirte aus denselben ein Wasser und bereitete Sirup und Konserve. Vgl. System der Gartennelke, gestützt auf das weißmantelsche Nelkensystem, Berlin 1827. Die Bartnelke oder Büschelnelke (D. barbatus), in Deutschland u. Südfrankreich, ist eine sehr schöne Zierpflanze mit 1—2 Fuß hohem, knotig gegliedertem Stengel, lanzettförmigen, gerippten Blättern und zahlreichen Blumen in dichten Endbüscheln, variirt in vielen Abänderungen von Roth, Dunkelroth, Purpurroth, Hellroth und Weiß, mit bunten und gefüllten Blumen, mit breitern und mit bunten Blättern. Eine mit einem dunkelrothen Kreise auf hellem Grunde gezeichnete, einfach und gefüllt blühende Varietät (Aurikelbartnelke) ist sehr gesucht. Die Bartnelke liebt einen lockern, fetten, nicht zu nassen Boden und muß jährlich ausgesäet werden. Die schönsten Varietäten überwintert man am besten in frostfreien Kästen od. in Töpfen am frostfreien Orte. Man pflanzt sie als Einfassung oder in 1 Fuß weiter Entfernung von einander auf Rabatten oder in kleinen Gruppen auf Rasenplätze. D. chinensis *L.* (Chinesernelke), ein Sommergewächs oder zweijährig, in China, hat einen 1 Fuß hohen, aufrechten, mit mehren einzelnen, sehr schönen Blumen gekrönten Stengel und linien-lanzettförmige Blätter. Die prachtvollen, mit allen Nüancen von Roth, Purpur, Schwarz und Weiß außerordentlich zierlich gezeichneten, sowohl einfachen, als gefüllten Blumen machen sie zu einer sehr geschätzten Zierpflanze. Man erhält durch Aussaat jährlich neue Varietäten. Der Same wird im April entweder auf ein kaltes Mistbeet, auf den Umrand desselben, oder auf ein warmliegendes Beet im Freien gesäet. Die jungen Pflanzen werden auf ein lockeres, nahrhaftes und warmliegendes Beet 1 Fuß von einander verpflanzt u. anfangs durch übergedeckte dünne Matten gegen Nachtfröste geschützt. Die Bedeckung im Winter geschieht wie bei der Gartennelke; sie muß leicht sein und trocken gehalten werden. Einige der schönsten Varietäten kann man auch in Töpfe pflanzen und ziemlich trocken und frostfrei vor den Fenstern des kalten Zimmers oder Orangeriehauses durchwintern. Auch lassen sie sich durch Ableger und Stecklinge vermehren. Durch Vermischung dieser Art mit der Bartnelke hat man sehr schöne, einfach und gefüllt blühende Bastardvarietäten erhalten, welche sich durch Größe und lebhafte Farbe der Blumen auszeichnen.

D. plumarius *L.*, Feder- oder Pinksnelke, ausdauernd in Südeuropa auf beschatteten Triften, hat aufwärts gebogene oder aufrechte, 8—12 Zoll hohe, knotige, wenigblumige Stengel, schmale, linienförmige, scharfrandige, grau bereifte Blätter und sehr wohlriechende, ursprünglich weiße oder blaßrothe Blüthen, in gefüllten, farbigen Spielarten wechselnd. Die Federnelke ist härter als die Gartennelke, verlangt aber im Allgemeinen dieselbe Kultur. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge. Die alten Stöcke werden alle drei Jahre umgepflanzt und vertheilt. Die ordinären gefüllten Varietäten kann man zu breiten Einfassungen benutzen, doch sind sie wegen der starken Ausbreitung an Wegrändern hierzu nicht zu empfehlen. Unter den bei uns wild wachsenden Arten verdienen namentlich D. deltoides *L.*, deltafleckige oder Heidenelke, mit einzelnen rosen- oder purpurrothen, selten weißen Blumen mit gezacktem dunkleren Ringe u. weißen Punkten und 2 — 4 Kelchschuppen, auf trockenen Grasplätzen, Rainen; D. Carthusianorum *L.*, Karthäuser- oder Blutnelke, mit karminrothen, selten weißen, in Köpfchen gehäuften Blüthen, mit scharf kerbzähniger, gebarteter Platte u. lederigen, rauschenden, braunen Kelchschuppen, auf trockenen Hügeln, Wegrändern, Felsen; D. superbus *L.*, Prachtnelke, mit zu 2 und mehr stehenden, blaßlila oder blaßrosenrothen, am Grunde der Platte mit grünlichem Fleck gezeichneten Blüthen mit eiförmigen, zugespitzt begrannten Kelchschuppen u. fiederspaltig-vieltheiligen Blumenblättern, an Waldrändern, auf trockenen Wiesen, als Zierpflanze zu empfehlen.

Diapalmenpflaster (emplastrum diapalmae s. diaphoenicon), Pflaster aus Olivenöl, Blei, schwefelsaurem Zink und weißem Wachse, wirkt zusammenziehend u. dialytisch, wird aber jetzt selten gebraucht.

Diapasma (griech.), Pulver aus verschiedenen Stoffen, welches entweder als Arzneimittel bei Geschwüren und Wunden gebraucht, oder des Wohlgeruchs wegen auf Kleidungsstücke gestreut, auch unter das Getränk gemischt wurde, jetzt s. v. a. Streupulver oder auch Riechpulver.

Diaphan (v. Griech.), durchscheinend, durchsichtig. Daher Diaphanbilder, transparente Glasbilder, die man auf folgende Weise herstellt: Man reinigt eine Glasplatte, bestreicht dieselbe auf der einen Seite dick mit dem eigens zum Aufkleben und Durchsichtigmachen der Bilder hergestellten sogenannten Diaphanlack, legt dann das Bild mit seiner Vorderseite auf die gefirnißte Glasplatte und bestreicht auch die Rückseite des Bildes mit jenem Lack. Diaphangeschirr ist gläsernes, mit Platten belegtes oder bemaltes und verglastes Geschirr.

Diaphanometer (v. Griech.), Durchsichtigkeitsmesser, ein von Saussure angegebenes Instrument, die Durchsichtigkeit der Luft zu messen. Wenn man entfernte Gegenstände betrachtet, so findet man, daß sie nicht nur unter kleinerem Gesichtswinkel erscheinen, sondern daß auch ihre Färbung matter, die Kontraste zwischen Schatten und Licht schwächer werden. Dies wird namentlich an entfernten Bergen deutlich. Man nennt diese Wirkung der unvollständigen Durchsichtigkeit der Luft Luftperspektive. Worauf aber die geschwächte Durchsichtigkeit der Luft beruht, welche Rolle namentlich der Wassergehalt dabei spielt, weiß man nicht; aus der täglichen Beobachtung geht aber hervor, daß diese Schwächung eine sehr schwankende und ungleiche ist. Unter den Tropen ist die Luft durchsichtiger, als in höheren Breiten, aber weder dies, noch die große Durchsichtigkeit der trockenen Luft nördlich gelegener Binnenländer oder auf hohen Bergen erlaubt, einen Schluß auf die hier obwaltenden Verhältnisse zu ziehen. Man ist deshalb bei der Messung der Durchsichtigkeit der Luft auf rein empirische Methoden angewiesen. Saussure benutzte dazu 2 weiße Scheiben, die eine 6 Fuß, die andere 6 Zoll im Durchmesser; auf ersterer war ein schwarzer Kreis von 24 Zoll, auf letzterer ein solcher von 2 Zoll Durchmesser gemalt. Beide Scheiben werden unter gleicher Beleuchtung neben einander aufgestellt, und der Beobachter entfernt sich, bis der kleine Kreis dem Auge verschwindet; diese Entfernung wird angemerkt, u. nun geht der Beobachter weiter, bis auch der große Kreis verschwindet. Bei absolut durchsichtiger Luft müßten die Entfernungen der Durchmesser der Kreise proportional sein, der große Kreis verschwindet aber früher, weil bei größerer Entfernung in Folge der durch die Atmosphäre bewirkten Luftabsorption der Kontrast des schwarzen Kreises und des weißen Grundes geringer wird. Der Quotient der beiden Entfernungen, in welchen die kleine und große Scheibe verschwinden, gibt also das Maß für die Durchsichtigkeit der Luft.

Diaphanorama (griech.), eine Art Diorama, gibt eine perspektivische Darstellung gemalter Landschaften mit künstlerischer Beleuchtung.

Diaphora (griech.), Unterschied, Verschiedenheit, in der Rhetorik die Andeutung oder Darlegung des Unterschieds oder der Unähnlichkeit zweier Dinge (dissimilitudo), dann die Wiederholung Eines Wortes in verschiedener, hauptsächlich in verstärkter Bedeutung, z. B.: Jeden Menschen, wenn er nur ein Mensch ist, muß dieses rühren; auch jede Figur, durch welche die Nichtübereinstimmung zweier Dinge mit einander nachgewiesen wird.

Diaphoresis, Hautausdünstung, s. Ausdünstung.

Diaphoretika (v. Griech., sudorifera, diapnoica, diaphoretische Mittel), Mittel, welche die Diaphorese befördern, schweißtreibend wirken. Es gibt eine große Anzahl von Mitteln, welche unter gewissen Umständen die Hautausdünstung befördern. Alle auf die Hautnerven erregend wirkenden Einflüsse, wie Reiben, Kitzeln, Kneten der Haut, Zuführung von Wärme und Zurückhaltung derselben durch warme Bedeckung, Dampfbäder ꝛc., auch die Elektricität rufen eine vermehrte Absonderung von Schweiß hervor. Auch von den Centralorganen aus, durch Einwirkung auf den Blutkreislauf, durch heftige Anstrengung der Muskeln, wie beim Tanzen, Laufen, Fechten, Reiten ꝛc., kann dieselbe erfolgen. Wesentlich befördert wird sie aber durch reichlichen Genuß von Getränken, namentlich warmen, denen Substanzen zugesetzt werden, welche reizend auf die Nerven wirken. Auch die rein arzneilichen Mittel, welche zu den diaphoretischen gerechnet werden, sind sehr zahlreich, um so zahlreicher, als bei verschiedenen krankhaften Zuständen des Körpers auch verschiedene Heilpotenzen diaphoretisch wirken. Dabei muß man stets im Auge behalten, daß, wenn schweißtreibend gewirkt werden soll, der Körper sich stets unter Verhältnissen befinden muß,

welche an und für sich schon die Hautabsonderung zu begünstigen vermögen. Der Körper muß nämlich von schlechten Wärmeleitern umgeben sein, was nur bei dem Dampfbade Ausnahmen erleidet. In der Regel theilt man die schweißtreibenden Mittel in 2 Klassen ein, in mildere D., zu denen die oben schon angegebenen, nicht arzneilichen Mittel gehören: Flieder, Lindenblüthen, grüner Thee, Kamillen, die Antimonialien, Goldschwefel und Brechweinstein, essigsaures Ammoniak, Salmiak, Ipecacuanha, Digitalis u. Opium, u. in mehr excitirende, reizende D.: spirituose Stoffe, Naphtha, Aether, Moschus, Bibergeil, Kampher, Sassafras, Sassaparilla, Senega, Mezereum, Guajak, ätherische Oele, Balsame, Harze, Benzoëblumen. Bei entzündlichen Zuständen passen letztere Mittel durchaus nicht, sondern nur die D. der ersten Klasse, die milderen D., während die letzteren mehr bei rein nervösen, krampfhaften, namentlich mehr fieberlosen Zuständen an ihrem Platze sind. Zu den am stärksten Schweiß hervorrufenden Heilmitteln gehört das russische Dampfbad, das jetzt auch in Deutschland mehr als früher in Anwendung gezogen wird u. besonders im Anfange gewisser, meist einer Erkältung zugeschriebener und den Körper nicht sehr heftig krankhaft afficirender Zustände, wohl auch recht ersprießliche Dienste leistet. Beim Schnupfen, bei Muskel- u. Gelenkrheumatismus, bei letzterem nur dann, wenn nicht bereits eine Affektion des Herzbeutels und der Herzüberkleidung sich hinzugesellt hat, bei Zahnweh, bei dem sogenannten rheumatischen Kopfweh zc. vermag es oft sehr rasch die örtlichen Beschwerden zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. Doch taugt es eben so wenig als die D. überhaupt bei Schwächezuständen, wo die Haut ohnehin schon zum Schwitzen neigt, u. auch nicht bei Neigung zu Wallungen, besonders mit Blutandrang nach dem Kopfe. Aeltere Leute sollten wegen der ohnehin schon häufig vorhandenen Disposition zu Gefäßzerreißungen (in Folge der Entartung der Gefäße) keine Dampfbäder gebrauchen. Dagegen dürfte das Dampfbad für Kinder ein vortreffliches Mittel sein bei Krankheiten der Respirationsorgane und ist namentlich beim Croup schon häufig mit gutem Erfolg in Anwendung gekommen. Nur muß dabei sorgfältig verhütet werden, daß die Temperatur des Zimmers zu hoch steige, da in den höheren Stadien der Entzündung ohnehin schon großer Luftmangel vorhanden ist, dieser aber durch die größere Verdünnung der Atmosphäre durch die Wärme noch gesteigert werden möchte.

Diaphragma (griech., septum transversum), das Zwerchfell. Diaphragmatitis, Entzündung des Zwerchfells. In der Optik ist D. s. v. a. Blendung.

Diaphysis (griech.), der Zwischenwuchs, in der Anatomie das Mittelstück der langen röhrenförmigen Knochen im Gegensatz zu den beiden Gelenkenden (epiphyses s. apophyses). Jenes wird auch Körper des Knochens genannt und ist der mittlere, mehr oder weniger lang ausgezogene, rundliche Theil des Knochens, z. B. des Oberschenkelknochens, der aus sehr fester Knochensubstanz besteht, und im Innern eine Höhlung (die Markhöhle) hat, welche mit Knochenmark ausgefüllt ist.

Diapsephesis (griech.), im alten Athen die allgemeine Abstimmung eines Demos über die Rechtmäßigkeit des Bürgerrechts Derer, die als fremde Eindringlinge bezeichnet worden waren. Vorher wurde jedes eingeschriebene Gemeindeglied verlesen und dabei gefragt, ob der Genannte ein ächter Bürger sei oder nicht. Nachdem sich gegen laut gewordene Bedenken der Angegriffene vertheidigt, entschied die durch einen Eid geheiligte Abstimmung. War sie abfällig, so wurde der betreffende aus dem Bürgerverbande ausgestoßen und in den Stand der Schutzverwandten verwiesen. Machte er von dem ihm zustehenden Recht der Appellation an einen ordentlichen Gerichtshof Gebrauch, und dieser bestätigte das Resultat jener Abstimmung, so ward er als Sklave verkauft. Das ganze Verfahren fand nur auf Anordnung der höheren Staatsbehörden Statt, besonders in der späteren Zeit, wo bei der Nachlässigkeit und Bestechlichkeit der Demarchen und Demoten das Einschleichen Fremder unter die rechtmäßigen Bürger häufig vorkam. Die älteste bekannte D. fällt ins Jahr 445 v. Chr., wobei von sämmtlichen Demen nicht weniger als 4760 ausgestoßen wurden.

Diapyema (griech.), Vereiterung, auch s. v. a. Empyem, Eitergeschwür. Diapyetika, Eiterung befördernde Mittel.

Diarbekr (Diarbekir, Amid, Kara-Amid), Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks in der asiatischen Türkei, auf einer schroffen Felsenkette etwa 600 Fuß vom Euphrat entfernt gelegen, ist Residenz des Pascha's, Sitz eines chaldäischen u. jakobitischen Patriarchen und eines griechischen Bischofs. Die Stadt mißt eine geographische Meile im Umfang, ist von einer hohen und starken, mit 72 Thürmen besetzten Mauer aus Lavastücken umgeben u. wird durch eine auf einem hohen, dunkeln Basaltfelsen gelegene Citadelle vertheidigt. Die mit flachen Dächern versehenen Häuser steigen terrassenartig hinter einander auf. Man zählt darunter 16 Moscheen, darunter mehre alte u. berühmte; außerdem gibt es hier Bäder, Karawanserais, Bazars. Die Zahl der Einwohner, die früher bedeutender war, mag sich jetzt auf cirka 45,000 belaufen; Andere nehmen 60,000 und mehr an. Bei weitem die Mehrzahl sind Osmanen; nächst ihnen sind die Armenier am zahlreichsten (ungefähr 1500 Familien); der Rest besteht aus Katholiken (500 Familien), syrischen Christen (400 Familien), Griechen (etwa 50 Familien) und Juden. Die Stadt trieb früher schwunghaften Handel und unterhielt bedeutende Baumwollenweberei; auch jetzt, nachdem sie auf 1/5 ihrer früheren Größe gesunken ist, hat sie noch ansehnlichen Handel, während das Hauptgewerbe Seidenweberei ist. Im Alterthum hieß die Stadt Ammäa oder Amida, und noch jetzt nennen die Türken sie officiel Amid oder Kara-Amid (d. i. das schwarze Amid, wegen der dunkeln Farbe der Mauern). Kaiser Konstantin der Große umgab sie mit Wällen und Thürmen und nannte sie nach seinem Namen Constantia. Der persische König Sapor eroberte sie 359. Justinianus I. eroberte sie wieder und befestigte sie von Neuem; aber eine zweite Belagerung durch die Perser brachte sie abermals in die Gewalt derselben, und von diesen kam sie in die Hände der Araber vom Stamm Bekr, von welchem die Umgegend das Land Bekrs (D.) genannt wurde, ein Name, den von nun an auch die Stadt führte. Im Jahre 958 ward sie von den Byzantinern erobert, und von 1001—85 stand sie unter

der unabhängigen Herrschaft einer Kurdendynastie, Söhne Merwans genannt, die von dem Turkomanen Ortok gestürzt und durch dessen Familie ersetzt ward, aus welcher von 1085—1390 21 Fürsten über D. herrschten. Timur, der D. mit List eroberte, plünderte es. Nach seinem Tode bemächtigte sich Kara-Juluk, der Herrscher vom weißen Hammel, 1402 D.s, das nun ein ganzes Jahrhundert hindurch unter der Herrschaft seiner Familie stand, bis Schah Ismail 1502 auf den Trümmern ihres Thrones den seinigen errichtete und D. dem tapfersten seiner Khane, Ustabschlü, und nach dessen Tode dem Bruder desselben, Kara-Khan, als Statthalterschaft übergab. Im Jahre 1515 wurde die Stadt von dem türkischen Sultan Selim I. im Kriege gegen Schah Ismail erobert und dem osmanischen Reiche einverleibt.

Diarchie (v. Griech.), Zweiherrschaft, Herrschaft von 2 Regenten zu gleicher Zeit, entweder als Nebenregenten, wie die beiden Könige in Sparta, oder als Gegenregenten, z. B. Gegenkaiser, Gegenpäpste.

Diarium (lat.), Tagebuch.

Diarrhöe (v. Griech., Durchfall, Abweichen), häufige Stuhlentleerung dünnflüssiger Massen. Die Häufigkeit der Darmentleerungen ist weniger das charakteristische Zeichen dieses Krankheitszustandes, als vielmehr die Dünnflüssigkeit. Eine Ausnahme erleidet dieses jedoch bei Neugeborenen und kleinen Kindern in sofern, als bei diesen die Abgänge ohnehin meist dünnflüssig sind. Vermehren sich dieselben aber über die gesundheitsgemäße Zahl von 4—5 täglich, so muß der Zustand D. genannt werden. Die D. kommt übrigens in allen Lebensaltern vor, wenn auch im Kindesalter am häufigsten. Manche Menschen neigen sich ganz besonders dazu, so daß der geringste Diätfehler dieselbe zur Folge hat. Auch sonstige Verhältnisse erzeugen häufig D. So ist es bekannt, daß an manchen Orten die D. sehr oft vorkommt, und daß der Wechsel des Wohnorts, der Lebensweise 2c. dieselbe leicht hervorruft. Man hat dann in der Regel u. gewiß nicht mit Unrecht dem Trinkwasser die Hauptschuld beigemessen. Im Sommer, besonders im August, sind die D.n sehr häufig (diarrhoea aestiva). Der Genuß frischen Obstes, zumal wenn derselbe im Uebermaß Statt findet, von Gurken u. dergl. wässerigen, schwerverdaulichen Früchten ruft ebenso, wie eine größere Anzahl von reizend auf die Darmschleimhaut wirkenden arzneilichen Mitteln (s. Abführende Mittel) D. hervor. Abgesehen davon, daß die D. ein fast nie fehlendes Symptom des in Deutschland einheimischen Unterleibstyphus, desgleichen der Ruhr, der Cholera 2c. ist, kommt dieselbe auch zur Zeit der Herrschaft solcher Krankheiten als alleinige Krankheitserscheinung vor u. muß dann als Wirkung jener miasmatischen Einflüsse betrachtet werden. Ueberhaupt darf man annehmen, daß die D. nur Symptom, nicht eigentlich ein selbstständiges Leiden sei. Wie sie sich zu einer großen Zahl von zum Theil schon erwähnten Krankheitsprozessen hinzugesellt, so ist sie stets Folge irgend einer Störung, theils der Verdauungsorgane selbst, theils anderer krankhafter Zustände des Körpers. Katarrhalische, entzündliche, tuberkulöse, septische (faulige, Zersetzung des Blutes bezeichnende), krebsige und andere Zustände mehr können dieselbe veranlassen. Daher kommt es, daß die D. auch in so verschiedener Weise das Körperbefinden beeinflußt. In der Regel ist sie nicht gefährlich, u. nur bei kleinen Kindern muß sie stets mit argwöhnischen Augen betrachtet werden. Häufig ist sie sogar als eine günstige Erscheinung anzusehen, namentlich nach länger andauernder Verstopfung, oder in gewissen Perioden akuter und chronischer Krankheiten. Die Veranlassung derselben muß natürlich wohl berücksichtigt werden. Besonders die Beschaffenheit der Ausleerungen läßt auf die Gefahr, welche die D. hervorbringt, oft mit ziemlicher Sicherheit schließen. Diese Beschaffenheit ist aber eine sehr verschiedene. Bei gewöhnlichen D.n, die in Folge von Diätfehlern oder Erkältung entstanden sind, ist dieselbe eine fäkale, d. h. eine solche, wobei die Ausleerungen mehr oder weniger normal gefärbt sind, den specifischen Kothgeruch verbreiten, zuweilen durch vermehrte Beimischung von Galle auch grünlich aussehen, immerhin aber einen gewissen Grad von naturgemäßer Funktion der Darmschleimhaut andeuten. Bei der wässerigen D. sind die Ausleerungen sehr dünnflüssig, mit geringer Beimischung von kothigen Massen. So werden sie insbesondere im Anfange der Cholera nach Gemüthsaffekten, nach Genuß wässeriger Früchte, nach Anwendung von Abführmitteln, sowie bei Krankheiten beobachtet, bei denen die Darmschleimhaut wassersüchtig angeschwollen ist, (brightische Krankheit, Wassersuchten, s. d.). Schleimige u. eiterige Stühle findet man bei verbreiteten katarrhalischen Erkrankungen des Dickdarms, u. zwar zeigen dieselben anfangs einen mehr glashellen u. erst im weitern Verlauf einen trüben und zu Eiter umgewandelten Schleim, der auch bei größeren Geschwüren des Darms zuweilen in beträchtlicherer Quantität entleert, sowie auch beim Durchbruch eines Abscesses in den Darmkanal beobachtet wird. In höheren Graden der Ruhr, bei welcher die ganze Dickdarmschleimhaut erkrankt und brandig zerstört wird, und bei anderen Verschwärungszuständen nehmen diese Stühle öfter einen durchdringenden Gestank, eine mißfarbige Beschaffenheit und ätzende Eigenschaft an (jauchige Stühle). Bei der galligen D. (diarrhoea biliosa) sind die Ausleerungen gelblich, grün oder dunkelgrün und enthalten unzersetzte Galle. Grüne Abgänge sind namentlich bei Kindern häufig und zeigen dann in der Regel übermäßige Säurebildung an. Ueber blutige D. s. Blutbrechen. Die Symptome der D. sind sehr bekannt. Gewöhnlich gehen derselben Leibschneiden und Kollern im Leibe voraus. Dann erfolgen rasch hinter einander mehre Ausleerungen, nach welchen in der Regel, namentlich wenn Diätfehler Ursache derselben waren, Erleichterung eintritt. Leichte D.n üben keinen bedeutenderen Einfluß auf das Körperbefinden aus, doch ist ein gewisser Grad von Mattigkeit fast immer vorhanden, welche bei heftigeren Graden jedoch sehr stark werden und sich bis zu tödtlicher Schwäche steigern kann. Dann sind auch die übrigen Erscheinungen bedeutender, vollkommener Appetitmangel, heftiger Durst, Kälte und Blässe der Haut, blaue Färbung der letzteren, kleiner Puls, kalter Athem, Krämpfe der Waden, allgemeine Krämpfe, namentlich bei kleinen Kindern, Stimmlosigkeit 2c. gesellen sich hinzu u. sind die Folge der überaus rapiden Beraubung des Blutes um wichtige Bestandtheile desselben (s. Cholera).

Die übrigen Absonderungen, namentlich die der Haut u. der harnerzeugenden Organe sind sehr vermindert u. stellen sich erst mit der Abnahme der D. wieder ein. Ueberhaupt übt jede D. von höherem Grade, abgesehen von den oben schon bezeichneten dieselbe veranlassenden Krankheitszuständen, eine mehr oder weniger hervortretende Rückwirkung auf den Körper aus. In gelindern Fällen können derselben Störungen der Verdauung, Neigung zu Rückfällen, mehrtägige Stuhlverstopfung, in heftigeren und länger andauernden aber Geschwüre am After, Vorfall desselben, Abmagerung, Blutleere, sogar wassersüchtige Anschwellungen nachfolgen. Der Verlauf der D. ist entweder akut, kurzdauernd, wie nach Diätfehlern, Erkältungen, Gemüthsbewegungen, bei Sommerdurchfällen, oder chronisch, bei chronischem Darmkatarrh, bei der Schwindsucht, überhaupt bei tieferen Gewebszerstörungen der Darmschleimhaut. Diese können jahrelang mit zeitweiligen Unterbrechungen andauern. Die chronischen D.n, vorausgesetzt, daß sie nicht Folge einer ohnehin unheilbaren Krankheit sind, können übrigens eben so gut geheilt werden, als sie häufig den Tod herbeiführen oder ihn wenigstens beschleunigen, indem sie den Körper aufs Aeußerste schwächen. Die gelindern Fälle lassen sich meist heilen. Nur bei Kindern und alten und zum Voraus schon geschwächten Personen führen auch sie leicht zum Tode (s. Cholera). Tritt Heilung ein, dann vermindert sich die Zahl der Stuhlgänge, diese werden konsistenter, nehmen den fäkalen Charakter wieder an, wenn derselbe verloren gegangen war, das Kollern hört auf, es tritt guter Schlaf ein, u. die unterbrochenen Verrichtungen der übrigen Organe der Haut, der Nieren &c. kehren wieder. War Fieber zugegen, so verliert sich auch dieses in der Regel mit dem Aufhören des vermehrten Abgangs.

Was die Behandlung der D. anlangt, so ist für solche Personen, welche zur D. geneigt sind, sowie überhaupt in Zeiten, wo D.n herrschen, die Prophylaxis am wichtigsten, welche vorzugsweise in einer strengen Regulirung der Lebensweise und in Verhütung von Erkältung besteht. Gegen letztere ist das Warmhalten des Unterleibs durch flanellene Leibbinden ein sehr vortreffliches Mittel. Jugendliche und sonst gesunde Personen thun allerdings besser, zu versuchen, ob sie durch kalte Waschungen und Bäder ihre Haut nicht abzuhärten vermögen. Ist aber D. vorhanden, so ist die Diät die Hauptsache. Dieselbe muß möglichst einfach und leicht verdaulich sein. Man halte sich an Sago-, Reis- oder Gerstensuppen, mit oder ohne Fleischbrühe, die von Fett befreit ist, und genieße auch diese immer nur in kleinen Quantitäten. Kalte Getränke, namentlich Bier und Aepfelwein &c. sind zu vermeiden, jedenfalls nicht in größeren Mengen gestattet. Nur bei sehr bedeutenden Ausleerungen, wobei die Flüssigkeitsmenge des Blutes sehr vermindert und in Folge davon ein gesteigertes Bedürfniß zur Wasseraufnahme vorhanden ist, muß dem Verlangen nach Getränk, selbst nach kaltem, nachgegeben werden. Bei der chronischen Form der D. darf allerdings die Diät nicht so streng sein, doch muß die Wahl der Speisen mit großer Umsicht geschehen, und oft kann nur nach längerer Beobachtung dieselbe passend getroffen werden. Es finden hierbei oft wunderliche Eigenthümlichkeiten Statt, sogenannte idiosynkrasische Verhältnisse, welche meist nur der Kranke selbst kennt. Im Allgemeinen aber sind saure, leicht gährende, blähende, fette, schwerverdauliche, viel unverdaulichen Rückstand lassende Nahrungsmittel, namentlich aber die frühen Obstsorten, ferner Gurken, Melonen, manche Gemüse, hartes Fleisch, oft auch die Milch zu meiden. Je nach dem Kräftezustand sind dagegen Eier, Fleischbrühe, Hühnerfleisch, auch alter Wein erlaubt. Ueber die Diät bei der D. kleiner Kinder s. Cholera. In den meisten Fällen vermag man schon durch ein nach den vorgenannten diätetischen Vorschriften eingerichtetes Verfahren die D. zu heilen. Reicht dieses aber nicht aus, so müssen Arzneimittel in Anwendung gebracht werden, und zwar sind es vorzugsweise zwei Reihen von Stoffen, welche gegen die D. gute Dienste leisten. Die erste Reihe ist die der Opiate u. ähnlicher beruhigender Mittel, die den Schmerz lindern und die Bewegungen des Darmkanals anhalten, welch letztere Wirkung auch die Brechwurzel besitzt, die deshalb auch oft in Verbindung mit Opium &c. gegeben wird. Zur zweiten Reihe gehören die Adstringentien, verschiedene Metallsalze, der Alaun, die Gerbsäure und die gerbsäurehaltigen Mittel, Kolumbo, Cascarilla, Ratanhia, der Eichelkaffee. Da, wie oben schon bemerkt wurde, die D. in sehr verschiedenen Zuständen ihren Grund haben kann und dieselbe in den allermeisten Fällen Symptom irgend eines Krankheitszustandes ist, so ist bei irgend erheblichen Erscheinungen, welche durch dieselbe bedingt werden, stets der Arzt zu Rath zu ziehen. Nicht selten kann es nämlich geradezu angezeigt sein, ein Abführmittel vorauszuschicken, namentlich wo der Dickdarm in eine entzündliche Reizung versetzt ist, wie z. B. nach länger zurückgehaltenem Stuhlgang und dadurch erzeugter Kothverhärtung. Ebenso kann bei den im zarteren Kindesalter nicht selten vorkommenden Dickdarmkatarrhen ein abführendes Mittel oft die besten Dienste leisten. Ja selbst bei Erwachsenen kommen zuweilen hartnäckige D.n vor, gegen welche Kissingen oder Homburg bessere Dienste leisten, als die ganze Reihe der narkotischen und adstringirenden Arzneistoffe. Die Grundursache der D. muß in solchen Fällen aber genau erforscht, die Einwirkung letzterer auf den Kräftezustand des Kranken wohl erwogen und darnach ermessen werden, ob und in welchem Maße gegen das Uebel eingeschritten werden darf. Als äußerlicher Mittel mag noch außer dem schon erwähnten Gebrauch der Wärme der spirituösen Einreibungen in den Leib, auch der Senfteige und ähnlicher Hautreize und endlich der Klystiere mit Stärkmehlabkochungen oder mit Lösungen adstringirender Stoffe Erwähnung gethan werden. Auch in der Rekonvalescenz gelten dieselben diätetischen Regeln, wie sie oben angeführt wurden. Ist der Körper sehr herabgekommen, so bedarf es freilich mehr stärkender, kräftig restaurirender Nahrungsmittel (s. Diät). Oft müssen gelind adstringirende Arzneistoffe noch längere Zeit fortgebraucht werden, und namentlich verdient dann das salzsaure Eisen den Vorzug. Rothweine, namentlich die Bordeauxweine, sind hier jedenfalls zuträglicher als weiße. Kalte Waschungen des Unterleibs sollten jedenfalls versucht werden, im Verein mit kräftigem Frottiren, um die Bauchhaut abzuhärten.

Diarthrose (v. Griech.), ein Gelenk, welches

Bewegung nach jeder beliebigen Richtung hin gestattet, z. B. das Arm- und Hüftgelenk.

Dias, A. **Gonçalves**, einer der namhaftesten brasilischen Dichter der Gegenwart, 1823 zu Carias in der Provinz Maranhao geboren, kam sehr jung nach Portugal, studirte hier zu Coimbra Philosophie und Rechtswissenschaft u. wirkte sodann als Staatsanwalt (procurator publico) zu Maranhao, siedelte aber bald nach Rio Janeiro über, wo er sich an verschiedenen Journalen literarisch, besonders im Interesse des Theaters, betheiligte u. auch ein Drama: „Léonor de Mendonça", veröffentlichte, dessen Stoff er der portugiesischen Geschichte entnahm. Seinen Ruf als Dichter begründeten die „Primeiros cantos" (Rio Janeiro 1846). Die Originalität seiner Poesien, ihre Anmuth u. Leichtigkeit, sowie das lokale Gepräge der darin enthaltenen „Poesias americanas" riefen zahlreiche Nachahmungen hervor und trugen wesentlich dazu bei, der jungen literarischen Entwickelung Brasiliens einen neuen Impuls und eine mehr nationale Richtung zu verleihen. Als Anerkennung erhielt D. den Lehrstuhl der brasilianischen Geschichte zu Rio Janeiro. Neben historischen Studien und Arbeiten schrieb er seitdem noch die Dramen „Boabdil", „Beadrice Cenci" und „Patkuel". Eine zweite Sammlung seiner „Cantos" (Leipzig 1857) umfaßt außer den „Primeiros" auch die „Secundos" u. „Ultimos". In den Jahren 1856—57 bereiste D. Europa.

Diaskeuasten (v. Griech.), kritische Bearbeiter oder Ueberarbeiter einer Schrift, im Alterthum Name derjenigen Gelehrten, welche die Anordnung der homerischen Gesänge, wie sie seit Pisistratus bestand, einer neuen Revision unterwarfen, einzelne Stücke auch wohl überarbeiteten u. ergänzten, bis jene Gesänge endlich durch die alexandrinischen Grammatiker die Gestalt erhielten, in der wir sie gegenwärtig besitzen.

Diaspasma (griech.), in der Musik Ruhepunkt, Pause, zwischen zwei Versen eines Gesanges oder nach einem Abschnitte des Stückes.

Diaspor, Mineral aus der Klasse der Erden, Thonerdehydrat, welches seinen Namen (diaspora, Zerstreuung) von seinem Verhalten beim Erhitzen im Kolben erhalten hat, wobei es nämlich in Folge des Wasserverlustes heftig zerknistert und in weiße, glänzende Blättchen zerspringt. Es krystallisirt rhombisch, in breiten, cyanitähnlichen Säulen, die aus einer rhombischen Säule von 130° mit breiten Abstumpfungsflächen besteht, nach welchen es sich vollkommen spaltet; häufiger aber findet es sich derb, dünnschalig, breitstrahlig oder auch abgesondert faserig und blätterig. Es hat Feldspathhärte (6) und ein specifisches Gewicht von 3,3—3,4. Die Farbe ist gelblich- und grünlichweiß, auch grünlichgrau, die Oberfläche mit einer dünnen Rinde von Brauneisenocker bedeckt. Dabei ist es durchsichtig bis durchscheinend, auf den vollkommenen Theilungsflächen mit Perlmutterglanz, auf dem Querbruche mit Fettglanz. Es besteht nach Heß aus 85,61 Thon u. 14,56 Wasser. Eisenoxyd, von welchem die Farbe herrührt, ist nur beigemengt u. läßt sich durch Salzsäure ausziehen. Für sich unschmelzbar, wird es, mit Kobaltsolution befeuchtet, blau. Von Säuren wird es nicht angegriffen. Im Ural findet es sich in kleinen Gängen mit Chloritoïd und weißem Glimmer in einem smirgelführenden Chloritschiefer unweit Katharinenburg. Im Dolomit des St. Gotthards findet es sich ebenso mit Korund zusammen u. so auch, meist verworren faserig, auf den berühmten Smirgellagerstätten auf Naxos und bei Ephesus in Kleinasien. Auf dem Kronprinz-Ferdinand-Erbstollen zu Schemnitz in Ungarn kommt es mit Schwefelkies eingewachsen im Agalmatolith vor.

Diaspora (griech.), d. i. Zerstreuung, besonders die Gesammtheit der seit dem babylonischen Exil außerhalb Palästina's, namentlich in Aegypten u. Kleinasien lebenden Juden; auch die dort zerstreut lebenden Judenchristen im ersten christlichen Jahrhundert, sowie die nicht in Herrnhut wohnenden Mitglieder der Brüdergemeinde.

Diastase (v. Griech.), nach Payen und Persoz die Substanz, welche im Malz die Umwandlung der Stärke in Dextrin und Zucker bewirkt. Bereits 1812 hat Kirchhoff und später de Saussure den Vorgang der Zuckerbildung durch Malz genau studirt, während die zuerst genannten Forscher nur einen durch Alkohol und Bleiessig nicht fällbaren Eiweißstoff aus dem Malz darstellten, welcher nach der von Payen früher aufgestellten Theorie über die Struktur der Stärkmehlkörner diese zerreißen, zum Bersten bringen sollte. Man weiß jetzt, daß auf die von Payen und Persoz angegebene Weise ein chemisch reines Produkt sich nicht darstellen läßt. Die Annahme von der Existenz der D. als eines eigenthümlichen Körpers von bestimmter chemischer Zusammensetzung muß überhaupt aufgegeben werden, da nach zahlreichen Analogien mit Sicherheit behauptet werden kann, daß die Umwandlung eines der eiweißartigen Stoffe des Getreides die Spaltung der Stärke in Dextrin und Zucker bewirkt, genau so wie Hefe Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt. Es ist deshalb nicht ein bestimmter Stoff, sondern vielmehr der molekulare Zustand eines, vielleicht auch mehrer Stoffe, welcher die bekannte Wirkung hervorbringt. Die neuere Chemie weiß von der D. als einer bestimmten chemischen Verbindung nichts. Behandelt man Malzauszug mit wenig Weingeist, um Eiweiß und Gummi zu fällen, filtrirt und setzt mehr Alkohol hinzu, so entsteht ein Niederschlag, welcher der D. von Payen und Persoz entspricht. Ein Theil dieses Körpers kann 2000 Theile Stärke in Dextrin und Zucker spalten und, wie es scheint, das Dextrin wenigstens theilweise noch weiter in Zucker verwandeln. Die größte Wirkung übt die sogenannte D. bei 60—75° C. aus, durch Kochhitze wird sie zerstört. Gerstenmalz enthält $^1/_{1000}$—$^2/_{1000}$ dieses Körpers, der sich im gekeimten Samen selbst, sowie in den Andeutungen der jungen Würzelchen, nicht aber in den Blattbüschelchen findet. Im feuchten Zustande der Luft ausgesetzt, verliert die D. ihre Wirkung sehr schnell, langsamer, wenn sie vorher getrocknet wurde. Alkalien, Gerbsäure und Metallsalze verhindern die Umwandlung des Stärkmehls. Durch D. verdünnte organische Säuren äußern im Allgemeinen eine sehr hemmende Wirkung nicht. Die D. entsteht keineswegs durch das Keimen des Getreides. In den bittern Mandeln findet sich das Amygdalin und neben diesem das Emulsin. Sobald die Mandeln zerquetscht werden und Wasser hinzutritt, zersetzen sich das Emulsin u. das Amygdalin, und es entsteht Bittermandelöl. Der Eiweißkörper, welcher das Stärkmehl zerlegt, ist nicht, wie das Emulsin, fertig gebildet im Getreide vor-

handen, er bildet sich aber, wenn auch in sehr geringer Menge, bald nach dem Befeuchten mit Wasser. Man kann nicht behaupten, daß die Dextrinbildung der Keimung vorhergehe oder umgekehrt; letztere mag in ihren ersten Anfängen bereits im Gange sein, aber die Dextrinbildung hat dann auch schon begonnen, und folglich ist die D. kein Produkt der Keimung, sondern diese ist das Resultat der durch das Hinzutreten von Feuchtigkeit bei einer bestimmten Temperatur im Getreide hervorgebrachten chemischen Veränderungen. Näheres s. Malz.

Diastema (griech.), Zwischenraum, in der Musik s. v. a. Intervall.

Diastimeter (griech., Engymeter), ein von Romershausen erfundenes Meßinstrument, womit man von einem einzigen Standpunkte aus auf leichte und sichere Art alle Entfernungen bestimmen kann. Es hat die Form eines Taschenfernrohrs ohne Gläser; an der Stelle des Objektivglases sind 4 Pferdehaare in verschiedenen Abständen parallel ausgespannt, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, wodurch sich dann bei bekannter Entfernung seine Größe, bei bekannter Größe seine Entfernung leicht finden läßt.

Diastole (griech., in der Metrik auch Ektasis), die durch die Kraft des metrischen Accents bewirkte Dehnung einer kurzen Silbe zu Anfang eines Worts; in der griechischen Grammatik ein Zeichen ('), welches die Trennung enklitisch zusammenhängender Wörter bezeichnet, um der Verwechselung derselben mit andern gleichlautenden vorzubeugen. In der Physiologie ist D. Erweiterung der Herzkammern in Folge der Erschlaffung des Herzkammermuskels, welche auf die Zusammenziehung des letzteren (Systole) in bestimmtem Rhythmus erfolgt. Wenn bei der Systole der Inhalt des Herzens, das Blut, welches durch die Lungenblutadern u. die großen Blutadern des Körpers in die Vorkammern und von da in die Herzkammern sich ergossen hatte, in die Aorta (s. d.) und in die Lungenschlagadern getrieben worden ist, so strömt das Blut während der D. wiederum durch die obengenannten Adern in das sich erweiternde Herz ein (s. Herz und Puls).

Diastolik (v. Griech.), die Lehre von den Abschnitten und Incisionen in den musikalischen Perioden und deren Verbindungen, ein wichtiger Theil der musikalischen Theorie.

Diastremma (Diastrophe, griech.), Verrenkung, insbesondere Verziehung der gelähmten Gesichtsmuskeln nach der gesunden Seite hin.

Diastylon (Diastyl, griech.), eine Halle mit weit von einander abstehenden Säulen, insbesondere eine solche, bei welcher die Zwischenräume zwischen den Säulen dreimal so weit waren, als der Durchmesser derselben betrug.

Diasyrmus (v. Gr.), Verspottung, als rhetorische Figur die übermäßige Verkleinerung eines Gegenstandes, im Gegensatz zur Hyperbel oder Uebertreibung.

Diatherman und **Diathermanität** (v. Gr.), Bezeichnungen, die in Beziehung auf die Wärmestrahlen dasselbe ausdrücken, was durchsichtig (diaphan) und Durchsichtigkeit (Diaphanität) in Beziehung auf die Lichtstrahlen besagt. Diathermansie bezeichnet darnach eine Eigenschaft der Körper, die mit Rücksicht auf Wärme dasselbe ist, was die Farbe hinsichtlich des Lichts. Man hat nämlich gefunden, daß es sehr verschiedene Arten von Wärmestrahlen gibt, deren Verhalten mit dem der verschiedenartigen Lichtstrahlen eine große Aehnlichkeit hat. Die Körper besitzen die Fähigkeit, je nach der D. ihrer Oberflächen gewisse Sorten von Wärmestrahlen vorzugsweise zu reflektiren, andere Sorten vorzugsweise zu absorbiren, oder, wenn es zugleich diathermane Körper sind, gewisse Sorten vorzugsweise durchzulassen, gleichwie z. B. eine rothe Fläche vorzugsweise das rothe Licht reflektirt, aber grünes absorbirt, oder wie rothes durchsichtiges Glas vorzugsweise das rothe Licht durchläßt, dagegen anders gefärbte Lichtstrahlen zurückhält. Vom Steinsalz werden alle Arten von Wärmestrahlen gleich gut durchgelassen, wie sie auch von den meisten geglätteten Metallflächen sämmtlich gleich gut reflektirt werden; das Steinsalz und die Metalle haben daher keine D. Im Allgemeinen kann man übrigens aus der Farbe eines Körpers eben so wenig auf seine D., als aus dem Grade seiner Durchsichtigkeit auf seine Diathermanität schließen.

Diathesis (griech.), Anordnung, besonders körperliche Anlage oder Disposition, z. B. zu einer Krankheit, namentlich die zu einer solchen disponirende Blutmischung.

Diatom (v. Griech.), in der Mineralogie nach einer Richtung hin leicht theilbar, z. B. diatomer Schillerspath, diatomer Kuphonspath.

Diatomeen (Diatomaceen), Pflanzenfamilie aus der Klasse der Algen, die früher zu den Infusorien, also zu den niedrigsten thierischen Organismen, gerechnet wurden, aber sich von diesen vornehmlich durch die fehlende kontraktile Blase unterscheiden. Sie bestehen entweder aus einem festen, oder aus einem schleimig gallertartigen und knorpeligen Körper, der von einer Schale oder einem besonders aus Kieselerde bestehenden, oft mit Längs- u. Querstreifen versehenen Panzer umgeben ist. Diese Kieselbedeckung trotzt dem Feuer und löst sich auch im Wasser nicht auf, wenn nicht Natron- und Kalisalze hinzutreten, weshalb man diese Organismen in solcher Dammerde, welche früher unter Wasser stand, worin jene Pflanzen vegetirten, in einem fossilähnlichen Zustande findet.

Diatonisch (v. Griech.), eigentlich was durch die Töne, oder von Ton zu Ton geht, bedeutet in der Musik eine solche Folge von Tönen, unter welchen sich kein Intervall befindet, welches kleiner ist als die kleine Sekunde oder als der große halbe Ton. Daher diatonisches Tongeschlecht, bei den Griechen die erste Grundlegung ihres Musiksystems, die Anordnung ihres Tetrachords, welche einen halben Ton und zwei ganze Töne (z. B. h, c, d, e), und zwar in verschiedenen Tonarten in abwechselnder Reihenfolge nach einander erscheinen ließ, im Gegensatz zu dem chromatischen und dem enharmonischen Geschlechte. Seit der Wiederaufnahme der theoretisch musikalischen Studien in der christlichen Kirche, namentlich seit Ambrosius und Gregor I., haben wir nur das diatonische Tongeschlecht beibehalten, indem wir seinen Begriff in den Verein und die Reihenfolge aller sieben Tonstufen, ohne Auslassung und ohne zweifache Benutzung einer Stufe setzen. Unser diatonisches Tongeschlecht enthält also die sieben Tonstufen: c, d, e, f, g, a, h, gleichviel, von welcher man anfängt; jede dieser Tonstufen kann unverändert oder erhöht (z. B. cis, d, e, fis 2c.) oder erniedrigt (z. B. des, es, fes, ges 2c.), nicht aber

in zwei solchen Gestaltungen zugleich (z. B. e nicht zugleich als eis oder ees) erscheinen. So lange sich demnach die Melodie durch ganze oder große halbe Töne fortbewegt, so lange behauptet sie auch den Charakter des Diatonischen, es mögen dabei Versetzungszeichen vorkommen, vor welchem Tone sie wollen. Diatonische Tonleiter bedeutet eine Reihe von Tönen, die innerhalb des Raumes einer Oktave aus 5 ganzen und 2 großen halben Tönen besteht. Jede Tonleiter der 12 Dur- und 12 Molltonarten der modernen Musik ist somit d.

Diatribe (griech.), gelehrte Unterhaltung, Disputation, Vorlesung, auch eine gelehrte Schrift; insbesondere aber eine in bitteren Ausdrücken verfaßte Streitschrift oder literarisch-kritische Schmähschrift.

Diatritarier (v. Griech.), die Aerzte der methodischen Schule, welche bei Fiebern die Diät in der Weise anordneten, daß sie nach gänzlicher oder theilweiser Entziehung der Speisen u. Getränke nur jeden dritten Tag (Diatrite) solche reichen ließen.

Diatyposis (griech.), die erste wirkliche Bildung der Leibesfrucht, wenige Tage nach der Konception; in der Rhetorik die deutliche, anschauliche Darstellung oder Schilderung eines Gegenstandes.

Diaz, 1) Bartolomeo, einer der namhaftesten Seefahrer des 15. Jahrhunderts, stammte aus einem edlen Geschlechte der Provinz Algarvien in Portugal. Am Hofe König Johanns II. erzogen u. durch Studien und den Umgang mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, besonders mit dem deutschen Kosmographen Martin Behaim, zu einem vorzüglichen Nautiker herangebildet, erhielt er im August 1486 den Auftrag, mit 2 Schiffen, jedes zu 50 Tonnen, längs der Küste hinzusegeln, um die Staaten des fabelhaften Priesterkönigs Johann aufzusuchen. Er erreichte bald die Grenze des bekannten Gebiets, ging 120 Meilen jenseits derselben bei Sierra Parda unter 25° 50′ südl. Br. ans Land und ergriff von ihm Besitz, umsegelte dann, ohne es zu ahnen, das südliche Kap und ward 40 Meilen östlich von demselben an eine Bucht getrieben, welcher er den Namen „dos Vagueros“ oder der Hirten beilegte, weil er an der Küste viele Heerden mit Hirten wahrgenommen. Seine Fahrt gegen Osten fortsetzend, gelangte er zu einer kleinen Insel, die er El pennol de la Cruz oder Santa Cruz nannte, weil man hier das zweite Kreuz mit Portugals Wappen errichtete. So stürmisch auch seine Mannschaft bei den kleinen in der Delagoabai befindlichen Eilanden, die noch heute den Namen Ilheos da Cruz tragen, die Heimkehr verlangte, wußte D. dennoch die Weiterfahrt durchzusetzen und gelangte bald an die Mündung eines großen Flusses, den er „Rio del Infante“ (der Cowie oder große Fischfluß) nannte. Ein Sturm warf die Schiffe sodann wahrscheinlich in der Nähe von Port Elizabeth an das Land, wo D. das verloren gegangene Nahrungsboot wiederfand, doch war seine Bemannung bis auf 4 von den Schwarzen erschlagen. Jetzt erst entdeckte er das Vorgebirge u. nannte es, zum Andenken an das Erlittene, Cabo de todos los termientos, welchen Namen der König später in Cabo do buena esperanza, d. i. Kap der guten Hoffnung, abänderte, bestimmte die Lage desselben und untersuchte die Buchten und Landungsplätze der Nachbarschaft. Im Dec. 1487 kam er mit durchlöcherten Schiffen wieder in Lissabon an. Anfangs mit Ehren überhäuft, wurde er dennoch bei der neuen Entdeckungsexpedition 1497 Vasco de Gama untergeordnet. Als ihn derselbe bei dem Vorgebirge Mina nach Portugal zurückschickte, schloß sich D. der Fahrt des Entdeckers von Brasilien, Cabral, an, fand aber am 29. Mai 1500 mit 4 Schiffen aus der Flotte in der Nähe des Kaps der guten Hoffnung sein Ende.

2) Miguel, aus Aragonien, Begleiter des Weltentdeckers Colombo auf dessen zweiter Entdeckungsreise. Er erhielt 1485 den Auftrag, die Goldminen von Hispaniola zu untersuchen, wurde hier bei Gelegenheit seiner Flucht in Folge eines Zweikampfs mit der Befehlshaberin eines Stammes Eingeborner vertraut und erhielt von derselben die Kunde von den reichen Goldminen am Flusse Hayna, sowie die Einladung zur Niederlassung daselbst. D. benachrichtigte Bartolomeo Colombo hiervon und veranlaßte so die Gründung der Stadt Nueva Isabella, später San Domingo genannt, wurde Befehlshaber derselben, fiel aber, als er 1500 dem als Statthalter nach der Insel gesandten Bobadilla die Uebergabe des Forts verweigerte, so daß es mit Gewalt genommen werden mußte, in Ungnade und theilte das Schicksal der Colombo's. Diego Colombo stellte ihn 1509 zwar wieder als Lieutenant des Gouverneurs von Portorico an, doch ward er bald als Gefangener nach Spanien abgeführt. Im Begriff, auf seinen frühern Posten in Westindien zurückzukehren, † er 1512.

3) (Dies), Gaspard, portugiesischer Maler, bildete sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Rom, erwarb sich hier den Namen „Raphael Portugals“, wiewohl er später zur Schule Michel Angelo's überging, und † 1571 zu Lissabon. Von seinen Werken, welche zarter Pinsel, gute Zeichnung und trefflicher Ausdruck der Leidenschaften auszeichnen, ist die Ausgießung des heiligen Geistes, 1534 für die Misericordia gemalt u. 1734 von Guarientl restaurirt, das berühmteste.

Diazeuxis (griech.), Sonderung, Trennung, in der altgriechischen Musik die Trennung zweier auf einander folgenden Tetrachorde. Da diese nämlich in der Regel so mit einander verbunden sind, daß der vierte oder der Schlußton des ersten Tetrachords den Anfangston des zweiten bildet, so belegte man die andere Art der Aneinanderreihung der Tetrachorde, wobei das folgende mit einem Tone höher anfängt, als das vorhergehende endet, so daß also noch ein Ton zwischen beiden liegt, mit dem Namen D.

Dibbeln, das Stecken der Samenkörner mit der Hand. Vorzugsweise wird dies auf Getreidearten angewendet. Man stößt nämlich mit Stöckchen in einer Entfernung von je 4—6 Zoll kleine Löcher in den Boden, in welche man je 3—4 Getreidekörner legt, die man dann weiterschreitend mit den Füßen zuscharrt. Es ist einleuchtend, daß eine solche Säeart sehr zeitraubend ist (zum D. von einem Morgen in einem Tage sind 3 Personen erforderlich); allein es wird dabei gegenüber der breitwürfigen Aussaat so viel an Saatgut erspart, daß der Zeitverlust eine entsprechende Deckung erhält. Gedibbeltes Getreide keimt nur 8—10 Tage später, als breitwürfig gesäetes; auch wird es um einen gleichen Zeitabschnitt später reif; allein es bestockt sich vollkommen, entwickelt einen kräftigeren, der Lagerung mehr widerstehenden Halm und eine schwerere, vollere Aehre und ist in sofern sehr empfehlenswerth. Auch

kann es leicht von Unkraut befreit werden. Natürlich wirken hier Luft, Licht und Feuchtigkeit besser auf den Boden ein und schließen ihn mehr auf, als da, wo das Getreide breitwürfig gesäet ist. Größere Gutsbesitzer sind selten in der Lage, zur Saatzeit die zum D. erforderliche Anzahl Arbeiter zu haben; dies ist der Grund, warum dieses Verfahren vorzugsweise von kleineren Grundbesitzern angewendet wird. Es empfiehlt sich besonders da, wo dem Feld vor der Aussaat nicht die gewünschte Dungkraft gegeben werden kann, sowie überhaupt bei der Spatenkultur, sowie bei Kulturversuchen.

Dibdin, 1) Charles, englischer Theaterdichter, Komponist u. Schauspieler, um 1745 in Southampton geboren. Noch jung, errichtete er ein kleines Theater, auf dem er zu gleicher Zeit der einzige Dichter, Tonsetzer und Schauspieler war, bis ihm später durch einen Aktienverein das unter dem Namen Cirkus bekannte Theater in London erbaut wurde, wo er ebenfalls nur selbstgedichtete u. komponirte kleine Scenen zur Aufführung brachte. Auch setzte er Lieder beliebter Volksdichter in Musik und dichtete während des Kriegs mit Frankreich selbst patriotische Lieder, die ihm ein Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling eintrugen; nichtsdestoweniger † er in großer Dürftigkeit, den 25. Juli 1814. D. schrieb gegen 100 Operetten, Pantomimen u. dergl. u. eine große Anzahl Lieder, unter denen seine „Seemannslieder" (The sea songs) die berühmtesten wurden, die Romane „Hanna Hewitt or female Crusoë" (1792, 3 Bde.), „The younger brother" (1793, 3 Bde.), „Hery Hooks" (1806, 3 Bde.) u. eine „History of the english stage" (1793, 5 Bde.). Sein Sohn, Thomas, war ebenfalls Schauspieler und Verfasser einer Menge von Lustspielen, Opern, Pantomimen &c. Sein bedeutendstes Werk ist: „Metrical history of England" (1813, 2 Bde.).

2) Thomas Frognall, einer der namhaftesten Bibliographen Englands, Neffe des Vorigen, 1776 zu Kalkutta geboren, besuchte erst die Schule zu Eton, widmete sich dann zu Cambridge der Theologie und Bibliographie, ward, bereits als Geistlicher ordinirt, von dem Grafen Spencer als Bibliothekar nach Althorp berufen und † den 18. Nov. 1847 als Kaplan des Königs zu Kensington. Seine „Analysis of the first volume of Blackstones Commentaries" und „Poems" (1797) sind äußerst selten geworden, weil von dem erstern nur 250 Exemplare abgezogen, die meisten Exemplare der „Poems" aber später von dem Verfasser selbst vernichtet wurden. Geschätzte bibliographische Werke sind seine „Introduction to the knowledge of rare and valuable editions of the greek and latin classics" (Glocester 1802; 4. Aufl., London 1827, 2 Bde.), die aber nur über 112 alte Schriftsteller bibliographische Angaben enthält, sein „Specimen bibliothecae britannicae" (Lond. 1808), ebenfalls an Unvollständigkeit u. Ungenauigkeit leidend, u. „The bibliomania" (das. 1809, 2. umgearbeitete Aufl. 1811). Gleichzeitig gab er Robinsons englische Uebersetzung von des Kanzlers Thom. Morus satirisch-didaktischer Schrift „Utopia" (Lond. 1809, 3 Bde.) mit Anmerkungen u. Holzschnitten heraus. Aufsehen erregten seine reich ausgestatteten „Typographical antiquities" (Lond. 1810—19, 4 Bde.), sowie seine mit Holzschnitten u. Facsimiles gezierte „Bibliotheca Spenceriana" (das. 1814—15, 4 Bde.), die durch die „Aedes Althorpianae" (das. 1821), ein Verzeichniß der im Schlosse Althorp befindlichen Kunstschätze, ergänzt wurde. Auch sein „Bibliographical Decameron" (Lond. 1817, 3 Bde.), ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst, ist reich an interessanten bibliographischen Anekdoten, aber ebenfalls nicht stichhaltig vor der strengern Kritik. Auch seine „Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany" (Lond. 1821, 3 Bde.) u. „Bibliographical etc. tour in the northern counties of England and Scotland" (das. 1838, 3 Bde.) sind typographische Prachtwerke.

Dibio, s. Dijon.

Dibra (türk. Debr), Landschaft im europäisch-türkischen Albanien, zum Ejalet Rumili gehörig, nördlich von Ochryda im Drimthale ohne bestimmte Abgrenzung gelegen, zerfällt in 2 Theile: Dibrapost (Unterdibra), mit der rechts am schwarzen Drim an einem vorspringenden, 3000 F. hohen Kalkfelsen gelegenen u. mit einer Mauer umgebenen Stadt D., welche 4000 in Stahl- und Lederarbeiten geschickte Einwohner zählt, und Dibresipreh (Oberdibra), welches keine Städte, sondern nur Gebirgsdörfer enthält. Die Bewohner beider Bezirke sind moslemitische Albanesen und Bulgaren, welche zu den unruhigsten Unterthanen der Türkei gehören.

Dibrachys (griech.), ein aus 2 kurzen Silben bestehendes Versglied (◡◡).

Dicäarchus, Philosoph, Geograph und Historiker aus Messana in Sicilien, Sohn des Phidias, Schüler des Aristoteles, Freund des Theophrastus, um 320 v. Chr., leugnete die Unsterblichkeit der menschlichen Seele als Einzelwesens, empfahl als die beste Staatsform eine Mischung des aristokratischen, demokratischen und monarchischen Elements, stellte Höhenmessungen an, entwarf Erdtafeln und Landkarten und gab eine treffliche Darstellung des griechischen Volkslebens. Von seinen zahlreichen, im Alterthum vielbenutzten Schriften besitzen wir nur noch die Titel und einige Bruchstücke, letztere herausgegeben von M. Fuhr (Darmstadt 1841).

Dicasterium (v. Griech.), Gerichtshof, besonders Spruchgericht, ein Richterkollegium, welches keine bestimmte Gerichtsbarkeit über einen gewissen Bezirk hat, sondern bloß im Auftrag und auf Ersuchen anderer Gerichte od. Privatpersonen rechtliche Entscheidung gibt. In Deutschland bestanden als Dikasterien früher zahlreiche Schöppenstühle und Juristenfakultäten.

Dic cur hic (lat.), Sage, weshalb du hier bist, sprüchwörtlicher Ausdruck für: Denke an den Zweck deines Hierseins.

Dice, s. Dike.

Dicephalium (Dicephalus, v. Griech.), Doppelkopf, Mißgeburt mit 2 Köpfen.

Dichogamie (v. Griech.), die Erscheinung im Pflanzenleben, wobei die Geschlechtsorgane nicht zugleich, sondern eines nach dem andern ihre Ausbildung erhalten. Sie heißt androgynisch, wenn erst die Staubgefäße, gynandrisch, wenn erst die Pistille zur Reife kommen.

Dichoreus (Ditrochäus), viersilbiger Versfuß, zusammengesetzt aus 2 Trochäen oder Choreen (—◡—◡), bisweilen auch mit Auflösung der Längen in Kürzen.

Dichorisandra, Pflanzengattung aus der Familie der Commelineen, charakterisirt durch den 3blättri-

gen Kelch, die sehr kurzen Staubfäden u. die 3fächerige, vielsamige, von der verdickten Korolle umgebene Kapsel, krautartige, ausdauernde Gewächse in Meriko u. Brasilien, von denen als Zierpflanzen bekannt sind: D. picta *Lodd.*, mit niedrigem Stengel, ovalen, langgespitzten, in der Jugend bunten Blättern u. Blumen mit weißen Kelchblättern u. breiten, brennend smalteblauen Kronblättern in kurzer Endrispe; D. thyrsiflora *Mikan*, 3—6 Fuß hoch, mit länglich-lanzettförmigen, wellenförmigen, spitzen Blüthen, schön blauen Blumen in pyramidalischen, straußförmigen, dichten Endtrauben. Man pflanzt sie in fette, mit ⅙ Flußsand gemischte Mistbeeterde, mit einer Unterlage zerstoßener Scherben, unterhält sie im Warmhause oder Zimmer bei 10—15° Wärme, begießt sie im Sommer reichlich, im Winter sehr wenig und vermehrt sie durch Theilung der Wurzel.

Dichotomie (v. Griech.), Theilung der Einheit in 2 Theile, jedes Theils dann wieder in 2 rc.; in der Botanik gabelartige Theilung der Aeste, daher dichotomisch, gabelartig getheilt; in der Astronomie Bezeichnung der gerade zur Hälfte beleuchteten Mondphase (erstes und letztes Viertel).

Dichroismus (v. Griech.), die Eigenschaft mancher Krystalle, in der Richtung ihrer Axe anders gefärbt zu erscheinen, als rechtwinkelig zu derselben. Diese Erscheinung beruht auf der Absorption des Lichts in den farbigen doppeltbrechenden Krystallen, u. zwar werden entweder die ordinären, oder die extraordinären Strahlen absorbirt. Haidinger hat diese Erscheinungen mit Hülfe der von ihm erfundenen dichroskopischen Loupe genauer untersucht, mit der man die Farbe dieser Krystalle, welche das Licht zeigt, das parallel mit der Axe den Krystall durchläuft, genau erkennen kann, auch ohne eine senkrecht zur Axe geschnittene Platte anzuwenden. Außer dem Turmalin zeigen D. besonders noch Apatit von Cabo de Gata und Schlaggenwald, Beryll von Sibirien, Rauchtopas vom St. Gotthard, Apophyllit von Pronah, Zirkon von Ceylon, am auffallendsten aber Pennin. Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen auch farbige, optisch zweiarige Krystalle, nur treten hier im Allgemeinen 3 Farben auf, weshalb der Name D. für diese Erscheinungen nicht mehr passend ist. Haidinger schlägt dafür die Bezeichnung Trichroismus oder Pleochroismus vor. Mit der dichroskopischen Loupe hat Haidinger auch den metallglänzenden Schiller untersucht, welcher manchen Krystallen, z. B. dem Magnesium-Platincyanür, ein so prachtvolles Ansehen gibt.

Dichroit, s. v. a. Cordierit.

Dichromatisch (v. Griech.), zweifarbig.

Dichterische Freiheiten (poetische Licenzen), Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel, die sich der Dichter des Versmaßes oder des Reims wegen bisweilen erlaubt.

Dichtigkeit der Körper, das Verhältniß ihres Gewichts zu ihrem Volumen; die verhältnißmäßige Menge des raumerfüllenden Stoffes in Beziehung auf die Größe des Raums. Die D. irgend eines Körpers, bezogen auf die D. des Wassers im Zustande seiner größten D., gibt das specifische Gewicht. Die D. oder das specifische Gewicht eines Körpers ist demnach die Zahl, welche angibt, wie vielmal ein Körper schwerer ist, als ein gleiches Volumen Wasser. Die D. der Körper ändert sich durch mechanischen Druck, Temperaturveränderungen, Krystallisation rc. Näheres siehe unter Specifisches Gewicht.

Dichtigkeitsmesser, s. Specifisches Gewicht.

Dichtkunst, s. Poesie.

Dicis causa (lat.), zum Schein, nur um die Formalien zu beobachten, ohne den Willen zu haben, etwas zu machen, oder zu halten.

Dickblatt, Pflanzengattung, s. v. a. Sedum Telephium *L.*

Dickdarm, s. Darm.

Dicke, s. Dimension.

Dickenberge, Höhenzug in der preußischen Provinz Westphalen, nordöstlich von Ibbenbüren und dem nordwestlichen Ende des Teutoburgerwaldes, mit dem Goldhügel (540 F.), enthält Steinkohlen.

Dickens, Charles, pseudonym Boz, der nahmhafteste der jetzt lebenden humoristischen Novellisten Englands, am 7. Februar 1812 in Landport bei Portsmouth geboren, wo sein Vater bei der Marine angestellt war, kam in seinem 2. Jahre nach London, in seinem 8. nach Chatham und später wieder nach London. Er zeichnete sich schon frühe durch eifriges Lesen der vaterländischen Novellisten und Dramatiker aus. Wenig bemittelt, trat er in London in die Dienste eines Advokaten, wo er Gelegenheit hatte, das englische Volksleben zu studiren, trieb zugleich im britischen Museum literarische Studien und wußte sich als Reporter, d. i. als Nachschreiber der öffentlichen und Parlamentsverhandlungen für die Zeitungen, so auszuzeichnen, daß er zur Mitredaktion des „Parlamentsspiegels" und später zur Mitarbeit am „Morning chronicle" gezogen wurde. In letzterer Zeitschrift veröffentlichte er zuerst die kurzen Skizzen von dem bunten Treiben der niederen Stände der Hauptstadt, die er bald darauf gesammelt als „Sketchs of London" (2 Bde.) mit Zeichnungen von Cruikshank herausgab. Seinen Ruhm aber gründete er durch seine „Pickwick papers" (1837—38), die in wöchentlichen Heften mit Federzeichnungen von Cruikshank und Phiz erschienen. Seine folgenden Romane: „Olivier Twist", „Nicholas Nickleby", „Master Humphrey's clock" (1840), „Barnaby Rudge" (1841) u. „Chuzzlewit" (1843—44), kommen, obwohl an künstlerischer Ausbildung und ergreifender Wirkung jenen ersten Roman übertreffend, demselben doch nicht gleich in der Naivetät des Humors, in der Absichtslosigkeit und gutmüthigen Lust, womit der Dichter dort die Schwächen und Thorheiten geißelt. Das Gebiet des Märchens betrat er mit seinen Weihnachtsgaben „A Christmas Carol", „Chimes" (1844), „The Cricket on the Hearth" (1845) und „Battle of life" (1846), welchen reizenden Dichtungen, in denen hauptsächlich sociale Fragen verhandelt werden, wieder die größeren Romane „Dombey and son" (1847), „David Copperfield" (1849—50) und „Little Dorrit" (1855 ff.) folgten. Nachdem er sich von der Redaktion der von ihm begründeten Zeitschrift „Daily news" zurückgezogen, begann er 1850 die Herausgabe einer Wochenschrift „Household words", die Unterhaltung mit Belehrung verbinden sollte und seit 1860 unter dem Titel „All the year round" erscheint. Als Supplement dazu erscheint monatlich „Household narrative of current events", eine Uebersicht der Zeitgeschichte. Weniger Theilnahme als seine Romane fanden seine „Notes of America" (1842),

die Frucht einer Reise dahin. Seine „Pictures from Italy“ (1846) erschienen zuerst theilweise in den Daily news. Sein Werk „A childs history of England“ (Lond. 1852, 1. Bd.) ist eine für Kinder geschriebene Geschichte Englands. In den von der „Literary guild“, einer Anstalt zum Besten altersschwacher Literaten, in den vornehmsten Städten Englands gegebenen theatralischen Darstellungen entwickelte er ein bedeutendes dramatisches Talent. D., ohne Zweifel der namhafteste lebende Romandichter Englands, ist zugleich der bedeutendste Sitten- und Charakterzeichner vielleicht aller Völker. Die verschiedensten Seiten des englischen Volkslebens treten uns aus seinen Romanen mit unvergleichlicher Plastik entgegen; keine Regung des Menschenherzens ist seiner Beobachtung entgangen. Aber auch das Leblose und Unbewegliche weiß er zu kunstreichen Gemälden zu gruppiren u. oft mit einer ihm ganz eigenthümlichen Phantastik zu beleben, doch ist die so lebendig geschilderte Außenwelt immer nur der Schauplatz, auf welchem D. sich seine Menschen, die ächten Kinder seiner Phantasie u. seines Herzens, bewegen läßt. Seine Gestalten erscheinen uns fast immer originell, ja oft bizarr und dennoch so bekannt und vertraut, denn, wenn auch stets von entwickeltster Individualität, sind sie doch zugleich wahrhafte Menschen mit wahrhaft menschlichen Gefühlen u. Seelenkämpfen. Aber D. hat die Menschheit nicht nur mit dem Auge des Dichters beobachtet, er umfaßt sie auch mit der ganzen Fülle eines kindlichen, unverbitterten Gemüths. Daher gelingt ihm nichts vortrefflicher, als die Schilderung kindlicher Einfalt. Die berühmteste seiner Figuren ist Herr Pickwick, dieser unsterbliche alte Herr mit Brille und Kamaschen, der von seinem Kontortisch in das bunte Leben einer ihm bisher fremden Welt eintritt, um die Menschen zu beobachten, und in dem glücklichen Wahne, eine besonders praktische Natur zu sein, sich und Andere fortwährend in die ergötzlichsten Verlegenheiten verwickelt. Ueberall erscheint uns D. als ein weiches Gemüth, daher er auch auf Feste, namentlich auf das behagliche englische Weihnachtsfest, in seinen Romanen wiederholt zurückkommt und gern bei ihnen verweilt, sich nicht selten in seine eigenen Gestalten verliebt und dadurch breit wird und sich wiederholt. Diese vorherrschende Weichheit in D.' Charakteristik, diese Vertiefung in die edle und sittliche Seite der menschlichen Natur macht es erklärlich, daß ihm die Bösewichter nicht recht gelingen wollen. Er vermenschlicht die teuflischen Geschöpfe in seinen Romanen erst wieder, wenn er sie dem Untergange entgegenführt; dann erst, wenn beim Herannahen des Gerichts die Regungen des Gewissens in ihnen erwachen, wendet er ihnen sein Mitleid zu und zeigt wieder seine ganze Meisterschaft in der Seelenmalerei. Indem so der Schwerpunkt der bozischen Romane überall in der Charakteristik liegt, wird die Komposition in denselben zur Nebensache und erscheint höchst einfach, ja beinahe vernachlässigt. Nur im „Barnaby Rudge“, mit welchem D. einen Versuch im historischen Roman gemacht hat, ist der Plan mit größerer Sorgfalt angelegt und auf Spannung und Ueberraschung berechnet. Außer den schon erwähnten Werken haben wir von ihm die Romane: „Memoirs of Clown Grimaldi“ (Lond. 1837, 2 Bde.); „American notes; the haunted man and the ghost's bargain“ (1848); „Bleakhouse“ (1852); „Hard times“ (1853); „Little Dorrit“ (1855, 4 Bde.). Ins Deutsche übersetzten seine Schriften Roberts (Lpz. 1837 ff.), Moriarty (das. 1840 ff.), Kolb (Stuttg. 1841 ff.), Czarnowsky (Aachen 1841 ff.), Diezmann (Braunschw. 1838 ff.); einzelne Werke von ihm: Seybt, Bärmann, Tafel, Ferey u. A.

Dicke Tonne, Münze, s. Dickthaler.

Dickfuß, Vogelart, s. Regenpfeifer.

Dickgroschen, ehemalige königlich böhmische Münzen, $1^5/_8$—3 Loth schwer, sind mehr Denkmünzen, als zum Gebrauche bestimmt gewesen; sie sind der Anfang der Thaler und verloren ihren Namen durch diese.

Dickhäuter, Säugethierordnung, s. Vielhufer.

Dickpfennige, die ersten starken Silbermünzen, die seit dem 13. Jahrhundert nach den Brakteaten entstanden; ihr Werth war sehr verschieden. Der Name bezog sich auf die Gestalt.

Dickthaler, s. v. a. dicke Tonne, entstanden aus Ducaton, alte spanische Thaler. Auch die französischen Laubthaler nannte man hier und da sehr uneigentlich D. und dicke Tonne.

Diclinus (lat.), zweibettig, Bezeichnung derjenigen Pflanzen, welche getrennten Geschlechts sind, d. h. deren Staubfäden und Griffel in besondern Blüthen stehen. Sie bilden die Diclinia, eine Hauptabtheilung des linnéischen Systems, die Klassen Monoecia, Dioecia und Polygamia umfassend.

Dielytra *Borkh.*, Pflanzengattung aus der Familie der Fumariaceen, mit Corydalis nahe verwandt. Am bekanntesten ist die aus Sibirien u. China stammende D. spectabilis, als prächtige Zierpflanze ein Schmuck der Gärten und Treibhäuser. Obwohl sie schon Linné bekannt war, wurde sie doch erst durch Fortune aus China in Europa eingeführt, wo sie zu den beliebtesten Modeblumen gehört. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer feinblätterigen Päonie nennen die Chinesen sie auch Moulan, d. i. Päonie. Die Blumen sind rosenroth und weiß und stehen in zierlichen Trauben an langen Stengeln. Die Kultur ist leicht. Man zieht die Pflanzen durch Wurzeltheilung und Stecklinge, wie die Georginen, gibt ihnen humusreiche, mit Lehm vermischte, oder auch bloß Laub- und Heideerde und stellt sie so bald als möglich ins Freie, oder pflanzt sie aus dem Topfe auf ein Gartenbeet. Unter trockener Bedeckung dauert sie im Freien aus.

Dictamnus *L.* (Diptam), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch den 5theiligen, abfallenden Kelch, die 5 genagelten Kronenblätter, die niedergebogenen Staubgefäße, die drüsigen Staubfäden u. die 5 nach innen aufspringenden, 2samigen Balgkapseln. D. albus *L.* ist eine ausdauernde, krautartige Pflanze in Mitteleuropa, nicht selten in Deutschland auf sonnigen u. steinigen Stellen in Gebirgswäldern. Der Stengel ist 1 bis 3 Fuß hoch, einfach, aufrecht, oben etwas klebrig, mit einer Endtraube schöner, weißer, gestreifter Blumen; die Blätter sind abwechselnd, gefiedert, die Blättchen oval, am Grunde schief, glatt, 2 Zoll lang, 1 Zoll breit, mit geränderten Stielen. Eine Varietät hat rosenrothe, dunkelroth geaderte Blumen, längliche, am Grunde geschmälerte und ungleiche, 3 Zoll 10 Linien lange, 1 Zoll 2 Linien breite Blättchen und undeutlich geränderte Blatt-

stiele. Als Zierpflanze gedeiht der Diptam in jedem guten, tief gegrabenen Gartenboden u. wird besser durch den (im Herbst in Töpfe oder Kästchen zu säenden, gegen Frost zu schützenden) Samen, als durch Wurzeltheilung vermehrt. Die ganze Pflanze hat einen starken, gewürzhaften Geruch und enthält viel ätherisches Oel, das in warmen, trockenen Sommerabenden einen Dunstkreis um die Blüthen bildet, welcher durch Lichtflammen sich entzünden läßt. Die Wurzel, Radix Dictamni, weiße Diptamwurzel, Spechtwurzel, Eschen- oder Aschwurzel, hat frisch einen starken, nicht für Jeden angenehmen Geruch und einen bittern, scharf gewürzhaften Geschmack; durchs Trocknen werden beide sehr geschwächt. Sie besteht aus 3—6 Zoll langen und ¼—⅓ Zoll dicken, weißen, leichten Stücken mit schwammiger, durchs Trocknen übereinander gerollter Rinde, die sich von dem holzigen Kerne leicht löst. Ihre vorwaltenden Bestandtheile sind ätherisches Oel, Harz und bitterer Extraktivstoff. Sie wirkt mild tonisch erregend auf den Darmkanal und die Menstruation befördernd und wurde sonst bei Verdauungsschwäche, gegen Würmer, unterdrückte Menstruation rc. gerühmt, ist jetzt jedoch noch kaum mehr im Gebrauche.

Dicta probantia (loca probantia, lat.), Beweissprüche, Beweisstellen; besonders die Bibelstellen, worauf ein Glaubenssatz gegründet oder woraus er abgeleitet wird.

Dictatura (lat., Diktatur), das Amt eines Diktators (s. d.), in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung die vom Reichsobermarschall den Kanzlisten der einzelnen Komitialgesandtschaften mit der Aufschrift Dictatum etc. übergebene Schrift, welche Alles enthielt, was zur Kunde des Reichs gelangen sollte u. daher einen Theil der Reichsakten ausmachte; gegenwärtig die an sämmtliche Bundestagsgesandtschaften erfolgende Mittheilung der loco dictaturae gedruckten Eingaben und Verhandlungen bei den vertraulichen Sitzungen der Bundesversammlung.

Dicte, Gebirge im östlichen Theile der Insel Kreta, von den Städten Lyctus und Präsus an bis zum samonischen Vorgebirge, jetzt Gebirge von Stia oder Setia.

Dicto die (lat.), am genannten Tage, abgekürzt: d. d.

Dictum de omni [D. de exemplo] **et nullo** [D. de diverso] (lat.), logischer Grundsatz: Was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch allen Arten und Individuen derselben. Beispiel: Bäume sind Pflanzen, Pflanzen haben Wurzeln, folglich haben die Bäume auch Wurzeln.

Dictum de reciproco (lat.), logischer Grundsatz: Wenn Etwas dies oder jenes Ding ist oder nicht ist, so gibt es auch dies oder jenes Ding, welches die Eigenschaft von jenem Etwas hat und umgekehrt. Beispiel: Wenn die Bäume zu den Pflanzen gehören, so gibt es auch einige Pflanzen, welche Bäume sind; oder: Wenn kein Baum ohne einen Stamm ist, so ist auch eine Pflanze, die keinen Stamm hat, kein Baum.

Dictum factum (lat.), gesagt, gethan; wie gesagt, so geschehen.

Dictys, aus Gnossus auf Kreta, Gefährte des Idomeneus im trojanischen Kriege, angeblich Verfasser eines hierauf bezüglichen Tagebuchs in phönicischen Buchstaben, einer Schrift über Ilium und dessen Geschichte, sowie eines Werks über den Raub der Helena. Jenes Tagebuch soll in D.' Grabe von Hirten aufgefunden und von dem Herrn derselben, Eupraxis oder Praxis, durch den römischen Gouverneur von Kreta, Rutilius Rufus, an Nero abgeliefert worden sein. Das Vorhandensein eines solchen Werks in griechischer Sprache läßt sich nicht bezweifeln, doch ist der wahre Verfasser wohl ein jüngerer D. aus Kreta, oder, wie Einige annehmen, der genannte Eupraxis selbst. Wir besitzen unter dem Titel „Dictys Cretensis Ephemeris belli Trojani“ nur noch eine lateinische Uebersetzung oder Bearbeitung aus der Zeit Diocletians (305—313 n. Chr.). Dieselbe ist das Werk eines gewissen Q. Septimius und enthält die Erzählung des Raubes der Helena und der trojanischen Ereignisse bis zum Tode des Ulysses. Manches darin weist uns auf unbekannte Quellen hin, weicht von Homer ab und liefert nicht unwesentliche Beiträge zur Kenntniß des trojanischen Sagenkreises. Für die Mythographen des Mittelalters war die Schrift eine Hauptquelle, ebenso für die deutschen Dichter, welche die trojanischen Helden besangen. Ausgaben gibt es von Smids (Amsterd. 1702), von Dederich (Bonn 1832); deutsche Uebersetzungen erschienen Helmstädt 1774, französische von N. L. Achaitre (Paris 1813, mit lat. Text, 2 Bdchn.).

Dicypellium *Nees*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, mit der einzigen Art: D. caryophyllatum *Nees*, Persea caryophyllata *Mart.*, in Brasilien Licari Kanali, ein schöner Baum bei Mandioca in Brasilien, mit länglichen, langzugespitzten, kahlen Blättern, 5—6blüthigen, trugdoldigen, purpurrothen Blüthenstielen und elliptischer, oben genabelter Beere auf dem mit einwärts gekrümmtem, stumpfem Zipfel versehenen Fruchtkelche. Die Rinde dieses Baumes ist seit mehren Jahren als eine vorzügliche Sorte des Nelkenzimmts, Cassia caryophyllata, nach Europa gekommen. Das Holz wird Pfefferholz, Lignum Capsici, genannt.

Didaktik (v. Griech.), Unterrichtslehre, der Theil der Erziehungslehre, welcher die Gesetze u. Regeln für den Unterricht enthält, bisweilen auch s. v. a. Unterrichtskunst.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didam, Dorf in der belgischen Provinz Geldern, mit 2100 Einw. Dabei sonst der Meursethurm, worin angeblich Drusus' Asche aufbewahrt war.

Didaskalia (griech.), Belehrung, Unterweisung, Unterricht, besonders die Unterweisung und Anleitung, welche die dramatischen Dichter Athens den zur Aufführung ihrer Stücke bestimmten Personen rücksichtlich des Vortrags rc. ertheilten; auch die Aufführung selbst, oder auch der scenische Wettkampf, in sofern sich auf dem athenischen Theater 3 dramatische Dichter mit ihren Stücken um den Preis zu bewerben pflegten; dann eine Tafel, worauf ein solcher Wettkampf, die kämpfenden Dichter, ihre Stücke, der Sieger nebst dem gerade regierenden Archon, vielleicht auch die Namen des Choragen u. der vorzüglichsten Schauspieler verzeichnet waren. Später machte man davon Abschriften, sammelte die Verzeichnisse der tragischen und komischen Wettkämpfe und legte sie in besondern Schriften nie-

der, weshalb eine solche Schrift mit zugefügten Bemerkungen, Erläuterungen u. Untersuchungen über die verzeichneten Stücke und ihre Aufführung ebenfalls D. genannt wird. Dergleichen Schriften gab es von Aristoteles, Dicäarchus, Callimachus, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Carystius u. A., von denen sich aber keine erhalten hat. Doch sind ihnen die Angaben der spätern Grammatiker und Scholiasten über die Aufführung, den Erfolg ꝛc. vieler Tragödien und Komödien entnommen. Auch bei den Römern gab es ähnliche Verzeichnisse dramatischer Aufführungen, z. B. von Attius.

Diday, François, schweizerischer Landschaftsmaler, geboren 1812 in Genf, bildete sich in Paris und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. Hauptwerke von ihm sind: die Mühle zu Montreux, der Sturm (1831), die Sennhütte auf einer Alp im meyringer Thal, Heimkehr einer Fischerbarke auf dem Genfersee im Sturm, alle durch großartige Auffassung, Wahrheit der Darstellung und treffliches Kolorit ausgezeichnet.

Didekaëder (griech.), Krystallform, ein achtseitiges, an den Enden mit vier Flächen versehenes Prisma, z. B. Topas.

Didelphys (griech.), doppelte Gebärmutter; Beutelratte, s. Beutelthiere.

Diderot, Denis, einer der namhaftesten französischen Encyklopädisten, am 5. Oktober 1713 zu Langres in Champagne geboren, ward hier von Jesuiten erzogen und widmete sich den Rechten, trieb jedoch mit Vorliebe die schönen Wissenschaften, Mathematik, Physik und Philosophie, weshalb ihm sein Vater seine Unterstützung entzog. Den Grund zu seinem Ruhme legten seine „Pensées philosophiques“ (Paris 1746), später unter dem Titel „Etrenne aux esprits forts“ wieder abgedruckt, eine gegen die christliche Religion gerichtete Flugschrift, die, obgleich oder weil nach Beschluß des Parlaments vom Scharfrichter verbrannt, ungeheures Aufsehen machte. Seine „Lettres sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient“ (Lond. 1749) zogen ihm wegen einiger Stellen, die Madame Dupré u. Madame de Réaumur übelnahmen, ein Jahr Gefängniß zu Vincennes zu. Der Beifall, den sein in Verbindung mit Eidous u. Toussaint herausgegebenes mangelhaftes „Dictionnaire universel de médecine“ (Par. 1746, 6 Bde.) fand, bewog ihn zur Herausgabe eines encyklopädischen Lexikons des ganzen menschlichen Wissens: „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers etc.“ (das. 1751—65, 17 Bde. Fol. u. 2 Bde. Kupfer; Nachdrücke z. B. Genf 1781, 37 Bde.) in Verbindung mit Daubenton, Rousseau, Marmontel, Leblond, Lemonnier und besonders d'Alembert. D. selbst lieferte alle in die Künste und das Gewerbwesen einschlagenden Artikel. Aber das Werk warf sehr geringen Gewinn für ihn ab, u. er gerieth in so große Noth, daß er seine Bibliothek für 50,000 Livres an die Kaiserin von Rußland veräußern mußte. Auf ihre Einladung besuchte er sie in Petersburg, mißfiel aber durch ein zweideutiges Quatrain, so daß er bald wieder abreiste. Während ihn die Redaktion der „Encyclopédie“ beschäftigte, machte er sich durch die sinnreichen, aber schlüpfrigen „Bijoux indiscrets“ als Romanschriftsteller u. durch den „Fils naturel“ (1757) u. den „Père de famille“ (1758) als Lustspieldichter bekannt; beide letzteren wurden als „Théâtre de D.“ oft gedruckt (u. A. Paris 1758, Amsterd. 1771, deutsch, von Lessing, Berlin 1781, 2 Bde). Zwei moralische Erzählungen: „Les deux amis de Bourbonne“ und „Entretien d'un père avec ses enfants“ (Zürich 1773), wurden von Geßner ins Deutsche übersetzt. Außerdem schrieb D. eine Menge belletristischer u. philosophisch-ästhetischer Werke. Er † zu Paris den 31. Juli 1784. Aus seinem Nachlasse erschienen noch „Essai sur la peinture“ (deutsch von Cramer, Riga 1797), Abdication d'un roi de la fève“, ein schon 1772 geschriebener Dithyrambus voll demokratischer Gesinnungen, und die Romane „Jacques le Fataliste et son maître“ (deutsch von Mylius, Berlin 1792, 2 Bde.), „La Religieuse“ (deutsch von Cramer, Riga 1797) und „Rameau's Neffe“, den Goethe übersetzte (Leipz. 1815), noch ehe das Original erschien. Eine vollständige Ausgabe der Werke D.s mit einer Einleitung über sein Leben und seine Schriften besorgte Naigeon (Paris 1798, 15 Bde., und öfter); die neueste erschien Paris 1821, 22 Bde., der sich die „Correspondance littéraire, philosophique et critique de Grimm et D.“ (daselbst 1829, 15 Bde.) u. die „Mémoires et correspondance et ouvrages inédits de D.“ (das. 1830—32, 4 Bde.) anschlossen. D., das Haupt der Encyklopädisten, hat durch seine Schriften die große politische u. sociale Revolution in Frankreich vorbereiten helfen. Sein Styl ist oft dunkel, weil er leicht ins Deklamatorische verfiel u. nach Effekten haschte; aber er dachte scharf u. war in Urtheilen u. im Motiviren derselben äußerst gewandt, weshalb seine Freunde, anfangs selbst Rousseau, zur Ueberarbeitung ihrer Schriften oft seine Hülfe in Anspruch nahmen. In der Poetik und Poesie vertrat er die Richtung des moralisch Rührenden und der Natürlichkeit, daher er oft der Vater des rührenden Lustspiels und des bürgerlichen Trauerspiels genannt wurde. Noch mehr als seine Darstellungsgabe in Schriften rühmen die Zeitgenossen seine hinreißende Beredtsamkeit im Gespräche. Ueber ihn schrieb seine Tochter, Madame de Vaudeuil, „Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de D.“ in Schellings „Zeitschrift für Deutsche“, Heft 1, 1813.

Didier le Seaube, St., Stadt im französischen Departement Oberloire, an der Semène, mit 3860 Einwohnern, Weinbau, Seidenspinnerei, Band- u. Papierfabrikation.

Didi Liachwi (großer Liachwi), Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Tiflis (Georgien), entspringt in den Schneebergen des hohen Kaukasus, vergrößert sich durch den Batara Liachwi (kleinen Liachwi) u. mehre andere Flüsse u. fällt in den Kur.

Didiscus *Dec.* (Doppelscheibe), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch die einfache, vielblumige, oben halbkugelige, bei der Reife zusammengezogene, mit einer vielblätterigen Hülle umgebene Dolde, fast gleiche Blüthen mit flachen Narben und die zusammengedrückte, an beiden Seiten mit 2 flachlichen Rippen versehene, fast kreisrunde, am Grunde herzförmige, oben eingedrückte u. mit den ausgesperrten Griffeln gekrönte Frucht. Die bekannteste Art, D. coeruleus *Hook.*, Trachymene coerulea *Graham*, ein Sommergewächs in Neusüdwales, ist eine schöne, 3—4 Fuß hohe Zierpflanze mit himmelblauen Blumen. Man säet den Samen im März ins warme Mistbeet oder in Töpfe, die man ins Warmbeet

senkt. Die jungen Pflanzen versetzt man in kleine, später nochmals in größere Töpfe und hält sie unter Glas mäßig warm. Im Mai pflanzt man sie an warmer Stelle ins freie Land, in lockern, fetten, mäßig feuchten Boden, einige auch zum Samentragen ins Glashaus nahe unter Glas, oder ins Zimmer. Die Pflanze verlangt eine lockere, nahrhafte, sandgemischte Lauberde mit einer Unterlage zerstoßener Scherben, im Sommer viel Luft, Schutz gegen viele Nässe und mäßiges Begießen.

Didius, Julianus, vollständig Marcus D. Salvius Julianus oder Marcus D. Commodus Severus Julianus, römischer Kaiser 193 n. Chr., Sohn des Petronius Didius Severus, Urenkel des berühmten Rechtsgelehrten u. Staatsmanns Salvius Julianus, geboren 132 n. Chr., erzogen von des Marcus Aurelius Mutter, Domitia Lucilla, ward durch den Einfluß derselben nach einander Quästor, Aedilis, Prätor und 179 Konsul, worauf ihm als Provinz Afrika zufiel. Nach des Pertinax Ermordung erkaufte er von den Prätorianern zu Rom die Kaiserkrone, allein das Volk und selbst die Heere in den Provinzen lehnten sich gegen ihn auf; Clodius Albinus in Britannien, Pescennius Niger in Syrien und Septimius Severus in Pannonien traten fast gleichzeitig als Gegenkaiser auf, und D. ward auf Befehl des Senats hingerichtet. Nach andern Nachrichten geschah dies erst später durch Severus.

Dido, d. i. Wandererin (nach Andern Männermörderin oder Heldenweib), eigentlich Elissa oder Elessar, auch Theiosso, die berühmte Gründerin Karthago's, war die Tochter des tyrischen Königs Mutgo (Matgenus, Methres, Belus oder Agenor), nach dessen Tode sie ihren Oheim Acerbas (Sichäus oder Sicharbas), einen Priester des Hercules, heirathete. Ihr Bruder, der König Pygmalion, ließ aus Habsucht denselben heimlich ermorden. D., durch ein Traumgesicht von der Unthat benachrichtigt, bat den Pygmalion um Schiffe, angeblich, um von Alttyrus zu ihm nach Neutyrus überzusiedeln, segelte aber ohne Verzug nach Cypern, verstärkte sich hier durch einen Jupiterspriester u. 80 geraubte Jungfrauen u. gelangte glücklich nach Afrika, wo ihr die Eingebornen ein Stück Land überließen. Die Sage, daß D. ursprünglich nur so viel Land erkauft habe, als mit einer Stierhaut belegt werden könne, daß dieselbe aber von ihr in dünne Riemen zerschnitten und um einen großen Raum gezogen worden sei, ist unstreitig erst aus Bozrah oder Birah, dem von den Griechen in Byrsa (Rindshaut) umgestalteten phönicischen Namen des befestigten Anbaues, entstanden. Durch den Anschluß vieler Nachbarn und durch die Gunst früherer phönicischen Niederlassungen in Libyen erweiterte sich die neue Kolonie bald so, daß D. noch zur Gründung einer förmlichen Stadt schreiten konnte, um 800 v. Chr., nach Andern schon im 11. Jahrhundert v. Chr. Dieselbe wurde zuerst Tyrus (Zor), dann Karthada, Karchedon oder Karthago, d. i. neue Stadt, genannt und lagerte um Bozrah oder Byrsa, das von jetzt an die Burg oder Akropolis bildete. Nach einiger Zeit forderte Jarbas oder Hiarbas, König der benachbarten Maxitaner (Mazikes), die Hand der D., im Weigerungsfalle mit Krieg drohend. D. willigte scheinbar ein, erbat sich aber eine Frist von 3 Monaten. Nach Verlauf derselben errichtete sie einen Scheiterhaufen, schlachtete, als ob sie den Geist des verstorbenen Gatten versöhnen wollte, viele Opferthiere, bestieg den Holzstoß und stieß sich mit dem Rufe, daß sie jetzt zu ihrem Gatten gehen werde, ein Schwert in die Brust. Andere Berichte lassen sie von ihrem Hause herab sich in den brennenden Scheiterhaufen stürzen. Die Karthager verehrten das Heldenweib fortan als Göttin. Virgil hat, vielleicht auf Vorgänger (z. B. auf Nävius) gestützt, die Geschichte der D. mit poetischer Freiheit behandelt. Nach ihm verläßt sie Tyrus mit ihrer Schwester Anna, nimmt während des Aufbaues der neuen Stadt den nach Libyen verschlagenen Aeneas auf, entbrennt in heftiger Liebe zu ihm u. gibt sich auf dem Scheiterhaufen den Tod, als der Geliebte auf Jupiters Befehl hat scheiden müssen.

Didodekaëder, Krystallform von 24 gleichen u. ähnlichen, ungleichschenkelig-triangulären Flächen umschlossen, welche eine doppelt-zwölfseitige Pyramide bilden. Die Flächen der einen sind auf die Flächen der andern aufgesetzt. Von den 24 Endkanten sind 12 stumpfer als die andern; 12 Seitenkanten liegen in Einer Ebene u. sind einander gleich.

Didot, berühmte französische Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Ihr Ahnherr war François D., geboren 1689, der sein Geschäft 1713 zu Paris begründete und den 2. November 1757 †. Sein ältester Sohn, François Ambroise, geboren im Januar 1730, erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit einem Zuge; druckte zuerst auf Velinpapier, das er erfand, goß schöne Antiquatypen (didotsche Lettern) und veranstaltete auch auf Ludwigs XVI. Befehl eine Sammlung von Klassikern zum Unterricht für den Dauphin. Er † am 10. Juli 1804. Dessen Sohn Pierre D., der Aeltere, im Januar 1760 geboren, übernahm 1789 die Buchdruckerei seines Vaters und lieferte Prachtausgaben vieler klassischer Schriftsteller in Folio. Unter andern druckte er auch Boileau's „Oeuvres" (1815, 3 Bde.) und Voltaire's „Henriade" (1819) mit ganz neuerfundenen Schriftarten. Nicht geringere Sorgfalt, als auf typographische Schönheit, verwandte er auf die Korrektheit und Reinheit des Textes und auf Gleichheit der Orthographie. Er † den 31. December 1853. Als Literator machte er sich besonders durch seinen „Essai de fables nouvelles" (1786), durch metrische Uebersetzung des ersten Buchs der horazischen Oden (1796) u. eines Fragments der Aeneis bekannt. Sein Sohn, Jules, ließ ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen. Firmin, Bruder des Pierre D., 1764 geboren, erhielt 1789 von seinem Vater die Schriftgießerei und lieferte die Lettern zu den Prachtausgaben seines Bruders. Er ist Erfinder einer neuen Schreibschrift und eines neuen Verfahrens im Stereotypendruck. Im J. 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohne ab und widmete sich dem öffentlichen Leben. Als Deputirter war er unter den 221, die 1830 gegen die Juliordonnanzen protestirten. Er † am 24. April 1836. Er übersetzte Mehres aus dem Griechischen und Lateinischen und schrieb die Tragödien „La reine de Portugal" und „La mort de Hannibal". D. Saint-Leger, Sohn des Pierre François D., erfand das Papier ohne Ende. Ambroise Firmin, Sohn Firmin D.s, den 20. December 1790 geboren, studirte besonders die alten Sprachen, bereiste den Orient, war dann Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel u. trat

später in das Geschäft seines Vaters, das er 1827 mit seinem Bruder Hyacinth Firmin, geboren den 11. März 1791, übernahm. Er besorgte viele treffliche Werke von Champollion, Jacquemont ꝛc., die neue Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie française" u. eine neu revidirte Ausgabe des „Thesaurus linguae graecae" von Henricus Stephanus. Er selbst schrieb „Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817". Die bedeutendsten der neuern Unternehmungen des didotschen Geschäfts, das noch unter der Firma Firmin D. frères blüht, sind: die „Bibliothèque française", „Collection des classiques français", „Bibliothèque des auteurs grecs", die neuen Ausgaben des „Thesaurus graecae linguae" von Stephanus, das „Glossarium mediae et infimae latinitatis" von Dufresne, die „Nouvelle biographie générale" (1851 f.) u. a. m.

Didym (v. Griech., Zwillinge), zu den Erdmetallen gehörendes Element, welches neben Cerium und Lanthan besonders im Cerit von Riddarhyttan in Schweden vorkommt und von Mosander zuerst 1843 vom Cerium u. Lanthan unterschieden wurde. Das reine D. ist noch nicht bekannt, die Salze sind roth und violettroth.

Didyma, jonischer Ort im Gebiet von Miletus, 80 Stadien südlich von dieser Stadt, 18—20 Stadien vom Meere und dem Hafen Panormus, wohin eine auf beiden Seiten mit Statuen geschmückte Straße führte. Hier war ein uraltes Heiligthum u. Orakel des Apollo, das berühmteste nach dem delphischen, von Kreta aus gegründet, Sitz der Brachiden, welche ebenfalls ein von den aufsteigenden Dünsten einer Quelle begeistertes Weib weissagen ließen. Dieses Orakel stand vornehmlich bei den Aeolern und Joniern in Ansehen. Darius Hystaspes plünderte und zerstörte es 494 v. Chr. Der bald darauf von den Milesiern wieder besorgte, aber nie ganz vollendete Neubau war über 162 Fuß breit und wird rücksichtlich seiner Größe u. Pracht den Tempeln zu Eleusis und Ephesus an die Seite gesetzt. Die Hauptstatue, ein kolossaler eherner Apollo, von Comachus aus Sicyon gearbeitet, wurde später durch Xerxes nach Ecbatana gebracht, durch Seleucus Nicator aber wieder zurückgeschickt. Das Asylrecht des Tempels achteten auch die Römer. Noch zur Zeit des Kaisers Julianus ertheilte man hier Orakel. Neben Apollo standen zu D. besonders Jupiter u. Diana in hohen Ehren. Jetzt heißt der Ort Jeronda oder Joran. Von D. führte Apollo den Beinamen Didymäus.

Didymi (griechisch-lateinisch), Zwillinge, besonders das Zwillingspaar Apollo und Diana, einzeln auch Didymus und Didyme genannt.

Didymocarpus *Wallich* (Drehfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Gesneriaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die trichterförmige Korolle mit ungleichem, 5lappigem Rande u. die schotenartige, stielrunde, dünne, fast 4fächerige, gedrehte Kapsel, Kräuter u. Sträucher in Ostindien, von denen in unsern Gewächshäusern besonders vorkommt: D. Rhexii *Bot.*, Streptocarpus Rhexii *Lindl.*, auf dem Kap, in Ostindien, eine schöne Zierpflanze, der Gloxinia speciosa ähnlich. Aus der knolligen Wurzel kommen mehre längliche, runzelige, rauhe, gekerbte, über der Erde sich ausbreitende, unten netzförmige u. dick geaderte, 3—5 Zoll lange Blätter. Zwischen diesen erheben sich mehre aufrechte, einblumige, 5—8 Zoll hohe Blüthenschäfte; die Blumen sind nickend, blaßblau oder weißlichblau, etwa einen Zoll lang, im Schlunde purpurroth gestreift, mit stumpfen Randlappen. Man pflanzt das Gewächs in etwas sandige, lockere Dammerde, mit einer Unterlage zerstoßener Scherben, vermehrt es durch Samen und durchwintert es im Zimmer oder Glashause bei 6—8—12° Wärme.

Didymus, 1) alexandrinischer Grammatiker und Literat im Zeitalter des Augustus, Sohn eines Fischhändlers zu Alexandria, Schüler des Aristarchus, wegen seines eisernen Fleißes Chalkenteros, wegen der Menge seiner Schriften Bibliolathas genannt, war besonders als Kritiker und Kommentator Homers ausgezeichnet. Ein Theil seiner hierher gehörigen Studien ist uns in den sogenannten, jedoch nicht unmittelbar von ihm herrührenden „Kleinern Scholien Homers" aufbewahrt. Auch kommentirte er den Bacchylides und Pindar, die Dramen des Sophocles, Euripides, Aristophanes, Cratinus, Menander und anderer Dichter, die Reden des Demosthenes, Isäus, Hyperides, Dinarchus ꝛc. Das Beste in den vorhandenen Scholien zu Pindar u. Sophocles ist sein Werk. Noch haben wir von ihm eine Abhandlung über die Masse der Steine u. der verschiedenen Holzarten, herausgegeben von A. Mai, als Anhang zu den Fragmenten der Ilias (Mailand 1819).

2) D. der Blinde, Kirchenlehrer und fast ein halbes Jahrhundert hindurch Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandria, geboren 309, Lehrer des Hieronymus und Rufinus, Freund Antonius des Großen, † 395. Seit frühester Jugend erblindet, hatte er sich dennoch in der Theologie, sowie in der griechischen Philosophie u. Mathematik die gründlichsten Kenntnisse erworben. Als Dogmatiker, Exeget und Moralist schließt sich D. genau an Origenes an, nur zeigt er sich in einzelnen Punkten, namentlich in der Trinitätslehre, rechtgläubiger als dieser. Dennoch wurde er auf der fünften ökumenischen Synode zu Konstantinopel 553 und später noch mehrmals, besonders wegen seiner Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seele, ihrer Reinigung auf Erden ꝛc., als Ketzer verdammt. Von seinen Schriften wurden die „contra Arianos" oder „de Trinitate libri III" wieder aufgefunden und griechisch und lateinisch vollständig herausgegeben von J. A. Mingarelli (Bologna 1769); „De spiritu sancto", nur in der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus vorhanden, ist besonders abgedruckt Köln 1531 und Helmstädt 1611. „Adversus Manichaeos" wurde griechisch und lateinisch herausgegeben von Combefisius im „Auctuarium graecorum Patrum" (Bd. 2), wiederholt mit Untersuchungen über D. von J. Basnage in seiner Ausgabe des Canisius. „Expositio VII canonicarum epistolarum" ward von Epiphanius Scholasticus ins Lateinische übersetzt oder vielmehr überarbeitet und so in die Bibliotheken der Kirchenväter aufgenommen, nach dem Urtexte aber aus Matthäi's Scholien von Lücke theilweise wieder hergestellt und herausgegeben in „Quaestiones ac vindiciae Didymianae" (Göttingen 1829—30). Außerdem verfaßte D. Kommentare zu den Psalmen, zu Hiob, Jesaias, Hoseas, Zacharias, den salomonischen Schriften und zu den Evangelien des Matthäus und Johannes, wovon sich Bruchstücke bei Johannes Damascenus (Parall. ss.

Opp.), ferner in den Catenen des Corderius, Nicetas u. Theodorus Peltanus finden. Seine Exegese ist meist grammatisch, nur bisweilen dogmatisirend, behufs der praktischen Anwendung allegorisch.

Didynama stamina (lat.), zweiherrige, zweimächtige Staubfäden, in Zwitterblüthen mit vier Staubfäden, von denen aber zwei länger und zwei kürzer sind, wie dies bei der Mehrzahl der Labiaten der Fall ist. Die Pflanzen mit solchen Blüthen bilden die 14. Klasse des linnéischen Systems, Didynamia, welche in zwei Ordnungen: Gymnospermia und Angiospermia, zerfällt.

Dié, 1) Stadt im französischen Departement Drôme, am rechten Ufer der Drôme, ist sehr alterthümlich gebaut, Sitz eines Obertribunals und hat 4000 Einwohner und Fabriken für Tuch, Papier, Leder, Seidenspinnerei, Seiden- u. Wollenweberei, Handel mit Muskatwein (Clairette de D.) und Seide. In der Umgegend finden sich mehre Mineralquellen, einige Stunden davon der sogenannte unersteigliche Berg (Montagne inaccessible) und der Mont aiguille, welcher letztere die Form einer umgestürzten Pyramide hat. Beide werden zu den sieben Wundern der Dauphiné gerechnet. Im Alterthum war D. eine Stadt der Vokontier in Gallia transalpina und hieß Dea Vocontiorum, nachdem aber eine römische Kolonie hierher gesandt worden war, Colonia Augusta Dea Vocontiorum. Im 4. Jahrhundert war D. schon ein Bischofssitz. Nach und nach wurde die Stadt burgundisches und fränkisches Besitzthum und kam endlich unter die deutschen Kaiser. Im 11. Jahrhundert hatte D. seine eigenen Grafen. Im Jahre 1178 wurde die Stadt von Kaiser Friedrich I. dem dortigen Bischof geschenkt. Im Jahre 1275 wurde das Bisthum mit dem zu Valence vereinigt, aber 1697 wieder als eigenes hergestellt. Während der Religionskriege im 16. Jahrhundert hatte D. viel zu leiden. Seit der französischen Revolution ist dem Bischof die Herrschaft über die Stadt entzogen.

2) (St. D., St. Diey, St. Diez), Stadt im französischen Departement Vogesen, zu beiden Seiten der Meurthe, in einem herrlichen Thale, mit Obertribunal, alter Domkirche, Seminar für Geistliche und Schullehrer, Bischofssitz und 9000 Einwohnern, die Baumwollenspinnerei u. Baumwollenweberei, Gerberei, Potaschesiederei, Bierbrauerei u. Handel mit Leder, Getreide, Eisen, Vieh und Holz treiben. Das hier befindliche alte Kloster, welchem die Stadt ihren Ursprung verdankt, wurde 1625 in ein Stift und 1776 in ein Bisthum umgewandelt, welchem König Stanislaus Leszczynski die Grafschaft Diez und das Vermögen einiger eingezogenen Klöster überließ. In der Nähe finden sich Mineralquellen; die ehemaligen Kupfer- und Eisenminen sind eingegangen. Bei D. und dem Dorfe St.-Marguerite siegten am 10. Jan. 1814 die Bayern unter Deroy über die Franzosen unter Héritier und Du Hesne.

Dieb, s. Diebstahl.

Diebitsch-Sabalkanski, Hans Karl Friedrich Anton von Diebitsch u. Narden, Graf von, russischer Feldmarschall, ward am 13. Mai 1785 zu Großleippe in Schlesien als Sohn eines Generalmajors und Inspektors der Waffenfabriken zu Tula geboren, erhielt seine Bildung in dem Kadetenhause zu Berlin und trat 1801 als Fähnrich in das russisch-semenowische Gardegrenadierregiment. Wegen seiner bei Austerlitz, Eylau u. Friedland bewiesenen Tapferkeit zum Hauptmann befördert, benutzte er sodann die Friedensjahre zu seiner Ausbildung in den Kriegswissenschaften. Im Jahre 1812 kam er als Generalquartiermeister zum wittgensteinschen Corps, ward zur Belohnung für seine kühne Vertheidigung einer Brücke bei der Wiedereinnahme von Poloczk Generalmajor und zog als solcher mit York, den er in geheimer Unterredung zum Abfall von Napoleon vermochte, in Berlin ein. Nach der Schlacht bei Lützen zu Barclay de Tolly's Armeecorps nach Schlesien versetzt, ward er beauftragt, den geheimen Vertrag zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England, der am 14. Juni 1813 zu Reichenbach zu Stande kam, abschließen zu helfen. Große Tapferkeit bewies er bei Dresden und Leipzig, wo ihn der Kaiser zum Generallieutenant erhob. Als in dem Feldzug von 1814 Schwarzenberg beim Vorrücken auf Paris zurückgedrängt wurde, sprach sich D. entschieden gegen den schon beschlossenen Rückzug aus, weshalb ihm Alexander am Tage des Einrückens in Paris eigenhändig den Alexander-Newskyorden umhing. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde er zum Kongresse nach Wien berufen u. von da als Chef des Generalstabs zum ersten Armeecorps gesandt. Nach dem Frieden ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generaladjutanten und 1822 zum Chef des großen kaiserlichen Generalstabs. Nach Alexanders Tode machte er sich bei einem zu Petersburg ausbrechenden Aufstande dem Kaiser Nikolaus durch Klugheit und Menschlichkeit bemerklich und ward zum Baron u. nachher zum Grafen ernannt. In dem im Frühling 1828 begonnenen Feldzug gegen die Türken erwarb er sich durch die Eroberung von Varna den St. Andreasorden, sowie als Oberbefehlshaber seit dem Februar 1829 für den durch die blutige Schlacht bei Kaletschwa erzwungenen Uebergang über den Balkan den Ehrennamen Sabalkanski; auch führte das Infanterieregiment Tschernigow seitdem seinen Namen. Mit dem St. Georgsorden geschmückt u. zum Feldmarschall ernannt, kehrte D. nach beendetem Kriege nach Petersburg zurück, hielt sich aber sodann längere Zeit in Berlin auf. Der Aufstand der Polen rief ihn aufs Neue zu den Waffen. An der Spitze der russischen Armee überschritt er am 25. Jan. 1831 die polnische Grenze, konnte aber seine Streitkräfte erst 12 Tage später, als er berechnet, bei Praga vereinigen und ward hier von den schwächern, aber mit dem Muthe der Verzweiflung ausgerüsteten Polen vollständig geschlagen. Bald nach der Schlacht bei Ostrolenka verlegte er sein Hauptquartier nach Kleczewo bei Pultusk, wo er am 10. Juni 1831 der Cholera erlag.

Diebsinseln, s. Ladronen.

Diebssprache, s. Kochemer Sprache.

Diebstahl (Entwendung, furtum), im Sinne des römischen Strafrechts die widerrechtliche heimliche Besitzergreifung einer fremden oder eigenen Sache in der Absicht, sich dadurch widerrechtlich einen Vermögensvortheil zu verschaffen. Das ältere römische Recht kannte drei Fälle des D.s: Furtum ipsius rei, Zueignung der Sache selbst, Furtum usus, vorübergehende Benutzung der Sache, und Furtum possessionis, Unterschlagung einer anvertrauten Sache zum Zweck, den Naturalbesitz in Eigenthums-

besitz zu verwandeln. Die Strafe desselben war wesentlich eine Privatstrafe, eine Geldbuße, die dem doppelten oder vierfachen Werth der Sache gleich kam und dem Verletzten zufiel; erst später trat daneben eine öffentliche Strafe ein, deren Maß jedoch durch die Gesetze nicht vorgeschrieben war. Die Natur u. der Umfang des deutschen D.s sind lediglich aus den Bestimmungen der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. zu erkennen, u. obgleich dieselbe das römische Recht im Auge behält, ja sogar hier u. da ausdrücklich darauf hinweist, so sieht man doch, daß sie von deutschen Rechtsbegriffen und Gewohnheiten ausgegangen ist. Sie behandelt den D. unverhältnißmäßig weitläufig, und es ist nach ihr der D.: die wissentlich widerrechtliche Hinwegnahme einer fremden, beweglichen Sache aus dem Gewahrsam und wider Willen des Eigenthümers, jedoch ohne Anwendung von Gewalt gegen Personen, in der Absicht, sich durch Zueignung derselben einen unerlaubten Gewinn zu verschaffen. Es ist also der Begriff des D.s nach dem deutschen Strafrechte enger, als der des römischen Furtum, indem das Furtum usus u. possessionis ganz hinwegfällt, u. auch beim Furtum rei ipsius nur die Fälle als D. betrachtet werden, in denen die Sache wirklich aus dem Besitze eines Andern weggenommen worden ist. Es gründet sich dies auf das altdeutsche Institut der Gewere. Gleichgültig ist, ob die Sache schon eine bewegliche war, oder erst vom Diebe zu einer solchen gemacht worden ist. Voraussetzung ist immer die gewinnsüchtige Absicht (animus lucri faciendi), daher der D. nie fahrlässig (culpose) begangen werden kann. Glaubte Der, welcher die fremde Sache wegnimmt, die Einwilligung des Besitzers voraussetzen zu können, so liegt wegen des mangelnden Animus furandi kein D. vor. Ueber die Frage, wann der D. vollendet sei, herrscht große Meinungsverschiedenheit. Nach der Kontraktionstheorie reicht schon die Berührung der Sache hin; die Ablationstheorie verlangt die Hinwegnahme der Sache, sowie, daß dieselbe bereits in Gewahrsam gebracht worden; die Apprehensionstheorie fordert wirkliche vollendete Besitzergreifung. Für letztere sprechen sich die neuern Gesetzgebungen aus. Das deutsche Recht hebt verschiedene Strafschärfungs- und Strafmilderungsgründe hervor, womit verschiedene Eintheilungen des D.s zusammenhängen. So wird zwischen offenem und heimlichem D. unterschieden, und zwar findet der erstere Statt, wenn der Dieb, ehe er mit der gestohlenen Sache in seinen Gewahrsam kommt, betreten oder beschrieen worden ist. Eine andere Unterscheidung ist zwischen großem und kleinem D.; ersterer findet Statt, wenn der gemeine wahre Werth der Sache 5 Goldgulden oder mehr beträgt. Weiter unterscheidet man zwischen dem einfachen D., d. i. dem D. in seiner gewöhnlichen Erscheinung, u. dem ausgezeichneten D., welcher letztere entweder ein qualificirter, d. i. mit härterer Strafe bedrohter, oder privilegirter, d. i. gelinder zu ahndender, D. ist. Beging der Dieb das Verbrechen mittelst Einsteigens, Einbrechens oder mit Waffen versehen, so wurde er mit dem Strange od. mindestens mit einer schweren verstümmelnden Leibesstrafe, z. B. mit Abhauen der Hand, bestraft. Eine bedeutende Erschwerung war es, wenn Jemand heilige, geweihte Sachen stahl (Kirchenraub); die Entwendung der Monstranz mit der Hostie war mit dem Feuertod bedroht. Milder wurde bestraft der D. zwischen Eheleuten, der sogenannte Hausdiebstahl, die Entwendung von Früchten auf dem Felde bei Tage, das Hauen von Holz und dessen nachherige Mitnahme, die Entwendung eßbarer Gegenstände zur Abwendung des Hungertodes (wobei sogar der Kirchendiebstahl straflos blieb) u. A. m. Allgemein wurde der nächtliche D. härter bedroht, als der am Tage begangene, womit auch die neueren Gesetzgebungen übereinstimmen. Ob das Objekt des D.s öffentliches od. Privateigenthum ist, macht in der Carolina keinen Unterschied, wohl aber heben neuere Gesetzgebungen die Entwendung von Staatseigenthum als besonders strafbar hervor. Die neueren Gesetzgebungen gehen bei Beurtheilung und Bedrohung des D.s im Ganzen von weit mildereren Ansichten aus, als das gemeine deutsche Recht u. die Carolina, die den D. mit Landesverweisung, Leibes-, auch Lebensstrafe, mit letzterer unbedingt beim dritten Rückfall, bedroht. Fast durchweg sind heut zu Tage die verschiedenen Strafen des D.s von Gefängniß bis zu Zuchthaus hauptsächlich nach dem Werthbetrage des Entwendeten abgestuft. Auch die französische Gesetzgebung ist in der Neuzeit von der Strenge des Code pénal abgekommen, und der Strenge des englischen Rechts, das hierin mit der Carolina wetteifert, weiß man durch die meist sehr niedrige Abschätzung der gestohlenen Gegenstände auszuweichen. Von den neueren Gesetzgebungen unterscheiden einige zwischen bloßen Polizeiübertretungen (Vergehen) und eigentlichen Verbrechen und verstehen unter den letzteren die unter erschwerenden Umständen begangenen Entwendungen, z. B. das österreichische, bayerische, würtembergische Gesetzbuch. Die Entwendungen werden mit einfachem Gefängniß von wenigen Wochen oder Monaten bedroht. Andere Gesetzgebungen, denen diese Eintheilung fremd ist, kommen dennoch in Bezug auf die Strafe jenen gleich, indem sie die einfachen Diebstähle mit ähnlicher Gefängnißstrafe belegen. Alle aber haben das gemeinschaftlich, daß sie eine ziemlich große Anzahl von verschiedenen Umständen hervorheben. Unter diesen ist namentlich anzuführen: D. an Sachen, welche ohne besondere Verwahrung der öffentlichen Sicherheit anvertraut zu werden pflegen, Kirchendiebstahl, D. aus Gräbern, D. zur Zeit einer dringenden Gefahr, D. mittelst Erbrechens verschlossener Behälter, Einsteigens, Benutzung von Diebswerkzeugen, D. zur Nachtzeit, Marktdiebstahl, Taschendiebstahl, D. in verabredeter Verbindung, Widersetzung des ertappten Diebes, D. mit Waffen: sogenannter gefährlicher D., Rückfall rc. Die Strafe des D.s unter erschwerenden Umständen besteht in längerer oder kürzerer Arbeits- oder Zuchthausstrafe, übersteigt aber die Dauer von 10—15 Jahren nicht. Nur für den Gewohnheitsdieb, welchem das Stehlen zur unbezwinglichen Gewohnheit geworden, ist nach manchen Strafgesetzbüchern Zuchthausstrafe bis zu lebenslänglicher Dauer angedroht. Todesstrafe tritt nirgends ein. Allgemein wird der Familiendiebstahl, d. i. der zwischen Ehegatten, Ascendenten und Descendenten u. zwischen Geschwistern begangene, milder u. nur auf Anzeige des Bestohlenen bestraft, wobei jedoch die Grenze rücksichtlich der Seitenverwandten, zwischen welchen die Verwandtschaft einen Milderungsgrund abgibt, verschiedenartig bestimmt ist. Der Ersatz des Ge-

stohlenen gibt überall einen Milderungsgrund ab, in einzelnen Fällen tritt sogar, namentlich wenn der Verbrecher freiwillig und vor dem Einschreiten der Behörde Ersatz leistet, Straflosigkeit ein. Auch der Forstdiebstahl, Hausdiebstahl, d. i. gegen Personen, mit denen der Dieb in derselben häuslichen Gemeinschaft lebt, D. an Lebensmitteln zum unmittelbaren Genusse werden milder bestraft. Neuere Strafgesetzbücher nehmen meist auch den Funddiebstahl mit hierher und bedrohen ihn regelmäßig mit einem die Hälfte der für den einfachen D. geordneten Strafe nicht übersteigenden Strafsatze.

Dieburg, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, nordwestlich von Darmstadt, an der Gernspring, vor dem nördlichen Fuße des Odenwaldes, hat ein freiherrlich von albinisches Schloß mit schönen Gartenanlagen, eine Burg Stockau, eine Strafarbeitsanstalt für weibliche Sträflinge und 3700 Einwohner, die Stahl- und Blechwaarenfabrikation, Roth- u. Weißgerberei, Hutmacherei, Leinweberei und andere Gewerbe betreiben. D. ist römischen Ursprungs, wie die vielen dort aufgefundenen Münzen, Aschenurnen u. dergl. und ein in der Altstadt entdecktes römisches Bad beweisen. Später hatte D. eine königliche Burg. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts kam es an das Erzstift Mainz u. 1802 an Hessen.

Dieck, Karl Friedrich, ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Halle, am 27. Juni 1798 zu Kalbe an der Saale geboren, studirte in Halle, Berlin und Göttingen, habilitirte sich an ersterer Universität und ward 1826 außerordentlicher u. 1833 ordentlicher Professor daselbst. Mit Ausnahme seiner ersten Schrift „Historische Versuche über das Kriminalrecht der Römer“ (Halle 1822) widmete er als Schüler Eichhorns seine ganze akademische und literarische Thätigkeit dem germanischen Rechte. Von seinen Schriften nennen wir noch: „Das gemeine in Deutschland gültige Lehnrecht im Grundriß mit beigefügten Quellen“ (Halle 1823, 2. Aufl. 1827); „Geschichte, Alterthümer und Institutionen des deutschen Privatrechts im Grundriß mit beigefügten Quellen“ (das. 1826); „Literärgeschichte des longobardischen Lehnrechts bis zum 14. Jahrhundert“ (das. 1828); „Beiträge zur Lehre von der Legitimation durch nachfolgende Ehe“ (das. 1832) u. A.

Dieckhoff, August Wilhelm, deutscher protestantischer Theolog, geboren den 5. Febr. 1823 zu Göttingen, wirkte hier seit 1854 als Professor der historischen und systematischen Theologie und ward 1861 als Professor der historischen Theologie und Mitdirektor des homiletisch-katechetischen Seminars nach Rostock berufen. Außer einigen Schriften zur Geschichte der Waldenser und zahlreichen kleineren und größeren Abhandlungen in theologischen Zeitschriften veröffentlichte er „Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter“ (Göttingen 1854, Bd. 1). Mit Kliefoth gibt er seit 1860 zu Schwerin die „Theologische Zeitschrift“ heraus.

Diede, Charlotte, geboren um 1770, lernte 1788 Wilhelm von Humboldt in Pyrmont kennen und suchte, als sie, nach einer unglücklichen Ehe in Braunschweig lebend, in Folge der Kriegsereignisse von 1813 um ihr Vermögen gekommen war, dessen Rath nach. In Folge davon entspann sich zwischen Beiden ein Briefwechsel, der bis zu Humboldts Tod dauerte und nach D.'s Tode von Frau von Lützow (Therese von Bacharach) unter dem Titel „Briefe an eine Freundin“ (Lpz. 1847, 6. Aufl. 1856) veröffentlicht ward.

Diedenhofen, deutscher Name der Stadt Thionville in Frankreich.

Diefenbach, Lorenz, namhafter deutscher Sprachforscher, 1806 zu Ostheim im Großherzogthum Hessen geboren, widmete sich zu Gießen theologischen und philosophischen Studien, beschäftigte sich sodann zu Frankfurt a. M. vorzüglich mit neuern Sprachen, lebte hierauf eine Reihe von Jahren als Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach und hielt sich später an verschiedenen Orten Deutschlands auf, auch die Schweiz, Belgien und Frankreich besuchend. Im Jahre 1845 trat er zu Offenbach der von ihm hier mitbegründeten deutschkatholischen Gemeinde bei. Zum Abgeordneten in das Vorparlament zu Frankfurt a. M. gewählt, nahm er später hier seinen Wohnsitz und widmete sich schriftstellerischer Thätigkeit. Außer zahlreichen wissenschaftlichen, kritischen und politischen Aufsätzen, religiösen Gelegenheitsschriften, Novellen und „Gedichten“ (1. Sammlung, Gießen 1840, 2. Sammlung 1841) veröffentlichte D. eine Reihe wissenschaftlicher Werke, unter denen besonders zu nennen sind: „Ueber die romanischen Schriftsprachen“ (Gießen 1837); „Ueber Leben, Geschichte und Sprache“ (das. 1835); „Mittheilung über eine noch ungedruckte mittelhochdeutsche Bearbeitung der Sage von Barlaam und Josaphat“ (das. 1836); „Celtica“ (Stuttgart 1839—42, 3 Bde.); „Pragmatische deutsche Sprachlehre“ (das. 1847, 2. Aufl. 1851); „Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache oder Lexicon comparativum linguarum Indogermanicarum“ (Frankf. 1846 ff., 3 Bde.) und „Origenes Europaeae“ (das. 1860). Hierzu kommen noch die Romane: „Die Aristokratie“ (Frankfurt 1843), „Ein Pilger und seine Genossen“ (das. 1851) und „Eschenburg und Eschenhof“ (das. 1851).

Dieffenbach, 1) Johann Friedrich, berühmter Chirurg, 1792 zu Königsberg in Preußen geboren, ward in Rostock erzogen, studirte hier und in Greifswald Theologie, diente von 1813—15 als freiwilliger reitender Jäger unter den mecklenburgischen Truppen und wandte sich bald nach seiner Heimkehr der Heilkunst, besonders dem chirurgischen Theile derselben zu. Längere Zeit durch Walthers Vorträge an Wien gefesselt, begleitete er von hier 1821 eine blinde Dame als Arzt nach Frankreich, promovirte 1822 zu Würzburg, durch seine Inauguralschrift „Ueber die Transplantation thierischer Stoffe“ allgemeines Aufsehen erregend, und begab sich sodann nach Berlin, wo sein operatives Talent überraschend schnelle Anerkennung fand. Schon 1830 wurde er zum dirigirenden Wundarzt einer chirurgischen Abtheilung des Charitékrankenhauses und zugleich zum Mitglied der medicinischen Oberexaminationskommission ernannt und erhielt 1832 auch die Professur der operativen Medicin an der Universität. Er † den 11. November 1847. Unter den verschiedenen Zweigen der Operativchirurgie hat namentlich die anbildende Chirurgie dem Scharfsinne D.s ihre höchste Ausbildung zu verdanken. In der Rhinoplastik, Blepharoplastik, Ceratoplastik 2c., sowie für viele

andere Operationen hat er Verbesserungen und zum Theil ganz neue Methoden angegeben und sich namentlich ein großes Verdienst um Vereinfachung der chirurgischen Technik und damit um die leidende Menschheit erworben. D. war nur ein Mann der Praxis; seine akademischen Vorträge waren ohne streng wissenschaftliche Haltung und, wie auch seine Schriften, durchaus kunstlos. Gleichwohl bleiben auch letztere für den Fachmann von unbestrittenem Werthe, namentlich seine Fortsetzung des scheele'schen Werks „Die Transfusion des Bluts und die Einspritzung der Arzneien in die Adern“ (Berl. 1828), sowie die „Chirurgischen Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers“ (das. 1829—30, 2 Bde.). Resultate einer Reise nach Paris von 1836 sind seine vortrefflichen Aufsätze über französische Wundärzte und Chirurgie in „Caspers Wochenschrift“. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen: „Physiologisch-pathologische Betrachtungen bei Cholerakranken“ (2. Aufl., Berl. 1834); „Ueber die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln“ (das. 1841); „Die Heilung des Stotterns“ (das. 1841); „Ueber das Schielen“ (1842); „Die operative Chirurgie“ (Leipz. 1844—48, 2 Bde.) u. „Der Aether gegen den Schmerz“ (Berlin 1847). Er übersetzte auch: Roux, Staphyloraphie, 1826; Serres, Ueber die Augen der Insekten, 1826; Marshall Hall, Darstellung der Verrichtungen des Nervensystems, Hamburg 1840. Seine „Chirurgischen Vorträge“ wurden von Meyer (Berlin 1840) und französisch von Philipp (das. 1840) herausgegeben. Vergl. Herczegy, Memoiren aus dem Reisetagebuche eines ungarischen Arztes, Wien 1850; Breuning, D.s chirurgische Leistungen in Wien, das. 1841.

2) Ernst, Verwandter des Vorigen, 1811 zu Gießen geboren, widmete sich medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien u. betheiligte sich 1839 an einer Expedition nach Neuseeland, um dessen Kolonisirung er sich große Verdienste erwarb. Die Veröffentlichung der Resultate seiner Forschungen über Geognosie, Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie, in den „Travels in New-Zealand“ (London 1843, 4 Bde.), trug ihm nach seiner Rückkehr 1850 eine außerordentliche Professur für Geologie zu Gießen ein, wo er den 1. Oktober 1855 †.

Diège, französischer Fluß, entspringt in den Bergen von Mille Vaches und mündet unterhalb Bort im Departement Corrèze in die Dordogne.

Diegesis (griech.), in der Rhetorik die vollständige Erzählung einer Sache von Anfang bis zum Ende; daher diegetisch, s. v. a. erzählend.

Diego Garcia, größte Insel des südasiatischen Chagosarchipels, der, zwischen 5° und 8° südl. Br. liegend, aus lauter Koralleninseln besteht. Die Insel ist 3,3 Meilen lang, ragt aber nur 8—10 F. über dem Wasser hervor, nur aus einer Korallenmauer bestehend, welche eine Lagune umschließt. Sie ist bewohnt und liefert außer Kokosnüssen und anderen Früchten Geflügel, Schweine, auch etwas Baumwolle. Auf einigen Inseln dieses Archipels befanden sich französische Ansiedler.

Diego Rodriguez (Diego Ruys), eine zur Gruppe der Mascareñas gehörige Insel im indischen Ocean, hat ein sehr gesundes Klima, ist überaus fruchtbar, ward von Ansiedlern aus Mauritius bevölkert u. dient jetzt den Engländern als Schiffsstation.

Diekirch, Hauptort eines Distrikts in der niederländischen Provinz Luxemburg, an der Sauer, mit Progymnasium, Tuch- und Lederhandel und 3500 Einwohnern.

Diel, August Friedrich Adrian, deutscher Pomolog, 1756 zu Gladenbach geboren, ward Physikus daselbst, dann zu Dietz, auch Brunnenarzt zu Ems und seit 1790 nassauischer Hof-, später auch Geheimerath; er † 1833. Er machte sich besonders um die Obstkultur verdient. Von seinen Schriften nennen wir: „Versuch einer systematischen Beschreibung aller Obstsorten in Deutschland“ (Frankf. a. M. 1799—1821, 26 Hefte), wozu die „Systematische Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten“ (Stuttgart u. Tübingen 1821—32, 6 Bde.) eine Fortsetzung bildet, und „Systematisches Verzeichniß der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten“ (Frankfurt 1818, 1. und 2. Fortsetzung 1829—33). Er gab auch die medicinischen Kommentarien, von einer Gesellschaft Aerzte in Edinburg übersetzt, in 8 Bänden heraus und übersetzte selbst mehre medicinische Werke.

Diele, s. v. a. Bret, besonders ein zum Belegen von Fußböden verwendetes.

Dielenkopf (mutulus), tafelförmige Verzierung des Gebälks in der dorischen Säulenordnung, welche dem hervorragenden Ende (Kopfe) einer Diele gleicht, kommt unter der Kranzleiste und über den Triglyphen und Metopen vor. Zuweilen ist der D. mit Tropfen versehen, die an der Unterfläche hängen u. die vom Dache herabkommenden Regentropfen bedeuten.

Dielmann, 1) Jakob Friedrich, namhafter Genre- u. Landschaftsmaler, geboren 1809 in Frankfurt a. M. (Sachsenhausen), war Schüler Prestels u. des Lithographen Vogel u. wirkte thätig an dem von letzterem damals herausgegebenen „Rheinalbum“ mit. Nach Gründung des städelschen Kunstinstituts erhielt er auf Veits und Wendelstädts Betrieb ein Stipendium, so daß er die düsseldorfer Akademie besuchen konnte. Wenn hier seine eigentlichen Lehrjahre in der Malerei erst begannen, so halfen ihm angeborenes Talent und fleißiges Studium, wie der anregende Umgang mit Künstlern, wie Lessing, Achenbach, Bendemann, Becker, Pose u. A., alle Schwierigkeiten überwinden, und rasch machte er sich einen Namen in der damals aufkeimenden neuern Genremalerei. Er blieb bis 1842 in Düsseldorf u. kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er seinen bleibenden Wohnsitz aufschlug. Seiner damaligen Richtung entstammen eine Reihe von Darstellungen aus dem Volks- und Naturleben, welche sich theilweise in zahllosen Kopien verbreiteten und den Künstler rasch populär machten. Dahin ist vor Allem seine hessische Dorfschmiede zu zählen, ferner die Großmutter und ihre Enkel, der Pfarrherr mit den Kindern, der Dorfbarbier, das Kirchweihfest, die Prozession, die Kinder vor der Kirchthüre, das Bauernmädchen unter der Thüre u. a. Seine Hauptmotive entnahm er aus dem Landleben und vorzugsweise aus dem durch malerische Trachten berühmten Schwalmgrunde. Seine Darstellungen sind anmuthsvoll u., weil mitten aus dem Leben gegriffen, wahr. In

neuester Zeit hat D. sein Talent mehr der Darstellung von Lokalitäten mit Staffage gewidmet; auch in der Färbung, die bei ihm immer warm und lebendig war, scheint er einer geänderten Anschauung zu folgen, indem er viel mehr Licht gibt und alle tiefen Schatten, namentlich aber die farblosen, vermeidet. In Aquarellen hat D. Vorzügliches geleistet und kann sich hierin den Besten seiner Zeit an die Seite stellen. Ganz neuerlich erschien bei Kruttshoffer in Frankfurt a. M. ein Dielmann-Album, welches eine Anzahl Bilder dieses Künstlers in Farbendruck wiedergibt.

2) Johann, Bildhauer, wurde 1819 in Frankfurt a. M. geboren, besuchte das städelsche Institut und erhielt seinen ersten Unterricht von dem Bildhauer Professor Zwerger und ging später nach München, wo er Schüler Schwanthalers wurde. Er beschäftigt sich meist mit dekorativen Arbeiten, mit Ausschmückung von Lokalitäten, Sälen, Plafonds 2c., mit sinnreichen Kompositionen in Haut- und Basrelief. Auch in weiteren Kreisen bekannt machte ihn die bei dem 1859 Statt gefundenen großen Schillerfeste aufgestellte Statue des Dichters, die, nun neu modellirt, des Gusses in München wartet, um dann in Frankfurt einen bleibenden Standort zu finden.

Diemel, Nebenfluß der Weser, entspringt am Küstelberge am südlichen Ende der Egge, auf der Grenze zwischen dem Fürstenthum Waldeck und der preußischen Provinz Westphalen, durchströmt ein enges, gewundenes Flußthal u. mündet nach jähem Falle und nach 11 Meilen langem Lauf, nicht schiffbar, bei Karlshafen in Kurhessen.

Diemen, Anton van, Generalgouverneur der holländischen Niederlassungen in Ostindien, 1593 zu Kuylenburg geboren, widmete sich erst dem Handel, ging dann als Soldat nach Indien, arbeitete hier anfangs im Bureau des Gouverneurs und stieg rasch bis zur Würde eines ordentlichen Raths. Im Jahre 1631 führte er als Admiral die indische Flotte nach Holland, kehrte als erster Rath und Generaldirektor zurück und wurde am 1. Januar 1636 zum Generalgouverneur ernannt. Als solcher schloß er einen vortheilhaften Vertrag mit dem König von Ternate, führte einen glücklichen Krieg gegen den Beherrscher von Amboina, bemächtigte sich der portugiesischen Niederlassungen zu Ceylon u. Malakka, nöthigte den Vicekönig von Goa u. den König von Fars zum Frieden u. ward der Begründer des holländischen Handels in Tunkin. Er veranlaßte auch die Entdeckung von Neuseeland und die Eroberung jenes Theils von Neuholland, der seitdem seinen Namen (Vandiemensland) trägt, und machte auch sehr wichtige Entdeckungen in Japan (1643). Nicht weniger Aufmerksamkeit richtete er auf die innere Verwaltung, gründete Kirchen und Schulen und ordnete alle Zweige der Regierung. Er † am 19. April 1645.

Dienende Brüder, bei den geistlichen Ritterorden nichtadelige Brüder, die als gemeine Soldaten dienten; in Klöstern s. v. a. Laienbrüder, oder Donaten, in den Nonnenklöstern durch dienende Schwestern vertreten; bei den Freimaurern diejenigen Mitglieder des Bundes, welche die Aufwartung in der Loge und andere Dienste verrichten.

Dienstablösung, s. Ablösung.

Dienstadel (Beamtenadel), Adel, der durch Verwaltung gewisser Aemter erlangt wird od. zur Erlangung gewisser Stellen erforderlich ist; vergl. Adel.

Dienstag (Dinstag, lat. Dies Martis), der zweite Werktag der Woche, hieß in frühester Zeit in Schwaben Ziestag, bei den Bayern Eritac oder Erchtag und ist nach dem Kriegsgotte benannt, welcher im Althochdeutschen den Namen Zio, in Bayern Er oder Ir führte. Die Ableitung von Ding, s. v. a. Gericht, ist eben so unhistorisch, als mit den Regeln der Etymologie unvereinbar.

Dienstbarkeit, s. Frohnen und Servitut.

Dienstbote, s. Gesinde.

Dienstgefolge, s. Geleit.

Dienstmann, s. Ministeriales; dann s. v. a. Fröhner, Zinsbauer.

Dienten, Dorf im österreichischen Herzogthum Salzburg, im Pinzgau, mit großem Eisenwerke und 200 Einw. Darnach ist benannt die dientener Gruppe, in der sich der gletschertragende Hochgebirgsstock des ewigen Schneebergs bis 9049 F. und das breite, 7500 F. hohe Felsenplateau des steinernen Meeres (mit der 8385 F. hohen Schönfeldspitze) erheben, beides Kalkmassen, die auf der Grauwacke liegen.

Diepenbeek, Flecken in der belgischen Provinz Limburg, an der Demer, mit 2200 Einw.

Diepenbeek, Abraham van, namhafter niederländischer Maler des 17. Jahrhunderts, 1607, nach Andern 1620 zu Herzogenbusch geboren, widmete sich anfangs der Glasmalerei und wurde später in der Oelmalerei ein Schüler Rubens'. Nach seiner Rückkehr von Rom seit 1641 Mitglied der antwerpener Akademie, † er 1675 zu Antwerpen. Von D.s Meisterschaft in der Glasmalerei zeugen noch jetzt viele erhaltene Reste derselben, z. B. die Fenstermalereien in der Kapelle der heiligen Jungfrau in der Kollegiatkirche zu St. Jakob in Antwerpen, die Fenster in der Kirche der Minimen daselbst, die Chorfenster der Dominikanerkirche, sowie viele andere in der Karmeliterkirche, in der Kapelle der Armen, in der Hauptkirche 2c. Dieselbe Anerkennung verdient er als Historienmaler. Seine Kompositionen sind edel und voll Bewegung, trefflich in Erfindung und Haltung, und nur in der Zeichnung erreicht er nicht immer die nöthige Korrektheit; dagegen erinnert das Kolorit ganz an die Frische und Kraft Rubens', und besonders ist D.s Kenntniß des Helldunkels zu rühmen. Nach seinen Zeichnungen sind mehre vorzügliche Kupferstiche vorhanden; eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel „Tempel der Musen“ (Paris 1655, mit 59 Kupfern, neue Ausgabe von B. Picart unter dem Titel „Temple des muses“, Amsterdam 1735, in 60 Blättern, deutsch von Stockau 1754). Die Originalausgabe von 1655 ist jetzt sehr selten; außerdem erschienen noch 1676, 1742 und 1749 neue Abdrücke und Ausgaben, jedoch von geringerem Werth. Von D.s Oelgemälden besitzt das Museum zu Berlin: Maria mit dem Kinde, die dresdener Gallerie: Abraham, die Engel bewirthend, die Pinakothek zu München: Clölia, mit den Gefährtinnen den Tiber durchschwimmend.

Diepenbrock, Melchior, Freiherr von, Fürstbischof von Breslau, geboren am 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westphalen, wo sein Vater Hofkammerrath war, besuchte das französische Lyceum in Bonn, trat anfangs 1814 in das 13. Landwehrregiment ein und bezog 1818 die Universität Lands-

hut, um Cameralia zu studiren, wandte sich aber bald der Theologie zu, deren Studium er sodann zu Mainz u. Münster fortsetzte, und wurde zu Weihnachten 1823 zum Priester geweiht. Sein väterlicher Freund Sailer, welcher indeß Bischof von Regensburg geworden war, ernannte ihn zu seinem Sekretär und beförderte ihn hier stufenweise zum Kanonikus, Domprediger und Domdechanten und bischöflichen Generalvikar. Im Jahre 1845 ward er in den Freiherrenstand erhoben und zum Fürstbischof von Breslau erwählt, eine Stellung, welche durch die kirchlichen Zustände jener Provinz und namentlich durch die fast unmittelbar vorausgegangene Stiftung der deutschkatholischen Kirche in vielfacher Beziehung äußerst schwierig geworden war, die er jedoch trefflich ausfüllte. Im Jahre 1848 ward er zum frankfurter Parlament abgeordnet, 1849 provisorisch zum apostolischen Delegaten für die preußische Armee und 1850 zum Kardinal ernannt. Er † den 20. Jan. 1853 auf seiner Residenz zu Johannisberg in Oesterreichisch-Schlesien. Als Schriftsteller trat er bereits 1826 mit einer Auswahl von Uebersetzungen aus Calderon, Lope de Vega u. A., betitelt „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten“ (Regensb. 1826), auf, denen „Erinnerungen an den jungen Grafen von Stolberg“, ferner „Das Leben des heiligen Suso“ (2. Aufl., das. 1837) folgten. D.s Predigten (eine Sammlung erschien zu Regensburg 1841) zählen zu dem Besten, was die katholische Literatur auf diesem Felde in der neuern Zeit lieferte.

Diepholz, Grafschaft in der hannöverschen Landdrostei Hannover, 11,57 □Meilen groß, bildet eine Spitze zwischen Oldenburg und dem preußischen Westphalen, ist völlig eben, größtentheils Moor (diepholzer Moor), Bruch und Heide, bewässert von der Hunte und deren Zuflüssen, im Südwesten von dem Dümmersee und hat 21,000 Einw. Haupterwerbszweige sind die Zucht der Heideschnucken, Gänse und Bienen; außerdem Flachsbau, Garnspinnerei u. Leinweberei. Viele der ärmern Bewohner der Grafschaft suchen während des Sommers in Holland durch Torfstechen, Moorgraben u. Heumachen ihren Unterhalt (Hollandsgehen). Die Grafschaft umfaßt gegenwärtig die beiden Aemter D. u. Lemförde. Der gleichnamige Flecken, der Hauptort der Grafschaft, an der Hunte (hier Lohne genannt), hat ein Schloß und mit der Vorstadt Wittenberg 2800 Einw., die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Tuch- u. Wollenzeuchfabrikation beschäftigen. Die Grafschaft D. ist alt; schon 1119 war ein Graf von D. Bischof von Osnabrück. Die Grafen von D. wohnten zuerst zu Kornau u. wählten erst 1356 D. zu ihrer Residenz. Zur Grafschaft D. gehörte außer D. und Lemförde auch noch Auburg, welches der Wittwensitz der Gräfinnen von D. war. Nach dem Aussterben der Grafen 1588 kam D. an Zelle. Das Schloß wurde 1637 von den Schweden zerstört, aber 1651 wieder aufgebaut. In den Jahren 1806—10 machte die Grafschaft D. einen Theil des westphälischen Departements Aller und später der französischen Departements Wesermündungen und Oberems aus. Seit 1814 gehört sie zum Königreich Hannover.

Dieppe, Stadt im französischen Departement Niederseine, an der Mündung des Flüßchens Arques in den Kanal, besteht aus der eigentlichen Stadt u. der durch den Arques von ihr getrennten Fischervorstadt Pollet. D. hat einen trefflichen Hafen mit enger Einfahrt, ein befestigtes Schloß, das durch Mauern, die von seiner Höhe herabführen, mit dem Hafen und der Stadt in unmittelbare Verbindung gebracht ist, schöne gothische Kirchen (St. Remy u. St. Jacques), ein Stadthaus, Theater, eine Börse, berühmte Seebäder, ein Krankenhaus, ein Obertribunal, Handelsgericht, eine Handelskammer, eine öffentliche Bibliothek, Schifffahrtsschule, ein Collége u. 19,230 Einwohner, die Schiffbau, Schifffahrt, Fischfang (Häringe, Makrelen u. Stockfische, 2 reiche Austernparks liefern Paris jährlich an 12 Millionen Austern), Fabriken für Tabak, Horn u. künstliche Elfenbeinwaaren, Spitzen, Zucker, Pfeifen, Fischangeln, Bürsten, Alaunsiederei, Zuckerraffinerie, Bierbrauerei u. bedeutenden Handel betreiben. Merkwürdig ist ein Aquädukt von 1 Lieue Länge, der 68 Fontänen speist. Von D. gehen regelmäßig Dampfboote nach Brighton. D. (wahrscheinlich von deep, d. i. tief) war anfangs ein Dorf, von wo Wilhelm der Eroberer 1065 nach England übersetzte; aus der Verschmelzung des alten Dorfes mit Boutheilles und Beotheville entstand die Stadt D., die schon damals dem Erzbischof von Rouen gehörte, der sie von König Richard von England als Entschädigung für den Verlust von Andely erhielt. Philipp August belagerte in seinem Streit mit Richard Löwenherz die Stadt und verbrannte alle Schiffe. Später entriß Karl VII. D. den Engländern, worauf Talbot es belagerte, aber durch den tapfern Dunois zum Weichen gebracht ward. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts war D. als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Von hier aus wurde die Westküste Afrika's ein Jahrhundert vor Vasco de Gama beschifft, auch nach Canada von hier aus zuerst gefahren und dasselbe für die Franzosen in Besitz genommen. Die Blüthe D.'s litt durch Aufhebung des Edikts von Nantes und wurde durch das englisch-holländische Bombardement am 22. und 23. Juli 1694 völlig vernichtet. 3000 Bomben und 4000 Kugeln wurden während desselben in die Stadt geworfen und diese bis auf das Schloß und 2 Kirchen in Asche gelegt. Nach dem ryswicker Frieden mußten die Einwohner ihre Häuser wieder aufbauen, u. zwar auf königlichen Befehl nach einem und demselben Styl, wodurch die Stadt ihre jetzige Gestalt erhielt; aber den hohen Unternehmungsgeist ihrer Bürger, welcher mit den Hugenotten ausgewandert war, konnte man nicht wieder hervorrufen.

Diepraam, Abraham, namhafter niederländischer Maler des 17. Jahrhunderts, Schüler der Glasmaler Stoop und H. Zorg zu Amsterdam, sodann Gehülfe Adrian Brauwers, wurde 1648 Mitglied der Malerbent zu Dortrecht, wo er noch 1676 lebte. Geistreiche Komposition, treffender Ausdruck der Leidenschaften und naturgetreues Kolorit zeichnen seine Gemälde aus, daher dieselben in Paris den Meisterstücken Brauwers, Teniers' und Ostade's an die Seite gestellt wurden.

Dierdorf, Marktflecken in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, am Holzbache, hat ein Schloß des Fürsten von Wied-Runkel, eine katholische u. evangelische Pfarrkirche, Synagoge und 1500 Einwohner, die Wein- und Obstbau, auch Gerberei und Ziegelei treiben. Seit

1692 Residenz der wied-runkelschen Linie, kam D. nach dem Aussterben derselben 1821 zu den Besitzungen des Fürsten von Wied-Neuwied.

Dieringer, Franz Xaver, katholischer Theolog, am 22. August 1811 zu Rangendingen im ehemaligen Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen geboren, machte seine theologischen Studien in Tübingen, ward 1835 zu Freiburg im Breisgau zum Priester geweiht und am Seminar daselbst als Lehrer der Homiletik angestellt. Im Jahre 1840 folgte er einem Rufe nach Speyer als Professor der Dogmatik am bischöflichen Seminar und als Lehrer der Religionsphilosophie am königlichen Lyceum daselbst, 1843 aber ward er als ordentlicher Professor an die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn berufen, wo er später Universitätsprediger u. Direktor des von ihm gegründeten homiletisch-katechetischen Seminars ward. Auch ist er Vorsitzender des Borromeusvereins, Synodalexaminator und wirklicher erzbischöflicher geistlicher Rath. Seine literarische Thätigkeit eröffnete er mit Abhandlungen in der tübinger „Theologischen Quartalschrift" und dann im „Katholik", den er später redigirte. Seine Hauptschrift ist das „System der göttlichen Thaten des Christenthums" (Mainz 1841, 2 Bde.). In Bonn gründete und redigirte er die inzwischen eingegangene „Katholische Monatsschrift für Wissenschaft und Kunst". Außerdem veröffentlichte er: „Kanzelvorträge an gebildete Katholiken" (Mainz 1844, 2 Bde.), „Der heilige Borromeus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit" (Köln 1846), „Lehrbuch der katholischen Dogmatik" (Mainz 1847, 2. Aufl. 1850).

Diersdorf (Ober- u. Nieder-), zwei benachbarte Dörfer in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Nimptsch, mit 335 und 483 Einwohnern, 2 Schlössern, schönem Garten und besuchtem Mineralbade.

Diervilla *Mill.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen, mit Brakteen versehenen Kelch, die trichterförmige, unregelmäßig 5spaltige Korolle, die kopfförmige Narbe u. die 4fächerige, vielsamige Kapsel, Sträucher in Nordamerika und Japan. D. canadensis *Willd.*, ein Strauch in Nordamerika, 1—2 Fuß hoch, mit blaßgelben, in Trauben geordneten Blumen, wird häufig am Rande der Strauchpartien in Lustgärten gepflanzt, kommt in jedem Boden fort u. vermehrt sich stark durch Sprößlinge. Die Aeste, welche in Nordamerika nicht selten bei Leukorrhöen und Syphilis gebraucht werden, wurden früher auch in Europa unter dem Namen Stipites Diervillae, Diervillenstengel, amerikanische Zaunkirschstengel, als harntreibendes und blutreinigendes Mittel angewendet. Sie sind höchstens federspulendick, röthlichbraun u. haben einen unangenehmen Geruch und scharfen, widerlichen Geschmack.

Dies (lat.), der Tag, in der Rechtssprache der Zeitpunkt, Termin. Ex die in diem (terminus a quo), Anfangstermin, wo ein Recht od. Rechtsverhältniß beginnen soll; ad diem (terminus ad quem), Endtermin, wo dasselbe aufhören soll.

Dies absolutionis (lat.), Charfreitag, weil an ihm Lossprechung von Kirchenstrafen Statt fand.

Dies caniculares oder **canini** (lat.), die Hundstage.

Dies cedens oder **Dies cedit** (lat.), in Erbschaftssachen Bezeichnung des Zeitpunkts, an welchem die Möglichkeit eingetreten ist, ein Recht zu verfolgen, im Gegensatz zu Dies veniens oder Dies venit, Bezeichnung des Zeitpunktes, wo das Recht wirklich gefordert, geltend gemacht werden kann.

Dies cinerum (lat.), Aschermittwoch.

Dies competentium (lat.), der Palmsonntag und der Gründonnerstag, weil in der alten Kirche die Katechumenen (competentes) an ersterem das Symbolum und das Vaterunser erhielten, um Beides an letzterem herzusagen.

Dies consecrati (lat.), Gott geweihte Tage, besonders die Weihnachtsfeiertage.

Dies criticus (lat.), ein entscheidender, wichtiger Tag, besonders bei Krankheiten.

Dies depositionis (lat.), Sterbe- und Begräbnißtag eines Märtyrers.

Dièse (franz.), in der Musik das Erhöhungszeichen (♯), wird zur Bezeichnung der sogenannten abgeleiteten Töne dem Namen der ursprünglichen angehängt, also ut dièse = cis, re d. = dis 2c.

Dies emortualis (lat.), Todestag.

Dies exemptus (lat.), geschäftsfreier, für Geschäfte nicht geeigneter Tag; auch s. v. a. infaustus, ater dies, Unglückstag.

Dies fastus (lat.), bei den Römern Tag, an welchem von früh bis Abends Gericht gehalten werden durfte, Gerichtstag.

Dies faustus (lat.), Glückstag, guter Tag.

Dies feriatus s. **festus** (lat.), Feier-, Festtag, wo die alten Römer den Göttern opferten, oder Spiele hielten, Rechts- u. Staatsgeschäfte aber ruhten.

Dies indulgentiae (lat.), der Gründonnerstag, eigentlich der Tag der Verzeihung oder Gnade, weil an ihm meist die Gefallenen wieder in die christliche Kirchengemeinschaft aufgenommen zu werden pflegten.

Dies intercalaris s. **intercalarius** (lat.), Schalttag.

Dies intercisus (lat.), bei den Römern Tag, an welchem nur während einiger Stunden Gericht gehalten werden durfte.

Dies interpellat pro homine (lat.), Rechtsgrundsatz: der Tag, d. i. die Zeit, thut statt des Menschen Einsprache, wenn nach Ablauf eines bestimmten Termins ein Recht von selbst entsteht oder aufhört.

Dies irae, dies illa (lat.), berühmter lateinischer Hymnus auf das Weltgericht, nach den Anfangsworten benannt. Es liegt ihm die prophetische Stelle Zephanja 1, 14—18, besonders V. 15, nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata zu Grunde, doch ist mit der Beziehung auf die alt- u. neutestamentlichen Weissagungen vom Weltuntergang, um diesen Gedanken als einen allgemeinen, auch von Heiden als Ahnung ausgesprochenen hinzustellen, zugleich auf die sibyllinische Weissagung vom Weltuntergang, die mit den Worten beginnt: vae quas illa dies deprendit, hingedeutet. Dieser Gigantenhymnus stammt unstreitig aus dem 13. Jahrhundert und hat, nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung, den Franciskaner Thomas von Celano, 1221 Kustos der Franciskanerkonvente zu Mainz, Worms und Köln, zum Verfasser, obwohl er von manchen Hymnologen den Dominikanern Umbertus und Frangipani, die sich im 13. Jahr-

hundert als Kirchenliederdichter auszeichneten, beigelegt wurde. Die Großartigkeit der in dem Hymnus niedergelegten Ideen, die Wärme der Empfindung, die sich in ihm ausspricht, verschaffte demselben frühzeitig eine Stelle in der Liturgie; er wurde schon vor 1385 als Sequens dem Requiem in der Messe angereiht. Damals und später wurden im Texte mehre Veränderungen vorgenommen, der Anfang weggelassen und dagegen einige Verse von Felix Hämmerlin (Malleolus), den man ebenfalls für den Verfasser des Hymnus gehalten hat, hinzugefügt. In dieser veränderten Form wurde er auch in das römische Missale von 1567 aufgenommen und wird noch jetzt von der römischkatholischen Kirche bei allen Seelenmessen und Todtenämtern, besonders aber am Allerseelentag gebraucht. Das klangvolle, gedankenreiche und erhabene Lied hat Viele zu metrischen Uebersetzungen und poetischen Bearbeitungen desselben — es gibt deren gegen 80 — veranlaßt, z. B. Freder (1550) und Ringwaldt („Es ist gewißlich an der Zeit") 1591, Gryphius 1659, Herder („Tag der Schrecken"), A. W. Schlegel, Friedr. v. Meyer, A. L. Follen, v. Wessenberg, Dörig, Klaus Harms, Bunsen, A. Knapp in doppelter Weise (in den „Christlichen Gedichten" und der „Christoterpe") und H. A. Daniel, welcher den Hauptschlüssel zu diesem Werk darin fand, daß die Vokalassonanzen in der Uebersetzung des dreimaligen Reimklangs bewahrt werden. Zugleich hat diese Sequenz vorzügliche kirchenmusikalische Kompositionen veranlaßt u. wurde besonders als Bestandtheil des Requiem behandelt, z. B. von Palestrina, Durante, Pergolese, J. und M. Haydn, A. Vogler, Winter, Cherubini, G. Weber; die herrlichste Komposition ist die in dem Requiem Mozarts (1791). Vgl. Lisko, Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht, Berlin 1840, und Daniel im „Thesaurus hymnologicus", Halle 1844, Th. 2, S. 103 bis 131.

Diesis (griech.), bei den Griechen die Theilung der Töne, besonders aber die Hälfte, der 3. und der 4. Theil eines ganzen Tones. Letzterer hieß die enharmonische D. (diesis enharmonica), der dritte Theil die chromatische D. (d. chromatica), und die Hälfte eines ganzen Tones die große D. (d. magna). In der modernen Musiktheorie versteht man unter D. ein kleines Intervall, welches nur bei der mathematischen Berechnung der Intervalle, und zwar in dem Verhältnisse von 128 : 125 vorkommt. Es ist dieses einmal der Unterschied zwischen dem großen und kleinen halben Tone (z. B. c — des u. c — cis), oder der zwischen den sogenannten enharmonischen Tönen (z. B. dis — es, fis — ges), denn wenn man von dem großen halben Tone (16 : 15) den kleinen halben Ton (24 : 25) abzieht, so bleibt für den enharmonischen Ton die D. als Rest. Dann ist die D. auch der Unterschied zwischen dem großen und kleinen Limma; denn wenn man auch hier dieses (125 : 135) von jenem (27 : 25) abzieht, so bleibt die D. übrig. Letztere ist demnach um das Diaschisma größer als das syntonische Komma und macht mit dem kleinen halben Ton zusammen den großen halben Ton und mit dem kleinen Limma zusammen das große Limma aus.

Dies Jovis (lat.), Donnerstag (s. d.).

Dies legalis (lat.), der bürgerliche Tag von 24 Stunden.

Dies lunae (lat.), Montag.

Dies Martis (lat.), Dienstag.

Dies Mercurii (lat.), Mittwoch.

Dies natalis (lat.), Geburtstag; auch der Todestag eines Märtyrers, als Anfang eines höhern, himmlischen Lebens gedacht.

Diespiter (lat.), Beiname des Jupiter, s. v. a. Vater des Tages.

Dies professus (lat.), Tag, an welchem bei den alten Römern Geschäfte vorgenommen werden durften.

Dies salutaris (lat.), Tag des Heils, Charfreitag.

Dies sancti (lat.), heilige Tage, die Fastenzeit.

Dies Saturni (lat.), Sonnabend.

Dies saxonicus (lat.), s. v. a. sächsische Frist.

Diessen (Bayerdießen), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, am Ammersee, ehemaliges Chorherrenstift, mit 2000 Einwohnern, die Töpferwaaren fertigen und Bierbrauerei und Hopfenbau treiben. D. hatte im Mittelalter seine eigenen Grafen aus dem Hause Andechs.

Diessenhofen, Hauptort des gleichnamigen Oberamts im schweizerischen Kanton Thurgau, am Rhein, die größte Stadt im Kanton Thurgau, hat 1700 Einwohner, die Acker- und Weinbau, Gerbereien, Fischerei, starken Viehhandel (besonders mit Schafen) und Weinhandel treiben. Das dortige Schloß war der Sitz des Truchsesses der kyburgischen Grafen, nach deren Aussterben D. an Oesterreich kam. Seit 1460 bildete die Stadt eine kleine Republik unter dem Schutze der 8 alten Orte und Schaffhausens. Im Jahre 1798 wurde sie mit dem Kanton Thurgau vereinigt. In der Nähe von D. fanden 1799 mehre Gefechte zwischen den Franzosen unter Moreau und den verbündeten Oesterreichern und Russen Statt, in Folge deren sich die Franzosen zum Rückzuge über den Rhein genöthigt sahen.

Dies solis (lat.), Sonntag.

Dies spiritus (lat.), Tag des (heiligen) Geistes, Pfingsten.

Dies stationarii (lat.), Mittwoch u. Freitag als festgesetzte Fasttage.

Dies suprema (lat.), der jüngste Tag.

Diest, Stadt und Festung in der belgischen Provinz Südbrabant, auf beiden Seiten der Demer, hat eine Zeichenakademie und 8500 Einwohner, welche bedeutende Bierbrauereien und Brennereien u. Fabriken unterhalten. Die Stadt war nach dem Aussterben der Herren von D. nach einander im Besitz mehrer nassauer Linien.

Diesterweg, 1) Wilhelm Adolf, gelehrter Mathematiker, geboren zu Siegen in der preußischen Rheinprovinz am 27. Nov. 1782, studirte Theologie, widmete sich aber später ganz den mathematischen Wissenschaften, habilitirte sich 1809 in Heidelberg und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe nach Mannheim als Professor der Mathematik und Physik am Lyceum. Seit 1819 ordentlicher Professor der Mathematik in Bonn, später Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission, † er daselbst am 13. Juni 1835. Seine wichtigsten Schriften sind: „Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie" (Bonn 1824), „Trigonometrische Formeln" (das. 1822), „Zur geometrischen Analysis" (das. 1834), Uebersetzungen

der mathematischen Werke des Apollonius von Perga, als: „De sectione rationis“ (Berlin 1824), „De sectione determinata“ (Mainz 1822), „De inclinationibus“ (Berlin 1823), „De sectione spatii“ (Elberfeld 1825 und 1831), endlich die nach der Methode der Griechen bearbeiteten geometrischen Aufgaben (2 Sammlungen, Berl. 1825, Elberfeld 1828).

2) Friedrich Adolf Wilhelm, namhafter Pädagog, jüngerer Bruder des Vorigen, am 29. Okt. 1790 zu Siegen geboren, besuchte die dortige lateinische Schule, widmete sich sodann zu Herborn und in Tübingen der Theologie und ward hierauf nach einander Hauslehrer in Mannheim, Lehrer an der sogenannten Ecole secondaire des damals französischen Worms, 1811 an der Musterschule in Frankfurt, zweiter Rektor der lateinischen Schule zu Elberfeld und 1820 Direktor des Schullehrerseminars zu Mörs. Hier schuf er in den „Rheinischen Blättern für Erziehung u. Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens“ (Schwelm, später Essen 1827 ff.) ein Organ für das rheinische Schulwesen und lieferte eine Anzahl wichtiger Schulbücher, besonders neuer Leitfaden für den Unterricht in deutscher Sprache und Mathematik. Gleich kräftig, wie als Schriftsteller, griff D. als praktischer Pädagog in den alten Schlendrian und bewirkte durch die Einsicht und Energie, die jeden seiner Schritte begleiteten, einen neuen Aufschwung des Volksschulwesens in Deutschland. Im Jahre 1833 als Direktor des Seminars für Stadtschulen nach Berlin berufen, verfolgte er hier die von ihm eingeschlagene, Bildung des Verstandes und Gefühls bezweckende pädagogische Richtung trotz mächtiger Gegenbestrebungen mit Sicherheit und Unerschrockenheit. Berlin verdankt ihm die bedeutendsten Verbesserungen seiner Stadtschulen und der preußische Staat die Bildung trefflicher Schulmänner. Mit gleicher Treue wirkte er für die äußere Stellung der Volksschullehrer und suchte die Achtung für diesen Stand nicht nur gegen außen zu heben, sondern in den Lehrern selbst fest zu begründen. Von seinen wirklich praktischen Volksschriften, in denen er mit Klarheit neue, dem Bedürfniß einer unserer Zeit angemessenen Volksbildung entsprechende Lehrmethoden aufstellte, und die meist viele Auflagen erlebten, sind zu nennen: „Leitfaden für den Unterricht in der Formenlehre“, „Leitfaden für den Gesammtunterricht im Rechnen“, „Schullesebuch“, „Lehr- und Sprachbuch“, „Praktischer Lehrgang in der deutschen Sprache“. Dazu gründete er „Das pädagogische Deutschland“ (1836 ff.) als ein Magazin für Autobiographien ausgezeichneter vaterländischer Schulmänner und war die Seele der Versammlungen der pädagogischen Gesellschaft in Berlin. Ferner gab er heraus „Neue Folge der Blätter für Erziehung und Unterricht“ und schrieb unter Anderem einen „Wegweiser für deutsche Lehrer“ (Essen 1838, 2 Bde.); „Pädagogische Reise nach den dänischen Staaten“ (Berlin 1837), „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik“ (Essen 1837 ff.), in welchen letzteren er besonders auf völlige Trennung der sogenannten Real- oder Bürgerschulen von den Gymnasien, auf Abschaffung vieler unzweckmäßiger Unterrichtsgegenstände, auf Verbindung der eigentlichen Erziehung mit dem Unterricht, auf zweckmäßige Berücksichtigung der künftigen Bestimmung der Lernenden im Leben und auf Errichtung von Seminarien zur Bildung von tüchtigen Lehrern für Gymnasien und höhere Bürgerschulen dringt. Aufsehen erregte er besonders durch seine in den von ihm redigirten „Beiträgen zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation“ (Essen 1836 ff.) zuerst erschienenen Abhandlung „Ueber das Verderben auf deutschen Universitäten“. Im Jahre 1847 vom Ministerium Eichhorn wegen seiner liberalen Ansichten außer Aktivität gesetzt, ward er 1850 definitiv quiescirt. Im folgenden Jahre ging er als Direktor der Schule der freien Gemeinde nach Hamburg, kehrte aber später nach Berlin zurück, daselbst seine literarische Thätigkeit fortsetzend. In neuerer Zeit hat er sich auch als Mitglied des Abgeordnetenhauses mehrfach durch Bekämpfung der pädagogischen Grundsätze der strengen kirchlichen Partei, namentlich der raumerschen Schulregulative, bemerklich gemacht. Was D. in Betreff der Fortbildung der Methode praktisch geleistet hat, läßt namentlich sein „Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde“ (4. Aufl., Berlin 1852) erkennen. In dem zweiten Theile seines „Jahrbuchs für Lehrer“ (Berlin 1851—52, Bd. 1 und 2) sucht er die Unverträglichkeit der Grundsätze der modernen Pädagogik und Schule mit den Kirchenlehren nachzuweisen und kämpft zu gleicher Zeit gegen die Richtung an, welche die sogenannte innere Mission in neuester Zeit genommen hat. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind noch anzuführen: „Geometrische Kombinationslehre“ (2. Ausgabe, Elberfeld 1839), „Praktisches Rechenbuch für Elementar- und höhere Bürgerschulen“ (in Verbindung mit Heuser, Theil 1, 18. Aufl., das. 1851, Th. 2, 7. Aufl., 1843, Th. 3, 4. Aufl., 1846), „Auflösungen dazu“ (4. Aufl., das. 1850), „Methodisches Handbuch für den Gesammtunterricht im Rechnen“ (ebenfalls in Verbindung mit Heuser, 5. Aufl., das. 1850, 2 Bde.).

Dietendorf, zwei Dörfer im gothaischen Amt Ichtershausen: Alt- u. Neudietendorf. Letzteres, auch Neugottern oder Gnadenthal, an der Apfelstädt, ist eine 1742 vom Grafen von Promnitz gegründete und 1750 vom Grafen Gotter befestigte Herrnhuterkolonie, mit gräflich einsiedelschem Rittergut, Fabriken für Wollen-, Baumwollen- und Strumpfwaaren, Siegellack, Fischbeinstäbe, Leder, Seife, Liqueurs, Flanelldruckerei, Färberei und 450 Einwohnern. Es ist Stationsort der thüringischen Eisenbahn.

Dieter, Christian Ludwig, Violinvirtuos und Komponist, geboren den 13. Juni 1757 zu Ludwigsburg, erhielt seine Bildung in der Karlsschule zu Stuttgart und war im Violinspiel Celestini's Schüler. Im Jahre 1771 als erster Violinist in der Hofkapelle zu Stuttgart angestellt, ward er später Kammermusikus u. † 1822. Er komponirte mehre ihrer Zeit beliebte Operetten, wie „Der Irrwisch“, „Das Freischießen“, „Die Dorfdeputirten“ rc., und komische Opern, wie „Belmont und Konstanze“, „Des Teufels Lustschloß“, sowie Vieles für Instrumente und Gesang.

Dieterich, Johann Friedrich, deutscher Historienmaler, 1789 zu Biberach geboren, bildete sich zu Stuttgart unter Seele und seit 1820 in Rom. Er † als Professor an der Kunstschule zu Stuttgart den 17. Jan. 1846. Sein erstes größeres

Werk war der Einzug Abrahams in das gelobte Land, das gegenwärtig die stuttgarter Gallerie ziert. Von ihm sind die Zeichnungen zu den Basreliefs der Giebelfelder an dem neuen Landhause auf dem Rosenstein, die Distelbarth in Stein ausführte, sowie das große Altarblatt, mit dem Bilde des heiligen Martin von Tours, in der Kirche zu Schemmerg. Außerdem lieferte er viele kleinere Bilder u. vortreffliche biblische Stücke. Seine Porträte verbinden mit individueller Wahrheit eine treffliche Färbung.

Dieterichs, Joachim Friedrich Christian, deutscher Thierarzt und Veterinärschriftsteller, zu Stendal am 1. März 1792 geboren, erlernte die Schmiedeprofession, trat jedoch 1813 als Militäreleve in die Thierarzneischule zu Berlin und widmete sich, nachdem er mehre Jahre hindurch Veterinärkunde studirt und praktisch geübt hatte, auch der Medicin und den Naturwissenschaften. Im Jahre 1817 zum Oberthierarzt ernannt, ward er 1818 u. 1819 auf Staatskosten nach Frankreich geschickt, um die dortigen Veterinärschulen u. Züchtungsanstalten, besonders die edeln Schäfereien, einzusehen. Hierauf wirkte er bis 1823 als Lehrer an der Thierarzneischule zu Berlin, trat sodann als praktischer Thierarzt auf u. ward 1830 Lehrer u. 1841 Professor an der allgemeinen Kriegsschule. Seine namhaftesten Schriften sind: „Ueber die Lungenseuche des Rindviehes" (Berlin 1821), „Handbuch der Veterinärchirurgie" (das. 1822, 7. Aufl. 1856), „Ueber Gestüt- und Züchtungskunde" (das. 1824, 3. Aufl. 1842), „Katechismus der Pferdezucht" (das. 1825), „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie für Thierärzte und Landwirthe" (das. 1828, 2. Aufl. 1835), „Handbuch der praktischen Pferdekenntniß" (das. 1834, 3. Aufl. 1845), „Handbuch der Veterinärakiurgie" (das. 1842, 2. Aufl. 1851), „Handbuch der gesammten Hausthierzucht" (Lpz. 1848) u. a. m.

Dieterici, 1) Karl Friedrich Wilhelm, verdienter deutscher Statistiker u. Nationalökonom, am 23. Aug. 1790 zu Berlin geboren, studirte seit 1809 zu Königsberg und Berlin die Rechte und Geschichte, machte als Ingenieurgeograph im Hauptquartier Blüchers die Feldzüge gegen Frankreich mit, ward sodann Referendär bei der berliner, 1816 Assessor bei der potsdamer Regierung, in welcher Stellung er bei der Regelung der bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse wesentliche Dienste leistete, 1818 Regierungsrath daselbst, 1820 Hülfsarbeiter im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, 1823 geheimer Regierungsrath und vortragender Rath u. 1831 geheimer Oberregierungsrath, 1834 zugleich ordentlicher Professor für die Staatswissenschaften an der Universität, sowie 1844 Direktor des statistischen Bureau's. Er † den 30. Juli 1859. Seinem ersten größeren Werke: „Die Waldenser und ihre Verhältnisse zum brandenburgisch-preußischen Staat" (Berlin 1831), folgten zunächst die Schriften „De via et ratione oeconomiam politicam docendi" (das. 1835) und „Geschichtliche und statistische Uebersicht über die Universitäten im preußischen Staate" (das. 1836). Seine statistischen Forschungen legte D. in seinen Hauptwerken: „Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staate u. im deutschen Zollverbande" (Berl. 1828, 1. Fortsetzung 1832, 2. Fortsetzung 1844, 3. Forts. 1848, 4. Forts. 1851); „Der Volkswohlstand im preußischen Staate" (das. 1846) und „Handbuch der Statistik des preußischen Staats" (das. 1858 f.) nieder. Als Direktor des statistischen Bureau's veröffentlichte er „Statistische Tabellen des preußischen Staats nach der amtlichen Aufnahme von 1843" (Berlin 1845), „Tabellen und amtliche Nachrichten über den preußischen Staat für das Jahr 1849" (das. 1851, Bd. 1—3) u. seit 1848 „Mittheilungen des statistischen Vereins". Als Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften (seit 1847) lieferte D. außerdem noch mehre Erörterungen nationalökonomischer Fragen in den „Abhandlungen" derselben.

2) Friedrich, Orientalist, Sohn des Vorigen, den 6. Juli 1821 geboren, studirte zu Berlin, Halle und Leipzig orientalische Sprachen, habilitirte sich 1846 in Berlin u. bereiste von 1847 an den Orient. Im Oktob.r 1850 ward er außerordentlicher Professor zu Berlin und im März 1852 Dragoman bei der preußischen Gesandtschaft zu Konstantinopel. Er schrieb: „Chrestomathie Ottomane" (Berl. 1854); „Der Streit zwischen Mensch u. Thier" (das. 1858); „Naturphilosophie und Naturanschauung der Araber im 10. Jahrhundert" (das. 1861) und gab den arabischen „Mutanabbi und Seiffeddaula, aus der Edelperle des Thaalibi dargestellt" (Leipzig 1847), „Reiseerinnerungen aus dem Morgenlande" (Berlin 1853, 2 Bde.), Text der „Alfiyya" (Leipzig 1851) mit deutscher Uebersetzung (das. 1853), sowie die Gedichte des Motenebbi (Berl. 1858—59) heraus.

Dieteris (griech.), Zeit von zwei Jahren, daher dieterisch, zweijährig.

Dietfurt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz u. Regensburg, Landgericht Riedenburg, am Ludwigskanal, mit Franciskanerkloster, Armenhaus und 1000 Einwohnern, die Ackerbau treiben. Hier siegten am 4. März 1703 die Oesterreicher über die Bayern.

Diether, in der deutschen Heldensage des Königs Amelung ältester Sohn, Ermrichs und Ditmars Bruder, erhielt bei der Theilung der Länder seines Vaters Breisach und das Bayerland und hinterließ drei Söhne, die unter dem Namen der Harlungen durch ihr tragisches Ende bekannt sind. Sein Neffe, D. der Junge, Sohn des Königs Ditmar, jüngerer Bruder Dietrichs von Bern, ward von Hildebrand erzogen, mit seinem Bruder Dietrich von seinem Vatersbruder Ermrich vertrieben u. Pflegling von Etzels Gemahlin Erka. Mit deren Söhnen Erp und Ortwin zur Eroberung des Amelungenreichs ausziehend, gelobte er beim Abschiede ihrer Mutter, sie gesund heimzuführen, oder sie nicht zu überleben. Nach der Wilkina-Saga fielen Erp und sein Geselle Helfrich im Kampfe gegen Wittich und Runga, und während D. hierauf mit Runga kämpfte, war auch Ortwin durch Wittich gefallen. Da warf sich D. auf Wittich und zwang ihn, um sein Leben zu retten, D. zu erschlagen. Nach der andern Heldensage läßt Dietrich seinen Bruder D. und Etzels Söhne, um sie nicht dem Kampfe auszusetzen, unter Ilsans Pflege in Bern zurück, gibt Etzels Söhne in D.s Hut und verbietet ihnen, aus der Stadt zu reiten. Trotzdem aber reiten sie aus derselben, verirren sich in die Gegend von Ravenna und fallen dort von Wittichs Hand. Nach der Sage in „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen" erlebte D., bei Etzel zurückbleibend, die Wieder-

eroberung Ravenna's und Mailands durch seinen Bruder Dietrich.

Dietlieb von Steiermark, in der deutschen Heldensage einer der 12 Recken Dietrichs von Bern, nach der Wilkina-Saga Sohn des mächtigen Biterolf auf Skane (Schonen) in Dänemark, nach dem Heldenliede, das seinen Namen trägt, Sohn Königs Biterolf von Tolet (Toledo) u. der Dietlind. Zum Jüngling erwachsen, verließ er heimlich seine Mutter, um den Vater aufzusuchen, der vor langen Jahren zum König Etzel gezogen war. Auf der Fahrt ließ ihn König Gunther durch Hagen um seinen Namen fragen. D. verweigerte die Antwort, ward deshalb angegriffen, verwundete König Gunther, Gernot und Hagen, mischte sich dann bei einer Heerfahrt nach Polen unter Etzels Mannen und gerieth hier in der Verwirrung des Kampfes mit seinem ihm noch unbekannten Vater zusammen. Nach schrecklichem Kampfe folgte die freudige Entdeckung, und Beide zogen nun mit Etzels Recken gegen König Gunther, den D. auch vor Worms überwand. König Etzel aber gab dem Sieger und seinem Vater Steiermark zu eigen. Auch in „Dietrichs Flucht zu den Hunnen" spielt D. eine große Rolle; er kämpfte in der Ravennaschlacht und war der Anführer der zweiten Heerfahrt zur Wiedereroberung Ravenna's. In allen Sagen erscheint er als Jüngling.

Dietmar (Dithmar, eigentlich Thietmar), Bischof von Merseburg, der Hauptquellenschriftsteller für die Geschichte der slavischen Gegenden über der Elbe, aus einem der angesehensten sächsischen Grafengeschlechter als Sohn Siegfrieds von Wallbeck am 25. Juli 976 wahrscheinlich zu Hildesheim geboren, ward 1002 Propst des Klosters Wallbeck, wohnte 1007 mit dem Erzbischof Tagino von Magdeburg dem Feldzuge gegen den Herzog Boleslaw von Polen bei, erhielt 1009 das Bisthum Merseburg u. die Weihe, war seitdem ein häufiger Begleiter des Königs, mit dem er auch an einigen Feldzügen gegen die Slaven Theil nahm, u. † am 1. December 1018. Das Bisthum Merseburg verdankt ihm bedeutende Schenkungen. Seine „Chronica" enthält in 8 Büchern die Geschichte von 908 bis zu Ende des Augusts 1018 u. entschädigt durch Reichhaltigkeit, glückliche Auswahl des historischen Stoffes u. die unverkennbare Wahrheitsliebe des Verfassers reichlich für die rauhe, schwülstige Sprache und die Wundergläubigkeit. Von den zwei vorhandenen Handschriften ist die in Dresden aufbewahrte eine von D. selbst durchgesehene Abschrift des Autographum; die andere zu Brüssel ergänzt einige Lücken der dresdener. Nach jener besorgte die erste Ausgabe Reiner Reineccius (Frankfurt 1580); mit Benutzung der brüsseler gab Leibnitz den „Ditmarus restitutus" in den „Script. rer. brunsvic." (Hannov. 1705, Bd. 1) heraus, worauf die Ausgabe von Wagner (Nürnberg 1807) folgte; indeß gab erst Lappenberg in Pertz' „Monumenta Germ. historica" (Hannover 1839, Bd. 5) den Text des D. in seiner ursprünglichen Gestalt. Eine treue Uebersetzung mit Erklärung lieferte Ursinus (Dresd. 1790), eine andere Laurent (Berlin 1848).

Dietrich, ein starker Draht, an einem Ende hakenförmig gebogen, um Schlösser zu öffnen. Der Schlosser hat seine verschiedenen D.e an einem Bunde, dem Sperrzeug.

Dietrich (Dieterich), altdeutscher Name, s. v. a. Theoderich und Dedo. Bemerkenswerth sind:

1) D. von Bern, Name des Ostgothenkönigs Theoderich des Großen in der deutschen Heldensage, wobei Bern Verona bedeutet.

2) D. (Theoderich), Markgraf von Nordsachsen, stammte aus einer vornehmen sächsischen Familie, vielleicht aus dem Geschlechte der Billungen, und war ein geachteter Feldherr Kaiser Otto's des Großen, der ihn auch zum Markgrafen von Nordsachsen ernannte. Durch einen allgemeinen Aufstand der wendischen Provinzen seines Landes, sowie durch kaiserliche Ungnade der Markgrafenwürde verlustig gegangen, übernahm er eine Pfründe bei dem Erzstift zu Magdeburg und † daselbst 985.

3) D. der Bedrängte, Markgraf von Meißen, jüngster Sohn des Markgrafen Otto des Reichen von Hedwig, einer Tochter des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg, wurde mit seinem älteren Bruder, dem nachmaligen Markgrafen Albrecht dem Stolzen, dadurch entzweit, daß seine Mutter den Vater überredete, die Erbfolge dahin abzuändern, daß D. die Markgrafschaft Meißen, Albrecht dagegen die Grafschaft Weißenfels erhalte. Albrecht zwang dagegen den Vater, die ursprünglich beabsichtigte Erbfolgeordnung wieder herzustellen, und folgte ihm 1190 wirklich in Meißen. D., von seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen, unterstützt, schlug 1194 seinen Bruder zwar von Weißenfels zurück, unternahm jedoch nichts gegen dessen Land, sondern trat eine Wallfahrt nach Palästina an. Nach Albrechts Tod 1195 gedachte Kaiser Heinrich, Meißen mit seinen reichen Bergwerken in Besitz zu nehmen, doch setzte sein schon im folgenden Jahre erfolgender Tod D. in die rechtmäßige Erbschaft ein. In dem Kampfe der Gegenkönige Philipp u. Otto von Braunschweig stand D. auf Philipps Seite und blieb auch nach dessen Ermordung auf der Seite der Hohenstaufen. In gefährliche Streitigkeiten gerieth er mit den Leipzigern und dem meißnischen Adel. Nach fruchtloser Belagerung Leipzigs verstand er sich 1217 zu einem Vergleich, bemächtigte sich aber der Stadt durch List, ließ die Stadtmauern schleifen und innerhalb derselben drei Schlösser anlegen, die er mit zahlreichen Besatzungen versah. Er † am 17. Februar 1221, nicht ohne dringenden Verdacht der Vergiftung durch seine Feinde. Ihm folgte sein jüngster Sohn Heinrich der Erlauchte in der Regierung.

4) D. der Jüngere, s. Diezmann.

5) D., Fürst von Anhalt-Dessau, dritter Sohn des Fürsten Leopold I., den 2. Aug. 1702 geboren, trat schon 1716 als Oberstlieutenant in holländische Kriegsdienste, die er 1718 mit den preußischen vertauschte, erhielt 1721 den Befehl über seines Vaters Regiment u. wurde 1722 Oberst und 1730 Inhaber eines eigenen Infanterieregiments. Er zeichnete sich im ersten und zweiten schlesischen Kriege mehrfach aus u. ward nach der Schlacht von Hohenfriedberg zum General der Infanterie, 1747 zum Generalfeldmarschall ernannt, nahm aber Krankheit halber 1750 seine Entlassung. Nach dem Tode seines Bruders Leopold Maximilian übernahm er von 1751—58 die Regierung des Landes und die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten. Er † unvermählt am 2. December 1769.

6) D., Erzbischof von Magdeburg, einer

der größten Staatsmänner seiner Zeit, in Stendal geboren als Sohn eines Tuchhändlers, trat in den Cistercienserorden, ward Schaffner in dem Kloster zu Lehnin in der Mittelmark Brandenburg, dann Vogt des Bischofs Ludwig, durch den er an den Hof des Papstes kam, der ihn zum Bischof von Sarepta oder nach Andern von Ebron in partibus infidelium weihte. Er soll sich zum ersten Rathgeber Karls IV. emporgeschwungen haben u. mehre Jahre Statthalter von Böhmen gewesen sein. Im Jahre 1361 auf den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg berufen, ergriff er mit fester Hand die Zügel der Regierung, verwandte seine aus Böhmen mitgebrachten Schätze dazu, die verpfändeten magdeburgischen Festungen und Schlösser wieder an das Erzstift zu bringen u. kostspielige Bauten zu unternehmen, u. wehrte dem Faustrecht, erlitt aber auf einem zu diesem Zwecke unternommenen Zuge gegen den Bischof Gerhard von Hildesheim 1367 bei Dinkeler eine Niederlage. Er † am 16. September 1368.

7) D. von Niem, Bischof von Verden, empfing seine gelehrte Bildung auf der Schule zu Korvey, war um 1371 Sekretär bei der päpstlichen Kanzlei und erhielt um 1396 das Bisthum Verden, 1400 wahrscheinlich das Bisthum Cambray. Auf dem kostnitzer Koncil genoß er eines großen Ansehens. Er † wahrscheinlich Ende 1417 zu Kostnitz. Er schrieb: „De schismate libri III", die Geschichte der Päpste Urban VI. und Klemens VII. von 1378 bis 1410 enthaltend (Nürnberg 1532, 1592 u. öfter, in den späteren Drucken unter Hinzufügung eines weiteren Buchs „Historia sui temporis libri IV" betitelt), „Vitae Pontificum Romanorum a Nicolao IV usque ad Urbanum V et inde ab Anonymo usque ad annum 1418 continuatae additis Imperatorum gestis" als Fortsetzung zu „Continuatio Chronici Martini Poloni" (von Eccardus in „Corp. Hist. Med. Aev.", Bd. 1, herausgegeben), „Historia de vita Joannis XXIII" (zuerst Frankf. 1628, dann in „Rer. Germ. Hist.", Bd. 1, u. von Hardl, „Hist. Concil. Const.", Bd. 2, herausgegeben) u. A. m.

8) D. von Thüringen, auch D. von Apolda genannt, Geschichtschreiber, Dominikanermönch zu Erfurt, im 13. Jahrhundert, schrieb ein Leben der heiligen Elisabeth, zu dem er als Quellen hauptsächlich die beschworenen Aussagen der Mägde der Heiligen benutzte. Nach des Sagittarius Ansicht war das wahre Original dieses Werks in altthüringischer Mundart zu Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt; indeß besitzen wir nur lateinische Handschriften davon. Heinrich Canisius hat es unter dem Titel „Libri VIII de S. Elisabeth" herausgegeben.

Dietrich, 1) Veit (Vitus Theodorus), namhafter Beförderer der Reformation, geboren 1506 zu Nürnberg, bezog 1523 die Universität Wittenberg und erwarb sich Luthers Achtung in hohem Grade. Da er von 1527—30 dessen Amanuensis und steter Begleiter war, so sind seine Mittheilungen über des Reformators Leben von besonders hohem Werthe. Auch mit Melanchthon und fast allen bedeutenden Männern jener Zeit korrespondirte er fleißig. Er wurde sodann Magister u. Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Wittenberg und 1536 auf Melanchthons Fürsprache Prediger an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er, fast an allen bedeutenderen Streitfragen und Disputationen, welche der weitere Verlauf der Reformation mit sich brachte, mehr oder weniger Theil nehmend, bis an sein Ende, den 22. März 1549, wirkte. In den von Nürnberg käuflich erworbenen pfälzischen Aemtern führte er die Reformation ein und gab der Stadt und der dazu gehörigen Landschaft die erste Agende, welche bei der Ausarbeitung der neuen Agende für die bayerisch-lutherische Kirche wieder benutzt wurde. Durch Herausgabe von erbaulichen, auf die Schrifterklärung bezüglichen Schriften Luthers, die er zum Theil ins Deutsche übersetzte, hat er viel zur Verbreitung der reformatorischen Grundsätze beigetragen. Ferner edirte er Summarien zur lutherischen Bibelübersetzung, dichtete mehre geistliche Lieder und war der Gründer verschiedener christlicher Anstalten in Nürnberg.

2) Adam, genannt der ziegenhainer Botanikus, geboren zu Ziegenhain bei Jena den 14. November 1711, ein gewöhnlicher Bauer daselbst, erlangte durch Aufsuchen u. Untersuchen der Pflanzen einen Ruf, der selbst Linné veranlaßte, mit ihm in Korrespondenz zu treten. Er † den 10. Juli 1785. Sein Enkel Friedrich Gottlieb, geboren zu Ziegenhain den 15. März 1768, war Hofgärtner zu Weimar, dann Garteninspektor zu Eisenach und Wilhelmsthal, erhielt 1823 den Titel eines Professors der Botanik und † den 2. Januar 1850 zu Eisenach. Er schrieb „Oekonomisch-botanisches Gartenjournal" (Eisenach 1795—1804, 6 Bde.), „Lexikon der Gärtnerei und Botanik" (Berlin 1800—10, 10 Bde., 2. Aufl., 1820—21; Nachträge, 10 Bde., 1815—24, neuer Nachtrag, 10 Bde., Ulm 1825—40), „Handbuch der botanischen Lustgärtnerei 2c." (Hamburg 1826, 1827, 2 Thle.) u. A. m. Sein Sohn Nathanael Friedrich David, geboren zu Ziegenhain 1800, Gärtner am botanischen Garten zu Jena, machte sich durch eine Reihe botanischer Kupferwerke bekannt, z. B. „Deutschlands Giftpflanzen" (Jena 1826), „Handbuch der Botanik" (das. 1828), „Forstflora" (das. 1828—33, 2. Aufl., das. 1838 — 40), „Flora medica" (das. 1828—31, 18 Hefte), „Flora universalis", mit kolorirten Abbildungen (das. 1832 ff.), „Deutschlands Flora" (das. 1833 ff.), „Synopsis plantarum etc." (Weimar 1839 bis 1840, 2 Bde.), „Taschenbuch der Arzneigewächse Deutschlands" (Jena 1838), des Auslandes (das. 1839, 1840, 2 Abthln.), „Pharmaceutisch-vegetabilische Rohwaarenkunde" (das. 1840), „Zeitschrift für Botaniker und Blumenfreunde" (das. 1840 bis 1850, 15 Bde.), „Encyklopädie der Pflanzen" (1841 bis 1855, 2 Bde.) u. A. m.

3) Albert, Botaniker, Professor der Botanik zu Berlin, Verfasser der Werke: „Terminologie der phanerogamischen Pflanzen" (Berlin 1829, 2. Aufl. 1838), „Flora regni Borussici" (das. 1833 ff.), „Flora Marchica" (das. 1841), „Handbuch der pharmaceutischen Botanik" (das. 1837), „Botanik für Gärtner und Gartenfreunde" (das. 1837—39, 3 Bde.) 2c.

4) (Dietricy), Christian Wilhelm Ernst, Landschaftsmaler und Kupferstecher, geboren den 30. Oktober 1712 zu Weimar, bildete sich hier und in Dresden, besonders unter dem Landschaftsmaler A. Thiele, ward sodann durch die Gunst des Königs von Sachsen in den Stand gesetzt, in Venedig und Rom die Meisterwerke der Kunst zu studiren, suchte auch die Manieren Watteau's, Rembrandts, Ostade's, Poelenburgs 2c. nachzuahmen,

ohne jedoch seine Eigenthümlichkeit deshalb aufzugeben, wurde nach seiner Heimkehr Professor an der Akademie der Künste zu Dresden u. † hier den 24. April 1774. Die Schule D.s, den Winckelmann den Raphael der Landschaftsmalerei nannte, hat besonders das Verdienst einer anmuthigen charakteristischen Behandlung der Landschaft, ihrer Form, ihrer Beleuchtung rc., nur leidet sie an Manier. In der Technik brachte es D. zu großer Vollkommenheit u. bekundete auch einen edlen Farbensinn. Die dresdener Gallerie hat 34 zum Theil vortreffliche Gemälde von ihm; außerdem besitzt das königliche Kupferstichkabinet mehre hundert Handzeichnungen D.s, welche von dessen Vielseitigkeit Zeugniß ablegen. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Studien und Skizzen, von Ch. Otto in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, erschien Leipzig 1810, 5 Hefte; 21 Blätter nach Gemälden und Originalzeichnungen D.s sind in A. Zinggs Zeichenbuch enthalten. Auch als Kupferstecher und Aetzer hat D. einen rühmlichen Namen. Eine vollständige Sammlung seiner Blätter, die sich auf mehr als 200 belaufen, ist nicht vorhanden. Nach seinem Tode gaben die Erben die noch vorhandenen Platten, 82 Stück, auf 35 Bogen heraus, als „Oeuvres de C. W. E. D." Vgl. Link, Monographie der von D. radirten, geschabten u. in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen, Berlin 1846.

5) Anton, Bildhauer, 1799 zu Wien geboren, genoß den Elementarunterricht in der Zeichnungsschule der Kunstakademie zu Wien, erwarb sich schon 1817 einen Preis der Bildhauerei, arbeitete darauf 6 Jahre lang im Atelier des Direktors Klieber und lieferte viele Werke in Stein und Elfenbein, die Fleiß, Geschmack, Einsicht in der Draperie u. gute Behandlung des Nackten bekunden. Seine besten Werke sind die Büsten von Beethoven, Goethe, Kaiser Franz (aus tyroler Marmor), vom Grafen Czernin und die Statuen des heiligen Ladislaus, des heiligen Stephan, des Hercules mit der Hydra, Christus am Kreuz.

6) Eduard, Maler, Lehrer der zeichnenden Künste und des Modellirens am Gymnasium und an der Kunst- und Gewerbschule zu Erfurt, geboren 1803 zu Spremberg in der Niederlausitz, hat sich durch eine große Anzahl von Landschaften, durch einige Architekturgemälde und mehre historische Darstellungen bekannt gemacht. Sein Hauptbild ist Dr. Martin Luthers Wohnstube im Augusteum zu Wittenberg, sehr groß in Oel ausgeführt.

Dietrichstein, altes gräfliches, in der Hauptlinie fürstliches Haus, stammt aus Kärnthen und besitzt Güter in Innerösterreich, Mähren u. Böhmen. Zu Ende des 15. Jahrhunderts zerfiel die Familie in zwei Linien, die weichselstädtische und hollenburgische; Rudolf II. ertheilte beiden die Grafenwürde, Ferdinand 1631 einem Zweige der jüngeren Linie die Fürstenwürde. Im Jahre 1654 erhielten sie Sitz und Stimme im Fürstenrath und 1684 die Herrschaft Trasp in Graubünden, die sie nach dem lüneviller Frieden gegen die mediatisirte Herrschaft Neuravensburg in Würtemberg vertauschten. Als Stammvater des Hauses ist Reingart I. († 1004) beglaubigt. Namhafte Nachkommen desselben sind:

1) Pankraz von D., vertheidigte 1483 seine Stammburg lange gegen das siegreiche Heer des ungarischen Königs Matthias Corvinus und übergab sie erst gegen das Versprechen, daß keine Feindseligkeit darin verübt werden solle; trotz des Vertrags wurde aber die Veste gänzlich geschleift. Im Jahre 1492 focht er heldenmüthig in der Türkenschlacht auf den villacher Feldern. Kaiser Maximilian I. verlieh ihm 1506 für sein ganzes Geschlecht das Erbmundschenkenamt in Kärnthen. Er † am 4. September 1508.

2) Sigmund, des Vorigen Sohn, 1484 geboren, kam früh an den Hof Maximilians I., kämpfte 1514 sieg- u. ruhmreich gegen die Venetianer, vernichtete 1515 mit Georg von Herberstein mit 850 Reitern und 5 Fähnchen Fußvolk einen mehr als 80,000 Mann starken Haufen bewaffneter aufrührerischer Bauern in ihrem Lager bei Rain, bekämpfte 1525 die rebellischen Bauern in Steiermark, eroberte Schladming mit Sturm, erlitt aber vor dieser Stadt am 3. Juli eine Niederlage und fiel selbst in Gefangenschaft, ward jedoch wegen seiner Bemühung um Herstellung des Friedens bald wieder freigegeben. Er † zu Gratz den 20. Mai 1540 und wurde in der Burgkirche zu Wienerisch-Neustadt zu den Füßen Maximilians I. bestattet.

3) Adam, des Vorigen Sohn, den 7. Oktober 1527 zu Gratz geboren, kam noch jung als Truchseß an Kaiser Ferdinands I. Hof und war schon 1548 Mundschenk des Erzherzogs Maximilian, der ihn mit mehren ehrenvollen Sendungen beauftragte. Er vermittelte die Versöhnung zwischen Vater u. Sohn, Ferdinand und Maximilian, wirkte zum Abschlusse des passauer Vertrags und des Religionsfriedens zu Augsburg thätig mit, bemühte sich vergeblich, 1561 vom Papste Pius V. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe und die Aufhebung der Ordensgelübde der Malteserritter zu erlangen, und beseitigte als Gesandter am spanischen Hofe seit 1563 die Mißstimmung zwischen dem Kaiser und Philipp II. vornehmlich wegen der den österreichischen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländischen Unruhen. Mit seinen beiden Zöglingen, den Erzherzögen, nach Deutschland zurückgekehrt, erwirkte er 1572 als kaiserlicher Kommissar von den Ständen Ungarns noch die Krönung Rudolfs II. Seine letzten Lebensjahre verlebte er auf seinem Schlosse Nikolsburg in beständigem Briefwechsel mit seinem ehemaligen Zögling, Rudolf II. Er † den 5. Februar 1590.

4) Franz, des Vorigen Sohn, den 22. August 1570 zu Madrid geboren, hörte zu Prag Rhetorik und Philosophie und im Collegium germanicum zu Rom Theologie und zog bald durch seine Arbeiten und Disputationen die Aufmerksamkeit des Papstes Klemens VIII. auf sich. Als Kleriker wurde er des Papstes Kämmerer und rasch hinter einander Domherr zu Olmütz und Breslau, 1598 Kardinal, Inhaber der Propstei Leitmeritz und Bischof von Olmütz. Von Rudolf zum Kardinalprotektor seiner Erbkönigreiche, zum Statthalter in Oesterreich und zum Präsidenten des kaiserlichen Staatsraths ernannt, wußte er den Ausbruch eines Bruderkriegs und jede auswärtige Einmischung zu verhüten, bewog Rudolf, auf Oesterreich, Mähren und Ungarn zu Matthias' Gunsten zu verzichten, überlieferte dem Erzherzoge die ungarische Krone und krönte ihn 1608 im Namen Rudolfs damit. Früher schon hatte er Mähren zweimal von den Horden des ungarischen Rebellen Bocskay gereinigt. Seit 1610

Direktor in Matthias' Staatsrathe, verweigerte er trotz des Majestätsbriefes in Mähren den Protestanten freien Gottesdienst und rettete sich 1618 nur durch seine Unerschrockenheit. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge sicherte sein Einfluß den mährischen Rebellen, mit Ausnahme einiger Haupträdelsführer, das Leben. Im Jahre 1622 schloß er in Nikolsburg mit Bethlen Gabor den bekannten Frieden, durch welchen Ferdinand von einem seiner gefährlichsten Gegner befreit wurde. Während Ferdinand II. seinen letzten deutschen Reichstag eröffnete, verwaltete D. sammt Mähren auch Oesterreich. Er † den 19. September 1636. Er hatte die Kaiser Matthias und Ferdinand II. zu böhmischen Königen, jenen auch mit der Krone von Ungarn gekrönt, drei Kaisern in den höchsten Ehrenstellen gedient, die Päpste Leo XI., Paul V. und Gregor XV. erwählen helfen und war viermal als päpstlicher Legatus a latere an den kaiserlichen Hof abgesendet worden. Er beförderte die Gelehrsamkeit durch Anlegung von Bibliotheken und Buchdruckereien, führte die Piaristen in Mähren ein, erbaute Kirchen u. schrieb selbst Predigten und einige Streitschriften. Ihm verdankt seine Familie die Fürstenwürde.

5) Franz Joseph von D., Fürst, k. k. Kämmerer und wirklicher geheimer Rath, den 28. April 1767 geboren, diente in der österreichischen Armee, zeichnete sich als Generalmajor beim Sturm auf Valenciennes aus und schloß 1800 mit Moreau den parsdorfer Waffenstillstand. Im Jahre 1809 ward er Oberhofmeister des Erzherzogs Franz, nachherigen Herzogs von Modena, fungirte dann als Hofkommissar in dem vom Feinde besetzten Theil Galiziens bis zum wiener Frieden und † den 10. Juli 1858.

6) Moritz Joseph Johann, des Vorigen Bruder, geboren zu Wien den 19. Februar 1775, seit 1791 Militär, ward Adjutant des Generals Mack und des Erzherzogs Karl, leitete 1815 die Erziehung des Herzogs von Reichstadt, ward 1819 Intendant der kaiserlichen Kapelle zu Wien, 1821 des Hoftheaters und 1826 Präfekt der kaiserlichen Bibliothek und † den 14. Oktober 1852.

Dietsch, Künstlerfamilie, s. Dietzsch.

Dietz, Hauptort des gleichnamigen nassauischen Amtes auf beiden Seiten der Lahn, über die eine steinerne Brücke führt, hat ein auf einem Felsen stehendes Schloß, einst die Residenz der Grafen von D., jetzt als Zucht- u. Arbeitshaus dienend, 2 evangelische Kirchen, eine katholische Kirche, eine Synagoge, eine lateinische Schule, Kornhandel, Schifffahrt und 3000 Einw., darunter 150 Katholiken und 90 Israeliten. Eine kleine halbe Stunde von D. liegt auf einem Felsen an der Lahn das dazu gehörige herrschaftliche Schloß Oranienstein mit schönen Gartenanlagen, ursprünglich ein Benediktinernonnenkloster; in der Nähe auch das Dorf Fachingen, mit seinen Mineralbrunnen, u. das Schloß Arbeck. D. kommt unter dem Namen Theodissaschon zur Zeit Karls des Großen vor, der es 790 dem Kloster Prüm schenkte. Im 11. Jahrhundert (1073) erscheint es im Besitz eigener Grafen. Als diese 1388 ausstarben, kam die Grafschaft D. durch Verheirathung zum Theil an Nassau (ganz erst 1530 und 1557), das sich nun in einer seiner Linien Nassau-Dietz nannte. Diese Linie, später in den Fürstenstand erhoben, erlangte mit Wilhelm IV. die Erbstatthalterschaft in Holland und trägt gegenwärtig die niederländische Königskrone, wogegen das Fürstenthum D., das in den drei Aemtern D., Daubern, u. Marienburg 13 Kirchspiele mit 69 Ortschaften und Höfen enthielt, bei dem Herzogthum Nassau verblieb. Von 1607—1742 war hier der Sitz der Regierung. Am 12. Juli 1806 kam das Fürstenthum D. nebst den übrigen nassau-dietzischen Ländern, Dillenburg, Hadamar, den Herrschaften Westerburg, Schadeck, Beilstein und Runkel auf der rechten Seite der Lahn an das von Napoleon gebildete Großherzogthum Berg, mit dessen Auflösung es 1814 an Preußen und 1815 an Nassau fiel.

Dietz, Feodor, namhafter Historien- u. Schlachtenmaler, geboren 1812 in Karlsruhe, bildete sich in München aus, wo er sich auch an der Ausmalung des „Bürgerzimmers" im neuen Königsbau betheiligte. Während des schleswig-holsteinischen Krieges folgte er den deutschen Heeren nach dem Norden und lernte durch eigene Anschauung die Momente des Kampfes und Völkerstreits kennen, um deren ähnliche in seinen spätern Bildern wahr und lebendig wiedergeben zu können. Sein erstes, großes Aufsehen erregendes Bild (1857) war die Zerstörung Heidelbergs durch Melac. Von seinen weiteren Kompositionen nennen wir sein in Köln zur Zeit der dortigen großen Kunstausstellung aufgestelltes Oelbild: vor den Thoren Leipzigs am 9. Oktober 1813, Episode aus der Schlacht bei Leipzig, jetzt im Besitz der stuttgarter Staatsgallerie; ein kleineres Oelbild, eine Kriegsthat aus dem Leben des Generals Wrangel, welcher sich als Major der brandenburgischen Kürassiere am Abend des 3. Februar 1814 bei Etoges in Frankreich durch einige Regimenter französischer Infanterie durchschlug, darstellend; einen Karton: Blücher betritt nach dem Uebergang bei Kaub das linke Rheinufer. Mehre seiner Bilder sind auch durch Lithographien verbreitet, so Gustav Adolfs Tod; die Heldenthat der Pforzheimer u. a. In diesen wie in anderen Arbeiten zeigt D. eine lebendige Phantasie, eine tüchtige schöpferische Kraft, vor Allem aber das edle Bestreben, durch die deutsche Kunst zur Verherrlichung großer Thaten aus der nationalen Geschichte mitzuwirken und somit derselben einen volksthümlichen Boden zu sichern. Ehrenvoll sind auch seine Bemühungen als Begründer und Vorstand der deutschen Kunstgenossenschaft, deren geistige u. materielle Interessen er in jeder Hinsicht u. trotz vielfacher Anfeindungen von Seiten der Künstler selbst aufs Eifrigste zu vertreten suchte. D. ist gegenwärtig badischer Hofmaler u. Professor an der Akademie in Karlsruhe.

Dietzenhofer, Leonhard, deutscher Baumeister des 17. Jahrhunderts, stand um 1687 in den Diensten des Fürstbischofs Lothar Franz von Schönborn, erbaute 1702—7 die fürstliche Residenz auf dem Petersberge zu Bamberg, 1719 die Kirche zu Banz, das gräflich schönbornsche Schloß zu Weißenstein bei Pommersfelden, das Klostergebäude auf dem Michelsberg in Bamberg 2c.

Dietzsch (auch Dietsch), ausgezeichnete Künstlerfamilie zu Nürnberg, deren Haupt, Johann Israel, 1681 zu Nürnberg geboren, Schüler Preißlers, Vater und Lehrer von fünf Söhnen, zwei Töchtern u. einer Nichte war, die sich sämmtlich auszeichneten, und 1754 †. Unter ersteren ist

zu nennen: Johann Christoph, Landschaftsmaler und Kupferstecher, 1710 zu Nürnberg geboren, lieferte viele, großentheils auch in ausländische Kabinete übergegangene kleine Landschaften mit trefflichem Baumschlage, Frucht- und Blumenstücke, in Wasserfarben mit leichtem Pinsel ausgeführt, radirte auch mit sicherer Nadel mehre schöne Blätter. Im Jahre 1737 gab er seine „Plaisante Prospekte von Nürnberg", 11 Blätter in 4., und 1760 mit seinem Bruder Johann Albert 41 Landschaften heraus. Katharina Prestel hat eine Folge von Landschaften nach ihm gestochen. Er † 1769. Sein Bruder, Johann Sigmund, geboren 1705, malte Landschaften, Früchte und Genrestücke in Aquarell und † 1779; der dritte Bruder, Johann Jakob, geboren 1713, malte Landschaften, Schlachten, Belagerungen, † 1776; der vierte, Georg Friedrich, schöne Kabinetstücke, † 1755; der fünfte, Johann Albrecht, geboren 1720, Landschaften, Schlachten, Fruchtstücke, Genrebilder in der Manier der Holländer, † 1782. Den meisten Ruhm jedoch erwarben die beiden Töchter. Barbara Regina, geboren 1706, malte mit Meisterhand in Wasserfarben, vorzüglich Blumen und Vögel. Eine Sammlung letzterer ist auch im Kupferstich bekannt und mit Farben ausgemalt, unter dem Titel: „Sammlung meist inländischer gefangener Vögel" (Nürnberg 1770—75). Sie † 1783. Ihre Schwester, Margaretha Barbara, 1726 geboren, malte Vögel, Früchte u. Blumen und ätzte auch einige der letzteren sehr nett in Kupfer. Ihr Hauptwerk, das von 1784 an erschien, stellt alle in der Gegend von Nürnberg wachsenden fruchttragenden Kräuter, Stauden und Bäume in illuminirten Kupferstichen dar, wozu Schreber den Text lieferte. Sie † 1795. Susanna Maria, die Tochter Johann Christophs, malte ebenfalls Vögel, nach denen Wirsing eine Folge von 50 Blättern herausgab; sie † um 1798.

Dieu, kleine Insel im atlantischen Ocean an der Küste des französischen Departements Vendée, mit 2500 Einw., meist Seeleuten.

Dieu, Jean de, s. v. a. Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Dieu-le-Fit, Stadt im französischen Departement Drôme, am Zusammenfluß des Abron mit dem Jaur, ansehnliche Fabrikstadt mit berühmten Töpfereien, Tuchfabrikation, Seiden- und Baumwollenspinnerei, Färberei, Glasfabrikation, Mineralquellen und 4300 Einw.

Dieuze (Dieuse), Stadt im französischen Departement Meurthe, an der Seille, mit sehr altem Salzwerk, Leinwand-, Hut-, Strumpfwaaren- und Sodafabrikation, Handel mit Salz und Soda und 4000 Einw. D. hieß in alter Zeit Decem pagi (die 10 Gaue) und gehörte den Herzögen von Lothringen.

Diez, 1) Friedrich Christian, Begründer der romanischen Philologie, den 15. März 1794 zu Gießen geboren, studirte hier klassische Philologie, nahm 1813 in einem hessischen Freicorps an dem Feldzug nach Frankreich Theil und widmete sich nach seiner Rückkehr der Jurisprudenz, vertauschte dieselbe jedoch 1816 mit dem Studium der neuern Sprachen und Literaturen, das er in Göttingen fortsetzte. In den Jahren 1819 und 1820 war er Hauslehrer in Utrecht, habilitirte sich 1822 in Bonn und erhielt hier 1830 eine ordentliche Professur. Nachdem er in seinen „Altspanischen Romanzen" (Berlin 1821) und den „Beiträgen zur Kenntniß der romantischen Poesie" (das. 1825) als Schriftsteller aufgetreten, begründete er seinen Ruf durch „Die Poesie der Troubadours" (Zwickau 1826) und „Leben und Werke der Troubadours" (Zwickau 1829), denen als Hauptwerke seine „Grammatik der romanischen Sprachen" (2. Aufl., Bonn 1855—58, 3 Bde.) und sein „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen" (das. 1853, 2. Aufl., Bd. 1, 1861) folgten. Er gab noch heraus: „Altromanische Sprachdenkmale" (Bonn 1846) u. „Zwei altromanische Gedichte" (das. 1852).

2) Samuel Friedrich, Porträt- und Historienmaler, geboren den 19. Dec. 1803 zu Neuhaus im Meiningischen, war 1822—25 Zögling der Akademie in München und ist seit 1833 Hofmaler in Meiningen. Auf Reisen nach Petersburg (1839), Skandinavien (1840), England (1841 und 1845), Paris (1842), Brüssel (1845) legte er ein Album von Porträten europäischer Notabilitäten an, sämmtlich von sehr lebendiger Auffassung und der größten Aehnlichkeit.

Diezeugmenon (griech.), eigentlich das Getrennte, rhetorische Figur, wenn von mehren auf einander folgenden und sich entsprechenden Sätzen jeder sein eigenes Zeitwort hat, z. B. die Bäume blühen, die Wiesen grünen, die Höhen prangen im Frühlingsschmuck. Das Gegentheil ist das Antezeugmenon.

Diezmann (Dietrich der Jüngere), Landgraf von Thüringen, Sohn Albrechts des Unartigen und Margaretha's, der Tochter Kaiser Friedrichs II., um 1260 geboren, ward, nachdem seine Mutter 1270 in Folge der Zuneigung ihres Gatten zu Kunigunde von Eisenberg von der Wartburg hatte fliehen müssen, nebst seinem Bruder, Friedrich dem Gebissenen, am Hofe seines Oheims, Dietrichs von Landsberg, sorgfältig erzogen, bekriegte herangewachsen in Verbindung mit seinen Brüdern, Heinrich und Friedrich dem Gebissenen, seinen Vater, weil dieser den mit ihm von Kunigunde von Eisenberg erzeugten Apitz ihnen zum Nachtheil begünstigte, gelangte zunächst 1279 in den Besitz des Pleißnerlandes, erhielt 1288, nach Heinrich des Erlauchten Tode, die Lausitz und 1291, nach dem Tode Friedrich Tutta's, das Osterland. Hierüber erbittert, verband sich Albrecht mit dem Markgrafen von Brandenburg und dem Fürsten von Anhalt, ward aber geschlagen und verkaufte nun 1293 jene Länder und Thüringen an Adolf von Nassau, der den Krieg mit abwechselndem Glücke fortführte, bis er 1298 in der Schlacht bei Gellheim fiel. Kaiser Albrecht, der mit der deutschen Königskrone auch das Erbrecht auf die sächsischen Marken erhalten zu haben glaubte, beschied die jungen Markgrafen auf einen Hoftag nach Fulda, erklärte sie, da sie nicht erschienen, in die Acht und brach endlich 1307 in das Osterland ein, erlitt aber von D. und dessen Bruder Friedrich, die an der Spitze von bewaffneten Bürgern und Bauern und einigen braunschweigischen Reiterhaufen standen, bei Lucka am 31. Mai eine vollständige Niederlage. D. kehrte sodann nach Leipzig zurück und † daselbst (wahrscheinlich am 10. Dec.) 1307. Nach einer spätern Sage wurde er am Christtage desselben Jahres

durch einen gewissen Philipp von Nassau in der Thomaskirche ermordet. Friedrich August von Sachsen errichtete ihm 1841 ein vom Professor Rietschel in Dresden in Sandstein gearbeitetes Denkmal. Vgl. Wilke, Ticemanus, Leipzig 1754.

Diezmann, Joh. August, geboren 1803 in Gazen bei Pegau, widmete sich 1824—28 in Leipzig dem Studium der Medicin u. Naturwissenschaft, sodann aber ausschließlich der Literatur u. lebt seitdem in Leipzig. Er gründete 1830 die Zeitschrift „Blätter aus der Gegenwart", redigirte mit Vitale den „Courrier du beau monde" (Lpz. 1832—36), übernahm 1834 die Redaktion der „Allgemeinen Modenzeitung" u. mit Ferd. Stolle 1854 die der „Gartenlaube"; übersetzte viele englische Werke, z. B. von Marryat, Boz, Russel, ferner: „Naturhistorisches Kabinet des Thierreichs, nach Jardine" (Pesth 1836 ff., 7 Bde.), „Malerische Reise um die Welt von Dumont d'Urville" (Lpz. 1834—37, 2 Bde.), „Malerische Reise in Nord- u. Südamerika von d'Orbigny" (das. 1837—1839); schrieb: „Vollständiges Taschenwörterbuch der 4 Hauptsprachen Europa's" (das. 1832—44, 4 Thle.), „Die berühmtesten Staatsmänner u. Diplomaten unserer Zeit" (das. 1835, 3 Hefte), „Nouveau dictionnaire portatif français-allemand" (das. 1836), „Nachtseiten der Gesellschaft" (das. 1844—46, 18 Thle.), „Englisch-technologisches Lesebuch" (das. 1853), „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" (das. 1857), „Goethe-Schillermuseum" (das. 1858).

Diffamation (lat. diffamatio), Verbreitung einer übeln Nachrede gegen Jemanden, insbesondere die gegen Andere ausgesprochene Berühmung, an einen Dritten eine Forderung zu haben, auf welche hin dieser Dritte (Diffamat) berechtigt ist, den sich Berühmenden (Diffamanten) zur Anstellung einer Klage (Diffamationsklage, s. Provokationsprozeß) gerichtlich zu veranlassen.

Differential—, in Verbindung mit einem Hauptwort bei Maschinen oft angewendet, so z. B. D.-Dynamometer, -Manometer, -Anemometer (Windmesser), -Getriebe, -Haspel, -Regulator, -Schraube 2c. Die Bedeutung des D. bei diesen Vorrichtungen ist im Allgemeinen die, daß eine starke Hauptbewegung durch eine entgegengerichtete Bewegung geschwächt wird, so daß die nunmehr bleibende Differenz nur einen Bruchtheil der direkten Bewegung darstellt. Zumeist sind es rotirende Wellen oder konische glatte und gezahnte Räder, welche, sich in entgegengesetztem Sinne bewegend, auf ein mittleres dazwischen gelegtes Rad einwirken und dasselbe im Verhältniß des Unterschieds ihrer Bewegungen drehen, wodurch ein gewünschter Effekt erzielt wird. Zuweilen wird jedoch durch entgegengesetzten Druck von Flüssigkeiten auch eine geradlinige Bewegung vermindert, wie beim Dynamometer und Anemometer. Einige dieser Apparate sind näher unter den betreffenden Hauptwörtern erläutert.

Differentialbeobachtungen, diejenige Art der astronomischen Beobachtung, bei welcher man die zu bestimmenden sphärischen Koordinaten des Sternes nicht unmittelbar mißt, sondern beobachtet, um wie viel sie von denen eines andern nicht gar fern stehenden Sternes, dessen Ort genau bekannt sein muß, verschieden sind. Bisweilen unterscheidet man zwischen D. und Differenzbeobachtungen und versteht unter letztern solche, bei denen die beiden zu vergleichenden Sterne so nahe an einander stehen, daß sie beide zu gleicher Zeit, oder wenigstens ohne daß das Fernrohr verrückt wird, in das Sehfeld treten.

Differentialrechnung, s. Differenzenrechnung.

Differentialzoll, s. Zoll.

Differentismus, s. v. a. Determinismus.

Differenz (v. Lat.), Unterschied, in der Mathematik derjenige Theil, um welchen eine Größe vermehrt oder vermindert werden muß, um einer andern gleich zu werden. Hat man eine Reihe Zahlen und zieht immer zwei auf einander folgende von einander ab, so erhält man aus den Differenzen eine neue Reihe: Differenzenreihe; aus dieser läßt sich dann auf gleiche Weise eine neue, aus dieser eine dritte 2c. ableiten. Die Zahlenreihe 4, 7, 11, 18, 31, 54, 92, 151 gibt z. B. als erste Differenzenreihe 3, 4, 7, 13, 23, 38, 59; als zweite: 1, 3, 6, 10, 15, 21; als dritte: 2, 3, 4, 5, 6. In der Analysis ist die D. irgend einer Funktion einer veränderlichen Größe oder mehrer solcher Größen diejenige Veränderung der Funktion, welche eintritt, wenn die veränderliche Größe oder jede derselben um einen beliebigen Theil vermehrt oder vermindert wird (s. Differenzenrechnung). In der Physik nennt man chemische D. den wechselseitigen Gegensatz, der aus den chemisch verschiedenen Qualitäten zweier Stoffe folgt, z. B. zwischen Säuren und Basen; elektrische D. aber den Gegensatz, der bei Einwirkung der elektrischen (galvanischen) Säule auf verschiedene Stoffe hervortritt.

Differenzenrechnung und **Differentialrechnung.** Man unterscheidet in der Mathematik bekannte u. unbekannte Größen, trennt aber wieder beständig bekannte u. beständig unbekannte von veränderlich bekannten u. veränderlich unbekannten (variabeln). Die beständig bekannten, sowie die beständig unbekannten fallen als konstante Größen der Betrachtungsweise der Arithmetik und Algebra, die veränderlich bekannten, sowie die veränderlich unbekannten vorzugsweise der höhern Analysis anheim. Soll x aus der Gleichung $ax + b = c$ berechnet werden, so wird hierbei vorausgesetzt, daß a, b, c ebenso wie x durch die ganze Rechnung hindurch als unveränderlich anzusehen sind. Soll aber ein anderes Mal eine Regel ausfindig gemacht werden, nach welcher für jedes beliebige auf Zinsen ausgeliehene Kapital (a) der nach einer gegebenen Anzahl (n) von Jahren geänderte Werth (c) des Kapitals herausgefunden werden kann, so hat man es hier durch den ganzen Verlauf der Rechnung hindurch mit veränderlichen Größen zu thun. Bezeichnet man nämlich mit p den Zinsfuß, so wächst das Kapital so an, daß es sich mit seinen Zinsen u. Zinseszinsen zu $c = a\left(1 + \frac{p}{100}\right)^n$ umgestaltet. In dieser Funktion ist nichts beständig, als die Zahl 100, alles Uebrige der Willkür des Rechnenden überlassen. Es soll aber auch hier nicht ein einzelner Werth des wachsenden Kapitals gefunden werden, sondern eine alle möglichen entstehenden künftigen Werthe umfassende Regel. Funktionen, d. h. Rechnungsformeln, worin variabele Größen mit konstanten so verbunden sind, daß mit der Veränderung der einen Variabeln nothwendig sich wenigstens eine der übrigen Variabeln ebenfalls ändern muß, sind

vorzugsweise der Gegenstand der höheren Analysis, denn dieser gehört die Berechnung der Gesetze an, nach welchen variabele Größen in ihrem Wachsen oder Abnehmen von einander u. von konstanten abhängen. Die Analysis gebraucht, wie die Arithmetik und Algebra, für willkürlich bestimmte, bekannte und konstante Größen die ersten Buchstaben, für unbekannte, erst zu bestimmende variabele die letzten Buchstaben des Alphabets. Außer einigen andern Zeichen bedient sie sich sonst des ganzen Algorithmus der allgemeinen Arithmetik. Nun aber können wir uns Größen sich um bestimmte diskrete Theile ändern denken, so wie etwa das Vermögen eines Mannes sich ruckweise durch Gewinn plötzlich vermehrt, oder wir können uns denken, daß sich eine Größe um unendlich kleine Theile, also stetig umsetzt, so wie Jemand, um von A nach B zu kommen, alle, auch die kleinsten Zwischenstationen durchschreiten muß. Die Aufgabe der Differenzenrechnung ist nun, das Gesetz zu finden, nach dem sich die Veränderungen mit einander in Verbindung stehender Größen bestimmen lassen, wenn das Wachsen oder Abnehmen auf eine diskrete Weise geschieht; die Aufgabe der Differentialrechnung hingegen ist die Auffindung der Gesetze, nach denen sich die Veränderungen stetig ab- oder zunehmender, mit einander in Verbindung stehender Größen bestimmen lassen. Soll z. B. in $y^2 = ax$ die Aenderung von y (welche durch Δy fortan bezeichnet werden mag) bestimmt werden, wofern x um Δx wächst, so ergibt sich

$$(y + \Delta y)^2 = a (x + \Delta x)$$

$$y^2 + 2 y \Delta y + \Delta y^2 = ax + a \Delta x,$$

somit wegen $y^2 = ax$

$$\Delta y^2 + 2 y \Delta y = a \Delta x, \text{ woraus}$$

$$\Delta y = y \pm \sqrt{(y^2 + a \Delta x)}, \text{ also}$$

das Gesetz folgt, nach welchem Δy sich durch Δx, die variabele y und die konstante a angeben läßt. Wäre dagegen verlangt, Δy zu bestimmen, wofern dieses sowohl, als auch Δx unendlich klein angenommen werden darf, so befinden wir uns auf dem Gebiet der Differentialrechnung. Hier verschwinden dann, wie sich weiter unten ergeben wird, die höheren Potenzen der unendlich kleinen Zunahmen gegen die niederen, und es bleibt von der Gleichung $\Delta y^2 + 2 y \Delta y = a \Delta x$ bloß $2 y \Delta y = a \Delta x$, somit $\Delta y = \frac{a \Delta x}{2 y}$, als Gesetz des Zusammenhangs des Wachsthums von x und y übrig, was in den Zeichen dieser Rechnungsweise durch $dy = \frac{adx}{2y}$ dargestellt wird. Die Differenzenrechnung ist demnach wesentlich von der Differentialrechnung verschieden, indem dort immer endliche Größenveränderungen den Gegenstand der Untersuchung bilden, während hier verschwindend kleine Aenderungen, deren Zeichen für die Variabeln x, y, z .... dann dx, dy, dz .... sind, auftreten, und der Rechnung einen ganz eigenthümlichen Charakter geben.

Jede andere Rechnungsart läßt Beispiele in Zahlen zu, nur nicht die Differentialrechnung, denn deren dx kann durch kein Beispiel in Ziffern belegt werden, wohl aber das Δx der Differenzenrechnung. Letztere mit ihren endlichen Differenzen hat zwar ganz ähnliche Formen des Uebergangs von Funktionen zu Differenzengleichungen u. umgekehrt, wie die Differentialrechnung, allein sie macht für die Behandlung derselben keine eigenthümlichen Theorien nöthig, sondern kann mittelst der kombinatorischen Analysis u. den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Arithmetik entwickelt werden. Das Eigenthümliche der Differentialrechnung liegt dagegen in dem Differential, welches aus dem Begriff der Stetigkeit hergeleitet wird, wie sich gleich ergeben soll. Dem einfacheren Verfahren nach liegt deshalb die Differenzenrechnung der Differentialrechnung zu Grunde, indem die erstere den Uebergang von der Arithmetik zur höheren Analysis und somit zur Differentialrechnung bildet, die letztere jener aber schon ganz angehört.

Das Gesetz der Stetigkeit aber, wonach alle Veränderungen in der Natur durch die kleinsten Zwischenzustände durchgehen müssen, ist eines von den Gesetzen, das wir nicht durch Erfahrung kennen lernen, sondern dieser durch die reine Anschauungsweise des Realen zu Grunde zu legen gezwungen sind. Sollen wir Größenveränderungen in der Natur auffassen, so müssen die Begriffe nach jenem Gesetz geordnet werden, um das Stetige zu fassen. Und dies eben ist die Aufgabe der Differentialrechnung. Wir müssen als allgemeines vollständiges Gesetz festhalten: Jede Veränderung in der Natur um einen gewissen Grad oder um eine bestimmte Zahl in der Zeit muß durch alle kleineren Grade und Zahlen durchgegangen sein, bevor der Zustand zu der Größe der Umbildung gelangte, in dem er sich jetzt befindet. Die diskrete Auffassung getrennter Zwischenzustände bei solchen Veränderungen ist nur Sache unserer Begriffe, mit denen wir das Ganze der Erscheinungen nie zu fassen vermögen. Nach dem Gesetz der Stetigkeit behaupten wir die unendliche Theilbarkeit der Körper, und somit auch die von Größen und kommen dadurch zu den Begriffen von Irrationalzahlen und inkommensurabelen Größen, die schon in der Arithmetik eine so wichtige Rolle spielen. So lange nämlich Größen aus einfachen Theilen (wie ein Heer, eine Rolle Münzen ꝛc.) bestehen, gibt es für sie auch ein Maß, durch das sie ohne Rest gemessen und aus dem sie zusammengesetzt werden können. Alle anschaulichen gegebenen Größen hingegen sind stetig, entstehen nicht durch Zusammensetzung aus dem Einfachen, und es gibt daher kein Grundmaß für dieselben, sie haben das Eigenthümliche, daß sie in immer kleineren Theilen auch von immer kleineren Maßen gemessen werden können. Das Maß stetiger Größen ist deshalb eine unbedingt veränderliche Größe, die man wie einen Bruch von einer gegebenen Einheit ansehen kann, dessen Nenner sich ohne Ende vergrößern läßt, der also selbst kleiner als jede gegebene Größe angenommen werden darf. Eine solche Größe ist das genannte Differential. Es läßt sich zwar $\sqrt[2]{5} = 236068 \ldots\ldots$ nie genau darstellen, indessen der Wurzelauszug sich doch so weit fortsetzen, daß der Unterschied zwischen dem wahren Werth dieser Größe und dem Wurzelauszug verschwindend klein ausfällt. Das Differential ist aber eben so wenig wie dieser Unterschied als ein abgeschlossenes unendliches Kleines, sondern nur als ein solches anzusehen, das kleiner als jede noch so kleine Größe ist. Jede Methode aber, welche mit solchen un-

endlich kleinen verschwindenden Größen Rechnungen auszuführen vermag, unterwirft stetige Größen den Gesetzen der diskreten, wobei stets die Voraussetzung eines schlechthin veränderlichen Maßes gilt, das ist das dx, dy, dz...., was in der Analysis eine so wichtige Rolle spielt. Dabei fällt jede höhere Potenz von dx, als verschwindend klein gegen die niederen, also dx^3 gegen dx^2, dieses gegen dx 2c. weg, wodurch die Schwierigkeiten der Potenzrechnung vermieden werden. Ebenso verliert sich ein Produkt unendlich kleiner Faktoren im Vergleich mit einem dieser Faktoren, als unendlich Kleines von höherer Potenz gegen unendlich Kleines von niederer Potenz, also dx, dy gegen dx oder dy. Daraus ergibt sich weiter der Hauptsatz: Gleichungen zwischen Differentialen einer Funktion u. denen ihrer Hauptgrößen sind stets vom ersten Grad, weil alle höheren Potenzen der Differentiale gegen die niederen wegfallen. Wenn man also die Gesetze der unendlich kleinen Veränderungen von Variabeln bestimmen will, so darf man, wie ungleichförmig sich die Größen selbst ändern mögen, ihre unendlich kleinen Veränderungen doch immer als gleichförmig erfolgend ansehen, oder dx wird durch eine ganze Rechnung hindurch, wie in unserem obigen $dy = \frac{adx}{2y}$, als konstant zu betrachten sein. In Rechnungen, wo Differentiale von Differentialen auftreten, wo also höhere Differentiale vorkommen, wo sich Gleichungen zwischen Differentialgrößen unabhängig vom Verhältniß einer Funktion zu ihrer Hauptgröße anbieten, müssen alle Glieder der Gleichung gleiche Höhe der Potenzen ihrer Differentialgrößen haben, indem die höheren gegen die niedrigeren, wie gesagt, verschwinden. Gerade aber in dieser Annahme des unendlich Kleinen liegt ein hoher Gewinn bei Anwendung dieser Rechnungsweise, der dadurch nicht aufgewogen wird, daß man diese dunkeln Vorstellungsweisen des Unendlichen nach neueren Darstellungen, z. B. der lagrange'schen, zu vermeiden sucht.

Die Erfindung der Differentialrechnung fällt in das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts und wurde von Leibnitz u. Newton zu gleicher Zeit gemacht. Ersterer machte seine große Erfindung öffentlich in dem Oktoberheft der „Acta Eruditorum" 1684 bekannt. Newtons Erfindung trat erst 1711 ans Licht, obwohl er früher schon in seiner Fluxionenrechnung denselben Gedanken wie Leibnitz in Anwendung brachte, unter dem Titel „Methodus differentialis". Außerdem machten sich um die weitere Ausbildung der Differentialrechnung noch verdient die Brüder Bernoulli, in neuerer Zeit Euler, Kästner, Lagrange, Cauchy, Lacroix u. A.

Differenzenreihe, s. Differenz.

Differenzgeschäft, s. Börse.

Differenzpunkt (v. Lat.), das Stadium, wo die elektrische Differenz chemischer, sich durch elektrische Einwirkung scheidender Stoffe eintritt.

Diffession (v. Lat.), die Rechtshandlung, wodurch Jemand eine gegen ihn gebrauchte Urkunde für falsch und untergeschoben erklärt. Daher Diffessionseid, Eid, wodurch Jemand eine Urkunde dem Inhalt und der Unterschrift nach abschwört.

Difful, Stadt, s. Dezfool.

Diffusion (v. Lat.). Alle Stoffe in der Natur zeigen unter geeigneten Umständen die Neigung, sich im Raume zu verbreiten. Füllt man eine Flasche mit engem Halse mit einem Gase, welches selbst schwerer sein kann, als die Luft, und läßt man die Flasche unverschlossen in ruhiger Luft stehen, so entweicht allmählig das fremdartige Gas aus der Flasche, steigt trotz seiner größeren Schwere in die Höhe, indem Luft in die Flasche dringt, u. verbreitet sich gleichmäßig in dem abgeschlossenen Raum. Die Gesammtmenge der Luft außerhalb und innerhalb der Flasche ist schließlich ganz gleichmäßig gemischt. Dasselbe findet Statt bei einer Flüssigkeit, welche unzersetzt verdampfen kann. Der Raum in der Flasche über der Flüssigkeit füllt sich mit Dämpfen, diese diffundiren mit der Luft, es bilden sich neue Dämpfe, und so geht es fort, bis die Flüssigkeit verschwunden ist, es sei denn, daß der Raum außerhalb der Flasche abgeschlossen u. so eng sei, daß der durch Verdampfung der Flüssigkeit entstehende Gesammtdruck der Dämpfe und der Luft größer wird als die Fähigkeit der Flüssigkeit, bei der herrschenden Temperatur Dämpfe zu bilden. Flüssigkeiten als solche können mit der Luft nicht diffundiren, und da sich aus der Flüssigkeit keine Dämpfe mehr entwickeln, so hört die D. auf. Unter den gegebenen Verhältnissen ist die flüchtige Flüssigkeit zu einer nicht flüchtigen geworden. Für feste Körper, welche sich schon bei gewöhnlicher Temperatur verflüchtigen, gilt ganz dasselbe, und bei schwerer und sehr schwer flüchtigen Stoffen braucht nur die Temperatur genügend gesteigert zu werden, um dieselben Erscheinungen herbeizuführen. Für Gase und Dämpfe gilt das Gesetz: Wenn man in einen u. denselben Raum verschiedene Gase bringt, welche keine chemische Wirkung auf einander ausüben, so verbreitet sich jedes gleichförmig durch den ganzen Raum. Flüssigkeiten strömen ebenso wie Gase in einander über, man braucht nur auf koncentrirte Schwefelsäure langsam und vorsichtig Wasser fließen zu lassen, so daß beide Flüssigkeiten in scharfer Schicht von einander geschieden sind, so findet allmählig eine Verbreitung der Schwefelsäure im Wasser Statt, entgegen den specifischen Gewichten dieser Flüssigkeiten, und nach längerer Zeit ist die Mischung gleichmäßig. Hier erfolgt die D. viel langsamer, weil die Molekule der Flüssigkeiten gegen einander schwerer beweglich sind als bei Gasen, und bei starren Körpern überwiegt die Kohäsion diese Neigung, im Raum sich zu verbreiten, so sehr, daß von ähnlichen Erscheinungen keine Spur zu finden ist.

Beobachtet man die erwähnten Vorgänge genauer, so findet man bald, daß nicht alle Gase oder alle Flüssigkeiten gleichmäßig gegen einander diffundiren. Um die hier waltenden Gesetze genauer kennen zu lernen, muß man die gewaltsame mechanische Mischung, welche durch eine erschütternde Bewegung eintreten kann, sicher vermeiden. Graham that dies, indem er ein an beiden Seiten offenes, $1-1\frac{1}{2}$ Zoll weites Glasrohr mit einem bei 200° C. getrockneten Gypsstöpsel an einem Ende verschloß, mit Wasserstoff z. B. füllte und nun mit dem offenen Ende so in Quecksilber tauchte, daß dasselbe außerhalb und innerhalb des Rohres gleich hoch stand. Es trat Wasserstoff durch den porösen Gypsstöpsel aus und atmosphärische Luft dafür ein, aber die Menge des ersteren war größer als die der

letzteren, denn das Volumen des Gases in dem Rohr verringerte sich stetig, so daß das Quecksilber schon nach einigen Minuten 2 Zoll höher im Rohr als außerhalb desselben stand. Man mußte also, um den Versuch zu beenden, das Rohr tiefer eintauchen, damit nicht der mechanische Druck den Verlauf der D. störe. Als beendet ist dieselbe anzusehen, wenn das Niveau des Quecksilbers innerhalb und außerhalb des Rohres keine weitere Aenderung erleidet. Aus ähnlichen Versuchen mit andern Gasen ergab sich folgendes Gesetz: Wenn zwei Gase, welche keine chemische Wirkung auf einander äußern, durch eine poröse Scheidewand getrennt sind, so dringen Volume von jedem durch diese Wand, welche sich umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus der Dichte der beiden Gase verhalten, falls nämlich der Druck der Gase während dieses Austausches gleich erhalten wird. Für ein Volumen Luft, welches in das Rohr eintritt, treten z. B. 3,83 Volume Wasserstoff aus; dies Gas ist aber 14,5mal leichter als atmosphärische Luft, u. 3,83 ist die Quadratwurzel von 14,5. Bezeichnet man also mit 1 das Volumen, bei welchem keine Aenderung des Niveau's des Quecksilbers eintritt, d. h. das Volumen atmosphärischer Luft, welches das vorhandene Gasvolumen vollkommen ersetzt hat, mit v dieses ausgetretene Gasvolumen, dessen Dichtigkeit $=\delta$, so ist $v = \sqrt{\frac{1}{\delta}}$. Die Versuche ergeben nun

Gase.	Specifisches Gewicht δ.	$\sqrt{\frac{1}{\delta}}$	Beobachtete Volume v.
Wasserstoff . . .	0,0688	3,8149	3,83
Kohlenwasserstoff .	0,555	1,3414	1,344
Oelbildendes Gas .	0,972	1,0140	1,0191
Kohlenoxyd . . .	0,972	1,0140	1,0149
Stickgas	0,972	1,0140	1,0143
Sauerstoff . . .	1,111	0,9487	0,9487
Schwefelwasserstoff	1,1805	0,9204	0,95
Stickstoffoxydul .	1,527	0,8091	0,82
Kohlensäure . .	1,527	0,8091	0,812
Schwefelige Säure	2,222	0,6708	0,68

Die Differenzen zwischen der dritten und vierten Kolumne sind so gering, daß sie recht gut als Beobachtungsfehler angesehen werden können. Man muß aber dabei im Auge behalten, daß sich das austretende fremdartige Gas in der freien Luft stets sogleich zerstreut, und da es einen unendlich kleinen Bruchtheil der gesammten Atmosphäre ausmacht, so wird auch die D. fortschreiten, bis von dem fremdartigen Gase nur noch ein unendlich kleiner Bruchtheil des Volumens der Röhre in letzterer enthalten ist. Statt des Gypses kann man auch gesunde Korkstöpsel, dünne Blätter von biegsamem Dolomit, von Steinkohlen und von Holz anwenden, ohne daß die Erscheinungen verändert würden, nur die Schnelligkeit, mit welcher sie verlaufen, wird durch diese weniger porösen Stoffe beeinträchtigt, und durch feuchte thierische Blase diffundiren die Gase zwanzigmal langsamer als durch einen Gypspflock von 1 Zoll Dicke.

Ganz anders und keineswegs so einfach wie bei den Gasen verläuft die D. bei den Flüssigkeiten. Hier ist nicht die Dichtigkeit maßgebend, sondern die Natur der in Frage kommenden Körper bestimmt das Maß der D., ohne daß chemische Verwandtschaft dabei thätig wäre. Sind zwei Flüssigkeiten auf einander geschichtet, so findet allmählig gegenseitige Durchdringung Statt, und das Resultat dieses Vorganges ist gleichmäßige Mischung beider Flüssigkeiten. Die Schnelligkeit, mit welcher die D. verläuft, ist für dieselben Stoffe abhängig von dem Koncentrationsunterschied, also von dem Dichtigkeitsunterschied beider Flüssigkeiten. Eine Salzlösung diffundirt gegen Wasser um so schneller, je koncentrirter sie ist, und sind beide Flüssigkeiten durch ein enges Rohr getrennt, so ist die Abnahme der Schnelligkeit, mit welcher die D. erfolgt, für Röhren von gleicher Weite ihrer Länge proportional, u. der Sättigungsgrad der das Rohr ausfüllenden Schichten nimmt von der Salzlösung zum Wasser in arithmetischem Verhältniß ab. Flüssigkeiten von gleicher Dichtigkeit und gleicher Temperatur diffundiren indeß gegen dieselbe andere Flüssigkeit, z. B. gegen Wasser, mit sehr ungleicher Schnelligkeit. Temperaturerhöhung steigert die Schnelligkeit, mit welcher die D. erfolgt, oft sehr bedeutend. Graham gibt an, daß Schwefelsäure von 1,2 specifischem Gewicht um mehr als die Hälfte stärker als Chlornatrium u. fast sechsmal so stark als schwefelsaures Kupferoxyd in Wasser diffundirt. Tritt hier schon die Natur der Stoffe entscheidend auf, so macht sich dies noch bemerkbarer, wenn man Lösungen verschiedener Körper mit einander gemischt gegen Wasser diffundiren läßt. Die einzelnen Bestandtheile der Mischung diffundiren dann ganz anders, als sie es aus einer unvermischten Lösung unter sonst gleichen Verhältnissen thun, und in der Regel wird die D. desjenigen Salzes, welches an und für sich das geringste Diffusionsvermögen besitzt, noch weiter vermindert.

Auch diese Erscheinungen hat man in der Art näher zu erforschen versucht, daß man die zu prüfenden Flüssigkeiten durch eine poröse Scheidewand von einander trennte; die Verhältnisse werden dann aber sofort andere, weil die Beziehungen der Scheidewand zu den fraglichen Flüssigkeiten den Verlauf der D. mannichfach abändern. Trennt man z. B. Wasser und Weingeist von einander durch eine thierische Membran, so nimmt das Volumen des Weingeistes zu, d. h. es diffundirt das Wasser schneller in den Weingeist als umgekehrt, während eine geringe Quantität Weingeist allerdings auch zum Wasser übertritt. Wendet man dagegen eine Kautschuklamelle an, so nimmt das Volumen des Wassers zu, der Weingeist diffundirt nun schneller in das Wasser. Offenbar hängt dies damit zusammen, daß thierische Membran, Blase, besser vom Wasser, Kautschuk besser vom Alkohol befeuchtet u. durchdrungen wird. Wie bei den Gasen, so kann auch hier die D. gegen das specifische Gewicht Statt finden, u. da sich der hydrostatische Druck durch die Scheidewand nicht fortpflanzt, so ist es nicht auffallend, daß z. B. in zwei durch eine Scheidewand getrennten kommunicirenden Röhren das hydrostatische Gleichgewicht aufgehoben ist und in dem erwähnten Fall das eine Mal der Alkohol, das andere Mal das Wasser in dem einen Schenkel sich höher stellt als in dem anderen. Das Diffusionsbestreben ist sogar so mächtig, daß selbst ein bedeutender Druck durch dasselbe überwunden werden kann. Trennt man eine Salzlösung durch Blase von reinem Wasser, so nimmt das Volumen der Salzlösung zu, weil auch hier die Blase von reinem

Wasser leichter befeuchtet, durchdrungen wird als von der Salzlösung. Diese Erscheinung steht zufällig in Einklang mit dem bei Gasen geltenden Gesetz, daß die Flüssigkeiten um so schneller diffundiren, je geringer ihre Dichtigkeit ist; reiner tritt auch hier das Gesetz hervor, wenn man statt der Blase Thonzellen, wie sie bei galvanischen Batterien benutzt werden, anwendet. Füllt man in eine solche Zelle Schwefelsäure und stellt sie in Wasser, so findet lebhafte D. Statt, Wasser tritt in die Zelle, und Schwefelsäure strömt aus derselben aus. Die Strömung des Wassers zur Schwefelsäure ist aber um so viel stärker, daß das Niveau der Flüssigkeit in der Zelle bedeutend steigt. Dutrochet nannte zuerst diesen Austausch von Flüssigkeiten durch eine poröse Scheidewand Endosmose, u. Jolly machte zuerst darauf aufmerksam, daß das Steigen der einen Flüssigkeit keineswegs einen Maßstab abgibt für die Stärke der D., da stets auch eine entgegengesetzte Strömung Statt findet, und das Niveau unverändert bleiben muß, wenn zufällig Strom u. Gegenstrom gleich stark sind. Jolly wog nun eine an einem Ende mit Blase bespannte Glasröhre, brachte in dieselbe eine gewogene Menge Kochsalz, z. B. 2,4 Gran, und senkte das Rohr mit dem verbundenen Ende in Wasser. Allmählig trat das Wasser ein, löste das Kochsalz auf, und von diesem trat etwas aus; wie aber schon erwähnt, vergrößerte sich das Volumen der Salzlösung. Dies würde fortgedauert haben, bis die Flüssigkeit innerhalb und außerhalb des Rohrs gleich salzhaltig geworden wäre. Ehe dies aber eintrat, ersetzte Jolly das salzhaltige Wasser außerhalb des Rohrs durch reines, so daß also die Strömung in das Rohr fortdauerte. Der Versuch wurde fortgesetzt, bis das Gewicht des Wassers im Rohr nicht mehr zunahm, wenn man die Blase in reines Wasser tauchte. Das Wasser im Rohr war dann ebenfalls kochsalzfrei und wog nun 10,36 Gramm. Während also 1 Gramm Kochsalz durch die Blase gegangen war, waren in entgegengesetzter Richtung 4,3 Gramm Wasser hindurchgeströmt. Jolly nennt das endosmotische Aequivalent einer Substanz die Zahl, welche angibt, wie viele Gewichtstheile Wasser gegen einen Gewichtstheil der fraglichen Substanz durch die Blase hindurchgehen. Das endosmotische Aequivalent eines Stoffes ist je nach der Temperatur und der Koncentration der Lösungen schwankend. Es hat sich ferner gezeigt, daß die Menge der in gleichen Zeiten durch die Blase zum Wasser übertretenden Stoffe dem Koncentrationsgrad der Lösungen proportional ist. Jolly's Zahlen haben also nur bedingten Werth, er fand folgende Aequivalente:

Kochsalz	4,3	Kalihydrat	215
Glaubersalz	11,6	Schwefelsäurehydrat . .	0,39
Schwefelsaures Kali . .	12	Saures schwefelsaures Kali	2,3
Schwefelsaure Magnesia .	11,7	Alkohol	4,2
Schwefelsaures Kupferoxyd	9,5	Zucker	7,1.

Die angegebenen Erscheinungen erklären sich leicht, wenn man in Erwägung zieht, daß die thierische Blase sehr ungleiche Mengen verschiedener Flüssigkeiten zu absorbiren vermag. So nehmen z. B. 100 Th. trockene Ochsenblase in 24 Stunden 268 Th. Wasser, aber nur 133 Th. Kochsalzlösung (1,204 specifisches Gewicht) und 38 Th. Weingeist (84 Proc.) auf. Streut man auf eine mit Wasser gesättigte Blase Kochsalz, so entsteht eine koncentrirte Kochsalzlösung, von welcher aber die Blase nicht so viel absorbirt zu halten vermag; es wird dieselbe deshalb theilweise in Tropfen abfließen, die Blase wird wasserärmer, und steht sie nun auf der anderen Seite mit reinem Wasser in Berührung, so wird sie von diesem wieder aufnehmen, und der Vorgang wiederholt sich; zugleich war aber etwas Kochsalz in die Blase gedrungen und trat, da die Blase zu reinem Wasser größere Anziehungskraft besitzt als zu Kochsalz, an der Seite, welche mit reinem Wasser in Berührung war, wieder aus. Es kommt hinzu, daß das Wasser zu dem Salz eine, wenn auch nur schwache chemische Verwandtschaft besitzt. Auf diese Weise erklären sich die endosmotischen Erscheinungen hinlänglich. Wie Kochsalz, so verhält sich auch Alkohol, mit einer mit Wasser gesättigten Blase in Berührung entzieht er derselben Wasser, trockene Luft wirkt aber ebenso, und um sich zu überzeugen, mit welcher Kraft durchfeuchtete Blase, wenn ihr auf der einen Seite Wasser entzogen wird, es auf der anderen wieder aufnimmt, braucht man nur ein an beiden Seiten offenes und einmal spitzwinkelig gebogenes Rohr an einem Ende mit Blase zu verbinden, mit Wasser zu füllen und mit dem offenen Schenkel senkrecht in ein Gefäß mit Quecksilber zu stellen. An dem abwärts gerichteten, mit Blase verbundenen Schenkel verdunstet das Wasser, u. das Quecksilber steigt in Folge dessen bei einer Ochsenblase 12 Zoll. Wendet man statt des Quecksilbers eine Salzlösung an und überbindet den eintauchenden Schenkel ebenfalls mit Blase, so tritt die Salzlösung in das Rohr. Diese Erscheinungen sind von der größten Bedeutung für die Erklärung der Bewegung der Säfte im thierischen Körper sowohl wie in der Pflanze, und deshalb verdienen die Beobachtungen der D. mit Benutzung von Blase besondere Berücksichtigung. Bei den an beiden Seiten von Flüssigkeit bespülten Gefäßwandungen der Thiere und Pflanzen wird das endosmotische Aequivalent der Stoffe einerseits u. die besondere Struktur der Membran andererseits entscheidend für die Aufnahme gewisser Nahrungsstoffe, und wenn wir erfahren, daß die Membranen verschiedener Organe in ihrer Struktur sehr wesentlich von einander abweichen, so daß dadurch das endosmotische Verhalten abgeändert wird, so ist der hervorragende Reichthum verschiedener Organe an verschiedenen Stoffen nicht mehr auffällig. Die D. der Gase, vermittelt durch thierische oder pflanzliche Membran, wird entscheidend für den Verlauf des Athmungsprozesses, kurz, wir erblicken in der D. den ersten Anstoß zu den mannichfachen Bewegungserscheinungen im Thier- und Pflanzenkörper.

Haben wir eine auf die Natur der Blase gegründete Erklärung der Diffusionserscheinungen bei Anwendung einer solchen gegeben, so bleibt noch übrig, die Erscheinungen ins Auge zu fassen, welche z. B. bei Anwendung von Thonzellen auftreten. Auch bei diesen ist die Adhäsion des Wassers viel größer als die von Salzlösungen, weshalb die Wandung einer Zelle, welche außen von Wasser, innen von Salzlösung bespült wird, von ersterem viel mehr aufnehmen wird als von letzterer. Ja, wenn die beiden Flüssigkeiten nicht mit einander mischbar wären, so würde das Wasser alle etwa eingedrungene Salzlösung wieder verdrängen, wie dies z. B. eintritt, wenn man eine mit Oel getränkte Zelle in Wasser stellt. Ist nun eine Art Gleichgewicht her-

gestellt, so enthält die Zellenwandung in Folge der Anziehungskraft des Wassers zur Salzlösung und der größeren Anziehungskraft derselben zum Wasser eine sehr verdünnte Salzlösung, d. h. ein Gemisch von viel Wasser mit wenig Salz. Dem reinen Wasser steht also nur wenig Salz, der Salzlösung dagegen viel Wasser unmittelbar gegenüber, der Uebergang des Salzes zum Wasser kann also nur sehr langsam, der des Wassers zur Salzlösung wird dagegen verhältnißmäßig schnell erfolgen. Der Ersatz aber erfolgt wegen der größeren Anziehungskraft der Zelle zum Wasser schneller von der Wasserseite, worauf sich der Vorgang wiederholt.

Die Diffusionserscheinungen, die bis vor kurzer Zeit eben nur in Bezug auf das Leben der Pflanzen und Thiere, speciell auf die Bewegung der Säfte in den lebenden Wesen besonderes Interesse darboten, sind durch die neuesten Untersuchungen Grahams als so nutzbar erkannt worden, daß in kurzer Zeit die großartigsten Resultate in der Analyse u. in der Technik durch geeignete Anwendung derselben erzielt worden sind. Graham hat nämlich das Verhalten der verschiedenen Körper in Bezug auf ihr Diffusionsvermögen geprüft und kommt zu dem Schluß, daß dasselbe keineswegs im Verhältniß stehe zur Löslichkeit der Körper; dagegen zerfallen nach ihm alle überhaupt diffundirbaren Körper in zwei Abtheilungen, in schnell und langsam diffundirende Körper, die sich auch von einander durch die Aggregatform unterscheiden, in der wir sie gewöhnlich kennen. Die krystallinischen Stoffe unter den festen Materien sind die leicht zu diffundirenden, die amorphen die schwer zu durchdringenden, besonders wenn sie im Hydratzustande zu den gallertartigen gehören. Letztere nennt Graham Kolloïde, erstere Krystalloïde. Die Kolloïde sind im geronnenen Zustande ein Vehikel für Diffusionserscheinungen, als wären sie eine wässerige Lösung; zu ihnen gehören Eiweiß, Käsestoff, Faserstoff, Leim, Dextrin, Stärkmehl, Gerbstoff, Karamel, Extraktivstoffe, die Hydrate der Kieselsäure, Thonerde, Zinnsäure &c. Alle diese Stoffe zeichnen sich aus durch ihre leichte Veränderlichkeit, vermöge deren sie zuweilen durch eine Reihe von Phasen in den Zustand der Krystalloïde übergehen, wie z. B. die auf nassem Wege krystallisirte Kieselsäure, die Albuminkrystalle des Blutes &c. Graham nennt deshalb auch den Kolloïdzustand der Körper den dynamischen, den Krystalloïdzustand den statischen der Materie. Bei Versuchen ohne Scheidewand der sogenannten Gefäßdiffusion fand Graham die Zeiten gleicher D.

für Salzsäure	1	für Bittersalz	7
„ Chlornatrium . . .	2,33	„ Eiweiß	49
„ Zucker	7	„ Karamel	98.

Sind zwei Körper in derselben Flüssigkeit, so vergrößert sich die Ungleichheit der Diffusibilität, was für die Trennung derselben von großer Wichtigkeit ist. Läßt man die fragliche Mischung und unterwirft die ersten Diffusionsprodukte, welche doch vorzüglich von dem leichter diffundirenden Körper erhalten werden, wiederholter D., so kann man eine ziemlich scharfe Trennung erreichen, und zwar sowohl zweier Krystalloïde von einander, wie auch eines Krystalloïds von einem Kolloïd. Der Einfluß der Wärme auf die D. ist ein beschleunigender, aber er ist sehr ungleich für verschiedene Körper. In gallertartige Substanzen diffundiren die Krystalloïde noch schneller als in Wasser. Indem nun Graham eine gallertartige Substanz (am besten eignet sich dazu Pergamentpapier) als Scheidewand zwischen den diffundirenden Flüssigkeiten anwandte, gelang es, Körper von einander zu trennen, die bis jetzt jedem zum Behuf ihrer Trennung befolgten methodischen Verfahren trotzten. Graham nennt diese trennende Wirkung der kolloïdalen Scheidewand Dialyse. Mittelst derselben gelang es z. B., Gummi von Zucker innerhalb 24 Stunden so vollständig zu trennen, daß die Lösung des Zuckers krystallisirte, wenn sie genügend abgedampft wurde. Stammer hat dies auf die Melasse der Runkelrübenzuckerfabriken angewandt und Resultate erhalten, die zu weiteren Versuchen ermuthigten. Die Dialyse würde für die Verarbeitung der Melassen äußerst werthvoll sein, wenn nicht die krystallinischen Alkalien ebenfalls leicht diffundirten. Buchner gelang es, auf diese Weise das Asparagin, welches mit sehr viel Schleim in der Althäawurzel vorkommt, rein und gut krystallisirt zu erhalten; was aber besonders wichtig erscheint, ist die durch die Dialyse äußerst leicht und sicher zu bewerkstelligende Trennung krystalloïder Gifte, z. B. des Arseniks, der Kupfersalze, des Strychnins, Morphins, vom Mageninhalt, von Speiseresten &c. War die Nachweisung dieser Körper in derartigen Gemischen bisher oft sehr schwierig, so gelingt es jetzt mit den einfachsten Mitteln, ganz reine Lösungen der Gifte darzustellen, in denen ihre Natur leicht erkannt werden kann. Buchner hat bereits in gerichtlichen chemischen Untersuchungen die Dialyse mit Vortheil angewandt.

Aus Wasserglas und Salzsäure stellte Graham eine koncentrirte Kieselsäurelösung dar, welche man auf anderem Wege nicht erhalten kann, da die geringste Menge Chlornatrium die Kieselsäure unlöslich macht; diese Lösung enthält 3 Procent Kieselsäure, aber sie schmeckt nicht sauer, und zwar deshalb nicht, weil sie als Kolloïd die Oberhaut der Zunge, welche die Geschmacksnervenwärzchen bedeckt, nicht zu durchdringen vermag. Alle Kolloïde sind geschmacklos, alle Krystalloïde, die leicht durch die Oberhaut diffundiren, besitzen Geschmack. Mit Hülfe dieser Kieselsäurelösung ist es bereits gelungen, die Beckite, welche in der Form von Korallen, Muscheln &c. in der Triasgruppe vorkommen und größtentheils aus Kieselsäure bestehen, auf das Vollständigste nachzuahmen, indem man die fragliche Lösung auf Korallen, Muscheln oder dergleichen tröpfeln ließ. Der Kalk löste sich, und die Kieselsäure schied sich aus. In ähnlicher Weise erklärt sich das Vorkommen des schönen Quarzsinters in den an Kieselsäure reichen Quellen auf Island, den Philippinen, Neuseeland &c. Diese Kieselsäurelösung eignet sich auch trefflich zum Härten von Kalksteinen, indem sie beim Eintauchen derselben eine Rinde von festem kieselsauren Kalk entstehen läßt. Das bisher dazu empfohlene Wasserglas ist wenig geeignet, da es nur zum kleinen Theil zerlegt wird und auswitterndes kohlensaures Natron liefert, das den Stein rasch zerstört. Für nicht kalkhaltige Steine hat man empfohlen, dieselben zuerst mit einer durch Dialyse erhaltenen Kieselsäurelösung und dann mit Barytwasser zu bürsten. Tränkt man rein gemachte, geschwellte Häute mit Kieselsäurelösung, so absorbiren sie dieselbe, die Kieselsäure lagert sich zwischen

den Gewebefasern ab und verhindert ihr Zusammenkleben beim Austrocknen, es bildet sich demnach eine Art Leder. Eine ebenfalls zur Lederbereitung oder zum Kattundruck geeignete Eisenoxydlösung erhält man durch Dialyse von basischem Eisenchlorid; Berlinerblau kann löslich erhalten werden und würde sich ebenfalls zum Kattundruck eignen, da es sich mit Kochsalz auf dem Zeuche leicht fixiren läßt. Auch noch durch viele andere Beispiele ließe sich nachweisen, wie durch diese Entdeckungen die D. für die Wissenschaft u. für die Industrie die größte Bedeutung erhalten hat. Eine Reihe theoretischer und praktischer Schwierigkeiten werden durch Anwendung der D. Erledigung finden.

Die Diffusionserscheinungen wurden zuerst von Parrot 1811 an einem mit Alkohol gefüllten und mit Blase überbundenen Gefäß beobachtet, als er dasselbe 2—3 Stunden in Wasser stellte. Im folgenden Jahre entdeckte N. W. Fischer in Breslau die Vergrößerung des Volumens einer Kupfervitriollösung, welche durch thierische Blase von reinem Wasser getrennt war; Magnus berichtete 1827 dessen Beobachtungen, und Dutrochet stellte zuerst die Lehre von der Endosmose u. Exosmose auf, welche Erscheinungen er anfänglich als elektrische betrachtete, u. in denen er eine neue physiko-organische Aktion zu erblicken glaubte. Dutrochet ging später selbst zurück, nachdem er genauere Untersuchungen angestellt hatte. Die wesentlichste Förderung hat die Lehre von der D. durch Jerichau, Jolly, namentlich aber durch Graham erhalten.

Digeon, Vicomte, Alexandre Elisabeth Michel, französischer General, den 26. Juni 1771 zu Paris geboren, nahm beim Ausbruch der Revolution Kriegsdienste, ward 1802 auf dem Schlachtfelde zum Obersten, 1807 zum Brigadegeneral ernannt, that sich 1808 in Spanien hervor, ward 1812 oberster Kommandant der Provinzen Cordova und Jaen und bezeichnete seine Verwaltung durch weise und humane Maßregeln. Im März 1813 zum Divisionsgeneral befördert, erhielt er auch den Oberbefehl über die ganze Kavallerie u. die erste Infanteriedivision der unter Marschall Suchet stehenden Armee; im Februar 1814 bei der Armee von Lyon, kommandirte er die Arrièregarde des Corps von Augereau. Nach der Restauration ernannte ihn der König zum Ludwigsritter und zum Generalinspektor der Kavallerie, 1816 zum Vicomte u. bald darauf zum Pair von Frankreich. Im Jahre 1823 ward er interimistischer Kriegsminister, kommandirte 1824 die Okkupationsarmee in Spanien, unterdrückte einen Aufstand zu Tarifa, kam 1825 nach Frankreich zurück und † am 2. August 1826 auf seinem Landgute Ronqueur bei Paris.

Digeriren (v. Lat.), eine feste, meist gepulverte Substanz der Einwirkung einer Flüssigkeit bei einer mäßigen Hitze von cirka 40° aussetzen, um sie dadurch zu erweichen, zu zertheilen und aufzulösen. Es geschieht in dem eigens dazu eingerichteten Digerirofen. Das D. wird besonders zur Darstellung von Elixiren, Essenzen, Tinkturen u. Firnissen angewandt. Man nehme zur Ausführung eine weithalsige Flasche oder einen Kolben, fülle das Gefäß höchstens zu ²/₃, um bequem und stark schütteln zu können, verbinde die Mündung des Gefäßes mit feuchter Blase und durchsteche diese ein- bis zweimal mit einer Nadel. Kommen Aether, Schwefelkohlenstoff oder Benzin, überhaupt sehr flüchtige Flüssigkeiten zur Anwendung, so muß die Temperatur eine entsprechend niedrigere sein, so daß niemals der Siedepunkt der Flüssigkeit erreicht wird, auch wird man, um Verluste zu vermeiden, vortheilhaft mit dem Gefäß einen umgekehrten Kühlapparat verbinden, damit die entweichenden Dämpfe sich in demselben wieder verdichten u. in die Flasche oder den Kolben zurückfließen.

Digesten, s. v. a. Pandekten, s. Corpus juris.

Digestion (v. Lat.), in der Chemie und Pharmacie der Prozeß des Digerirens, in der Medicin s. v. a. Verdauung.

Digestiva (lat., sc. remedia), Digestivmittel, zum Theil auflösende, zum Theil die Absonderung des Magens und Darmkanals und damit die Verdauung und die Ausleerungen befördernde Stoffe. Letztere Wirkung besitzen jedoch diese Mittel in nur geringem Grade, mehr noch neutralisiren einige derselben die vorhandenen übermäßig erzeugten Säuren der ersteren Wege, oder ersetzen die Magensäure, wo sie fehlt, sowie die Salzsäure. Eines der besten Digestivmittel ist das Kochsalz, das in keiner Speise fehlen darf, da es ohne Zweifel zu den wichtigsten Stoffen gehört, der Speisebrei ihm seine Auflösung verdankt, und auch die Salzsäure des Magensaftes vorzugsweise daraus gebildet wird. Auch die Gewürze sind, in geringer Menge genossen, bei träger Verdauung als Digestivmittel anzusehen. Nächstdem wirken schon das Wasser u. Getränke überhaupt befördernd auf die Verdauung u. die Auflösung der Speisen. Als arzneiliche Stoffe sind zu nennen kleine Gaben von Rhabarber, Tamarinden, Glaubersalz, das salzsaure Kali (vorzugsweise sal digestivum schon von Alters her genannt), das Bittersalz, die Magnesia und die kohlensauren u. doppelt-kohlensauren Salze, welche letzteren, zu Brausemischungen verwendet, vortreffliche Mittel abgeben, um der Verdauung aufzuhelfen, wo dieselbe durch abnorme Säurebildung gestört erscheint. Diese arzneilichen Stoffe haben dann auch alle eine gelind eröffnende Wirkung. Sie befördern dadurch die Ausleerung der unaufgelösten und unauflöslichen Nahrungsstoffe u. verhüten auf diese Weise die Ansammlung derselben im Nahrungsschlauche, wodurch sie leicht in Gährung gerathen und Unbequemlichkeit, Blähungen &c. erregen. In der Chirurgie verwendet man reizende Stoffe, vorzugsweise Terpentin und ähnliche Mittel, zum Verband schlecht eiternder Wunden und Geschwüre in Salbenform (unguentum digestivum).

Digestivsalz, älterer Name für Chlorkalium (s. d.).

Digestor, s. Papinianischer Topf.

Digitalin, der wirksamste Bestandtheil von Digitalis purpurea, findet sich namentlich im Samen dieser Pflanze. Zur Darstellung desselben zieht man die getrockneten und gepulverten Blätter mit kaltem Wasser aus, fällt mit basisch-essigsaurem Bleioxyd, filtrirt, fällt das überschüssige Blei mit kohlensaurem Natron, sowie die Magnesia, den Kalk und endlich das D. mit Gerbsäure. Diesen Niederschlag zerreibt man noch feucht mit Bleiglätte, digerirt mit Weingeist, entfärbt das Filtrat mit Kohle, verdunstet und kocht mit Aether aus. Das D. bleibt als weißes, schwer krystallisirbares, äußerst bitteres, kaum in Wasser, leicht in Alkohol lös-

liches Pulver zurück. Es zersetzt sich bei 200° C. In Schwefelsäure löst es sich mit braunschwarzer, dann rother Farbe, in Salzsäure mit gelber, dann grüner Farbe, mit Essigsäure bildet es eine farblose Lösung. Salpetersäure zersetzt es, Metallsalze fällen es nicht. Das D. ist sehr giftig u. wird in der Medicin fast ausschließlich als Beruhigungsmittel bei abnorm gesteigerter Herzthätigkeit angewandt.

Digitalis *L.* (Fingerhut), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten (Skrophularineen), charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die glockenförmige, bauchige Korolle mit 4spaltigem Rande, dessen oberer Zipfel mehr oder weniger ausgerandet ist, 4 dem Grunde der Blumenkrone eingefügte Staubgefäße mit etwas flachen u. unten etwas gebogenen Fäden u. 2lappigen Antheren, und die eiförmige, langgespitzte, 2fächerige, vielsamige Kapsel, ausdauernde, staudenartige Kräuter meist in Europa, mit behaarten Blättern und einseitigen Blüthen in Trauben, sind fast ohne Ausnahme giftig. Als Arzneipflanzen und Zierpflanzen sind folgende zu nennen: **D. ambigua** *L.*, **D. grandiflora** *Lam.*, **D. ochroleuca** *Jacq.*, wächst auf waldigen Bergen, felsigen und steinigen Abhängen durch ganz Mitteleuropa, zum Theil auch in Südeuropa. Der Stengel ist 2 Fuß hoch; die Blätter sind ei-lanzettförmig, fast stengelumfassend, ansitzend, gerippt, unten weichhaarig, die Blumen groß, blaßgelb, inwendig mit braunröthlicher, netzförmiger Zeichnung und leicht ausgerandeter Oberlippe. Diese scharf giftige Pflanze ist sehr wirksam und wird in Oberitalien und Südfrankreich äußerlich als schmerzstillendes und zertheilendes Mittel hauptsächlich bei hämorrhoidischen Beschwerden gebraucht. **D. aurea** *Lindl.*, **D. ferruginea** *Sm.*, in Syrien und Griechenland, ist wegen der schönen goldgelben, inwendig bunt netzaderigen, mit vorgestreckter Unterlippe versehenen Blumen eine beliebte Zierpflanze. Der Same wird am besten in Töpfe ausgesäet, sowie die Pflanze (wenigstens einige Exemplare) im Topfe frostfrei durchwintert. **D. canariensis** *L.* ist strauchartig, 3—6 Fuß hoch u. hat braungelbe, schöne, in Endtrauben stehende Blumen, wird bei 4—6° Wärme im Glashause oder Zimmer durchwintert und durch Stecklinge und Samen im lauwarmen Mistbeet vermehrt. **D. ferruginea** *L.* wächst auf Hügeln und Bergen im südlichen Europa, wird 4—6 Fuß hoch und ist wegen der prachtvollen rostfarbigen, inwendig gelblichen, in dichten, 2—3 Fuß langen Aehren stehenden Blumen eine ausgezeichnete Zierpflanze, die aber im Winter durch eine trockene Bedeckung oder durch Ueberwinterung in Töpfen gegen Frost und Winternässe geschützt werden muß. Sie soll wirksamere und stärkere Arzneikräfte als **D. purpurea** *L.* besitzen. **D. lutea** *L.*, **D. parviflora** *All.*, **D. tubiflora** *Lindl.*, auf Bergen in Südeuropa wachsend, hat kleinere, weißlichgelbe, in einseitigen Trauben stehende Blumen und gilt in der Heimat für sehr wirksam. Ebenfalls kleine, aber rostfarbig-gelbliche, in eine lange, zierliche Traube geordnete Blüthen hat **D. parviflora** *Jacq.*, in Südeuropa. **D. purpurascens** *Roth*, **D. erubescens** *Ait.*, mit blaßpurpurrothen, schönen, in langer, einseitiger Traube stehenden Blumen, wächst in West- und Süddeutschland. Am bekanntesten und wichtigsten ist **D. purpurea** *L.*, in den Gebirgswäldern des mittleren Europa stellenweise sehr häufig vorkommend. Der Stengel ist 2 bis 4 Fuß hoch, gestreift, filzig-zottig, die Blätter sind länglich-lanzettförmig, am Stiel herablaufend, runzelig, gekerbt, graulich-weichhaarig, die Blumen groß, sehr schön, purpurroth, inwendig gefleckt, herabhängend, lange, einseitige Trauben bildend, bauchig, stumpfrandig, mit ungetheilter Oberlippe. Diese Pflanze variirt mit prächtigen weißen, rosenrothen und fleischfarbigen, inwendig dunkel gefleckten oder ungefleckten Blumen. Die Blätter, **Folia s. Herba Digitalis purpureae s. Verbasci Digitalis s. Virgae regiae**, Fingerhutkraut, Waldglocken- oder Waldschellenkraut, haben frisch, besonders beim Zerdrücken, einen widerlichen, getrocknet einen unmerklichen Geruch u. einen ekelhaften, scharfen und bitteren Geschmack. Sie enthalten einen eigenthümlichen, scharf narkotischen, bittern Extraktivstoff (Digitalin, s. d.) und Gummi, Harz, klee- und weinsteinsaures Kali, nach Einigen auch Salpeter und Ammonium. Man muß die Blätter von den wildwachsenden Pflanzen sammeln, wenn diese im zweiten Jahre den Blüthenstengel treiben, doch stets bevor die Blüthen sich entwickelt haben, d. i. im Juni und Juli. Sie gehören zu den scharf narkotischen Arzneimitteln und theilen alle diesen eigenthümlichen Eigenschaften. Sie werden bei allen den Krankheiten angewendet, welche mit großer Aufregung des Gefäßsystems und heftigem Fieber verbunden sind, also namentlich bei Herzkrankheiten, in sofern sie, wie kein anderes Mittel, auf die Herzthätigkeit beruhigend einwirken, die Herzkontraktionen (Herzschläge) langsamer und energischer machen und also den Pulsschlag ermäßigen und kräftigen, ferner bei Lungenentzündungen, Blutflüssen der verschiedensten Art, bei einigen Formen von Asthma, in verschiedenen Stadien der Lungentuberkulose, bei Geistesstörungen, wobei heftige Kopfkongestionen u. Aufregung der Herzthätigkeit Statt finden, unter denselben Umständen auch bei anderen Nerven- und Hirnleiden, endlich als harntreibendes Mittel, namentlich bei Wassersuchten, welche von Herzkrankheiten herrühren. Man reicht D. am häufigsten im Aufguß, weniger häufig in Substanz oder als Tinktur. Ungleich heftiger wirkt das Digitalin (s. d.). Aeußerlich ist eine aus den Blättern bereitete Salbe als besonders wirksam zur Zertheilung und Zeitigung von Geschwülsten u. Abscessen im Gebrauch. Als Zierpflanze vermehrt sich diese Art häufig durch Samenausfall und ist vorzüglich zur Verschönerung der Lustgebüsche zu empfehlen, wie auch in Gruppen auf Rasenflächen. Ein prächtiger, immergrüner Strauch auf Madeira ist **D. Sceptrum** *L.*, mit geradem Stamme und steifhaarigen Aesten und sehr schönen, herabhängenden, am Ende der Aeste eine eiförmige Aehre bildenden, gelblich rostfarbigen Blumen. Man pflanzt diesen Strauch in sandgemischte Laub- und Mistbeeterde, durchwintert ihn im hellen Glashause oder Zimmer bei 4—6° Wärme und vermehrt ihn durch Stecklinge und Samen im warmen Mistbeete. Am besten gedeiht er im vollen Grunde eines Winterhauses, da er ein starkes Wurzelvermögen hat und reichlicher Nahrung bedarf. **D. Thapsi** *L.*, mit blaß violetten, inwendig blutroth punktirten Blumen, wird in seinem Vaterlande (Spanien) wie **D. purpurea** *L.* angewendet. Ebenso **D. tomen-**

tosa *Hoffmsgg.* et *Link*, mit purpurrothen Blumen, in Portugal. Alle Arten, bei denen keine besondere Kultur angegeben ist, dauern im Freien, lieben einen lockern, nahrhaften Boden, der aber nicht zu feucht sein darf, und werden am besten durch den Samen vermehrt, den man im April ins freie Land säet. Vergl. John Lindley, Digitalium Monographia, London 1821.

Digitatus (lat.), in der botanischen Terminologie gefingert, fingerförmig getheilt: digitatum folium, ein Blatt, woran mehr als 3 Blättchen mit ihrer Basis an der Spitze eines gemeinschaftlichen Blattstiels stehen, wie bei der Roßkastanie; digitato-pinnatum folium, gefingert-gefiedertes Blatt, woran 3—5 einfach gefiederte Blättchen an der Spitze eines gemeinschaftlichen Blattstiels in einer Ebene stehen, wie bei Mimosa pudica; digitata radix, fleischige, fingerförmig eingeschnittene Wurzel.

Digitigrada (lat.), Säugethiere, die nur mit den Zehen auftreten, Zehengänger.

Digitus (lat.), Finger, Zehe, römisches Maß, einen Daumen oder guten Finger breit, $^1/_{16}$ Fuß oder 1 Zoll.

Dignano, Stadt in der österreichischen Markgrafschaft Istrien, nördlich von Pola, auf einem Hügel gelegen, hat eine sehenswerthe Dechantskirche mit Gemälden von Tintoretto, Palma, Paul Veronese ꝛc. und 4400 Einwohner, welche Getreide-, Obst-, Wein- u. Olivenbau u. starken Holzhandel treiben. In der Nähe wächst der sogenannte Rosenwein.

Digne (bei den Alten Dinia oder Dignis), Bezirkshauptstadt im französischen Departement Niederalpen, an der Bleonne, mit steilen, krummen Straßen und alten bethürmten Mauern, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Seminar, Collége, eine öffentliche Bibliothek, Handel mit getrockneten Früchten, besonders Pflaumen (Dignepflaumen, mit ausgenommenen Kernen), Mandeln, Honig, Leder und Vieh und 5420 Einwohner. In der Nähe Schwefelthermen (von + 28 bis 35° R.), welche sehr besucht werden. Von D. aus erließ Napoleon seine Proklamation vom 4. März 1815.

Dignitar (v. Lat.), Würdenträger, insbesondere Inhaber bestimmter Hof- und Kirchenwürden, s. Dignität.

Dignität (v. Lat.), die mit einem Amt oder einer Ehrenstelle verbundene Auszeichnung, besonders auf kirchlichem Gebiete. Im weitern Sinn wird eine D. jedem Inhaber eines Kirchenamtes, welches mit irgend einer Präeminenz versehen ist, beigelegt, im engern Sinn gehört zu einer D. ein Kirchenamt mit einer äußeren Jurisdiktion, die im eigenen Namen verwaltet wird (jurisdictio propria), mag dieselbe nun ein ursprünglich selbstständiges Recht (jurisdictio ordinaria) oder ein erst übertragenes (delegata) sein. Im Besitz einer D. befinden sich also alle 1) dignitates pontificales, praelaturae sensu proprio, welche ursprünglich diese Präeminenz hatten, alle Bischöfe mit eigener Diöces, also auch der Papst, Primaten und Erzbischöfe, nicht aber Weih- und Titularbischöfe, 2) dignitates majores, praelaturae secundariae, denen erst durch besondere Verleihung die D. später zu Theil geworden ist, also die Kardinäle, die päpstlichen Legaten u. Nuntien, die Vorsteher von Stiftern, Klöstern, Ritterorden, 3) dignitates, praelaturae honorariae, personatus, denen die Jurisdiktion fehlt, z. B. die Pröpste u. Dekane. Die Rechte der Dignitarien sind theils verschiedene kirchliche Ehren, z. B. Vorrang bei Feierlichkeiten, ausgezeichnete Kleidung, Empfang mit Räucherwerk beim Eintritt in die Kirche, theils bürgerliche Vorzüge, wie ein bestimmter Rang im Verhältniß zu den Staatsdienern, ein entsprechender Titel, Zuziehung zu den Ständeversammlungen u. dergl. In der evangelischen Kirche nehmen zwar die höheren Geistlichen eine ähnliche Stellung ein und genießen ähnliche Rechte, doch entbehren sie, außer in England u. Schweden, der äußern Gerichtsbarkeit. Auch mit einzelnen akademischen Professuren ist bisweilen eine D. verbunden. In der Mathematik ist D. s. v. a. Potenz.

Digression (v. Lat.), Abschweifung, in der Astronomie s. v. a. Ausweichung, s. Elongation.

Diguria (v. Griech.), in der griechischen Kirche das wechselseitige zweichörige Absingen der Psalmen bei den Tageszeiten, von Ambrosius auch in der abendländischen Kirche eingeführt.

Digynus (lat.), zweiweibig, in der Botanik Bezeichnung solcher Blüthen (flores digyni), welche zwei Griffel oder Staubwege haben. Daher Digynia in dem linnéischen System Bezeichnung der zweiten Ordnung in den 12 ersten Klassen, weil diese Ordnung die Gattungen mit zweiweibigen Blüthen enthält.

Dihexaëder (Bipyramidaldodekaëder), hexagonale Pyramide, Grundform des drei- u. einaxigen Krystallsystems, eine doppelt sechsseitige Pyramide, gebildet aus 12 gleichschenkeligen Dreiecken, mit zweierlei Kanten, Ecken und Axen, 6 Grundkanten und 12 Endkanten, 6 vierflächigen Grundecken und 2 sechsflächigen Endecken, 3 gleichen Horizontalaxen, die sich unter je 60° schneiden und die Grundecken verbinden, und 1 Hauptaxe, die, senkrecht auf vorigen, die beiden Endecken verbindet. Die gemeinsame Basis der beiden in ihr zusammenstoßenden sechsseitigen Pyramiden ist ein regelmäßiges Sechseck. Die Form tritt selten selbstständig auf, wie am Quarz im Porphyr von Vöröspatak in Ungarn, häufiger mit vertikaler Säule verbunden, so bei Bergkrystall und Quarz, in Verbindung mit der sechsseitigen Säule u. gradangesetzter Endfläche, also mit abgestumpften Grundkanten und Endecken am Apatit, Buntbleierz, Korund und Smaragd.

Dii (lat.), Götter; D. majorum gentium, die höheren Götter, auch s. v. a. Vornehmere; D. minorum gentium, die unteren Götter, auch geringere Leute; Diis manibus sacrum, gewöhnlich abbrev. D. M. S., auf Todtendenkmälern Aufschrift, verklärten Seelen gewidmet.

Diipolia (Dipolia, Buphonia), jährliches Fest des Zeus Polinus, gefeiert im Monat Skirophorion (Juni) auf der Burg zu Athen durch ein Stieropfer. Der Tödter des Stiers (Buphonos) entlief, sobald sein Werk verrichtet war; ein Anderer zerlegte das Thier und bereitete das Mahl, nach welchem man über die Theilnehmer an der Schlächterei Gericht hielt, zuletzt aber nur das gebrauchte Beil oder Messer schuldig fand und dasselbe zur Sühne ins Meer warf.

Dijon, Hauptstadt des französischen Departements Côte d'or, die alte Metropole von Burgund, liegt weit ausgebreitet in einer fruchtbaren Ebene, am Zusammenfluß der Ouche und des Suzon, umgeben von grünen Hügeln und von Kirchen und

Thürmen überragt, die sich festungartig gruppiren. Die Stadt ist schön gebaut, mit 15 großen Plätzen, breiten Straßen und vielen ansehnlichen Häusern und schönen, mit Bäumen besetzten Wällen. Von den ehemaligen Befestigungen ist nur das von Ludwig XI. erbaute gothische Schloß mit gewaltigen Thürmen übrig, das jetzt als Staatsgefängniß dient. Unter den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus: der alte, sehr weitläufige Palast der Herzöge von Burgund, am Königsplatz (1592 abgebrannt, später wieder aufgebaut, jetzt der Ehrenlegion gehörig, mit einer Bibliothek von 43,000 Bänden und alten Manuskripten und einem alten Thurme, der als Sternwarte dient); ferner die Kathedrale, ein kühner gothischer Bau, mit 210 Fuß hohem Thurm; die herrliche Kirche Orphelines-St. Anne u. das Schauspielhaus. D. ist Sitz eines Bischofs und hat zahlreiche wissenschaftliche Institute, z. B. eine Akademie der Wissenschaften (1725), ein Kollegium, Seminar, Museum der Künste, einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Kabinet, das kostbare und wichtige Archiv von Burgund ꝛc. In industrieller Hinsicht sind besonders die Seidenzeuche, der Senf und die Wachslichte von D. berühmt. Bedeutend sind auch die Blumenzucht und der Wein- u. Produktenhandel. Die Zahl der Bewohner betrug 1856 29,766. Innerhalb der Stadt liegt der Lustgarten Arquebuse u. außerhalb derselben der sogenannte Cours, ein prächtiger Spaziergang mit 4 Reihen Bäumen, der nach einem schönen Park führt. D. ist der Geburtsort von Philipp dem Guten, Johann ohne Furcht, Bossuet, Crébillon, Rameau, Guyton-Morveau u. A. In der Nähe das Dorf Fontaine le Dijon, Geburtsort des heiligen Bernhard. Die Umgegend von D., Beaune, Nuits, Auxonne und St. Jean de Losne, hieß sonst le Dijonnais (18 Stunden lang und 10 Stunden breit). D. wurde von den Römern Dibio, auch Diviodunum genannt, war damals ein befestigter Ort der Lingones in Gallia belgica und wurde später (500) durch die Schlacht zwischen den Franken unter Chlodwig und den Burgundern unter Gundobald, in welcher die letztern besiegt wurden, historisch merkwürdig. Später kam es unter den Bischof von Langres, von welchem es die Grafen von D. zu Lehn hatten, u. nach dem Tode des letzten derselben (1007) an die Herzöge von Burgund, die es zu ihrer Residenz erhoben. Hier wurden zwei Kirchenversammlungen (concilia divonensia), 1075 und 1199, gehalten. Herzog Hugo III. erhob D. 1187 zur Stadt. Nach dem Tode des Herzogs Karl kam sie mit Burgund an Frankreich, und König Ludwig XI. errichtete hier 1476 das Parlament für Burgund.

Dike, eine der Horen, die jedem Truge fremde und feindliche Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, Tochter des Zeus und der Themis. Sie nimmt nach Hesiod Antheil an den heiligen Beschlüssen ihres Vaters, zeigt demselben alle Unthaten der Menschen, namentlich Rechtsverletzungen von Seiten eines Richters an u. verfolgt selber die Missethäter, obschon in Nebel gehüllt und mit Thränen in den Augen. Bei den Tragikern ist D. oft nur die Personifikation des Rechts und erscheint auch wohl bewaffnet mit einem Netze oder mit einer Keule oder mit einem Schwerte, stets als ein furchtbares Wesen, häufig zusammengestellt mit der Rachegöttin. Aeschylus schildert, wie sie das von der Aesa (dem Schicksal) geschärfte Schwert in des Frevlers Brust stößt, und wie sie, wenn auch spät, doch sicher, mit der Pöne (Vergeltung) in des Missethäters Wohnung kommt. Sinnig nennt Pindar als Tochter der D. die Hesychia (Ruhe, Sicherheit). Nach Aratus lebte D. im goldenen Zeitalter unter den Menschen und ward erst durch die moralische Verderbtheit derselben in den Himmel vertrieben. Weiterhin machte man aus ihr eine zweite Dienerin der Nemesis, die Solche strafte, deren Besserung zwar schwer, doch nicht unmöglich sei. Zugleich aber belohnte sie das Gute. Die Folgezeit kannte u. ehrte sie vorzugsweise als Asträa. An dem berühmten Kasten des Cypselus war D. abgebildet als ein schönes weibliches Wesen, das ein anderes häßliches, die Adikia (Ungerechtigkeit), mit der einen Hand würgend fortzog, während die andere Hand auf dasselbe mit einem Stocke schlug.

Diklinisch (v. Griech.), s. Diclinus.

Dikolon (griech.), in der Poetik eine aus zweierlei Versen bestehende Strophe. Nach der Zahl der Verse, die eine Strophe hat, unterscheidet man: Dicolon distrophon, wenn die Strophe aus zwei Versen (wie z. B. das Distichon aus Hexameter u. Pentameter), und D. tetrastrophon, wenn sie aus vier Versen (z. B. die sapphische Strophe) besteht. In der Rhetorik versteht man unter D. eine zweigliederige Periode.

Dikotyledonen (Dikotyleen, zweisamenlappige Pflanzen), Gewächse, deren Keim in der Regel mit zwei einander entgegengesetzten oder mehren und dann quirl- od. wirtelförmig gestellten Samenlappen (Kotyledonen) versehen ist. Es sind meist nur zwei Samenlappen vorhanden, selten mehre, wie bei der Kiefer, Fichte, Ceratophyllum; doch kommt bisweilen auch nur ein einziger Samenlappen vor, wie bei mehren Arten Corydalis, oder die Samenlappen fehlen gänzlich, wie bei Cuscuta, od. der Keim liegt im Samen noch so unausgebildet, daß er nur aus ein Paar Zellen besteht, wie bei Monotropa. Daher ist die Entscheidung, ob eine Pflanze zu den D. oder den Monokotyledonen gehöre, nicht immer ganz leicht, und es sind dabei noch der Habitus der Pflanze, die anatomische Beschaffenheit des Stengels und ihre Wachsthumsverhältnisse zu berücksichtigen. Das Würzelchen des Keims verlängert sich bei den D. meist geradezu zur Wurzel der Pflanze selbst, der Stengel besteht aus neben einander gestellten Gefäßbündeln, die sich zu Einem oder mehren koncentrischen Ringen vereinigen, nach außen von der Rinde umgeben sind und in ihrem Mittelpunkte das Mark einschließen. Das Wachsthum solcher Stengel in der Dicke erfolgt in der Art, daß sich zwischen dem jüngsten Ringe von Gefäßbündeln (Splint) und der Rinde jährlich ein neuer Gefäßbündelring erzeugt, weshalb Decandolle die D. Exogenae (Unterwüchsige) genannt hat. Die D. haben mannichfache Blattstellungen, und ihre Blätter sind fiedernervig, während die Monokotyledonen meist abwechselnd gestellte und parallelnervige Blätter haben. Auch ist der Bau der Blüthenhüllen und selbst der Befruchtungsorgane bei den D. gewöhnlich zusammengesetzter, und es gelten daher dieselben als vollkommene Gewächse. Reichenbach nannte die D. Blattkeimer (Phylloblastae).

Diktator (v. Lat., Magister populi, Praetor

maximus), eine außerordentliche, in Zeiten der Noth oder für besondere Geschäfte ernannte und vorübergehend mit der höchsten Gewalt bekleidete Magistratsperson der römischen Republik. Die Einführung dieses Amtes fällt ins Jahr 497 v. Chr., als die Römer in einen gefährlichen Krieg mit den Latinern verwickelt waren und die Plebejer den Kriegsdienst verweigerten. Die Patricier gedachten sowohl damals, als später durch dasselbe den Trotz der Plebs und die Gewalt der Tribunen zu brechen und die Zerwürfnisse beider Stände ohne Schaden für sich und für den Staat, sei es auch nur vorübergehend, zu beseitigen. Die Wahl eines D.s war in der Regel das Werk des Senats mit Zuziehung der Patricierkurien u. der Konsuln; einer der letztern, ausnahmsweise auch ein Militärtribune mit konsularischer Gewalt besorgte nach gehaltenen Auspicien die Ernennung des Gewählten. Nur in sehr dringenden Fällen und bei Abwesenheit der Konsuln wählte einige Male das Volk. Der ernannte D., ursprünglich nur ein Patricier, und zwar vorzugsweise ein gewesener Konsul, setzte sich sogleich einen Magister equitum zur Seite, worauf er, wie die Konsuln, durch eine Lex curiata das Imperium oder die höchste Machtvollkommenheit einholen mußte. Diese begriff die Gewalt beider Konsuln in sich, das militärische Oberkommando und die Oberrichtergewalt mit Verfügung über Leben, Freiheit und Vermögen der Bürger, daher während ihrer Dauer alle übrigen Magistrate, die Volkstribunen ausgenommen, außer Funktion traten; bisweilen nur, in der äußersten Noth, blieben die Konsuln in Thätigkeit, jedoch unter dem militärischen Oberbefehl des D.s. Ursprünglich fand von seinen Entscheidungen keine Appellation an die Kurien und Tribus Statt; später indessen trat dieselbe nebst der Rechenschaftspflichtigkeit auch hier ein, daher dann die diktatorische Gewalt nicht leicht dem Gesammtwillen des Volks entgegen zu sein wagte. Andere Beschränkungen zur Verhütung etwaigen Mißbrauchs lagen in den Bestimmungen, daß der D. nach Erreichung seines Wahlzwecks sein Amt niederlegen mußte, in keinem Falle aber länger als 6 Monate dasselbe bekleiden, daß er öffentliche Gelder nur nach dem Willen des Senats und Volks verwenden und Italien nie verlassen durfte. Um nicht zu sehr an einen königlichen Gebieter zu erinnern, war es ihm verboten, außer beim Heere, ein Pferd zu besteigen, auch durfte er weder Krone, noch Scepter führen; nur 24 voranschreitende Liktoren mit Ruthenbündeln und Beilen, die Sella curulis und Toga praetexta verkündeten seine Würde. Außer den D.en zur Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt in gefährlichen Kriegen oder bürgerlichen Unruhen wurden zuweilen auch solche gewählt, welche, ohne ein eigentliches Imperium zu erhalten, nur ein vorübergehendes Geschäft besorgen sollten, als: die Einschlagung des Jahresnagels in den kapitolinischen Jupiterstempel, die Haltung der Komitien in Abwesenheit der Konsuln, die Vollziehung des Census und namentlich die Ergänzung des Senats, die Leitung öffentlicher Spiele, Anstellung außerordentlicher Kriminaluntersuchungen, des Delectus 2c. Man unterscheidet nach dieser verschiedenartigen Bestimmung des Amtes: Dictator rei gerundae causa, für den Krieg; D. seditionis sedandae causa, zur Stillung eines Aufruhrs; D. comitiorum habendorum causa, zur Haltung der Komitien; D. clavi figendi causa 2c. Die Diktatur war ohne Zweifel den Latinern entlehnt u. ursprünglich ein der königlichen Würde nachgebildetes Institut. Nach der politischen Gleichstellung der Patricier und Plebejer verlor sie einen großen Theil ihrer Bedeutung und wurde immer seltener, indem man, den dem Volke verhaßten Titel vermeidend, die diktatorische Gewalt an die Konsuln übertrug. Sulla's und Cäsars Diktaturen waren ungesetzlich u. nur die Namen, hinter welchen sich die Willkürherrschaft versteckte. Bald nach Cäsars Tode schaffte Antonius als Konsul durch ein Gesetz die Diktatur auf ewige Zeiten ab. Der erste D. hieß T. Lartius, der erste plebejische C. Martius Rutilus, 356 v. Chr.

Dilatabiles literae (lat.), diejenigen hebräischen Buchstaben, welche in die Breite gezogen werden können, um eine Zeile zu füllen.

Dilatation (v. Lat.), Erweiterung, chirurgische Operation, s. Dilatatorium.

Dilatatorium (lat.), Ausdehnungs- oder Erweiterungsgeräth, ein Instrument oder eine Vorrichtung, die in der Chirurgie häufig angewendet wird, um auf unblutigem Wege Hohlgänge oder Wundöffnungen entweder offen zu erhalten, wenn sie sich schließen wollen, oder um erweiternd auf widernatürlich verengte oder sich verengende, nach außen mündende Kanäle zu wirken und deren Verengerung oder Verschließung vorzubeugen. Man bedient sich zu diesem Zwecke schneidender Druckgeräthe, die entweder nur durch ihre Masse bloß passiv wirken, oder Feuchtigkeit in sich aufnehmen und dadurch, sowie durch Wärme umfangreicher werden, wodurch sie aktiv erweiternd wirken. Zu den passiven Dilatatorien rechnet man gefranste Leinwandstreifen, wie sie als Haarseile benutzt werden, Charpiewickel, zapfenartig zubereitete Charpiepfröpfe, Maschen oder Dochte, welche nur aus einzelnen langen, parallel gelegten Charpiefäden bestehen, Charpiewürfel 2c., ferner Röhren aus Metall und Seidengespinnst, mit einem Firniß überzogen, Kerzen oder sogenannte Bougies (s. d.). Aktiv oder selbstthätig sich erweiternde Dilatatorien sind der Preßschwamm, die Darmsaiten, unreife getrocknete Erbsen, auch Pomeranzenschalen, Kügelchen von Iriswurzel 2c. Den Namen D. hat vorzugsweise auch ein Instrument erhalten, welches von Payola angegeben u. beim Steinschnitt zur stumpfen Erweiterung der Blasenwunde angewendet werden soll, wenn diese sich als zu eng zur Ausziehung des Blasensteins erweist. Mit Recht wird aber dieses Instrument verworfen, da die Wirkung desselben eine quetschende, zerreißende ist, wodurch mehr Schaden angerichtet wird. Auch von Heister und Petit existiren Dilatatorien zu dem oben angegebenen Zwecke.

Dilatio (lat.), Aufschub, Frist, besonders Vertagung eines Prozesses, vom Richter wegen fehlender Zeugen, Beweise 2c. bewilligt; daher dilatorisch, aufschiebend, verzögernd; dilatorische Frist, s. Frist.

Dilem, Berglandschaft im nördlichen Persien, am Nordabhange des Elbursgebirges bis zum kaspischen Meer, mit der Stadt Lahidjan.

Dilemma (griech.), Doppelsatz, s. Schluß.

Dilettant (vom ital. dilettare, lieben), Liebhaber einer Kunst oder Wissenschaft, welcher auf Meisterschaft darin keinen Anspruch macht u. seinen Haupt-

beruf auf einem andern Gebiete hat. Daher Dilettantismus, Art und Weise, wie der D. die Kunst und Wissenschaft behandelt. Was dem D.en meist fehlt, ist die ausübende Kraft, welche schafft, bildet und konstituirt; der D. läßt sich von der Kunst fortreißen, aber er beherrscht sie nicht.

Diligence (franz.), Art Eilwagen, s. Post.

Diligentia (lat.), Fleiß, Sorgfalt. In der Rechtssprache die Sorgfalt, welche Jemand anwenden muß, um von einem Andern Schaden abzuwenden, also Gegensatz von Negligentia und Disidia. Diligenzeid, Eid darüber, daß die D. angewendet worden, kommt besonders bei Verschollenheitserklärungen und im Desertionsprozeß vor und geht darauf hinaus, daß man von dem Abwesenden innerhalb einer gewissen Zeit keine Nachricht erhalten und von dessen Leben und Aufenthalt keine Kenntniß habe. Diligenzschein ist der Schein darüber, daß die D. angewendet worden ist.

Dilke, 1) Charles Wentworth, englischer Publicist, am 8. Dec. 1789 geboren, war Mitarbeiter am „Westminster review" u. der „Retrospective review" und schrieb mehre Werke über das Drama und die Literargeschichte Englands. Ende 1830 übernahm er die Leitung des „Athenaeum", eines literarischen Journals, das durch ihn das erste Organ dieser Art in der englischen Presse wurde. Obwohl noch Eigenthümer dieses Blattes, gab er die eigentliche Redaktion doch 1846 auf, um sich an der der „Daily news" zu betheiligen, wovon er sich indessen 1848 gleichfalls zurückzog.

2) Charles Wentworth, einer der Haupturheber der londoner Industrieausstellung von 1850, Sohn des Vorigen, den 18. Februar 1810 in London geboren, studirte seit 1828 zu Cambridge die Rechte und unterstützte seinen Vater in der Leitung des „Athenaeum". Seit 1844 ein thätiges Mitglied der Society of arts, bewirkte er 1847 die erste Ausstellung britischer Fabrikate in den Sälen dieser Gesellschaft, was zur Verwirklichung des Gedankens einer Weltindustrieausstellung führte.

Dill, Nebenfluß der Lahn, entspringt auf dem Westerwald und mündet nach 9 Meilen Laufs bei Wetzlar.

Dill, Pflanze, s. Anethum.

Dille, freie Bergstadt im ungarischen Komitat Honth, 1 Stunde nordöstlich von Schemnitz, mit Bergbau auf Gold (1857 31 Mark) u. Blei, mehren Stampf- und Goldwaschmühlen und 1400 Einwohnern (darunter 220 Lutheraner).

Dillenburg, Amtsstadt im Herzogthum Nassau, an der Dill, hoch im Westerwald gelegen, hat eine lutherische und reformirte Kirche, ein Pädagogium, einen Assisenhof mit Waisenhaus, Nickel- und Erzschmelzerei, lebhaften Verkehr auf der hier durchgehenden Straße (jetzt Eisenbahn) aus den siegenschen Bergwerken und 3086 Einwohner. D. verdankt seinen Ursprung der alten gleichnamigen, jetzt in Trümmern liegenden Bergveste auf einer Anhöhe über der Stadt, welche Graf Heinrich der Reiche von Nassau vor 1255 anlegte, erhielt 1344 Stadtrechte, 1597 volle bürgerliche Freiheit und war später Residenz einer besondern, darnach sich nennenden Linie des Hauses Nassau. Nach dem Aussterben derselben (1739) fiel D. an Nassau-Dietz. Im J. 1760 wurde das Schloß von den Franzosen zerstört. Im J. 1806 durch Napoleon zum Großherzogthum Berg geschlagen, war D. der Hauptort des Siegdepartements, kam 1814 an Preußen und 1815 wieder an Nassau.

Dillenia *L.* (Rosenapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Dilleniaceen, charakterisirt durch den 5blätterigen, reif vergrößerten Kelch, die 5blätterige Blumenkrone mit zahlreichen Staubgefäßen und die 10—20samigen, zu einer Beere verwachsenen Bälge mit strahligen Griffeln, große Bäume mit länglich fiederrippigen Blättern ohne Nebenblätter, meist einzeln stehenden, großen, gelben, lederartigen Blüthen und eßbaren Früchten, sämmtlich in Ostindien und auf den umliegenden Inseln einheimische Bäume. D. elliptica *Thunb.*, auf Celebes und den benachbarten Inseln, trägt orangengroße, mit einem schleimigen, safrangelben Safte erfüllte Früchte, welche säuerlich-süß schmecken u. sowohl roh, als auf verschiedene Weise zubereitet genossen, auch zu kühlenden Säften bei Krankheiten gebraucht werden. Die gleiche Anwendung finden die Früchte von D. serrata *Thunb.*, ebendaselbst. D. speciosa *Thunb.*, D. Indica *L.*, ein Baum von 40—50 F. Höhe, in Ostindien, auf Ceylon und Java, ist wegen seines Blüthenstandes bemerkenswerth. Gegen 20 auf dem kegelförmigen Fruchtboden dicht beisammen stehende, fast nierenförmige, saftig-fleischige, blaßgrüne Karpellen bilden mit ihrer linealanzettlichen, zurückgebogenen, weißen Narbe eine zierliche gewölbte Scheibe u. verwachsen dann zu einer runden, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Beerenfrucht, welche sehr sauer schmeckt und nach Art der Citronen zu Saucen u. kühlenden Fruchtsäften verwendet wird. Die scharfe Wurzelrinde wird äußerlich bei Gicht u. ödematösen Geschwülsten gebraucht; aus den sauren Blättern wird eine Lauge bereitet, die zum Reinigen der Kopfhaare und zum Poliren von Silbergeschirr dient. Die Rinde des Baums ist gerbstoffhaltig. Als Zierpflanze verlangt dieser schöne Baum einen Stand im Warmhause, einen geräumigen Topf od. Kübel oder ein Erdbeet, im Sommer reichlich Luft und Wasser und bei Sonnenschein Schatten. Man pflanzt ihn in eine lockere, mit etwas Torferde, $^1/_6$ Lehm zu $^1/_6$ Flußsand gemischte Lauberde u. vermehrt ihn durch Ableger mittelst Anhänger, nachdem man die Zweige vorher mit Draht umwunden oder geringelt hat, oder durch Stecklinge unter Glocken im Warmbeete.

Dilleniaceen, Pflanzenfamilie, Bäume, Sträucher und Halbsträucher mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blätter sind meist abwechselnd, selten entgegenstehend, fiedernervig, einfach, ganzrandig oder gezähnt, gewöhnlich lederartig, dauernd, deutlich eingelenkt oder bisweilen von der stehenbleibenden Basis ihres Stiels sich trennend. Nebenblätter fehlen meist. Die Blüthen sind hermaphroditisch od. diklinisch, regelmäßig, einzeln am Ende oder zu Trauben in Rispen vereinigt. Von den 5 bleibenden Kelchblättern stehen 2 mehr nach außen, 3 mehr nach innen; die 5 Blumenblätter sind hypogynisch, einen Kreis bildend, in der Knospe ziegeldachig über einander gelegt; die Staubgefäße sind meist zahlreich, selten 5 oder 10, frei oder polyadelphisch, bisweilen nur auf Einer Seite stehend, sind am Grunde oder an der Spitze breiter oder tragen 2fächerige, der Länge nach mit 2 Spalten aufspringende Antheren. Die Karpellen sind in einem Wirtel zusammengestellt, frei oder etwas verwachsen, vieleiig und tragen an ihrer Spitze

den Griffel mit einer einfachen Narbe, werden bei der Reife beerenartig oder häutig und öffnen sich dann mit 2 Klappen; sie enthalten 2 oder mehre, in 2 Reihen am inneren Rande liegende Samen mit sehr kleinem, aufrechtem, am Grunde des fleischigen oder fast knorpeligen Albumens eingeschlossenem Embryo. Man kennt gegen 150 Arten, welche der heißen und südlichen gemäßigten Zone angehören. Sie enthalten vorwaltend Tannin.

Dillenius, Joh. Jakob, Botaniker, geboren 1687 zu Darmstadt, brach als akademischer Lehrer zu Gießen durch seine gediegenen Abhandlungen Bahn zu genauerer Beobachtung und besserer Anordnung der untersten Pflanzenfamilien, ging 1721 mit einem reichen Engländer, Namens Will. Sherard, nach England, ward Professor der Botanik in Oxford und † daselbst den 2. April 1747. Er stand mit seinen berühmten Zeitgenossen Haller u. Linné in regem wissenschaftlichen Verkehr u. veröffentlichte einen „Catalogus plantarum circa Gissam nascentium etc." (Frankf. a. M. 1718, mit trefflichen Abbildungen), einen „Hortus elthamensis" (Lond. 1732, Prachtwerk mit 324 Kupfertafeln) u. eine „Historia muscorum" (Oxford 1741, mit 85 Kupfertafeln.

Dilli, Stadt im portugiesischen Theil der ostindischen Insel Timor, an der Nordküste, Sitz des portugiesischen Gouverneurs, mit sicherer Bucht, 2 Befestigungswerken (in schlechtem Zustande) und 3000 Einw.

Dillingen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, in freundlicher Gegend an der Donau, zwischen Ulm u. Donauwörth, ist Sitz eines Bezirksamtes, hat ein altes Schloß (ehemals Residenz der Bischöfe von Augsburg), ein Kapuziner- u. ein Franciskanernonnenkloster, 6 Kirchen, ein Gymnasium, Priesterseminar, eine Taubstummenanstalt, mehre Spitäler u. 4760 Einw. (davon 1100 Mann Militär), welche mannichfache Gewerbe u. lebhafte Schifffahrt betreiben. Die ehemalige Universität von D., welche, am 21. Mai 1554 vom Bischof von Augsburg, Otto von Waldburg, gestiftet, 1563 in die Hände der Jesuiten kam u. ein hauptsächlicher Sitz der Polemik gegen den Protestantismus war, wurde 1804 aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt. In der Nähe der 6800 F. lange, 30 F. breite Karolinenkanal, welcher die Donaufahrt zwischen Lauingen und D. abkürzt. Bei D. endete am 10. Okt. 1805 das Gefecht von Wertingen, indem Murat die Oesterreicher in die dortigen Sümpfe drängte.

Dillis, Georg von, nambafter Landschaftsmaler, ein um die bayerischen Kunstsammlungen sehr verdienter Mann, den 26. December 1759 zu Grüngiebing in Oberbayern geboren, studirte erst Theologie u. ward 1782 Priester, widmete sich aber dann der Malerei auf der münchener Malerakademie, bereiste 1788 als Zeichner die Schweiz u. die Rheingegenden und wurde 1790 Gallerieinspektor zu München. Von hier aus begleitete er später Gilbert Elliot nach Italien, lebte während der Kriegsstürme eine Zeitlang in Ansbach, besuchte 1805 nochmals Italien und begleitete 1806 den damaligen Kronprinzen Ludwig nach Paris, sowie auf einer Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich u. Spanien, auf welcher er viele werthvolle landschaftliche Skizzen für des Kronprinzen Portefeuille zeichnete. Die nächsten Jahre führten ihn zum Zweck der Ankäufe von Kunstwerken noch dreimal nach Italien. Im J. 1808 erhielt er mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens auch Adelsrang. In den Jahren 1817 u. 1818 begleitete er den Kronprinzen nach Sicilien, wo er viele griechische Denkmäler zeichnete. Nach Mannlichs Tode 1822 erhielt er die Stelle eines Direktors der königlichen Centralgallerie, besorgte die Auswahl der Gemälde für die Pinakothek, wie er denn schon früher die Einrichtung der St. Moritzkapelle zu Nürnberg besorgt hatte. Er † den 28. Sept. 1841. Seine Landschaften haben hohen Kunstwerth; desgleichen auch seine Kupferätzungen. Auch hat man kleine Porträte und Federzeichnungen von ihm. Sein Bruder Cantius, 1779 zu Grüngiebing geboren, in Italien gebildet, ebenfalls ein namhafter Landschaftsmaler, gefiel sich besonders in Schilderungen abgeschlossener Naturgegenden und wußte seinen Bildern Wahrheit und Leben zu verleihen. Seine Behandlung ist breit und geistreich. Er lieferte auch schöne radirte Blätter und Kopien nach Blättern von A. von Everdingen.

Dillwynia *Smith* (Dillwynie), Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen, charakterisirt durch den 5spaltigen, 2lippigen Kelch, die abfällige Schmetterlingskorolle, die in der Mitte der Kelchröhre eingefügten Staubgefäße und die bauchige, 2samige Hülse, feine Ziersträucher aus Neuholland, im Frühling blühend, mit hübschen, gelben, kurzgestielten Blüthen und einfachen Blättern. Die bekanntesten Arten sind: D. acicularis *Sieb.*, mit Blumen in 8—12blumigen, nackten Endtrauben; D. cinerascens *Lodd.*, mit goldgelben Blumen in stiellosen Endboldentrauben; D. ericaefolia *Smith*, mit Blumen in aufsitzenden Endboldentrauben; D. parvifolia *R. Br.*, D. microphylla *Sieb.*, mit zahlreichen, zu 2—4 endständigen, schön goldgelben Blumen mit roth gezeichnetem Fähnchen. Diese Ziersträucher verlangen sandige Heideerde, mit etwas leichter Lauberde vermischt, eine Unterlage von zerschlagenen Scherben oder Torfbrocken, im Winter gegen 6° Wärme und sehr mäßige Befeuchtung, im Sommer einen Standort im Freien, der aber gegen Mittagssonne und anhaltenden Regen geschützt ist. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen.

Dilman (Dilmegan), Stadt in der persischen Provinz Aserbeidschan, etwa 2 Meilen vom Nordende des Urumiasee's entfernt, ist als Sitz der Behörden Hauptort der Landschaft Salmas und zählt nach Einigen 15,000 Einw.

Dilsberg, Stadt im badischen Unterrheinkreise, Amt Neckargemünd, am Neckar, auf einem stumpfen Kegelberg gelegen, mit den Trümmern eines alten Bergschlosses u. 620 Einwohnern, die sich besonders mit Obstbaumzucht beschäftigen. Die Stadt war früher Hauptort der Grafschaft D. Die Burg diente später als kleine Festung und wurde 1622 vergeblich von Tilly belagert, fiel dagegen 1633 in die Hände der Schweden. Noch 1799 wurde sie gegen die Franzosen von einem Haufen Invaliden u. odenwälder Bauern glücklich vertheidigt. D. war lange Staatsgefängniß.

Diludium (lat.), Zwischenspiel, besonders das auf der Orgel zwischen den einzelnen Verszeilen der Choräle.

Diluentia (lat., sc. remedia), verdünnende Mittel, nämlich solche, welche die Eigenschaft besitzen,

die Körpersäfte zu verdünnen oder flüssiger zu machen. Vorzugsweise muß das Wasser hierher gerechnet werden, das entweder in größerer Menge, mit oder ohne Zusatz von lösenden Salzen u. säuerlichen oder schleimigen Stoffen ꝛc. getrunken, oder in Klystierform applicirt wird und so, namentlich mit Zusätzen von Kochsalz, Soda u. dgl. Substanzen, verflüssigend auf den Inhalt des Mastdarms und des unteren Theils des Dickdarms wirkt.

Diluvium (v. Lat., Diluvial-, ältere Alluvial-, pleistocäne, quarternäre, quartäre Bildungen), das alte Schwemmland, abgelagert in der letzten Zeit vor dem Auftreten des Menschen auf der Erde, eine eben so weit verbreitete als für den Menschen wichtige Bildung, da sie vor Allem den fruchtbaren Boden der Tiefländer (auch der Prairien Nord- und Südamerika's), vieler Hochebenen, Thalböden und Thalränder bildet. Der Annahme, daß sie das Produkt einer der letzten großen Ueberschwemmungen der festen Erde sei, die man mit der Sündfluth der Bibel u. mit den in den Sagen vieler Völker erwähnten Fluthen, wie der ägyptischen und deukalionischen bei den Griechen in Verbindung brachte, verdanken diese Bildungen den Namen D. (große Ueberschwemmung, Sündfluth). Schwierig, ja bei der großen Uebereinstimmung in der Mineralsubstanz oft unmöglich ist die Scheidung des D.s von den jüngsten Tertiärbildungen darunter, wie von den Alluvialbildungen der Gegenwart darüber. Im Binnenland zusammengesetzt aus den Gliedern des aufgeschwemmten Landes: Lehm (Löß), Lehmmergel, Mergel, Sand, Kies, Geröllen, lokalen Süßwasserkalken, Raseneisensteinen, altem Torf, schließt es sich ganz an die Alluvionen unserer Flüsse und Seen und unsere gegenwärtigen Quellbildungen an. Außerdem gehören zu den diluvialen Bildungen des Festlandes Ausfüllungen von Höhlen und Felsklüften (Knochenbreccien). In den Gebieten älterer und noch fortgehender vulkanischer Thätigkeit lagern sich bloß vulkanische Asche, Schlamm, Rapilli und alte Lavaströme dazwischen; an der Küste sind es Muschel- u. Geröllablagerungen des Strandes, versunkene Wälder u. Moore, in den Mündungsländern alte Deltabildungen (Missisippiland), Marschboden (Elbniederungen bis zur magdeburger Börde). Eigenthümlich sind nur die mächtigen, weithin ausgestreuten Felsblöcke, die sogenannten Irrblöcke, od. das erratische D., das sich über den ganzen Norden der Erde, tief nach Sibirien, dem europäischen Rußland, Polen, Deutschland, Holland, Ostengland, über Nordamerika bis Newyork und bis zum Ohio, über Patagonien, und in u. um die Alpen verbreitet findet, die Geisberge der Schweiz, die Grauköpfe (grey heads) Nordamerika's und das Diluvialeis des gefrornen Bodens im Norden der Erde. In vielen Fällen leisten die Niveauverhältnisse, indem das D. auf Höhen lagert, die sich oft mehre hundert Fuß hoch über das Niveau erheben, welches die Gewässer gegenwärtig erreichen können, zu Erkennung des D.s gute Dienste. In den Thälern erscheint es nicht selten selbst terrassenbildend, od. auch auf Terrassen an den Thalseiten gelagert. Wo Hebungen auch in der Neuzeit Statt gefunden haben, wie in Italien, Skandinavien, an der Küste Südamerika's, reicht aber auch dies Kriterium für die Bestimmung, ob eine Anschwemmung alluvial, diluvial oder tertiär sei, nicht aus, und es bleiben nur die Thierreste für die Entscheidung übrig. Unter diesen sind die der Säugethiere vor Allem wichtig, da sie meist ganz entschieden ausgestorbenen Arten, wenn auch lebenden Geschlechtern angehören, während der größte Theil der Konchylien noch in der Jetztzeit lebt, die Meereskonchylien freilich zum Theil nur noch in kälteren borealen Meeren (glaciale Fauna). Die Flora entspricht meist der Flora der Gegend, wo das D. auftritt, wenn sich auch Unterschiede bemerklich machen, u. im kannstatter Kalktuff mit dem Mammuth auch eine von der Erde verschwundene Eichenart sich zusammenfand. In der Diluvialzeit lebten das mit dichtem Wollhaar für ein kälteres Klima geschaffene Mammuth u. eigenthümliche Nashörner (Rhinoceros tichorhinus), deren Leiber uns noch in dem gefrorenen Boden Sibiriens erhalten sind; in Nordamerika die Mastodonten, mit ihnen überall das später vom amerikanischen Kontinent verschwundene u. erst durch die Europäer wieder eingeführte Pferd, das fossile Schwein, der Urstier, viele Hirsche, worunter der irische Riesenhirsch (Cervus euryceros), ein Biber, zahlreiche Katzen, worunter der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne, der Höhlenvielfraß, auch die mächtigen Höhlenbären. In den Knochenbreccien Sardiniens und Südfrankreichs sind zahlreiche kleinere Thiere, darunter das nordische Schoberthier (Lagomys), eingeschlossen. Auch andere nordische Nagethiere kamen vor, und mit ihnen der Moschusochs (Bos moschatus) des borealen Amerika's, dessen Schädel man aus den Kiesgruben des Kreuzbergs bei Berlin und des Themsethales bei London ausgegraben hat, und das damals bis nach Bayern (Muggendorf) reichende Rennthier. Sie sind außer manchen kleinen Thieren, die keine Unterschiede von denen der Gegenwart zeigen, die einzigen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, wenn sie auch ähnlich wie die Muscheln der Meere später den wärmeren Wasser- und Luftströmungen nach den borealen Gegenden der Erde entwichen sind. Die Knochen dieser Thiere kennt man im Schutt- und Eisland Sibiriens und Nordamerika's, in den Kies- und Lehmgruben Europa's, hier und da in seinen Kalktuffen (Tonna bei Gotha, Weimar, Cannstatt in Schwaben), in seinen Torfmooren (Irland, Nordamerika), in den Höhlen der alten Welt und Nordamerika's. Von ganz andern Thieren war aber Neuholland bewohnt, wo man in den Höhlen sowohl wie in den Diggins des goldführenden Schuttlandes zum Theil riesige fossile Beutelthiere aufgefunden hat. Auf Neuseeland wohnten in jener Zeit riesige Vögel (Moa). Auch die Fauna Südamerika's schloß sich durch ihre großen Edentaten und huftragenden Nager an die gegenwärtige Säugethiergestalt Südamerika's an, doch lebten mit ihnen zusammen Pferd und Mastodon. Wiederholt ist die Behauptung aufgestellt worden, daß schon zur Zeit dieser Diluvialfauna der Mensch existirt habe. Das Zusammenvorkommen von Menschenknochen u. Geräthen der Menschen in den Höhlen Belgiens u. Südfrankreichs ist längst bekannt und findet seine Erklärung in einer späteren Bewohnung der Höhlen durch Menschen. So ist bekannt, daß Gallier vor Cäsar in Höhlen flohen, u. daß dieser darauf letztere zumauern ließ, wie in der Neuzeit Pélissier die Kabylen in Höhlen umkommen ließ. In neuerer Zeit hat man aber bei Abbeville an der Somme in der Picardie Steinärte, Kugeln von Halsbändern ꝛc. mit

den Zähnen des fossilen Pferds u. Urochsen, sowie mit dem Mammuth auf gleicher Lagerstätte im Diluvialkies gefunden und daraus den Beweis führen wollen, daß der Mensch schon mit dem Mammuth zusammengelebt habe. Wenn man aber die Leichtigkeit ins Auge faßt, mit welcher jüngere Gegenstände in ein älteres loses Kieslager gelangen und ältere Reste durch Regengüsse in jüngeres Schuttland verschwemmt werden können, so wird man doch wohl noch strengeren, alle solche Möglichkeiten ausschließenden Beweis dafür verlangen müssen, ehe man an das Zusammenleben beider glauben kann. Aus geologischen Gründen müßte man überhaupt erwarten, daß nicht der gegenwärtige Mensch, sondern eine andere ausgestorbene menschliche Species mit ausgestorbenen Säugethieren zusammen vorkommen sollte. Die Diluvialperiode umfaßt offenbar einen langen Zeitraum der Erdgeschichte. In ihr finden wir eine wahrscheinlich durch Senkung großer Erdstriche, über welche das polare Meer tief ins Binnenland eindrang (in Deutschland bis zum Fuß der Sudeten, des Riesengebirgs u. des mitteldeutschen Berglands) und durch Hebung anderer, welche die erwärmenden Strömungen der Tropenzone ausschlossen, bewirkte Erniedrigung der Temperatur. So kam es, daß da, wo kurz zuvor noch immergrüne Wälder sich ausbreiteten, wo das Nilpferd auch zur Winterszeit offenbleibende Gewässer vorfand, und die Muschelfauna der nördlichen Eismeere bis ins Herz Europa's eindringen konnte, der Elephant des schützenden Wollkleides bedurfte, Rennthiere und Moschusochsen heimisch werden konnten. So kam es auch, daß die Gebirge tief herab vergletscherten, daß die Gletscher ihre Geschiebe weit in die Vorländer der Alpen verbreiteten u. Eisflotten, mit nordischen Geschieben u. Blöcken beladen u. bis an den Fuß des Riesengebirgs getrieben, dort stranden konnten. Der Senkung des nordamerikanischen und alten Kontinents folgte dann nicht auf einmal, sondern periodisch wirksam die letzte große Hebung dieser Kontinente, die diesen endlich ihre letzte Gestalt und dadurch ihre Bewohnbarkeit für den Menschen gab. Ueber die interessanten erratischen Erscheinungen und ihre Gebilde s. Erratische Blöcke; vergl. auch Höhlen, Kalktuff, Löß und Alluvium.

Dimachä (griech., Dimachi, Doppelstreiter), Soldaten, welche sowohl zu Pferde, als zu Fuße fochten und rücksichtlich der Bewaffnung die Mitte zwischen Schwer- und Leichtbewaffneten hielten; angeblich zuerst von Alexander dem Großen eingeführt.

Dime, eigentlich Zehent, Silbermünze der Vereinigten Staaten von Nordamerika, $= \frac{1}{10}$ Dollar $= 10$ Cents $= 4$ Sgr. $3^{9}/_{16}$ Pf.

Dimension (v. Lat.), Ausdehnung im Raume. Der Raum hat drei D.en, d. h. er läßt sich nach drei Richtungen ausmessen, nach Länge, Breite, Höhe (Tiefe oder Dicke). Diese D.en kommen nun auch den geometrischen Größen sämmtlich oder theilweise zu. Die Linie hat nur Eine D., die Länge; die Fläche hat zwei D.en, Länge u. Breite; der Körper aber hat alle drei D.en. In der Algebra u. Analysis ist die D. einer ganzen Buchstabengröße die Anzahl ihrer Buchstabenfaktoren, z. B. abcd hat 4 D.en. Die D. eines Bruchs ist gleich dem Unterschiede der D. des Zählers und des Nenners. In der Malerei heißt D. das Verhältniß der Größe der vorgestellten Gegenstände oder der Theile derselben unter sich. Ueber die D.en des menschlichen Körpers s. Mensch.

Diminutivum (lat.), in der Grammatik Verkleinerungswort, z. B. Knäblein, puerulus.

Dimission (v. Lat.), Loslassung, Freigebung, Abschied, Abdankung; daher Dimissionsdekret, Entlassungsdekret.

Dimissorialien (v. Lat., literae dimissoriales), Urkunden, welche bezeugen, daß ein Geistlicher ein seiner Jurisdiktion bezüglich der Parochialpflicht unterworfenes Mitglied der Kirche behufs des Uebertritts in eine andere Kirchengemeinde oder zur Vollziehung einer kirchlichen Handlung durch einen andern Geistlichen entlassen hat. Schon das ältere Recht bestimmte, daß fremde Geistliche nicht ohne ein Entlassungs- und Empfehlungsschreiben zur Vollziehung geistlicher Handlungen zugelassen, noch fremde Parochianen ohne Zeugniß in eine andere Gemeinde aufgenommen werden sollten. Wurde z. B. ein Bischof an der Vollziehung der Ordination eines Klerikers für ein Amt in seiner Diöces verhindert, so übertrug er sein Recht durch eine Litera dimissoria an einen andern geistlichen Obern. Ueber die Befugniß der Ertheilung solcher D. hat das tridentinische Koncil in seiner 23. Session, c. 3, 10, feste Grundsätze aufgestellt. Auch die evangelische Kirche hält den Grundsatz fest, daß ein Pfarrkind eine geistliche Amtshandlung von einem andern Geistlichen, als dem, zu dessen Parochie es gehört, nur nach Erlangung eines Dimissoriums von demselben vollziehen lassen darf; die Stolgebühren sind in diesem Falle an beide Pfarrer zu entrichten. Durch D. wird auch bei der Eheschließung von Verlobten aus verschiedenen Pfarrsprengeln festgestellt, welchem Pfarrer die Trauung gebührt.

Dimorphie (Dimorphismus, v. Griech.), die von Mitscherlich zuerst beobachtete Eigenschaft gewisser Substanzen, in zwei nicht auf einander zurückführbaren Krystallformen auftreten zu können. Die meisten krystallisirbaren Körper können zwar mehr als eine Gestalt annehmen, einige sogar sehr viele, allein alle diese Gestalten besitzen gewöhnlich einen solchen geometrischen Zusammenhang, daß sie ohne Mühe aus einer einzigen Gestalt abgeleitet werden können, welche man eben deßhalb Primitivform, Grund-, Kern-, Stammform oder Grundgestalt genannt hat. Die dimorphen Körper unterscheiden sich aber darin von diesen, daß ihre verschiedenen Krystallformen sich nicht auf eine einzige Grundgestalt zurückführen lassen, sondern daß man für sie zwei solche primitive Formen anzunehmen genöthigt ist. Die dimorphen Substanzen finden sich sowohl unter den natürlich vorkommenden, als unter den künstlich dargestellten, obschon sie im Ganzen nicht gar häufig sind. Solche dimorphe Substanzen sind z. B. Kohlenstoff, Schwefel, Quecksilberjodid, kohlensaurer Kalk, schwefelsaures Nickeloxyd, schwefelsaures Zinkoxyd, schwefelsaure Magnesia, Titansäure, Zweifach-Schwefeleisen, Schwefelkupfer, Kupferoxydul, Granat (und Vesuvian). Bei manchen dieser Körper kennen wir die Bedingungen, unter welchen sie in der einen oder der anderen Gestalt auftreten. Schwefel krystallisirt z. B. aus Auflösungen in zweigliederigen Oktaëdern, nach dem Schmelzen in (2+1) gliederigen Säulen, Quecksilberjodid in rothen quadratischen Tafeln aus der Lösung in Jodkalium

in zweigliederigen gelben Tafeln beim Sublimiren, die beim Reiben oder Ritzen roth werden. Kohlensaurer Kalk krystallisirt aus heißer Lösung als Aragonit, bei gewöhnlicher Temperatur als Kalkspath 2c. Bei andern, wie bei der Titansäure (Rutil u. Anatas), beim Kohlenstoff (Diamant u. Graphit), Kupferoxydul (Rothkupfererz und Kupferblüthe), sind uns diese Bedingungen völlig unbekannt. Neben der veränderten Form zeigen die dimorphen Substanzen auch mannichfache Verschiedenheiten in Farbe, Härte, Löslichkeit, optischen Eigenschaften, Elektricitätsleitungsfähigkeit, Dichtigkeit, Schmelzbarkeit 2c. Manche Körper kommen auch in drei verschiedenen Gestalten vor, wie z. B. die Titansäure (Rutil, Anatas, Brookit [Arkansit]). Der Uebergang einer Krystallform in eine andere wird hervorgebracht durch den Einfluß des Lichts, der Wärme, oder durch mechanische Eingriffe, durch Druck, Stoß oder Ritzen der Krystalle. Dieser Uebergang findet Statt unter lebhafter Wärmeentwickelung, die um so bemerkbarer ist, je plötzlicher die Umänderung statt findet; manchmal wird dagegen auch Wärme gebunden. Die Beständigkeit der einzelnen Krystallformen, in denen ein Körper auftreten kann, ist oft sehr verschieden, und beim Salpeter, welcher aus derselben Lösung in rhombischen u. rhomboëdrischen Krystallen anschießt, ist die letztere Form so unbeständig, daß alle rhomboëdrischen Krystalle, noch ehe die Krystallisation vollendet ist, sich wieder auflösen, oder sich sofort in rhombische Krystalle verwandeln, falls sie mit einem solchen in Berührung kommen. Die die D. bedingenden Ursachen sind bis jetzt keineswegs erforscht, ja wir besitzen nicht einmal einigermaßen befriedigende Hypothesen über diese interessante Erscheinung; man hilft sich damit, dieselbe durch verschiedene Anordnung der Atome zu erklären, und vergleicht sie mit der Isomerie. Vgl. Isodimorphismus.

Dimorphotheca *Moench*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die gestielten Blüthenköpfchen, den aus einer Reihe linienförmiger, langgespitzter, schmaler Blättchen bestehenden Kelch, den erst flachen, dann erhabenen, nackten oder mit wenigen abfallenden Spreublättchen versehenen Fruchtboden und die zweiflügeligen Samen, meist strauchartige Gewächse am Kap, worunter mehre als Zierpflanzen in den Gewächshäusern vorkommen, so: D. fructicosa *Dec.*, Blaxium decumbens *Cass.*, 3—4 Fuß und darüber hoch, beblättert, mit niederhängenden Aesten, ausdauernden Blättern und weißen, auswendig dunkelvioletten, auch goldgelben oder blaßgelben Blüthen; D. graminifolia *Dec.*, staudig, mit kurzen Aesten, nach der Spitze des Stengels u. der Aeste zu nahe zusammengedrängten, grasartigen, schmal-linienförmigen Blättern und sehr schönen Blüthen mit dunkler Scheibe und schneeweißen, auswendig bräunlich purpurrothen Strahlblümchen. Man pflanzt sie in Töpfe in sandgemischte Laub- und Mistbeeterde, durchwintert sie nahe am Fenster eines trockenen, luftigen Glashauses oder im Zimmer bei 4—6° Wärme, begießt sie im Winter sehr mäßig und vermehrt sie durch Stecklinge.

Dinagepur, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (180 □Meilen mit 200,000 Einwohnern) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Bhagalpur, am Parnabada, von freundlichem sauberen Aussehen, mit dem ganz verfallenen Palast des Radscha und etwa 30,000 Einwohnern.

Dinan, Bezirksstadt im französischen Departement Côtes du Nord, links an der Rance und an der Mündung des Kanals, welcher die Ille und Rance mit einander verbindet. Auf einem kegelförmigen Hügel steht die Ruine des prächtigen alten Residenzschlosses der Herzöge von Bretagne mit ungeheuer dicken und hohen Mauern, dessen Demolirung u. Wiederaufbau mehrmals Gegenstand von Friedenstraktaten zwischen England und Frankreich gewesen ist. An der Stelle desselben soll ehedem ein römisches Castrum gestanden haben. Die Stadt hat ein Collége, Seminar, Fabriken für Leinwand, Baumwollen- und Wollenzeuche, Leder, Segeltuch, Flachsbau 2c. und 8250 Einwohner. In der Nähe befinden sich vielbesuchte eisenhaltige Mineralquellen. In D. wurden im Mittelalter meist die Landtage der Bretagne abgehalten.

Dinant, Stadt in der belgischen Provinz Namur, rechts an der Maas, hat, da sie malerisch zwischen steilen Felsen und der Maas eingeklemmt liegt, nur eine einzige schmale Straße, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatz erweitert. Auf der Höhe der Felsen liegen Festungswerke. Die Stadt hat 11 Kirchen, darunter die gothische Kathedrale, ein Gymnasium, mehre Hospitäler, nicht unbedeutende Industrie (Papier, Leder, Messer, Eisen- u. Kupferwaaren, Hüte, Baumwollenwaaren), lebhaften Handel und 6850 Einwohner. Die Umgebungen sind reich an malerischen Ansichten und mit Landhäusern besäet. D., eine der ältesten Städte Belgiens, wurde 981 durch Otto III. der Kirche zu Tongern gegeben, 1466 von Herzog Karl dem Kühnen von Burgund und 1554 von den Franzosen zerstört, 1703 nebst dem nahen Bouvignes geschleift und am 24. Mai 1794 von Jourdan genommen und wieder geschleift.

Dinapur, Stadt im Distrikt Bihar der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, rechts am Ganges, etwa 2 Meilen oberhalb Patna, wichtig als Militärstation, mit trefflich gebauten Kasernen und 16,000 Einwohnern.

Dinar, arabische Goldmünze, nach dem byzantinischen Denarius 685 zuerst von Abdalmalek, später auch in Indien geprägt; persische Rechnungsmünze: Dinar bisto = $^1/_{10}$ Mamudi, $^1/_{1000}$ Toman; D. simple = $^1/_{10}$ D. bisto.

Dinara, Bergkuppe in Dalmatien, nordwestlich von Macarsca, 5728 Fuß hoch, gehört dem Gebirgszuge an, welcher als Verbindungsglied zwischen dem Balkansystem und den julischen Alpen dient u. an den Küsten des adriatischen Meeres 80 Meilen weit gegen Südosten (vom Berge Kleck östlich von Fiume bis zur Narentamündung) sich ausdehnt, mit einer Breite von 5 Meilen und einer mittleren Kammhöhe von 2000 Fuß. Dieser Gebirgszug führt den Namen der dalmatischen oder, nach dem Berge D., dinarischen Alpen. Der Hauptarm desselben streicht auf der Grenze Dalmatiens gegen die Türkei und wird von steilen klippigen Nebenketten begleitet. Ein östlicher Seitenzug scheidet Bosnien von Serbien, ein westlicher bildet das dalmatische Küstenland. Letzterer wird im Norden häufig durch Querriegel mit der Hauptkette verbunden u. fällt nach dem adriatischen Meer durchgängig sehr steil ab, um sich in scheerenartig zerrif-

senen Klippeninseln fortzusetzen. Nachdem dieser Arm dann weiter gegen Süden so weit an die Hauptkette zurückgetreten ist, um der Narentaebene (der sogenannten Herzegowina) eine gewisse Ausdehnung zu vergönnen, vereinigt er sich oberhalb Cattaro mit den eigentlichen dinarischen Alpen zu dem Gebirgsstock von Montenegro. Die höchste Erhebung in diesem Küstengebirge ist der 6004 Fuß hohe Orien. Das ganze dinarische Alpenland ist ein überaus zerrissenes Kalkgebirgsland, mit vielen Höhlen, Steinwüsten und wenig fruchtbaren Thälern. Die gießbachartigen Flüsse sind bald dünne Wasserstreifen, bald reißende Ströme, welche die überflutheten Ebenen mit Geschieben bedecken.

Dinarchus, berühmter attischer Redner, glücklicher Nachahmer des Demosthenes, geboren 360 v. Chr. zu Korinth. Er war ein Schüler Theophrasts zu Athen und blühte daselbst unter der Verwaltung des Demetrius von Phalerum, obwohl er als Fremder nicht selbst die Rednerbühne betreten durfte, sondern gegen Bezahlung meist nur für Andere arbeitete. Nach der Vertreibung des Demetrius als Freund der macedonischen Herrschaft verbannt, begab er sich 307 v. Chr. nach Chalcis auf Euböa und kehrte erst 292 v. Chr. nach Athen zurück. Nach Antipaters Tode ließ ihn Polysperchon ermorden. Von seinen Reden (60 oder 64) haben sich nur 3 vollständig erhalten, die sich auf den harpalischen Prozeß beziehen u. gegen Philocles, Demosthenes u. Aristogiton gerichtet sind. Sie finden sich in den „Rhetores graeci“ von Aldus (1513) und in den ähnlichen Sammlungen von Stephanus, Gruterus, Reiske, Bekker, Sauppe und Baiter. Eine besondere Ausgabe lieferte K. E. A. Schmid (Leipzig 1826), einen guten Kommentar Wurm (Nürnberg 1828). Mehre Gelehrte sehen auch die unächte Rede des Demosthenes gegen Theocrines für ein Werk des D. an.

Dindeschli, Horde der Turkomanen (s. d.).

Dindorf, Wilhelm, namhafter Philolog, 1802 zu Leipzig geboren, besuchte die Thomasschule und die Universität seiner Vaterstadt, ward 1828 außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte daselbst, gab aber 1833 seine akademische Wirksamkeit auf u. ist seit 1841 einer der Direktoren der sächsisch-bayerischen Eisenbahn. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann D. 1819 mit Fortsetzung der von D. Beck begonnenen Kommentarien- und Scholienbände der invernizzi'schen Ausgabe des Aristophanes, der bald eine vorzüglich für den akademischen Gebrauch berechnete Bearbeitung desselben Dichters (Leipzig 1820—28) folgte. Seiner Professur entsagte er, um sich mit seinem Bruder Ludwig D. und mit Hase dem in Paris begonnenen Unternehmen einer Bearbeitung des stephanschen „Thesaurus linguae graecae“ ungestörter widmen zu können. Außerdem veranstaltete er Ausgaben des Aristides, Athenäus, Themistius, Procopius und Syncellus, bearbeitete den Sophocles, den Homer, die Redner u. A. m. in der teubnerschen Ausgabe der griechischen Klassiker, die „Grammatici graeci“ (Leipzig 1823 und 1825), die „Poetae scenici graeci“ mit den Fragmenten (Leipzig und London 1830), von denen ein Abdruck in 6 Bänden (Oxford 1832—35) mit wesentlichen Veränderungen im Texte und in den Fragmenten des Aristophanes erschien; den Kommentar zu den drei griechischen Tragikern und zu Aristophanes (das. 1836—42, 7 Bde.) und das metrische Werk: „Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis“ (das. 1842); endlich die Ausgaben des Sophocles, Aristophanes und Lucian in der von Didot in Paris begonnenen „Bibliothèque des classiques grecs“. Sein Bruder Ludwig, 1805 zu Leipzig geboren, Privatgelehrter daselbst, gab außer dem Diodorus Siculus, Procopius, dem Chronicon paschale besonders den Xenophon mehre Male heraus, hat Theil an der pariser Ausgabe des stephanschen griechischen Thesaurus und besorgte die Herausgabe mehrer griechischen Klassiker bei Teubner, besonders des Hesiod und Euripides.

Dindymus (Dindymon), im Alterthum höchster Gipfel der die mysische Halbinsel von Cyzicus durchziehenden Berge (jetzt Karubagh), mit einem von den Argonauten gegründeten Heiligthum der Cybele, deren Bildsäule Konstantin der Große nach Byzanz versetzte.

Diner (franz.), das Mittagsessen, ein Gastmahl zu Mittag, daher diniren.

Dinero, kleinste spanische Rechnungsmünze, in verschiedenen Provinzen von verschiedenem Werthe. 6800 kastilische D.s = 1 Piaster.

Ding, Alles, was sich denken läßt, oder Gegenstand des Bewußtseins werden kann, also auch der reine Begriff; im engeren Sinne ein Begriff, dem Realität, Wirklichkeit zukommt, dann auch das Wirkliche in seiner Unabhängigkeit vom Denken. In diesem Sinne fragt die Metaphysik, was die Dinge an sich sind, und beantwortet diese Frage auf die verschiedenste Weise. Im juristischen Sinne ist D. s. v. a. Sache.

Ding (isländ. Thing), Volksversammlung der alten germanischen und skandinavischen Völker, in der berathen od. das Recht gepflegt wurde. Echtesding nannte man eine Hauptversammlung, zu welcher sich alle Dingpflichtigen, d. h. alle Freien, einfinden mußten, während beim Nachding nur die Betheiligten erschienen. Ungebotenesding war die regelmäßige Versammlung, welche fast allenthalben dreimal des Jahres (die Hauptversammlung fiel in den Herbst: Herbstding), nach vorhergegangener Auslegung, d. h. Ladung, gehegt, d. h. gehalten wurde; außerdem fanden noch außerordentliche D.s Statt, zuweilen auch Botding genannt, obwohl dieser Ausdruck gewöhnlich s. v. a. Bußding, d. h. eine solche Versammlung, welche bei Strafe besucht werden mußte, bedeutet. Der Dingplatz, die Dingstätte war in den ältesten Zeiten ein ehemaliger Opferplatz unter freiem Himmel, auf einem Hügel oder unter heiligen Bäumen. Die Fürsten hatten ihren Platz auf einem Stein (Dingstein); ihn umstanden die Männer, mit Helm und Schwert bewehrt, die Schilde wurden an Bäumen aufgehängt. Die Richter erhielten einen freien Trunk (Bot-, Boten-, Bodenwein). Im Mittelalter war der D. nur noch Gericht. Der Ort, wo er gehalten wurde, hieß Dingstuhl (Dingbank, Dingstatt, Dingstelle) und war gewöhnlich durch Rolandssäulen ausgezeichnet. Nach den verschiedenen Distrikten, für welche der D. zusammentrat, hieß er Landding, Goding (Gauding), Burgding. Eine Gerichtsstelle über Erbzinsverhältnisse (Emphyteuse) hieß Dinghof (Hubengericht), der Herr eines solchen Dinghofsherr (Dinggraf), der unter Beisitz der Ding-

hofsleute (Hubner), d. i. Besitzer von Erbgütern (Dinggüter), selbst Gericht hielt, oder durch einen Beamten (Dingvoigt) halten ließ. Der einem Dingstuhl Unterworfene hieß dingstellig, dingpflichtig, die vor denselben gehörige Klage dingstellige Sache oder Klage, ein dem Gericht Entflohener dingflüchtig. Den Dingstühlen stand Unverletzlichkeit (Dingfriede) zu. Indem an den Dingstühlen nachmals Dörfer entstanden, blieben die Gerichte daselbst, u. die Namen Dinggericht, Dinggrafen, Dinggenossen und Dingmänner gingen auf die Dorfgerichte, Dorfrichter und Dorfschöffen über.

Dingelstedt, Franz, deutscher Dichter der Gegenwart, 1814 zu Halsdorf in Oberhessen geboren, studirte in Marburg Theologie und Philologie, ward 1834 Lehrer an dem Erziehungsinstitut für Engländer zu Rücklingen bei Hannover und 1836 am Lyceum zu Kassel, wo er eine bald wieder eingegangene belletristische Zeitschrift, „Die Wage", begründete. Bald darauf als Lehrer des Lyceums nach Fulda versetzt, verstieß er hier durch sein ziemlich ungebundenes Leben und in seinen Schriften dargelegte mißfällige Beziehungen mannichfach gegen die seiner Wirksamkeit gesteckten Grenzen. So enthielt sein komischer Roman „Die neuen Argonauten", in denen er kleinstädtische Verhältnisse schilderte, offenbar Beziehungen auf verschiedene bekannte Persönlichkeiten. Dagegen erweckte er allgemeine Sympathien durch sein „Jordanslied", eine poetische Bittschrift an den Regenten für den unglücklichen Jordan, u. begründete hierdurch seinen literarischen Ruf. Ein Ausflug nach Helgoland gab D. Stoff zu seinem „Wanderbuch" (Leipzig 1839), in welchem er in geistreich-pikanter heine'scher Weise die Oberfläche der Verhältnisse leicht und scherzend berührt und zwischen die mit flüchtigem Griffel entworfenen Reiseschilderungen kleine novellenartige Farbenskizzen stellt. Die durch Herwegh zu so hohem Ansehen gekommene politische Poesie konnte ein so empfängliches Talent, wie das D.s, nicht unangeregt lassen. Seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1841, neue Aufl. 1842) athmen neben der feinsten Ironie, den launigsten Einfällen und dem trefflichsten Humor einen poetischen Duft, der sie hoch über alle derartigen, durch die „Gedichte eines Lebendigen" hervorgerufenen Erscheinungen stellt. Durch eben diese Gedichte aber scheint D.s amtliches Verhältniß eine Wendung genommen zu haben, die ihm selbst jenes verleiden mußte. Wie man sogar im Kleinen gegen ihn intriguirte, erzählt er selbst humoristisch in dem „Neuen Europa", wo er die Niederlage schildert, die sein allerdings kaum eines besseren Schicksals würdiges Trauerspiel „Das Gespenst der Ehre" auf dem fuldaer Theater erlitt. Seine Zeitschrift „Der Salon" hatte dasselbe Schicksal wie die „Wage". Im Jahre 1841 verließ er den Staatsdienst und ließ sich zunächst in Augsburg nieder, wo er sich bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung betheiligte, als deren Korrespondent er auch längere Zeit in Wien u. Paris verweilte. Im Jahre 1843 ward er Bibliothekar u. Vorleser beim König von Würtemberg, im Herbst 1850 in Folge des glänzenden Erfolgs, welchen sein Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt" in München fand, Intendant des königlichen Hoftheaters daselbst und, mit dem Titel Legationsrath plötzlich entlassen, 1857 zu Weimar bei Gelegenheit der Septemberfeste, die er durch ein Festspiel „Der Erntekranz" verherrlichte, Generalintendant des Hoftheaters. Seine früher erschienenen „Gedichte" (Kassel 1838) schildern besonders die Liebe mit den zartesten Zügen; seine späteren Gedichte (Stuttgart 1845, 2. Aufl. 1858) lassen den kecken Freimuth seiner Nachtwächterlieder sehr vermissen und schlagen unter dem Einfluß der Hofatmosphäre öfters entgegengesetzte Töne an. Als Novellendichter steht D. am höchsten in dem sentimentalen Roman „Unter der Erde" (Lpz. 1840, 2 Bde.). Seine Novellensammlung „Sieben friedliche Erzählungen" (Stuttg. 1844, 2 Bde.) ist ohne hervorragende Eigenthümlichkeit. Die Gedichtsammlung „Nacht u. Morgen, neue Zeitgedichte" (Stuttg. 1851) schließt sich an die Nachtwächterlieder an, bekundet aber keinen dichterischen Fortschritt. Als selbstständige Frucht seiner Reisen erschien: „Jusqu'à la mer, Erinnerungen an Holland" (Leipzig 1847). Außerdem schrieb er: „Frauenspiegel" (Nürnberg 1838); „Licht und Schatten in der Liebe", Novellen (Kassel 1838); „Heptameron", Novellen (Magdeburg 1841, 2 Bde.); „Das Weserthal" (Kassel 1839—41, 6 Lieferungen mit 36 Stahlstichen); „Novellenbuch" (Lpz. 1855); „Studien u. Kopien nach Shakspeare" (Pesth 1858).

Dingle, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Kerry, an der Nordseite der Dinglebai, mit einem Hafen und 3260 Einwohnern, die Handel mit Vieh, Getreide u. Leinwand (Box and trap) treiben. D. ist die westlichste Hafenstadt Europa's u. war einst voll von spanischen Kaufleuten, hat daher auch noch viele Häuser in spanischem Styl. Auch der Name der nahen Insel Valentia rührt von den Spaniern her, welche Cromwell vertrieb.

Dingler, Johann Gottfried, bekannter Technolog, den 2. Jan. 1776 in Zweibrücken geboren, war 1793—95 Feldapotheker in der preußischen Armee, übernahm 1801 eine Apotheke in Augsburg, gründete hier 1806 eine chemische Fabrik u. erwarb sich große Verdienste um Vervollkommnung der Färbekunst und des Zeuchdruckes. Zugleich war er Lehrer der Chemie und Physik und † den 9. Mai 1855. Er gab heraus: „Magazin für die Druck-, Färbe- u. Bleichkunst" (Augsb. 1818—20, 3 Bde.), „Journal für Zitz-, Kattun- und Indiennedruckerei rc." (das. 1806 f., 2 Bde.), mit Juch u. Kürer: „Neues Journal für Druck-, Färbe- u. Bleichkunst" (das. 1815—18, 4 Bde., mit Kupfern u. Mustern), „Neues englisches Färbebuch" von E. Bankroft (Nürnberg 1817—18, 2 Bde.), „Grundriß der Färberei" von J. B. Vitalis (Stuttg. u. Tübing. 1824). Das 1820 von ihm begründete „Polytechnische Journal" leitete mit ihm seit 1841 sein Sohn Emil D.

Dingliche Klage (actio in rem), im weiteren Sinne im Gegensatz zur Klage aus einer Obligation eine jede Klage, bei welcher der Beklagte nicht schon durch das Rechtsverhältniß gegeben ist, sondern sich durch die Verletzung bestimmt, die hier nicht bloß einer bestimmten Person möglich ist. Obligationen können nur gegen eine durch das Rechtsverhältniß selbst schon gegebene Person (den Schuldner) geltend gemacht werden, und es läßt sich auch in der Klage auf Erfüllung der Forderung das Recht nicht ausdrücken, ohne zugleich die Person des Beklagten, also die zur Erfüllung verpflichtete Person zu nennen; die Klagen aus Obligationen heißen daher per-

liche, Actiones personales, Actiones in personam. allen andern Rechten ist der Beklagte nicht schon ch das Rechtsverhältniß gegeben, er bestimmt erst durch die Verletzung, diese Klagen heißen er Actiones in rem. Dahin gehören z. B. die enannten Präjudicialklagen, solche, welche sich auf Rechtsfähigkeit oder den Familienstand einer son beziehen, z. B. die Klage auf Anerkennung ehelichen Geburt. Auch manche persönliche Kla- haben den Charakter der dinglichen erhalten, so sie nicht auf einen bestimmten Beklagten be- änkt sind, sondern daß die Eigenschaft, Beklagter ein, an einen dem Wechsel unterworfenen Grund sitz, Eigenthum einer Sache) geknüpft ist, so z. B. Actio quod metus causa, mit welcher ich das mir A Abgedrungene nicht nur vom A, sondern von jedem, der in Besitz des abgedrungenen enstandes gelangt ist, ausklagen kann, die Actio xhibendum, mit welcher auf Vorzeigung und ausgabe eines Gegenstandes, besonders einer Ur- de, geklagt wird, die Actio aquae pluviae arcendae, he ich, wenn ich aus einer auf dem benachbarten ndstücke gemachten Vorrichtung durch Regen- ser Nachtheil für mein Grundstück befürchte, n jeden Besitzer des Grundstücks oder der Vor- ung anstellen kann, die Noxalklage, welche bei m durch ein Thier erlittenen Schaden gegen Besitzer des Thiers anzustellen ist ꝛc. Man it daher diese Klagen Actiones personales in rem ptae. Im engern und eigentlichen Sinne aber eht man unter d.n K.n die Rechtsmittel, welche Geltendmachung eines Rechts an einer Sache, eines dinglichen Rechts gerichtet sind und n jeden angestellt werden können, der sich einer rung des Rechts schuldig macht; dahin gehören Eigenthumsklage (rei vindicatio oder actio publi- a) wegen totaler Verletzung eines Eigenthums- s, d. i. Besitzentziehung, die Negatorienklage Eigenthumsverletzungen anderer Art, z. B. vitutenanmaßung, die Konfessorienklage zum tze eines Servitutrechts, die hypothekarische ge, die Actio in rem pigneraticia, Actio in rem uperficie, Actio in rem emphyteuticaria. Her- uheben ist noch der Unterschied zwischen der Actio em specialis, welche, wie in den hier aufgezähl- Klagen, aus einem Rechte an einzelnen Gegen- den angestellt wird, im Gegensatz zur dinglichen versalklage (actio in rem de universitate), d. i. der e aus einem Vermögen als Ganzen, wohin heute die Erbschaftsklage (hereditatis petitio) gehört.

Dingliches Recht (jus in re, jus in rem), im All- einen jedes Recht, dessen Inhalt die rechtliche terwerfung einer Sache ist. Im Gegensatze hierzu n die Personen- und persönliche Rechte (jus in onam, obligatorisches Recht). Die Zahl der lichen Rechte ist im römischen Rechtssystem genau bestimmte, es sind folgende fünf: Ei- hum, Emphyteusis, Superficies, Pfandrecht, vituten. Das Gemeinschaftliche aller dinglichen te ist die rechtliche (im Gegensatz zu Besitz) ht über eine Sache. Daraus folgt, daß sie ihre tung nicht, wie dies bei den Obligationen der ist, gegen eine bestimmte Person haben, und die ihnen entspringenden Klagen dingliche, nicht nliche sind. Jene Macht über die Sache aber, as dingliche Recht gewährt, läßt sich als eine ale und als eine partielle denken. Die erste ist das Eigenthum (dominium). Die zweite ist die auf eine gewisse Seite oder Eigenschaft der Sache beschränkte Macht; sie läßt neben sich ein fremdes Eigenthum zu, ist also ein Recht an einer fremden Sache, Jus in re aliena, und stellt sich in sofern als eine Beschränkung des Eigenthums dar. Diese Benutzung der Sache, welche den Inhalt des Jus in re bildet, ist wiederum eine sehr verschiedene. Bei den Servituten ist die Benutzung nur für ein bestimmtes Subjekt gestattet, bei der Superficies und Emphyteusis dagegen ist das Nutzungsrecht ein vererbliches und veräußerliches, und bei dem Pfandrecht endlich bildet lediglich der Verkaufswerth der Sache den Inhalt des dinglichen Rechts; wegen dieses hier mangelnden Nutzungsrechts werden die Servituten, Superficies und Emphyteusis auch materiell dingliche Rechte genannt, da sie durch das Recht auf Nutzung die Materie der Sache selbst ergreifen. Das Eigenthum im Gegensatze zu den übrigen vier dinglichen Rechten (jura in re sc. aliena) ist die unbeschränkte und ausschließliche Herrschaft über eine Sache, die vollste Macht, die Totalität aller dinglichen Rechte, daher müssen wir uns jedes andere dingliche Recht denken als gebildet aus Elementen des Eigenthums, die, von diesem abgesondert, einem Nichteigenthümer gegeben und eben dadurch zu besondern Rechten gestaltet sind, während sie, mit dem Eigenthum vereinigt, zu dem ununterschiedenen Inhalt des Eigenthums gehören, also bei dem Eigenthümer nicht den Charakter eines besondern Rechts haben; z. B. das Recht, ein Grundstück zu nießbrauchen oder zu begehen, stellt sich in der Person des Eigenthümers nicht als ein besonderes Recht dar, wird aber dies Recht vom Eigenthümer einem Dritten eingeräumt, so wird es ein besonderes, Servitutrecht. Die Entstehung der dinglichen Rechte außer Eigenthum setzt stets ein fremdes Eigenthum voraus, obwohl sie, einmal entstanden, nicht dadurch untergehen, daß die Sache aufhört, einen Eigenthümer zu haben; z. B. das Pfandrecht an einer beweglichen Sache hört dadurch nicht auf, daß der Eigenthümer dieselbe verliert. Dem Eigenthum am nächsten stehen durch ihren Inhalt die Superficies und Emphyteusis (die man deshalb früher sogar für Arten des Eigenthums selbst gehalten hat), ihnen schließt sich zunächst das Pfandrecht an, am fernsten stehen dem Eigenthum die Servituten. Dies gibt sich auch in der Klage zu erkennen, die bei jenen drei Rechten wie bei dem Eigenthum eine Vindikation der Sache selbst, Actio in rem corporalem, bei den Servituten aber eine Actio in rem incorporalem, eine Vindicatio servitutis, Petitio juris ist. Aber auch in andern Beziehungen als in dieser des unmittelbaren Schutzes durch die in rem actio sind die Jura in re mehrfach dem Eigenthum gleichgestellt.

Dingo, s. v. a. neuholländischer Hund, s. Hund.

Dingolfing (Dingolfingen), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, rechts an der Isar, nordöstlich von Landshut, Sitz eines Bezirksamts, mit 3 Kirchen, einem Krankenhause, Gesundbrunnen (seit 1828), vorzüglichem Feldbau, starker Viehzucht und 2850 Einwohnern. Oberhalb der Stadt eine aus Backsteinen erbaute hohe Brücke, welche über einer tiefen Kluft 2 Berghöhen verbindet.

Dingwall, Stadt in der schottischen Grafschaft Roß, nördlich von Inverneß, an der Mündung des

Conan in den Cromartyfirth, hat neben der Kirche einen 60 Fuß hohen Obelisk, Grabdenkmal der Grafen von Cromarty, einen vortrefflichen Hafen und 2100 Einwohner, die Lachsfang und Handel treiben. In der Nähe Trümmer der glasartigen Festungswerke **Knock**, **Farril**, **Naphian**, wahrscheinlich durch Kunst (durch heftiges Feuer neben kieselartigen Wällen) hervorgebracht.

Diniz da Cruz, Antonio, portugiesischer Dichter, 1730 zu Castello de Vida in der Provinz Alemtejo geboren, studirte zu Evora und Coimbra besonders die griechischen und lateinischen Klassiker. Um den schlechten Literaturgeschmack seiner Zeit auf die reinen Muster des 16. Jahrhunderts zurückzuführen, errichtete er eine literarische Gesellschaft unter dem Namen Arcadia, deren Mitglieder arkadische Namen führten und eine ganz neue Poetik einführten, die den Bilderprunk, den Schwulst und den Neologismus der Sprache, wie er sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts so breit gemacht, verbannte. Einer Ode an den König Joseph nach dem gegen denselben gerichteten Attentat (1759), welche D. den Namen eines portugiesischen Pindar eintrug, folgte eine ganze Sammlung von Heroïden zur Verherrlichung von Portugals großen Feldherren und Staatsmännern; daneben dichtete er Liebeslieder, Episteln, Dithyramben, Sonette und Idyllen. Sein komisches Heldengedicht „Der Weihwedel" zeichnet sich durch reine Diktion, schöne Verse und seine Ironie aus. D. † als Kanzler von Relaçam in Rio Janeiro, Mitglied des obersten Rathes der Kolonien und der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Aus den Abschriften seiner Gedichte, die D. selbst nicht drucken ließ, erschienen nach seinem Tode eine Sammlung seiner „Oden" zu Coimbra, der „Weihwedel" in Frankreich und zwei Bände vermischter „Gedichte" zu Lissabon, sämmtlich durch Erhabenheit der Gedanken und Bilder, sowie durch Kühnheit der Konception ausgezeichnet.

Dinka, Landschaft im östlichen Sudan, im Süden von Senaar, bildet eine lange niedrige Zone, die sich an der rechten Seite des weißen Nil durch drei Grade bis zum Sobat im Süden erstreckt, wo das Gebiet der Noer beginnt. Nach den Ueberschwemmungen des Stroms erscheint die Oberfläche als ein unermeßliches Grasmeer, durchzogen von gelben Streifen, welche durch eine gedrängte Vegetation des eßbaren Eibisch gebildet werden; zuweilen geht auch das ganze Grasmeer in gelbe Flächen über. Die Bewohner, **Dinka**, sind ein wenig kultivirtes Negervolk; sie leben von Durrha, wildem Reis, den Samen verschiedener Hochgräser und den Oliven ähnlichen Früchten des Geilibbaums, mehr aber noch von dem Ertrag ihrer großen Rindviehheerden, mit denen sie wandernd umherziehen, und von der Jagd.

Dinkel, Getreideart, s. Spelz.

Dinkel, Nebenfluß der Vechte, entspringt im westphälischen Kreise Koesfeld, durchfließt den Kreis Aahuus und mündet nach 10 Meilen Laufes bei Neuenhaus.

Dinkelsbühl, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Wörnitz, südwestlich von Ansbach gelegen, im fruchtbaren Virngrunde, mit Mauern und Thürmen umgeben, Sitz eines Bezirksamtes und eines Stadt- und Landgerichts, hat ein evangelisches und katholisches Pfarramt, eine schöne evangelische Kirche, lateinische Schule, ein Institut der armen Schulschwestern, eine Kinderbewahranstalt, viele Stiftungen u. 5034 Einw., die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Strumpf-, Hut-, Leder-, Arrasgarn-, Papiersteintafeln-, Wollen- u. Handschuhfabrikation, Färberei und Bierbrauerei beschäftigen. Früher war hier ein Amt des Deutschordens, ein Kapuzinerkloster und ein Karmeliterkloster mit dem Grabe des sogenannten Dinkelbauers. D., einer der ältesten schwäbischen Orte, war anfangs ein Bauernhof; von würzburgischen Mönchen ward das Karmeliterkloster erbaut, um das sich gegen das 10. Jahrhundert schon ein Flecken gebildet hatte, der 928 gegen die Wenden ummauert und 1126 mit Doppelmauern umgeben wurde. Im Jahre 1305 erhielt D. vom Kaiser Albrecht gleiche Rechte mit Ulm und wurde später zur Reichsstadt erhoben. Im Jahre 1387 empörten sich die Bürger gegen den harten, aus 30 Patriciern bestehenden Rath, worauf 12 Bürger aus den 6 Zünften zu Rathsherren und von ihnen ein Bürgermeister gewählt wurde. Im Jahre 1530 wurde die Reformation eingeführt. Während des dreißigjährigen Krieges hatte D. durch die Schweden wie durch die kaiserlichen Truppen viel zu leiden, und auch religiöse Parteikämpfe untergruben lange Zeit Ruhe und Wohlstand der Stadt, bis endlich durch den Kaiser eine Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken erfolgte. Im Jahre 1802 verlor die Stadt die Reichsunmittelbarkeit und kam an Kurbayern, 1804 an das preußische Fürstenthum Ansbach, 1806 mit diesem an Frankreich und dann wieder an Bayern.

Dinkhold, Badeort im nassauischen Amt Braubach, in einer Thalschlucht des Taunusgebirgs; die Quellen gehören zu den erdig-salinischen Eisenwässern.

Dinklage, Herrschaft im oldenburgischen Kreise Vechta, mit einem Kirchspiel u. etwa 5000 Einw.; gehörte früher dem Bisthum Münster, jetzt den Grafen von Galen. Der gleichnamige **Marktflecken** und Hauptort hat ein ansehnliches Schloß und 1400 Einwohner.

Dino, 1) (**Dinon**), Historiker zur Zeit Philipps von Macedonien, Vater des Geschichtschreibers Clitarchus, schrieb ein Werk „Persica", welches besonders Plutarch für die Geschichte des Artaxerxes benutzt hat.

2) D. (lat. Dinus), Rechtsgelehrter des 13. Jahrhunderts, zu Mugello, lehrte zu Bologna mit großem Beifall und gab im Auftrag des Papstes Bonifacius VIII. gemeinschaftlich mit Richard von Siena die Kompilation des 6. Buches der Dekretalen heraus. Dumoulin gab Noten dazu (Venedig 1585, Köln 1594, Lyon 1612 u. öfter).

Dinocrates (**Dinochares**, **Chirocrates** oder **Stasicrates**), Architekt aus Macedonien, trug, bereits bekannt durch den Wiederaufbau des von Herostratus niedergebrannten Dianentempels zu Ephesus, Alexander dem Großen den Plan vor, den Berg Athos zu einer Statue des Königs umzubilden, in der linken Hand mit einer Stadt, in der rechten mit einer großen Schale, worin sich das Wasser aller Flüsse des Berges sammeln und dann dem Meere zuströmen sollte. Alexander wies zwar den Entwurf zurück, behielt aber D. in seiner Um-

bung und nahm ihn mit nach Aegypten, wo die nlage Alexandria's seiner Leitung anvertraut ard. Später soll D. noch den Tempel der Ar- noë, der Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, it Magnetstein zu wölben angefangen haben, mit ihr aus Eisen gefertigtes Bild in der Luft zu weben schiene; angeblich verhinderte aber sein Tod : Ausführung dieses Werks.

Dinotherium *Kaup*, ein kolossales Säugethier r mittleren Tertiärzeit, ausgezeichnet durch die ßerst kräftigen, dicken, hakenförmig nach abwärts richteten Stoßzähne im Unterkiefer u. die großen, t je 2 od. 3 Querwülsten versehenen Backenzähne. r Bau der Nase, der die Nasenbeine fehlen, richt dafür, daß das Thier einen großen Rüssel aß, ohne welchen es ihm auch kaum möglich ge- sen wäre, die Nahrung zum Munde zu bringen. an war lange im Zweifel, ob das Thier ein gras- ssendes Walthier gewesen sei, ähnlich wie der igong, oder ein Dickhäuter, bis die Auffindung Extremitätenknochen zu Abtsdorf an der böh- sch-mährischen Grenze den Beweis lieferte, daß ein Landthier war, welches gegenwärtig mit ephant u. Mastodon zu den rüsseltragenden Pachy- men oder Dickhäutern gerechnet wird. Vielleicht r es, ähnlich wie das Nilpferd, ein Flußbewohner, mit seinen großen Stoßzähnen seine Nahrung, lleicht Wurzeln und Wurzelstöcke, aus dem Boden und sich mit Hülfe seiner Zähne vielleicht auch die Ufer hinaufhalf. Der größte von Kaup und Klippstein zu Eppelsheim am Rhein (im mainzer ken) ausgegrabene, in Darmstadt aufgestellte ädel ist 3½ Fuß lang und 2 Fuß 1 Zoll breit; Zugrundelegung der Dimensionsverhältnisse Dügong hat man auf eine Gesammtlänge des eres von 25 Fuß geschlossen. Der eppelsheimer chensand, das miocäne Tertiärgebirge des wiener ens, die Faluns der Touraine, der Süßwasser- von Simorre am Nordfuß der Pyrenäen sind ptfundorte des D.s; man kennt dasselbe aber in dem Braunkohlengebirge von Steiermark, Süßwasserkalk von Georgengemünd an der nbahn zwischen Nürnberg und Gunzenhausen, Tertiärbildungen des Jura von Schwaben und Schweiz (Delsberg, la Chaux de Fonds) und an n anderen Orten, meist jedoch nur die leicht tlichen Backenzähne. Es bildet einen wichti- Horizont für die Altersbestimmung des miocä- Tertiärgebirgs. Vielfach findet man es zu- men mit eigenthümlichen Mastodonten, Nas- tern, Acerotherien (hornlosen Nashörnern), eähnlichen Hippotherien, muntjakähnlichen chen u. anderen eigenthümlichen Wiederkäuern, auch mit mächtigen, zum Theil selbst geschlecht- verschiedenen Katzen, so mit dem tigergroßen hairodus. Außer dem weit verbreiteten Dino- ium giganteum hat man auf der Peninsel im n von Cambay eine zweite, wesentlich verschie- Art gefunden, das D. indicum.

inslaken, Stadt in der preußischen Rheinpro- , Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duis- , an der Mönne, mit einer evangelischen und olischen Kirche, Synagoge, Hut- und Baum- enzeuchfabrikation, Glockengießerei, Strumpf- erei und 1882 Einw.

inte (Tinte), jede zum Schreiben mit der Feder tete Mischung, die, den besonderen Zwecken, welchen sie dienen soll, entsprechend, bald wässeriger, bald fettiger Natur ist und am häufigsten von schwarzer Farbe, dann aber auch roth, blau, grün, gelb 2c. hergestellt wird. Man unterscheidet gewöhnliche Schreibdinte (in verschiedenen Farben), D. zum Schreiben auf Metall, zum Zeichnen der Wäsche 2c., dann lithographische D., Buchdruckerschwärze oder andere zum Druck verwendete Farben u. chinesische D. Ueber die Druckerschwärze s. Buchdruckerschwärze, über chinesische D. s. Tusche. Eine besondere Art Schreibdinte sind die sympathetischen D.n, welche für gewöhnlich unsichtbare Schriftzüge liefern, die erst nach bestimmter Behandlung sichtbar hervortreten.

Die gewöhnliche Schreibdinte, und zwar zunächst die schwarze D. muß dünnflüssig sein, ohne jedoch zu leicht aus der Feder zu fließen oder zu tropfen, sie darf bei längerem Stehen keinen Bodensatz bilden (auf welchem dann eine hellere Flüssigkeit steht), muß also alle Bestandtheile möglichst in Lösung enthalten und darf bei längerem Stehen nicht dickflüssig, gallertartig werden. Gute D. trocknet auf der Feder zu einem firnißartigen Ueberzuge, nicht zu einer bröckeligen Masse ein. Sie darf nicht zu blaß sein und muß, wenn auch nicht sofort schwarze, so doch deutlich sichtbare Schriftzüge liefern; diese dürfen nicht leicht verwischbar sein, aber auch nicht das Papier durchdringen, oder auf demselben verlaufen; die D. darf das Papier nicht mürbe machen, mit dem Alter nicht vergilben und muß möglichst fest auf dem Papier haften. Sie darf auch die Feder nicht angreifen, daher, da jetzt allgemein mit Stahlfedern geschrieben wird, weder sehr sauer, noch kupferhaltig sein. Das Kupfer wird nämlich durch das Eisen aus seinen Lösungen ausgeschieden, während eine entsprechende Menge Eisen dafür aufgelöst wird. Dadurch wird die Feder zerstört und die D. selbst wesentlich verändert. Kupferhaltige D.n können deshalb nur bei Anwendung von Gänsekielen und verkupferten oder vergoldeten Federn benutzt werden. Gute D. darf nicht schimmeln, es ist aber verwerflich, zur Erreichung dieses Zweckes die D. zu vergiften, z. B. mit Sublimat, wie häufig empfohlen wird. Eine geringe Menge von völlig unschädlichem Holzessig leistet genau dasselbe, auch einige Gewürznelken thun gute Dienste, und D., die nur Spuren von Karbolsäure enthält (z. B. die Anilindinte), schimmelt niemals. Auf die Dauerhaftigkeit der D. hat aber die Aufbewahrung derselben, die Konstruktion des Dintenfasses den größten Einfluß. Die D. verdirbt nur bei Berührung mit der freien Luft, welche in offenen Dintenfässern nicht zu vermeiden ist, weshalb die sogenannten artesischen Dintenfässer besonders zu empfehlen sind; sie enthalten einen Trichter, in welchen stets nur eine sehr geringe Menge D. eintritt, während der Vorrath, von der Luft vollständig abgeschlossen, sich stets unverändert erhält. Diese Dintenfässer kommen jetzt in mannichfach modificirter Konstruktion überall im Handel vor. Größere Vorräthe von D. bewahrt man in gut verschlossenen Gefäßen an einem kühlen Orte auf. Von den vielen verschiedenen schwarzen D.n erwähnen wir bloß die Galläpfeldinten, Chromdinten, Blauholzdinten, Alizarindinten und unvertilgbare D.n. Die Galläpfeldinten enthalten sämmtlich Eisenvitriol, u. zwar muß zu einer guten D. stets die Hälfte des Ge-

wichts der Galläpfel an Eisenvitriol genommen werden. Letzteres ist nicht zu kalciniren, im Gegentheil ist es gut, noch einige Tropfen Schwefelsäure hinzuzufügen. Kalcinirter Eisenvitriol gibt eine sehr schwarze, aber wenig haltbare D. Zu viel Eisenvitriol bewirkt, daß die D. bald gelb wird. Galläpfeldinte ist eine in fortwährender Zersetzung begriffene Flüssigkeit; ist die Zersetzung beendet, so ist die D. in kurzer Zeit unbrauchbar, freie Schwefelsäure verzögert die vollständige Zersetzung. Die Galläpfelabkochung enthält Gerbsäure, diese bildet mit dem Eisenoxydul gerbsaures Eisenoxydul, welches farblos ist, aber sehr begierig Sauerstoff aufnimmt u. sich in Eisenoxydul zu verwandeln strebt, das Eisenoxyd wird aber, so lange Gerbsäure vorhanden ist, von dieser stets wieder zersetzt, indem sie in Gallussäure übergeht. Es entsteht schwarzes gallussaures Eisenoxydul; ist endlich alles gerbsaure Eisenoxydul in Gallussäure umgewandelt, so bildet sich nun unter fortdauernder Sauerstoffaufnahme gallussaures Eisenoxyduloxyd, welches sich als schlammartiger Niederschlag ausscheidet. Die D. bildet einen immer stärker werdenden Bodensatz. Gute Galläpfeldinte bereitet man nach folgender Vorschrift: 8 Theile Galläpfelpulver kocht man mit 20 Theilen Wasser, gießt durch Leinwand und vereinigt beide Flüssigkeiten, mit welchen man nach dem Erkalten eine Lösung von 4 Theilen Eisenvitriol in 30 Theilen Wasser vermischt. Schließlich setzt man noch 4 Theile arabisches Gummi, in 12 Theilen Wasser gelöst, hinzu, läßt 8 Tage lang ruhig stehen und füllt die D. klar auf Flaschen.

Chromdinte ist sehr empfehlenswerth wegen ihrer Billigkeit und schönen Farbe. Man bereitet sie nach Göpel, indem man 3 Loth zerstoßenes käufliches Blauholzextrakt in 4 Pfd. heißem Regenwasser auflöst und 1 Quentchen gelbes chromsaures Kali, in wenig Wasser gelöst, zusetzt. Die D. wird in kurzer Zeit schön blauschwarz, gelatinirt aber leicht, was indeß dadurch verhindert werden kann, daß man sehr wenig Sublimat hinzusetzt. Diese D. dringt nicht tief in das Papier ein und ist nicht ganz so dauerhaft wie Galläpfeldinte, greift aber Stahlfedern durchaus nicht an u. fließt leicht aus der Feder. Mit Galläpfeldinte darf sie nicht in Berührung kommen.

Blauholzdinte (**Vitrioldinte, Alaundinte**) erhält man, wenn man $\frac{1}{2}$ Unze Blauholzextrakt in 16 Unzen heißem Regen- oder Flußwasser löst, filtrirt, genau auf 16 Unzen bringt und in der Flüssigkeit 40 Gran Eisenvitriol und dann 24—32 Gran arabisches Gummi auflöst. Die D. ist schön glänzend schwarz, fließt auch gut, verunreinigt aber die Feder ziemlich stark.

Alizarindinte, zuerst von Leonhardi in Dresden in den Handel gebracht, enthält gerbsaures Eisenoxydul und Indigolösung, erscheint bläulichgrün und dunkelt sehr schön nach. Dies geschieht um so langsamer, je saurer die D. ist. Wenig saure D. greift zwar die Stahlfedern nur in geringem Grade an, verdirbt dafür aber um so schneller unter Bildung eines blauschwarzen Niederschlags. Diese D. ist jedenfalls die beste aller bis jetzt bekannten D.n, sie fließt gut, dringt in das Papier ein, ohne zu löschen, und hält sich sehr lange. Leonhardi bereitet die D. folgendermaßen: 42 Theile Galläpfel und 3 Theile holländischer Krapp werden mit so viel Wasser ausgezogen, daß der filtrirte Auszug 120 Theile beträgt, in diesem löst man $5\frac{1}{2}$ Eisenvitriol und setzt $1\frac{1}{2}$ Indigokomposition (1 Theil Indigo, 4—5 Theile rauchende Schwefelsäure, nach erfolgter Lösung mit Wasser verdünnt) und 2 Theile holzessigsaure Eisenoxydlösung hinzu. Statt letzterer kann man auch Holzessig anwenden. Wird diese D. eingetrocknet und zu Tafeln geformt, so erhält man **Leonhardi's Tafeldinte**, die durch Wiederauflösen im Wasser sogleich eine gute D. liefert. Nach Reinige bereitet man Alizarindinte, wenn man 9 Unzen Galläpfel, mit 50 Unzen Wasser übergossen, 48 Stunden stehen läßt, durch Leinwand gießt, in 48 Unzen der erhaltenen Flüssigkeit $3\frac{1}{2}$ Unzen Eisenvitriol löst und 63—69 Gran oder so viel Oxalsäure zusetzt, daß die Flüssigkeit graugelb wird, worauf man noch so viel Indigokomposition hinzufügt, daß die D. satt blaugrün wird. Mit einigen Tropfen Holzessig wird die D. vor Schimmel geschützt.

Die genannten D.n eignen sich vortrefflich zum Schreiben. Zum **Kopiren** kann man die Alizarindinte ohne Weiteres anwenden, und auch aus guter Galläpfeldinte erhält man eine brauchbare Kopirdinte, wenn man 10 Theile derselben mit 3 Theilen Glycerin und 3 Theilen geklärtem Honig vermischt. Eine zum Kopiren taugliche Chromdinte bereitet Ott, indem er $\frac{1}{2}$ Pfund Blauholzextrakt mit 2 Loth Alaun, $\frac{1}{4}$ Loth Eisenvitriol, $\frac{1}{4}$ Loth Kupfervitriol, 1 Loth Zucker und 1 Quart Wasser kocht, durch Leinwand gießt und $\frac{1}{4}$ Loth gelbes chromsaures Kali, in etwas Wasser gelöst, hinzufügt. Zuletzt setzt man noch 2 Loth Indigokomposition und 2 Loth Glycerin zu.

Unauslöschliche D.n sind in großer Zahl vorgeschlagen worden, doch scheint das Problem, eine Schrift in jeder Weise vor Zerstörung zu schützen, noch nicht vollkommen gelöst zu sein und wird wahrscheinlich auch nicht gelöst werden, wenn man nicht neben einer besonderen D. ein zu derselben passendes Papier von bestimmter Zusammensetzung anwendet. Eine unauslöschliche D., die manchen Ansprüchen genügen dürfte, ist Berzelius' **Vanadindinte**, die man erhält, wenn man zu einem Galläpfelauszug eine sehr geringe Menge vanadinsaures Ammoniak setzt. Wäre letzteres Salz billiger, so würde diese Mischung überhaupt die beste D. sein, denn sie ist trefflich schwarz und läßt sich durch Säuren und Alkalien nicht zerstören. Die Schriftzüge werden blau und matt, bleiben aber immer leserlich. Coathupe's **Schellackdinte** widersteht ebenfalls sehr gut den gewöhnlichen Reagentien. Man bereitet sie, indem man 2 Unzen Schellack und 1 Unze Borax mit 18 Unzen destillirtem Wasser unter bisweiligem Umrühren in einem bedeckten zinnernen Gefäß zu einer gleichartigen Mischung verkocht, nach dem Erkalten filtrirt und 1 Unze dick aufgelöstes arabisches Gummi, sowie eine beliebige Menge Indigopulver und Kienruß hinzusetzt. Man erhitzt abermals in einem bedeckten Gefäß zum Sieden, rührt tüchtig durch, läßt unter Rühren erkalten, dann klar absetzen und gießt vom Bodensatz ab; diese D. kann aber durch Alkalien entfernt werden. Vielfach hat man versucht, unvertilgbare Schriftzüge durch Verkohlung des Papiers hervorzubringen, da Kohle allen Lösungsmitteln widersteht. Neuere Untersuchungen über das Schreiben mit galvanisch glühendem Draht haben kein verwerthbares Resultat geliefert, besser noch gelang das Schreiben mit

wefelsäure, obwohl das direkte Auftragen von
entrirter Säure mittelst enger Glasröhren eben=
noch mit großen Schwierigkeiten verbunden
Kind schreibt vor, 1 Theil Honig, 2 Theile
vefelsäure und 14 Theile Wasser zu mischen, die
sigkeit mit Indigo genügend zu färben und die
Gänsekielen aufgetragenen Schriftzüge mit einem
en Plätteisen zu überfahren. Dadurch verkohlt
Schwefelsäure den Honig und auch oberflächlich
Papier, so daß in der That unauslöschliche
riftzüge entstehen. Wenn unauslöschliche D.
zu dem Zwecke angewandt wird, Dokumente vor
älschung zu schützen, so genügen eigentlich schon
D.n. Die meisten Papiere sind mit Ultrama=
gebläut, dies wird durch Säure zerstört; aus
em Papier, worauf mit gewöhnlicher D. geschrie=
würden also unmölich durch Säure Schrift=
zu entfernen sein, ohne daß das Papier weiß
en würde, dagegen kann mit Chlornatron unbe=
et darauf gearbeitet werden. Sehr stark eisen=
ge D. hinterläßt dann aber braune Schriftzüge
Eisenoxyd und sehr saure D. weiße Schriftzüge,
ese das Ultramarin zerstört haben. Auf Papier,
es mit Ultramarin u. Chromgelb grün gefärbt
genügt jede D. als unauslöschliche, denn jedes
jens, das man anwenden wollte, um die
iftzüge zu entfernen, würde das Ultramarin od.
Chromgelb zerstören u. so das Papier gelb oder
machen. Alizarindinte eignet sich übrigens am
gsten zu Dokumenten. Ausgezeichnet ist die D.,
velcher die Nummern in die preußischen Staats=
ere eingeschrieben werden. Dieselbe ist schwach
säuerte Galläpfeldinte und enthält noch salpe=
ures Silberoxyd und chinesische Tusche. Es ist
glich, auf dem oben genannten grünen Papier
ieser D. Geschriebenes unbemerkbar zu vertil=
Ist auf weißem Papier Geschriebenes ausge=
worden, so gelingt es oft, die Schriftzüge
er hervorzurufen, wenn man das Papier in
schwache Salzsäure taucht und dann in eine
ntrirte Lösung von gelbem Blutlaugensalz legt.
ielt die D. auch nur wenig Eisen, so erscheinen
chriftzüge blau.

n den rothen D.n ist die einfachste eine Lö=
von Fuchsin oder Roseïn in Wasser, doch ver=
t diese D. etwas am Licht. Karmindinte
t man durch Auflösen von 12 Gran Karmin
Unzen Ammoniakflüssigkeit, indem man die
hung 12—24 Stunden stehen läßt und dann
5 Minuten gelind erwärmt. Die Lösung
mit $2^1/_2$—3 Unzen verdünnt werden, auch
man darin 18 Gran arabisches Gummi auf=
. Cochenilledinte bereitet Hänle, indem er
achmen feines Cochenillepulver mit $1^1/_2$ Unzen
und 18 Unzen destillirtem Wasser in einem
ellanmörser unter wiederholtem Durchreiben
läßt, dann 1 Unze gereinigten Weinstein u.
ze Alaunpulver zusetzt, erwärmt und in der
eten Flüssigkeit 1 Unze arabisches Gummi löst.
Zusatz von 1 Unze Weingeist wird filtrirt und
ückstand auf dem Filter so lange ausgewaschen,
as Filtrat 18 Unzen wiegt. Diese D. muß
einen Gläsern aufbewahrt werden. Krapp=
e ist eine verdünnte Lösung von Krapplack in
trirtem Essig. Rothholzdinte ist sehr
aber auch leicht vergänglich. Man erhält sie,
man 4 Unzen Fernambukholz mit 16 Unzen
verdünnter Essigsäure und eben so viel Wasser auf 24 Unzen einkocht, 1 Unze Alaun zusetzt, auf 16 Unzen einkocht und 1 Unze arabisches Gummi zusetzt. Gibt man zu der erkalteten Flüssigkeit 1 Drachme Zinnsalz, so wird die D. viel schöner, aber auch giftig. Die rothe D. der Alten war Zinnoberdinte, welche man durch Zusammenreiben von $1^1/_2$ Quentchen feinem, auf nassem Wege bereitetem Zinnober mit 1 Quentchen arabischem Gummi und Verdünnen mit 2 Loth Wasser erhält. Die D. muß in einem größeren Glase aufbewahrt und vor dem Schreiben gut durchgeschüttelt werden.

Blaue D. erhält man leicht durch Auflösen von Indigkarmin in Wasser. Die D. wird mit etwas Gummi verdickt und 1 Tropfen Benzin zugesetzt. Berlinerblaudinte bereitet man auf folgende Weise: 1 Unze Eisenchloridlösung von 51—52° R. (1,535—1,540 specifisches Gewicht) und 3 Pfund destillirtes Wasser einerseits und 3 Unzen gelbes Blutlaugensalz in 3 Pfund Wasser gelöst andererseits werden mit einander gemischt, der sich bildende Niederschlag wird ausgewaschen, bis er anfängt, sich zu lösen, und dann in 9 Pfund Wasser gelöst. Diese D. hält sich sehr gut und greift die Stahlfedern nicht an, was die durch Auflösen von Berlinerblau in Oxalsäure bereitete D. in hohem Grade thut. Eine andere schöne blaue D., die sogenannte Encre bleue rouennaise, gewinnt man aus 750 Theilen Blauholz, 35 Alaun, 31 arabischem Gummi u. 15 Kandiszucker, indem man diese Bestandtheile 1 Stunde lang mit 12 Pfund Wasser kocht u. nach 2—3 Tagen filtrirt. Kupferdinte ist hellblau, intensiv u. feurig, fließt auch gut, ist aber sehr giftig. Man erhält sie, wenn man 2 Theile Grünspan u. 1 Theil Weinstein mit 8 Theilen Wasser digerirt, dekantirt, den Rückstand abermals mit Wasser digerirt u. beide Flüssigkeiten unter einer Glocke über Schwefelsäure verdunsten läßt.

Grüne D. sind Mischungen von Berlinerblau u. Gummigutti oder Indigkarmin und Pikrinsäure. Grüne Chromdinte bereitet Duflos aus 132 Theilen rothem chromsauren Kali, 228 Theilen Wasser, 76 Theilen Schwefelsäure. Zu der Lösung setzt er vorsichtig eine erkaltete Mischung von 46 Theilen Alkohol und 122 Theilen Schwefelsäure.

Gelbe D. ist Gummiguttilösung oder eine Abkochung von 25 Theilen Gelbbeeren mit 3 Theilen Alaun, 100 Theilen Wasser und 4 Theilen arabischem Gummi. Gold= u. Silberdinte ist eine Mischung von Gummilösung mit Blattgold oder Blattsilber, welches auf einer Porphyrplatte mit Honig zerrieben, ausgewaschen u. getrocknet wurde.

Sympathetische D.n lassen sich in größter Menge erfinden, sie sind aber nur Spielereien, da alle mit sympathetischer D. ausgeführten Schriftzüge sichtbar werden, wenn man das Papier stark erhitzt oder mit Kohlenpulver reibt oder mit verschiedenen Reagentien prüft. Die beliebtesten Mischungen sind folgende: Verdünnte Kobaltlösung: Die Schriftzüge werden beim Erwärmen blau und verschwinden beim Erkalten wieder. Dasselbe findet bei Anwendung von Nickelsalzen Statt. Blei= salz= und Quecksilbersalzlösungen geben unsichtbare Schriftzüge, die durch Schwefelwasserstoff braun oder schwarz werden. Kupfervitriolschriftzüge werden durch Ammoniak schön blau. Verdünnte Blutlaugensalzlösung eignet sich sehr gut als sympathetische D. auf eisen=

freiem Papier. Die Schriftzüge werden durch Eisenorydsalze blau.

Was die D. zum Zeichnen der Wäsche betrifft, so müssen die zu diesem Zweck brauchbaren Flüssigkeiten der wiederholten Einwirkung von Seife, Alkalien, Chlor u. Säuren widerstehen. Am häufigsten wendet man Silbermischungen an, die recht dauerhafte Schriftzüge liefern, zuletzt aber auch braun werden u. verblassen. Die beste Mischung ist die von Kind angegebene, welche sich namentlich zum Stempeln vortrefflich eignet. Man erhält sie aus 11 Theilen Höllenstein, 23 Theilen Ammoniakflüssigkeit, 22 Theilen Soda, 50 Theilen arabischem Gummi, 2 Theilen Saftgrün und 13 Theilen destillirtem Wasser. Die Schriftzüge werden mit einem Plätteisen erwärmt, bis sie vollständig schwarz geworden sind. In neuerer Zeit ist der in den sogenannten Elephantenläusen (Anacardia) enthaltene Stoff als D. für Wäsche empfohlen worden, u. zahlreiche Erfahrungen lassen ihn noch vortheilhafter als die Silberdinten erscheinen. Man bereitet sich diese D., indem man die Schalen der Elephantenläuse mit einem Gemisch von Aether und Weingeist auszieht und das Filtrat verdunsten läßt, bis es die zum Schreiben geeignete Konsistenz hat. Die Schriftzüge werden nach dem Trocknen mit Kalkwasser befeuchtet u. erscheinen dann tief braunschwarz. Rothe Schriftzüge erhält man, wenn man 6 Theile kohlensaures Natron und eben so viel Gummi arabicum in 24 Theilen destillirtem Wasser löst, mit dieser Flüssigkeit die Wäsche befeuchtet, auf der getrockneten und geplätteten Stelle mit einer Lösung von 1 Theil Platinchlorid und 16 Theilen destillirtem Wasser schreibt und die getrockneten Schriftzüge mit einer Lösung von 1 Theil Zinnchlorür in 12 Theilen destillirtem Wasser sorgfältig nachzieht. Für die Waaren, welche der chemischen Bleiche unterzogen werden sollen, wendet man folgende durchaus ächte Mischung an: 1 Theil Eisenvitriol und 8 Theile Zinnober werden innigst mit einander gemischt und das Pulver mit Leinölfirniß angerieben.

Man hat auch D. zum Schreiben auf Metall. Auf Weißblech schreibt man mit einer Lösung von 1 Theil Kupfer in 10 Theilen Salpetersäure u. 10 Theilen Wasser. Braconnots D. zur Hervorbringung der Pflanzenetiketten auf Zinkblech wird bereitet, indem man essigsaures Kupferoxyd und Salmiak, von jedem gleiche Theile, in der hinlänglichen Menge destillirten Wassers löst, filtrirt und mit dieser Flüssigkeit auf blank gescheuertes Zinkblech schreibt. Die Schriftzüge werden bald tiefschwarz und haften sehr fest. D. zur Bezeichnung kupferner und silberner Geräthe bereitet man durch Kochen von Schwefelantimon (Spießglanz) mit starker Aetzkalilauge, läßt die Flüssigkeit erkalten und filtrirt sie.

Lithographische Zeichen- oder Schreibdinte dient zur erhabenen Manier des Steindruckes. Man wendet hierzu fettige, harzige Massen an, welche, auf den Stein aufgetragen, die damit beschriebenen Stellen beim nachfolgenden Aetzen vor dem Angreifen der Säure schützen und Erhabenheiten bilden, welche die Schwärze annehmen, während die nicht bezeichneten Stellen sie nicht annehmen, weil sie tiefer liegen und mit Gummiwasser getränkt sind. Vorschriften zu solchen Mischungen, die wie Tusche mit Wasser abgeriebene emulsionartige Flüssigkeiten bilden, sind: 16 Theile Wachs, 12 Theile Schellack, 8 Theile Mastix, 6 Theile reiner Talg, 6 Theile harte Talgseife, 4 Theile kalcinirter Ruß, 1 Theil venetianischer Terpentin. Oder: 3½ Theile Talg, 6 Theile weißes Wachs, 6 Theile Seife, 4½ Theile Schelllack, 3 Theile Mastix, 1 Theil Butter, ½ Theil Federharz in Lavendelöl gelöst, 2½ Theile Ruß. Die festen Ingredienzen werden fein geschabt u. zerstoßen, geschmolzen, dann die Federharzlösung zugesetzt u. die Masse angezündet, worauf man sie 2 Minuten lang brennen läßt u. sie dann durch Auflegen eines Deckels auslöscht. Die ausgegossene Masse reibt man hierauf mit dem Ruß auf dem Farbensteine zusammen, schmelzt sie aufs Neue, rührt sie durch einander, gießt sie aus und läßt sie erkalten. Nach Weishaupt erhält man eine allen Anforderungen entsprechende D. zum Schreiben od. Zeichnen auf den Stein, wenn man 40 Theile gelbes Wachs erhitzt, bis sich brennbare Gase aus demselben entwickeln, dann 22 Theile marseiller Seife, 10 Theile besten Mastix und 28 Theile Gummilack in kleinen Portionen zusetzt, die Flamme durch einen Deckel erstickt und nun 9 Theile Ruß einrührt. Die Masse wird dann wieder aufs Feuer gesetzt, bis sie sich entzünden läßt, dann löscht man die Flamme u. läßt die Mischung erkalten. Durch Anreiben derselben mit Wasser bereitet man die fertige D. Die brüsseler Mischung von Viette besteht aus 1 Theil Guttapercha, 7 Theilen Terpentinöl, 2 Theilen Stearin, Talg oder Wachs und 3 Theilen Lampenschwarz; für Arbeiten im Relief auf Stein aus 2 Theilen Guttapercha, 7 Theilen Terpentinöl, 2 Theilen Stearin, Talg od. Wachs, 1 Theil Asphalt, 3 Theilen Lampenschwarz; für Arbeiten im Relief auf Metall aus 3 Theilen Guttapercha, 1 Theil Stearin, Talg od. Wachs, 1 Theil Asphalt, 4 Theilen Lampenschwarz, 1 Theil Oelfirniß, 7 Theilen Terpentinöl.

Autographische D. ist eine der vorigen ähnliche Masse, mit welcher man auf durch eine besondere Art Leimung vorbereitetes Papier schreibt, um die Schrift auf lithographischen Stein überzutragen und von demselben mehre Abzüge nehmen zu können. Diese Dintenmasse ist etwas weicher als die lithographische und wird gefertigt durch Schmelzen und inniges Mengen von 10 Theilen weißen Wachses, 10 Theilen trockener Seife, 5 Theilen Schelllack, 5 Theilen Mastix, 3 Theilen Hammeltalg und 3 Theilen Ruß. Haftet die Schrift auf dem Stein fest, was nach mehrmaligem Durchgehen unter der Presse der Fall ist, so wird das Papier durch Aufweichen in Wasser vom Stein abgelöst.

Dintel, Fluß in der niederländischen Provinz Nordbrabant, entsteht bei Breda aus der Vereinigung der Mark und der Aa und mündet schiffbar bei Dinteloord in die Krammer, einen Arm der Maas.

Dintenfisch, s. Sepia.

Dinter, Gustav Friedrich, einer der namhaftesten Pädagogen der neuern Zeit, geboren am 29. Februar 1760 zu Borna, wo sein Vater Gerichtsdirektor war, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studirte seit 1779 zu Leipzig bei Ernesti, Morus, Reiz, Dathe und Platner Theologie und Philosophie, ward 1787 Pfarrer zu Kitscher bei Borna u. 1797 als Direktor des Schullehrerseminars nach Friedrichsstadt-Dresden berufen. Zwar brachte D.

ch Annahme dieses Amtes ein namhaftes Opfer Einkünften und Muße, allein seine leidenschaft- Liebe zum Lehren überwog, und es waren in That ruhmreiche Jahre, die nun für jene Erzie- gsanstalt begannen. Als D. gleichwohl diesen rkungskreis schon 1807 mit einer kleinen Pfarr- e zu Görnitz, in der Nähe seiner Vaterstadt, ver- schte, gründete er hier aus Liebe zum Lehramte ein gymnasium zur Vorbildung künftiger Kaufleute, rer, Oekonomen u. Gymnasiasten. Neun Jahre e er hier gewirkt, als er 1816 zum Konsistorial- Schulrath für die Provinz Ostpreußen nach Kö- sberg berufen und hier ein Jahr später auch zum erordentlichen Professor der Pädagogik u. Theo- e ernannt wurde. In letzterer Stellung suchte eine im praktischen Pfarramte gesammelten Er- ungen und die daraus gewonnenen theoretischen ndsätze der akademischen Jugend in Form der ioraltheologie, der populären Dogmatik und ral mitzutheilen. Er † den 29. Mai 1831 zu igsberg. Unter seinen schriftstellerischen Arbei- welche großentheils dem pädagogischen und chetischen Fache angehören, hat seine „Schulleh- ibel" (das A. T., 1.—5. Thl., Neustadt a. d. O. 3—28, 2. in D.s Geist überarbeitete Aufl. 5—37, 5 Thle., das N. T., 1.—4. Thl., das. 1—30, 4 Thle.) das meiste Aufsehen gemacht u. weiteste Verbreitung gefunden. Von der alten onalistischen (semlerschen) Unterscheidung zwi- n Religion und Theologie ausgehend, suchte D. er Bibel nur das, was nach ihm unmittelbar zur gion gehörte, und wies jedes tiefere Eingehen in Geheimnisse des religiösen Lebens als unfrucht- n Mysticismus von der Hand, so daß sich sein logischer Standpunkt etwa als rationaler Super- ralismus bezeichnen läßt. Damit hing auch ormelle Behandlung der biblischen Geschichte in r Schullehrerbibel zusammen, wonach er das, s Christus und die Apostel im Geist ihrer ache schrieben, in den Geist seiner (der dinter- i) Sprache zu übertragen" suchte. Der Streit den Werth dieser von Rationalisten warm em- lenen, von den Orthodoxen hart angegriffenen ullehrerbibel rief eine ganze Anzahl Schriften or. D.s Selbstbiographie (D.s Leben, von selbst beschrieben, ein Lehrbuch für Aeltern, rer und Erzieher, Neustadt a. d. O. 1829) zeigt m einen geistig regen, praktischen, die socialen sittlichen Bedürfnisse des Volks mit Einsicht u. lwollen erwägenden Mann, dem jedoch ein tie- s Eingedrungensein in die auf die Offenbarung ündete Theologie abging. Als Pädagog wandte e Methoden von Pestalozzi und Lancaster mit heit erfolgreich an. Noch sind von seinen 54 iften zu nennen: „Auszug aus dem dresdener chismus" (Neust. a. d. O. 1800) u. „Katechis- mit beigefügten Spruchertlärungen" (1801), auch unter dem Titel „Glaubens- und Sitten- des Christenthums", „Die vorzüglichsten Re- der Katechetik" (1802, 9. Aufl. 1836), „Die üglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und lmeisterklugheit" (1806, 7. Aufl. 1836), „Ma- lien zu Unterredungen über Glaubens- und enlehren" (1804, 2. Aufl. 1822), „Kleine Reden ünftige Volksschullehrer" (1803—5, 4 Bde., ufl. 1837—38), seine Betrachtungen an den ntagsmorgen vor dem versammelten Seminar enthaltend, „Predigten zum Vorlesen in Land- kirchen" (1809, 2 Bde., 5. Aufl. 1844), welche Muster der Popularität, voll inniger religiöser Wärme und aus dem Leben genommen sind, „Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen" (1814—15, 3 Bde., 2. Aufl. 1822 ff.), „Malwina, ein Buch für Mütter" (1818, 3. Aufl. 1829), „Unterredungen über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus" (über die vier letzten 1806—18, 4 Bde., 4. Aufl. 1830, über die beiden ersten 1819—23, 9 Bde., 2. Aufl. 1824—26), „Vorarbeiten für Lehrer in Bürger- und Landschulen" (3. Aufl. 1839), „Religionsgeschichte" (3. Aufl. 1836). Sein letztes Werk: „Die Bibel als Erbauungsbuch", das er nur bis zum 55. Psalm ausarbeitete, ward von Brockmann und Fischer fortgesetzt (1831—33, 5 Bde.). Seine „Sämmtlichen Schriften" hat seit 1840 Wilhelm in 4 Abtheilungen herausgegeben: „Exegetische" (1841—48, 12 Bde.), „Katechetische" (1840—44, 16 Bde.), „Pädagogische" (1840—45, 9 Bde.) und „Homiletische Werke" (1844 ff.). Bei der Begründung des Schullehrerseminars zu Grimma wurde eine zur Errichtung eines Denkmals für D. bestimmte Summe unter dem Namen Dintorianum zur Begründung von Freistellen angelegt. König Friedrich August III. von Sachsen ließ auf D.s Wirken eine eigene Medaille prägen. In Königsberg gründete man eine Kleinkinderschule unter dem Namen „Dinterschule", wie auch ein daselbst gegründeter „Dinterverein" seinen Todestag alljährlich festlich begeht. Ein steinernes Denkmal setzte ihm am 1. Sept. 1844 die Gemeinde Görnitz auf dem „Dinterberge" bei dem eingepfarrten Hartmannsdorf.

Dinur, nach den Traditionen der Talmudisten der Feuerstrom, welcher unter dem Throne Gottes strömen soll, und in welchem die Seelen der Frommen gereinigt werden, während die Seelen der Gottlosen mit ihm in die Hölle fortgerissen werden.

Dinzio (Dinzic, Denzic, Dengisich, Dinsirich), einer der zahlreichen Söhne Attila's, gedachte sich nach seines Vaters Tode 453 mit seinen Brüdern in die Herrschaft über die Hunnen und bezwungenen Völker zu theilen, ward jedoch von dem sich dagegen auflehnenden Gepidenkönig Ardarich am Flusse Netad in Pannonien geschlagen, wobei der älteste Prinz Ellak den Tod fand, und stiftete nun mit den noch lebenden Brüdern ein Reich am schwarzen Meer. Von hier aus überfielen sie den ostgothischen König Walemir, wurden aber geschlagen und flohen in die Theile Scythiens, welche von den Armen der Donau durchströmt u. bei den Hunnen Hunnivar genannt wurden. Während bald darauf die Ostgothen die im innern Pannonien wohnenden Satagen bekriegten, raffte D. die noch unter seiner Herrschaft stehenden Ulzinguren, Angisciren, Bittugoren und Barboren zusammen, schloß Bassiana, eine Stadt Pannoniens, ein und plünderte ihr Gebiet, ward jedoch von den Ostgothen abermals schmachvoll besiegt. Er wurde endlich 469 in Thracien von dem römischen Magister militum Anagastus erschlagen und sein Haupt während der circensischen Spiele in Konstantinopel zur Schau ausgestellt.

Dio-Cäsarea, früher Sepphoris, ursprünglich ein bloßer Flecken im alten Galiläa, ward von Herodes Agrippa stark befestigt und zum Hauptort in Galiläa erhoben. Hier war eins der Hauptsynedrien der Juden. Im 4. Jahrhundert ward die

Stadt in Folge eines Aufstandes durch den Kaiser Gallus zerstört.

Dio Cassius, römischer Geschichtschreiber in griechischer Sprache im 3. Jahrhundert n. Chr., war um 155 n. Chr. aus einer angesehenen Familie zu Nicäa in Bithynien geboren. Sein Vater war Cassius Apronianus, der zum römischen Senat gehörte und unter den Antoninen Dalmatien und Cilicien verwaltete. Um 180 n. Chr. kam D. nach Rom und trat in den Senat; erst 13 Jahre später erscheint er als Praetor designatus. In der Zwischenzeit mag er Sachwalter gewesen sein. Mit dem Kaiser Pertinax lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen, sprach über Didius Julianus die Todesstrafe aus und schloß sich hierauf an Septimius Severus an. Etwa um 193 n. Chr. veröffentlichte er verschiedene Schriften und faßte den Plan, die römische Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Ein Vorläufer derselben war wahrscheinlich ein Werk über Commodus. Auch Caracalla scheint ihn in seine Nähe gezogen zu haben. Von 218—221 war er kaiserlicher Statthalter in Pergamus und Smyrna, ward 222 Konsul und verwaltete hierauf als Prokonsul 224—225 Afrika, 226 Dalmatien u. 227 das obere Pannonien. Wegen der Strenge, mit der er hier auftrat, forderten die Prätorianer seinen Tod, der Kaiser indessen ernannte ihn 229 zum Konsul neben sich und bestritt sogar die mit dieser Ehre verbundenen Kosten. Um keinen Aufstand der Soldaten zu veranlassen, verlebte D. jedoch den größten Theil seines Konsulats auf seinen Landgütern in Kampanien und begab sich sodann nach Nicäa, wo er um 229 sein Leben beschloß. Seine Schriften waren nach der Angabe des Suidas ziemlich zahlreich, doch mag ihm auch Fremdes zugeschrieben worden sein. Sein wichtigstes Werk ist die römische Geschichte von des Aeneas Ankunft in Italien bis auf Kaiser Alexander Severus in 80 Büchern, welche die Grammatiker nach Dekaden, wie die Bücher des Livius, abtheilten. Leider wurde das Werk, besonders die Geschichte der römischen Republik, früh verstümmelt. Die Epitomatoren des D., Xiphilinus, Zonaras, Constantinus Porphyrogenitus, hatten schon im 10. Jahrhundert nicht mehr das ganze Werk, und zwar fehlte die Geschichte von den Zeiten der Gracchen bis auf Pompejus. Vollständig vorhanden sind jetzt nur die Bücher 35—54; das Buch 55 enthält eine Lücke vom Jahre Roms 747—757. Hiermit beginnen die Bruchstücke, die zum Thei ausführlicher sind, als das, was dem D. selbst beigelegt wird. Von den Büchern 61—80 besitzen wir bloß die Auszüge des Xiphilinus. Die vorhandenen Bruchstücke der verlorenen Bücher verdanken wir größtentheils der Sammlung des Constantinus Porphyrogenitus, wozu noch Einiges durch F. Haase (Bonn 1840) hinzugekommen ist. Auch hat Zonaras größtentheils den D. ausgeschrieben. Fortgesetzt wurde das Werk des D. von Johannes Antiochenus. Der Styl des D., in welchem man eine Nachahmung des Thucydides bemerken will, wurde schon von den alten Grammatikern gerühmt. D. zeigt eine ungemeine Leichtigkeit in der Auffassung und Darstellung der historischen Begebenheiten, ermangelte aber des Patriotismus. Seine Genauigkeit in der Erforschung der Quellen, seine Selbstständigkeit in der Benutzung derselben, sowie sein Streben nach Pragmatismus sind anzuerkennen, doch sind seine Ansichten selten großartig und erheben sich wenig über den beschränkten Geist seiner Zeit. Die erste Ausgabe des Werks von Buch 35—60 gab Rob. Stephanus (Paris 1548), eine andere dessen Sohn Heinrich Stephanus (Genf 1591, mit der lateinischen Uebersetzung des Xylander), eine 3. Leunclav (Frankfurt 1592 und Hanau 1606, nebst den Auszügen aus Xiphilinus von Buch 61—80). Eine weit vollständigere Ausgabe begann mit vielen Verbesserungen Fabricius zu Hamburg, welche Reimarus 1750 und 1752 in 2 Foliobänden vollendete. Sie enthält die Fragmente der frühern Bücher aus der Sammlung des Ursinus und Valesius und eine sehr vollständige Abhandlung über die frühern Ausgaben und das Leben des D. Die Ausgabe von Falconius (Neapel 1747) wurde nicht vollendet. Neue Ausgaben lieferten Sturz (Leipz. 1824—36, 9 Bde.) und besonders Bekker (das. 1849, 2 Bde.); deutsche Uebersetzungen Penzel (das. 1786), Lorentz (Jena 1826, 4 Bde.) u. Tafel (Stuttg. 1831—44, 11 Bdchn.). Vergl. Wilmans, De fontibus et auctoritate Dionis Cassii, Berl. 1835.

Dio Chrysostomus, s. Chrysostomus.

Diocles, Carystius, berühmter Arzt aus Carystus auf Euböa, um 350 v. Chr., philosophischer Begründer u. Erweiterer des hippokratischen Systems, zugleich tüchtiger Praktiker und Anatom, wird von Galenus u. A. oft angeführt. Von seinen Schriften sind nur noch Bruchstücke vorhanden, gesammelt von Fränckel (Berlin 1840) und in K. G. Kühns „De medicis nonnullis in Coelio Aureliano occurentibus" (Leipzig 1820 f.). Ein Brief mit D.' Namen an den König Antigonus (Gonatas) über die Bewahrung der Gesundheit ist unächt.

Diocletianus, Cajus Aurelius Valerius oder bloß Cajus Valerius D., mit dem Beinamen Jovius, römischer Kaiser von 284—305 n. Chr., geboren zu Dioclea in Dalmatien 239, Sohn eines Schreibers, nach Andern ein Freigelassener, schwang sich unter Probus vom gemeinen Soldaten bis zum Anführer in Mysien empor, ward dann Konsul, 284 Comes domesticorum und nach Numerians Ermordung am 17. Sept. vom Heer zu Chalcedon zum Kaiser erwählt. Er ließ sogleich seinen Gegner aus dem Wege räumen und ernannte wegen der Unruhen in Gallien den ihm unbedingt ergebenen Maximianus zum Reichsgehülfen und Augustus. Während dieser in Gallien die Bagauden, die Alemannen und Burgunder bekämpfte, stritt er selbst mit Glück in Asien gegen die arabischen Saracenen und den Perserkönig Varanes II. und in Europa gegen die Sarmaten und Germanen an der Donau, die Reichsgrenze bis an die Quellen dieses Flusses erweiternd. Als dennoch fast überall nur Feinde aufstanden, nahm D. 202 eine weitere Theilung der Gewalt vor. Während er selbst das Morgenland, Maximianus Afrika und Italien behielt, wurden Galerius und Constantius zu Cäsaren ernannt und jenem die Provinzen Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland, diesem Spanien, Gallien und Britannien übergeben. Der Erfolg rechtfertigte diese Maßregeln. Wahrscheinlich im folgenden Jahre besiegte D. den Usurpator Achilles nach einer achtmonatlichen Belagerung von Alexandria, dagegen mußte er den Nobaten und Blemmyern an der Südgrenze Aegyptens zur Abwendung ihrer Einfälle einen Landstrich abtreten

einen regelmäßigen Tribut versprechen. Bald
uf finden wir ihn in Mesopotamien zur Deckung
s Landes wider die Perser, welche Galerius
zur Abtretung von 5 Provinzen jenseits des
is nöthigte. Die alte Herrlichkeit des Reichs
i sich jetzt zu erneuen. Zur Sicherstellung des-
n gegen äußere Feinde sollte die Befestigung
Grenzen dienen, im Innern dagegen betrieb na-
lich Galerius zu demselben Zwecke die Wieder-
ellung der alten Staatsreligion u. überredete
303 zur Eröffnung einer Christenverfolgung
s ganze Reich. Nur Constantius Chlorus
te in seinen Provinzen die kaiserlichen Befehle
zur Ausführung. Nachdem D. zu Rom das
seiner zwanzigjährigen Regierung, sowie den
r verschobenen Triumph gefeiert, kehrte er krank
Nicomedia zurück u. ward hier von Galerius
iederlegung der Regierung überredet od. durch
ungen gezwungen (den 1. Mai 305), worauf er
uf sein Landgut bei Salona in Dalmatien
kzog, wo er 313 †, nach manchen Berichten an
das er freiwillig genommen haben soll. D. ge-
ohne Zweifel zu den bedeutenderen Herrschern
ömerreichs; thätig, reich an Menschenkennt-
ie Mitte haltend zwischen Freigebigkeit u. Karg-
zwischen Milde u. Strenge, von tiefer Verstel-
mit dem Scheine soldatischer Offenheit, fest im
wecke, biegsam in den Mitteln, erwarb er sich
he Verdienste, sowohl um die äußern, als um
nern Verhältnisse des Staats, wozu besonders
ufhebung der Vorrechte der übermüthigen Prä-
ier gehört. Durch Einführung der Etikette der
enländischen Despotien vernichtete er aber auch
zten Reste der republikanischen Verfassung u.
ehrte durch die Vervielfältigung der Provinzen
Beamten, sowie durch die Ausführung großer
en den auf dem Volke bereits schwer genug lasten-
Steuerdruck. Vgl. J. K. Sickel, De vita et
itutis Diocletiani et Maximiani, Leipz. 1792 bis
; Vogel, Der Kaiser Diocletian, Gotha 1857.

odati, Johannes, namhafter Theolog der
nirten Kirche, den 6. Juni 1576 zu Genf ge-
, wurde 1597 Professor der hebräischen Sprache,
it 1599 daneben theologische Kollegien, wurde
Pfarrer zu Genf und 1609 nach Beza's Tode
ssor der Theologie. Seine Versuche, seine
aute Bekanntschaft mit Sarpi und P. Fulgen-
r Einführung der Reformation in Venedig zu
ien, scheiterten an des ersteren vorsichtiger
heit. Seit 1645 zurückgezogen lebend, † er
. Oktober 1649 zu Genf. Seine italienische
setzung der Bibel (1603, Genf 1641) ist eigent-
ne Paraphrase derselben. Eine unter vielen
tigkeiten mit den Geistlichen zu Genf von ihm
ande gebrachte französische Uebersetzung der
mit Noten erschien 1644.

odorus (griech. Name, d. i. Geschenk des Zeus),
iechischer Philosoph, Sohn des Ameinias, aus
in Karien, lebte im Anfang des 4. Jahrh.
r., wie es scheint, am Hofe des Ptolemäus
n Alexandria. Er soll sich zu Tode gegrämt
, als er ein ihm vorgelegtes Problem nicht
sen vermochte. Einige Bemerkungen alter
ftsteller, sowie auch der Charakter der megari-
Philosophenschule, welcher er angehörte, deu-
rauf hin, daß er sich vorzüglich mit der Logik
ftigte. In der Physik näherte er sich den
Atomistikern; doch dachte er sich den Raum erfüllt und ließ keine Leere zu.

2) D., mit dem Beinamen Siculus, im ersten Jahrhundert v. Chr., aus Agyrium in Sicilien gebürtig, begab sich früh nach Italien, unternahm von hier aus viele Reisen und verwandte dann einen Zeitraum von 30 Jahren auf die Ausarbeitung eines Werks, welches alles Merkwürdige enthalten sollte, was nur in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen sei. In den ersten 6 Büchern handelt es von den Begebenheiten u. Fabeln vor dem trojanischen Kriege, u. zwar in den 3 ersten von den Barbaren, in den 3 folgenden von den Griechen; die nächsten 11 Bücher führten die allgemeine Weltgeschichte bis auf den Tod Alexanders des Großen u. die noch übrigen 23 bis auf die gallischen Kriege u. die Unternehmungen Cäsars in Britannien (Olymp. 80, 1) fort. Im Ganzen umfaßte das Werk daher nach Abzug dessen, was in die Zeiten vor dem trojanischen Kriege gehört, einen Zeitraum von 1128 Jahren. Von diesen 40 Büchern sind indeß nur noch die ersten 6 und sodann die vom 11.—20. übrig; vom Uebrigen haben wir nur Bruchstücke, theils in der Bibliothek des Photius, theils in der von Ursinus, Valesius und Ang. Majo herausgegebenen Sammlung des Constantinus Porphyrogenitus. Das Werk enthält fast nur Auszüge aus andern Schriften, u. zwar sind dieselben mit wenig Sorgfalt gefertigt. Trotz dieser und mancher andern Mängel ist es von großer Wichtigkeit, indem uns darin der Inhalt von vielen Werken, die sonst gänzlich verloren sein würden, erhalten ist und zugleich eine ziemlich vollständige Uebersicht der alten Weltgeschichte im Zusammenhange u. darunter Manches gegeben wird, was uns ohne D.' Werk ganz unbekannt sein würde. Letzteres ist namentlich hinsichtlich der Geschichte von Sicilien der Fall. Der Styl ist einfach und klar, nach dem Urtheil des Photius auch rein und hält die Mitte zwischen einem gesuchten Atticismus und der vulgären Ausdrucksweise. Zuerst wurde das Werk von Buch 16—20 zu Basel 1539 von Opsopöus herausgegeben, hierauf Buch 1—5 und 11—20 nebst Fragmenten von H. Stephanus (Paris 1559), sodann sehr verbessert und mit lateinischer Uebersetzung von Rhodomann (Hanau 1604), nachher mit einem wichtigen Kommentar von Wesseling (Amsterd. 1746, 2 Bde.), von L. Dindorf (Lpz. 1829, 5 Bde.; Par. 1842—44, 2 Bde.) u. von Bekker (Lpz. 1853, 3 Bde.). Deutsche Uebersetzungen lieferten Stroth u. Kaltwasser (Frankfurt 1782—87, 6 Bde.) u. Wurm (Stuttg. 1826 ff., 14 Bdchn.). Die Fragmente der Sammlung, welche Majo auffand, gab L. Dindorf heraus. Unter dem Namen des D. sind noch Briefe vorhanden, welche zuerst italienisch u. sodann in einer lateinischen Uebersetzung erschienen, jedenfalls aber untergeschoben sind.

3) D., Begründer u. Meister der antiochenischen Schule, stammte aus einer vornehmen Familie Antiochia's, machte sich in Athen mit der klassischen Literatur bekannt, wurde sodann Presbyter in Antiochia und 378 Bischof von Tarsus, wo er um 394 †. Sein ganzes Leben verzehrte sich in der Begeisterung für Ascese, sowie für Polemik, in Schriften wie Reden gegen jegliche Abweichung von der orthodoxen Kirchenlehre in den damals entbrannten Glaubensstreitigkeiten, so daß ihn Kaiser Julian den spitzen Sophisten der Bauernreligion nennt und in

seiner abgemagerten Gestalt eine Strafe der Götter sieht. Seine Schriften, meist Streitschriften, sind gegen Heiden, besonders Plato, Aristoteles, Porphyrius und die Hellenisten, Juden und Häretiker, z. B. die Manichäer, Eunomianer, Apollinaristen, gerichtet. Er † als Seele der Orthodoxie unter der ungetheilten Verehrung der ganzen orientalischen Kirche. Erst später, 499, traf seine Schriften wegen der darin entdeckten Grundlinien des späteren Nestorianismus, sofern der Nachdruck, der darin gerade auf das Menschliche in Jesu gelegt ist, nur eine dualistisch-mechanische Verknüpfungsweise der beiden Naturen in der Person Christi gestattete, das Anathema, wodurch die meisten untergingen. D.' Kommentare fast über die ganze Bibel, wovon sich Einzelnes zerstreut in den Catenen findet, bezweckten, den grammatisch-historischen Auslegungsgrundsätzen der antiochenischen Schule huldigend, die Ermittelung des einfachen Wortsinns. Noch ist D. bekannt durch seine Begründung des kosmologischen Beweises für das Dasein Gottes und der Endlichkeit der Höllenstrafen, sowie als Lehrer bedeutender Kirchenväter, namentlich eines Theodorus von Mopsuestia und eines Johannes Chrysostomus. Wenn auch kein schöpferisch spekulativer Geist, verband er doch mit umfassender Gelehrsamkeit eine dialektisch scharf ausgeprägte Individualität.

Diöces (v. Griech.), ursprünglich Gerichtsbezirk, Distrikt, der zu einer Provinz geschlagen und vom Statthalter der letztern mit verwaltet wird, besonders in Kleinasien; seit Konstantin dem Großen Unterabtheilung der Präfektur, die selbst wieder in mehre Provinzen zerfiel. Wie an der Spitze einer Präfektur der Präfectus stand, so verwaltete die D. ein Vicarius, doch führten die Vikarien mehrer einzelnen D.en noch besondere Titel. Später hieß D. der Jurisdiktionsbezirk eines Erzbischofs, noch später auch eines Bischofs. In der protestantischen Kirche ist D. der Bezirk, über welchen ein Superintendent oder Dekan die kirchliche Aufsicht führt. Die zu einer D. gehörigen Gemeinden oder Geistlichen heißen Diöcesanen; der Vorsteher einer D. (Ephorus, Superintendent, Dekan) führt vorzugsweise den Titel Diöcesan. Die ganze Einrichtung wird als Diöcesanverfassung bezeichnet.

Diöcia und **Diöcisch** (v. Griech.), s. Dioicus.

Diogenes (griech. Name, der von Zeus Geborene), 1) D. von Apollonia auf Kreta, auch D. von Smyrna und der Physiker genannt, jonischer Philosoph um 450 v. Chr. Das Princip aller Dinge ist nach ihm die Luft, ein gewaltiges, ewiges, mit Verstand begabtes Urwesen, aus welchem sich Alles durch Verdichtung oder Verdünnung gestaltet, das aber bei aller Vielartigkeit der Erscheinungen ein Einiges u. Einziges bleibt, das Seiende beherrscht, ordnet und bedingt. Aus seiner Hauptschrift, die wir nur durch Diogenes Laërtius und Simplicius kennen, ersehen wir, daß D. diese Grundansicht zugleich anwandte, um das Einzelne und Besondere in der Welt, die Entstehung der Erde und der Himmelskörper, die Naturerscheinungen, die körperliche und geistige Beschaffenheit des Menschen 2c. zu erklären. In diese Aus- und Durchführung seines Systems mit dialektischer Kunst ist auch D.' eigenthümliche Bedeutung zu setzen. Einen wesentlichen Fortschritt in der Philosophie repräsentirt er nicht, da Anaximenes offenbar sein Meister ist, Anaxagoras und Heraclitus aber ihm zur Fortbildung und weiteren Entwickelung des anaximenischen Systems die Materialien zuführten.

2) D. von Sinope, der Hund, von Plato der rasende Socrates genannt, berühmter Cyniker, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Alterthums, der Sammelpunkt vieler Anekdoten u. Kernsprüche, die, wenn auch theilweise spätern Ursprungs, doch hinlänglich für die derbe, oft bizarre Genialität des Mannes sprechen. Geboren zu Sinope in Pontus um 412 v. Chr., floh er wegen Münzfälscherei nach Athen, wo Antisthenes sein Lehrer ward. Gar bald übertraf er aber denselben in der praktischen Durchführung des Grundsatzes, „daß es göttlich sei, nichts zu bedürfen“, sofern er, sich seinen Leibesunterhalt erbettelnd, auf jede Lebensannehmlichkeit verzichtete. Seine Wohnung war ein Faß, seine ganze Habe ein Mantel, ein Brodsack, ein Stecken und ein hölzerner Becher, und auch diesen warf er weg, als er einen Knaben einst aus der hohlen Hand trinken sah. Zugleich aber erstreckte sich seine Verachtung auch auf die herkömmliche Sitte, so daß es für ihn kaum noch eine Schranke des Anstandes gab. Völlige Unabhängigkeit des Menschen von der Außenwelt und allen konventionellen Verhältnissen war ihm die Bedingung der wahren Tugend. Diesem Grundsatze wollte er auch die Wissenschaft, das Staatswesen und selbst die Religion untergeordnet sehen. Er verhöhnte die Grammatiker, welche des Ulysses Irrfahrten untersuchten, um ihre eigenen Irrthümer aber sich nicht kümmerten; die Musiker, welche viel Zeit auf die Stimmung ihrer Instrumente verwendeten, aber die Harmonie ihrer Affekte außer Acht ließen; die Redner, weil sie sich der Wohlredenheit, nicht aber löblicher Thaten befleißigten. Dem Plato, der einst den Menschen ein zweifüßiges Thier ohne Federn genannt hatte, führte er einen gerupften Hahn vor, den Schülern des Philosophen zur Warnung vor unpraktischer Spekulation zurufend: „Sehet hier den platonischen Menschen“. Schon ziemlich vorgerückt in Jahren, ward D. auf einer Fahrt nach Aegina von Seeräubern ergriffen und nach Kreta geschleppt, um daselbst als Sklave verkauft zu werden. „Wer braucht einen Herrn?“ rief er auf dem Markte, sich selbst ausbietend; „wer mich kauft, muß bereit sein, mir zu gehorchen, wie große Herren ihren Aerzten.“ Xeniades, ein Korinthier, verstand sich dazu, stellte ihn als Erzieher seiner Söhne an und gab ihm dann die Freiheit. Von da an lebte D. wieder in der alten Weise bald zu Korinth, bald zu Athen. In ersterer Stadt suchte ihn auch Alexander der Große auf. Angenehm unterhalten durch die Erscheinung und die geistreichen Antworten des alten eben sich sonnenden Philosophen, befahl ihm der König, sich irgend eine Gnade auszubitten. „Geh mir aus der Sonne“, entgegnete D. schnell, und Alexander, bei Seite tretend, sagte: „Fürwahr, wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wohl Diogenes sein“. Auch wird berichtet, daß D. einst am hellen Tage mit einer brennenden Laterne auf dem Markt mitten unter die Leute gegangen sei u. auf die Frage: was er suche, geantwortet habe: „einen (wahren) Menschen“. Er † zu Korinth 323 v. Chr. u. erhielt hier sowie auch in Sinope eine Bildsäule. Daß D. eine große schriftstellerische Thätigkeit entwickelt habe, läßt sein Charakter kaum glauben; den-

werden ihm, freilich nicht ohne Widerspruch,
Werke zugeschrieben, selbst 7 Tragödien. Er=
: haben sich unter seinem Namen nur 51 ent=
n unächte Briefe, herausgegeben theils (27) in
riefsammlung des Aldus Manutius (Venedig
, theils (2 nebst den vorigen) von E. Lubinus
), theils endlich (22) von Boissonade in „No-
t extraits des Manuscrits etc.“ (Bd. X, S.
.).

D. Laërtius, Literat aus Laërte in Cilicien,
de des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts
:., nach Andern in der Mitte des 3. Jahrhun=
oder gar erst im Zeitalter Konstantins, schrieb
einer nur noch bruchstückweise vorhandenen
ilung von Epigrammen und kleineren Dich=
t, „De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus
im virorum“, eine Art Geschichte der Philoso=
die nach einer Einleitung über den Ursprung
ilosophie die meisten Jonier, die Sokratiker,
niker, Peripatetiker, Cyniker u. die Stoiker bis
ppus, dann den Pythagoras, Empedocles,
itus, die Eleaten u. Atomistiker u. zuletzt mit
erer Ausführlichkeit den Epikurismus behan=
, wenn auch den Charakter einer geist=, kritik=
iungslosen Kompilation an sich tragend, doch
n Verluste so vieler andern hierher gehörigen
als die freilich mit großer Vorsicht zu be=
de Hauptquelle für die Geschichte der alten
ophie von großem Werth ist. Die bemerkens=
sten Ausgaben sind von H. Stephanus (Pa=
94, 1615 und 1616, mit den Noten des Js.
onus), von Th. Aldobrandini (Rom 1594),
arson (London 1664, mit dem noch jetzt wich=
schon 1622 zu Paris besonders gedruckten
entar Menage's), von Meibom (Amsterdam
2 Bde.), von Longolius (Hof 1793, 2 Bde.,
einischer Uebersetzung), von Hübner (Leipzig
. 1831, 2 Bde.) u. von Cobet (Paris 1853).
etzt ward das Werk ins Lateinische von Am=
Traversari (1475, wieder abgedruckt zu
t 1485, zu Venedig 1493, zu Antwerpen
ins Deutsche von Snell (Gießen 1806, 2
und Borheck (Wien und Prag 1807, 2 Bde.).
lippel, De Diogenis L. vita, scriptis atque
tate, Göttingen 1831.

. Romanus, byzantinischer Kaiser, s. Ro=
s.

genianus, Grammatiker und Geograph aus
ea am Pontus oder in Karien, Zeitgenosse
Hadrians, schrieb ein alphabetisches Wörter=
5 Büchern, das dem Lexikon des Hesychius
nde liegt, eine Sammlung kleiner Gedichte,
llungen über Flüsse, Seen, Berge 2c., eine
nenstellung oder Tabelle aller Städte der
id eine Sprüchwörtersammlung. Von letz=
sitzen wir noch einen Auszug, der in 8 Cen=
775 Sprüchwörter enthält, herausgegeben
Schott (Antwerpen 1612), dann besser von
aisford (Paroemiographi Graeci, Oxford
Bd. 1), Leutsch und Schneidewin (Corpus
iogr. Graec., I, S. 177 ff.).

netus, Brief an den, eine der besten
ien für das Christenthum, wahrschein=
s der Mitte des 2. Jahrhunderts, aus
italter der Antonine, häufig, aber fälsch=
stin dem Märtyrer als Verfasser beige=
egt in edler Einfalt, fast noch ohne Be=
dürfniß eigentlich wissenschaftlicher Vermittelung, aber im Bunde mit einer feinen klassischen Bildung in blühendem, schwungvollem Ausdruck in einem bündigen Abriß der christlichen Sitte und Lehre ein Zeugniß fürdie Göttlichkeit des Christenthums ab. Die beiden letzten Kapitel sind entschieden spä= teren Ursprungs und haben den Zweck, die allzu freien Aeußerungen des Briefes orthodox zu färben. Er ward herausgegeben von Böhl in „Opusc. Patrum selecta“ (Berlin 1826). Vgl. von Groß= heim, De epist. ad D., Leipzig 1828, und Hol= lenberg, Der Brief an D., 1853.

Diogo Bernardes, portugiesischer Dichter des 16. Jahrhunderts, zu Ponte da Barca geboren, hatte „die Traurigkeit als Begleiterin seines Lebens“. Weichheit und Melancholie sind daher der durchge= hende Ton seiner Poesie, und besonders zeichnete er sich in der Idylle aus. Die Portugiesen nennen ihn ihren Theokrit. Bei Hofe stand er in einem gewissen Ansehen; doch scheinen seine Beschützer we= nig zur Verbesserung seines Schicksals gethan zu haben. In der Schlacht bei Alcaçar gefangen, er= hielt er nach seiner Rückkehr mit Mühe ein kleines Amt, das er bis zu seinem Tode 1596 verwaltete. Eine Sammlung seiner Eklogen u. Episteln erschien unter dem Titel „O Lyma“ (Lissabon 1596 u. öfter). Ferner hat man von ihm: „Flores do Lyma“ (Liss. 1597), „Rimas portuguezas et castelhanas“ (das. 1601), „Rimas votas“ (das. 1616).

Dioicus (lat., diöcisch), zweihäusig, wird in der Botanik von Blüthen getrennten Geschlechts ge= braucht, d. h. wo Staubgefäße u. Stempel auf zwei besonderen Individuen befindlich sind. Die Pflanzen mit dergleichen Blüthen bilden die 22. Klasse des lin= néischen Pflanzensystems, Dioecia, welche nach der Zahl und der Stellung der Staubfäden wieder in 7 Ordnungen zerfällt. Dioecia ist bei Linné auch der Name einer Ordnung der Klasse Polygamia (s. d.).

Diois (spr. Diäh), kleine französische Landschaft, in der oberen Dauphiné, umfaßt die Umgegend von Dié.

Dioktaëder, Krystallform, doppelt=achtseitige Pyramide mit abwechselnd stumpferen und schärfe= ren Endkanten, wobei die Flächen der einen auf die der anderen aufgesetzt sind. Eine durch die Seiten= kanten gelegte Ebene ist ein symmetrisches quadra= tisches Oktogon. Die Flächen, alle 16 einander gleich, sind ungleichseitige Dreiecke. Man gewahrt 8 schär= fere und 8 stumpfere Endkanten, sowie 8 gleiche Seitenkanten.

Diomedeae insulae, fünf kleine Inseln im adriatischen Meere, nördlich vom Vorgebirge Gar= ganum in Apulien, darunter Diomedea, angeb= lich mit dem Grabe des Diomedes; jetzt Isole di Tremiti oder tremitische Inseln.

Diomedes, 1) Sohn des Mars und der Cyrene, König der Bistonen in Thracien, berüchtigt durch seine vier Pferde: Podargus, Xanthus, Lampon u. Dinus, welche von ihm mit dem Fleische der nach Bistonien gekommenen Fremden gefüttert wurden. Hercules raubte dieselben auf Befehl des Eurystheus u. warf ihnen den D. selbst als Futter vor. Eurystheus weihte sie der Juno, und ihre Zucht soll bis zur Zeit Alexanders des Großen gewährt haben.

2) Sohn des Tydeus und der Deïpyle, Enkel (Schwiegersohn) und Nachfolger des Königs Adra= stus in Argos, Theilnehmer am Epigonenzuge gegen Theben, dann einer der gefeiertsten Helden vor

Troja, wohin er mit 80 Schiffen gekommen war. Homer nennt ihn „den Stürmer der Schlacht, den Stärksten im Volke der Danaer“. Venus, den Aeneas schützend, u. selbst Mars werden von ihm verwundet, und Hector erwehrt sich seiner nur mit Mühe. Bei den Leichenspielen des Patroclus trägt D. einen Preis davon. Minerva liebt ihn, der auch im Rathe einer der Besten ist. Die nachhomerische Sage läßt ihn noch das Palladium in Troja rauben; als ihn sein Gehülfe, Ulysses, auf dem Rückwege ins Lager meuchlings ermorden wollte, fesselte er denselben. Bei seiner Landung in Attica verlor er das Palladium, u. sein Weib Aegialea od. Aegiale, unterdessen auf Antrieb der Venus zur Ehebrecherin geworden, erzwang mit Waffengewalt seine Flucht. D. ging zuerst nach Aetolien, wo er seinen Großvater, den vertriebenen König Oeneus, wieder einsetzte, stand sodann, nach Italien verschlagen, dem König Daunus in Apulien gegen die Messapier bei und erhielt dessen Tochter Euippe zur Gemahlin nebst der Herrschaft über die apulische Ebene (Campi Diomedei), wo mehre Städte, z. B. Arpi, von ihm angelegt oder erneuert wurden. D. † hier mit Hinterlassung zweier Söhne, Diomedes u. Amphinomus. Sein Grab wurde ihm auf der Insel Diomedea (s. Diomedeae insulae) bereitet. Nach anderen Angaben fand er seinen Untergang durch Daunus, od. verschwand auf einer der diomedeischen Inseln, wo auch seine trauernden Gefährten in Reiher oder Albatrosse (diomedeische Vögel) verwandelt worden sein sollen. Man verehrte D. daselbst, in Metapontum u. an andern Orten Italiens fortan als Heros. Auf mehren Gemmen des Alterthums erscheint er nackend mit dem Palladium in der Hand. Julius Antonius besang D.' Rückkehr von Troja in 12 Büchern (Diomedea).

Diomedes, lateinischer Grammatiker in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr., welchem „Artis grammaticae libri III“ (herausgegeben Venedig 1495, am besten von Keil in den „Grammatici latini“, Bd. 1, Leipzig 1858) zugeschrieben werden.

Diomedon, edler Patriot und Flottenführer Athens während des peloponnesischen Kriegs. Mit Leon 410 v. Chr. zum Führer der Flotte bei Samos erwählt, wirkte er mit diesem und mit Thrasybulus und Thrasyllus bei dem Heere gegen die Oligarchie, wurde aber dennoch, als auf die Kunde von der Schreckensherrschaft der Oligarchen in Athen ein Aufstand im Heere ausbrach, zu Gunsten jener Beiden entsetzt. Nach der Entfernung des Alcibiades zu einem der zehn Feldherren erwählt, suchte D. vergeblich seinen bei Mitylene eingeschlossenen Mitfeldherrn Conon zu befreien. Nach dem Sieg bei den Arginusen 406 v. Chr. vom irregeleiteten Volk mit fünf seiner Mitfeldherren zum Tode verurtheilt, forderte er noch in seinem letzten Worte seine Mitbürger auf, zum Besten Athens für die Erfüllung der Siegesgelübde zu sorgen.

Dion, Machthaber zu Syrakus, Schüler und Freund Plato's, Sohn des vornehmen Syrakusaners Hipparinus, Schwager u. Schwiegersohn des älteren Dionysius, war 409 oder 408 v. Chr. geboren. Reich, von empfehlendem Aeußern und herrlichen Geistesanlagen, eignete er sich den Ernst platonischer Denk- u. Handlungsweise an und ward bald die rechte Hand des älteren Dionysius, dem er sowohl im Felde, als im Kabinet fortan die wichtigsten Dienste leistete. Unter dem jüngeren Dionysius, den er vergeblich der Willkürherrschaft und Schwelgerei zu entwöhnen suchte, vorgeblich wegen eines Schreibens, worin er den karthagischen Heerführern einen vortheilhaften Frieden versprochen hatte, wenn sie sich an ihn wenden wollten, 306 verbannt, lebte er, überall mit Hochachtung aufgenommen, in verschiedenen Städten Griechenlands. Seine Zurückberufung machte Dionysius nach langen Verhandlungen endlich von der Rückkehr Plato's nach Syrakus abhängig, doch brachte dieser dem Freunde das Opfer vergeblich. Inzwischen hatte Dionysius D.s Güter eingezogen, dessen Gemahlin Arete zur Verheirathung mit dem Höfling Timocrates genöthigt u. seinen Sohn zu den schändlichsten Ausschweifungen verführen lassen. D. landete daher 357 v. Chr. mit 800 Peloponnesiern, verstärkte sich durch Agrigentiner, Gelaer, Camariner u. A. und erschien mit 20,000 (nach Andern mit 5000) Mann vor Syrakus, dessen Bürger ihm und seinem Bruder Megacles sogleich die oberste Feldherrnwürde übertrugen. Dionysius' Versuche zur Erhaltung seiner Herrschaft endeten mit seiner Flucht nach Italien. Als sich D. bald darauf dem Vorschlage des Volksführers Heraclides einer allgemeinen Gütertheilung widersetzte, ward er als ein Feind der Freiheit mit seinen treu gebliebenen Söldnern gewaltsam vertrieben. Er zog sich nach Leontini zurück. Wegen der Uebergriffe u. Gewaltthaten der dionysianischen Burgbesatzung unter des Dionysius Sohn Apollocrates bald wieder zurückgerufen, stellte er alsbald die Ruhe wieder her und erzwang auch die Uebergabe der Burg. Von Neuem an die Spitze des Staates gestellt, bewies er gegen seine politischen Gegner große Mäßigung. Als Heraclides dennoch seine früheren Umtriebe u. Verdächtigungen beim großen Haufen fortsetzte, gab D., um sich seiner zu entledigen und die beabsichtigte aristokratische Verfassung ungestörter einführen zu können, in einer Stunde des Unmuths die schon mehrmals von ihm verlangte Erlaubniß zur Ermordung des Demagogen. Aber die Reue über diese That, sowie der Kummer über die Selbsttödtung seines entarteten Sohnes beugten seinen Geist nieder und machten ihn schroff gegen seine Umgebungen. Einer seiner bevorzugtesten Gefährten, der Athener Callippus (Plutarch) oder Callicrates (Cornelius Nepos), benutzte dies, um eine Verschwörung anzuzetteln, in deren Folge D. 353 v. Chr. noch vor Ausführung seiner Staatsreform ermordet wurde. Wir besitzen noch zwei Biographien D.s von Plutarch und Cornelius Nepos; eine dritte von dem Syrakusaner Athanas in 13 Büchern ist verloren gegangen. Ein dem D. zugeschriebener Brief an Dionysius ist wohl schwerlich ächt, ebenso Plato's Briefe an D. und seine Angehörigen.

Dionäa *L.* (Fliegenklappe, Fliegenfalle), Pflanzengattung aus der Familie der Droseraceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone mit 10—20 Staubfäden, die häutige Kapsel mit 5 Narben und vielen Samen auf dem Boden, von dem die Kapsel büchsenartig abspringt. D. muscipula *L.*, D. corymbosa *Rafin.*, in Carolina, in Sümpfen, ist ein kleines ausdauerndes Gewächs mit Blättern, die denen von Drosera gleichen, aber mit einer gliederig eingelenkten, 2-

pigen, in der Mitte gerinnten, an den rundlichen
ndern steif bewimperten Platte versehen sind. Die=
e liegt im Zustande der Ruhe offen ausgebreitet,
ich aber ein Insekt auf dieselbe, so schließt sie
in Folge ihrer Reizempfänglichkeit und bleibt
nge geschlossen, als letztere anhält, um sich dann
gsam wieder zu öffnen. Zwischen diesen Blät=
erheben sich 1 oder 2 Schäfte, 8 Zoll hoch, mit
3 weißen Blumen. Man pflanzt das Gewächs
inen etwas flachen Topf in schwarze, sandige
orerde, mit einer Unterlage zerstoßener Scher=
u. stellt den Topf in einen mit Wasser gefüllten
en Untersatz. Die Pflanze wird mit einer Glas=
ke bedeckt, welche in den Untersatz hinabreicht
fortwährend eine der Pflanze zu ihrem Gedei=
unentbehrliche feuchte Atmosphäre einschließt.
Spätherbst stellt man sie ohne Wasser, aber
r der Glocke nahe an die Fenster des Warm=
es und gibt ihr nur von Zeit zu Zeit im Unter=
etwas Wasser, um die Erde feucht zu erhalten.
Umpflanzen kann nach der Blüthezeit im
ust oder September geschehen; da die Pflanze
oft nach der Samenreife abstirbt, so thut man
l, einigen Exemplaren die Stengel frühzeitig
zuschneiden, wodurch sie kräftiger werden u. sich
ter vermehren. Der Same wird in flachen
üsseln in gleiche Erde gesäet, mit einer Glocke
kt und warm und schattig gestellt.

ionysische Zeitrechnung, s. Aere, vgl. Dio=
ius 8).

ionysius, 1) D. I., der Aeltere, Tyrann von
akus, Sohn des Hermocrates, 431 v. Chr. ge=
n, war in seiner Jugend Schreiber, nahm dann
Feldzuge der Syrakusaner gegen die Karthager
l, als diese Agrigent bedrängten, und gewann
Vertrauen des Volkes. Durch dasselbe mit An=
an die Spitze der Republik gestellt, trachtete er
unumschränkter Herrschaft. Eine Expedition
Gela, um diese Stadt gegen die Karthager zu
tzen, benutzte er, mit dem geraubten Vermögen der
er derselben die Söldner für sich zu gewinnen,
ließ sich dann durch deren Drängen scheinbar
rn bewegen, 406 die höchste Gewalt allein zu über=
nen und sich mit einer Leibwache zu umgeben.
sich in seiner Gewalt zu befestigen, führte er
einem, vielleicht von ihm absichtlich ver=
gten unglücklichen Ausgang eines Krieges ge=
die Karthager, welche Agrigent belagerten, die
henen Bürger dieser Stadt, sowie die Cama=
: nach Syrakus. Als dies hier einen gefähr=
n Aufstand hervorrief, wobei die Gattin des D.
hr gemißhandelt wurde, daß sie sich selbst ent=
:, überfiel D. die Stadt, vertrieb die Unzufriede=
ließ die Burg auf der Insel Ortygia 404 v. Chr.
zen, vertheilte Ländereien an seine Anhänger in
akus und vermehrte die Zahl seiner Söldner.
er darauf eine Stadt der Sikuler, Herbessus,
erte, entstand im syrakusanischen Heere eine
Empörung, und D. mußte sich aufs Schleu=
e in die Burg zu Syrakus retten. Man gestattete
freien Abzug von hier mit 5 Schiffen, bald aber
e er mit kampanischen Söldnern zurück und
te sich von Neuem zum Herrn der Stadt. Auch
na, Naxos, Leontini fielen bald nachher in seine
de und erfuhren zum Theil eine sehr strenge
ndlung. In neuen Kriegen 397—392 mit
hago war er anfangs glücklich und zwang den
feindlichen Feldherrn Himilco, sich freien Abzug zu erkaufen. Seine Absicht aber, Sparta gegen Athen zu unterstützen, ward durch äußere Umstände vereitelt. Auch nach Unteritalien trug er seine siegreichen Waffen und unterwarf sich mehre Städte Großgriechenlands, besonders auch 387 Rhegium, das er mit barbarischer Grausamkeit behandelte. Um die erlangten Vortheile gehörig benutzen zu können, gründete er auf der Ostküste Italiens eine Anzahl Städte. Nebenbei beschäftigte sich D. auch mit Poesie, in Gesellschaft des Philoxenus, eines von ihm besonders geschätzten Dichters, der aber dennoch sein freimüthiges Urtheil über die poetischen Produktionen des D. mit hartem Gefängnisse büßen mußte. Den Philosophen Plato nahm er aufs Ehrenvollste auf, ließ ihn später aber, durch ein freimüthiges Wort desselben beleidigt, als Sklaven um 20 Minen verkaufen. Die Besitznahme einiger Städte im Innern Siciliens verwickelte ihn in einen neuen Krieg mit Karthago. Nach zwei glücklichen Treffen erlitt er eine totale Niederlage bei Cronium (383). Die Karthager benutzten indeß ihren Vortheil nicht, sondern gingen einen Frieden ein, durch den sie die Stadt Selinus und das Land von Agrigent bis zum Flusse Halycus, sowie 1000 Talente erhielten. Eine von D. 373 den Spartanern nach Corcyra zu Hülfe gesandte Flotte von 9 Schiffen, um die Athener von der Insel zu vertreiben, ward von diesen gefangen genommen. Nichtsdestoweniger sandte D. vier Jahre später den durch den böotischen Krieg hart bedrängten Spartanern wieder ein Hülfsheer von 2000 gallischen und spanischen Söldnern, mußte dieselbe aber wegen eines neuen Kriegs gegen Karthago wieder zurückrufen. Mitten im Verlaufe dieses für seine Waffen wiederum nicht günstigen Kampfes ereilte ihn der Tod, 367 v. Chr., nachdem er ohne Unterbrechung 38 Jahre über Syrakus geherrscht hatte. D. ist der Cromwell des Alterthums. Mit unbegrenztem Ehrgeize trachtete er nach der höchsten Gewalt und behauptete sie mit Geschick, aber auch mit steter Furcht vor der Rache der gemißhandelten Bürger und in stetem Mißtrauen selbst gegen seine nächsten Verwandten. So soll er sich von seinen Töchtern das Haar mit glühenden Nußschalen haben absengen lassen, um sich vor dem Barbiermesser zu sichern, u. sich in seinem Schlafzimmer wie in einer Festung verschanzt haben. Das Peinliche seiner Lage ließ er den Damocles (s. d.) empfinden. Ein weiterer hervorstechender Zug in seinem Charakter war Habsucht. So ließ er den goldenen Mantel der Zeusstatue in Olympia mit einem wollenen vertauschen, da jener dem Gotte im Sommer zu warm u. im Winter zu kühl sei, u. der Aesculapsstatue zu Epidaurus den goldenen Bart abnehmen, da es unpassend sei, daß ein bartloser Vater (Apollo) einen bärtigen Sohn habe. D. besaß auch die Eitelkeit, als Dichter glänzen zu wollen, erntete aber bei den olympischen Spielen 388 v. Chr. durch seine Gesänge nur Hohn und Spott. Nur ein Trauerspiel fand bei den Athenern Beifall und erhielt den Preis 367 v. Chr., was ihn in einen solchen Freudentaumel versetzte, daß er in eine schwere Krankheit verfiel.

2) D. II., Sohn des Vorigen von seiner Gemahlin Doris aus Locri, erhielt absichtlich eine schlechte Erziehung, da der tyrannische Vater fürchtete, der Jüngling möchte vor der Zeit nach der Herrschaft

streben. Erst nach seinem Regierungsantritt suchte ihm sein Schwager Dion für wissenschaftliche Studien Interesse einzuflößen, was ihm besonders durch die Berufung Plato's an D.' Hof gelang. Bald aber erhielten Philistus u. Aristippus, Männer von unedler Denkart, Einfluß auf den jungen König; Dion wurde verbannt, und Plato verließ 365 Sicilien wieder. Zwar ließ sich derselbe durch D.' Drängen bewegen, nochmals nach Syrakus zu kommen, doch war sein Aufenthalt hier nur ein kurzer. Als Regent und Krieger zeigte D. anfänglich Geschick und guten Willen, auch stand das Glück ihm zur Seite. Der Krieg gegen die Lukaner endigte mit einem für ihn vortheilhaften Frieden. Er befestigte hierauf mehre feste Punkte am adriatischen Meere u. besiegte die illyrischen Seeräuber. Während dessen bemächtigte sich Dion der Stadt Syrakus, und D. sah sich nach manchen Wechselfällen genöthigt, in Locri, der Vaterstadt seiner Mutter, Sicherheit zu suchen. Den mächtigen Einfluß, den er hier in kurzer Zeit erlangte, mißbrauchte er zu brutalen Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger, namentlich gegen edle Jungfrauen der Stadt, wofür die Lokrenser später an D.' Frau und Töchtern schreckliche Rache nahmen. Der Tod des Dion (s. d.) und die darauf in Syrakus ausgebrochenen Unruhen veranlaßten ihn, nach zehnjährigem Exil 346 einen Angriff auf jene Stadt zu versuchen. Das Unternehmen gelang, u. nachdem er seinen Stiefbruder Nysäus, der sich der Herrschaft bemächtigt hatte, vertrieben, fiel aufs Neue die höchste Gewalt in seine Hand. Die unerhörte Strenge, mit welcher er nun verfuhr, trieb viele Bürger zur Flucht; bald aber kehrten dieselben unter Timoleon von Korinth 343 zurück, und ihre Schaar wuchs bald zum mächtigen Heere heran, dem D. sich und seine Schätze überliefern mußte. Timoleon sandte ihn nach Korinth, wo er fortan als Privatmann lebte. Auch hier seinem Hange zu einem verschwenderischen, unordentlichen Leben fröhnend, soll er zuletzt theils durch Betteln, theils durch den Unterricht der Kinder sein Leben gefristet haben. Nach anderen Nachrichten trug D. sein Unglück mit großer Mäßigung.

3) König von Heraclea am Pontus, Sohn des Clearchus, folgte 337 v. Chr. seinem Bruder Timotheus in der Herrschaft über seine Vaterstadt Heraclea. Als nach Alexanders des Großen Tode Perdiccas von den verbannten Herakleoten um Hülfe gebeten wurde, schloß sich D. zuerst dem Craterus und später dem Antigonus an und trat in die freundschaftlichsten Verhältnisse mit ihnen. Im Jahre 306 nahm er nach dem Vorgange der Feldherren Alexanders den Königstitel an und † um 304 oder 303. Er war ein Herrscher von großer Milde und persönlicher Liebenswürdigkeit.

4) D. **Periegetes**, aus Charax, lebte zur Zeit des Augustus, beschrieb in Herametern die Hauptmeere und die merkwürdigeren Küstenländer und Inseln der drei Welttheile nach den Grundsätzen des Eratosthenes. Dieses Gedicht wurde im 12. Jahrhundert von Eustathius kommentirt und durch Avienus und Priscianus ins Lateinische übersetzt. Es erschien griechisch und lateinisch 1512 zu Ferrara, mit Kommentar von R. Stephanus 1547, von Matthiä (Frankfurt 1816), Passow (Leipzig 1825) Bernhardy (in den „Geographi graeci minores", Bd. 1, das. 1828), deutsch von Bredow („Nachgelassene Schriften", Breslau 1826).

5) D. **aus Halikarnaß**, berühmter Historiker im ersten Jahrhundert v. Chr., lebte wahrscheinlich anfangs in Halikarnaß, von wo er 30 oder 29 v. Chr. nach Rom kam, um sich mit der römischen Sprache und Literatur, besonders aber mit der römischen Geschichte und Verfassung bekannt zu machen. Er trat hier mit vielen angesehenen Männern in Verbindung, unterrichtete in der Rhetorik und verfaßte mehre noch vorhandene rhetorische Werke, hauptsächlich aber beschäftigte ihn sein großes historisches Werk, welches er um 8 v. Chr. vollendete. Man nimmt an, daß er bald nach dieser Zeit gestorben sei. Seine Schriften sind theils historische, theils rhetorische u. kritische. Letztere fallen sämmtlich vor die Abfassung der römischen Geschichte und lassen in D. einen eben so kenntnißreichen und taktvollen Rhetor als scharfsinnigen Kritiker und feinfühlenden Aesthetiker erkennen. Der Styl ist edel, männlich und anziehend, die Behandlung des Stoffes reichhaltig und meist erschöpfend, überall belehrend und gediegen. Seinen höchsten Ruhm aber verdankt D. seinem großen historischen Werke, der „Archäologie", welche in 20 Büchern die römische Geschichte vom Anfange derselben bis auf den Anfang der punischen Kriege, von wo an Polybius seine Geschichte begonnen hatte, umfaßte. Nur die 9 ersten Bücher sind jedoch vollständig vorhanden, von dem 10. und 11. das Meiste, von den übrigen nur Bruchstücke, welche sich in den konstantinischen Sammlungen, die von Ursinus, Valesius und A. Majo herausgegeben wurden, finden. Hierzu kommt noch eine Reihe von Bruchstücken, welche der Letztgenannte aus ambrosianischen Handschriften 1816 bekannt machte und für einen Auszug erklärte, der von D. selbst herausgegeben worden sei, welche Meinung jedoch von Majo selbst später zurückgenommen wurde. Nach seiner eigenen Angabe ging D. bei der Abfassung des Werks von der Absicht aus, die Griechen, welche sehr falsche und geringschätzige Meinungen über die älteste Geschichte der Römer hatten, eines Besseren zu belehren. D. hat die Quellen, welche ihm zu Gebote standen, mit großer Sorgfalt benutzt u. eben daher auch viel Fabelhaftes als Geschichte gegeben. Er bekundet in dem Werke eine seltene Tüchtigkeit der Auffassung, zeigt eine fließende Darstellung nicht ohne geschichtlichen Pragmatismus, großen sittlichen Ernst, ein reifes Urtheil, Selbstständigkeit, Streben nach Wahrheit u. einen frommen Sinn. Seine Schreibweise ist eben so würdevoll als anziehend, nur tadeln die ältern Kritiker ein Streben nach Neuheit und Originalität. Die „Römische Archäologie" erschien 1546 zu Paris und 1547 nebst rhetorischen Schriften von R. Stephanus. Eine vielfach verbesserte Gesammtausgabe lieferte Sylburg zu Frankfurt 1586, mit verbesserter lateinischer Uebersetzung. Neue Revisionen gaben Reiske (Leipzig 1774 ff., 6 Bde.), wovon der tauchnitzische Text (das. 1823, 6 Thle.) ein Abdruck ist, u. Kießling (Bd. 1, das. 1860). Eine deutsche Uebersetzung der „Archäologie" lieferten Schaller und Christian (Stuttgart 1827—50, 12 Bdchn.). Von den übrigen rhetorischen und ästhetisch-kritischen Schriften des D. ward die „Censura veterum scriptorum" von Krüger (in „Dionysii historiographica", Halle 1823), die „Ars rhetorica" von Schott

ıa 1804) und die Schrift „De compositione verım" von Göller (das. 1815) herausgegeben. . Weismann, De Dionysio Halic. vita et ptis, 1837; Lors, De Dion. H. etc., Trier 1840.

) D. Areopagita, Beisitzer des Areopagges zu Athen, ward vom Apostel Paulus um 54 hr. für das Christenthum gewonnen, später ‑blich Bischof zu Athen und daselbst als Märtyhingerichtet. Ohne allen historischen Grund ist 'pätere Sage, daß er vom Papste Klemens als stel nach Gallien geschickt worden und hier als r Bischof von Paris den Märtyrertod gestorben Der heilige D. von Paris, welcher nach er Enthauptung mit dem Kopfe in der Hand bis zu dem nach ihm genannten St. Denys ıngen sein soll und den 9. Oktober in Frankreich hrt wird, ist eine ganz andere Person und gehört rscheinlich dem 3. Jahrhundert an. Berühmt de der Name des Areopagiten durch eine Anzahl zugeschriebener Schriften, welche dem Gebiete spekulativen christlichen Mystik angehören und die ersten Erzeugnisse, sowie als die späteren ıptträger dieser Richtung angesehen werden müs- Ihre Entstehung ist jedoch nach der gewöhnli- Meinung erst ins 5. Jahrhundert zu setzen. Die : Ausgabe der Werke des D. lieferte zugleich mit Erklärungen des Marinus, Pachymeres und erem Apparat Balthasar Corderius, Paris 1615, werpen 1636 u. öft. in 2 Thln. Fol.; ein Abdruck Opera D. A. ad rec. Corderii erschien Brixen 4. Der Verfasser schließt sich der neuplatonischen losophie an, macht aber die Anschauung des Ewi- von dem unmittelbaren Einswerden der mensch- en Seele mit Gott abhängig und bezeichnet demıäß auch die erstrebte Gnosis als Dunkelheit od. 'enntniß, während die Neuplatoniker auf vertelte Weise zum Schauen gelangen wollen u. als en Bedingung die höchste Klarheit der Vernunft :n. Als Quellen der christlichen Erkenntniß en dem D. Schrift, Tradition u. zur Vermitteg die innere Erfahrung, d. h. die Erfahrung von im Innern vorgehenden Einigung mit dem ttlichen, die sich als Kraft erweist. Im Abendbe verräth zuerst Gregor der Große einige ıntniß der pseudodionysischen Schriften; bekannwurden dieselben durch Joh. Scotus Erigena, ihnen Vieles entlehnte, sie auch ins Lateinische rsetzte. Mit der abendländischen Mystik mischte seitdem pantheistische Sympathie. Von Erigeś Uebersetzung, welche im 13. Jahrhundert durch von Joh. Sarasin verdrängt wurde, ist nur die immlische Hierarchie" gedruckt (Köln 1530 u. ö.). Eine deutsche Uebersetzung mit Abhandlung erte Engelhardt (Sulzbach 1823, 2 Thle.). Vgl. gelhardt, Dissertatio D. A. Plotinizante etc., :angen 1820, und De origine scriptorum D. A., . 1822; Baumgarten-Crusius, De Dioıio A., in den „Opusc. theolog.", Jena 1836; ıgt, Neoplatonismus und Christenthum, Unuchungen über die angeblichen Schriften des A., Berlin 1826.

') D. der Große (D. von Alexandria), h seiner Bekehrung zum Christenthume der eutendste Schüler des Origenes, seit 233 Vorer der Katechetenschule zu Alexandria und hierseit 248 Bischof daselbst, wurde in den Christenfolgungen unter Decius u. Valerian mehrmals verbannt, † um 265 n. Chr. Tag: der 17. Nov. Er war ein eifriger Anhänger seines Lehrers, den er durch Schrift und Wort vertheidigte, wie er auch die Apokalyptiker und Chiliasten mit Nachdruck bekämpfte. Er bemühte sich auch, den Sabellius zu widerlegen. In seinen Briefen gegen dessen Meinungen gebrauchte D. Ausdrücke von wesentlicher Verschiedenheit zwischen Vater und Sohn, wodurch er ein Vorgänger des Arius wurde. Die noch vorhandenen Bruchstücke von seinen polemischen, ascetischen und exegetischen Werken gab Simon (Rom 1796) heraus.

8) D. Exiguus, der Kleine, wie er sich aus Bescheidenheit selbst nannte, Abt eines römischen Klosters 530 n. Chr., † daselbst um 556. Er gilt als Urheber der dionysischen Jahresrechnung (s. Aere), die aber schon 465 von Victorin oder Victorius aus Aquitanien aufgestellt war, während D. nur den Anfang des Jahres vom Charfreitag auf den ersten Weihnachtstag verlegte. Weit wichtiger ist D. als erster namhafter Urheber einer Sammlung von Kirchengesetzen, die er um 526 aus 50 sogenannten Kanonen der Apostel, aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Konzilienbeschlüssen und den Dekretalen der römischen Bischöfe von Siricius bis Anastasius II. zusammenstellte, wodurch er nicht nur Gleichförmigkeit in die abendländische Kirche brachte, sondern auch die Hoheit des römischen Bischofs begründete. D. war ein gewandter Schriftsteller und genauer Kenner der griechischen Sprache, aus welcher er Vieles übersetzte. Vergl. Hennig, De collectione canonum et decretorum Dionysiana etc., Leipzig 1769.

9) D. der Gerechte, der Anbauer, Vater des Vaterlandes, König von Portugal, Sohn König Alfons' III. von Beatrix von Aragonien, am 9. Okt. 1261 geboren, gelangte am 16. Febr. 1279 zur Regierung. Als er dieselbe mit dem Widerruf aller von seinem Vater der Geistlichkeit bewilligten Zugeständnisse eröffnete und auch dem Papste den jährlichen Lehnszins verweigerte, belegte Papst Martin V. ihn mit dem Bann und das Reich mit dem Interdikt, so daß sich D. endlich zu einem Vergleich genöthigt sah, in welchem die ausschweifendsten Forderungen der Geistlichkeit bewilligt wurden. Unruhen, die des Königs jüngerer Bruder, Alfons, erregte, wurden mit Hülfe des Königs von Kastilien unterdrückt. Bald darauf zog D. dem König Sancho von Kastilien zu Hülfe und erhielt dafür Olivença, Ouguela u. Campo-Major. Durch seine Vermittelung kam 1304 ein allgemeiner Friede zwischen den spanischen Königen zu Stande. Daneben verbesserte er die Rechtspflege und begünstigte den Ackerbau, die Wissenschaften und schönen Künste, wie er auch selbst als Dichter glänzte. Im Jahre 1290 stiftete er die Universität Lissabon, die er 1308 nach Coimbra verlegte. Seine Regierung erhob den Staat auf eine hohe Stufe des Wohlstands und der Macht. Von der Königin und Bischöfen aufgewiegelt, empörte sich 1317 der Prinz Alfons gegen seinen Vater und bemächtigte sich der Städte Coimbra und Porto, ward zwar in der Schlacht bei Coimbra 1322 geschlagen u. zur Aussöhnung gezwungen, ergriff aber die Waffen aufs Neue, bis ihm der König endlich 1323 einen besondern Hofstaat zu Santarem und einen Antheil an der Regierung zugestand. Der Aufhebung des

Tempelherrenordens widersetzte sich D. gemeinsam mit dem König von Aragonien und stiftete 1319 den Christusorden, zu dessen Rittern er die Tempelherren ernannte. Im Jahre 1320 rüstete er eine große Flotte gegen die Mauren; doch unterblieb der Kriegszug. Der durch diese Rüstung hervorgerufene Aufruhr des Kronprinzen veranlaßte D. zur Gründung der portugiesischen Seemacht. Er † am 7. Jan. 1325 und hinterließ den Ruhm des weisesten und glorreichsten der Könige Portugals.

Dionysus, s. Bacchus.

Diophantus aus Alexandria, gelehrter Mathematiker, wahrscheinlich im 2. Jahrhundert n. Chr., nach Abulfaradsch aber im 4. Jahrhundert, ist Verfasser eines arithmetischen Werks in 13 Büchern, wovon jedoch nur die ersten 6 und eine Abhandlung über die Polygonalzahlen (wahrscheinlich aus dem 13. Buche) erhalten sind. Er gilt auch für den Erfinder der unbestimmten Analysis (daher diophantische Analysis) und war wenigstens der Erste, bei dem sich unbestimmte Aufgaben behandelt finden. Zu den beiden ersten Büchern der „Arithmetica" des D. gibt es alte Scholien, die dem Marinus Planudes beigelegt werden. Ausgaben des Werks existiren in lateinischer Uebersetzung von Xylander (Basel 1575), griechisch und mit verbesserter lateinischer Uebersetzung nebst Kommentar von Bachet (Paris 1621, vermehrter Abdruck von Fermat, Toulouse 1670), eine deutsche Uebersetzung von Schulz (Berl. 1821). Die Schrift „De numeris polygonis" übersetzte Poselger (Leipzig 1810).

Diopsid, Mineral, s. Augit.

Dioptas (Kupfersmaragd), wasserhaltiges kieselsaures Kupferoxyd von prachtvoll dunkel smaragdgrüner Farbe, durchsichtig, von der Härte des Apatits, einem specifischen Gewicht von 3,2 und ausgezeichnet krystallisirt in sechsseitiger Säule mit auf deren abwechselnde Kanten aufgesetzter dreiflächiger rhomboëdrischer Zuspitzung. Der Endkantenwinkel des Rhomboëders ist 95° 33′. Ein der Abstumpfung der Endkanten des letzteren paralleler blätteriger Bruch wird oft durch innern Reflex sichtbar; daher der Name. Vor dem Löthrohr schwärzt es sich und färbt dabei die Löthrohrflamme grün. Mit Phosphorsalz liefert es die grüne Perle des Kupfers in der äußeren Flamme und ein in der grünen Perle schwimmendes Kieselskelett. Es findet sich auf Kalkstein am Altyn-Tubeh im Gebiet der mittleren Kirgisenhorde, 500 Werst südlich von Omsk, wo die ganze Felswand grün von Kupfererzen ist. Die Krystalle sind meist aufsitzend, oft in Drusen vereinigt. Anfänglich wurde der D. für Smaragd gehalten.

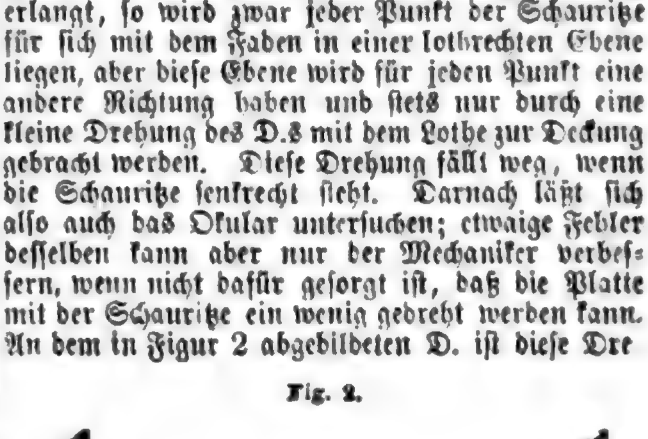
Diopter (Diopterlineal), Lineal aus Messing, mitunter auch von Ebenholz, zum Messen von Winkeln und Richtungen, besteht aus zwei Theilen, dem Okular und dem Objektiv. Das Okular ist der Träger desjenigen Punktes der Abschlinie, welcher bei der Beobachtung dem Auge zunächst steht, und das Objektiv der Träger des zweiten entfernteren Punktes dieser Linie. Beide Theile sind in der Regel durch ein Lineal fest mit einander verbunden; in einzelnen Fällen stehen sie aber auch lose neben einander (Figur 1). Das Okular hat ein Schauloch oder eine Schauritze a, durch die man nach dem Objektiv hin, welches mit einem Pferdehaar c oder einem feinen Faden versehen ist, visirt. Die beiden Flügel (Okular und Objektiv) sind zum Umschlagen mittelst Scharniere an dem Lineal befestigt. Da der Spalt und das Haar eine zur Grundfläche des Lineals senkrechte Visirebene

Fig. 1.



bestimmen sollen, so müssen sie in lothrechter Ebene liegen, wenn das D. auf einer wagrechten Fläche ruht. Ob diese Bedingung erfüllt ist, erkennt man auf folgende Weise. Man verschaffe sich außer einer wagrechten Unterlage für das D., in ziemlich großer Entfernung von dieser, eine lothrechte Richtung, durch einen langen Senkel, und überschaue, nach entsprechender Drehung des D.s, durch den Spalt zugleich den Objektivfaden und das Loth. Wird dieses seiner ganzen Länge nach von dem Faden gedeckt, wenn auch das Auge vor der Schauritze bald höher, bald tiefer steht, so ist die Vorrichtung fehlerfrei; findet aber diese Deckung nicht vollständig Statt, so ist entweder in dem Objektiv, oder in dem Okular, oder in beiden zugleich ein Fehler vorhanden, und es kommt nun darauf an, diese getrennt zu erkennen und wegzuschaffen. Ob der Faden lothrecht steht, erfährt man dadurch, daß man, nach Verdeckung der übrigen Stellen, nur einen einzigen Punkt der Schauritze bei der vorhergehenden Untersuchung benutzt und zusieht, ob der Faden nicht vom Lothe abweicht. Deckt er es, so steht er recht, weicht er aber ab, so wird er durch das Zäpfchen, womit er an dem einen Ende in ein kleines Loth gedrückt und also festgehalten wird, ein wenig zur Seite geschoben, bis die Deckung des Lothes Statt findet. Hat auf diese Weise der Faden die richtige Stellung erlangt, so wird zwar jeder Punkt der Schauritze für sich mit dem Faden in einer lothrechten Ebene liegen, aber diese Ebene wird für jeden Punkt eine andere Richtung haben und stets nur durch eine kleine Drehung des D.s mit dem Lothe zur Deckung gebracht werden. Diese Drehung fällt weg, wenn die Schauritze senkrecht steht. Darnach läßt sich also auch das Okular untersuchen; etwaige Fehler desselben kann aber nur der Mechaniker verbessern, wenn nicht dafür gesorgt ist, daß die Platte mit der Schauritze ein wenig gedreht werden kann. An dem in Figur 2 abgebildeten D. ist diese Dre-

Fig. 2.



hung möglich; denn die durch vier helle Stellen angedeuteten Schräubchen geben durch Schlitze in der Okularplatte, und diese läßt sich folglich nach Lüftung der Schräubchen etwas seitwärts drehen und dann wieder feststellen. Manche D. sind so einge-

t, daß sich in jedem Flügel Okular u. Objektiv ich befinden. Solche Einrichtungen geben zwei linien nach entgegengesetzten, aber parallelen ungen. Ueber die mit D.n zu erreichende Ge- ;keit des Zielens und über die Bedingungen, n dieselbe vorzugsweise abhängt, sind umfas- Versuche angestellt, nach welchen die runden ulöcher eine größere Schärfe der Visur als ten gewähren, und zwar darf der Durchmesser Löcher auf $1/_2$ pariser Linie und die Breite Spalten auf $1/_3$ Linie steigen, ohne daß die uigkeit des Zielens geringer wird, als bei n Oeffnungen, welche man indessen bei Ritzen unter $1/_5$ Linie und bei Kreisöffnungen nicht ;er als $1/_3$ Linie weit machen darf. Als weitere nisse der angestellten Versuche sind noch anzu- n, daß die Entfernung der Absehen von ein- , so lange sie nur nicht kleiner ist als die deut- Sehweite von ungefähr 8 Zoll, keinen wesent- Einfluß auf die Genauigkeit des Zielens hat, daß die Dicke des Objektivfadens am zweck- ssten ist, wenn sie vom Okular aus unter einem vinkel von 1—2 Minuten erscheint. Hiernach e folgende Tabelle zur Anfertigung von D.n net.

e des .s.	Weite der Schauritze.	Durchmesser des Schaulochs.	Dicke des Objektivfadens.
oll.	Duodecimallinien.		
6	0,20	0,25	0,03
8	0,23	0,28	0,04
0	0,25	0,30	0,05
2	0,28	0,33	0,06
6	0,32	0,37	0,07
:0	0,35	0,40	0,08
:4	0,38	0,42	0,09
:0	0,40	0,44	0,11
.6	0,42	0,46	0,13

D. leiden an einer Unvollkommenheit, welche Genauigkeit des Zielens sehr vermindert, sich nicht beseitigen läßt. Indem nämlich das Auge zeitig auf den nahen Objektivfaden und den rnteren Zielpunkt sehen muß, erzeugen sich die r beider nicht auf einer und derselben Stelle Netzhaut, sondern hinter einander, wobei das Fadens weiter zurückliegt. Es kann folglich Eines derselben, und zwar dasjenige, welches e auf der Netzhaut liegt, deutlich gesehen wer- wie die Erfahrung lehrt. Zwar besitzt das die Fähigkeit, sich den Entfernungen der be- teten Gegenstände anzubequemen, aber dieses ieht nur nach u. nach, nicht auf einmal. Wenn bald der Faden, bald der Zielpunkt deutlich, beziehungsweise bald der Zielpunkt, bald der n undeutlich erscheint, so findet in dem Urtheil die Deckung der Bilder eine Unsicherheit und ich im Zielen eine Ungenauigkeit Statt. Die ze dieser Ungenauigkeit schätzt Professor Stam- auf mindestens 7—8 Sekunden; sie mag aber anchen Fällen wohl noch mehr betragen. Des- sollte das Bestreben Derer, welche sich mit der abe oder der Verfertigung oder dem Gebrauche Meßinstrumenten befassen, dahin gehen, die endung der D. möglichst zu beschränken.

ioptra (griech.), Mutterspiegel.

ioptrik (früher auch Anaklastik), derjenige Theil der Optik, welcher von der Brechung des Lichts, insbesondere von der Brechung desselben in Linsengläsern handelt. Der Araber Alhazen, um 1150, war der Erste, der sich mit der D. beschäftigte. Später suchten Peckham, Erzbischof von Canterbury, Roger Baco, Maurolycus (um 1500), Giov. Bat. Porta (um 1600) und Bacon von Verulam (um 1630) dieselbe zu vervollkommnen, obwohl ohne sonderlichen Erfolg; erst die Erfindung der Brillen zu Anfang des 14. Jahrhunderts, die Erfindung des Fernrohrs (um 1590) u. des Mikroskops zu Anfang des 17. Jahrhunderts machten Epoche in der Geschichte derselben. Die eigentliche D., d. i. die Theorie der genannten Instrumente, mußte jedoch so lange unbekannt bleiben, als das Gesetz der Refraktion der Lichtstrahlen noch nicht entdeckt war. Kepler, von dem der Name D. herrührt, Kircher, Scheiner u. A. forschten vergeblich nach diesem Gesetz, bis es Willibrord Snellius in London fand, worauf es Descartes in seiner „Dioptrique" (1639) bekannt machte. Einen neuen Aufschwung nahm die D. durch Newtons „Optics" (London 1704), während gleichzeitig Rob. Bayle, Huyghens, Jak. Gregori, Isaak Barrow, Lahire, Mariotte, Grimaldi und Hooke sie bearbeiteten und Eustachio Divini in Rom und Campani in Bologna das Praktische der Wissenschaft förderten. Euler gab durch seine „Dioptrica" (Petersburg 1769—71, 3 Bde.) der Theorie der D. ihre gegenwärtige wissenschaftliche Gestalt, und Clairaut, d'Alembert, Bouguer, Lambert u. A. arbeiteten auf diesem Grunde fort. Vergl. Klügel, Analytische D., Leipzig 1778, 2 Bde.; Littrow, D., oder Anleitung zur Verfertigung der Fernröhre, Wien 1830; Prechtl, Praktische D., das. 1828.

Diorama (griech.), malerische Schaustellung, wobei die nach den verschiedenen Tageszeiten wechselnde Beleuchtung, also die Morgen-, Mittags-, Abend- und Mondbeleuchtung durch künstliche Lichteffekte nachgeahmt und das Ganze wohl auch durch erscheinende und verschwindende Staffage belebt wird. Eine derartige Schaustellung gab zuerst der französische Maler Daguerre 1832 in Paris. Die Einrichtung ist folgende. Ein möglichst durchsichtiger Stoff, z. B. Percal, ist auf beiden Seiten mit dem nämlichen Objekt, z. B. einer Landschaft, bemalt, und zwar zeigt die eine Seite dasselbe so, wie es bei auffallendem Lichte erscheint, die andere so, wie es bei der Dämmerung oder auch beim Mondschein sich zeigen würde. Dieses Doppelbild wird in einen Rahmen gespannt, welcher einem Fenster gegenübersteht, das durch mehre Läden verschlossen werden kann, und über welchem ein anderes Fenster befindlich ist, dessen Licht aber durch eine Scheidewand verhindert ist, auf die hintere Seite des Gemäldes zu fallen. Dagegen werden die durch das zweite Fenster hereinfallenden Lichtstrahlen durch einen gehörigen Orts angebrachten Spiegel so reflektirt, daß sie die vordere Seite des Gemäldes beleuchten können. Hat nun der Zuschauer diese eine Zeitlang beschaut, so wird mittelst eines Mechanismus ein sich geräuschlos auf zwei Schienen bewegender Schirm in der Weise zwischen den Spiegel und das Gemälde gebracht, daß die durch das obere Fenster hereinfallenden und durch den Spiegel reflektirten Lichtstrahlen die vordere Seite des Gemäldes nicht mehr treffen können. Da nun die das untere Fenster verschließenden Läden gleichzeitig geöffnet werden

und in Folge davon das Bild bei direkt durchfallendem Lichte betrachtet werden kann, so tritt jene Aenderung in der Beleuchtung ein, wobei man dadurch, daß man das letztere Licht durch farbige Gläser gehen läßt, noch einen beliebigen Farbenton, z. B. den der Morgen- und Abendröthe, hervorbringen kann. Daguerre zeigte z. B. das Innere einer Kirche bei Mitternacht, das sich nach und nach mit Andächtigen füllte, dann das Thal von Goldau erst im Sonnenschein, dann durch ein emporsteigendes Gewitter verdunkelt und endlich den bekannten Bergsturz. Bei dergleichen Schaustellungen erhöht man den Eindruck durch Hervorbringung verschiedenen, dem Dargestellten entsprechenden Geräusches, als Glockengeläutes, Rollen des Donners, Brausen des Windes 2c. Für das D. geeignete Schaustellungen sind z. B. eine Landschaft im Mondschein, wo das Halbdunkel nach und nach der Morgenröthe weicht und die Gegenstände zuletzt bei voller Beleuchtung erscheinen; eine Winterlandschaft, die darauf als Sommerlandschaft sich darstellt; ein Vulkan in Ruhe und dann in Thätigkeit. In Deutschland hat namentlich Gropius in Berlin das D. zu hoher Vollkommenheit gebracht, und seine Schaustellungen gehören schon seit geraumer Zeit zu den Sehenswürdigkeiten Berlins.

Diorit (v. Griech.), nach Hauy Bezeichnung derjenigen Grünsteine, in deren körnigem Gemenge man weißen Feldspath und schwarzgrüne oder schwarze Hornblende als deutlich unterscheidbare Bestandtheile erkennt. Der meist weiße und grünlichweiße, nur durchscheinende Feldspath gehört zu den 1- u. 1gliederigen Feldspathen, deren perlmutterglänzende Fläche des Hauptblätterbruchs in Folge polysynthetischer Zwillingsverwachsung parallele Streifung zeigt. G. Rose hielt den Feldspath daher anfänglich für Albit, die chemischen Analysen von Delesse u. A. haben aber bewiesen, daß es eine kieselärmere Species ist, in dem D. der Vogesen Andesin, in andern der kalkhaltige Oligoklas (s. Feldspath). Nicht selten sind Quarzkörner eingemengt, auch Glimmer, bei dessen häufigerem Auftreten das Gestein zu Glimmerdiorit wird; Schwefelkies und Magneteisen sind ebenfalls nicht selten eingesprengt. Im Korn zeigt sich das Gestein sehr wechselnd, oft an demselben Block, vom Großkörnigen bis Feinkörnigen; der feinkörnige geht oft in dichtes Gestein über, dessen einzelne Bestandtheile nicht mehr erkennbar sind, und das man Aphanit nennt. Das Vorherrschen des Feldspaths oder der Hornblende bedingt die Farbe, die dort licht, hier dunkel bis schwarz erscheinen kann. Durch lagen- und streifenweise Anordnung beider Bestandtheile entsteht der Diorit-schiefer. In diesem findet man in einer dichten, unebenen, feinsplitterig brechenden, vor dem Löthrohre schmelzbaren Grundmasse von grünlich- oder schwärzlichgrauer od. trüb grünlich- od. gräulichweißer Farbe einen 1- u. 1gliederigen lichten Feldspath, bald glänzend, mit Zwillingsstreifung, bald derb splitterig, ohne deutliche Begrenzung, u. daz meist lang säulenförmige Hornblendekrystalle eingebettet liegen; so bei dem prachtvollen Verde antico mit grüner Grundmasse u. grünlichweißem Feldspath und kleinen schwarzen Hornblendekrystallen. Quarzbiheraëder liegen nicht selten innen. Auch finden sich öfters kleine Mandelausfüllungen, und das Gestein geht in dioritischen Mandelstein über. Bei D. und Dioritporphyr liegt das specifische Gewicht zwischen 2,6 und 2,9. Im Ganzen unterliegt das Gestein der Verwitterung ziemlich schwierig, doch zerfällt es zuletzt in einen der Vegetation günstigen Grus, aus dem ein rother eisenschüssiger Thon hervorgeht. In bergmännischer Beziehung ist das Zusammenvorkommen von Erzen mit ihm von Wichtigkeit. D. und Dioritporphyr sind Begleiter vieler Erzlagerstätten im Ural, in Ungarn, Siebenbürgen, Nordamerika. Das Gestein ist weit verbreitet, wenn es auch meist in geringer Ausdehnung in Lagern u. Stöcken, in Gängen und oft in mit letzteren in nachweisbarem Zusammenhang stehenden Kuppen auftritt. So kommt es im Gebiet des krystallinischen Urgebirgs, des Uebergangs- und Steinkohlengebirgs und in Ungarn selbst mit jüngeren Bildungen vor; doch hat sich manches, früher als D. angesprochenes jüngeres Durchbruchsgestein, einer genauen mineralogisch-chemischen Analyse unterworfen, als in seiner Zusammensetzung vom eigentlichen D. abweichend erwiesen; so der Teschinit der schlesischen Beskiden (s. Grünsteine). Große Ausdehnung besitzen dioritische Gesteine im Ural, vor Allem im nördlichen, dessen höchste Kuppen aus ihm bestehen; sie treten aber auch im Altai u. Alatau auf und sind durch die erratischen Fluthen aus dem skandinavischen Norden weit über Norddeutschland verbreitet. D. kommt im Thüringerwald bei Ilmenau u. in dem Schleusegebiet sehr ausgezeichnet, seltener am Harz vor, hier im Bodethal oberhalb der Roßtrappe, ebenso innerhalb des rheinischen Schiefergebirgs, im Erzgebirge, in Böhmen, um das erzreiche Przibram, im Riesengebirge (Kupferberg), in den Alpen, in Toskana (schöner Dioritporphyr), in Frankreich, hier in den Vogesen, in Lyonnais, im Ur- und paläozoischen Gebirge des Westens, wo man in der Bretagne den Kersanton ausscheidet, einen glimmerreichen, vielfach als Baustein für die dortigen Kirchen angewendeten D. In den Pyrenäen, insbesondere in den westlichen, hat man ihn Ophit genannt. Außerdem kennt man ihn aus Afrika, insbesondere aus Nubien u. Oberägypten (Verde antico u. die schönen ägyptischen Breccien), aus Borneo, aus Amerika. Am Oberensee stehen mit D. die reichen Lagerstätten gediegenen Kupfers in Verbindung. An vielen Orten kommen mit ihm auch andere Hornblendegesteine zusammen vor, insbesondere Hornblendegestein und Hornblendeschiefer, die oft nur feldspatharme dioritische Gesteine sind. Schwierig ist häufig die Unterscheidung dieser und der augitischen Grünsteine, die sich meist nur chemisch durch geringen Kieselgehalt aus einander halten lassen. Dagegen sind die Orthoklas führenden Syenite Gesteine von wesentlich verschiedener Natur und schon durch die meist röthliche Farbe ihres Feldspaths leicht zu unterscheiden.

Diorrhosis (griech.), s. v. a. Harnruhr.

Dios, griechischer Monat, bei den Macedoniern und den Kleinasiaten der erste, in Syrien der zweite im Jahre.

Dioscorea *L.* (Yamswurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Dioscorinä (Sarmentaceen), charakterisirt durch die 2häusige, 6theilige Blüthe mit 6 Staubgefäßen und die 3fächerige, papierartige Kapsel mit 3 Flügeln und im vorspringenden Winkel klaffenden Fächern, welche 2 dünne, geflügelte Samen enthalten. Die Gattung begreift

… 100 Arten, weitlaufende Gewächse mit links …ndenem Stengel, breiten, meist herzförmigen, …pigen, wechsel- oder gegenständigen Blättern …kleinen, in Achselähren vereinigten Blüthen. …n ihrer großen, mehlreichen Wurzelknollen, …e das Mandioccamehl liefern, sind sie …ige Nahrungspflanzen, von welchen sich beson- … die Bewohner der Südseeinseln vorzugsweise …n. Diese Wurzelknollen sind im frischen Zu- …e scharf und schädlich, verlieren aber durch das …n und Rösten ihre Schärfe und geben dann …gesunde, nahrhafte Speise ab. Man kultivirt …her gegenwärtig in Südasien, Afrika, Austra- …und Amerika auf großen Flächen, wie bei uns …artoffeln. Einige Arten dienen auch als Arz- …lanzen. D. alata *L.*, Yamspflanze, Ig- …e, mit geflügeltem Stengel u. gegenständigen …örmigen Blättern, wächst in Ostindien wild, aber hier wie in den andern Welttheilen allge- … gebaut und liefert das meiste Mandioccamehl. … viereckige, hin und her gebogene, gegliederte …gel theilt sich in mehre Zweige, welche sich um … eingesteckten Pfähle herumwinden. An jedem …en stehen 2 Blätter, welche 5—6 Zoll lang und …ll breit sind, u. in den Blattachseln entwickeln …häufig 2—3 weißliche Knollen, welche keimen … sich nach den Regenmonaten zu zahlreichen, …enlangen Trauben mit kleinen, senfkorngroßen …ichen Blüthen entwickeln. Die Wurzel ist von …iedener Gestalt, meist beutelförmig, unten breit, … schmal, handlang und 4—6 Finger dick, aus- …ig fahl, inwendig weiß, dicht und saftig, aber …urzen Fasern durchlaufen, roh unschmackhaft, …hmal die Größe eines Ochsenkopfs und 30— …fund Schwere erreichend. Behufs der Kultur …neidet man die Wurzeln in fingerlange Stücke …ieckt sie reihenweise in Erdhäufchen, wo sie nach …en Wochen einen schuhlangen Schoß treiben, …an durch eine Stange stützen muß, 5 Monate …er, im April, sind die neuen Wurzeln reif; sie …n herausgenommen, wie bei uns die Rüben, …alten sich ein Jahr lang. Die Felder, worauf … sie baut, müssen trocken liegen. Die Wurzel … allgemein zur Speise, und zwar gekocht und …tücke geschnitten, und wird statt Reis oder … zu Fischen und andern Speisen oder auch ge- … und mit Butter bestrichen gegessen. Gepul- … wird sie auf schwerheilende Geschwüre gestreut, …aft der Blätter aber gegen den Skorpionsbiß …wendet. In den europäischen Gewächshäusern … diese Art neben D. sativa *L.* der ansehnlichen …er wegen oft zur Bekleidung der Wände und …er. Man pflanzt sie in große, tiefe Töpfe in …e Theile Laub- und Mistbeeterde, die mit ¼ … gemischt ist, oder besser in ein Erdbeet, be- … sie mäßig, in der Zeit der Ruhe gar nicht, … vermehrt sie durch die Stengelknötchen oder … mit Augen versehene Wurzeltheile, die in …e Erde gepflanzt, in ein warmes Lohbeet ge- … und, bis sie treiben, spärlich befeuchtet werden. …ativa *L.*, Hundswurzel, Blutgemüse, …unde m, glattem, armsdickem Stengel, wechsel- …igen, herzförmigen, 5—7 Zoll langen, zugespitz- … Blättern und zweiflügeliger Frucht, ein in …dien wildwachsendes Schlingkraut voll bittern …hsaftes, gibt in den Blättern ein beliebtes Ge- … und in der Wurzel, die durch das Kochen eben-falls ihre Schärfe verliert, eine mehlreiche Speise. D. bulbifera *L.*, der vorigen Art ähnlich, trägt in den obern Blattachseln bräunliche, fleischige, apfelförmige Knollen, durch welche sie sich fortpflanzen läßt. D. aculeata *L.*, mit großen, büschelig knolligen Wurzeln und einem dicht mit kurzen Dornen besetzten, ebenfalls knollentragenden Stengel, auf Malabar und den Molukken, wird auch anderwärts kultivirt. D. japonica *Thunb.* und D. quinqueloba *Thunb.*, in Japan einheimisch, wird hier fleißig kultivirt. Von D. hirsuta *Blume* wird die Abkochung der Blätter in Ostindien in Verbindung mit Koriander gegen Wechselfieber gebraucht. Von D. triphylla *L.*, in Malabar und auf Java, wird eine Abkochung der einen ätzenden Saft enthaltenden Wurzel, die nur durch starkes Kochen genießbar wird, gegen Hämorrhoiden gebraucht.

Dioscorides (D. Pedanius, auch Dioscurides u. Pedacius), berühmter Naturforscher u. Arzt um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr., aus Anazarbus in Cilicien, war Feldarzt unter Kaiser Claudius und verfaßte eine Schrift über Arzneimittel („Materia medica"), die im Orient noch heute als Autorität gilt, namentlich als Quelle der pharmaceutischen Botanik. Eine lateinische Uebersetzung nach dem Arabischen erschien zu Colle (in Toskana) 1478, ein Abdruck Lyon 1512, eine neue lateinische Uebersetzung von Ruell (Paris 1516), oft wieder abgedruckt und erläutert, am besten von Matthiolus zu Venedig 1554; eine dritte Uebersetzung gab J. Cornarius (Basel 1557). Die erste griechische Ausgabe erschien zu Venedig 1499, eine neuere von Sprengel (Leipz. 1829—30, 2 Bde.), eine deutsche Uebersetzung von Dantzen. Die beiden besten Handschriften des D. befinden sich in Wien.

Dioscorinä (Dioskoreen), monokotyledonische Pflanzenfamilie, kraut- und halbstrauchartige Gewächse mit knolligem, dicklichem Wurzelstock und windendem Stengel und mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blätter sind wechsel-, selten fast gegenständig, gestielt, handförmig-generot, ungetheilt oder handförmig-zerschnitten; die Blüthen 2häusig, ährig oder traubig; die männliche Blüthenhülle ist 6theilig, mit in 2 Reihen stehenden Zipfeln, deren jeder am Grunde ein Staubgefäß trägt; die weibliche Blüthenhülle ist dem Fruchtknoten angewachsen, mit oberständigem, 6theiligem Saume; der Fruchtknoten ist aus 3 dicht miteinander verwachsenen Karpellen gebildet und trägt 3 am Grunde mit einander verschmolzene Griffel mit einfachen, selten 2spaltigen Narben; die Kapsel ist geflügelt, 3- oder durch Verkümmerung meist einfächerig, selten eine Beere, der Same ist plattgedrückt oder randhäutig, aus einem hornartigen Albumen bestehend, welches in der Gegend des Nabels ausgehöhlt erscheint u. den kleinen Embryo einschließt. Die Familie zählt gegen 80 Arten, welche fast ausschließlich den Tropen angehören. Die Wurzeln enthalten Satzmehl in reichlicher Menge und einen scharfen bitteren Stoff, der sich durch Waschen und Kochen leicht beseitigen läßt, so daß sie dann sehr nahrhafte Speisen geben.

Dioscurias (später Sebastopolis genannt), im Alterthum reiche Hauptstadt in Colchis am Pontus Euxinus, eine Kolonie der Milesier, in welcher nach Plinius 300 Völker verschiedener Sprachen zusammentrafen. Noch im 6. Jahrhundert n. Chr. war

sie ein christlicher und sehr blühender Handelsplatz. Unter den Ruinen derselben (bei dem Dorfe Iskuria in Abchasien) zeichnet sich besonders eine aus christlicher Zeit stammende, ganz mit dem reinsten weißen Marmor gepflasterte Basilika aus, die auf einen Geschmack und einen Reichthum deutet, der sich mit der jetzigen Entvölkerung und Armuth des Landes nicht zusammenreimen läßt.

Dioscurus (Dioscorus), Patriarch von Alexandria, folgte 444 n. Chr. dem heiligen Cyrillus und veranlaßte, von Herrschsucht getrieben, durch Intriguen die Berufung der sogenannten Räubersynode nach Ephesus (449), die unter seiner Leitung dem bereits anathematisirten Eutyches, dem Urheber der monophysitischen Streitigkeiten, günstige Beschlüsse faßte. Die abendländischen Bischöfe, an ihrer Spitze der römische, erklärten jedoch diese Beschlüsse für null und nichtig, und auch die meisten derjenigen Bischöfe, die an jener Versammlung Theil genommen, leisteten Widerruf, so daß bereits 451 auf dem großen Koncil von Chalcedon D.' Absetzung erfolgte. Er † in der Verbannung zu Gangra in Paphlagonien 454.

Diosemeia (griech.), Zeichen am oder vom Himmel, namentlich Donner und Blitz; auch Luft- und Wetterzeichen.

Dios-Györ (spr. Diohsch-Djöhr), Marktflecken im ungarischen Komitat Borsod, am Fuß des waldigen Bikgebirges, im wein- u. fruchtreichen Thale der Szinva, das seiner romantischen Lage wegen das ungarische Tempe genannt wird, hat ein verfallenes Schloß, ein großes Eisenwerk, das jährlich 14,000 Centner Roh- und 9000 Centner Stabeisen producirt, Glas- und Papierfabrikation und 3000 Einwohner. In der Nähe ein laues Bad, dessen Wasser (Kalkerde, Kochsalz und kohlensaures Natron enthaltend) an der Nordseite des Gebirgs stark hervorquillt und sich in einen kleinen Morast (Ueberbleibsel eines alten Königsbades) ergießt.

Dioskuren (d. i. Söhne des Zeus), gemeinsamer Name der beiden Heroen Castor und Pollux (Polydeuces), der Zwillingssöhne der Leda, welche diese nach Homer vom Tyndareus, nach späterer Sage vom Zeus gebar. Nach einer andern Version ist Polydeuces Sohn des Zeus, Castor dagegen hat den Tyndareus zum Vater, weshalb sie auch Tyndariden genannt werden und jener unsterblich, dieser sterblich ist. Ihre Schwester oder Halbschwester ist Helena; als ihr Geburtsort werden Amyklä, der Taygetus, die Insel Pephnus bei Thalamä u. Thalamä genannt. Die Sage gedenkt besonders ihres Zugs gegen Theseus, um ihre Schwester Helena aus seinen Händen zu befreien, ihrer Theilnahme an dem Argonautenzuge und an der Jagd auf den kalydonischen Eber, ihres Kampfes mit den Söhnen des Aphareus und der Entführung der Töchter des Leucippus. In dem Kampfe mit den Aphariden fällt Castor, der Sterbliche, durch Idas; Pollux theilt mit ihm die Unsterblichkeit, indem Beide einen Tag in der Oberwelt, den andern in der Unterwelt zubringen. Nach einer andern Auffassung setzte Zeus zum Lohn für ihre Bruderliebe Beide als Zwillinge oder als Morgen- und Abendstern an den Himmel. Beide genossen göttlicher Ehre, worin nach Otfr. Müller Zweierlei verschmolzen ist, nämlich die heroische Ehre menschlicher Tyndariden und der altpeloponnesische Kultus der großen Götter. Sie werden als hülfreiche Horte verehrt und heißen deshalb Anaktes, d. i. Schirmherren; besonders rufen sie die Schiffer an und geloben ihnen weiße Lämmer, wofür sie durch Flämmchen auf den Masten das baldige Aufhören des Sturms anzeigen. Als Schirmherren der Reisenden sind sie auch Beschützer der Gastfreundschaft und haben die Theoxenien gestiftet. Als Heroen sind sie Vorsteher der Gymnastik, daher in Sparta ihre Standbilder am Eingang der Rennbahn standen. Polydeuces ist Faustkämpfer, Castor der gewaffnete Rossebändiger; doch erscheinen auch Beide als Reiter, oder bei den Rossen stehend, oder als Wagenlenker auf goldenem Wagen. Auf Münzen sind ihre Symbole häufig nur der nie fehlende halbeiförmige Hut (da sie, weil Zeus die Gunst der Leda in Gestalt eines Schwans genossen hatte, aus Eiern gekommen sein sollten) und der Stern über demselben, sowie der Wurfspieß und weiße Rosen in der Hand; auf den römischen Denaren dagegen erscheinen sie als Reiter mit Palmen in den Händen.

Diosma *L.* (Götterduft, Göttergeruch), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, 5 am Kelch befestigte Kronblätter, 5 fruchtbare und 5 unfruchtbare, fast schuppenförmige oder verschwindende Staubgefäße, kleine, endständige Blumen, 5 zweiklappige, ein- bis zweisamige Samenbehälter und glänzend schwarze Samen, umfaßt, nachdem in neuerer Zeit viele Arten unter Abenandra, Agathosma und Barosma abgetrennt worden, nur noch gegen 30 immergrüne Ziersträucher vom Kap mit kleinen Blättern und unansehnlichen Blüthen, aber von zierlichem Wuchse und starkem aromatischen Geruche. Die bekanntesten sind: **D. alba** ***Thunb.***, mit linienförmigen, gekielten, feingespitzten, steifen, am Rande knorpeligen und etwas scharfen, drüsig punktirten Blättern und weißen, fast einzeln stehenden Blumen; **D. hirsuta** ***Thunb.***, mit linienförmigen, gekielten, stachelspitzigen, rauhhaarigen, zerstreut stehenden Blättern und weißen Blumen auf einblumigen, fast doldentraubigen Stielen; **D. rubra** *L.*, mit zerstreut stehenden, linienförmigen, dreiseitigen, feingespitzten, glatten, am Grunde gewimperten, unten zweireihig punktirten Blättern und zierlichen, blaßrosenrothen, fast doldenständigen Blumen; **D. tenuissima** *Lk.*, ein sehr feiner, zierlicher, buschiger Strauch mit sehr kleinen, zerstreut stehenden, aufrechten, dreiseitigen, stumpflichen, glatten Blättern u. glatten, zahlreichen, zierlichen, weißröthlichen Blumen. Die meisten Diosmaarten werden am Vorgebirge der guten Hoffnung von den Hottentotten und Ansiedlern gegen verschiedene Beschwerden, besonders aber bei Krankheiten der Harnwerkzeuge angewendet. Kultur wie bei Barosma (s. d.).

Diosmeen, Pflanzenfamilie, Sträucher oder Bäume, wenige Kräuter enthaltend, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blätter sind gegen- oder wechselständig, einfach oder gefiedert, mit drüsigen, oft durchscheinenden Punkten besetzt; Nebenblätter fehlen. Die Blüthen sind achsel- oder gipfelständig, mit Deckblättern versehen, weiß oder röthlich, zwitterig, regelmäßig oder unregelmäßig; der Kelch ist 4—5theilig, die 4—5 Blumenblätter sind frei, selten am Grunde etwas mit einander verbunden, bisweilen ganz fehlend; die Fruchtknoten, meist in der Zahl der Blumenblätter oder auch in

er vorhanden, sind sitzend oder werden von
emeinschaftlichen Stiele getragen, auch sind
unter einander verwachsen, bald theilweise
nz frei; die Griffel, mit den Fruchtknoten
er Anzahl vorhanden, sind ganz oder nur
Spitze mit einander verwachsen u. tragen je
fache oder ausgebreitete Narbe; die Kapseln,
oder auch nur in der Einzahl vorhanden,
ondert, selten verwachsen. Die D., deren
ka 3000 Arten zählt, sind vornehmlich den
Ländern der gemäßigten Zone eigen, we-
b zwischen den Tropen einheimisch. Europa
ur Eine Art: Dictamnus albus; von Süd-
nnt man cirka 160 Arten, von Neuholland u.
über 50. Als vorwaltende Bestandtheile
n sie ätherisches Oel und Harz und mehre
genthümlichen Bitterstoff. Sie liefern des-
omatische, flüchtig reizende, schweiß- und
bende, krampfstillende, zum Theil auch
bittere und fiebervertreibende Arzneien.

polis, 1) Stadt in Unterägypten, unweit
s, zwischen Sümpfen gelegen; — 2) D.
a, s. v. a. Theben, woher die alten zu The-
sidirenden Königsdynastien auch die der
oliten hießen; — 3) früher Lydda, Stadt
stina, Stamm Benjamin, gehörte eine Zeit-
Samaria, ward 66 n. Chr. von Cestius Gal-
rannt, aber bald wieder aufgebaut. Es bil-
hier früh eine christliche Gemeinde; jetzt
Ludd).

pyros *L.* (Dattelpflaume, Persimon-
ne), Pflanzengattung aus der Familie der
en, charakterisirt durch die polygamischen
n (Zwitterblüthen mit glockigem, 5zähnigem
männliche Blüthen glockig mit 5lappigem
und dachziegeliger Lage der Lappen und 8
ichen, an kurzen, oft monadelphisch verwach-
äden befestigten Antheren; weibliche Blüthen
ebildet, aber mit 4spaltigem Kelch und kuge-
ruchtknoten mit 5 pfriemlichen Griffeln und
ern) und die am Grunde vom verdorrten
mhüllte Beere, Bäume und Sträucher mit
elnden länglichen, lederigen Blättern und
is zu 4 in den Blattachseln stehenden Blü-
arunter mehre Arznei-, Nahrungs- u. Holz-
n. **D. Lotus** *L.*, gemeine Dattel-
me, grünes Ebenholz, wildes
zosenholz, ist ein stattlicher Baum, auch
h, mit spitz-eilanzettlichen, unterseits helle-
blen oder fein behaarten Blättern, in den
hseln sitzenden grünlichen Blüthen und bläu-
arzen Beeren von der Größe kleiner Kir-
velche säuerlich-süßes Fleisch enthalten und
ossen werden, sowie man auch Sirup und
araus bereitet. Die Rinde des Stammes
n, runzelig, braunroth; das Holz graugrün-
hart und wird zuweilen statt des ächten
enholzes gebraucht. Der Baum wächst im
hen Afrika, im Orient und im südlichen
n, vornehmlich in Italien bis Verona, in
t, im Kanton Tessin, hier wahrscheinlich
anzt und nach und nach verwildert, u. wird
hie und da in Gärten gezogen, wo er aber
wohlbeschützten Standorten und bei sorg-
Bedeckung während des Winters ausdauert,
b man ihn besser in Kübeln mit nahrhafter
erde zieht und im Orangeriehause überwin-
tert. **D. Kaki** *L. fil.*, ein Baum oder Strauch von mittlerer Höhe mit wenigen krummen Aesten, knotigen, grünen Zweigen, breit elliptischen, zugespitzten, wie die Zweige filzigen Blättern und safrangelben, pflaumenartigen, süßen Früchten, welche sowohl roh genossen werden, als auch in Zucker oder Mehl eingemacht als Kakifeigen in den Handel kommen, findet sich in Japan und China angepflanzt und wild. **D. glutinifera** *R. Brown*, ein Baum von mittlerer Höhe mit immergrünen Blättern u. rothgelben Beeren, welche vor der Reife als sehr gerbstoffhaltig zum Gerben gebraucht, reif aber gegessen werden und einen klebrigen, zur Heilung von Wunden, aber auch zu Tischlerleim dienenden Saft enthalten, wächst im nördlichen Ostindien in feuchtem Boden. **D. virginiana** *L.*, ein bis 60 Fuß hoher Baum mit 4 Zoll langen, unten rothgeaderten Blättern, gelblichgrünen Blüthen und fleischigen, gelblichrothen Früchten (Persimonen) von der Größe der Mispeln, welche sehr zusammenziehend schmecken, aber gefroren einen milden Geschmack annehmen und sowohl roh, als auf verschiedene Weise, auch als Kuchen zubereitet gegessen werden, wächst in Nordamerika an feuchten Orten und verlangt bei uns einen lockeren, guten Boden und Schutz, wenn er den Winter überdauern soll. Die Rinde, Cortex Diospyri, wird bei Diarrhöen, Ruhren, Wechselfiebern und Blutungen als heilsam empfohlen; die adstringirenden Früchte werden zu Gurgelwasser und als Purganz benutzt; auch bereitet man eine Art Branntwein und Bier daraus. Das aus der Rinde ausschwitzende gummiartige Harz findet mehrfache technische Verwendung, ebenso das weiße, sehr harte Holz. **D. ebenum** *Retz*, ein über 40 Fuß hoher Baum mit schwarzer Rinde und schwarzem, sehr hartem Holze, 2 Zoll langen, lederigen Blättern, weißen, zottigen Blüthen und olivenartigen Beeren, in Ostindien, besonders auch auf Ceylon, liefert in seinem schweren Holzkern das bekannte Ebenholz, Lignum ebenum s. Ebenum officinale, das früherhin außer zu technischen Zwecken auch als blutreinigendes Mittel bei Augenkrankheiten, Hautausschlägen gebraucht wurde und einen Bestandtheil der sogenannten Holztränke ausmachte. **D. ebenaster** *Retz*, mit eckigem Stamm, an 10 Zoll langen Blättern u. apfelähnlichen Früchten (Mehläpfeln) mit gelbem, schleimigem, säuerlichem Fleisch, welches roh und geröstet genossen wird, auf Ceylon und den Molukken, liefert besonders zu Pfählen brauchbares, schwarz geadertes Holz. **D. melanoxylon** *Roxb.*, Schwarzholz, ein 20 Fuß hoher Baum mit dickem Stamme, länglich-lanzettförmigen Blättern, blaßgelben Blüthen und runden, saftigen, eßbaren Beeren, in Ostindien, liefert im Kern ebenfalls Ebenholz und in der Rinde ein Mittel gegen die Ruhr. Auch **D. tomentosa** *Roxb.*, im nördlichen Ostindien, trägt eßbare Früchte und liefert Ebenholz. Von **D. malabarica** *Kostel.*, einem gegen 80 Fuß hohen Baum auf Malabar, dessen Stamm 18 Fuß im Umfang mißt, dienen die jungen adstringirenden Blätter und Früchte als Mittel gegen Aphthen und Augenentzündungen, die Rinde zu kühlendem, beruhigendem Getränke, während aus den Samen ein Oel gepreßt wird, welches ebenfalls arzneiliche Verwendung findet, der Fruchtsaft einen guten Leim gibt und die den Kakaobohnen ähnlichen, angenehm süß-säuerlich schmecken-

den Früchte als Obst genossen werden. Von D. chloroxylon *Roxb.*, in Ostindien, mit eßbaren Früchten, kommt das Holz als grünes Ebenholz in den Handel, sowie auch noch mehre andere Arten durch ihre Früchte und ihr Holz nützlich sind.

Diotima, Priesterin aus Mantinea, nach Plato's „Gastmahl" (Kap. 22) Lehrerin des Socrates, der in diesem Dialog aus ihrem Munde über das Wesen u. den Ursprung der Liebe spricht. Spätere machen sie zu einer Priesterin des lycäischen Zeus, oder zu einer Pythagoräerin, die sich längere Zeit in Athen aufgehalten habe.

Diphthong (v. Griech.), Doppellauter, ein Laut, der aus zwei verschiedenen Vokalen zusammengesetzt ist und verbunden ausgesprochen wird, wie im Deutschen au, äu, ei, eu, ai.

Diplasiasmus (v. Griech.), Verdoppelung, in der Grammatik Verdoppelung eines Konsonanten, von den griechischen und lateinischen Dichtern um der prosodischen Verlängerung der vorhergehenden Silbe willen häufig angewendet; z. B. reppulit statt repulit.

Dipleidoskop (v. Griech., Doppelbildseher), astronomisches Instrument, 1844 von Dent in London erfunden, besteht aus drei feingeschliffenen Glastafeln in Rechteckform mit parallelen Flächen, so daß diese drei Glastafeln ein gleichschenkeliges Prisma einschließen, wobei von den drei Neigungswinkeln der Seitenflächen der eine 90°, folglich jeder der beiden andern 45° beträgt. Wird nun das D. vor dem Objektivglase eines Fernrohrs so befestigt, daß die dem rechten Winkel gegenüberstehende Seitenfläche nach den Gegenständen zu gewendet ist u. genau senkrecht auf der Axe des Fernrohrs steht, so wird man von allen Gegenständen, deren Strahlen nicht genau parallel mit der Axe des Fernrohrs laufen, im Gesichtsfelde zwei Bilder erblicken, ein direkt gesehenes und ein reflektirtes; wogegen sich bei mit der Fernrohraxe parallel laufenden Strahlen diese beiden Bilder decken. Man kann daher mit einem jeden mit dem D. versehenen, im Meridian aufgestellten Fernrohre die Kulmination hellglänzender Gestirne, besonders der Sonne, beobachten, und es kann sonach das D., welches bereits auf mehren Sternwarten Aufnahme gefunden hat, das theure Passageinstrument (Mittagsfernrohr) ersetzen.

Diploë (griech.), das schwammige, weitmaschige, netzförmige Knochengewebe, welches sich in sogenannten platten Knochen zwischen zwei Lamellen harter Knochensubstanz ausbreitet. Es findet sich bei den Schädelknochen, im Schulterblatt, bei den Backenknochen und ist, je dicker der Knochen ist, desto stärker, je dünner derselbe, desto schwächer ausgebildet, bei ganz dünnen Knochen aber, wie z. B. beim Thränenbein, gar nicht vorhanden.

Diplom (v. Griech.), eigentlich die aus zwei Blättern zusammengelegte Schreibtafel, bei den Römern im Allgemeinen eine amtliche, glaubwürdige Ausfertigung, besonders der Kaiser u. höheren Staatsbeamten, dann Schein, durch welchen Jemandem ein Zugeständniß gemacht wurde, besonders das zur Beförderung einer Reise Nöthige, z. B. Paß, Geleitsbrief; ferner jede durch Unterschrift und Siegel beglaubigte Urkunde. In dieser Bedeutung war das Wort D. während des ganzen Mittelalters nicht mehr gebräuchlich, denn alle jene Staatsschriften, welche jetzt Gegenstand der Urkundenlehre oder sogenannten Diplomatik sind, wurden damals mit Charta, Pagina, Literae 2c. bezeichnet. Erst im 17. Jahrhundert kam das Wort D. wieder in Aufnahme, und zwar führte es Mabillon (durch sein Werk „De re diplomatica") in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch u. Joachim in die deutsche Sprache ein. Es bedeutete damals alle amtlichen geschichtlichen Aufzeichnungen, besonders solche, welche einer älteren Zeit angehörten. Seitdem die Diplomatik deutsche Bearbeiter gefunden, ist das Wort Urkunde für D. herrschend geworden; dagegen erhielt D. die Bedeutung einer solchen schriftlichen Erklärung, welche zur Beglaubigung irgend eines Vorgangs oder Beschlusses von Seiten der dabei betheiligten Personen absichtlich ausgestellt worden ist. In engerer Bedeutung sind D.e Urkunden über Ertheilung akademischer Würden, des adeligen Standes, oder über die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften. Diplomatarium (Chartularium), eine Sammlung von Abschriften oder Abdrücken alter Urkunden.

Diplomatie (v. Griech.), der Inbegriff der in Bezug auf die Verhandlungen und den internationalen Verkehr zwischen civilisirten und unter sich in Wechselwirkung stehenden Staaten geltenden oder Geltung beanspruchenden rechtlichen und politischen Grundsätze, Regeln und Gebräuche, ferner die wissenschaftlich geordnete Darstellung solcher Grundsätze, Regeln und Gebräuche, sowie die Fertigkeit in deren Anwendung und Ausübung. Die regelmäßige Form der Verhandlungen zwischen civilisirten Staaten ist die schriftliche, die rechtsverbindlichen Festsetzungen, Verpflichtungen und Anerkennungen werden in Urkunden gebracht, welche für spätere Verhandlungen wiederum die Grundlage bilden. So sind also Diplomatik und D., in sofern erstere eine Vorbereitungswissenschaft und wesentliches Erforderniß für letztere ist, nahe mit einander verwandt. Ihrer weitern Bedeutung nach gehört die D. zu denjenigen Kollektivwissenschaften, welche nach und nach jeden Zweig des menschlichen Wissens in ihren Kreis ziehen, da sie eben jeden von ihrem Standpunkt aus betrachten und zu ihren Zwecken anwenden kann. Der so unendlich gesteigerte gegenseitige Verkehr der Völker, die jeden Tag vielseitiger werdende Berührung und Wechselwirkung ihrer Interessen sind die materiellste Ursache dieser Erscheinung. Früher, als noch die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft fast ausschließlich auf das Innere des Staats gerichtet waren und nur selten das Ausland berührten, konnte, wenn Letzteres einmal der Fall war, schon Derjenige kräftig wirkend auftreten, der dieses Einzelinteresse in Bezug auf seinen Staat hinlänglich erfaßt hatte und es zu beurtheilen verstand. Sobald aber der Handel die Völker gegenseitig näher gebracht, die Interessen derselben auch nach außen gelenkt hatte, führte die Nothwendigkeit die äußere Politik in das Leben ein, die sich, je vielfacher ein Volk mit dem andern in Berührung kam, auch immer vielseitiger gestalten mußte, und deren tiefe, vollständige Kenntniß das erste Erforderniß eines tüchtigen Diplomaten wurde. Was Begriff und Grenzen der D. betrifft, so ermangeln bis jetzt beide noch der scharfen Bestimmtheit. Da die D. in ihrem Uebergange von einer Kunst

ſenſchaft noch immer den Charakter einer
agen perſonellen Wiſſenſchaft nicht abge-
t, ſo wird eine Erklärung derſelben nur
und möglichſt allgemein hinzuſtellen ſein,
Kreis der in den Bereich der D. zu
n Wiſſenſchaften nicht vor der Zeit zu
. Hiernach würde unter D. der Inbe-
rjenigen Kenntniſſe verſtanden werden,
ie Geſchäftsmänner, denen die Feſtſtellung,
ung und namentlich die Ausführung des
s der auswärtigen Politik in den einzelnen
obliegt, ſich aneignen und beſitzen müſſen,
Zwecke zum Wohl ihrer Staaten erreichen
hren zu können. Pölitz, der die D. eben-
s eine eigene, im Syſtem der Staatswiſſen-
ein beſonderes Fach ausfüllende Wiſſen-
rſtellt, zerlegt dieſelbe in drei Theile: die
ht über die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe,
von den diplomatiſchen Perſonen gefordert
die Darſtellung der Rechte und Pflichten
Auslande angeſtellten diplomatiſchen Agen-
das eigentliche Geſandtſchaftsrecht, u. die
chichte und Staatskunſt beruhenden allge-
Grundſätze für die Unterhandlungskunſt
swärtigen Staaten. Weit ausgedehnter
ſt der Kreis der zur D. gehörigen Disci-
wenn man darunter den Inbegriff derjenigen
verſteht, welche zu einem wohlgeregelten
-diplomatiſchen Kurſus, ſei es auf Univer-
oder in beſondern Bildungsſchulen für die
ſich widmenden Männer, nothwendig gehö-
r zweckmäßig in dieſelbe aufzunehmen wä-
zu umfaſſend würde die Ausdehnung des
s der D. werden, wollte man zu derſelben
upt-, Hülfs- und Vorbereitungswiſſen-
rechnen, deren Studium für den tüchtigen
aten nöthig iſt, weil dann die D. aufhörte,
nderer Theil der Staatswiſſenſchaft über-
zu ſein, und ſich zu einem eigenen wiſſen-
hen Syſtem, oder vielmehr zu einem Kom-
Wiſſenſchaften erheben würde. Nach Rotteck
kt die D. den Kreis ihrer Lehren, Fertig-
. Uebungen auf die Erſtrebung der Staats-
n der Wechſelwirkung mit anderen Staaten,
ar allermeiſt in friedlicher, d. h. ohne un-
are Anwendung von Zwangsgewalt geſche-
Wechſelwirkung. Doch werden allerdings der
mancherlei Kriegsgeſchäfte übertragen, na-
h die auf Krieg u. Kriegsführung bezüglichen
dlungen u. Traktate, wie Kriegsandrohung,
erklärung, Kriegsbündniſſe, Kriegsverträge,
ſtillſtände, Kartelle ꝛc., ſowie die Kriegs-
ung durch den Friedensſchluß. Die D. ſoll
Kriege vorbeugen, ſowohl im Allgemeinen
vertragsmäßige Feſtſetzung von Regeln und
ſätzen für Beilegung etwaiger Differenzen,
in beſonderen Fällen bereits entſtandenen
s durch gütliche Vermittelung, ſchiedsrichter-
Ausſpruch, Hülfsverträge u. Bündniſſe. Sie
ner bereits entbrannten Kriegen Einhalt
indem ſie die Kämpfenden zur Verſöhnung,
eger zur Mäßigung, den Beſiegten zur weiſen
ebigkeit auffordert und die Friedensverhand-
zu einem Ausgange lenkt, welcher möglichſt
theiligten befriedigt und längere Dauer ge-
iſtet. Der hauptſächliche Charakter der D.
erhin der friedliche, und in dieſem erſcheint

ſie unter allen Thätigkeitskreiſen der Staatsgewalt und Staatswiſſenſchaften als der ſchönſte u. edelſte. Aber nicht nur ſoll ſie Unheil verhüten und das Recht wieder herſtellen, auch die poſitive Beförderung des Völkerwohls und Fortſchritts muß ihr ſtets vor Augen ſtehen; die D., wie ſie ſein ſoll, muß „widerſtreitende Intereſſen der Staaten ſo viel wie möglich in gemeinſchaftliche zu verwandeln und dadurch, zu Aller Vortheil, die ſich früher feindſelig, mindeſtens eiferſüchtig Entgegenſtrebenden zu wechſelſeitiger Hülfeleiſtung oder gemeinſamer Zweckverfolgung zu vereinen“ wiſſen. Dies iſt vor Allem nöthig in Angelegenheiten des Handels, der Schifffahrt, der Kolonien, aber auch in jenen des Rechts, der Billigkeit, der Gaſtfreundſchaft (auch Humanität iſt Staatszweck), ja ſogar in den Angelegenheiten ganzer Erdtheile, oder auch der Menſchheit im Ganzen. Denn die D., wie ſie ſein ſoll, muß vermittelnd, fürſprechend, nach Umſtänden ſelbſt mit Nachdruck förderud einſchreiten zum Schutze ganz offenbar verletzter Menſchenrechte an ganzen Völkern oder an Volksklaſſen, z. B. zur Erwirkung wenigſtens einiger Gewiſſensfreiheit, oder zur Abwendung grauſamer Mißhandlung von Konfeſſionsgenoſſen im fremden Lande, auch zur Hemmung des barbariſchen Siegesmißbrauchs über politiſche Parteien, oder über unterjochte Völker; ſo kann ſie, ohne zur Gewalt zu ſchreiten, oder der Selbſtſtändigkeit anderer Staaten zu nahe zu treten, bei ſchicklichen Gelegenheiten für Abſchaffung oder Milderung barbariſcher Sitten und Gewohnheiten thätig ſein, etwa mittelſt dafür als Preis dargebotener Vortheile, oder auf dem Wege der Belehrung, namentlich der für Geiſtes- und Gemüthsmittheilung zu erwirkenden Freiheit, oder auf jenem der freundlichen Einwirkung achtunggebietender Abgeſandten auf Sinn und Herz der fremden Häupter. Und in der That hat die D. nicht ſelten drohende Kriegsgewitter beſchworen, den ſchon ausgebrochenen Einhalt gethan, ehrgeizige Unternehmungen vereitelt und die Menſchheit lange Zeit hindurch vor dem Unheil einer Weltherrſchaft bewahrt. Sie hat dieſes zumal gethan gegen Oeſterreich unter Kaiſer Karl V. und Philipp II. und gegen Frankreich unter Ludwig XIV., dann gegen beide zugleich in den Verhandlungen über die ſpaniſche Erbfolge und über die Beendigung des daraus entbrannten Kriegs. Sie hat durch Jahrhunderte lange Feſthaltung der Idee des politiſchen Gleichgewichts u. deren freilich höchſt mühſame und nur unvollſtändige Verwirklichung wenigſtens einigen öffentlichen Rechtszuſtand faktiſch bewahrt und mitunter auch der Heiligkeit des Rechts ſelbſt einige, freilich allzu oft nur verſtellte Huldigung in Proteſtationen, Manifeſten, Deduktionen, oder wie ſonſt benannten Berufungen an das Urtheil der Welt dargebracht. Sie hat ferner manche ewige Rechtswahrheit durch förmliches Anerkenntniß dem künftigen Streite entrückt, manche Unbeſtimmtheit des Vernunftrechts durch poſitive Beſtimmung geheilt, manche rechtsverletzende Gewohnheit oder barbariſche Sitte vertragsmäßig aufgehoben; ſie hat dem Religionshaſſe (z. B. im weſtphäliſchen Frieden) Schranken geſetzt, bedrückten Kirchen in mehr als einem Lande einen geſicherten Rechtsboden oder mindeſtens Duldung errungen und zur allgemeineren Anerkennung des Gewiſſensfreiheit fordernden Princips den

Grund gelegt, sie hat die Strenge der Handelsbeschränkungen durch gegenseitige Koncessionen gemildert, die Freiheit der Meere und Ströme gegen Anmaßung und Engherzigkeit mit wenigstens theilweisem Erfolg in Schutz genommen u. den von vielen Staaten getriebenen Sklavenhandel mit Achtung belegt und dadurch beschränkt. Das vorzüglichste Organ dieser Macht ist das diplomatische Corps, d. h. die Gesammtheit der an einem Hofe akkreditirten Gesandten od. sonstigen diplomatischen Agenten. Dieselben haben Gelegenheit, alle Schritte der Regierung, bei welcher sie beglaubigt sind, zu überwachen, und auch kraft ihrer Instruktionen das Recht, allen den Schritten, welche den gemeinschaftlich angenommenen Principien zuwider laufen, durch Rath, Vorstellung u. Protestation entgegenzutreten. Auf diese Weise wird mancher Mißgriff einer Regierung verhütet. Gegenüber dieser anerkannten hohen Wichtigkeit für das öffentliche Leben haben gleichwohl die Diplomaten schon in früheren Zeiten mancherlei Ungunst von Seiten der Völker und der Geschichte zu erfahren gehabt. Seit unvordenklichen Zeiten galt die D. mitunter für die Kunst, unter den Formen äußern Anstandes die Andern zu übervortheilen und die Schwächeren oder minder Vorsichtigen zu vernichten, und was vorlaute Jünger unbedachtsamerweise von den Geheimnissen verriethen, ist nicht geeignet gewesen, diesen Argwohn ganz niederzuschlagen. Das Gespreizte des Benehmens bei ernsten Anlässen, das ganz unpassende Uebergewicht, das Formalien beigelegt wurde und im schneidendsten Gegensatze zu den Sachen stand, wo es sich um die heiligsten Interessen der Völker handelte, das Hinterlistige der Verfahrungsweise bei mehr als einer Gelegenheit mußten einer solchen Wissenschaft und Kunst wie ihren Bekennern viele Widersacher zuziehen. Aber nicht bloß die Ereignisse haben die D. in Mißkredit gebracht, auch von Personen ist Manches geschehen, das Ansehen der D. zu untergraben. Obgleich die D. nach heutigen Begriffen erst mit der Ausbildung eines europäischen Staatensystems, also mit dem 15. Jahrhundert, beginnt, so findet sich doch in der alten Welt und im Mittelalter, was Richtung oder Charakter der äußern Politik, oder Mittel und Wege der in der Wechselwirkung mit andern Staaten zu erringenden Vortheile oder abzuwendenden Nachtheile betrifft, manche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in Geist und Wirken mit der D. der neuern Zeit. Vor Allem ist auch hier die Aristokratie im Besitze der D., weiß dieselbe aber auch mit mehr Vortheil zu beherrschen, als dies in demokratischen Staaten der Fall war. Unter den altgriechischen Freistaaten war das aristokratische Sparta in den äußern Angelegenheiten eben so glücklich, als das demokratische Athen unglücklich. Die macedonischen Fürsten, Philipp und Alexander der Große, sowie die karthagischen Staatshäupter waren praktische Meister in der diplomatischen Kunst; aber unter allen Staaten des Alterthums handelte Rom, wo im Senat der Sitz aller äußern Politik war, gegen außen am glücklichsten. Ein Theil des altrömischen Geistes schien auf die Diplomatenschule des Mittelalters übergegangen zu sein, die ihre Meister einerseits dem Klerus entlehnte, andererseits unter den Fürsten fand. Im Mittelalter berühmte Diplomaten waren der Ostgothe Theoderich, Karl der Große, einige französische und englische Könige, u. in der langen Fehde zwischen dem Papstthum und den Thronen zeichnen sich theils mehre Kaiser, wie Friedrich II. und Ludwig der Bayer, theils und ganz besonders die Päpste durch die Kunst und wohlberechnete Kühnheit ihrer politischen Unterhandlungen aus. Noch enger an die Schlauheit der Unterhandlungen waren die italienischen Staaten gewiesen, die, voll Eifersucht unter einander selbst und abwechselnd von fremder Uebermacht bedrängt, auch der nöthigen Waffengewalt zu ihrem Schutze häufig entbehrten: sie wurden die Schule der neueren diplomatischen Kunst, wie sie lange genug der vorzüglichste Gegenstand derselben waren. Das einfachere Geschäft, alte Pergamente oder Diplome zu entziffern und mit der D. genau vertraut zu sein, was der D. den Namen gegeben, reichte nun nicht mehr aus, sondern die Anforderungen an die D. wurden ungemein mannichfaltiger. Bisher hatten Gelehrte, Geistliche und zuletzt Feldherren, wie Eugen, Villars u. A., die diplomatischen Geschäfte geleitet; nun traten die Hofleute für sie ein, die nicht nur oft von engherzigen, das wahre Staatsinteresse nicht berücksichtigenden Ansichten ausgingen und ihre Stellung zu Nebenabsichten mißbrauchten, sondern auch jene steifen Formen, jene prätentiöse Etikette, jene endlosen Streitigkeiten u. all die Kleinigkeiten des Vorrangs aufbrachten, welche so viele Mühe und Kunst der Diplomaten dieser traurigen Zeiten in Anspruch nahmen. Diese Mittel, die als von den großen Diplomaten sehr wohlerwogene und zweckdienliche galten, sind jetzt verkommen u. durch einen freieren Geist des socialen Lebens u. das Aufkommen anderer Mittel für dieselben Zwecke beseitigt, wozu Friedrichs des Großen Zeit das Meiste beigetragen hat. Dagegen ist die D. aristokratischer Natur geblieben und hat sich des Vertrauens der Völker noch heute nicht zu erfreuen, nur wenige besonders ausgebildete Staaten ausgenommen. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß die unfreiesten Völker die gewandtesten Diplomaten aufzuweisen haben, daß Frankreich von diesem Rufe verlor, seitdem es frei wurde, und daß die englische D., obwohl das Monopol des Oberhauses und der Peerie, meist nur in formloser Konsequenz ihr Ziel erreichte. Vergl. Gesandte, Gesandtschaftsrecht und Völkerrecht. Vergl. Pölitz, Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, und Rotteck im „Staatslexikon", Bd. 4.

Diplomatik (v. Griech.), die Wissenschaft, welche sich mit der Untersuchung und Kritik von Staatsurkunden, besonders soweit dieselben die nach außen gerichtete Staatspraxis betreffen, beschäftigt, s. Urkundenlehre.

Diplomatisches Corps, die Gesammtheit der an einem Hofe akkreditirten Gesandten und ihrer Gehülfen oder sonstigen diplomatischen Agenten.

Diplopappus *Cass.* (Doppelpappus), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die gestrahlten Blumenköpfchen, den flachen, etwas grubigen Fruchtboden, den dachziegelig geschuppten Kelch und den länglichen, zusammengedrückten Samen mit doppelter Haarkrone (Pappus), ausdauernde Kräuter u. Halbsträucher in Nordamerika und auf dem Kap, meist Zierpflan-

deutschen Gärten, mit den wichtigsten Arten: casicus *Dec.*, im Kaukasus, 1—1½ Fuß hoch, önen, zu 1—7 endständigen, purpurröthli- lumen; D. fruticulosus *Dec.*, Aster frutico- , am Kap, mit zierlichen Blumen mit blauen, förmigen Strahlblümchen, welche doppelt sind als die Kelche; D. incanus *Lindl.*, in rnien, von eisgrauer Farbe, mit lilafarbigen chön violetten Blumen, muß frostfrei durch- t werden.

lopie (v. Griech.), das Doppeltsehen, entsteht h, daß die Gehirntheile, welche der Percep- er Gesichtseindrücke vorstehen, ihre Thätigkeit leichmäßig ausüben, oder die Receptivität egenbogenhäute nicht gleich stark ist, oder, ge der abweichenden Richtung beider Augen, if das Hirn übertragenen Impressionen in ungleichen Verhältnisse Statt finden &c. Hy- drische, hysterische und schwangere Personen nicht selten an diesem Uebel, welches nament- rch starken Lichtreiz, Trunkenheit, heftige Lei- aften, z. B. Zorn, Schreck &c., Quetschungen uges, Erschütterungen des Gehirns &c. her- ufen, oft auch in Begleitung von Hirnaf- en, namentlich von entzündlicher Reizung der ranen und der Hirnsubstanz beobachtet wird. eginnender Strabismus (s. d.) tritt in der mit Doppeltsehen auf, was in der Abwei- der parallelen Richtung beider Sehaxen seinen hat. Die Krankheit verschwindet, sobald rsachen gehoben sind; organische Fehler geben ein schlechtes Prognosticum.

plosomie (v. Griech.), Zwillingsmißgeburt, 2 vollständig entwickelte Individuen an einer an mehren Stellen mit einander verwachsen

podie (v. Griech.), Doppelfuß, Verbindung Versfüße zu einem Versgliede, z. B. zwei en bilden eine jambische D.

önus und Scyllis, zwei Bildhauer u. Bild- er aus Kreta, um 570 v. Chr., angeblich er des Dädalus, die ersten Meister, welche urch Bearbeitung des Marmors berühmt en. Sie hatten sich in Sicyon angesiedelt u. elten eine zahlreiche Schule um sich. Für n arbeiteten sie die Statuen des Apollo, der , des Hercules und der Minerva. Einer Mi- in Cleonä erwähnt Pausanias; Bilder aus holz, Castor und Pollux zu Pferd, standen zu s im Tempel der Dioskuren.

ppel, Johann Konrad, deutscher Alche- und Chemiker, den 10. August 1673 auf dem sse Frankenstein unweit Darmstadt geboren, te zu Gießen Theologie, erwarb sich 1693 da- die Magisterwürde, hielt dann in Straßburg ch-chiromantische Vorlesungen, mußte aber lden halber entweichen, worauf er nach Darm- zurückkehrte und in seiner „Orthodoxia ortho- rum" zu den Pietisten übertrat, während er alb darauf in seinem „Papismus protestan- vapulans" voll bitteren Spottes gegen die evangelische Kirche erklärte. Im Jahre 1698 n er Medicin zu studiren, verfiel aber in al- istische Träumereien, kaufte, im Glauben, eine tinktur erfunden zu haben, ein Landgut für 0 Gulden auf Kredit, mußte in Folge dessen r fliehen, beschäftigte sich darauf in Berlin 3 Jahre lang mit der pharmaceutischen Chemie u. machte großes Aufsehen mit der Erfindung seines thierischen Oeles als eines Universalmittels. Die nützlichste von allen seinen Entdeckungen, die Erfindung des Berlinerblaues, verdankte er einem Zufalle. Wir finden ihn sodann in Amsterdam als einen Arzt von großem Ruf, bis ihn Schulden, unbesonnene Reden und besonders seine Schrift „Alea belli Muselmannici etc." nöthigten, nach Altona zu entfliehen, wo er sich als dänischer Kanzleirath so unklug über die Regierung äußerte, daß er 1719 seiner Würden entsetzt und, nachdem man seine Schriften durch den Henker hatte verbrennen lassen, zu ewiger, doch leichter Gefangenschaft auf die Insel Bornholm abgeführt wurde. Auf Fürbitte der Königin von Dänemark 1726 wieder in Freiheit gesetzt, gewann er 1727 als Arzt Eingang am schwedischen Hofe, verscherzte sich aber auch diese Stellung durch sein Einmischen in politische Händel u. seine theologischen Schriften. Er lebte nun über ein Jahr lang in Kopenhagen, kehrte dann nach Deutschland zurück und † den 25. April 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein. Seine Träumereien abgerechnet, war er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Seine Schriften, deren Zahl sich auf 70 beläuft, sind aufgeführt in Striedels „Geschichte der hessischen Gelehrten". Die meisten gab er unter dem Namen Christian Demokritus heraus. Eine neue Gesammtausgabe erschien Berleburg 1747, 3 Bde. Vgl. J. W. Hoffmann, D.s Leben, Darmstadt 1783.

Dippels Oel (oleum animale Dippelii, gereinigtes Thieröl u. Hirschhornöl, ol. Cornu Cervi rectificatum), von J. K. Dippel erfundenes, als Arzneimittel gebräuchliches Präparat, das bereitet wird, indem man stinkendes Thieröl ohne Zusatz so oft destillirt, bis kein schwarzer Rückstand mehr bleibt, wozu wenigstens 15 Destillationen nothwendig sind. Nach den neuern Pharmakopöen beschränkt sich die Bereitung dieses Arzneimittels meist nur auf eine theilweise Rektifikation für sich oder unter Wasserzusatz. Das so erhaltene Oel ist farblos, färbt sich aber an der Luft schnell, hat ein specifisches Gewicht von 0,750, einen sehr starken, unangenehmen Geruch und brennenden, widerlichen Geschmack, ist daher von dem nach Dippels Vorschrift gewonnenen wesentlich verschieden. D. O. ist ein Gemenge mehrer basischer Verbindungen, die theils durch sehr weit getriebene fraktionirte Destillation, vollständig aber erst durch Krystallisation ihrer Platinchloridverbindungen getrennt werden können. Anderson u. Williams haben besonders die hier auftretenden Verbindungen näher untersucht. Man unterscheidet Pyridin, Picolin, Lutidin, Callidin, Leucolin, Lepidin, Parvolin und die Pyrrholbasen. Letztere sind wie die übrigen Körper farblos, werden aber sehr schnell gelb, roth und endlich schwarz. Näheres über die einzelnen Bestandtheile von D. O. siehe unter den angeführten Namen. Es wird jetzt fast gar nicht mehr angewandt.

Dippoldiswalde, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, an der rothen Weißeritz, ehedem befestigt, ist Sitz eines Gerichtsamtes und der Bezirkssteuereinnahme und zählt 2926 Einw., welche Leder, Leinwand, Töpferwaaren und Strohflechtereien fertigen. Am Westrande der Stadt steht das nach dem dreißigjährigen Kriege

neugebaute Schloß, in welchem das sogenannte dippoldiswalder Mandat über die Prozeßordnung (1691) entstand. Ein unterirdischer Gang führt nordwärts zu einer Sandsteinklippe in der Heide, wo in einer Höhlung nahe am Einsiedlerbrunnen der Heidenapostel Dippold gelebt und einen böhmischen Prinzen getauft haben soll. Jenem Einsiedler soll der Legende nach D. seinen Namen verdanken; derselbe rührt jedoch wahrscheinlicher von dem frühesten Besitzer, Ritter Dippold von Clomen, dem Feldherrn Kaiser Heinrichs IV., her. Im Nordosten der Stadt steht das Denkmal des 1762 hier gefallenen Tatarenhelden Mustapha Sulkiewicz. Die Entstehung der Stadt fällt ins 11. Jahrhundert; dieselbe wurde bald wegen der nahen Bergwerke bedeutend und 1363 mit Mauern umgeben. Im Jahre 1540 brannte sie fast ganz ab; 1633 wurde sie von den Schweden unter Holck zerstört und 1634 von den Kaiserlichen unter Schönickel vollends verwüstet. Im siebenjährigen Kriege war hier ein verschanztes Lager der Kaiserlichen.

Dipsaceen (Kardendisteln), dikotyledonische Pflanzenfamilie, Kräuter u. einige wenige Halbsträucher mit knotig gegliederten Stengeln u. folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blätter sind entgegengesetzt oder wirtelständig, halbumfassend oder in einen halbumfassenden Blattstiel verschmälert, meist getheilt und doppeltfiederspaltig; Wurzel- und Stengelblätter von ganz verschiedener Gestalt; Nebenblätter fehlen. Die Blüthen stehen dicht auf einem gemeinschaftlichen Blüthenboden und bilden kegelförmige, runde oder halbrunde Köpfchen, welche am Grunde mit einer mehrblätterigen Hülle umgeben sind; zwischen den Blüthen befinden sich borstige oder spreublattartige Deckblätter; auch ist jede einzelne Blüthe mit einem besondern kelchartigen, einblätterigen, an der Mündung verengten und am Rande meist verschieden getheilten besondern Hüllchen umgeben. Der Kelch umhüllt den Fruchtknoten dicht, ist aber entweder gar nicht, oder nur an den Enden mit ihm verwachsen und geht nach oben in einen freien, Borsten oder federartige Fortsätze tragenden, abfälligen Saum aus. Die Blumenkrone ist dem Schlunde des Kelchs eingefügt, röhrig und mit 4—5spaltigem Saume versehen, dessen Lappen in der Knospe dachziegelig lagern, sehr selten rachenförmig. Die Staubgefäße, in der Regel 4, aber auch mitunter 5 an der Zahl, sind frei, im Grunde der Blumenkrone befestigt, mit den Saumzipfeln abwechselnd und mit zweifächerigen, nach innen aufspringenden Antheren versehen. Der Fruchtknoten ist einfächerig und enthält eine einzige, hängende Samenknospe. Der einfache Griffel trägt oben eine keulige oder zweispaltige Narbe. Die Frucht ist eine trockene, mit dem Saume des Kelchs und des Hüllchens gekrönte Achene mit hängendem Samen, fleischigem, dünnem, dem Samen gleichgeformtem, in seiner Mitte den geraden Embryo tragendem Albumen und flachen, ganzen Samenlappen. Die Familie enthält gegen 125 Arten, welche sämmtlich der gemäßigten Zone der alten Welt angehören. Ihre arzneilichen Kräfte sind unbedeutend.

Dipsacus *L.* (Kardendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Dipsaceen, charakterisirt durch den doppelten Kelch, einen inneren beckenförmigen, vielzähnigen oder ganzrandigen und einen äußeren, an der Spitze der Kelchblättchen mit einem kurzen, gezähnten oder gekerbten Krönchen versehenen, den spreuigen Fruchtboden u. die äußeren längeren, die Spreublättchen überragenden Hüllblättchen, 2jährige Gewächse in Mittel- u. Südeuropa, sowie in Ostindien. Als Kultur- und Farbepflanze bemerkenswerth ist D. Fullonum *L.*, Weberkarde, Walkerdistel, Kardätschendistel, Tuch- oder Rauhkarde, mit sitzenden, eingeschnitten-gekerbten Blättern (die stengelständigen breitverwachsen), wagrecht-abstehenden, an der Spitze etwas abwärts gebogenen Hüllblättchen, steifen, länglichen, begrannt-haarspitzigen Spreublättchen, die so lang als die Blumenkrone u. zurückgekrümmt sind, und lilafarbiger Blüthe, wächst wild in England und in Südeuropa und wird in Deutschland in Franken, Oesterreich, Schlesien und an andern Orten kultivirt. Der Same kann breitwürfig oder in Reihen gesäet werden, oder die Pflanzen werden auf Beeten gezogen und von da aus auf das Land versetzt. Letzteres Verfahren ist das bessere, weil in den Samenbeeten die Pflanzen sicherer gewonnen werden können, und von dem Lande, das sie später aufnimmt, im ersten Jahre durch eine Vorfrucht noch ein Ertrag erzielt werden kann. Ein nicht zu kraftvoller Mittelboden sagt der Pflanze am besten zu. Ein mäßig feuchtes und warmes Klima und eine gegen starke Winde geschützte Lage begünstigen ihr Gedeihen. Eine frische Mistdüngung taugt nicht, indem überhaupt zu kräftig wirkender Boden zu große, oft monströse Karden hervorbringt, deren Widerhaken zu wenig Elasticität haben. Bei der Dreifelderwirthschaft wird dem D. gewöhnlich die Brache eingeräumt; in manchen Gegenden wird auch der Acker viele Jahre hindurch ohne Unterbrechung damit angebaut. Sollen die Pflänzlinge auf den Acker versetzt werden, so wird die Saat im Frühjahre im Gartenbeete vorgenommen, u. man bedarf ungefähr 4—5 Pfund Samen, um Setzlinge für $^1/_4$ Morgen zu erhalten. Im Juli und August wird dann zum Verpflanzen geschritten, nachdem das Feld durch mehrmaliges tiefes Pflügen, Eggen und Schleifen gehörig vorbereitet ist. Die Setzlinge werden in Reihen in der Art verpflanzt, daß die Pflanzen ungefähr 2 Fuß von einander zu stehen kommen, und müssen bei sehr trockener Witterung begossen werden. Nach dem Verpflanzen wird der Boden durch Felgen mehrmals gelockert und vor Eintritt des Winters etwas angehäufelt. Im folgenden Frühjahr und Sommer erfolgt wieder mehrmaliges Felgen. Bei dem Eintritt der Ernte, welche gewöhnlich in den August und September fällt, ist besondere Aufmerksamkeit nöthig. Läßt man die Bürsten zu lange am Stocke, so werden die Häkchen derselben zu hart und spröde, so daß sie bei der Anwendung leicht abbrechen; nimmt man sie dagegen zu frisch, so bleiben die Häkchen schwach u. erhalten nicht die erforderliche Elasticität. Um nun den erwünschten Reifegrad zu erhalten, knickt man unmittelbar nach dem Abblühen die Bürsten mit einem 4—5 Zoll langen Stiele ab und läßt sie am Stocke noch nachreifen und gehörig austrocknen. Die Ernte darf nur bei sehr trockner Witterung vorgenommen werden, indem Feuchtigkeit besonders zur Fäulniß der Bürsten beiträgt. Dieselben lassen sich an einem trocknen Orte mehre Jahre lang auf-

hren, ohne von ihrer Güte zu verlieren. Die ken Karden werden vorzugsweise von den mpfwebern benutzt, die kleinern in den Tuchken zum Auskratzen der Tücher verwendet. Die össischen Karden werden in der Regel den deut- vorgezogen, weil die Haken feiner und dauer- r sind, was von dem wärmeren Klima her- en mag. Für den Handel werden 25 Stück n Bündel gebunden, 40 Bündel bilden ein t, 10—12 Pakete werden in Ballen, oder bei ren Versendungen in Fässer oder Kisten ge- . Sonst wurden Wurzel und Kraut (Radix erba Dipsaci s. Cardui Veneris) gegen Skro- , Hautschrunden, Lungenschwindsucht und hilis, sowie als schweiß- und harntreibendes el, die Blüthen und Samen gegen Hundswuth vendet. D. sylvestris *L.*, wilde Karden- l, unterscheidet sich von der vorigen durch die rande kahlen oder zerstreut-stacheligen Blätter e biegsamen, ebenfalls begrannt-haarspitzigen, geraden Spreublättchen und eignet sich daher zur technischen Verwendung. Sie wächst ich häufig auf wüsten Plätzen, Wegrändern 2c. erreicht eine Höhe von einigen Fuß; die Blü- öpfe sind 2—3 Zoll lang, röthlich oder blaß und blühen nach und nach. Gerade Spreu- chen hat auch D. pilosus *L.*, mit fast kugeligen, um Ausblühen nickenden, gelblichweißen Blü- öpfen, an Hecken und Zäunen, Bach- und rändern wachsend. Vergl. Grunard, An- ng zum Anbau der Kardendistel, Quedlin- 1838.

ipsector, von Wollaston 1817 erfundenes trisches Instrument zur Messung der Depres- des Horizonts auf dem Meere, sowie zur Be- nung der Depression der Küsten, mithin auch Entfernung. Es hat folgende Einrichtung: einem Fernrohr ist ein ebener Spiegel ange- t, welcher das halbe Feld des Objektivs ein- nt und gegen die Axe des Fernrohrs unter n Winkel von 45° geneigt ist. Diesem Spiegel seitwärts ein anderer ebener, drehbarer Spie- gegenüber. Angenommen nun, die Ebenen r Spiegel seien senkrecht zu einander, so wird durch das Fernrohr sehender Beobachter ein- die in der Richtung vorwärts liegenden Gegen- e durch das neben dem ersten Spiegel vorbei- nde Licht und dann die in derselben Linie rück- s gelegenen Objekte durch das nach einander beiden Spiegeln zurückgeworfene Licht wahr- nen. Behufs der Messung der Depression des izonts hält man nun das Instrument in einer ikalen Ebene und richtet das Fernrohr z. B. t nach dem Ostpunkte desselben, worauf man, auch den Westpunkt zu sehen, den zweiten egel etwas drehen muß. Diese Drehung wird einem Kreise abgelesen und ist das Supplement enigen Winkels, welchen die vom Ost- u. West- te des Horizonts kommenden Strahlen mit nder bilden.

iptam, Pflanzengattung, s. Dictamnus.

ipteren, Insektenordnung, s. Zweiflügler.

ipterocarpeä (Dipterokarpeen), dikoty- nische Pflanzenfamilie, Bäume mit harzigem t und folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter sind abwechselnd, vor ihrer Entwicke- ; gerollt, einfach, ganzrandig; die Nebenblätter abfallend, länglich, in der Knospenlage das Blatt ganz umhüllend, gerollt, an den Enden der Zweige kegelförmige Spitzen bildend. Die Blüthenstiele sind meist gipfelständig, die Blüthen hermaphroditisch, groß, zu Trauben oder Rispen vereinigt; der Kelch ist röhrenförmig, 5lappig, ungleich, am Grunde nackt; die 5 Blumenblätter sind unbenagelt, am Grunde vereinigt, vor dem Aufblühen über einander liegend und gedreht; die zahlreichen Staubgefäße sind frei oder sehr wenig oder unregelmäßig polyadelphisch verwachsen und tragen aufrechte oder angewachsene, pfriemenförmige Antheren mit 2 anliegenden, an der Spitze der Länge nach sich öffnenden Fächern. Der Fruchtknoten ist 3- od. 5fächerig und enthält 2 hängende Eichen im inneren Winkel eines jeden Fachs; der Griffel ist einfach und trägt eine eben solche Narbe. Die Frucht ist dick, lederartig und von dem erweiterten Kelch umhüllt, durch Fehlschlagen oft 1fächerig und 1samig, 3klappig sich öffnend oder nußartig und geschlossen bleibend; der Same ist ohne Albumen; der Embryo zeigt spiralförmige, runzelig gefaltete oder ungleiche und schief auf einander liegende Samenlappen. Die Familie begreift cirka 30 Arten, welche, meist auf den Inseln des indischen Archipels einheimisch, vorwaltend balsamisches Harz u. ätherisches Oel, in den Samen auch fettes, talgartiges Oel enthalten.

Dipterocarpus *Gaertn.* (Zweiflügelnuß), Pflanzengattung aus der Familie der Dipterokarpeen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch mit 2 flügelartig verlängerten Lappen, die 5blätterige Blumenkrone mit zahlreichen Staubgefäßen und die holzige, ovale, 1samige, in den 2 Kelchflügeln liegende Kapsel, große Bäume in Ostindien mit ovalen, steifen Blättern, verwachsenen Nebenblättern und großen, wohlriechenden Blüthen in Trauben mit großem Deckblatt. D. laevis *Ham.*, D. turbinatus *Gaertn.*, ein hoher Baum mit geradem, dickem Stamm und tiefrissiger Rinde, enthält einen balsamischen Saft in reichlicher Menge, den man gewinnt, indem man vom November bis Februar am unteren Theile des Stammes große Löcher einhaut und den darunter befindlichen Theil etwas verkohlt. Man erhält von Einem Baume an 100 Maß Balsam, der unter dem Namen Wood oil (Holzöl), sowohl als äußerliches Heilmittel, als auch als Firniß gebraucht wird. Auf gleiche Weise benutzt man den Balsam von D. alatus *Roxb.*, D. costatus *Gaertn.* u. D. angustifolius *Wight* et *Arnott*, gleichfalls Riesen unter den südasiatischen Bäumen. D. trinervis *Blume*, ein gegen 200 Fuß hoher Baum auf Java, läßt verwundet Harz in reichlicher Menge ausfließen, welches zu Salben u. Pflastern und innerlich, in Weingeist aufgelöst oder zur Emulsion angemacht, gleich dem Kopaivbalsam bei Blennorrhöen benutzt wird.

Dipteros (griech.), ein mit doppelter Säulenreihe umgebener Tempel.

Dipteryx *Schreb.* (Tonkabaum, Tonkabohnenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den kreiselförmigen Kelch, dessen 2 obere Lappen flügelartig sind, die Schmetterlingskorolle mit verwachsenen und oben gespaltenen Staubfäden und die dicke, ovale Hülse mit einem länglichen Samen, Bäume in Guyana u. Brasilien mit geradfiederigen, lede-

rigen Blättern, Blüthen in Rispen und officinellen Samen. D. odorata *Willd.*, Baryosma Tonga *Gaertn.*, ein Baum von 60—80 Fuß Höhe mit abwechselnden, gefiederten Blättern, in den Wäldern von Guyana, liefert in seinen Samen die bekannten Tonka (Tonga-, Tonko-) bohnen, Semen s. Fabae Tonco s. Tonca, Faba Tunka. Diese riechen stark und angenehm aromatisch, etwas meliloten- od. auch heuartig, schmecken beißend gewürzhaft und enthalten außer fettem Oel in reichlicher Menge einen eigenen Stoff, den Tonkakampher oder das Cumarin (s. d.), der sich zwischen den Samenlappen oder, wenn die Samen alt sind, außen in kleinen weißen Krystallen ausscheidet. Man unterscheidet 2 Sorten Tonkabohnen, die englischen kleineren, etwas über 1 Zoll langen, rundlichen, etwas gedrückten, mit einer runzeligen, fettglänzenden, dünnen, zerbrechlichen, beinahe schwarzen Schale bekleideten und einen gelblichweißen, sehr öligen Kern enthaltenden, u. die holländischen, an 1½ Zoll langen, mehr bräunlichen, etwas schwächer riechenden u. schmeckenden. In Amerika benutzt man die Tonkabohnen als reizendes, schweißtreibendes und krampfstillendes Mittel, während sie bei uns meist nur dazu dienen, dem Schnupftabak Wohlgeruch zu verleihen. Die Eingebornen von Guyana tragen sie des letzteren wegen in Ketten um den Hals. Auch Rinde und Holz des Baumes sind wohlriechend. Letzteres kommt unter dem Namen Cumarunu- oder Gaiacholz (bois de Coumarou oder de Gaiac) in den Handel, ist röthlichgelb, feinfaserig und ausnehmend hart, wird aber im grünen Zustande zu sehr von den Würmern angefressen. D. oppositifolia *Willd.*, Taralea oppositifolia *Aubl.*, ein Baum in Cayenne mit entgegengesetzten Blättern, soll nach Virey die englischen Tonkabohnen liefern. Aus den Samen von D. oleifera *Benth.*, an der Moskitoküste, wird ein sehr wohlriechendes, zu Parfümerien dienendes Oel gepreßt.

Diptychon (griech.), eine aus zwei zusammengelegten Blättern bestehende Schreibtafel, die ursprünglich aus Holz gefertigt und mit Wachs überzogen war, bis sie der steigende Luxus aus Silber, Gold u. Elfenbein verfertigte u. mit Darstellungen berühmter Personen u. Gegenstände, sowie mit erklärenden Inschriften schmückte. Bestanden diese Schreibtafeln aus 3 u. mehren Blättern, so nannte man sie Triptycha, Polyptycha rc. Prätoren, Aedilen und Konsuln bedienten sich der Diptycha zu öffentlichen Geschenken, was später nur noch den letzteren gestattet wurde. In der alten christlichen Kirche wurden zunächst die Namen der Neugetauften, dann der Kaiser, Bischöfe, Märtyrer und Bekenner, endlich auch der Wohlthäter der Kirche in sie eingetragen und bei dem der Konsekration vorangehenden Gebete namentlich vorgelesen, während gegenwärtig der Priester bei dem „Memento Domine etc." im Meßkanon sie nur noch leise nennt, oder auch ihrer nur gedenkt, oder endlich, die Diptychen auf den Altar niederlegend, in allgemeinen Worten auf sie hindeutet. Nur die griechische und armenische Kirche haben den Gebrauch der vom Diakon zu recitirenden Diptychen bis jetzt beibehalten. Besonders wichtig sind diese Diptychen für die Genealogie, indem sie gewissermaßen als die erste Form der Geschlechtstafeln zu betrachten sind.

Dirae (lat.), Rachegöttinnen, s. v. a. Furien; auch ominöse, Unheil verkündende Vorzeichen.

Dirca *L.* (Lederholz), Pflanzengattung aus der Familie der Daphnoideen (Onagreen), charakterisirt durch die röhrige, am Rande ungleiche Korolle ohne Kelch, die aus derselben hervorragenden Staubgefäße, den fadenförmigen Griffel und die 1samige Steinfrucht. Die einzige Art ist D. palustris *L.*, Sumpfleberholz, Sumpfseidelbast, Mäuseholz, ein Strauch mit 3—4 Fuß und darüber hohem Stengel mit zahlreichen, sehr biegsamen, gegliederten Zweigen, gelbgrünen, unten etwas behaarten Blättern und gelblich- oder weißlichgrünen Blüthen, welche zu 2—3 auf endständigen Stielen stehen, in Canada und Virginien in Sümpfen und an schattigen Ufern. Die außerordentlich zähe Rinde u. die Zweige werden in Virginien ganz wie die Seidelbastrinde (s. Daphne) angewendet, indem sie innerlich brechenerregend und heftig purgirend, äußerlich die Haut röthend u. blasenziehend wirken. Man pflanzt den Strauch an einer schattigen, feuchten Stelle in schwarze Moorerde, die man beständig naß erhalten muß. Er dauert im Freien aus und wird am besten durch die gelben Samen vermehrt, welche man gleich nach der Reife aussäet.

Dirckinck-Holmfeld, Konstantin, Baron von, dänischer Staatsmann, geboren 1799 zu Bocholt in Westphalen, trat, nachdem er mit seinem Vater nach Dänemark übergesiedelt war, in den dortigen Staatsdienst, bewies sich als Gegner der national-dänischen und skandinavischen Ideen und Bestrebungen und bekämpfte nach dem deutsch-dänischen Kriege das dänische Programm in zahlreichen Flugschriften. Als die national-dänische Fraktion in Folge der angedrohten Bundesexekution sich zu kriegerischen Demonstrationen fortreißen ließ, war es D., der das Thörichte dieses Beginnens darlegte; freilich machte er sich bei den Eiderdänen dadurch auch so mißliebig, daß er sein Leben nur durch die Flucht retten konnte. Er lebte seitdem wieder in Deutschland, meist in Hamburg. Außer vielen politischen und publicistischen Flugschriften lieferte er auch verdienstliche Beiträge zur Sprachkunde und Philosophie. Von seinen beiden Brüdern stand der ältere, Ulysses, Baron von D., geboren 1801 in Osnabrück, längere Zeit in französischen Seediensten und fungirte von 1856—60 als dänischer Gesandter in Paris, während der jüngere, Edwin, Baron von D., geboren 1802 zu Osnabrück, Chef der preußischen Navigationsschule wurde, als solcher die „Amazone" auf ihrer ersten Reise befehligte, seit 1846 aber in Zurückgezogenheit lebt.

Directorium divini officii (lat.), in der katholischen Kirche der Kirchenkalender, worin die Ordnung der kirchlichen Feste, der Messen u. priesterlichen Tagzeiten für jeden Tag des Jahres verzeichnet ist.

Directory (engl.), die für die anglikanische Kirche 1644 auf Veranlassung des Parlaments abgefaßte Verordnung für den Gottesdienst, wurde von Karl I. verworfen, was wesentlich zu dessen Sturze beitrug.

Direktion (v. Lat.), Richtung, Leitung, Vorsteheramt, z. B. an einer Erziehungsanstalt, einem Theater rc.; in der Astrologie der Unterschied des

en oder schiefen Ascension zweier Punkte an
immelssphäre, von denen einer Significator,
idere Promotor genannt wurde; in der Taktik
ichtung, in der sich eine Truppenabtheilung
t; auch die Linie, nach welcher eine Verschan=
angelegt wird; in der Physik Linie, in welcher
n Körper fortbewegt.

ektor (v. Lat.), Derjenige, welcher eine Kraft
inen Verein von Kräften (Personen) auf ein
mtes Ziel hinleitet und überwacht; daher
=, Gerichts=, Theaterdirektor. Die weibliche
ist Directrice.

ektorium (v. Lat.), eine oder mehre Personen
chuß), welchen durch Wahl oder höhere Be=
ung die Leitung eines Geschäfts, einer An=
Gemeinschaft ꝛc. übertragen ist. Historisch
ürdig ist das D. auf den ehemaligen
stagen, welches Kursachsen als Inhaber
ichserzmarschallwürde führte, obwohl es im
d 18. Jahrhundert auch von Trier und Köln
pruch genommen wurde. Es wurden hier
D. die Vollmachten der Reichstagsgesandten
t und die Geschäftsführung der vom Kaiser
inem Reichsstande an das gesammte Reich
genden Angelegenheiten geleitet. Ueber das
vollziehenden Gewalt in Frankreich, eine auf
rfassung vom 23. Sept. 1795 gegründete und
Nov. d. J. eingerichtete Behörde, welche bis
0. Nov. (18. Brumaire) 1799 die Oberherr=
von Frankreich führte, s. Frankreich, Ge=
.

ribitor (lat.), Austheiler, so bei den Römern
welcher die Speisen bei Tische zu zerschneiden
n die Soldaten den Sold oder an Arme Ge=
auszutheilen hatte; bei den Wahlkomitien
m Derjenige, welcher die Stimmtafeln aus
ahlurne nahm und die für die Kandidaten
angenen Stimmen zählte, indem er unter den
n derselben durch Punkte die auf sie fallenden
nen bemerkte, was in dem Diribitorium
.

ichlet, Gustav Lejeune, einer der namhaf=
Mathematiker der Gegenwart, am 13. Febr.
u Düren geboren, ging 1822 nach Paris, wo
h seine Abhandlung über die Unmöglichkeit
mmter Gleichungen des fünften Grades die
rksamkeit der Mathematiker auf sich zog, ha=
e sich 1827 als Docent an der Universität
u, ging von da 1828 als Professor nach
, wo er 1832 Mitglied der Akademie der
schaften ward, und 1855 nach Göttingen.
mete sich vorzugsweise der Theorie der var=
Differentialgleichungen, der periodischen
u. bestimmten Integrale, sowie der Zahlen=
. Die Resultate seiner Forschungen legte er
r Reihe von Abhandlungen nieder, die sich
n den „Abhandlungen" der berliner Akade=
theils in Crelle's „Journal für Mathematik"
In einer Reihe von zahlentheoretischen
uchungen, in denen er die periodischen Reihen
Zahlentheorie anwendet, hat er durch diese
pfung zweier bisher völlig getrennten Theile
athematik eine neue Disciplin geschaffen,
die neueste Entwickelungsstufe der Wissen=
n dieser Richtung bezeichnet.

nstein, Marktflecken im bayerischen Regie=
ezirk Pfalz, am Leiningerbach, mit Mauern
umgeben, hat ein Schloß (ehemalige Residenz der
Bischöfe von Worms) und 1760 Einw. In der
Nähe findet sich eine Schwefelquelle.

Dirschau, Stadt in der preußischen Provinz
Preußen, Regierungsbezirk Danzig, Kreis Stargard,
an der Weichsel, mit einer evangelischen u. einer ka=
tholischen Kirche, einer großen Maschinen= u. mehren
Eisen= und Blechwaarenfabriken, Gerbereien, star=
kem Mühlenbetrieb, Holzhandel, besuchten Viehmärk=
ten u. 6000 Einw. Außerhalb der Stadt führen eine
Schiff= und eine Eisenbahnbrücke (Röhren=
brücke) über die Weichsel. Die letztere, einer der
größten Brückenbaue der Welt, ist 2668 Fuß lang
und hat zwischen 2 Uferpfeilern (jeder 98½ Fuß
breit und mit Gewölben, Kasematten, Schießschar=
ten ꝛc. versehen) und 5 Strompfeilern (von denen
2 im eigentlichen Strombette stehen) 6 Oeffnungen,
jede von 386 Fuß Weite im Lichten (417 Fuß von
Mitte zu Mitte). Die Mittelpfeiler sind fast in
Gestalt von Schiffen gebaut, die 81 Fuß lang, 31
Fuß breit sind. Jeder der 7 Pfeiler hat 2 Thürme.
Die Pfeiler sind vom niedrigsten Wasserstande 35
Fuß hoch; der höchste Wasserstand bleibt noch 12
Fuß unterhalb der Brücke. Die Wände der vier=
seitigen Eisenröhre, welche aus gitterartig durch=
brochenem Eisen besteht, und durch welche der Wa=
genzug fährt, stehen 21 Fuß von einander und sind
37 Fuß hoch. D. findet sich bereits auf Henneber=
gers ältester Landtafel Preußens unter dem Namen
Zursau. Sambor I., Herzog von Pomerellen,
erweiterte den uralten Flecken und legte hier eine
Burg an (1207); der Name war damals bereits
Dersow, Trschow. Bei der Theilung Pome=
rellens unter die 4 Söhne Mestwyns I., des Bru=
ders Sambors I., fiel D. an den dritten Sohn,
Sambor II., welcher 1260 den Ort zur Stadt er=
hob. Im Jahre 1308 eroberte der deutsche Orden
D., wobei die Burg in Flammen aufging, u. zwang
sämmtliche Einwohner zur Auswanderung; 1525
ging D. von dem Orden an Polen über. Im Jahre
1626 schlug Gustav Adolf von Schweden hier eine
Schiffbrücke über die Weichsel u. errichtete neben der=
selben an der südlichen Seite D.'s sein Lager, welches
ihm während seiner Kriege mit Polen mehre Jahre
als Hauptquartier diente. Am 26. Sept. 1629 fiel
die Stadt durch den Frieden zu Altmark an Polen
zurück, und 1772 kam sie an Preußen. D. ist Ge=
burtsort des Weltumseglers Joh. Reinhold Forster.

Dis, in der römischen Mythologie Name des
Pluto, daher auch die Unterwelt selbst bezeichnend.

Dis, in der Musik die 4. Stufe der diatonischen
Tonleiter, das um einen halben Ton erhöhete d.

Disa *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der
Orchideen, charakterisirt durch die 5blätterige, fast
rachenförmige Korolle, deren oberstes Blatt in einen
Sporn ausläuft, während die 2 seitenständigen mit
der Griffelsäule verwachsen sind, die ungespornte,
flache Lippe u. die am Ende der Säule angewachsene
Anthere, Orchideen auf dem Kap, meist in den höhern
feuchten Regionen des Tafelbergs, darunter mehre
schöne Zierpflanzen, deren ausgezeichnetste ist: D.
grandiflora *L.*, *Lindl.*, Satyrium grandiflorum
Thunb., auf dem Tafelberg im Februar und März
blühend, mit nickenden, sehr großen, prächtigen
Blumen. Man pflanzt die Disaarten in sandige
Torf= und Lauberde, begießt zur Vegetationszeit
reichlich, gibt ihnen durch Ueberstellung einer Glocke

eine feuchte Atmosphäre und unterhält sie im Kaphause oder Lauwarmhause.

Disagio (ital.), das Gegentheil von Agio, der nach Procenten berechnete Verlust, welchen man an einer weniger gangbaren Geldsorte oder an Werthpapieren beim Verwechseln gegen Courantgeld erleidet.

Disandra *L. Fl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, charakterisirt durch den fast 7theiligen Kelch, die radförmige, 7theilige Korolle u. die 2fächerige, vielsamige Kapsel, mit der einzigen Art: D. prostata *L.*, einem krautartigen Gewächs in Nordafrika und auf Madeira, mit 2—4 Fuß langem, vom Topfe herabhängendem, rundem, weichhaarigem Stengel und gelben, radförmigen, auf fadenförmigen, winkelständigen Stielen stehenden Blumen. Es wird in Laub- und Mistbeeterde gepflanzt, bei 3—8° Wärme durchwintert und durch Zertheilung vermehrt. Beim Umpflanzen im Frühling schneidet man die alten Stengel ab.

Discessio (lat.), Weggang, Trennung; das Uebertreten zu einer andern Partei beim Abstimmen; auch das Abstimmen selbst.

Disciplin (lat. disciplina), Unterweisung, Lehre, jedes Fach einer Wissenschaft, oder jede besondere Wissenschaft, in sofern sie gelehrt oder gelernt wird; in der Pädagogik derjenige Theil der Erziehung, welcher sich auf das Handeln bezieht und die Gewöhnung der Zöglinge an Fleiß, Ordnung, ernstes Studium und gute Sitte, sowie die Verhütung oder Abstellung von sittlichen Verirrungen und fehlerhaften Angewöhnungen zum Zwecke hat. Im Militärwesen ist D. s. v. a. Kriegs- und Mannszucht; im Kirchenwesen der Inbegriff der auf Kirchenzucht u. Kirchenordnung bezüglichen Verordnungen, insbesondere die Gesammtheit der Statuten und Formen des sogenannten regulirten Lebens der Mönchs- und Nonnenorden; ferner die Klosterzucht, die körperliche Züchtigung, namentlich Geißelung, sowohl freiwillige, als unfreiwillige; bei den Socinianern die Vorbereitung zum Abendmahle.

Disciplina arcani (lat.), s. Arcani disciplina.

Disciplina clericalis (lat.), eine Sammlung von 39, aus orientalischen Quellen, besonders aus Syntipas geschöpften Fabeln u. Erzählungen, von Moses aus Huesca zusammengestellt u. zunächst für Geistliche mit moralischen Betrachtungen u. Lebensregeln rc. ausgestattet. Ein ähnliches Buch bearbeitete aus dem hebräischen Syntipas im 13. Jahrhundert Johann von Capua unter dem Titel „Directorium humanae vitae". Diesen Schriften sind in Frankreich die „Castoiements" für Laien nachgebildet.

Disciplinargewalt, die vom Staate angeordnete Gewalt der Vorgesetzten über die Untergebenen in allen die Ordnung des Geschäftsgangs und die gute Sitte betreffenden Angelegenheiten, in sofern sie der allgemeinen Strafgewalt des Staats nicht anheim fallen. Man pflegt sie einzutheilen in die höhere oder reinigende u. in die niedere oder korrektive D. Disciplinarstrafen sind daher Strafen, welche in besondern Aufsichts- und Erziehungsbefugnissen des Staats oder anderer Anstalten in gewissen Kreisen begründet sind und sich in Einwirkungen auf die Angehörigen derselben zum Zwecke der Besserung oder genaueren Beobachtung ihrer eigenthümlichen Pflichten äußern. Zur D. gehören das Disciplinarrecht des Hausvaters über Familienmitglieder und Dienstboten, der öffentlichen Zwangs-, z. B. Strafanstalten, über die Untergebenen, der öffentlichen Lehr- und Schulanstalten; die im Staats-, Kirchen- und Militärdienst begründete Disciplinarbefugniß; das Disciplinarrecht der Vorsteher kirchlicher und weltlicher Gemeinden gegen ihre Mitglieder; erwähnt seien hier auch das Censoramt der alten Römer und der Areopag der Griechen zur Ueberwachung des sittlichen Lebenswandels der Mitbürger. Das äußerste Exekutivmittel der D. ist die Entfernung des inkorrekten Theils aus dem betreffenden Kreise. Die der D. zur Bestrafung zugewiesenen Gesetzwidrigkeiten heißen Disciplinarvergehen u. fallen größtentheils unter den Begriff der Amtsverbrechen (s. d.). Unter Disciplinarsachen wird Alles begriffen, was auf Disciplin Bezug hat, insbesondere die eben genannten Vergehen.

Disciplinarstrafen, s. Disciplinargewalt, vgl. Strafe.

Disciplinarvergehen, s. Amtsverbrechen.

Disconto (ital.), s. Diskont.

Discours (franz.), Gespräch, Unterredung zum Zeitvertreib und zur geselligen Unterhaltung.

Discreto (ital.), in der Musik: nach eigenem Gefühl, beim Accompagnement: nachgebend.

Discus, Scheibe, Wurfscheibe, eine in späterer Zeit metallene, früher auch steinerne Scheibe von Linsengestalt, einem kleinen Schilde ohne Handhabe und Riemen ähnlich, in der Mitte etwas stärker, nach der Peripherie schwächer auslaufend. Als isolirte Kampfsübung kommt das Discuswerfen in der heroischen Zeit vor. Apollo, Orion, Perseus, Amphiaraus und andere Heroen läßt die Sage sich im Wurf mit dieser Scheibe üben. Homer stellt den Eetion und den Polypoetes als vorzügliche Discusschwinger dar. Auch Ulysses, die Phäaken, Diomedes, die Myrmidonen des Achilles, die Freier der Penelope sind des Discuswurfs kundig. Alle Helden vor Ilium soll aber Protesilaus in dieser Kunst übertroffen haben. Pindar rühmt die Dioskuren als kunstfertige Discuswerfer. In der spätern (historischen) Zeit war der Discuswurf eine Hauptübung in den Gymnasien und Palästren, besonders beliebt in Sparta, in der Kaiserzeit auch zu Rom; bei den öffentlichen Festspielen fand derselbe nur als Theil des Pentathlon (s. d.) Statt. Der regelrechte Discuswurf erforderte bedeutende Uebung u. Geschicklichkeit. Der Werfende, auf einer kleinen Erhöhung stehend, legte den Oberleib etwas vor u. beugte sich ein wenig nach der rechten Seite hin. Der rechte Arm mit der vom D. belasteten Hand fuhr nun zunächst zurück bis zur Höhe der Schulter und schickte dann, in rascher Bewegung vorwärts einen Bogen beschreibend, die Scheibe in die Lüfte, wodurch ihr Schwung und Richtung aus der Tiefe in die Höhe gegeben wurden. Die Entfernung des zum Boden gefallenen D. vom Orte des Abwurfs entschied den Sieg. Das Weiterspringen des vom Boden zurückprallenden D. galt nichts. Discuswerfer finden sich oft auf antiken Bildwerken dargestellt. So lieferte Naucydes einen antretenden Discuswerfer, welcher vielfach nachgebildet wurde; Myron einen den Wurf ausführenden Discobolus, von dem wir 8 Nachbildungen kennen, darunter die berühmte Kopie, welche in der Villa Palombara aufgefunden wurde.

Disentis (Dissentis, Disertinum oder Disiert,

Einöde, romanisch Mustär, von monasteriam), en im gleichnamigen Hochgericht des schweizern Kantons Graubündten, 3540 Fuß über dem re zerstreut an einem sanften Abhange liegend, sich allmählig von dem Fuß der Gebirge an die des Vorderrheins hinabsenkt, dessen beide e aus dem tavetscher und dem medelser Thale sich vereinigen, hat mehre Kirchen, ein schönes ?haus und 1200 (mit den dazu gehörigen n 1500) Einw. Die auf einer Anhöhe schön gene Benediktinerabtei ist eine der ältesten lichen Stiftungen in der Eidgenossenschaft; sie de um 614 durch den schottischen Mönch Sieg-, einen Schüler des heiligen Columbanus, gebet. Von hier aus verbreitete sich das Christen-n durch die Thäler Graubündtens, weshalb auch Abt des Klosters die Herrschaft über den ganzen rk und das Urserenthal, ja 1570 von Marian II. den Titel eines Reichsfürsten erhielt, den is zur Auflösung des deutschen Reichs führte. Mai 1799 legten die Franzosen das Kloster in e, wobei das für die Geschichte Graubündtens tige Archiv und eine kostbare Manuskripammlung verbrannten. Im November 1846 nte das Kloster abermals ab. Hier lebte der Naturforscher und Gebirgstopograph berühmte innige Mönch Placidus a Specha. Gegenlig befinden sich in dem wiedererstandenen Ge-e eine katholische Erziehungsanstalt und eine anische Buchdruckerei.

isharmonie, Mißklang, Mißhelligkeit, Mangel lebereinstimmung, Zwist.

isjunctum (lat.), s. v. a. Diezeugmenon.

isjunktion (v. Lat.), Trennung, Entgegenng, in der Logik überhaupt das Verhältniß des ensatzes. Disjunktive Begriffe heißen nigen, welche, unter einander verschieden, in Umfang eines dritten höhern Begriffs koordisind, also die Arten eines Gattungsbegriffs; junktive Urtheile sind solche, deren Sub-oder Prädikate disjunktive Begriffe enthalten. durch die disjunktiven Partikeln enter — oder bezeichneten Glieder heißen Trengsstücke (membra disjunctionis). Ein disjunker Schluß ist derjenige, welcher durch eine mmte Aufstellung des einen Trennungsstücks s über das andere entscheidet (s. Schluß).

iskant u. Zusammensetzungen, s. Sopran.

isko (Disco), Insel an der Westküste von nland, unter 70° nördl. Br., im Norden der chnamigen Bai, hat an ihrer Südküste den Halatz Godhave.

Diskont (Disconto, franz. escompte, engl. count, ital. sconto), die Vergütung, welche für sofortige Zahlung einer später fälligen Summe ährt wird; das Verfahren heißt Diskontin. Der D. wird gewöhnlich nach Procenten bemt, wobei das Jahr zu 360 Tagen gerechnet d; doch wird der D. nicht auf, sondern in Hunt gerechnet. Wird z. B. ein Wechselbrief zum kontiren angetragen, so rechnet man für die Zeit, che er noch zu laufen hat, die einfachen Zinsen u. ht sie von dem Betrage des Wechsels ab. Auf e Weise werden die Zinsen schon am Diskonte bezahlt, statt erst am Verfalltage, und es wird hin etwas mehr als der gewöhnliche Zinsfuß gebrt. Auch bei Waarengeschäften findet ein D. Statt, wenn sie auf Zeit gemacht worden sind und die Zahlung vor Ablauf des Termins geschieht, wobei dem Käufer ein D. zugestanden wird, welcher gewöhnlich höher als der laufende Zinsfuß ist. Das Diskontiren macht einen wesentlichen Theil des Bankiergeschäfts u. des Geschäfts der Zettelbanken aus; die sogenannten Diskontbanken u. Discontokassen beschäftigen sich ausschließlich oder doch vorzugsweise damit. Selten ist der D. an verschiedenen Handelsplätzen ganz gleich; dieser Umstand gibt Veranlassung zur sogenannten Diskontarbitrage, welche diese Diskontdifferenzen zu benutzen sucht. Diese Diskontarbitrage, die übrigens in neuerer Zeit in Folge der Telegraphenverbindung an Bedeutung sehr verloren hat, findet jetzt nur bei Wechseln Statt, wie denn überhaupt der D. seine eigenthümliche Natur hauptsächlich im Wechselverkehr entwickelt hat. Dahin gehört, um bei den Aeußerlichkeiten zu beginnen, daß die Banken regelmäßig nur solche Wechsel diskontiren, welche wenigstens drei Unterschriften tragen. Nur die Bank von England diskontirt auch Wechsel mit Einer Unterschrift. Je nachdem nun diese Unterschriften von Häusern ersten Ranges, oder von weniger renommirten Häusern herrühren, unterscheidet man in der Börsensprache erste und zweite D.en. Die ersten D.en sind ihrer größeren Sicherheit wegen natürlich um ein Geringes billiger als die andern. Die hauptsächlichste Eigenthümlichkeit des D.s besteht jedoch in seiner Verschiedenheit von dem landesüblichen Zinsfuß. Der D. nämlich ist im Grund doch eigentlich nichts Anderes, als der kaufmännische Zins, welcher bei der Zahlung einer noch nicht fälligen Summe von dieser vorweg abgezogen wird, für die Zeit von dem Tage, an dem die baare Zahlung erfolgt, bis zu dem, an welchem jedenfalls die Zahlung von dem Wechselschuldner erhoben werden kann. Wie kommt es nun, daß dieser kaufmännische Zins so selten mit dem landesüblichen gleich, dagegen fast ebenso häufig höher als niedriger steht? Seit Jahrhunderten bewegt sich bei uns in Deutschland der hypothekarische Zinsfuß zwischen 4 und 5 Procent, während in derselben Zeit der D. zwischen 2 und 30 Procent geschwankt hat. So stand in der hamburger Handelskrise von 1799 der D. 12 bis 14 Procent, in der amerikanischen Krise von 1837 dagegen 15—20 Procent, und in der letzten großen Krise von 1857 war der D. gleichfalls auf 14 Procent gestiegen, ja während der Krise von 1810 stand er im Juli in den preußischen Häfen auf $2^1/_2$ Procent monatlich, und der französische D. stellte sich 1798 gleichfalls auf 2 Procent pro Monat. Auffallend ist dabei ferner das Schwanken des D.s an den großen europäischen Börsen. So war die durchschnittliche Höhe des D.s 1854 in Frankfurt $3^1/_4$, in Amsterdam 3, in Paris $4^1/_4$, in Bremen 4, in London $5^1/_8$, in Hamburg $6^1/_2$ Proc., 1860 dagegen in Frankfurt $2^1/_2$, in Amsterdam 3, in Paris $3^5/_8$, in Bremen $3^5/_8$, in London $4^1/_8$, in Hamburg 2 Proc., und ziehen wir den Durchschnitt von den sieben Jahren 1854 bis 1860, so stellt sich die Gesammthöhe des D.s für Frankfurt auf $24^7/_8$, für Hamburg auf $25^3/_8$, für Amsterdam auf $25^4/_8$, für Paris auf $31^1/_8$, für Bremen auf $31^2/_8$, für London auf $32^4/_8$ Procent. Der Grund dieser Verschiedenheit des D.s sowohl innerhalb der europäischen Börsen, wie dem hypothekarischen Zinsfuß

gegenüber liegt in der eigenthümlichen Natur des beweglichen kaufmännischen Kapitals im Gegensatz zu dem stabilen Kapital, welches im Realkredit seine Verwendung findet. Es gibt Konjunkturen im Handel, welche bei sofortiger Benutzung enormen Gewinn in Aussicht stellen, jedoch vielleicht schon nach einigen Wochen verschwunden sind. In diesen Fällen wird also der kaufmännische Kredit im höchsten Maße angestrengt, es werden Wechsel auf Wechsel gezogen, um Zahlungsmittel zu beschaffen und die gewinnversprechende Waare an sich zu ziehen. Die Folge davon ist, daß das in den Banken vorhandene baare Geld sehr stark durch die Wechsel in Anspruch genommen wird, so daß bei der ungeheuer vermehrten Nachfrage das Geld im Preise steigt u. folglich auch der Zinsfuß sich hebt. Ganz derselbe Fall tritt aber bei anderen Konjunkturen ein, wenn die Spekulation sich überstürzt hat, das Mißtrauen rege geworden ist, Niemand mehr dem einfachen Papier Glauben schenkt. In diesen Fällen muß eben Geld um jeden Preis geschafft werden, damit der Kredit erhalten bleibe und unberechenbare Verluste abgewendet werden. Die Folge ist also auch hier eine gesteigerte Nachfrage nach baarem Geld an den Banken und folglich das Steigen des kaufmännischen Zinsfußes. Das Steigen des D.s ist demnach an sich weder ein gutes, noch ein schlimmes Zeichen. Im Handel u. nur im Uebermaß ist der hohe D. aber ein Beweis von krankhaften Zuständen. Umgekehrt können auch Zeiten von so tiefer Windstille im Handel eintreten, daß die Spekulation u. das Geschäft fast vollständig ruhen und sich nur auf das äußerste Bedürfniß einschränken. In diesem Falle liegen große Massen von Geld im Handel unbeschäftigt, und der Kaufmann wird also am besten thun, wenn er den Wechselkredit nur mäßig in Anspruch nimmt u. einestheils selbst seine Zahlungen in Baar abmacht und anderntheils die ihm in Wechseln gemachten Zahlungen gern auch gegen mäßigen Zins bei der Bank diskontirt, um nur einigen Gewinn zu erzielen. Die Folge ist also das Sinken des kaufmännischen Zinsfußes bis tief unter das Niveau des hypothekarischen. Auch in diesem Falle ist also der tiefe Stand des D.s keineswegs ein Zeichen von einem gesunden Zustand des Handels. Im Gegentheil der tiefe Stand des D.s beweist stets, daß der Handel flau ist und wenig Geschäfte gemacht werden. Dauerten nun solche Zeiten des höchsten wie des niedrigsten D.s sehr lange, so würde das in dem Realkredit angelegte Kapital im ersten Fall sich in den Handel hineinziehen, um den hohen Zinsfuß sich zu Nutze zu machen, und der D. würde dennoch, weil mehr Geld vorhanden wäre, fallen, während im zweiten Fall das im Handel angelegte Kapital sich in den Realkredit zurückziehen würde, um dort unter ähnlicher Wirkung einen höheren Zins zu erzielen. Dies ist aber nicht der Fall, denn derartige Zeiten währen eben nicht lange, so daß weder das schwerfällige, im Realkredit angelegte Kapital sich dem Handel zuwenden, noch der Kaufmann wagen kann, sein Geld in hypothekarischen Sicherheiten einstweilen anzulegen, weil er sonst Gefahr laufen würde, günstigere Zeiten versäumen zu müssen, ehe er sein Kapital aus dem gewöhnlichen Verkehr wieder herausziehen konnte. Die Masse des Kapitals im Realkredit und gewöhnlichen Verkehr und das im Handel angelegte Kapital stehen also fast vollständig getrennt neben einander, ohne daß das eine von irgend erheblicher Rückwirkung auf das andere wäre. Daher denn auch die oft so auffällige Verschiedenheit zwischen dem landesüblichen und dem kaufmännischen Zinsfuß, dem D. Die Verschiedenheit des D.s an den einzelnen europäischen Börsenplätzen hat, wenn man sich die eben entwickelten Verhältnisse anschaulich macht, nichts, was weiter befremden könnte. Wenn in Frankfurt der D. niedriger steht, als in London, so beweist dies weiter nichts, als daß in Frankfurt augenblicklich die kaufmännische Spekulation weniger lebhaft ist, als in London, und daß das im Handel angelegte Kapital am letzteren Platze relativ geringer ist, als in Frankfurt. Die hierbei hervortretenden Schwankungen sind lediglich Ausflüsse des verschiedenen Verhältnisses, in dem an jedem einzelnen Platze das Kapital zu den im Handel eingegangenen Verpflichtungen steht.

Diskrete Größen, gesonderte Größen, solche Größen, die aus Bestandtheilen zusammengesetzt sind, mit denen man, ohne ihren Begriff aufzuheben, keine weitere Theilung vornehmen kann.

Diskretionär (v. Lat.), dem Gutdünken, namentlich eines Richters, anheimgestellt, willkürlich; daher d.e Gewalt, die Befugniß eines Richters, nach Gutdünken leichtere od. schwerere Strafen zu verhängen.

Diskretionsjahre, Unterscheidungsjahre, die Jahre der Verstandesreife oder der Mündigkeit.

Diskretionstage, s. v. a. Respekttage.

Diskursiv (v. Lat.), diejenige Art der Erkenntniß, welche nicht durch die Sinne unmittelbar geboten, sondern durch logisches Denken mittelst der Begriffe gewonnen wird; sie ist der intuitiven Anschauung entgegengesetzt.

Dislokation (v. Lat.), Versetzung, z. B. von Schülern in eine andere Klasse; von Truppen: Vertheilung in die Garnisonen; in der Chirurgie: Verschiebung eines Theils von seiner richtigen Stelle, so Dislocatio cordis, fehlerhafte Lage des Herzens, eine erst neuerlich in Folge der großen Fortschritte der Diagnostik erkannte Krankheit, welche bei Verkrümmungen der Wirbelsäule, bei Brustkrankheiten oder Herausdrängung des Zwerchfells durch die Eingeweide des Unterleibs bewirkt wird und für den Kranken mit großen Beschwerden verknüpft ist.

Dismal Swamp, großer Sumpf in Nordamerika, der sich zwischen Norfolk im Staate Virginia und Weldon in Nordcarolina 40 engl. Meilen in die Länge und 25 engl. Meilen in die Breite ausdehnt und ungeachtet seiner halbflüssigen Beschaffenheit mit seiner Oberfläche höher liegt, als das feste trockene Land in seinen Umgebungen. In den weichsten Theilen des Moores, dessen Boden aus vegetabilischen, gewöhnlich mit erdigen Theilen fast gar nicht gemischten Substanzen gebildet ist, stehen vermöge ihrer langen Pfahlwurzeln große Juniperusbäume und Cedern (Cupressus thyoides und disticha), in deren tiefem Schatten eine Menge von Farren, Schilfen und Sträuchern von 9—18 Fuß Höhe und ein dichter Rasen wuchern, geschützt vor den Strahlen der Sonne, selbst wenn diese am heißesten ist. In der Mitte des D. S., wo er am höchsten liegt, befindet sich ein ovalförmiger See, der Drummondsee, mit klarem, aber bräunlich gefärbtem Wasser, dessen Ufer dicht und hoch bewaldet sind, und dessen Anblick zauberhaft sein soll, wenn

t auf den zu beiden Seiten mit Wald eingefaß-
Kanälen (die zum Behuf des Holztransports
h den Morast gezogen sind) bei demselben an-
gt.

Dismembration (v. Lat.), Zerstückelung, Zer-
ung eines Grundstücks in mehre kleinere Theile
: Behuf der Vertheilung desselben unter mehre
tzer, von denen dann jeder über seinen Antheil
verfügen kann, ihn zu veräußern und weiter
theilen befugt ist. Die D. der Grundstücke,
ientlich bisher als ein zusammengehöriges Ganze
ssener Güterkomplexe unter verschiedene Besitzer
erlag nach älterem deutschen Rechte mehrfachen
chränkungen. War ein Grundstück mit Zinsen
Frohnden belastet, so konnte die D. desselben
mit Bewilligung des berechtigten Guts- und
ichtsherrn geschehen, indem dieser selbstverständ-
dadurch benachtheiligt werden mußte, wenn die
ragsfähigkeit des betreffenden Grundstücks durch
veit getriebene Theilung verringert ward. Auch
sten, wo es sich um D. von Stamm- und Fami-
fideikommissen handelte, Diejenigen, welche auf
Besitz derselben Anwartschaft hatten, Wider-
ch dagegen einlegen und durch Geltendmachung
Retraktrechts die D. hintertreiben. In der
eren und neuesten Zeit sind diese Beschränkun-
in Folge der Ablösung meist beseitigt worden,
ist die Frage, ob unbeschränkte Zerstückelung
Theilung der Grundstücke zulässig sei oder
t, keineswegs entschieden, und es erscheint die-
e vom national-ökonomischen Standpunkte aus
destens bedenklich. Für die unbeschränkte Theil-
keit des Grundeigenthums spricht der Grundsatz,
jeder Staatsbürger berechtigt sein muß, Eigen-
m jeglicher Art und also auch Grundeigenthum
erwerben und darüber nach freiem Ermessen zu
fügen. Gerade das Recht, einen Grundbesitz
lweise zu veräußern, kann für den Eigenthümer
e Quelle des Vortheils werden. Wenn z. B. Un-
cksfälle es einem solchen unmöglich machen, ein
sangreicheres Grundstück in angemessener und
rießlicher Weise zu bewirthschaften, indem ihm
hierzu nöthigen Mittel nicht mehr zu Gebote
en, so kann er durch Veräußerung eines Theils
elben ein neues Anlagekapital gewinnen und
ihm bleibenden Theil um so besser bewirth-
ften. Dann ist überhaupt ein kleineres Grund-
k wohlfeiler zu bestellen, als ein großes, und
zu kommt noch, daß durch sorgfältige Boden-
tur, die bei geringeren Mitteln doch nur auf klei-
n Areal möglich ist, der Ertrag des Grundeigen-
ms erhöht wird, welche Erhöhung denn überhaupt
e Steigung des Werths desselben im Gefolge hat.
dlich ist nicht in Abrede zu stellen, daß, je mehr
Bevölkerung eines Landes im Wachsen begriffen
desto mehr sich auch das Bedürfniß freier, unbe-
ränkter Theilung des Grundes und Bodens fühl-
machen wird, in sofern nur bei dieser eine größere
zahl der Staatsangehörigen in den Stand gesetzt
wenigstens die für den eigenen Bedarf nöthigen
ensmittel selbst zu bauen. Dagegen ist aber auch
ht in Abrede zu stellen, daß zu weit getriebene
eilung des Grundbesitzes auch wieder mit mehr-
hen Nachtheilen verbunden ist. Zuvörderst geht
rch die in Folge der D. vervielfachten Abgren-
ngen, Wege, Feldraine ꝛc. schon ein bedeutendes
eal für die eigentliche Bewirthschaftung verloren,
welches bei ungetheiltem Grundeigenthum sich vor-
theilhaft verwenden ließe. Weitere Gründe, welche
gegen die unbeschränkte Theilung der Grundstücke
sprechen, sind folgende: Erstlich wird durch allmäh-
lige Verminderung der größeren Güter die ländliche
Bevölkerung in ihrer Selbstständigkeit bedroht; denn
wenn jeder Bauer nur gerade so viel baut, als er zu
seinem und zu seiner Familie Unterhalt bedarf, so
wird schwerlich ein Ueberfluß an landwirthschaft-
lichen Produkten erzielt werden können, der eines-
theils Ausfuhr möglich macht u. anderntheils über
Mißernten und sonstige schwere Zeiten hinweghilft.
Dann wird es bei zunehmender Verkleinerung des
Grundbesitzes immer schwieriger, eine nach allen
Richtungen hin Nutzen bringende rationelle Land-
wirthschaft zu betreiben, und manche wichtige Zweige
derselben, wie die Zucht des Großviehs, Brannt-
weinbrennerei, Bierbrauerei ꝛc., werden ganz liegen
gelassen werden müssen. Beschränkung der Vieh-
zucht hat aber Mangel an Dünger und dieser die
Verschlechterung der Ackerkrume im Gefolge. Ferner
ist der Umstand nicht außer Augen zu lassen, daß
die durch fortgesetzte D. auch unbemittelten Perso-
nen eröffnete Möglichkeit, durch Ankauf eines klei-
nen Grundbesitzes sich u. ihren Familien ein, wenn
auch spärliches, doch vermeintlich sicheres Auskom-
men zu verschaffen, den Preis des so parcellirten
Bodens unverhältnißmäßig in die Höhe treiben
wird. Endlich wird bei zu großer Zunahme der
ländlichen Bevölkerung leicht ein ländliches Prole-
tariat entstehen, welches, um die nöthigen Sub-
sistenzmittel zu gewinnen, genöthigt ist, zu indu-
strieller Beschäftigung zu greifen und so einestheils
auf den Wohlstand der Städte nachtheilig einwirken,
anderntheils aber gerade das Gegentheil von Dem
herbeiführen kann, was man mit der D. der Grund-
stücke zu bewirken gedachte, in sofern es, nicht mehr
bloß auf den Ertrag des Grundes und Bodens an-
gewiesen, die kleinen Grundstücke kauflustigen Kapi-
talisten gern überlassen und es so diesen möglich
machen wird, wieder große Güterkomplexe in ihren
Besitz zu bringen. In Berücksichtigung dieser Be-
denken, welche unbeschränkte D. mißlich erscheinen
lassen, hat man neuerlich in mehren Territorien
dieselbe in der Weise beschränkt, daß jede Zer-
schlagung eines bisher geschlossenen Guts oder auch
jede Abtrennung einer Parcelle von einem solchen,
sobald sie nicht Arrondirung zum Zwecke hat oder
durch gemeinnützige Anlagen, Wegbau ꝛc. nöthig
gemacht wird, nur mit Zustimmung der betreffen-
den Verwaltungsbehörden geschehen darf. Doch ist
hierbei wohl im Auge zu behalten, daß durch solche
Maßregeln der Kauf und Verkauf von Grund und
Boden nicht zu sehr beschwert werde, sowie daß neben
größeren geschlossenen Gutskomplexen eine Anzahl
kleinerer Güter und freiverkäuflicher, sogenannter
walzender Grundstücke bestehe, damit der
Nachfrage nach kleinerem Grundbesitz und dem Be-
dürfniß beschränkteren landwirthschaftlichen Betriebs
Genüge geleistet werde. Weil es aber dem Staate
keineswegs gleichgültig sein kann, ob er ein gewisses
Steuerquantum von einem einzigen Grundeigen-
thümer oder von einer größeren oder geringeren
Anzahl solcher einzutreiben habe, so ist die D. durch
Partikulargesetzgebungen noch in anderer Weise ge-
regelt worden. So muß z. B. in Sachsen die Zer-
theilung eines Grundstücks in der Weise geschehen,

daß beim Stammgute zwei Dritttheile der Steuereinheiten verbleiben. Um aber auch den auf den Grundstücken haftenden etwaigen Reallasten und Hypotheken, resp. deren Inhabern, welche sehr dabei interessirt sind, ob der betreffende Grundbesitz in Einer Hand bleibt oder unter viele kleine Eigenthümer vertheilt wird, die nöthige Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen, wird von der Behörde, welcher der Theilungsplan zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt worden ist, ein Verhör anberaumt, welchem der Eigenthümer des Grundstücks und der Käufer der abzutrennenden Parcelle, sowie die Hypothekengläubiger des Eigenthümers und sogar dessen Grundstücksnachbarn zur Wahrung ihrer etwaigen Rechte beiwohnen. Die Genehmigung der Theilung aber der Behörde anheim zu geben, scheint in sofern geboten, als die Zulässigkeit der D. theils durch persönliche Verhältnisse, wie Erbtheilung, Schuldenabzahlung, Abfall der Nahrung, theils durch die landwirthschaftliche Zweckmäßigkeit bedingt wird. Diese Grundsätze, welche sich erst im Laufe der Zeit gebildet haben, gegenwärtig aber als allgemein maßgebend zu betrachten sind, beziehen sich ohne Unterschied auf geschlossene wie auf walzende Grundstücke. Die systematische Zerstückelung größerer Güter (die sogenannte Güterschlächterei), welche, als reichen Gewinn abwerfend, öfters gewerbsmäßig betrieben worden, ist gegenwärtig meist gesetzlich verboten. Vergl. Kölichen, Gedanken über D., Breslau 1856.

Dis moll, s. Tonarten.

Dispache (franz.), s. Havarie.

Disparate Begriffe, in der Logik solche Begriffe (Merkmale eines Begriffs), welche keine andere Beziehung zu einander haben, als daß sie in dem Inhalte eines höheren Begriffs einander koordinirt sind; z. B. Thier und Vernunft sind an sich ganz ungleichartig, treten aber in dem Begriff Mensch zu einem Ganzen zusammen.

Dispensation (v. Lat.), die für einen einzelnen Fall verordnete Aufhebung oder Modifikation eines verbietenden Gesetzes. Dies kann auf zweierlei Art vorkommen, einmal, indem die Wirkungen bereits geschehener Handlungen aufgehoben oder modificirt werden (Absolution); das andere Mal, indem die Vollziehung oder Unterlassung einer noch nicht geschehenen Handlung gestattet wird (D. im eigentlichen Sinne). Da es sich hierbei immer um Aenderung eines bestehenden Gesetzes handelt, so steht das Recht der D. eigentlich nur dem Gesetzgeber zu; allein auch der mit Aufrechterhaltung Beauftragte besitzt die Befugniß, zu dispensiren, sowie auch Derjenige, welchem durch Herkommen dieses Recht zu Theil geworden ist. Die Römer rechneten die D.en zu den Privilegien im engern Sinne und verstanden unter denselben diejenigen Privilegien, welche für künftige Fälle ertheilt werden. Als Sache der Gesetzgebung wurde die Ertheilung von D.en stets nur als Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt betrachtet. In der späteren Zeit nahmen jedoch die Kaiser dieses Recht in Anspruch, und zwar ohne Unterschied, ob es eine weltliche oder geistliche Angelegenheit betraf. Als sich aber der Staat von der Kirche schied, wurde dieses Recht des Staatsoberhaupts nur rücksichtlich der bürgerlichen Angelegenheiten anerkannt, und es fiel dasselbe in Deutschland dem König und Kaiser, den regierenden Fürsten, Grafen, ja sogar auch einzelnen freien Gemeinden zu; natürlich überall nur immer innerhalb der Grenzen ihrer Kompetenz. Heut zu Tage geschieht in konstitutionellen Staaten die Ausübung des Rechts der D. meist unter Mitwirkung der Minister und Landstände. Das Recht zu dispensiren ist jedoch nicht unbeschränkt und hat seine natürlichen Grenzen. So kann D. niemals ertheilt werden in Fällen, wo die Rechte Anderer verletzt werden, oder wo absolut verbietende Gesetze entgegenstehen, z. B. Kriminalgesetze gegen Mord, Diebstahl; ja der Regent kann sich selbst nicht weiter dispensiren, als er Andern D. ertheilen kann. Ausgeschlossen ist das Dispensationsrecht des Regenten in der katholischen Kirche bei rein kirchlichen Angelegenheiten, die der Kognition der Kirche allein überlassen sind. In der frühesten Zeit des Christenthums stand in dieser Beziehung dem Bischof das Recht der D. zu, den Umständen nach auch den Provinzialsynoden; doch bestand die D. damals nur in der Absolution von den weiteren Folgen einer bereits begangenen Gesetzesübertretung und wurde meist mittelst Interpretation der Kirchengesetze motivirt. Erst seit dem 11. Jahrhundert fing man an, auch für die Zukunft zu dispensiren, wozu die unendlich weit ausgedehnten Ehehindernisse besondere Veranlassung gaben. Nach und nach reservirten sich die römischen Bischöfe immer mehr Fälle, u. Innocenz III. stellte geradezu das Princip auf, daß nur die Päpste für die Zukunft dispensiren könnten. Dies änderte sich jedoch weiter dahin, daß auch den Bischöfen die D. in einzelnen Fällen gestattet wurde. Wenn nun gleich letztere sehr häufig das Recht zu dispensiren in Anspruch genommen haben, so ist doch unbestritten, daß in wichtigeren Fällen, z. B. bei geleisteten Gelübden, nur der Papst kompetent ist. Die Ertheilung von D.en ist an gewisse Formen gebunden. So unterscheidet die römische Kirche rücksichtlich der von Rom zu erlangenden D.en zwischen solchen, welche pro foro interno, und solchen, welche pro foro externo gehören. Jene beziehen sich auf die Sündlichkeit einer Handlung allein, werden unmittelbar durch den Bischof an den römischen Stuhl gebracht u. von der Poenitentiaria Romana ertheilt; diese, deren Objekt die äußere kirchliche Disciplin betrifft, werden sowohl in katholischen, als protestantischen Ländern durch die Staatsbehörden befördert u. machen deren Genehmigung nöthig. In der protestantischen Kirche steht das Recht der D. dem Landesherrn als Inhaber der Kirchengewalt zu. Demgemäß ertheilt entweder der Landesherr selbst, oder die betreffenden Behörden die D. Im Wesentlichen sind die dispensablen Fälle in den protestantischen Ländern dieselben, und nur rücksichtlich der Behörden, welche D. ertheilen, findet Verschiedenheit Statt. Regelmäßig sind die D.en zugleich bürgerlich und kirchlich wirksam. Für alle werden Gebühren entrichtet, deren Höhe durch Taxordnungen bestimmt ist. Wo bei zu ertheilenden D.en das Interesse des Staats konkurrirt, bedarf es auch von Seiten des Staats der D. od. doch dessen Kognition; bei keinem Fall aber, welchen der Staat für indispensabel erklärt, ist eine D. der Kirche zulässig. Dagegen muß in den Fällen, wo der Staat, nicht aber die Kirche D. verlangt, nichtsdestoweniger dieselbe von jenem eingeholt werden. Dies schreiben namentlich die neuern Gesetzgebungen vor. Die verschiedenen

:, in welchen die einzelnen Kirchen D. ertheilen, die dabei einschlagenden Grundsätze greifen zu ins Specielle ein und können hier nicht ange- t werden. Dasselbe gilt noch mehr von den , welche der Landesherr und die Staatsbehör- ertheilen. In der Medicin heißt D. das Ver- en und Ausgeben der Arzneien an die Kranken.

ispensatorium (lat.), s. v. a. Apothekerbuch, rmakopöe.

ispensatory (engl.), in England eine Kran- ewahrungsanstalt, wo sich die Patienten von einfinden und von den Aerzten Rath, Recepte, wohl Medicin erhalten.

ispersion (v. Lat.), Zerstreuung, namentlich Lichtstrahlen. Wenn man ein Bündel Sonnen- len durch ein Prisma auffängt, so wird es von r Richtung abgelenkt u. in Strahlen von ver- ener Farbe zerlegt, welche aus dem Prisma in hiedener Richtung austreten. Bei der Be- ung mehrer Prismen, die aus verschiedenen fen bestehen, bemerkt man, daß die einzelnen en nicht proportionale Längen einnehmen, daß ein Flintglasprisma verhältnißmäßig weniger und mehr Violett gibt als ein Prisma von nglas. Diese Trennung der verschiedenfar- Strahlen durch die ungleiche Brechung dersel- heißt D. oder Zerstreuung des Lichts, und eine stanz ist um so mehr zerstreuend, je größer die erenz zwischen den Brechungsexponenten der n und der violetten Strahlen ist. Die Diffe- en zwischen den Brechungsexponenten der ifen B u. H des Prisma geben die totale D., diese ist nach Brewsters Messungen für folgende stanzen von Young berechnet worden:

ar. geschmolzen	0,294	Flintglas Nr. 3 . .	0,032831
hor	0,156	Steinsalz	0,029
öl	0,089	Crownglas Lit. M. .	0,024696
alsam . . .	0,066	Terpentinöl . . .	0,023878
mischer Balsam	0,058	Crownglas Nr. 9 .	0,020734
ant	0,056	Crownglas Nr. 13 .	0,020872
il	0,044	Olivenöl	0,018
las Nr. 13 .	0,043313	Kali	0,016729
las Nr. 23 .	0,043090	Wasser	0,018242
las Nr. 30 .	0,042502	Aether	0,017
efelkohlenstoff .	0,0208	Alkohol	0,011

Mit der totalen D. stimmt keineswegs die par- le D. überein, sondern diese, nämlich die Diffe- zwischen den Brechungsexponenten der übrigen eifen des Prisma, muß für jede Substanz noch nders gemessen werden. Dividirt man die par- e oder totale D. einer Substanz durch die ent- chende D. einer andern, so erhält man das hältniß der D. für diese beiden Substan- Aus demselben erkennt man das Vorherr- der einen oder der anderen Farbe in dem ctrum der betreffenden Substanz.

Disponenda (lat., Dispositionsgut), hen, die zur Verfügung gestellt werden, z. B. Kaufe, wenn Derjenige, dem eine Waare ge- kt worden, dieselbe wegen schlechter Beschaffenheit, tbestellung rc. nicht behalten will u. nun, um sich n alle Nachtheile zu sichern, den Uebersender be- richtigt, daß er ihm hiermit die Waare zur Dis- tion stelle; insbesondere vom Sortimentsbuch- ler beim Remittiren zurückbehaltene, dem Ver- r zur Verfügung (Disposition) gestellte Bücher.

Disponent (v. Lat.), Einer, der über eine Sache ügt (disponirt), besonders der mit Vollmacht ocura) versehene Stellvertreter eines Handlungs- hauses, welcher befugt ist, im Namen des Eigenthü- mers der Handelsniederlassung und für dessen Rechnung das Handelsgeschäft zu betreiben und per procura die Firma zu zeichnen.

Disponibel (v. Lat.), verfügbar, zu Gebote ste- hend; Disponibilität, Verfügbarkeit, der Zu- stand zwischen aktivem Dienst und Abschied. So gestellte Militärpersonen beziehen Halbsold (Dis- ponibilitätsgehalt), sind keinem bestimmten Truppencorps zugetheilt, jedoch verpflichtet, auf Verlangen sofort wieder in Aktivität zu treten.

Disposition (v. Lat.), Anordnung, in der Rhe- torik die logische und sachgemäße Anordnung des Stoffs einer Abhandlung oder Rede. Die jetzt bei Predigtentwürfen gewöhnliche Art zu disponiren kommt zuerst bei Antonius von Padua u. Albertus Magnus vor. D. heißt auch der Plan zu einem Manöver oder Gefecht, in der Psychologie die Gemüthsstimmung, Geneigtheit, in der Medicin eine Krankheitsanlage. In der Rechtswissenschaft versteht man unter D. jede Verfügung über Vermö- gensrechte und unterscheidet zwischen D. unter Lebenden, z. B. Kauf, Schenkung, und D. Todes halber, z. B. Testament, Kodicill rc. Dispositi- onsfähigkeit ist daher die Befugniß, über einen Vermögensgegenstand mit rechtlichen Wir- kungen zu verfügen. Diese Befugniß kann aus- geschlossen sein dadurch, daß der betreffende Ge- genstand überhaupt der Privatdisposition entzogen ist, indem er seiner Beschaffenheit nach nicht für den Handelsverkehr bestimmt ist oder seiner Natur und seinem Zwecke nach der Einwirkung von Seiten der Einzelnen entzogen sein muß, z. B. öffentliches Ge- wässer; od. dadurch, daß dem Handelnden die in Rede stehende Verfügung nicht zukommt, z. B. weil die Sache nicht ihm, sondern einem Dritten gehört, weil er wegen Minderjährigkeit, Verschwendungssucht, mangelnder geistiger Kapacität unter Vormundschaft gestellt, oder wegen Konkurseröffnung der Verwal- tung seines Vermögens enthoben ist u. dergl.

Dispositionsgut, s. Disponenda.

Disputa (ital., eigentlich D. del sacramento, Abendmahlsstreit), eines der berühmtesten Gemälde Raphaels, Freske im Vatikan (Zimmer della Sig- natura), welche die Theologie darstellt, in neuester Zeit durch Kellers meisterhaften Stich (1858) in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Disputation (v. Lat.), Streit, besonders ein öffentlich angeordneter gelehrter Streit. In frü- heren Zeiten wurden öffentliche D.en besonders häufig über theologische Streitfragen abgehalten (s. Religionsgespräche), heut zu Tage be- schränken sich dieselben fast nur noch auf den aka- demischen Usus. Man hat hier Inauguraldis- putationen (disputatio pro loco) oder Habili- tationsdisputationen, zur Erlangung der Erlaubniß, an der Universität Kollegien zu lesen, u. Promotions- od. Doktordisputationen (disputatio pro gradu), zur Erlangung eines aka- demischen Grades. Schedendisputationen sind die unter einem Präses, d. h. unter dem Vor- sitze eines Universitätslehrers, über einzelne Thesen gehaltene D.en. Derjenige, welcher durch die D. sich irgend einen Platz in der gelehrten Republik erkämpfen will, hat seine Behauptung (als Defen- dent oder Respondent) gegen Jeden, der sie bestreitet (Opponent), zu vertheidigen und soll dabei Proben

seiner Gelehrsamkeit, wie seiner dialektischen und sprachlichen Gewandtheit ablegen. Gegenwärtig ist aber das Disputiren an fast allen Universitäten zum eitlen Scheingefecht geworden, zumal wo ein schwacher Disputant einen Schildknappen als Socius (Respondent), der statt seiner die Angriffe auffängt und abhält, wählen kann. Bemerkenswerth ist, daß nach Breslau's Vorgang gegenwärtig die D.en an mehren deutschen Universitäten in deutscher Sprache gehalten werden dürfen, während man sonst überall auf lateinische D. drang.

Disputatorium (lat.), von einem akademischen Lehrer geleitete Uebung im Sprechen über einen gelehrten Gegenstand.

Disraeli (D'Israeli), 1) Isaak, englischer Literarhistoriker, im Mai 1766 zu Enfield geboren, Sohn eines 1748 in England eingewanderten venetianischen Kaufmanns Benjamin D., dessen Vorfahren gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch die Inquisition aus Spanien vertrieben worden waren, verbrachte den größten Theil seiner Jugend in Holland u. widmete sich erst in Leyden u. Amsterdam, sodann seit 1786 in Paris klassischen Studien. Nach mehren Reisen auf dem Festlande nach England zurückgekehrt, gab er einige Gedichte heraus, zu denen man die „Lines of the abuse of Satire“ zu zählen pflegt. Die Autorschaft dieses Gedichtes, das im 59. Bande des „Gentleman's Magazine“ abgedruckt wurde, ist indeß noch nicht ganz entschieden. Der Angegriffene, Dr. Walcott, hielt D. nicht für den Verfasser u. blieb mit ihm befreundet, während er den angeblichen Autor von nun an heftig anfeindete. Im J. 1791 erschien D.'s „Vertheidigung der Poesie“ (Defence of poetry), von ihm selbst wieder vernichtet. Seine „Curiosities of literature“ (1791—1817, 3 Thle.), eine geschmackvolle und mit Kritik besorgte Kompilation, wurden der Kern jener berühmten Miscellaneen, in denen er später, zwischen 1817 u. 1824, einen solchen Schatz der tiefsinnigsten philosophischen Bemerkungen, verbunden mit der liebenswürdigsten Kunst der Darstellung, niederlegte, daß dieselben eine Lieblingslektüre des englischen Publikums wurden. D.'s Vorliebe für Literargeschichte verdankt die englische Literatur auch seine „Quarrels of authors“ (3 Bde.), seine „Calamities of authors“ (2 Bde.) und seine „Illustrations of the Literary Character“. Zu den ersten Nummern des neu begründeten „Quatorly Review“ lieferte er mehre werthvolle Beiträge. Ein Aufsatz darin von ihm, „Spences Anecdotes“, und Bemerkungen über die moralische und poetische Geltung Pope's riefen den seiner Zeit berühmten Streit über Pope hervor, an dem Bowles, Byron und Andere Theil nahmen. Was D. aber seinen hohen Ruf verschaffte, war nicht sowohl die Beurtheilung englischer Poesie (für deren höhere Gattungen er nicht empfänglich genug war), als vielmehr seine Auffassungsgabe für die Eigenheiten bedeutender Männer. Den besten Beweis seines historischen Scharfblicks und seiner kritischen Begabung gab er in seinen „Untersuchungen über das Leben Jakobs I.“, sowie in seinen „Commentaries of the life and reign of Charles I“ (5 Bde., 5. Aufl. 1831), wofür ihm die Universität Oxford das Doktordiplom ertheilte. Mit neuem Eifer kehrte er sodann, bereits 70 Jahre alt u. seit 1839 erblindet, von seiner Tochter unterstützt, zu seiner Geschichte der englischen Literatur, der er den pedantischen Titel „Amenities of literature“ (Lond. 1841, 3 Bde., 5. Aufl. 1851) gab, zurück, erreichte aber nicht einmal das Zeitalter Pope's, über den er tiefe Studien gemacht. Er † am 19. Jan. 1848 auf seinem Landsitze Bradenhamhouse in Buckinghamshire. Noch in seine Jugendzeit fällt ein Gedicht „Medschun und Leila“, die erste jener in England seitdem so beliebten orientalischen Erzählungen. D.'s gesammelte Werke sind (Lond. 1849 ff.) mit einer Skizze seines Lebens von seinem Sohn herausgegeben worden.

2) Benjamin, englischer Schriftsteller und Staatsmann, Sohn des Vorigen, im December 1805 in London geboren, kam daselbst bei einem Handelsause in die Lehre, beschäftigte sich aber mehr mit der Literatur. Die glänzend geschriebenen Romane: „Vivian Grey“, „The young duke“, „Henriette Temple“, „Contarini Fleming“, an autobiography“, „Venetia“, mit denen er seit 1826 hervortrat, machten ungemeines Aufsehen und stellten D. in die erste Reihe der aufstrebenden jungen Kräfte der englischen Literatur; namentlich bekundeten sie ein seltenes Talent für Sittenschilderungen. Um 1825 bereiste er das Festland, blieb mehre Monate in Aegypten und kehrte 1826 nach London zurück. Drei Jahre später besuchte er Spanien, Griechenland, die Türkei, Palästina und abermals Aegypten und kehrte 1831 nach England zurück. Bei der Reformbewegung in jener Zeit schloß er sich der entschieden liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marylebone auf und stellte in seiner bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre „What is he“ ein demokratisches Glaubensbekenntniß auf, fiel aber mit seiner Bewerbung durch. Im J. 1835 trat er plötzlich als torystischer Bewerber für Taunton auf, doch gelang es ihm erst 1837, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden, wo er bei seinem ersten Auftreten in der unerfreulichsten Weise empfangen wurde. Als Abgeordneter der Stadt Shrewsbury seit 1841 bildete er mit Lord John Mamers, George Smythe und Andern die sogenannte Partei des jungen Englands, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Eigenthümlich erschien darin neben der Apotheose mittelalterlicher Zustände die Verherrlichung der jüdischen Nation, die er schon in einem früheren Roman, „The wondrous tale of Alroy“, zum Gegenstande gewählt hatte. Das bedeutendste dieser Werke ist „Coningsby, or de new generation“ (London 1844, 3 Bde.). Auch seine Romane „Sybil, or the two nations“ (London 1845, 3 Bde.) und „Tancred, or the new crusade“ (das. 1847, 3 Bde.) trugen eine starke politische sociale Färbung. Als nämlich Peel die Fahne des Freihandels aufgepflanzt hatte, warf sich D. zum Führer der Protektionisten auf und griff jenen, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit scharfer Dialektik und bitterer Ironie an. Als Vertreter der Grafschaft Buckingham setzte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf fort, so daß er nach dem Tode Lord George Bentincks (1848) von allen Protektionisten als ihr Führer anerkannt wurde. Ein in der Session von 1851 von ihm am 11. Februar vorgebrachter Antrag, daß die Regierung Maßregeln zur Linderung des Nothstandes der ackerbauenden Bevöl-

effen möge, ward mit 281 gegen 267 . abgelehnt. Als eine bald darauf in der age erlittene neue Niederlage des Mini= dasselbe zum Rücktritt veranlaßte, erhielt ussicht, selbst in das Kabinet zu kommen; zerschlug sich der von Lord Stanley ge= ersuch, ein protektionistisches Ministerium t, zum Theil wohl an der Abneigung der tischen Fraktion, D. zu ihrem Kollegen nen, so daß die Whigs ihre Aemter von aufnahmen. In seiner Schrift „Lord Bentinck, a political biography" (London Aufl. 1852) suchte er das Schutzsystem vortheilhaftesten Seite darzustellen und be= te nebenbei die Emancipation der Juden. endlich im Februar 1852 das Whigmini= definitiv auflöste und das Derbykabinet bil= hielt D. den Posten eines Kanzlers der mmer. Das glänzende Programm, womit Amt eröffnete, blieb in der Praxis hinter Erwartungen zurück. Mit dem Falle des riums Anfangs 1853 verlor auch D. seine g. Bald darauf sagte er sich wiederum von ypartei los, gab die Führerschaft der Pro= sten förmlich auf und übernahm die der tion gegen das Ministerium Aberdeen. Im er 1854 bekämpfte er die Fremdenlegionsbill h in der Debatte über den roebuckschen An= anuar 1855) scharfen Tadel gegen die Re= aus. Unter dem Ministerium Palmerston e er an der Seite seiner ehemaligen Gegner, eliten, in den vordersten Reihen der Oppo= im Februar 1858, nach dem Falle jenes, als Kanzler der Schatzkammer in das Mi= m Derby. D. hat sich stets mehr durch Dialektik, treffenden Witz und geschickte Tak= Gegners Blöße zu benutzen, als durch staats= sche Fähigkeiten ausgezeichnet.

en, Dorf im hannöverischen Fürstenthum rück, am Petersberge, mit Hauptzoll=, Grenz= Steuerreceptur und 1550 Einw. Dabei die n der alten Kaiserburg Dissene (Tissene) Saline Rothenfelde. Im J. 1648 ward ße des Petersberges eine Mineralquelle ent=

sen, Ludolf, verdienstvoller Philolog, den ecember 1784 zu Großenschneen bei Göttingen n, studirte in letzterer Stadt und ward 1809 ldocent daselbst. Im J. 1812 erhielt er den als Professor nach Marburg und 1813 den uhl der alten Literatur in Göttingen, wo er 1. September 1837 †. Als Resultate seines iums der griechischen Grammatik erschienen lbhandlung „De temporibus et modis verbi i" (Göttingen 1809) und die „Disquisitiones logicae" (das. 1813). In seinen Ausgaben indar (Gotha 1830, 2 Bde.), des Tibull (Göt= n 1835, 2 Bde.) u. der Rede des Demosthenes corona" (das. 1837) suchte er eine höhere Aus= ng der Hermeneutik zu begründen. Seine nen lateinischen und deutschen Schriften nebst aphischen Erinnerungen" (Göttingen 1839) en von Thiersch, Welcker und Otfr. Müller usgegeben.

issenters (v. Lat., früher Nonkonformisten), tlich Andersgläubige, in England im weiteren ne alle nicht zur Staatskirche gehörigen Per= sonen, also auch die Römischkatholiken, im engeren Sinne aber nur die protestantischen Sekten, die sich von jener Kirche getrennt haben, wie die Presbyte= rianer, die Independenten, die Methodisten, die Baptisten, die Quäker, Irvingianer, Unitarier 2c. Die Zahl derselben mag sich zu der der Glieder der Staatskirche etwa wie 1 zu 5 verhalten. Sie hatten unter den Stuarts, namentlich in Folge der gegen sie gerichteten Uniformitätsakten (1562 und 1662), der Testakte und Korporationsakte (1673) viel zu leiden, bis ihnen endlich die To= leranzakte von 1689 unter Wilhelm III. von Oranien wenigstens bedingte Duldung gewährte. Erst die neueste Zeit hat durch gänzliche Aufhebung der Testakte und Korporationsakte ihre kirchlichen Rechte wesentlich erweitert und sie bürgerlich den Gliedern der Staatskirche völlig gleichgestellt. Doch sind sie noch immer der bischöflichen Geistlich= keit steuerpflichtig. Da sie bei ihrem Freiwilligkeits= system (voluntary principle) alle Unterstützungen von außen verschmähen, so haben die Einzelnen sehr bedeutende kirchliche Opfer zu bringen, was ihre numerische Verstärkung nicht eben begünstigt. Das Nähere über sie s. bei den einzelnen hierher gehörigen Kirchen und Sekten. In Schottland, wo die presbyterianische Kirche die herrschende ist, heißen D. die Episkopalen.

Dissertation (v. Lat.), wissenschaftliche Abhand= lung, besonders auf Universitäten die zu Dispu= tationen geschriebene lateinische Abhandlung.

Dissidenten (v. Lat., d. i. Getrennte), allgemeiner Name aller polnischen Nichtkatholiken, namentlich der Lutheraner, Reformirten, Griechen u. Armenier, mit Ausschluß jedoch der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. In den Akten der warschauer Kon= föderation von 1573 waren mit dem Ausdruck Dis- sidentes in religione beide Hauptreligionsparteien: Katholische und Evangelische, die einander damals Duldung angelobten, bezeichnet, seit dem Konvo= kationstage von 1632 aber gebrauchte man die Be= zeichnung D. allein für letztere. Der Vergleich von Sandomir (Consensus Sandomiriensis) am 14. April 1570 hatte wenigstens für den Augenblick die unter den Anhängern der sächsisch=schweizerischen Reformation, sowie der einzelnen Sekten in Polen entstandenen Mißhelligkeiten geschlichtet u. mit Bei= behaltung der Konfessionen jeder Kirche ein gemein= sames Glaubensbekenntniß aufgestellt. Lutheraner, Reformirte und böhmische Brüder bildeten von jetzt an eine auch für politische Zwecke vereinigte Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom König beschworenen Religionsfrieden (Pax dissidentium), worin der Name D. noch immer auch die Katholiken begreift, den letzteren in bürgerlichen Rechten ganz gleichgesetzt wurden. Nach und nach jedoch wurden ihnen die wesentlichsten ihrer Rechte, unter andern 1717 das Recht, neue Kirchen zu bauen, sowie 1718 das Stimmrecht auf dem Reichstage genommen; auch zeigte das Resultat des thorner Recesses (1724) deutlich, daß von der katholischen Partei noch Schlimmeres zu fürchten sei. Als man 1764 den D. sogar das Recht des bürgerlichen Er= werbs zu entziehen suchte, traten sie in eine Kon= föderation zusammen, brachten, unterstützt von Preußen, Dänemark, England, vorzüglich aber von Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß auf die polnischen Angelegenheiten zu erwei=

tern, 1766 ihre Klagen auf den Reichstag und erlangten 1767, als bereits zur nachdrücklicheren Empfehlung ihres Gesuchs ein russisches Heer in Polen einrückte, einen neuen Vergleich, in welchem die D. den Katholiken ganz gleichgestellt wurden. Die erste Theilung des Reichs führte eine Verzögerung in der Einführung der vereinbarten Bestimmungen herbei, bis endlich 1775 die D. alle frühern Freiheiten wieder erlangten, mit Ausnahme des Rechtes auf Senator- und Ministerstellen. Bei den späteren Theilungen Polens ist der gleiche Rechtsstand beider religiösen Hauptparteien in Geltung geblieben. Vgl. Die Schicksale der polnischen D., Hamb. 1768—70, 3 Thle., und Lukaschewicz, Geschichtliche Nachrichten über die D. in Posen, deutsch von Balitzki, Darmstadt 1843. In neuester Zeit pflegt man in Preußen auch die Deutschkatholiken (s. d.) D. zu benennen.

Dissna (polnisch Dziesna), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wilna, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Düna, ist gut gebaut, hat ein altes, vom König Sigismund August stammendes Schloß, mehre schöne öffentliche Gebäude und 4753 Einwohner, meist Polen und Juden, die Handel und Schifffahrt auf dem Strome treiben. D. bildete einst einen Bestandtheil der Woiwodschaft Polozk.

Dissolv. (lat.), auf Recepten Abbreviatur für dissolve, löse auf.

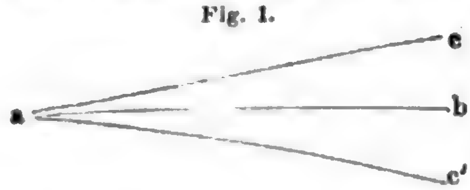
Dissolving views (engl.), Nebelbilder.

Dissonanz, in der Musik das Verhältniß zweier oder mehrer Töne, deren Zusammenklang ein Gefühl des Unbefriedigtseins und der Unruhe hervorruft; insbesondere auch der Ton eines Intervalls oder die Töne eines Akkords, welche durch ihre Eigenschaft als sogenannte strebende Töne (d.h. als solche, welche eine bestimmte Fortschreitung eine Stufe auf- oder abwärts verlangen) eben das Unbefriedigende verursachen. Man unterscheidet gewöhnlich wesentliche D.en, d. i. solche, welche zum Wesen eines Stamm- oder abgeleiteten Akkords gehören, und zufällige, welche nur durch einen zufälligen Umstand in den Zusammenklang aufgenommen werden. Zu den ersteren gehören: die verminderte Quinte u. deren Umkehrung, die übermäßige Quarte, die übermäßige Quinte und deren Umkehrung, die verminderte Quarte, die übermäßige Sexte, die kleine, große und verminderte Septime, die große, kleine und übermäßige Sekunde, die große und kleine None, die Undecime und die Terzdecime. Zufällige D.en sind: Durchgänge (sowohl diatonische als chromatische), Vorhalte, Anticipationen und Retardationen. Die ältere Musiktheorie stellte als unumgängliche Regel auf, daß jede D. vorbereitet werden müsse; die neuere Praxis hat sich jedoch von diesem Zwang fast ganz losgesagt und läßt die D.en nach Belieben ohne alle Vorbereitung eintreten.

Distanz (Entfernung), die Länge einer geraden Linie, die von einem Punkte zu einem andern führt. Daher Distanzmessung, die Bestimmung der D. zweier Punkte von einander, oder die Messung der Länge einer geraden Linie, entweder unmittelbar durch Hülfe eines Maßstabes, oder mittelbar durch den Meßtisch oder ein Winkelinstrument. In der Astronomie unterscheidet man die Lineardistanz, die wirkliche Entfernung zweier Weltkörper von einander, und die Winkeldistanz, die scheinbare Entfernung derselben von einander, welche, den gleichweiten Abstand beider vom Auge angenommen, durch den Winkel bestimmt wird, welcher sich von beiden Sternen aus mit dem Auge bildet.

Distanzmesser, Instrument, welches die Entfernung zweier Punkte unmittelbar angibt, nachdem man mit demselben von dem einen Punkte aus einen auf dem anderen befindlichen Gegenstand in bestimmter Weise beobachtet hat. Dieser Gegenstand ist entweder ein natürlicher, welcher dem entfernten Punkte ein- für allemal angehört und also nicht erst aufgestellt zu werden braucht; oder ein künstlicher, welcher, eigens zu dem Zwecke der Längenmessung angefertigt, durch einen Meßgehülfen auf den zweiten Endpunkt aufgestellt und die Distanzlatte genannt wird. Je nachdem nun ein D. die Aufstellung einer solchen Latte erfordert od. nicht, heißt er ein D. mit oder ohne Latte. Für viele und namentlich militärische Zwecke sind D. ohne Latten sehr erwünscht; es ist aber noch kein ganz entsprechendes Instrument dieser Art vorhanden, so viele Vorschläge hierzu auch seit einigen Jahrhunderten gemacht und ausgeführt wurden. Die Herstellung brauchbarer D. ohne Latte ist schwierig wegen der außerordentlichen Genauigkeit, womit alle Theile derselben gearbeitet sein müssen. Sie gründen sich in der Regel auf das Princip des Spiegelsextanten. Bei der Einrichtung der D. kommt es im Allgemeinen auf Folgendes an: Eine Linie, deren Länge wir nicht mit Maßstäben oder Meßketten unmittelbar bestimmen können, erhalten wir mittelbar dadurch, daß wir sie mit zwei anderen Linien zu einem Dreieck verbinden und in diesem drei Stücke, darunter eine Seite, messen. Das Dreieck ist für den vorliegenden Zweck am brauchbarsten, wenn es entweder rechtwinklig, oder gleichschenklig ist und die gesuchte Linie in dem ersteren Falle die größere Kathete, in dem letzteren aber die Höhe des gleichschenkligen Dreiecks bildet, während die bekannte oder zu messende Seite bezüglich die kleinere Kathete oder die Grundlinie des gleichschenkligen Dreiecks vorstellt. Ist nun (Figur 1) in dem rechtwinkligen Dreieck a b c die Kathete a b aus der Linie b c und dem

Fig. 1.

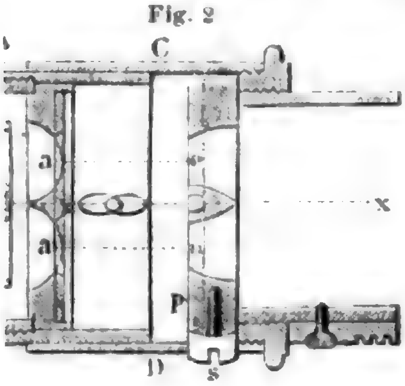


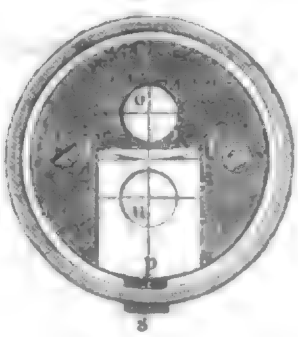
Winkel bei a zu finden, so können folgende vier Fälle eintreten: 1) der Standpunkt des Instruments befindet sich in b, und zwar ist a) der Winkel bei a konstant, dagegen die Linie b c mit a b veränderlich; oder es ist b) die Länge b c konstant, der Winkel bei a aber mit der Größe von a b veränderlich; 2) der Standpunkt des Instruments befindet sich in a und es ist wieder a) der Winkel bei a konstant und die Linie b c mit der Entfernung a b veränderlich; oder es ist b) die Länge b c konstant und der Winkel bei a mit der Größe von a b veränderlich.

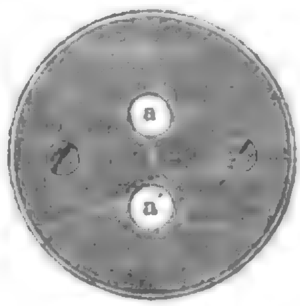
Dieselben vier Fälle ergeben sich, wenn man statt des rechtwinkligen Dreiecks a b c das gleichschenklige a c c' und für b c die doppelte Länge c c' setzt, und es entsprechen die beiden ersten Fälle den D.n ohne Latte, wobei b c oder c c' die Latte vorstellt. Es

ılso bei der Einrichtung eines D.s immer n, entweder zu den unveränderlichen Grund› › c, c c') die veränderlichen Winkel bei a, den konstanten Winkeln bei a die veränder› rundlinien (b c, c c') zu finden. Unter den Latte sind die nach Reichenbach und Stam› gerichteten die bekanntesten und besten, und e beiden Fälle 2 a) und 2 b) darstellen, so s, diese hier allein näher zu betrachten.

eichenbachsche D., welcher dem Falle 2 a) t und in Figur 2 abgebildet ist, hat, s Instrument dieser Art, zwei Hauptbe› le: ein Fernrohr und eine Distanzlatte. rnrohr befindet sich hier an einem massi› nder, welcher auf einem Messinglineal senk› ıt und eine Drehung des Rohrs um eine e des Lineals parallele Axe gestattet. Aus ısammenstellung des Fernrohrs mit einem vird erkannt, daß der reichenbachsche D. zu› ne Kippregel (s. d.) ist und also vorzugs› Meßtischaufnahmen angewendet wird. Das des Fernrohrs besteht aus einer achroma› Doppellinse von 15 Linien Oeffnung und 18 ennweite und ist in der Objektivröhre cen› estigt. Statt eines einfachen Fadenkreuzes der Okularröhre zwei in einer Ebene lie› adenkreuze angebracht. Diese Fadenkreuze den eigentlichen messenden Bestandtheil des rs aus und bilden zusammen ein Fadenmi› :. Figur 2 stellt davon einen Längen› ıach der optischen Axe und Figur 3 einen


Fig. 2


Fig. 3.


Fig. 4.

nitt senkrecht zu dieser Axe vor. Das eine reuz (o) ist auf einen Metallring und das (u) auf ein in diesem Ring verschiebbares chlöchertes Messingplättchen (p) aufgeklebt. rschiebung dieses Plättchens in der Richtung b durch die Schraube s und die Stahlfeder, in der Höhlung f f des vorhin genannten liegt, bewirkt; ihr Zweck ist, dem Abstande uzpunkte o u die ihm zukommende Größe zu Jedes der zwei Fadenkreuze hat ein eigenes : dem oberen Kreuzpunkte o entspricht das a, u. dem unteren Kreuzpunkte das Okular a'). Die Axen (a o, a' u) dieser Okulare (Fig. 2) Fernrohraxe parallel. Die Fassung (A B) der e läßt sich, wie Figur 3 zeigt, in der Rich› eser Axen so weit verschieben, als nöthig ist, s deutliche Sehen der Kreuzfäden zu bewirken. istanzlatte (Fig. 5) wird aus sehr trocke› annenholze in einer Dicke von etwa 1 Zoll, Breite von 3—4 Zoll und einer Länge —15 Fuß angefertigt. Das untere Ende ist mit einem eisernen Schuh beschlagen, in einer Höhe von 4—5 Fuß befinden sich zwei Handgriffe (C) zum Halten, und etwas oberhalb dieser Griffe ist an der schmalen Seite der Latte ein Diopter so ange› bracht, daß es beim Gebrauche senkrecht zur Latten› axe, außerdem aber parallel zu ihr gestellt werden kann. Der Zweck dieses Diopters ist, die Latte nahe› zu senkrecht gegen die optische Axe des Fernrohrs zu stellen. Indem nämlich der Arbeiter, welcher die Latte hält, diese in ihrer Richtung gegen das Loth so lange verändert, bis die Absehlinie des Diopters auf das Objektiv des Fernrohrs trifft, wird die be› zeichnete Stellung in einem für die Praxis genü› genden Grad der Genauigkeit erlangt.

Für eine bequeme Messung ist es sehr wichtig, die Theilung der Latte möglichst übersichtlich und so einzurichten, daß man sofort die auf einen bestimm› ten Punkt des Instruments bezogenen und für die Richtung der optischen Axe des Fernrohrs gültigen Entfernungen der Latte unmittelbar ablesen kann. Die Bezeichnungsweise der Distanzlatten ist ver› schieden; wir geben hier in Figur 5 diejenige, welche in dem ertelschen Institut in München gebräuchlich ist und sich in der Praxis als sehr gut bewährt hat. Die Entfernungen sind hier auf die Drehaxe des Fernrohrs bezogen, und es ist die Bezifferung auf die Voraussetzung gegründet, daß das untere Faden› kreuz (u) des Fernrohrs jederzeit auf den am oberen Ende der Latte befindlichen Nullpunkt (A) einge› stellt wird. Wenn alsdann das obere Fadenkreuz einen der Striche deckt, welche den großgeschriebenen Ziffern 1, 2, 3, 4 ... gegenüberstehen u. durch einen Punkt oder Pfeil ausgezeichnet sind, so stellt der zwischen den Fadenkreuzen geschehene Lattenabschnitt die Entfernungen 100, 200, 300, 400 Fuß vor. Trifft das obere Fadenkreuz auf einen derjenigen Striche, an welche in etwas kleinerer Schrift gerade Zahlen, wie z. B. 14, 16, 18, 22, gesetzt sind, so ent› sprechen die von den Fadenkreuzen gedeckten Latten› abschnitte bezüglich den Entfernungen 140, 160, 180, 220 ... Fuß. Die Abschnitte, welche den Ent› fernungen 50, 150, 250, 350 ... Fuß angehören, sind durch Striche kenntlich gemacht, welche die ganze Lattenbreite zur Länge haben und in zwei Punkte endigen. Hiernach wird man sich die übrigen Zei› chen leicht selbst deuten können; nur die Bemerkung noch, daß die Theilstriche nach unten an Dicke zu› nehmen, weil ihr Sehwinkel mit den Entfernungen kleiner wird, und daß man bei Entfernungen von mehr als 100 Fuß die Zwischenräume, welche je 5 Fuß vorstellen, durch Schätzung in einzelne Fuße abtheilen muß, was übrigens bei einiger Uebung

mit hinreichender Genauigkeit geschehen kann. Die verkehrte Aufschrift der Ziffern bedarf wohl keiner besonderen Erklärung. Die Prüfung u. Berichtigung des reichenbachschen D.s ist zunächst in seiner Eigenschaft als Kippregel u. hierauf als längenmessendes Instrument vorzunehmen. Als **Kippregel** (s. d.) hat er den Anforderungen derselben zu entsprechen, u. nur die Bestimmung des Kollimationsfehlers erfordert ein etwas abgeändertes Verfahren, weil die Visirlinie des D.s mit der optischen Axe wohl in einer Ebene, aber nicht in einer geraden Linie liegt.

Fig. 5.



Als **Längenmesser** ist der reichenbachsche Apparat auf folgende Eigenschaften zu prüfen: 1) **ob die Distanzlatte richtig getheilt ist.**

Darf man, wie es hier geschieht, eine hinreichend starke, aber nicht zu schwere, aus gut getrocknetem Holz angefertigte, mit einem kurzen Diopter u. zwei festen Handgriffen versehene Latte voraussetzen, so ist die weitere Untersuchung dieser Latte sehr einfach. Man mißt nämlich die Latte von der Stelle an, welche einer Entfernung von 50 Fuß entspricht, bis zu einem der unteren Endstriche, der etwa 1000 Fuß Entfernung angehört, berechnet sich hieraus durch eine einfache Division dasjenige Stück (i) der Theilung, welches einem Längenunterschiede von 50 Fuß zwischen 50 u. 1000 Fuß entspricht, u. sieht zu, ob zwischen diesen zwei Stellen die Lattentheilung ganz gleichförmig ist, wie sie sein soll. Nun fragt es sich, ob der Lattenabschnitt von 0 bis 50 die richtige Länge hat. Dieselbe ist aber nach den vorausgegangenen Messungen leicht zu berechnen.

2) **Ob die beiden Fadenkreuze des Fernrohrs den rechten Abstand von einander haben.** Um dies zu untersuchen, ist zunächst nöthig, daß man auf festem ebenen Boden eine lange gerade Linie ausstecke und genau abmesse. Von 100 zu 100 Fuß läßt man Pfähle einschlagen, um die Latte in bestimmten Entfernungen vom Instrument aufstellen zu können. Ueber dem ebenfalls mit einem Pfahl bezeichneten Anfangspunkt der abgemessenen Linie stellt man den Meßtisch centrisch und horizontal auf und bezeichnet auf dem Tischblatte durch die Lothgabel die Projektion des Anfangspunktes, um den Ständer des D.s darüber zu bringen. Die Fadenkreuze sind schon vorher so gerichtet worden, daß man sie deutlich sieht, u. daß sich ihre Schnittpunkte bei horizontal stehendem Tische in Vertikalebenen bewegen. Nun lasse man die Latte auf den Pfahl Nr. 1, der 100 F. entfernt ist, aufstellen u. richte selbst das Fernrohr so auf dieselbe, daß man deutlich lesen u. keine Parallaxe bemerken kann. Das eine (untere) Fadenkreuz wird auf Null gestellt und am anderen (oberen) abgelesen. Außer dieser Ablesung macht man noch eine zweite am Vertikalkreise und schreibt beide auf. Dasselbe Verfahren wiederholt man vorsichtig für alle abgesteckten Punkte und reducirt alsdann alle abgelesenen Entfernungen mit Hülfe der Reduktionstabelle auf den Horizont. Stimmen diese reducirten Entfernungen mit den abgemessenen genau überein, od. finden nur geringe, bald positive, bald negative Abweichungen davon Statt, so hat man an dem Fadenmikrometer nichts zu verbessern; sind aber diese Entfernungen alle kleiner, oder alle größer als die abgemessenen Längen, so muß man in dem ersten Falle den Abstand der Fäden etwas größer u. in dem zweiten Falle etwas kleiner machen, was durch Lüften oder Anziehen der in Fig. 3 mit s bezeichneten Stellschraube geschieht. Nach dieser Berichtigung — welche so gemacht wird, daß die Ablesung für einen bestimmten Standpunkt der Latte deren Entfernung genau entspricht — wiederholt man die früheren Aufstellungen, Ablesungen, Reduktionen und Korrektionen so lange, bis man mit der Leistung des Instruments zufrieden ist.

3) **Ob die optische Axe des Fernrohrs mit der Linealkante parallel läuft, wenn der Vertikalkreis auf Null steht.** Das Verfahren, den Kollimationsfehler des reichenbachschen D.s zu bestimmen, ist nur wenig von dem zur Kippregel gehörigen verschieden. Da man nämlich nicht längs der optischen Axe des Fernrohrs visiren kann, so müssen die zwei Absehlinien benutzt werden, welche die beiden Fadenkreuze gewähren; wir wollen zunächst die obere wählen, d. h. diejenige, welche außerhalb des Fernrohrs über der optischen Axe liegt. Verfährt man nun mit der Messung gerade so, wie für Winkelmessungen vorgeschrieben; behält man ferner dieselben Bezeichnungen wie dort für die Ablesungen (w' und w'') am Gradbogen, den wahren Höhenwinkel (w) und den Kollimationsfehler (c) bei, und bezeichnet man weiter noch den Winkel, welchen die hier benutzte obere Visirlinie mit der optischen Axe des Fernrohrs bildet, mit δ, so ist nicht schwer einzusehen, daß folgende zwei Gleichungen richtig sind:

$$\left.\begin{array}{l} w' = w \pm c - \delta \\ w'' = w \mp c + \delta \end{array}\right\} \ldots . (1).$$

Hieraus folgt, wenn man die zweite Gleichung von der ersten abzieht:

$$w' - w'' = \pm 2c - 2\delta \ldots . (2).$$

Setzt man δ als bekannt voraus, so läßt sich hiermit der Kollimationsfehler c berechnen; will man aber diese Voraussetzung nicht machen, so läßt sich δ wegbringen, indem man mit der unteren Visirlinie dasselbe Verfahren durchführt wie mit der oberen. Bezeichnen für diese Absehlinien w_1 und w_2 die abgelesenen Höhen- und Tiefenwinkel, so gelten für dieselben folgende zwei Gleichungen:

$$\left.\begin{array}{l} w_1 = w \pm c + \delta \\ w_2 = w \mp c + \delta \end{array}\right\} \ldots . (3),$$

aus denen auf demselben Wege wie vorhin

$$w_1 - w_2 = \pm 2c + 2\delta \ldots . (4)$$

erhalten wird. Verbindet man die Gleichungen 2 und 4 durch Addition, so folgt

$$\pm c = \frac{w' - w'' + w_1 - w_2}{4}.$$

den Kollimationsfehler des reichenbachschen
diesem Wege bestimmt, so schaffe man ihn
durch Verschiebung des Nonius weg, oder
n gehörig in Rechnung. In dieser Bezie-
man die Gleichungen 1 und 3 zu beach-
che Folgendes lehren: 1) Mißt man die
einer Linie an ihren beiden Endpunkten
mal mit einer und derselben Absehlinie, so
rithmetische Mittel aus den beiden Able-
n richtigen Neigungswinkel, der Kollima-
r mag sein, welcher er will. Denn aus 1)
lgt durch Addition:

$$= \frac{w' + w''}{2} \text{ und } w = \frac{w_1 + w_2}{2}.$$

nan die Neigung einer Linie nur an einem
e, aber nach einander mit beiden Visirli-
st zu dem arithmetischen Mittel der beiden
en am Gradbogen der Kollimationsfehler
n oder von ihm zu subtrahiren, je nach der
es Fehlers und des gemessenen Winkels.
s der Verbindung der beiden letzten Glei-
er Formeln 1 und 3 folgt:

$$\frac{+ w_1}{2} \mp c \text{ und } w = \frac{w'' + w_2}{2} \pm c.$$

sche Universalinstrument (Theodolith) wird
als D. gebraucht.

Pflanzengattung, s. Carduus.

ink, s. Stieglitz.

, Martin, geistreicher Karrikaturist, ge-
zeichner und Maler, 1802 zu Olten im
Solothurn geboren, bekundete schon wäh-
er Studienzeit zu Luzern und Jena ein
Talent, dem öffentlichen Leben seine komi-
ten abzugewinnen und dieselben aufs Tref-
skizziren. Im Karcer zu Jena zeichnete er
der Sabinerinnen in halblebensgroßen
und Marius, auf den Trümmern von Kar-
t Schlafmütze und Thonpfeife nachdenklich
ei Zeichnungen von so komischer Wirkung,
der Großherzog bei einem Besuch in Jena
gte und zu ihrer Erhaltung das Zimmer
ließ. Wegen seiner Theilnahme an der
chaft relegirt, kehrte D. in die Heimat zu-
sein Vater indessen durch falsche Spekula-
m armen Manne geworden war. D. fing
seine Kunst zum Broderwerbe zu benutzen,
ushängeschilde und Porträte, zeichnete
schlachten, Thiere zu Fröhlichs Fabeln, hi-
Bilder zu dem schweizerischen Taschenbuche
sen" u. A. und erwarb sich bald den Na-
s genialen Künstlers. Auch führte er in
terstadt eine Zeichenschule ein und wurde
dessen 1836 als Zeichenlehrer an die höhere
lt zu Solothurn berufen. In der Landwehr
ons Solothurn zum Oberstlieutenant und
zweiten Bataillons emporgestiegen, stand
en Basellandschäftlern gegen Baselstadt bei
arb sich dadurch das basellandschaftliche
gerrecht. In seiner praktischen Weise ging
ten derben Angriffen auf dem Gebiete der
nd Religion nie auf Systeme, sondern im-
Persönlichkeiten los und geißelte bei seinem
esten Charakter namentlich Die, welche er
ler oder Windfahnen hielt. Dies zeigte er
in seinem „Schweizerischen Bilderkalen-
dem Regierungsrath Felber den Text schrieb.
Am meisten Aufsehen machte der Jahrgang 1844, der Verbote des Kalenders in allen konservativen Kantonen veranlaßte. D. † den 18. März 1844. Im Entwurfe mit schöpferischer Genialität begabt, war er oft nachlässig in der Ausführung seiner Bilder und doch auch wieder, wenn ihn ein Gegenstand ansprach, sorgfältig und in die zartesten Details eingehend. Seine Schweizerschlachten, die in mehren großen Blättern erschienen, zeichnen sich durch ungezwungene Gruppirung und durch eigenthümliche Kraft der einzelnen Gestalten aus.

Distelmeyer, Lampert, ausgezeichneter deutscher Staatsmann, am 22. Februar 1522 zu Leipzig geboren, studirte hier die Rechte, trat 1546 in die Dienste der Oberlausitz und der Stadt Bautzen insbesondere, denen er nach der Schlacht bei Mühlberg vom neuen Kurfürsten Moritz wegen ihres Bündnisses mit Böhmen und ihres Auflehnens gegen Karl V. und den König Ferdinand Verzeihung erwirkte, lehrte sodann in Leipzig das römische Recht, trat 1550 als Rath in die Dienste des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und diente dem Kurhause 7 Jahre als Geheimerath und 30 Jahre als Kanzler; 1568 ward er in den Ritterstand erhoben. Bald ward er die Seele aller Unternehmungen des brandenburgischen Hauses. Unter Anderem half er den passauer Vertrag zu Stande bringen, dagegen bemühte er sich umsonst, die Händel des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zu schlichten, sowie zwischen Kurfürst Moritz und dem Markgrafen Friedrich den Frieden zu vermitteln. Von der Krone Polen aber wußte er für Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen zu erhalten. Er bemühte sich, die Verwaltung, die Finanzen und die Polizei in Ordnung zu bringen, begünstigte Gewerbe und deshalb auch die Einwanderung der Niederländer in die Mark und richtete die Universität Frankfurt neu ein. Dabei entwickelte er auch in den auswärtigen Angelegenheiten eine außerordentliche Thätigkeit. So unterhandelte er die Belehnung des Kurfürsten mit Beskau und Storkau, wohnte der Wahl dreier Kaiser (Ferdinands I., Maximilians II. und Rudolfs II.) bei, beförderte nach Kräften die Formula concordiae, vermittelte die Vermählung des Kurfürsten mit der Prinzessin Elisabeth von Anhalt ꝛc. Er † am 12. Oktober 1588 und hinterließ den Ruhm eines weisen, vorsichtigen und gerechten Staatsmannes, der gegen den Kurfürsten freimüthig, gegen Untergebene leutselig war. Sein Streben ging dahin, durch Anschließen an den Kaiser und an Kursachsen und durch Erwerbung neuer Anwartschaften die Macht des Kurhauses zu vergrößern.

Distelorden, s. Andreasorden.

Disthen (Cyanit, Rhätizit, blauer Schörl bei älteren Mineralogen), Mineral aus der Klasse der Silikate, und zwar zu den wasserfreien gehörig, krystallisirt monoklinoëdrisch, und zwar in langen, breiten, etwas verschobenen Säulen von 106° mit sehr vollkommenem, blätterigem Bruch nach der breiten perlmutterglänzenden Säulenfläche. Die Säule ist meist an der scharfen Kante schief abgestumpft, die Endfläche ist wenig verschoben, auch 100° gegen die breite Säulenfläche geneigt, blätterig und die breite Säule in ihrer Richtung ausgezeichnet quergestreift. Häufig finden sich Zwillingsverwachsungen, die Krystalle sind meist einzeln eingewachsen. Außerdem findet sich das Mineral auch derb, stänglich, krummscha-

lig, strahlig u. verworren geordnet (Rhätizit). Es ist spröde, der Querbruch uneben, die Härte 5,0—7,0, nicht nur auf verschiedenen Flächen, sondern auch nach verschiedenen Richtungen auf der Fläche der vollkommensten Theilbbarkeit verschieden. Ebenso soll nach Hauy die gleiche geriebene Fläche an dem einen Krystall positiv, am anderen negativ elektrisch werden; daher der Name Disthen, „doppeltkräftig". Nach Plüker soll ein an einem Coconfaden frei aufgehängter Krystall sich ganz wie eine Kompaßnadel stellen. Das specifische Gewicht ist 3,5—3,7. Der D. ist farblos, meist aber gefärbt weiß, ausgezeichnet blau (Cyanit von der himmelblauen Farbe), aber auch gelb, roth, grau ins Schwärzlichgraue (Rhätizit), glasglänzend, auf der Fläche des ausgezeichneten blätterigen Bruchs perlmutterglänzend bis durchsichtig. Er besteht aus 64 Thonerde u. 36 Kieselerde. Vor dem Löthrohre verändert er sich nicht, kleine Splitter behalten sogar Durchsichtigkeit und Glanz. Mit Kobaltauflösung befeuchtet, nimmt er bei starkem Feuer eine schöne blaue Farbe an; weder vor, noch nach dem Glühen wird er von Salz- od. Schwefelsäure bedeutend angegriffen. Man kennt den D. nur aus dem krystallinischen Schiefergebirge, insbesondere dem Glimmer- u. Talkschiefer, nicht selten vergesellschaftet mit Staurolith, mit dem er dann auch, wie in dem weißen Glimmerschiefer von Chrenico am St. Gotthard, regelmäßig verwächst, aber auch im Gneis, Dolomit, Granit und Granulit; meist liegt er im Gestein selbst, aber auch eingeschlossen in Quarz; am seltensten ist sein Vorkommen auf Erzlagerstätten, wie zu Przibram in Böhmen. Er kommt in allen Erdtheilen vor. Ausgezeichnete Fundorte sind: St. Gotthard, Campo longo, Simplon, Grainer und Pfitsch in Tyrol (Rhätizit), Saualpe in Kärnthen, Bacher in Steiermark, Gängerhoff bei Karlsbad, Penig in Sachsen ꝛc. Der schön blau gefärbte durchsichtige D. vom St. Gotthard u. aus dem Zillerthale wird zu Ringsteinen geschliffen (sapparé).

Distichiasis (griech.), Augenübel, wobei die Wimpern eine doppelte Richtung angenommen haben, indem nämlich einige, oder eine ganze Reihe derselben gegen den Augapfel gerichtet sind, die übrigen aber ihre regelmäßige Stellung behalten haben. Einige haben das Uebel angeboren beobachtet, Andere hingegen betrachten es nur als Folge langwieriger Entzündungen, besonders Augenliderdrüsenentzündungen. Die Vorhersage und Kur fallen mit denen der Trichiasis zusammen.

Distichon (griech.), Doppelvers, metrisches Zeilenpaar, das seine besonderen Namen von der Versart bekommt, in welcher es gemacht ist, z. B. adonisches, daktylisches D., insbesondere das aus einem Hexameter und einem Pentameter bestehende Zeilenpaar, dessen Charakter Schiller in folgendem Beispiel ausspricht.

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Distokie (v. Griech.), s. v. a. Ditokie.

Distraktion (v. Lat.), Ausdehnung oder Auseinanderziehung, ein chirurgischer Kunstakt, durch welchen man gebrochene und verrenkte Glieder wieder einzurichten und einzusetzen sucht.

Distribuiren (v. Lat.), vertheilen; daher Distribution, Vertheilung, Eintheilung; Distributionsbescheid (decretum distributionis), richterlicher Bescheid über die Vertheilung der Konkursmasse (s. Konkurs); distributive Begriffe, Begriffe oder Namen, die sich nur auf einzelne Dinge beziehen, im Gegensatz zu den kollektiven Begriffen ꝛc.; Distributivpartikeln, Eintheilungswörter, z. B. bald — bald; theils — theils ꝛc.; Distributivsätze, Sätze, in denen solche Partikeln ihre Stelle haben; Distributivzahl, in einem Zahlensystem die Zahl, welche angibt, wie vielmal man eine Einheit nehmen muß, um die nächst höhere od. mindere Ordnung zu erhalten.

Distrikt (v. Lat.), Bezirk, meist Unterabtheilung einer größeren Provinz, eines Kantons ꝛc.

Dithionige Säure, unterschweflige Säure, besteht aus 2 Atomen Schwefel und 2 Atomen Sauerstoff und konnte bisher isolirt nicht dargestellt werden, da sie, durch eine stärkere Säure aus ihren Salzen abgeschieden, sofort in schweflige Säure u. Schwefel zerfällt. Sie wurde von Herschel zuerst als eigenthümliche Säure erkannt. Sie bildet sich, wenn man schwefligsaure Salze mit Schwefel kocht, auch entsteht neben schwefligsaurem Salz unterschwefligsaures, wenn man Eisen od. Zink in schwefliger Säure auflöst. Ebenso bilden sich dithionigsaures Kali oder Natron, wenn man Kali- oder Natronlauge mit Schwefelblumen kocht; gleichzeitig bilden sich Sulfurete, die bei der Einwirkung der Luft auf die Lösung in dithionige Salze übergeben und entweder überschüssigen Schwefel fallen lassen, oder grade auf sich in dithionigsaures Salz verwandeln, oder endlich die Entstehung von kohlensaurem Salz veranlassen, je nachdem Polysulfuret oder Zweifach-Schwefelalkalimetall od. ein einfaches Sulfuret vorhanden war. Ganz dasselbe findet Statt, wenn schweflige Säure auf die Sulfurete einwirkt. Die Salze der d.n S. sind leicht löslich; sehr schwer löslich sind das Baryt- u. Bleisalz. Beim Glühen zersetzen sich dieselben, doch sind die dabei auftretenden Produkte verschieden je nach der Base, mit welcher die d. S. verbunden war. Die Alkalisalze der d.n S. lösen Chlor- und Jodsilber zu einer süß schmeckenden Flüssigkeit auf. Salpetersäure und Chlor verwandeln die neutralen dithionigen Salze in saure schwefelsaure Salze. Besonders wichtig ist das Natronsalz, welches in der Photographie als Lösungsmittel für Jod- und Chlorsilber und in der Technik benutzt wird, um die letzten Spuren Chlor aus den gebleichten Waaren zu entfernen, weshalb es auch Antichlor genannt wird. Das unterschwefligsaure Natron hat ferner wegen der Zersetzung seiner Säure in schweflige Säure, wenn man eine stärkere Säure hinzufügt, als Bleichmittel Anwendung gefunden und ist als die bequemste Quelle für schweflige Säure zu diesem Zweck sehr zu empfehlen. Es wird fabrikmäßig dargestellt und kommt im Handel in schönen großen Krystallen vor. Näheres s. Natronsalze.

Dithionsäure, Unterschwefelsäure, besteht aus 2 Atomen Schwefel und 5 Atomen Sauerstoff, wurde 1819 von Gay-Lussac und Welter entdeckt. Man erhält sie, wenn in der Kälte Mangansuperoxyd auf schweflige Säure einwirkt. Die D. ist ziemlich beständig, läßt sich unter der Luftpumpe bis auf 1,347 specifisches Gewicht koncentriren, zerfällt aber bei höherer Koncentration oder Temperatur in schweflige Säure u. Schwefelsäure. Salpetersäure, Chlor, Braunstein verwandeln sie in höherer Temperatur in Schwefelsäure, auch nimmt sie an der Luft lang-

uerstoff auf. Ihre Salze sind nach Heeren ich und beständig. Beim Erhitzen geben sie e Säure und ein neutrales schwefelsaures Jeder die D., noch eine ihrer Verbindungen misch benutzt.

narschen (Ditmarsen, d. i. deutsche Mar- ine der drei Landschaften des Herzogthums , umfaßt den westlichen Theil des Landes, Elbe, Nordsee, Eider und Gieselau und ist s merkwürdig, weil in dem daselbst wohnen- ischen Volksstamm das germanische Alter-) bis auf die Gegenwart erhalten hat. Das t ein Areal von 24 □Meilen (7 Meilen Meilen breit) und zählt etwa 50,000 Ein- Es muß durch Deiche vor Ueberschwem- geschützt werden und besteht meist aus rem Marschboden, der sich mehr zur Vieh- s zum Ackerbau eignet; mannichfache Kanäle wässerung durchziehen dasselbe u. erschweren en Angriff. Die ehemalige Theilung in das e Süder- und das herzogliche Norder- irschen (s. unten) besteht administrativ . Jede der beiden Landschaften hat ihr eige- cht und ihren eigenen Landvogt, der ein Dithmarsche sein muß. Städte gibt es nicht, ehnliche Marktflecken. In Norderdithmar- □Meilen) liegen Heide (6120 Einw.), der t des ganzen Landes, Bösum, Lunden, iren. Die ansehnlichsten Orte in Süder- chen (13 □Meilen) sind Meldorf (3300 Wöhrden, Hemmingstadt und Brunsbüttel D. sind eine alte und seit der Einwan- der Sachsen ziemlich unvermischt geblie- kerschaft, die ihren Namen entweder von en Marsen (s. d.) hat, oder von den , welche sie bewohnen. Die Lage ihres wischen Morästen und Gewässern, das ehe- r auf Einem Wege zugänglich war, auch iter Wasser gesetzt werden konnte, gewährte cherheit, machte sie zu kühnen Kriegern u. re alte republikanische Verfassung großen- s auf die neueste Zeit behaupten. Im ger- n Alterthum bildete ihr Land einen Theil dalbingien oder Niedersachsen. Zur Zeit es Großen wurden die D. von Albion re- ;, vielleicht ein Vasall Wittekinds, an dessen zen Karl den Großen Theil nahm. Bremen gegen Ende des 8. Jahrhunderts vergeb- Bekehrung der D.; erfolgreicher waren die ungen der Erzbischöfe von Hamburg, wenig- hlten sie denselben (833) einen mäßigen Kaiser Heinrich der Vogler ernannte 921 enen Grafen, Heinrich den Kahlen, über welchen dessen Sohn, Heinrich der Gute, Diese Grafen standen, wie es scheint, unter ischen Herzögen und waren zugleich Grafen be. Um 1072 eroberte Kryto, der Tyrann klenburg, Holstein und D., und nach seinem n letzteres unter die Herrschaft Heinrichs II. klenburg; doch regierten die Grafen von D. geachtet fort. Als Graf Rudolf II. wegen ng von seinen Unterthanen 1144 (1127) war, fiel Herzog Heinrich der Löwe in D. ernannte 1148 Reinhold zum Grafen von m Kriege mit den Pommern blieb. Nach s des Löwen Achtserklärung von Friedrich ssa wieder dem Erzstift Bremen zugetheilt, benutzten die D. die ihnen hieraus erwachsende größere Freiheit zur Vertreibung des Adels. Graf Adolf von Holstein eroberte 1183 D., gab es aber dem Erzbischof von Bremen unter der Bedingung zurück, daß ihm die D. jährlich 200 Malter Hafer zinsten. Als sich dieselben dessen weigerten, unterwarf sie Erzbischof Hartwich II. und legte ihnen eine große Geldsumme auf, worauf sie sich unter Vorbehalt ihrer Freiheiten dem Bischof Waldemar von Schleswig und dem König der Dänen unterwarfen, welcher letztere den Grafen Adolf darauf 1200 bei Itzehoe schlug und den D. einen neuen Grafen gab. In der Schlacht bei Bornhöved 1226 fielen dieselben jedoch von den Dänen ab und bildeten fortan, vom Kaiser in ihren alten Rechten bestätigt, unter der milden Herrschaft des Erzbischofs von Bremen eine freie Bauernrepublik. In Süder- und Norderdithmarschen eingetheilt, hatten sich vier Gaue (Duffte oder Dofften, Vogteien) gebildet, denen ein von jenem eingesetzter Vogt vorstand. Jeder Gau bestand aus Kirchspielen mit Kirchspielvögten, Schlüter und Schwaren, d. h. Schließern und Geschworenen, welche das Kirchenvermögen zu verschließen und für das Beste des Kirchspiels zu sorgen hatten. Sie bildeten das Schwurgericht, welches sich wöchentlich versammelte; auch der Vogt hatte eine besondere Gerichtsbarkeit. Von ihren Aussprüchen konnte an das ganze Kirchspiel, endlich an die Achtundvierziger u. an das kaiserliche Kammergericht appellirt werden. Die Kirchspiele bestanden wieder aus mehren Dörfern oder Bauernschaften, welche ihre Angelegenheiten unter Aeltesten in Versammlungen regierten, zu denen jeder Mündige Zutritt hatte. Die oberste Landesbehörde bildete das Kollegium der Achtundvierziger, zu welchem jede Dufft 12 Mitglieder auf Lebenszeit erwählte. Sie waren früher, als die Vögte noch mehr Einfluß hatten, deren Rathgeber (consules), später Verweser, Richter. Die Landesversammlung bestand aus den Achtundvierzigern, 4 Vögten, 60 Schließern, 3—400 Geschwornen aller Kirchspiele und des Magistrats der Flecken Meldorf, Lunden oder Heide. Die Versammlung wurde auf freiem Felde oder auf den Marktplätzen der Städte abgehalten. Den Rechtscodex bildete das dithmarsische Landbuch, 1348 von 48 angelsächsischen Richtern in angelsächsischer Sprache entworfen, 1447 abgeändert, 1497 zuerst gedruckt, 1567 verbessert und 1711 neu aufgelegt. Die Bande des Bluts galten für heilig. Die eingebornen, alten Geschlechter (Slachten), durch Wappenschilder kennbar, theilten sich in Klüffte od. Zünfte, welche ein eidlich verbundenes Ganzes bildeten und in der Schlacht wie vor Gericht zusammenstanden. Die Erziehung der Jugend trug ein durchaus kriegerisches Gepräge. Mit dem 14. Jahre mußte sich der Sohn des freien Bauern zur Waffenübung in seinem Kirchspiel stellen; mit 17 Jahren und 6 Wochen war er mündig. Jede Dufft hatte ihre Veste, gewöhnlich einen starken Thurm; das sogenannte Hammhuus war die stärkste und deckte den Nordstrand. Nach diesem führten zwei Wege, beide durch Hammen, d. i. dichte, mit Gräben durchschnittene Holzungen. Beide Hammen, die Süderhamme bei Hemmingstadt und die Norderhamme mit dem Hammhuus nördlich über Heide, waren Landwehren. Jeder freie Mann ging bewaffnet. Von dem Reichthum der D. gingen ganz fabelhafte Gerüchte.

Im Jahre 1288 vertheidigten sie sich siegreich gegen den Herzog von Holstein, erlitten dagegen durch Gerhard den Großen, gegen den sie Partei genommen, 1320 eine Niederlage und wurden bis in die Marsch verfolgt, wo sie dann das Heer der Holsteiner in einem Verzweiflungskampfe aufs Haupt schlugen. Ein Einfall der D. in Holstein 1381 wurde von Gerhards Sohn, Nikolaus, zurückgeschlagen. Heinrichs des Eisernen Söhne, Gerhard und Albrecht, geriethen 1402 abermals mit den D. in Fehde, fielen aber beide, ersterer am 4. August 1404 bei Hemmingstadt sammt seinem ganzen Heere. Ein den D. vom König Erich von Dänemark angetragenes Bündniß wiesen sie zurück; 1414 fielen sie abermals in Holstein ein, wurden aber geschlagen. Sie wiederholten indeß ihre Einfälle und fingen 1431 auch mit Hamburg Fehde an. Im Jahre 1434 spalteten sie sich in zwei Parteien, doch wurde 1437 durch Abgeordnete von Hamburg und Lübeck die Einigkeit wieder hergestellt. Im Jahre 1474 erhob Kaiser Friedrich III. die Lande Holstein, Stormarn und D. zu einem Herzogthum u. belehnte damit den König Christian I. von Dänemark. Als jedoch die D. erklärten, daß sie dem Erzbisthum Bremen unterthan seien, widerrief der Kaiser die Belehnung u. gab dem König auf, vorläufig nichts gegen D. zu unternehmen. Dennoch verlangte Christian 1480 auf dem Landtag zu Rendsburg die Vereinigung von D. mit Holstein und gab den D. ein Jahr Bedenkzeit, starb aber in demselben. Sein Sohn, König Johann, erneuerte 1488 seine Ansprüche und zog 1500 mit einem 30,000 Mann starken, meist aus deutschen Söldnern, der sogenannten „großen Garde" unter dem Junker Slenz, bestehenden Heere gegen sie. Die D. zogen sich zurück, warfen eine Schanze auf, wählten einen ihrer Landesältesten, Wolf Isebrand, zum Führer u. gelobten, indem sie ihre Fahne einer der heiligen Jungfrau geweihten Jungfrau, der Telse (Else) aus Hohnwöhrden, anvertrauten, an dieser Stelle zu siegen oder zu sterben. Wirklich gelang es ihnen auch, das feindliche Heer in die Moräste zu treiben und hier durch Oeffnung der Schleusen zu vernichten. König Johann selbst rettete sich nur durch schnelle Flucht. Es kam nun ein Friede zwischen D. und Dänemark zu Stande. Im Jahre 1524 versuchte Heinrich von Zütphen aus Bremen in D. Luthers Lehre zu verbreiten, wurde aber auf Betrieb der Mönche zu Heide verbrannt. Dennoch machte die Reformation Fortschritte, und 1532 wurde überall die Messe aufgehoben. Im Jahre 1548 erhielt Herzog Adolf von Holstein von Kaiser Karl V. die Bestätigung des von Friedrich III. seinem Vorfahren Christian I. ertheilten Lehnbriefes über D. und erklärte nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. von Dänemark mit demselben gemeinschaftlich am 18. Mai 1559 den D. den Krieg. Mit einem großen Heere zogen die Fürsten gegen sie, umgingen ihre Schanzen, führten sie durch Scheinangriffe irre und schlugen die einzelnen Haufen der unter sich entzweiten D., zuletzt am 3. Juni 1559 bei Heide, wo die Tarfersten unter dem Bauer Rhode des alten Ruhmes würdig stritten. Die D. sahen sich darauf genöthigt, sich an Holstein zu ergeben, den König von Dänemark aber als Oberlehnsherrn anzuerkennen. Die Bedingungen waren jedoch glimpflich; die D. behielten Freiheit der Person und des Eigenthums, freie Gemeindeverfassung und ihr Landrecht, sowie Wahl ihrer Beamten. Ihr Land wurde in drei Theile getheilt: den Südertheil nahm der König, den Vordertheil Herzog Adolf und den Mitteltheil Herzog Johann von Holstein in Besitz. Nach Johanns Tode 1581 bildete D. nur noch 2 Theile; Norder- und Süderdithmarschen; 1773 fiel auch ersteres an den König von Dänemark.

Beglaubigte Nachrichten und Ueberlieferungen zur Geschichte D.s verdanken wir zunächst Johann Adolfi, genannt Neocorus (d. i. Köster, geboren 1559, † 1629), dessen in niedersächsischer Sprache geschriebene Chronik des Landes D. Dahlmann in der Urschrift mit 23 Abhandlungen (Kiel 1827, 2 Bde.) herausgegeben hat. Vgl. ferner: J. A. Bolten, Dithmarsche Geschichte, Flensburg 1781—86, 4 Bde.; A. L. J. Michelsen, Das alte D., in seinem Verhältniß zum bremer Erzstift beurkundet, Schleswig 1820; D. Carstens, Dithmarsche Kirchenhistorie, das. 1732; P. Mohr, Zur Verfassung D.s alter und neuer Zeit &c., Altona 1820; D.s unantastbare Zollfreiheit, Hamb. 1836, Anhang 1837; Michelsen, Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen, Altona 1842.

Dithyrambus (Dithyrambe), eine eigene Gattung der lyrischen Poesie, vorzüglich in Athen ausgebildet u. Gesänge enthaltend, welche zu Ehren des Bacchus, später auch anderer Götter, von Chören gesungen zu werden pflegten. Der Charakter des D. ist Kraft u. Neuheit des Ausdrucks, Kühnheit der Bilder, überhaupt höchste Begeisterung. Sein Inhalt war das Lob des Gottes, Schilderung der erregten Leidenschaft, namentlich der von festlichem Taumel hingerissenen Freude, sowie des Dankgefühls gegen den Geber des Weines u. der Jahresfrüchte, u. gegen die andern im D. gefeierten Götter. Auch das Metrum zeichnete sich durch größere Freiheiten und rasches Ueberspringen aus einer Versart in eine andere aus. Indem die bacchischen Festchöre die Dithyramben wahrscheinlich immer in der phrygischen Harmonie sangen und scenisch aufführten, wurden diese die nächste Grundlage, aus welcher die griechische Tragödie erwachsen ist. Als Erfinder des D. nennt Herodot den Arion (620 v. Chr.) aus Methymna; doch finden sich Anfänge dithyrambischer Lieder schon bei dem älteren Archilochus. Vielleicht führte Arion zuerst die antistrophische oder cyklische Form des D. ein, welche von spätern Dichtern, wie Lasus und Pindar, durch mehre rhythmische Freiheiten erweitert wurde, während bei Archilochus noch der achtfüßige Trochäus und früher vielleicht der heroische Vers im D. herrschte. Den D. zu den bacchischen Festen zu liefern und vorzutragen, war für den Dichter wie für den Chor die höchste Ehre. Dem Dichter, dessen Lied für das beste befunden wurde, ward als Preis ein Dreifuß, dem siegenden Chor ein Stier, der dann feierlich geopfert und verschmaust ward. Außer den Genannten zeichneten sich noch Pericletus, Melanippides, Philoxenus, Bacchylides, Praxilla, Ion, Cinesias, Timotheus, Telestes u. A. in dieser Dichtungsgattung aus. Damagetus aus Heraclea schrieb über die dithyrambischen Dichter ein eigenes Werk, aus dem Demosthenes der Thracier einen Auszug machte. Weder dieses Werk aber, noch die Dithyramben jener Dichter selbst sind uns erhalten; auch unter den Hymnen des Pindar ist kein eigentlicher D., doch

ie 13. olympische Ode sich einem solchen zu Unter den horazischen Oden haben einige, ich I, 19, II, 19, III, 25, dithyrambischen r. In der spätern Zeit artete der dithy- e Schwung oft in Schwulst und Lächerlich- s, daher dithyrambisch, s. v. a. hoch- Die Dithyramben der Neuern haben nur neinen den Charakter der alten. Unter den n schrieben solche Aug. Polliziano, Fr. aruffaldi; unter den Deutschen Willamov, lüller u. A. Vgl. Timkowsky, De Di- is eorumque usu apud Graecos et Roma- skau 1806.

ie (v. Griech.), zweimaliges Gebären, sgeburt.

lyph (v. Gr.), architektonisches Ornament, tehend, daß bei der dorischen Säulenstellung je zwei Säulen zwei Triglyphen und drei in dem Fries des Gebälkes angebracht sind.

berger, 1) Johann Gustav, Historien- tmaler, 1799 zu Neuenweg im Badischen Schüler Rottmanns und Roux' zu Heidel- seit 1821 der Akademie in München, ging nach Paris, wo er im Atelier des Barons eilete, studirte endlich in Rom die Meister- r Kunst bis 1831 und ließ sich sodann zu der. Seine Bilder sind meist Darstellun- der heiligen und profanen Geschichte, an der alten deutschen Meister erinnernd, Zeichnung und voll Ausdruck der Seele. werth sind besonders ein englischer Gruß omkirche zu Olmütz, ein St. Severin, h segnend, ein St. Andreas, die Russen , zwei allegorische Gemälde, Germania u. g-Holstein, drei Gemälde in der Kirche zu n Baden, darunter als Hauptaltarbild m Oelberg, ferner der Ritter Toggenburg, ad steigende Venus 2c. Von D. hat man e gelungene Stiche, Umrisse zur cotta'schen von Schillers Gedichten.

ilhelm Theodor, nomhafter evange- eolog, geboren am 1. Mai 1807 zu The- Baden, besuchte das Gymnasium zu g, studirte dann hier, wo namentlich Daub, inder der neuern spekulativen Theologie, en Einfluß auf seine Bildung und Rich- bte, hierauf in Halle Theologie u. Philo- omovirte 1832 als Licentiat der Theologie irte sich in Heidelberg. Theils mit speciell stlichen Zwecken, theils überhaupt zu sei- ildung in seinem akademischen und prakti- logischen Beruf unternahm er eine längere f welcher er die meisten deutschen Univer- suchte. Eine Frucht derselben ist sein edigerseminarien" (Heidelberg 1835), wo- Gründung eines Seminars zur praktischen ng evangelischer Geistlicher in Heidelberg wurde. Seine akademischen Vorlesungen fast alle Zweige der Theologie. Daneben cht er seinen „Conspectus introductionis iam homileticam" (Heidelb. 1836), gab eineke Daubs theologische u. philosophische aus (Berlin 1838—44, 8 Bde.) und be- mit Süßkind u. Zittel die „Zeitschrift für rotestantische Kirchenverfassung". Dem Rationalismus eben so fern als der im Oberkirchenrath mehr u. mehr sich fühlbar machenden Hinneigung zum Pietismus, erstrebte er eine Versöhnung der Theologie mit der Philosophie und wurde mit Zittel, dessen Berufung nach Heidel- berg sein Werk war, der Führer des freisinnigen Theils der badischen Geistlichkeit. Als solcher be- thätigte er sich namentlich auf der Generalsynode zu Karlsruhe 1843 und als Vorsitzender des badi- schen Landesvereins (seit 1846). Gegen eine 1851 Heidelberg besuchende Jesuitenmission trat D. in Kontrovers-predigten, sowie in einer Broschüre „Die Jesuiten" (Heidelberg 1851) mit edler, maßvoller Polemik auf. Nachdem er 1847 zum ordentlichen Professor der praktischen Theologie ernannt war, folgte er 1852 einem Ruf nach Weimar als groß- herzoglicher Kirchenrath, Oberhofprediger u. Epho- rus des Schullehrerseminars, sowie der Real- und Bürgerschule. Hauptsächlich durch ihn ward die „Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland", das Organ derjenigen Richtung, welche Freiheit der theologischen Wissenschaft und Selbstständigkeit der protestantischen Kirche erstrebt, begründet.

Ditters von Dittersdorf, Karl, fruchtbarer u. vortrefflicher Komponist, geboren zu Wien am 2. November 1739, erhielt seinen ersten Unterricht in der Musik von dem Violinisten König, später von Joseph Ziegler, sodann durch die Gunst des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen eine allge- meine wissenschaftliche und höhere musikalische Bil- dung, bereiste 1761 Italien, wo er, besonders zu Bologna, als Violinvirtuos außerordentlichen Bei- fall erntete, trat 1764 in kaiserliche Dienste, wurde mit Joseph Haydn bekannt u. durch diesen Kapellmei- ster des Bischofs von Großwardein. Hier richtete er die Hauskapelle des Bischofs ein und komponirte sein erstes Oratorium, Metastasio's „Isaco". Auch eine kleine Bühne errichtete er, und hier entwickelte sich zuerst sein wahrhaft großes Talent für die ko- mische Oper, das sich schon in seinem ebenfalls in diese Zeit fallenden ersten Versuche, der Operette „Amore in musica", kund gab. Im Jahre 1769 kehrte er nach Wien zurück und trat dann in die Dienste des Fürstbischofs von Breslau, Grafen Schafgotsch, der ihn zum Ritter vom goldenen Spo- ren, zum Oberförster und Amtshauptmann machte und in den Adelsstand erhob. D. bildete nun auf dem bischöflichen Schlosse Johannisberg aus einigen Dilettanten erst ein kleines Orchester, dann auch ein Theater, für welches er seine weiteren Versuche im komischen Opernstyl, zuerst die Oper „Il Viaggia- tore americano" und dann auch das Oratorium „Davidde" schrieb. Sein Oratorium „Esther", so- wie seinen „Hiob" schrieb er zum Besten eines Witt- wenfonds in Wien, führte hier auch 1786 sechs sei- ner nach Ovids Verwandlungen gearbeiteten Sin- fonien auf. Die Opern „Der Doktor und der Apo- theker", „Betrug durch Aberglauben", „Die Liebe im Narrenhause" und „Democrito" schrieb er im Auftrag seiner Vaterstadt. Seinen „Hiob" führte er in Berlin u. in Breslau mit außerordentlichem Beifall auf. Er † in Dürftigkeit auf dem Gute des Barons Ignaz von Stillfried am 31. Okt. 1799. Außer zwei „Briefen über die Grenzen des Komi- schen und Heroischen in der Musik" und „Ueber die Behandlung italienischer Texte bei der Komposition und über andere Gegenstände" in der leipziger Musikalischen Zeitung schrieb D. im Ganzen 7 Werke

für die Kirche und 30 für die Bühne, außerdem an 40 Sinfonien, Streichquartette, Violinkoncerte, Lieder, Klaviersonaten, Notturno's ꝛc. Am bedeutendsten davon sind seine komischen Opern, die ihn zu einem wahrhaft nationalen musikalischen Charakter gemacht haben und die man zuerst anführen muß, wenn von ächt deutscher Komik in der Musik die Rede ist. Vergl. D.' Selbstbiographie, Leipzig 1801.

Dittrich, Johann Georg, namhafter Pomolog, den 11. April 1783 zu Gotha geboren, erlernte die Kochkunst, konditionirte dann in verschiedenen größeren Städten des Nordens, machte 1807 mehre Gefechte der Dänen gegen die Engländer mit, kehrte 1809 nach Gotha zurück, wo ihm der väterliche Garten Gelegenheit bot, sich mit der Obstbaumzucht zu beschäftigen, ward bald darauf Mundkoch beim Prinzen Karl von Schwarzburg in Arnstadt, sodann herzoglicher Mundkoch in Gotha, beschäftigte sich aber nebenbei ununterbrochen mit Pomologie. Seine Verbindung mit bedeutenden Pomologen verschaffte ihm die neuesten und besten Obstsorten, die er zunächst in seinem eigenen Obstgarten erprobte und dann weiter zu verbreiten suchte. Sein erster schriftstellerischer Versuch in der Pomologie war die Lösung der von der Landeskulturgesellschaft zu Arnsberg in Westphalen gestellten Preisaufgabe: „Ueber die Erziehung des Kernobstes, besonders in gebirgigen Gegenden" (Arnsberg 1834). Bald darauf erschienen von ihm verschiedene Aufsätze in mehren botanischen und pomologischen Zeitschriften, bis er 1836 mit einem größeren Werke: „Systematisches Handbuch der Obstkunde ꝛc." (Jena 1836—41, 3 Thle.), hervortrat. Ein anderes, nicht minder bedeutendes Werk D.s ist sein „Deutsches Obstkabinet", eigentlich eine umfassender aufgenommene Fortsetzung des von Sickler früher begonnenen Obstkabinets, nach seinem Tode vom thüringer Gartenbauverein unter dem Titel „D.s deutsches Obstkabinet" fortgesetzt. Von seiner Generaltabelle über das bisher beschriebene und noch nicht beschriebene Kern- und Steinobst, in systematischer, nach der Reifzeit der Früchte geordneten Darstellung, mit genauer Charakteristik der Frucht, nebst Angabe der Herkunft und Vegetation des Baumes" erschien nur der erste Theil, das Kernobst enthaltend. Er † am 10. März 1842. Gotha verdankt ihm die neue Anlage und Bepflanzung des Galgenberges. D. war auch Mitarbeiter der Zeitschrift „Opora" u. der „Thüringer Gartenzeitung".

Ditzenbach, Dorf im würtembergischen Donaukreis, im Filsthal, mit 600 Einwohnern und einer einst berühmten Mineralquelle.

Diu (im Sanskrit Dwipa, d. h. Insel), kleine portugiesisch-vorderindische Insel an der Südküste der Halbinsel Kattiwar, von Osten nach Westen $1\frac{1}{2}$ Meilen lang, im Allgemeinen $\frac{1}{2}$ Meile breit u. von einer Felsmasse durchzogen. Der Meeresarm zwischen derselben und dem Festland ist nur für Fischerboote fahrbar. Am Ostende der Insel liegt die gleichnamige gut befestigte Stadt mit 10,000 Einwohnern, trefflichem Hafen, aber unbedeutendem Verkehr. In alter Zeit stand hier ein berühmter Tempel des Mahadeva, welcher 1024 durch Schah Mahmud geplündert und zerstört wurde. Die Portugiesen besetzten D. 1515, widerstanden ruhmvoll 2 Belagerungen der Mohammedaner (1539 u. 1545), mußten aber 1670 die Insel von den Arabern von Maskate erstürmen sehen. Seitdem sank die Stadt bei der Ohnmacht Portugals so tief herab, daß sie ihren ehemals so lebhaften Seeverkehr ganz verlor.

Diuretica (lat., v. Griech.), Mittel, welche die Harnabsonderung befördern.

Diurna (lat.), s. Acta.

Diurnale (lat.), in der katholischen Kirche ein Auszug aus dem Brevier der Tageszeiten, welche die Kleriker täglich zu beten haben. Das D. romanum richtet sich nach dem allgemeinen römischen Brevier, das D. monasticum nach dem eigenen Brevier eines jeden Ordens.

Div., Abbreviatur auf Recepten für divide, theile, oder dividatur, es werde getheilt; auch für Divus und Diva.

Divae memoriae (lat.), seligen Andenkens.

Divan (türk.), s. v. a. Diwan.

Diven, slavonischer Marktflecken im ungarischen Komitat Neograd, mit 1400 katholischen Einwohnern und dem noch ziemlich erhaltenen Kastell des Emerich Balassa.

Divergenz (v. Lat.), das Auseinanderlaufen, daher divergirend und divergent, sich von einander entfernend, figürlich: anderer Meinung sein, das Gegentheil von Konvergenz, konvergirend. In der Geometrie nennt man divergent oder divergirend 2 gerade Linien, die sich, unmittelbar oder verlängert, in einem Punkte schneiden, auf der diesem Punkte entgegengesetzten Seite (s. Linie); in der Analysis heißt eine unendliche Reihe divergirend, wenn ihre Glieder immer größer werden, je weiter sie sich vom Anfange oder von einem bestimmten Glied entfernen (s. Reihen). Divergirende Lichtstrahlen heißen in der Dioptrik die Strahlen, welche nach dem Durchgange durch ein Linsenglas, oder in der Katoptrik die Strahlen, welche nach dem Auffallen auf einen Spiegel sich von der Axe des Glases oder des Spiegels noch mehr als vorher entfernen.

Diversion (v. Lat.), Abwendung, besonders einer Gefahr; im Kriegswesen die Abwendung der feindlichen Streitkräfte, findet Statt, wenn ein Corps, dem Feinde unerwartet, plötzlich eine solche Richtung einschlägt, daß es dessen Aufmerksamkeit von einem Punkte abzieht. D.en geschehen, theils um den Feind in Ausführung eines Planes zu hindern, theils um die eigenen Pläne zu verstecken, und haben in der Strategie dieselbe Bedeutung wie in der Taktik Scheinangriffe, Demonstrationen.

Diverticulum (lat.), ein Nebenaufenthaltsort, eine Einkehr; daher Diverticula intestinorum (Darmanhänge, Darmfortsätze), blind sich endigende Anhänge oder Fortsätze des Darmkanals, deren Höhle mit der Höhle des Darmkanals kommunicirt.

Divertimento (ital., franz. divertissement), Unterhaltung, Ergötzung, in der Musik eine Gattung kleinerer, aus verschiedenen leicht gearbeiteten Sätzen bestehender Tonstücke für ein oder mehre Instrumente mit einfacher Besetzung; auch ein kleines Ballet, oft als Zwischenakt in der Oper.

Dives, Küstenfluß im französischen Departement Calvados, mündet nach 8 Meilen Laufs schiffbar in den Kanal.

Divide et impera! (lat.), Trenne u. herrsche! Grundsatz schlauer Politik, wonach man das Volk nach verschiedenen Interessen theilt, um die einzelnen

n nach einander willig und unterthänig zu
.
dende (v. Lat.), das zu Vertheilende, eine
theilung bestimmte Summe, insbesondere
inderliche periodische Gewinnantheil, welchen
einer Unternehmung Betheiligten aus deren
rag erhalten. D.n kommen besonders bei
nternehmungen vor, und zwar ist hier D.
ote des jährlichen Reinertrags, welche, in
len ausgedrückt, nach Abzug der Betriebs-
rwaltungskosten, sowie der als Reservefond
gten Summe und, wo Anleihen gemacht
er zur Zinszahlung und Tilgung dieser An-
nöthigen Beträge, den Aktionären für je
tie ausgezahlt wird. Eine solche D. wird
Regel alljährlich ermittelt und berichtigt.
en ist den Aktionären zunächst ein fester Zins
zugesichert, in welchem Falle dann der etwaige
en übersteigende, je nach dem wechselnden
trag des Unternehmens sich bemessende Ge-
theil als außerordentliche D. (Extra-
uperdividende) bezeichnet wird. Bei
f Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungs-
aften ist D. die jährlich erfolgende Verthei-
Rückgabe) des aus den von den Versicherten
hlten Prämiengeldern nach Abzug der im
des Jahres nöthig gewordenen Ausgaben
r zum Reservefond bestimmten Summe sich
iden Ueberschusses, dessen Betrag ebenfalls
centen ausgedrückt zu werden pflegt. Bei
sen versteht man unter D. die Vertheilung
s dem Ertrage der Konkursmasse eingehen-
umme unter die Gläubiger des Falliten, die
Maßgabe ihrer Forderungen auf Procente be-
wird.

idi (Dividivi), im Handel üblicher Name
chthülsen von Acacia americana, welche in
berei vornehmlich zum Schwarzfärben dienen.

idivi (Dividibi, auch Libidibi, Libi-
die an Gerbsäure reichen Schoten von Caesal-
oriaria, die über Cartagena, in Ballen ver-
u uns kommt. Die Schote ist flach gedrückt,
g, doppelt nach der Seite gebogen u. ausge-
ungefähr 2—3 Zoll lang, ½—¾ Zoll breit u.
dick, glänzend braunroth bis schwarzbraun,
ockergelb und 3—5samig. Der Geschmack ist
der Geruch schwach. Die D. wird ihres Gerb-
vegen, der sich in der äußeren Schale unmit-
unter der Epidermis befindet, in der Gerbe-
nutzt, da das mit ihrer Abkochung gegerbte
ehr weich, schwammig und mehr oder min-
un bis braunroth wird, je nach der Koncen-
der Abkochung, ihrer Einwirkung auf die
und der Einwirkung der Luft auf das Leder.
wärtig wird auch ein Extrakt von D. in den
l gebracht u. als Gerbmaterial sehr geschätzt.

ina commedia (ital.), s. Dante
ieri.

ination (v. Lat.), Ahnungsvermögen, Weis-
gekraft, Ahnung, bei den Römern Inbe-
ller auf die Mantik bezüglichen Erscheinun-
d Institute, Prodigien, Orakel, Augurien etc.
ntik); in der Rechtssprache die richterliche
uchung, welcher von mehren Anklägern als
ssendste auszuwählen sei, um bei einem Pro-
en Hauptankläger (suo nomine accusator)
chen, während die übrigen als Subscriptores
jenem sich anreiheten. So handelte es sich bei der Anklage des Verres darum, ob Cicero oder Cäcilius Hauptkläger sein sollte, und deshalb führt die erste verrinische Rede des Cicero den Titel Divinatio. Die Richter entschieden in solchen Fällen nach einer gewissen moralischen Voraussetzung (divinabant); daher der Name.

Divisi (ital.), getheilt, zeigt in Violinstimmen, oder überhaupt in Stimmen für Streichinstrumente an, daß zwei aus einer und derselben Stimme spielende Geiger gewisse doppelgriffige Passagen nicht wie gewöhnlich, im Einklange, sondern getheilt vortragen sollen, so daß die höheren Töne von dem einen, die tieferen von dem andern vorgetragen werden.

Division (v. Lat.), Theilung, in der Arithmetik die 4. Rechnungsspecies, die Zerlegung einer gegebenen Zahl in eine bestimmte Anzahl gleicher und ihrer Größe nach bestimmter Theile. Dividiren heißt nämlich eine Zahl (Quotient) suchen, welche in einer gegebenen Zahl (Dividendus, Dividend) so vielmal enthalten ist, als eine andere (Divisor) Einheiten hat. Um anzudeuten, daß eine Zahl durch eine andere dividirt werden soll, setzt man das Divisionszeichen (:) dazwischen, und zwar so, daß der Divisor rechts, der Divident links von diesem Zeichen steht; oder man schreibt das Ganze in Form eines Bruchs, dessen Zähler der Dividend u. dessen Nenner der Divisor ist; soll z. B. die Zahl 60 durch 5 dividirt werden, so läßt sich dies bezeichnen entweder durch 60 : 5, oder durch $^{60}/_{5}$. Ist die D. richtig, so muß, wenn man den Quotienten mit dem Divisor multiplicirt und den bei der D. etwa übrig gebliebenen Rest zum Produkt addirt, dieses dem Dividenden gleich sein. Im Militärwesen ist D. s. v. a. Abtheilung, in einigen Armeen 2 Pelotons oder Züge, in andern 2 Kompagnien oder auch 2 Escadrons, gewöhnlich aber eine größere, zu selbstständigem Operiren auf dem Schlachtfelde bestimmte, unter einem General stehende Heeresabtheilung. Man unterscheidet Infanterie- und Kavallerie- und Armeedivisionen. Während die beiden ersteren nur aus Einer Truppengattung (Grenadier-, Jäger-, Kürassier-, Dragonerdivisionen) bestehen, sind letztere aus allen Truppengattungen zusammengesetzt, meist aus einer Infanteriedivision, einigen Regimentern Kavallerie und entsprechender Artillerie. Gewöhnlich theilt sich eine D. in 2 Brigaden, jede zu 2 Regimentern, so in Rußland, Oesterreich, Preußen. Aus allen Waffengattungen zusammengesetzte D.en wurden reglementmäßig zuerst in Frankreich durch den Kriegsminister St. Germain eingeführt, kamen aber bald wieder außer Gebrauch. Erst seit 1793 begann man wieder permanente D.en zu bilden, jede zu 10—12 Bataillonen, 8—12 Schwadronen und 3—4 Batterien. Sie blieben so lange in Gebrauch, bis Napoleon I. 1805 in Folge der Vereinigungen großer Streitmassen die Kavallerie von der Infanterie trennte und selbstständige größere Körper damit bildete. Diese Formation haben seitdem fast alle Armeen angenommen, weil sie sich im Frieden u. Krieg gleich zweckmäßig erweist. Die Stärke der D.en schwankt jetzt von 6000—25,000 Mann.

Divisionsschule, s. Militärschule.

Divisor (lat.), Austheiler, Vertheiler, Eintheiler, im alten Rom Leute, welche in den Komitien

für die Kandidaten, mit welchen sie deshalb besondere Akkorde abschlossen, Geld zur Bestechung der Stimmgeber vertheilten. Sie bildeten wahrscheinlich Societäten, welche aus Personen bestanden, die den verschiedenen Tribus angehörten. Sie sind nicht mit den Diribitores zu identificiren. Ihr Geschäft galt als ehrlos und war vom Staate verboten.

Divisorium (lat.), Theilungswerkzeug; die Theilscheibe der Uhrmacher; bei der Buchdruckerei die hölzerne Scheere am Tenakel, womit das Manuskript gehalten wird.

Divotamente (ital.), musikalische Bezeichnung für den feierlichen und würdigen Vortrag, ernst, andächtig.

Divus (lat.), göttlich, vergöttert, Prädikat vergötterter Menschen, namentlich der römischen Kaiser.

Diwan (türk.), ursprünglich Versammlungsort, Versammlung u. Sammlung, besonders die osmanische Reichsversammlung. Dschaliweh-(Galibé-)D., d. i. Gedrängediwan, ist das höchste Staatskollegium in der Türkei und versammelt sich Sonntags und Dienstags im Serail des Großsultans unter dem Vorsitze des Großwessirs. Der Großsultan wohnt dem D. zuweilen hinter einem Gitter von Golddraht bei, so daß er, selbst unbemerkt, Alles beobachten kann; der Mufti erscheint nur auf ausdrückliche Ladung, die übrigen Beisitzer sind die höchsten Würdenträger des Reichs, doch richtet sich die Theilnahme der Einzelnen nach Zeit und Umständen. Je nachdem die Verhandlungen Prozesse oder Staatsgeschäfte sind, erscheinen auch die Parteien, Intendanten, Bittschriftenmeister ꝛc. Am Dienstag wird den fremden Gesandten Audienz gegeben; auch erhalten die Truppen an dem Diwanstage den Sold, weshalb der Löhnungstag der Janitscharen ebenfalls Dschaliwehdiwan hieß. Der D. im Palaste des Großwessirs, eine Art Ministersitzung, findet Montags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends Statt. Der Abschakdiwan, stehender D., wird nur bei außergewöhnlichen Ereignissen gehalten. D.s, die den im Serail und im Palaste des Großwessirs abgehaltenen nachgebildet waren, gab es auch in den Residenzen der Deys und Beys, namentlich in Tunis, Tripolis, Aegypten. D. heißt auch ein kostbares Ruhebett, mit Teppichen, gestickten und an die Wand angelehnten Kissen, auf dem liegend der vornehme Türke die Besuche empfängt. Dem türkischen D. sind die mehr sophaartigen Ottomanen (s. d.) in Europa nachgebildet. Endlich nennt man D. eine Sammlung von Ghazelen (s. d.) in alphabetischer Ordnung, dann überhaupt von lyrischen Gedichten. Den orientalischen D.s hat Goethe seinen „Westöstlichen D." nachgebildet.

Diwischau, Stadt im böhmischen Kreise Tabor, Bezirk Wlaschim, mit einer Dechanteikirche und 1600 Einwohnern.

Dixan, Stadt in Abessinien, mit 2000 Einw., ansehnlicher Stapelort für den Verkehr von Massauah in das Innere, besonders nach Gondar.

Dixi (lat.), ich habe gesprochen, Schlußformel des römischen Redners, um das Ende seines Vortrags anzudeuten.

Dixmuyden (Dixmude), Bezirksstadt in der belgischen Provinz Westflandern, rechts an der Yser, mit Strumpfweberei, Fabrikation von Wachholderbeerbranntwein, Handel mit Vieh, Käse und Butter (berühmt als die beste von Flandern) und 3600 Einwohnern. D. wurde 1299 von den Franzosen erobert und sehr stark befestigt, so daß es zwei Belagerungen von Seiten der Brügger (1459) und Genter (1580) aushielt. Durch den utrechter Frieden 1713 kam D. an Oesterreich.

Dixon, William Hepworth, englischer Geschichtschreiber und Kritiker, geboren den 30. Juni 1821 zu Newton Heath, Sprößling eines alten puritanischen Geschlechts, kam, zum Kaufmann bestimmt, als Lehrling in ein Handelshaus zu Manchester, gab aber diesen Beruf wieder auf, um sich literarischen Arbeiten zu widmen und daneben die Rechte zu studiren. Er schrieb mehre Aufsätze in das Journal „Prize essay magazine", welche mit dem Preise gekrönt wurden, und übernahm 1853 die Redaktion des „Athenaeum", die er noch jetzt besorgt. Auch lieferte er seit 1848 Beiträge zu den „Daily News". Außerdem schrieb er: „The London prisons" (Lond. 1850), eine Darstellung des londoner Gefängnißwesens, „John Howard, a memoir" (das. 1849), „William Penn" (das. 1851, 3. Aufl. 1856). Auf einer Reise durch Belgien, Holland, Deutschland, Ungarn, Italien, die pyrenäische Halbinsel und Frankreich sammelte er in Bibliotheken Materialien zu einer „History of England during the Commonwealth", aus der die Biographie „Robert Blake" (London 1852) eine Episode bildet. Eine seiner werthvollsten Arbeiten ist die über Lord Bacon, die 1860 im „Athenaeum" erschien. Im Jahre 1854 habilitirte sich D. als Barrister.

Dizier, St., Stadt im französischen Departement Obermarne, an der Marne, die hier schiffbar wird, angenehm gelegen und gut gebaut, mit wichtigen Fabriken für Kattun und Baumwollengarn, Eisengießerei, Schiffbau (hier u. in den Dörfern Moëlains, dem Hafen von D., u. Hoëricourt jährlich über 400 Schiffe), Handel mit Eisenwaaren, Holz u. Getreide und 7500 Einwohnern. D. hieß im Mittelalter St. Desiderii, weil hier der von den Vandalen erschlagene Bischof Desiderius von Langres begraben worden sein soll, und war als Festung wichtig. Im Jahre 1544 hielt es eine sechswöchentliche Belagerung Kaiser Karls V. und König Heinrichs VIII. von England aus, bis der Gouverneur in Folge eines verfälschten Briefes kapitulirte. Die Festungswerke wurden zerstört, darauf unter König Heinrich II. wieder hergestellt, sind jetzt jedoch verfallen. Auf der Straße von D. nach Vitry le François fanden am 27. Januar und 26. März 1814 zwischen den Franzosen und den Alliirten lebhafte Kämpfe Statt.

Dj, damit beginnende orientalische und afrikanische Wörter, s. Dsch...

Djakovo (Deakovar), Stadt im kroatisch-slavonischen Komitat Verovitic, an der Buka südwestlich von Esseк, Sitz des Bischofs von Bosnien, hat eine schöne Kathedrale, ein bischöfliches Seminar, eine Diöcesanlehranstalt, Hauptschule, einen Konvent der barmherzigen Schwestern und eine Gemeinde von 7000 Seelen.

Djinkiri (Zingili, Dseja), der bedeutendste linke Nebenfluß des Amur, im russischen Amurlande, mündet oberhalb Aichun in den Hauptstrom.

Djoma, Fluß im europäischen Rußland, entspringt in einem Thal des Obschtschij-Syrt, durch-

ine sanft wellige, meist hohe, fruchtbare und
umen überstreute Steppe und mündet nach
ilen Laufs bei Ufa in die Bjelaja, einen Ne-
der Kama.

djokerta (Jogja Kerta, d. i. blühende
, niederländische Residentschaft auf der Insel
im östlichen Theile derselben, 36 □Meilen
it (1857) 338,814 Einwohnern, größtentheils
nd, doch nicht von besonderer Höhe, und von
lssen Progo und Upak bewässert, die aber
icht schiffbar sind. Haupterzeugniß der Ge-
st Teakholz. D. bildete ehemals mit dem
arten Kaiserreich Surukerta (jetzt ebenfalls
ttie) das mächtige Reich Mataram, und der
von D. führt noch den Titel „Statthalter
", steht aber unter der Oberhoheit der nie-
dischen Regierung und empfängt von der-
ein entsprechendes Jahresgehalt. Große
ichs und einzelne Lehnsmänner haben an-
e Besitzungen. Im Ganzen ist das Volk
und faul, großentheils wohl in Folge der
rückung und Priesterherrschaft. Die gleich-
Hauptstadt und Residenz des Fürsten
hr schön am Upak u. ist ein großer u. regel-
gebauter Ort mit 50,000 Einwohnern und
europäischen Einrichtungen. Unter den Ge-
ist das sogenannte Wasserkasteel merkwür-
in Gebäude von 2 Stockwerken auf einer
hen, terrassenförmig angelegten Insel, zu
r Eingang unter dem Wasser durchführt und
über das Wasser sich erhebende Thürme Licht
erhält. Früher ein Prachtbau, wie noch die
eten Balken und Fenster und die reichen
ungen am Thore zeigen, ist das Gebäude
ollkommen dem Verfall überlassen, über-
t mit Pflanzenwuchs und das Gewässer zum
geworden. Ebenso sind die zahlreichen
ustschlösser in der Umgegend ganz verfallen.
rt bestreicht die ganze Stadt. Am Hofe des
s werden gelegentlich Tigerkämpfe mit
oder mit Lanzenträgern des Sultans auf-
.

gosz, Jan, lat. Longinus, Polens ältester
tschreiber, 1415 zu Cozczyn, nach Andern
czink geboren, erhielt seine Ausbildung auf
kauer Akademie, trat in den geistlichen Stand,
Pfarrer in Krakau, sodann Domherr und er-
ls solcher von Kasimir IV. mehre wichtige
atische Sendungen nach Ungarn, an den
Nikolaus V. und den Kaiser Friedrich III.
raut. Da er sich bei Besetzung des krakauer
ms gegen den vom König begünstigten
aten erklärte, wurde er seines Vermögens
t und 3 Jahre auf der Burg Meßtyn gefan-
halten; nach Andern machte er während dieser
ne Wallfahrt nach Jerusalem. Später wandte
r König seine Gunst wieder zu und übertrug
ogar die Aufsicht über seine Söhne. Er †,
ischof von Reusch-Lemberg designirt, zu Kra-
10. Mai 1480. Seine reiche Bibliothek hatte
Krakau's Studirende bestimmt. Zur Abfas-
einer „Historia Poloniae usque ad annum
(Leipzig 1711—12) veranlaßte ihn Bischof
iew. Die ersten Bücher derselben, die ohne Kri-
h mit Fleiß aus älteren Historikern zusammen-
en sind, haben geringeren Werth; sehr werth-
gegen sind die letzten 3 Bücher, von 1386—
1480, in denen D. theils nach gleichzeitigen Doku-
menten, theils nach eigenen Erlebnissen seine Zeit
schildert.

Dmanisi (Dbanisi), Stadt in Georgien, am
Maschawer, einem Zufluß der Ksia, war vom 5. bis
zum Ende des 18. Jahrhunderts Bischofssitz. Kirchen
und andere Gebäude boten schon im Anfange des
18. Jahrhunderts nur noch weite Ruinen dar.

Dmitrij (russ.), s. v. a. Demetrius.

Dmitrijew (Dmitriewsk), Kreisstadt im euro-
päisch-russischen Gouvernement Kursk, an der
Swapa, von der sie den Beinamen Swapskago
führt, ist hoch auf einem steilen, zum Fluß jäh ab-
fallenden Berge erbaut, hat eine schöne griechische
Kirche, eine Kreisschule und an 3000 Einwohner,
die sich von der Industrie (besonders Leinwand-
manufaktur, da die Umgegend trefflichen Flachs
producirt), vom Handel und von ländlichen Betrie-
ben ernähren. Nirgends in der Provinz Kursk
werden so vortreffliche Kartoffeln u. so viel Hopfen,
Flachs und Hanf gezogen als in der Umgegend
von D.

Dmitrijew, Iwan Iwanowitsch, russischer
Dichter u. Staatsmann, 1760 auf dem Gute seiner
Aeltern im Gouvernement Simbirsk geboren, genoß
seine erste Ausbildung auf Lehranstalten zu Kasan
und Simbirsk und trat, in Folge der durch die
Empörung Pugatschews (s. d.) veranlaßten Un-
ruhen, welche seinen Vater von Ort zu Ort zu flüch-
ten zwangen u. ihn schließlich um sein ganzes Ver-
mögen brachten, als vierzehnjähriger Knabe in die
zu Petersburg bestehende Schule des semenow-
schen Garderegiments ein, aus der er später in
den aktiven Dienst übertrat und unter der Regie-
rung des Kaisers Paul I. mit dem Range als Oberst
seine Entlassung nahm, um sich von nun an dem
Civilfache zu widmen. Er erhielt das Amt als
Oberprokurator im Senate, gab aber auch dieses
bald wieder auf und trat mit dem Titel eines Ge-
heimraths ganz in den Privatstand zurück. Erst
nachdem Kaiser Alexander I. den Thron bestiegen
hatte, trat D. von Neuem in den Staatsdienst
ein, ward Senator und Justizminister und nach
dem Brande von Moskau Mitglied der zum
Wiederaufbau der Stadt niedergesetzten Kommis-
sion. In dieser durch ihn verschönert aus der Asche
wieder hervorgegangenen Stadt lebte D. später mit
dem Range eines wirklichen Geheimraths, fern
von allen Staatsgeschäften, lediglich der Kunst und
der Freundschaft. Er † den 15. Oktober 1837 in
Moskau allgemein betrauert. Er u. Karamsin, sein
Freund u. Genosse, verfolgten eine und dieselbe lite-
rarische Richtung im gemeinschaftlichen Kampfe ge-
gen die Anhänger des nach dem Altslavischen ge-
bildeten Russischen, indem D. die Poesie von den
Fesseln befreite, von welchen Karamsin die Prosa
erlöst hatte. Die Franzosen, namentlich Lafontaine,
wurden D.s Muster, und durch sie gewannen seine
Erzeugnisse die leichte, gefällige und geistvolle Ge-
wandung, welche sie so sehr vor der früheren pathe-
tischen u. schwerfälligen russischen Poesie, besonders
eines Lomonossow u. Sumarokow, auszeichnet. Die
ersten Produkte D.s bewegen sich zwar noch inner-
halb der Schranken, welche die Regeln der älteren
russischen Literaturperiode um die Prosa gezogen
hatten; aber seine heroischen Oden u. Lieder bilden
bereits den Uebergang zur französirenden Glätte

des modernen Styls. D.s vortrefflichstes Werk ist sein episch dramatisches Gedicht „Jermak, der Eroberer von Sibirien“; außerdem lieferte er viele Lieder, poetische Erzählungen und Fabeln, von denen Vieles, besonders das leicht Singbare, in den Mund des Volkes übergegangen ist. D.s „Sämmtliche Schriften“ erschienen zuerst Moskau 1795 und sind nach und nach, bis 1822, in 6 Ausgaben erschienen und zu 5 Bänden angewachsen. Neuerlich ist auch eine wohlfeile Volksausgabe erschienen. Ihm schreibt man auch die anonym herausgegebenen „Vierzeilen“ zu, welche ihrer Zeit viel Aufsehen in Rußland machten. Uebersetzungen findet man in Borg: Poetische Erzeugnisse der Russen (Riga und Dorpat 1820 und 1823, 2 Bde.) und in Knorrings „Russischer Bibliothek für deutsche Uebersetzungen“ (Reval 1831 ff.). Bowring übertrug Verschiedenes von ihm in das Englische. Er hinterließ „Memoiren“, die noch der Herausgabe harren.

Dmitrow, Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, auf beiden Seiten des Flusses Jachroma und an der Neteka, 9 Meilen von Moskau, enthält den prächtigen ußpenskischen Dom (ein ansehnliches Bauwerk von alter Architektur), das Mönchskloster der Märtyrer Boris und Jljeb, 6 steinerne und 2 hölzerne Pfarrkirchen, mehre Kapellen, ein schönes Gerichtshaus, ein kaiserliches Salzmagazin, eine Kreisschule, 3 Elementarschulen und mehre Privatpensionen, viele Fabriken, darunter 6 Tuchfabriken, 3 Gold- u. Silberfabriken, 8 Seifensiedereien, 10 Lohgerbereien und Lederfabriken, 8 Malzdarren und andere industrielle Etablissements. Ferner befindet sich hier ein stehender Kaufhof, wo besonders Handel in Seidenwaaren, Juchten, Segeltuch und Leinwand, Wachs, Lichten, Getränken und Früchten unterhalten wird ꝛc. Der Haupthandel findet jedoch auf dem vierzehntägigen Jahrmarkt im September Statt, wo moskauer, kolomner, tulaer und andere Kaufleute zahlreich zusammentreffen und auch in Cerealien, Wolle und Leder Geschäfte machen. Die Zahl der Einwohner betrug 1858 6920. D. war ehedem befestigt, jetzt sind die früheren Glacis und Wälle in Promenaden verwandelt und die eigentlichen Festungswerke gänzlich in Verfall gerathen. Stifter der Stadt war Jurij, Sohn Wladimir Monomachs, der nach seiner Vertreibung aus dem Großfürstenthum Kiew hier 1154 bei der Geburt eines Sohnes, Dmitrij, eine Stadt erbauen und sie nach dem Sohne benennen ließ. Derselbe regierte später auch hier, bis zu seiner Berufung auf den kiewschen Thron, 1177. Im selben Jahre ward D. von dem tschernigowschen Fürsten Swjätosslaw im Kriege mit Wssewolod Grigorjewitzsch belagert und verbrannt. Seit 1272 hielten mehre Fürsten hier ihr Hoflager. Zur Zeit der Tatareninvasion ward D. zweimal zerstört (1237 von Batu und 1293 von Diuden) und 1656 von der Pest heimgesucht.

Dmitrowsk, Kreishauptstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orel, an der Oscheriza, die hier in die Nerussa mündet, gelegen, hat 3 Kirchen, ein schönes Kreisgericht, eine Kreis- und 2 andere Schulen und 5282 Einw., welche Gerbereien (schwarze Juchten), Seifensiedereien und Handel mit Cerealien, Hanf, Juchten, Handschuhen ꝛc. treiben. D. war früher eine Kronsslobode, die zu dem Güterkomplex gehörte, womit Peter der Große den moldauischen Hospodaren und Fürsten Dimitrij Kantemir (s. d.) beschenkte, nach dessen Tode dieselbe wieder an die Krone zurückfiel. Im J. 1772 erhielt der Ort Stadtrechte u. zugleich wurden von der früheren Stadt Luzan die Gerichtsplätze hierher verlegt. Es leben in D. außer Russen viele Griechen, Moldauer und Walachen, Nachkommen der von Kantemir herbeigezogenen Ansiedler.

Dmochowski, Franz Xaver, namhafter polnischer Schriftsteller, 1762 in der Provinz Podlachien geboren, trat noch sehr jung in den Piaristenorden, ward Professor der Poesie u. Rhetorik in Warschau, begleitete 1792 den Prinzen Prozor nach Dresden, um Kosciuszko an die Spitze der Nation zu rufen, und ward von diesem 1794 mit der Führung der Protokolle im Nationalrathe beauftragt. In dieser Stellung und später als Ersatzmann der Rathsmitglieder gewann er großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse in seinem Vaterlande. Nach Kosciuszko's u. Polens Fall floh er nach Venedig, von da nach Paris und war hier als Mitglied des polnischen Nationalkomité's für Polens Wiederherstellung thätig. Im Jahre 1800 kehrte er nach Polen zurück und stiftete mit Niemcewicz die „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ zu Warschau, die bis 1831 eine so bedeutende Rolle in Polen spielte. D. † den 20. Juni 1808. Er schrieb: „De l'établissement et du renversement de la Constitution du 3. Mai 1791 en Pologne“ (Warschau 1793, 2 Bde., ins Deutsche übersetzt von Linde, Leipzig 1793), „Nothwendigste Tugenden für das gesellige Leben u. dessen größte Störungen“ (Warschau 1809), „Religion, die einzige Grundlage menschlicher Glückseligkeit“ (das. 1789, Uebersetzung der bekannten Schrift der Frau von Genlis) und seine „Predigten u. Reden“ (1801—5), in Polen wegen ihres klassischen Styls berühmt, und übersetzte den Homer, die Aeneide, mehre Episteln des Horaz, Mehres aus Young, Milton, Delille ꝛc. ins Polnische, redigirte auch eine Zeitlang das „Nouveau mémorial de Varsovie“ u. gab die Werke Krasicki's und Karpinski's heraus.

D moll, s. Tonarten.

Dmuschewski, Ludwig Adam, polnischer Schauspieler und Theaterdichter, 1777 zu Sokolka bei Bialystock geboren, wurde dann im Verwaltungsfache angestellt und ging 1800 aufs Theater, wo er sich als erster Sänger u. Liebhaber bald zum Liebling des Publikums machte. Zugleich trat er als dramatischer Schriftsteller auf und schrieb 144 dramatische Stücke, unter denen die Originalarbeiten den polnischen Nationaltypus in kräftigen Zügen schildern. Seit 1812 leitete er die warschauer Bühne, ward später Regisseur, 1821 erstes Mitglied der Theaterdirektion, 1822 Mitdirektor des Theaters, 1831 Theaterpräses u. 1832 zum Direktor ernannt. Seit 1821 gibt er den „Warschauer Kurier“ heraus. Seine dramatischen Werke erschienen Breslau 1821.

Dnjepr (bei den Alten Borysthenes, türkisch Ussu und Ozu, tatarisch Eri, im 10. Jahrhundert Danapros, im 16. Lussem genannt), nach der Donau der größte Strom des schwarzen Meeres und nach der Wolga der beträchtlichste Fluß des europäischen Rußlands, entspringt, wie die Wolga und Düna, auf dem kaum 1000 F. hohen Plateau des mittleren Rußlands, dem Wolchonskijwald, und zwar am südlichen Abhange desselben, im Gouver-

nt Smolensk, läuft anfangs von Nordosten Südwesten, wendet sich dann gegen Südosten endlich von Neuem nach Südwesten, bewässert Gouvernements Smolensk, wo er schon nach m Laufe bei der Stadt Dorogobusch schiffbar Mohilew, Minsk, Tschernigow, Kiew, Pol-, Cherson, Jekaterinoslaw u. Taurien u. ergießt i einer ansehnlichen Breite unterhalb der Stadt on in den sich mit dem Mündungssee des Bug nigenden, mehr als 10 Meilen langen Liman, er nach ihm benannt und von ihm gebildet ist, der mit dem schwarzen Meere bei Otschakow u. urn in offener Verbindung steht. Der D. hat Längenlauf von 240 Meilen, wovon 100 M. ie Krümmungen kommen. Sein Stromgebiet ßt ein Areal von nicht weniger als 8500 M.; be übertrifft das des Don um 500 M., des str um 7000 M., der Düna um 7100 M. Seine sind besonders auf der linken Seite hoch und en aus vielen, zum Theil aneinanderhängen-Kreide-, Thon- und Mergelhügeln; das Fluß-st von 50 bis 200 Faden breit, bei seinem Er-ns Meer hat der D. sogar eine Breite von $2^1/_7$ Von Smolensk bis Kiew kann er ohne Gefahr Fahrzeugen und Flößen passirt werden; von da ber setzen Hügelreihen quer durch den Strom, Granitbasis sein Bett felsig u. für die Schiff-gefährlich macht; noch weiter südwärts, zwi-Kaidak und Chortizkaja, auf einer Strecke von t. befinden sich die berüchtigten Porogen serfälle) des D., welche die Schiffahrt voll-ig hemmen und erst bei Alexandrowsk eine setzung der Fahrt ermöglichen. Solcher Poro-gibt es im Ganzen 16, wovon einige großartige urscenerien, ähnlich dem Rheinfall von Schaff-en, darbieten. Nach ihnen sind die Saporoger, Kosakenstamm, der in der Geschichte Rußlands wichtige Rolle gespielt hat, benannt. Man hat gens in der Neuzeit Versuche gemacht, durch ungungen den Strom von den Klippen zu befreien, es ist dies auch schon für mehre Wasserfälle von lg gewesen, so daß der Zeitpunkt bevorsteht, ie Schiffahrt auf diesem für den Binnen- und sceischen Handel Rußlands so hochwichtigen m von Dorogobusch bis zur Mündung unge-ert Statt finden dürfte. Der Fluß ist übrigens llen Stellen reißender und tiefer als die Wolga der Don; er hat viele Inseln, ein zum Theil iges, zum Theil steiniges und mergelhaftes Bett, t einem zwar kalkigen, aber gesunden Wasser. Land in seiner Umgebung ist fast aller Orten tbar, zum Theil wiesenreich und steppenartig. trifft auf dem Flusse sehr viel Schiffbrücken eine eigentliche Brücke befindet sich nur bei , außerdem aber wird die Kommunikation h eine Menge Fähren und Fahrboote unterhal-die besonders bei Berislaw oder Kisikerman en des Handels mit der Krimm und bei Cherson Kinburn stark im Gange sind. Bei Smolensk der Fluß im November zu und im April wieder bei Krementschug ist er vom December und bei vom Januar bis zum März mit Eise bedeckt. Jekaterinoslaw dauert seine Eisdecke meist nur 2 Monate, und bei Cherson währt die Schiffahrt ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch. Zahl der am D. liegenden und an der Schiff-t auf ihm participirenden Handelsstädte ist sehr erheblich. Die vorzüglichsten sind: Dorogobusch, Smolensk, Kraßnyj, Orscha, Kopys, Mohilew, Staryj Bychow, Rogatschew, Rjetschiza, Kiew, Tscherkassy, Krylow, Krementschug, Krjukow, Werchnednjeprowsk, Jekaterinoslaw, Alexandrowsk, Nikopol, Berislaw, Cherson, Aleschki, Otschakow und Kinburn. Die vornehmsten Nebenflüsse des D. sind die Wiäsma, Druscha, Beresina, der Ssosch, Pripek (Prypec), die Deßna (der größte von allen), der Trubesh, die Ssula, der Psol oder Psiol, die Worskla, der Orel, die Ssamara, Moskowka, der Ingulek &c. Gewissermaßen gehört auch der Bug, dessen Liman sich mit dem Mündungssee des D. vereinigt, unter die Nebengewässer desselben. Uebrigens ist der D. sehr fischreich und hat namentlich größere und schmackhaftere Fische als der Don, weil sein Wasser besser ist; doch erstreckt sich der vorzüglichste Fischfang von seiner Mündung an nur bis nach Cherson. Die hier gefangenen Fische sind große Hausen, Störe, Sterläde, Karpfen, Lachse, Weißfische, Schleihen, Sandarte, Hechte u. Karauschen. Auch gibt es in seinen Gewässern viele und große Krebse. Durch den 6 M. langen, sogenannten königlichen Kanal, welcher bei Horodec aus der Muhaniec, die bei Brzesc in den Bug (Nebenfluß der Weichsel) fließt, in die Pina führt, ist, indem dieser letztgedachte Fluß in den Prypec (Nebenfluß des D.) mündet, eine Verbindung des schwarzen Meeres mit der Ostsee hergestellt worden. Die gleiche Verbindung bewirkt auch der 8 M. lange oginskische Kanal, welcher aus der Szczara (Schtschara), einem Nebenfluß des Niemen, in die Jasiolda, einen Nebenfluß des Prypec, führt; und ebenso der Beresinakanal, der vermittelst mehrer Seen und der Ulla (Nebenfluß der Düna) in den Sergutsch (Nebenfluß der in den D. fallenden Beresina) führt und 1801 durch Kaiser Paul I. vollendet worden ist.

Dnjeprgebirge, der das rechte Ufer des Dnjepr begleitende Höhenzug, welcher in dem europäisch-russischen Gouvernement Kiew beginnt, sich durch das Gouvernement Jekaterinoslaw fortzieht, wo er zwischen den Städten Jekaterinoslaw und Alexandrowsk die bekannten Wasserfälle (Porogen) des Dnjepr bildet, und erst im Gouvernement Cherson in sanften, immer mehr vereinzelt auftretenden Terrassen sich verläuft. Es ist das D. gewissermaßen als der letzte Ausläufer der Karpathen zu betrachten, die durch das russische Gouvernement Podolien in einer mäßigen Erhebung sich bis ins kiewsche Gouvernement fortziehen und dann von da ab, wo sie den Dnjepr erreichen, dieser Flußlinie bis an die Mündung folgen. Das D., welches eigentlich mit Unrecht den Namen eines Gebirges trägt, da es nur aus einer Reihe von Hügeln besteht, die eine sehr mäßige Seehöhe haben und nicht einmal in ununterbrochenem Zusammenhang stehen, bietet viele gefällige ländliche Ansichten dar, nirgends aber wahrhaft pittoreske Gegenden; sein Charakter ist der der Monotonie, wie er den meisten Gebirgen des europäischen Rußlands eigen ist.

Dnjeprlinie, ein durch die europäisch-russischen Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien sich fortziehender Gürtel von Festungen, welcher unter Kaiserin Katharina II. 1770 gegen die krimmschen oder nogaiischen Tataren errichtet ward, die damals noch nicht unter russischer Botmäßigkeit standen.

Sie fängt bei der Mündung der Moskowka in den Dnjepr an, zieht sich eine Strecke dem Dnjeprstrom südwärts entlang und endet an der in das asowsche Meer fallenden Breda. Es gehören zu ihr die 7 Festungen: Alexandrowsk, Nikitin, Grigoriewsk, Kirilow an dem Flusse Konskija Wody (Pferdewasser), Alexejew, Sacharjew und Petrow. Jede liegt etwa 4 Meilen von der andern entfernt. Gegenwärtig haben diese Orte vom militärischen Standpunkte aus keine Bedeutung mehr, da die Nogaier vollständig unterworfen sind. Die früheren Garnisonen sind daher in ackerbauende Soldaten umgewandelt worden, welcher Umstand zur Kultivirung der dortigen Steppenlandschaften wesentlich beigetragen hat.

Dnjeprowsk, 1) (Werchne-, d. i. Hoch-dnjeprowsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, rechts am Dnjepr, erst in neuerer Zeit angelegt, besitzt 2 schöne griechische Kirchen, mehre Fabriken und industrielle Etablissements, ein kaiserliches Salzmagazin und 3160 Einw. — 2) (Nishne-, d. i. Niedrig-dnjeprowsk), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, links am Dnjepr, mit 4300 Einwohnern, war früher eine Kreisstadt und ein viel bedeutenderer Ort als heut zu Tage. Der Name D. für den Kreis ist in neuerer Zeit wieder eingeführt, dagegen zur Hauptstadt die Stadt Aleschki in der Nähe von D. gemacht worden.

Dnjeprsteppe, die große Ebene, welche sich zu beiden Seiten des unteren Dnjepr über das europäisch-russische Gouvernement Jekaterinoslaw westwärts bis nach Bessarabien, ostwärts bis zum Lande der donischen Kosaken und südwärts bis nach Taurien und der Krimm erstreckt. Im weitesten Sinne des Worts wird sie einerseits durch den Dnjestr u. Don, andererseits durch die kleinrussischen Gouvernements Charkow, Poltawa und Kiew und durch das schwarze und asowsche Meer begrenzt. Im engeren Sinne begreift man unter diesem Namen nur die sich zwischen Dnjepr und Don im Gouvernement Jekaterinoslaw ausbreitende Niederung, indem man die jenseits des Dnjepr liegende Steppe im chersonschen Gouvernement mit dem besonderen Namen der otschakowschen, das im Gouvernement Taurien sich ausdehnende Flachland mit dem der nogaiischen, und die am Donez und Don sich ausbreitende Ebene als donische Steppe bezeichnet. Der Charakter der Landschaft ist übrigens in allen diesen Niederungen einer und derselbe; nach dem Innern Rußlands zu ist die Gegend wiesig, fruchtbar, hat oft schwarzen, fetten und humushaltigen Boden, nach dem Meer hin wird das Erdreich jedoch immer trockener, sandiger, für die Kultur weniger geschickt, zuletzt kommen Salzseen und Salzplätze, u. alle Vegetation erstirbt in salzigen, gleichsam rauchfarbigen Pflanzen, die der rothen, rostigen, mit Eisentheilen geschwängerten Erde an Farbe gleichen und sich nur als niedriges Gestrüpp über sie erheben. An Holz fehlt es durchaus; nur einige wenige Stellen tragen vereinzelte Bäume, dagegen gibt es, besonders in der Nähe der Flüsse, eine Menge vortrefflicher Weideplätze, so daß diese Steppen für die Viehzucht trefflich geeignet sind. Dies Steppenland ist noch im Ganzen wenig bewohnt und kultivirt; die einzigen einigermaßen bevölkerten und gutbebauten Landstriche findet man längs dem Dnjepr, Bug, Donez u. den Nebenflüssen dieser großen Stromlinien. Die Städte Werchnednjeprowsk, wo die D. gewissermaßen beginnt, Alexandrija, Jekaterinoslaw, Alexandrowsk, Nikopol, Berislaw u. Cherson u. a. m. liegen in ihr.

Dnjestr (bei den Alten Tyras oder Danaster), Fluß im europäischen Rußland, kommt schon schiffbar aus dem österreichischen Galizien, wo er auf den Karpathen, unweit der Quellen des San, seinen Ursprung nimmt, tritt bei Chotim auf russisches Gebiet, durchströmt alsdann die russischen Gouvernements Podolien, Cherson und Bessarabien, indem er die Grenze der ersteren beiden gegen die letztere bildet, und bespült u. A. die Städte Kamjenez, Podolsk, Mogilew, Jampol, Jahorlik, Dubossary, Bender, Tiraspol, Akjerman u. Owidiopol und ergießt sich zwischen den beiden letzteren mittelst eines 3¾ Meilen langen und 1 Meile breiten, sehr seichten Limans in das schwarze Meer. Er hat einen reißenden Lauf, wodurch er sich von den meisten russischen Strömen unterscheidet, gelbliches, schaumiges, oft kothiges Wasser, eine Menge Felsblöcke in seinem Bett und macht bei Jampol einen beträchtlichen Wasserfall, wodurch die Schifffahrt eine Strecke unterbrochen wird. Bis 1812 machte der D. die Grenze zwischen Rußland und der Türkei, die aber durch den bukarester Frieden bis zum Pruth und zur Donau vorgeschoben wurde. Die direkte Länge des D. beträgt 90, mit Einschluß der Krümmungen 110 Meilen, und das Stromgebiet umfaßt ein Areal von 1500 QMeilen. Der D. erhält aus Rußland nur geringe Flüsse, als in Podolien den Podhone (Grenzfluß gegen Galizien), Razka, Jrwa und Smotriza, in Cherson den Jaurlik (Jahorlik) und Kurtschugan und in Bessarabien den Reut, welcher Dubossary gegenüber in den D. fällt, und die Botna. Eine Eigenthümlichkeit des D. ist auch die, daß er eine Art Ebbe und Fluth hat und täglich mehre Male steigt und fällt. Seine gewöhnliche Breite beträgt 80 — 125 Faden. Er ist stellenweise sehr tief und fischreich, daher namentlich in Bessarabien für viele Orte der Fischfang einen Hauptnahrungszweig bildet. Man fängt in ihm vortreffliche Hechte, Sandarte, Brachsen und Karpfen, sowie auch Aale, Störe und Lachse. Vor seinem Liman breitete sich eine lange, schmale, sandige Landzunge aus, die seit etwa hundert Jahren an vielen Stellen von Meeresströmungen und den Eisgängen des D. durchrissen worden ist, so daß sie jetzt nur noch eine fortlaufende Kette schmaler und niedriger Inseln bildet.

Doab (persisch u. hindostanisch), Zweistromland, im Allgemeinen Bezeichnung für einen von zwei sich gabelnden Strömen eingeschlossenen Landstrich. Vorzugsweise führt diesen Namen die Landschaft zwischen den Flüssen Dschumna und Ganges in Hindostan.

Doane, Georg Washington, amerikanischer Dichter, 1799 zu Trenton im Staate Newjersey geboren, studirte Theologie in Schenectady, wurde dann Diakon des Bischofs Hobart, 1824 Professor der schönen Wissenschaften am Washingtoncollege zu Connecticut und 1832 Bischof der Diöces Newjersey. Er gilt als einer der ausgezeichnetsten Prälaten Amerika's und hat sich als Dichter durch seine „Songs by the way“ („Lieder am Wege“) hohen Ruhm erworben.

Dobbelbad (Tobelbad), sehr besuchter Badeort in Steiermark, Kreis Gratz, 1½ Meilen südwest-

[..]n Gratz, in einem romantischen Thale, hat 2 [..]e, erdig-alkalische Mineralquellen (von 20° u. [..]' R. Temperatur) und Badeeinrichtungen.

[..]obberan (Doberan), Marktflecken im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Kreis Mecklen[..], berühmter Seebadeort und zeitweise Sommerresidenz des Großherzogs, liegt westlich von [..]ock am äußersten südlichen Ende eines weiten, [..] Hügeln und Anhöhen umgebenen Thales, ½ [..]le von der Ostsee entfernt, besteht aus mehren [..] Theil nur weitläufig mit Häusern besetzten [..]aßen und Plätzen und hat, ohne regelmäßig ge[..]t zu sein, ein freundliches Ansehen und viele [..]liche und große Gebäude. Das großherzogliche [..]lais liegt am Kamp, einem öffentlichen Platze [..] ziemlich beträchtlichem Umfang, und wird an [..] hinteren Seite von englischen Gartenanlagen [..]geben. Auf einer mit zu diesen Anlagen gezo[..]en Wiesenebene steht die Kirche, ein großes go[..]sches Gebäude in Kreuzform, auf dessen Mitte [..] eine mäßige Thurmspitze erhebt. Im Innern [..]rselben befinden sich mehre Alterthümer, einige [..]eliquien (zum Theil seltsamer Art, wie z. B. ein [..]tück von dem Schürztuch, das der Schlächter vor[..]habt, als er bei des verlorenen Sohnes Wieder[..]unft ein Kalb geschlachtet) und viele Monumente [..]ier begrabener Fürsten, z. B. der Herzöge Christian [..]udwig u. Karl Leopold. Die Zahl der Einwohner [..]eträgt 2600. Die eigentliche Seebadeanstalt [..]efindet sich ¾ Meile von D., etwa 50 Schritte vom Meere, auf dem sogenannten heiligen Damm, einer aus glatten, locker liegenden und eigenthümlich gefärbten und gebildeten Kieseln bestehenden, 12—15 Fuß hohen, gegen 100 Fuß breiten und eine Stunde langen natürlichen Erhöhung an der Ostsee, welche als Schutzwehr gegen die Meeresfluthen dient. Wenige Schritte von diesem Damme finden die Badenden in dem hellen Meerwasser auf reinem Sandgrunde die gehörige Tiefe. Zu dem ältern Badehause, welchem das Seewasser durch Pumpen und Röhren zugeführt wird, wurde 1811 noch ein prächtiges Nebengebäude hinzugefügt, welches mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten versehen ist. Seit 1811 besteht auch ein besonderes Badehaus für 12 arme Kranke, welche die Bäder unentgeltlich benutzen. Für Damen ist ein Gebäude aufgeführt, aus dessen Kabineten Treppen mit Leinwand umspannt in das Meer führen. Das Seewasser von D. hat, da kein bedeutender Fluß in der Nähe seine Mündung hat, einen beträchtlichern Gehalt an festen Bestandtheilen, als in den meisten übrigen Ostseebädern, und sagt auch schwächern und reizbaren Naturen besonders zu, da hier wegen des in Vergleich mit andern Seebädern geringern Salzgehalts und Wellenschlags die Veränderungen im Zustande des Kranken weniger stürmisch, obwohl ebenso intensiv herbeigeführt werden. Zudem besitzt D. noch drei Mineralquellen, eine Schwefel-, eine muriatische Bittersalz- und eine Eisenquelle, deren Gebrauch mit dem des Meerwassers in vielen Fällen sehr zweckmäßig verbunden wird. Das Bad war stets sehr besucht, besonders von Seiten des mecklenburgischen Adels, hat jedoch neuerdings, seit dem Tode des Großherzogs Paul Friedrich, an Frequenz verloren. Sämmtliche Badeanstalten sind Eigenthum des Großherzogs. Die Umgebungen D.s gewähren überall das Bild einer heitern, lieblichen Landschaft. Nahe bei der Kirche erhebt sich der mit Spaziergängen versehene Büchenberg, mit Wald und schöner Aussicht, und auf einer andern Seite der Jungfernberg (103 Fuß über dem Meere) mit einem Pavillon. D. wurde 1173 von Pribislaw II. als Cistercienserkloster gegründet, schon 1179 von Slaven zerstört, doch 1186 wieder aufgerichtet und mit Mönchen aus dem braunschweigischen Kloster Amelunxborn besetzt. Kloster u. Kirche waren vormals mit vielen Reichthümern dotirt und standen durch mancherlei Legenden u. Reliquien in großem Ansehen, so daß sogar aus sehr entfernten Ländern dahin gewallfahrtet wurde. Im Jahre 1552 ward D. säkularisirt und später fürstliches Jagdschloß. Der Glanz der Neuzeit beginnt mit 1793, wo das Seebad, das älteste in Deutschland, angelegt wurde, und der Hof oft in D. den Sommer über verweilte. Vgl. Vogel, Handbuch zur Kenntniß von D., Rostock 1819; Sachse, Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu D., Berlin 1835.

Dobbertin, Pfarrdorf im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, am gleichnamigen See, mit 800 Einw., ist Sitz eines der 3 Landesklöster und eines Klosteramtes (4½ QMeilen).

Doblen, Flecken im europäisch russischen Gouvernement Kurland, anmuthig an der Behrse gelegen, mit 100 Einwohnern u. den Ruinen eines Schlosses, das 1620 von Gustav Adolf erobert ward u. 1711 Karl XII. zum Aufenthalt diente. Das Gut D. war der letzten Herzogin von Kurland, Dorothea, als Wittwensitz angewiesen.

Doblhof-Dier, Anton Freiherr von, österreichischer Liberaler, am 10. November 1800 geboren, zeichnete sich als Mitglied der niederösterreichischen Landstände aus, trat im Mai 1848 als Handelsminister in das Ministerium Pillersdorf ein, nach dessen Auflösung er in dem neuen Kabinet, dem Wessenberg präsidirte, das Departement des Innern und provisorisch auch das des Unterrichts übernahm. D. erfreute sich damals einer großen Popularität und sprach sich im konstituirenden Reichstag bei vielen Gelegenheiten auf freisinnige Weise aus. In den verhängnißvollen Oktobertagen nahm er jedoch seine Entlassung und zog sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Seit März 1849 fungirte er einige Zeit als Gesandter im Haag.

Doblone, Münze, s. Dublone.

Doboka, neugebildetes Komitat in Siebenbürgen, im Lande der Ungarn, bildet einen schmalen Landstrich zwischen den Komitaten Innerszolnok und Klausenburg, nordöstlich bis an den bistritzer Distrikt reichend, und umfaßt 45,31 QMeilen. Der nordwestliche Theil des Landes ist gebirgig, doch sind die Thäler mit wenigen Ausnahmen ziemlich fruchtbar, u. in den untern Theilen wird selbst Weinbau getrieben. Die kleine Szamos durchfließt der Quere nach das Komitat und bietet mit ihren Nebenflüssen reichen Fischfang. Auch an Obst, namentlich Kirschen, ist D. sehr reich. Den Namen hat das Komitat von dem Dorfe D., 1½ Meilen nordwestlich von Balaszut gelegen, mit Schloß und 1020 Einwohnern. Hauptort ist Szek.

Dobra, 1) Marktflecken im siebenbürgischen Komitat Hunyad, nordöstlich von Deva, an dem nach Ungarn führenden Dobrapasse, mit 718

Einwohnern, welche früher zum szekler Husarenregiment konskribirt waren. — 2) Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, Kreis Kalisch, hat 2 Kirchen, eine Synagoge und 2000 Einwohner (über die Hälfte Juden), welche Tuch, Boi, wollene Zeuche, Hüte, Strümpfe und Handschuhe verfertigen. In der Nähe die großen Industrieorte Sieradz, Uniejow, Lutomirsk, Pabianice, Widawa, Tuszyn und Lask, welche sämmtlich viele Fabrikate in Wolle, Seide und Leder zum Export herstellen und auch mit D. in Verkehr stehen.

Dobre, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, rechts an der Weichsel, mit 800 Einwohnern; hier siegreiches Gefecht der Russen gegen die Polen am 17. Februar 1831.

Dobrilugk (Dobrelug, Doberlow, d. i. guter Wald oder Wiese), Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Luckau, am Einflusse des Dober in die kleine Elster, mit einem königlichen Schlosse (ehemals Cistercienserkloster), wo 1738 der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg starb, u. 1361 Einwohnern, welche Weberei und Tabaksbau treiben. Dabei die Glashütte Luisenhütte (Krystallglas). Das einst berühmte Cistercienserkloster, 1184 vom Markgrafen Dietrich von Landsberg gestiftet, wurde 1540 säkularisirt und zu einer Domäne gemacht, die 1624 durch Kauf an den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen überging. Später kam sie an die Linie Sachsen-Merseburg, nach deren Aussterben wieder an das Kurhaus und 1815 an Preußen.

Dobritzhofer, Martin, einer der namhaftesten Jesuiten aus deutschem Stamme, lebte 22 Jahre als Missionär in Paraguay und benutzte diese Zeit zur gründlichen Erforschung der Natur und der Geschichte dieses Landes. Er † zu Wien als Weltpriester den 17. März 1791. Er schrieb „Historia de Abiponibus“ (Wien 1783—84, 3 Bde.), von der gleichzeitig eine deutsche Uebersetzung von A. Krell erschien.

Dobrjanka, großer Flecken (Possad) im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, Kreis Gorodnin, mit einer schönen Kirche, einem Mönchs- und einem Nonnenkloster, einer Menge Fabriken u. 4980 Einwohnern, meist Roskolniken oder russische Sektirer, die 1790 so aufrühreisch wurden, daß Kaiserin Katharina II. Truppen gegen sie anrücken lassen mußte. D. unterhält auch jährlich 3 große, von nah und fern besuchte, messenartige Märkte, auf welchen bedeutende Verkäufe von Korn, Hanf, Flachs, Leinöl, Leinwand, Senf, Tabak und allerlei andern Produkten und Manufakturwaaren gemacht werden.

Dobroje, volkreicher und industriöser Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement und Kreise Tambow, hat Manufakturen für Tuch und Kirsei, eine Färberei, eine Papiermühle, eine Taufabrik nebst anderen industriellen Etablissements u. etwa 4000 Einwohner und ist besonders wichtig durch seine Messe, die sogenannte nikolsche (im December), auf welcher Tuchwaaren und Seilerfabrikate die Haupthandelsartikel bilden.

Dobronzen, in der Walachei irreguläre Reiterei, welche Polizeidienste versieht.

Dobrota, Dorf in Dalmatien, an der Bocca di Cattaro, den Orten Perzagno und Stolivo gegenüber, Sitz der reichen Rheder, mit 3 Kirchen, schönen Villen und 1400 Einw.

Dobrowsky, Joseph, der Begründer der slavischen Philologie und Geschichtsforschung, am 17. August 1753 zu Gyermet unweit Raab in Ungarn von böhmischen Aeltern geboren, besuchte die Schulen zu Deutschbrod und Klattau und widmete sich dann zu Prag philosophischen Studien. Im Jahre 1772 trat er in den Jesuitenorden, setzte nach Aufhebung desselben 1773 seine theologischen Studien zu Prag fort, ward 1776 Diakon, dann Rektor des Generalseminars zu Hradisch, von wo er als Erzieher in das gräflich nostizische Haus nach Prag berufen wurde. Nach vielen Fußwanderungen, die er behufs antiquarischer und historischer Forschungen unternommen, machte er im Auftrag der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Reise nach Stockholm, um die von den Schweden bei Erstürmung der Kleinseite von Prag unter Königsmark 1648 aus der Burg auf dem Hradschin entführten Handschriften an Ort und Stelle zu vergleichen. Von Stockholm ging er über Upsala, wo er den Codex Argenteus (des Ulfilas Bibelübersetzung) mit den ältesten Denkmälern des slavischen Idioms verglich, Linköping und Abo nach Petersburg und Moskau, wo er die Handschriften der großen Patriarchalbibliothek durchforschte. Nach seiner Rückkehr im Januar 1793 veröffentlichte er die Resultate seiner Forschungen in den „Literarischen Nachrichten von einer 1792 unternommenen Reise in Schweden und Rußland“ (Prag 1796), einem Werke, das zu den bedeutendsten glossographischen Urkunden des vorigen Jahrhunderts zählt und noch heute für eine Fundgrube der Linguistik gilt. Nachdem er schon früher durch seine Schrift „Methodius und Cyrillus“ den langwierigen Streit über den Ursprung der slavischen Schriftzeichen durch seine kritische Auktorität beigelegt und durch sein zweites Hauptwerk, „Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur“ (Prag 1792, letzte Aufl. 1818), seine gründlichen Kenntnisse bekundet hatte, begleitete er den Grafen Friedrich Nostiz in die Schweiz und durch Tyrol nach Venedig und widmete sich dann, durch eine Gartenwohnung veranlaßt, einige Zeit botanischen Studien, deren Resultate er in einer Abhandlung über das Pflanzenleben niederlegte. Im Jahre 1828 begann er die Durchforschung der Bibliotheken zu Brünn und † hier den 6. Januar 1829. Seine Handschriften hatte er dem vaterländischen Museum bestimmt. Von seinen Schriften erwähnen wir die gemeinschaftlich mit Pelzel herausgegebenen „Scriptores rerum Bohemicarum“ (Prag 1783—84, 2 Bde.), die Schrift „De sacerdotum in Bohemia coelibatu“ (das. 1787), die „Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Literatur“ (das. 1792, 2. Aufl. 1818), die Ausgabe der „Vita Joa. de Jenezenstein“ (das. 1793), „Die Bildsamkeit der slavischen Sprache“ (das. 1799), „Deutsch-böhmisches Wörterbuch“ (das. 1802—21, 2 Bde.), „Slavin“ (das. 1806 und 1808, 2. Aufl. von Hanka 1834), „Slovanka“ (das. 1814—15, 2 Bde.), „Glagolitica“ (das. 1807, 2. Aufl. von Hanka 1832), „Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache“ (das. 1809, 2. Ausg. 1819), „Institutiones linguae slavonicae dialecti veteris“ (Wien 1822), „Cyrill u. Method, der Slaven Apostel“ (Prag 1823), „Entwurf

inem Etymologikon der slavischen Sprachen"
. 1813, 2. Aufl. von Hanka 1833) u. a. m.
ınd dessen Schülern Hanka und Swoboda ver-
t die böhmische Nationalliteratur ihre Wieder-
oung. Was Kaczinsky für Ungarn und die
yarische Poesie, das war D. für Böhmen und
lavische Literatur.

obrudscha (im Alterthum Scythia minor), der
östliche, zum Ejalet Silistria gehörige Theil
türkischen Bulgariens, zwischen der Donau u.
schwarzen Meere, ist etwa 28 Meilen von
den nach Süden lang und 8—10 Meilen breit,
einem Areal von 200 □Meilen. Die ganze
e Landstrecke ist eine wüste Hochebene, die zum
l Ackerland, zum Theil Sumpf, meist aber
erarme, dürre Steppen darbietet, deren Boden,
feinem grünen Sande bestehend, alles Wasser
ıugt, nirgends einen Baum oder Strauch auf-
nen läßt und nur mit Graswuchs mehr oder
der reich bedeckt ist. Schafe und Ziegen werden
der Walachei, selbst aus Siebenbürgen zu vielen
senden hierher auf die Weide getrieben; aber
zahllose Adler, Büffel, Hunde, Kaninchen,
hühner ꝛc. hausen auf den Steppen. Im Nor-
an der Donau, erheben sich die schroffen Ge-
e von Matschin, die theilweise schön bewaldeten
btepe (Fünfberge) und längs des Ramsinsee's
Höhen von Babadagh (Altvatergebirge). Der
d gegen das schwarze Meer ist steil, felsig und
falls kahl, ohne einen guten Hafen (Baltschyk
genommen) und häufig von heftigen und rauhen
rmen heimgesucht. Dazu ist das Klima unge-
und die Bevölkerung daher äußerst schwach
m 300 auf 1 □Meile). Von den wenigen
dten sind Matschin, Isaktschi, Tultscha, Baba-
, Hirsowa und Kustendsche, im Süden die
e Festung Basardschik zu nennen. Aber trotz
r ungünstigen Beschaffenheit hat die D. eine
e strategische Wichtigkeit, da sie die Donaumün-
g beherrscht, die Walachei im Osten flankirt und
hrer festen Lage den Vertheidiger in den Stand
einen Uebergang über die obere Donaustrecke,
bei Silistria sofort durch einen Gegenzug,
. bei Galacz oder Braila, zu paralysiren. Im
854 hoben die Russen durch Besetzung der D.
Bedeutung der von Omer-Pascha gewählten u.
befestigten Stellung von Widdin-Kalafat auf.

obruschka (Dobruszka), Stadt im öster-
.-böhmischen Kreise Königgrätz, südöstlich von
stadt, mit einer Dechanteikirche, einem Spital,
weberei (180 Webstühle) und 2770 Einw.

obrzan, Stadt im böhmischen Kreise Pilsen,
rk Staab, rechts an der Radbusa, mit einer
rrkirche, einem Spital, Brauerei und Brannt-
ıbrennerei und 2000 Einw.

obrzisch, Stadt im böhmischen Kreise Prag,
der passauer Straße, hat eine Pfarrkirche, ein
htiges Schloß des Fürsten Colloredo-Mansfeld
großem Park, eine Chemikalienfabrik, Eisen-
e, eine Dampfbretsäge, Brauerei, Potaschen-
rei und 2900 Einw.

obrzyn (Dobrzewice), 1) Stadt im russisch-
ıischen Gouvernement Plock, an der Drewenz,
2000 Einwohnern, worunter mehr als die
lte Juden. Früher war hier ein Reformaten-
er. Die Stadt ist Grenzstadt gegen West-
ßen und treibt mit dieser Provinz ansehnlichen
Handel, indem sie ihr Rohmaterialien, als Wolle, Felle, Korn, Hanf und Flachs, liefert und dafür Manufakte und Kolonialwaaren entgegennimmt. Auch unterhält sie 3 lebhaft besuchte Jahrmärkte. — 2) Stadt daselbst, unfern der vorigen, an der Weichsel, früher ebenfalls die Hauptstadt des Landes D., Sitz eines kleinen Kastellans und des Landgerichts des Distrikts, hat 2 Kirchen, eine Synagoge, ein vormaliges Kloster und gegen 3000 Einwohner, worunter etwa ein Dritttheil Juden. Die Einwohner unterhalten 5 Jahrmärkte und treiben Krämerei, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei und mehre Fabriken für Tuch u. Wollenwaaren. Im Jahre 1328 wurde diese in den alten polnischen Chroniken oft erwähnte Stadt sammt dem ganzen Lande gleichen Namens vom König Johann von Böhmen erobert und an die deutschen Ritter für 4800 prager Groschen verkauft. Im Jahre 1409 eroberten die Ritter die Stadt und das Land aufs Neue. In der Nähe, bei Skompe, befindet sich ein berühmtes Gnadenbild, wohin viele Wallfahrten geschehen.

Dobschau (Dobsina), Bergstadt im ungarischen Komitat Gömör, in einem von hohen Gebirgen eingeschlossenen Thale, hat Bergbau auf Eisenstein, Fahlerze und Kupfer, Eisen-, Schmelz- und Hammerwerke, Papierfabrikation und 4872 meist lutherische Einwohner (deutsche Slaven).

Dobson, William, englischer Maler, 1610 zu London geboren, war ein Schüler Vandyck's, ward königlicher Hofmaler, später auch Kammerherr und † zu Oxford 1646. Seine Historien u. vielen andern Bildnisse zeichnen sich durch eine außerordentliche Naturwahrheit und Treue, sowie eine kühne und kräftige Zeichnung u. wohlgewählte Farbe aus.

Doce (spr. Doße), Fluß in Brasilien, entspringt in der Provinz Minas Geraes, durchströmt die Provinz Espiritu Santo und mündet nach einem Lauf von 100 Meilen in den atlantischen Ocean.

Docendo discimus (lat.), indem wir lehren, lernen wir selbst.

Dochart, See in der schottischen Grafschaft Perth, an der Nordküste des Ben More, über eine Stunde lang, hat sehr malerische Umgebungen, eine Insel mit altem Schloß und ein schwimmendes Eiland. Er steht durch den gleichnamigen Fluß mit dem Taysee in Verbindung.

Dochmius (griech.), Versfuß, dessen Grundform aus einem Jambus und einem Creticus (⏑ ´– ´– ⏑ –) besteht, ward von den Römern nur in Verbindung mit andern mehr oder weniger verwandten Formen gebraucht (dochmischer Vers).

Dochnahl, Friedrich Jakob, verdienter Pomolog, geboren 1820 zu Neustadt an der Haardt, lebt zu Wachendorf in Mittelfranken, schrieb eine „Obstkunde" (Nürnberg 1855—58, 2 Bde.), eine „Bibliotheca hortensis" (das. 1861) u. A. m.

Dochte, Lampendochte, Kerzendochte, bestehen in der Regel aus Baumwolle, seltener aus Flachsfaser, Binsenmark u. dgl. und dienen dazu, das Leuchtmaterial durch Kapillarität der Flamme zuzuführen. Sie müssen zu diesem Zweck ein gleichmäßiges, nicht zu starkes und nicht zu schwaches Aufsteigen des Oels oder geschmolzenen Fettes veranlassen und andererseits beim Verbrennen

möglichst wenig kohlige Materie hinterlassen. Deshalb dürfen D. nie Wolle oder Seide enthalten, weil diese Körper nur sehr schwer vollständig verbrennen, vielmehr eine geschmolzene kohlehaltige Substanz bilden, welche die Leuchtkraft der Flamme bedeutend beeinträchtigen würde. Die D. sind je nach dem Zwecke, welchem sie dienen sollen, verschieden konstruirt, sie bestehen für Kerzen aus einer Anzahl Fäden von größerer oder geringerer Feinheit, welche entweder locker gedreht, oder zusammengeflochten sind, für Lampen aus einem Gewebe von verschiedener Zusammensetzung. Die Kerzendochte müssen sehr gleichmäßig gearbeitet sein, weil sonst leicht das lästige Triefen eintritt; sie müssen ferner allmählig vollständig verbrennen, da das Fett beim Brennen der Kerze verzehrt wird und der D. schließlich die Flamme überragen und deren Leuchtkraft zum großen Theil vernichten würde. Früher verbrannten aber die D. nicht vollständig, und man mußte die Kerze putzen. Die geflochtenen D. beugen sich beim Brennen, oder sie drehen sich los und die einzelnen Fäden neigen sich nach und nach bis in den äußeren Saum der Flamme, wo die Verbrennung schnell erfolgt. Diese Einrichtung ist aber nur für Stearin- und Wallrathkerzen anwendbar, u. man versuchte deshalb, namentlich auch für Talglichte, eine Schnur oder einen Faden von faserigem Material den D. entlang zu legen und beide mit einem feinen Faden zusammenzubinden. Diese D. wurden dann mit salpetersaurem Wismuthoxyd und Oel getränkt, wodurch die Verbrennung sehr beschleunigt wird. Auch Boraxlösung wird zu gleichem Zwecke angewandt, und Andere empfehlen, die gut getrockneten D. in eine Lösung von 2 Unzen Borax, 1 Unze Chlorkalium, 1 Unze salpetersaurem Kali und 1 Unze Salmiak in 3 Quart Wasser zu tauchen. Statt des Wassers wird auch Weingeist empfohlen, welcher vorzuziehen sein dürfte, da die Baumwolle mit Wasser sich schwer gleichmäßig benetzt und deshalb sehr unvollständig mit den Salzen imprägnirt werden könnte. Alle so präparirten D. brauchen nicht geputzt zu werden. Bei Talglichten wurden die oben erwähnten doppelten D. in neuerer Zeit vielfach angewandt, die, wenn sie stark genug sind, daß sie sich nicht niederbeugen, auch ohne weitere Tränkung vollständig verbrennen. Da Talg viel leichter schmilzt als Stearin, so muß das Material für diese D. sehr grob sein, damit die Kapillarität beeinträchtigt und der obere Theil des Dochtes mit geschmolzenem Fett nicht überladen wird. Für Wachskerzen müssen die D. weit dünner sein, als für die andern Kerzen, da Wachs ein glänzenderes und lebhafteres Licht liefert als Talg und Stearin. Meist dreht man die D. für Wachskerzen aus ungebleichter türkischer Baumwolle, da diese dem während der Verbrennung sehr erhitzten Wachse besser widersteht als gewöhnliche Baumwolle. Tränkt man auch diese D. mit Borax, so wird die Flamme noch weißer, und der D. verzehrt sich selbst, da der Borax mit der Asche desselben zu kleinen glasartigen Kügelchen zusammenschmilzt, die bald abfallen. Die ältesten D. für die einfachsten Lampen, die sogenannten Küchenlampen, bestehen aus lose zusammengedrehten baumwollenen Fäden. Diese D. sind ganz verwerflich, sie saugen viel mehr Oel auf, als die Flamme verzehren kann, veranlassen die Ausscheidung von Kohlenstoff aus dem Oel, der theils als Ruß entweicht, theils im D. sich festsetzt und ihn verhärtet, und entwickeln übelriechende Gase. Das Oel wird unvollständig verbrannt, so daß neben allen Unbequemlichkeiten auch ein verhältnißmäßig zu großer Konsum Statt findet. Die platten D. für Studirlampen sind ein Gewebe aus baumwollenen Fäden und gewöhnlich durch Tränken mit Wachs, Stearin oder Wallrath etwas gesteift, sie sind viel besser als die massiven runden D., entwickeln aber bei weitem nicht so viel Licht als die hohlen, runden D., welche für Lampen mit doppeltem Luftzuge benutzt werden. Bei diesen hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß der Docht weder zu fest, noch zu lose in dem Brenner sitzt, damit das Leuchtmaterial überall gleichmäßig aufsteigen kann. Für Spirituslampen sind die runden, massiven D. der Küchenlampen sehr gut verwendbar (für Lampen mit doppeltem Luftzuge wendet man natürlich hohle D. an), doch kann man sie vortheilhaft durch einen zusammengerollten Streifen von grauem Löschpapier ersetzen, der den Vortheil hat, durch einen einfachen Stoß mit der Lampe gegen den Tisch beliebig im Dochthalter verschoben werden zu können. Vgl. Kerzenfabrikation.

Docke, ein in den Künsten und Gewerben häufig vorkommender Ausdruck, bezeichnet zunächst kurze, dicke Säulen, wie sie z. B. beim durchbrochenen Geländer (daher Dockengeländer) vorkommen; dann die zwei Säulchen am Spinnrad, worauf die Flügelspindel ruht; auch zwei kurze Säulchen an der Drehbank, zwischen welche der zu bearbeitende Gegenstand gespannt wird; ferner die Zapfen und Schlägel in den Teichen; in der Landwirthschaft die in Haufen aufgeschichteten Fruchthalme; im Garn- und Seidenhandel einen Pack (Strähnen) Seide (daher Dockenseide), in Streifen gelegtes Seidengarn; im Bauwesen die Bündelchen Stroh, welche zur Abhaltung des Regens zwischen die Fugen der Dachziegel gelegt werden.

Docks (v. Engl.), künstliche Wasserbassins zur Aufnahme von Schiffen, oft mit mehren Abtheilungen und Seitenbassins (Seitenkammern), stehen mit irgend einem Fahrwasser in Verbindung, von dem sie durch Schleußen (Thore) getrennt sind. Es gibt nasse D. und trockene D. Erstere dienen als Häfen und haben zu jeder Zeit so viel Wasser, daß Schiffe in ihnen von einer Stelle zur andern bewegt werden können, indem die Thore während der Ebbe den Zurückfluß des Wassers aus den Bassins verhindern. Sie sind an allen den Orten von wesentlichem Nutzen, wo Schiffe während der Ebbe auf den Grund gerathen, oder wegen mangelnder Tiefe nicht an das Ufer gelangen würden. Die trockenen D., welche zum Ausbessern der Schiffe bestimmt sind, werden nur zur Zeit der Fluth mit Wasser gefüllt u. leeren sich dann, wenn die Schiffe eingelaufen sind, zur Zeit der Ebbe entweder von selbst, oder werden ausgepumpt. Die größten nassen D. besitzt England, vorzüglich London, wo die ersten zu Anfang dieses Jahrhunderts angelegt wurden; der erste trockene Dock wurde 1708 zu Liverpool eingerichtet. Außerhalb Großbritannien besitzen Antwerpen, Karlskrona, Toulon, Havre, Brest, Rochefort und Cherbourg berühmte, aber an Größe den britischen weit nachstehende D. Schwimmende D. (floating d.) sind große, an beiden Enden mit dreieckigen, geräumigen, hölzernen Kästen,

mittelst Hähnen beliebig mit Wasser gefüllt rden können, versehene Flöße. Wenn der Dock ein hiff zur Untersuchung oder Ausbesserung aufneh- n soll, wird er mit Ballast beschwert, so daß er den Meeresgrund sinkt, worauf das Schiff in innern Raum des Docks tritt, das Eingangsthor hlossen, das Wasser mit Hochdruckmaschinen aus Dock gepumpt wird und also das Schiff trocken liegen kommt. Mittelst der schefferschen Pum- kann die Trockenlegung binnen 1½ Stunden erkstelligt werden.

Dockum (Dokkum), Stadt im Nordosten der derländischen Provinz Friesland, mit starkem ndvieh- u. Flachshandel und 4100 Einwohnern. Jahre 755 wurde hier der heilige Bonifacius hlagen.

Dockweiler, Dorf in der preußischen Rheinpro- z, Regierungsbezirk Trier, Kreis Daun, in der el, in geognostisch merkwürdiger Gegend, mit) Einwohnern. In der Nähe die Mineralquelle reisenweiher.

Doctor (lat.), Lehrer, seit dem 12. Jahrhundert rentitel für Gelehrte, oder Männer (bisweilen ch Frauen) von wissenschaftlicher Bildung. Zu- soll um 1130 Irnerius Doktoren der Rechte irt haben (vgl. Universitäten und Pro- otion). D. ist auch ein Ehrentitel der Kirchen- ter (Doctores ecclesiae); in der griechischen rche Derjenige, der das Amt hat, die heilige hrift zu erklären; ihm zur Seite stehen der D. ostolicus, D. evangelicus u. D. psalterii, welche ß die paulinischen Briefe, die Evangelien, oder Psalmen erklären. D. audientium oder eccle- asticus ist s. v. a. Katechet. Mit besonderem itheton ist D. Ehrentitel mehrer ihrer Zeit bewun- rter Scholastiker, z. B. D. angelicus, Thomas n Aquino; D. christianissimus, Johann Ger- t; D. irrefragabilis, Alexander von Hales; D. ofundus, Th. Bradwardin; D. seraphicus, Bona- ntura; D. singularis, Wilh. Occam; D. subtilis, uns Scotus.

Doctores concilii (lat.), auf den großen rchenversammlungen die Gelehrten (Doktoren), lche als Beisitzer nur eine konsultative Stimme tten.

Doctores ecclesiae (lat.), s. v. a. Kirchen- ter.

Doctores gemarici (lat.), die jüdischen Ge- rten, welche in der Gemara, dagegen Doctores ischniaci, diejenigen, welche in der Mischna er- ähnt werden. Beide heißen Doctores thalmudiaci.

Dodd, 1) William, englischer Schriftsteller, boren 1729 zu Bourn in Lincolnshire, wurde 52 Vikar in Westham bei London und dann un- achtet seines ausschweifenden Lebens Prediger in nden, 1765 königlicher Hofprediger und Erzieher s nachmaligen Lords Chesterfield. Wegen eines rsuchs, den Lord Kanzler zu bestechen, abgesetzt, rieth er in Schulden und stellte auf Chesterfields amen einen falschen Wechsel aus, der ihn 1777 den Galgen brachte. Er schrieb: „The beauties Shakespeare selected“ (London 1752, 2 Bde.); The sisters“ (das. 1754, 2 Bde.); „A new commen- ry on the bible“ (das. 1765—70, 3 Bde.) u. A. m.

2) Robert, namhafter englischer Maler von andschaften u. Seestücken, war um 1748 geboren. u seinen berühmtesten Bildern, welche von ergrei- fender Wirkung und außerordentlicher Naturtreue sind, gehören: 4 große Stücke, den Sturm vorstel- lend, durch welchen 1782 die Flotte von Jamaika zu Grunde ging; 2 Gemälde, um 1785 vollendet, das eine das Loos des Kriegsschiffes „Centaur“ darstellend, das andere den Kapitän Inglefield, der mit 10 Mann im Boote mit der wilden See und mit Hunger kämpft; das Treffen zwischen der eng- lischen Fregatte „St. Margareth“ und der franzö- sischen „Amazone“; 4 Stücke, die Schicksale des Kriegsschiffes „the Ramillies“; 2 Stücke, Gefecht der englischen Fregatte „la Magicienne“ mit den französischen Fregatten „la Sibylle“ und „le Rail- leur“; die Rettung der Mannschaft vom Schiffe „the Guardian“. Sein berühmtes Bild „Nautic camp“, ein 110 Fuß breites Oelgemälde, stellt die große britische Flotte zu Spithead vor, wie sie am 1. Mai 1795 eiligst unter Segel ging, um dem brennenden Linienschiffe „the Bogne“ zu entfliehen. Eines der letzten Bilder D.s, der Anfang der Schlacht von Trafalgar, kam 1806 zur Ausstellung. Er † um 1810. Nach seinen Gemälden und Zeichnungen wurde auch von Andern, nament- lich von J. Harris, R. Pollard und R. Smirke, ge- stochen.

3) Ralph, englischer Baumeister, geboren zu Northumberland um 1761, ist Erbauer der Vaux- hallbrücke, der Wasserwerke von South Lamfeth rc. und faßte den riesenhaften Plan, eine unterirdische Passage (Tunnel) unter der Themse herzustellen, den aber erst Brunnel ausführte. Auch stellte er ein Bassin (the grand Surrey canal dock) her, in welchem 100 der größten Kauffahrteischiffe Raum finden. Auch als Schriftsteller in seinem Fache hat er einen Namen; er † 1822 in Cheltenham. Seinem Sohn, George, einem ebenfalls geschickten Archi- tekten, kommt das meiste Verdienst bei der Erbauung der Waterloobrücke zu, er † 1827.

Dodecagynus (lat.), zwölfweibig, besonders Flos, eine Blüthe, in welcher sich 12 Pistille oder Staubwege befinden. Davon Dodecagynia, Pflan- zenordnung im linnéischen System, nur in der Klasse Dodecandria vorkommend.

Dode de la Brunerie, Guillaume, Vicomte, Marschall von Frankreich, am 30. April 1775 zu St. Geoire im Departement der Isère geboren, begann seine militärische Laufbahn auf der Genieschule zu Metz u. wurde erst der kleberschen Armee in Deutsch- land, in welcher er zum Kapitän aufrückte, sodann der Rheinarmee zugetheilt, wohnte darauf der ägyp- tischen Expedition bei und ward, nach Frankreich zurückgekehrt, als Sousdirektor der Fortifikationen von St. Omer verwendet. Später leitete er die Konstruktion der Forts von Heurt und de la Grèche, sowie sämmtlicher Küstenbefestigungen vom Kap Grinez bis zur Mündung der Canche und ward dann Unterchef des Generalstabs des Genie der Armee der Küsten des Oceans. In dem österreichischen Feldzuge bewirkte er den Uebergang über den Inn bei Mühl- dorf, wurde nach der Schlacht bei Austerlitz Gene- ralstabschef des Genie beim 5. Corps, sodann Befehls- haber des Genie von Brünn und der Citadelle des Spielberges und ersetzte als Oberst beim 5. Corps den General Kirgener während der darauf fol- genden Feldzüge gegen Preußen und Rußland. Nach dem Frieden von Tilsit folgte er dem 5. Ar- meecorps in die Kantonnements in Schlesien und

ging von hier zur spanischen Armee 1808, wo er nach dem Tode des Generals Lacoste (13. Februar 1809) die Belagerungsarbeiten von Saragossa dirigirte. Am 13. März 1809 zum Brigadegeneral ernannt und am 3. Juni mit den Funktionen des Chefs des Generalstabs des Genie bei der Armee von Spanien betraut, stand er im Verlaufe des Feldzugs den spanisch-englischen Truppen am Tajo und in der Mancha gegenüber. Mit dem Kommando der zur Belagerung von Badajoz bestimmten Genietruppen betraut, ward er vom Kaiser nach Frankreich zurückberufen und im September 1811 mit der Befestigung der Küsten von Brest bis zur Loire beauftragt. Im russischen Feldzuge befehligte er unter den Marschällen Oudinot, Gouvion St. Cyr und Victor, worauf er zur Leitung der Befestigungen von Küstrin und Glogau verwendet und sodann dem Reservecorps unter dem Marschall Augereau überwiesen wurde. Später war er bei der italienischen Armee, kehrte im April 1814 nach Paris zurück, wo er von Ludwig XVIII. mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde u. am 17. März 1815 das Geniekommando der Festung la Rochelle erhielt. Während der hundert Tage war er unthätig, wurde dann 1816 Mitglied des Geniekomités und diente im spanischen Feldzuge 1823 als Kommandant des Genie der Armee von Spanien. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Pairswürde und 1825 den Titel Vicomte, ward 1828 Mitglied des Kriegskonseils u. 1836 der Kommission zugetheilt, welche die Arbeiten der Vertheidigungskommission von 1818 fortzusetzen hatte. Von 1837—40 mit der Inspektion der polytechnischen Schule beauftragt, erhielt er 1840 den Vorsitz als Präsident im Fortifikationskomité u. noch in demselben Jahre die Oberleitung der Befestigungsarbeiten von Paris. In Anerkennung der glücklichen Ausführung derselben ward er, nachdem er bereits 1843 die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion erhalten, 1847 zum Marschall von Frankreich ernannt. Seit 1848 lebte er zurückgezogen und † am 28. Februar 1851.

Dodeka (griech.), zwölf, wird namentlich in den mathematischen Wissenschaften in Zusammensetzungen gebraucht. Dodekadik oder dodekadisches Zahlensystem ist dasjenige Zahlensystem, das nicht, wie das dekadische, von 10 zu 10, sondern von 12 zu 12 fortschreitet, so daß erst 12 Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächst höhern Klasse ausmachen. Werneburg hat neue Wörter und Ziffern für dieses System angegeben und ein Rechenbuch für dasselbe herausgegeben.

Dodekaëder (v. Griech.), einer der 5 regulären, durch 12 regelmäßige Fünfecke begrenzten Körper. Durch gleichmäßiges Abschneiden seiner 20 Körperwinkel, welches so lange fortgesetzt wird, bis die Schnitte in den Mitten der Fünfecke zusammenlaufen, oder auch durch gleichmäßiges Aufsetzen gleichseitiger Dreiecke, welche so groß sein müssen, daß sie über der Mitte jedes Fünfecks, dann je zu 5, in körperliche Winkel zusammentreffen, auf die 20 Winkel wird das D. in ein Ikosaëder verwandelt, welches im ersteren Falle vom D. eingeschlossen wird, im zweiten dasselbe einschließt. Dodekaëdralzahlen nennt man die Zahlen 1, 20, 84, 220, 455, 816 ꝛc., deren dritte Differenzen konstant, nämlich 27 sind; vergl. Polyedralzahlen.

Dodekagon (griech.), regelmäßiges Zwölfeck; daher Dodekagonalzahlen die Zahlen 1, 12, 33, 64, ꝛc., deren zweite Differenzen konstant, nämlich 10 sind.

Dodekatheon *L.* (Götterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, charakterisirt durch die radförmige, 5spaltige, zurückgeschlagene Korolle, die in der Röhre befestigten Staubfäden und die einfächerige, längliche Kapsel, ausdauernde Kräuter in Nordamerika, die bei uns als Zierpflanzen bekannt sind. **D. integrifolium** *Michx.* hat schöne, röthlich-lilafarbige Blumen in einer steifen, wenigblumigen Dolde, auf nackten, wurzelständigen Blumenschäften; **D. Meadia** *L.* hat überhängende, sehr schöne, lilafarbig-rosenrothe, am Schlunde blutroth gefleckte Blumen in vielblumiger Dolde. Die Götterblumen dauern im Freien, lieben einen lockern, fetten, weder zu trocknen, noch zu nassen Boden und werden durch Wurzeltheile u. durch den Samen vermehrt. Letzteren säet man in Töpfe mit Mistbeeterde, stellt ihn an einen schattigen Ort ins Glashaus oder Zimmer, wenn es warm genug ist, auch ins Freie und hält ihn feucht. Im Freien werden die Pflanzen gegen Frost bedeckt. Man kultivirt sie auch in etwas weiten, nicht sehr tiefen Töpfen und durchwintert sie im Zimmer oder Orangeriehause bei 1—5° Wärme, woselbst die Blumen oft schon im April erscheinen. Sie werden im Winter sehr wenig begossen und im August umgepflanzt.

Dodendorf, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, mit 500 Einw.; denkwürdig durch ein siegreiches Gefecht des schillschen Corps gegen die Westphalen am 5. Mai 1809.

Dodo, Vogelgattung, s. Dronte.

Dodola, in Serbien Mädchen, die im Sommer von andern begleitet und den bloßen Leib mit Blumen geschmückt von Haus zu Haus ziehen u. einen üppigen Tanz (Dodolatanz) aufführen, wozu die Gefährtinnen singen. Einer der Hausbewohner gießt schließlich der Tänzerin einen Eimer Wasser über den Kopf, wodurch die deckenden Blumen herabfallen. Die unzüchtige Sitte war früher über ganz Slavonien, Kroatien ꝛc. verbreitet, ist jedoch gegenwärtig polizeilich aufgehoben.

Dodona, berühmtes Heiligthum des Zeus im alten Epirus, dem heutigen Lande der Albanesen. Es lag ziemlich hoch am Fuße des Berges Tomarus oder Tmarus, am Ende der schönen Landschaft Hellopia, welche zu verschiedenen Zeiten den Thesprotern und dann den Molossern gehörte. Umher wohnten die Selli oder Helli, als Diener des Gottes in ältester Zeit, statt deren auch die Thesproter genannt werden. Homer nennt D. stets das von kalten Stürmen durchwehte. Der dodonäische Zeus ist mit dem Ammon der Aegypter ziemlich identisch. Wie dieser als Princip des Lebens u. der aus der Erde entspringenden Fruchtbarkeit angesehen wurde, ebenso ist dieses der Fall bei dem griechischen Gotte der ackerbauenden Pelasger, nur daß hier zu der Frucht des Ackerfeldes die Eiche (Quercus esculus) kam, welche eßbare Eicheln lieferte. Daher bezog sich sein Kult besonders auf die Gegenstände, welche der Mensch zu seiner Erhaltung bedarf. Alle Sagen über den Ursprung des Orakels weisen auf Aegypten, als den Ausgangspunkt, hin, und in der That ist durch die ältesten Denkmäler außer Zweifel

bt, daß ägyptische Kulte in Argos unter anderen den Thesmophorien in Tithorea, in Elis, wo der s Ammon und die Here Ammonia verehrt wur-, Statt fanden, und daß sich Ammonstempel in ben und Sparta befanden. In D. treten aber als besondere Spuren des ägyptischen Ur-ngs die Aehnlichkeit mit dem thebanischen Ora- und die Dienerinnen der Gottheit mit ungewa-nen Füßen hervor. Dazu stellten die Griechen Ammon dem dodonäischen Zeus stets zur Seite betrachteten beide Orakel als gleich heilig. er die Art des Kults ist wenig bekannt. Neben s wurde auch Dione, sein Weib, verehrt, wie in Aegypten der männlichen Gottheit die bliche zur Seite steht. Ist Zeus der Leben brin-de Gott, so ist Dione das Princip Dessen, wor- das Leben entspringt, das Weib unter den nden Wesen, die Erde in Beziehung auf Frucht-keit. Der Sitz des Zeus war der Stamm einer e mit eßbaren Früchten. Aus dem Rauschen Blätter deutete man seinen Willen; daher die redende Eiche. Spätere Zeiten wissen auch von m Tempel. Ein illyrischer Räuber vernichtete Baum, aus dessen Wurzeln ein Quell hervor-udelte, und von nun an hörten die weissagenden murmel auf. Homer nennt als Diener des Got- die Selli; doch schließt diese Angabe die später annten Priesterinnen, Peliä oder Peliades, nicht . Anfänglich scheint der Gott in Versen, später h in Prosa geredet zu haben; auch ist von Loo- die Rede, durch welche man die Zukunft zu er-schen suchte. Die Verkünderinnen derselben sind hl die Priesterinnen selbst gewesen. Diese richte- auch über die Verletzung des Heiligthums, h, wie es scheint, nicht ohne Theilnahme der inner. Ihre Zahl wird verschieden angegeben; ist sind ihrer drei. Sophokles redet von zweien. r dodonäische Zeus genoß im höchsten Alterthum ausgebreitetste Verehrung, und zwar nicht nur der pelasgischen Bevölkerung Griechenlands; st Crösus sandte zu diesem Orakel, und das so-annte dodonäische Erz (s. d.) war ein Weih-henk der Corcyräer. Als aber die Gegenden um D. kultivirt blieben, während sich das übrige Griechen-d rasch entwickelte, fand Delphi als das nähere u. Hellenen homogenere Orakel mehr Aufnahme. ch behielt D. den Ruf seiner Heiligkeit u. bei den wohnern der Westküste von Hellas auch den Vor-g. Die Athener pflegten sich namentlich hierher wenden, wenn ihnen die Pythia wegen ihrer neigung zu den Doriern verdächtig erschien, B. vor dem Zuge nach Sicilien. Ebenso erwähnt mosthenes dodonäische Sprüche, und Xenophon het, dort den Gott zu befragen. Mit dem Em-blühen des molossischen Reiches im Anfange des Jahrhunderts v. Chr. erhob sich D. noch einmal neuem Glanze, doch nur bei den westlichen Völ-n, es galt als ein uraltes Heiligthum der Aeaci- und trat dadurch den übrigen Griechen wieder er. Auf den epirotischen Münzen zeigt sich das Eichenlaub umwundene Haupt des dodonäischen s und der Dione neben dem Bilde der molos-hen Könige. Im Kriege der Aetoler gegen Mace-nien steckte der ätolische Feldherr Dorimachus die llen um D. in Brand, vernichtete die Weih-chenke und zerstörte das heilige Haus. Auch die mer verheerten im zweiten macedonischen Kriege diese Gegenden. So war zu Strabo's (20 n. Chr.) Zeit Alles verödet und das Orakel verschwunden; dagegen berichtet Pausanias, daß zu seiner Zeit (im 2. Jahrhundert n. Chr.) das Orakel wieder herge-stellt gewesen sei, auch die alte Eiche, der älteste Baum Griechenlands, noch gestanden habe. Claudian beweist, daß bereits zu seiner Zeit das Orakel verstummt war.

Dodonäa *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, charakterisirt durch den meist 4theiligen, abfälligen Kelch ohne Korolle, 8 sehr kurze Staubgefäße, die häutige, 2—4fächerige, 2—4flügelige, in den Scheidewänden klaffende Kapsel mit linsenförmigen Samen, Sträucher in Südafrika, Westindien, Ostindien und Neuholland mit einfachen, ganzrandigen, meist klebrigen Blättern. Das Holz von D. dioica *Roxb.*, einem 4—10 Fuß hohen Strauch in Ostindien und den indischen Inseln, gebraucht man auf den Molukken bei Blähungskolik. D. Thunbergiana *Ecklon* et *Zeyh.* ist ein Strauch oder gegen 15 Fuß hoher Baum am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er Sandolive genannt und als gelindes Abführmittel gebraucht wird. D. viscosa *L.* ist ein gegen 10 Fuß hoher Strauch oder kleiner Baum in Westindien und Südamerika, dessen wohlriechende Blätter zu Bädern gegen Rheumatismen und zu Bähungen gegen Halsentzündungen, Hämorrhoiden 2c. angewendet werden.

Dodonäisches Erz, ein Weihgeschenk der Corcyräer zu Dodona, bestand in einem ehernen Becken auf einer Säule, dem gegenüber auf einer zweiten Säule ein Knabe angebracht war, in der Hand eine Peitsche, welche, von dem dort fast nie aufhörenden Winde gegen das Becken geschlagen, unaufhörlich das Erz ertönen ließ. Einige haben in dieser Vorrichtung ein Instrument zum Behuf der Mantik, Andere ein ergötzliches Spielzeug gesehen. Die dodonäischen Weihkessel des Virgil sind nicht auf dieses Erz zu beziehen. D. E. war bei den Griechen als Bezeichnung eines unermüdlichen Schwätzers sprichwörtlich.

Dodrans (lat.), die große Spanne, der Raum zwischen Daumen und kleinem Finger, ein Maß von etwa 9 Zoll; auch $^9/_{12}$ oder $^3/_4$ As.

Dodsley, Robert, englischer Schriftsteller, 1705 zu Mansfield in Nottinghamshire geboren, schwang sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Gedichten: „The muse in livery", und sein Schauspiel „Toy-Shop" vom Bedienten zum angesehenen Buchhändler auf und † den 5. September 1764. Sehr beliebt waren ihrer Zeit seine Lustspiele: „The king and the miller of Mansfield" (1737) u. „Sir John Cocke at courte" (1738). Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1745 unter dem Titel „Trifles". Ein Verdienst erwarb er sich durch seine „Collection of plays by old authors" (London 1744, 12 Bde.; neue Aufl. von Read, das. 1780, 6 Bde.), sowie die „Collection of poems by eminent hands" (1752—58, neue Ausg., das. 1765 u. 1770, 6 Bde., fortgesetzt von Pearch, das. 1768, 4 Bde., und von J. Nichols, das. 1780, 5 Bde.) und die „Collection of fugitive pieces of Spencer, Cooper etc.". Brauchbare Schulbücher lieferte er in „The preceptor" (1749, 2 Bde.) und „The economy of human life, translated from an indian manuscript, written by an ancient Bramin" (1750), für deren Verfasser man lange Zeit den Lord Chesterfield hielt. Sein

Gedicht „Melpomene or the regions of terror and pity" ist eines der besten der englischen Poesie.

Dodwell, 1) Henry, englischer Philolog, geboren 1641 in Dublin, wurde 1688 Professor der Geschichte in Oxford, legte dieses Amt aus politischen Gründen 1691 nieder, privatisirte seitdem zu Shottesbrook in Berkshire und † daselbst den 7. Juni 1711. Am geschätztesten sind seine chronologischen Schriften: „Dissertationes Cyprianicae" (Oxford 1684); „De Graecorum Romanorumque cyclis" (das. 1701); „Annales Thucydidei et Xenophontei" (das. 1702); „Chronologia Xenophontea" (das. 1703); „De aetate Dionysii Halicarnassi" (das. 1704). Seine Schriften wurden im Auszug herausgegeben von Brokesby (London 1723).

2) Eduard, Alterthumsforscher, 1767 geboren, bereiste 1801—6 Griechenland, wo er vielfache Untersuchungen vornahm, und lebte dann in Italien, wo er zu Rom am 13. Mai 1832 †. Seine „Classical and topographical tour through Greece during the years 1801, 1805 and 1806" (London 1819, 2 Bde., deutsch von Sickler, Meiningen 1821, 2 Bde., mit Kupfern), sowie die nach seinen Originalzeichnungen herausgegebenen „Views in Greece" sind für das Alterthumsstudium von hohem Werth. Seine Wittwe, Therese D., 1833 zu Rom mit dem Grafen Karl von Spaur vermählt, rettete 1848 Pius IX. in ihrer Equipage nach Gaeta und gab 1852 eine Schrift über diesen Papst heraus.

Döbel (Dobel), ein Stück Holz, welches man in eine zu diesem Zwecke in einer Mauer gemachte Vertiefung eintreibt (döbelt), um Eisenwerk, Schrauben, Nägel ꝛc. darin befestigen zu können; auch ein viereckiger eiserner, schwalbenschwanzförmiger Bolzen, welcher, in zwei Steine eingelassen und mit Blei vergossen, zur festeren Verbindung von Steinen unter einander dient; bei Verbindung der verzahnten gesprengten Träger eine Vorrichtung, wodurch die Zähne zur Verstärkung der Spannung fester in einander gezogen werden, aus schwalbenschwanzförmigen Eisen bestehend, welche in die zwischen die Zähne gebrachten hölzernen Keile eingetrieben werden.

Döbel, Fischart, s. Weißfisch.

Döbel, Heinrich Wilhelm, bekannter Forstmann, geboren 1699 im sächsischen Erzgebirge, besuchte die Jägereien zu Potsdam, Zelle, Schwerin, Nymphenburg, Ludwigsburg, Darmstadt ꝛc., stand dann nach einander in den Diensten des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig zu Blankenburg, des Herzogs Leopold von Dessau, des Fürsten von Fürstenberg in Hubertsburg u. gab 1746 die „Jägerpractica" heraus, welche seinen Namen in der Jägerwelt unsterblich machten (4. Aufl. 1828, herausgegeben von K. F. L. Döbel und Fr. W. Benifen).

Döbeln, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der freiberger Mulde, welche die Stadt wie eine Insel rings umschließt, u. an der chemnitz-risaer Eisenbahn reizend gelegen, mit reinlichen, breiten Straßen und schönen Anlagen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und einer Superintendentur (seit 1835), hat ein reiches Spital, 2 Kirchen (die uralte, 1485 umgebaute Nikolaikirche u. die 1669 erbaute Magdalenenkirche), ein ehemaliges Benediktinernonnenkloster (1330 von Staucha hierher verlegt u. 1582 eingegangen), bedeutende Tuch-, Filz- u. Wollenzeuchsfabrikation, starke Gerberei, Handel mit Wolle und Getreide und 7480 Einwohner. D. (ursprünglich Dobelin) ist ein uralter Ort und wurde 981 von Otto II. dem Kloster Memleben geschenkt, welches die Herren von D., eine Seitenlinie der Burggrafen von Dohna, damit belehnte. Später wurde es meißnisch und kam zuletzt an das Haus Sachsen. In den Jahren 1430 u. 1450 wurde D. von den Hussiten unter Podiebrad fast ganz zerstört; auch im Bruder- u. im dreißigjährigen Kriege litt es viel. Hier am 29. Oktober 1762 Sieg des Prinzen Heinrich von Preußen über die Oesterreicher unter Serbelloni.

Döbereiner, Johann Wolfgang, deutscher Chemiker, den 15. Dec. 1780 zu Bug bei Hof geboren, machte seit 1795 pharmaceutische Studien zu Münchberg, ward 1799 praktischer Pharmaceut in Karlsruhe und Straßburg, hier nebenbei Philosophie, Botanik, Mineralogie und Chemie studirend, 1803 Kaufmann, 1808 praktischer Chemiker und 1810 Professor der Chemie, später Hofrath in Jena, wo er den 24. März 1849 †. Er machte in der Chemie vielfache Entdeckungen, unter andern die der Bereitung des Natrons aus Glaubersalz, der luftreinigenden Wirkung der Kohle, mehre Entdeckungen der Gährungschemie (so das bekannte döbereinersche Champagnerpulver), über das Platin, dessen Tauglichkeit zur Konstruktion der Platinfeuerzeuge, der Platinlämpchen, des Platinessiglämpchens, des Platineudiometers ꝛc. Von seinen Schriften nennen wir das „Lehrbuch der allgemeinen Chemie" (Jena 1811—12, 3 Thle.), „Elemente der pharmaceutischen Chemie" (das. 1816, 2. Aufl. 1819), „Grundriß der allgemeinen Chemie" (das. 1816, 3. Aufl. 1826), „Zur pneumatischen Chemie" (das. 1821—35, 6 Thle.), „Die neuesten und wichtigsten physikalisch-chemischen Entdeckungen" (das. 1825), „Zur Chemie des Platins" (Stuttg. 1836), „Darstellung der Zeichen u. Verhältnißzahlen der irdischen Elemente" (Jena 1816, 2. Aufl. 1822). Ferner gab er heraus: Buchholz, „Theorie und Praxis" (Basel 1812, 3. Aufl. 1831) u. mit seinem Sohne Franz: „Handbuch der praktischen Pharmacie" und „Deutsches Apothekerbuch" (Stuttg. 1840—46, 3 Bde.). Seine meisten älteren Entdeckungen sind in Gehlers „Journal der Chemie, Physik und Mineralogie", die neuern zum Theil in Schweiggers „Journal für Chemie und Physik" niedergelegt. Der ebengenannte Franz D. schrieb auch: „Kameralchemie" (Dessau 1851), „Die Dünger- u. Bodenbestandtheile" (das. 1854), „Die Verbrennungsvorgänge der Heiz- und Leuchtmaterialien" (das. 1854), „Nahrungsmittellehre" (das. 1854).

Döbling (Oberdöbling), schönes Pfarrdorf in Oesterreich, bei Wien, vor der nußdorfer Linie, ein Lieblingsaufenthalt der Wiener im Sommer, reich an schönen Anlagen, Unterhaltungsorten und eleganten Landhäusern (darunter die arthabersche Villa mit Gemäldesammlung). D. hat auch eine Irrenanstalt, ein Mineralbad, eine Filz- u. Seidenhutfabrik und 2640 Einwohner.

Döbrentey, Gabriel, ungarischer Schriftsteller und Dichter, 1786 zu Nagy-Szöllös im veszprimer Komitat geboren, machte seit 1805 in Wittenberg und zu Leipzig philologische und geschichtliche Studien. Nach Siebenbürgen als Erzieher berufen, gründete er daselbst 1810 das „Siebenbürgische Museum" (ungarisch), welches auf die Entwickelung

magyarischen Sprache und Literatur so großen ıfluß ausübte, daß D. 1817 zum Gerichtstafelsitzer des hunyader Komitats ernannt wurde. it 1820 entwickelte er zu Pesth mehre Jahre hinrch als zweiter Kommissär des ofener Distrikts e vielseitige Thätigkeit, war im März 1822 einer 22 ungarischen Gelehrten, welche den Plan und Statuten der vom Reichstage 1825—27 gestifen ungarischen Akademie entwarfen, und verltete, 1831 zum Mitglied und Sekretär der Akanie ernannt, letzteres Amt bis 1834, wo er zum len Reichskommissär des ofener Distrikts ernannt ırde. Doch übernahm er die ihm von der Akadee übertragene Redaktion der „Alten ungarischen rachdenkmäler", sowie in Gemeinschaft mit Andr. y die Direktion des neuerrichteten ungarischen tionaltheaters. Im Jahre 1841 zum Oberkomssär, 1843 zum königlichen Rath, außerdem zum isitzer mehrer Komitate ernannt, † er am 27. März 51. Seine zahlreichen historischen Arbeiten in itschriften, sowie seine Jugendschriften sind von eibendem Werthe. Seine kleinern Gedichte, den, Epigramme, Elegien rc. gehören, ungeachtet rer oft schwülstigen Sprache, zu den bessern Erugnissen der ungarischen Literatur. Sein „A vas' violája" („Alpenveilchen", Pesth 1822) urde ins Deutsche und Italienische, die 1826 erienenen „Huzzárdalok" („Husarenlieder") ins ranzösische übersetzt. Durch Herausgabe der „Ausndischen Bühne" (Wien 1821—23, 2 Bde.) und r „Meisterwerke Shakspeare's" (Ofen 1828) erarb sich D. auch bedeutende Verdienste um die junge ationalbühne.

Döbrököz, Marktflecken im ungarischen Komitat olna, an der Kapos, südlich von Tamasi, mit den uinen eines alten Schlosses, bedeutendem Weinau (vorzügliche rothe und weiße Weine), Tabaksau und 2665 katholischen Einwohnern.

Döderlein, 1) Johann Christoph, Theolog, en 20. Jan. 1746 zu Windsheim in Franken geboen, studirte zu Altdorf Theologie, ward 1768 Diaonus in seiner Vaterstadt und, nachdem er sich durch eine „Curae criticae et exegeticae in quaedam Veris Testamenti oracula" (Altdorf 1770) als Schriftsteller bekannt gemacht hatte, 1772 Professor er Theologie zu Altdorf, 1782 zu Jena, wo er als eheimer Kirchenrath am 2. Dec. 1792 †. Sein Hauptwerk ist die „Institutio theologi christiani in apitibus religionis theoreticis, nostris temporibus accommodata" (Altdorf 1780—81, 2 Bde., 6. Aufl. on Junge 1797), die er auch deutsch unter dem Titel „Christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit" (Nürnberg 1785—91, Bde., fortgesetzt von Junge, Bd. 7—12, daselbst 798—1803) bearbeitete. Als Dogmatiker war D. m südlichen Deutschland der erste, der bedeutend om älteren Lehrsystem abwich und jedem Dogma ie Geschichte desselben beifügte.

2) Ludwig, geschätzter Philolog, Sohn des Vorigen, den 19. Dec. 1791 zu Jena geboren, erhielt seine Vorbildung zu Windsheim und Schulpforta, studirte dann zu München, Heidelberg, Erlangen und Berlin und folgte 1815 einem Rufe als ordentlicher Professor der Philologie an die Akademie in Bern. Im Jahre 1819 ward er als Rektor des neu zu organisirenden Gymnasiums und zweiter Professor der Philologie an die Universität Erlangen berufen, wo er 1827 zugleich zum ersten Professor der Philologie u. Beredtsamkeit u. Direktor des philologischen Seminars befördert wurde und seitdem wirkt. Außer vielen Gelegenheitsschriften, Programmen, Reden, die zum Theil in „Reden und Aufsätze" (Erl. 1843—47, 2 Bde.) gesammelt sind, gab er den „Oedipus Coloneus" des Sophocles (Leipzig 1824), den „Agricola" (deutsch, Aarau 1818), die „Germania" (lateinisch und deutsch, Erl. 1850) und die „Opera" (Halle 1847, 2 Bde.) des Tacitus heraus. Seine Hauptwerke sind die „Lateinischen Synonymen und Etymologien" (Leipzig 1826—38, 6 Bde.), die „Lateinische Wortbildung" (das. 1838), das „Handbuch der lateinischen Synonymik" (das. 1839, 2. Aufl. 1849) und das „Handbuch der lateinischen Etymologie" (das. 1841). Außerdem sind noch zu nennen die „Deutsche Mustersammlung für die lateinischen Schulen u. Gymnasien in Bayern" (München 1840, 2 Bde., 2. Aufl. 1848), das „Homerische Glossarium" (Erl. 1850 bis 1853, 2 Bde.) und das „Vocabularium für den lateinischen Elementarunterricht" (das. 1852), nebst dazu gehörigen „Erläuterungen" (das. 1852).

Södi, Berg, s. Tödi.

Döffingen, Pfarrdorf im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Böblingen, südwestlich von Stuttgart, mit 1200 Einw., berühmt durch die mehrfach poetisch (von Schiller u. Uhland) gefeierte döffinger Schlacht am 23. Aug. 1388 zwischen Graf Eberhard dem Greiner und den schwäbischen Reichsstädten, in welcher die Städter eine gänzliche Niederlage erlitten, Eberhards Sohn, Ulrich, aber das Leben verlor.

Döglingsäure, Säure, welche sich im Thrane des Döglings oder Zwergfinnfisches (Balaena rostrata, s. Finnfisch) findet, aber nicht, wie alle übrigen Fettsäuren, als Glycerid, sondern in Verbindung mit einem Alkoholradikal als zusammengesetzter Aether. Man erhält sie rein, wenn man den Thran mit Bleioxyd verseift und die Bleiverbindung mit Aether behandelt. Das döglingsaure Bleioxyd löst sich und kann leicht zersetzt werden. Die freie D. ist flüssig unter + 16°, erstarrt einige Grade über 0° und ist in Alkohol löslich.

Döhler, Theodor, ausgezeichneter Pianist, geboren den 20. April 1814 in Neapel, wo sein Vater, ein Deutscher, als Kapellmeister lebte, war ein Schüler Julius Benedikts und erntete bereits im 13. Lebensjahr in öffentlichen Koncerten zu Neapel großen Beifall. Mit seinem Vater 1829 nach Lucca und wenige Monate später nach Wien übersiedelnd, erhielt er hier unter Czerny seine letzte Ausbildung, ließ sich zugleich von Simon Sechter in der Theorie der Komposition unterweisen und wurde 1831 zum wirklichen Kammervirtuosen des Herzogs von Lucca ernannt. Seine eigentlichen Kunstreisen datiren von 1836; sie führten ihn durch Deutschland, Frankreich und England und die Niederlande nach Rußland, wo er sich mit der Fürstin Tscheremeteff 1846 vermählte. Nach Italien zurückgekehrt, wurde er vom Herzog von Lucca baronisirt und † zu Florenz am 21. Februar 1856. D.s Spiel war nach allen Seiten der Technik hin vortrefflich und sein Vortrag äußerst elegant und geschmackvoll. Seine Kompositionen, bestehend in Phantasien über Opernmotive, Notturnen, Variationen, Salonstücken rc., sind dankbar für den Spie-

ler und von gefälliger Wirkung, ermangeln aber der geistigen Tiefe.

Döll, 1) Friedrich Wilhelm Eugen, deutscher Bildhauer, 1750 zu Hildburghausen geboren, erhielt seine erste künstlerische Bildung bei dem Bildhauer Ney, setzte dann durch die Gunst des Herzogs Ernst von Gotha seine Studien in Paris und Rom fort u. lieferte hier viele große Werke. Im J. 1781 erhielt er die Aufsicht über die herzoglichen Kunstsammlungen zu Gotha anvertraut, ward Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin, 1786 Professor der bildenden Künste u. † den 30. März 1816 zu Gotha. Seine Hauptwerke sind: eine lebensgroße Statue der Kaiserin Katharina II., als Minerva dargestellt; dieselbe Kaiserin, vor welcher ein Mädchen auf dem Altar opfert; Winckelmanns Grabmal in der Rotonda zu Rom; die Büsten der Sappho und des Raphael Mengs; die 9 Musen in Lebensgröße, Basrelief; Gustav Adolf von Schweden zu Pferde vom Sieg gekrönt, Basrelief; die lebensgroßen Figuren der Minerva, einer Muse u. der Hygieia; ferner die Büsten Zollikofers, Weiße's und Plattners; die Grabmonumente der Gräfin von Einsiedel zu Dresden, des Herzogs Karl v. Meiningen 2c.; das Denkmal Lessings auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, Keplers zu Regensburg; endlich die Gruppe der drei theologischen Tugenden in der Hauptkirche zu Lüneburg u. die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau.

2) Johann Veit, vorzüglicher Graveur, den 2. Febr. 1750 zu Suhl im Hennebergischen geboren, lernte anfangs das Büchsenschäften, fing 1768 an, nach guten Meistern in Stahl zu schneiden und sich auch im Steinschneiden zu üben und fertigte von dieser Zeit an mehre Werke, besonders Schaumünzen und Siegel. Als Steinschneider erwarb er sich den Ruf eines der ersten Meister in diesem Fache. Nebenbei war er ein ausgezeichneter Orgelspieler. Er † den 15. Oktober 1835 als königlich sächsischer und seit 1814 auch preußischer Hofgraveur.

Döllinger, 1) Ignaz, berühmter deutscher Arzt und Naturforscher, ausgezeichneter Physiolog, geboren den 24. Mai 1770 zu Bamberg, machte hier, sowie durch die Begünstigung des Fürstbischofs unter der Leitung Antonio Scarpa's in Pavia naturwissenschaftliche und medicinische Studien u. erhielt sodann eine Professur an der Universität zu Bamberg. Unter Anderem erschien damals von ihm: „De cognoscendis et curandis quibusdam corporis humani simplicibus affectionibus" (Bamb. 1794) und „Fragmenta de dosibus medicamentorum et justo ea praeparandi tempore" (das. 1797). Auch die damalige philosophische Bewegung ging an D. nicht spurlos vorüber, wie seine Schriften „Ueber die Afteranwendung des neuen Systems der Philosophie" (Berlin 1802) und „Ueber die Metamorphose der Erd- und Steinarten" (Bamberg 1803) beweisen. Als die bamberger Universität 1803 aufgehoben wurde, erhielt D. einen Ruf als Professor der Anatomie und Physiologie nach Würzburg, wo er 1805 seinen „Grundriß der Naturlehre und des menschlichen Organismus" schrieb, ein Lehrbuch der Physiologie, in welchem die damals herrschende Naturphilosophie sichtbar vorwaltet. Im Jahre 1823 folgte er einem Rufe nach München, wo er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Konservator des anatomischen Instituts u. später Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie wurde. Nach der Verlegung der Universität Landshut nach München übernahm D. abermals die Professur der Anatomie und ward 1836 Obermedicinalrath. Er † den 14. Januar 1841. D. gebührt der Ruhm, zuerst in Deutschland eine wahrhaft wissenschaftliche Entwickelungsgeschichte der organischen Wesen begründet zu haben. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in den Naturwissenschaften setzten ihn in den Stand, neben seinem Hauptfache auch Botanik, Mineralogie, Experimentalchemie 2c. vorzutragen. Von seinen „Grundzügen der Physiologie" ist nur des ersten Bandes erste Abtheilung (2 Hefte, Regensb. 1835) erschienen. D. lieferte auch viele gehaltvolle Abhandlungen zu Wiedemanns „Archiv für Zoologie", Meckels „Archiv für Physiologie" und anderen Sammelwerken. Sein Bruder, Georg Ferdinand D., 1771 zu Bamberg geboren, ist bekannt als Herausgeber der „Sammlung der im Gebiete der innern Staatsverwaltung Bayerns bestehenden Verordnungen" (München 1835—39, 20 Bde.) u. † als pensionirter wirklicher Rath in München den 6. August 1847.

2) Johann Joseph Ignaz, gelehrter katholischer Theolog, Sohn des Vorigen, den 28. Febr. 1799 zu Bamberg geboren, ward 1822 Kaplan zu Oberscheinfeld in der Diöces Bamberg, 1823 am Lyceum zu Aschaffenburg und 1826 an der Universität zu München Professor der Kirchengeschichte u. des Kirchenrechts, später zugleich Propst zu St. Cajetan daselbst und erzbischöflicher geistlicher Rath, sowie Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek. Im Jahre 1845 trat D. als Abgeordneter der Universität in die Ständekammer und vertrat hier ultramontane Tendenzen. Seit dem 13. Aug. 1847 als Professor und Bibliothekar quiescirt, ward er 1848 von einem altbayerischen Wahlkreise als Abgeordneter zur Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt, wo er bis zum Mai 1849 blieb. In demselben Jahre ward er wieder zum Abgeordneten in die zweite bayerische Kammer gewählt und als Professor an der Universität reaktivirt. Seiner Abhandlung „Die Lehre von der Eucharistie in den ersten drei Jahrhunderten" (Mainz 1826) u. seinen Texten zu Cornelius' „Umrissen zu Dante's Paradies" (Leipzig 1830) ließ er neben einer Fortsetzung des hortigschen „Handbuchs der Kirchengeschichte" (Landshut 1828, Bd. 3) den Anfang seines „Handbuchs der Kirchengeschichte" (das. 1833, Bd. 1 u. 2) und ein „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (Regensb. 1836—38, Bd. 1 u. 2, Abth. 1; 2. Aufl. 1843) folgen, während um dieselbe Zeit von ihm die Schriften „Ueber die gemischten Ehen" (5. Aufl., das. 1838) u. „Mohammeds Religion" (das. 1838) erschienen. Auf Quellenstudium gegründet ist sein Werk „Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen" (Regensb. 1846—48, Bd. 1—3; 2. Aufl., Bd. 1, 1848). Seine Schrift „Luther, eine Skizze" (Freib. 1851) ist vielfach angegriffen worden. Sein neuestes Werk: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" (München 1861), worin die Einheit der römisch-katholischen Kirche u. deren darauf beruhende Vorzüge im Gegensatz zu der Zersplitterung des Protestantismus hervorgehoben werden, rief Gegenschriften von Schenkel und Hase hervor.

Dömitz, Stadt im mecklenburg-schweriner Kreise

ecklenburg, mit Citadelle, an der Mündung der
ten Elde in die Elbe, hat eine Kirche, eine Ka-
ne, ein Zuchthaus, eine Irrenanstalt und 2277
nwohner, die sich mit Schiffbau, Tabaksspinne-
und Handel beschäftigen. Die Citadelle
gt auf einer Elbeinsel und wurde 1560 in italie-
cher Manier mit fünf Bastionen erbaut, wovon
ei den Fluß völlig bestreichen. Seit 1809 ist sie
bt mehr armirt.

Dömös, Dorf im ungarischen Komitat Gran,
der Donau, östlich von der Stadt Gran, mit
)0 Einwohnern, einst der Lieblingsaufenthalt der
garischen Könige, mit Kollegiatkirche und Kapitel,
König Bela I. Gericht haltend mit dem Throne
heftig zusammenstürzte, daß er den Geist aufgab
)63). In der Nähe noch Spuren von Kapitel-
nen, worin der geblendete Bela II. Schutz fand
113).

Dönhoff, altes freiherrliches, seit 1637 gräfliches
schlecht, stammt aus dem gleichnamigen Dorfe in
Grafschaft Mark und wird schon 1303 in Ur-
nden genannt. Namhafte Sprößlinge desselben
d:

1) Otto Magnus, geboren 1665, baute das
hloß Friedrichstein bei Königsberg und stiftete die
rnach benannte erste Linie D.-Friedrichstein.
war preußischer Gesandter beim Friedenskongreß
Utrecht, später Staats- und Kriegsminister.
ch ihm ist der dönhoffsche Platz in Berlin be-
nnt. Er † 1717.

2) August Heinrich Hermann, Graf von
, preußischer Diplomat, am 10. Okt. 1797 zu
tsdam geboren, studirte zu Königsberg, machte
Freiwilliger den Freiheitskrieg mit, begann
21 seine diplomatische Laufbahn im Ministerium
r auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, ward
ann bei den Gesandtschaften in Paris 1823,
Madrid 1825, in London 1828, wo er bei
r Konferenz über die belgischen Angelegenheiten
e bedeutende Rolle spielte, beschäftigt und wurde
33 Gesandter in München, 1842 Bundestags-
sandter zu Frankfurt. Im Mai 1848 trat er
rück, wurde aber schon Anfangs September 1848
die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten im
inisterium Pfuel berufen, welche Stellung er aber
r kurze Zeit bekleidete, ward sodann im Febr.
49 von dem zweiten gumbinner Wahlbezirk zum
geordneten in die erste Kammer gewählt u. von
eser 1850 in das Staatenhaus nach Erfurt ent-
ndt. Im Sommer 1850 abermals zum Mitglied
r ersten Kammer gewählt, schloß er sich hier der
r rechten Seite angehörenden, aber gemäßigteren
artei Jordan an; 1851 nahm er an dem Landtage
r Provinz Preußen Theil u. wohnte sodann zu
erlin der Kammersession von 1851—52 bei.

Dönniges, Wilhelm, staatswissenschaftlicher
chriftsteller, 1814 bei Stettin geboren, studirte zu
onn und Berlin, begann dann staatswissenschaft-
he Vorlesungen an der berliner Universität und
ternahm 1838 und 1839 eine wissenschaftliche
eise nach Italien, wo er zu Turin die kaiserlichen
athsbücher Heinrichs VII. entdeckte, die er unter
m Titel „Acta Henrici VII" (Berlin 1839, 2
de.) herausgab und in einer unvollendeten „Ge-
hichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhun-
rt" (das. 1841—42, 2 Thle.) theilweise verarbei-
te. Zu Ranke's „Jahrbüchern des deutschen
Reichs unter dem sächsischen Hause" verfaßte er die
„Jahrbücher unter der Herrschaft Kaiser Otto's
I." (Berlin 1840). Seine Schriften über „Das
System des freien Handels und der Schutzzölle"
(Berlin 1847) und „Die deutsche Schifffahrtsakte
und die Differentialzollfrage" (das. 1848) waren
die Vorläufer des Kampfes, der damals durch die
Stiftung der Freihandelsvereine in Norddeutsch-
land aufgenommen wurde. Seit 1841 Professor
der Staatswissenschaften an der berliner Hochschule,
trat er 1847 in die Dienste des Kronprinzen, jetzigen
Königs Maximilian II. von Bayern, den er schon 1842
bis 1845 als Lehrer im Fache der Staatswissen-
schaften begleitet hatte. Seit 1848 nahm er in der
Politik eine konservativ-liberale Stellung ein, un-
terstützte zwar die Idee der deutschen Einheit, wollte
aber zugleich die Selbstständigkeit der größeren deut-
schen Staaten gewahrt wissen, und von ihm gingen
die Vorschläge aus, die Bayern bei der Centralge-
walt und beim frankfurter Parlament wegen der
zukünftigen deutschen Verfassung machen ließ.
Seitdem trat D. vorzüglich als Kämpfer für die
Erhaltung des deutschen Zollvereins auf, und in
diesem Sinne wirkte er auch bei den dresdener Kon-
ferenzen als zweiter Bevollmächtigter Bayerns (am
1. Febr. 1851). Im Jahre 1852 kam er als Mi-
nisterialrath in das Ministerium des Aeußern, trat
aber 1855 zurück und ist seitdem Bibliothekar des
Königs. Er gab auch die „Landkulturgesetzgebung
Preußens und die neueste preußische Gesetzgebung
über die Befreiung des Grundbesitzes" (1849 f.) her-
aus, sowie „Altschottische und altenglische Volks-
balladen", deutsch bearbeitet (München 1852).

Dörffurt, August Ferdinand Ludwig,
einer der namhaftesten praktischen Pharmaceuten,
am 12. August 1767 zu Berlin geboren, ließ sich 1789
als Apotheker in Wittenberg nieder, erhielt 1802
die Würde eines Doktors der Philosophie und die
Mitgliedschaft mehrer gelehrten Gesellschaften und
† als Bürgermeister in Wittenberg am 27. Juni
1825. Literarischen Ruf erwarb er sich besonders
durch sein „Neues deutsches Apothekerbuch" (Leipzig
1801—12, 3 Theile), einen Kommentar zur preußi-
schen Pharmakopöe von 1799, zum Theil auch von
1801.

Döring, 1) Friedrich Wilhelm, deutscher
Philolog, den 9. Febr. 1756 zu Elsterberg im Voigt-
lande geboren, ward 1782 Rektor des Lyceums zu
Guben, 1784 der Schule zu Naumburg und 1786
Direktor des Gymnasiums zu Gotha, wo er den 27.
Nov. 1837 als Oberkonsistorialrath †. Bekannt ist er
durch seine Ausgaben des Catullus (Leipz. 1788—92,
2 Bde.), des Livius (das. 1815—19, 2 Bde.) u. des
Horaz (das. 1824, 2 Bde.). Seine „Opuscula" ga-
ben Wüstemann und Jacobs heraus.

2) Georg Christian Wilhelm Asmus,
deutscher Dichter, den 11. December 1789 zu Kassel
geboren, zeigte früh eine unwiderstehliche Neigung
zur Poesie und Musik, erhielt nach vollendeten Stu-
dien bei der Kapelle des frankfurter Theaters eine
Anstellung und war daneben als Journalist thätig,
indem er nicht nur die Redaktion der frankfurter
Politischen Zeitung führte, sondern auch das litera-
rische Beiblatt „Iris" gründete. Im Jahre 1818
besuchte er die Schweiz und Italien, begleitete 1820
den Prinzen von Sayn-Wittgenstein auf die Uni-
versität Bonn, machte 1823 eine zweite Reise in die

Schweiz, lebte sodann meist in Frankfurt seinen literarischen Beschäftigungen und † zu Wiesbaden am 10. Oktober 1833. Man hat von ihm eine treffliche Uebersetzung von Delille's „L'homme des champs" (Frankfurt 1822), die Dramen: „Cervantes" (das. 1819), „Posa" (das. 1820), „Der treue Eckardt" (das. 1822), „Zenobia" (das. 1823), „Das Geheimniß des Grabes" (das. 1824) u. „Albrecht der Weise" (das. 1825). Mehre Opern u. Singspiele D.s sind vereinigt in den „Dramatischen Novellen" (das. 1833, 4 Thle.). Die Romane „Sonnenberg" (Frankf. 1823, 3 Thle.), „Die Mumie von Rotterdam" (das. 1830), „Der Hirtenkrieg" (das. 1830), „Das Kunsthaus" (das. 1831, 3 Thle.), „Die Opfer von Ostrolenka" (das. 1832, 3 Thle.), „Roland von Bremen" (das. 1833, 3 Thle.), „Die Geiselfahrt" (das. 1833, 3 Thle.) waren zu ihrer Zeit sehr beliebt. Außerdem erschienen von ihm: „Frühlingsklänge" (Frankf. 1822), „Phantasiegemälde" (das. 1822 f., fortgesetzt von E. Duller), „Alpenblumen" (das. 1825), „Dichterbund" (das. 1829), „Drei Nächte" (das. 1830, 2 Thle.), „Trost eines Freundes" (das. 1830), „Die Italiener" (das. 1830), „Novellen" (das. 1831, 4 Thle.), „Erzählungen" (das. 1831, 4 Thle.), „Frauenalmanach" von 1824—31, „Cypressen" (herausgegeben von W. Kilzer, das. 1838, 3 Thle.) &c. Am bedeutendsten ist D. als Romandichter; indeß sind im Ganzen seine Mittel zu schwach, auch arbeitete er mit allzu großer Hast.

3) Heinrich, fruchtbarer deutscher Schriftsteller, am 5. Mai 1789 aus einer angesehenen Familie zu Danzig geboren. Neigung zur Poesie und zu wissenschaftlichen Beschäftigungen entfremdete ihn dem Handelsstande, für den er anfangs bestimmt war; er trat 1809 in das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1814 die Universität Jena, um daselbst Theologie zu studiren, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit den schönen Wissenschaften und naturhistorischen Studien und ward 1816 ordentliches Mitglied der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena. Im Jahre 1817 nahm er kurze Zeit Antheil an der Herausgabe des weimarischen Oppositionsblattes und lebt seitdem als Privatgelehrter zu Jena, ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. D. ist besonders als Biograph deutscher Dichter bemerkenswerth und bietet in dieser Hinsicht treffliche Quellen. Er schrieb unter andern die Biographien von Schiller (Weimar 1822, neue Aufl. 1824, umgearbeitet, Jena 1839), Herder (Weimar 1823, 2. Aufl. 1829), Klopstock (das. 1825), Jean Paul (Gotha 1826, Leipzig 1830), Bürger (Berlin 1826), Goethe (Weimar 1828, neue Aufl. 1833), Kotzebue (das. 1830), Gellert (Greiz 1833, 2 Bde.), Matthisson (Zürich 1833), J. H. Voß (Weimar 1834), J. von Müller (Zeitz 1835), Schlözer (das. 1836), F. von Schill (Leipzig 1838), Wieland (Sangerhausen 1840), Friedrich Wilhelm III., König von Preußen (Quedlinburg 1841). Hierher gehören ferner: „Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unteritalien" (Weimar 1822), „Die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrhunderts" (Neustadt 1830), „Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert" (das. 1831—35, 4 Bde.), „Rußlands Helden" (Leipzig 1835), „Turnier- und Ritterbuch" (Quedlinburg 1841), „Der Thüringer Chronik" (das. 1841). Als Dichter trat D. schon 1816 auf mit einer Sammlung „Gedichte". Er übersetzte auch Vieles aus dem Französischen u. Englischen, von Byron, W. Scott, Cooper, Goldsmith, Smollet, Sterne, Shakspeare, sowie das Nibelungenlied (Erfurt 1840).

4) Theodor, deutscher Schauspieler, 1803 in Warschau geboren, war erst Kaufmann, verließ aber diese Laufbahn und debütirte in Bromberg als Julius im „Armen Poeten", durchzog dann mit der Gesellschaft mehre Jahre die Städte Ostpreußens, bis er 1826 nach Breslau zu der bieren'schen Gesellschaft kam, wo sich sein Talent für niedrig-komische Rollen entwickelte. Er trat hierauf in Mainz, 1832 in Mannheim, in Karlsruhe u. Hamburg auf, wo er 1836 für das Fach ernster Charakterrollen engagirt wurde. Mit gleichem Beifall gastirte er in vielen andern Städten, bis er 1840 Mitglied des Hoftheaters zu Berlin wurde. D. ist ein Geistesverwandter des großen Ludwig Devrient. Er besitzt eine ungemein geistige Regsamkeit, eine gediegene Bildung und eine bewunderungswürdige Gewandheit in der Nachahmung verschiedener Dialekte und Physiognomien und weiß besonders durch seine lebendige Phantasie zu unwiderstehlicher Heiterkeit hinzureißen und zu rühren. Seine bedeutendsten Rollen sind Franz Moor, Shylock, Schewa, Richelieu, Cromwell, Bankier Müller, besonders aber Mephistopheles.

Dörnberg, Ferdinand Wilhelm **Kaspar,** Freiherr von, den 14. April 1768 in Hausen bei Hersfeld geboren, trat früh in hessische, 1796 in preußische Dienste, ward 1806 bei Jena gefangen, faßte, wieder frei, als Oberst der westphälischen Gardejäger, empört über den französischen Druck, den Plan, den König von Westphalen gefangen zu nehmen, ward jedoch bei dessen Ausführung von seinen Soldaten verlassen. Er flüchtete nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig-Oels, diente 1812 unter Wittgenstein im russischen Heere, schlug 1813 das morandsche Corps bei Lüneburg und stand dann vor Thionville. Später ward er hannöverischer Generallieutenant und 1842 Gesandter zu Petersburg. Er † den 19. März 1850 zu Kassel.

Dörnerarbeit, im Hüttenwesen das Ausschmelzen der Dörner, um die in ihnen noch enthaltenen werthvollen Metalle zu Gute zu machen. Das Produkt des Schmelzens sticht man in eine eiserne Form (Saigerpfanne) ab und bildet es in große dicke Scheiben, die Dörnerstücke (Schmelzstücke), um; die fallenden Schlacken heißen Dörnerschlacken.

Does, Jakob van der, holländischer Maler, geboren zu Amsterdam 1623, war mehre Jahre Schüler N. Moyaerts, ging später nach Paris und darauf nach Rom und ward nach seiner Rückkehr Vorsteher der Malergesellschaft im Haag, wo er 1673 †. Das Fach, worin er sich besonders auszeichnete, war die Thiermalerei; vorzüglich stellte er Ziegen und Schafe mit Meisterschaft dar. Er war in Holland auch unter dem Namen „des Malers der Ziege für tausend Gulden" bekannt, weil ein Liebhaber ihm so viel für das Gemälde einer einzelnen Ziege bezahlt hatte. In D.' meisten Bildern spricht sich ein melancholischer Charakter aus; sein Kolorit ist bräunlich, finster. Man hat von ihm auch ein geätztes Blatt, eine Gruppe von 5 Schafen vorstellend, jetzt sehr selten. Sein Sohn, Simon van der D., Maler und Kupferätzer, zu Amsterdam um 1653 geboren, malte mit Glück Landschaften und

…ere, auch Porträte in Netschers Weise. Er lebte …gere Zeit in England und † 1717 im Haag.

…oesborgh (Teutoburgum), Stadt in der nieder…ischen Provinz Geldern, am Zusammenfluß der … und neuen Yssel, mit einer Schiffbrücke von … Fuß Länge und 3860 Einwohnern, welche be…nten Mostrich fertigen. D. führte in alten Zei… den Namen Drususburgt und war befestigt.

…ofrefjeld, Gebirge, s. Dovrefjeld.

…oge (v. lat. dux, ital.), das Staatsoberhaupt …den ehemaligen Republiken Venedig und Ge… (s. d.).

…ogge, s. Hunde.

…oggerbank, große Sandbank in der Nordsee …ichen England und Dänemark, wichtig für den …kfischfang; am Südende derselben fand am 5. …gust 1781 ein Seetreffen zwischen den Hollän… unter Zoutmann und den Briten unter Parker …tt, das jedoch keinen entscheidenden Erfolg hatte.

…ogiel, Matthias, polnischer Geschichtschrei… des 17. Jahrhunderts, war Mitglied der Kon…gation der Piaristen in Litthauen, gründete zu …lda, wo er Rektor war, eine Druckerei für latei…he Werke und begleitete den jungen Grafen …nvo auf seinen Reisen nach Deutschland und …nkreich. Sein Werk „Codex diplomaticus regni …oniae et magni ducatus Lithuaniae" umfaßt 8 …; der erste erschien 1758 zu Wilda.

…ogliani, Stadt in der piemontesischen Provinz …neo, Bezirk Mondovi, an der Rea, mit 4750 Ein…hnern.

…ogma (griech., Plur. Dogmata, Dogmen), …entlich Lehrmeinung und Willensmeinung; im …ischen insbesondere die Lehrsätze der Philoso…e; auf kirchlichem Gebiet die christliche Lehre, …äubenslehre, oder auch ein Moment derselben, …aubenssatz. Die römisch-katholische Kirche un…scheidet biblische Dogmen, die in der heiligen …hrift klar und deutlich ausgedrückt vorliegen, u. …chliche, die von der Kirche aus der heiligen Schrift …r Tradition abgeleitet sind; ferner reine (pura), … sich einzig auf die Offenbarung gründen, und …mischte (mixta), die zugleich aus der Vernunft …geleitet werden können; ferner Dogmen erster …dnung (principalia), deren Annahme zur Selig…t unbedingt unerläßlich, und zweiter Ordnung …cundaria), deren Erkenntniß nicht absolut noth…ndig ist. In der kantschen Philosophie sind Dog…ata Sätze, die synthetisch aus Begriffen abgeleitet …d mit objektiver Wahrheit hingestellt werden (s. …ogmatismus).

Dogmatik (v. Griech.), die wissenschaftliche Dar…llung der christlichen Religion nach der Seite, nach …lcher sie Erkenntniß, Lehre ist. Der Gegensatz … verschiedenen christlichen Kirchen, der die ganze …eologie durchdrungen hat, muß sich natürlich auch … einer jeden D., welche in sofern stets eine kirchliche … als sie einer bestimmten Kirche angehört, geltend …aben. Hat sie aber, wie es ihr als einer wissen…aftlichen Disciplin geziemt, die philosophische Re…gionslehre zur Basis und stellt sie sich mittelst der …storischen Kritik in dem Sinne über die Kirche, daß … durch ihr selbstständiges Urtheil zum Theil in …egensatz zu derselben tritt, so ist sie kritische D.; …lt sie sich dagegen auf dem kirchlichen Standpunkte, …ist sie dessen Bedeutung für das religiöse Leben, … etwaigen Mängel seines Ausdrucks und die fol…gerichtigen Schritte seiner Fortbildung nach, so ge…staltet sie sich zur eigentlich kirchlichen D. Die kirchliche D. auf eignem Standpunkte ist das wissenschaftliche Selbstbewußtsein der Kirche, ohne welches diese in einer Zeit, wo jedes Leben nach wissenschaftlicher Verständigung und Rechtfertigung strebt, nur durch dunkeln Trieb und Zwang vorübergehend bestehen könnte. In der katholischen Kirche sucht sie durch unmerkliches Zurückstellen und Ausbilden einzelner Dogmen die Einstimmigkeit mit der fortgeschrittenen Wissenschaft zu bewahren, in der protestantischen Kirche führt sie offen die Reformation fort durch besonnene Ausbildung ihrer Grundsätze und vertritt dieselbe gegen die excentrischen Wechsel einer Revolution, welcher die unbedingte Hingabe des Gemeinsamen an die Kritik Raum geben würde (Hase). Die Wissenschaft der christlichen D. umfaßt daher: die philosophische D., die Erkenntniß des religiösen Geistes an sich, und die historische D., die Darstellung einer geschichtlich gegebenen Religion, und zwar der christlichen, nämlich biblische D., Darstellung des christlichen Glaubens nach der heiligen Schrift, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes kirchliches Glaubensbekenntniß, kirchliche D., Darstellung der Glaubenslehre einer bestimmten Kirche, und komparative D., oder vergleichende Darstellung der verschiedenen Glaubenssysteme der kirchlichen Parteien. Der wissenschaftlichen D. liegen demnach ob: die philosophische Entwickelung des religiösen Glaubens, die historisch-kritische Auffassung, die systematische Anordnung, die religiöse Begründung und Beurtheilung und die organische Fortbildung des christlichen Glaubens. Um sich des zu bearbeitenden Stoffs in der D. leicht zu bemächtigen, hat man insbesondere drei Wege einzuschlagen. Man ordnete ihn nach der ökonomischen Methode, wie im 17. Jahrhundert Melch. Leydecker u. neuerdings Marheineke, d. h. man theilte denselben nach den Personen der Dreieinigkeit ein und handelte demgemäß von Gott, von Christus, vom heiligen Geiste, welchem Schema sich das gesammte Material fügen mußte; nach der Föderalmethode, wie im 17. Jahrhundert Coccejus und Witsius, neuerdings wenigstens theilweise Augusti, d. h. man theilte den Stoff ein nach dem Schema der drei Bündnisse, welche die ältere D. statuirte, des Foedus naturae vor dem Sündenfalle, des Foedus gratiae oder fidei nach dem Sündenfalle u. des Foedus legis et evangelii; und nach der am häufigsten befolgten und wegen ihres systematischen Zusammenhanges angemessensten Lokalmethode, welche in besondern Artikeln von der Bibel, von Gott, vom Menschen, von Christus, von dem heiligen Geiste rc. den Stoff abhandelt. Die verschiedenen Theile der D. werden besonders bezeichnet: als Bibliologie, die Lehre von den heiligen Urkunden, als Theologie, die Lehre von Gott mit Einschluß der Lehre von den göttlichen Werken, wozu die Lehre von den Engeln (Angelologie u. Dämonologie) als Anhang kommt, als (theologische) Anthropologie, die Lehre von der Schöpfung des Menschen, seiner sinnlichsittlichen Natur, seiner höheren Würde (Ebenbild Gottes) im Stande der Unschuld, dem Sündenfall, der Erbsünde, als Soterologie mit Einschluß der Christologie, die Lehre von der Person Christi als geschichtlicher Erscheinung, dem Verhältniß zwischen göttlicher u. menschlicher Natur in ihr, ihrem Stande

der Erniedrigung und Erhöhung, von der Sündlosigkeit Christi, von seinem Amte, von der Heilsordnung mit Einschluß der Lehre von der Kirche und deren Gnadenmitteln, und als Eschatologie, die Lehre von den letzten Dingen: dem Tode, der Auferstehung, dem Weltgericht und Weltende. Nach Hase's Eintheilung enthält der erste Haupttheil des dogmatischen Stoffs die Lehre von dem Christenthum seinem Wesen nach, wiefern es Religion ist (Ontologie), der zweite die Lehre vom Christenthum seiner Erscheinung nach, wiefern es eine bestimmte, historisch gegebene Religion ist (Christologie). Da die Religion ein Verhältniß des Menschen zum Unendlichen ist, zerfällt die Ontologie wieder in die beiden Glieder dieses Verhältnisses; Subjekt der Religion ist der Mensch, die Lehre von seinem religiösen Wesen der erste Theil, Anthropologie; Objekt der Religion ist das Unendliche, die Lehre von dessen religiöser Beziehung zur Menschheit der zweite Theil, Theologie.

Sehen wir von den verschiedenen, mehr oder weniger zusammenstimmenden oder abweichenden Begriffsbestimmungen der einzelnen Theologen ab, so bildet die D., wie die Moral, Apologetik und Polemik, einen Haupttheil der systematischen Theologie. Indem wir dieselbe somit unterscheiden von der Dogmengeschichte (s. d.), die jedoch vielfach, z. B. von Stäudlin, Wegscheider, Hase rc., mit der D. verbunden worden ist und verbunden werden muß, so stellt sich als ihre Aufgabe die wissenschaftliche Zusammenstellung und Begründung derjenigen Wahrheiten dar, welche nach den Begriffen einer Kirche das Wesen und den Kern des christlichen Glaubens ausmachen, eine Aufgabe, die um so wichtiger ist, als die heilige Schrift eine systematische Zusammenstellung und Begründung des christlichen Lehrbegriffs nicht gibt. Je mehr man frühzeitig das erkannte, und je unverkennbarer im Konflikt mit den Gegnern des Christenthums und zwischen den verschiedenen Parteien desselben die Nothwendigkeit gegeben war, sich der wesentlichsten Lehr- und Glaubenssätze wissend zu bemächtigen und dieselben theils als Glaubensbekenntniß aufzustellen, theils den Gegnern gegenüber zu vertreten, um so unvermeidlicher war es, daß dieser Theil der Theologie vorzugsweise bearbeitet wurde und noch bearbeitet wird. Dieses Streben nach Aufstellung und wissenschaftlicher Begründung der christlichen Lehr- und Glaubenssätze finden wir bereits bei Justin, Tatian, Theophilus, Athenagoras, Klemens von Alexandria, Origines rc.; besonderen Antheil an dem ersten Aufbau dogmatischer Lehrgebäude haben aber Irenäus, Tertullian, Athanasius, die beiden Cyrille und Gregore, Basilius der Große, Augustin rc. Jedoch fußten diese Versuche nicht sowohl auf festem philosophischen Grunde, als vielmehr auf den Konzilienbeschlüssen, bei denen meist nicht eine rationelle Kritik, nicht der Geist der Wahrheit, sondern vielmehr Fanatismus und Hierarchismus das Präsidium führten. Gleichwohl kann, streng genommen, in dieser Periode weniger von einer systematischen Zusammenstellung und Begründung der Dogmen als von einer Vorbereitung der Materialien für jene die Rede sein. Die Sammlung von Aussprüchen der Kirchenväter über einzelne Dogmen des Christenthums, welche im Abendlande Isidor von Sevilla versuchte, sowie die ähnlichen Werke des Origenes (De principiis) u. Augustinus (De doctrina christ.) können ebenfalls keinen Anspruch machen auf den Namen einer D. im strengen Sinn. Der Erste, der eine solche lieferte, war Johannes Damascenus (730). Indessen war es erst dem Zeitalter der Scholastik vorbehalten, der D. einen vorher nicht geahnten Aufschwung zu geben; doch war hier die Philosophie bloß Sklavin der Theologie oder der Hierachie. Man baute nach den beschränkten Zeitbegriffen allerdings eine schöne Form, einen großartigen, regelrechten Bau, aber nur keinen Tempel im Geiste Christi, dessen einfaches Wort unter steifen Schnörkeleien begraben u. durch schwerfällige Begriffe ertödtet wurde. Unter dem Einflusse der vielfach falsch verstandenen aristotelischen Philosophie, der herrschenden Schulstreitigkeiten, besonders unter den Nominalisten u. Realisten, unter den Verschränkungen spitzfindiger Distinktionen und Definitionen, unter dem täuschenden Spiel der Dialektik erhob sich ein Lehrgebäude des christlichen Glaubens mit Dogmen, welche nur das Mittelalter in der Bibel finden konnte. Umsonst hatten die Scholastiker Joh. Scotus, Erigena, Anselm, Abälard, Roscellin wenigstens eine Vereinigung der Theologie und Philosophie auf spekulativem Wege versucht; die folgenden Scholastiker thaten weiter nichts, als daß sie das vorliegende Kirchensystem ohne exegetische Grundlage und ohne alle Kritik durch immer neue künstliche Beweise der Dialektik zu stützen suchten, wobei die Werke eines Petrus Lombardus, Albert des Großen, Thomas Aquino, Duns Scotus rc. mehr oder weniger die Grundlage bildeten. Eine bedeutende Reformation erfuhr die D. im 15. Jahrhundert durch die Wiederherstellung der Wissenschaften; während Luther selbst nicht genug Mann der strengen Wissenschaft, auch zu sehr vom Wirken nach außen in Anspruch genommen war, um ein solches Werk zu unternehmen, stellte Melanchthon durch seine „Loci communes oder theologici“ (1521) den Lehrbegriff der evangelisch-lutherischen Kirche systematisch zusammen u. leistete damit, wenn er auch keineswegs von den Fesseln der Scholastik frei war, doch für seine Zeit Ausgezeichnetes. Ihm folgten später mit weitschichtigen Werken, die aber den Geist der Reformation nach Inhalt und Auffassung vielfach wieder verleugneten, Chemnitz, Gerhard, Hutter, Calov, König, Quenstedt, Baier rc. Ein beklagenswerthes Festhalten an dem Buchstaben der Konkordienformel, ein fast gänzliches Ignoriren der reformatorischen Grundprincipien der freien Prüfung legten der Fortbildung der evangelischen D. schwere Fesseln an. Was Melanchthon in der lutherischen Kirche, das war auf dem Gebiete der D. Calvin in der reformirten, indem er in seinen Institutionen ein eigentlich wissenschaftliches dogmatisches Lehrgebäude aufführte. Ihm folgten im 16. und 17. Jahrhundert meist mit Anwendung der Föderalmethode (s. oben), Danäus, Heidegger, Franz Turretin, Wendelin, Voetius rc. Während man aber in beiden Kirchen, in Folge der noch mangelhaften Durchbildung der Theologie als Wissenschaft, bisher D. und Moral verbunden, oder letztere vielmehr unter einzelnen Rubriken der ersteren behandelt hatte, erwarb sich im 17. Jahrhundert Calixtus das Verdienst, beide zu trennen. Zugleich trat er, wie die spenersche Schule, gegen den neuen Scholasticismus in die Schranken und brach der würdigeren Auffassung der D. freiere Bahn. Gleich

olthätigen Einfluß übten in der reformirten Kirche Arminianismus, besonders durch Limborch, ttstein ꝛc., sowie die freiere Auffassung der Lehrer Saumur; vornehmlich erwarb sich in dieser Hin- t Warenfels bleibende Verdienste. Nicht minder ihr auch die D. der römischen Kirche in Folge Reformation des 16. Jahrhunderts eine Umge- tung, indem von jetzt an die Bestimmungen des nciliums zu Trient als Basis der Kirchenlehre lten. So ängstlich sich auch die katholischen Theo- en meist an den Buchstaben der Kirchenlehre hiel- , so wendeten doch viele die Principien der neuern ekulation auf die Darstellung der D. an; beson- s übte Schellings Naturphilosophie ihrer Zeit en sehr sichtbaren Einfluß aus. Vorzüglich ge- nnt zu werden verdienen als Bearbeiter der neue- katholischen D.: Bellarmin, Natalis, Alexan- r, Bossuet, Klüpfel, Gmeiner, Thanner, Schnap- nger, Brenner, Sattler, Zimmer, Galura, Schwarz, hwarzhueber, Wiest, Ziegler, Hermes, Lieber- ann, Klee, Franz Baader ꝛc. In der protestan- schen Kirche mangelte es trotz der bessern Bahn, lche die obengenannten Männer einer freisinnige- n Bearbeitung der D. gebrochen hatten, doch noch sichern exegetischen und philosophischen Grund- gen. Sie wurden erst gewonnen, als die carte- nische und wolfische Philosophie eine sichere ratio- lle Grundlage, dann Ernesti und Semler durch re Kritik der Exegese eine neue Gestalt gegeben tten. In Folge hiervon erhielt die D. durch S. aumgarten, Michaelis, Döderlein, Morus, Storr, einhard, Knapp ꝛc. eine von der positiven Kirchen- hre unabhängigere Bearbeitung. Nicht minder tscheidend war der Einfluß, welchen die kritische chule Kants, sowie die philosophischen Systeme chte's, Schellings, Fries', Hegels ꝛc. auf die D. sübten, indem sich nun der Rationalismus, upernaturalismus und die Mystik als egensätze ausschieden, deren Vermittelung später elfach versucht worden, aber noch nicht gelungen t, wennschon nicht bloß die Möglichkeit, sondern ch die Nothwendigkeit davon gegeben und der Weg dazu in unparteiischer Würdigung der ver- hiedenen Offenbarungen durch die Geschichte Bibel), die Vernunft und das religiöse Gefühl orgezeichnet ist. Unter den Bearbeitern der D., elche sich vorzugsweise der kantschen Schule an- hlossen, sind neben vielen andern besonders Tief- unk, Schmid, Ammon und Stäudlin zu bemerken. Den strengen Supernaturalismus verfocht beson- ers Hahn, den milderen Schott; im Sinne des Rationalismus schrieben Eckermann, Henke, Röhr, Paulus, Wegscheider ꝛc. Eine Vermittelung der Gegensätze versuchten eklektisch: Bretschneider, spä- er Ammon, Herder, Tzschirner ꝛc., spekulativ: be- onders Daub und Marheineke, Beide zuerst auf em Standpunkt des älteren schellingschen Systems, päter auf der Grundlage des hegelschen; kritisch- ialektisch: De Wette, Schleiermacher, Hase, Baum- arten-Crusius, Nitzsch, welcher in seinem „Sy- tem der christlichen Lehre" (1829—31) auch unter- ahm, D. und Moral wieder organisch zu ver- inigen, Twesten. Epochemachend durch die hohe Selbstständigkeit und religiöse Tiefe der Grundge- anken, sowie durch die systematische und dialektische Virtuosität, mit welcher eine reiche Fülle dogmati- chen Stoffs, die der rationalistischen Theologie für abgethan galt, wieder in Fluß gebracht wird, ist Schleiermachers Werk: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt" (1821, 1822; 2. Aufl. 1830, 1831). Schleiermacher macht zum Inhalt der D. eine eigenthümliche Bestimmtheit des absoluten Abhängigkeitsgefühls, die durch eine von der Persönlichkeit Christi als dem zur geschichtlichen Wirklichkeit gewordenen Urbild der Menschheit ausgehende Wirksamkeit bedingt ist und daher eben sowohl als natürlich wie übernatürlich zu betrachten ist, so daß also der Gegensatz zwischen Offenbarung u. Vernunft zu einem relativen herabsinkt. Schleiermachers D. hat zuerst wieder, fern von todten, abstrakten Formeln, durch lebendige Gedanken in die tiefe Bedeutung der christologischen Dogmen hineingeführt. Von ihm angeregt, doch mit engerem Anschluß an den biblischen Offenbarungsbegriff, haben die D. bearbeitet: Nitzsch, „System der christlichen Lehre" (1829, 6. Aufl. 1851); Twesten, „Vorlesungen über die D. der evangelisch-lutherischen Kirche" (1826, 1. Bd.; 3. Aufl. 1834, 2. Bd. 1837); zugleich von neueren philosophischen Systemen lernend, doch durchdrungen vom supranaturalen Princip des Christenthums: Liebner, „Die christliche D. aus dem christologischen Princip dargestellt" (1. Bd., 1. Abtheilung 1849, unvollendet); Lange, „Christliche D." (1. Theil: Philosophische D., 1849, 2. Theil: Positive D., 1851); Martensen, „Die christliche D." (aus dem Dänischen, 1850); Ebrard, „Christliche D." (1851, 1852). Wesentlich rationalistisch, doch den Rationalismus zu einem religiösen Idealismus fortbildend, ist Hase's „Evangelische D." (1826, 4. Aufl. 1850). Rein historisch den in den Bekenntnißschriften der bestimmten Kirchen enthaltenen Lehrbegriff mit seiner Ausbildung durch die orthodoxe Theologie darlegend, sind die D.en von De Wette (D. der evangelisch-lutherischen Kirche nach den symbolischen Büchern u. den älteren Dogmatikern, 1816, 3. Aufl. 1840) und Schmid (Die D. der evangelisch-lutherischen Kirche, 1843, 3. Aufl. 1854), sowie Hase's „Hutterus redivivus" (8. Aufl. 1855); ähnlich, doch in mehr apologetischer Haltung, die Werke von Thomasius „Christi Person und Werk. Darstellung der evangelisch-lutherischen D. vom Mittelpunkt der Christologie aus" (1. Theil 1853) und Schweizer, „Die Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche" (1844, 1847). Hofmanns „Schriftbeweis" (1852) leitet das christliche Lehrsystem aus seiner biblischen Grundlage in streng genetischem Verfahren ab. Von ähnlicher Tendenz, doch zu andern dogmatischen Resultaten führend, ist „Die christliche Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden" (1841) von Beck. Die weite Kluft zwischen dem Inhalt der christlichen D. u. dem durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts u. die neuere Philosophie, besonders die hegelsche, erzogenen modernen Bewußtsein legt „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt" (1840 bis 1841) von D. Fr. Strauß dar. Die Angriffe, welche in der neuesten Zeit die destruktiven Bestrebungen der modernen pantheistischen Spekulation gegen den Inhalt der christlichen D. richteten, waren derselben nur förderlich, sofern sie zu gründlicher Revision der dogmatischen Lehrgebäude und der einzelnen Glaubenssätze und zu einer wissenschaftlicheren Behand-

lung der D. nöthigten. Die D. der griechischen Kirche beruht auf der Bibel und der ältern Tradition nach den Bestimmungen der sieben ersten allgemeinen Koncilien. Das von Johannes Damascenus 730 zusammengestellte Glaubenssystem schließt die spätern Dogmen aus; die Konfession des Patriarchen Gennadius 1554 und das Glaubensbekenntniß des Peter Mogilas 1643 haben symbolisches Ansehen. Noch besitzt diese Kirche Beleuchtungen ihres Lehrbegriffes von Cyrillus Lucaris im 17., von Platon u. Procopowitsch im 18., von Stourdza im 19. Jahrhundert.

Dogmatiker (v. Griech.), Kenner oder Lehrer der Dogmatik, Anhänger des philosophischen Dogmatismus, im Gegensatze zu den Empirikern eine Reihe von Aerzten des griechischen Alterthums, welche kurz nach Hippocrates, im 4. Jahrhundert v. Chr., die sogenannte dogmatische Schule bildeten. Der Einfluß, welcher von Plato ausging, machte sich auch auf die Anschauungen in der Medicin geltend u. veranlaßte die unmittelbaren Nachfolger des großen koischen Arztes, dessen humoralpathologische Ansichten vorzugsweise nach der theoretischen Seite hin auszubilden. Schon Thessalus, der berühmteste Sohn des Hippocrates, ergab sich eifrigem Theoretisiren. Vornehmlich ward die unbestimmt gelassene Lehre von den Schärfen ausgebildet u. von Praxagoras von Cos (350 v. Chr.) deren Anzahl bis auf 11 gebracht (süße, gleichmäßig gemischte, glasähnliche, saure, laugensalzartige, salzige, bittere, lauchgrüne, eigelbe, reizende, stockende). So sehr sich diese D. auf dem Gebiete der Spekulation verirrten und die sinnliche Beobachtung mehr in den Hintergrund treten ließen, so hat doch diese Periode auch reelle Fortschritte aufzuweisen. Unter den hervorragenden Schriftstellern jener Zeit verdient besonders Diocles von Carystus Erwähnung, welcher Hippocrates noch am nächsten steht. Er machte zahlreiche Zergliederungen von Thierleichen und widmete den Entstehungsursachen der Krankheitserscheinungen große Sorgfalt. Er hatte schon den später zum großen Schaden für die Wissenschaft verloren gegangenen Gedanken ausgesprochen, daß das Fieber nur eine Folgeerscheinung anderer Krankheitszustände sei. Seine Ansichten über die Diät und die Arzneimittel sind durchaus naturgemäß. Nächst ihm war es der genannte Praxagoras von Cos, welcher die Anatomie dadurch wesentlich förderte, daß er zuerst die Venen von den Arterien unterschied, letztere aber für lufthaltige Gefäße hielt, da sie im Tode stets leer gefunden werden, und die Nerven genauer als die Organe der Empfindung bestimmte. Weniger Werth haben seine pathologischen und therapeutischen Ansichten, in welch letzteren er von Hippocrates gänzlich abwich. Von seinen zahlreichen Schülern sind besonders Herophilus, Philotimus, Plistonicus, Dieuches, Mnesitheus und Xenophon von Cos nennenswerth.

Dogmatische Medicin (medicina dogmatica), theoretisirende Medicin, welche, analytisch zu Werke gehend, die Erscheinungen des gesunden u. kranken Organismus gewissen theoretischen Lehrsätzen oder Dogmen, Axiomen, unterordnet. In so verschiedenartiger Gestalt diese Lehrsätze im Laufe der Jahrhunderte hervorgetreten sind, so lassen sie sich doch unter drei Hauptklassen bringen, nämlich die chemiatrischen (die ältere und neuere Humoralpathologie, die Lehre des Sylvius, die neuere chemische Medicin), die mechanischen (die alte und neue Korpuskulartheorie, die iatromathematischen Lehren, die neuere Solidarpathologie) und die dynamischen (die brownsche und die Erregungstheorie, zum Theil auch die antike pneumatische Medicin, Stahls Animismus rc.), welche sich in streng geordneten Systemen von sehr verschiedener Beimischung u. Erfahrungsgrundlage von jeher geltend gemacht haben. Die ganze Geschichte der Medicin gibt hierüber weitere Auskunft.

Dogmatische Methode, dasjenige Lehrverfahren, bei dem gewisse Sätze (Dogmen) aufgestellt und begrifflich erläutert u. erhärtet, dann aber aus ihnen weitere Konsequenzen gezogen werden. Zu ihr gehört die apodiktische Methode als besondere Form, indem diese von sogenannten unbestrittenen Sätzen ausgeht.

Dogmatismus (Dogmaticismus, v. Griech.), s. v. a. dogmatische Methode, im üblen Sinne dasjenige Lehrverfahren, welches ohne Prüfung der Principien der Erkenntniß von gewissen positiven, aber unerwiesenen Sätzen ausgeht u. darauf Folgerungen baut, ohne den Grund selbst genau geprüft zu haben. In diesem Sinne nannte Kant die ältere Philosophie D. und setzte ihr seinen Kriticismus entgegen. Früher erscheint der Skepticismus immer als Gegner des D.

Dogmengeschichte, die wissenschaftliche Darstellung der allmähligen Entwickelung des christlichen Glaubensinhalts zu einem bestimmten kirchlichen Lehrbegriff, der verschiedenen Gestaltungen, welche dieser Lehrbegriff im Laufe der Zeiten angenommen, sowie der Veränderungen, die er unter dem Einflusse verschiedener Zeitbildungen erfahren hat. Die D. ist nicht als bloßer Anhang der Dogmatik, sondern als Vorbereitung zu ihr zu betrachten und bildet gewissermaßen die Brücke von der historischen Theologie zur systematischen. Zu ihrer Voraussetzung hat sie die biblische Theologie mit ihrer Mannichfaltigkeit von Lehrtypen, sowie die Kirchengeschichte, die wie alle Lebensäußerungen der christlichen Gemeinschaft so auch die Lehre umfaßt, sich aber auf Darlegung der Grundlinien der Lehrentwickelung und den wesentlichen Inhalt derselben beschränken muß, zum Ziel ihrer Forschungen aber die Dogmatik der Gegenwart und der Zukunft. In sofern sie sowohl auf die Gestaltung und den Inhalt der kirchlichen Bekenntnisse überhaupt, als auch auf die in denselben sich kundgebenden Unterscheidungslehren Rücksicht zu nehmen hat, schließt sie die Symbolik in sich, die umgekehrt einen bedeutenden Theil der neueren D. in sich aufnehmen wird. In sofern das Objekt der Behandlung der kirchliche Lehrbegriff als kirchliches Gemeingut bildet, können in der D. die Privatansichten der einzelnen Kirchenlehrer nur in soweit Berücksichtigung finden, als sie von Einfluß auf die Entwickelung u. Ausbildung der Kirchenlehre waren. Die genauere Darlegung solcher individuellen Ansichten im Zusammenhange muß der Patristik (s. d.) überlassen bleiben. Wie leicht ersichtlich ist, müssen zwischen der Geschichte der Philosophie und der D. nicht nur mannichfache Berührungen Statt finden, sondern beide Disciplinen in einzelnen Momenten und Perioden ganz zusammenfallen; dessen ungeachtet aber dürfen beide so wenig mit einander verwechselt werden, als Phy-

e und Dogmatik. Denn die Geschichte der
phie wird die theologischen Denkweisen doch
soweit berücksichtigen, als sich darin ein von
er Festsetzung in Bezug auf die Lehre unab-
es Denken über die höchsten Probleme kund
nd umgekehrt wird die D. nur auf die Ergeb-
eses Denkens Rücksicht nehmen, durch welche
staltung der kirchlichen Lehre irgendwie mit-
nt ist. Die Geschichte der Dogmatik aber
öchstens als ein Theil der D. betrachtet wer-
ese jedoch keineswegs ersetzen, da sie es zunächst
orzugsweise mit der Formation des Ganzen
cher zu thun und nur zu zeigen hat, wie seit
ühesten Zeiten wissenschaftlichen Strebens
der Kirche auch die Richtung auf Systemati-
der Dogmen kundgegeben hat. Schon aus
isher Gesagten mag sich der Werth der D.
theologische Wissenschaft zum Theil heraus-
. Sie hat aber außerdem noch einen bedeu-
praktisch-sittlichen Nutzen, in sofern sie uns
streben und Ringen des menschlichen Geistes
zug auf seine wichtigsten Angelegenheiten vor
führt und den Theologen sowohl vor der
tigkeit starrer Orthodoxie, als vor oberfläch-
sprechender Neuerungssucht bewahrt. Dieser
afte Nutzen der in Rede stehenden Wissenschaft
ndessen sehr von der Art und Weise der Be-
ung derselben abhängig sein. Nur eine solche
n wir als die zweckmäßige anerkennen, welche
hl das Wandelbare in den Lehrbestimmungen,
as in dem Wechsel Beharrende, Wesentliche
ben zur Erscheinung bringt, und welche daher
rem historischen Pragmatismus die äußeren
hen der Veränderung mit dem von Innen
s wirkenden dynamischen Princip in Verbin-
zu setzen weiß". Wenn man einerseits die
ltung der Dogmen nicht ausschließlich von
vorstellungen, klimatischen Verhältnissen, per-
hen Stimmungen, Leidenschaften, Hofkabalen,
ierbetrug, Mönchsfanatismus" herleiten wol-
arf, so beweist es doch andererseits ebenfalls
unbefangene Anschauung der kirchlichen und
iösen Angelegenheiten, wenn man von einem
ealistischen Standpunkte aus jene Faktoren
übersieht. Was die Anordnung der Wissen-
betrifft, so möchte, da sie es sowohl mit der
ichte des Dogma's im Ganzen, als auch mit
ntwickelung der einzelnen Glaubensmeinungen
hun hat, am angemessensten sein, in jeder
ode zuerst die allgemeine D. vorauszu-
'en und sodann die specielle anzureihen, wie
neuerdings namentlich Hagenbach gethan hat.
ie Perioden, in welche die D. zerfällt, be-
men sich nach den hervorstechenden Epochen in
Entwickelung des dogmatischen Geistes, woraus
hervorgeht, daß sie mit denen der Kirchenge-
hte nicht ganz zusammenfallen. Wir nehmen mit
enbach 5 Perioden an. Die 1. Periode (vom
tolischen Zeitalter bis Origenes, 80—254)
nen wir die apologetische, weil sich in ihr die
logische Wissenschaft fast ausschließlich auf die
theidigung des Christenthums gegen Juden und
den beschränkt. Auch die daneben innerhalb der
che hervortretende Polemik gegen die Häretiker
ioniten, Gnostiker ꝛc.) richtet sich großentheils
die Gegensätze zwischen der judenchristlichen
aisirenden) u. heidenchristlichen (ethnisirenden)
Partei, und so ist auch hier im Grunde das apolo-
getische Interesse vorwaltend, während das syste-
matische noch ganz untergeordnet ist. In der 2. Pe-
riode (vom Tode des Origenes bis auf Johannes
Damascenus, 254—730) tritt die Apologetik be-
deutend hinter die Polemik zurück. Diese kampfreiche
Periode erscheint in dogmengeschichtlicher Hinsicht in
sofern als die wichtigste, als in ihr die drei Grundpfei-
ler des kirchlichen Lehrgebäudes: Theologie, Christo-
logie u. Anthropologie, auf den Koncilien ausgefoch-
ten u. in Symbolen festgesetzt wurden. In der 3.
Periode (von Joh. Damascenus bis zur Reforma-
tion, 730—1517), welche das Bestreben charakterisirt,
das durch den Kampf der vorigen Periode Errungene
in ein übersichtliches Ganzes zu bringen und dia-
lektisch zu begründen, ist im Allgemeinen bald die
scholastische, bald die mystische Richtung vorherr-
schend, und auch die sogenannten Vorläufer der Re-
formation gehören mehr oder weniger entschieden
entweder der einen, oder der anderen Richtung an,
während sie freilich in der Hauptsache schon in die
4. Periode, in die der Reformation (1517 bis um
1720), hineinragen. In dieser muß sich bei dem
Hervortreten der konfessionellen Gegensätze die D.
mehr zur Symbolik gestalten. Uebrigens wieder-
holt sich das polemische und scholastische Zeitalter
unter veränderten Formen, und es tritt demgemäß
auch die Mystik wieder als Gegensatz gegen die ein-
seitig dialektische Verstandesrichtung hervor. Was
Calixtus und Spener von verschiedenen Stand-
punkten aus anstrebten, macht sich auf dem dogmen-
geschichtlichen Gebiet erst in der 5. Periode (von
1720 bis auf unsere Zeit) in weiteren Kreisen gel-
tend. Die Abschaffung der Konsensformel in der
reformirten Schweiz, anscheinend ein untergeord-
netes Moment, ist das Signal zum Durchbrechen
der in den kirchlichen Bekenntnissen gesetzten Schran-
ken, und da gleichzeitig mit ihr in Deutschland die
von der Theologie emancipirte wolfische Philoso-
phie auftaucht, während sich von England u. Frank-
reich her die Grundsätze des Deismus u. Naturalis-
mus Bahn brechen: so mag hier nicht unpassend der
Scheidepunkt zwischen der 4. und 5. Periode ange-
nommen werden. Da es sich aber jetzt nicht mehr
um Ausgleichung der konfessionellen Gegensätze,
die vielmehr in den Hintergrund zurückgeschoben
werden, sondern vielmehr um Sein und Nichtsein
des Christenthums handelt, so muß auf Seiten der
Kirche wieder das apologetische Streben der ersten
Periode hervortreten. Drei kleinere Abschnitte er-
geben sich in der letzten Periode, die keineswegs ein
und dasselbe Bild gewährt, von selbst; der erste
reicht von Wolf bis Kant und weist einen schwer-
fälligen Dogmatismus im Ringen mit einer noch
schwankenden Aufklärung auf; der zweite schließt
etwa mit dem Ende des 18. Jahrhunderts u. führt
den dogmatisch negativen, meist auf die Moral sich
beschränkenden Rationalismus vor; der dritte end-
lich, das 19. Jahrhundert, erhält sein Gepräge
durch die verschiedenartigen Versuche, theils auf
dem Wege der Reaktion und Restauration, theils
auf dem der Vermittelung und Idealisirung dem
Christenthum seine Stelle im geistigen Leben der
Menschheit zu sichern und dadurch eine neue Gestal-
tung der religiösen Interessen vorzubereiten, die
bis jetzt noch keineswegs zur Vollendung gediehen
ist. Was die Quellen der D. anlangt, so stehen

die kirchlichen Symbole obenan; dann folgen, theilweise in näherer Verbindung mit ihnen, die Akten der Koncilien, die Dekrete, Schreiben, Briefe, Bullen u. Breven der Kirchenoberen, endlich die kirchlich sanktionirten Katechismen, Liturgien, Gesänge 2c. An diese den Stempel der Oeffentlichkeit tragenden Quellen reihen sich andere, mehr dem Privatleben angehörige, als die Schriften der Kirchenväter, Kirchenlehrer u. Kirchenschriftsteller aller christlichen Jahrhunderte, die Werke nicht eigentlich theologischer Schriftsteller, z. B. christlicher Philosophen u. Dichter, der Volksglaube, wie er sich in Sagen, Sprüchen, Liedern u. dgl. mehr oder weniger bestimmt kundgibt, und die christliche Kunst, deren Darstellungen als Denkmäler einer gewissen Glaubensweise oder Glaubensrichtung oft von großem Interesse für die D. sind.

Die D. ist erst seit der neueren Zeit als eine selbstständige Wissenschaft bearbeitet worden; ältere Kirchenhistoriker und Dogmatiker haben aber, da früher unsere Wissenschaft in Verbindung mit Kirchengeschichte und Dogmatik behandelt zu werden pflegte, die nöthigen Vorarbeiten geliefert. Auf eine selbstständige Geltung und Stellung der D. drangen zuerst Semler und Ernesti. Ersterer machte selbst einen derartigen Versuch in seiner „Historischen Einleitung zu Sigm. Baumgartens Glaubenslehre" (Halle 1759). In demselben Jahre schrieb J. A. Ernesti sein Programm „De theologiae historicae et dogmaticae conjungendae necessitate et modo universo" (Leipzig 1759), worin zwar noch nicht ausdrücklich von Aufstellung der D. als einer besondern Disciplin die Rede, aber doch ein derartiges Bedürfniß klar genug angedeutet ist. Neuere Hand- und Lehrbücher der D. sind: Münscher, Handbuch der christlichen D. (Marburg 1802—9, 4 Bde.) und dessen Lehrbuch der christlichen D. (das. 1811, 3. Ausg. Bd. 1 u. 2 von D. von Cölln, 1832—1834, Bd. 3 von Neudecker 1838), Werke von gründlicher Quellenforschung, doch zu äußerlichem Pragmatismus; Augusti, Lehrbuch der christlichen D. (Lpz. 1805, 4. Aufl. 1835), die allgemeine u. specielle D. trennend u. ausgezeichnet durch gerechte Würdigung der kirchlichen Dogmenbildung; Bertholdt, Handbuch der D., herausgegeben von B. Engelhardt, Erlangen 1822—23, 2 Bde.; Ruperti, Geschichte der Dogmen, Berl. 1831; Baumgarten-Crusius, Lehrbuch der christlichen D., Jena 1832, 2 Bde., sowie dessen Kompendium, 1840—46, reich an scharfsinnigen Bemerkungen u. umfassendes Quellenstudium bekundend; Lentz, Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwickelung, Helmstädt 1834, 1. Theil; Hagenbach, Lehrbuch der D., Leipzig 1840 und 1841, 2 Bde., durch Klarheit der Darstellung, Billigkeit des Urtheils u. gute Quellenauszüge sich besonders empfehlend; Meier, Christliche D., Gießen 1849, 2. Aufl. 1854, bearbeitet von G. Baur; F. Ch. Baur, Lehrbuch der D., Stuttg. 1847. Des Letzteren Standpunkt ist „das kritisch-spekulative Fortgehen von der Aeußerlichkeit und Zufälligkeit der Erscheinungen zum Begriff der Sache selbst, das Nachweisen des im Wesen des Geistes gegründeten Prozesses im geschichtlichen Verlaufe des Dogma". Bearbeitungen vom katholischen Standpunkt gaben Staudenmeyer in seiner „Theologischen Encyklopädie" u. Klee, Lehrbuch der D., Mainz 1837—38, 2 Bde.

Dognacska, Marktflecken im ungarischen Komitat Krasso, mit 2814 Einw. und bedeutendem Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zink, nebst einer Kupfer-, Silber- und Zinkdestillirhütte (1856 $13^1/_2$ Mark Gold, $447^1/_2$ Mark Silber, 285 Ctr. Kupfer, 714 Ctr. Blei, 282,440 Ctr. Eisenstein).

Dogne, einer der beiden Quellflüsse der Dordogne im französischen Departement Puy de Dôme, stürzt 90 Fuß hoch in das Thal der Dore herab, um sich mit letzterer zu vereinigen.

Dogsinsel (Poplar Marshes), eine von der Themse gebildete Halbinsel, $^1/_2$ Meile unterhalb London, Greenwich gegenüber. Auf derselben befinden sich im Norden die Westindia Docks, sowie zahlreiche Etablissements für Schiffbau 2c.

Dohle, Vogel, s. Rabe.

Dohle, in manchen Gegenden s. v. a. Kloake, Abzugsgraben.

Dohm, Christian Konrad Wilhelm von, Staatsmann, politischer u. historischer Schriftsteller, den 11. Dec. 1751 zu Lemgo geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. studirte dann zu Leipzig erst Theologie und dann die Rechte. Von Basedows philanthropischen Bestrebungen angezogen, begab er sich zu jenem nach Altona, kehrte aber ziemlich entnüchtert, doch nicht ohne inneren Gewinn, bald nach Leipzig zurück, wo er sich fortan vornehmlich dem Studium der Geschichte u. Statistik widmete. Im J. 1773 kam D. als Pagenhofmeister an den Hof des Prinzen Ferdinand nach Berlin, studirte jedoch von 1774 an wieder in Göttingen Staatsrecht, Geschichte und Nationalökonomie, begründete hier die Zeitschrift „Das deutsche Museum", erhielt 1776 eine Professur der Finanzwissenschaft und Statistik in Kassel, wo er seine „Materialien zur Statistik und neuesten Staatengeschichte" (Lemgo 1777—85, 5 Lieferungen) veröffentlichte, kehrte 1777 nach Berlin zurück und erwarb sich hier durch seine „Geschichte des bayerischen Erbfolgestreites, nebst Darstellung der Lage desselben" (Frankfurt 1779), durch welche er das Publikum zu Preußens Gunsten und gegen Oesterreich zu stimmen suchte, das Amt eines geheimen Archivars und Kriegsraths, knüpfte aber nichtsdestoweniger um 1783 im Geheimen Unterhandlungen mit Oesterreich an. Der König, hiervon unterrichtet, suchte ihn jedoch durch neue Beförderungen an sich zu fesseln und ernannte ihn für seine Schrift „Ueber den deutschen Fürstenbund" zum geheimen Kreisdirektorialrath u. Gesandten bei dem niederrheinisch-westphälischen Kreise. Als die revolutionären Bewegungen in Frankreich und den Niederlanden im Sommer 1789 auch in Lüttich zündeten, rechtfertigte D. die preußische Politik in seinem Werk: „Die lütticher Revolution im J. 1789 u. das Benehmen Sr. k. Majestät von Preußen bei derselben". Preußens Mißtrauen gegen Oesterreich brachte zunächst D. wieder in Thätigkeit; bald mußte er die wahren Gesinnungen Oesterreichs auszuforschen und dessen etwaigen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich auf die Spur zu kommen suchen, bald Preußens Vortheile wahren u. für die Verpflegung der Truppen sorgen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II., der D. geadelt, wurde D. von dessen Nachfolger als dritter Gesandter zum Friedenskongreß nach Rastadt geschickt und hierauf zur Vollziehung besonderer Aufträge, vorzüglich aber bei der Organisation der von Preußen

vorbenen Länder gebraucht. Im Juni 1804 ammerpräsident der eichsfeld-erfurtischen und Domänenkammer nach Heiligenstadt , trat er 1806 in französische Dienste, ward Talleyrands Vermittelung an die Spitze der ltung von Eichsfeld mit Erfurt u. der Graf- Hohenstein gestellt und ging nach dem tilsiter n in westphälische Dienste über. Er war einer ten, welche in Paris erschienen, um dem neuen er zu huldigen. Später als Gesandter Jé- nach Dresden geschickt, nahm er 1810 aus heitsrücksichten seine Entlassung u. zog sich auf ut Pustleben bei Nordhausen zurück. Nach der er Schlacht soll er sich wieder um eine Anstel- n Preußen beworben haben, mußte aber die seines übereilten Uebertritts in den fremden sdienst tragen. Er suchte denselben zu recht- n in der Schrift „Denkwürdigkeiten meiner der Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel 8. und vom Anfange des 19. Jahrhunderts" o 1814—19, 5 Bde.). Er † den 29. Mai 1820. Gronau, Biographie D.s, Lemgo 1824.

hna, Stadt im königlichen sächsischen Kreis- onsbezirk Dresden, Gerichtsamt Pirna, rechts Müglitz, in schöner und fruchtbarer Gegend, m Brande von 1813 meist neu gebaut, hat nsehnliche Pfarrkirche (von 1212, mit uraltem, ollem Altarstück), ein Hospital u. 1458 Einw. Städtchen ist der Mittelpunkt einer blühenden flechterei, welche jährlich etwa 100,000 Stroh- producirt. Auf dem steilen Schloßberge unbe- nde Ruinen der ehemaligen Burg D. (D. ndlich Donaw, Donyn), soll schon zur Karls des Großen entstanden sein. Die Er- ng der sehr festen Burg (sie wurde von 2 Sei- on der Müglitz umflossen) setzt man in das Jahrhundert; urkundlich wird ihrer zuerst 1107 hnt. Den tapferen Burggrafen von D. te die Umgegend von Dresden, der dresdener kenzoll, der dohnaer Schöppenstuhl (s. unten), Königstein, Wesenstein, Winterstein, Mügeln, , Maxen, Potschappel, Seifersdorf, Dippol- alde, Gottleuba, die Lehen von Köschenbroda rc. n Ende des 14. Jahrhunderts geriethen sie in e mit dem Markgrafen von Meißen, der am Januar 1402 die Burg einnahm und schleifen

Auf der Stelle des alten Schlosses ließ Graf rich Ludwig von D. 1803 einen Thurm bauen. nders berühmt war im Mittelalter der doh- r Schöppenstuhl (dohnaisches Mal dohnaischer Ritterding), der aus 18 igen Vasallen und dem präsidirenden Burggra- bestand u. oft selbst dem Auslande Urtheile gab. kommt urkundlich zuerst 1325 vor. Nach der törung der Burg D. ließ der Markgraf jenen zu sden fortbestehen; 1541 wurde er auf Lehens- en beschränkt und 1572 durch den Kurfürsten gust mit dem 1420 zu Leipzig errichteten Schöp- stuhl vereinigt. Vergl. Bartsch, Historie der n Burg D., Dresden 1735; Heckel, Beschrei- g der Festung Königstein und der Burg D., das. 6; Schöttgen, Historia burggrav. Donens., . 1744—46.

Dohna, altes deutsches Dynastengeschlecht, das t die Burggrafschaft Dohna bei Dresden besaß d daher noch den Titel Burggraf führt. Stamm- r desselben soll ein französischer Graf Aloys von Urpach gewesen sein, der zur Zeit Karls des Großen aus der Provinz Languedoc hier eingewandert. Urkundlich kommt der erste D., Eckbert, 1113 vor; Wladislaw I. von Böhmen vertraute ihm die Burg Dohna als Grenzfestung gegen die Böhmen an. Nachdem 1402 die Burg von Wilhelm I., Markgrafen von Meißen, zerstört u. deren Lehen eingezogen worden waren, hielten sich Burggrafen von D. am böhmischen Hofe auf, andere dagegen erwarben Güter in Schlesien. Ein dritter Zweig, der in der Lausitz die Herrschaften Staupitz, Königsbrück, Muskau rc. erworben hatte, erlosch zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Die noch blühenden Linien stammen von Nikolas, Burggrafen von D., der Altenguhrau bei Glogau um 1302 besaß und noch 1307 lebte. Später zerfiel das Geschlecht in die schlesische und preußische Linie. König Friedrich Wilhelm IV. erhob den 10. Sept. 1840 die Majorate zu Schlobitten, Lauck, Reichertswalde u. Schlodien mit Carwinden zu einer Grafschaft D., die Familie in den Reichsgrafenstand und verlieh derselben eine Kollektivstimme im Ritterschaftsstande des Königreichs Preußen.

Die ältere Linie theilt sich jetzt in die Linie D.-Lauck, die Linie D.-Reichertswalde, die Linie D.-Schlobitten; die jüngere Linie in die Linie D.-Schlodien mit Carwinden, die sich wieder scheidet in das Haus Schlodien mit Carwinden und das Haus Katzenau, und die Linie D.-Carwinden (schwedische Linie), die im Mannsstamm mit Graf August Magnus Delphicus um 1820 ausstarb. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Abraham II. von D., einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, aus der ersteren Linie, war kaiserlicher Großbotschafter in Polen, Kaiser Rudolfs II. Rath und Landvogt in der Oberlausitz, 1611 Kammerpräsident in Böhmen, kaufte Wartenberg und Groschütz und machte dies 1606 zum Familienfideikommiß nach Erstgeburtsrecht. Im J. 1600 in den Reichsfürstenstand erhoben (was jedoch später die Familie nicht benutzte), † er 1613.

2) Karl Hannibal von D., Sohn des Vorigen, war Landvogt in der Oberlausitz und Kammerpräsident in Schlesien, wurde von Ferdinand II. zu den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht und machte sich besonders durch harte Religionsverfolgungen in Schlesien bemerklich. Er † am 12. Februar 1633.

3) Fabian von D., 1550 aus der preußischen Linie geboren, studirte zu Straßburg und Wittenberg, ward sodann Rath, Hofmarschall und Abgesandter des Pfalzgrafen Johann Kasimir an mehren Höfen, machte einen Feldzug in den Niederlanden sowie in Polen mit u. führte 1587 die Heinrich IV. von Frankreich zugesendeten 13,000 Mann pfälzischer Hülfstruppen, mit denen er bis an die Loire vordrang. Im J. 1591 erhielt er unter dem Fürsten von Anhalt abermals ein Regiment von 1200 Reitern, mit dem er den französischen Boden zu Gunsten Heinrichs IV. betrat, ging nach seiner Rückkehr im Auftrag des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz dreimal auf den Reichstag nach Regensburg, empfing 1594 vom Kaiser Rudolf II. die Lehen u. reiste 1604 nach seiner Heimat Tapiau, wo ihn der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg zum Oberstburggrafen ernannte. Er trat zur reformirten

Kirche über u. † 1621. Sein Leben beschrieb lateinisch Vossius (Leyden 1628, London 1681).

4) Dietrich von D., Neffe des Vorigen, 1580 geboren, studirte zu Heidelberg, focht dann mit dem Fürsten Bernhard von Anhalt in Ungarn, diente über 10 Jahre unter Moritz von Oranien in den Niederlanden, trat hierauf als Hauptmann in kurbrandenburgische Dienste, zog mit dem Grafen Bernhard von Wittgenstein dem Prinzen von Condé zu Hülfe und führte nach dem Frieden von Loudun (20. Januar 1616) die deutschen Söldner nach ihrer Heimat zurück. Als Oberst im Solde des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und der böhmischen Stände in dem Gefechte bei Rakonitz am 20. (30.) Okt. 1620 tödtlich verwundet, † er am folgenden Tage.

5) Christian Albert von D., Neffe des Vorigen, den 15. November 1621 zu Küstrin geboren, trat bei der holländischen Armee als Kornet ein, übernahm eine Gesandtschaft nach England, war zur Zeit des münsterschen Friedensschlusses Oberst u. ward 1654 Generallieutenant der Infanterie zu Berlin, später Gouverneur von Küstrin und Statthalter in dem Fürstenthum Halberstadt, 1658 auch in der Mark Brandenburg. Beim Ausbruche des Kriegs 1672 Feldzeugmeister, befehligte er zur Zeit des schwedischen Einfalls in die Mark die bei Küstrin versammelten Truppen, erkrankte aber im Lager vor Stettin und † zu Garz den 14. December 1677.

6) Alexander, Burggraf und Graf zu D.-Schlobitten, den 25. Jan. 1661 zu Schloß Coppet am Genfersee geboren, war Amtshauptmann der Aemter Morungen und Liebstadt in Preußen, dann brandenburgischer Oberst, 1687 Generalmajor u. geheimer Kriegsrath, 1695 Generallieutenant u. später Oberhofmeister des Kurprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I., 1713 Feldmarschall und † den 25. Februar 1728 zu Königsberg in Preußen.

7) Christoph von D.-Schlobien, Bruder des Vorigen, den 2. April 1665 zu Coppet am Genfersee geboren, von P. Bayle erzogen, trat 1679 in brandenburgische Dienste, wohnte 1686 dem Feldzuge in Ungarn gegen die Türken bei, focht 1689 als Oberst gegen Ludwig XIV., ward 1698 Generalmajor u. Gesandter in England, 1699 geheimer Statsrath, später Gesandter zu London, 1704 Generallieutenant u. 1713 General der Infanterie. Im J. 1716 nahm er seinen Abschied und † auf seinen Gütern in Preußen den 11. Oktober 1733. Er schrieb die interessanten „Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I, roi de Prusse“ (Berlin 1833).

8) Christoph Delphicus, Burggraf und Graf von D.-Carwinden, den 4. Juni 1628 zu Delft geboren, ward 1645 Freiwilliger bei der Leibgarde des Prinzen von Oranien, trat später in schwedische Dienste, ward 1651 Oberkammerherr der Königin Christine, 1653 Oberst der Leibgarde, 1654 Generalmajor der Infanterie und Oberst der Ritter und Lehnpferde in dem Herzogthum Bremen, 1656 Generallieutenant u. Vicegouverneur von Bremen u. Verden, 1659 General der Infanterie und 1665 Generalfeldmarschalllieutenant derselben, kommandirte 1666 das schwedische Lager vor Bremen, ward Feldmarschall, ging 1667 als außerordentlicher Botschafter zum Friedenskongresse nach Breda, unterzeichnete im Haag (23. Januar 1668) die bekannte Tripelallianz und † zu London den 21. Mai 1668.

9) Karl August, Enkel des Vorigen, den 28. December 1691 zu Königsberg geboren, wurde 1705 Hauptmann bei dem hannöverischen Regiment Bülow, 1706 Kornet in schwedischen Diensten, 1711 Rittmeister und bald darauf Kapitän bei der Leibgarde, 1718 Generalflügeladjutant bei der Armee in Norwegen, sowie Oberst und Lieutenant bei der Trabantenleibgarde und ward 1719 mit seinem ganzen Geschlechte unter die schwedischen Grafen aufgenommen. Er † als Kapitänlieutenant der Trabanten und Generalmajor der Kavallerie zu Stockholm den 12. November 1744.

10) Christoph II. von D.-Schlobien, Bruder des Vorigen, den 25. Oktober 1702 geboren, trat 1718 als Fähnbrich in preußische Dienste, ward 1740 Oberst und zeichnete sich in den beiden ersten schlesischen Kriegen durch große Thätigkeit aus. Im J. 1751 zum Generallieutenant ernannt, kommandirte er 1757 die Avantgarde des lehwaldschen Corps gegen die Russen, befehligte in der Schlacht von Großjägerndorf das erste Treffen und erhielt sodann ein Kommando in Vorpommern gegen die Schweden, die er lange in Stralsund einschloß. Darauf hielt er die Russen bis zur Ankunft des Königs an der Oder auf, befehligte bei Zorndorf einen Flügel des ersten Treffens, zwang die Russen, die Belagerung von Kolberg aufzuheben, agirte dann gegen die Oesterreicher in Sachsen und drängte im Januar 1759 die Schweden wieder nach Stralsund u. Rügen zurück. Im Sommer 1759 operirte er gegen die Russen in der Neumark, versäumte aber den rechten Zeitpunkt zum Angriff und mußte deshalb auch eine Expedition gegen die russischen Magazine in Posen mißlingen sehen. Deshalb abberufen, lebte er fortan in Berlin, wo er am 19. Mai 1762 †.

11) Friedrich Ferdinand Alexander, Burggraf zu D.-Schlobitten, den 29. März 1771 zu Schloß Finckenstein in Preußen geboren, ward 1794 Kriegs- u. Domänenrath in Berlin, 1801 Direktor der Kammer in Marienwerder, wo er sich 1806 um die Verproviantirung von Graudenz und Danzig sehr verdient machte. Seit 1807 Präsident der Domänenkammer zu Marienwerder, dann seit Steins Austritt 1808 Minister, nahm er Theil an den Reformen in der Gesetzgebung und Verwaltung, bis er 1810 bei Hardenbergs Eintritt aus dem Staatsdienste schied und sich auf seine Güter in Ostpreußen zurückzog. Hier ward er Generallandschaftsdirektor und beförderte 1813 die Bewaffnung der Provinz aufs Eifrigste, wofür er zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt wurde. Nach dem Frieden von 1814 zog er sich nach Schlobitten zurück, war mehrmals Landtagsabgeordneter und † den 21. März 1831. Vergl. Voigt, Leben D.'s, Leipzig 1833.

12) Karl Friedrich Emil, Burggraf von D., Bruder des Vorigen, den 4. März 1784 geboren, trat 1811 in russische Dienste, vermittelte die berühmte Konvention zwischen York und Diebitsch auf der poscherunschen Mühle den 30. Dec. 1812, focht als Kommandeur des zweiten Husarenregiments der deutschen Legion in den Freiheitskriegen von 1813 u. 1814 und, nachdem er in preußische Dienste zurückgetreten, 1815 als Oberst einer Kavalleriebrigade bei Namur. Seit 1837 Generallieutenant, erhielt er 1839 das Generalkommando über das zweite Armeecorps in Pommern, ward später als kommandiren-

eneral nach Königsberg versetzt u. 1854 zum Ge-
eldmarschall ernannt. Er † den 21. Febr. 1859.

hud (Dohad), Stadt in Vorderindien, an renze von Malwa und Guzerate, zum Staate cindiah gehörig, an einer großen Handels-, mit einer die Straße beherrschenden Festung rünglich großer Karawanengasthof), einer hee und vielen massiven Häusern. Die Ein-erzahl ist unbekannt.

keten, diejenigen christlichen Häretiker, welche rschieden modificirte Ansicht hegten, daß alles rliche an Christus nur Schein und Erschei- des Geistes u. Christi Leben eine fortwäh- Theophanie gewesen sei. Der Doketismus te demnach in den Gnosticismus hinüber, in-er den Zusammenhang des Christenthums mit Judenthum u. jede geschichtliche Entwickelung Gottesreichs in der Menschheit leugnete, aus Gotte Christi und des Evangeliums einen en Gott machte, als den Gott der Natur und Geschichte, und damit den Zusammenhang der einung Christi mit der Natur und der Ge-te aufhob. Die Ansicht, daß das Fleischliche an stus nur scheinbar vorhanden gewesen, tauchte rscheinlich schon vor dem eigentlichen Gnosti-us hier und da in der Kirche auf. Es wurde der phantastischen Richtung des Orients zu-ide und unter den Juden längst verbreitete An- daß ein höherer Geist in mancherlei täuschen- sinnlichen Scheinformen, die keine Realität n, dem sinnlichen Auge sich darstellen könne, Christus übertragen, indem man seine ganze schliche Erscheinung zu einem bloßen täuschen- Schein, zu einer Vision machte u. seine Mensch- wegleugnete. In sofern stand der Doketismus chroffen Gegensatze zum Ebionitismus, der nur Menschliche in Christo festgehalten wissen wollte. er ging in der ältesten Kirche ganz natürlich stheils aus der Ueberspannung der idealen An- von Christus hervor, anderntheils aus den ntalischen Philosophemen von der Sinnenwelt dem Sitze des Bösen und der Materie als dem che der Finsterniß, sowie aus der Vorstellung, Christus erschienen sei, um den weltschaffenden t, der zugleich der Judengott war, zu stürzen, em es nämlich damit unvereinbar schien, daß istus von eben jenem Demiurgen eine irdische ur empfangen haben sollte. Im Zusammen-ge mit jener altmorgenländischen Verachtung materiellen Welt erscheint der Doketismus auch erhalb der christlichen Kirche im Heiden- und denthum, wie sich schon bei Josephus und Philo etische Anklänge finden. In der Kirche aber trat Doketismus in dreifacher Gestalt hervor: ent-der nahm er an, daß das menschlich Irdische an ristus durchaus nur Schein, oder: daß es zwar das Wirkliches, aber nichts Irdisches, sondern das Uebersinnliches gewesen, oder: daß in gewis- Momenten etwas Anderes an die Stelle der nschlichen Realität getreten sei und die letztere o nicht das ganze irdische Leben Christi hindurch tbestanden habe. Die erstere Ansicht soll den imonianern (s. d.) eigenthümlich gewesen sein, r zweiten huldigten unter den Gnostikern die alentinianer, Bardesanes u. A., der dritten die asilidianer, welche annahmen, daß beim Tode Jesu cht Christus gegenwärtig gewesen sei und gelitten, sondern eine Täuschung Statt gefunden habe (vgl. Basilides). Doketischer Irrlehren wurden außer den Genannten in der ältesten Kirche besonders noch Dositheus, Cerdo, Saturninus, Marcion, Cassianus und deren Schüler, ferner die Ophiten, Manichäer u. A. beschuldigt. Auch in den monophysitischen Streitigkeiten wurden von einigen Parteien dem Doketismus verwandte Ansichten vertheidigt, so namentlich von den Anhängern des Julian von Halikarnaß, den sogenannten Aphthartodoketen. Noch in den spätern Jahrhunderten treten doketische Lehren hier und da hervor, so bei den manichäisirenden Priscillianisten, bei den Bogomilen u. bei vielen Katharern, nach der Reformation bei den Wiedertäufern, denen die zweite der oben angeführten doketischen Lehren Schuld gegeben wurde, und bei Jakob Böhme, der wenigstens in einzelnen Ausdrucks- und Anschauungsweisen an den Doketismus erinnert. Die Kirche hat von Anfang aufs Entschiedenste allen Doketismus abgewiesen, indem sie wohl einsah, daß diese Lehre, in welcher Form sie auch auftreten mochte, die Grundlage des Evangeliums, den historischen Christus, zerstöre, und daß die Neigung, Person und Geschichte Christi auf doketisch-phantastische Art zu idealisiren, dem religiösen Charakter des Christenthums widerstreite. Vgl. Niemeyer, De Docetis, Halle 1823.

Dokimasie (v. Griech.), Prüfung, bei den Athenern die Untersuchung, welche die Befugniß eines Bürgers zur Ausübung öffentlicher Rechte oder Funktionen darthun sollte. Die Prüfung der Jünglinge, um unter die Epheben oder die Männer aufgenommen zu werden, bestand darin, daß vor den Demoten, d. i. den Gemeindemitgliedern, dargethan wurde, daß der junge Mann von Bürgern abstamme, und zwar auf väterlicher und mütterlicher Seite, daß er in Phratrie und Phyle eingeschrieben und nichts vorgekommen sei, was ihn des Bürgerrechts unwürdig mache. Er wurde alsdann in das Gemeindebuch eingetragen, galt für majorenn, erhielt die Verwaltung seines Vermögens, wenn dieses von Vormündern verwaltet ward, und hatte alle Rechte und Pflichten eines vollgültigen Bürgers, soweit nicht die Gesetze noch genauere Bestimmungen enthielten. Die Prüfung der Reiter, welche vor dem Senat und dem Strategen Statt fand, bezog sich auf die Tauglichkeit von Mann u. Roß zum Kriegsdienste. Hierbei wurden Lob und Tadel gespendet und die Abtheilung bestimmt, in welcher Jemand dienen sollte. Wer sich dieser Untersuchung entzog, wurde mit Atimie, d. i. Entziehung des vollen Bürgerrechts, u. Ausstoßung aus dem Reiterdienste bestraft. Die Prüfung der Invaliden, welche innerhalb dreier Monate Statt fand, nachdem Jemandes Körper im Kriegsdienste verstümmelt war, geschah vor dem Senat, und im Fall sie befriedigend ausfiel, erhielt der Invalid ein Jahrgehalt vom Staate. Die Prüfung der Beamten bezog sich ohne Unterschied auf Jeden, welcher im Namen des Staates handelte, selbst auf die Senatoren, welche den Rath der Fünfhundert ausmachten. Vorzugsweise wird die D. der Archonten erwähnt, weil bei diesen höchsten Beamten von der größten Wichtigkeit war, daß sich kein Unbefugter unter sie drängte. Es kam hierbei in Betracht, ob Einer das volle Bürgerrecht habe und dieses durch keine Atimie geschmälert

sei, ob seine Aeltern und Großältern Bürger gewesen seien, ob er sittlich gelebt habe und das Vermögen besitze, welches die Gesetze für die Verwaltung eines bestimmten Amtes festsetzten. Jeder war befugt, anzugeben, was sich gegen einen Beamten erinnern ließ, und der Senator sogar durch seinen Eid genöthigt, dieses zu thun.

Dokimastik (v. Griech.), s. v. a. Probirkunst.

Dokkum, Stadt, s. Dockum.

Doktrin (v. Lat.), im theoretischen Sinne Lehre, Wissenschaft, im praktischen Sinne die auf Verwirklichung eines Lehrsystems hinzielende Richtung ꝛc., in der Staatswissenschaft die auf wissenschaftliche Principien basirte politische Denk- und Handlungsweise, im Gegensatze zu der von Willkür, Launen, Eigennutz und Selbstsucht geleiteten Herrschaft der Gewalt. Gewöhnlich wendet man jedoch den Ausdruck Doktrinarismus im üblen Sinne an und versteht darunter ein pedantisch-schulmeisterliches, von den gegebenen Verhältnissen abstrahirendes, unpraktisches Verfahren.

Doktrinärs (v. Franz.), eigentlich Männer, welche ihre Ansichten auf wissenschaftliche Principien statt auf Erfahrung gründen; in Frankreich während der Restauration eine von der reaktionären Hofpartei ausgegangene Bezeichnung einer Fraktion der parlamentarischen Opposition, welche gegen die Politik der Willkür eine wissenschaftliche Staatslehre geltend machen wollte. Diese Fraktion war aus den Salons des Herzogs von Broglio hervorgegangen und ward in der Kammer hauptsächlich durch Royer-Collard, in der Presse und in den Volksgesellschaften durch Guizot vertreten. Alle diese Männer waren Anhänger des Thrones und der Charte, die sie „rein und vollständig“ erhalten wissen wollten, und die wärmsten Vertheidiger der Regierung, so lange diese das konstitutionelle Princip sich ruhig entwickeln ließ, bekämpften aber auch eben so furchtlos die Ausschweifungen der äußersten rechten Seite, als sie der äußersten linken Widerstand leisteten. Eine glänzende Rolle spielten sie 1819 unter dem Ministerium Decazes. Als nach dem Siege der Julirevolution, an welchem den D. ein großer Antheil gebührt, die Häupter derselben, Guizot und Broglio, in das erste Ministerium des Bürgerkönigs kamen, stemmte sich der Doktrinarismus nun dem Strom der Revolution, der ihn bis zur Höhe der Herrschaft getragen, entgegen u. suchte Ruhe und Ordnung in die Gesellschaft zurückzuführen. So stimmte er für die Erblichkeit der Pairswürde, gegen die Adjunktion der Kapacitäten, für die ausschließliche Repräsentation des Besitzes und des Reichthums, für die Unterdrückung der Associationen, für die Septembergesetze, für die Apanagen-, Disjunktions-, Nonrelevations- und Deportationsgesetze, ja selbst für Beschränkung der Presse. Am 15. April 1837 aus dem Ministerium verdrängt und in die Minorität zurückgesunken, raffte sich der Doktrinarismus von Neuem auf, verband sich noch einmal (Ende 1838) mit den übrigen politischen Parteien, zunächst um das Ministerium Molé zu stürzen, und stand schon Ende Oktober 1840 mit Guizot von Neuem am Staatsruder, das er bis zum Sturz des Julithrons im Februar 1848 behauptete. Vgl. Frankreich.

Dokument (lat. documentum), Beweis, Urkunde (s. d.); daher dokumentiren, beurkunden.

Dol, Stadt im französischen Departement Ille-Vilaine, in ungesunder Lage, Bischofssitz mit schöner gothischer Kathedrale (auf einem Hügel außerhalb der Stadt gelegen, im 13. Jahrhundert erbaut), einer mit Arkaden versehenen Hauptstraße u. 4181 Einw., welche Handel mit Vieh, Getreide, Tabak ꝛc. treiben. In der Nähe der Druidenstein des Champ dolent, der sich 40 Fuß über den Boden erhebt, an seiner Basis 30 Fuß Umfang hat und spitz zuläuft. D. entstand aus einem Schloß u. Kloster, um welche nach und nach die Stadt erbaut ward. Das Bisthum wurde nach Einigen schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts (nach Anderen erst 844) errichtet. Hier am 21. Nov. 1793 Sieg der Vendéer über die Republikaner unter Westermann und Marceau.

Dolabella, Publius Cornelius, römischer Konsul, geboren 69 v. Chr., vermählte sich mit Cicero's Tochter Tullia, die sich nachmals seiner Ausschweifungen wegen wieder von ihm trennte, schloß sich, tief in Schulden gerathen, im Bürgerkriege an Cäsar an und trat als Volkstribun 47 v. Chr. mit einem Antrage auf Erlaß der Schulden auf, was aber zu ernstlichen Unruhen führte. D. war hierauf im afrikanischen und spanischen Kriege Cäsars Begleiter. Nach dessen Ermordung schloß er sich eine Zeitlang der Partei des Brutus an und ward an des Ermordeten Stelle Konsul und als solcher Kollege des M. Antonius, der ihn bald durch Geld und die Uebertragung der Provinz Syrien und des parthischen Krieges von den Patrioten abzuziehen wußte. D. traf in Kleinasien den vom Senat dahin abgesandten Prokonsul C. Trebonius, überfiel ihn in Smyrna hinterlistig und ließ ihn hinrichten. Deshalb für einen Feind des Vaterlandes erklärt, vertheidigte er sich gegen Cassius eine Zeitlang in der Gegend von Laodicea, lieferte diesem, erst glücklich, dann unglücklich, 3 Seetreffen und ließ sich, als die Stadt dem Sieger in die Hände gefallen war, 43 v. Chr. von einem der Wächter tödten.

Dolce (abgekürzt dol., oder dolcemente u. con dolcezza, ital.), süß, sanft, angenehm, mit Zartheit, eine musikalische Vortragsbezeichnung, welche sich nicht auf einzelne Noten, sondern immer auf ganze Passagen bezieht.

Dolce, 1) Lodovico, italienischer Dichter, um 1508 in Venedig geboren, † um 1566. Seine beste Arbeit, „Le prime imprese d'Orlando“, in 25 Gesängen, erschien erst nach seinem Tode (Venedig 1572). Aus dem Cyklus des Amadis gab er „Palmerino d'Oliva“ in 32 Gesängen (Ven. 1561) und „Primaleone figliulo del re Palmerino“ in 39 Gesängen (das. 1562) heraus. Selbst die Dichtungen des Alterthums mußten sich romantische Umbildung gefallen lassen; so schrieb er „Il primo libro d'Enea in ottave rime“ (Venedig 1566), woraus später der „Enea“ in 12 Büchern wurde (1568), mit dem Anhang eines „Achille“ (1572), und endlich noch ein „Ulisse tradotto dall' Odyssea d'Omero“ (Venedig 1573). Unter seinen, ebenfalls den alten Dichtern nachgebildeten Tragödien (Venedig 1560) fand „Marianna“ den größten Beifall. Seine 5 Komödien erschienen Venedig 1560. Zahlreich sind seine Uebersetzungen aus den lateinischen Dichtern und Schriftstellern. Unter den von ihm besorgten Ausgaben zeichnen sich aus: „Petrarca“ (Venedig 1547),

eihe von Ausgaben des Ariost, von Boccaccio :ne Ausgabe des Dante Alighieri.

Dolci), Carlo, berühmter Maler der flo-:schen Schule, geboren 1616, war Vignoli's :r und † 1686. Seine Bilder zeichnen sich urch Anmuth und Milde des Ausdrucks, t liebliche Zeichnung und harmonische Fär- Seine berühmtesten Werke sind: in der ner Gallerie: Herodias mit dem Haupte des nes, Christus, Brod und Wein segnend, und zelspielende Cäcilie, von Kilian gestochen, von r lithographirt; in der münchener Gallerie: nes aus Houghtonhall, Meisterstück in Hell-; in der giustiniani'schen Sammlung zu Ber- Johannes, die Offenbarung aufzeichnend; Eremitage zu Petersburg: eine Cäcilie und Stücke; in der schönbornschen Gallerie zu die heilige Katharine; in Blenheim: die zum iel sehende Madonna mit einem Sternen-; in Brüssel: St. Marcus. Viele Wieder-gen von D.'s Gemälden rühren von A. Lomi, ancini her, sowie von Maria, Carlo's Toch-:d Schülerin, ihrer Zeit sehr beliebter Künst- die 1686 †.

lch (lat. pugio, sica), Stoßgewehr, zwei- oder)neidig, 6—18 Zoll lang, mit einem oft reich rten Griffe versehen. In ältern Zeiten diente Seitengewehr; im Mittelalter führten ihn itter und Knappen unter dem Namen Miseri- im Gürtel, um damit den im Kampfe nieder-ckten Gegner, wenn er nicht um Gnade bat,)ten. D. und Streitaxt waren die einzigen :n des Schildknappen. Zur Zierde wurde ein : D. noch bis ins 17. Jahrhundert getragen; siaten führen ihn in Form eines großen Mes- als Schmuck- und Schutzwaffe noch jetzt im el. In Italien ist er als Stilet Waffe der iten und nicht leicht über 6 Zoll lang, um sich er verbergen zu lassen. Die Sage von den glä- n D.en der italienischen Banditen, die in der de abbrechen und stecken bleiben, ist, bis auf ge Fälle, ein Märchen.

lcian (v. Ital.), Blasinstrument von Holz, aus unser Fagott entstanden ist. D. (Dolcan, ceana, aber nicht zu verwechseln mit Dul-t) heißt auch eine sehr zart klingende Orgel-ıalstimme, deren metallene Pfeifen (am besten Zinn gearbeitet) in Form umgekehrter Kegel estellt werden u. eine sehr schwache Intonation :ten.

olde (umbella), in der botanischen Terminolo- Bezeichnung desjenigen Blüthenstandes, wobei ıer Spitze eines Hauptblüthenstengels mehre thenstiele strahlenförmig auseinander gehen, so die Blüthen bei gleich langen Stielen eine mehr weniger gewölbte, bei ungleich langen aber eine ebene Fläche oder einen sogenannten rm bilden. Die D. ist eine einfache, wenn : Blüthenstiel nur eine einzige Blüthe trägt, zusammengesetzte dagegen, wenn an der ze jedes Blüthenstiels wieder kleinere Blüthen-e ebenfalls strahlenförmig auslaufen, so daß :er kleine D.n (Döldchen) entstehen, aus denen D. zusammengesetzt erscheint. In der Regel beide mit Hüllblättern, die bei der D. Hülle, den Döldchen aber Hüllchen heißen, versehen. e Traubendolde oder Doldentraube (corymbus) entsteht, wenn bei einer Traube die Stiele, obwohl sie hier nicht von Einem Punkte auslaufen, doch doldenartig in gleicher Höhe endi-gen und also ebenfalls einen Schirm bilden, eine Trug- oder Afterdolde (cyma) aber, wenn dasselbe bei einer Rispe der Fall ist.

Doldengewächse, Pflanzenfamilie, s. Umbelliferen.

Doldenhorn, Spitze der Blümlisalp in den berner Alpen, am Nordkamm des Lauterbrunnenthales, 11,228 Fuß hoch.

Dole, Bezirksstadt im französischen Departement Jura, rechts am schiffbaren Doubs, an einem Weinhügel, mit reichem Panorama bis zum Montblanc hin, hat eine kolossale Domkirche, ein Jesuitenkollegium, ein Collége, eine Bibliothek, Bildergallerie, ein Kabinet römischer Alterthümer (aus der Umgegend), eine wichtige chemische Fabrik, Strumpfwirkerei, nicht unbedeutenden Handel und 11,000 (nach Andern 9443) Einw. D. führte zur Zeit der Römer den Namen Dola Sequanorum (Einige halten es für das Dibattium des Ptolomäus), und aus jener Zeit stammen noch die Reste zweier Wasserleitungen, ein Amphitheater, einige Tempelüberreste und die Straße, welche von Lyon durch D. nach dem Rhein geht. Später war D. die Hauptstadt der Franche-Comté, eine starke Festung, um welche die Franzosen mit den Spaniern vielfach kämpften, mit einer Universität u. einem Parlament, welche beide später nach Besançon verlegt wurden. Im Jahre 1479 ward D. von den Franzosen genommen, 1530 von Kaiser Karl V. wieder zur Festung gemacht, 1636 vergebens vom Prinzen Condé belagert, 1668 von den Franzosen erobert und theilweise geschleift, aber von den Spaniern sogleich wieder genommen u. neu befestigt, 1674 wieder von den Franzosen erobert; die Festungswerke wurden später völlig demolirt.

Dolenci, Name der slowenischen Bewohner von Unterkrain in Oesterreich, während die von Oberkrain den Namen Gorenci führen.

Dolente (dolentemente, ital.), klagend, wehmüthig, ein höherer Grad von doloroso oder con dolore.

Dolerit (basaltischer Grünstein, Anamesit), von Hauy unter diesem Namen aus der großen Gruppe der Grünsteine ausgeschiedenes Gestein, u. zwar ein krystallinisch-körniges Gemenge von Augit und Labrador, das übrigens nach Forchhammer statt des Labradors auch andere kieselarme Feldspathe, so Anorthit auf Island, enthalten soll. Außerdem führt es Magneteisen, das oft aber so fein ist, daß es nur mit dem Magnet aus dem Pulver ausgezogen werden kann; häufig auch Apatit u. Titanit. Bergemann hat in manchem D. kohlensaures Eisenoxydul und Kalkerde nachgewiesen, auch einen Antheil an Silikaten, die sich durch Salzsäure zersetzen ließen. Von Nebenbestandtheilen führt der D. noch zuweilen Glimmer, Bronzit, Olivin, aber merkwürdig selten bei seiner Verwandtschaft mit Basalt, Nephelin, Eisenglanz u. Titaneisen. Auf Klüften führt er nicht selten Hornstein, Halbopal, Chloropal, Chalcedon; auf Klüften und in Drusenräumen Aragonit, Kalkspath, Glasopal (Hyalith), Sphärosiderit, auch Zeolithe. Nach Durocher beträgt sein specifisches Gewicht 2,85—3,1, im Mittel 2,96. Er enthält Kieselerde 45—55 Procent, Thonerde 12—16 Proc., Kali 0—1,0, Natron 2,5—5,

Kalkerde 7—13, Bittererde 3—9, Eisen- und Manganoxyde 9—18, Wasser 1—3 Procent. Diese Bestandtheile sind oft grobkörnig gemengt, der Labrador ist licht gefärbt, grau, weiß, deutliche Krystalltafeln bildend, der ebenfalls krystallisirte Augit schwarz und grünlichschwarz. Das Korn aber ist meist kleiner und bis ins Feinkörnige übergehend; lassen sich die Bestandtheile des feinkörnigen Gemenges nicht mehr mineralogisch bestimmen, so nennt man das Gemenge mit v. Leonhard Anamesit. Durchdrungen von Zeolithen geht der feinkörnige D. in Basalt über. Das Gestein verwittert leicht, erhält außen eine braune, die Feuchtigkeit stark anziehende Rinde und liefert endlich einige braune fruchtbare Erde. Seine Absonderung ist nicht selten kugelig, auch säulenförmig. Man unterscheidet körnigen, porphyrartigen, mit verschiedenen größeren Krystallen, blasigen D. und bei Ausfüllung der Blasen doleritischen Mandelstein. Die Blasenwände sind oft grün, die Höhlungen mit Bolus, Zeolithen u. dergl. ausgefüllt. Der D. findet sich weit verbreitet in den basaltischen Distrikten, auch als doleritische Lava (Aetna), wenn auch nur vereinzelt so grobkörnig wie am Meißner in Hessen; in der Wetterau herrschen die Anamesite vor und sind hier wie bei Frankfurt die Muttergesteine der schönen Halbopale von Steinheim und des Hyaliths; durch Mineralienreichthum berühmt sind die D.e des Kaiserstuhlgebirgs im Breisgau. Manches doleritische Gestein, wie das der Löwenburg im Siebengebirge, scheint auch den kieselreicheren Oligoklas zu besitzen und bildet, wie die weitverbreiteten Trachydolerite, sogenannte Bastardgesteine, Mischgesteine des ächten kieselärmeren D.s und des kieselreicheren Trachyts. In seinem räumlichen Auftreten in Gangmassen u. Kuppen schließt sich der D. ganz an den Basalt an, ebenso in seinen äußeren Formen. Der Nephelindolerit oder das Nephelingestein, worin nach v. Leonhard auf dem Katzenbuckel im Odenwald u. bei Meiches unweit Lauterbach am Vogelsberg der Labrador nur theilweise, andern Orts, wie am Löbauerberg in der Lausitz, am Hohenhöwen im Hegau, von Capo di Bove bei Rom, ganz von dem fettglänzenden, grünlichgrauen oder braunen Nephelin vertreten wird, der durch seine Krystallisation in sechsseitigen Säulen leicht kenntlich ist, stimmt im Uebrigen ganz mit dem D. überein. Analcimit hat Gemellaro den analcimreichen D. der Cyklopeninsel an der sicilischen Nordostküste genannt.

Doles, Johann Friedrich, namhafter und gründlicher Kirchenkomponist, 1715 zu Steinbach im Herzogthum Meiningen geboren, studirte in Leipzig Theologie, war daselbst in der Komposition ein Schüler von J. S. Bach und ward 1744 Kantor zu Freiberg, wo er 1749 ein Singspiel komponirte, welches durch seine Aufführung bei der Feier des Andenkens an den dreißigjährigen Krieg Berühmtheit erlangte. Seit 1756 Kantor an der Thomasschule und Musikdirektor der beiden Hauptkirchen zu Leipzig, † er daselbst am 8. Februar 1797. Obschon ein Schüler Bachs, nahm er dessen tiefsinnige Manier nicht an, sondern befleißigte sich mehr der Popularität und eines leichteren u. gefälligeren Styls, ohne jedoch Gründlichkeit der Arbeit vermissen zu lassen. Gedruckt sind von seinen vielen Kompositionen, die in Chorälen, Motetten und Psalmen bestehen, „Neue Lieder von Fuchs" (Lpz. 1750); „Der 46. Psalm" (das. 1758); „Melodien zu Gellerts geistlichen Oden, vierstimmig und für Klavier mit bezifferten Baß gesetzt" (das. 1761); „Vierstimmiges Choralbuch" (das. 1785); „Kantate über Gellerts Lied: Ich komme vor dein Angesicht 2c." (das. 1790; merkwürdig durch die Vorrede, in welcher D., der Schüler Bachs, die Fugen aus der Kirchenmusik verbannt wissen will); „Singbare und leichte Choralvorspiele" (das. 1795—97) und „Anfangsgründe zum Singen". Im Manuskript hinterließ er u. a. eine Passion nach Marcus und eine andere nach Lucas, ein Passionsoratorium, ein „Salvete vos", ein deutsches Magnifikat, zwei Messen, mehre Psalmen, ein Kyrie und Gloria. Sein gleichnamiger Sohn, geboren 1746, † 1796, Jurist, zeichnete sich ebenfalls als Komponist und Klavierspieler aus.

Dolgelley, Hauptstadt der englischen Grafschaft Merioneth (Nordwales), am Wnion, malerisch am Fuße des Cador Idris gelegen, mit römischen Alterthümern u. 2050 Einwohnern. In der Nähe zwei berühmte Wasserfälle, 150 und 60 Fuß hoch. D. u. seine Umgebung werden im Sommer von Reisenden stark besucht.

Dolgoruki, eine der ältesten fürstlichen Familien in Rußland, die ihren Ursprung von Rurik ableitet. Die namhaftesten Sprößlinge derselben sind:

1) Jakob, 1639 geboren, trat 1676 in den Staatsdienst, suchte unter der Regentschaft Sophia's Frankreich u. Spanien vergeblich für ein Bündniß gegen die Türken zu gewinnen, ward von Peter I. zum Präsidenten des Tribunals der kaiserlichen Dekrete und, nachdem er sich im Feldzuge gegen die Türken, besonders bei der Eroberung von Asow ausgezeichnet, zum General ernannt. Auch im Kriege gegen die Schweden that er sich rühmlichst hervor, ward aber bei Narwa gefangen und saß zu Stockholm 10 Jahre lang, bis nach der Schlacht von Poltawa die schwedische Regentschaft die Gefangenen auf Kriegsschiffen nach Gothenburg überführen ließ. Bei dieser Gelegenheit gelang es D., sich zu befreien, worauf er nach Rußland zurückkehrte. Der Czar ernannte ihn zum Senator und beehrte ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten mit seinem Vertrauen. D. gehörte zu den Wenigen, welche auf jenen Einfluß hatten. Er † den 24. Juni 1720. Sein Leben beschrieb Tirloff (Mosk. 1807).

2) Iwan, Neffe des Vorigen, nach Menzikoffs Fall der Günstling des jungen Czaren Peter II., der sich 1729 sogar mit dessen Schwester Katharina verlobte. An dem zur Hochzeit bestimmten Tage starb jedoch der Czar, Anna bestieg den Thron, befreite sich gewaltsam von den Beschränkungen, unter denen ihr der Staatsrath, an dessen Spitze Iwan u. Wasili D. standen, die Krone übertragen hatte, und die ganze Familie D. ward nach Sibirien, Katharina aber in ein Kloster verwiesen. Iwan ward zwar 1735 zurückberufen, 1739 aber, der Veruntreuung am kaiserlichen Schatze und der Konspiration gegen die Kaiserin beschuldigt, zu Nowgorod hingerichtet.

3) Wasili Wladimirowitsch, 1667 geboren, brachte es, von der Pike auf dienend, zum Generalmajor, wurde seit 1715 von Peter dem Großen zu verschiedenen politischen Missionen in

Polen, Frankreich, Deutschland und Holland ge-
oraucht, 1718 in die Katastrophe seiner Familie verwickelt, aber 1726 von Katharina I. zurückge-
rufen und mit einem Kommando gegen die Perser betraut. Peter II. erhob ihn 1728 zum Feldmarschall und zum Mitglied des höchsten Kriegsraths. Nach dem Falle seiner Familie auf der Veste Iwa-
nogorod gefangen gehalten, ward er von Elisabeth päter in seine Würden wieder eingesetzt und zum Präsidenten des Kriegsraths ernannt. Er † den 1. Februar 1746.

4) Wasili Krimski, befehligte im russischen Heere unter Katharina II. und eroberte 1771 in 5 Tagen die Krimm, wovon er den Beinamen Krimski erhielt.

5) Georg, kommandirte 1794 in Litthauen ge-
en die Polen und bemächtigte sich der Stadt Wilna, efehligte 1804 in Korfu ein Corps von 8000 Mann, ar 1806 Gesandter zu Wien u. 1807 am Hofe des Königs von Holland. Nach der Restauration ließ sich in Frankreich nieder und † daselbst den 27. uni 1829.

6) Iwan Michailowitsch, geboren 1764, kannt als Dichter der derschawinschen Schule, zu n russischen Klassikern gezählt, † 1823 in Peters-
urg. Seine Gedichte (Petersburg 1806, neue ufl. 1849, 2 Bde.) zeichnen sich durch Wahrheit r Empfindung und Vaterlandsliebe aus.

7) Peter Wladimirowitsch, Fürst (Dol-
orukow), zog sich durch seine Schrift „Notice sur s principales familles de la Russie" (Brüssel 343) die Ungnade des Kaisers Nikolaus zu, schrieb ch ein Adelslexikon (Petersb. 1856 f., 4 Bde.) u. e Schrift „La vérité sur la Russie" (das. 1859) u. ard 1861 mit dem Fürsten Woronzow in einen andalösen Prozeß verwickelt.

Doliche, altsyrische Stadt in Commagene, zwi-
en Zeugma und Germanicia, berühmter Ver-
rungsort des Jupiter, später Bischofssitz und schlich oft Dulichia genannt, bei Abulfeda olut.

Dolichos (griech.), die lange Rennbahn, zum terschied vom Stadium der kurzen Rennbahn. war nach Einigen eine Strecke von 24 Stadien 4 geographische Meile); da sie nun der Wettläu-
zwölfmal hin und zurück durchlaufen mußte, so lte er nach dieser Annahme einen Weg von 9 Mei-
zu machen gehabt. Andere haben daher die nge des D. auf die Hälfte herabgesetzt, was aber mer noch für den zwölfmaligen Hin- u. Rücklauf viel ist; noch Andere setzen die Länge des D. auf Stadien und lassen es siebenmal hin und zurück rchlaufen, was einen Weg von ungefähr $1^1/_2$ eilen gibt.

Dolichos *L.* (Fasel, Heilbohne), Pflanzen-
tung aus der Familie der Leguminosen, meist ndende, theils einjährige, theils ausdauernde wächse der Tropen- und anderer heißen Länder, runter mehre wegen der bohnenähnlichen Hülsen Samen als Nahrungspflanzen gebaut werden, D. biflorus *L.*, in Ostindien besonders als Vieh-
ter dienend, D. sinensis *L.*, in Ostindien Ge-
epflanze, im südlichen Nordamerika wegen der go gebenden Samen angebaut. Die meisten sehr zahlreichen Arten bilden jetzt die Gattun-
: Soja, Lablab, Pachyrrhizus, Canavalia und cuna (s. d.).

Dollar (vom deutschen Thaler), Silbermünze, seit 1849 auch Goldmünze der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird in 100 Cents getheilt. Der silberne D. hat seit 1837 eine gesetzliche Feinheit von $^9/_{10}$, d. i. von 14 Loth $7^1/_5$ Grän, u. ein Gewicht von $412^1/_2$ englischen Troygrän oder 26,7295 französischen Gramm; auf die kölnische Mark fein Silber gehen 9,7211 Stück, u. der Werth ist 1 Thaler 13 Silbergroschen 3,6 Pfennig preußisch oder 2 Gulden $31^9/_{10}$ Kreuzer süddeutsch oder 2 Gulden $16^1/_2$ Neukreuzer österreichisch. Der Golddollar ist gleichfalls $^9/_{10}$, d. i. 21 Karat $7^1/_5$ Grän fein, und $25^4/_5$ Troygrän oder 1,6718 Gramm schwer; 155,4246 Stück machen eine kölnische Mark fein Gold. In Silber werden Theilstücke zu $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_{10}$ und $^1/_{20}$ D. und seit 1850 auch Stücke zu 3 Cents, in Gold auch Stücke zu 10 D.s (Eagles, d. i. Adler), 5 u. $2^1/_2$ D.s, seit 1849 auch zu 20, seit 1853 zu 3, sowie für Kalifornien seit 1851 zu 50 und seit 1852 selbst zu 90 Dollars ausgemünzt. In Nordamerika werden auch die spanischen Piaster D.s genannt.

Dollar, Dorf in der schottischen Grafschaft Clackmannan, am Devon und am Fuße der Ochill-Hills, mit 1800 Einw. u. einer 1818 gestifteten Akademie.

Dollart, ein Meerbusen der Nordsee zwischen der hannöverischen Provinz Ostfriesland und der holländischen Provinz Gröningen, am Ausflusse der Ems (aus Hannover) und der westwolder Aa (aus den Niederlanden), $2^1/_2$ Meilen lang und $1^1/_2$ Meilen breit, entstand durch Einbrüche des Meeres am Christtag 1277 und wiederholt 1287. Auf dem vom Wasser verschlungenen Strich Landes sollen an 50 Ortschaften, darunter die Stadt Torum und 2 Marktflecken, gestanden haben. Nur die Insel Nessa, das Nesserland genannt, mit der Nesserkirche u. einigen Häusern auf einem Unterbau von Erde, Faschinen u. Pfählen stehend, ist übrig geblieben. In der neuern Zeit ist der D. durch Eindeichungen besonders auf der flachen ostfriesischen Seite um Tausende von Morgen eingeengt worden, und man hofft ihn allmählig ganz auszutrocknen.

Dollen, eiserne Bolzen, an welche die Ruder eines kleinen Fahrzeugs mit Stroppen befestigt werden. Sie sind durch das Schandbeck in den Dollbaum, eine unter dem letztern laufende Latte, geschlagen.

Dollman (v. Türk.), bei den Türken das Kleid über dem Hemde, wird mit einem Gürtel befestigt; bei den Ungarn der knapp am Leibe anliegende Rock, der mit einem Gurt befestigt, und über den ein Pelz getragen wird; knapp anliegende, mit Schnüren besetzte Jacke des Husaren; beim Scharfrichter das Rad, womit ein Missethäter gerädert wird.

Dollnstein, Marktflecken im badischen Kreise Mittelfranken, Verwaltungsdistrikt Eichstädt, an der Altmühl, mit einem Schloß, einer Glashütte und 700 Einw. In der Nähe eine Mineralquelle.

Dollond, John, ausgezeichneter englischer Optiker, der Erfinder der achromatischen Fernröhre, am 10. Juni 1706 zu London geboren, beschäftigte sich, eigentlich ein Weber, nebenbei mit Mathematik, Optik und Astronomie, ja selbst mit Anatomie und Theologie. Im J. 1752 verband er sich mit seinem ältesten Sohne Peter und erfand zunächst eine Verbesserung in der Kombination der Okulargläser bei dioptrischen Fernröhren; bald darauf brachte er eine nützliche Verbesserung an Savery's Mikrometer an. Nach einer Reihe gut angeordneter Versuche entdeckte

er die ungleiche Zerstreuung der farbigen Lichtstrahlen in verschiedenen brechenden Mitteln, woraus er die Möglichkeit folgerte, dioptrische Fernröhre zu konstruiren, welche Bilder ohne die so störenden farbigen Ränder zeigten. Auch gelang es ihm bald, aus Flint- und Crownglas zusammengesetzte Objektivgläser zu verfertigen, welche die ungleiche Brechbarkeit der Lichtstrahlen korrigirten und deshalb von Dr. Bevis den noch jetzt üblichen Namen achromatische erhielten. Im Jahre 1761 wurde D. zum Mitglied der königlichen Societät ernannt, † aber schon am 30. November d. J. Die „Philosophical transactions" enthalten mehre Abhandlungen von ihm. Vergl. Kelly, Life of John D., 3. Ausg., London 1808.

Dolma-Baghtsche, ein Palast des Sultans nördlich von Konstantinopel, dicht am Bosporus, seit 1847 mit einem Aufwand von 18 Millionen Thalern erbaut. Dabei steht das Denkmal Khair Eddins (Barbarossa).

Dolmar, Grenzberg des Thüringerwaldes, im preußischen Henneberg, nordöstlich von Meiningen, 2379 Fuß hoch, besteht größtentheils aus Flötzkalk, der Gipfel aber, der eine kahle Fläche bildet und eine herrliche Rundsicht gewährt, aus Basalt. Der Boden ist überall mit Dammerde bedeckt und enthält viele Ammonshörner. In alten Zeiten stand auf dem obern Abhange eine Burg, an deren Stelle 1688 ein Jagdhaus erbaut ward, welches 1726 ein Blitzstrahl zerstörte.

Dolmen, im nördlichen Frankreich, besonders bei Arras, große Felsblöcke, auf denen andere große Steine, zuweilen einer oscillirenden Bewegung fähig, liegen. In Großbritannien, wo sie auch vorkommen, heißen sie Cromlech; sie stammen jedenfalls aus der Zeit der Druiden, denen sie als Altäre oder als Grabmäler gedient zu haben scheinen.

Dolmetscher (v. pers. Tilmatschi, in der Levante Drogman), Jeder, der aus einer fremden Sprache in eine bekannte übersetzt, besonders ein zu diesem Zweck vereidigter Beamter bei Konsulaten u. Gesandtschaften in fremden Ländern. Er kann ohne Erlaubniß des Konsuls oder Gesandten seine Vermittelung Niemandem leihen und darf selbst weder Handel, noch Geldgeschäfte treiben rc.; dagegen versehen die D. oft Mäklergeschäfte. Ueber die siebzig D. s. Septuaginta.

Dolo malo (lat.), mit Arglist, s. Dolus.

Dolomieu, Deodat Guy Sylvain Tancrède Gratet de, berühmter Geolog und Mineralog, am 24. Juni 1750 auf der Insel Malta geboren, stammte aus Dolomieu in der Dauphiné, wurde schon als Kind in den Malteserorden aufgenommen und trat mit dem 18. Jahre seine Prüfungszeit an, verließ, nachdem er einen Kreuzzug im mittelländischen Meer mitgemacht und sodann längere Zeit in Metz in Garnison gelegen, aus Liebe zu den wissenschaftlichen Studien den Militärstand und bereiste von 1777—83 fast das ganze südliche Europa. Die Resultate dieser Reisen theilte er in mehren Werken mit, z. B. der „Voyage aux isles de Lipari" (deutsch von Lichtenberg, Leipzig 1783), den „Mémoires sur les tremblemens de terre de la Calabre" (Rom u. Paris 1784, deutsch, Leipzig 1789), den „Mémoires sur les isles Ponces et catalogue raisonné de l'Etna" (1788, deutsch von Voigt, Leipz. 1789) rc. Nachdem er 1789 u. 1790 die Gebirge von Italien, Tyrol und Graubündten durchforscht, zog er sich 1791 mit seinen reichen Sammlungen nach seinem Landgute Roche-Guyon zurück. Neue geologische Reisen in Frankreich riefen seine Abhandlungen über den Ursprung des Basalts, über die nach ihm benannte Kalksteinart (s. Dolomit), über die Gebirgsarten und zusammengesetzten Steine, über das Mineralöl und die elastischen Feuchtigkeiten aus dem Quarz hervor. Im Jahre 1796 ward er Ingenieur und Professor bei der neuerrichteten Bergwerksschule und bei Errichtung des Instituts dessen Mitglied. Ein ausführliches Werk über Mineralogie wurde durch Bonaparte's Expedition nach Aegypten unterbrochen, die ihm willkommene Gelegenheit für seine Forschungen bot. Seine zerrüttete Gesundheit bewog ihn indeß, sich schon im März 1799 wieder nach Europa einzuschiffen; sein Schiff mußte jedoch zu Tarent anlegen, und D. ward hier 21 Monate lang kriegsgefangen gehalten, bis ihm der am 15. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossene Friede seine Freiheit wiedergab. Er erhielt darauf den durch Daubentons Tod erledigten Lehrstuhl der Mineralogie am Museum der Naturgeschichte und unternahm noch im Herbst 1801 eine Reise in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und der Dauphiné, auf welcher er zu Châteauneuf am 28. Nov. 1801 †. Sein letztes Werk: „Sur la philosophie minéralogique", erschien aus seinem Nachlasse (Paris 1802, deutsch, Berlin 1802 und Mainz 1803). Vgl. Tagebuch der letzten Reise D.s durch die Schweiz, herausgegeben von Bruun-Neergard, deutsch von Karsten, Berlin 1802.

Dolomit (nach dem französischen Mineralogen Dolomieu), auch Rautenspath von Werner, Bitterkalk von Hausmann, im krystallisirten Zustand Dolomitspath, grün gefärbt Miemit genanntes Mineral und Gestein, welches aus kohlensaurer Kalk- und Bittererde besteht. Es krystallisirt meist im Hauptrhomboëder, welches einen etwas stumpferen Endkantenwinkel als das Spaltungsrhomboëder des Kalkspaths, nämlich 106° 15' bis 20', besitzt und sich durch lebhaften, dem Glasartigen sich annähernden Perlmutterglanz u. durch schwächeres Aufbrausen mit Salzsäure und Unlöslichkeit in kalter Essigsäure vom Kalkspath unterscheidet. Kombinationen anderer Rhomboëder sind selten. Seine Härte ($3^1/_2$—4) und sein specifisches Gewicht (2,8—2,95) sind etwas höher als die des Kalkspaths und niedriger als die der reinen kohlensauren Bittererde, des Magnesits. Der D. findet sich ausgezeichnet krystallisirt in wasserhellen und weißen Krystallen zu Traversella in Piemont (häufig in Durchwachsungszwillingen), im Chloritschiefer der Alpen, so des Zillerthals, im Gyps von Kittelsthal bei Eisenach, im Anhydrit von Hall in Tyrol (schwärzlich, durch Bitumen dunkelgrau), farblos auf der Erzlagerstätte von Karnik, fleischroth als Perlspath zu Freiberg, grün als Miemit in krystallinischen Zusammenhäufungen zu Schweina am Thüringerwald u. zu Tharand. Sehr häufig ist er in selbstständigen Lagern als feinzuckerkörniger, oft zwischen den Fingern zu rauhem Sand zerreibbarer salinischer D. im krystallinischen Schiefergebirge der Alpen und andern Gebirgen, so am Brenner, wo ihn Dolomieu entdeckte, zu Campo longo am St. Gotthard, der berühmten

ätte vieler Mineralien (Tremolith, Korund, urmalin u. a.), sowie im versteinerungsfüh: Gebirge, vom Uebergangs: bis in das Ter: irge, hier bald fester, bald loser, stets Klüfte rusenräume bildend, die mit den glänzend rden kleineren Rhomboëdern ausgekleidet nd bei ausgezeichnet krystallinisch:körniger ur gegen das Licht gehalten von zahlreichen :n glänzend das Licht reflektirend. Oft tritt **Breccit** auf, der sehr feinkörnige geht selbst in dichtes, oft zelliges Gestein über, s sich aber schon durch höheres specifisches ht u. vor Allem durch das Verhalten gegen ure vom Kalkstein unterscheidet. Die Asche chsteingebirgs Thüringens besteht aus losem, t feinkörnigem staubartigen D. Sie findet dung bei Herstellung der Sohle von Treib: . Die Farben sind innen weiß, gelb, grau, z (bituminöser D.); durch Aufnahme von saurem Eisenoxydul beim Verwittern wird auch braun. Er tritt massig und geschichtet m versteinerungsführenden Gebirge führt er selten Versteinerungen, so insbesondere im ingebirge (magnesian limestone). Groteske ldungen, Höhlenreichthum, so am Thüringer: wo die pittoresken Felsen von Bad Lieben: und von Altenstein aus ihm bestehen, im Jura ens (fränkische Schweiz) und Schwabens, am rtigsten aber im südöstlichen Tyrol (die Kosel dröden: und Fassathals, der Gegend von Linz), en den D. aus, wo er in Mächtigkeit auftritt; g steht mit ihm der sogenannte **Rauhkalk** in Verbindung. Da Bittererde u. Kalkerde orph sind, besitzt der D. nicht überall die gleiche ntische Menge beider. Rammelsberg unter: et den eigentlichen D. von den meisten der an: enen Fundorte, welcher aus 54,4 Procent koh: urem Kalk u. 45,6 kohlensaurer Kalkerde, den rspath u. D. aus dem Zechstein des Thüringer: es, welcher aus 64 kohlensaurer Bittererde und hlensaurer Kalkerde, den im Serpentingebirge erreichs auftretenden derben, zelligen **Gur: an**, welcher, wie der D. vom haller Salzberg, 70,4 kohlensaurem Kalk und 29,6 kohlensaurer ererde besteht, u. den grauen, tropfsteinartigen it vom Meißner in Hessen, der, aus 28 kohlen: em Kalk, 67 kohlensaurer Bittererde u. 5 Proc. ensaurem Eisenoxydul zusammengesetzt, schon em Braunspath hinüberführt, einem dem D. zunächst anschließenden Mineral. Alle Varie: n werden durch Ausglühen alkalisch reagirend. gedehnt ist das Auftreten **dolomitischer lksteine**, die aus Gemengen einer in kalter gsäure unlöslichen Verbindung der kohlensauren bittererde mit kohlensaurem Kalk bestehen. Beim andeln in kalter Essigsäure und auch in sehr dünnter Salzsäure scheidet sich die erstere als er Krystallsand vom kohlensauren Kalk, welcher gelöst wird. Sie fühlen sich in Folge des Ver: terns rauhsandig an. Durch Aufnehmen von on geht der D. in **dolomitische Mergel: ke**, wovon manche **Cämentsteine** sind, und **dolomitische Mergel** über (s. Mergel). tere insbesondere sind sehr häufige Begleiter des pses. Den weißen, krystallinisch:körnigen D. en die Alten als **Statuenmarmor** verwen: ; der derbe u. feste D. gibt einen guten Mauer: stein ab u. eignet sich namentlich zu Grundmauern, wogegen die zerreiblicheren Arten hierzu gar nicht taugen, da sie an der Luft zu einem sandigen Pulver zerfallen. In manchen Gegenden mischt man dieses statt des Quarzsandes dem Mörtel bei. Auch kann man den D. wie den Kalk zur Verbesserung des Bodens benutzen. Endlich lassen sich aus den reinen Sorten Bittersalz und kohlensaure Magnesia dar: stellen. Die loskörnige Beschaffenheit, der Höhlen: reichthum vieler D.e haben schon Heim zu der Ansicht geführt, daß der D. keine ursprüngliche Ablagerung, sondern eine durch Umwandlung aus Kalksteinen hervorgegangene sei. L. v. Buch wurde durch seine Untersuchungen des südlichen Tyrols, insbesondere des Fassathals und der Gegend von Trient, zur glei: chen Ansicht hingeführt. In Haidingers Beobach: tungen an Afterkrystallen des D.s in der Form des Kalkspaths auf den Erzlagerstätten von Przibram in Böhmen, Schemnitz in Ungarn, Annaberg in Sachsen fand L. v. Buch eine wesentliche Unter: stützung. Er leitete die Umwandlung des Kalk: steins in D. aus der Thätigkeit von Magnesium: dämpfen her, die den Ausbruch des Augitporphyrs begleitet haben sollten; später haben Chemiker (Marignac) die Hülfe von Chlormagnesiumdämpfen in Anspruch genommen; Haidinger schrieb, geleitet vom häufigen Zusammenvorkommen von D. und Gyps, die umwandelnde Thätigkeit einer Auflösung schwefelsaurer Bittererde (Bittersalz) zu, die unter hohem Druck und bei erhöhter Temperatur auf den Kalkstein gewirkt und sich mit ihm zu schwefelsaurer Kalkerde verbunden habe, die in Auflösung weg: geführt worden sei und D. umgesetzt habe; **Mor: lot** suchte dies durch Glühen von kohlensaurem Kalk mit Bittersalz in geschlossenen Röhren zu beweisen. Sind auch diese Theorien wieder aufge: geben worden, so haben sie doch auf die Entwickelung der geologischen Theorien den wichtigsten Einfluß ausgeübt. Gegenwärtig sieht man einen großen Theil der D.e als aus ursprünglicher Ablagerung hervorgegangen an, und nur einen Theil, und zwar die loskörnigen Varietäten nehmen viele mit Bischoff als Produkte der Metamorphose von Kalksteinen an, die schon kurz nach ihrer Ablagerung durch wässerige Auflösungen von doppelt:kohlensaurer Magnesia in D. umgebildet wurden.

Dolopes, im Alterthum Volk in Thessalien und Epirus, auf beiden Seiten des Pindus, Mitglied der apollisch:demetrischen Amphiktyonie, Theilneh: mer am trojanischen Kriege unter Achilles u. Pyr: rhus, 172 v. Chr. von Perseus, dann den Römern unterworfen, zu Augustus' Zeit bereits unterge: gangen. Kolonisten dieses Volkes waren die see: räuberischen D. auf einigen Inseln des ägäischen Meeres, vorzüglich auf Scyrus, von wo sie Cimon verjagte.

Dolus (lat.), jedes wissentlich rechtswidrige Handeln, kommt im Civil: wie Kriminalrecht in Gegenüberstellung zur Culpa vor. Der D. im wei: testen Sinne ist in **kriminalistischer** Beziehung der mit dem Bewußtsein seiner Gesetzwidrigkeit ge: faßte Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen. Als vor: sätzlicher Verbrecher erscheint mithin Jeder, der sich zu einer Handlung oder Unterlassung, durch welche ein Strafgesetz übertreten wird, mit Absicht be: stimmt. Gehört daher zu einem bestimmten Ver: brechen ein gewisser äußerer Erfolg, so muß, weil

ein Wollen des bloßen Versuches nicht denkbar ist, der D. auch mit auf diesen Erfolg gerichtet sein. Die subjektiven Gründe, welche den Verbrecher zu der Fassung eines solchen Vorsatzes bewogen, sind für die Beurtheilung des Thatbestandes des Verbrechens gleichgültig, dagegen für die Strafzumessung wichtig. So gereicht es dem Verbrecher zur Strafminderung, wenn er sich bei Begehung des Verbrechens in einer besonders aufgeregten und an sich zu entschuldigenden Gemüthsbewegung befunden, wenn er durch Noth, Ueberredung, Täuschung, Verführung, Befehl oder Drohung zu dem Verbrechen veranlaßt wurde. Der Wahn, daß eine verbotene Handlung nach dem Gewissen od. der Religion erlaubt gewesen sei, die Unwissenheit über die Strafbarkeit der Handlung überhaupt oder über die Art und Größe der Strafe, die Beschaffenheit der Beweggründe zur That und der Zwecke, welche der Thäter erreichen wollte, schließen die Strafbarkeit der Handlung nicht aus, sobald nur der Thäter die in der Uebertretung enthaltene Rechtsverletzung beabsichtigt hatte. Man unterscheidet den D. im engeren und eigentlichen Sinn, d. h. den mit Ueberlegung (praemeditatio) gefaßten Vorsatz, und den D. impetus, d. h. den in der Aufwallung oder im Affekt gefaßten verbrecherischen Entschluß, welcher letztere der Natur der Sache nach ein ungleich weniger strafbarer Willenszustand ist. Am wichtigsten ist diese Unterscheidung bei dem Verbrechen der Tödtung, wo den Mord, d. h. die mit Praemeditatio beschlossene oder vollführte Tödtung, eine ungleich härtere Strafe trifft als den Todtschlag, d. h. die im Impetus vollführte Tödtung. Die Wissenschaft stellt mehre Arten des obigen D. im engeren und eigentlichen Sinne auf. Sie unterscheidet nämlich den **bestimmten** (d. determinatus) und den **unbestimmten** D. (d. indeterminatus); auch unterscheidet sie rücksichtlich der letzteren Gattung noch einen **alternativen** und einen **eventuellen** D. Der Fall des bestimmten D. liegt vor, wenn der böse Vorsatz des Verbrechers auf einen bestimmten rechtswidrigen Erfolg gerichtet ist; der des unbestimmten dagegen, wenn eine solche ausschließende Absicht nicht vorhanden ist. Letzterer ist dann aber ein alternativer, wenn es dem Verbrecher bei seiner That gleichgültig ist, welcher der verschiedenen möglichen Erfolge derselben eintritt, u. ein eventueller, wenn der Verbrecher zwar nur einen geringeren Erfolg beabsichtigt und darnach seine Ausführung einrichtet, jedoch auch einen schlimmern Erfolg billigt, wenn er nicht anders zu seinem Zweck gelangen kann. Endlich nimmt man noch einen gänzlich unbestimmten D. (dolus indirectus) an, wenn nämlich der Verbrecher, ohne sich den Zweck seiner Handlung bestimmt zu vergegenwärtigen, nur überhaupt eine Rechtsverletzung beabsichtigte, z. B. es schlägt Jemand auf einen Andern los, nicht mit der bestimmten Absicht, denselben zu tödten, schwer oder leicht zu verletzen, sondern nur mit der Absicht, demselben überhaupt etwas abzugeben, eins zu versetzen; hat er den Andern verletzt, so wird ihm der Erfolg als vorsätzlich zugerechnet. Beabsichtigte der Verbrecher zunächst zwar nur einen geringern Erfolg, war aber seine Handlung von der Art, daß er wirklich wußte, sie könne leicht auch einen größern Erfolg haben und es dann außerhalb seiner Kräfte liegen, denselben abzuwenden, so ist er auch für diesen größern Erfolg, wenn derselbe eintritt, verantwortlich, und es fällt ihm auch hier ein eventueller D. zur Last. Hätte der Verbrecher die Rechtsverletzung, die er in Wahrheit nicht beabsichtigte, vorhersehen u. vermeiden können, wenn er die nöthige Aufmerksamkeit u. Ueberlegung angewendet hätte, dann liegt nur eine Fahrlässigkeit, Culpa, vor. Ist aber der Erfolg ein so seltener und unwahrscheinlicher, daß es nicht schuldhaft erscheinen kann, wenn ihn der Thäter nicht als möglich voraussah, dann liegt ein Casus, d. i. ein nicht zur Schuld zuzurechnendes Ereigniß, vor. Ist bei einer vorsätzlichen Uebertretung an der Stelle der beabsichtigten Rechtsverletzung eine andere nicht mit beabsichtigte eingetreten, oder zu der beabsichtigten noch eine nicht beabsichtigte hinzugekommen, dann kann die nicht beabsichtigt gewesene Verletzung nur als Fahrlässigkeit zugerechnet werden. Eine Vermuthung des D. gibt es nicht; jedoch braucht das Dasein desselben nicht immer durch eine besondere Beweisführung dargethan zu werden, vielmehr kann es sich auch aus solchen Thatsachen ergeben, welche ihrem Begriff u. Wesen nach nicht ohne Absichtlichkeit begangen werden können (dolus ex re). Der D. in dem obigen engeren Sinne als gleichbedeutend mit Betrug bildet ein besonderes Kriminalverbrechen, den **Betrug** (stellionatus), dessen gemeinrechtlicher Charakter im Gegensatz des Verbrechens der Fälschung in der Versetzung eines Andern in einen Nachtheil durch ein rechtswidriges Verfahren besteht, dessen wahre innere Beschaffenheit seiner Kenntniß und Abwehr entzogen wird, in sofern dabei nicht eigentliche Fälschung oder ein anderes Verbrechen vorliegt. Gewöhnlich machen die neuern Strafgesetzbücher einen Unterschied zwischen einfachem und ausgezeichnetem Betrug und verstehen unter ersterem den Fall, wenn Jemand wissentlich falsche Thatsachen für wahr ausgibt, oder wahre Thatsachen unerlaubter Weise verschweigt oder unterdrückt, oder solche Handlungen Anderer wissentlich benutzt, dadurch aber einen Anderen in Schaden bringt oder sich oder Anderen einen unerlaubten Vortheil verschafft, wogegen zu dem ausgezeichneten Betrug dann meist die Fälschung, der Bankerott, Betrug unter Mißbrauch der Religion oder amtlicher Eigenschaften oder Gefährdung des Lebens, Betrug an dem persönlichen Zustande eines Anderen, Meineid, Verführung zur Unzucht ꝛc. gerechnet werden. Die hauptsächlichsten Wirkungen des D. in **civilrechtlicher** Beziehung äußern sich in der Lehre von den Verträgen (s. **Vertrag**). In dieser Beziehung macht der Betrug den Betrüger erst dann verantwortlich, wenn der Betrogene dadurch wirklich in Schaden gekommen ist. An sich liegt kein Betrug vor, wenn der Verkäufer einer Sache dieselbe übermäßig anpreist oder ihre Mängel dem Käufer verschweigt, nur darf er letztere nicht geflissentlich verdeckt haben. Die Wirkungen des D. in Ansehung der durch denselben veranlaßten Handlungen sind sich nicht immer gleich. Bei Verträgen ist zu unterscheiden, ob durch den Betrug der eine Kontrahent überhaupt erst zur Eingehung des Kontrakts bestimmt (Hauptbetrug, d. causam dans), oder ob dadurch bloß dessen Einwilligung in eine Nebenbestimmung des Kontrakts herbeigeführt wurde (Nebenbetrug, d. incidens). Im ersteren Falle ist der Vertrag bald nichtig, bald kann er durch Klage oder Einrede von Seiten des

genen rescindirt werden; im letzteren Falle en wird nur ein Entschädigungsanspruch be- det. Haben beide Kontrahenten einander ge- tig betrogen, so kann jeder den andern, welcher rfüllung des Vertrages klagt, durch die Einrede Betruges zurückweisen, und keiner kann gegen andern auf Entschädigung klagen. Die Rescis- der durch den D. veranlaßten obligatorischen räge geschieht durch die Kontraktsklage, subsi- durch die Actio de dolo; die Rescission der durch D. veranlaßten liberatorischen Verträge dagegen eder durch letztere Klage, oder durch unmittel- Restitution der verlorenen Klage. Der Betrug, bei einem Vertrage zwischen zwei Personen ein ter spielt, hat auf die Gültigkeit des Vertrages n Einfluß, ausgenommen, wenn der Dritte ein datar des einen oder des andern Kontrahenten Ein vor dem Vormunde gespielter Betrug soll m Mündel weder schaden, noch nützen. Letzte ensordnungen, die durch Betrug veranlaßt ;en, sind anfechtbar, selbst dann, wenn sich der ug nur auf die Bestimmungsgründe, aus wel- der Testirer seine Willensordnung traf, bezieht sich nachweisen läßt, daß er bei richtiger ntniß der Verhältnisse anders disponirt haben de. Doch ist immer nur Dasjenige der letzten lensordnung anfechtbar, was durch den Betrug nlaßt worden ist. Ist durch D. die Errichtung, hebung oder Abänderung eines Testaments ndert worden, so fällt der Vortheil, welcher Betrüger dadurch erwachsen könnte, dem Fiskus auch findet gegen den Betrüger von Seiten jenigen, der dadurch in Nachtheil kam, ein An- ch auf Entschädigung Statt. Ein auf falsche unden gegründetes Urtheil ist nichtig, und es n das in Folge desselben bereits Bezahlte wieder ückgefordert werden. S. Culpa.

Dolzflöte (deutsche Flöte), eine veraltete Art Querflöte mit 7 Tonlöchern, von denen eins mit er Klappe bedeckt u. mit einem Kern innerhalb des andlochs versehen ist, gleich der Flöte à bec. Ihr numfang erstreckte sich vom eingestrichenen d bis n dreigestrichenen g, mit allen chromatischen Tö- t. D. (flauto dolce, flûte d'amour) heißt auch e Orgelstimme, und zwar eine 8-, mitunter auch ißige offene Manual- u. Labialstimme von sanf- n Klang, mit Pfeifen aus sehr hartem Holze und t sehr schwachem Luftzufluß.

D. O. M., Abbreviatur für Deo Optimo Maximo, mische Tempelinschrift, d. i. Gott, dem besten und chsten Wesen, nämlich dem Jupiter.

Dom, Kuppel, ein rundes, mit einer halbkugel- nlichen Fläche geschlossenes Dach, besonders auf rchen. Inwendig hat der D. ebenfalls ein Kugel- wölbe (Nabel der Kuppel), das zuweilen mit ner Oeffnung versehen ist u. darüber ein Thürm- en trägt, die Laterne genannt. Die Wölbung ist ald höher, eine volle Halbkugel bildend (über ich steigender D.), bald niedriger (gedrück- er D.), zuweilen auch von ovaler Form. Dom- irche, in Süddeutschland auch Münster, nennt an die Hauptkirche, an welcher ein Bischof oder rzbischof das Amt verwaltet (s. Kathedrale), uweilen auch die Kirche eines Kollegiatstifts. Den Namen D. erhielten solche Kirchen wahrscheinlich eshalb, weil sie oft mit jenem Kuppeldach versehen waren. Andere leiten ihn von domus, Haus, d. i. Haus des Herrn, noch Andere von der abbreviirten Inschrift D. O. M. (s. d.) ab.

Dom, portugiesischer Titel, s. v. a. Don.

Domäne (v. lat. dominium, domanium), der Ety- mologie nach s. v. a. Eigenthum od. ein Inbegriff von Eigenthum, Besitzthum, auch Herrschaftsrecht, Her- renaut. In solchem Sinne gibt es Privatdomänen, Körperschaftsdomänen (z. B. von Kirchen, Gemein- den, öffentlichen Anstalten 2c.) und — worauf man jetzt in der Regel den Begriff beschränkt, und wovon hier nur die Rede sein soll — Staatsdomänen (fürstliches Kammergut, Krongut). Was den Ursprung der Kammergüter und die histo- rische Entwickelung ihrer staatsrechtlichen Stellung betrifft, so ist schon im alten fränkischen Reiche, also vor länger denn 1000 Jahren, von königlichem Kammergute (terrae dominicae, villae regiae, cur- tes fisci regii) und vom Camerarius als dem obersten zur Verwaltung der königlichen Einkünfte bestellten Palastbeamten die Rede. Der Ertrag die- ses Kammerguts wurde zunächst zur Bestreitung des Unterhalts des königlichen Haus- und Hofstaats, sodann aber auch zur Bestreitung des Regierungs- aufwandes verwendet. Karl der Große vermehrte das überkommene Kammergut durch Einziehung von Gütern in eroberten Provinzen, sowie durch Auf- hebung der erblichen Gewalt der Herzöge. So war schon hier ein großer Theil des Kammerguts Fami- lieneigenthum und Mittel zur Erlangung und Er- haltung der Herrschaft; die Vermehrung desselben geschah vorzugsweise durch die königliche Gewalt. Durch die Absonderung Deutschlands vom fränki- schen Reiche machte sich auch eine Theilung des Kammerguts, daher auch eine genaue Feststellung des Reichsguts nöthig. Das Reichsgut aber verminderte sich unter den Wahlkaisern, die natür- lich mehr auf Erhaltung ihres Familienguts bedacht waren, durch Veräußerungen und Verpfändungen immer mehr. So kam es, daß es zuletzt Reichsdomä- nen gar nicht mehr gab, zumal auch die Bestimmung der Wahlkapitulationen Karls V., wonach der Kaiser heimfallende bedeutendere Lehen nicht wie- der verleihen sollte, wenig oder gar nicht beachtet wurde; dagegen bildete sich zugleich mit der Landes- hoheit ein Kammergut der Landesherren. Die erste Grundlage für die Entstehung der Landeshoheit war allerdings der eigene große Grundbesitz der fürstlichen Geschlechter, wie Moser in seinem Werke „Von der Reichsstände Landen" nachgewiesen hat. Die Vermehrung dieses Familienguts aber geschah theils durch die Reichsgüter, welche mit den Reichs- ämtern verbunden waren u. so mit den erblich wer- denden Aemtern auch in das allodiale oder Lehns- eigenthum der Fürsten übergingen, theils aber auch durch kaiserliche Verleihungen, oder wohl auch durch Okkupation von Reichsgütern und Besitzungen minder mächtiger geistlicher Korporationen oder weltlicher Herren, endlich auch durch Heirathen, Ver- mächtnisse, Kauf, Tausch, Krieg, Einziehung ver- wirkter Güter, Anbauung öder Plätze 2c. Schon der Reichsabschied von 1512 gebraucht für diese Fürstengüter den Ausdruck Kammergut, und zwar wie einen bekannten technisch-publicistischen Begriff. Der Ertrag dieser Kammergüter diente sowohl zum eigenen Unterhalt der Fürsten und ihrer Familien, wie zur Bestreitung der Kosten der Landesregierung. Erst im 18. Jahrhundert wird Bona domanalia

Domanien, Domainen, der herrschende Ausdruck für fürstliches Kammergut. Daß auf diesem die Kosten der Landesregierung lasteten, erklärt sich aus der Entwickelungsweise der deutschen Landeshoheit, welche ursprünglich nach ihrer Zuständigkeit ein eigenes Recht war u. erst allmählig diese privatrechtliche Färbung abstreifte u. zur Staatsgewalt sich ausbildete. Das Kammergut galt mithin als Annexum der Landeshoheit. Auch mehre Reichsgesetze, so die Reichsabschiede zu Nürnberg von 1543 und 1557, legen den Reichsständen die Pflicht auf, aus ihren eigenen Kammergütern zu den Reichslasten verhältnißmäßig beizusteuern. Aber eben aus diesem publicistischen Nebencharakter des Kammerguts folgte auch die Verpflichtung des Landes, subsidiär, d. h. soweit die Erträgnisse des Kammerguts nach Abzug der Hofhaltungskosten nicht hinreichten, zur Bestreitung der Reichslasten der Landesverwaltungskosten und zur Tilgung der im öffentlichen Interesse gewirkten Kammerschulden beizutragen. So bestimmt schon der Reichsabschied von 1654 in Betreff der Landeslasten, daß dieselben zunächst auf dem Reichsstande selbst lasteten, die Unterthanen jedoch „mit hülflichem Beitrage gehorsamlich an die Hand zu gehen schuldig seien". In Verbindung hiermit stand das Interesse der Landstände an der Erhaltung des Kammerguts und das Bestreben, dies Interesse durch Verbot willkürlicher Veräußerungen des Kammerguts zu wahren. Die Verwaltung der fürstlichen Kammergüter stand in den meisten Ländern unter einer besondern Behörde, der fürstlichen Rent- oder Hofkammer, welche zwar ein landesherrliches Kollegium war, jedoch aus dem ebenangedeuteten Grunde sich der Kontrole der Landstände nicht ganz entziehen konnte.

Was das heutige Recht der Kammergüter anlangt, so ist dadurch, daß mit der Auflösung der deutschen Reichsverfassung die Fürsten souverän wurden, in dem Rechtsverhältnisse des fürstlichen Kammerguts an sich keine Aenderung eingetreten. Dagegen ist die Frage, ob nun die Kammergüter Staatsgut oder Privateigenthum des Landesherrn (Familieneigenthum) seien, Gegenstand vieler staatsrechtlicher Erörterungen geworden und hat die verschiedenste Beantwortung erfahren. Was zunächst die Zuständigkeit des Eigenthums an den Kammergütern anlangt, so erklären mehre Schriftsteller, wie Klüber, von Aretin, Schmelzer, Posse, die Kammergüter für Staatsgut in dem Sinne eines der moralischen Person des Staats zustehenden Eigenthums. Andere Publicisten dagegen, wie Pütter, Zachariä, Leist, Häberlin, Maurenbrecher, Florencourt, Dahlmann, sind im Hinblicke auf den Ursprung der D.n der Ansicht, daß das Eigenthum an denselben dem Landesherrn (oder, wenn man so sagen will, der landesherrlichen Familie) und nicht dem Lande zustehe. Der berühmte Publicist u. Historiker Moser spricht sich in seinem Buche „Von der Reichsstände Landen" dahin aus: Kammergüter seien diejenigen Güter, „deren Eigenthum dem Landesherrn zustehet, und deren Gefälle zu seiner Kammer gezogen werden, um davon seinen u. seiner Familie Unterhalt, auch die ihm obliegenden Regierungs- und andere Ausgaben zu bestreiten". Es ist also wohl zu unterscheiden zwischen der Frage über das Eigenthum u. der über die rechtliche Bestimmung der D.n. Was die letztere anlangt, so ist es unzweifelhaft und überdies auch in allen neueren Verfassungen anerkannt, daß die D.n in sofern den Charakter von Staatsgütern haben, als ihre Einkünfte zur Bestreitung von Staatsbedürfnissen mitverwendet werden müssen. Daher gehen die Kammergüter stets mit der Landeshoheit, als Annexum derselben und als Objekt der Staatssuccession, auf den Regierungsnachfolger über, und die Privaterben des letzten Besitzers als solche haben keinen Anspruch auf die Kammergüter, oder die Kammerintraden, selbst nicht auf die schon vorhandenen Domänenfrüchte. Mag die Eigenthumsfrage in der einen oder andern Richtung entschieden werden, so kann es an sich keinen Unterschied begründen, aus welcher Zeit die Erwerbungen herrühren; es ist gleichgültig, ob das Kammergut aus von Alters her dazu gehörigen Grundbesitzungen, Rechten und Regalien oder aus neuen dazu geschlagenen Erwerbungen besteht. Auch die durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 den deutschen Landesherren zugewiesenen „Regalien, bischöflichen D.n, domkapitelschen Besitzungen und Einkünfte" und „zur Erleichterung ihrer Finanzen ihnen überwiesenen Güter der säkularisirten Stifter, Abteien und Klöster" sind in das Rechtsverhältniß der Kammergüter eingetreten. Der hauptsächliche Unterschied zwischen Kammergut und Staatsgut liegt in Folgendem: 1) Wenn auch von beiden der souveräne Landesherr als Eigenthümer zu betrachten ist, so ist doch beim Staatsgut dies Eigenthum seiner Grundlage nach nur ein staatsrechtliches, beim Kammergut aber ein privatrechtliches, mit staatsrechtlichen Verpflichtungen belastetes. 2) Das Staatsgut darf nur für Staatszwecke benutzt und verwendet werden; beim Kammergut aber hat der Landesherr, sobald jene staatsrechtlichen Verpflichtungen erfüllt sind, bezüglich der Einkünfte freies Dispositionsrecht; die Ueberschüsse fallen ihm zu. 3) Mithin muß auch die Kontrole der Landstände über die Verwaltung und Verwendung des Staatsguts eine viel weiter gehende sein, als beim Kammergute. Dort ist in Betreff aller Veräußerungen, Verpfändungen und neuen Belastungen die Einwilligung der Stände nothwendig, bei den D.n aber folgt ein solches Zustimmungsrecht noch nicht nothwendig aus dem unbestreitbaren Interesse des Landes an der Erhaltung der Substanz des Kammerguts, doch haben neuere Verfassungen in mehr oder weniger ausgedehnter Weise den Ständen allerdings dies Recht eingeräumt. 4) Das eigentliche Staatsgut geht auf jeden Staatssuccessor über, einerlei, ob er sein Recht auf einen erbstaats- od. völkerrechtlichen Titel stützt. Anders ist es bei den D.n in dem Falle, wenn die herrschende Familie die Landeshoheit verliert, indem hierdurch die Eigenthumsqualität nicht alterirt werden kann. So hatte auch die Rheinbundsakte, Artikel XXVII, bestimmt: „Les princes ou comtes actuellement regnans conserveront chacun, comme propriété patrimoniale et privée tous les domaines sans exception. Zu dem Kammergute bezüglich der Kammerintraden gehören regelmäßig Grundbesitzungen (Kammergüter im engeren Sinne), die wegen der meist damit verbundenen Jurisdiktionsstellen auch Aemter genannt werden; Mühlen, Höfe rc.; gutsherrliche Gerechtsame, wie einzelne Frohnen rc.; Forsten, Jagden, Berg-

erke, Salinen, Posten u. andere nutzbare egalien, Zoll, Münze, Koncessionsab- ben &c.; Konfiskationen, Sporteln, achsteuer und Abzugsgelder, Chaussee- d Wegegelder &c.

Neuere Gesetze haben die gemeinrechtlich über s Eigenthum und die Verwaltung der D.n beste- nden Grundsätze vielfach modificirt, besonders seit 15, wo die neuern Verfassungen in den Bundes- aten entstanden; theils ist das ganze Domänen- rmögen für wahres Staatsgut erklärt, theils der ndesherrlichen Familie wenigstens ein beschränk- Verwaltungsrecht vorbehalten, theils aber auch e Theilung der Substanz nach vorgenommen rden. Wo die D.n für Staatsgut erklärt oder ch demselben der Verwaltung nach inkorporirt d, ist dem Landesherrn eine Civilliste festge- t worden, welche entweder in einer Geldsumme s den gesammten Staatseinkünften, oder durch sscheidung eines Theils des Domaniums geleistet rd. In Preußen sind durch das Allgemeine Land- ht, Theil II, Tit. 14, §. 117, die D.n ausdrücklich Staatsgüter, deren besonderes Eigenthum dem aat zustehe, erklärt, der König bezieht eine Civil- e, welche nach der Verordnung vom 17. Januar 20 2,500,000 Thaler betragen sollte. Auch die erische Verfassungsurkunde von 1818 und resp. weiteren Gesetze vom 9. März 1828 und 1. Juli 34 kennen kein Kammergut im früheren Sinne, dern nur Staatsgut und setzen eine auf die ge- mten Staatsdomänen radicirte Civilliste von 50,580 Fl. fest. Die königlich sächsische Verfas- gsurkunde von 1831 unterscheidet zwischen dem aatsgute und dem Fideikommiß des königlichen uses, welches letztere aber nur die Einrichtung das Inventarium der königlichen Schlösser und königlichen Sammlungen umfaßt. Die Civil- e des Königs soll wenigstens 500,000 Thaler be- gen. In Hannover bezeichnete das Staatsgrund- tz von 1833 „sämmtliche zu dem königlichen manio gehörenden Gegenstände als das seinem sammtbestande nach stets zu erhaltende Krongut“. e würtembergische Verfassungsurkunde unterschei- zwischen dem Hofdomänenkammergut u. könig- em Kammergute; ersteres ist Privateigenthum königlichen Familie, letzteres ein vom Königreiche ertrennbares Staatsgut. In der kurhessischen fassungsurkunde von 1831 wird zwischen Staats- mögen, Fideikommißvermögen des kurfürstlichen uses und den für den Bedarf des kurfürstlichen uses vorbehaltenen D.n und Gefällen unterschie- . Die badische Verfassung hält daran fest, daß D.n unbestreitbares Patrimonialeigenthum des genten und seiner Familie seien, läßt aber den rag nach Abzug der Civilliste für Staatskosten wenden. Die großherzoglich hessische Verfassungs- unde vom 17. December 1820 gibt $^1/_3$ der sämmt- n D.n an den Staat, die übrigen $^2/_3$ aber als nilieneigenthum an das großherzogliche Haus. Weimar sind die D.n für Eigenthum des Landes- n erklärt u. bilden eine untrennbare Pertinenz Landeshoheit. In Sachsen-Altenburg sind die D.n ch Vertrag vom 29. März 1849 vom Herzog an Staat abgetreten, dagegen 1854 wieder als Ei- thum des herzoglichen Hauses anerkannt worden. Sachsen-Koburg ist durch neuere Uebereinkunft schen Regierung und Ständen der Ertrag (nicht das Eigenthum, welches dem herzoglichen Hause zu- steht) der Kammergüter zwischen dem Herzog und dem Lande getheilt worden. In Sachsen-Meiningen ist durch Gesetz von 1854 zwar das Eigenthum des herzoglichen Hauses an den D.en anerkannt, dagegen dem Lande vorbehalten worden, einzelne Theile des bisher als Domänengut behandelten Komplexes durch Erbringung des Eigenthumsbe- weises für sich zu vindiciren. In England, Däne- mark, Schweden wurden die D.n schon frühzeitig als Staatsgut anerkannt, ebenso in Frankreich, in den Niederlanden &c.

Schließlich noch einige Worte über die politischen Vortheile und Nachtheile des Domänenbe- sitzes und über die beste Art der Domänenverwal- tung. Hinsichtlich des ersteren Punktes hat man in staatsfinanziellem Interesse darüber Zweifel aufgeworfen, ob der Staat wohl daran thue, „Gü- ter, deren einziger oder vorzüglicher Werth in dem davon zu gewinnenden finanziellen Ertrage besteht, zu erwerben oder im Besitz zu behalten“. Für diese Zweifel sprach die Ansicht, daß die National- wirthschaft unmöglich durch einen Staatsbesitz be- fördert werde, dessen Ertrag doch stets unter dem bleiben werde, welchen der Privateigenthümer dar- aus erzielen würde, und daß demnach ein Zer- schlagen der D.n in mäßige Stücke Privateigenthums durch den leicht auf das Doppelte und Vierfache steigenden Gewinn und das dadurch in gleicher Weise vermehrte Nationaleinkommen nothwendig auch das Staatseinkommen erhöhen müsse durch die gleichmäßig sich vermehrenden Steuern, abge- sehen von den aus dem Verkaufspreise der D.n zu gewinnenden Summen. Gegen diese Ansicht er- hoben sich viele Stimmen, welche zunächst den Satz aufstellten, daß Glück und Wohlfahrt eines Staats durchaus nicht bloß nach dem Maße des in seinem Schooße befindlichen, nach pekuniärem Werthe anzu- schlagenden Besitzthums (insbesondere nach der Größe des in ihm vorhandenen Steuerkapitals) und nach der Menge der alljährlichen Produktion zu schätzen sei. Die Wohlfahrt der einzelnen Glie- der des Staats kann in einem Staate, der keine D.n hat, und wo demnach der Einzelne sämmtliche Staatsausgaben mit bestreiten muß, weniger ge- fördert werden, als in demjenigen Staat, in welchem die D. schon einen großen Theil der Staatsbedürf- nisse decken und der Einzelne mit einer geringen Beisteuer belastet wird. Rotteck nennt die Lehre, welche die Summe des Privatvermögens unbe- dingt und selbst in finanziellem Sinne für Staats- vermögen erkläre, sogar sehr gefährlich, weil dieselbe, mit Konsequenz durchgeführt, den Be- griff des Privateigenthums aufhöbe. Je größer die Steuerforderung, desto geringer das Privat- eigenthum. Noch wichtiger ist aber ein anderer Vortheil des Domänenbesitzes: die Erhöhung und Aufrechthaltung des Staatskredits. In außer- ordentlichen Lagen sind D.n ein sicheres Unterpfand für etwaige nothgedrungene augenblickliche An- lehen; sie sind der Nothpfennig des Staats und dazu kein todter Schatz, sondern ein stets frucht- bringender. Domänentheile, wie Waldungen, Bergwerke &c., können aber schon aus staatspolizei- lichen und nationalökonomischen Rücksichten nicht vom Staatsgute getrennt werden. Nur wenn ein Staat zu viele D.n oder solche hat, die nach Lage,

Beschaffenheit ꝛc. ihm mehr hinderlich als förderlich sind, oder wo dergleichen mit Abschaffung von alten Feudallasten in Konflikt kommen, ist Veräußerung der D.n zuläßlich. Aber auch diejenigen Vortheile, welche eine stückweise Veräußerung der D.n gewähren würden, sind für den Domänenbesitz durch eine zweckmäßige Art der Verwaltung zu gewinnen. In dieser Hinsicht vereinigen sich die Stimmen der meisten staatswirthschaftlichen Schriftsteller dahin, daß das System der Verpachtung dem der Selbstverwaltung in den meisten Fällen vorzuziehen sei, wobei zugleich die Zerschlagung der einzelnen größeren Domanialgüter in mäßige Stücke angerathen wird, weil diese dann in der Regel besser angebaut werden und vergleichungsweise höheren Pachtschilling abwerfen, als große Güter. Aus diesem Grunde zieht man auch der ein- oder mehrjährigen Pachtzeit die lebenslängliche vor. Daß jedoch das System der Verpachtung nicht auf alle D.n bezogen werden kann, versteht sich von selbst, denn Waldungen, Bergwerke u. dergl. werden wiederum aus staatspolizeilichen u. nationalökonomischen Gründen in manchen, ja den meisten Staaten der Selbstverwaltung unterworfen bleiben. Die Verfügung über die Substanz, namentlich über die Veräußerung der D. ist, wie bemerkt, meist an die Genehmigung der Landesvertretung geknüpft; selbst in den Staaten, wo sie als Familienfideikommiß behandelt werden, haben die Stände das Recht, Veräußerungen oder Verpfändungen derselben entgegenzutreten. Im Allgemeinen werden sie in den Verfassungen als unveräußerlich charakterisirt, doch ist wegen Entlastung von Schulden und Hebung des Kredits oder zur Verstärkung der Einnahmen durch einen höhern Erlös und Schaffung neuer Steuerkräfte oder zur Hebung der Industrie und besseren Bewirthschaftung des Grundes u. Bodens in vielen Staaten eine Veräußerung vorgekommen, ja in manchen Staaten ist eine jährliche Summe für den Verkauf im Budget festgestellt.

Eine vollständige Literatur über diesen Gegenstand gibt Klüber, Oeffentliches Recht des deutschen Bundes ꝛc., Frankfurt a. M. 1831, S. 476—480 und 651—653. Außerdem vergl. besonders Moser, Von der Reichsstände Landen, 1769; Posse, Ueber Sonderung reichsständischer Staats- und Privatverlassenschaften, 1790; Schreiber, Ueber Kammergüter u. Civillisten deutscher Fürsten, Leipzig 1831; Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der D.n und Fürstenwürde, Bonn 1842; Kräzer, Ueber Ursprung und Eigenthum der D.n in Deutschland, München 1840; Böttger, Ueber die Kammergüter und D.n in den sächsischen Landen, 1846.

Domaneck (Domanäck), Anton Matthias Joseph, deutscher Bildhauer, 1713 zu Wien geboren, war erst Schüler R. Donners, dann des Direktors van Schuppen, durchwanderte einen großen Theil Europa's, überall Werke seiner Hand, namentlich verschiedene erhabene Metallarbeiten, Vasen von Bronze ꝛc. hinterlassend. Er † zu Wien 1779 als Leiter der Graveur- und Medaillenrklasse bei der k. k. Akademie, sowie der Kommerzialzeichnungsschule. D. gehört zu den besten Künstlern Deutschlands in erhabenen Metallarbeiten.

Dombasle, Joseph Alexandre Matthieu de, französischer Agronom, 1777 zu Nancy geboren, widmete sich der Landwirthschaft, zugleich aber auch dem Studium der Chemie, das ihn in den Stand setzte, wesentliche Verbesserungen in jener, namentlich in Bezug auf die Fruchtwechselwirthschaft, einzuführen. In Verbindung mit Bertier, dem Besitzer des Gutes Roville, gründete er hier eine Musterwirthschaft, deren glücklicher Fortgang ihm den Namen eines zweiten Thaer erwarb. D. † zu Nancy am 27. Dec. 1843. Er schrieb u. A. einen „Essai sur l'analyse des eaux naturelles par des réactifs“ (Paris 1810), „Description des nouveaux instruments d'agriculture“ (das. 1821—22), „Théorie de la charrue“ (das. 1821), „Agriculture pratique et raisonnée“ (das. 1825, 2 Bde.), „Instruction sur la distilation de grains et de la pomme de terre“ (das. 1827). Vergl. seine „Annales agricoles de Roville“ (6 Bde.).

Dombe (Dombie), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, in flacher und morastreicher Gegend, gut gebaut, hat 2 Kirchen und 3008 Einwohner (1/8 Juden), unter denen sich eine Menge geschickter Tuchweber, Gerber, Hutmacher u. Drahtzieher findet, deren Fabrikate auf 7 Jahrmärkten starken Absatz finden.

Dombes, Landschaft, ehemals Fürstenthum, im östlichen Frankreich, in der Bourgogne, bildet mit der Grafschaft Bresse ein Plateau von 18 Meilen Länge. Während aber letztere ein fruchtbarer und gesunder Landstrich ist, bewohnt von kräftigen und arbeitsamen Menschen, ist D. kalt, feucht u. neblig, voll ungesunder Teiche und mit einer schwachen Bevölkerung. Die Hauptstadt der Landschaft, die gegenwärtig einen Theil des Departements Ain ausmacht, ist Trévoux.

Dombey, Joseph, namhafter französischer Naturforscher, den 22. Febr. 1742 zu Macon geboren, studirte zu Montpellier Heilkunde, beschäftigte sich aber vorzüglich mit Botanik u. ward 1777 vom Minister Turgot zugleich mit Ruiz u. Pavon nach Peru gesandt, um Pflanzen zu sammeln, die in Europa mit Nutzen akklimatisirt werden könnten. Das Schiff, auf welchem er die Früchte seiner Reise, 2 reiche Herbarien, Sämereien, Mineralien, Alterthümer, von Lima aus nach Europa sandte, ward zwar zuerst von den Engländern genommen, doch wurden die Sammlungen in Lissabon für spanische Rechnung zurückgekauft und die getrockneten Pflanzen und die Sämereien nach Frankreich gesandt. Im Auftrage der spanischen Regierung untersuchte D. darauf die Quecksilberminen von Chile, entdeckte eine neue bei Tarilla, sowie eine Goldmine u. erstattete über alle diese Untersuchungen dem spanischen Minister ausführlichen Bericht, doch ging das Schiff, welches diesen sammt neuen Sammlungen für den König von Spanien trug, unter. Als man deshalb bei seiner Rückkehr 1785 in Spanien von ihm die Hälfte der für den König von Frankreich bestimmten und seiner eigenen Sammlungen verlangte, floh D. nach Frankreich und zog sich nach Lyon zurück. Beim Ausbruch der Revolution ließ er sich vom Wohlfahrtsausschuß den Auftrag geben, der Regierung der Freistaaten von Nordamerika die Normalmaße der französischen Republik zu überreichen, zugleich auch Getreide einzukaufen u. über wissenschaftliche u. Handelsgegenstände Erkundigungen einzuziehen, ward im Hafen von Port-à-Pitre auf Guadeloupe als Agent der Republik gefangen, durch einen Auf-

d der **Republikaner** jedoch wieder befreit, fiel von Neuem in die Hände von zwei Kapern, d trotz seiner Verkleidung eines spanischen Ma- n als Franzose erkannt und endete in einem ingniß auf Montserrat im Mai 1795. Sein barium befindet sich im pariser Museum der Na- eschichte und enthält gegen 1500 wohlerhaltene nzenarten nebst einer handschriftlichen Beschrei- g derselben.

ombeya *Cav.*, Pflanzengattung aus der Familie Geraniaceen, charakterisirt durch den abfälligen h mit 3blätteriger Hülle, die 5 Blumenblätter, Staubfäden, wovon 5 beutellos, den 5spaltigen ffel und die lederige, 5fächerige Kapsel mit einem nen in jedem Fache, Sträucher in Ostindien und der Insel Bourbon, von denen D. umbellata . mit länglich-herzförmigen, ausgeschweiften, ten Blättern u. vielblüthigen, rundlichen Dol- im Baste ein zur Verfertigung von Seilen ichbares Material liefert.

ombovar, Flecken im ungarischen Komitat na, mit 1645 Einwohnern und den Ruinen des n berühmten Schlosses Dombo.

ombrawa (Dombra), Stadt im europäisch- ischen Gouvernement Grodno, Kreis Sokolka, einer Kirche, 2 Schulen, mehren Kaufhallen und 4 Einw. (viele Juden), die auf 3 Jahrmärkten an- lichen Handel mit Vieh, Wolle, Leder, Roggen, hweizen u. anderen Landesprodukten betreiben. der Nähe liegt das katholische Dominikanerklo- Rosanystok in einer angenehmen Gegend.

ombrowitza, Stadt im russisch-polnischen Gou- rement Warschau (Masovien), mit 2 Kirchen 2500 Einwohnern (1/10 Juden), welche Tuch, r u. Spiritus fabriciren und 7 lebhaft besuchte rmärkte unterhalten. In der Nähe die mit D. tetem Verkehr stehenden Fabrikstädte Bratzla- und Lubranier, welche schon zu Kujavien ge- en.

ombrowski, Jan Henryk, polnischer General, 29. August 1755 zu Pierszowice in der krakauer iowodschaft geboren, machte 1792 unter dem Für- Poniatowski den Feldzug der Polen gegen Ruß- d mit, ward schon 1793 Vicebrigadier in Byk- ski's Generalstab und unternahm während der urrektion unter Kosciuszko 1794 die Unter- zung des Aufstandes im Posenichen. Zum Ge- almajor ernannt, befehligte er den linken Flügel Schlachtlinie bei Warschau und vertheidigte e Stadt erfolgreich, worauf er zum Generallieu- nt befördert wurde. Am 13. Sept. 1794 setzte iber die Bzura, schlug die Preußen, besetzte die na und schloß den Streifzug mit der Einnahme Bromberg. Seine Bitte um die Erlaubniß Errichtung einer polnischen Legion wurde vom nzösischen Direktorium genehmigt und er zur sführung dieses Planes zu Bonaparte nach Ita- n gesandt. Schnell hatte er zu Mailand eine nische Legion gebildet, die unter seiner Führung allen Waffenthaten der französischen Heere in lien Theil nahm und am 3. Mai 1798 siegreich Rom einzog. Glänzende Beweise seiner Tapfer- gab D. in dem Feldzuge von 1799—1800 unter uvion St. Cyr und Masséna. Nach der Schlacht Marengo bildete er mit Hülfe des Generals ielhorski zwei neue polnische Legionen und nahm t ihnen am 13. Januar 1801 den wichtigen Po- sten von Casabianca bei Peschiera mit Sturm. Nach dem Frieden von Amiens trat er als Divisionsgeneral in die Dienste der cisalpinischen Republik u. später in die des Königs von Neapel. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena die Absicht zeigte, das Königreich Polen wiederherzustellen, erließen D. und Wybicki unterm 1. Nov. 1806 einen Aufruf an ihre Landsleute, und bald darauf zog ersterer an der Spitze zweier polnischen Divisionen in Warschau ein. Im Verein mit den sächsischen und badischen Truppen belagerte er hierauf Danzig, nahm nach dem siegreichen Gefecht bei Graudenz mit 7000 Polen seine Stellung am linken Weichselufer und führte bei Dirschau die Kolonnen selbst ins Feuer. Kaum von der hier empfangenen Wunde geheilt, ward er bei Friedland, wo seine Division viel zum Siege beitrug, abermals verwundet. In den Jahren 1807 u. 1808 hielt er mit seinen Truppen Posen besetzt, drängte im Mai 1809 die Oesterreicher von Bromberg bis nach Galizien zurück und schützte Bromberg und Krakau, sowie die Brücke von Thorn gegen die feindlichen Kavallerieangriffe. Im Feldzuge von 1812 befehligte er eine der drei Divisionen des 5. Armeecorps. Auf dem Rückzuge trug D. an der Spitze seiner Division und des fast gänzlich aufgelösten poniatowski'schen Corps wesentlich zur Förderung des Uebergangs über die Beresina bei, wobei ihm seine Hand zerschmettert wurde. Im Jahre 1813 zeichnete er sich, mit seinen Polen einen Theil des 7. Armeecorps bildend, besonders in den Treffen bei Teltow, Großbeeren und Jüterbogk aus. In der Schlacht bei Leipzig behauptete er bis zum letzten Augenblicke des Rückzugs die wichtige Stellung, an die sich der linke Flügel der französischen Armee lehnte, und vertheidigte unerschrocken die hallesche Vorstadt gegen die Angriffe der Preußen. Nach Poniatowski's Tode führte er die Ueberreste der polnischen Armee über den Rhein und ward nach Napoleons Abdankung von Alexander zum General der Kavallerie und zum Senator-Woiwoden der polnischen Landstände ernannt. Doch zog er sich schon 1816 auf sein Landgut Wina-Gora im Großherzogthum Posen zurück, der Landwirthschaft und den Wissenschaften lebend. Hier schrieb er Denkwürdigkeiten aus seinem Leben und eine Geschichte der polnischen Legionen in Italien, die er nebst seiner nicht unbedeutenden Bibliothek und andern Merkwürdigkeiten der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zum Geschenk machte. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes von 1831—32 ward diese „Dombrowski-Sammlung" nach Petersburg entführt. Er † am 6. Juni 1818.

Domel, Insel des den Briten gehörenden Merguiarchipels, an der Küste der Landschaft Tenasserim in Hinterindien, hoch und bewaldet und ein Hauptfundort der eßbaren Vogelnester u. Perlenwurzeln.

Domène (Domeinaz, Schwarzsee), Alpensee im schweizer Kanton Freiburg, in den Bergen zwischen Plasseyen und Jaun, 3580 Fuß über dem Meere, gibt der Sense den Ursprung. In der Nähe eine 1783 entdeckte schwefelhaltige Mineralquelle.

Domenichino, Maler, s. Zampieri.

Domer (Doomer), holländischer Maler, besonders trefflicher Zeichner, Nachahmer Rembrandts, 1647 geboren, lebte wahrscheinlich zu Alkmar, machte sich namentlich durch seine Federzeichnungen bekannt.

die sich, mit Bister lavirt, theils in Aquarell, theils in rother und schwarzer Kreide ausgeführt, zahlreich in den Kabineten finden.

Domesdaybook (Doomsdaybook, engl.), eins der ältesten englischen Rechts- und Geschichtsdenkmale, enthält die Ergebnisse einer statistischen Aufnahme der Grafschaften, Hundrede etc., die Wilhelm der Eroberer 1086 in England bewerkstelligen ließ. Das Werk ward 1783 in 2 Foliobänden herausgegeben, wozu 1816 noch 2 Supplemente, darunter Ellis' „General introduction to D." (London 1833, 2 Bde.), kamen. Im Jahre 1861 erschien eine photographische Nachbildung eines Theiles der alten, noch in der Schatzkammer aufbewahrten Handschrift.

Domesnäs (Domsneß), Vorgebirge in der Ostsee, am Meerbusen von Riga, die nordöstlichste Spitze Kurlands bildend, fällt in einer mäßigen Höhe, aber steil in das Meer ab und hat ein breites Riff vorgelagert, welches sich fast bis an die Insel Oesel erstreckt. Es werden daher hier zur möglichsten Sicherung der Schifffahrt an zwei Stellen der kurischen Küste Leuchtfeuer unterhalten.

Domestici, Haustruppen der römischen Kaiser, Leibwache des Regenten; ihr Anführer hieß Comes domesticorum. Justinian erhöhte sie von 3500 Mann auf 5000. Im Mittelalter s. v. a. Leudes.

Domestik (v. Lat.), männlicher oder weiblicher Bedienter.

Domfreiheit, in den Städten, wo Domstifter sind, der meist zunächst der Domkirche gelegene Theil, welcher unter der polizeilichen Aufsicht und Jurisdiktion des Domstifts steht.

Domfron (Domfront), Bezirksstadt im französischen Departement Orne, auf einem Felsen, welcher eine 238 Fuß tiefe Spalte hat, in der die Varennes fließt, schlecht gebaut, mit Ruinen des alten, ehemals sehr festen Schlosses Talvas, Fabriken für Leinwand und grobe Zeuche und 2840 Einw.

Domicil (v. Lat., Wohnort), im Allgemeinen der Ort, wo sich Jemand bleibend aufhält. In der Jurisprudenz unterscheidet man ein Domicilium voluntarium, d. i. freiwilliges D., von dem D. necessarium, d. i. nothwendigen D., welches letztere bei den durch ihre amtliche Stellung oder sonstige Dienstverhältnisse an einen bestimmten Ort gewiesenen Personen, sowie bei Ehefrauen, welche das D. ihres Mannes theilen, Statt findet (vgl. Heimat). Im Handelswesen ist D. der Ort (die Adresse), wo ein Wechsel bezahlt werden soll; domiciliren heißt daher einen Wechsel an einen Andern, als den Bezogenen, zur Bezahlung anweisen. Domicilirte Wechsel sind entweder domicilirte Tratten, wenn der Wohnort des Bezogenen kein Wechselplatz ist, oder mit dem Orte der Ausstellung in keinem direkten Kursverhältniß steht, oder domicilirte eigene Wechsel, in Deutschland meist Meßwechsel. Vgl. Wechsel.

Dominante (lat. chorda dominans), der herrschende Ton, von den älteren Tonlehrern auch Quinta toni, die fünfte Stufe (Quinte) in der Leiter einer Tonart genannt, in sofern derselbe als Grundton, Grundbaß eines Akkordes betrachtet wird. Ihren Namen führt die D. daher, weil dieser fünfte Ton mit seinen Akkorden nächst der Tonica (dem Grundton einer Tonart) vor allen andern Tönen und ihren Akkorden in derselben Tonart der bei weitem vorherrschendste ist. Dominantakkord ist daher im Allgemeinen jeder Dreiklang, Septimen- oder Nonenakkord, der auf die D., also die fünfte Stufe einer Tonart basirt ist; im Besondern aber wird der Septimenakkord auf der D., mit großer Terz, großer Quinte und kleiner Septime, Dominantakkord genannt, als der wesentlichste aller Akkorde, welcher die betreffende Tonart am deutlichsten anzeigt. Vgl. Akkord. Die D.n der Tonarten, in welche im Verlauf eines Tonstücks ausgewichen worden ist, werden Nebendominanten genannt, während die D. der Haupttonart den Namen tonische D. führt. Unter- oder Subdominante heißt die Quinte, welche vom Grundton einer Tonart abwärts gezählt wird, während die eigentliche D. (Oberdominante) vom Grundton aufwärts gerechnet wird. Es ist also z. B. von C aus aufwärts der Ton g die eigentliche oder Oberdominante, und abwärts der Ton f die Unterdominante.

Domingo, Stadt, s. San Domingo.

Dominica (lat., d. dies), Tag des Herrn, s. v. a. Sonntag, weil Christus an einem solchen auferstand. D. in albis (stolis), der weiße Sonntag, der erste Sonntag nach Ostern, weil in der alten Kirche die zu Ostern Getauften an ihm zum letzten Male im weißen Gewand erschienen; D. olivarum s. palmarum, der Palmsonntag.

Dominica, Insel, s. Dominique.

Dominica, Annia, Gemahlin des Kaisers Valens, den sie als eifrige Arianerin zur Verfolgung der Orthodoxen reizte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Adrianopel (378), in welcher Valens mit der Blüthe des römischen Heeres fiel, vertheidigte sie Konstantinopel gegen die andringenden Gothen und bewog diese zum Rückzuge.

Dominicale (lat.), Abendmahlstuch, welches den Kommunicirenden von besonders dazu bestellten Ministranden beim Genusse des Sakraments vorgehalten wird, ist jetzt meist nicht mehr in Gebrauch.

Dominicales lectiones (lat., Dominikalien), die Abschnitte der heiligen Schrift, die an Sonntagen in der Kirche verlesen werden.

Dominicum (lat.), das Kirchenvermögen, der Schatz der Kirche; auch die Kirche selbst; dann die Abendmahlsfeier oder Messe.

Dominicus de Guzman, der Stifter des Dominikanerordens, 1170 zu Calaruega in Altkastilien geboren, studirte zu Valencia Philosophie und Theologie, zeichnete sich dabei durch Ascese wie durch Bekehrungseifer aus und ward 1199 als Chorherr nach Osma berufen, wo er die verwilderten Chorherren durch sein Beispiel zur Besserung vermochte. Auf einer Reise mit seinem Bischof nach Frankreich lernten Beide die Albigenser kennen und beschlossen die Bekehrung derselben, wozu ihnen Papst Innocenz III. die Erlaubniß ertheilte. Nach dem Tode des Bischofs setzte D. sein Werk allein fort, unter großen Gefahren, aber nicht selten mit gutem Erfolge; denn mehr als Feuer und Schwert der päpstlichen Legaten wirkte D.' milde Belehrung. Seine 16 Gehülfen verband er 1215 zu einem Predigerorden (s. Dominikaner) u. lebte seit 1218 meist in Rom und Bologna, wo er, wie zu Metz und Venedig, Klöster anlegte. Die Vereinigung seines Ordens mit den Franciskanern konnte er nicht bewerkstelligen. Er † zu Bologna 1221 und ward 1233 heilig gesprochen. Die Legende schmückte sein Leben

t **einer Menge** von Wundern aus. Seine Bio-aphie gaben **Jordanus**, der erste General des ominikanerordens, **Lacordaire**, Vie de Saint minique, Brüssel 1848; **Caro**, St. Dominique les Dominicains, Paris 1853.

Dominikalsteuer, in Oesterreich die von den undstücken des Adels und der Geistlichkeit zu ent-itende Steuer; auch die in manchen Ländern auf grundherrlichen Renten gelegte geringere Steuer Gegensatz zu den gewöhnlichen Steuern anderer undeigenthümer.

Dominikaner, ein 1215 von **Dominicus de** zmann (s. d.) gestifteter und am 22. December 16 vom Papste Honorius III. bestätigter Mönchs-en. Die Fehden gegen die Albigenser, deren kehrung der fromme Chorherr Dominicus mit n Bischof Diego unternommen, riefen in erste-n den Entschluß hervor, einen Orden zur Bekeh-ng der Ketzer überhaupt zu gründen. In Verbin-ng mit 10 andern Vätern, worunter auch sein uder **Menez de Guzman**, setzte er 1215 auf Kirchenversammlung zu Rom die päpstliche Be-tigung durch, die auch 1216 in einer besonderen lle öffentlich erfolgte, und gab darauf den Reli-sen in dem von ihm selbst gestifteten Kloster **ouille** bei Toulouse eine auf die Regeln Augu-s und namentlich der Prämonstratenser gegrün-e Konstitution. Strenge Armuth, Gebrauch wol-er statt leinener Kleider, beständiges Stillschwei-, gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen, strenges sten an allen Kirchenfesten und vom 14. Oktober Ostern waren die Hauptsatzungen der Kongre-ion. Die Bekehrungsversuche der einzelnen tglieder derselben durch das ganze katholische ropa bewirkten bald eine allgemeine Verbreitung es Ordens; so entstanden z. B. die Klöster in ris, hier, weil ihr erstes Kloster in der Jakobs-ße entstand, **Jacobins** genannt, zu Metz, Be-ig, Bologna und Rom, wo der Ordensgeneral dirte. Auf dem ersten, 1220 zu Bologna ver-melten Generalkapitel, wo der Orden vom Papste Titel Fratres Praedicatores (**Prediger-nche**) erhielt, sah Dominicus bereits Abgeord-e aus 60 in 8 Provinzen getheilten Klöstern um versammelt. Auf dieser Versammlung wurde den früheren Artikeln noch das Gebot hinzuge-t, daß der Orden nie Grundeigenthum und fixe künfte besitzen, sondern lediglich von Almosen n, also ein **Bettelorden** sein sollte, sowie noch gendes bestimmt: Kein Dominikanerkloster sollte tan einen Laien in den Orden aufnehmen, die hl des Ordensgenerals wie der Provincialen u. finitoren künftig nicht mehr dem Papste, sondern Orden zustehen, jährlich ein Generalkapitel ab-hselnd zu Paris und Bologna abgehalten u. in en Städten Lehrstühle für die D. errichtet wer-. Schon dieser letztere Umstand trug bei der un-euern Menge der aus allen Ländern zu diesen iversitätsorten zusammenströmenden Studiren-nicht wenig dazu bei, dem Orden ein bedeuten-Uebergewicht über die übrigen Mönchsorden zu ähren; außerdem war unter den vielen ihm vom pste zugestandenen Privilegien, wie der Lehrfrei-, der Erlaubniß, überall zu predigen 2c., ganz nders das 1232 ihm von Gregor IX. übertragene **quisitionsgericht** eine Waffe, welche die D. t allein über den ganzen Klerus erhob, sondern sogar weltliche Fürsten, ja ganz Europa Jahrhunderte lang in Furcht setzte. Ausgerüstet mit ungemeiner Macht (sie standen lediglich und unmittelbar unter dem Papste und konnten selbst Bischöfe vor Gericht ziehen), ermuthigt durch das Vorurtheil der Zeit, das sie theilten, durch die Hülfe der weltlichen Fürsten, sowie durch die Gunst des durch Predigten u. Ablässe gewonnenen Volkes, die Armuth des Ordens, unterstützt durch die päpstliche Militia Jesu Christi contra Haereticos, durch die weite Verzweigung des Ordens, endlich durch das Amt ihres Großmeisters als Magister palatii, den Index librorum prohibitorum und purgandorum zu führen, breiteten sie ihre Herrschaft über Italien, Deutschland, Polen, Frankreich, Spanien, Portugal, später sogar über Ostindien und Amerika aus. In Spanien allein besaß der Orden unter einem Generalinquisitor 15 Provinzialinquisitoren und 20,000 Familiaren des heiligen Officiums. Llorente berichtet, daß allein in diesem Lande von 1481—1808 von den D.n 341,021 Individuen bestraft, davon 31,912 wirklich, 17,659 im Bildniß verbrannt, 291,456 mit strengen Bußstrafen belegt worden seien. Doch ist auch anzuerkennen, daß sie durch ihre schon im 13. Jahrhundert bis in den Orient verbreiteten Missionen, durch ihre Bildung und Gelehrsamkeit, die ihnen Lehrfreiheit an den Universitäten und selbst Eingang an den Höfen der Fürsten errang, und durch ihre hieraus hervorgehende Wirksamkeit für Wissenschaft und Kunst vielfach Segen gestiftet haben. Wir nennen aus der großen Zahl namhafter Männer, die den D.n angehörten, nur Thomas von Aquino, Meister Ekkard, Johann Tauber, Heinrich Suso, Savonarola, Las Casas, Vincenz Ferrier, Vincenz von Beauvais. In seiner glänzendsten Periode zählte der Orden über 150,000 Mitglieder in 45 Provinzen, darunter 11 außer Europa, und in 12 Kongregationen unter eigenen Generalvikaren. Nicht immer hat sich der Orden auf der gleichen Höhe strenger Sitte und Zucht erhalten, daher zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Provinzen Verbesserungsversuche gemacht wurden, welche zur Bildung von Kongregationen unter besonderen Generalvikaren führten. Die letzte und namhafteste war die zum heiligen Sakrament, welche Anton le Quieu 1636 in Frankreich stiftete. Durch die Reformation büßte der Orden 400 Klöster ein. Die französische Revolution raubte ihm alle Klöster in Frankreich und Belgien, die meisten in Deutschland, viele in Italien, wo er aber jetzt wieder emporblüht, einzelne in Ungarn und der Schweiz. Der Fall der Inquisition brach auch seine Macht. In Ostindien und Südamerika nimmt er jetzt ab, in Nordamerika zu. Wie aller Bettelorden, so ist auch der D. Verfassung streng monarchisch. Alle Kongregationen und Provinzen stehen unter einem Generalvikar, dessen Residenz Rom ist; die Klosteroberen heißen Prioren. Die 1220 zu Bologna bestimmte **Ordenskleidung** der D. besteht in weißem Rocke und Skapulier, woran das Käppchen befestigt ist, und einem schwarzen Mantel mit spitzer Kapuze. Die **Tertiarier** der D., welche zur Zeit der Inquisition ihre Befehle exekutirten, bildeten seit 1234 den dritten Orden der D. unter dem Namen des **Ordens der Buße des heiligen Dominicus**, in dem nur die weiblichen Ordensglieder klösterlich leben. Seit Papst Martin V. 1425 das Verbot des Besitzes

von Grundeigenthum aufgehoben, erhielt der Orden von allen Seiten Schenkungen u. wurde bald einer der reichsten. Vergl. Caro, St. Dominique et les Dominicains, Paris 1853.

Dominikanerinnen (Dominikanerpriesterinnen, Dominikanessen), gestiftet 1206 vom heiligen Dominicus zu Prouille bei Toulouse, zählen jetzt nur noch wenige Klöster in Italien, Frankreich, Belgien, Ungarn, Amerika und Bayern, wo sie sich auch der Erziehung von Mädchen widmen.

Dominikanische Republik, s. Hayti.

Dominique (spanisch Dominica), eine den Briten gehörige Insel der kleinen Antillen in Westindien zwischen den beiden französischen Inseln Martinique und Guadeloupe, 13,9 □Meilen groß, hat ein gebirgiges Innere, das von tiefen Schluchten und brausenden Gießbächen durchschnitten ist u. im Morne Diablotin über 5500 F. sich erhebt. Das Gebirge ist vulkanischer Natur, reich an Solfataren, aus denen man viel Schwefel gewinnt, wie an heißen Quellen, und großentheils mit Wäldern von Rosenholz und andern kostbaren Holzarten bedeckt. Das Klima ist feucht und ungesund, der Boden aber sehr fruchtbar. Die Küsten sind eben, aber ohne Häfen. Wild, Geflügel und Schweine, sowie wilde Bienen sind in Menge vorhanden, und auch der Fischfang ist sehr ergiebig. Man erzeugt Zucker, Melasse, Rum, Kakao und Kaffee, auch etwas Mais u. Tabak. Die Zahl der Einwohner beträgt 22,220, darunter nicht ganz 1000 Weiße; im Uebrigen größtentheils freigewordene Sklaven. Von den älteren Bewohnern, den Karaiben, zählte man 1790 noch 30 Familien; jetzt scheinen sie ganz verschwunden zu sein. D. gehört administrativ zum britischen Gouvernement Antigua oder der Leewardsinseln u. ist eingetheilt in das hohe und niedere Land. Die wichtigsten Orte sind die Hauptstadt Roseau an der Südwestküste, mit befestigtem Hafen und 4000 Einwohnern, u. Portsmouth im Nordwesten. D. wurde von Columbus am 3. Nov. 1493, einem Sonntage, entdeckt und nach dem Tage des Herrn benannt. In der Folge war der Besitz der Insel lange Zeit zwischen England und Frankreich streitig. Die Franzosen besetzten sie im 17. Jahrhundert und behaupteten sich in ihrem Besitz bis 1759, wo die Engländer sie eroberten, welche auch der Friede zu Fontainebleau 1762 als Herren der Insel anerkannte. Im nordamerikanischen Freiheitskriege eroberten sie 1778 die Franzosen von Neuem, mußten sie aber 1783 den Engländern zurückgeben, denen sie nochmals im Frieden von 1814 zugesichert ward. Vgl. Atwood, Geschichte von D., deutsch 1795.

Dominium (lat.), ursprünglich s. v. a. häusliche Herrschaft, Hausregiment; dann s. v. a. Besitz, Eigenthum, insbesondere s. v. a. Rittergut; s. Eigenthum.

Dominium fundatum in gratia (lat.), Herrschaft beruht auf Gnade, auf die bürgerliche Obergewalt bezüglicher Satz, welcher besagen soll, daß diese Obergewalt, weil auf göttlicher Gnade (gratia divina) beruhend, wie das göttliche Recht (jus divinum) unbedingt und unumschränkt sein müsse; Rechtfertigung des politischen Absolutismus.

Domino (fran. und ital.), sonst Wintermantel der Geistlichen, der nur bis über die Brust herab reichte, jetzt Maskentracht für Herren und Damen, in einem langen seidenen Mantel mit weiten Aermeln und einer Kapuze (Bajutte) bestehend, früher stets schwarz, jetzt auch bunt.

Dominospiel, Spiel, das mit länglichen, platten Steinen von Serpentin, Elfenbein oder Knochen (Dominosteinen) gespielt wird, von denen jeder zwei durch Augen, wie auf Würfeln, bezeichnete Zahlen von 0—6 hat, so daß jede Zahl einmal doppelt und einmal mit einer andern Zahl vorkommt. So gibt es in einem vollen Spiel 7 . 7, d. i. 49 Steine. Läßt man die Nullen weg, so braucht man bloß 6 . 6, d. i. 36 Steine; auch hat man kleinere Spiele von 21 Steinen. Es können 2 oder mehre Personen spielen. Jeder Spieler enthält eine bestimmte Anzahl Steine, so daß dieselben entweder aufgehen, oder ein Theil zum Kauf zurückbleibt. Einer setzt nun einen Stein aus, der Folgende setzt einen Stein, der eine Zahl des ausgesetzten enthält, daran; hat er keinen entsprechenden Stein, so muß er kaufen, oder er wird, wenn nichts mehr zu kaufen ist, übersprungen, und es setzt der Nachfolgende. So wird fortgefahren, bis einer der Spieler alle Steine angebracht hat. Dieser ist Domino und hat das Spiel gewonnen. Die Uebrigen bezahlen ihm für jeden Stein, den sie noch haben, oder auch für jedes Auge einen bestimmten Preis und können, nach Verabredung, auch das Spiel fortsetzen, so daß ein Zweiter und Dritter Domino wird u. nur Der, welcher noch ganz zuletzt Steine behält, an Alle verliert. In der Regel spielt man von der Linken zur Rechten. Das D. ist von Italien ausgegangen, wird aber jetzt am meisten in Frankreich gespielt.

Dominus (lat.), Herr, Gebieter, Ehrenname heidnischer Gottheiten, in der christlichen Zeit Gottes und Jesu; bei den alten Römern des Hausherrn (d. major) u. des ältesten Sohnes (d. minor) desselben.

Dominus ac Redemtor noster (lat.), Unser Herr und Erlöser, päpstliche Bulle (s. d.).

Dominus vobiscum (lat., der Herr sei mit euch), in der katholischen Kirche Gruß des Priesters an das Volk (salutatio ecclesiastica) beim Beginn des Altardienstes, worauf die Gemeinde antwortet: et cum spiritu tuo (und mit deinem Geiste). Die Formeln sind aus Ruth 2, 4 und 2. Tim. 4, 22 genommen und verdeutscht auch in den protestantischen Gottesdienst übergegangen. Ebenso heißt auch eine Formel in den Tageszeiten der Geistlichen; hat der Geistliche noch nicht den Grad eines Diakonen erlangt, so darf er nur sprechen: Domine exaudi orationem meam.

Domitiana quaestio (lat.), domitianische Frage, eine lächerliche, einfältige Frage, benannt nach dem römischen Rechtsgelehrten Domitius Labeo, bei dem Juventius Celsus in einer Zeugenfrage eine solche Frage vorgelegt hatte.

Domitianus, Titus Flavius, römischer Kaiser, Sohn des Vespasianus, Bruder und Nachfolger des Titus, 51 n. Chr. geboren, ward nach der Ermordung des Vitellius zu Rom Cäsar, mißbrauchte aber schon damals durch willkürliches Ein- und Absetzen der ersten Magistrate seine Gewalt. Sein Zug gegen Civilis endete schon in Lyon, da Cerealis die Bataver bereits besiegt hatte. Mit der Ankunft des Vespasianus zu Rom mußte D. vom öffentlichen Schauplatze abtreten; auch unter des Titus Regierung lebte er zurückgezogen, mit Deklamiren und Versemachen beschäftigt. Nach dem Tode seines wahrscheinlich durch ihn vergifteten Bruders wurde

1 Lager zum Imperator ausgerufen (81). Seine
erung begann mit dem Erlasse mehrer zweck=
igen Gesetze und strenger Aufsicht über die Be=
n der Provinzen; bald jedoch zeigte sich D. in
r wahren Gestalt. Eitel und herrschsüchtig, zu=
) aber unfähig, Ehrfurcht und Liebe sich zu ge=
ien, verfolgte er Alle, welche darin ihn über=
n. Der verdienstvolle Agricola, der Besieger
nniens, wurde zu einem Triumphe heuchlerisch
Rom gerufen und später ermordet; ebenso
: viele edle Senatoren als Opfer des eifersüch=
Tyrannen, Andere, namentlich die Philosophen,
en Italien verlassen. Mit der furchtbarsten
nge wurde jede freie Aeußerung geahndet, und
ersten Male erfuhr in jener Zeit Rom „das
und Aeußerste in der Knechtschaft, die Ent=
ng des freien, gemeinsamen Sprechens und
ns durch Nachspürerei und Untersuchungen"
t., Agric. 2). Gewaltthätige Gelderpressungen
n den ungeheuren Aufwand bestreiten, welchen
Spiele und die militärischen Solderhöhungen,
s die Sicherung des Thrones bezweckend, so=
er prachtvolle Wiederaufbau des Kapitoliums
rten. Die Sage einer Christenverfolgung durch
nag vielleicht durch seine strenge Eintreibung
on den Juden des römischen Reichs zu zahlen=
Zolls (fiscus judaicus), worunter auch die
ien leiden mochten, veranlaßt sein. In Folge
Zugs gegen die Katten 83 legte D. am Mittel=
u. Main den Grenzwall gegen das freie Ger=
en an und prahlte deshalb auch mit dem Bei=
n Germanicus u. einem mit gekauften Sklaven
rten Triumphe, allein seine Niederlagen gegen
Markomannen, Quaden und gegen Decebalus
dem Frieden mit letzterem bedeckten den rö=
en Namen mit Schmach. Glücklicher waren
eldherren in der Bekämpfung des gefährlichen
Grers L. Antonius in Obergermanien und der
nonen in Afrika. Ein Täfelchen, worauf der
nn die nächsten Hinrichtungen verzeichnet hatte,
welches in die Hände der Bedrohten fiel, rief
s derselben, an der Spitze die Kaiserin Domitia
na, die Kämmerer Parthenius, Sigerius und
lus, eine Verschwörung hervor, in deren Folge
m 18. September 96 durch den Freigelassenen
anus ermordet wurde.

mitius, römisches plebejisches Geschlecht, das
t zwei Familien schied, deren eine den Namen
nus, die andere den Namen Ahenobarbus
Die namhaftesten Sprößlinge desselben sind:
Cnejus D. Calvinus, 62 v. Chr. Legat
. Valerius Flaccus in Asien, 59 Volkstribun
ls solcher auf Seiten des Konsuls M. Bibulus
dessen Amtsgenossen J. Cäsar und den Tri=
t Vatinius, 56 Prätor u. 53 mit M. Valerius
ila Konsul, befehligte nach dem Ausbruche des
erkriegs 49 zuerst unter Curio in Afrika,
in Macedonien und Thessalien, nament=
t der Schlacht bei Pharsalus gegen Metellus
o. Hierauf von Cäsar mit der Verwaltung
s betraut, gerieth er hier in Krieg mit Phar=
, gegen den er zwar bei Nicopolis unglücklich,
glücklicher aber bei Zela kämpfte. Bald dar=
kriegte er in Afrika den Considius und diente
Cäsars Ermordung dem Octavianus und
nius. Beauftragt, von Brundusium Truppen
das jonische Meer zu führen, ward er auf der
Ueberfahrt von L. Statius Murcus und Cn. Domi=
tius Ahenobarbus geschlagen, erhielt aber dennoch
40 abermals das Konsulat und im folgenden Jahre
als Provinz Spanien. Das von den spanischen
Städten zur Feier seines Triumphs 36 gegebene
Geld verwandte er größtentheils zum Wiederaufbau
der abgebrannten Regia in der Via sacra.

2) Cnejus D. Ahenobarbus, focht in der pharsalischen Schlacht, kehrte 46 v. Chr. nach Rom zurück u. ward 43 als angeblicher Theilnehmer an der Verschwörung gegen Cäsar geächtet. Von Brutus u. Cassius 42 gegen die Triumvirn ins jonische Meer gesandt, brachte er mit Statius Murcus dem Domitius Calvinus eine große Niederlage bei. Nach dem Tode des Brutus und Cassius setzte D. den Krieg selbstständig fort, kreuzte mit 70 Schiffen im jonischen Meere und verheerte die den Triumvirn unterwürfigen Küstenländer, bis Asinius Pollio an der unteritalischen Küste zwischen ihm und Antonius eine Aussöhnung vermittelte. Er bekleidete nun längere Zeit die Statthalterschaft in Bithynien, nahm 36 an dem unglücklichen Feldzuge des Antonius gegen die Parther Theil, ward 32 mit C. Sosius Konsul, wirkte als solcher so viel als möglich für die Erhaltung des Friedens, floh, als der Krieg zwischen Antonius und Octavianus dennoch ausbrach, zu ersterem nach Ephesus, ging aber kurz darauf zu letzterem über. Er † noch vor der Schlacht bei Actium.

3) Lucius D. Ahenobarbus, Sohn des Vorigen, Gemahl der Antonia, Tochter des Triumvirs Antonius und der Octavia, war 16 v. Chr. Konsul, später Nachfolger des Tiberius in Germanien, wo er mit einem Heere über die Elbe setzte u. weiter als bisher irgend ein Römer vordrang.

4) Cnejus D. Ahenobarbus, Sohn des Vorigen, Gemahl der Agrippina (des Germanicus Tochter), Vater des Kaisers Nero und Vorbild desselben auf dem Wege des Lasters, war Konsul 32 n. Chr., dann Prokonsul in Sicilien und † zu Pyrgi in Etrurien.

Domitius, Marsus, lateinischer Dichter im augusteischen Zeitalter, Freund des Virgil und Tibull, besonders im Epigramm ausgezeichnet, doch auch als Epiker und Elegiker gerühmt. Wir besitzen von seinen Werken nur noch Titel (Cicuta, Amazonis, Melaenis), ein bei Philargyrius (zu Virg. Eclog. III, 90) erhaltenes Epigramm und ein Epitaph auf den Dichter Tibull.

Domkapitel, s. Kapitel, vgl. Stift.

Domkirche, s. Dom.

Domleschg (Val Tomiliasca, Vallis domestica), der untere Theil des Hinterrheinthals, eines der reizendsten Alpenthäler Graubündtens, 3½ Schweizerstunden lang (von Thusis bis unterhalb Bonaduz) und stellenweise über ¾ Stunde breit. Es zählt 22 Dörfer mit mehr als 6000 Einw., 20 sagen= und erinnerungreiche Schlösser und Burgruinen und wird westlich von dem amphitheatralisch aufsteigenden fruchtbaren, von Höfen und Dörfern belebten Heinzenberg, östlich vom Malixerberg in dem Höhenzuge des Stätzerhornes eingeschlossen. Das Thal mit seinem milden Klima, das Pfirsiche u. Mandeln im Freien reifen läßt, würde eins der gesegnetsten der Schweiz sein, wenn nicht beinahe der ganze Grund durch jahrhundertelange Ueberschwemmungen und Versandungen verwüstet worden wäre

Jetzt ist durch eine energische Korrektion der wilde Fluß gebändigt, und große Strecken Landes werden allmählig der Kultur zurückgegeben. Hauptort ist Thusis, die sonst bedeutendsten Orte sind: Masein. Scharans, Katzis, Rhazüns und Bonaduz. Höchst interessant ist die konfessionelle und sprachliche Verschiedenheit im Volke, indem Katholiken und Protestanten, wie Deutsche und Romanen ortweise bunt durcheinander gemischt wohnen.

Domme, Stadt im französischen Departement Dordogne, an der Dordogne, mit Schloß und 3100 Einwohnern; in der Umgegend wächst ein vorzüglicher Rothwein (Dommes).

Dommel, Fluß in den Niederlanden, entspringt in Belgisch-Limburg aus dem Peelsumpfe, nimmt zahlreiche Bäche auf, wird unterhalb Valkenswärd schiffbar und mündet unterhalb Herzogenbusch nach 12 Meilen Laufs bei Fort Crevecoeur in die Maas. Das nach ihm benannte ehemalige batavische Departement umfaßte einen Theil von Brabant, Geldern und Südholland mit 222,000 Einwohnern.

Dommitzsch (wend. Dunimatzsch), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, unweit der Elbe, mit der Vorstadt Mätzschnerhäuser und 2019 Einwohnern, war einst eine Hauptstadt sorbischer Häuptlinge und hatte 1223 eine Deutschordenskommende. 1298 bereits Stadtrechte.

Domnau, Stadt in Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Friedland, mit einem Schloß und 2029 Einwohnern, wurde um 1400 von dem deutschen Orden gegründet.

Domnus (lat.), s. v. a. dominus, in der katholischen Liturgie nur von Menschen gebraucht, während dominus nur von Gott und Christus gebraucht wird.

Domo d'Ossola (Duhm), Bergstadt im nördlichen Theile von Piemont, im Eschenthal, am Fuß des Simplon und an der hier schiffbaren Tosa, 942 Fuß über dem Meere, mit einem Dom (nach dem von Vercelli erbaut), mehren Klöstern u. 2100 Einwohnern; wird vielfach von Alpenreisenden besucht. D. war schon im Alterthum als Oscela (Orella) bekannt und bildete die Hauptstadt der Lepontier. Nach Karls des Großen Zeit wurde die Stadt Domo genannt, später Corte di Matarello; von der Veste Matarello sind nur noch wenige Trümmer übrig. Um das Eschenthal stritten sich im 15. Jahrhundert Mailand und die Schweizer, welche letztere es 1416 eroberten und 1425 die Stadt unter Petermann Reysig tapfer vertheidigten. Der nahe Kalvarienberg gewährt herrliche Aussichten.

Domowie duschi, d. i. Hausseelen, bei den Slaven die Schutzgeister der Häuser. Man dachte sie sich als Schlangen unschädlicher Art, in kleinen Höhlungen der Häuser wohnend u. brachte ihnen Opfer von Speisen.

Dompfaffe, Vogel, s. Gimpel.

Domremy la Pucelle, Dorf im französischen Departement Vogesen, 2 Stunden nördlich von Neufchâteau in einem schönen Thale an der Maas gelegen, mit 380 Einwohnern, denkwürdig als Geburtsort der Jungfrau von Orléans, Jeanne d'Arc (s. d.). In der Hauptstraße des Dorfes befindet sich eine Hütte, die eine Inschrift (von 1461) über der Thüre als das Geburtshaus der Jungfrau bezeichnet. Das Häuschen verfiel in Trümmer, als ein Deutscher 6000 Francs für diese Trümmer bot; der Besitzer schlug jedoch das Anerbieten aus. Das Gouvernement, davon unterrichtet, schämte sich, von einem Deutschen an eines seiner größten Nationalheiligthümer erinnert worden zu sein, kaufte das Haus, ließ es 1820 wieder herstellen und auf dem Platze unter dem Zulauf vieler Tausende ein Denkmal errichten. Es ist ein von 4 Säulen getragenes Fronton, unter welchem die kolossale Büste der Jungfrau steht. Das Haus selbst wurde gleichzeitig zu einer Mädchenfreischule geweiht. Eine sonderbare Ironie des Schicksals ließ in demselben Dorfe, in welchem die berühmte Heldin geboren ward, auch eine der berüchtigtsten Maitressen Ludwigs XV., die Gräfin Dubarri, das Licht der Welt erblicken. In der Gegend von D. sind noch Grenzsteine vorhanden, welche Kaiser Heinrich II. und König Robert als Grenzmarken zwischen Deutschland und Frankreich setzen ließen.

Domschulen (Stiftsschulen), im Mittelalter die Schulen, welche bei den Domstiftern oder Kathedralkirchen bestanden und von Geistlichen derselben geleitet wurden. Die Gelehrtenschulen zu Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Naumburg führen noch gegenwärtig diesen Namen.

Domstadtl (Thomasstadtl, Domassow), Marktflecken in Mähren, Kreis Olmütz, mit 1100 Einwohnern. Hier am 30. August 1758 Wegnahme der preußischen Wagenburg durch die Oesterreicher, wodurch Friedrich II. sich zur Aufhebung der Belagerung von Olmütz gezwungen sah.

Don (spanisch, v. lat. dominus, portugiesisch Dom), Titel der spanischen Könige und Prinzen, sowie des hohen Adels. Die weibliche Form ist Donna.

Don (der Tanais der Alten und von den Tataren Tuna oder Duna genannt), ein ansehnlicher Strom des europäischen Rußland, welcher im tula'schen Gouvernement aus dem Iwanowskoe Osero (Johannissee) abfließt, daher derselbe in russischen Volksliedern den Beinamen Iwanowitsch (Iwans Sohn) trägt. Er durchströmt die Statthalterschaften Tula, Rjäsan, Tambow, Orel, Woronesh und das Land der donischen Kosaken und ergießt sich in ansehnlicher Breite u. einen seichten, breiten und langgedehnten Liman bildend unfern der Stadt Asow in mehren Armen, worunter der Aksai der vorzüglichste ist, in das asowsche Meer. An seinen Ufern liegen die Städte Jepisan, Donkow, Lebedjän, Sadonsk, Korotojak, Ustchopersk, Ustmedwjediza, Nishnetschirsk, Nowotscherkask, Nachitschewan, Rostow, Asow und eine Menge Stanizen oder befestigte Marktflecken der donischen Kosaken, welche die sogenannte donische Festungslinie bilden und gegen die früheren Ueberfälle der nomadisirenden Kalmyken errichtet worden sind, gegenwärtig aber bei dem ruhigen Verhalten jener dem russischen Scepter vollständig unterworfenen Völkerschaften fast ohne alle militärische Bedeutung sind. Daher sind denn auch die Garnisonen jener zahlreichen Festungen, wovon am D. allein 11, außerhalb des D.s 50, am Donez 8, am Choper 20, am Busuluk 10 und an der Medwjediza 11 befindlich sind, in sogenannte ackerbauende Soldaten verwandelt worden, die viel zur Kultivirung jener ehedem wüst liegenden Landstrecken beigetragen und das Gebiet der donischen Kosaken jetzt in ein blühendes,

ngleiches Land verwandelt haben. Der D. hat Stromentwickelung von 195 Meilen und eine e Länge von 105 Meilen, und sein Strom- t bedeckt ein Areal von mehr als 8000 Geviert- n. Die Breite dieses Stroms, der für den en Handel Rußlands von großer Wichtigkeit hwankt zwischen 50 und 200 Faden; nahe der dung ist sie noch viel ansehnlicher. Er fließt uhig u. langsam, hat weder Fälle, noch Stru- iber viele seichte Stellen und Sandbänke. Zur der Eisschmelze tritt er stellenweise auf Mei- eite über seine Ufer, daher mehre der Stanizen Pfählen gebaute Häuser haben. Seine vor- sten Nebenflüsse sind die Wäsowka, Ssosna, Woronesh, der Donez, Choper, die Medwje- Jlawla, der Pol und der 400 Werst lange ytsch. Das Wasser des D. ist wegen des Kalk- is, worüber er fließt, weißlich, trübe und zum ken ungesund; auch birgt dasselbe ungleich ger Fische als die andern russischen Ströme, die darin gefangenen Störe, Sterläde, Ssew- n ꝛc. stehen den Wolgafischen gleicher Gattung Geschmack weit nach. Die auf beiden Seiten D. gelegenen Gegenden stellen eine mit Wal- en, Feldern, Seen und Hügeln abwechselnde e dar. Sein rechtes Ufer besteht von der Mün- der Ssosna bis Nowotscherkask aus einer fest amenhängenden Reihe thon- und kreideartiger l, und ein gleiches hohes und bergiges Ufer n auch alle in den D. einmündenden Flüsse Bäche, und zwar fast sämmtlich auf der n Seite. Diese Hügelketten führen zum besondere Namen, als Liss'ja Gory (Fuchs-), Wenskija Gory ꝛc. Sie sind steilabschüssig holzlos; auch die zahlreichen, meist nur klei- Eilande, welche der D. auf vielen Stellen s unteren Laufes enthält, sind unbewaldet. Die Ausführung der vielen Produkte aus den giebenen am D. und seinen Nebenflüssen gele- n Gouvernements, die besonders in Korn-, e-, ökonomischen und Medicinalpflanzen, Holz, Schlachtvieh ꝛc. bestehen, bildet der D. eine bequeme Wasserstraße, welche von Woronesh elbst für größere Kähne fahrbar ist. Die ffahrt findet vom Ende Februars, wo der eisfrei wird, unausgesetzt bis zum November t, wo sich derselbe gewöhnlich wieder mit Eis t. Es gibt sogar einzelne Jahre, wo die ffahrt auch während der Winterszeit ohne rbrechung Statt finden kann. Die Stadt nrog ist gewissermaßen als der Centralhafen ie in den D. ein- und aus ihm auslaufenden elsschiffe zu betrachten. Unter den künstlichen erwegen, welche den D. mit andern Strömen lands in Verbindung setzen, ist besonders der l von Jepifan in der Statthalterschaft Tula wähnen, welcher in die Upa, einen Nebenfluß n die Wolga abfließenden Oka, führt. Im en, wo sich der Lauf des D. der Wolga bis auf 8 Meilen nähert, ist die Verbindung beider e durch eine Pferdeeisenbahn (von Katscha- aja am D. nach Possad Dubowka an der ga) hergestellt.

on (spr. Dann), 1) Fluß in der schottischen schaft Aberdeen, entspringt in den Cairn-Gorm- n in 1537 Fuß Höhe u. mündet nach 16 Mei- aufs nördlich der Stadt Aberdeen in die Nord- see. Er ist nicht schiffbar. — 2) D. (auch Dun), Fluß im Westriding der englischen Grafschaft York, entspringt in der peninischen Kette am Hohne Moß und mündet nach 12 Meilen Laufs in den Air, der zur Ouse geht.

Donabue (Donebiu), Stadt in der britisch-hinterindischen Landschaft Pegu, an einem Haupt- arme des Irawaddi, in den britisch-birmanischen Kriegen von 1825 und 1853 oft genannt.

Doña Francisca, deutsche Kolonie in der brasi- lianischen Provinz S. Catarina, ward 1850 von einer hamburgischen Aktiengesellschaft gegründet u. zählte 1860 2885 Einwohner, mit den beiden Haupt- orten Joinville und Annaburg.

Donaghadee, Stadt in der Nordostecke der irischen Grafschaft Down, am irischen Kanal halbmondför- mig gelegen, hat einen Hafen (gebildet durch zwei 700 Fuß lange Dämme), mehre Kirchen und Kapel- len, stark besuchte Seebäder und 2665 Einwohner, sowie einen sehr lebhaften Fremdenverkehr, da der Ort Station für Dampfboote nach dem gegenüber- liegenden Port Patrick in Schottland ist.

Donajec (Dunajec), Fluß in Galizien, ent- springt am Nordabhange des hohen Tatragebirgs in zwei Armen (schwarzer oder Czarny-D. und weißer oder Bialy-D.), die sich bei Neumarkt vereinigen, bildet auf einer Strecke die Grenze zwi- schen Galizien und Ungarn (Zips und Sanos), wendet sich darauf nach Norden und nimmt bei Altsandec den größeren Poprad auf, der von der Südseite der Tatra kommt. Die Ufer des D. blei- ben hoch und steil, und sein Lauf reißend bis nord- westlich von Tarnow, wo er die aus den Karpathen kommende Biala aufnimmt und in die Ebene tritt. Hier wird er 150—170 Fuß breit. Er mündet nach 28 Meilen Laufs der polnischen Stadt Opatowiec gegenüber in die Weichsel.

Donald, Könige von Schottland: 1) D. I., bestieg 178 n. Chr. den Thron, führte das Christenthum in Schottland ein und hielt die Jugend des Landes zu strengen Waffenübungen an. Als später der römische Kaiser Severus in Britannien erschien, um das ganze Land dem römischen Scepter zu un- terwerfen, zogen sich die Skoten und Pikten in die Gebirge zurück und führten von hier einen lange Zeit erfolgreichen Krieg, wurden aber endlich ge- zwungen, einen großen Theil ihres Gebiets abzu- treten. D. † bald nach diesem Friedensschluß, 216 n. Chr.

2) D. V., folgte seinem Bruder Kenneth 854 in der Regierung, veranlaßte durch seine Ausschwei- fungen einen Aufstand der Pikten, die sich mit Os- fred und Ella, den beiden mächtigsten Königen in England, verbanden. Als D. nach dem Friedens- schlusse in sein Reich zurückkehrte, ward er, trotz seines Gelübdes, seinen Lebenswandel zu ändern, von den Großen in den Kerker geworfen, wo er bald darauf †. Nach Andern regierte er noch mehre Jahre und † 858 zu Scone.

3) D. VII., oder Duncan I., war erst Gouver- neur von Cumberland, wurde 1034 zum König von Schottland erhoben und ergriff die Zügel der Regierung mit starker Hand, das Volk vor der Be- drückung der Großen schützend. Vom Dänenkönig Sueno geschlagen, mußte er nach Perth flüchten, bis ihm sein Verwandter Macbeth zu Hülfe eilte u. jenen vertrieb. Eben dieser Macbeth ermordete ihn

aber hernach 1044 und bemächtigte sich seines Throns.

4) D. VIII., mit dem Beinamen Bane, d. i. der Weiße, Sohn des Vorigen, bemächtigte sich nach dem Tode seines Bruders Malcolm 1093 mit Hülfe des Königs Magnus von Norwegen des Thrones, erhielt aber wegen seiner Strenge durch den Adel in Duncan einen Gegenkönig. Nachdem sich D. desselben durch Meuchelmord entledigt, gelangte er zwar wieder zur Regierung, doch da er das Land weder gegen die Einfälle der Engländer, noch gegen den Angriff des Königs Magnus von Norwegen schützen konnte, beriefen die Schotten den Prinzen Edgar, einen Sohn Malcolms III., der D. entthronte, ihn blenden ließ und in den Kerker warf, worin er 1098 †. Vgl. Buchanan, Rerum scoticarum historia, Frankf. 1594.

Donaldsonville, Hauptort des Kirchspiels Ascension im nordamerikanischen Staat Louisiana, rechts am Mississippi, unmittelbar unterhalb der Abzweigung des Bayou la Fourche, ein hübsch gebauter Ort, mit bedeutendem Handel u. 7000 Einwohnern; war früher Hauptstadt des Staates Louisiana.

Donandi animus (lat.), der auf eine Schenkung gerichtete Wille, daher donandi animo, in der Absicht, eine Schenkung zu machen.

Donar, bei den alten Deutschen der Gott des Donners; s. Thor.

Donarium (lat.), in den griechischen und römischen Tempeln der Ort, wo die den Göttern dargebrachten Geschenke aufbewahrt wurden, dann ein solches Geschenk selbst und endlich s. v. a. Tempel, Kirche.

Donarium, nach Bergemann ein im Orangit, einem gelblichrothen Mineral des Zirkonsyenits von Brevig in Norwegen, vorkommendes Metall, welches aber nach Damour u. Berlin mit Thorium identisch ist. Bergemann fand später selbst, daß das Donaroxyd vollkommen mit der Thorerde übereinstimmt, wenn letztere, was bis dahin noch nicht geschehen, vollkommen kalifrei dargestellt wird. Bergemanns Donaroxyd war kalifreie Thorerde, wie man sie auch durch Fällen mit Ammoniak (nicht Kali) aus dem Thorit darstellen kann.

Donatello, eigentlich Donato di Betto Bardi, einer der größten Bildhauer seiner Zeit, um 1383 zu Florenz geboren, ward durch den Nobile Robert Martelli sorgfältig für die Kunst gebildet. Das Studium der Antike leuchtet aus seinen Werken unverkennbar hervor, doch lassen seine Gestalten die Würde, das Leben der Antike vermissen, das er durch Uebertreibungen vergeblich zu ersetzen sucht. Meisterhaft sind aber seine Werke in Stellung, Gewandung und Umriß, und hierin ist er den größten Künstlern des Alterthums an die Seite zu stellen. Florenz besitzt das Meiste u. Beste von D.'s Hand, z. B. das Basrelief der Verkündigung in S. Croce, abgebildet bei Cicognara (Storia della scultura), seine Statue des heiligen Georg, die St. Peters und St. Marcus'. Seine Statue des Barduccio Cherichini, einen kahlen Spitzkopf (daher Zuccone genannt) in römischer Senatorstracht darstellend, gilt noch jetzt für eines der besten Standbilder der neueren Skulptur. Die Loggia de' Lanzi zu Florenz besitzt D.'s Bronzegruppe der Judith. In der Kirche von S. Lorenzo werden die Kreuzabnahme und die Bildsäulen der Heiligen Lorenz, Stephan, Cosmus und Damian gezeigt; in der Gallerie zu Florenz einige Basreliefs, einen Kranz kleiner tanzender Engel vorstellend. Padua besitzt Basreliefs u. Erzbilder von D., unter andern die Sinnbilder der vier Evangelisten, mehre Tafeln mit Wunderwerken des heiligen Antonius und Darstellungen aus dem Alten Testament; ferner das eherne Reiterbild des venetianischen Feldherrn Erasmo de Narni. Auch Neapel, Venedig, Rom besitzen Werke von ihm. D. † zu Florenz 1466. Sein Bruder, Simone di D., war sein Gehülfe, besonders bei den Bronzearbeiten. Von ihm ist auch das lebensgroße Bildniß Papst Martins V. an dessen Grabmal im Battisterio zu Rom und in Prato auf dem Altar della Madonna della Cintola ein Bronzewerk, mit Arabesken, Vögeln u. vierfüßigen Thieren verziert.

Donaten (Donati und Donatae), Personen, die sich, ohne das vollständige Gelübde zu thun, mit ihrem Vermögen in ein Kloster begeben und als Laienbrüder verschiedene Dienste verrichten; auch (donata) Geschenke an Klöster.

Donatio (lat.), Schenkung; daher Donans oder Donator, der Schenkende, Donatarius, der Beschenkte. D. ad pias causas, Schenkung zu Zwecken der Mildthätigkeit; D. inter vivos, Schenkung unter Lebenden, die schon bei Lebzeiten des Schenkenden realisirt wird; D. mortis causa, Schenkung auf den Todesfall, die erst in Erfüllung gebracht wird, wenn der Schenkende mit Tod abgeht; D. sub modo, Schenkung zu Erfüllung eines bestimmten Zweckes. D. Constantini Magni, die angebliche Schenkung Kaiser Konstantins des Großen, wonach er Rom u. mehre Provinzen Italiens dem päpstlichen Stuhl zugewiesen haben soll.

Donatisten, schismatische Partei des 4. Jahrhunderts in Nordafrika, welche sich durch ihre strenge Kirchenzucht und ihren schwärmerischen Märtyrereifer in schroffen Gegensatz gegen die Milde und Besonnenheit der abendländischen Kirche stellte. Die nächste Veranlassung zu der donatistischen Spaltung gab eine streitige Bischofswahl zu Karthago. Als hier nämlich Cäcilianus zu Karthago 311 von seiner Partei zum Bischof erwählt wurde, verwarf eine excentrische Gegenpartei diese Wahl, weil jener die bischöfliche Weihe von dem Traditor Felix von Aptunga erhalten habe, und eine Versammlung von 70 numidischen Bischöfen zu Karthago (311) schloß ihn deshalb von der Kirchengemeinschaft aus und wählte statt seiner den Lektor Majorinus zum Bischof, wobei besonders der Bischof Donatus von Casänigrä in Numidien thätig war, welcher mit seinem Freunde, dem nachherigen Bischof Donatus von Karthago, der Partei den Namen gab (pars Donati, Donatistae, Donatiani). Kaiser Konstantin der Große übertrug die Untersuchung der Streitsache dem römischen Bischof Miltiades u. einer Synode, welche die gegen Cäcilian erhobene Anklage für ungegründet erklärte. Zu gleicher Zeit bestimmte das Koncil von Arelate, daß die Ordination, auch wenn sie von Traditoren verrichtet worden, doch Gültigkeit habe. Aber auch bei diesem synodalen Richterspruche beruhigten sich die D. nicht; sie appellirten vielmehr an den Kaiser. Als auch eine persönliche Besprechung Konstantins mit den streitenden Parteien zu Mailand (316) die D. nicht zur Besonnenheit zurückführte, ja dieselbe zur Behauptung trieb, daß dem Kaiser gar kein Recht

er die Kirche und in der Kirche zustehe, ließ dieser
re Kirchen schließen und ihre Bischöfe verbannen.
iese Maßregeln machten jedoch die D. nur noch
lsstarriger und trieben sie zum Fanatismus. An
r Spitze trat der oben genannte Donatus von
rthago, von den D. jetzt zu ihrem Bischof erho-
n, ein Mann von feuriger Beredtsamkeit, großer
illensstärke und unermüdlicher Thätigkeit. Kon-
ntin sistirte weislich die Verfolgung, ermahnte die
tholiken zur Geduld und zur Nachgiebigkeit und
achte die Spaltung durch Ignorirung beizulegen;
so strenger aber verfuhr Constans gegen die D.
d rief dadurch gefährliche Erscheinungen hervor.
rdafrika zählte damals nämlich eine große Menge
n Asceten, welche ohne festen Wohnsitz und be-
nmte Lebensordnung bettelnd das Land durchzo-
(daher Circumcelliones genannt), vorgeblich, um
risti entsagungsreiches Leben nachzuahmen und
Christen zum Kampf gegen die widerchristlichen
ächte aufzufordern (daher sie sich selbst Agonistici
r Milites Christi nannten). Entflohene Skla-
n und Bauern, welche der Steuerlast erlegen wa-
, gesellten sich zu ihnen und gaben der Bewe-
ng eine socialistische Richtung. Man sprach von
istlicher Freiheit und Brüderlichkeit und rächte
verletzten Menschenrechte durch Feuer und
hwert. Da es so an Berührungspunkten mit der
hwärmerei der D. nicht fehlte, ließ sich ein Theil
selben hinreißen, mit jenen gemeinschaftliche
che zu machen. Hierdurch sah sich die Staats-
walt zu ernsterem Einschreiten gegen die D. ge-
higt. Im J. 345 ward Taurinus zur Vernich-
g der Circumcellionen ausgesandt und stellte
igstens die Ruhe wieder her. Einen Versuch
stans', die D., die meist aus den unbemittelten
edern der Gemeinden bestanden, durch Geldunter-
tzungen u. Versprechungen zu gewinnen, erklärte
natus für Verführung und begegnete den kaiser-
en Kommissarien mit bewaffneter Hand, was die
ung zu neuen fanatischen Ausschweifungen der
cumcellionen gab, die aber sogleich mit Gewalt
erdrückt wurden. Viele derselben wurden nie-
gemetzelt, die Bischöfe, unter ihnen auch Donatus
Karthago, ins Exil verwiesen. Der Apostat
ian aber, der überhaupt der katholischen Kirche
Häretikern gegenüber die Hände band u. Kirchen-
tungen begünstigte, nahm sogleich nach seiner
onbesteigung (362) alle bis jetzt gegen die D.
ngenen Verfügungen zurück. Der frühere Mär-
reifer derselben schlug nun plötzlich in maßlosen
ratistischen Uebermuth u. in Gewaltthätigkeiten
n die katholische Kirche um. Unter Julians Nach-
ern verschlimmerte sich jedoch ihre Lage wieder,
uch in ihrer eigenen Mitte entstanden Spaltun-
. In Karthago veruneinigten sie sich über eine
e Bischofswahl und nannten sich Primianisten
Maximianisten nach den von ihnen begünstigten
höfen. Umsonst knüpfte der damalige Presbyter
Hippo Regius, Augustinus, (393) mit einzel-
donatistischen Bischöfen Unterhandlungen an,
endlich die Berufung des Konzils von Karthago
3) zu umfassenderen kirchlichen Friedensverhand-
gen zu führen schien. Aber auch jetzt noch zeig-
sich die D. abgeneigt, in die ihnen gemachten
gleichsvorschläge einzugehen, theils aus Wider-
en gegen die Einmischung der bürgerlichen Obrig-
n, theils auch aus Furcht vor den Gewaltthätigkeiten der nicht zur Versöhnung geneigten Circumcellionen. Es ergingen daher neue Strafgesetze, in Folge deren sich einzelne donatistische Gemeinden zur Union bequemten. Augustinus fuhr unterdessen unverdrossen fort, die D. über ihre Irrthümer zu belehren, und brachte endlich 411 eine neue Synode zu Karthago zu Stande, auf welcher 286 katholische u. 279 donatistische Bischöfe, aus denen von jeder Partei 7 zu Wortführern erwählt wurden, versammelt waren. Nach dreitägiger Verhandlung erklärte der kaiserliche Kommissar Flavius Marcellinus die D. für überwunden, wovon sich diese aber nicht überzeugen konnten. Noch einmal folgten strenge Strafgesetze und neue Scenen des alten Fanatismus u. Märtyrereifers, doch hat weder der Verlust aller bürgerlichen Rechte, womit die D. 414 belegt wurden, noch das Verbot religiöser Zusammenkünfte bei Todesstrafe sie vernichtet, erst der Einfall der Vandalen hat ihre wie auch der Katholiken Reihen gelichtet u. das Eindringen des Islam im 7. Jahrhundert Beiden den völligen Untergang gebracht.

Donative (v. Lat.), die Geldgeschenke, welche die römischen Kaiser unter die Soldaten vertheilen ließen, zu unterscheiden von den Kongiarien, den Geschenken von Lebensmitteln, auch von den Spenden an die ärmere Volksklasse in Rom und von den Geldgeschenken, welche die Soldaten nach einem Triumph von dem Imperator zu erhalten pflegten. Donativgelder heißen auch die Geldleistungen der Rittergüter statt der sonst gestellten Ritterpferde.

Donatus, 1) Aelius, berühmter Grammatiker und Rhetor zu Rom um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr., Lehrer des heiligen Hieronymus 353, schrieb Kommentare zu den Komödien des Terentius, wovon wir nur noch die zu 5 Stücken und auch diese nur unvollständig und mit vielem Fremdartigen vermischt besitzen; sie finden sich schon in den ältesten Ausgaben des Terentius, z. B. in der venetianer von 1479, sowie in den meisten größern der späteren Zeit. Seine Schriften „Ars s. Editio prima de literis, syllabis, pedibus et tonis", „Editio secunda de octo partibus orationis", „De barbarismo, soloecismo, schematibus et tropis" bilden zusammen ein praktisches Lehrgebäude der lateinischen Grammatik (Donati ars grammatica tribus libris comprehensa), das von späteren Grammatikern vielfach kommentirt, bearbeitet und als großer oder kleiner Donat dem lateinischen Sprachunterrichte in Schulen lange zu Grunde gelegt wurde, so daß Donat sprüchwörtlich so viel wie lateinische Sprachlehre und ein grammatikalischer Verstoß ein Donatschnitzer heißt. D.' Schriften wurden am besten herausgegeben in Lindemanns „Corpus grammaticorum latinorum" (Bd. 1).

2) Tiberius Claudius, römischer Grammatiker, um 400 n. Chr., Biograph und Kommentator Virgils. Seine „Vita Virgilii", freilich durch spätere Zusätze entstellt, findet sich in den größern Ausgaben Virgils, am besten bei Heyne im 5. Bande. Die unter D.' Namen bekannten Erklärungen von Virgils Aeneis (Interpretationes), vorzüglich rhetorisch-ästhetischer Natur, sind nur theilweise gedruckt worden, zuerst Neapel 1535, dann in den basler Ausgaben Virgils von G. Fabricius 1561 und von Lucius 1613, zum Theil auch in den leydener Ausgaben von 1652 und 1680 und enthalten ebenfalls viele spätere Zusätze.

Donau, nächst der Wolga der längste und mächtigste Strom Europa's, zugleich der einzige unter den Hauptflüssen dieses Erdtheils, dessen Lauf von Westen gegen Osten gerichtet ist, daher für Deutschland die natürliche Straße in den Orient. Bei den Alten heißt er *Ister*, im Nibelungenliede *Tuonowe* (d. i. Fluß Tuon, also der Stamm Don mit Hinzufügung von *Aa*, *Aha*, d. i. Fluß). Andere nehmen als ursprünglichen Namen *Tanowe* (d. i. Waldfluß) an; slavisch *Dunai*. Das Gebiet der D. zerfällt in 2 große Hälften: ein *Donauhochland* (Süddeutschland), dem der Strom mit seinem Ober- und Mittellauf angehört, und ein *Donautiefland* (Ungarn und die walachisch-bulgarischen Länder) mit dem untern Stromlauf, und wird mehr als irgend ein anderes großes Flußsystem von Europa von gewaltigen Gebirgsmauern umwallt, welche der Fluß in sehr charakteristischer Weise der Länge nach begleitet. Denn während der Rhein z. B., der zweimal mächtige Gebirgsgrate quer durchschneidet, der Durchbrecher unter den deutschen Flüssen genannt werden muß, so hat die D. durchaus einen *begleitenden* Charakter. Durchbruchsstellen fehlen zwar auch hier nicht, doch sind sie kurz, mehr Quer- als Längendurchbrüche und zwingen den Strom nicht zu solchen Gewaltthaten, wie sie der Rhein ausübt. Der *Ursprung* der D. liegt auf dem badischen Schwarzwalde u. wird durch 2 Quellströme gebildet, von denen der südliche, die *Brege* genannt, zwischen dem Roßeck und Brigbrain, unweit der Martinskapelle und dem Scheidesattel zwischen D. und Rhein, $\frac{3}{4}$ Meile nordwestlich von Furtwangen entspringt (3466 F. hoch) und den Katzensteig hinab südöstlich auf Donaueschingen fließt. Hier (noch 2124 Fuß über dem Meere) empfängt sie zunächst den geringen Abfluß des Schloßbrunnens, der vom Schloßhofe in einer Röhre unterirdisch bis zur Mündung fortgeleitet wird, führt von da an den Namen D. und vereinigt sich unterhalb der Stadt mit der *Brigach*, dem zweiten Hauptquellstrom, der am Hirzenwalde über St. Georgen entspringt. Die Gegend zwischen Donaueschingen und Hüfingen, Neidingen und Pfora, wo die 3 Wasser zusammenfließen, ist sumpfige Ebene und war einstmals ein See, in den Brege und Brigach mündeten, und dessen Abfluß D. hieß. Letzterer Name ist nachher auf jenen Schloßbach übergegangen. Der vereinigte Fluß behält anfangs die Richtung der Brege und Brigach nach Südosten, nach dem Rhein oder dem Bodensee hin, bei, wendet sich aber bald nach Nordosten und verfolgt diese Hauptrichtung auf eine große Strecke hin. Hinter Tutlingen in 2000 Fuß Höhe beginnt der Durchbruch durch den schwäbischen Jura und damit eine sehr anmuthige Partie des obern Donauthales. Zuerst begleiten den Fluß abgerundete Hügel und Berge, bedeckt mit Wald, aber auch übersäet mit größern und kleinern Felsengruppen, welche oft vom Wasser auf bis zur halben Berghöhe pyramidalisch emporsteigen. Unterhalb Friedlingen und dem halbinselartig eingeschlossenen Kloster Beuren verengt sich das Thal und nimmt einen fast schluchtenartigen Charakter an. Auf beiden Seiten erheben sich hohe Felswände, oft mehre hundert Fuß senkrecht vom Wasser aufsteigend, bald rauh und zerklüftet, bald mehr wandartig fortlaufend, oben auf dem Gipfel aber durchaus von üppigem Baumwuchs überwuchert. An andern Stellen bedeckt dichter Wald die steile Thalseite, und aus ihm hervor starren dann die riesigen Felsenblöcke und Felsensäulen in die Luft. In Schlangenwindungen zieht das enge Thal fort, zwischen dem von Büschen beschatteten Fluß und der Straße, die an der Bergwand hinzieht, nur einen schmalen Wiesengrund oder hie und da ein kleines Ackerfeld übrig lassend und an Ortschaften nur ein paar Dörfchen, dagegen zahlreiche, zum Theil kolossale Ruinen (Schloß Wildenstein, Werrenwang) darbietend. Noch einmal, bei der Ruine Dietfurt, verengt sich das Thal, durch das die D. brausend hindurchbricht; dann erweitert es sich bei Inzikhofen, u. bei Sigmaringen, das der Fluß (hier noch 1729 Fuß hoch) in erweitertem Becken umschlingt, ist der Durchbruch vollendet. Unterhalb Sigmaringen bis Sigmaringenhof nimmt das Donauthal den Charakter des Riedes an. Schwärzlicher Moor- u. Torfgrund, mit Wiesen- oder Ackerfeld bedeckt und zwischen Fichtenwaldung eingeengt, bietet einen sehr einförmigen Anblick. Bei Scheer ist eine Anhöhe quer über das Thal geschoben, und der Fluß, der in starker Krümmung einen langen Umweg um ihr nördliches Ende machen muß, bildet dadurch eine gleichsam scheerenförmige Halbinsel. Noch einmal bei Zell, wo derselbe zwischen der Alp und dem nahen Bussen hindurchgeht, wird das Thal eng und von steilen Ufern begrenzt; weiterhin bis Ulm (1426 F.), wo der Oberlauf der D. endet, sind die Ufer ganz flach u. unbestimmt; der Grund ist sumpfig, mit Torf, Moor bedeckt u. von zahllosen sogenannten Altwassern u. deren Abzugsgräben durchschnitten. Die größte Breite des Flusses oberhalb Ulm beträgt 60—70 Schritte; sein Gefälle im Durchbruch durch den Jura 40 Fuß, von Sigmaringen bis Ulm $13\frac{1}{2}$ Fuß auf die Meile. Die *Zuflüsse* der D. in diesem ihrem obersten Laufe sind zahlreich, aber nicht geeignet, sie groß und schiffbar zu machen. Links münden, von der rauhen Alp kommend, die Schmiech und Lauchart (bei Sigmaringen), die Lauter (bei Munderkingen) und die Blau (bei Ulm); rechts die Ablach und Ostrach (bei Scheer) und die Kanzach (unter Riedlingen).

Bei Ulm (1426 Fuß) beginnt die Schiffbarkeit des nun 200 Fuß breiten und 10 Fuß tiefen Flusses und zugleich sein *Mittellauf*, der bis Theben an der Grenze Ungarns dauert, und den wir uns in 2, durch Passau geschiedene Stufen zerlegen. Die Richtung der D. bleibt zunächst noch die nordöstliche, die sie, die bayerische Hochebene in einem weiten Bogen umfließend, bis Regensburg beibehält. Schon oberhalb Ulm öffnet sich das Thal zur Rechten u. bleibt so geöffnet, indem der Strom Ebenen, zum Theil sumpfige Anstauungen bis zu Meilenbreite (Donauried u. Donaumoos) durchzieht. Zur Linken begleitet der Abfall des schwäbischen und fränkischen Jura bis Regensburg den Strom unmittelbar. Hier und da tritt die Höhenwand zur Linken weiter zurück, so von Ulm bis Donauwörth (der Wasserspiegel 1230 Fuß hoch), oder er verflacht sich zu völliger Ebene, wie um Ingolstadt. Auf einmal ändert sich die Uferlandschaft völlig. Felsen erheben sich auf beiden Seiten, meist mit Nadelholz bedeckt; der zusammengepreßte Strom fließt langsam dahin. Es ist die Gegend von Weltenburg u. Kelheim, das am Ende der stollenartigen Felsenhöhle liegt. Bald

uf folgt eine neue Einengung bei Abach, wo Thal nur 1200 Fuß breit ist, dann erreicht der : mit kurzer Wendung nach Norden Regensburg ssferspiegel 1033 F.). Durch den herantretenden rischen Wald genöthigt, schlägt derselbe von hier ie Richtung nach Südosten ein, welche er bis Knie von Waitzen in Ungarn beibehält. Er 'et sich zunächst in Krümmungen durch Wiesen Felder, zur Linken aufsteigende, hie und da mit :n bepflanzte Berge, zur Rechten eine fruchtbare, reiche Fläche, aus der stattliche Kirchen empor-n. Bald treten die Höhen dicht ans Ufer; t passirt Donaustauf und die Walhalla. Die bedeutende Stadt, Straubing, liegt auf dem en Ufer, wie von nun an die meisten größeren :. Die Gegend gewinnt immer mehr an Lieb-eit und Romantik. Die linken Ufer sind noch ter hoch; die rechten flach, mit Wiesen, Wald u. n wechselnd bedeckt. Inseln sperren zuweilen die te Aussicht. So gelangt man unterhalb Bogen, hart am Ufer ein steiler, runder Berg mit statt-r Kirche emporsteigt. Dann erhebt sich plötzlich prächtige Adamberg mit seinen großen Trüm-n aus der Ebene zur Rechten. Unterhalb Deg-'orf wendet sich der Fluß durch die freundlichsten fruchtbarsten Gestade mehr gen Osten, an den uern der Burg Winzer vorbei. Hinter derselben) die Gegend immer flacher, aber bald steigen die : zu beiden Seiten mit Tannen und Felsmassen empor, den Strom einengend und seinen Lauf bleunigend. Man passirt die Ruine Jggersheim, Eingange der Berge, und gelangt nach dem .btchen Vilshofen (934 F.), unterhalb dessen sich Ufer wieder ausbreiten und zu reichen Fluren Feldern absenken (besonders das rechte). Un-mannichfachen Krümmungen erreicht endlich der ß Passau (in 867 F. Höhe), wo die Ufer wieder er u. enger zusammentreten u. sich mit majestä-sen Felsenmassen, Buchen- und Tannenwäldern :ben. Die Zuflüsse der D. auf dieser 45 Mei-langen Oberhälfte ihres Mittellaufes sind auf linken Seite nicht bedeutend, da der Strom ch die geologische Beschaffenheit der Hochebene den Fuß der begrenzenden Gebirge gedrängt d. Er empfängt hier die Brenz mit der Lontel) die Wörnitz (bei Donauwörth), darauf auf eine :ecke von 12 Stunden (bis Kelheim) keinen irgend eblichen Zufluß, dann aber auf einer Strecke von Neilen gerader Richtung die drei bedeutendsten dieser Seite, mit denen das Donaugebiet in das rz des Mittelgebirges, an das Fichtelgebirge iit: die Altmühl (bei Kelheim), die Naab (bei Ma-Ort) u. den Regen (Regensburg gegenüber). Die ken Nebenflüsse hinter Regensburg sind rasche che des bayerischen Waldes; ansehnlicher ist nur Ilz (bei Passau). Die Zuflüsse des rechten 'rs bringen dagegen der D. bis zu ihrem Austritt s Deutschland den reichlichsten Zufluß von den pen und zugleich die Mischung mit dem Grün Alpengewässer. So ist (wie Daniel sagt) auch D. in gewissem Sinne ein Alpenstrom. Wäh-id Rhein und Po sich bald von ihren Alpen weg-nden, bleibt die D. ein treuer Begleiter der nörd-'en und östlichen Alpen, nimmt die Mehrzahl der rdlichen und alle östlichen Alpengewässer auf, und nn ihre nur zu häufig trübe Färbung einmal llständige Klarheit erlangt, so erinnert auch ein blasses Grün an ihren alpinen Charakter. Den Hauptzustrom bildet zunächst das westliche Alpenflußpaar der Hochebene, Iller und Lech, die in paralleler Richtung von Süden nach Norden strömen u., jener bei Ulm, dieser bei Lechsgemünd in die D. fließen. Zwischen beiden nimmt sie noch die Günz (bei Günzburg), die Mindel (bei Offingen) und die Zusam (bei Donauwörth) auf. Weiterhin folgt eine Reihe kleinerer Zuflüsse (Paar, Ilm, Laaber 2c.), sodann aus den tyroler und schweizer Alpen kommend das zweite, noch mächtigere Zwillingspaar: Isar und Inn, die nicht wie Iller und Lech von Süden nach Norden, sondern auf der Hochebene von Südwesten nach Nordosten neben einander laufen, so daß sie schräglinig mit dem Hauptfluß zusammentreffen, die Isar unterhalb Deggendorf, der Inn bei Passau. Zwischen beiden mündet die (südliche) Vils (bei Vilshofen). Der Inn ist bei seiner Mündung so wasserreich, daß man gezweifelt hat, ob ihm oder der D. das Recht zustehe, der vereinigten Stromrinne den Namen zu verleihen; indessen gehört der D. unbestritten das entwickeltere Stromgebiet und hiermit auch jenes Recht zu. Die Breite derselben ist auf der betreffenden Strecke sehr wechselnd: oberhalb Regensburg, wo der Fluß Inseln umschlingt, 1000 Fuß, bei Regensburg selbst 600 F., bei Passau 650 F. Die Tiefe beträgt bei Donauwörth 7, bei Ingolstadt 12, bei Regensburg 11, bei Straubing 10, bei Deggendorf 6, bei Vilshofen 9, bei Passau 15 Fuß.

Bei Passau, wo die untere Hälfte des Donaumittellaufes (das österreichische Donauthal) beginnt, betritt der Fluß zunächst wieder ein Durchbruchsthal, das sich zwischen den Alpen und dem deutschen Mittelgebirge in südöstlicher Richtung erstreckt und bis Aschach reicht. Er strömt von Passau an noch eine Meile lang durch eine schmale Ebene hin, bis dann die Gebirge, welche die Römer links die Stirn Deutschlands, rechts die Augenbraunen der D. nannten, auf beiden Ufern zusammenlaufen, sich immer mehr verengen und immer höher ansteigen. Der Fluß, tiefer und schneller als bisher, strömt am Jochenstein, einem mitten aus der D. hervorragenden, fast würfelförmigen Felsen, vorüber, dem Flecken Engelhardszell zu, dann in den lieblichsten Krümmungen weiter unter Schloß Rheinach hin u. an Marsbach, oben im Gebirge, vorüber. „Dieses ganze Durchbruchsthal ist eine einsame Berg- und Waldwildniß. Nur hie und da gewahrt man kleine Gruppen von Häusern und Hütten, unter Gebüsch versteckt, am Fuß der Bergwände. Dichter Wald zieht sich von diesen nicht selten bis an das Flußufer herab, wogegen das Ackerland und die größeren Dörfer meist von unten unsichtbar auf der Höhe des Plateau's ausgebreitet liegen. Fast nichts von Menschenhand Gegründetes erscheint an solchen Stellen, z. B. zwischen Engelhardszell und Aschach, unten in den Wäldern des Thales, höchstens dann und wann auf einem an die Wand geklebten Felsen ein Jagdschloß od. die Ruine einer alten Burg.“ Bei Aschach sind die Gebirge auf einmal wie verschwunden, und der Strom betritt eine Kessellandschaft, das Becken von Linz, das durch einen geringen Bergdurchbruch in das kleinere von Efferding und das größere von Linz geschieden wird. Die Gegend erscheint weit geöffnet und läßt selbst vom Fluß aus südwärts im Hintergrunde eines ebenen oder nur

von Hügeln gefurchten, mit Dörfern und Ackerfluren geschmückten Landes die Häupter der norischen Alpen, voran die Pyramide des Traunsteins, überschauen. Der Strom selbst theilt sich in viele Aeste und bildet eine Menge von Inseln. Das Fahrwasser ist schwer zu finden, weil der alte Thalweg durch die Hochwasser gewöhnlich unfahrbar wird, neue Gänge mitten durch die Sandbänke und Inseln durchgerissen und neue Arme gebildet werden. Bei Ottensheim schließen die Berge die zerstreuten Gewässer wieder ein und drängen sie zu einem Hauptstrom zusammen, der an Klöstern (Wilhering), Ruinen, heitern Uferdörfern und belebten Landstraßen vorüber, die von beiden Seiten des Flusses in den Paß einlenken und am Saume der Wälder und Gewässer sich fortwinden, seinen Lauf fortsetzt. Endlich öffnet sich da, wo das Thal am engsten wird u. der Weg plötzlich ganz gesperrt zu werden scheint, der weite, reizend gestaltete und dicht bevölkerte eigentliche Kessel von Linz (768 Fuß hoch). Der Strom nähert sich darauf bei Ardagger einem zweiten Durchbruchsthal, das bis Krems dauert und erst gegen Osten, dann gegen Nordosten gerichtet ist. Er durchströmt zunächst eine düstere Waldschlucht in südnördlicher Richtung, bis jetzt noch ein breiter u. majestätischer Strom, wird dann bei Grein plötzlich nach Osten umgeworfen, bald nachher auf den zehnten Theil seiner früheren Breite zusammengedrängt und beginnt nun zwischen und auf kolossalen Granitsplittern zu strudeln und zu wirbeln („greiner Schwall"). $^1/_4$ Stunde unter Grein, wo die Insel Wörth von der D. umschlossen wird, folgt der berühmte „Strudel", der ehedem für sehr gefährlich galt. Auch weiterhin bieten die Ufer des Durchbruchsthales bis Krems noch viele interessante Punkte dar: links den Flecken Sarblingstein, die Wallfahrtskirche Maria Tafel, die Ruine Weideneck, die Teufelsmauer, Stadt und Schloß Dürrenstein, Stein und Krems; rechts die Trümmer der Burg Freistein, das uralte Pöchlarn, die Abtei Melk, Ruine Aggstein, Stadt Mautern und landeinwärts das Stift Göttweih. Bei Krems tritt der Fluß in ein zweites Becken, das, ganz in Tertiärformen eingesenkt, bei Korn- und Klosterneuburg durch die äußersten Vorsprünge des wiener Waldes in zwei Theile geschieden wird, deren oberer das *Becken von Tuln* (tulner Feld) heißt. Zahlreiche Inseln hemmen hier den Lauf des Stromes, dessen rechtes Ufer trotz all seiner Flachheit und der kahlen Sanddünen an die Zeiten der Nibelungen erinnert, in welchen das Dorf Trasenmauer (Zeiselmauer) u. das uralte Tuln eine Rolle spielen. Hinter Greifenstein liegt links der Bisamberg, rechts der Kahlenberg, ein Vorposten des wiener Waldes, mit Klosterneuburg am Flusse, und dieser tritt nun in die österreichische Ebene oder das *wiener Becken* ein, das sich zuerst in südöstlicher, dann östlicher Richtung erstreckt und an der Pforte von Theben endet. „Alluviale Schichten bilden hier den breiten Thalboden. Die Ursache der vorherrschend schlammigen Absätze eines oft veränderten u. inselreichen Strombettes liegt in dem Bergriegel von Theben, welcher den Fluß so lange zu einem See aufgestaut hat, bis dessen Tiefe nach und nach ausgefüllt, sein Abfluß aber eingeschnitten war. Dadurch wurde der Fluß in dieser Region zu einem höchst langsamen Laufe genöthigt, der auch die feinsten Schlammtheilchen zur Ablagerung bringt. So ist die Ebene in ihrem westlichen Theile und näher dem Strome eine reizende Kulturlandschaft, in nicht gar weiter Ferne durch schön bewachsene Höhen umgrenzt, durch die D. fast der Mitte nach getheilt. Ostwärts aber ist am linken Flußufer das steppenartige, oft einem See gleichende Marchfeld, zur Rechten das neustädter Steinfeld, eine durch herabgeführtes Alpengerölle gebildete deutsche Crau." Mit zahllosen Armen umschließt der Strom auf seinem Laufe durch die Ebene eine Menge von Inseln (sogenannte Auen), die meist sehr fruchtbar und großentheils üppig bewaldet sind. Bei Wien, wo derselbe noch 466 Fuß Meereshöhe hat, ist der Hauptarm oberhalb der Taborbrücke 260, der kleinere Arm, zwischen Leopoldstadt u. Altstadt bei der Franzensbrücke, 78, beide zusammen 338 Schritte breit; unterhalb Wien, am Ende des Praters, der Hauptarm 300, der kleinere beim rasumowski'schen Garten 140, beide zusammen 440 Schritte, bei Ebersdorf (Insel Lobau) der Hauptarm 560, der zweite 460, der dritte 135—210, mithin die ganze Wasserbreite 1150—1230 Schritte breit, u., die Inseln eingerechnet, beträgt die volle Breite des Flußbettes $^3/_4$ Meile. Erst später vereinigt sich der ganze Strom in Ein gewaltiges Bett, das bei Fischament 570 Schritte Breite hat; die oft mit Schilf eingefaßten Ufer sind stundenlang flach und reizlos. Gegen die ungarische Grenze hin heben sich wieder Höhen rechts und links, namentlich bilden die hainburger Berge eine der schönsten Donauscenerien. Plötzlich wendet sich der Strom etwas nach Süden, u. man sieht unter dem auf hohem Felsen gelegenen Schlosse Theben, an der Grenze Deutschlands und des Donauhochlandes, wo die eng zusammentretenden Ufer die Pforte des Donautieflandes bilden. Zu den *Nebenflüssen* der D. auf dieser letzten Strecke (von Passau an) gehören links die Mühl (oberhalb Aschach), die Krems (bei Krems), die Kamp (Trasen gegenüber) und die March (bei Theben); doch sind sie sämmtlich bis auf die letztgenannte, mit der die D. noch einmal bis an die Sudeten hineingreift, nicht von Bedeutung; dagegen wird der Strom von rechts her bis zu seinem Eintritt in das Tiefland wiederum durch zahlreiche und ansehnliche Alpenflüsse genährt. Als die bedeutendsten sind zu nennen: die Traun (Steiereck gegenüber), die Ens (bei Ens), Ips (bei Ips), Erlaf (oberhalb Pöchlarn), Trasen (unterhalb Krems), Wien (bei Wien), Schwechat (unter Wien) und Pisting (bei Fischament). „Die *Fahrt* auf der untern deutschen D. (urtheilt Daniel), mit der Rheinfahrt zwischen Bingen und Bonn verglichen, besitzt in den Durchbruchstellen eigenthümliche Reize. Die einschließenden Berge sind weniger einförmig, meist schön begrünt und bewaldet, die Burgruinen zahlreich und imposant, die stattlichen Neubauten der großen Klöster ein eigenthümlicher Schmuck. Ein vielgereister Mann findet keine Scene am Rhein, die er neben Weltenburg, Strudel, Wirbel und Passau stellen dürfte. Doch sind die Ufer in den Becken monoton und der Strom selbst mit der meist trüben, weißgelben Fluth, weit und seicht ausgedehnt, lange nicht so schön, als Vater Rhein."

Wir betreten jetzt das ungeheure *Donautiefland*, das sich zwischen dem Gebirgssystem der türkisch-griechischen Halbinsel im Süden und den

inen und großen Karpathen und den transsylva- schen Alpen im Norden ausdehnt und von der D ihrem 250 Meilen langen Unterlauf durchströmt rd. Den Gebirgsgrat der kleinen Karpathen bei eben durchbrechend, tritt der Strom, 900 Fuß eit, 19 Fuß tief und noch 415 Fuß über dem eere, zunächst in die oberungarische Ebene, lche sich bis Gran hin erstreckt u. einen Flächen- um von 160 □Meilen bedeckt. Die Ufer sind hier iförmig u. ohne alle malerischen Effekte, nur bedeckt t Wiesen, Weiden, Pappeln, Schilf, Wasservögeln d Schiffmühlen. Mit meilenweit von einander tfernten Hauptarmen und zahllosen, meist sehr wundenen Nebenarmen bildet der Strom zahlreiche seln, gleichsam ein binnenländisches Delta. Zwi- en dem Hauptstrom und der sogenannten neu- usler D., die sich bei Preßburg links abzweigt u. h mit dem Unterlauf der Waag verbindet, liegt Insel große Schütt (28 □Meilen groß), u. gegen- er wird auf dem rechten Ufer durch den Haupt- om und einen andern Arm (kleine D.), der sich it der untern Raab verbindet, die kleine Schütt □Meilen groß) gebildet, beide durch den Namen ihre Entstehung erinnernd, an den Schlamm u. rgschutt, den die D. bei ruhigem Gefälle ablagert. nks kommen hier dem Strom starke Parallelflüsse n den Karpathen zu: die Waag (bei Komorn), eitra und Gran (unterhalb Gran); rechts strömen n den Alpen die Leitha (bei Wieselburg) und die aab (bei Raab). Unterhalb Gran werden die onauufer wieder schön u. erinnern an die Gegend n Linz bis Krems. Links thürmen sich gewaltige orphyr- u. Trachytmassen mit Gesträuch auf, rechts igen anmuthige Hügel mit Weinbergen u. Korn- dern zu fernen Bergen hinan. Das Thal verengt h, grüne, mit Eichen bestandene Höhen treten an n Strom. Die einzelnen Berge dieses plinten- rger Passes zwischen Gran u. Waitzen gehören ks dem neograder Gebirge, rechts dem bakonyer alde an, dessen Juraformation sich an Karpathen- släufer ansetzt. Unterhalb Wishegrad umschließt D. die 5 Stunden lange Andreasinsel, wendet h dann vor Waitzen plötzlich nach Süden und tt aus der Bergenge in die große niederun- rische Ebene, die, 700 □Meilen umfassend, hts bis an die Draumündung, links bis zum Ein- ß der Theiß reicht. Der Strom behält die süd- he Richtung auf 50 Meilen bei. Rechts sind zu- chst noch Bergzüge, doch treten diese bei Ofen auch rück, u. der Strom erhält nun einen ganz andern arakter: zahlreiche Windungen zwischen öden ndufern, Moosflächen und Sumpfwaldungen eichnen die neue Bahn. „Von Wien nach Preß- rg kommt man in ein anderes Land, jenseits Pesth einen andern Welttheil. Die Alten hatten ein nliches Gefühl, wenn sie den Danubius auf dem teren Laufe mit neuem Namen Ister nannten.“ e Breite der D. beträgt unterhalb Ofen 3000 F., Tiefe 24—36 F.; südlicher, zwischen Venek und ldvar ist sie 1800—4000 F. breit und 28—39 F. f, und zwischen Földvar und Vukovar 1800— 00 F. breit und 15—24 F. tief. Auf dieser trecke sind ihre Windungen außerordentlich bedeu- d, so daß die Schiffe bei dem ohnehin schwachen fälle (das bis Peterwardein nur $^1/_7$ des Gefälles Erzherzogthum Oesterreich, kaum $1^1/_2$ F. auf 1 eile beträgt) zuweilen eine Tagereise nöthig haben, um eine Stunde weiter nach Süden zu gelangen. Durch die Stromtheilungen entstehen namentlich 4 große Inseln: Sz. Endre, Csepel (Raczkevi), Sar und Margitta. Die Ufer sind schon an der Csepel mit Flugsand bedeckt; unterhalb Földvar fangen sie an zu versumpfen und bleiben so auf eine weite Strecke hin; namentlich ist die Gegend zwischen der D. und der Mündung der Drau, die, tief aus dem Herzen des deutschen Alpenlandes kommend, unsern Essek einströmt, dermaßen versumpft, daß die Wäl- der inselartig aus dem Wasser und Moor hervor- ragen. Von der Draumündung (270 F. über dem Meere) an wendet sich die D., indem die syrmischen Hügel und von Belgrad an die höheren serbischen Berge an das rechte Ufer treten, nach Südosten u. behält diese Richtung auf 40 Meilen bei. Auf die waldigen Rohr- und Sumpfebenen, auf Einöden, die an ferne Welttheile erinnern, folgen nun zur Rechten freundlichere, sogar liebliche u. schöne, von Rebenhügeln eingefaßte Gestade, die höher anstei- gend bald zu steilen Waldbergen werden. Das linke Ufer bleibt flach bis Belgrad und die Versumpfung herrscht hier, besonders bei Peterwardein, fast ärger denn zuvor. An Zuflüssen empfängt hier die D. links den eigentlichen Hauptfluß Ungarns, die viel- gewundene Theiß und die Temes, rechts die mäch- tige Sau (bei Belgrad) und die Morawa (unter Semendria). Ihre Breite beträgt bei Peterwardein, wo sie 36 F. tief ist, 3500 F., im Allgemeinen zwi- schen Vukovar und Ujpalanka 12—1800 F., bei Semlin ist sie sogar 4800 F. breit bei 42 F. Tiefe. Unterhalb Ujpalanka, am Flußarm Donavicza, tre- ten links Ausläufer der siebenbürgischen Gebirge heran und engen im Verein mit den serbischen Ber- gen am rechten Ufer auf eine Strecke von fast 14 Meilen (bis Kladowa) den Strom ein, der nun sei- nen letzten Engen, den letzten Felsenthoren entgegen- eilt. Hier sind die Ufer am steilsten, und es beginnt der interessanteste Theil des Donaulaufes, die groß- artigste Flußenge Europa's. Nachdem die D. bei Moldawa ganz in das Gebirge getreten ist, wird das Thal bald durch die Uferfelsen bei Tivadicza in Ungarn und bei Jocz in Serbien auf 3900 F. ein- geengt. Unterhalb Golubacs folgt der engste Theil der Schlucht, in welchem die Felswände bis 1800 F. Höhe aufsteigen und nahe zusammenrückend den Strom auf 900 Schritte einzwängen; die Wände haben zahlreiche Höhlen, namentlich die berüchtigte Mückenhöhle. Die ganze Enge führt den Namen Klisura (auch Clissura). Die Katarakten der- selben zerfallen in 2 Abtheilungen und bestehen aus einer langen Reihe von Stromschnellen, Brandun- gen und Wirbeln, veranlaßt durch quer laufende Riffe und Klippen, den Trümmern jener gewaltigen Revolution, welche einst den Spalt zwischen beiden Gebirgen öffnete. Dazu sind die Stürme, besonders bei Ostwind (Kossawa), nicht selten furchtbar. Am Ufer hin führt daneben die den kunstvollsten Alpen- straßen an die Seite zu stellende Klisurastraße. 4 Stunden unterhalb Golubacs werden bei Dobra die Berge etwas sanfter, und Ackerfelder liegen an dem 5100 F. breiten reißenden Strom. Bald aber wird er von Neuem durch steile Waldberge eingeschnürt, und 2 Meilen unterhalb Dobra, wo der Strom sich plötzlich nach Süden wendet, setzt quer durch densel- ben das Felsenriff Tachtalia u. bildet $1^1/_2$—2 Mei- len weit die obere Stromschnelle (Ghornya-

Djerdap). Der Fluß ist hier 3360 Fuß breit, 20½ F. tief und hat eine Geschwindigkeit von 7½ F. in der Sekunde. Die meisten Wirbel bilden sich bei dem 1440 Fuß langen Riff Iglaz, wo die Breite auf 2280 F. schwindet und die Geschwindigkeit auf 9¾ F. in 1 Sekunde steigt. Die Mitte des Stromes verbirgt die Klippe Biany, u. gleich unterhalb zieht sich ein Riff quer über den Strom, in 3½ F. Tiefe. Die gefährlichste Stelle ist der große Wirbel am Vorgebirge Greben. Nun schießt der Strom mit fürchterlicher Gewalt durch die Enge, wird aber unterhalb derselben plötzlich wieder breit u. umschließt, wie ein weiter See, die feste Insel Poretz. Darauf nach Nordosten sich wendend, wird er wieder schmal (520 F.), strömt längs der schroffen, 2180 F. hohen Feldwand des Sterbecz, brandet furchtbar an der Klippe Kazan u. rast an einer andern Stelle schäumend über die Klippe fort. Unterhalb der am Strom liegenden Festung Neuorsova trifft man in 5000 F. Entfernung die starke Brandung Ghornya-Belega und 1700 F. weiter eine zweite, Dolnya-Belega. Das Getöse der Wellen wird immer ärger und schließlich wahrhaft betäubend. Der 400 Fuß breite Strom ist hier, im eisernen Thore (Demirkapu, s. d.), voll zahlloser Klippen, von denen die größten und gefährlichsten vom rechten Ufer vorspringend einen Paß von nur 360 F. Breite übrig lassen. Dann folgt die Insel Baleni, bei Sip, wo man 23 gefährliche Wirbel zählt. Weiterhin wird der Strom ruhig und man gelangt an der Veste Skela-Kladowa vorüber zu der unter Konstantin dem Großen gebauten, sogenannten trajanischen Brücke (von der noch 11 Pfeiler im Strome stehen), wo die D. in ihr unterstes Gebiet, in die weite Tiefebene der Walachei, eintritt. Ihre Ufer sind von hier an sehr dürftig und traurig. Das linke Gestade ist völlig flach, an das rechte treten nur noch stellenweise mäßige Höhen, wie bei Widdin, Rustschuk, Silistria. Die Theilung des Bettes vermehrt sich ins Unglaubliche, und auf dem linken Ufer treten Wasserstopfungen in Form von Seen, Sümpfen und todten Armen auf. Die Breite des Flusses beträgt bei Rustschuk 2000, bei Silistria 4000 Schritte und steigt zuweilen auf eine halbe Meile. Von Orsova an ist seine Richtung 15 Meilen weit eine südöstliche, u. der Fluß empfängt auf dieser Strecke rechts den Timok, den Grenzfluß zwischen Serbien und Bulgarien; dann strömt er 27 Meilen weit bis Sistowa nach Ostsüdosten, inzwischen links den Schyl (bei Rahowu) und die Aluta (bei Nikopoli), rechts den Isker (bei Gitschin) und Osma (der Aluta gegenüber) aufnehmend, und verfolgt von Sistowa bis Tschernawoda eine ostnordöstliche Richtung, auch auf dieser Strecke durch zahlreiche Beiflüsse gestärkt, links den Ardschisch (bei Oltenizza), rechts den Lom (bei Rustschuk) u. Taban (unter Silistria). Bei Tschernawoda ist der Strom nur 8 Meilen vom Meere entfernt, aber die vorliegende Bergplatte der Dobrudscha nöthigt ihn, nach Norden umzubiegen, u. er fließt in dieser Richtung wie bisher, mit versumpften Ufern, von stehenden Lachen begleitet, unzählige Male getheilt und mit Ausläufern versehen, Werder auf Werder (Kremen-, Butschul-, Rogosa-, Bresojasainsel rc.) umschließend, 19 Meilen weit bis Galatz, unterwegs noch an Zuflüssen (links) die Jalomitza (unterhalb Hirsowa) und den Sereth (bei Galatz) empfangend. An den scharfen Rändern der Bergplatte von Galatz wendet er sich sodann nach Osten und bald darauf bei der Einmündung des Pruth nach Südosten, um dem schwarzen Meere zuzufließen, doch vorher noch einen kleinen Durchbruch machend zwischen dem 100 Fuß hohen Uferrande der Dobrudscha und dem festen Rande der nördlichen Platte. Bei Galatz haben die durch eine Insel entstehenden beiden Arme eine Breite von 480 u. 900 F.; unterhalb Isaktschi 1800 und bei Tultscha 800—1000 F.; die Tiefe ist 50 bis 70 Fuß, bei Tultscha aber über einer Sandbank nur 15 Fuß. Eine Meile oberhalb Tultscha theilt sich der Strom in große Mündungsarme, u. es beginnt sein Deltaland, eine 47 □Meilen große Wildniß, die einem unabsehbaren grünen Meere von 10 Fuß hohen Schilfwaldungen gleicht, durchschnitten von Flußarmen, Seen und Lachen, belebt von unermeßlichen Schaaren von Seevögeln, von Wölfen und Heerden von Büffeln. Die äußersten Mündungsarme liegen 13½ Meilen von einander entfernt. Der nördlichste ist die Kiliadonau, welche sich zweimal seeartig erweitert, dort große Inseln umschließt u. nach 15 Meilen Laufs in einer Menge von Armen (Gilos) zwischen 30 niedrigen Sandinseln mündet, die durch nur 6—7 Fuß tiefes Wasser getrennt sind, und vor denen sich noch ½ Meile weit eine Untiefe mit nur 2—3 Fuß Wasser hinzieht. Der zweite Hauptarm ist die Sulinadonau (11 Meilen lang, nach der Mündung hin 300—400 Fuß breit und 20—60 Fuß tief), der für die Schifffahrt noch tauglichste Arm, an dessen Mündung auf Pfählen das Städtchen Sulina liegt. Aber auch hier liegt im Meere eine Barre vor, welche je nach dem Wasserstande 9—14 F. Wasser hat. In Folge der häufigen Ueberschwemmungen des ganz flachen Sumpflandes, welche bewirken, daß das Meer auf 3—5 Meilen Entfernung gelb gefärbt erscheint, ändert sich das Fahrwasser im Strome fortwährend, und bei den hier herrschenden strengen Wintern ist es von Mitte December bis Mitte Februar mit Eis bedeckt. Die Schifffahrt währt daher gewöhnlich nur von Ende Februar bis zu Ende November. Der dritte Hauptarm, die St. Georgsdonau, strömt 12 Meilen weit nach Südosten und ist 400—1200 Fuß breit u. bis 30 Fuß tief. Vor der Mündung (Chedrile oder Ghederleß Boghasi) versperren eine Insel und eine 1½ Meilen ins Meer ragende Sandbank den Eingang, so daß derselbe nur 4½ Fuß Wasser hat. Das rechte Ufer dieses Armes hat auf etwa 2 Meilen bewaldete Hügel, östlicher aber ebenfalls nur ganz niedrige Ränder. Von der Mitte dieses Armes zweigt sich die 5 Meilen lange Portitzkaja (Dunawetz) nach Südsüdosten ab, die in geschlängeltem Laufe 10—16 Fuß tief in den westlicher gelegenen haffartigen Rasinsee mündet, der nur 8—9 Fuß Tiefe hat. Der südliche Theil des Donaudelta's zwischen dem Sulina- und dem Georgsarm heißt Insel Moische, der nördliche zwischen dem Sulina- u. dem Kiliaarm Insel Leti, deren südwestlicher Theil wieder unmittelbar an der D. durch einen kleinen Flußarm abgesondert wird und den Namen Tschatal führt.

Die gesammte Stromlänge der D. beträgt in gerader Linie 220 Meilen; mit Einschluß der Krümmungen wird sie auf 380—385 Meilen berechnet. Ihr Stromgebiet, zu dem ein großer Theil von Süddeutschland, ganz Ungarn, Siebenbürgen, die Mol-

und Walachei und die vom Balkan nördlich ende Türkei gehören, umfaßt 14,600 □Meilen. Fluß ist sehr fischreich, besonders in Ungarn, namentlich reich an vortrefflichen Karpfen und isen. Sein Wasser, fast immer trüb u. lehmig, t auch, wie die Nebenflüsse Isar u. Inn, etwas d, das früher in Goldwäschereien gewonnen geprägt wurde. Das Gefälle der D. ist unterschieden. Es beträgt in Schwaben beim aburchbruch 40 Fuß auf die Meile, zwischen und Donauwörth 7 F., von Donauwörth bis burg 35 F., bis Ingolstadt 115 F., bis Re- sburg 289 F., von Passau bis Linz 11, von bis Wien 8 F.; oder zwischen Passau u. Linz , zwischen Wien und Hainburg $^1/_{3400}$ und er abwärts $^1/_{9000}$—$^1/_{18000}$. Feste Brücken die D. sind: bei Ulm, Regensburg, Passau, , Mautern, Wien (die kaiserliche für das ge- nliche Fuhrwerk und die der Nordbahn für die nbahnzüge); die letzte ist die Kettenbrücke zwi- Ofen und Pesth. Schiffbrücken über die ind: bei Preßburg, Gran, zwischen Pesth und , dann zwischen Neusatz und Peterwardein, wo an abwärts zur Verbindung der beiderseit- n Ufer nur Ueberfuhren mittelst Schif- bestehen. Die berühmteste Fähre über die D. u Isaktschi, 14 Tagereisen von Konstantinopel; war von jeher die Ueberfuhr der Moldauer, arn und Tataren, und hier ging auch Sultan nan über die D., um gegen die Polen zu ziehen. den zwei eisernen, gewaltigen Ketten, womit Türken ehemals den christlichen Schiffern die age auf der D. sperrten, befindet sich die eine k. Zeughause zu Wien, die andere im Schlosse Ofen. Die Bevölkerung des Donaugebiets t sich nach den 3 Hauptabtheilungen desselben Gruppen: das Donauhochland ist von Deut- besetzt; das mittlere, eine bunte Musterkarte hiedener Nationalitäten, gehört überwiegend Magyaren u. Slaven zu, im Mündungslande Rumanen und Bulgaren. Aber die eine ppe, die deutsche, ist auch außerhalb des Hoch- es angesiedelt und begleitet mit ihren Kolonien Strom bis zu seiner Mündung. Im Donau- nde wohnen allein $1^1/_2$ Millionen deutschen nmes. Deutscher Einfluß war von jeher für ganze Donauland das anregende Salz. Die iffbarkeit der D. beginnt bei Ulm, wo sie is Schiffe von 400—500 Centnern trägt; wei- n bei Regensburg wird sie für Schiffe von 1200 800 Centnern, beim Eintritt in das österreichische et für Schiffe von 2000, und noch weiter ab- s von 4000—10,000 Centnern, ja sogar für gsschiffe mit 40 Kanonen fahrbar, und in der ei gegen ihre Mündung zu trägt sie selbst gsschiffe mit noch größern Lasten. Indeß hat Schifffahrt auf der D. mit nicht geringen vierigkeiten zu kämpfen, in Folge deren der m für den Handel noch nicht die Bedeutung langen vermochte, welche ihm im Verhältniß zu r großen Ausdehnung und zu dem Reichthum seinem Gebiete angehörigen Länder zukommt. iesen Schwierigkeiten gehören namentlich Sand- e und Felsenrisse im Fahrwasser, plötzliche Ver- rungen des Fahrwassers, das oft in einer ein- Nacht eine andere Richtung annimmt, sowie die verhältnißmäßig starke Strömung u. Ver- nachlässigung des Flußufers, das ebenso Ueber- schwemmungen als Abspülungen im Großen aus- gesetzt ist. Die Gefahren und Schwierigkeiten, welche der einst so gefürchtete Strudel bei Grein der Schifffahrt darbot, hat man neuerdings durch groß- artige Felsensprengungen ganz beseitigt, ja selbst eine fahrbare Passage durch die lange für unfahrbar gehaltene Enge des eisernen Thores herzustellen be- gonnen (seit 1834). Nicht das unbedeutendste ist das letzte Hinderniß, welches sich der Schifffahrt an der Mündung der D. in Folge deren zunehmender Versandung entgegenstellt. Seeschiffe brauchen hier oft über einen Monat, um von der Mündung nach Ismail zu gelangen, weil sie bei jeder Krümmung einen günstigen Wind abwarten, oder sich ziehen lassen müssen, und die Schifffahrt stromabwärts hat nicht geringere Unbequemlichkeiten. Da es nicht möglich ist, auf Seeschiffen mit voller Ladung ins Meer zu kommen, so müssen sie sich an der Mün- dung selbst häufig erleichtern; aber nicht selten ge- schieht es, daß das Schiff, welches seine für den Augenblick ihm abgenommene Ladung, oder auch die Flöße mit Holz, dem Hauptartikel des moldauischen u. walachischen Handels, erwartet, durch den Wind ins Meer hinausgetrieben wird, ehe ihm die Bar- ken oder Flöße nahe kommen können. Obgleich ein Traktat zwischen Oesterreich und Rußland von 1840 bestimmt, daß letzteres die Schifffahrtshindernisse in der ihm durch den Frieden von Adrianopel zuge- fallenen Sulinamündung wegzuräumen habe, so geschah trotzdem ebenso wenig von Rußland, wie früher von der türkischen Regierung etwas zur Ver- besserung des Flußbettes; die Versandung desselben, namentlich auch des Sulinaarmes, nahm im Ge- gentheil stets zu, und obendrein ließ Rußland eine den Verkehr sehr drückende Ueberwachung der Schiff- fahrt eintreten. Die Befreiung der Donauschiff- fahrt wurde daher für Oesterreich ein dringendes Bedürfniß und bedingte zum großen Theil seine Stellung im letzten orientalischen Kriege. Seitdem darauf im pariser Frieden, 30. März 1856, das Donaudelta Rußland ganz entzogen worden, wurde auch die Benutzung des Stroms als Wasserstraße durch eine besondere, zwischen Oesterreich, Bayern, Würtemberg und der Türkei vereinbarte Donau- schifffahrtsakte (vom 7. Nov. 1857) definitiv geregelt. Durch diese ward die Freiheit der Schifffahrt auf der D. sowohl zum Behuf des Waaren-, als des Personenverkehrs ausgesprochen, alle ausschließlichen Schifffahrtsprivilegien und alle Zwangsrechte wurden für aufgehoben erklärt. Der Betrieb der Schifffahrt aus dem offenen Meere nach jedem Landungsplatz der D. und von jedem solchen in das offene Meer steht den Schiffen aller Nationen frei, welche diesfalls auf dem Fuße einer vollständigen Gleichheit behandelt werden. Der Betrieb der eigentlichen Flußschifffahrt aber ist den Schiffen der Uferländer vorbehalten. Alle Vor- theile, die in einem Uferlande den Schiffen irgend einer Nation in Bezug auf die Donauschifffahrt eingeräumt werden, sind auch den Schiffen sämmt- licher Uferländer eingeräumt. Gebühren, die sich einzig und allein auf die Thatsache der Beschiffung des Flusses gründen, werden nicht erhoben, ebenso auch keine Abgaben von den Waaren, die sich am Bord der Schiffe befinden; darunter sind jedoch die eigentlichen Ein-, Aus-, Durchgangs- u. Ver-

brauchsabgaben und die Gebühren für die Benutzung gewisser öffentlicher Anstalten nicht mitbegriffen. Zugleich soll eine Kommission der kontrahirenden Mächte für die Beseitigung aller die Donauschifffahrt erschwerenden Hindernisse sorgen und die nöthigen Flußarbeiten anordnen. Um eine kürzere Verbindungslinie mit dem Meere herzustellen und die versandeten Mündungsarme zu umgehen, ist auch der Gedanke eines Kanals von Tschernawoda nach dem Karassusee u. Kustendsche gefaßt; die Länge dieses Kustendsche- oder Abdul-Medschidkanals beträgt ohne den See (der freilich erst vertieft werden müßte) 6½ Meilen. Leider ist nur auch der flache Hafen von Kustendsche mit Versandung bedroht.

Die Befahrung der D. ist (von den Dampfschiffen abgesehen) vorwiegend Thalfahrt, da die starke Strömung des Flusses die Bergfahrt (Gegentrieb) sehr erschwert. Sie geschieht größtentheils mit Flößen oder auch mit Schiffen, die nur für eine Fahrt gemacht und in Wien zerschlagen und stückweise verkauft werden. Die *Flöße* haben eine Länge bis zu 100 Klaftern bei 6½ Klaftern Breite und befördern Passagiere und Güter zu sehr billigen Preisen, da jeder Verdienst der Art reiner Gewinn ist. In der Mitte des Ganzen steht eine Hütte und neben derselben brennt ein Feuer, der Sammelplatz der Floßbewohner, deren Zahl an bloßen Flößknechten, die unter einem Oberflößer stehen, sich bis auf 20 beläuft. Bei schönem und ruhigem Wetter gewähren diese Flöße eine sehr angenehme Art zu reisen, da sie ohne Vergleich mehr Raum zu freier Bewegung gewähren, als irgend ein anderes Fahrzeug. Die stromaufwärts gehenden Schiffe müssen außerordentlich fest gebaut sein, da sie nicht bloß gegen die reißenden Strömungen anzukämpfen haben, sondern auch oft ganze Strecken weit über das Steingeröll des Flußbettes hinrutschen müssen. Segel können ihnen unter solchen Verhältnissen nicht helfen, sondern sie müssen lediglich von Pferden gezogen werden. Gewöhnlich sind mehre aufwärtsgehende Schiffe zusammengekoppelt, so daß das vorderste das stärkste ist u. die andern, immer kleiner u. leichter werdenden mit fortschleppt. An dem vordersten Schiffe ist die oft mehre hundert Klaftern lange Ziehleine befestigt, an der sich zuweilen ein paar kleine Fahrzeuge bloß zu dem Zwecke befinden, die Last der herunterhängenden Leine zu tragen und diese von einem Ufer des Flusses zum andern zu schaffen, wenn das Fahrwasser wechselt. Zum Ziehen dienen Pferde, oft 20—60 Stück, von einer besonders großen und starken Race, u. je zwei Pferde werden gewöhnlich von einem Roßbuben gelenkt, der unter dem Befehl eines „Vorreiters“ steht. Letzterer muß vor allen Dingen den rechten Weg für die Pferde ausfindig zu machen wissen. Kleinere Arme der D. durchschwimmen die Pferde; zum Uebersetzen derselben über breitere Arme oder den Hauptstrom werden ebenfalls besondere Fahrzeuge mitgeführt. Es gibt Zeiten und Stellen, wo die Schiffe einzeln oft mit Anspannung aller Kräfte von 60 Pferden durchgebracht werden müssen, während die übrigen einstweilen am Ufer angelegt bleiben. Nichtsdestoweniger rennen sie doch noch oft auf Sandbänken fest und müssen dann bei tagelangem Aufenthalt ausgeladen werden, bis sie leicht genug sind, die schwierige Stelle zu passiren. Die Einführung der *Dampfschifffahrt* auf der D., die stellenweise mit unüberwindlich scheinenden Hindernissen zu kämpfen hatte, verdankt man der *österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft*, die 1830 zusammentrat und die Fahrt mit einem Boote auf der keine Schwierigkeiten darbietenden Strecke von Wien bis Pesth begann. Gegenwärtig befährt sie die ganze, 264 Meilen lange Donaustrecke von Linz bis Galatz im Anschluß an die Linie des österreichischen Lloyd bis Konstantinopel, außerdem aber auch die Theiß (bis Tokai), die Save (bis Sissek), die Drau (bis Essek) und den Begakanal und ist die bedeutendste aller bestehenden Gesellschaften der Art, mit dem größten aller vorhandenen Privatwerfte. Zu Ende 1856 besaß sie einen Fond von 32½ Millionen Gulden, einen Schiffsstand von 100 Dampfbooten (von 10,183 Pferdekraft), darunter 11 Schraubendampfer und 2 Baggerschiffe, u. hatte 15 Boote (von 1885 Pferdekraft) im Bau, darunter 7 Schraubenschiffe; ferner besaß sie 359 eiserne Schleppschiffe von 200—600 Tonnen und 140 Schleppboote und hatte 10 hölzerne Lastschiffe im Bau. Sie hat 1856 1,300,000 Reisende und 7,400,000 Centner Güter befördert und dafür eine Einnahme von 7,700,000 Gulden gehabt. Auf der bayerischen D. wurde zuerst 1837 von einer Aktiengesellschaft die Dampfschifffahrt (zwischen Regensburg und Linz) eingeführt, darauf 1846 vom Staate übernommen. Diese königlich bayerische Donaudampfschifffahrt, welche gegenwärtig von Donauwörth bis Linz reicht, besaß 1859 6 Remorqeure u. 8 Personenboote (von 1200 Pferdekraft) nebst 20 Schleppern von 50,000 Centner Tragfähigkeit und befördert 1857—58 67,270 Personen und 525,909 Centner Güter, und 1859—60 57,169 Personen und 1,050,753 Centner Güter. Außer ihr befahren die bayerische D. noch die *miesbacher Gesellschaft* (zwischen Rosenheim, Regensburg und Wien, 1859 mit 5 Dampfern von 400 Pferdekraft u. 6 Schleppern von 12,000 Centner) und die Gesellschaft *Riedl und Komp.* (zwischen Rosenheim, Regensburg und Pesth, 1859 mit 4 Remorqueuren von 300 Pferdekraft und 12 Schleppern von 30,000 Centner). Endlich besteht noch eine würtembergische Dampfschifffahrtsgesellschaft, die sich 1847 zu Ulm bildete und von Ulm bis Linz fährt. Die Thalfahrt währt auf den Dampfschiffen von Donauwörth bis Regensburg 12, von da bis Linz 14, von Linz bis Nußdorf (½ Stunde ober Wien) 13 Stunden; die Bergfahrt dauert 1—1½ Tage. Von Wichtigkeit ist der *Ludwigskanal* in Bayern, der die D. mit dem Main und Rhein verbindet. Die *strategische Wichtigkeit* der D. beweist die Menge der am Strom liegenden Festungen; in Bayern: Ingolstadt und Passau; in Deutsch-Oesterreich: Linz; in Ungarn: Peterwardein, Komorn; in der Türkei: Belgrad, Widdin, Nikopoli, Rustschuk, Silistria, Braila.

Wir geben schließlich *Kohl* das Wort, der sich über die allgemeine Bedeutung der D. also ausspricht: „Im Ganzen kann man die D. als ein im hohen Grade isolirtes u. auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Oeffnungen u. Thore, welche die Natur in der umwallenden Gebirgsmauer gelassen und der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- u.

ergebiete hinüber, u. von jeher passirten zahl-
e Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handels-
und Karawanen durch sie aus und ein. Am
en geöffnet ist die D. bei ihren Quellen und an
Mündung. Darum von beiden Endpunkten
ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen,
er Mündung nach Westen herauf, von den Quel-
nach Osten hinab. Von der Mündung kamen u.
nen die Völker und Produkte des Orients, von
Quelle strömt das Leben des Occidents herein.
Mündungsebene, einst ein großer Meer-
, dem die D. aus den beiden großen Seen von
- und Niederungarn entgegenfloß, übertraf
der Trockenlegung und Landanschwemmung
deren Ebenen weit an Fruchtbarkeit u. erschien
jeher den Reitervölkern und barbarischen No-
n der Steppe in ähnlicher Weise als gelobtes
wie die Lombardei den Völkern Germaniens.
vom Kaukasus und Ural daherströmenden
en nahmen das Donaumündungsland bis zum
rnen Thor" zunächst in Besitz; so Hunnen und
aren, Petschenegen, Türken, Tataren &c., und
r Gegenwart sind die Russen häufig durch
Thor gebrochen. Wichtige Straßenzüge durch
Balkan haben von jeher den Handelsverkehr der
n D. mit Konstantinopel, durch den danu-
Produkte ausgeführt, orientalische zugeführt
en, belebt, u. nicht minder hat der Krieg seine
en gar oft durch diese Pässe gewälzt. Bei den
llen bietet sich zunächst der Rhein und hinter
Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche
kein Hinderniß abgibt, eine völlige Verschmel-
des Donaugebiets mit Deutschland, besonders
em Flußgebiet des Rheins Statt; stets führten
gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Ka-
zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung
D. mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungen-
hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hülfe
Mains, Rheins, der Straßen und Kanäle stel-
Rhein und D. eine einzige ununterbrochene
ehrsbahn dar, und zu keinem andern großen
m tritt die D. in so innige Beziehung wie zum
n. Ueber den Rhein hinüber weist die Donau-
gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren
verfolgend kam Attila auf die Felder von Cha-
nach ihm die Magyaren und andere Donau-
r in dieselbe Gegend. Aus Frankreich u. vom
n nach Osten vorbrechend, drangen die Celten,
Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, end-
Napoleon an der D. herab. Die Natur- und
strieprodukte Oesterreichs nehmen längs der
hinauf denselben Weg über den Rhein nach
kreich hinein. Ein Seitenzweig dieses Wegs
sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura
e Schweiz; auf diese Seitenbahn, über den
nsee hinweg, warfen sich die Alemannen, in
etien einbrechend; vom Bodensee her drangen
Römer ins obere Donaugebiet. Jetzt legen sich
auptlinien der Donaueisenbahnen in diese Rich-
. In das Herz von Deutschland aber greift die
n tiefsten bei dem großen Winkel von Regens-
, dem Ausgangspunkt des ganzen Verkehrs
Mitteldeutschland mit der D. (über Nürnberg).
er im Osten von Regensburg nähert sich dann
lbe vermittelst des Moldauthals dem Donau-
. Von Passau, von Linz, von Wien aus gibt
he und kurze Uebergänge ins obere Elbgebiet,
welche die D. mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Mit der March reicht dann die D. der Oder die Hand. Das Marchbecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den hohen Karpathen, dem Riesengebirge und den Sudeten flacht sich hier das „Gesenke" ab, eins der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebiets. Schon in alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt an der Mündung der March, ein Handelsweg zur D. durch. Hierher kamen die nordischen Bernstein- und Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum und Vindobona aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel u. ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am baltischen Meer. Gegen Süden sind die obern Donaugegenden stärker abgeschieden, als an irgend einem Theile ihres Gebiets. Der bequemen Uebergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, des Po, der Etsch &c., sind nur wenige; der Paß von Worms zur Adda, der brenner Paß zur Etsch &c. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein, der, aus Nordwesten nach Südosten gerichtet, eine schöne schiffbare Straße nach der Levante und nach Aegypten bildet und so in Verbindung mit dem Mittelmeer und dem rothen Meer einen Theil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem produktenreichen Indien und dem bedürfnißreichen Europa bildet. Dieser Golf nähert sich mit seiner nördlichsten Spitze den Quellen der Donaunebenflüsse auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittelung eines lebhaften Verkehrs zwischen der D. und dem Adriameer begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die D. einen ihrer hauptsächlichen Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der D. zum Meer hin, und durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist in der That die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Auch politisch standen die Donaulinie und die Spitze des Adriameers von jeher in inniger Wechselbeziehung. Vom adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen ins mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der D. aus strebten auch die Ungarn, die Oesterreicher zum adriatischen Meer und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten." Die Alten nannten die D. Danubius und Ister, doch galt der letztere Name eigentlich nur von ihrem untern Laufe. Herodot läßt sie im Celtenlande am Pyrene (Brenner) entspringen, die Römer nach dem zweiten punischen Kriege bei den Ostmiern in der heutigen

Bretagne, seit Cäsars Zügen in den südlichen Alpen, bis man nach dem Zuge des Tiberius gegen die Vindelicier vom Bodensee aus die wahre Quelle der D. fand. Sie entsprang, der gallischen Stadt Rauricum gegenüber, auf den Gipfeln des Berges Abnoba u. mündete nach Einigen in fünf, nach Andern in sieben Mündungsarmen in den Pontus euxinus.

Donaueschingen, Stadt im badischen Seekreise, unfern des Zusammenflusses der Brege u. Brigach, woraus die Donau entsteht, frei u. eben gelegen, Residenz des Fürsten von Fürstenberg u. Hauptort der Baar, hat ein schönes fürstliches Schloß mit Bibliothek (über 30,000 Bände), Kunstsammlungen, ausgezeichnetem Archiv, Marstall und großem Park, ein Theater, eine schöne Pfarrkirche, ein Gymnasium, reiches Armenhospital u. 3600 Einwohner. Neben dem Schloß quillt in einem runden eingefaßten Brunnen, zu dem man einige Stufen hinabsteigt, die sogenannte Donauquelle, die in einer Röhre unterirdisch weiter geleitet wird und erst bei ihrem Abfluß in die Brege wieder zu Tage tritt. In der Nähe die Trümmer der Burg Fürstenberg, des Stammhauses der Fürsten. D., das schon unter den Karolingern vorkommt, wurde 889 vom König Arnulf der neu errichteten Kirche zu Oberzell auf der Reichenau geschenkt u. gehörte seit dem 13. Jahrhundert den Herren von Blumeneck. Später kam es an Habsburg u. endlich 1488 durch Kauf an die Grafen von Fürstenberg.

Donaufürstenthümer, Moldau u. Walachei (s. d.).

Donaugesellschaft, gelehrte, von Konrad Celtes 1490 in Ofen gestiftete Gesellschaft, mit humanistischer Tendenz, wurde 1493 nach Wien verlegt und 1497 bestimmter organisirt.

Donaukreis, der größte, aber am wenigsten bevölkerte der 4 Kreise des Königreichs Würtemberg, umfaßt den südöstlichen Theil desselben, wird nördlich vom Jaxtkreise, östlich und südlich von Bayern und dem Bodensee, westlich von Baden, Hohenzollern, dem Schwarzwald- und Neckarkreise begrenzt und umfaßt 113,71 □Meilen. Er liegt größtentheils in der Donauebene, zum Theil auch auf u. an der Alp, wird von der Donau und deren Zuflüssen (Lauter, Blau, Riß, Roth), sowie von Zuflüssen des Bodensee's, dem Argen, Schussen &c., und dem Federsee bei Buchau bewässert und hat viele Mineralquellen. Produkte sind: reichlich Getreide, Flachs, Oelgewächse, Obst, im Süden auch Wein, weniger Vieh; man treibt Weberei (grobe Leinwand), Wirkerei (Strümpfe) &c. Getheilt ist der Kreis in 16 Oberämter: Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Geißlingen, Göppingen, Kirchheim, Leutkirch, Münsingen, Ravensburg, Riedlingen, Saulgau, Tettnang, Ulm, Waldsee, Wangen u. Wiblingen, mit 30 Städten, 575 Pfarrdörfern und Pfarrweilern und 398,652 Einw. Hauptstadt ist Ulm.

Donau-Main-Kanal, s. v. a. Ludwigskanal.

Donaumoos, kahler, mooriger Landstrich in Oberbayern, der sich auf der rechten Seite der Donau, zwischen Neuburg, Ingolstadt, Reichertshofen, Schrobenhausen u. Pöttmes über 4 Meilen in die Länge und $^{1}/_{2}$—$1^{1}/_{2}$ Meilen in die Breite ausdehnt. Die Austrocknung desselben (besonders des westlichen Theils) durch Kanäle, welche in die Donau ausmünden, u. durch Dämme begann schon 1796 unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor; jetzt haben sich bereits zahlreiche Kolonien daselbst angesiedelt, deren bedeutendste Karlshuld, Karlskron, Obermaxfeld, Neuschwetzingen und Lichtenau sind. Vgl. Bayern.

Donauried, mooriger, meist mit Riedgras bedeckter Landstrich in Würtemberg, der sich unterhalb Ulm links bis Gundelfingen, rechts bis zum Lech, 9 Meilen lang und bis 1 Meile breit, erstreckt und in das sogenannte Weitried (zwischen Beizkofen, Oellkofen und Herbertingen), das Breitried (gegen Riedlingen) und das Oesterfeld, das eigentlich das Ende des Ostrachthales bildet, zerfällt. Gegenwärtig ist der größte Theil des D.s entsumpft.

Donaustauf (Thumstauf), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz u. Regensburg, in herrlicher Lage am Fuße des bayerischen Waldes, links an der Donau, zwischen Regensburg und Wörth, Hauptort einer Herrschaft des Fürsten von Thurn und Taxis, hat 2 Kirchen, ein schönes Sommerschloß des Fürsten mit einem großartigen Garten, ein Spital, ziemlichen Weinbau und 1230 (1150) Einwohner. Ueber dem Orte auf steilem Felsen die Ruinen des alten Bergschlosses Stauf, das von Albert dem Großen, Bischof von Regensburg, gebaut und bewohnt, mehrmals belagert und eingenommen und am 11. Febr. 1634 durch Bernhard von Weimar gesprengt wurde. D. war sonst eine freie Reichsherrschaft; mit Regensburg kam es 1803 an den Fürst Primas von Dalberg, nach dem wiener Frieden 1809 an Bayern und 1812 unter bayerische Hoheit an den Fürsten von Thurn und Taxis. Auf dem nahen Salvatorsberge gründete König Ludwig I. von Bayern die Walhalla (s. d.).

Donauwörth, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, am Einflusse der Wörnitz in die Donau und an der nürnberg-augsburger Bahn, alterthümlich gebaut, Sitz eines Bezirksamtes, mit 3 katholischen Kirchen, einer ehemaligen Benediktinerabtei (Heiligkreuz), 2 Instituten der barmherzigen Schwestern, einem Filialkloster der Dominikanernonnen in Augsburg, einem Bürgerspital, Stadtkrankenhaus, hübschen Anlagen u. (1861) 3310 Einwohnern, darunter eine Infanteriekompagnie als Garnison. Die Gebäude der alten Abtei sind jetzt in ein schönes Schloß verwandelt u. gehören dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein. In der Nebenkapelle der Klosterkirche ist der prachtvolle Sarkophag Maria's von Brabant, der Gemahlin des Herzogs Ludwig von Bayern. D. ist auch Dampfschifffahrtsstation. Die Erwerbszweige der Bewohner bilden zunächst Obst-, Getreide-, Flachs-, Hanf- und Hopfenbau, sowie starke Bierbrauerei u. Handel, der durch mehre bedeutende Märkte belebt wird. D. hat seinen Namen von der jetzt in Trümmern liegenden Burg Wörth (Veridi), die, um 900 von dem Grafen Hupold (Theobald) I. von Dillingen erbaut, von seinem Sohn Mangold Mangoldstein genannt wurde. Dieselbe ward 1191 eine Besitzung der Hohenstaufen und in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Sitz der Herzöge von Oberbayern; hier war es, wo Herzog Ludwig der Strenge in grundloser Eifersucht seine Gemahlin Maria von Brabant enthaupten ließ (1256), woran das 1834 von den Bewohnern D.s auf den Trümmern der Burg errichtete Kreuz erinnert. Im Jahre 1258 wurde D. mit Mauern umgeben. König Albrecht I. zerstörte 1308 das Schloß und erhob die Stadt zur Reichsstadt, die im 16. Jahrhundert sich früh-

ꝫ zur lutherischen Lehre bekannte. Wegen Stö- einer katholischen Prozession aus dem Kreuz- ꝛr 1606 wurde dieselbe jedoch durch Kaiser olf II. in die Reichsacht erklärt und die Aus- ung derselben dem Herzog Maximilian von ern übertragen, der die Stadt am 17. Dec. 1607 Kapitulation nahm. D. blieb fortan, da es norm hohe Forderung von 400,000 Gulden utionskosten nicht befriedigen konnte, trotz der prüche des schwäbischen Kreises, bei Bayern. eich hatten die Protestanten alle Kirchen räu- müssen, und erst am 30. Dec. 1860 ist seitdem erste protestantische Gottesdienst in D. wieder lten worden. Auch im dreißigjährigen Krieg r D. mannichfache Drangsale; 1632 ward es den Schweden unter Gustav Adolf gestürmt, wieder von den Bayern genommen. Der west- ische Friede verhalf D. nicht wieder zu seiner orenen Reichsunmittelbarkeit. Im spanischen olgekriege wurden die Bayern und Franzosen 2. Juli 1704 auf dem nahegelegenen Schellen- ge durch die Kaiserlichen unter dem Prinzen vig von Baden und dem Herzog Marlborough g besiegt, worauf D. am 9. Juni 1705 von er Joseph I. wieder zur Reichsstadt erklärt und) in das reichsstädtische Kollegium aufgenom- wurde. Frankreich setzte jedoch im Frieden Baden 1714 die Wiederabtretung der Stadt an ern durch, und der schwäbische Kreis verzichtete ich 1782 in einem Vergleich förmlich auf seine rneuerten Ansprüche auf diese Stadt. Am 6. ober 1805 fand bei D. ein Gefecht zwischen den nzosen unter Soult u. den Oesterreichern unter k Statt, in Folge dessen sich die letztern über die nau zurückziehen mußten.

on Benito, Stadt in der spanischen Provinz ajoz (Estremadura), links an der Guadiana, in eide- u. früchtereicher Gegend, mit 14,836 Ein- nern; in der Nähe die Villa Medellin, Ge- tsort von Ferdinand Cortez.

oncaster (bei den Alten Danum), Stadt in englischen Grafschaft York, am schiffbaren Don, sehr schön gebauter Ort mit eleganten Läden, r Flachsspinnerei, mehren kleinen Eisengieße- n u. 16,430 Einwohnern. Berühmt ist D. we- seiner großen Korn- und Wollmärkte, sowie en seiner Wettrennen, die alljährlich im Sep- ber Statt finden. In der Nähe der Stadt erbleibsel einer großen Römerstraße.

)onchery, Stadt im französischen Departement ennen, rechts an der Maas, mit 2500 Einwoh- n, die Wollen- u. Baumwollenzeuche, Leinwand u. itzen fertigen. Von D. haben die Donchery's, te, wollene Sarsche, die besonders zu Montirun- und Klostergewändern gebraucht werden, ihren men.

Donegal, Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, Nordwesten derselben, grenzt im Osten an die Graf- ften Londonderry und Tyrone, im Süden an die afschaft Fermanagh und die Donegalbai und Westen und Norden an den atlantischen Ocean, hier außer der genannten Bai an den vielfach rissenen felsigen Küsten mehre Buchten bildet, er denen der Lough Swilly (im Norden), die ilroybai und der Sheep-Haven die bedeutendsten . Die Grafschaft umfaßt 88 □Meilen und b von dem rauhen Donegalgebirge durch- zogen, das im Errigal 2307 Fuß Höhe erreicht u. von parallelen Thälern in der Richtung von Nordosten nach Südwesten durchschnitten wird. Bemerkens- werthe Vorgebirge sind das Malinhead (die nörd- lichste Spitze Irlands), das Hornhead u. Teelinhead. Bewässert wird das Land vom Foyle (Grenzfluß im Osten), in welchen der Finn u. Deele münden, vom Erne, Glen, Esk, Guibarra, Swilly u. dem mit Felsen umgebenen Salt. Unter den zahlreichen Seen sind der Lough Dery und Lough Eask die bedeutendsten. Das Klima ist feucht und rauh. Die Zahl der Ein- wohner beträgt 255,160 Seelen, welche ansehnliche Viehzucht (Schafe mit guter Wolle), einigen Acker- bau (Kartoffeln und Hafer), Fischerei treiben und Leinwand und grobes Tuch fertigen. Hauptstadt ist Lifford. Die gleichnamige Stadt, an der Mün- dung des Esk in die Donegalbai, hat einen guten Hafen, ein alterthümliches, nur noch zum Theil er- haltenes Schloß O'Donells, ein Mineralbad, eini- gen Handel und 1516 Einwohner.

Donez, Fluß im europäischen Rußland, der be- trächtlichste Nebenfluß des Don, entspringt im Gou- vernement Kursk, berührt auf seinem Laufe durch die Gouvernements Kursk, Slobods-Ukraine oder Charkow, Jekaterinoslaw und das Land der doni- schen Kosaken die Städte Bielgorod, Woltschansk, Tschugujew, Smijew, Isjum, Sslawiansk und Do- nezk und mündet bei der Kosakenstaniza Rasdora in einer beträchtlichen Breite in den Don. Seine Ufer sind vom Ursprung bis zur Mündung stark bewaldet und auf der rechten Seite von hohen und steilen Kreidefelsen begleitet. Sein Wasser ist gleich- falls wie das des Don wegen der in demselben auf- gelösten Kalktheilchen unschmackhaft und ungesund. Von Isjum im Gouvernement Charkow an ist der D. schiffbar, hat meist eine Breite von 600 Fuß und darüber und eine beträchtliche Tiefe. Seine Länge beträgt 115 Meilen. Unter seinen zahlreichen Ne- benflüssen sind die Woltschanka, der Charkow, Isjum, Tor und Bachmut zu merken.

Donezk, Stadt im europäisch-russischen Gouver- nement Jekaterinoslaw, Kreis Sslawenosserbsk, am Donez, in fruchtbarer Gegend, 1784 unter Ka- tharina II. angelegt, hat 2000 Einwohner (Kosaken, Kleinrussen und Abkömmlinge früher hier einge- wanderter Serben), welche lebhaften Handel mit Korn, Flachs, Hanf, Tabak, Vieh, Fellen, Wolle u. getrockneten Fischen treiben.

Donga, afrikanisches Reich, s. Angola.

Dongal, König von Schottland, kam um 874 zur Regierung, bekriegte 880 die Pikten und ertrank beim Uebergange über die Spey.

Dongard, König von Schottland, bestieg 452 den Thron, herrschte mit Weisheit u. Kraft, schloß unter Anderem mit den Pikten u. Bretonen ein Bündniß gegen die Sachsen und † 457.

Dongarpur (Dungerpur), befestigte Stadt in der ostindischen Landschaft Radschputana, Hauptort eines gleichnamigen, unter britischem Schutz stehen- den Radschputenfürstenthums von 36 □Meilen mit etwa 100,000 Einwohnern.

Dongola (Dar-D.), eine Landschaft in Nubien, die früher ein selbstständiges Reich bildete, jetzt aber, wie ganz Nubien, unter der Hoheit des Vicekönigs von Aegypten steht, erstreckt sich zu beiden Seiten des Nils vom Dschebl Deka bis zur Nilinsel Tum- bus etwa 60 Stunden weit und bildet eine lange,

fruchtbare, hie und da von Sandhügeln durchzogene Ebene, die vom Nil überschwemmt und außerdem durch Kanäle und Teiche in der trockenen Jahreszeit bewässert wird. Namentlich die Inseln sind durchaus von üppiger Fruchtbarkeit und an den meisten Stellen ist wenigstens eine Seite des Ufers mit zuweilen stundenbreit bebauter Ebene begrenzt. Wo nicht Ackerbau Statt findet, da erscheint kräftiger Baumwuchs, in dessen Schatten Hyänen, Löwen u. Gazellen sich bergen. Krokodile und Nilpferde hausen im Strome. Die wichtigsten Hausthiere sind Pferde (eine ausgezeichnete Art, die aber dem Aussterben nahe ist) und Schafe. Die Ochsen sind bemerkenswerth durch die eigenthümliche Bildung ihres sehr hohen Rückgrates, wie man dieselben bereits auf den altägyptischen Denkmälern abgebildet findet. Auch wilde Büffel gibt es, mit außerordentlich langen Hörnern. Das Klima von D. ist angenehm und gesund, es regnet selten u. nur im September und November. Die Fieber, welche zur Regenzeit in Sennaar und Kordofan Verwüstungen anrichten, sind in D. weder langdauernd, noch gefährlich, und die Pest bringt von Aegypten niemals hierher. Die einzige Geißel, welche das Land verheert, ist die Syphilis, die man mit einer aus Kordofan kommenden und in Wasser erweichten Erde heilt. Die Hauptprodukte des Landes sind Korn und Datteln; daneben aber gewinnt man auch Baumwolle, Safran, Opium, Indigo und Bohnen, die, der Bewässerung nicht bedürfend, am Ufer gepflanzt werden. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Dongolawi, die (auch auf andere Theile Nubiens verbreitet, im Ganzen etwa 60,000 Köpfe stark) zu den Urbewohnern Nubiens gehören und weder mit den semitischen, noch mit den eigentlichen Aegyptern etwas gemein haben. Sie haben bronzene Hautfarbe, ausgezeichnete Gesichtsformen, regelmäßigen und schönen Körperbau und stark gelocktes, reiches Haar, dagegen nur dünnen Bart. Besonders ausgezeichnet durch Körperschönheit sind die Frauen mit ihrem schlanken Wuchs und sanften schwarzen Augen. Sie tragen die Haare geflochten, wie einst am Hofe der Pharaonen, und gehen, mit Ausnahme eines Schurzes um die Lenden, ganz nackt. Gänzlich geschieden von den Dongolawi leben die Araber, deren Physiognomie sich durch hervorspringende Stirn, schön gebildete Nase, dünne Lippen, tiefliegende Augen, dichten Bart, glatte Haare und eine hellere Hautfarbe kennzeichnet. Im Allgemeinen werden die Einwohner von D. als träge, sittenlos, leichtsinnig und habsüchtig geschildert; sie bekennen sich zum Islam, reden die Dongolasprache (einen Dialekt des Nubischen) und Arabisch, haben Gelehrte (Scheikhs des Islam), welche Unterricht geben, Zauberformeln und Amulete schreiben u. dgl., und treiben neben dem Ackerbau u. der Viehzucht auch Handel mit europäischen und ägyptischen Waaren, sowie mit Sklaven. Die jetzige Hauptstadt der Landschaft ist Kassr-Dongola (Neudongola, einst Maraka, von den Eingebornen El Ordi genannt), ein neu angelegter, gut gebauter u. blühender Ort auf dem linken Nilufer, mit 6000 Einwohnern. Er besitzt eine Citadelle und ist Sitz eines Mamur, sowie ein bedeutender Handelsplatz, dessen Bazare von Kairo aus reich versorgt werden. 27 Stunden weiter oberhalb liegt auf dem gegenüberstehenden rechten Nilufer, auf einem hohen Felsen, die Stadt Dongola Agouz (Altdongola), die, 1820 durch die Mameluken zum Theil zerstört, fast nur noch aus Ruinen besteht. Sie war einst die Hauptstadt des Königreichs D. und ein wichtiges Centrum des Handels, der sich jetzt nach Neudongola gezogen hat.

Der Ursprung des im Mittelalter mächtigen Königreichs D. scheint in die Zeit zu fallen, wo das Christenthum nach Nubien drang. Die Regierung desselben war theokratisch, indem 13 Vicekönige, die zugleich Priester waren, die Provinzen unter einem Oberherrn regierten. Ihre Liturgie war griechisch, und, wie die Abessinier, erkannten sie die kirchliche Obergewalt des Patriarchen von Alexandria an. Unter dem Khalifen Omar griffen die Mohammedaner D. zuerst an, jedoch ohne Erfolg. Aber 651 belagerte der Emir von Aegypten die Stadt D. und zwang ihren Fürsten zu einem Tribut. Das gute Einverständniß erhielt sich, bis Abd el Melik, Gouverneur von Aegypten, den Patriarchen von Alexandria und dann auch den Gesandten, durch welchen der König von D. die Freilassung des Patriarchen forderte, ins Gefängniß werfen ließ. Nun drang der König von D. mit 100,000 Mann in Aegypten ein, rückte verwüstend bis Kairo vor und trat nicht eher den Rückzug an, als bis der in Freiheit gesetzte Patriarch ihn selbst darum bat. Im 10. Jahrhundert machten die Nubier einige Einfälle in Unterägypten. In Folge eines derselben schickte der Emir von Aegypten eine Gesandtschaft nach D., um die Bezahlung des Tributs zu fordern und den König einzuladen, sich zum Islam zu bekehren, wogegen der König von D. seinerseits den Emir aufforderte, sich als Christ taufen zu lassen. Nach mehren Angriffen der Dongolaner auf Aegypten sandte der Sultan dieses Landes ein Heer, welches bis D. das Land verwüstete und zuerst die Macht dieser nubischen Könige untergrub, die bald durch Familienstreitigkeiten gänzlich sank, so daß die Sultane von Aegypten Gebieter von Niedernubien wurden und Oberherren von D. blieben. Verschiedene Versuche der Nubier, das Joch wieder abzuschütteln, schlugen fehl, und als sie 1328 die in Niedernubien herrschenden Söhne von Kenz (Araber) zu Hülfe riefen, bemächtigten sich diese der Stadt. Zwar verbrannten die Dongolaner bei einem Feste die Häupter der Araber, aber dieser Meuchelmord vertrieb die Araber nicht, und die Feuersbrunst vernichtete die Wichtigkeit der Stadt auf immer. Die Rebellen mußten fliehen und retteten sich zu ihrem König nach Daw, einer festen Stadt zwischen D. und Assuan, die nun die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde, dessen Ende unbekannt ist. Nach einem Jahrhundert nahmen die Bosniaken Niedernubien in Besitz, während die Könige von Sennaar ihre Herrschaft auf den südlichen Theil des Reichs ausdehnten. Seitdem war D. in mehre von Sennaar abhängige Lehen eingetheilt, und die Meliks erhielten ihre Investitur von den Tungis, den Oberherren dieses Landes. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts vernichteten die Schaikyebaraber den Einfluß der Tungidynastie, setzten die Meliks nach Gutdünken ein und ab, übten Erpressungen und unternahmen fortwährend Raubzüge ins Land, gegen die nur die feste Lage von Dongola Agouz einigermaßen Schutz gewährte. Die Dongolawi, der immerwährenden Feindseligkeiten müde, wanderten allmählig

Norden und sogar nach Kordofan und Darfur . Im Jahre 1814 eroberten die von Mehemed aus Aegypten vertriebenen Mamelukken das und wurden von den Einwohnern als Befreier Freude empfangen. Beim Anrücken des ägyp- en Heeres unter Ibrahim Pascha 1820 zogen die schwachen Trümmer der Mamelukken nach rfur zurück, und seitdem ist D. ägyptisch.

)ongolawi, Volk, s. Dongola.

)on gratuit (franz.), freiwilliges Geschenk, Zahlung, welche Adel und Geistlichkeit in Frank- vor der Revolution statt der Steuern an den at leisteten.

)ongus-Tau, eine frei aus der Tiefebene des des der kleinen Kirgisenhorde aufragende Berg- , in der Nähe der russischen Festung Ak-Bulak Tschutschkakulskoe, welche mehren Steppenbächen, u. a. dem Dsil-Tau, den Ursprung gibt, bildet issermaßen die Vorwarte des unmittelbar sich nschließenden Ustjurtplateau's, jener Hoch- e, welche fast das ganze Land zwischen dem Aral- Kaspisee (den Truchmenenisthmus) ausfüllt. ihrem südlichen Fuße liegen die Ruinen einer naligen großen Stadt Jaman-Dongus-Tau u. Dorf Küsük-Kum, welches von Truchmenen od. komanen bewohnt ist. Westwärts von hier bis Emba- (Jemba-) Strom und zum Ostsaum des pisee's (dem sogenannten todten Meerbusen des- n) dehnt sich die von Aralern u. Karakalpaken ohnte, sandige und mit vielem Bimsstein bewor- Steppe Embinskaja oder Mamai aus, welche e Weidereviere darbietet und auch mehre Süß- erseen enthält.

onhölzer, im Bergbau starke Querhölzer auf Liegenden eines Ganges, auf welche Breter od. en (Donbreter, Donlatten) genagelt sind, die Erzkübel darauf zu schleppen. Der Zwischen- n zwischen 2 D.n heißt ein Donfach.

onische Bezirke (oder Okrugi), zwei euro- h-russische Kreise im Lande der donischen Ko- , von denen der eine (mit dem Marktflecken dernikowskaja als Hauptort (1851) 81,627, andere mit der Hauptstadt Nishnetschir- a) 129,267 Bewohner zählt. Beide liegen am , sind durchaus flach und bilden einen Theil der en donischen Steppe. Besonders ist der zweite sche Bezirk, der höher am Don herauf liegt, durch tbarkeit ausgezeichnet, sehr angebaut und reich Stanizen der Kosaken versehen. Das Klima ist eiden Bezirken äußerst mild, der Sommer währt e, der Winter ist kurz, heiter, hat wenig Schnee mehr Orkane als Frost. Das Land leidet fast an allgemeinen Mißernten, doch thun Heu- ckenschwärme den Feldern häufig Schaden. Vieh- t und Ackerbau bilden die Haupterwerbszweige; auch die Fischerei im Don, Ssal, Tschir und en übrigen Flüssen ist von Belang. Da die nyken nomadisirende Völker sind, der Kosak aber, der Hauptbewohner dieser Bezirke, sich Alles zu machen gewohnt ist, so ist von eigentlicher ustrie nicht viel die Rede. Und doch könnte hier geschehen, da ein ergiebiger Pelzhandel, treff- r Seidenbau, Bienenzucht, Weinbau u. Handel polnischer Cochenille und mit spanischen Flie- sich leicht etabliren ließen. Der Kosak treibt aber Kleinhandel und scheut den Schiffsverkehr. Die liche Wasserstraße des Don ist fast unbenutzt. Uebrigens haben die Kosaken auch hier die gewöhnliche Militärverfassung (vgl. Kosaken).

Donische Steppe, weite, jeder Höhenerhebung entbehrende Ebene im südlichen Theil des europäischen Rußlands, besonders das Land der donischen Kosaken, im weiteren Sinne aber auch das angrenzende Gouvernement Stawropol (Kaukasien, Ciskaukasien) einnehmend, dehnt sich zu beiden Seiten des unteren Don aus und hat westwärts den Donez, ostwärts die Wolga, südlich den Kuban und nördlich die Gouvernements Woronesh und Ssaratow zu Grenzen. In dieser riesigen Ausdehnung, in welcher sie fast stets den gleichen Charakter bewahrt, schließt sie sich einerseits an die jekaterinoslaw-taurische Steppe am Dnjepr, andererseits an die astrachanische Steppe an der Wolga und an die kaukasische an den Flüssen Kuma u. Kuban an. Sie stellt eine, nur an den Flußeinschnitten (Choper, Medwjediza, Ilawla, Ssal, Manytsch 2c.) bewohnte und angebaute, sonst wüstliegende, nur von Nomaden durchzogene, trockene, thonig-sandige Fläche dar, welche bloß stellenweise humushaltig ist, meist aber aus kleinen, oasenartigen Sandrevieren mit Salzseen, träge schleichenden Steppenbächen u. Salzpflanzen besteht. Laubhölzer sieht man nur an den Rändern derselben oder an den Niederungen der größeren Flüsse. Als besonders dürr und recht eigentlich den Charakter der russischen Steppen abspiegelnd erscheint der südliche Theil des Landes der donischen Kosaken, wo die d. St., je weiter man nach Süden rückt, desto magerer, sandiger und salziger und zuletzt für die Kultur völlig ungeeignet wird, und wo einzig das Donthal noch für den Anbau geschickt erscheint. Daher drängt sich an dem Don entlang auch die ganze Population der Provinz dicht zusammen, und das ungeheuere Land der donischen Kosaken kann man mit Fug als ein nur am Don und den oben bezeichneten Flüssen von der Ansiedelung und Kultur berührtes pontisches Flachland bezeichnen. Was die überaus spärliche Vegetation betrifft, so findet man am Ssal u. Manytsch vorzüglich Heidekräuter, in den übrigen Theilen der Steppe fast nur Sodapflanzen. Ueberall aber ist die Weide für das Vieh vortrefflich und gesund, nur erfordern die Heerden, weil die Steppengräser und Pflanzen nicht so dicht wie auf Wiesen zusammenstehen, ein weit ausgedehntes Weiderevier. Am Ssal, Manytsch und am Bolschoisee nomadisiren Kalmykenstämme; nördlich vom Kuban ist die Steppe von Tschernomorzen (Kosaken des schwarzen Meeres), zwischen Inja und Don von asowschen Kosaken, gegen das Gouvernement Jekaterinoslaw hin von nogaiischen Tataren, im Uebrigen meist von donischen Kosaken und Kleinrussen bewohnt. Auch haben sich hie und da fremde Kolonisten aus dem Westen Europa's angesiedelt, was meist schon zur Zeit der Kaiserin Katharina II. geschehen ist. Wo die d. St. übrigens, wie in den Statthalterschaften Stawropol, Jekaterinoslaw und Ssaratow, von sandigen und kalkigen Flötzgebirgen begrenzt ist, da finden sich auch in der Regel Steinkohlen, Schwefelkiese und warme Quellen, die zum Theil zu Bädern benutzt werden.

Donizetti, Gaetano, berühmter Opernkomponist, den 25. September 1797 zu Bergamo geboren, machte seine Studien unter Simon Mayr in Bergamo und dem Pater Mattei in Bologna, dem er seine Gewandtheit im Kontrapunkt verdankte,

sowie jenem das Verständniß der deutschen Harmonie, und widmete sich anfangs bloß dem strengen klassischen Styl, schrieb auch mehre Messen und andere Kirchensachen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt (1814) erhielt er die Stelle eines Bassisten und Archivars an der Kirche S. Maria Maggiore daselbst. Theils Ehrgeiz, theils Rücksichten auf einen größeren pekuniären Gewinn veranlaßten ihn, zur weltlichen Musik u. insbesondere zur Oper überzugehen, und mit großem Eifer warf er sich in die neue Laufbahn. Er bereiste mehre Städte, um sich mit dem Theater, sowie mit den Künstlern bekannt zu machen, und brachte 1819 seine erste Oper „Enrico di Borgogna" in Venedig zur Aufführung. Sie gefiel zwar, machte aber ebenso wenig, als 19 andere Opern, die er von 1818—28 schrieb („L'Ajo nell' imbarazzo", „Elvida", „Alfredo il Grande", „Olivo e Pasquale", „Alahor in Granada", „Chiara e Serafino" ꝛc.) ein größeres Aufsehen. Erst mit dem „Esule di Roma" (1828 in Neapel aufgeführt) hob sich sein Erfolg und sein Ruf. In raschester Folge erschienen jetzt von ihm in Genua „Alina, regina di Golconda", in Neapel „Gianni di Calais", „Il Giovedi grasso"; ferner „Il Paria", „Il Castello di Kenilworth", „Il Diluvio universale", „Francesca di Foix", „Imelda di Lambertazzi", „La Romanziera", sämmtlich für Neapel. Eine neue Periode für D. bezeichnete seine „Anna Bolena" (1831 für Mailand geschrieben), der bis 1835 unter vielen andern die Opern „L'elisire d'amore", „Fausta", „Il Furioso", „Parisina" folgten. In einer Art Wettstreit mit Bellini bei der italienischen Oper zu Paris, in welchen er 1835 mit seinem „Marino Faliero" gegen Bellini's „Puritaner" eintrat, mußte er letzterem weichen, errang aber noch in demselben Jahre mit seiner „Lucia di Lammermoor" (für Neapel) um so größeren Erfolg. D. war inzwischen (1834) zum Kapellmeister und Lehrer der Komposition am Konservatorium zu Neapel ernannt worden, erhielt darauf 1836 auch die Professur des Kontrapunktes und wurde 1838, nach Zingarelli's Tod, Direktor der Anstalt. Nachdem er seine „Linda di Chamouny" für Wien komponirt hatte, wurde er zum österreichischen Hofkapellmeister ernannt, brachte 1844 seine „Catarina Cornaro" zu Neapel auf die Bühne und begab sich darauf nach Paris, um hier neue Siege zu gewinnen. Allein in Folge übermäßiger Anstrengungen im Komponiren und einer zügellosen Hingabe an die Genüsse des Lebens fiel er hier plötzlich in einen völligen Stumpfsinn, aus dem ihn kein Mittel wieder zu erwecken vermochte. Erst im Irrenhause zu Ivry bei Paris untergebracht, dann in seine Vaterstadt zurückgeführt, † er hier am 8. April 1847. D., der mit fabelhafter Leichtigkeit und Schnelligkeit producirte, hat im Ganzen an 70 Opern komponirt, u. mehre seiner Partituren wurden in weniger als 30 Stunden instrumentirt. Zu den besten seiner Opern gehören von den ernsten: „Lucrezia Borgia" (1834), „Lucia di Lammermoor" (1835), „Belisario" (1835), „Les Martyrs" od. „Polinto" (1840), „La Favorite" (1840), „Linda di Chamouny" (1843), „Dom Sebastian" (1843), „Maria di Rohan" (1843), und unter den komischen: „L'elisire d'amore" (1832), „La fille du Régiment" (1840), „Don Pasquale". D. ist in all diesen Werken durchaus Italiener und verfolgt die Richtung der Oper, welche von Rossini angebahnt und von der ganzen Nation adoptirt worden. Er sorgt für leichten und bequemen Genuß durch augenblicklich ansprechende und erregende Melodien, wie es das italienische Volk verlangt, ohne streng die dramatische Situation gegen die musikalische Wiedergabe derselben abzuwägen oder sich um eine saubere Ausarbeitung der Partitur viel zu kümmern. Von deutschem Standpunkt aus werden ihm freilich Mangel an Individualisirung und Tiefe der Charakteristik, sowie leichtsinnige Oberflächlichkeit mit Recht vorgeworfen. Doch sind ihm ein reicher Schatz wahrhaft schöner Melodien und große dramatische Lebendigkeit u. Wirksamkeit nicht abzusprechen. D.'s Bruder, **Giuseppe**, war längere Zeit Direktor der Militärmusik des Sultans in Konstantinopel, wo er im Februar 1856 †.

Donjon (franz.), ursprünglich der runde od. viereckige Hauptthurm alter Burgen, der, gewöhnlich im Innern derselben stehend, in seinen mittleren Räumlichkeiten zu Wohnungen, oft auch als Gefängniß benutzt ward; in der neueren Fortifikationskunst ein zur Vertheidigung eingerichteter Festungsthurm, ein geschlossenes Bollwerk u. dgl.; auf modernen Wohn- u. anderen Gebäuden ein der Aussicht wegen errichteter kleiner Pavillon oder Thurm, Schloßthurm ꝛc.

Don Juan, mythische Person einer altspanischen Sage, welche, entstanden unter dem heißen Himmel Spaniens, in ihrer erschütternden Gewalt wie in ihrer tief im Geiste des Mittelalters wurzelnden Grundidee der Faustsage des Nordens entspricht oder, richtiger gesagt, die Ergänzung derselben ist. Während diese lehrt, daß das Ueberspringen der dem Menschengeiste gesteckten Schranken Frevel ist und ins Verderben stürzt, so zeigt jene, wie umgekehrt das maßlose Schwelgen im Genusse des Irdischen zu demselben Ziele führt. Beide Sagen zusammen bilden also den Inbegriff alles möglichen Irrens im Denken wie im Fühlen. Die Donjuansage ist um Vieles älter, als die Sage vom Faust, und gründet sich auf eine allerdings geschichtliche Person, deren Familienname **Tenorio** ist. Schon um 1350 erfahren wir von einem berühmten Hidalgogeschlecht dieses Namens u. besonders von einem Admiral Tenorio, der sich im Kampfe gegen die Mauren einen glorreichen Namen erwarb. Der jüngste von dessen Söhnen, mit Namen Juan, ist der Held der Sage. Er stand im vertrautesten Umgang mit dem lasterhaften König Peter dem Grausamen von Kastilien, ward von demselben zum Ritter der Banda, eines von Alfons XI. gestifteten Ordens, später zum Oberkellermeister ernannt und wetteiferte mit ihm in allen erdenklichen Ausschweifungen und Grausamkeiten, so daß sein Name in Sevilla und der Umgegend zum Gegenstand der abenteuerlichsten und schaudervollsten Erzählungen ward. Von seinem Ende weiß die Geschichte nichts. Die Sage aber berichtet, er habe nach zahllosen Frevelthaten endlich auch eine sevillesische Jungfrau, **Giralda**, deren Andenken auf dem Thurm gleichen Namens bei der Kathedrale verewigt ist, zu entehren versucht und ihren Vater, den Gouverneur von Sevilla, der ihr zu Hülfe geeilt, im Zweikampfe ermordet. Als er darauf einst im Uebermuthe die steinerne Statue desselben zum Nachtessen geladen, sei diese erschienen und mit ihm zur Hölle gefahren. Noch heute zeigt man zu Sevilla den Rumpf einer alten Konsularstatue, die jene gewesen sein soll und

ich im Munde des Volks „der steinerne Gast“ . Mit dieser Donjuansage vermischte sich in rer Zeit eine andere, deren Gegenstand J. J. asaña ist. Derselbe soll gleichfalls ein Bünd- nit dem Teufel geschlossen haben, aber nach i Schandthaten durch Seelenmessen, welche ihm Mutter lesen ließ, bekehrt worden und im ch der Heiligkeit gestorben sein. Schon früh- ward die Donjuansage in einem geistlichen e behandelt, das unter dem Namen „Atheista nato“ zum warnenden Beispiel in Kirchen und rn aufgeführt wurde; ihre erste eigentlich dra- che Bearbeitung aber verdankt sie dem Gabriel , einem Mönche, der unter dem Namen Tirso olina als beliebter Komödiendichter zur Zeit rons lebte und den ergiebigen Stoff der Sage dem Titel „El Burlador de Sevilla y Com- lo de piedra“ (gedruckt 1634) auf die Breter te. Molina's Stück ging nach Italien über, in Cicognini's Bearbeitung, die bemer- werth ist, weil die komische Person hier zuerst timmter Zeichnung erscheint, und von da bald Frankreich, wo es de Villiers unter dem „Le Festin de pierre ou le fils criminel“ 1698 ris auf die Bühne brachte. Der Stoff erregte o großes Interesse, daß Molière noch kurz inem Tode nach demselben seinen „Don Juan Festin de Pierre, comédie en 5 actes“ bear- e, der 1665 zum ersten Male auf dem Theater alais royal aufgeführt ward. Corneille e das Stück 1677 in Verse, und in dieser Ge- chritt es bisher über die französischen Bühnen. andern Bearbeitungen in dieser Sprache ist das Drama des Schauspielers Dusmenil Dichter unter dem Namen Rosimon bekannt), estin de pierre, ou l'athée foudroyé“ (1669), nenswerth, weil er der Erste ist, der das Ent- -Mahnende der Sage in einigen Gefährten s darzustellen versucht hat. Auch in England der Stoff durch Shadwells Tragödie „Der ing“ („The Libertine“) eingeführt (1676); oar darin der Held so grenzenlos verrucht hin- t, daß er alle Schranken der Billigung über- . In Italien erschien 50 Jahre später eine Bearbeitung: „Don Giovanni Tenorio, osia: soluto punito“, von Goldoni. Sonderbarer läßt aber dieser den steinernen Gast weg und ibt einem Blitzstrahl das Racheamt. Nach tieferen Bedeutsamkeit jedoch und in ihrer n überwältigenden Schauerlichkeit die Sage fassen u. darzustellen, war dem deutschen Geiste halten. Gluck versuchte es zuerst mit Erfolg nem Ballet „Juan“, das, um 1765 entstanden, u Tage vergessen ist, bis endlich Mozart, as Poetische der Sage erkannte und ahnte, erade für den Tondichter in ihr die herrlichsten e verborgen sein müßten, Don Lorenzo da e zur Dichtung eines Textes veranlaßte und eltberühmtes Meisterwerk schuf. Die Versuche r reichbegabten Dichter, die Sage der Dicht- wieder zu gewinnen, blieben ohne bedeutenden g. Byrons reizende epische Dichtung „Don “ verläßt das Gebiet der Sage. Grabbe in seiner Tragödie „Don Juan und Faust“ kfurt 1829) die nördliche und südliche Volks- n Verbindung zu bringen; ein anderer deutscher erdichter, angeblich Holtei, gab eine drama- tische Phantasie „Don Juan“, in 7 Akten, in Paris heraus, und Sigismund Wiese verarbeitete diesen Stoff zu einem Trauerspiel „Don Juan“ (Lpz. 1840). Auch dieser verstümmelt, wie Goldoni, die Sage, in- dem er D. J. durch seine erste verlassene Geliebte an Gift sterben läßt. In allen diesen Werken wird einmü- thig D. J. als ein herumschweifender Wüstling dar- gestellt, der überall seine Verführungskünste ausübt und schließlich von den Flammen verzehrt wird, der aber, wie Byron richtig sagt, eher, als nöthig ist, zum Teufel fährt. Eine um so bedeutendere Er- scheinung ist daher das in jüngster Zeit entstandene Drama „Don Juan Tenorio“ von Don José Zo- rilla (aus dem Spanischen übertragen von G. H. de Wilde, Leipzig 1850). Wie nämlich Goethe der Faustsage eine dem Volksglauben entgegenlau- fende, aber im fortschreitenden Bewußtsein der Zeit begründete versöhnende Wendung gegeben hat, so wird auch die Donjuansage, ohne daß der Stoff im Wesentlichen sich verändert, von Zorilla zuerst ganz im modernen Geist behandelt. Vgl. Scheible, Das Kloster, Bd. 3, Abth. 2, Stuttg. 1846.

Don Juan d'Austria, s. Juan d'Austria.

Donlege, im Bergbau die schräge Richtung, welche weder senkrecht, noch wagrecht ist, sondern sich gegen den Horizont unter einem Winkel von 50°—80° neigt. Daher Donlegelinie, Donlegefläche, donlegiger (donlegter) Gang. D. heißt auch der Holzbau auf dem Liegenden eines Ganges zum Schleppen der Erzkübel (s. Donhölzer).

Donndorf, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckarts- berge, unweit der Unstrut, mit 810 Einw. Dabei Kloster-Donndorf, mit 105 Einw., früher Ci- stercienser nonnenkloster, das, 1250 gestiftet, um 1562 von den Brüdern Christian Heinrich und Georg von Werthern in eine Erziehungsanstalt umgewan- delt wurde. Es ist ein Progymnasium, mit Alum- neum (18 Alumnen und etwa 14—18 Kostschüler), dessen jedesmaliger Administrator der Senior der werthernschen Familie ist.

Donndorf, Joh. Aug., namhafter deutscher Schriftsteller, geboren 1754 zu Quedlinburg, wurde 1777 Propsteisekretär und Advokat, später Kanoni- kus und Maire daselbst und † 1835. Von seinen Schriften sind besonders erwähnenswerth: „Natur und Kunst ꝛc. für alle Stände“ (Lpz. 1790—96, 4 Bde.), „Zoologische Beiträge zur 13. Ausgabe des Linné'schen Natursystems“ (das. 1792—98, 3 Bde.); „Handbuch der Thiergeschichte“ (das. 1793); „Ge- schichte der Erfindungen in allen Theilen der Wissen- schaften ꝛc.“ (Quedlinburg 1817—21, 6 Bde.); „Encyklopädie des gemeinnützigen weiblichen Wis- sens“ (das. 1821, 4 Bde.); „Ueber Tod, Vorsehung und Unsterblichkeit“ (das. 1826; 4. Aufl. 1838).

Donner, s. Gewitter.

Donner, Georg Raphael, deutscher Bild- hauer, geboren in Eßlingen im Marchfelde 1695, machte seine Kunststudien in der Maler- und Bild- haKuerakademie zu Wien nach der Natur u. nach der Antike. Die besten seiner Werke, von denen die meisten tiefes Studium der Natur, Richtigkeit der Zeichnung, Sinn für Ebenmaß und große technische Fertig- keit zeigen, sind die Reiterstatue des heiligen Mar- tin im Dom zu Preßburg, das Altarbasrelief mit dem Primas Emmerich Esterhazy daselbst, die Statue Karls VI. im Belvedere zu Wien, Andro-

meda von Perseus gerettet, am Rathhausbrunnen, und die Bilder an dem großen Brunnen des neuen Marktes zu Wien, unter denen besonders die allegorischen Gestalten der Flüsse Lob verdienen. Außerdem sind in vielen Gärten und Höfen Wiens Büsten und Statuen u. in der k. k. Schatzkammer Basreliefs von ihm. Zu D.s besten Schülern gehören seine beiden Brüder Matthias und Sebastian, ersterer namentlich als Medailleur bekannt, dem die Stempelschneidekunst viele Vervollkommnungen verdankt. Berühmt ist seine Schaumünze auf Karl Albert von Bayern (1727); vor Allem aber hat er Maria Theresia auf die mannichfaltigste Weise in Münzen verewigt. Er † den 16. Febr. 1741.

Donnerbüchse, früherer Name der Kanone von großem Kaliber.

Donnerkeile (ceraunias), keilförmige Steine, die sich hier und da auf der Oberfläche des Bodens oder in geringer Tiefe finden. Die kalkartigen sind meist versteinerte Belemniten, die übrigen, aus Serpentin, Basalt, Grünstein, Bergkrystall und dergl. bestehenden theils natürliche Krystallbildungen, theils künstlich zugespitzte Massen, die in der heidnischen Vorzeit als Streitäxte und Opferbeile gedient haben mögen und deshalb bisweilen mit einem runden Loch zur Aufnahme eines Stiels versehen sind. Die deutsche Mythologie leitete sie vom Donnergott (Donar) ab; der Volksaberglaube schreibt ihnen wunderbare Kräfte zu. Man gibt sie Kreisenden in die Hand, wendet sie bei Kühen gegen Eutergeschwulst rc. an; auch soll das Haus, in welchem sich ein Donnerkeil befindet, vor dem Einschlagen des Blitzes gesichert sein. In der Baukunst nennt man D. Verzierungen, zusammen gebundenen Blitzen ähnlich, welche an der untern Fläche der Hängeplatte des dorischen Hauptgesimses zwischen je 2 Dielenköpfen zur Ausfüllung des Raumes angebracht werden.

Donnerlegion, s. Legio fulminatrix.

Donnermaschine, Vorrichtung (auf Theatern) zum Nachahmen des Donners (s. Bronteum). Gegenwärtig bedient man sich dazu gewöhnlich eines starken, über einen Rahmen straff ausgespannten Felles, auf welches man mit einem Schlägel schlägt. Zweckmäßiger sind schwere, auf eckigen Rädern ruhende Wägen, die über dem Proscenium auf eigens dazu hergerichteten Bahnen hin und her gefahren werden. Auch kann die D. auf folgende Art gemacht werden: als große Pauke mit hohem Rande, auf deren Fell Gummibälle geworfen werden; in Gestalt einer nicht ganz lothrecht stehenden Schlotte, hie u. da mit Querleisten versehen, durch welche oben hineingeworfene Steine zum Hin- und Herrollen gezwungen werden; als kleine Wendeltreppe mit etwas abfallenden Trittstufen, auf welchen ebenfalls Steine hinabgeworfen werden.

Donnersberg, 1) (Dorsberg) Berggruppe in der bayerischen Pfalz, bei Kirchheimboland, die höchste Erhebung des sogenannten pfälzischen Gebirges, von sargähnlicher Gestalt u., obwohl nur 2052 F. hoch, doch weit und breit in den Rheingegenden gesehen. Der Berg, aus Porphyr bestehend, ist 3 Stunden lang und 2 Stunden breit, hat schöne Buchen- u. Eichenwälder, und an seine kegelförmig zusammenziehenden, von fünf großen Regenschluchten (Thallern) zerrissenen Hänge lehnen sich die fettesten Wiesen und Getreidefelder. Die Plattform enthält auf ihrem Umfang von 120 Morgen Landes bei einem Durchmesser von 2000 Schritt mehre öde oder nur zur Weide taugliche Stellen, unter andern auch einen ziemlich ausgetrockneten Teich. Ferner sieht man da die noch bis 6 Fuß hoch aufgethürmten Steine einer ehemaligen Ringmauer, welche 12,315 Fuß lang war und 12 Fuß hoch gewesen sein soll. Besondere Aufmerksamkeit verdient der sogenannte Königsstuhl, ein Fels von etwa 16 Fuß Höhe und 40 bis 50 Fuß Breite. Hier sollen die fränkischen Könige zuweilen Recht gesprochen und auch die Grafen des Wormsgaues Gericht gehalten haben. Uebrigens ist der Königsstuhl nicht der höchste Punkt des Berges, dies ist vielmehr die südöstlich davon liegende Fläche. Von dem Hirtenfelsen genießt man die schönste Umschau, während man vom Königsstuhl nur den Blick nach Westen u. Norden frei hat. Nach dem D. war zur Zeit der napoleonischen Herrschaft ein Departement Frankreichs benannt, das 342,000 Einwohner u. Mainz zur Hauptstadt hatte u. aus den 4 Arrondissements Mainz, Speyer, Kaiserslautern u. Zweibrücken bestand. — 2) (Millischauer Berg), höchster Punkt des Mittelgebirgs in Böhmen, 3 Stunden südlich von Teplitz bei dem Dorfe Millischau gelegen, ein Phonolitkegel von 2573 Fuß Meereshöhe (1500 Fuß relativ), dessen Gipfel eine unvergleichliche Aussicht über einen großen Theil Böhmens vom Riesengebirge bis zum Böhmerwald und bis hinter Prag darbietet. Ein Wirthshaus auf der Höhe gewährt Nachtlager in Mooshütten, die das Haus im Halbkreise umgeben, u. in Moosbetten.

Donnersmark, s. Henckel von Donnersmark.

Donnerstag (lat. Dies Jovis, engl. Thursday, schwed. Torsday, dän. Thorsday, franz. Jeudi), der 5. Tag der Woche, zu Ehren des deutschen Gottes Donar od. Thor (s. d.) benannt. Gründonnerstag (s. d.) heißt der D. in der Charwoche, feister D. (franz. Jeudi gras) der D. nach Aschermittwoch.

Donnersteine, s. v. a. Donnerkeile.

Donnington, Dorf in der englischen Grafschaft Leicester, am Trent, nordwestlich der Stadt Leicester, mit 2700 Einw.; dabei das gleichnamige Schloß, das 1815 von der englischen Nation für Wellington angekauft ward.

Donnybrook, Kirchspiel und Dorf in der irischen Provinz Leicester, Grafschaft Dublin, eine Vorstadt von Dublin bildend, mit 11,177 Einw.

Donon, ein Gipfel des westlichen Zugs der Vogesen, an der Saarquelle, 3080 Fuß hoch.

Donoso Cortes, Juan Francisco Maria de la Salut, Marquis de Valdegamas, spanischer Publicist und Rechtsgelehrter, am 6. Mai 1809 zu Valle de la Sarena in Estremadura geboren, studirte zu Salamanca und Caceres Philosophie und zu Sevilla Jurisprudenz, ward 1829 Professor der schönen Wissenschaften am Kollegium zu Caceres und in Folge seiner Vertheidigung des Successionsrechts Isabella's II. 1833 Official im Ministerium der Gnaden und Justiz, 1834 Sekretär der Königin. Er brachte im Sept. 1835 im Verein mit dem General Rodil die im Aufruhr befindliche Provinz Estremadura zum Gehorsam zurück, ward im Jan. 1836 Sektionschef im Ministerium der Gnaden und Justiz und im Mai d. J. Sekretär des Ministerkonseils, trat aber, nachdem die Partei der Exaltados ans Ruder gekommen, zurück u. widmete sich aus-

…eßlich der Verbreitung seiner politischen Ansich…

Bei den Cortes, die auf die konstituirenden …ten, war er Deputirter der Provinz Cadix. …dann redigirte er mit Alcala Galiano die Zeit…ift „El piloto", später die „Revista". Nachdem …on 1840—43 als Emigrant im Auslande gelebt, …te er nach Spanien zurück und wurde, früher Anhänger der beschränkten Monarchie, seit 1848 Hauptsprecher der Reaktion in Spanien. Er † spanischer Gesandter zu Paris den 3. Mai 1853. …e seiner wichtigsten publicistischen Schriften ist der …sai sur le catholicisme, le libéralisme et le socia…me" (Paris 1851, deutsch von Reiching, Tübin… 1853). Sonst sind unter seinen Schriften (Pa… 1857—59, 3 Bde.) hervorzuheben: „Considera…es sobre la diplomacia" (Madrid 1834), „La …electoral" (das. 1835). Eine Sammlung seiner …en erschien Madrid 1849—50, 4 Bde.

…on Quixote de la Mancha, der Held des be…mten satirischen Romans von Cervantes Saave… (s. d.); daher im weitern Sinne ein Abenteurer, …wärmer, u. Donquixotiade, ein abenteuer…r Streich, auch eine solche Erzählung.

…ons, kleines Dorf in Jütland, 1 Meile nördlich … Kolding, mit einer Mühle, die am Donsaa…t, welcher den Donssee bildet, bekannt durch …am 7. Mai 1849 hier Statt gefundenes Gefecht …schen Preußen und Dänen, wobei letztere zum …ckzug gezwungen wurden.

…onum (lat.), Geschenk, Gegenstand einer …enkung.

…onum supernaturale (lat.), im katholi…n Dogma das göttliche Ebenbild, gedacht als ein …rnatürliches Geschenk Gottes, das den Urmen…n zu Theil ward und den Stand der Unschuld … der Unsterblichkeit des Leibes und dem Ueber…ichte des Geistes über den Körper (geistige und …iche Vollendung) begründete, entgegengesetzt den …a naturalia (Leib und Sinnlichkeit, Geist und …tlichkeit) mit dem jenem vorausgegangenen rein …ürlichen Zustande (status purorum naturalium).

…onzdorf (Donzendorf), Pfarrdorf mit …rktgerechtigkeit im würtembergischen Donau…se, Oberamt Geißlingen, mit schönem Schlosse … Grafen von Rechberg, großer Gewerbsthätigkeit …sgezeichneter Baumwollen- und Damastweberei) … 1700 Einwohnern. Dabei die Trümmer der …arfeneck.

…onzenac, Stadt im französischen Departement …rèze, nördlich bei Brives, mit 3360 Einwohnern; …er Umgegend wächst trefflicher Rothwein.

…onzy, Stadt im französischen Departement …vre, am Nonain, südöstlich von Cosne, mit an…nlichen Eisenwerken und Marmorbrüchen und …0 Einwohnern.

…oolin von Mainz, sagenhafter Held, Sohn …ido's und der Kunigunde von Mainz, wurde …n im 8. Lebensjahre von Karl dem Großen zum …tter geschlagen, weil er, vom Kaiser aufgefordert, … Geschenk zu erbitten, sich ein altes großes Schwert …sſuchte. Nach dem frühen Verschwinden seines …ters von seiner Tante Gloriande erzogen, rettete … des Sachsenkönigs Langibald schöne Tochter …ndriane, nachdem er den sie bewachenden Dra…n getödtet, aus der Hand des Riesen, der sie für … Dänenkönig Danemohnd holen sollte, und …hlug letzteren. Auf der Flucht mit Flandriane ward er jedoch von den Dänen, die in des Riesen Begleitung waren, eingeholt, u. während er für Flandriane eine Erquickung holte, wurde diese von den Dänen verwundet und entführt. Unterdessen hatte Archimbald, Guido's Seneschall, D.s Mutter des Ehebruchs angeklagt, um deren Grafschaft zu erhalten. D., nach Mainz zurückgekehrt, erschlägt ihn, wird darauf in Paris von Karl mit der Grafschaft belehnt, fliegt mit Roboaster, dem Retter Flandrianens, auf einem Luftwagen nach deren Aufenthaltsort, der Ehrenburg, u. zieht gegen die Grönländer, wo er von Danemohnd endlich verwundet, aber von Bertrand, dem Geliebten Gloriande's, geheilt wird. Als Danemohnd eben mit Flandriane Hochzeit machen will, singt D. vor dem Brautpaar, bietet dem König eine Partie Schach an, setzt den einst von Flandriane erhaltenen Ring gegen des Königs Schwert, gewinnt das Spiel, erschlägt den König und viele Dänen, steckt das feindliche Lager in Brand und vermählt sich mit Flandriane. Diese von Alringer in dem Rittergedichte „D. v. M." erzählte Geschichte ist theilweise dem alten französischen Roman „La fleur des batailles d'Oolin de Mayence Chevalier preux et hardi, fils du noble et chevaleureux Guy Comte de Mayence" (Paris 1501, deutsch im 4. Bande der Bibliothek der Romane, Berlin 1779) nachgebildet.

Doon, Fluß in Schottland, in den Gedichten von Burns vielfach erwähnt, kommt aus dem See Enoch in der Grafschaft Ayr, bildet dann den 2 Stunden langen und bis ½ Stunde breiten Loch Doon, durchfließt das pittoreske Glen Neß und mündet nach 7 Meilen Laufs in den Firth of Clyde.

Doornick, Stadt, s. Tournay.

Dop, s. Kompaß.

Doppeladler, Reichswappen des ost- und weströmischen Reichs, von dem es auf das deutsche Reich überging. Von diesem nahm es Oesterreich an. Auch Rußland hat dieses Wappen zu dem seinigen gemacht, doch in sofern verändert, als nicht nur beide Köpfe gekrönt erscheinen, sondern auch noch die Kaiserkrone darüber gesetzt ist, die das Wappen des byzantinischen Reichs andeuten soll. Vgl. Bodmann, Der zweiköpfige Adler, Nürnberg 1802.

Doppel-b, in der Musik Zeichen für die Erniedrigung eines Tones um zwei halbe Stufen; die Bezeichnung selbst geschieht durch Vorsetzung zweier b vor die Note, weniger deutlich durch ein größer geschriebenes b. Zur Benennung einer solchen doppelt erniedrigten Note gebraucht man die Silben es-es, die der ursprünglichen Note angehängt werden, z. B. d, durch bb erniedrigt, heißt des-es, ꝛc. Nur bei dem so erniedrigten Tone h sagt man b-es, weil schon in der einfachen Erniedrigung der Ton b heißt.

Doppeldreiklang, s. v. a. Septimenakkord, weil derselbe ursprünglich aus 2 Dreiklängen zusammengesetzt gewesen sein soll.

Doppelfenster (Winterfenster), leichte Fenster, welche bloß im Winter eingehängt werden, damit sich zwischen ihnen und dem eigentlichen Fenster eine stehende Luftschicht bildet. Bringt man sie äußerlich an, so sind sie der Verwitterung sehr ausgesetzt, auch unbequem zu handhaben. Besser ist es daher, sie inwendig anzubringen; ihre Flügel müssen jedoch dann so groß sein, daß die der eigentlichen Fenster durch sie hindurchgehen. Am besten werden sie mit den Hauptfenstern sogleich mittelst der Fen-

fterbekleidung verbunden und bilden mit diesen ein Ganzes. Die Flügel der Vorfenster werden in diesem Fall im Sommer bloß ausgehoben.

Doppelfeste (duplicia), Feste oder Sonntage, an welchen in katholischen Kirchen die Antiphonien vor und nach den Psalmen gesprochen werden.

Doppelgänger, s. Zweites Gesicht.

Doppelgriff, zweistimmige Intonation auf Saiteninstrumenten, oder das gleichzeitige Angeben zweier verschiedenen Töne.

Doppelhaken, 4½—6½ Fuß langes Feuergewehr von der Gestalt einer großen Flinte, liegt auf einem Bock mit kleinen Rollrädern und schießt 4 bis 16 Loth Blei. D. wurden im 15. Jahrhundert erfunden, Karl V. bediente sich ihrer 1521 bei der Belagerung von Parma; gegenwärtig sind sie außer Gebrauch und durch die Wallbüchsen ersetzt.

Doppelkreuz, in der Musik Zeichen, wodurch ein bereits erhöhter Ton noch einmal um einen halben Ton erhöht wird, besteht in dem Zeichen ✕, welches vor die Note gesetzt wird. Als Wortbezeichnung für einen dergestalt erhöhten Ton braucht man die Doppelsilbe is-is, die der ursprünglichen Note angefügt wird, z. B. f, durch ✕ erhöht, fis-is.

Doppellaut, s. v. a. Diphthong.

Doppelmayr, Johann Gabriel, bekannter deutscher Mathematiker, 1671 zu Nürnberg geboren, studirte hier, zu Altdorf und Halle die Rechte, widmete sich aber bald ausschließlich dem Studium der Physik und Mathematik, bereiste 1700—2 Holland und England, ward 1704 Professor der Mathematik am Aegidiengymnasium seiner Vaterstadt und † hier den 1. December 1750. Er gab heraus: „Nachrichten von den nürnberger Mathematicis u. Künstlern" (Nürnberg 1730, 2 Bde.) und „Physica experimentalis illustrata" (das. 1731, deutsch das. 1731); die weiteste Verbreitung aber erhielt sein „Atlas novus coelestis" (das. 1742).

Doppelsalze, Verbindungen zweier Salze untereinander, wobei es gleichgültig ist, ob beide Salze dieselbe Säure oder dieselbe Base enthalten oder völlig verschieden zusammengesetzt sind. D. mit gleicher Säure der konstituirenden Salze sind z. B. die Alaune: Kalialaun = schwefelsaures Kali + schwefelsaure Thonerde, Eisenalaun = schwefelsaures Kali + schwefelsaures Eisenoxyd rc. Auch unter den salzartigen Verbindungen des Schwefels, Chlor, Jod, Brom, Cyan rc., mit den Elementen kommen ähnliche Verbindungen vor, und bisweilen vereinigen sich selbst derartige Körper mit Sauerstoffsalzen zu D.n. Unter den angedeuteten Doppelverbindungen salzartiger Körper sind namentlich die Doppelcyanüre zu erwähnen, zu denen z. B. das bekannte Blutlaugensalz, aus 2 Atomen Cyankalium und 1 Atom Eisencyanür bestehend, gehört. Man darf bei den D.n nicht an eine den einfachen Salzen entsprechende Konstitution denken, es spricht keine Thatsache dafür, daß das eine Salz die Rolle einer Säure spielt, während sich das andere wie eine Base verhalte.

Doppelschlag (ital. gruppetto, franz. doublé), in der Musik eine der gebräuchlichsten Verzierungen, die darin besteht, daß man dem Hauptone einen Nebenton von oben und einen von unten, oder umgekehrt, vorangehen läßt und beide Nebentöne durch ihren Mittelton (welches also der Hauptton selbst ist) verbindet. Der D. vor c würde also heißen: d, c, h, oder h, c, d. In beiden Gestalten wird der D. unmittelbar vor dem Hauptone selbst in mäßig geschwinder oder auch schneller Bewegung ausgeführt, hat aber keine bestimmte Geltung im Takte, sondern wird auf die Dauer des vorhergehenden Taktheils gerechnet, so daß der Hauptton scharf auf seinem Taktheile eintritt. Er wird mit kleinerer Notenschrift aufgezeichnet, oder auch mit dem Zeichen ∽ über oder unter der Note angedeutet. Sollen seine Nebentöne nicht aus der vorgezeichneten Tonleiter genommen werden, so erhalten sie in der Notenschrift die gewöhnlichen Signaturen der Erhöhung rc., od. beim Gebrauche des Doppelschlagzeichens wird das Kreuz, das b oder das Widerrufungszeichen für den höheren Nebenton über, für den tieferen unter das Hauptzeichen gesetzt.

Doppelspath, s. Kalkspath.

Doppelsterne, s. Fixsterne.

Doppeltsehen, s. Diplopie.

Doppelvorschlag, in der Musik eine Verzierung, welche darin besteht, daß einem Tone der Melodie der höhere und tiefere Nebenton vorgesetzt wird. Der D. wird jedes Mal mit kleineren Noten vorgeschrieben.

Doppia (ital.), frühere Goldmünze mehrer italienischen Staaten, im Werthe zwischen 9 und 10 Thaler schwankend. Die neue sardinische D. ist dem französischen Zwanzigfrankenstücke gleich (5 Thaler Gold).

Doppionen, die großen Cocons, worin sich gewöhnlich zwei Seidenraupen eingesponnen haben.

Doppior, kurpfälzische Goldmünze, von Karl Theodor 1748 geprägt, = 5 Thaler Gold.

Doppler, Christian, Mathematiker und Physiker, am 30. November 1803 zu Salzburg geboren, widmete sich am polytechnischen Institut daselbst und zu Wien mathematischen und physikalischen Studien, wurde Assistent und öffentlicher Repetitor der höheren Mathematik am polytechnischen Institut, hierauf Professor der Mathematik u. Buchhaltung, später der praktischen Geometrie an der technischen Realschule zu Prag und 13 Jahre hernach k. k. Bergrath und Professor der Physik und Mechanik an der Berg- und Forstakademie von Schemnitz, 1848 Professor der praktischen Geometrie am polytechnischen Institut zu Wien und 1851 Professor der Experimentalphysik u. Direktor des physikalischen Instituts daselbst u. † den 17. Mai 1853 zu Venedig. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich auf verschiedene Theile der Mathematik, besonders der Physik u. Astronomie. Hervorzuheben sind: „Versuch einer analytischen Behandlung beliebig begrenzter u. zusammengesetzter Linien rc." (Prag 1839), „Zwei Abhandlungen aus dem Gebiete der Optik" (das. 1845), „Drei Abhandlungen aus dem Gebiete der Wellenlehre" (das. 1846), „Beiträge zur Fixsternkunde" (das. 1846), „Arithmetik und Algebra" (das. 1843, 2. Aufl. 1851), „Ueber eine wesentliche Verbesserung der katoptrischen Mikroskope" (das. 1845), „Ueber das fragliche Licht der Doppelsterne" (das. 1845), „Versuch einer Erweiterung der analytischen Geometrie" (das. 1843), „Versuch einer Erklärung der galvano-elektrischen und magnetischen Polaritätserscheinungen" (Wien 1849), „Zwei weitere Abhandlungen aus dem Gebiete der Optik" (Prag 1848).

Dor (Doros, Naphoth-Dor), im Alterthum Stadt und Hafen in Phönicien, auf einer Art Halb-

ifel am Fuße des Berges Karmel, zwischen Ptole-
ais und Cäsarea, war sehr alt und fiel bei der
esitznahme Palästina's durch die Israeliten dem
tamme Manasse zu, blieb aber noch bis in die
eit der Könige hinein in den Händen der Kanani-
r, ihrer ursprünglichen Bewohner. Später war
: Sitz eines der jüdischen Synedrien. Unter den
eleuciden zu Cölesyrien gerechnet, war D. eine
deutende Festung, die von Antiochus Soter mit
iem großen Heere zu Wasser u. zu Lande belagert
ırde. Der römische Feldherr Gabinius fand die
tadt verfallen und befestigte sie von Neuem. Zu
eronymus' Zeit war sie der Sitz eines Bischofs,
er öde und menschenarm. Jetzt Tartura, ein
iner Flecken in unfruchtbarer, baumloser Gegend.

Dora Baltea (im Oberlaufe auch Doire ge-
nnt), ein Nebenfluß des Po in Oberitalien, ent-
ringt am Montblanc und am St. Bernhard in
ei Quellströmen, von denen der nördliche an der
idostseite des Montblanc das Val de Ferret (En-
ves), der südliche dagegen die Allée blanche durch-
ßt. Beide vereinigen sich oberhalb Courmajeur.
r Fluß durchströmt sodann in östlicher Richtung
3 Herzogthum von Aosta und wendet sich bei
atillon nach Süden, um bei Ivrea die Ebene zu
reten u. nach 21 Meilen langem Lauf etwa 5 Mei-
unterhalb Turin, bei Crescentino, zu münden.

Dorage (v. Franz.), Dorirung, Vergoldung; auch
3 Ueberziehen des ordinären Hutfilzes mit feinem
ar.

Dorak, Stadt in der persischen Provinz Khusi-
ı, eigentlich Felahijeh genannt, das an der
elle einer alten Stadt entstand, liegt in niedri-
, aber fruchtbarer Sumpfgegend, innerhalb der
belung des Dscherahiflusses und ist von einem
nwall umgeben. Doch stehen nur wenige Häu-
innerhalb dieser Ringmauer, da die Bewoh-
, deren Zahl auf 8000 geschätzt wird, vorziehen,
den weitläufigen Vorstädten unter dem Schat-
der Palmen zu wohnen. D. ist Hauptstadt der
dschaft Kab, die unter einem eigenen Scheich
t. Der Palast des letztern ist ein umfangreiches,
: schlechtes Gebäude. Für den Absatz nach
en werden zu D. arabische Mäntel (Abba) ver-
igt, sonst ist der Verkehr nicht bedeutend.

Dora Ripuaria (Ripaira), Nebenfluß des
in Piemont, entspringt am Monte-Viso und
ıdet nach 12 Meilen langem Lauf bei Turin.

Dorat, Claude Joseph, französischer Dich-
am 31. December 1734 zu Paris geboren,
mete sich anfangs dem Rechtsstudium, dann dem
itärdienste, endlich, seiner Neigung folgend, der
sie und den schönen Wissenschaften. Er dichtete
uerspiele und Heroïden, welche letztere, beson-
: die „Antwort Abälards an Heloise", entschie-
en Beifall fanden, Erzählungen, Lieder und poe-
e Episteln, die sich durch leichten Witz, heitere
er und glänzende Farbengebung auszeichnen
ein treues Bild des französischen Volkscharak-
jener Zeit geben, nicht selten aber auch in ge-
acklose Spielerei ausarten. Sein didaktisches
icht „La déclamation théâtrale" handelt von
Theorie der Schauspielkunst. Unter seinen Lust-
en werden in Frankreich besonders „La feinte par
ur" u. „Le célibataire", unter seinen Trauer-
en vorzüglich „Régulus" geschätzt. Mehre Jahre
er Herausgeber des „Journal des dames".
Er † zu Paris am 29. April 1780. Seine sämmt-
lichen Werke erschienen zu Paris 1764—80 in 20
Oktavbänden; eine Auswahl derselben enthalten
seine „Oeuvres choisies" (das. 1786 und öfter,
3 Bde.).

Dorchester, 1) Hauptstadt der englischen Graf-
schaft Dorset, am Frome, alterthümlich, aber gut ge-
baut, hat 3 Kirchen, eine Grafschaftshalle, Armen-
häuser, weit berühmte Bierbrauereien und 6823
Einwohner. Schon zur Zeit der Römer wird der
Ort unter dem Namen Durnovaria (Dunium)
als Hauptstadt der Durotriges erwähnt. In der
Nähe befinden sich auch ausgedehnte und zum Theil
gut erhaltene Reste römischer wie britischer Werke,
namentlich das beste römische Amphitheater Eng-
lands, das außen 330 und 333 Fuß, im Innern
211 und 158 Fuß im Durchmesser hält und für
13,000 Zuschauer Raum bot. — 2) Altes Städtchen
in der englischen Grafschaft Oxford, 2 Stunden von
der Stadt Oxford, am Zusammenfluß der Thame
u. Isis, einst ein bedeutender Ort und Sitz eines
Bischofs, hat eine alte Kirche (seit Heinrich III.,
mit altem Bildwerk und Glasmalereien) und
1200 Einwohner. In der Nähe auf einer Höhe
ein gut erhaltenes römisches Lager. — 3) Stadt
im nordamerikanischen Staate Massachusetts, an
der Dorchesterbai, einem Theil des Hafens von
Boston und mit dieser Stadt fast zusammenhängend,
mit bedeutender Rhederei (besonders im Wall-
fisch- und Kabeljaufang beschäftigt) und 8340 Ein-
wohnern. Nahebei die Dorchesterhöhen, auf
denen Washington 1776 ein Fort errichten ließ, durch
welches die Briten aus Bostonhafen vertrieben
wurden.

Dordogne, Fluß in Frankreich, entsteht am
Mont-Dore im Departement Puy-de-Dôme in
Auvergne durch Vereinigung zweier Gebirgsbäche,
der Dore (die den schönen Wasserfall Cascade du
Serpent bildet) und der 90 Fuß hoch herabfallenden
Dogne, bildet die Grenze zwischen den Departe-
ments Puy-de-Dôme und Cantal auf der einen
und Corrèze auf der andern Seite, durchströmt
dann die Departements Lot, Dordogne u. Gironde
und ergießt sich nach einem 61 Meilen langen Lauf
unterhalb Bourg in die Garonne. Die D. ist 39
Meilen weit aufwärts schiffbar, und Seeschiffe
können in ihr bis zur Stadt Libourne gelan-
gen. Die Hauptnebenflüsse sind links: die Cère
(vom Cantal kommend), rechts die Vezère mit der
Corrèze (beide vom Plateau des Mille Vaches),
dann die Ille mit der Dronne und Haute-Vezère,
(aus dem Plateau von Limousin).

Das nach dem Flusse benannte Departement in
Südfrankreich grenzt gegen Westen an das Depar-
tement Gironde, gegen Süden an Lot-Garonne, ge-
gen Osten an Corrèze u. Lot u. gegen Norden an
Charente u. Obervienne, besteht aus der zur alten
Provinz Guienne gehörenden Landschaft Périgord
u. Theilen von Agénois, Limousin u. Augoumois
u. umfaßt 166,75 QM. mit 504,650 Einwohnern.
Das Land ist nach allen Richtungen hin bedeckt von
Bergen und Hügelketten (Zweigen der Limousin-
bergeim Norden, Ausläufern des Auvergnegebirges
im Süden) und von einer Menge enger, sich kreu-
zender und von Wildbächen durchrauschter Thäler
oder von Schluchten, welche die Fluthen häufiger
Unwetter eingerissen haben, durchzogen. Der Bo-

den ist im Ganzen dürr und wenig produktiv, häufig steht der nackte Kalkfels zu Tage. Die Abhänge der Berge sind mit ausgedehnten Waldungen, an günstigen Stellen auch mit Reben bedeckt, und der hier erzielte Wein ist von vorzüglicher Qualität. Die höher gelegenen Regionen dagegen sind öde, nur mit Heide und Gestrüpp bedeckt und bieten nicht selten den Anblick von Wüsten dar. Dort findet man stundenweit keine menschliche Wohnung. Im Ganzen nehmen die Heiden $^1/_3$ des Bodens ein. Hauptflüsse sind: die Dordogne (mit Vezère), deren Thal etwas ausgedehnter als die übrigen ist und reizende Landschaften darbietet, l'Isle, beide schiffbar, und Dronne mit Nizonne. Außerdem zählt man über 1400 kleinere Flüsse u. Bäche u. eine nicht minder große Anzahl fischreicher Weiher. Besuchte Mineralquellen sind die zu Panassous. Das Klima ist verschieden, im Ganzen jedoch mild und gesund. Die Viehzucht liefert besonders treffliche Schweine. Der Ackerbau ist im Ganzen gering, ansehnlich aber der Obst- und in den Thälern der Weinbau. Im Ganzen kommen 63,46 QM. auf Ackerland, 30,5 QM. auf Busch und Wald und 16,38 QM. auf Weinland. Mehr als die halbe Weinernte geht in den Handel oder wird in Branntwein verwandelt. Berühmt ist besonders der Weißwein von Bergerac. Auch viele Kastanien, die das Hauptnahrungsmittel abgeben, und Champignons werden gebaut. Berühmt sind ferner die Trüffeln von Périgord, wie aus dem Thierreich die schönen Hechte u. die rothen Rebhühner, die das Land in Fülle erzeugt. An Mineralien liefert das Departement: Steinkohlen, Marmor, Kreide, Alabaster, Schiefer, Eisen, Blei, Mangan ꝛc. Die Industrie ist unbedeutend und schafft nur Eisen- und Stahlwaaren und Papier; lebhaft dagegen ist der Handel mit Wein, Branntwein, Liqueur, Nußöl, Früchten, Trüffeln, Schinken, fettem Vieh ꝛc. Eingetheilt ist das Departement in 5 Arrondissements: Périgueur, Sarlat, Nontron, Riberac und Bergerac. Hauptstadt Périgueur.

Dordrecht, Stadt, s. Dortrecht.

Doré, Gustave, einer der genialsten Illustrationszeichner Frankreichs, geboren am 6. Jan. 1833 in Straßburg, zeigte schon als Knabe viel Talent zum Zeichnen und lithographirte in seinem 10. Jahre eine Reihe von Skizzen zur Sittengeschichte des Departements de l'Ain. Seit seinem 15. Jahre lieferte er treffliche Darstellungen für das „Journal pour rire" und war bald als einer der befähigtsten und fruchtbarsten Meister des Illustrationszeichnens anerkannt. Mit einer reichen, nie versagenden Phantasie begabt, entwirft er gleichsam spielend seine Kompositionen, bald Schlachtengewühl, bald großartige Landschaften, bald die bizarrsten Dinge. Von seinen Werken nennen wir nur die Illustration zu Sue's „Ewigem Juden", zu Rabelais' „Gargantua et Pantagruel", zu Balzacs „Contes drolatiques", zu den Abenteuern des Chevalier Jauffre u. A. Seine bedeutendsten Arbeiten der neuesten Zeit aber sind die Illustrationen zu den Märchen von Pérault („Contes de ma mère l'Oye") und zu Dante Alighieri's „Hölle". In ersteren begegnet man den auch der deutschen Jugend aus den grimmschen Märchen wohlbekannten Gestalten des Rothkäppchens (le chaperon rouge), des Däumlings (le petit poucet), des Dornröschens (la belle au bois dormant), des Aschenbrödels (le cendrillon), des gestiefelten Katers (le maitre chat ou le chat botté) u. anderen. Wenn sich hierbei auch hin u. wieder der französische Geschmack allzu geltend macht und manchmal den deutschen Anschauungen widerstrebt, so muß man doch über die Mannichfaltigkeit der Scenerie, den Reichthum und die Originalität der Gedanken staunen. Vortrefflich namentlich weiß D. die Landschaft und überhaupt die Lokalitäten zu behandeln. Das zweite angeführte Werk, Dante Alighieri's „Hölle", dessen Verbildlichung schon so oft u. von den größten Künstlern aller Zeiten versucht worden ist, mag man wohl als einen Prüfstein der Meisterschaft betrachten, u. man muß gestehen, daß D. seine Aufgabe auf das Trefflichste gelöst hat. Wenn auch dem großen florentinischen Dichter nicht an der titanenhaften Phantastik ebenbürtig, wußte er sich doch meisterlich in dessen Gebilde hineinzuleben und sie in origineller Weise darzustellen. Die Zeichnungen beginnen mit dem Eintritt Dante's in den Wald, dann folgt die Erscheinung der drei wilden Thiere und die Begegnung des Dichters mit Virgil. Von hier an kehren diese beiden letzten Persönlichkeiten, immer im Kostüme ihrer Zeit, wieder und nehmen auf allen folgenden Bildern eine bedeutende Stellung ein, stets auf geschickte Weise in Gegensatz zu den vor ihren Augen geschehenden Dingen gebracht. Fünf treffliche Kompositionen hat D. der Francesca da Rimini im 5. Gesang gewidmet. Außerordentlich wirkungsvoll ist die Lichtvertheilung, die stets das Bedeutungsvolle und Handelnde in den Vordergrund bringt. Am gelungensten aber sind auch hier die unterweltlichen Landschaften, die höllischen Scenerien, wohin die handelnden Personen versetzt sind, und hierin malen wohl Dichter und Künstler mit gleicher Meisterschaft. Gegenwärtig beschäftigt sich D. mit der Illustration des Don Quixote u. des Nibelungenliedes. Seiner Schöpferkraft allein dient ein ganzes Heer von Holzschneidern, worunter die bedeutendsten Pennemaker und Pisan sind.

Dorema *Don*, Pflanzengattung, s. Peucedanum und Ferula.

Doren, Reinbot von, Hofpoet des Herzogs Otto von Bayern, lebte in der Mitte des 13. Jahrhunderts und ist Verfasser eines geistlichen Ritterromans vom heiligen Georg. Auszüge mit Anmerkungen von Just. Möser finden sich in Gottscheds „Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste" (8. Bd.). Die möserſche Handschrift von 1446, 104 Bl., Fol., ward vollständig abgedruckt in von der Hagens und Büschings „Sammlung für altdeutsche Literatur u. Kunst" (1. B., 6099 Verse).

Dorer, s. Dorier.

Dorf, ein offener Ort ohne Thor und Mauern, dessen Bewohner Landbau und Viehzucht als Hauptgewerbe betreiben. Der ganze Bezirk, welchen ein D. nebst Feldern, Wiesen, Triften, Gärten, Gewässern, Holzungen ꝛc. in sich begreift, heißt Dorfflur, Dorfmark, Feldmark; die Beschreibungen derselben heißen Flurbücher, welche über die Grenzen des D.s überhaupt und das Eigenthum der dazu gehörenden Grundstücke und Gerechtsame Aufschluß geben. Dorfgericht heißt hie und da der Gemeindevorstand. Die Dörfer haben sich in Deutschland früher als die Städte, abgesehen von den von den Römern gegründeten, ausgebildet. Viele Dörfer entstanden aus freien Ansiedelungen,

bei zunehmender Bevölkerung sich in kleinere iedelungen zersplitterten, selbstständige Gemein- bildeten, aber das frühere gemeinsame Band, wenigstens gewisse Güter und Rechte, festhiel- z. B. Weiden und Waldungen u. gemeinschaft- oberste Leitung gemeinsamer Interessen. In inbayern bestand ein solches Verhältniß noch bis neuesten Zeit fort, so daß oft 12 oder 20 Dörfer Gemeinschaft gewisser Liegenschaften hatten. ere Dörfer entstanden aus alten Oberhöfen, . in Westphalen u. am Niederrhein, und wahr- nlich aus Vereinigungen der Hofsgenossen, he die gemeinschaftlichen Angelegenheiten ver- eten und zur Leitung dieser Verhandlungen ndere Vorsteher wählten. Sehr viele Dörfer anden aber auch dadurch, daß ein Gutsherr An- lungen (villae) anlegte. Alle, welche unter der näßigkeit des Herrn der Villa standen, begaben unter ein Hofrecht, das der Herr der Villa für Alle einschaftlich aufstellte, und mußten dem Villicus, n von diesem Herrn eingesetzten Beamten, ge- jen. Daraus bildeten sich im Verlaufe der Zeit einbeverfassungen. Noch jetzt finden sich da, viele Villae waren, mit Weiler zusammen- zte Ortsnamen, z. B. Buchsweiler, Gleisweiler, veiler rc., und namentlich im Elsaß, im Ober- t u. in der Schweiz haben sich in solchen von dem is der Villa umschlossenen Ortschaften, zum l nach Urkunden aus dem 10. und 11. Jahr- ert, von der alten Gemeindeverfassung noch sse alte Hofrechte (Hofrodel) erhalten, die srechte wurden und oft recht überdachte und ue Bestimmungen gaben. Endlich entstanden viele Dörfer bloß unter Bewilligung des Guts- i, der ihnen dann Schultheißen setzte, bisweilen i wohl auch die Schultheißenwahl überließ. Entwickelung einer freieren Gemeindeverfas- traf in Folge dieses Verhältnisses auf viele ernisse. War ein D. wirklich aus alten Villis rgegangen, so standen dem vom Gutsherrn ge- ten Schultheißen nur die Dorfschöffen als von Gemeinde Gewählte bei den Berathungen zur e, und wo dies nicht in Folge des Ursprungs der war, waren die Dörfer in Zeiten der Gefahr die Vogtei eines Schutzherrn gekommen, der Verhältniß bald in eine sogenannte Gemeinde- chaft umzuwandeln wußte, aus der sich eine e Gerichtsbarkeit über das D. von selbst ent- lte. So kam es denn, daß die Dörfer endlich als tlich auf dem Gnadenwege entstanden behan- vurden, was beim Gang der Dinge in Deutsch- nach dem dreißigjährigen Kriege sich kaum s erwarten ließ; denn da einmal der Centra- onsgeist gegen alles Gemeindeleben ankämpfte, uch die bis dahin noch mächtigsten Städte sich bervormundschaft des Staates fügen mußten, f dies eben die Dorfgemeinden, als die Wehr- n, am härtesten. Nur die sogenannten Frei- eichsdörfer genossen noch einigermaßen Schutz Dacheröden, Versuch eines Staatsrechts eichsdörfer, Leipzig 1795). Erst in neuerer estrebten sich einzelne europäische u. die Mehr- der deutschen Staaten, ein selbstständigeres indeleben und durch allgemeine Staatsgesetze gewisse Gleichförmigkeit in der Gemeindever- ng herbeizuführen (s. Gemeinde).

rfen (Mariadorfen), Marktflecken im bayerischen Kreise Oberbayern, Verwaltungsdistrikt Erding, an der Isen, mit 3 Kirchen, einem Priester- u. einem Armenhaus, Wachsbleichen u. 1200 Einw. Dabei der Ruprechtsberg mit vielbesuchter Wallfahrtskirche, zu der 148 Marmorstufen führen.

Doria, ein uraltes Adelsgeschlecht in Genua, das seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts eine Menge berühmter Helden, Staatsmänner und Kirchenfürsten zu seinen Mitgliedern gezählt hat. Die namhaftesten derselben sind:

1) Oberto, unternahm 1266 einen erfolgreichen Zug gegen Kandia, sowie später zwei Seekriege gegen Venedig, vernichtete durch den Sieg bei Melovia 1284 die Seemacht von Pisa für immer und erhob die genuesische Seemacht zur ersten ihrer Zeit. Er beherrschte mit einem Spinola den Staat unumschränkt.

2) Lamba, schlug 1297 die weit überlegene Seemacht der Venetianer unter Dandolo vollständig, doch mit großem eigenen Verlust.

3) Filippo, unternahm 1350 einen verheerenden Kriegszug gegen die venetianischen Küsten. Später, mit 15 Galeeren ausgesandt, um die aragonischen Plätze in Sardinien zu erobern, fand er diese zu stark, segelte deshalb nach Tripolis, eroberte diese Stadt u. verkaufte sie an einen mohammedanischen Fürsten für 50,000 Golddublonen. Darauf erfocht er mehre Siege gegen die Aragonier in Sardinien.

4) Lucian, erhielt 1379 den Oberbefehl über die genuesische Flotte gegen die Venetianer, eroberte den Hafen von Zara und lieferte dem berühmten Seehelden Pisani am 7. Mai ein Treffen, in welchem er 2400 Gefangene machte und 15 Galeeren und 7 Transportschiffe mit einer unermeßlichen Beute eroberte. Ein zweiter Seesieg bei Pola kostete ihm das Leben.

5) Ceva, that sich in den Unruhen, die gegen das Ende des 14. Jahrhunderts Genua zerrütteten, hervor und war mit Veranlassung, daß sich Genua der Schutzherrschaft Frankreichs unterwarf. Als 1409 die Franzosen verjagt und die Mailänder als Oberherren anerkannt wurden, erhoben sich die D. und Fieschi zur Befreiung ihres Vaterlandes, worauf Ceva mit andern Patriciern an die Spitze der Regierung gestellt wurde. Mit Giovanni, Matteo und Ludovico D. nahm er auch an der blutigen Schlacht gegen die Mailänder am 9. Aug. 1478 Theil.

6) Andrea, Sohn des Vorigen, der Wiederhersteller der genuesischen Republik, als Held und Staatsmann der größte Mann seines Geschlechts und einer der größten seines Jahrhunderts, war am 30. Nov. 1468 zu Carrascosa im Genuesischen geboren, diente nach einander in den Truppen des Papstes, des Herzogs Friedrich von Urbino u. des Königs Ferdinand von Neapel, stand sodann dem römischen Präfekten Johann von Rovere gegen den aragonischen Feldherrn Gonsalvo bei, ward nach Beilegung von Bürgerkriegen in Genua zum Generalkapitän ernannt, überwältigte als solcher die unter Ranuccio insurgirten Korsen und erhielt von seinen Mitbürgern 1513 nach Vertreibung der Franzosen den Oberbefehl über die Galeeren. Er vertrieb nun die Franzosen vollends aus den Seeplätzen, reinigte mit den genuesischen Schiffen u. mit einem eigenen Geschwader von vier Galeeren den Golf

von Genua von den Seeräubern und schwang sich schnell zum berühmtesten Seehelden seiner Zeit empor. Er war es, der Janus Fregoso unterstützte, als dieser die Verfassung änderte und Genua unter französische Schutzherrschaft stellte, weil er es für das Interesse der Republik unerläßlich hielt. Er trat mit seinen eigenen und den genuesischen Schiffen in die Dienste Franz' I. von Frankreich, wurde von demselben 1524 zum Befehlshaber der vereinigten Flotten ernannt und fügte als solcher der spanischen Seemacht bedeutende Verluste zu. Später erhielt er den Oberbefehl der vereinigten päpstlichen, französischen und venetianischen Flotten, um gegen die kaiserliche zu operiren, segelte nach dem von den Spaniern besetzten Genua, schlug den zum Entsatze herbeieilenden Vicekönig Lannoy und vertheidigte zugleich den wichtigen Hafen Civita Vecchia. Da nach der Plünderung Roms der Papst nicht mehr im Stande war, eine Flotte zu halten, so trat D. wieder in die Dienste Franz' I. u. half, zum Admiral des levantischen Meeres ernannt, die Spanier vollends vertreiben u. die Oberherrschaft Frankreichs über die Republik Genua aufs Neue begründen, erhielt jedoch die ihm zugesagte Statthalterwürde über dieselbe nicht. Sein wohlentworfener Plan, der Oberherrschaft der Spanier in Oberitalien ein Ende zu machen, wurde zurückgewiesen und dagegen zu ungünstiger Jahreszeit ein Angriff auf Neapel versucht, der, wie D. vorausgesagt, völlig fehlschlug. Dennoch sandte er im Januar 1528 seinen Neffen Filippo mit zehn Galeeren zur Unterstützung der Franzosen vor Neapel, und dieser schlug nicht nur den Vicekönig Moncada, sondern nahm auch viele angesehene Männer gefangen. Als Franz I., auf D.'s Weigerung, dieselben auszuliefern, die Verhaftnahme D.'s befahl, trat derselbe zur Sache Kaiser Karls V. über und wurde von diesem, unter der Bedingung, daß die Selbstständigkeit Genua's geachtet werde, gegen ein Jahrgehalt von 60,000 Dukaten in Dienst genommen. D. verjagte nun die Franzosen erst aus Neapel, dann aus Genua und befestigte die Existenz dieser Republik durch eine neue Verfassung, die bis zur Auflösung des Staats bestanden hat. Aus Dankbarkeit gaben ihm dafür die Bürger durch Senatsbeschluß den Titel „Vater des Vaterlandes und Wiederhersteller der Freiheit“, erbauten ihm einen Palast und errichteten ihm eine Bildsäule. Kaiser Karl V. ernannte ihn zu seinem Oberbefehlshaber zur See, verlieh ihm den Orden des goldenen Vließes, später auch das Fürstenthum Melfi und das Marchesat Tursi und erhob ihn zum Großkanzler des Königreichs Neapel. Im J. 1532 erfocht D. an der griechischen Küste einen der glänzendsten Siege über die türkische Flotte. Die Eroberung von Tunis durch Karl V. 1535 leitete er mit Glück. Dunkel ist geblieben, warum er eine Seeschlacht vermied, als er 1539 mit der türkischen Flotte unter Barbarossa bei Prevesa zusammentraf. Als 1542 der Kaiser gegen D.'s Rath eine Unternehmung gegen Algier wagte, wurde die kaiserliche Macht nur durch letztern vor gänzlichem Untergang gerettet. Im J. 1543 schnitt er Barbarossa von der mit diesem verbündeten französischen Flotte vor Nizza ab. In seinem Alter nahm er seinen Neffen Gianettino zum Stellvertreter auf der See an. Er † am 25. November 1560. Vgl. Arnolfini, Della vita e fatti di A. D.

7) Gianettino, Neffe des Vorigen, ward von seinem alternden Oheim Andrea zum Gehülfen bei Staatsgeschäften, zu seinem Stellvertreter zur See und seinem Erben eingesetzt. Durch Uebermuth und Anmaßung erbitterte er aber die Bürger und den Adel Genua's so sehr, daß Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, eine Verschwörung gegen die D. stiften konnte, die am 2. Jan. 1547 zum Ausbruch kam, und bei welcher Gianettino ermordet wurde.

8) Giovanni Andrea, Sohn des Vorigen, und nach seines Vaters Tod Adoptivsohn des Andrea, übernahm 1556 den Oberbefehl über die im spanischen Dienste stehende genuesische Flotte u. überwand damit den furchtbaren Seeräuber Dragut, befehligte 1560 das spanische Belagerungsheer vor Tripolis, gewann 1564 ein Seetreffen bei Korsika, führte 1570 den Befehl über die spanische Flotte, die den Venetianern gegen die Türken zum Entsatz von Cypern zu Hülfe gesandt wurde, verursachte aber durch die absichtliche Verzögerung seiner Ankunft den Verlust der Insel. Auch an der Schlacht von Lepanto nahm er wenig ruhmvollen Antheil. Er † 1606. Von seinem Sohne Andrea stammen zahlreiche Geschlechter ab, die unter dem Namen Melfi, Val de Turo, Herzöge von Avello, von Tursi, Marchese von Oneglia zum Theil noch jetzt bestehen.

Dorier (Dorer), einer der Hauptstämme, aus welchen im höchsten Alterthum das griechische Volk bestand. Sie leiteten ihren Namen von Deucalions Enkel Dorus, Hellens Sohn, ab und wohnten in den frühesten Zeiten in den Gebirgen von Hestiäotis, einer Landschaft in Thessalien zwischen dem Olymp und Ossa, wie es scheint, an Zahl und Macht sehr unbedeutend; Spuren ihres Aufenthalts haben sich am Peneus erhalten. Schon Homer kennt die dreifache Eintheilung des Stammes, welche in die historische Zeit übergegangen ist, weil sich an sie Rechte und politische Ehren knüpften, u. sie unstreitig die Folge einer frühen Verschmelzung mehrer Stämme war. Eigentlich galten nur zwei Stämme, die Dymanen und Pamphylen, welche von den Söhnen des Aegimius abstammen, für ächt dorisch, wogegen der dritte Stamm, die Herakliden, von Hyllus, dem Sohne des Hercules, der von Aegimius adoptirt wurde, herstammen und, von den akroceraunischen Gebirgen kommend, sich mit den D.n vereinigt haben sollte. Da jedoch in späterer Zeit die Fürsten der dorischen Staaten zu den Herakliden gehörten und dieser Stamm überall als der bedeutendste erscheint, wird es wahrscheinlich, daß die Herakliden, wie die Hyller sich nun nannten, als Sieger in das Gebiet der D. einzogen. Nach Herodot wurden die gesammten D. später von den Kadmeern, wahrscheinlich einer illyrischen Völkerschaft, wieder aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt. Bei diesem Ereignisse scheinen sie sich getrennt zu haben und ein Theil nach Kreta ausgewandert zu sein, ein anderer Theil aber sich am Pindus und Parnassus niedergelassen zu haben, wo sie das macedonische Volk genannt wurden u. die dorische Tetrapolis gründeten. Die am Oeta und näher am Meere wohnenden Dryoper machten sie zu Knechten des Apollo; dagegen waren sie den Maliern und den Völkern um Trachis befreundet. Von hier aus drangen sie weiter in den Parnassus, nahmen Besitz von Lycoria und Bulis und scheinen großen Einfluß auf die Bildung des Amphiktyonenbundes gehabt zu haben. Als später die nordischen

lker gegen den Süden drängten, überschwemmten
D. Mittelgriechenland, drangen in den Pelo-
ines und eroberten in langen, vielfach unter-
chenen Kämpfen mehr als zwei Drittel der Halb-
el und fast die Hälfte von ganz Griechenland.
vermögend, diese Gebiete zu füllen, suchten sie die
:inwohner nicht sowohl zu vertreiben, als zu
terwerfen u. ließen ihnen sogar politische Rechte.
e Zeit, in der diese Veränderungen vorgingen,
en die Alten 80 (60) Jahre nach dem trojani-
n Kriege und berechnen letzteren nach Cyklen von
(oder 60) Jahren, so daß er bald früher, bald
ter angesetzt wird, zwischen 1280 u. 1091 v. Chr.,
. 504 (8×63) oder 315 (5×63) vor der ersten
ympiade. Uebrigens wurde durch die dorische
iwanderung die alte Bildung Griechenlands kei-
iwegs vernichtet; vielmehr treten die innern Ver-
tnisse der Staaten und Stämme erst damals u.
iig später mit großer Bestimmtheit hervor. Auch
) es gerade die D., welche sich in den Künsten am
hesten auszeichneten, und von denen z. B. die ly-
he und dramatische Poesie ausgingen. Der Pe-
onnes galt nach der dorischen Wanderung als
: Hauptland der D. und jeder Peloponnesier für
en Dorier, selbst wenn er diesem Stamme ur-
inglich nicht angehörte. Nur ein Theil von Elis,
'adien und Achaja, außer Sicyon und Phlius,
blieb den frühern Einwohnern; Achaja ward von
D.n den Achäern überlassen. Die unterwor-
en Einwohner bildeten in allen Staaten die
ssen der Periöken und Staatssklaven (letztere in
arta Heloten genannt), denen gegenüber die
ntlichen D. einen kriegerischen Charakter zu be-
ren genöthigt waren. Hauptsächlich war dieses
Sparta der Fall, wo die Zahl der Abhängigen
) Leibeigenen außerordentlich zahlreich war und
nche Stadt erst ziemlich spät bezwungen ward.
Indeß breiteten sich die D. auch durch K o l o-
n außerhalb des Peloponnes aus. Ihre Kolo-
rung von Kreta mag, da schon Homer hier die
fach getheilten D. kennt, erst nach der Vereini-
ig der D. mit den Hyllern, vielleicht zur Zeit
r Vertreibung aus ihren Wohnsitzen am Olymp,
) aus der Nähe des Meers, durch die Kadmeer
tt gefunden haben. Die Kolonie muß sehr be-
tend gewesen sein, da Diodor, sicherlich nach
r Ueberlieferung, erzählt, daß Asterius, des
rus Enkel, über die ganze Insel geherrscht und
Minos adoptirt habe. Die Namen von mehren
idten lassen schließen, daß die ersten dorischen An-
elungen auf der nordöstlichen Küste lagen. In
terer Zeit kamen noch weitere dorische Einwan-
ungen aus dem Peloponnes hinzu, und so wurde
nählig die ganze Insel von ihnen unterworfen.
ch auf der Westküste von Kleinasien stifteten die
meist die von Argos oder aus Argolis, etwa
Jahrtausend v. Chr., sehr zahlreiche Kolonien.
s frühere Verschmelzen der dorischen und achäi-
n Bevölkerung daselbst brachte einen Ueberfluß
Menschen hervor, von welchen Cos, Calydna,
yrus, Cnidus und Halicarnassus eine dorische
völkerung erhielten. Unter ähnlichen Verhält-
en entstanden die dorischen Städte Lindus,
lysus und Camirus auf Rhodus, die ebenfalls
die dreifache Stammeintheilung hindeuten. Sie
ten einen gemeinschaftlichen Kult der Demeter
) des Apollo auf dem triopischen Vorgebirge und

bildeten mit Cos, Cnidus und Halicarnassus die d o r i s c h e H e x a p o l i s. Außerdem hatten die Inseln Thera, Melos, Telos, Carpathus, Jasos, Syme, Astypaläa, Anaphe, die Städte auf dem Festlande von Kleinasien: Myndus, Eryassa, in Phrygien Synnada und Noricum, sodann Selge in Pisidien, ferner eine Anzahl kleinerer Städte Rhodus gegenüber eine dorische Bevölkerung. Noch weiter nach Osten werden als dorische, meist von Argos ausgegangene Kolonien genannt: Tarsus in Cilicien, ferner Mallus, Mopsuestia, Mopsucrene, Phaselis, welches schon zur Zeit des trojanischen Kriegs gegründet sein sollte, Aspendus in Pamphylien, Curium auf Cyprus, Jone in Syrien. Nicht minder zahlreich waren die dorischen Kolonien an der Propontis u. dem schwarzen Meere, von denen die größere Zahl von Megara ausging; dahin gehören Chalcedon, Byzanz, Astacus in Bithynien. Von Korinth aus wurden Mesambria, Selymbria und Potidäa gegründet. Eine gemeinschaftliche Anlage von Megara und Byzanz war Heraclea am Pontus. Korinth gründete eine große Anzahl dorischer Städte am jonischen und adriatischen Meere: Solium in Akarnanien, Ambracia, Argos, Amphilochicum, Anactorium, Leucas, Corcyra, Epidamnus, Apollonia, Issa; Cnidus kolonisirte Schwarzcorcyra, Sparta in Italien Taras oder Tarentum, Heraclea, Croton, auch Locri wenigstens durch spartanische Führer; Rhodus gründete Parthenope im Lande der Osker, Elpiä und Salapiä im Lande der Daunier, Rhode in Spanien; auch scheinen sich Rhodier auf den balearischen Inseln niedergelassen zu haben. Auf den Inseln des mittelländischen Meeres gründete Cnidus, selbst spartanische Gründung, eine Kolonie auf Lipara, Korinth Syrakus in Sicilien, ferner Casmena, Enna, Acrä; Camarina, Gela, Acragas (Agrigent), Himera, Hybla, Trogilus, Thapsus, Selinus, Messana waren größtentheils mittelbare Anlagen von Korinth, Megara und Rhodus. Auch in Cyrene erlangte das dorische Element das Uebergewicht. In allen diesen Kolonien bewahrten die Bewohner dorische Institute, Verfassung, Sprache und Religion. Nicht selten sandte ihnen auch die Mutterstadt die höchsten Beamten, wie von Korinth aus die Demiurgen nach Potidäa geschickt wurden.

Das Princip des dorischen Lebens war Freiheit, doch diese im Sinne des Alterthums gefaßt, indem ein Jeder den unbedingtesten Gehorsam gegen das Gesetz als seine unveräußerliche Pflicht anerkannte. Jeder dorische Staat vindicirte sich und dem andern völlige Autonomie; erst mit dem Verfall der eigentlich dorischen Institute beginnen die Feindseligkeiten, und selbst die messenischen Kriege scheinen unter den einzelnen Stämmen mehr mit der achäischen Bevölkerung als zwischen D.n geführt worden zu sein. Alle dorischen Staaten hatten in den ältesten Zeiten je einen lebenslänglichen Fürsten aus herakleidischem Stamm; nur in Sparta finden sich zwei. Am berühmtesten wurden außer den spartanischen die messenischen Fürsten. Jeder dorische Staat war im Innern wie nach Außen hin unabhängig; doch führte in Nothständen nicht selten auch die Religion Vereinigungen herbei, und diese gaben wieder Gelegenheit zu Abhängigkeitsverhältnissen verschiedener Art. Sparta erhob sich über die benachbarten Städte, Argos suchte sich in Argolis geltend zu machen,

Epidaurus herrschte über Aegina. Im 7. Jahrhundert v. Chr. entstand der peloponnesische oder dorische Bund, indem die minder mächtigen Staaten, mit Ausnahme von Argos, Sparta die Hegemonie zugestanden, die sich aber erst im 5. Jahrhundert völlig entwickelte. Doch übte Sparta keine Herrschaft, u. seine Stimme galt nicht mehr als die eines jeden andern Staats; nur im Kriege hatte sein König die Oberanführung. Die Leistungen u. Verpflichtungen eines jeden waren zuvor genau bestimmt. Die Versammlungen der Abgeordneten, welchen die Besorgung der Bundesangelegenheiten übergeben war, traten meist in Sparta, mitunter auch in Korinth zusammen. So streng aber auch der Dorier an den alten Einrichtungen hing, so schlichen sich doch allmählig in die meisten Staaten fremdartige Elemente ein. So geschah es, daß in sehr vielen Staaten Tyrannen die höchste Gewalt an sich rissen. Der älteste ist Orthagoras von Sicyon, welcher die höchste Gewalt seinem Hause auf ein Jahrhundert sicherte. In Korinth riß im 7. Jahrhundert Cypselus, welcher nicht einmal dem dorischen Adel angehörte, die Herrschaft an sich. Theagenes, der Schwager des athenienfischen Cylon, wurde Tyrann von Megara. Procles herrschte über Epidaurus und die Insel Aegina. Zu ihrer Sicherung traten diese Tyrannen mit einander in enge Verbindung und bildeten dadurch eine gewaltige Koalition gegen den Principat der D. Erst nach langen und schweren Kämpfen gelang es den Spartanern, die sich berufen glaubten, das dorische Princip, d. h. die Autonomie aller dorischen Staaten, aufrecht zu erhalten, mit Hülfe des peloponnesischen Bundes diese Tyrannen zu stürzen. Dagegen blieb der dorische Bund später ganz gleichgültig gegen die jonischen Angelegenheiten und gegen die Oberherrschaft der Athener in Kleinasien. Faßt man alle Umstände, welche die Geschichte der Entwickelung des dorischen Lebens betreffen, zusammen, so findet man bei diesem Stamme eine gewisse Zähigkeit, ein durchaus abwehrendes, konservatives Princip, während die beweglichen Jonier leicht fremden Einflüssen Raum gaben und stets zu Aenderungen geneigt waren. Darum sehen wir auch die D. auf keine weiteren Eroberungen mehr ausgehen, nachdem sie ihre Staaten begründet. Das dorische Leben, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. in eine Art von Lethargie versunken, entfaltete sich noch einmal in seiner ganzen Kraft im Laufe des peloponnesischen Kriegs. Sparta's Sieg brachte jedoch den Untergang, in sofern dieser Staat aus seinem alten Verhältnisse heraustrat und in gleicher Weise wie Athen zu herrschen anfing. Dadurch zerfiel das dorische Leben und ging in der Allgemeinheit griechischer Zerrissenheit unter. Noch weniger hielt sich das dorische Element in den Kolonien. Lokalverhältnisse, Verbindungen mit andern Völkern und manche besondere Umstände führten meist zu demokratischen oder tyrannischen Verfassungen und ließen sämmtliche dorische Institute bis zur Unkenntlichkeit ausarten. Nur Sicilien scheint sich am längsten gegen fremde Einflüsse gesträubt und namentlich die dorische Sprache am längsten bewahrt zu haben.

Wie es überhaupt im Charakter der Griechen lag, die ursprünglichen Institute des Staats wenigstens den äußern Verhältnissen nach festzuhalten, so war dieses besonders hinsichtlich der Religion der Fall, so daß dieselbe häufig das Erkennungszeichen der gleichen oder verschiedenen Abstammung abgeben konnte. Dies galt besonders für die D., da sich schon ihre Auffassung der göttlichen Wesen von der der Jonier und anderer Griechen unterschied. Während die Letzteren Kräfte der Natur verkörperten, sind die Götter von Ersteren transcendentale Verkörperungen metaphysischer Vorstellungen, welche über die partikulären Erscheinungen der Naturkräfte hinausgehen. Der allen D.n gemeinsame Kult war der des Apollo, obgleich der Gott in den verschiedenen Staaten unter besonderen Beinamen und in besonderer Weise aufgefaßt u. verehrt wurde. Apollo ist den D.n nicht Sonnengott, sondern das innere Licht des Geistes, Einsicht, Prophetie. Hauptheiligthum für ihn war das Thal Tempe, von dem er Tempeitas heißt; in späterer Zeit wurde es Delphi, und dasselbe galt allgemein für alle D., so daß selbst Kreter hier die heiligen Dienstleistungen für den Gott verrichteten, bis der delphische Adel dieselben übernahm. Dem Apollo steht die Artemis zur Seite, doch nicht als Mondgöttin, und deshalb nicht Gattin, sondern Schwester des Apollo, nicht produktiv, sondern ein geistiges Wesen, wie der Gott selbst. Außerdem war der Kult des Zeus Hellanios, der Hera, der Demeter, des Poseidon, Dionysus, der Aphrodite, besonders des Aeskulap unter den D.n weit verbreitet, wenngleich weniger allgemein und von geringerer Wichtigkeit, als der des Apollo. Am allgemeinsten war der Kult des Hercules, welcher sich eigentlich an die dorische Tetrapolis am Oeta knüpfte.

In der Verfassung der dorischen Staaten offenbart sich das Bestreben, die Einigung des Mannichfaltigen zu verwirklichen, welches Verhältniß sie Kosmos oder Eukosmon, harmonische Ordnung, innere Regelung nannten. Mit dem Streben nach Einheit ist aber nothwendig auch das nach Beständigkeit verbunden, und es tritt dasselbe in allen dorischen Staaten sehr bestimmt ausgesprochen in der Gesetzgebung hervor. Mit äußerster Strenge bewahrten die D. der Väter Sitte und suchten sich gegen fremdartige Elemente abzuschließen. Darum verbot Lykurg Reisen ins Ausland, und aus demselben Grunde entsprang die Xenelasie, Vertreibung der Fremden aus Sparta, Kreta u. einigen andern dorischen Staaten. Wie bereits erwähnt, finden wir die D. überall mit einer fremdartigen Bevölkerung untermischt, von der nur ein Theil sogleich unterworfen war, während ein anderer seine Unabhängigkeit in befestigten Städten wenigstens eine Zeitlang noch behauptet hatte. Jene geriethen in Sklaverei; diese aber blieben frei für ihre Person, wenngleich für ihr Gut zu Diensten an den Staat verpflichtet und ohne politische Rechte. Erstere sind die Leibeigenen, welche an das Gut gebunden waren und, da dieses Eigenthum des Staates blieb, nur durch diesen für besondere Dienste die Freiheit erlangen konnten; zu letzteren gehören die Periöken, welche sich in fast allen dorischen Staaten nachweisen lassen; dieselben bildeten meist eine besondere politische Abtheilung, indem sie, so weit solches möglich war, ihre alte Verfassung, Stammeintheilung u. Gesetze beibehielten. Sie waren tributär u. hatten nicht mit den D. gleiches Bürgerrecht u. Gesetz, übten aber in ihrer Heimat politische Rechte

waren auch von den olympischen und anderen
en Festen nicht ausgeschlossen. Weit ungün-
: war das Loos der Leibeigenen; sie hießen in
rta Kriegsgefangene, Heloten, in Kreta
ioten, Klaroten, Aphamiothen, Gymnesioi in
s, Korynophoren oder Katonakorhoren in
on. Neben diesen Leibeigenen gab es noch,
in sehr geringer Anzahl, Privatsklaven. Diese
ischen und nationalen Institute gingen im
ntlichen auch auf die Kolonien der D. über.
inden wir in Syrakus neben den Gamoroi oder
rinthischen Kolenisten, welche das Land in Besitz
ten, die Sikuler, ohne Zweifel die überwältig-
Urbewohner des Landes. In Byzanz waren
Bithyner Heloten, in Heraclea die Marian-
, von denen keiner die Grenze überschreiten
e; in Cyrene waren lange bloß die alten von
a eingewanderten Geschlechter im Genuß des
Bürgerrechts. Die freie dorische Bevölkerung
n allen Staaten dieses Stammes in drei Theile
Phylen getheilt, die Hyller, Dymanen u.
phylen, deren Namen immer in der angege-
. Ordnung angeführt werden. Die Phylen
len wieder in weitere Eintheilungen, die indeß
meisten Staaten unbekannt sind. In Sparta
en sie sich jede in 10 Oben oder Phratrien,
ede Obe wieder in Geschlechter, welche jedoch
politische oder religiöse Vereinigungen ohne
andtschaft gewesen zu sein scheinen. Nach
wurde die Volksversammlung berufen und
enat zusammengesetzt; die Syssitien oder die
egesellschaften scheinen ihnen entsprochen zu
. Außer diesen müssen noch viele weitere
sungen vorhanden gewesen sein, die sich indeß
n Sparta nachweisen lassen. Hierher gehört
ist das durch die ganze Nation vorherrschende
en der Heraklidengeschlechter und damit zu-
enhängend ein gewisser Vorrang der hyllischen
. Die Gesammtheit des dorischen Volks
in der Volksversammlung vertreten, zu
r indeß nur Diejenigen gehörten, welche sich
Phylen befanden, und deren volles Bürger-
keine Atimie gemindert hatte. Sie besaß die
politische, legislative und konstitutive Ge-
welche aber von dem Geiste der dorischen Ge-
ßigkeit und Sitte so eingeschränkt ward, daß
nur auf den altherkömmlichen Wegen thätig
. Der Volksversammlung gegenüber stand
enat, die Gerusia, Rath der Alten, dem ein
der Gerichte und die ganze Regierung des
s zukam. Die Gerusia berathschlagte mit den
en, und ihre Beschlüsse wurden ohne Weiteres
zen, wenn dieselben nicht zuvor an die Volks-
mmlung zu bringen waren, was der König zu
pflegte. Als Gericht hatte dieser Rath der
in allen Kriminalsachen die höchste Entschei-
und durfte mit Atimie oder Tod strafen; auch
te ihm die Aufsicht über die Sitten. Der
Beamte des dorischen Staats war der König,
ar dessen Macht durch sehr beengende, wenn
icht geschriebene Gesetze sehr beschränkt; bloß
ege war er mit unumschränkter Gewalt aus-
t. Indessen galt er, besonders in Sparta,
ten mit Ehrfurcht zu betrachtenden Abkömm-
er Götter. Die königliche Würde war in
a zwar erblich, doch wachte man auch hier
ie Aechtheit der Geburt und Fehlerlosigkeit

der Gliedmaßen. Könige lassen sich in den bedeutendsten dorischen Staaten nachweisen, doch nur in Sparta finden sich zwei zu gleicher Zeit. In Argos herrschten die Nachkommen des Temenus über Phidons Zeit ein Jahrhundert hinaus, und das Königthum endete erst in der persischen Zeit; in Korinth regierten die Nachkommen des Aletes bis zur 8. Olympiade, in Epidaurus und Cleonä die Ktesippiden. Auch in Megara waren Könige, ebenso in Messene. Die Hippodaten herrschten zu Cnidus und Lipara, die Bacchiaden in Corcyra u. Syrakus, die Phalantiaden zu Taras, Herakliden zu Cos, in Kreta die Nachkommen des Tectaphus. Auch Delphi und Cyrene hatten Könige. Ebenso allgemein ist der Magistrat der Ephoren in den dorischen Staaten; ihre eigentliche Stellung gewannen sie aber erst in Sparta, wo sie ursprünglich die Aufsicht über den Markt hatten, später aber bestimmt waren, die Könige zu beschränken und die Prozesse über Besitzstand zu entscheiden. In allen dorischen Staaten bestand die alte Verfassung nur so lange, als die Verhältnisse derselben einfach und nicht von außen beeinflußt blieben. Schon die Zeiten der Perserkriege waren derselben verderblich, noch mehr der peloponnesische Krieg. Das Umsichgreifen demokratischer Ansichten, das Bedürfniß, ausgezeichnete Männer ohne Unterschied der Geburt an die Spitze der Geschäfte zu stellen, das Eindringen von solchen, welche die Menge für sich zu gewinnen wußten, führte um so leichter zu großen Veränderungen, als die untern Magistrate, die weniger nach alten Einrichtungen ernannt, sondern stets nach dem Bedürfniß erwählt worden zu sein scheinen, kein Gegengewicht gegen die Neuerungen bildeten, das Volk aber durch seine Zahl stets bedeutender wurde u. größere Geltung verlangte. So ward das Schicksal der dorischen Institute an den Wechsel der Parteien geknüpft, bis sie endlich gänzlich zur Unkenntlichkeit schwanden. Am längsten scheinen sie sich in Sparta erhalten zu haben; doch waren sie in Wahrheit auch hier schon im 4. Jahrhundert allmählig zu Grunde gegangen, u. die Erneuerung derselben durch Agis III. um 240 v. Chr. gewährte ihnen nur ein kurzes Dasein.

In alter Zeit zeigte das Volksleben des dorischen Stammes einen eben so bestimmten Charakter, als die Verfassung desselben durch die entschiedensten Grundzüge ausgeprägt war. Es war stillschweigend anerkannter Grundsatz, daß die Erhaltung der dorischen Geschlechter, ihre Abstufung unter einander so wesentlich seien, daß jede Veränderung selbst in den äußerlichen Vermögensumständen für den Staat als Nachtheil zu betrachten sei. Besonders wachte man in Sparta über diese Stabilität, obwohl es nicht immer gelang, diesen Grundsatz streng festzuhalten; wenigstens finden wir, daß Spartiaten schon früh Frauen aus den Periöken nahmen, aus welchen Ehen dann Geschlechter entsprangen, welche nicht im Besitze des vollen dorischen Bürgerrechs waren. Aus dem angeführten Grundsatze folgte auch die Unveräußerlichkeit der Grundstücke, indem diese als Eigenthum des Staats, den einzelnen Familien zur Erhaltung ihres alten Glanzes geliehen, betrachtet werden sollten. Auch in Elis durfte aus demselben Grunde kein Grundstück verpfändet werden, bei den Lokrern in Italien wenigstens nicht ohne die höchste Noth, und auch auf Leucas waren die alten Loose

(Kleren) unveräußerlich. An diese Anschauung, daß kein Dorier besonderes Eigenthum haben sollte, knüpft sich die Einrichtung des Zusammenlebens u. Zusammenspeisens. Diese Syssitien (s. d.) oder Phiditien fanden nicht bloß in Sparta, sondern auch in Kreta und noch zur Zeit des Theognis im 5. Jahrhundert in Megara Statt; in Korinth hob sie erst der Tyrann Periander auf. Eine dritte Einrichtung, welche auf die Gütergemeinschaft hindeutet, ist das eiserne Geld, welches Lykurg in Sparta nicht sowohl einführte, als bestätigte. Das dorische Recht trug, so viel sich aus den sehr dürftig fließenden Quellen entnehmen läßt, einen sehr alterthümlichen Charakter. Rücksichtlich des Eigenthums entbehrte es, was sich aus Voranstehendem erklärt, eigentlich aller genauern Bestimmung. Dagegen hatte es eine höhere sittliche Tendenz und war im höchsten Grade Bestimmung des persönlichen Handelns jedes Einzelnen nach allgemeinen Grundsätzen, die sich nicht in Gesetzen, sondern in der allgemeinen Sitte aussprachen. Jeder konnte nur in sofern recht handeln, als er für die Erhaltung des Staats und seiner Verfassung wirkte. Allmählig indeß verlor es diese bindende Kraft und erhielt einen negativen Charakter, durch welchen es das Handeln eines Jeden in sofern beschränkte, als dadurch die Koexistenz eines Andern beeinträchtigt wurde. In seinem Hause war der Dorier unumschränkter Herr; doch hatte das Familienleben viel Freiheit und Innigkeit. Jünglinge u. Jungfrauen waren nicht von einander geschieden. Die Zeit der Ehe war spät. Letztere stand unter Aufsicht des Staats, u. Ehelosigkeit wie Mißheirath wurden bestraft; uneheliche Kinder galten lange den ehelichen gleich. Aber der Zweck der Ehe wurde nach althellenischer Sitte bloß seiner physischen Seite nach aufgefaßt, und darum wurde es bisweilen gestattet, Andern die ehelichen Pflichten zu übertragen. Doch nur ausnahmsweise ist es Königen in Sparta erlaubt worden, zwei Frauen zu haben. Nichtsdestoweniger ehrte der Mann die Frau als gleichberechtigt. Es ist ein charakteristischer Zug dorischer Lebensweise, daß alle ältern Personen eine Art Aufsicht über die jüngern führten. Eben so eigenthümlich ist das Institut der Knabenliebe. Dieselbe war ursprünglich ein inniges Verhältniß zwischen einem Aeltern und einem Jüngern, um diesen zum Rechten und Löblichen anzuspornen, und erst spätere Verdorbenheit hat einen schmutzigen Argwohn auf diesen Zug des dorischen Lebens werfen können. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Einrichtung eine Folge von dem Grundsatze war, daß jeder Dorier dem Staate angehöre, folglich jeder junge Mann nicht mehr an seine Aeltern geknüpft war, als an jeden andern Bürger, da diesem dessen Erziehung zu einem brauchbaren Gliede des Staates nicht weniger als dem Vater am Herzen lag. Die Erziehung war vielen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, besonders in Kreta und Sparta. Ob ein neugebornes Kind am Leben erhalten werden sollte, entschied der Staat. Vom 7. Jahre an begann die öffentliche Erziehung. Vom 12. Jahre an wurde dieselbe sehr strenge, der junge Mann hatte eine Menge Abstufungen und Klassen zu durchlaufen. Mit dem 18. Jahre begann der Kriegsdienst. Selbst die Erziehung der Mädchen war harten Bestimmungen unterworfen. Gymnastik und Krieg waren die Hauptbeschäftigungen des dorischen Jünglings, besonders legten auf jene sämmtliche D. einen größern Werth, als alle andern Griechen. Mit ihr hing der Unterricht in der Musik, im dorischen Leben ein wichtiges Element, nahe zusammen. Die Kriegskunst wurde wahrhaft methodisch erlernt. Die Dienstpflicht war allgemein u. währte in Sparta von dem 18. Jahre bis zum 60. Unbedingter Gehorsam bildete die Grundlage der Heerführung, in welcher sich eben so sehr eine große Ruhe als das Bewußtsein der Kraft und die Gewißheit des Sieges überall kund gaben. Darum trachtete auch die dorische Disciplin ganz besonders nach Festigkeit, und es macht dies auch erklärlich warum die D. besonders dem Hoplitendienste den Vorrang vor der Reiterei u. dem Seekriege gaben. Mit Unrecht hat man die D. des Mangels an Kunstsinn beschuldigt; sie haben sich in allen Arten der Kunst versucht und in jeder Bedeutendes geleistet. Wenn dies in anderer Weise geschah, als bei dem atheniscben Volke, so gehen die D. diesem darin voran, daß, was von ihnen ausging, nicht bloß der Erguß des Nationalcharakters, sondern auch zugleich ein Eigenthum der ganzen Nation war. Vor Allem steht die Kunst der Rede obenan, welche besonders auf die möglichste Kürze und sarkastischen Witz bedacht war, indem der Dorier überhaupt das Gnomische, Apophthegmatische, Spruchartige liebte. Doch blieben die D. dabei nicht stehen, sondern erhoben sich selbst zu künstlerischer Komposition. So rühmten sich die Megarenser, Erfinder der Komödie zu sein. Wahrscheinlich enthielt die megarische Komödie die Keime und Anfänge der sicilischen, welche durch Epicharmus und Phormis um die 70. Olympiade ausgebildet wurde. Aus diesen Dichtungen gingen etwas später die Mimen des Sophron, das bukolische Gedicht und die Phlyaken in Tarent hervor, Arten der Poesie, für welche die Athener nicht einmal entsprechende Namen hatten. Auch die Tragödie wird von den D.n abgeleitet, indem sie sich aus den Chören entwickelt haben soll, welche in Sicyon seit uralter Zeit bestanden. Phlius wird als der Ort genannt, wo die satirische Dichtung der Fabulae satyricae entstanden sei. Alle drei Arten des Drama's kamen bei den D.n darin wieder überein, daß sie durch Chöre dargestellt wurden, was auch bei der lyrischen Poesie der Fall war, die bei den D.n großen Anklang fand, jedoch nur in einer bestimmten Hinsicht ausgebildet werden konnte, da sie, gemäß dem Charakter des dorischen Lebens, das Gepräge der Oeffentlichkeit haben und sich auf einen religiösen Kult beziehen mußte; außerdem paßte sie nicht zu den Chören und blieb von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Hiernach sind auch die Hymnen des Pindar zu beurtheilen, die für chorische Darstellungen gedichtet waren; ebenso seine Skolien, die auf gleiche Weise vorgetragen werden sollten, im Gegensatz zu denjenigen, welche über Tisch gesungen wurden. Auch die bildende Kunst ist von den D.n geübt worden, doch sind hierüber die Nachrichten sehr spärlich. Die gesunde Sinnlichkeit, welche im dorischen Leben herrschte, konnte der bildenden Kunst nur förderlich sein. Auch der Kult des Apollo mußte durch das Energische und Erhabene, was sich an seine Vorstellung knüpfte, auf die zu entwerfenden Ideale, welche man zu verwirklichen suchte, ungemein gün-

urückwirken. Es scheint jedoch, als ob die des dorischen Charakters mehr Werth auf ein :s Ebenmaß und erhabene Größe als auf An- und Schmuck gelegt habe. Dies zeigt wenig- die dorische Baukunst. Gewiß ist, daß die ıde Kunst mit Eifer in Kreta, Aegina, Sicyon, th, Argos, Sparta geübt wurde. In Sicyon nd der Apollo des Canachus und etwa gleich- in Aegina eine Heroengruppe, deren Frag- : fast allein über die Eigenthümlichkeiten der lischen Schule eine sichere Kunde überliefert . Vgl. O. Müller, Dorier, Bresl. 1824, :.

rigny, 1) **Michel,** französischer Maler und :rstecher, geboren zu St. Quentin 1617, bildete ı Paris hauptsächlich unter Vouet, von dem ›er hundert Gemälde in Kupfer bis auf alle r getreu stach. In der Behandlung verräth Kühnheit, ist aber hart und in den Extremitäten nrichtig. D. † als Professor der Akademie ober 1665.

Louis, Sohn des Vorigen, Maler und :rstecher, geboren zu Paris 1651, Schüler ns, ging später nach Italien und ließ sich in ıa nieder, wo er 1742 †. D. war ein sehr ge- ter Freskomaler, doch mangeln seinen Gestal- isweilen Grazie und Hoheit. Seine Haupt- sind an der Kuppel in Trient.

Nicolas, berühmter Zeichner und Stecher ›er Nadel und dem Grabstichel, Bruder des ;en, geboren 1657 zu Paris, studirte über 20 : in Italien die Meisterwerke der Kunst, lebte 15 Jahre in England und † 1746. Er wählte große Gegenstände für seinen Griffel. Sein ıchstes sind die Blätter nach den raphaelischen ns in Hamptoncourt.

ris, kleine Gebirgslandschaft im alten Hellas, 4 QM. groß, lag zwischen den Gipfeln des und Parnassus auf der Wasserscheide des ben und des ägäischen Meeres und ward von Pindus (jetzt Mornopotamo), welcher nach n dem korinthischen Busen zu, u. dem Cephis- (jetzt Mauronero), welcher gen Osten nach ien und dem euböischen Meerbusen strömte, ssert. Dies kleine Bergland erkämpften sich ıs den ältesten Sitzen in Thessalien verdräng-)orier, indem sie die Dryoper, welche es vor : inne hatten, überwältigten, und gründeten ›st 4 kleine Städte: Böon, Cytinion, Erineus Pindus, welche die sogenannte dorische Te- ›olis bildeten. Aus der ältesten Geschichte ben ist wenig bekannt. Im persischen Kriege sen sich die Bewohner an die Perser an und en deshalb geschont. Unglücklicher war ihr in den phocischen und macedonischen Kriegen, :lchen ihre Städte wiederholt zerstört wurden. Lage der Orte ist nicht mehr genau zu bestim- Im heutigen Griechenland bildet D. eine chie des Gouvernements Phokis. D. hießen im weiteren Sinne alle die dorischen Kolo- t, welche auf der Südwestküste von Kleinasien ien) u. den benachbarten Inseln Cos, Rhodus, rus, Calydna, Carpathus, Syme und andern ündet wurden; im engeren nur die 6 auf Rho- und der kleinasiatischen Küste gelegenen Städte ius, Lindus, Camirus (auf Rhodus), Cnidus, carnassus (in Kleinasien) und Cos (auf der gleichnamigen Insel). Sie bildeten eine Hexapolis und standen als solche in einer losen Verbindung, welche in dem gemeinsamen Kult des triopischen Apollo und der triopischen Demeter auf dem triopischen Vorgebirge bestand, wo sie sich auch zu politischen Berathungen versammelten. Nachdem später Halikarnaß wegen Entartung vom dorischen Charakter u. mancherlei Streitigkeiten aus dem Bunde gestoßen worden, bestand derselbe als Pentapolis fort. Die übrigen dorischen Städte der Nachbarschaft standen meist in Abhängigkeit von dem Bunde. Im Heere des Xerxes dienten die Dorier der Hexapolis gegen Griechenland mit 30 Schiffen; später wurden sie von den Athenern abhängig und diesen tributpflichtig. Nach dem peloponnesischen Kriege von der Herrschaft der Athener befreit, blüheten die Städte durch großen Wohlstand; aber die politische Wichtigkeit des Bundes war dahin. Von dem frühern Flor der dorischen Hexapolis zeugt die große Zahl ihrer Kolonien in Kleinasien, Sicilien und Spanien. Vgl. Dorier.

Dorische Hexapolis, s. Doris.

Dorischer Baustyl, s. Baukunst.

Dorischer Bund, s. Dorier.

Dorischer Dialekt, s. Griechische Sprache.

Dorische Wanderung, s. Herakliden.

Dormitor, Gebirgsstock in der nördlichen Ecke von Montenegro, eine gigantische, aus nackten weißen dolomitischen Nadeln und Pyramiden bestehende Säge bildend, über 8000 Fuß hoch.

Dorn (spina), spitzer, stehender Auswuchs an den Aesten und Zweigen vieler Pflanzen, auch wohl Bezeichnung einer Pflanzenart, welche solche Auswüchse hat, z. B. des Schlehdorns; auch Bezeichnung von spitzig zulaufenden Erhabenheiten an den Schalen der Konchylien; bei der Gewehrfabrikation der eiserne Stab, über welchen die Gewehrläufe geschmiedet werden; an deutschen Schlössern der eiserne Cylinder, welcher in die Schlüsselröhre eingeht.

Dorn, 1) **Heinrich Ludwig Egmont,** bekannter Komponist, am 14. November 1804 zu Königsberg geboren, studirte seit 1823 hier und zu Berlin die Rechtswissenschaft, gab sich aber dann der Tonkunst hin und bildete sich unter Berger und Klein für die Komposition. Schon 1826 kam seine erste Oper, „Rolands Knappen", zu der er selbst den Text gedichtet, zu Berlin mit großem Beifall zur Aufführung. Nachdem er vorübergehend eine Lehrerstelle am Musikinstitut zu Frankfurt a. M. bekleidet, dann als Musikdirektor in Königsberg fungirt hatte, wo er 1828 seine zweite Oper, „Die Bettlerin" (Text von Holtei), auf die Bühne brachte, erhielt er 1830 die Stelle eines Musikdirektors an dem neuerrichteten Theater zu Leipzig. Hier führte er 1831 seine dritte Oper, „Abu Kara" (Text von Bechstein), auf, ohne jedoch sonderlichen Beifall zu finden. Nach Auflösung dieser Theaterunternehmung leitete D. provisorisch das Orchester zu Hamburg und begab sich dann nach Riga, wo er bald darauf als städtischer Musikdirektor angestellt wurde und 1836 zugleich die Direktion des Theaterorchesters übernahm. Hier kam 1838 seine vierte, überall mit Beifall wiederholte Oper, „Der Schöffe von Paris", und 1841 die Oper „Das Banner von England" zur Aufführung. Im Jahre 1843 als städtischer Kapellmeister nach Köln berufen, war er hier als Koncertdirigent und Lehrer für Komposition,

Gesang und Klavierspiel thätig, gründete 1845 die rheinische Musikschule, dirigirte 1844 und 1847 die niederrheinischen Musikfeste zu Köln und führte auf dem ersten die beethovensche große Missa zum ersten Male in Deutschland vollständig auf. Nach Nicolai's Tode wurde er 1849 Kapellmeister am Hoftheater zu Berlin, welche Stellung er noch bekleidet. Außer den genannten Werken hat er neuerdings noch eine große Oper, „Die Nibelungen" (1854), geschrieben, welche großen Succès d'estime fand, ohne jedoch von durchschlagender Wirkung zu sein; außerdem viele Lieder und Gesänge, Instrumentalsachen rc., die alle ein hübsches Talent u. tüchtige musikalische Bildung bekunden, trotzdem aber keine großen u. allgemeinen Sympathien haben erringen können. D. ist auch ein guter Theoretiker und Kritiker, sowie ein routinirter Pianist.

2) Johannes Albrecht Bernhard, ausgezeichneter Orientalist, am 11. Mai 1805 zu Scheuerfeld bei Koburg geboren, studirte in Halle u. Leipzig zuerst Theologie, dann orientalische Sprachen, habilirte sich 1825 in Leipzig, ward 1826 Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität in Charkow, 1835 Professor der Geschichte u. Geographie Asiens am orientalischen Institut zu Petersburg und 1843 Oberbibliothekar der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, etwas später auch Direktor des asiatischen Museums u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine amtliche Stellung veranlaßte D. zur Bearbeitung des „Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux" (Petersburg 1852), sowie des Werks „Das asiatische Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" (das. 1846). Seine wissenschaftlichen Bestrebungen waren vorzüglich auf Erforschung der Geschichte und Sprache der Afghanen, deren Studium er unter Anderem durch „Grammatische Bemerkungen über die Sprache der Afghanen" (Petersb. 1840), „A chrestomathy of the Pushtu or Afghan language" (das. 1847) und die „History of the Afghans, translated from the Persian of Neamet-Ullah" (London 1829, 2 Bde.) begründet hat, sowie auf die Geschichte und Geographie des Kaukasus und der südlichen Küstenländer des kaspischen Meeres gerichtet. Auf letztere beziehen sich die Ausgaben des persischen Textes nebst deutscher Uebersetzung von Sehir-edbins „Geschichte von Tabaristan, Rujan u. Masenderan" (Peters. 1850, 2 Bde.) u. von Chondemirs „Geschichte Tabaristans" (das. 1850). Außerdem hat D. noch viele in den „Mémoires" u. dem „Bulletin" der petersburger Akademie zerstreute Beiträge zur Geschichte, Geographie, Numismatik u. Alterthumskunde des mohammedanischen Orients geliefert.

Dorna-Watra, Marktflecken im österreichischen Herzogthum Bukowina, südwestlich von Suzawa, mit 2418 Einw.; nahebei das Bad Dorna Kilie mit einer ergiebigen Schwefelquelle (38,000 Pfund Wasser täglich) und einer Auripigmentgrube, wo auch Golderz gefunden wird, u. westlich von diesem das Dorf Dorna Kandreny, mit 1210 Einw. und einem Sauerbrunnen am Fuß des Berges Ouschor (5102 F. hoch).

Dornberg, Dorf u. Landrathssitz in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, mit 200 Einw. und den Ruinen eines festen Schlosses, war im dreißigjährigen Krieg ein fester Ort.

Dornbirn (Dombirn, Tornbühren), industriöser Marktflecken im tyroler Kreise Bregenz (Vorarlberg), an der dornbirner Aach, die in den Bodensee mündet, besteht aus 4 nicht zusammenhängenden Vierteln (Kirchdorf, Hatlerdorf, Oberdorf u. Haselstauden), hat eine Hauptschule, 2 Baumwollspinnfabriken, eine mechanische Weberei und Spitzengrundfabrik, große Kattundruckereien und Türkischrothfärbereien, große chemische Bleich- und Appretiranstalten, ein Eisen- und Erzschmelzwerk u. zählt 8300 Einw. D. war ehemals ein Reichsdorf und später Bestandtheil der Reichsgrafschaft Hohenems.

Dornburg, 1) Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, 3 Stunden von Jena, am linken Ufer der Saale auf einem steilen, 250 Fuß hohen Felsenberge äußerst malerisch gelegen, ist Sitz eines Amtes mit nur 630 Einw., aber 3 großherzoglichen Schlössern, die, auf der Kante des Felsens stehend, eine reizende Aussicht in das Saalthal gewähren. Es sind: das vormals sogenannte strohmannische Rittergut (1824 von der Kammer zu Weimar gekauft u. jetzt als Wohnung eines Garteninspektors dienend), das alte Schloß (jetzt Amtslokal), an dessen Stelle sich im 10. und 11. Jahrhundert ein kaiserliches Palatium befunden haben soll, u. zwischen beiden, auf einem Vorsprunge des Felsens u. auf starken Unterbauten stehend, das neue Schlößchen, das von Herzog Ernst August von 1728—48 im italienischen Styl erbaut ward und mit schönen Parkanlagen umgeben ist. Im Hauptgebäude dieses Schlosses wohnte Karl August sehr oft, u. auch Goethe liebte es, „Schläge des Schicksals und Herzenswunden hier auszuheilen". Die Dörfer Dorndorf und Naschhausen sind als Vorstädte zu betrachten. D., eine der ältesten kleineren Städte Thüringens, soll seinen Namen von Thor, der angeblich hier verehrt worden, erhalten haben. Es hatte bereits 937 Stadtrechte und war früher kaiserliche Pfalz; ob es aber dies D. allein war, oder D. an der Elbe (s. unten), oder ob beide Pfalzen waren, ist streitig. Die Kaiser Otto der Große, Otto II., Otto III. und Heinrich II. waren öfters hier, der letztere hielt 1005 hier einen Reichstag; 971 brannte die Pfalz nebst der Kirche ab. Im Jahre 1081 schenkte Kaiser Heinrich IV. die Schlösser und Städte D. und Kamburg nebst andern beträchtlichen Reichsgütern dem Grafen Wiprecht von Groitzsch für seine ihm in Italien geleisteten Dienste. Im Jahre 1244 war es im Besitze der Schenken von D., eines Zweiges der Schenken von Tautenburg und Saaleck. Ein Jahrhundert später (1343 und 1344) verkauften die 3 Brüder Rudolf, Heinrich und Dietrich von D. Schloß, Stadt und allen Zubehör an die Grafen von Orlamünde und die Grafen von Schwarzburg; die Grafen von Orlamünde traten es bald darauf denen von Schwarzburg ab, die es aber nach einer unglücklichen Fehde mit dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Thüringen 1358 an diesen abtreten mußten. Im 15. Jahrhundert kam es an die Vitzthume von Eckstädt, die es 1486 an den Kurfürsten Ernst von Sachsen verkauften. Bei der Landestheilung 1603 fielen Stadt und Amt D. an Altenburg. Im Jahre 1631 wurde die Stadt von den Kroaten geplündert. Nachdem D., nach dem Erlöschen der altenburger Linie, seit 1672 im Besitze der herzoglichen Linie

n Sachsen-Jena gewesen war, kam es 1691 durch
'bschaft an Sachsen-Weimar, bei welchem es
tdem verblieben ist.

2) Dorf in Anhalt-Köthen, am rechten Elbufer,
t einem schönen herzoglichen Schloß u. 350 Ein-
hnern; soll früher eine kaiserliche Pfalz gewesen
n, die von Kaiser Otto dem Großen erbaut wurde,
d gehörte später den Grafen von D., bis es
15. Jahrhundert an Anhalt verkauft wurde.

Dorneck (Dornachbrugg), Dorf im schweize-
hen Kanton Solothurn, an der Birs, mit einem
puzinerkloster, hat mit dem gleichnamigen Pfarr-
fe (Dornach) 840 Einwohner. Dabei die
ie des Schlosses D., mit herrlicher Aussicht.
ischen dem Dorf u. Schlosse D. fiel am 22. Juli
9 die für Maximilian I. unglückliche Schlacht
t 15,000 Mann) gegen die Schweizer (mit 6000
nn) vor, welche den Schwabenkrieg endigte und
Kaiser zum Frieden nöthigte. Das Schloß
de am 1. März 1797 von den Franzosen ein-
ommen und hierauf von dem Landvolke zerstört.
dem Friedhof von D. ruht der Mathematiker
upertuis.

Dorner, 1) Jakob, Maler, 1741 zu Ehrenstet-
im Breisgau geboren, bildete sich in Venedig,
Niederlanden und Paris und ward 1770 Pro-
r der Zeichenkunst am Gymnasium zu München,
er Direktor der königlichen Gallerie; † 1813.
Werke, Bildnisse, Scenen aus den heiligen
profanen Geschichten, Landschaften, Genrestücke,
n ein kräftiges, harmonisches Kolorit; besonders
war D. im Helldunkel. Außerdem leistete er
liches als Restaurator und Kupferstecher.

Johann Jakob, berühmter Landschafts-
r, des Vorigen Sohn, 1775 zu München ge-
t, bildete sich hauptsächlich nach der Natur,
1803 zu München Restaurator bei der könig-
t Gallerie und 1808 Inspektor derselben. Ein
nübel lähmte seit 1818 mehre Jahre und ein
gfluß 1843 für immer seine künstlerische Thä-
t; er † 1852. Von D.s Bildern sind viele
ivatbesitz, andere in öffentlichen Sammlungen,
ntlich in der münchner Pinakothek, 36 in der
rie zu Schleißheim, im Schlosse zu Tegernsee ꝛc.

Isaak August, protestantischer Theolog,
). Juni 1809 zu Neuhausen ob Eck bei Tutt-
t in Würtemberg geboren, erhielt seine Vor-
ng zu Maulbronn und studirte seit 1829 zu
igen Theologie und Philosophie. Im Jahre
ward er Repetent und 1838 außerordentlicher
ssor der Theologie in Tübingen, 1839 Pro-
in Kiel, bald darauf Professor und Konsisto-
th in Königsberg und bekleidet seit 1847 die-
Stellen zu Bonn. Als Frucht seiner christo-
jen Forschungen erschien die „Entwickelungs-
hte der Lehre von der Person Christi“ (Stuttg.
, von der die geschichtliche und biblisch-dogma-
Darstellung der Lehre von der Person Christi“
845—46, 3 Bde., 2. Aufl. 1853—56) eine
e Ausführung bildet. Außer diesem Haupt-
eröffentlichte D. unter Anderem noch: „Der
mus, insbesondere in Würtemberg“ (Ham-
1840), „Das Princip unserer Kirche“ (Kiel
„Sendschreiben über Reform der evangeli-
andeskirchen“ (Bonn 1848).

ngradirhäuser, die Vorrichtungen, welche
zur möglichst schnellen Koncentrirung der
Soole durch freiwillige Verdunstung anwendet, in-
dem man sie in feinem Regen über Dornenwände
vertheilt. Diese Methode stammt aus der Lom-
bardei, wo sie schon vor 500 Jahren angewandt
wurde; sie kam 1559 durch Matthäus Meth nach
Sachsen und wurde 1739 durch v. Beust in ihrer
gegenwärtigen Gestalt bekannt gemacht. Die D.
bestehen zunächst aus einem in die Erde eingelasse-
nen, aus Bohlen gezimmerten Kasten, dem Sool-
schiff, welches ringsum mit einer Thonlage um-
stampft ist, und auf welchem zunächst das Wände-
werk oder Gerüst ruht. Dieses besteht aus der
vertikalen Hauptsäule u. den beiden, letztere stützen-
den, schrägen Streben u. Hauptsturmstreben. Das
Soolschiff ist mit einem nach den Seiten zu abfal-
lenden Dach, der Pritsche, bedeckt, und auf dieser
stehen zu beiden Seiten der Hauptsäule die äußeren
und inneren Dornensäulen, welche mit von innen
nach außen geneigten Latten verbunden sind. Zwi-
schen diesen Latten liegen nun die Dornenbündel
(von Schwarz- oder Schlehdorn) mit einer Neigung
von 2—3° nach außen, und zwar unten in einer
Breite von 6—9, oben von 5—6 Fuß. So ent-
stehen die Dornenwände, welche aus je 2 halben
Wänden zusammengesetzt sind, die sich sattelartig
an den mittleren Dornensäulen berühren. Die D.
werden nicht leicht höher als 40—50 Fuß gebaut,
dagegen dehnt man sie in die Länge auf mehre hun-
dert, ja tausend Fuß aus. Ueber einem Soolschiff
werden gewöhnlich 2 Dornenwände erbaut, zwischen
welchen dann die Hauptsäule steht. Solche Häuser
heißen mehrwandige u. leisten bedeutend mehr, als
die einwandigen, gegen welche sie außerdem noch
den Vortheil besitzen, daß der Verlust an Salz bei
ihnen geringer ist. Die von den Dornenwänden ab-
fließende Soole gelangt zunächst auf die Pritsche
und sammelt sich in einer Rinne am niedrigsten
Rande derselben, von wo sie entweder direkt in das
Soolschiff, oder in besondere Behälter fließt, um
einer nochmaligen Gradirung unterworfen zu wer-
den. Die Soole wird durch Windpumpen, Wasser-
räder oder Dampfmaschinen auf die D. gefördert
und vertheilt sich in einem hölzernen, über der
Dornenwand auf Trägern ruhenden Soolgerinne
(Tropf- oder Soolkasten). Aus diesem fließt nun
die Soole entweder nur auf die beiden äußeren
Seiten der Dornenwand (Flächengradirung), oder
auch auf die inneren Seiten der sattelförmig zusam-
menstoßenden Halbwände (kubische Gradirung von
Borlach), oder bei mehrwandigen D.n auf beide
äußere Seiten der einen Dornenwand, aber nur auf
die eine, ersterer zugekehrte Seite der andern Dorn-
wand (kombinirte kubische u. Dreiflächengradirung
von Rollmann). Je nach der befolgten Methode
ist die Einrichtung der Tröpfelvorrichtung verschie-
den, stets aber so eingerichtet, daß sich mit leichter
Mühe das Abfließen der Soole durch Hähne regu-
liren läßt. Außerdem ist noch eine Vorrichtung
vorhanden, um die Gradirung je nach der Richtung
des Windes von der einen Dornenwand an die an-
dere verlegen zu können. Diese Vorrichtung heißt
die Geschwindstellung und besteht aus einer Latte,
welche zwischen dem Soolkasten und den Tröpfel-
rinnen verschiebbar ist. An derselben sind Becher
befestigt, welche den an dem Soolkasten befindlichen
Hähnen entsprechen. Bei der einen Stellung dieser
Latte fließt nun die Soole direkt in die eine Trö-

pfelrinne, bei der andern Stellung dagegen fließt sie in die Becher und gelangt aus diesen in die zu der andern Wand gehörende Tröpfelrinne. Bei mehrwandigen D.n gibt man entweder jeder Dornenwand eine Hauptsoolenleitung, oder man bringt nur Eine solche an, speist mit derselben die Innenwände der beiden Dornenwände und legt für jede Außenwand noch ein horizontales Rohr, welches mit der Hauptsoolenleitung durch besondere Röhren in Verbindung steht. Der ganze Raum um die Soolenleitungen herum ist gedielt und mit einem Geländer versehen, um sicher begangen werden zu können. Ueber die Ausführung des Gradirens s. Kochsalz.

Dornhan, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreise, Oberamt Sulz, auf der Schwarzwaldebene in rauher Gegend gelegen, mit Mineralquelle, Wasserleitung und 1620 Einwohnern. D. kommt als Tornheim schon 782 und als Dorinheim 1095 als Besitzthum der Herzöge von Teck vor. Im dreißigjährigen Kriege litt es so sehr, daß es am Ende desselben nur noch 4 Bürger hatte.

Dornik, Stadt, s. v. a. Tournay.

Dornoch (spr. Dahrnöck), Stadt in der schottischen Grafschaft Sutherland, am Nordufer des Firth von D., mit einem Hafen, einer prachtvollen alten Kathedrale und den Ruinen des Palastes der Bischöfe von Caithneß, die ehedem hier wohnten. Die Bewohner (650 an der Zahl) sind zumeist Fischer.

Dornstein (Dornenstein), die aus den schwer löslichen Bestandtheilen der Soole bestehende Inkrustation, welche sich auf den Dornen der Gradirhäuser absetzt. Fließt nämlich die Soole über Dornenwände, so entweichen zunächst die freie Kohlensäure und der Theil der gebundenen, welcher neutrale, unlösliche Salze als doppelt-kohlensaure in Lösung erhielt. In Folge dessen scheiden sich kohlensaurer Kalk und kohlensaure Bittererde ab, ferner auch kohlensaures Eisen- u. Manganoxydul, welche letzteren beide sich in Eisenoxyd und Manganoxyd verwandeln und die graue bis bräunliche Farbe des D.s bedingen. Wird die Soole koncentrirter, bei späterem Fällen, so krystallisirt auch der Gyps heraus und überzieht ebenfalls die Dornen. Diesen Salzen mischt sich stets etwas Chlornatrium bei, auch findet sich in fast allen D.en Kieselsäure, Thonerde, Chlorkalium, schwefelsaures Natron in größerer oder geringerer Menge, je nach der Zusammensetzung der Soole und der Periode, in welcher der D. entstand. Allmählig werden die Inkrustationen auf den Dornen so stark, daß dadurch der Zug in den Wänden und somit die Gradirung überhaupt beeinträchtigt wird. Man muß deshalb in kürzern oder längern Zeiträumen (alle 5—10 Jahre) die Dornen wechseln, wobei alsdann der D. abgeklopft und als Düngegyps verkauft wird.

Dornstetten, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreise, Oberamt Freudenstadt, in hoher und rauher Lage, mit 1150 Einwohnern, die sich mit Verfertigung von Stroharbeiten (jährlich 5000 bis 6000 Strohsessel) und Holzhandel beschäftigen. D. erscheint als Tornigestat (auch Tornagavisstat) schon 763. Vom Jahre 1270—1381 kommen Ritter von D. vor, wahrscheinlich Lehnsleute der Grafen von Fürstenberg und Gerolseck.

Dornum, Flecken in der hannöverschen Landdrostei Aurich, 1 Stunde von der Nordsee, mit 909 Einwohnern, war in früherer Zeit Sitz eines ostfriesischen Häuptlingsgeschlechts; seit dem 14. Jahrhundert hausten hier die Attenas. Der erste derselben, Hero, hatte 3 Söhne, deren jedem er eine Burg (Norder-, Oster- oder Lenignäs- und Westerburg) erbaute. Die Westerburg wurde 1514 in der sächsischen Fehde geschleift; die Norderburg ist nach vielmaliger Zerstörung und Wiederaufbauung noch vorhanden; von der Osterburg stehen nur noch einzelne Theile. Ein späteres Schloß brannte 1721 ab; das jetzige ist neu.

Dorogobush, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Smolensk, an Dnjepr und der warschau-moskauer Heerstraße, von hoher Mauer umgeben, mit einer griechischen Kathedrale und 6600 Einwohnern, welche ansehnlichen Handel mit Korn, Flachs, Hanf, Honig, Wachs, Fellen, Leder, Wolle und Glaswaaren treiben. D. ist eine uralte Stadt, die schon, wie Smolensk, vor Ruriks Ankunft existirte und sich bis 881 unabhängig von Nowgorod und Kiew erhielt. Danach bildete sie ein smolenskisches Theilfürstenthum und unter polnischer Herrschaft eine Pertinenz der Woiwodschaft Smolensk.

Doronicum *L.* (Gemswurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den halbkugeligen oder flacheren Kelch mit gleichen linienförmigen, spitzen Blättchen in doppelter bis 3facher Reihe, die röhrigen Zwitterblüthen des Mittelfeldes mit 5zähnigem Saume und kopfförmig abgestutzten Narben, die weiblichen zungenförmigen Strahlblüthen u. den ungeschnäbelten u. ungeflügelten, gefurchten, bei den Strahlblüthen kahlen, bei den Zwitterblüthen mit borstiger Haarkrone versehenen Samen, ausdauernde, krautige Gewächse in Europa und Ostindien. D. Pardalianches *L.*, D. cordatum *Lam.*, mit ästigem, vielblumigem, 2—3 F. hohem, kurzbehaartem Stengel, zottigen, langgestielten, tiefherzförmigen Wurzel-, geöhrelten mittleren u. stengelumfassenden, sitzenden oberen Stengelblättern und zahlreichen, gestielten Blüthen, wächst in Gebirgswäldern Mitteleuropa's und wird in deutschen Gärten als Zierpflanze gezogen. Die im getrockneten Zustande zusammengeschrumpfte, braune Wurzel hat einen gewürzhaften Geruch und süßbitterlich-scharfen Geschmack und ward früher als Kraft-, Schwindel-, Dorant-, Gemskrautwurzel, Radix Doronici, besonders gegen Schwindel, Epilepsie und Amenorrhöe gebraucht, auch für ein giftwidriges Mittel und selbst für giftig (daher der Name Pardalianchos, Leopardenwürger) gehalten, findet gegenwärtig aber nur noch in einigen Gebirgsgegenden Süddeutschlands als Hausmittel Anwendung. Von D. austriacum *Jacq.*, mit 1 Fuß hohem, vielblumigem Stengel und großen, vielstrahligen Blüthen, wird die Wurzel wie die der vorigen Art angewendet. D. caucasicum *Bieb.*, am Kaukasus, eignet sich der großen, schönen Blumen wegen zur Zierpflanze. D. plantagineum *L.*, in Mittel- und Südeuropa, liefert in den Blättern ein Tabakssurrogat.

Doroninsk, Stadt im asiatischen Rußland, in der transbaikalischen Provinz Sabaikal, an der Ingoda, zählte früher 3000, gegenwärtig nur noch 1200 Einwohner, da sich die meisten in die Grubenwerke von Nertschinsk begeben haben. Die früher

·ft besuchten Jahrmärkte des Ortes sind jetzt ·nbesucht.

·rothea, 1) früher in den Augen des Volks ·chutzheilige Preußens, geboren 1336, hatte bis ·r 44. Jahr mit einem Handwerksmann in ·zig in der Ehe gelebt und war Mutter von 9 ·ern, ergab sich dann einem einsamen ascetischen ·t und ließ sich 1394 im Dom zu Marienwerder Zelle errichten, worin sie noch in demselben ·e, im Rufe einer großen Wunderthäterin, †. Wunder, die auf ihrem Grabe geschahen, mach·asselbe zu einem Wallfahrtsort.

D. Maria, Stammmutter aller jetzigen Für·us dem ernestinischen Hause Sachsen, Tochter ·ürsten Joachim Ernst von Anhalt, am 2. Juli geboren, vermählte sich 1593 mit dem Herzog ·nn III. von Sachsen-Weimar und stand dem ·rmüthigen Gemahl stets mit treuer Liebe zur ·. Nach dem Tode desselben (31. Oktober ·) rettete sie 1615 ihre Söhne aus gänzlicher ·ngigkeit von dem albertinischen Kurhause, ·kte die Einführung der neuen Lehrmethode ·wandernden Pädagogen Wolfgang Ratich und ·sserte das Gehalt der Professoren an der Uni·tät Jena durch ein Vermächtniß von 20,000 ·en. Sie selbst lebte schlicht und einfach; ihr ·aat war eine Schule der Gottesfurcht und ·igkeit. In Folge eines Sturzes in den Ilm· † sie am 18. Juli 1617.

D. Sibylla, Tochter des Kurfürsten Jo· Christian von Brandenburg, geboren den 20. 1590, vermählte sich den 12. Dec. 1610 mit dem ·og Johann Christian von Liegnitz u. wirkte als ·iche Fürstin u. Hausfrau auf ihren Gemahl u. ·Land so günstig, daß sie von ihren Unterthanen Beinamen „die liebe Dorel" erhielt; † den 18. ·z 1625 zu Brieg. Vgl. Koch, Denkwürdigkei·us dem Leben der D. Sibylla, Brieg 1830.

·orow, Wilhelm, deutscher Schriftsteller, 2. März 1790 zu Königsberg geboren, widmete ·n seiner Vaterstadt dem Baufache, trat 1806 in ·aufmännisches Geschäft ein, nebenbei mathema· Studien treibend, fand 1812 eine Anstellung ·er preußischen Gesandtschaft in Paris, trat im ·nar 1813 als freiwilliger Jäger ins Heer und ·te, dem Hauptquartier Winzingerode's zuge·n, allen Schlachten nach Eröffnung des Feld· bei. Während des Waffenstillstandes ward ·om Staatskanzler von Hardenberg mehrfach Missionen auch nach Polen betraut, nach ·Einnahme von Paris zu der Centralverwal· der Lazarethe nach Frankfurt a. M. beordert, 1816 als Gesandtschaftssekretär nach Dresden 1817 in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen. Jahre 1820 wurde er Direktor der Verwaltung Alterthumskunde in den rheinisch-westphälischen ·vinzen, gründete als solcher 1822 in Bonn das ·eum für vaterländische Alterthümer und trat ·t als Hofrath in das Ministerium der auswär· Angelegenheiten zurück. Nach Hardenbergs ·e in Ruhestand versetzt, machte er 1827 eine ·e nach Italien, wo er bedeutende Ausgrabun· und Entdeckungen im alten Etrurien veran· ·e u. die im berliner Museum aufgestellte Samm· etrurischer Alterthümer erwarb. Später lebte ·t Halle u. † hier den 16. December 1846. Von ·n Schriften sind zu erwähnen: „Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein" (Wiesbaden 1819—21, 2 Bde., mit Abbildungen), „Morgenländische Alterthümer" (das. 1819—21, 2 Hefte, mit Abbildungen), „Denkmäler nordischer Sprache und Kunst" (Bonn und Berlin 1823—24, 2 Bde., mit Abbildungen), „Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen" (Stuttgart 1823—27, 2 Bde., mit Abbildungen), „Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie" (Paris 1829). Mit Klaproth gab er Palins „Collections d'antiquités égyptiennes" (Paris 1829, mit Abbildungen), ferner Spinoza's Randglossen zu seinem „Tractatus theologico-politicus etc." (Berlin 1835) heraus; auch beförderte er seines Stiefvaters, des Kriegsraths Bock, Uebersetzung der „Georgica" (Wiesbaden 1819) zum Druck. Noch gab er heraus: „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen" (Berlin 1836—38, 4 Bde.), „Denkschriften und Briefe" (das. 1836—41, 5 Bde.), „Reminiscenzen von Goethe's Mutter ꝛc." (das. 1842), „Erlebtes aus den Jahren 1813—20" (Leipz. 1843, 2 Bde.), „Mittheilungen zur neuern Geschichte" (das. 1844), „Briefe berühmter Staatsmänner" (das. 1844), „Ueber Literatur, Kunst und Theater" (das. 1845). In seinem literarischen Nachlasse sollen sich wichtige Dokumente aus Hardenbergs Verwaltungsperiode gefunden haben, aber von dem preußischen Gouvernement der Publikation entzogen worden sein.

Dorp, Stadt in der preußischen Provinz Rheinpreußen, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, an der Wupper, mit Papier- und mehren Eisen- und Stahlwaarenfabriken, Stahlhämmern, etwas Seidenweberei u. 9029 Einwohnern.

Dorpat (Dörpt, lettisch Tehrpata, esthnisch Tarto oder Tartalin, russisch ehemals Jurjew, jetzt allgemein Derpt), Kreisstadt im russischen Gouvernement Livland, die ansehnlichste und bestgebaute Stadt Livlands, an der schiffbaren großen Embach, über welche eine breite, schöne Brücke aus Granit führt. Die Lage dieses sogenannten „russischen Heidelbergs" ist überraschend schön und reizend. Freundliche Hügel umgeben die Stadt; der Fluß hat sich ein sehr tiefes Thal in das über der See erhabene Plateau Livlands eingeschnitten. Der rechte oder südliche Abhang dieses Thales ist höher (zwischen 100—140 Fuß hoch) als der linke oder nördliche und tritt gerade an diesem Punkte sehr markirt und von mehren Seiten abgetrennt hervor. Die Kunst hat die Herauslösung der schroff n Stellen durch tiefe Gräben vollendet und so einen festen Anhaltspunkt für die Stadt gebildet. Der dadurch entstandene Berg trug früher die Citadelle der Stadt und die bedeutendsten und angesehensten Gebäude derselben, die Domkirche, den Palast des Bischofs, Wohnhäuser des Adels, Klöster ꝛc.; jetzt befinden sich auf dem Domberge, welchen Kaiser Alexander I. der Universität schenkte, die Bibliothek, die Sternwarte, das Klinikum, das anatomische Theater und mehre Kabinete und Wohnhäuser der Professoren. Der Berg ist oben sehr geräumig, u. zwischen allen jenen Gebäuden, die zum Theil im schönsten und großartigsten Styl erbaut sind, befinden sich große, freie Plätze, die zu Gartenanlagen und Promenaden benutzt sind. Die Domruine gehört zu den schönsten gothischen Kirchenruinen

Deutschlands. Ein Theil des Doms ist zur Aufstellung der Bibliothek in zwei bei einander befindlichen Sälen restaurirt worden. Auf der nördlichen Seite des Domberges hat man die Stadt zu seinen Füßen und übersieht sie von hier aus sehr bequem. Ganz unmittelbar in der Nähe des etwas hervortretenden Domberges, zwischen welchem und dem Strome an der engsten Stelle eine Breite von kaum 400 Schritten ist, liegen die wichtigsten Gebäude der Stadt: die Universität, der Marktplatz mit den vorzüglichsten Kaufläden und dem an die Nähe Rußlands erinnernden Gostinnyj Dwor (Kaufhof, Bazar), die Magistrats- und Gerichtshäuser ꝛc. Zur Rechten und Linken, wo ein größerer Raum zwischen dem hohen Ufer und dem Flusse bleibt, entwickelt sich die Stadt mit einer Menge breiter Straßen, schöner Privathäuser, Gasthöfe ꝛc. in größerer Ausdehnung. Auch jenseits der Embach befindet sich noch ein nicht unbedeutender Theil der Stadt. Das ganze hübsche Innere ist von einem weitläufigen Hakelwerk von Vorstädten umgeben, die zum Theil von Russen, besonders aber von Deutschen und Esthen bewohnt sind. Der südliche Theil der Stadt hat gerade, breite Straßen und gutes Pflaster. Durch Gustav Adolf erhielt D. zuerst 1630 ein Gymnasium, das von ihm im Feldlager von Nürnberg den 30. Juni 1632 zur Universität erhoben ward. Sie bestand jedoch nur 24 Jahre, indem durch den Einfall des Czaren Alexei Michailowitsch in Livland 1656 die Stadt zerstört und die Professoren verjagt wurden. Im Jahre 1667 wurde sie wieder hergestellt, aber die Einweihung fand erst 1690 Statt; 1699 ward sie nach Pernau verlegt, wo sie 11 Jahre lang bestand und 1710 sich wieder auflöste, als das Heer der Russen heranrückte. Die Sammlungen und Bibliotheken wurden damals von den Professoren übers Meer nach Schweden geflüchtet. Kaiser Paul I. befahl die Herstellung der dorpater Universität durch Ukas vom 7. (18. Mai) 1798, aber ihre wirkliche Errichtung verdankte sie erst Alexander I. durch die Stiftungsurkunde vom 12. December 1802, zufolge deren sie für Esthland, Livland u. Kurland bestimmt wurde (aus denen jeder Eingeborene, der eine Staatsanstellung erlangen will, 3 Jahre in D. studiren muß) und eine den deutschen Hochschulen adäquate Einrichtung nebst hinreichenden Revenüen angewiesen erhielt. Die Universität, deren Gebäude, auf dem Grund der alten Nikolaikirche aufgeführt, ein wahrer Palast ist, hat sich seitdem von Jahr zu Jahr gehoben und wird auch von vielen Russen aus dem Innern des Reichs, sowie von Fremden aus verschiedenen Theilen Europa's besucht. Die Zahl der ordentlichen Professoren ist 35, des gesammten Lehrerpersonals 76; Studirende zählt man 6—800. Die Universität besteht aus den gewöhnlichen 4 Fakultäten; seit 1838 werden auch Vorlesungen über technische Wissenschaften gehalten. Seit 1851 wird der Rektor nicht aus der Zahl der Professoren und von diesen erwählt, sondern vom Kaiser ernannt. Die Professoren sind fast durchgängig Deutsche, die gewöhnlich aus dem Ausland berufen werden, und alle Kollegien, mit Ausnahme derer über russisches Recht, werden in deutscher Sprache gelesen. Aus dem mit der Universität in Verbindung stehenden, 1828 gestifteten Professoreninstitut, einer Anstalt, welche bloß auf Bildung akademischer Lehrer russischer Nationalität berechnet ist, gehen jährlich mehre junge Professoren hervor, mit welchen die Stellen an den russischen Universitäten besetzt werden. Von den ausgezeichnetsten Professoren, die in D. lehrten und noch lehren, nennen wir nur: Sartorius, Rathke, Erdmann, Barthels, Engelhardt, Morgenstern, Struve, Mädler, Parrot, Kruse, Friedländer, Schmalz, Ulmann, Ledebour, Göbel, Friedrich und Alexander von Bunge, Blum, Volkmann, Preller, Bröker, Madai, Walther ꝛc. Eine zu offen hervortretende deutsche Richtung unter den Lehrern und Studirenden, welche dem Kaiser Nikolaus auf Anzeige des Kurators, Generals von Krafftström, gefahrdrohend erschien, hatte zur Folge, daß 1843 die Professoren Friedrich von Bunge, Madai und Volkmann ihrer akademischen Thätigkeit in D. entzogen wurden, nachdem schon vorher der Rektor, Ulmann, jetzt Generalsuperintendent der evangelischen Gemeinde in Petersburg, abgesetzt und aus D. verwiesen worden war. Mit der Universität sind verbunden: ein pädagogisches und ein theologisches Seminar, ein medicinisches Institut, ein chirurgisch-klinisches Institut, ein Institut für Geburtshülfe, ein anatomisches Amphitheater, eine Bibliothek, ein Museum, ein naturhistorisches, zoologisches und ein ausgezeichnetes mineralogisches Institut, ein physikalisches Kabinet (von Parrot), ein chemisches Laboratorium, eine Sammlung anatomischer, chirurgischer und pathologischer Instrumente, ein astronomisches Observatorium und ein außerordentlich vollständiger botanischer Garten (Ledebour, Bunge). Die Bibliothek, welche 1814 nur 28,440 Bände zählte, besitzt gegenwärtig deren gegen 100,000. Auch die von Kruse angelegte Sammlung von Münzen, alten Waffen, Gefäßen ꝛc., zum Theil aus alten Heidengräbern (den sogenannten Mogillen und Kurganen) entnommen, ist sehr interessant. Die Sternwarte ist durch Mädler eine der berühmtesten Europa's geworden und reich an Instrumenten, unter denen sich besonders der 1825 von Alexander I. angekaufte Riesenrefraktor auszeichnet, der aber in der neuesten Zeit nur durch den noch beträchtlicheren der pulkowa'er Centralsternwarte bei Petersburg übertroffen worden ist. Seit 1833 erschienen hier die vortrefflichen „Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst", welche 1837 wieder eingegangen sind. Die gelehrte esthnische Gesellschaft, welche mit der dorpater Universität verbunden ist, gibt seit 1840 ihre Verhandlungen heraus und hat unter Anderem 1857—61 das große esthnische Nationalepos, den „Kalewi poeg" (einen Pendant der finnischen Kalewala), vollständig im esthnischen Text u. mit deutscher Uebersetzung herausgegeben. Außerdem gibt die Universität noch andere gelehrte Schriften heraus, auch erscheint hier eine Zeitung: „Das Inland", in deutscher Sprache. Außer der Hochschule besitzt D. noch mehre größere Lehranstalten, z. B. eine 1846 gegründete Veterinäranstalt, ein Gymnasium, eine Kreisschule, eine (schon seit 1555 bestehende) Stadttöchterschule, eine andere (1804 begründete) Töchterschule, eine Feldmesserschule auf dem nahen Gute Altkusthof ꝛc.; ferner bestehen hier ein Verein für Gewerbe- und Handwerksindustrie, eine Sonntagsschule, ein Zeicheninstitut u. mehre andere gemeinnützige Anstalten, 3 Buchhandlungen, eine Buch-

ferei ꝛc. D. war vormals eine nicht unbedeu-
e Hansestadt und hat noch jetzt ansehnlichen
del in Landeserzeugnissen, welche auf der
va und über den Peipussee ausgeführt werden.
fast gleiche Entfernungen von Pskow, Narwa,
l, Pernau und Riga machten es früh zu einem
rlichen Stapelplatz und Vermittler zwischen
n Orten, der das ihm von der Natur verliehene
elrecht lange mit großer Strenge übte. Auch
noch ist D.s Binnenhandel nicht unbedeutend,
chst der Universität, sowie dem Aufenthalt des
ndischen Adels (neuerdings wird von den meisten
gen Familien Livlands D. als Winterresidenz
vorgezogen), eine seiner reichsten Nahrungs-
en. Die 15,000 (1782 erst 7200) Einwohner
00 Privatwohnhäusern sind theils und über-
nd Deutsche, darunter mehr als 80 Kaufleute,
Russen, theils Esthen, welche letztere beson-
die dienende Klasse der dorpater Bevölkerung
n. D. besitzt mehre evangelische, eine russische
edral- und eine (1839 erbaute) schöne esthnische
lkirche. D. soll um 1000 von dem russischen
fürsten Jaroslaw gegründet worden sein. Bis
herrschten hier die Russen warägischen Stam-
die den Ort Jurjogorod nannten; dann
sen ihnen denselben die livländischen Schwert-
, die D. auch behaupteten, als die Nowgoroder
Sturm auf die Stadt versuchten. Die
ertritter rotteten hier alles Russenthum aus
verwandelten die Stadt in eine völlig deutsche.
Jahre 1225 machte sie Hermann, Bischof von
and, zum Sitze des Bisthums Esthland. Im
e 1268 wurde das feste Schloß auf dem Dom-
fruchtlos von den Russen belagert, dagegen
amals aus Blockhäusern bestehende Stadt von
d aus verbrannt. Im Jahre 1304 hielt der
dische Ordensmeister mit seinen Beamten und
Bischöfen hier eine allgemeine Versammlung.
Jahre 1427 wurde D. wiederum von pleskower
n belagert, die aber von den Litthauern ver-
n wurden. Endlich gelang es dem Czaren
Wasiljewitsch, die Stadt am 18. Juni 1558 wie-
u erobern. Der Bischof wurde in ein russisches
er gesperrt, die Stadt ein Haufen von Ruinen
Asche. Vergebens zog der livländische Heer-
er Kettler 1559 vor D.; zwar schlug er dicht
en Mauern den russischen Woiwoden Plesch-
ew aufs Haupt, aber die Stadt, die er 10 Tage
beschoß, hielt sich im Besitz der Russen. Noch
waren die Blutscenen 1571, wo mehre dor-
Bürger unter dem Edlen Reinhold Rosen
Stadt an die Holsteiner hatten überliefern wol-
die russische Partei in der Stadt verhinderte
und Hunderte von Deutschen wurden ver-
nt, niedergehauen oder in den Strom gewor-
während man ihre Häuser der Erde gleich
te. Dennoch sah sich Rußland gezwungen,
D. an Polen abzutreten. Letzteres verlor die
t erst 1625 an Gustav Adolf von Schweden,
ie Universität gründete (s. oben). D. blieb
bei Schweden, bis es im nordischen Kriege 1704
Peter dem Großen wieder an Rußland zurück-
cht wurde. Im 14. und 15. Jahrhundert
e die Stadt 40—50,000 Einwohner, ge-
zur Hansa und rivalisirte in Reichthum
Macht selbst mit Riga, während es Reval,
au, Narwa ꝛc. weit hinter sich ließ. In den beiden folgenden Jahrhunderten wurde sie mehr als einmal rasirt und ihre ganze Bevölkerung zuweilen in Gefangenschaft abgeführt, das letzte Mal noch von Peter dem Großen. Dennoch erhob sie sich immer wieder zu neuer Blüthe und zu frischem Ansehen, und seit Peter dem Großen, besonders aber seit Katharina II. und in der neuesten Zeit seit Alexander I. hat sie sich zu einer eleganten und fast ganz neuen Stadt ausgebildet. In den Jahren 1763 und 1775 wurde sie von großen Bränden heimgesucht und beide Male von der Kaiserin Katharina II. im Wiederaufbau unterstützt. In der jüngst vergangenen Zeit hatte sie mehrfach durch die Cholera und durch furchtbare Ueberschwemmungen der Embach zu leiden; doch sind auch davon die Spuren wieder völlig verschwunden. Auf dem großen, hier alljährlich zwischen dem 7.—28. Januar Statt findenden „deutschen" Jahrmarkt werden Waaren im Werthe durchschnittlich von etwa 5—600,000 Rubel Silber ausgeboten und für 3—400,000 Rubel Silber abgesetzt, während die Rückstände nach den übrigen Jahrmärkten der russischen Ostseeprovinzen gehen.

Dorsal (lat. dorsalis), zum Rücken gehörig, darauf bezüglich.

Dorsale (lat.), in Kirchen, welche der Chorstühle entbehrten, ein kleiner, mit Tüchern umhängter Platz, wo die Geistlichen ihre Tageszeiten beteten. Dorsalien heißen auch die Altarbehänge.

Dorsch, Fischart, s. Schellfische.

Dorset (Dorsetshire), Grafschaft im südlichen England, grenzt im Süden an den britischen Kanal, welcher hier die Halbinseln Purbek und Portland bildet, im Westen an die Grafschaften Devon und Somerset, im Norden an Somerset und Wilt und im Osten an Hampshire und umfaßt 46,5 □Meilen mit (1861) 188,651 Einwohnern. Die etwa 15 Meilen lange Küste ist im Westen hoch, dann bis zu der mit dem Festland nur durch eine ganz dünne Landzunge verbundenen Halbinsel Portland niedrig, noch weiter östlich aber von dem sehr stürmischen Meer seltsam ausgewaschen und voller Klippen. Das Land selbst ist wellenförmig und fällt nach Süden und Norden in fruchtbaren Ebenen ab. Bewässert wird es von den Flüssen Stour, Trent und Frome, die sämmtlich in den Kanal münden. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund und deshalb die Grafschaft ein beliebter Sommeraufenthalt. Die Einwohner treiben Ackerbau (Weizen, Gerste, Hanf), starke Viehzucht (besonders Schafe, die auf den dünenartigen Hügeln reiche Weide finden), Bienenzucht, Fischfang (Makrelen ꝛc.); ferner Leimsiederei (aus Fischschuppen), Bergbau (vorzüglich auf Quadern, Pfeifen- und Töpferthon, beide von ungewöhnlicher Feinheit, und etwas Steinkohlen), Wollen-, Hanf- und Leinweberei, Taudreherei, Knopffabriken u. Handel. Hauptstadt ist Dorchester.

Dorset, 1) Thomas Sackville, erster Graf von D., aus einer normannischen Familie von Hildebrand Sackville abstammend, 1536 zu Witham in Sussex geboren, machte zu Oxford humanistische und in London juridische Studien, ward 1557 Mitglied der Kammer der Gemeinen, sodann unter dem Titel eines Lord Buckhurst zum Peer erhoben, bekleidete mehre Gesandtschaftsposten und war einer der Blutrichter der unglücklichen Maria Stuart, der er auch das Todesurtheil verkündete. Durch die Kö-

nigin Elisabeth wurde er Kanzler der Universität Oxford und 1598 Großschatzmeister von England. Nach dem Tode der Königin rief er mit den Mitgliedern des geheimen Rathes Jakob I. zum König aus, der ihn dafür zum Grafen von D. ernannte. Er † 1608. In seinem 25. Jahre entwarf er den „Mirror for Magistrates“, den er jedoch größtentheils von seinen Freunden Rich. Baldwin und G. Ferrars ausarbeiten ließ (1559 und öfter). Bedeutender ist er durch seine Tragödie „Ferrex and Porrex“ (1565), später unter dem Titel „Gorboduc“ gedruckt.

2) Edward Sackville, Graf von D., Enkel des Vorigen, 1590 zu Witham geboren, [illegible] I. und Karls I. Anhänger, war [illegible] der Reise des Königs nach [illegible] 1640 Regent des Reichs und [illegible] sich als Präsident des geheimen Raths 1641, König und Parlament zu versöhnen. Als ihm dies nicht gelang, unterstützte er den König mit Geld und focht tapfer in dem Treffen bei Edgehill. Er † den 17. Juli 1652.

3) Charles Sackville, Graf von D., berühmt als Staatsmann und Dichter, Sohn des Vorigen, den 24. Januar 1637 zu Witham geboren, spielte an Karls II. Hofe eine glänzende Rolle, begleitete 1665 den Herzog von York in den Krieg gegen die Holländer, wo er das auf der englischen Flotte beliebte Lied „To all you ladies now at land“ dichtete, u. nahm sich unter der Regierung Jakobs II. auch der Staatsangelegenheiten mit Eifer an. Ein Günstling des Königs Wilhelm, † er 1705 zu Bath. Seine Gedichte findet man im 6. Bande von Johnsons „Edition of the poets of Great Britain“ (London 1791). Sein Sohn, Lionell Cronfield Sackville, ward 1720 von Georg I. zum Herzog erhoben.

Dorsiferen (v. Lat.), Pflanzen, die den Samen auf dem Rücken des Laubes tragen, wie die Farrenkräuter.

Dorsten, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Recklinghausen, an der Lippe, mit 2 katholischen Kirchen, einer Synagoge, einem Kloster der Franciskaner, der Ursulinerinnen und Franciskanerinnen, Progymnasium, starker Leinenindustrie, Tabaksfabrikation, Schiffbau, Holz-, Vieh- und Leinwandhandel und 3319 Einwohnern.

Dorstenia (Giftwurzel, Krautfeige), Pflanzengattung aus der Familie der Urticeen, charakterisirt durch die zwischen einander in einem fleischigen, wabenartigen Boden befindlichen männlichen u. weiblichen Blüthen ohne Kelch, die 2—4 Staubgefäße, die ovalen Nüßchen, den seitlich stehenden Griffel und die gespaltene Narbe, stengellose Kräuter im heißen Amerika, mit gewürzhafter Wurzel und einem eckigen, flachen Fruchtboden am Ende des Schafts, welcher bei der Reife fleischig wird. D. brasiliensis *Lam.*, in Brasilien Caa-apia, mit wurzelständigen, kurzgestielten, herzförmig-ovalen, stumpfen, feingekerbten, oberseits rauhen, unterseits flaumhaarigen Blättern und fast kreisrunden, fast flachen, ganzrandigen, zottigen Blüthenkuchen, in Brasilien und bis zur Südspitze Amerika's wachsend; D. contrayerva *L.*, mit grundständigen, langgestielten, herzförmig-eirunden, fiederspaltigen, rauhen Blättern und viereckigen, vertieften, am Rande welligen, zerschlitzten, feingekerbten, gewimperten, rauhen Blüthenkuchen, in Westindien u. Südamerika, u. andere Arten, wie D. Drakena *L.*, in Mexiko, D. Faria *Paiva*, in Brasilien, D. tubicina *Ruiz et Pav.*, in Peru und auch in Westindien, liefern die Gift- oder Bezoar-, oder Kontrayervenwurzel, Radix Contrayervae s. Dorsteniae, welche in mehren Sorten im Handel vorkommt. Diese in früheren Zeiten als Alexipharmacum berühmte Drogue, welche allerdings im frischen Zustande ein kräftig reizendes, auf die Aussonderungsorgane und Hautaus[illegible] erregend einwirkendes Mittel ist, [illegible] jetzt nur wenig angewendet. [illegible] wirksam ist die brasilianische [illegible], die als flüchtiges Reizmittel die [illegible]aria ersetzen kann und wohlfeiler ist. Man hat sie neuerlich gegen Würmer, Durchfälle und Ruhren empfohlen. In Amerika dient sie häufig gegen den Biß giftiger Schlangen (daher der spanische Name Contrayerva, d. i. Gegengift), zur Beförderung unterdrückter Menstruation, als magenstärkendes Mittel 2c. Nach Geiger sind die vorwaltenden Bestandtheile: ätherisches Oel, bitterer Extraktivstoff und Stärkmehl.

Dorsum (lat.), Rücken; auch die Rückseite der Hand; an Pflanzen die untere Seite der Blätter.

Dort, Stadt, s. Dortrecht.

Dortmannia, Pflanzengattung, s. Lobelia.

Dortmund (Tremonia), Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, in sehr fruchtbarer Gegend an der bergisch-märkischen und der köln-mindener Eisenbahn, noch ganz von Mauern umgeben und von würdig alterthümlichem Aussehen, hat 4 evangelische und eine katholische Kirche (darunter die große, interessante Reinoldikirche, einem der 4 Haimonskinder geweiht, und die zierliche Marienkirche mit schönen Gemälden), ein Kloster der barmherzigen Schwestern, ein Gymnasium (seit 1543, früher als eines der drei westphälischen Archigymnasien mit akademischer Einrichtung) und mehre Spitäler u. ist Sitz des westphälischen Oberbergamts, sowie des Landrathsamts und eines Steuerkontrolamts. Durch ihre günstige Lage in montaner Beziehung (hart am Rande des Ruhrkohlengebietes), sowie durch die Eisenbahnverbindung hat sich die Stadt in neuester Zeit außerordentlich gehoben. Während sie 1846 noch 8911 Einwohner hatte, zählt sie deren gegenwärtig 23,272, welche außer Acker- und Bergbau bedeutende Industrie (Tabaks-, Essig-, Oel-, Baumwollen- u. Leinenzeuch-, Eisenbahnwaggons- und Kutschenfabrikation, Leinweberei und Strumpfwirkerei, Bierbrauerei u. großartige Eisenwerke), sowie ansehnlichen Handel treiben. In der Nähe sind 15 Steinkohlenzechen in Betrieb, welche gegen 2000, und zahlreiche Eisenhütten, die an 3000 Arbeiter beschäftigen. Ein interessantes Denkmal der Vergangenheit ist auf dem gegen 100 Morgen haltenden Bahnhofe vor dem Thore ein uraltes Lindenpaar auf einem kleinen Erdhügel, deren breites Laubdach einen verwitterten und bemoosten Tisch von Stein beschattet, dessen Platte den Reichsadler trägt. Es ist der sogenannte „Königsstuhl bei D.“, die einzige noch vorhandene Stätte der westphälischen Femgerichte. Bei Anlage des Bahnhofs bereits zur Vernichtung verurtheilt, wurde dieselbe nur durch Vermittelung und Munificenz des Königs Friedrich Wilhelm IV. gerettet. D., das einst zu den wichtigsten Städten Westphalens zählte, soll aus 2 Dörfern entstanden sein, welche den Herren von Trutmann gehörten, und denen Karl der Große (800) Stadt-

ht ertheilte. Urkundlich kommt eine Villa Trutmni zuerst 927 vor. An der Nordseite stand dicht den Mauern der Stadt die alte Kaiserburg u n d a, und um dieselbe erstreckte sich die G r a f=a f t D. Bald nach Gründung der Stadt als cher soll Karl der Große den obersten Stuhl des stphälischen Freischöffengerichts daselbst gestiftet ben (s. oben), wie er auch 808 den Bau des dasi=n Doms St. Pantaleon begann, welchen Ludwig : Fromme vollendete. Bis zu Kaiser Arnulfs iten war D. unmittelbares Besitzthum des Fran=reiches, kam dann an den Herzog Otto den lauchten von Sachsen und ward von Heinrich I. estigt. Heinrich II. hielt hier 1005 eine K i r ch e n=r s a m m l u n g und 1016 einen Reichstag; über=upt war D. Jahrhunderte lang häufig der Ort : kaiserlichen Hofhaltung. Als Friedrich I. 1180 r einen Reichstag hielt, saß er selbst zur Fem m Hauptstuhle zum Spiegel am Rathhause als uhlherr zu Gericht. Im Jahre 1220 erhielt der agistrat das Recht der höchsten Gerichtsbarkeit er die Bürger, und die Kaufleute wurden zollfrei ganzen Reiche. Dazu erwarb die Stadt um se Zeit die Hälfte der gleichnamigen Grafschaft d erhob sich bald auch zum Range einer freien e i ch s s t a d t. Ihren Hauptflor gab ihr indeß die a n s a, der sie beitrat. Reich durch Gewerbe (sie tte große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, sehnliche Bierbrauereien rc.) und Handel, da sie der Handelsstraße von Lübeck, Hamburg und emen nach dem Rhein lag u. der Stapelplatz zwi=en Antwerpen u. Bremen war, hob sie sich immer hr, u. ihre Kaufleute zogen nach England u. nach wgorod in Rußland auf die Messen. Besonders chtig wurde D. durch seine hervorragende Theil=hme an der Ausbildung des altsächsischen Städte=hts, indem das soester u. d o r t m u n d e r S t a d t=ch t bis nach Dorpat und an die Ostsee verpflanzt irde. Die erste Aufzeichnung des letztern fällt in : Mitte des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1297 irde die Stadt durch eine Feuersbrunst verheert, b sich jedoch bald wieder und erhielt eine Messe d ein kaiserliches Hofgericht; 1332 entband sie iser Ludwig der Bayer von der Verpflichtung, n den Freigrafen den freien Ding hegen zu lassen. ; folgten heftige Fehden mit dem Grafen von der ark, namentlich 1352—64 und 1381—88. Im hre 1485 ward hier wieder ein Reichstag gehal=i. Im 16. Jahrhundert hatte die Stadt gegen Thürme, 4 Bastionen u. dreifache breite Mauern, d man spricht, wohl übertreibend, von gegen ,000 Einwohnern. Nach dem Erlöschen des Gra=ngeschlechts (1504) ließ sich D. von Kaiser Maxi=lian auch mit der andern Hälfte der Graf=aft D. belehnen, so daß sein Gebiet 2¼ QMei=i mit 14 Dörfern und 30,000 Gulden Einkünf=i umfaßte. Es hatte die Münzgerechtigkeit und llfreiheit durch das ganze Reich und zum Wap=n einen schwarzen Adler im silbernen Felde. ch dem dreißigjährigen Kriege war die Bevölke=ng auf 3000 Seelen gesunken. Im J. 1803 verlor . seine Rechte als Reichsstadt u. kam an das Haus assau=Oranien, als Entschädigung für den Verlust r erbstatthalterlichen Würde. Im Oktober 1806 ird es von französischen Truppen besetzt und am März 1808 von Napoleon an den Großherzog n Berg abgetreten, worauf es der Hauptort des Departements der Ruhr war. Im Jahre 1815 kam D. mit Westphalen an Preußen. Das Archiv zu D. enthält wichtige Schriften und Urkunden aus der Zeit, als hier noch der Hauptfreistuhl des Femgerichts (s. d.) stand. Nach D. ist der d o r t m u n=d e r R e c e ß benannt, der hier am 10. Juni 1609 zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg in Beziehung auf den jülich=kleve'schen Erbfolgestreit geschlossen wurde, und dem zufolge beide Theile bis zur völligen Ausgleichung dieses Streites das fragliche Land gemeinschaftlich verwalten ließen. Vergl. F a h n e, Die Grafschaft und freie Reichsstadt D., Köln 1854—58, 3 Bde.

Dortrecht (D o r d r e c h t, in Holland gewöhnlich abgekürzt D o r t), Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, an der Merwede, 3 Stunden von Rotterdam, ein stiller, alterthümlich gebauter, ächt holländischer Ort, nach der Landseite zu früher befestigt, hat eine schöne gothische Kathedrale (390 Fuß lang, 1363 erbaut) mit einem Thurm von 365 Stufen, ein prächtiges Rathhaus (von 1339), eine Börse und verschiedene Hospitäler, ein Gymnasium und 21,900 Einwohner. D. ist die älteste und war im Mittelalter auch die blühendste und mächtigste Handelsstadt Hollands. Noch heute ist der Handel D.s bedeutend, besonders mit Rhein= und Moselweinen, Traß, Steinkohlen, Mühlsteinen, Kalk, Oelsaat, Korn, Stockfisch rc. Ein schmaler Arm der Maas, das d o r t s ch e K i l, liegt immer voller Schiffe. Der Hafen ist so geräumig, daß die Ostindienfahrer bis zur Stadt gelangen können; auch die großen Rheinflöße werden gewöhnlich hier auseinander genommen und zerschnitten, so daß auch der Holzhandel sehr bedeutend ist. In der nächsten Umgegend zählt man 23 Sägewindmühlen, 21 Oelmühlen, 7 Korn=, 4 Traß= und eine Graupenmühle, 4 Zuckerraffinerien, 8 Schiffswerfte. D. hieß früher D o r e d r e c h t (lat. Dordracum), d. i. Dorotheenmarkt, und stand mit unter den Grafen von Blaardingen, ward aber nach der Aechtung derselben 1064 von Kaiser Heinrich IV. mit der ganzen Grafschaft dem Bisthum Utrecht und später an Brabant geschenkt. Im Jahre 1231 erhielt die Stadt Mauern und wurde bald die wichtigste Stadt der Grafschaft. In den Jahren 1574 und 1618—19 wurden hier die d o r t r e c h t e r S y n o d e n gehalten, wodurch die Stadt für die Entwickelung und Feststellung der reformirten Kirche in Holland große Bedeutung erhielt. Die erste (1574) war eine Provinzialversammlung der holländischen und seeländischen Prediger zur Berathung über Kirchendisciplin und Verwandtes, doch erhielten die gefaßten Beschlüsse die obrigkeitliche Bestätigung nicht. Die zweite, die „große Synode der reformirten Kirche", ward auf Betrieb des Statthalters Prinz Moritz von Oranien zur Unterdrückung der Arminianer oder Remonstranten und zur Aufrechthaltung des streng calvinischen Dogma's, namentlich der Prädestinationslehre, vom 13. November 1618 bis 19. Mai 1619 abgehalten. Die Lehre der Remonstranten ward verworfen, sie selbst aus der Kirchengemeinschaft verwiesen und die gegen ihre Lehre gefaßten dogmatischen Beschlüsse öffentlich in der Kirche verlesen. Das Dogma von der absoluten Prädestination ward von Neuem als kirchlicher Lehrbegriff anerkannt und im Gegensatz gegen die 5 remon=

strantischen Thesen und ihre arminianische Deutung in 93 Schlüssen fünf streng orthodoxe Lehrsätze festgestellt. Für die holländischen Reformirten wurden die Confessio Belgica und der heidelberger Katechismus als symbolische Schriften bestätigt. Die Niederlande, die meisten Schweizerkantons u. die Rheinpfalz, die französischen Kirchen, sowie die Puritaner in England nahmen die dortrechter Beschlüsse an; die englische bischöfliche Kirche aber verwarf sie mit Bestimmtheit, ebenso erlangten sie in den deutschen reformirten Staaten außer der Pfalz kein symbolisches Ansehen. Vergl. M. Graf, Beiträge zur Geschichte der Synode zu D., Basel 1825.

Dorures (franz.), reiche Zeuche und Spitzen, Achselbänder und Epauletten, Tressen, reiche Stickereien u. dgl. aus französischen Fabriken.

Doryläum (Dorylleum), im Alterthum Stadt in Phrygia Epictetus, am Fluß Thymbris (jetzt Pursek), mit warmen Bädern und einem wichtigen Straßenknoten für die Verbindung Kleinasiens südlich vom Olympus mit der Propontis und dem Bosporus; jetzt Eski-Schehr.

Doryphoros (griech.), Spießträger, Trabant, Leibwächter. Besonders bekannt waren die Doryphoren der Perserkönige, die, wegen ihrer Spieße mit goldenen Kugeln und Aepfeln auch Melophoren genannt, aus den sogenannten „Unsterblichen" ausgewählt wurden, keinen Sold, aber Beköstigung von der königlichen Tafel erhielten und den König auf Reisen und Feldzügen begleiteten.

Dos (lat.), die Mitgift (s. d.).

Dosa, Georg, der Anführer des ungarischen Bauernkriegs 1514, aus dem Flecken Dalnok im szekler Lande Siebenbürgens gebürtig, deshalb auch häufig Georg Szekely genannt, zeichnete sich als Hauptmann eines Reitertrupps bei der Belagerung von Belgrad aus und sammelte alsdann im Auftrag seines Königs ein Heer von 60,000 Mann zu einem Kreuzzug, kam aber alsdann auf den Gedanken, an der Spitze dieser Macht der Rächer und Befreier seines Volks zu werden. Der eine der 5 Haufen, in welche er jenes getheilt hatte, ward zwar von Johann Boremiszsza auf dem ragoser Felde geschlagen, dafür aber schlug D. bei Csanad in einer zweitägigen Schlacht den Bischof Csaky und Stephan Bathori, welche die Stadt entsetzen wollten, übte schreckliches Vergeltungsrecht für die auf dem ragoser Felde hingemarterten Brüder und proklamirte die Republik und die Souveränetät des Volks. Während seine andern Heerhaufen im Norden in mehren Schlachten, namentlich bei Erlau, fast vernichtet wurden, verstärkte sich sein Heer durch neuen Zuwachs. Nach zweimonatlicher Belagerung war die Festung Szegedin ihrem Fall nahe, als plötzlich der Woiwode von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, D. überraschte und schlug. D. selbst ward mit seinem Bruder Gregor gefangen und grausam hingerichtet. Die Stücke seines Leichnams wurden zu Ofen, Pesth, Stuhlweißenburg u. Gran aufgehängt. Alle Gefangenen wurden aufs Grausamste getödtet. Im Ganzen kostete dieser Aufstand an 70,000 Menschen das Leben.

Dos à Dos (franz.), Rücken gegen Rücken, im Gegensatz zu vis-à-vis, von Tanztouren, wobei die Tanzenden mit dem Rücken gegen einander zu stehen kommen.

Doschfest, das Fest, wodurch die Muselmänner in Aegypten alljährlich 20 Tage u. Nächte die Geburt des Propheten feiern.

Dose, im Allgemeinen ein durch einen Deckel verschlossenes Kästchen zur Aufbewahrung gewisser Gegenstände, aus Holz, Porzellan, Alabaster, Serpentin, Gold, Silber, Zinn, Elfenbein, Perlmutter, Schildkrot, Muscheln, Pappe, Papiermaché ꝛc. Großer Luxus wurde früher mit Schnupftabaksdosen (Tabatièren) aus Gold getrieben, welche man mit kunstvollen emaillirten Gemälden (Dosenstücken), Spieluhren (Dosenuhren) ꝛc. versah. Die Fabrikation der D.n aus Papiermaché (Müllerdosen und stobwassersche D.n) ist der Gegenstand einer ziemlich bedeutenden Industrie in Berlin, Braunschweig, Schmölln im Altenburgischen u. a. O.; auch die schottischen Holzdosen sind beliebt.

Dosis (griech.), Gabe, in der Heilkunde die Gewichts- und Maßmenge eines Arzneimittels, welche man erwachsenen Personen von 20—60 Jahren in Krankheitsfällen auf einmal zu reichen pflegt. Ein neugeborenes Kind bekommt nur $^1/_{12}$, ein Kind von 1—3 Jahren $^1/_8$, von 3—7 Jahren $^1/_4$, von 7—14 Jahren $^1/_2$, Personen von 14—20 Jahren $^2/_3$. Außerdem richtet sich die Größe der D. noch nach dem Heilzweck, nach dem Körperzustand des Kranken ꝛc.

Dositheus, 1) samaritanischer Sektengründer im 1. Jahrhundert n. Chr., gab sich für den 5. Mos. 18, 18 verheißenen Propheten aus, forderte ein ascetisches Leben und eine sehr strenge Sabbathsfeier, ward indessen vom Volke verlassen u. verhungerte, flüchtig, in einer Höhle. Seine Anhänger, die Dositheaner, im Ganzen nur wenig von den Lehren der samaritanischen Juden abweichend, wurden später den ersten christlichen Ketzern beigezählt. Spuren von ihnen finden sich noch nach dem 6. Jahrhundert.

2) D. Magister, griechischer Grammatiker zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr., schrieb „Hermeneumata", ein Sammelwerk in 3 Büchern, wovon ein juristisches Bruchstück, irrig dem Ulpianus zugeschrieben und bekannt unter dem Titel „Fragmentum de juris speciebus et de manumissionibus" od. „Fragmentum regularum, ut videtur, Ulpiani", für die Rechtswissenschaft Werth hat, herausgegeben von Schilling (Leipzig 1819) und Böcking (Bonn 1832). Vergl. Lachmann, Versuch über D., Berlin 1837.

Dosse, Nebenfluß der Havel in der preußischen Provinz Brandenburg, entspringt bei Massow unfern der preußisch-mecklenburgischen Grenze und mündet nach einem 15 Meilen langen Laufe schiffbar bei Wehlgast.

Dossenbach (Ober-D.), Dorf im badischen Oberrheinkreis, mit 450 Einwohnern. Hier fand am 27. April 1848 ein Gefecht zwischen den republikanischen Freischaaren unter Bornstedt u. den würtembergischen Truppen Statt, worin die letzteren siegten.

Dossi, Dosso u. Giovanni Battista, Brüder, als Maler von Ariosto verherrlicht, den sie sammt den Bildern zum rasenden Roland malten, stammten aus Dosso, unfern Ferrara, geboren gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, und waren unter dem prachtliebenden Alfons d'Este in Gemeinschaft mit Garofolo die Gründer der ferrarischen Schule. Beide L. Costa's Schüler, arbeiteten sie erst in Rom

ahre) und dann in Venedig (5 Jahre), stets d e n Muster der Kunst vor Augen, und so wurde, Hauptrichtungen der Talente zufolge, Dosso ein efflicher Figuren- und sein Bruder ein geschick- Grotesken- u. Landschaftsmaler. Giovanni Bat- † um 1545, Dosso † 1560. Von letzterem, vorzüglicheren der Brüder, besitzen die berühm- ı Bilder: die dresdener Gallerie (Streit der Kirchenlehrer), das Museum in Berlin, die k. k. erie zu Wien (einen heiligen Hieronymus und Bild Alfons' II. in Lebensgröße), die Eremi- zu Petersburg (Maria und Joseph neben dem jenkorb des schlafenden Kindes), das k. Kabinet amptoncourt (eine kleine heilige Familie). Dosso bald mit Raphael, bald mit Correggio verglichen, ber mehr als diese vom alten Styl, während er r Erfindung und den Trachten neu ist.

ossin, Etienne, namhafter Botaniker Bel- ;, um 1777 geboren, machte sich besonders um Pflanzenkunde der Provinz Lüttich verdient und n 26. Dec. 1852 zu Lüttich. Nach ihm wurde avanische Orchideengattung **Dossinia marmo-** benannt. Seine botanischen Werke sind hoch ätzt.

ossirung (v. Franz.), s. v. a. Böschung.

oste (Dostendiptam), Pflanzengattung, s. ganum.

ost Mohammed Khan, Beherrscher von Kabul, 1798 geboren, Sprößling der Familie Barakſi, n Feth Ali's, des Ministers Timur Schahs von anistan. Als nach dem Tode dieses Fürsten n Söhne sich um den Thron stritten, riß D. k.'s ältester Bruder, Assim Khan, die Herrschaft ch und hinterließ sie bei seinem Tode seinen 3 eren Brüdern. D. bekam Kabul u. nahm 1835 Titel König (Padischah) an. Als ein Freund lands und Gegner der Engländer bedrohte er Vereine mit Persien fortwährend das indobriti- Reich. Daher ward er 1839 von den Englän- bekriegt u. geschlagen und mußte nach Persien en. In sein Land zurückgekehrt, erlitt er 1840 den Engländern nochmals eine Niederlage und te sich an sie ergeben. Nachdem er 1843 wieder ine Heimath entlassen worden, trat er mit den s in Verbindung und führte ihnen eine Hülfs- r gegen die Engländer zu. Auch jetzt behielten Engländer die Oberhand, und D. verlor einige etstheile an dieselben. Gleichwohl gab er seine Engländern feindliche Politik noch nicht auf, e sich vielmehr durch Bündnisse zu stärken, He- n sich zu bringen u. seinen Einfluß in Persien Buchara geltend zu machen. Hierdurch ward er Rußlands Rivale. Durch eignes Interesse zu Engländern hingezogen, schien er beim Aus- b des orientalischen Kriegs (1854) erst unent- ssen zu schwanken, welcher Partei er sich zuwen- sollte, schloß aber 1855 mit den Engländern n Vertrag ab. Im folgenden Jahre gerieth er, rscheinlich von England angereizt, mit Persien ampf und ließ seine Truppen bei der Verthei- ng von Herat mitwirken. Vgl. Afghanistan.

otalen (v. Lat.), bei den Römern Sklaven oder ewinnen, welche ein Vater seiner Tochter bei n Verheirathung mit der Mitgift (dos) übergab, die dem zufolge auch Miteigenthum des Man- wurden. Jetzt sind D. (Dotal- oder Pfarr- tern, Wiedermuthsleute) solche Bauern, welche die Nutznießung von Kirchengütern (Dotal- gütern) haben und dafür der Kirche oder dem be- treffenden Pfarrer eine bestimmte Summe zu ent- richten haben oder statt dessen zur unentgeltlichen Bestellung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgrund- stücke verpflichtet sind. Daher Dotalgerichte (Pfarrgerichte), die Gerichte, denen die Gerichts- barkeit über die Dotalbauern zusteht, meist landes- oder gutsherrliche Gerichte, da man die D. als bloß amtssässig zu betrachten pflegte.

Dotation (v. Lat.), im Allgemeinen Ausstattung mit Gütern, z. B. einer Stiftung, Anstalt, besonders einer kirchlichen Anstalt durch den Gründer, eines Ordens 2c. Im Civilrecht wird der Ausdruck D. vorzugsweise gebraucht für die Ausstattung, Aus- steuer einer sich verheirathenden Frauensperson. Die Dotationsverbindlichkeit kann begrün- det sein 1) durch Vertrag oder Vermächtniß, 2) durch Delikt. Der Verführer einer Jungfrau ist nämlich nach kanonischem Rechte verpflichtet, die Deflorata sowohl zu heirathen, wie zu dotiren (et duc et dota), die Praxis aber hat dies dahin modificirt, daß er dieselbe entweder heirathen, oder ausstatten muß (aut duc aut dota). Dieser Anspruch wird mit der Deflorations- oder Satisfaktionsklage geltend ge- macht. Noch wird 3) die Dotationsverbindlichkeit begründet durch Verwandtschaft: wenn nämlich eine Tochter heirathet, so ist zunächst der Vater verpflichtet, ihr eine Ausstattung zu gewähren, deren Größe sich nach seinem Vermögen und dem Stande des Ehegatten, sowie nach dem ortsüblichen Brauche durch billiges Ermessen bestimmt. Kann der Vater die Dotationspflicht nicht erfüllen, resp. ist er nicht mehr am Leben, so geht dieselbe auf die Mutter und weiterhin subsidiär auf die Großältern über. Wenn die Ausstattung in der Ehe verloren geht, so ist eine neue D. nicht zu fordern, dagegen hat eine solche (Redotation) im Fall einer neuen Ehe Statt zu finden. Der Anspruch auf D. steht zunächst der Frau zu, der Mann kann nur dann die Dotationsklage erheben, wenn dieselbe ihm von der Frau übertragen worden ist oder das Versprechen der D. an ihn Statt gefunden hat.

Dotis (Tata, lat. Theodatum), Marktflecken im ungarischen Komitat Komorn, westlich von Gran (1850—60 zum Komitat Gran gehörig), besteht aus dem eigentlichen D. (Oberstadt auf einem Hü- gel) und Tovaros (Seestadt, an einem eine Stunde im Umfang messenden See), hat ein Schloß des Fürsten Esterhazy, mit Gärten, ein großes Kastell, ein Untergymnasium, 6 Elementarschulen, ein Kolleg der Piaristen (seit 1764) und eine Kon- vention der Kapuziner (seit 1744), große Marmor- brüche, verschiedene römische Alterthümer und 9900 Einwohner, welche Spiritus-, Steingut-, Leder- u. Zuckerfabrikation, Brauerei und Weinbau treiben. Am See zwischen der Ober- und der Seestadt steht ein verfallenes Schloß, worin sich M. Corvinus gern aufgehalten. Die zahlreichen hier befindlichen Schwefelquellen bilden förmliche Teiche.

Dotter, s. Ei.

Dotter (Leindotter), Pflanzengattung, s. Camelina.

Dotterblume, s. v. a. Caltha palustris *L.*

Dottore (ital.), Doktor, seit dem 12. Jahrhun- dert stehende komische Charaktermaske in der italie- nischen Komödie, einen gelehrten Pedanten darstel-

lenb. Sie stammt aus Bologna, wo Irnerius die ersten Doctores juris kreirte, hat eine Maske mit schwarzer Nase und rothen Backen, trägt meist eine Brille und spricht den bolognesischen Dialekt.

Dotzauer, Justus Johann Friedrich, ausgezeichneter Violoncellvirtuos und Komponist für sein Instrument, wurde am 20. Juni 1783 zu Häselrieth bei Hildburghausen geboren, ward 1801 in der Hofkapelle letzterer Stadt angestellt und ging 1805 nach Leipzig, wo er beim großen Koncert engagirt wurde. Im Jahre 1811 erhielt er auf K. M. von Webers Betrieb die Stelle des ersten Violoncellisten an der Hofkapelle zu Dresden, von wo aus er mehre größere Kunstreisen machte. Als Violoncellvirtuos steht D. durch sein edles und geschmackvolles Spiel im ersten Range, u. als Komponist für sein Instrument gehört er zu den fruchtbarsten und beliebtesten der neueren Zeit. Für seine Lehrtüchtigkeit zeugen seine Schüler F. A. Kummer, K. Drechsler, K. Schubert und sein jüngerer Sohn Karl Louis, geboren am 7. Dec. 1811 zu Dresden, seit 1829 Hofmusikus in Kassel.

Dotzinger, Jost, Baumeister von Worms und von 1452—72 Werkmeister des Münsters zu Straßburg. Er war es auch, der 1452 eine Verbrüderung aller deutschen Hütten zu Stande brachte.

Dou, Maler, s. Dow.

Douai, Stadt, s. Douay.

Douane (franz.), Zollhaus, Zollamt, Mauthbureau; auch das gesammte zur Abwehr der verbotenen Ein- und Ausfuhr und zur Erhebung des Zolles angestellte Beamtenpersonal (Douaniers).

Douarnenez, Stadt und Hafen im französischen Departement Finisterre, südlich an der gleichnamigen Bai, mit 3700 Einwohnern, früher ein nicht unbedeutender Handelsplatz, jetzt meist auf Fischerei beschränkt, deren Hauptgegenstand die Sardelle ist. In guten Jahren werden an 40,000 Fässer marinirte Sardellen nach Nantes, Bordeaux, la Rochelle, Rochefort rc. verschickt.

Douay (Dauwey), Bezirksstadt und Festung im französischen Departement Nord, an der Scarpe und dem Kanal Sensée, der dieselbe mit der Schelde verbindet, ist eine alte, weitläufige Stadt, die fast zwei Stunden im Umfang hat und in ihren alten bethürmten Mauern fast eben so viel Gärten als Wohnungen einschließt. Sie hat gerade Straßen und einen schönen, von architektonisch interessanten Häusern eingefaßten Marktplatz, unter denen besonders das gothische Stadthaus mit seinem malerischen Belfried (Glockenthurm) hervorragt, ein großes Arsenal und eine bedeutende Kanonengießerei, eine Universitätsakademie, eine Gemäldegallerie und naturhistorische Sammlung, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und 600 Manuskripten, und einen botanischen Garten. Auch ist D. Sitz eines Obergerichtshofes. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 23,000 beläuft, unterhalten bedeutende Fabriken in Zeuchen, Spitzen, Leder rc., sowie lebhaften Handel mit Getreide und Oel. An der Stelle von D. stand einst ein Schloß, das Castrum Duacense, das 897 von den Normannen zerstört worden sein soll. Die Stadt stand während des Mittelalters in größter Blüthe u. war Sitz des Parlaments von Flandern. Sie gehörte zuerst den Grafen von Flandern, dann den Herzögen von Burgund und bildete nach deren Aussterben einen Theil der spanischen Niederlande. Im Jahre 1562 wurde die Universität gegründet. Unter Ludwig XIV. 1667 ward D. von den Franzosen erobert, aber 1710 von den Alliirten unter Marlborough nach einer zweimonatlichen Belagerung wieder genommen. Im Jahre 1712 von Villars von Neuem erobert, kam es wieder an Frankreich, mit dem es durch den utrechter Frieden 1714 für immer vereinigt wurde.

Double (franz., doppelt), alte französische Silbermünze seit 1200, = 2 Deniers, von der Größe eines Zweigroschenstücks. Der D.-Tournois war eine Silbermünze, in Tours geprägt, der vorigen anfangs an Werth gleich; später bis zur Kupfermünze verringert, kam er zu Ende des 17. Jahrhunderts ganz außer Kurs. Der D.-Henri war eine französische Goldmünze, unter Heinrich III. und IV. geprägt, = einem Doppellouisd'or (D.-Louis), s. Louisd'or.

Doublette (v. Franz.), ein Gegenstand, der doppelt vorhanden ist, namentlich in Sammlungen, z. B. Bücher in Bibliotheken; dann Gegenstände, die zu Paaren verkauft werden; in der Musik zwei gleichnamige Orgelstimmen, die zu einer oder mehren Klaviaturen disponirt worden sind; beim Juwelier ein aus zwei Steinen, von denen der eine als Ober-, der andere als Untertheil geschnitten ist, zusammengesetzter Juwel. Eine solche D. ist eine halbächte, wenn der Obertheil aus einem ächten Steine, der Untertheil aber aus Glas oder Bergkrystall besteht, eine unächte, wenn der Obertheil Bergkrystall, der Untertheil Glas ist; eine Hohldoublette, wenn der Obertheil aus Bergkrystall besteht, der Untertheil aber von Glas, ausgehöhlt, polirt, mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt u. mit einem Krystallblättchen verschlossen ist. Man erkennt solche Fälschungen leicht, wenn man den Stein in heißes Wasser legt, worin der Mastix, womit die Steine zusammengeklebt sind, erweicht, so daß die Steine aus einander fallen.

Doublure (franz.), weißes, grobes Wollenzeuch, zu Unterfutter, Tapetenleinwand rc. dienend.

Doubs (Dour), Fluß in Frankreich, entspringt im Departement Rhone am Berge Rixou im Jura in 2935 Fuß Meereshöhe, westlich vom Lac de Jour, bildet bald nach seinem Ursprung die Seen von Remoray und St. Point, verfolgt erst eine nordöstliche Richtung und bildet im Westen des neufchateller See's bei Morteau einen schönen, 80 F. hohen Wasserfall, den Saut du Doubs. Nachdem er darauf eine Strecke die Grenze zwischen Frankreich u. der Schweiz gebildet, wendet er sich nach Westen, dann durch ein Querthal nach Norden und beginnt endlich seinen gewundenen Unterlauf in südwestlicher Richtung, fast parallel dem Oberlauf. Er mündet bei Verdun links in die Saone. Das obere Thal bis Montbeliard ist eng und felsig, oft von senkrechten Felswänden eingeschlossen; das untere bis Besançon hie und da noch beengt; weiter abwärts ist es weit und waldig. Der Fluß hat eine Länge von 46⅔ Meilen und nimmt rechts die Savoureuse auf. Mittelst eines Kanals, der unterhalb Dole an der Saone anfängt und bis in die Ill bei Straßburg geführt ist, verbindet der D. die Rhone mit dem Rhein.

Das nach ihm benannte französische Departement besteht aus dem größten Theil der Grafschaft Hochburgund (Franche-Comté) und der ganzen

ſſchaft Mömpelgard, grenzt im Osten u. Süd- an die Schweiz, im Südwesten an das Depart- nt Jura, im Nordwesten und Norden an die artements Obersaone u. Oberrhein und um- 95,29 □Meilen mit 286,888 Einwohnern. Das), bewässert von den Flüssen Doubs, Loue ve), Dignon, Dessoubre ꝛc. und gegen 2000 en hier entspringenden Bächen, ist durchaus rgig und besonders im Südosten mit Jurakalk- n erfüllt, deren Höhen, 7—8 Monate mit ee bedeckt, fast vegetationslos sind, deren süd- Abhänge jedoch treffliche Weiden und Thäler Fichtenwäldern haben. Die Wohnungen sind spärlich. In der mittlern, mildern Region nnt Weizenkultur und Wein, u. die Höhen sind Eichen, Buchen und Fichten bewaldet. Die e endlich, das Thal des Doubs u. des Dignon, welche sich die Berge 900 Fuß hoch erheben, ist an Getreide und Wein und stark bevölkert. Hochebenen der ersten beiden Theile sind mit npfen bedeckt, und am Fuß der Berge liegen gedehnte Seen und Sümpfe u. viele Torfstiche. zahlreiche Höhlen und einige Mineralquellen vorhanden. Das Klima ist kalt und veränder- und wegen der häufigen u. starken Regen nicht nd. Das Mineralreich bietet viel Eisen, Stein- en, Torf, Marmor. Der Landbau wie auch die zucht (die besonders starke Pferde und viele en producirt) bedarf der Fortschritte; man läßt ½ des Ackers brach liegen, und auch künstliche sen fehlen. Im Ganzen kommen 25,83 □Meilen Ackerland, 22,69 □Meilen auf Busch und Wald 1,45 □Meilen auf Weinland. Die Industrie häftigt sich mit Eisen- u. Glasfabrikation, Uhr- herei, Holzarbeiten, Verfertigung von Baum- enzeuchen, Leinwand, Teppichen, Liqueuren sinth) ꝛc. Der Handel ist lebhaft u. führt diese zeugnisse nebst Vieh, Butter und Käse aus. Die wohner sind ein ächtes Gebirgsvolk, von gedrun- em Körperbau, ausdauernd, kriegerisch, redlich, frei. Das Departement ist in vier Arrondisse- nts (Besançon, Beaume, Pontarlier und Mont- ard) eingetheilt und hat Besançon zur Haupt- t.

Douche (franz.), Art von Bad, wobei ein mit hmäßiger Kraft aus einer Röhre herausgespritz- Wasserstrahl irgend einen Theil des Körpers t, wirkt hautreizend und zertheilend auf Ge- ülste, auch kräftigend auf Rückenmark und Ner- . S. Bad.

Doué, Stadt im französischen Departement ine und Loire, mit Alterthümern und 3200 Ein- nern. D., im Alterthum Doadum oder eoduadum, war vormals eine Residenz der itanischen Könige. Hier 1793 Niederlage Vendéer durch General Santerre.

Doughet (Dughet), Maler, s. Poussin.

Douglas, 1) Stadt auf der Südostküste der engli- n Insel Man im irländischen Meer, ist Haupt- der Insel, Sitz eines Bischofs, hat ein schönes loß (Mora-Castle) der Herzöge von Athol, che früher im Besitz der ganzen Insel waren, en vorzüglichen, durch ein Fort geschützten Hafen 12,389 Einwohner, die Fischerei u. bedeutenden ndel treiben. — 2) Stadt in der schottischen aischaft Lanark, am gleichnamigen Flusse, der n Clyde fließt, Stammort der Familie Douglas (s. d.), hat beträchtliche Baumwollenmanufaktur und 2200 Einwohner.

Douglas, das berühmteste und älteste Geschlecht Schottlands, in die Geschichte seines Vaterlands vielfach verflochten, besaß schon im 8. Jahrhundert die Ländereien am Douglasflusse und gab dem Lande die mächtigsten Kriegshäupter. Es soll von einem Krieger abstammen, der 770 eine Schlacht des Skotenkönigs Solvathius gegen Donald, König der westlichen Inseln, entschied u. wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe Dhuglas, d. i. der schwarze Mann, genannt wurde. Nach Andern ist die Familie flamändischen Ursprungs und soll erst im 12. Jahrhundert nach Schottland gekommen sein. Die namhaftesten Sprößlinge dieses Geschlechts sind:

1) William III., der eigentliche Stammvater aller D., vertheidigte 1296 Berwick gegen König Eduard I., gerieth bei Erstürmung der Stadt in Gefangenschaft, nahm, kaum in Freiheit gesetzt, mit Wallace nochmals den Kampf gegen jenen auf, mußte aber am 9. Juli 1297 bei Irvine kapituliren, überlieferte sich später, da er die Bedingungen der Kapitulation nicht vollständig erfüllen konnte, freiwillig den Engländern und † 1303 im Gefängnisse.

2) James, Sohn des Vorigen, Gefährte des Königs Robert Bruce in dessen zahlreichen blutigen Gefechten gegen die Engländer. Zu seinen glänzendsten Waffenthaten gehören die Ueberrumpelung des Schlosses Rorburgh, der glorreiche Sieg bei Linthaughlen 1317 und die blutige Schlacht bei Boroughbridge oder Mitton am 20. Sept. 1319. Seine verheerenden Züge machten ihn so gefürchtet, daß Mütter ihre Kinder mit der Drohung „Der schwarze D. kommt!“ zu beschwichtigen pflegten. Seine Siege führten endlich zu einem zweijährigen Waffenstillstande, nach dessen Ablauf 1322 D. sofort einen erfolgreichen Beutezug nach Northumberland machte. Als der König von England im folgenden Jahre diesen Besuch erwiederte, wurde er mit Verlust seines ganzen Lagers von D. zurückgeschlagen. Nach einem neuen dreizehnjährigen Waffenstillstand fiel D. 1327 von Neuem in England ein u. brachte, eine eigentliche Schlacht mit dem von Eduard III. selbst geführten ansehnlichen Heer vermeidend, demselben durch kühne Ueberfälle empfindliche Verluste bei. Hierauf vermittelte er den für beide Reiche nothwendigen Frieden von Northampton (1. März 1328). Auf seiner Reise nach Palästina begriffen, um das Herz des verstorbenen Königs Robert Bruce dessen Willen gemäß dahin zu bringen, ward er von Alfons XI. von Kastilien gegen die Saracenen in Dienst genommen und fiel bei einem Angriffe derselben 1330.

3) Archibald, Bruder des Vorigen, war während der Minderjährigkeit David Bruce's, Roberts Sohnes, Regent von Schottland, vertrieb den dem Lande aufgedrungenen König Eduard Baliol, machte 1333 einen Einfall in Northumberland, vertheidigte sodann das Schloß Berwick, ward aber in der unglücklichen Schlacht bei Halidowhill von den Engländern gefangen genommen und † kurz darauf in der Haft.

4) Sir William D., Ritter von Liddisdale, natürlicher Sohn des großen James D., focht gegen die Irländer, als diese mit Eduard Baliol in Schottland einbrachen, erlitt aber 1333 an der Grenze eine bedeutende Niederlage und gerieth

selbst in Gefangenschaft, aus welcher er erst nach zwei Jahren befreit wurde. Des von Eduard III. befestigten Schlosses zu Edinburg bemächtigte er sich durch List. In den Kämpfen gegen England zeichnete er sich vielfach aus. In der Schlacht von Nevilscroß (17. Okt. 1346) gefangen, befreite er sich erst nach 1354 aus dem Kerker durch einen Vertrag mit dem König von England, worin er sich den Engländern zu verschiedenen Dienstleistungen verpflichtete. Er fiel durch die Hand seines Vetters u. Pathen, Lord Williams D. in Galesford, zwischen dem Tweed- und Yarrowsfluß an einer Stelle, die heute noch Williamscroß heißt.

5) William IV., Archibalds Sohn, nahm die Kämpfe mit den Engländern erfolgreich auf und vertrieb dieselben aus Douglasdale, dem Ettrickforste und dem Theviotthale und hätte bei dem Rückzuge Eduards III. aus Schottland nach der brennenden Lichtmesse 1355 den König fast gefangen genommen. Für die erwirkte Freilassung des gefangenen Königs David ward er von diesem 1356 zum Grafen erhoben. Als David später den Versuch machte, die Ordnung in der Thronfolge zu verändern und sie dem dritten Sohne Eduards III., dem Herzog von Clarence, zuzuwenden, schloß D. mit Andern ein Bündniß gegen jenen, mußte aber demselben in dem zu Inmurchhoch zusammenberufenen Parlament feierlich entsagen. Er † 1384.

6) James, Graf von D., Sohn und Nachfolger des Vorigen, Herr von Liddisdale, Baron von Drumlanring, nahm lebhaften Antheil an dem Kriege mit England, der sich 1378 entspann, und machte 1388 einen verheerenden Einfall in Northumberland bis an die Thore von York. Auf seiner Rückkehr bei Otterbourne in dem Reedthal von Heinrich Percy angegriffen, erkaufte er den Sieg mit dem Leben (5. Aug. 1388).

7) Archibald II., James' II. Halbbruder und durch dessen Tod Graf von D., betheiligte sich ebenfalls an den Kriegen mit den Engländern, ward bei einem Raubzuge bis unter die Thore von Newcastle überfallen, am 14. Sept. 1402 in einer blutigen Schlacht bei Homildon geschlagen u. selbst nebst den vornehmsten Schotten gefangen, ward zwar wieder frei, gerieth aber in der Schlacht bei Shrewsbury (21. Juli 1403) von Neuem in Gefangenschaft. Bald wieder in Freiheit gesetzt, zog er mit einem Hülfscorps von 5000 Mann zu König Karl VII. von Frankreich, der ihm dafür die Herrschaft Touraine als Herzogthum und Pairie verlieh. Zwar besiegte er die Engländer bei Beaugé, erlitt aber im August 1423 bei Crevan eine schwere Niederlage und fiel im August 1424 in der blutigen Schlacht bei Verneuil in der Normandie als Befehlshaber der französischen Heere sammt seinen Söhnen.

8) Archibald III., Sohn und Nachfolger des Vorigen, begleitete den Grafen von Buchan, der 1420 ein Hülfscorps von 7000 Mann nach Frankreich führte, erhielt hier die Grafschaft Longueville in der Normandie und ging 1424 als Gesandter nach England, um die Befreiung Königs Jakob I. zu erwirken, was ihm zwar glückte, wofür er aber von diesem wenig Dank erntete. Erst während der Minderjährigkeit Jakobs II. gelangte er zu großem Einfluß und erhielt das Amt eines Generallieutenants des Königreichs. Er † den 26. Juni 1438.

9) William, Neffe des Vorigen, wußte binnen Kurzem die Güter des gräflichen Hauses D. nochmals zusammenzubringen, sich die Gunst Jakobs II. zu erringen und die regierenden Minister, Crichton und Livingston, zu verdrängen, worauf er zu der Würde eines Generallieutenants des Königreichs stieg. Er hatte somit die gesammte Verwaltung der Staatsangelegenheiten in Händen, vermochte aber nicht, dem von Fehden zerrissenen Reiche den Frieden wiederzugeben, doch erlangte er wenigstens durch seinen Sieg über ein englisches Heer unter Huntingdon und dem Lord Percy und den seines Bruders Ormond an dem Flüßchen Saik die Erneuerung des Waffenstillstandes. Durch Crichton vom Hof verdrängt, zog er sich in sein eigenes Land zurück, das alle Grenzprovinzen und den größten Theil des westlichen Schottlands umfaßte, u. unternahm 1450 eine Pilgerfahrt nach Rom, während welcher wegen Ueberschreitungen seiner Vasallen mehre seiner Besitzungen vom König verheert, seine Schlösser Lochmaben und Douglas aber der Erde gleich gemacht wurden. Nach seiner Rückkehr in eine lange und blutige Fehde mit Crichton verwickelt, wurde er auf Veranstaltung desselben zu Fastnacht 1452 an den Hof des Königs zu Stirling eingeladen u. hier von diesem eigenhändig meuchlings ermordet.

10) James, Bruder des Vorigen, verschwor sich mit seinen Geschwistern zur Rache wegen des an demselben begangenen Mordes und brannte die Stadt Stirling nieder, schloß aber 1454 eine Art Waffenstillstand mit dem König, der jedoch auf keiner Seite ernstlich gemeint war, so daß die Fehden bald von Neuem entbrannten. Der König belagerte D.' festes Schloß Abercorn, dieser rückte mit 40,000 Mann heran, doch gelang es dem Erzbischof von St. Andrews, Jakob Kenedy, Zwietracht unter die Anhänger und Vasallen des Grafen zu säen, so daß diesen fast sein ganzes Heer verließ. Abercorn mußte sich ergeben, die wichtigsten Festungen der D. wurden erobert und geschleift. Der Graf floh mit wenigen Begleitern nach England; seine 3 Brüder, Murray, Ormond und Balveny, blieben auf der Grenze, mit ihrem Gefolge von Raubzügen lebend, wurden aber am 1. Mai 1455 von den Grenzclans vollkommen geschlagen. Nach langen Kämpfen, durch die D. sich selbst Recht zu verschaffen suchte, ward er endlich am 22. Juli 1484 bei Lochmaben gefangen und von Jakob II. in das Kloster Lindores geschickt, wo er am 15. April 1488 als Mönch †.

11) Archibald, der 5. Graf aus dem Hause Angus, welches nach dem Tode von D. 10) die Macht und einen Theil der Güter desselben geerbt hatte, der große Graf oder auch der Katzenglöckner genannt, befand sich bei der bewaffneten Zusammenkunft, die 1482 von den Großen in der Kirche zu Lunder gehalten wurde und den Tod Cochrane's herbeiführte, und war auch bei der zweiten Adelsverschwörung, die mit dem gewaltsamen Tode Jakobs III. endigte, thätig. Im Jahre 1492 ward er Hüter der Grenzmarken, bekleidete bis 1498 die Stelle eines Staatsraths und Großkanzlers und folgte 1513 dem König in den unglücklichen Feldzug nach England; er † 1514.

12) Archibald, 6. Graf von Angus, heirathete 1514 die Königin-Wittwe Margaretha, strebte nach dem seiner Gattin durch diese Heirath verlornen

cht auf die Regentschaft während der Minder-
gkeit seines Stiefsohns, Jakobs V., und gerieth
der in blutige Händel mit dem Herzog von
ny und später mit seiner zur Regentschaft ge-
en, aber ihm nun feindlich gesinnten Gemah-
o daß er sich von derselben scheiden ließ. Der
brauch, den er von dem durch die Gunst des
n Königs erlangten Einfluß machte, gab
dem Lande vielfachen Anlaß zu Klagen und
e ihn dem König selbst verhaßt, so daß dieser
ehren Komplotten gegen D. Theil nahm,
ideß scheiterten. D. mußte sogar zur Siche-
seiner Stellung jenen in einer Art Gefangen-
zu halten. Endlich gelang es dem König,
dem festen Schlosse Stirling zu entfliehen, von
eine scharfe Proklamation gegen den Grafen
Angus und alle D. überhaupt erließ, während
ch das Parlament von ihnen Rechenschaft über
rauch der königlichen Auktorität forderte. Es
zum Kampfe zwischen dem Grafen und den
lichen Truppen, in welchem diese erlagen. D.
jedoch aus unzeitiger Schonung seine Siege
utzt und mußte nach England fliehen, wo er
blich Ränke schmiedete, um den schottischen
gegen den König aufzuwiegeln. In dem
e zwischen Heinrich VIII. u. Jakob V. schlossen
e D. dem Corps an, mit welchem Sir Robert
s 1542 den unglücklichen Einfall in Schott-
machte. Nach Jakobs V. Tode kehrte D. nach
tland zurück, war bei den Unterhandlungen
die Vermählung der schottischen Thronerbin
em Prinzen von Wales für Heinrich VIII. thä-
widersetzte sich aber nachher siegreich dem Ein-
er Engländer und trug vornehmlich zu der
rlage der letztern bei Marton bei. Nicht mit
lben Erfolge befehligte er in der für die Schot-
glücklichen Schlacht bei Pinkie (9. Sept. 1547).
1557 auf der Veste Tantallon.

James D. von Pittendrich, durch Hei-
4. Graf von Morton, ein Mann von
Talenten, aber ehrgeizig u. grausam, ward
s Haus Stuart besonders verhängnißvoll.
and mit an der Spitze der Edlen, die am 3.
557 das gegen die Regierung gerichtete Bünd-
die Kongregation des Herrn genannt, unter-
eten. Während des hieraus entspringenden
fes befand er sich meist in England, ward
nach seiner Rückkehr mit der Kanzlerwürde
et, und sein Einfluß blieb auch nach der Ver-
ng der Königin mit Darnley, einem Vetter
., obgleich er im heimlichen Bunde mit Mur-
and, bedeutend. Er war betheiligt an der
rdung des Sängers Riccio (9. März 1566);
ge der Aussöhnung der Königin mit Darnley
it dem 20. März 1566 des Kanzleramtes ent-
mußte er mit seinen Genossen nach Northum-
b flüchten. Der gewaltsame Tod von jenem
im Theil sein Werk, ebenso die nachfolgende
ählung der königlichen Wittwe mit Bothwell,
das einen Monat später in Stirling geschlos-
ündniß zum Verderben der unglücklichen Kö-
im Einverständnisse mit Elisabeth von Eng-

In dem Bürgerkriege, der nach Murray's
dung mit erneuerter Heftigkeit ausbrach,
Morton ganz allein die Sache, die er bisher
verfechten helfen, aufrecht; seine Umtriebe
en es sogar dahin, daß Elisabeth ihm und
seinen Freunden gestattete, einen Regenten zu wäh-
len. Er empfahl den alten Grafen von Lenox und
nach dessen gewaltsamem Tode durch die Anhänger
der Königin den Grafen von Mar. Als auch dieser
plötzlich am 28. Okt. 1572 starb, ward er selbst am
9. Nov. zum Regenten erwählt. Von nun an
herrschte englischer Einfluß unbedingt in Schott-
land, und Maria ward von keinem Unterthanen
mehr als Monarchin anerkannt. Des Grafen knech-
tische Unterwürfigkeit gegen Elisabeth, sowie seine
Habgier erregten aber nachgerade den Unwillen der
Nation; er verschlechterte den Gehalt der Münzen,
vervielfältigte die Konfiskation und bemächtigte sich
der Kirchengüter, so daß der Adel dem Rufe des
zwölfjährigen Königs Jakob VI. zu einem außer-
ordentlichen Staatsrathe, unter dessen Sanktion
er die Regentschaft aufzulösen gedachte, bereitwillig
folgte. Morton unterwarf sich wider alles Erwarten
dem Ausspruche dieses Staatsrathes und erlangte
dadurch eine Lossprechungsakte für sich, worauf er
sich auf sein Schloß Dalkeith, vom Volke die Löwen-
grube genannt, zurückzog. Bald aber nahm er nach
Beseitigung seiner Gegner seinen Sitz im Staats-
rathe wieder ein und stand bald von Neuem an der
Spitze der Staatsgeschäfte. Man nahm endlich
seinen Antheil an Darnley's Mord als Vorwand,
ihn zu verderben. Das deshalb niedergesetzte Ge-
richt erklärte ihn der Theilnahme an jenem für
schuldig u. er wurde am 2. Juni 1581 zu Edinburg
enthauptet.

14) Archibald, ein Neffe des Vorigen, der 5.
Graf von Morton, durch ihn gingen die Güter
und Würden dieses ältern Zweigs an das jün-
gere Haus Morton über, dessen Stifter Henry
war. Archibald, 1573 zum Sheriff von Berwick-
shire ernannt, erwarb sich als einer der Hüter
der Marken nicht geringen Ruhm, war übrigens,
so lange Morton am Leben, dessen rüstiges
Werkzeug. Als Theilnehmer an dem Ruthven-
aufstande mußte er eine Zeitlang den Hof meiden,
und in Folge des Unternehmens auf Stirling (19.
April 1584) sah er sich zur Flucht nach England
genöthigt, wo er bei der Königin freundliche Auf-
nahme fand, während das Parlament in Schottland
das Urtheil der Güterverwirkung gegen ihn aus-
sprach. Er bemächtigte sich jedoch mit bewaffneter
Hand seines Erbes wieder, u. der König verzieh ihm
u. setzte ihn in alle seine Aemter wieder ein. Er †
Ende Juli 1588. Da er keine männlichen Nach-
kommen hinterließ, fielen seine Güter und Titel
an die Linie von Glenberry.

15) Robert, der zweite aus dem Hause Wit-
tingham, 1611 geboren, kam sehr jung nach Schwe-
den, diente unter König Gustav Adolf, ward 1643
zum Generalmajor ernannt und vereinigte sich nach
der Schlacht bei Jankau 1645 mit dem Fürsten
Rakoczi in Ungarn. Im Jahre 1646 eroberte er
Brackel, berannte Heilbronn, nahm an den kriegeri-
schen Ereignissen in Bayern und am Bodensee An-
theil, erschien als schwedischer Deputirter bei den
Verhandlungen in Ulm und ward darauf Gou-
verneur über sämmtliche schwedische Eroberungen
in Schwaben, sowie Generallieutenant der Kaval-
lerie der schwedischen Armee in Deutschland. Bei
der Belagerung der Burg Gleichenstein auf dem
Eichsfelde verwundet, war er darauf noch thätig bei
der Eroberung von Eger, bei dem Zuge nach Hessen

und bei dem letzten Einfalle in Bayern, worauf er bis zum Schlusse der Exekutionstraktaten zu Nürnberg in Schwaben Quartiere bezog. Am 29. März 1651 wurde er in den schwedischen Freiherrenstand erhoben und erhielt Skalby bei Kalmar als Freiherrschaft. Als General der Kavallerie u. Reichszeugmeister am 28. Mai 1654 in den Grafenstand erhoben, ward er mit der Stadt Skeningen in Ostgothland als einer Grafschaft beschenkt. In dem polnischen Kriege 1655 war er bei der Einnahme von Krakau u. in dem glücklichen Treffen bei Golup thätig, eroberte sodann die Stadt Tykoczin sammt dem festen Schlosse und besiegte den zum Entsatze herbeirückenden Adel der Provinzen Masovien und Podlachien in offener Feldschlacht. Nach der Schlacht bei Warschau folgte er dem König nach Preußen, um nach Karl Gustavs Abreise das Kommando der im danziger Werder zurückgelassenen Truppen zu übernehmen. Im Jahre 1657 nach Schweden zurückgekehrt, ward er zum Feldmarschall ernannt, begab sich 1658 nach dem von Rußland und Polen hart bedrängten Livland, bemächtigte sich daselbst mehrer Städte, nahm den Herzog von Kurland mit seiner ganzen Familie zu Mietau gefangen und eroberte ganz Kurland, dessen Aufgebot er 1659 besiegte. Indessen fiel ganz Kurland bald wieder in der Polen Hände, die schwedische Armee ward über die Düna zurückgedrängt, und D., seit Kurzem auch Generalgouverneur von Livland, sah sich genöthigt, zur Erhaltung seiner Truppen von der Provinz die schwersten Opfer zu verlangen, wodurch der Bedrückung freier Spielraum gegeben wurde. Nach den Friedensschlüssen von Oliva und Cardes kehrte er nach Schweden zurück, wo er am 28. Mai 1662 zu Stockholm †. Von ihm stammen die noch blühenden schwedischen Grafen von D. ab. Vgl. Hume of Godscroft, History of D., Edinburg 1743, 2 Bde.

Douglas, 1) James, englischer Arzt und Botaniker, 1675 in Schottland geboren, zeichnete sich vorzüglich als Anatom aus und † zu London 1742. Nach ihm benannt sind die douglasischen Falten (plicae semilunares Douglasii), zwei aufwärts gerichtete Falten der Bauchhaut zwischen dem Mastdarme u. der Harnblase im männlichen u. zwischen jenem und dem Uterus im weiblichen Körper. Um die Botanik machte er sich durch Monographien verdient.

2) Stephan Arnold, nordamerikanischer Staatsmann, geboren den 23. April 1813 zu Brandon im Staate Vermont, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt und dann das Kollegium zu Canandaigua im Staate Newyork, wo er sich zugleich bei einem Advokaten zum praktischen Rechtsgelehrten ausbildete. Im Frühjahre 1833 siedelte er nach Beendigung seines akademischen Kursus nach dem Westen über, ließ sich zu Winchester im Staate Illinois nieder und eröffnete hier eine Schule, die ihm die Mittel zur weiteren Fortsetzung seiner juristischen Studien gewährte. Im März 1834 ward er als Attorney und Sachwalter zur Praxis beim obersten Gerichtshof zu Illinois zugelassen und erwarb sich hier bald einen so ausgezeichneten Ruf, daß er bereits 1835 von der Legislatur zum Generalanwalt des Staats ernannt ward. In rascher Folge ward er dann Mitglied der Staatslegislatur, Registrator des Land office, Staatssekretär und 1841 Beisitzer des obersten Gerichtshofs (Judge of the supreme Court). Nachdem er sich 1837 vergeblich um die Vertretung von Illinois im Kongreß beworben, war er 1843 glücklicher u. war bis zum 4. März 1847 Mitglied des Repräsentantenhauses zu Washington. Noch vor Erreichung des gesetzlichen Alters ward er zum Mitglied des Senats erhoben und bekleidete, stets von Neuem gewählt, diesen Posten bis an sein Ende. Als energischer Charakter und feuriger Redner nahm er in beiden Versammlungen eine einflußreiche Stellung ein. Er betrieb die Annexation von Texas u. den merikanischen Krieg, machte England gegenüber die Rechte der Union auf das Oregongebiet mit großer Entschiedenheit geltend und fungirte als Vorsitzender und Berichterstatter der Komité's, welche die Bill zur Organisirung neuer Territorien und zur Aufnahme neuer Staaten in die Union entwarfen. In der Frage über die Sklaverei entschieden auf Seiten der Südstaaten u. der Demokratie stehend, ward er 1852 als Kandidat für die Präsidentenwürde aufgestellt, mußte jedoch dem General Pierce weichen. Im Januar 1854 legte er dem Kongreß die Bill zur Organisation des bisherigen Nordwest- oder Kansas-Nebraskagebiets vor, welche am 24. Mai nach heftigen Debatten durchging und so verhängnißvolle Folgen für die Union hatte, in sofern dadurch der Ausbreitung der Sklaverei in den neugewonnenen Territorien bedeutend Vorschub geleistet und Nordamerika in zwei feindliche Lager getheilt ward. Aber eben weil D. an dem verfassungsmäßigen Grundsatz festhielt, daß die Einführung oder Nichteinführung der Sklaverei dem Willen der Einwohner der verschiedenen Territorien anheimzustellen sei, ging D., als Buchanan, dem er als Präsidentschaftskandidat 1856 abermals unterlegen war, dem Volke von Kansas eine Konstitution aufzuzwingen suchte, durch welche die Sklaverei gegen den Willen der Majorität eingeführt wurde, trotz seiner Sympathien für die Südstaaten sogleich zur Opposition über u. protestirte energisch gegen jenen die Volkssouveränetät verletzenden Akt. Nachdem er durch dieses Auftreten die Gunst der südlichen Demokratie verscherzt hatte, gewann er dafür die Gunst der nördlichen, deren Hülfe er bei den bevorstehenden Wahlen bedurfte. Im Jahre 1859 ward er nach heftigem Wahlkampfe zum dritten Male in den Senat für Illinois gewählt, indem er über seinen Gegenkandidaten Abraham Lincoln siegte. Im Jahre 1860 trat D. zum dritten Male als Präsidentschaftskandidat auf. Auf einem Konvent der demokratischen Partei zu Charleston sprach sich zwar die Mehrheit für ihn aus, doch verweigerten die Vertreter des Südens, durch D.' Verhalten in der Kansasfrage erbittert, dem Majoritätsbeschluß ihre Anerkennung u. verließen die Versammlung. Obwohl nun die Delegirten der Nordstaaten in Baltimore D. durch fast einstimmiges Votum zum Kandidaten der Partei ernannten, so verharrten doch die der Südstaaten bei ihrem Widerspruch u. stellten in der Person Breckenridge's einen besondern Kandidaten auf, wodurch sich bei der Wahl die Stimmen der Demokratie zersplitterten und der Sieg der Republikaner herbeigeführt ward. Obwohl D. durch Lincolns Sieg das Ziel seines Ehrgeizes in weite Ferne gerückt sah, so unterstützte er als warmer Patriot doch seinen glücklichen Rivalen bei den

nden Kollisionen aufs Kräftigste und gab den ssionisten gegenüber die entschiedene Erklärung aß die Union um jeden Preis aufrecht erhalten en müsse. Durch dieses edle Benehmen söhnte ch seine heftigsten Gegner wieder mit sich aus. ar eben im Begriff, die ihm von Lincoln ange- ne Charge eines Generalmajors in der Armee Union anzunehmen, als er am 3. Juni 1861 kurzer Krankheit zu Chicago †. Wegen seiner n, gedrungenen Gestalt und seiner außeror- ichen geistigen Energie nannten ihn seine An- er den „kleinen Riesen". Vgl. Sheahan, of D., Newyork 1861.

ulens (Doullens), Stadt im französischen rtement Somme, nördlich von Amiens, an der ie, mit 4530 Einwohnern und einer Citadelle, nst für einen der wichtigsten Punkte der Picar- alt u. gegenwärtig als Staatsgefängniß be- wird.

une, Flecken in der schottischen Grafschaft), am Teith, mit großen Viehmärkten, einem als sehr festen Schloß und 1560 Einw. Nahe- ne Baumwollenmanufaktur mit 700 Arbeitern.

o, ut des, und **Do, ut facias** (lat.), ich daß du gibst, und ich gebe, daß du thust, zwei nannte Kontrakte; beim Kauf- und Dienstkon- gebräuchliche Formel. Vgl. Vertrag.

uville, Jean Baptiste, einer der berühm- Reisenden der neuesten Zeit, um 1794 im chen Frankreich geboren, war kaum in den eines bedeutenden Vermögens gelangt, als vechselnd Asien und Amerika bereiste. Seine ihungen, in China einzudringen, schlugen fehl, en reizten ihn die Erzählungen portugiesischer eute, Kongo u. das innere Afrika zu besuchen. San-Felipe in Benguela aus durchstreifte er n Portugiesen unterworfenen Königreiche An- und Benguela, drang sodann in die gegen und Norden davon gelegenen Negerländer 5° 4' gegen Osten und 13° 27' gegen Süden von wo er sich wieder nordwärts nach dem : von Ambriz wandte. Sein Bericht an die aphische Gesellschaft, deren Sekretär er war, hm die Preismedaille für die wichtigste 1830 hte Entdeckung und die Ehrenmitgliedschaft ographischen Gesellschaft zu London ein. Sein „Voyage au Congo et dans l'intérieur de l'Af- équinoxiale, fait dans les années 1828, 1829 0" (Paris 1832, 3 Bde., und öfter) bietet ge Bereicherungen der geographischen Wissen- n. Im Jahre 1835 ließ er sich in Formigas asilien, auf dem Wege von San Romao nach Diamantendistrikt, als Arzt nieder, ward aber arauf ermordet.

ve, Heinrich Wilhelm, einer der bedeu- n Physiker der Gegenwart, am 6. Oktober zu Liegnitz geboren, besuchte die dortige Rit- demie und widmete sich seit Ostern 1821 zu au und zu Berlin mathematischen und physi- en Studien, habilitirte sich Ostern 1826 als tdocent zu Königsberg u. ward im Sommer ußerordentlicher Professor daselbst, 1829 in , wo er später zum ordentlichen Professor be- t und in die Akademie der Wissenschaften auf- men wurde. In den „Abhandlungen" der , sowie in Poggendorfs „Annalen" hat D. einer Untersuchungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Meteorologie, Klimatologie und Atmosphärologie niedergelegt. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Ueber Maß und Messen" (2. Aufl., Berlin 1835), „Meteorologische Untersuchungen" (das. 1837), „Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde" (das. 1840—47, 4 Thle.), „Untersuchungen im Gebiete der Induktionselektricität" (das. 1843), „Ueber den Zusammenhang der Wärmeveränderung der Atmosphäre mit der Entwickelung der Pflanzen" (das. 1846), „Temperaturtafeln" (das. 1848), „Bericht über die 1848 und 1849 auf den Stationen des meteorologischen Instituts im preußischen Staate angestellten Beobachtungen" (das. 1851). Für einen weitern Leserkreis sind bestimmt die gehaltreichen kleineren Schriften: „Die Witterungsverhältnisse von Berlin" (Berlin 1842), „Ueber Wirkungen aus der Ferne" (das. 1845), „Ueber Elektricität" (das. 1848), „Monatsisothermen" (das. 1850), „Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde" (das. 1852) „Darstellung der Farbenlehre" (das. 1853), „Die Witterungsgeschichte des letzten Jahrzehnts 1840 bis 1850" (das. 1853), „Die Verbreitung der Wärme in der nördlichen Hemisphäre" (das. 1855), „Die täglichen Veränderungen der Temperatur" (das. 1856), „Die Rückfälle der Kälte im Mai" (das. 1857), „Klimatologische Beiträge" (das. 1857 ff.) Seit 1837 gibt er auch das „Repertorium der Physik" heraus und hat wesentlichen Antheil an der Bearbeitung des „Handwörterbuchs der Chemie u Physik" von August u. A. (Berlin 1842—50).

Dover (Dovor), 1) Seestadt in der englischen Grafschaft Kent, an der Meerenge von Calais (Strait of Dover), Frankreich gegenüber, ist wegen des Hafens, der zu den sogenannten Fünfhäfen (s. Cinque Ports) gehört, u. wegen der Befestigungen merkwürdig, sowie auch wegen seiner Seebäder bekannt. Der Ort liegt ganz offen, vor mächtigen Kreidewänden am Ausgang eines freundlichen Wiesenthales u. besteht hauptsächlich aus einer ½ Stunde sich aufwärts erstreckenden Straße. Er hat 3 Kirchen, ein prachtvolles Kriegshospital, eine schöne Stadthalle, Bibliothek, ein Theater u. ist theils durch die sehr besuchten Seebäder, theils als Ueberfahrtsort nach dem 4½ Meilen entfernten Calais (Ueberfahrt 3 Stunden) eine sehr belebte Stadt, die sich fortwährend hebt, und mit der bereits 2 Dörfer zusammen gewachsen sind. Der Hafen geht mitten in die Stadt hinein, ist sicher u. hat einen engen Eingang kann aber nur zur Fluthzeit befahren werden. Zur Ebbezeit werden die Passagiere in Booten zur Stadt gebracht. Die Höhen zu beiden Seiten der Stadt sind stark befestigt. Auf der Anhöhe im Südosten erhebt sich das gewaltige Schloß (Dover Castle) an denen Römer und Normannen gebaut haben, u das 10,000 Mann aufnehmen kann. Die Höhen im Westen u. Südwesten sind mit Wällen, Gräben bombenfesten Magazinen, 10 Mauerthürmen (deren ältester von Earl Godwin herrührt), Batterien mit schwerer Artillerie, Kasematten und Kasernen für 2000 Mann versehen. Im Ganzen liegen 300 schwere Geschütze u. 60 Mörser auf den Höhen vertheilt. Durch eine Eisenbahn steht D. mit der Brighton-London-Eisenbahn, durch Dampfboote u einen unterseeischen Telegraphen mit Calais in Verbindung. D. hat Docks, große Magazine,

Schiffbau, Seilereien &c. und 24,970 Einwohner. D. (Portus Dubris) soll schon zu den Zeiten der Römer u. namentlich durch Julius Cäsar befestigt worden sein. Von Wilhelm dem Eroberer mit neuen Werken versehen, galt es für unüberwindlich; doch unter Karl I. wurde es von einer kleinen Abtheilung des Parlamentsheeres genommen, und als Napoleon von Boulogne aus mit einer Landung in England drohte, sah man sich genöthigt, D. mehr nach den Regeln der neueren Befestigungskunst zu verstärken. Damals wurde auf einer Höhe hinter der Stadt die neue Kaserne angelegt, die das ganze Seeufer beherrscht u. auf alle Weise vor Ueberrumpelung gesichert ist. In der Nähe des neuen Forts auf der südwestlichen Seite befindet sich auch der berühmte Shakspearefelsen, bekannt aus „König Lear".

2) Stadt im nordamerikanischen Staat New-Hampshire, Grafschaft Strafford, am Cocheco, $2\frac{1}{2}$ Meilen vom Meere, mit 10 Kirchen, Fabriken, lebhaftem Handel und 9200 Einwohnern, ist die älteste Stadt des Staats, 1623 angesiedelt.

3) Stadt im nordamerikanischen Staat Delaware, Grafschaft Kent, am Jones Creek, 1 Meile vom Fluß Delaware, mit 3 Kirchen, einer Bank, Akademie und 4207 Einw. D. besitzt ein schönes Monument zum Andenken an den Oberst John Haslett, der in der Schlacht von Princeton fiel.

Doversches Pulver (pulvis Doveri), Mischung aus Opium u. Ipecacuanhapulver (etwa von jedem $\frac{1}{4}$—1 Gran) mit Zucker, ein beliebtes und bewährtes Mittel gegen Durchfälle, auch als schlafmachendes u. schweißbringendes Mittel in Gebrauch. Manche setzen noch ein Abführsalz (schwefelsaures Kali) hinzu, was aber in manchen Fällen nicht paßt. Dies Mittel ist neuerdings durch den Gebrauch des Morphium etwas verdrängt worden.

Dovrefjeld (spr. Dovrefjäll), eine Abtheilung des skandinavischen Hochgebirges, die sich im mittleren Theile von Norwegen, zwischen der Driva und dem Lougen, von 63°—62° 40' nördl. Br. erstreckt u. 2500—3500 Fuß mittlere Höhe hat. Die zahlreichen Kuppen erscheinen abgerundet und fallen auf einer Seite oft ziemlich allmählig ab, während die übrigen Seiten fast unersteiglich schroff sind. Am Fuße werden sie von einem Wall aus größeren und kleineren Steinblöcken und Grus umgeben; oft bedecken auch kleinere Blöcke und Steine die höchsten Gipfel. Als der hervorragendste unter denselben gilt der Sneehättan, mit 7150 Fuß Höhe und einem unbedeutenden Gletscher; doch ist noch nicht völlig gewiß, ob ihn der benachbarte Skreahög nicht an Höhe übertrifft. Pässe führen über das D. in 3400—5300 Fuß Höhe; auch führt über dasselbe, nahe dem Sneehättan, die große Straße von Christiania nach Drontheim, 50—60 Stunden weit. Auf der unbewohnten Höhe stehen 4 Alpenherbergen: Fogstuen, Jerkind, Kongsvold u. Drivstuen; zwischen der 2. und 3. erreicht die Straße die größte Höhe (3806 Fuß).

Dow (auch Douw und Dou), Gerard, berühmter niederländischer Maler, 1613 zu Leyden geboren, Schüler Rembrandts, mit dem er Lebhaftigkeit u. Harmonie der Farben, sowie die Einsicht in die Gesetze des Helldunkels gemein hat, während ihm das Feuer, der überwältigende Geist desselben fehlt. Er strebte nach der höchsten Vollendung des Einzelnen bis in die kleinsten Details u. bewies hierin eine seltene Ausdauer. Seine Gemälde machen stets den Eindruck des Lieblichen und außerordentlicher Naturtreue. D. † um 1680. Zahlreiche Genrestücke von ihm befinden sich im pariser Museum, in der Pinakothek zu München, in der dresdener Gallerie, in den Museen zu Antwerpen, Amsterdam, Dortrecht, in England in der Grosvenorgallerie, im Fitzwilliamsmuseum zu Cambridge, in Warwickshire, und das größte Werk D.s, der heimkehrende Tobias, den Vater von der Blindheit heilend, zu Brwood in Wiltshire. Gestochen haben nach D. Sarrabat, Kauperz, J. S. Smith, Beauvarlet, Gaillard, Krüger, Wille, Claessens &c. Schüler D.s sind Schalken, F. Miris und Metzu. Sein Leben beschrieb Cornelius de Bia (1662).

Dowlutabad, Stadt, s. Daulatabad.

Down, Grafschaft im östlichen Theile der irischen Provinz Ulster, grenzt westlich an die Grafschaft Armagh, nördlich an Antrim und die Belfastbai, östlich und südöstlich an das irische Meer u. südlich an die Carlingfordbucht, welche sie von Louth scheidet, und umfaßt 45,1 □Meilen mit (1861) 299,866 Einwohnern. Das Land ist gebirgig, besonders im Süden, wo sich das Mourne Gebirge (mit dem 2616 F. hohen Slieve Donard) erhebt. Die Berge erstrecken sich bis an die Meeresküste u. bilden daselbst verschiedene schöne Vorgebirge (St. Johns Point). Von den Buchten ist noch die Dundrumbai zu erwähnen. Nördlich davon erstreckt sich der große, mit dem Meer in Verbindung stehende Strangfordsee. Die Hauptflüsse sind der Bann, Newry und Lagan, von denen die beiden ersteren durch den Newrykanal verbunden sind. Auch gibt es einige Mineralquellen. Die Landeserzeugnisse sind: Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohlen, kleines Rindvieh, feinwollige Schafe, geschätzte Pferde, Ziegen, Hafer und Kartoffeln. Die Industrie schafft Wollen- u. Baumwollenzeuche, Papier, Soda. D. (Downpatrik), die Hauptstadt der Grafschaft, eine der ältesten Städte Irlands, südlich vom Strangfordsee, ist Sitz eines protestantischen und katholischen Bischofs, hat eine Kathedralkirche (vom heiligen Patrik, der hier begraben liegt, begründet), eine Diöcesanschule, Leinweberei und 3685 Einwohner. Dabei Gesundbrunnen St. Patrik.

Downs, eine große Rhede an der Südostküste der englischen Grafschaft Kent, welche von Deal, Dover und den Sandwichcastles vertheidigt wird.

Doxale (lat.), in katholischen Kirchen das den hohen Chor vom Hauptschiff trennende Gitter.

Doxologie, Gebet zum Preise Gottes, insbesondere die Schlußworte des Vaterunsers: „dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit". Diese Worte kamen erst im 4. Jahrhundert in den evangelischen Bericht des Matthäus, weshalb die katholische Kirche das Vaterunser noch heute unmittelbar mit der 7. Bitte schließt. In der Musik ist D. ein Schluß von Gesängen. Die kleine D. (doxologia minor) besteht aus den Worten: „Ehre sei dem Vater u. dem Sohne u. dem heiligen Geiste (Gloria patri, filio et Spiritui sancto in saecula saeculorum)" u. dem späteren Zusatze: „so wie es war im Anfang, jetzt u. in Ewigkeit. Amen." Die große D. (doxologia major) ist eine wahrscheinlich durch Hilarius, Bischof von Poitiers († 368), erweiterte Ausführung des englischen Lobgesanges u. fängt mit den Worten an: „Ehre sei Gott in der

e (Gloria in excelsis Deo)". Sie wird in der
[g]lischen Kirche an allen Sonntagen, ausgenom-
die Advents- und Fastenzeit, gesungen und hat
Stellung zwischen dem Confiteor u. der Bibel-
on. Die reformirte und englische Kirche haben
icht adoptirt. Zu ihr gehört auch das Tris-
ion: Heilig, heilig, heilig &c.

[D]oyen, Gabriel François, französischer
[H]istorienmaler, 1726 zu Paris geboren, war Schüler
[Van]lo's, bildete sich dann von 1748—55 in Italien,
1777 Hofmaler des Grafen Artois und Lehrer
[A]kademie zu Paris, 1791 Direktor der Akademie
[P]etersburg u. † daselbst den 5. Juni 1806. Von
n Werken besitzt Paris: Tod der Virginia; Ve-
von Diomedes verwundet; Ulysses, den jungen
[Tele]mar aufsuchend; den Triumph der Amphitride;
[h]eilige Genovefa, wie sie Paris durch ihre Für-
von der Pest befreit, jetzt in der Kirche St. Roche.
[V]ortrefflichsten Plafondmalereien D.s an der
des Georgensaales im Winterpalast zu Peters-
sind durch den Brand von 1838 zerstört wor-
Einige Gemälde von D. besitzen noch die kaiser-
Eremitage u. die Akademie der Künste daselbst.
rühmt an D.s Werken effektvolles Kolorit und
ge Zeichnung besonders verkürzter Formen.

[Do]zy, Reinhart, ausgezeichneter Orientalist,
1. Februar 1820 zu Leyden geboren, widmete
eit 1837 hier philologischen und historischen,
ders aber unter Weijers orientalischen Studien,
t 1844 eine Anstellung bei der Sammlung
[orien]talischer Handschriften zu Leyden und wurde
zum außerordentlichen Professor der Geschichte
[de]r Universität daselbst ernannt. Seine erste
re Arbeit war das „Dictionnaire détaillé des
des vêtements chez les Arabes" (Amsterdam
), eine vom königlich niederländischen Institut
[gekrön]te Preisschrift. Derselben folgten „Historia
[Abba]didarum" (Leyden 1846—52, 2 Bde.), Ausga-
on Abdo'l-Wahid al-Marrékoshi's „History
e Almohades" (das. 1847), Ibn-Badruns
mentaire historique sur le poëme d'Ibn-Ab-
(das. 1848), mit Einleitung, Noten, Glossar u.
, und Ibn-Adhari's „Geschichte Afrika's und
iens" (das. 1848—52, Th. 1—3). Auch ver-
lichte er die gehaltreichen „Recherches sur l'hi-
politique et littéraire de l'Espagne pendant le
n âge" (das. 1849, Bd. 1) u. den sorgfältig gear-
en „Catalogus codicum orientalium bibliothe-
ademiae Lugduno-Batavae" (das. 1851, 2 Bde.).

[D]., Abkürzung für Doctor.

[Dr]abescus, im Alterthum Stadt in Macedonien,
[G]ebiete der Edoner; zwischen D. und Philippi
Chr. die gewöhnlich nach letzterem Orte ge-
e Schlacht zwischen den römischen Republi-
n unter Brutus und Cassius und den Trium-
Antonius und Octavius.

[Dr]ac, Fluß in der Dauphiné, entspringt auf den
hen Alpen im französischen Departement
[Hochalp]en u. mündet nach 16 Meilen Laufs unweit
[Gren]oble in die Isère.

[Dr]acäna *L.* (Drachenblutbaum), Pflanzen-
[gattu]ng aus der Familie der Asparagineen, charak-
t durch die 6theilige Korolle mit in der Mitte
[eingefü]gten Staubgefäßen, meist hohe, palmenartige
[Gewäch]zen mit holzigem Stamme und schwertförmi-
n Spiralen gestellten, gedrängten Blättern u.
er großen Rispe stehenden hyacinthenähnlichen
Blüthen. Am bekanntesten ist D. Draco *L.*, in Ost-
indien. Der Stamm erreicht eine beträchtliche
Höhe, ist nackt, ringförmig genarbt und mit einer
schönen Blätterkrone versehen; die gedrängt über
einander liegenden Blätter sind über 3 Fuß lang,
2 Zoll breit, fest und starr, linien- u. rinnenförmige
seegrün, scharfspitzig, die Blumen weißlich, eine
prächtige, an 4 Fuß lange, reiche Endrispe bildend;
die Frucht ist eine gelbgrüne Beere. Der aus dem
Stamme freiwillig oder nach gemachten Einschnitten
ausfließende rothe Saft ist getrocknet eine Sorte des
Drachenblutes (s. d.). Der berühmteste Baum
dieser Art steht in einem Garten zu Orotava auf
Teneriffa und hat nach Alexander von Humboldt
45 Fuß im Umfang über der Wurzel. Bei der
Eroberung der Insel 1492 soll er schon eben so dick
gewesen sein; da er sehr langsam wächst, so schätzt
man sein Alter auf mehre tausend Jahre. Er wurde
von den Guanchen als Heiligthum verehrt u. trägt
jetzt noch Blüthen u. Früchte. Trotz seiner alten Be-
rühmtheit wurde er erst durch Clusius 1576 näher be-
kannt. Damals kam ein Drachenblutbaum von Te-
neriffa, wo es noch viele kleine u. junge gibt, besonders
am Strande, zuerst nach Lissabon, u. von da auch in
andere Gärten, wo aber diese Bäume meist in einem
ganzen Menschenalter nicht blühen. Sie gedeihen
im Sande und auf den dürrsten Laven. D. ferrea
L., D. terminalis *Jacqu.*, in China u. Cochinchina,
ist ein schönes, palmenartiges, 4—10 Fuß hohes
Gewächs mit baumartigem, ringförmig genarbtem,
unten nacktem Stamm, lanzettförmigen, zugespitz-
ten, glatten, purpurbraunen Blättern von schönem
Ansehen u. kleinen, purpurrothen Blumen in einer
Endrispe. D. fragrans *Ait.*, in Afrika, 6—10 Fuß
hoch, hat weiße, wohlriechende Blumen in reicher
Endrispe. D. terminalis *Lindl.*, auf den Südseein-
seln, 6—12 Fuß hoch, baumartig, mit prächtigen,
lanzettförmigen, langgespitzten, schön rosapurpur-
rothen, oft mit dunkleren und mit grünen Streifen
gezierten Blättern und Blumen in rispenständigen
Endtrauben, ist wegen der schön gefärbten Blätter
eine große Zierde unserer Warmhäuser. D. umbra-
culifera *Jacqu.*, auf den Inseln Mauritius u. Mar-
tinique, ist ein schönes, 4—6 Fuß hohes Gewächs
mit baumartigem Stamm u. einer Krone sehr zahl-
reicher, langer, linien-lanzettförmiger, an beiden
Enden geschmälerter, spitzer Blätter. Aus der Mitte
erhebt sich eine kurze Doldentraube sehr zahlreicher,
hübscher, weißer, wohlriechender Blumen. Man
unterhält den D. im Warmhause oder warmen
Zimmer bei 10—15° Wärme, begießt im Som-
mer reichlich, im Winter sehr wenig und vermehrt
ihn theils durch Wurzelkeime, die sich unten an
den Wurzeln bilden, in kleine Töpfe gepflanzt und
ins warme Lohbeet gestellt werden, theils durch
Sprößlinge, Stecklinge und Samen. Man kann
jungen Bäumchen im Mai die Krone abschneiden u.
solche, nachdem die Wunde hinreichend getrocknet
ist, im warmen Lohbeete unter einer Glocke als
Stecklinge behandeln, während der Stamm, dessen
Abschnittwunde mit Baumwachs bedeckt wird, im
warmen Loh- oder Sommerkasten neue Seitenäste
treibt, die gleichfalls im nächsten Jahre gesteckt wer-
den können. Die Stecklinge müssen, ehe sie Wurzel
treiben, sehr mäßig befeuchtet werden, sonst faulen
sie leicht. Sie lieben sämmtlich große Gefäße und
eine Unterlage zerstoßener Topfscherben. Als Erde

gibt man 3 Theile sandige Heideerde, 2 Theile Lauberde, einen Theil Moorerde, einen Theil Lehm und 2 Theile groben Flußsand; auch gedeihen sie meist in bloßer sandiger und nahrhafter Dammerde gut.

Drach, Johann, s. Draconites.

Drache (Flattereidechse, Draco *L.*), Reptiliengattung aus der Ordnung der Saurier oder Eidechsen und der Familie der Schuppeneidechsen, charakterisirt durch die auf der Seite zwischen den falschen Lippen zur Erleichterung des Springens ausgespannte Flughaut und den spitzen Kehlsack, kleine, harmlose, unschädliche, nur in Ostindien und auf den Sundainseln auf Bäumen lebende und von Insekten sich nährende Eidechsen, die in sofern merkwürdig sind, als sie, die einzigen unter den meist trägen Reptilien, fliegen oder vielmehr flattern können, wobei ihnen jene Flughaut als Fallschirm dient. Auf Java gemein ist der grüne D., Draco volans *L.*, D. viridis *Daud.*, grün, mit brauner, an der Innenseite der Oberschenkel angehefteter Flatterhaut.

Drache (lat. draco), fabelhaftes Thier von ungeheurer Größe, geringelt, mit scharfem, furchtbarem Blick, oft mehrköpfig, mit vergiftendem Hauche &c., kommt als Ungeheuer schon bei Homer vor. Der D. war bei den Alten der Diana, dem Bacchus und Mars geheiligt; nach Plutarch gehört er zu den Attributen der Heroen. Der Luftwagen der Medea, der Wagen der die Persephone suchenden Ceres wird von D.n gezogen. In den Sagen des Mittelalters spielen die D.n (die hier meist geflügelt gedacht werden) eine wichtige Rolle. Nicht minder wissen die chinesischen, javanesischen und andere asiatische Sagen von ihnen zu erzählen. Die Vorstellung ist meist wohl von großen asiatischen Riesenschlangen und Krokodilen ausgegangen und ins Märchenhafte vergrößert worden; vielleicht sind in den D.n auch die letzten Exemplare urweltlicher Thiere zu erkennen, welche sich in großen Sümpfen noch in die historische Periode herein erhalten hatten und erst in späterer Zeit der Kultur und der fortschreitenden Austrocknung der Erdoberfläche gewichen sind. Vgl. Lindwurm. Als militärisches Zeichen kommt der D. bei fast allen Nationen des Alterthums und Mittelalters vor. In China ist der D. das Staats- u. kaiserliche Wappen. In Japan, wo er mit Füßen, Händen und 2 Hörnern dargestellt wird, dient er als Fahnenknopf. In der biblischen und kirchlichen Symbolik ist er Bild des Teufels, des Heidenthums und der Abgötterei, des Antichrists. In der Heraldik ist der D. im Schilde, auf dem Helme u. als Schildhalter gebräuchlich u. wird mit Fledermausflügeln dargestellt. Schnauze und Füße sind bewaffnet &c. Hat er keine Flügel, so ist es ein Lindwurm; mit Flügeln, ohne Füße, eine geflügelte Drachenschlange. Er ist „bezwungen“, wenn er Kopf und Flügel hängen läßt, ein Seedrache, wenn er einen Fischschwanz hat. Drachenschwanzkreuz nennt man ein Kreuz, welches sich in Drachenschwänze endigt. D. nennt man auch ein gewöhnliches Spielzeug der Kinder, das aus zusammengeleimtem, über zwei dünne Kreuzhölzer gespanntem Papier besteht u. die Form eines Rhomboïds hat, an dem ein langer Schwanz von leichten, durch Bindfaden verbundenen Papierstreifen hängt; an den längeren Mittelstab wird eine Schnur gebunden u. an diese ein langer Bindfaden befestigt. Wird der D. bei mäßigem Winde in die Höhe geworfen und dabei dem Winde entgegengezogen, so erhebt er sich durch den Stoß des Windes und steigt, indem der Faden allmählig nachgelassen wird, leicht zu einer Höhe von mehren hundert Fuß. Der Grund des Steigens liegt darin, daß das lange schwanzartige Ende, welches vom Winde fast horizontal fortgetrieben wird, den Hintertheil des Drachenkörpers etwas hebt und diesem eine schiefe Richtung gegen den Strom des Windes gibt, der angezogene Faden aber den D.n nicht dem Winde weichen läßt, sondern ihn vielmehr gegen denselben treibt; so liegt der D. immer mit der ganzen Fläche seines Körpers gegen den Wind und muß, da der Faden ihn gegen denselben in einer und derselben Richtung zieht, nothwendig steigen. Mussichenbroek hat die Theorie der Bewegung und des Steigens des D.n genau erörtert, Franklin aber gab dem artigen Spielwerk eine für die Physik wichtige Bedeutung, indem er zuerst 1752 den D.n benutzte, um die Elektricität aus den Wolken dadurch zu entlocken und auf die Erde herabzuleiten, was ihn von der Identität der Luftelektricität, also auch des Blitzes und der Maschinenelektricität überzeugte u. weiter auf die Erfindung des Blitzableiters führte. Im Geschützwesen war der D. (Doppelkolubrine) ein altes Geschütz von 31 Mündungsdurchmessern; es schoß 16—40 Pfund Eisen. Der fliegende D., noch länger als das vorige, schoß 30 Pfund.

Drache, Sternbild am nördlichen Himmel von 130—300° gerader Aufsteigung und 50—80° nördlicher Abweichung zwischen Cepheus, Hercules und Lyra. Der Schwanz zieht sich zwischen dem großen u. kleinen Bären in Windungen hindurch; der Bauch geht in mehren Krümmungen rund um den Pol der Ekliptik. Er hat einen Stern 2. Größe (am Kopfe), 11 Sterne 3. Größe u. mehre kleinere. Der Stern α draconis, in der Mitte des Schwanzes, war vor circa 4600 Jahren Polarstern, indem er damals dem Nordpol viel näher stand, als der jetzige Polarstern.

Drachenblut (Drachenblutharz, Sanguis Draconis, Resina Draconis), ein dunkelrothbraunes, fast schwarzes, undurchsichtiges, sprödes und geruchloses Harz, welches ein rothes Pulver gibt und in Alkohol, Aether, den Oelen und Alkalien mehr oder weniger vollständig löslich ist. Es stammt von verschiedenen Pflanzen, und man unterscheidet, theils nach seiner Abstammung, theils nach der Gewinnung desselben, folgende Sorten im Handel: 1) Ostindisches D., stammt von Calamus Draco, einer in Hinterindien und auf den Molukken heimischen Palme mit eiförmigen, $^3/_4$—1 Zoll starken Früchten, welche mit rückwärts stehenden Schuppen besetzt sind, aus deren Zwischenräumen das Harz hervordringt. Diese Schuppen lassen sich leicht in allen Sorten des ostindischen D.s erkennen. Das von den Früchten abgeschabte, freiwillig ausgeschiedene Harz liefert die vorzüglichste Waare. Werden die Früchte den Dämpfen siedenden Wassers ausgesetzt, so quillt mehr Harz heraus; dies wird gesammelt und zu Kugeln oder Kuchen geformt. Zuletzt werden die Früchte gestoßen, bei gelinder Wärme geschmolzen und durchgeseiht. Das gereinigte Harz gibt dann ausgerollt das D. in Stangen und der Rückstand das D. in Massen. Dem entsprechen folgende Handelssorten: D. in Körnern, Sanguis Draconis in

…, in erbsen- bis haselnußgroßen Stücken, …rzbraun, außen roth bestäubt; D. in Thränen, …llnußgroßen Stücken, die in Palmenblätter ge…en und oft perlschnurartig an einander gereiht D. in Kuchen, in placentis, vorzüglich schön …ein, in platten, an den Kanten gewölbten, bis …oll langen, $^1/_2$ Zoll breiten und $^1/_4$ Zoll starken …n, die in Blätter eingeschlagen sind; D. in …gen, in baculis, gewöhnlich eine ausgezeich… sehr häufig vorkommende Sorte; die Stan…nd $^3/_4$ Fuß lang, bis 1 Zoll breit, in eine …enfieder eingewickelt und mit Bast umschnürt; … Massen, in massis, durch Fruchtschuppen …runreinigt, kommt in unregelmäßigen Stücken 2) Amerikanisches oder westindisches …anguis Draconis de Cartagena, quillt aus der …ndeten Rinde von Pterocarpus Draco *L.*, … in Westindien heimischen Papilionacee, und … sich im Handel in kleinen, unregelmäßigen, … roth bestäubten, innen braunen Stücken, sel… in 12—14 Zoll langen u. $^3/_4$—2 Zoll starken, …ätter gewickelten und mit Cissusranken um…ten Stangen vor. Man unterscheidet es vom …ischen D. leicht dadurch, daß die alkoholische …g nicht wie bei diesem durch Ammoniak gefällt 3) Kanarisches D., Sanguis Draconis …ensis, stammt von Dracaena Draco und soll …em verwundeten Stamm dieses zu den Aspa… gehörigen Baumes fließen. Es kommt in …nlichen, matten, erdigen, braunrothen, zinn…th bestäubten Massen im Handel vor. Dem …hnliche Produkte stammen von Croton *Schlchtdl.* in Meriko, Croton hibiscifolius …n Neugranada, sowie Dalbergia monetaria *L.* …trinam und Pterocarpus santalinus *L.* und … *Willd.* in Ostindien; im Handel kommen …harze nicht oder doch nur selten vor. Kunst…ikte sind mehrfach vorgekommen, auch in der … eigenthümlichen Verpackung, man kann sie …ei genauerer Betrachtung als solche leicht er… Die Zusammensetzung des D.s ist …erforscht, auch scheint sie bei den verschiedenen …sorten mannichfach abzuwechseln. Bei trocke…stillation schmilzt es u. liefert Aceton, Was… $3^1/_2$ Proc. Benzoesäure, später Kohlenoxyd, …säure u. eine dunkle, ölige Flüssigkeit, welche …lenard und Boudault Dracyl und Draconyl …en sollte. Ersteres ist aber Toluol, letzteres …rol. Das D. dient namentlich zur Berei…n Firnissen und zum Färben und Poliren …lz, Marmor ꝛc.; in der Medicin wird es nur …ten angewandt.

…henblutbaum, s. Dracäna und Ptero…s.

…henfels, Bergkegel des Siebengebirgs in der …hen Rheinprovinz, 1473 Fuß hoch, erhebt … Königswinter gleich einer kolossalen Wand …über dem Rhein und trägt auf seinem Gipfel …nen des Schlosses D. (früher Drachen… 1117 erbaut, ein Wirthshaus und einen …n zum Andenken an den Rheinübergang …14. An der Rheinseite wächst die als …nblut bekannte Sorte Rheinwein.

…enfluß, s. Amur.

…enkopf, Pflanze, s. Dracocephalum.

…enkopf und **Drachenschwanz,** die beiden …er Mondsbahn, in welchen diese die Eklip…tik durchschneidet; der von der Ekliptik nördlich und südlich am weitesten entfernte Theil dieser Bahn heißt dagegen Drachenbauch. Vgl. Mond.

Drachenkraut, s. Dracontium.

Drachenschwanz, Pflanze, s. Calla.

Drachenwurz, s. Dracontium.

Drache zu Babel, Ueberschrift einer apokryphischen biblischen Erzählung, welche der griechischen Uebersetzung des Propheten Daniel beigegeben ist, und nach welcher unter der Regierung des Cyrus im großen Beltempel zu Babel eine lebendige Schlange angebetet wurde. Da aber die Babylonier nicht Thiere, sondern Gestirne verehrten, und das, was Diodor von Sicilien (II, 9) von silbernen Schlangen im Beltempel berichtet, wohl auf Thiersymbole und Götterembleme hinweist, so liegt jener in Alexandria entstandenen Legende wahrscheinlich eine irrige Uebertragung des ägyptischen Thierdienstes auf die Babylonier zu Grunde.

Drachme (griech., was man mit den Fingern fassen kann), Gewicht und Münze, vorzüglich Silbermünze, des alten Griechenlands und der von altgriechischer Kultur und Herrschaft ergriffenen Länder, $= ^1/_{6000}$ des Talents, $^1/_{100}$ der Mine oder 6 Obolen, jedoch bei der Verschiedenheit des Talents nicht immer u. überall von gleicher Größe, Schwere und Geltung. Die äginetische D., ursprünglich = 137 pariser oder 112,295 englischen Gran, war als Silbermünze s. v. a. $12^1/_2$ Sgr., später im peloponnesischen Kriege nur 120 pariser oder 98 englische Gran, noch geringer in Byzanz, Argos, Elis, Sicyon, Theben, Rhodus und Kreta. Die babylonische, hebräische, phönicische und karthagische D. war von der auch in Macedonien vor Alexander dem Großen üblichen äginetischen nicht verschieden. Die euböische oder ältere attische (vorsolonische) D., $114^1/_4$ pariser oder 93,5792 englische Gran, als Silbermünze etwa $10^1/_2$ Sgr., war in Persien, Corcyra, Dyrrhachium, Euböa, Rhegium, Zancle, Naxos, Himera, Korinth u. Athen im Gebrauch, meist jedoch von der neuern attischen D. verdrängt, oder nur als Handelsgewicht beibehalten. Die neuere attische oder solonische D., 82,2 pariser oder 67,377 englische Gran ($7^1/_2$ Sgr.), seit dem 3. oder 4. Jahrhundert v. Chr. nur 76—78 pariser od. 63—64 engl. Gran (etwa $6^{11}/_{12}$ Sgr.), ward bald weit verbreitet statt der beiden vorigen in Athen, Euböa, Korinth u. deren Kolonien, in Kreta, Macedonien, Syrien u. andern Ländern. Aus ihr ging die Denar- oder römische Rechnungsdrachme hervor (s. Denar). Die ptolemäische D. in Aegypten war gewöhnlich gleich der äginetischen oder doch derselben nahe kommend (110 englische Gran), bisweilen indessen auch gleich der solonischen. Die alexandrinische D., ebenfalls in Aegypten, war gleich einer halben ptolemäischen, später s. v. a. eine der römischen gleichgesetzte solonisch-attische Rechnungsdrachme. Die D. des alexandrinischen Holztalents hatte 98,64 pariser od. 80,84 englische Gran, kam aber als Münze nicht vor. Die tyrische u. antiochische D. war gleich einer halben babylonischen oder äginetischen. Münzen von mehren D.n waren: das Tetradrachmon, 4 D.n, besonders nach dem solonischen Münzfuße, und das Didrachmon oder die Doppeldrachme, wobei auch nach euböischem Münzfuße der Stater ($20^2/_3$ Sgr.), nach babyloni-

schem der hebräische Sekel (25 Sgr., in der römischen Zeit nur 4 D.n des attischen Rechnungsmünzfußes oder 4 Denare) und nach dem solonischen die goldenen Dariken in Asien und den meisten griechischen Staaten (164,4 pariser, 134,754 englische Gran, 5—6½ preuß. Thlr.) gehören. Als Theile der D. kommen, natürlich in eben der Verschiedenheit des Gewichts und Werths wie die D. selbst, besonders vor: das Tetrobolon, 4 Obolen oder ⅔ D.; das Triobolon, 3 Obolen oder ½ D.; das Diobolon, 2 Obolen od. ⅓ D.; das Trihemiobolon, 1½ Obolen oder ¼ D.; der Obolus oder ⅙ D. Als Apothekergewicht enthält jetzt die D. 3 Skrupel od. 60 Gran; 8 D.n bilden eine Unze und 96 D.n 1 Pfund, von denen 30 46 kölnischen Marken gleichkommen, od. eine D. Medicinalgewicht hat 1046/64 Richtpfennigstheilchen des kölnischen Markgewichts und ist 22/64 Richtpfennigstheilchen schwerer als das Quentchen dieses kölnischen Markgewichts. Das für die D. jetzt gewöhnliche Zeichen ist ʒ. Seit 1833 ist die D. neugriechische Silbermünze (1 D. = 7¼ Sgr.); in Warschau ist sie ein Handelsgewicht, = ½ Loth (Lutow).

Draco (lat.), s. Drache.

Draco, berühmter Gesetzgeber der Athener, von dessen Lebensumständen wenig bekannt ist. Er gehörte zu den Eupatriden, wurde um 624 v. Chr. Archon und brachte als solcher im Greisenalter seine Gesetzgebung zu Stande. Nach Vollendung derselben soll er nach Suidas sich nach Aegina begeben haben, hier im Theater mit jubelndem Zuruf empfangen und durch die ihm als Ehrenbezeigung zugeworfenen Kleidungsstücke erstickt worden sein. Sein Grab zeigte man im Theater zu Aegina. Seine Entfernung von Athen wird aber gewöhnlich als Verbannung in Folge der Strenge seiner Gesetze dargestellt, von denen die Athener zu sagen pflegten, sie seien mit Blut geschrieben. Nicht viel mehr als von ihm selbst ist von seiner Gesetzgebung bekannt, da dieselbe nach kaum dreißigjährigem Bestande durch Solon größtentheils wieder aufgehoben wurde. Im Ganzen läßt sich annehmen, daß dieselbe, die Gerichte ausgenommen, eigentlich neue Einrichtungen nicht enthielt, vielmehr das Bestehende nur durch gesetzliche Bestimmungen feststellte. Aristoteles bemerkt ausdrücklich, daß D. die Verfassung unangetastet gelassen habe. Bemerkenswerth ist, daß seine Gesetze von den Alten nicht νόμοι, d. i. Meinungen, Annahmen, sondern θεσμοί, d. i. Satzungen, genannt werden, woraus man geschlossen hat, daß diese Gesetze von ihm als dem Haupte einer mächtigen Partei eingeführt, keineswegs aber von dem ganzen Volke angenommen worden seien. Sehr detaillirte Bestimmungen hinsichtlich des häuslichen Lebens zielten auf Reinheit und Unbescholtenheit der Ehe, sowie auf Erziehung der Kinder zu Ehrbarkeit und Sittlichkeit. Müßiggang wurde als der Anfang aller Laster mit dem Tode bestraft. Ebenso war die Sicherheit der Heiligthümer festgestellt. Am bekanntesten sind D.'s Bestimmungen in Bezug auf die Sicherheit des Lebens der Bürger, weil Solon diese in seine Gesetze aufnahm; sie scheinen besonders durch innere Parteiungen hervorgerufen worden zu sein. Als Grundsatz nahm er an, daß jedes Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens eines Bürgers auf eine Weise bestraft werden müsse, daß der Fall nicht wieder vorkommen könne; die Entscheidung gehörte vor den Gerichtshof der Epheten welchen er zu diesem Zwecke besonders anordnete. Die Verfolgung des Mörders überließ er jedoch den Verwandten bis zum dritten Grade und in Ermangelung derselben den Theilnehmern an derselben Phratrie als Solchen, welche durch ein religiöses Band mit dem Ermordeten verbunden waren. Die Klage gehörte in den Geschäftskreis des zweiten Archonten, welcher sie den 51 Epheten, die in vier verschiedenen Gerichtshöfen zusammentraten, zur Aburtheilung vorlegte. Fiel diese ungünstig für den Mörder aus, so erfolgten Todesstrafe und die Einziehung seines Vermögens; letztere allein, wenn der Mord nur beabsichtigt, aber nicht ausgeführt war. Leblose Sachen, die Ursache einer Tödtung waren, wurden über die Grenze geschafft. Bei unvorsätzlicher Tödtung hatte der Thäter ohne Verlust seines Vermögens das Land mindestens auf ein Jahr zu verlassen und sich des Besuchs heiliger Orte zu enthalten, bis er sich die Verzeihung der Verwandten verschafft hatte, welche wieder für diese Pflicht war. Kehrte er alsdann zurück, so blieb er von dem Besuche der Heiligthümer so lange ausgeschlossen, bis er geopfert hatte und gesühnt war. Auch hier traten die Phratoren in Ermangelung der Verwandten ein. Unbestraft blieb die Tödtung eines Buhlen, eines Landesflüchtigen, oder eines Räubers, welcher über der That ergriffen wurde, sowie die Tödtung im Wettkampfe. Ward aber ein Athener von einem Fremden erschlagen, so stand den Verwandten des erstern die Menschenfahndung zu, bis Buße für den Mord gegeben oder der Mörder ausgeliefert war; doch sollte dieselbe nur auf drei Menschen gehen. Diebstahl wurde mit Geld-, Ketten-, selbst mit der Todesstrafe geahndet.

Dracocephalum *L.* (Drachenkopf), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den 2lippigen oder 5zähnigen Kelch, die Korolle mit aufgeblasenem Schlunde und vertiefter Oberlippe, ausdauernde Kräuter oder strauchartige Gewächse, meist in Sibirien oder Taurien, von denen mehre Arten als Zierpflanzen oder officinelle Gewächse bekannt sind. Von D. canariense *L.*, Citronenkraut, auf den kanarischen Inseln, an 3 Fuß hoch, mit 3zähligen Blättern und blauen, röthlichen oder weißlichen, ährenständigen, stark nach Theriak riechenden Blüthen, waren sonst die gewürzhaft, durchdringend kampher- und terpentinartig riechenden Blätter, Herba Melissae canariensis, kanarisches Melissenkraut, als nervenstärkendes Mittel im Gebrauche. Auch von D. moldavicum *L.*, türkische Melisse, in der Moldau, Türkei &c., mit zierlichen, weißen oder blauen, quirlförmig-ährenständigen Blumen, waren früher die Blätter, Herba Melissae turcicae s. Melissae peregrinae, türkisches Melissenkraut, Moldaudrachenkopfkraut, gebräuchlich, sind es aber jetzt nur noch in der Heimat, obgleich sie kräftiger als die Melisse wirken. Von gewürzhaftem, melissenähnlichem Geruch und gewürzhaft- und herb-bitterlichem Geschmack, werden sie zu den reizenden, krampfstillenden und nervenstärkenden Mitteln gezählt. Der vorwaltende kräftige Bestandtheil ist ätherisches Oel. Schöne Zierpflanzen sind noch: D. Ruyschiana *L.*, in Sibirien, Schweden, Dänemark, der Schweiz, mit schönen, großen, blauen, weißen oder fleischfarbigen, ährenständigen, in ge-

rten, meist 6blumigen Quirlen stehenden Blü-
D. speciosum *Sweets Br.*, die schönste Art, im
eren Nordamerika, mit 3—4 F. hohem, fast
nförmigem Stengel und großen, vierreihig in
n, dichten Aehren stehenden, hell-, purpur-
rosenrothen Blüthen; D. virginianum *L.*, in
nien, mit 2—3 Fuß hohem, vierkantigem, glat-
Stengel und in dichten Aehren stehenden hell-
rrothen Blüthen. Diese Zierpflanzen ver-
n einen feiten, lockern, mäßig feuchten Boden
dauern meist im Freien. Man vermehrt sie
Wurzeltheile und Samen, welchen man von
irtlicheren Arten am besten in Töpfe säet.

raconites, Johann, eigentlich Drach, oder
), auch nach seinem Geburtsort Karlstadt in
en Johann Karlstadt genannt, namhafter
derer der Reformation, um 1494 geboren, stu-
eit 1509 zu Erfurt, wo er eine Stelle in der
sophischen Fakultät erhielt und äsopische Fa-
Erfurt 1617) herausgab. Luthers Reforma-
nd an ihm sogleich einen eifrigen Anhänger,
n Folge seiner thätigen Theilnahme an den
ngsfeierlichkeiten, die dem Reformator bei
Durchreise nach Worms zu Theil wurden,
furt vertrieben, ging er nach Wittenberg,
ald darauf als Prediger nach Miltenberg be-
mußte aber auch hier der Verfolgung weichen
elt sich nun in Wertheim, Nürnberg, Erfurt
eder in Wittenberg auf, wo er zurückgezogen
udien lebte, bis er 1525 durch Luthers Ver-
g das Pfarramt in Waltershausen bei Gotha
Verschiedene Verdrießlichkeiten bewogen ihn,
ese Stelle niederzulegen, worauf er sich nach
h begab, wo er 5 Jahre, wie es scheint, ohne
ches Amt lebte. Im Jahre 1533 folgte er
Rufe als Prediger und Professor der Theo-
ch Marburg, von wo aus er nicht nur für
rn kirchlichen Angelegenheiten Hessens sehr
ar, sondern auch mehre der Religion wegen
te Versammlungen, 1536 zu Frankfurt, 1537
malkalden u. 1541 zu Regensburg, besuchte.
aber ungestört seinen literarischen Arbeiten
zu können, gab er diese Stellung wieder
wählte Lübeck zu seinem Aufenthaltsort.
eb hier sein Hauptwerk, „Gottes Verheißun-
Christo“ (Lübeck 1549—50), nach dessen
ung er 1551 einem Rufe als Prediger und
r der Theologie nach Rostock folgte. Ein
er Streit wegen des ihm vom dortigen
th beigelegten Superintendententitels ver-
m den Aufenthalt auch hier; er legte sein
ber, ging nach Wittenberg, von da aber
s Präsident des pomesanischen Bisthums
eußen und nahm zu Marienwerder seinen
. In demselben Jahre begab er sich, an-
t Urlaub, nach Wittenberg, um den Druck
ihm veranstalteten Polyglotte zu leiten,
er den 18. April 1566. Von seiner Poly-
bel sind nur einzelne Stücke erschienen,
„Geneseos Patriarchae sex“ (Wittenberg
„Psalterium“ (das. 1563), nur die beiden
salmen enthaltend, „Jesaias Propheta“
1563), die 7 ersten Kapitel, „Proverbia
is“ (Wittenberg 1564), „Malachias Pro-
Leipzig 1564), „Joel Propheta“ (Wittenb.
Zacharias Propheta“ (das. 1565), „Michas
“ (das. 1565). Es steht darin nicht, wie
in andern Polyglotten, der Text nach den verschiedenen Sprachen kolumnenweise neben einander, sondern zeilenweise untereinander, so daß die erste Zeile hebräisch, die zweite chaldäisch, die dritte griechisch, die vierte lateinisch und die fünfte deutsch ist; alle Stellen, die D. als messianische Weissagungen und Verheißungen betrachtete, sind roth gedruckt. Von seinen Schriften sind außerdem noch mehre Kommentare über Bücher des Alten Testaments, ferner „Oratio de pia morte Dr. M. Lutheri“ (Marburg 1546) u. „Carminum liber“ (das. 1549) zu nennen. Er gab auch die bekannte Sammlung von Eoban Hesse's Briefen (Marburg 1543) heraus.

Dracontium *L.* (Drachenkraut, Drachenwurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, charakterisirt durch 3fächerige, je einsamige Beeren von 5—7 Schuppen, die mit eben so viel Beuteln umgeben sind und einen walzigen Kolben in einer kahnförmigen Scheide bedecken, Pflanzen ohne Stengel im heißen Amerika, mit gestielten, einfachen und getheilten Wurzelblättern. Die wichtigste Art ist: D. polyphyllum *L.*, mit sehr dicker u. knolliger Wurzel, fiederspaltigen, 2—3 Fuß hohen, später als Blüthen, welche einen Aasgeruch von sich geben, kommenden Blättern, wächst wild in Südamerika und Japan, angepflanzt auf den Gesellschaftsinseln, wo die Wurzel, ungeachtet ihrer Schärfe, gegessen wird. In Japan ist die Wurzel als ein sehr kräftiges Emmenagogum bekannt, auch braucht man sie bei asthmatischen und Hämorrhoidalbeschwerden.

Dracontius, christlicher Dichter im 6. Jahrhundert, aus Toledo gebürtig, ward Presbyter, behandelte die Schöpfungsgeschichte in einem lateinischen Gedichte unter dem Titel „Hexaëmeron seu opus sex dierum“ (Par. 1560 u. öfter, mit Anmerkungen von Weitz, Frankf. 1610). Der Erzbischof Eugenius von Toledo überarbeitete das Gedicht und fügte einen Nachtrag hinzu, den nebst dem Hauptwerke P. Sirmond 1619 herausgab. Die beste Ausgabe besorgte Arevalles (Rom 1791).

Dracophyllum *Dec.* (Drachenblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Epacrideen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die röhrig-5spaltige Korolle, die mit dem Rücken angewachsenen Antheren, die 3lappige Narbe, 5 am Grunde des Fruchtknotens befindliche Nektarschuppen und die Kapsel mit hängenden Mutterkuchen, Sträucher in Neuholland und Neuseeland, worunter mehre Zierpflanzen, so: D. capitatum *R. Br.*, mit lanzettpfriemenförmigen, feingespitzten, glatten, 8—12 Linien langen, theils abstehenden, theils am Blüthenstengel angedrückten Blättern und zierlichen, weißen, zahlreichen Blumen in kopfförmigen Endähren. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge. Man durchwintert sie bei 4—6—8° Wärme in einem trocknen, hellen Glashause, nahe am Lichte.

Dracopis *Cass.* (Drachenauge), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den mit 2 Reihen von Schuppen bekleideten Kelch, den kegelförmigen, spreublätterigen Fruchtboden, die fast cylindrischen Scheibenblüthchen mit 5 zurückgeschlagenen Randzähnen und die stielrunden, unten verdünnten, mit einem sehr kurzen, ganzrandigen Kranze gekrönten Samen, mit der einzigen Art: D. amplexicaulis *Cass.*, einem Sommergewächs in Louisiana und Mexiko.

Der Stengel ist 2—4 Fuß hoch, ästig, gestreift, die Blätter sind abwechselnd, länglich-lanzettförmig, ansitzend, am Grunde herzförmig, stengelumfassend, ganzrandig, glatt, die untern gesägt, die Blumen langgestielt, schön, mit goldgelben, oft am Grunde blutroth gefleckten Strahl- u. schwarzrothen Scheibenblümchen. Man säet den Samen im April ins Mistbeet und versetzt die Pflanze im Mai an einer sonnigen Stelle ins freie Land, in lockern, fetten Boden. Säet man im Mai, setzt dann die Pflanzen in Töpfe und stellt sie im Herbst ins Zimmer oder Glashaus, so blühen sie bis in den Winter.

Dracunculus (lat.), s. v. a. Mitesser.

Dräger, Joseph Anton, Historienmaler von Trier, bildete sich zu Dresden unter Kügelgens Leitung, brachte 1820 auf die dortige Ausstellung seinen Evangelisten Matthäus, eine Figur voll Ausdruck, Adel und Kraft, mit großartigem Faltenwurf und tiefem feurigen Farbenton, ging 1823 zu fernerer Ausbildung nach Rom und † 1833. Näheres über ihn in Erwin Speckters „Briefen" (Lpz. 1846).

Dräseke, Johann Heinrich Bernhard, evangelischer Bischof, den 18. Jan. 1774 zu Braunschweig geboren, bezog 1792 die Universität Helmstädt, ward 1795 Diakonus u. 1798 erster Prediger zu Mölln im Lauenburgischen, 1804 Prediger in Ratzeburg, 1814 Pastor an der Ansgariuskirche in Bremen und 1832 erster Domprediger, Direktor des Konsistoriums und evangelischer Bischof in Magdeburg. Zum Theil in Folge eines pseudonymen Angriffs auf seine Amtsthätigkeit (vom Pfarrer König in Anderbeck, „Der Bischof D. in seiner amtlichen Wirksamkeit in der Provinz Sachsen"), zum Theil wegen einer Differenz mit dem magdeburger Magistrat in der Sache des Pastors Sintenis kam er wiederholt um seine Entlassung ein, welche ihm der König endlich 1842 gewährte. Er ließ sich nun in Potsdam nieder, wo er zuweilen vor der königlichen Familie predigte und am 8. Dec. 1849 †. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren belletristisch. Die bedeutendsten seiner theologischen Werke sind folgende: „Predigten für denkende Verehrer Jesu" (Lüneb. 1804—12, 5 Bde., 5. Aufl. von seinem Sohne Th. H. F. D., 1836, 2 Bde.), „Deutschlands Wiedergeburt, eine Reihe evangelischer Reden" (1814, 2. Aufl. 1818), „Predigten über freie Texte" (1815, 2 Bde.), „Glaube, Liebe, Hoffnung, ein Handbuch für Konfirmanden" (1813, oft aufgelegt und ins Holländische, Englische, Dänische, Schwedische und Russische übersetzt), „Predigten über die letzten Schicksale unseres Herrn" (1816, 2. Aufl. 1818, 3. Bd.: Blicke in die letzten Lebenstage Jesu, 1821), „Gemälde aus der heiligen Schrift" (4 Sammlungen, 1821—28), „Vom Reich Gottes, Betrachtungen nach der heiligen Schrift" (1830, 3 Bde.). Nachgelassene Predigten von ihm gab sein Sohn heraus (Magdeb. 1850—51, 2 Bde.). D.'s theologisches System beruhte, jeglicher metaphysischen Spekulation fern, lediglich auf der Bibellehre. Als Kanzelredner stand ihm der angemessene Ausdruck bei vollkommener Beherrschung der Sprache und hoher Meisterschaft in der Form in seltenem Grade zu Gebote.

Dräxler-Manfred, Karl Ferdinand, deutscher Dichter der Gegenwart, am 17. Juni 1806 zu Lemberg in Galizien von deutschen Aeltern geboren, erhielt eine durchaus katholische Erziehung u. Bildung, studirte dem väterlichen Wunsche gemäß zu Prag, Wien und Leipzig Jurisprudenz, sodann aus Neigung Philologie, ward durch die Theilnahme, die seine literarischen Leistungen fanden, zur schriftstellerischen Laufbahn geführt, welcher er sich seit 1832 ausschließend widmete, erst im Dienste der geistlosen wiener Journalistik, sodann seit 1837 in Mannheim, Frankfurt, Meiningen, Köln, Wiesbaden lebend. Im Jahre 1845 ließ er sich in Darmstadt nieder, wo er die Herausgabe des „Rheinischen Taschenbuchs" und die Redaktion der officiellen „Darmstädter Zeitung" übernahm. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer gereimten lateinischen Uebersetzung von Schillers Hymne „Triumph der Liebe" (Prag 1826) auf, welcher bald „Romanzen, Lieder und Sonette" (das. 1826—28, 2 Bändchen) folgten. Die österreichischen Censurverhältnisse nöthigten ihn, seine Werke unter dem Namen Manfred, Dr. F. C. Claudius, Dr. K. L. W. v. Klinger erscheinen zu lassen, bis er sich unter der Firma K. D.-M. habilitirte. Wir nennen von seinen zahlreichen Schriften nur noch: „Glockenblumen", Novellen und Erzählungen (Halberstadt 1827—28, 2 Bdchn.), „Das Kloster von St. Bernhard", Roman (Meißen 1827), „Welt und Ton, Bildungsbuch rc." (Prag 1830, 2. Aufl. 1833), „Bunte Bilder", Novellen und Erzählungen (Nürnberg 1830), „Gruppen und Puppen", Novellen u. Erzählungen (Leipzig 1836, 2 Bdchn.), „Gedichte" (Frankfurt 1839, 3. Aufl. 1848), „Herz und Ehre", Novellen (das. 1839, 2 Bde.), „Fahrten" (Erlangen 1840), „Vier u. zwanzig Stunden; ein Feuilleton des Tages" (Leipzig 1842), „Das Blumen-Album; der Blumen Symbolik und Sprache" (Siegen u. Wiesbaden 1843), „Sonnenberg", Kunden und Sagen, Romanzencyklus (das. 1845), „Vignetten, Porträts und Genrebilder" (Frankfurt 1845), „Die Alte von Livadostro, Roman aus den Memoiren eines fahrenden Musikanten" (Dr. D. Elster, das. 1843, 2 Bde.), W. Genths „Dichtungen" (Siegen und Wiesbaden 1845).

Dragant, s. v. a. Dragunbeifuß, *Artemisia Dracunculus L.*

Drage, Nebenfluß der Netze in Preußen, entspringt im pommerschen Kreise Neustettin aus dem ersten der sogenannten Fünfseen, geht südlich von Dramburg durch den Großlübbesee, dann in die Neumark, wird nach Aufnahme der Plötze schiffbar und mündet nach 12 Meilen Laufs bei Lukatz.

Dragée (franz.), eine Art Zuckerwerk, welche aus einem beliebigen Kern mit einer Umhüllung von Zucker besteht. Man dragirt Selleriesamen, Zittwersamen, Kümmel, Fenchel, Anis, Koriander, Kirschkerne, Melonenkerne, Nelken, Zimmt, Vanille, Mandeln, Nüsse, zusammengerollte Papierstreifen mit aufgedruckten Versen (D. zum Werfen im Karneval), Gebilde aus Traganth und Zucker in Form von Herzen, Ringen, Kränzchen rc. (D. von Verdun), Liqueurbonbons u. endlich auch ganz kleine Zuckerkörnchen (bunter Hagel, Streuzucker, Nonpareille). Das Dragiren wird in der Regel so ausgeführt, daß man die zu überziehenden Gegenstände in einem flachen kupfernen Kessel, der an einer Rolle beweglich aufgehängt ist und durch ein gelindes Kohlenfeuer mäßig erwärmt wird, allmählig mit einer sehr geringen Menge einer auf schwache Fadenprobe eingekochten Zuckerlösung befeuchtet und nach dem

[...]trocknen derselben so oft das Befeuchten wieder[...]olt (wobei zu Ende eine etwas koncentrirtere [Z]uckerlösung angewendet wird), bis die Gegenstände [ei]nen glatten, blanken und schön weißen Zuckerüberzug besitzen, der dann schließlich noch beliebig [ge]färbt wird. Für manche Gegenstände, z. B. die [kl]eineren Samen, benutzt man als erstes Anfeuchtungsmittel auch etwas Gummilösung und bestreut [si]e mit sehr wenig Mehl, um das Zusammenkleben [zu] verhindern. Ein Pfund Same nimmt ungefähr bis 1½ Pfund Zucker auf. Man kann auch durch [ei]n etwas abweichendes Verfahren zackiges D. dar[ste]llen. Die aus Traganth gefertigten Spielbon[bo]ns werden an manchen Orten ebenfalls D. [ge]nannt.

Draghi, Antonio, einer der fruchtbarsten und [ge]nialsten unter den alten Opernkomponisten, ge[bo]ren zu Ferrara in der Mitte des 17. Jahrhun[der]ts, ward Hofkomponist zu Wien und lebte später [in] Rom und Venedig. Gerbers „Tonkünstlerlexi[ko]n" nennt 86 Opern und Oratorien von ihm, [we]lche sämmtlich in dem Zeitraume von 1663—69 [ers]chienen. Auch als Dichter soll sich D. ausge[zei]chnet haben.

Dragoman (türk.), Dollmetscher, besonders der [bei] der Pforte, gewöhnlich ein Christ von griechischer [Re]ligion.

Dragonaden, die Verfolgungen, welche unter [Lud]wig XIV. nach Aufhebung des Edikts von Nan[tes] gegen die Protestanten durch Dragoner ausge[übt] wurden, die, in protestantischen Orten einquar[tiert], ihre Wirthe durch Peinigungen aller Art [wie]der dem Katholicismus zuführen sollten; daher [die] durch Militärgewalt durchgesetzte Beschränkung [der] Glaubensfreiheit.

[D]**ragoner,** ursprünglich eine Art von berittenem [Fuß]volk, in sofern sie nämlich zu Fuß zu fechten be[sti]mmt waren und sich der Pferde nur zum schnelle[ren] Fortkommen bedienten. Diese Schützen oder [Mus]ketiere zu Pferde führten einen schußfreien Har[nisch] mit Kragen und Rückenstück, Panzerärmel, [Stulp]handschuhe und eine offene Pickelhaube, ein [Feue]rrohr (Petrinel), das an einem Riemen über [die] Schulter hing, 2 Pistolen und ein mäßig langes, [zu H]ieb und Stich geeignetes Seitengewehr. An[statt] des etwa 2½ Fuß langen Feuerrohrs erhiel[ten si]e später ein längeres von 3½—4 Fuß u., um [beque]mer und sicherer schießen zu können, einen auf [der r]echten Seite ausgeschnittenen Brustharnisch. [Der] Name D. kommt zuerst zur Zeit Heinrichs IV. [vor.] Er wird verschieden abgeleitet, von Einigen [vom] Worte dragons, Drachen, weil die ersten D. in [Frank]reich solche in ihren Fahnen führten, von An[dern] von Tragoner, welches von Pferden getragene [Schü]tzen bedeutet haben soll. Da die D. bei den [Deuts]chen und Franzosen früher zu Fuß fochten, so [lernte]n sie, außer im Gebrauche des Feuerrohrs, [bes]onders darin eingeübt, schnell abzusitzen, ihre [Pferd]e zu koppeln und sich in Schlachtordnung auf[zustell]en. Nachdem aber schon der Herzog von Alba [und G]ustav Adolf von Schweden eine Art leichter [Kaval]lerie mit Erfolg gebraucht hatten, verschwand [bei de]r Vermehrung der D. in den Heeresmassen [d]ie ursprüngliche Bestimmung derselben, und [sie] wurden, was sie noch jetzt sind, leichtere Rei[ter, zw]ischen Kürassieren, Chevauxlegers und Hu[saren d]ie Mitte haltend.

Dragonylverbindungen, auch Anisylverbindungen, die aus dem ätherischen Oele des Anissamens, Fenchelsamens, Sternanis und Estragon (Artemisia Dracunculus) darstellbaren Stoffe, welche das Radikal Dragonyl (Anisyl) = $C_8 H_7 O_4$ enthalten. Dies Radikal ist dem im Pflanzenreich sehr weit verbreiteten Radikal Salicyl homolog u. wiederholt gleichsam dasselbe mit Vertretung eines Atoms Wasserstoff durch Methyl. Die genannten, im Geruch wesentlich von einander abweichenden ätherischen Oele enthalten sämmtlich neben wechselnden Mengen eines Kohlenwasserstoffs und besonderer, den Geruch modificirender Stoffe eine Verbindung, welche bei der Behandlung mit Salpetersäure zunächst den Anisaldehyd und Oxalsäure liefert. Jener, auch anisylige Säure genannt, ist eine bernsteinfarbene, aromatisch riechende Flüssigkeit, welche an der Luft oder bei der Behandlung mit Salpetersäure in Anissäure (Dragonsäure, Badiansäure) übergeht. Die Anissäure ist geruch- und geschmacklos, schmilzt bei 175° und läßt sich zu langen Nadeln sublimiren. In kaltem Wasser ist sie fast unlöslich, in Alkohol und Aether löslich; ihre Salze sind gut krystallisirbar. Beim Erhitzen mit Baryt liefert sie wie das mit ihr metamere Gaultheriaöl Phenylsäure, Methyläther-Anisol. Mit Chlor und koncentrirter Salpetersäure bildet sie Substitutionsprodukte. Der Anisalkohol bildet harte, glänzende, weiße Nadeln, die schwerer als Wasser sind, süßlich riechen und brennend schmecken. Er schmilzt bei 23° und siedet bei 250°. An der Luft verändert er sich bei gewöhnlicher Temperatur nicht; in der Siedhitze und mit Platinschwarz oder Salpetersäure liefert er Anisaldehyd und Anissäure.

Draguignan, Hauptstadt des französischen Departements Var, an der Pis, in einem fruchtbaren Thale nordöstlich von Toulon, ein unschöner Ort, mit einem Collége, einer Bibliothek von 15,000 Bänden, einem Museum, botanischen Garten, Seidenspinnerei, Oel- und Weinhandel und 11,052 Einwohnern. Zwischen D. und Barjols liegt ein Thal, das die berühmten sogenannten Kastanien von Lyon hervorbringt.

Dragun, s. v. a. Estragon, Artemisia Dracunculus *L.*

Dragut (Dragutreis), türkischer Seeräuber, Sangiakbey von Tripolis, in einem Dorfe an der kleinasiatischen Küste, Rhodus gegenüber, geboren, diente unter Hayreddin Barbarossa u. machte sich im Mittelmeere so furchtbar, daß der Kaiser den Andreas Doria zu seiner Verfolgung aussendete. D. ward in dem Hafen von Gibraltar zwischen Calvi und Ajaccio auf Korsika um 1540 gefangen, aber nach 4 Jahren gegen Lösegeld wieder freigelassen. Er bemannte nach Barbarossa's Tode eine Flotte von 24 Brigantinen, drang bis vor Neapel, plünderte die Küste von Kalabrien, überfiel 1550 die Stadt Elmadia in Tunis und bemächtigte sich ihrer. Andreas Doria schiffte mit einem Heere nach Afrika, eroberte Monastero und Susa und schritt dann zur Belagerung von Elmadia. D., der aus Korsika zum Entsatz herbeieilte, ward geschlagen u. sah sich, von seinen Verbündeten und fast allen Seinigen verlassen, zur Rückkehr nach Zerbi genöthigt, worauf Elmadia von den Christen erobert wurde. Um D. zu verfolgen, kehrte Doria im März 1551 nach

Afrika zurück, schloß ihn im Hafen von Cantava ein, konnte aber nicht verhindern, daß er durch einen binnen 10 Tagen gegrabenen, neuen Kanal nach der Insel Kerkine entkam. Um die Ausrüstung der türkischen Flotte zu beschleunigen, welche die Einnahme Elmadia's rächen sollte, begab sich D. nach Konstantinopel und bewirkte es, daß unter dem Admiral Sinan Pascha, dem D. als Lieutenant beigegeben war, eine türkische Flotte von 112 mit 12,000 Janitscharen bemannten Galeeren auslief, die in dem bald eingenommenen Hafen Marsamuscet landete. Bald nach der Einnahme von Tripolis erhielt D. diese Stadt und ihr Gebiet mit dem Titel Sangiakbey u. verbesserte wesentlich ihre Befestigungswerke. Im J. 1552 stellte ihn Soliman an die Spitze der großen türkischen Flotte, welche der Sultan vermöge des zwischen ihm und dem König Heinrich II. von Frankreich verabredeten geheimen Vertrags gegen Italien sandte. Nach mehren glücklichen Gefechten und Raubzügen ging er in der Bucht von Neapel vor Anker, verließ aber diese Stellung wieder u. überwinterte zu Konstantinopel. Im folgenden Feldzuge plünderte er Kalabrien u. die Stadt Alicata in Sicilien, machte auch einen glücklichen Angriff auf Elba u. belagerte hierauf Bonifacio auf Korsika, das sich jedoch an die Franzosen ergab, wodurch sich D. genöthigt sah, nach vergeblichen Versuchen, Piombino und Porto Ferrajo zu erobern, nach Konstantinopel zurückzukehren. Zwar kam er 1554 abermals an die Küsten von Kalabrien, zog sich aber bald nach dem Hafen von Durazzo zurück, ohne eine andere Unternehmung auszuführen. Seine Tyrannei hatte ihn indessen bei allen Fürsten Afrika's auf's Aeußerste verhaßt gemacht, die nichts sehnlicher wünschten, als sich von ihm befreit zu sehen. Mehre derselben schlossen 1560 ein Bündniß mit dem Vicekönig Cerda von Sicilien, der vom König Philipp von Spanien den Auftrag erhalten, Tripolis wieder zu erobern. Cerda lieferte D. zwar ein blutiges Treffen, aber die herbeigeeilte türkische Flotte schlug die christliche, und die Insel Zerbi fiel wieder in D.s Hände. Als der Sultan Soliman 1565 die Eroberung Malta's ausführen wollte, befahl er D., zur türkischen Flotte zu stoßen. D. traf mit 16,000 Mann auf 13 Galeeren und 2 Galioten bei der türkischen Flotte ein, fiel aber vor St. Elmo durch eine Musketenkugel. Sterbend vernahm er noch die Einnahme des Forts St. Elmo (am 23. Juli 1565), die man vornehmlich seinem Anschlage verdankte.

Draht, ein metallener Faden, welcher in seiner ganzen Länge denselben, durch gleichmäßiges Strecken auf einem Walzwerk, oder, was das Gewöhnliche ist, durch gleichmäßiges Ziehen durch eine ihm Form gebende Oeffnung einer Stahl- oder Steinplatte entstandenen Querschnitt besitzt. Alle dehnbaren Metalle gestatten die Verarbeitung zu D., vorzüglich aber werden hierzu Eisen u. Stahl, Kupfer, Messing und Tombak, Zink u. Blei benutzt. Die Querschnittsformen, in denen man D. fabricirt, sind sehr verschieden, die normale Form ist die kreisrunde, alle andern Formen führen den gemeinsamen Namen Façondraht oder Dessindraht, sie sind oval, viereckig (sowohl rein quadratisch, wie rechteckig u. trapezförmig), dreieckig, halbrund, sternförmig etc. Guter D. muß in seiner ganzen Länge denselben unveränderten Querschnitt, eine glatte Oberfläche und überhaupt eine durchweg homogene Struktur zeigen u., soweit es die Natur des Metalls, aus dem er verfertigt worden, zuläßt, zähe u. biegsam sein. Zur Bezeichnung der Stärke des D.s bedient man sich im Handel verschiedener Nummernsysteme, welche indessen keineswegs ein absolutes, allgemein gültiges Maß geben, da fast jede Fabrik zur Eintheilung der von ihr verfertigten Drahtsorten ihr eigenes Nummernsystem besitzt. Zum Messen der Dicke des D.s benutzt man verschiedene, unter dem Namen Drahtmaße, Drahtlehren oder Drahtklinken gebräuchliche Vorrichtungen. Die gebräuchlichste derselben, welche indessen nur für nicht sehr feinen D. anwendbar ist, besteht in einer gehärteten Stahlscheibe, die an ihrem Umfange mit verschiedenen, im Durchmesser von einander abweichenden, sauber gearbeiteten Einschnitten versehen ist, welche durch Nummern gekennzeichnet sind. Für einen zu messenden D. sucht man denjenigen Einschnitt, in welchen der D. am genauesten paßt. Für sehr dünne Drähte dienen die sogenannten Maßringe, welche aus vierkantigem, an seinen Ecken abgerundeten Stahldraht so gebogen sind, daß nur ein feiner, zur Aufnahme des zu messenden D.s bestimmter Spalt bleibt. Jeder Drahtnummer entspricht hierbei ein besonderer Maßring. Endlich mißt man den D. auch zwischen zwei einen sehr spitzen Winkel in der Ebene bildenden stählernen Linealen, zwischen welche man einfach den D. schiebt und an der Stelle, bis zu welcher dies gelingt, die entsprechende Nummer abliest. Die Gestalt, in welcher die Metalle zur Verarbeitung zu D. verwendet werden, ist die der sogenannten Drahtstäbe. Diese haben eine dem zu erzeugenden D. möglichst ähnliche Form und werden in dieselbe je nach der Natur des Metalls und des zu gewinnenden D.s durch Gießen oder Schmieden, wohl auch durch anfängliches Gießen und nachmaliges Ausschmieden oder durch Walzen, endlich auch durch Zerschneiden von großen Blechtafeln gebracht.

Die Fabrikation des D.s beruht im Allgemeinen darauf, daß man einen prismatischen Metallstab (Drahtstab) durch eine Reihe von aufeinanderfolgenden, in ihrer Weite successive um ein Geringes abnehmenden Löchern einer Stahlplatte zieht und dadurch den Querschnitt des Metallstabes verringert. Nur dicke Drähte werden in Walzwerken verfertigt. Die oben charakterisirte Art der Drahtverfertigung heißt das Drahtziehen; die Stahlplatte, durch welche der Metallstab zur Verminderung seines Querschnitts geführt wird, ist das Zieheisen oder Drahtzieheisen; die Oeffnungen endlich, in denen der D. seine Dickenveränderungen erleidet, werden Ziehlöcher genannt. Ein Zieheisen enthält 60—100 und mehr Ziehlöcher; die größten Zieheisen bestehen aus einer schmiedeeisernen Platte, auf welche eine Platte von sehr hartem Stahl aufgeschweißt ist. Von großem Einfluß auf die Güte des zu verfertigenden D.s ist die Querschnittsform der Ziehlöcher; dieselbe muß trichterartig gebildet sein, so zwar, daß der hindurchzuziehende D. durch die kegelförmige Verengung zu keiner zu gewaltsamen Querschnittsverminderung gezwungen wird; auch an der Kehrseite ist die äußere Kante der Oeffnung leicht abzurunden (zu versenken), um jedes scharfe Einschneiden in den D. zu umgehen. Die Vorrichtungen, durch welche der Zug beim Drahtziehen erzeugt wird, so verschieden sie auch sein mö-

gen, müssen die Eigenschaft besitzen, daß sie den D. in möglichst gleichförmiger Bewegung und genau in der Axenrichtung des Ziehloches anspannen und fortführen. D. von beträchtlicher Dicke wird mittelst *Zangen* gezogen. Der an seinen Enden durch Hammer oder Feile zugespitzte D. wird durch das Ziehloch gesteckt und vor demselben mit der Zange erfaßt, die ihn in gerader Linie weiterzieht. Die *Stoßzange* führt den D. auf eine kurze Strecke fort, kehrt darauf wieder bis zum Zieheisen zurück, den Zug abermals beginnend, bis der D. in seiner ganzen Länge durch das Zieheisen gezogen ist. Die Stoßzangen haben den offenbaren Nachtheil, daß sie den D. nur stoßweise, in ungleichförmiger Bewegung durch das Ziehloch bringen, wobei, abgesehen von dem nachträglichen Zeitverlust, die Oberfläche des D.s durch das oftmalige Anfassen u. Einkneifen der Zange an ihrer durchgehend gleichen Glätte einbüßt. Bedeutend vortheilhafter arbeiten die *Schleppzangen*, da dieselben den D. nur einmal an seiner Spitze fassen, um ihn alsdann ohne Unterbrechung in seiner ganzen Länge durch das Zieheisen zu bringen. Für diesen weiten Weg (20—30 Fuß) verlangen die Schleppzangen viel Raum, auch sind sie für D., welcher leicht zum Abreißen neigt, nicht geeignet. Sehr dünne Drähte lassen sich füglich nicht mit Zangen ziehen, weil sie mehr als die anderen durch die Zangenbisse leiden, und weil sie mit einer bei Anwendung von Zangen kaum erreichbaren Geschwindigkeit gezogen werden müssen. Für solche dienen daher die sogenannten *Ziehscheiben* (Scheiben, Leiern, Leierwerke), bei welchen der D. auf einer Trommel befestigt und aufgewickelt wird; die Stelle, an der das Aufwickeln beginnt, muß natürlich genau in der Axenrichtung des Ziehloches gelegen sein. Die durch eine Handkurbel bewirkte Drehung der Trommel verursacht den Zug des D.s. Für diese Bearbeitung sind dicke, namentlich aus hartem Metall bestehende Drähte wenig oder gar nicht geeignet, da sie dem Aufwinden auf die Trommel zu großen Widerstand entgegensetzen. Auf den Ziehscheiben wird der D. in ringförmigen Spiralen gewonnen, in welcher Form bekanntlich der größte Theil des Eisen-, Kupfer- und Messingdrahts im Handel vorkommt. Wird der D. durch Maschinerie gezogen, so heißt der hierzu gebrauchte Apparat im Allgemeinen die *Ziehbank* (Drahtziehbank), von dem bankähnlichen Gestell, das den Mechanismen zur Stütze dient. Je nach der Art der vorerwähnten Zugvorrichtungen unterscheidet man *Stoßzangenziehbänke* u. *Schleppzangenziehbänke*. Die Stoßzangenziehbänke dienen zur Fabrikation dicker Eisen-, Kupfer- oder Messingdrähte; die Zange wird auf einem Schieber befestigt, der durch einen einfachen Mechanismus hin- und herbewegt wird. Die Bewegung geschieht gewöhnlich durch Wasserkraft. Bei der Schleppzangenziehbank liegt die Zange auf einem eisernen Wagen oder direkt auf der Bank und wird durch einen an dem einen Schenkel eingehakten Riemen erfaßt. Der Riemen wird auf eine Trommel aufgewickelt, die ihre Bewegung durch Handkurbel oder Maschinenkraft erhält. Bei der Schleppziehbank befindet sich das Zieheisen nicht wie bei der Stoßzangenziehbank am Ende, sondern in der Mitte der Bank. Die Trommel, für dickeren D. von größerem Durchmesser als für dünnen, sitzt auf einer vertikalen Axe. Die über das Drahtziehen gesammelten Erfahrungen ergeben, daß die zum Zuge erforderliche Kraft mit dem Durchmesser und der Härte des D.s, mit der Geschwindigkeit des Ziehens und mit dem Grade der Querschnittsverjüngung wächst, daß dieselbe für ein recht glattes Ziehloch und unter dem Einfluß eines guten Schmiermaterials (Oel oder Fett) geringer wird. Diese Zugkraft kann leicht die absolute Festigkeit des D.s übersteigen, in welchem Falle selbstverständlich ein Reißen des D.s eintritt. Aus diesem Grunde schon ist es rathsam, Alles anzuwenden, um die Zugkraft so klein als möglich ausfallen zu lassen. Das Querschnittsverhältniß zweier aufeinanderfolgender Ziehlöcher übt auf die Verfertigung und die Güte des D.s einen besondern Einfluß. Es steht fest, daß die Metalle beim Drahtziehen um so weniger an Zähigkeit einbüßen und um so mehr an Elasticität gewinnen, je geringer der Unterschied in den Durchmessern zweier sich folgender Ziehlöcher ist. Dies ist für dünne, namentlich für die zu Saiten bestimmten Drähte von großer Wichtigkeit. Man pflegt die Reihenfolge der Ziehlöcher so festzustellen, daß der Durchmesser des nächsten nicht weniger als 0,85—0,97, im Mittel 0,9 des vorhergehenden beträgt. Die Härte, die absolute Festigkeit und das specifische Gewicht wachsen bei den meisten Metallen in Folge der beim Drahtziehen entstehenden Verdünnung durch bloßes Zusammendrücken und Verschieben der Metalltheile. Um so bedeutungsvoller ist für die Fabrikation des D.s die Veränderung, welche das zu D. gezogene Metall durch ein einfaches (im Schmiedefeuer oder im Glühofen bewirktes) *Ausglühen* erleidet. Dieses Ausglühen benimmt dem Metall in beträchtlicher Weise seine beim Ziehen erlangte Härte, vermindert die absolute Festigkeit und das specifische Gewicht, vergrößert hingegen, wenn auch nur um ein Geringes, die Dicke des D.s. Namentlich um dem D. seine allzu große Härte zu nehmen, ist ein zeitweiliges Ausglühen desselben für die Fabrikation absolut nothwendig, darum müssen auch alle Drähte, die von großer Biegsamkeit sein sollen, namentlich der sogenannte Bindedraht, vor ihrem Gebrauch ausgeglüht werden. Jedoch vermeidet man gern ein zu oftmaliges Ausglühen, da dasselbe stets einen Verlust an Metall (durch die Bildung des Glühspans) und Zeit, sowie einen Aufwand von Brennmaterial verursacht. Der Verlust an Metall durch die Bildung einer Oxydschicht, der sogenannte Abbrand, sollte auch bei den feinsten Eisendrähten nicht über 10 Proc. betragen, durch Ausglühen in verschlossenen Cylindern kann er sogar bis auf 2 Proc. reducirt werden. Gewöhnlich kann man annehmen, daß 100 Pfund Materialeisen 90—92 Pfund D. geben, und daß wieder 100 Pfund von diesem 85—90 Pfund gezogenen D. liefern.

Das zweite, aber nur für dickeren D. geeignete Mittel zur Drahtfabrikation ist das *Drahtwalzwerk*, das mit dem Stabeisenwalzwerk (vgl. *Eisen*) die größte Aehnlichkeit hat und fast ausschließlich für Eisendraht benutzt wird. Das Drahtwalzwerk besteht aus 3 dicht über einander liegenden gußeisernen Cylindern, welche auf ihrem Umfange mit einer Anzahl genau auf einander passender Einschnitte versehen sind, die zusammen 12—14, stufenweise im Querschnitt abnehmende Oeffnungen bilden. Die Oeffnungen sind quadratisch, nur die vorletzte ist halbrund, die letzte kreisrund. Die Eisenstäbe,

welche dem Drahtwalzwerk übergeben werden sollen, haben einen quadratischen Querschnitt von ungefähr 1 Zoll Seite und sind etwa 2 Fuß lang. Diese Stäbe werden in einem Flammofen bis zur Weißglühhitze erwärmt und in diesem Zustande dem Walzwerk übergeben, dessen sämmtliche Oeffnungen sie mit großer Geschwindigkeit passiren. Auf jeder Seite des Walzwerks steht ein Arbeiter, welcher das vordere Ende des Stabes, wenn es aus dem untern Walzenpaar hervortritt, mit einer Zange erfaßt und es der nächstfolgenden Furche des oberen Walzenpaares übergibt; so durchläuft der Stab, indem er immer dünner und dabei beträchtlich länger wird, sämmtliche Einschnitte, bis er zu einem dünnen D. von ungefähr 3½ Linien Durchmesser und 30 Fuß Länge geworden, der in dem rothglühenden Zustande, in welchem er die letzte Walze passirt, auf einen Haspel aufgewickelt wird. Der D. wird darauf durch Abscheuern von seinem Glühspan befreit und kann nun dem Zieheisen zur weiteren Verfeinerung übergeben werden. Das Auswalzen eines D.s geschieht in etwa 40 Sekunden. Beim Drahtziehen ist, wie früher erwähnt, besonders für die Metalle, welche durch die Fabrikation ihre Ziehbarkeit schnell vermindern, ein oftmaliges leichtes Ausglühen (bis zur dunklen Rothglühhitze) erforderlich. Die hierbei gebildete Oxydkruste würde wegen ihrer Härte die Ziehlöcher bald stark angreifen und erweitern, und es ist deshalb nöthig, nach jedem Glühen den D. vor dem Wiederbeginn seines Ziehens von dem Glühspan zu befreien. Zu diesem Zweck beizt man den D. mit Säuren oder scheuert ihn in der sogenannten Polterbank. Feiner D. wird auf einer um ihre Axe drehbaren Trommel trocken gescheuert und nachträglich mit Leder abgerieben.

Zur Verfertigung des **Eisendrahts**, der wichtigsten aller Drahtsorten, ist ein sehr zähes und festes (nicht mürbes), dabei vollkommen ganzes, im Bruche fadiges Eisen das beste. Hartes Eisen gibt festen und elastischen D., wie er für manche Zwecke (z. B. zu Saiten, zu den Wollkratzen ꝛc.) erfordert wird; allein es verlangt eine aufmerksamere Behandlung und ein öfteres Glühen, als weiches Eisen, weil sich durch das Ziehen seine Härte schneller vermehrt. Nach der ältern Methode werden geschmiedete, gewalzte oder geschnittene Eisenstäbe zuerst durch Stoßzangen, später auf Wasser- und Handleiern gezogen; nach der verbesserten Art fällt die Anwendung der Zangen ganz weg, und die Streckung der Stäbe geschieht anfangs ausschließlich durch eingekerbte Walzen, später aber gleichfalls mittelst der Zieheisen auf den Leierbänken. Die deutschen Drahthütten verarbeiten meist das dünne, vierkantige Zaineisen, obwohl dasselbe wegen der starken Eindrücke, welche seine Flächen von der schmalen Bahn des Schmiedehammers erhalten haben, am allerunzweckmäßigsten zu gebrauchen ist. Am besten bedient man sich des Stabwalzwerks, mit welchem man im Stande ist, ohne Schwierigkeit und Zeitverlust auch ganz runde Stäbe zu erzeugen. Die erste Zange, welcher die Eisenstäbe übergeben werden, zieht dieselben 3- oder 4mal durch die größten Löcher. Der D. kommt sodann auf eine zweite Ziehbank und wird überhaupt nach und nach von vier Zangen bearbeitet, deren jede ihn durch drei oder vier Löcher zieht, so daß er im Ganzen 12—16mal gezogen wird. Die Zangenbänke geben den D. gewöhnlich mit einer Dicke von 2½—4 Linien; die weitere Verfeinerung geschieht auf den Rollen oder Scheiben. Hier muß der D., um z. B. von 2½—4 Linien Dicke auf 0,15—0,133 Linie gebracht zu werden, noch durch ungefähr 30 Löcher gehen. Der Eisendraht läßt sich, so lange er dick ist, kaum öfter als 3—5mal ziehen, ohne des Glühens bedürftig zu werden. Da indessen mit zunehmender Feinheit dieses Bedürfniß immer seltener wiederkehrt, so reicht für die Fabrikation der dünnsten Drahtsorten, welche 40—45mal durch die Zieheisen gehen, ein 5maliges Glühen gewöhnlich hin. Von der Anwendung gewalzter Stäbe zur Drahtzieherei ist nur ein Schritt zur verbesserten Drahtfabrikation, bei welcher die Verdünnung der Stäbe durch Walzen so weit fortgesetzt wird, als nöthig ist, um (mit Beseitigung der Zangen) das Ziehen sogleich auf Scheiben vornehmen zu können. Der Eisendraht kommt im Handel in Ringen von 2, 10 bis 25 Pfund vor. Die berühmten Eisendrahtfabriken in Westphalen und Rheinpreußen verfertigen gewöhnlich 42 Sorten. Auf den Hütten am Harze wird Eisendraht in 36 Sorten gezogen, welche man mit den Nummern 1—36 bezeichnet. Zu den feinen Eisendrähten gehören die **Klaviersaiten**, welche meist von eigenen Arbeitern aus gröberem D. auf Handscheiben (ohne ferneres Ausglühen) gezogen und beim Verkauf nach einer eigenthümlichen Weise numerirt werden. Die wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit berühmten nürnberger Klaviersaiten kommen in 31 Sorten vor, welche mit Nummern bezeichnet werden. In Wien, wo Drahtsaiten von gleicher Güte mit den nürnbergern verfertigt werden, hat man dieselben in 17 Sorten. Aller käufliche Eisendraht ist blank, weil er nach dem letzten Ziehen nicht mehr geglüht wird. Eine Ausnahme macht nur der feine D., welcher bei der Verfertigung der Blumen gebraucht wird und eine besondere Biegsamkeit besitzen muß. Man verfertigt diesen schwarzen oder gebrannten (nach ganz vollendetem Ziehen ausgeglühten) Eisendraht in Wien von 0,007—0,020 Zoll Dicke, in 14 Sorten, von welchen die gröbste Nr. 1, die feinste Nr. 14 genannt wird. Arbeiter, welche weichen Eisendraht von größerer Dicke nöthig haben, bereiten sich den käuflichen harten D. durch Glühen selbst zu. Der feinste im Handel vorkommende Eisendraht ist 0,072 Linie stark, in einzelnen Fällen wird er indessen auch noch feiner gezogen. Eine größere Feinheit als die von 0,0516 Linien läßt sich auf direktem Wege kaum erreichen. Wenn man aber einen auf gewöhnliche Weise dünn gezogenen Eisen- oder Stahldraht mit Silber umkleidet, ihn mit dieser Hülle möglichst fein zieht und dann durch heißes Quecksilber (unter Ausschluß der Luft, um die Oxydation des Eisens zu verhindern) das Silber auflöst, so wird der im Innern befindliche Eisendraht von ungemeiner Feinheit erhalten. Dieses Verfahren ist eine Anwendung von Wollastons Methode, äußerst feinen Platindraht darzustellen.

Die Behandlung des **Stahls** beim Drahtziehen ist jener des Eisens gleich, nur muß derselbe, wegen seiner Härte, durch eine größere Anzahl von Löchern feingezogen werden. Beim Glühen des **Stahldrahts** ist die größte Sorgfalt geboten, um ein alle guten Eigenschaften des Stahls vernichtendes Verbrennen zu vermeiden. Man zieht den Stahldraht jederzeit aus gewalzten Stäbchen. Der eng-

lische Stahldraht (0,43—0,03 Zoll dick) kommt im Handel in fußlangen, geraden Stücken unter dem Namen Rundstahl vor. Eigenthümlich geformte Arten von Stahldraht sind der gezogene viereckige Stahl, der Triebstahl und der Sperrkegelstahl, welche, gleich dem Rundstahl, fußweise verkauft werden. Der viereckige Stahldraht ist theils quadratisch, theils flach; beide finden eine ähnliche Anwendung wie der Rundstahl und werden auch nach dem Rundstahlmaße sortirt, wobei der Durchmesser des Loches die Diagonale des D.s angibt. Der *Triebstahl* wird von den Uhrmachern zur Verfertigung der Getriebe angewendet und hat, diesem Zwecke gemäß, im Querdurchschnitt die Gestalt eines Getriebes mit 6, 7, 8, 10, oder 12 Zähnen. Bei Verfertigung des Triebstahls wird runder Stahldraht durch Zieheisen gezogen, welche kreisrunde Löcher und am Rande derselben eine angemessene Anzahl schneidiger Spitzen enthalten; diese gleich Messern wirkenden Spitzen werden nach jedem Zuge mittelst Schrauben weiter gegen den Mittelpunkt vorgeschoben, bis die von ihnen eingeschnittenen Furchen eine gehörige Tiefe erlangt haben. Die Vollendung erhalten die Stangen durch ein gewöhnliches Zieheisen mit gehörig gestalteten Löchern.

Der Gold- und *Silberdraht* wird theils wirklich aus Gold und Silber gefertigt (*ächter*), theils ist er eine wohlfeile Nachahmung ächter Drähte aus unedlen Metallen (*unächter* od. *leonischer* [*lyonischer*]). Ersterer, sowohl rund als geplättet (*Lahn*) u. von mancherlei andern Formen, wird zumeist von Gold- und Silberarbeitern zur Verfertigung von Schmucksachen (Ringen, Uhr- und Halsketten, Nadeln, Filigranarbeiten &c.) verwendet und in der Regel auch von denselben im Kleinen gezogen. Das Verfahren hierbei besteht darin, daß man (gewöhnlich in einem Stücke eines Flintenlaufs) das Metall zu einer kurzen, runden Stange gießt, diese rothglühend etwas ausschmiedet u. auf der Ziehbank, zuletzt wohl auch aus freier Hand, zur erwünschten Feinheit bringt. Zu *ächtem Silberdraht* wird möglichst reines, folglich nicht mit Kupfer legirtes Silber in einem Graphittiegel geschmolzen und in einem eisernen Eingusse zu einem vierkantigen Stabe von 15 Zoll Länge, 2 Zoll Breite und Dicke und etwa 40 Mark Gewicht gegossen. Diesen Stab streckt man rothglühend unter dem Hammer aus, zerhaut ihn in drei gleiche Theile u. schmiedet letztere zu eben so vielen runden Stangen von 25—27 Zoll Länge. Hierauf folgt die Reinigung u. Glättung der Oberfläche der Stangen mittelst des Beschneidens auf der Beschneidbank. Da durch das Beschneiden ziemlich starke Späne von dem Silber abgenommen werden, so haben die Stangen nach dieser Operation etwa noch 1 Zoll Durchmesser und gegen 12 Mark an Gewicht. Sie werden hierauf zur Ziehbank gebracht, mit dem dünnen, zugespitzten Ende durch das Loch des ersten Ziehstocks gesteckt und so unter Bestreichung mit Wachs nach der Reihe durch so viele Löcher gezogen, als zur Verdünnung bis auf $^1/_3$ oder $^1/_4$ Zoll nöthig sind, was gewöhnlich ein 40—50maliges Ziehen erfordert. Man wickelt nun den D. ringförmig auf eine hölzerne Walze, bedeckt ihn auf einem Herde mit kleingespaltenem Holze u. glüht ihn durch Entzündung des letztern. Nach diesem folgt das Abführen oder Ziehen auf dem Abführtisch, wodurch der Durchmesser etwa auf den sechsten oder siebenten Theil (auf $^1/_{20}$ Zoll) vermindert wird. Um die höchste Verfeinerung zu bewirken, nämlich den D. auf die Dicke bis auf $^1/_{300}$ Zoll oder noch weniger zu reduciren, machen sich noch etwa 40 Züge auf der Scheibe nothwendig, u. es muß mithin der Silberdraht, um zur äußersten Feinheit gebracht zu werden, durch 110—120 Löcher gehen. Zu vergoldetem Silberdraht (*ächtem Golddraht*) werden die Silberstangen im Allgemeinen eben so vorbereitet wie da, wo sie ohne Vergoldung gezogen werden, müssen aber stärker und mit mehr Sorgfalt beschnitten werden. Nach dem Beschneiden werden die Stangen geschlichtet, d. h. behufs ihrer vollkommenen Rundung durch ein paar Löcher gezogen. Hierauf werden sie mittelst wiederholter, der Länge nach geführter Feilenstriche etwas rauh gemacht, worauf man zur Auflegung des Goldes schreitet. Die Blätter des letztern (Fabrikgold) breitet man auf glattes Kupferblech mittelst einer Zange von Fischbein aus und rollt die heiß oder glühend gemachte Silberstange darüber hin, in Folge dessen sich das Gold leicht an die Stange anhängt. Die abgekühlten Stangen umwindet man fest mit Bindfaden oder Leinenband, bringt sie in ein Kohlenfeuer u. erhitzt sie bis nahe an das Glühen. Hierauf faßt man die Stange mit einer Zange an der Spitze und bringt sie auf die Beschneidbank, wo sie eben so gehalten und langsam herumgedreht wird wie beim Beschneiden. Statt des Beschneidmessers bedient man sich hier des Polirsteins, eines sehr glatten, abgerundeten Stücks Blutstein, welches zwischen zwei Lappen eines cylindrischen, mit zwei Handgriffen versehenen Holzes gefaßt ist. Hiermit wird die ganze Oberfläche der Stange stark und sorgfältig überrieben, um die Vereinigung beider Metalle zu bewirken. Zuletzt werden die Stangen in Wasser abgekühlt, abgetrocknet und mit Wachs bestrichen, worauf das Ziehen erfolgt. Da die Goldblätter zum Zwecke der Vergoldung in verschiedener Anzahl, bald zweifach, bald fünffach &c. aufgelegt werden, so ist die Menge Goldes zum Ueberziehen einer Silberstange von bestimmtem Gewicht ungleich, wodurch die Stärke und größere oder geringere Dauerhaftigkeit der Vergoldung begründet u. die verschiedenen Golddrahtsorten hervorgerufen werden, deren jede Fabrik mehre liefert. Auf dem feinsten, 0,002 Zoll dicken D. beträgt bei der schwächsten Vergoldung der Goldüberzug nur 0,0000039 oder $^1/_{256410}$ Zoll.

Zur Darstellung des *unächten Silberdrahtes* (versilberten oder plattirten Kupferdrahts) werden runde Kupferstangen durch Gießen, Ausschmieden, Beschneiden u. Befeilen in gleicher Weise wie die Silberstangen angefertigt. Eine schwache Versilberung wird dargestellt, indem man den Cylinder mit dünnen geschlagenen Silberblättern belegt, welche in der Hitze durch Reiben mittelst des Polirstahls befestigt werden. Die Plattirung stellt man auf nachstehende Weise her. Zunächst bereitet man eine Röhre von gewalztem Silberblech, deren Kanten bei der Krümmung über einen runden Dorn etwas über einander gelegt werden. In diese schiebt man die etwas längere Kupferstange, welche durch Beschaben völlig rein u. blank, sodann rothglühend gemacht sein muß. In die Beschneidbank gelegt, wird nun die nach oben gekehrte Fuge des Silbers mittelst eines Polirstahls schnell und stark über-

rieben, bis eine Spur der Vereinigung kaum zu bemerken ist. Die Vereinigung beider Metalle aber wird auf der Beschneidbank dadurch bewirkt, daß die rothglühende Stange mittelst des Polirstahls nach der Länge bearbeitet wird, worauf sie zu jeder beliebigen Feinheit ausgezogen werden kann. Aus dem plattirten D. werden nicht nur die feinern Arbeiten, als Flittern, Kantillen, Tressen ꝛc., gefertigt, sondern derselbe wird auch (weniger dünn und sowohl rund, als viereckig, halbrund, gestreift ꝛc. gezogen) zur Herstellung jener Theile an silberplattirten Gefäßen ꝛc. verwendet, welche ihrer Gestalt wegen nur aus D. gefertigt werden können. Um zu verhindern, daß der unächte Golddraht (vergoldete Kupferdraht) bei der Abnutzung eine üble Farbe annehme, werden in der Regel die dazu bestimmten Kupferstangen vorerst mit Silberblättern überzogen, welche, nachdem sie in der Hitze durch Reiben mittelst des Blutsteins befestigt sind, in gleicher Weise mit Goldblättern bedeckt werden. Das Ziehen des Kupferdrahts, sowohl des versilberten als des vergoldeten, unterscheidet sich von der gleichen Operation rücksichtlich des Silberdrahts nur dadurch, daß bei ersterem, wegen der größeren Härte und Steifheit des Kupfers, noch einmal geglüht wird, ehe man den D. durch das letzte Loch zieht. Da es jedoch eben so unnöthig als gefährlich sein würde, den schon in hohem Grade feinen D. der Glühhitze auszusetzen, so wickelt man ihn bloß mittelst des Spulrades auf eine von Kupferblech verfertigte Spule, welche man durch kleine, in ihrer Höhlung angezündete Holzspäne nur so stark erhitzt, daß sie bei einer Berührung mit dem nassen Finger zischt. Cämentirter D. hat als Grundbestandtheil ebenfalls reines Kupfer, welches ohne Einwirkung von Gold eine diesem ähnliche Farbe erhält. Für jede auf die schon beschriebene Art bereitete Kupferstange von etwa 2 Fuß Länge u. 1 Zoll Dicke, welche mit einer langen vierkantigen Spitze zur Erleichterung des Angriffs mit der Zange beim Ziehen versehen und durch Beschneiden, Befeilen und zwei- oder dreimaliges Ziehen vollkommen blank, glatt und rund gemacht sein muß, hat man behufs des Cämentirens einen länglich viereckigen gußeisernen Kasten nöthig, in dessen schmalen Seitenwänden sich zwei gerade gegenüber stehende runde Löcher befinden. Durch diese wird die Kupferstange eingeschoben, so daß ihre Enden noch aus dem Kasten hervorragen. Nachdem man auf dem Boden des letztern granulirtes Zink nebst etwas Salmiak ausgebreitet hat, wird der Kasten mit einem Deckel wohl verschlossen und in einen Ofen zum starken Glühen gebracht. Indem das Zink hierdurch schmilzt, sich verflüchtigt u. den Kasten mit seinem Dampfe ausfüllt, nimmt die von der Oberfläche des geschmolzenen Zinks um einige Zoll entfernt liegende, rings von Zinkdampf umgebene Kupferstange eine bestimmte Menge Zink auf, wodurch sie sich an ihrer Oberfläche in Tombak oder Messing von einer hochgelben, sehr schönen Farbe verwandelt. Da der cämentirte D. nicht mit edlem Metall bekleidet ist, so ist er der Oxydation in hohem Grade unterworfen, weshalb z. B. aus demselben verfertigte Tressen sehr bald ihren Glanz verlieren und schwarz werden. Die Feinheit des unächten D.s kommt jener des ächten nicht völlig gleich. In den Handel kommen die verschiedenen Drahtsorten theils aufgespult, theils in Ringen. In Wien heißt der versilberte oder plattirte D. Paternosterdraht, wenn er in Ringe, u. gezogenes Silber, wenn er auf Spulen gewickelt ist. Der cämentirte D. führt in Ringen den Namen Schwertdraht, auf Spulen gezogenes Messing.

Die Kunst, aus Metall dünne Fäden zu machen, ist sehr alt; die Völker des Alterthums schon brauchten D. zu Waffen, Kleidern ꝛc. Allein derselbe wurde anfangs nicht gezogen, sondern geschmiedet. Später wurde das Metall nur auf Handziehbänken zu D. geformt; erst zwischen 1360 u. 1400 soll der Nürnberger Rudolph das Drahtziehen auf Drahtmühlen erfunden haben. Indessen kommen schon 1351 in Augsburg Drahtzieher und Drahtmüller vor. Um 1370 gab es in Nürnberg ein Drahtziehhammerwerk, welches in allen Metallen arbeitete; 1447 finden wir das Drahtziehen in Breslau heimisch, 1506 in Zwickau. In England wurde das Drahtziehen erst im 16. Jahrhundert von Deutschen und Franzosen eingeführt. Vortrefflichen Messing- u. Eisendraht liefern jetzt in Deutschland Aachen, Iserlohn, Waidhofen an der Ybs in Oesterreich, Zella, Neustadt-Eberswalde ꝛc.; in England Birmingham u. a. O. In Gold- u. Silberdrähten stehen Paris, Lyon, Amsterdam, Brüssel, Wien, Berlin, Augsburg in erster Reihe.

Drahtbrücke, Hängebrücke, wo 2 Drahtseile die hölzerne Brückenbahn tragen. Sie können als eine Art von Kettenbrücken betrachtet werden. S. Brücke.

Drahtgewebe finden ihre vorzüglichste Anwendung für Gitter und Siebe und werden fast ausschließlich aus Eisen- oder Messingdraht hergestellt. Beim Weben wird der Draht, welchen man der leichten Bearbeitung wegen gewöhnlich vorher ausglüht, wie das Garn bei der Zeuchfabrikation behandelt. Die für die Drahtweberei gebräuchlichen Webstühle gleichen entweder dem gewöhnlichen Leinweberstuhle, oder sie sind stehend, und zwar so, daß sich die Kettendrähte in einer vertikalen Ebene befinden. Die D. sind im Grade ihrer Feinheit außerordentlich verschieden. Besondere Feinheit verlangen die in der Papierfabrikation angewendeten sogenannten Papierformen; nicht minder zart müssen die Gitter sein, welche man für die im Bergfach gebrauchten davy'schen Sicherheitslampen anfertigt; auch zu Luxusgegenständen verschiedenster Art werden äußerst feine D. verwendet. Im Gegensatz hierzu stehen die groben Siebe, deren man sich für gewerbliche Zwecke bedient. Französische Fabriken haben D. geliefert, welche, aus Messingdraht von nur 1/500 Zoll Dicke bestehend, auf der Länge eines Zolls mit 250—260 Drähten (62,500—67,600 Oeffnungen im Quadratzoll) bedeckt waren.

Drahtsaiten, s. Saiten.

Drahtstifte, Nägel aus Metalldraht von kreisrundem Querschnitt, welche am oberen Ende einen platten Kopf, am unteren Ende eine drei- oder vierkantige pyramidale Spitze haben. Die Länge der im Handel gebräuchlichen D. schwankt zwischen 3 Linien bis zu 4 Zoll, die Dicke ist verschieden wie der Durchmesser der Drähte, aus denen sie verfertigt werden. Die D. finden, besonders begünstigt durch ihren niedrigen Preis, der eine Folge der fabrikmäßigen Darstellung im Großen ist, vielfache Verwendung bei den verschiedensten Gewerben. Die Verfertigung der D., welche früher durch Handarbeit geschah, wird jetzt fast ausschließlich durch

Maschinen bewirkt. In diesen wird der auf einer Haspel aufgewickelte Draht in kaltem Zustande an seinem Ende von einer Kneifzange erfaßt, vorgezogen u. für einen Augenblick festgehalten, während dessen ein kleiner Hammer oder ein durch starke Federn getriebener Stempel auf das aus der Zange hervorragende Ende des Drahts schlägt und dadurch den platten Kopf bildet. Sobald dies geschehen, schiebt die Maschine den Draht um ein sich nach der Länge des zu verfertigenden Drahtstifts richtendes Stück vor, worauf er, während der Vorschub sich seinem Ende naht, durch mehre zur Axe rechtwinklig stehende Messer so abgekneipt wird, daß die pyramidale Zuspitzung entsteht. Die einzelnen hier kurz angedeuteten Prozesse geschehen so rasch, daß es dem Zuschauer bei einer in regelmäßiger Arbeit befindlichen Maschine schwer fällt, die einzelnen sich folgenden Operationen zu unterscheiden. Im Durchschnitt liefert eine solche Maschine 140—150 D. in einer einzigen Minute. Maschinen, welche 4- bis 8zöllige D. anfertigen, geben etwa 50 Stück, solche für $1\frac{1}{4}$—$3\frac{1}{2}$zöllige 100, für $\frac{3}{4}$—$2\frac{1}{4}$zöllige 120, für $\frac{3}{4}$—$1\frac{1}{2}$zöllige 160, für $\frac{3}{8}$—$1\frac{1}{4}$zöllige sogar 300 Stück in einer Minute. Aus diesen Angaben ist zugleich ersichtlich, daß innerhalb gewisser Grenzen auf derselben Maschine D. von verschiedener Länge angefertigt werden können.

Drahtziehen, s. Draht.

Drainage (Drainirung), die unterirdische Entwässerung des Bodens mittelst einer Leitung von gebrannten Thonröhren. Nicht selten ist es der Fall, daß ganz gut zusammengesetzte Bodenarten keine Erträge liefern, weil sie, trotz der sorgsamsten Bearbeitung, ein Uebermaß von Feuchtigkeit festhalten u. in Folge davon zu kalt sind. Die auf solchem Boden angebauten Pflanzen kränkeln und sterben endlich ab, weil sie die im Uebermaß vorhandene Feuchtigkeit und die dadurch veranlaßte Kälte nicht vertragen können. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes pflegte man früher naßkalte Aecker mit sogenannten Sickerkanälen zu durchziehen, die mit klargeschlagenen Bruchsteinen oder groben Feldsteinen oder auch mit Knüppelholz, Holzstücken oder Faschinen (Reisigwellen) ausgefüllt wurden. Diese Stein- oder Buschdrains entsprachen aber ihrem Zwecke gewöhnlich nur einige Jahre, indem sie zu bald wieder verfielen und verschlämmten und dann für das Sickerwasser keinen gehörigen Abzug gewährten. Erst in England begann man eine zweckmäßigere D., anfangs durch halbrunde, aus Thon oder Lehm gebrannte Drainsteine (Hohlziegel), in neuerer Zeit durch cylindrische Röhren, Drainröhren (s. d.). Die Länge dieser Röhren beträgt 1 Fuß, so daß zu einer Ruthe 12 Stück erforderlich sind. Saugröhren heißen diejenigen, welche dem Boden das Wasser direkt entziehen und am zweckmäßigsten $1\frac{1}{2}$ Zoll innern Durchmesser oder lichte Weite haben; Sammelröhren dagegen diejenigen, welche das Wasser von jenen aufnehmen, um es zu dem Abflußpunkte zu führen, und je nach den örtlichen Verhältnissen, insbesondere nach dem Feuchtigkeitsgrade des Bodens 2 bis vielleicht 8 Zoll lichte Weite haben. Diese bilden die Haupt-, jene die Nebendrainstränge. Die D. findet ihre Anwendung hauptsächlich auf nassen und kalten Aeckern mit wasserundurchlassendem Untergrunde; sie kann aber auch überall in Ausführung kommen, wo ein natürliches Gefälle vorhanden ist, oder wo ein künstliches angebracht werden kann. Nur da läßt sie sich nicht gut ausführen, wo die Grundstücke schmale Streifen bilden. Auch in eingeschlossenen Morästen und kesselförmigen Lagen läßt sich die D. höchstens nur in so weit ausführen, als man das Wasser aus denselben in Senkgruben und Reservoirs ableiten kann. Die Röhren werden einfach Ende an Ende auf die Sohle eines 3—4 Fuß tiefen, möglichst engen Grabens gelegt. Bei Wiesen, Weiden u. im porösen Grunde werden die Drains flacher, im lehmigen Untergrunde dagegen tiefer u. im festen thonigen Grunde am tiefsten gelegt. Ueberhaupt ist die Wirkung der Röhren um so größer, je tiefer sie liegen. Auch die Entfernung der Röhrenlinien von einander hängt in den meisten Fällen von den Bodenverhältnissen ab. Im Thonboden kann sie 22 bis 32 Fuß, im Sandboden 48—60 Fuß betragen. In Betreff der Länge der Röhrenleitungen (Drains) sind besonders das Gefälle der Lokalität und der Durchmesser der Röhren zu berücksichtigen. Gewöhnlich nimmt man an, daß auf 100 Fuß Röhren 3 Zoll Gefälle hinreichend sei; größeres Gefälle ist um so besser. Die engen Saugröhren legt man bei mittlerem Gefälle nicht gern über eine Länge von 600—800 Fuß. Ist eine längere Leitung nöthig, so theilt man sie entweder durch Sammeldrains, oder wendet weiterhin Röhren mit größerem Durchmesser an, die mehr Wasser fassen können. Die Drains sind in der Richtung des stärksten Gefälles und parallel mit einander zu führen, und zwar nach jeder Neigungsseite des Bodens. Die das Wasser der Saugdrains aufnehmenden Sammeldrains sind selbstverständlich am tiefsten zu legen und müssen überdies ein bedeutenderes Gefälle haben, als das angegebene, um wirksam zu sein. Um zu erkennen, ob und wo ein Drain verstopft ist, bringt man wohl in den Hauptleitungen sogenannte Brunnenstübchen an, die entweder gemauert, oder aus Thon verfertigt und gebrannt sind. Der Grabensohle gibt man eine konkav abgerundete Form, um den Röhren eine feste, unverschiebbare Lage zu verschaffen. Die Erfahrung hat zur Genüge erwiesen, daß der kleine Zwischenraum zwischen je 2 Röhren hinreichend ist, um das Wasser eindringen zu lassen. Das durch die porösen Röhrenwände etwa eindringende Wasser kommt nicht in Betracht. Um aber der Verschiebung der Röhren, sowie dem Eindringen des Triebsandes vorzubeugen, umgibt man die Röhren da, wo sie an einander stoßen, mit einem Muffe von gebranntem Thon, dessen innere Oeffnung um 2—3 Linien größer ist, als der äußere Durchmesser der Röhren. Zweckmäßiger sind aber getrichterte Röhren, die an einem Ende $\frac{1}{2}$ Zoll abgedreht und am andern Ende $\frac{1}{2}$ Zoll ausgebohrt u. also auf eine Länge von $\frac{1}{2}$ Zoll in einander geschoben werden. Bietet diese Einrichtung in wenig haltbarem Boden noch nicht Sicherheit genug, so umgibt man die Drainröhren ganz mit anderen, etwas weiteren Röhren, und zwar in der Weise, daß immer 2 Drainröhren in der Mitte einer weiteren Röhre zusammenstoßen, ein freilich kostspieliges Verfahren. Die Saugdrains bringt man mit den Sammeldrains in zweckmäßige Verbindung. Die Einmündung jener in diese macht man zur Vermeidung von Rückstauungen spitzwinklig, auch legt man die Mündungen zweier Saugdrains an den Sammeldrains aus demselben Grunde nicht einan-

der gerade gegenüber. Sind das Gefälle, die Entfernung u. die Tiefe der Gräben fest bestimmt, so werden die Linien der auszustechenden Draingräben gerade abgesteckt und mit Schnur und Spaten genau vorgezeichnet. Darauf wird die oberste gute Erde (etwa einen Spatenstich tief) auf eine Seite und die folgende aus dem Ackergrunde auf die andere Seite geworfen. Ist man bis zur bestimmten Tiefe gelangt, dann wird die Sohle glatt gemacht u. gleichmäßiges Gefälle vorbereitet. Das Ausstechen beginnt gewöhnlich am tiefsten Punkte und wird also gegen das Gefälle geführt. Sind Hauptdrains erforderlich, so werden zuerst diese ausgestochen. Im zähen Thonboden bleiben die Gräben, behufs Auflockerung der Seitenwände, einige Zeit offen (am besten in den Wintermonaten); im mürben, humusreichen Boden hingegen müssen die Röhren sofort eingelegt und wieder verdeckt werden. Die Ausmündungspunkte der Hauptdrains werden solid gemauert, im Winter vor Frost und gegen das Eindringen des Schnee's durch eiserne Gittervorsätze gesichert. Mit dem Einlegen der Röhren beginnt man auf dem höchsten Punkte und fährt damit der Neigung entlang fort. Der Einleger schreitet auf diese Weise in den Gräben rückwärts und legt die Röhren demnächst auf die Sohle ein, und zwar so, daß sie gleichmäßig zu liegen kommen und gut aneinander schließen. Damit keine klare Erde oder Sand durch die Zwischenräume der zusammenstoßenden Röhren eindringen kann, belegen Manche die Fugen noch mit Moos, Heidekraut, Laub, Stroh, Quecken. Mit gleicher Sorgfalt müssen die offenbleibenden Stellen, wo die Nebendrains in die Hauptdrains einmünden, verwahrt werden, um das Hineinfallen von Erde zu verhüten. Noch besser ist es in dieser Hinsicht, wenn man besondere Kreuzröhren anfertigen läßt, weil durch solche der Uebelstand des Verstopfens gänzlich vermieden wird. Uebrigens hat man zum Zweck des Gräbenziehens u. Röhrenlegens in England besondere Maschinen erfunden, welche die Arbeit ungemein abkürzen. Der von Fowler und Fry in Bristol erfundene Drainirpflug besteht aus dem eigentlichen Pfluge und der Ackerwinde. Die Ackerwinde wird durch einen mit 2—4 Pferden bespannten Göpel in Bewegung gesetzt, wobei 2 Pferde die Kraft von 14 Pferden entwickeln. Der Pflugkörper wird durch zwei eiserne, starke, bogenförmig neben einander laufende Pflugbäume gebildet, welche durch Querschienen und starke Bolzen mit einander verbunden sind, sich nach vorn zu auf dem eisernen Rahmengestell einer Doppelwalze vereinigen und in einen kleinen Kolben auslaufen, der zur Aufnahme der Ackerwindenkette bestimmt ist. Von der Mitte des Pfluges nach hinten zu, einige Zoll über der Bodenfläche, laufen zwei andere Bäume, mit zwei Streben verbunden, welche die Vorrichtung tragen, durch welche das Sech geht, und worauf das Rädergetriebe ruht. Das Sech ist ein wenigstens 6 Fuß langes, verhältnißmäßig starkes und vorn geschärftes, gehärtetes Eisen, welches auf der Rückseite gekerbt ist und von einem Getriebe zum Durchschneiden des Bodens geregelt wird. Am untern Ende des Sechs ist eine Pflugschar angebracht, deren kegelförmige, in eine Spitze auslaufende Form den Untergrund durchbohrt und den Drainröhren Durchgang verschafft. Wenn der Boden ausgemessen ist und die Drainirlinien bezeichnet sind, stellt man ungefähr 200 Ellen vor dem Pfluge die Ackerwinde auf und befestigt sie durch Eingraben ihres Gestelles. Der Pflug steht am entgegengesetzten Ende der Drainirlinie; die Verbindungskette zwischen dem Pfluge und der Winde ist von Hanf und mit Messingdraht umwunden. Man öffnet einen Graben von 3½—4 Fuß Tiefe, eben so lang und 12 Zoll breit, und zwar richtet sich die Tiefe nach der beabsichtigten Tiefe der Röhrenlegung, und nach dieser Tiefe stellt man auch das Sech, so daß es von unten nach oben nivellirt. Ein Arbeiter hat vorher mittelst eines Stricks die Thonröhren paternosterförmig zusammengeknüpft; das Ende des Strickes wird an dem letzten Gehenk der Schar befestigt, und man ordnet die Röhren so, daß zwischen ihnen und der Schar kein leerer Raum bleibt. Auf ein gegebenes Zeichen werden nun die Pferde in Bewegung gesetzt, sie drehen die Winde, der Pflug setzt sich in Gang, das Sech durchschneidet den Boden mit unwiderstehlicher Gewalt, die Schar öffnet den Untergrund, drückt die durchbrochene Erde rund um sich herum zusammen und zieht die aneinandergefügten Röhren hinter sich her, welche ein Arbeiter in ihrer Lage regelt. Nach Legung von 40 Röhren hält man an, um eine neue Reihe von Röhren anzuhängen, und fährt so fort, bis man in die Nähe der Ackerwinde kommt, wo man eine neue ähnliche Grabenvorrichtung findet. Dort wird das mechanische Zug- und Triebwerk gleichsam ausgespannt, die letzte Röhre an ihrer Mündung mit Stroh verstopft, um das Hineinfallen von Erde zu verhüten, und die Arbeit ist beendet. Sechs Menschen, zwei Pferde und eine halbe Stunde genügten, um 300 Röhren 3½ Fuß tief unter die Erde zu bringen, eine Arbeit, die ohne die mechanische Kraft eine volle Woche in Anspruch genommen und dabei den Boden umgewühlt hätte. Bei welligem Boden leitet der Werkführer vermittelst des Getriebes, welches er handhabt, den Gang des Sechs, so daß die Röhren im richtigen Niveau mit der erforderlichen Neigung zu liegen kommen. Ist die Leitung fertig, so werden die Röhren verschüttet, wobei man die zähe Erde des Ackergrundes zu unterst und auf sie die gute, artbare Bodenschicht bringt und besonders erstere festtritt oder einstampft. Nach vollendeter Ausführung der D. müssen die Linien der Haupt- und Nebendrains an den Endpunkten mit Marksteinen bezeichnet werden, damit etwaige Reparaturen daran in spätern Zeiten mit weniger Schwierigkeiten bewirkt werden können.

Die vortheilhafte Wirkung der D. besteht zwar zunächst darin, daß sie dem Boden das überflüssige, der Vegetation nachtheilige Wasser entzieht; doch ist sie zugleich noch eine umfassendere, in sofern die Drainröhren den dem Pflanzenwuchs zuträglichen Feuchtigkeitsgrad herstellen und erhalten und Vermittler des die Thätigkeit der Ackerkrume belebenden Luftzutritts sind. Alle Erdarten saugen bekanntlich das mit ihnen in Berührung kommende Wasser so lange auf, bis sie damit gesättigt sind, mag nun die Wasseraufnahme von oben her oder von unten her Statt finden. Im ersteren Falle wirkt nur die Schwere des Wassers zur Beschleunigung der Einsaugung mit; im letzteren Falle steigt das Wasser in Folge der Haarröhrchenanziehung empor. Ist der Sättigungsgrad erreicht, so findet weder aufwärts, noch abwärts fernerhin Einsaugung des Wassers

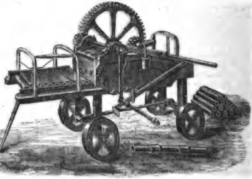
Statt. Nun wird in einem von Natur das Wasser durchlassenden oder drainirten Boden, der wegen seiner porösen Beschaffenheit das Hinabsickern des Regenwassers und das Emporsteigen der in den tieferen Erdschichten sich ansammelnden Feuchtigkeit ermöglicht, einestheils nicht nur der Wasserüberfluß entfernt, sondern ebenso auch der der Vegetation unentbehrliche Feuchtigkeitsgrad länger erhalten, als in einem Boden, der das Wasser nicht durchläßt, weil dasselbe hier von der Oberfläche entweder abläuft, oder bei fehlendem Gefälle verdunstet, da es eben nicht tief eindringen kann. Ist aber das die oberste Erdschicht im Uebermaß erfüllende Wasser verdunstet, so ist bei eintretender regenloser Witterung jeder Zugang von Feuchtigkeit abgeschnitten, u. dies um so mehr, da sich die Oberfläche des Bodens in Folge des übermäßigen Ueberschwemmtwerdens mit einer harten Kruste überzieht und mithin sich gegen die Einwirkung der Luft und der atmosphärischen Feuchtigkeit verschließt. Ist dagegen der Boden in einer Tiefe von 4 Fuß drainirt, so wird sich in einer so tiefen Schicht die Feuchtigkeit ohnehin schon länger halten, als in einer oberflächlichen, die auf einer festen, das Wasser nicht durchlassenden Schicht ruht. Die Drainröhren führen nur das vom Regen herrührende überschüssige Wasser weg, welches die oberen Erdschichten nach ihrer Sättigung durchlassen, und beugen eben dadurch dem der Vegetation so nachtheiligen Anstauen des Wassers vor. Außerdem wirken aber die Drainröhren auch in sofern sehr günstig, als sie das manchmal bis zu den Pflanzenwurzeln sich erhebende, wegen seiner Kälte dem Pflanzenwuchs höchst nachtheilige Grund- oder Quellwasser ablaufen lassen; dieses kann sich nämlich nicht über die Röhren erheben, da sich der ganze im Boden vorhandene Wasserspiegel zur Ausgleichung seines Niveau's von allen Seiten den Abzugsöffnungen, welche die Röhrenfugen bilden, zuwendet und durch seinen eignen Druck in dieselben hineingepreßt wird. Endlich beruht die heilsame Wirkung der D. auch noch darin, daß sie der erwärmenden u. befruchtenden Luft den Boden zu durchdringen und die vorher mit angestautem Wasser gefüllten Poren und Zwischenräumchen der Erdkrume einzunehmen gestattet. Jeder Boden eignet sich um so besser zum Pflanzenbau, je mehr er einem Filtrirapparat gleicht, d. h. je leichter das Wasser hindurchzieht u. abläuft, u. je besser Sonne und Luft ihre den Pflanzenwuchs fördernde Einwirkung auf den Boden äußern können. Geht nun einem Boden von Natur diese Beschaffenheit ab, so muß sie ihm, soweit dies möglich, durch Kunst mitgetheilt werden, was eben durch die den Boden locker machende D. geschieht. Auch ein sonst guter Boden, worin Quell- und Regenwasser sich anstauen, wird in Folge der dadurch bewirkten kalten Beschaffenheit des Erdreichs unfruchtbar; er gleicht einem Gefäß mit Erde, welches unten am Boden keinen Wasserabzug hat, u. ernährt nur schlaffe, kümmerliche Pflanzen, die deshalb leicht von schädlichen Unkräutern, Binsen 2c. überwuchert werden; geringer Frost bildet um die jungen Pflänzchen eine Eisrinde, wodurch sie beschädigt und entwurzelt werden, und der Boden erkältet sich in Folge der Verdunstung der Feuchtigkeit mehr und mehr, so daß selbst der Dünger, der doch, um ernährend und kräftigend auf die Vegetation einzuwirken, im Boden eine Gährung durchmachen muß, wozu ein gewisser Grad von Wärme erforderlich ist, seine volle Kraft nicht äußern kann. Alle diese Uebelstände verschwinden bei gut ausgeführter D. und bei darauf folgender tüchtiger, tiefer Bearbeitung des Bodens; es öffnen sich die Poren der Erdschollen, die Luft kann auf diese einwirken und eine schnellere u. vollkommenere Auflösung der darin enthaltenen Nahrungsstoffe bewirken u. so viele Bodenbestandtheile zur Thätigkeit erwecken, welche bisher geschlummert haben. Man hat zwar gegen die D. das Bedenken erheben wollen, daß durch den erleichterten Wasserabfluß dem Boden eine Menge pflanzennährender Bestandtheile entzogen würden. Aber sowohl aus der chemischen Untersuchung des aus den Drainröhren abfließenden Wassers, als auch aus der genauen Analyse der Ackerkrume hat sich ergeben, daß gerade diejenigen Bodenbestandtheile, welche einen direkt oder indirekt nährenden Einfluß auf den Pflanzenwuchs ausüben, von dem Drainröhrenwasser gar nicht berührt werden, da der Boden die Kraft besitzt, diese Substanzen in dem Grade festzuhalten, daß sie durch das Wasser nicht ausgewaschen werden können. Daher enthält auch das Drainröhrenwasser nur eine sehr geringe Menge löslicher Mineralien und überdies nur solche, welche zur Ernährung der Pflanzen wenig geeignet sind, namentlich Natron, etwas Kalk, Schwefelsäure und einige Spuren von Kieselsäure. Was die **Dauer** der Drains betrifft, so hat man zwar, wenigstens in Deutschland, noch keine Erfahrungen hierüber aufzuweisen, doch hat man in Holland Ziegelröhren gefunden, die 200 Jahre im Boden lagen und noch gut erhalten waren, und in Italien, Persien und Griechenland findet man Thonröhrenwasserleitungen, die wahrscheinlich Jahrtausende liegen u. noch ganz unversehrt sind. Man kann daher dreist behaupten, daß die Drainröhren wenigstens drei- bis viermal so lange als die früheren Steindrains ihrem Zwecke entsprechen können.

Der große Nutzen der D. wurde früh von denkenden Oekonomen erkannt. Der Engländer Walter **Bligh** war der Erste, welcher die D. zur Entwässerung anwendete, aber erst durch **Smith** kam sie mehr in Aufnahme, u. Joseph **Parnes** gab ihr in neuester Zeit die größte Ausbildung. Gegenwärtig wird die D. besonders in England eifrigst betrieben, u. allerdings empfehlen die dortigen Boden- u. Kulturverhältnisse diese Methode in vorzüglichem Grade. Auf dem Festlande war die belgische Regierung die erste, welche die D. begünstigte. Sie erließ ein Expropriationsgesetz, kaufte in England Maschinen zur Anfertigung von Thonröhren, ließ nach diesen Modellen im Inlande andere anfertigen und vertheilte sie an die Ziegelfabrikanten, die sogar noch die erforderlichen Vorschüsse zur Anfertigung von Röhren empfingen. Etwas später zeigte auch das französische Ministerium für Handel u. Ackerbau Interesse dafür, schickte Sachverständige nach England und Belgien, ließ englische Röhrenmaschinen ankaufen und durch die Präfekten für die Reform wirken. In Deutschland hat man erst seit 1850 Versuche mit der D. gemacht, aber seitdem ist sie in solcher Ausdehnung in Angriff genommen worden, daß bereits die wohlgemeinte Warnung laut wird, nicht zu überstürzen, um nicht ein zu theures Lehrgeld bezahlen zu müssen. Als Hauptwerke über die D. sind zu nennen: **Parkes**, Essays on the philosophy and art of Land

Drainage, Lond. 1848; Leclerc, Manual practique de D., Brüssel 1850; A. v. D. (Baron Doblhof), Ueber die D., Haag 1850; Fr. Kreuter, Praktisches Handbuch der D., Wien 1851; L. Vincent, Die D. nasser und kalter Ländereien, Berlin 1852; Stöckhardt, Die D., Leipzig 1852; Protz, Das Drainiren, Basel 1856; Laubinger, Einfache und populäre Darstellung der D., Weimar 1857; Kielmann, Die D. nach eigenen Beobachtungen 2c., Paris und Kassel 1857.

Drainröhren, die zur Drainage dienenden Entwässerungsröhren. Die Fabrikation dieser Röhren geschah früher auf der Töpferscheibe aus freier Hand, jetzt aber bedient man sich hierzu ausschließlich der Maschinen. Die Erfindung der Röhrenpressen und der dadurch erzielte wohlfeilere Preis der Röhren war ein Hauptbeförderungsmittel zur Ausbreitung der Drainage. Die erste Presse dieser Art wurde 1835 in Metlach bei Trier zur Anfertigung von Wasserleitungsröhren angewandt; darauf stellte 1837 der Marquis von Tweeddale in Schottland eine Röhrenpresse auf, u. beide erzeugten trotz ihrer Unvollkommenheit doch weit billigere Röhren, als bisher Handarbeit geliefert hatte. Im Jahre 1843 zogen die zu Derby von John Read ausgestellten Röhren die Aufmerksamkeit auf sich, worauf dann bald bedeutende Verbesserungen dieser Pressen erzielt wurden. Eine Maschine, woraus ohne Unterbrechung Röhren gepreßt werden, ist die von Corsen, die in der Maschinenbauanstalt von Egels in Berlin gebaut und sehr entsprechend gefunden wurde. Sie besteht aus einem hölzernen Gestelle, worauf in eisernen Ständern 2 abgedrehte gußeiserne Walzen senkrecht übereinander liegen. Vorn vor den Walzen und an diese ringsum dicht anschließend ist ein gußeiserner Rahmen mit der vertikal stehenden Schablonenplatte und hinter den Walzen ein trichterförmiger, hölzerner Rumpf ebenfalls mit seiner unteren Mündung dicht an die Walzen anschließend befestigt. Durch ein auf der Schwungradwelle befindliches Vorgelege wird ein auf der unteren Walze befestigtes großes Zahnrad und mit diesem werden beide Walzen gegen einander umgedreht; der hinter denselben in den Rumpf aufgegebene Thon wird zwischen den Walzen durchgezogen u. nach Zerdrückung aller darin befindlichen Steinchen in Röhrenform durch die Löcher der Schablonenplatte ausgepreßt. Vor der letzteren befinden sich auf einem horizontalen Tische dünne hölzerne Walzen, welche die Röhren bis unter den Abschneider führen, welchen der Arbeiter an der Maschine zur geeigneten Zeit herabschlagen läßt. Der Preis der egelsschen Maschine beträgt außer den Schablonenplatten 220 Thaler, letztere stellen sich zu 10 bis 15 Thaler das Stück. Ferner gehört hierher die Maschine von Ainslie, welche in Frankreich sehr beliebt ist. Sie besteht wie die eben beschriebene aus 2 Walzen von Gußeisen, welche horizontal auf einander liegen; auch ist auf der einen Seite dieser Cylinder ein prismatischer Kasten angebracht, in dessen einer Seite sich die Röhrenformen befinden. Auf der andern Seite ist eine Leinwand ohne Ende angebracht, die gegen die Cylinder geneigt ist, und worauf man den Thon legt. Ein Arbeiter schiebt den Thon gegen die Cylinder, welche denselben durch ihre Bewegung zwischen sich hineinziehen und in den auf der andern Seite befindlichen prismatischen Kasten drücken, wo er dann in der Form von Röhren auf einen Rolltisch herausgepreßt wird. Das Gestell dieser Maschine ist ganz von Eisen.

Am meisten verbreitet sind diejenigen Maschinen, bei denen jedesmal ein Quantum Thon zum Auspressen eingelegt werden muß u. die Röhren durch einen Piston gepreßt werden. Sie sind entweder mit einfachem, od. doppeltem Preßkasten u. mit Pistons versehen, welche entweder horizontal, oder vertikal wirken. Unter den horizontal wirkenden Pressen ist die williamsche in Deutschland am gebräuchlichsten; sie ist in nebenstehender Figur dargestellt u. besteht aus einem soliden eisernen Kasten, der in einem auf gußeisernen Rollen beweglichen Gestell von bedeutender Stärke liegt. Dieser Kasten wird mit dem wohlzubereiteten, völlig steinfreien Thon angefüllt und sein Deckel mittelst eines starken Eisenhebels



hermetisch verschlossen. Die hintere Eisenwand des Kastens ist in Laufschienen beweglich und wird durch eine Zahnstange von Schmiedeeisen nach vorwärts gedrängt. Die letztere erhält ihre Bewegung durch ein Rädersystem, welches so viel Kraft erzeugt, daß ein einzelner Mann ganz bequem die Maschine regieren kann. Der Thon im Kasten wird durch das Drehen der Kurbel nach vorn getrieben, passirt ein Gitter und kommt dann an den runden Oeffnungen der vorderen Kastenwand in der Form von Röhren heraus. Diese vordere Kastenwand, die Formplatte, ist aus- und einsetzbar, je nachdem man Röhren von größerem od. geringerem Durchmesser, oder auch Hohlziegeln und hohle Backsteine anfertigen will. Die aus der Formplatte tretenden Röhren gelangen auf das Rollbett, einen langen, aus einzelnen beweglichen Walzen bestehenden Tisch, auf welchem sie fortgleiten, bis der Kasten leer ist. Die erforderliche Größe erhalten diese Röhren mittelst darüber in die Höhe gerichteter Bögen mit Stahlsaiten. Die Röhren werden dann mittelst eigener Gabeln, deren Zinken in ihre Höhlungen passen, aufgenommen und zum Trocknen auf die Gestelle gebracht. Eine große Drainröhrenpresse

dieser Art liefert in einem Tage 6000 und mehr Röhren von 1 Fuß Länge. Die jordansche Maschine, ebenso konstruirt wie die vorige, ist ganz von Eisen und sehr stark gebaut u. ruht auf einem soliden, ebenfalls eisernen Untergestell, welches durch zweckmäßig angebrachte Quer- und Längenverbindungen an und für sich schon unverrückbar gemacht ist. Sämmtliche schmiedeeiserne Wellen der Maschine laufen in Lagern von bestem Gußeisen. Ein schmiedeeiserner Hebel, welcher aufgebremst wird, schließt den Preßkasten auf eine ebenso einfache als sichere Weise. Der Schneideapparat, welcher die gepreßten Röhren abschneidet, ist so eingerichtet, daß er von dem die Maschine bewegenden Arbeiter gleichzeitig bedient werden kann. Unter den vertikal wirkenden Pressen ist die von Clayton in London die beste. Hier hat jede Maschine 2 bewegliche Cylinder, in welche der Thon eingelegt wird, aber nur Einen Piston. Wenn nun ein Cylinder ausgepreßt ist, so wird der Piston zurückgeschraubt, der leere Cylinder mittelst eines angebrachten Mechanismus weggehoben und der volle an dessen Platz gesetzt und ebenfalls ausgepreßt, während welcher Zeit der leere wieder gefüllt wird. Der Piston wird durch eine Zahnleiste abwärts gezogen. Röhren werden gewöhnlich senkrecht gepreßt; wenn aber Hufeisenziegel od. andere Formen gemacht werden sollen, so bringt man unter den Cylindern einen Kasten an, in welchen auf der Seite die Formplatten eingesetzt werden, und worin die Ziegel auf einen Rolltisch wie bei den andern Pressen ausgepreßt werden. Um den Thon von Steinen zu reinigen, wird er durch eine durchlöcherte Platte gepreßt, durch deren Löcher er in der Dicke eines Bleistifts durchgeht (claytonsches Sieb). Bei der perpendikulären Pressung können nur Röhren bis zu 18 Zoll Länge gemacht werden, bei der horizontalen beliebig lange. Viele Fabrikanten, wie Withead, Scragg, Swain, machen auch Pressen mit 2 Kästen und 2 Pistons, so daß ein Kasten immer zum Füllen bereit ist, wenn der andere leer gepreßt worden, ohne daß man den Piston erst zurückzudrehen braucht. Mehre Versuche haben indeß das Resultat geliefert, daß die Leistung der einfachen Maschine zur doppelten sich nur wie 5 zu 7 verhält, welches Verhältniß bei der praktischen Ausführung im Großen sich noch ungünstiger gestalten mag. Bei der einfachen Maschine kann ein Mann das Drehen und Einlegen des Thons versehen, u. 2 Knaben können die Röhren abschneiden u. wegtragen. Bei der doppelten dagegen müssen 2 Männer und 3 Knaben thätig sein, was eine Erhöhung der Arbeitskraft ergibt, die zu der größern Leistung in keinem Verhältniß steht. Daher erscheint es vortheilhafter, 2 einfache statt einer Doppelpresse aufzustellen. Der Rolltisch muß so lang sein, daß bei kleinen Maschinen der Inhalt des Kastens auf einmal, bei größern auf zweimal ausgepreßt werden kann, damit durch das Abschneiden und Wegtragen nicht die Arbeit des Pressens unterbrochen werde, sondern die ausgepreßten Röhren auf die Trockenstellagen gebracht werden können, während der Arbeiter, welcher gepreßt hat, den Kasten wieder füllt. Der Rolltisch soll bei kleinen Maschinen wenigstens 7, bei größeren 8 Fuß lang sein. An demselben befindet sich die Vorrichtung zum Abschneiden der Röhren, an der sich die Bögen mit den Drahtsaiten in jede beliebige Entfernung stellen lassen müssen, damit man die Röhren in Längen von 12, 15, 18 Zoll abschneiden kann. Eine vorzügliche horizontale Maschine ist noch die von Whithead in Preston in Lancashire, die von mehren landwirthschaftlichen Gesellschaften in England für preiswürdig erkannt ward. Mittelst derselben können ein Mann und ein Knabe in 12 Arbeitsstunden 8000 Stück einzöllige, od. 5000 zweizöllige Röhren verfertigen. Dovie in Glasgow verfertigt zwei Arten von Maschinen mit einfachem und doppeltem Kasten; die größere bedarf 1/4 Pferdekraft und kann leicht durch eine mechanische Kraft getrieben werden. Wird sie durch Dampf- oder Wasserkraft bewegt, so braucht sie zu ihrer Bedienung einen Mann und 2 Knaben und erzeugt dann 12,000 zweizöllige Röhren in 10 Arbeitsstunden. Die Röhrenpresse von Scragg unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß der Piston nicht durch Zahnstangen, sondern durch kurze Ketten getrieben wird, und daß der Kasten und das Gestelle von Holz gemacht sind. Noch ist die Maschine von Schlosser, Mechaniker in Paris, zu erwähnen; diese, auf einem fahrbaren Gestell in Mannshöhe ruhend, besteht im Wesentlichen aus 2 mit auf den beiden Enden angebrachten, keilförmig abgeschrägten Formbüchsen versehenen Cylindern, welche an den gegenüberliegenden Endtheilen offen sind, während sich am andern Ende eines jeden eine über die Formbüchse übergreifende und an dieselbe festgeschraubte Formplatte befindet; diese hat eine Reihe Löcher, welche den äußeren Durchmesser der Röhren bilden, innerhalb der Formbüchse aber befindet sich eine Reihe Dornen, welche den innern Durchmesser herstellen. Beide Theile können abgeschraubt und durch andere mit veränderten Durchmessern vertauscht werden. Außerdem befindet sich ungefähr auf dem dritten Theile der Länge des ganzen Cylinders ein siebartiges Gitter, durch welches der Thon mittelst eines Druckkolbens hindurchgepreßt wird. Die Formbüchsen können behufs der Füllung mit Thon abgeschraubt werden; auch hat man gewöhnlich deren 3, so daß eine, während die Maschine in Bewegung ist, gefüllt werden kann. Die Maschine reinigt und formt den Thon zu gleicher Zeit; die Bewegung der auf Zahnstangen befindlichen Kolben wird durch ein zwischen beiden Cylindern angebrachtes Schwungrad hervorgebracht, an welches eine Kurbel befestigt ist, die in die Zahnstange der Triebkolben eingreift u. abwechselnd den Lehm in 2 Cylindern in Röhrenform durch die Formöffnung treibt. An jedem Endtheil der Maschine ist ein Gestell mit kleinen Walzen angebracht, auf welchem die aus der Formplatte fertig herauskommenden Röhren aufruhen können, und welches je nach der Stärke der Röhren höher oder tiefer geschraubt werden kann. Auf jedem Cylinder befindet sich außerdem ein Ventil, welches beim Zurückziehen der Kolben die nöthige Luft einläßt. Die bei andern derartigen Maschinen gewöhnlich so umständliche Reinigung des Gitters geschieht hierbei durch einen einzigen Schaberstrich, im Augenblick, wo man die Cylinder wechselt.

Draisine, eine vom badischen Forstmeister K. von Drais zu Mannheim († 1851) erfundene und von dem Engländer Knight verbesserte Fahrmaschine, nämlich ein kleiner zum Fahren auf gewöhnlichen Landstraßen bestimmter Wagen, der seine Bewe-

gung durch eine in demselben sitzende Person erhält und von derselben geleitet wird. Die Person arbeitet mit den Händen an einer Kurbel oder mit den Füßen an einer Tretvorrichtung, welche mit einem an dem Triebrade der D. befestigten Kurbelzapfen durch eine Lenkerstange verbunden ist. Diese Art der D. ist fast gänzlich abgekommen u. findet sich fast nur noch als eine Art Spielzeug in den Händen der Kinder, die es für kleine Spazierfahrten benutzen. Mit dem Aufkommen der besseren Verkehrsanstalten, der Eisenbahnen, hat die D. in veränderter Form wieder Anwendung gefunden; sie ist jetzt das Fahrzeug, dessen sich die Betriebsingenieure der Eisenbahnen bedienen, um ihre Strecke schnell und ohne Anwendung von Lokomotiven befahren zu können, um sich von dem Zustande des Oberbau's, namentlich der Schienen und ihrer Verbindungen unter einander sowohl, wie mit den sie stützenden Schwellen zu überzeugen. Eine solche D. besteht aus einem durchweg aus Eisen gebauten Wagen, der auf 4 zum Befahren der Schienen geeigneten Rädern ruht. Die vorderen Räder sind Laufräder von 2—3 Fuß Durchmesser, die hinteren, die eigentlichen Triebräder, haben 4—5 Fuß Durchmesser und tragen zwischen den Speichen einen Kurbelzapfen, an welchem eine Lenkerstange angreift, die von den über den Laufrädern sitzenden Arbeitern durch eine Zug-, respektive Tretvorrichtung bewegt wird. Ueber der Triebaxe befindet sich der Sitz für den Ingenieur. Man pflegt diese D. auch mit einem in der Mitte aufgestellten Mastbaum zu versehen, an welchem man ein Segel befestigt, um etwaigen günstigen Wind als unterstützende Triebkraft benutzen zu können. Zum schnellen Anhalten versieht man die D. mit einer Bremsvorrichtung, welche der für alle Eisenbahnfahrzeuge gebräuchlichen gleicht. Um die D. leicht aus den Schienen heben zu können und dadurch den durchgehenden Verkehr für die Bahnzüge frei zu machen, bringt man gern eine mechanische Vorrichtung an, welche die D. in ihrer Mitte hoch hebt; der Arbeiter vermag die D. dann leicht zu drehen und von den Schienen zu schaffen. Eine solche D. kann ohne besondere Anstrengung der sie bewegenden Arbeiter leicht 2—3 Meilen in einer Stunde zurücklegen. Um die Geschwindigkeit bedeutend zu erhöhen, hat man vorgezogen, die D. durch 2 auf ihr befestigte Dampfmaschinen zu bewegen. In diesem Fall heißt die D. Dampfdraisine. Eine solche hat 4 Räder, deren vorderes Paar Triebräder von 5 Fuß und mehr Durchmesser sind, während die hinteren zum Bremsen eingerichteten Laufräder etwa 3 Fuß im Durchmesser haben. Der ganze Bau ruht, ähnlich wie bei einer Lokomotive, auf zwei aus starkem Eisenblech gefertigten Langträgern, die durch Federn auf die beiden Axen gestützt sind. Der Dampfkessel, der Raumersparniß wegen ein stehender Röhrenkessel, befindet sich zwischen beiden Axen, zunächst der Triebaxe; rechts und links von ihm liegen, an die Langträger angeschraubt, die beiden Dampfcylinder, deren Kolbenstangen durch Lenkerstangen an den unter 90° gegen einander stehenden Krummzapfen der Triebaxe angreifen und somit die D. in Bewegung setzen. Der Führer und der Heizer stehen zwischen dem Kessel und dem über der Laufaxe befindlichen Personencoupé; der als Tender dienende, aus Blech gefertigte Wasserkasten ist am vorderen Ende zwischen den Langträgern befestigt, er ruht zum Theil auf der Bufferbohle. Ohne die Sicherheit der Fahrt zu gefährden, kann man mit einer gut gebauten Dampfdraisine leicht 6 bis 10 Meilen in einer Stunde zurücklegen. In dieser Hinsicht gebührt der Dampfdraisine ein großer Vorzug. Indessen ist wegen der sehr bedeutenden Beschaffungskosten u. wegen des theuren Betriebes die Dampfdraisine doch mehr als ein, bei den höheren Verwaltungsbeamten allerdings sehr beliebter Luxusgegenstand, in den seltensten Fällen als ein wirkliches Bedürfniß für das leichte Befahren der Strecke zu betrachten.

Drake, 1) Francis, berühmter englischer Seemann, 1539 (1545) zu Tavystock in Devonshire geboren, trat frühzeitig in den Seedienst u. zeichnete sich bald sowohl in praktischer, als theoretischer Hinsicht so vortheilhaft aus, daß er schon in seinem 18. Jahre ein Handelsschiff nach Biscaya führen konnte. In seinem 20. Jahre machte er eine Reise nach der Küste von Guinea, und 2 Jahre später wurde er Kapitän und erhielt den Oberbefehl des Schiffes „Judith". In dieser Eigenschaft bewies er in dem unglücklichen Gefecht, welches Sir John Hawkins in dem Hafen von Vera-Cruz zu bestehen hatte, große Tapferkeit und entkam glücklich mit seinem Fahrzeug der allgemeinen Niederlage. Von grimmigem Hasse gegen die Spanier erfüllt, unternahm er an der Spitze einer großen Anzahl von Abenteurern 1570 einen Zug nach Westindien. Der Erfolg dieser Reise war so günstig, daß man ihm 1572 zu einem Angriff auf die spanisch amerikanischen Handelsplätze zwei Schiffe anvertraute. Von den Indianern unterstützt, nahm er die Stadt Nombre de Dios mit Sturm, segelte aber, da er sich hier nicht behaupten konnte, nach Cartagena, nahm noch Vera-Cruz und langte am 9. Aug. 1573 im Hafen zu Plymouth wieder an. Seinen Beuteantheil verwandte er zur Ausrüstung drei großer Fregatten, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter dem Grafen von Essex diente. Nach seiner Rückkehr nach England 1576 wußte er die Königin für seinen Plan zu gewinnen, durch die magellanische Meerenge in die Südsee zu bringen, um hier die Spanier anzugreifen. Am 13. Dec. 1577 segelte er mit einer Flotte von 5 Schiffen von Falmouth ab, erreichte am 20. August 1578 die magellanische Meerenge und den 6. September den Ausgang derselben, wo aber ein heftig ausbrechender Sturm ihn nach Süden zu steuern zwang. Am 20. Nov. erreichte er die Insel Mocha, südlich von Chile, wo er den Rest seiner Flotte erwarten wollte. Da jedoch keines seiner Schiffe sich blicken ließ, setzte er längs der Küste von Chile und Peru seinen Lauf fort, wobei er mehre spanische Schiffe nahm. Eine Durchfahrt in den atlantischen Ocean suchend, folgte er der Küste Nordamerika's bis zu 48° nördl. Br., besuchte dabei den nördlichen Theil von Kalifornien, dem er den Namen Neualbion gab, und segelte von da nach Westen durch den großen Ocean. Nachdem er sich am 13. Okt. 1579 kurze Zeit bei einer der Inseln dieses Meeres aufgehalten hatte, ankerte er am 4. Nov. zu Ternate, entkam an der Küste von Celebes am 9. Jan. 1580 mit genauer Noth dem Schiffbruche, lief bei Java und am Kap der guten Hoffnung an und erreichte am 3. Nov., nach fast dreijähriger Abwesenheit, den Hafen von Plymouth.

Der spanische Gesandte beschuldigte D., auf diesem Zug Seeräuberei getrieben zu haben, aber die Königin Elisabeth wies die Klage ab, ging am 4. April 1581 selbst auf der Themse nach Deptford, wo D.'s Schiff vor Anker lag, speiste bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter und billigte Alles, was er gethan hatte. Als bald darauf ein Krieg gegen Spanien ausbrach, erhielt D. den Oberbefehl über eine Flotte von 25 Schiffen, mit welcher er am 15. Sept. 1585 auslief und am 16. Nov. so unerwartet vor San Jago auf den Inseln des grünen Vorgebirges erschien, daß er die Stadt überrumpelte. Von da segelte er nach Westindien, nahm San Domingo, Cartagena, zerstörte die Forts der Spanier in Ostflorida und ankerte mit reicher Beute am 28. Juli 1586 wieder in Plymouth. Im Jahre 1587 ging er mit einer Flotte von 30 Schiffen nach Lissabon; als er aber unterwegs von der Ausrüstung der berühmten Armada hörte, segelte er nach Cadir, verbrannte eine Abtheilung derselben und ging von hier nach den Azoren, wo er ein reich beladenes portugiesisches Fahrzeug nahm. Im Jahre 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um sich der Armada entgegenzustellen, u. eroberte unter Anderem ein feindliches Schiff durch bloße Nennung seines Namens. Im folgenden Jahre kommandirte er die Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte; Uneinigkeiten zwischen ihm und dem General der Landtruppen ließen aber das Unternehmen scheitern. Eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien erreichte ihren Zweck nur theilweise. Mit Hawkins und einer Flotte von 27 Schiffen ging D. 1595 unter Segel, stürmte vergeblich Portorico, segelte darauf nach dem festen Lande und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als einige Tage nachher eine Expedition gegen Panama ganz verunglückte, überfiel ihn in Folge des Verdrusses ein schleichendes Fieber, das seinem Leben am 27. Dec. 1595 vor Portobello ein Ende machte. Er brachte die Kartoffeln zuerst nach Europa, weshalb ihm 1853 zu Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt worden ist.

2) **Friedrich**, namhafter deutscher Bildhauer der Gegenwart, den 23. Juni 1805 in Pyrmont geboren, war Rauchs erster und talentvollster Schüler. Zu D.'s bekanntesten früheren Werken gehören seine Madonna mit dem Kinde (öfters in Bronze ausgeführt), der sterbende Krieger, das 2¼ Fuß große Relief, Darstellung aus Goethe's 5. römischer Elegie: „Oftmals hab' ich schon in ihren Armen gedichtet", die Statuetten Rauchs, Goethe's, Schinkels, Wilhelms und Alexanders von Humboldt; ferner Hufelands und Schillers. Im Jahre 1835 vollendete er das kolossale Standbild Justus Mösers, in Bronze gegossen und in Osnabrück aufgestellt. Sehr gelungen ist auch der von ihm nach einer Todtenmaske gebildete Kopf einer Jungfrau, im leichten Kranze und im reichen Haarschmuck. Im Jahre 1839 erschien in Bronzeabgüssen von ihm die Schmetterlingsfängerin. Seine Winzerin, Marmorstatue, wurde 1840 in Bronzeguß ausgeführt, ebenso das oben angeführte Relief die Liebenden nach Goethe's römischer Elegie, letzteres von Wolf in Berlin gegossen. Im Jahre 1844 ward D. Professor an der Akademie in Berlin. In demselben Jahre vollendete er die acht sitzenden Kolossalfiguren im weißen Saale des Schlosses zu Berlin, welche die acht Provinzen von Preußen vorstellen. Es folgten zwei Kolossalstatuen des Königs Friedrich Wilhelm III. in Marmor, von denen die eine, 1845 vollendet, zu Stettin, die andere, im Auftrage von berliner Bürgern gefertigt, im Thiergarten zu Berlin aufgestellt ward. Um das runde Fußgestell der letzteren schlingt sich ein Relief, welches Gestalten beiderlei Geschlechts und von jedem Lebensalter in dem heitern Genuß des Lebens in der freien Natur zur Anschauung bringt, eine Komposition voll bezaubernder Anmuth. Für die Schloßbrücke zu Berlin arbeitete er die kolossale Gruppe eines Kriegers, dem die Victoria den Kranz reicht, für die Vorhalle des berliner Museums eine kolossale Marmorstatue Rauchs und für Jena eine kolossale Büste des Naturforschers Oken. Ebendaselbst wurde am 15. August 1858 seine kolossale Erzstatue Johann Friedrichs des Großmüthigen enthüllt, D. selbst aber von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt.

3) **Samuel Gardner**, nordamerikanischer Schriftsteller, geboren zu Pittsfield in Newhamshire den 11. Okt. 1798, gründete 1828 in Boston ein Antiquargeschäft und machte sich zugleich als Schriftsteller durch zahlreiche historische Arbeiten, namentlich über die Indianer, einen Namen. Am bekanntesten darunter sind: „Book of the Indians" (11. Aufl., Boston 1851) und „History of Boston" (das. 1859).

Drakenberge (d. h. Drachenberge), bei den Kolonisten des Kaplandes Name für das Quathlambagebirge in Südafrika, das sich zwischen der transvaalischen und Oranjeriver-Republik und Natalia hinzieht.

Drakenborch, Arnold, holländischer Philolog, am 1. Jan. 1684 zu Utrecht geboren, begleitete 1715 Burmann auf seiner gelehrten Reise nach Frankreich, ward dann Professor der Geschichte und Beredtsamkeit zu Utrecht, 1740 auch Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek daselbst und † den 16. Jan. 1748. Seinen Ruhm begründete er durch die Ausgaben des Silius Italicus (1717) und vor allen des Livius (Leyden und Amsterd. 1738—46, 7 Bde., neuer Abdruck, Stuttgart 1820—29, 35 Bde.).

Drakenburg, Marktflecken in der hannöverischen Grafschaft Hoya, Amt Nienburg, mit 750 Einw., soll das Thraciaeburgum sein, wo Karl der Große 793 Geißeln nahm. Im Jahre 1547 wurde hier Erich II. von den Hanseaten und den sächsischen Truppen geschlagen, wodurch sein Unternehmen gegen die Reformation seines Landes und der Stadt Bremen gelähmt wurde.

Dram (Dramme, v. griech. Drachme), türkisches Handels-, Gold- u. Silbergewicht, = 66 As.

Drama (vom Griech.), eigentlich Handlung, besonders eine auf der Bühne vor sich gehende, daher dramatisch, was eine solche betrifft, und dramatische Poesie, eine der drei Hauptgattungen der Poesie (s. d.); dann auch Bezeichnung einer Unterabtheilung der dramatischen Poesie, die zwischen dem Lust- und dem Trauerspiel mitten inne steht. Hierher gehören namentlich Lessings „Nathan" und Goethe's „Iphigenie" und „Tasso". Ihnen strebten begabte Dichter, wie H. von Kleist, Kind, Klingemann, Fouqué, Halm u. A., mit Erfolg

nach. Die Unterscheidung übrigens, die man neuerdings zwischen „Schauspiel“ und „D.“ zu machen beliebt, indem man letztere Bezeichnung für Stücke von idealerem Inhalt u. poetischer Form gebraucht, ist ohne wesentlichen Belang.

Drama, Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Soloniki, Sitz des Kaimakams, hat Baumwoll- u. Tabaksbau, große Baumwollspinnereien und 8000 Einwohner. In der östlichen und südlichen Umgegend bedeutende Reispflanzungen.

Dramatische Poesie, s. Poesie.

Dramaturgie (Dramaturgik, v. Griech.), derjenige Theil der Theorie der schönen Künste, welcher die besondere der dramatischen Dichtkunst und Darstellungskunst enthält, oder die Wissenschaft von den Regeln der zweifachen Kunst: ein Drama zu dichten und es auf der Bühne darzustellen. Die Griechen bezeichneten mit dem Worte D. eigentlich nur das Geschäft des dramatischen Dichters, unabhängig von aller Beziehung auf die Darstellung; der neuere Sprachgebrauch aber begreift darunter die Poetik des Drama's und die Theorie der mimischen Künste zugleich. In diesem Sinne eröffnete Lessing seine „Hamburgische D.“, die er leider bald durch Ausschließung der Theorie der Darstellung zu beschränken sich genöthigt sah. Mit der Erweiterung des Begriffs von D. hat übrigens auch der Ausdruck Dramaturg eine völlig andere Bedeutung, als die ursprüngliche, erhalten. Während bei den Griechen der Verfasser eines Schauspiels so hieß, verstehen wir darunter einen die Theorie der Schauspieldichtung u. Schauspielkunst behandelnden Schriftsteller. In Deutschland pflegt man an mehren Bühnen auch dasjenige Mitglied der Theaterdirektion, welches sowohl den ästhetischen Theil der Bühnenverwaltung, als die Wahl der aufzuführenden Stücke, die Besetzung der Rollen 2c. zu besorgen hat, mit diesem Namen zu bezeichnen, offenbar ein ganz unrichtiger Sprachgebrauch. Dem Begriff viel näher schon steht der angestellte Dramaturg, wenn er jene Aufgabe von höherem Standpunkte aus erfaßt, wie in neuerer Zeit Tieck (an der dresdener Hofbühne), Immermann (an dem düsseldorfer Theater), Mosen (an dem oldenburger Hoftheater), Dingelstedt (am münchner, dann am weimarischen Hoftheater), Laube (am Hofburgtheater in Wien) gethan haben. Dann wird er in sofern Lehrer für Dichter u. Darsteller, als er dem ersteren die Regeln vorzeichnet, so weit sie bestehen und als solche anerkannt sind, und den letztern zum Verständniß, zur tieferen und richtigen Auffassung führt. Leider aber scheitert das beste Wollen oft an der Erbärmlichkeit der Kulissenwelt. Materialien zu einer deutschen D. sind: Einzelnes in Ayrenhoffs sämmtlichen Werken (herausgegeben von Retzer, Wien 1814), in Börne's gesammelten Schriften (Hamburg 1829 bis 1831), in Bredows Schriften (Breslau 1823), in den verschiedenen Uebersetzungen u. Erläuterungen des Calderon, in Goethe's, Herders, Fr. Horns, Lessings, Lenz', Lichtenbergs, Sturz', Müllners, Wests, A. W. und Fr. von Schlegels, Sonnenfels', Steigentesch's gesammelten Schriften, in den verschiedenen Uebersetzungen und Erläuterungsschriften zum Shakspeare 2c. Vgl. auch Eberhard, Handbuch der Aesthetik, Theorie der schönen Künste u. Wissenschaften, Halle 1807—20 u. 1790; Engel, Ideen zur Mimik, Leipzig 1785, 2 Bde.; Iffland, Fragmente über Menschendarstellung, Gotha 1785; Jean Paul Fr. Richter, Vorschule der Aesthetik, Stuttgart 1813; Schlegel, Ueber dramatische Kunst u. Literatur, Heidelberg 1817, 3 Bde.; Tieck, Dramaturgische Blätter, Breslau 1825 und 1826; Schröder, Beitrag zur Kunde der Menschen und des Künstlers, Hamburg 1822, u. A.

Dramburg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, an der Drage, mit Tuch- u. Wollzeuchmanufaktur, Tabaksfabrikation, Leinweberei und 4520 Einwohnern.

Drammen, Hafenstadt an der Südküste von Norwegen im Amte Buskerud, an der Mündung der Dramself (aus dem Tyrisee) in den Dramsfjord, 5 Meilen von Christiania, besteht aus den Gemeinden Bragernäs, Stromsö und Tangen, die durch eine 484 Fuß lange Brücke verbunden sind, hat 3 Kirchen, eine gelehrte Schule, viele Fabriken, eine Bank, einen guten Hafen, bedeutenden Handel und 9916 Einwohner. Namentlich ist D. als Stapelplatz für den ausgedehnten Holzhandel Norwegens wichtig und seine Breterniederlage die größte des Landes. In der Nähe der durch seine Aussicht berühmte Paradiesbakke.

Dran, Nebenfluß der Drau in Steiermark, entspringt auf der Südseite des Bachergebirges und mündet nach 16 Meilen langem Laufe zwischen Pettau und Sauritsch in den Hauptfluß.

Drance, 1) Fluß in Savoyen, entspringt in den Morgenebergen und mündet, nachdem er den Béveron aufgenommen hat, bei Thonon in den Genfersee. — 2) (D.-Valaisane), Nebenfluß der Rhone, wird im Schweizerkanton Wallis durch 2 Sturzbäche gebildet, von dem der eine vom großen St. Bernhard herabkommt und durch das Entremontthal fließt, der andere in den Chermontanegletschern entsteht und durch das Bagnethal fließt. Er verstopfte sich durch einen Eisfall im Winter 1817—18 und bildete den See Mauvoisin (12,000 Fuß lang, bis 200 Fuß tief), welcher im Juni 1818 unter großer Verwüstung des Bagnethales abströmte.

Drangiana (Drange), im Alterthum Provinz des persischen Reichs in Asien, umschlossen von Gedrosia, Carmania, Aria und Arachosia, bald eine eigene Satrapie, bald einem der benachbarten Satrapen unterworfen, dem jetzigen Sedjestan in Afghanistan entsprechend. Die Bewohner hießen Drangä, Zarangä oder Drangiani und waren kriegerisch und gut beritten.

Dransfeld, Stadt im hannöverischen Fürstenthum Göttingen, in einer Ebene zwischen Leine und Weser, mit 1520 Einwohnern. Dabei der Basaltberg Dransberg.

Drap (franz.), Gewebe, Tuch; D. croisée, Köpertuch; D. d'or, Goldbrokat; D. d'argent, Silberbrokat; D. de chasse, französische, dichte und starke Tücher; D. de soie, schwere, meist geköperte Seidenzeuche.

Drapa (Mehrzahl Drapur), feierliche und umfangreiche Gattung von altnordischen Ehrengedichten auf Könige, Helden u. Götter. Ihr Versmaß, Drottmaelt oder Drottquaedt genannt, hatte das Eigenthümliche, daß die Verse in Abtheilungen (Steflamal od. Steflabalkr) geordnet waren, u. jede Abtheilung mit einem Zwischenverse (Stef, s. v. a. Stab) schloß. Eine der berühmtesten D. ist die des Skal-

den Eigil, des Sohnes Skalagrims, die Höfudlausn (Hauptlösung) heißt u. neben dem Stabreim auch den Endreim hat, während in den anderen Drapur den Stabreim Anreime oder Beiklänge begleiten.

Drapeau (franz.), Fahne, Panier; D. blanc, in Frankreich das weiße Panier mit den Lilien, Parteizeichen der Bourbons, besonders seit der Restauration von 1814 und 1815.

Draperie (franz.), Tuchmanufaktur, Tuchhandel; Bekleidung; in den bildenden Künsten jede zur Verzierung eines Gegenstandes bestimmte, besonders auf leichtem und mannichfaltigem Faltenwurf beruhende Darstellung von Gewändern, auch jedes künstlerische Behängen mit Stoffen, z. B. auf dem Theater. Daher drapiren, bekleiden, in der Malerei und Bildhauerkunst die Kunst der Gewandung (s. d.) oder Bekleidung der dargestellten Figuren.

Drapiezseife, aus Fischthran und Potasche bereitete, vor der Anwendung in Kamphergeist mit etwas Moschus aufgelöste Seife, dient zur Erhaltung der Thierbälge u. Felle in Naturaliensammlungen. Papier, mit dieser Auflösung getränkt, schützt gleichfalls die hineingeschlagenen Pelz- oder Wollenwaaren gegen Motten 2c.

Draskovics (Draskovich), 1) Georg, Sprößling eines berühmten gräflichen Geschlechts in Ungarn, den 5. Februar 1515 zu Bilina geboren, studirte zu Krakau, Wien, Bologna u. Rom u. erhielt 1539 die priesterliche Weihe. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wurde er nach einander Domherr zu Großwardein und Abt zu Lelesz, infulirter Propst der Kollegiatkirche zu Preßburg, Ferdinands I. Rath und Beichtvater und 1557 Bischof von Fünfkirchen. Als solcher übersetzte er 1561 des Vincentius von Lerins Buch wider die Ketzer (Commonitorium fidei), nahm für Ungarn an der Kirchenversammlung zu Trient Theil u. zeigte sich hier als einen der einsichtsvollsten Abgeordneten. Der Kaiser ernannte ihn dafür zum Bischof von Agram, Maximilian II. zum wirklichen geheimen Rath und zum Vicekönig von Kroatien, Dalmatien u. Slavonien u. 1573 auch zum Erzbischof von Kolocsa. In dieser Stellung dämpfte er den Bauernaufstand zu Szomszédwar u. hielt die Türken von einem Einbruche in das Gebiet seines Banats zurück, wofür ihm Rudolf II. 1578 die Würde eines ungarischen Hofkanzlers und das raaber Bisthum ertheilte. Von Papst Gregor XIII. 1586 zum Kardinal u. von Rudolf an Stephan Radetzki's Stelle zum Statthalter des Reichs erhoben, † er am 31. Januar 1587.

2) Johann, Ban von Kroatien, Kaiser Rudolfs II. Kämmerer, Geheimer- und Hofkriegsrath, General der Reiterei, Obergespan des kreuzer Komitats, stritt 1589 mit Auszeichnung bei Possega gegen Skanderbeg Pascha, siegte 1591 bei Kopreinitz über Hassan Pascha und machte bei dem Entsatze von Sissek (den 22. Juni 1592) den ersten Angriff. Als Ban von Kroatien entsetzte er 1597 die von den Türken belagerte Festung Petrinia, siegte vor Czernek und Possega über die Türken und hatte besonders an dem meisterhaften Rückzuge von Kanisa (den 10. Oktober 1600) den wichtigsten Antheil. In dem Aufstande Bocskai's bewahrte er Kroatien in der Treue gegen den Kaiser, schlug die ungarischen Rebellen bei Körmönd und half so den Frieden von 1606 herbeiführen, worauf er die Banswürde niederlegte, hingegen die Stelle eines Hofkriegsrathes, kommandirenden Generals im Königreich Ungarn jenseits der Donau u. Tavernicorum regalium magistri beibehielt. Er † zu Preßburg 1613.

3) Joseph Kasimir, den 4. März 1716 geboren, ward 1744 Oberst und 1747 Generalmajor, machte sich als kommandirender General in Kroatien um eine geregelte Einrichtung der Grenzmiliz verdient u. unterdrückte 1755 einen dadurch veranlaßten Aufruhr. In der Schlacht bei Lowositz (1. Oktober 1756) befehligte er die Reserve, beunruhigte nach der Schlacht bei Kollin den Rückzug der Preußen bei Moys, nahm an der Einnahme von Schweidnitz Theil, war einer der ausgezeichnetsten Vertheidiger von Olmütz, wofür er zum Feldmarschalllieutenant ernannt wurde, eroberte am 26. Juli 1760 die Festung Glatz, ward aber bei Heidersdorf den 21. Juni 1762 zurückgeschlagen u. gefangen; wieder frei, ward er 1763 zum Generalfeldzeugmeister, später zum Generalkommandanten in Siebenbürgen befördert. Er † im Okt. 1765.

Drastisch (v. Griech.), stark und heftig wirkend. Daher Drastica (sc. medicamenta), heftig wirkende, erhitzende, resinöse und scharfe Purgirmittel, z. B. Aloë, Koloquinten, Elaterium, Scammonium, Gummigutti 2c.

Dratzigersee, See in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, $1^1/_4$ Meilen lang bis gegen 1 Meile breit und $^3/_4$ □Meile groß.

Drau (Drave, Draw, im Alterthum Dravus), Nebenfluß der Donau, entspringt auf der toblacher Heide im Pusterthal in Tyrol in 3670 Fuß Höhe u. durchfließt in östlicher Richtung ein bedeutendes Längenthal der Ostalpen. Bei Innichen (3400 Fuß hoch) bildet sie zuerst ein Thalbecken, fließt dann reißend durch eine lange Thalenge und bildet bei Lienz, bis wohin sie 208 Fuß auf 1 Meile fällt, ein zweites, das sich bei Oberdrauburg wieder schließt. Durch die Isel verstärkt, tritt sie hier von Tyrol nach Kärnthen über. Neben Glimmerschiefer zur Linken und der Dolomitwand der karnischen Alpen zur Rechten strömt sie erst in östlicher Richtung, wendet sich plötzlich nach Norden durch das Urgebirge und dann nach Südosten um den Straßberg herum nach Villach (1440 Fuß hoch). Durch eine schmale Pforte gelangt sie weiter östlich in die klagenfurter Hochfläche, in der sie südlich in einer Meile Entfernung die kahle Wand der Karawanken begleitet und 5 Fuß Gefälle auf 1 Meile hat. Bei Völkermarkt (1408 Fuß) enden die flachen Ufer. Bei Unterdrauburg, wo sie nach Steiermark übergeht, durchbricht sie zum zweiten Male das Urgebirge, fließt zwischen dem Posruck u. Bachergebirge hin u. tritt bei Marburg (828 Fuß hoch), sich nach Südosten wendend, in das offene pettauer Feld, in welchem sie bereits schiffbar ist. Nach der letzten Thalenge bei Friedau (690 Fuß) an der Grenze Ungarns öffnet sich die Ebene von Warasdin. Die Grenze von Ungarn im Norden, von Kroatien und Slavonien im Süden bildend, zieht sie trägen Laufes und mit mannichfachen Krümmungen 22 Meilen weit nach Südosten, zwischen flachen, sandigen Ufern, die sie oft überschwemmt, und mündet östlich vom Esseg, wo sie 1000 Fuß Breite und 20 Fuß Tiefe hat. in die Donau. Ihre gesammte Länge beträgt 83 Meilen. Nebenflüsse sind links: Isel (bei Lienz), Möll (bei Möllbruck), Lieserbach

Gurk (bei Stein), die Lavant (bei Lavamünd), die Mur (bei Legrad), die Rinya; rechts: die Gail (bei Maragul), die Dran (bei Pettau), Bodnia, Strug und Karaschicza (in Ungarn).

Draufgeld, s. Angeld.

Drausensee, See in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, bei Elbing, wird von der Sorge durchflossen u. ist 2 Meilen lang und bis 2 Meilen breit.

Drave, Fluß, s. Drau.

Dravidas (Dravidavölker), bei den Indiern Name für die ihrem ganzen physischen Typus nach von den arischen Indiern verschiedenen Völker Indiens, welche noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung des Dekan bilden, in einzelnen Trümmern aber auch in den nördlichen Theilen Indiens bis westlich über den Indus hinaus gefunden werden. Sie sind von dunklerer Hautfarbe als die Arier oder sanskritanischen Indier, dabei kleiner, untersetzter gebaut, zeigen weniger Ebenmaß, haben starke Backenknochen, breiteres Gesicht, kürzere, wenig hervortretende, stumpf ausgehende Nase mit runden Naslöchern, kleines, nicht ganz wagrecht liegendes, weniger geöffnetes Auge, lauter Merkmale, die auf Zusammenhang mit der mongolischen Menschenrace hindeuten. Noch charakteristischer aber sind die Sprachen dieser Völker, die dravidischen oder dekanischen Sprachen, welche den Gegensatz zu den arischen oder indogermanischen Sprachen (Bengali) bilden und ihrem Organismus nach zur Kategorie der inflektirenden oder agglutinirenden (turanischen) Sprachen gehören, indem in ihnen theils durch die Reihenfolge der Wörter eines Satzes, theils durch stehende Anfügung von Umstands-, Verhältniß- und Fürwörtern an die Wurzel, ohne daß dadurch an der Wurzel selbst eine Umwandlung hervorgerufen würde, das Verständniß angestrebt wird. Sie werden von etwa 32—34 Millionen Menschen gesprochen und zerfallen in 5 Hauptgruppen: Telinga oder Telugu (von Madras im Süden bis Tschikakul im Norden an der Küste des bengalischen Meerbusens u. in einem großen Theil der Länder des Nizzam), Tamil oder Tamul (südlich von jenem bis zum Kap Comorin), Malajalam oder Malajalma (an der Küste Malabar, im Innern bis in den größern Theil von Mysore hinein), Kanara (nördlich von jenem) u. Tulu oder Tuluwa (zwischen Goa u. Mangalur). Der ausgebildetste Zweig ist das Tamul; die beiden andern Hauptdialekte sind das Telugu u. das Kanara. Zu demselben Zweige gehört die Sprache der Tudas (in den Nilagiri), die der Bewohner in den Wildnissen von Gondwana, in den Gebirgen von Centralindien, wahrscheinlich auch der Stämme an den Abhängen des Himalayah. Auch die Gebirgsbewohner in Radschmahal, zwischen Bengalen u. Behar, gebrauchen viele Wörter dieses Stamms, und die Sprache der Brahui in Beludschistan soll der der Tudas sehr ähnlich sein. Das Kurgi oder der Kodugudialekt in den Bergen von Kurg ist dem Tulu verwandt. Die dravidischen Sprachen mögen also wohl die der Urbewohner Indiens vor dem Eindringen der Arier gewesen sein. Vergl. Cadwell, Comparative grammar of the Dravidian family of languages (London 1856).

Drawing-room (engl.), Bilderzimmer, Wohnzimmer, am englischen Hofe insbesondere dasjenige Zimmer, in welchem die Galacouren Statt finden, dann auch diese Galacouren selbst.

Drawing-table (engl.), Bildertisch in vornehmen englischen Häusern, worauf Bücher und Bilderwerke zur Unterhaltung der Gäste ausgelegt sind.

Drayton, Michael, englischer Dichter, 1563 zu Hartshill in Warwickshire geboren, erwarb sich den Namen des englischen Ovid und wurde von Vielen Spenser und Sidney beinahe gleichgestellt. Er † 1631. Im J. 1593 erschienen seine „Schäfergedichte“, seit 1598 seine übrigen, zu denen die Geschichte Englands meist den Stoff lieferte. Gesammelt erschienen sie 1619—27, 2 Bde., neue Ausgabe 1748 und 1753, 4 Bde.

Drebbel, 1) Cornelis van, holländischer Physiker u. Mechaniker, 1572 zu Alkmar in Nordholland geboren, war erst ein Bauer, studirte dann Philosophie, Medicin, Chemie u. Mathematik und erlangte durch seine mechanischen u. optischen Versuche einen solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß ihm Kaiser Ferdinand II. den Unterricht seiner Söhne übertrug. Später lebte er in London, wo er 1634 †. Er erfand außer Anderem das zusammengesetzte Mikroskop und um 1630 das Thermometer.

2) Niklas D., Chemiker des 17. Jahrhunderts, entdeckte die Kunst, scharlachroth zu färben, die dann sein Schwiegersohn Cussler in Leyden zuerst anwandte.

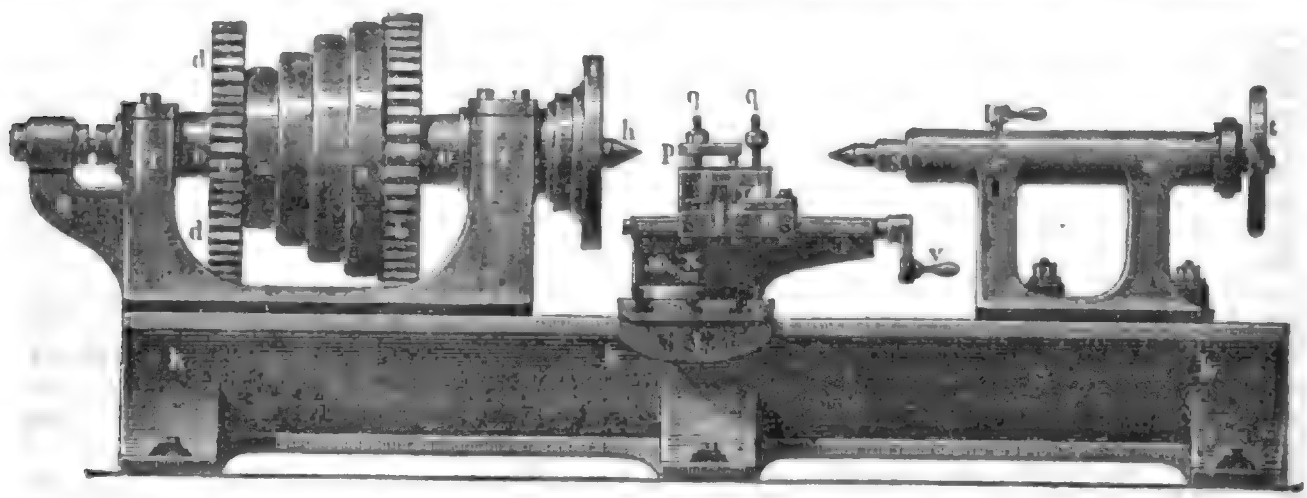
Drechseln (Drehen), die Kunst, einem Körper, welchem durch die Drehbank (s. d.) eine rotirende Bewegung mitgetheilt wird, eine verschiedene Form zu geben. Man dreht Eisen, Stahl, kurz alle Metalle, Holz, Schildkrot, Elfenbein, Bernstein, Marmor, Alabaster u. dgl. Die Drechsler, geschenkte Handwerker oder freie Künstler, theilen sich in Holzdrechsler oder gemeine Drechsler u. Kunstdrechsler. Schon Phidias soll die Drechslerkunst auf Holz und Elfenbein angewendet haben. Alexander der Große, Artaxerxes von Persien und Kaiser Rudolf II. trieben die Drechslerkunst zu ihrem Vergnügen. Auch Luther war ein fleißiger Drechsler.

Drechsler, 1) Joseph, Professor der Harmonielehre an der St. Annaschule in Wien, geboren am 26. Mai 1782 zu Wällischbürchen in Böhmen, kam im 9. Jahre als Sängerknabe nach Passau zu den Franciskanern, hörte die Humaniora im Stift Forenbach, machte nebenbei musikalische Studien, absolvirte in Prag die Theologie und studirte eine Zeitlang in Wien Jurisprudenz, nahm aber 1810 die Korrepetitorsstelle beim Hofoperntheater an u. wurde 4 Jahre darauf Adjunkt des Kapellmeisters. Fast zu gleicher Zeit erhielt er auch den Organistendienst bei den Serviten, 1819 bei St. Anna und wurde 2 Jahre darauf Kapellmeister an der Universitätskirche und an der Pfarre am Hofe. In demselben Jahre begründete er die obengenannte Professur zur Ausbildung der Schulkandidaten in der Musiktheorie und im Orgelspiel, trat als Kapellmeister im Josephstädtertheater ein u. bekleidete von 1824—29 dasselbe Amt an der leopoldstädter Bühne. Von seinen zahlreichen Werken zeichnen sich besonders aus: eine Orgelschule, eine Harmonie- u. Generalbaßschule, 10 Messen, ein Requiem, mehre Gradualen und Offertorien, ein Melodram „Der verlorne Sohn“, 6 Opern, darunter „Claudine von Villa bella“, 18 komische Singspiele, dar-

unter „Der Diamant des Geisterkönigs“, „Der Berggeist“, „Der Bauer als Millionär“, mehre Märchen und Lokalpossen, 2 Pantomimen, 3 große Kantaten, Sonaten, Quartette, Arien, Lieder ꝛc.

Dreesch (Dreeschweide), in Gegenden, wo Koppelwirthschaft besteht, z. B. in Holstein und Mecklenburg, dasjenige Ackerland, welches, um Weide für Schafe und Rindvieh abzugeben, mehre Jahre unbestellt liegen bleibt. Daher Dreeschwirthschaft.

Drehbank, mechanische Vorrichtung, welche den Zweck hat, ein Arbeitsstück in eine Drehung um eine horizontale Axe zu versetzen, um es durch ein dagegen geführtes schneidendes Werkzeug zu bearbeiten. Alle mechanischen Gewerbe, welche Metalle, Holz, Horn, Elfenbein, Bernstein ꝛc. verarbeiten, bedienen sich der D. als eines für sie fast unentbehrlichen Apparats zur Erzeugung körperlicher Formen, die man sich durch Drehung einer beliebigen ebenen Figur um eine feste Axe entstanden denken kann. Die außerordentlich vielseitige Verwendung der D. macht augenscheinlich, daß die Bauart einer D. je nach dem besondern Zwecke und namentlich je nach den Ansprüchen, die man in Bezug auf Genauigkeit der zu erzielenden Formen stellt, sehr verschieden sein kann. In den wesentlichen Elementen indessen, aus denen man die verschiedenen Drehbänke zusammengesetzt denken kann, herrscht eine gewisse, zu einer allgemeinen Erklärung geeignete Uebereinstimmung. Die beigegebene Zeichnung führt eine D. vor Augen, die schon zu den vollkommneren gerechnet werden kann; sie möge dazu dienen, das Allgemeine zu erläutern.



Den Namen führt die D. neben ihrer Bestimmung zum Drehen von ihrem bankartigen Gestell kk, welches aus zwei genau parallelen, horizontalen, sauber bearbeiteten Schienen, den Wangen, besteht, die von zwei oder mehren die Schienen zugleich verbindenden Füßen getragen werden. Die Wangen sind für kleinere, nur zu rohen Arbeiten bestimmte Drehbänke quadratische od. rechteckige Hölzer, die nach Innen oft mit eisernen Bandschienen bekleidet sind; sie ruhen auf einem hölzernen Ständerwerk. Größere Drehbänke, namentlich solche, welche genaue Arbeit liefern sollen, haben gußeiserne, mit den Füßen gewöhnlich aus Einem Stück gegossene Wangen, die in ihrer ganzen Länge nach Oben und nach Innen sauber abgehobelt sind. Die Wangen sind für ganz kleine Drehbänke, wie sie namentlich von den Uhrmachern gebraucht werden, auch wohl durch eine einzige horizontale prismatische Stange ersetzt, nach welcher die D. dann den Namen Prismadrehbank führt. Auf den Wangen sitzen mehre, mit hakenförmigen Ansätzen sich an die inneren vertikalen Wände der Wangen anlehnende, auf der Oberfläche derselben ruhende Stücke, die Docken, welche durch Schrauben, Keile ꝛc. an das Gestell befestigt werden können. An dem linken Ende der D. befindet sich der Spindelkasten, gebildet von der vorderen (f) und der hinteren Docke (f), welche beide oft aus einem Stück Holz oder Gußeisen gefertigt sind. Diese Docken dienen zur Aufnahme der Spindel (e), einer eisernen Axe, welche an zwei Stellen, nämlich durch die vordere und die hintere Docke, in horizontaler, zu den Wangen genau paralleler Stellung so gelagert ist, daß sich die Spindel um ihre geometrische Axe leicht und sicher drehen kann. Die Art, die Spindel in die Docken einzulegen, ist verschieden. Bei kleineren Drehbänken ruht die Spindel in der vorderen Docke mit einem kegelförmig gebildeten Ansatz, während sie an ihrem linken Ende durch eine an die hintere Docke befestigte Spitze gehalten wird. Diese Vorrichtung läßt eine sehr genaue Führung der Spindel und deshalb eine sehr zuverlässige Arbeit zu, weshalb man sich derselben so viel als möglich bedient. Größere Drehbänke und vorzugsweise solche, auf denen Körper befestigt werden, die der Bearbeitung durch die Werkzeuge großen Widerstand entgegensetzen, beanspruchen eine sehr sichere Lagerung der Spindel; für sie genügt deshalb die schwächliche Spitzenführung nicht, und man versieht daher solche Drehbänke mit vollständigen, aus Messing od. Komposition gebildeten Lagerschalen, die in der vorderen u. der hinteren Docke mittelst Dockelschrauben sicher gestellt werden. An ihrem aus der vorderen Docke stets hervorragenden Ende ist die Spindel röhrenartig gebildet u. auf der inneren wie an der äußeren Seite mit Schraubengewinden versehen, welche zum Daraufschrauben der Arbeitsstücke od. der dieselben befestigenden Hülfsapparate dienen. Zwischen der vorderen und der hinteren Docke trägt die D. mehre Scheiben (a), auf welche eine Schnur oder ein Riemen (daher bald Schnurscheiben, bald Riemenscheiben) geworfen werden kann, der von einer anderen, mit entsprechenden Scheiben versehenen, durch thierische oder elementare Kräfte getriebenen Welle kommt und die Drehung der Spindel veranlaßt. Die Scheiben haben verschiedene Durchmesser, um die Drehungsgeschwindigkeit der Spindel innerhalb

gewisser Grenzen beliebig verändern zu können. Bei kleineren, von Holz- oder Horndrechslern gebrauchten Drehbänken kommt die treibende Schnur von einem 2—3 Fuß im Durchmesser haltenden Rade, das durch eine Tretvorrichtung mit den Füßen des Arbeiters (ähnlich wie die bekannten Spinnräder und Scheerenschleifsteine) in Bewegung gesetzt wird. Ist der Widerstand zu groß, um eine derartige Betreibung zuzulassen, so legt man den nach der Drehbankspindel führenden Riemen auf die Scheiben einer kurzen Welle, die ein 5—6 Fuß großes eisernes Schwungrad trägt, an welchem der Arbeiter mit einer gewöhnlichen Handkurbel dreht. In allen bedeutenderen mechanischen Werkstätten erfolgt der Betrieb sämmtlicher Drehbänke von einer durch Dampf- od. Wasserkräfte getriebenen Welle aus. Die Zeichnung zeigt außer den bereits erwähnten Riemenscheiben a noch zwei Zahnräder b und c, welche mit zwei korrespondirenden, dahinter auf einer gemeinsamen Welle befestigten Zahnrädern (von denen nur d zu sehen ist) im Eingriff sind. Diese Räder sind nur den vollkommneren Drehbänken eigen; sie dienen, die Drehungsrichtung der Spindel unabhängig von der sich gleich bleibenden Drehungsrichtung der Riemenscheiben bald rechts, bald links geschehen zu lassen. Zu dem Zweck ist nur das für sich unabhängige Rad b durch einen Keil an die Spindel befestigt, während c und mit ihm die Scheiben a sich lose auf der Spindel drehen können. Die dritte, auf dem Gestell sitzende Docke, die Spitzdocke oder der Reitstock (r), läßt sich längs der Wangen beliebig verschieben und an jeder Stelle durch am unteren Theil befindliche Schrauben befestigen. In dem Reitstock sitzt der Reitnagel (s), eine cylindrische oder prismatische Stange aus Eisen oder Stahl, welche an ihrem vorderen Ende mit einer sauber gedrehten Spitze versehen ist, während sie von der hinteren Seite durch einen auf einer Schraube sitzenden Griff oder durch ein Stellrad (t) beliebig vor- oder rückwärts geschraubt werden kann. Eine Schraube mit dem Griff u dient zum Festklemmen des Reitnagels im Reitstock. Die Axe des Reitnagels und damit die kegelförmige Spitze muß in jeder Stellung genau in die Verlängerung der Spindelaxe fallen, also wie diese horizontal und genau parallel zu den Wangen sein. Die vertikale Entfernung des Axmittels über der Oberfläche der Wangen, d. i. die Spitzenhöhe oder Dockenhöhe, bestimmt den größt zulässigen Halbmesser eines auf der D. zu bearbeitenden Stückes. Die Art der Befestigung, das Einspannen, eines Arbeitsstückes auf der D. ist außerordentlich verschieden; es richtet sich nach der Form und nach der Art der Bearbeitung, welche der Gegenstand erfahren soll. Lange Arbeitsstücke, die in der Richtung der Spindelaxe abgedreht werden sollen, spannt man zwischen Spitzen. Zu dem Zweck wird an das vordere Ende der Spindel eine sauber gearbeitete kegelförmige stählerne Spitze angeschraubt; zwischen diese u. die entsprechende Spitze des Reitnagels bringt man das Arbeitsstück so, daß seine an den Endpunkten durch kegelförmige Vertiefungen, Körner, markirte Drehungsaxe zwischen die Spitzen zu liegen kommt. Durch eine Führer oder Mitnehmer benannte Klemmvorrichtung wird das Arbeitsstück gezwungen, die drehende Bewegung der Spindel zu theilen. Das Drehen zwischen Spitzen läßt eine große Genauigkeit in der Arbeit zu und wird deshalb so viel als möglich angewendet. Sehr lange Arbeitsstücke werden, wenn sie zwischen Spitzen gespannt ein Durchbiegen oder Durchfedern in ihrer Mitte befürchten lassen, durch eine Hülsdocke, die Lünette, unterstützt, in welcher sie sich wie in einem Lager drehen. Beim Drehen zwischen Spitzen ist es nicht möglich, die Endflächen der eingespannten Gegenstände zu bearbeiten. Zum Abdrehen der Stirnflächen ist daher ein einseitiges Einspannen durchaus nothwendig. Die Befestigung an der Spindel geschieht alsdann durch Futter oder Patronen, welche auf die Spindel aufgeschraubt werden, und in welche durch Einkitten, Einschrauben od. durch Keile die Arbeitsstücke eingespannt werden. Für flache, scheibenartige Gegenstände, die an ihrer Oberfläche abgedreht werden sollen, bedient man sich der Planscheibe, einer eisernen, mit vielen Einschnitten versehenen Platte, auf welcher die Arbeitsstücke leicht aufgeschraubt oder aufgekeilt werden können. Der Drechsler hat eine hölzerne Planscheibe, auf der er Gegenstände aus Holz, Horn 2c. durch einfaches Aufkitten befestigt.

Die Drehwerkzeuge, Dreheisen, Drehstähle sind an einem Ende gehärtete u. zugeschärfte Stahlstangen von mannichfaltiger Form, verschieden nach dem Material und der zu erzielenden Genauigkeit, verschieden, je nachdem dieselben aus freier Hand oder durch mechanische Vorrichtungen geführt werden sollen. Das allgemeinste Werkzeug zum Drehen der Metalle ist der Grabstichel, ein quadratischer Stab, der an seinem einen Ende in einer diagonalen Ebene angeschliffen ist und mit seiner vorderen Spitze angreift. Zum Vorarbeiten im Groben dient der Schrotstahl, während der Spitzstahl und nach ihm der Schlichtstahl das feinere Bearbeiten vollführt. Besonders für hohle Arbeitsstücke dienen die Hakenstähle, ferner werden angewendet Ausdrehstähle und Mondstähle. Alle diese Werkzeuge stecken in kurzen, von der Hand gefaßten Heften. Ein kräftigeres Bearbeiten aus freier Hand erreicht man durch lange, beim Drehen auf die Achsel gestützte Hefte, in die man den Schrothaken, Spitzhaken oder Schlichthaken für Eisen, die Messingkrücken für Messing befestigt. Die Drehstähle für Holz sind immer messerartig gebildet, bald flach, bald halbrund 2c. Die Drehwerkzeuge, welche nicht durch die freie Hand, sondern durch den Support, eine später zu erklärende mechanische Vorrichtung, geführt werden, sind weniger mannichfaltig, es sind der Grabstichel, Spitzstähle u. Schlichtstähle oder wenigstens diesen sehr ähnlich.

Die Art der Unterstützung des Drehwerkzeugs ist, wie bereits erwähnt, verschieden; sie geschieht bald aus freier Hand, bald durch eine besondere mechanische Vorrichtung, den Support. Beim Drehen aus freier Hand liegt der Drehstahl auf einer Krücke von T-förmiger Gestalt, welche sich sowohl horizontal längs der Wangen, als auch vertikal in einem besonderen Schaft beliebig verschieben und feststellen läßt. Die obere glatte Seite der Krücke ist je nach der Länge des Arbeitsstücks lang oder kurz; auf ihr wird das Drehwerkzeug hin- und hergeschoben. Das Werkzeug wird von der rechten Hand am Heft gefaßt, ruht mit der Mitte auf der

Krücke oder Auflage und wird von der linken Hand am vorderen Ende gegen die Auflage gedrückt, während die Spitze oder Schneide des Werkzeugs das Arbeitsstück angreift. Ein genaues Arbeiten, namentlich rein cylindrischer oder kegelförmiger Formen, ist aus freier Hand durchaus nicht möglich, daher wendet man für alle Zwecke, wo es sich um Genauigkeit handelt, den Support an. Derselbe ist aus Eisen und besteht im Wesentlichen aus zwei horizontalen, durch Schrauben beweglichen, rechtwinklig zu einander gestellten Schlitten. Die Zeichnung zeigt einen Support in der Mitte zwischen Spindelkasten und Reitstock stehend. Der Drehstahl wird durch die Schrauben q an dem oberen Schlitten o befestigt, welcher durch eine auf einer horizontalen Schraubenspindel sitzende Handkurbel auf dem unteren Schlitten w so hin- und herbewegt werden kann, daß das Werkzeug sich der Axe der Drehbankspindel nähert oder sich von ihr entfernt. Der untere Schlitten wird auf dem Stück m geführt und läßt sich längs desselben durch die Handkurbel v fortschieben, indem v auf einer Schraubenspindel sitzt, deren Schraubenmutter fest mit w verbunden ist. m läßt sich auf einem zwischen den Wangen geführten Schlitten um eine vertikale Axe drehen und durch Schrauben feststellen. Der Support gestattet dem Werkzeug eine genaue lineare Fortschiebung, und zwar in zwei rechtwinklig zu einander stehenden, aber in derselben horizontalen Ebene liegenden Richtungen. Folgt das Werkzeug nur der einen dieser beiden Richtungen, schraubt man also beispielsweise nur den oberen Schlitten vorwärts, so ist ersichtlich, daß das Werkzeug dem Arbeitsstück jede Form ertheilen kann, die man sich durch Drehung einer geraden Linie (Richtung der Supportbewegung) um eine andere gerade Linie (Richtung der Spindelaxe) entstanden denken kann; solche Formen sind der Cylinder und der Kegel. Wenn endlich das Werkzeug gleichzeitig beiden durch die Bewegung der beiden Schlitten ermöglichten Bewegungen folgt, so ist es leicht möglich, dem Arbeitsstück jede beliebige Rotationsform zu ertheilen. Die besser eingerichteten Drehbänke haben in ihrer ganzen Länge eine parallel zu den Wangen angebrachte Schraube, die Leitspindel, oder eine Zahnstange, auf welcher der Support genau parallel zu den Wangen geführt werden kann. In diesem Fall genügt es, einen zweiten, auf dem untern Theil sitzenden, rechtwinklig zu den beiden Wangen geführten Schlitten anzubringen, um den Support vollständig zu machen. Durch angemessene Räderverbindung ist es leicht möglich, die Drehbankspindel mit der Leitspindel so zu verbinden, daß jeder Umdrehung der ersteren ein beliebiger Theil von einer Umdrehung der letzteren entspricht, wodurch erreicht wird, daß das Fortrücken in der Richtung der Wangen schon durch das Drehen der Leitspindel, also selbstthätig erfolgt, und zwar in gleichförmiger, nur durch das Einschalten einer anderen Räderverbindung beliebig zu ändernden Geschwindigkeit. Derartig eingerichtete Drehbänke heißen auch Drehmaschinen. Der Gebrauch der D., d. h. das Drehen selbst in größerer Allgemeinheit zu schildern, ist wegen der öfters erwähnten Verschiedenheit in der Anwendung der D. kaum möglich. Das Drehen aus freier Hand verlangt eine ruhige und geschickte Führung des Drehstahls. Für das Drehen mit dem Support ist, wenn sonst die D. zuverlässig ist, die größte Geschicklichkeit in einem zweckmäßigen Einspannen des Arbeitsstückes auf der Spindel zu suchen. Handelt es sich darum, scheibenartige Gegenstände von sehr großem Durchmesser (Zahnräder, Schwungräder rc.) abzudrehen, so würde bei der gewöhnlichen, vorstehend beschriebenen Einrichtung der D. eine sehr große Spitzenhöhe erforderlich sein. Für solche Zwecke bedient man sich besonderer Drehbänke, bei denen die Wangen durch ein eigenes, nur für den Support bestimmtes Gestell ersetzt sind, während der Spindelkasten ein Gestell für sich bildet. Zwischen Spindelkasten und Support befindet sich dann die große, manchmal 15 u. mehr Fuß im Durchmesser haltende Planscheibe. Das Drehen rechtwinklig zur Axe der Spindel führt allgemein den Namen Plandrehen. Der erste an jede D. zu stellende Anspruch verlangt, daß dieselbe rund läuft, d. h. daß die Axe der Spindel unveränderlich in derselben geraden Linie verbleibt, selbst wenn in Folge der Bearbeitung die Axe bald mehr, bald weniger seitlich gedrückt wird. Aendert sich, wie das beim Passigdrehen der Fall ist, die Drehungsaxe des Arbeitsstücks periodisch nach einem bestimmten Gesetze, oder nimmt die Entfernung des Drehwerkzeugs von der Spindelaxe während einer Umdrehung periodisch ab und zu, so kann man auch mannichfache andere als kreisrunde Formen erzeugen. Die wichtigste Art, so zu drehen, ist das Ovaldrehen mit dem sogenannten Ovalwerk, bei welchem alle rechtwinklig zur Spindel genommenen Querschnitte elliptisch ausfallen. Hierbei durchläuft nämlich die Drehungsaxe nach und nach alle Punkte einer bei einer halben Umdrehung in sich selbst zurückkehrenden geraden Linie. Eine so eingerichtete Bank heißt Ovaldrehbank; sie liefert u. A. die bekannten ovalen Bilderrahmen.

Außer dem Zweck des Drehens läßt die D. auch noch mehre andere Verwendungen zu. Das Bohren auf der D. kann in zweierlei Weise geschehen. Entweder wird wie zum Abdrehen das Arbeitsstück an der Spindel befestigt und durch dieselbe in Drehung versetzt, während man den Bohrer mit der Hand oder durch den Reitnagel dagegen drückt, oder man befestigt den Bohrer selbst in einem Futter auf der Spindel u. läßt ihn mit dieser umlaufen, während man das Arbeitsstück dagegen führt. Erstere Art gestattet nur ein Bohren im Mittel, d. h. in der durch die Spindel gegebenen Drehungsaxe. Durch das letztere Verfahren hingegen vermag man Löcher nach jeder beliebigen Richtung in das Arbeitsstück zu bohren. Das Schraubenschneiden auf der D. kann ebenfalls verschiedenartig ausgeführt werden. Die Drechsler bedienen sich, um Schrauben auf Holz, Elfenbein rc. zu schneiden, der einfachen Schraubstähle, das sind Drehstähle, welche an ihrem schneidenartigen Ende scharfe dreieckige Einkerbungen haben. Die Schraubstähle werden aus freier Hand geführt und, während sie das Arbeitsstück angreifen, parallel zur Spindelaxe fortbewegt, so daß schraubenartige Einkerbungen entstehen. Auf diese Weise kann selbstverständlich kein genaues Schraubengewinde erhalten werden. Die früher beschriebene Art der Supportbewegung an der durch Räderwerke mit der Drehbankspindel verbundenen Leitspindel gibt indessen ein bequemes Mittel, Schrauben der verschiedensten Art mit großer

Genauigkeit anzufertigen. Man stellt die Räderverbindung so her, daß einer jeden Umdrehung der Spindel ein Fortrücken des Supports gleich der Ganghöhe der anzufertigenden Schraube entspricht. Das schraubenschneidende Werkzeug, eine Art Grabstichel, ist auf dem Support befestigt, bewegt sich mit diesem parallel zur Spindel und erzeugt dabei auf dem durch die Spindel in Umdrehung gebrachten Arbeitsstück die gewünschten beliebig tief anzufertigenden Schraubengänge.

Die D. findet endlich noch für manche Arten der Bearbeitung von Metallen Anwendung, bei der kein Wegnehmen von Metall, sondern nur eine Formveränderung durch eine andere Vertheilung erzielt wird. Hierher gehört das Rändeln durch verschiedene kleine, an ihrem Umfange mit regelmäßigen Einkerbungen versehene, gehärtete Stahlrädchen (Rändelräder, Krausräder, Moletten), welche um eine in einer Gabel (Rändelgabel) sitzende Axe drehbar sind und, durch ein Heft gehalten, genau wie gewöhnliche Drehstähle gehandhabt werden. Die Einschnitte der Räder drücken sich bei der Drehung in die Oberfläche des Arbeitsstückes ein. Die wichtigste Anwendung hat das Rändeln zur Anfertigung der vertieften Zeichnungen auf den Kattundruckwalzen gefunden. Eine andere Art der Anwendung der D. ist das Drücken, durch welches hohle Blechgefäße fabricirt werden, indem man das Blech mit Drückstählen gegen die Vertiefungen eines auf der Spindel aufgespannten und mit derselben gedrehten Holzmodells drückt und dadurch dieses gleichsam mit Blech überzieht. Die Modelle oder Futter sind von hartem Holze, selten von Blech und manchmal wegen des späteren Trennens von der Blechtafel zweitheilig. Die Druckstähle sind Polirstähle ohne alle scharfen Kanten und Zuspitzungen und werden wie die Drehstähle gehandhabt. Durch das Drücken können Blecharbeiten von kreisrunder oder ovaler (durch Ovalwerke) Form bedeutend leichter und gleichförmiger als durch Anwendung des Hammers erzeugt werden, weshalb die gedrückte Arbeit in neuerer Zeit die eigentliche Hammerarbeit in bedeutender Weise verdrängt hat. Je weicher das Blech ist, desto leichter gelingt das Drücken, daher es für Zinn, Britanniametall, Kupfer und feines Silber bedeutend leichter ist, als für Messing, Tombak, Silberlegirungen oder gar für Argentan und Eisenblech. Für große Arbeitsstücke dient die sogenannte Drückdrehbank, welche sich von der gewöhnlichen D. besonders durch die vertikale Stellung der mit Zahnrädern betriebenen Spindel unterscheidet.

Drehbasse, kleines Seegeschütz von 1—2 Pfund Kaliber, liegt mit dem Zapfen auf eisernen Schwanenhälsen, deren Fuß sich um eine Axe oder Spille dreht, und kann deshalb in alle möglichen Höhen u. Seitenrichtungen gebracht werden. Dergleichen Geschütze befinden sich meist auf dem Deck des Hinter- und Vordertheils des Schiffes und werden gewöhnlich nur mit Schrot oder Kartätschen geladen.

Drehhals, Vogel, s. v. a. Wendehals.

Drehkrankheit (Drehsucht, Traberkrankheit), chronische Krankheit der Schafe, welche in ihrem ausgebildeten Zustande in einer durch das Vorhandensein von Hydatiden (Blasenwürmern, Coenurus cerebralis) im Gehirn modificirten Gehirnwassersucht besteht und hauptsächlich durch Betäubung und durch von Zeit zu Zeit verstärkte drehende und andere unregelmäßige Bewegungen sich äußert. Sie ist unter allen Schafkrankheiten eine der häufigsten, befällt aber fast nur die Lämmer im ersten Lebensjahre (die sogenannten Jährlinge); seltener findet man sie im zweiten Jahre, höchst selten bei völlig zweijährigen oder bei noch älteren Schafen. Die D. zeigt nach dem Grade ihrer Ausbildung und nach ihrer Dauer sehr abweichende Krankheitserscheinungen. In ihrer ersten Entwickelung sind dieselben meist wenig auffallend und stets von kurzer Dauer. Meist treten dann früher oder später die Erscheinungen des entzündlichen Fiebers mit Blutandrang nach dem Kopfe ein. Der Körper der kranken Thiere fühlt sich wärmer als gewöhnlich an, besonders am Kopfe, in der Mundhöhle und an anderen natürlichen Eingängen des Körpers; das Auge wird glänzender, die Bindehaut stark geröthet u. die weiße Haut des Augapfels mit rothen Adern überzogen, was oft nur an einem, oft an beiden Augen bemerkt wird. Die Zunge ist trocken, die Maulschleimhaut geröthet, hinter den Lippen und unter der Zunge mit angefüllten Blutadern durchzogen; der Puls ist voll, stark und schnell, das Herz schlägt kräftig, das Athmen ist beschleunigt und die ausgeathmete Luft wärmer als gewöhnlich. Der Durst ist vermehrt, die Freßlust aber auffallend vermindert, und des seltenen oder unterbrochenen Wiederkäuens wegen ist der Hinterleib gewöhnlich etwas aufgetrieben. Der Absatz des Mistes erfolgt seltener, und der letztere ist sehr hart; beim Harnen machen die Thiere größere Anstrengungen, und der Harn ist heiß, hell und gelb. Der Gang ist steif und träge, zuweilen taumeln sie und fallen nach einigen Schritten wieder nieder. In manchen Fällen treten diese Zufälle mit großer Heftigkeit auf und führen schon am 2. oder 3. Tage unter Krämpfen oder durch Schlagfluß den Tod herbei; meist aber nimmt die Krankheit einen langsameren Verlauf, indem die entzündlich fieberhaften Zufälle allmählig ganz verschwinden und in der Regel ein scheinbar guter Gesundheitszustand wieder eintritt. Deutlich ausgebildet erscheint die Krankheit manchmal schon nach 3 Tagen, häufiger nach 8 Tagen bis 4 Wochen, sehr oft auch erst nach 12—16 Wochen und noch später. Die Thiere sind dann wieder sehr matt und schwerfällig, gehen schwankend mit gesenktem Kopfe und mit langsamen, gleichsam abgemessenen Schritten schief nach einer Seite oder im Kreise herum, oder laufen, und zwar bald im Schritt, bald mehr oder weniger trabend oder springend, mit in die Höhe gehobener Nase beständig in einer Richtung nach vorwärts, stoßen mit dem Kopfe an im Wege befindliche Gegenstände, fallen auf die Kniee u. auf das Maul u. können sich nur mühsam wieder aufrichten. Das Drehen geschieht in der ersten Zeit seltener und in großen Kreisen, gewöhnlich 3—6mal, bei manchen Lämmern aber auch 10—20mal nach einander, wobei zuletzt die Kreise immer enger gemacht werden. Später kehren die Anfälle häufiger zurück, dauern länger und endigen mit Betäubung u. Schlafsucht. Dabei magern die Thiere sichtlich ab, die Wolle wird bleich und weniger fettig, und endlich erfolgt, gewöhnlich unter lange dauernden Krämpfen, der Tod aus gänzlicher Entkräftung. Nach der Art des Drehens erhalten die kranken Thiere verschiedene Namen: sie heißen Dreher, wenn sie mit tief getra-

genem und seitwärts gewandtem Halse im Kreise herumgehen, **Traber** oder **Würfler**, wenn sie mit gesenktem Kopfe in eigenthümlich trabender Bewegung schnell vorwärts eilen, oft stolpern u. leicht vornüber stürzen, **Segler** oder **Schwindler**, wenn sie mit emporgehobener Nase wackelnd und taumelnd gehen und leicht stürzen, **Seitlinge**, wenn sie mit emporgehaltenem Kopfe, mit dem einen Vorderbeine weit vorgreifend gehen, ohne daß das gegenüberstehende Hinterbein gehörig folgt, wodurch ein stetes Hinschwanken nach dieser Seite u. zuletzt Niederfallen veranlaßt wird. Bei der Sektion finden sich die Schädelknochen ungleich geröthet, ihr schwammiges Gewebe ist, wie die Blutleiter der zarten Hirnhaut, blutreich; unter die letztere hat sich oft helles Wasser ergossen, und sie selbst ist an anderen Stellen mit der darunter liegenden Haut und durch diese mit dem Hirn verklebt, indem auf und unter der Spinnwebenhaut des Gehirns einzelne gelbe, geronnene, oder weißgraue, hautartige Massen liegen. In diesen Massen fand man, wenn das Thier schon kreisende Bewegungen gemacht hatte, selbst unmittelbar nach der Entzündungperiode der Krankheit, den geselligen **Blasenwurm** auf seiner ersten Entwickelungsstufe als eine kleine, helle Wasserblase von der Größe eines Hanfkorns oder einer Erbse, selten von der Größe einer Haselnuß. Bei Thieren, die an der ausgebildeten D. längere Zeit hindurch litten, erreichen die Hydatiden oft die Größe eines Taubeneies und Hühnereies und sind stets mit Wurmkörperchen mehr oder weniger reichlich versehen. Die letzteren sitzen mit ihren Köpfen meist im Inneren der Blase; zuweilen haben sie sich aber auch nach außen umgestülpt. Meist findet man in einem Kopfe nur Eine Hydatide, zuweilen aber auch 2, 3 bis 5. Das Gehirn ist immer im nächsten Umfange der Wurmblase und besonders da, wo die meisten Wurmkörper sitzen, desorganisirt und 1—3 Linien tief in einen schmutzig gelben Brei verwandelt, welcher oft ziemlich derb und durch den fortwährenden Druck der Blase hautähnlich geworden ist. Die Schädelknochen findet man bei solchen ausgebildeten Drehkranken fast immer sehr verdünnt, an einzelnen Stellen so dünn wie Papier, besonders in der Mitte der Knochen und vorzüglich am Stirnbein, an den Scheitelbeinen und am Hinterhauptsbein. Oft fehlt sogar die Knochenmasse an einzelnen Stellen ganz und der Schädel ist daselbst bloß mit dem Pericranium bekleidet. Mitunter findet sich der Blasenwurm auch im Rückenmark u. veranlaßt dann Lähmung des Hintertheils. Die alleinige **Ursache** der Krankheit ist die Einwanderung einer beim Hunde vorkommenden Bandwurmart, der genannten Taenia coenurus, in den Körper des Schafs, welche auf folgende Weise vor sich geht. Der Hund entleert die reifen Endglieder des Bandwurms, welche die Eier enthalten, mit dem Kothe. So lange diese Glieder feucht sind oder sich auf einer feuchten Unterlage befinden, behalten sie eine gewisse Bewegungsfähigkeit und können vom Kothe weit wegkriechen. So gelangen sie an Weidepflanzen und durch deren Genuß in den Magen und Darm der Schafe und Rinder. Hier kommt die Brut zum Ausschlüpfen, worauf sie den Körper des Wohnthieres durchzieht, an geeigneten Stellen (Gehirnhöhle) zu weiterer Entwickelung kommt und sich zum Blasenwurm bildet. Wird der Drehwurm vom Hunde gefressen, so wandelt er sich in dessen Darm wieder zum Bandwurm um. Der Drehwurm ist daher als Larve des Hundebandwurms zu betrachten (s. **Bandwürmer**). Die **Prognose** ist bei der D. im Allgemeinen sehr ungünstig, da durch Kunsthülfe bisher immer nur wenige von den ergriffenen Thieren gerettet werden konnten, durch die Heilkraft der Natur aber höchst selten ein Stück genesen. Nur wenn bei dem Eintritt der Gehirnentzündung zeitig eine zweckmäßige Behandlung Statt findet, ist Hoffnung zur vollständigen Genesung der meisten Thiere zu fassen; in späterer Zeit aber u. besonders, wenn sich die Hydatiden vermehrt haben und tief in die Hirnsubstanz eingedrungen sind, ist Genesung kaum zu erwarten, u. es ist daher in solchen Fällen in ökonomischer Hinsicht am gerathensten, die kranken Schafe bei Zeiten zu schlachten, da ihr Fleisch ganz unbedenklich genossen werden kann. Das **prophylaktische Verfahren** besteht in der Verhütung der Einwanderung der Bandwurmbrut. Man achte daher auf Bandwurmabgang bei Hunden und sperre, wenn solcher eintritt, die Hunde zur Kur ein. Empfehlenswerth ist ferner Sommerstallfütterung od. wenigstens Vermeidung feuchter u. namentlich Kleeweiden, da diese die Entstehung der Krankheit in sofern begünstigen können, als sie das Weiterkriechen der Bandwurmbrut vom Hundekoth ermöglichen u. Feuchtigkeit deren Lebensfähigkeit erhält; endlich Verhütung der Bandwurmerzeugung bei Hunden durch tiefes Eingraben der Köpfe drehkranker Schafe statt des sonst üblichen Verfütterns derselben an die Hunde. Vergl. **Zink**, Ueber die D., Wien 1827; **Löwe**, Die falsche D. der Schafe, Pasewalk 1854.

Drehorgel (**Leierorgel**, **Leierkasten**), ein tragbares Orgel- oder vielmehr Pfeifenwerk von verschiedener Größe, besteht aus einem etwa 2 Fuß hohen u. ziemlich eben so tiefen Kasten, in welchem 2—3 Register Pfeifen liegen, die gewöhnlich einen Tonumfang von $2\frac{1}{2}$—3 Oktaven haben und vermittelst einer Walze zur Ansprache gebracht werden. Auf dieser ist nämlich Melodie und Harmonie eines vorzutragenden Tonstücks durch eingeschlagene kleine Stifte dergestalt geordnet, daß die Stifte, sobald die Walze durch eine außen an der rechten Seite des Kastens angebrachte Kurbel gedreht wird, die Ventile der Windlade immer zur rechten Zeit u. für die erforderliche Dauer des Tones öffnen, was dadurch möglich gemacht ist, daß die Walze an ihrem einen Ende mit einem kleinen Faltenbalge in Verbindung steht, der zugleich mit ihr durch das Drehen jener Kurbel in Bewegung gesetzt wird. Das Spiel selbst geschieht ganz mechanisch; auch können keine anderen Tonstücke darauf gespielt werden, als die gerade auf der Walze durch eingeschlagene Stifte geordnet sind. Welches davon nun und mit welchen von den vorhandenen Stimmen im Augenblick es vorgetragen werden soll, bestimmt die Verschiebung u. die gehörige Stellung der Walze, die durch einen außen an der rechten Seitenwand des Kastens befindlichen Zapfen geschieht, auf welchem die Ordnung der stereotypen Tonstücke angemerkt ist. Die Stimmen bestehen bei den größeren D.n gewöhnlich in einer gedeckten Flöte von 8 Fuß und 3 offenen Kernpfeifenregistern von 4, 2 und 1 Fuß Ton. Die kleinste Gattung (serinette), welche nur zum Spielwerk der Kinder dient oder zum Unterricht der Vögel gebraucht wird, hat nur 9—10 kleine Kern-

pfeifen, die in einer beliebigen Tonart leitermäßig gestimmt sind.

Drehstuhl, mechanische Vorrichtung, deren sich namentlich die Uhrmacher zum Drehen u. Bohren an Stelle einer wirklichen Drehbank bedienen. In seinen Haupttheilen hat der D. große Aehnlichkeit mit der Prismadrehbank (vgl. Drehbank), nur ist er bedeutend kürzer und ohne jedes eigentliche Gestell; er wird zu seinem Gebrauche in einen Schraubstock gespannt. Die Spindelaxe erhält ihre Drehung nicht wie bei der Drehbank durch ein Schwung- oder ein Tretrad, sondern durch einen Handbogen, an dem sich eine Schnur oder ein dünner Riemen befindet, welcher um eine auf der Spindelaxe befestigte Rolle geschlungen ist. Der Handbogen wird hin und her geführt, dabei wird die Spindel abwechselnd bald rechts, bald links gedreht. Man unterscheidet zwei Hauptgattungen von Drehstühlen: den Stiftendrehstuhl, bei welchem das Arbeitsstück zwischen Spitzen eingespannt ist, und den Dockendrehstuhl, bei welchem das Arbeitsstück in einem Futter auf der Spindel befestigt ist.

Drehungsgesetz des Windes, s. Wind.

Drehwage (Torsionswage), physikalisches Instrument zur Messung kleiner Kräfte, auf das Gesetz gegründet, daß bei elastischen Drähtchen der Widerstand, den sie leisten, wenn sie, an einem Ende befestigt, am andern gedreht werden, dem Winkel proportional ist, um welchen der Draht gedreht wird. Die D. besteht aus einem feinen Metalldraht, der in einem gläsernen Cylinder hängt u. ein horizontales Stäbchen trägt, in dessen Höhe an der Wand des Cylinders eine Kreiseintheilung angebracht ist, die zur Messung der Ablenkung des Stäbchens dient. Der Draht ist oben in einem beweglichen Zapfen befestigt, so daß er sich in jede beliebige Lage bringen läßt. Am Zapfen ist ein Inder befindlich, der an einer Kreiseintheilung angibt, welche Torsionskraft anzuwenden ist, wenn das Stäbchen in einer gewissen Lage erhalten werden soll. Bringt man das Stäbchen nun auf den Nullpunkt der Theilung u. läßt eine abstoßende Kraft darauf wirken, so wird eine der Kraft proportionale Ablenkung des Stäbchens erfolgen. Durch Drehung des Zapfens kann man dann dasselbe wieder seinem Nullpunkt nähern u. aus der angewandten Torsionskraft berechnen, in welchem Maße die abstoßende Kraft wirksam gewesen ist. Die D. wird vorzüglich zu Messungen schwacher Kräfte, z.B. der abstoßenden Kraft des Magnetismus und der Elektricität (s. d.), gebraucht. Der englische Physiker Michell konstruirte eine Drehwage, mittelst deren er die mittlere Dichtigkeit der Erde bestimmen wollte. Versuche damit stellten nach Michells Tode Cavendish und später Reich an.

Drei, die erste ungerade Zahl nach der Einheit, in der körperlichen wie in der geistigen Welt von jeher von hoher Bedeutung. Im Alterthum wurde schon jeder ungeraden Primzahl ihrer Untheilbarkeit wegen eine besondere Kraft beigelegt. Aber ein geheimer Zauber schien besonders in der Zahl D. verborgen zu sein, die dem Dreifuß die festeste Stütze und dem Dreiklange die lieblichste Harmonie gibt. Daß schon den Hebräern die dreimalige Wiederholung einer Handlung bedeutungsvoll war, bezeugen biblische Stellen (wie 4. Mos. 6, 24, 26; 1. Sam. 20, 41; 1. Kön. 17, 21 u. a.). Noah hatte drei Söhne, von denen die Dreitheilung der Völker ausging. Der Grieche theilte dem Hellen, der German dem Thuiskon drei Söhne zu. In der Sprache der Dichter wie in der des gemeinen Lebens diente und dient noch jetzt D. zur Steigerung des einfachen Begriffs, so daß es oft eine beliebige Zahl bezeichnet. Daher die Dreigestaltigkeit eines Geryon, einer Hecate, Gorgo, Sphinx u. Chimära u. die Dreiköpfigkeit des Cerberus. Die Römer nannten einen Dieb einen homo trium literarum, u. wir pflegen von einem unwissenden Menschen zu sagen, er könne nicht über D. zählen. Den Pythagoräern war die Dreizahl die vollkommenste, u. auch Aristoteles legt ihr eine besondere Bedeutung bei, indem er Alles aus Anfang, Mittel und Ende bestehen läßt. Zum Spiel wählten schon die Alten drei Würfel, u. unsere Wünschelruthe muß dreisprossig sein, wie der goldene Glücksstab, den Apollo dem Merkur schenkte, u. wie der Dreizack, mit welchem Neptun den Sturm beschwichtigte. Der Dreifuß war bei den Griechen das Attribut des orakelgebenden Gottes, das Dreieck bei den Indern das des Krischna, bei den Aegyptern das Symbol der Inkarnation des Osiris und des Apis, bei den Persern das der Fruchtbarkeit des Mithras. Bacchus hieß der Dreigeborne, als der Sohn drei verschiedener Wesen, der Proserpina, Semele u. des Jupiter. Alle drei Jahre kehrten die bacchischen Orgien wieder, u. das Jahr selbst wurde, wie die Monate und Tage, in drei verschiedene Zeiten abgetheilt, deren Symbol Hercules mit den drei Aepfeln in der Hand ist. Im altindischen Brahmaismus begegnet uns die Trias Brahma, Wischnu u. Siwa, bei dem Platoniker Proclus die demiurgische, von den Aegyptern mit den drei Grundvokalen IAO bezeichnete. Schon Homer theilte die Weltherrschaft unter drei Brüder und unterscheidet danach dreierlei symbolische Handlungen beim Opfer und Gebet. Es gab drei donnerschmiedende Cyklopen, drei Parzen, drei Horen und anfangs drei, später dreimal drei Musen. Numa weihete drei besondere Tage jedes Monats so, daß die zweite Monatshälfte ein Trinundinum oder 17 Tage umfaßte, und ein solches wurde zur Zeit der Republik zu jeder Verhandlung mit dem Volke erfordert. Die Römer schlachteten an den Suovetaurilien dreierlei Vieh und stellten um den Eßtisch drei Sopha's, jedes mit drei Plätzen. Sie hatten dreierlei kurulische Würden, dreierlei Bänke des Senats u. zuletzt auch dreierlei Stände. Schon Romulus zählte drei Tribus, und wenn die berüchtigten Triumvirate, die den Sturz der Republik zur Folge hatten, auch zufällig gewesen sein mögen, so vertraute man in Rom wichtige Kommissionen doch meist drei Männern an. Das dreimalige Aufgebot bei christlichen Vermählungen, das dreimalige Läuten vor dem Gottesdienst, das dreimalige Ausschreiben bei gerichtlichen Verhandlungen, der dreimalige Ausruf bei Versteigerungen, das dreimalige Lebehoch u. A. erinnern daran, daß auch die Gegenwart der Zahl D. wenigstens gewohnheitsmäßig noch eine besondere Bedeutung beimißt. Auch in der Logik spielt die Dreizahl eine bedeutende Rolle. Sie zählt drei Funktionen des Verstandes, Begriffs-, Urtheils- u. Schlußbildung, und leitet bei der letzteren aus zwei gegebenen Urtheilen das dritte ab, so wie sie zu der Thesis und Antithesis als die Verbindung von beiden noch die Synthesis hinzufügt. Die Grammatik

führt drei Geschlechts- und Zahlformen, dreierlei Casus obliqui und Steigerungsgrade, dreierlei Personen und Zeiten und dreierlei Wörterklassen (Nomina, Verba und Partikeln) auf. Die Dreizahl bildet endlich die Basis aller mathematischen Operationen, in sofern der Raum dreierlei Dimensionen hat (wonach die Geometrie in drei Theile: Longimetrie, Planimetrie u. Stereometrie zerfällt), und in sofern Zahl, Maß und Gewicht (oder Kraft) zu berechnen Aufgabe der Arithmetik ist, welche sie mittelst Addition und Subtraktion, Multiplikation u. Division, Potenzirung und Depotenzirung löset. Die Regel de tri gibt die Grundlage für alle Verhältnißberechnungen ab, und jede geometrische Figur kann trigonometrisch gemessen werden. Zur Begrenzung einer solchen Figur sind mindestens drei Seiten erforderlich, und um ein bestimmtes Dreieck zu bilden, müssen drei Stücke gegeben sein. Aus dieser Bedeutung der Dreizahl in der Mathematik erklärt sich die Vorliebe, welche die Pythagoräer für sie hegten, hinreichend. In der Musik bezeichnet die Ziffer 3 bei der Baßbezifferung die Terz, auch den vollkommenen Dreiklang, in welchem Falle jedoch gewöhnlich noch eine 5 darunter steht; in ausgeschriebenen Stimmen deutet sie eine Triole, in der Klavierapplikatur den dritten Finger (Mittelfinger) und in der Geigenapplikatur den vierten Finger (Ringfinger) an.

Dreibholtz, Christ. Lodew. Willm, Seemaler im Haag, geboren 1799 in Dortrecht, sammelte auf Reisen an den englischen u. französischen Küsten Material zu Seebildern, die zu den besten in diesem Fache zählen.

Dreidecker, Bezeichnung der größten Kriegsschiffe, welche außer dem Schiffsraume noch 3 mit Geschützen besetzte Verdecke haben und 104—120 Kanonen und 800—1200 Mann Besatzung führen. Vgl. Schiff.

Dreieck (Triangel), eine von drei Linien (Seiten) eingeschlossene Figur mit eben so vielen Winkeln oder Ecken. Nach der Beschaffenheit der Seiten unterscheidet man: geradlinige oder ebene, krummlinige oder gemischtlinige D.e. Die geradlinigen, welche stets in einer und derselben Ebene liegen, werden eingetheilt entweder nach dem gegenseitigen Verhältniß der Seiten gegen einander in gleichseitige, wo alle drei Seiten unter einander gleich sind, gleichschenkelige, wo zwei Seiten (die Schenkel) gleich sind, die dritte (Grundlinie oder Basis) jenen ungleich ist, u. ungleichseitige, wo keine der drei Seiten der andern gleich ist; oder nach den Winkeln in spitzwinkelige, worin alle Winkel spitzige sind, rechtwinkelige, worin ein Winkel ein rechter ist, und stumpfwinkelige, worin ein Winkel ein stumpfer ist. Im Gegensatz zu den rechtwinkeligen bezeichnet man die stumpf- und spitzwinkeligen auch mit dem gemeinschaftlichen Namen schiefwinkelige D.e. Im rechtwinkeligen D. nennt man die beiden den rechten Winkel einschließenden Seiten Katheten, die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite aber Hypotenuse. Die der Basis oder Grundlinie gegenüber liegende Ecke eines D.s heißt dessen Spitze. Eine senkrechte Linie, welche von der oberen Spitze eines D.s auf die Grundlinie oder deren Verlängerung gezogen wird, ist die Höhe des D.s. Betrachtet man in einem rechtwinkeligen D. die eine Kathete als Grundlinie, so bezeichnet die andere die Höhe. Ist in einem stumpfwinkeligen D. eine der beiden den stumpfen Winkel einschließenden Seiten Grundlinie, so trifft die Höhenlinie nicht die Grundlinie unmittelbar, sondern deren Verlängerung. D.e heißen ähnlich, wenn sie bei verschiedener Größe gleiche Gestalt haben, gleich, wenn sie gleichen Flächenraum haben, kongruent (deckend), wenn sie gleiche Gestalt und Größe haben.

Als die bemerkenswerthesten Eigenschaften der D.e, die bei deren Ausmessung vielfach in Anwendung kommen, möchten besonders folgende hervorzuheben zu sein: 1) In jedem D. ist irgend eine Seite kleiner als die Summe der beiden anderen; desgleichen ist der Unterschied zweier Seiten allemal kleiner als die dritte Seite. 2) In zwei kongruenten D.en sind die Seiten des einen den Seiten des andern, und die Winkel des einen den Winkeln des andern gleich, dergestalt, daß gleichen Seiten immer gleiche Winkel und gleichen Winkeln gleiche Seiten gegenüber liegen. 3) Zwei D.e sind kongruent, wenn in ihnen gleich sind a) zwei Seiten nebst dem von ihnen eingeschlossenen Winkel; b) eine Seite und die beiden anliegenden Winkel; c) alle drei Seiten. Demnach ist ein D. bestimmt, wenn die eben genannten Stücke gegeben sind. 4) In einem D. mit zwei gleichen Seiten liegen diesen auch zwei gleiche Winkel gegenüber, oder in einem gleichschenkeligen D. sind die Winkel an der Basis einander gleich; und umgekehrt: in einem D. mit zwei gleichen Winkeln liegen diesen auch zwei gleiche Seiten gegenüber, oder ein D. mit gleichen Winkeln an der Basis ist gleichschenkelig, sowie ein jedes gleichwinkelige D. auch gleichseitig ist. 5) Bei jedem D. ist ein Außenwinkel, welcher durch Verlängerung einer Seite entsteht, so groß als die beiden Innenwinkel, welche nicht seine Nebenwinkel sind; zwei Außenwinkel sind um denjenigen Innenwinkel, welcher nicht Nebenwinkel eines der beiden Außenwinkel ist, größer als die drei Innenwinkel; drei Außenwinkel sind noch einmal so groß, als die drei Innenwinkel. 6) In jedem D. ist die Summe der Innenwinkel gleich zwei rechten Winkeln (Rechten) oder 180°; daraus folgt: a) drei Außenwinkel betragen 4 Rechte; b) wenn man in einem D. die Summe zweier Winkel von 2 Rechten abzieht, so erhält man den dritten Winkel; c) wenn zwei Winkel eines D.s zwei Winkeln eines andern gleich sind, einzeln oder zusammengenommen, so ist auch der dritte Winkel des einen D.s dem dritten des andern gleich; d) die beiden spitzen Winkel eines rechtwinkeligen D.s betragen zusammen einen Rechten, und wenn die Katheten einander gleich sind, so ist jeder der spitzen Winkel gleich ½ Rechten; e) ist in einem gleichschenkeligen D. ein Winkel bekannt, so sind sie alle bekannt; f) im gleichseitigen D. ist jeder Winkel gleich ⅔ Rechten oder 60°; g) im gleichschenkeligen D. beträgt der an der Spitze durch Verlängerung einer Seite entstehende Außenwinkel doppelt so viel, als jeder der inneren Winkel an der Basis. 7) Wenn man in einem Halbkreise ein D. errichtet, so daß der Durchmesser des Halbkreises eine Seite desselben bildet, so ist das D. stets rechtwinkelig, und zwar ist derjenige Winkel, welcher diesem Durchmesser gegenüber liegt, der Rechte. 8) In einem rechtwinkeligen D. ist das Quadrat der Hypotenuse so groß als

die Quadrate der beiden Katheten (s. *Pythagoräischer Lehrsatz*). 9) Der Flächeninhalt eines jeden D.s wird gefunden, wenn man die Zahl, welche die Länge der Grundlinie angibt, mit der Zahl, welche die Länge der Höhenlinie in demselben Maße angibt, multiplicirt und das Produkt halbirt, oder wenn man eine dieser beiden Zahlen halbirt und mit der anderen multiplicirt. 10) Jedes D. ist die Hälfte eines Parallelogramms, welches mit ihm gleiche Höhe und Grundlinie hat. 11) D.e von gleicher Grundlinie und Höhe (zwischen Parallellinien) sind an Flächeninhalt einander gleich. 12) Wenn zwei D.e zwei gleiche Winkel haben, so sind sie einander ähnlich. 13) In ähnlichen D.en findet zwischen den gleich, d. h. an denselben Winkeln liegenden Seiten ein und dasselbe Verhältniß Statt. 14) Jedes rechtwinkelige D. wird durch eine aus dem Scheitel des rechten Winkels auf die Hypotenuse gezogene senkrechte Linie in zwei sowohl unter sich, als dem Ganzen ähnliche D.e getheilt. 15) Aehnliche D.e verhalten sich wie die Quadrate zweier gleichliegenden Seiten, ingleichen wie die Quadrate ihrer Höhen; daher verhalten sich zwei gleichliegende Seiten oder Höhen ähnlicher D.e wie die Quadratwurzeln aus den das Verhältniß ihrer Flächen zu einander ausdrückenden Zahlen.

Die *krummlinigen* D.e, welche von lauter krummen Linien begrenzt sind, werden dann besonderer Betrachtung unterworfen, wenn ihre Seiten Bögen größter Kreise sind und sie selbst daher auf der Oberfläche einer Kugel liegen, weshalb sie auch *sphärische* oder *Kugeldreiecke* heißen. Die *gemischtlinigen* D.e, welche durch krumme und gerade Linien zugleich begrenzt werden, und wozu z. B. die Kreisausschnitte gehören, nehmen kein besonderes Gebiet der mathematischen Disciplinen ein. Die Berechnung der Seiten und Winkel eines D.s aus drei gegebenen Stücken lehrt die *Trigonometrie*.

Dreieinigkeit, s. *Trinität*.

Dreier, in Braunschweig u. Sachsen Scheidemünze von Kupfer, seltener von Silber, = 3 Pfennige; in Dänemark eine silberne Scheidemünze, = $5\frac{1}{2}$ Schilling = 2 Sgr. 5,2 Pfennige.

Dreifache Krone, s. v. a. Papstkrone.

Dreifaltigkeit, s. *Trinität*.

Dreifaltigkeitsberg, einer der höchsten Berge im würtembergischen Schwarzwaldkreis, mit dem die Alp und der Heuberg an der südwestlichen Landesgrenze beginnen, 3019 F. über der Meereshöhe. Auf dem Gipfel des Berges, wo man eine herrliche Aussicht hat, steht die berühmte *Dreifaltigkeitskirche*, ein noch jetzt sehr besuchter Wallfahrtsort.

Dreifaltigkeitsblume, s. v. a. Viola tricolor *L.*, s. *Viola*.

Dreifaltigkeitsfest, s. *Trinitatisfest*.

Dreifaltigkeitsorden, 1) s. *Trinitarierorden*. — 2) (*Brüderschaft der heiligen Dreifaltigkeit*), gestiftet 1548 vom heiligen Philipp von Neri zu Rom, zu gemeinschaftlichem Gottesdienst und dreitägiger Verpflegung der nach Rom kommenden Pilger. Im Jahre 1825 soll das große, bedeutend dotirte Hospiz dieser Kongregation mehr als 200,000 Pilger beherbergt oder sonst unterstützt haben. — 3) (*Töchter der heiligen Dreifaltigkeit*), ascetischer Orden, gestiftet 1703 zu Paris, 1790 erloschen, seit 1823 wieder aufgelebt, beschäftigt sich auch mit Erziehung.

Dreifelderwirthschaft, das landwirthschaftliche System, bei welchem das gesammte Ackerland in 3 Felder oder Schläge abgetheilt wird u. diese so benutzt werden, daß, während das eine Feld Brache hält (Brachfeld), das zweite eine Winterhalmfrucht (Winterfeld) und das dritte eine Sommerhalmfrucht (Sommerfeld) trägt. Man unterscheidet die reine D. mit ganzer Brache, und die verbesserte D., bei welcher das Brachfeld zugleich Hackfrüchte trägt. Die *reine* D. ist nur da möglich, wo auf je 3 Morgen Ackerland mindestens 1 Morgen Wieswachs kommt, weil bei derselben kein Futter, sondern nur Körner gebaut werden, deren Stroh nicht zum Füttern, sondern als Einstreu benutzt wird. Daher bedarf man auf jedem Gute, das in der dreifeldrigen Rotation bewirthschaftet wird, einer entsprechenden Weide- und Wiesenfläche. Bei der reinen D. bleibt $\frac{1}{3}$ des gesammten Ackergeländes jährlich unbenutzt, auf den übrigen $\frac{2}{3}$ werden vorzugsweise Körnerfrüchte gebaut, die den Acker stark erschöpfen; die Viehhaltung ist gering und die Mistgewinnung schwach; aus diesen Gründen ist bei der reinen D. der höchstmögliche Ertrag nicht zu erreichen. Dies hat man neuerlich erkannt und ist darum zur *besömmerten* oder *verbesserten* D. übergegangen. Hierbei ist ebenfalls alles Ackerland in 3 Schläge eingetheilt; allein der Brachschlag ist bebaut, und zwar mit Klee, Kartoffeln, Rüben, Hülsenfrüchten und Handelsgewächsen. Weidefütterung fällt hier ganz weg und die Sommerstallfütterung des Rindviehs ist eingeführt. Wo das Klima kalt ist, wo die Winterhalmfrüchte ohne Brache nicht gedeihen können, wo der Boden der Zähigkeit und Nässe wegen der Brachbearbeitung bedarf, wo die Körnerfrüchte gut abgesetzt werden können, wo sich genügender Wieswachs vorfindet, da ist die D. manchen anderen Wirthschaftssystemen vorzuziehen, indem sie nicht nur schöne Reinerträge liefert, sondern auch die Felder, bei sorgfältigem Baue, in gutem Zustande erhält. Wo indessen die Verhältnisse anderer Art sind, wo das Klima milde, der Boden gut, der Absatz günstig ist, da hat selbst die verbesserte D. ihre Nachtheile. Denn sie erfordert zu viel Körner- u. gestattet zu wenig Futterbau. Der Hackfruchtbau, der für die Bodenbearbeitung überaus günstig wirkt, wird ebenfalls zu schwach betrieben. An genügendem Stallmiste tritt Mangel ein, und die Wirthschaft kann daher nicht ausgiebig genug betrieben werden. Ferner können die Arbeiten nicht gleichmäßig genug vertheilt werden; daher müssen, wenn nicht zeitweilig über Bausch und Bogen gearbeitet werden soll, die Arbeiter über Gebühr vermehrt werden. Der Uebergang von der D. zu einem anderen Wirthschaftssystem ist meist schwierig und zu Anfang mit Verlusten verbunden. Nur die sorgsamste Umsicht vermag solchen vorzubeugen. Vor Allem muß man den Uebergang allmählig vorbereiten, die Aecker gut bestellen und alle unpassenden Fruchtfolgen vermeiden. Man muß den Kartoffeln im Jahre des Uebergangs den besten u. kräftigsten, in frischem Dünger stehenden Boden anweisen, den Futterkräutern ebenfalls einen ihnen zusagenden Standort geben und vermeiden, solche Früchte, die unter sich selbst unverträglich sind, dahin zu brin-

gen, wo dieselben erst kurz vorher gestanden haben. Ganz besonders muß man dem Anbau des Futters viel Sorgfalt zuwenden, damit der Viehstand gehoben und die Düngererzeugung vermehrt werde. Man vertheilt die Düngung so, daß nach einer starken Düngung 2 angreifende Gewächse und Klee und dann in die durch Klee bereicherten Felder wieder eine Winterhalmfrucht kommt; nach schwacher Düngung folgen immer schonende Gewächse. Der sicherste Uebergang von der D. in ein anderes System geschieht in dem Sechsfeldersystem.

Dreifuß, symbolisches Geräth des griechischen Alterthums, dreifüßiger Sessel, Tisch, Kessel u. dgl., ward als Symbol der Weissagung, sowie göttlicher Herrschaft betrachtet und diente als Kampfpreis u. Ehrengeschenk, später auch als Weihgeschenk für Tempel. Namentlich war der D. im Bacchus- und Apollodienst Symbol der Weisheit und Sehergabe, sowie der Herrscherhoheit. Sehr alt sind die Sagen von geraubten u. geschenkten Dreifüßen, auf welche sich fast überall Herrscherrechte u. andere Ansprüche gründen. Am berühmtesten war der D. der delphischen Pythia. Vergl. Otfr. Müller, De tripode delphico, Göttingen 1820.

Dreiherrnberg (Monte Trosero), Spitze der ortler Alpen, 11,138 F. hoch.

Dreiherrnspitz, Gipfel in der Alpenkette des Hohentauern, an der Südwestgrenze von Salzburg, 9502 F. hoch.

Dreikapitelstreit, der Streit, welcher darüber geführt wurde, ob die von dem vierten ökumenischen Koncil zu Chalcedon 451 in drei Bestimmungen (Kapiteln) für rechtgläubig erklärten Bischöfe: Theodor von Mopsuestia, Theodoret von Cyrus in Syrien und Ibas von Edessa, sich nicht gleichwohl der nestorianischen Ketzerei schuldig gemacht hätten.

Dreiklang, s. Akkord.

Drei Könige, die drei Männer, welche nach dem Bericht des Evangeliums Matthäi durch einen Stern veranlaßt aus dem Morgenlande kamen, um dem neugebornen König der Juden ihre Ehrfurcht zu bezeigen, in Jerusalem von Herodes nach Bethlehem gewiesen wurden und dem Neugebornen Gaben an Gold, Weihrauch u. Myrrhen darbrachten. Das Evangelium sagt weder, daß es drei, noch daß es Könige gewesen, sondern spricht ganz unbestimmt nur von „Weisen“ (Magiern). Woher sie kamen, kann natürlich nicht mehr ermittelt werden; die spätere Kirche aber kennt selbst ihre Namen. Beda nennt sie merkwürdiger Weise Kaspar, Melchior und Balthasar; Andere: Magalach, Galgalath und Saracin; noch Andere: Ator, Sator und Peratoras; wieder Andere: Apellus, Amerus und Damaskus. Ihre Gebeine rühmt sich die Metropole Köln zu besitzen.

Dreikönigsbündniß, Bündniß, welches die Könige von Preußen, Hannover und Sachsen am 26. Mai 1849 zur Wiederherstellung der Ruhe u. Ordnung in Deutschland und zur Entwickelung der deutschen Verfassung schlossen. S. Deutschland, Geschichte.

Dreikönigsfest, s. Epiphaniasfest.

Dreikronenkrieg, nordischer, Krieg, der von 1563—70 zwischen Dänemark u. Schweden geführt und durch den Frieden zu Altstettin beendigt wurde.

Drei Männer im Feuerofen, nach dem Bericht des Propheten Daniel (Kap. 3) die drei Juden Sadrach, Mesach und Abed Nego, welche unter Nebukadnezar zu Statthaltern in Babylon erhoben worden waren, nachher aber, weil sie sich standhaft weigerten, die Götzen anzubeten, in einen Feuerofen geworfen wurden, doch, von einem Engel geschützt, unversehrt blieben, was den König veranlaßte, sie zu begnadigen und in ihren Aemtern zu lassen. In der Septuaginta findet sich noch ein Zusatz, welchen unsere deutschen Bibeln als eine apokryphische Schrift von den übrigen getrennt unter dem Titel Gesang der drei Männer im Feuerofen aufführen. Jedenfalls paßt der Inhalt dieses Gesanges sehr wenig zu der Ueberschrift, da er sich nur in ganz allgemeinen Gedanken bewegt und keine Beziehung auf den Ort, die Zeit und die eigenthümliche Situation der drei Männer aufweist. Der Gesang ist wahrscheinlich aus der Sucht der spätern Juden, überall Gesänge und Gebete anzubringen, entstanden.

Dreimaster, großes Schiff mit drei Mastbäumen.

Dreiruder, s. Triere.

Dreisam (Treisam), Fluß im badischen Oberrheinkreis, entspringt bei Breitnau in 3173 Fuß Höhe in 2 Quellarmen, deren einer das Höllenthal im Nordosten des Feldbergs durchfließt, fließt dann in nordwestlicher Richtung an Freiburg, Eichstätten und Bahlingen vorbei u. mündet nach einem Laufe von 8 Meilen bei Ringel in die Elz (Nebenfluß des Rheins). Nach ihr war der badische Dreisamkreis benannt, der jetzt, nebst den 3 Aemtern des Kinzigkreises: Ettenheim, Hornberg und Triberg, den Oberrheinkreis bildet.

Dreischenkel (triquestra), eine aus 3 verschlungenen Kreisbögen bestehende mystische Figur, wahrscheinlich Symbol der heiligen Dreieinigkeit, häufig als Ornament in romanischen Kirchenbauten angewendet.

Dreischlitz, s. Triglyph.

Dreischürig, von Wiesen, auf denen das Gras dreimal gehauen wird.

Dreisesselberg, ein Berggipfel des Böhmerwaldes, 4078 F. hoch, an demselben der Fels Dreieckmark, 4046 F. hoch, an welchem die Grenzen von Böhmen, Bayern und Oesterreich zusammenstoßen.

Dreisinnige, Menschen, welche blind und taubstumm zugleich sind.

Dreißigacker, Dorf im Herzogthum Meiningen, ½ Stunde von Meiningen, mit einem 1710 erbauten Jagdschlosse und 450 Einw. In dem Schlosse, das geräumige Säle enthält, gründete Herzog Georg 1801 ein weithin berühmt gewordenes Institut für Forst- u. Jagdkunde, das 1803 zu einer Forst- und Jagdakademie erhoben wurde. Auch ward mit der Forstakademie 1818 eine kameralistisch-ökonomische Lehranstalt verbunden. Die Anstalt war im Besitz einer eigenen Jagd, eines Thiergartens, zoologischen Kabinets und Apparats von Meßinstrumenten. Da sie jedoch durch die Entstehung von ähnlichen Instituten in Tharand, Eisenach x. mehr und mehr an Ruf und Frequenz verlor, so wurde sie 1843 aufgehoben.

Dreißigerausschuß, die 30 Mitglieder der frankfurter Nationalversammlung, welche den 11. April 1849 zur Begutachtung des Berichts, welchen die aus der Mitte des Parlaments an den König von Preußen gesendete Deputation zur Verkündigung der auf ihn gefallenen Wahl zum deutschen Kaiser

erstattete, und zur Vorberathung der zur Durchführung der Reichsverfassung etwa nöthigen Maßregeln gewählt wurden; s. Deutschland, Geschichte.

Dreißigjähriger Krieg. Dieser Krieg, der mit seinen verheerenden Stürmen zwar vornehmlich Deutschland traf und es um den Segen einer zu hoher Blüthe gelangten Kultur brachte, war doch die Lösung einer europäischen Verwickelung. Daher die Theilnahme fast aller Nationen, die weniger durch Zufall in ihn hineingezogen wurden, als von Eifer brannten, zu der endlich gekommenen Entscheidung nach Kräften mitzuwirken. Die Ursache zu der ganzen Verwickelung lag in dem politischen Jesuitismus, der einen Frieden, wie den augsburger von 1555, schloß. Er gab wohl den protestantischen Reichsständen gleiche Rechte mit den katholischen, aber nach dem verderblichen Grundsatz, daß, wer das Land besitze, auch über die Religion zu entscheiden habe, war von Gewissens- und Religionsfreiheit eigentlich keine Rede. Dabei kamen die den Protestanten zugestandenen Rechte doch auch nur den augsburger Religionsverwandten zu Gute, und der theologische Widerwille zwischen Lutheranern und Reformirten steigerte sich zum politischen Haß. Während sich die Reformirten u. Lutheraner auf ihren Reichstagen gegenseitig ausschlossen und verdammten, übten die Katholischen an beiden als Ketzern das Vergeltungsrecht. Sie hatten unter dem Einfluß jesuitischer Gelehrsamkeit ihrer Lehre ebenso jetzt eine bestimmtere Form gegeben, als die Lutherischen sie durch die abschließende Konkordienformel gewonnen, und so schien in beiden Lagern der herrschende Autoritätsglaube die Finsterniß eines neuen Mittelalters herbeizuführen. Lag auf den katholischen Ländern der eiserne Druck der Inquisition, die mit Kerker und Scheiterhaufen die Länder von der Pest der Ketzerei rein zu erhalten suchte, so war doch auch das Territorial- und Konsistorialsystem in den evangelischen Ländern kein leichtes Joch. Denn aus ihm entstand jenes widerliche Gemisch von Geistlichem und Weltlichem, von welchen immer eins des andern Deckmantel werden muß. Je mehr alle diese Richtungen am Ende des 16. Jahrhunderts zum Abschluß kamen und einander gegenüber eine feste Position einnahmen, desto unvermeidlicher wurde von diesen aus ein Kampf auf Tod und Leben. So lange aber in Deutschland der Kaiser Ferdinand I. sowohl, wie Maximilian mit dem Beispiel der Toleranz den Fürsten vorangingen, verlor die eifersüchtige Parteiwuth ihren giftigen Stachel. Als jedoch Rudolf II. dem edlen Maximilian II. in der Regierung folgte, häufte sich der Zündstoff rasch an. Der Streit über den geistlichen Vorbehalt, wie er bei der Verheirathung des Kurfürsten Gebhard von Köln u. bei der Wahl Georgs von Brandenburg in das straßburger Bisthum ausbrach, die fortgehenden Prozesse über das Kirchengut vor dem Reichskammergericht, das Mißtrauen u. Schimpfen der Theologen gegen einander trieben die Parteien jetzt wieder in eine ähnliche Stellung, wie vor dem torgauer u. schmalkaldener Bündniß. Schon 1603 hatten die Evangelischen die von der Majorität beschlossene Türkensteuer verweigert, bis ihren Religionsbeschwerden abgeholfen würde. Das Schicksal von Donauwörth 1608 war die Antwort von katholischer Seite. Kaum war die evangelische Union zusammengetreten, so folgte der Abschluß der katholischen Ligue. Ein Krieg, der eine große Verwickelung herbeiführen mußte, war in dem jülichschen Erbstreite bereits vorhanden: da kam das Signal zum Losbruch von einer ganz anderen Seite. Der jülichsche Erbfolgekrieg ging ohne vorausgegangenen Friedensschluß in den Anfang des dreißigjährigen Kriegs, in die böhmischen Unruhen über. Die Protestanten in Böhmen glaubten ein Recht auf den Dank des Kaisers Matthias zu haben, da er doch nur mit ihrer Hülfe zu seiner Macht gelangt war. Allein die katholische Partei, die von ihm ganz Anderes erwartete, als von dem unthätigen Rudolf II., schloß sich, in ihrer Hoffnung getäuscht, an seinen Neffen Ferdinand an, den er zu seinem Nachfolger erklärte, und dieser bereitete ihm dieselbe machtlose Stellung, in die er Rudolf gedrängt hatte. Unter solchen Verhältnissen glaubten die Böhmen, obgleich der Majestätsbrief ihnen nur beschränktere Rechte in Religionssachen gab, diesen die umfassendste Interpretation geben zu dürfen. In den Städtchen Klostergrab und Braunau, die unter geistlicher Oberhoheit standen, also nach dem Majestätsbrief kein Recht dazu hatten, bauten die Protestanten sich eigene Gotteshäuser, denn die Furcht vor Ferdinands fanatischem Eifer rieth, was man jetzt noch gewinnen konnte, eilig zu ergreifen. Allein sie hatten sich verrechnet, denn auf kaiserlichen Befehl ließ der Abt in Braunau die Kirche schließen und der Erzbischof von Prag die in Klostergrab niederreißen. Kaum war Erzherzog Ferdinand, Sohn des Erzherzogs Karl von Steyer, durch den Tod des Kaisers Matthias (10. März 1619) zur Regierung seiner Erbstaaten gelangt, als er das vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zu Loretto abgelegte Gelübde der Ketzerbekämpfung mit aller Energie zu erfüllen begann. Trotz der von seinem Vater ertheilten Kirchenfreiheiten wurde zunächst in Steiermark, Kärnthen und Krain der protestantische Kultus niedergedrückt, worauf die Reihe an Oesterreich und Böhmen kommen sollte. Die protestantischen Stände von Böhmen aber wurden durch ihre Verfassung, besonders aber dadurch, daß Böhmen ein Wahlreich war, in ihrem Widerstande gegen Ferdinands Bestrebungen unterstützt, ja der Majestätsbrief Rudolfs II. gestattete ihnen sogar die Wahl von sogenannten Defensoren der Landesfreiheiten. Diese traten auch jetzt zusammen, Graf Matthias von Thurn stellte sich an ihre Spitze, und auf einem Landtage zu Prag beschloß man, eine Beschwerde gegen jene Kirchenzerstörung an den Kaiser zu richten. Als darauf eine an die Statthalter gerichtete höchst ungnädige Antwort erfolgte, geriethen die noch versammelten Stände in tobenden Aufruhr u. warfen die Statthalter des Kaisers, Slawata und Martiniz, sowie den Sekretär Fabricius Platter durch das Fenster des Rathhauses. Die That geschah am 23. Mai 1618, und sie war das Signal zu dem lange vorbereiteten Kampfe, der in allen Wendungen in sofern von einem großen Glück für das Haus Oesterreich begleitet war, als dies in Frieden mit dem türkischen Reiche blieb. Die 28 Ellen tief Heruntergefallenen waren, wie durch ein Wunder, dadurch am Leben erhalten worden, daß ein Kehrichthaufen sie auffing. Martiniz und der Schreiber entflohen; Slawata blieb schwer verwundet liegen, aber man schenkte ihm das Leben, ob-

gleich er besonders den Haß des Volkes herausgefordert hatte, weil er seine Bauern mit Hunden in die Messe hetzen ließ. Die böhmischen Stände rüsteten sich; sie riefen die ganze Nation unter die Waffen, wählten 30 Direktoren, welche die Regierungsgeschäfte übernahmen, während zugleich die Jesuiten aus dem Lande vertrieben wurden. Ein Manifest der Direktoren rechtfertigte die Beschlüsse der Stände und rief die Protestanten in Ungarn, Mähren, Schlesien und Oesterreich zum Beistand und zur Wahrung der Religionsfreiheiten auf. Kaiser Matthias suchte, auf den Rath Klesels, die Böhmen mit Milde zu versöhnen und schickte den Minister Eusebius Khan zur Sühne nach Prag; die Furcht vor dem Thronfolger bestimmte aber die Stände, des Kaisers friedliche Vorschläge zurückzuweisen. Da Ferdinand, dem eine Wüste ein wünschenswertherer Besitz schien, als ein Land voll Ketzer, um diese Zeit Klesel in Wien hatte festnehmen und in ein tyroler Gefängniß bringen lassen, weil er Böhmen geschont wissen wollte, so stand der Kaiser ganz unter Ferdinands Einfluß, auf dessen Betreiben er nunmehr seine Kriegsvölker unter Buquoi und Dampierre in Böhmen einrücken ließ. Die Grafen Thurn und Mansfeld, letzterer ein Glied der Union, leisteten indeß tapfern Widerstand; ersterer siegte bei Czaslau, letzterer eroberte Pilsen und entsetzte Neuhaus. Das neue Jahr 1619 sah Böhmen von den Kaiserlichen geräumt, und der Kaiser, der sich bereits von einem böhmischen Heere in Oesterreich bedroht sah, ließ in Eger Friedensunterhandlungen beginnen, während welcher er (am 20. März) starb. Ihm folgte nun Erzherzog Ferdinand in den österreichischen Erbstaaten. Es geschah dies unter fast hoffnungslosen Umständen, da fast alle seine Länder im offenen Aufruhr waren. Die österreichischen Stände verlangten Religionsfreiheit, im Lande ob der Ens erhoben sich die Bauern gegen die Kaiserlichen, die böhmischen und schlesischen Stände erklärten ihren Thron für erledigt, und in Mähren erregte Graf Thurn allgemeine Volksbewegung, während Ungarn sich an Bethlen Gabor anschloß. Da gelang Ferdinand ein Meisterstreich. Er entwich aus dem ihn umlagernden Aufruhr zur Kaiserwahl nach Deutschland, und umsonst bot Moritz von Hessen Alles auf, um die Wahl des Habsburgers zu verhüten. Brandenburg und Sachsen wurden durch Anwartschaften gewonnen, und selbst die Pfalz gab nach. Am 28. August wurde Ferdinand deutscher Kaiser und kehrte nach Wien zurück. Aber bald kamen ihm Thurn und Bethlen Gabor nach und begannen die Belagerung Wiens. Die Bürger, noch ganz evangelisch gesinnt, drangen in die Burg und legten dem Kaiser eine Akte zur Unterzeichnung vor, die ihnen Religionsfreiheit gewährleisten sollte. Das plötzliche Erscheinen des Kürassierregiments Dampierre, das von Oberösterreich herbeigeeilt war, befreite jedoch den Kaiser, ermuthigte die katholische Bürgerschaft und gab, im Verein mit den Vorgängen in Böhmen, der Lage der Dinge eine andere Wendung. In Böhmen war nämlich Mansfeld vor Budweis von Buquoi zurückgeworfen und, nach dessen Vereinigung mit Wallenstein, bei Teyn im Juni geschlagen worden, wodurch Prag den Feinden bloßgestellt war. Deshalb mußte Graf Thurn eiligst von Wien abziehen, um Prag zu retten. Während inzwischen die von dem Polenkönig, Ferdinands Schwager, zu Hülfe gesandten Kosaken u. ein spanisches Heer unter Verdugo mit furchtbarer Grausamkeit wütheten, hatten bereits am 19. August die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz Ferdinand als Feind der böhmischen Freiheit und der protestantischen Religion aller Ansprüche auf Böhmens Krone für verlustig erklärt. An demselben Tage, da die Pfalz ihren Widerstand gegen die Wahl Ferdinands aufgab, empfing der Kurfürst Friedrich die Nachricht von seiner Wahl zum König von Böhmen. Aber mit seinem Auftreten in Böhmen schwand das Glück der Aufständischen, die unter dem Grafen Thurn sich mit Bethlen Gabor vor Wien vereinigt hatten. 30,000 Mann stark bedrängten sie den zum Schutze der Kaiserstadt mit 18,000 Mann herbeigeeilten Buquoi so, daß er sich mit Wallenstein auf das rechte Donauufer zurückziehen und die große Donaubrücke zerstören mußte. Bald aber lichteten schlechte Witterung und Mangel an Lebensmitteln die Reihen der Belagerer, Bethlen Gabor eilte nach Oberungarn und schloß einen Waffenstillstand mit dem Kaiser, Thurn zog sich nach Böhmen zurück. Gleichwohl würde auch jetzt des Kaisers eigene Macht das Erzhaus kaum aus der nur augenblicklich gewichenen Noth gerettet haben, wenn nicht fremde Hülfe und die Uneinigkeit im feindlichen Lager plötzlich Bundesgenossen Ferdinands geworden wären. Im Winter 1619—20 schloß Ferdinand ein Bündniß mit dem Herzog Maximilian von Bayern, dem Haupt der katholischen Ligue, versöhnte sich mit den österreichischen Ständen und erhielt von Spanien und dem Papst Subsidien und Streitkräfte; die protestantischen Stände Deutschlands aber zogen sich, zum Theil aus Furcht, zum Theil durch Bestechung gewonnen, hauptsächlich jedoch aus Haß gegen die reformirte Kirche, von der Sache Friedrichs zurück, der, auch von seinem Schwager, dem König Jakob von England, verlassen, endlich nicht nur auf seine geringe Hausmacht und Böhmens Kräfte allein angewiesen war, sondern in dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, der die Lausitz besetzte, einen neuen Feind erhielt. Ja, als Friedrich nutzlos die Zeit verstreichen ließ und durch seine Vorliebe für die Deutschen und die Reformirten die Unzufriedenheit der Böhmen wie der Union erregte, kam es zwischen letzterer und der Ligue, durch Frankreichs Vermittelung, im Juni 1620 zu Ulm zu einem Vergleich, welchem gemäß die Union sich verpflichtete, an der Ordnung der böhmischen Angelegenheiten keinen thätigen Antheil zu nehmen und nur die pfälzischen Länder zu beschützen. Friedrich hatte, mit Uebergehung Thurns und Mansfelds, Christian von Anhalt und Georg von Hohenlohe an die Spitze der böhmischen Armee gestellt, aber die Rüstungen selbst gingen, aus Mangel an Geld, nur schlaff vor sich; dagegen hatten der Kaiser und die Ligue ein Heer von 50,000 Mann zusammengebracht. Aus Spanien führte Spinola 20,000 Mann in die Pfalz, und die Union überließ ihm dieses Land unter der Bedingung, daß er die umliegenden Territorien der Unionsglieder verschone. Der Herzog Maximilian brach mit 30,000 Mann in Oberösterreich ein, das ihm der Kaiser hatte verpfänden müssen. Der Adel übergab Linz. Das Bauernvolk wurde wüthend und eilte den Bayern

nach, aber diese waren alsbald nach Böhmen aufgebrochen, wohin auch Buquoi und Verdugo sich wandten, Wien bei Seite lassend, das vor Dampierre's Fall bei Preßburg von den Ungarn umschwärmt wurde. Die **Schlacht am weißen Berge** (8. Nov. 1620) entschied Böhmens Schicksal für Jahrhunderte, und Friedrich entfloh mit vielen böhmischen Großen. Die Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien huldigten dem Kaiser. Noch stand aber der Mansfelder bei Pilsen mit 14,000 Mann. Bethlen Gabor erhielt, schon bis nach Preßburg gedrängt, neue Hülfe von Johann Georg von Jägerndorf, und Buquoi fiel bei Neuhäusel; da aber die Union den Mansfelder ohne Hülfe ließ, und dieser, in holländischen Sold übertretend, nach der Pfalz eilte, so schloß Bethlen Gabor Frieden, u. Johann Georg dankte seine Truppen ab. Hierauf ergaben sich auch die letzten Böhmen, die Tabor noch hielten. Drei Monate waren nach diesen Ereignissen vergangen, viele Geflüchtete waren in die Heimat zurückgekehrt, und es schien, als sei mit dem Siege der Kaiser versöhnt, als unerwartet am 20. Jan. 1621 der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der Fürst Christian von Anhalt und der Graf von Hohenlohe in die Acht und ihrer Würden und Länder verlustig erklärt u. in Böhmen die vorzüglichsten Theilnehmer des Aufstandes ergriffen u. eingekerkert wurden. Nur Thurn entkam, Joh. A. v. Schlick wurde vom Kurfürsten von Sachsen ausgeliefert, und mit ihm starben 25 edle Böhmen auf dem Schaffot. Abermals spiegelte der Kaiser Verzeihung vor, und die an dem Aufstand Betheiligten baten um Amnestie. Ihrer 728 vom Adel wurden ihrer Güter beraubt, 500 edle Geschlechter u. 39,000 bürgerliche Familien wanderten aus: die Konfiskationen betrugen 40 Millionen. Den Majestätsbrief zerschnitt der Kaiser mit eigener Hand, und, wie in Mähren und Böhmen, so ward nun auch in Oesterreich und Schlesien dem protestantischen Glauben gewaltsam ein Ende gemacht, wozu vornehmlich die lichtensteinischen Dragonaden mithelfen mußten.

Zur Vollziehung der über Kurfürst Friedrich und seine Anhänger ausgesprochenen Reichsacht erhielten der Herzog von Bayern und die Spanier den Auftrag, und zwar sollte ersterer für die großen Dienste, welche er im böhmischen Kriege dem Kaiserhause geleistet, mit dem Kurhut und der Pfalz belohnt werden. Diesen Beschlüssen, welche die Protestanten mit dem Verlust einer wichtigen Kur bedrohten, hatten die Glieder der Union nichts entgegenzusetzen, als die schmählichste Zaghaftigkeit. Zitternd für den ruhigen Besitz ihrer eigenen Länder und alles innern Zusammenhalts entbehrend, ließen sich die Fürsten der Union durch den Kurfürsten von Mainz und den Landgrafen von Hessen-Darmstadt überreden, ihre Truppen, die noch keinen Schwertschlag für ihre Sache geführt hatten, aufzulösen und der Union zu entsagen, wogegen sie das Versprechen erhielten, daß sie und ihre Länder in Frieden gelassen werden sollten. Ihr Gnadengesuch für den Kurfürsten Friedrich ward vom Kaiser ungnädig beantwortet, und ruhig mußten sie zusehen, wie der Kurfürst von Bayern die Oberpfalz besetzte und die Spanier Herren der Unterpfalz blieben. Aber gerade jetzt, als Friedrichs Sache ganz verloren schien, eilte Mansfeld, der in der Pfalz sein Heer auf 20,000 vermehrt und in den rheinischen Bisthümern des Elsasses überwintert hatte, zum Schutz der Unterpfalz herbei, um diese gegen die Spanier und Tilly zu schützen. Zu derselben Zeit erhoben sich in Deutschland mehre Stimmen und Arme zugleich gegen das kaiserliche Machtgebot. Die Stände Niedersachsens protestirten gegen der Kaiserlichen und der Spanier Treiben im deutschen Reich, König Christian IV. von Dänemark rüstete ein Heer aus, Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, aber trat als ritterlicher Kämpfer für die Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz auf, warb ein Heer, plünderte die niedersächsischen, westphälischen und oberrheinischen Bisthümer und wurde, obwohl „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind“ genannt, eine Geißel für geistige und weltliche Gebiete. Auf die Nachricht von Mansfelds am 29. April 1622 über Tilly bei **Wiesloch** erfochtenen **Sieg** eilte der Pfalzgraf Friedrich vom Haag wieder auf den Kampfplatz, denn die zwischen Ferdinand und Maximilian hervorgetretene Spannung erfüllte ihn mit neuen Hoffnungen. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach ergriff nun das Schwert, wurde jedoch, da Mansfeld nach dem Elsaß eilte, um seine Beute, die er dort zurückgelassen, gegen die Lothringer zu schützen, am 6. Mai 1622 von Tilly bei **Wimpfen**, wo die 400 treuen Pforzheimer unter ihrem Bürgermeister Deimling den Heldentod für ihren Markgrafen starben, geschlagen. Nicht besser erging es dem Herzog von Braunschweig, der sich mit Mansfeld vereinigen wollte, am 19. Juni bei **Höchst**, wo Tilly und Cordova sein halbes Heer aufrieben und die andere Hälfte über den Main jagten. In Verbindung mit Mansfeld, bei dem sich Pfalzgraf Friedrich befand, zog er nun nach dem Elsaß, wo die Protestanten Bergzabern belagerten. Da auf die dringende Ermahnung der Könige von England und Dänemark, den Pfalzgrafen wieder in seine Kur einzusetzen, der Kaiser erklärte, daß, ehe zu Unterhandlungen über diesen Gegenstand geschritten werden könne, Friedrich zuvor die Waffen niedergelegt haben müsse, hob der Pfalzgraf die Belagerung von Bergzabern auf, entließ sogar Mansfeld und Herzog Christian u. begab sich nach Holland, wo er erfuhr, daß seine Angelegenheit nur auf einem Reichstage geordnet werden könne. Damit war für die beiden Verfechter der Evangelischen eigentlich der Rechtstitel zum Krieg verloren. Da rief sie die durch Ludwig XIII. gefährdete Freiheit der Hugenotten in die Champagne, und bald warfen sie sich auf Spinola, der Bergen op Zoom belagerte, und schlugen ihn bei Fleurus. Kaum war Mansfeld aber abgezogen, so benutzte Tilly die freie Hand, die er am Oberrhein bekam, und vollendete trotz des auf eine friedliche Beilegung hinzielenden Bescheids vom Kaiser die Eroberung der Pfalz. Er nahm am 6. September Heidelberg und Mannheim mit Sturm. Diese Orte wurden wie im folgenden Jahre Frankenthal ausgeplündert; die heidelberger Bibliothek, der werthvollste literarische Schatz Deutschlands, die der heilige Vater in Rom sich zur Vervollständigung seiner vatikanischen Bibliothek ausbat, wurde vom deutschen Herzog von Bayern im December 1622 ausgeliefert. Auch hier begann nun das Werk der gewaltsamen Bekehrung, u. nur

Straßburg schützte jenseits des Rheins hinter seinen festen Mauern die Religionsfreiheit noch, denn auch in Hagenau und Colmar wurden alle Protestanten verjagt. Dem Kaiser schien es nun aber hohe Zeit, dem Siegeslauf des ligistischen Heeres ein Ziel zu setzen. Er wollte sich mit Bayern abfinden, um selbst an die Spitze der katholischen Partei zu treten. Deswegen wurde am 15. Februar 1623, nicht auf einem Reichstage, sondern auf einem Kurfürstentage zu Regensburg Herzog Maximilian von Bayern mit der oberpfälzischen Kur belehnt, allerdings aber mit der von den protestantischen Fürsten durchgesetzten Klausel, daß weder die Kinder, noch die Agnaten Friedrichs dadurch in ihren Rechten gekränkt werden sollten, sondern daß das, was ihnen „mit Zuziehung der Kurfürsten an einem bequemen Orte" durch Vergleich oder Rechtsspruch zugesichert würde, ihnen nach Maximilians Tode auch ausgeliefert werden solle. Die Rheinpfalz wurde zwischen den Bayern und den Spaniern nach langen, gehässigen Unterhandlungen getheilt, und auf dem linken Ufer des Rheins breiteten sich die letztern ebenfalls aus. Damit war der erste Akt des blutigen Trauerspiels zu Ende. Die Reformation war im Süden bekämpft und vernichtet. Der Norden fühlte jetzt, daß auch seine Stunde geschlagen hatte. Die Furcht vor der Zukunft und die Scham über die Vergangenheit trieben den niedersächsischen Kreis zu den Waffen. Man knüpfte Unterhandlungen mit dem Norden an, mit Dänemark, Schweden, England. Richelieu, der allgewaltige Minister Frankreichs, hatte kaum die Lage überblickt, so unterhandelte er mit England u. gewann den Kurfürsten von Brandenburg für seinen Plan, Schwedens kriegerischen König an die Spitze des Bundes zu stellen, der den Kaiser schwächen sollte, um Frankreichs Grenzen bis an den Rhein auszudehnen. Diese Intrigue zu durchkreuzen, mußte Christian IV. von Dänemark selbst im Felde erscheinen. Aber bereits war schon eine neue Macht in die Kämpfe der Zeit eingetreten: Wallenstein. Durch ihn erst schuf sich der Kaiser ein eignes, von der Liga unabhängiges Heer von 40,000 Mann. Nun eilte Tilly, dem kaiserlichen Feldherrn durch die Unterwerfung Niedersachsens die Siegespalme vorweg zu nehmen. Die treulose und erbärmliche Politik des dänischen Königs, der die Guelfenfürsten vorschob, um in ihrem Rücken seine Macht in Deutschland zu befestigen, erleichterte ihm das Spiel. Bald sah sich Christian von Braunschweig, den man als niedersächsischen Kreisobersten aufgestellt hatte, von seinen Verwandten im günstigsten Augenblick verlassen, denn auch Bethlen Gabor hatte, auf Thurns Aufforderung, den Frieden gebrochen und drang gegen Mähren vor. Die niedersächsischen Stände ließen sich durch die Abmahnungen des Kaisers u. Tilly's Herannahen einschüchtern und beschlossen auf einem Reichstage zu Lüneburg, die Truppen wieder zu entlassen; Christian dagegen beschloß, mit Mansfeld, der sich während dieser Zeit in Ostfriesland durch Brandschatzungen erhalten hatte, zusammenzutreffen und entweder die Pfalz zu erobern, oder in Böhmen sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Bei der Stadt Loon oder Loh im Münsterschen jedoch von Tilly erreicht, erlitt er eine schwere Niederlage, und bloß mit einer kleinen Anzahl Truppen gelang es ihm, nach Ostfriesland zu Mansfeld zu entkommen, der bei Stikhausen in einem festen Lager stand. Da Tilly ihm dort nichts anhaben konnte, so zog er sich nach Hessen zurück. Hatte er doch von Maximilian den Befehl erhalten, seine Truppen zu schonen, weil er Wallensteins wachsendes Heer mit Mißtrauen betrachtete. Als Mansfeld sich genöthigt sah, sein Heer, das auf 6000 zusammengeschmolzen war, zu entlassen, und auch Christian von Braunschweig, sowie Friedrich von Hohenlohe sich dem Kaiser unterworfen hatten, führte Tilly sein Heer nach Baden, um die Markgrafschaft Friedrichs von Baden für den außer legitimer Ehe gezeugten Markgrafen Wilhelm zu erobern, u. rückte darauf ins Elsaß gegen die Franzosen. Mächtig regte sich da im Volke die Liebe zum evangelischen Glauben. Die hessischen und braunschweigischen Bauern schlugen die ligistischen Truppen, die sie Spanier nannten, haufenweise todt, hoben die Besatzungen von Dassel und Bodenwerder auf, nahmen ihnen bei Eimbeck die Zufuhr weg und zerstörten die Schlösser der Edelleute, welche den evangelischen Glauben so feig aufgegeben hatten. Die Bürger von Hannover widersetzten sich der Uebergabe ihrer Stadt u. nahmen Johann Ernst von Weimar als Kommandanten in ihre Mauern auf. Da, von Holland, England und Frankreich gedrängt, faßten die Stände Niedersachsens, die schon seit dem Abmarsch Tilly's nach Süddeutschland an einem ernstlichen Vertheidigungsplane gearbeitet hatten, sich ein Herz und stellten Christian IV. als Kreisobersten auf. Sein tüchtiger Feldherr Obentraut gewann auch bei Nienburg einen Vortheil über den wieder in Norddeutschland erschienenen Tilly, allein sein Tod bei Seelze und des Königs unglücklicher Sturz bei Hameln nöthigten die Dänen, alle entscheidenden Schritte aufs folgende Jahr zu verschieben, und ihr Säumen paßte ganz in Tilly's zögernde Politik. Der Plan für den neuen Krieg war dahin angelegt, daß Christian IV. den von Westen aus andrängenden Tilly bekämpfen sollte. Dem Herzog Christian von Braunschweig ward der Auftrag, durch Hessen in die Pfalz vorzugehen. Wallenstein, der von Süden heranzog, nachdem man ihn seine Rüstungen ruhig hatte beenden lassen, stellte man Mansfeld und die Weimaraner entgegen, um ihn nach Schlesien zu locken und durch eine Verbindung mit Bethlen Gabor den Krieg in des Kaisers Lande zu spielen. Allein Christian von Braunschweig fand in Hessen nicht die nöthige Unterstützung, und als er starb, trat Georg von Lüneburg zum Kaiser über. Tilly erstürmte Münden und zwang Moritz von Hessen zur Unterwerfung. Auch Göttingen ging verloren, und unweit Nordheim, wohin Christian IV. seinen Marsch von Bremen aus genommen hatte, bei Lutter am Baremberg, kam es zur Schlacht, in welcher Tilly's schwere Reiterei den Sieg über das dänische Fußvolk errang (27. Aug. 1626). Mansfeld wurde von dem Heere Wallensteins, das bis auf 60,000 angeschwollen war, bei der dessauer Brücke aufgefangen und geschlagen; doch entkam er nach Schlesien und hatte bald wieder ein Heer von 20,000 gesammelt, wozu noch 4000 Meklenburger und 3000 Schotten und Dänen stießen. Wallenstein folgte ihm, konnte aber seine Vereinigung mit Bethlen Gabor nicht hindern. Während Beide sich an der Waag in fester Stellung beobachteten, gewann Wallenstein Bethlen Gabor, und Mansfeld, sowie Johann von Weimar erlagen in

Ungarn den Strapazen des Krieges. Nur ein kleiner Theil der Truppen schlug sich über Schlesien bis nach Dänemark durch. Während Wallenstein Schlesien säuberte und sich Sagan in Schlesien erwarb, operirte Tilly, nur uneigennütziger, in Hessen. Noch einmal brach in Oberösterreich u. in Braunschweig der Volkskrieg aus, aber der Soldat zertrat den Bauern. Christian IV., nach Mansfelds Untergange von Wallensteins ganzem Heere bedrängt, mußte sich vor den nachfolgenden Feinden in sein Reich zurückziehen; Holstein, Schleswig u. Jütland fielen den Siegern in die Hände, der König rettete den Rest seines Heeres zu Schiff auf seine Inseln. Somit war das dänisch-niedersächsische Bündniß zersprengt, ganz Norddeutschland, auch Pommern, die Mark u. Mecklenburg waren von den kaiserlich-liguistischen Truppen besetzt, u. Ferdinand II. stand auf dem Gipfel des Glücks und der Macht; aber anstatt dem entsetzlichen Unglück des Reichs nach diesem nun schon 11 Jahre dauernden Verwüstungskriege ein Ende zu machen, reizte er durch Rechtsverletzungen die Besiegten zu neuem Verzweiflungskampfe auf und fachte ein neues, noch schrecklicheres Feuer an, das noch 19 Jahre wüthete. Den Antrag des Nuntius Caraffa und der katholischen Kurfürsten, „sofort die Restitution aller seit dem passauer Frieden reformirten geistlichen Güter durchzusetzen", widerriethen die kaiserlichen Räthe vor der Hand noch, obgleich an mehre Reichsstände die betreffenden Mandate bereits abgegangen waren. Zunächst nahm der Kaiser auf die reichen Stifter Halberstadt und Magdeburg Rücksicht und ließ seinen eigenen Sohn zum Bischof und zukünftigen Administrator von Halberstadt wählen; die Ober- und Rheinpfalz erklärte er am 22. Febr. 1628 für verwirkte und heimgefallene Lehen und gab sie dem Kurfürsten von Bayern für die von diesem als Haupt der Ligue aufgewendeten, auf 13 Millionen angeschlagenen Kriegskosten. Die früher vorbehaltenen Rechte der Söhne u. Agnaten des geächteten Kurfürsten wurden mit Stillschweigen übergangen, auch die Kurfürsten schwiegen, u. Kurbrandenburg wurde durch Wallenstein zur Beistimmung gezwungen. Dieser faßte die Dinge überhaupt von einem andern Standpunkt auf: er meinte, man brauche keine Fürsten und Kurfürsten mehr, es sei Zeit, ihnen das Gasthütlein abzuziehen; wie in Spanien und Frankreich ein König sei, so solle auch in Deutschland nur Ein Herr sein. Allein der Kaiser getraute sich noch nicht, die Macht des bayerischen Hauses zu stürzen, und um diese in Schach zu halten, mußte er nicht bloß die Fürsten überhaupt, sondern auch vornehmlich die evangelischen schonen. Darum empfahl Wallenstein, einstweilen neue Fürstenthümer zwischen die alten zu schieben, Troppau und Jägerndorf kam an Lichtenstein, und Wallenstein selbst, der inzwischen zum Herzog von Friedland in Böhmen erhoben worden war, ersah sich in dem eroberten Norden eine neue Beute. Er brachte es durch Bestechung der kaiserlichen Räthe und der Jesuiten, denen er noch besonders versprach, im Mecklenburgischen Kollegien zu errichten und sie an den geistlichen Gütern Theil nehmen zu lassen, dahin, daß namentlich die letzteren dem Kaiser es zur Gewissenssache machten, „einen so hochverdienten Mann nicht zu disjustiren, der ganz Deutschland zum Gehorsam gebracht, den Kaiser zu einem Herrn vom adriatischen bis zum deutschen Meere erhoben und die ganze Armada, die auf ihn allein sehe, auch allein aufrecht halten könne". So wurden, ohne die geringste gesetzliche Form, die mecklenburgischen Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht geächtet und abgesetzt und ihre Lande am 19. Januar 1628 Wallenstein als Pfandschaft übergeben; auch Sagan erhielt er zugesprochen, sowie alle Würden u. Rechte eines Reichsfürsten. Um sich aber an der Ostsee eine feste Macht zu gründen, mußte er die Hansa unterjochen und zur Seeherrschaft gelangen. Jene wurde diesmal durch die dänische Handelspolitik gerettet; dafür sollte ihm das feste Stralsund ein Bollwerk oder auch Angriffspunkt gegen Dänemark u. Schweden werden. Aber nachdem die Belagerung vom Mai bis September gedauert und Wallenstein, dem „Admiral des baltischen oceanischen Meeres", 12,000 Mann und die Ueberzeugung von seiner Unüberwindlichkeit gekostet, nachdem auch König Christian noch 1628 mehre vergebliche Versuche gemacht hatte, sein Uebergewicht in Norddeutschland wieder herzustellen, unter Anderem Usedom u. Wolgast besetzt, durch tapferen Widerstand der belagerten Städte Glückstadt u. Krempe manche Vortheile gewonnen hatte, mußte Wallenstein die Belagerung aufheben und, durch die Verluste von Wismar und Rostock in neue Gefahren gebracht, die Hand zum Frieden bieten. Am 12. Mai kam man zum Friedensschluß, dem gemäß Dänemark die verlorenen Provinzen zurückerhielt, dem Hause Schleswig-Holstein dagegen die besetzten Landestheile wieder überließ und nur in Bezug auf das Herzogthum Holstein sich in deutsche Reichssachen zu mischen versprach. Mecklenburg und Schweden opferte der dänische König Christian IV. seinem eigenen Vortheil; ersteres wurde vom Kaiser nicht mehr als Pfandschaft, sondern als Reichslehen an Wallenstein verliehen, und Schwedens Gesandter (Salvius) mußte sich von Wallenstein, der dem schwedischen König die Unterstützung Stralsunds nicht vergessen konnte, von den Sitzungen schmählig zurückweisen lassen.

Noch ehe der Friede mit Dänemark abgeschlossen war, hatte der Kaiser indeß den schwersten Schlag gegen die Protestanten geführt: obwohl von den meisten Kurfürsten abgemahnt, hatte er ganz im Sinne der französischen Politik, die ihn dadurch mit den evangelischen Fürsten in neue Kollisionen bringen wollte, am 6. März 1629 das Restitutionsedikt erlassen, nach welchem alle mittelbaren, seit dem passauer Vertrage eingezogenen Stifter, Klöster und andere Kirchengüter den Katholiken wieder eingeräumt und alle unmittelbaren, wider den geistlichen Vorbehalt reformirten Stifter wieder katholisch werden sollten. Durch strenge buchstäbliche Interpretation des augsburger Religionsfriedens hob es die freie Religionsübung der Reformirten in Deutschland auf und forderte die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die Bisthümer Augsburg, Minden, Verden, Halberstadt, die hildesheimer Aemter, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kammin und eine ungezählte Menge reicher Klöster und Abteien für die katholische Kirche zurück. Der Kurfürst von Bayern rieth, die Restitution bei den kleinen Stiftern anzufangen, bis man sähe, wie sich die Protestanten dabei benehmen würden; im Fall Kursachsen

sich eingeschüchtert zeige, könne man auch mit dem wichtigsten Erzstift, Magdeburg, den Anfang machen. Die wenigsten Umstände machte man mit den Reichsstädten. Augsburg, das lange vor dem passauer Vertrag evangelisch war, eröffnete den Reihen. Man verbot ohne Weiteres allen evangelischen öffentlichen und Privatgottesdienst und schritt rücksichtslos mit Exekution und bewaffneter Macht ein. Aus den gegen die Bestimmung des Restitutionsedikts genommenen Klöstern schleppte man alles Werthvolle auf katholisches Gebiet. Am auffallendsten war die Anhäufung des geistlichen Besitzes in dem österreichischen Hause: dem Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers Sohn, der bereits die Bisthümer Straßburg und Passau besaß, gab man außer Halberstadt noch die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen. Nächst ihm nahmen die Jesuiten sich das beste Theil. Gleich gewaltsam wie in Schwaben verfuhr man in den Rheinlanden, in Westphalen und Niedersachsen. Nur Eine Stadt trat mit Festigkeit der drohenden Feindesmacht gegenüber: Magdeburg. Von Wallenstein aufgefordert, die Befreiung von einer kaiserlichen Besatzung mit 200,000 Thlrn. zu erkaufen, jagten die Bürger die Kroatenhaufen aus den umliegenden Ortschaften und bestanden hierauf eine 28 Wochen dauernde scharfe Belagerung mit solcher Tapferkeit, daß Wallenstein, auf Vermittelung der Hansestädte, endlich beschloß, am 29. September 1629 die Blokirung „aus Gnaden" aufzuheben. Fast gleichzeitig aber wurde zwischen Frankreich, das die anschwellende Macht des Hauses Oesterreich längst mit Besorgniß betrachtet hatte, u. Schweden, welches im September 1629 durch französische, englische und brandenburgische Vermittelung im Lager bei Altmark in Preußen einen sechsjährigen Waffenstillstand mit Polen schloß, mit Uebereinstimmung Dänemarks ein Bund gegen den Kaiser geschlossen. Letzterem blieben diese Vorgänge nicht verborgen; aber er baute auf seine Macht so fest, daß er auch diesem Bunde trotzen zu können glaubte u. zu aller Verwunderung auf dem von der Ligue erbetenen **Kurfürstentage** zu **Regensburg** (Ende Juni 1630) persönlich erschien. Die kaiserlichen Anträge betrafen die Herstellung des allgemeinen Friedens, die Sache des geächteten Pfalzgrafen, dem die Gnade verweigert werden sollte, den bevorstehenden Krieg mit Schweden, die Herausgabe der von Holland besetzten Provinzen Westphalens, die reichsständischen Klagen über die Kriegsdrangsale, mit dem Anhang, daß, wenn der Friede nicht zu erzielen sei, die Kurfürsten rathen möchten, wie man den Krieg mit mehr Ordnung und Nachdruck fortsetzen könne. Dagegen erhob sich der zum Sturze Wallensteins fest entschlossene Kurfürst von Bayern und brachte, in Uebereinstimmung mit allen katholischen und protestantischen Ständen, eine schwere Klage gegen die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Armee vor. Die der Klagschrift beigelegten Kriegsschadenberechnungen sprachen laut gegen Wallenstein; Kurbrandenburg allein schätzte seine Kontributionen in wenigen Jahren auf 40 Millionen Gulden, Schwerin auf 10, Hessen auf 7 Millionen Thaler, Nürnberg auf monatlich 20,000 Thaler 2c. Nachdem mehre Vertheidigungs- und Widerlegungsschriften gewechselt worden waren, und als nun auch des Kaisers Lieblingswunsch, die Wahl seines Sohnes Ferdinand (III.) zum römischen König, stets nur mit neuen Auflagen gegen den „Friedländer" beantwortet und zurückgeschoben wurde, willigte endlich Ferdinand II., dem schon früher der Kurfürst von Mainz angezeigt hatte, wenn er nicht den „Diktator des Reichs" entlasse, würde die Zusammenkunft fruchtlos für seine Wünsche ausgehen, in Wallensteins Abberufung, aber „ungern und ohne Gutheißen und mit Protestation". Das Heer, bis zu 100,000 Mann angewachsen, wurde auf gleichen Stand mit der Liga gebracht, aber über beide Heere von je 40,000 Mann erhielt nicht, wie der Kaiser wünschte, dessen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, sondern Tilly den Oberbefehl. Dadurch war der Kaiser, und das war ja der springende Punkt in der Intrigue, abermals in den alleinigen Schutz des Kurfürsten von Bayern gegeben. Erst jetzt ging man auch auf die Kriegsbeschwerden des Kaisers ein, hinsichtlich welcher über die erforderlichen Kosten zur Unterhaltung der kaiserlichen Völker mit dem Kaiser unterhandelt und der Krieg überhaupt den Reichsordnungen gemäß geführt werden sollte. Das Restitutionsedikt war während dieser Verhandlungen in den Hintergrund geschoben worden; kaum aber hatte die Ligue die alte Gewalt wieder errungen, als auch die katholischen Kurfürsten auf sofortige Vollziehung des Edikts drangen. Jetzt neigte sich jedoch der Kaiser selbst etwas auf die andere Seite, und so willigten die Kurfürsten ein, daß zu Frankfurt ein Kompositionstag gehalten und bis dahin bei dem Kaiser um keine weitere Vollziehung des Edikts angehalten werden sollte. Dagegen erklärten sie auf Wallensteins Bitte an den Kaiser: man solle ihm wenigstens gestatten, als Fürst von Mecklenburg die Küste zu vertheidigen, daß sie sich der vertriebenen Erbfürsten annehmen müßten und der Friedländer als „Reichsfürstenexaktor" zu gänzlichem Schadenersatz anzuhalten sei. Mecklenburg wurde ihm wirklich abgesprochen, u. er zog sich mit seinen Schätzen nach Prag zurück.

König **Gustav Adolf** von Schweden war am 25. Juni 1630 auf Rügen gelandet. In seinem Kriegsmanifest führt er als Gründe für die eröffneten Feindseligkeiten an: Aufgreifung seiner an den Fürsten von Siebenbürgen gesandten Boten, thätige Unterstützung der Polen, spöttliche Ausschließung des schwedischen Gesandten von den lübecker Verhandlungen, Bedrückungen des ostseeischen Handels und Ausdehnung der kaiserlichen Herrschaft über das baltische Meer zur Kränkung der uralten schwedischen Rechte, Unterdrückung der Freunde, Benachbarten und Blutsverwandten und endlich feindselige Erklärungen auf dem regensburger Kurfürstentage. Weder hier, noch in seinem Schreiben an die versammelten Kurfürsten erwähnte er die Glaubensangelegenheiten, wohl um das Ankündigen eines Religionskrieges zu vermeiden: die Beschirmung des Reichs und der allgemeinen Freiheiten stellte er an die Spitze seiner Erklärungen. Den deutschen Protestanten traute er wohl eine Erkenntniß seines höheren Ziels zu, worin er sich freilich, mit geringen Ausnahmen, getäuscht hatte; denn zu dieser Zeit war die Entmuthigung der protestantischen Stände so weit gediehen, daß sie auswärtige Hülfe nicht mehr anzurufen wagten und, als diese nun von selbst kam, sich zu keiner Verbindung zu entschließen wußten, ja fast im Begriff

stanten, mit den Gegnern „um die Trümmer der Kirchengüter" einen schmählichen Vergleich einzugehen. Nur Hessen, Magdeburg und einige kleinere Reichsstände waren zum Beitritt geneigt, der jedoch ebenfalls erst später erfolgte; Pfalz und Mecklenburg waren Hülfeflehende, und Brandenburg und Sachsen hielten sich in ängstlicher, letzteres sogar in feindlicher Entfernung. In Oesterreich sah man dagegen mit stolzer Verachtung auf den „Schneekönig" herab, und Ferdinand II. soll gesagt haben: „Da haben wir halt a Feindl mehr". Diese Sprache verbarg aber nur die geheime Freude über die bevorstehende Demüthigung der Liga. Gustav Adolf war mit 15,000 Mann schwedischer Kerntruppen gelandet, hatte, nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Herzog Bogislaw von Pommern, am 10. Juli seinen Einzug in Stettin gehalten und ein Bündniß mit Pommern abgeschlossen und auf diese Weise in Deutschland festen Fuß gefaßt. Durch Nachsendungen aus Schweden und deutsche Ueberläufer war sein Heer auf 30,000 Mann angewachsen, mit denen er noch 1630 u. in den nächsten Monaten ganz Pommern und Mecklenburg von den Kaiserlichen befreite, worauf allenthalben die unterdrückt gewesene evangelische Lehre wieder eingeführt wurde. Tilly hatte inzwischen gegen den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, den die Magdeburger, voll Vertrauens auf Schwedens Hülfe, wieder als ihren Administrator aufgenommen hatten, u. gegen den Herzog Franz Karl von Lauenburg, der den Schweden ein kleines Heer geworben, im Niedersächsischen einen kleinen Krieg geführt, er vereinigte sich nun im Januar 1631 mit den aus Pommern und Mecklenburg vertriebenen Schaaren zu Frankfurt a. d. O., drang über Altbrandenburg nach Pommern vor, erstürmte Neubrandenburg und hieb die schwedische Besatzung nieder, kehrte aber, als er Kolberg und Demmin ebenfalls von den Schweden besetzt fand, in die Elbgegenden zurück. Um dieselbe Zeit (am 13. Januar) war das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden zu Bärwalde in der Neumark zu Stande gekommen, demgemäß Frankreich jährlich 400,000 Thaler Subsidien zu zahlen und Schweden 36,000 Mann zu stellen versprach; auch sollte in den eroberten Orten hinsichtlich der katholischen Religionsübung nichts geändert und allen deutschen Ständen der Zutritt zum Bunde gestattet werden. Allmählig erwachte nun das Vertrauen der deutschen Protestanten zu dem Schwedenkönig. Nachdem Magdeburg und sein Administrator abermals vorangegangen, traten auch der Landgraf von Hessen-Kassel und die Herzöge von Weimar dem König mit Bündnißanträgen entgegen. Desto hartnäckiger zogen sich Brandenburg und Sachsen zurück, jenes aus Eifersucht über die schwedische Besetzung Pommerns und aus Furcht vor den Kaiserlichen oder aus Mitleid mit seinem ausgesogenen Volke, dieses, weil es das Gelüste hegte, zwischen dem Kaiser und den Schweden eine dritte, und zwar deutsch-protestantische Hauptmacht zu errichten. Auf des Kurfürsten Veranlassung kam ein großer Theil der protestantischen Reichsstände im Februar 1631 zum sogenannten leipziger Konvent, der den Kaiser „um Aufhebung des Restitutionsedikts und der damit verbundenen Exekutionen, vor Allem aber um schleunige Abstellung der unerhörten grausamen Kriegspressuren, Excesse und Insolentien" dringend ersuchte, widrigenfalls diese Stände „sich und ihre Lande und Leute durch die von Gott und nach den Reichsgesetzen zugelassene Defension verwahren würden". Der Kaiser lehnte die Aufhebung des Restitutionsedikts, als Gewissenssache, geradezu ab, ließ die Stände hart an und befahl Tilly, den Werbungen und überhaupt der Existenz dieses leipziger Bundes ein Ende zu machen. Aber auch dies wirkte nicht auf die Unentschiedenheit Brandenburgs und Sachsens: eine schreckliche Katastrophe mußte erst erschütternd auf alle protestantischen Gewissen fallen. Am 3. April hatte Gustav Adolf die Kaiserlichen unter Tilly aus Frankfurt a. d. O. vertrieben, worauf sich dieser, um dem König einen festen Damm entgegenzustellen, sogleich mit dem gesammten kaiserlichen Heer gegen Magdeburg wandte. Der König, entschlossen, den Trotz des Kurfürsten in Brandenburg durch Gewalt zu beugen, eroberte Landsberg, ermahnte die Magdeburger zu standhaftem Ausharren und rückte gegen Berlin heran, um sich Spandau zu öffnen, ohne dessen Besetzung er nicht mit ganzer Macht gegen Tilly verfahren konnte. Aber ehe der Kurfürst von Brandenburg in Spandau schwedische Besatzung aufgenommen und der Kurfürst von Sachsen den schwedischen Truppen freien Durchzug über Wittenberg nach Magdeburg gestattet hatte, war das Schicksal der unglücklichen Stadt entschieden; Magdeburg fiel (10.—20. März 1631) und ward von den kaiserlichen Truppen geplündert und zerstört. Der Kaiser ließ nun die evangelischen Reichsstädte Schwabens durch eine neue, aus Italien herbeigerufene Heeresabtheilung unter Egon von Fürstenberg überziehen, um die süddeutschen protestantischen Stände vom leipziger Bund zu trennen; auch die Ligue, an Magdeburgs Flammen zu neuer Kampfbegier entbrannt, beschloß, den Kaiser nachdrücklicher zu unterstützen. Das protestantische Deutschland war zwar mit Entsetzen erfüllt über das, was geschehen, und sah mit Angst dem entgegen, was noch geschehen sollte; dennoch aber erfolgte von Seiten der Fürsten noch kein energisches Zusammentreten gegen den gemeinsamen Feind. Nur Hessen-Kassel und Weimar hielten fest an Gustav Adolf. Dem Kurfürsten von Brandenburg, der nun Spandau von den Schweden wieder geräumt wissen wollte, kündigte der König das Neutralitätsverhältniß auf; Spandau und Küstrin mußten zu seiner Disposition gestellt werden, der Kurfürst durfte den Feinden keinen Durchzug gestatten und mußte monatlich 30,000 Thaler Subsidien zahlen, wogegen ihm Schutz für seine Staaten verheißen wurde. Hierauf säuberte der König Pommern (Greifswald) und Brandenburg von den einzelnen kaiserlichen Besatzungen, empfing in Stettin Gesandte des Großfürsten von Moskau, dann seine Gemahlin, die ihm 8000 Schweden, und Hamilton, der ihm 6000 Engländer zuführte, und rückte gegen Pappenheim vor. Da dieser aber Tilly, der in Thüringen und Hessen kaiserliche Garnisonen unterbringen und Kontributionen zusammenraffen und eben den tapfern Landgrafen Wilhelm mit seiner Heeresmacht erdrücken wollte, schleunig zu Hülfe rief, so bezog der König am 11. Juli ein festes Lager bei Werben. Nach mehren Verlusten und vergeblichen Stürmen auf dieses Lager sah sich Tilly genöthigt, am 30. Juli nach Tangermünde und am 11. August nach Magdeburg zurück zu marschiren,

während Gustav Adolf die Herzöge von Mecklenburg wieder in ihre Hauptstadt einführte. Jetzt unterstützten Fürstenberg, Altringer 2c. Tilly, aber nur unter der Bedingung, daß er Sachsen mit Feuer und Schwert verheere, um den Kurfürsten Johann Georg gründlich mit Maximilian zu verfeinden. Der Kurfürst schien seine bewaffnete Neutralität zwischen der Ligue und den Schweden behaupten zu wollen. Er hinderte die Bewegungen beider Heere, da seine 18,000 Mann, die in einem festen Lager bei Torgau standen, im rechten Moment benutzt, zu Gunsten des einen oder anderen den Ausschlag geben konnten, bis Tilly, des Zögerns müde, ihn aufforderte, seine Truppen zu ihm zu führen oder aufzulösen. Als keines von Beidem geschah, begann Tilly mit der feindlichen Besetzung der sächsischen Städte; Halle, Merseburg, Naumburg, Zeitz wurden unter grausamer Mißhandlung und Plünderung der Einwohner besetzt, und am 1. Sept. wurde auch Leipzig bedroht. Jetzt erst, in der höchsten Noth und erbittert über Tilly, suchte der Kurfürst durch seinen Feldmarschall von Arnheim um das so lange verschmähte schwedische Bündniß nach. Der König machte anfangs harte Bedingungen, milderte sie aber, als er die Aufrichtigkeit des Kurfürsten erkannte, und verlangte nur für einen Monat Sold für seine Armee. Am 4. September vereinigte sich der König mit der kurfürstlichen Armee bei Düben und zog am 5., wo die Nachricht von Leipzigs Uebergabe eintraf, auf des Kurfürsten Bitte mit der verbundenen Armee gegen Leipzig, um die bis jetzt vermiedene Schlacht mit Tilly anzunehmen. Die Schlacht bei Breitenfeld (am 7. Sept. 1631) endete mit der fast gänzlichen Vernichtung des letzteren. Den Tag nach diesem ewig denkwürdigen Kampf bezeichnete eine neue Niederlage der fliehenden Massen bei Merseburg; bald waren auch Halle und Leipzig und somit ganz Sachsen vom Feinde befreit. Tilly beorderte die Trümmer seines Heeres nach Niedersachsen, schickte aber erst von Halberstadt aus seinen Unglücksbericht an den Kaiser, dessen gesammte Lande vor dem siegreichen „Schneekönig" jetzt unbeschützt da lagen. Der Kaiser ging sorglos an einem höchst kritischen Moment vorüber. Frankreich und der Papst Urban VIII., die um Mantua's willen schon lange zusammen gingen, wollten Gustav Adolf mit der Liga versöhnen, um Habsburg zu erdrücken. Aber Gustav Adolf zertrat, ohne sich für das antikaiserliche Bündniß gewinnen zu lassen, die Liga. Doch um zwischen dem wankelmüthigen Kurfürsten von Sachsen und dem Kaiser eine tiefere Kluft zu ziehen, theilte Gustav Adolf die fernere Kriegsführung so, daß sich der Kurfürst durch Böhmen den Weg nach Oesterreich bahnen sollte, während er selbst von Halle, bis wohin er Tilly verfolgt hatte, über Thüringen nach Franken vordrang und Würzburg besetzte. Tilly wagte mit seinen frisch gesammelten Schaaren noch keine neue Schlacht, sondern zog nach Nürnberg hin und ließ Gustav Adolf die Mainstädte bis Frankfurt erobern, den Rheingau, die Bergstraße besetzen, Oppenheim und Mainz einnehmen. Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel vollbrachte die Eroberung der Rheinstädte, während in Schwaben die Schweden alles Land von Mannheim bis Ulm von ligistischen Truppen befreiten und den Evangelischen ihre Kirchen von Neuem öffneten. Gleich glücklich waren die Unternehmungen der Sachsen in Böhmen. Fast ohne Blutvergießen öffnete man dem Feldmarschall Arnheim Städte und Vesten, so daß die Sachsen bald in Prag standen, die tilly'schen Hülfsregimenter nach Eger zurückgeschlagen und alle Wege nach Wien offen waren. Der Winter, der über diesen Siegen eingebrochen war, brachte den Kaiserlichen keine Ruhe, da „der deutsche Winter für die Schweden keiner war". Nach nur vierzehntägiger Rast begann Gustav Adolfs Eroberungszug von Neuem. Er nahm die Städte Braunfels, Babenhausen, Kirchberg 2c. und verstärkte die Befestigung von Mainz; Banner besetzte Magdeburg, Herzog Wilhelm von Weimar Goslar, Nordheim, Duderstadt, Landgraf Wilhelm Marburg, Stadthagen, Volkmarsen und Horn Bamberg. Neue Bündnisse sicherten stets den Weg zu neuen Siegen. Auch der unglückliche Pfalzgraf Friedrich fand sich im schwedischen Lager ein, in der Hoffnung, aus des Königs Händen sein Erbland wieder zu erhalten, welche Hoffnung jedoch zunächst durch Tilly's Einfall in Bamberg vereitelt wurde. Der König eilte nach Franken, um nicht von Thüringen und Sachsen abgeschnitten zu werden, und von da über Nürnberg an die Donau, um Tilly von der Verbindung mit Bayern und Böhmen zurückzuhalten. Eiligst begab sich zwar der Kurfürst Maximilian in Tilly's Lager am Lech, um dem König den Weg nach Bayern zu versperren; die Schweden schlugen aber unter dem Schutze eines heftigen Kanonenfeuers und des Rauchs von angezündeten Theerfässern eine Brücke über den Fluß und erzwangen den Uebergang (den 5. April). Tilly erhielt hier die Todeswunde und General Altringer einen Streifschuß, so daß der Kurfürst persönlich sein Heer nach Ingolstadt zurückführen mußte. Die Nachricht von Tilly's Tod u. dem Verlust des letzten ligistischen Heeres, sowie der in Ungarn unter Georg Rageczy heranwachsende Volksaufstand versetzten den Feind so in Furcht und Schrecken, daß man in Wien mit bitterer Reue denselben Questenberg, welcher zwei Jahre früher dem Herzog von Friedland das Entlassungsschreiben überbracht hatte, nun an eben denselben mit einem kaiserlichen Handschreiben senden mußte, um ihn zur Wiederannahme des Oberkommando's zu bewegen. Aber erst nach mancher Demüthigung des Hofs entschloß sich Wallenstein zur Entwerfung der in der deutschen Reichsgeschichte berüchtigten „Kapitulation von Znaym", die der hartbedrängte Kaiser am 18. April 1632 bestätigte. Inzwischen führte Gustav Adolf am 7. April sein Heer beide Seiten des Lechs entlang gegen Augsburg, wo er am 11. eintraf, den evangelischen Gottesdienst wieder herstellte und die Bürgerschaft „der Krone Schwedens" huldigen ließ. Kurfürst Maximilian hatte bei Ingolstadt eine feste Stellung genommen und (am 17. April) Regensburg durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht, wodurch er Bayern gegen die Schweden hinlänglich versperrt zu haben glaubte; als aber Gustav Adolf erkannte, daß er an Ingolstadt zu viel Kraft zersplittern würde, wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen München, wo er am 7. Mai mit dem Pfalzgrafen Friedrich und andern Fürsten seinen Einzug hielt. Zwei Tage früher, als Gustav Adolf in München, hatte jedoch Wallenstein in Prag seinen Einzug gehalten, und schon am Ende des Monats waren alle sächsischen

Truppen, jedoch mit vieler Schonung von Seiten Wallensteins, aus Böhmen vertrieben. Nun wendete sich auch sein ligistischer Erzfeind, der Kurfürst Maximilian, hülfeflebend an ihn. Nach einer persönlichen Zusammenkunft beider Kriegsfürsten in Eger, die der Kurfürst gewünscht hatte, „um sein aufrecht gegen ihn tragend Gemüth zu erkennen zu geben", vereinigten sich das ligistische und des Friedländers Heer bei Cham. Wallenstein zog nach Leipzig, das er bald einnahm. Da fürchtete Gustav Adolf für das wankelmüthige Gemüth des Kurfürsten, u. um einen Abfall Sachsens zu verhüten, gab er seine Siegerlaufbahn im Süden auf. Damit er aber, was er dort gewonnen, nicht ganz aus dem Gesicht verlöre, suchte er eine mittlere Stellung zwischen Sachsen u. Bayern. Er bezog Ende Juni ein festes Lager vor Nürnberg, und hierher beschied er auch seine sämmtlichen Truppencorps vom Main, Rhein 2c., die unter den Herzögen von Weimar, dem Landgrafen von Hessen, Banner, Oxenstierna 2c. bis zum 21. August eintrafen und mit einer kursächsischen Heeresabtheilung eine Macht von 70,000 Mann mit 60 Feldstücken bildeten. Wallenstein erkannte die treffliche Stellung seines Gegners und faßte seit dem 6. Juli mit 60,000 Mann ihm gegenüber in einem befestigten Lager auf dem Altenberg Posto. Nachdem sich beide Gegner fast drei Monate müßig gegenüber gestanden und die Gegend bis zur Hungersnoth ausgesogen war, wagte endlich der König (am 24. August) einen Angriff auf Wallensteins Lager, mußte aber trotz der unerhörtesten Anstrengung mit großem Verlust in sein Lager zurückkehren. Wallenstein selbst schrieb an den Kaiser: „er habe seine Tage kein ernstlicheres Treffen gesehen". Fortan schienen beide Feldherren mehr als vorher eine offene Schlacht zu vermeiden und traten sogar in Friedensunterhandlungen. Als sie sich noch 14 Tage einander beobachtet hatten, Krankheit u. Hunger ihre Heere decimirten, u. Wallenstein von Wien noch immer keine Nachrichten beibringen konnte, da brach der König am 8. Sept. mit dem Rest seines Heeres, wenig über 40,000 Mann, auf u. zog ungestört am friedländischen Lager vorüber in die Gegend bei Windisch und Neustadt an der Aisch. Auch Wallenstein verließ nun mit dem Rest seiner Truppen (24,000 Mann) am 13. das Lager und wandte sich nach Sachsen, während Maximilian mit 6000 Mann, dem Rest seiner Armee, zur Deckung Bayerns gegen Süden zog. General Holk rückte mit 6000 Mann in das Voigtland ein, Gallas u. Wallenstein nahmen ihren Verwüstungsweg über Koburg nach dem thüringer Walde; ihnen folgte Pappenheim, der bis jetzt den kleinen Krieg in Westphalen, Niedersachsen 2c. geführt hatte. Die sächsische Armee, die im Verein mit Schweden und Brandenburgern fast ganz Schlesien erobert hatte, wurde bei Annäherung der Kaiserlichen zum Schutze Sachsens zurückgerufen; da sie aber hierzu zu schwach erschien, eilte Gustav Adolf, um dem hartbedrängten Lande beizustehen, über Arnstadt und Erfurt, wo Herzog Bernhard ihn erwartet hatte, nach Naumburg. Hier verschanzte er sich am 1. November, um die braunschweigisch lüneburgischen und kursächsischen Kriegsvölker zu erwarten, da seine Macht nur noch aus 20,000 Mann, aber alten, bewährten Kerntruppen, bestand. Die Kaiserlichen lagerten bei Leipzig, das am 23. Oktober durch Kapitulation in ihre Hände gekommen war, u. schnitten so die bei Torgau stehende sächsische Armee von den Schweden ab. Wie Herzog Bernhard unter Gustav Adolf, so schien sich Pappenheim unter Wallensteins Oberbefehl nicht recht behaglich zu fühlen; Beide hätten gern Krieg auf eigene Faust geführt. Da nun Wallenstein glaubte oder sich von Pappenheim überreden ließ, der König habe wegen vorgerückter Jahreszeit den Feldzug geschlossen und bereite die Winterquartiere vor, oder werde wenigstens keine Schlacht suchen, so gab er Pappenheims dringendem Ansuchen, mit einem Corps dem bedrängten Köln zu Hülfe eilen zu dürfen, nach, befahl ihm aber, zuvor die Moritzburg bei Halle wegzunehmen. Wallenstein selbst zog mit dem übrigen Heere gegen Lützen und Merseburg vor. Gustav Adolf, dem dadurch der Weg zur Verbindung mit den Sachsen geöffnet wurde, hatte kaum den Abmarsch Pappenheims erfahren, als er mit seinem Heer, ohne die sächsische Verstärkung abzuwarten, von Weißenfels nach Rippach, eine Stunde von Lützen, aufbrach, um dem Friedländer die Entscheidungsschlacht zu liefern. Auch Wallenstein zog eiligst seine Truppen zusammen, rief Pappenheim von Halle zurück und wollte, wie Tilly, den Feind in möglichst fester Stellung erwarten. Der Sieg der Schweden bei Lützen am 6. November 1632 ward mit dem Tode des Königs Gustav Adolf erkauft; auf feindlicher Seite war Pappenheim das unersetzliche Opfer des Tags. Die nächste Folge der Schlacht war Wallensteins Rückzug nach Böhmen.

Der Tod Gustav Adolfs war für die Sache der Protestanten ein ungleich größerer Verlust, als die lützener Schlappe für die kaiserliche Partei. Wie deutlich auch die Protestanten nach so vielen bitteren Erfahrungen einsehen mochten, daß ohne Einigkeit für sie kein Sieg möglich sei, so trat doch gerade erst jetzt, als dem protestantischen Körper das Haupt abgeschlagen war, dem sich bisher Alle gebeugt hatten, die Zwietracht nicht nur im Rath, sondern auch in der That offen hervor. Die mächtigeren Stände, wie Sachsen, Pommern 2c., von stets schwankender Haltung, mochten nicht, und die schwächeren, von besserem Geist beseelten Stände konnten nicht zu gemeinschaftlichem Streben die nöthige Kraft aufbieten. Die Streitmacht der schwedisch-protestantischen Partei, obgleich bis jetzt siegreich, war im Reiche zerstreut, u. Horn im Elsaß, Banner in Schwaben, General Baudissin am Niederrhein hielten sich nur mit Mühe gegen die Kaiserlichen, die aus der plötzlichen Entmuthigung und Zersplitterung der Protestantischen Vortheil zu ziehen suchten. Herzog Ulrich von Braunschweig verlangte die Räumung seines Landes von schwedischen Soldaten u. lud die Stände des niedersächsischen Kreises zu einem Kreistag nach Lüneburg ein; Sachsen, noch immer sich als die dritte Macht in Deutschland träumend, glaubte jetzt, nach des Königs Tod, die oberste Leitung der protestantischen Angelegenheiten in seine Hände nehmen zu müssen, und neigte sich, von Wallenstein bearbeitet, mit immer friedlicheren Gesinnungen dem Kaiser zu. Schweden aber, das jetzt Axel Oxenstierna als Legat der Krone in Deutschland vertrat, hatte, schon wegen seiner vielen Opfer, sich zur Pflicht gemacht, den Krieg bis zu einem sicheren Frieden fortzusetzen. Wenn aber Gustav Adolf als Preis für seine Mühen ganz Deutschland nicht zu

groß achtete, so befriedigte jetzt ein Stück des Reichs die schwedische Politik. Zu diesem Zwecke verband sich Schweden mit Deutschlands gefährlichstem Feinde, mit Frankreich, und es wäre daher nichts dringender zu wünschen gewesen, als daß Katholiken und Protestanten ihre Waffen gemeinschaftlich gegen die Fremden gekehrt hätten. Aber die Furcht vor dem Restitutionsedikt hatte die Protestanten zu sehr erschreckt. So gelang es Oxenstierna, die deutschen Bundesgenossen sich zu erhalten. Er verhinderte den niedersächsischen Kreistag, suchte, im Verein mit Brandenburg, Kursachsen mit allem Fleiß zur Fortsetzung des Kriegs zu bewegen und brachte endlich einen Konvent zu Heilbronn, aus den oberdeutschen protestantischen Ständen und den Botschaftern von Frankreich, England und Holland bestehend, zusammen, der auf seine dringenden Mahnungen endlich im Frühling 1633 einen Entschluß faßte. In dieser „Association" wurde festgesetzt, daß der Krieg weiter geführt und Oxenstierna zum Direktor desselben ernannt werden solle; die Stände versprachen, die Krone Schweden in dem Besitz der eingenommenen feindlichen Lande bis zu Endigung dieses Kriegs und Erhaltung gebührender Satisfaktion schützen zu helfen, sowie auch, daß den übrigen Verbündeten billiger Schadensersatz geschehe, und erklärten, daß diese ihnen abgenöthigte und abgedrungene Konföderation allein zur Defension und Konservation, keineswegs aber als gegen die Fundamentalsatzungen des Reichs geschlossen angesehen sein solle. Die schon als Glieder des Reichs verbundenen Stände der vier oberländischen Kreise knüpften unter sich und mit Schweden noch ein engeres Bündniß dahin, „daß sie beständig und treulich zusammenhalten und Leib, Leben und Vermögen aufsetzen wollten, so lange bis die deutsche Libertät, die Observanz der Reichssatzungen hergestellt, die Restitution der evangelischen Stände erlangt, die Religions- und Profansachen ein allgemeiner sicherer Friede geschlossen und der Krone Schweden gebührende Satisfaktion geschehen sein werde, unter Bestätigung der mit dem verstorbenen König aufgerichteten besondern Bündnisse, soweit sie nicht durch diese Konföderation abgeändert würden". Neben dem Direktorium der Kriegsverfassung wurde, auf besonderes Verlangen der Stände, ein Consilium formatum von 11 wohlqualificirten Personen nebst 4 untergeordneten Räthen in jedem Kreis aufgestellt, eine Einrichtung, die man besonders dem würtembergischen Kanzler Dr. Löffler verdankte, und durch welche der protestantischen Sache unter dem schwedischen Schutze wesentliche Dienste geleistet wurden. Die Niederländer, welche Beistand an Volk und Geld versprachen, wenn sie sich mit Schweden in die norddeutschen Eroberungen theilen dürften, wurden mit diesem Antrag abgewiesen; ebenso England, weil es nicht Geldsubsidien, sondern ein eigenes unabhängiges Heer nach Deutschland schicken wollte. Endlich wurde das kurpfälzische Haus in seine Erblande, soweit sie eben erobert waren, wieder eingesetzt, doch mußte es Schweden eine gewisse Entschädigungssumme zahlen und die augsburgische Konfession in der Pfalz einführen. Die lange Dauer dieser Verhandlungen (den ganzen Winter bis zum Frühling) hatte alle Früchte, welche der lützener Sieg den Protestanten hätte tragen können, vernichtet; es waren die Heere beider Parteien fast durch ganz Deutschland zerstreut, und nur Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Holstein und Innerösterreich von Kriegsunruhen befreit. Nach der Befreiung Sachsens führte Arnheim die sächsischen und brandenburgischen Truppen und Graf Thurn ein schwedisches Corps nach Schlesien; Kniphausen und Georg von Braunschweig-Lüneburg fielen in die Niederlande ein, und Bernhard von Weimar führte einen Theil des schwedischen Heeres nach Oberdeutschland. Die ligistische Partei warb in Böhmen, Bayern und Italien neue Streitkräfte. Nachdem Bernhard sich bei Donauwörth mit Horn vereinigt hatte, um seinen Lieblingswunsch, einen Einfall durch Bayern in Oesterreich, auszuführen, eine heftige Soldrevolte seiner Truppen beschwichtigt und zugleich Franken als schwedisches Lehn zum Herzogthum erhalten hatte, trennte sich die schwedische Armee wieder. Bernhard, welchem Oxenstierna das Oberkommando des schwedischen Heers nicht ertheilt, und den er dadurch mit sich u. seinem Schwiegersohn Horn um so mehr in Spannung gebracht hatte, als er ihm diesen fortan häufig, gleichsam als Beobachter, an die Seite stellte, blieb an der Donau, der Rheingraf Otto Ludwig zog nach dem Elsaß, Horn nach der Oberpfalz, von da später nach Würtemberg u., bei der Ankunft des Herzogs von Feria mit einem selbstständigen spanischen Hülfscorps, diesem entgegen, doch entsetzte derselbe Breisach. Bernhard nahm am 6. Nov. 1633 Regensburg, dann Straubing und zog, als Wallenstein gegen Cham heranrückte, diesem entgegen, um ihm eine Schlacht zu liefern, bezog aber, nachdem der Friedländer wieder nach Böhmen zurückmarschirt war, guten Muths in Feindesland die Winterquartiere. Außerdem waren in Schlesien (Arnheim u. Thurn gegen Wallenstein, Illo, Götz), in Westphalen (Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Kniphausen, Landgraf von Hessen und Holzapfel gegen Gronsfeld und Merode, Schlacht bei Oldendorf, 28. Juni 1633), in Niedersachsen und Brandenburg (Arnheim u. Holk, wegen Frankfurt) viele Gefechte vorgefallen, und in Thüringen wüthete Holk, dem die Pest als Racheengel folgte.

Noch höhere Pläne, als der jugendliche Bernhard von Weimar hegte, gährten in dem auch jetzt noch nicht ganz aus dem magischen Dunkel hervortretenden Wallenstein u. führten ihn einem tragischen Ende zu. Nach der Heimkehr vom lützener Schlachtfeld hatte er durch barbarische Strafen und glänzende Belohnungen die gesunkene Disciplin in seinem Heere wieder hergestellt und war dann nach Schlesien gezogen, wo Arnheim u. Thurn in Uneinigkeit u. Müßiggang hinlebten. Wallenstein suchte hier die Sachsen für sich gegen die Schweden zu gewinnen; das Bündniß zerschlug sich jedoch, die vergebliche Belagerung von Schweidnitz erfolgte, und nachdem man sich einen Monat im Waffenstillstand gegenüber gestanden und durch Krankheit u. Mangel viele Mannschaft verloren, zog Wallenstein gegen die Lausitz, Arnheim aber nach Meißen hin, u. Thurn ließ sich endlich (am 18. Sept. 1633) in einem Lager bei Steinau von Wallenstein einschließen und mit seinem Truppenreste von 3000 Mann gefangen nehmen. Bereits hatte Wallenstein ganz Schlesien erobert, Görlitz u. Bautzen mit Sturm genommen und seine Generäle ins Brandenburgische zu neuen Erwerbungen gesandt, als er vom Kaiser zur Ret-

tung Regensburgs aufgefordert wurde. Dort war aber durch Herzog Bernhards Kriegsglück Hülfe zu spät geworden, weshalb er von Cham nach Böhmen zurückkehrte und die Winterquartiere bezog. Während derselben hatte er den Verdacht des wiener Hofs auf sich gelenkt, als stehe er mit den Feinden Oesterreichs zum Sturz des Kaisers in einem geheimnißvollen Bund (s. dagegen Wallenstein), wurde deshalb in die Acht erklärt und am 25. Febr. 1634 zu Eger ermordet. Generalissimus der kaiserlichen Heere wurde nun der König von Ungarn, nachmals Kaiser Ferdinand III., unter dem Gallas und Piccolomini befehligten. Das Heer wurde durch Werbungen vermehrt, und außerdem führte Herzog Karl III. von Lothringen und aus Italien der Statthalter von Mailand, Kardinal Infant Don Fernando, dem Kaiser Hülfsvölker zu. Die Stellung der schwedisch-protestantischen Feldherren war um diese Zeit folgende: Horn stand siegreich in Schwaben, der Rheingraf focht im Elsaß, wo er Philippsburg erobert und bei Wattweiler gesiegt hatte, in Westphalen führten Schweden und Kaiserliche, unter Geleen, einen hartnäckigen Festungskrieg, mit wechselndem, zuletzt den Protestantischen mehr zugeneigtem Glück, in der Lausitz und Schlesien fochten der Kurfürst und Arnheim siegreich. Ersterer eroberte Bautzen und Görlitz, letzterer siegte bei Liegnitz über Colloredo, nahm Glogau, stürmte Zittau und drang im Juli mit Banner in Böhmen ein und bis Leitmeritz vor. Ueber die Kriegszüge Bernhards vom Beginn des Feldzugs bis zur unglücklichen Schlacht von Nördlingen (am 6. Sept. 1634) und die Folgen derselben bis zu dem Waffenbündniß mit Frankreich s. Bernhard 4). Um das Verlorene wieder zu gewinnen, rieth Oxenstierna, die sächsischen Kreise sollten zunächst 80,000 Mann aufbringen. Aber diese wie die oberländischen Kreise hielten oder gaben kein Versprechen; der Markgraf Friedrich von Baden und Herzog Eberhard von Würtemberg eilten über Hals und Kopf nach Straßburg, ihre Länder ihrem Schicksal oder ihren Räthen überlassend. Erst allmählig sammelten sich die versprengten und vereinzelt postirten Truppen wieder um Bernhard. Um die verwilderten, entmenschten Massen nur einigermaßen zu befriedigen, nahm Oxenstierna von der frankfurter Kaufmannschaft ein Zwangsanlehen von 100,000 Thalern auf; aber es war ein Tropfen auf einen heißen Stein, die Rohheit wüthete dennoch gegen Freund und Feind, und die Eifersucht der Führer verhinderte alle gemeinsamen Maßregeln. Unter diesen Umständen mußte Oxenstierna außerhalb Deutschlands rettende Hände suchen, und dies um so mehr, als die zweideutige Politik Kursachsens immer offener auf Oesterreichs Seite trat und leicht aus einem kalten Bundesgenossen ein eifriger Feind im Rücken werden konnte. Während zwischen Sachsen und dem Kaiser bereits die Friedenspräliminarien entworfen wurden, brachte Dr. Löffler zwischen dem heilbronner Bund und Schweden eine Uebereinkunft zu Stande, kraft deren der König von Frankreich, wenn er mit Oesterreich brechen werde, 12,000 deutsche oder andere Soldaten unter dem Befehl eines zum heilbronner Bunde gehörigen Fürsten unterhalten, sowie zur Verstärkung des Bundesheeres 500,000 Livres zahlen, seine Heere jedoch nicht auf dem rechten Rheinufer agiren lassen sollte. Dafür verlangte er Sitz u. Stimme am Bundestage und für seinen Generallieutenant gleiche Vorrechte mit dem Bundesgeneral, das Besatzungsrecht aller Städte auf dem rechten Rheinufer von Breisach bis Konstanz, auf dem linken ganz Elsaß rc.; ferner sollte in allen eroberten Ländern die katholische Religion erhalten werden und endlich der Bund für die Friedensverfügungen 20 Jahre bürgen und Sachsen und Brandenburg von besonderen Vergleichen mit dem Feinde abhalten. Diese Vorschläge vom 22. November erhielten erst am 18. December zu Worms die Bestätigung der Bundesstände, nicht aber die Oxenstierna's, der keinen deutschen Fürsten als Befehlshaber der Hülfstruppen zulassen wollte und, um seinen Willen durchzusetzen, Löffler absetzte u. dafür Hugo Grotius nach Paris sandte. Die Noth machte auch hier den raschesten Vermittler; aus Furcht, den Herzog Bernhard auf Oesterreichs Seite treten zu sehen, übergab man ihm die lange bestrittene Stelle eines Generalissimus des Bundesheeres. Wie energisch dieser nun auch den Krieg wieder aufnahm, so kam doch die französische Hülfe so langsam heran, daß Oesterreich während dess immer weiter in die protestantischen Länder eindrang. Schon war der Mittelrhein gewonnen und Thüringen bedroht, die Veste Koburg mußte sich den Kaiserlichen ergeben, Augsburg verlor Selbstständigkeit, Wohlstand und Religionsfreiheit mit Einem Schlage, und allenthalben nahm der Krieg eine immer grausamere Gestalt an. Mitten in diesem Elend überraschte die Welt ein Friedensruf: zu Prag waren die bisher geheim gehaltenen pirnaischen Verhandlungen am 10. Mai 1635 unterzeichnet worden, ein Friedensschluß, der schon dadurch charakteristisch ist, daß die Ursachen des ganzen Kriegs, die böhmischen und pfälzischen Angelegenheiten, von demselben ausgeschlossen wurden. Außerdem sollten auch Baden, Würtemberg und die unter Oxenstierna's Oberleitung verbundenen Stände der oberdeutschen Kreise der Wohlthaten dieses Friedens für nicht theilhaftig erklärt werden, für die übrigen aber, welche demselben beizutreten sich entschlössen, das Restitutionsedikt 40 Jahre lang suspendirt bleiben, nach deren Ablauf aber eine gütliche Ausgleichung versucht und ihnen eine allgemeine Amnestie verliehen werden. Nebenbei wurde das Erzstift Magdeburg dem sächsischen Prinzen August, Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm verliehen. Als Hauptstück des Friedens war aber hingestellt, daß die durch ihn verbundenen Stände mit vereinter Macht die Fremden vom deutschen Boden vertreiben sollten; den Schweden bot man dritthalb Millionen Thaler zur Abfindung. Was die augsburger Religionsverwandten und die Katholiken einander im Kriege abgenommen, sollte restituirt, was Frankreich und Schweden besaß, ihnen abgenommen werden.

Die Ueberlegenheit, welche dieser Friede, in welchem, nach des Kaisers eigener Aeußerung, die katholische Kirche, der Kaiser, Spanien u. Rom fast ebenso viele Vortheile errungen hatten, als die Friedensurkunde Artikel enthielt, den kaiserlichen Waffen verschafft hatte, war von kurzer Dauer. Die Noth verdoppelte Muth und Thatkraft des protestantischen Bundesheers, u. Frankreich zeigte sich endlich ernstlicher u. ganzer Hülfe willig. Oxenstierna erneuerte

am 28. April das Bündniß mit Frankreich, versprach Richelieu, die katholische Religion in Deutschland zu erhalten, und empfing dagegen die Zusicherung, daß alle Eroberungen und Schenkungen der Schweden anerkannt werden sollten; das Uebrige verschob man auf künftige Verhandlungen. Schon am 19. Mai erklärte Richelieu der Krone Spanien u. somit auch dem Kaiser förmlich den Krieg, u. zwar wegen der Religion, d. h. der katholischen, deren Freiheit er durch die Liga für verletzt erklärte, weil der Kurfürst von Trier, der unter französischem Schutz im Neutralitätsvertrage mit Schweden stand, von den Spaniern überfallen, mißhandelt und gefangen nach Wien abgeführt worden war. Auch von Seiten der Niederlande erhielt Orenstierna Freundschaftsversicherungen. Dagegen verstärkte sich die sächsische Partei um einen protestantischen Reichsstand nach dem andern: die drei Brüder des Herzogs Bernhard von Weimar, die Herzöge von Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog von Pommern, die Städte Erfurt, Lübeck, Hamburg, Bremen u. Braunschweig, endlich auch die heilbronner Verbündeten, Frankfurt voran, traten über. Treu blieben nur der erste Verbündete der Schweden, der Landgraf von Hessen-Kassel, und der Herzog Eberhard von Würtemberg, dem der Kaiser zu harte Bedingungen gemacht hatte; der Landgraf von Baden-Durlach hielt zu Frankreich. Mit Polen vermittelte Frankreich den Schweden einen Waffenstillstand auf 26 Jahre. Damit trat der Krieg in ein neues und letztes Stadium. Es standen nicht mehr die deutschen Protestanten mit den schwedischen Religionsfreunden, sondern das protestantische Schweden mit einigen glaubensverwandten deutschen Reichsständen und das katholische Frankreich dem römischen Kaiser deutscher Nation und König von Spanien gegenüber: die Trennung des politischen Kriegs vom Religionskriege war geschehen. Noch während Bernhard von Weimar, der Hauptheld in diesem Abschnitte der Geschichte des Kriegs, in Paris die Erfüllung der von Frankreich mit ihm eingegangenen Verbindlichkeiten in Fluß zu bringen suchte, hatte Banner bei Kyritz (am 7. December 1635) über die Sachsen gesiegt u. im Januar 1636 Meißen mit seinem racheburstigen Kriegsvolk heimgesucht. Bernhard selbst begann seinen Zug mit Lavalette am Oberrhein, indeß Kniphausen bei Haselüne fiel und Alexander Leßley mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel zur Entsetzung Hanau's herbeizog. Was den österreichisch-spanischen Waffen bis jetzt noch immer das Uebergewicht gab, war die vollkommnere Zusammenstimmung in der Anlage und Ausführung ihrer Pläne; sie bedrängten von der Picardie aus die Franzosen so, daß man in Paris zitterte, und kamen von der andern Seite über Lothringen, um diesen Bundesgenossen der Schweden zuerst zahm zu machen. Entschieden auch wieder Siege für die Verbündeten, namentlich Bernhards über Gallas (im Oktober 1636), so mußten dagegen die Schweden in dem von ihnen unmenschlich verwüsteten Norddeutschland weichen, bis die Schlacht bei Wittstock (den 24. Sept. 1636), von Banner und Wrangel gegen den Kurfürsten von Sachsen gewonnen, aus den schwedischen Waffen die nördlinger Scharte wieder auswetzte. Bernhard hatte in dieser Zeit von seinem französischen Bundesgenossen noch so viel Quälereien zu dulden, daß er die Unternehmungen der Schweden nicht zu fördern vermochte. Da Richelieu vor Allem den Kurfürsten von Bayern geschont wissen wollte, so ward Bernhard erst nach einer nochmaligen Unterhandlung in Paris der Rheinübergang bei Rheinfelden gestattet. Im Herbst 1636 hatte Banner Thüringen und Hessen von den Kaiserlichen gereinigt und im December die Sachsen aus Meißen vertrieben, um seine Winterquartiere daselbst zu nehmen. Torgau ergab sich; während der Belagerung Leipzigs nöthigten ihn jedoch Hatzfeld und Götz zum eiligen Zug nach Pommern. Gallas folgte ihm und nahm in Mecklenburg Winterquartiere, ward aber, als im Frühling 1637 16,000 Mann aus Schweden ankamen, von Banner über Werben in raschem Zuge nach Schlesien und Böhmen zurückgetrieben. Bernhard ging den 26. Januar 1638 über den Rhein, besiegte den 21. Febr. bei Rheinfelden Johann von Werth, bei Wittenweiher Götz, begann die Belagerung von Breisach, schlug den 5. Oktober den Herzog von Lothringen, am 14. und 15. Oktober Götz und Lambol und zog am 3. December in Breisach ein. Nach solchen Siegen durfte die schwedisch-deutsche Partei erwarten, daß Bernhard jetzt zur Unterstützung Banners in Deutschland vorrücken werde; aber sein Eifer, sich durch neue Eroberungen in Hochburgund das Elsaß zu sichern, verzögerte erst, und sein plötzlich eingetretener Tod (8. Juli 1639) vereitelte diese Hoffnung [s. Bernhard 4)].

Ferdinand II. war bereits am 15. Febr. 1637 gestorben und sein schon am 9. Dec. 1636 zum römischen König erwählter Sohn als Ferdinand III. ihm gefolgt. Die ersten Regentenhandlungen des letzteren zeugten wohl von Entschiedenheit und dem guten Willen, zu den verfassungsmäßigen Formen zurückzukehren; der Verlauf des Kriegs selbst erhielt aber durch seine Thronbesteigung in den ersten Jahren keine hervorstechenden Veränderungen. Banner, Wrangel, Torstenson auf schwedischer Seite, Erzherzog Leopold, Piccolomini und Hatzfeld, sowie Johann von Werth und Mercy auf österreichischer und Guebriant und Turenne auf französischer Seite waren jetzt die Hauptmeister eines Kriegs, der immer mehr an großartigen Kämpfen, an entscheidenden Schlachten abnahm, dafür aber in Raubmordzügen, Plünderungen u. Verheerungen den Gipfel des Gräßlichen erreichte. Den Schwedentrunk (s. d.) überboten die raffinirten Grausamkeiten, welche die Spanier aus Westindien nach Europa verpflanzten. Weit schlimmer als in der ersten Zeit des Kriegs die Merodebrüder (s. d.) hausten die Schnapphähne und Landstürzer, Banden heimatloser Bauern. Ganze Gegenden waren so ausgesogen, daß man sich um das Aas wie um einen köstlichen Leckerbissen riß und schlug. So hatte Banner Böhmen um diese Zeit so schrecklich verheert, daß man oft in einer Nacht 100 Schlösser und Ortschaften zugleich in Flammen stehen sah. Gegen ihn richtete Ferdinand III. sogleich seine Hauptmacht, während er zugleich einen Reichstag nach Regensburg berief. Gallas wurde, 5 Jahre nach Wallensteins Tod, entlassen und Erzherzog Leopold, ein eben so tapferer als frommer Held, mit dem Oberbefehl beauftragt, worauf, nachdem Piccolomini aus den Niederlanden und Hatzfeld aus Franken herbeigerufen waren, das

kaiserliche Heer bis zu 30,000 Mann anwuchs. Diese vertrieben die Schweden aus Böhmen nach Meißen, besiegten sie am 4. April 1640 bei Plauen und verfolgten sie bis in die thüringer Berge. Diese Verluste bestimmten die Schweden und die übrigen Feinde Oesterreichs, die bis dahin zersplitterten Kräfte wieder enger und fester mit einander zu verbinden. In Erfurt kamen zunächst die Verhandlungen über die Vereinigung des französisch-weimarischen mit dem schwedischen Heere zum Abschluß; doch blieb die Verschiedenheit in den Principien nach wie vor: Frankreich führte die Waffen nur gegen Oesterreichs Uebermacht, sich allen Ernstes gegen den Verdacht verwahrend, daß es die katholische Partei bekämpfe, und Schweden stand fortwährend Oesterreich und dem Katholicismus gegenüber. Auch von den protestantischen Fürstenhäusern traten (im Mai 1640) wieder zwei auf die Seite der Schweden: Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg und die Landgräfin Amalie von Hessen. Dazu kam die Thronbesteigung des großen Kurfürsten in Brandenburg, durch welche Oesterreich abermals einen Freund verlor. Während dieser Vorgänge war die Reichsversammlung zu Regensburg eröffnet worden. Sie bestand größtentheils aus katholischen Mitgliedern, deren Hauptaufgabe, auf spanischen Betrieb, werden sollte, die Mittel zur Aufstellung und verfassungsmäßigen Unterhaltung einer Armee zu schaffen, damit die Fremden möglichst rasch vom deutschen Boden vertrieben werden könnten. Die Berathungen wurden aber mitten im Winter auf die überraschendste Weise gestört: Banner war aus dem Hungerlager bei Saalfeld aufgebrochen u., nachdem er sich bei Neustadt an der Orla mit Guebriant vereinigt, durch die Oberpfalz geeilt, wurde aber bei Fritzlar in seinem weiteren Vordringen nach Norden zum dritten Male von Piccolomini festgehalten. Da umging er das kaiserliche Heer und stand so plötzlich vor Regensburg, daß beinahe der Kaiser mit allen Gesandten in seine Hände gefallen wäre. Des Kaisers Festigkeit, eintretendes Thauwetter, das die Eisdecke der Donau brach, und die Eifersucht zwischen den Schweden u. Franzosen retteten diesmal die österreichische Sache; unter dem Vorwande, daß er sich nicht zu weit von der französischen Grenze entfernen dürfe, trennte sich Guebriant von Banner, wodurch dieser der vereinigten kaiserlichen Macht gegenüber bei Neuburg in der Oberpfalz in eine höchst gefährliche Lage kam. Erst bei Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit ihm, um die Saale gegen die nachdringenden Kaiserlichen zu vertheidigen; doch ereilte den schwedischen Feldherrn schon am 10. Mai 1641 zu Halberstadt der Tod. Obgleich das schwedisch-deutsche Heer bis auf 8000 Mann zusammengeschmolzen war, erfocht es dennoch, durch 2000 braunschweigische Reiter vermehrt, bei Wolfenbüttel am 19. Juni 1641 einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen, worauf es sich in das Hildesheimische zurückzog. Unter vier Generälen stehend, war es hier seiner völligen Auflösung nahe, als Leonhard Torstenson mit Geld und frischer Mannschaft (7—8000 Mann) aus Schweden ankam und am 4. Oktober den Oberbefehl übernahm. Abermals trennte sich jetzt das französische Heer von dem schwedischen. In Verbindung mit den Hessen siegte Guebriant am 10. Oktober bei Kempen über die Kaiserlichen und ließ sich dann im Osnabrückischen nieder; Torstenson unterwarf sich in Verbindung mit General Stalhantsch Schlesien, die Lausitz und Mähren, mußte sich aber, obgleich er Königsmark herangezogen und durch frische Truppen, die Wrangel ihm aus Schweden zuführte, verstärkt hatte, vor der vereinten kaiserlichen Macht unter Erzherzog Leopold und Piccolomini, zu welchen ein ungarisches Heer stieß, zurückziehen und wandte sich Meißen und dem reichen Leipzig zu. So standen die Heere und die Angelegenheiten, als am 10. Oktober der Reichsabschied zu Regensburg den Friedenskongreß bestimmte. Mehr aber, als dieser Reichsabschied, trug die Schlacht bei Breitenfeld den 2. November zur Beschleunigung der Friedensverhandlungen bei. Die Kaiserlichen flohen nach schweren Verlusten nach Böhmen, u. Torstenson folgte ihnen im April 1643 durch Schlesien dahin nach, nachdem er einen Winterfeldzug ins Erzgebirge gemacht und den General Königsmark nach Franken gesandt hatte. Nach langen Hin- und Herzügen bezog er bei Dobitschau in Mähren ein festes Lager, von dem aus er nicht nur ganz Mähren ausplünderte, sondern auch die österreichischen, bis jetzt vom Krieg verschonten Erblande die schwere Faust fühlen und seine Vorposten bis vor Wien streifen ließ. Guebriant hatte indeß am Oberrhein ausgeruht und wurde im April 1643 von den Bayern und Lothringern in das Elsaß gejagt. Erst im Oktober drang er, durch den Herzog von Enghien verstärkt, wieder bis Rottweil vor, wo er starb; General Rosa erlitt bei Tuttlingen am 25. November 1643 eine schmähliche Niederlage. So stand abermals die katholische Partei siegreich im Südwesten Deutschlands da, während ein neuer Zwiespalt die protestantischen Mächte trennte. Dänemark, das, eifersüchtig und neidisch, die Fortschritte der schwedischen Waffen nicht länger ruhig mit ansehen konnte, warf sich zuerst zum Vermittler zwischen Schweden und dem Kaiser auf, kündigte aber sodann, während die Friedensverhandlungen bereits eingeleitet waren, ersterem den Krieg an. Rasch brach Torstenson aus Mähren auf, machte einige Scheinbewegungen gegen die Oberpfalz und Bayern hin, machte sein ganzes Fußvolk beritten u. eilte wie im Flug nach Holstein. Er überzog ganz Jütland mit seinen Schaaren und würde auch die Inseln heimgesucht haben, wenn der milde Winter ihn nicht daran verhindert hätte. Gallas, der indeß den Oberbefehl über das kaiserliche Heer wieder erhalten hatte, führte den Dänen ein Hülfsheer zu, mit dem er jedoch erst im Juli 1644 bei Rendsburg ankam, um Torstenson den Rückweg abzuschneiden, der jedoch mit seinen in den fetten Winterquartieren gekräftigten und schnell wieder beritten gemachten Truppen unangefochten an ihm vorüberzog. Der ihm nacheilende Gallas verlor beim Elbübergang unweit Lauenburg einen Theil seiner Nachhut und vieles Gepäck, wäre bei Bernburg und Magdeburg von Torstenson fast eingeschlossen worden, sah sein Heer auf dem Wege nach Schlesien sich nach allen Winden zerstreuen und kam mit einem erbärmlichen Rest in Böhmen an. Abermals in Ungnade gefallen, trat er wieder für einige Zeit vom Kriegsschauplatz ab und wurde von Hatzfeld und Götz ersetzt, welchen auch Johann von Werth zu Hülfe eilte. Aber auch ihr Glücksstern ging unter. Torstenson war mit 16,000 Mann und 80 Kanonen in Böhmen ein-

gedrungen und lieferte am 24. Febr. 1645 dem österreichisch-bayerischen Heere bei Jankow eine Vernichtungsschlacht, in welcher Götz fiel und Hatzfeld gefangen wurde. Der Kaiser hatte seinen besten General und sein letztes Heer zugleich verloren, Wien stand offen, Fürst Ragotzy von Siebenbürgen war erobernd bis zur mährischen Grenze vorgedrungen, und die Schweden rüsteten sich zum Donauübergang. Hätten sich die Franzosen, die jetzt Turenne kommandirte, an der Donau mit den Schweden verbinden können, so wäre wohl das Kaiserhaus besiegt und der Friede errungen worden. Der Anfang der französischen Bewegungen war in der That glücklich genug. Zwar war ihnen im letzten Feldzuge der Versuch, Freiburg im Breisgau zu entsetzen, theuer zu stehen gekommen, denn Turenne war den 26. Juli 1644 in einem blutigen Treffen aus dem Felde geschlagen worden, aber im April 1645 drang Turenne wieder durch Schwaben nach Franken vor, vereinigte sich trotz eines bei Mergentheim erlittenen Verlustes mit einem schwedisch-hessischen Corps unter Königsmark und stieß an der Grenze von Bayern bei Allerheim am 3. Aug. 1645 auf Mercy und Johann von Werth. Dieser warf zwar die Franzosen, aber die tapfern Hessen brachten die über Mercy's Tod bestürzten Bayern zum Weichen, so daß die Schlacht unentschieden blieb. Inzwischen hatte sich Ragotzy erkaufen lassen und schloß (16. September 1645) einen Separatfrieden mit dem Kaiser, die Hessen trennten sich vom französischen Heer, Erzherzog Leopold Wilhelm brachte der bayerischen Armee bedeutende Verstärkung zu, und Gallas wurde zum dritten Male Oberbefehlshaber. Torstenson mußte wohl seine drohende Stellung an der Donau aufgeben und hielt sich mühsam mit seinem geschwächten Heere in Böhmen und Mähren, doch diese Vortheile waren unbedeutend gegen die Schläge, die das Kaiserhaus trafen. Seine mächtigsten Bundesgenossen fielen rasch nach einander von ihm ab, erst Dänemark, das am 13. August 1645 mit Schweden den Frieden von Brömsebro abschloß, dann Kursachsen, das sich am 27. August wieder mit Schweden versöhnte und zu Tribut verpflichtete, und endlich des Kaisers erster u. wichtigster Bundesgenosse, Bayern, der auf einem Kongreß zu Ulm im November einen Separatstillstand unterzeichnete, dem zu Folge ihm alle Eroberungen in Bayern und Schwaben zurückgegeben wurden. Mit kaum 12,000 Mann stand nun nach Gallas' Tod Melander (Holzapfel) allein der schwedisch-deutsch-französischen Macht gegenüber. Durch eifrige Werbungen wurde dieses Heer allerdings bis zu 20,000 Mann verstärkt und hielt (am 20. Juni 1646) einen harten Angriff der Schweden auf das verschanzte Lager bei Eger tapfer aus, wobei der Kaiser fast in Gefangenschaft gerathen wäre; desto mißmuthiger sah aber der Kaiser das bayerische vortreffliche Heer dem mächtigen Feinde gegenüber müßig dastehen u. suchte auf alle Weise die Mannschaft zu sich herüber zu locken. Johann von Werth und Spork hatten bereits den Plan der Ausführung nahe gebracht, die Regimenter durch geheimes Verständniß dem Kaiser zuzuführen, als die Verschwörung entdeckt wurde; die genannten Offiziere flohen nach Böhmen, u. der Kurfürst fand Mittel, seine Soldaten in der Treue zu erhalten. Aber schon während des Sommers gereute Maximilian der eingegangene Handel, indem die Besorgniß in ihm aufstieg, der Kaiser möge ihm bei der Restituirung des pfälzischen Hauses die Lande nebst der Kurwürde wieder abnehmen, und so entschloß er sich, dem Kaiser wieder die Hand zu bieten. Ein Vertrag vom 7. September 1646 garantirte ihm den Besitz der Kurwürde und der pfälzischen Lande, wogegen Maximilian seine Schaaren wieder zu den Kaiserlichen stoßen ließ. Aber auch diese neue drohende Gefahr ging für die Schweden günstig vorüber, abermals aus Mangel an kräftiger Zusammenwirkung der kaiserlichen und bayerischen Feldherren. Statt Wrangels Heer, der sich jetzt zum eiligsten Rückzug genöthigt sah, mit aller Macht zu verfolgen, zog es Melander (ein hessischer Ueberläufer) vor, aus Rache gegen seine ehemalige Gebieterin erst Hessen gründlich auszusaugen, und der bayerische General, Graf von Gronsfeld, blieb, um den Franzosen nicht zu nahe zu treten, diesseits der Weser ruhig stehen, wodurch die Schweden Zeit gewannen, sich mit frischen Kräften zu versehen. Auch die alten weimarischen Regimenter waren, der französischen Dienste überdrüssig, zu den Schweden unter General Königsmark übergetreten. Unter diesen Umständen faßte Wrangel im Frühling 1648 den Entschluß, den Kurfürsten von Bayern noch einmal seinen Arm fühlen zu lassen, ging, ohne die ihm zugesagte Verstärkung des Pfalzgrafen Karl Gustav abzuwarten, nach mancherlei Hin- und Herzügen bei Lauingen über die Donau und lieferte bei Zusmarshausen Melander, der hier fiel, eine Feldschlacht, die letzte des langen Kriegs (am 29. Mai). Seinen Sieg verfolgend, überschritt Wrangel bei Rain den Lech, brachte alle Schrecken des Verwüstungskriegs über Bayern u. nöthigte den Kurfürsten zur Flucht nach Salzburg. Schon im Begriff, nach Oberösterreich aufzubrechen, wurden die Schweden plötzlich durch den starken und anhaltenden Sommerregen, der ihnen durch mächtige Ueberschwemmungen alle Wege versperrte, in ihrem Siegeslaufe aufgehalten, und Bayern und Oesterreicher erhielten Zeit, sich von Neuem zu sammeln und jenseits des Inn Halt zu machen, ja Wrangel mußte sich im Oktober aus Mangel an Lebensmitteln aus Bayern nach Schwaben zurückziehen. Unterdessen hatte Königsmark seine Regimenter gegen Prag geführt und sich mit Hülfe eines Ueberläufers, des Rittmeisters Odowalsky, der kleinen Seite Prags bemächtigt, wobei der königliche Schatz von mehren Millionen in seine Hände fiel. Bald vereinigte sich auch Pfalzgraf Karl Gustav mit ihm, und die Belagerung der Hauptstadt Böhmens begann nun allen Ernstes. Schon am 3. November erschien auch ein kaiserliches Entsetzungscorps von 8000 Mann, aber ihm auf dem Fuße folgte der Friedenseilbote aus Münster und machte dem dreißigjährigen Waffengetöse, das zu derselben Stadt zurückgekehrt war, von welcher es ausgegangen, durch die Verkündigung des von den Völkern lange ersehnten Friedensschlusses (s. Westphälischer Friede) ein Ende.

Literatur. Den ersten Versuch einer ausführlichen Schilderung des dreißigjährigen Kriegs bringt das „Theatrum Europaeum" (21 Bde.), indem es die Weltbegebenheiten von 1617—1718 erzählt. Von Protestanten geschrieben, nimmt es bis 1635 die lutherische Sache in Schutz, während es vom prager Frieden an zum Kaiser hält. Fünf Jahre nach dem

Erscheinen des ersten Bandes dieses Werkes begann der österreichische Graf **Khevenhüller** seine „Annalen des Kaisers Ferdinand II." zu veröffentlichen, die in 12 Bänden von 1578 bis 1637 reichen. Die erste Auflage der „Annales Ferdinandei" erschien zu Wien und Regensburg von 1640—46, kam aber nicht in den Buchhandel, weshalb das Werk unter die größten Seltenheiten gezählt wurde, bis Weidmann zu Leipzig 1721 bis 1726 einen sehr nachlässigen Abdruck besorgte. Die dritte Stelle unter den älteren Geschichtschreibern des Kriegs nimmt Bogislaw Philipp **Chemnitz** ein, der von der schwedischen Königin Christine zum Geschichtschreiber Schwedens ernannt ward, mit der Verpflichtung, den deutschen Krieg von 1630 bis 1648 zu schildern. Chemnitz beschrieb den ganzen schwedisch-deutschen Krieg von 1630—48 in sechs Abtheilungen; indeß sind nur die 2 ersten derselben gedruckt (die erste zu Stettin 1648, die zweite zu Stockholm 1653), die übrigen liegen handschriftlich in einer Bibliothek Schwedens. Im Jahre 1634 veröffentlichte Friedrich **Spanhemius** unter dem Titel „Soldat suédois" seine Geschichte der kriegerischen Thaten Gustav Adolfs 1630—32. Als eifriger Reformirter schreibt der Genfer zu Gunsten der Protestanten; seine Darstellung ist belebt und erinnert an den Styl napoleonischer Bulletins. Gualto **Priorato** veröffentlichte 1642 (zum ersten Male in Genf) eine „Geschichte der Kriege Ferdinands II. und III. gegen Gustav Adolf und die Schweden", etwas später eine kurze Biographie Wallensteins. Beide ursprünglich italienisch geschriebene Werke wurden noch im Laufe des 17. Jahrhunderts ins Französische, zum Theil auch ins Lateinische übersetzt. Der Genuese Peter Baptista **Borgo** (Burgus) schrieb ein Jahr nach Gustav Adolfs Tode (1633) in lateinischer Sprache Denkwürdigkeiten über den schwedischen Krieg (Commentarii de bello suecico), die in den folgenden Jahren unter dem Titel „Mars sueco-germanicus" mehrmals nachgedruckt wurden. Das kleine Buch enthält sehr gute Nachrichten und gehört zu den besten Quellen. Seit 1629 stellte der frankfurter Jurist Michel Kaspar **Lundorp** unter dem Titel „Acta publica" alle ihm zugänglichen, während des deutschen Kriegs ausgegangenen Aktenstücke, Urkunden, Staatsbriefe 2c. zusammen. Damit ist die Reihe der gleichzeitigen Autoren so ziemlich geschlossen; auf der Grenzmarke steht noch Samuel **Puffendorf** mit seiner „Geschichte des schwedischen Staates von Gustav Adolfs Zug nach Deutschland bis zur Abdankung der Königin Christine" (zuerst 1686). Das 18. Jahrhundert hat für Aufhellung der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs nur wenig geleistet. **Mauvillon** benutzte zu seiner Biographie Gustav Adolfs (Amsterdam 1764) Auszüge schwedischer Staatsakten. Erst **Schillers** „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" (Leipz. 1802, 2 Bde., fortgesetzt von Woltmann, das. 1808 bis 1809, 2 Bde.), ihrer Zeit vom lebhaftesten Beifall begrüßt, lenkte wieder die allgemeine Aufmerksamkeit der deutschen Lesewelt auf die Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts. Von geringem Gehalt ist von Bülows „Gustav Adolf in Deutschland" (Berlin 1808) und von etwa gleichem Werth Galetti's „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" (Halle 1791—92, 4 Bde.). Auf gründlicheren und umfassenderen Quellenstudien beruhen folgende Werke: **K. A. Menzel**, Geschichte des dreißigjährigen Kriegs (Breslau 1835—39, 3 Bde.); **Mebold**, Der dreißigjährige Krieg u. die Helden desselben, Gustav Adolf und Wallenstein (Stuttgart 1835 bis 1840, 2 Bde.); **Flathe**, Gustav Adolf und der dreißigjährige Krieg (Dresden 1840—41, 4 Bde.); **Söltl**, Der Religionskrieg in Deutschland (Hamburg 1840—43, 3 Bde.); **Barthold**, Geschichte des großen deutschen Kriegs (Stuttg. 1842—43, 2 Bde.); **Heilmann**, Ueber das Kriegswesen im dreißigjährigen Kriege (Meißen 1851); **La Roche**, Der dreißigjährige Krieg vom militärischen Standpunkte aus betrachtet (Schaffhausen 1848—52, 3 Bde.). Unter den hierher einschlagenden biographischen Arbeiten sind hervorzuheben: **Röse**, Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar (Weimar 1829, 2 Bde.); **Förster**, Albrecht von Wallenstein (Potsdam 1834); **Derselbe**, Wallensteins Prozeß (Lpz. 1844); **Gfrörer**, Geschichte Gustav Adolfs (3. Aufl., Stuttg. 1852).

Dreißig Tyrannen, die nach der Eroberung von Athen durch die Spartaner eingesetzte oligarchische Behörde von 30 Männern (s. Athen); dann die Statthalter römischer Provinzen, welche sich unter Kaiser Gallienus als Gegenkaiser erhoben, eigentlich nicht 30, sondern nur 18 Individuen, die sich unabhängig zu machen suchten.

Dreistimmig (triphonisch) heißt ein Tonstück, in welchem sich eine Ober-, Mittel- u. Unterstimme harmonisch vereinigen, sei es nun, daß diese Vereinigung auf Einem Instrument oder auf verschiedenen Instrumenten hergestellt wird (Trio), od. daß 3 Singstimmen das dreistimmige Verhältniß ergeben (Terzett). Die Behandlung der 3 Stimmen kann entweder so sein, daß die Oberstimme die Melodie führt und die beiden andern sich nur ausfüllend od. begleitend verhalten, oder so, daß alle 3 Stimmen auf eine mehr od. minder selbstständige und koncertirende Weise sich aussprechen. Die ältesten bekannten Beispiele von triphonischer Harmonie, in welcher 2 Stimmen in Terzen, Quarten und Sexten gehen, und der Baß hier und da die Akkorde bestimmt, fallen in das 13. und 14. Jahrhundert, wie z. B. die Lieder von Adam de Hale (1250—1280) und des Francesco Landino (1350—1410).

Drei Weisen aus dem Morgenlande, s. Drei Könige.

Dreizack, Symbol des Neptun als des Herrschers über das Meer, besteht aus einem Stabe, der an dem einen Ende drei kurze Zinken mit Doppelhaken an den Spitzen enthält, bei den Römern auch als Kohortenzeichen dienend.

Dreizehn Gemeinden, s. Communi.

Drell (Drillich), ein gemustertes Leinengewebe, welches nicht auf Zug- oder Maschinenstühlen gewebt wird. Im Gegensatz hierzu heißen die auf Maschinenstühlen erzeugten Leinengewebe Damast. Der Webstuhl zum D. hat 4, 8 und mehr Schäfte (zuweilen bis 30) und gewöhnlich eine gleiche Anzahl Tritte. Der D. ist je nach seiner Verwendung benannt, als Tischdrell (als Tafelzeug), Handtuchdrell, Bettdrell, Beinkleiderdrell. Die Muster des D.s bestehen aus verschiedenartigen Köperstreifen, aus sogenannten Steinen oder Vierecken, die durch ihre Zusammenstellung eine Zeichnung bilden, oder aus kleinen, einfachen, mehr oder weniger eckigen

Figuren. Viele Sorten D. werden halb oder ganz aus Baumwolle nachgeahmt.

Drempel (Trömpel), die kurzen Plankenstücke, welche in den Stückpforten der Schiffe liegen u. deren 4 Wandungen bilden.

Drengfurt, Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rastenburg, am Omentfluß, mit Leinweberei, Färberei und 2136 Einwohnern (darunter 259 M. Militär, eine Invalidenkompagnie).

Drenthe, die am wenigsten bevölkerte und ödeste Provinz des Königreichs der Niederlande, grenzt im Norden und Nordosten an die Provinz Gröningen, im Osten an Hannover, im Süden und Südwesten an die Provinz Overyssel und im Westen an die Provinz Friesland und hat einen Flächenraum von 48,42 QMeilen mit 96,370 Einw. Das Land ist völlig eben, von der Vechte, Reest, Havelter-, Steenwycker- und Westwolder-Aa, Hunse, Hooren-Deep u. Schuiten-Deep bewässert, mit zahlreichen, jedoch unbedeutenden Landseen (t'Groot Meerstal 2c.); der Smildekanal verbindet durch die Havelter-Aa die Stadt Assen mit Meppel. Das Klima ist feucht, doch nicht ungesund. Der Boden ist bloß an einzelnen Stellen fruchtbar und besteht aus ungeheuern Veenen, Mooren, Torfgründen u. Sümpfen, unter denen die Echterveenen gegen Overyssel, die Smilderveenen gegen Friesland zu und das große Burtangermoor die bedeutendsten sind. Die Kultur des Bodens ebenso wie die Viehzucht stehen hier am niedrigsten in ganz Holland. Die endlosen Heidestrecken ernähren zahlreiche Schafheerden und haben eine bedeutende Bienenzucht in der Provinz und Gröningen hervorgerufen. Bäume sind hier sehr selten, und nur Rebhühner, Waldhühner und Hasen beleben die Einöden. Die Heiden werden, um sie nutzbar zu machen, in Brand gesteckt, damit Kohle und Asche den Boden düngen, und dann mit Buchweizen besäet, welcher im Herbst reichen Ertrag gibt. Einzelne Striche sind auch wirklich urbar gemacht und kultivirt, im Ganzen 16 QMeilen. Die hohen Sumpfstrecken liefern außerordentlich viel Torf, und nirgends finden sich die sogenannten Hünengräber (aufgerichtete Steinblöcke aus der Celtenzeit) häufiger als hier (über 50). Die Kunstproduktion beschränkt sich auf die Verfertigung von groben Wollenzeuchen und Hausleinwand. Die Bauern wohnen, wie in Westphalen, mit ihrem Vieh unter einem und demselben Dache. Die Provinz enthält 3 Städte und 30 Gemeinden. Hauptort ist Meppel, Sitz der Behörden Assen. Im Mittelalter (10. Jahrhundert) gehörte D. als Grafschaft zum deutschen Reiche. Kaiser Otto I., Heinrich II. und Konrad II. schenkten den Bischöfen von Utrecht die Jagd daselbst, und Heinrich III. gab 1046, nach dem Ableben des Herzogs Gunzelin, welcher die Grafschaft besaß, die Lehnsbarkeit über dieselbe dem Bischof von Utrecht, weshalb die Bischöfe mit Gröningen, das sie bisher besessen hatte, in Streit geriethen. Im 14. Jahrhundert erhielt D. ein eigenes Rechtsbuch (drenthe'sches Landrecht). Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts (1522) riß Herzog Karl von Geldern D. an sich; doch sein Nachfolger, der Herzog von Jülich, mußte es 1538 an Kaiser Karl V. abtreten, der es mit den Niederlanden vereinigte, worauf es deren Schicksale theilte. Während der Revolution bildete die Landschaft D. einen Theil des Departements Overyssel, 1806 ein eigenes Departement u. seit 1815 eine Provinz des Königreichs der Niederlande.

Drepanius, Latinus Pacatus, römischer Panegyriker aus Aquitanien, war 390 Prokonsul in Afrika u. 393 Aufseher der kaiserlichen Kammergüter, verfaßte unter Anderem eine Lobrede auf Kaiser Theodosius den Großen, die in den Ausgaben der „Panegyrici Latini“ abgedruckt und besonders von Arntzen (Amsterdam 1753) herausgegeben ist.

Drepanocarpus *Meyer* (Flügelfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den röhrigen, glockigen, 5zähnigen Kelch, das kurze Schiffchen und die fast kreisrunde, geschlossen bleibende Hülse, tropische Bäume mit unpaarig-gefiederten Blättern. D. senegalensis *Nees*; Pterocarpus senegalensis *Hook.*, mit gefiederten Blättern, wechselständigen, ovalen od. eirunden, kahlen Blättchen und in eine fast kreisrunde Scheibe schneckenförmig zusammengekrümmten, flaumhaarigen, ungeflügelten Hülsen, ist ein mittelmäßiger Baum auf den Gebirgen am Senegal. Aus Einschnitten, welche man in die Rinde gemacht hat, fließt ein blaßrother Saft hervor, welcher allmählig dunkler wird und erhärtet und das Kino gambiense s. africanum s. verum liefert.

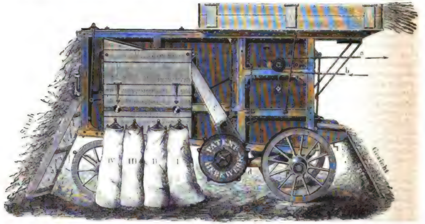
Drepanum (lat., d. i. Sichel), bei den Alten Name mehrer Vorgebirge und Ortschaften: 1) Stadt auf einer Landzunge der Nordwestspitze Siciliens, angelegt, befestigt und aus dem nahen Eryx bevölkert durch den Karthager Hamilcar zu Anfange des ersten punischen Krieges, seitdem ein wichtiger Seeplatz Karthago's, auch unter den Römern durch Schifffahrt und Handel blühend; jetzt Trapani. — 2) D. (Drepane), bithynischer Flecken an der Südseite des astacenischen Meerbusens, Geburtsort der Helena, der Mutter Konstantins des Großen, deshalb von diesem unter dem Namen Helenopolis vergrößert und zur Stadt erhoben, mit warmen Bädern, worin Kaiser Konstantin der Große kurz vor seinem Ende badete und sich taufen ließ, nach Justinians Zeit sehr verfallen, jetzt Herfek.

Dreschen, das Entkörnen der Getreidearten. Es wird auf verschiedene Arten ausgeführt. Das allgemeinste Verfahren ist gegenwärtig noch das D. mit dem Flegel. Es ist dabei nöthig, das Getreide öfters zu untersuchen, um Gewißheit zu erlangen, ob der Ausdrusch auch vollkommen geschieht. Wenn auf einer Dreschtenne nur 2 Personen dreschen, so geschieht dasselbe mit schweren und langen Flegeln; sind dagegen mehre Drescher gleichzeitig beschäftigt, so bedient man sich kürzerer und leichterer Flegel. Das zu dreschende Getreide wird zuvörderst in vollen Garben gebanst. Hierauf werden die Garben aufgebunden und in der Art ausgebreitet, daß die Aehrenenden in der Mitte der Tenne etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander zu liegen kommen, während die Stoppelenden an den Wänden der Tenne anstoßen. Ist einmal auf beiden Gelegen herumgedroschen, wobei man auch die Stoppelenden nicht unbeachtet lassen darf, so werden die Gelege mittelst des Bindholzes gewendet. Zu diesem Zwecke schiebt man die Spitze desselben etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß unter dem Gelege auf dem Boden fort, ergreift sie dann mit der anderen Hand, hebt einen

Theil des Geleges in die Höhe, macht eine Wendung des Körpers und legt die Frucht mit der gedroschenen Seite nach unten. Nun wird nochmals umgedroschen u. das Stroh sodann mit der Schüttegabel gelüftet und gebunden. Langes Stroh pflegt man schließlich mit den Fingerspitzen beider Hände aufzubüsseln, damit die etwa noch darin versteckten Körner herausfallen, und damit es unverworren in die Seile kommt. Wenn mehre, 3—4 Lagen abgedroschen sind, haben sich die Körner in der Regel in der Mitte der Tenne in einem starken Kamm angehäuft und müssen dann auf die Seite geschafft werden, damit das Reindreschen nicht erschwert wird. Nach Beendigung eines Tagewerks werden die ausgedroschenen Körner auf einen Haufen geschafft und entweder mittelst der Wurfschaufel, oder auch mittelst der Fegemühle von Staub und Spreu gereinigt. Bei dem D. durch Auswerfen verfährt man in folgender Weise. Man stellt in die Mitte der Tenne einen großen, etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß hohen Bottich; auf den Rand desselben schlägt man die Garben mit den Aehren auf, und zwar so lange, bis sie entkörnt sind. Sind die Halme von sehr verschiedener Länge, so muß noch ein Nachdreschen mit den Flegeln erfolgen. Diese Art Ausdreschen ist in der Regel bei Weizen und Gerste der Fall und hat das für sich, daß der etwaige Brand besser aus der Frucht entfernt wird, als dies durch den Flegel zu geschehen vermag. Beim D. auf dem Acker wird zwar ein größerer Körnerverlust verhütet, aber gewöhnlich leiden Stroh und Spreu sehr, und beim Eintritt von Regenwetter ist die ganze Frucht gefährdet. Nur wenn die Felder weit von dem Wirthschaftshofe gelegen sind, kann das D. mancher Früchte auf dem Acker vortheilhaft sein. Solche Früchte sind alle die, welche ungleich reifen od. leicht ausfallen, also Hirse, Buchweizen, Hülsenfrüchte, besonders aber die Oelgewächse. Das D. geschieht bei diesen auf einem festgestampften Platze, oder auf groben Tüchern, die man ausbreitet, oder auch auf transportablen Tennen. Körner sammt Spreu füllt man dann nach dem Ausdrusch in Säcke und nimmt die Reinigung zu Hause vor. Das Entkörnen der Früchte mittelst Rollen, Walzen, sowie mittelst Ausreiten ist allenthalben außer Gebrauch gekommen; dagegen findet die Anwendung der Dreschmaschine (s. d.) immer allgemeinere Aufnahme.

Dreschgärtner, Arbeiterfamilien, welche auf kleinen, von Rittergütern abgegebenen Grundstücken angesessen sind und dafür Zinsen und Arbeit zu leisten, namentlich die Ernte und das Dreschen zu besorgen haben, wofür sie je die 10. Garbe Frucht und den 17.—18. Scheffel Körner erhalten.

Dreschmaschine, eine der wichtigsten landwirthschaftlichen Maschinen, insbesondere für größere Güterkomplexe, wo sie, zumal in Verbindung mit einer Dampfmaschine, als Dampfdrehmaschine große Ersparniß an Handarbeit, Arbeitslöhnen und Zeit gewährt. Die D. ist, von dem Schotten M. Menzies 1732 erfunden und in England wie auch in Amerika vielfach vervollkommnet, allmählig in ausgedehnten Gebrauch gekommen. Sie wird in verschiedenen Modifikationen ausgeführt.



Vorstehende Figur zeigt die äußere Ansicht einer gebräuchlichen Form. Sie ist gewöhnlich auf einem Wagengestelle aufgebaut, um transportabel zu sein. Die Frucht wird oben in dünner Lage mit der Hand in die Maschine eingeführt und alsbald von einem Cylinder oder einer Trommel erfaßt, deren parallel der Umdrehungsaxe gelegte schmale Leisten Aehren wie Stroh mit großer Gewalt zwischen einem an die Trommel ein Stück Wegs nach unten ziemlich nahe anschließenden Mantel durchschlagen. In der Figur ist a b ein von der Dampfmaschine gezogener endloser Gurt oder Riemen, welcher bei c die Dreschtrommel mit großer Geschwindigkeit in Umdrehung versetzt. Die Körner nebst Spreu fallen nach unten und gelangen in einen geneigten Kanal d, von wo sie in ein Hebewerk gelangen, welches neuerdings, wie die Figur zeigt, die Form eines Ventilators, d. h. eines Flügelrads, erhält, welcher für den beabsichtigten Zweck sich höchst wirksam zeigt. Dieser Ventilator wird von der Trommel aus ebenfalls durch eine Riemenver-

bindung sehr schnell gedreht und treibt nun in Folge der Centrifugalkraft die ihm durch den Kanal d zuströmenden Körner in den Kanal f aufwärts; die Körner fallen auf ein Schüttelsieb, wo sie sich sortiren und durch Oeffnungen in unten aufgestellte Säcke fallen. Der Windstrom des Ventilators treibt jedoch die leichtere Spreu noch weiter, kehrt sie in ihrer Richtung um, führt sie ebenfalls über ein Sieb und trennt nochmals die kleineren Theile der Spreu (die Blattfäserchen, welche die Körner einhüllen) von den gröberen (Aehrenspindeln, Grannen, kleine Stückchen zerschlagenen Strohs), dem Gesieht (engl. cavins), wie es in manchen Gegenden Deutschlands heißt. Die eigentliche Spreu und das Gesieht treten getrennt von einander vorn aus der Maschine heraus. Indem das Stroh zwischen Mantel u. Trommel heraustritt, gelangt es auf eine ansteigende, in sich selbst über Walzen zurücklaufende endlose, aus Lattengliedern gebildete Bahn, die in schüttelnder, aufwärts schreitender Bewegung die noch in dem Stroh befindlichen Körner zwischen ihren Rinnen hindurchfallen läßt, während sie zugleich das Stroh am andern Ende oben aus der Maschine herausführt. Das Stroh ist arg zerknittert und zerfetzt, und es lassen sich Bündel u. Seile nicht mehr daraus anfertigen. Das Kornstroh, welches zu letzterem Zwecke dienen soll, muß deshalb immer noch durch gewöhnliche Handarbeit ausgedroschen werden. In England hatten die kleineren Grundbesitzer früher vielfach ihre eigenen D.n, welche vermittelst Göpelwerke durch Pferdekraft in Bewegung gesetzt wurden. Seitdem aber die transportabeln Dampfmaschinen oder Lokomobilen in so großer Einfachheit und Vollkommenheit hergestellt werden, bildet sich mehrfach das System des Vermiethens von D.n und Lokomobilen von Seiten eines einzigen Unternehmers aus; die Dampfmaschine hat dabei gewöhnlich eine Stärke von 4—6 Pferden; größere würden zu schwer zu transportiren sein. Die Miethpreise sind bei den verschiedenen Unternehmern in den einzelnen Grafschaften fast übereinstimmend, höchstens daß nach der Ernte, wo meist eine sehr starke Nachfrage ist, eine Steigerung der Miethe von wechselnder Höhe eintritt. Nur ausnahmsweise bezahlt man nach der Arbeitsleistung, also nach der Menge des gedroschenen Getreides, der Regel nach wird ein bestimmter Miethpreis für den Tag entrichtet. Der Miethpreis für den Tag für eine fünfpferdige Dampfdreschmaschine beträgt im Durchschnitt 1 Pfund 10 Schilling, der jedoch nur für die Zeit, wo die Maschine wirklich in Betrieb ist, gezahlt wird. Der Unternehmer stellt dabei den Maschinisten und einen Mann zur Speisung der D., wogegen das übrige für den Ausdrusch nöthige Arbeitspersonal (8—12 Personen) von dem Miether selbst zu besorgen ist. Außerdem hat letzterer dem Maschinisten sowohl, wie dem andern zur Bedienung der D. gestellten Mann als Entschädigung für Kost und Logis täglich 1 Sch. 6 P. (54 Kr. oder 15 Sgr.) zu zahlen. Das Brennmaterial (4—500 Pfund Kohlen täglich) liefert gleichfalls der Miether. Man berechnet die tägliche Leistung einer fünfpferdigen Dampfdreschmaschine im Durchschnitt aller Früchte auf 3—400 Bushels (ein Bushel = 31,7 preußische Quart oder 36,3 Liter). Die Unternehmer machen beim Vermiethen ihrer Maschinen gute Geschäfte. Denn wenn selbst nur eine Beschäftigung derselben während 60 Tagen im Jahre Statt fände, so stellt sich nach Abzug der Unterhaltungs- und Abnutzungskosten ein bedeutender Gewinn heraus, wie folgende Berechnung beweist: Die Gesammteinnahme einer fünfpferdigen Dampfdreschmaschine, per Tag zu $1\frac{1}{2}$ Pfund Sterling Miethe, beträgt für 60 Tage 90 Pfd. Die Kosten dagegen sind: das Anschaffungskapital für das Lokomobile 180 Pfd. und für die D. 60 Pfd., zusammen 240 Pfd. Hiervon sind zu berechnen: 1) 5 Proc. Zinsen: 12 Pfd.; 2) 11 Proc. Abnutzungs- und Unterhaltungskosten: 26 Pf. 8 Sch.; ferner 3) Lohn für zwei Leute (den Maschinisten und einen Mann für die D., welche der Miether für Kost und Logis zu entschädigen hat), täglich für jeden 2 Sch.; also für 60 Tage 12 Pfd. Mithin Gesammtkosten 50 Pfd. 8 Sch.; dies abgezogen von der Einnahme von 90 Pfd., bleibt ein jährlicher Gewinn von 39 Pf. 12 Sch. (oder 460 Gulden südd. Währung = 260 preuß. Thaler) für den Unternehmer. In den meisten Fällen werden die Maschinen eine viel längere Zeit beschäftigt, wobei der Nutzen in demselben Grade zunimmt; aber selbst wenn sich die Gelegenheit zum Vermiethen nur während einer kürzeren Zeit böte, würde der Unternehmer immer noch dabei seine Rechnung finden.

Bei uns in Deutschland sind die Verhältnisse vorerst noch nicht darnach angethan, um eine allgemeinere Einführung der D. zu ermöglichen. Wir besitzen im Gegensatz zu England, wo sich der ganze Ackerboden in Händen verhältnißmäßig nur weniger Grundeigenthümer befindet, welche die einzelnen Güter an Pächter vermiethen, die wieder bloß unselbstständige Taglöhnerfamilien zum Bebauen des Bodens verwenden können, großentheils einen freien Bauernstand, der Herr auf seinem eigenen Grund und Boden ist und während der Winterszeit hinreichend Muße besitzt, um mit seiner Familie das geerntete Getreide nach und nach selbst von Hand auszudreschen. Erst wenn die Taglöhne bei uns sich zu einer solchen Höhe erheben werden, daß dem Landbau mehr Kräfte wie seither entzogen werden, wird sich auch hier die Anschaffung von D.n ökonomisch rentiren.

Dresden, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen, wegen seiner lieblichen Lage und seiner Kunstschätze von Herder das „deutsche Florenz" genannt, liegt in einer reizenden Thalebene an beiden Seiten der Elbe, die in westsüdwestlicher Richtung in die Stadt eintritt und dann eine Biegung nach Nordosten macht. Die Hauptbrücke über den Strom befindet sich wenig unterhalb des Wendepunkts. An das rechte Ufer treten Berghöhen ziemlich dicht heran, an den Hängen mit Weinreben und Landhäusern, auf der Höhe mit vorgeschobenen Posten der dresdener Heide, eines Kiefernwaldes, bedeckt. Dicht oberhalb der Stadt mündet hier der Prießnitzbach. Das linke Ufer erhebt sich erst in etwas weiterer Entfernung zu Hügeln u. Bergland. An dieser Seite mündet zwischen Alt- u. Friedrichstadt die Weißeritz. D., 333,5 Fuß über dem Nullpunkt des Elbpegels gelegen, bedeckt einen Flächenraum von 0,11 □Meilen u. besteht aus 4 Städten: der Neustadt mit dem leipziger und bautzener Thore und der nordöstlich davon gelegenen Antonstadt (bis 1835 neuer Anbau genannt), nebst dem ebenfalls zum Stadtweichbild gehörenden Stadt-

Neudorf auf dem rechten Elbufer; der Altstadt und westlich davon der Friedrichstadt (früher auch Neuostra genannt) auf dem linken Ufer. Der rechts gelegene Theil (früher Altdresden, seit 1730 Neustadt genannt) ist der ältere, eine Sorbenkolonie; erst seit dem 16. Jahrhundert bilden beide Theile Eine Stadt. Zur Altstadt gehören noch 3 Vorstädte, von denen jene durch Alleen (an Stelle der abgetragenen Festungswerke) getrennt wird. Die östlichste derselben ist die von der Elbe bis zum Kaitzbach sich erstreckende pirnaische Vorstadt; südwestlich liegt die bis zum Antonsplatz und der Annengasse reichende Seevorstadt (nach 3 kleinen früher vorhandenen Seen genannt); gegen Westen endlich die wilsdruffer Vorstadt, die vom weißeritzer Mühlgraben durchflossen wird und bis zur Elbe sich ausdehnt. Diese Vorstädte haben 8 Thore oder Schläge: den Ziegel-, rampischen, pirnaischen, dohnaischen, dippoldiswalder, plauenschen, Falken- und freiberger Schlag. Wir beginnen eine Wanderung durch die Stadt vom leipziger Thor in der Neustadt aus, vor welchem die Bahnhöfe der leipziger u. schlesischen Eisenbahn nahe bei einander liegen. Unser Weg führt uns sogleich auf den Palaisplatz, auf welchem das 1715 als Sommerresidenz erbaute japanische Palais, mit Garten, steht. In demselben befinden sich die Antikensammlung (Augusteum), die, meist Arbeiten aus der römischen Kaiserzeit enthaltend, 12 große Säle einnimmt; die Porzellansammlung (6[illegible]0,000 Stück in 18 Zimmern, darunter einige japanische Figuren, von denen das Palais den Namen hat); das Münzkabinet und (im obern Stockwerk) die große königliche öffentliche Bibliothek, die, 305,000 Bände, 2800 Manuskripte und viele höchst seltene Gegenstände enthaltend, 3 große Säle und 21 Zimmer füllt. Vom Palaisplatz gelangt man bald auf den neustädter Markt, den das aus Kupfer getriebene und vergoldete Reiterstandbild Augusts des Starken schmückt. Von da zieht sich nach links bis zum bautzener Platze die neustädter Hauptstraße (die „dresdner Linden"), mit schöner Baumallee in der Mitte, an der das neustädter Rathhaus, die lutherische Dreikönigskirche mit neuem Thurm u. die neue katholische zweigethürmte neustädter Kirche liegen. Wir wenden uns rechts nach der Elbbrücke, welche zur Altstadt hinüber führt. Bereits 1173 zuerst aus Stein gebaut, dann 1344 erneuert, hat sie ihre jetzige Gestalt 1727—31 erhalten. Sie enthält 17 Pfeiler mit 16 Bögen (ehemals, als sie noch bis zum Schloß reichte, 21 Bögen), ist 552 Schritte lang und in den Pfeilern 36 Ellen, in den Bögen 21 Ellen breit. Der 5. Pfeiler, auf dem seit 1670 ein Krucifix stand, ist 45 Ellen breit. Bei der Wasserfluth vom 30. und 31. März 1845 ward der Pfeiler vom Strom eingerissen, und das Kreuz stürzte hinab u. ward nicht wieder gefunden. Die Aussicht, welche die Brücke gewährt, gehört zu dem Schönsten, was D. bietet. Vor uns liegt die Altstadt, mit ihren zahlreichen Thürmen; die katholische Kirche mit dem Schloß dicht an der Brücke; stromaufwärts zieht sich die brühlsche Terrasse. Zur Seite blicken wir links in das schöne Elbthal bis zu den Bergen des meißener Hochlandes; rechts spannt sich, etwa 1000 Schritte unterhalb, die neue, auch für Fußgänger eingerichtete Eisenbahn- oder Marienbrücke (1852 vollendet, 1258 Fuß lang, 48 Fuß breit, mit 12 Bögen von 100 Fuß Spannung), welche die Verbindung der sächsischen u. schlesischen Bahnhöfe mit der sächsisch-böhmischen Bahn bewirkt und sich darum in Viadukten weit landeinwärts fortsetzt. Gerade der Brücke gegenüber steht das königliche Schloß, 1534 von Herzog Georg erbaut (daher Georgenschloß genannt) und von August II. erweitert. Es nimmt einen Raum von 1300 Schritten im Umfang ein, ist aber von ziemlich unansehnlichem Aeußeren u. wenig ausgezeichneter Bauart, indem es nach dem Entstehen u. Verändern der einzelnen Theile den Baustyl mehrer Jahrhunderte an sich vereinigt. Es hat 3 Hauptthore, unter denen das sogenannte grüne Thor mit einem 309 Fuß hohen Thurme, dem höchsten von D., geschmückt ist. Das Schloß besteht aus der nach der Brücke hingekehrten Hauptfronte, 2 Flügeln und mehren Zwischen- und Seitengebäuden und steht durch bedeckte Gänge mit der katholischen Kirche und dem Prinzenpalais (1715 für die Gräfin Cosel erbaut, 1844 mehrfach erweitert) in Verbindung. Der Thronsaal, geschmückt mit Fresken von Bendemann, bildet ein Rechteck, an dessen einer Seite um den Thron herum in flach vertieften Wandfeldern auf Goldgrund die Gestalten der vorzüglichsten Gesetzgeber und Regenten (von Moses bis Maximilian) in kolossaler ganzer Figur aufgestellt sind. Ueber der Mittelthür zwischen beiden Seiten sieht man eine Saxonia mit dem Wahlspruch „Der Vorsehung eingedenk". Dem Throne gegenüber am anderen Saalende sind 4 große historische Gemälde aus dem Leben Heinrichs I. in Bezug auf die 4 Stände (Bauern-, Bürger-, Ritter- und geistlicher Stand), welche über der die Felder theilenden Mittelthür in Figuren, die sich die Hände reichen, und mit dem Wahlspruch „Stark durch Eintracht" dargestellt sind. Im Erdgeschoß des größeren Schloßhofs befindet sich das berühmte grüne Gewölbe, die kostbarste Sammlung von Schmuck- u. Kunstarbeiten: Elfenbeinschnitzereien, getriebene Arbeiten in Silber u. Stahl, Emails, florentinische Mosaiks, reichverzierte Waffen aus verschiedenen Epochen, werthvolle Steine (darunter der größte Onyx der Welt, mit weißem Rand, der, $6\frac{2}{3}$ Zoll hoch, $2\frac{1}{4}$ Zoll breit, auf 48,000 Thaler geschätzt wird), eine Diamantenkette, der Hof des Großmoguls Aurengzeb in 132 goldenen Figuren (von Dinglinger), kostbare Kleinodien, eingelegte Kästchen, Toiletten, Reiseapotheken, Bernsteine, Filigranarbeiten und unzählige andere glänzende Gegenstände, deren Menge und Reichthum das Auge blenden und ermüden. An der Westseite des Schlosses befinden sich die Hauptwache (von Schinkel) und mehr nach der Elbbrücke zu die katholische Hofkirche, 1739 bis 1756 unter August III. nach dem Plane des Italieners Gaetano Chiaveri auf einem 28 Ellen tief ausgefüllten Grund erbaut. Der Kostenaufwand betrug 2 Millionen Thaler. Der ganze, von pirnaischem Sandstein im Renaissancestyl aufgeführte Bau bildet im Schiff ein Oval, im Ganzen ein längliches Viereck, das an den östlichen und westlichen Hauptenden ovale Vorlagen zum Thurm u. zur Sakristei hat; die nördlichen und südlichen Seitenvorlagen bilden 2 Nebenschiffe, die halb so hoch als das Hauptschiff sind. Glocken durfte die Kirche erst nach dem posener Frieden erhalten. Der Thurm ist 263 Fuß hoch und besteht aus 3 von Säulen getra-

genen Stockwerken. Die Brüstungen der doppelten Gallerie des Kupferdachs sind mit 59 aus Sandstein gearbeiteten Statuen von Heiligen geziert, und in den 4 Nischen des Hauptportals u. der Sakristeivorlage stehen die 4 Evangelisten. Das Innere ist einfach, aber schön und hat durch eine 1850 ausgeführte bedeutende Renovirung an Freundlichkeit gewonnen. Die Kirche hat 4 Kapellen: Kreuz-, Sakrament-, Benno- und Nepomukkapelle, und 8 Seitenaltäre; über dem aus marener Marmor gearbeiteten Hochaltar prangt die Himmelfahrt von Mengs, ein 16½ Ellen hohes u. 8 Ellen breites Gemälde, dessen Preis auf 30,000 Thaler angegeben wird. Bei dem Hochamt an Sonn- und Festtagen werden von der königlichen Kapelle Messen der vorzüglichsten Meister alter und neuerer Zeit in vollendeter Weise aufgeführt, u. die Kirche ist dann oft sehr gefüllt (namentlich auch von Fremden). Rechts stößt an das Schloß und die Hofkirche der Theaterplatz mit dem neuen Schauspielhause, das, 1841 von Semper vollendet, nach Mancher Urtheil das prächtigste, gewiß aber eins der geschmackvollsten in Europa ist. Es bildet mit seiner vorderen, nach der katholischen Kirche zugewendeten Seite einen Halbkreis, an welchen sich ein Viereck anschließt, mit welchem links und rechts zwei viereckige Anbaue verbunden sind, ist 240 Fuß lang, 230 Fuß breit und 86½ Fuß hoch und hat ein Proscenium von 46 Fuß Höhe und 44 Fuß Breite, eine Bühne von 100 Fuß Breite und 48 Fuß Tiefe und ein Parterre von 56 Fuß Breite nebst 5 Reihen Logen. Das Ganze faßt über 1700 Zuschauer. In den Nischen zu beiden Seiten des Haupteingangs stehen die Statuen Goethe's und Schillers (von Rietschel), darüber die von Gluck und Mozart, und in den Nischen auf den Seiten Molière und Shakspeare, Aristophanes und Euripides (von Hähnel). Den Fronton nach der Elbseite schmücken 15 kolossale Figuren (Orestes von den Eumeniden verfolgt), den der andern Seite eine Darstellung der Musik u. ihrer Wirkungen (beide von Rietschel); den obern Fries der Hinterseite der Zug des Bacchus (in Relief von Hähnel). An der Südseite des Schauspielplatzes befindet sich der sogenannte Zwinger, 1711 erbaut und ursprünglich zum Vorhof eines grandiosen und prachtvollen Schlosses bestimmt, das König August II. zu bauen beabsichtigte, jedoch wegen Geldmangels unausgeführt ließ. Er bildet ein längliches Viereck, 240 Schritte lang, 140 Schritte breit. Eine lange Gallerie mit 6 Pavillons und 3 Portalen umschließt auf drei Seiten diesen weiten Raum, in dessen Mitte seit 1843 die Bronzestatue Friedrich Augusts (von Rietschel) aufgestellt ist. Im Sommer wird er von der berühmten Orangerie umgeben, bestehend aus 300 Bäumen, unter welchen sich ausgezeichnet große Exemplare, großentheils afrikanischer Abkunft, befinden. Vier Bassins mit Springbrunnen beleben die durch diese Bäume gebildeten schönen Spaziergänge. Das östliche große Portal mit der daranstoßenden Gallerie und dem angrenzenden alten Opernhause ward am 6. Mai 1849 durch eine Feuersbrunst zerstört, jedoch in der alten Weise wieder hergestellt. Eine Menge verschiedener Sammlungen sind im Zwinger aufgestellt, so eine überaus vollständige Kupferstichsammlung (250,000 Blätter von Finiguerra und den ersten deutschen Meistern an bis auf die neueste Zeit, nebst 50 Mappen Handzeichnungen alter Meister und einer Sammlung von 300 Bildnissen ausgezeichneter Personen des 19. Jahrhunderts von Professor Vogel); ferner ein Mineralienkabinet, das naturhistorische Museum und das historische Museum oder die Rüstkammer (9 Zimmer füllend), die reichste und prachtvollste Sammlung von Waffen und Rüstungen, neben der selbst die des Tower in London und die ambraser Sammlung verschwinden, u. endlich das Museum von Mengs' Gypsabgüssen, ebenfalls eine in ihrer Art einzige Sammlung, welche eine vollständige Geschichte der plastischen Kunst darstellt von den ältesten ägyptischen u. syrischen Anfängen an bis zur neuesten Zeit. Den Stamm derselben bilden die Abgüsse, welche Raphael Mengs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von allen bedeutenden Antiken in Rom u. andern Städten Italiens machen ließ u. die für die Kunstgeschichte einen um so höheren Werth haben, als sie außer Spanien (Mengs fertigte von jedem Abguß 2 Exemplare, eins für Karl III. von Spanien, das andere für sich) nur in diesem einen Exemplar vorkommen, und die Urbilder mehrer Abgüsse sich seitdem verloren haben sollen. Später noch vervollständigt (so 1839 durch Abgüsse der sogenannten Elgin Marbles, d. h. der in London befindlichen Bildwerke vom Parthenon in Athen), füllt die Sammlung jetzt, planvoll geordnet, 3 Vorsäle und einen Hauptsaal mit 2 Schiffen, von denen das eine Abgüsse neuerer Bildwerke enthält. An der nördlichen, dem Theater zugewendeten Seite des Zwingers, wo das projektirte Schloß zu stehen kommen sollte, u. die früher durch eine kahle Mauer geschlossen war, erhebt sich jetzt der Prachtbau des neuen Museums, 1854 nach Sempers Entwürfen vollendet. Es steht hinsichtlich des Baustyls mit den andern Seiten des Zwingers in Harmonie, doch erscheint der Rococo des 17. u. 18. Jahrh. in veredelter Form. Das Hauptportal dieses Gebäudes, das die weltberühmte Gemäldegallerie enthält, ist nach der Hofseite, in der Art eines römischen Triumphbogens gehalten und mit zahlreichen Bildwerken geziert. Links u. rechts stehen in Blenden die kolossalen Statuen Raphaels und Michel Angelo's (von Hähnel); weiter auf den Postamenten der 4 untern korinthischen Säulen links der heilige Georg und die alttestamentliche Judith, rechts Siegfried der Drachentödter und Simson, der Feind der Philister. Die Attika ist mit freistehenden Standbildern (Giotto und Holbein, Dürer und Cornelius, von Hähnel u. Rietschel) und mit zahlreichen Reliefs geschmückt. An den Wänden der Eintrittshalle finden sich Friese von Gyps, Reliefs, welche die Geschichte der Malerei schildern. Die Gemäldegallerie, welche das Innere des Museums, und zwar das erste und zweite Stock desselben ganz ausfüllt, ist diesseits der Alpen wohl die bedeutendste; sie enthält über 1800 Bilder und darunter einzelne Gemälde (wie die sixtinische Madonna von Raphael und die Madonna von Holbein), welche alles Andere in deutschen Gallerien weit überragen. Den Grund zu der Sammlung legte Herzog Georg, der Gönner Lucas Cranachs; ihre Bedeutung erhielt sie jedoch erst 1745 durch August II. und namentlich August III., welcher den größten Theil der Gallerie des Herzogs von Modena für 1,200,000 Thaler kaufte (darunter Hauptwerke Correggio's) und viele andere Meister-

werke (z. B. 1754 das kostbarste Kleinod der Gallerie, Raphaels Madonna, für 17,000 Dukaten) erwarb. Die bis dahin in den fürstlichen Zimmern und Palästen zerstreuten Gemälde wurden 1747 in einem dazu besonders eingerichteten Gebäude am Neumarkt vereinigt. Die Sammlung ist nach den verschiedenen Malerschulen geordnet, ohne daß eine streng geschichtliche Ordnung festgehalten wurde. Hauptrücksicht war, die schönsten Bilder in das günstigste Licht zu bringen. Am reichsten vertreten sind die Italiener, deren Werke 6 Säle und 6 Kabinete füllen, und die niederländischen Meister, welche 2 Säle und 15 Kabinete einnehmen. Zu den bedeutendsten Kunstwerken dieser Gallerie gehören (außer den genannten beiden Madonnen von Raphael und Holbein, von denen jede in einem besondern Gemach placirt ist): die heilige Familie (Madonna della Scodella) von Giulio Romano (im Ganzen 4 Gemälde von ihm), die heilige Cäcilia von Carlo Dolce (im Ganzen 3 Gemälde), die büßende Magdalena von Battoni, David mit dem Haupt Goliaths von Aless. Turchi, Madonna (la belle Jardinière) von Raphael (Kopie von Mander); drei Madonnen, die Anbetung der Hirten (heilige Nacht) und die büßende Magdalena von Correggio (im Ganzen 6 Gemälde); die Findung Mosis, die Anbetung der Könige und das Votivbild der Familie Concina von Paul Veronese (im Ganzen 15); Madonna mit 4 Heiligen von Bagnacavallo; Amor und Venus und der Zinsgroschen von Titian (im Ganzen 13 Stück); Abrahams Opfer von Andrea del Sarto (im Ganzen 4); die heilige Familie auf der Flucht von Rotari; die Kartenspieler von Caravaggio; Maria mit dem Kind von Gimigniano; Hagar u. Ismael von Baroccio; Christuskopf von Carracci; Christus mit der Dornenkrone von Guido Reni (im Ganzen 11); der heilige Rodriguez von Murillo; Maria von Aegypten von Spagnoletto; Rubens' Bildniß seiner 2 Söhne, sowie die Schweinsjagd und der Liebesgarten von Rubens (im Ganzen 41 Stück); die 3 Kinder Karls I. von England von Vandyck (im Ganzen 20 Gemälde); Ruhe auf der Flucht nach Aegypten von F. Bol; Rembrandts eigenes Bildniß, die Frau auf dem Schooß, ein Glas Champagner in der Hand (im Ganzen 22 Bilder von Rembrandt); Bildniß des Thomas Morett von H. Holbein (im Ganzen 8); eine Flucht der heiligen Familie (Landschaftsstück) und Acis und Galathea (sicilianische Küstengegend) von Claude Lorrain; Schlachten von Wouvermann (57 Stück); die Jagd u. der Judenkirchhof von Ruisdael; kleine niederländische Genrebilder von Metsu, Slingeland, Mieris (Kesselflicker); Lichteffekte von Schalcken; Abraham und Hagar von Van der Werff; betender Einsiedler von Dow; unter den wenigen neuern: norwegische Landschaft von Dahl, goldenes Zeitalter von Hübner 2c. Die Rotunde inmitten des Gebäudes ist mit Tapeten nach raphaelschen und altdeutschen Gemälden geschmückt. Einige Zimmer für sich (im Erdgeschoß) nehmen Landschaften von Canaletto u. eine Sammlung von Pastellbildern (von Rosalbe Carriera, Raphael Mengs u. Liotard) nebst kleinern Bildern von Dietrich ein. Einen sehr belehrenden Katalog der Gallerie fertigte Jul. Hübner (Dresden 1860). Südlich in der Nähe des Zwingers liegt die Sophienkirche (1351 als Klosterkirche erbaut, 1599 von der Kurfürstin Sophie zum lutherischen Hofgottesdienst bestimmt, mit einem Altar aus einem Marmorblock, den Herzog Albrecht 1476 aus Jerusalem als ein Stück von dem Tempel mitbrachte) und der wilsdruffer Platz mit der großen Post und einer Brunnensäule im altdeutschen Styl. Dieser Platz wurde in den Maitagen 1849 von den Aufständischen hartnäckig vertheidigt. Die schöne Ostraallee zieht sich vom Zwinger zur Weißeritz hin. Doch wir wenden uns wieder zur Elbbrücke zurück und steigen links von derselben eine breite, 41 Stufen hohe Freitreppe hinan. Sie führt uns auf den Wallgarten oder die berühmte brühlsche Terrasse (seit 1814 bestehend), die sich 1300 Fuß lang hoch am Ufer der Elbe hinzieht und mit ihren Laubgängen einen der reizendsten und großartigsten Spaziergänge darbietet. Die Aussicht auf den Strom u. sein oberes, mit Dörfern, Villen und Weingärten besäetes Thal ist überaus schön. Die besuchtesten Kaffeehäuser liegen an der Terrasse, wie auch die Akademie der Künste (mit einem Medaillonbild am Eingang) u. das Ausstellungslokal des Kunstvereins. Mit der hintern Seite stößt die Terrasse an die Hintergebäude des ehemaligen brühlschen Palais, das in der Augustusstraße nahe dem Schlosse liegt. Es wurde 1737 für den Minister Brühl auf der Stelle von 13 Bürgerhäusern gebaut und enthält mehre Statuen von Matielli, sowie 6 Höfe und einen ehemals prachtvollen Garten, ist jetzt aber unbewohnt. Im siebenjährigen Kriege bewohnte es Friedrich II., 1813 Kaiser Alexander. Im J. 1851 tagten darin die sogenannten „freien Konferenzen". Am Ostende der brühlschen Terrasse steht die 1840 im orientalischen Styl von Semper erbaute Synagoge.

Bisher sind wir an der Stromseite der Altstadt auf- und abgewandert, ohne weiter in das Innere vorzudringen; wir begeben uns jetzt durch den durch das Schloß führenden Tunnel in den Kern der alten Stadt. Die Schloßgasse ist eng und finster, aber überaus belebt; die glänzenden Schaufenster u. das Menschengewühl deuten auf die Großstadt. Wir gelangen zunächst auf den Altmarkt, der 5½ preuß. Morgen groß ist. Unweit seiner Südwestecke steht die Kreuzkirche, in welcher 1539 der erste lutherische Gottesdienst gehalten wurde. Nach Süden führt vom alten Markt die Seegasse in die Seevorstadt. In der östlichen Hälfte der Altstadt ist noch der Neumarkt mit dem Zeughaus (1559—63 erbaut, 1740 restaurirt, mit mancher militärischen Merkwürdigkeit) und der prachtvollen Frauenkirche zu bemerken. Sie wurde in jetziger Gestalt 1726—34 nach dem Muster der Peterskirche in Rom aus Sandsteinquadern erbaut, mit mächtiger Kuppel, ebenfalls aus Stein, die durch eine Laterne geschlossen wird und 1760 während der Belagerung durch Friedrich den Großen den schwersten Bomben widerstand. Die Orgel dieser Kirche ist das größte Werk Silbermanns, mit 6000 Pfeifen. Mit der Frauenkirche schließen wir zugleich die Betrachtung der Kirchen D.s, deren es im Ganzen 22 zählt, da die übrigen füglich unbeachtet bleiben können. Sehen wir uns dagegen nun vor den Thoren der Altstadt um. Oberhalb der Stadt, da, wo es nach Blasewitz geht, liegt die Vogelwiese, der Schauplatz des Hauptvolksfestes der Dresdener. Vor dem pirnaischen Thore breitet sich der große Garten, der Prater

von D., aus, der 230 Morgen mißt. Eine lange, schnurgerade, sehr breite Hauptallee zum Fahren u. daneben zum Reiten und eine schmale, reich beschattete für Fußgänger durchschneiden den Garten der Länge nach bis zu seiner Mitte, wo ein Palais steht, und von da bis an sein südöstliches Ende mit stattlichem Thore. Viele Lustgänge und Fahrwege durch liebliche und düstere Partien mit den mannichfaltigsten Baumgruppen und Baumarten, sowie mit reizenden Fernsichten nach vielen Seiten hin, durchziehen den Garten in den verschiedensten Richtungen. Ein Theil desselben ist in neuester Zeit in einen zoologischen Garten verwandelt worden. Im Süden der Seevorstadt befindet sich der böhmische Bahnhof, in der Friedrichstadt das marcolinische Sommerpalais, in welchem Napoleon während des Waffenstillstands wohnte, der katholische Kirchhof, auf dem Friedrich von Schlegel, Karl Maria v. Weber und der Maler G. v. Kügelgen ruhen. Am Ostende der Friedrichstadt sind das Ostravorwerk und das Ostragehege bemerkenswerth. Vor der Neustadt liegen stromaufwärts das linkſche Bad, ein besuchter Vergnügungsort mit Sommertheater, weiterhin das Waldschlößchen, eine großartige Bierbrauerei und Bierschenkwirthschaft, und die zweigethürmte Albrechtsburg (früher Findlaters Weinberg), Eigenthum des Prinzen Albrecht von Preußen. Stromabwärts, zunächst der Stadt, liegen die schon erwähnten Bahnhöfe u. der neustädter Kirchhof, auf welchem sich die Gräber des Sprachforschers Adelung, des Dichters Tiedge, Elisa's von der Recke u. A. befinden. Eine halbe Stunde von der Stadt, bei der Station Weintraube, liegt auf den Weinbergen der Vergnügungsort Paradies, mit reizender Aussicht u. sehr viel von D. aus besucht, auf einer anderen Anhöhe das seiner Aussicht wegen berühmte Spitzhaus; der ganze Weinbergsdistrikt heißt die Lößnitz. In der Umgebung D.s sind anzuführen auf dem rechten Elbufer, aufwärts von der Albrechtsburg: das Dorf Loschwitz, wo Schiller in einem kleinen Sommerhause nahe am Wege im Sommer 1786 wohnte u. den größern Theil seines „Don Carlos" dichtete; etwas weiter Wachwitz und der königliche Weinberg mit hübschem Schloß, Kapelle, Anlagen, Thiergarten rc., Hosterwitz, wo in einem isolirt stehenden Hause Weber seinen „Freischütz" u. „Oberon" komponirte, u. Pillnitz; auf dem linken Ufer, Loschwitz gegenüber, Blasewitz, durch die „Gustel von Blasewitz" bekannt, mit einer Schillerlinde und seit 1859 einem Denkstein des Dichters. Etwa ½ Stunde südlich von der Stadt liegt das Dorf Räcknitz, mit dem Denkmal Moreau's, dem hier am 27. August 1813 die Beine weggeschossen wurden, unfern davon Zschärtnitz, wo man eine der schönsten panoramaartigen Ansichten von D. und den Weinbergen ober- und unterhalb der Stadt genießt; weiter landeinwärts die goldene Höhe und die Wasserheilanstalt Kreischa.

D. ist Sitz der Landesregierung (6 Ministerien), des Oberappellationsgerichts, eines Appellationsgerichts und anderer Gerichte, des Hauptzoll- und Steueramts, einer Kreisdirektion und Amtshauptmannschaft, sowie einer Ephorie und der obersten Schulbehörden, der Prüfungskommission für Bauhandwerker, der Landesrentenbank und der fremden Gesandten (Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, England rc.). Für Erziehung und Unterricht und die Pflege des wissenschaftlichen Lebens sorgen zahlreiche treffliche Lehranstalten, als: die Kreuzschule (Gymnasium, seit dem 13. Jahrhundert, 1493 neu aufgebaut), das blochmannsche Institut (Gymnasium), eine polytechnische Schule, 2 Schullehrerseminarien, Real- u. Töchterschulen, 18 öffentliche evangelische u. 6 öffentliche katholische Schulen, 39 Privatschulen u. eine israelitische Schule; die medicinisch-chirurgische Akademie ist seit 1862 geschlossen. Ferner finden sich daselbst ein Taubstummeninstitut, 2 Blindenanstalten, eine Handelslehranstalt, eine Artillerieschule u. ein botanischer Garten. Die 1764 eröffnete Akademie der Künste beschränkt ihren Unterricht auf die zeichnenden Künste u. das Modelliren u. ist seit 1819 mit einer Bauschule vereinigt. Eine der trefflichsten Kunstanstalten ist die bereits von August II. gegründete, seitdem durch große Meister (Hasse, Naumann, Paer, Weber) berühmt gewordene musikalische Kapelle, die gegenwärtig unter Rietz steht. Die italienische Oper erlitt 1831 einige Beschränkungen u. ward 1833 gänzlich aufgehoben. Unter den wissenschaftlichen u. gemeinnützigen Vereinen sind zu erwähnen: die 1764 gestiftete ökonomische Gesellschaft, die mineralogische Gesellschaft (seit 1816), der landwirthschaftliche Hauptverein für Sachsen, die Bibelgesellschaft (seit 1814) und der Missionsverein (seit 1819), der Alterthumsverein (seit 1824), der pädagogische Verein (seit 1833), der Gewerbverein (seit 1834), der Turnverein, die naturwissenschaftliche Gesellschaft (seit 1843) rc. Die 2 Freimaurerlogen, die vereinigten zu den 3 Schwertern und Asträa zur grünenden Raute und die Loge zum goldenen Apfel, arbeiten in der gemeinsamen neuerbauten Loge.

Von den zahlreichen und trefflichen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt sind zu nennen, außer mehren alten Stiftungen für Dürftige: der 1803 gegründete Verein zu Rath u. That, das Stadtkrankenhaus (seit 1848 in das marcolinische Palais verlegt, für 800 Kranke), das hohenthalsche u. das katholische Krankenhaus, eine protestantische Diakonissenanstalt (1844 errichtet), der Frauenverein u. der Verein fürs Leben (seit 1848). Mit dem 1769 gegründeten Leihhause wurde 1828 die Sparkasse in Verbindung gesetzt. Andere Anstalten dieser Art sind: das Stadtarmenhaus, das Maternihospital, das Jakobshospital, das Findelhaus, das Rathswaisenhaus, 2 Waiseninstitute, eine Armenarbeitsanstalt, Kleinkinderbewahranstalten u. Privatinstitute. Das literarische Treiben in D. wird durch 34 Buchhandlungen, sowie durch 18 Kunst- u. Musikalienhandlungen u. ein literarisches Museum (seit 1842) unterstützt. Gasbeleuchtung hat D. bereits seit 1826 (durch Blochmann). Die sehr ausgebreitete Wasserleitung wird in gebohrten Sandsteinröhren ausgeführt; auf dem bautzener Platz befindet sich (seit 1835) ein von Siemen angelegter artesischer Brunnen.

Die Gesammtzahl der Häuser wie der Einwohner von D. hat in neuerer Zeit sehr zugenommen. Während man 1824 nur 2750, 1834 3013 Häuser zählte, betrug deren Zahl 1858 4010; u. während D. 1826 47,813, 1849 94,092 Einwohner hatte, war am 1. December 1861 die Zahl derselben auf 128,150 Seelen gestiegen, worunter sich 6000 Katholiken, 800 Juden und 3000 Soldaten befanden.

Die Bewohner gelten im Allgemeinen als liebenswürdig und gebildet; Schuselka nennt D. in geselliger Beziehung die „feine Salonstadt". Die industrielle und kommercielle Thätigkeit D.s ist verhältnißmäßig nicht bedeutend; dennoch ist der Verkehr durch die verschiedenen Eisenbahnverbindungen, die Elbschifffahrt und den unübersehbaren Zufluß von Fremden, für die D. vermöge seiner lieblichen Lage, seiner reichen Kunstschätze u. seines ganzen vornehmen u. gediegenen Charakters einen unwiderstehlichen Reiz hat, außerordentlich belebt. Hervorzuheben sind in der Industrie D.s: die Strohhutmanufaktur, Kunstblumenfabrikation, Stickerei, die Fabrikation mathematischer und physikalischer Instrumente, chemischer Fabrikate, künstlicher Mineralwässer (Struve's berühmte Anstalt), Gold- und Silberwaaren, Chokolade, Porzellan, Tressen, Tapeten, Malerfarben, musikalischer Instrumente &c. Auch die Kunst- u. Handelsgärtnerei, sowie die Bierbrauerei sind beträchtlich. Der wachsende Umsatz an Getreide veranlaßte 1850 die Eröffnung einer Getreidebörse. D. treibt nach außen nur geringen Aktivhandel, aber der *Passivhandel*, dem sich ein lebhafter Speditions- u. Kommissionshandel angeschlossen hat, ist nicht unbedeutend. Auf der Elbe besitzt D. seit 1443 (und 1455) ein Stapelrecht, welches ihm jedoch längst nichts mehr nützt, besonders da schon 1565 den Ausländern die Elbschifffahrt innerhalb der Grenzen Sachsens verboten wurde, ein Verbot, welches in der neuesten Zeit durch die Elbschifffahrtsakte gelöst ward. Aktiengesellschaften sind: die Elbschifffahrtskompagnie, die für die Dampfschifffahrt auf der Elbe, für den Maschinenbau zu Ubigau, für die Bierbrauerei am Waldschlößchen, für Zuckerraffinerie, für den pottschappler Kohlenbau, für moussirenden (Champagner-) Wein zu Niederlößnitz u. a. Es werden jährlich fünf Jahrmärkte und seit 1826 ein sehr besuchter Wollmarkt (vom 9.—11. Juni) gehalten. Als *Wahrzeichen* der Stadt gelten der „Matz-Fotz von D.", ein kleines, sitzendes, augenscheinlich in schwerer Arbeit begriffenes Männchen mit untergestemmten Armen u. einer Schlafmütze, das unter einem Brückenpfeiler angebracht ist, und der dresdener Mönch, ein Steinbild auf dem Thurm der Kreuzkirche. Vgl. *Lindau*, Merkwürdigkeiten D.s (5. Aufl. 1857); D. und die Dresdener (Leipz. 1846); *Gottschalk*, D. und seine Umgebungen (6. Aufl., Dresden 1857); *Romberg*, Wegweiser durch D. (das. 1857).

Geschichte. Der Name D. bedeutet nach Einigen Trutzburg nach dem wendischen *drozdzin*, weil der Ort von Karl dem Großen als Schutzfestung gegen die Wenden erbaut worden sei. Andere leiten ihn mit mehr Wahrscheinlichkeit von dem wendischen Worte *Trasi* (d. i. Fähre) her, wie denn noch heute das Volk *Dräsen* spricht und auch bei Münster *Dresen* zu lesen ist. Der schöne Thalkessel lockte wohl schon die Sorben zur Ansiedlung, und die Anlage einer Fähre mag Anlaß zur Anlage fester Wohnplätze an dieser Stelle gegeben haben. Die Meisten halten den Stadttheil auf dem rechten Elbufer, Andere Ostra, den Elb- und Taschenberg für die älteste sorbische Niederlassung. Jener erscheint zuerst 1206 urkundlich (in einem Fehdebrief des Markgrafen Dietrich von Meißen gegen den Burggrafen von Dohna) als Stadt; der linke Theil wird zuerst 1216 genannt. Dann soll ein hier angeschwommenes Kreuz (in der Kreuzkapelle verehrt) und ein wunderthätiges Marienbild in der Frauenkirche Veranlassung zu häufigen Wallfahrten hierher gegeben haben. Noch Anfangs des 13. Jahrhunderts ein Lehen der Bischöfe von Meißen, kam D. nachher an die Markgrafen von Meißen, die zuweilen hier residirten. Das markgräfliche Schloß stand damals auf dem Taschenberge. Markgraf Heinrich der Erlauchte wählte D. 1270 ganz zu seiner Residenz. Um diese Zeit erhielt Neudresden am linken Elbufer (die jetzige Altstadt) Mauern u. Graben, wogegen Altdresden am rechten Elbufer (die jetzige Neustadt) wieder verfiel. Albrecht der Unartige verkaufte D. mit Meißen an den König Wenzel von Böhmen, doch widersetzten sich die Bewohner von D. dem neuen Herrn. Hierauf kaufte es der Markgraf Waldemar von Brandenburg, verpfändete es aber 1300 an Friedrich den Gebissenen. Erst nach Waldemars kinderlosem Tode kam es 1319 wieder an Meißen. Im Jahre 1429 wurde D. von den Hussiten verbrannt. Bei der Theilung Sachsens zwischen Ernst und Albert 1485 kam D. an letzteren und blieb seitdem fast ununterbrochen Residenz der sachsen-albertinischen Linie. Am 15. und 16. Juni 1491 wurde der größte Theil von D. ein Raub der Flammen, doch von Herzog Albert so freigebig unterstützt, daß es rasch wieder aufgebaut werden konnte. Durch seinen Sohn, Herzog Georg den Bärtigen, wurden 1520—28 die Befestigungen verstärkt und ward 1534—37 das Georgenschloß erbaut. Sein Nachfolger Heinrich der Fromme führte 1539 hier die Reformation ein. Kurfürst Moritz, Sohn und Nachfolger des letztern, gab den Festungswerken der Altstadt eine andere Gestalt, legte die Moritzstraße an und sorgte für eine zweckmäßige Verwaltung der Stadt. Sein Bruder und Nachfolger August ließ das Straßenpflaster anlegen, die Kreuzschule, die Annenkirche, das Zeughaus, den Jägerhof nebst vielen andern öffentlichen Gebäuden erbauen und wurde der Gründer der Bibliothek und der meisten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Unter Johann Georgs I. Regierung litt D. während des dreißigjährigen Kriegs ungemein durch Pest und Theuerung. Um diese Zeit wurde auch die Stadt am rechten Ufer befestigt. Der prachtliebende Johann Georg II. that viel, um seiner Residenz einen größern Glanz zu verschaffen. Aber ihre glänzendste Periode begann mit der Regierung Friedrich Augusts I. Das 1685 durch eine Feuersbrunst zerstörte Altdresden wurde nach einem großartigen Plane aufgebaut und von da an Neustadt-D. genannt. Es erhoben sich das Blockhaus, die Ritterakademie, die Kaserne, das japanische Palais, die Zwingergebäude, die neustädter Kirche, die Frauenkirche und andere denkwürdige Bauwerke; auch die Kunstsammlungen, sowie die Bibliothek erhielten die werthvollsten Bereicherungen. Friedrich August II. vollendete mehre vom Vater angefangene Gebäude und ließ 1739 bis 1756 die prächtige katholische Kirche erbauen. Nachdem die Preußen im österreichischen Erbfolgekriege, nach der Schlacht von Kesselsdorf (18. Dec. 1745), D. erobert hatten, kam hier der Friede zwischen Oesterreich, Preußen u. Sachsen am 26. Dec. 1745 zu Stande. Der siebenjährige Krieg brach D.s Blüthe. Friedrich II. nahm hier die sächsische Armee

gefangen und rückte am 9. Sept. 1756 in D. ein. Als sich Anfangs November 1758 die Reichsarmee und die österreichische Hauptarmee unter Daun D. näherten, ließ der preußische Gouverneur, Generallieutenant Graf von Schmettau, die pirnaische und wilsdruffer Vorstadt abbrennen. Nach der Schlacht bei Kunnersdorf erschienen die feindlichen Truppen am 22. August 1759 vor D., verdrängten am 26. die Preußen aus der Neustadt und nahmen nach einer von diesen am 4. September geschlossenen Kapitulation Besitz von der Stadt. Die härtesten Leiden aber trafen die Stadt bei der erfolglosen Belagerung u. dem Bombardement durch die Preußen unter Friedrich dem Großen selbst im Juli 1760, wobei die Kreuzkirche nebst vier andern Kirchen und 400 Häusern zertrümmert wurden. Unter der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Xaver wurde die Stadt jedoch nicht nur wieder hergestellt, sondern auch sehr bedeutend erweitert und 1764 die Akademie der Künste gegründet. Friedrich August III. (1768—1827) brachte zur Vollendung, was der Vormund begonnen. Doch konnte sich die Stadt nur langsam erholen, denn 1771—73 richteten Hungersnoth und 1784 und 1799 Ueberschwemmungen vielen Schaden an. Die französische Revolution führte viele Emigranten nach D., noch mehr aber die letzte Theilung Polens. Als die sächsischen Truppen am 14. Okt. 1806 mit in das Unglück von Jena verwickelt worden waren, besetzte Thiard am 25. Oktober D., doch ward es am 20. December, als der Kurfürst sich mit Napoleon verband und zum König erhoben wurde, wieder Königsstadt. Während des Krieges mit Oesterreich 1809 war D. eine Zeitlang von den Oesterreichern besetzt. Im Jahre 1810 begann man mit Abtragung der Festungswerke, doch ward diese Arbeit beim Ausbruch des russisch-französischen Krieges unterbrochen. Vom 16.—28. Mai 1812 fand in D. eine Zusammenkunft Napoleons, des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen Statt, und die Heere von beinahe ganz Europa zogen durch D. als Bundesgenossen Napoleons. Im Jahre 1813 war die Stadt der Mittelpunkt der Operationen Napoleons, der sich hier an beiden Ufern des Elbstroms mit seinem ganzen Heere aufgestellt und Pirna, den Lilienstein, den Königstein u. Stolpen in seine Berechnungen gezogen hatte, so daß die Gegend einem großen verschanzten Heerlager glich. Der König von Sachsen hatte D. am 25. Februar 1813 verlassen, als am 7. März eine aus Franzosen und Sachsen bestehende, höchstens 3500 Mann starke Heeresabtheilung, auf dem Rückmarsche aus Polen, von russischen Truppen gedrängt, in D. einzog. Am 12. März rückte der Marschall Davoust mit 12,000 Mann von Meißen nach D. vor und übernahm daselbst den Oberbefehl. Da vor der Neustadt bereits Scharmützel mit Kosaken Statt gefunden hatten, ließ der Marschall am 19. März einen Pfeiler und zwei Bögen der Elbbrücke sprengen und zog mit seinen Truppen ab; der General Durutte blieb mit 3000 Mann zurück. Schon am 22. mußte die Neustadt einer Kosakenabtheilung übergeben werden. Auch Durutte verließ nun D., und noch denselben Abend rückte ein kleiner Haufen Fußvolk von der Heeresabtheilung unter Winzingerode in die Altstadt ein, worauf die Russen unter- und oberhalb der Stadt Brücken schlugen. Blüchers Heer ging bis zum 16. April bei D. über die Elbe, das zweite russische Heer unter Miloradowitsch schloß sich an, und am 24. hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Truppen ihren Einzug in D., von wo sie am 30. zur Schlacht von Lützen abgingen. Nach derselben zogen sich seit dem 4. Mai die Heere der Verbündeten über D. und Meißen auf das rechte Elbufer. Am 8. Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das französische Heer unter Napoleon in die Altstadt einrückte. Auf beiden Ufern ward an diesem und am folgenden Tage heftig gefeuert, besonders am untern Elbufer, wo die Franzosen eine Brücke schlagen wollten. Am 10. früh zogen sich die Verbündeten nach Bautzen zurück, und die Franzosen folgten ihnen. Am 12. Mai kehrte der König wieder nach D. zurück. Die Franzosen befestigten nun die Neustadt. Als am 17. Aug. der Krieg von Neuem ausbrach, blieb D. der Mittelpunkt der Bewegungen des französischen Heeres. Napoleon war schon am 15. August über Bautzen nach Schlesien gegangen; Vandamme zog vom 17.—19. auf das rechte Elbufer, wo er sich nebst Poniatowski gegen die böhmische Grenze wendete. Ganz unerwartet drang das Heer der Verbündeten unter Schwarzenberg in vier Abtheilungen aus den böhmischen Gebirgspässen auf dem linken Elbufer vor. Die Russen unter Wittgenstein zwangen den Marschall Gouvion St.-Cyr, welcher jene Pässe bewachte, am 22. Aug. sein Hauptquartier von Pirna nach D. zu verlegen. Die Hauptmacht der Alliirten drang nun auf der großen Verbindungsstraße der Franzosen in Sachsen vor, um D. als den Schlüssel der französischen Stellung in Sachsen wegzunehmen. Die Russen und Preußen, unter Wittgenstein und Kleist, rückten auf der pirnaischen Straße bis vor D., die Oesterreicher auf der Straße von Kommotau. Am 25. umzingelten die Alliirten mit 220,000 Mann die Stadt bis an die Weißeritz. Am 26. früh um 5 Uhr begann Ziethen den Angriff und warf die Franzosen aus dem großen Garten, während gleichzeitig auch die Russen und Oesterreicher auf andern Punkten vordrangen. Napoleon, der mit dem Kern seines Heeres am 23. August in Eilmärschen vom Bober über Görlitz nach D. aufgebrochen war, zog am 26. halb 10 Uhr Vormittags mit einem Theil seiner Garden in die Stadt, von Mittag an folgten weitere 60,000 Mann. Schon hatten sämmtliche Garden und die Reiterei unter Latour-Maubourg die Elbe passirt, als Nachmittags um 4 Uhr die Verbündeten in sechs Heerhaufen unter fortwährendem Geschützdonner vor die Stadt rückten. Nach 6 Uhr waren die Preußen bis in die pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanze vor dem freiberger Schlage war von den Oesterreichern genommen und das weit stärkere Werk vor dem moczinski'schen Garten von einem ungarischen Regiment erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalte stürmten die Garden mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Moczinski's Garten war gegen 7 Uhr wieder genommen. Bei Einbruch der Nacht zogen die Verbündeten in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück; die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Vergebens griff am Morgen des

27. Aug. Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Zschärnitz und Räcknitz an, u. gegen 10 Uhr wandte er sich gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen u. Preußen bestand. Endlich gelang es dem König von Neapel, den linken Flügel, welcher sich von Töltschen an der westlichen Thalwand des plauenschen Grundes bis gegen Gorbitz an der Heerstraße nach Freiberg ausdehnte, völlig zu umgehen, indem er mit dem Armeecorps Victors u. der Reiterei unter Latour-Maubourg gegen Mittag aus dem Engpasse von Cotta und dem Zschonengrunde bei Pennerich hervorbrach. Der größte Theil (über 10,000 Mann) nebst dem General Mezko ward gefangen. Auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, traten die Alliirten in der Nacht vom 27. auf den 28. den Rückzug an. Sie hatten im Ganzen gegen 30,000 Mann verloren; aber auch die Franzosen zählten an Verwundeten allein mehr als 10,000 Mann. Nachdem mit dem 27. August 1813 Napoleons Glücksstern untergegangen war, begannen die unaufhörlichen Hin- und Herzüge der französischen Kriegsmacht, die immer schwerer auf ihren Stützpunkt D. drückten. Blüchers unerwarteter Uebergang am 3. Okt. über die Elbe bei Wartenberg entschied endlich auch Napoleons Abzug aus D. Er verließ mit dem König von Sachsen die Stadt am 7. Okt. früh; in und um D. blieb aber noch immer eine Heeresmacht von etwa 30,000 Mann unter Gouvion St.-Cyr und dem Grafen Lobau zurück. Schon am 20. Okt. wurde D. an beiden Ufern eingeschlossen, da die österreichischen Generäle von Chasteler mit 10,000 Mann u. Klenau von Leipzig her mit dem 20,000 Mann starken russischen Corps unter Tolstoi hier zusammengestoßen waren, auch der russische Oberst Busmann Meißen am 23. besetzt hatte, während der Fürst von Wied-Runkel auf der großenhainer Straße gegen die Neustadt vorrückte. In der Stadt, der schon längst alle Zufuhr abgeschnitten war, wurde der Mangel immer drückender. Zugleich wüthete das Nervenfieber unter Soldaten und Einwohnern. Endlich schloß St.-Cyr am 11. Nov. mit Klenau zu Herzogswalde eine Kapitulation ab, nach welcher die Besatzung vom 12.—16. Nov. frei abziehen, aber die Waffen strecken sollte. Die Kapitulation wurde indeß von dem Fürsten von Schwarzenberg verworfen und St.-Cyr nebst dem größten Theile der Besatzung kriegsgefangen nach Mähren und Ungarn abgeführt. Nun rückten die Russen unter dem General Gouriew in die Stadt, und D. ward am 17. November der Sitz der russischen Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin, bis es am 8. Nov. 1814 dem preußischen Gouverneur von der Recke übergeben wurde. Nach dem Frieden gewann es ein immer freundlicheres Ansehen, insbesondere in Folge der Abtragung der Festungswerke, die seit 1817 wieder begann. Unter der Regierung des Königs Anton (1827—36) wurden die Gasbeleuchtung eingeführt, die Stadtpost errichtet, die Kavalleriekasernen in der Neustadt, die Hauptwache, das neue Posthaus in der Altstadt, die Weißeritzbrücke in der Friedrichsstadt erbaut, der Garten des japanischen Palais vergrößert 2c. Die Erweiterung der Stadt auf der neustädter Seite ward 1835 zu einem vierten Stadttheile unter dem Namen Antonstadt vereinigt und mit Stadtgerechtigkeit versehen. Der am 9. Sept. 1830 ausgebrochene Aufstand hatte für die Stadt insbesondere die Umgestaltung der Polizei und die Einführung der Städteordnung zur Folge. Auch unter der Regierung des Königs Friedrich August ward D. erweitert und verschönert, namentlich durch das neue Theater. Im Jahre 1845 erlitt die Elbbrücke durch eine Ueberschwemmung bedeutende Beschädigung. Am 18. Okt. 1847 fanden in D. die Postkonferenzen von den Staaten des deutschen Bundes Statt. Ueber den in Folge der Ablehnung der deutschen Reichsverfassung durch den König von Sachsen am 3. Mai 1849 hier ausgebrochenen Aufstand und Barrikadenkampf, der endlich am 8. von sächsischen und preußischen Truppen unterdrückt wurde, s. Sachsen. Den in diesem Kampfe gefallenen Kriegern wurde am 9. Juli 1850 auf dem neustädter Kirchhofe ein Denkmal errichtet. Vom 23. Dec. 1850 bis 15. Mai 1851 fanden hier Ministerkonferenzen der deutschen Staaten Statt. Vgl. Hasche, Diplomatische Geschichte D.s 2c., Dresden 1810—19, 4 Bde.; Klemm, Chronik der Stadt D., das. 1833 bis 1837, 2 Bde., fortgesetzt von Hilscher, das. 1837—38, 3 Bde.; Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813, das. 1815, 3. Aufl. 1840; W. A. Lindau, Adreß- und Geschichtshandbuch der Residenzstadt D., das. 1857; Geschichte der Stadt D., das. 1857—61, 2 Bde.; Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in u. vor D., das. 1844; über den Maiaufstand: Waldersee, Der Kampf in D. im Mai 1849, Berlin 1849; Montbé, Der Maiaufstand in D., Dresden 1850; Taggesell, Tagebuch eines dresdener Bürgers, das. 1852.

Der Kreisdirektionsbezirk D. enthält 79,14 QM. und zerfällt in die Amtshauptmannschaften D., Meißen, Freiberg und Pirna, mit 34 Städten, 1050 Dörfern, 24 Gerichtsämtern, 218 Rittergütern, 238 Parochien u. (1858) 553,946 Einw. (7000 auf 1 QMeile).

Dresdensis, Petrus, s. v. a. Peter Faulfisch.

Dressur, Abrichtung von Thieren, besonders der Pferde (s. Pferd) und der Hunde (s. Hund); sonst militärisch auch für Rekrutenausbildung gebräuchlich.

Dreux, Bezirksstadt im französischen Departement Eure und Loire, am Einfluß der Blaise in die Eure, hat ein Stadthaus und eine Kirche aus dem 16. Jahrhundert, Färbereien, Wollstrumpf- und Hutfabrikation, bedeutende Gerbereien und 6187 Einw. Dabei auf einem Hügel die Ruinen vom Schloß der alten Grafen von D., auf dessen Plattform sich die Grabkapelle des Hauses Orléans (durch die Mutter Ludwig Philipps gegründet) befindet. D. ist das Durocasses (Drocä) der Alten und war eine Stadt der Carnuter in Gallia lugdunensis und Sitz der allgemeinen jährlichen Versammlungen der Gallier. Später wurde es königliches Besitzthum, bis Ludwig der Dicke es seinem Sohne Robert als Grafschaft übergab, die nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen 1378 an den König verkauft ward. Hier am 19. Dec. 1562 Schlacht zwischen den siegreichen Katholiken und den Hugenotten, in welcher Prinz Condé gefangen genommen wurde. Im Jahre 1593 wurde D. von den Königlichen nach achtzehntägiger Be-

lagerung erobert. Von der durch Napoleon III. 1852 dekretirten Konfiskation der Besitzungen des Hauses Orléans ist das Erbbegräbniß zu D. ausgeschlossen geblieben.

Dreves, Lebrecht, Dichter, 1816 zu Hamburg geboren, studirte in Jena und Heidelberg die Rechte, lebte dann als Advokat in seiner Vaterstadt, wo er ein Journal: „Neue hamburgische Blätter", redigirte. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Lyrische Anklänge" (Altenburg 1837), „Vigilien, nächtliche Lieder" (Bonn 1839), „Der Lebensretter", ein Lustspiel (1841), „Schlichte Lieder" (Hamburg 1843), „Gedichte", herausgegeben von Joseph von Eichendorff (Berlin 1849). Von ihm sind wahrscheinlich auch die „Lieder eines Hanseaten" (Wesel 1843).

Drevet, Name mehrer französischen Kupferstecher. Pierre, der Vater, geboren zu St. Columbe bei Lyon 1664, Schüler Germain Audrans, lebte meist in Paris und † 1739. Er war namentlich im Stich von Porträten ausgezeichnet. Sein Sohn Pierre Imbert, geboren zu Paris 1697, übertraf bald den Vater, der sein Lehrmeister im Kupferstechen war, und † 1739. Seine Stiche, namentlich die geschichtlicher Gegenstände, zählen zu den besten des 18. Jahrhunderts. Bossuet, in ganzer Figur stehend, ist eines seiner geschätztesten Blätter. Sein Neffe u. Schüler, Claude, geboren zu Lyon 1710, zeichnete sich ebenfalls im Porträt aus und † nach Einigen 1768, nach Anderen erst 1780.

Drewenz, Nebenfluß der Weichsel in der preußischen Provinz Preußen, entspringt bei Dröbitz, bildet den über 2 Meilen langen Drewenzsee (306 F. über dem Meer), von welchem eine Verbindung zum Elbing besteht, fließt dann in südwestlicher Richtung und mündet nach 24 Meilen Laufs oberhalb Thorn.

Drewlier (Drewier), eine alte slavische Völkerschaft, deren in den russischen Chroniken häufig Erwähnung geschieht, wohnte im jetzigen europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, besonders in dessen östlichem Theile, führte viele Fehden mit den Russen in Kiew und tödtete u. a. 945 in der Hauptstadt Korosten (jetzt Iskoroszcz) den russischen Großfürsten Igor, worauf dessen Gemahlin Olga die Stadt zerstörte. Eine Zeitlang (seit 1054) bildete Drewlien ein vom russischen Großfürstenthum Kiew abhängiges Theil- oder Lehnfürstenthum. Im späteren Verlauf der russischen Geschichte erlischt der Name D. völlig.

Dreyer, Johann Matthias, deutscher satirischer Dichter, 1716 zu Hamburg geboren, war mehr witziger Kopf, als poetisches Genie, † als holsteinischer Sekretär 1769. Seine Sammlung von Trinksprüchen: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambamboli" (Hamburg 1763) ließ der hamburger Magistrat öffentlich verbrennen. Eine Sammlung seiner Poesien, „Vorzüglichste deutsche Gedichte", erschien Altona 1771. Er war auch Herausgeber des 5. und 6. Bandes der „Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes u. Witzes", sowie des Journals „Der Menschenfreund".

Dreyschock, 1) Alexander, ausgezeichneter Pianist der Gegenwart, den 15. Oktober 1818 zu Zack in Böhmen geboren und von Tomaschek daselbst, dann von Hummel in Weimar gebildet, erreichte eine eminente technische Fertigkeit. Seit 1838 machte er Kunstreisen in Deutschland und den angrenzenden Ländern und errang glänzende Erfolge. Im Jahre 1841 vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zum Hofpianisten ernannt, nahm er später in Prag seinen dauernden Wohnsitz. Er schrieb viele kleine (mehr als 90) brillante, aber schwierig auszuführende Kompositionen für den Koncertsaal.

2) Raimund, trefflicher Violinist, Bruder des Vorigen, zu Zack in Böhmen den 30. Aug. 1824 geboren, war seit 1834 Schüler des Konservatoriums der Musik zu Prag und bildete sich dann namentlich unter Piris weiter aus. Er begründete seinen Ruf als Violinvirtuos durch eine 1844 zugleich mit seinem Bruder unternommene Kunstreise durch Deutschland, Belgien und Holland. Im Jahre 1848 gab er mit glänzendem Erfolge Koncerte in Brünn, Olmütz u. Wien und ward 1850 zweiter Koncertmeister und Lehrer am Konservatorium zu Leipzig.

Driburg, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Hörter, 3 Stunden von Paderborn, an der Aa und dem Fuße des Stelzberges, mit katholischer Pfarrkirche und 2163 Einwohnern. In der Nähe sind die Ruinen der Iburg, einer alten sächsischen Veste, die Karl der Große 775 eroberte und dem Stift Paderborn schenkte. D. ist berühmt wegen der nahen Mineralquellen, die aus Flötzgebirgen kommen und erdig-salinisches Eisenwasser enthalten, wovon jährlich 40—50,000 Flaschen versendet werden. Das Wasser wird innerlich und äußerlich angewendet und übertrifft an Intensität und Flüchtigkeit die Stahlquellen zu Pyrmont. Von ausgezeichneter Wirksamkeit zeigt sich besonders die Dampf- und Wasserdouche, sowie auch die allgemeinen und örtlichen Mineralschlammbäder als kräftig auflösendes und stärkendes Mittel gerühmt werden. Die Quellen bei D. waren schon zu Ende des 17. Jahrhunderts bekannt, kamen aber erst seit 1782 in größere Aufnahme.

Drieberg, Friedrich von, den 10. Dec. 1785 zu Charlottenburg geboren, ward Kammerherr zu Berlin und schrieb mehres die griechische Musik Betreffende, so: „Aufschlüsse über die Musik der Griechen" (Leipzig 1819), „Die praktische Musik der Griechen" und „Die musikalische Wissenschaft der Griechen" (Berlin 1820), „Die pneumatischen Erfindungen der Griechen" (das. 1822), „Wörterbuch der griechischen Musik" (das. 1835), „Die griechische Musik auf ihre Grundgesetze zurückgeführt" (das. 1841) u. A. m. Als Gegner seiner Theorie trat Chladni 1825 in der „Cäcilie" auf. Die beiden Opern D.s: „Don Cocagno" u. „Sänger und Schneider", enthalten viel Originelles und angenehme Melodien.

Driesen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Friedeberg, auf einer Insel der Netze, mit regem Handels- und Schifffahrtsverkehr und 4344 Einwohnern. Hier 1758 vergeblicher Sturm der Russen auf die später abgetragenen Festungswerke

Driftströmungen, Meeresströmungen, welche durch lange herrschende Winde, durch stärkere Verdunstung des Meeres in heißen Klimaten, durch Verschiedenheit der Fluthzeiten &c. hervorgebracht werden u. eine große Breite, aber geringe Tiefe und eine langsame, schwache Bewegung besitzen im Gegensatze zu den Meeresströmungen, die wie ungeheure Ströme mit großer Geschwindigkeit durch den

Ocean brausend, in bestimmten Grenzen und bis auf große Tiefen wirken.

Drill, s. Drell.

Drillen, s. v. a. herumdrehen, früher Strafe, bei welcher der Delinquent in ein sogenanntes Drillhäuschen, einen auf einem Unterbau stehenden, um einen Zapfen drehbaren Käfig, gesteckt und darin öffentlich ausgestellt ward. Im Militärwesen bezeichnet D. das Einüben der Rekruten in den Elementen des Exercitiums; in der Sprache der Seeleute: ein Schiff über seichte Stellen oder durch schlammiges Wasser bringen. In der Landwirthschaft ist D. ein Säeverfahren, bei welchem die Pflanzen in Reihen zu stehen kommen. Für Kartoffeln, Rüben, Tabak und andere Hackfrüchte ist die Reihenpflanzung von Alters her im Gebrauch; für Getreidearten, Oelsaaten u. dergl. hat sie erst in neuester Zeit Anwendung gefunden. Man hat sich durch die Erfahrung überzeugt, daß bei diesem Verfahren die Sämereien in gleichmäßiger Tiefe untergebracht werden können, wodurch sie regelmäßiger keimen und die Pflanzen gleichmäßiger wachsen und reifen. Während bei der breitwürfigen Aussaat manche Samenkörner in zu große Tiefe zu liegen kommen, so daß sie nicht keimen können, und nicht wenige Körner ganz verloren gehen, findet bei der Drillsaat große Samenersparniß Statt. Auch hat man die Erfahrung gemacht, daß die gedrillt od. in Reihen gesäeten Früchte dem Lagern weniger unterworfen sind und nicht nur ein stärkeres Stroh, sondern auch ein besseres Korn liefern, sowie, daß ihr Ertrag im Allgemeinen größer ist, als bei breitwürfiger Aussaat. Die Ursache hiervon liegt darin, daß sich bei der Drillsaat die Samen nicht nur stärker bestocken, sondern daß auch die Luft günstiger auf den Boden und die Pflanzen einwirken kann. Jedoch eignet sich die Drillsaat nur auf solchem Boden, welcher von Steinen frei ist und keine frische Düngung mit langem, strohigem Mist erhalten hat. Die Hauptursache, warum die Reihenkultur noch nicht die ihr gebührende Verbreitung gefunden hat, ist wohl in den hohen Preisen der Säemaschinen (s. d.) zu suchen. Allein man kann auch ohne Maschinen die Samen in Reihen säen und erlangt dabei die Vortheile, welche die Reihenkultur mit sich bringt. Samenersparniß aber wird nur durch Anwendung von Säemaschinen ermöglicht. Besonders günstig wirkt das D. bei Weizen und Gerste, in sofern diese Fruchtarten sich stark bestocken. Wenn man bei der Weizen- und Gerstensaat jede dritte Furche mit aufgestecktem Streichbret zieht und auf das so geackerte Land die Frucht aussäet, so rollt sie von selbst in die durch das Ackern entstandenen Rillen. Nach dem Säen wird das Land zugeschleift, und die Frucht kommt dann reihig zu stehen. Diejenigen Felder, welche man nach der Drillkultur bestellt, liefern in der Regel auch schönere Nachfrüchte, als diejenigen, welche man breitwürfig besäet hat.

Drillich, auf Zwillichart geköperte gestreifte Leinwand; s. Drell.

Drillinge (trigemini oder tergemini), drei zu gleicher Zeit sich entwickelnde Embryonen, kommen im Ganzen selten vor (nach Burdach kommt auf 6—7000 einfache Geburten nur Eine Drillingsgeburt). Sie gelangen selten zur vollständigen Ausbildung, denn entweder werden sie zu frühe, ehe sie eine solche erreichen können, von der Gebärmutter getrennt, od. sie bleiben, wenn sie gleich ausgetragen sind, doch unentwickelt. Bisweilen sind alle drei Embryonen in der Ausbildung zurückgeblieben und daher nach der Geburt nicht lebensfähig; bisweilen ist nur einer oder es sind zwei so entwickelt, daß sie nach der Geburt selbstständig leben können. Doch sind die Fälle nicht sehr selten, daß die drei Kinder, wenn sie gleich als lebensschwach geboren wurden, am Leben erhalten werden und sich später kräftig entwickeln.

Drillingssalze (Tripelsalze), Verbindungen dreier verschiedenen Basen od. Metalle mit den entsprechenden Aequivalenten einer oder mehrer Säuren oder Salzbilder. Hierher gehören die von Mosander entdeckten Verbindungen von Kaliumeisencyanür mit anderen Cyanmetallen. Eigentliche D., Verbindungen aus 3 verschiedenen Basen und Säuren bestehend, sind nicht bekannt.

Drillkultur, s. Drillen.

Drillmaschine (Drillpflug), s. Pflug.

Drillsaathacke, ein Handgeräth, welches zum Auflockern der Zwischenräume des gedrillten Getreides dient. Manche Getreidearten sind nämlich so enge gedrillt, daß man sie mittelst der Pferdehacke nicht bearbeiten kann, ohne viele Keime auszuziehen. Die Person vermag in einem Tage mittelst der D. ½ Morgen zu behacken.

Drimyphagie (v. Griech.), ausschließlicher Genuß scharfer Dinge zu einem Heilzwecke.

Drin (Drim, Drilo), Fluß in Albanien, entsteht aus dem schwarzen D. (Zrna drima), welcher aus dem Ochridasee nach Norden fließt durch das Engthal Dibré, und aus dem weißen D. (Biela drima), der vom südlichen Abhange des Berges Schlieb, nordwestlich von Ipek, kommt, u. in einem Bogen die Metochiia durchfließt; beide vereinigen sich am westlichen Fuß des Scharbagh. Der Strom fließt nun in einem großen nördlichen Bogen erst nach Westen, wendet sich 2 Meilen von Skutari nach Süden, dann bei Alessio, wo er 200 Fuß breit ist, wieder nach Westen, um ins adriatische Meer zu fallen, wo er den Meerbusen D. bildet. Seine Mündung ist versandet.

Drina (Drinus), Fluß in der europäischen Türkei, entsteht in den Gebirgen im Osten u. Norden von Montenegro aus der Vereinigung mehrer nach Nordwesten fließenden Ströme (Lim, Tara, Piawa, Sutschesa), fließt von Wissegrad an nordwärts, die Grenze zwischen Bosnien und Serbien bezeichnend, u. mündet bei Fort Racsa in die Save. Er ist von Wissegrad an schiffbar.

Drissa, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, an der Mündung der Drissa in die Düna, mit 2000 Einwohnern, welche ansehnlichen Handel treiben.

Drobisch, 1) Moritz Wilhelm, Professor der Mathematik und Philosophie an der Universität zu Leipzig, ward daselbst den 16. August 1802 geboren, besuchte die dortige Nikolaischule, sodann das Gymnasium zu Grimma und bezog 1820 die Universität Leipzig, wo er sich in der Philosophie anfangs hauptsächlich an Kants und Fries' Werken bildete, dann aber ein entschiedener Anhänger Herbarts wurde. Er habilitirte sich 1824 auf dem philosophischen Katheder u. hielt bis 1832 ausschließlich mathematische, von da an auch philosophische Vorlesungen. Im Jahre 1826 zum außerordentlichen Pro-

fessor der Philosophie ernannt, ward er schon am Ende d. J. ordentlicher Professor der Mathematik u. 1842 auch der Philosophie. Von seinen mathematischen Schriften sind außer zahlreichen Dissertationen, Programmen, Recensionen und zerstreuten Aufsätzen zu erwähnen: „Grundzüge der ebenen und körperlichen Trigonometrie" (Leipzig 1825); „Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts" (das. 1832); „Grundzüge der Lehre von den höhern numerischen Gleichungen" (das. 1834). In philosophischer Hinsicht bezieht sich D.' akademische und literarische Thätigkeit vorzugsweise auf die Verbreitung und Fortbildung der Philosophie nach der von Herbart eingeschlagenen Richtung, welcher er seit 1832 auf der leipziger Universität dauernde Geltung verschaffte. Hierher gehören seine „Beiträge zur Orientirung über Herbarts System der Philosophie" (Leipzig 1834), „Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen" (das. 1836, 2. Aufl. 1851), „Grundlehren der Religionsphilosophie" (das. 1840), „Empirische Psychologie, nach naturwissenschaftlicher Methode" (das. 1842), „Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie" (das. 1850). Seine allgemeinen Ansichten über die Philosophie hat D. in einem „Blicke auf die philosophischen Zustände der Gegenwart" betitelten Aufsatz (Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung, Januar 1845) dargelegt. Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: „Ueber die mathematische Bestimmung der musikalischen Intervalle" (Lpz. 1846), „Ueber musikalische Tonbestimmung und Temperatur" (das. 1852).

2) **Karl Ludwig**, Kirchenkomponist der neueren Zeit, Bruder des Vorigen, geboren am 24. December 1803 zu Leipzig, studirte daselbst unter Dröbs und Weinlig Musik und schrieb 1825 sein erstes großes Oratorium „Bonifacius" in 2 Theilen. Im Jahre 1826 ließ er sich in München nieder und wurde 1837 Chordirektor an der evangelischen Kirche in Augsburg, wo er den 26. August 1854 †. Unter seinen zahlreichen trefflichen Kirchenmusiken sind die bedeutendsten seine große Messe in D, eine andere in E, 2 kurze solenne Messen, 2 Requieme u. mehre Offertorien und Graduale.

3) **Gustav Theodor**, Literator, geboren 1812 in Dresden, lebt gegenwärtig in Dresden. Er schrieb: „Dichtungen" (Lpz. 1837); „Leipziger Tage und Nächte" (das. 1842), „P. Gerhard", dramatisches Gedicht (das. 1842), „Künstlernovellen" (das. 1842), „Iduna" (das. 1843), „Thron und Herz", historischer Roman (das. 1843), „Humoresken und Satiren" (das. 1844), „Humoristische Mondlieder" (das. 1847), „Deutsches Volksbuch" (das. 1848), „Wintergarten" (das. 1850), „Das humoristische Leipzig" (das. 1851). Auch einige Opernterte lieferte er und redigirte die „Deutsche Damenzeitung", Oettingers „Charivari" und Herloßsohns „Komet", seit 1848 die „Zeitung für die elegante Welt" und „Das Witz- und Karikaturenmagazin".

Dröge, Gerd, plattdeutscher Biograph des 16. Jahrhunderts, aus Stralsund, dessen Biographie „des Erbarn, Vornemen und Wolwysen Herrn Frans Wessels" (Rostock 1570) eine der wichtigsten Quellen für die pommersche und besonders stralsundische Geschichte des 16. Jahrhunderts ist.

Drömling (Drommeling, Trimling), ein waldiger, vormals sumpfiger Bruch im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, an der braunschweigischen und hannöverschen Grenze, 3 Meilen lang, 1 Meile breit, von der Ohre durchflossen, ward durch Entwässerung 1778—96 größtentheils urbar gemacht und besteht jetzt aus guten Wiesen, Weiden und Birkenwald. Die sogenannten drömlinger Bauern wohnten sonst in den oasenähnlich mitten in den Sümpfen liegenden Hörsten (mit Eichen bewachsenen Weideplätzen) und standen im Mittelalter im Rufe kriegerischen Sinnes und großer Kühnheit. Sie vernichteten schon zur Zeit Heinrichs I. (938) eine Abtheilung der in Sachsen eingefallenen Magyaren. Ebenso schlugen sie während des dreißigjährigen Krieges 1639 die kaiserlichen Truppen bei Stendal und 1642 einen schwedischen Heerhaufen in die Flucht.

Drogde, im Sund die Fahrstraße für die Schiffe zwischen Saltholm und Amager.

Drogheda, Seestadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Louth, an der schiffbaren Boyne, ½ Stunde von ihrer Mündung in die Droghedabai, ist Sitz des katholischen Erzbischofs von Armagh, Primas von Irland, hat eine Kathedrale, ein Grafschaftshospital, Theater, bedeutende Baumwollen- u. Leinenwebereien, Gerbereien, Handel mit Getreide, Packleinwand, Häuten, Butter rc. und 18,100 Einwohner. Cromwell nahm die Stadt 1649 und ließ die Einwohner zum Theil niedermachen, zum Theil nach Amerika schaffen. Hier auch 1690 Sieg Wilhelms III. über Jakob II., zu dessen Andenken an der Boyne auf einem mächtigen Felsen ein 150 Fuß hoher Obelisk errichtet ward.

Drogitschin (poln. Drohiczyn), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, Kreis Bielsk, am Bug, ein im großartigen Maßstabe angelegter Ort, der zur Zeit der Polenherrschaft die Hauptstadt des gleichnamigen Landes der Woiwodschaft Podlachien u. späterKreisstadt war, hat 4 Kirchen, ein Piaristenkollegium mit Gymnasium, 3 Klöster, doch kaum 1000 Einw. Die Stadt wird in der Geschichte Rußlands und Polens oft erwähnt; 1241 bemächtigten sich ihrer die Litthauer unter Erdziwil; 1381 ward sie vom deutschen Orden verwüstet; 1382 von den Masoviern und 1383 von Jagiello in Besitz genommen.

Droguen (Droguerie waaren), alle rohen oder halbzubereiteten Produkte der 3 Naturreiche, welche der Apotheker braucht; auch eine gewisse Anzahl Präparate aus Hüttenwerken und chemischen Fabriken zu gleichem Gebrauch, sowie für die Gewerbe und Manufakturen. Der Inhaber einer solchen Handlung heißt Droguist, das Geschäft selbst Droguerie handlung. Viele Droguisten in Deutschland verbinden damit den Farbenwaarenhandel, halten Lager von Apothekergeräthschaften, z. B. Wagen, Gewichten, Reib- und Dampfschalen, Mörsern, Trichtern, Schmelztiegeln, Löffeln, Gläsern rc. Unter ihren rohen Produkten nehmen die Wurzeln, Hölzer, Rinden, Blätter, Blüthen, Früchte, Samen, Harze, Gummiarten und Oele eine wichtige Stelle ein. Die Hauptbezugsörter der in Deutschland nöthigen D. sind Triest, London, Amsterdam, Hamburg, Bremen. Einen bedeutenden Zwischenhandel mit D. treibt Nürnberg, welches einen großen Theil der süddeutschen Apotheker versorgt. Die Eintheilung der D. in einfache oder rohe (medicamenta simplicia), zubereitete (medicamenta prae-

parata) und zusammengesetzte (medicamenta composita) ist der Sache nach richtig, aber für das Geschäft von keiner besonderen Bedeutung.

Droguet (franz.), glatte, oder gemusterte Zeuche von Seide, Seide und Wolle, Wolle und Baumwolle, Wolle und Leinen rc.

Drohnen, s. v. a. männliche Bienen, s. Bienen.

Drohobycz (Drochowitsch), Stadt im galizischen Kreis Sambor, in fruchtbarer Gegend, am Tismínica, hat 8 Vorstädte, ein Schloß, griechisches Basilianerkloster, eine schöne gothische Haupt- und mehre andere Kirchen, eine Synagoge, ein Untergymnasium (seit 1858), eine deutsche Hauptschule, wichtige Salzsiedereien (1855 73,281 Ctnr. Salz), 7 Oelstampfen, sehr besuchte Jahrmärkte, bedeutenden Handel mit Getreide, Leder, Leinwand und Töpferwaaren nach Ungarn und 11,324 Einw.

Drohung (minatio) im strafrechtlichen Sinne findet Statt, wenn Jemand einem Andern für ein gewisses Verhalten in verbrecherischer Absicht Nachtheile in Aussicht stellt. Sie kommt nicht nur als Thatbestand gewisser Verbrechen vor und wird hier der körperlichen Gewalt gleichgestellt, z. B. bei Raub, Erpressung, Nöthigung, Nothzucht, sondern auch als selbstständiges Verbrechen, indem Derjenige strafbar wird, welcher einen Andern aus Haß, Feindschaft, Neid oder Muthwillen, ohne Beabsichtigung einer Handlung oder Unterlassung von Seiten des Andern, mit widerrechtlichen Handlungen bedroht. Ferner kommt die D. unter dem Gesichtspunkte der Verleitung eines Andern zu einem Verbrechen vor. Wer nämlich einen Andern durch Gewalt od. D. zu einer strafbaren Handlung bestimmt, ist, wenn es zu deren Ausführung gekommen ist, als gleicher Theilnehmer (intellektueller Urheber) zu bestrafen. War die D. eine derartige, daß sie die Willensfreiheit des Bedrohten ausschloß, wie z. B. bei Bedrohung mit Lebensgefahr, so wird letzterer straflos und nur der Drohende als Urheber bestraft.

Droit (franz.), Recht; im Handelswesen s. v. a. Abgabe für Ein- oder Ausfuhr von Waaren; Droits réunis, vereinigte Gebühren, in Frankreich eine von Getränken, Tabak, Salz, Spielkarten, gedruckten Musikalien, öffentlichen Fuhrwerken rc. zu erhebende Art Abgaben. Die Verwaltung derselben besorgt eine sogenannte „Régie des Droits réunis", der nebenbei auch die Erhebung der städtischen Octrois zukommt. Vgl. Frankreich.

Droitwich, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, am Salwarp, mit 3120 Einw.; seit früher Zeit berühmt durch seine Salzquellen (sächsisch Wiches), die mitten in der Stadt etwa 110 Fuß tief in der Erde liegen und einen Salzgehalt von $33^1/_3$ Proc. haben.

Drollinger, Karl Friedrich, deutscher Dichter, den 26. December 1688 zu Durlach in Schwaben geboren, studirte zu Basel die Rechte, daneben Geschichte, Philosophie und Mathematik, ward 1712 Sekretär und Aufseher über die Bibliothek, das Münzkabinet und die Gemäldesammlung zu Durlach, 1722 Hofrath und später geheimer Archivar. Er † den 1. Juni 1742 zu Basel. Seine Gedichte, welche Kraft der Sprache, Würde des Gefühls, Anmuth und Korrektheit auszeichnen, erschienen erst nach seinem Tode, gesammelt von Sprung (Basel 1743, Frankfurt a. M. 1745).

Drome, schiffbarer Fluß im südöstlichen Frankreich, entspringt auf den dauphineer Alpen, östlich von Valdrome, bildet einige Seen, nimmt mehre Flüsse auf und mündet nach einem wegen seines felsigen Bettes ziemlich reißenden Laufe von fast 13 Meilen zwischen Valence und Montelimart bei Livron in die Rhone. Sein Thal ist eines der malerischesten und mannichfaltigsten Frankreichs. Das davon benannte französische Departement besteht aus Theilen der niedern Dauphiné, les Baronies, Valentinois, Diais und Tricastin, grenzt im Norden an das Departement Isère, im Osten an dieses und das Departement Oberalpen, im Süden an die Departements Niederalpen und Vaucluse und im Westen an das Departement Ardèche und umfaßt 118,87 □Meilen mit 324,760 Einwohnern. Das Land ist besonders im Osten durch die äußersten Ausläufer der Alpen (mit Gipfeln bis zu 4500 Fuß) gebirgig und ausgenommen im Rhonethal wenig fruchtbar. Es liegt im Flußgebiet der Rhone, und zwar auf deren linkem Ufer, indem dieselbe die Westgrenze des Departements bildet. Außer der Rhone wird es noch bewässert durch die Flüsse Drome, die untere Isère, Ouvèze, Galaure, Roubion, die obere Aigues und zahlreiche kleinere Flüsse, die, in tiefe, felsige Betten eingeschlossen, das Land nicht befruchten können. An der Rhone herrscht südliches Klima; hier gedeihen die Orangen zum Theil unter freiem Himmel, ebenso der Mandel- und Oelbaum in üppiger Fruchtbarkeit, der Nußbaum, dessen Früchte reiches Oel liefern, und der Maulbeerbaum, der die Seidenzucht begünstigt. Auch ist der Weinbau und die Melonenzucht wichtig: berühmt sind der dunkle Hermitagewein (auch in Tain und Etoile wird rother, in Clairette und Dié blanker Wein gebaut) und die Melonen von Domans. Der Landbau ist sehr zurück und befriedigt im Getreidebau das Bedürfniß nicht. Im Ganzen kommen 47,22 □Meilen auf Ackerland, 32,34 □M. auf Busch u. Wald, und 4,37 □M. auf Wein. Ansehnlich ist die Zucht der Esel und Maulesel, des Rindviehs, der Schafe und Schweine, des Geflügels und der Bienen, weniger der Pferde. Von Mineralien findet man Silber, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, geschätzten Töpferthon rc. Die Industrie ist bedeutend und schafft Seide- u. Seidenzeuche, Porzellan, Fayence, Papier, Glas, Leder, Lederhandschuhe (Valence) rc.; auch der Handel mit Wolle, Seide, Oliven- u. Nußöl, Seidenstrümpfen rc. ist lebhaft. Eingetheilt ist das Departement in 4 Arrondissements (Valence, Dié, Montelimart und Nyons). Hauptstadt ist Valence.

Dromedar, s. Kameel.

Dromones, im 8. und 9. Jahrhundert auf dem Mittelmeere gebräuchliche Kriegsschiffe mit 100 bis 200 Rudern in zwei über einander befindlichen Reihen.

Dromore, Stadt in der irländischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, südwestlich von Belfast, am Lagan, mit 2526 Einw., welche starken Leinwandhandel treiben, war früher Bischofssitz, der jetzt mit dem von Down und Connor verbunden ist.

Dromos (griech.), der Lauf, der gymnische Wettlauf, die Lauf- oder Rennbahn, entweder mit einem Gymnasium verbunden, oder isolirt, wie zu Athen, Neapolis, am Alpheus bei den arkadischen Heräern rc.

Dronde, Vogel, s. Dronte.

Dronero, Stadt in der sardinischen Provinz Cuneo, am Fuße der Alpen und an der Maira, über die eine schöne Brücke führt, hat 7900 Einwohner, die Seidenbau und Leinweberei treiben. D. ward um 520 von den Longobarden gegründet, hatte im Mittelalter eigene Herren, kam aber 1601 an Savoyen.

Dronke, Ernst, deutscher Schriftsteller, geboren den 17. August 1822 zu Koblenz, studirte in Bonn und Marburg Jurisprudenz, begab sich dann nach Berlin, um sich zur Docentenkarriere vorzubereiten, gab aber diesen Plan bald wieder auf und widmete sich literarischen Arbeiten für Zeitschriften. Im Sommer 1845 aus Berlin verwiesen, hielt er sich in Leipzig und Dresden auf, ward aber auch aus Sachsen verwiesen und ließ sich in Koblenz nieder. Die meisten seiner literarischen Arbeiten sind in Journalen (Grenzboten, Telegraph, Deutsche Jahrbücher ꝛc.) und Zeitungen zerstreut. Selbstständig erschienen im Druck: „Armsünderlied" (Altenburg 1845), „Polizeigeschichten" (Leipzig 1846), „Aus dem Volke" (Frankfurt 1846), „Die Maikönigin" (das. 1846).

Dronte (*Didus L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Laufvögel und der Familie der Dronten (*Inepti*), charakterisirt durch den starken Schnabel mit gebogener Kuppe, den plumpen Körper und die der steifen Schäfte entbehrenden Schwungfedern, wird wegen ihrer Verwandtschaft nach mehren Seiten hin bald zu den Straußen, bald zu den Hühnern, bald zu den Fettgänsen, bald zu den Geiern, bald endlich selbst zu den Tauben gestellt. Die D. (*Didus ineptus L.*, Dodo, Dudu), die einzige genauer bekannt gewordene Art dieser Gattung, lebte auf Isle de France und Madagaskar und ist nur aus der von holländischen Seefahrern, die 1598 Tausende von D.n auf jenen Inseln gesehen haben wollen, gegebenen Beschreibung, sowie aus einem Oelgemälde im britischen Museum und aus einigen andern, neuerlich in Berlin aufgefundenen Originalabbildungen von Savary bekannt. Hiernach ist der Vogel etwas größer als der Schwan und ganz eigenthümlich gestaltet. Sein Kopf ist groß und kapuzenartig mit einer Haut bedeckt; der Schnabel ist dick und lang, hinten gelblich, an der Spitze schwarz; der Oberkiefer ist vorn hakenförmig umgebogen; der Unterkiefer zeigt in der Mitte, wo die gelbe an die schwarze Farbe grenzt, einen bläulichen Flecken. Nach der Beschreibung der Schiffsleute war der Körper des Vogels mit kurzen, grauen Federn dünn bedeckt und statt der Flügel mit 4—5 länglichen, schwarzen Federn versehen; der Hintertheil des Körpers war sehr fett und dick, aber ohne Schwanz, dessen Stelle nur 4—5 aschgraue, krause Federchen vertraten; die Füße waren dick, bis ans Knie mit schwarzen Federn bedeckt, unten gelblich und mit 4 Zehen ausgerüstet, von denen die 3 längern nach vorn, die vierte kürzere nach hinten gerichtet, und alle mit schwarzen Klauen versehen waren. Im Jahre 1618 fand Bontekoe auf der Insel Bourbon (Mascarenhas) dieselben Vögel, welche vor Fettigkeit kaum gehen konnten. Später gab Jak. Bontius, welcher seit 1627 längere Zeit zu Batavia als Arzt thätig war, eine Beschreibung und Abbildung des Vogels. Seitdem hat man keine Spur mehr von demselben auf den genannten Inseln gefunden, und man glaubt daher, daß er durch die dort landenden Seefahrer und spätere Ansiedler ausgerottet worden sei. Die wirkliche Existenz des Vogels beweisen außer jenen nach der Natur gemachten Abbildungen noch vorhandene Köpfe und Füße von demselben in mehren europäischen Museen (ein Fuß im britischen, 2 Füße und ein befiederter Kopf im oxforder, ein Schnabel im kopenhagener und ein Schädel im prager Museum). Ein vollständiges, ausgestopftes Exemplar, welches John Trabescant besaß (s. *Zoological Journal*, April 1828), ging später im oxforder Museum zu Grunde und ward 1755 weggeworfen. Das holländische Schiffsvolk, welches die Vögel mit Knitteln in Menge erschlug, um sie einzusalzen, nannte sie Walgvögel (*Walghvogels*), d. h. Ekelvögel, weil das Fleisch schlecht schmeckte. Die Franzosen nannten darnach den Vogel *Oiseau de nausée* (Ekelvogel), woraus durch unrichtige Schreibart *Didus Nazarenus* oder der fingirte Nazarvogel, welcher nie existirt hat, geworden ist. Eine andere, ebenfalls nicht mehr vorhandene Art war der Einsiedler oder Solitär (*D. solitarius Lath.*), wovon Carré von der Insel Bourbon 2 Exemplare mit nach Frankreich nahm, die aber bald starben. Sie konnten nicht fliegen, hatten die Größe einer Gans, waren weiß, an den Enden der Flügel und des Schwanzes schwarz. Ihr Fleisch war wohlschmeckend. Diesem Vogel gehörten wahrscheinlich die von Dujardin auf Bourbon 1830 aufgefundenen Knochen an.

Drontheim (dän. Trondhjem), eines der 5 Stifter des Königreichs Norwegen, liegt an der Nordsee, zu Land vom Amt Nordland, Schweden und den Stiftern Bergen und Christiania umschlossen, und umfaßt 1036 □Meilen mit 260,158 Einwohnern. Es ist größtentheils Felsen- und Gebirgsland. Im Süden zieht sich das Dovrefjeld mit seinen Nebenketten hin, dessen höchster Gipfel, der Sneehättan, gerade auf der Grenze emporsteigt; im Osten steigt der Höhenzug des Kjölen nach Norden hinauf, im Westen setzen Berge sogar auf die Eilande über. Größere Thalebenen finden sich nur am Drontheimsfjord gegen Norden. Das Gestade ist zum größten Theil zerrissen, und die zahllosen Skären treten kahl und nackt aus den Wellen hervor. Unter den Fjorden, die tief ins Land einschneiden, sind auszuzeichnen: der Molde- oder Romsdalsfjord, der Ramsenfjord und der 16 Meilen lange Drontheimsfjord, der sich beckenartig ausbreitet, weit nach Nordosten reicht und am Nordende mit dem langen Snaasensee in Verbindung steht; aus dem Meer führt das Fro-Havet (Fromeer) im Norden der Insel Hitteroe in diesen Fjord, der hohe Fluth hat und bei Winden sehr gefährlich ist. Weiter nördlich sind noch, südlich von den Vigteninseln, der schmale, weithin eingreifende Folderfjord und südlich daneben der verzweigte Namsfjord bemerkenswerth. Das Land wird von vielen Seen und der Raumelf, der Drive-, Orka-, Gula- (das Gulendal), Trevla- und Namsenelf (das Naumsdal) bewässert. Die kurzen und engen Thäler lassen nur wenig Acker-, mehr Gemüsebau zu; daneben treibt man Viehzucht, Jagd (auf Bären), Vogelfang, Fischerei u. Bergbau (auf Kupfer und Eisen). Bedeutend ist der Handel, theils zur See, theils zu Lande mit Schweden, wo-

hin man Holzwaaren, Pferde, Fische, Thran und Viehprodukte absetzt. Unmittelbar an der Küste ist Holzmangel, tiefer landeinwärts aber sind ungeheure Fichten- und Tannenwälder. Das Stift umfaßt die 3 Aemter Romsdal, Süddrontheim und Norddrontheim. Von den beiden letztern enthält das Amt Norddrontheim (Nordre Trondhjem), welches die felsige Hügelgegend um den nördlichen Drontheimsfjord umfaßt, 414,5 □Meilen mit 73,571 Einwohnern; Süddrontheim (Söndre Trondhjem) 338 □M. mit 96,304 Einwohnern. Charakteristisch für die Bewohner dieses Amtes, die sich durch einfache Tüchtigkeit und offene Gradheit auszeichnen, ist die brennendrothe Zipfelmütze, die als wesentlicher Theil ihres Anzugs bis weit in die Gebirge hinein allgemein getragen wird.

Die gleichnamige Stadt, Hauptstadt des Stifts und des Amtes Süddrontheim, liegt am Südgestade des gleichnamigen, hier eine Meile breiten Fjord, an der Mündung der Neaelf (Nidelf), längs Hügeln malerisch hingestreckt, und besteht aus der Stadt und den Vorstädten Blaklandet und Ilen. Der Hafen, in welchem ein Theil der Marine stationirt ist, ist geräumig, tief und sicher, hat auch guten Ankergrund, aber eine beschwerliche Einfahrt. Auf einer Klippe, mitten im Hafen, steht das verfallende Fort Munkholm (ehemals Staatsgefängniß, in welchem auch 1676—96 Graf Greiffenfeld oder Peter Schuhmacher gefangen saß), und auf einer Anhöhe neben der Stadt das Kastell Christiansholm. Die Stadt, sonst mit einem Walle umgeben, hat in ihrer Mitte einen großen, viereckigen Platz und 50—60 Ellen breite Straßen, die sich meist rechtwinkelig schneiden und zwar schlecht gepflastert, aber außerordentlich reinlich sind. Königs- und Mönchsstraße durchziehen sie in ihrer ganzen Länge und Breite. Die Häuser sind zweistöckig und fast ausschließlich von Holz und mit Schindeln gedeckt. Sie ruhen auf hohen Fundamenten, so daß man zu den Thüren nur mittelst einer Treppe gelangt, und unter jedem Hause befinden sich, der häufigen Feuersbrünste wegen, tiefe gewölbte Kellerräume. Durch ein neueres Gesetz ist, wie in Christiania, die weitere Errichtung von hölzernen Häusern verboten worden. Das eigenthümlichste Gepräge hat die sogenannte Seestraße, an der Ostseite der Stadt, wo den großen und stattlichen Kaufmannshäusern eben so viele hölzerne, auf 8—10 Ellen hohen Pfählen ruhende Pack- und Waarenhäuser gegenüberstehen, die mit der Hinterseite an die unmittelbar vorbeifließende Neaelf stoßen, wodurch das Laden wie das Löschen der Schiffe mit großer Leichtigkeit geschieht. Eine Brücke über den Fluß führt in eine Vorstadt. Ehedem die Hauptstadt von Norwegen, ist D. voll Erinnerungen an dessen alte Könige, an Jarl Hakon, Herald den Guten, Olaf Trygveson, Olaf II. ꝛc.; die ehrwürdigste Ruine der Vergangenheit ist der großartige gothische Dom (St. Olafskirche) oder vielmehr der Chor des 1530 abgebrannten Doms, der schon für sich eine große Kirche mit vielen Portalen, Spitzbögen und schlanken Fenstern ist. Ehedem waren die hier in einem Silbersarge bewahrten Gebeine des heiligen Olaf Ziel zahlloser Pilgerfahrten. In der Nähe stand der sogenannte Königsstuhl, ein hoher, gemauerter Thurm mit Treppen, auf welchem die norwegischen Könige gekrönt wurden. Auch jetzt wieder (seit 1818) werden die Könige in der Chorkirche gekrönt, und man verwahrt in ihr die 1818 neu gefertigten Reichskleinodien. Der westliche Theil des im 11. Jahrhundert erbauten Doms dient als Holzmagazin. Außerdem sind noch 5 Kirchen (ehemals 10 Kirchen und 5 Klöster) vorhanden. In der Nähe des Doms steht der sogenannte Kongsgaard, in welchem früher Könige Hof gehalten, und am Markt der aus Holz gebaute, riesige Stiftshof, die Wohnung des Stiftsamtmannes. D. ist Sitz eines Bischofs und eines Bergamts, hat eine Domschule, eine nordische Gesellschaft der Wissenschaften, ein Museum, eine Bibliothek, ein Seminar für Lappen und verschiedene andere wissenschaftliche Institute, ein Theater, Zuchthaus und viele Fabriken; auch die norwegische Hauptbank hat hier ihren Sitz. Fischerei, Schifffahrt und Handel sind bedeutend. Die Ausfuhr, deren Hauptartikel Fische, Theer, Breter und Kupfer nebst Eisen (aus den benachbarten zahlreichen Kupferhütten, Walzwerken und Eisengießereien) bilden, geht nach den Ostseehäfen, Großbritannien und dem Mittelmeer. Die Zahl der Einwohner beträgt 16,012; man rühmt ihre Gastfreiheit und Geselligkeit, ihren Patriotismus. Die Umsicht in der Stadt und ihren von Landhäusern übersäeten Umgebungen ist anmuthig. Der dunkelblaue Fjord schließt die Aussicht in der Hälfte der Straßen; Berge von grauem Gestein, mit dem grünsten Rasen bedeckt, ragen nach allen Seiten darüber hinaus, und das schöne Nidthal, einer der lieblichsten Winkel Norwegens, liegt dahinter. Die benachbarten Thäler sind die Wiege der ältesten nordischen Geschichte. Mit Christiania ist D. durch Poststraße, mit Hammerfest durch Dampfschifffahrt verbunden.

D. wurde 997 von Olav Trygweson angelegt, der sich eine für jene Zeit glänzende Königsburg erbaute, der jedoch ganz aus Holz bestand. Es hieß damals Nidaros, d. h. Mündungsstadt der Nid (lat. Nidarosia). Als Sitz der Könige und eines 1152 gegründeten Erzbisthums war die Stadt groß und zählte im Mittelalter 10 Kirchen und 5 Klöster. Das Erzstift wurde in der Reformation aufgehoben, und Könige residirten schon damals seit Langem nicht mehr im alten Nidaros. Im Jahre 1658 wurde die Stadt von den Schweden, denen sie im roeskilder Frieden zugesprochen worden war, erobert, ihnen aber schon am 21. December d. J. nach 2¼monatlicher Belagerung von den Dänen abgenommen, denen sie im kopenhagener Frieden 1660 verblieb. Wiederholt litt D. durch Brände großen Schaden, überhaupt brannte sie während der letzten 500 Jahre 15mal gänzlich oder zum größten Theil ab, zuletzt 1827, 1841, 1842 und 1846.

Drosau, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pilsen, mit Leinwand- und Viehhandel, Synagoge und 1500 Einw.

Droschke (Droske, Troschke), ursprünglich russisches Fuhrwerk, meist unbedeckt mit niedrigen Rädern, über welchen Kothleder befindlich sind. Die D.en sind gewöhnlich zweisitzig, haben aber noch einen dritten, der Länge nach gehenden Sitz, auf welchem eine Person rücklings oder seitwärts sitzen kann. Doch gibt es auch viersitzige, sowie bedeckte D.n. Da die Miethwägen (Fiaker) für kurze Fahrten, welche zuerst in Petersburg und Warschau auf-

kamen, die Droschkenform annahmen, so verbreitete sich der Name, als man in andern Städten dergleichen Einrichtungen traf, auch auf diese Wägen, die aber im Uebrigen mit den russischen D.n nichts gemein haben.

Drosera *L.* (Sonnenthau), Pflanzengattung aus der Familie der Droseraceen, charakterisirt durch den tief 5spaltigen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone, 5 Staubgefäße, die 3—5 am Grunde verbundenen, 2theiligen Griffel und die einfächerige, an der Spitze 3—5klappige Kapsel, ausdauernde Kräuter mit reizbaren Blättern mit Drüsenhaaren, welche fast in allen Erdtheilen vertreten sind. Die größte deutsche Art ist D. anglica *Huds.*, mit länglich keilförmigen Blättern und aufrechten Blüthenschäften, auf Torfmooren durch ganz Europa, wo sich auch D. intermedia *Hayne*, mit verkehrteirund-keilförmigen Blättern und aus einer gebogenen oder niederliegenden Basis aufstrebenden Blättern, findet. Wichtiger aber ist D. rotundifolia *L.*, mit kreisrunden Blättern, aufrechten Blüthenschäften und keulenförmigen, ungetheilten Narben, auf Torfmooren und sumpfigen Wiesen in Nord- und Mitteleuropa, auch in Nordasien und Nordamerika. Man sammelte zu officinellem Gebrauche das ganze Pflänzchen, am besten bei beginnender Blüthe im Juni, als Sonnenkraut, Sonnen- oder Ohrlöffelkraut, Siedau, Jungfernblüthe, Herba Rorellae s. Roris solis. Die scharf säuerlichen Blätter schwitzen aus besondern Drüsen einen klebrigen Saft aus (daher der Name) u. wirken, auf die Haut gelegt, epispastisch, daher sie hier und da zum Wegbeizen der Warzen dienen. Innerlich angewendet wirken sie schweiß- und harntreibend und wurden früher hauptsächlich gegen fieberlose Lungenkrankheiten, aber auch gegen Wechselfieber, Wassersucht und Augenentzündungen gebraucht. In der Homöopathie bedient man sich ihrer noch gegenwärtig. Das Kraut soll die Milch gerinnen machen und den Schafen schädlich sein. Es war ein Bestandtheil des in früherer Zeit so berühmten Goldwassers, Aqua auri, das als Universalmittel galt u. zugleich sehr wohlschmeckend war; auch diente das Kraut in Italien als Zusatz zu Liqueuren, die unter dem Namen Rosoglio (Ros solis) bekannt und beliebt waren, einem noch jetzt für Liqueure gebräuchlichen Namen. Mehre exotische Arten geben Farbstoff, so D. gracilis *Hook.*, in Vandiemensland, D. bulbosa *Hook.* und D. erythrorhiza *Lindl.*, am Schwanenfluß, einen rothen; D. stolonifera *Endl.*, in Neuholland, und D. lunata *Buch.*, in Ostindien, einen grünen; D. gigantea *Lindl.*, am Schwanenfluß, eine prachtvolle Purpurfarbe, welche, mit Ammoniak behandelt, ebenso schön gelb wird.

Droseraceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter oft mit Drüsenhaaren besetzt, meist am Grunde der Blüthenschäfte rosettenartig gehäuft oder auch stengelständig und zerstreut mit nebenblattartigen Wimpern, in der Knospe schneckenartig eingerollt; Blüthen zwitterig, regelmäßig, einzeln endständig oder in einseitigen, vor der Blüthe spiralig eingerollten Trauben vereinigt; Kelch 5blätterig, in der Regel stehenbleibend; die Blättchen desselben am Grunde zuweilen mehr oder weniger verwachsen, vor dem Aufblühen übereinander liegend; 5 hypogynische regelmäßige Blumenblätter; 5 (selten 10 oder 20) mit den Blumenblättern abwechselnd stehende, freie Staubgefäße mit aufrechten, 2fächerigen, außerhalb der Länge nach, seltener an der Spitze mit 2 Löchern aufspringenden Antheren; 3 oder 5 gesonderte oder am Grunde verwachsene Griffel; Kapsel ein- oder 3fächerig mit zahlreichen, längs des Mittelnerven 2reihigen Samen. Die Familie enthält zierliche Kräuter u. wenige Halbsträucher in etwa 70 Arten, die über die ganze Erde verbreitet, ihren chemischen Eigenschaften nach aber noch nicht genauer untersucht sind. Einige Arten enthalten eine flüchtige Schärfe und Gerbstoff, einige auch Farbstoff.

Drosometer (Drososkop, v. Griech.), Thaumesser, s. Thau.

Drossel (Turdus *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Singvögel u. der Familie der Pfriemenschnäbler oder eigentlichen Sänger, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Lauf ist länger als die Mittelzehe und die Mundspalte höchstens so lang als der Lauf; der Schnabel ist vor den Nasenlöchern mehr hoch als breit und hat vor der Spitze einen seichten Einschnitt. Die D.n bilden eine ziemlich zahlreiche, über die ganze Erde verbreitete Gattung. Die ausländischen Arten haben oft ein metallglänzendes, aber immer ziemlich einfach gefärbtes, die deutschen ein aus Braun, Grau, Schwarz und Weiß mit Rostgelb gemischtes Gefieder. Sie gehören unter die großen Singvögel, bewohnen Wälder und Gebüsche, sind gewandt, munter, scheu und vorsichtig und theils Stand-, theils Zugvögel. Ihren angenehmen Gesang lassen sie vom frühen Morgen bis in die Nacht ertönen. Ihre Nester sind sehr künstlich, meist von Gestalt einer Halbkugel, außen von Moos und Wurzeln gebildet und inwendig mit Lehmerde ausgekleidet, ja manchmal oben mit einem Reifen von Wurzeln umgeben. Sie nisten zweimal im Jahre und legen 4—6 grünliche Eier. Im Zimmer sind die jung aufgezogenen leicht zu erhalten. Ihre Hauptnahrung sind im Frühjahr und Sommer Insekten und Würmer, wodurch sie sehr nützlich werden, im Winter Beeren. Ihres wohlschmeckenden, saftigen Fleisches wegen sind sie ein Hauptgegenstand der Jäger und Vogelsteller. Den Ziemer, Krammetsvogel u. die Ringdrossel nennt der Jäger Ganzvögel (Großvögel) und rechnet 2 davon auf eine Kluppe; die andern nennt er Halbvögel und rechnet 4 davon auf eine Kluppe. Sie werden in Menge gefangen, besonders in der Gegend von Elbing und Danzig, (jährlich etwa 60,000, meist Krammetsvögel) und in Sardinien, wohin die Krammetsvögel im Herbste in unzählbarer Masse kommen, durch den Genuß der Früchte des Mastixbaums, der Oliven, Wachholdern, Myrten, Lorbeeren 2c. sehr fett und während des Winters in Netzen gefangen werden, welche man in den Wäldern stellt. Um sie zu verschicken oder für das ganze Jahr aufzubewahren, läßt man sie ein wenig kochen, packt sie in Fässer und übergießt sie mit Schweinefett. Die alten Römer hatten auf ihren Landgütern eigene Vogelhäuser, worin sie D.n, daneben auch zuweilen Ortolane und Wachteln mästeten. Die Schwarzdrossel oder Schwarzamsel (Turdus merula *L.*, Merle) ist $9\frac{1}{2}$—10 Zoll lang bei einer Flugbreite von 16 Zoll u. hat einen 9—10 Linien langen gelben Schnabel. Das Männchen ist am ganzen Körper tief schwarz,

das Weibchen, sowie der junge Vogel schwarzbraun, mit undeutlichen dunkleren Flecken am Vorderhalse. Die Schwarzamsel bewohnt die Laub- und Nadelwälder Europa's und findet sich vom März bis Oktober häufig in Deutschland. Sie sucht besonders dichte Gebüsche an Flußufern auf, ist aber sehr scheu und vorsichtig und daher schwer zu schießen u. zu fangen. Sie nistet in dichtem Gebüsch, selten mehr als einige Ellen hoch über der Erde; das Nest ist halbkugelig, inwendig mit Erde und Schlamm ausgeschmiert. Die Amsel legt jährlich zweimal 4 bis 6 blaß blaugrünliche, hell zimmtfarbig od. matt rostfarbig gefleckte Eier. Die nach 15—16 Tagen auskriechenden Jungen werden von den Alten mit Würmern und Insekten aufgefüttert. Das Männchen gehört zu unsern vorzüglichsten Singvögeln und singt vom März bis Juli ununterbrochen, vorzüglich des Abends. In der Gefangenschaft füttert man es mit in Milch eingeweichtem Semmel od. Brod oder Gerstenschrot, kleinen Fleischstückchen, Mehlwürmern, Vogelbeeren 2c. Die Ring- od. Schildamsel (T. torquatus *L.*, Stockamsel, Meeramsel, Schneedrossel) ist größer als die gemeine Amsel, 10½ Zoll lang, schwärzlich, an den Federrändern weiß, mit einen weißen Halbmond vorn auf der Brust. Sie lebt in den hohen Gebirgen, besonders in den Alpen und im Norden, von wo sie im September in kleinen Gesellschaften zu uns kommt, von Wachholder- und Heidelbeeren sich nährt, in der Schneuß gefangen und als schmackhaftes Essen zu zwei Stück auf die Kluppe verkauft wird. Sie hat einen melodienreichen, aber etwas heiseren Gesang und läßt sich 6 Jahre u. länger im Zimmer erhalten. Ihre Heimat sind die Birkenwälder im höchsten Norden, wo sie nur niedrig fliegt u. Insekten, Regenwürmer und Beeren frißt. Das Nest steht tief in einem Busch und enthält 6 hellgrüne Eier mit rothbraunen Flecken, woraus die Jungen im Juli kommen. Die Steindrossel (T. saxatilis *L.*, Steinamsel, Steinmerle) ist 8 bis 8½ Zoll lang. Beim Männchen im Frühlingskleide sind Oberkopf, Hinterhals und Vorderhals schön graublau, Flügel und Rücken braun, Unterrücken weiß, Brust und Bauch prächtig hochrostroth; im Herbstkleide hat der Oberkörper rostgraue, der Unterkörper graue und schwärzliche Federränder. Beim Weibchen stehen auf dem mattbraunen Oberkörper weiße, braun begrenzte Flecken und auf dem blaßrostrothen Unterkörper dunkle Federkanten. Dieser schöne Vogel bewohnt die Alpen und andere südeuropäische Gebirge, auch Mittelasien und Nordafrika, lebt von Insekten und legt in Felsenritzen und hohes Gemäuer 4—5 rein blaugrüne Eier. Er hat ebenfalls einen schönen, flötenden Gesang, lernt auch leicht Lieder pfeifen, jedoch sind die jung aufgezogenen gewöhnlich Stümper u. alt gefangene sehr wild. Die Blaudrossel (T. cyanus *L.*, Blauamsel, Blaumerle) ist 8 Zoll lang, graulichblau, das Weibchen ins Bräunliche, unten mit dunklen Querlinien. Sie lebt vornehmlich auf den Inseln des mittelländischen Meeres, auf Kandia u. in Dalmatien einsam in gebirgigen Gegenden, nährt sich von Insekten und Weinbeeren, nistet in Felsen, verfallenen Gebäuden, legt 4 himmelblaue Eier und streicht des Winters umher. Sie kommt selten nach Mitteldeutschland. Jung eingefangen wird sie leicht zahm und lernt neben ihrem angenehmen Gesang, welcher dem der Amsel gleicht, Lieder pfeifen und selbst Worte sprechen. Sie brütet in Italien ziemlich häufig, zieht aber von da des Winters nach Afrika. Die Misteldrossel (T. viscivorus *L.*, Ziemer, Schnarre), die größte Art, 11 Zoll lang, ist auf dem Rücken olivenbraun, an der Unterseite weißlich, an der Brust mit dreieckigen, am Bauch mit halbmondförmig schwärzlichen Flecken gezeichnet. Die Deckfedern der Flügel haben weiße Spitzen, die Unterseite der Flügel ist ganz weiß. Sie ist in Deutschland ein gemeiner Zug- und Strichvogel, der oft im December noch anwesend ist und im Februar schon wieder kommt. Sie nährt sich von Insekten, Regenwürmern und Beeren, namentlich von denen der Mistel (Viscum album), deren noch lebensfähigen Samen sie wieder von sich gibt und mit ihrem Unrath an die Bäume klebt, wo dann bald dieses Schmarotzergewächs zu wuchern beginnt. Sie nistet auf Bäumen und legt 5 blaugrüne, braun- und schwarzgefleckte Eier und wird, namentlich jung eingefangen, leicht zahm. Man reicht ihr dasselbe Futter wie der Schwarzamsel. Die Wachholderdrossel (T. pilaris *L.*, großer Krammetsvogel, Ziemer) ist obenher aschgrau, mit braunem Oberrücken und Schulterfedern, untenher weißlich, die Brust mit verkehrt-herzförmigen, der Bauch mit dreieckigen Flecken gezeichnet. Sie ist 10 Zoll lang und einer der schmackhaftesten Vögel, dessen Fleisch zumal durch den Genuß von Wachholderbeeren eine angenehme Bittere erhält. Als Zugvogel kommt sie im Winter in großen Schaaren zu uns. Ihr Gesang ist unbedeutend. Ihr Nest kleidet sie inwendig mit feuchter Erde oder mit faulem Holze aus und legt 6 grünlich gewässerte Eier. Doch brütet sie gewöhnlich nicht bei uns, sondern im Norden. Obschon sie auf hohen Bäumen brütet, so läuft sie doch gewöhnlich auf dem Boden und geht daher leicht in Schlingen. In Ostpreußen werden in manchen Jahren gegen eine Million gefangen. Bechstein erzählt, daß die Krammetsvögel in den thüringischen Walddörfern bei ihrer Ankunft im November alle Bäume und selbst Häuser von den vielen daran befindlichen Spinnen reinigen und davon noch besonders fett und schmackhaft werden. Die Singdrossel (T. musicus *L.*, Zippe, Zippdrossel, Graudrossel) ist 8½ Zoll lang, obenher olivengrau, an den Schwingen mit rostgelben Spitzen, am Bauch mit eirunden, dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Ihr Gesang ist sehr angenehm u. ähnelt einigermaßen dem der Nachtigall. Ihre Lockstimme ist Zipp, Zipp. Sie besonders ist es, die durch ihren Unrath die Bäumchen der Ebereschen (Sorbus), Wachholdersträucher und dergl. auf Mauerzinnen verbreitet. Die Zippen sind im Herbst sehr fett und schmackhaft, besonders diejenigen, welche in den Weinbergen gefangen werden. Dem Jäger kündigen sie im Frühjahr die Ankunft der Waldschnepfen an. Die Weindrossel (T. iliacus *L.*, Rothdrossel, Heidedrossel) ist 8¼ Zoll lang, am Oberleib olivenbraun, am Unterleib weiß mit olivenbraunen Längsflecken gezeichnet. Das Weibchen ist blasser als das Männchen. Sie nistet im Norden Europa's und in Sibirien, selten in Deutschland und zieht im Herbste durch Deutschland nach Süden. In der Gefangenschaft ist sie ein fleißiger Sänger und wird wie die Amsel ge-

füttert. Die **Spottdrossel** (T. polyglottus *Cuv.*) ist von der Größe der Schwarzamsel, aber schlanker, aschgrau, unten blasser u. mit einem weißen Streifen auf den Flügeln gezeichnet. Sie lebt in ganz Nordamerika bis Jamaica, singt sehr angenehm u. ahmt auch den Gesang anderer Vögel aufs Täuschendste nach. Ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen wird ihr sehr nachgestellt. Die **Wanderdrossel** (T. migratorius *L.*, T. canadensis *Briss.*) hat die Größe der Misteldrossel, ist olivenbraun, unten gelblichroth, mit weißer Kehle u. schwarzem Schwanz, bewohnt ganz Nordamerika, nistet auf Bäumen und singt artig. Im Herbste wird ihr Fleisch durch den Genuß der Beeren fett u. schmackhaft; unter andern soll sie so viele Scharlachbeeren (Phytolacca) fressen, daß jenes davon eine purpurrothe Farbe erhält.

Drosseladern (Drosselvenen, venae jugulares), die zwei großen, an beiden Seiten des vordern Halses herablaufenden und sich innerhalb der Brust in die Hohladern einsenkenden Venenstämme, in denen bei blutarmen Personen das sogenannte Nonnengeräusch entsteht, und deren Gefülltsein, Schlottern, Pulsiren ꝛc. wichtige Anzeichen bei Herz- und Lungenkrankheiten abgeben. Ihre Verletzung ist tödtlich durch Verblutung od. Eindringen von Luft in das Herz. Jede dieser D. zerfällt in eine tieferliegende (interna) und oberflächliche (externa), von denen erstere das Blut aus dem Innern des Schädels, letztere mehr aus den äußeren Theilen herabführt. Bei Umschnürung des Halses (Drosselung) schwellen sie an, und das in ihren Zweigen zurückgehaltene Blut färbt das Gesicht blauroth und bewirkt gefährliche Blutanhäufung im Gesicht.

Drosselbeere, s. v. a. Vogelbeerbaum.

Drossen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sternberg, an der Lenze, in sumpfiger Gegend, mit 2 Kirchen, lebhaften Viehmärkten u. 5216 Einw.

Drost, im Mittelalter in Niedersachsen der adelige Verwalter (Landrath) eines Bezirks oder einer Vogtei, der den Landesherrn vertrat; jetzt Titel für Adelige in Hannover. Hier ward auch 1822 der Titel **Landdrost** für die Präsidenten der 6 Regierungen (Landdrosteien) zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich eingeführt.

Droste-Hülshoff, 1) **Klemens August Maria Antonius Aloysius Paulus von,** deutscher Rechtsgelehrter, den 2. April 1793 zu Koesfeld in Westphalen geboren, studirte zu Münster Philosophie, Mathematik, Physik, Theologie und Philologie, ward 1814 Lehrer am Gymnasium daselbst, ging 1817 zur Fortsetzung seiner philosophischen Studien nach Berlin, ward hier aber durch Savigny und Hasse für die Jurisprudenz gewonnen. Im Jahre 1822 ward er Privatdocent, 1825 ordentlicher Professor der Rechte zu Bonn u. las hier Natur-, Kirchen- und Kriminalrecht. Er † zu Wiesbaden am 13. Aug. 1832. Von seinen Werken nennen wir: „Ueber das Naturrecht als Quelle des Kirchenrechts" (Bonn 1822), „Einleitung in das gemeine deutsche Kriminalrecht" (das. 1826), „Lehrbuch des Naturrechts und der Philosophie" (das. 1825), „Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen in Deutschland" (Münster 1828—33, 2 Bde., 2. Aufl., 1. Bd. 1832, 2. Bd. von Braun, das. 1835), sein Hauptwerk, „Lehrbuch des Naturrechts" (Bonn 1823, 2. Aufl., das. 1831), und „Fragen an alle katholischen Theologen Deutschlands in Betreff des Hermesianismus" (das. 1832).

2) **Annette Elisabeth, Freiin von D.,** namhafte lyrische Dichterin, Cousine des Vorigen, am 12. Januar 1798 in Hülshoff bei Münster geboren, erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung u. lebte, einen kurzen Aufenthalt in Köln und Bonn abgerechnet, zurückgezogen auf dem Landgut Rischhaus bei Münster, ihre Zeit fast nur den Wissenschaften und der Poesie widmend, zog dann wegen zunehmender Kränklichkeit 1841 auf Schloß Eppishausen im Thurgau, 1844 auf Schloß Meersburg am Bodensee zu ihrem Schwager von Laßberg, wo sie am 24. Mai 1848 †. Es erschienen von ihr „Gedichte" (Stuttg. 1844) u. aus ihrem Nachlaß „Das geistliche Jahr nebst einem Anhange religiöser Gedichte" (das. 1852). Ihre Gedichte schildern, wenn auch nicht immer in durchsichtiger Sprache und kunstgerechtem Versbau, doch fern von weichlicher Sentimentalität, mit seltener Frische, Kraft und Originalität, meist Scenen der einsamen Natur; auch auf dem Felde der Ballade liebt sie vorzugsweise die düstern Stoffe, namentlich die Sagen ihrer westphälischen Heimat. Einen Theil ihrer Dichtungen hat Medwin ins Englische übersetzt.

Droste zu Vischering, 1) **Kaspar Maximilian, Freiherr von,** Bischof von Münster, 1770 aus einer altadeligen Familie des Münsterlandes geboren, wurde schon 1791 Dompropst zu Minden, 1794 Weihbischof und 1825 Bischof von Münster. Im Jahre 1834 trat er der Uebereinkunft der preußischen Regierung mit dem Erzbischof von Köln über das päpstliche Breve in Betreff der gemischten Ehen vom 25. März 1830 bei, erklärte jedoch dieselbe, nach der päpstlichen Allokution vom 10. Dec. 1837, für aufgehoben. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Hebung des Erziehungs- und Unterrichtswesens in seiner Diöces. Er † den 2. Aug. 1846.

2) **Franz Otto, Freiherr von D.,** Dompropst zu Hildesheim, jüngerer Bruder des Vorigen, am 13. Sept. 1771 geboren, ward 1789 Dompropst zu Münster, empfing 1797 zu Rom das Subdiakonat u. noch in demselben Jahre zu Münster das Diakonat, dann 1800 die Dompropstei zu Hildesheim; † am 26. Febr. 1826. Seine Schrift: „Staat und Kirche" (Münster 1817, 2. Aufl. 1838) ist ganz im Sinne der Schrift seines jüngeren Bruders „Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken" verfaßt.

3) **Klemens August, Freiherr von D.,** Erzbischof von Köln, jüngerer Bruder des Vorigen, am 22. Jan. 1773 auf seinem Familiengute Vorhelm unweit Münster geboren, erhielt durch seinen Hauslehrer Katerkamp und auf der Lehranstalt zu Münster, hauptsächlich aber im Umgange mit der Fürstin Amalie von Galyczin eine ascetische Richtung. Schon 1798 ward er zum Domkapitular zu Münster geweiht, doch begann er seine amtliche Wirksamkeit erst 1806. Im Jahre 1805 zum Generalvikar an des emeritirten von Fürstenberg Stelle gewählt, gab er seine Einwilligung, als das Kapitel

1813 gegen den Willen Pius' VII. dem von Napoleon designirten Bischof von Spiegel das Generalvikariat übertrug; in Folge einer Reise nach Rom jedoch erklärte er 1815 jene Substitution für ungültig und übernahm wieder selbst die Verwaltung. Bald darauf begannen auch seine Differenzen mit der preußischen Regierung, theils weil er den protestantischen Oberpräsidenten als Kurator der katholischen Akademie zu Münster nicht anerkennen wollte, theils weil er die Ausführung der königlich preußischen Deklaration hinsichtlich der gemischten Ehen im Münsterschen, seinen Pfarrern die Trauung, ja selbst das Aufgebot gemischter Ehen untersagte, wenn nicht dabei die Erziehung der Kinder in der katholischen Religion versprochen würde, wobei er zugleich erklärte, daß er in Religionsangelegenheiten nur der höhern Kirchenobrigkeit Verantwortung schuldig sei, theils endlich, weil er nach Errichtung der Universität Bonn und nach Anstellung des Professors Hermes daselbst verfügte, daß die Theologen seines Bezirks nur in Münster studiren dürften. Als die preußische Regierung letztere Verfügung für nichtig erklärte und die Thätigkeit der theologischen Fakultät zu Münster suspendirte, legte D. 1820 sein Generalvikariat nieder und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Als aber sein älterer Bruder 1825 das Bisthum Münster erhielt, ließ er sich zu dessen Weihbischof ernennen u. vertrat von Neuem aufs Eifrigste die katholische Kirche. Dennoch wurde er 1835 zum Erzbischof von Köln ernannt, nachdem er zuvor dem preußischen Ministerium das Versprechen gegeben hatte, das päpstliche Breve vom 25. März 1830, rücksichtlich der gemischten Ehen, nicht in Ausführung bringen, vielmehr die Uebereinkunft von 1834 aufrecht halten zu wollen. Kaum aber hatte er den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, als er nicht nur der hermesschen „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“ das Imprimatur verweigerte, den Alumnen und Repetenten am Konviktorium zu Bonn den Gebrauch der hermesschen Schriften und ersteren durch die Beichtväter zugleich den Besuch hermesscher Vorlesungen verbieten ließ und überhaupt auf zelotische Weise gegen alle des Hermesianismus verdächtige Männer verfuhr, sondern auch im Sept. 1837 erklärte, er werde auf Grund des Breve's von 1830 ohne das Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder nie eine katholische Trauung gestatten, denn die Uebereinkunft von 1834 könne nur in soweit für ihn maßgebend sein, als sie mit dem päpstlichen Breve übereinstimme. Da alle Vermittelungsversuche erfolglos geblieben, sah sich die preußische Regierung endlich genöthigt, ihn von seinem Amte zu suspendiren; D. ward nach der Festung Minden abgeführt und begab sich von da auf sein Stammgut Darfeld. Friedrich Wilhelm IV. legte endlich unter Mitwirkung des Papstes die kölner Angelegenheiten dahin bei, daß der Bischof Geissel von Speyer als D.'s Koadjutor die Verwaltung des Erzbisthums überkam. D. lebte fortan zu Münster, wo er am 19. Okt. 1845 †. Seine Schriften sind: „Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken bei der von den Protestanten zu begehenden Jubelfeier“ (Münster 1817), „Ueber förmliche Wahrheit und kirchliche Freiheit“ (Frankfurt a. M. 1818), „Versuch zur Erleichterung des inneren Gebetes“ (Münster 1833), „Ueber den Frieden unter der Kirche u. dem Staate“ (das. 1843), „Predigten, in frühern Jahren gehalten“ (das. 1843). Vergl. K. Hase, Die beiden Erzbischöfe, Leipzig 1839.

Drottmaelt (Drottquaedt, Drottquaeda), Königsweise, Königsgesang, eine der vier Hauptgattungen der nordischen Versarten, in welcher die meisten Ehrengedichte auf die Thaten der Könige und Helden verfaßt sind. Die Strophen der D. sind meist achtzeilig, doch bilden gewöhnlich vier Zeilen einen Satz. Bei der vollkommensten Art der D. hat jede Zeile zwei vollkommene Anreime (Alhendt). Streng zu unterscheiden von der D. ist die Runhenda, welche den Ausreim, d. i. unsern gewöhnlichen Reim, hat; doch findet sich dieser manchmal wie zufällig. Vgl. Isländische Literatur.

Drottningholm (d. i. Königininsel), das größte königliche Lustschloß in Schweden, auf der Insel Lofö im Mälarsee. In der Heldenzeit befand sich hier ein Königshof, Torfvesund genannt. Die Königin Katharina Jagiellonica, Gemahlin Johanns III., ließ hier ein steinernes Schloß aufführen, daher der Name Königininsel. Nach dem Brande 1661 erbaute Graf N. Tessin der Aeltere auf Kosten der Königin Hedwig Eleonore, Gemahlin Karl Gustavs, das gegenwärtige prachtvolle Gebäude, welches ein nach französischem Geschmack angelegter Garten u. ein weitläufiger englischer Park umgibt. Hier befinden sich eine Gemäldegallerie (mit den Arbeiten älterer schwedischer Künstler, z. B. Ehrenstrahl Klöckers 2c.), Bibliothek, ein Münz- und Naturalienkabinet, Opernhaus, der Lustort China, eine Stahlwaaren- und Spitzenfabrik, viele Häuser und Sommerwohnungen der Stockholmer, so daß D. einer kleinen Stadt gleicht. D. hat 500 Einwohner.

Drouais, Jean Germain, berühmter Historienmaler, geboren den 25. Nov. 1763 in Paris, war ein Schüler Davids, den er auch 1784 nach Rom begleitete. Hier malte er, nachdem er schon 1784 mit seiner Kananäerin zu Christi Füßen einen Preis erworben, einen sterbenden Gladiator (1785), im folgenden Jahre Marius zu Minturnä, wie er mit Blick u. Rede den Cimbrer zurückschreckt, gestochen von Darcis, im Umrisse von Landon, entwarf sein Strafgericht Gottes über die ersten Menschen u. vollendete seinen Philoktet. Er † den 13. Februar 1788. Seine den C. Gracchus darstellende Skizze findet sich gestochen in den „Memorie par le belle arti“ (IV, 225), ein Umriß in Landons Annalen (I, 107).

Drouet, 1) Jean Baptiste, französischer Revolutionär, am 3. Januar 1763 zu Ste.-Menehould geboren, diente seit seinem 18. Jahre in einem Dragonerregiment, wurde dann Postmeister in seinem Geburtsort, wo er 1791 Ludwig XVI. auf seiner Flucht erkannte und ihn, nach Varennes vorauseilend, hier festhalten ließ. Die Nationalversammlung verwilligte ihm dafür eine Gratifikation von 30,000 Francs. Bald darauf zum Deputirten des Marnedepartements bei der gesetzgebenden Versammlung und zum Kommandanten der Nationalgarde von Ste.-Menehould erwählt, stimmte er für den Tod des Königs und nahm an der Revolution vom 31. Mai thätigen Antheil. Als Kommissär des Konvents 1793 zur Nordarmee gesandt, fiel er bei Maubeuge in die Hände der Oesterreicher und saß zwei Jahre auf dem Spielberg gefangen. Gegen die Herzogin von Angoulême ausgewechselt, kehrte

er nach Paris zurück und ward Mitglied des Raths der Fünfhundert. Als Theilnehmer von Babeufs Verschwörung gegen das Direktorium ward er 1796 verhaftet, entfloh jedoch nach der Schweiz, kehrte, freigesprochen, zurück u. ward Kommissär des neuen Direktoriums beim Departement Obermarne, dann Unterpräfekt von Ste.-Menehould und Mitglied der Deputirtenkammer. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen als Königsmörder aus Frankreich verwiesen, lebte er eine Zeitlang in Deutschland, sodann unter dem Namen Merger in tiefer Verborgenheit zu Macon, wo er am 11. April 1824 †.

2) Jean Baptiste, Graf D. d'Erlon, französischer General, den 29. Juli 1765 zu Rheims geboren, nahm 1792 Kriegsdienste, wurde Adjutant des Generals Lefèvre und machte die Feldzüge von 1793—96 mit. Seit 1799 Brigadegeneral und seit 1803 Divisionsgeneral, befehligte er 1805 die Truppen, welche durch Franken nach Bayern vordrangen, focht 1806 bei Jena, 1807 bei Friedland, half 1809 zur Unterwerfung Tyrols und befehligte 1812 das fünfte französische Armeecorps in Spanien und Portugal. Nach der ersten Restauration ward er Befehlshaber der 16. Militärdivision, übergab dem von Elba wiederkehrenden Napoleon Lille und kommandirte dann das erste Armeecorps, mit dem er sich nach der Einnahme von Paris an die Loire zurückzog. Nach dem Befehl vom 24. Juli verließ er sein Armeecorps, und begab sich nach Baireuth. Im Jahre 1834 ward er kommandirender General von Algier, sodann Kommandant der 12. Militärdivision in der Vendée, 1843 Pair von Frankreich und † den 25. Januar 1844.

3) Louis François Philippe, ausgezeichneter Flötenvirtuos, geboren 1793 zu Amsterdam, ließ sich schon in seinem 7. Jahre im Konservatorium zu Paris hören, machte mit seinem Vater mehre Kunstreisen und wurde 1808 als erster Soloflötist am Hofe des Königs Ludwig XVIII., 1811 an dem Napoleons angestellt. Später machte er Kunstreisen durch ganz Europa und ward sodann nach einander Generaldirektor am St. Carlo- und allen übrigen Theatern in Neapel, erster Flötist bei der Kammermusik des Königs der Niederlande u. Kapellmeister beim Theater im Haag u. herzoglicher Kapellmeister zu Koburg. D.s Spiel zeichnete sich besonders durch glänzende Fertigkeit aus, u. namentlich besaß er eine enorme Stärke in der sogenannten Doppelzunge; dabei war aber sein Ton etwas dünn. Seine Kompositionen (etwa 150 Werke, als: Koncerte, Etuden, Duetten, Terzetten, Phantasien, Rondo's, Variationen 2c. für die Flöte) sind brillant u. dankbar, jedoch ohne künstlerische Bedeutsamkeit.

Drouin de l'Huys, französischer Staatsmann, geboren den 19. Nov. 1805 zu Paris, widmete sich dem Studium der Rechte, später dem der Politik und ward französischer Gesandtschaftssekretär im Haag, dann am Hofe zu Madrid, 1840 Handelsdirektor im Ministerium des Auswärtigen u. kam 1842 in die Kammer. Da er in Folge seiner Opposition gegen das Ministerium in der pritchard'schen Frage seine Staatsanstellung verlor, war er in den Februartagen von 1848 unter den eifrigsten Gegnern Guizots. Vom Departement Marne in die Constituante, dann auch in die Legislative gewählt, stimmte er stets mit der Majorität und ward im Mai 1848 Mitglied des diplomatischen Ausschusses. Unter Ludwig Bonaparte's Präsidentschaft übernahm er im Ministerium vom 20. December 1848 das Portefeuille des Auswärtigen, ging im Juli 1849 als außerordentlicher Botschafter nach London und kehrte dahin zurück, nachdem er vom 2. bis 10. Januar 1850 abermals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestanden. Dasselbe Portefeuille führte er in dem Uebergangsministerium vom 10. — 24. Januar 1851. Nach dem Staatsstreiche übernahm er wieder das Ministerium des Auswärtigen, nahm aber, als sich die Friedenskonferenzen mit Rußland zerschlugen, im Mai 1855 seine Entlassung. Später ward er Vicepräsident des Senats; er genießt immer noch in hohem Grade das Vertrauen des Kaisers.

Droysen, Johann Gustav, deutscher Geschichtschreiber, am 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern geboren, studirte zu Berlin, ward dann (1829) Lehrer am Gymnasium des grauen Klosters daselbst, 1833 Privatdocent und 1835 außerordentlicher Professor daselbst. Während er sich hier außer einigen kleinern Abhandlungen namentlich als geschmackvoller Uebersetzer des Aeschylus (Berl. 1832, 2 Bde., 2. Aufl. 1841) und des Aristophanes (das. 1835—38, 3 Bde.), sowie durch die größeren Werke „Geschichte Alexanders des Großen" (das. 1833), „Phrynichos, Aeschylos und die Trilogie" (Kiel 1841) u. „Geschichte des Hellenismus" (Hamburg 1836—43, 2 Bde.) vortheilhaft bekannt machte, galt seine spätere Thätigkeit mehr der neuern Geschichte. Früchte dieser Studien sind seine „Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege" (Kiel 1846, 2 Thle.) und das „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (Berl. 1851, Bd. 1), womit auch die Schriften „Ueber das Patent vom 3. Februar 1847" und „Ueber Preußen und das System der Großmächte" zusammenhängen; „Eberhard Windeck" (Leipz. 1853), „Zwei Verzeichnisse, Kaiser Karls V. Lande betreffend" (das. 1854), „Geschichte der preußischen Politik" (Jena 1857), „Karl August u. die deutsche Politik" (das. 1857), sämmtlich auf tiefer Forschung beruhend und durch geistvolle Auffassung u. lebendige Darstellung ausgezeichnet. Im Jahre 1840 als Professor der Geschichte nach Kiel berufen, nahm D. eifrig Antheil an den Bewegungen für die deutsche Sache in den Herzogthümern. Die sogenannte kieler Adresse (1844) war von ihm verfaßt; ebenso nahm er Theil an der Abfassung der Schrift der neuen kieler Professoren über das „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig" (Kiel 1846) und schrieb mit Professor Sammer die „Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik" (1. u. 2. Aufl., Hamburg 1850). Von der am 24. März 1848 in Kiel eingesetzten provisorischen Regierung der Herzogthümer als Vertrauensmann an den Bundestag nach Frankfurt gesandt und später von einem schleswig-holsteinischen Bezirk zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, nahm er, ein eifriges Glied der gagernschen Partei und Schriftführer des Verfassungsausschusses, dessen Verhandlungen er (Leipz. 1849) veröffentlichte, bis Mai 1849 an den Berathungen der Nationalversammlung Theil. Im Jahre 1851 folgte D. einem Rufe als Professor der Geschichte nach Jena. Hier suchte er durch Stiftung eines historischen Seminars zu ernstern historischen Studien hinzuleiten, gründete auch aus eigenen

Mitteln einen jährlich zur Vertheilung kommenden Preis für die beste Bearbeitung eines von ihm gestellten geschichtlichen Thema's. Seit 1854 hat D. ein sehr voluminös angelegtes Werk begonnen: „Geschichte der preußischen Politik" (Berl. 1855—59, 2 Bde.), worin er nachzuweisen sucht, wie die Hohenzollern, bald bewußt, bald unbewußt, schon früh Anstalten machten, die Erbschaft des deutschen Kaiserthums anzutreten. Im Herbst 1859 ward er als Professor der Geschichte nach Berlin berufen.

Droz, 1) Pierre Jacquet, berühmter Mechaniker, am 28. Juli 1721 zu La Chaux-de-Fonds in Neuenburg geboren, studirte zu Basel Theologie, widmete sich aber dann der Uhrmacherei u. erfand außer dem Glocken- und Flötenspiel in Uhren eine Pendeluhr, die mittelst der Vereinigung zweier Metalle von ungleicher Dehnbarkeit im Gange blieb, ohne aufgezogen zu werden, sowie einen schreibenden Automaten. Er † zu Biel am 28. Nov. 1790. Sein Sohn, Henri Louis Jacquet, verfertigte einen Automaten in der Gestalt eines klavierspielenden Mädchens, das nach geendigtem Spiel aufstand und die Gesellschaft grüßte, und † am 18. Nov. 1791 in Neapel. Seine und seines Vaters Automaten sind jetzt in Amerika.

2) Jean Pierre, 1746 zu La Chaux-de-Fonds geboren, geschickter Medailleur, prägte 1786 in Paris Gold- und Silberstücke nach einem selbsterfundenen Verfahren, besorgte hierauf in England die Ausprägung der Kupfermünzen u. wurde nach seiner Rückkehr vom Direktorium zum Aufseher der Medaillenmünze ernannt. Als solcher fertigte er 1801 die treffliche Medaille mit der Büste des ersten Konsuls, ferner die auf Pius VII. als Gast Napoleons und eine dergleichen auf den Frieden von Tilsit. Bei der Restauration 1814 verlor er seine Stelle und † 1823 zu Paris.

3) François Xaver Joseph, französischer Moralphilosoph, am 31. Okt. 1773 zu Besançon geboren, diente von 1796—99 in der französischen Armee, war sodann einige Jahre Lehrer in seiner Vaterstadt, widmete sich seit seit 1803 in Paris geschichtlichen Studien und der Schriftstellerei, ward 1824 Mitglied der französischen Akademie u. 1838 Präsident der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und † am 5. Nov. 1850. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind: „Essai sur l'art d'être heureux" (Paris 1806, 6. Aufl. 1829, deutsch von Blumröder, Ilmenau 1826), „Eloge de Montaigne" (Par. 1812, 3. Aufl. 1815), „Application de la morale à la politique" (das. 1825, deutsch von Blumröder, Ilmen. 1827), „Oeuvres morales" (das. 1826, 2 Bde.), „Economie politique ou principes de la science des richesses" (Par. 1829, neue Aufl. von Comte, Brüssel 1840), „Histoire du règne de Louis XVI pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution franç." (Par. 1839, deutsch mit Vorrede von Luden, Jena 1842), „Pensées sur le Christianisme" (Paris 1842, 6. Aufl. 1844, deutsch von Reithmaier, Straub. 1844), zu dem die „Aveux d'un philosophe chrétien", worin er seine Jugendsünden berichtet, einen Anhang bilden. Früher Sensualist und Epikuräer, wurde er zuletzt guter katholischer Christ.

Druck, das Bestreben eines Körpers, einen andern aus seiner Lage zu bewegen, oder sein Volumen zu verändern, ohne Rücksicht darauf, ob dieses Bestreben Erfolg hat oder nicht. Die Kraft, womit ein Körper auf den andern drückt, kann eine eigene sein (Eigenschwere und Elasticität), oder eine mitgetheilte; Letzteres tritt ein, wenn der drückende Körper selbst von einem andern gedrängt oder gedrückt wird. Der D. ist ein beständiger oder stetiger, wenn die drückende Kraft anhaltend und dauernd auf den Körper wirkt, ein intermittirender, wenn sie in einzelnen Stößen wirkt und nach jedem Stoße nachläßt. Er ist ein gleichmäßiger, ein zu- oder ein abnehmender, je nachdem er im Verlauf der Zeit sich gleichbleibt, vermehrt oder vermindert. In Hinsicht der drückenden Gegenstände unterscheidet man: den D. fester Körper, der höchst mannichfaltig ist und in den verschiedensten Theilen der Mechanik eine Anwendung findet, den D. flüssiger Körper (s. Hydrostatik), den D. expansibler Körper (s. Atmosphäre und Dampf). D. nennt man auch das Verfahren, gesetzte Typen, gestochene Platten ꝛc. auf einen aufnehmenden Stoff (Papier, Pergament, gewebtes Zeuch ꝛc.) mittelst der Presse auszuprägen (Buchdruck, Kupferdruck, Stahldruck, Steindruck ꝛc.). Daher heißt Drucken das technische Verfahren, D.e aller Art herzustellen, Druckerei, die Werkstätte, worin dies geschieht.

Druckfestigkeit, der Widerstand, den ein fester Körper dem Drucke entgegensetzt, der, von zwei entgegengesetzten Seiten her wirkend, die Theilchen des Körpers auseinander zu treiben strebt.

Druckfreiheit, s. v. a. Preßfreiheit.

Druckmaschinen, s. v. a. Schnellpressen.

Druckwerk, s. Pumpe.

Druden, in der germanischen Mythologie weibliche Wesen, welche zwischen Göttern und Menschen stehen, den letzteren Heil oder Unheil verkünden, in Wäldern, auf Bergen und an Flüssen wohnen und sich unsichtbar machen können.

Drudenfuß (pythagoräisches Zeichen, Pentangulum, Pentalpha, Pintakel), mystisches Zeichen, in Form eines dreifachen, aus fünf Linien bestehenden Dreiecks, also ein Fünfeck, auf dessen Seiten gleichschenkelige Dreiecke konstruirt sind: ⛤. Es kommt schon bei den Pythagoräern, bei den Gnostikern und Neuplatonikern, auf Abraxasgemmen ꝛc. vor; im Mittelalter wurde es als Zauber gegen die Elementargeister angewendet, und noch jetzt zeichnet es der Aberglaube an die Thüren der Viehställe, um die Hexen von den Thieren abzuhalten. Bisweilen unterscheidet man davon den Alfenfuß, der durch zwei ineinandergeschobene Dreiecke (✡) bezeichnet wird.

Drudenmehl, s. Lycopodium.

Drüsen (glandulae). Unter den mannichfaltigen Vorgängen innerhalb des thierischen und menschlichen Körpers gehören die Absonderungen (s. d.) zu denjenigen, welche eine der wichtigsten Rollen in dem Haushalt der lebenden Geschöpfe spielen. Alle freien Oberflächen des Körpers sondern fortwährend ab. Außer den Absonderungen jedoch, welche auf den die Innenfläche der Körperhöhlen u. die Außenfläche der Organe überkleidenden serösen Häuten geschehen, gibt es noch solche, welche von einer überaus zahlreichen Reihe von eigenen, zum Zweck der Absonderung eingerichteten Werkzeugen besorgt werden, die theils in die Körpergewebe selbst eingelagert sind, theils als isolirte Apparate

frei in die Körperhöhlen hineinragen und häufig einen sehr komplicirten Bau darbieten. Diese Apparate belegt man mit dem Namen D. Sie sind von mannichfaltiger äußerer Gestalt u. innerer Anordnung und müssen ihrer wesentlichen Verschiedenheit halber in zwei große Abtheilungen unterschieden werden. Die einen ergießen die innerhalb derselben gebildeten Absonderungsprodukte durch eigene Kanäle nach außen, oder wenigstens in bestimmte Körperhöhlen (Sekrete und Exkrete), die andern haben keine Ausführungsgänge, sondern setzen ihre Absonderung in ihrem Innern ab. Letztere sind die sogenannten Blutdrüsen: die Milz, die Schilddrüse, die Nebennieren u. die Brustdrüse; zu ersteren gehören die eigentlichen D., welche vorzugsweise absondernde genannt werden, deren Absonderungen auch genauer bekannt und nachweisbar sind. Hierher rechnet man die drüsigen Organe der Hautschleimhäute; auch die Lungen müssen hierher gezählt werden, sowie die Leber, die Nieren, die Brustdrüsen, die Speicheldrüsen, die Hoden ꝛc. Die absondernden D. sind alle nach einem gemeinschaftlichen Princip gebaut. Dieses beruht auf dem Grundsatze, in möglichst kleinem Raume eine möglichst große Absonderungsfläche darzubieten, was dadurch geschieht, daß sich zuerst einfache Einstülpungen in der Haut oder Schleimhaut bilden, welche theils einfach bleiben, theils sich mannichfach verästeln und vertheilen und dann ganz passend mit einem Baume verglichen werden können, dessen Stamm den gemeinschaftlichen Ausführungsgang, dessen Aeste und Zweige die zu den äußersten blinden Endigungen der Drüsengebilde gehenden kleinen u. kleinsten Gänge darstellen würden. Die einfachen D. (glandulae simplices) bieten jedoch noch mannichfache Verschiedenheiten dar. Sie sind nämlich entweder einfache Vertiefungen (cryptae) von halbkugeliger Gestalt (Schleimdrüschen), oder cylinderförmige (tubuli, Schweißdrüsen), oder flaschenförmig gestaltet (folliculi, Hauttalgdrüsen) indem eine engere Oeffnung zu einer weiteren Höhle führt. Zuweilen ist der Tubulus an seinem Ende schon zwei- oder mehrfach getheilt u. bildet dann schon den Uebergang zu den traubenförmigen D.; eine andere Anordnung der Tubuli ist die, daß das Ende knauelförmig aufgewunden ist (Schweißdrüse). Die zusammengesetzten D. (glandulae compositae), sind entweder Haufendrüsen (glandulae aggregatae), indem eine kleinere oder größere Zahl von Tubuli oder Folliculi dicht neben einander stehen und einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang haben, oder der Ausführungsgang sich in mehre oder viele Abtheilungen u. Gänge theilt, deren Enden entweder von Tubuli oder von Folliculi gebildet werden, so daß diese wie die Beeren einer Traube am Stiele aufsitzen, daher sie Traubendrüsen (glandulae racemosae), und zwar je nach der Form der Endigungen tubulosae (Hoden) oder folliculares (Speicheldrüsen, Milchdrüsen) genannt werden. Eine besonders konstruirte Haut bildet die Ausführungsgänge und die eigentlichen Drüsengebilde. In derselben verlaufen die Haargefäße als ein feinmaschiges Netz. Die Höhlungen der Endigungen u. die Ausführungsgänge sind zum größten Theil mit einem aus Epithelialzellen bestehenden zarten Ueberzug ausgekleidet. Die Zellen sind bald mehr rundlich, straßenpflasterartig, bald mehr cylindrisch neben einander stehend angeordnet. Von welcher Wichtigkeit aber diese inneren zelligen Auskleidungen für den Hergang der Absonderung u. deren Produkte sind, wird unten näher beleuchtet werden.

Die frei liegenden D., wie die Leber, die Nieren, die Lungen, die Hoden, von den Blutdrüsen die Milz, haben einen derben Ueberzug, während die übrigen in das Gewebe eingebetteten D. ohne eine besondere Hülle, zum Theil nur von derben Fasern umzogen sind. Noch ist zu bemerken, daß die größeren Ausführungsgänge außer ihrer faserigen Haut u. ihrer zelligen Auskleidung noch mit einer starken Muskellage versehen sind, und daß in deren letzten Abschnitten sehr häufig eine Faserhaut, eine Muskelhaut und eine Schleimhaut als besondere Gebilde auftreten. Die Größe der Absonderungsflächen, welche durch den oben beschriebenen Bau der D., namentlich der zusammengesetzten, erreicht wird, ist staunenswerth. Eine genaue Berechnung derselben hat natürlich ihre große Schwierigkeit, u. man muß sich mit einer ungefähren Schätzung begnügen. So hat man die Absonderungsfläche einer Niere eines erwachsenen Menschen auf 6,595 Quadratmeter, die der Thränendrüse auf 0,860 Quadratmeter, die sämmtlicher Mundspeicheldrüsen auf 3,016 Quadratmeter annähernd berechnet, und es erklärt sich daraus die außerordentlich reichliche Absonderung der genannten Organe im Vergleich zu dem Raume, den sie einnehmen. Ueber die Menge des Sekrets, die oft sehr beträchtlich ist, läßt sich jedoch nichts Bestimmtes angeben. Die Beschaffenheit der Absonderungsprodukte der verschiedenen D. ist eine außerordentlich mannichfaltige. Sie stammen jedoch alle aus der allgemeinen Mutterflüssigkeit, dem Blute, ab. Dieses wird durch Arterienzweige hinzugeführt, umspült mittelst des bereits schon oben beschriebenen äußerst zarten, feinmaschigen Haargefäßnetzes die eigentlichen secernirenden Theile der D., die letzten Endigungen derselben, die Bläschen oder Schläuche ꝛc., und kehrt in Blutadern sich sammelnd wieder zurück. Es drängt sich, wenn man diese allen D. in gleicher Weise zukommende Anordnung betrachtet, schon von selbst der Gedanke auf, daß in der Struktur u. chemischen Beschaffenheit des Drüsengewebes der Grund der Verschiedenheit der Absonderungsflüssigkeiten zu suchen sein müsse. Eine einfache Durchschwitzung der Blutbestandtheile ist wohl nicht annehmbar, wenngleich manche Bestandtheile des Sekrets ähnlich wie durch ein Filter durch die Wandungen der Blutgefäße und der Drüsengebilde hindurch zu gehen scheinen, wie dies namentlich von den vollkommen gelösten Stoffen u. dem Wasser selbst angenommen werden kann, während selbst die feinsten Körnchen und Zellen, für die wir kein künstliches Filtrum besitzen, das fein genug wäre, um sie auf denselben zurückzuhalten, ebenso wie die zäheren Blutbestandtheile zurückgehalten werden. Es muß vielmehr eine besondere Beziehung zwischen der Drüsenmasse und den in dem Blute kreisenden Substanzen, eine gewisse Anziehungskraft vorhanden sein. So ist z. B. festgestellt, daß der Harnstoff überall im Körper bei dem Stoffwechsel gebildet, aber unter normalen Verhältnissen nur durch die Nieren aus dem Blute ausgeschieden wird. Bestände nun zwischen den

secernirenden Theilen der Nieren und dem Blute nicht eine specifische Anziehungskraft, so müßte der Harnstoff in allen Absonderungsflüssigkeiten gefunden werden, was nicht der Fall ist. Die Eigenthümlichkeit mancher Absonderungsflüssigkeiten rührt außerdem von der Betheiligung des schon oben angegebenen Zellenüberzuges der Innenfläche der Drüsenbläschen 2c. her. Diese Zellen nämlich betheiligen sich bei der Bildung des Drüsensaftes, indem sie in sich eigenthümliche Stoffe bilden, welche dann entweder aus ihnen heraussickern, wie dies bei der Leber, den Magensaftdrüsen, der Bauchdrüse 2c. angenommen wird, oder indem sie sich selbst ganz auflösen, wodurch dann der gebildete Inhalt frei wird und so das Sekret bildet, wie bei der Milchdrüse, den großen Schweißdrüsen 2c. In letzterem Falle wachsen immer neue Zellen nach, welche allmählig an die Stelle der sich auflösenden zu treten bestimmt sind. Die Fortbewegung der in den D. gebildeten Absonderungsprodukte geschicht nun mit einer mehr oder weniger großen Kraft und Geschwindigkeit. Es genügt jedoch nicht, diese Fortschaffung durch die wurmförmige Bewegung der Ausführungsgänge allein zu erklären, da die Sekrete fortwährend von Neuem gebildet werden. Es muß dazu die besondere Anziehungskraft der eigentlichen secernirenden Gebilde, der Bläschen 2c. wesentlich beitragen, indem durch sie fortwährend neue Stoffe aus dem Blute angezogen werden, wodurch die bereits vorhandenen Flüssigkeiten verdrängt und nach den offenen Ausführungsgängen zu bewegt werden. Auch die sogenannte Kapillaranziehung mag wohl mitwirken, indem die feinen Röhrchen der Anfänge der Ausführungsgänge die Flüssigkeit anziehen und fortschieben. Wesentlich wirkt aber nach neueren Untersuchungen die Nerventhätigkeit wie bei der Absonderung, so auch bei der Aussonderung mit. Aus dem gewöhnlichen Leben ist hinreichend bekannt, wie Gemüthsaffekte einen reichlichen Erguß von Thränen, wie Sinneseindrücke vermehrte Absonderung von Speichel 2c. hervorzurufen im Stande sind, und Versuche haben dargethan, daß durch Reizung der zu gewissen D. tretenden Nervenzweige die Absonderung vermehrt zu werden vermag.

Eine besondere Art von D. bilden die Lymphdrüsen oder Lymphgefäßdrüsen, welche in zahlreicher Menge in dem ganzen Körper vertheilt vorkommen, theils oberflächlich gelagert sind, theils tiefer in die Gewebe eingebettet liegen u. räumliche Körper von verschiedener Größe darstellen. Diese D. sind in den Verlauf der Lymphgefäße derart eingeschaltet, daß auf der einen Seite mehre Lymphgefäße in dieselben eintreten (vasa efferentia), auf der anderen Seite wieder mehre ihren Anfang nehmen (vasa efferentia). Außer den Lymphgefäßen treten jedoch auch Blutgefäße ein u. aus, welche zur Ernährung der D. dienen, ob. auch, was wahrscheinlicher ist, zur specifischen Absonderung der Lymphe das Material liefern. Im Inneren besitzen die Lymphdrüsen kleine Hohlräume und Bläschen, welche die eigentlich fungirenden Gebilde derselben darstellen. Weiteres s. unter Lymphgefäße und Lymphdrüsen. Ueber den Bau der Leber u. der Blutdrüsen s. Leber, Milz, Thymus, Schilddrüse, Niere.

Drüsenblume, Pflanzengattung, s. Adenanthera.

Drüsenfrucht, Pflanzengattung, s. Adenocarpus.

Drüsenstrauch (Adenoropium), Pflanzengattung, s. Jatropha.

Drüsenträger, Pflanzengattung, s. Adenophora.

Druey, Charles, schweizerischer Staatsmann, 1799 zu Ferough im Kanton Waadt geboren, widmete sich dem Studium der Rechte, auch auf deutschen Hochschulen, ließ sich sodann als Anwalt in seinem Heimatskanton nieder und galt bald als eines der Häupter der liberalen Partei. In den kirchlich-politischen Kämpfen des Waadtlandes verfaßte D. eine Petition für Abschaffung des helvetischen Glaubensbekenntnisses als bindender Lehrnorm u. eine demokratische Organisation der Kirche. Im Jahre 1834 ward er Mitglied des Staatsraths und 1841 erster Gesandter seines Kantons an der Tagsatzung, legte aber in Folge der aargauischen Klosterfrage diese Stelle nieder und stellte sich nun an die Spitze der Opposition, indem er durch die weitverzweigte Association patriotique einen großen Einfluß gewann. Er leitete die Bewegung von 1845, trat als Präsident an die Spitze der provisorischen Regierung und später des erneuerten Staatsraths und war besonders thätig für Gründung der neuen demokratischen Verfassung des Kantons Waadt, sowie in der Eigenschaft als erster Gesandter an der Tagsatzung für die Ausweisung der Jesuiten, die Auflösung des Sonderbundes und die Durchsetzung der lange angestrebten Bundesreform. Unter der neuen Bundesverfassung ward D. zum Mitglied des Bundesraths und 1850 zum Bundespräsidenten berufen. Er † den 29. März 1855.

Druiden (Dryiden oder auch Drysiden), die celtischen Priester, Lehrer, Weissager, Aerzte u. Richter im alten Gallien und Britannien, zwar keine erbliche Kaste, doch ein festgeschlossener Orden, der den ersten, vom Kriegsdienste und allen öffentlichen Lasten freien Stand bildete und als Träger der Religion und gesammten geistigen Bildung des höchsten Ansehens genoß und den größten Einfluß übte. Den Namen leitet schon Plinius von δρῦς, Eiche, ab, welche den D. besonders heilig war. Voß u. A. gingen auf das celtische Dru, d. i. Glaube, zurück; Barth hält das angeblich altbritische und noch jetzt in Wales übliche Wort Derwydd oder Dryod, weiser Mann, für das Ursprüngliche. Die D. lebten nicht abgesondert vom Volke, aber zurückgezogen und mit dem Heiligenschein umgeben. Ohne Zweifel zerfielen sie in Klassen und Grade; dergleichen waren ursprünglich die Barden und die Vaten (Oberpriester, Wahrsager und Naturkundige). An der Spitze des Ganzen stand ein gewählter Hoherpriester; gab das Ansehen Mehrer gleiche Ansprüche auf diese Würde, so entschied die Abstimmung der Ordensglieder, oft auch Waffengewalt. Die gewöhnliche Ordenskleidung bestand aus einem kurzen, vorn zugesteckten Unterkleide mit enge zugehenden Aermeln u. aus einem Mantel (bardocucullus). Die Aufnahme in den stark bevorrechteten Stand wurde selbst von den Söhnen des höchsten Adels erstrebt. Die Neuaufgenommenen genossen einen bisweilen zwanzigjährigen Unterricht in der Religion, Medicin, Rechtskunde, Mathematik, Astronomie und Naturkunde. Nichts durfte niedergeschrieben und veröffentlicht werden; auch war der gnomische

Vortrag ganz für das Gedächtniß u. ein esoterisches Wissen berechnet. Die sonst übliche Schrift der D. bestand aus eigenthümlichen Charakteren, welche von den Römern für griechische gehalten wurden. Ihre Zeitrechnung scheint einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt zu haben. Zur Betrachtung der Himmelskörper sollen sie sich sogar schon der Vergrößerungsgläser (der sogenannten Druidenköpfe, aus Krystall oder Glas geschliffen) bedient haben. Ihre Heilkunde war mystisch-religiös. Ein mächtiger Talisman und Insignie des Ordens war das mystische Schlangenei, aus dem Geifer von Schlangen zusammengeformt, im Mondschein aufgefaßt und im Busen getragen. Die druidische Religionslehre hüllte sich in das tiefste Dunkel. Wir wissen nur, daß sie eine Vorsehung über den Volksgöttern, eine Wanderung der unsterblichen Menschenseele und eine ewige Materie, doch eine Vergänglichkeit der gegenwärtigen Form derselben annahmen. Den Gottesdienst verrichteten sie theils in Tempeln, theils in dichten Eichenhainen. Die Druidenhöhlen und Druidenberge (Mont-Dru bei Autun, Belchen im Breisgau u. A.), die Steingehege (Stonehenge in England und die Obelisken von Quiberon) sind erst neuerdings hierher gezogen worden. Gewiß ist, daß auch Quellen, Seen und besonders Inseln zu ihren heiligen Stätten gehörten; so Sena, den Ostismiern gegenüber, mit einem berühmten Orakel, Mona, Silura u. A. Für Druidenaltäre gelten mit Recht die hin u. wieder gefundenen großen Tafelsteine, welche auf senkrechte Pfeiler so gestellt wurden, daß sie beweglich blieben, wie der merkwürdige Stein von Poitiers, eine Masse, deren Behandlung nicht gemeine mechanische Kenntnisse voraussetzt. Menschenopfer waren bis zur römischen Kaiserzeit nicht selten; doch scheinen die meisten derselben nur feierliche Verbrecherhinrichtungen gewesen zu sein und zu Lustrationen gedient zu haben. Vor dem Altar stand der Druide weiß gekleidet und mit Eichenlaub bekränzt, bei allen seinen Bewegungen dem Laufe der Sonne folgend. Ein Hauptgeschäft für ihn war die Erforschung des Götterwillens aus den Zuckungen und Eingeweiden der Opfer, ferner aus dem Fluge der Vögel, aus kosmischen und atmosphärischen Erscheinungen, aus Träumen, durch Citation der Heldengeister 2c. Götterbilder wurden erst mit der Einführung römischer Kultur allgemein. Der Einfluß der D. erstreckte sich zur Zeit ihrer Blüthe auf alle Theile des Volkslebens. Alljährlich wurde von ihnen an einem heiligen Orte im Gebiete der Carnuten, mitten in Gallien, ein großer Gerichtstag für alle Gauen des Landes gehalten. Nur am Kampf gegen auswärtige Feinde nahmen auch die D. Theil. Neben dem männlichen Druidenorden kommt auch ein weiblicher (Druiaden, Druidenfrauen) mit eigenen Vorsteherinnen vor; sie waren wohl vorzüglich Wahrsagerinnen oder sogenannte „kluge Frauen" und nahmen später eine ziemlich tiefe Stufe der Gesellschaft ein. Als ursprüngliche Heimat des Druidenthums nennt Cäsar Britannien, und es ist wahrscheinlich, daß hier die ersten Grundlagen des Instituts ihre Ausbildung gefunden haben, von da aber, und zwar erst nach dem Bellovesuszuge um 587 v. Chr., nach Gallien gekommen sind. Hieraus erklärt sich auch, warum man bis jetzt noch nirgends unter den Celten außerhalb Galliens u. Britanniens deutliche Spuren des Druidenthums angetroffen hat. Ob indessen jene Anfänge aus der japhetischen Urzeit oder aus Samothracien, oder von Pythagoras herzuleiten sind, wird stets unentschieden bleiben. Die Römer lernten die D. zuerst durch Cäsar kennen, der eine Spaltung zwischen diesen u. dem Adel für seine politischen Zwecke klug auszubeuten wußte. Unter Augustus wurden die druidischen Menschenopfer, unter Claudius alle Gottesdienste dieser Art verboten. Schon vorher indessen, mit der Romanisirung der Gallier hatten die D. meist aufgehört, ein vom Staate anerkannter Stand zu sein. Dennoch wußten sie durch ihre Zauber- und Wahrsagerkünste das Volk noch lange an sich zu ketten, ja sich selbst in dem für fremden Aberglauben so empfänglichen Rom Eingang zu verschaffen. Noch in weit spätern Zeiten, als die Druidenschulen sich längst in Kollegien christlicher Professoren verwandelt hatten, z. B. in Burdigala, Tolosa, Narbo u. a. O., behauptete der von jenen aus ins Volksleben ausgeströmte Aberglaube sein zähes Leben u. hat sich theilweise sogar bis auf unsere Tage vererbt. In Britannien bestanden die D. besonders als Barden fort, ebenfalls über die Römerzeit hinaus, namentlich in Wales. Vgl. Frick, De Druidis occidentalium populorum philosophis, Ulm 1744; Beaudean, Mémoires à consulter pour les anciens Druides, Par. 1778; Toland, History of the Druids; Barth, Ueber die D. der Celten, Erlangen 1826.

Drujez (Druz, Drut), Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, entspringt an der Grenze des Gouvernements Witebsk, durchströmt die Kreise Ssenno, Kopys, Mohilew, Staryj Bychow und Rogatschew u. mündet bei Rogatschew in den Dnjepr. Er ist für kleine Schiffe und Flöße fahrbar, reich an Stören und Welsen und an vielen Stellen seines 36 Meilen langen Laufes von schönen Nadelholzwäldern bestanden, aus denen die Flotte des schwarzen Meeres zum großen Theil erneuert wird.

Drumann, Karl Wilhelm, deutscher Geschichts- u. Alterthumsforscher, den 11. Juni 1786 zu Danstedt im Halberstädtischen geboren, studirte zu Halle und Helmstädt Theologie, ward Lehrer am Pädagogium zu Halle, dann Privatdocent an der Universität daselbst, 1817 Professor der Philosophie und 1821 der Geschichte in Königsberg, wo er den 29. Juli 1861 †. Er schrieb: „Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten" (Berl. 1811, neue Aufl., das. 1820), „Historisch-antiquarische Untersuchungen über Aegypten und die Inschrift von Rosette" (Königsberg 1823), „Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung" (das. 1834—44, 6 Bde.), „Grundriß der Kulturgeschichte" (das. 1847), „Bonifacius VIII." (das. 1852, 2 Bde.), „Die Arbeiter u. Kommunisten in Griechenland u. Rom" (das. 1860).

Drummond, altes Geschlecht in Schottland, das seinen Ursprung von Mauritius, einem ungarischen Edelmanne u. Enkel des Königs Andreas I., herleitet, der 1066 an der schottischen Küste Schiffbruch litt u., von König Malcolm III. aufgenommen u. zum Steward von Lenox erhoben, in Schottland blieb. Von ihm stammte Annabella, die Gemahlin Roberts III. (1390—1406) und die Aeltermutter der königlichen Familie Stuart, ab. Andere bemerkenswerthe Sprößlinge dieses Geschlechts sind:

1) William D. von Hawthornden, eng-

lischer Dichter, 1585 geboren, studirte zu Edinburg und im Auslande, namentlich zu Bourges, die Rechte, zog sich aber später auf die Burg Hawthornden zurück, nur den schönen Wissenschaften lebend, und † Ende 1649. Seine „Tears on the death of Moeliades" (Elegien, 1602) und „The wandering muses" (1617) haben ihm zwar den Ehrennamen des schottischen Petrarca erworben, leiden aber vielfach an falschem Prunke. Man hat von ihm auch eine Geschichte der fünf schottischen Könige des Namens Jakob und mehre Streitschriften für das Haus Stuart. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Edinburg 1711.

2) James, vierter Graf von Perth, 1648 geboren, ward 1670 Staatsrath, 1680 Lordoberrichter, 1684 Lordkanzler und nach seinem Uebertritt zum Katholicismus an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Nach Auflösung der königlichen Armee saß er 4 Jahre gefangen, ward dann aber als treuer Anhänger Jakobs II. von demselben 1690 zum Herzog von Perth, später zum ersten Kammerherrn und Erzieher des Prätendenten, dann zum Oberstkämmerer der verwittweten Königin erhoben und † den 10. Mai 1716 zu St. Germain-en-Laye. Seine „Letters from James, Earl of Perth, to his sister, the Countess of Errol" (London 1845) wurden von der Camden society veröffentlicht.

3) Ludwig Hector, Graf von D.-Melfort, 1726 geboren, ward nach einander Oberst bei verschiedenen Regimentern, Generalinspektor der leichten Truppen, Generallieutenant u. Kommandeur des Ludwigsordens, Adjutant des Grafen Moritz von Sachsen und focht in den Kriegen von 1740—63. Das Resultat seiner Studien über des großen Friedrichs militärische Anordnungen legte er in seinem „Essai sur la cavalerie légère" (1748) nieder. Um das französische Heerwesen machte er sich verdient durch seinen „Traité sur la cavalerie" (Paris 1776, mit Atlas). Er † im November 1788 auf seinem Gute Ivoy-le-pré in Berri.

Drummondsches Licht (Siderallicht), Licht, welches durch einen im Knallgasgebläse (s. d.) erglühenden Kalkcylinder hervorgebracht wird. Die Einrichtung ist folgende. Auf einem Gestelle sind 2 Gasröhren angebracht, von denen die eine Sauerstoff, die andere Wasserstoff führt. Beide vereinigen sich in einem kubischen Kasten, von welchem aus sich ein an der Spitze seitlich umgebogener Brenner erhebt. Vor demselben ist auf einem Träger ein kleiner Cylinder von gebranntem Kalk angebracht, der mittelst einer Schraube auf und nieder bewegt werden kann. Soll der Apparat gebraucht werden, so öffnet man die Hähne, welche die beiden Gasröhren schließen, und zündet das aus dem Brenner ausströmende Gasgemenge an. Wird nun die Flamme gerade auf den Kalkcylinder gerichtet, so bringt sie wegen ihrer bedeutenden Hitzeentwickelung denselben in wenigen Sekunden zum Weißglühen. Das hierdurch entwickelte Licht kann hinsichtlich der Weiße und des Glanzes mit dem Sonnenlicht verglichen werden. Die Flamme einer gewöhnlichen Kerze erscheint bei demselben als Schatten auf der Wand. Drummond benutzte dies Licht als Signallicht und setzte es in den Brennpunkt eines parabolischen Scheinwerfers, wo es dann 15 Meilen weit sichtbar war. Gegenwärtig wird es namentlich zu Hydrooxygengasmikroskopen und Nebelbildern (dissolving views) benutzt. Die Anwendung des d.en L.s für technische Zwecke wird namentlich dadurch erschwert, daß der Kalk in der starken Hitze der Knallgasflamme etwas zusammensintert und dann ganz bedeutend an Leuchtkraft verliert. Man muß, um dies zu vermeiden, den Kalkcylinder durch ein Uhrwerk in regelmäßig drehende Bewegung versetzen, um so immer neue Stellen desselben der intensivsten Hitze auszusetzen. Duboscq hat auf Veranlassung Debray's einen Apparat zur Benutzung des drummondschen Kalklichts konstruirt, welcher sich namentlich dadurch auszeichnet, daß das ganze Licht zur Ausnutzung gelangt, was durch eine eigenthümliche Stellung des Knallgashahns möglich gemacht wird. Statt des Wasserstoffgases kann auch Leuchtgas benutzt werden, welches, obgleich es für denselben Lichteffekt mehr Sauerstoff beansprucht, als ersteres, dennoch ein billigeres Licht liefert. Der Apparat von Duboscq ist genau beschrieben und abgebildet in Dinglers „Polytechnischem Journal", 1862, Decemberheft.

Drummondville (Lundy's Lane), Ort in Obercanada, Distrikt Niagara, unweit des Niagarafalls, mit dem Cliftonhotel für die Besucher des Wasserfalls. Hier 1814 Gefecht zwischen den Engländern und Nordamerikanern.

Drumont, Spitze der Vogesen in Frankreich, mit der Moselquelle, 2232 Fuß über dem Meere.

Drupa (lat.), Steinfrucht, Frucht, deren Same von einem steinharten Kernhause umschlossen ist, während letzteres selbst wieder in einer fleischigen Fruchthülle liegt, wie bei der Pflaume, Kirsche, Aprikose 2c. Daher drupaceus, steinfruchtartig.

Druschinen (v. slav. Drugy, d. i. Gesellschaft, Brüderschaft, Genossen und Miliz), früher Leibwache des Czaren, jetzt Name der Bataillone der russischen mobilen Reichsmiliz (Opoltschenie); s. Russisches Reich.

Druse, rechtes Seitenthal des Prättigau in Graubündten, das bei Schiersch mündet und vom wilden Schrawbach durchflossen wird. Aus ihm führen die mit hohen Kalkfelsen ummauerten einsamen Pässe, das Drusenthor u. Schweizerthor, ins Montafun hinüber.

Druse (Krystalldruse), in der Mineralogie im Gegensatz zu den eingewachsenen Krystallen, die, ringsum auskrystallisirt, in einer Grundmasse liegen, Gruppen von Krystallen, die, auf einer gemeinsamen Basis aufsitzend, sich an den Wänden von rundlichen Hohlräumen oder Spalten gebildet haben. Ihr aufgewachsenes Ende ist stets mehr oder weniger unausgebildet, während die gegen das Innere des Hohlraums gekehrten Enden auskrystallisirt sind. Häufig erscheinen so die Krystalle von verschiedenen Quarzvarietäten, von Kalk-, Braun-, Fluß-, Schwerspath, Bleiglanz, Zinkblende. Meist gehören die aufsitzenden Krystalle Einer Mineralspecies an, doch haben sich auf ihnen häufig Krystalle derselben od. auch einer anderen Mineralspecies noch aufgelagert. In letzterem Falle ist die Bildung meist nicht gleichzeitig erfolgt, sondern es sind ältere und jüngere Bildungen zu unterscheiden, von denen die innersten die jüngsten sind, ganz wie bei den Gängen (s. Krystallisation). So finden sich in Hohlräumen der Kalksteine vor Allem Kalk- und Braunspath-, im Dolomit Dolomitspath-, in Kieselgesteinen, selbst in Sandsteinen Quarzdrusen, im

letzteren Falle meist das Innere fester Konkretionen auskleidend, Amethystdrusen in Mandelstein und Kugelporphyr, Mesotypdrusen in Basalt u. Phonolith; reich vor Allem sind aber die Erzgänge an solchen Drusenbildungen.

Druse (Drüsen, Füllendruse), katarrhalisch-lymphatische Krankheit, welche der Gattung Pferd eigenthümlich ist und vornehmlich 1—2 Jahre alte Füllen befällt. Das Uebel tritt in 2 Hauptformen auf, als gutartige und als bösartige D. Die gutartige D. zeigt folgenden Verlauf: Nach katarrhalischen Zufällen, Reizung u. Röthung der Schleimhäute, Husten ꝛc., stellt sich ein meist sehr konsistenter Nasenausfluß ein; gleichzeitig oder einige Tage später schwellen die Lymphdrüsen im Kehlgange an, u. da auch das benachbarte Zellgewebe sich entzündet, so verschwillt zuletzt der ganze Kehlgang; nach 6—8 Tagen reift die ganze Geschwulst wie ein gewöhnlicher Absceß und bricht dann entweder von selbst auf, oder muß geöffnet werden, worauf ein weißer, milder Eiter entleert wird; dieser hört nach einigen Tagen zu fließen auf, und es erfolgt allmählig Heilung. Dieser gewöhnliche Verlauf des Uebels kann aber mehrfache schlimmere Modifikationen erleiden, indem die katarrhalische Entzündung alle Schleimhäute der Athmungsorgane und des Kopfes ergreift und sich die Erscheinungen der Bräune, der Lungen-, Maul- und Augenentzündung hinzugesellen; oder indem die Anschwellungen und Abscesse auch Backen, Lippen, die Ohrdrüsengegend u. andere benachbarte Orte befallen und hier durch Druck gefährliche Zufälle (Schling- und Athmungsbeschwerden) veranlassen können, die aber nach Reifung u. Eröffnung der Abscesse wieder verschwinden; oder indem die Krankheit nicht zur gehörigen Entwickelungsstufe gelangt, so daß Nasenausfluß u. Lymphdrüsenanschwellung nur in geringem Grade vorhanden sind, letztere auch keine Neigung zum Reifen zeigt, sondern kalt u. unschmerzhaft ist (schleichende D.), wo dann, wenn der Verlauf nicht durch geeignete Mittel beschleunigt wird, plötzlich Geschwülste an anderen Körperstellen, z. B. an der Brust, am Halse, zwischen den Hinterschenkeln, entstehen, die längere Zeit unverändert stehen bleiben, ehe sie reifen, oder auch wieder verschwinden, um an anderen Orten wieder hervorzubrechen (herumziehende, wandernde D.); oder indem plötzlich Nasenausfluß und Eiterung versiegen, heftiges Fieber eintritt und bald darauf ein inneres Organ, z. B. die Lunge, erkrankt (zurückgetretene, verschlagene D.); oder indem endlich rothe Flecken oder Bläschen und Geschwüre (Blatterdrüse) auf der Nasenschleimhaut u. den Lippen erscheinen. Hauptursache der Krankheit ist Prädisposition, die durch besondere Umstände, Zahnwechsel, Fütterungs- u. Aufenthaltsveränderung, gesteigert werden kann. Außerdem kann die Krankheit in Folge von Gelegenheitsursachen, wie Katarrh, und durch Ansteckung erzeugt werden. Was die Behandlung betrifft, so reicht bei normalem Verlauf derselben ein geeignetes diätetisches Verfahren vollkommen aus. Man verwahre die Kehlgangsdrüsen durch Umhüllung mit wollenen Lappen sorgfältig und schmiere sie auch mit Schweinefett ein, wende bei sehr schmerzhafter Anschwellung lauwarme Breiumschläge aus Leinmehl und Malvenkraut an, reibe bei kalter, nicht reifender Geschwulst Spanischefliegensalbe ein und lasse bei zurückgetretener D. Gersten- oder Heusamendämpfe einathmen oder lege ein Fontanell. Die bösartige (verdächtige) D. zeigt folgenden Verlauf: Zuerst stellt sich ein Nasenausfluß von verschiedener Beschaffenheit und Menge ein, und es zeigt die Nasenschleimhaut eine blasse, gelbliche Färbung, oft mit Punkten und Flecken; die Kehlgangsdrüsen schwellen an, von der Größe einer Nuß bis zu der eines Hühnereies, werden länglich rundlich oder kugelig, knotig, fest und hart, sitzen bald locker, bald fest an den Kinnbacken an, eitern aber niemals. Die Thiere scheinen dabei gesund und munter, und die Krankheit kann Monate, selbst Jahre hindurch dauern, ohne daß wesentliche Veränderungen eintreten, geht aber zuletzt, wenn nicht Genesung eintritt, in den Rotz über. Bei dieser Form des Uebels ist, wie bei den schlimmern Modifikationen der gutartigen D., stets sofort der Arzt zu Rathe zu ziehen. Da oft Rückfälle eintreten, so erfordert die Kur meist längere Zeit. Wegen der Ansteckungsgefahr ist strenge Separirung der kranken Thiere von den gesunden unerläßlich. Auch müssen Ställe und Stände, wo mit der bösartigen D. behaftete Pferde gestanden haben, erst gehörig gereinigt und desinficirt werden, ehe man wieder Pferde hineinbringt.

Drusen, eine Völkerschaft und religiöse Sekte in Syrien, welche den westlichen Abhang des Libanon und zum Theil den Antilibanon von Beirut bis Tyrus (Sur) und vom Mittelmeer bis gegen Damask bewohnt. Besonders zahlreich sind die D. am Fuß des großen Hermon. Sie wohnen südlich von den Maroniten, theils in eigenen Ortschaften, theils mit jenen vermischt in größern Städten und Dörfern u. zählen im Ganzen 80—100,000 Köpfe. Ihre Sprache ist die arabische. In verschiedene Stämme unter Scheichs geschieden, leben sie mit einander häufig in Fehde und bilden ein ziemlich unabhängiges Volk, mit einer halb patriarchalischen, halb feudalistischen Regierungsform, das von jeher jeden Druck der Pforte durch Aufstand abgewehrt hat u. bis heute zu derselben in einem sehr lockeren Verhältniß steht. Die Scheichs sind die strengsten und intelligentesten Männer, sie haben die besten Landstriche inne und sind darauf bedacht, ihr Blut rein zu erhalten. Eigenthümlich und merkwürdig ist die Religion der D. Die Lehren derselben sind in heiligen Büchern niedergeschrieben, die Niemand sehen darf, und über denen stets das tiefste Geheimniß schweben muß, die aber gleichwohl in Europa durch Abschriften bekannt geworden sind. Sie bestehen aus 111 Abhandlungen, die in 6 Bücher zerfallen; ein 7. haben sie 1817 dazu erhalten, wo man dasselbe in einer ägyptischen Schule entdeckte. Die Religionslehre der D. ist danach hauptsächlich der Sekte der Bateniden entnommen, gemischt mit alten philosophischen Systemen; auch sind Spuren des Gnosticismus und der magischen Systeme Persiens darin. Das am meisten charakteristische Dogma ist die Einheit im Wesen Gottes, der nur von seinen berufenen Kindern erkannt werden kann, und zwar durch menschliche Manifestationen. Diese sind zahlreich gewesen; die letzte, welcher keine andere folgt, war Hakim (s. unten). Die D. glauben an Seelenwanderung, nur daß die Seelen immer wieder in geboren werdende Menschen u. nicht in niedere Thiere übergehen. Hakims Seele z. B. war früher in

Jesu. Sie haben auch ein Sittengesetz, und Zeugen bestätigen, daß ihre Moral mindestens ebenso hoch steht wie die jeder andern Sekte des Orients. Als Stifter dieser Religion werden Mohammed Ben Ismael el Durzi und Hamsa Ben Ali Ben Ahmed genannt. Eigentliche Priester haben die D. nicht; sie theilen sich nur in Akkals (Wissende, Eingeweihte) und Dschahils (Unwissende), wozu von Einigen noch Nawi oder Novizen gefügt werden. Die Akkals, zu denen die meisten Scheichs gehören, bilden einen geheimen Orden in verschiedenen Graden, der allein im Besitz der Geheimlehren und mit den höchsten Interessen der Gemeinden betraut ist. Um unter ihre Zahl aufgenommen zu werden, wozu jedem Drusen, Mann oder Weib, das Recht zusteht, ist erforderlich, gewisse Erklärungen abzugeben und allen Freiheiten zu entsagen, die dem Dschahil gewährt sind. Die Akkals sind unbesoldet und arbeiten wie die Andern, stehen aber in hoher Achtung. Sie tragen einen runden, losen Turban u. dürfen sich nicht in gestickten od. außergewöhnlichen Kleidern zeigen, auch keinen Tabak rauchen, keinen Wein trinken, weder lügen noch schwören, u. an den Festlichkeiten der Dschahils nicht Theil nehmen. Den höchstgestellten ist sogar der Cölibat vorgeschrieben. Die Versammlungszeit für religiöse Zwecke ist Freitag Abends nach der Dämmerung. Die Tempel sind Gebäude ohne Embleme u. Schmuck und stets in abgelegenen Gegenden errichtet. Der Gottesdienst beginnt mit Gesprächen über Politik. Dann werden Auszüge aus den heiligen Büchern ihrer Religion gelesen und kriegerische Hymnen gesungen, welche die Vertilgung der Ungläubigen, auf die sie mit fanatischem Haß sehen, und die Eroberung der Welt durch die D. beschreiben. Nachdem sie hierauf Einiges, wie Feigen, Rosinen &c., auf Kosten der Stiftung gegessen, geht die Gesellschaft auseinander, u. nur die vornehmsten Akkals bleiben zu weiterer Berathung zurück. Die Vereinigung von Politik u. Religion ist im drusischen System inniger, als bei irgend einem andern bekannten Volk; ein Druse, der ein weltliches Geheimniß offenbart, glaubt, daß er eine religiöse Apostasie begehe. Die Dschahils sind in der Religion unwissend u. daher indifferent gegen dieselbe. Sie haben weder Beschneidung, noch Gebete oder Fasten, keine Feste und keine Verbote, sie trinken Wein und essen Schweinefleisch. Gleichwohl sind dem Dschahil die geheimen Erkennungszeichen ebenso bekannt wie dem Akkal, dessen Gebräuche er fürchtet und achtet. Die gründlichsten Forschungen über die Religion der D. enthält Silvestre de Sacy's unten erwähntes Werk. Die Gebräuche und Sitten der D. haben im Uebrigen viel Eigenthümliches. Sie sind namentlich gleich den Arabern sehr ceremoniös und reich an mannichfaltigen Ausdrücken der Höflichkeit. Um den Fremden und Nichtdrusen zu erkennen, haben sie in Anrede und Gruß besondere Sätze, an deren Beantwortung sie sogleich erfahren, was sie wissen wollen. Ihr Gruß ist das Geben der rechten Hand, während sie die linke zu Mund und Stirn führen, oder sie küssen Stirn, Mund, Wangen, Bart und Schultern, unter wiederholten Fragen nach dem Befinden der Verwandten. Die Frauen lassen nur das linke Auge sehen. Die Vielweiberei ist erlaubt, doch lebt man in der Regel nur mit Einer Frau. Auch die Ehe zwischen Geschwistern ist gestattet, soll jetzt jedoch nur selten vorkommen. Die Ehescheidung ist leicht; sie ist bereits geschehen, wenn die Frau den Mann um Erlaubniß zum Ausgehen bittet und derselbe ihr bloß antwortet: „Geh", ohne hinzuzufügen „und komme wieder". Die D. sind mäßig, reinlich und fleißig, sehr tapfer, aber auch treulos (besonders gegen die Türken) und äußerst empfindlich. Wie den Beduinen, ist ihnen die Gastfreundschaft und die Blutrache gleich heilig. Geringe Streitigkeiten werden gewöhnlich durch Vermittelung der Freunde oder durch die Scheichs der betreffenden Familien beigelegt. Bei Todesfällen wird der Leichnam in den besten Kleidern des Verstorbenen ausgesetzt u. in kammerähnlichen Gräbern im Gebirg bestattet. Die Trauernden kämpfen mit einander um die Ehre, den Sarg zu tragen. Für Wissenschaft, schöne Künste und nützliche Industrie hat der Druse keinen Sinn. Die Jugend lernt lesen u. schreiben. Der übrige Theil des Lebens geht in Politik, Ackerbau und kleinen Gebirgsfehden hin.

Der Ursprung der D. geht bis auf 996—1020 zurück. Sie haben ihren Namen (Durzen) von Mohammed Ben Ismael el Durzi (Derezi) u. sind aus der Sekte der Quamatier hervorgegangen, welche sich zu Ende des 3. Jahrhunderts der Hedschra erhob und durch das nördliche Arabien und bis Damask ausbreitete. Ein zu dieser Sekte gehöriger Magier aus Selemja floh vor den Abbassiden nach Afrika, gab sich für einen Nachkommen der Fatime und des Mohammed aus, eroberte Aegypten und gründete Kairo. Mit ihm beginnt dort die Dynastie der Fatimiden. Sein Nachkomme war Hakim, der im J. 375 der Hedschra den Thron bestieg, und dessen Diener der genannte Mohammed el Durzi, der das Volk zur Verehrung des Hakim, als eines fleischgewordenen Gottes, mit Begeisterung aufrief. Nach der Ermordung Beider trat im Jahre 408 der Hedschra (1020 n. Chr.), mit welchem die Zeitrechnung der D. beginnt, Hamsa, genannt der Perser, ebenfalls ein Magier, auf, der denselben neuen Glauben mit unermüdlichem Eifer in Aegypten, Palästina und Syrien predigte und zuerst auch die Lehren desselben niederschrieb. Er selbst war der oberste der 5 Hauptpriester und nannte sich „Messias der Völker", in dem der Erstgeborne Gottes zur selben Zeit Fleisch geworden, als die Gottheit Fleisch in Hakim ward. Von den rechtgläubigen Mohammedanern verfolgt, suchten seine Proselyten eine Zufluchtsstätte auf dem Libanon; aus ihnen gingen die Assassinen hervor. Sowohl unter den Eroberungen der arabischen Khalifen, als unter denen der Kreuzfahrer und der türkischen Sultane scheinen sie auf ihren Bergen ihre Freiheit unter Stammeshäuptlingen bewahrt zu haben. Erst um 1588 unterwarf sie Murad III. und gab ihnen einen der Pforte tributpflichtigen Großemir mit königlicher Macht über Land und Heer. Ganz gegen seine Absicht beförderte der Sultan dadurch die Einheit und Macht des Volks, ja im Anfange des 17. Jahrhunderts gelang es dem Drusenfürsten Fakhr Eddin durch schlaue Politik, das Gebiet der D. auf Kosten der Türken bedeutend zu vergrößern. Als die Pforte gegen ihn rüstete, entfloh er nach Italien, kehrte aber, nachdem sein Sohn Ali die Türken zurückgetrieben, wieder zurück. Seine Prachtliebe u. Bedrückung des Volks ließen endlich einen Theil desselben selbst

jene von Neuem herbeirufen. Ali fiel im Kampfe gegen diese, und Fakhr Eddin selbst ward, nachdem er sich in einer Felsenburg ein ganzes Jahr hindurch vertheidigt, von den Seinigen verlassen, im Oktober 1633 den Türken überliefert und schließlich in Konstantinopel 1635 erdrosselt. Zwar blieb das Großemirat (unter der Oberherrlichkeit der Pforte) bei der Familie Fakhr-Eddins, doch gelangte deren Macht, trotz häufiger Aufstände gegen die Türken, nicht wieder zu ihrem frühern Glanze. Nach dem Aussterben dieser Familie gelangte die Familie Schehab (Schebab), die ursprünglich aus Mekka stammte, zum Großemirat. Die meisten Großemire aus dieser Familie waren aber bedeutungslos, und innere Unruhen, befördert durch die Verbindungen der Emire zweiten Ranges unter sich und mit den mächtigen Familien Merad und Kasbeya gegen den Großemir, zerrütteten das Land. Erst unter dem kräftigen Melhem (1740—59) gelangten die D. wieder zu Macht und Ruhm. Da bei seinem Tode (1759) sein ältester Sohn Jussuf erst 11 Jahre zählte, wurde dessen Oheim Mansur von den D. als Oberhaupt anerkannt. Ein Maronite, Saidel Kuri, brachte es jedoch dahin, daß 1770 dieser entsetzt und Jussuf zum Großemir ernannt ward. Unglückliche Kriege gegen die Mutualis u. gegen den Scheich Daher führten zwar dessen baldigen Sturz, doch eine neue Revolution auch seine Wiedererhebung herbei, allein er war nicht viel mehr, als ein Werkzeug in der Hand des berühmten Dschezzar Pascha, der ihm seine Dienste für große Summen verkaufte. Nachdem er ihn gänzlich ausgeplündert, stürzte er ihn und verkaufte die Emirwürde an Andere. Im Jahre 1799 ward Emir Beschir (geboren 1763) zum Großemir erhoben. Bald der Gegner, bald der Bundesgenosse Dschezzar Pascha's von St. Jean d'Acre, konnte er die Franzosen bei deren Belagerung von St. Jean d'Acre weder bekämpfen, noch sich für dieselben erklären. Nachdem er vor den Anhängern Emir Jussuffs nach Aegypten geflohen, wurde er 1807 von Mehemed Ali von Aegypten in seine Herrschaft zurückgeführt. Im Jahre 1819 als Bundesgenosse des rebellischen Abdallah von St. Jean d'Acre durch großherrlichen Beschluß abermals vertrieben, ward er durch die Fürbitte Mehemed Ali's 1823 von der Pforte begnadigt. Nach Abdallahs Besiegung durch Ibrahim Pascha ward Emir Beschir, unter welchem die Macht der D. überhaupt die mannichfachsten Wechselfälle erlitt, der Bundesgenosse Mehemed Ali's. Später lehnten sich die D. häufig gegen die Aegypter auf, deren tyrannisches Polizeiregiment ihnen zuwider war, besonders 1834, doch gelang es Ibrahim Pascha, sie zu unterwerfen. Emir Beschir hielt es nun mit den Aegyptern, bis er 1840 von der Pforte seiner Würde entsetzt wurde und den Emir Beschir el Kassim zum Nachfolger erhielt, worauf er sich nach Malta, später nach Italien und Konstantinopel begab, ohne dort seine Wiedereinsetzung erlangen zu können. Die D. erhoben sich aber, von England unterstützt, sammt den Maroniten gegen die Aegypter, und sie waren es vorzüglich, deren Abfall die Sache Mehemed Ali's in Syrien stürzte. Kaum aber war Syrien wieder der Herrschaft der Pforte zurückgegeben, so erregten die gegenseitigen Intriguen der Franzosen u. Engländer einen Kampf zwischen D. und Maroniten, den die Pforte zu ihrem Vortheil benutzte, um die Selbstständigkeit beider bis dahin unter der Herrschaft des Emir Beschir verbundenen Völkerschaften zu brechen. Fast zwei Jahre dauerte der innere Kampf, in Folge dessen die Pforte auch den Emir el Kassim des Großemirats entsetzte und, angeblich um den Libanon zu beruhigen, den Renegaten Omer Pascha zum Administrator der D. und Maroniten einsetzte, dessen Rath je 4 Häuptlinge der D. u. Maroniten, von diesen selbst erwählt, bilden sollten. Aber das tyrannische Verfahren Omer Pascha's brachte die D. aufs Aeußerste u. bewirkte, daß sie, ihre innern Streitigkeiten mit den Maroniten bei Seite lassend, sich von Neuem gegen die Türken erhoben und gemeinsam mit den Maroniten einen Großemir verlangten. Nachdem eine Expedition der Türken nach dem Antilibanon zur Entwaffnung der Gebirgsbewohner gänzlich mißglückt war, fügte sich die Pforte den Vorstellungen, die schon seit längerer Zeit von Seiten der Großmächte an sie ergangen waren, und rief Omer Pascha mit seinen Truppen ab. Durch Verordnung vom 7. Dec. 1842 ward bestimmt, daß D. und Maroniten fortan unter eigenen Kaimakans, von denen der mohammedanische im Süden, der christliche im Norden zu residiren hätte, stehen sollten. Da aber beide Volksstämme vielfach unter einander vermischt wohnen, so befriedigte diese Anordnung weder den einen, noch den anderen. Die Maroniten, die unter hartem Druck seufzten, wandten sich mit ihren Beschwerden an die Großmächte. Diese hatten jedoch keinen irgend befriedigenden Erfolg. Daher brachen von Neuem Unruhen aus, zu deren Dämpfung Halil Pascha mit Truppen gesandt ward. Dieser berief die Häupter der D. und Maroniten zu einer Versammlung, worin den Maroniten manche Zugeständnisse gemacht wurden, wie, daß Bezirke mit gemischter Bevölkerung unter drusischen Lehnsherren christliche Sachwalter (Wekils) bekommen sollten, und daß den unter mohammedanischer Herrschaft stehenden Maroniten Verkauf ihres Grundbesitzes und Auswanderung gestattet sein sollte. Halil Pascha war jedoch kaum wieder abgezogen, als der alte Haß zwischen D. und Maroniten zu neuen erbitterten Kämpfen zwischen beiden führte. In mehren Gefechten behielten die Christen die Oberhand; aber die Truppen des Pascha's nahmen offen gegen sie Partei und plünderten u. verwüsteten die christlichen Ortschaften. Auf die Vorstellungen der Großmächte schickte die Pforte eine Truppenmacht von 12,000 Mann nach dem Libanon und ließ 40 Drusen- und Maronitenhäuptlinge, unter ersteren den angesehensten derselben, Schech Hamid, gefangen nehmen. Während aber die Entwaffnung der Maroniten mit aller Strenge durchgeführt ward, ging man den D. gegenüber weit schonender zu Werke. Im Frühling 1846 gab die Pforte dem Lande eine neue Verfassung, wonach jedem der beiden Kaimakams eine aus 2 Maroniten, 2 D., 2 unirten, 2 nicht unirten, 2 Türken und einem Mutuali bestehende permanente Rathsversammlung beigesellt ward. Dessen ungeachtet währten die Streitigkeiten zwischen D. und Maroniten fort, und die Großmächte machten Ende 1847 neue Versuche zu deren Beilegung, welche aber zu keinem erheblichen Resultat führten. Vielmehr stieg die gegenseitige Er-

bitterung immer höher, und der Fanatismus der stärkeren und von hohen Beamten der Pforte insgeheim begünstigten D. machte sich endlich in jenen blutigen Gemetzeln Luft, die vom Mai bis Oktober 1860 dauerten und besonders in Damask vom 9. bis 16. Juli vielen Christen das Leben kosteten. Auf die dringenden Anforderungen der christlichen Mächte hin entschloß sich die Pforte zu strengem Einschreiten, u. die Hauptanstifter jener Greuel, darunter mehre hohe Beamte der Pforte, büßten ihre Schuld mit dem Leben. S. Maroniten. Vgl. Silvestre de Sacy, Exposé de la religion des Druses, Par. 1828, 2 Bde.; Earl of Caernarvon, The Druses of the Libanon, London 1860; Churchill, Mount Libanon, das. 1853, 3 Bde.

Drusen, die Trestern (Rückstände), welche beim Keltern des Weins und Obstes zurückbleiben. Die Drusenasche, welche durch Verbrennung der zu Kuchen geformten D. gewonnen wird, gibt einen Farbstoff; namentlich dient das Drusenschwarz, mit Nußöl gemischt, zu Kupferdruckerschwärze.

Drusenheim, Stadt im französischen Departement Niederrhein, Arrondissement Straßburg, an dem Zorn, mit 1700 Einwohnern, gibt dem Kanal von D., aus dem Rhein in den Zorn, den Namen.

Drusiana fossa, im Alterthum ein Kanal, den Claudius Drusus Germanicus 12 v. Chr. graben ließ, um dem Rhein durch die Yssel einen Abfluß in den Zuydersee zu geben. Er gab dem östlichen Hauptarme des erstern Stromes seine Entstehung.

Drusus, Beiname eines Zweigs des römischen Geschlechts der Livier und einiger Claudier. Der Ahnherr war M. Livius Denter, der im Kriege gegen die Gallier 390 v. Chr. einen gallischen Anführer Draus erschlug und sich von diesem den Beinamen beigelegt haben soll. In das claudische Geschlecht scheint der Name durch Adoption gekommen zu sein. Die bemerkenswerthesten Römer dieses Namens sind:

1) C. Livius D. Mamilianus, erlangte 148 v. Chr. das Konsulat mit dem jüngern Scipio und zeichnete sich durch sein strenges Festhalten am Gesetz aus. Außerdem war er als scharfsinniger Jurist berühmt, so daß man, obgleich er blind war, von ihm sagte, daß er schärfer sähe, als die Sehenden. Seiner Schriften gedenkt Juventius im Corpus Juris (I, 38, §. 1. D. de act. emt. vend.).

2) Marcus Livius D., des Vorigen Sohn, war um 154 v. Chr. geboren, ward 122 v. Chr. Tribun, als welcher er seinen Kollegen Cajus Gracchus stürzte, 116 erster Prätor, das Jahr darauf Statthalter der Provinz Afrika, 113 Konsul und hierauf als Prokonsul in Macedonien, wo er die Skordisker bekriegte und über die Donau trieb, wofür er einen Triumph erhielt; im Jahre 110 erhielt er die Censur.

3) Marcus Livius D., Sohn des Vorigen, um 120 v. Chr. geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, ward, kaum erwachsen, Pontifex maximus, im Jahre 90 Tribun und setzte sich als solcher die Aufgabe, die letzte Spur der sempronischen Gesetze des jüngern Gracchus zu vernichten. Das Volk suchte er auf Kosten der Schatzkammern für sich zu gewinnen. Um dem Senat die durch die sempronischen Gesetze den Rittern überwiesenen Gerichte wieder zu verschaffen, schlug er das Gesetz vor, daß 300 aus den aristokratischen Familien zu erwählende Ritter als Richter in den Senat aufgenommen, hinfort aber die Richterstellen diesem verbleiben sollten. Die Opposition des demokratisch gesinnten Konsuls Philippus fand jedoch Anhänger, und es kam sogar zu Thätlichkeiten im Senat. D. bot darauf den Bundesgenossen für Unterstützung seines Richtergesetzes das römische Bürgerrecht, fiel aber unter dem Dolch des Q. Varius, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Sein den Bundesgenossen gegebenes Versprechen ward in der Folge die Ursache der Bundesgenossenkriege.

4) Nero Claudius D., Sohn des Tiberius Claudius Nero und der Livia und jüngerer Bruder des Kaisers Tiberius, ward 38 v. Chr. geboren, nachdem sich seine Mutter 3 Monate zuvor von Nero getrennt und mit Augustus vermählt hatte. Er verwaltete schon im 20. Jahre die Prätur, war dann Quästor, unterwarf 13 v. Chr. die Rhätier, wodurch die römische Herrschaft bis an die Donau ausgedehnt wurde, und erhielt hierfür prätorische Ehren und die Verwaltung Galliens oder eigentlich des römischen Germaniens. Von hier aus beabsichtigte er, die Deutschen in ihrem eigenen Land aufzusuchen und zu unterjochen, gewann zu dem Ende die Bataver, die Kaninefaten und die Friesen, baute eine Flotte, verband durch einen Kanal (Drusiana fossa) den Rhein mit Hülfe der Yssel mit dem Zuydersee und segelte sodann der Nordsee entlang, um das Land der Chauken zwischen Weser u. Elbe zu erreichen. Er besetzte die Insel Burchana (Borkum), lief in die Ems ein u. schlug zwar die Feinde, verlor aber viele Schiffe und mußte, da das Jahr schon sehr vorgerückt war, wieder zurückkehren. Im folgenden Jahre überschritt er den Rhein u. unterwarf die Usipeter, schlug dann über die Lippe eine Brücke und drang in das Land der Sigambrer und an der Lippe hinauf bis an die Weser in das der Cherusker vor, war aber hier unglücklich und hätte von den Germanen völlig aufgerieben werden können, wenn deren Kampflust nicht von der durch das römische Lager rege gemachten Beutelust überwogen worden wäre. Vor seiner Rückkehr errichtete er in der Nähe des jetzigen Hörter ein Siegesdenkmal, Drusi tropaea, und baute die Vesten Aliso und Castellum (Mainz gegenüber). Nach Rom zurückgekehrt, erhielt er die Insignien eines Triumphs und die Ehre einer Ovation; außerdem ward ihm die Prätur zu Theil und nach Verwaltung derselben prokonsularische Gewalt. Im Jahre 10 v. Chr. ging D. zum dritten Male nach Deutschland und drang als Konsul im Frühling 9 v. Chr., unterstützt von gallischen Hülfstruppen, ins Land der Katten ein, zog dann gegen das Land der Cherusker in den hercynischen Wald, drang über die Weser u. kam bis zur Elbe. Vom Uebergange über dieselbe hielt ihn die Erscheinung einer wunderbaren Frau von übermenschlicher Größe ab, welche ihn in lateinischer Sprache zur Rückkehr aufforderte; bevor er den Rückzug antrat, errichtete er Siegeszeichen. Er †, noch ehe er den Rhein erreichte, in Folge eines Sturzes vom Pferde, nach Dio an einer Krankheit zu Mainz. Er hinterließ von seiner Gattin Antonia Minor, der jüngsten Tochter des Antonius und der Octavia, 3 Kinder: Germanicus, Livilla u. Claudius, welche von seinem Bruder Tiberius adoptirt wurden.

5) Cäsar, einziger Sohn des Kaisers Tiberius, Gatte der Livilla, der Tochter des Vorigen, geboren um 10 v. Chr., erhielt früh mehre kurulische Aem-

ter, sodann das Konsulat, unterdrückte 14 n. Chr. die Unruhen unter den Legionen an der Donau, stiftete den Waffenstillstand zwischen Arminius und Marbod (16 n. Chr.) und wußte es später (19) dahin zu bringen, daß letzterer vor Catualda Zuflucht bei den Römern suchte. Sejanus, welcher nach dem Throne trachtete, dessen Erbe D. war, ließ diesem ein langsam wirkendes Gift beibringen, an welchem er 23 n. Chr. †.

Drut, Fluß, s. Drujez.

Druzbacka, Elisabeth, geborene Kowalska, polnische Dichterin, 1687 in Großpolen, nach Andern unweit Lemberg geboren, war mit dem zydaczewaer Schatzmeister in Rzemien an der Wisloka vermählt, nach dessen Tod sie im Kloster der Bernhardinerinnen in Tarnow lebte, wo sie 1760 †. Sie ist die Vorläuferin der unter der Regierung des Königs Stanislaus August beginnenden Wiedergeburt der polnischen Literatur. Ihre Werke bestehen in epischen u. lyrischen Gedichten religiösen, moralischen, geschichtlichen und gelegentlichen Inhalts. Die bedeutendsten sind: „Historya chrześciańska, Ks. Elefantyny“ (Posen 1769), „Zycie Dawida“ (Das Leben Davids); unter den kleinern Erzählungen und Gedichten: „Pochwała lasów“ (Das Lob der Wälder), „Cztery czesci roku“ (Vier Jahreszeiten), „Skargi dam“ (Klagen der Frauen) rc. Eine Sammlung dieser Gedichte, mit Ausnahme des zuerst genannten, hat Zaluski herausgegeben (Warschau 1752, wieder abgedruckt in der Sammlung polnischer Klassiker, Leipzig 1837).

Dryaden (Hamadryaden), in der griechischen Mythologie Waldnymphen, eigentlich Göttinnen der Eichen, dann der Bäume überhaupt, mit diesen lebend und sterbend, weshalb sich die Pfleger der Bäume ihres besonderen Schutzes zu erfreuen hatten.

Dryandra *R. Brown*, Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen, charakterisirt durch die allgemeine, dachziegelige Hülle, den spreuigen Fruchtboden, den 4theiligen Kelch und die holzige, 2samige Balgkapsel, Sträucher in Neuholland, die wegen ihres sehr zierlichen Aussehens als Zierpflanzen in Gewächshäusern beliebt sind, so: D. floribunda *R. Br.*, vom Frühling bis zum Sommer blühend, mit zahlreichen, gelblichen Blüthen, u. D. nivea *R. Br.*, Banksia *Labill.*, mit weißen Blüthen. Diese Gewächse gedeihen in bloßer Heideerde, werden aber buschiger und gedrängter, wenn etwas Lehm zugemischt wird. Durch zu viel Nässe und stockenden Abfluß, sowie durch zu starkes Austrocknen des Erdballens gehen sie zu Grunde. Die Vermehrung geschieht durch Samen und Stecklinge.

Dryas *L.* (Dryade), Pflanzengattung aus der Familie der Dryadeen, charakterisirt durch den 8- bis 9theiligen Kelch, 8—9 Blumenblätter und die federig geschwänzten Samen, kleine Sträucher im Norden von Europa und Amerika, mit einfachen, unten filzigen Blättern und ziemlich großen, weißen Blüthen. Am bekanntesten ist D. octopetala *L.*, Alpendryade, Waldgöttin, Hirschwurz, Silberkraut, auf Bergen in Lappland, der Schweiz, Oesterreich, war früher als Herba Chamaedryos alpinae officinell und wird der adstringirenden Kräfte halber von den Alpenbewohnern noch jetzt gegen heftige Durchfälle angewendet, ist aber auch als Theesurrogat in Gebrauch. Diese Gewächse dauern als Zierpflanzen an schattiger, beschützter Stelle unter trockener Moos- oder einer Schneedecke im Freien aus, oder werden auch in Töpfe gepflanzt und frostfrei durchwintert. Man gibt ihnen einen mäßig feuchten, lockern, sandigen Boden, mit Torf- oder Heideerde gemischt, und vermehrt sie durch Theilung und Samen.

Dryburgh, malerisch gelegene alte Abtei in der Südwestecke der schottischen Grafschaft Berwick, am Tweed, von Walter Scott in seinen Romanen sehr gefeiert, mit dem Grabe des Dichters.

Dryden, John, englischer Dichter, am 9. Aug. 1631 zu Aldwincle in der Grafschaft Northampton geboren, erhielt seine Bildung zu Westminster und Cambridge und lebte dann in London. Nachdem er Cromwell in den „Heroic stanzas“ (1658) verherrlicht, begrüßte er 1660 Karl II. in seiner „Astraea redux“. Da seine sorgfältig ausgearbeiteten Dramen vielen Beifall fanden, so kam er auf den Gedanken, in Verbindung mit Davenant u. A. die englische Bühne nach bestimmten Grundsätzen zu reformiren, doch kam die Sache nicht zur Ausführung. Die Einführung der italienischen Oper unter Karl II. veranlaßte ihn, englische Opern, z. B. „King Arthur“, auf die Bühne zu bringen. Im J. 1668 zum Hofdichter ernannt, trat er zur katholischen Kirche über und suchte diesen Schritt durch sein allegorisches Gedicht „The hind and the panther“ zu rechtfertigen. Unter Wilhelm von Oranien verlor er seine Stellen und † den 1. Mai 1701 in Dürftigkeit. Seine dramatischen Werke erschienen 1725 in 6 Bänden; seine kritischen u. prosaischen hat Malone (London 1800, 4 Bde.), seine poetischen Todd mit Wartons Anmerkungen (das. 1812, 4 Bde.) und seine sämmtlichen Werke W. Scott (das. 1818, 18 Bde.) herausgegeben. D. ist der Vater der neuen Geschmacksrichtung in England, die sich an den Vorbildern der Klassiker begeistern will. Zu seinen besten Erzeugnissen gehören u. A. eine metrische Uebersetzung des Virgil (1697), eine Ode auf den Cäcilientag: „Alexanders feast“ (1725 von Händel komponirt und 1770 von Ramler übersetzt) und seine „Fables“. Seine Lustspiele sind ohne Originalität, seine Trauerspiele reich an glänzenden Bildern, aber arm an wahrer Poesie. Auch in seinen andern poetischen Werken zeichnet er sich mehr durch Schönheit der Sprache, als durch Phantasie und Gefühlstiefe aus; so namentlich in seinem historischen Gedichte „Annus mirabilis“ (1666). Um die englische Kritik machte er sich verdient durch mehre Abhandlungen, durch die kritischen Vorreden zu seinen Schauspielen und durch seinen „Essay on dramatic poesy“.

Drymaria *Willd.*, Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, kleine Sommergewächse in Südamerika und Mexiko. Die bekannteste Art: D. cordata *Willd.*, Holosteum cordatum *L.*, auf den Antillen und in Südamerika, gebraucht man sowohl frisch, als getrocknet zu zertheilenden Umschlägen bei harten oder entzündeten Geschwülsten.

Drymonia *Mart.*, Pflanzengattung, s. Besleria.

Dryobalanops *Gaertn. fil.* (Flügeleichel, Kampherölbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Dipterokarpeen, charakterisirt durch den 5spaltigen, flügelartig werdenden Kelch, 5 Blumenblätter, zahlreiche Staubgefäße, die einfächerige, 3klappige, einsamige Kapsel und den verkehrten Keim ohne Eiweiß, große Bäume mit harschen Blät-

tern und Blüthen in Rispen, in Ostindien. D. Camphora *Colebr.* ist ein ansehnlicher Baum in den Wäldern auf der Nordwestküste von Sumatra und auf Borneo, dessen aufrechter, mit brauner Rinde bekleideter Stamm oft bis zum ersten Aste 100 F. hoch und 6—7 F. im Durchmesser stark wird und einen großen, schönen Blätterwipfel trägt. Im Innern des Stammes findet sich bei jüngeren Bäumen in eigenen Behältern kampherartiges Oel in Menge, bei älteren Bäumen dagegen fester Kampher. Um diesen zu erhalten, schneidet man die älteren Stämme etwa 12—18 Zoll über dem Boden an. Kommt Oel aus der Wunde, so fängt man dieses auf, um es entweder sofort als Heilmittel zu benutzen, oder durch Sublimation in festen Kampher zu verwandeln. Kommt aber kein Oel hervor, so ist dies ein Zeichen, daß der Baum festen Kampher enthält, weshalb man ihn umhaut und spaltet. D. robusta *Roxb.*, ein großer Baum im nördlichen Indien mit abwechselnden, länglich herzförmigen, glatten Blättern, sichelförmigen Nebenblättern und gelben Blüthen an Endrispen, gibt Bauholz, welches aber nicht sehr dauerhaft ist, außerdem Harz und Dammar, welches als Schiffspech benutzt wird.

Dryopes, ein alter Volksstamm in Hellas, der am Parnaß, in Doris (das daher auch Dryopis hieß) wohnte, aber von den Doriern aus seinen Wohnsitzen geworfen wurde und sich darauf verlor.

Drypaß, eine aus 3 Bögen und 3 Winkeln bestehende Figur, also ein Dreieck, dessen Seiten nicht gerade Linien, sondern Bögen sind, welches, wie das aus 4 Bögen und 4 Ecken gebildete Vierpaß auf Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts, Bild und Inschrift einschloß.

Drzewica, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom, am gleichnamigen Flusse, der sich in die Pilica (Nebenfluß der Weichsel) ergießt, ist regelmäßig gebaut, hat Mauern, eine von Wladislaw Lokietek erbaute Kirche, ein in Ruinen liegendes Schloß der hier einst begüterten Familie Boleslaw und 1500 Einwohner, darunter viele Juden, sowie eine Anzahl deutscher Handwerker, die Wägen, Pferdegeschirre, Sättel und andere Holz- u. Lederwaaren verfertigen, auch einen Hochofen unterhalten und jährlich etwa 5000 Centner Guß- u. 4000 Centner Schmiedeeisen aus Eisenstein liefern.

Drzewohostitz, Stadt im mährischen Kreise Neutitschin, an der Bistrzitza, mit einem Schloß, alterthümlichen Rathhaus, besuchten Märkten u. 1500 Einw.

D. S., Abbreviatur auf Recepten für Detur, Signetur, man gebe, bezeichne, in der Musik für Dal segno, vom Zeichen.

Dschaafar, 1) D.-esz-Szadik, d. i. der Aufrichtige, Sohn Mohammed el Bakyrs, der 6. der 12 unmittelbaren Nachkommen Mohammeds, 699 (706) n. Chr. in Medina geboren, beschäftigte sich namentlich mit Alchemie und der Kabbala. Ein Buch mit 1000 Blättern von seinem Schüler Ebn Musa Dschaber ben Haschan von Tartus soll das Wesentliche von 500 Abhandlungen D.s über erstere enthalten haben. Auf die dem D. zugeschriebene kabbalistische Tafel „Dschefr wel Dschamiaat“, d. i. Die Nulle u. die Versammlerin, sind alle spätern kabbalistischen Werke der Morgenländer gegründet. Auf D. führen auch mehre Sekten der Moslim ihre Lehre zurück. D. † zu Medina 765 (774) n. Chr. Von seinem ältesten Sohne Ismail leiten die Ismailiten ihre Lehre ab; der zweite, Musa, folgte dem Vater im Imamat.

2) D. Tschelebi, der Sohn Tadschi's, türkischer Dichter in der Mitte des 16. Jahrhunderts, war erst Lehrer an der hohen Schule Mamud-Pascha's, ward dann Staatssekretär des Sultans und Oberstlandrichter, aber auf den Verdacht hin, den Janitscharenaufruhr zu Amasia angeregt zu haben, hingerichtet. Er dichtete in türkischer und persischer Sprache. Außer einem Diwan hinterließ er eine Sammlung türkischer und persischer Staatsschreiben, von welchem sich ein Exemplar auf der Hofbibliothek zu Wien befindet, und das „Buch der Begierde“ (Hawesname) in Doppelreimen.

Dschabu (Jabu), Stadt auf der Sklavenküste (Benin) in Oberguinea, zwischen Lagos und Formosa, mit sehr industriöser Bevölkerung, die gute und starke, besonders viel nach Brasilien gehende Zeuche fertigt und denselben eine ausgezeichnet dauerhaft blaue Farbe zu geben weiß.

Dschadschipur (Jajipoor, Jagepoor), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Orissa (Cuttak), am Baitarani, mit starker Tuchfabrikation und 3—4000 Einwohnern.

Dschaga, das von den Brahminen im Anfange des Frühjahrs der Sonne und den Planeten dargebrachte Opfer, bestehend in der Leber eines erdrosselten Widders, von der ein Theil mit Räucherwerk verbrannt, der andere unter jene vertheilt wird. Von dem Opferfeuer nimmt der Vorsteher des Opfers etwas mit nach Hause und unterhält es daselbst, damit einmal sein Scheiterhaufen damit angezündet werde und er ohne weitere Wanderung zu Brahma eingehen könne.

Dschagarnath (Dschagannat, engl. Juggurnaut, auch Puri genannt), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Orissa (Cuttak), an dem Mündungsarme des Mahanaddi in den bengalischen Meerbusen gelegen, ist einer der heiligsten Plätze der Hindu's und wegen der erfrischenden Seeluft während der heißen Zeit einer der angenehmsten und gesundesten Orte Indiens. Herrliche Haine und Gärten, welche die besten Früchte der ganzen Provinz hervorbringen, schließen die Stadt auf der Landseite ein. Auch viele schöne und große Teiche liegen in der Nähe, u. zwischen ihnen und dem Meere stehen, fast vom Sande verschüttet, zahlreiche alte und seltsam aussehende Gebäude. In der Stadt selbst besteht die weite Hauptstraße fast ganz aus den heiligen Gebäuden, Maths genannt, u. dazwischenliegenden Baumpflanzungen; am Südostende erhebt sich majestätisch der Tempel Baradewal, der Hauptwallfahrtsort D.s. Der Anblick des Ganzen erscheint malerisch, doch wird der Schmutz und Gestank der Straße und die Menge der frommen Beter als höchst unangenehm geschildert. Der genannte Haupttempel steht auf einem quadratischen Platze, umgeben von einer hohen Steinmauer, deren Seiten 611 Fuß lang sind. Ein hohes Thor führt hinein zu einer Treppe und diese zu einer 20 Fuß hohen Terrasse, welche eine zweite quadratische Mauer von 418 Fuß Seite umgibt. Auf dieser erhebt sich auf einer Basis von 30 Fuß Quadrat die Pagode zu 170 Fuß Höhe, nach oben sich verjüngend in Gestalt einer Gurke oder Bischofsmütze. Das Gebäude scheint aus dem Jahre 1198 zu stammen. Die meisten Hindugottheiten

haben einen Tempel innerhalb der Mauer; vor dem Ostthore steht eine Basaltsäule von schönen Verhältnissen, welche eine Gestalt des Affengottes Hanuman trägt. Der Haupttempel ist dem Krischna geweiht; zwar ist er auch dem Balarama (identisch mit Siwa oder Mahadeo) und dessen Schwester und Gattin Subhadra heilig, doch ist Krischna als Dschagannatha (Dscha gat = Welt, Nath = Her) Hauptgegenstand der Verehrung. Drei 6 Fuß hohe hölzerne Blöcke, oben zu entsetzlichen Menschengesichtern ausgearbeitet, stellen die 3 Götter vor: ein dunkelblauer den Krischna, ein weißer den Siwa, ein gelber die Subhadra. Jedes Bild hat einen Wagen (Rath), eine Art von hoher Plateforme auf Rädern. Der des Krischna ist 43½ Fuß lang, mißt 34½ Fuß im Geviert und steht auf 16 Rädern, deren jedes 6½ Fuß im Durchmesser hat. Die beiden andern Raths sind etwas kleiner. Bei dem großen Feste Rath Dschatra (im März) werden die Götzenbilder auf ihre Wägen gesetzt und von ihren Verehrern an den Stricken fortgezogen, um ihr 1½ Meilen entferntes Landhaus zu besuchen. Hunderttausende aus der Hinduwelt strömen zu dieser Feierlichkeit herbei, und Tausende lassen es sich angelegen sein, an den Stricken mitzuziehen, während Brahminen, auf den Raths stehend, singen und unter dem Beifall der Menge unzüchtige Geschichten erzählen. Ehemals opferten sich sogar Fanatiker zu Ehren der Götzen, indem sie sich unter die Räder der Wägen warfen. Die Kosten des Götzendienstes werden durch die Pilgersteuer bestritten. Die Zahl der Einwohner der Stadt beträgt etwa 30,000 Seelen. Ueber den Mahanaddi führt eine steinerne Brücke mit 18 Durchgängen.

Dschagatai, der zweite Sohn des Dschingiskhan, dem nach dessen Tode die Länder der Uighuren, die kleine u. große Bucharei, die Gegenden am Ilifluße, dann zwischen dem Dschihon und Sihon (Orus und Jarartes) zufielen, die daher, sowie die türkische Mundart der Uighuren, nach ihm benannt wurden. D. † 1240; seine Nachkommen behaupteten sich bis auf Timur.

Dschagga (Kilema), kleines, aber sehr interessantes und pittoreskes Bergland an der Ostküste von Südafrika (Suahelikküste), zwischen 3—5° südl. Br. und 53—54° östl. L., von Rebmann entdeckt, wo sich aus einer in etwa 1500 Fuß hoch gelegenen Wildniß der südlichste von einer Reihe gewaltiger Schneeberge, der Kilima Ndschara, erhebt, dessen Höhe nach v. Decken (der ihn jedoch nur bis zu 8000 Fuß Höhe erstiegen hat) 22,000 Fuß beträgt, und von dessen Gipfeln mächtige Lawinen den aufsteigenden Reisenden entgegenstürzen. Humboldts Zweifel, daß hier wirklich Schneeberge und namentlich solche von der Höhe des Chimborazo existirten, sind damit widerlegt, und das Mondgebirge des Ptolemäus u. die Komrberge der arabischen Geographen sind aufgefunden. Die Thäler des Landes sind durch kalte, wasserreiche, nie versiegende Ströme bewässert, unter denen als die bekannteren der Tzavo und der Luffu zu nennen sind. An der Südostseite des Gebirges liegt der lange, schöne, in seiner Mitte knieförmig nach Süden gebogene Ibé- oder Ariarosee. Das Klima ist mild, in den höheren Gegenden selbst streng und kalt, aber sehr gesund; der Boden fruchtbar in den Thälern und mit einer Vegetation von fast tropischem Charakter bedeckt, während unmittelbar darüber eine ewige Schnee- und Eisdecke sich ausbreitet. Die Bewohner sind den Wakamba und Wateita verwandt, von kräftigem Körperbau, sehr reinlich, industriös und geschickt in Handarbeiten. Sie wohnen, nach Art der Bergvölker, in zerstreuten Höfen und stehen zu ihren Herrschern (Mangi) in einem fast sklavischen Verhältniß.

Dschallander (Djalandhar, Djulundur-), britisch-ostindische Stadt im Pendschab, östlich von Lahore, im Dschallander-Doab (dem Lande zwischen den Flüssen Setledsch u. Bedscha od. Bias), mit einer großen Menge prächtiger Gebäude, Zeichen ihrer ehemaligen Bedeutung u. 40,000 Einwohnern.

Dschallor (Jallore, Jellore), Sadt u. Festung im britischen Schutzstaat Dschaudpur in Ostindien, am Sukri, mit 12—14,000 Einwohnern.

Dschama (Dschameng, Almuth), in der indischen Mythologie Sohn des Surya und der Savei, nach Andern des Krasyapa und der Aditi, eine der 8 Schutzgottheiten der Welt, und zwar des südlichen Theils, Schutzgeist der Tugend, Gott der Unterwelt, vornehmster Diener des Schiwa, Richter der Todten. Er wohnt in Dschamapur und seine Beinamen sind: Samavarti, Vergelter; Schamana, höllischer Fluß; Pitrupati, Herr der Todten; Schrabhadewa, Thränenerreger. Abgebildet wird er in schrecklicher Gestalt, mit einem Halsband von Todtenköpfen mit verzerrten Gesichtszügen, mehren Armen, schwer bewaffnet, auf einem vierfach gehörnten, schwarzen Büffel reitend, auch mit einer Wage u. einer Fackel in der Hand. Seine Diener, Dschamadewta, sind die Sittirabuditren, welche alle Handlungen der Menschen aufzeichnen, die er durch einen Spiegel sieht, und die Rakschases, Kalegajors rc., welche die verstorbenen Bösen vor seinen Richterstuhl schleppen.

Dschami (Dschamijih), Hauptmoschee in arabischen Städten.

Dschami (Mewlana Abdurrhaman Ebn Achmed), der letzte große persische Dichter, 1414 n. Chr. zu Dscham in der Provinz Khorassan geboren, lebte am Hofe der Sultane Abu Said u. Hossein Behadur zu Herat u. beschäftigte sich meist mit Unterrichten des Volks. Als er 1492 †, soll sich die Erde wie eine Muschel geöffnet haben, um diese unschätzbare Perle aufzunehmen. Er hinterließ 40 Werke theologischen, mystischen und poetischen Inhalts. Gedruckt wurden „Schewahit en-Nubewwet" (Zeugenschaft des Prophetenthums, türkisch von Achisade und Lamii); „Subhat ul Abrar" (Rosenkranz der Gerechten, Kalkutta 1811), ein moralisch-didaktisches Gedicht, und „Thosat ul Abrar" (Geschenk des Edlen, herausgegeben von Falconer, London 1848); das allegorische Epos „Salaman u. Absal" (herausgegeben von Falconer, das. 1850); die beiden romantischen Epopöen „Chosrau u. Schirin" und „Das Buch von den Thaten Alexanders"; der Roman „Medschnun und Leila" (französisch von Chezy, Paris 1805, deutsch von Hartmann, Leipzig 1807). Das herrlichste seiner romantischen Gedichte, „Jusuf u. Zuleicha", hat Rosenzweig im Texte u. mit metrischer Uebersetzung (Wien 1824) herausgegeben. D.'s vorzüglichste prosaische Werke sind: „Beharistan" (Frühlingsgarten, Notizen über persische Dichter, persisch u. deutsch von Schlechta Wssehrd, Wien 1846), „Inscha" (Briefsammlung, Kalkutta 1809) und „Nasabât ul ins" (Die Hauche der Menschheit,

biographische Kunden von 607 Mystikern). Sein kleines Werk über die Wortspiele, „Tedschnisol-lughat“, ist zu London in zwei Ausgaben (die letzte 1811) erschienen. Lieder aus seinem „Divan“ hat Wickerhausen (Leipzig 1855) übersetzt.

Dschamna, Fluß, s. Dschumna.

Dschanna (Janne), Stadt im Reiche Yorruba in Oberguinea, in einem Morast gelegen und nur durch eine Brücke zugänglich, mit 8—10,000 geschickten u. industriösen Einwohnern, die zugleich großen Handel mit den von ihnen verfertigten Holzschnitzwaaren treiben und viel Indigo kultiviren, aus dem sie eine treffliche Farbe zu bereiten wissen.

Dschapara (Djapara), Residentie an der Nordküste von Java, eine Halbinsel bildend, zwischen Samarang u. Rombong, 40 □Meilen groß, mit dem 5500 Fuß hohen Vulkan Murio, der bis zum Gipfel mit Pflanzenwuchs und Wald bedeckt ist, 490,960 Einwohnern (darunter etwa 7000 Christen) und der gleichnamigen Hauptstadt, die als Handelsplatz von Alters her bekannt, gegenwärtig aber sehr in Verfall ist.

Dscharun (Jarom), Stadt in der persischen Provinz Farsistan, südöstlich von Schiras, in Gärten, mit 4000 Einwohnern, in der Nähe Erdölquellen.

Dschask (Djask), Hafen in der persischen Provinz Kerman, in der Landschaft Moghistan, am arabischen Meer, nahe der Grenze von Beludschistan, dem Imam von Maskat unterworfen, mit 3000 Einwohnern.

Dschats (engl. Jauts, Jats), ein Volksstamm der arischen Indier, der um 1700 vom Indus her nach dem Gangesdoab einwanderte und dasselbe fleißig anbaute. Während der Bürgerkriege nach Aurengzebs Tode erlangten sie einen bedeutenden Landbesitz, auf welchem sie Festungen bauten und Reichthümer aufhäuften; aus der Aurengzebs Armee abgenommenen Beute errichteten sie die Festung Bhurtpur. Obwohl sie behaupten, Nachkömmlinge der Kschetriyas (Kriegerkaste) zu sein, so werden sie von den Andern doch nur als ein ursprünglich niedriger Stamm von Sudras betrachtet. Sie selbst nennen sich Singh (d. i. Löwen), wie die Radschputen. In körperlicher Beziehung und an militärischem Geiste stehen sie (nach Heber) allen Stämmen Indiens voran und waren von je in ganz Hindostan wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Sie waren das Herz u. der Kern der Sikhs und ihrer Heere, verbreiteten Kultur und Wohlstand vom Dschumna bis zum Dschelum u. erhoben sich zu einer politischen Macht von Bhurtpur bis nach Delhi. In neuerer Zeit haben sie ihren kriegerischen Geist verloren u. sich fast ganz dem Ackerbau zugewendet. In Marwar bilden sie die Hauptmasse der Ackerbauern, und in Bikanir gehören zu ihnen die meisten Bhumeas, d. i. freien Grundbesitzer. Ihre eigentliche Heimat ist die Manjha oder das Centrum des Barydoab, dessen Hauptstadt Amretsir ist. Außerdem finden sich noch zahlreiche Kolonien zu Guzeranwalla, in dem Rechnadoab, in Guzerat, dem Chuj, um Rewul Pindy und in dem Sind Saugur. Seit Jahrhunderten ist der Theil des südlichen Pendschab, worin Multan die Hauptstadt bildet, durch D. bevölkert worden, aber ihr Leben ist auch dort lediglich dem Ackerbau gewidmet. In vielen Gegenden, namentlich im Süden, gehören die D. dem mohammedanischen Glauben an, zu welchem sich ihre Vorfahren zur Zeit des Kaisers Aurengzeb bekehrten.

Dschaudpur (Dschodpur, engl. Joudpoore, früher Marwar genannt), der größte der unter britischem Schutze stehenden Radschputenstaaten in Vorderindien, liegt zwischen Bikanir u. Schekawatti im Norden, Dschaipur, Kischenghar, Adschmir u. Mewar im Osten, Udäpur, Serohi und Baroda im Süden, dem Ran, Sinde u. Dschessalmir im Westen, u. umfaßt 1593 □Meilen mit 1,783,600 Einwohnern. Der im östlichen Theile entspringende und gegen Südwesten fließende Loni bildet die Grenze zwischen einem dürren Landestheile im Nordwesten u. einem fruchtbaren im Südosten. Der Westtheil liegt in der indischen Wüste (Tharr), wo zahlreiche lange Felsenketten die große von der kleinen Wüste trennen, welche letztere (rechts am Loni) ganz von Sandhügeln bedeckt ist. Im Osten erhebt sich das Land zu den Aravallibergen bis zu 3—4000 Fuß Höhe, bietet aber mehr Ackerboden dar, als der ebenfalls gebirgige, ganz felsige Süden. Das Klima ist sehr heiß; im Winter tritt strenger Frost ein, doch ist das Land ohne Schmutz, ohne Moskitos u. ohne Malaria, den südöstlichen Theil u. die Hauptstadt ausgenommen. Aus zahlreichen Seen (besonders aus dem 11 Meilen im Umfang haltenden Sambhorsee), deren Wasser im Sommer größtentheils verdunstet, wird viel Salz gewonnen, dessen Ertrag dem Fürsten gehört; außerdem liefert der Boden schönen Marmor (im Nordosten der Hauptstadt), Zinn, Blei, Alaun, Eisen. Der Ackerbau erzeugt hauptsächlich Baumwolle und in den besseren Gegenden alle Arten Getreide; die Viehzucht Kameele, Pferde, Schafe in Menge. An wilden Thieren finden sich Löwen, Tiger, Wölfe, im Süden auch Schlangen, Antilopen und wilde Esel in Heerden. Industrieerzeugnisse sind Baumwollstoffe, Flinten, Schwerter und berühmte Elfenbeindrechslerwaaren. Die Bevölkerung besteht zu $^5/_8$ aus Dschats, $^2/_8$ aus Radschputen, im Uebrigen aus Brahmanen oder Dschains. Sie spricht das Marwari, eine Hindumundart, und ist ein handeltreibendes Volk, zugleich aber dem Opiumgenuß leidenschaftlich ergeben. Haupthandelsartikel ist das Salz, das nach ganz Indien bis zum Ganges ausgeführt wird u. Karawanenzüge von 40,000 Ochsen in Bewegung setzt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Saum einer waldigen Kulturebene, am Südende eines 5 Meilen langen Höhenzugs, hat eine höherliegende Citadelle mit dem Palast des Fürsten, zahlreiche Teiche und Brunnen (Baoli) und gewährt einen außerordentlich schönen Anblick. Neben der Nordostecke der Sadt liegt die Vorstadt Mahamandir mit heilig gehaltenen Tempeln u. mehren Palästen u. 2 Stunden nördlich die malerischen Trümmer von Mandor, der alten Marwarhauptstadt vor Gründung der jetzigen durch Maharadscha Dschauda (1549). Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 80,000, von Andern wohl zu hoch auf 150,000 angegeben.

Dschawanpur (Dschuanpur, Dschönpur, engl. Jounpoor), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (73 □Meilen mit 1,143,749 Einwohnern) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Agra, Provinz Benares, zu beiden Seiten des schiffbaren Gumti, über den eine alte feste Steinbrücke führt, ist reich an Trümmern von Moscheen, Palästen und anderen Zeugen alter Pracht, hat ein altes Befesti-

gungswerk (jetzt Gefängniß) u. 27,160 Einw. D. ist gegenwärtig als britische Militärstation wichtig.

Dschayadeva, indischer Dichter, wird als Verfasser der berühmten Dichtung „Gitagovinda" (herausgegeben von Lassen, Bonn 1837) genannt.

Dschebail (Dschebeil, im Alten Testament Gebal, das Byblus der Griechen), jetzt unbedeutende Hafenstadt in Syrien, nördlich von Beirut, am Mittelmeer, mit 5—6000 Einwohnern u. nicht ohne Ruinen seiner ehemaligen Größe.

Dschebel (türk.), Gebirge, Bergspitze, in vielen türkischen Namen, z. B. D. Abla, s. v. a. Atlas, D. al Kossus (D. al Kassau), s. v. a. Athos, D. al Tarik, s. v. a. Gibraltar, D. el Scheich, s. v. a. Hermon, D. Kurun, s. v. a. Taurus, D. Tailamum, s. v. a. libysches Gebirge.

Dschedschuri, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Puna, ein reich ausgestatteter Wallfahrtsort, mit einem anmuthig gelegenen, berühmten Siwatempel und vielen Brahmanen.

Dschehol (Jehol, Gehol, Dschecho, Scheche), Ort in der Mongolei, Provinz Tschli, merkwürdig durch das gleichnamige prachtvolle kaiserliche Lustschloß, das jenseits der großen Mauer in einem abgeschiedenen, von allen Seiten mit Bergreihen umgebenen Thale versteckt liegt. Diese kaiserliche Lustanlage hat über 2 Stunden im Umfange und 6 Thore und wurde 1703 zum Aufenthalt des Kaisers während seiner Herbstjagd erbaut. Von Peking (30 Meilen davon entfernt) führt eine prachtvolle Kunststraße dahin.

Dschehpur (Djajapura, englisch Jeypoor, auch Dschainagger, früher Amber genannt), ein unter britischem Schutze stehender Radschputenstaat in Ostindien, umfaßt 720 □Meilen mit 1,891,124 Einwohnern und bildet im Allgemeinen eine sandige, dürre Ebene, aus der sich im Norden und Nordwesten granitische Hügel bis zu 300 Fuß erheben. Ein großer Theil ist indessen Grasland, und häufig findet man Spuren ehemaliger ausgedehnter Bodenkultur. Jetzt baut man, wo Ackerbau möglich ist, Getreide, Hülsenfrüchte, Tabak, Baumwolle. Mitten im Sande dagegen reifen in der heißesten Jahreszeit ungeheuere Kürbisse, das einzige Labsal des Wanderers in der Hitze des Sommers (40° R. im Schatten) und wenn der heiße, austrocknende Sandwind von Westen her über die Ebene weht. Selbst der bedeutendste der Flüsse, der Ban-Ganga, ist im Winter und Frühling wasserlos. Die Bevölkerung besteht vorwiegend aus Minas, die als die Eingeborenen gelten; nächstdem aus ackerbauenden Dschats und Brahminen, die hier zahlreicher vertreten sind, als in den übrigen Radschputenstaaten. Herrschender Stamm sind die Radschputen, die etwa 30,000 Waffenfähige zählen. Regent ist ein Radscha, dessen Würde erblich ist. Die Armee besteht aus 2096 Reitern, 18,377 Fußsoldaten, 692 Mann Artillerie, wozu noch Mannschaften der Lehnsmänner und die Besatzungen der Festungen kommen. Die Staatseinkünfte betragen 458,395 Pfund Sterling; das zu zahlende Schutzgeld 40,000 Pfd. Sterling. Der berühmte indische Astronom Dschai Singh war Radscha von D. und Minister Mahomed Schahs, des Kaisers von Delhi. Die gleichnamige Hauptstadt, zwischen den Felshöhen gelegen, ist von einer Mauer umgeben, mit hohen Thürmen und 7 festen Thoren, u. gilt als die regelmäßigste und am schönsten gebaute Stadt der Hindu's. Eine gerade Straße, 120 Fuß breit, führt der Länge nach hindurch, mit fast eben so breiten Querstraßen und bei jedem Durchschnitte mit einem Marktviereck (Tschak). Das mittelste derselben, ½ Stunde lang, nehmen die Paläste und die Gärten der Fürsten ein. Die Residenz hat 7—8 Stockwerke und auf jeder Seite einen hohen Thurm mit einer Kuppel; die Gärten, voller Palmen, Cypressen, duftender Sträucher u. Fontainen, werden als wunderschön geschildert. Die Häuser der Hauptstraßen sind im Allgemeinen schöne, steinerne Gebäude, und zahlreiche Tempel u. Moscheen erhöhen den Glanz des Ortes, der etwa 60,000 Einwohner zählt. Die Sternwarte ist in gut erhaltenem Zustande, aber unbenutzt.

Dschelalabad, Stadt im nordöstlichen Afghanistan, Königreich Kabul, am Kabulstrom und der Straße von Peschawer nach der Stadt Kabul, ein schmutziger, schlechtgebauter Ort und ehemals starke Festung, mit 10,000 (nach Andern 3000) Einwohnern; berühmt geworden durch die Vertheidigung der kleinen Schaar Briten unter Sir R. Sale gegen das zahlreiche wuthentbrannte Afghanenheer 1841—1842, in Folge dessen die Festungswerke von den Engländern bei ihrem Abzuge zerstört wurden. Die umliegende Ebene von D. ist gut bewässert und außerordentlich fruchtbar u. liefert besonders Zuckerrohr im Ueberfluß und von besonderer Güte.

Dschelâl-ed-din-Rumi (arab., d. i. Glorie der Religion), der größte mystische Dichter der Perser, 1207 in Bulak geboren, war von 1233—62 Lehrer der Philosophie und des Rechts zu Konia in Kleinasien und wurde der Stifter der Mewlewi, des angesehensten Ordens der Derwische. Seine in einem „Diwan" gesammelten lyrischen Gedichte gehören zu den schwungvollsten und ideenreichsten der orientalischen Poesie; eine Auswahl gab Rosenzweig (Wien 1837). Noch berühmter ist sein „Mesnewi", d. h. das doppeltgereimte Gedicht, ein Gedicht von mehr als 40,000 zweizeiligen Strophen in 6 Büchern, moralischen und ascetischen, allegorischen und mystischen Inhalts, von den Persern dem Koran gleich geachtet. Eine vollständige Ausgabe mit türkischer Uebersetzung u. Kommentar erschien in Bulak 1836, 6 Bde.; Proben daraus gaben in deutscher Uebersetzung Hussard, Hammer, am gelungensten Rosen (Leipzig 1849).

Dschelum (Dschelam, Jelum, auch Bihat), ein Strom des Pendschab in Ostindien; an demselben liegt im Norden nahe der Grenze von Kaschmir die gleichnamige Stadt von bedeutendem Umfang mit 12—15,000 meist mohammedanischen Bewohnern und das Dorf Russur, wo am 13. Januar 1849 eine blutige Schlacht zwischen den Briten und Sikhs Statt fand.

Dschem (auch Zizim genannt), Bruder des Sultans Bajazet II., Sohn Mohammeds II., 1459 geboren, wurde schon als zehnjähriger Knabe Statthalter von Kastemuni und 6 Jahre darauf von Karaman, suchte sich nach dem Tode seines Vaters in den Besitz Brusa's zu setzen, war anfangs auch gegen den eigentlichen Thronerben, seinen Bruder, den Sultan Bajazet II., glücklich, ward aber dann 1481 bei Jenischehr u. 1482 bei Angora geschlagen, floh nach Rhodus, wo er mit dem Großmeister

d'Aubusson einen Vertrag schloß und sich sodann nach Frankreich begab. Seitdem befand er sich im ehrenvollen, doch strengen Gewahrsam des Ordens, des Königs von Frankreich und des Papstes. Innocenz' VIII. Nachfolger, Alexander Borgia, sollte vertragsmäßig D. wieder dem König von Frankreich ausliefern, aber der verfallenen Verköstigungsgelder verlustig, ließ er D. auf Bajazets Antrag am 24. Februar 1494 vergiften. D.s Tochter wurde die Gemahlin des Sultans von Aegypten, Nassir Mohammed. D. übersetzte ein persisch-romantisches Gedicht und dichtete selbst Ghaselen, die in einem Diwan gesammelt wurden.

Dschema Ghaznouat (Nemours), Stadt in Algerien, Provinz Oran, westlich von der Tafnamündung, vor welcher die kleine vulkanische Insel Rachgun liegt, mit 700 Einwohnern, welche lebhaften Handel treiben. D. G. ist der äußerste französische Posten nach Westen, schon in der Nähe der marokkanischen Grenze.

Dschemschid (Dschamschid, Giamschid), fabelhafter König von Persien, von dem das Volk der Parsis seine Größe ableitet. Er gründete die Stadt Hamadan, vollendete die tausendsäulige Stadt Isthakar (Persepolis), baute die ungeheuren Paläste, deren Wände mit mythologischen Figuren, mächtigen Intaglios, besetzt sind, führte den Sonnendienst ein, gab seinem Volke treffliche Gesetze, lehrte es Künste und Wissenschaften, namentlich Astronomie und begünstigte den Wein- und Bergbau u. die Perlenfischerei im persischen Meerbusen. D. † 780 (nach Andern 800 v. Chr.). Creuzer hält ihn für ein Symbol des Sonnenjahres. Seine Weisheit schöpfte er aus dem Becher mit dem Unsterblichkeitstrank (Dschami).

Dschenab (Tschinab), einer der Ströme des Pendschab in Ostindien, entspringt in der Landschaft Lahul am Himalaya, durchströmt das östliche Kaschmir und bildet nach seiner Vereinigung mit dem Rawi den Trimab.

Dschenischehr, türkische Stadt, s. Larissa.

Dschenne, Stadt, s. Dschinni.

Dscherbi (Jerbah), afrikanische Insel im Süden der kleinen Syrte (Golf von Gabes), zu Tunis gehörig, ein flaches und malerisches, mit Dattelhainen dicht bedecktes Eiland von 19 □Meilen mit einer arabischen Bevölkerung von 30,000 Seelen. Wegen seiner Datteln ist D. (die Lotophageninsel der Alten) seit den ältesten Zeiten hochberühmt; außerdem werden Dattelbranntwein, Oel, feine Wolle und daraus gewebte Burnusse viel ausgeführt. Am sichersten Landungsplatz der Insel erhebt sich eine mit Kalk bedeckte, 34 Fuß hohe und 24 Fuß im Durchmesser haltende stumpfe Säule, die Burdsch-er-Roos genannt wird u. aus Christenschädeln aufgebaut ist, die schichtweise auf Unterlagen von Schenkelknochen liegen. Dieselben rühren von den Soldaten Lacerda's, des Herzogs von Medina Sidonia, her, die 14,000 Mann an der Zahl 1516 hier in der Schlacht fielen.

Dschesan (Gizan), Hafenstadt auf der Westküste von Arabien, in Abu-Arisch, am rothen Meer in dürrer Gegend, mit 2—300 Einwohnern, welche Perlenfischerei und Schildkrötenfang betreiben.

Dschesair (Plural von Dschesireh, d. i. Insel), Name des europäisch-türkischen Ejalets, welches die 22 bewohnten Inseln des nördlichen und östlichen ägäischen Meeres (zwischen der Halbinsel Chalcis, der thracischen Küste u. dem Hellespont u. längs der kleinasiatischen Küste) umfaßt. Der Flächengehalt wird auf 273 □Meilen angegeben. Das Ejalet zerfällt in 7 Liwas: Bozda Ada (Tenedos), Lemnos, Midilli (Mytilene), Sakiz (Chios), Sizam (Samos), Istan Köi (Kos), Redos (Rhodos). Die Zahl der Bewohner betrug 1845 534,360, darunter 114,360 Griechen, welche meist die nördlichen Inseln und die Sporaden bewohnen.

Dschesireh (arabisch, d. i. Insel), bei den Arabern Name für das Land zwischen dem Euphrat und Tigris (Mesopotamien); Dschesireh el Dschesireh (d. h. Insel der Inseln), Name für das Zweistromland zwischen dem weißen und dem blauen Nil in Nubien, das südlich vom Rahabflüßchen begrenzt wird.

Dschesme, Stadt, s. v. a. Tschesme.

Dscheßalmir (Dschasalmir, bei den Engländern Jussulmeer), ein unter britischem Schutze stehender Radschputenstaat, zwischen Dschaudpur, Bhawalpur, Bikanir und Sinde gelegen, umfaßt 578 □Meilen mit 74,400 Einwohnern. Der Norden ist Wüste, der Süden von einer Kette fast ganz dürrer und baumloser Höhen durchzogen, zwischen denen jedoch Weideplätze sich ausbreiten. Fließende Gewässer fehlen. In der Regenzeit sammeln sich Salzwasserseen (Sar) an, die meist jedoch nur einige Monate bestehen. Der größte derselben ist der Kanod-Sar, 4—5 Meilen lang, mit einem Abfluß nach Osten, der sich nach 7—8 Meilen im Sand verliert. Nach der Verdunstung des Wassers ist der Boden dieser Seen mit einer Salzkruste bedeckt, deren Verkauf einen bedeutenden Theil der fürstlichen Einnahme bildet. Große künstliche Teiche, die zur Regenzeit mit Wasser gefüllt werden, sorgen nothdürftig für den Wasserbedarf. Das Land ist reich an wilden Thieren, besonders Wölfen, Schakals und Schlangen, sowie an Zuchtvieh, als Dromedaren, Pferden, Rindern, Schafen. Für Ackerbau fehlt es an Bevölkerung; Haupterzeugniß ist Hirse. Die Bevölkerung besteht vorwiegend aus Bhatti-Radschputen, die aber durch Opiumgenuß geistig und leiblich verkommen sind; außerdem aus Brahmanen und Dschats. Die Industrie schafft feine Tuche, Wolldecken und Tauwerk. Die gleichnamige Hauptstadt, am Fuße einer der Kalkhöhenketten gelegen und mit einer Cyklopenmauer umgeben, hat eine große Veste, darin sich der Palast des Rawal (Fürsten), 6 Hindutempel (darunter 3 sehr alte aus schön ausgehauenem Steine, mit vergoldeten Thürmen) und 8 Brunnen von 300 Fuß Tiefe befinden, 8000 meist stattliche und wohlerhaltene Häuser und 35,000 Einwohner.

Dscheßur (engl. Jessore), Provinz (von 748 □Meilen mit 5,758,684 Bewohnern) u. ein Distrikt derselben (von 168 □Meilen mit 381,774 Einw.) in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Kalkutta; die Hauptstadt D. (auch Murli genannt) hat ein Zuchthaus für 1000 Sträflinge, eine höhere Schule, in welcher Englisch, Persisch und Bengali gelehrt wird, und etwa 30,000 Einw. Sie war früher als sehr ungesund verrufen, ist jetzt jedoch durch zweckmäßige Vorkehrungen gesunder gemacht.

Dschezzar, Achmed, d. i. Achmed der Schlächter, türkischer Pascha, aus Bosnien gebürtig, erwarb sich als Sklave von Ali Bey in Aegypten

dessen Gunst, wurde Befehlshaber in Kairo und, nachdem er zum Sturze seines Wohlthäters beigetragen, Pascha in Acre, wo er offenbar darnach strebte, sich von der Pforte loszureißen. Bonaparte's Ansinnen, ihm beizustehen, schlug D. ab und ließ alle Franzosen in Acre ins Gefängniß werfen. Er erhielt hierfür von der Pforte den Oberbefehl über das türkische Heer in der Umgegend, ward zwar von Bonaparte auf dessen Zuge nach Syrien geschlagen, jedoch in seiner Hauptstadt Acre erfolglos belagert. Später empörte sich D. wieder gegen die Pforte und bestand mehre blutige Kämpfe mit dem Großwessir und dem Pascha von Jaffa. Er † 1804.

Dschhansi (engl. Jhansi), früher britischer Schutzstaat in der ostindischen Landschaft Bundelkund, seit 1854 (nach dem kinderlosen Absterben des regierenden Fürsten) den Nordwestprovinzen einverleibt und somit englisches Gebiet, umfaßt 138 □Meilen mit 216,000 Einwohnern. Die gleichnamige Hauptstadt, nahe der Betwa, hat 20,000 bis 25,000 Einwohner.

Dschidda (Dschetta, Gedda), Stadt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen westlich von Mekka auf schräger Küstenebene am rothen Meer, wird auf der Landseite von einer neuen Mauer umschlossen und am Südende durch ein kleines Fort von 8—10 Kanonen geschützt. Die Stadt ist gut gebaut, hat ungepflasterte, breite Straßen u. hohe, steinerne Häuser. Die Vorstädte bestehen nur aus elenden Beduinenhütten, und die Umgebung ist völlige Wüste. Die Hauptgebäude sind die Residenz des Gouverneurs, das Zollhaus, einige Moscheen ohne Bedeutung, mehre große Khans und das Kastell. Außerhalb der Mauern findet sich ein roher Steinbau, 20 und 80 Schritte an den Seiten messend, den die Moslim „Eva's Grab" nennen. Die Bewohner, deren Zahl auf 20,000 angegeben wird, sind ein Gemisch der verschiedensten orientalischen Völker. D. gilt als der Hafen von Mekka u. unterhält einen bedeutenden Handel. Es ist einer der Haupthandelsplätze Arabiens und vielleicht die reinste türkische Stadt. Tausende von Mekkapilgern landen jährlich daselbst. Eingeführt werden: Korn, Reis, Butter, Tabak, Oel, Moschus, Räucherwerk, Gewürze, Teakholz, Kokosnüsse, Musselin, Shawls, Kleider, Sklaven; ausgeführt dagegen: Korallen, Kaffee, Datteln, ägyptische Baumwolle, Mekkabalsam, Eisen- und Thonwaaren, Leder, Spiegel. Der Handel ist hauptsächlich nach Aegypten, Abessinien, Indien, China, Mozambik und den malayischen Inseln gerichtet. Die Stadt, in welcher sich in neuerer Zeit auch britische und französische Kaufleute angesiedelt haben, steht seit 1840 unter dem Schutze des Großherrn. In Folge des berüchtigten Blutbades vom 15. Juni 1858, welches die Mohammedaner unter der christlichen Bevölkerung anrichteten, wurde D. 3 Tage lang von einem englischen Kriegsschiff bombardirt.

Dschidscheli (Zergeli, vielleicht das Igilgilis der Alten), Hafenstadt in Algerien, Provinz Konstantine, 7 Meilen östlich von Bugia, ehemals eine ummauerte, Handel treibende Stadt mit einem Fort, dann verfallen, seit 1839 im Besitz der Franzosen, hat 1063 Einwohner. D. liegt mitten in dem von Kabylen bewohnten, noch unterworfenen Sahel und ist daher zuweilen für die Franzosen nur vom Meere her zugänglich.

Dschiggetai, s. Pferd.

Dschihanghir, Großmogul, den 29. August 1569 geboren, Sohn u. Nachfolger Akbars I., bestieg 1605 den Thron und nahm den Namen Abul Mozaffer Nureddin Mohammed D. (siegreicher Vater, Licht der Religion, Mohammed, Eroberer der Welt) an, ward aber bald im Kriege mit den Fürsten von Dekan getödtet. Er schrieb die Geschichte der ersten siebzehn Jahre seines Lebens: „Tuzuky Dschihanghiry", wichtig für die Geschichte Hindostans. Bruchstücke davon findet man in Gladwins „Asiatic miscellany" (Kalkutta 1788) und im 1. Bande der „History of Hindoostan during the reigns of of Jehan-Gyr and Aurong-Zeb" (das. 1788).

Dschilolo (Gilolo, eigentlich Halmahera), eine der Molukkeninseln im indischen Archipel, 313 □Meilen groß, ist ähnlich wie Celebes gestaltet, hoch und vulkanischen Bodens, aber nur sehr oberflächlich bekannt. An der Westküste erhebt sich der Vulkan Kanore (Gam u. Nakore), von dem die zerstörendsten Erdbeben ausgehen. Pflanzenwelt wie Wildstand zeigt die Ueppigkeit der Tropengegenden. An der Küste sind Malayen angesiedelt, im Innern hausen Alfuren. Ein Theil der Insel (mit dem Orte Bitjoli an der Ostküste und 23,074 Einwohnern) ist im Besitz des Sultans von Ternate. Außerdem hat die niederländische Regierung in der Stadt D. (an der Westküste), nach welcher die Insel gewöhnlich genannt wird, einen Assistentresidenten. Die Ausfuhr im ternatischen Theil besteht aus Gold, Perlmutter, Schildpatt, Sago, Salanganen, Gewürzen; die Einfuhr in Leinen, Baumwolle, Opium, Eisen.

Dschimilah, arabischer Name einer alten römischen, in Ruinen liegenden Stadt in Algerien, westlich von Konstantine, in welcher, nach den vorgefundenen Inschriften zu schließen, die Reste vom alten Cuiculum vorliegen. Man findet daselbst ein Theater, Tempelmauern, Säulenschäfte von beträchtlicher Dimension, Siegesaltäre, Basreliefs, Mosaiken 2c. Besonderes Interesse hat der hier vorgefundene Triumphbogen, der nach Paris versetzt und zu einem Monument für den frühverstorbenen Herzog Ferdinand von Orléans verwendet ward.

Dschindschiro (Gingiro, Yangaro), Bergland in Abessinien, in etwa 7° 54' nördl. Br., zwischen dem Godscheb und Enarea, mit sehr fruchtbarem Boden und von sehr rauhen, meist heidnischen, körperlich wohlgestalteten Gallas bewohnt, unter denen sich auch Christen und Mohammedaner befinden. Hauptort ist Undscher, 8 Tagereisen südwestlich von Gurague.

Dschingiskhan (Dschengiskhan, eigentlich Temudschin), mongolischer Eroberer, 1163 oder 1164 n. Chr. geboren, war der Sohn des mongolischen Hordenanführers Yesukai Behader, der, den Tatarkhans der östlichen Tatarei zinsbar, unmittelbar nur über 30—40 Familien gebot. Seine kriegerischen Talente bildeten sich so schnell aus, daß er schon in seinem 13. Jahre nach dem Tode seines Vaters die Regierung seines kleinen Reiches übernehmen konnte. Zwar versuchten die Oberhäupter einiger ihm unterworfenen Stämme sich seiner Herrschaft zu entziehen, wurden aber geschlagen und

70 von ihnen in siedendes Wasser geworfen. Da immer neue Stämme sich gegen ihn auflehnten, begab er sich in den Schutz des Großkhans der karaitischen Mongolen, Namens Ung, u. ward dessen Schwiegersohn. Bald aber kam es durch Ränke Dritter zum offenen Kriege zwischen Beiden. In einer großen Schlacht, in der Ebene von Tangut (1202), verlor Ung-Khan mehr als 40,000 Mann und auf der Flucht das Leben, worauf der Sieger seinen Thron einnahm. Der ihm in Tayan, dem Khan der naimanschen Tataren, erstandene neue furchtbare Gegner ward an den Ufern des Altaiflusses 1203 überwunden u. damit für D. die Oberherrschaft über einen großen Theil der Mongolei und der Besitz der Hauptstadt Kara-Korum gewonnen. Im Frühlinge des folgenden Jahres hielt Temudschin einen Reichstag in Blun-Yulduk, seinem Geburtslande, ließ sich von den versammelten Abgeordneten der Stämme die Krone aufsetzen und angesichts des Heeres zum Dschakhan oder Großkhan ausrufen; zugleich befahl ihm ein für heilig geltender Dschaman, im Namen Gottes sich hinfort Dschingiskhan, d. i. König der Könige, zu nennen, weil er über die ganze Erde herrschen werde. Eine neue Gesetzgebung wurde nun von ihm erlassen, die noch jetzt in Asien unter dem Namen Yza Dschingis-Khany bekannt ist. Er selbst sprach zwar seinen Glauben an einen einzigen Gott aus, gestattete aber volle Religionsfreiheit; nur das Verdienst galt bei ihm. Viele oigurische, tübetanische, persische u. arabische Schriften ließ er ins Mongolische übersetzen. Durch die Unterwerfung der höher gebildeten Oiguren, im Mittelpunkte der Tatarei, machte er sich zum Herrn des größten Theiles dieses Landes, unterjochte sodann noch mehre andere tatarische Stämme und begann nun die Eroberung China's. Mit einem zahlreichen Heere drang er 1209 durch das Thor der großen Mauer, das ihm verrätherisch geöffnet worden, überschwemmte das Land mit seinen Schaaren und trug einen blutigen Sieg über Altun-Khan davon. Nach einem dreijährigen Kriege wurde die Hauptstadt Yenking, nachmals Peking, mit Sturm genommen u. damit die Eroberung des nördlichen China's vollendet. Die Ermordung seines Gesandten an den Sultan von Khowaresmien zum Vorwand nehmend, fiel er an der Spitze von 700,000 Mann 1218 in Turkestan ein und lieferte bei Karaku seinem Gegner eine Schlacht, die zwar unentschieden blieb, letzterem aber 160,000 Mann kostete. Bei dem weiteren Vordringen der Mongolen 1219 leisteten die großen Städte Buchara, Samarkand und Khowaresm den meisten Widerstand. Buchara wurde 1220 genommen u. eingeäschert, Samarkand fiel dem Eroberer durch Verrätherei in die Hände, 1221 unterlag auch Khowaresm, die Hauptstadt, wobei Hunderttausende das Leben verloren. So hatte D. seine Herrschaft bis an die Ufer des Dnjepr ausgedehnt. Sein Befehl, in China alle Kriegsuntüchtigen zu tödten, blieb lediglich durch Vermittelung eines seiner Räthe, Tleichusay, unausgeführt. Schon hatte D. das 60. Lebensjahr überschritten, als er nochmals (1225) in Person an der Spitze von 350,000 Mann gegen den König von Tangut, Schidasku, zog, der einige Feinde der Mongolei bei sich aufgenommen hatte, und in einer Schlacht auf dem gefrorenen See Kokonor das 500,000 Mann starke feindliche Heer vernichtete. Bald darauf fiel auch die Hauptstadt von Tangut, Ninghin, nachmals Nanking genannt. Die Unterwerfung des südlichen China sollte D.s Thaten beschließen, doch kam ihm der Tod zuvor. Als er sein Ende herannahen fühlte, theilte er sein Reich unter seine 4 rechtmäßigen Söhne, indem er Oktai zu ihrem Haupte ernannte, und empfahl ihnen vor Allem Eintracht. Am 24. August 1227 † er, nachdem er mindestens 5—6 Millionen Menschen hingeschlachtet und dabei eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunst, kostbaren Handschriften 2c. vernichtet hatte. Das einzige bekannte Denkmal D.s ist eine in den Ruinen von Nertschinsk aufgefundene Granittafel mit einer mongolischen, von Schmidt in Petersburg entzifferten Inschrift; sie war als Denkmal seiner Eroberung des Königreichs Sartagol (Karakitai) 1219—20 aufgerichtet worden. Vergl. La Croix, Histoire du grand Genghizcan, Paris 1710.

Dschinni (Djinne, Jinni), Hauptstadt der gleichnamigen Landschaft im westlichen Sudan, am Niglo, östlich von Segu, mit 8—10,000 Einwohnern, ist das eigentliche Emporium des Sudanhandels, dessen Märkte aus den entferntesten Gegenden zahlreich besucht werden und sehr reich mit einheimischen sowie mit europäischen (meist englischen) Waaren versehen sind. Bedeutend ist besonders der Gold- und Salzhandel, der jedoch in neuerer Zeit durch die Konkurrenz des näher an der goldreichen Landschaft Bouré gelegenen Sansading sehr gelitten hat. Die intelligente und thätige Bevölkerung fertigt zugleich feine Goldwaaren, die bis Marokko und Arabien in den Handel kommen.

Dschirdsche (Girgeh), frühere Hauptstadt Oberägyptens, in sehr fruchtbarer Umgebung am Nil, von dem sie allmählig weggewaschen wird, mit 8 schönen Moscheen, einem katholischen Kloster, großen Bazar und 8—10,000 Einw., darunter 500 Christen.

Dschirmen (Tschirmen), Flecken im türkischen Ejalet Adrianopel, rechts an der Maritza, mit einer Citadelle u. 2000 Einwohnern, welche Seidenzucht treiben.

Dschodpur, Staat, s. Dschaudpur.

Dschogis (Joggis, Joguays), fanatisch-ascetische Hindusekte, bilden einen Bettelmönchsorden, mit dem Gelübde, sich nie zu waschen, noch zu kämmen, noch das Haar zu schneiden. Sie leben stets unter freiem Himmel, nähren sich sehr karg von Wurzeln und Früchten und gehen ganz nackt, indem sie den Körper mit Kuhmist einreiben und dann mit Holzasche bestreuen. Einige lassen sich mit Ketten an Bäumen aufhängen, das Gesicht nach der aufgehenden Sonne gerichtet, bis der Tod ihre Qualen endigt. Andere schlafen auf Betten, die mit stumpfen eisernen Spitzen besetzt sind; noch Andere lassen sich in ein Grab legen, worin nur eine kleine Oeffnung gelassen ist, wodurch sie Luft und Nahrung erhalten.

Dschohor (Johore), malayisches Königreich in Hinterindien, den südöstlichen Theil der Halbinsel Malakka einnehmend und durch eine Höhenkette von Pahang im Nordosten geschieden, hieß früher Malakka, wurde aber, nachdem 1511 die Stadt Malakka in die Hände der Portugiesen gerathen war, nach der Stadt D., der neuen Residenz des Fürsten, benannt. Von dem Gebiet ist sehr wenig bekannt. Das Uferland ist zum Theil steil

u. hoch; das von Norden her ziehende Gebirge sinkt dagegen zum Hügelland ab, das dicht bewaldet, aber schwach bevölkert ist. Die Stadt D. liegt etwa 5 Meilen aufwärts am gleichnamigen bedeutenden Strome, der im Süden der Insel Singapur gegenüber mündet, ist aber, seit der Fürst in neuerer Zeit seine Residenz nach der Insel Linga verlegt hat, zum Fischerdorf herabgesunken.

Dscholiba (Joliba), Name des Nigerstromes, so weit er die Mandingostaaten u. Bambara berührt.

Dschonke, chinesisches Fahrzeug, von etwa 200 Tonnen Last, mit 2 Mastbäumen und eben so viel Segeln aus Binsenmatten, welche sich beim Aufziehen in eine Reihe Falten zusammenlegen. Eine große Menge Balken, nachlässig bearbeitet und zusammengefügt, dient als wesentliches Material dieser chinesischen Schiffbaukunst. Die Rippen und Streben sind nur gewissermaßen an die Balken angehängt, so daß ein Schuß aus grobem Geschütz das ganze Fahrzeug gefährdet. Zwischen dem Bau der Handels- und Kriegsdschonken findet kein wesentlicher Unterschied Statt.

Dschorhat (Djorhati, engl. Jurhaut), Stadt in der britisch-ostindischen Landschaft Assam (Oberassam), am Dessai mit 8—9000 Einw.

Dschoschinath, Stadt in der britisch-ostindischen Landschaft Kumaon, am Himalaya, in einem tiefen Gebirgskessel, links am Alaknanda, 6185 Fuß hoch gelegen, mit etwa 1000 Einwohnern, hat saubere Steinhäuser, viele alterthümliche Tempel (darunter ein Wischnutempel mit schwarzem, 7 Fuß hohem Götzenbilde) und ist wichtig als Ruheplatz für die Pilger nach Badrinath.

Dschuanpur, s. Dschawanpur.

Dschubail, s. Dschebail.

Dschudi, im Koran der in der jetzigen türkischen Provinz Kurdistan, südlich vom Wansee, liegende Berg, auf welchem sich Noahs Arche niedergelassen haben soll. Auf dem Gipfel steht eine Moschee, und am Fuße liegt ein Dorf, Karjat Thamanin (d. i. das Dorf der Achtzig), angeblich der Ort, wo sich Noah nach Verlassung der Arche mit seiner Familie aufgehalten.

Dschufut-Kale, Stadt, Baktschisarai.

Dschulamerk (Djulamerg), feste Stadt in Syrien, im Lande der Kurden, am Hakkijarigebirge, unfern des Flusses Zawi, Sitz eines kurdischen Fürsten, mit 3—4000 Einwohnern.

Dschulifunda (Julifunda), bedeutende Handelsstadt in Senegambien, in der von Mandingo's bewohnten Gebirgslandschaft Dentila, an der südlichen Handelsstraße nach Bambara u. dem Niger, mit 2000 Einwohnern, welche vorzugsweise Kommissionäre der europäischen Kontore in Kadschaga Kaarta, am Gambia und Nuñez sind.

Dschuma, im türkischen Kalender der Freitag. Da die Flucht Mohammeds an einem Freitage Statt gefunden, so ist der D. ein mit jeder Woche wiederkehrender Festtag.

Dschumna (Jumna, Djamna, Yamuna), der bedeutendste Nebenfluß des Ganges in Vorderindien, entspringt am Himalaya an der Südwestseite der Dschumnotri Piks (Dschumnawatari, d. i. Herabkunft des D.) unter 31° nördl. Br. und 78° 32′ östl. L. in 10,851 Fuß Höhe, bei den heißen Quellen Dschumnotri. Nach einem sturzhaften Laufe von 4 Meilen trifft das wilde Gewässer in der Höhe von 5813 Fuß (also unter einem Falle von 1260 Fuß die Meile) auf den größern Beraiganga, nimmt dann weiterhin den rechts vom Ketar Kanda kommenden Budian, den Bunal und die Comalda auf, und noch weiterhin die Rickna und den Khutni, bei dessen Mündung der noch reißende Fluß Ende März 19 Fuß Breite und 3—5 Fuß Tiefe hatte. Links empfängt er den Aglan und dann seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Tonse (Supin), der wohl dreimal so wasserreich ist als der D. Letzterer durchfließt darauf eine Schlucht der Sewalikberge und tritt bei Badschamahal nach 22 Meilen Laufes in die Ebene, in 1276 Fuß Höhe, mit einer Wasserfülle von 4000 Kubikfuß. Sehr bald zertheilt er sich in mehre Arme, und Kanäle sind, theils zur besseren Bewässerung des Landes, theils weil sein Bette für die Schifffahrt Schwierigkeiten bietet, von ihm abgeleitet, so an der linken Seite der Duabkanal (vom Dorfe Feizabad nach Delhi), rechts nach Westen hin der 1356 vom Fezoz Toghluk, König von Delhi, gezogene Kanal, von dem 3 Meilen unterhalb der Kanal von Ali Mardan Chan südwärts nach Delhi abbiegt. Alle drei Kanäle waren im vorigen Jahrhundert gänzlich verfallen, sind jedoch in neuerer Zeit (1820 bis 1830) sämmtlich wieder aufgeräumt und restaurirt worden. Auf seinem 137 Meilen langen Unterlauf bis zu seiner Mündung bei Allahabad hat der D. zum Theil einen sehr gewundenen Lauf, nimmt ansehnliche Ströme auf (links den Hindon, Singur, Rind; rechts den Ban, Tschambal, Sind u. Betwa) und ist besonders in der Regenzeit reißend u. über eine Meile breit. Seine Ufer sind hoch und steil; oberhalb Delhi machen Untiefen u. Klippen die Schifffahrt unmöglich. Einige der bedeutendsten Handelsplätze und Militärstationen liegen am D., wie Caloi, Etawa, Muttra, Agra, Delhi. Im Unterlaufe hat er Krokodile. Seine ganze Länge mißt 191 Meilen. Beim Zusammenfluß ist der D. dem Ganges an Wasserfülle gleich, verliert aber sein krystallhelles Wasser an das gelbe des Ganges. Wie letzterer ist auch der D. den Hindu's ein heiliger Strom, und namentlich findet sich bei seiner Mündung eine Stelle (Prayagwals genannt), wohin die Hindu's vorzugsweise wallfahrten, um sich unter Leitung von Brahmanen mit den gehörigen Ceremonien in seinem Wasser zu baden.

Dschumnotri, ein den Hindu's heiliger Ort mit heißen Quellen, am Himalaya, in der Nähe der Dschumnaquelle, am Westfuße der Banderpatsch (Affenschwanz) genannten, fast 19,000 Fuß hohen Gebirgsmasse mit vier Spitzen u. einem dazwischen liegenden See. Die Quellen dringen aus dem Granit unter einer mächtigen, aus Lawinen sich fortwährend erneuernden Schneedecke in einer engen Felsschlucht hervor, in 10,200 Fuß Höhe, u. haben eine Temperatur von 72,1° R., also fast die des Siedepunkts trotz ihrer hohen Lage.

Dschungeln (engl. jungles, jangles), in Indien mit Rohr oder Gras bewachsene Sümpfe, die sich in vielen Theilen des Landes an dem Fuße der Gebirge hinziehen. Da, wo die herabströmenden Bergwasser zuerst in die Ebene hinaustreten und häufig auch Sümpfe bilden, bedeckt die tropische Vegetation diesen Gebirgssaum mit undurchdringlichem Gestrüpp und üppig aufschießendem Gras; Krokodile, Schlangen, Tiger, Löwen und auch Elephanten

hausen in der feuchten Schwüle dieser D., doch findet man in denselben auch Dörfer und urbar gemachte Strecken, u. die D. werden dann zum Theil zur Viehweide benutzt. Mitten in den D. werden auch noch mancherlei heidnische Religionsgebräuche (z. B. Schlachten der Meriahs), trotz des strengen Verbotes der Engländer, ausgeübt.

Dschurdschewo, walachische Stadt, s. Giurgewo.

Dschurdschura (Djerdjera), Bergmasse des Atlas im Südosten von Algier, von 6550 F. Höhe.

Dshawat, Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Baku, nahe dem Kur, der den Araxes aufnimmt, hat eine breite Schiffbrücke und 2000 armenische Bewohner, welche Handel mit Korn, Vieh, Seide und Obst (Feigen, Maronen, Granatäpfeln) treiben und seidene Zeuche weben. Die Felsblöcke im Kur, welche früher die Schifffahrt von hier hinderten, wurden 1845 gesprengt und dadurch der Fluß bis Tiflis für die Schifffahrt zugänglich gemacht.

Dsongarei, s. Songarei.

Du, s. Duzen.

Duab, s. v. a. Doab.

Dualis, in der Grammatik diejenige Form des Nomens oder Zeitworts, durch welche man die Zweiheit der Gegenstände, Personen rc., oder daß eine Handlung von Zweien ausgeführt werde, bezeichnet, kommt nur in den formal reichsten Sprachen, wie im Sanskrit, Altgriechischen und Altarabischen, vollständig vor. Das Hebräische gebraucht ihn nur beim Nomen und auch da meist nur bei Dingen, die von Natur zweifach vorhanden sind, wie Augen, Hände rc. Von den germanischen Sprachen hat nur das Gothische einen D., jedoch bloß im Zeitwort; das Lateinische hat ihn nur in den beiden Worten duo u. ambo bewahrt. Vgl. W. von Humboldt, Ueber den D., Berlin 1827.

Dualismus (vom lat. duo, zwei, Zweiheitslehre), die Lehre von zwei höchsten, ewigen Grundwesen, welche mit ihren Schöpfungen entweder einander als gut und böse feindlich gegenüberstehen, wie Ormuzd und Ahriman im Parsismus, oder mit und durch einander wirken, wie Baal und Astarte in der phönicischen Religion. Man kann hierher auch den mehrfach angenommenen Gegensatz eines ewigen Weltgeistes und einer ewigen Materie rechnen. Seine älteste und vollkommenste, uns bekannte Ausbildung erhielt der D. in der Zendlehre oder im Parsismus, woraus das Juden- und Christenthum wohl den Satan entlehnten, jedoch ohne demselben Ewigkeit und gleichen Rang mit dem höchsten und einzigen Gotte zuzuschreiben. Nur die Manichäer, Paulicianer, Priscillianisten u. mehre gnostische Parteien, namentlich Saturninus, Bardesanes, die Ophiten u. theilweise Basilides von Alexandria, sind wirkliche, dem Zoroaster völliger nachgebildete Dualisten. Im 18. Jahrhundert wurden dem berühmten Steptiker P. Bayle dualistische Aeußerungen vorgeworfen, weil er die manichäische Lehre als die einzige vertheidigte, welche den Gegensatz des Guten und Bösen zu lösen im Stande wäre. Leibnitz schrieb gegen ihn seine „Theodicee", doch hatte Bayle jene Lehre nicht streng genommen, sondern nur skeptisch gegen die Kirchenlehre aufgestellt. D. heißt auch die Meinung von einem direkten Gegensatze zwischen Gott u. Welt, Geist und Leib, so daß letztere, Welt, Leib und Sinnlichkeit, für schlechthin ungöttlich, böse und verdammenswerth gelten. Es ist dies die Grundansicht aller Asceten, mag sie nun auf dem erstgenannten D. beruhen, oder, wie meist im Christenthum, auf eine Anordnung oder Zulassung des höchsten Wesens, auf eine in der Zeit geschehene Entwickelung oder Begebenheit rc. zurückgeführt werden. In der Anthropologie nennt man D. die Annahme eines doppelten Lebensprincips im Menschen, eines geistigen und sinnlichen (Duplicität der menschlichen Natur), die, im Gegensatz zum Spiritualismus und Materialismus, theils durch das Selbstbewußtsein, wodurch wir den Körper als die Maschine unserer Seele erkennen, theils durch die verschiedenen Aeußerungen und die verschiedene Entwickelung und Bildung unseres physischen und geistigen Wesens, gerechtfertigt erscheint. In politischer Beziehung versteht man unter D. das Verhältniß, wenn in einem Staatenbunde zwei (natürlich die mächtigsten) Staaten an der Spitze desselben stehen und die Angelegenheiten des Bundes leiten, besonders die Exekutive in den Händen haben. So ist in der neuesten deutschen Verfassung das Bestreben Oesterreichs u. Preußens, den Bund zu leiten, D., gegenüber der Trias, wo drei die Exekutive haben würden, etwa noch Bayern oder dieses wechselnd mit den andern deutschen Königreichen. In der Physik versteht man unter Dualisten die Anhänger der symmerschen Theorie, nach welcher die positive und negative Elektricität zwei verschiedenen elektrischen Fluidis zugeschrieben wird. In der Chemie versteht man unter D. die Zusammensetzung der Verbindungen zweiter und höherer Ordnung aus mindestens zwei funktionell verschiedenen Atomgruppen (Salze = Base und Säure, Metallorydhydrat = Metalloryd und Wasser).

Duars (arab.), in Nordafrika, besonders Algier, die Zeltkreise arabischer Feldherren, aus 10 und mehr Zelten bestehend; oft sind in einer Smahla mehre Hunderte D., die das Zelt des Hauptführers in koncentrischen Formen umgeben und so die Smahla bilden.

Dubarri, Marie Jeanne, Vicomtesse, die berüchtigte Maitresse Ludwigs XV., Königs von Frankreich, Tochter Gomards de Vaubernier, Acciseeinnehmers, geboren den 19. August 1746 zu Vaucouleurs, ward, früh vaterlos, bis zu ihrem 15. Jahre in einem Kloster zu Paris erzogen, nährte sich sodann als Putzmacherin und kam als Freudenmädchen zu der berüchtigten Gourdon. Auf Veranlassung des Grafen Jean Dubarri zum Schein an dessen Bruder Guillaume Dubarri verheirathet und dem alternden König Ludwig XV. zugeführt, wurde D. die Nachfolgerin der 1764 gestorbenen Marquise von Pompadour und thatsächlich die Herrin Frankreichs. Sie mischte sich zwar im Allgemeinen nicht in die Regierungsangelegenheiten, war aber ein Werkzeug in der Hand Anderer. Gutmüthig, wie sie war, hat sie auch manchem Unglücklichen geholfen. Ihre Verschwendung kostete dem König monatlich 300,000 Francs. Zu Choisy hatte sie ein kleines Theater einrichten lassen, auf welchem die schlüpfrigsten Possen gegeben wurden. Der Einzige, der es unter den Großen des Reichs wagte, der D. nicht zu huldigen, war der Minister Choiseul, daher es der seiner Politik feindseligen Hof- und Pfaffenpartei leicht wurde, ihn durch den persönlichen

Einfluß der D. zu stürzen. An seiner Stelle erhob sie den Herzog von Aiguillon, der, von ihr unterstützt, das Parlament 1771 aus Paris vertrieb und darauf ganz aufhob. Nach Ludwigs XV. Tode wurde sie verhaftet und in ein Kloster bei Meaux gebracht, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. In der ersten Zeit der Revolution ließ man sie unbelästigt in ihrem Schlosse bei Marly; als sie aber die Emigranten unterstützte und mit den Anhängern Brissots in Verbindung trat, ließ sie Robespierre am 6. Dec. 1793 guillotiniren. Die unter ihrem Namen erschienenen „Mémoires" (Paris 1829 bis 1830, 6 Bde.) sind unächt.

Dubensee, s. Daubensee.

Dubicza (Türkisch-D.), türkische Grenzfestung in Kroatien, an der Unna, gegenüber dem gleichnamigen österreichischen Dorfe, im 2. banater Regiment Kroatiens (mit 3030 Einw.), hat Reis- und Weinbau, Viehhandel und 6000 meist katholische Einwohner. D. gehörte früher den Rhodiserrittern, dann den Herren von Zrin, die es 1538 an die Türken verloren. Ueberhaupt war es im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt ein Zankapfel zwischen Oesterreich u. der Pforte. In den Jahren 1685 und 1687 wurde es von den Oesterreichern erstürmt, im karlowitzer Frieden 1718 aber an die Pforte zurückgegeben.

Dubiecko, Stadt im galizischen Kreise Sanok, hat ein prächtiges herrschaftliches Schloß mit schönen Gartenanlagen, in der Nähe Bergölquellen u. 1100 Einwohner. Die ehemalige Salzsiederei in D. ist wegen Holzmangels eingegangen. D. ist Geburtsort des polnischen Dichters Krasicki.

Dubienka (Dubenka), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, am Bug, mit 3020 Einwohnern (vielen Juden), welche Geschäfte in Wolle, Leder und Seide betreiben; bekannt durch den Sieg Kosciuszko's über eine überlegene russische Streitmacht am 17. Juli 1792.

Dubitza, Stadt, s. Dubicza.

Dubium (lat.), Zweifel. Daher dubiös, zweifelhaft, unentschlossen.

Dublin, britische Grafschaft in Irland, Provinz Leinster, grenzt im Osten an das irische Meer, im Norden an die Grafschaft East-Meath, im Westen an Meath und Kildare und im Süden an Wicklow und umfaßt 16,8 □Meilen mit 442,695 Einwohnern. Im Süden ist das Land gebirgig durch die Dublin-Mountains, deren höchster Gipfel, Garrycastle, 1869 englische Fuß Höhe hat, übrigens eine einförmige Ebene, bewässert von den Flüssen Liffey und Dodder, sowie von dem großen und dem königlichen Kanal. Der Boden ist thonig und kalt und daher wenig ergiebig an Ackerbauerzeugnissen. Am meisten gedeihen Hafer, Kartoffeln, Gemüse; Holz, Kohlen und selbst Torf sind selten, daher sogar Stroh und Mist als Brennmittel dienen. Außer der Landwirthschaft und Viehzucht treibt man Fischerei, Austernfang u. Kelpbrennerei (Tang von den drei Meerfelsen, genannt Skerrins Rocks). Die Industrie schafft Leinwand, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft und von ganz Irland (irisch Balla na Cleigh, angelsächsisch Diflin), eine der schönsten Städte Europa's und nach London die größte im britischen Reiche, liegt England gegenüber in einer fruchtbaren Ebene, ¼ Meile von der Bai von D., die sich halbkreisförmig mit einem Durchmesser von 1⅓ M. hinzieht und die Insel Dalkey u. a. enthält. Da diese Bai den Ostwinden ausgesetzt und daher als Hafen ziemlich unsicher war, so baute man 1748 einen Damm von 8600 Schritt Länge hinein, oben 30 Ellen breit, an dessen äußerem Ende ein Leuchtthurm steht; zwischen ihm u. einem andern Leuchtthurm auf einem Felsen auf der nördlich davon gelegenen Halbinsel Howthhill geht die Einfahrt in die Bai. Im Nordwesten von Howthhill hat man noch einen Damm zur Bildung eines Außenhafens gezogen, ebenso bei dem Marktflecken Dunleary einen von Süden nach Norden. Der durch letzteren gebildete Außenhafen ist für die Dampfschiffe bestimmt. Als der eigentliche Hafen von D. gilt Kingston an der Außenseite der Bai, der mit der Stadt durch eine 1,3 M. lange Eisenbahn verbunden ist. Von Ringsend, wo sich der Liffey in die Bai ergießt, aufwärts bis nach D. hinein sind die Ufer des Flusses mit Granitquadern eingefaßt, wodurch die schönsten Kais entstehen. Der königliche Kanal, von Westen kommend, mündet unfern D. in die Bai; der große Kanal, der aus dem Südwesten des Landes kommt, geht in den Liffey; an der Mündung beider Kanäle sind Becken angelegt mit großen Werften. Die eigentliche Stadt bildet einen vom Liffey in 2 Hälften getheilten Kreis, der von dem Kanal und dem Circular Road, einem mit Bäumen besetzten Boulevard, umspannt wird. Darüber hinaus erstrecken sich 6 Vorstädte. Beide Stadthälften sind durch 7 Stein- und 2 Eisenbrücken verbunden, unter denen sich besonders die Königin- u. die Esserbrücke auszeichnen. Die der Bai nächstgelegene ist die Carislebrücke, bis wohin Seeschiffe von 200 Tonnen fahren können. Die nördlichen u. östlichen oder neuern Theile der Stadt sind sehr schön gebaut, fast durchgängig in rechtwinkeligen Vierecken, mit breiten, regelmäßigen, vortrefflich gepflasterten Straßen, unter denen sich die 2200 F. lange, 170 F. breite Sackvillstreet, mit den glänzendsten Läden und der Statue Nelsons, als die prachtvollste auszeichnet. Auch schöne Plätze u. Squares zieren diesen eleganten Stadttheil, so St. Stephansgreen, 500 Schritte lang u. breit, mit der bronzenen Reiterstatue Georgs II., der Schloßplatz, Collegegreen (Universitätsplatz) mit der Statue Wilhelms III., 2c.; Merrionsquare, Fitzwilliamssquare 2c. Der Phönixpark, der 2782 Morgen bedeckt, ist der Prater D.s, geschmückt mit einem Obelisk zum Andenken an Wellington. Die öffentlichen Gebäude sind grandios, fast alle mit Säulen, Portiken und Statuen geschmückt und durchgängig schöner als in England. Ziemlich im Mittelpunkt in der Stadt liegt das Schloß, ursprünglich eine viereckige Festung (1220 erbaut), jetzt ein 280 Fuß langes, 130 F. breites weitläufiges Gebäude mit den Staatszimmern des Lordlieutenants, den Räumen für die Versammlung des geheimen Rathes und einer kleinen neuen gothischen Kapelle. Die gewöhnliche Residenz des Lordlieutenants ist im Phönixpark, der zugleich als Exercirplatz dient und ein Pulvermagazin und das trigonometrische Bureau enthält. Nahe beim Park, im Nordtheil der Stadt, stehen die umfangreichen Kasernen für Infanterie und Kavallerie. In der Nähe des Schlosses befinden sich ferner die schöne Börse, rund, massiv, mit einer Kuppel u. der Mar-

morstatue Georgs III. in der untern Halle; weiter südlich die alte Kathedrale St. Patrik, aus dem 14. Jahrhundert, mit sehr hohen Spitzthurm, dem Grabmal Swifts, den Panieren der hier Kapitel haltenden Ritter von St. Patrik, welche sammt ihren Schwertern und Helmen den Chor schmücken, und einer Bibliothek von 25,000 Bänden. Unter den übrigen Kirchen sind die protestantische Pfarrkirche zu St. Andreas, die neue zu St. Georg, mit zierlichem Portal, die St. Werburghskirche, die ältere Kathedrale Christchurch (1038 erbaut in sächsisch-gothischem Styl) und die katholische Metropolitankirche auszuzeichnen. Im Ganzen zählt man einschließlich der Klöster und Kapellen über 100 gottesdienstliche Orte, wovon 9 zum Theil große u. schöne Kirchen (nebst 13 Klöstern) auf die Katholiken kommen. Nördlich, dem Liffey näher, liegt die Universität (Trinitycollege), ein prachtvolles, großes Gebäude, aus 2 Höfen bestehend, an welche Gärten stoßen. Im vordern Hofe sind die Hörsäle u. Wohnungen der Stiftsherren und ein naturwissenschaftliches Museum, zur Linken des vordern Hofes die Universitätskirche, gegenüber die große Halle; im zweiten Hofe rechts die aus 400,000 Bänden bestehende Bibliothek. Der botanische Garten ist sehr geräumig. Die Universität, welche schon 1311 (1320) gestiftet, aber, nachdem sie in Verfall gerathen, 1591 unter Elisabeth aufs Neue gegründet wurde u. eine der am reichsten dotirten in Europa ist, hat noch ein anatomisches Theater, eine Sternwarte zu Dunsink, nahe vor der Stadt, ein Museum und Wohnungen für 300 Studenten. Gegenüber liegt die prachtvolle Bank, früher der Versammlungsort des irischen Parlaments, rings umher mit einem hohen, offenen Säulengang, kreisförmig gebaut; in einem achteckigen Saale steht die Statue Georgs IV. auf einem Piedestal. Im Universitätsgarten befindet sich das Gebäude der dubliner Gesellschaft für Wissenschaften und Künste (seit 1812), die sehr schöne antiquarische, naturwissenschaftliche und Kunstsammlungen hat. Nicht weit von der Bank steht das neue Theater (seit 1821), außer welchem es noch mehre Schauspielhäuser gibt, z. B. das königliche in Hawkinsstreet, das in Crownstreet ꝛc. Das Mansionhouse, in welchem der Lordmayor täglich Sitzung hält, ist ein unansehnliches Gebäude mit angrenzendem Garten u. der Statue Georgs I. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind das Gerichtshaus (**Court of Laws** oder **Four Courts**) für die obern Gerichtsbehörden, ein grandioses, prachtvolles, massives Gebäude, nahe am Liffey, 433 F. lang; das Gebäude der irländischen Akademie der Wissenschaften (jetzt mit der Universität verbunden), schöne Leinwandhallen am Liffey, ferner Getreidehallen, der sogenannte Bazar, das Gebäude zur Ausstellung der Erzeugnisse irländischer Künstler (1824 erbaut) ꝛc. zu erwähnen. Alle diese Prachtbauten gehören dem glänzenden englischen Stadttheil mit den englisch breiten Straßen und den Menschen, welche an Englands Größe erinnern; aber in seine Pracht drängt sich das irische Elend in nacktester Erscheinung, so daß kaum irgendwo Glanz und Elend in ähnlichem Kontraste nebeneinander zu finden sind. Eine Linie von Norden nach Süden durch das Schloß scheidet den schönen und wohlhabenden Theil im Osten von dem schmutzigen und elenden im Westen, in dessen engen Gassen die irische Bevölkerung zusammengedrängt ist. „Diese Wohnungen im Westen (sagt M. Hartmann) zu beschreiben, ist eine schwere Aufgabe. Ich habe viel gesehen in böhmischen Dörfern und Judengassen, auch hatte ich immer Phantasie genug, mir das Gesehene verzehnfacht zu denken, wenn ich in Reisebeschreibungen von irischem Elende las; aber wenn auch meine Phantasie alles früher Gesehene verhundertfacht auf einander gehäuft hätte zu einem Alpengebirge von Elend, sie hätte das nicht erreicht." Dem verhungernden, verlumpten und gefährlichen Irland steht auch in D. kalt und streng englische Zwingherrschaft gegenüber, die jetzt freilich zur Nothwendigkeit geworden ist. Ueberall gewährt D. den Anblick einer eroberten Stadt; Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in Menge, und das Kastell ist ein wahres Zwing-Dublin. Wissenschaftliche und Unterrichtsanstalten sind außer den bereits aufgeführten: die naturwissenschaftliche Schule, gegründet von der Gesellschaft zur Beförderung des Fortschreitens der Wissenschaften, die aus 600 Mitgliedern besteht und jährlich 10,000 Pfund Sterling von der Regierung erhält, mit 6 Professoren, die unentgeltlich Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Baukunst, Bildhauerkunst, Zeichenkunst, Malerei, Kupferstecherei, Ackerbau und Mechanik lehren, und mit der eine Modellsammlung (Gypsabdrücke), eine mineralogische Sammlung, ein kleines naturhistorisches Museum u. eine Bibliothek von 10,000 Bänden verbunden sind. Der große botanische Garten zu Glasnevin gehört ebenfalls dieser Gesellschaft. Ferner sind zu nennen: die Fainaiglian-Institution (1713 vom Professor Fainaigle gegründet), die hibernische Malerakademie, die pharmaceutische Schule, die chirurgische Schule mit 5 Professoren, die Taubstummenanstalt in Claremont bei Glasnevin, in der Umgegend von D., 2 große Anstalten der Ackerbaugesellschaft (**Farming society**) zu D. und zu Ballieston, ein Kollegium der Physik und ein Kollegium der Chirurgie u. die Marineschule. Oeffentliche Schulen gibt es über 200 mit etwa 18,000 Schülern, außerdem zahlreiche Privaterziehungsanstalten, sowie eine Schule für Soldaten- und eine für Matrosenkinder. Von gelehrten Gesellschaften nennen wir noch: die **Royal Irish Academy**, die eine werthvolle Bibliothek besitzt, die königliche Gesellschaft von D. (**Dublin Royal Society**, 1712 zur Beförderung des Ackerbaues und nützlicher Gewerbe gestiftet, die **Hibernian Academy** (seit 1823), die dubliner Bibelgesellschaft (1791 gegründet), die zoologische Gesellschaft (mit einem zoologischen Garten im Phönixpark), die historische, die Civilingenieurgesellschaft ꝛc. Von den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind zu nennen: das allgemeine Waisenhaus, das Seemannswaisenhaus, das Hospital für Kindbetterinnen, das **House of Recovery** mit 1000 Betten, das Hospital zu Kilmainham für alte Soldaten u. Seeleute, das Hospital für syphilitische Kranke, das St. Patrikhospital für 130 Kranke, mit Hörsälen für die Klinik, das Steevenshospital für 300 Kranke, das neue Meathhospital, das Hospital der barmherzigen Schwestern u. a.; ferner: ein Invalidenhaus, ein Findelhaus (nimmt im Durchschnitt jährlich 5000 Kinder auf), mehre Irrenhäuser, Arbeitshäuser ꝛc.

D. ist der Sitz des Vicekönigs von Irland mit seinem geheimen Rathe, eines katholischen und eines protestantischen Erzbischofs und von 4 Bischöfen, der

hohen Gerichtshöfe für Irland, eines Admiralitätsgerichts und zerfällt in 20 Kirchspiele (14 im südlichen, 6 im nördlichen Stadttheil) u. in 15 Wards. Die städtische Korporation besteht aus 15 Aldermen, deren einer Lordmayor ist, u. 45 Räthen. Der Lordmayor ist Civil- und Militärgouverneur der Stadt, steht dem Lordlieutenant zunächst, ist Admiral der Häfen von D. u. Baldogle und zugleich Friedensrichter. Er trägt eine goldene Kette (collar) u. eine Würdenmütze; Schwert u. Scepter werden bei feierlichen Gelegenheiten vor ihm her getragen. Er bezieht über 9000 Thaler Gehalt, außer anderen sehr bedeutenden Einkünften. Die Stadt hat 4 Kriminal- u. 3 Schuldgefängnisse, worin 1848 879 Verbrecher gefangen saßen, von denen 128 deportirt wurden. Die Polizei zählt 1000 Konstablers und 193 andere Beamte. Die Zahl der Einwohner betrug 1644 8159, 1779 130,000, 1821 186,276, 1851 258,361 Seelen, darunter 70,000 Anglikaner und 8000 Dissenters. Für 1856 gibt Berghaus 311,000 Einwohner an. Die früher bedeutende Industrie hat fast gänzlich abgenommen, da es an Wasserkraft und an Kohlen fehlt, um mit der Neuzeit fortschreiten zu können. Dagegen ist der Handel noch sehr lebhaft, besonders der Königskanalhandel, der in den Händen der Royal-Kanal-Gesellschaft ist und, die Kohlen ausgenommen, hauptsächlich durch Dampfer betrieben wird. Die werthvollsten Artikel der Ausfuhr sind: Leinwand, Rindvieh, Korn, Mehl u. andere Nahrungsmittel, Schweine, Schafe, Bier rc.; die der Einfuhr: Thee, Tabak, Kohlen, Zucker rc. Die Umgebung der Stadt ist dicht bevölkert u. voll schöner Landsitze. D. ist der Geburtsort der Dichter John Denham, John Swift, Richard Steele, des Redners Brinsley Sheridan u. anderer berühmten Männer.

D. ist nach Einigen das Eblana des Ptolemäus, nach Andern aber wurde es erst im 9. Jahrhundert (851) von Normannen gegründet und war, damals noch auf Pfählen erbaut und unansehnlich, schon seit dem 10. Jahrhundert der Sitz eines normännischen Königsgeschlechts. Das Bisthum daselbst wurde 1038 gegründet und später zum Erzbisthum erhoben. Im Jahre 1102 wurde D. von König Magnus von Norwegen erobert, ward aber nach dessen Tode wieder Residenz des normännischen Königsgeschlechts. Im Jahre 1171 von dem englischen Grafen Strongbow erobert, bildete es nun bis ins 15. Jahrhundert die Hauptstadt einer besondern Grafschaft D. Im Jahre 1220 baute der Bischof Heinrich das im Osten der Stadt liegende Schloß; 1409 erhielt die Stadt einen Mayor, seit 1665 mit dem Lordstitel, u. 1541 ward sie der Sitz des Vicekönigs. Am 31. Okt. 1841 kam in D. ein Tumult- u. Orangistenaufstand zum Ausbruch. Am 30. März 1843 legte O'Connell den Grundstein zur Versöhnungshalle (deren Zweck ein irisches Unterhaus sein sollte), welche am 23. Okt. d. J. eröffnet wurde. Die Industrieausstellung wurde am 12. Mai 1853 eröffnet.

Dublone, Münze, s. v. a. Doblone.

Dubno, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, an der Irwa, der fürstlich-lubomirzkischen Familie gehörig, unregelmäßig erbaut, hat ein Schloß, 6 griechische und katholische Kirchen, ein griechisches Kloster mit 365 Zimmern, eine Kreisschule u. 8222 Einwohner, bestehend aus Großrussen, Polen u. Juden, sowie einigen Deutschen. In D. wurden früher (seit 1774) die sogenannten polnischen Kontrakte gehalten (jetzt in Kiew), wobei eine große u. stark besuchte Messe Statt fand. D. fiel erst durch die dritte Theilung Polens an Rußland.

Dubois, 1) Guillaume, Kardinal und französischer Minister unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans, den 6. Sept. 1656 zu Brive la Gaillarde in Limousin geboren, kam als 13jähriger Knabe in das Collége St. Michel zu Paris u. ward endlich Instruktor des Herzogs von Orléans, dessen Vermählung mit der Tochter Ludwigs XIV. von der Gräfin Montespan sein Werk war. Der König verlieh ihm dafür die Abtei von St. Just. Nach Ernennung des Herzogs von Orléans zum Prinz-Regenten war es D. vornehmlich, der ein Bündniß zwischen Frankreich u. England betrieb, sowie auch die sogenannte Quadrupelallianz vom 2. Aug. 1718 durch seine Vermittelung erfolgte. Als Minister des Auswärtigen leistete er der Geistlichkeit überhaupt, vornehmlich aber dem Papst Innocenz XIII. so große Dienste, daß er 1720 Erzbischof von Cambray und im folgenden Jahre zugleich Kardinal wurde. Bald darauf zum ersten Staatsminister erhoben, führte er die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Er † am 10. Aug. 1723. Vergl. La vie du cardinal D., London 1789, und die unter D.' Namen herausgegebenen, aber unächten „Mémoires“ (Paris 1829, 4 Bde.).

2) Felice Henri, bekannter unter dem Schriftstellernamen Bodz-Reymond, den 20. Aug. 1782 zu St. Sulpice im Val de Travers geboren, war mehre Jahre in Genf und Lyon literarisch beschäftigt, studirte seit 1804 zu Berlin Philosophie und Medicin, machte als Hauptmann in der Nordarmee die Feldzüge von 1813—14 mit und wurde sodann geheimer Regierungsrath im Departement der auswärtigen Angelegenheiten für Neuenburg; er † den 7. Mai 1850 in Neuenburg. Aufsehen machte sein Werk „Staatswesen und Menschenbildung“ (Berlin 1837—39, 4 Bde.).

3) Paul François, französischer Schriftsteller im Fache der Philosophie u. Geschichte u. Publicist, geboren zu Rennes den 2. Juni 1795, war ein Schüler Cousins und von 1818—21 nach einander Professor an den Colléges zu Falaise, Limoges und Besançon, widmete sich sodann der Journalistik, gab mit Mignet, Thiers und Rémusat die „Tablettes universelles“ heraus und gründete 1824 mit P. Leroux den „Globe“, in dem er mit gewandter Dialektik hauptsächlich die Vorliebe seiner Zeit für die Romantik und die Beschränkung der Religionsfreiheit bekämpfte. Deshalb 1830 gefänglich eingezogen, ward er durch die Julirevolution wieder frei u. zu einem der Generalinspektoren des öffentlichen Unterrichts ernannt; 1831 wählte ihn die Stadt Nantes in die Kammer. Im Jahre 1834 durch Guizot seiner Stelle entsetzt, ward er nach dessen Austritt aus dem Ministerium restituirt u. zugleich Professor der französischen Literatur an der polytechnischen Schule. Im Sommer 1838 bereiste er Deutschland, um das preußische Unterrichtswesen u. besonders die Einrichtung der protestantisch-theologischen Fakultäten kennen zu lernen, ward 1839 Mitglied des Konseils für den öffentlichen Unterricht und 1840 Cousins Nachfolger als Direktor der Normalschule, aber bei der Umgestaltung des öffentlichen Unterrichtswesens

in Frankreich 1852 nebst Cousin aus dem hohen Schulrathe wieder entfernt.

4) Frédéric, französischer Archäolog u. Geolog, den 28. Mai 1798 zu Motiers-Travers geboren, studirte zu Neuenburg Philosophie und Theologie, ward 1817 Lehrer zu St. Gallen, 1819 Hofmeister in Litthauen, 1829 Begleiter eines jungen Polen auf die Universität Berlin und auf mehren Reisen. In Berlin veröffentlichte er: „Fossile Konchyliologie oder geognostischer Abriß der Formationen des Plateau's Volhynien-Podolien“ (Berlin 1831). Von 1832—34 unternahm er eine wissenschaftliche Reise in den Kaukasus und erlangte darauf durch sein Werk „Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases en Colchide, en Georgie, en Arménie et en Crimée“ (Paris 1843, 5 Bde.; deutsch von Külb, Darmstadt 1843) eine europäische Berühmtheit. Seit 1836 lebte er zu Peseur am Neuenburgersee ausschließlich den Wissenschaften, besonders der schweizerischen Geschichtsforschung und erhielt 1843 einen neuen Lehrstuhl der Archäologie an der Akademie zu Neuenburg, der aber in Folge der Ereignisse von 1848 wieder aufgehoben wurde. Er zog sich wieder nach Peseur zurück und schrieb hier mehre gehaltvolle Abhandlungen in das „Annuaire de Géographie“, ein Heft in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, „La bataille de Grandson“ (Zürich 1844), und ein ausgedehnteres Werk über die Denkmäler und Alterthümer von Neuenburg, an dessen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte. Er † den 7. Mai 1850.

Dubos, Jean Baptiste, französischer Aesthetiker, im Dec. 1670 zu Beauvais geboren, studirte daselbst und zu Paris, ward Diakonus in seiner Vaterstadt und Abbé de notre Dame de Resson, 1695 im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und wegen seiner Sprachkenntnisse mit mehren Missionen nach Deutschland, Italien, Holland und England betraut, erhielt 1720 die Stelle eines Sekretärs der französischen Akademie, 1723 ein Kanonikat zu Paris und † den 23. März 1742. Als Schriftsteller machte er sich durch seine „Histoire des quatre Gordiens, prouvée et illustrée par les médailles“ (Paris 1695), durch seine „Histoire de la ligue de Cambrai“ (das. 1721, 1728, 2 Bde.) u. die „Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules“ (Amsterdam 1743, 2 Bde.), vornehmlich aber durch seine „Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique“ (Paris 1719, 6. Aufl. 1755, 3 Bde.; deutsch, Kopenhagen 1760 u. Breslau 1768) einen Namen.

Dubossary, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, hart an der Grenze von Bessarabien, auf einem steilen Berge, an dessen Fuße die schönsten Gärten sich ausdehnen, hat 3 Kirchen, eine Synagoge, einen Kaufhof und 6222 Einwohner, welche sich vorzugsweise mit Tabaksbau beschäftigen. Der hiesige Tabak gleicht dem makdonischen an Güte und wird durch ganz Südrußland, ja über Odessa selbst nach Westeuropa exportirt.

Dubowka (Dubowsk), großer, gewerbsamer Flecken (Possad) im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, an der Wolga, mit (1858) 12,440 Einwohnern, war ehedem Hauptort einer Abtheilung der donischen Kosaken, die von dieser Stadt die dubowschen genannt werden, neuerdings aber nach dem Gouvernement Stawropol an den Kaukasus versetzt wurden. Seine Blüthe verdankt der Ort der Nähe des großen Eltonsee's, indem die meisten Bewohner sich vom Salztransport nach den westlichen Gegenden ernähren. Die Stadt ist zu diesem Behuf durch eine Pferdeeisenbahn mit Katschalinskaja am Don verbunden. In der Nähe steinerne Ueberreste tatarischer Städte, auch hie und da 12—50 Fuß hohe Kurgane oder Grabhügel aus der Heidenzeit.

Dubowski, Marktflecken im europäisch-russischen Gouvernement und Kreise Saratow, mit etwa 5000 Einw., treibt ansehnliche Viehzucht, Korn-, Senf- und Tabaksbau und ist besonders für die niederen Wolgagegenden wichtig durch seine große, von nah u. fern besuchte Messe, auf welcher Russen, donische und uralische Kosaken, Kirgisen, Kalmyken, Wolgafinnen, Juden, Zigeuner und deutsche Kolonisten der Umgegend zusammenströmen.

Dubrowna, Marktflecken (früher Stadt) im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, Kreis Orscha, am hohen linken Ufer des Dnjepr, hat 5 griechische Kirchen, eine katholische Kirche, eine Synagoge, einen Kaufhof, großartige Fabriken u. industrielle Etablissements (darunter eine Wollenzeuchmanufaktur, die mehr als 3000 Menschen beschäftigt), bedeutenden Holzhandel mit Witebsk u. Riga, einen Flußhafen (Priston), 4 Jahrmärkte und 7114 Einwohner. Hier Sieg des Königs Sigismund von Polen mit nur 25—30,000 Mann über den Czaren Iwan Wasiljewitsch mit 40,000 Mann am 8. Sept. 1514.

Dubs, Jakob, schweizerischer Staatsmann, geboren 1822 zu Affoltern im Kanton Zürich, studirte in Heidelberg Jurisprudenz, bekleidete dann in seiner Heimat die Posten eines Verhörrichters, Staatsanwalts, Regierungsraths und Polizeidirektors, ward später Präsident der Regierung, Direktor des Erziehungswesens und Mitglied des großen Raths, dem er eine Zeitlang auch präsidirte. In den Jahren 1855—57 war er Mitglied u. 1857 Präsident des eidgenössischen Bundesgerichts, zugleich auch vom 6. Juli 1856 bis dahin 1857 Präsident des Ständeraths. Er wirkte namentlich erfolgreich für Einführung der Schwurgerichte und für Hebung und Verbesserung des Volksschulwesens im Kanton Zürich. Am 7. Dec. 1860 zum Mitglied des Bundesraths erwählt, leitete er für 1861 das Departement der Justiz und Polizei. Er schrieb unter Anderem einen „Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Kanton Zürich“ (Zürich 1855) u. einen „Entwurf des Gesetzes über den Unterricht im Kanton Zürich“ (das. 1857).

Dubuque, Stadt im nordamerikanischen Staat Jowa, am Mississippi, auf einem Plateau an der Stelle, wo die Franzosen aus Canada 1686 den ersten Handelsposten im jetzigen Gebiet von Jowa gegründet hatten, regelmäßig angelegt, ist Sitz eines katholischen Bischofs (seit 1837) und des Generallandverwesers für Wisconsin und Jowa, hat ein Landamt, eine katholische Kathedrale, mehre hübsche protestantische Kirchen, verschiedene bedeutende katholische Institute und 17,000 Einw. (1850 erst 4071). Im Mittelpunkt der Bleierzregion von Jowa gelegen, hat die Stadt bedeutende Bleiausfuhr und ist zugleich der Stapelplatz für die zum Export bestimmten landwirthschaftlichen Produkte eines weiten Umkreises.

Duc (franz.), Herzog (s. d.), in Frankreich Rangstufe des höheren Adels (zwischen prince u. comte, wird Excellence titulirt.

Duca (ital.), in Italien s. v. a. Duc.

Ducado, spanische Rechnungsmünze, s. Ducato.

Ducange, Charles Dufresne, Seigneur, s. Dufresne.

Ducato (italien., span. ducado), Rechnungs- und geprägte Münze in Italien, Dalmatien und Spanien, hier häufiger aus Silber als aus Gold bestehend. D. di regno (Reichsdukaten) heißt die in Silber ausgeprägte Münzeinheit des Königreichs beider Sicilien, welche in 10 Carlini oder 100 Grani, auf der Insel Sicilien in 100 Bajocchi oder 1000 Picciole getheilt wird, im Werth von 1 Thlr. 4 Sgr. 4 Pf. oder 2 Gulden rheinisch. Der D. di Camera zu Rom war eine Silbermünze zu 16 Paoli, 5 D. di Camera = 8 Scudi romani. Der spanische Ducado ist nur Rechnungsmünze: in Kastilien Ducado de cambi, Wechseldukaten, 289 = 6000 Kupferrealen, D. de plata (Silberdukaten), = 11 Silber- oder $20^{12}/_{17}$ Kupferrealen, D. de Vellon (Kupferdukaten), = 11 Kupferrealen.

Ducaton, in der Volksmundart gewöhnlich Dicke Tonne (Dicketunn), Silbermünze, welche zuerst 1598 in den österreichischen Niederlanden u. dann nicht nur in Holland, sondern auch in mehren italienischen Staaten (Mailand, Mantua, Modena, Venedig rc.) geprägt wurde u. noch jetzt als Fabrikationsmünze geprägt wird. Der Werth des D.s in den verschiedenen Ländern differirt nicht bedeutend; so gelten z. B. die niederländischen 1 Thlr. 20 Sgr., die holländischen 1 Thlr. 22—25 Sgr. Die Münze heißt auch Ruyder (Reiter). Vgl. Dickthaler.

Duccio, italienischer Maler, s. Buoninsegna.

Duce et auspice (lat.), d. i. unter Führung und Leitung, Devise des französischen Ordens vom heiligen Geiste.

Duchange, Gaspard, französischer Kupferstecher, 1662 zu Paris geboren, Joh. Audrans Schüler, brachte es in seiner Kunst zu einer Höhe, daß er das Muster der besten französischen Stecher geworden ist. Besonders glücklich war D. in Nachahmung der fleischigen Theile, vor Allem in der reizenden Weichheit der weiblichen Karnation. Er stach unter Anderem die Leda, Jo und Danaë nach Correggio. D. † 1757.

Duchatel, Charles Marie Tanneguy, Graf, französischer Staatsminister, als ökonomischer Schriftsteller bekannt, am 19. Febr. 1803 zu Paris geboren, betheiligte sich seit 1823 unter der Aegide der Doktrinärs an dem „Globe" und der „Revue française", ward durch die Julirevolution Staatsrath im Finanzministerium unter Louis, verlor aber durch die Ministerialveränderung von 1832 zugleich mit diesem sein Amt, kam sodann als Abgeordneter von Jonzac in die Kammer und in Folge seiner Vertheidigung des Gesetzes in Bezug auf die amerikanische Schuld 1834 als Handelsminister ins Kabinet, aus dem er im Februar 1836 mit den übrigen Doktrinärs ausschied. In diese Zeit fällt seine Thätigkeit für eine durchgreifende Reform des französischen Zollwesens. Im Sept. 1836 in seine vorige Stellung restituirt, legte er in der nächsten Kammersitzung eine Reihe großartiger Entwürfe über die öffentlichen Arbeiten vor, deren Ausführung nur durch den Rücktritt der Doktrinärs am 7. März 1837 gehemmt wurde. Im J. 1838 gehörte er zur Opposition gegen das Ministerium Molé, ward nach der Krisis von 1839 als Minister der innern Angelegenheiten in das von Soult gebildete aufgenommen, legte am 25. Jan. 1840 bei der Dotationsfrage des Herzogs von Nemours mit den übrigen sein Amt nieder, nahm jedoch schon am 29. Okt. d. J. als Minister des Innern seinen Platz wieder ein. Seit der Februarrevolution 1848 lebt er in England. Von Bedeutung sind seine Schriften „Traité de la charité dans ses rapports avec l'état moral etc. des classes inférieures de la société" (Paris 1829, 2. Aufl. 1836) und „Documents historiques sur la France" (das. 1834), eine vollständige statistische Geschichte Frankreichs.

Duchatelet, Achille, s. Payne.

Duché (franz.), in Frankreich eine zur Würde eines Herzogthums erhobene Herrschaft, die bei der Krone unmittelbar zu Lehn ging. Man unterschied D. pairie, die ihrem Besitzer zugleich die Pairswürde ertheilte, u. D. simple (d. par simple brevet), bloßer Titel.

Duchesne, André (latein. Chesnius, Duchenius, Quercetanus, Querneus), französischer Geschichtschreiber, im Mai 1584 zu l'Ile Bouchard in Touraine geboren, studirte zu London und Paris vornehmlich Geschichte und Erdbeschreibung, ward unter dem Ministerium Richelieu königlicher Historiograph und † den 20. oder 30. Mai 1640. Die bedeutendsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Histoire d'Angleterre, d'Ecosse et d'Irlande" (Paris 1614, vermehrt 1634, bis 1640 fortgesetzt, 1657, 2 Bde.); „Histoire des Papes jusqu' à Paul V" (1616, 2 Bde., und 1645); „Histoire des rois, ducs et comtes de Bourgogne" (1619—28, 2 Bde.). Wichtig ist besonders seine Sammlung der „Historiae Francorum scriptores coaetanei ab ipsius gentis origine ad Philippi IV tempora" (Paris 1636—49, 5 Bde.), die sein Sohn, François, vom 3. Bande an fortführte.

Duchesnois, Cathérine Josephine, geborne Rafin, namhafte französische tragische Schauspielerin, geboren den 5. Juni 1777 zu St. Saulves bei Valenciennes, betrat sehr jung die Bühne zu Valenciennes und 1802 das Théâtre français, wo sie, seit 1804 fest angestellt, durch reine, anmuthige Sprache, Einfachheit und Wahrheit des Spiels, tiefes Gefühl und Wärme des Vortrags den allgemeinsten Beifall gewann. Von 1808—22 hielt sie Kränklichkeit von der Bühne entfernt. Im Jahre 1830 verließ sie dieselbe u. † am 8. Febr. 1835.

Duchoborzen (Duchoborzy), d. i. Streiter des Geistes, mystisch-pietistischer Zweig der Raskolniken oder Starowerzi in der griechisch-russischen Kirche, entstanden im 18. Jahrhundert. Die D. gleichen am meisten den Quäkern. Sie berufen sich auf ein inneres Licht, koordiniren dasselbe der Bibel, legen der äußeren Kirche mit ihren Sakramenten, Gottesdiensten und Priestern wenig Werth bei, haben nur gemeinsam gewählte, durch Handauflegung geweihte Aelteste, halten freie Gebetsversammlungen, leisten weder einen Eid, noch Kriegsdienste, verlangen Gleichheit der Menschen ohne Unterschied der Stände rc. u. führen ein einfaches, streng sittliches, fleißiges Leben. Ihre dogmatischen Ueberzeugungen sind zwar durchaus vage, doch stimmen sie im Allgemeinen in der Leugnung der kirchlichen Lehre von der Trinität und der Gottheit Christi, sowie in der

Annahme der Präexistenz der menschlichen Seele überein. Seit ihrer Entstehung mehrfach verfolgt, fand die Sekte endlich unter Alexander I. Ruhe u. 1804 auf ihren Wunsch auch einen gemeinsamen Wohnsitz in dem melitopolitanischen Kreise des Gouvernements Taurien (daher auch Melitopolitaner genannt). Ihnen verwandt sind die Malakkanen oder Molokanen. Vgl. Lenz, De Duchoborzis, Dorpat 1829.

Duchowschtschina, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Smolensk, am Zusammenfluß der Chwostiza und Zarewiza, hat eine griechische und eine katholische Kirche, eine Kreisschule und ein Salzdepot, Handel mit Korn, Flachs, Hanf, Hanföl, Wachs, Talg, Honig und Segeltuch und 3085 Einw.

Ducis, Jean François, französischer Tragiker, am 22. Aug. 1733 zu Versailles geboren, seit 1778 Mitglied der Akademie, dann Privatsekretär des Grafen von Provence, nachmaligen Ludwigs XVIII., später eifriger Anhänger der Freiheit, ohne jedoch den geringsten Antheil an den Stürmen der Revolution zu nehmen. Ein Bewunderer Napoleons, zog er sich unwillig nach Versailles zurück, als sein Held den Kaisertitel annahm, und lehnte die jährlich 40,000 Francs eintragende Stelle eines Senators und das Kreuz der Ehrenlegion ab, obwohl er fast darben mußte. Ludwig XVIII. empfing den alten Mann freundlich und recitirte ihm zu seinem Entzücken bei der ersten Audienz einige seiner Verse; er † am 30. Januar 1816. D. hat mehre shakspeare'sche Stücke, freilich im französischen Volksgeschmack, für die französische Bühne bearbeitet; selbst Sophocles u. Euripides suchte er in seinem „Oedipe chez Admète“ nachzuahmen; ein einziges seiner Stücke: „La famille arabe“, ist seine eigene Erfindung. Seinen „Oeuvres“ (Paris 1824 u. öfter, 5 Bde.) folgten die „Oeuvres posthumes“ (das. 1826, 2 Bde.). Vgl. Campenon, „Lettre sur la vie, le charactère et les écrits de D., Paris 1824; Leroy, Etudes morales et littéraires sur la personne et les écrits de D., das. 1832.

Ducker, kleine unterirdische hölzerne oder steinerne Kanäle, welche quer durch Teiche, Straßen ꝛc. gehen, um das Wasser auf tiefer liegenden Strichen abzuführen.

Duckwitz, Arnold, deutscher Reichsminister, am 27. Jan. 1802 zu Bremen geboren, widmete sich dem Kaufmannsstande, brachte mehre Jahre in England und den Niederlanden zu und etablirte sich 1829 in seiner Vaterstadt, um die er sich namentlich durch Verbesserung der Weserschifffahrt u. Einführung der Dampfschifffahrt Verdienste erwarb. Der Idee einer deutschen Zolleinheit suchte er Eingang zu verschaffen durch die Schrift „Ueber das Verhältniß der freien Hansestadt Bremen zum deutschen Zollverein“ (Bremen 1837). Seit 1841 Mitglied des bremischen Senats, brachte er 1845 mit Hannover Verträge über Anlegung einer Eisenbahn zwischen Hannover und Bremen, ein Kartell zum Schutze der beiderseitigen Steuern und eine Uebereinkunft zur Schiffbarmachung der Weser unterhalb Bremen für Seeschiffe zu Stande, während gleichzeitig die Verhandlungen wegen einer Verbindung zwischen dem Zollverein mit den Nordseestaaten begannen, die Anfangs April 1847 den nicht zur Ausführung gekommenen deutschen Handels- und Schifffahrtsbund zur Folge hatten. Im Betreff des letztern veröffentlichte er „Der deutsche Handels- und Schifffahrtsbund“ (Bremen 1847). Auf D.' Anregung erfolgte auch die Herstellung einer deutsch-amerikanischen Dampfschifffahrtslinie, wie er denn auch im Frühjahr 1847 mit der amerikanischen Postverwaltung einen günstigen Vertrag abschloß. Im März 1848 wurde D. zum Vorparlament und hier in den Fünfzigerausschuß gewählt. Als Kommissar Bremens bei der Berathung über die deutschen Handelsverhältnisse schrieb er ein „Memorandum, die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend“ (Bremen 1848), erhielt hierauf die Berufung zum Reichsminister des Handels, ward aber durch die Verhältnisse gehindert, die Umgestaltung der deutschen Zoll- und Handelsverfassung, die er als ein zusammenhängendes Ganzes auffaßte, auch nur auf dem Papier zu vollenden, wogegen er die Errichtung einer deutschen Kriegsmarine ermöglichte, über die er die Schrift „Ueber die Gründung der deutschen Kriegsmarine“ (Bremen 1849) herausgab. Im Mai 1849 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und ward hier wiederum Senator und 1857 Bürgermeister von Bremen. Bremen verdankt seiner verständigen u. energischen Leitung viel, u. A. die schrittweise Einführung der Gewerbefreiheit, die Aufhebung der Wuchergesetze, die Reform des Gefängnißwesens, die Gründung des norddeutschen Lloyd, eine Uebereinkunft mit der Schweiz wegen Aufhebung der Patentgebühren u. den Abschluß von Handelsverträgen mit Sardinien und Siam. Auch der schon 1856 zwischen Bremen und dem Zollverein abgeschlossene Handelsvertrag war besonders sein Werk. Noch ist zu erwähnen seine Schrift „Zur Revision des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai 1849“ (Bremen 1849).

Duclerc, Eugène, französischer Journalist, geboren 1812 in Bagnères-de-Bigorre, machte seine Studien am Collége Bourbon in Paris, redigirte von 1836—38 den „Bon sens“, war dann Mitarbeiter an der „Revue de progrès“ u. am „National“, ward im Februar 1848 Marrasts Marinegehülfe, im März Unterstaatssekretär der Finanzen, Mitglied der Nationalversammlung u. fungirte vom 10. Mai bis 28. Juni als Finanzminister. Er schrieb: „Dictionnaire politique“ (Par. 1839 f.); „Sur la régence“ (das. 1842) und gab mit Garnier-Pagès heraus: „Histoire de la politique financière de la France depuis Henri IV“ (das. 1846).

Duclos, Charles Pineau, französischer Historiker, den 12. Febr. 1704 zu Dinant in Bretagne geboren und zu Paris erzogen, ward 1739 Mitglied und bald darauf beständiger Sekretär der Académie française und für Voltaire Historiograph Frankreichs, † zu Paris den 26. März 1772. Sein Hauptwerk sind seine „Mémoires secrets ou les règnes de Louis XIV et XV“ (Par. 1791, 2 Bde., deutsch von Huber, Berlin 1792—93, 3 Bde.), welche sich namentlich durch geistreiche Charakteristiken auszeichnen. Großen Beifall fand auch sein Roman „Confessions du Comte de***“ (1741). Seine „Oeuvres complètes“ gab zuerst Desessarts (Paris 1806, 10 Bde.), neuerdings Belin (das. 1821, 3 Bde.) heraus.

Ducornet, Louis César Joseph, französischer Maler, geboren den 16. Jan. 1806 zu Lille, † den 27. April 1856 zu Paris, lieferte besonders

zahlreiche und geschätzte Bilder aus der biblischen und Heiligengeschichte, sowie gelungene Porträts.

Ducos, 1) Roger, Graf, bedeutender Staatsmann des französischen Kaiserreichs, 1754 zu Dar im Departement Landes geboren, war beim Ausbruch der Revolution Advokat, wurde 1791 Präsident des Kriminaltribunals, 1792 für das Departement Landes Deputirter im Nationalkonvent, wo er für den Tod des Königs stimmte, 1794 Präsident des Jakobinerklubs und machte sich unter dem Direktorium als eifriger Vertheidiger der Republik gegen die Umtriebe der Royalisten und namentlich in der Sitzung am 18. Fructidor bei Abfassung der Verbannungsdekrete als Vorsitzender des Raths der Alten bemerklich. Er zog sich darauf in seine Heimat zurück, bis ihn 1799 Barras mit Merlin de Douai ins Direktorium brachte. Nach der Katastrophe vom 18. Brumaire ward er Mitglied des provisorischen Konsulats, sodann Vicepräsident des Senats und später von Napoleon I. in den Grafenstand und nach dessen Rückkehr 1815 zum Pair von Frankreich erhoben. Nach der zweiten Restauration floh er nach Deutschland und kam im März 1816 in der Gegend von Ulm durch den Umsturz seines Wagens ums Leben.

2) Nicolas, französischer General, Bruder des Vorigen, den 7. März 1756 zu Dar geboren, nahm früh Kriegsdienste, begleitete Masséna als Adjutant in den italienischen Feldzug, wo er sich mehrfach auszeichnete u. bis zum Brigadechef emporstieg, machte dann als Brigadegeneral die Feldzüge von 1805, 1806 und 1807 mit, erfocht im spanischen Feldzuge von 1808 bei Medina de Rio-Saco einen Sieg, befehligte 1813 in der Citadelle von Antwerpen und vertheidigte 1815 Longwy einen Monat lang gegen die Preußen, bis er endlich auf Befehl Ludwigs XVIII. den Platz übergab. Er † den 13. Okt. 1823 zu St. Omer bei Dar.

3) Jean François, französischer Konventsdeputirter, geboren 1765 zu Bordeaux, kam 1791 in die gesetzgebende Versammlung, dann in den Konvent, wo er die Grundsätze und das Schicksal der Girondisten theilte. In der Anklageakte Amars mit begriffen, wurde er mit Vergniaud und Andern am 31. Oktober 1793 hingerichtet. Bekannt ist seine geistreiche Rede bei dem letzten Bankett der Verurtheilten in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

4) Théodore, Neffe des Vorigen, 1801 zu Bordeaux geboren, ward Kaufmann und Mitglied des General- und des Handelsrathes der Gironde, kam 1834 in die Deputirtenkammer, wo er zur dynastischen Opposition gehörte und sein Augenmerk vorzüglich auf Verstärkung der Kriegs- und Handelsmarine richtete. Im März 1848 ebenfalls für Bordeaux in die konstituirende und später auch in die gesetzgebende Versammlung gewählt, vertrat er gemäßigte Ansichten, verwaltete im Januar u. dann wieder vom December 1851 an das Marineministerium, ward Mitglied der konsultativen Kommission, 1853 Senator und im März d. J. zugleich Kriegsminister. Er † den 17. April 1855.

Ducpétiaux, Edouard, belgischer Schriftsteller, geboren zu Brüssel den 29. Juni 1804, studirte die Rechtswissenschaft, prakticirte sodann als Advokat in Brüssel, trat 1830 auf die Seite der Opposition gegen Holland und verdankte dem glücklichen Ausgang des Kampfes seine Stelle als Generalinspektor der Gefängnisse und der Wohlthätigkeitsanstalten. Als solcher hat sich D. mannichfache Verdienste erworben, u. A. durch Gründung der Besserungsanstalt in Ruysselede in Flandern. Von seinen Schriften nennen wir: „De l'état des aliénés en Belgique et des moyens d'améliorer leur sort" (Brüssel 1832, deutsch von Canstatt, Regensburg 1834), „Statistique comparée de la criminalité en France, en Belgique, en Angleterre et en Allemagne" (Brüssel u. Paris 1835), „De la condition physique et morale des jeunes ouvriers" (Brüssel 1843, 2 Bde.), „Enquête sur la condition des classes ouvrières et sur le travail des enfants dans les manufactures" (das. 1846, 3 Bde.), „Mémoire sur les écoles de réforme" (das. 1848), „Mémoires sur le paupérisme des Flandres" (das. 1850), „Rapport sur les colonies agricoles, écoles de réforme etc." (das. 1851).

Ducq, 1) Jean le D., holländischer Maler, 1636 im Haag geboren, Schüler Paul Potters, trat später in holländische Kriegsdienste u. † wahrscheinlich 1671 auf dem Schlachtfelde. Seine Thierstücke u. militärischen Scenen zeichnen sich durch Wahrheit u. Lebendigkeit der Darstellung, sowie durch durchsichtige Färbung aus. Seine Zeichnungen, bald mit Kreide, bald in Aquarell ausgeführt, stellt man denen G. Terburgs und van Koogens gleich.

2) Joseph Franz, Historienmaler, geboren 1762 in Lebeghem in Flandern, bildete sich in Paris unter der Leitung von Suvée, lebte von 1807—13 in Rom, sodann in Paris und seit 1815 als Direktor der Akademie in Brügge, wo er 1829 †. Unter seinen sehr zahlreichen Werken sind die berühmtesten: Esther und Ahasverus, Meleager, Scipio, die Gesandten des Antiochus empfangend, Antonello von Messina.

Ducrotay de Blainville, Henri Marie, französischer Zoolog und Anatom, den 12. September 1778 zu Argues bei Dieppe geboren, studirte in Paris Medicin und Naturwissenschaften, ward hier 1812 Professeur-adjoint der vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie an der Universität u. zugleich Professor der Naturgeschichte am Athenäum und 1832 Professor der vergleichenden Anatomie am Museum der Naturgeschichte und † den 1. Mai 1850 auf einer Reise von Paris nach Rouen. Seine Abhandlungen sind meist in dem „Journal de physique", dessen Hauptredakteur D. von 1817 bis 1825 war, in dem „Bulletin" der philomathischen Gesellschaft, in den „Annales françaises et étrangères d'anatomie et de physiologie" 2c. enthalten. Von seinen größeren Arbeiten sind zu nennen: „Faune française" (Paris 1821—30, 90 Lief.), „De l'organisation des animaux" (Bd. 1, Par. u. Straßb. 1822), „Cours de physiologie générale et comparée" (das. 1833, 3 Bde.), „Ostéographie" (das. 1839 bis 1849). Von seinen Monographien sind die über Ornithorhynchus u. Echidna (Paris 1812), Hirudo (das. 1827) und die Belemniten (Straßburg 1827) die bedeutendsten.

Ductus (lat.), Führung, Leitung; Art und Weise der Schriftzüge, Schreibmanier; in der Anatomie s. v. a. Gang.

Dudelsack, s. Sackpfeife.

Duderhofsche Berge (Duderowskija Gory), Flözgebirge im europäisch-russischen Gouvernement Petersburg, erfüllt einen großen Theil des Kreises Peterhof und hat in der Nähe von Zars-

koje Selo eine 358 Fuß hohe Erhebung. Es besteht aus Thon-, Sand- und Kalkschichten, Eisensteinen und Thon und wird seiner Aussicht wegen von Petersburg aus häufig besucht. Viele Petersburger haben hier ihre Villas (Datschen). Auf dem Gipfel steht eine schöne finnische Kirche.

Duderstadt, Amtsstadt in der hannöverischen Landdrostei Hildesheim, Fürstenthum Grubenhagen, auf dem sogenannten Eichsfelde, am Zusammenfluß der Hahle u. der Brehme, in einem fruchtbaren Thale (ehemals goldene Mark genannt), hat eine katholische u. eine evangelische Kirche, ein Ursulinerinnenkloster mit einer katholischen Schule, alterthümliches Rathhaus, eine Mariensäule von 43 F. Höhe (1711 errichtet), eine Linnenlegge (seit 1825), Fabriken für Band u. Wollenzeuche, Bierbrauerei, Hopfen- und Tabaksbau (jetzt unbedeutend), besuchte Pferdemärkte, Marktschuhmacherei und 5000 Einw. Von der ehemaligen Bedeutung der Stadt, als sie zum Hansabund gehörte, zeugen noch die Börsenstraße u. die Börse. D. war 929 eine kaiserliche Villa und kam 974 an das Stift Quedlinburg. Mit dem Eichsfelde, dessen Hauptstadt D. ist, kam es 1804 an Preußen, ward 1807 Hauptort eines Bezirks im Königreich Westphalen, 1813 von den Preußen besetzt u. 1815 zum Königreich Hannover geschlagen.

Dudevant, Aurore Amandine, bekannter unter dem Namen George Sand, berühmte französische Schriftstellerin, ward den 5. Juli 1804 in Paris geboren als Tochter Dupins, eines natürlichen Sohns des Marschalls Moritz von Sachsen, und einer geborenen Zigeunerin, die mit ihrer aristokratischen Schwiegermutter in wenig gutem Einvernehmen stand. Diese Familienverhältnisse waren die Ursache, daß das Kind einen Theil seiner Jugend in einem Kloster verlebte. Aus demselben wieder entlassen, schloß sie sich näher an ihre Großmutter an und sollte nach deren Tod 1822 durch eine Testamentsklausel auch fernerhin der Leitung ihrer Mutter entzogen worden, doch wußte sich diese mittelst des Gerichts ihrer Tochter zu bemächtigen und rächte sich für deren Kälte ihr gegenüber durch Quälereien aller Art. Unter diesen peinlichen Umständen lernte Aurore Kasimir D., den natürlichen Sohn eines französischen Obersten, kennen, vermählte sich mit ihm u. hielt sich seitdem mit ihm auf dem Gut Nohant auf, welches sie von ihrer Großmutter geerbt hatte. Die Gatten lebten zwar im Ganzen einig, doch ward Aurore bei ihrer excentrischen Natur u. ihrer überwiegenden geistigen Begabung, bei den Demüthigungen, die sie seitens ihrer Schwiegermutter erfahren mußte, und den mannichfachen Entbehrungen, welche ihre Vermögensverhältnisse nothwendig machten, das eheliche Band von Jahr zu Jahr lästiger, und so traf sie endlich 1831 mit ihrem Mann das Uebereinkommen, daß sie mit ihrer Tochter die Hälfte des Jahres in Paris leben und sich nebenbei der Schriftstellerei widmen wolle. Um zu letzterem Zwecke das Leben zu studiren, trat sie in Paris in Mannestracht als Student auf und knüpfte Beziehungen zu literarischen Kreisen an. Die andere Hälfte lebte sie in Nohant. Ihren ersten Roman: „Rose et blanche", ließ sie von einem literarischen Freunde, Jules Sandeau, überarbeiten und unter seinem Namen erscheinen; erst später vertauschte sie Jules mit dem Pseudonym George. Auch ihre folgenden, zu Nohant verabfaßten Romane „Indiana" (1832) und „Valentine" (1832) machten durch die Kühnheit und Neuheit der in ihnen niedergelegten Ideen großes Aufsehen. Die Dichterin wurde von der „Revue des deux mondes" engagirt und schrieb in den nächsten Jahren ihre sämmtlichen Novellen für diese Sammlung. Auf einer Reise nach Venedig lernte sie Beyle u. in Venedig Alfred de Musset kennen. In Venedig schrieb sie die Romane „André" (1835), „Jacques" (1834) u. „Mattea", die sich vor den früheren durch lebendigere Färbung auszeichnen, und die „Lettres d'un voyageur" (Paris 1837, 2 Bde.). Seit ihrer Rückkehr nach Paris durch den bekannten Republikaner Michel von Bourges (von ihr Everard genannt) beeinflußt, näherte sich ihre Lebensanschauung mehr und mehr den socialistischen Tendenzen, die sich damals in Frankreich so breit machten, und namentlich war es die sogenannte Emancipation der Frauen, welche ihre Romane verherrlichten. Theils hierdurch ihrem Manne mehr und mehr entfremdet, theils aber auch durch die Verschlimmerung von dessen pekuniären Verhältnissen veranlaßt, setzte sie im Februar 1836 die Trennung ihrer Ehe durch, indem sie die Erziehung ihrer Tochter behielt, die Oberaufsicht über ihren Sohn aber ihrem Manne überließ. Fortan lebte sie abwechselnd in der Schweiz, in Nohant u. in Paris, wo sie mit Franz Liszt, Frau von Agoult, Lamennais, besonders aber mit Chopin verkehrte, der sie auch auf einer um der Gesundheit ihres Sohnes willen nach Majorca unternommenen Reise begleitete, bis sich 1847 ihr Verhältniß plötzlich löste. In rascher Reihenfolge erschienen inzwischen die Romane „Léone Léoni" (1835), „Simon" (1836), „Mauprat", „Les maîtres mosaïstes", „La dernière Aldini", „L'Uscoque", „L'Orco, contes vénetiens" (1838) und die kleineren Novellen: „La marquise", „Melella", „Lavinia", „Le secrétaire intime". Da sie mit der Redaktion der „Revue des deux mondes", in welcher der größte Theil ihrer Werke zu erscheinen pflegte, zerfiel, gründete sie mit P. Leroux und Viardot eine eigene Zeitschrift „La revue indépendante". Ihre philosophischen und theologischen Ideen hat sie besonders niedergelegt in der Klosternovelle „Spiridion" (1839) und dem Phantasiestück „Les sept cordes de la lyre" (1840). Mit ihren radikal-republikanischen Ideen trat sie zunächst im „Compagnon du tour de France" (1840) und in „Pauline" (1841) hervor, denen „Horace", „Consuelo" und „La comtesse de Rudolstadt" (1842—43), „Jeanne", „Le meunier d'Angibault" (1842—43), die köstliche kleine Erzählung „La mare du diable", „Isidora", „Teverino", „Lucretia Floriani", „Le péché de M. Antoine", „Le Piccinino", „La petite cadette" folgten. Nach der Februarrevolution von 1848 schrieb sie eine Zeitlang für die wüste Tagespolitik, indem sie leitende Artikel für die „Bulletins de la république" verfaßte, schwärmerische Briefe ans Volk („Lettres au peuple") erließ u. ein revolutionäres Wochenblatt stiftete, wovon jedoch nur einige Nummern erschienen. Nachdem sie sich bereits 1840 mit „Cosima, ou la haine dans l'amour" ohne besonderes Glück im Drama versucht, hat sie sich seit einigen Jahren fast ausschließlich dem Theater zugewandt, hier aber nicht denselben Beifall geerntet wie durch ihre Romane. „Le roi attend" (1848),

ein republikanisches Gelegenheitsstück, hatte wenig Gehalt; das Drama „Claudie“ (1850) hielt sich eine Zeitlang mit leidlichem Erfolg. Von ihren Lustspielen fand „François le Champi“ (1849) eine entschieden günstige Aufnahme: weniger gefielen ihre beiden letzten Stücke: „Le mariage de Victorine“ (1851) und „Les vacances de Pandolphe“, Nachahmung von Marivaux (1852). Nur wenige Talente haben sich in so großer Mannichfaltigkeit der poetischen Produktion versucht wie die D. Doch hat sie auf die Entwickelung der französischen Literatur der neuesten Zeit in sofern einen ungünstigen Einfluß ausgeübt, als ihre Schöpfungen, wenn auch selbst auf einer gewissen ästhetischen Höhe stehend, doch jene Fluth von Romanen hervorriefen, welche das Laster beschönigen und das Gemeine verherrlichen. Gesammtausgaben ihrer Werke erschienen mehre, z. B. 1839 in 18 Bänden; die neueste ist die sogenannte „Edition charpentier“. Ihr Leben beschrieb sie (nur allzu ausführlich) in der „Histoire de ma vie“ (1854 ff., 11 Theile, deutsch von Cl. von Glümer, Leipz. 1855 f., 12 Bde.). Unter ihren neuesten Arbeiten, die zum Theil in der „Revue des deux mondes“ erschienen, ist „La filleule“ hervorzuheben.

Dudley, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, in einer Parcelle nordwestlich von Birmingham, am Dudleykanal, dessen Zweige in den Stourbridge- u. den Birminghamkanal führen, hat mehre Kirchen, eine in Ruinen liegende Priorei (1161 gestiftet) und an 45,000 Einwohner. Mitten im Staffordshire-Kohlenfelde liegend, in einer an Kohlen und Eisen reichen Gegend, ist D. einer der Hauptsitze der englischen Eisenindustrie, wo hauptsächlich Eisen eingeschmolzen und Nägel, nebst vielen andern Eisengeräthen, auch Flintglas gefertigt werden. Ein weites Kohlenfeld in der Umgegend steht schon seit Jahren in Brand. Die geognostischen Verhältnisse sind hier auf höchst interessante Weise aufgeschlossen. Die auf einer Anhöhe über der Stadt gelegene Ruine Dudley-Castle aus der Zeit Heinrichs II. gewährt einen Blick auf sieben Grafschaften.

Dudley, englische Familie, deren Namen um 1320 von der Familie Sommerie auf die Sutton und von diesen 1643 auf die Ward überging. Die bemerkenswerthesten Träger dieses Namens sind:

1) Edmund, Staatsminister unter Heinrich VII., 1462 geboren, war 1497 einer der Barone der Schatzkammer und war in dieser Stellung unerschöpflich in Auffindung von Mitteln, Geld zu erpressen. Deshalb nach Heinrichs Tod angeklagt, ward er, beladen mit dem Haß der Nation, am 18. August 1510 zu Towerhill enthauptet.

2) John, Sohn des Vorigen, 1502 geboren, ererbte 1541 von seiner Mutter den Titel eines Viscount l'Isle in Berkshire, ward 1543 Kommandant in dem neueroberten Boulogne, 1545 Großadmiral der Flotte in dem Kanal u. durch Heinrichs VIII. Testament zu einem der 16 Exekutoren bestimmt, welche während Eduards VI. Minderjährigkeit die Regentschaft führen sollten. Durch Eduards Gunst zum Grafen von Warwick, Oberkammerherrn, Oberhofmeister u. 1551 auch zum Herzog von Northumberland erhoben, ward es ihm leicht, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Somerset, auf das Blutgerüst zu bringen (1552) und bedeutende Besitzungen als Kronlehen zu erlangen. Sich auch für den Todesfall des Königs eine Partei zu sichern, besetzte er die ersten Hofämter mit seinen Verwandten und Kreaturen u. verheirathete seinen vierten Sohn, Guilford D., mit Lady Johanna Gray, der Enkelin von Heinrichs VIII. Schwester Maria, ja er brachte es dahin, daß der sterbende König die Bestimmung traf, daß Johanna Gray mit Uebergehung der königlichen Schwestern Maria und Elisabeth nach seinem Tode den Thron besteigen sollte. Er benahm sich jedoch bei seinem Versuche, die Ansprüche seiner Schwiegertochter geltend zu machen, so schwach und inkonsequent, daß ihn die Partei der Maria ohne Schwertstreich gefangen nahm und am 22. August 1553 hinrichten ließ. Von seinen Söhnen fielen 2 in Frankreich, der dritte, Ambrose, stieg unter Elisabeth zu hohen Ehren; der vierte, Robert, war der berüchtigte Graf von Leicester (s. d.), der fünfte, Guilford, Gemahl der unglücklichen Johanna Gray, ward am 12. Februar 1554 enthauptet.

3) Robert, Sohn des Grafen von Leicester und der Lady Sheffield, mit der sich jener heimlich vermählt hatte, ward 1573 zu Sheen in der Grafschaft Surrey geboren, erhielt, obgleich von seinem Vater nie als legitim anerkannt, nach seines Onkels Ambrose Tode dessen Güter. Er ließ sich die Erlaubniß geben, 3 Jahre zu reisen, vermählte sich, wiewohl seine Gemahlin noch lebte, in Italien zum zweiten Male, ward deshalb zurückgerufen und, da er nicht gehorchte, seiner Güter für verlustig erklärt und begab sich darauf an den Hof Cosmus' II. nach Florenz. Hier ward er 1620 als Herzog von Northumberland in den Fürstenstand erhoben u. später vom Papste Urban VIII. in die Zahl der römischen Edlen aufgenommen. Sein neues Vaterland verdankt ihm die Erweiterung von Schifffahrt und Handel, die Entwässerung der Ebene von Pisa und die Vergrößerung und Sicherung des Hafens von Livorno durch Anlegung von einem neuen Molo. D. † im Sept. 1639. Er schrieb: „Arcano del mare“ (Florenz 1630, 3. Aufl. 1661, 6 Bde.) und „De pulvere purgante invento“.

4) John William, Viscount D. und Ward, namhafter englischer Staatsmann u. Gelehrter, den 9. August 1781 geboren, Sohn des Barons Ward, der durch seine Heirath der France D. den Titel Lord D. und die mit demselben verbundenen Güter überkommen hatte, ward 1802 Mitglied des Unterhauses, wo er sich als einer der bedeutendsten Gegner der liberal-konservativen Partei hervorthat, 1823 nach dem Tode seines Vaters Mitglied der Kammer der Lords u. 1827 Graf von D. u. Viscount von Ednam. Bei der Bildung des canningschen Ministeriums am 30. April 1827 erhielt er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, doch ließ ihn schon im nächsten Jahre Wellingtons Eintritt in das Kabinet ins Privatleben zurücktreten. Er † den 6. März 1833, und mit ihm erlosch das Geschlecht der D. Seine Korrespondenz mit dem Bischof von Llandaff (London 1840) ist wichtig für die Zeitgeschichte.

Dudu, Vogel, s. Dronte.

Düben, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld, an der Mulde, hat ein altes Schloß, eine Forstschule, eine Garnison, Tuch- und Holzwaarenfabrikation und 2667 Einwohner (davon 403 Mann Militär).

Dabei liegt die dübener Heide (tornauer Heide), eine 4 Stunden lange und eben so breite, flache, sandige, mit Heidekraut und an einigen Stellen mit Nadelholz bewachsene Landstrecke, die Leipzig größtentheils mit Nutz- und Brennholz versorgt. D. wird bereits im 10. Jahrhundert erwähnt und wurde wahrscheinlich von den Sorben-Wenden erbaut. Das Schloß war sonst der Sitz der Burggrafen von D. und ward 1117 vom Grafen Wiprecht von Groitzsch erobert. Am 4. Sept. 1631 schlossen hier der König Gustav Adolf von Schweden u. der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen das Bündniß gegen die kaiserlich-liguistischen Truppen unter Tilly ab, worauf die Schlacht bei Breitenfeld erfolgte. Im siebenjährigen Kriege überfielen daselbst am 29. Okt. 1759 die Preußen unter Fink und Wunsch das ahrenbergsche Corps und nöthigten es zum schleunigsten Rückzuge.

Dübner, Friedrich, verdienter Philolog und Kritiker, am 21. Dec. 1802 zu Hörselgau im Gothaischen geboren, besuchte das Gymnasium zu Gotha, studirte dann zu Göttingen Philologie und Philosophie, ward von 1826—31 Professor am Gymnasium zu Gotha, wo er unter Anderem seine für die Wort- wie die Textkritik bahnrechende Ausgabe des Justin (Leipzig 1831) veröffentlichte, folgte sodann einer Einladung Firmin Didots nach Paris, um hier an der neuen Ausgabe des „Thesaurus" von Stephanus zu arbeiten. Als die Redaktion desselben an Dindorf übergegangen war, leitete er die didotsche „Bibliotheca Graeca", in welcher die kritischen Ausgaben der „Moralia" von Plutarch, des Arrian, Maximus Tyrius, Himerius, die Fragmente einiger Epiker, der „Christus patiens", die Scholien zu Aristophanes u. Theokrit von D. sind. Auch an den pariser Ausgaben des Chrysostomus u. Augustin hat er großen Antheil gehabt, namentlich ist die neue Recension von des letztern „De civitate dei" von ihm. Seit 1842 hat er eine große Anzahl neuer Schulausgaben besorgt. Von D.'s kleinern Schriften sind besonders gehaltreiche Aufsätze in der „Revue de philologie" (Par. 1845—47) zu erwähnen.

Duell, s. Zweikampf.

Dühn, niedrige bewaldete Bergkette in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreise Worbis und Heiligenstadt, zieht sich zwischen dem Hainich und dem Harz hin.

Dülmen, alte Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Koesfeld, an einem Nebenflüßchen der Lippe, Hauptort der Standesherrschaft des Herzogs von Croy-Dülmen (5½ □Meilen mit 18,000 Einwohnern), hat ein Residenzschloß des Fürsten, 3 katholische Kirchen, Klöster der Redemptoristen und der barmherzigen Schwestern und 3523 Einwohner, welche Leinweberei, Färberei, Strumpfwirkerei und ein Eisenwerk betreiben.

Düna (bei den Russen westliche Dwina, bei den Letten Dangawa genannt), einer der bedeutendsten Flüsse des westlichen Rußlands, entsteht unfern der Wolgaquelle im Gouvernement Twer aus einem Sumpfsee des Waldai- oder alaunischen Gebirges, wird schon unterhalb Toropez für Strusen von 1000 Schiffspfund Ladung fahrbar und ergießt sich, nachdem er an Riga vorüber geflossen, bei Dünamünde in den rigaer Busen der Ostsee. Seine direkte Länge beträgt 70 Meilen, die ganze Stromentwickelung 140 Meilen; sein Stromgebiet umfaßt ein Areal von 1400 □Meilen und entspricht folglich dem der Garonne od. des Tajo. Die Gouvernements Twer, Pskow, Smolensk, Witebsk, Minsk, Kurland u. Livland participiren an der Wasserfülle der D. unmittelbar; wenn man aber ihre Nebenflüsse Mesa, Drissa, Obol, Ewest, Ogor und Riga berücksichtigt, dehnt sich ihr Wasserarm auch über die Gouvernements Nowgorod, Mohilew, Wilna und Kowno aus. Der Strom hat bei Riga eine Breite von 3000 Fuß, eine Tiefe von 12—24 Fuß, mehre seichte Stellen und auch verschiedene, die Schifffahrt erschwerende Strudel u. Stromschnellen. Zwischen Riga und der Ausmündung befinden sich viele Sandbänke. Der flache Thalboden zu beiden Seiten des Stroms ist größtentheils fruchtbares, für Korn- und Hanfbau wohl geeignetes Ackerland; im Frühling finden gewöhnlich weitreichende Ueberschwemmungen Statt, die das Land befruchten. Durch den Lepel- oder Beresinakanal, der vermittelst mehrer Seen und der Ula, eines Nebenflusses der D., in den Ssergutsch, einen Nebenfluß der in den Dnjepr mündenden Beresina, führt und 1801 unter Paul I. vollendet ward, ist eine Verbindung der Ostsee und des schwarzen Meeres hergestellt worden, welche jährlich durchschnittlich von 1—200 Fahrzeugen und 3000 Flößen benutzt wird, welche Waaren im Werthe von 4 Millionen Rubel Silber nach Riga und in das Ausland schaffen. Vermittelst des kurländischen Kanals soll eine Verbindung der D. mit der in den Njemen (Memelfluß) mündenden Wilia erst noch hergestellt werden. Das Projekt zu diesem künstlichen Wasserwege ist bereits ein halbes Jahrhundert alt, aber immer durch fehlende Geldkräfte oder politische Krisen aufgeschoben worden. Dagegen ist die D. durch den Kanal von Welikij Lukij mittelst der Uswjät u. mehrer kleinen Seen schon längst mit der Lowat und hierdurch mit dem Ilmensee, Wolchow- u. Ladogasee, sowie mit der Newa und dem finnischen Golf einerseits und durch das mit der Newa im Zusammenhang stehende wyschnij-wolotschokische Kanalsystem mit der Wolga und dem kaspischen Meere in Verbindung gesetzt worden.

Dünaburg, starkbefestigte Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, am rechten Ufer der Düna, ein großer und wohlgebauter Ort, hat 2 katholische u. eine griechische Kirche, ein evangelisches Bethaus, eine Synagoge eine Kreisschule und andere Bezirksanstalten, sowie mehre Fabriken, große Handelsmagazine und 21,179 Einwohner, welche bedeutenden Handel u. Schifffahrt treiben. Es passiren den Ort jährlich 2—3000 Fahrzeuge und 5—6000 Flöße, die stromab, u. 600 bis 800 Fahrzeuge und 1—200 Flöße, die stromauf fahren und für 20—30 Millionen Rubel Waaren aus- und für ½—1 Mill. Rubel Waaren einführen. Die Festung, welche erst der Neuzeit ihren Ursprung verdankt, ist eine der stärksten Westrußlands. D. ist 1277 von den livländischen Rittern erbaut und war in polnischen Zeiten die Hauptstadt der Woiwodschaft Livland u. des Distrikts Dünaburg, sowie der Sitz des Woiwoden u. des Landgerichts. Im Jahre 1576 wurde sie von dem russischen Czaren Iwan Wasiljewitsch von Grund aus zerstört, darnach aber von dem polnischen König Stephan Bathori wieder aufgebaut u. mit dem polnischen Reiche

vereinigt. Im Jahre 1656 entriß sie der Czar Alexei Michailowitsch den Polen abermals und nannte sie Borissoglebsk, mußte sie aber bald wieder an Polen abtreten, bei welchem Reiche sie nun bis 1772 verblieb, wo sie durch die erste Theilung Polens mit Rußland vereinigt wurde.

Dünamünde, Festung und Hafenstadt im europäisch-russischen Gouvernement Livland, am Ausflusse der Düna in den rigaischen Meerbusen und an der sich hier mit der Düna vereinigenden breiten und schiffbaren kurischen Aa (Bulleraa), mit über 1000 Einwohnern. Die Festung, welche zur Deckung der Stadt Riga angelegt ist, und deren kasemattirte Werke 1821 u. später verbessert u. verstärkt worden sind, ist rund umher mit Wasser umgeben und hat hohe Mauern und Wälle und 25 Häuser für die Garnison, darunter das schöne Kommandanturgebäude. Gegenüber auf der linken Stromseite, am Einflusse der Bulleraa, liegt das Kometenfort. Alle nach Riga gehenden Seeschiffe passiren diese Stadt, die dadurch zu einem lebhaften Handelsemporium geworden ist. Besonders wichtig ward aber D. erst seit 1850—52, wo hier in der Bulleraa ein Winterhafen angelegt wurde, der seitdem allmählig für 300 Seeschiffe erweitert worden ist, die einen Tiefgang von 16 Fuß haben können, während bei den nach Riga fahrenden Schiffen nur höchstens ein Tiefgang von 10 Fuß Statt finden kann. Dies hat zur Anlage großer Magazine, Speicher, Schiffswerfte 2c. geführt und auch die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt. D. verdankt seinen Ursprung einem hier 1201 vom Bischof Albert gegründeten Cistercienserkloster u. dem Schlosse, welches auf der andern Seite des Flusses die deutschen Ritter erbauten. Im nordischen Kriege war D. ein Zankapfel zwischen Sachsen, Schweden und Russen. Im Jahre 1700 wurde es von König August II. von Polen erobert und nach demselben Augustusburg genannt, 1701 wieder von den Schweden erobert, denen es am 18. Aug. 1710 die Russen abnahmen, in deren Besitz es nun blieb. Bis 1765 mußten alle aus der Ostsee in die Düna einlaufenden Schiffe hier Zoll entrichten.

Dünen, die in der Regel den Küstenlinien folgenden Hügel beweglichen Sandes, die meist vollständige, durch Längen- und Querthäler getheilte, nur durch die Strommündungen unterbrochene Hügelsysteme bilden und sich oft auf Hunderte von Meilen ausdehnen. Ihre Höhe schwankt zwischen 20 und mehren hundert Fuß, doch übersteigen die meisten nicht 60 Fuß; ihre Breite ist ebenso ungleich. Während die sich bildende Düne in der Richtung des herrschenden Windes, der sie aus dem Sand des bei der Ebbe trocken gelegten Seegrundes aufbaut, eine meist schwach geneigte Ebene zeigt, deren äußere Neigung nach Forchhammer (vergl. Bronns u. Leonhards „Neues Jahrbuch der Mineralogie", 1841, S. 2) meist zwischen 5 und 10° wechselt, beträgt der Winkel des innern Abhangs der Düne fast überall 30° und reicht nur lokal bis 40°. Indem die Sandkörner, die der Wind bewegt, nach dessen Stärke bald gröber, bald feiner sind, oder auch der Wind den feinern Sand auf der Oberfläche der Düne wegführt, während der gröbere liegen bleibt, erhält der Dünensand Schichtung. Stürme zerstören oft die schon gebildeten D. und treiben den Sand, Alles bedeckend, tief landeinwärts. Gewisse Pflanzen, vor allen Gramineen, an den Küsten der Nord- und Ostsee der Strandhafer (Elymus arenarius), an der französischen, spanischen und holländischen Küste das Strandrohr (Arundo arenaria) binden u. befestigen den beweglichen Sand, der auch schon durch das Wasser, welches ihn durchdringt, etwas Halt bekommt, durch ihre weit um sich greifenden Wurzelstöcke und tief eindringenden Wurzeln. Auch Strauchwerk und Kiefern, an der französischen Küste die Strandkiefer (Pinus maritima), in den südlichen Vereinigten Staaten Pinus taeda, befestigen den Sand durch ihre Wurzeln. Wo die Gewalt der Wellen die D. angreifen, entstehen senkrechte Abstürze, und so gleichen die D. Westschleswigs, vom Meere aus gesehen, einem scharfzackig zerrissenen Gebirge, während das Innere der D. ein Bild trostlosester Eintönigkeit und Oede liefert, deren Stille nur der Wellenschlag der Brandung unterbricht. Der Schiffer flieht die Küste, wo ihm die Gefahr des Strandens droht, Mensch und Thier das Innere; nur hie und da zeigt sich ein Kaninchen, oder ein Hase, oder ein Austernleser (Haematopus ostrilegus), der eine Muschel, die er aus dem Meere geholt, auf der Höhe der Düne verzehrt. In den Thälern zwischen den Hügelzügen und hinter den D. gibt es oft Seen u. Torfmoore; oft bilden sich auch, wenn sie im Meere selbst sich angehäuft, Lagunen, von oft brackischem Wasser, u. Salzsümpfe. Welcher Wechsel da oft im Laufe der Zeit eintreten kann, zeigt der Lümfjord Westjütlands. Ursprünglich ein Theil des Westmeeres, in dem Austern lebten, war er durch eine Dünenreihe in einen fischreichen Süßwassersee umgewandelt worden, bis eine Sturmfluth 1825 die schmale Dünenzunge durchbrach und ihn wieder in eine salzige Lagune umwandelte; Millionen Süßwasserfische fanden dabei den Tod; nur der Aal erhielt sich. Schützt einerseits die Düne das Land gegen den zerstörenden Anprall der Meereswogen, so bringen die wandernden Hügel des beweglichen Sandes dagegen unbefestigt dem Innern Verderben, indem sie, langsam, aber unaufhaltsam fortrückend, Land und Häuser bedecken und unter sich begraben. Man hat Kirchen und Häuser, die vor Jahrhunderten in Schleswig durch die ostwärts ins Land vordringenden D. begraben worden waren, dort endlich im Westen der Düne wieder aus dem Sande hervortauchen sehen. Solche Dünenreihen erstrecken sich oft Hunderte von Meilen weit. Deutschland besitzt an der Nord- u. Ostsee D. Hier bringen sie vor Allem der Küste zwischen Swinemünde und Memel Verderben, so daß an manchen Stellen von 60—80 Fuß hohen Kiefern nur noch die Gipfel hervorsehen, im schmalsiner Strandforst in 50 Jahren 8000 Morgen versandeten und ganze Dörfer verlassen werden mußten. Unvorsichtiges Abtreiben von Buchenwaldungen trägt hie und da die Schuld, daß der bisher befestigte Sand in Bewegung kam. Längs der jütländischen Halbinsel und durch dieselbe zieht eine alte Dünenreihe entfernter von der Küste, eine neue, an deren Zerstörung das Meer gegenwärtig arbeitet, an der Küste selbst hin, von Skagen bis Hjerting auf dem Festland, von da über die westschleswigschen Inseln, so über Sylt, bis zum Festland von Eiderstadt. Die Nordseeinseln und die Küsten der Niederlande verdanken den D. wirksamen Schutz gegen das Meer; dagegen

dringen sie verheerend in die Bretagne und vor Allem in das südwestlichste Frankreich, Departement des Landes, ein, wo man ihr jährliches Fortschreiten auf 60—62 Fuß angibt, wo sie weithin Wälder, Kulturland, Ortschaften verschüttet und Süßwasserseen, die sich bei dem gesammten Abfluß hinter ihnen gebildet, zurückgetrieben haben. Erst seit Napoleon I. hat dort durch Saaten von Ginster und Strandfichten, die unter dem Schutz grüner Zweige, welche man durch Klammern im Boden befestigte, keimten, ein siegreicher Kampf gegen das zerstörende Fortschreiten der D. begonnen. Je flacher der Seegrund, desto stärker die Gewalt der Winde, und je vorherrschender diese gegen die Küste gerichtet sind, um so ausgedehnter ist die Dünenbildung; so finden wir sie an den Küsten Aegyptens, an der Westküste Afrika's vom 20.—32.° nördl. Br., an der Südküste des australischen Festlands, in Florida u. a. O. Oft ist der Sand reich an Muschelresten u. verküttet dann häufig zu einem festen Kalksandstein; in solchem sogenannten Riffstein lagern die berühmten menschlichen Skelete von Guadeloupe. Auch im Binnenlande, wie im südöstlichen Rußland, in Afrika, gibt es solche D., die Flugsandwüsten, Iglidis, der Sahara, welche öfters Hügel beweglichen Sandes haben, die bis 600 Fuß Höhe erreichen; theils sind es noch Reste alter D., theils sind sie neu entstanden aus dem Sande leicht verwitternder Sandsteine.

Insbesondere nennt man D. die sandigen Erhöhungen an den Küsten von Flandern zwischen Dünkirchen in Frankreich u. Nieuport in Belgien u. im Departement der Gironde. D. (the Downs) heißt auch die große britische Rhede an der Ostküste der englischen Grafschaft Kent, nordöstlich vom Kap South-Foreland, welche durch die drei Forts Sandown, Deale und Walmer gedeckt wird. Die Hügel der North- u. South-Downs in Südostengland, von denen sich die erstern von der Ostküste Kents durch Surrey nach Hampshire, die letztern durch Sussex koncentrisch um die Höhenzüge des Waldthales (the Weald) herumziehen, bestehen aus Kreide und Grünsand und sind, insbesondere die südlichen, durch ihre Zucht von Schafen (Southdown race) wichtig und berühmt.

Die D. lassen sich auch oft urbar machen. Hat man nämlich die D. durch Anpflanzen und Ansäen von Sandhafer, Sandrohr ꝛc. zum Stehen gebracht, so sucht man sie anzubauen, indem man sie zuvörderst mit festem, lehmigem Grunde überfährt. Hat derselbe einen Winter hindurch die Einwirkung des Frostes erfahren, so ackert man ihn um und besäet ihn mit Spergel, den man mittelst einer schweren Walze festwalzt. Wenn der Spergel blüht, wird er in schmalen Furchen untergepflügt und Raps auf das Land gesäet, den man leicht eineggt und dann festwalzt. Im darauf folgenden Frühjahre ackert man auch den Raps unter und besäet dann das Land dünn mit Gerste und Buchweizen. In diese Mischsaat säet man noch Klee, den man festwalzt. Steht der Buchweizen in der Blüthe, so mähet man ihn sammt der Gerste und dem Klee ab, walzt dann das Feld, überstreut es im folgenden Frühjahre mit Kompost und benutzt es sofort als mehrjähriges Kleeland.

Dünger, Gesammtbezeichnung aller Stoffe, deren man sich bedient, um von einer gegebenen Bodenfläche in kürzester Zeit den größten Ertrag an Kulturpflanzen oder Pflanzenbestandtheilen zu erzielen. D. muß demnach aus Pflanzennahrungsmitteln bestehen, und wenn die zahlreichen wild wachsenden Pflanzen dieser künstlichen Zugabe von Pflanzennahrungsmitteln nicht bedürfen, so kommt dies eben daher, daß letztere reichlich verbreitet vorkommen; auch die Kulturpflanzen wachsen ohne D., aber Zweck der Kultur ist, dies Wachsthum zu befördern, auf einer gegebenen Bodenfläche mehr Pflanzen zu erziehen, als ohne Beihülfe des Menschen darauf erwachsen würden, und die stoffliche Zusammensetzung der Pflanze je nach der besondern beabsichtigten Verwendung derselben möglichst zu ändern. Die Kulturpflanzen befinden sich auf dem Acker nicht in normalen, und zwar in der Regel in ungünstigen Verhältnissen, weshalb eben die Eingriffe in die Ernährungsverhältnisse nothwendig werden. Man will aber ferner nicht schlechthin möglichst viel Weizen oder möglichst viel Runkelrüben auf einem Felde erziehen, sondern auch (z. B. für die Stärkefabrikation) einen Weizen mit geringem Kleber- und dafür desto größerem Stärkmehlgehalt u. (für die Zuckerfabrikation) Runkelrüben, die reich an Zucker, aber arm an stickstoffhaltigen Substanzen u. an Salzen sind. In dieser Hinsicht gleicht also das Düngen vollständig dem Mästen, indem das Mastfutter ebenfalls ein anderes ist, wenn der Landwirth Fleisch, und wieder ein anderes, wenn er vorzüglich Fett in seinem Stall erzielen will. Aufgabe einer rationellen Düngung ist daher, nicht bloß möglichst viel Pflanzen, sondern auch möglichst viel von einem bestimmten Bestandtheil dieser oder jener Pflanze auf einer gegebenen Bodenfläche in kürzester Zeit zu gewinnen. Die rationelle Landwirthschaft muß ferner dahin streben, daß der D. so billig sei, daß der durch denselben erzielte größere Ertrag einen erheblichen Gewinn gegenüber den Kosten der Düngung u. den durch dieselbe nöthig gewordenen besonderen Feldarbeiten liefert. Endlich darf guter D. den größeren Ernteertrag nicht auf Kosten der folgenden Ernte hervorbringen. Der D. darf also nicht ein Reizmittel sein, welches eben keine absolute Vergrößerung der Produktion eines Feldes, sondern nur eine Vermehrung des Ertrages in der Zeit bewirkte. Ein solches Reizmittel würde in kürzester Zeit die Ertragsfähigkeit des Feldes zerstören und dasselbe aus einem fruchtbaren Acker in eine Wüste verwandeln. Langsam führt die Kultur auch ohne Anwendung von Reizmitteln zu demselben Ziel, wenn nicht rationell gedüngt wird. Die Pflanzen, die auf einem Felde erzogen werden, entnehmen ihre Nahrung aus dem Boden und aus der Luft. Verbrennt man eine Pflanze, so bleibt nur ein sehr kleines Häufchen Asche übrig. Alles Andere war Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, mit einander gepaart zu Holzfaser, Stärke, Gummi, Zucker, Fett ꝛc. Sauerstoff und Wasserstoff sind im Wasser vorhanden, Kohlenstoff und Sauerstoff in der Kohlensäure, Stickstoff und Wasserstoff im Ammoniak, außerdem Sauerstoff frei zu 21 Proc. u. Stickstoff frei zu 79 Proc. in der Atmosphäre. Erzieht man Pflanzen in einem Boden, welcher frei ist von diesen Bestandtheilen (mit Ausnahme des Wassers), so wachsen die Pflanzen unter gewissen Verhältnissen sehr kräftig. Kohlenstoff und Stickstoff (als Ammoniak) können die Pflanzen in genügender Menge ganz allein

aus der Atmosphäre beziehen, und man nennt deshalb Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff atmosphärische Nahrungsmittel. Die Aschenbestandtheile kann der Pflanze nur der Boden liefern, und wie bei allem Reichthum an denselben eine Pflanze verkümmert, sobald ihr die atmosphärischen Nahrungsmittel nicht genügend zugeführt werden, so kann sie sich ebenfalls nicht entwickeln, wenn ihr bei allem Reichthum an atmosphärischen Nahrungsmitteln die Aschenbestandtheile fehlen. Letztere aber sind gerade solche Stoffe, die sich im Boden nur in verhältnißmäßig geringer Menge, oder, wenn sie reichlich vorhanden sind, doch häufig u. zum großen Theil nicht in solcher Form vorfinden, daß die Pflanze sich dieselben leicht aneignen kann. Es erhellt hieraus die Hauptaufgabe der rationellen Düngung. Atmosphärische Nahrungsmittel sind überall reichlich vorhanden, sie werden jedes Jahr und in alle Zukunft den Pflanzen in großer Menge zugeführt. Dagegen ist der Gehalt des Ackers an Aschenbestandtheilen der Pflanze, an sogenannten mineralischen Nährstoffen, ein beschränkter, u. wenn dieser Gehalt aufgezehrt ist, so ist damit die Ertragsfähigkeit des Feldes zerstört, ob auch Regen und Wind, also reichliche Quellen für Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff dasselbe berühren. In jeder Ernte entnehmen wir dem Boden reichliche Mengen mineralischer Pflanzennährstoffe, die natürlich in für die Pflanzen zugänglicher Form löslich im Boden vorhanden sein mußten. Die mineralischen Nährstoffe des Bodens sind aber zum bei weitem größten Theil in unlöslicher Form vorhanden, in Felstrümmern, aus denen die Ackerkrume (s. Ackererde) entstanden ist. Diese Felstrümmer unterliegen der Verwitterung, sie zersetzen sich, zerfallen unter dem Einfluß von Luft u. Wasser, und dadurch werden neue Mengen mineralischer Pflanzennährstoffe verwendbar. Hierzu ist Zeit erforderlich, und es entstand aus der Erkenntniß dieses Verhältnisses die Lehre von der Brache. Es ist aber ersichtlich, daß, wenn man die Aufschließung der Felstrümmer durch chemisch wirkende Stoffe in kurzer Zeit erreichen kann, wenn diese Stoffe billig genug sind und der Pflanze nicht schaden, ihr vielleicht sogar zuträglich sind, die Beschickung des Feldes mit solchen Stoffen die Brache ersetzen und in kürzerer Zeit gleich günstige Erfolge hervorbringen muß. Dergleichen Stoffe sind z. B. Ammoniaksalze, Kochsalz, Säuren, Mergel und gebrannter Kalk. Dasselbe wird erreicht durch das Brennen des Bodens, da manche Kieselsäureverbindungen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen unlöslich sind, löslich werden, nachdem sie hohen Hitzegraden ausgesetzt worden. Da aber durch letzteres Verfahren nur die Kieselsäure und die mit derselben verbundene Base löslich werden, da Ammoniaksalze und Säuren an sich nicht vollständige Pflanzennahrungsmittel sind und Kalk und Mergel eben so wenig, so können diese Stoffe auch die Fruchtbarkeit eines Feldes auf die Dauer nicht erhöhen. Sie bewirken nur, daß die übrigen Pflanzennährstoffe im Boden verwendbar werden, aber sie liefern für diese keinen Ersatz. Sind dieselben daher aufgezehrt, so hilft das Brennen, Kalken, Mergeln oder das Düngen mit Säuren und Ammoniaksalzen nichts mehr, die Ertragsfähigkeit des Feldes ist zerstört und kann erst wieder hergestellt werden, wenn man diejenigen mineralischen Pflanzennährstoffe zuführt, an welchen das Feld verarmt ist. Diese Verarmung kann alle Pflanzennährstoffe gleichmäßig treffen, sie kann sich aber auch nur auf einen u. den andern von diesen beziehen, je nachdem das Feld daran besonders arm war, oder die darauf gebaute Frucht große Mengen davon zu ihrer Entwickelung bedurfte. Die Pflanzenaschen sind nicht alle gleichmäßig zusammengesetzt, die eine Pflanze ist besonders reich an Kali, die andere an Phosphorsäure, an Gyps oder dergl. Der Vorrath des Feldes an mineralischen Nährstoffen wird daher auch von verschiedenen Pflanzen, ganz abgesehen von der Summe aller Aschenbestandtheile, in sehr ungleichem Grade in Anspruch genommen, u. während es unter der einen Frucht an Kali verarmt, entzieht ihm die andere vielleicht vorzüglich Phosphorsäure. Es kommt nun darauf an, diese Bedürfnisse der Pflanzen zu kennen, und man wird dann leicht darauf geführt werden, in dem einen Jahr solche Frucht zu bauen, welche viel Kali und wenig Phosphorsäure braucht, während man im anderen Jahr eine Frucht baut, welche sich mit wenig Kali begnügt, aber viel Phosphorsäure zu ihrer Entwickelung bedarf. Im letzteren Jahre werden dann jene Felstrümmer, welche reich an Kali sind, Zeit finden zu verwittern, und das nächste Jahr findet den Boden wieder an Kali reich und fähig, jene erste Frucht zu tragen. Aus dieser Einsicht entsprang die Lehre von der Wechselwirthschaft, die aber ebenfalls durch bessere Methode ersetzt werden kann. Mag man die Fruchtfolge wählen, wie man will, die Thatsache bleibt fest stehen, daß jede Ernte dem Boden mineralische Nährstoffe entzieht, u. wenn auch durch die Wechselwirthschaft eine größere Ausnutzung des Bodens in der Zeit erzielt wird, so ist dennoch der endlichen Verarmung desselben nicht vorzubeugen, ja es wird durch die Wechselwirthschaft, weil der Betrieb intensiver ist, die völlige Verarmung nur um so schneller herbeigeführt werden. Dauernd fruchtbar bleibt ein Acker nur, wenn ihm vollkommen das wieder gegeben wird, was man ihm an mineralischen Pflanzennährstoffen in der Ernte entzieht, u. die Ertragsfähigkeit wird also gesteigert, wenn man ihm mehr wiedergibt, als er durch eine Ernte verliert. Guter D. muß daher nach der Zusammensetzung des Bodens u. der Asche jener Pflanze, welche auf ihm gezogen werden soll, gemischt werden; er muß dem Boden wiedergeben, was ihm in der Ernte entzogen wurde, u. die Pflanzennährstoffe in einer den Pflanzen zugänglichen Form enthalten. Je leichter zersetzbar die Bestandtheile des D.s sind, um so schneller wirkt er, je schwerer zersetzbar, um so langsamer, aber auch um so nachhaltiger ist seine Wirkung. Man kann auf einem Felde Jahr aus Jahr ein z. B. Reps bauen, wenn man nur das Stroh und die Oelkuchen gehörig zerkleinert dem Felde wiedergibt. Das ausgepreßte Oel enthält keine mineralischen Nährstoffe und stammt in seinen Elementen aus der Atmosphäre, die dem neubestellten Acker in gleicher Zusammensetzung und in gleicher Menge wieder zu Gebote steht. Statt des Strohs und der Oelkuchen kann man aber auch die Asche derselben anwenden, denn was verbrennbar an ihnen war, das war ebenfalls nur aus atmosphärischen Nährstoffen zusammengesetzt. Eine Mischung von Salzen, welche der Asche des Strohs und der Kuchen vollständig entspricht, würde auch auf die Fruchtbarkeit des Feldes denselben Ein-

fluß ausüben. Die Bedeutung der mineralischen Nährstoffe für die Pflanze liegt somit klar zu Tage, und es ist durch direkte Versuche bestätigt worden, daß ein Boden, welcher keine Spur Kohlensäure od. Ammoniak enthält, dennoch eine reichliche Ernte gibt, wenn nur die mineralischen Nährstoffe gehörig vorhanden sind. Ist aber von letzteren ein großer Reichthum vorhanden, so können wir uns vorstellen, daß durch denselben die Pflanze gleichsam angereizt werde, nun auch eine entsprechend große Menge atmosphärischer Nahrungsmittel sich anzueignen. Die Menge dieser, welche ihr zu Gebote steht, ist aber beschränkt theils durch den Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure und Ammoniak, theils durch Aufsaugungsvermögen der Blätter. Dagegen kann die Wurzel Ammoniaksalze ebenso gut aufnehmen wie Kohlensäure, wenn beide in Wasser gelöst sind, in demselben Wasser, welches auch die mineralischen Nährstoffe enthält. Bei großem Reichthum an letzteren würde also der Pflanze gleichsam eine zweite Atmosphäre geboten, wenn sie im Boden Ammoniak und Kohlensäure vorfände. Nie wirkt ein Nährstoff allein, sondern stets nur in Gemeinsamkeit mit allen andern. Die größte Menge von mineralischen Nährstoffen sichert allein keine gute Ernte, es kommt von derselben nur so viel zur Verwendung, als den atmosphärischen Nährstoffen entspricht, welche die Pflanze aufnehmen kann; düngt man nun den Boden mit solchen, in der Gestalt von Ammoniak und Kohlensäure, so wird das Wachsthum der Pflanzen begünstigt und der Ertrag wächst, aber man muß sich erinnern, daß durch die größere Ernte dem Boden auch mehr mineralische Nährstoffe entzogen werden, und daß durch eine Düngung mit atmosphärischen Nährstoffen der Acker nur um so schneller verarmt, wenn man nicht vollständigen Ersatz an mineralischen Nährstoffen eintreten läßt. Die atmosphärischen Nährstoffe im Boden sind aber nicht allein als solche, als direkte Nahrung für die Pflanze zu würdigen, sie tragen auch noch dazu bei, daß unlösliche mineralische Stoffe, die ohne sie, vielleicht erst nach Jahren, zur Wirksamkeit gelangt wären, schnell gelöst werden, und auf diese Weise reizen sie die Gewächse doppelt zu größerer Entwickelung.

Ueber alle Pflanzennährstoffe kann der Landwirth gebieten, nur nicht über das Wasser, und so kommt es, daß ein mit D. rationell bestelltes Feld doch manchmal keine gute Ernte gibt, weil das Wasser fehlte, welches allein die Aufnahme der Pflanzennährstoffe des Bodens ermöglicht. Wenn aber bei lange anhaltender Dürre der lockere Sandboden leicht austrocknet u. die Wurzeln wegen Wassermangels ihre Funktion nicht mehr erfüllen können, oder wenn der sehr bündige, fette Thonboden steinhart wird, so hält sich der an verwesenden Pflanzenbestandtheilen, an *Humus* reiche Boden lange Zeit hindurch feucht, da der Humus die Eigenschaft besitzt, sowohl Wasser fest zurückzuhalten, als auch in thaufeuchten Nächten immer von Neuem reichlich Wasserdampf aufzunehmen. Der Humus, d. h. in Zersetzung begriffene Pflanzensubstanz, ist eine lange anhaltende Quelle von Kohlensäure und je nach dem Gehalt an eiweißartigen Stoffen oder thierischen Substanzen auch von Ammoniak, er schafft also eine zweite Atmosphäre im Boden, und durch diese Zersetzung, durch den dabei waltenden chemischen Prozeß, durch die Bindung von gasförmiger Kohlensäure u. Wasserdampf erzeugt er fortwährend Wärme, so daß er in dieser Beziehung als Verbesserer des Klima's betrachtet werden kann. Wenn nun der Humus oder überhaupt alle in Zersetzung begriffenen organischen Körper auch keineswegs oder doch nur in höchst untergeordneter Weise als direkte Pflanzennahrungsmittel gelten können, so geht doch aus dem Angeführten klar hervor, von wie großer Bedeutung dieselben für den Boden sind. Weil aber die Aecker gewöhnlich nicht gerade sehr reich an Humus sind, so kann in den meisten Fällen der Humus als trefflicher D. betrachtet werden, und wenn man dem Boden die durch die Ernte entführten mineralischen Pflanzennährstoffe ersetzt, so wird der Ertrag dieses Feldes noch erhöht werden können, wenn man gleichzeitig Ammoniaksalze und Humus, d. h. sich zersetzende organische Substanz, zugibt. Eine solche Mischung ist der *Stallmist*, wenn er die Bestandtheile des Harns ebenfalls enthält, wenn also die Jauche nicht verloren gegangen ist. Der Mist ist ein Produkt des Stoffwechsels, sämmtliche Bestandtheile des thierischen Körpers sind im Mist vertreten, und zwar gemengt mit einer bedeutenden Menge organischer Substanz, welche die oben geschilderten günstigen Wirkungen auf den Boden ausübt. Der Mist (feste und flüssige Exkremente) enthält genau die mineralischen Nährstoffe derjenigen Pflanzentheile, mit welchen die Thiere ernährt wurden, und stets wird der Mist für die Frucht am wirksamsten sein, mit welcher das Thier, von dem jener stammt, ernährt wurde. Wenn in einer Wirthschaft nichts veräußert, der Ertrag des Bodens und der Ställe vielmehr vollständig in der Wirthschaft konsumirt würde, u. wenn alle Exkremente vollständig auf die Felder zurückgebracht würden, so müßten diese stets gleich fruchtbar bleiben, da ihnen nur das entzogen wird, was die Menschen mit ins Grab nehmen. Der Mist wird deshalb mit Recht vom Landwirth geschätzt, und wer seine Felder regelmäßig und reichlich mit Mist düngt, der wird dieselben stets im Zustande der größten Ertragsfähigkeit erhalten. Man glaubte früher, der Mist wirke durch eine nur ihm als solchem inne wohnende, treibende Kraft, und man basirte deshalb die Landwirthschaft auf genügend reichliche Misterzeugung. Jetzt kennt man die Ursache der Wirksamkeit des Mistes, und man weiß, daß die Bestandtheile desselben, wenn sie auch aus andern Quellen stammen, richtig gemischt, dennoch dieselbe Wirkung ausüben. Man kann den Mist ersetzen durch andere ähnlich zusammengesetzte Stoffe, aber man muß alle Sorge darauf verwenden, daß sämmtliche Exkremente aus den Städten auf die Felder zurückgeführt werden. In den ländlichen Wirthschaften wird nicht Alles, was der Boden erzeugt, konsumirt, es geht viel Kali, Phosphorsäure ꝛc. in Fleisch, Milch, Käse, Getreide ꝛc. nach der Stadt, u. naturgemäß müssen die Exkremente, welche diesen Stoffen entstammen und die mineralischen Bestandtheile derselben enthalten, dem Felde zurückgegeben werden, wenn die Fruchtbarkeit desselben nicht abnehmen soll. Die Ausfuhr von Getreide, von Oelkuchen, Knochen ꝛc. nach anderen Ländern ist ein großer Verlust und durchaus nicht zu billigen, wenn dem Lande nicht voller Ersatz für die zugleich ausgeführten mineralischen Pflanzennährstoffe geboten wird.

Betrachten wir nun die verschiedenen D. genauer. Der *Mist*, *Stallmist*, der am häufigsten ange-

wandte D., ist verschiedenartig zusammengesetzt, je nach den Thieren, von welchen er stammt, u. je nach den Stoffen, mit welchen dieselben ernährt wurden. Im Allgemeinen werden die festen Exkremente die unlöslichen, die flüssigen die löslichen Bestandtheile der Asche der Nahrungsmittel enthalten. Die Charakteristik der Exkremente der verschiedenen Hausthiere und des Menschen s. unter Exkremente. Ueber die Bereitung des Mistes, die Beschaffenheit der Miststätten und über die rationelle Verwerthung des Mistes s. Mist. Dem Stallmist am nächsten stehen die menschlichen Exkremente, welche sich in den Städten ansammeln: sie sind von verschiedenem Werth für die Landwirthschaft je nach dem Reichthum der genossenen Nahrung an Kali, Phosphorsäure &c. Hoteldünger ist werthvoller als Kasernendünger. Die menschlichen Exkremente kommen der Natur der Sache nach nur der nächsten Umgebung der Stadt zu Gut, weil die Steigerung der Kosten den Transport in entferntere Gegenden verbietet. In großen Städten wird es daher dringend nothwendig, die Exkremente in eine für den Transport geeignete Form zu bringen. Dies geschieht in eigenen Anstalten und mit größerer oder geringerer Ausnutzung der Exkremente zu andern Zwecken. In Paris gewinnt man zunächst das Ammoniak als solches und verarbeitet dann, wie an andern Orten, auch die festen Exkremente zu Poudrette (Düngerpulver), die flüssigen zu Urate. Die Fabrikation dieser Stoffe ist eine eigene Industrie geworden, und wir verweisen deshalb auf Poudrette, wo zu gleicher Zeit die Verarbeitung von wollenen Lumpen, Horn, Blut, Fleischabfällen, Gaswasser, Kehricht, Haut- u. Lederabfällen, Sehnen, Haaren, Federn, Malzkeimen, Seifensiederasche, Gaskalk, Braunkohlen-, Steinkohlen-, Torf- u. Holzasche behandelt werden wird. Alle diese Stoffe, die in großen Städten in reichlicher Menge billig zu haben sind, wandern jetzt in der Regel in die Poudrettefabriken und werden dort in geeignete Form u. in einen Zustand gebracht, in welchem sie die größte Wirkung auf den Acker ausüben. Die Exkremente der Vögel, der Vogeldünger, ist der vorzüglichste aller natürlichen Dungmittel, weil er die flüssigen und festen Exkremente vereint enthält; er ist aber ebenfalls verschieden, je nach der Nahrung der verschiedenen Vögel; die von Gräsern sich nährenden Gänse liefern z. B. weniger ausgezeichneten D. als die Tauben, welche die an Phosphorsäure so reichen Hülsenfrüchte genießen. Der Vogeldünger ist indeß von nicht sehr großer Bedeutung für die Landwirthschaft, weil er nur in verhältnißmäßig geringer Menge zu haben ist, dagegen ist der ebenfalls für Vogeldünger gehaltene Guano (s. d.) äußerst wichtig. Er enthält neben Phosphorsäure viel Ammoniak und auch Alkalien, so daß er in vielen Fällen den Stallmist ersetzen oder als vollkommener D. benutzt werden kann. Seine Wirkung ist außerordentlich groß; soll er aber bei fortgesetzter Anwendung den Boden nicht an jenen Stoffen, die er selbst nicht enthält, verarmen lassen, so muß auf diese besondere Rücksicht genommen werden. Die vielfach sich widersprechenden Erfahrungen, welche man in Betreff der Wirksamkeit des Guano gesammelt hat, sind hieraus zu erklären; man hat auch sehr oft vergessen, daß auf einem Boden, der schon an Stickstoff und Phosphorsäure reich, an andern wichtigen Pflanzennährstoffen (die auch im Guano nicht enthalten sind) dagegen arm ist, Guano nicht wirken kann, ebenso wenig wie auf einem dürren Boden, der im Verhältniß zu der großen Menge Stickstoff und Phosphorsäure des Guano der Pflanze zu wenig Kohlensäure darbietet. Daher hört man häufig sagen, Guano wirke vorzüglich nur auf gutem Boden. Aus allen Abfällen in der Landwirthschaft bereitet der Landwirth den Mengedünger oder Kompost, welcher unter Zumischung von Erde in Haufen längere Zeit der Zersetzung überlassen werden muß. Vortheilhaft setzt man demselben Kalk zu, weil dieser die Zersetzung der mannichfach verschiedenen Stoffe befördert, während das Ammoniak, welches der Kalk austreibt, reichlich von der Erde wieder gebunden wird. Unter dem Einflusse des Kalkes geht aber auch viel Ammoniak in Salpetersäure über, die den Pflanzen ebenso zuträglich ist wie das Ammoniak selbst. Salpetersaure Salze entstehen übrigens im Acker ununterbrochen, weil nach Schönbeins neuesten Arbeiten beim Verdunsten des Wassers unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen stets salpetrige Säuer gebildet wird, welche dann sehr bald in Salpetersäure übergeht. Die Wirkung der Salpetersäure ist aber in jeder Beziehung der oben geschilderten der Ammoniaksalze analog. Bemerkenswerth ist besonders noch der Fischguano (s. d.), ein aus verschiedenen kleinen Fischen mit Beihülfe von Schwefelsäure bereitetes Präparat, welches in seiner Zusammensetzung dem eigentlichen Guano nahe steht u. auch in seiner Wirksamkeit von demselben nur wenig übertroffen wird. Die Oelkuchen, welche ebenso sehr als Viehfutter wie auch als D. zu empfehlen sind, gleichen in letzter Beziehung der Gründüngung. Auf dem Boden erwachsene Pflanzen oder Pflanzentheile demselben Boden als solche zurückgegeben, bereichern ihn natürlich an organischen Humus bildenden Stoffen, und die mineralischen Bestandtheile werden in der leicht löslichen Form die folgenden Ernten zu verbessern im Stande sein. Dagegen bleibt es sehr fraglich, ob nicht bei guter Mistbereitung die Verfütterung der Oelkuchen und der zur Gründüngung bestimmten Pflanzen und die Düngung des Ackers mit dem so gewonnenen Miste vorzuziehen sei, da ja dieselben mineralischen Bestandtheile, auch gemischt mit vielen mineralischen Stoffen, im D. dem Boden wiedergegeben werden. Fehlt es dem Boden an phosphorsauren Salzen, so kann man dieselben durch Guano oder auch durch Urate, durch Knochenmehl oder Knochenkohle, dann durch Phosphorit, Apatit od. Osteolith ergänzen. Letztere drei Mineralien beschränken sich in ihrer Anwendung bis jetzt auf wenige Orte; da sie aber in neuerer Zeit vielfach in bedeutenden Lagerstätten gefunden worden sind, so ist zu erwarten, daß sie für die Landwirthschaft demnächst eine große Bedeutung gewinnen werden. Knochenkohle oder Beinschwarz wird aus Zuckerfabriken billig bezogen und gleicht im Ganzen dem Knochenmehl, welches sich nur noch durch seinen Gehalt an stickstoffhaltigen Stoffen, die bei der Fäulniß Ammoniak geben, auszeichnet. Das Knochenmehl wird aber gedämpft oder ungedämpft angewandt und ist in letzterem Zustande wirksamer, weil es dann noch an organischen Stoffen reicher ist. Sollen das Knochenmehl od. die andern ihm ähnlichen Düngerarten vollkommen wirken, so müssen sie sehr fein gepulvert werden, weil

sie sonst nur schwer im Boden zersetzt werden. Man hat deshalb auch alle diese Substanzen, die in ihrem Gehalt an basisch-phosphorsaurem Kalk übereinstimmen, mit Schwefelsäure behandelt und dadurch ihre Wirksamkeit außerordentlich gesteigert. Es bildet sich hierbei saurer phosphorsaurer Kalk (Superphosphat), welcher zwar in Berührung mit den übrigen Bodenbestandtheilen meist wieder in neutralen oder basisch-phosphorsauren Kalk umgewandelt wird, dann sich aber in so feiner Zertheilung befindet, daß er leicht gelöst wird und in die Pflanze gelangen kann. Ueber die Bereitung des Knochenmehls und des Superphosphats s. Knochenmehl. Zur Bereicherung des Bodens an Kalk wendet man sowohl gebrannten Kalk, als auch Mergel an. Ersterer muß zu feinem Pulver (Kalkhydrat) zerfallen sein und wirkt dann nicht bloß als solcher, sondern auch lösend und zersetzend auf die anorganischen u. organischen Bestandtheile des Bodens. Wie alle einseitigen D. kann er aber leicht als Reizmittel wirken und den Boden verarmen lassen, wenn nicht gleichzeitig mit andern Stoffen gedüngt wird. Der Mergel wirkt in dieser Beziehung günstiger, weil er viele wirksame Stoffe enthält; namentlich auf sandigem Boden ist er seines Thongehalts halber sehr zu empfehlen, man läßt ihn ebenfalls an der Luft zerfallen, wodurch eine sehr feine Vertheilung ermöglicht wird. Unter besonderen Verhältnissen u. für manche Pflanzen ist der schwefelsaure Kalk oder Gyps ein ausgezeichneter D. Er wirkt sowohl durch seinen Kalkgehalt, wie durch seine Schwefelsäure u. macht deshalb einen an diesen beiden Stoffen armen Boden fruchtbar; auffallend groß ist sein Erfolg, wenn auf einem solchen Boden Pflanzen erzogen werden sollen, welche viel Gyps gebrauchen. Der Gyps hat auch die Eigenschaft, kohlensaures Ammoniak zu binden, indem er sich mit demselben zu kohlensaurem Kalk und schwefelsaurem Ammoniak umsetzt. Dieser Eigenschaft halber benutzt man den Gyps auch zum Bestreuen des Mistes, der Ställe ꝛc.; er kann für diesen Zweck auch ersetzt werden durch Schwefelsäure und Humus, welcher ebenso energisch das Ammoniak absorbirt. Das Kochsalz geht nur in verhältnißmäßig geringer Menge in die Pflanze über, u. es ist außerdem im Boden ziemlich allgemein vorhanden, so daß eine Düngung mit Kochsalz nicht nöthig erscheinen möchte. Direkte Versuche haben indeß dargethan, daß der Einfluß des Kochsalzes auf die Vegetation ein sehr großer ist, und daß der Ertrag eines Feldes durch eine Düngung mit Kochsalz bedeutend erhöht werden kann. Diese Wirkung muß auf die Lösungsfähigkeit des Kochsalzes für andere Stoffe geschrieben werden, die also bei reichlichem Gehalt des Bodens an demselben um so schneller zur Verwerthung gelangen. Da aber das Kochsalz auch auf die Ernährung der Thiere sehr günstig einwirkt, so ist es bei Mistdüngung sehr vortheilhaft, entweder dem Futter Kochsalz beizumischen, oder den Thieren den Genuß desselben vollständig und zu jeder Zeit zu gestatten. Der Stoffwechsel wird dann beschleunigt, der Gesundheitszustand der Thiere verbessert u. der Mist reich an Salz, welches nun wieder auf die Vegetation fördernd einwirkt. Eine vermehrte Einführung des Kochsalzes in den Haushalt, der jetzt noch an vielen Orten durch die Salzsteuer sehr erschwert wird, ist dringend zu empfehlen. Ueber die Wirksamkeit des Chilisalpeters und der Ammoniakverbindungen s. die betreffenden Artikel. Kann man andere Salze der Salpetersäure, wie Natronsalz (Chilisalpeter), z. B. Kalisalpeter, anwenden, so ist dies vorzuziehen, da die Base ebenso kräftig wirkt wie die nur als Stickstoffquelle zu betrachtende Salpetersäure. Salpetersaures Ammoniak ist nur Stickstoffdünger und wirkt als solcher am kräftigsten. Die ausgedehntere Anwendung sowohl des Kali- wie des Ammoniaksalpeters wird aber durch den Preis dieser Salze unmöglich gemacht. In neuerer Zeit ist auch Kieselsäure als mineralischer D. empfohlen worden, und zur Vermeidung der Kartoffelkrankheit soll sie vorzügliche Dienste leisten. Man bereitet sie aus Wasserglas, könnte indeß auch dieses selbst anwenden, und zwar am vortheilhaftesten das Kaliwasserglas.

Wenn man nach den vorliegenden Analysen die Menge mineralischer Nährstoffe, welche dem Boden in einer Ernte entzogen werden, berechnet und damit nach der vorgenommenen Bodenanalyse den Gehalt des Bodens an diesen Stoffen bis auf die Tiefe, in welche die Wurzeln der Kulturpflanzen durchschnittlich dringen, vergleicht, so erscheint erstere außerordentlich gering; ebenso gering ist auch die Menge mineralischen D.s, welche erfahrungsmäßig erforderlich ist, um den Ertrag des Bodens zu vervielfachen. Man muß deshalb annehmen, daß es nicht sowohl die überhaupt vorhandene Menge an mineralischen Nährstoffen ist, welche die Fruchtbarkeit eines Feldes bedingt, als vielmehr die Möglichkeit für die Pflanze, in erster Jugend eine große Anzahl Wurzeln treiben zu können. Dies geschieht nur in fruchtbarem Boden, denn indem sich die zahlreichen Wurzeln im Boden ausbreiten, sind sie im Stande, die in feiner Vertheilung enthaltenen Nährstoffe zu sammeln und der Pflanze zuzuführen. Bei der Düngung kommt es also darauf an, die dem Acker zuzusetzenden Substanzen in leicht lösliche Form zu bringen, damit die jungen Würzelchen sich derselben alsbald bemächtigen können. Von dieser Ansicht ausgehend, hat man verschiedene Methoden der Düngung in Vorschlag gebracht, welche bezwecken, den D. nicht, wie gewöhnlich geschieht, gleichmäßig auf dem ganzen Felde zu verbreiten, sondern ihn vielmehr in unmittelbare Nähe mit dem Samen zu bringen. Die Rillendüngung, Lochdüngung u. Samendüngung sind hier besonders zu nennen, und man muß gestehen, daß damit sehr beachtenswerthe Resultate erzielt worden sind. Auf der andern Seite hat man, um möglichst gleichmäßige Vertheilung des D.s zu erzielen, denselben in Wasser vertheilt und als flüssigen D. auf das Feld gebracht. Die Benutzung der Jauche geschieht auf diese Weise am einfachsten, doch ist es auch zweckmäßig, leicht verstäubenden D. mit Wasser oder Säuren angerührt zu verwenden. Selbstverständlich ist die Wirkung des flüssigen D.s wie des festen abhängig von der Zusammensetzung desselben, u. man kann demselben keineswegs, wie das bisweilen geschehen ist, besondere Eigenschaften, die ihm als solchem zukämen, beilegen. Nur in sofern wirkt der flüssige D. eigenthümlich, als die darin wirklich in Lösung befindlichen Stoffe schneller zur Aufsaugung durch die Wurzeln gelangen. Eine besondere Düngung ist die Kopfdüngung, welche darin besteht, daß man den zu benutzenden Stoff in seiner Pulverform über die jungen Pflanzen aus-

streut. Die Wirkung der Kopfdüngung ist mehr als jede andere von der Witterung abhängig, doch kann sie unter besonderen Umständen sehr gut wirken, u. namentlich eignet sich der Gyps trefflich zur Kopfdüngung für Klee. Wie man aber auch düngen möge, stets ist darauf zu achten, daß alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, um alle Bestandtheile des D.s zu verwerthen. Es ist höchst verwerflich, den D. in Haufen auf den Feldern stehen zu lassen, denn theils verflüchtigen sich viele wirksame Stoffe, theils wird der D. vom Wasser ausgelaugt, u. eine starke Lösung tränkt die Theile des Ackers, auf welchem die Haufen standen, während der in seiner Wirkung sehr geschwächte D. auf dem ganzen übrigen Acker kaum noch einen günstigen Einfluß auszuüben vermag. Es ist aber ferner zu berücksichtigen, daß ein sehr lockerer, magerer Boden nur geringe Anziehungskraft für den D. besitzt, weshalb ihn die atmosphärischen Niederschläge, welche theils in den Boden eindringen, theils über ihn hinwegfließen, sehr bald eines großen Theils der löslichen Salze berauben. Bei fetterem Boden oder bei großem Humusgehalt desselben werden dagegen die Salze so energisch festgehalten, daß das eindringende Wasser nur Spuren derselben fortzuführen vermag. Die Drainwasser beweisen dies. Kann man einen lockeren Boden deshalb mergeln, ihm Thon zuführen oder ihn kräftig mit Humus düngen, so wird die Wirkungsfähigkeit des D.s dadurch ganz bedeutend gesteigert werden. Während im mageren Boden den Pflanzen bei nasser Witterung eine sehr verdünnte, bei trockenem Wetter verhältnißmäßig eine starke Lösung der Salze zugeführt wird, vertheilen sich im fetten oder humusreichen Boden Salz u. Wasser derartig, daß die Pflanzenwurzeln von einer mehr gleichmäßigen Lösung umspült werden. Dies muß natürlich die Fruchtbarkeit sehr steigern, und man kann nun auch ohne Gefahr eine so große Menge D. anwenden, wie sie in magerem Boden bei trockenem Wetter hinreichen würde, die Pflanzen zu verbrennen. Theils also, weil, wie eben auseinandergesetzt, der Humus eine zweite Atmosphäre im Boden schafft, theils des eben geschilderten Verhältnisses halber ist derselbe von größter Wichtigkeit, u. man hat deshalb guten Humus als einen trefflichen D. zu betrachten. Derselbe erzeugt sich aber im Boden bei guter Kultur von selbst und namentlich dann sehr reichlich, wenn man Halmfrüchte baut, deren Wurzeln im Boden bleiben u. sich zersetzen. So wird der Boden, je besser man düngt, stets humusreicher u. ertragsfähiger. Die früheren Landwirthe nannten dies „die alte Kraft" des Bodens und legten auf Erhaltung derselben den höchsten Werth. Wie sie gebildet wird, wie sie sich stets vergrößert u. wie andererseits der Boden immer ärmer und schließlich zur vollkommenen Wüste wird, ergibt sich Alles aus einer rationellen Düngerlehre, deren Grundzüge oben mitgetheilt sind. Die praktische Ausführung ist abhängig von mannichfach verschiedenen Verhältnissen in jedem besonderen Fall, u. der denkende Landwirth findet leicht das Richtige; rohe Empirie aber u. das ganze Receptenwesen werden jede Wirthschaft einem sicheren Ruin entgegenführen. Kennen wir auch die Bedürfnisse einer jeden einzelnen Pflanze, so sind doch Boden- und Klimaverhältnisse stets verschieden, und man kann deshalb niemals sagen, dies oder jenes Mittel sei unter allen Umständen für diese oder jene Pflanze zu empfehlen.

Die Literatur über die Düngerlehre ist sehr umfassend. Namentlich durch den Streit, welcher zwischen Liebig und seinen Anhängern, die dem Mineraldünger die höchste Bedeutung beilegten, u. zwischen Stöckhardt u. A., die alles Heil der Landwirthschaft nur vom Stickstoff erwarteten, entbrannte, ward Veranlassung gegeben zu einer außerordentlichen großen Zahl von Versuchen und Streitschriften. Die Hauptpunkte sind jetzt in obiger Gestalt festgestellt worden, über Einzelnheiten aber dauern die Meinungsverschiedenheiten noch fort, u. es wird der vereinten Theorie und Praxis überlassen bleiben müssen, das Richtige endgültig festzustellen. Vgl. Sprengel, Die Lehre vom D., 2. Aufl., Leipzig 1845; Förster, Die Hülfsdüngemittel, Mainz 1855; Hartstein, Das englische und schottische Düngerwesen, 2. Aufl., Bonn 1855; Habich, Die mineralische Düngung als Basis des rationellen Ackerbaues, Braunschweig 1855.

Dünkirchen (franz. Dunkerque, d. i. die Kirche an den Dünen), Bezirksstadt im französischen Departement Nord, an der Nordsee, von der sie durch eine Dünenreihe geschieden ist, 6 Meilen nordöstlich von Calais, der Themsemündung fast gegenüber in öder, sandiger Umgebung, der 5. Handelshafen Frankreichs u. eine Festung 3. Ranges, mit Wällen, Graben und Citadelle. Der Hafen ist groß, sicher und bequem, aber davor liegt eine gefährliche Barre. Seit 1774 sind zur rechten u. linken Seite Tonnen von verschiedenen Farben gelegt worden, nach denen sich die ankommenden Schiffe richten. Die schöne Rhede ist geschlossen (d. h. durch Sandbänke gesichert). Bei der Stadt beginnt der dünkirchener Kanal, der mit dem von Bourbourg und von Bergues verbunden und bis Furnes geführt ist, wo er, mit den Kanälen von Colme und Loo vereinigt, bis Nieuport reicht. Die Stadt ist schön gebaut, sehr reinlich und wird von breiten und geraden Straßen durchschnitten. Unter den öffentlichen Plätzen sind der gepflasterte Champ de Mars (sonst Place d'armes) u. der große Dauphineplatz mit dem Denkmal des Seemanns Jean Bart (dessen Vaterstadt D. ist), unter den öffentlichen Gebäuden das Rathhaus (seit 1642), die St. Eloykirche (1440 nach dem Pantheon in Rom gebaut), die Kasernen, welche 6000 Mann fassen, das Marinegebäude, die Börse, zwei Hospitäler 2c. hervorzuheben. D. ist der Sitz eines Handelstribunals, einer Handelskammer u. hat ein Collége, Schulen für Schifffahrt, Zeichen- und Baukunst, eine Gemäldesammlung, ein naturhistorisches Museum und eine öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden, sowie berühmte Seebäder. Die Erwerbszweige der Bewohner, deren Zahl 29,738 beträgt (1789 noch 54,000), sind Schiffbau, Fabrikation von Tauen, Segeln 2c., Gießerei, Gerberei, Seifensiederei, Zucker- und Salzraffinerie, Brauerei, Destillationen und die im Großen betriebene Fischerei, die vorzugsweise D. reich gemacht hat. Jährlich gehen viele Schiffe nach Island, Neufoundland 2c. auf den Wallfisch-, Stockfisch- und Häringsfang, und 40—50 Schiffe betreiben den übrigen und Küstenfischfang. Die Bewohner selbst sind als die furchtlosesten Seeleute bekannt. Auch der Handel ist sehr bedeutend, besonders mit Kolonialwaaren, Wein, Branntwein (Genèvre), Getreide

Steinkohlen, Fischen und den Erzeugnissen der eigenen Industrie. Die Zahl der jährlich einlaufenden Schiffe wird auf 940 angegeben. Von D. gehen Dampfschiffe nach London (in 10 Stunden), nach Havre (20 Stunden), nach Rotterdam (12 Stunden). Da D. an den Dünen liegt, so wird dem Mangel an Quellwasser durch Cisternen abgeholfen. Am Fuß der Dünen liegt das *Estrang* genannte sandige Ufer, 480 F. breit, das bei der Ebbe trocken ist. D. war anfangs ein Dorf, das um eine vom heiligen Eloy auf den Dünen erbaute Kapelle entstand und vom Grafen Balduin von Flandern um 960 mit Mauern umgeben wurde. Der Ort war Jahrhunderte hindurch ein Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England und erlitt in Folge dessen mannichfache Bedrängniß. Im J. 1388 wurde D. zum ersten Male durch die Engländer verbrannt, darauf 1400 befestigt. Im 16. Jahrh. war es längere Zeit im Besitz der Spanier, ward 1540 von den Engländern genommen, aber im nämlichen Jahre von den Franzosen wieder erobert, die es im Frieden von Château-Cambresis 1558 den Spaniern zurückgaben. Der Prinz von Condé eroberte die Stadt 1646 nach siebentägiger Belagerung für die Franzosen, denen es jedoch bald die Spanier entrissen. Turenne nahm D. 1658 von Neuem, u. zwar nach dem *Siege in den Dünen*, wo die D. belagernden Franzosen (unter Ludwig XIV.) u. Engländer (unter Lord Lockhardt) das spanische zum Entsatz anrückende Heer unter Don Juan d'Austria am 14. Juli schlugen. Zufolge geschlossenen Vertrags erhielten es die Engländer unter Karl II., denen es Ludwig XIV. 1662 um 1,250,000 Thaler wieder abkaufte. Am 23. Juni 1666 schlugen auf der Höhe von D. die Holländer unter Ruyter die Engländer unter York zur See. In Folge des utrechter Friedens 1713 mußten die von Ludwig XIV. prächtig aufgeführten Festungswerke geschleift und der Hafen gefüllt werden, bis endlich der pariser Friede von 1783 die Wiederherstellung der Werke wie des Hafens gestattete.

Dünndarm, s. *Darm*.

Dünnstein, ein beim Ausschmelzen des Kupfers aus seinen Erzen sich bildendes Produkt, welches in einer dünnen Schicht das geschmolzene Schwarzkupfer (unreines Kupfer) bedeckt und hauptsächlich aus Schwefelkupfer und Schwefeleisen besteht.

Dünnwald, *Johann Heinrich, Graf von*, kaiserlicher Generalfeldmarschall, um 1620 in Koblenz, nach Andern zu Dünnwald im Bergischen geboren, kam 1664 mit dem Reichskontingent nach Oesterreich, trat sodann hier in Dienste, wurde Generalmajor, erhielt 1670 ein Kürassierregiment, zeichnete sich 1674 bei Ensisheim aus, gerieth bei Mühlhausen in kurze französische Gefangenschaft, schlug sodann die Franzosen bei Sasbach u. erhielt dafür 1676 das Grafendiplom. Zum Feldmarschalllieutenant ernannt, befand er sich bei dem Entsatze von Wien, vernichtete 1684 bei Backan ein türkisches Heer, half 1685 den Sieg bei Gran erringen und besiegte am 14. August 1687 das Heer, welches den Entsatz von Ofen bewerkstelligen sollte. Nach der Schlacht bei Mohacz mit 10,000 Mann zurückgelassen, um das Land zwischen der Donau u. Drave zu beschützen, ergriff er die Offensive und eroberte bis zum 25. Oktober 1687 ganz Slavonien. In dem Feldzuge von 1688 deckte er als Generalfeldmarschall namentlich die Belagerung von Belgrad. Im folgenden Jahre entsetzte er das von den Franzosen hart bedrängte Heidelberg. Im Jahre 1691 nochmals gegen die Türken in Ungarn gesendet, soll er in der Schlacht bei Salankemen anfangs, aus Verdruß, unter einem jüngern Feldherrn kämpfen zu müssen, die Bewegung des linken Flügels zu hemmen gesucht haben, entschied aber sodann noch den Sieg. Vor ein Kriegsgericht beschieden, † er auf der Reise nach Wien zu Essek den 31. August 1691.

Düntzer, *Johann Heinrich Joseph*, Philolog und Literarhistoriker, am 11. Juli 1813 zu Köln geboren, widmete sich seit 1830 erst zu Bonn, sodann zu Berlin altklassischen Studien. Seine besondere Neigung zu sprachwissenschaftlichen Forschungen führte ihn dem Studium des Sanskrit unter Lassen, Schlegel und Bopp zu, als dessen Früchte „Die Lehre von der lateinischen Wortbildung" (Köln 1836) und „Die Deklination der indogermanischen Sprachen" (das. 1839) erschienen. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er auch die Preisschrift: „J. A. de Thou's Leben, Schriften u. historische Kunst" (Darmstadt 1837) und mit Lersch: „De versu quem vocant Saturnio" (Bonn 1838). Er habilitirte sich im Sommer 1837 zu Bonn für altklassische Literatur, nahm aber 1846 die Stelle eines Bibliothekars am katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt an und erhielt 1849 den Titel Professor. Unter seinen auf das klassische Alterthum bezüglichen Arbeiten haben außer den genannten besonders „Homer und der epische Cyklus" (Köln 1839), „De Zenodoti studiis Homericis" (Göttingen 1848), „Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte" (Braunschweig 1840—44, 5 Bde.) und „Die römischen Satiriker" (das. 1846) Anklang gefunden. Beachtenswerth ist auch die Schrift „Rettung der aristotelischen Poetik" (Braunschweig 1840), während „Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen" (Köln 1840—42, 2 Thle.) eine scharfe Kritik erfuhren. Besonders verdient hat sich D. durch seine Studien über Goethe's Leben und Werke gemacht; hierher gehören seine Schriften „Goethe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit" (Köln 1836), „Goethe als Dramatiker" (Leipzig 1837), „Die Sage von Doktor Johannes Faust" (das. 1848), „Zu Goethe's Jubelfeier" (Elberfeld 1849), „Goethe's Prometheus u. Pandora" (Leipz. 1850), „Goethe's Faust" (das. 1850—51, 2 Bde.), „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" (das. 1852), „Freundesbilder aus Goethe's Leben" (das. 1853), „Goethe's Götz und Egmont" (Braunschw. 1854), Goethe's Tasso" (Leipz. 1854), „Schiller u. Goethe" (Stuttg. 1859) u. „Goethe u. Karl August" (Leipz. 1861). Neuerlich hat D. seine Forschungen auch Herder und Klopstock zugewendet.

Düppel, Dorf in der schleswigschen Landschaft Sundewitt, Sonderburg gegenüber. Hier wurden am 28. Mai 1848 die deutschen Bundestruppen in einem Gefecht mit den Dänen zurückgeworfen. Die 1848 von den Dänen erbauten *düppeler Schanzen* wurden sodann am 13. April 1849 von den aus Sachsen und Bayern bestehenden Reichstruppen erstürmt, dann von denselben noch mehr befestigt, aber nach dem Abzug der Reichstruppen im Sept. 1849 von den Dänen wieder zerstört.

Düren, Kreisstadt in der preußischen Rheinpro-

binz, Regierungsbezirk Aachen, in freundlicher Umgebung an der Roer und an der rheinisch-belgischen Eisenbahn, Sitz eines Bergamts, hat 2 evangelische und 2 katholische Kirchen (darunter die altgothische Pfarrkirche mit den Reliquien der heiligen Anna), 3 Nonnenklöster, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Blindenanstalt (seit 1845), viele Fabriken in Papier, Wollen-, Eisen- und Blechwaaren, Tapeten, eine Streichgarnmaschinenspinnerei, sehr bedeutende Drahtziehereien, Wollweberei, Färberei, lebhaften Getreidehandel u. 9493 Einw. Auf einem nahen Berge das ehemalige Kloster Schwarzenbroich mit Braunkohlengruben, Torfstichen und einem Vitriol- und Alaunwerk. D. war schon den Römern als Marcoburum bekannt u. soll nebst Köln von M. Vipsanius Agrippa erbaut worden sein. Im Jahre 69 n. Chr. wurden hier mehre Kohorten der Ubier (Agrippinenser) von dem batavischen Heerführer Civilis überfallen und niedergehauen. Die Karolinger hielten in der Pfalz Dura (Duria) öfters Koncilien (761 und 779) u. Ständeversammlungen (775), wo die Kriege wider die Sachsen beschlossen wurden. Ehemals dem Kaiser u. Reich zugehörend, wurde die Stadt 1124 mit Mauern versehen und 1241 von Kaiser Friedrich II. an den Grafen Wilhelm V. von Jülich verpfändet, wodurch sie ihre Reichsunmittelbarkeit verlor. Zwischen D. und Jülich fand am 2. Okt. 1794 ein Angriff Jourdans auf die Oesterreicher Statt. Unter französischer Herrschaft gehörte D. bis 1814 zum Roerdepartement.

Dürer, Albrecht, berühmter deutscher Maler, Kupferstecher u. Holzschneider, war der Abkömmling einer deutschen, früher in Ungarn ansässig gewesenen Familie. Sein Vater, ein Goldschmied, kam 1455 als Geselle nach Nürnberg, heirathete 1467 die Tochter seines Meisters und gewann dadurch das städtische Bürgerrecht. Aus dieser Ehe stammten 18 Kinder, worunter der mit seinem Vater gleichnamige Albrecht das dritte war und am 24. Mai 1471 geboren ward. In früher Jugend nahm ihn der Vater in seine Werkstätte, um ihn in der Goldschmiedekunst auszubilden, welche zu jenen Zeiten viele bedeutende Künstler aufzuweisen hatte. Aus diesen Lehrjahren stammt sein auf uns gekommenes Brustbild, welches er 1480 nach dem Spiegel auf Pergament ausführte, jetzt in der Sammlung des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Teschen befindlich. Zwei Jahre später lieferte er sieben Darstellungen der Leiden Christi in getriebener Arbeit. Er glaubte nun dem Gewerbe Genüge gethan zu haben und setzte es bei seinem Vater durch, daß er ihm die Erlaubniß ertheilte, Maler zu werden. Als fünfzehnjähriger Jüngling trat er in das Atelier des Meisters Michael Wolgemuth, eines damals hochgeachteten Malers. Die drei Studienjahre, welche D. hier zubrachte, zogen ihm weidlich Plagen von seinen „Mitknechten" zu, und wenn er auch Manches lernte, ja am Ende der Lehrjahre den Meister schon überflügelt hatte, so konnte er sich doch während seines ganzen späteren Lebens von manchen Eigenheiten u. Wunderlichkeiten der wolgemuthschen Schule nicht völlig losmachen. Aus dieser Zeit (1489) haben sich zwei Zeichnungen, Schweizergeschichten (in der Sammlung des Fürsten Esterhazy u. des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Teschen), und das angebliche Bildniß seines Vaters in der florentiner Gallerie erhalten. Während dieser Zeit gab sich D. wahrscheinlich auch mit dem Studium der Mathematik ab, die damals Johannes Regiomontanus in Nürnberg lehrte. Im Jahre 1490 ergriff D. den Wanderstab, kam 1492 nach Colmar und später nach Basel, wahrscheinlich auch nach Italien (Venedig); doch ist sein damaliger Aufenthalt in letzterer Stadt nicht endgültig erwiesen. Im Frühjahre 1494 von seinem Vater wieder aus der Fremde zurückgerufen, heirathete er eine nürnberger Bürgerstochter, die wohlhabende und schöne Agnes Frey. Nach Ablegung der in jener Zeit gebräuchlichen u. geforderten Prüfungsarbeit, deren Gegenstand Orpheus, von wüthenden Bacchantinnen geschlagen, war, die aber leider verloren gegangen ist, wurde ihm das Meisterrecht in seiner Vaterstadt zuertheilt, und nun begann seine selbstständige Laufbahn. In diese erste Periode seines Künstlerlebens fallen vorwiegend Porträte: das Bildniß seines 70jährigen Vaters, das des Oswald Krel und ein Selbstporträt, alle drei in der münchener Pinakothek (das Selbstporträt von 1498 in den Uffizien zu Florenz wird in neuester Zeit, namentlich von O. Meindler als Kopie angesehen, während das im königlichen Museum zu Madrid für ächt gehalten wird), u. A. Schon frühzeitig hatte D. von dem zänkischen, herrschsüchtigen Charakter seines Weibes viel zu leiden, und als 1502 sein Vater starb, mit welchem der Beschwichtiger und Vermittler der häuslichen Zänke schied, u. D. seine jüngsten Brüder u. zwei Jahre später seine Mutter zu sich nahm, litt er unsäglich unter den drückenden Mißverhältnissen dieser Ehe und dies um so mehr, als er bei seinem milden, versöhnlichen Charakter nicht stark genug war, die Herrschaft über sein Weib zu behaupten. Als Künstler widmete er seine Hauptthätigkeit dem Kupferstiche und dem Holzschnitte, welche Kunst er wohl bei seinem Meister Wolgemuth erlernt, dann aber selbst weiter ausgebildet hatte. Aus dieser Zeit stammen die Offenbarung Johannis (1498), eine Folge von 16 Holzschnitten; Adam u. Eva (1502), ein Kupferstich. Eine herrliche Komposition des Meisters ist die Kreuzabnahme, 1503 mit der Feder gezeichnet und leicht gefärbt, welche sich in der Villa Aldobrandini befand. Auf Anrathen seines treuen Freundes Pyrkheimer und mit Hülfe einer von diesem geliehenen Summe Geldes begab sich D. 1505 nach Venedig, wo damals die Meister der venetianischen Schule, Tizian, Giorgione, Palma-vecchio, lebten, die er kennen und bewundern lernte. Vor allen aber wirkte Giovanni Bellini auf ihn ein, den er selbst in einem Briefe als den „pest in gemell" pries. Wenn ihn sein ernstes Studium, sein Fleiß und seine Einsicht schon früher in der Heimat den Werth der Korrektheit der Zeichnung und eine seltene wahre Naturauffassung schätzen lehrten, so sah er hier eine ungeahnte Kraft u. Tiefe des Kolorits vor Augen, die nicht verfehlen konnte, nachhaltig auf ihn zu wirken, u. sicher wären die Resultate seines Künstlerschaffens noch ganz andere geworden, wenn er seinen Aufenthalt in der Lagunenstadt verlängert hätte. Vor Allem gab ihm dieser Veranlassung, sich wieder mehr mit der Malerei zu beschäftigen. Das bei ihm von den deutschen Kaufleuten in Venedig bestellte und für die deutsche Betkapelle ausgeführte Bild des heiligen Bartholomäus zog ihm wegen der Schönheit und Farbenpracht Neider,

aber auch Bewunderer zu, und selbst Tizian soll es nicht verschmäht haben, sich einmal annäherungsweise in der Art des deutschen Meisters zu versuchen, nämlich in seinem Christus mit dem Zinsgroschen der dresdener Gallerie. Ob die in diesem Bilde allerdings von allen andern Werken Tizians abweichende Darstellungsweise durch D. und dessen Arbeiten beeinflußt war, wie italienische Kunsthistoriker annehmen, oder nicht, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls aber beweist jene Angabe, daß D.s Aufenthalt in Venedig und sein dortiges Schaffen selbst für die italienischen Künstler, die ihn beschuldigten, nicht genug die Antike respektirt zu haben, nicht ohne Bedeutung war. Der obengenannte heilige Bartholomäus wurde später von Kaiser Rudolf II. um eine große Summe erworben und so hoch von ihm geschätzt, daß er das Bild, damit es keinen Schaden nähme, von vier Männern aus Italien nach Prag tragen ließ, wo es leider, wie die meisten bedeutendsten Werke des Meisters, zu Grund gegangen ist. Von den andern Arbeiten D.s in Venedig mögen noch ein Ecce homo für den Saal des Raths der Zehn u. das sich jetzt in dem Strahowstifte in Prag befindliche sogenannte Rosenkranzbild genannt werden. Letzteres stellt eine Krönung der Madonna durch zwei Engel dar. Die Jungfrau reicht dem Kaiser, das Christkind dem Papste Rosenkränze, ebenso der heilige Dominik und mehre Engel den Umstehenden. In dem leider durch Uebermalerei sehr verunstalteten Bilde läßt sich der venetianische Einfluß in der Farbenwirkung nicht verkennen. Obgleich D. in Venedig und in Bologna, wohin er einen Ausflug machte, hohe Anerkennung fand, und der Rath von Venedig ihm ein Jahrgehalt von 200 Dukaten anbot, wenn er sich in der Stadt dauernd niederlassen wolle, trat er doch im Spätherbste 1506 seine Rückreise in seine Vaterstadt an. Von den ersten Werken D.s nach seiner Rückkunft von Italien sind zu nennen: das Bildniß eines Jünglings (1507) in der kaiserlichen Gallerie zu Wien; ein für den Rath in Nürnberg 1507 gefertigtes, aber verloren gegangenes Bild, Adam und Eva im Paradies darstellend, von dem indeß eine durch Restauration verunstaltete Wiederholung, ursprünglich für Italien bestimmt, sich in Mainz befindet; ein Christus am Kreuz (1508), in der Sammlung Daniel Böhms in Wien. In demselben Jahre beschäftigten ihn die Arbeiten, welche der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, für die Kollegiatkirche in Wittenberg bestellt hatte; sie haben die Marter der zehntausend Christen unter dem Perserkönig Sapores zum Gegenstand. Das Bild befindet sich jetzt in der kaiserlichen Gallerie zu Wien. Ein Kalvarienberg aus dieser Zeit findet sich in den Uffizien zu Florenz. Im nächsten Jahre arbeitete D. an seiner berühmten Himmelfahrt und Krönung der Maria, welche der Patricier Jakob Heller in Frankfurt am Main als Altarblatt für die dortige Dominikanerkirche bestellt hatte. Das Bild erregte bei Allen, die es sahen, große Bewunderung und brachte dem Dominikanerkloster, dessen Insassen es gegen eine Vergütung sehen ließen, eine reiche Einnahme. Nachdem Kaiser Rudolf vergeblich 100,000 Gulden dafür geboten, wurde es 1613 von dem nachmaligen Kurfürsten Maximilian I. von Bayern für 1000 Joachimsthaler erworben, ging aber bei dem großen Brande in München 1673 zu Grunde. Eine Kopie von Paul Juvenel befindet sich in der frankfurter Stadtbibliothek. Hier gelangt Maria aus dem irdischen Leben durch Engel getragen in die himmlische Glorie. Gott Vater und Sohn empfangen sie mit Liebe u. setzen ihr die himmlische Krone auf; die Apostel sehen erstaunt auf das leere Grab. D. hat sich selbst in dem Mittelgrund der Landschaft dargestellt, er stützt sich auf eine Tafel, worauf zu lesen: Albertus Dürer Alle-mannus faciebat post Virginis partum 1509. Auch eine Anbetung der Könige für die Tribüne der Uffizien in Florenz fällt in dieses Jahr. Aus dem Jahre 1510 stammen wahrscheinlich Karl der Große in kaiserlichem Ornat, mit dem Schwert in der Rechten und dem Reichsapfel in der Linken, und Kaiser Sigismund als Gegenstück, im landauer Brüderhause zu Nürnberg; aus dem Jahre 1511 das berühmte Bild auf Holz: die Anbetung der heiligen Dreifaltigkeit, ursprünglich für die Kapelle des landauer Brüderhauses gemalt, später (um 1600) vom nürnberger Rath dem Kaiser Rudolf überlassen, jetzt in der kaiserlichen Gallerie in Wien befindlich. Es ist bekannt durch den Stich van Steens und durch die 16 lithographirten Umrißblätter von Julie Mihes, Gattin des Kustos Primisser, und ist ein in der Komposition reiches, in der Ausführung trefflich behandeltes Gemälde. Während dieser Jahre veröffentlichte D. außer vielen kleineren Arbeiten in Kupfer u. Holz drei große Reihenfolgen von Holzschnitten, welche von des Künstlers reicher Erfindungsgabe ein beredtes Zeugniß ablegen und zu dem Besten gehören, was wir von D. besitzen. Es sind dies: die kleine Passion (1509 und 1510), ursprünglich in 37 Blättern, wovon neuerlich die im britischen Museum befindlichen Originalholzplatten stereotypisch abgeformt und Abdrücke bei Henry Cole in London erschienen sind; die große Passion (1510), in Darstellung u. Format wesentlich von der kleinen verschieden, aus 11 Darstellungen aus dem Leben des Heilands und einem Titelblatt bestehend; das Leben der Maria (1510 und 1511) in 20 Darstellungen. Ferner mögen aus dieser Periode noch genannt werden: der Holzschnitt der heiligen Dreieinigkeit (1511); die Messe des heiligen Gregor; der heilige Christoph; die heilige Familie mit Mutter Anna und Joachim mit dem Rosenkranz. Von dieser Zeit an wiegen die Arbeiten D.s in Holzschnitt und Kupferstich vor, u. man begegnet seltener Gemälden von seiner Hand. Von letztern kennt man aus dem Jahre 1512 das kleine Bild der heiligen Jungfrau mit dem nackten Kinde auf den Armen, eine angeschnittene Birne haltend (in der k. k. Gallerie in Wien). In dasselbe Jahr fällt zum großen Theil eine Reihenfolge von kleinen Kupferstichen, die eine dritte Darstellung der Passion umfassen, und deren vollständige Durchführung von des Künstlers eigner Hand stammt. Auch erhielt um dieses Jahr D. einen Freibrief von seinem Gönner, Kaiser Maximilian, zum Schutze vor Nachbildung seiner Holzschnitte und Kupferstiche. Als hervorragende Werke aus dem Jahre 1512 sind noch zu erwähnen die Stiche: Maria auf der Rasenbank; Christus der Dulder; der heilige Hieronymus in der Felsenschlucht vor dem Betpulte. Aus dem folgenden Jahre stammen seine berühmten Stiche: Ritter mit Tod und Teufel; der heilige Hubertus bei seinem

Pferde knieend, sowie das ursprünglich für die nürnberger Katharinenkirche bestimmte, jetzt in der münchener Pinakothek befindliche Altarblatt der Geburt Christi. In das Jahr 1514 fällt seine Bekanntschaft mit Raphael, dem er sein Selbstporträt, auf Leinwand, mit auf beiden Seiten durchschlagenden Farben gemalt, und einen Theil seiner Kupferstiche und Holzschnitte zusandte. Raphael, darüber höchst erfreut, schickte als Gegengeschenk D. eine Menge Blätter von seiner Hand, von denen eins, eine Rothstiftzeichnung, sich jetzt in dem Kabinet des Erzherzogs Karl in Wien befindet. D. hat eigenhändig darauf das Geschenk Raphaels bestätigt. Stiche aus dem Jahre 1515 sind: die sogenannte Melancholie, der heilige Hieronymus in der Zelle ꝛc.; Oelbilder: Selbstporträt (Wien, in der ambraser Sammlung); der todte Christus in den Armen des Johannes und beweint von den heiligen Frauen, von Nikodemus und Joseph von Arimathia (für die St. Sebaldkirche bestimmt, jetzt in der Moritzkapelle in Nürnberg). Weiter sind aus dieser Zeit bekannt die Federzeichnungen zu einem Gebetbuch des Kaisers Max (in der münchener Hofbibliothek). Von der Hand D.s sind hierin 43 Blätter, die 8 übrigen stammen von L. Cranach. Gleichzeitig entstand D.s größtes Holzschnittwerk, die berühmte Ehrenpforte des Kaisers Max, nach der Angabe des kaiserlichen Rathes Stabius von dem Meister entworfen u. größtentheils von dem gleichzeitig lebenden Meister Hieronymus Rösch in Nürnberg geschnitten. Die 96 Holzstöcke dieses reich mit geschichtlichen Darstellungen, Ornamenten, Arabesken, Porträten ausgestatteten Werkes nehmen zusammengefügt einen Raum von 126 Zoll Höhe und 108 Zoll Breite ein. Verschiedene Ausgaben der Ehrenpforte sind mehr oder minder vollständig erschienen. Die letzte besorgte 1799 Adam v. Bartsch, der die Schnitte, von denen die Stöcke verloren gegangen, auf Kupfer übertrug und so die Vollständigkeit des Werkes sicherte. Das nächste Jahr (1516) gab den im florentiner Uffizienpalast befindlichen, in Leimfarbe gemalten Köpfen der Apostel Philippus u. Jacobus ihre Entstehung, ebenso dem in der münchener Pinakothek befindlichen Bildniß Michael Wolgemuths. Von Holzschnitten ist namentlich die Kreuzigung für Hölzels Missale (Missale Egstelen ecclesie), wovon sich ein Exemplar auf der würzburger Universitätsbibliothek findet, zu nennen. Aus dem Jahre 1518 stammen die berühmten Gemälde im alten Rathhause zu Nürnberg, Midas mit Eselsohren, vor den die Verleumdung, im Geleite von Trug, Neid, Irrthum, Reue ꝛc. den Unschuldigen gebracht hat; die nürnberger Pfeifer und Stadtmusikanten; der Triumphwagen des Kaisers Max, umgeben von Tugenden. (Diese Bilder wurden 1620 von Gabriel Weyer wieder hergestellt.) Auch das Bild der nackten Lucretia in der Pinakothek in München fällt in dieses Jahr; ferner der Tod der ersten Gemahlin des Kaisers Maximilian I., Maria's von Burgund, in der Sammlung des Grafen Fries in Wien. Maria ist als heilige Jungfrau gedacht, welche von dem in einer Glorie erscheinenden Heiland mit den dem hohen Liede entnommenen Worten: „Stehe auf, meine Freundin, komme die Krone zu empfangen" gerufen wird. Während des augsburger Reichstags malte D. den Kaiser Maximilian und die Bildnisse anderer Anwesenden. Von Holzschnitten gehören in diese Zeit: die Himmelskönigin von Engeln umgeben. Aus dem nächsten Jahre, dem Todesjahre seines Gönners, Kaisers Maximilian, kennt man außer dem bekannten Bildniß des Kaisers mit flachem Hut und Pelzmantel die trefflichen Stiche des Erzbischofs und Kurfürsten Albert von Brandenburg, den lesenden heiligen Antonius, Kaiser Maximilian umgeben von Schutzheiligen und denselben zwischen Säulen und Greifen. Im Jahre 1520 begab sich D. mit seiner Frau über Bamberg, Frankfurt, Köln nach Antwerpen und den andern niederländischen Städten, von wo er erst im Herbste des folgenden Jahres zurückkam. Die Reise, namentlich in den Niederlanden war ein wahrer Triumphzug, überall wurde der Meister auf das Glänzendste gefeiert; der antwerpener Magistrat bot ihm vergeblich ein Jahrgehalt von 300 Gulden, ein schönes Haus zum Geschenk, freie Stellung und außerdem Bezahlung aller seiner öffentlichen Arbeiten an, um ihn zum ständigen Verbleiben in Antwerpen zu bewegen. Fürsten, fremde Botschafter, Gelehrte, so Erasmus von Rotterdam, und Künstler ehrten ihn und zogen ihn in ihre Gesellschaft. Der Kaiser bestätigte ihm die früher gewährten Privilegien und bezeugte ihm außerdem seine Gunst in vollstem Maße. Trotzdem war diese Reise für den Verkauf seiner Bilder nicht ergiebig, und D. mußte sich das Geld zu seiner Rückreise in die Heimat borgen. Von vorzüglichstem Werth für ihn war der Anblick der niederländischen Kunstschätze und die Bekanntschaft mit den hervorragendsten dortigen Künstlern. Sein während dieser Reise geführtes Tagebuch gab Campe 1828 unter dem Titel „Reliquien von Albrecht Dürer" heraus. Auch die „Zeichnungen aus dem Bilderbuch", eine große Anzahl Bildnisse von Geistlichen, fürstlichen Personen, Künstlern ꝛc., sind größtentheils ein Ergebniß seiner niederländischen Reise. Nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt widmete sich D. wieder mit rastlosem Eifer der künstlerischen Thätigkeit, wovon die auf uns gekommenen Werke aus jener Zeit zeugen. Im Nachfolgenden mögen noch die vorzüglichsten seiner Arbeiten bis zu seinem Tode aufgeführt werden. Aus dem Jahre 1521 befinden sich ein männliches Porträt (vielleicht Lucas v. Leyden vorstellend) in der dresdener Gallerie, ein Bildniß des „dreiundneunzigjährigen Alten zu Antwerpen" in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien. Vom Jahre 1522 stammen die Holzschnitte des großen Triumphwagens des Kaisers Max, wozu die Platten in der kaiserlichen Bibliothek in Wien aufbewahrt werden. Die älteste Originalausgabe mit untenstehendem deutschen Texte erschien 1522, die letzte 1589; eine Nachbildung von Cornelius Liefrinck 1545 und ein späterer Abdruck derselben 1609. Aus dem nächsten Jahre (1523) stammen die auf Goldgrund gemalten Flügelbilder der Heiligen Joseph und Joachim, Simeon und Lazarus in der münchener Bibliothek; die zwei spielenden Pfeifer im Museum Wallraf-Richartz in Köln; Hiob, von seiner Frau zur Linderung seiner Schmerzen mit Wasser begossen im städelschen Institut in Frankfurt am Main. Von Stichen ist namentlich der sogenannte „große Kardinal" (Profilbild des Kardinals Albert, Kurfürsten von Mainz) zu erwähnen. Aus dem Jahre 1524 rührt her die heilige Familie in der Pinakothek in München, aus dem Jahre 1525 besonders die kolorirte Zeichnung

eines ahnungsvollen Traumes D.s in der Pfingstwoche d. J., in der ambraser Sammlung in Wien. Vom Jahre 1526 besitzt die alte Pinakothek in München die beiden bedeutendsten Werke des Künstlers, die herrlichen lebensgroßen Figuren der Apostel Paulus und Petrus und der Evangelisten Marcus und Johannes (Seitenstücke), zugleich die vier Temperamente verbildlichend. Welche Fehler, welche Härten und Eckigkeiten man auch D. vielfach nachweisen mag, in diesen Bildern sind sie vermieden; sie sind voll Ruhe, Würde und Hoheit, und Kugler sagt mit Recht: „nach Vollendung dieses Werkes durfte der Meister sein Auge schließen, denn er hatte das Ziel der Kunst erreicht; hier steht er den größten Meistern, welche die Geschichte der Kunst kennt, ebenbürtig zur Seite". Die Bilder sind von A. Reindel gestochen. Aus demselben Jahre stammt das Oelbild des Hieronymus Holzschuher in Nürnberg, das sich im Besitze dieser Familie befindet und wohl das beste aller Bildnisse von der Hand D.s ist (gestochen von Fr. Wagner in Nürnberg); ferner das Jakob Muffels in Nürnberg in der schönbornschen Gallerie zu Pommersfelden und der Abschied Christi von der Mutter in Vettendorfs Sammlung in Aachen. Aus dem Jahre 1527 besitzt die dresdener Gallerie eine Kreuztragung. Im nächsten Jahre endete die bis dahin unerschöpfliche Thätigkeit des unvergleichlichen Meisters, indem ihn am 6. April 1528 der Tod im noch nicht vollendeten 57. Jahre abrief. Nicht weit entfernt von dem Grabe seines Freundes Pyrkheimer ruhten die irdischen Reste D.s auf dem Johanniskirchhofe lange unter einer einfachen Metallplatte, welche sein Schwiegervater Frey für sich u. seine Familie errichten ließ, bis Sandrart 1681 das verfallene Grab aufs Neue errichtete. Durch die Bemühungen des Albrecht-Dürer-Vereins zu Nürnberg wurde König Ludwigs Vorschlag, zur dritten Säkularfeier von des Künstlers Todestag eine Bronzestatue desselben in Nürnberg zu errichten, ins Leben gerufen. Am 7. April 1828 legte man feierlich den Grundstein auf dem Milchmarkte, an welchem das Haus steht, wo D. geboren wurde, wirkte und starb, und am 22. Mai 1840 fand die feierliche Enthüllung des Standbildes D.s, modellirt von Rauch, in Erz gegossen von Burgschmiet, Statt. Das bleibendste Denkmal D.s sind seine Werke. Er, der als der Begründer der deutschen Kunst zu betrachten ist, klagte selbst in rührender Bescheidenheit, daß er erst als Greis die gewonnene Erkenntniß künstlerisch habe verwerthen können. Er strebte von den ersten Anfängen an mit unermüdlichem Eifer und Ernst nach der höchsten Vollendung. Seine Fehler sind die, welche allen seinen damaligen deutschen Fachgenossen anhingen, seine Vorzüge gehören ihm allein und zeigen sich namentlich in der tiefen schöpferischen Gedankenfülle und einem ausgesprochenen Humor. Nagler in seiner Monographie „Albrecht Dürer und seine Kunst" (München 1837) sagt von ihm: „Bei unerschöpflichem Reichthum des Geistes war er im Besitz der seltensten Mittel und mit einer Auffassungsgabe ausgerüstet, welche das Leben bis in die feinsten Nüancen zu verfolgen wußte. Dazu kommt noch ein lebhaftes Gefühl für das feierlich Erhabene, wie für die Aeußerungen naiver Anmuth und Gemüthlichkeit, vor Allem aber ein treuer, ernster Sinn, verbunden mit dem strengsten Studium. Solche Vorzüge mußten D. den ersten Künstlern der Welt an die Seite setzen, und es ist nur zu bedauern, daß wir in seinen Werken zu selten befriedigt werden, wenn wir das höchste Ziel der Kunst, die Schönheit, vor Augen haben. Seine Zeichnung ist voll Leben und Charakter, doch oft tritt uns ein befremdliches Motiv der Bewegung entgegen, besonders bei Darstellung des Nackten. Seine Gewandung ist häufig von seltsamem Zuschnitt, der Faltenwurf gerade und scharf gebrochen, aber bei idealer Gewandung zeigt er Großartigkeit, keineswegs jene Armuth des frühern Zeitalters, die mit der wunderlichen Manier in den Brüchen und Ecken auffallend kontrastirt." Seine Färbung, glänzend und schön, wenn auch nicht immer im Spiegel der Natur, ist in seinen ersten Bildern häufig bunt. Er selbst jedoch verdammte in späteren Jahren diese Auffassung, indem er die Einfachheit (simplicitas) als die höchste Zierde der Kunst pries. D.s Vielseitigkeit als Künstler steht fast ohne Beispiel da. Aus dem vorstehenden kurzen Lebensabriß geht seine Thätigkeit als Maler, Kupferstecher, Holzschneider hervor, aber auch als Architekt, Formschneider und Bildhauer hat er Vortreffliches geleistet. Seine Schnitzereien in Holz, Elfenbein, Marmor und Speckstein werden noch heute hoch geachtet und bewundert, und die Kunstsammlungen Wiens und Münchens bewahren seine Arbeiten wie Kleinode. Plastische Arbeiten von ihm finden sich zu Braunschweig (im herzoglichen Kabinet), Gotha (im Kunstkabinet: Adam und Eva mit dem Baume, schön in Holz geschnitten), London (im königlichen Museum: Hochrelief mit der Geburt des Johannes, überaus kunstreich in Speckstein geschnitten), München (im königlichen Elfenbeinkabinet: zwei Darstellungen der Venus, Reliefs in Elfenbein, und ein mit außerordentlichem Fleiße gearbeiteter Christus am Kreuze in Elfenbein, Grablegung Christi, in Holz geschnitten, eines der vorzüglichsten Werke des Meisters), Stuttgart (in der königlichen Kunstkammer: ein betender Christus in halber Figur u. die Befreiung der Andromeda, beide in Bux geschnitten), Wien (in der k. k. Schatzkammer: ein kleines rundes Büchschen mit der Geburt Christi, das auf 30,000 Thaler geschätzt wird, die Flucht nach Aegypten, in Holz geschnitzt, ein Bretspiel mit mythologischen Darstellungen auf jedem Steine, ein Altar von Achatstein, in welchen die 30,000 Märtyrer geschnitten sind, ein anderer Altar mit den Evangelien des ganzen Jahres, St. Sebastian, sehr schön in Holz geschnitten; in der ambraser Sammlung: eine Armbrust mit einem elfenbeinernen Schafte, das Bildniß Friedrichs des Weisen, das Porträt der Anna Dornles, beide aus Holz gefertigt). Medaillen mit D.s Zeichen kennt man auf Luther (1525), Schaustück mit M. Luther (1526), auf M. Wolgemuth (1508). Chodowiecki sah bei Oeser in Leipzig 16 Medaillen von D., auf Holz mit einer hart gewordenen Materie bossirt, Bildnisse von Luther, dessen Frau, von verschiedenen Kaisern, Königen, Kurfürsten &c. In neuester Zeit ist auch die Behauptung, daß D. Glasgemälde gefertigt habe, fast mit Gewißheit erwiesen, indem in Oberbayern ein $^{1}/_{2}$ Fuß hohes u. etwa $^{1}/_{4}$ Fuß breites Glasbild, die heilige Veronika mit Christi Schweißtuch in Mitte des Petrus und Paulus (wie in der Passion) darstellend, oben mit D.s Monogramm und der Jahreszahl 1510 bezeichnet aufgefunden und als ein Werk des Mei-

sters angesehen wurde. Auch als Schriftsteller trat D. auf. Seine Werke sind folgende: „Geometrie, Underweysung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheut in Linien, Ebenen und ganzen Körpern" (Nürnberg 1525, mit 63 Figuren, nachgedruckt zu Arnheim 1603, lateinisch von Joachim Camerarius, Paris 1532, und ebenfalls nachgedruckt bei Wechel 1535), „Etliche Underricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Flecken" (Nürnb. 1527, mit 19 wahrscheinlich von D. selbst herrührenden Holzschnitten, lateinisch Paris 1535, neue Ausgabe, Berlin 1823, mit 13 lithographirten Tafeln), ein vorzüglich geschätztes, zum Theil erst nach seinem Tode gedrucktes Werk über die Verhältnisse des menschlichen Körpers: „Hierinnen sind begriffen 4 Bücher vom menschlichen Proportion &c." (Nürnberg 1528, die beiden ersten Bücher lateinisch von J. Camerarius, das. 1532, die beiden andern lateinisch 1534, das Ganze Paris 1537, 1557, mit einem 5. Buche vermehrt, nachgedruckt, französisch, Arnheim 1614, holländisch, das. 1622, und italienisch von J. P. Gallucci, Venedig 1591, vermehrt mit dem 5. Buche 1594). D.s Briefe, Tagebuch u. poetische Versuche sind in Campe's „Reliquien" abgedruckt. Eine Gesammtausgabe veranstaltete J. Jansen unter dem Titel „Alb. Düreri opera, d. i. alle Bücher D.s" Arnh. 1603. Eine Schrift D.s über die Stellungen der Pferde ging verloren. Vgl. Weiße, A. D. u. sein Zeitalter, Lpz. 1819; Heller, Leben u. Werke A. D.s, das. 1831; von Eye, Leben und Wirken A. D.s, Nördl. 1860; Dürer-Album, Nürnb. 1857. Eine „Proportionslehre D.s" gab Trost (Wien 1860) heraus. Vgl. noch Hausmann, A. D.s Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte und Zeichnungen, Hannover 1861.

Düringsfeld, Ida von, deutsche Dichterin, am 12. Nov. 1815 in Militsch in Niederschlesien geboren, erhielt in den verschiedenen kleinen Garnisonstädten, in denen ihr Vater, ein preußischer Offizier, lebte, eine nur ungenügende Bildung, suchte aber dann, 14 Jahre alt, die Lücken derselben in Breslau auszufüllen und lieferte schon ein Jahr später zahlreiche Beiträge in die „Abendzeitung". Ein einjähriger Aufenthalt in Dresden förderte ihre Kenntnisse in Musik und Sprachen, ihre Weltbildung und befreundete sie mit Tiedge. Selbstständig ließ sie zuerst unter dem Namen Thekla „Gedichte" (Lpz. 1835) und einen Cyklus von Romanzenkränzen („Der Stern von Andalusien", das. 1838) erschienen. Der Roman „Schloß Goczyn" (Breslau 1841, 2. Aufl. 1845), die Skizzen aus der vornehmen Welt" (das. 1842—45, 3 Bde.), „Magdalene" (Berlin 1844) und „In der Heimat" (das. 1843) erschienen ohne ihren Namen. Im Jahre 1845 verheirathete sie sich mit Otto, Freiherrn von Reinsberg, mit dem sie sich von 1846—50 theils in Italien, theils in der Schweiz, theils in Prag aufhielt und seit 1850 in Breslau lebt. Außer zahlreichen Beiträgen, besonders in österreichischen Zeitschriften, veröffentlichte sie in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften unter ihrem Familiennamen, darunter: „Byrons Frauen" (Breslau 1845), „Margarethe von Valois und ihre Zeit, Memoirenroman" (Lpz. 1847, 3 Bde.), „Am Canal grande" (Dresden 1848), „Reiseskizzen" (Bremen 1850—51, 3 Bde.), „Eine Pension am Genfersee, zwei Romane in Einem Hause" (Breslau 1850, holländisch von Mensing, Utrecht 1851), „Für Dich", Lieder (das. 1851), von denen viele komponirt wurden, „Böhmische Rosen, czechische Volkslieder" (das. 1851). In ihren Liedern vereinen sich tiefe Innigkeit und Wahrheit mit der wohllautendsten Form.

Dürkheim (D. an der Haardt), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, an der Isenach (Eisbach) und dem Ostfuße des Haardtgebirges, nördlich von Neustadt, ein thätiger Ort, mit dem ehemaligen, jetzt ausgebrannten Schloß der Fürsten von Leiningen, 3 evangelischen u. einer katholischen Kirche, einer lateinischen Schule, einem Knabenerziehungsinstitut für Handel und Gewerbe, Papier- und Glasfabrikation, bedeutendem Wein- u. Feldbau, großen Waldungen, Wein- und Getreidehandel, besuchten Jahrmärkten und 5560 Einwohnern. Die dortigen Salzquellen enthalten außer etwas Eisen, Jod- und Bromnatrium zwischen 31 und 79 Gran Kochsalz auf 1 Pfund; außerdem kommt die Mutterlauge mit einem Gehalt von 329 Gran Kochsalz in 1 Pfund zur Verwendung. Die Soole wird zum Trinken und Baden benutzt und ist namentlich gegen Skropheln wirksam. Auch ist Gelegenheit zur Traubenkur geboten. In der Nähe die Saline Philippshall und die Ruinen der auf einem Bergkegel gelegenen Benediktinerabtei Limburg und der Hartenburg mit den Resten der aus den Römerzeiten herrührenden Heidenmauer und dem Teufelsstein.

Duernen, in Folio gedruckte Bogen, deren je zwei mit einem Alphabetsbuchstaben bezeichnet sind, die der Buchbinder in einander steckt. Geschieht dasselbe mit 2, 4 oder 6 Bogen, so heißen diese Triternen, Quaternen, Sexternen.

Duero (portugiesisch Douro, bei den Alten Durius), bedeutender Strom der pyrenäischen Halbinsel, entspringt auf dem altkastilischen Hochlande, nordwestlich von Soria, in 2 Quellströmen, die aus Bergseen im Urbiongebirge abfließen, strömt zuerst in einer nach Südosten gerichteten Spirale, dann am Ende des kurzen Oberlaufs, unterhalb Soria, mit westlicher Hauptrichtung. Bei Aranda, wo die felsigen Ufer und das starke Gefälle aufhören (2215 Fuß hoch), wird die Schifffahrt möglich, aber wie alle Plateauströme hat der D. sehr ungleichen Wasserstand u. leidet so an Versandung, daß er nicht befahren werden kann. Unterhalb Zamora (1775 F. hoch) nimmt der D. auf 12 Meilen eine südsüdwestliche Richtung an und windet sich auf dieser Strecke, die politische Grenze zwischen Spanien u. Portugal bildend, in reißender Strömung zwischen den Felsenwänden des Berglandes von Traz os Montes und den Steilufern der südlich anstoßenden Hochebene durch. Von Torre de Moncorvo, wo der Unterlauf beginnt, abwärts fängt die eigentliche Schifffahrt an, auf eine Strecke von etwa 19 Meilen. Unterhalb Oporto bei San Joao fällt der D. in den atlantischen Ocean. Seine Mündung ist schmal, von felsigen Hügeln begrenzt und durch eine Sandbank fast gesperrt. Seeschiffe gelangen nur bis Oporto. Seine direkte Länge beträgt 65 Meilen, mit Einschluß der Krümmungen 104 Meilen; sein Stromgebiet umfaßt 1828 □Meilen. Bei der Schiffbrücke von Oporto ist er etwa 700 Fuß breit, weiter abwärts 900 Fuß. Die Ufer des untern Laufs werden häufig überschwemmt. Seine größten Nebenflüsse empfängt der D. rechts, vom kantabrischen

Gebirge: die Pisuerga mit dem Carrion (beide zu dem System des Kanals von Kastilien benutzt, der den D. mit dem Ebro verbinden sollte, aber unvollendet blieb) und der Esla; weiter unten münden Sabor, Tua, Tamega. Links fließen ihm zu, vom kastilischen Scheidegebirge kommend: Tormes, Agueda und Coa.

Dürrenberg, 1) ein 2300 Fuß hoher Salzberg im österreichischen Herzogthum Salzburg, 1 Stunde von Hallein, an der Salzach und auf der Grenze von Oberbayern, mit einem Salzwerke, das (seit 1123 im Gange) einen jährlichen Ertrag von über 400,000 Centnern Salz gewährt, wovon vertragsmäßig 264,000 Centner zu festem Preise an Bayern abzugeben sind. Die Werke haben eine Länge von 6400 Fuß. — 2) Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, rechts an der Saale, mit 267 Einw. und großer Saline, die, seit 1763 im Betrieb, jetzt 250,000 Centner jährlich liefert und vertragsmäßig (nebst Kösen) auch das Königreich Sachsen mit Salz versorgt. In der Nähe Kötzschau und Trubitz, ebenfalls mit Salinen und Salzmagazinen, und Tollwitz mit wichtigen Braunkohlenwerken.

Dürrenstein (Dürnstein, Tyrnstein), Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis Obermanhartsberg, oberhalb Stein, in äußerst malerischer Lage an der Donau, hat ein Schloß (1410—1780 ein Chorherrenstift), eine Pfarrkirche und 650 Einw., welche sehr starken Weinbau und bedeutende Essigfabrikation treiben. In der Nähe auf einem schroffen Felsen die Ruine der Burg D., auf welcher bis ins 12. Jahrhundert ein eigenes Dynastengeschlecht (die Tyrnsteiner) und nach ihnen die Hunde von Kuenring hausten. Hier saß Richard Löwenherz nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande bei Hadmar II. von Kuenring (1192—94) 15 Monate gefangen, bis er von Herzog Leopold an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert u. nach dem Trifels in der Pfalz gebracht wurde. Nach dem Erlöschen der Kuenringe kam der D. an verschiedene Herren, endlich 1663 an die Stahremberge. Am 29. März 1645 wurde D. von den Schweden eingenommen und die alte Burg zerstört. Am 11. Nov. 1805 wurden auf der kleinen Ebene unterhalb D. die Franzosen unter Mortier von den vereinigten Russen und Oesterreichern unter Kutusow und Schmidt geschlagen.

Dürrheim, Pfarrdorf im badischen Seekreis, Amt Villingen, mit 1100 Einw. und der 1822 eröffneten Ludwigssaline (jährlich 200,000 Centner).

Düssel, kleiner Fluß in der preußischen Rheinprovinz, entspringt westlich von Elberfeld, strömt zwischen schroffen Kalkwänden, treibt 52 Mühlen und zahlreiche andere Wasserwerke und geht nach 6 Meilen Laufs mit einem Arm bei Düsseldorf in den Rhein, während ein anderer nördlicher bei Kaiserswerth mündet.

Düsseldorf, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußischen Rheinprovinz, ehemals des Herzogthums Berg, liegt in einer herrlichen, fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Rheins und an der Mündung der Düssel und besteht aus 3 Stadttheilen: der Altstadt, dem ursprünglichen D., auf der Nordseite der Düssel, mit engen, finstern u. unregelmäßigen Straßen, der Karlsstadt, an der Südostseite der Altstadt (1767 angelegt), und der in einiger Entfernung liegenden Neustadt, die 1690—1716 erbaut ward. Die beiden letzteren machen durch ihre breiten, schönen Straßen u. durch die stattlichen Gebäude D. zu einer der hübschesten Städte Deutschlands, deren freundlicher Eindruck durch die in Spaziergänge umgewandelten Festungswerke wesentlich erhöht wird. Die Stadt hat 6 öffentliche Plätze: den alten Markt (seit 1830 mit der kolossalen bronzenen Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, dem die Stadt ihr Emporkommen verdankt), den Karlsplatz (in der Mitte der Karlsstadt), den alten Parade- od. Friedrichsplatz, den Burgplatz und Kasernenhof mit dem Exercirplatze u. den Schwanenmarkt. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das ehemalige Residenzschloß (1846 mit den 1794 durch die Franzosen erlittenen Beschädigungen auf das Umfassendste renovirt), die Regierungsgebäude (ehedem Jesuitenkollegium); das prachtvolle neue Postgebäude im italienischen Palaststyl und das Rathhaus (auf dem alten Markt, 1567 erbaut). Unter den 10 Kirchen der Stadt (2 evangelische, 8 katholische) sind die St. Lambertspfarrkirche, mit einem 180 Fuß hohen Thurm und dem Mausoleum des Herzogs Wilhelm IV. hinter dem Hochaltar (auf dem Piedestal, von 8 Löwen umgeben, ruht die lebensgroße Statue des Herzogs in voller Rüstung aus weißem Marmor); ferner die schöngebaute, aber mit Zierrath überladene Andreaskirche (ehemals Jesuiten- u. Hofkirche, von 1620) mit der Fürstengruft in einer Rotunde hinter dem Hochaltar u. die Maximilianskirche mit schönen neuen Fresken hervorzuheben. Die ehemalige Kreuzherrenkirche ist jetzt Militärmagazin. Ein hübsches Gebäude ist auch die Synagoge im maurischen Styl. Eine besondere Berühmtheit erlangte D. durch die 1767 vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftete und 1822 von König Friedrich Wilhelm III. erneuerte Malerakademie, die seit ihrem Bestehen eine Reihe der berühmtesten Künstler gebildet und die Stadt zu einem gefeierten Kunstcentrum, zum Sitz einer Malerschule erhoben hat. Seit der Wiederherstellung des Schlosses befindet sich die Akademie, die namentlich unter Cornelius und nach dessen Abgang nach München 1826 unter Schadow aufblühte, in den Räumen der alten kurfürstlichen Residenz. Die früher hier befindliche berühmte Gemäldegallerie, 1690 von dem Kurfürsten Johann Wilhelm gestiftet, einst die reichste Deutschlands an Werken von Rubens (das jüngste Gericht) u. andern großen Meistern der niederländischen Schule, Landeseigenthum des Herzogthums Berg, ward 1805 mit der bensberger Sammlung nach München entführt und trotz mehrfacher Versuche nicht wieder erlangt. Nur ein großes Gemälde von Rubens (die Himmelfahrt Christi) und eines von J. Wigben (die Bändigung Simsons) blieben zurück. Später entdeckte man auf Schloß Bensberg noch mehre andere gute Gemälde, welche nebst der kostbaren Sammlung von etwa 14,300 Originalhandzeichnungen und etwa 23,500 Kupferstichen, sowie mit der Antikensammlung von römischen Gypsabgüssen den Grund zur jetzigen, zum Gebrauche der Kunstakademie bestimmten Gallerie legten, die durch Schenkungen und Erwerbungen von Gemälden neuerer Meister wieder einige Bedeutung erlangt hat. Sonstige wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten sind: eine

Sternwarte, ein botanischer Garten im sogenannten Hofgarten (s. unten), eine königliche Bibliothek von 40,000 Bänden (1770 vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftet, nachher durch Klosterbibliotheken und durch neuere Literaturwerke vermehrt), ein Kunstverein (seit 1828) und eine musikalische Gesellschaft; ferner ein Gymnasium, eine Real- und 3 Handelsschulen, ein Theater (seit 1833, besonders unter Immermanns Leitung blühend), eine Bezirksirrenanstalt, ein Straf- und Korrektionshaus, ein Militärlazareth und 3 Nonnenklöster. D. ist Sitz der Regierung, des Provinzialarchivs, einer Oberpostdirektion, des Landrathsamtes für den Kreis D., eines Dekanats, eines Gewerberaths und des Handels- und Gewerbevereins für Rheinland und Westphalen. Unter den Handels- und Verkehrsanstalten stehen obenan die Handelskammer, eine Kommandite der berliner Bank, ein Gewerbgericht, eine Privatfeuerversicherungsgesellschaft, die Dampfschifffahrtsgesellschaft für die Niederlande und den Mittelrhein, die niederrheinische Dampfschleppschifffahrts- und die düsseldorf-elberfelder Eisenbahngesellschaft, ein Eisenhütten- und Bergwerksverein und ein Winter- und Freihafen, welcher die lebhafte Schifffahrt und den bedeutenden Handel sehr unterstützt. Im Jahre 1860 kamen in D. 3028 Dampf- und 1562 andere Schiffe an, die 2,556,598 Centner Güter einbrachten, während die Gesammtausfuhr 810,465 Centner betrug. D., in der industriösesten Gegend Preußens gelegen, hat selbst eine sehr ansehnliche Industrie. Es besitzt 918 Handels- und 155 Fabriketablissements, darunter 7 Apotheken, 6 Bankgeschäfte, 13 Buch- und Kunsthandlungen, 115 Speditions- und Wechselgeschäfte, Kolonial- und Materialwaarenhandlungen, 32 Manufakturwaaren-, 25 Weinhandlungen und 629 Kleinkrämer, 7 Buchdruckereien, 9 photographische Anstalten, ferner Fabriken für Steindruck- u. für Malerfarben, für Dampfkessel, Maschinen, Nägel und Zündhütchen, für chemische Produkte, Mineralwässer, Tabak und Cigarren, Parfümerien, Bonbons, Liqueur, Firniß, Seife, Kerzen, Senf (7), Siegellack, feuerfeste Steine, Pianofortes, Oefen, Meubles, Papier, Strohhüte, Wägen, Regen- u. Sonnenschirme, Teppiche, Pferdehaartuch 2c.; ferner 3 Eisenwalzwerke und ein Puddlingswerk, 4 Eisen- u. Messinggießereien, 2 Glasschleifereien, mehre Kattundruckereien, eine Telegraphenbauanstalt, eine Kupferdruck- und 8 lithographische Anstalten, 9 Schön- und Türkischrothfärbereien 2c. Auch D.s Gemüse- u. Obstbau ist sehr bedeutend. Die Zahl der **Einwohner** betrug 1780 8000, 1831 23,261, 1858 36,397 und nach der Zählung vom Dec. 1861 41,292 (darunter etwa 7000 Protestanten und 3376 Mann Militär). Der schönste und besuchteste unter den zahlreichen **Spaziergängen** in u. um D. ist der Hofgarten, der aus verschiedenen Anlagen, dem eigentlichen Hofgarten, dem botanischen Garten und den geschmackvollen neuen Anlagen besteht und jetzt, von neuen Stadttheilen umzogen, mit zur Stadt gehört. Am Ende des Hofgartens, in dem ganz nahe gelegenen Dorfe Pempelfort, das man als eine Vorstadt D.s ansehen kann, steht der Jägerhof, ein königliches, mit schöner Gartenanlage versehenes Schloß, der Wohnsitz des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Des Schriftstellers Jacobi Haus u. Garten in Pempelfort ist eine für die Literatur interessante Stätte. ½ Stunde südöstlich von D. liegt **Düsselthal**, ein ehemaliges Trappistenkloster, jetzt eine vom Grafen von der Recke 1819 angelegte große Erziehungsanstalt für arme, sittlich verwahrloste Kinder. In D. wurden der Dichter Heinrich Heine und der Maler P. v. Cornelius geboren. Vergl. D. mit seinen Umgebungen, Düsseldorf 1840.

D. ist alt und steht wahrscheinlich auf römischen Grundmauern. Aber so günstig es auch seiner geographischen Position nach gelegen ist, so ward es doch, wie viele ostrheinische Städte, erst spät groß u. wichtig. Noch gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein Dorf, wurde es 1288 vom Grafen Adolf von Berg nach der woringer Schlacht zwar zur Stadt erhoben, ohne aber an Bedeutung zu gewinnen. Im 14. Jahrhundert hob sich die Stadt etwas, und die Herzöge von Berg beförderten ihren Aufschwung durch Ertheilung verschiedener Privilegien, vornehmlich aber dadurch, daß sie 1385 ihre Residenz hierher verlegten. Im Jahre 1614 besetzte der spanische General Spinola als kaiserlicher Kommissarius die Stadt, sowie sie auch während der Erbfolgestreitigkeiten im dreißigjährigen Kriege und im spanischen Erbfolgekriege viele Drangsale erdulden mußte. Nach der Theilung der jülich-kleve'schen Erbschaft blieb D. bis 1716 die Residenz des Landesherrn und der Sitz der jülich-bergischen Stände. Später residirten auch die pfälzischen Kurfürsten öfters hier u. thaten viel für die Stadt, namentlich Karl Theodor, der Schlösser, Sammlungen, Institute gründete und die Karlsstadt baute. Zuvor war die Stadt, seit 1732 befestigt, im siebenjährigen Kriege 1757 von den Franzosen besetzt u. im Juni 1758 von den Verbündeten berannt und durch Kapitulation eingenommen, aber bald wieder verlassen worden. Im Jahre 1794 verwandelten die Franzosen einen großen Theil der Stadt in einen Schutthaufen. Nach dem lüneviller Frieden 1802 wurden die Festungswerke geschleift. Hernach wurde D. die Hauptstadt des Großherzogthums Berg und kam mit diesem 1815 an Preußen. Erst jetzt gelangte die Stadt zu ihrer jetzigen Größe als eine der bedeutendsten niederrheinischen Städte

Duett (ital. duetto, franz. duo), ein Tonstück, welches von zwei obligaten Stimmen oder Instrumenten ausgeführt wird. Das Gesangduett in der bestehenden Form ist aus dem Arienstyl entstanden u. hat sich in eben so vielen Hauptformen ausgebildet (s. **Arie**). Der wesentliche Unterschied liegt bloß in der Verbindung **zweier** Gesangstimmen, die nach dem poetischen Gehalt des Textes theils allein gehen, theils gleichzeitig in kantabeln Tongängen und harmonischen Verbindungen sich ergießen. Sind die Gesangstimmen koncertirend behandelt, d. h. wechseln die Stimmen ihre deklamatorischen Kantilenen und melismatischen Tonverbindungen gegenseitig aus, so müssen nothwendig beide Stimmen durch eine homogene Gemüthsbewegung afficirt sein; wollte man verschiedene Empfindungen durch gleiche und ähnliche Formen ausdrücken, so würde alle Charakteristik geopfert werden. Sollen daher zwei oder mehre Stimmen, die durch verschiedene Gemüthsbewegungen afficirt sind, zu gleicher Zeit neben einander auftreten, so müssen sie in **eigenen** Tonreihen und Rhythmen auftreten, welche sich aber in der Harmonie, als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vereinigen. Das D. kommt als reines

Tonstück vor, kann aber auch durch eine Instrumentalbegleitung unterstützt und gehoben werden. Historisch betrachtet ward das D. (wohl zu unterscheiden von dem viel ältern bloß zweistimmigen Satz) zuerst von Paolo Quagliati (1600) in den Kirchenmusiken und in der Oper zu Rom eingeführt, bedeutend vervollkommnet durch Landi in seinem Drama „Il santo Alessio“ (1634) und später besonders durch Piccini zu seiner jetzigen Gestalt ausgebildet. Das Instrumentalduett (vorzugsweise duo) kann, obgleich ihm die specielle Bestimmtheit des Wortausdrucks fehlt, dieselben ästhetisch-physiologischen Forderungen erfüllen.

Dufaure, Jules Armand Stanislas, französischer Staatsmann, 1799 geboren, ward, seit 1824 Advokat in Bordeaux, 1834 zum Abgeordneten von Saintes gewählt und that sich 1835 durch seine Vertheidigung Audry's de Puyraveau, der vor den Pairshof gestellt werden sollte, hervor, verwarf die Septembergesetze &c. Unter dem Ministerium Thiers-Souzet 1836 zum Staatsrath ernannt, trat er zurück, als das Ministerium Molé am 15. April 1837 ans Ruder kam. Bei der Bildung des Kabinets vom 12. Mai 1839 wurde er Minister der öffentlichen Bauten, legte aber sein Portefeuille nieder, als der Antrag wegen der Dotation für den Herzog von Nemours verworfen ward, und schwankte seitdem eine Zeitlang zwischen dem linken Centrum und dem ministeriellen Anhang. Nach Passy's Erhebung zur Pairie stimmte er jedoch in allen wichtigen Fragen mit der Opposition, bis er 1844 das Haupt einer Art von Tiers-Parti wurde. Nach der Februarrevolution von 1848 im Departement Niedercharente in die Nationalversammlung und zum Mitglied des Verfassungsausschusses gewählt, nahm er auf der Linken Platz und stimmte für die Verbannung der Familie Orléans. Von Ende September bis zum 20. December Minister des Innern, bewies er sich als eifriger Anhänger Cavaignacs, entschieden feindlich gegen die Kandidatur L. Napoleons und gab nach der Wahl des 10. December seine Entlassung. Doch trat er wieder als Minister des Innern in das Kabinet vom 2. Juni 1849, wo er die Meinung der Mitglieder des unter seinem Vorsitz gestifteten „Cercle constitutionnel“ repräsentirte. Am 21. Oktober 1849 trat er mit den übrigen Theilnehmern des Konseils ab und ward darauf Präsident der Marinekommission. Seit dem Staatsstreiche vom 2. December 1852 lebt er in Zurückgezogenheit.

Dufour, Guillaume Henri, schweizerischer General, am 15. Sept. 1787 zu Konstanz geboren, studirte zu Genf Rechtswissenschaft, widmete sich aber sodann der militärischen Laufbahn und erhielt seine militärische Bildung in der polytechnischen Schule zu Paris, war dann einige Zeit in Korfu beim Festungsbau beschäftigt und vertheidigte während der hundert Tage das Fort l'Ecluse gegen den österreichischen General Frimont. Im Jahre 1815 nach Genf zurückgekehrt, strebte er, an der Stelle der Kantonalmilizen ein gemeinsames, höheren Anforderungen genügendes Heerwesen zu organisiren und ward die Seele der Militärschule zu Thur. Vor Ausbruch des Krieges gegen den Sonderbund schon Oberst des genfer Geniecorps, erwarb er sich durch seine Werke „De la fortification permanente“ (Genf u. Paris 1824), „Géométrie perspective avec des applications à la recherche des ombres“ (das. 1827), „Instruction sur le dessin des reconnaissances militaires“ u. a. m. auch als Schriftsteller einen Namen. Während der politischen Bewegung in Genf 1841—45 lebte D. auf einem kleinen Gute in Savoyen. Im November 1847 berief ihn das Vertrauen seiner Landsleute zum Obergeneral des eidgenössischen Heeres gegen die Sonderbundskantone. Nach glücklicher Beendigung dieses Feldzugs kehrte er auf sein Landgut zurück. Die ihm angetragene Oberbefehlshaberstelle bei der aufständischen pfälzischen Volkswehr lehnte er ab, übernahm dagegen im August das Oberkommando über die eidgenössische Armee, welche zur Beobachtung der Schweizergrenze gegen die preußischen Okkupationstruppen in Baden aufgestellt wurde. Als der neuenburger Konflikt Ende 1856 einen Krieg mit Preußen in Aussicht stellte, ward er wieder zum Obergeneral der schweizerischen Streitkräfte ernannt und vertrat dann in Paris die Interessen der Schweiz mit Geschick u. Erfolg. Weniger glücklich war er in der Tappenthalfrage, sowie in den in Folge der Annexation Savoyens durch Frankreich zwischen dieser Macht und der Schweiz entstandenen diplomatischen Differenzen. Ein Hauptverdienst erwarb sich D. noch durch die Förderung der Herausgabe der seinen Namen tragenden großen topographischen Karte der Schweiz.

Dufresne, Charles Seigneur Ducange, französischer Gelehrter, den 18. December 1610 zu Amiens geboren, erhielt hier im Jesuitenkollegium die erste Bildung, studirte dann in Orléans die Rechte und wurde 1631 in Paris Parlamentsadvokat, widmete sich aber in der Folge ausschließlich wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1645 kaufte er sich in Amiens eine königliche Schatzmeisterstelle; er † zu Paris am 23. Okt. 1688. Seine beiden Hauptwerke sind: „Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis“ (Paris 1678, 3 Bde., herausgegeben von den Benediktinern, Venedig 1733—36, 6 Bde., und Basel 1762, 3 Bde., neue Ausgabe von Henschel, Paris 1840—50, 8 Bde.) und „Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis“ (Paris 1688, 2 Bde.). Supplemente zu dem erstern lieferte der Benediktiner Carpentier (Paris 1766, 2 Bde.), und einen Auszug daraus unter dem Titel „Glossarium manuale ad scriptores etc.“ besorgte Adelung (Halle 1772—1784, 6 Bde.). Von D.'s übrigen Werken sind außer seinen Ausgaben mehrer Byzantiner noch zu nennen: „Histoire de l'empire de Constantinople sous les empereurs Français“ (Paris 1657) und die „Historia Byzantina“ (das. 1686). Vgl. Feugère, Etude sur D., Par. 1852.

Dufresnoy, Pierre Armand, französischer Mineralog u. Geognost, geboren den 5. Sept. 1792 zu Sevran im Departement Seine-Oise, † den 20. März 1857 als Generalinspektor der Bergwerke, Direktor der kaiserlichen Bergwerksschule und Mitglied des Instituts. Er schrieb: „Voyage métallurgique en Angleterre“ (Paris 1837—39) mit Elie de Beaumont, Coste u. Perdonnet; „Mémoires pour servir a une déscription géologique de la France“ (das. 1836—38) mit Elie de Beaumont; „Explication de la carte géologique de la France“ (das. 1841) und „Traité complet de minéralogie“ das. 1844—45, 3 Bde.).

Dufresny, Charles Rivière, französischer komischer Dichter, 1648 zu Paris geboren, ein Großenkel der unter dem Namen La belle jardinière bekannten Bäuerin Anet, welche die Neigung Heinrichs IV. gewonnen hatte, ward in Folge dessen Aufseher der königlichen Gärten mit einer Leibrente von 3000 Livres, arbeitete aber im Verein mit Regnard für das Theater. Er † am 6. Okt. 1724. D. beschäftigte sich nicht nur mit Poesie, sondern auch mit Musik, Zeichenkunst, Architektur und Gartenkunst. Unter den französischen Gartenkünstlern war er der erste, der in seinen Anlagen dem englischen Geschmacke folgte. Seine Lustspiele, in ihren Entwickelungen gewöhnlich schwach, gehören zu den besten Konversationsstücken der Franzosen, namentlich „L'esprit de contradiction", „Le double veuvage", „Le mariage fait et rompu" u. a. Seine Werke erschienen gesammelt Paris 1731, 6 Bde., 1747, 4 Bde., u. öfter. Eine Auswahl besorgte Auger (Paris 1810, 2 Bde.).

Duft, der Geruch der Pflanzen, s. Pflanze; auch der zarte, staubartige, weißliche oder bläuliche Anflug, der sich auf reifem Obste, insbesondere auf Pflaumen findet, sowie der Reif u. Schnee, der sich krystallartig bisweilen an die Bäume hängt und nicht selten das Brechen der Aeste (Duftbruch) verursacht.

Dughet, Nicolas und Gaspard, Maler, s. Poussin.

Dugong (Dügong, Dujung, Halicore *Ill.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Cetaceen und der Familie der Sirenen oder Seekühe, charakterisirt durch die sehr abgestumpfte Schnauze mit aufgeschwollener u. mit sehr starken Bartborsten besetzter Lippe, die kleinen Augen, den wenig behaarten, langen, hinten schmalen Körper, die flossenartig eingehüllten Vorderfüße mit 5 Zehen ohne Klauen und die in einen Schwanz verwachsenen Hinterfüße, wird nur durch eine einzige Art vertreten: die Seejungfer oder Seekuh, Halicore Dugong *Cuv.*, H. cetacea *Ill.* Die Haut dieses Thieres ist dick, blaugrau, mit dunkleren Flecken an den Seiten u. weißlichen am Bauche. Die Körperlänge beträgt 8—10 Fuß. Das Thier bewohnt die Küsten der Südseeinseln, der Molukken, Philippinen und Neuhollands. Sein Fleisch ist weiß und zart, schmeckt aber thranig. Aus der Haut macht man Sandalen, aus den Zähnen Rosenkränze, denen man Wunderkräfte zuschreibt. Große Thiere liefern 50 Pfund Schmalz. Sie paaren sich im Februar und März und werfen im November und December.

Duguay-Trouin, René, französischer Seeheld, geboren am 10. Juni 1673 zu St.-Malo, studirte zu Rennes Rhetorik, zu Caën Philosophie und in Paris Theologie, ward dann 1689 Seemann u. machte auf einer von seiner Familie ausgerüsteten Fregatte den ersten Feldzug gegen England u. Holland mit. Da er sich auf demselben auszeichnete, erhielt er 1691 das Kommando einer Fregatte von 14 Kanonen, mit welcher er, zufällig an die irländische Küste getrieben, 2 Fahrzeuge zerstörte, und 1692 das Patent eines Fregattenkapitäns und den Befehl über ein Schiff von 18 Kanonen, mit welchem er während der großen Seeschlacht bei Kap La Hogue und 1693 im Kanal La Manche mehre feindliche Schiffe nahm. An der holländischen Küste nahm er mit seinem Linienschiffe den Kampf gegen 6 englische Schiffe auf, fiel aber hierbei, tödtlich verwundet, in Gefangenschaft. Wieder frei, kreuzte er mit einem königlichen Kriegsschiff von Neuem an der englischen u. irländischen Küste, wo er bald darauf 6 Kauffahrer und 2 Fregatten nahm, und auf einer, 1695 mit Beaubriant an die irische Küste unternommenen Beutefahrt kaperte er 3 schwer beladene Schiffe der ostindischen Kompagnie, die 145 Kanonen an Bord trugen. Wir finden ihn sodann als Kommandeur des „Sans-Pareil" an der spanischen Küste. Hier fielen ihm 2 holländische Fahrzeuge in die Hände, mit welchen er muthig bei der britischen Flotte vorbeisegelte, eine Fregatte, die sich ihm genähert, durch einen entschlossenen Angriff wegnehmend. Im Frühling 1696 eroberte er mit 3 Schiffen die Flotte von Bilbao und ward hierfür im folgenden Jahre zum Fregattenkapitän der königlichen Flotte ernannt. Bei dichtem Nebel mit 2 Linienschiffen und 3 Fregatten mitten in ein holländisches Geschwader von 15 Kriegsschiffen hineingerathen, entfloh er, scheinbar den Kampf aufnehmend, mit vollen Segeln. An der Südküste von Spitzbergen plünderte und verbrannte er mehr als 30 Wallfischfahrer. Im Jahre 1704 verwüstete er die Küsten von England u. ward sodann mit 3 Fahrzeugen nach dem bedrohten Cadix geschickt, doch vereitelte hier die Eifersucht des spanischen Gouverneurs, des Marquis Valdecagnas, seine Pläne. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich nahm er den Engländern wiederum eine Fregatte nebst 12 Kauffahrteischiffen weg, wofür ihn der König zum Ludwigsritter ernannte. Im Jahre 1707 nahm er zugleich 60 Transportschiffe, welche dem Erzherzog von Oesterreich Lebensmittel u. Waffen aus England überbringen sollten, sowie auch die sie begleitenden 4 großen Kriegsschiffe. Die für unüberwindlich geltenden Festungswerke von Rio Janeiro nahm seine kleine Flotte 1711 binnen 11 Tagen, nebenbei 60 Kauffahrteischiffe, 3 Kriegsschiffe u. 2 Fregatten erbeutend und eine Kontribution von 610,000 Crusados erpressend. D. ward hierauf geadelt; 1715 wurde er Chef d'Escadre und 1728 Generallieutenant und vom Herzog von Orléans in den Staatsrath berufen. Im J. 1731 sandte ihn Ludwig XV. nach dem Orient, um dort das Ansehen der französischen Seemacht aufrecht zu erhalten. D. † am 27. September 1736. Seine „Mémoires" wurden von Beauchamps herausgegeben (Paris 1740, 4 Bde., Amsterdam 1748, englisch, London 1742).

Dugueselin, s. Guesclin.

Duhesme, Guillaume Philibert, Graf, französischer General, den 7. Juli 1760 zu Bourgneuf in Burgund geboren, studirte die Rechte, ward aber 1791 von Dumouriez zum Obersten eines Freicorps ernannt, das er aus eigenen Mitteln gebildet hatte, behauptete als Kommandant von Ruremonde den für die Verbindung mit Holland wichtigen Posten von Herestal, verbrannte nach der Niederlage bei Neerwinden am 16. März 1793 die Brücke über die Loo, ging dann über die Schelde und brachte in dem Gefecht von Villeneuve (6. Juli) die vor den Oesterreichern fliehenden Infanteriekolonnen zum Stehen, wofür er zum Brigadegeneral ernannt wurde. Als solcher behauptete er das von den Oesterreichern angegriffene La-Chapelle, bemächtigte sich, während Pichegru Landrecies zu entsetzen suchte, der Stellung bei Priche, befehligte im Mai 1794 an der flandrischen Grenze, trug am 26. Juli

zum Siege bei Fleurus bei u. belagerte unter Kleber Mastricht, worauf er zum Divisionsgeneral ernannt wurde. In dieser Eigenschaft war er 1795 bei der Armee an der Küste von Brest, ward dann in der Vendée beschäftigt und nahm sodann an den Feldzügen der Rheinarmee von 1796 und 1797 Theil, besondern Ruhm durch Erzwingung des Rheinübergangs bei Diersheim unterhalb Kehl (20. April 1797) erntend. Im Jahre 1798 erhielt er das Kommando des rechten Flügels der römischen Armee unter Championnet. Mit der Hauptarmee vereinigt, wirkte er mit bei der Einnahme von Neapel (23. Jan. 1799) und brachte Apulien und Kalabrien zur Ruhe. In Folge eines Streites mit dem Civilkommissar Faypoult abgesetzt, erhielt er kurz darauf wieder ein Kommando in der Alpen- und im Frühjahr 1800 in der französisch-batavischen Armee unter Augereau. Mit dieser focht er bei Burgebrach, Bamberg und Lauff (18. Dec. 1800). Zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion erhoben, führte er 1805 die 4. Division der italienischen Armee und nahm an der Eroberung von Neapel Theil. Im Februar 1808 erhielt er ein Kommando in Spanien und zeichnete sich namentlich durch seine Vertheidigung Barcelona's aus. Auf die Anschuldigungen Augereau's, mancherlei Ausschweifungen seiner Truppen geduldet zu haben, blieb er von 1810—14 ohne Anstellung, erhielt aber sodann eine Division unter dem Marschall Victor und zeichnete sich bei La-Rothière, Montereau und Arcis aus. Nach Napoleons erster Abdankung wurde er Generalinspektor der Infanterie, ging aber nach Napoleons Wiederkehr zu demselben über und fiel am 18. Juni 1815 bei Waterloo. Bekannt ist D.'s Schrift: „Précis historique de l'infanterie légère et de son influence dans la tactique des différents siècles“ (Lyon 1806, 2. Aufl., Par. 1814).

Duilius, Cajus, römischer Feldherr, war 260 v. Chr. mit Cn. Cornelius Asina Konsul, erfocht mit der ersten römischen Flotte, die man nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Schiffes gebaut hatte, besonders mittelst Anwendung der von ihm erfundenen Enterhaken den ersten Seesieg der Römer zwischen Mylä und den liparischen Inseln über die Karthaginenser unter Hannibal, entsetzte darauf in Sicilien die von den Feinden hartbedrängte Stadt Egesta, stürmte Macella und knüpfte die Bundesgenossen in Sicilien fester an Rom. Außer einem Triumphe wurde ihm für sein ganzes Leben das Vorrecht zuerkannt, Nachts einen Diener mit einer Wachsfackel, sowie Flöten- und Saitenspieler als Begleitung zu haben. Auch errichtete man auf dem Forum eine mit den erbeuteten Schiffsschnäbeln gezierte Säule (columna rostrata, duilische Säule); D. selbst baute aus Dankbarkeit auf dem Forum Olitorium einen Janustempel. Noch 231 v. Chr. finden wir ihn als Diktator zur Abhaltung der Komitien thätig.

Duingen (Duin), Flecken in der hannöverischen Landdrostei Hannover, Fürstenthum Kalenberg, mit 1250 Einw., welche aus fast blauem Thon berühmtes Töpferzeug (duinger Gut, jährlich für 10,000 Thaler) fertigen.

Duino (Tybein), Marktflecken in der österreichischen Grafschaft Görz (Kreis Görz), am Meerbusen von Triest, mit einem auf steilem Felsenufer malerisch gelegenen Schloß, das eine prachtvolle Aussicht gewährt, einem Marmorbruch und 400 Einwohnern. In der Nähe ergießt sich der räthselhafte Timavo in die See.

Duisburg, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, am Dickelsbach, nördlich von Düsseldorf, an der köln-mindener Eisenbahn und einem den Rhein mit der Ruhr verbindenden Kanal, hat eine katholische u. 2 evangelische Kirchen (darunter die stattliche Salvatorkirche aus dem 15. Jahrh.), eine Synagoge, ein schönes Rathhaus, ein Gymnasium, eine Realschule erster Klasse, ein Kloster der barmherzigen Schwestern, eine Handelskammer und 13,422 Einwohner (1840 erst 7021), welche eine sehr bedeutende Fabrikthätigkeit entwickeln. Die Haupterzeugnisse derselben sind chemische Produkte, Baumwollenzeuche, Strumpfwaaren, Leder, Tuch, Tabak, Seife, Stärke, Zucker, Essig. Nicht minder lebhaft werden der Handel, besonders mit Kohlen, u. die Schifffahrt betrieben. Die vormalige, vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen 1655 hier gestiftete reformirte Universität wurde 1802 aufgehoben. Früher waren hier eine Deutschordenskommende und 5 Klöster. In der Nähe liegt der duisburger Wald, in welchem es bis 1814 verwilderte Pferde gegeben haben soll. D. ist eine der ältesten Städte Deutschlands; zur Zeit der Römer hieß es Castrum Deutonis, zur Zeit der Frankenkönige Dispargum oder Duispargum. Es wurde von Chlodowig erobert, der hier eine Zeitlang residirte, darauf unter Karl dem Großen befestigt. Auch die spätern deutschen Kaiser verweilten öfters in der Stadt. Nach mannichfachem Schicksalswechsel wurde D. 1145 zur freien Reichsstadt erhoben und trat 1201 in den Bund der Hansa, sowie 1255 in den rheinischen Städtebund. Die Stadt hielt alljährlich Messen und hatte das Stapelrecht. Nachdem sie 1290 vom Kaiser Rudolf I. an Dietrich von Kleve verpfändet worden und diesem 1349 als Eigenthum verfallen war, verlor sie die Reichsunmittelbarkeit. In den Jahren 1493 und 1496 ward hier die geldernsche Union verhandelt und geschlossen; 1568 nahm D. die Reformation an. Reichstage, sowie geistliche Versammlungen und Fürstenkongresse fanden öfters in D. Statt. Im 17. Jahrh. ward die Stadt abwechselnd von Spaniern und Niederländern besetzt, bis sie 1645 für neutral erklärt wurde.

Duitium, s. Deutz.

D. u. j., Abbreviatur für Doctor utriusque juris, Doktor beider Rechte.

Dujardin, Karel, holländischer Maler, 1640 zu Amsterdam geboren, war ein Schüler Berghems, ging jung nach Italien, ließ sich später in Amsterdam nieder, kehrte aber nach Rom zurück und † zu Venedig 1678. Vorzüglich sind seine Landschaften, Thierstücke und Bambocciaden. Man hat von ihm auch eine Sammlung von 52 geätzten trefflichen Blättern.

Du jour (franz.), an der Tagesordnung, an der Dienstreihe; Officier du jour, der täglich zur Beaufsichtigung der Wachen und Posten kommandirte Offizier, in größeren Garnisonen ein Stabsoffizier, in kleineren ein Subalternoffizier.

Dugung, Säugethiergattung, s. Dugong.

Dukas, 1) Beiname mehrer byzantinischen Kaiser: Konstantins XI., Johannes' III.,

Alexius' V., des nicäischen Kaisers Laskaris II., des Hospodars Konstantin III.

2) Johannes D., Sprößling der kaiserlichen Familie des byzantinischen Reichs, floh, als 1453 Mohammed II. Konstantinopel eroberte, auf die Insel Lesbos zu den Fürsten Dominikus und Nikolas Gasteluzzi und ward deren Minister. Als Gesandter des letztern befand er sich 1454—62 in Konstantinopel, mußte aber dann nach Italien flüchten. Er schrieb die byzantinische Geschichte von 1341—1462, herausgegeben von Bulliald (Paris 1649, Venedig 1729), von Imm. Bekker (Bonn 1834) mit einer von Leop. Ranke zu Venedig entdeckten ital. Uebersetzung.

3) Neophytos, gelehrter Grieche, geboren 1760 zu Epirus, fungirte 1803—15 als griechischer Geistlicher in Wien, leitete dann bis 1821 das Lyceum in Bucharest, floh nach Ausbruch der Insurrektion nach Siebenbürgen, ging aber 1831 nach Griechenland, wo er bis 1842 verschiedene Lehrämter bekleidete und im Januar 1846 zu Athen †. Er gab über 40 Oktavbände, unter Anderem den Thucydides, Arrian, Chrysostomus, die attischen Redner, Apollodor und Herodian, Aeschines, sowie Sophocles, Euripides und Homer, theilweise mit Uebersetzungen heraus. Außerdem ließ er eine Rhetorik, Logik, Ethik, Physik und Metaphysik, sowie eine Pädagogik (1813) und ein Magazin für Kinder (1814) drucken. Seine treffliche Grammatik der altgriechischen Sprache (1808) war besonders gegen Korais gerichtet.

Dukaten, weit verbreitete Goldmünze, welche ihren Namen, der zuerst um 1100 vorkommt, wahrscheinlich von den byzantinischen Kaisern Konstantin X. (1059—67) und Michael (1071—78), die sich auf ihren stark in Umlauf kommenden Münzen mit ihrem Familiennamen Dukas nannten, schwerlich aber von der Umschrift auf später geprägten sicilischen Münzen: „Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste Ducatus" führen. Im Jahre 1100 galt der D. in Neapel 5 Tarenos regios. Seit dem 12. Jahrh. wurden diese Münzen in Italien sehr häufig geprägt, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts (1284) namentlich in Venedig, wo sie den Namen Zecchini (von zecca, Münzstätte) erhielten, dann seit dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts auch in Ungarn und Böhmen, wo sie auch als Floreni (Gulden) kursirten. Später wurden auch in andern Ländern, namentlich in Deutschland, D. geprägt und namentlich die gehaltreichern Münzen mit diesem Namen benannt, während man die geringern als Goldgulden bezeichnete. Gegenwärtig haben die niederländischen und österreichischen D. die meiste Verbreitung, auch außerhalb Europa's. Erstere wurden eben deshalb mit kaum merklichen Veränderungen des Gepräges und auch ohne solche selbst anderwärts nachgeprägt, zum Theil auf Grund abgeschlossener Verträge, so namentlich in Rußland für den asiatischen Handel und 1812 und 1813 in Würtemberg für den Feldzug nach Rußland. In Deutschland ward der D. 1559 für Reichsmünze erklärt, und zwar sollte die kölnische Mark deren 67 enthalten und ihre Feinheit $23^{1}/_{2}$ Karat ($986^{1}/_{9}$ Tausendtheile) betragen. Von solchen bis auf die neueste Zeit in verschiedenen deutschen Ländern, besonders in Oesterreich nach dem Reichsfuße geprägten D. gehen gesetzlich 145,2685 Stück auf das deutsche Münzpfund fein Gold, und das Gewicht eines Stückes beträgt 3,4904 Gramm, das Feingewicht 3,4419 Gramm. Man prägte auch Stücke zu 2 bis 10 D., sowie Theilstücke bis herab zu $^{1}/_{32}$ D. (Linsendukaten). Noch jetzt prägt Oesterreich Stücke zu 4 D. Etwas mehr Gehalt hatten die sogenannten kremnitzer D., die früher in der ungarischen Stadt Kremnitz geprägt zu werden pflegten, nämlich $23^{3}/_{4}$ Karat bei dem nämlichen Gewicht. Im Verkehr wird in Deutschland zwischen den verschiedenen D. kein Unterschied gemacht. In Oesterreich versteht man unter Münzdukaten neue, noch glänzende D., unter Randdukaten die schon mehr in Umlauf gewesenen, aber noch so weit vollwichtigen Stücke, daß höchstens 1 Promille vom Normalgewicht fehlt. Passirdukaten heißen mehr abgenutzte D., bei denen aber die Gewichtsverringerung ein gewisses Maß noch nicht überschreitet, daher sie im Waarenhandel noch für voll angenommen zu werden pflegen. Ihr Minimalgewicht wird in Leipzig zu 65 früheren leipziger Dukatenas = 3,4369 Gramm gerechnet. Die sogenannten breslauer D. halten zwischen den vollwichtigen und den Passirdukaten die Mitte; ihr Minimalgewicht wird in Leipzig zu $65^{1}/_{2}$ Dukatenas = 3,4633 Gramm angenommen. Dem von den meisten deutschen Staaten am 24. Januar 1857 geschlossenen Münzvertrag zufolge kommt der D. in den Ländern des deutschen Zollvereins in Wegfall und darf nur ausnahmsweise in Oesterreich noch bis Ende 1865 geprägt werden. Sonst prägt noch Hamburg einfache und Doppeldukaten, vom Gewicht der Reichsdukaten, aber nur 979 Tausendtheile fein. Die niederländischen D. sind gesetzlich 983 Tausendtheile fein, 3,494 Gramm schwer bei einem Feingewicht von 3,435 Gramm und also um Weniges geringer, als die deutschen Reichsdukaten. Rußland prägt seit 1834 für Polen sogenannte Imperialdukaten oder Rubelimperials zu 3 Silberrubel oder 20 polnischen Gulden, gesetzlich 22 Karat oder $916^{2}/_{3}$ Tausendtheile fein, 3,9264 Gramm schwer und von 3,5992 Gramm Feingewicht. Das Dukatengewicht ist an manchen Orten eine bei Goldwaaren, besonders solchen, die in der Feinheit des D.s gearbeitet sind, gebräuchliche Gewichtsgattung, deren Einheit die Schwere des vollwichtigen D.s ist. Vgl. Ducato.

Dulaure, Jacques Antoine, französischer publicistischer und historischer Schriftsteller, am 3. December 1755 zu Clermont in der Auvergne geboren, studirte anfangs Architektur, wandte sich aber bald dem Studium der Erdkunde zu. Vom Departement Puy-de-Dome im September 1792 als Abgeordneter in den Nationalkonvent gewählt, stimmte er hier für den Tod Ludwigs XVI. und gehörte zur Partei der Gironde, mußte aber, am 20. Oktober 1793, von Amar angeklagt, nach der Schweiz fliehen. Nach dem 9. Thermidor zurückberufen, wurde er 1795 Mitglied des Unterrichtskomité's, kam 1797 in den Rath der Fünfhundert, ward mehrmals zum Deputirten gewählt und 1808 Unterchef in einem Bureau der Finanzen, welche Stelle er nach der Restauration verlor. Er † zu Paris den 18. August 1835. Wir nennen von seinen Schriften: „Description des principaux lieux de France" (Paris 1788—90, 6 Bde.), „Etrennes à la noblesse, ou Précis historique et critique sur l'origine des ci-devant ducs, comtes, barons etc."

(das. 1790, deutsch, Zürich 1793), „Histoire civile physique et morale de Paris“ (Paris 1821, 7 Bde., 8. Aufl. 1825, 10 Bde.), „Histoire civile etc. des environs de Paris“ (das. 1825—27, 6 Bde.), „Esquisses historiques des principaux événements de la révolution française etc. jusqu'au rétablissement de la maison de Bourbon“ (das. 1823—25, 6 Bde., 3. Ausg. 1827, 8 Bde., spanisch 1826, 6 Bde.).

Dulcamara (Bittersüß), s. v. a. Solanum Dulcamara *L.*, s. Solanum.

Dulce est, desipere in loco, lateinisches Sprüchwort, aus Horaz: Angenehm ist's, am rechten Orte närrisch zu sein, d. h. bei Gelegenheit einmal sich ganz dem Vergnügen hinzugeben.

Dulcin, Häretiker des 13. Jahrhunderts, zu Novara geboren, nahm die Grundsätze Segarels an und wurde das Haupt einer Sekte, die sich nach ihm Dulcinisten nannte. Er verkündete das Reich des heiligen Geistes, das mit 1300 begonnen habe, verwarf das Papstthum, verspottete die kirchlichen Gebräuche und führte Gütergemeinschaft unter seinen Anhängern ein. Auf Befehl Klemens' V. wurde er am 1. Juni 1305 verbrannt. Seine Sekte soll noch mehre Jahrhunderte lang zu Merindol und Cabrieres existirt haben.

Dulcifation (v. Lat.), Versüßung, Milderung scharfer und ätzender Stoffe durch Beimischung von milden.

Dulcit (Dulcose), ein von Laurent beschriebener zuckerähnlicher Stoff, welcher in einer in Madagaskar wachsenden, aber noch unbekannten Pflanze vorkommt. Die nierenförmigen, krystallinischen Stücke des rohen D.s können durch Umkrystallisiren gereinigt werden; er schießt aus der heißen wässerigen Lösung in stark glänzenden Prismen an, die sich wenig in kochendem, gar nicht in kaltem Alkohol lösen. Der D. ist in seiner Zusammensetzung dem Zucker sehr ähnlich, unterscheidet sich aber von demselben namentlich dadurch, daß die wässerige Lösung optisch unwirksam und nicht gährungsfähig ist. Mit Salpetersäure liefert er Schleimsäure.

Duldung, s. Toleranz.

Dulk, 1) Friedrich Philipp, deutscher Chemiker, den 22. November 1788 zu Schirwindt in Ostpreußen geboren, studirte die Rechte, widmete sich aber sodann der Pharmacie, übernahm 1815 eine Apotheke in Königsberg und ward 1825 Privatdocent und später Professor der Chemie daselbst. Als Abgeordneter der Universität zum vereinigten Landtag von 1847 gehörte er der Opposition an. Er † den 14. December 1851. Seine namhaftesten Schriften sind: „Preußische Pharmakopöe, übersetzt und erklärt“ (Leipzig 1827—29, 2 Bde.), „Handbuch der Chemie“ (Berlin 1833—34, 2 Bände), „Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre“ (mit L. W. Sachs herausgegeben, Königsberg 1835—38, 3 Bde.).

2) Friedrich Albert Benno, Sohn des Vorigen, am 17. Juni 1819 zu Königsberg geboren, studirte daselbst Philosophie und Literatur, ging dann ebenfalls zur Pharmacie über und wollte sich in Königsberg habilitiren, doch ward ihm wegen seiner politischen Richtung vom Ministerium Eichhorn die Erlaubniß dazu verweigert. Er machte sich durch seine dramatische Dichtung „Orla“ (Winterthur 1844, n. Aufl., Mannheim 1847), sein für die Bühne bearbeitetes Drama „Lea“ und die mit Seemann verfaßte politische Komödie „Die Wände“ (Königsberg 1848) bekannt.

Duller, Eduard, deutscher Dichter und Geschichtschreiber, am 8. November 1809 zu Wien geboren, studirte daselbst Philosophie und Rechtswissenschaft, versuchte sich aber zugleich in der schönen Literatur und schrieb im 17. Jahre das Drama „Meister Pilgram“, nach der Sage vom Bau des Stephansthurms. Eine zweite dramatische Arbeit, die Tragödie „Der Rache Schwanenlied“, vollendete er im 19. Jahre, doch kam sie erst 1834 in Druck. Die Censurverhältnisse seiner Heimat vertrieben ihn nach Bayern, das er mit einem Balladenkranz, „Die Wittelsbacher“ (München 1831), begrüßte; seine Gedichte: „An die Könige und Völker“ (Stuttgart 1831) zeigten den Sänger und Kämpfer der Zeit. In München lieferte er viele Beiträge in Spindlers „Damenzeitung“ und den „Zeitspiegel“ (später gesammelt als „Geschichten und Märchen für Jung und Alt“, Stuttgart 1835). Im Herbst 1832 siedelte er nach Trier über, wo er historische Studien zu einer Reihe dramatischer und novellistischer Arbeiten machte. Bald zog er sich jedoch (namentlich durch sein Drama „Franz von Sickingen“) den Haß der dortigen katholischen Geistlichkeit zu, weshalb er sich im Herbst 1834 nach Frankfurt a. M. wandte. Hier begründete er die Zeitschrift „Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland“, die aber schon 1838 aufhören mußte. Auch eine zweite, von ihm geschaffene, viel gelesene Zeitschrift, „Das Vaterland“, an welchem die edelsten Kräfte der Nation thätig waren, dauerte nur bis 1845. Außerdem hatte D. bis dahin veröffentlicht: die Novellen „Berthold Schwarz“ (Stuttgart 1832), „Freund Hain“, mit trefflichen Holzschnitten von Moritz von Schwind (das. 1833), „Antichrist“ (Leipzig 1833 und 1836), „Erzählungen und Phantasiestücke“ (Frankfurt 1834, 2 Bde.), „Feuertaufe“ (das. 1834, 2 Bde.), „Phantasiegemälde“ (das. 1835), „Kronen und Ketten“ (Stuttgart 1835, 3 Bde.), „Loyola“ (Frankfurt 1836—37, 3 Bde.), „Kaiser und Papst“ (Leipzig 1838, 4 Bde.), beide letztere D.s beste Arbeiten im Fache des historischen Romans. Ferner erschienen von ihm: „Almanach für 1837“ (Karlsruhe 1838, 1839 f.), „Grabbe's Biographie“ (Düsseldorf 1838), für „Das malerische und romantische Deutschland“ die 5. Sektion: „Die malerischen und romantischen Donauländer“ (Leipzig 1838 und 1839). Seine letzten Arbeiten von dichterischem Inhalt und Gewand waren „Der Fürst der Liebe“ (Leipzig 1842), das zum Besten des kölner Dombaues mit Freiligrath herausgegebene Gedicht „1862“, „Gesammelte Gedichte“ (Berlin 1845) und „Historische Novellen“ (Siegen u. Wiesbaden 1844). Von nun an warf sich D. auf das Gebiet der Geschichtschreibung. Es erschienen von ihm: „Geschichte des deutschen Volks“ (mit Holzschnitten, 2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1841), „Geschichte der Jesuiten“ (das. 1840), eine Fortsetzung von Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, als Supplement zu Schillers Werken (Köln 1841, 3 Bde.), „Neue Beiträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen“ (Darmstadt 1842), ein höchst verdienstliches Werk zur Aufhellung der Geschichte des Reformationszeitalters, „Maria Theresia“ (Wiesbaden 1844, 2 Bde.), „Erzherzog

Karl von Oesterreich" (Wien 1847), „Die Männer des Volks" (Frankfurt 1847—1850, 8 Bde.) und „Vaterländische Geschichte" (fortgesetzt von Hagen, das. 1852 f.). Nachdem er von 1836 an zu Darmstadt gelebt, siedelte er 1849 nach Mainz über, wurde daselbst 1851 Prediger der deutschkatholischen Gemeinde und † am 23. Juli 1853 zu Wiesbaden.

Dulon, Rudolf, einer der Hauptvertreter der freigemeindlichkirchlichen und demokratischen Bestrebungen in Norddeutschland, am 30. April 1807 in Stendal geboren, studirte von 1827 an zu Halle Theologie, ward sodann Rektor der Stadtschule in Werben in der Altmark und im December 1836 Prediger zu Flessau bei Osterburg. Als Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde nach Magdeburg berufen, schloß er sich hier den sogenannten „protestantischen Freunden" an und gab als Vertheidigung derselben gegen das Ministerium Eichhorn die Schriften „Luthers Nachlaß" (1847), „Die Geltung der Bekenntnißschriften in der reformirten Kirche" (Magdeburg 1847) und „Der Kampf um Gotteswort" (Leipzig 1847) heraus. Die Märzerhebung von 1848 verhinderte seine schon beschlossene Suspension. An der Bewegung selbst betheiligte er sich durch zwei kleine Schriften „Wider Junker und Pfaffen" und „Halte fest, deutscher Sinn!" und durch Reden in Volksversammlungen. Im August 1848 folgte er einem Rufe als Prediger an der Frauenkirche nach Bremen, wo er 1849 sein Buch „Vom Kampf um Völkerfreiheit" erscheinen ließ. Im März 1850 begründete er die social-demokratische „Tageschronik", die aber schon im Mai 1851 aufhören mußte. Außerdem gab er seit September 1850 den „Wecker" heraus, ebenfalls ein social-demokratisches Organ. Am 12. Oktober 1851 ward er auf Veranlassung des hannoverischen Ministeriums zu Eistrup festgenommen u. behufs der Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung nach Hoya abgeführt, wo er im Gefängniß sein Buch „Der Tag ist angebrochen" (Bremen 1852) schrieb, mußte jedoch, da kein eigentliches Vergehen von ihm vorlag, bald wieder frei gegeben werden. Wegen seines allzu freien religiös-kirchlichen Standpunkts vom Senat zu Bremen seiner Stelle entsetzt und wegen seines Buches „Der Tag bricht an" in Anklagezustand versetzt, entfloh er nach Amerika.

Dult, in Bayern s. v. a. Markt, Messe; vgl. Indult.

Dulwich, eine Vorstadt von London, im nordöstlichen Theile der Grafschaft Surrey bei Sydenham, mit schönen Landhäusern, einem berühmten College (seit 1619), das eine besuchte Gemäldegallerie enthält, und 1723 Einwohnern.

Dumas, 1) Matthieu, Graf, General und Pair von Frankreich, am 23. December 1753 geboren, trat früh in die französische Armee und nahm an dem nordamerikanischen Freiheitskriege Theil, wurde sodann als Major zu militärischen Sendungen in die Levante und nach Holland gebraucht, erhielt 1788 das Direktorium im Kriegsdepot, ward im Kriegsministerium unter Puysegur vortragender Rath und organisirte beim Ausbruch der Revolution mit Lafayette die pariser Nationalgarde. Schon 1790 ward er zum Obersten, 1791 zum Mitglied des Militärausschusses der konstituirenden Versammlung und 1792 zum Brigadegeneral und Kommandanten von Metz ernannt. Als Abgeordneter des Seine- und Oisedepartements in der Nationalversammlung sprach er gegen jede gewaltsame Politik, namentlich gegen den Krieg mit Oesterreich. In Folge eines Auswanderungsversuchs mußte er in die Schweiz fliehen; später hielt er sich in Hamburg auf. Von Bonaparte wieder in Thätigkeit gesetzt, organisirte er die Reserven für die italienischen Heere, wurde 1802 vortragender Staatsrath, 1805 Divisionsgeneral, reorganisirte die an Frankreich abgetretenen Gebietstheile Italiens und trat als neapolitanischer Minister zu gleichem Zwecke in die Dienste Joseph Bonaparte's, der ihn zum Großmarschall des Palastes ernannte. Im Jahre 1808 nach Frankreich zurückgekehrt, bereitete er den Feldzug gegen Oesterreich vor und schloß am 12. Juli 1809 den Waffenstillstand von Znaym. Im Feldzug von 1812 war er Generalintendant der Armee und schloß 1813 die vom Fürsten Schwarzenberg nicht genehmigte Kapitulation von Dresden ab. Im Jahre 1814 ward er von Ludwig XVIII. zum Staatsrath ernannt und 1815 nach Metz gesandt, um die Vereinigung der Garde mit dem rückkehrenden Napoleon zu hintertreiben. Im Jahre 1818 in den Kriegsrath berufen, ward er 1822 als standhaftes Oppositionsmitglied der Kammer wieder entlassen. Im Jahre 1830 war er einer der 221 Deputirten, welche durch ihre Adresse die Julirevolution einleiteten. Er organisirte nochmals mit Lafayette die pariser Nationalgarde und ward zum Befehlshaber aller Nationalgarden von Frankreich ernannt, worauf er 1831 die Pairswürde erhielt. Er †, fast ganz erblindet, am 16. Oktober 1837. Als militärischer Schriftsteller machte er sich durch seinen „Précis des événements militaires, ou essai sur la guerre présente" (Hamburg 1799 bis 1800, 12 Bde., 2. Aufl., Paris 1817—25, 17 Bde.) bekannt.

2) Alexandre Davy de la Pailleterie, französischer General, den 25. März 1762 auf St. Domingo geboren, als der natürliche Sohn des Marquis Pailleterie und einer Negerin, trat 1786 als gemeiner Husar in die französische Armee und stieg bis 1793 zum Divisionsgeneral, in welcher Eigenschaft er das Kommando über die Alpenarmee übernahm, mit der er unter außerordentlichen Schwierigkeiten bis an den Mont-Cenis vordrang. Im Okt. d. J. führte er den Oberbefehl in der Vendée, fiel aber durch seine Mäßigung bei der Regierung in Ungnade. Seit 1795 focht er in Italien, ging dann unter Joubert nach Tyrol und machte nach dem Frieden von Campo-Formio den Feldzug nach Aegypten mit. Auf dem Rückwege an die italienische Küste verschlagen, ward er von der neapolitanischen Regierung längere Zeit unter Mißhandlungen gefangen gehalten, wodurch er dienstuntauglich wurde. Er † den 26. Februar 1806 zu Villers-Coterets.

3) Alexandre Davy de Pailleterie, der Aeltere, französischer Schriftsteller, geboren den 24. Juli 1803 zu Villers-Coterets im Departement Aisne, Sohn des Vorigen, erhielt, da seine Mutter nach dem Tode des Vaters in großer Dürftigkeit lebte, eine mangelhafte Erziehung, kam, 20 Jahre alt, in Paris als Kopist in das Büreau des Herzogs von Orléans, suchte hier die Lücken seiner Bildung auszufüllen und versuchte sich schon 3 Jahre darauf an einer Tragödie, „Die Abdankung der Königin Christine

von Schweden", die aber vom Théâtre français zurückgewiesen wurde. Er bildete sich nun fortan an Schiller, Shakspeare, Walter Scott und Scribe und schrieb ein historisches Drama: „Henri III et sa soeur", das, im Februar 1829 zum ersten Male aufgeführt, als ein glänzender Triumph der romantischen Schule angesehen wurde und ihm eine Stelle als Bibliothekar beim Herzog von Orléans eintrug. Da seine nächstfolgenden Stücke, die Trilogie „Christine", die Tragödie „Charles VII chez ses grands vassaux" (1831) und das Drama „Richard d'Arlington" (1831), wobei Beudin u. Goubaux seine Mitarbeiter waren, geringeren Erfolg hatten, verließ D. den historischen Boden und wandte sich in den Dramen „Antony" (1831), „Thérèse" (1832) und „Angèle" (1833), die, wenn auch in der Form vielfach die Kunstregeln mißachtend, doch sein Originellstes sind, zur Gegenwart. Viele seiner folgenden Dramen sind mit Hülfe verschiedener Mitarbeiter geschaffen, ja D. kopirte selbst seine eigenen Nachahmer; Zeugen dafür sind „Cathérine Howard" (1834), „Don Juan de Marana" (1836) „Caligula" (1837), „Paul Jones" (1838), „La Vénitienne" (1838), „Mademoiselle de Belle-Isle" (1839), „Le Tasse" (1839), „L'alchimiste" (1839), „La tour de Nesle" (1840). Mitten unter diesen dramatischen Uebertreibungen entstanden noch eine Reihe von „Chroniken", das historische Werk „Gaule et France" (1832), „Isabel de Bavière", „La comtesse de Salisbury" (1839), „Les Stuarts" (1840) ꝛc. Eine Schweizerreise (1833) beschrieb er in den „Impressions de voyages", voll von platten Späßen. Eine Reise im Mittelmeer, nach Syrien, Aegypten ꝛc. beschreibt er in „Nouvelles impressions de voyages" (1841), ebenfalls leichte, unzuverlässige Waare. In seinem „Napoléon" (Paris 1840) paart sich Flüchtigkeit mit bizarren Behauptungen. Auf der Grenze zwischen Geschichte und Roman steht seine „Jeanne d'Arc" (Paris 1842), die, wie die meisten seiner übrigen Werke, zuerst als Feuilleton in einem Journal erschienen ist. Hierher gehören auch „Les Medicis" (1845), „Michel-Ange et Raphaël Sanzio" (1846), „Louis XIV et son siècle", „La régence" (1847), „Louis XV" (1849), „Louis XVI" (1850), „La vie de Louis Philippe" (1852). Als die Feuilletonsromane Mode wurden, warf sich D., dessen fürstlicher Aufwand, denn nicht nur als Schriftsteller, auch als Kavalier wollte er glänzen, ungeheure Summen erforderte, der Romanfabrikation in die Arme, Alles, was ihm von in- wie ausländischen literarischen Produkten als brauchbar erschien, „erobernd" und ein ganzes Heer von Hülfsarbeitern beschäftigend. Als er in einem Prozesse mit einem Buchhändler verurtheilt wurde, seinem Versprechen gemäß jeden Monat einen Band zu liefern, schied er mit der Versicherung, bei irgend günstiger Stimmung wöchentlich Einen Band, vielleicht auch zwei Bände zu schreiben. In der Regel mit 5—12 Romanen zugleich beschäftigt, hatte er noch so viel Zeit übrig, ein eigenes Theater zu gründen, das er nur mit eigenen Werken versorgte. Die Februarrevolution unterbrach diese Produktionen nur auf kurze Zeit. Nachdem D. weder als politischer Schriftsteller mit einer Monatsschrift („Le mois") und einem Tageblatt („La France républicaine"), noch als Kandidat der Kammer, noch als socialistischer Prophet und Redner Anklang gefunden hatte, nahm er seine alte Industrie wieder auf. Es genügt, von seinen zahllosen Romanen noch folgende zu nennen: „Souvenirs d'Antony" (1835), „La salle d'armes" (1838), „Le capitaine Paul" (1839), „Aventures de John Davys", „Le maître d'armes" (1840), „Les trois mousquetaires", „Le comte de Monte-Christo", „Gabriel Lambert", „Cécile" (1844), „Vingt ans après", „Nanon de Lartigues", „Madame de Condé", „La vicomtesse de Cambes", „Les frères Corses" (1845) „La reine Margot", „Le bâtard de Mauléon", „Le chevalier de Maison-Rouge", „La dame de Montsoreau", „Les deux Dianes" (1846), „La guerre des femmes", „Dix ans plus tard, ou le vicomte de Bragelonne", „Les quarante-cinq" (1847), „Mémoires d'un médecin" (1848), „Le collier de la reine" und „Ange Pitou", „Les mille et un fantômes" (1849), „La femme au collier de velours" (1850), „Les Mohicans de Paris", „Le page du duc de Savoye", „Les grands hommes en robe de chambre Henri IV" (1855), „Le capitaine Richard" (1856), „Les compagnons de Jéhu", „Le meneur de loups", „Charles le Téméraire", „Le chasseur de sauvagines" (1857), „Les louves de Machecone" (1858), „Salvator" (1858) u. a. m. Der literarische Werth dieser Arbeiten ist ein sehr verschiedener; sittlicher Gehalt fehlt allen, um so reicher sind sie an mit den gröbsten Farben aufgetragenen Effekten. Dennoch fesselt D. durch großes Talent im Erzählen, unerschöpfliche Lebhaftigkeit der Phantasie und Geschick im dramatischen Arrangement der Ereignisse und Personen. Seine Dramen sind zum Theil gesammelt im „Théâtre de D." (Paris 1841, 3 Bde.). Seit 1853 hat D. weniger aus politischen als aus materiellen Gründen eine Zuflucht in Belgien gesucht. Im Jahre 1842 verheirathete er sich mit der Schauspielerin Ida Ferrier, die aber bereits seit 1845 von ihm getrennt in Florenz lebt. Seine Memoiren erschienen seit April 1852 im Feuilleton der „Presse".

4) Alexandre Davy de la Pailleterie, der Jüngere, Sohn des Vorigen, am 28. Juli 1824 zu Paris geboren, erhielt seine erste Bildung in der Pensionsanstalt des Dichters Goubaux und studirte sodann im Collége Bourbon. Schon in seinem 17. Jahre schrieb er eine gereimte Erzählung „Die Jugendsünden" und, nachdem er mit seinem Vater eine Reise nach Spanien und Afrika gemacht, einen Roman: „Les aventures des quatre femmes et d'un perroquet" (1846 ff., 6 Bde.). Ohne seines Vaters Phantasiereichthum und Produktionskraft, suchte er mehr durch Wahrheit und Genauigkeit der Zeichnung zu wirken. So gab er in seinen folgenden Romanen: „La dame aux camélias blancs" (1848), „Le Roman d'une femme" (1849), „Diane de Lys" (1851), „La vie à vingt ans" (1856) treffende Schilderungen der literarischen und künstlerischen Kreise von Paris. Noch mehr Beifall fand derselbe Stoff von ihm dramatisch bearbeitet. Gleiche Aufnahme fand sein Drama: „Demi-monde" (1855), weniger günstige: „La question d'argent" (1857), wahrhaft enthusiastische aber die neuesten: „Le fils naturel" (1858) und „Le père prodigue" (1859). In formeller und stylistischer Hinsicht sind D.' Stücke meisterhaft und schon dadurch ganz geeignet, ein französisches Publikum zu bestechen; was ihren Inhalt anlangt.

so scheint derselbe wohl für die gesetzliche Moral in die Schranken zu treten, doch liegt seiner sentimentalen Auffassung der Verhältnisse nichts Anderes zu Grund, als die alte Lehre von der Emancipation des Fleisches. Von seinen Romanen sind noch zu nennen: „Césarine", „Les docteurs servans", „Antonine", „Tristan le Roux", „Trois hommes forts", „Le régent Mustel", „Sophie printemps". Außerdem ließ er noch in der „Gazette de France" eine Abhandlung „La ligue et la fronde" und in der „Presse" „Lettres d'un provincial" erscheinen.

5) Jean Baptiste, namhafter französischer Chemiker, geboren den 14. Juli 1800 zu Alois im Departement Gard, erlernte erst die Apothekerkunst, studirte sodann in Genf Botanik u. Chemie und kam 1821 nach Paris, wo er 1823 zunächst als Repetitor der Chemie an der polytechnischen Schule u. als Professor dieser Wissenschaft an der Sorbonne angestellt wurde. Seit dieser Zeit machte er sich durch eine lange Reihe chemischer Arbeiten bekannt, die größtentheils von entschiedenem Einflusse auf die gegenwärtige Gestaltung der chemischen Kenntnisse waren. Mit Ausnahme seiner frühern Arbeit über das specifische Gewicht der Dämpfe vieler flüchtigen Körper und seiner neuern, mit Stas ausgeführten, über das Aequivalent des Kohlenstoffs und des Wasserstoffs, gehören seine Hauptleistungen der organischen Chemie an. Seine vorzüglichsten Untersuchungen in dieser Hinsicht betreffen die Alkaloïde, die Aetherverbindungen, die Amidverbindungen, den Holzgeist und seine Verbindungen, die ätherischen Oele, den Indigo, die Weinsäure, die Zusammensetzung der fetten Säuren und die Einwirkungen der Alkalien auf organische Körper, u. zwar weichen seine Theorien, namentlich über die Natur der organischen Verbindungen und über das Verhalten des Chlors und ähnlicher Körper zu denselben von den in Deutschland geltenden bedeutend ab. Er entdeckte auch die künstliche Darstellung von Säuren, die sonst nur als natürliche Erzeugnisse des vegetabilischen Lebensprozesses auftreten. Auch auf dem Gebiete der physiologischen Chemie war D. sehr thätig, um die Vorgänge in dem lebenden Körper der Thiere und Pflanzen aufzuhellen. Für die chemische Theorie im Allgemeinen waren von besonderer Wichtigkeit seine Untersuchungen über das specifische Gewicht der Körper und über den Zusammenhang desselben mit dem Aequivalentgewicht der Elemente. Während der Julimonarchie war D. im öffentlichen Unterrichtsrathe, wurde nach der Februarrevolution vom Norddepartement zum Abgeordneten in die Legislative gewählt, wo er mit der Majorität stimmte und namentlich für die inländische Zuckerproduktion wirkte, und übernahm im Ministerium vom 31. Oktober 1849 das Portefeuille des Ackerbaues und Handels, das er beim Rücktritt dieses Kabinets 1851 niederlegte; nach dem Staatsstreich trat er in die Commission consultative und wurde sodann Senator und Mitglied des Oberraths des öffentlichen Unterrichts und 1856 dessen Vicepräsident. Eine Sammlung seiner Abhandlungen erschien unter dem Titel „Mémoires de chimie" (Paris 1843). Seine Arbeiten finden sich vorzugsweise in den „Annales de chimie et de physique", sind aber sämmtlich auch in deutsche Journale übergegangen. Von seinen größeren Werken nennen wir „Traité de chimie appliquée aux arts" (Paris 1828—43, 6 Bde., deutsch von Alex und Engelhardt, Nürnberg 1830 bis 1844, 6 Bde., und von Buchner, das. 1844 bis 1849, 8 Bde.), „Leçons sur la philosophie chimique" (Paris 1837, deutsch von Rammelsberger, Berlin 1839), „Thèse sur la question de l'action du calorique sur les corps organiques" (Paris 1838), „Essai sur la statique chimique des êtres organisées" (das. 1841, 2. Aufl. 1843, deutsch von Vieweg, Leipzig 1844).

Dumba, das fettschwänzige Schaf (s. d.).

Dumbarton, s. Dunbarton.

Dumblane, Stadt in der schottischen Grafschaft Perth, nordwestlich von Edinburg, am Allan, sonst Bischofssitz, mit schöner alter Kathedrale und 1816 Einwohnern. In der Nachbarschaft eine Mineralquelle. Hier 1715 Sieg des Herzogs von Argyle über die Jakobiten unter dem Grafen Mar.

Duméril, André Marie Constant, französischer Zoolog, den 1. Januar 1774 in Amiens geboren, studirte in Paris Medicin, bekleidete sodann die Stelle des Prosektors der medicinischen Fakultät und seit 1800 die Professur der Anatomie u. Physiologie an der Ecole de médecine, vertauschte 1818 dieselbe mit dem Lehrstuhle der Pathologie und trat bald nachher in die durch Lacépède's Tod erledigte Stelle am naturhistorischen Museum. Seit 1816 ist er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine namhaftesten Werke sind: „Zoologie analytique" (Paris 1806, deutsch von Froriep, Weimar 1807), „Traité élémentaire d'histoire naturelle" (4. Aufl., Par. 1830) und die mit Bibron gemeinschaftlich bearbeitete „Erpetologie générale" (das. 1834—54, 9 Bde.), die erste systematische Beschreibung aller bekannten Reptilien. Sein Sohn Auguste D. hat sich ebenfalls als Physiolog einen geachteten Namen erworben.

Dumersan, Théophile Marion, französischer Schriftsteller, am 4. Januar 1780 auf dem Schlosse Castelnau in Berri geboren, erhielt 1795 eine Anstellung beim Münzkabinet der pariser Bibliothek, nährte aber nebenbei seine früh entwickelte Vorliebe fürs Theater. Achtzehn Jahre alt, ließ er zum ersten Male sein Stück „Arlequin perruquier, ou les têtes à la Titus" aufführen. Gleichzeitig mit dramatischen Arbeiten und numismatischen Studien beschäftigt, besorgte er mit Mionnet die methodische Anordnung des Münzkabinets, verfaßte archäologische Abhandlungen u. schrieb, theils allein, theils mit Andern, eine große Anzahl von Romanen, Dramen, Vaudevilles, Possen, Chansons 2c., welche sämmtlich eine leichte Laune und eine feine Beobachtung des geselligen Lebens aller Klassen bekunden. Er † am 13. April 1849. Unter seinen archäologischen Schriften ist am verbreitetsten die „Notice des monuments exposés dans le cabinet des médailles antiques et pierres gravées de la bibliothèque du roi" (13. Aufl., Paris 1840). Von Interesse ist seine Sammlung französischer Lieder: „Chansons nationales et populaires de France" (3. Ausg., Paris 1846). Von seinen zahlreichen Theaterstücken sind besonders hervorzuheben: „Madame Gibou et Madame Pochet" (1832) und „Les saltimbanques" (1838).

Dumfermline, Stadt, s. Dunfermline.

Dumfries, Grafschaft in Südschottland, am Frith of Solway, zu Land umschlossen von England

(Cumberland) und den Grafschaften Roxburgh, Selkirk, Peebles, Lanark, Ayr und Kirkcudbright, 53,2 □Meilen groß mit 75,877 Einwohnern. Der größte Theil der Grafschaft ist gebirgig, besonders im Norden, wo der Hartfell 2476 und der Ettrik Pen 2119 Fuß Höhe erreichen. Nach Süden fällt das Land nach dem Solway-Frith ab. Die bedeutenderen Flüsse sind: Annan, Esk u. Nith, alle drei sehr fischreich und in den Solway-Frith mündend; außerdem gibt es eine Menge kleinerer Flüsse und nicht unbedeutender Seen. Der bemerkenswertheste unter letztern ist der Skenesee bei Moffat in 1302 F. Höhe, wo es auch einige im Sommer sehr besuchte heiße Mineralquellen gibt. Das Klima ist feucht u. mild. In den fruchtbaren und weiten Thälern wird Weizen, Gerste u. Hafer gebaut; die Berge nähren mit ihrer Weide die Rindvieh- u. Schweinezucht u. sind an silberhaltigem Blei, Eisen u. Antimon ergiebig. Auch Steinkohlen und Kalk finden sich. Die Industrie schafft Blei, Eisen, Leinwand, Baumwollenzeuche, Teppiche, Papier. Außer diesen Erzeugnissen werden auch Vieh u. Speck ausgeführt. Die gleichnamige Hauptstadt, in schöner Lage, links am Nith, oberhalb dessen Mündung, hat ein akademisches Kollegium, ein sehenswerthes Grabdenkmal des Dichters Rob. Burns und 14,024 Einwohner, welche mannichfache Fabriken und lebhaften Handel betreiben. Namentlich für landwirthschaftliche Produkte ist D. der belebteste Markt von ganz Südschottland. In der Umgebung die schönen Ruinen der Lincludenabtei und des Caerlaverockkastells.

Dummheit, s. Blödsinn.

Dummkoller, s. Drehkrankheit.

Dumonceau, Jean Baptiste, Graf von Bergendael, niederländischer General, den 6. November 1760 zu Brüssel geboren, trat bei dem Aufstande der Niederlande gegen Oesterreich 1787 zu den Insurgenten, ging, nachdem jener unterdrückt worden, nach Frankreich, erwarb sich im Krieg gegen Oesterreich an der Spitze der von ihm organisirten belgischen Flüchtlinge in der Schlacht von Jemappe und 1793 bei Neerwinden den Grad eines Brigadegenerals, drang 1794 mit Pichegru in Holland vor, ward erster Kommandant von Amsterdam, 1795 Generallieutenant der neuen batavischen Republik und dämpfte 1796 die aufrührerischen Bewegungen im neuen Staate. Im folgenden Jahre befehligte er eine batavische Division, welche die Landung in Irland unterstützen sollte, und schlug am 19. Nov. 1799 bei Bergen die in Holland eingefallenen Russen und Engländer. Im Jahre 1805 organisirte er die batavische Armee neu, befehligte dieselbe zur Landung an der englischen Küste, mußte aber bald darauf zu Bernadotte's Armee an der Donau stoßen, erhielt 1807 die Würde eines Marschalls von Holland, wurde nach dem pommerischen Feldzuge in den Staatsrath berufen, focht aber 1809 auf Walcheren wieder siegreich gegen die Engländer und ward 1810 Graf von Bergendael, Ritter der Ehrenlegion und Kommandant der 2. Militärdivision. Am 26. Aug. 1813 vertrieb er die Russen von den Höhen von Pirna und rettete nach der Schlacht von Kulm sein Heer durch einen geschickten Rückzug. Bei der Uebergabe von Dresden gefangen, kehrte er 1814 nach Frankreich zurück, wo ihn Ludwig XVIII. in seinen Würden bestätigte u. ihm das Kommando der 10. Militärdivision anvertraute. Nach dem 18. Juni 1815 nahm er seine Entlassung und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er vom südlichen Brabant in die zweite Kammer gewählt wurde. Er † zu Brüssel am 29. Dec. 1821.

Dumont, 1) George Louis Marie, Baron D. de Courset, französischer Agronom, den 16. Sept. 1746 im Schlosse Courset bei Boulogne-sur-mer geboren, studirte zu Paris, trat dann in den Militärdienst, widmete sich aber seit 1777 wieder den ökonomischen Wissenschaften, sowie der Pflege eines botanischen Gartens. Er † 1824. Sein Hauptwerk ist „Le botaniste cultivateur“ (Paris 1798—1805, neue Aufl. 1811, 6 Bde., mit einem Supplementband 1814, 7 Bde., deutsch von Berger, Leipzig 1804 ff.).

2) Pierre Etienne Louis, namhafter genfer Staatsmann, am 18. Juli 1759 in Genf geboren, studirte daselbst Theologie, ward 1783 Prediger in Petersburg, 1785 Erzieher der Kinder des Lords Shelburn in London, hielt sich sodann in den ersten Jahren der Revolution, um die Einverleibung Genfs in Frankreich abzuwehren, in Paris auf, wo er an den meisten Arbeiten Mirabeau's bedeutenden Antheil hatte, und kehrte später nach England zurück, wo er Benthams Ideen verarbeitete u. dessen Werke übersetzte. Sein Ruf als Staatsmann bewog Kaiser Alexander, ihm 1809 eine Stelle bei der Gesetzbuchkommission anzutragen. Nach der Restauration ward D. Mitglied des großen Raths und schuf dessen musterhaftes Reglement für die Sitzungen. Auch die Verbesserung des Gefängnißwesens ging von ihm aus. Er † zu Mailand am 30. Sept. 1829. Ueber seine Beziehungen zu den Hauptführern der Revolution geben seine hinterlassenen „Souvenirs sur Mirabeau et les deux premières assemblées législatives“ (Paris 1832) Aufschlüsse.

3) Jacques Edouard, berühmter Bildhauer, den 10. April 1761 zu Paris geboren, Schüler Pajou's, hielt sich von 1788 an eine Zeitlang in Rom auf und kehrte sodann nach Paris zurück. Die bekanntesten seiner Werke sind: die Statue Colberts in der Deputirtenkammer, die von Lamoignon de Malesherbes im Justizpalaste, die Büste Moreau's im Saale der Marschälle in den Tuilerien, die Statue Pichegru's für Sous-le-Saulnier, mehre Basreliefs im Louvre und an öffentlichen Säulen. D. † Ende Februar 1844.

4) Jules Sébastien César D. d'Urville, französischer Kontreadmiral, am 21. Mai 1790 zu Condé-sur-Noireau im Departement Calvados geboren, machte seine Studien in Caen, trat sodann in die französische Marine ein, nahm 1819 u. 1820 an der Expedition nach den Küsten des griechischen Archipels und des schwarzen Meeres Theil und machte hierauf 1822 mit der Korvette „La Coquille“ seine erste Reise um die Welt. Bei der zweiten auf dem „Astrolabe“ 1826—29 und der dritten auf der „Zelée“ 1834 führte er das Kommando selbst und litt zweimal Schiffbruch, einmal an den Tongainseln, das andere Mal in der Torresstraße. Im Jahre 1830 hatte er das Schiff zu führen, welches Karl X. und seine Familie von Cherbourg nach England brachte. Er kam bei dem Unglück auf der paris-versailler Eisenbahn am 8. Mai 1842 nebst seiner Gattin u. seinem Sohne ums Leben. Große Verdienste erwarb sich D. durch die Aufsuchung der Spuren Lapeyrouse's, die Aufnahme großer Küsten

strecken von Neuseeland und Neuguinea, die Entdeckung zahlreicher Inseln und eines Ganzen antarktischer Länder und die Durchforschungen der gefährlichsten, noch wenig bekannten Gewässer, sowie durch die Bereicherung der allgemeinen Sprachkunde mit mehren oceanischen Dialekten und die Erweiterung der oceanischen Naturgeschichte, weshalb ihn auch die geographische Gesellschaft in Paris zu ihrem Präsidenten ernannte. Die Resultate seiner Reisen legte er nieder in den Werken: „Enumeratio plantarum in insulis archipelagi et littoribus Ponti Euxini" (Paris 1822), „Voyage de l'Astrolabe" (das. 1830 ff., 10 Bde.) und „Voyage pittoresque autour du monde" (das. 1834, 2 Bde.).

Dumortier, Charles Barthélemé, belgischer Publicist u. Naturforscher, 1797 zu Tournay geboren, trieb in seiner Vaterstadt und in Paris namentlich Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie und machte sodann zu wissenschaftlichen Zwecken große Reisen. Die Beschlüsse der Regierung gegen die in dem Grundgesetze zugesicherte Freiheit des Unterrichts 1825 trieben ihn zur Opposition gegen die nordniederländische Kabinetspolitik, er entwarf die erste Petition an die Regierung und schrieb sodann unter dem Namen „Belgicus" eine Reihe Briefe über den Zustand der südlichen Provinzen, die, voll von scharfen Angriffen gegen die Regierung und den König, nicht wenig zur Katastrophe von 1830 beitrugen. Im Jahre 1829 wurde er Mitglied des Comité patriotique u. kurz nachher Deputirter der Provinzialstände, stellte sich im September 1830 an die Spitze des Aufstandes in Tournay und in ganz Hennegau, ward Oberst der Bürgergarden und, als die ersten belgischen Kammern nach dem Wahlsystem der Konstitution zusammentraten, von den Distrikten Tournay und Soignies zum Deputirten gewählt, schadete aber als solcher den Plänen seiner Partei oft durch seine unbezähmbare Heftigkeit. Seit 1832 widmete sich D. wieder seinen naturhistorischen Studien. Die Wiederaufnahme der Verhandlungen über die 24 Artikel veranlaßte seine Broschüre „Belgien und die 24 Artikel", sowie seine „Observations complémentaires sur le partage des dettes des Pays-bas" (1838), in Folge deren er Mitglied der Kommission wurde, welche die finanziellen Bestimmungen der 24 Artikel prüfen sollte. Die Heftigkeit, mit welcher er fortan gegen den Liberalismus zu Felde zog, brachte ihn 1848 um den Deputirtensitz seiner Vaterstadt; doch ward er später von Roulers wieder gewählt. Er ist Mitglied der brüsseler Akademie der Wissenschaften (seit 1829), für deren Reorganisation er eifrig mitgewirkt hat. Sein botanisches Hauptwerk ist die „Florula belgica" (Tournay 1827). Außerdem schrieb er „Commentationes botanicae" (Tourn. 1822), worin er ein neues, aber nicht zu allgemeiner Geltung gekommenes System aufstellte, demgemäß das befruchtende Organ als oberster Theilungsgrund angenommen ward.

Du Moulin (Molinaeus), Peter, unerschöpflicher Polemiker der französischen reformirten Kirche, geboren 1568 im Schlosse Buhy in der Normandie, machte seine Studien zu Sedan und Leyden, ward sodann hier Professor der Philosophie und 1599 Kaplan bei Katharina, der Schwester Heinrichs IV., Gemahlin des katholischen Herzogs Heinrich von Bar. Von derselben zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens aufgefordert, kam er diesem Auftrag durch mehre Disputationen (sämmtlich auch im Druck erschienen) über die Lehre von der Kirche und der Messe mit dem katholischen Theologen de Beaulieu, mit dem Jesuiten Cotton über die Dogmatik und Moral von dessen Orden, mit Gontier über die Transsubstantiationslehre und mit Anderen, sowie durch viele Streitschriften nach. Von Jakob I. von England berufen, um einen Entwurf zur Vereinigung aller reformirten Kirchen auszuarbeiten, schrieb er mehre Apologien für den König gegen Bellarmin und den Papst. Gegen Angriffe des Jesuiten Arnoux diskutirte er in einem sehr ausführlichen Werk (Bouclier de la foi, Genf 1624, deutsch Bremen 1643, Par. 1845) sämmtliche Glaubensartikel der beiden Kirchen, die meisten derselben auch noch in besondern Kontroversschriften. Streitschriften gegen den Arminianismus verwickelten ihn in gehässige Zwistigkeiten mit den Remonstranten. Einen wohlthuenderen Eindruck als seine polemischen Schriften hinterlassen seine zahlreichen kleinen erbaulichen Traktate (meist in Genf erschienen). Seit 1626 Professor der Theologie in Sedan, begann er eine neue Reihe von Angriffen auf die katholischen Dogmen, die aber mehr dem Wissen und der Dialektik, als dem Charakter des Verfassers Ehre machen, und unter denen das bekannteste die „Anatomie de la Messe" (Sedan 1636, Par. 1851, auch ins Deutsche u. Englische übersetzt) ist. Außer den schon genannten Werken sind noch hervorzuheben: „Dix décades de sermons" (Genf 1643) u. sein Kursus über Philosophie (Sedan 1644 u. öfter). D. † am 10. März 1658. Vgl. Armand, Essai sur la vie et sur quelquesuns de ses écrits, Straßb. 1846.

Dumouriez, Charles François, französischer Generallieutenant, den 25. Januar 1739 zu Cambray geboren, trat 1757 in das Heer unter Marschall Estrées in Deutschland, ward bei Kloster-Kampen gefangen, aber wieder ausgewechselt, bereiste später Spanien und Portugal und veröffentlichte seine Schrift „Etat présent du Portugal" (Paris 1769). Im Jahre 1770 ward er Oberst u. Stabschef unter Chauvelin und de Vaur, wohnte 1771 dem Feldzuge gegen Rußland bei, wurde 1772 von Ludwig XV. ohne Zustimmung des Ministers Aiguillon zu Unterhandlungen mit Schweden verwendet und deshalb eine Zeitlang zu Hamburg gefangen gehalten, erhielt 1778 das Kommando in Cherbourg und zugleich den Grad eines Brigadegenerals und ward beim Ausbruch der Revolution Kommandant der Nationalgarde daselbst. Gegen Ende 1789 trat er zu Paris als Jakobiner auf, erhielt eine revolutionäre Sendung nach Belgien, wurde 1790 Generalmajor u. Militärkommandant zu Niort und schloß sich nunmehr den Girondisten näher an, durch deren Einfluß er 1791 zum Generallieutenant und 1792 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Im Sinne dieser Partei bestimmte er Ludwig XVI. zur Kriegserklärung gegen Oesterreich und übernahm nach Lafayette's Flucht das Kommando über dessen Corps. Er nahm seine Stellung bei Grandpré, mußte sich aber vor dem österreichischen General Clairfayt auf Ste.-Menehould-sur-Aisne zurückziehen, schlug jedoch am 5. u. 6. November die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt bei Jemappe. Den neuen Feldzug zur gänzlichen Erobe-

rung Belgiens und Hollands eröffnete D. mit der Beschießung von Mastricht. Als am 18. März bei Neerwinden sein linker Flügel von den Oesterreichern unter dem Herzog von Koburg geschlagen ward, zog er sich nach Brüssel zurück, unterhandelte mit dem Obersten Mack und lieferte die vier Kommissäre des Konvents, die ihn deshalb zu verhaften erschienen waren, den Oesterreichern aus. Eine Proklamation zu Gunsten des Königthums fand so wenig Anklang, daß er von seinen eigenen Truppen genöthigt wurde, zu den Oesterreichern zu fliehen. Er hielt sich nun, von allen Parteien verfolgt, an verschiedenen Orten des Auslandes auf, bis er endlich auf dänischem Gebiet bei Hamburg eine Zufluchtsstätte fand. Hier schrieb er „Mémoires" (2 Bde., deutsch von Ch. Girtanner, Berlin 1794, 2 Bde.) und politische Flugschriften im Geiste fast aller Parteien. Er † am 14. März 1823 nach vielen Wanderungen in der Nähe von London. Vergl. Lettres sur l'ouvrage, intitulé: La vie du général D., London 1795, und Réfutation des mémoires du général D., Hamburg 1794.

Dun, ein celtisches Wort, welches Hügel bedeutet und als Endungsform -dunum in zahlreichen ältern und neuern Ortsnamen in Gallien und den britischen Inseln vorkommt.

Dunajec, Fluß, s. Donajec.

Dunawetz (Portitzkaja), ein Mündungszweig der Donau (s. d.).

Dunbar (Dumbar), Hafenstadt in der schottischen Grafschaft Haddington, an der Nordsee zwischen Edinburg u. Berwick, mit einem Schloß (Stammsitz der Grafen von Lauderdale) u. 3791 Einwohnern, die Häringsfang, Schiffbau, Seilerei u. Kornhandel treiben. Am 27. April 1296 besiegte hier König Eduard I. von England Johann Baliol. Im Jahre 1337 vertheidigte die schwarze Agnes (Gräfin von March) das feste Schloß von D. 22 Wochen lang gegen das englische Heer unter Eduard III. Am 3. September 1650 hier Sieg Cromwells über die presbyterianischen Schotten unter Leslie, wodurch Edinburg in seine Hände fiel.

Dunbarton (Dumbarton, Dunbriton, sonst Lenox), Grafschaft im westlichen Schottland, grenzt nördlich u. östlich an die Grafschaften Perth und Stirling, südlich an Lanark u. Renfrew, westlich an Argyle und umfaßt 14 QMeilen mit 46,500 Einwohnern. An der Westgrenze erstreckt sich das Aestuar des Loch Long; auf der Ostseite der lange Loch Lomond, der größte und schönste See Schottlands; das Land zwischen beiden ist wildes Gebirge (Südfortsetzung der Grampians) mit hohen Gipfeln (Ben Vorlich 2983 Fuß hoch); südöstlich liegt eine Parcelle Flachland. Unter den Flüssen sind der untere Clyd (Grenzfluß gegen Renfrew), der Leven, der aus dem Loch Lomond zum Clyde fließt, u. der Kelvin am bedeutendsten. Das anbaufähige Land beträgt kaum ein Viertheil des Ganzen; das fruchtbarste befindet sich an den Seen und Flüssen. Das Klima ist feucht u. veränderlich. Das Mineralreich liefert Eisen, Steinkohlen, Schiefer. Der Erwerb besteht in Viehzucht, Weberei, Bergbau, Baumwollenspinnerei (bedeutend zu Duntocher), Papierfabrikation, Eisenhüttenbetrieb und Fischerei; Getreide wird eingeführt. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Leven in den Clyde, eng gebaut, hat einen guten Hafen, ein altes Bergschloß auf 500 Fuß hohem Felsen und 8253 Einwohner, welche Seilerei, Schiffbau, Kattundruckerei, Bleicherei &c. treiben. Die vormals blühende Glasfabrikation hat aufgehört. D. war lange wegen seiner guten Schulen berühmt.

Duncan, 1) D. I., König von Schottland, s. Donald 3).

2) Lord Adam, Viscount von D., Camperdown und Baron von Candie, englischer Admiral, den 1. Juli 1731 zu Dundee in Schottland geboren, nahm sehr jung Seedienste, ward 1761 Kapitän, nahm an der Eroberung von Havaña Theil, stieg 1767 zum Kontreadmiral u. 1794 zum Viceadmiral der weißen Flagge und ward 1799 wegen der Wegnahme der holländischen Schiffe unter Admiral Dewinter zum Admiral der weißen Flagge u. zum Peer von England ernannt. Seit 1800 zog er sich zurück u. † zu Dundee den 4. August 1804.

3) John, britischer Reisender, geboren in Schottland, diente anfangs in der Leibgarde, schloß sich 1842 der Nigerexpedition der Brüder Lander an u. machte 1845—46 im Auftrage der geographischen Gesellschaft in London eine neue Reise von Whydack durch das Königreich Dahome nach Adofudia im Innern Afrika's, wohin bisher noch kein Europäer gekommen war. Die Beschreibung dieser Reise erschien 1847 (deutsch von Lindau, 1848, 2 Bde.). Auf einer neuen Reise nach Whydack, um dort das britische Vicekonsulat zu übernehmen, † er am 3. November 1849 in der Bucht von Benin.

Duncansbay-Head, die nördlichste Spitze von Schottland, am Ostende des Pentland-Firth.

Dunciad (vom englischen dunce, Schwachkopf, Dummkopf), satirisches Heldengedicht Pope's auf die schlechten Dichter seiner Zeit; daher auch überhaupt s. v. a. ein satirisches Gedicht. Auch betitelte Palissot sein satirisches Gedicht auf die französischen Encyklopädisten und Philosophen D.

Duncker, 1) Karl, Buchhändler, den 25. März 1781 in Berlin geboren, erlernte den Buchhandel in der voßschen Buchhandlung zu Leipzig, trat später in die Buchhandlung von Frölich ein u. übernahm nach dessen Tode 1809 mit P. Humblot das frölichsche Geschäft unter der Firma Duncker und Humblot. Nach Humblots Tode 1828 setzte er die Buchhandlung für sich und Humblots Erben allein fort, wurde 1824 Vorsitzender des leipziger Börsenvereins, entwarf mit W. Perthes die neue Börsenordnung und erhielt, 1833 zum Direktionsmitglied für den Bau der neuen Buchhändlerbörse zu Leipzig gewählt, daselbst das Ehrenbürgerrecht. Im Jahre 1838 wurde er von dem preußischen Ministerium zum Mitgliede des Sachverständigen-Vereins des Buchhandels zu Berlin ernannt. Sein Verlag dehnte sich auf das historische, mathematische, schönwissenschaftliche und pädagogische Gebiet aus. Das nicht unbedeutende Sortimentsgeschäft überließ er 1837 seinem Sohne Alexander D.

2) Maximilian Wolfgang, namhafter Geschichtschreiber, Sohn des Vorigen, 1812 zu Berlin geboren, studirte zu Bonn und Berlin, ward aber wegen Theilnahme an der Burschenschaft in Bonn in die damaligen demagogischen Untersuchungen verwickelt und zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Nach sechsmonatlicher Haft wieder entlassen, erhielt er Ostern 1839 die Erlaubniß, sich zu Halle für das Fach der Geschichte zu

habilitiren. Im Oktober 1842 zum außerordentlichen Professor ernannt, wirkte er seit April 1843 als Mitredakteur der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung“. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung 1848 gehörte er dem rechten Centrum, im erfurter Volkshause und in den drei Sitzungen der preußischen Kammern in Berlin seit August 1849 den Altliberalen an. Von Juni bis Oktober 1850 suchte er von Kiel und Rendsburg aus die Unterstützung der Herzogthümer mit Geld u. Mannschaft zu betreiben. Aus dieser Zeit rühren seine Gelegenheitsschriften „Heinrich von Gagern“ (Leipz. 1850) und „Vier Monate auswärtiger Politik“ (Berl. 1851) her. Der Zurücksetzung seitens des Ministeriums Manteuffel überdrüssig, nahm er später einen Ruf nach Tübingen an, ward aber schon 1859 als geheimer Regierungsrath u. Direktor der Preßcentralstelle nach Berlin berufen und 1860 mit dem Amte eines vortragenden Raths für Politik beim Kronprinzen betraut. Von seinen literarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Origines Germanicae“ (Berl. 1840), „Die Krisis der Reformation“ (Leipz. 1846), „Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung“ (Berl. 1849), „Geschichte des Alterthums“ (das. 1852 ff., bis jetzt 4 Bde.).

Duncombe, Thomas Slingsby, radikales Parlamentsmitglied, 1796 geboren, wurde von Hertfort ins Parlament gesandt und unterstützte 1831 mit Eifer die Reformbill. Seit 1834 Finsbury, einen Stadttheil Londons, im Parlament vertretend, verfocht er hier die liberalsten Grundsätze, sprach u. stimmte für dreijährige Parlamente, möglichst ausgedehntes Wahlrecht, geheime Abstimmung, Trennung von Kirche und Staat u. machte sich namentlich dadurch populär, daß er gegen Sir James Graham wegen Verletzung des Briefgeheimnisses schonungslos zu Felde zog. Seine für die Erhebung der Ungarn bewiesene Sympathie ward von Jenen durch ein Dankschreiben anerkannt. Er † den 13. Nov. 1861 zu Brighton. Sein Vetter, Arthur, am 24. Mai 1806 geboren, ist entschiedener Konservativer und Protektionist, ward 1851 zum Abgeordneten für Ost-Riding von Yorkshire gewählt und erhielt im März 1852 unter dem Ministerium Derby den Posten eines Lords der Admiralität.

Dundalk, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Louth, nördlich von Dublin, an der Mündung des Creaghan in die Dundalkbai, hat einen guten Hafen, Fabriken für Battist, Musselin, Leinwand, Seife, Leder, Bierbrauereien, Whiskybrennereien, bedeutenden Handel (Getreide, Mehl), besonders nach Liverpool, und 10,075 Einwohner.

Dundas, 1) James Worthley Deans, englischer Admiral, den 4. December 1785 geboren, trat 1799 in den britischen Seedienst, wohnte der Expedition nach Holland und 1800 der Blokade von Alexandria bei. Im Jahre 1806 nahm er an der Belagerung Stralsunds und der Einnahme Kopenhagens Theil, wurde 1807 Postkapitän, war 1809 in der Ostsee u. seit 1815 im Mittelmeer stationirt. Seit 1831 Seeadjutant des Königs Wilhelm IV., 1839 zum Baron erhoben und 1841 zum Kontreadmiral ernannt, bekleidete er in dem letztgenannten Jahre und von 1846 an die Stelle eines Lords der Admiralität, saß dann für Greenwich im Unterhause und erhielt später als Viceadmiral den Befehl über die englische Flotte im Mittelmeere. Nach dem Einrücken der Russen in die Donaufürstenthümer ging er mit seinem Geschwader in die Beşikabai u. nach Vernichtung der türkischen Flotte durch die Russen bei Sinope Anfangs 1854 in das schwarze Meer, wo er mit dem französischen Admiral Hamelin die Seekräfte der Alliirten kommandirte und am 22. April d. J. Odessa bombardirte. Wegen seines Verhaltens bei der Landung und vor Sebastopol vielfach angegriffen und ohne irgend welche größere Erfolge erreicht zu haben, legte er im December 1854 den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück.

2) Richard Saunders D., englischer Admiral, zweiter Sohn des Viscount Melville, den 11. April 1802 geboren, trat 1817 in den englischen Seedienst u. ward 1824 Postkapitän. Im J. 1840 nahm er unter dem Admiral Elliot an der Expedition nach China Theil, wo er sich bei Eroberung der Insel Tschusan u. anderwärts hervorthat, ward dann Superintendant der Werfte zu Deptford, 1853 Kontreadmiral der blauen Flagge u. fungirte von 1852—55 als zweiter Lord der Admiralität. Im Februar 1855 erhielt er das Kommando der Ostseeflotte und bombardirte mit dem französischen Admiral Perraud vom 9.—11. August Sweaborg. Seit 1857 wiederum Lord der Admiralität, ward er am 24. Febr. 1858 zum Viceadmiral befördert. Er † den 3. Juni 1861 zu London.

Dundee (Dunder), bedeutende Fabrikstadt in der schottischen Grafschaft Forfar, nordöstlich von Edinburg, an der Nordseite des Taybusens sehr hübsch gelegen, hat weite, durch elegante Villen gezierte Vorstädte, ansehnliche Gebäude (die imposante Marienkirche, die Andreaskirche, das Theater, das Stadt- u. das Zollhaus), eine Akademie für Sprachen, Literatur u. Mathematik, ein physikalisches Kabinet, Irrenhaus, Hospiz, 2 Banken, einen guten Hafen (seit 1815 erweitert, jetzt 3 Docks von 41½ Morgen enthaltend u. Raum für die größten Schiffe bietend) und 90,425 Einwohner, darunter sich viele irische Einwanderer befinden. In industrieller Beziehung ist D., besonders als Hauptplatz der schottischen Leinenindustrie, am wichtigsten. Die Hauptfabrikate sind gröbere Leinen, Sack-, Beutel- und Segeltuch, auch Drillich, gestreiftes und karrirtes Leinen, sowie Schirting. Im Jahre 1848 wurden versendet an gröberen Leinen 828,925 Stück im Werth von 12,304,950 Thalern, u. gegenwärtig ist der Betrag ein noch weit höherer. Im Durchschnitt werden jährlich für etwa 7,000,000 Thaler Rohmaterial (Flachs u. Hanf, meist aus Rußland und Preußen) verbraucht, das verarbeitet einen Werth von 14,700,000 Thaler hat. Im J. 1850 waren in D. 53 Flachsspinnereien in Thätigkeit, daneben 4 große Maschinenwebereien, sowie 7 große Verpackungsanstalten (mit hydraulischen Pressen), und die Zahl der Leinenarbeiter ward auf 15,000 geschätzt. Ueber die Hälfte des Fabrikats geht ins Ausland, besonders nach den Vereinigten Staaten, Canada, Mexiko, Westindien, Brasilien, Peru, Chile, auch nach Spanien u. dem Mittelmeer; das übrige nach London, Manchester, Glasgow zu eigenem Verbrauch. Neben der Leinenindustrie sind an Schiffs- und Maschinenbau (6 Anstalten) bedeutend; es sind 7 Werfte vorhanden, wo sich fast immer 10—12 Schiffe im Bau befinden. D. wird von 4 Eisenbahnen (ein Tag bis London) berührt und ist nächst

Leith und Aberdeen der Haupthafen an der Ostküste Schottlands. Dabei der 510 Fuß hohe Law of Dundee, ein isolirter Kegel mit 2 Leuchtthürmen.

Dundonald, Graf von, s. Cochrane.

Dunen, s. v. a. Eiderdunen und Flaumfedern, s. Federn.

Dunfermline (Dumfermline), alte berühmte Stadt in der schottischen Grafschaft Fife, nordwestlich von Edinburg, auf einer unbequem zu ersteigenden Höhe von 300 Fuß, mit 15 Kirchen, zahlreichen Unterrichtsanstalten, den Ruinen einer alten berühmten Benediktinerabtei (einem der imposantesten und prächtigsten Bauwerke Schottlands, in welchem sich das Grab von Robert Bruce befindet), sowie des alten Schlosses Malcolm Canmore, u. 13,504 (mit dem Kirchspiel 20,905) Einwohnern. D. ist ein Hauptsitz der englischen Leinenindustrie und steht namentlich im Rufe wegen seiner Fabrikation feinen Tischzeugs und farbiger Decken. Die Muster entsprechen jeder Anforderung. Jetzt hat man große Fabrikwebereien angelegt, u. die Zahl der Stühle, welche 1845 3050 betrug, hat seitdem bedeutend abgenommen, während die in den benachbarten Dörfern, welche für die städtischen Fabrikanten arbeiten, in Zunahme begriffen ist. Im J. 1850 wurden etwa 3200 Menschen beschäftigt. Außerdem hat D. Brennereien, Fabriken für Seife, Lichte, Seide, Leder, Eisengießereien u. Dampfmühlen. Die Umgegend ist reich an Kohlen, Kalk und Eisen und die Eisenbahnverbindung nach andern wichtigen Orten vollständig. Zum Kirchspiel gehören 3 Häfen.

Dung, s. v. a. Dünger.

Dungannon, Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, im Südwesten des Lough Neagh, mit einer reichen gelehrten Schule, Leinwandhandel, Fabrikation von Thonwaaren, Eisenwerken u. Kohlengruben u. 3886 Einwohnern; einst Residenz der O'Neils, Könige von Ulster.

Dungarvan, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Waterford, an der Mündung des Colligan in die Dungarvanbai, mit Wasserleitung, Handelshafen, Seebädern und 8614 Einwohnern.

Dunin, Martin von, Erzbischof von Gnesen und Posen, den 11. November 1774 geboren, wurde in der Jesuitenschule zu Rawa, auf dem Gymnasium zu Bromberg und im Collegium germanicum zu Rom gebildet, ward 1808 Kanonikus bei der Metropolitankirche zu Gnesen, 1824 Konsistorial- und Schulrath in Posen, 1831 oberster Kirchenfürst der Provinz und machte sich um das Schulwesen verdient. Als das Breve Pius' VIII. vom 25. März 1830, die gemischten Ehen betreffend, 1836 die Streitigkeiten mit dem Erzbischof Droste-Vischering hervorrief, richtete D. im Januar 1837 an den Minister der geistlichen Angelegenheiten, von Altenstein, und dann an den König die Bitte, auch in seiner Erzdiöces das päpstliche Breve veröffentlichen zu dürfen, ward jedoch abgewiesen. Kaum aber war die päpstliche Allokution vom 10. December 1837 über die Wegführung des Erzbischofs von Köln ergangen, als D. in einem Hirtenbriefe vom 30. Januar 1838 alle Pfarrer seiner Erzdiöces aufforderte, bei Eheeinsegnungen fortan nur nach den früheren päpstlichen Bestimmungen zu verfahren, u. in einem zweiten Hirtenbrief vom 27. Febr. jedem Geistlichen mit Amtsentsetzung drohte, welcher eine gemischte Ehe einsegnen würde, „ohne vorher von den Brautleuten das Versprechen erhalten zu haben, daß ihre Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollten, und ohne sich die Ueberzeugung verschafft zu haben, daß der katholische Theil der Hoffnung sei, den akatholischen zu seiner Kirche zurückzuführen". Vergeblich forderte die Regierung die Zurücknahme dieses ohne ihre Genehmigung erlassenen Hirtenbriefs. Als die hierauf mit dem Erzbischof gepflogenen Unterhandlungen trotz des Anerbietens des Königs, D. mit der verdienten Strafe zu verschonen, falls er sich jetzt noch dem Willen der Regierung füge, zu keinem friedlichen Resultat führten, D. vielmehr erklärte, daß er bei den in seinem Hirtenbriefe ausgesprochenen Forderungen beharren müsse, erklärte ein Ministerialreskript den Erlaß der Hirtenbriefe für eine Ueberschreitung der Amtsgewalt des Erzbischofs, verbot deren Verbreitung und Beobachtung und eröffnete gegen den Erzbischof einen Kriminalprozeß. Die Dekanate der Provinz erklärten jedoch, daß sie den Hirtenbriefen ihres Erzbischofs ferner Folge leisten würden, ja sie ließen bei katholischen Taufen keine evangelischen Taufzeugen mehr zu. Da eine friedliche Ausgleichung, die der König persönlich versuchte, nicht zu Stande kam, wurde D. am 24. April vom Oberlandesgericht zu Posen wegen seines Ungehorsams und seiner eigenmächtigen Maßregeln zum Verluste seiner Würden und zu 6 Monaten Festungsstrafe verurtheilt. Der König erließ ihm die letztere unter der Bedingung, daß er ruhig in Berlin wohne (mit Beibehaltung seines vollen Gehalts). D. nahm zwar diese Begnadigung mit ihren Bedingungen an, entfernte sich jedoch am 3. Oktober 1839 heimlich aus Berlin nach Posen und trat hier sogleich wieder als Erzbischof auf. Von Neuem verhaftet und nach Kolberg abgeführt, blieb er daselbst in Haft bis zum August 1840, wo ihm Friedrich Wilhelm IV. gegen gewisse Erklärungen die Rückkehr in seine Diöces gestattete. Kurze Zeit nachher wies er den Klerus in zwei Hirtenbriefen an, von der Forderung der üblichen Versprechungen bei gemischten Ehen abzustehen und bei bereits eingegangenen gemischten Ehen nach dem Gemüthszustande des katholischen Ehegatten zu beurtheilen, ob ihm die Sakramente zu verweigern seien oder nicht. D. † am 26. December 1842.

Dunin-Borkowsky, Stanislaus, Graf, polnischer Gelehrter, im Mai 1786 zu Koda in Galizien geboren, studirte zu Lemberg und auf der Bergakademie zu Freiberg besonders Mineralogie, begab sich nach Paris, machte 1815 eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wo er auf dem Vesuv den Sobalit entdeckte, u. wurde 1818 in Folge seiner veröffentlichten Analysen von Mineralien von der Akademie zu München zum korrespondirenden Mitglied ernannt. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn, später dem Studium der Geognosie und Chemie zu entsagen. In dieser Muße schrieb er „Ueber die Pflichten eines Bibliothekars" (Lemberg 1829), gab den in St.-Florian bei Linz aufgefundenen polnischen Psalter mit einer historisch-philologisch-kritischen Einleitung (Wien 1834) und als Entgegnung auf eine Kritik dieses Werks die Schrift „Zur Geschichte des ältesten polnischen Psalters" (das. 1835) heraus und schrieb „Observations générales sur les rapports des différentes structures de la terre" (Paris

1809). Seine Neffen, Joseph und Alexander von D., machten sich als polnische Dichter einen Namen.

Dunkelarrest, Arrest (s. d.) in einem dunkeln Kerker.

Dunkeld, alte Stadt in der schottischen Grafschaft Perth, links am Tay, in einem tiefen Thal, mit verschiedenen alterthümlichen Gebäuden und Ruinen und etwa 1000 Einwohnern, war von 1127—1688 Bischofssitz und soll einst Residenz der Piktenkönige gewesen sein. Gegenüber Little D., mit 3000 Einwohnern. Der Hügel Birnam ist als Gerichtsplatz aus Macbeths Zeit bekannt.

Dunkerque, Stadt, s. v. a. Dünkirchen.

Dunkers, s. Baptisten.

Dunkirk, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Grafschaft Chautauque, am Eriesee und am Ende der Newyork- und Erieeisenbahn, höchst malerisch gelegen, hat einen Hafen mit Leuchtthurm, mehre Kirchen und Banken, eine Akademie und 4754 Einwohner.

Dunkle Hauung (dunkler Schlag), bei der periodischen Durchforstungsmethode die erste eigentliche Hiebperiode, in der auf dem Jahresschlag nur einige der größten Bäume geschlagen und etwa 150 bis 170 auf dem Morgen stehen gelassen werden, so daß die Kronen der Bäume einander noch berühren, um dem ersten Samenwuchs hinreichenden Schutz zu gewähren.

Dunleary, Ort, s. Kingstown.

Dunois, französische Landschaft im Herzogthum Orléans, bildet die Umgebung von Châteaudun u. gehört jetzt zum Departement Eure-Loire.

Dunois und Longueville, Jean, Bastard von Orléans, Graf, am 23. November 1402 zu Paris geboren, der natürliche Sohn des Herzogs Ludwig von Orléans, des zweiten Sohnes des Königs Karl V., von seiner Geliebten, Jolantha, trat als Hauptmann und Kammerherr in die Dienste des Dauphins, der ihn mit zahlreichen Gütern in der Dauphiné beschenkte, kam 1422 als Geisel für den mit Karl VII. unterhandelnden Grafen Richmond an den Hof von Bretagne, wo er auch vom König mit einer Menge von Herrschaften belehnt wurde, so daß er bald zu den reichsten Edelleuten Frankreichs gehörte. Er entsetzte 1427 das von den Engländern belagerte Montargis u. vertheidigte bald darauf das ebenfalls belagerte Orléans so lange, bis 1429 die Jungfrau von Orléans zum Entsatz herbeizog. Nach der Schlacht von Patay (18. Juli 1429) säuberte er die von den Engländern überschwemmten Provinzen. Für die seinem Halbbruder, dem Herzog von Orléans, zurückgegebenen Familiengüter mit der Grafschaft Dunois belehnt, nannte er sich fortan nach derselben. Wegen seiner Theilnahme an der „Praguerie", einer Verschwörung gegen den mächtigen Connetable, begnadigt, vertrieb er 1442 den gefürchteten Talbot von Dieppe und ward dafür mit der Grafschaft Longueville belohnt. Als Befehlshaber in der Normandie reinigte er bis 1450 diese Provinz und bis 1455 auch Guienne von den Engländern. Von dem mißtrauischen Ludwig XI. aller seiner Würden beraubt, stellte er sich an die Spitze des Bundes „Pour le bien public" und erhielt in dem Friedensvertrage von Maur (29. Oktober 1465) wenigstens seine konfiscirten Güter wieder. Im Jahre 1466 ward er Präsident einer Kommission für Verbesserung der Rechtspflege und † am 24. November 1468 zu Lay unweit Paris. Seine Nachkommen stiegen an Würde und Reichthümern, und schon sein Enkel François II. wurde 1505 zum Herzog von Longueville (s. d.) erhoben.

Dunoon, Flecken in der schottischen Grafschaft Argyle, am Firth of Clyde, mit zahlreichen Villen, sehr besuchten Seebädern und einer ab- und zunehmenden Bevölkerung von cirka 1500—2500 Einw.

Dunse, Marktflecken in der schottischen Grafschaft Berwick, nordöstlich von Greenlaw, an der Whiteadder in reichem Ackerlande, mit Fabriken für Tuch, Wollenzeuch, Papier, Leinwand, Bleichen u. 3407 Einwohnern. Dabei eine eisenhaltige u. besonders bei Magenbeschwerden mit Erfolg gebrauchte Mineralquelle (Dunse Spaw); nördlich von D. der 900 F. hohe Berg Cockburn-Law, dessen Spitze den Schiffern als Signal dient.

Duns Scotus, Johannes, wegen seines Scharfsinnes Doctor subtilis genannt, berühmter Scholastiker, Gründer der Scotisten und einer neuen scholastischen Richtung, soll nach Einigen um 1270 oder 1275 zu Dunse in Schottland oder zu Dunston in Northumberland, nach Andern zu Dunum in Irland geboren sein, wurde Franciskaner und 1301 Lehrer der Philosophie und Theologie zu Oxford, 1304 zu Paris, wo er bald, besonders durch seine Opposition gegen Thomas von Aquino und Bonaventura, Aufsehen erregte. Er † 1308 zu Köln, wohin er zur Bestreitung der Begharden berufen worden war. Ein grundloses Gerücht läßt ihn lebendig begraben worden sein. Die berühmtesten seiner Schriften sind die „Commentarii in VIII libros Physicorum Aristotelis" (1504, 1597) u. der Kommentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus (Venedig 1516, 1597, Antw. 1620 und öfter), das sogenannte „Opus Oxoniense" oder „Anglicanum". Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien von Wadding mit Scholien und Kommentar (Leyden 1639, 12 Bde.). D. S. steht an der Spitze einer neuen Entwickelung der Scholastik. Wurde in dieser anfangs die Philosophie nur angewendet, um die unbezweifelte Wahrheit der göttlichen Offenbarung bestimmter ins Bewußtsein zu bringen, machte sich später eine gewisse Selbstständigkeit der Philosophie der Religion gegenüber geltend, so ging D. S. an die wissenschaftliche Beantwortung der Frage, ob der Mensch überhaupt neben derjenigen Erkenntniß, deren sein Verstand von Natur fähig ist, noch einer übernatürlichen bedürfe, und fand die Wahrheit nur in der rationalen Erkenntniß, welche die Vernunft unmittelbar durch sich selbst habe. Er geht sogar so weit, daß er erst die Wahrhaftigkeit der in den heiligen Schriften enthaltenen göttlichen Offenbarungen darzuthun sucht, ehe er sie für würdig erklärt, der spekulirenden Vernunft als Richtschnur u. Ziel zu gelten. Auch die der Scholastik wesentlich eigenthümliche Untersuchung des Gegensatzes von Sein und Gedanke wurde durch D. S. bedeutend gefördert, indem er den Realismus auf die höchste Spitze trieb, wo derselbe bald in sein Gegentheil, den Nominalismus, umschlug. Der Zwiespalt, in den D. S. und seine Schule, die Scotisten, zu denen hauptsächlich die Franciskaner gehörten, hiernach mit der Kirchenlehre gerathen mußten, ward besonders durch

ihre langen Streitigkeiten mit den Thomisten (s. d.) aufgedeckt u. betraf hauptsächlich das Maß der menschlichen Freiheit, die Genugthuung Christi und die Sündlosigkeit Maria's, worüber erstere folgende Ansichten aufstellten: Die Erbsünde schließt eine gewisse natürliche Tüchtigkeit des Menschen nicht aus, denn der Verlust im Sündenfalle war keine Veränderung der Natur, sondern nur Entziehung der außerordentlichen Gnade; Jesus ist Mensch, wenngleich Ideal der Menschheit, und erst durch eine freie Gunst der Gottheit Gottessohn; sein Verdienst, unausreichend an sich und nur durch Gottes freie Aufnahme vollkommen, besteht weniger in seinem Tode, als in seiner ganzen Idealität u. bezieht sich nicht bloß auf die menschliche Sünde; Maria muß sündlos (unbefleckt) schon empfangen worden sein, da für die menschliche Idealität Jesu seine Geburt vom heiligen Geiste nicht ausreichte; Gottes Eigenschaften endlich sind unterschieden unter einander und vom göttlichen Wesen, aber die Existenz nicht vom Wesen. Zu den berühmtesten Scotisten zählen: Franciscus de Mayronis, Hieronymus de Ferrariis, Anton Andreä, Walter Burleigh (Burläus), Johannes Baptista Monlorius und Major. Wilhelm Occam, der scharfsinnigste Schüler des D. S., wurde als Gegner oder Fortbildner des scotistischen Systems das Haupt des neuen Nominalismus. Vergl. Bonaventura Baro, Johannes D. S. etc., Köln 1664, 3 Bde.; Crisper, Philosophia scholae scotisticae, Augsburg 1735; Derselbe, Theologia scholae scotisticae, das. 1748; L. F. O. Baumgarten-Crusius, De theologia Scoti, Jena 1816.

Dunst, diejenige Form der Dämpfe, in der sie in kleinen Bläschen sich in der Atmosphäre halten. Durch Wärme werden bekanntlich, wenn sie den gehörigen Grad erreicht hat, Flüssigkeiten in Dampf (s. d.) verwandelt und kehren bei abnehmender Temperatur nach und nach wieder in den tropfbarflüssigen Zustand zurück. Wenn sich nun die Dämpfe in so weit kondensirt haben, daß sie noch keinen eigentlichen Niederschlag bilden, aber auch bereits sich so dicht in kleinen Tröpfchen zusammenziehen, daß sie ihre helle Durchsichtigkeit verlieren, so nennt man sie Dünste. Nebel und Wolken sind solche Dünste. Der Durchmesser der Dunstbläschen hängt von ihrer höhern oder niedern Temperatur ab. Bei ältern und auch bei einigen neuern Physikern heißt D. s. v. a. kondensirbarer Dampf, und zwar im Gegensatz von Gas, als dem nicht kondensirbaren Dampf. Im Artilleriewesen nennt man D. den Wirkungskreis der entzündeten Ladung, innerhalb dessen brennbare Gegenstände verbrannt werden. Vgl. auch Schrot.

Dunstable, Flecken in der englischen Grafschaft Bedford, mit 4467 Einwohnern, Hauptsitz der englischen Strohflechterei; steht wahrscheinlich auf der Stelle des Forum Dianae der Römer. Hier fanden die ersten theatralischen Vorstellungen in England Statt.

Dunstan, St., Erzbischof von Canterbury, aus vornehmem englischen Geschlecht um 925 zu Glastonbury in der Grafschaft Somerset geboren, trat in den Priesterstand und erregte als Einsiedler durch strengste Ascese solches Aufsehen, daß König Edmund den frommen und wunderthätigen Mann als Rathgeber an den Hof berief. Sein Einfluß wuchs noch unter dem folgenden König Edrid; unter Edwin aber wurde D. als ein zu strenger Sittenrichter aus dem Lande vertrieben. Er wandte sich nach Flandern und erregte zu Gent durch seine Wunderthätigkeit viel Aufsehen. Unter Edgar, seit 957 König des Landes vom Humber bis zur Themse, kehrte D. zurück und wurde Bischof von Worcester, nach Edwins Tode 959 auch von London und später Erzbischof von Canterbury. Als solcher nahm er die Ordensregeln des heiligen Benedikt wieder auf und verschärfte sie und stiftete 48 Benediktinerklöster. Seine Einmischung in weltliche Angelegenheiten, sowie seine strenge Durchführung des Priestercölibats zogen ihm viel Haß zu. Wie denn D. überhaupt hochstrebend und herrschsüchtig war, so setzte er nach Edgars Tode 975 gegen den Willen des Landes dem Knaben Eduard die Krone auf. D. † am 19. Mai 988. Er arbeitete auch als Maler, Bildschnitzer und Erzgießer. Sein Leben beschrieb Surius, nach der Erzählung des Mönches Osbert, in Maiwondes' „De probatis Sanctorum vitis“. Sein Gedächtnißtag ist der 19. Mai.

Dunstkreis, s. Atmosphäre.

Duo (lat.), zwei, s. Duett.

Duodecim (lat.), zwölf, davon duodecimal, was sich auf die Zahl 12 bezieht, insbesondere was nach je 12 gleichen Theilen gemessen wird. Daher Duodecimalmaß, Maß, bei welchem die Einheit in 12 Theile, z. B. die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll etc., getheilt wird, meist durch das Decimalmaß verdrängt; Duodecimole, eine aus 12 Noten von gleichem Werthe bestehende musikalische Figur, der nur eine einzige Note von beliebigem Zeitgehalte zum Grunde liegt, durch deren Theilung in 12 gleiche Theile sie eben entsteht.

Duodecim tabulae (lat.), s. Zwölf Tafeln.

Duodekagon (griech.), regelmäßiges Zwölfeck.

Duodenum (lat.), der Zwölffingerdarm, s. Darm; Duodenitis, Entzündung desselben.

Duodez, s. Format.

Duodi (franz.), im französischen republikanischen Kalender der zweite Tag jeder Dekade.

Duodrama, eine Art Melodrama, worin nur zwei Personen auftreten, deren Reden durch musikalische Zwischensätze verbunden werden, wie z. B. Rousseau's „Pygmalion“, Benda's „Ariadne auf Naxos“ und „Medea“. Es war besonders im vorigen Jahrhundert Mode.

Duo si faciunt idem, non est idem (lat.), Sprüchwort: wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe; d. h. die Handlungen haben nach ihren Urhebern verschiedenen Werth.

Dupanloup, Félix Antoine Philibert, berühmter französischer Kanzelredner, geboren den 3. Januar 1802 zu St. Félix in Savoyen, widmete sich dem geistlichen Berufe, wurde 1833 in Frankreich naturalisirt, machte 1834 durch seine Fastenpredigten Aufsehen und erhielt 1841 eine Professur an der Sorbonne. Am 9. Oktober 1849 zum Bischof von Orléans erhoben, entwickelte er nach verschiedenen Seiten hin große Thätigkeit. Als einer der Hauptredakteure des „Ami de la religion“ kämpfte er unter Ludwig Philipp für die Freiheit des Unterrichts, unter Napoleon III. für die Unabhängigkeit des Papstthums. Er vertrat auch die alten klassischen Studien gegen die Angriffe der Ultramontanen. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Evan-

gils choisis de tous les jours de l'année" (3. Ausg., Par. 1837); „Exposition des principales vérités de la foi catholique par Fénélon" (das. 1838); „Eléments de rhetorique sacrée" (das. 1841); „Le christianisme présente aux hommes du monde par Fénélon" (das. 1844, 6 Bde.); „De l'éducation" (das. 1855—57, 3 Bde.).

Dupaty, 1) Charles Marguérite Jean Baptiste Mercier, französischer Strafrechtsgelehrter, den 9. Mai 1746 zu Rochelle geboren, war seit 1767 Advokat und später Präsident beim Parlament zu Bordeaux, ward wegen einer Schrift, welche die Amtsführung des Herzogs von Aiguillon als Gouverneurs von Bretagne angriff, 1770 verwiesen, von Ludwig XVI. aber zurückgerufen und zum Präsidenten des Parlaments von Bordeaux ernannt. Neue, aus seinen liberalen Grundsätzen entspringende Kollisionen ließen ihn jedoch bald zurücktreten; er lebte fortan zu Paris, wo er am 17. September 1788 †. Seine „Réflexions historiques sur les lois criminelles" (Par. 1788) deckten die Verderblichkeit des geheimen Gerichtsverfahrens und viele Mißverhältnisse der Strafen zu den Verbrechen auf. Anonym erschienen von ihm: „Lettres sur l'Italie en 1785" (Par. 1788, 2 Bde., deutsch von G. Forster, Mainz 1789, 2 Bde., 2. Aufl. 1805).

2) Louis Charles Henri Mercier, französischer Bildhauer, Sohn des Vorigen, den 29. September 1771 zu Bordeaux geboren, studirte die Rechtswissenschaft, wurde 1790 Advokat, folgte kurze Zeit nachher dem Aufrufe des Nationalkonvents zu den Waffen und wurde sodann geographischer Zeichner im Departement Monterrible und später Lehrer an der Nationalschule zu Paris. Hier studirte er eine Zeitlang bei Vincent die Oelmalerei, widmete sich aber dann unter Lemots Leitung für immer der Bildhauerkunst. Zu seiner Ausbildung in derselben verweilte er 8 Jahre in Rom, ward 1816 Mitglied des Instituts zu Paris, 1825 Professor an der königlichen Schule der schönen Künste, adjungirender Konservator der Gallerie Luxembourg, Ritter der Ehrenlegion und † zu Paris den 12. November 1825. Die namhaftesten seiner Werke sind: Perikles bei Anaxagoras, Venus Genetrix, der verwundete Philoctet, Cadmus, den Drachen tödtend, die sterbende Biblis, Ajax vom Zorn des Neptun verfolgt (im Palais royal), Orestes von den Furien verfolgt, kolossale Gruppe, die Reiterstatue Ludwigs XIII.

3) Louis Emanuel Felicité Charles Mercier, französischer Dramatiker, Bruder des Vorigen, den 30. Juli 1775 zu Blanquefort in der Gironde geboren, diente mit Auszeichnung in der Marine, ward dann beim Geniecorps angestellt, widmete sich aber nachher zu Paris ausschließlich dramatischen Arbeiten und schrieb namentlich eine Menge kleiner Lustspiele und Vaudevilles. Seine Oper „Les valets dans l'antichambre" zog ihm eine kurze Verbannung zu. Seit 1836 Mitglied der Akademie, † er im Juli 1851 zu Paris. Ausgezeichnet ist das satirische Gedicht: „Les délateurs ou trois années du XIX. siècle" (Paris 1819), bemerkenswerth auch: „L'art poétique des demoiselles" (das. 1824).

Duperré, Victor Guy, Baron, französischer Admiral, Pair und vormaliger Minister, am 20. Februar 1775 zu Rochelle geboren, machte bei der Handelsmarine 1791 seine erste Reise nach Indien, trat 1792 beim Kriege Frankreichs mit Holland in die Kriegsmarine u. nahm bis 1796 als Schiffsfähndrich an mehren Gefechten Theil. Im Jahre 1796 gefangen, ward er erst 1799 ausgewechselt, worauf er Transporte an den blokirten Küsten der Bretagne und in die französischen Kolonien begleitete. Bei Napoleons Rüstungen 1804 zur Landung in England ward D. Schiffslieutenant beim Marinestab, erhielt 1806 als Fregattenkapitän das Kommando der „Sirene" und brachte auf diesem Schiffe 1808 Truppen nach Martinique. Zum Kapitän ernannt, kreuzte er seit 1809 im indischen Meere u. machte daselbst ansehnliche Prisen. Nach seiner Rückkehr nach Europa ward er Baron, Kommandeur der Ehrenlegion, Kontreadmiral und Oberbefehlshaber im adriatischen Meere. Während der hundert Tage schützte er als Seepräfekt Toulon vor den zu Marseille gelandeten englisch-sicilischen Truppen. Im Jahre 1818 übernahm er das Kommando der französischen Stationen in den Antillen, ward 1823 Kommandant des Cadix belagernden Geschwaders und nahm 1830 an der Einnahme von Algier Antheil. Im August 1830 zum Pair und Admiral ernannt, ward er im Oktober d. J. Präsident der Admiralität und führte von 1834—36 das Marineportefeuille, das er auch mit dem Ministerium Guizot im Oktober 1840 wieder übernahm, aber wegen Kränklichkeit bald abgab. Er † den 2. Nov. 1846.

Dupetit-Thouars, 1) Louis Marie Aubert, französischer Botaniker, 1756 im Schlosse Boumois bei Saumur geboren, wurde auf der Kriegsschule zu La Flèche gebildet, trat als Unterlieutenant in den Militärdienst, begab sich aber schon 1794 nach Isle de France, wo er 8 Jahre lang Materialien zu einer Naturgeschichte dieser Insel, sowie der von Madagaskar sammelte. Nach seiner Rückkehr ward er Mitglied des Instituts und anderer gelehrten Gesellschaften, 1806 Direktor der königlichen Pépinière Roule zu Paris und † am 12. Mai 1831. Von seinen Schriften nennen wir die „Histoire des végétaux recueillis dans les iles de France, de Bourbon et de Madagascar" (Paris 1804—5, 4 Hefte), die „Mélanges de botanique et de voyages" (das. 1809), den „Recueil de rapports et de mémoires sur la culture des arbres fruitiers" (das. 1815), die „Flore des iles australes de l'Afrique" (das. 1822) und „Notice historique sur la pépinière du Roule" (das. 1825—26, 2 Thle.).

2) Aristide Aubert, berühmter französischer Seefahrer, Bruder des Vorigen, am 31. Aug. 1760 zu Boumois bei Saumur geboren, erhielt seine Ausbildung in der Kriegsschule zu La Flèche und zu Paris, ward beim Ausbruch des Kriegs mit England 1778 Marinegardist auf dem Kriegsschiffe „Le Fandant" und that sich unter Anderem in der Seeschlacht von Quessant, bei der Eroberung des Forts St. Louis am Senegal und der britischen Insel Grenada in Westindien so rühmlich hervor, daß er nach dem Frieden von 1783 zum Kommandanten des Kriegsschiffes „Tarleton" ernannt wurde. Auf die Nachricht, daß das Schiff Lapeyrouse's im Südmeere gescheitert sei, rüstete D. auf eigene Kosten ein Schiff aus, um jenes aufzusuchen, ward aber von den Portugiesen gefangen u. längere Zeit zu Lissabon gefangen gehalten. Wieder frei, ging er nach Nordamerika, machte zwei vergebliche Versuche, die Nord-

westküste zu Lande zu erreichen, trat später wieder in französische Seedienste, kommandirte bei der Expedition nach Aegypten den „Tonnant", ein Linienschiff von 80 Kanonen, und fiel in der Schlacht bei Abukir am 1. August 1798.

3) Abel, Sohn des Vorigen, geboren den 3. August 1793, widmete sich ebenfalls dem Dienste der französischen Marine, ward Kontreadmiral, machte 1837—39 eine Reise um die Welt, unterwarf Otaheiti der französischen Protektion, entsetzte aber am 6. Nov. 1843 die Königin Pomare wegen Verletzungen ihrer Verpflichtungen und ergriff sodann förmlichen Besitz von der Insel. Die Verhaftung des englischen Konsuls Pritchard, der die Eingeborenen gegen ihn aufgewiegelt, veranlaßte seine Abberufung. Er schrieb „Voyage autour du monde sur la frégatte la Venus" (Paris 1840 f., 10 Bde., mit Atlas).

Dupin, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Gröben, an der Horla, mit katholischer Kirche, Synagoge, bedeutender Leinenindustrie und 638 Einw.

Dupin, 1) André Marie Jean Jacques, namhafter französischer Rechtsgelehrter, geboren zu Varzy im Departement Nièvre den 1. Febr. 1783, ward schon 1802 Rechtsanwalt, 1806 Doktor der Rechte, 1810 Professor derselben und bei der ersten Restauration Mitglied eines Ausschusses zur Ordnung der Gesetze des Kaiserreichs. Im J. 1815 vertheidigte er den Marschall Ney, 1816 die wegen Lavalette's Entweichung angeklagten englischen Offiziere, später die Generäle Alix, Savary, Gily, Caulaincourt rc. und galt überhaupt von 1825—29 als Advokat der liberalen Partei. Im Jahre 1827 trat er von Neuem in die Kammer, in welcher er schon während der 40 Tage, doch in Folge seiner Opposition gegen Napoleon nur sehr kurze Zeit gewesen war, erhob sich gegen die Auflösung der Nationalgarde von Paris, gegen die Majorate, den wachsenden Einfluß der Geistlichkeit und redigirte 1830 die Adresse der 221, welche die nächste Veranlassung der Julirevolution wurde. In den Julitagen bewies er wenig Muth u. bekämpfte nach denselben so hartnäckig jeden Aufschwung nationaler Begeisterung, daß im Februar 1832 das Volk sein Haus stürmte. In seiner Schrift „La révolution de 1830" (Par. 1832) suchte er den legalen Charakter der Julirevolution nachzuweisen. Ein eifriger Gegner der Klubs, ward er unter Ludwig Philipp Mitglied des Ministerkonseils, Präsident des königlichen Privatraths, Generalprokurator am Kassationshofe und Großkreuz der Ehrenlegion, sowie 1832 Mitglied der französischen Akademie. Später trat er in die Stellung einer gemäßigten Opposition. Als Präsident der Kammer, in welcher er seit 1845 für Martinique saß, suchte er die Monarchie zu retten, indem er die Deputirtenkammer gleichzeitig von der Abdankung des Königs und der Regentschaft der Herzogin von Orléans benachrichtigte, schloß sich später aber der Republik an, wurde vom Departement Nièvre in die Nationalversammlung gerufen und am 1. Juni 1849 zum Präsidenten gewählt. Bei seinem Eintritt in die gesetzgebende Versammlung neigte er sich in seinen Abstimmungen zur Rechten; doch stimmte er gegen das Zweikammersystem. Im Jahre 1850 ward er Testamentsvollstrecker Ludwig Philipps und führte den Vorsitz im Fünfundzwanzigerausschusse. Im Mai 1851 von Neuem zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt, protestirte er vergeblich gegen die gewaltsame Sprengung derselben. Am 2. Dec. 1851 nahm er in Folge des Konfiskationsdekrets gegen die Familie Orléans seine Entlassung als Generalprokurator am Kassationshofe u. zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Im J. 1857 ging er indessen zu den Bonapartisten über, trat wieder in seine Stelle am Kassationshofe ein und ward zum Senator ernannt. Vermißt man an D. dem Politiker die Charakterfestigkeit, so nimmt er dagegen als Redner und Jurist einen hohen Rang ein. Seine namhaftesten Schriften sind: „Précis historique des droits romains" (Paris 1809 u. öfter); „Dictionnaire des écrits modernes" (das. 1812); „Code de commerce, des bois et des charbons" (das. 1817); „Lois des communes" (das. 1823); „Les libertés de l'église gallicane" (das. 1824); „Notions élémentaires sur la justice, le droit et les lois" (das. 1827); „Révolution de Juillet" (das. 1830); „Caractère légal et politique du nouvel établissement" (das. 1832); „Manuel des droits d'église" (das. 1844). Die Zahl der durch seine Hand gegangenen Prozesse betrug bereits 1840 4000.

2) Charles, Baron, französischer Staatsmann und Polytechniker, Bruder des Vorigen, am 6. Okt. 1784 zu Varzy im Departement Nièvre geboren, diente 1803—7 als Ingenieur der Marine in Holland, Belgien, Italien und in der Provence, ging 1808 als Freiwilliger unter dem Admiral Ganteaume nach den jonischen Inseln, wo er Sekretär der eben errichteten Akademie zu Korfu wurde, kehrte 1811 zurück und ward bei der Stiftung des Konservatoriums der Künste und Handwerke 1820 als Professor bei demselben angestellt, 1827 zum Baron ernannt, kam 1827 in die Deputirtenkammer, wurde 1837 zum Pair erhoben, war 1848 Präsident der Akademie der politischen u. moralischen Wissenschaften zu Paris, ward in demselben Jahre in die konstituirende und 1849 in die gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er mit der Majorität stimmte, war 1851 französischer Bevollmächtigter bei der Industrieausstellung zu London und ward sodann Senator, gab aber nach der Konfiskation der orléans'schen Güter seine Stelle als Oberinspektor des Seegeniewesens auf. Sein Hauptwerk sind die „Voyages dans la Grand-Brétagne" (Par. 1820—24, 6 Bde., deutsch, Stuttg. 1825). Außerdem sind zu nennen: „Développements de géométrie" (Paris 1813), „Discours et leçons sur l'industrie, le commerce etc." (das. 1825, 2 Bde.), „Géométrie et mécanique des arts et métiers" (das. 1825—27, 3 Bde., deutsch 1825—27, 3 Bde.), „Le petit producteur français" (das. 1827 ff., 7 Bde.), „Forces commerciales et productives de la France" (das. 1827, 2 Bde.).

3) Philippe, namhafter Advokat Frankreichs, der jüngste Bruder der beiden Vorigen, den 7. Okt. 1795 in Varzy geboren, that sich mit seinem ältesten Bruder als entschiedenster Gegner der Restauration hervor, ward aber nach der Julirevolution ein Freund der neuen Regierung u. vertheidigte Ludwig Philipp gegen den Verdacht, um den Tod des Prinzen Condé gewußt zu haben. Er ward öfter Mitglied der Deputirtenkammer und † zu Pisa am 14. Februar 1846. Er war Mitarbeiter an den „An-

nales du barreau français", worin einige seiner Gerichtsreden abgedruckt sind.

Duplessis, Josephe Sifrède, französischer Historien- und Porträtmaler, geboren den 6. April 1725 zu Carpentras, bildete sich unter Imbert und dann in Rom und ließ sich nach einem längeren Aufenthalte in Lyon zu Paris nieder, wo namentlich seine Porträts großen Beifall fanden. Er † als Konservator des Museums in Versailles daselbst den 1. April 1802.

Duplik (v. Lat.), im Prozesse die zweite Vernehmlassung des Beklagten, also die Antwort auf die Replik; ganz analog der ersten Vernehmlassung des Beklagten: des Einlassungs- und Einredevortrags (Exceptionssatz), besteht die D. aus 2 Theilen; in dem ersten erfolgt die Einlassung auf die klägerischen Repliken, in dem zweiten die Vorbringung selbstständiger D.en, d. h. Anführung neuer Umstände, wodurch die Repliken entkräftet werden. Eigentliche D.en kommen nur seltener vor, daher in der Regel das Verfahren mit der D. schließt. Im schriftlichen Civilprozeßverfahren folgt daher gewöhnlich das erste Erkenntniß; werden aber D.en vorgeschützt, so ist dem Kläger noch Gelegenheit zur Einlassung hierauf und Vorschützung von D.en zu geben, worauf gemäß dem Grundsatze, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß, dieser mit dem Quadruplíksatze zum Urtheil beschließt.

Duplikat (v. Lat.), das zweite Exemplar einer Schrift.

Duplikator (v. Lat.), Verdoppler, von Bennet angegebene Vorrichtung, deren man sich bedient, um eine sehr geringe Menge Elektricität bedeutend zu verstärken, besteht aus drei eben geschliffenen Messingscheiben. Ihre Wirkung beruht ähnlich wie beim Kondensator auf der Vertheilung der Elektricität, welche durch Annähern der Scheiben an einander erzielt wird, in sofern die eine, welcher die vorhandene geringe Menge Elektricität mitgetheilt wurde, sie auf die andere überströmen läßt.

Duplikatur (v. Lat.), Verdoppelung, doppelte Lage, z. B. in der Anatomie von Häuten, die aus 2 Platten bestehen, deren eine über die andere sich wegschlägt.

Dupliren (v. Lat.), verdoppeln, im Militärwesen die Glieder d., s. v. a. aus 2 Gliedern 3 machen, die Rotten d., die Soldaten in einem Gliede aus einander treten und die des hinteren Gliedes zwischen sie einrücken lassen; im Seewesen eine Flotte d., s. v. a. dieselbe überflügeln u. zwischen 2 Feuer nehmen; ein Kap d., um dasselbe herumsegeln, so daß man es von beiden Seiten sieht; im Billardspiel den Ball des Gegners durch den Rückstoß machen.

Duplirung (v. Lat.), im Militärwesen der bunte Aufschlag auf der Montirung der Soldaten; in der Chemie das Verstärken der Laugen durch Zusatz frischer, salzhaltiger Substanzen u. erneutes Abkochen.

Duplum (lat.), das Doppelte; Abschrift.

Dupont, 1) Pierre Samuel D. de Nemours, französischer Oekonomist und Philanthrop, den 14. Dec. 1739 zu Paris geboren, wendete sich nach gründlichen klassischen Studien zur Nationalökonomie und wurde Anhänger der ökonomisch-philanthropischen Schule Quesnay's, mußte deshalb auswandern und kehrte erst unter Turgots Ministerium zurück. Er unterhandelte 1783 mit dem englischen Kommissär Hutton den Vertrag über die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten, sowie einen Handelsvertrag mit England, ward unter Calonne Staatsrath, Generalinspektor und Kommissär des Handels und der Manufakturen, 1787 Sekretär der Notablenversammlung, 1789 für den Amtsbezirk von Nemours Deputirter der Nationalversammlung, wo er namentlich gegen Kreirung des Papiergeldes zur Verbesserung der üblen Staatslage sprach, suchte als Redakteur eines Blattes den Strom der Revolution zu hemmen, ward dadurch den Schreckensmännern verdächtig und entging der Verurtheilung nur durch den Sturz Robespierre's. Er trat darauf in den Rath der Alten, mußte jedoch als zu heftiger Gegner der demokratischen Partei nach dem 18. Fructidor in den nordamerikanischen Freistaaten ein Asyl suchen. Zu Newyork beschäftigte er sich mit der Landwirthschaft, schrieb für das Nationalinstitut zu Paris eine Reihe national-ökonomischer und anderer Denkschriften und kehrte erst nach der Revolution vom 18. Brumaire nach Frankreich zurück, wo er, jede Staatsanstellung zurückweisend, das Direktorium mehrer gemeinnützigen Anstalten, namentlich der Bank der Handelskammer übernahm. Im Jahre 1814 wurde er zum Sekretär der provisorischen Regierung und darauf von Ludwig XVIII. zum Staatsrath ernannt. Bei Napoleons Rückkehr ging er wieder nach Amerika, widmete sich mit seinen Söhnen der Leitung großer industrieller Unternehmungen am Delaware und † allgemein geachtet am 6. Aug. 1817 im Staate Delaware. Die bedeutendsten seiner Werke sind: „Physiocratie, ou constitution naturelle de gouvernement le plus avantageux au genre humaine, recueil de traités du Quesnay" (Paris 1768, 2 Bde.), „Philosophie de l'univers" (3. Aufl., das. 1790). Die meisten in periodischen Schriften 2c. zerstreuten Abhandlungen erschienen gesammelt: „Opuscules morales et philosophiques retirées de différents journaux" (Paris 1805). Seine Ansicht, daß die Ackerbauer allein die wahrhaft producirende Klasse im Staate bilden, vertrat er besonders in seiner Zeitschrift „Ephémérides du citoyen" (Paris 1772 ff., 63 Bde.).

2) Pierre, Graf D. de l'Etang, französischer Generallieutenant, den 14. Juli 1765 zu Chabanais geboren, trat als Artillerist in die französische Legion in holländischen Diensten, dann 1791 in die französische Armee, wo er Hauptmann und Adjutant des Generals Dillon bei der Nordarmee wurde, rettete Dünkirchen vor dem Ueberfalle Yorks, wofür er zum Brigadegeneral avancirte, und ward sodann Vorsteher des topographischen Kabinets u. Direktor des Kriegsdepots. Durch den 18. Fructidor verlor er seine Aemter, wirkte aber schon am 18. Brumaire wieder mit, zeichnete sich darauf in der Schlacht bei Marengo aus, drang als Gouverneur von Piemont im Oktober 1800 in Toskana ein, errichtete hier eine provisorische Regierung und schlug die österreichische Uebermacht nach dem Uebergange über den Minzio bei Pozzolo. Im Jahre 1804 in den Grafenstand erhoben, ging er 1805 zur Armee nach Deutschland, wo er sich bei Ulm auszeichnete, nahm an dem Feldzuge von 1806 gegen Preußen Theil, trug zum Siege bei Friedland bei und erhielt 1808 das Kommando einer Division in Spanien, mit welcher er

schon siegend bis Cordova vorgedrungen war, als er vor dem spanischen Insurgentengeneral Castaños die Waffen strecken mußte, weshalb ihn Napoleon bis 1813 gefangen hielt. Nach der Rückkehr der Bourbonen übernahm er erst das Kriegsministerium, sodann das Kommando der 22. Militärdivision, von welchem er nur während der hundert Tage entfernt wurde. Von 1815—30 war er mit wenigen Unterbrechungen für das Departement Charente in der Deputirtenkammer. Seit 1825 in Ruhestand, † er den 16. Febr. 1838 zu Paris. Er schrieb unter Anderem „Lettre sur l'Espagne en 1808" (Par. 1823); „Lettre sur la campagne en Autriche" (das. 1826).

3) Jacques Charles D. de l'Eure, französischer Deputirter, den 27. Februar 1767 zu Neuburg in der Normandie geboren, war anfangs Parlamentsadvokat in dieser Provinz, dann 1792 Maire seiner Gemeinde und während der Revolution und des Kaiserreichs nach einander Bezirksverwalter, Richter zu Louviers, öffentlicher Ankläger beim Kriminalgerichte des Euredepartements, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Präsident des Kriminalgerichts zu Evreux u. seit 1811 Präsident des kaiserlichen Gerichtshofs zu Rouen. Während der hundert Tage bekämpfte er als Vicepräsident der Repräsentantenkammer alle Versuche Napoleons, seinen frühern Despotismus zu erneuern, und entwarf nach der Schlacht bei Waterloo die Protestation gegen Alles, was die Verbündeten gegen die Unabhängigkeit Frankreichs unternehmen könnten. Vom Ministerium seiner Stelle als Mitglied des obersten Rathes des Departements Eure entsetzt, ward er von demselben Departement 1817 zum Deputirten erwählt und saß als solcher stets auf der äußersten Linken. Im Jahre 1824 von einem Bezirke der Stadt Paris gewählt, widersetzte er sich Peyronnets Gesetzvorschlage, welcher die Preßfreiheit sichern sollte, sie in der That aber nur beschränkte. Im Jahre 1830 unterzeichnete er die Protestation der Deputirten, ward nach Ludwig Philipps Thronbesteigung Justizminister und Großsiegelbewahrer, nahm aber bald mit dem freisinnigen Theil des Ministeriums seine Entlassung. In der Deputirtenkammer, wo er stets zur Opposition gehörte, weshalb er von seinem Posten als Präsident des königlichen Gerichtshofs in Rouen entfernt ward, fungirte er mehre Male als Präsident. In der Sitzung des 24. Febr., als die Anhänger der Regentschaft die Flucht ergriffen hatten, nahm D. den Präsidentenstuhl ein und beschwichtigte durch sein Ansehen bei dem eingedrungenen Volke den Tumult in so weit, daß es möglich war, eine provisorische Regierung zu ernennen, zu deren Präsidenten man ihn berief. Von Evreux und Paris in die Constituante gewählt, nahm er noch an den Arbeiten dieser Versammlung Theil, ward Anfangs Dec. 1848 in den provisorischen Staatsrath gewählt u. unterzeichnete 1850 noch eine Petition für Nichtbeschränkung der Wahl, trat aber seitdem vom öffentlichen Schauplatze ab. Er † den 2. März 1855 auf seinem Landsitze Rouge-Perrier, von seinen politischen Glaubensgenossen durch den Beinamen Aristides des französischen Liberalismus geehrt.

4) Pierre, französischer Dichter und Sänger des Socialismus und des Proletariats, geboren den 23. April 1821 zu Lyon, gewann 1844 durch sein Gedicht „Les deux anges" den Preis der französischen Akademie und lebte seitdem in Paris, wo er sich durch seine Romanzen „Les paysans et les paysannes", „La musette", „Le chien du berger" u. „Les boeufs", liebliche idyllische Schilderungen, bald einen Namen machte. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution warf er sich in die Arme des Socialismus u. gab nun eine ganze Reihe versificirter Pamphlete heraus: „Le chant des nations", „Le chant des ouvriers", „Le chant des soldats", „Le chant des paysans", „Le chant des transportés", „Le chant des étudiants", „Le chant du pain" „Le chant du vote". Seine Gesänge, die er selbst mit Melodien versah, sind gesammelt erschienen in „Collier de chansons", „La muse populaire" und „Chants et Chansons" (Paris 1851, Prachtausgabe mit Kupfern 1852).

Duprat, Pascal, französischer Publicist, 1812 zu Hagetman im Departement Landes geboren, ward 1839 Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Algier, kam 1844 nach Paris und schrieb als Socialrepublikaner für mehre Journale dieser Richtung, namentlich für die „Réforme" u. die „Revue indépendante", stiftete nach der Februarrevolution mit Lamennais das Journal „Le peuple constituant", später die Wochenschrift „La politique du peuple", die aber nur kurze Dauer hatten. Vom Departement Landes in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich daselbst zur Partei der gemäßigten Republikaner. Auf seinen Antrag wurde Paris am 24. Juni 1848 in Belagerungszustand erklärt u. Cavaignac mit diktatorischer Gewalt bekleidet. In der Folge in der Constituante wie in der Legislative zur äußersten Linken gehörend, ward er in der Nacht des Staatsstreichs, den 2. Dec. 1851, verhaftet, 1853 aus Frankreich verbannt und lebte seitdem in Brüssel und dann in Lausanne. Man hat von ihm einen „Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale" (Paris 1845), als vorläufige Einleitung zu einem größern Werke unter dem Titel „Histoire générale des peuples de l'Afrique du Nord".

Duprez, Gilbert Louis, ausgezeichneter französischer Tenorist, geboren den 6. Dec. 1806 zu Paris, ward auf dem dortigen Konservatorium gebildet, sang seit 1828 auf italienischen Bühnen und trat von 1837—49 zu Paris mit dem rauschendsten Beifall auf. Seine Tochter, Karoline D., geboren zu Florenz 1832, seit 1856 mit van den Heuvel vermählt, trat 1850 zu Paris als dramatische Sängerin auf und fand besonders seit 1852 in der opera comique großen Beifall.

Dupuis, Charles François, französischer Gelehrter, den 26. Okt. 1742 zu Trie-le-Château bei Chaumont geboren, machte seine Studien im Collége d'Harcourt, ward 1766 Lehrer der Rhetorik im Collége de Lissieur, studirte hier nebenbei die Rechtswissenschaft u. ließ sich 1770 unter die Parlamentsadvokaten aufnehmen. Auch Mathematik u. Astronomie trieb er und kam auf den Gedanken, die alten Mythen durch letztere zu erklären. Nachdem er mehre Theile seines neuen Systems im „Journal des savans" bekannt gemacht, erschien es als Ganzes, zuerst in Lalande's Astronomie, dann besonders gedruckt als „Mémoire sur l'origine des constellations et sur l'explication de la fable par l'astronomie" (Paris 1781). Er ward in der Folge Professor der Beredtsamkeit am Collége de France, 1788

Mitglied der Akademie der Inschriften und bald darauf Mitglied der Kommission für den öffentlichen Unterricht. Während der Revolution Mitglied des Konvents und Sekretär der Nationalversammlung, ward er in den Rath der Fünfhundert berufen, nach dem 18. Brumaire in den gesetzgebenden Körper gewählt und später Mitglied des Nationalinstituts. Im Jahre 1788 erfand er die Telegraphen, die von Chappe dann ausgeführt wurden. Er † auf seinem Landgute bei Dijon am 29. Sept. 1809. Die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen erschienen auf Veranlassung des Klubs der Cordeliers unter dem Titel „Origine de tous les cultes ou religion universelle" (Paris 1784, 12 Bde., mit Atlas). Außerdem schrieb er noch: „Mémoire sur le Zodiaque de Denderah" (1806) und „Mémoire explicatif du Zodiaque chronologique et mythologique" (Paris 1806), worin er die Einheit der astronomischen und religiösen Mythen aller alten Völker zu beweisen suchte.

Dupuytren, Guillaume, Baron, berühmter Wundarzt der Gegenwart, zu Pierre-Bussière im Departement Obervienne am 6. Okt. 1777 geboren, erhielt seine erste Bildung im Collége de la Marché zu Paris, studirte Medicin und Chemie, ward 1795 Prosektor der Ecole de santé, welche Stellung ihn zu einem gründlichen Studium der pathologischen Anatomie veranlaßte. Im Jahre 1801 wurde er Chef des travaux anatomiques, 1803 Chirurgien adjoint am Hôtel-Dieu und zugleich Mitarbeiter am „Bulletin de la Faculté de Médecine", 1808 Chirurgien en chef adjoint und 1812 Professor der Chirurgie an der medicinischen Fakultät, sowie Chirurgien en chef am Hôtel-Dieu. 20 Jahre lang wirkte er an diesem ersten chirurgischen Institut Europa's. Er war in allen Zweigen seiner Kunst gleich groß, hatte einen bewunderungswürdigen Scharfblick, eine sichere Hand, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit und als klinischer Lehrer einen ausgezeichneten Vortrag. Er ward Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, erster Leibchirurg der Könige Ludwig XVIII. und Karl X., Inspecteur général der Universität, Mitglied des Conseil de salubrité ꝛc. Dabei beschäftigte ihn die ausgebreitetste Praxis, eine ambulatorische Klinik, wie sie kein Arzt in Paris besaß. Von seinem enormen Vermögen vermachte er 200,000 Francs zur Gründung einer Professur der medicinisch-chirurgischen Pathologie u. 300,000 Francs zur Errichtung eines Zufluchtshauses für alte Aerzte. Seit 1833 an Brustwassersucht leidend, † er den 8. Febr. 1835. Er schrieb: „De la lithotomie" (Par. 1812), „Essai sur les irritations" (das. 1807), „Essai sur l'anatomie" (das. 1812). Seine Vorlesungen erschienen unter dem Titel „Traité théoretique et pratique des blessures par armes de guerre" (Paris 1834, 2 Bde., deutsch von Kalisch, Berlin 1835). Sanson und Bégin gaben D.s „Allgemeine operative Chirurgie" im 1. Bande der „Médecine opératoire" (Paris 1822—24, deutsch von Hiller, Dresden 1824) heraus. Außerdem erschienen von D.: „Leçons orales de clinique chirurgicale faites à l'Hôtel-Dieu de Paris„ (Paris 1830—34, 4 Bde., deutsch von Weiland, das. 1832—34, und von Pech und Leonhardi, Leipzig 1832—34, 2 Bde.); „Mémoire sur une manière nouvelle de pratiquer l'opération de la taille" (Paris 1836, deutsch von Reichmeister, Leipzig 1837 und Weimar 1837). Vergl. Vidal de Cassis, Essai historique sur D., Paris 1835; Cruveilhier, Vie de D., das. 1841.

Duquesne, Abraham, Marquis, namhafter Seeheld Frankreichs, 1610 zu Dieppe geboren, zeichnete sich 1637—43 im Kriege gegen Spanien mehrfach aus, trat dann in schwedische Dienste, wo er zum Viceadmiral befördert wurde, schlug als solcher 1643 die dänische Flotte bei Gothenburg u. zwang nach einer Reihe von Niederlagen, die er der vereinigten dänischen u. holländischen Flotte beibrachte, Dänemark 1645 zu dem Frieden von Brömsebro. Darauf nach Frankreich zurückgekehrt, brachte er aus eigenen Mitteln ein Geschwader gegen die zur Unterstützung des rebellischen Bordeaux herbeieilenden Spanier zusammen und zwang die Stadt zur Unterwerfung. In den Feldzügen Ludwigs XIV. gegen Holland von 1672 und 1673 zeichnete er sich gegen Ruyter und Tromp im Kanal und in den niederländischen Gewässern aus, unterstützte die Insurgenten in Messina, kämpfte mit geringen Streitkräften ein Jahr lang gegen die vereinigte Macht Spaniens und Hollands und schlug dieselbe endlich 1676 an der Küste von Catanea gänzlich, worauf Frankreich von Sicilien Besitz nahm. Ludwig XIV. erhob ihn zum Marquis, berief ihn in den Marinerath und verfügte, daß D. bei Aufhebung des Edikts von Nantes von der Verbannung der Protestanten ausgenommen sein solle. Von 1681—83 züchtigte D. die Raubstaaten Tripolis und Algier und unterwarf auch Genua. Er † zu Paris am 2. Febr. 1688.

Duquesnoy, François, belgischer Bildhauer, geboren 1594 in Brüssel, führte unter Leitung seines Vaters schon in jungen Jahren mehre Bildsäulen in Marmor aus, unter andern die Statue der Gerechtigkeit am großen Portale der Justizkanzlei zu Brüssel und zwei Engel an der Façade der Jesuskirche, und setzte dann seine Studien in Italien fort. In Rom modellirte er mehre berühmte antike Bildwerke, wie den Laocoon, Antinous, und lieferte auch eigene Kompositionen, unter anderen eine lebensgroße Statue der Venus mit Amor. Namentlich gelangen ihm naive Kinderfiguren mit dem vollen Ausdruck kindlichen Charakters. Außer zahlreichen Modellen in Thon und Wachs sind von seinen früheren Arbeiten in Marmor noch ein kleiner Amor, zwei Basreliefs: die profane Liebe der göttlichen den Mund verschließend, und eine Gruppe sich mit Ziegen balgender Kinder, und ein drittes Basrelief, welches den betrunkenen Silen darstellt, dem die Nymphe das Gesicht mit Maulbeeren beschmiert, nach Virgils Ekloge, hervorzuheben. Größere Werke D.'s sind die heilige Susanne in der Lorettokirche zu Rom und der heilige Andreas, sowie eine Apollo u. Merkur über Lebensgröße darstellende Gruppe. Im Jahre 1642 ward D. vom König von Frankreich zum Hofbildhauer ernannt. Auf einer Reise zu Livorno erkrankt, † er daselbst den 12. Juli 1646, wie man vermuthet, von seinem eigenen Bruder vergiftet. Dieser, Jérôme D., geboren 1612, war ebenfalls ein guter Bildhauer, lieferte unter Anderem ein schönes Mausoleum in der Kathedrale zu Gent, ward aber, der Sodomiterei überwiesen, am 24 Okt. 1654 lebendig verbrannt.

Dur, s. Tonarten.

Duradsch, Stadt, s. Durazzo.

Dura mater (lat.), die harte Hirnhaut, s. Gehirn.

Duran, Augustin, einflußreicher spanischer Kritiker, im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu Madrid geboren, bildete sich seit 1801 in dem Seminar von Bergara, vollendete zu Sevilla 1817 seine philosophischen und juridischen Studien und ward Advokat, kehrte aber zu seinen humanistischen Studien zurück und trieb Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Nationalökonomie und französische Literatur. Eine Stelle bei der Generaldirektion der Studien, die er 1821 erhalten, verlor er nach der Restauration 1823 wieder, ward 1834 Sekretär der Inspektion über die Druckereien und den Buchhandel des Königreichs, dann Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek zu Madrid, in Folge der Septemberrevolution von 1840 suspendirt, 1843 aber in den früheren Dienst wieder eingesetzt. Seine Schriften wurden epochemachend in der neuesten Entwickelungsgeschichte der spanischen Nationalliteratur. Sein anonym erschienener „Discurso sobre el influjo que ha tenido la critica moderna en la decadencia del teatro antiquo etc." (Madrid 1828), sowie sein „Romancero general" (das. 1828—32, 5 Bde.), dessen zweite Ausgabe (das. 1849—51, 2 Bde., auch Band 10 und 16 der „Biblioteca de autores españoles") als ein neues Werk zu betrachten ist, und seine Sammlung altspanischer Komödien, die „Talia española" (Th. 1—3, das. 1834), die er mit Tirso de Molina veranstaltete, haben wesentlich zur Weckung des Nationalgefühls und der Liebe zur volksthümlichen Poesie beigetragen. Auch durch größere Aufsätze in Journalen, sowie durch die Einleitung zu den „Sainetes" des Ramon de la Cruz (Madrid 1843) bewies sich D. als Kenner der altspanischen Bühne. Daneben erwarb er sich auch als Dichter einen geachteten Namen.

Durance, Nebenfluß der Rhone in Frankreich, entspringt am Westabhange der kottischen Alpen, am Mont-Genèvre, östlich von Briançon in 4022 Fuß Höhe, ist wegen ihres starken Gefälles und des vielen Gerölles, das sie mit sich führt, nicht schiffbar und mündet nach einem Lauf von 34 Meilen unterhalb Avignon. Ihr sehr veränderlicher Unterlauf richtet häufig große Ueberschwemmungen an und entzieht 37,000 Morgen Landes der Kultur. Ihre Nebenflüsse sind links: die Ubaye (vom Col Longet), welche das hübsche Thal von Barcellonette durchströmt, rechts der reißende Calavon (vom Luregebirge).

Durand, Asher Brown, einer der namhaftesten nordamerikanischen Maler der Gegenwart, geboren den 21. Aug. 1796 zu Jefferson im Staat Newyork, ist gegenwärtig Direktor der dortigen Zeichenakademie und liefert besonders treffliche Landschaften.

Durandi, Jacopo, italienischer Dichter, am 25. Juli 1737 zu Sant' Agata in der Provinz Vercelli geboren, † zu Turin als Präsident der sardinischen Rechnungskammer den 28. Oktober 1817. Seinen „Opere dramatiche" (Turin 1766, 4 Bde.) schließen sich seine „Idillj e discorso intorno ac genj della poesia e del canto" (das. 1808) an. Von seinen dramatischen Arbeiten ist „Armida" (Turin 1770, neue Auflage 1805) von Anfossi und von Haydn u. „Annibale in Torino" (1771) von Paisiello in Musik gesetzt worden. Außerdem machte sich D. auch als Historiker bekannt.

Durandus, Guilielmus, gelehrter Scholastiker, wegen seiner Gewandtheit, schwierige Aufgaben zu lösen, Doctor resolutissimus genannt, zu St. Pourçain in der Diöces Clermont geboren, wurde Dominikaner, 1323 Magister S. Palatii, 1326 Bischof von Meaux, 1327 von Puy en Velay und † 1332, nach Andern 1333 oder 1334. D. war anfangs ein Anhänger, später ein Gegner des Thomas von Aquino, wich mehrfach von der Kirchenlehre ab, unterwarf sich aber im Voraus dem Urtheil der Kirche, was ihn vor Verdammung schützte. Sein Hauptwerk ist ein Kommentar zum Petrus Lombardus (1508, dann von Merlin, 1515, zuletzt Vened. 1586).

Duranee (Durani), der größte, tapferste und gebildetste der vier Hauptstämme der Afghanen, hieß früher Abdalli, erhielt aber den Namen D. durch Achmed den Großen, den Begründer der mächtigen Durani-Monarchie, welcher dem Stamm der Abdalli angehörte und seinem Hause den Titel Duri-Duran (Zeitalter des Glücks) beilegte (1747). Seit 1809 ist die Herrschaft der D. in Afghanistan durch die der Barakzi verdrängt. Sie bewohnen, etwa 800,000 Köpfe stark, den Nordwesten des Landes und theilen sich in die 2 großen Zweige der Zierack und Pantichpâ. Vgl. Afghanistan.

Durango, Stadt in der spanischen Provinz Biscaya, südöstlich von Bilbao, am Flusse D. (Nebenfluß der Nerva), in einem weiten, fruchtbaren Thal am Fuß schroffer Felsenberge freundlich gelegen und von Mauern mit 5 Thoren umgeben, hat 4 Kirchen, 3 Klöster und 2827 Einwohner, die besonders gute Degenklingen verfertigen. D. war früher der Sitz einer Grafschaft. Der Prätendent Don Carlos hatte hier längere Zeit sein Hauptquartier.

Durango, Bundesstaat von Mexiko, der südwestliche Theil der ehemaligen Intendantschaft D. (Nueva Biscaya), welche auch den jetzigen Staat Chihuahua und zum Theil Cohahuila umfaßte, grenzt östlich an Cohahuila, südöstlich an Zacatecas, südwestlich an Xalisco, westlich an Sinaloa u. nördlich an Chihuahua u. wird auf 2200 QM. Flächengehalt angenommen, obwohl die Grenzen gegen Chihuahua und Cohahuila unbestimmt sind. Das Land gehört dem nördlichen Theile der Hochebene von Anahuac an, die bei der Stadt D. noch über 6000 F. hoch ist und von der Centralkette der mexikanischen Andes (Sierra Madre) in der Richtung von Südosten nach Nordwesten durchzogen wird. Letztere erreicht hier übrigens nirgends mehr die Schneelinie und enthält auch keine Vulkane. Die Hochebenen zur Seite der Sierra Madre sind im Ganzen gut bewässert und eignen sich zur Viehzucht wie zum Ackerbau. Die nordöstlichste Region gehört bereits der Wüste (Bolson de Mapimi) an. Von dem reichen Metallgehalt der Berge wird nur wenig ausgebeutet, so daß die Münze von D. jetzt jährlich nur noch für höchstens 1 Million an Silber und Gold münzt. Die Hauptminenreviere sind die von Gavilanes, Guarisamey und San Dimas im Westen, von Durango und Guanaveli, El Oro, Cuencamé und Mapimi im Osten der Cordilleren. Nahe der Stadt D. liegt der Cerro del Mercado, ganz aus Magneteisen bestehend, das jetzt ebenfalls abgebaut wird. Große Flüsse hat der Staat nicht;

die bedeutendern sind: Rio Nazas im Nordosten, Rio Culiacan im Nordwesten, Rio de Punal (S. Pedro) im Südwesten des Landes. Das Klima ist gesund; die Winter sind kalt und Schnee und Eis auf der Hochebene nichts Seltenes; im Sommer sind Luft und Land sehr trocken. Die Bevölkerung wird auf 156,500 Seelen (71 auf die Quadratmeile) angegeben u. besteht zum großen Theil aus unvermischten Nachkommen von Einwanderern aus den gewerbthätigsten Provinzen des Mutterlandes (Biscaya, Navarra, Katalonien). Indianer wohnen in manchen Dörfern beisammen; andere schwärmen umher, und aus den benachbarten Ländern machen sie feindliche Einbrüche sogar bis in diese Gegend. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Viehzucht, und Pferde, Maulthiere, Rindvieh u. besonders Schafe werden in beträchtlicher Menge nach den südlicheren Staaten ausgeführt. Bodenfrüchte (Mais, Weizen, Hülsenfrüchte, welche gut gedeihen) baut man nur zum eigenen Bedarf; bedeutend dagegen sind die Maguaypflanzungen behufs der Destillation von Branntwein (Mezical) u. die Baumwollenpflanzungen am Rio Nazas, von denen die Fabriken von San Luis, Potosi und Zacatecas großentheils ihren Bedarf erhalten. Größere Manufakturen und Fabriken hat D. nicht, dagegen ist der Handel nicht unbedeutend; die große Straße von Mexiko führt über Queretaro, Guanaxuato und Zacatecas durch D. nach dem Norden. Die Hauptstadt D. (oder Guadiana, neuerdings auch Ciudad de Victoria genannt), in 6426 F. Meereshöhe, auf einer wasserarmen, wenig angebauten Hochebene gelegen, wurde schon 1559 als Militärposten gegründet, verdankt aber ihr Aufblühen erst der Entdeckung der reichen Silbergruben von Guarisamey. Sie hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, 4 Klöster, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, eine Münze, eine bedeutende Tabaksfabrik, sowie andere industrielle Anlagen und 12,449 Einwohner.

Duranta *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den röhrigen, 5zähnigen Kelch, die trichterförmige Korolle mit 5spaltigem ungleichen Rande, die darin eingeschlossenen Staubgefäße und die Steinfrucht mit 2fächerigen, 2samigen Kernen, Sträucher in Ostindien u. Westindien. Als Zierpflanzen sind bekannt: D. Ellisia *L.*, D. microphylla *Desf.*, in Jamaica, mit zierlichen, blauen Blumen, in aufrechten, winkelständigen Trauben; D. Plumierii *L.*, D. phytolaccaefolia *Juss.*, in Westindien, mit zierlichen, hellblauen Blumen in sehr langen, überhängenden Aehren. Man pflanzt sie in Lauberde, durchwintert sie bei 8—10° Wärme im Zimmer oder im Warmhause, stellt sie im Sommer ins Glashaus und vermehrt sie durch Stecklinge.

Durante, Francesco, einer der größten Kirchenkomponisten und nebst Leonardo Leo der Stifter der sogenannten neapolitanischen Schule, zugleich auch als Musiklehrer bedeutend, wurde 1693 zu Neapel geboren und erhielt seine erste musikalische Bildung an dem dortigen Konservatorium S. Onofrio, wo er besonders Aless. Scarlatti's Unterricht genoß. Später studirte er 5 Jahre lang zu Rom bei Pasquino die Kunst des Gesanges und bei Pittone den Kontrapunkt und ward um 1718 als Kapellmeister und Oberaufseher am Konservatorium de Poveri di Giesu Christo angestellt, welche Stelle er bis zur Aufhebung der Anstalt (1740) bekleidete. Daß er hierauf einige Jahre in Deutschland gewesen sei, wie behauptet wird, ist nicht erwiesen. Im J. 1743 wurde er zum Kapellmeister am Konservatorium S. Onofrio in Neapel ernannt und † daselbst 1755. D.'s Kompositionen gehören nur der Kirche u. der Kammer an (für das Theater schrieb er nichts) und bestehen aus zahlreichen Oratorien, Kantaten ꝛc., die meist für 4 obligate Stimmen geschrieben sind und sich durch die damals unbegreiflich erscheinende Kunst des koncertirenden Styls und durch wohlthuende Gesangsbildung auszeichnen. Seine zahlreichen Schüler, unter denen sich die berühmten Namen Vinci, Pergolese, Duni, Terradeglias, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Jomelli, Paisiello u. A. befinden, machen mit ihm, Leo und Gaetano Greco jene glanzvolle neapolitanische Schule aus, welche die Musik des 18. Jahrhunderts beherrschte. Von seinen selten gewordenen Kompositionen besitzt das pariser Konservatorium die vollständigste Sammlung.

Durante causa durat effectus (lat.), so lange die Ursache dauert, dauert die Wirkung.

Durante lite (lat.), während der Rechtshandel noch anhängig, unentschieden ist.

Duranti, Durante, Graf, italienischer Dichter u. Redner, 1718 zu Brescia geboren, studirte zu Bologna, widmete sich mit Erfolg der lateinischen und italienischen Poesie u. erwarb sich dadurch eine Stelle am sardinischen Hofe; er † zu Palazzalo den 24. Nov. 1780. Seine Gedichte, die sich durch Geist und Geschmack auszeichnen, erschienen unter dem Titel „Rime del conte Durante D." (Brescia 1755). Er schrieb auch zwei Tragödien: „Virginia" (Brescia 1764) und „Attilius Regulus" (Turin 1771) u. mehre Reden.

Durantis, Wilhelmus, gewöhnlich Speculator genannt, berühmter französischer Rechtsgelehrter, 1237 zu Puimisson in Languedoc geboren, studirte zu Bologna, ward Lehrer des kanonischen Rechts in Modena, sodann Auditor Palatii, Subdiakonus u. Kaplan des Papstes und 1279 zugleich Domdechant zu Chartres. Er begleitete 1274 den Papst Gregor X. auf die Kirchenversammlung zu Lyon und erhielt unter Nikolaus III. die weltliche und geistliche Statthalterschaft im Patrimonio di S. Pietro. Durch Martin IV. 1281 zum geistlichen Vicarius der Gebiete von Bologna u. Romagna ernannt u. später auch weltlicher Statthalter, legte er hier Castrum Durantis, das heutige Urbania, an. Im J. 1285 ward er Bischof von Mende in Languedoc, 1295 Statthalter der Mark Ancona und † zu Rom am 1. Nov. 1296. Sein Hauptwerk ist „Speculum judiciale" (letzte Ausg. Frankfurt 1668 und Lyon 1678), noch jetzt wegen der darin niedergelegten praktischen Erfahrungen im Gebiete des gesammten Rechts wichtig.

Durazno, Departement in der südamerikanischen Republik Uruguay, mit 15,000 Einw., im Innern des Landes gelegen, mit dem gleichnamigen Hauptort, am Rio Yi, mit 600 Einw.

Durazzo (von den Türken Duradsch, Dratsch, von den Slaven Durtz genannt), Seestadt in Türkisch-Albanien (Ejalet Rumili), auf einem Vorgebirge des adriatischen Meeres, in herrlicher, aber fiebererzeugender Gegend, mit verfallenen Mauern,

Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines katholischen Bischofs, hat 9000 Einw. Bemerkenswerth sind der mit Kanonen besetzte Kai, die 750 F. lange Brücke über den Küstensumpf, welcher die Luft verpestet, u. die Ruinen der berühmten byzantinischen Citadelle. Der Hafen, obschon versandet, ist dennoch der belebteste u. wichtigste von Mittelalbanien. Im J. 1849 liefen 77 Schiffe von 5231 Tonnen ein. Ausfuhrartikel sind: Blutegel, Feldfrüchte, Felle u. Leder, Nutzholz, Oel und Tabak. Die Stadt, jetzt nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Macht und Größe, hieß im Alterthum ursprünglich Epidamnus und war eine Kolonie der Korinther und Corcyräer, die 627 v. Chr., unter Führung des Herakliden Phalius, angelegt wurde u. durch ihren politischen Parteikampf die Veranlassung zum peloponnesischen Kriege gab. Unter den Römern wurde der alte Name der Stadt, angeblich wegen seiner ominösen Bedeutung (damnum, d. i. Schaden), in Dyrrhachium, nach der Halbinsel, worauf die Stadt lag, verwandelt. Zwischen ihr und dem 19 Meilen entfernt gegenüber liegenden Brundusium fand die Hauptverbindung Griechenlands mit Italien Statt, und der Ort erhielt dadurch bald große Bedeutung und lebhaften Verkehr. Seine höchste Blüthe erreichte D., als es zu Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. Hauptstadt der Provinz Epirus nova wurde. Unter dem griechischen Kaiser Michael Dukas wurde D. als ein Herzogthum dem Nicephorus von Brienne übergeben, welcher von hier aus oft die benachbarten Slaven angriff und endlich auch dem Kaiser den Gehorsam aufkündigte, ohne sich jedoch behaupten zu können. Im J. 1081 wurde D. von Robert Guiscard belagert und endlich nach der Schlacht bei D. am 18. Okt. durch Verrath eines Venetianers eingenommen. Nach Roberts Tode kam D. wieder unter byzantinische Herrschaft, 1108 ward es von Bohemund erobert, 1185 von König Wilhelm dem Guten von Sicilien genommen, aber dann wieder an die Griechen abgetreten. Bei der Theilung des byzantinischen Reichs überließ man 1205 die Stadt an Venedig, dem sie die Epiroten wieder entrissen. Durch ein Erdbeben 1273 gänzlich zerstört, aber bald wieder aufgebaut, kam sie 1313 als Herzogthum an Philipp von Tarent, dann durch Heirath an Navarra. Im J. 1502 wurde die Stadt von den Türken unter Mohammed-Bey erobert, und seitdem ist sie unter türkischer Herrschaft geblieben. Alte Münzen von D. zeigen im Gepräge eine Kuh mit säugendem Kalbe.

Durbensee, Landsee im europäisch-russischen Gouvernement Kurland, Kreis Goldingen, ist tief, fischreich, zum Theil von fruchtbarem Ackerland, zum Theil von Eichenwäldern umgeben. An seinem Ufer liegt der Marktflecken Durben, mit einer evangelischen Kirche und einem alten Schloß, welches noch aus der Zeit der deutschen Ritter stammt, und 1500 Einw.

Durchbauschen, s. Aufpausen.

Durchdringlichkeit, allgemeine Eigenschaft der Körper, andere Körper (z. B. das Wasser) oder Imponderabilien (Wärme, Elektricität 2c.) in sich eindringen und durch sich hindurch gelangen zu lassen. Vgl. Porosität, Kapillarität, Diffusion und Endosmose.

Durchfall, s. Diarrhöe.

Durchforstung, beim Waldbau die Methode, wobei man aus den jungen Wäldern, deren Bestände in gutem Boden ein Alter von 30, in schlechterem von 40 Jahren erreicht haben, alles übergipfelte u. unterdrückte Holz heraushaut, um dadurch einen kräftigeren Wuchs des stärkeren Holzes zu befördern.

Durchfuhrhandel, s. v. a. Transitohandel.

Durchgang, in der Astronomie: D. eines Sternes durch den Mittagskreis, s. Kulmination; D. des Merkur und der Venus durch die Sonne, s. Planeten. In der Musik nennt man D. die Verbindung zweier akkordeigner Töne durch einen oder mehre zunächst liegende, nicht zur Grundharmonie gehörende höhere oder tiefere Töne, vermittelst welcher jene Haupttöne enger mit einander verbunden und melodisch fließender gemacht werden. Fallen diese Durchgangstöne auf den schlechten Takttheil, so nennt man den D. einen regelmäßigen; fallen sie auf den guten oder schweren Takttheil, so heißt der D. ein unregelmäßiger, und die Harmonien fremder Noten selbst erhalten dann den Namen Wechselnoten, weil sie mit den harmonischen Hauptnoten gewissermaßen die Stelle gewechselt haben. Um nicht das Gehör durch eine Dissonanz zu stören, müssen die durchgehenden Noten rasch vorübergehen und dürfen daher in langsamem Zeitmaße nicht über ein Achtel, in geschwindem nicht über ein Viertel werth sein.

Durchkomponirt heißt in der Vokalmusik ein Tonstück, dessen einzelne Verse nicht nach Einer Melodie gesungen werden, sondern strophenweise mit einer ihrem besonderen Inhalte entsprechenden Melodie versehen sind.

Durchlaucht (Durchlauchtig, lat. serenus, serenissimus), Titel fürstlicher Personen bis zum Range eines Großherzogs hinauf, ward zuerst 1375 von Kaiser Karl IV. den Kurfürsten, 1664 auch anderen Fürsten gegeben, und zwar zuerst den würtembergischen, während die andern Durchlauchtig Hochgeboren blieben. Als später der Titel D. immer allgemeiner wurde, erhielten die weltlichen Kurfürsten, sowie die geistlichen, wenn sie fürstlicher Herkunft waren, sowie auch die Erzherzöge von Oesterreich das Prädikat Durchlauchtigst. Nach Beschluß vom 14. Mai 1712 gaben sich die alten Fürsten unter einander ebenfalls das Prädikat Durchlauchtigst; bezüglich der neuen reichsfürstlichen Häuser aber verabredeten sie unter dem 4. Dec. 1746, denselben auch Durchlauchtig oder Durchlauchtig Hochgeboren zugestehen zu wollen, wofern sie auch ferner ihnen das Durchlauchtigst geben und in der Unterschrift Dienstwilligster zeichnen würden. Durch einen Beschluß der Bundesversammlung vom 18. Aug. 1825 wurde auch den vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten Fürsten das Prädikat D. ertheilt. Zwar sollte nach dem Bundesbeschluß vom 12. März 1829 nur den Häuptern der mittelbar gewordenen, vormals reichsständischen fürstlichen Familien dieses Prädikat zukommen, doch ist dasselbe auch den bloß erbländischen, nicht zum Reichsfürstenstande gehörenden Fürsten Hardenberg, Putbus, Pückler, Wrede und Andern beigelegt worden, weßhalb die regierenden Herzöge seit 1844 den Titel „Hoheit“ annahmen. Durchlauchtigst nennt sich auch, wie sonst die Republiken Venedig, Genua und Polen, der deutsche Bund.

Durchlauf, s. Diarrhöe.

Durchmarsch, s. Durchzugsrecht.

Durchmesser (Diameter), bei krummlinigen Figuren eine gerade Linie, welche alle parallelen Sehnen derselben halbirt. Daher ist D. des Kreises eine durch den Mittelpunkt u. zu beiden Seiten im Umkreise sich endigende gerade Linie, welche sich zum Umkreise verhält wie 1:3,141592653..., oder wie 100:314. D. der Parabel ist jede in derselben parallel zur Axe gezogene gerade Linie; D. der Ellipse jede durch den Durchschnitt beider Axen gehende und zu beiden Seiten in der Ellipse endigende gerade Linie; D. der Hyperbel, die Verbindungslinie der Scheitel, sowie die durch den Mittelpunkt der Verbindungslinie und parallel mit der durch den Scheitel gezogenen Tangente laufende gerade Linie, welche beide zusammengehörige D. heißen; D. der Kugel, die durch den Mittelpunkt der Kugel gehende und zu beiden Seiten in der Oberfläche sich endigende gerade Linie. Scheinbare D. heißt derjenige Winkel, welchen 2 von den Endpunkten eines D.s nach dem Auge eines in bestimmter Entfernung stehenden Beobachters gezogene gerade Linien mit einander bilden. D. der Schwere, die durch den Schwerpunkt eines Körpers gehende und zu beiden Seiten in den gegenüberstehenden Flächen sich endigende gerade Linie.

Durchscheinend, s. Durchsichtigkeit.

Durchschnitt, die Stelle, wo zwei oder mehre geometrische Größen sich schneiden. Linien schneiden sich in Punkten (Durchschnittspunkte), Flächen in Linien (Durchschnittslinien), Körper in Flächen (Durchschnittsflächen). Auch s. v. a. Profil.

Durchschnitt, eine Maschine, welche dazu dient, Löcher in Metallplatten durchzustoßen oder einzuschneiden, weshalb sie auch mit dem Namen Lochmaschine bezeichnet wird. Im Wesentlichen kann der D. als eine Vervollkommnung des Durchschlags angesehen werden, dessen sich die Blecharbeiter bedienen, um aus freier Hand in dünne Blechtafeln Löcher von verschiedener Form zu schlagen. Auf eine gehärtete Stahlplatte, welche eine scharfkantige Oeffnung von der Größe und Gestalt des zu erzeugenden Loches enthält, wird die zu lochende Metallplatte gelegt; ein Stempel aus gehärtetem Gußstahl, dessen Fuß der Oeffnung in der Stahlplatte genau angepaßt ist, wird auf die Tafel genau senkrecht über das Loch der Unterlage gestellt und in dasselbe mit großer Kraft getrieben. Die Wirkung ist, daß fast augenblicklich aus der Blechtafel ein Stück von der Größe der Oeffnung der Unterlage ausgestoßen wird. Manchmal will man durch die Maschine die ausgestoßenen Stücke, z. B. zu Geldmünzen, Knöpfen &c., gewinnen, manchmal nur eine Reihe von Löchern in die Metallfläche, z. B. zu Nietlöchern &c., machen. Die Gestalt der Löcher ist verschieden, die runde ist die gewöhnlichste. Die Bauart des D.s richtet sich in ihren Hauptverhältnissen nach der Dicke des zu lochenden Bleches u. nach der Größe der erzielten Löcher und ist abhängig von der Betriebsweise, die dem D. ertheilt werden soll. Dieselbe Maschine gestattet durch Auswechseln der Formen des Stempels u. der Unterlage das Lochen verschieden starker Platten, das Ausstoßen verschieden gestalteter Oeffnungen, nur hält man aus praktischen Gründen für dieselbe Maschine diese Veränderlichkeit innerhalb gewisser Grenzen. Mit dem D. kann man Löcher von der Feinheit eines Nadelstiches in papierdünnes Blech, ebenso aber auch die größten Nietlöcher in die stärksten Blechplatten stoßen. Auch die Platten der Geldstücke von den kleinsten Silber- oder Goldmünzen an bis zu der Größe der Doppelthaler werden auf dem D. angefertigt. Der Mechanismus zum Heben u. Niederdrücken des Stempels ist verschieden, bald eine Schraube, bald ein Hebel, bei größeren D. ein Krummzapfen oder ein Excenter. Bedingung für ein gutes Arbeiten sind eine genaue Geradführung des Stempels, ein scharfes Einpassen desselben in die Unterlage und eine genügende Schärfe an den Kanten des Stempels und der Unterlage, welche den Schnitt erzeugen. Die Bewegung kann durch thierische oder elementare Kräfte erfolgen.

Durchschnittsrechnung, Rechnung, durch die aus verschiedenen Angaben über einen und denselben Gegenstand das arithmetische Mittel gefunden wird. Die D. begreift hauptsächlich drei Fälle: wo aus verschiedenen Werthen zusammensetz- oder mischbarer Dinge der Werth gesucht werden soll, den die wirklich vorgenommene oder bloß gedachte Mischung hat, ein Theil der Alligationsrechnung (s. d.); wo aus den Preisen, die eine Sache zu verschiedenen Zeiten hatte, der Durchschnittswerth derselben bestimmt werden soll; wo die mittlere Verfallzeit von mehren zu verschiedenen Zeiten zahlbaren Kapitalien (besonders Wechseln) zu suchen ist, also eine Durchschnittsverfallzeit, zu welcher (ohne Nachtheil der Gläubiger oder Schuldner) die Zahlung auf einmal geleistet werden kann. Dieser letzte Fall wird gewöhnlich unter der Terminrechnung abgehandelt.

Durchsichtigkeit, die Eigenschaft der Körper, dem auf sie fallenden Lichte den Durchgang zu gestatten, findet bei verschiedenen Körpern in sehr verschiedenem Grade und in allmähliger Abstufung Statt. Es gibt weder absolut undurchsichtige Körper, noch solche, welche allen auf ihre Oberfläche fallenden Lichtstrahlen ohne irgend eine Schwächung den freien Durchgang gestatten. Körper, die in großen Massen ganz undurchsichtig sind, gewinnen doch in sehr dünnen Scheiben einen gewissen Grad von D.; dagegen verlieren andere, welche in kleinen Schichten höchst durchsichtig sind, bei größerer Dicke oder Tiefe (z. B. das Seewasser bei 680 Fuß) alle bemerkbare D. So würde auch die Atmosphäre, wenn sie die mittlere Dichtigkeit, welche sie an der Oberfläche der Erde hat, durchweg behielte, bei 3,110,310 F. Höhe gar kein Sonnenlicht mehr durchlassen. Doch läßt sich andererseits aus der Dichtigkeit und chemischen Beschaffenheit eines Körpers auf seine D. kein Schluß machen; dieselbe hängt mehr von einer gewissen Gleichartigkeit der Masse ab, wie sie sich nur bei großen Krystallen und sogenannten amorphen Körpern, z. B. Glas und Flüssigkeiten, findet. Jede Ausscheidung einzelner abgegrenzter Theile im Innern einer Masse stört die D., falls dieselben entweder undurchsichtig sind oder doch die Lichtstrahlen anders brechen als die Masse, in welcher sie sich befinden. Geht ein Lichtstrahl aus einem dichteren in ein dünneres Medium oder umgekehrt über, so erleidet er eine Ablenkung, Brechung, das Bild verrückt sich, bleibt aber noch deutlich, dagegen wird es undeutlich und läßt sich zuletzt nicht mehr unterscheiden, wenn eine solche Brechung sich mehrmals wiederholt. Befinden sich also innerhalb einer Flüssigkeit durchsichtige Körper, die mit ersterer

gleich stark das Licht brechen, so kann das Gemisch noch durchsichtig sein, wie z. B. Eiskrystalle im Wasser die Durchsichtigkeit desselben nicht oder nur wenig stören. Brechen dagegen diese Körper das Licht anders als die Masse, in welcher sie sich befinden, so kann, wenn die Brechung sich nicht häufig wiederholt, das Gemisch immer noch durchsichtig sein. Man sieht klar durch Wasser, auf welchem Oel schwimmt. Schüttelt man dagegen das Wasser mit dem Oel, so wiederholt sich die Brechung so oft, daß das Gemisch undurchsichtig wird. Zerstoßenes Eis, ein Gemisch von Eiskrystallen und Luft, ist ebenso undurchsichtig. Die auf solche Weise hervorgebrachte Undurchsichtigkeit wird befördert durch die Zurückwerfung und Zerstreuung der Lichtstrahlen an den Krystall- und Kugelflächen. Findet dies in hohem Grade Statt, so verliert das Gemisch auch die Eigenschaft, durchscheinend zu sein und wird weiß wie Milch, welche ebenfalls aus der allein vollkommen durchsichtigen Lösung des Käses, Zuckers und der Salze und den allein vollkommen durchsichtigen Butterkügelchen besteht. Ein ähnliches Gemisch ist der Nebel, welcher aus durchsichtiger Luft u. durchsichtigen Wasserbläschen besteht und um so „dichter", undurchsichtiger ist, je zahlreicher die Wasserbläschen vorhanden sind.

Da das weiße Licht aus den 7 Regenbogenfarben besteht, so kann es vorkommen, daß ein Körper nicht für alle 7 Farben gleichmäßig durchsichtig ist, er absorbirt die Strahlen einer oder mehrer Farben, während er die Strahlen der andern Farbe oder Farben durchläßt. Dies ist der Fall bei allen farbigen durchsichtigen Körpern, deren Farbe eben nur daher rührt, daß von dem weißen Licht alle Strahlen bis auf die der einen Farbe absorbirt werden. Dies findet aber nie vollkommen Statt, vielmehr lassen farbige durchsichtige Körper stets noch mehr oder weniger Strahlen einer andern Farbe als derjenigen, welche sie zeigen, durch. Zwei farbige durchsichtige Körper werden auf einander gelegt undurchsichtig, wenn die Strahlen, welche der eine Körper durchläßt, vollkommen von dem andern absorbirt werden. Ein blaues Glas, welches keine andere Farbe und namentlich kein Roth durchläßt, und ein rothes Glas, welches keine andere Farbe u. namentlich kein Blau durchläßt, jedes für sich vollkommen durchsichtig, sind aufeinander gelegt vollkommen undurchsichtig. Im gewöhnlichen Leben heißen diejenigen farbigen Körper die durchsichtigsten, welche die meisten leuchtenden Strahlen durchlassen, also die gelben, und diejenigen die undurchsichtigsten, welche den wenigsten leuchtenden Strahlen den Durchgang gestatten, also die blauen und violetten. Die verschiedenen Abstufungen der D. finden in der Mineralogie ihre sorgfältige Bestimmung, weil sie hier einen wesentlichen Theil der Kennzeichenlehre ausmachen. *Durchsichtig* heißt ein Mineral (oder überhaupt ein Körper), welches die auffallenden Lichtstrahlen so vollständig durchläßt, daß die hinter ihm befindlichen Gegenstände deutlich gesehen werden können; *halbdurchsichtig*, wenn es die hinter ihm befindlichen Gegenstände noch erkennen läßt, aber nicht mehr in deutlichen Umrissen; *durchscheinend*, wenn es nur einen einförmigen Lichtschein durchschimmern, aber den dahinter befindlichen Gegenstand nicht mehr wahrnehmen läßt; *kantendurchscheinend* (an den Kanten durchscheinend), wenn es nur an den scharfen Kanten einen Lichtschein durchschimmern läßt; *undurchsichtig*, wenn es gar keine bemerkbaren Lichtstrahlen durchläßt. Mit der D. in Verbindung treten häufig auch die Strahlenbrechung und die Polarisation (s. d.) auf.

Durchsuchungsrecht (franz. droit de visite et de recherche, engl. right of search od. searching), das Recht, kraft dessen ein Kriegsschiff (Kreuzer) der einen Nation ein Kauffahrteischiff einer andern Nation auf der See anhalten u. einer Durchsuchung unterwerfen darf, um sich über den Inhalt seiner Ladung oder seine Bestimmung zu vergewissern. Nach den Grundsätzen des Völkerrechts dürfen während eines Kriegs zwischen seefahrenden Mächten auch die Schiffe neutraler Nationen keinem der kriegführenden Theile Waffen und Munition zuführen und müssen sich darum eine Durchsicht ihrer Papiere, im Verdachtsfall eine förmliche Durchsuchung gefallen lassen. Die betroffenen Gegenstände werden als Kriegskontrebande weggenommen. In Bezug auf den Seehandelsverkehr galt nach älterem Rechte (consulato del mare): Neutrales Gut in friedlichen Schiffen ist frei; aber feindliches Gut in neutralen Schiffen ist verfallen, wenn es der Capteur an einen sichern Ort gebracht hat. Später verfolgte man den Grundsatz der Freiheit des Meeres „Frei Schiff, frei Gut". Die Visitationen neutraler Schiffe sind überall außer auf dem Seegebiete des neutralen Staates gestattet. England prätendirte früher auch die Visitation der unter Convoi fahrenden Schiffe, d. i. der vom Staate mit Begleitung von Kriegsschiffen versehenen Handelsschiffe, wogegen aber die 1800 von Rußland veranlaßten sogenannten bewaffneten Neutralitäten protestirten. Im Frieden kommt das D. nur vor als Mittel zur Ausführung der wegen Unterdrückung des Sklavenhandels geschlossenen Verträge; s. *Sklaverei*.

Durchzug, Spielmanier u. Sangmanier, wobei man, um von einem Tone zu dem zunächst auf- od. abwärts liegenden zu gelangen, alle Zwischenräume des Intervalls, als Achtel-, Viertel-, Dritteltöne, durchschreitet. Der D. findet mit Erfolg seine Anwendung im Adagio oder überhaupt bei gehaltenen Tönen, doch darf er nicht zu oft angewendet werden. Ausgeführt wird derselbe auf Bogeninstrumenten durch das langsame Rutschen des Fingers auf einer Saite, auf Blasinstrumenten durch allmählige Verstärkung des Athems, auch durch Anwendung besonderer Griffe, insbesondere durch allmähliges Wegziehen od. Hinführen des Fingers vom od. zum Tonloche.

Durchzugsrecht, das Recht, vermöge dessen ein Staat durch das Gebiet eines anderen Truppen marschiren lassen kann. Dies Recht kann durch Vertrag, und zwar entweder für die Dauer als sogenanntes Staatsservitut, oder nur für einzelne Fälle, sowie durch unvordenkliche Verjährung erworben sein. Ein erzwungener Durchmarsch, der durch das Gebiet eines fremden souveränen Staates ohne ein solches Recht oder eine besondere Verwilligung des betretenen Staates geschieht, ist als Verletzung des Gebietes eine Causa belli. Staaten, welche mit einander zu einem Kriege verbunden sind, gewähren sich den Durchmarsch gegenseitig, so oft es der Kriegszweck erfordert. Ebenso haben die Staaten des deutschen Bundes, welche getrennte Gebietstheile haben, besonders Preußen u. Bayern, über die durch fremde Gebiete

führenden Militärstraßen (Etappenstraßen) besondere Konventionen geschlossen, wie sie sich überhaupt in dringenden Fällen das D. vorbehalten haben. Nicht weniger genießen die Besatzungen der Bundesfestungen dieses Recht in allen Ländern, welche die Militärstraßen von und nach ihrer Heimat durchschneiden. Die durch ein fremdes Land marschirenden Truppen haben aber für Verpflegung, Einquartierung ꝛc. Vergütung zu leisten. Nichtdeutschen darf ein deutscher Bundesfürst nur dann den Durchmarsch gestatten, wenn dadurch nicht die Sicherheit des Bundes oder eines einzelnen Bundesstaates gefährdet wird, wenn kein Bundeskrieg vorhanden u. kein widerstreitender Bundesbeschluß gefaßt ist.

Durham, Grafschaft im nördlichen England, im Bergbaudistrikt, an der Nordsee, zwischen den Grafschaften Northumberland im Osten u. Cumberland, Westmoreland und York im Westen und Süden, umfaßt mit einigen Enklaven in York und an der schottischen Grenze 45,9 □Meilen mit 509,018 Einwohnern. Das Land ist im äußersten Westen durch Zweige der penninischen Kette gebirgig (höchste Punkte: Kilhope-Law 2061 Fuß, Collier-Law 1582 Fuß); die Mitte und der Osten sind wellig; am untern Tees u. an der Küste findet sich eine große Strecke Flachland. An der Küste stehen hohe, weiße Kalkfelsen mit imposanter Aussicht auf das Meer. Hauptflüsse sind Tees (auf der Grenze gegen York), Skerne und Wear (in der Mitte), nebst Derwent (im Norden). Den Hauptreichthum des Landes bildet sein berühmtes Steinkohlenfeld, das sich im Osten u. Nordosten bis nach Northumberland hineinerstreckt und 27, mit dem von Northumberland 38 □Meilen produktive Kohlenfläche enthält, wovon jetzt gegen 5 □Meilen bearbeitet werden. Die Kohle ist im Mittel etwa 12 Fuß mächtig, und die jährliche Ausbeute (in D. und Northumberland) kann auf 10 Mill. Tons geschätzt werden. Gegen 200 Gruben sind im Betrieb u. 26,000 Männer und Knaben dabei beschäftigt. Hie und da bricht man die Kohle in mehr als 1700 Fuß Tiefe, und der Bereich einer Grubenreihe dehnt sich nicht selten bis auf mehr als 1500 Morgen aus. Außer Kohlen gewinnt man noch Blei, Eisen, Kalkstein und viel Schiefer; im Osten gibt es auch werthvolle Salzquellen. Obschon vorzugsweise ein Land der Bergwerke und der Manufakturen (Eisen- und Bleiwaaren, Glas, Vitriol, Papier, Töpferwaaren, Leinwand), gewinnt D. doch auch viel Ackerbauprodukte (Weizen, Hafer, Bohnen, Erbsen ꝛc.) u. nährt auf den Weideflächen des Westens berühmtes Vieh (langwollige Schafe). Die Grafschaft ist eine sogenannte County palatine (Bishoprick of D.), in welcher der Bischof in früherer Zeit die bürgerliche u. peinliche Gerichtsbarkeit hatte u. wie ein Landesherr schaltete. Die gleichnamige Hauptstadt, auf steilem Hügel am Wear in reizender Umgebung, ist Sitz eines Bischofs, der zugleich Pfalzgraf von D. ist und sehr bedeutende Einkünfte (über 133,000 Thaler jährlich) genießt. Zu oberst der Stadt liegt die große, im sächsisch-normannischen Styl aufgeführte Kathedrale von Will. Rufus, lang u. schwerfällig (448 Fuß lang, etwa 194 Fuß breit) mit 208 Fuß hohem Mittelthurm und im Innern von kurzen, dicken Pfeilern (23 Fuß Umfang) getragen; dabei ein Kloster und etwas nördlich auf derselben Höhe das von Wilhelm dem Eroberer erbaute Schloß, das lange bischöfliche Residenz war und jetzt den Studenten als Wohnung dient. Daran stoßen ein jetzt reparirter Thurm, das große viereckige Gebäude der Schatzkammer u. die prachtvolle Bibliothek. Den Abhang des Hügels bedecken Gärten und Promenaden. Oestlich von Wear liegt der Elvet genannte gut gebaute Stadttheil, mit dem herrlichen Gefängnißgebäude. Zwei Brücken führen über den Fluß. D. hat außer der Kathedrale noch 6 Kirchen, eine Universität (1657 von Cromwell gegründet, 1831 erneuert zur Bildung geistlicher Kandidaten für die Kirche von England), eine Kathedralschule mit Stiftungen, einen großen Brunnen auf dem Markte, der die ganze Stadt mit Wasser versorgt, und 13,743 Einwohner. Die Kohlengruben und die Eisenbahn haben auch auf die sonst geringe Industrie und den Handel D.s belebend eingewirkt; namentlich sind bedeutende Teppichfabriken und Wollspinnereien angelegt worden. Unfern der Stadt, in enggeschlossener Felsengegend, die Ruinen der alten, über den Gebeinen des heiligen Godwich erbauten Abtei St. Finchal. D. hieß anfangs Dunholme und verdankt seinen Ursprung den Angelsachsen. Hier war es, wo am 20. Oktober 1346 König David Bruce von Schottland durch die Engländer völlig besiegt und gefangen genommen wurde.

Durham, John George Lambton, Graf von, englischer Staatsmann, am 12. April 1792 geboren, stammt aus dem schon seit alter Zeit in der Grafschaft Durham ansässigen Geschlechte Lambton, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Eton und Cambridge, trat 1813 ins Unterhaus u. that sich bald als einer der besten Parlamentsredner hervor. Im Jahre 1821 legte er seinen Parlamentsreformplan vor, dessen Grundzüge später bei der vor das Haus gebrachten Wahlreformbill benutzt wurden, u. worin er namentlich Entziehung des Wahlrechts der verrotteten Flecken, Repräsentationsbefähigung der größeren Städte, Stimmrecht für jeden Hauswirth und dreijährige Parlamente forderte. Bei Auflösung des Kabinets Goderichs (1828) ward er zum Lord und Mitgliede des Oberhauses ernannt, und nach dem Sturze des toryistischen Ministeriums Wellington-Peel (1830) trat er als Großsiegelbewahrer ins Kabinet. In dieser wichtigen Stellung nahm D. Antheil an der Durchführung der Reformbill, doch hatte seine Stellung an der Spitze der gemäßigt radikalen Partei, welche die Bahn der Reform noch weiter verfolgen wollte, seine baldige Entfernung aus dem Whigministerium zur Folge. Zum Viscount Lambton und Grafen von D. erhoben, ging er 1832 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, trat nach seiner Rückkehr aus dem Ministerium und erhielt im Frühjahr 1834 eine die orientalischen Angelegenheiten betreffende Mission nach Paris. Zu dieser Zeit war D. der einzige wahre Vertreter der Volksinteressen im Oberhause. Nachdem er vom Juni 1835—37 nochmals Gesandter zu Petersburg gewesen, ward er im Mai 1838 nach dem Ausbruch der kanadischen Unruhen zum Generalgouverneur, Viceadmiral und Generalkapitän aller zum amerikanischen Festlande gehörigen britischen Provinzen mit fast unumschränkter Gewalt ernannt und wußte durch eben so energische als kluge Maßregeln den Sturm in Canada zu beschwören. Er ließ dann durch eine Generalkommission ein besseres System in der Verwaltung und Veräußerung der un-

kultivirten Ländereien ausarbeiten und ordnete sich im Juni einen Specialrath von 46 Canadiern bei, auf dessen Ausspruch hin eine Anzahl der Theilnehmer am Aufstande auf unbestimmte Zeit nach der Insel Bermuda verbannt wurden. Diese Maßregel ward von den ihm mißgünstigen Tories als Rechtsverletzung angegriffen, und eine von Lord Brougham am 8. August vor das Oberhaus gebrachte Bill annullirte jene Ordonnanz. D. appellirte an das canadische Volk, das in einer Menge Adressen sein Bedauern über D.s Entschluß, sein Amt niederzulegen, ausdrückte und Broughams Bild verbrannte. D. nahm jedoch sofort seine Entlassung u. kehrte im Nov. 1838 zurück, um seine Vertheidigung vor den Häusern zu führen. In der Ueberzeugung aber, daß er, keiner bestimmten Partei angehörend, fast vereinzelt stehe, zog er sich zurück und † zu Cowes auf der Insel Wight am 28. Juli 1840.

Durio *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bombaceen, charakterisirt durch den stumpfen, 5lappigen Kelch ohne Hülle, 5 kürzere Blumenblätter, zahlreiche Staubgefäße in 5 Bündeln mit gewundenen Beuteln, den fadenförmigen Griffel mit rundlicher Narbe und die kugelige, beerenartige, weiche, stachelige, 5fächerige Frucht mit je 4—5 Samen im Mus, mit der einzigen Art: D. zibethinus *L.*, indischer Zibethbaum, einem Baum auf den Inseln des indischen Oceans, wo er auch kultivirt wird. Die rundlich-ovalen Früchte, Durionen genannt, sind dicht mit krautigen, pyramidalen Stacheln besetzt, gelbgrün und in 5 Klappen theilbar. Sie haben die Größe eines Menschenkopfes und werden von den Zibethkatzen begierig aufgesucht. Das zwiebelartig riechende Fruchtfleisch wird zwar häufig gegessen, ist aber eine ungesunde Speise und soll die Verdauung stören, Fieber, Durchfälle und sogar Hautausschläge hervorbringen. Auch soll es schweiß- und harntreibend und reizend und erregend auf die Geschlechtstheile wirken. Die taubeneigroßen Samen, von denen sich 3—5 in jedem Fache befinden, werden gekocht und geröstet gegessen, sollen aber asthmatische Zufälle verursachen. Das Holz ist hart und gibt gute Balken und Masten.

Durius, Fluß, s. Duero.

Durlach, Stadt und Amtssitz im badischen Mittelrheinkreis, in angenehmer u. fruchtbarer Gegend, links an der Pfinz und am Thurnberg (mit Warte), eine Stunde östlich von Karlsruhe, hat ein Schloß mit Garten (1565 vom Markgrafen Karl II. erbaut, jetzt zur Infanteriekaserne eingerichtet), ein altes Rathhaus, ein Standbild Karls II. (auf dem Markte), ein Pädagogium, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder (Elisabethenstiftung, 1818 von der Kaiserin von Rußland gegründet), ein Naturalienkabinet, Cichorien-, Maschinen- und Zündholzfabriken, eine Eisengießerei und 5617 Einwohner. D. war ehedem Hauptstadt der Markgrafschaft Baden-Durlach, die von 1527—1771 als eigene Linie bestand. Jedenfalls reicht sein Ursprung bis in die Zeiten der Römer zurück. Im Jahre 1227 überließ Kaiser Friedrich II. D. dem Markgrafen Hermann IV. von Zähringen gegen die Hälfte von Braunschweig, u. 1565 verlegte Markgraf Karl II. seine Residenz von Pforzheim nach D. Die Franzosen unter Melac eroberten D. 1689 und ließen am 6. August alle Häuser bis auf 5 niederbrennen. Seitdem war D.s Glanz geschwunden; und Markgraf Friedrich Magnus strebte vergeblich, es wieder emporzubringen. Der Wiederaufbau der Karlsburg wurde zwar begonnen, als aber 1715 die Residenz nach Karlsruhe und bald darauf auch das Gymnasium dahin verlegt wurde, kam D. immer mehr in Verfall. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hob sich durch die Fürsorge der Regierung D.s Wohlstand wieder einigermaßen, und es wurde Sitz der Regierung des Pfinz- und Enzkreises, aber schon 1832 kam die Regierung in Folge der neuen Organisation nach Rastadt.

Durnovaria, Stadt, s. Dorchester.

Duroc, Michel, Herzog von Friaul, Marschall des französischen Kaiserreichs, am 25. Oktober 1772 zu Pont-à-Mousson aus einer altadeligen Familie geboren, wanderte beim Ausbruche der Revolution als Artillerieschüler zu Châlons nach Deutschland aus, kehrte aber bald zurück u. entging nur mit Mühe dem Schaffot. Im Jahre 1796 Adjutant des Generals L'Espinasse bei der italienischen Armee, sodann Adjutant Bonaparte's und von diesem beim Uebergange über den Isonzo im März 1797 zum Bataillonschef befördert, zeichnete er sich sodann im ägyptischen Feldzuge, besonders bei Salehieh u. im Sturme auf Jaffa, aus. Nach seiner Rückkehr zum Brigadechef ernannt, half er am 18. Brumaire das Direktorium stürzen und wußte an den Höfen von Berlin, Petersburg, Stockholm u. Kopenhagen das Interesse des ersten Konsuls zu vertreten, wofür ihn dieser zum Divisionsgeneral u. 1803 zum Großmarschall ernannte. Seine neuen Vermittelungsversuche in Berlin blieben jedoch ohne Erfolg, und er übernahm darum das Kommando der Division des verwundeten Oudinot, unterzeichnete nach der Schlacht bei Jena den Frieden mit Sachsen und schloß 1807 nach der Schlacht bei Friedland den Waffenstillstand, der dem tilsiter Frieden voranging, worauf er zum Herzog von Friaul erhoben wurde. In der Schlacht bei Aspern kommandirte er die Reserveartillerie auf der Insel Lobau mit großem Erfolg, unterhandelte nach der Schlacht von Znaym den nun folgenden Waffenstillstand, begleitete 1812 den aus Rußland fliehenden Kaiser nach Frankreich und leitete hier die Reorganisation der kaiserlichen Garden. Er fiel auf der Höhe zwischen Markersdorf und Reichenbach in der Oberlausitz nach der Schlacht bei Bautzen, am 22. Mai 1813. D. hatte einen vielfach heilsamen Einfluß auf Napoleons leidenschaftlichen Charakter ausgeübt. Seine Ueberreste wurden 1845 in der Invalidenkirche zu Paris beigesetzt.

Durocasses, Stadt, s. Dreux.

Durocortorum, Stadt, s. Rheims.

Durrahirse (Durragras, Moorhirse, Sorghogras), Grasgattung, s. Sorghum.

Durst. Die fortwährende Wasserabfuhr aus dem Blute durch die Ausathmung, die Hautausdünstung und die Urinabsonderung erzeugt das Bedürfniß der Aufnahme von Flüssigkeit, welches, wenn es in geringerem Grade vorhanden ist, Trinklust, wenn es aber einen höhern Grad erreicht, D. genannt wird. Während erstere nur durch ein leichtes Gefühl von Trockenheit der Lippen, der Zunge, der Wangenschleimhaut und des Rachens sich kund gibt, steigert sich bei letzterem die Trockenheit der Mundhöhle, die Speichelabsonderung hört auf, der Schleim der Mundhöhle wird zäh, klebt Wangen und Zunge an die Zähne und den Gaumen, und das Sprechen

wird beschwerlich. Wird der D. nicht gestillt, so röthet sich allmählig die Schleimhaut des Mundes, wird brennend heiß, die Sprache wird heiser, das Schlingen beschwerlich, der Puls beschleunigt, alle Absonderungen werden vermindert, die Augen trocken, roth, brennend, der Harn wird stark gesättigt, dunkel von Farbe und sparsam, der Stuhl verstopft. Zu diesen Qualen des erhöhten D.es gesellen sich noch allgemeine Körperschwäche, eine erhöhte Reizbarkeit der Sinnesorgane und des Gemüths. Ein wahrer Wahnsinn entsteht mit folternden Vorstellungen von Wasser und allen möglichen Flüssigkeiten. Die so Gepeinigten trinken mit gieriger Hast alles Flüssige, wenn es noch so widerlich ist, Meerwasser, selbst den eigenen Harn. Kann der D. auch jetzt noch nicht gelöscht werden, so entstehen förmliche Entzündungen der Mundschleimhaut u. der Rachengebilde, die zuweilen zum Brand führen; der Puls wird überaus schnell, mit schnellem, seufzendem Athem; heftiges Fieber stellt sich ein mit Irrereden, Bewußtlosigkeit, u. endlich erfolgt der Tod, der nach Allem, was man darüber weiß, viel schrecklicher ist, als der Hungertod. Denn diesen haben schon Manche mit großer Festigkeit des Willens freiwillig erlitten, während sie des Trinkens sich nicht enthalten konnten. Dem D.e liegen örtliche und allgemeine Ursachen zu Grunde. Die Trockenheit des Mundes und der Rachengebilde entsteht in Folge des Verdunstens der auf der Schleimhaut befindlichen Flüssigkeit, daher nehmen diese örtlichen Erscheinungen durch alle Einflüsse, welche die Verdunstung begünstigen, zu. Thiere, denen man die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen unterbunden hat, leiden an heftigem D.e. Dagegen läßt sich das Bedürfniß nach Flüssigkeit, wenn es nur von Trockenheit der Mundschleimhaut herrührt, durch einige Tropfen Wasser, oder durch säuerliche und saftige Früchte, die auf die Zunge gebracht werden, einige Zeit stillen. Anhaltendes Sprechen, Singen, Spielen von Blasinstrumenten (Cantores amant humores!) rufen D. hervor. Das Athmen bei offenem Munde, statt durch die Nase, erregt D. Wärme und trockene Luft, das Arbeiten am Feuer und in hoher Temperatur vermehren ihn ebenfalls. Daher trinken Eisenschmelzer, Glasbläser, Zuckersieder sehr viel. Solche Arbeiter geben nun freilich auch durch vermehrte Transpiration mehr Wasser aus dem Blute an die Umgebung ab, und es gesellen sich bei ihnen zu den allgemeinen Ursachen des Bedürfnisses nach Flüssigkeit noch örtliche hinzu. Dies ist auch der Fall beim Bergsteigen, wie bei jeder angestrengten, andauernden Körperbewegung überhaupt. Tanzen, Laufen, Reiten 2c., welche die Hautausdünstung u. die Wasserausscheidung durch die Lungen bei beschleunigter Athembewegung vermehren, rufen D. hervor. Es ist bekannt, daß gewisse Speisen, namentlich trockene, zähe und noch mehr gewürzte und gesalzene, wie Pökelfleisch, Häringe 2c., theils durch die Wegnahme der Mundflüssigkeit, theils aber dadurch, daß sie reizend auf die Schleimhaut wirken, oder, wie das Salz, einer größern Menge von Flüssigkeit bedürfen, um wieder ausgeschieden zu werden, großen D. erregen. Aus ähnlichen Gründen machen selbst manche Getränke, wie starker Kaffee, Wein, Branntwein, mehr D. (Gewohnheitstrinker klagen stets darüber), während saftige Früchte, frische Kräuter denselben löschen. Außer den genannten Ursachen gibt es aber eine Reihe krankhafter Zustände, welche den D. vermehren. Namentlich sind es alle fieberhaften Erkrankungen, z. B. Lungenentzündung, Typhus, Ruhr 2c., welche von heftigem D.e begleitet sind. Am meisten ist dies der Fall, wo das Blut selbst an Menge beträchtlich abgenommen hat, wie besonders nach größeren Blutverlusten, oder nach sonstigen reichlichen Ausleerungen von Flüssigkeiten aus dem Körper, wie bei der Cholera, und selbst bei länger andauernden, stärkeren Diarrhöen mögen sie spontan entstehen oder durch Abführmittel hervorgerufen sein. Auch bei der Harnruhr, nach Vergiftungen mit ätzenden Metalloxyden: Arsenik, Blei, Quecksilbersublimat 2c., wird heftiger D. beobachet. Ferner erzeigen tiefergreifende Nervenreizungen, wie Operationen, Aetzungen, Einrichtungen ausgerenkter oder gebrochener Knochen, D. Nach Krämpfen endlich, namentlich nach epileptischen Anfällen, ist ebenfalls das Durstgefühl erhöht. Die Größe des Bedürfnisses nach Flüssigkeit ist sehr verschieden. Manche Menschen können oft sehr lange aller Getränke entbehren, namentlich ist dies bei solchen der Fall, welche eine ruhige, sitzende Lebensweise führen. Diese begnügen sich oft wochenlang mit derjenigen Flüssigkeit allein, welche in den gewöhnlichen Speisen enthalten ist. Im kindlichen Alter ist das Bedürfniß nach Getränk weit größer, als im erwachsenen, während es im Greisenalter am geringsten ist. Beim Manne ist der D. meist größer, als beim Weibe, das jedoch zu gewissen Zeiten, zur Zeit der Regeln, in der Schwangerschaft und in der Säugeperiode mehr Getränk verlangt. Auch sollen hagere Personen mit reizbarem Temperament mehr Bedürfniß nach Getränk haben, als fettleibige und gemüthsruhige Menschen. Um den D. zu stillen, genügt eigentlich das frische Quellwasser. Säuerliche Zusätze, Brausemischungen 2c. unterstützen jedoch dessen durstlöschende Eigenschaft oft beträchtlich, und namentlich erhöht auch ein gewisser Gehalt an Kohlensäure in dem Wasser dessen durststillende Wirkung. Es sollte jedoch nie zu kalt getrunken werden. Die Temperatur von 8—12° R. möchte dem Zwecke am besten entsprechen. Auch kühle Milch stillt den D. vortrefflich. Außer den genannten Getränken, wozu wir noch das Bier u. leichtere Weine rechnen können, kann der D., wenn derselbe von allgemeinen Ursachen herrührt, noch durch Wassereinspritzen in den Darmkanal und durch Bäder gestillt werden. Ueber die durststillende Eigenschaft der Bäder sind jedoch die Schriftsteller noch sehr getheilter Ansicht. Während die Einen annehmen, daß Wasser durch die Haut aufgenommen werde, bestreiten dies Andere ganz entschieden. Der eigentliche Grund der angeblichen durststillenden Wirkung der Bäder mag wohl darin zu suchen sein, daß der Körper, während er im Wasser eingetaucht ist, durch die in Folge davon Statt findende Unterdrückung der Hautausdünstung kein Wasser verliert. Denn in der Regel währt es nicht sehr lange Zeit nach einem Bade, bis der D. wiederkehrt, und es hängt diese Beobachtung, die Jeder an sich zu machen im Stande ist, damit zusammen, daß kürzere oder längere Zeit nach dem Bade die Hautthätigkeit wieder in Gang kommt. Vgl. Moleschott, Physiologie der Nahrungsmittel, 2. Aufl., Gießen 1860.

Durtal, Stadt im französischen Departement Maine-Loire, am Loir, mit 2 kolossalen Thürmen

aus dem 11. Jahrhundert, Papierfabrikation, Ziegeleien, Töpfereien und 3550 Einwohnern.

Durutte, Joseph François, Graf, französischer General, am 14. Juli 1767 geboren, trat zu Anfang der Revolution in die französische Armee, stieg in den folgenden Feldzügen der Republik schnell von Grad zu Grad empor und wurde von Napoleon zum Divisionsgeneral und Kommandanten der 10. Militärdivision zu Toulouse ernannt. Seine im Feldzug gegen Oesterreich in Italien, besonders aber bei Wagram bewiesene Tapferkeit trug ihm den Baronstitel ein. Bei der Vereinigung Hollands mit Frankreich zum Gouverneur von Amsterdam ernannt und dann mit der Bewaffnung der Küste beauftragt, wußte er sich hier, sowie später in ähnlichen Stellungen in Mecklenburg und Pommern die allgemeine Achtung zu erwerben. Nachdem er zu Warschau die 32. Division der großen Armee organisirt, folgte er dem 7. Armeecorps unter Schwarzenberg nach Rußland, zeichnete sich bei Kalisch, sowie später bei Lützen, Bautzen und Großbeeren aus und rettete bei Dennewitz durch den hartnäckigen Widerstand, den er dem bülowschen Corps leistete, vielleicht das französische Heer vor gänzlicher Auflösung. Hierauf nahm er an der Diversion gegen Berlin und der Entsetzung Wittenbergs Theil, hatte in der Schlacht bei Leipzig nach dem Uebertritt der sächsischen Truppen vorzüglich von deren Geschütz zu leiden, führte auf dem Rückzug einen Theil der Arrièregarde, rettete bei Freiburg nach einem heftigen Gefecht fast die ganze französische Artillerie, entsetzte Thionville und vertheidigte dann Metz mit großer Standhaftigkeit. Nach der Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Kommandanten der 3. Militärdivision zu Metz, zum Ludwigsritter und zum Großoffizier der Ehrenlegion; dessen ungeachtet erklärte sich D. nach des Kaisers Rückkehr für denselben und focht bei Waterloo mit verzweifelter Tapferkeit. Nach der zweiten Restauration zog er sich nach Flandern zurück und † daselbst den 18. August 1827.

Dusart (Du Sart), Cornelis, holländischer Maler u. Kupferstecher, 1665 zu Haarlem geboren, ward ein Schüler A. van Ostade's und malte namentlich ländliche Scenen. Auch seine in einer freien und geistreichen Manier radirten Blätter sind gesucht. Mehrere seiner dem Volksleben entnommenen Bilder besitzen die dresdener und amsterdamer Gallerie, das Dulwichcollege in London 2c. Er † 1704.

Dusch, 1) Johann Jakob, deutscher Dichter und Prosaiker zu Anfang der klassischen Periode, den 12. Februar 1725 zu Celle im Lüneburgischen geboren, studirte zu Göttingen neben Theologie besonders schöne Wissenschaften u. englische Literatur, privatisirte eine Zeitlang zu Altona, ward sodann Professor der schönen Wissenschaften am Gymnasium daselbst, 1766 Direktor desselben, 1767 Professor der englischen und deutschen Sprache und 1771 der Philosophie und Mathematik und † den 18. Dec. 1787. Als Dichter hat sich D. im komischen Epos und vorzüglich im Lehrgedicht versucht, zu welchem er durch Pope, dessen sämmtliche Werke er auch übersetzte (Altona 1758—64, 5 Bde.), geführt worden war; doch leiden selbst seine berühmtesten didaktischen Gedichte: „Der Tempel der Liebe" und „Die Wissenschaften", an Mangel an Phantasie, den er umsonst durch einen gefälligen Vortrag zu ersetzen suchte. Seine komischen Epopöen „Das Toupé" (Göttingen 1751) und „Der Schooßhund" (Altona 1756) sind Nachahmungen von Pope's „Lockenraub". Von einer auf 5 Theile berechneten Sammlung seiner poetischen Werke erschienen nur der 1. und 3. Theil (Altona 1765 u. 1767). Seine Prosa ist namentlich in seinen früheren Schriften oft schwülstig. Am meisten Aufsehen machten die „Moralischen Briefe zur Bildung des Herzens" (Leipzig 1759, 2 Bde., 2. Aufl. 1772), ins Französische, Holländische, Dänische und Ungarische übersetzt. Vielen Beifall fanden auch seine „Briefe zur Bildung des Geschmacks" (Leipzig 1764—73, 6 Thle., 2. Aufl. 1773—79). Seine Romane: „Geschichte Karl Ferdiners" (Breslau 1776—80, 3 Bde.), umgearbeitet unter dem Titel „Der Verlobte zweier Bräute" (Breslau u. Leipz. 1785, 3 Bde.), u. „Die Pupille" (von J. G. Müller herausgegeben, Altona 1798), zeichnen sich vor ähnlichen Erzeugnissen ihrer Zeit durch Vermeidung des Schwächlichempfindsamen in Charakter und Sprache aus. D. war auch Herausgeber einer Sammlung „Vermischter kritischer und satyrischer Schriften" (Altona 1758).

2) Alexander von D., badischer Staatsmann, im Januar 1789 zu Neustadt a. d. Hardt geboren, trieb seit 1805 in Paris namentlich Mathematik, Physik u. neuere Sprachen u. vollendete dann 1807 bis 1810 seine Studien zu Heidelberg. Im Jahre 1815 als Sekretär im badischen Finanzministerium angestellt, arbeitete er darauf von 1819—25 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, unterhandelte 1825 mit der Schweiz einen Zoll- und Handelsvertrag und ward dann hier badischer Geschäftsträger, später Ministerresident, 1834 mit Beibehaltung des Postens in der Schweiz badischer Gesandter in München, 1838 Bundestagsgesandter zu Frankfurt, 1840 zugleich außerordentlicher Gesandter Badens am belgischen Hofe. Im Jahre 1843 übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und zeigte sich in dieser Stellung als Anhänger der altliberalen Principien. Die Mairevolution von 1849 veranlaßte ihn mit seinen Kollegen zum Rücktritt, doch ward er schon Anfangs 1850 von der Stadt Heidelberg in die zweite Kammer und von dieser in das Staatenhaus nach Erfurt gewählt und nahm an den dortigen Verhandlungen in demselben Sinne einer bundesstaatlichen Politik Theil, welcher seine ministerielle Thätigkeit geleitet hatte. Seine Gesundheitszustände bewogen ihn (1851), seine Stelle als Abgeordneter niederzulegen; er lebt seitdem zu Heidelberg seinen literarischen u. künstlerischen Neigungen. Mit Eiselein besorgte er eine gute Bearbeitung von Lesage's „Historischem Atlas", Karlsruhe 1825.

Duschan, Stephan, Czar von Serbien, s. d., Geschichte.

Duschek, Franz, Finanzminister während der ungarischen Revolution, am 28. Aug. 1797 zu Nadoreßnicz in Böhmen geboren, machte seine Studien zu Ofen, Erlau u. Pesth, trat 1819 als Praktikant bei der ungarischen Hofkammer ein und war bis März 1848 zum Vicepräses der ungarischen Hofkammer gestiegen. Obwohl nicht revolutionär gesinnt, ließ er sich von Kossuth, der das Finanzministerium übernommen, als Unterstaatssekretär in diesem Departement anstellen und trug in diesem

Amte wesentlich zu den Erfolgen der improvisirten Banknotenpresse bei. Auch in Debreczin, wohin er dem Landesvertheidigungsausschlusse folgte, setzte er seine Thätigkeit mit Energie fort. Unter dem Ministerium Szemere erhielt D. das Finanzportefeuille, folgte der Regierung im Juli 1849 auf ihrer zweiten Flucht nach Szegedin, wo er sich am 29. Juli vom Reichstage einen neuen Kredit von 60 Millionen gewähren ließ, und übergab nach der Waffenstreckung bei Világos (den 13. August 1849) dem österreichischen Kommandanten den gegen 5 Millionen an Gold und Silber betragenden Schatz. Seitdem lebt er als Privatmann amtlos, doch unangefochten in Ungarn.

Duschet, Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tiflis (früher Grusien), in einer herrlichen Gegend innerhalb der Vorterrassen des Kaukasus, an einem Nebenfluß des Aragwi, von dichten Wäldern umgeben, mit 2137 Seelen, meist Grusiern u. Armeniern, welche sich von Getreide- u. Tabaksbau und Viehzucht nähren. Südlich davon, am Zusammenflusse des Aragwi und des Kur, das Dorf Mzchetha, mit großartigen Ruinen, sowie nördlich die berühmte Pforte Dariel, die alte Porta Caucasi oder Cumana der Römer, welche über das kaukasische Schneegebirge nach Tscherkessien führt.

Dusommerard, Alexandre, französischer Archäolog und Kunstsammler, im November 1779 geboren, diente in den Revolutionskriegen als Freiwilliger, trat 1801 als Rath in die Rechnungskammer und † am 19. August 1842 zu St. Cloud. Er hatte in seiner Wohnung, dem Hotel Cluny zu Paris, eine ansehnliche Sammlung von mittelalterlichen Geräthschaften u. Kunstgegenständen angelegt, die 1843 vom Staat gekauft und in ein öffentliches Museum verwandelt wurde. Das Resultat seiner Forschungen machte D. in dem Prachtwerk „Les arts du moyen âge“ (Paris 1839—43, 5 Bde., mit 110 Kupfern) bekannt. Einer seiner Söhne, Edmond D., geboren den 27. April 1817, ist Konservator jener Sammlung und hat einen Katalog über dieselbe herausgegeben.

Dussek, Johann Ludwig, namhafter Pianofortespieler und Komponist für sein Instrument, geboren am 9. Febr. 1761 zu Czaslau in Böhmen, ging 1786 nach Paris und von da nach London, wo er 1796 mit seinem Schwiegervater Corri eine bedeutende Musikalienhandlung und Notenstecherei anlegte. Nach seiner Rückkehr um 1800 lebte er erst in Hamburg, dann in Berlin und ward 1806 Hofmusikus bei dem Fürsten von Isenburg und im folgenden Jahre bei Talleyrand, der ihn mit nach Paris nahm, wo er am 20. März 1812 †. Eine Sammlung seiner Klavierwerke in 12 Bänden erschien zu Leipzig bei Breitkopf u. Härtel. Seine Sonate (Elégie) auf den Tod des Prinzen von Preußen ist ein wahrhaftes Nationalwerk. Bekannt ist insbesondere die von ihm mit Pleyl herausgegebene „Méthode nouvelle pour le piano et notamment pour le doigter“ (London 1796 u. öfter.) D. zeigt in allen seinen Kompositionen reiche Erfindung und ein lebhaftes, tiefes Gefühl, welches sich auch in seinem Spiel ausprägte.

Dutchmen (Niederländer), in Nordamerika geringschätzende Benennung der Deutschen.

Dutens, Louis, französischer Schriftsteller, am 15. Januar 1730 zu Tours geboren, schrieb noch als Jüngling das Trauerspiel „Le retour d'Ulysse à Ithaque“, lebte sodann als Hauslehrer in England, begleitete von da den britischen Gesandten Lord Mackenzie als Sekretär nach Turin, wo er nach dessen Abreise bis 1762 als Geschäftsträger blieb. Später erhielt er eine reiche Pfründe in England, machte seitdem Reisen durch den größten Theil von Europa und † als britischer Historiograph und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und der der Inschriften zu Paris am 23. Mai 1812 zu London. Ihm verdankt man die erste und umfassendste Ausgabe von Leibnitz' Werken (Genf 1769), 6 Bde.). Sein „Tocsin“ (Rom 1769), der dann als „Appel au bon sens“ (Lond. 1779) erschien, enthält scharfe Ausfälle gegen Voltaire und Rousseau. Geschichtliches Interesse hat seine „Histoire de ce qui s'est passé pour le rétablissement d'une régence en Angleterre“ (London 1789). Auch schrieb D. mehre Abhandlungen über Numismatik 2c. Die „Mémoires d'un voyageur qui se répose“ (Paris 1807, 3 Bde., deutsch, Amsterdam 1808, 2 Bde.) enthalten seine eigene Lebensgeschichte. Sein Bruder, Michael François D., geboren 1732, † 1804 zu Tours, schrieb über Malerei. Dessen Sohn Joseph Michael D., geboren den 15. Oktober 1765 zu Tours, † den 6. August 1848, hat sich als Nationalökonom besonders durch seine „Philosophie d'économie politique“ (Par. 1835, 2 Bde.) einen Namen gemacht.

Dutrochet, R. H. Joachim, französischer Arzt und Physiolog, 1776 geboren, wohnte als Militärarzt 1808 und 1809 dem spanischen Feldzug bei und lebte dann eine Reihe von Jahren in Zurückgezogenheit der Erforschung der physikalischen Erscheinungen in Zusammenhang mit dem Thier- und Pflanzenorganismus. Er ward 1831 ordentliches Mitglied der Académie des sciences, siedelte deshalb nach Paris über u. † hier am 4. Februar 1847. D. hat sich an der Lösung der schwierigsten Fragen der Physiologie und Anatomie versucht, zum Theil nicht ohne Erfolg. Die „Observations sur l'ostéogénie“, welchen 1822 von der Akademie ein Preis zuerkannt wurde, enthalten schätzenswerthe Aufschlüsse über die Knochenerzeugung in der Klasse der Batrachier. Ein werthvoller Beitrag zur Embryologie ist seine „Histoire de l'oeuf avant la ponte“. Besonders anregend wirkten seine „Observations sur la structure et la génération des plumes, avec des considérations générales sur la composition de la peau des animaux vertèbres.“ Die Hauptresultate seiner fernern Forschungen enthalten die „Recherches sur l'accroissement et la reproduction des végétaux“, „Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure interne des végétaux et des animaux et sur leur mobilité“, „Agent immédiat du mouvement vital etc.“ (Par. 1826), „Nouvelles recherches sur l'endosmose et l'exosmose“ (das. 1828).

Dutteah (Dattiah), eine der unter britischem Schutze stehenden Bundelkundstaaten in Ostindien, 40 □Meilen groß, mit 120,000 Einwohnern; die gleichnamige Hauptstadt u. Residenz des Radscha liegt zwischen Agra und Saugor auf Felsenboden, ist mit hohen Felsenmauern umschlossen und hat 40—50,000 brahmanische Einwohner. In der Nähe eine Gruppe Dschainatempel

Duttlingen, Stadt, s. v. a. Tuttlingen.

Duttlinger, Johann Georg, badischer Jurist

und Abgeordneter, den 13. April 1788 zu Lembach bei Stühlingen im Schwarzwald geboren, studirte zu Freiburg u. Heidelberg, durchreiste dann Frankreich, um mit der Verfassung und Praxis der französischen Gerichte durch eigene Anschauung vertraut zu werden, ward 1812 Praktikant zu Emmendingen, 1815 Advokat zu Mörsburg, habilitirte sich 1817 als Privatdocent in Freiburg, wurde 1818 außerordentlicher und 1820 ordentlicher Professor. Auf dem ersten badischen Landtag (1819) schon zeigte er ein ungewöhnliches parlamentarisches Rednertalent, fungirte auf dem zweiten von 1822 als Vicepräsident und rettete auch auf den folgenden von 1825 u. 1828 die Ehre der Opposition. Als Mitglied der Gesetzgebungskommission (seit 1827) entwarf er die Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten 2c., die 1831 zum Gesetz erhoben wurde. Mit Rotteck u. Welcker gründete er den „Freisinnigen“, der aber schon 1832 verboten wurde. Nachdem D. seit 1823 auf allen Landtagen als Vicepräsident fungirt hatte, ward er 1841 zum Präsidenten gewählt, † aber schon am 12. Aug. d. J. Als Schriftsteller machte sich D. bekannt durch die Herausgabe der „Quellen des badischen Staatsrechts“ (Karlsr. 1822, Band 1), sowie als Hauptredakteur des von ihm im Vereine mit G. von Weilen und J. von Kettenacker herausgegebenen „Archivs für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden“ (Freib. 1820—35, 4 Bde.).

Dutzend, zwölf einander an Beschaffenheit und Bestimmung gleicher Dinge, zusammen gezählt.

Duumviri (lat.), Zweimänner, 2 altrömische Magistratspersonen mit gemeinschaftlichem Wirkungskreise und Range. Die D. capitales oder D. perduelliones wurden angeblich schon von Tullus Hostilius eingesetzt u. von der Republik beibehalten als Richter über die Perduellio (s. d.). Die D. municipiorum und coloniarum, eigentlich D. juri dicundo oder D. praefecti juri dicundo, vorzugsweise bloß D. oder Magistratus genannt, waren die beiden höchsten Magistratspersonen in den Municipien und Kolonien, überhaupt in allen Provinzialstädten, den Konsuln zu Rom vergleichbar und deshalb uneigentlich auch so bezeichnet. Sie wurden vom Municipalsenate aus dessen Gliedern auf ein Jahr allemal am 1. März gewählt, trugen als Auszeichnung die Prätexta, wurden ebenso von 2 Liktoren begleitet und hatten die Oberaufsicht über die ganze städtische Verwaltung, den Vorsitz im Senate, sowie die oberste Gerichtsbarkeit in der Stadt. Ihr Richteramt war in der republikanischen Periode sehr unbeschränkt, wurde aber von Hadrian den eingesetzten Konsularen, von M. Aurel den Juridici untergeordnet und sank endlich zu einer Behörde erster Instanz herab; dagegen gewannen während der Kaiserzeit die D. in ihrer Eigenschaft als Senatspräsidenten, indem sie berechtigt wurden, die Kandidaten zu den andern Stellen zu ernennen u. deren Wahl dem Senate, nicht mehr der Volksversammlung zur Abstimmung vorzulegen. Oft war das Duumvirat, wie das Dekurionat überhaupt, wegen des damit verbundenen Aufwandes für zu gebende Spiele 2c. eine Last. Die D. dividundo frumento wurden von Augustus 22 v. Chr. bei einer Theuerung eingesetzt, um Getreide unter das Volk zu vertheilen. D. navales hießen die Seepräfekten od. Admirale, eine angesehene, jedoch nicht stehende Behörde zu Rom für die Ausrüstung u. selbst Führung einer Kriegsflotte, jedesmal auf ausdrücklichen Befehl oder mit Genehmigung des Volks von den Konsuln ernannt, zuerst 212 v. Chr. Die D. sacri, auch Triumviri, waren eine in den Tributkoncilien gewählte kommissarische Behörde, um das Verakkordiren eines Tempelbau's, die Dedikation des Gebäudes 2c. zu besorgen.

Duval, 1) Valentin Jameray, Bibliothekar des Kaisers Franz I., 1695 zu Artonay in der Champagne geboren, erlernte als Schäfer aus mühevoll erworbenen Büchern ohne alle Anleitung Astronomie und Geographie, setzte dann durch Vermittelung der Prinzen von Lothringen seine Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fort und ward in der Folge von Herzog Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte an der Ritterakademie zu Luneville ernannt u. ging, als Lothringen an Frankreich fiel, zugleich mit der herzoglichen Bibliothek nach Florenz, von wo ihn Kaiser Franz I. als Vorsteher der Münz- und Medaillensammlung nach Wien rief, wo er am 13. September 1775 †. Seine „Oeuvres“ (numismatischen Inhalts) mit D.s Biographie wurden von Koch (Petersburg u. Straßburg 1784, 2 Bde., Paris 1785, 3 Bde.) herausgegeben. Vgl. Kaiser, Leben D.s, Nürnberg 1788.

2) Amaury Pineur, Alterthumsforscher, am 28. Januar 1760 zu Rennes geboren, trat schon 1780 mit Auszeichnung als Redner im Parlament von Bretagne auf, wurde 1785 Gesandtschaftssekretär in Neapel, 1792 bei der französischen Republik in Rom, verließ 1797 den Staatsdienst und begann mit Chamfort, Ginguené, Say u. A. die „Décade philosophique“, die 1807 mit dem „Mercure de France“ vereinigt wurde. Schon unter dem Direktorium zum Bureauchef für Wissenschaft und Kunst im Ministerium des Innern u. 1811 zum Mitglied des Instituts ernannt, verlor er 1815 die erstere Stelle. Er † zu Paris den 12. Nov. 1838. Seine Schrift „Des sépultures chez les anciens et les modernes“ wurde mit dem Preise gekrönt. Er gab den Text zu Denons „Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciens que modernes“ (4 Bde.), zu Baltards „Paris et ses monuments“ (3 Bde.) und zu Moisy's „Fontaines de Paris, anciennes et nouvelles“ (1813), besorgte die Ausgabe des Montaigne (1820) und Scarron (1821) und schrieb für die „Histoire littéraire de la France“, Band 13—17.

3) Alexandre Vincent Pineur, beliebtester bramatischer Dichter in Frankreich, Bruder des Vorigen, am 6. April 1767 in Rennes geboren, machte im Seedienste den amerikanischen Krieg mit, fungirte dann als Sekretär der Deputation der Stände von Bretagne, ward hierauf als Ingenieurgeograph bei dem Kanalbau von Dieppe verwendet u. widmete sich seitdem der Baukunst. Durch die Revolutionsstürme aus dieser Thätigkeit herausgerissen, betrat er die Bühne, focht in den Feldzügen des ersten Revolutionskriegs u. ward ins Gefängniß geworfen. Nach dem 9. Thermidor in Freiheit gesetzt, erwarb er sich bald einen Namen als Lustspiel- und Operndichter. Im J. 1812 wurde er Mitglied der französischen Akademie u. 1830 Conservateur der Bibliothek des Arsenals. Er † den 9. Januar 1842. Mehre seiner 152 Theaterstücke wurden deutsch bearbeitet, so: „Die Verdächtigen“ von Huber (Leipzig 1797), „Der Haustyrann“ von Th. Hell (das.

1809), „Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs IV." von Iffland, in seinen „Beiträgen für die deutsche Schaubühne" (Berlin 1807—12, 4 Bde.). Seine „Oeuvres" erschienen zu Paris 1823—25 in 9 Bänden. Mit seinem Bruder Amaury P. D. gab er das „Théâtre complet des Latins" (1820 ff.) heraus.

Duvana *Kunth*, Pflanzengattung aus der Familie der Therebinthaceen, charakterisirt durch halb oder ganz getrennte Geschlechter, den einspaltigen, bleibenden Kelch, die 4 vertieften Kronenblätter, die 8 unter einer kreuzförmigen, 8zähnigen Scheibe befestigten Staubfäden, von denen die 4 längeren mit den Kronblättern abwechseln, das aufsitzende, konische, bei der männlichen Blüthe unfruchtbare Ovarium, die 3—4 kurzen Griffel mit kopfförmigen Narben und die einsamige, kugelrunde Steinfrucht, immergrüne Sträucher und Bäume in Chile, mit stark riechenden Blättern und zierlichen, in Trauben vereinigten Blüthen, finden sich als Zierpflanzen in unseren Gewächshäusern. Der Same von D. dependens *Dec.* wird in der Heimat zur Bereitung eines angenehmen und starken Getränks, Chicha genannt, und im Aufgusse als magenstärkendes und harntreibendes Mittel, auch gegen Hysterie angewendet. Das aus der Rinde schwitzende Harz und die Abkochung der Rinde selbst werden gegen Gicht und Rheumatismus als specifisch wirkend in Chile sehr geschätzt. Diese immergrünen Ziersträucher halten in England in einer südlichen Lage unter Bedeckung im Freien aus; bei uns aber werden sie in ein Winterhaus, oder in Töpfe in sandgemischte Lauberde gesetzt und im Zimmer oder Orangeriehause bei 3—6° Wärme durchwintert. Man vermehrt sie leicht durch Stecklinge unter Glocken in mäßiger Wärme.

Duvenstedt, Dorf im Herzogthum Holstein mit 350 Einwohnern. Hier am 8. August 1850 siegreiches Gefecht der Schleswig-Holsteiner, gegen die Dänen.

Duvergier de Hauranne, Paul, französischer Publicist, 1798 zu Rouen geboren, ward 1824 Mitredakteur und später Eigenthümer des „Globe", schloß sich, 1831 zum Deputirten im Departement Cher gewählt, den Doktrinärs an und machte sich zur Seele der Koalition, die 1839 das Ministerium Molé stürzte, und als deren Programm seine Schrift „Des principes du gouvernement représentatif et de leur application" (Paris 1838) betrachtet werden kann. Hierauf trennte er sich von den Doktrinärs und wirkte im „Constitutionnel" u. „Siècle" für die Partei des linken Centrums. Zur Beförderung der reformistischen Bewegung veröffentlichte er die sehr wirksame Schrift „De la réforme parlementaire et de la réforme électorale" (Paris 1847), nahm aber als Mitglied der Nationalversammlung für das Departement Cher seinen Sitz auf der Rechten, in welchem Sinne er auch als Mitglied der Verfassungskommission wirkte. Bei den Wahlen von 1849 fiel D. zwar durch, erhielt aber im Dec. 1850 einen Sitz in der Legislative. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 verbannt, begab er sich nach Turin, wo er sich mit geschichtlichen Studien beschäftigte, und kehrte 1853 nach Paris zurück. Er schrieb seitdem „Histoire du gouvernement parlementaire de la France" (Paris 1857 f.).

Dux (lat.), Führer, Anführer, Kriegsoberster, Feldherr; daher D. classis, Flottenführer, Admiral; D. militum, D. limitum oder D. provinciae, seit Diocletian der unter dem Magister militum stehende militärische Oberbefehlshaber einer Provinz, oft auch Consularis, Proconsularis, Propraetor und Comes betitelt, besonders mit der Bewachung der Grenzen ꝛc. beauftragt, meist aus dem Staatsschatze besoldet und rücksichtlich der Provinz nur auf gewisse Lieferungen angewiesen. Am Rhein gab es drei solche Duces, von denen einer in Mainz residirte und von Seltz bis Andernach kommandirte. Später war D. Titel der Mitglieder des kaiserlichen Konsistoriums, sowie pensionirter verdienter Militärpersonen, im Mittelalter und in der Neuzeit s. v. a. Herzog, Duc.

Dux (Durow, Duchczow), Stadt im böhmischen Kreise Saaz, nahe am Erzgebirge, eine Stunde von Teplitz, hat ein großartiges gräflich wallsteinsches Schloß nebst schönem Park, eine Dechanteikirche, Tuch- und Wollstrumpffabrikation, Braunkohlengruben und 2166 Einwohner; das Schloß enthält eine ansehnliche Bibliothek (13,000 Bände), bei welcher J. Casanova in seinen letzten Jahren angestellt war, eine Gemäldegallerie und Waffensammlung, ein Kunst- und Naturalienkabinet, ein Bassin (in einem der Höfe), das der Herzog von Friedland 1630 aus eroberten schwedischen Kanonen gießen ließ, und ein ganzes Museum friedländischer Erinnerungen. Die interessanten Sammlungen und der schöne Park machen D. zu einem Lieblingsausfluge der teplitzer Badegäste.

Duyse, Prudens van, flämischer Dichter und Gelehrter, 1805 zu Dendermonde geboren, ward Archivar der Stadt Gent und hat das Verdienst, durch seine Dichtungen, sowohl epischer als lyrischer und dramatischer Art, die Liebe und Begeisterung für die flämische Muttersprache neu geweckt zu haben. Von seinen Dichtungen, die meist in den seit 1840 erschienenen „Letteroefeningen" und dem „Nederduytsche Jaarboekje" zerstreut sind, verdienen besondere Erwähnung „Vaderlandsche Poezij" (Gent 1839, 3 Bde.), „Natalia" (Gent 1842), „Het Klaverblad" (Brüssel 1848), „De Zeilwagan van Simon Stevin" (Gent 1846), „Dichterbespiegeling" (Dendermonde 1849), „Gedichtjes voor kinderen", „Nieuwe Kindergedichtjes" ꝛc. Hierzu kommen noch mehre dramatische Arbeiten. Auch über die vaterländische Geschichte hat er manche schätzenswerthe Abhandlung geliefert, und die Gründung des flämisch-deutschen Sängerbundes ist zum Theil sein Werk.

Duzen, Jemanden mit Du anreden, eine Sitte, die bei allen alten Völkern üblich war. Im Mittelalter, nachweislich im 9. Jahrhundert, kam das Ihrzen (mit Ihr anreden) auf. Bis zum 13. Jahrhundert hatte sich etwa folgende Gewohnheit ausgeprägt: geihrzt wurden Höhere von Niedern, der Vater von den Kindern, Geistliche, Fremde, vornehmere Eheleute unter einander ꝛc.; geduzt wurden Niedere von Höheren, Kinder von Aeltern, Fremde, das gemeine Volk unter einander ꝛc. Im 15. und 16. Jahrhundert ward es Sitte, daß Könige, Fürsten und hohe Würdenträger, statt mit Ihr, vielmehr mit ihrem Titel: Majestät, Fürstliche Gnaden, Fester ꝛc., angeredet wurden, und nun ging die Rede in der dritten Person fort, und zwar im Singular, oder im Plural, je nachdem die Anrede war; in direkter Beziehung auf den Angeredeten wurde jedoch noch

geihrzt. Seit dem 17. Jahrhundert wurde „Herr“ u. „Frau“ in der Anrede bloßes Höflichkeitszeichen, man verband damit anfangs noch Ihr, aber bald fing man an, die indirekte dritte Person dazuzusetzen (Erzen u. Siezen im Singular). So blieb es, als später auch „Herr“ und „Frau“ weggelassen wurden. Die Anrede per Ihr ward nun eine gewisse Mittelstufe zwischen der tiefsten des D.s und der höchsten des Erzens und Siezens. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts (die ersten Spuren zwischen 1680 bis 1690) begann die feinste Höflichkeit, die Anrede aus der dritten Person des Singulars in die dritte des Plurals zu setzen (Siezen im Plural), und um 1740 war diese Sitte oder Unsitte in der vornehmen Welt allgemein herrschend. In neuester Zeit hat das D., besonders in vertraulichen Kreisen, zwischen Aeltern u. Kindern, Eheleuten (selbst fürstlichen), nahen Verwandten, Studienfreunden &c. wieder mehr Platz gegriffen. Tyroler und Quäker reden alle Welt mit Du an, und bei letztern ist es Glaubenssache; auch der Dichter hat die Freiheit des D.s. Von den übrigen europäischen Völkern brauchen die Holländer nur Ihr (gij), in den romanischen Ländern u. in Großbritannien wird Du und Ihr (französisch tu und vous, englisch thou u. you) etwa in den Abstufungen wie in den mittleren Zeiten in Deutschland gebraucht; eine dritte Person findet sich hier in der Anrede nicht. Den Schweden ist Du (du) die vertrauliche und väterliche Anrede, die höchste Achtung wird durch ni angedeutet, ein Wörtchen, das weder Ihr, noch Sie bedeutet; die Dänen brauchen stufenweise Du (du), Ihr (j) und Sie im Plural (de); doch konstruiren Dänen wie Schweden zu ihrer pluralen Anrede das Verbum im Singular. Die vornehmen Russen, Böhmen, Serbier, überhaupt die Slaven reden, wie die Neugriechen, mit Ihr an, nur die Polen duzen sich.

Dwaraka (Dwarka, Dschiget), Hafenstadt in der ostindischen Landschaft Guzerat, an der Südwestseite der Halbinsel Kattywar, mit 4000 Einw. u. dem Tempel des Dwarkanath (Krischna), dem berühmtesten aller Krischnatempel, der die Stadt zu einem der heiligsten Orte des westlichen Indiens macht. Derselbe ist 140 Fuß hoch und durch eine Kolonnade mit einem kleineren, der Dioki (Mutter des Krischna) geweihten und einem noch kleineren des Krischna Madhu Rau (Krischnaberauscher) verbunden.

Dwernacht, Zeitraum von 2 Tagen (nach Andern von 2 Wochen), in manchen Gegenden die Frist zur Geltendmachung der Erblosung (retractus gentilicius) bei der Veräußerung eines Bauergutes. Solche Güter heißen daher Dwernachtsgüter.

Dwernicki, Joseph, polnischer General, den 14. März 1779 zu Warschau geboren, schloß sich 1809 mit einer aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Reiterschaar dem damals in Galizien eindringenden polnischen Heere unter Poniatowski an, wurde darauf zum Eskadronschef ernannt und zog 1812 mit nach Rußland, zeichnete sich hier in dem Corps Dombrowski's, welches den kleinen Krieg bei Mohilew und Bobruisk führte, durch kühne und rasche Unternehmungen aus, war auf dem Rückzug den Russen ein furchtbarer Feind, ward Kommandant des neu organisirten 15. Uhlanenregiments, nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau Offizier der Ehrenlegion und 1814 bei Paris Oberst. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er das Kommando des 2. Uhlanenregiments und wurde 1829 zum Brigadegeneral ernannt. Kurz nach Ausbruch der Revolution 1830 ward er mit der Organisation der 3. Division der Kavallerie beauftragt und erfocht am 14. Februar 1831 bei Stoczek den ersten Sieg über die weit überlegenen Russen, sowie mit dem General Sierawski bei Nowawiez über die russische Avantgarde unter dem Fürsten Adam von Würtemberg, am 19. Februar. Nach der Schlacht von Grochow wurde er nach Volhynien gesandt, um daselbst den Aufstand zu organisiren, ward jedoch von dem rüdiger'schen Corps nach Galizien gedrängt. Hier wurde beim Dorfe Chlebanowka sein Corps von den österreichischen Behörden entwaffnet und nach Siebenbürgen geführt, während man ihm selbst Laibach und später Steyer als Wohnsitz anwies. Von da ging er 1832 nach Frankreich und endlich nach London. Im Jahre 1848 zog er sich auf sein Gut Lopatge in Galizien zurück, wo er im Nov. 1857 †.

Dwight, Timothy, nordamerikanischer Theolog, geboren den 14. Mai 1752 zu Nordhampton in Massachusetts, seit 1795 Präsident des Yalekollegiums zu Newhaven, † den 11. Jan. 1817, hat sich besonders durch seine mehrfach gedruckte „Theology explained and defended in a series of sermons“ (Middleton 1808, 5 Bde.), sowie als Dichter bekannt gemacht.

Dwina (bei den Russen nördliche D.), der größte schiffbare Strom im nördlichen europäischen Rußland, entsteht im Gouvernement Wologda aus der bei Welikij Ustjug erfolgten Vereinigung der beiden Quellflüsse Jug u. Ssuchona, wovon letzterer, als der bedeutendere, der Abfluß des See's Kubinskoje Osero ist. Der Lauf der D. hat eine Länge von 216 Meilen, ihr Stromgebiet umfaßt ein Areal von nahezu 6650 □Meilen; sie durchströmt in vorherrschend nordwestlicher Richtung die Gouvernements Wologda, der ihr oberer u. mittlerer, u. Archangelsk, der ihr unterer Lauf angehört, u. mündet unterhalb Archangel in einem aus 3 Haupt- und mehren Nebenarmen bestehenden Delta in den nach ihr benannten Dwinabusen, eine Bucht des weißen Meeres, welche eine stellenweise Breite von 20 Meilen hat. Ihre beträchtlichsten Nebenflüsse sind auf der rechten Seite die Wytschegda, selbst ein großer, schiffbarer, von vielen Quellflüssen gespeister Strom in der Statthalterschaft Wologda, und die Pinega, welche unterhalb Cholmogory im Archangelschen mündet; auf der linken Seite die Waga, welche, aus dem Wologda'schen kommend, ebenfalls in Archangelsk in die D. fällt. An der D. liegen, von der Mündung aufwärts, die Städte Archangel, Cholmogory, Kraßnoborsk und Welikij Ustjug, an der Ssuchona Totma, an der Jug Nikolsk. Die D. fließt größtentheils durch ebene, sumpfige und waldige Gegenden und ist reich an Fischen, worunter die Gattung Waraga (Gadus callarias) ihr eigen ist; das rechte Ufer ist durchgehends flach und wird nur zuweilen von unbedeutenden Hügeln begleitet. Obgleich der Fluß viele Inseln enthält, ist er doch während der ganzen Sommerszeit schiffbar. Er friert bei der Stadt Archangel Ende Oktober zu und geht erst Anfang Mai wieder auf. Ihre größte Breite hat die D. im archangelschen Kreise, wo sie 2—4, ja bei der Stadt selbst bis 7 Werst breit ist; die Tiefe wechselt von 3—8 Faden. Der

westliche Mündungsarm ist gegenwärtig fast gänzlich versandet, daher die Schifffahrt den Weg durch den östlichen Arm nimmt. Im Jahre 1553 kamen hier die ersten englischen Schiffe an, und seitdem ist Archangel erst eine eigentliche See- und Hafenstadt mit überseeischem Verkehr geworden. Seitdem Archangel auch die Station für die russische Kriegsflotte des weißen Meeres geworden ist, hat die D. noch eine höhere Bedeutung gewonnen. Zu den künstlichen Wasserwegen, welche die D. mit andern großen Strömen Rußlands in Verbindung setzen, gehören der erst 1828 beendigte, 21 Meilen lange Kanal des Herzogs Alexander von Würtemberg, welcher den kubenskischen See mit der in die Wolga fallenden Scheksna verbindet, und der 2³/₇ Meilen lange Katharinenkanal (1786 angefangen und 1820 vollendet), welcher zur Verbindung des weißen Meeres mit dem kaspischen Meere dient, indem er die nördliche Keltma, welche in die Wytschegda fällt, mit dem Tschuritsch, einem Nebenfluß der südlichen Keltma, verbindet, welcher selbst in die Kama oder kleine Wolga mündet.

Dwinez, Landsee im europäisch-russischen Gouvernement Twer, gehört zu den vielen etwa 500 Fuß Seehöhe habenden Wasseransammlungen des Waldaiplateau's, die, wie der Stertsch, Wolgo, Oselok, Ssosniza und vor Allem der Sseliger, sich weniger durch ihre Ausdehnung in die Länge u. Breite, als durch ihre beträchtliche, oft 100 Fuß messende Tiefe, auszeichnen, welcher Umstand sie zu wasserreichen, großen Strömen das Dasein gebenden Wasserbecken macht. Der D. hat mit Einschluß aller Seekrümmungen nur etwa 20 Werst im Umfang.

Dyadik (Dyadisches Zahlensystem), das einfachste aller Zahlensysteme, in welchem schon zwei Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächstfolgenden Klasse bilden. Man braucht nur zwei Ziffern, 1 u. 0, während man zu unserem gewöhnlichen dekadischen System zehn Ziffern nöthig hat. Die 1 bedeutet im dyadischen System auf der ersten Stelle von der linken zur rechten Hand $2^0=1$, auf der zweiten $2^1=2$, auf der dritten $2^2=4$ u. s. f.; die 0 dient bloß zur Bezeichnung der Stelle, welche die 1 einnimmt. Folgenden Zahlen des gewöhnlichen dekadischen Systems:

	1	2	3	4	5	6	7	8
entsprechen	1	10	11	100	101	110	111	1000.

Um eine gegebene dekadische Zahl dyadisch auszudrücken, muß man jene Zahl, hierauf den Quotienten u. so alle folgenden Quotienten durch 2 dividiren u. die Reste dieser Divisionen, mit Einschluß der Null, wo die Division aufgeht, von dem letzten angefangen von der Linken zur Rechten neben einander stellen. So gibt z. B. die dekadische Zahl 25 die Reste dieser Divisionen 1,0,0,1,1, also ist 25=11001. Da größere Zahlen sich nur durch viele Ziffern ausdrücken lassen, so ist das dyadische System für den Gebrauch nicht geeignet. Des dyadischen Systems gedenkt zuerst Joh. Caramuel in seiner „Mathesis biceps" (Campagna 1670). Leibnitz aber bildete die D., ohne von Caramuels Idee Notiz zu haben, vollständig aus und legte ihr großen Werth bei.

Dyas (griech.), die Zweiheit, das zweite Princip des Pythagoras (s. d.).

Dyce, Alexander, englischer Literarhistoriker, am 30. Juni 1798 zu Edinburg geboren, studirte hier und zu Oxford Theologie, ward erst Kurate zu Lanteglos in Cornwall und dann zu Nayland in Suffolk, ließ sich aber 1827 definitiv in London nieder. Seine literarische Laufbahn begann er mit „Select translations from Quintus Smyrnaeus", worauf er sich vorzugsweise der Herausgabe älterer englischer Dichter und Schriftsteller widmete. So erschienen nacheinander die Werke von Collins, George Peele (3 Bde.), Robert Greene (2 Bde.), John Webster (4 Bde.), Shirley (6 Bde.), Bentley (3 Bde.), Th. Middleton (5 Bde.), John Skelton (2 Bde.), Beaumont und Fletcher (London 1843 bis 1845, 11 Bde.) und Marlowe (das. 1849—50, 3 Bde.), mit Biographien der Verfasser und Anmerkungen versehen. Auch die Gedichte von Shakspeare, Pope (3 Bde.), Akenside und Beattie gab er für Pickerings „Aldine edition of the poets" heraus. An den gelehrten Vereinen in London nahm er thätigen Antheil und ließ für die Camden-society das „Nineday's wonder" von Kemp, mit einer Einleitung u. Noten (Lond. 1840), für die Shakspeare-society ein von ihm aufgefundenes altes Schauspiel „Tymon" (1843), sowie ein zweites, „Sir Thomas More", drucken. Mit Collier, Halliwell und Wright gründete er 1840 die Percy-society zur Herausgabe von altenglischen Balladen, Schauspielen u. Gedichten u. besorgte für sie den Druck von Sir Henry Wottons „Poems" (London 1846), von Porters „Angry women of Abington" und einigen Gedichten Draytons. In seinen „Remarks on Collier's and Knights editions of Shakspeare" (London 1844) deckte er einige von den neueren Kommentatoren dieses Dichters begangene Irrthümer auf, worauf er selbst eine Ausgabe der shakspearischen Dramen vorbereitete.

Dyck, van, Maler, s. Van Dyck.

Dyckia *Schult. et Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, charakterisirt durch den 3theiligen, aufrechten Kelch, die 3theilige, röhrig-glockenförmige Blumenkrone, die linienförmigen, unterhalb in einem am Grunde befestigten Cylinder verwachsenen Staubfäden mit aufrechten Antheren und den pyramidalischlänglichen, 3lappigen, 3fächerigen Fruchtknoten, mit 3 gedrehten Narben, krautartige Pflanzen in Brasilien. Die bekannteste Art ist: D. remotiflora, eine vortreffliche, einer Aloë ähnliche Zierpflanze, mit platten, steifen, fleischigen, am Rande mit spitzigen Dörnchen besetzten Blättern und schönen, orangefarbigen Blüthen, deren ungefähr je 12 eine Traube bilden. Man pflanzt sie in gleiche Theile sandiger Holz- und Lauberde, mit einer guten Unterlage zerstoßener Ziegelsteine, durchwintert sie im Warmhause nahe unter den Fenstern, oder im warmen Zimmer, stellt sie bei warmer Sommerwitterung auf eine bedeckte, sonnige Stellage ins Freie, oder ins offene Glashaus, gibt ihr im Sommer mäßig, im Winter sehr wenig Wasser und vermehrt sie durch Nebensprossen, welche man im Frühling abnimmt und nach dem Einpflanzen in ein warmes Mist- oder Lohbeet stellt.

Dyer, John, englischer Dichter, 1700 zu Aberglasney in Caermarthenshire geboren, studirte die Rechte, wandte sich aber dann der Malerei zu, ohne jedoch hierin Ausgezeichnetes zu leisten. Ein beschreibendes Gedicht, „Grongar hill" (1717), das sich durch Einfachheit der Darstellung, Wärme des Gefühls und reizende Naturschilderung auszeich-

net, machte ihn zuerst als Dichter bekannt. Er † 1758 als Prediger. Zu seinen besten Werken gehören noch: „The fleece" (1754) und „The ruins of Rome" (1740). Seine kleinern Gedichte erschienen zu London 1752 u. 1757 und bilden den 53. Theil von Johnsons Dichtersammlung. Seine „Poems" erschienen zu London 1761.

Dyhernfurt, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Wohlau, an der Oder, mit 2 Schlössern und Park, einer evangelischen Pfarrkirche, Synagoge, hebräischer Druckerei, Töpfereien und 1520 Einwohnern.

Dyhrn, Konrad Adolf, Graf von, preußischer Staatsmann, den 21. November 1803 zu Reesewitz im Kreise Oels in Schlesien aus einem alten Geschlechte geboren, besuchte seit 1816 das reformirte Gymnasium in Breslau, später die Ritterakademie in Liegnitz, studirte zu Berlin und Paris seit 1830, widmete sich der Landwirthschaft und wurde 1842 Generalsekretär, 1843 Vicepräsident des landwirthschaftlichen Centralvereins für Schlesien. Im Jahre 1843 von den Majoratsbesitzern Schlesiens in den Landtag dieser Provinz gewählt, schloß er sich der liberalen Partei an und ward 1846 Stellvertreter des Landtagsabgeordneten der Ritterschaft in Oels. Im vereinigten Landtag von 1847 war er das liberalste Mitglied der Herrenkurie. Nach den Märztagen von 1848 gehörte D. im zweiten vereinigten Landtag zu der konstitutionellen Partei und wurde in Oels und Brieg zum Stellvertreter des Abgeordneten der Nationalversammlung gewählt. Als Mitglied der ersten Kammer 1849, sowie in der neuen Ständeversammlung der zweiten Kammer gehörte er zur Opposition, im erfurter Unionsparlament und in den Kammersitzungen von 1850—52 zur Linken. Als Dichter trat D. auf mit der Tragödie „Konradins Tod".

Dyk, Hermann, Landschaftsmaler der münchener Schule, gleich ausgezeichnet in der Führung des Pinsels wie der Radirnadel. In den von ihm mit andern münchener Künstlern herausgegebenen Radirungen, die seit 1843 erschienen, finden sich vortreffliche Blätter D.s, z. B. die Ruinen der Abtei Limburg bei Mondschein ꝛc. In den neuen Malwerken aus München in lithographischen Nachbildungen von Fr. Hohe hat F. Kaiser das schöne Aquarellgemälde wiedergegeben, worin D. die Theilung der Erde nach dem bekannten Gedichte Schillers dargestellt hat. Zu Düsseldorf erschienen von ihm 1839 und 1840 „Deutsche Sprüchwörter und Reime in Bildern" (2 Hefte mit 8 Radirungen).

Dyle, Fluß in Belgien, entspringt an der Südgrenze von Brabant, zwischen Fleurus u. Quatrebras, fließt durch die Provinz Antwerpen, nimmt links die Lasne, rechts die Demer (von den belgischen Hügeln) auf und vereinigt sich bei Rumpst mit der Nethe, worauf sie den Namen Rupel führt. Im Jahre 891 an der D. Sieg Kaiser Arnulfs über die Normänner.

Dyme, eine der 12 alten Städte Achaja's, die mit Paträ die Errichtung des zweiten achäischen Bundes bewirkte; Ruinen bei Karawostasi.

Dynamik (vom Griech.), ein Theil der Mechanik oder allgemeinen Bewegungslehre, welche in die Statik oder Lehre vom Gleichgewicht und D. oder Lehre von den Kräften, in wiefern sie Bewegungen hervorbringen, zerfällt. Man unterscheidet die D. der festen, flüssigen (Wasser) und gasförmigen (Luft) Körper oder Geodynamik, Hydrodynamik und Aërodynamik (auch Pneumatik genannt). Als Gegenstand der Untersuchung wird in der Geodynamik abgehandelt: die Lehre von den Trägheitsmomenten, von der Schwung- oder Centrifugalkraft, von der schiefen Ebene, vom Pendel, vom Stoß elastischer u. unelastischer Körper. In der Hydrodynamik kommen zur Untersuchung: die Verhältnisse beim Ausflusse des Wassers aus Gefäßen (Geschwindigkeit der Strömung und Kontraktion des Wasserstrahls) und bei der Bewegung desselben durch Röhren u. Verengungen (Reibungswiderstand ꝛc.), sowie bei der Bewegung in Kanälen und Flüssen; ferner die Lehre vom Stoße und Widerstand der Flüssigkeiten, sowie schließlich die Hydrometrie oder Lehre vom Wassermessen. In der Pneumatik wird vom Ausfluß der Luft aus Gefäßen und Röhren gehandelt. Die nähere Auseinandersetzung der Gesetze und Verhältnisse s. unter den betreffenden Artikeln.

Dynamismus (dynamische Theorie, v. Griech.), im Gegensatz zur mechanischen Ansicht die Ansicht gewisser Naturphilosophen, wonach die Materie aus der gleichzeitigen Wirkung einer Anziehungs- und Abstoßungskraft konstruirt werden soll.

Dynamometer (v. Griech.), Vorrichtungen, vermittelst deren Kräfte oder die Wirkung von Kräften, Arbeiten ihrem Werthe nach bestimmt werden. Das einfachste u. bekannteste, sowie täglich allseitig angewendete D. ist die Wage (s. d.). Vermittelst derselben wird jedoch nur die Kraft, mit welcher die Schwere auf eine ihrem Werth nach uns unbekannte Massensubstanz einwirkt, durch ein bekanntes Kraftmaß, das Gewicht von 1 Pfund ab, bestimmt. Gewöhnlich dienen die mit dem Namen D. bezeichneten Instrumente zum Messen der Intensität anderer Kräfte, so z. B. der Zugkräfte der Thiere. In diesem letzteren Falle sind sie sogenannte Fadendynamometer, wie die Figur 1 ein solches vorzeigt. Dieselben bestehen aus gehärteten Stahlfedern, auf welche die zu messenden Kräfte einwirken, und aus Zeigern, welche auf Skalen hinlaufen, wo sie die von den Kräften hervorgebrachten Formveränderungen anzeigen und dadurch die Größe der Kraft mittelbar angeben. Diese Stahlfedern müssen vollkommen elastisch sein, damit sie nach Wegnahme der Kraft ihre erste Gestalt wieder vollkommen feststellen, sonst wird der ganze Apparat unbrauchbar. In der Figur ist die Feder schraubenförmig gewunden und in einem cylindrischen Gehäuse eingeschlossen, so daß sie durch ihre Verlängerung oder Verkürzung in der Axenrichtung dieses Cylinders die Größe der in eben dieser Richtung wirkenden Kraft anzeigt. Das eingetheilte Stäbchen AB endigt sich oben in einem Ringe C und unten

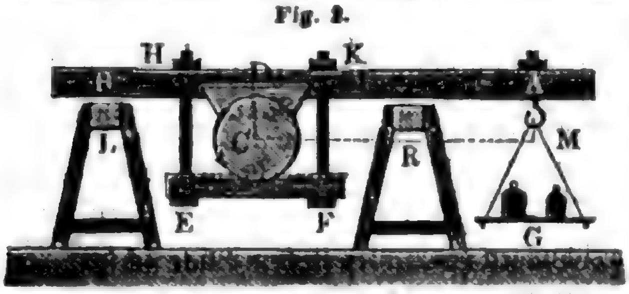
Fig. 1.



in einem Kolben B und ist mit einer in der Figur durchschnitten dargestellten Spiralfeder umgeben, welche nebst dem Kolben B von dem cylindrischen Gehäuse DE umgeben wird. Das letztere hat oben eine rektanguläre Oeffnung für das eingetheilte Stäbchen und trägt unten einen Haken H. Wird diese Vorrichtung mit H in einen Wagen eingehängt und mit C an die Zugleine eines Thieres befestigt, so wird beim Anziehen der Stab AB aus dem Gehäuse zum Theil heraustreten und an der Skale die Größe der Zugkraft abzulesen sein. (Eine Reihe anderer Vorrichtungen zu demselben Zweck sind in Weisbachs „Mechanik“, 2. Bd., 3. Aufl., S. 285 f., abgebildet und näher beschrieben.)

Bei in Bewegung begriffenen Maschinen handelt es sich weniger um die Bestimmung ihrer Kraft — diese ist ganz verschieden, je nach den Geschwindigkeiten der Maschinentheile —, als um die Bestimmung ihrer Arbeit (s. d.), des Produkts aus Kraft und Weg, also um ihre Leistungsfähigkeit. Vorzugsweise dienen hier die D., um die Arbeiten der Kraftmaschinen zu bestimmen, d. h. das Verhältniß der von der Maschine aufgenommenen und auf die Arbeitsmaschinen zu übertragenden Arbeit in Beziehung zu dem Arbeitsvermögen des natürlichen Motors, welcher auf die Maschine eingewirkt hat. Da die Kraftmaschinen fast alle ihre wie auch immer ursprünglich geformte Bewegung vorerst in eine rotirende umwandeln, von welcher sich jede andere Art von Bewegung am leichtesten ableiten läßt, so wendet man zur Bestimmung ihrer Arbeit vorzugsweise Bremsdynamometer oder den prony'schen Zaum an, wobei durch Reibung der rotirenden Welle jeden Augenblick die von dem natürlichen Motor auf die Maschine übertragene Arbeit geradezu vernichtet wird; die Größe dieser Reibung wird durch besondere Rechnung ausfindig gemacht. Figur 2 zeigt die betreffende

Fig. 2.



Anordnung des prony'schen Zaums. C ist die rotirende Welle. BDM ist ein Balken, welcher bei D auf der Welle aufruht und vermittelst der Schrauben HE und KF und eines kleineren Holzstückes EF wieder fest an die Welle angepreßt werden kann. L und R sind zwei Böcke, welche eine Umdrehung des Balkens hindern sollen. Bei M ist an dem Balken eine Wagschale aufgehängt, um Gewichte in dieselbe einzulegen. Wird die Maschine angelassen, so fängt die Welle C an sich zu drehen, erst langsam, dann immer schneller. Werden die Arbeitsmaschinen nun mit der Kraftmaschine verbunden, so geht bei einer gewissen Geschwindigkeit der letzteren jede weitere Arbeit, die der Motor auf sie überträgt, in die Arbeitsmaschinen über, und es stellt sich nunmehr ein gleichförmiger Gang der Maschinenverbindung her. Löst man die Verbindung mit den Arbeitsmaschinen aus und fängt an, durch Anziehung der Schrauben HE und KF den Balken BA gegen die Umlaufswelle zu pressen, also zu bremsen, so wird durch Reibung an der Welle nunmehr jede weitere auf sie übertragene Arbeit des Motors vernichtet. Die Welle, welche sich in der Richtung des Pfeils bewegt, hat das Bestreben, den Punkt A des Balkens zu heben; man legt nunmehr so viele Gewichte G in die Schale M, daß bei der richtigen normalen Geschwindigkeit der Maschine der Balken gerade schwebt, also keinen der beiden Böcke L und R berührt. Kennt man nunmehr das in M aufgelegte Gewicht, sowie das Uebergewicht des Balkens auf der Seite A über die Seite B (was man im Ruhezustand der Maschine dadurch ausfindig macht, daß man den Punkt A in eine gewöhnliche Wage aufhängt), so ergibt sich die Kraft der Reibung an der Peripherie der Welle C dadurch, daß man das Gewicht G multiplicirt mit der Länge des Hebelarms $DA = CM$, dividirt durch den Halbmesser der Welle $C = d$; die Größe der Reibung ist also $R = G \cdot \frac{DA}{d}$. Ist noch v die Geschwindigkeit der Peripherie der Welle, also der Weg, welchen dieselbe in einer Sekunde zurücklegt (den man berechnet, indem man die Anzahl Umdrehungen der Welle in einer Minute durch 60 dividirt und mit dem Umfang der Welle multiplicirt), so findet man nunmehr die auf die Welle übertragene Arbeit des Motors $= Rv$. (Andere dynamometrische Vorrichtungen zur Bestimmung der Arbeit rotirender Wellen findet man ebenfalls in Weisbachs „Mechanik“ näher beschrieben.)

Dynast (v. Griech.), Machthaber, Oberherr, Regent, kleiner Fürst; im griechischen Staatswesen Diejenigen, welche gegen die Verfassung an der Spitze der Regierung standen, z. B. die 30 Tyrannen in Athen (von der Tyrannis unterschied sich die Dynastie durch die Mehrheit der Regierenden); im Mittelalter solche Grafen und Herren, welche bei dem Verfall der alten Gauverfassung im 11. Jahrhundert in den Besitz eigener reichsfreier Territorien (Dynastien) gelangten. Sie gehörten als alte Freiherren und Semperfreie (viri egregiae libertatis) dem fürstenmäßigen hohen Adel an und bildeten eine Mittelstufe zwischen den Besitzern wirklicher alter Gaugrafschaften und den bloß ritterbürtigen Mittelfreien. Als später die letzteren auch oft den Titel Freiherren erhielten, nahmen die alten Freiherren fast sämmtlich das Prädikat „Graf“ an. Unter den D.en des Mittelalters befinden sich die Ahnherren der meisten deutschen Regentenhäuser; daher Dynastie, Herrschaft, insbesondere die Reihenfolge der Glieder einer Familie in derselben.

Dynastische Opposition, in Frankreich unter der Regierung Ludwig Philipps derjenige Theil der Opposition, der seinen Widerstand nur gegen das herrschende Regierungssystem, nicht gegen die Dynastie der Orleans selbst richtete.

Dyophysiten, s. Monophysiten.

Dyrrhachium, Stadt, s. Durazzo.

Dysart, Hafenstadt in der schottischen Grafschaft Fife, an der Nordseite des Firth of Forth, mit 8060 Einwohnern.

Dysenterie (v. Griech.), s. Ruhr.

Dyskrasie (v. Griech.), fehlerhafte Mischung der Körpersäfte im Allgemeinen, insbesondere des Blutes und der Lymphe; im gewöhnlichen Leben unter

dem Ausdrucke Schärfe im Blute bekannt. Die älteste Medicin schon, von Hippocrates an, leitete alle Krankheiten von dem Vorherrschen irgend einer der vier Kardinalsäfte her, dem Blute, dem Schleime, der gelben und schwarzen Galle, den Repräsentanten der vier Elementarqualitäten. Mehr oder weniger waren es auch späterhin entweder eine normwidrige Verdünnung oder Verdickung des Blutes oder eine vorherrschende Säure oder die alkalische Beschaffenheit desselben, worin man das Wesen der Krankheiten suchte, bis man zuletzt bei dem vagen Begriff der Schärfen stehen blieb, der bis in die allerneueste Zeit noch vielfältig festgehalten und zur Erklärung mannichfacher Krankheitsursachen in Anwendung gezogen wurde. Der Ausdruck Schärfe im Blute soll eine Abweichung der Blutmischung von der Norm bezeichnen, welche jedoch nur auf spekulative Weise erdacht, keineswegs nachgewiesen und deshalb als eine der willkürlichsten Annahmen anzusehen ist, die wir in der medicinischen Wissenschaft finden. Besonders waren es gewisse Krankheitszustände von sonst unerklärlicher Dauer, bei welchen man auf eine kontinuirliche Veränderung, auf ein Verderbniß der Säfte und des Blutes schließen zu müssen glaubte. Diesem Schlusse lag aber ein großer Fehler zu Grunde; nämlich der, daß man das Blut als ein zu selbstständiges, von den anderen Theilen des Körpers zu unabhängiges Gewebe betrachtete, daß man vergaß, wie außerordentlich veränderlich „dieser ganz besondere Saft“ in allen seinen Bestandtheilen ist, und wie ein bleibender Zustand desselben nur dann denkbar wäre, wenn die in jedem Augenblicke vor sich gehende Erzeugung und Neubildung der geformten u. formlosen Elemente desselben immer wieder sofort in denselben Zustand geriethen wie die früheren. Wenn man aber erwägt, daß das Blut, indem es, in unzählige äußerst feine Röhrchen vertheilt, bei seinem Durchströmen durch alle Theile des Körpers fortwährend Stoffe abgibt und dafür andere, während des Stoffwechsels mannichfach neugebildete aufnimmt, so leuchtet wohl ein, wie schwierig es überhaupt sein mag, die Mischungsverhältnisse selbst des normalen Blutes festzustellen. Und in der That ist es bis heute mehrfach wiederholten Untersuchungen noch nicht gelungen, übereinstimmende Resultate in Bezug auf die chemische Zusammensetzung des Blutes zu erhalten. Um so weniger aber können diese bis jetzt erhaltenen Resultate als unumstößliche Basis für die so mannichfaltigen Mischungsänderungen des Blutes im kranken Zustande benutzt werden. So lange man noch nicht eine genauere Vorstellung über die Vorgänge der Ernährung und des Stoffwechsels überhaupt erlangt hatte, war es freilich nicht zu verwundern, daß man das Blut, das allerdings die Mutterflüssigkeit ist, aus welcher alle Theile des Körpers ihren Ernährungsstoff beziehen, auch als den Träger der Ursachen gewisser abnormer Ernährungserscheinungen betrachtete. Man konnte ja täglich beobachten, wie von außen in das Blut eingedrungene oder aufgenommene schädliche Stoffe alsbald Krankheitszustände hervorrufen. Es war daher ganz natürlich, daß man, gestützt auf solche Beobachtungen, welche die Fortführung von schädlichen Stoffen durch das Blut erwiesen, und die darauf erfolgende akute tödtliche Erkrankung z. B. in Folge der Einführung des Giftes einer Schlange u. dgl., auch gewisse chronische Krankheitszustände von einer fortdauernden fehlerhaften Blutmischung, von einer chronischen D. ableitete und annehmen zu müssen glaubte, daß solche chronische Mischungsveränderungen des Blutes sich durch das Blut von Geschlecht zu Geschlecht forterben könnten. Denn in der That existiren Krankheiten, bei welchen eine Vererbung von den Aeltern auf die Kinder Statt findet, und nicht nur dieses kann täglich beobachtet werden, sondern es läßt sich auch nachweisen, daß man durch Einimpfung einer kleinen Menge Blutes eine Krankheit von einem Individuum auf ein anderes zu übertragen im Stande ist. Es bedurfte deshalb erst der überaus großen Fortschritte der neuesten Zeit in der Physiologie und namentlich in der Kenntniß der Elementarzusammensetzung der Gewebe des menschlichen Körpers mittelst des Mikroskops, um eine geläutertere Ansicht über die Vorgänge innerhalb der Gewebe selbst anzubahnen, wie sie dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht, eine Anschauung nämlich, welche zwischen einer solidaren und humoralen Pathologie in der Mitte steht und diese beiden in überraschender Weise ergänzt. Mit Recht wird nach dieser Ansicht angenommen, daß jede D. von einer dauernden Zufuhr schädlicher Bestandtheile von gewissen Punkten her abhängig ist, und es ist nun die Aufgabe, welche fortgesetzter Forschung gestellt werden muß, diese Orte aufzusuchen, diejenigen Gewebe zu finden, von welchen aus das Blut eine dauernde Störung erfährt. Es würden somit die sogenannten primären Mischungsänderungen als bedingt betrachtet werden müssen durch die Aufnahme von schädlichen Stoffen von außen her, sei es durch den Verdauungskanal, sei es durch die Athmungswerkzeuge oder durch die Haut 2c., während die sekundären, dauernden, konstitutionellen Abweichungen der Blutmischung als von örtlichen Krankheitszuständen abhängig anzusehen sind. Die primären Abweichungen können als solche nicht erkannt werden, sondern müßten erst an bestimmten Orten, in irgend einem Organ gewisse Reizungszustände und somit Veränderungen der normalen Verrichtung oder der Ernährung hervorrufen, ehe sie überhaupt für die Pathologie existiren, da sie sich dann erst offenbaren. Die Annahme, daß primäre Mischungsabweichungen des Blutes in dem Blute sich spontan, ohne Ausgangspunkt von irgend einem Gewebe her, erzeugen könnten, ist durchaus willkürlich, und die Aufstellung einer solchen Lehre, wie dies neuerlich von einer Seite her Statt fand, welcher die Medicin ihre größten Bereicherungen verdankt, hat mit Recht große Verwunderung erregt. Ist somit die Wissenschaft genöthigt, viele zwar theoretisch angenommene, thatsächlich aber doch unerwiesene sogenannte D.n, wozu auch namentlich die vorzugsweise auf „Schärfen“ geschobenen gehören, die manchen Hautkrankheiten zu Grunde liegen sollen, vor der Hand zurückzuweisen, so bleibt dennoch eine beträchtliche Reihe von Veränderungen der Blutmischung übrig, welche in zweierlei Beziehung Abweichungen von der Norm erkennen lassen, u. zwar eben sowohl in qualitativer, als in quantitativer Beziehung. In letztere Kategorie gehört die Polyämie, die krankhafte Vermehrung, und die Oligämie oder Anämie, die krankhafte Ver-

minderung des Blutes, bei welcher letzteren allerdings auch eine qualitative Veränderung der Blutmischung unzweifelhaft ist (s. Anämie). Die qualitativen Veränderungen beziehen sich entweder auf die normalen und wesentlichen Bestandtheile des Blutes, oder auf die Beimischung von demselben fremdartigen Stoffen. So kann der Wassergehalt des Blutes, es können die Blutkörperchen abnorm vermehrt oder vermindert sein, und letztere können veränderte Eigenschaften zeigen in Bezug auf ihre specifische Schwere, auf ihre Neigung, zu Säulchen zusammenzukleben, 2c. (s. Blut). Das Eiweiß, der Faserstoff, der Salzgehalt des Blutes, der Fett- und Gasgehalt können vermehrt, vermindert, oder verändert sein. Fremde Beimischungen des Blutes kommen um so häufiger vor, als alles Lösliche überhaupt in dasselbe gelangen kann, und wenn dieselben auch in der Regel rasch wieder ausgeschieden werden, wenigstens die von außen eingedrungenen, so ist es doch bei gewissen Beschäftigungen unvermeidlich, daß dergleichen, wie Metalloxyde, Salze, immer und immer wieder mit aufsaugenden Flächen des Körpers in Berührung kommen. Dies gilt besonders von der Bleidyskrasie und der chronischen Arsenik- u. Quecksilbervergiftung. Andere Stoffe bilden sich im Körper selbst; sie werden entweder dem Blute fortwährend zugeführt, oder es wird deren Abscheidung aus dem Blute gehindert. Zu jenen gehört z. B. die Beimischung von Jauche zum Blute aus einem Jaucheherde (s. Brand), zu diesen gehören besonders die Bestandtheile des Harns und wahrscheinlich auch die der Galle, welche zur Gallendyskrasie und zur Harndyskrasie Veranlassung geben. Wird die Ausscheidung des Urins durch irgend eine Ursache gehindert, so bleiben überall im Körper während des Stoffwechsels gebildete Harnbestandtheile, der Harnstoff und die Harnsäure, im Blute zurück und rufen höchst gefährliche, oft schnell tödtliche Krankheitszustände hervor.

Dysmenorrhoe (v. Griech., colica uteri menstrualis), jede Menstruation, welche von ungewöhnlichen schmerzhaften und überhaupt beschwerlichen Zuständen begleitet ist. Die naturgemäße monatlich wiederkehrende blutige Ausscheidung beim erwachsenen weiblichen Geschlechte ist die Folge eines Vorganges, welcher in den Eierstöcken Statt findet, und die Gebärmutter vermittelt nur den Durchgang dieser Ausscheidung, welche ohne weitere störende Erscheinungen Statt findet. Unter abnormen Verhältnissen jedoch, welche sehr verschiedener und mannichfaltiger Art sind, nimmt die Gebärmutter einen mehr oder weniger großen Antheil an jener Ausscheidung, welcher sich meist durch schmerzhafte Empfindungen (molimina menstrualia) kund gibt. Reißende Schmerzen im Unterleibe, welche sich oft in die Oberschenkel hinein erstrecken und bis in den Rücken und die Lendengegend ausstrahlen, bald dumpfer, bald lebhafter sind, entweder andauernd, oder mit kurzen Unterbrechungen, stellen sich zu der Zeit ein, wo die Periode erwartet werden kann. Zuweilen sind die Schmerzen außerordentlich heftig, mindern sich aber mit dem Beginn des Monatsflusses, halten jedoch auch oft einige Tage lang an oder steigern sich erst in den letzten Tagen von jenem. Gleichzeitig erscheinen noch andere krampfhafte Zustände in anderen Organen, namentlich im Magen, als heftiger Magenkrampf mit Erbrechen; im Kopfe, als Migräne, Schwindel, Ohrensausen, Ohnmachten 2c.; manchmal stellt sich Diarrhöe ein, in anderen Fällen hartnäckige Verstopfung; das Gefäßsystem ist oft dabei in Aufregung, es zeigen sich Herzklopfen, Brustbeklemmung, ferner erscheint Zittern, und nicht selten wird das Nervensystem aufs Heftigste ergriffen, so daß allgemeine Zuckungen und Krämpfe entstehen, oder gar eklamptische Anfälle (s. Eklampsie) ausbrechen. Je nach dem Hervortreten einzelner von den geschilderten Erscheinungen hat man die D. in drei Formen unterschieden: in eine nervöse, kongestive und organische. Bei allen diesen Formen kann sich ein fieberhafter Zustand ausbilden, wobei mehr oder weniger heftige Störungen in der Blutcirkulation, Blutandrang nach dem Kopfe, nach der Brust 2c. Statt finden. Letzteres ist namentlich bei sonst vollsaftigen Personen der Fall, kongestive Form, während bei blutarmen, nervös reizbaren Frauenzimmern mehr die nervöse Form beobachtet zu werden pflegt. Auch örtlich stellen sich zuweilen bemerkenswerthe Veränderungen ein, indem die Geschlechtstheile anschwellen, empfindlich werden und in erhöhtem Maße absondern. In der Regel ist die blutige Ausscheidung vermindert, selten vermehrt. Das Blut ist dünnflüssig, blaß gefärbt, stark mit Schleim untermischt. Wo Hindernisse der Ausscheidung vorhanden sind, wie bei der organischen Form, da sammelt sich aber das Blut wohl auch in der Gebärmutterhöhle in größerer Menge an und bildet dort Gerinnsel, welche dann unter heftigen wehenartigen, reißenden Schmerzen von Zeit zu Zeit ausgestoßen werden. Die D. ist nicht selten und wird veranlaßt sowohl durch Lageveränderungen der Gebärmutter, durch Verengerungen ihrer Mündung, durch Knickungen, durch Geschwülste 2c., als auch durch Erkrankungen der die inneren Geschlechtsorgane auskleidenden Schleimhaut, ferner durch Bleichsucht und Hysterie. Zuweilen entzieht sich aber die Ursache der D. selbst der genauesten Untersuchung. Die Behandlung der D. richtet sich nach den dieselbe veranlassenden Momenten. Ist Blutarmuth vorhanden, so muß diese nach den unter Anämie und Bleichsucht angegebenen Regeln behandelt werden. Gegen die Reizbarkeit des Nervensystems dienen beruhigende Mittel, die sogenannten Nervina, bei gleichzeitiger angemessener reizloser, aber kräftig nährender Diät, Genuß frischer Luft, regelmäßiger Bewegung im Freien, verbunden mit warmen oder kalten Bädern. Je nach der Neigung zu entzündlichen Anschwellungen ist der Gebrauch kühler od. lauwarmer Uterusdouchen oder Sitzbäder von gutem Erfolge. Auch Blutentleerungen mittelst Blutegel, an dem Scheidentheil der Gebärmutter applicirt, thun oft die besten Dienste. Die organischen Veränderungen müssen natürlich nach den Regeln der Kunst behandelt werden. Die schmerzhaften Anfälle erfordern je nach der Natur der hervortretenden Erscheinungen ein entsprechendes Eingreifen der Kunsthülfe. Warme Umschläge auf den Leib, Senfteige auf die Schenkel, Schröpfköpfe, innerlich beruhigende Mittel werden wenigstens einige Linderung schaffen, wo sie die Schmerzen nicht vollkommen zu beseitigen im Stande sind.

Dyspepsie (v. Griech.), Störung der Verdauung. Unter allen Organen des vegetativen Lebenspro-

zesses ist keines, welches so häufigen Erkrankungen ausgesetzt ist, als der Nahrungsschlauch. Es liegt dies in den so mannichfaltigen Ursachen begründet, welche auf denselben einwirken. Einestheils sind es die Nahrungsmittel selbst, welche, in ungehöriger Zusammensetzung oder Menge dem Magen einverleibt, häufige Veranlassung zu abnormem Reize desselben geben und Verdauungsstörungen erzeugen (dyspepsia ab ingestis); anderntheils sind es entweder veränderte Zustände der Verdauungsorgane selbst, oder deren Theilnahme an allgemeinen Erkrankungen, welche D. hervorrufen. Was die Nahrungsmittel betrifft, so ist es freilich bis jetzt nur in allgemeinen Umrissen möglich, bei sonst gesunden Verdauungsorganen die Grenzen anzugeben, innerhalb welcher sich die Wahl und Menge der Speisen zu bewegen hat, um dem individuell normalen Reiz des Magens zu entsprechen. Es ist hinreichend bekannt, wie sehr verschieden in dieser Beziehung die äußeren Einflüsse sich geltend machen. Schon das Klima übt den größten Einfluß aus. In südlichen Klimaten z. B. werden nur leichte, fettlose Speisen vertragen, während in nördlichen Himmelsstrichen die Fette eine große Rolle in der Nahrung spielen. Jahreszeit, Lebensweise, ob sitzende oder häufige Bewegung gestattende, Alter, Geschlecht 2c. verlangen ihre besondere Berücksichtigung. Mehr als in irgend einer anderen Beziehung wirken bei der Verdauung gewisse Eigenthümlichkeiten, die man mit dem Namen der Idiosynkrasie bezeichnet, mit u. geben häufig zur D. Veranlassung. Auch die geistigen Getränke u. andere fremdartigen Substanzen können D. herbeiführen. Vorzugsweise ist es aber die Menge der genossenen Speisen, welche in Betracht kommt. Eine gewisse Menge derselben wird vielleicht ganz gut vertragen, der Magen verdaut gehörig, ohne die geringste Störung zu erleiden, wird aber das richtige Maß überschritten, so tritt alsbald D. ein. Die zweite Kategorie der Ursachen, welche D. erzeugen, bilden die Zustände der Verdauungsorgane selbst od. auch die der übrigen Körperorgane oder des Gesammtorganismus. Es gibt eine lange Reihe von Erkrankungen, welche, ohne daß der Magen selbst eigentlich erkrankt ist, dennoch dyspeptische Erscheinungen im Gefolge haben. Hinreichend bekannt ist, daß die Schwangerschaft, an u. für sich ein normaler Zustand, häufig von Verdauungsstörungen begleitet ist. Kummer, Sorgen und traurige Gemüthsstimmung, chlorotische Blutbeschaffenheit, fieberhafte Krankheiten, Diarrhöen, Stuhlverstopfung, Krankheiten der Leber, der Gebärmutter, der Nieren, Blasenerkrankungen, Hirnleiden 2c. rufen fast alle Abnormitäten im Verdauungsgeschäfte hervor, ohne daß der Magen 2c. selbst leidet, ohne Zweifel nur durch den sympathischen Zusammenhang vermittelst des Nervensystems. Noch viel mehr aber sind es die Erkrankungen der Magenschleimhaut und des Darmschlauches und seiner Drüsen (Leber, Bauchspeicheldrüse), welche D. erzeugen. Jeder Katarrh des Magens und des Darmkanals ist von D. begleitet, ebenso ist dies der Fall bei Lageveränderungen des Darmkanals, namentlich bei Brüchen. Die Symptome der D. sind je nach den sie veranlassenden Momenten natürlich einigermaßen verschieden. Die D., welche in Folge von abnormen Nahrungsmittelreizen hervorgerufen wird, vorzugsweise Indigestion genannt, zeigt vor Allem ein Gefühl von Schwere, Fülle im Magen, Auftreibung der Herzgrube, vermehrte Härte dieser Gegend; stärkerer Druck ruft eine schmerzhafte Empfindung, Uebelkeit, Neigung zu Erbrechen oder gar wirkliches Erbrechen von veränderten Speisen hervor. Manchmal ist die Speichelabsonderung vermehrt, der Appetit aber ist stets vermindert, der Durst erhöht, der Geschmack verändert, die Zunge belegt sich, der Leib bläht sich auf, es entsteht Aufstoßen von Gasarten, entweder allein od. auch von sauren, übelriechenden Speisetheilen begleitet, welche oft bis in den Mund gelangen; dabei stellen sich Mattigkeit, Kopfschmerz, verdrießliche oder reizbare Gemüthsstimmung ein; selbst Herzklopfen und Athembeschwerden können entstehen, der Schlaf kann gestört werden, der Harn ist stark roth gefärbt; zuweilen ist sogar Fieber vorhanden; bei lange andauernder D., namentlich bei der durch chronische Krankheitszustände sekundär unterhaltenen, entstehen sogar Aphthen im Munde. Ueberhaupt bleibt die chronische D. nicht ohne einen tiefgreifenden Einfluß auf den ganzen Körper und dessen Ernährung. Die Frische der Gesichtsfarbe verliert sich u. weicht einem gelblichen, erdfahlen Teint, der Körper magert ab, die Kräfte sinken, u. es entstehen in Folge der mangelhaften Ernährung allerlei Allgemeinkrankheiten, wie Diabetes, Gicht, Skropheln 2c. Die D. kommt in allen Lebensaltern vor. Vom zartesten Säuglings- bis zum hohen Greisenalter, ebenso wie in der Blüthe der Jahre sind Verdauungsstörungen eine häufige Erscheinung. Während bei dem ersteren eine schlechte Mutter- und Ammenmilch, oder eine unpassende Nahrung bei künstlicher Auffütterung D. hervorruft, ist es im Greisenalter die mangelhafte Verkleinerung u. eine ungenügende Einspeichelung, welche Veranlassung zu derselben wird; im blühenden Alter aber ist es meist eine unrichtige, excedirende Lebensweise, zumal der Genuß geistiger Getränke, welche Verdauungsstörungen erzeugt, die in dem bekannten „Katzenjammer" gipfeln. Hinzuzufügen wäre noch der Einfluß, welchen eine zuweilen oder periodisch auftretende oder länger andauernde Konstitution der Atmosphäre und tellurische Verhältnisse auf die Verdauung ganzer Bevölkerungen und größerer Länderstriche ausüben, die unter der Bezeichnung Constitutio gastrica zusammengefaßt werden, wie eine solche im vorigen Jahrhundert beobachtet wurde, die dann später in eine mehr entzündliche Konstitution überging und jetzt wieder seit den zwanziger Jahren herrschend zu sein scheint. Worin die Eigenthümlichkeit begründet liegt, daß zu gewissen Zeiten, abgesehen von dem jährlichen Wechsel von Winter und Sommer, die Verdauungsapparate mehr auf krankhafte Weise ergriffen werden, als sonst, ist schwer zu sagen. Sicher aber liegt schon in der größeren Verbreitung des Unterleibstyphus u. der Cholera ein Beweis des Vorhandenseins einer solchen Neigung zur vorzugsweisen Affektion der Unterleibsorgane. Die durch die Nahrungsmittel hervorgerufene D. ist diejenige, welche am allerersten eine baldige Wiederherstellung der Gesundheit erwarten läßt, indem in der Regel unter Entleerung des Magen u. Darminhalts nach oben oder nach unten, verbunden mit Urinentleerungen, mit reichlichen Niederschlägen und mit Schweiß, die Genesung sich einstellt. Kehren aber die Veranlassungen häufiger wieder, wird eine zweckmäßige Diät und Behandlung überhaupt versäumt, so entsteht

gern ein chronisches Leiden, das alle Erscheinungen des chronischen Magenkatarrhs zeigt. Die von anderen Krankheiten, oder von Veränderungen der Magenschleimhaut, oder von Nerveneinflüssen herrührenden D.n hängen zu sehr von diesen selbst ab, als daß sich über deren Dauer etwas Bestimmtes voraussagen ließe.

Die Behandlung der D. erfordert vor allem Anderen eine strenge Regulirung der Diät, und es handelt sich hierbei nicht nur um die Qualität, sondern namentlich um die Quantität der Speisen und Getränke. In heftigen Fällen kann es nöthig werden, alle Nahrung zu entziehen. In chronischen muß wenigstens die Menge der Nahrung geringer und diese muß so verdaulich wie möglich sein. Oft muß der Kranke darin sein eigenes Gefühl entscheiden lassen. Erst mit der allmähligen Besserung kann dann eine Steigerung der Diät Statt finden, nur müssen auch dann noch die Mahlzeiten so weit auseinandergerückt werden, daß die vollkommene Auflösung der früher genossenen Speisen und die Entfernung derselben aus dem Magen gewiß und wirkliches Nahrungsbedürfniß wieder vorhanden ist. Kurz vor dem Schlafengehen sollten Diejenigen, deren Verdauung leicht gestört wird, niemals Speise zu sich nehmen, besonders keine solche, welche eine größere Verdauungskraft beanspruchen. In Beziehung auf die Qualität lassen sich nur allgemeine Regeln angeben, welche sich aus der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel ergeben. So sind alle in Wasser löslichen Stoffe leicht verdaulich, u. auch die stärkmehlhaltigen Substanzen werden leicht aufgelöst; weniger ist dies bei den eiweißartigen der Fall. Auch sind die Stoffe, welche in flüssiger Form genossen werden, schneller verdaut, als die festen und geronnenen. Andere wiederum werden fast gar nicht verdaut und liegen oft lange im Magen, wie z. B. Gefäßbündel, Pflanzenfasern 2c. Fette Speisen sind schwerer verdaulich als fettarme 2c. (s. Diät). Einfache Speisen bedürfen stets einer geringeren Verdauungskraft als zusammengesetztere, wie sie eine verfeinerte Kochkunst liefert. Auch der Zusatz von Gewürzen, namentlich von Gewürznelken u. Aehnlichem ist zu beschränken, obwohl zuweilen auch ein richtiges Maß von solchen vortheilhaft wirkt, z. B. wo der Magensaft in ungenügender Menge abgesondert wird; wo aber ohnehin schon eine Neigung zu Reizungszuständen der Magenschleimhaut vorhanden ist, da schaden sie geradezu u. müssen streng verboten werden. Eine geringe Menge guten alten Weins oder auch Bier kann zuweilen mit Nutzen genossen werden, am besten aber bleibt stets das reine und unvermischte Quellwasser, das nur nicht zu kalt, etwa 8—12° R. warm, u. nicht in zu großen Quantitäten zum Essen getrunken werden darf. Auch das sonstige Verhalten ist bei eingetretener und leicht eintretender D. zu berücksichtigen. Ist Ersteres der Fall u. namentlich Fieber vorhanden, so ist strenge körperliche u. geistige Ruhe, am besten in der Bettwärme, einzuhalten. Später erlaube man mäßige Bewegung, sorge für regelmäßige Stuhlentleerung, frottire den Unterleib und lasse öfter ein lauwarmes Bad nehmen, um die Thätigkeit der Haut zu befördern. Bei leicht eintretender D. sind Fußreisen, überhaupt kräftige körperliche Bewegungen, Gebrauch der Fluß- und Seebäder von ersprießlichstem Nutzen. Eigentliche arzneiliche Behandlung lasse man nur dann eintreten, wenn die Diät allein nicht ausreicht. Gegen übermäßige Säurebildung wirken die alkalischen Mittel, wie kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk u. Aehnliches; ist aber Mangel an Magensäure vorhanden, dann wirkt nichts besser, als einige Tropfen Salzsäure, einem Glase Wasser zugesetzt u. kurz vor oder nach dem Essen getrunken. Oft auch sind bittere Mittel, wie die China, kleine Mengen Rhabarber u. dergl., von gutem Erfolge, in anderen Fällen nützen die blähungtreibenden Theee, Kamillen, Anis, Fenchel u. dergl. Großen Ruf haben sich insbesondere eine Reihe von Mineralwässern gegen D. erworben, wie Homburg, Kissingen, Ems, Pyrmont u. a. Bei der D., welche durch Krankheiten anderer wichtiger Organe unterhalten wird, muß natürlich die Behandlung gegen diese vorzugsweise gerichtet sein, und die D. kann nur nebenbei berücksichtigt werden.

Dysphagie (v. Griech.), beschwerliches Schlingen, ist die Folge sehr mannichfaltiger Krankheitszustände, sowohl der Rachengebilde und des Schlundkopfes, als auch der Speiseröhre bis zum Magenmund hinab. Im weiteren Sinne wird zur D. auch das erschwerte Saugen und Kauen gerechnet, weshalb denn auch die krankhaften Affektionen der Kaumuskeln, der Kieferknochen, der Lippen 2c. dabei in Betracht kommen. Die am häufigsten vorkommenden Schlingbeschwerden sind diejenigen, welche veranlaßt werden durch die entzündliche Anschwellung der in der Rachenhöhle gelegenen Gebilde, besonders der Mandeln u. des Gaumensegels mit dem Zäpfchen, sowie auch durch die Entzündung u. Geschwürbildung des Kehldeckels, wie sie häufig bei der Lungenschwindsucht u. bei den durch diese hervorgerufenen krankhaften Affektionen der Luftröhre beobachtet werden. Nicht selten sind auch Anschwellungen des die Speiseröhre umgebenden Zellgewebes, wodurch ein Druck auf den Schlund ausgeübt u. das Schlingen erschwert wird. Aetzende Substanzen rufen in der Speiseröhre beim Hinabschlucken in gleicher Weise, wie zu heiße Speisen und Getränke eine Entzündung der Schleimhaut hervor, welche an und für sich schon das Schlingen beschwerlich macht, noch mehr aber durch die der Anätzung meist nachfolgende Narbenbildung und dadurch erzeugte Verengerung D. erzeugt. Verengerungen der Speiseröhre können aber in ihrem ganzen Verlaufe sowohl durch außerhalb gelegene, ihr Lumen verengende Geschwülste, z. B. Krebsgeschwülste, als auch durch krebsige Ablagerungen in die Gewebe der Wandungen derselben Statt finden und somit D. erzeugen. Ferner verhindern zuweilen krampfhafte Zustände, wenn auch meist nur vorübergehend, das Schlingen. In gleicher Weise vermag das Schlingen durch Lähmungszustände der Speiseröhre erschwert zu werden, wie dies bei allgemein verbreiteten Lähmungen beobachtet wird, die durch Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks entstanden sind. Diese sind bald vollständig, bald unvollständig und können bis zu vollkommenem Unvermögen zum Schlingen sich steigern. Trockene Bissen gelangen dann gar nicht in den Magen, während Flüssigkeiten mit kollerndem Geräusche in denselben gleiten. Zu den krampfhaften Affektionen gehören die Schlingbeschwerden bei der Wasserscheu. Auch großer Durst und die dadurch erzeugte Trockenheit der Schleimhaut der Schlingorgane hat D. zur Folge. Die Gefährlichkeit der D. ist je nach den geschilderten

Ursachen sehr verschieden. Die einfache Entzündung der Rachengebilde (s. Bräune) geht in der Regel ohne Nachtheil vorüber, auch die krampfhaften Schlingbeschwerden, wenn sie nicht durch die Wasserscheu od. durch krankhafte Zustände der Wandungen der Speiseröhre und des Magenmundes veranlaßt werden, sind ungefährlich, alle übrigen Verengerungen aber, ebenso auch die Lähmung des Schlundes, führen die bedenklichsten Zustände mit sich. Oft sind die Kranken zum Hungertode verurtheilt, wenn es nicht gelingt, dieselben durch Schlundröhren mit nährenden Flüssigkeiten zu erhalten. Nur die Verengerungen, welche in Folge von Hinabschlucken ätzender Flüssigkeiten, z. B. von Schwefelsäure, entstanden sind, lassen durch Einlegen von Schlundsonden und allmählige Erweiterung der Speiseröhre (s. Bougie) Hoffnung auf Wiederherstellung.

Dyspnöa (griech.), das schwere Athmen, die Engbrüstigkeit, umfaßt alle Arten der behinderten Respiration; s. Asthma.

Dysurie (v. Griech.), Harnbeschwerden.

Dyveke, d. i. Täubchen, von lateinischen Chronisten Columbula genannt, die bekannte Geliebte König Christians II. von Dänemark, 1488 zu Amsterdam geboren, Tochter der Sigbrit Wylms, einer Schenkwirthin. Christian II. lernte sie in Bergen kennen, nahm sie mit sich nach Opslo und nach seiner Thronbesteigung 1513 nach Kopenhagen, wo er auch nach seiner Vermählung mit Isabella sein Verhältniß mit ihr fortsetzte und ihrer ränkesüchtigen Mutter einen unbegrenzten Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Landes gestattete. Deswegen von der Adelspartei gehaßt, † sie 1516 (od. 1517) plötzlich, wahrscheinlich an Gift. Der König gab ihren Tod einem jungen Edelmann, Torben Oxe, dessen Hand D. ausgeschlagen hatte, Schuld und ließ ihn hinrichten. Die Geschichte der schönen, unglücklichen D. ward oft behandelt, in dramatischer Form von Samson, H. Markgraff (Das Täubchen von Amsterdam, Lpz. 1839), von Rinkhoff (1843); novellistisch-historisch von E. Münch (in den „Biographisch-historischen Studien"), als Novelle von L. Schefer u. Tromlitz; als historischer Roman von J. C. Hauch (Wilh. Zabern) und von F. Frick (Sybrecht Wylms, 1843).

Dzialynsky, Titus, Graf, polnischer Patriot, 1797 in Posen aus einer altadeligen Familie geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Berlin und Paris, kehrte 1812 in die Heimat zurück, ging nach dem Einzug der Russen mit seinen Aeltern nach Prag, widmete sich sodann, zurückgezogen auf seinen Gütern lebend, den Wissenschaften und besonders der Geschichte seines Vaterlandes, bereiste, um Material für letztere zu sammeln, Schweden, Dänemark, Böhmen, Deutschland u. Frankreich, kaufte in Warschau die kwiatkowski'sche Handschriftensammlung, die er später durch die wisniewski'sche bereicherte, u. machte seine Bibliothek zu der reichhaltigsten in Polen. Mitglied der ehemaligen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau u. der literarischen Gesellschaft der Universität in Krakau, förderte er kräftig deren Bestrebungen als Schriftsteller, Verleger und Mäcen. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 trat er als Freiwilliger in die posener Legion, ward Adjutant Skrzynecki's, lebte nach der Besiegung Polens auf seinen Gütern in Galizien u. Posen u. war 1850 der einzige polnische Deputirte im Staatenhaus in Erfurt, wo er gegen die Einverleibung Polens in Deutschland protestirte. Seitdem zog er sich ins Privatleben zurück und begann die Herausgabe zweier für die Geschichte wichtigen Werke, des „Liber geneseos illustris familiae Schidlovieciorum" und der „Acta Tomiciana".

Dzierzon, Johann, der Erfinder einer neuen Methode der Bienenzucht (s. d.), den 16. Jan. 1811 zu Lobkowitz in Oberschlesien geboren, studirte zu Breslau Theologie und ist seit 1835 Pfarrer in Karlsmarkt. Er schrieb „Theorie und Praxis des neuen Bienenfreundes" (Berlin 1848, Nachtrag Nördl. 1852), „Rationelle Bienenzucht" (Brieg 1861) und gibt seit 1854 die Zeitschrift „Der Bienenfreund aus Schlesien" heraus.

Dzumaleu, höchster Berg im Herzogthum Bukowina, links an der Bistritz, 5704 Fuß hoch.

Dzwina, Fluß, s. v. a. Düna.

E.

E, E, e, e, in den meisten abendländischen Sprachen der 5. Buchstab und 2. Vokal, nach Grimm „ein ursprünglicher, darum auch schwankender, unbestimmter Vokal, der in unserer Sprache allzu sehr um sich gegriffen und ihren Wohllaut beeinträchtigt hat". Er ist wesentlich aus zwei alten Lauten, dem a und i, entsprungen, u. darauf beruht die Verschiedenheit seiner Aussprache, indem er einmal mit einem Nachhall des dünnen a, das andere Mal mit einem Nachhall des dünnen i gesprochen u. dann von Grimm u. A. als ë bezeichnet wird. Diesen Unterschied zwischen e und ë erkennen schon die mittelhochdeutschen Dichter an, indem sie beide nicht auf einander reimen. Die jetzige Aussprache hat diesen Unterschied vielfach bewahrt, wie die Wörter heben und legen u. a. beweisen. Durch verunstaltenden Schreibgebrauch, der außer dem einfachen e das Dehnungszeichen eh, die Verdoppelung ee und die Umlautbezeichnung äh anwendete, ist die im Mittelhochdeutschen sicherer bewahrte richtige Aussprache im Neuhochdeutschen verwischt worden. Die lateinische und die älteste griechische Sprache hatten nur Ein Zeichen (E); die Jonier aber brauchten für den breiten, dem i sich nähernden Laut ein besonderes Zeichen, das dann auch die Attiker aufnahmen und das kurze Epsilon (d. i. dünnes E) nannten, während der dem a sich nähernde Laut Eta hieß. Im Neugriechischen sind beide beibehalten, doch lautet hier η wie i. Die Engländer sprechen e bald lang wie ih, bald kurz wie ein geschärftes i aus u. verschlucken es meist am Ende. Die Franzosen unterscheiden vornehmlich E ouvert, E fermé und E

muet. Als Zahlzeichen ist im Griechischen $\epsilon'=5$, $\epsilon=5000$, $\eta'=8$, $\eta=8000$; im Lateinischen (später) $=250$; in der Rubricirung $=5$. Als Abkürzung bedeutet E (e) in römischen Inschriften, Handschriften rc. in neuerem Gebrauch s. v. a. Ennius, est, emeritus, evocatus, equus, egregius rc.; auf dem Revers neuer Münzen: österreichisch Karlsberg (in Siebenbürgen), preußisch Königsberg, französisch Tours; in der Logik bezeichnet es einen allgemein verneinenden Satz, in der Physik Elektricität. In der Chemie ist E Zeichen für Erbium. Ueber E als Grundton in der Musik s. Ton u. Tonarten.

Eagle (engl., s. v. a. Adler), nordamerikanische Goldmünze, 10 Dollars an Werth, früher = 13,29 Thaler Gold = 14 Thaler 15 Sgr. 7½ Pf., während die seit 1837 geprägten nur den Werth von 17,47 Thaler Gold = 13 Thaler 21 Sgr. 1 Pf. haben. Es gibt auch ½ und ¼ E.s.

Earl (engl.), englischer Adelstitel, aus dem dänischen Jarl entstanden und durch die Normannen 1066 nach England verpflanzt, unserem „Graf" entsprechend, bezeichnete bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts die höchste Stufe des englischen Adels. Als aber Eduard III. 1355 seinen gleichnamigen Sohn, den sogenannten schwarzen Prinzen, zum Herzog (Duke) von Cornwall ernannte, sank der Earlstitel auf die zweite Stufe herab, und seit 1385, wo Richard II. Robert de Vere zum Marquis von Dublin erhob, bezeichnet er erst die dritte Stufe. S. Adel.

Earlom, Richard, englischer Zeichner und Kupferstecher, 1728 in Somersetshire geboren, † zu London 1794, war der Erste, welcher geätzte Stiche und Punkte in das Geschabte einmengte. Sein Hauptwerk ist die nach Claude Lorrains Originalzeichnungen erschienene Sammlung: „Liber veritatis, or collection of two hundred prints, after the original dessings of Cl. Lorrain" (London 1779, 2 Bde., 1804, 3. Bd. mit noch 100 Blättern).

Earlston (früher Ercildoune), Fabrikdorf in der schottischen Grafschaft Berwick, im untern Lauderthale, mit berühmten Ginghammanufakturen u. 1829 Einwohnern. In der Nähe der in der Volkssage gefeierte Rhymers Tower.

Earn (Loch Earne), See in der schottischen Grafschaft Perth, 1¼ Meilen lang, ¼ Meile breit; aus dem Ostende desselben fließt der gleichnamige Fluß ab, der nach einem 8 Meilen langen Laufe in den Firth of Tay mündet.

Eastbourne, besuchter Seebadeort an der Küste der englischen Grafschaft Sussex, mit 5785 Einw.

Easterlings, im Mittelalter Name der skandinavischen Freibeuter in England.

Eastlake, Charles Lock, namhafter englischer Historienmaler der Gegenwart, geboren den 17. Nov. 1793 zu Plymouth, machte die ersten Studien auf der londoner Akademie, hielt sich seit 1817 3 Jahre lang in Italien, namentlich in Venedig und Rom, sowie in Griechenland auf und sammelte Motive zu historischen Bildern, namentlich zu Genrestücken und Landschaften. Sein Kolorit hat etwas Tizianisches, ohne daß er dabei der englischen Schule untreu wurde. Nach dem Muster der münchener Freskomalerei hat er seit 1841 die Ausschmückung der neuerbauten englischen Parlamentshäuser begonnen. Seine Bilder bekunden künstlerischen Sinn, Studium u. Feinheit, aber wenig eigentlich schöpferische Kraft; das Lobenswertheste an ihnen ist die Schönheit des Kolorits u. die Sauberkeit der Technik. Als Schriftsteller trat E. zuerst mit einer Uebersetzung der goethe'schen „Farbenlehre" auf. Außer seinem Hauptwerk „Materials for a history of oil painting" (London 1847) lieferte er viele kleinere Schriften, herausgegeben von Bellenden Ker unter dem Titel „Contributions to the literature of the fine arts" (das. 1848). E. bekleidete längere Zeit die Stellen eines Bibliothekars der Akademie und eines Aufsehers der Nationalgallerie. Seit 1851 ist er Präsident der Akademie und Ritter. Seine zahlreichen Gemälde sind von den besten englischen Stechern nachgebildet. Seine Gattin Elizabeth E., geborne Rigby, hat sich gleichfalls als Malerin und Schriftstellerin einen geachteten Namen erworben und unter Anderem Kuglers „Handbuch der Malerei", so weit es die italienischen Schulen behandelt (London 1842, neue Auflage 1851), übersetzt.

East-Lothian, Grafschaft, s. v. a. Haddington.

East-Main, Name für den östlichen Theil des Hudsonsbaiterritoriums.

East-Meath, s. Meath.

Easton, Manufakturstadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Hauptort der Grafschaft Northampton, an der Mündung des Lehigh in den Delaware, über welche beide hier hübsche Brücken führen, regelmäßig angelegt, mit einem Gerichtshaus, 5 Kirchen, dem Lafayettecollege (seit 1832), Bibliothek und 8944 Einwohnern. Der Delaware-, Moris- und Lehighkanal treffen hier zusammen.

Eastport, Stadt im nordamerikanischen Staate Maine, auf einer kleinen Insel in der Passamaquoddybai, durch eine Brücke mit Perry auf dem Festlande verbunden, hat einen vortrefflichen Hafen, 5 Kirchen, eine Akademie und eine Garnison der Vereinigten Staaten, bedeutende Fischerei u. Ausfuhr von Bauholz und 5000 Einwohner.

East-Riding, der östliche Bezirk der englischen Grafschaft York.

East-River, die vier Meilen lange Straße zwischen Long-Island-Sound u. dem Hafen von Newyork, welche die Stadt Newyork einerseits von Brooklyn, andererseits von Williamsburg trennt u. an ihrer schmalsten Stelle Hurlgate (Hellgate) heißt.

Eau (franz.), Wasser, in der Pharmacie und Heilmittellehre Bezeichnung für destillirte, über riechende Stoffe abgezogene Wässer, z. B. E. de menthe poivrée, Pfeffermünzwasser, E. de fleurs de tilleuls, Lindenblüthenwasser, rc., besonders aber Name für eine Klasse von flüssigen Parfümerien, welche durch Destillation mit Pflanzenkörpern oder auch durch unmittelbare Auflösung wohlriechender ätherischer Oele u. Harze mit mannichfachen Riechstoffen geschwängert sind. Viele dieser Eaux haben ihren Namen von der Qualität der Riechstoffe, z. B. das aus südfranzösischem Lavendel gebildete E. de Lavande, andere verdanken ihre Benennung den Fabrikanten, wie E. de mille fleurs, E. de la reine rc., andere endlich knüpfen ihren Namen an die Fabrikationsorte oder bestimmte Eigennamen, wie E. de Cologne, E. de Saxe, E. de Luce rc. S. Parfümerien.

Eau de Javelle (Javelle'sche Lauge, Fleckwasser, Liquor Kali hypochlorosi), eine

Lösung von unterchlorigsaurem Kali in Wasser, zuerst in Javelle bei Paris dargestellt, wird auf folgende Art bereitet. Man reibt 10 Theile Chlorkalk mit 300 Theilen Wasser sorgfältig an, fügt dann eine kalte Lösung von 11 Theilen roher Potasche in 33 Theilen Wasser hinzu, rührt gut durch und filtrirt nach einer halben Stunde. Das Filtrat mischt man mit einem Theil Salzsäure u. füllt die Flüssigkeit in gut zu verschließende Gläser, die an einem dunkeln und kalten Ort aufbewahrt werden müssen. Dies Präparat wird selten dargestellt, man bereitet in der Regel das entsprechende Natronsalz, da dies billiger und ebenso wirksam ist. Der Name E. d. J. ist aber so populär geworden, daß man auch die Natronflüssigkeit mit demselben belegt, obgleich diese eigentlich Eau de Labarracque heißt.

Eau de Labarracque (Liquor Natri hypochlorosi, L. Natri chlorinici, auch L. Natri chlorati, Fleckwasser, fälschlich Eau de Javelle genannt), je nach der Bereitung ein Gemisch verschiedener Salze, in Wasser gelöst. Am einfachsten erhält man es, wenn man 10 Theile (1 Th. nach der belgischen Pharmakopöe, 12 Th. nach der bayerischen und würtembergischen Pharmakopöe) Chlorkalk mit 240 Th. (20 Th. nach der belgischen, 560 Th. nach der bayerischen u. würtembergischen Pharmakopöe) Wasser sorgfältig anreibt, eine Lösung von 10 Th. (2 Th. nach der belgischen, 11 Th. nach der bayerischen und würtembergischen Pharmakopöe) Soda in 72 Th. (10 Th. nach der belgischen, 16 Th. nach der bayerischen und würtembergischen Pharmakopöe) Wasser hinzufügt u. nach einigen Stunden filtrirt. Die klare Flüssigkeit muß in gut verschlossenen Gefäßen an einem kühlen und dunkeln Ort aufbewahrt werden. Wirksamer als dieses Präparat ist aber die Flüssigkeit, welche man erhält, wenn man Chlor in eine Lösung von kohlensaurem Natron leitet. Zu diesem Zweck entwickelt man das Chlor aus 5 Th. Braunstein und 10 Th. roher Salzsäure (specifisches Gewicht = 1,12) in einem gelind erwärmten Kolben und leitet das Gas in eine kalte Lösung von 15 Th. Soda in 35 Th. Wasser, bis dieselbe vollständig gesättigt ist. Sie hat alsdann eine grünlichgelbe Farbe und riecht stark nach unterchloriger Säure. Die Kohlensäure des Natrons wird von der unterchlorigen Säure nicht ausgetrieben, vielmehr zersetzt Kohlensäure das Präparat, und man muß es deshalb in verschlossenen Gefäßen, auch vor dem Einfluß des Lichts geschützt, an einem kühlen Ort aufbewahren. Man benutzt das E. d. L. als kräftig oxydirendes Mittel zum Bleichen, Vertilgen von Flecken 2c. Pflanzenfarben, alte Obst- u. Weinflecken 2c., auch Stockflecken, Dinte 2c. zerstört es schnell und vollständig. Vergl. Flecken. In der Analyse dient das E. d. L. als Erkennungsmittel für Arsen, indem es die durch den marshschen Apparat erzeugten Arsenflecken löst, während es etwaige Antimonflecken ungelöst läßt.

Eau de Luce (franz., Aqua Lucae), mit Bernstein versetzte Lösung von Ammoniak in Alkohol, ist von milchigem Ansehen u. von sehr scharfem, durchdringendem Geruch, der von dem ätherischen Bernsteinöl und dem Ammoniak herrührt, und dient als Aufregungs- und Erweckungsmittel, in Frankreich auch zur Anätzung der Bisse giftiger Thiere.

Eauze, Stadt im französischen Departement Gers, an der Gelise, mit 4100 Einwohnern, welche vorzüglichen Liqueur (Armagnac) bereiten; ehemals die Hauptstadt der kleinen Landschaft Auzan. Dabei die Ruinen des altrömischen Elusa, der Hauptstadt von Novempopulania, die noch heute la Cintat heißen.

Ebal, ein rauher, 2500 Fuß hoher Berg in Palästina (Samaria), zum Gebirg Ephraim gehörig, gegenüber dem Berge Garizim und wie dieser mit 800 Fuß hohen Felsenwänden abfallend. Im engen Thale zwischen beiden liegt Nablus (das alte Sichem). Auf dem E. sollten nach Mosis Bestimmung Diejenigen, welche dem Gesetz zuwider lebten, verflucht werden.

Ebauche (franz.), der erste flüchtige Entwurf zu einer Abhandlung, die erste Anlage einer Zeichnung oder eines Gemäldes. Daher Ebauchiren, s. v. a. leicht, flüchtig, in allgemeinen Umrissen entwerfen.

Ebbe, ein Höhenzug des Sauerlandes in Westphalen, zwischen den Flüssen Sieg, Ruhr und Lenne, erhebt sich bis 2048 Fuß; im Rüthenhard zu 1934 Fuß.

Ebbe und Fluth (Gezeiten, lat. aestus maris, fluxus et refluxus maris, franz. marées, engl. tides), das an den meisten Meeresküsten und in den meisten Baien, Meerbusen und großen Flußmündungen zweimal im Laufe eines Mondstages (24 Stunden 49 Minuten mittlerer Sonnenzeit) abwechselnd eintretende Steigen und Fallen der Wasserfläche. Dieses Steigen und Fallen ist je nach der Oertlichkeit, sowie auch nach der Zeit verschieden, so daß der Unterschied zwischen der bedeutendsten und geringsten Höhe des Wassers nicht nur an verschiedenen Orten, sondern auch an einem und demselben Ort sich verschieden stellt. Doch folgen diese verschiedenen Höhen in einem gewissen regelmäßigen Wechsel auf einander, insofern die bedeutendste nach und nach abnimmt und die geringste nach und nach wieder steigt. Die regelmäßig wiederkehrenden hohen Fluthen, denen tiefere Ebben folgen, heißen Springfluthen, die darauf folgenden schwächeren aber, die auch weniger tiefe Ebben zur Folge haben, Nippfluthen. Durch genaue Beobachtung ist konstatirt, daß während eines Mondumlaufs zweimal Springfluth und zweimal Nippfluth eintritt, so daß zwischen beiden ein Zeitraum von etwa 14 Tagen verfließt. Die Springfluth tritt nämlich gewisse Zeit, in der Regel 1—2 Tage nach dem Neu- oder Vollmond, die Nippfluth dagegen eine bestimmte Zeit nach den Vierteln ein, oder die Springfluth kommt, wenn der Mond eine gewisse Anzahl von Graden östlich von der Linie entweder der Konjunktion oder der Opposition (Syzygien) mit der Sonne steht, die Nippfluth dagegen, wenn er in gewisser Entfernung von seiner ersten und letzten Quadratur steht. Ferner pflegt die Fluth einzutreten, wenn der Mond zum Meridian des betreffenden Orts eine bestimmte Stellung hat, nämlich eine gewisse Zeit vor oder nach dem Zeitpunkt, von dem an er nach Süden geht, und zwar ist diese Zeit für denselben Ort bei Neu- und Vollmond im Allgemeinen konstant, für verschiedene Oerter dagegen sehr verschieden, während sich der Zeitraum zwischen der Zeit der Fluth und dem Mittag fast allenthalben im Verlauf von 14 Tagen um 6 Stunden ändert. Der Zeitraum zwischen zwei auf einander folgenden Fluthen ist am

kürzesten um den Neu- und Vollmond, wo er 12 Stunden 19 Minuten beträgt, am längsten zur Zeit der Quadratur, nämlich 12 Stunden 30 Minuten. Unter sonst ähnlichen Verhältnissen ist der Zeitraum zwischen E. u. F. am beträchtlichsten, wenn der Mond im Aequator und in seinem Perigäum (Erdnähe), am geringsten aber, wenn er am weitesten vom Aequator und in seinem Apogäum (Erdferne) steht. Demnach pflegt das Meer während 6 Stunden 12 Minuten nach dem Hochwasser zu ebben oder abzufließen, bis es seinen tiefsten Stand (Tiefwasser) erreicht, darnach aber ebenso lange Zeit zu fluthen oder zuzufließen, bis es wieder seinen höchsten Stand erreicht, um dann in derselben Zeit von Neuem zu ebben und zu fluthen. Die erste Fluth, bei welcher der Mond in der obern Kulmination steht, heißt Zenithfluth, die andere Nadirfluth. Die halbe Summe zweier aufeinander folgenden Hochwasser über der dazwischen eintretenden Ebbe pflegt man als Totalfluth zu bezeichnen. Da endlich das Fallen wie das Steigen erst langsamer, dann allmählig schneller und zuletzt wieder langsamer vor sich geht, so pflegt man noch Vor-, Halbe- und Hinterebbe, sowie Vor-, Halbe- u. Hinterfluth zu unterscheiden. Die zweimalige Abwechselung des Fallens und Steigens binnen 24 Stunden nennt man die tägliche Periode, die zweimal im Verlauf eines Monats sich ereignende schwächste E. u. F. die monatliche Periode. Da aber weiter beobachtet worden ist, daß um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen die bei den Syzygien eintretenden Springfluthen am stärksten, dagegen um dieselbe Zeit die bei den Quadraturen sich ereignenden Nippfluthen am schwächsten, sowie daß um die Zeit der Sonnenwenden jene am schwächsten, diese aber am stärksten zu sein, und daß endlich um die Zeit der Wintersonnenwende stärkere Fluthen, um die Zeit der Sommersonnenwende schwächere Fluthen einzutreten pflegen, so hat man auch noch eine jährliche Periode unterschieden. Aus dem regelmäßigen Wechsel dieser Perioden aber ergibt sich, daß außer dem Monde auch die Sonne, wenn auch in geringerem Grade (s. unten) auf das Eintreten von E. u. F. einwirke. Wenn der Mond im Himmelsäquator steht, also keine Deklination hat, so sind E. u. F. am stärksten, und beide nehmen um so mehr ab, je mehr die Deklination des Mondes zunimmt. Ferner sind E. u. F. in beiden Hälften des Mondstages gleich, so lange der Mond keine Deklination hat, wogegen beide je nach der Lage des betreffenden Orts auf der nördlichen oder auf der südlichen Halbkugel wechselsweise höher und niedriger werden, wenn Deklination des Mondes Statt findet. Da nämlich zur Zeit der nördlichen Deklination des Mondes dieser den Orten der nördlichen Erdhalbkugel bei seiner Kulmination näher am Zenith steht, von wo aus er am stärksten anziehend wirkt, so muß er das Wasser dieser Erdhälfte höher heben, als das der südlichen, und aus demselben Grunde müssen die Fluthen überhaupt zwischen den Wendekreisen stärker sein, als in den gemäßigten Zonen, da nur für jene Gegenden der Mond das Zenith und Nadir selbst erreicht. Selbstverständlich müssen auch die Fluthen auf der südlichen Erdhälfte höher steigen, wenn der Mond südliche Deklination hat. Aber während beider Deklinationen wird noch ein anderer Unterschied beobachtet: bei der nördlichen sind die Fluthen auf der nördlichen Halbkugel bei der obern Kulmination des Mondes am stärksten, bei seiner untern Kulmination dagegen schwächer, und umgekehrt sind auf der südlichen Halbkugel die Fluthen bei der untern Kulmination am stärksten und bei der obern schwächer. Endlich ist noch beobachtet worden, daß auf der nördlichen Halbkugel die Springfluthen im Sommer des Abends stärker als des Morgens, im Winter dagegen des Morgens stärker als des Abends sind.

Um sich die Art und Weise der Einwirkung von Sonne u. Mond durch Attraktion auf das Meerwasser zu veranschaulichen, denke man sich die ganze Oberfläche der Erdkugel gleichmäßig mit Wasser bedeckt und alle die freie Bewegung der Gewässer hemmenden Widerstände beseitigt. Dann wird der Punkt der Erdoberfläche, in dessen Zenith der Mond steht, sollicitirt von der dort am stärksten wirkenden Anziehungskraft dieses Gestirns, sich gegen dasselbe erheben und dem weniger stark angezogenen Erdkern voraneilen; die Gewässer auf dem entgegengesetzten Punkte der Erdoberfläche aber, welcher noch weniger, als der Erdmittelpunkt, angezogen wird, werden gegen den Mittelpunkt zurückbleiben und ihrerseits sich hier ebenfalls über das gewöhnliche Niveau erheben. Es bilden sich also Fluthen, gewissermaßen Wasserhügel, sowohl in den gerade unter dem Monde liegenden, als in den diametral entgegengesetzten Theilen des Erdoceans, und hierdurch werden die mittleren, 90° davon entfernten Wasserschichten genöthigt, dem Fluthenzuge nach beiden Seiten zu folgen, abzulaufen und demnach zu ebben. Steht nun die Sonne zugleich mit dem Monde über dem Horizonte, und zwar an derselben Stelle des Himmels, oder doch nahe daran, so wird die Folge sein, daß die beiderseitigen Fluthen und demnach auch die Ebben sich vergrößern, da beide Gestirne vereint nach einer Seite hin ihre Anziehungskraft ausüben; dieselbe Wirkung aber wird hervorgebracht werden, wenn sich beide Gestirne in gerade entgegengesetzten Stellen des Himmels, d. h. das eine in dem obern, das andere in dem untern Durchgange durch den Meridian, befinden. Denn da jedes der beiden Gestirne stets eine doppelte gleichzeitige Erhebung des Wassers bewirkt, eine an dem Orte, in dessen Zenith es steht (obere Fluth), die andere in dem diametral entgegengesetzten Punkt (untere Fluth), so ist es einerlei, ob beide von einem und demselben Punkt aus wirken, oder von geradlinig entgegengesetzten. Im ersten Fall wird die obere Fluth gleichsam durch zweifache, von Mond und Sonne verursachte Attraktion, die untere durch doppelte Abstoßung bewirkt; im andern Falle ist sowohl die obere wie die untere Fluth die Folge einer Attraktion und einer Zurücklassung oder Abstoßung. Es werden also zur Zeit der beiden Syzygien (Neumond und Vollmond) gleich starke größte Fluthen eintreten, weil hier die Wirkungen von Sonne und Mond zusammentreffen, in den Quadraturen dagegen (zur Zeit der beiden Mondviertel) wirken beide Himmelskörper einander entgegen, weil sie alsdann um 90° von einander abstehen, daher das Wasser, welches außerdem zur Bildung einer Mondsfluth von jenen ebenso weit abstehenden Punkten des Oceans herzulaufen würde, durch die dort im Meridian stehende Sonne zurückgehalten und zur Bildung einer Sonnenfluth gezwungen wird.

In den Syzygien ist der Effekt der kosmischen Attraktion gleich der Summe der Kräfte, in den Quadraturen dagegen gleich der Differenz zwischen der größeren Kraft (des Mondes) und der kleineren (der Sonne). In den Zwischenstadien zwischen den Syzygien und Quadraturen aber erreichen die Fluthen und Ebben eine mittlere Größe, und zwar so, daß sie in der Zeit von den Quadraturen bis zu den Syzygien fortwährend täglich wachsen, in der Zeit von den Syzygien bis zu den Quadraturen dagegen von Tag zu Tag abnehmen. Ständen Sonne und Mond zu allen Zeiten senkrecht über dem Erdäquator, so würden die Spitzen der zwei Fluthhügel (des untern und des obern) sich auch in diesem größten Kreise regelmäßig um das Erdrund herum, in der Richtung von Morgen nach Abend bewegen. Da aber beide Himmelsgestirne nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstnachtgleiche im Aequator stehen, so wird auch nur in diesen Zeiten die Spitze der Fluthwelle den berechneten Weg nehmen; zu allen andern Jahreszeiten fällt sie in die Parallelkreise, über welchen Sonne und Mond selbst senkrecht stehen, und macht in diesen ihren Lauf um das Erdrund. Wenn das Wasser ohne alle Trägheit wäre und seiner Zusammenhäufung nirgends lokale Hindernisse entgegenständen, so müßte es im Augenblick der Kulmination des Mondes (oder der Sonne) selbst seinen höchsten Stand erreichen; allein die natürliche Trägheit des Wassers, verbunden mit den lokalen Hindernissen, verspätet nicht nur den Eintritt der vollen Fluth, so daß diese je nach den Umständen erst längere oder kürzere Zeit nach dem Meridiandurchgang des Gestirns erfolgt, sondern sie vermindert auch die Größe der E. u. F. Dazu wirkt aber auch die Axendrehung der Erde, die in ihrer Richtung von Westen nach Osten der Bewegung des Mondes (od. der Sonne) über die Erdoberfläche hin entgegenwirkt u. somit auch den von Osten nach Westen gehenden Fluthzug aufhält u. schwächt. Auch die Erscheinung, daß sich das Wasser zur Zeit der Fluth auf seinem höchsten und niedrigsten Stande eine kurze Zeit ziemlich stationär erhält, pflegt man gewöhnlich auf die Trägheit des Elements zurückzuführen. Endlich hat man aus eben diesem Trägheitsprincip des Wassers, verbunden mit dem nie ganz gleichzeitigen u. homogenen Zusammenwirken der Sonne u. des Mondes in den Syzygien und Quadraturen, die Erscheinung erklären wollen, daß die höchsten Fluthen und höchsten Ebben nicht im Zeitpunkt der Syzygien und Quadraturen selbst, sondern erst 2—3 Fluthen oder Ebben (1—2 Tage) später eintreten. Da aber die Wirkungen des Mondes und der Sonne auf Hervorrufung von E. u. F. monatlich nur zweimal, in den Syzygien und auch dann nur ganz vollkommen in dem Fall zusammentreffen, wo ihre Mittelpunkte mit dem Mittelpunkt der Erde in eine gerade Linie fallen, so hängt, abgesehen von diesen Zeitpunkten, der Augenblick der hohen Fluth weder vom Monde allein, noch von der Sonne allein, sondern vielmehr von einem zwischen beiden Gestirnen liegenden Punkt, dem Vereinigungspunkt ihrer Wirkungen, ab. Geht der Mond von einer Syzygie zur nächsten Quadratur über, so entfernt er sich vermöge seiner schnellern Eigenbewegung ostwärts von der Sonne, und der Vereinigungspunkt der beiderseitigen Wirkungen fällt westwärts vom Monde, passirt also bei der von Osten nach Westen gerichteten Tagesbewegung des Himmels früher, als der Mond selbst, den Meridian, und die davon abhängige Fluth tritt in demselben Verhältnisse früher ein; geht der Mond hingegen von einer Quadratur zur nächsten Syzygie, also ostwärts auf die Sonne zu, so fällt dieser Punkt auch ostwärts, passirt den Nachmittagskreis später, und die Fluth tritt also später ein. Da endlich die Sonne der Erde zur Zeit unseres Winters näher steht, als im Sommer, so wird die Wirkung derselben auf die Fluth im Winter auch stärker sein, als im Sommer, und am stärksten zur Zeit der Wintersonnenwende, wo die Erde den Punkt ihrer größten Sonnennähe erreicht.

Die Kraft, mit welcher der Mond die Erde anzieht, ist 17mal geringer, als diejenige, mit der die Sonne die Erde anzieht. Da aber das Fluthen des Meeres nicht durch diese ganze Anziehungskraft, sondern nur durch den Unterschied zwischen der auf den Mittelpunkt und auf Punkte der Oberfläche geäußerten Kraft hervorgebracht wird, u. da die Anziehung im Verhältniß des Quadrats der Entfernung abnimmt, so verhält sich die flutherzeugende Kraft zur ganzen Anziehungskraft eines Himmelskörpers wie der Durchmesser der Erde zur Entfernung des Himmelskörpers von dieser. Die Sonne ist von der Erde 12031,41, der Mond dagegen nur 30,15 Erddurchmesser entfernt, mithin beträgt die flutherzeugende Kraft der ersteren nur $\frac{1}{12031,41}$ ihrer Anziehungskraft, und die des Mondes $\frac{1}{30,15}$ seiner Anziehungskraft. Hiernach verhält sich die flutherzeugende Kraft der Sonne zu der des Mondes wie $\frac{160}{12031,41} : \frac{1}{30,15}$, d. h. wie 1:2,236, oder etwa wie 4:9. Die Höhe der Sonnenfluth ist also nahe halb so hoch wie die der Mondfluth; beträgt an irgend einem Orte die Sonnenfluth 2 Fuß, so wird die Mondfluth etwa 4½ F. betragen; die Springfluth wäre dann 6½ F., die Nippfluth 2½ F. hoch.

Die Höhe der gewöhnlichen atlantischen Fluth übersteigt im offenen Meere gewöhnlich nicht 10 od. 12 F. engl. (1 engl. F. = 0,97 preuß. F.). Fast unverändert erreicht sie die Südwestküste Irlands. Beim Eintritt in die Nordsee von Norden her beträgt die Höhe der Fluth nicht über 12 F.; hier aber steigt sie nach u. nach 14, 16, 18, im Humber der abschüssigen Küste wegen 20, bei Liverpool und St. Neots auf einem allmählig ansteigenden Grund 30, bei Fairland 33, bei Kings-Read 46 und bei Chepstow 60 F. hoch. Merkwürdig ist die Fluth an manchen Vorgebirgen von sehr geringer Höhe, wie z. B. bei Arklow, Glyen und Cahore im südöstlichen Irland die größte Differenz zwischen Hoch- und Tiefwasser nur 3 F. ausmacht, während sie längs der Küste überall 12—13 F. beträgt. Im großen Ocean macht sich die Fluth wenig bemerklich; so beträgt sie bei den Sandwichsinseln nur 2½ F., bei Tahiti nur 15—18 Zoll, bei den neuen Hebriden wieder 4½ F., bei wenigen übersteigt ihr höchster Stand 6 F. Auch an der Westküste von Südamerika ist sie kaum höher als 4—6 F. An der Ostküste von Asien dagegen steigt sie von 6—12 F., an einzelnen Punkten der chinesischen Küste bis zu 18 F. An der Küste von Cochinchina und Siam erreicht sie fast überall 9 F. Höher steigt sie im indischen Ocean, so im Golf von Martaban zur Zeit der Syzygien bis 23, bei Surate

bis 21, im Hintergrunde des Golfs von Cambaya zu 30 u. 36 F.; dagegen erreicht sie im südlichen indischen Ocean bei Rodriguez nur 6 F. Nicht weniger verschieden ist die Fluthhöhe im atlantischen Meere in Folge der Gestalt dieses Meerbeckens. Beim Kap der guten Hoffnung und bei St. Helena beträgt sie 3¼ F., bei den Azoren und kanarischen Inseln 5—8 F. In dem amerikanischen Mittelmeere steigt sie an der Mississippimündung nur bis zu 1½ F., im karaibischen Meere bei Cuba nur auf 1 F., in der Chesapeakbai bei Annapolis dagegen auf 30 F. Namentlich aber ist die Fundybai zwischen Neuschottland u. Neubraunschweig ihrer hohen Fluthen wegen berühmt, indem sich hier die Fluthwelle am Kap Chignecto in 2 Arme spaltet, von denen der eine in die Minesbai eindringende bei Fruro zur Zeit der Springfluthen bis über 30 F., nach Einigen sogar bis 100 F. steigt u. der andere in der Tiefe der Chignectobai bei Fort Lawrence fast dieselbe Höhe erreicht. Im mittelländischen Meere ist die Fluth kaum merklich; sie steigt an der Küste von Aegypten auf 1,08 F., im adriatischen Meere auf 2½ F., bei Terracina auf 1,23 F. Auch das schwarze Meer zeigt keine merkliche E. u. F. In der Ostsee tritt nach den bis 1855 zu Wismar gemachten Beobachtungen im Laufe eines Tages ein zweimaliges Maximum und Minimum der Wasserhöhe ein, und zwar hat die mittlere Meeresfluth im Hafen zu Wismar nur 2,43 rhein. Zoll Höhe. An der Küste von Portugal steigt sie bis zu 10 u. 12, an der spanischen bis zu 15, an der westfranzösischen bis 18 F. An den Küsten der Bretagne und Cornwallis kommen Springfluthen von 18—19, bei Cherbourg von 20, an den normannischen Inseln im Kanal la Manche von 32—38, bei St. Malo und im Golf von Avranches von 46—60 F. Höhe vor. An der englischen Küste des Kanals, wie auch an der französischen bis Calais erreicht sie höchstens 18—20 F. Noch niedriger wird sie an der holländischen und deutschen Küste; bei Kurhaven beträgt sie 10—12 F. und schwillt nur bei Stürmen bis 20 F. und höher an. An der Westküste von Jütland steigt sie nicht über 7 F., an der Küste Norwegens nicht über 8 F. Am Nordkap erreicht sie höchstens 7½ F. An der Küste von Lappland und am Eingange zum weißen Meere beträgt sie 10—13, in letzterem 3,8—5,8 und in der Bucht von Mesen 15—18 F. An der Westküste von Nowaja Semlja erreicht die Fluth noch 2 F. Höhe. Wenn eine Fluthwelle an die Mündung eines Flusses gelangt, so tritt sie in dieselbe ein u. schreitet darin um so schneller vor, je weiter die Oeffnung des Flusses gegen das Meer ist, und je mehr er sich darauf verengert. Im Amazonenstrom ist sie noch 50 geogr. Meilen von der Mündung aufwärts bemerklich, und in den Lorenzstrom dringt sie sogar 86 geogr. M. bis zwischen Montreal und Quebek ein, wo sie noch 20 F. Höhe erreicht.

Wäre die ganze Erdoberfläche gleichmäßig mit Wasser von gleicher Tiefe bedeckt, so würde der Verlauf von E. u. F. ein sehr einfacher sein. Alle Punkte, welche auf demselben Meridian liegen, müßten zu gleicher Zeit Hochwasser haben, die Fluthwellen würden sich von Norden nach Süden erstrecken und nun der Bewegung des Mondes entsprechend von Osten nach Westen fortschreitend in 24 Stunden die Erde umkreisen. Die größte Höhe müßte eine Fluthwelle an derjenigen Stelle eines Meridians erreichen, an welcher der Mond durch das Zenith geht. Dieser ideale Verlauf der Fluth wird aber durch die Konfiguration der Ländermassen, durch die ungleiche Tiefe des Meeres, durch die Länge und geringe Weite mancher Kanäle bedeutend geändert, und aus den mit den Meridianen parallell laufenden Linien, welche die Bahnen der idealen Fluthwellen bezeichnen würden, werden nun mannichfach gekrümmte Linien. Whewell hat, soweit die Beobachtungen reichen, alle Orte durch eine Kurve verbunden, welche an einem bestimmten Tage um 1 Uhr Hochwasser haben, eine zweite, dritte, vierte 2c. zeigt die Stellen an, bis zu welchen das Hochwasser um 2, 3 u. 4 Uhr 2c. vorgedrungen ist. Diese Linien heißen Isorachien. Die Fluthwelle, auf dem stillen Ocean nur wenige Fuß hoch, erhebt sich durch den Widerstand von Südasien und Neuholland. So läuft sie um die Südspitze von Afrika herum und kommt eine Stunde, nachdem der Mond in Greenwich seinen höchsten Stand erreicht hat, an der Küste von Fez und Marokko an. Zwei Stunden später drängt sie sich in die Meerenge von Gibraltar und streift Portugals Küste. In der vierten Stunde braust sie durch den Kanal an Englands Westküste vorbei. Darauf, durch Irland und die zahlreichen Inselgruppen im Norden gehemmt, erreicht sie in der achten Stunde erst das obere Ende der Nordsee und die norwegischen Fjorde. Vom Kanal und der Nordsee her sich vereinigend, drängt sich die Fluthwelle in der elften u. zwölften Stunde in die Elbe hinein. Ein anderer Theil derselben Welle geht vom Kap der guten Hoffnung an die Ostküste Amerika's und eilt mit einer Geschwindigkeit von 120 Seemeilen in der Stunde nach Norden, bis sie in der Fundybai bis zu der angegebenen enormen Höhe emporsteigt. Der Unterschied zwischen dem Moment des Eintritts der Fluth und dem der Kulmination des Mondes und der Sonne oder dem des theoretischen Maximums der vereinigten Höhe der beiden Fluthwellen für einen bestimmten Hafen wird seine Hafenzeit (établissement) genannt. Die zunächst auf die Kulmination des Neumonds folgende Fluth, wonach diese Hafenzeit bestimmt wird, ist aber in vielen Fällen nicht die durch den Neumond veranlaßte, sondern vielmehr eine ältere, da die durch Küstenkonturen abgelenkten oder durch Untiefen zurückgehaltenen Fluthen manchmal mehre Tage bedürfen, um bis zu einem bestimmten Orte zu gelangen. Daher kann die Hafenzeit eines Ortes am Tage des Neumonds nur wenige Stunden betragen, weil die Springfluth erst an einem der folgenden Tage eintritt. In Betreff der Hafenzeit, deren Beobachtung für die Schifffahrt begreiflicher Weise von großer Wichtigkeit ist, muß man unterscheiden zwischen der E. u. F. selbst und zwischen dem stehenden Wasser (Slackwasser), d. h. derjenigen Zeit, in welcher der Fluthstrom seine Richtung in den entgegengesetzten des Ebbestroms verwandelt. Diese Zeit trifft nur an geschlossenen Küsten und nur in deren unmittelbarer Nähe mit der Zeit des Hochwassers zusammen, nicht aber in einem Kanal. Die Zwischenzeit zwischen dem Eintritt des Hochwassers u. dem Durchgange des Mondes durch den Meridian ist in den verschiedenen Perioden des Mondlaufs zuweilen größer oder kleiner als die dem Neu- und Vollmonde entsprechende und wird durch die Entfernung des Mondes von

der Sonne geregelt. Der Unterschied zwischen dieser Zeit und der mittleren Zwischenzeit heißt die halbmonatliche Ungleichheit. Der Totalbetrag derselben, d. h. der Unterschied zwischen der größten und geringsten Zwischenzeit, beträgt z. B. zu Plymouth 95, zu Bristol 93, zu London 83, zu Ramsgate 82, zu Brest 80 Minuten. An dem größern Theile der französischen Küste steigt sie auf 80 und 100, in dem kleinen Hafen von Abrevrad auf 125 Minuten. Zu Torrhead an der Nordküste von Irland beträgt sie 146, auf der Rachlininsel 240 Minuten, an vielen Orten der Südküste Englands dagegen nur 70—74 Minuten. Der Unterschied zwischen den Ebbe- und Fluthererscheinungen des Morgens und Abends an demselben Tage, die sogenannte tägliche Ungleichheit, ist manchmal so beträchtlich, daß sie eine große Unsicherheit in der Bestimmung der Hafenzeit zur Folge hat. In Singapur z. B. differiren die Morgen- und Abendfluthen um 6 F., obwohl die mittlere Höhe bei Springfluthen nur 7 F. und der Unterschied der mittleren Spring- und Nippfluth nur 2 F. beträgt, so daß hier die Deklination des Mondes einen viermal so großen Einfluß auf das Tiefwasser ausübt als auf das Hochwasser. Die Verschiedenheit dieser Erscheinung an verschiedenen Orten ist so groß, daß sich schwer eine genügende Erklärung derselben geben läßt. Diese tägliche Ungleichheit kann so bedeutend werden, daß es den Anschein gewinnt, als träte im Verlaufe eines Tages nur einmal die Fluth ein; ja bei heftigem Wind wird bei Veracruz manchmal im Verlaufe von 3—4 Tagen nur Eine Fluth bemerklich. Dasselbe ist im indischen Ocean und an der Südküste von Vandiemensland nicht selten der Fall. Dagegen ist an den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln sowohl die Zeit der E. u. F., als die Höhe des Steigens und Fallens stets die gleiche, indem zu Mittag und Mitternacht stets Hochwasser u. um 6 Uhr Morgens und Abends Tiefwasser eintritt und der Betrag des Unterschieds zwischen beiden selten 18 Zoll oder 2 F. übersteigt.

Verläuft auch die Erscheinung von E. u. F. viel ruhiger als die Bewegung des Meeres durch den Sturm, so gibt es doch Fälle, wo durch besondere örtliche Verhältnisse die Fluthwelle gefahrbringende Formen annimmt, so z. B. wo ihr zerrissene Klippen in den Weg treten, oder wo sie auf flachen Sandbänken dahinrollt. Hierher gehört der von allen Ostindienfahrern so gefürchtete Surf an Sumatra's Küste. Noch gefährlicher wird die Fluthwelle, wo sie mit andern Strömungen in Kampf geräth, wie an der Mündung des Amazonenstroms (Pororóca), an der Mündung der Dordogne in die Gironde (Mascaret oder Rat d'eau, Wasserratte), auf dem Mississippi, den Flüssen der Hudsonsbai, im Hoogly River (Bore) und in mehren Nebenflüssen des Ganges, oder wo sie von größeren Inseln gespalten wird und die beiden Arme sich später in entgegengesetzter Richtung fortschreitend bewegen. In diesem letzteren Fall entstehen die Meereswirbel, von denen die Charybdis der Alten, der jetzige Calofaro und der Malstrom im Gebiet der Lofodden bekannt genug sind. Letzterer entsteht dadurch, daß die in dem Kanal eingedrungene und an Dänemarks Westküste nach Norden fortrollende Fluthwelle der um Irlands Nordküste herumgegangenen, durch Nordwestwinde verstärkten Fluth begegnet.

Die Aufmerksamkeit der alten Völker ward durch das Phänomen der E. u. F., da es im Mittelmeere, auf welches sich ihre Schifffahrt lange Zeit beschränkte, nicht in auffallender Mächtigkeit aufzutreten pflegt, weit weniger angezogen, als die der neuern. Herodot und Diodor von Sicilien erwähnen indeß schon der im rothen Meere Statt findenden „großen und heftigen Fluth". Strabo erklärt sich das regelmäßige Steigen und Sinken der Charybdis durch die Erscheinung der E. u. F., und nach Plutarch leitete Pytheas von Massilien die Fluth vom Monde ab, wie auch Aristoteles die Abhängigkeit jener von der Stellung des Mondes vermuthete. Als die Römer ihre Eroberungen bis an den atlantischen Ocean und den Kanal ausdehnten, wo E. u. F. in imposanter Weise auftreten, wurden sie sowohl auf die Erscheinung selbst, als auf ihre Ursache aufmerksamer. Cäsar spricht in seinen Kommentarien vom gallischen Kriege an mehren Stellen davon und bemerkt schon, daß zur Zeit des Vollmondes die Fluth besonders stark sei, und Plinius der Aeltere (Hist. nat. II, 92) gibt nicht bloß die Beschreibung des Phänomens, sondern leitet dasselbe mit Bestimmtheit von der Anziehung der Sonne und des Mondes ab. Auch Seneca spricht (Quaest. nat. III, 28) sehr sachgemäß über E. u. F., und eine gleich angemessene Erklärung finden wir bei Macrobius (Somn. Scip. I, 6). Die Neuern versuchten zuerst durch künstlichere Hypothesen die eigentliche Natur des Vorganges in seinen Einzelnheiten genauer aufzuklären. Galilei leitet die Erscheinung aus der doppelten Bewegung der Erde her; Descartes wandte sein Wirbelsystem auch auf dieses Phänomen an, und John Wallis glaubte den Grund von E. u. F. in der Bewegung des gemeinschaftlichen Schwerpunktes von Erde u. Mond zu finden. Kepler hebt wieder mit Bestimmtheit die Anziehung des Mondes als Ursache der periodischen Meeresfluktuation hervor. Newton brachte die Lehre von E. u. F. in innigste Verbindung mit den von ihm zuerst in ihrer ganzen Allgemeinheit erkannten Gravitationsgesetzen und legte dadurch die wissenschaftliche Basis für die Erklärung dieses Phänomens, auf welcher alle Neueren fortgebaut haben. Zunächst gab Halley eine durch mehre Beobachtungen bereicherte neue Entwickelung jener Theorie; die pariser Akademie der Wissenschaften aber machte einige Zeit nachher (1740) eine noch umfassendere Darstellung von E. u. F. zu ihrer Preisaufgabe. Vier Arbeiten wurden des Preises für würdig befunden. Die drei ersten, von Daniel Bernoulli, Leonh. Euler und Mac-Laurin, hatten auf verschiedenen Wegen mit gleichem Scharfsinn die von Newton eröffnete Bahn verfolgt; die vierte dagegen, welche den Jesuiten Cavallerie zum Verfasser hatte, suchte das Problem durch die cartesianischen Wirbel zu erklären, eine Theorie, an welcher die pariser Akademie damals noch mit Vorliebe festhielt. Nachher handelte Lalande im vierten Buche seiner „Astronomie" von E. u. F. ausführlich; besonders verdient aber hat sich Laplace um die Ausbildung der Theorie der E. u. F. gemacht, indem er, gestützt auf die an der französischen Nordwestküste zu Brest gemachten Beobachtungen, sehr gründliche und umfangreiche Untersuchungen anstellte und in den beiden letzten Theilen seiner „Mécanique céleste" niederlegte. Unter einem nautischen Gesichtspunkte

handelt Wollmann (Handbuch der Schifffahrtskunde, Hamburg 1819) über E. u. F., womit man verbinden kann Rome's „Tableau des vents, des marées et des courans" (Paris 1817, 2 Bde.). Neuerlich haben die auf Anregung des Professors Whewell in Cambridge seit 1834 durch die englische Regierung angestellten oder indirekt veranlaßten genauen Beobachtungen über E. u. F. der Ansicht von diesem Phänomen in vielen wesentlichen Punkten eine andere Gestalt gegeben. Vgl. Klöden, Handbuch der Erdkunde, Bd. 1, S. 454 ff.

Ebel, Johann Gottfried, namhafter Schriftsteller der Schweiz, den 6. Oktober 1764 zu Züllichau in der Neumark geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder und in Wien die Arzneiwissenschaft, hielt sich dann in der Schweiz auf, ließ sich 1792 als praktischer Arzt in Frankfurt am Main nieder, mußte aber wegen seiner Verbindung mit mehren Häuptern der französischen Revolution und seiner Uebersetzung von Sieyes' Schriften (1796) fliehen und lebte bis 1801 zu Paris. Nachdem er bereits 1801 das helvetische Bürgerrecht und 1820 das Bürgerrecht in der Stadt Zürich erhalten, ließ er sich in letzter Stadt nieder und widmete seine Aufmerksamkeit namentlich den innern Verhältnissen der Schweiz. Er † zu Zürich den 8. Oktober 1830. In seinen Werken über die natürliche und statistische Beschaffenheit der Schweiz hat er sich namentlich als scharfsinniger Beobachter der Natur gezeigt. Am bekanntesten sind seine „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen" (Zürich 1793, 3. Aufl. 1810, 4 Bde.), die „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz" (Tübingen 1798 bis 1802, 2 Bde.), die Schrift „Ueber den Bau der Erde in den Alpengebirgen" (Zürich 1808), die „Ideen über die Organisation des Erdkörpers und über die gewaltsamen Veränderungen seiner Oberfläche" (Wien 1811) und die „Malerische Reise durch die neuen Bergstraßen des Kantons Graubündten" (Zürich 1825).

Ebeleben, Flecken und Amtssitz im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, in der goldenen Aue, an der Helbe, mit einem fürstlichen Lustschlosse (seit 1850 dem Staat überlassen), einer früher berühmten Stiftsschule und 1146 Einwohnern.

Ebenaceen, Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Blätter zerstreut, ganz und ganzrandig, lederartig, kurzgestielt, ohne Nebenblätter; Blattstiel am Grunde schwach gegliedert; Blüthenstiele achselständig, einzeln, die männlichen zertheilt, die weiblichen fast immer einblüthig, mit kleinen Deckblättchen versehen; Blüthen polygamisch oder diöcistisch, selten hermaphroditisch; Kelch 3—6theilig, bleibend; Blumenkrone 16blätterig, hypogynisch, regelmäßig, fast lederartig, außerhalb meist weichhaarig, am Rande 3—6klappig, abfallend; Staubgefäße bodenständig oder auf der Blumenkrone stehend, 2—4mal so viel als Blumenkronenzipfel, selten in gleicher Zahl und dann mit den Zipfeln abwechselnd, mit aufrechten, 2fächerigen, der Länge nach sich öffnenden Antheren; Fruchtknoten ohne unterständige Scheibe, mehrfächerig mit einem bis 2 Eichen in jedem Fache, hängend; mehre meist unten mit einander verwachsene Griffel mit 2spaltiger oder einfacher Narbe; Frucht fleischig, rund oder oval, zuweilen regelmäßig, sich öffnend; Same mit dünner häutiger Schale, großem knorpeligen Eiweiß und blattartigen Samenlappen. Die Familie begreift Bäume und Sträucher mit wässerigem Safte und hartem, dichtem Holze in mehr als 70 vornehmlich in der heißen Zone und in den dieser zunächst liegenden Ländern, namentlich Asiens, einheimischen Arten. Sie enthalten vorwaltend Gerbstoff. Mehre Arten tragen auch eßbare, süße Früchte. Die Samen enthalten fettes Oel. Das schwarze Holz mehrer Arten kommt als Ebenholz in den Handel.

Ebenalp, Alpe im schweizerischen Kanton Appenzell-Innerrhoden, ist 5050 Fuß hoch, mit herrlicher Aussicht über die ganze östliche Schweiz, die weite Fläche des Bodensee's u. die Gauen des Schwabenlandes.

Ebenbürtigkeit, Standesgleichheit der Geburt nach, war früher bei dem Adel allgemein die Bedingung einer standesmäßigen Ehe, mithin einmal Voraussetzung des Eintritts des hauptsächlichsten Inhalts des ehelichen Rechts, der Standesgleichheit der Ehegatten, sodann aber auch die Bedingung der Uebertragung der Rechte des Adels auf die Nachkommen. Es ist dies Rechtsverhältniß rein germanischen Ursprungs, daher auch nur den Völkern germanischer Abstammung bekannt. Heut zu Tage ist die E. nur noch bei den souveränen Familien u. dem hohen Adel von Bedeutung. Der hohe (ehemals reichsunmittelbare, reichsständige oder landesherrliche) Adel ist nämlich, in Gemäßheit der Bundesakte Art. 14, des Bundesgesetzes vom 19. August 1825 u. des aachener Konferenzprotokolls vom 7. November 1818, den souveränen Geschlechtern Europa's ebenbürtig; er ist jetzt besonders an den Prädikaten Durchlaucht u. Erlaucht erkennbar u. bildet eine geschlossene Personenklasse, zu welcher kein einzelner deutscher Souverän neue Mitglieder ernennen darf. Im Mittelalter war das Erforderniß der E. der Ehegatten in sofern auch bei den Ehen der Ritterbürtigen vorhanden, als Kinder aus einer ungleichen Ehe der ärgern Hand folgten. Dies ist später nur beim Herrenstande, den ehemaligen Reichsständen, d. h. dem heutigen ebenbürtigen hohen Adel in Geltung geblieben, indem dieser Rechtssatz in dieser Sphäre durch Hausgesetze u. Hausverträge, aufrecht erhalten ward. Von Mißheirathen des niederen Adels kann daher heute nicht mehr, selbst nicht in Preußen, trotz der Bestimmung des preußischen Landrechts II, 1, Tit. 30 ꝛc., die Rede sein. Wo bei Ehen des hohen Adels die E. fehlt, ist eine Mißheirath vorhanden, welche außer der Ausschließung der Standesgleichheit der Ehegatten auch die Wirkung hat, daß die Kinder nicht den höhern Geburtsstand u. Rang des Vaters theilen und sowohl die Frau, als die Kinder nur diejenigen vermögensrechtlichen Ansprüche an der Hinterlassenschaft des Vaters erhalten, welche von der Voraussetzung der E. unabhängig sind. Daher hat die Frau keinen Anspruch auf das standesgemäße Witthum, und die Kinder sind nicht successionsberechtigt in Betreff der Stamm-, Fideikommiß- und Lehengüter, erhalten auch keine standesgemäße Apanage; jedoch können diese Nachtheile durch Verzicht der ebenbürtigen Erben und Einwilligung des Lehnsherrn theilweise gehoben werden. Werden diese Wirkungen der Mißheirath gleich bei Eingehung der Ehe vertragsmäßig bestimmt, so nennt man die Ehe eine Ehe zur linken Hand od. morganatische Ehe. Vgl. Göhrum, Geschichtliche Darstellung der Lehre von der E. nach gemeinem deutschen Rechte, Tüb. 1846, 2 Bde.

Ebene, in der Geometrie Bezeichnung jeder Fläche, welche in keinem ihrer Theile gekrümmt ist, u. auf der man daher von einem jeden Punkte aus nach jeder beliebigen Richtung hin gerade Linien ziehen kann. Von der E. gelten vornehmlich folgende Sätze. Während die Lage einer Linie in der E. oder im Raum überhaupt durch zwei Punkte bestimmt ist, bedarf die E. hierzu dreier Punkte, welche nicht in einer geraden Linie liegen. Durch drei Punkte kann mithin nur eine einzige E. gelegt werden. Die Lage einer E. ist aber ferner gegeben durch eine Linie und einen Punkt außerhalb derselben, sowie durch zwei einander schneidende Linien, indem sich diese, wenn man zum gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt auf jeder der beiden Linien noch einen willkürlichen Punkt hinzufügt, auf drei Punkte zurückführen lassen. Dagegen läßt sich durch vier Punkte oder durch zwei willkürliche Linien nicht immer eine E. legen, wohl aber durch zwei parallele Linien, durch welche demnach die Lage einer E. ebenfalls bestimmt ist. Durch zwei Punkte oder eine Linie lassen sich unzählige E.n legen, und umgekehrt: wenn zwei E.n mehre Punkte gemeinschaftlich haben, so müssen diese Punkte alle in einer geraden Linie liegen. Zwei E.n können zu einander in zweifacher Lage gedacht werden; entweder nämlich schneiden sie sich, u. ihre Durchschnittslinie (Kante) ist eine gerade Linie, oder sie treffen in keinem Punkte zusammen und sind dann einander parallel. Eine gerade Linie kann in dreifacher Lage zu einer E. gedacht werden; entweder liegt dieselbe ganz in der E., oder sie schneidet diese in Einem Punkte, oder sie hat mit der E. keinen Punkt gemeinschaftlich und ist dann der E. parallel. Wenn drei E.n einander in drei Linien durchschneiden, so müssen deren Kanten, gehörig verlängert, entweder in dem nämlichen Punkt aufeinander treffen, oder sie laufen einander parallel. Wenn zwei parallele E.n von einer dritten durchschnitten werden, so sind die Durchschnittslinien parallel. Zwei E.n sind parallel, wenn zwei einander schneidende Linien in der einen zwei einander schneidenden Linien in der andern parallel sind. Durch einen Punkt außerhalb einer E. läßt sich mit derselben nur eine einzige parallele Linie legen. Der unbegrenzte Raum, welcher zwischen zwei in einer Linie zusammenstoßenden E.n liegt, heißt **Flächenwinkel**, die Linie, welche sie gemeinschaftlich haben, **Kante** oder **Scheitellinie** des Flächenwinkels, die denselben einschließenden E.n aber werden **Schenkel** genannt. Ein Flächenwinkel entsteht, wenn sich eine E., die an einer Seite durch eine Linie begrenzt ist, um diese Linie als Axe dreht. Auch die Flächenwinkel, bilden Neben- u. Scheitelwinkel, sowie, wenn zwei parallele E.n von einer dritten durchschnitten werden, auch Gegen-, Wechsel- und Ergänzungswinkel, von denen dieselben Sätze gelten wie von den Linienwinkeln. Eine Linie ist auf einer E. senkrecht, wenn sie senkrecht auf der Kante steht. In einem Punkte einer E. kann nur Ein Loth errichtet werden, wie sich auch aus einem Punkte außerhalb einer E. nur Ein Perpendikel auf dieselbe fällen läßt. Wenn von zwei parallelen Linien die eine auf einer E. senkrecht ist, so ist die andere ebenfalls senkrecht, u. zwei Linien, welche auf einer E. senkrecht stehen, sind einander parallel. Auch kann durch einen Punkt innerhalb einer Linie nur eine einzige senkrechte E. gelegt werden. Wenn von zwei parallelen E.n die eine auf einer Linie senkrecht ist, so muß die andere auf dieser Linie ebenfalls senkrecht sein, u. umgekehrt: zwei E.n sind parallel, wenn beide auf derselben Linie senkrecht sind. Parallele E.n haben überall gleichen Abstand von einander. Wenn eine Linie auf einer E. senkrecht steht, so ist auch jede durch diese Linie gelegte E. auf der ersteren E. senkrecht. Wenn zwei einander schneidende E.n auf einer dritten senkrecht stehen, so ist auch ihre gemeinschaftliche Kante auf der dritten E. senkrecht. Eine Linie ist auf einer E. schon dann senkrecht, wenn sie auf zwei durch ihren Fußpunkt in der E. gezogenen Linien senkrecht steht.

Ebenezer, Station der rheinischen Missionäre im Karland, Distrikt Clan William, am westlichen Elephantenflusse in äußerst fruchtbarer Gegend, mit gegen 200 Einwohnern.

Ebenfurth, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Kreis unter dem Wienerwald, an der Leitha und der ungarischen Grenze gelegen, hat ein altes Templerschloß, einen schönen Thiergarten, 2 große Baumwollspinnereien, Fabriken für Spiritus und Maschinenpapier und 1840 Einw.

Ebenholz, eine der härtesten u. schwersten Holzarten, die in verschiedenen Varietäten und häufig verfälscht in den Handel kommt. Man hat natürliches u. künstliches E. **Natürliches** E. kommt in folgenden Arten vor: Das **schwarze** E., ein kohlenschwarzes, äußerst hartes, besonders häufig in Ostindien vorkommendes Holz, von Diospyros Ebenum *Retz* abstammend, ist schwerer als Wasser, nach Karmarsch von 1,187 specifischem Gewicht (ein wiener Kubikfuß 66,9 wiener Pfund wiegend), dient zu allerlei Tischler- und Drechslerarbeiten und wird öfters durch schwarzgebeiztes einheimisches Holz ersetzt. Erkennungszeichen des ächten E.es sind: die geringe Deutlichkeit der Jahresringe, die große Schwere, die Schwierigkeit, es mit dem Messer zu schneiden, der Wohlgeruch, den es auf glühenden Kohlen verbreitet. Das **grüne, braungrüne** oder **amerikanische** E., von Aspalathus Ebenus, ebenfalls aus Ostindien, ist so hart als das schwarze E., von 1,210 spec. Gewicht nach Karmarsch und dient vornehmlich zu eingelegten Arbeiten. Das **blaue** E. (**Polyranderholz, Veilchenholz, Purpurholz, Luftholz**), aus Guyana, ist dicht und schwer, anfangs grau, wird aber geschnitten an der Luft purpurn, ins Veilchenblaue ziehend, mit vielen marmorartigen Adern. **Falsches** E. ist theils das nachgemachte, theils das Holz von Cytisus laburnum. Nur sehr hartes Holz, wie das vom Birnbaum, Pflaumenbaum, von der Hainbuche, ist zur Darstellung des **künstlichen** E.es durch Beize tauglich, am häufigsten dient ersteres dazu.

Ebenmaß, s. Symmetrie.

Ebensee, Dorf im Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens, Kreis Hausruck, am Südende des Gmundenersee's, wo die Traun einmündet, mit 900 Einwohnern und einer bedeutenden Saline (1855: 468,000 Centner) und Badeanstalt.

Eber, männliches Schwein, insbesondere Wildschwein, s. Schwein.

Eberbach, 1) alte Stadt und Amtssitz im badischen Unterrheinkreis, am Neckar und am Fuß des Katzenbuckels, im fürstlich-leiningschen Gebiete, hat eine schöne evangelische Kirche (1841 vollendet), eine

katholische Kirche (von 1789), höhere Bürgerschule, einen Eisenhammer, Holzhandel und Schifffahrt u. 3850 Einwohner. E. war früher freie Reichsstadt, wurde aber mehrmals an die Herren von Weinsberg u. an die Pfalz verpfändet, kam bald ganz an letztere u. 1803 an den Fürsten von Leiningen. — 2) Herzoglich nassauische Domäne im Amte Eltville, ehemals Cistercienserabtei, in deren Kellern die edelsten Weine des Herzogs liegen; in der restaurirten Klosterkirche die Gräber mehrer Erzherzöge von Mainz u. nassauichen Grafen; jetzt auch Korrektions- und Irrenhaus. Vgl. Bär, Geschichte der Abtei E. (Wiesbaden 1855).

Eberesche, Pflanzengattung, s. Sorbus.

Eberhard (s. v. a. der sehr Starke, wie ein Eber Starke), Name mehrer Grafen und Herzöge von Würtemberg:

1) E. I., der Erlauchte, auch der Aeltere (Senior) oder der Greiner (Rixosus, Zänker) genannt, Graf von Würtemberg, Sohn Ulrichs I., regierte mit seinem ältern Bruder, Ulrich II., von 1265—79 gemeinschaftlich. Er nannte sich „Gottesfreund und aller Welt Feind“. Als König Rudolf von Habsburg die vom Reiche abhanden gekommenen Besitzungen von ihm zurückforderte, schloß E. mit vielen Grafen ein Bündniß gegen jenen, ward aber besiegt u. mußte nach dem Vergleiche von Ulm 1274 seine Eroberungen wieder herausgeben. Eine neue Empörung gegen Rudolf endete 1286 wieder mit E.s Niederlage. Auch mit den folgenden Kaisern, Adolf von Nassau u. Albrecht, lebte er in Fehde. Bei der neuen Königswahl 1308 kam auch E. mit in Vorschlag. Auf dem Reichstage zu Speyer 1309 schwer angegriffen, ging er trotzig von dannen und widersetzte sich selbst dem König auf dessen Zug über die Alpen u. ward deshalb von dessen Landvogt, dem Herrn von Winsberg, 1311 seiner sämmtlichen Besitzungen beraubt, die er jedoch später bis auf Stuttgart und Waiblingen wieder eroberte. Er † den 5. Juni 1325.

2) E. II., der Greiner oder der Rauschebart, Ulrichs III. Sohn, Enkel des Vorigen, regierte seit 1344 mit seinem Bruder Ulrich V. gemeinschaftlich, focht für Karl IV. glücklich gegen Günther von Schwarzburg, führte eine Zeitlang die Verwaltung des Herzogthums Lothringen und war mehre Male des Kaisers Heerführer, namentlich gegen Zürich u. Eßlingen. Von den schwäbischen Reichsstädten beim Kaiser verklagt und von diesem auf dem Reichstage zu Nürnberg 1360 ermahnt, die Reichsfestungen zurückzugeben, schloß er mit andern Grafen ein Bündniß gegen jene, ward aber bei Schorndorf vom Kaiser geschlagen. Auch mit seinem Bruder kam er in Fehde, bis ihm endlich derselbe am 18. Juni 1364 die Regierung ganz abtrat. Seine fernere Regierung verfloß unter fast ununterbrochenen Kämpfen u. Fehden. Am bekanntesten, namentlich durch Uhlands Gedicht, ist die Fehde mit dem Grafen von Eberstein und den Schläglern geworden, die, nachdem ihnen die Gefangennahme E.s im Wildbade mißlungen, dessen schwere Hand fühlen mußten und im Städtchen Heimsheim belagert und gefangen wurden. Ein anderer glänzender Sieg E.s ist der über die Ulmer und die mit ihnen verbündeten 8 Städte bei Altheim. Die ihm vom Kaiser aufgetragene Einziehung der Reichssteuer in Schwaben entzündete abermals einen Krieg, in welchem die Städte zu Paaren getrieben u. zur Zahlung großer Summen gezwungen wurden, die fast sämmtlich dem Grafen E. zufielen. Im Jahre 1376 von den verbündeten Städten von Neuem mit Krieg überzogen, erlitt er 1377 vor Reutlingen, das er mit seinem Sohne Ulrich mit einem gewaltigen Heere belagerte, eine große Niederlage, wetzte aber diese Scharte in der blutigen Schlacht bei Döffingen, die seinem Sohne das Leben kostete, wieder aus u. zerstörte damit den Bund der Städte. Er † den 15. März 1392.

3) E. III., der Milde (Freigebige), Sohn des in der Schlacht bei Döffingen gefallenen Grafen Ulrich, Enkel des Vorigen, führte ebenfalls viele Fehden, namentlich mit dem Schläglerbunde und gegen den König Ruprecht. Bei den rothenburgischen Händeln machte E. als Haupt des marbacher Bundes den Vermittler. Seinem Lande hinterließ er eine nicht unbedeutende Schuldenlast; er † den 16. Mai 1417.

4) E. I., im Bart oder mit dem Bart (Barbatus), erster Herzog von Würtemberg, den 11. December 1445 geboren, entzog sich der Vormundschaft seines Oheims Ulrich 1459 u. setzte sich, unterstützt vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in den Besitz seines Landes. Seine Gemahlin, Barbara von Mantua, schuf den anfangs wilden, zügellosen Grafen, der schon nach einer Pilgerfahrt nach Jerusalem (1461) in sich gegangen war, vollends zu einem trefflichen Regenten um. Die Theilung des Landes, die zwischen seinem Vater und Oheim Statt gefunden, annullirte er durch einen mit seinem Vetter, dem jüngern E., 1482 zu Münsingen geschlossenen Vertrag und machte die Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Grundgesetze. Zugleich wurde er durch Beschränkung der Fürstengewalt der Schöpfer der ständischen Verfassung Würtembergs. Die Ueberwachung dieser Verträge übertrug er den drei Ständen, Prälaten, Ritterschaft und Landschaft. Verdient machte er sich ferner durch die Städteordnungen, die er Stuttgart und Tübingen gab, durch Herstellung strenger Zucht in den Klöstern seines Landes, durch Förderung der Wissenschaften, Berufung u. Beschützung von Gelehrten, Anlegung einer Bibliothek und der Stiftung der Universität Tübingen. Dafür hing sein Volk mit der aufrichtigsten Liebe an ihm, und er durfte vor Kaiser und Fürsten sagen, daß er im dichtesten Walde im Schooße jedes seiner Unterthanen sicher schlafen könne. Er liebte den Frieden und trug als Hauptmann des schwäbischen Bundes viel zur Erhaltung der Ruhe bei. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn, ohne sein Nachsuchen, zu Worms den 21. Juli 1495 zum Herzog und erhob die unter ihm bereits wieder vereinigten Besitzungen der Familie diesseits des Rheins zum ewig untheilbaren Herzogthum Würtemberg. E. † kinderlos den 24. Febr. 1496 zu Tübingen. Einige Jahre nach seinem Tode erklärte Kaiser Maximilian an seinem Grabe: „Hier ruht ein Fürst, klug und bieder, wie keiner im römischen Reich; sein Rath hat mir oft genützt.“ Herzog Ulrich ließ 1537 seine Asche nach Tübingen bringen und im Chor der Stiftskirche daselbst beisetzen. Sein Leben beschrieben Röslin (Tübingen 1793), Pfister (das. 1822) und Gutscher (das. 1823). Vgl. Würtemberg, Geschichte.

Eberhard, 1) Johann August, namhafter eklektischer Philosoph, am 31. August 1739 zu Hal-

berstadt geboren, studirte in Halle Theologie, ward 1763 Konrektor am Gymnasium und zweiter Prediger an der Hospitalkirche zu Halberstadt, lebte aber in der Folge in Berlin, angeregt durch Nikolai und Mendelssohn, den Wissenschaften und nahm erst 1768 wieder eine Predigerstelle daselbst und 1774 zu Charlottenburg an. Da ihm aber seine Schrift „Neue Apologie des Socrates“ (Berlin 1772, 2 Bde., 3. Aufl. 1788), die nach wolffschen Grundsätzen die Rechte der gesunden Vernunft gegen die Anmaßungen der orthodoxen Theologen vertrat, die Aussicht auf weitere Beförderung als Geistlicher versperrte, so folgte er 1778 einem Rufe als Professor der Philosophie nach Halle. In Folge seiner „Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens“ (Berlin 1776, 2. Aufl. 1786) ward er 1786 Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften, 1805 Geheimerath und 1808 Doktor der Theologie. Er † den 6. Januar 1809. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch: „Sittenlehre der Vernunft“ (Berlin 1781, 2. Aufl. 1786), „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“ (das. 1783, 3. Aufl. 1790), „Allgemeine Geschichte der Philosophie“ (das. 1788, 2. Aufl. 1796), „Handbuch der Aesthetik“ (Halle 1803—5, 4 Bde., 2. Aufl. 1807—1820), „Geist des Urchristenthums“ (das. 1807—8, 3 Bde.), „Vermischte Schriften“ (das. 1784—88, 2 Bde.), „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik“ (das. 1795—1802, 6 Bde., fortgesetzt und erweitert von Maaß, 1818—21, 12 Bde., und von Gruber 1826—30, 6 Bde.), „Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache“ (Halle 1802, 8. Aufl., Berl. 1838).

2) Konrad, Bildhauer und Maler, 1768 zu Hindelang im Algau geboren, stammte aus einer Künstlerfamilie, fertigte früh mit seinen Brüdern Franz und Konrad Andachtsbilder, Krucifixe, Heilige, Schutzpatrone, Tabernakel ꝛc., arbeitete sodann zu München in der Werkstatt des Ronian Boos und besuchte durch die Gunst des damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern Rom, wo er vorzugsweise religiöse Gegenstände zu seinen Darstellungen wählte. E.s Kompositionen athmen sämmtlich den Geist der deutsch-christlichen Kunst unserer alten Meister, sind rein und edel in Form und Zeichnung und frei von den äußern Mängeln jener Zeit. Er war der Erste, der wieder in christlichem Sinne malte und zugleich der erste christliche Bildhauer in ganz Deutschland; in seine Bahn traten dann Overbeck, Cornelius u. A. Daß er auch die heidnische Mythe darzustellen wußte, bewies er durch seine zugleich mit seinem Bruder Franz in Alabaster ausgeführten Kompositionen aus Homers Iliade für die Villa Massimi in Rom. In dieselbe Zeit fällt die Ausführung mehrer lebensgroßen Statuen in carrarischem Marmor, u. A. der Muse mit dem Amor (jetzt in der Glyptothek), des sitzenden Faun und der Leda mit dem Schwan (jetzt in Nymphenburg), Werke, denen E. 1816 seine Ernennung zum Professor an der Akademie der bildenden Künste in München verdankte. Kurze Zeit nachher reiste er im Auftrage des Königs abermals nach Rom, um die Gruppe Diana von Amor zu Endymion geführt zu vollenden (seit 1820 in Nymphenburg). Im Jahre 1825 wurde E.s Monument der bayerischen Prinzessin Karoline in der Theatinerkirche aufgestellt. Auch an der Restauration des Doms von Bamberg hatte er großen Antheil, wie er denn überhaupt als Maler, Bildhauer, Restaurateur und Professor unermüdlich thätig war. Er † den 12. März 1859. Sein Bruder Franz, geboren 1767, nahm an seinen Arbeiten mehrfachen Antheil, schuf aber auch mehre selbstständige Werke, namentlich kleineren Umfangs, Reliefs ꝛc. aus Alabaster. Er † erblindet den 18. December 1836.

3) Christian August Gottlob, deutscher Dichter und Belletrist, 1769 zu Belzig geboren, studirte zu Leipzig Theologie, wandte sich sodann der bildenden Kunst und hierauf seit 1792 der Schriftstellerei zu, ward Mitarbeiter an Beckers „Taschenbuche“ und den „Erholungen“, übernahm 1807 die rengersche Buchhandlung in Halle und gab hier mit Lafontaine die Monatsschrift „Salina“ (Halle 1812 und 1816, 8 Bde.) und allein „Flatterrosen“ (das. 1817) heraus; auch übernahm er nach Vaters Tode die Redaktion von dessen „Jahrbuch der häuslichen Andacht“. Im Jahre 1835 wendete er sich nach Hamburg. Eine Reise nach Italien veranlaßte das Werk „Italien, wie es mir erschienen ist“ (Halle 1839, 2 Bde.), eine Widerlegung von Nicolai's „Italien, wie es wirklich ist“. Seit 1842 in Dresden wohnend, † er hier den 13. Mai 1845. Von seinen Werken nennen wir noch: „Ferdinand Werner, der arme Flötenspieler“ (Halle 1802, 2 Bde., neue Aufl. 1808), „Gesammelte Schriften“ (Leipz. 1803—7, 4 Bde.), „Federzeichnungen von Ernst Scherzer“ (Halle 1805), „Hannchen und die Küchlein“ (das. 1822, 9. Aufl., mit Stahlstichen von Speckter, 1842; auch ins Lateinische und Holländische, Amsterd. 1840, übersetzt), „Der erste Mensch und die Erde“ (Halle 1828, 2. Aufl. 1834), „Gesammelte Schriften“ (das. 1830—31, 20 Bde.), „Vermischte Gedichte“ (das. 1833, 2 Bde.). Auch besorgte er eine Ausgabe von Tiedge's Werken (Halle 1822 ff., 7 Bde.).

Eberle, 1) Georg, geboren 1787 in Botzen, trat 1808 in das Geniecorps der österreichischen Armee, ward 1809 Oberlieutenant, zeichnete sich in Italien und Frankreich aus, war später in den Bundesfestungen Rastadt und Mainz stationirt u. leitete 1841 als Oberstlieutenant die Befestigungsbauten von Rastadt. Im Jahre 1848 ward er vom Reichsverweser zum Direktor des Departements der Bundesfestungsangelegenheiten im Reichskriegsministerium ernannt und 1849 der Militärcentralkommission des deutschen Bundes in Frankfurt zugetheilt, 1851 aber als Feldgeniedirektor zum 4. österreichischen Armeecorps und 1854 als Stadt- u. Festungskommandant nach Krakau beordert, wo er am 3. Jan. 1855 †.

2) Adam, Maler, geboren 1805 in Aachen, machte seine Studien auf der düsseldorfer Akademie, folgte seinem Lehrer Cornelius nach München und nach Rom, wo er 1832 †. Seine Hauptwerke sind: die heilige Helena, Altarblatt für eine westphälische Kirche, Apollo unter den Hirten, Deckengemälde im Odeon zu München, die Belehnung des Herzogs Maximilian I. mit der Kurwürde, Wandgemälde unter den Arkaden des Hofgartens.

Eberlin (Eberlein), Johann, Beförderer der Reformation des 16. Jahrhunderts, zu Günzburg im Burgau gegen das Ende des 15. Jahrhunderts geboren, trat in den Franciskanerorden, ward Prediger im Franciskaner- und Barfüßerkloster zu Tü-

bingen, sodann zu Ulm, wandte sich hier der Lehre Luthers zu, begab sich nach Rheinfelden u., von hier verwiesen, zu Franz von Sickingen und verfaßte in dessen Sinne 1521 u. 1522 die sogenannten 15 Bundesgenossen, eine Reihe der bittersten Flugschriften gegen die katholische Kirche. Von hier wandte er sich nach Wittenberg und 1524 nach Erfurt, wo er sich besonders bei den Bauernunruhen 1525 Verdienste um die bedrohte Stadt erwarb. Später ward er Prediger zu Wertheim am Main. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen, durch gewandte Sprache ausgezeichneten Schriften gibt Strobel im „Literarischen Museum" (1. Bd., 3. Stück).

Ebermannstadt, Stadt im bayerischen Kreise Oberfranken, Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, mit einem Schloß, einer neu erbauten katholischen Pfarrkirche, starkem Hanfbau u. 700 Einw.

Ebern, Stadt im bayerischen Kreise Unterfranken, an der Baunach, Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, mit schöner katholischer Kirche, einem Spital, Webereien, Hopfenbau und 1200 Einw.

Ebernburg (Ebernberg), Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, an der Nahe, mit 490 Einwohnern. Dabei die Ruinen des Schlosses Ebernburg, im 16. Jahrhundert Sitz des Ritters Franz von Sickingen, der hier U. von Hutten u. Andere aufnahm. Im J. 1692 ward die Burg von den Hessen belagert, aber von den Franzosen entsetzt, 1697 vom Markgrafen Ludwig von Baden durch Kapitulation genommen, nach dem Frieden von Ryswick zerstört.

Eberraute (Eberreis), s. Artemisia.

Ebers, Emil, Maler, geboren 1807 in Breslau, bildete sich auf der düsseldorfer Akademie zum Historien- u. Genremaler. Seine Hauptwerke sind: St. Goar, den Fischern das Evangelium predigend, der Schleichhändler in der Schenke (lithographirt von Oldermann), ein auf stürmischem Meer treibendes Wrack, slavische Gebirgsbewohner u. a. m.

Ebersdorf, 1) Flecken u. Hauptort der gleichnamigen Herrschaft im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie, in rauher Gegend an der Friesa, hat ein schönes fürstliches Schloß mit Park, eine Kaltwasseranstalt (seit 1840) u. 1330 Einwohner, darunter 500 Herrnhuter. In der Nähe das Lustschloß Bellevue. E. war bis zur Vereinigung der gesammten Lande Reuß jüngerer Linie (1848) Residenz des Fürsten von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. — 2) (Kaiser-E.), Dorf im österreichischen Land unter der Ens, nahe der Mündung der Schwechat in die Donau, hat eine Wallfahrtskirche, eine Metall- u. Eisengußwaarenfabrik, eine große Kaserne (ehemals kaiserliches Lustschloß) u. 1200 Einwohner. Hier war das römische Ala nova, der Standort der 14. Legion. Von E. aus dirigirte Napoleon I 1809 die Schlacht von Aspern, u. hier versammelte sich auch seine Armee, um den Uebergang nach der Insel Lobau zu bewerkstelligen. — 3) Pfarrdorf im sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Frankenberg, mit 887 Einw. u. alter Kirche, sonst berühmter Wallfahrtsort. In der Kirche die Kleider der 1455 geraubten sächsischen Prinzen, die sich hier mit ihren Aeltern wieder fanden.

Eberstein (Ebersteinburg), Pfarrdorf im badischen Mittelrheinkreis, Amt Baden, an der Murg, mit 500 Einwohnern, war ehedem Hauptort der alten Grafschaft E., die sich am Schwarzwalde, zwischen Würtemberg u. Baden, 4¼ Stunden in die Länge und 2½ Stunden in die Breite erstreckte und die Stadt Gernsbach, den Flecken Muckensturm u. 15 Dörfer mit 13,000 Einwohnern umfaßte. Dabei die Ruinen des ehemaligen Schlosses E. (Alt-E.) auf einem vorspringenden Felsen und das Schloß Neu-E. auf einem Bergvorsprung hinter Gernsbach, im 13. Jahrh. erbaut, in der neuern Zeit wieder hergestellt.

Eberstein, altes gräfliches Dynastengeschlecht, das schon zur Zeit Karls des Großen bestanden haben u. von der Burg E. im Braunschweigischen entsprossen sein soll. Später siedelte es sich in Schwaben an und spielte in den oberrheinischen Fehden des 11.—14. Jahrhunderts eine Rolle. Es erlosch 1660 mit Graf Kasimir von E. Wohl nicht mit diesem Geschlecht verwandt sind die fränkischen Grafen von E., welche ihren Ursprung von dem jetzt in Ruinen liegenden Schlosse E. im bayerischen Landgerichte Hilders herleiten, und als deren ältester Bodo (Poppo), zu Anfang des 12. Jahrhunderts Gaugraf im Grabfelde, genannt wird. Von seinen Nachkommen ist besonders namhaft zu machen Ernst Albrecht, den 6. Juni 1605 geboren, ein berühmter Kriegsheld, ward 1623 Dragonerlieutenant bei Tilly's Armee, ging 1625 in schwedische Dienste über u. operirte als Rittmeister im Regiment des Herzogs Bernhard von Weimar mit diesem gegen Fugger und Altringer, focht 1632 als Oberstwachtmeister bei dem Regiment Landgraf Wilhelm von Hessen bei Lützen, zwei Jahre später in Brabant gegen die Spanier, trat 1638 wieder in schwedische Dienste u. kommandirte ein besonderes Corps bis 1641, wo er als Generalmajor von Neuem in hessische Dienste trat u. unter Guebriant in Franken focht. Im J. 1644 folgte er wieder der kaiserlichen Fahne, kommandirte unter Piccolomini den rechten Flügel und nahm 1648 als Feldmarschalllieutenant seinen Abschied. Als dänischer Generalfeldmarschall schlug er 1659 die Schweden bei Niborg, wodurch er Dänemark rettete, und ward dafür Landdrost von Pinneberg. Er † als kurfürstlich sächsischer Generalissimus und Geheimrath den 9. Juni 1676.

Eberswalde, s. Neustadt-Eberswalde.

Ebert, 1) Johann Arnold, deutscher Dichter und Uebersetzer, den 8. Februar 1723 zu Hamburg geboren, bezog 1743 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald den humanistischen Studien zu. Von Einfluß auf die Ausbildung seines dichterischen Talents ward seine Bekanntschaft mit Gellert, Schlegel, Zachariä und Cronegk, sowie mit Giseke und Cramer, mit welch letzteren er Antheil an der Wochenschrift „Jüngling" und den „Bremischen Beiträgen" nahm. Im Jahre 1748 erhielt er eine Lehrerstelle an dem Karolinum zu Braunschweig, ward 1753 ordentlicher Professor, später Hofrath u. † den 19. März 1795. Bekannt ist Klopstocks weissagende Ode im „Wingolf" an ihn. E. lieferte mehre Uebersetzungen, namentlich von Glovers „Leonidas" (1749) und Youngs „Nachtgedanken" (Braunschweig 1760 bis 1771, 4 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1790—95, 5 Bde.). Seine „Episteln und vermischten Gedichte" erschienen Hamburg 1789; eine andere Sammlung veranstaltete Eschenburg (Hamburg 1789—95, 2 Bde.).

2) Friedrich Adolf, namhafter Bibliograph, den 9. Juli 1791 zu Taucha bei Leipzig gebo-

ren, studirte hier und zu Wittenberg Theologie, wandte sich aber später vorzugsweise den historischen Studien zu und ward 1806 Amanuensis des Unterbibliothekars der leipziger Rathhausbibliothek. Nachdem er 1813 an mehren Arbeiten für die neue Organisation der leipziger Universitätsbibliothek Theil genommen, ward er 1814 Sekretär an der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, 1823 Bibliothekar zu Wolfenbüttel und 1825 wieder zu Dresden, wo er zugleich zum Privatbibliothekar des Königs, 1826 zum Hofrath und 1828 zum Oberbibliothekar ernannt ward. Er † den 13. November 1834. Von seinen Werken nennen wir: „Ueber öffentliche Bibliotheken, besonders deutsche Universitätsbibliotheken" (Freiburg 1811), „F. Taubmanns Leben und Verdienste" (Eisenb. 1814), „Torquato Tasso, nach Quinguené dargestellt" (Leipzig 1819), „Die Bildung des Bibliothekars" (das. 1820), „Geschichte u. Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden" (das. 1822), „Zur Handschriftenkunde" (das. 1825 bis 1827, 2 Bde.), „Die Kulturperioden des obersächsischen Mittelalters" (Dresden 1825), „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- u. Mitwelt" (das. 1825—26, 2 Bde.). Unter dem Namen Günther schrieb er: „Darstellung der großen Völkerschlacht bei Leipzig" (Eisenb. 1814), „Geschichte des Kriegs der Russen u. Deutschen gegen die Franzosen" (das. 1815), „Leben Napoleon Bonaparte's" (das. 1817). Sein Hauptwerk ist jedoch das „Allgemeine bibliographische Lexikon" (Leipzig 1821—30, 2 Bde.).

3) Karl Egon, deutscher Dichter, am 5. Juni 1801 zu Prag geboren, studirte daselbst die Rechtswissenschaft, wurde 1825 fürstenbergischer Archivar und Bibliothekar zu Donaueschingen u. 1829 Rath und Archivdirektor daselbst. Schon als Jüngling schrieb er gegen 20 dramatische Stücke, beschränkte sich aber in der Folge auf den Kreis der Lyrik und hat innerhalb desselben Ausgezeichnetes geleistet, während seine dramatischen Werke, mit Ausnahme derer, welche Böhmens Sagen behandeln, kein Glück machten. Wir nennen von seinen Schriften: „Dichtungen" (Prag 1824, 2 Bde., 2. Aufl. 1828), aus Liedern, Balladen, Romanzen rc. und mehren größern epischen und dramatischen Stücken bestehend, „Wlasta, ein nationalböhmisches Heldengedicht" (das. 1829), „Das Kloster, idyllische Erzählung in fünf Gesängen" (Stuttgart 1833) und die Dramen „Pretislaw und Jutta" (Prag 1835) u. „Czeßmir" (1835). Sein Sonettencyklus „Ein Denkmal dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg" (Prag 1852) gehört zu dem Besten, was er geschrieben.

Eberwein, Traugott Maximilian, Violinvirtuos und Komponist, geboren am 27. Okt. 1775 zu Weimar, studirte 1792 in Frankfurt a. M. Theorie der Musik und bildete sich unter Schick im Violinspiel aus, ward 1797 Hofmusikus zu Rudolstadt, machte 1803 als Violinvirtuos eine Kunstreise nach Italien und schrieb in Rom seine ersten Quartette. In Neapel nahm er Unterricht bei Fenaroli, kehrte 1804 nach Rudolstadt zurück, wurde 1810 Kammermusikus und 1817 Hofkapellmeister daselbst. Später unternahm er noch eine Kunstreise nach Wien und Ungarn. Er † zu Rudolstadt am 2. Dec. 1831. Von seinen Kompositionen, deren mehr denn 100 sind, waren die Opern und Singspiele: „Pietro und Elvira" (1818), „Claudina von Villa bella" (1815), „Der Jahrmarkt zu Plundersweilern" (1818), „Das Schlachtturnier" (1809) u. a. m. meist beliebte Bühnenstücke. Sein jüngerer Bruder, Karl, 1784 geboren, erwarb sich als Violinvirtuos und Orchesterdirigent, wie als Tonsetzer einen Namen und ward Musikdirektor in Weimar. Er schrieb mehre Opern und Liederspiele, u. A. „Graf von Gleichen" und die Musik zu Bürgers „Lenore".

Eberwurz, Pflanzengattung, s. Carlina.

Ebesfalva (Erfebetvaros, Elisabethstadt), königliche Freistadt in Siebenbürgen, im sächsischen Stuhle Mediasch, an der großen Kokel, mit 2 schönen katholischen Kirchen, einem Mechitaristenkloster mit ansehnlicher Bibliothek, Seidenkultur, Wein- und Wollhandel und 2240 Einw., meist Armeniern. Die Stadt war ursprünglich eine Besitzung der Fürsten Apafi, wurde aber auf dem Landtage 1790 zur königlichen Freistadt erhoben.

Ebingen, gewerbsame Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, an der Schmiech, mit lateinischer Schule u. 4460 Einw., die Weberei, Strumpfwirkerei, Färberei, Hutfabrikation, Klöppelei und Viehhandel treiben.

Ebioniten, s. Nazaräer.

Ebko (Ecco oder Eyke) **von Rebkow,** ein Edelmann im Anhaltischen um die Mitte des 13. Jahrhunderts, Verfasser des Sachsenspiegels (s. d.) und des sächsischen Feudalrechts, herausgegeben von Schilter (Straßburg 1696).

Ebn (arab.), s. v. a. Ben, Sohn, Nachkomme, Vorsilbe vieler arabischer, maurischer rc. Namen.

Eboli (Evoli), Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, südöstlich von Salerno, mit 7300 Einwohnern. Von dieser Stadt sind die Fürsten von E. benannt.

Eboli, Anna de Mendoza y la Cerda, Fürstin von E., Gemahlin des spanischen Fürsten Ruy Gomez de Silva, um 1535 geboren, war die Tochter des Vicekönigs von Peru und als dessen einzige Erbin Herzogin von Francavilla u. Fürstin von Melito. Schön und geistreich, doch genuß- und herrschsüchtig, spielte sie am Hofe bis zur Vermählung des Königs Philipp II. von Spanien mit Elisabeth von Valois die erste Rolle. Von Don Carlos verschmäht, verband sie sich mit Don Juan d'Austria, dem natürlichen Sohne Karls V., gegen den Infanten und erdichtete ein sträfliches Verhältniß desselben mit der Königin, ward in Folge dessen vom König zur ersten Hofdame und Wächterin der Königin eingesetzt, knüpfte mit dem Monarchen ein Liebesverhältniß an und führte so den Infanten auf die Bahn, die auf dem Schaffot geendet haben würde, wäre er nicht seinen Richtern 1568 zuvorgekommen. Der bald darauf erfolgte Tod der Königin Elisabeth steigerte ihren Einfluß. Als aber der König entdeckte, daß E. zugleich auch mit dem Staatssekretär Perez ein Liebesverhältniß unterhalte, wurden Beide verhaftet; sie †, von Allen verlassen, in der Dunkelheit. Allgemein bekannt ist sie durch die dramatische Behandlung Schillers geworden, der sie durch das Feuer der Leidenschaft und die tragische Reue, mit welcher er sie ausgestattet, über die Geschichte erhob.

Eboracum, Stadt im römischen Britannien, im Lande der Briganten; jetzt York (s. d.).

Ebrach, Name von 3 auf dem Steigerwald entspringenden Flüssen in Oberfranken, von denen die

reiche E. nach 6 Meilen Laufs unterhalb Herrnsdorf in die Regnitz mündet, während sich die Mittelebrach bei Burgebrach mit der rauhen E. vereinigt u. ½ Stunde nördlich der reichen E. in die Regnitz gießt.

Ebrach (Eberach), Marktflecken im bayerischen Kreise Oberfranken, Verwaltungsdistrikt Bamberg, an der Mittelebrach, mit schöner Kirche und 600 Einwohnern, sonst eine berühmte Cistercienserabtei, die 1119—26 von Berno und Richvin von Eborau (Eborach) gestiftet u. reich dotirt wurde und bis 1803 bestand. Gegenwärtig befindet sich in demselben ein Zucht- und Arbeitshaus.

Ebräer, Volk, s. v. a. Hebräer.

Ebrard, Johann Heinrich August, reformirter Theolog, am 18. Jan. 1818 in Erlangen geboren, studirte daselbst und zu Berlin Theologie, habilitirte sich 1842 zu Erlangen als Privatdocent der Theologie, wurde 1843 Repetent u. folgte 1844 einem Rufe als Professor nach Zürich, von wo er 1847 als ordentlicher Professor der reformirten Theologie nach Erlangen zurückkehrte. Im Jahre 1853 ward er Konsistorialrath in Speyer. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Kritik der evangelischen Geschichte“ (Frankf. 1842, 2. Aufl. 1850), „Das Evangelium Johannis“ (Zürich 1845), „Der Brief an die Hebräer“ (Königsb. 1850), „Das Dogma vom heiligen Abendmahl und seine Geschichte“ (Frankfurt 1845—46, 2 Bde.), „Christliche Dogmatik“ (Königsberg 1851—52, 2 Bde.), „Kommentar über die Apokalypse“ (das. 1853, 2 Bde.), „Vorlesungen über praktische Theologie“ (das. 1856), eine Sammlung von Predigten: „Das Wort vom Heil“ (Zürich 1849). Von Zeitschriften gab E. früher „Die Zukunft der Kirche“ (Zürich 1845—47) heraus; seit 1851 redigirte er zu Erlangen in Verbindung mit Ball und Treviranus die „Reformirte Kirchenzeitung“.

Ebro (Iberus), Fluß in Spanien, im iberischen Tieflande, entspringt im Gebirge Santillana, unweit Raynosa, in der Provinz Santander, an der Grenze von Asturien u. Altkastilien aus zwei Quellen (fontibre) unter dem Parallel der Pisuergaquelle und 13° 40′ östl. L. als ein helles, forellenreiches Wasser. Bis zu seiner versandeten Mündung zählt man 65 Meilen direkte Entfernung, die Stromentwickelung beträgt etwa 90, das Stromgebiet an 1200 □Meilen. Dieses letztere umfaßt ganz Niederaragon, das südliche Navarra (wo der E. eine gelblichgraue Farbe annimmt), die Rioja baja und R. alavesa in Alava als eine nach Südosten geneigte Mulde von 1500—1000 Fuß Meereshöhe. Das Gelände nördlich von den Montes de Urbion ist die fruchtbare, weinreiche Rioja baja; links vom E. liegen wüste, von Felsenmassen durchzogene Hochebenen, im Süden sogar eine dürre Salzsteppe, der Anfang des iberischen Steppengebiets. Nachdem der E. oberhalb Tudela in Stromschnellen ein enges Thal durchströmt hat, beginnt das untere Bassin, das sich erst von Mequinenza an stromartig vertieft. Der Strom durchzieht in vielen Krümmungen eine weite Mulde, die aber bei Zaragoza von niedrigen Gebirgszügen verengt wird. Die wüsten Salzsteppen Niederaragons mit ihrem salzhaltigen Gyps u. Mergel, aus dem überall Bittersalz hervordringt, durchfurcht der E. und bildet hier liebliche Oasen von großer Ergiebigkeit mit dichten Oel- u. Maulbeerbaumwäldern, Wein, Südfrüchten ꝛc. E. mündet bei Amposta, südöstlich von Tortosa, und bildet dort eine Art Delta. Der E. ist nur von Zaragoza an, wo ihn Sandbänke in mehre, im Sommer zu durchwatende Arme theilen, mit kleinen Barken u. unter vielen Schwierigkeiten zu befahren, weshalb links der Kanal von Tauste und rechts der große aragonische oder Kaiserkanal mit dem Hauptbecken parallel laufen. Ueberall blickt man von den meist fruchtbaren Ufern dieser Kanäle und des Flusses auf endlose, dürre, graue Gefilde, die sich fern im Blau des Himmels verlieren. Die Nebenflüsse haben meist Torrentencharakter und zeigen zum Theil während der Dürre des Sommers tief eingerissene wasserleere Thalfurchen. Ihre Zahl beträgt etwa 50. Die wichtigsten sind links: Ega oder Egra, Aragon, ein wilder, bei Jaca aus den Pyrenäen herabkommender Fluß, mit Irati, Arga ꝛc., Arva, Gállego mit dem von den Bädern von Panticosa kommenden Rio Calderas, Segre (Sicoris) mit dem Cinca, der aus dem wildesten Theile der Mittelpyrenäen herabbraust; rechts: Omino, Rio del Cid, Alhama, Huecha, Xalon oder Jalon (mit der Jiloca), der auf einem Aquädukt den Kaiserkanal überschreitet, ferner Huerva, Aguas (von der Serrania de Daroca), Guadalope (der bedeutendste) ꝛc. Der E. lagert fortwährend bedeutende Schlamm- und Schuttmassen im Meere ab, bildet mit dem Gestade parallellaufende Bänke und verringert zugleich eine Strecke in das Meer hinein dessen Tiefe. Da der Strom auf diese Weise zwei sumpfige Halbinseln und mehre sandige Inselchen an seiner Mündung angeschwemmt hat, so hat man versucht, den durch eine Halbinsel gebildeten Hafen von Alfagues dadurch zu verbessern, daß man die Stadt San Carlos baute und einen Kanal von Tortosa aus durchschnitt, um mit großen Schiffen bis zu einem Punkt fahren zu können, den diese auf dem Flusse selbst der starken Strömung wegen nicht erreichen können. Diese Stelle und die umliegenden Niederungen werden aber häufig von periodischen, aus den Miasmen entstehenden Fiebern heimgesucht.

Eburonen, germanischer Volksstamm, der 55 v. Chr. über den Rhein ging u. sich zwischen diesem und der Maas bei Tongern in sumpfiger und waldiger Gegend niederließ. Seine Hauptstadt war Aduatica. Unter des Ambiorix Anführung vernichteten die E. 1½ Legionen Cäsars, welche in ihrem Gebiete in Winterquartieren lagen, wurden aber dafür von diesen gänzlich aufgerieben; an ihre Stelle traten die Tungri.

Ecaille (franz.), Schuppe; Schildkrötenschale zum Auslegen von Galanterie- und Bijouteriewaaren; daher Ecaillemalerei, schuppenartige Malerei.

Ecastaphyllum *Adans.* (Rundhülse), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den glockigen, 2lippigen Kelch mit ausgerandeter Ober- u. 3zähniger Unterlippe, 8—10 in 2 gleiche Bündel geordnete Staubgefäße und die fast kreisrunde, häutige, geschlossen bleibende, einsamige Hülse, Sträucher des tropischen Amerika. E. Brownii *Pers.* ist ein großer Strauch oder kleiner Baum mit 6—8 Fuß hohem Stamme in Westindien und Südamerika, mit 3—4 Zoll langen, 2reihig auf kurzen Stielen stehenden Blättern, kurzen Blüthentrauben mit zahlreichen, weißlichen Blüthen u.

zollgroßen, rundlichovalen, nierenförmigen, blattartig zusammengedrückten, bräunlichrothen, jung weichhaarigen Hülsen. Auf den Antillen gebraucht man eine koncentrirte Abkochung der Blüthen und Früchte gegen Wasserscheu, Stockungen im Unterleibe, Wassersucht &c. Die blühenden Aeste wirken brechen- und die jungen Blüthen durchfallerregend. E. Monetaria *Dec.*, Dalbergia Monetaria *L. fil.*, ist ein in Surinam einheimischer Strauch, der in seinem Safte eine Art Drachenblut (Sanguis Draconis) liefern soll.

Ecce homo (lat.), Seht, welch ein Mensch! gewöhnliche Benennung von bildlichen Darstellungen des leidenden Heilands, rührt von dem Ausrufe des Pilatus (s. d.) her.

Ecclesia (lat., v. Griech.), Kirche; E. apostolica, apostolische Kirche; E. filialis, Tochterkirche; E. mater, Mutterkirche; E. militans, streitende Kirche; E. pressa, unterdrückte Kirche (so pflegt sich die römisch-katholische Kirche in Staaten zu nennen, wo sie in weltlichen Dingen an Staatsgesetze gebunden ist); E. regnans, herrschende; E. viduata, verwaiste Kirche.

Ecclesiastes (griech., lat. concionator), Sprecher, Verkündiger, griechischer Titel des Buchs Prediger Salomo (hebr. Koheleth).

Ecclesiasticus (lat., v. Griech.), jeder Geistliche, besonders jeder Weltgeistliche; in der Vulgata Titel des Buchs Jesus Sirach.

Eccremocarpus *Ruiz* et *Pav.* (Schönranke, Schönrebe, Hängefrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, charakterisirt durch den großen, 4—5spaltigen Kelch, die röhrigbauchige Korolle mit zurückgerolltem, 5spaltigem Rande, das becherförmige Nektarium, die mit 2theiligen Lappen versehenen Antheren und die gestielte, eiförmige und einfächerige Kapsel mit dachziegelig auf einander liegenden Samen. E. scaber *Ruiz* et *Pav.*, Calampelis scabra *Don*, ein Halbstrauch aus Chile, ist eine prächtige kletternde Zierpflanze mit 4kantigem, behaartem Stengel und eben solchen Aesten, 2paarig gefiederten Blättern, deren Hauptstiel in eine Gabelranke endet, und schönen, rothen und gelbrothen, etwa 1 Zoll langen, bauchigen, am Rande verengerten Blüthen in einfachen, vielblumigen Trauben. Der Strauch erreicht an sonnigen Mauern im freien Lande in Einem Sommer eine Höhe von 16—18 F. E. longiflorus *H. B.*, in Peru, der vorigen Art ähnlich, aber mit lockeren, an langen Stielen herabhängenden Blüthentrauben und fast 4 Zoll langen, gelben Blüthenröhren mit grünen, kurzen Randlappen, eignet sich ebenfalls zum Ziergewächs.

Echague, Don Rafael, spanischer General, geboren am 13. Februar 1815 zu San Sebastian in der Provinz Guipuzcoa aus einer Familie des baskischen Adels, trat in dem 1833 ausbrechenden Bürgerkrieg zwischen den Karlisten und Christinos als Lieutenant in eines der sogenannten Chapelgorrisregimenter und stieg durch seltene Tapferkeit schnell zum Kapitän und Adjutanten des Generals O'Donnell, später zum Obersten eines Infanterieregiments. E., ursprünglich Christino, neigte sich allmählig der gemäßigten Partei (den Moderados) zu und verabredete schon 1851 zugleich mit O'Donnell und anderen Generälen, der beständigen Skandale am Hofe u. Reaktionsversuche müde, sich letzteren mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nachdem ein Aufstandsversuch im Febr. 1854 mißlungen war, brach am 28. Juni zu Madrid ein neuer aus. Oberst E. trat demselben mit seinem Regiment bei, mußte sich zwar anfangs mit O'Donnell nach Andalusien zurückziehen, doch schlugen sie am 30. Juni die Regierungstruppen bei Vicalvaro. Ganz Spanien schloß sich nun dem Aufstande an, u. derselbe endete mit dem freisinnigen Ministerium Espartero. E. ward darauf zum Generalmajor ernannt. In dem Kriege mit Marokko befehligte E., unter dem Ministerium O'Donnell zum General befördert, die erste Division, die, den 19. Nov. 1859 in Ceuta landend, den Mauren die ersten Gefechte lieferte. Da widrige Winde die Verstärkung dieser Division verhinderten, hatte E. vom 22.—25. Nov. allein die stürmischen Angriffe der Feinde bei dem Dorfe el Serallo auszuhalten, und legte hierbei so bedeutende militärische Talente u. eine solche persönliche Bravour an den Tag, daß ihn die Königin Isabella sofort zum Generallieutenant ernannte. Auch in der Schlacht bei Tetuan im Januar 1860 zeichnete er sich aus.

Echappement (franz.), das Entweichen, Ausreißen, in Maschinen (Uhren) s. v. a. Hakenrad.

Echec (franz.), Schach, Schachspiel; en e. halten, Jemanden, z. B. ein feindliches Corps, so beschäftigen, daß es im entscheidenden Augenblicke nicht thätig sein kann.

Echelles (Les Echelles), Flecken in Savoyen, vom Guiers durchflossen, in einem tiefen Thalkessel an der Hauptstraße von Lyon nach Chambery gelegen, mit 1400 Einwohnern. Der Name des Orts rührt von der schwierigen Passage über Schluchten und Felsmauern her, die ehemals nur mittelst Leitern zu bewerkstelligen war. Herzog Emanuel II. von Savoyen ließ 1673 eine prächtige Straße in den Felsen sprengen, die aber außer Gebrauch kam, seitdem das napoleonische Riesenwerk, ein 24 Fuß hoher und eben so breiter Tunnel, La Grotte genannt, welcher den Felsen in einer Länge von 900 Fuß durchläuft, eine bequemere Passage bietet.

Echelon (franz.), Stufe, Leiter, in der Taktik stufenförmige Aufstellung, geschieht so, daß eine Abtheilung von einer gewissen Anzahl Bataillonen, am zweckmäßigsten von wenigstens 4, die erste Linie bildet, eine zweite in bestimmter Entfernung hinter dieser aufzieht, jedoch so, daß z. B. ihr rechter Flügel in einiger Entfernung, etwa 2—300 Schritte, hinter dem ersten Flügel der ersten Abtheilung steht, und eine dritte Abtheilung der zweiten in ähnlichem Verhältnisse wie diese der ersten folgt.

Echeveria *Decand.*, Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, 5 unten vereinigte, aufrechte, dicke, steife, zugespitzte, mit nach unten verdickter Mittelrippe versehene Kronblätter, am Grunde der Korolle befestigte, kurze Staubgefäße und 5 kurze, stumpfe Nektarschuppen, Halbsträucher in Mexiko und Kalifornien, von denen mehre Arten als Zierpflanzen bekannt sind, z. B. E. coccinea *Dec.*, mit schön scharlachrothen, inwendig gelbrothen Blumen in verlängerter, beblätterter Aehre; E. gibbiflora *Dec.*, mit am Grunde weißlichen, an der Spitze blaß scharlachrothen Blumen in einer ausgebreiteten Rispe; E. grandiflora *Haw.*, mit schönen, scharlachrothen, rispenständigen Blumen; E. racemosa *Cham.*,

mit zierlichen, blaß zinnoberrothen, fünfeckig-röhrenförmigen Blumen in 4—6 Zoll langer, einfacher Traube. Ihre Vermehrung geschieht durch Stecklinge, Samen und auch durch Blätter. Sie kommen auch gut im Zimmer fort.

Echidna, mythisches Ungeheuer, halb Schlange, halb Jungfrau, in Pisidien, Cilicien oder auf einer der Pithyusen, verzehrte alle an ihrer Höhle Vorbeikommenden. Durch Typhaon ward sie die Mutter des Cerberus, der lernäischen Schlange u. der Chimära. Argos tödtete sie im Schlafe, während sie nach Andern unsterblich war.

Echinacea *Moench*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch langgestrahlte Blüthenköpfchen, den aus 3 Reihen lanzettförmiger, gewimperter Schuppen bestehenden Kelch, den eiförmigen, mit steifen Spreublättchen besetzten Fruchtboden und die 4kantigen, dicken, umgekehrt pyramidalischen Samen mit abfallender Samenkrone, schöne, ausdauernde Zierpflanzen mit großen, purpurrothgestrahlten Blumen auf nackten, einblumigen Stengeln, in Meriko heimisch. **E. angustifolia** *Dec.*, **heterophylla** *Don*, **purpurea** *Dec.*, **serotina** *Dec.* u. a. sind eine große Zierde auf Blumenbeeten, lieben einen lockern, fetten, tief gegrabenen und nicht zu feuchten Boden, einen sonnigen Standort und eine Bedeckung gegen Frost. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung im Frühling.

Echinades (Echinä), im Alterthum eine Gruppe kleiner Inseln im ionischen Meere, an der Küste von Akarnanien; jetzt Kurzolari-Inseln. Die bedeutendste derselben war Dulichium. Die Zahl der E. hat sich im Laufe der Zeiten vermindert, da sie mehr und mehr durch den vom Achelous, der hier mündet, ausgeführten Schlamm mit dem Festlande verbunden werden. Hier 1571 Sieg des Andreas Doria über die Türken.

Echiniten, versteinerte Seeigel (s. d.).

Echinodermata (Stachel- oder Igelhäuter), Ordnung der Klasse der Strahlthiere oder Radiaten mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Körper ist kugel-, scheiben- oder sternförmig, mit einem kalkigen Gerüste, dessen Theile eine weiche Haut umhüllt und verbindet, die Oberfläche oft noch mit beweglichen Kalkstacheln bedeckt. Der Mund ist oben oder unten, ohne besondere Fangarme; zur Fortbewegung und zum Ansaugen dienen gestielte Saugnäpfe (Füßchen), welche am Körper von oben bis unten strahlenförmige Reihen bilden. Die hierher gehörigen Geschöpfe haben einen deutlichen Darmkanal, viele auch einen den Schlund umgebenden Nervenring. Alle scheinen getrennten Geschlechts zu sein und pflanzen sich durch Eier fort. Sie sind Meerbewohner, welche nicht schwimmen, wie die Quallen, sondern langsam am Meeresgrunde kriechen, oder auch festgewachsen sind. Hierher gehören die Familien der Seeigel, See- oder Meersterne und Stylastriten oder Haarsterne.

Echinoiden, s. Seeigel.

Echinops *L.* (Kugeldistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die zahlreichen, auf einem nackten, kugeligen Fruchtboden dicht in Kugelform zusammenstehenden, über dem aufgeblasenen Schlunde lineal-5theiligen Blümchen, von denen jedes eine besondere, bleibende, dreifache Hülle hat, während die gemeinschaftliche Hülle aus einigen kleinen, zurückgeschlagenen Schuppen besteht, und die cylindrischen, seidenhaarig-zottigen Samen mit kurzen Haarkronen, große Kräuter und Stauden in Europa und Westasien mit fiederspaltigen, dornigen Blättern und großen endständigen Blüthenköpfen. **E. sphaerocephalus** *L.*, mit bis über 6 F. hohem Stengel, halbgefiederten, oberseits von kurzen, klebrigen Härchen flaumigen, unterseits wollig-filzigen Blättern mit länglich-eiförmigen, buchtigen, dornig-gezähnten Lappen und mit großen, weißlichen Blüthenköpfen, im südlichen Europa, selten in Mitteldeutschland, lieferte in den Blättern früher ein auflösendes Mittel. Als Zierpflanzen finden sich außer der genannten Art in deutschen Gärten: **E. banaticus** *Dec.*, im Banat; **E. dauricus** *Fisch.*, in der Mongolei, am Baikalsee; **E. exaltatus** *Schrad.*, daselbst; **E. humilis** *Bieb.*, in Sibirien; **E. Ritro** *L.*, im südlichen Europa, alle mit heller oder dunkler blauen Blüthenköpfen. Diese Gewächse dauern im Freien aus, lieben einen lockern, mäßig feuchten Sandboden und werden durch Wurzeltheilung und Samen vermehrt.

Echinospermum *Swartz* (Igelsame, Stachelsame), Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen (Asperifoliaceen), charakterisirt durch 4 dreieckige, am Rande weichstachelige, mit der hinteren Kante an den Griffel angeheftete Nüsse, krautartige, scharfe Gewächse in Europa und Asien, worunter **E. Lappula** *Lehm.*, **Miosotis Lappula** *L.*, mit 1—2 F. hohem, oberwärts ästigem Stengel u. aufrechten Blüthenstielen, in Deutschland auf Schuttstellen, Dämmen, Mauern 2c., wie **Cynoglossum officinale** gebraucht wird.

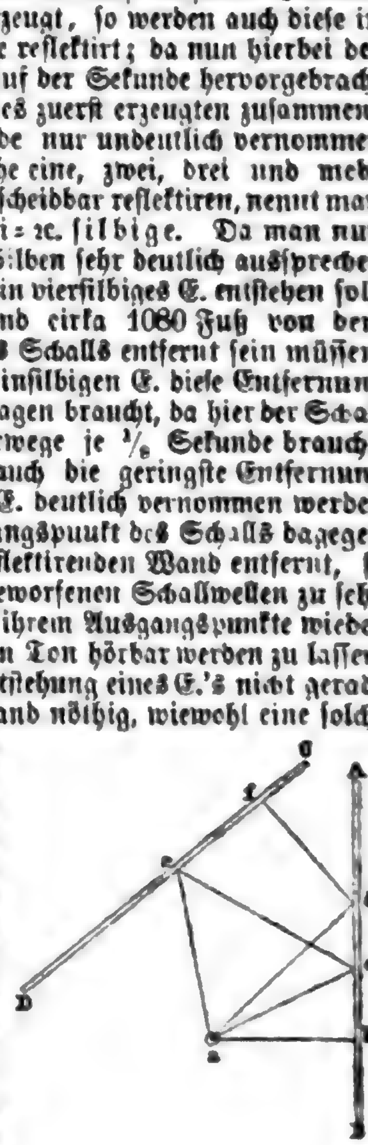
Echiquier (franz.), Schachbretform; in einigen Ländern früher Name für höhere Gerichtshöfe, vielleicht dadurch veranlaßt, daß in größeren Gerichtslokalen manche Dinge, Fußböden, Teppiche 2c., schachbretartig waren; im Kriegswesen Schlachtordnung, bei welcher die Truppenkörper des zweiten Treffens die Zwischenräume des ersten Treffens decken.

Echites *Ob.* (Klammerstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die teller- oder trichterförmige, 5spaltige Korolle, 5 Nektarschuppen unter dem Fruchtknoten, 2 Balgkapseln und die mit einem Haarschopfe versehenen Samen, tropische, milchsaftige, kletternde oder windende Sträucher, seltener Bäume, von deren zahlreichen (über 170) Arten als Arzneipflanzen folgende zu bemerken sind: **E. caryophyllata** *Roxb.*, mit nelkenartigen Blüthen, in Ostindien, wo die Blätter gegen gichtische Uebel in Gebrauch sind; **E. suberecta** *Jacq.*, Savannen- oder Aurorablume, ein 6—10 F. hoher Strauch in Jamaica mit sehr giftigem Milchsaft, wird für die Stammpflanze des fürchterlichen Wooraragiftes gehalten; **E. pubescens** *Buchan.*, ein kleiner Baum in Ostindien, dessen bittere und scharf schmeckende Rinde in der Heimat allgemein innerlich gegen Durchfälle und Ruhren, sowie äußerlich gegen Gicht in Gebrauch ist und als **Cortex antidysentericus** auch mitunter nach Europa kam; **E. longiflora** *Desf.*, ein Kletterstrauch in Brasilien, wo besonders die knollige, rübenartige, viel scharfen Milchsaft enthaltende Wurzel zu Breiumschlägen oder in Klystieren gegen Hämorrhoidalknoten, sowie bei Viehseuchen Anwendung findet. Als schöne Zierpflanzen für

das Warmhaus sind zu empfehlen: E. caryophyllata *Roxb.*, E. domingensis *Swartz*, E. grandiflora *Roth*, E. repens *Jacq.*, E. Harrisii *Purd.*, E. nutans *Sims.* u. a. m.

Echium *L.* (Natterkopf), Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen (Asperifoliaceen), charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die glockige oder trichterförmige Korolle mit ungleichem, 5spaltigem Rande und nacktem, weitem Schlund und die 4 freien, mit der Basis auf einem flachen, dreickigen Polster sitzenden Nüsse, Sommergewächse oder ausdauernde Sträucher und Kräuter, hauptsächlich in Mittel- und Südeuropa, auch in Kleinasien und Nordafrika, meist auf trockenen Plätzen, worunter die bekannteste Art E. vulgare *L.*, blauer Heinrich, mit 2—3 F. hohem, ästigem, aufrechtem, höckerig steifborstigem Stengel, lineal-lanzettlichen, steifhaarigen Blättern und himmelblauen, in einfachen, abstehenden, eine lange Traube bildenden Aehrchen vereinigten Blüthen, früher in der Wurzel und dem Kraute, auch in dem Samen, Radix, Herba et Semen Echii s. Viperini, ein schleimiges, kühlendes und erweichendes, jetzt obsoletes Arzneimittel lieferte. Mehre andere Arten, wie E. candicans *L.*, auf Madeira, Strauch mit hellblauen Blüthen, E. creticum *L.*, Sommergewächs in der Levante, mit dunkelrothen Blüthen; E. fastuosum *Jacq.*, Strauch auf den kanarischen Inseln, mit blauen Blüthen; E. giganteum *L.*, Strauch auf Teneriffa, 6—8 F. hoch, mit blaßblauen bis weißen Blüthen; E. grandiflorum *Desf.*, Sommergewächs in der Berberei, mit violetten Blüthen; E. plantagineum *L.*; E. lusitanicum *Link*, Sommergewächs in den Küstenländern des Mittelmeeres, mit purpurrothen oder violetten, auch blauen Blüthen; E. violaceum *L.*, Sommergewächs in Oesterreich, Italien, mit violetten Blüthen; E. rubrum *Jacq.*, Sommergewächs in Oesterreich, Ungarn 2c., finden sich als Zierpflanzen in deutschen Gärten und Glashäusern. Die strauchartigen werden im Glashause oder Zimmer bei 4—6° R. durchwintert, in fette, mit etwas Flußsand gemischte Laub- und Mistbeeterde gepflanzt, durch Samen vermehrt und im Sommer reichlich, im Winter sparsam begossen. Mehre Arten kann man im Mai ins freie Land setzen, wo sie üppig wachsen und reich blühen. Der Same der einjährigen Arten wird im April ins freie Land gesäet.

Echo (griech.), Wiederhall, die Zurückwerfung des Schalls von einer Mauer, Felswand u. dgl. Wie nämlich die Lichtstrahlen von einer Spiegelfläche, so werden auch die Schallwellen, u. zwar im Allgemeinen nach denselben Gesetzen reflektirt. Errichtet man in dem Punkte, wo eine Wand von einer Schallwelle (s. Schall) nicht in senkrechter Richtung getroffen wird, eine senkrechte Linie, welche als Einfallsloth bezeichnet wird, so bildet dieselbe mit der Richtungslinie des Schalls einen Winkel, welcher Einfallswinkel genannt wird. Die Zurückwerfung der Schallwellen durch die Wand geht nun stets so vor sich, daß ihre Richtungslinie mit dem Einfallsloth einen Winkel bildet, welcher dem Einfallswinkel gleich ist. Befindet sich also ein Beobachter in der Richtungslinie der reflektirten Schallwellen, so hört er den Schall ganz ebenso, als ob er direkt von der Wand her käme. Natürlich gelangen in dem Falle, wo die Schallwellen in schiefer Richtung auf eine Wand treffen, dieselben nicht zu dem Punkte zurück, von dem sie ausgingen. Alle Schallwellen aber, welche in senkrechter Richtung auf die Wand treffen, gelangen auf ihrem Rückwege wieder auf ihren Ausgangspunkt zurück. Mit dem Namen E. pflegt man nun insbesondere jede derartige Schallreflexion zu bezeichnen, wobei der Schall an seinem Ausgangspunkte von Neuem vernommen wird. Soll also ein E. entstehen, so muß vor Allem eine den Schall zurückwerfende Wand vorhanden sein, und zwar muß der Punkt, wo das E. vernehmbar werden soll, der Wand gerade senkrecht gegenüberliegen. Läßt sich von jenem Punkte aus keine senkrechte Linie auf die Wand ziehen, so wird der Schall zwar auch reflektirt werden, aber nicht in der Richtung, in welcher er die Wand getroffen, sondern in anderen, so daß er also an seinem Ausgangspunkte nicht von Neuem vernommen werden kann. Eine andere Bedingung zur Entstehung eines E.'s ist die, daß die zurückwerfende Wand dem Ausgangspunkte des Schalls weder zu nahe liege, noch zu weit von ihr entfernt sei. Da nämlich der Schall in einer Sekunde 1080 Fuß zurücklegt, so würde z. B. ein Ton, der in einer Entfernung von 540 Fuß von der reflektirenden Wand entsteht, eine halbe Sekunde brauchen, um zur Wand zu gelangen, u. abermals eine halbe Sekunde, um wieder zu dem Ausgangspunkte zurückzukehren, weshalb er hier erst nach Ablauf einer Sekunde zum zweiten Male vernehmbar wird. Werden aber im Laufe derselben Sekunde noch mehre Töne erzeugt, so werden auch diese in derselben Reihenfolge reflektirt; da nun hierbei der Ton, der nach Ablauf der Sekunde hervorgebracht wird, mit dem E. des zuerst erzeugten zusammenfällt, so werden beide nur undeutlich vernommen werden. E.'s, welche eine, zwei, drei und mehr Silben deutlich unterscheidbar reflektiren, nennt man ein-, zwei-, drei- 2c. silbige. Da man nun in einer Sekunde 4 Silben sehr deutlich aussprechen kann, so würde, wo ein viersilbiges E. entstehen soll, die reflektirende Wand cirka 1080 Fuß von dem Ausgangspunkte des Schalls entfernt sein müssen, wogegen zu einem einsilbigen E. diese Entfernung nur 135 Fuß zu betragen braucht, da hier der Schall zum Hin- und Herwege je $^1/_8$ Sekunde braucht. Dies dürfte wohl auch die geringste Entfernung sein, in welcher ein E. deutlich vernommen werden kann. Ist der Ausgangspunkt des Schalls dagegen zu weit von der reflektirenden Wand entfernt, so verlieren die zurückgeworfenen Schallwellen zu sehr an Stärke, um, an ihrem Ausgangspunkte wieder angelangt, noch einen Ton hörbar werden zu lassen. Uebrigens ist zur Entstehung eines E.'s nicht gerade immer eine harte Wand nöthig, wiewohl eine solche den Schall allerdings am besten reflektirt, sondern es genügen hierzu auch andere Flächen, wie die Umgrenzungsfläche eines dichten Waldes, selbst einer kompakten Wolkenmasse. Sind mehre reflektirende Wände vorhanden, so entsteht ein mehrfaches E. Es werde z. B. (s. nebenstehende



Figur) in a ein Schall erzeugt, so wird derselbe von den beiden Wänden AB und CD reflektirt; trifft er die Wand AB in b unter rechtem Winkel, so gelangt er in derselben Richtung auf seinen Ausgangspunkt a zurück; da aber zugleich andere Schallwellen die Wand AB in schiefer Richtung treffen, so werden diese dem oben angegebenen Gesetze zufolge in anderen Richtungen reflektirt, z. B. die in der Richtung ao einfallenden in der Richtung ce, so daß der Schall, beim Punkte e der Wand CD abermals in derselben Weise zurückgeworfen, zum zweiten Male zu seinem Ausgangspunkte zurückgelangt. Andere Schallwellen treffen die Wand AB in der Richtung ad, werden hier reflektirt und treffen die Wand CD in f unter rechtem Winkel; daher werden sie erst nach d und von da nach ihrem Ausgangspunkte a zurückgeworfen. Da nun der Weg abba der kürzeste, der Weg acea etwas länger u. der Weg adfda der längste ist, so wird sich in dem Punkte a in Folge der Zurückwerfung des Schalls in den Punkten b, c und d ein dreimaliges E. vernehmen lassen. Hierbei sind die Schallwellen, welche erst die Wand CD treffen u. von dieser auf verschiedene Weise auf die Wand AB und von dieser nach a zurückgeworfen werden, ganz außer Acht gelassen, u. es ergibt sich, wenn man auch diese in Betracht zieht, daß hier ein vielfaches E. entstehen muß, welches zuletzt nur in Folge der allmähligen Abschwächung der Schallwellen verstummen wird. Wird in dem Mittelpunkte eines kugelförmigen Raums von entsprechender Weite ein Schall erzeugt, so werden sich die Richtungen der reflektirten Schallwellen sämmtlich in dem Mittelpunkte kreuzen. Wird dagegen in dem einen Brennpunkte einer Ellipse ein Schall erzeugt, so treffen die reflektirten Schallwellen sämmtlich in dem andern Brennpunkte zusammen, und man wird daher das an dem ersteren Brennpunkte leise Gesprochene an dem anderen vernehmen, während im ganzen übrigen Raume nichts vernommen wird. Ein derartiges E. findet sich z. B. im sogenannten Karyatidensaale des Louvre in Paris, dessen Decke der Länge des Saales nach cylindrisch gewölbt ist. Gegen beide Enden des Saales hin stehen auf dem Fußboden zwei Vasen. Spricht man nun in eine derselben leise, so kann eine andere Person, welche in die andere Vase hineinhorcht, die Worte vernehmen, als kämen sie aus der zweiten Vase selbst heraus. Der Schall wird nämlich von der ersten Vase schräg aufwärts nach der Decke des Saales geworfen, und alle diejenigen Schallwellen, welche letztere in der Mitte ihrer Längenausdehnung treffen, gelangen durch Zurückwerfung in die zweite Vase und werden hier ebenfalls reflektirt. E.'s von 10—12maliger Wiederholung sind nicht selten. Eins der merkwürdigsten ist das zwischen den Flügeln der Villa Simonetta bei Mailand, welches ein Wort 24—30mal, ja bei gehöriger Stärke des Schalls 56mal wiederholt. Das E. am Lurleyfelsen am Rhein läßt einen Pistolenschuß bei günstiger Luft 17—20mal vernehmen. Schöne E.'s sind ferner in den adersbacher Felsen, bei der Bastei in der sächsischen Schweiz u. an a. O. Säle für rhetorische od. musikalische Aufführungen müssen stets so gekrümmte od. wenigstens gegen einander geneigte Wände haben, daß die von der Rednerbühne oder dem Orchester ausgehenden Schallwellen nach dem Zuhörerraum zurückgeworfen werden. In der Musik nennt man E.'s solche Tonstücke, in welchen hin u. wieder kurze Tonfolgen von demselben od. einem andern Instrument leise, echoähnlich wiederholt werden.

Echo, in der griechischen Mythologie eine böotische Nymphe, wußte einst Juno, welche ihren Gatten bei den Nymphen zu überraschen gedachte, durch Geplauder so lange aufzuhalten, bis sich jene entfernt hatten, und ward dafür von Juno der Sprache in so weit beraubt, daß sie nur die letzten Wortsilben sprechen konnte. Nach einer anderen Mythe soll sie aus unerwiederter Liebe zu Narcissus so dahin geschwunden sein, daß nichts als die Stimme von ihr übrig blieb.

Echsen, s. Saurier.

Echtermeyer, Ernst Theodor, deutscher Schriftsteller und Kritiker, 1805 in Liebenwerda geboren, studirte zu Halle die Rechte, ging aber in Berlin zur Philosophie und Geschichte, namentlich Aesthetik und Literaturgeschichte über, ward darauf Lehrer am Gymnasium zu Zeitz und 1831 Oberlehrer am Pädagogium zu Halle, siedelte Ostern 1841 nach Dresden über und † hier 1844. Er gründete mit Arnold Ruge die „Halle'schen Jahrbücher", von deren Redaktion er sich aber in Dresden zurückzog, und den „Deutschen Musenalmanach" (1840). Mit Mor. Seyffert schrieb er „Anthologie aus neuern lateinischen Dichtern" (Halle 1834 f., 2 Thle.) und „Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita" (das. 1833), mit L. Henschel und K. Simrock: „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen" (Berl. 1831, 3 Bde.). Großen Beifall fand seine „Mustersammlung deutscher Dichter" (10. Auflage, Halle 1858).

Echternach (Echtern), Stadt im Großherzogthum Luxemburg, rechts an der Sure oder Sauer, hat ein Progymnasium, Fabriken für Fayence, Wollenzeuch u. Damast u. 4000 Einw. Hier ehedem eine berühmte Benediktinerabtei, die von Willebrod, dem Apostel der Friesen, im 7. Jahrhundert gestiftet war u. in der französischen Revolution aufgehoben wurde. Merkwürdig ist die „Springprozession", welche am Pfingsttage hier Statt findet, ein Dankfest für das Aufhören des Veitstanzes, der einmal im Mittelalter um E. herrschte. Im Jahre 1862 sprangen 9100 Wallfahrer.

Ecija, Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, auf zwei felsigen Anhöhen links am Xenil, über den eine lange Steinbrücke führt, und an der andalusischen Heerstraße, sehr unregelmäßig gebaut, hat stattliche Gebäude, 6 Pfarrkirchen, 5 Kapellen, 7 Nonnen- und 13 ehemalige Mönchsklöster, 2 Spitäler, eine Kaserne, ein Findelhaus, ein sehr hübsches Theater, einen schönen, großen, von Säulengängen umgebenen Marktplatz, eine prächtige Promenade am Xenil und 23,508 Einwohner, welche Tuch-, Etamine-, Flanell-, Leinen- und Seidenwaarenwebereien betreiben und viel Oel bereiten. Die Stadt (das celtiberische Astigis) ist uralt und gilt für den heißesten Ort Spaniens. In der Nähe sind Salinen.

Eck, Johann Mayer von, einer der heftigsten Gegner der Reformation, den 13. Nov. 1486 in Eck in Schwaben geboren, bezog schon in seinem 12. Jahre die Universität Heidelberg, wo er sich mit der Philosophie und den Sprachen beschäftigte, studirte sodann in Tübingen Theologie, ward 1501 Magister und hielt sich seit 1502 zu Freiburg im

Breisgau als Lehrer der Philosophie, sowie als Studiosus der Rechte u. der Mathematik auf. Im J. 1508 wurde er Priester u. im folgenden Jahre Doktor der Theologie, erhielt 1510 einen Ruf als erster Professor der Theologie an die Universität Ingolstadt, ward 1511 Rektor u. 1512 Prokanzler derselben u. erwarb sich durch seine scholastische Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber durch seine Disputirfertigkeit einen ausgebreiteten Ruf. Um diese Zeit hatte er mit Luther eine Art Freundschaft geschlossen, trat aber 1518 gegen Luthers Thesen mit seinen angeblich nur privatim auf Verlangen des Bischofs von Eichstädt verfaßten „Obelisci" auf. In einen Streit mit Karlstadt verwickelt, kam er im Oktober 1518 zu Augsburg mit Luther überein, die Sache solle durch eine Disputation zu Leipzig zwischen ihm und Karlstadt geschlichtet werden. Diese fand vom 24. Juni bis 16. Juli 1519 wirklich Statt, namentlich über die Lehre vom freien Willen, und im Allgemeinen war ihr Eindruck ein dem E. günstiger. Er schrieb hierauf sein Hauptwerk „De primatu Petri" (Paris 1521), legte dasselbe im Frühjahr 1520 in Rom dem Papste vor und veranlaßte hier auch die im Juni erfolgende Bannbulle gegen Luther, die er selbst als päpstlicher Nuntius nach Deutschland brachte, ohne jedoch mit derselben seinen Zweck zu erreichen. Sein ganzes Leben blieb von nun an der Bekämpfung der Reformation gewidmet. Er reiste in diesem Interesse noch zweimal nach Rom, nahm an dem Konvent zu Regensburg Theil, bereiste 1525 Holland u. England und suchte 1526 in der Schweiz durch das Religionsgespräch zu Baden als Gegner des Oekolampadius die Reformation zu hindern. Bei dem Reichstage zu Augsburg half er zur Widerlegung der augsburger Konfession die Konfutation verabfassen, die aber selbst dem Kaiser mißfiel. Im Jahre 1537 erschien seine deutsche Uebersetzung der Bibel, doch ist das Neue Testament von Emser übersetzt. Nachdem er noch 1540 und 1541 dem zu Worms angefangenen und zu Regensburg fortgesetzten Religionsgespräche beigewohnt hatte, † er zu Ingolstadt den 10. Febr. 1543. Eine Sammlung seiner theologischen Streitschriften hat er selbst veranstaltet unter dem Titel „Operum Jo. Eckii contra Lutherum Tom I—IV" (Augsburg 1530—35).

Eckartsberga, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, am Fuße der Finne, mit einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, den Ruinen der alten Eckartsburg, Leder-, Vitriol- und Schwefelfabriken und 1866 Einwohnern. E. wurde 998 von dem Markgrafen Eckhard gegründet und kam später an das Bisthum von Naumburg, von welchem es der Landgraf Albert I. von Thüringen zu Lehn erhielt. Im Jahre 1307 wurde E. fast ein ganzes Jahr hindurch von den Kaiserlichen (Kaiser Albrecht), Erfurtern und Grafen von Gleichen belagert, jedoch von Friedrich dem Gebissenen entsetzt. Im Jahre 1485 kam E. bei der Landestheilung an die albertinische Linie, worauf das bisherige eckartsberger Hofgericht mit dem dresdener nach Leipzig verlegt wurde. Am 14. Oktober 1806 hier Arrièregardengefecht zwischen Franzosen und Preußen, Theil der Schlacht von Auerstädt (s. d.).

Ecken Ausfahrt, altdeutsches Heldengedicht aus dem 13. Jahrhundert, nach dem Nibelungenliede eines der merkwürdigsten Gedichte im Sagenkreise des Heldenbuches, aber nur dem Stoffe und der Anlage, nicht der Ausführung nach. Es erzählt, wie die 3 Riesen, Ecke, dessen Bruder Fasold u. Ebenrot, zu Köln am Rhein drei Jungfrauen hüten. Gegen Dietrich von Bern zu Fuß in goldner Rüstung ausziehend, weil ihn kein Pferd trug, wird Ecke, nachdem die von seinem Helme abspringenden Funken einen Wald entzündet, nach langem Kampfe besiegt, worauf Dietrich Eckens Rüstung u. Haupt nimmt u., nachdem er auch Fasold überwunden, die drei Jungfrauen befreit. Das Gedicht ist in 3 Bearbeitungen und 2 Hauptgestaltungen der Fabel auf uns gekommen. Als Verfasser werden Verschiedene: Konrad von Würzburg, Helferich von Lothringen, Wallere und Heinrich von Linowe, genannt, doch ist keine dieser Annahmen verbürgt. Die erste Ausgabe des Gedichts erschien Augsburg 1491, die 2. Nürnberg 1512, die 3. Straßburg 1577, die Uebersetzung in von der Hagens „Heldenbuch", Berlin 1811, 1. Bd. Eine Ausgabe der Ueberarbeitung Kaspars von der Rön befindet sich handschriftlich zu Dresden. Eine Bearbeitung aus dem 14. Jahrhundert gab Laßberg heraus (1832).

Ecker, Nebenfluß der Ocker im Herzogthum Braunschweig, entspringt am Brocken, durchfließt das erzreiche Eckerthal und mündet unterhalb Schladen in Hannover.

Eckermann, Johann Peter, deutscher Dichter und Schriftsteller, bekannt durch sein vertrautes Verhältniß zu Goethe u. seine Mittheilungen über ihn, ward 1792 zu Winsen in Hannover geboren, mußte sich in seiner Jugend von Handarbeit nähren, wurde später Schreiber, 1812 Mairiesekretär zu Bevensen, trat 1813 als Freiwilliger in Kielmannsegge's Jägercorps, versuchte sich, durch Körner angeregt, in poetischen Produktionen, trat, schon 25 Jahre alt, in das Gymnasium in Hannover und studirte sodann in Göttingen Poesie und Kunst. Seine „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe" 1822 hatten zur Folge, daß ihn Goethe als Gehülfen bei der Redaktion der letzten Ausgabe seiner Werke nach Weimar zog. Diesem Umstande verdanken wir das interessante Werk „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—32" (Leipzig 1837, 2 Bde., 3. Bd., Magdeburg 1848), welches fast in alle europäischen Sprachen, selbst ins Türkische übersetzt worden ist. Eine vermehrte Ausgabe seiner „Gedichte" erschien zu Leipzig 1838. Er † den 3. Dec. 1854 als Bibliothekar der Großherzogin von Weimar u. Hofrath.

Eckernförde (Eckernföhrde), Seestadt im Herzogthum Schleswig, 3½ Meilen nordwestlich von Kiel, zwischen der gleichnamigen Bucht oder Föhrde der Ostsee und dem See Windiby, hat einen geräumigen, guten Hafen, eine 292 F. lange Brücke über die Föhrde, eine militärische Erziehungs- und Verpflegungsanstalt, ein Seebad (bei dem Dorfe Borby, der Stadt gegenüber), bedeutenden Handel, Schifffahrt und Fischerei und 3930 Einwohner, welche Deutsch sprechen. Christian IV. eroberte die Stadt im Frühjahr 1628 gegen die Kaiserlichen. Hier schlug am 7. Dec. 1813 Walmoden die Dänen; am bekanntesten aber wurde die Stadt im jüngsten schleswig-holsteinischen Kriege. Am 5. April 1849 wurden im Hafen von E. das dänische Linienschiff „Christian VIII." u. die Fregatte „Gefion" von den

deutschen (schleswig-holsteinischen u. nassauischen) Strandbatterien beschossen, wobei ersteres aufflog, letzteres sich ergeben mußte.

Eckersberg, Christoph Wilhelm, dänischer Historienmaler, den 2. Januar 1783 zu Varnaes in Schleswig geboren, bildete sich auf der Akademie zu Kopenhagen, bereiste sodann Italien und Frankreich, wurde 1819 Mitglied der Akademie zu Kopenhagen, später Professor daselbst und † den 22. Juli 1853. Seine besten Werke sind: Moses, der, auf einem Felsstücke stehend, dem Meere zurückzutreten befiehlt (1817); die drei Frauen am Grabe Christi; Baldurs Tod, eine großartige Komposition nach der Edda; eine Scene aus Oehlenschlägers Trauerspiel „Axel u. Walburg"; die Rhede von Helsingör und andere schöne Seestücke. Er schmückte auch das christiansburger Schloß mit Fresken aus der dänischen Geschichte. Auch im Porträt lieferte E. Meisterstücke, unter anderen Thorwaldsens und Oehlenschlägers Bildnisse.

Eckhard, Taufname, s. v. a. der Erprobte, oder der Eisenfeste. Namhafte Träger dieses Namens sind:

1) Der treue E., nach dem „Heldenbuche" Held von Breisach, aus dem Geschlecht der Harlungen, war Vogt u. Erzieher der beiden jungen Harlungen, welche sein Neffe Ermrich in E.s Abwesenheit hängen ließ. E. zog darauf mit Dietrich von Bern gegen Ermrich und erschlug ihn. Die thüringischen und hessischen Sagen über E. s. Tannhäuser u. Wüthendes Heer. Die Meinung, daß der Markgraf Eckhard II. von Meißen die Sage vom treuen E. veranlaßt habe, ist unbegründet.

2) E., der Mönch von St. Gallen, Oheim und Lehrer Notkers, schrieb angeblich ein Gedicht von Walters Flucht und dessen Kämpfen mit den wormser Helden (Waltharilied) in lateinischen Hexametern, wahrscheinlich nach einem deutschen Original, herausgegeben von Fischer (1780, deutsch in Scheffels Roman „Ekkehard", Frankf. 1855).

3) (Eckhart), Dominikanermönch, Vikar seines Ordens in Erfurt, fungirte 1307 als Generalvikar in Böhmen u. † wahrscheinlich 1329 in Köln, war als mystischer Theolog und Prediger seiner Zeit hochgeachtet und gilt als einer der Vorläufer der deutschen Philosophie. Seine deutschen Schriften u. Predigten gab Pfeiffer in den „Deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts" (Stuttg. 1857, Bd. 2) heraus.

Eckhel, Joseph Hilarius, deutscher Numismatiker, den 13. Jan. 1737 zu Enzersfeld in Unterösterreich geboren, trat 1750 in den Jesuitenorden, studirte zu Leoben und zu Grätz neben Alterthumskunde und Numismatik besonders Philosophie und Mathematik und war eine Zeitlang Lehrer der Dichtkunst u. Rhetorik am Universitätsgymnasium zu Steyer. Im J. 1772 erhielt er die Aufsicht über das Münzkabinet des wiener Jesuitenkollegiums u. später den Auftrag, das reichhaltige Münzkabinet in Florenz zu ordnen, ward 1773 Professor der Alterthumskunde und Numismatik an der Universität in Wien und bald darauf auch Direktor des k. k. Münzkabinets u. † den 17. Mai 1798. Er schrieb: „Numi veteres anecdoti" (Wien 1775, 2 Bde.), „Sylloge I numorum veterum anecdotorum thesauri caesarei" (das. 1786), „Descriptio numorum Antiochiae Syriae" (das. 1786), „Doctrina numorum veterum" (das. 1792—98, 8 Bde.), sein bis jetzt noch unübertroffenes Hauptwerk.

Eckhof, Konrad, der Vater der deutschen Schauspielkunst, den 12. Aug. 1720 zu Hamburg geboren war in seiner früheren Jugend in Hamburg und Schwerin Schreiber, betrat 1740 bei der schönemannschen Gesellschaft in Lauenburg zum ersten Male die Bühne u. entwickelte hier in immer höherem Maße sein fruchtbares Talent. Als Schönemann seine Truppe aufgab, führte E. dieselbe dem Unternehmer Koch in Lübeck zu, blieb bei diesem bis 1764, ging dann zu Ackermann nach Hamburg und 1769 zu Seyler nach Hannover, dem er 1775 als Musikdirektor an das Hoftheater in Gotha folgte. Schon längere Zeit kränklich, † er den 16. Juni 1778. Er war der erste deutsche Schauspieler, welcher Darsteller des Lebens heißen konnte. Mit tiefer, durch Natur und Erfahrung begründeter Einsicht, mit dem Talent, gleich beim ersten Blick das Wahre einer Rolle zu fassen und seine körperlichen Mängel zu verbergen, verband er noch die Kenntnisse eines Sprachkundigen, Redners und Dichters. Gleich groß im Tragischen wie im Gemüthlichen, Komischen und Burlesken, riß er durch seine Mimik und die Biegsamkeit und Gewalt seines Sprachorgans zur begeistertsten Bewunderung hin. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch einige, aus dem Französischen übersetzte Lustspiele: „Die Mutterschule" (1753), „Die wüste Insel" (1762, „Der galante Läufer", „Don Quixote", „Crispins Lehrmeister" 2c.

Eckhout, 1) Gerbrand van den, namhafter Maler, den 19. Aug. 1621 in Amsterdam geboren, war ein Schüler Rembrandts, zeichnete sich als Porträt-, Historien- u. Genremaler aus u. † den 22. Sept. 1674 in Amsterdam. Die namhaftesten seiner zahlreichen Werke sind: Erweckung der Tochter des Jairus, Darstellung Christi, Merkur, den Argus tödtend (im berliner Museum); Simeon im Tempel (in der dresdener Gallerie); die Jünger zu Emmaus (im darmstädter Museum); die Hexe zu Endor, sechs Personen am Bretspiel (in Pommersfelden).

2) Jakob Joseph, namhafter Porträt-, Historien- und Genremaler, geboren 1793 in Amsterdam, erlernte erst die Goldschmiedekunst, widmete sich dann der Bildhauerei und erhielt für seinen Tod der Cleopatra (1821) den akademischen Preis, ging aber dann ausschließlich zur Malerei über, ließ sich im Haag nieder und ward Professor der Akademie daselbst, sowie Mitglied vieler anderer Akademien. Seine Porträte, z. B. Peter der Große zu Saardam, sowie seine Historien- und Genrestücke zeigen sämmtlich gelungene Komposition, nette Zeichnung und lebendiges Kolorit. Er gab heraus: „Collection de portraits d'artistes modernes nés dans le royaume de Pays-Bas" (Brüssel 1822), „Costumes de peuples de toutes les provinces du royaume de Pays-Bas" (das. 1827).

Eckmühl (Eggmühl), Dorf im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, westlich von Straubing, an der großen Laber, über die eine steinerne Brücke führt, mit Schloß und über 100 Einwohnern, berühmt durch die Schlacht am 22. April 1809. Durch die Schlacht bei Abensberg am 20. April war der linke Flügel des österreichischen Heeres bis über die kleine Laber zurückgetrieben worden. Hier griffen ihn Napoleon I. von vorn und Masséna im Rücken (am 21. April) an und warfen ihn mit großem Verluste über die Isar. Unterdessen hatte der Oberbefehlshaber, Erzherzog Karl, auf dem

rechten Donauufer durch die Wegnahme der Höhen von Abach (Abbach) am 21. eine Stellung bei E., dem Hauptpasse von Regensburg, genommen, von wo er an der Spitze von vier Armeecorps den Sieger von Abensberg im Rücken bedrohte. Da erschien plötzlich am 22. Nachmittags Napoleon mit den Heertheilen unter Lannes, Massena, den Würtembergern unter Vandamme und den Kürassierdivisionen Nansouty und St. Sulpice von der landshut-regensburger Straße her, dem Dorfe E. gegenüber, wo bereits die Bayern und Davoust im Treffen standen. Das würtembergische Corps nahm gleich im Anfang der Schlacht das Dorf Burghausen und besetzte zu beiden Seiten der Heerstraße die Waldungen; der bayerische General Seibewitz erstürmte eine österreichische Batterie von 16 Kanonen, welche die Straße von Landshut nach Regensburg bestrich, und Lannes überflügelte die Oesterreicher auf der linken Flanke in demselben Augenblicke, wo Davoust, Lefèbvre u. Montbrun von vorn angriffen. Die Oesterreicher in ihre zweite Stellung bei dem Dorfe E. zurückgedrängt, hielten wieder Stand; aber die würtembergische Infanterie nahm das Dorf im Sturme, u. jene wurden in die Ebene geworfen. Sechszehn feindliche Kavallerieregimenter vollendeten die Niederlage der Oesterreicher. In der Nacht führte der Erzherzog seine fliehenden Schaaren auf Schiffbrücken über die Donau. Von seinen 28,000 Mann, die gegen 65,000 Mann Franzosen ins Gefecht gekommen waren, hatte er 6000 Mann mit 16 Geschützen verloren. Napoleon ernannte hierauf Davoust zum Fürsten von E. In Folge dieser Kämpfe mußte der österreichische General Jellachich München räumen, und der österreichische Oberfeldherr sah sich aus der Offensive in die Defensive versetzt und mußte den Rückzug nach Böhmen antreten, während Napoleon der Weg nach Wien offen stand.

Eckstein, Ferdinand, Baron von, namhafter Publicist, im September 1790 zu Kopenhagen geboren, trat in Rom zum Katholicismus über, vollendete dann in Göttingen und Heidelberg seine Studien, ward Mitglied des Tugendbundes und wohnte im lützowschen Freicorps den Feldzügen von 1812—14 bei. Als dieses Corps ein preußisches werden sollte, trat er aus, ward später Polizeikommissär in Gent, wo er eifrig für die Alliirten thätig war, ging nach der Restauration nach Frankreich, ward Generalkommissär der Polizei in Marseille, 1818 Generalinspektor im Polizeiministerium und endlich Attaché im Departement des Auswärtigen. Nach der Julirevolution zog er sich ins Privatleben zurück und trieb besonders indische Studien. Er † im Nov. 1861. Seine 1826 gegründete Zeitschrift „Le Catholique" vertritt absolutistische Grundsätze. Er war auch Mitarbeiter der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und schrieb unter Anderem: „De l'Espagne" (Paris 1836).

Eclaireurs (franz.) Tirailleurs und besonders Flanqueurs, welche als Spitze der Avantgarde die feindlichen Vorposten verjagen und so die volle Ansicht des Feindes verschaffen.

Ecnomus, im Alterthum Berg in Sicilien, am rechten Ufer des südlichen Himera, nahe der Ausmündung des letztern. Phalaris von Agrigent hatte hier eine Zwingveste, in welcher sich der berüchtigte eherne Marterstier befand; jetzt Monte di Licata (M. d'Alicata). Hier 311 oder 309 v. Chr. Sieg der Karthager unter Hamilcar über die Syrakusaner unter Agathocles und 257 v. Chr. Seeschlacht zwischen der römischen und karthagischen Flotte, in der letztere besiegt wurde.

Ecole de musique pour la garde nationale, das Institut, welches auf Veranlassung des berühmten Gossec während der französischen Revolution von dem Nationalkonvent 1793 errichtet wurde, und in welchem junge Leute auf Kosten des Nationalschatzes Unterricht auf Blasinstrumenten erhielten. Es war eine Abtheilung der 1784 gegründeten Ecole royale de chant et de déclamation, einer Nachahmung der italienischen Konservatorien. Aus beiden Anstalten ging später das große Konservatorium zu Paris hervor.

Economy, Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien am östlichen Ufer des Ohio, eine früher blühende deutsche Niederlassung, von Georg Rapp auf den Grundsätzen der Gütergemeinschaft mit den wunderlichsten Beschränkungen des ehelichen Lebens und unter seiner Oberleitung und Priesterherrschaft gegründet. Nach Rapps Tode 1847 löste sich die Gemeinschaft (Harmoniten) auf.

Ecossaise (franz.), schottischer Tanz, der früher gewöhnlich im Dreizweitel- oder Dreivierteltakt stand, dessen Charakter edle Einfachheit und dessen Tempo daher auch ziemlich langsam war; jetzt versteht man aber darunter eine rasche Tanzmusik im Zweivierteltakt, die aus zwei Reprisen oder Theilen je von 8 Takten besteht.

Ecouen, Flecken im französischen Departement Seine-Oise, 2 Meilen von Paris, mit 1200 Einw., berühmt durch sein prachtvolles Schloß, das, unter Franz I. durch Anne de Montmorency erbaut, bis zur großen Revolution dem Hause Condé gehörte u. unter Napoleon I. als Erziehungsanstalt für 300 Töchter von Offizieren der Ehrenlegion diente. Zuletzt war es im Besitz des Herzogs von Aumale und wurde 1852 sammt den übrigen Gütern der Orléans konfiscirt.

Ecu (franz.), Schild; französische Gold- und Silbermünze, gewöhnlich mit Thaler übersetzt.

Ecuador (span., d. i. Aequator), südamerikanische Republik, erstreckt sich, vom Aequator durchschnitten (daher der Name), zwischen 2° nördl. und 6° südl. Br. und zwischen 52° und 64° westl. L., nördlich von Neugranada, östlich von Brasilien, südlich von Peru, westlich vom großen Ocean begrenzt. Der Flächengehalt wird auf 13,421 □Meilen angegeben, wozu noch die benachbarten Galapagosinseln kommen, welche 137 (nach Andern 450) □Meilen umfassen. Die Ostgrenze ist indessen noch nicht vertragsmäßig regulirt. Die Länge der Küstenlinie beträgt 411, mit Einschluß der Krümmungen 861 Meilen. Das Land wird im Westen von der massenhaftesten und großartigsten Partie der Cordilleren, der Cordillere von Quito, durchstrichen, die vom Gebirgsknoten von Loxa (an der Südwestgrenze E.s), der 550 □Meilen bedecken mag, nach Nordnordwesten zieht bis etwa zum 1.° nördl. Br. in 2 parallelen Zügen, deren östlicher die Hauptkette der Andes ist (gewöhnlich Cordillera real genannt, weil zur Inkazeit auf ihr der Königsweg hinführte), und deren westlicher zahlreiche Ausläufer nach Westen sendet u. durch einen Gebirgsknoten mit einer dritten kürzeren Kette verbunden ist, die in 1° nördl. Br. beginnt und sich bei der Mündung

des Esmeraldas verliert. Zwischen beiden Hauptketten dehnt sich ein im Mittel 20 Meilen breites Hochthal hin, welches durch die Ausläufer beider Ketten, die zu zahlreichen Knoten zusammentreten, in eine Menge von Becken (Becken von Cuenca, von Hambato oder Alausi, von Quito ꝛc. zertheilt wird. Die Hochebenen vom Aequator bis zum 3. ° südl. Br. bilden eine 13,500—14,400 Fuß hohe Gebirgsmasse, in welcher der Porphyr den Glimmerschiefer und andere primitive Gesteine bedeckt; auf den Ketten erheben sich ungeheure Trachytmassen (bis über 19,000 Fuß Höhe), Basalt- und Glimmerschieferberge, Granit- und Serpentingruppen, schöne Marmor-, Porphyr- und Quarzberge. Nirgends haben die Cordilleren eine solche Fülle gigantischer Gipfel aufzuweisen wie hier in E., namentlich zwischen dem Aequator und 3° südl. Br. Diese Gipfel haben hauptsächlich dreierlei Gestalten: es sind mehr oder weniger abgestumpfte Kegel (noch thätige Vulkane, wie der Cotopari), oder sie zeigen einen ruinenartig zerrissenen Kamm (Vulkane, deren Gipfel durch eine lange Reihe von Ausbrüchen zerstört sind, z. B. der Carahuairazo); oder sie erscheinen völlig abgerundet (wie der Chimborazo). Als die bedeutendsten unter denselben sind zu nennen: Chimborazo, 20,150 F. hoch; Cayambe, 18,157 F.; Cotopari, 17,550 F.; Llanganate, 16,613 F.; Iliniza, 16,164 F.; Altar (Capac Urcu), 16,144 F.; Sincholagua, 16,004 F.; Sangai (einer der furchtbarsten Vulkane), 15,831 F.; Sara Urcu, 15,823 F.; Cotocachi, 15,248 F.; Tunguragua, 15,125 F.; Pichincha, 14,850 F.; Alacalzo, 14,860 F.; Carahuairazo, 14,577 F. hoch, außer welchen noch gegen 80 Gipfel nambaft gemacht werden. Die auf den Cordilleren selbst vorkommenden Ebenen heißen Mesas (auch Paramos); sie haben ein rauhes Klima, welches kaum Kartoffeln und Gerste gedeihen läßt, und finden sich meist mit Rasen bedeckt; viele sind auch ganz steril und tragen nur verkrüppelte Gewächse und Lichenen, und zu Zeiten ist eine Schnee- und Hageldecke darüber gebreitet. Die zwischen den beiden Cordillerenketten gelegenen Hochebenen (Mesetas genannt) haben im Allgemeinen ein gemäßigtes Klima, sind nie mit Schnee, sondern immer mit Grün bedeckt u. erzeugen Weizen, Gerste, Mais, Bohnen und die Fruchtbäume des nördlichen Europa. Noch tiefer als diese liegen die Flußthäler, in welchen tropische Hitze herrscht. Oestlich von den Gebirgen dehnt sich bis an den Amazonenstrom eine weite, mit dichtem Wald bedeckte Ebene hin. Auch auf dem etwa 10 Meilen breiten Küstenstriche, an dessen Ufern eine große Menge von Kaps vorspringen und zahlreiche Buchten bilden (zwischen Kap Blanco u. der Punta da Sta. Helena die große Bai von Guayaquil), liegen meist mit Wald bedeckte Hochebenen, nur hie und da (wie um Guayaquil) breiten sich auch Grasebenen aus. Auf den Mesetas findet sich nur ausgedehnte Strauchvegetation. Die Flüsse des Landes sind theils unbedeutende Küstenströme, die von den Cordilleren, der Wasserscheide zwischen dem großen und dem atlantischen Ocean, herab dem ersteren zufließen (Rio Esmeraldas, Rio Daule), oder sie ziehen langen Laufes durch die Ebenen des Ostens in südöstlicher Richtung zum Amazonenstrom (so Putumayo, Aguarico u. Cararay, welche beide sich zum Napo vereinigen, Tigre, Pastaza, Maroña ꝛc.). Kleine Seen, theils zur Seite der Ströme, theils in den Thälern, theils auf den Hochebenen gelegen, gibt es in großer Zahl. Der landschaftliche Charakter der einzelnen Regionen ist sonach ein sehr verschiedenartiger: im Osten liegen unermeßliche Wälder, Flüsse, Seen u. Teiche mit einem heißen und feuchten Klima; im Westen ähnliche Wälder, durchschnitten von Flüssen und Mooren, warm und feucht; in der Mitte auf den Hochebenen wechseln Temperatur und Klima, je nach der Höhe oder nach der Nähe der hohen Vulkane, oder nach den herrschenden Luftströmungen. Daher ist hier das Klima in geringen Entfernungen ein ganz verschiedenes, und man gelangt aus dem heißen Tropenklima der tiefen Thäler bald in die Eiseskälte Sibiriens, wenn man die Mesas ersteigt oder gar bis an die in 14,175 Fuß Höhe gelegene Schneegrenze vordringt. Das angenehmste Klima bieten die Hochebene von Quito mit 12° und die von Cuenca mit 12°7 R. mittlerer Temperatur. Man kennt in E. nur zwei Jahreszeiten, den Winter oder die Regenzeit, welche im Juni beginnt und im November endet, und den Frühling oder die Zeit der Winde, welche vom December bis Mai währt. Die Regelmäßigkeit derselben findet sich namentlich zwischen den beiden Cordilleren u. auf dem Küstenstriche, wo im Frühling der als Garua bekannte Staubregen fällt. In den Wäldern des Ostens verlängern lokale Einflüsse den Winter, indem während des größten Theils des Jahres beständige Regen fallen und heitere Tage selten sind. Zwischen den Cordilleren herrscht fast stets Südwind, in höheren Regionen dagegen stets Ostwind, wie man an der Asche der Vulkane und an den Staubsäulen erkennen kann, ebenso auch in den östlichen Niederungen, wo derselbe nicht selten zum Sturm wird, der die mächtigsten Baumriesen in den Urwäldern knickt und Dörfer und Aecker verwüstet. Bei der großen Mannichfaltigkeit des Landes nach Bodenbeschaffenheit und Klima ist die Vielartigkeit der Erzeugnisse natürlich. Die Gebirgsketten sind alle von Silber-, Kupfer-, Eisen-, Antimon-, Blei-, Zinn-, Zink-, Mangan- und andern Erzgängen durchzogen, die aber nur zum geringern Theil ausgebeutet werden. An der Ost- wie an der Westseite der Ketten lagert goldführendes Alluvium; namentlich ist aber der Ostabhang der Ostkette reich, und in Llanganate befinden sich mehr als 30 Silberminen auf den Hochebenen. Die Wälder bestehen aus kostbaren Holzarten: aus Manglebäumen, Steineichen, Mahagoni- und Ceibobäumen, Farbehölzern, Palmen, Cinchoa (mit Fieberrinde) ꝛc. An andern tropischen Pflanzen finden sich Ananas, Vanille, Kakao, Pfeffer, Aloë, Cascarilla, die Pitapflanze und Anjoigoli (eine Art Hanf) ꝛc. Von wilden Thieren gibt es Tapire, Jaguare, wilde Schweine, Affen und zahlreiche Arten Reptilien.

Das eigentliche Kulturleben und die Masse der Bevölkerung hat sich von Alters her auf den mittlern Hochebenen zusammengedrängt, wo sich noch viele wohlerhaltene Denkmäler und Prachtbauten aus der Zeit der Inkas finden. Die Zahl der Einwohner betrug 1856 1,308,042 Seelen, wovon 601,219 auf Weiße (Abkömmlinge von Europäern), 462,400 auf Indianer, die von den Eroberern abstammen, 7831 auf Neger, 36,592 auf Mischlinge von Negern mit Weißen und Indianern (Mulatten, Zambos, Mestizen und Cholos) und etwa 200,000 auf wilde Indianer kommen, die im

Osten (von Chinchipe bis zur Cordillere des Putumayo) leben. Unter den Indianern sind die Stämme der Quitus (in verschiedenen Gegenden zahlreich), Colorados (in den Wäldern des Westens), Jivaras (zwischen Chinchipe und Pastaza), Zapara (zwischen Pastaza und Napo), Angutera (am mittlern Napo), Orejones (an der Napomündung), Avijira (am Südufer des Napo) und Cofanas (am Cayambe) einzeln hervorzuheben. Die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung bilden Ackerbau und Viehzucht, wozu sich ganz besonders die schöne Hochebene von Quito eignet. Ersterer erzeugt Weizen, Mais, Linsen, Platterbsen, Bohnen, Erdpistacien, Leinsamen, Senf, Rüben ꝛc.; an Wurzeln Papas, Bataten (Camotes), Yuca ꝛc.; an Gemüsen Kürbisse, Kohlarten, Salate, Blumenkohl, Artischocken, Portulak, Lauch; außerdem Kakao, Kaffee, Tamarinde, Zimmtrinde, Baumwolle ꝛc. nebst allen Fruchtarten der gemäßigten Zone. Der Viehstand ist bedeutend. Man züchtet Rindvieh, Pferde, Esel, Maulesel, Vicuñas, Lamas, Alpacas, deren Heerden den größten Theil des Jahres hindurch auf den Paramos weiden. In neuerer Zeit hat man besonders die Merinoschafe zu vermehren und auch die Seidenzucht einzuführen versucht. Der Bergbau fördert Gold, Silber, Schwefel, Quecksilber und einige edle Steinarten zu Tage. Industrie und Handel sind gering, aber im Fortschreiten begriffen. Man fabricirt in E. Leinen, Decken, Mäntel, Spitzen, Stickereien, Wollstoffe, Teppiche, ordinäres Tuch, Kasimir, Sackleinen, Mützen, Strümpfe, Handschuhe, Gürtel; ferner die besten bekannten Strohhüte, Hängematten, Cigarren, Körbe (aus der Rinde eines Rohrs); sehr dauerhafte Matten, Körbe, Wedel und Hüte aus der in Sümpfen wachsenden Tortora; aus den Fasern des Cabuyo (Agave) starke Säcke, farbige Teppiche, Stricke jeder Art, Dochte, geflochtene Schuhe, Saumsättel und zahlreiche andere Dinge; aus den Fasern der Chambirapalme Fäden von jeder Stärke, Beutel, Netze und Matten, die der Feuchtigkeit widerstehen, Körbe in allen Gestalten und Größen und aus Pferdehaaren Siebe in Menge, die ausgeführt werden. Ziemlich vorgeschritten sind die Eisen- u. Kupfergießerei, die Goldarbeit, die Tischlerei, Zimmerei und Maurerei, sowie nicht minder die Bildhauerei u. Malerei, deren Werke vielfach nach den Nachbarstaaten ausgeführt werden. Der Werth der Einfuhr fremder Waaren betrug 1856 2,486,706 Piaster (Dollars), während einheimische Erzeugnisse (Kakao, Strohhüte, Pitahanf, gegerbte Häute, Rohr, Holz ꝛc.) für 2,333,241 und edle Metalle für 157,498 Piaster ausgeführt wurden. Der Handelsverkehr findet seine Hauptstütze in dem vielbesuchten und ausgezeichneten Hafen von Guayaquil, in welchem 1859 102 Schiffe mit 12,396 Tonnen einliefen und 85 Schiffe mit 11,012 Tonnen ausliefen. Außerdem gingen 35 britische Dampfpaketschiffe ein und aus. Die beste Straße im Lande ist die königliche oder Hauptstraße, welche von Neugranada kommt und zwischen den Cordilleren von Norden nach Süden über den Chimborazopaß (13,422 Fuß hoch) und über den Knoten von Azuay (13,382 F. hoch) bis Mora läuft, wo ein Arm nach Guayaquil abgeht, während der Hauptarm nach der Provinz Loxa weiter führt.

Die Verfassung von E. wurde 1845 zu Cuenca angenommen. Die Legislation besteht aus einer ersten Kammer von 18 Senatoren u. einer zweiten von 30 Repräsentanten. Die Exekutive liegt in der Hand eines Präsidenten oder Vicepräsidenten, die nach Stimmenmehrheit auf 4 Jahre erwählt werden und erst nach 4 Jahren wieder wählbar sind. Es gibt einen obersten Gerichtshof zu Quito und 3 obere Gerichtshöfe; Geschwornengerichte werden in 8 Kantons gehalten. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1856 auf 1,372,800 Doll., die Ausgaben auf 1,358,498 Doll. Das stehende Heer zählt 2000 Mann und 214 Pferde; die Marine besteht aus 3 Kriegsschiffen, 2 Dampfern und 137 Mann. Die Nationalgarde ist niemals vollständig organisirt gewesen. Die Staatsschuld beträgt über 19 Mill. Piaster. Durch Regierungsdekret vom 5. Dec. 1856 ward das französische Decimalsystem für Münze, Maße und Gewichte angenommen. Unterricht und Wissenschaft sind in E. weit zurück. Man zählt eine Universität (in Quito) u. 11 Colleges mit 57 Lehrstühlen und 1299 Studenten; 260 Knaben- (mit 9249) und 30 Mädchenschulen (mit 2783 Zöglingen). Staatsreligion ist die römisch katholische. Die Indianer begreifen indessen wenig von dem angenommenen Christenthum und vollziehen nur die gebotenen Aeußerlichkeiten, woran sie noch viele aus der Zeit des Heidenthums stammende abergläubische Gebräuche knüpfen. Bei den wilden Indianern im Osten (Jivaras, Zaparas, Anguteras ꝛc.) herrscht ein krasser Fetischismus, der Glaube an einen guten und an einen bösen Geist, von denen ersterer der stärkere ist und die Tugendhaften beschützt. Auch der Glaube an eine Seelenwanderung ist allgemein. Die regulirten Kleriker (Dominikaner, Franciskaner, Augustiner ꝛc.) besitzen 43 Kirchen und 36 Klöster; der Sekularklerus 3 Kathedralen, 277 Parochialkirchen, 106 Viceparochialen, einen Erzbischof, einen Bischof ꝛc.; die Mönchsorden 10 Kirchen, 11 Klöster, 202 Mönche ꝛc. In administrativer Hinsicht zerfällt E. in 3 Departements: Quito (mit 6 Provinzen: Pichincha, Imbabua, Leon, Chimborazo, Esmeraldas, Oriente), Guyas (mit 2 Provinzen: Guayaquil und Manavi) und Azuay (mit 2 Provinzen: Cuenca und Loxa). Hauptstadt des Staates ist Quito.

E. hatte vor Ankunft der Spanier einen Theil des Inkareichs gebildet und fiel mit diesem unter spanische Herrschaft. Bis 1811 ein Theil des spanischen Vicekönigreichs Neugranada, erklärte es sich in diesem Jahre mit den übrigen südamerikanischen Kolonien für unabhängig u. bildete von 1819—31 einen Theil der Föderativrepublik Columbia. Nach deren Auflösung in drei besondere Freistaaten, deren einer E. war, entbrannte hier im Nov. 1831 ein lange dauernder Bürgerkrieg. Vergebens suchte der Präsident von Neugranada, General Santander, die Parteihäupter Flores, Barragan u. Rocafuerte zu versöhnen. Erst nachdem letzterer von Flores bei Quito gefangen genommen, kam im März 1835 der Friede zu Stande. Eine am 9. Aug. 1835 eröffnete konstituirende Versammlung gab dem neuen Freistaate eine durch Kongreß von 1838 nicht wesentlich veränderte Verfassung, wodurch ein Präsident an die Spitze der vollziehenden Gewalt gestellt und die Gesetzgebung einem Kongresse von zwei Kammern übertragen wurde. Rocafuerte wurde zum Präsidenten ernannt, und unter seiner verständigen Leitung traten Gedeihen und Ruhe ein. Ein

militärischer Aufstand in Riobamba wurde 1838 unterdrückt. General Flores, der 1839 auf Rocafuerte in der Präsidentenwürde folgte, übersandte der Regierung zu Madrid ein Dekret des Senats und Kongresses zu Quito vom 27. März 1839, wonach spanische Kauffahrteischiffe in die Häfen der Republik zugelassen werden und daselbst jeden Schutz genießen sollten, worauf Spanien am 18. Okt. 1840 die gleiche Vergünstigung den Schiffen „des jetzt unter dem Namen der Republik E. bekannten amerikanischen Territoriums des Königreichs u. der Präsidentschaft Quito" gewährte. Ende 1841 kam zwischen E. und dem Mutterlande ein förmlicher Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande, dem der Abschluß eines auf Gegenseitigkeit der Vortheile begründeten Handels- u. Schifffahrtsvertrags folgte. Die am 31. März 1843 proklamirte Konstitution ließ die bisherige Repräsentativverfassung in ihren wesentlichen Punkten bestehen. Anfangs 1844 wurde zwischen E. und Neugranada ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem Neugranada die durch eine 1837 von den beiderseitigen Kongressen ratificirte Konvention überkommenen 21½ Procent der Gesammtschuld Kolumbiens an England, im Betrage von 1,464,793 Pfund Sterling, zu decken übernahm. Inzwischen war der General Flores 1843 wieder, und zwar bis 1851, zum Präsidenten erwählt worden, ging aber in Folge eines in Guayaquil ausgebrochenen Aufstandes, den Rocafuerte leitete, nach dem Vertrag vom 17. Juni 1845 mit Beibehaltung seiner Würde als General en chef und eines Gehalts von 20,000 Dollars außer Land. Ihm folgte als Präsident Vicente Roca, ein Farbiger. Ein im Mai 1846 mit Neugranada ausgebrochener Krieg ward bereits am 29. d. Mts. durch den Frieden zu Santa Rosa de Carchi beendigt. Inzwischen hatte Flores, der noch eine mächtige Partei im Lande zählte, die schon bei dem Aufstand in Guayaquil am 1. Okt. 1846 eine Demonstration für ihn veranstaltete, erst in Europa u., da hier sein Unternehmen durch England vereitelt wurde, sodann zu Jamaica und endlich in Neugranada versucht, eine Expedition auszurüsten, um sich mit deren Hülfe der Gewalt in E. wieder zu bemächtigen. Er schlug dem Präsidenten von Neugranada, Mosquera, vor, den kolumbinischen Bund wieder herzustellen und eine Monarchie zu begründen, doch waren seine hauptsächlich mit spanischem Gelde betriebenen Agitationen so offenkundig, daß auch Peru und Bolivia Gegenmaßregeln ergriffen, daher Mosquera zurücktrat. Als im Oktober 1849 der Kongreß zusammentrat, um verfassungsmäßig einen neuen Präsidenten zu wählen, standen sich die Parteien einander so schroff gegenüber, daß eine mehr als hundertmalige Abstimmung erfolglos blieb, so daß am Ende die vollziehende Gewalt auf den Vicepräsidenten Ascasubi überging. Am 20. Februar 1850 brach in Guayaquil eine Revolution aus, welche die Einberufung eines Nationalkonvents verlangte, der einen Präsidenten wählen sollte. An der Spitze der Bewegung stand General Urbina; er trat aber zurück und machte seinem politischen Freunde Noboa Platz, während der andere Präsidentschaftskandidat Elizalde die Provinzen Cuenca und Manavi behauptete, so daß E. auf einmal drei Regierungen hatte. Ascasubi trat jedoch freiwillig zurück, und die beiden Anderen unterzeichneten zu La Florida einen Vertrag, demgemäß sie dem Nationalkonvent die Präsidentenwahl überlassen wollten. Am 8. Dec. 1850 ging Noboa aus der Stimmurne hervor, und Elizalde, der einen Aufstand zu erregen versuchte, wurde in die Verbannung geschickt, wohin ihm Noboa schon im September 1851 nachfolgte. Neugranada hatte nämlich 1850 die Jesuiten vertrieben, welche in E. eine gastliche Aufnahme fanden. Die granadische Regierung erblickte darin einen feindseligen Schritt gegen sich selbst und schickte eine Truppenmacht an die Grenze von E. Noboa setzte sich ebenfalls dahin in Bewegung. Der Oberbefehlshaber der Truppen E.s, Urbina, benutzte diese Gelegenheit, den Präsidenten zu stürzen, nahm denselben zu Guayaquil gefangen, schickte ihn ohne Weiteres an Bord der Kriegskorvette Olmedo, berief dann eine Volksversammlung in Guayaquil und erklärte Alles, was die gesetzgebende Versammlung beschlossen hatte, für null und nichtig, sich selbst aber zum provisorischen Oberhaupt der Stadt. Diese Umstände hielt Flores für günstig, von Neuem mit seinem alten Plane hervorzutreten. Heimlich hatte er erst in Centralamerika, dann besonders in Peru, dessen Regierung sein Projekt begünstigte, Rüstungen betrieben und erschien am 14. März 1852 mit einem Geschwader vor Lumbas bei Guayaquil, erlitt aber eine Niederlage und rettete sich mit Mühe nach Peru, welches ihn, um neue Konflikte mit E. zu vermeiden, sofort auswies. In demselben Jahre kam es zu einem Zerwürfniß der Regierung von E. mit dem französischen Generalkonsul und Geschäftsträger Montholon, der in Folge dessen abreiste, doch ward das Zerwürfniß wieder ausgeglichen. Urbina folgte 1856 in der Präsidentschaft General Francisco Robles, der 1856 das französische Münz-, Maß-, u. Gewichtssystem einführte und im folgenden Jahre zur Sicherung von Handel und Verkehr gegenüber den zahlreichen Freibeuterexpeditionen ein Bündniß mit Peru und Chile schloß. Seit 1861 bekleidet Dr. José Garcia Mormo die Präsidentschaft. Vgl. Juan de Velasco, Histoire du royaume de Quito (französisch herausgegeben von Ternaux-Compans, Paris 1840, 2 Bde.).

Edam, Stadt in der niederländischen Provinz Nordholland, nordöstlich von Amsterdam, am Zuydersee, mit einem Hafen des Y, hat 4700 Einwohner, die bedeutenden Schiffbau, Salzsiedereien und Thranbrennereien unterhalten. E. ist besonders bekannt wegen seiner sehr bedeutenden Käsemessen; die edamer Käse, die zwar nach E. benannt, aber in der Gegend von Hoorn und Alkmaar verfertigt werden, gehören zu den Süßmilchkäsen, wiegen 3½ bis 20 Pfund und sind von vorzüglicher Güte.

Edda, Name, unter welchem die altnordische und die isländische Literaturgeschichte zwei poetische Sammelwerke von hoher Wichtigkeit für die Kenntniß der nordischen Mythologie und Geschichte aufführen. Die ältere derselben gehört der altnordischen Poesie an und wird nach dem isländischen Priester Sämundr hin Frodi (Sämund der Weise, 1056 bis 1133), dem angeblichen Sammler u. Uebertrager derselben aus der Runen- in die lateinische Buchstabenschrift, Sämundar-E. genannt; die andere, dem isländischen Sagenthum angehörende E. heißt nach Snorre Sturleson (1178—1241), ihrem Verfasser und zum Theil Sammler, Snorra-E.

oder auch die jüngere oder prosaische E. Der Titel E. kommt, zuerst nur in Bezug auf letztere, zu Anfang des 14. Jahrhunderts vor; der ersteren legte erst Brynjolf, welcher 1643 auf Island die erste und beste Handschrift gefunden haben soll, den Namen E. bei. Das Wort E. wollte man in Zusammenhang bringen mit dem lateinischen edo, verfassen, dichten, und mit edita (mit ausgelassenem Subjekt); auch mit ódr, Genie, Begeisterung, Weisheit; Oddi, Name des Wohnsitzes Sämunds des Weisen; aedi, unterweisen; heita, bedeuten, auslegen; átt, aet, das Geschlecht, ja sogar mit dem indischen Veda. Die nächste Ableitung ist jedoch von dem isländischen Worte Edda, Urgroßmutter, womit Lieder und Sagen bezeichnet wurden, wie sie im Munde der Urgroßmutter lebten. Der Titel ist erst in der christlichen Zeit aufgekommen, weshalb man keine Bedeutung für das Heidenthum in demselben zu suchen hat.

Die ältere (poetische, Lieder-) E., gewöhnlich Sämundar-E., besteht aus einzelnen alliterirenden Liedern und wenigen prosaischen Bruchstücken, die ihrem Inhalte nach entweder in zwei Theile, einen mythologischen und einen historischen (epischen), oder, besser, in folgende drei Theile zerfallen: der erste Theil enthält Göttergeschichten (Asenlehre), in 13 Liedern: Vafthrudnis-Mál erzählt die Reise Odins unter Gangreds Gestalt zu dem Riesen Vafthrudnir und den Wettstreit Beider in der Religionsweisheit; Grimnis-Mál, wie Odin als Grimnir bei dem König Geiröddr den Zustand der Welt und sein eigenes Wesen offenbart; För Skirnis (Skirners Fahrt), wie Skirner, Frey's Diener, für seinen Gebieter um Gardr freit; Harbarz Lioth (Harbards Lied), wie Thor auf seiner Reise mit Harbard, dem Fährmann, Streit anhebt; Hymis-Quida erzählt die Sage vom Riesen Hymir, welchem Thor und Thyr den Kessel abgenommen, in dem von Aegir das Bier für die Götter gebraut wurde; Aegis-Drecka (der Trank bei Aegir) oder Loka-Senna (Loke's Streit), oder auch Loka-Glepha (Loke's Biß), wie Loke an einem Gastmahl bei Aegir die Asen lästerte; Thryms-Quida oder Hamarsheimt (die Wiedererlangung des Hammers), wie Thor und Loke dem Riesen Hymir den Hammer Thors wieder nehmen; Hrafnagaldr Odins (Rabenruf Odins); als Forspialls-Mál (Forspiall-Lioth, Einleitungslied, weil es einen großen Götterrath einleitet), singt die Ahnungen der Asen von Baldurs Tod und gilt als Einleitung bald zur Völuspa, bald zur Vegtams-Quida (Wanderers Lied), welches erzählt, wie Odin als Vegtamr in der Unterwelt die Wole nöthigt, ihm Baldurs Tod zu weissagen; Alvis-Mál (des Allwissenden Lied) handelt von Synonymen der himmlischen, irdischen und unterirdischen Wesen in der Dichtersprache; Fiölvinns-Mál (Vielwisserlied) erzählt, wie Svipdagr vor seiner Vermählung mit Menglöth auf Abenteuer auszieht und nach seiner Rückkehr, um der Braut Gesinnung zu erforschen, sich verstellend mit dem Wächter der Burg Menglöths eine lange Unterredung hält; Hyndlu Lioth oder Völuspa hina skamma (die kürzere Völuspa), wie die Zauberin Hyndla, um den Erbschaftsstreit zwischen Agantyr und Ottar zu schlichten, die Abstammung der Helden von den Göttern beweist. Einen Anhang zum ersten Theil bildet: Solar-Lioth (Sonnenlied), in welchem ein gestorbener Vater seinem Sohne im Traume erscheint und ihn von dem Zustande nach dem Tode unterrichtet, ist von einem Christen verfaßt. Der zweite Theil begreift Heldenlieder, die hauptsächlich Sigurd, seine Ahnen, Thaten, sowie den Untergang der Helden besingen. Gewöhnlich zählt man hierher folgende 22 Lieder: Völundr-Quida, die Sage von Völundr (s. d.); Quida-Helge, von Helge, dem Haddinger Helden; Quida-Helge, von Helge, dem Hundingstödter (s. Helge); Sinfiötla-Lok (Sinfiötli's Ende), ein prosaisches Fragment, erzählt Sinfiötli's Ende; Quida Sigurthar Fafnisbana, zwei Lieder, von denen das 2. aus 2 Theilen besteht, sämmtlich über Sigurd den Fafnistödter; Quida Brynhildar Budladottar I., erstes Lied von Brynhildur, der Tochter Budli's (poetische und prosaische Stellen); Quida Sigurthar Fafnisbana, das 3. Lied von Sigurd; Quida Brynhuldar II., zweites Lied von Brynhildur, Fragment; Helreid Brynhildar (Brynhildurs Ritt nach Hel), enthält das Gespräch Brynhildurs mit einem Riesenweibe auf ihrem Ritt nach der Unterwelt; Quida Guthrunar Giukadottor I., erstes Lied von Gudrun, der Tochter Giuki's (s. Gudrun); Drap Niflunga, der Niebelungen Tod, Bruchstücke in Prosa; das zweite und das dritte Lied von Gudrun; Oddrunargatr, Oddruns Wehklage; Atlamál und Atlaquida i grönlensk, grönländisches Lied und grönländischer Gesang von Atli; Hamdis-Mál, erzählt, wie Hamdir und Saurli ihren Bruder Erpr erschlagen; Guthrunar-Hvöt, Gudruns Wehklage um die Ermordung der Ihrigen; Grougaldr, Weissagung der Zauberin Groa, die von ihrem Sohne aus dem Grabe gerufen wurde; Gunnars Slagr, Gunnars Harfenschlag, erzählt, wie die gebundene Gunnar, die Harfe mit den Füßen spielend, die Schlangen von sich scheucht. Der dritte Theil, die Glaubens- oder Mysterienlehre, enthält: Völuspa oder Vauluspa, d. i. Weissage der Wole, die Grundzüge der ganzen altnordischen Religion von der Schöpfung bis zum Untergange enthaltend; Havá-Mál, die Sprüche Havi's (des Erhabenen, Beiname Odins), oder hohes Lied, Odins Sittensprache; eine Fortsetzung dazu sind das Lothfafns-Mál, Klugheitslehren für angehende Jünger, und eine Runen- oder Zauberlehre; Rigs-Mál, Erzählung, wie der Ase Rigr, oder Heimdall als Rigr, Vater der drei Stände, der Knechte, Freien und Edlen, wird (von Manchen nicht zu den eigentlichen Eddaliedern gezählt), deutsch von Gräter (Lyrische Gedichte, 1809).

Die jüngere oder prosaische oder snorrische E. enthält eine Erzählung der Göttersagen der älteren E., sowie Erklärungen über Bilder und Versarten der heidnischen Dichtersprache. Der Umfang dieser E. ist verschieden; Rask (Ausgabe dieser E., Stockh. 1818) gibt folgende Theile und Ordnung an: die eigentliche snorrische E., wozu gehört das Formali, Vorwort Gylfaginning, Gylfs Täuschungen, und Bragarädur, Brage's Erzählungen, in 78 Dämisagen (Beispielsreden) den mythologischen und epischen Theil der ältern E. enthaltend, Eptir-Máli, das Nachwort; die Skalda oder Skaldskaparmál, Dichtkunst, wozu gehört: Kenninger, Benennungen, Okeod heidi, unbekannte Namen der Dichtkunst, Fornöfn, vormenschliche Namen, ein Verzeichniß dichterischer Namen von Göttern und Gegenständen aller Art, Bragarhättir, eine Poetik,

Malslistarrit, skaldische Buchstabenlehre u. Vergleich mit der lateinischen, ein Elementarbuch für angehende Dichter, bestehend aus: **Latien Stafrofid**, lateinische Buchstabenlehre, **Malslistarrinargrundvöllr**, Grundsätze der Wohlredenheit, nordische Laut- u. Sprachlehre, und **Figururirädunni**, Redefiguren.

Was das Verhältniß der älteren E. zur jüngeren E. anlangt, so ergibt sich schon aus Obigem, daß erstere Elemente enthält, welche älter als das Christenthum sind, die jüngere dagegen Erzählungen, welche sich allerdings auf die ältere gründen, aber doch nach der heidnischen Zeit niedergeschrieben sind, wobei es auch geschehen sein mag, daß durch den Aufzeichner oder Ueberarbeiter manche ursprüngliche Sage in ausgearteten Zügen der Nachwelt überliefert wurde. Wahrscheinlich ist die ältere E. eine Volksliedersammlung und die jüngere E. der Kommentar dazu. Die ältere E. entdeckte in der ältesten und zugleich vollständigsten Handschrift der isländische Bischof Brynjolf Sveinsson 1643 auf Island. Vollständig wurde sie herausgegeben von der arna-magnäanischen Kommission mit lateinischer Uebersetzung, Kommentar, Glossaren u. Sam. Magnusens „Mythologischem Lexikon“ (Kopenh. 1787—1828, 3 Bde.), von Rask (Stockholm 1818), von Münch (Christiania 1827); dänisch von Finn Magnusen (Kopenhagen 1821—23, 4 Bde.); einzelne Lieder, mit und ohne Uebersetzung, seit 1665 häufig von nordischen und deutschen Gelehrten, unter Andern Herder, von den Brüdern Grimm (Berlin 1815), Ettmüller („Vauluspa“, Leipzig 1830), Bergmann (Paris 1838). Eine deutsche Uebersetzung aller Lieder gaben Schimmelmann (Stettin 1777), Studach (Nürnberg 1829), Simrock (Stuttgart 1851). Vollständige Ausgaben der jüngeren E., die ebenfalls in Irland 1628 durch Aragrian Jonsson aufgefunden wurde, besitzen wir von Resenius (Kopenhagen 1665), Rask (Stockholm 1818) und von Sveinsjörn Egilsson (Reykjavik 1848—49); deutsch von Rühs (Berlin 1812), von Majer (Leipzig 1818); dänisch von Nyerup (Kopenhagen 1808); von der arna-magnäanischen Ausgabe liegt bis jetzt nur der erste Band vor (Kopenhagen 1848). Vgl. Köppen, Literarische Einleitung in die nordische Mythologie (Berlin 1837), und Grimm, Geschichte der deutschen Sprache (Leipzig 1848, 2 Bde.).

Edder (Eder), Fluß, entspringt auf dem Westerwalde in Westphalen, durchströmt einen Theil des Großherzogthums Hessen u. das Fürstenthum Waldeck und mündet nach 15 Meilen Laufs oberhalb Kassel bei Guntershausen in die Fulda. Sie führt Gold mit sich, aus dem Graf Philipp II. um 1480 und die Landgrafen Karl von Hessen 1677 u. Friedrich II. 1775 Dukaten (Edderdukaten) schlagen ließen. Neuere Versuche (durch Oberst von Eschwege), diese Goldwäschereien wieder ergiebig zu machen, hatten keinen Erfolg. Nebenflüsse sind: links die Nuhne, Ems, Idder, Elbe, rechts die Schwalm 2c.

Eddystone, Felsenriff im Kanal, am Eingang des Meerbusens von Plymouth, unfern der Küste der englischen Grafschaft Cornwall, etwa 700 Fuß lang und größtentheils mit Wasser bedeckt, berühmt durch seinen 80 Fuß hohen, merkwürdigen Leuchtthurm (seit 1759), ein Werk Smeatons, bei welchem die Quadersteine theils unter sich, theils mit dem Felsen durch künstliche Vorrichtungen auf eine finnreiche Art verbunden sind, u. welches allen Stürmen trotzt. Die Erleuchtung geschieht unter gläsernen Kugeln durch Oellampen.

Edel, von Adel abzuleiten, diejenige innere sittliche Kraft und Beschaffenheit der Gesinnung und des Charakters, welche den Menschen befähigt, sein eigenes Interesse willig für das Beste Anderer aufzuopfern. E. nennt man solche Darstellungen der Kunst in Wort, Farbe, Ton 2c., welche den Wiederschein edler Gesinnung an sich tragen. Daher spricht man nicht nur von edlen Gestalten, Zügen 2c., sondern in der Baukunst, wie in der Rhetorik und Dichtkunst, in der Malerei wie in der Plastik auch von einem edlen Styl. In diesen Fällen erscheint das Edle äußerlich, in einer einfachen, aber dennoch ungewöhnlich ansprechenden Zusammenstellung der einzelnen Formtheile zu einem harmonischen Ganzen. E. heißt auch s. v. a. von ausgezeichneter, hoher 2c. Abstammung, z. B. edles Geschlecht, edle Race 2c. In der Botanik gebraucht man das Wort von Pflanzen, die durch Gestalt, Farbe, Geschmack, Geruch 2c. vorzüglichen Werth haben; in der Anatomie von den zum Leben zunächst nothwendigen Theilen des thierischen Körpers, wie Gehirn, Herz 2c.; in der Mineralogie von solchen Steinen, welche sich durch Härte, Glanz u. Farbe auszeichnen, wie z. B der Diamant, Smaragd, Rubin, Topas, Amethyst 2c., sowie von solchen Metallen, welchen ihr Glanz und ihre Geschmeidigkeit im Handel und Wandel der Menschen vor allen andern Metallen besonderen Werth verleihen, wie Gold, Silber und Platin.

Edeling, s. v. a. Edler; bei den Franken und Sachsen Einer, der durch seine Geburt auf die Thronfolge Anspruch hat.

Edelink, Gerard, niederländischer Kupferstecher, 1649 zu Antwerpen geboren, ward ein Schüler von C. Galle und Franz de Poilly, von Ludwig XIV. zum akademischen Rath ernannt und nach Paris gezogen, wo er 1707 †. Er macht eine Epoche in der Geschichte seiner Kunst und bildet den Gipfel der niederländischen wie der französischen Kupferstecherschule, sofern sich in ihm alle Manieren zu gänzlicher Manierlosigkeit u. Reinheit des Vortrags vereinigten. Er lieferte 410 Blätter, meist in großem Format, darunter fast nichts Mittelmäßiges. Ihn erreichte weder sein Bruder, Johann E., geboren 1630, noch sein Sohn, Nikolaus E., † 1730, Beide ebenfalls namhafte Kupferstecher.

Edelmann, Johann Christian, bekannter Freidenker, den 9. Juni 1698 zu Weißenfels geboren, studirte zu Jena Theologie, hielt sich einige Zeit bei dem Grafen von Zinzendorf auf und ging dann nach Berleburg, wo er an J. Fr. Haugs Bibelübersetzung Theil nahm. Seine Schrift „Unschuldige Wahrheiten“ suchte die geringe Bedeutung aller Religionen zu beweisen. Von Neuwied, Braunschweig, Hamburg 2c. seiner religiösen Ansichten wegen vertrieben, erhielt er endlich, unter der Bedingung, nichts mehr zu schreiben, den Aufenthalt in Berlin gestattet, wo er den 15. Februar 1767 †. Seine Schriften wurden wegen ihres die Kirchenlehre negirenden Inhalts auf kaiserlichen Befehl 1750 zu Frankfurt a. M. verbrannt. Neuerdings haben D. Strauß und Bruno Bauer wieder auf ihn aufmerksam gemacht, auch eine „Auswahl aus E.s Schriften“ (Bern 1847) veranstaltet. E.s „Selbst-

biographie" gab Klose (Berl. 1849) heraus. Vgl. Elster, Erinnerungen an E., Klausth. 1839. Gegen E.s Lehre erschienen zahlreiche polemische Schriften.

Edelmuth, s. Großmuth.

Edelsteine, Mineralien (Steine), welche wegen besonders werthvoller Eigenschaften, als schöner Farbe oder Farblosigkeit, Glanz, Durchsichtigkeit, bedeutender Härte, Politurfähigkeit, Gegenstand des Schmuckes sind und in der Bijouterie verarbeitet werden. Man theilt sie in eigentliche E. (gemmae) und in Halbedelsteine (lapides pretiosi), indem bei den ersteren jene Eigenschaften in höherem, bei letzteren in niederem Grade hervortreten oder vereinigt sind, ohne daß jedoch zwischen beiden Abtheilungen eine strenge Grenze, oder in der Unterscheidung eine völlige Uebereinstimmung Statt fände. Im Handel zählt man in der Regel folgende zu den eigentlichen E.n: Diamant, Sapphir, Rubin, Chrysoberyll, Spinell, Smaragd, Beryll, Topas, Zirkon, Granat, Turmalin, Hessonit, Dichroït (Kordierit), edlen Opal, Feueropal u. Chrysolith, alle übrigen aber zu den Halbedelsteinen. Die Nomenklatur vieler E. stimmt bei den Juwelieren und Mineralogen nicht überein, in sofern erstere oft ganz verschiedene E. bloß nach einem gemeinschaftlichen, charakteristischen Merkmal mit demselben Namen bezeichnen. So wird von ihnen der Name Rubin für verschiedene Steine rother Farbe gebraucht, welche von den Mineralogen theils dem Korund, theils dem Spinell oder Topas zugezählt werden; unter orientalischem Chrysolith wird ein gelblichgrüner Sapphir, unter sächsischem Chrysolith ein blaßweingelber Topas verstanden 2c. Das Beiwort orientalisch, im Gegensatze zu der Benennung occidentalisch, bezeichnet nicht sowohl das Vaterland, als vielmehr einen besondern Grad der Schönheit eines Steins (weil allerdings die E. aus dem Orient in der Regel am schönsten sind), wie z. B. der edle Opal, welcher ein vorzügliches Farbenspiel zeigt, orientalischer heißt, obschon er noch nirgends im Orient gefunden worden ist. Die Alten hatten eine ähnliche Eintheilung, indem sie die vollkommneren E. als männliche von den minder schönen als weibliche unterschieden. Was die charakteristischen Kennzeichen der E., oder solche, auf welche man zu achten hat, wenn es sich darum handelt, E. zu erkennen oder zu unterscheiden, betrifft, so ist Folgendes zu bemerken: Die äußere (meist von Natur krystallinische) Gestalt kommt bloß bei unbearbeiteten E.n in Betracht. Die Beschaffenheit der Blätterdurchgänge, d. h. der Richtungen, nach welchen sich der Edelstein vorzugsweise leicht spalten läßt, erfordert wesentliche Rücksicht bei Bearbeitung der E., ebenso der Bruch, d. i. die (ebene, unebene, muschelige, splitterige oder erdige) Beschaffenheit der Flächen, welche beim Zerbrechen eines Edelsteins nach andern Richtungen, als denen seiner Blätterdurchgänge, entstehen. Die Härte ist eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale. Mineralogisch wird sie nach der bekannten (durch Mohs zuerst genau bestimmten) zehntheiligen Skala bemessen, in welcher jedes folgende Glied jedes vorhergehende ritzt, aber von keinem derselben geritzt wird. Diese Härtegrade sind: venetianischer Talk, Gyps oder Steinsalz, Kalkspath, Flußspath, Apatit, Feldspath, Quarz, Topas, Korund und Diamant. Hätte also ein Edelstein eine gleiche Härte mit Quarz, d. h. ritzte diesen weder, noch würde von ihm geritzt, so würde man sagen, sein Härtegrad sei $= 7$, ritzte er dagegen den Quarz, würde aber seinerseits vom Topas geritzt, so würde seine Härte zwischen 7 und 8 fallen und beiläufig durch $7^1/_2$ (7,5) ausgedrückt werden können. Man prüft die Härte der E. mit Hülfe dieser Skala stets in der Weise, daß man mit dem zu prüfenden Stein zunächst die härtesten und dann die weicheren Probestücke zu ritzen versucht. Zu beachten ist, daß die Ecken der geschliffenen E. etwas weniger leicht ritzen als die Ecken von Bruchstücken roher Steine. Das specifische Gewicht ist eines der sichersten Kennzeichen und um so empfehlenswerther, als die E. durch Bestimmung desselben nicht leiden. Die eigentlichen E. sind in der Regel einfarbig, die Halbedelsteine theils einfarbig, theils mehrfarbig (bunt). Die verschiedenen Abstufungen der Farben unterscheidet man durch „dunkel", „hoch", „licht" und „blaß"; die Wasserklarheit oder reine Farblosigkeit nennt man Wasser. Den Glanz, die Lichtspiegelung der Flächen unterscheidet man dem Grade nach durch starkglänzend, glänzend, wenig glänzend, schimmernd und matt, der Art nach durch Diamant-, Glas-, Metall-, Fett-, Perlmutter- u. Seidenglanz. Die Durchsichtigkeit wird angegeben durch durchsichtig oder wasserhell, halbdurchsichtig, durchscheinend, kantendurchscheinend, undurchsichtig. Das Lichtbrechungsvermögen, die doppelte Strahlenbrechung tragen viel zur Erhöhung des Glanzes und zur Entstehung des sogenannten Feuers eines Edelsteins bei. Dichroïsmus und Pleochroïsmus finden sich häufig bei den E.n, so beim Dichroït, Turmalin 2c. Farbenwandlung, Farbenspiel oder Schillern, d. h. das Auftreten sehr lebhafter, buntfarbiger Lichtreflexe nach verschiedenen Richtungen, bedingt oft allein den Werth eines Steines, wie z. B. des Opals. Das Opalisiren besteht in einem Lichtschein, den gewisse E. (z. B. Korund, Katzenauge, Mondstein, Granat) darbieten, wenn sie rund geschliffen sind, oder auch auf ebenen, natürlichen oder künstlichen Flächen zeigen. Irisiren ist das Spiel von Regenbogenfarben, welches man an gewissen E.n wahrnimmt, zusammenhängend mit Sprüngen im Innern des Steins, oder mit einer eigenthümlich feinrinnigen oder feinklüftigen Oberfläche, wie bei der Perlmutter, und welches sich bei manchen E.n auch künstlich hervorrufen läßt. Phosphorescenz nennt man die (besonders ausgezeichnet beim Diamanten vorkommende) Eigenschaft, nach vorheriger Bestrahlung durch die Sonne, oder Erwärmung, oder Reiben im Dunkeln zu leuchten. Asterismus, ein eigenthümlicher, nach einer bestimmten Richtung gehender Lichtschein, findet sich bei manchen E.n, z. B. beim Sternsapphir. Außer den genannten Eigenschaften kommen bei Bestimmung des Werths der E. auch die übrigen, zur mineralogischen Diagnostik gehörigen Merkmale vor: der Strich, die Strahlenbrechung, die Elektricität u. der Magnetismus oder die Fähigkeit, auf die Magnetnadel zu wirken. Geschnittene, d. h. mit geschnittenen od. gravirten Bildern versehene Schmucksteine oder Gemmen (s. d.) waren vorzüglich bei den Alten beliebt, die im Schneiden der Steine große Meisterschaft besaßen, obwohl sie das Schleifen der Steine nicht kannten.

Die Bearbeitung der E. besteht im Wesent-

lichen im Theilen, Schleifen u. Poliren, im Schneiden erhabener und vertiefter Zeichnungen, im Bohren, im Abdrehen auf der Drehbank u. im Brennen. Das **Theilen** ist eine Vorarbeit des Schleifens u. geschieht durch Spalten (Kloven) mit feinen Meißeln, oder durch Zersägen mittelst schnell rotirender Scheiben aus Stahl, Eisen od. Kupfer mittelst Oels, Diamantpulvers oder Smirgels. Das **Schleifen** und das darauf folgende **Poliren** nimmt den Steinen ihre rauhe Oberfläche und gibt ihnen durch Anschleifen vieler einzelner ebener Flächen (Facetten) eine gefälligere Form; es ist von der Diamantschleiferei (s. Diamant) im Wesentlichen nicht verschieden. Da aber für die gewöhnlichen E. ein gegenseitiges Aufeinanderreiben wegen ihrer bedeutend geringeren Härte nicht zweckmäßig ist, so schleift man sie lieber mit Diamantpulver oder mit einfachem Smirgel auf schnell rotirenden, horizontalen Scheiben von weichem Stahl, Kupfer oder Blei. Das **Bohren** geschieht mit Diamantpulver oder Smirgel, bei härteren E.n mit einem Bohrer, dessen Schneide ein Diamant ist. Zum **Bearbeiten auf der Drehbank** eignen sich nur Halbedelsteine, die wegen ihrer geringen Härte leicht in runde Formen gebracht werden können. Beim **Brennen der E.**, welches den Zweck hat, eine vortheilhafte Veränderung ihrer Farbe zu erzeugen, werden sie durch Einlegen in glühenden Feuerschwamm oder auf mannichfache andere Weise einer hohen Temperatur ausgesetzt. Unter **Fassung der E.** versteht man die Befestigung derselben in einem metallenen Reifen, so daß das Untertheil des Edelsteins frei bleibt (Fassung à jour), od. in einem dazu vorgerichteten kleinen Kasten, der dann das Untertheil des Edelsteins umfaßt. Die Fassung à jour ist für reine, fehlerfreie, sowie gefärbte, als farblose E. die vortheilhafteste, da sich hier der Edelstein in seiner ganzen Schönheit zeigen kann; die Fassung im Kasten dagegen gewährt bei minder vollkommenen Exemplaren den Vortheil, durch Unterlegung der Folie Glanz und Farbe erhöhen und Fehler verdecken zu können. Wo auf sichere Befestigung nichts ankommt, ist diejenige Art der Fassung à jour am besten, wo der Stein frei schwebend nur durch einzelne Krallen gehalten wird (in Krappeln gefaßt ist). Zum Fassen der weißen, wasserhellen Steine ist Silber vortheilhafter als Gold. Oft umgibt man größere Steine in der Fassung mit kleinern (besonders Türkissen ꝛc.), was man Karmoisiren nennt, wobei Bedacht darauf zu nehmen ist, solche kleine Steine anzuwenden, durch welche Farbe oder Glanz des Hauptsteins am meisten erhöht wird. Anstatt wie bisher die Höhlungen zur Aufnahme der E. in die zu verzierenden Metalle zu machen, bildet Gaudon aus mehren Stücken auf galvanischem Wege die metallischen Zwischenräume, welche die Steine umfassen sollen. Auf einer Wachsform werden die Verzierungen modellirt, die Steine eingedrückt, das Wachs metallisirt und das Ganze in das Bad gebracht, welches entweder ein Kupferbad sein kann, wo dann die Kupferfassung später zu versilbern oder zu vergolden wäre, oder auch direkt ein Gold- oder Silberbad für werthvolle Steine. Man findet die Steine in dem Metall à jour eingefaßt u. kann selbst dessen Oberfläche in eine Linie bringen, ein Resultat, welches nach der gewöhnlichen Methode zu erreichen unmöglich ist. Ein Arbeiter, welcher an einem Tage bisher nur 60 Steine einfassen konnte, vermag nach der angegebenen neuen Methode deren 1500—2000 zu fassen, was besonders für minder werthvolle und für künstliche E. wichtig ist. **Aufbringung** nennen die Juweliere die äußere Anbringung solcher Mittel an dem Stein, welche eine Verschönerung desselben bewirken können. Die früher gewöhnlichste Art der Aufbringung ist das Fassen der E. auf **Moor**, d. i. in einem Kasten, der mit einer aus gebranntem Elfenbein und Mastix präparirten schwarzen Farbe angestrichen wird. Eine andere, und zwar die gewöhnlichste Art der Aufbringung ist das Unterlegen von **Folie**, bestehend in einem Blättchen, meist aus Silber oder reinem Kupfer, auch wohl Zinn, und entweder gefärbt, oder ungefärbt. Als Rosetten geschnittene Diamanten erhalten immer eine Folie. Lichtere Steine (Chrysolith, Karneol) werden auch zuweilen an ihrem Untertheile mit Folienfarbe angestrichen und so in den Kasten gebracht. Die **Reinigung** angelaufener und beschmutzter E., besonders gefaßter, geschieht am besten mittelst eines aus 1 Theil Schwefel und 2 Theilen Tripel bestehenden, ganz feinen Pulvers, oder auch wohl mittelst gepulverter gebrannter Kalbsknochen. Ist aber der Edelstein in Silber gefaßt, so muß der Schwefel (der das Silber schwärzen würde) wegbleiben. Die hauptsächlichsten **Fehler**, auf welche man beim Kauf von E.n sein Augenmerk zu richten hat, sind die sogenannten Federn, Risse oder kleinen Spalten, welche einen falschen und matten Schein bewirken; Wolken, weiße oder graue, unreine, wolkenähnliche Flecken im Innern, besonders bei Diamanten und blassen Rubinen vorkommend; Sand, weiße, braune oder röthliche Körner im Innern, Staub genannt, wenn sie sehr fein und reichlich vorhanden sind. Häufig werden Fehler des Steins durch die Folie versteckt, und besonders soll man im Orient sehr geschickt sein, hierdurch zu täuschen. Die bekanntesten **Verfälschungen** geschehen durch Unterschieben von geringeren E.n für kostbarere, z. B. von weißem Topas für Diamant, geglühtem Topas für Spinell, am sichersten durch Prüfung der Härte und des specifischen Gewichts erkennbar; durch Doubliren oder künstliches Vereinigen zweier Steine zu Einem Ganzen (s. **Doublette**). Hier bietet das Lichtbrechungsvermögen ein treffliches Mittel zur Unterscheidung. Man bringt nämlich einen ächten Edelstein in Olivenöl und setzt dazu in kleinen Portionen nach und nach so viel Cassiaöl oder Sassafrasöl, bis der Stein nicht mehr wahrnehmbar ist, was dann eintritt, wenn die Flüssigkeit dasselbe Lichtbrechungsvermögen hat wie der Stein. Dies ist für verschiedene E. verschieden, und man muß deshalb für jede Art eine besondere Probeflüssigkeit bereiten. In einer solchen bleibt dann jeder andere Stein sichtbar, ebenso auch bei ächten E.n alle Sprünge und Risse. Das beste Erkennungsmittel aller Arten von Doubletten ist, die Steine in heißes Wasser zu legen, wo, vermöge Erweichung des Kittes, beide Theile aus einander fallen. Die gangbarste Verfälschung ist die durch Unterschieben von Glasflüssen oder sogenannten unächten E.n, die man den ächten jetzt höchst täuschend nachzumachen vermag. Die **Nachahmung** mancher E. durch gefärbte Glasflüsse hat besonders in Deutschland u. Frankreich einen hohen Grad von Vollkommenheit

erreicht, und die Fabrikation solcher künstlichen E. macht einen wichtigen Zweig der chemischen Technik aus. Die gefärbten Glasflüsse, welche die E. vorstellen sollen, werden dadurch erhalten, daß man ein wasserhelles, leichtflüssiges, gepulvertes Glas (Straß) mit verschiedenen färbenden Stoffen, namentlich Metalloxyden, zusammenschmilzt. Zur Darstellung eines guten Straß, wovon hierbei sehr viel abhängt, dienen besonders Kieselerde, kohlensaures (auch ätzendes) Kali oder Salpeter, Borax oder Borsäure, arsenige Säure, Mennige oder Bleiweiß. Das Schmelzen dieser Materialien wird in Porzellan- oder Töpferöfen, oder auch in gutziehenden Windöfen vorgenommen. Um dem Straß die erforderlichen Färbungen zu ertheilen, bedient man sich verschiedener färbenden Substanzen, die mit dem Straß sehr innig gemischt werden müssen. Das Schmelzen wird in neuen Schmelztiegeln bei allmählig verstärkter Temperatur vorgenommen und dauert 24—30 Stunden; die Tiegel werden alsdann nicht aus dem Ofen genommen, sondern man läßt sie im Ofen selbst so langsam, als möglich, erkalten. Auf diese Weise dargestellte und dann zugeschliffene Glasflüsse gleichen, besonders an Farbe u. Durchsichtigkeit, mehr oder weniger den natürlichen E.n. Glanz, Härte, specifisches Gewicht u. Farbenspiel der letzteren lassen sich jedoch weit weniger leicht, zum Theil gar nicht nachmachen. Eine Art von Diamantglanz soll man erhalten, wenn geschliffene Glasflüsse auf einem polirten Metalle (besonders Zinn) längere Zeit gerieben werden. Die schlechteste Nachahmung der E. besteht darin, daß man unter geschliffene, farblose Glasstücke eine gefärbte, metallische Folie legt. Gute Vorschriften zur Bereitung künstlicher E. geben Schrader (vgl. Elsner, Chemisch-technische Mittheilungen für 1850 bis 1852, Berlin) und Dammer (Technisch-chemische Recepte, Glogau). Deville und Caron haben Korund, Rubin und Sapphir künstlich dargestellt, so daß diese Produkte von ächten Steinen durch die gewöhnlichen Mittel nicht mehr zu unterscheiden waren. Um den Korund, welcher den Ausgangspunkt für die Darstellung der übrigen E. bildet, darzustellen, wird in einen Kohlentiegel Fluoraluminium gebracht und in denselben gleichzeitig eine Kohlenkapsel gestellt, welche Borsäure enthält, der Tiegel dann vollständig verschlossen und eine Stunde der Weißgluth ausgesetzt. Fluorbor entweicht, u. feuerbeständige Thonerde in sechsseitigen Prismen von einem Centimeter Länge krystallisirt bleibt zurück. Rubin und Sapphir werden durch Zusatz von mehr oder weniger Fluorchrom zum Fluoraluminium verwendet. Bei sehr viel Fluorchrom entsteht grüner Korund. Ebelmen erhält künstliche E., indem er die Bestandtheile der ächten in natürlichen Verhältnissen u. mit geglühter Borsäure im Porzellanofen auf Platina schmilzt. Die schmelzende Borsäure löst die übrigen Stoffe auf, und indem sie sich allmählig verflüchtigt, krystallisiren die E. wie lösliche Salze beim Verdunsten des Wassers. Wöhlers Bor kann auch als Edelstein betrachtet werden. Der Preis der E. wird zum Theil durch die Nachfrage und diese wieder durch die Mode bestimmt; außerdem aber richtet sich derselbe nach Schönheit und Gleichheit der Farbe, Schönheit des Farbenspiels, Stärke des Glanzes, Reinheit u. Fehlerlosigkeit, Art und Vollkommenheit des Schnitts u. Schliffs, Seltenheit des Vorkommens, endlich nach der Größe. Die feinern Arten E. werden im Allgemeinen nach dem in Karaten bestimmten Gewicht verkauft. Verarbeitete Halbedelsteine haben in den geringern Sorten meist nur den Werth des Schnittes und der Fassung. Vgl. Blum, Taschenbuch der Edelsteinkunde, 2. Aufl., Stuttgart 1835.

Edelsteinschleiferei, s. Steinschneidekunst.

Eden, s. Paradies.

Eden, Fluß in England, entspringt im Süden der Grafschaft Westmoreland, durchfließt in nordwestlicher Richtung letztere u. die Grafschaft Cumberland und mündet nach $15^{1}/_{2}$ Meilen langem Lauf in die Solwayfirth. Er ist wegen seiner Felsen und Wasserfälle nur bis Carlisle für kleinere Schiffe fahrbar. Seine Hauptzuflüsse sind Irthing und Caldew.

Eden, Miß, Schwester Lord Aucklands, den sie nach Ostindien begleitete, wo sie eine Menge von Zeichnungen und namentlich Porträte von großer Naturwahrheit entwarf, die unter dem Titel „Portraits of the princes and people of India" lithographirt erschienen sind. Das Werk ist als Beitrag zu der Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes und der Kostüme der indischen Bevölkerung schätzbar.

Edenkoben, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, an der pfälzischen Maximiliansbahn, bei Landau, mit 4 Kirchen (1 katholische), einer lateinischen Schule, einem Gesundbrunnen (Schwefelwasser), vorzüglichem Wein- und Kastanienbau und 5030 Einwohnern. Dabei die Ruinen des Klosters Heilsbruck.

Edentata, Zahnarme, Ordnung der Säugethiere, s. Zahnlücker.

Ederkopf, Berg in Westphalen, an der Quelle der Eder (Edder), 2220 F. hoch.

Edessa, im Alterthum Hauptstadt der nordmesopotamischen Landschaft Osrhoene, östlich von Bir am Euphrat, an beiden Seiten des Scirtus (jetzt Daisan). E. ist jedenfalls eine sehr alte Stadt, doch entbehrt die Sage, daß Nimrod oder nach einem andern Bericht Abrahams Zeitgenossin Khabiba die Erbauer von E. gewesen seien, aller historischen Begründung; nicht minder zweifelhaft ist es, ob E. das Erech des Alten Testaments sei. Die ältesten Bewohner E.'s waren wahrscheinlich dem Sabäismus ergeben und verehrten insbesondere die Göttin Atergatis (Derceto, s. Astarte), wie die noch gegenwärtig in zwei heiligen Teichen bestehenden Ueberbleibsel des alten Fischkultus beweisen. Seleucus, um 300 v. Chr., soll viel für Vergrößerung der Stadt gethan haben. Damals erhielt sie auch von der gleichnamigen macedonischen Stadt den Namen E. und nach dem der Atergatis, später dem Abraham heiligen Quell den Namen Calirrhoe, aus welchem durch Verstümmelung die syrischen u. arabischen Namen Urhoi u. Roha (Er-Roha, Arakka), sowie der jetzt gebräuchliche Orfa entstanden. Unter Antiochus VII., nach welchem E. auch Antiochia hieß, gründete daselbst Orrhoi Bar Chevje, wahrscheinlich ein Araber, 137 v. Chr. das edessenische Reich, welches daher auch das osrhoenische (orrhoenische) Reich heißt. Unter seinen Nachfolgern, die sämmtlich den Ehrennamen Abgar führten und mit den Römern in Folge der Partherkriege in vielfache, meist feindliche Berührung kamen, war auch der Abgar Uchomo (d. i. der Schwarze), dem

nach der Sage Jesus sein Bild übersandte, das später eine Art Palladium bildete, und unter dem der Apostel Thomas das Christenthum in E. gepredigt haben soll. Unter Kaiser Trajan zerstörte Lusius Quietus das den Römern ungetreue E. und machte das Reich jenen zinsbar. Kaiser Hadrian stellte es zwar wieder her und erließ ihm den Tribut, allein es blieb fortwährend von den Römern abhängig, bis es nach mancherlei Wechselfällen in seinem Innern endlich 216 n. Chr. unter dem Namen der Colonia Marcia Edessenorum zu einer römischen Militärkolonie gemacht wurde. Im Jahre 217 wurde Caracalla hier ermordet. Gordianus setzte um 243 wieder einen Abgar in Besitz des Reichs. Im J. 260 wurde E. von den Persern unter Sapores I. belagert und Kaiser Valerian vor den Thoren der Stadt geschlagen. Während dieser Zeit und besonders nach der Theilung des römischen Reichs, bei welcher E. zum oströmischen Reiche kam, entwickelte sich seine Bedeutung in der Geschichte der christlichen Kirche immer mehr. Mehr als 300 Klöster sollen in seinen Mauern gewesen sein, dazu war es der Sitz des Ephraem Syrus und seiner Schule. Auch in den arianischen, monophysitischen und nestorianischen Streitigkeiten spielte es eine bedeutende Rolle. Im J. 525 ließ Kaiser Justinianus I. die Festungswerke wieder herstellen und nannte die Stadt Justinopolis. Khosroës Nuschirwan belagerte E. erfolglos. Die Ausbreitung des Islam, die E. 641 unter die Herrschaft der arabischen Khalifen brachte, machte der Blüthe des Christenthums daselbst ein Ende, und die nun folgenden innern und äußern Kriege unter dem Khalifat brachen auch E.'s weltlichen Glanz, bis es 1040 den Seldschukken in die Hände fiel. Den byzantinischen Kaisern gelang es zwar, E. nochmals an sich zu bringen, aber der Statthalter, den sie hinschickten, machte sich unabhängig, hatte jedoch von Seiten der benachbarten Türken, besonders durch den Emir Balduk, viel zu leiden. Im ersten Kreuzzuge bemächtigte sich Balduin der Herrschaft über die Stadt und machte E. zur Hauptstadt einer Grafschaft E., zu der er auch noch Samosata und Sarudsch erwarb. Diese Grafschaft bestand über ein halbes Jahrhundert, als Vormauer des jerusalemischen Reichs gegen das Türkenland, unter der Herrschaft fränkischer Fürsten, bis es endlich unter dem Grafen Joscelin II. dem Beherrscher von Mosul, Emaddin Zenki, 1144 gelang, die Stadt und Burg mit Sturm zu nehmen. Nun ward wieder der Islam in E. herrschend. Ein (1146) gemachter Versuch, das türkische Joch abzuschütteln, vollendete den Ruin der Stadt. Nach vielen Wechselfällen, die E. nach einander in die Hände der Sultane von Aegypten und Syrien (1182) und von Rum (1234, wo es Alaeddin Keikobad eroberte), der Mongolen (1391), Turkomanen und Perser brachten, eroberten es 1637 die Türken, unter denen es sich wieder aus den Trümmern und zu einiger Blüthe erhoben hat. Gegenwärtig zählt E. 40—50,000 Einwohner, darunter 2000 armenische Christen, die übrigen sind Türken, Araber, Kurden und Juden. Von Alterthümern sieht man hier bloß noch die Ruinen der alten Burg, welche die Sage als den Palast Nimrods bezeichnet, und die Katakomben im Felsen unter derselben. Zu den Merkwürdigkeiten E.'s, das im Orient für eine durch Abrahams Aufenthalt geheiligte Stadt gilt, gehört noch die dem Abraham geheiligte Moschee mit dem aus dem Abrahamsquell gebildeten Fischteiche, in welchem fortwährend geheiligte Fische unterhalten werden. Vgl. G. S. Bayer, Historia osrhoëna et edessena, Petersburg 1734.

Edessenisches Bild, Marienbild, welches Christus selbst durch bloßes Abwischen des Angesichts der Maria auf ein Tuch aufgedruckt und dem König Abgar von Edessa übersandt haben soll. Durch Auslieferung desselben sollen sich die Edessener im 10. Jahrhundert von einer Belagerung durch die Byzantiner losgekauft haben; das Bild aber soll in die Sophienkirche und später nach Rom in die Sylvesterkirche gebracht worden sein.

Edfu (in den hieroglyphischen Inschriften Hat, koptisch Albo, das Apollinopolis Magna der Alten), Stadt in Oberägypten, links am Nil, mit 2000 Einwohnern, war im Alterthum Hauptstadt eines Nomos und besaß einen großen, prachtvollen Tempel des Horus (Apollo), der noch jetzt zu den best erhaltenen von Aegypten gehört. Er wurde 180 v. Chr. gegründet; seine ganze Umfallungsmauer ist erhalten, und seine Dimensionen erinnern an die von Karnak. Das wohl erhaltene Propylon hat 212 F. Weite und führt in einen Hof von 151 und 132 F. Weite, der von Kolonnaden umgeben ist. Am Ende steht ein Portikus von 18 Säulen, der 77 F. breit und 43 F. lang ist, und hinter dem sich noch eine Halle, Gänge und Kammern befinden. Ein kleines Typhonion (Tempel des Typhon) steht neben dem großen Tempel.

Edgeworth, 1) Henry Allen, Beichtvater des Königs Ludwig XVI., 1745 zu Edgeworth in Irland geboren, trat in Frankreich in den geistlichen Stand, ward 1777 Beichtvater von Madame Elisabeth und begleitete Ludwig XVI. als Beichtvater auf das Blutgerüst, wo er die bekannten Worte sprach: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!“ Um Madame Elisabeth in ihrem Kerker geistlichen Trost angedeihen lassen zu können, hielt er sich in der Nähe von Paris versteckt, ging nach der Hinrichtung derselben nach England und von da nach Mitau zu Ludwig XVIII., wo er den 22. Mai 1807 †. Seine „Mémoires“ gaben C. Sneyd Edgeworth englisch, Dupont französisch (Paris 1815), seine „Lettres“ E. de Bow (das. 1812) heraus.

2) Maria, englische Schriftstellerin, Tochter des durch mehre Erfindungen bekannten Gutsbesitzers und Parlamentsmitglieds Richard Lovell E. († 1817), geboren den 1. Juni 1767 zu Berks, betrat die schriftstellerische Laufbahn mit einem gemeinschaftlich mit ihrem Vater verfaßten Werke: „Essays on a practical education“ (1798), das ihr den Spottnamen „utilitarian“ oder „Nützlichkeitsapostel“ eintrug, und dem der „Essay on irish bulls“ (1803) folgte. Ihr erster, Aufsehen erregender Roman war „Castle Rackrent“ (London 1802), eine treue Schilderung des irischen Volkscharakters; ihm folgten „Belinda“ (1803), „Popular tales“ (1804, 3 Bde.) und „Leonora“ (1806, 2 Bde.). Im Jahre 1809 erschien die erste Serie ihrer „Tales of fashionable life“ (3 Bde.), 1812 eine zweite (3 Bde.). In „Patronage“ (1814, 4 Bde.) werden die Verirrungen der höhern Stände gezeichnet, während der „Harrington“ (1817) das Vorurtheil gegen die

Juden bekämpft. „Ormond" (1817) bewegt sich wieder auf irischem Boden. Ihr letzter Roman war „Helen" (1834, 3 Bde.). Großen Beifall fanden ihre Erzählungen für die Jugend, besonders „Rosamond" (1822) und „Harriet and Lucy" (1825). Sie † den 21. Mai 1849 zu Edgeworthstown. Ihre gesammten Werke erschienen unter dem Titel „Tales and novels" (1832, 18 Bde.). Außerdem edirte sie „Memoirs of Rich. Lovell E., begun by himself and concluded by his daughter" (London 1826, 2 Bde.). Ihre Schriften sind meist ins Deutsche übersetzt. Walter Scott ward durch ihre Skizzen aus dem irischen Volksleben zuerst angeregt, ähnliche Schilderungen seiner schottischen Heimat zu versuchen.

Edictum (lat.), im Allgemeinen jede obrigkeitliche Bekanntmachung und Verordnung. Im römischen Rechte sind in älterer Zeit die Edikte der Magistrate, namentlich der Prätoren und Aedilen, in neuerer Zeit die Edikte der Kaiser von besonderer Wichtigkeit für die Ausbildung des Rechts gewesen. Die erstern Edikte, Edicta magistratuum, haben insbesondere ihren Einfluß auf die Feststellung des Gewohnheitsrechts geäußert. Als nämlich die Römer ihre Herrschaft über ganz Italien und über viele Länder außerhalb Italiens verbreiteten, wurden sie durch den häufigen Verkehr mit Nichtrömern veranlaßt, neben ihrem alten, durch strenge Grundsätze und Formen sich auszeichnenden nationalen Rechte (jus civile) auch noch ein allgemeines natürliches Recht (jus gentium) anzuerkennen und auszubilden. Dieses war anfangs bloß um der Nichtrömer willen vorhanden, allmählig wurde jedoch das eigene nationale Recht der Römer jenem allgemeinen Rechte immer ähnlicher, und es waren insbesondere die Prätoren, welche diesen Uebergang durch ihre Edikte vermittelte und regelten. Um sich nämlich bei ihrem Richteramte theils gegen den Vorwurf der Willkür und Parteilichkeit, theils gegen die Intercessionen der Tribunen zu schützen, publicirten sie gewöhnlich gleich beim Antritte ihres Amts ein Edikt, d. h. sie machten durch einen öffentlichen Anschlag diejenigen Rechtsvorschriften, nach welchen sie Recht und Gerechtigkeit in dem Jahre ihrer Amtsführung beobachten wollten, gleich zum Voraus öffentlich bekannt. In diesem Edikt stellten sie aber nicht sowohl ganz neue Rechtsvorschriften auf, sondern sie sprachen darin meist nur aus, was zu ihrer Zeit durch Gewohnheit schon als Recht galt; wo sie aber Lücken in dem bestehenden Rechte fanden, oder dasselbe für ihre Zeit nicht mehr anwendbar hielten, gaben sie selbst die Entscheidungsregeln an, die sie befolgen wollten. Dies Edikt, welches der Prätor gleich beim Antritte seines Amts zum Voraus, für künftige Fälle, und in der Absicht publicirte, um sich darnach während seiner ganzen Amtsführung zu richten, hieß E. schlechthin, auch E. annuum, oder E. perpetuum. Das Edikt der beiden Prätoren in Rom, des Praetor urbanus und des Praetor peregrinus, hieß Praetoris E., das der Prokonsuln und Prätoren in den Provinzen E. provinciale. Aber nicht jeder Prätor publicirte immer gleich neue Rechtssätze (e. novum), sondern der Nachfolger im Amte behielt gewöhnlich das Edikt seines Vorgängers ganz oder zum Theil bei (e. tralaticium), je nachdem es durch die Erfahrung bewährt war, oder sich Abänderungen und Zusätze nöthig gemacht hatten. Auch die Aedilen, welchen hauptsächlich die Sorge für das Polizeiwesen oblag, hatten das Recht, beim Antritte ihres Amts ein Edikt zu publiciren, welches meist Verfügungen und Vorschriften in Polizeisachen enthielt, aber auch für das Privatrecht nicht unwichtig war. Anderer Art waren die späteren kaiserlichen Edikte, Leges edictales, Constitutiones generales, d. h. wirkliche Gesetze, welche theils das Privatrecht, theils die Staatsverwaltung, besonders die Finanzen, das Kriegswesen ꝛc. betrafen. Seit Konstantins Zeit wurden diese Edikte im Gegensatze zu den bloßen Dekreten und Reskripten sehr häufig und waren oft sehr durchgreifend, da das Christenthum, sowie die Verlegung der Hauptstadt des Reichs in den Orient eine gänzliche Wendung der Verhältnisse herbeiführen mußten. Auf Kaiser Hadrians Befehl wurden die Edikte der Prätoren gesammelt und von Salvius Julianus in 100 Büchern geordnet. Diese Sammlung, E. perpetuum genannt, bildet die Grundlage zum Corpus juris. Manchmal heißt auch eine ganze Gesetzsammlung E., so das E. Theodorici, das vom ostgothischen König Theoderich promulgirte Gesetzbuch.

Edikt (v. Lat.), Verordnung, landesherrlicher Befehl, Bekanntmachung (s. Edictum). Historisch berühmt ist besonders das E. von Nantes, welches den Hugenotten nicht allein Religionsfreiheit u. den Besitz der Kirchen, welche sie bereits inne hatten, bestätigte, sondern auch Antheil an den öffentlichen Lehranstalten und Hospitälern, Zutritt zu allen Aemtern und Würden, gleichen Beisitz in allen Gerichtskammern, das Recht, Kirchenversammlungen zu halten, und eine große Anzahl von Sicherheitsplätzen einräumte, aber von Ludwig XIV. 1685 widerrufen ward (s. Hugenotten). Ewiges E. heißt der 1665 von de Witte durchgesetzte Beschluß der Generalstaaten, daß der Generalkapitän der See- und Landmacht in den Niederlanden nicht zugleich Statthalter sein durfte; es ward 1672 von der oranischen Partei aufgehoben.

Ediktalcitation (öffentliche Ladung, Ediktalien), die öffentlich, d. i. in öffentlichen Blättern und in der Regel zugleich durch Anschlag an der Gerichts-, Amts- ꝛc. Tafel erfolgende Ladung einer Person vor eine Gerichts- oder sonstige Behörde. Der Grund dieser Ladung kann ein verschiedener sein. Sie geschieht: 1) weil die zu ladende Person abwesend u. deren dermaliger Aufenthalt unbekannt ist. In diesem Falle kann sowohl im Civil-, wie im Strafprozesse eine öffentliche Ladung Statt finden; wird im letztern ein Angeschuldigter geladen, so wird gewöhnlich der Rechtsnachtheil angedroht, daß im Falle Nichterscheinens die gegen Flüchtige geordneten Maßregeln (Steckbrief ꝛc.) angewendet werden würden. Ein gewöhnlicher Fall der öffentlichen Ladung Abwesender ist die Ladung Verschollener zum Zwecke der Verschollenheits- oder gerichtlichen Todeserklärung. Wenn nämlich Jemand so geraume Zeit abwesend ist, ohne daß irgend Nachricht über seine Existenz eingegangen, daß man ihn als verschollen ansehen kann, wofür nach gemeinem Recht erfordert wird, daß derselbe jetzt wenigstens 70 Jahre alt sein würde, während Landesgesetze kürzere Fristen eingeführt haben, dann wird der Verschollene unter dem Rechtsnachtheile öffentlich geladen, daß er im

Falle Nichterscheinens für todt erklärt u. sein Vermögen als vererbt angesehen und behandelt werden würde. 2) Häufiger sind die Ediktalladungen zum Zwecke der Ermittelung von unbekannten Interessenten. So werden im Konkurse die unbekannten Gläubiger des Gemeinschuldners edictaliter geladen. Ferner findet eine solche Ladung Statt in Erbfällen, wenn die Erben oder Vermächtnißnehmer unbekannt sind, od. wenn der Erbe die Erbschaft mit der Rechtswohlthat des Inventars angetreten hat u. die Erbschaftsgläubiger unbekannt sind; ferner bei Verschollenheitserklärungen zur Ermittelung der Erben des Verschollenen; zur Bewirkung eines gerichtlichen Akkords (nothwendigen Nachlasses) zum Zwecke der Beilegung einer unverschuldet eingetretenen Ueberschuldung und der Abwendung des Konkurses; zur Herstellung u. Berichtigung öffentlicher Grund- u. Hypothenbücher; zur Löschung von Hypotheken; zur Amortisation von Urkunden; bei der Beendigung einer Handels- und Gewerbsgesellschaft zur Ermittelung unbekannter Gläubiger; sowie endlich, wenn von dem Gerichte die Nothwendigkeit dazu wegen der auf einem andern Wege nicht zu erreichenden Sicherung eines bestimmten Rechtsverhältnisses anerkannt wird, zur Ermittelung von Ansprüchen überhaupt an die unbekannten Beanspruchen auf Anmeldung dieser Ansprüche unter dem Rechtsnachtheile, daß sie außerdem damit ausgeschlossen, bezüglich dieselben für erloschen erachtet werden würden. 3) Nach der Gesetzgebung mancher Länder, so der österreichischen, ist eine Ediktalladung auch schon dann zulässig, wenn der zu Ladende sich im Auslande befindet u. das um Behändigung der Ladung requirirte ausländische Gericht die Leistung dieser Rechtshülfe verweigert.

Edinburg (Edinburgh, Mid-Lothian), Grafschaft in Südschottland, grenzt im Norden an den Frith of Forth, im Osten an die Grafschaften Haddington, Berwick und Roxburgh, im Süden an die Grafschaften Lanark, Peebles und Selkirk, im Westen an die Grafschaft Linlithgow (Westlothian), etwas über 18 QM. groß mit 230,000 Einw. Zwei Hügelreihen, die Muirfoot- und Pentlandhills, durchziehen das Land, das durch die Flüsse Nord- und Süd-Esk, Allmond, Leith und mehre Bäche bewässert und von mehren Kanälen und Eisenbahnen durchzogen wird. Der Ackerbau steht auf einer sehr hohen Stufe der Entwickelung, und auch Industrie und Handel sind in vollster Blüthe.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft u. von ganz Schottland liegt ¼ Meile südlich vom Frith of Forth, an dem Leith, auf drei von Osten nach Westen laufenden Hügelzügen, unter 55° 57′ 19″ nördl. Br. und 14° 28′ 49″ östl. L., in einer höchst malerischen Gegend. Die mittlere Bergkette endet im Westen mit einem 421 Fuß hohen, steilen Basaltfels, auf dem sich das Kastell mit seinen düstern Mauermassen u. hoch über einander emporsteigenden Wartthürmen erhebt, nur von Osten her ist es zugänglich; von dem Castle-Hill nach Osten zu gelangt man über den Law Market, die High Street und Canongate nach dem alten Holyroodpalast, einem schönen, kastellartigen Gebäude, 91 Fuß im Quadrat, an das die 1128 gegründete Abtei der Augustinermönche stößt. Im Hintergrunde erhebt sich südöstlich von der Stadt der beinahe 800 Fuß hohe Basaltberg Arthur's Seah, der Thron des ritterlichen Arthur mit dem weißen Kreuz der St. Antoniuskapelle. Nach Westen liegen, durch eine tiefer dunkle Schlucht getrennt, die Salisbury Crag, (531 F. hoch), und von da nach Nordwesten, jenseits Canongate, erhebt sich, von der Stadt umlagert, der grüne Calton-Hill (348 F.), auf dem viele Monumente großer Schotten stehen. Die hochliegende Altstadt und die auf dem nördlichen Höhenzuge erbaute Neustadt trennt ein tiefes Thal, ehemals ein See, North-Loch genannt, weil er nördlich von der Altstadt liegt. Im J. 1763 wurde er entwässert, in Gärten verwandelt u. in neuerer Zeit die Eisenbahn hindurch gelegt; ein ähnliches Thal, jetzt eine enge Straße, schließt die Altstadt im Osten ab. Dieselbe zeichnet sich durch ihre ungemein hohen Häuser von 10 und selbst mehr Stockwerken und durch die engen Gassen aus, die sich zu beiden Seiten der Hochstraße an den Abhängen hinabziehen. Letztere heißen Closes (kaum 6 F. breit), oder, wenn sie für Fuhrwerk breit genug sind, Wynds. Abweichend von London bewohnen hier viele Familien dasselbe Haus, jede meist ein Stockwerk oder Flat. Südlich stößt an die Altstadt, mit Cowgate (Kuhthor und dem Grasmarkt) beginnend, noch ein großer Stadttheil, der bis an die Wiesenflächen des Hope-Park reicht. Außer dem Cowgate verbinden noch die 1788 gebaute Südbrücke, von der aus man, wie von einem Thurme, auf die Kuhstraße hinabsieht, und die 1836 erbaute Brücke Georgs IV. die Altstadt mit den südlichen Stadttheilen. Andererseits führt über das North-Loch ein 960 F. langer, 188 Fuß breiter Erddamm; ferner die Nordbrücke, eine Fortsetzung der Südbrücke, und noch ein paar Brücken (s. unten). Diese andere, nördliche Seite des Thales, die Grenze der auf niedrigen Hügeln liegenden Neustadt, wird ihrer ganzen Länge nach vom Kastell bis zum Calton-Hill durch die prächtige, schnurgerade Prinzenstraße abgeschnitten, welche nach dem Thale zu offen und nur mit eisernen Balustraden versehen ist und an ihrem Ostende durch die über eine tiefe Schlucht führende Waterloobrücke mit dem Calton-Hill in Verbindung steht. Nördlich hinter dieser Prinzenstraße erhebt sich nun auf schönen, wellenförmigen Hügeln die vornehme, reiche Neustadt, wo es fast nur palastartige Häuser ohne Miether, die Wohnsitze des Geburts- und Geldadels, gibt. Ihre breiten u. regelmäßigen Straßen dehnen sich bis in die Nähe der steilen Leithufer aus. Die Häuser sind meist aus farbigen Quadern gebaut, u. ihre prächtigen Linien von schönen Squares, Circus und Crescents unterbrochen. Der vornehmste Theil, der an den Leith stößt, ist gewissermaßen eine neueste (seit 1822 entstandene) Neustadt. Ueber den Leith führt die Deanbrücke mit 4 Bögen, 103 Fuß über dem Flusse. Von der Waterloobrücke aus führt eine breite Straße nordöstlich, den Fuß des Calton-Hill in einem Bogen umziehend, mit ununterbrochener Häuserreihe (Leithwalk) nach dem an der Mündung des gleichnamigen Flusses und am Frith of Forth liegenden Leith, dem Hafen von E., mit 31,000 Einwohnern. Leith hat zwar einige Stadtrechte, macht aber eigentlich mit E. nur Eine Stadt aus. Der Fluß zertheilt die eng gebaute Stadt in Süd- und Nordleith; eine steinerne und zwei Zugbrücken führen über ihn. Leith hat viele öffentliche Gebäude, z. B. die schöne Stadthalle, Trinityhaus, 1717 in griechischem Styl gebaut, die gothische St. Johannis-Freikirche,

die Börse, Bank, das Zollhaus, die Grammar-School, Bäder 2c. Der Hafen ist aber nicht bequem, da sich das Wasser bei der Ebbe weit vom Ufer zurückzieht; trotzdem sind großartige Docks u. Molos angelegt, welche aber nur Schiffe bis zu 400 Tonnen aufnehmen. An Leith stößt westlich das schmutzige Schifferdorf Newhaven, und noch weiter westlich bei Trinity und Granton, wo das Ufer weit günstiger ist, hat der Herzog von Buccleugh den größten Molo Schottlands (etwa 1700 F. lang) bauen lassen und einen stets zugänglichen Tiefwasserhafen angelegt, den eine Eisenbahn mit E. verbindet. Der Handel von Leith ist sehr lebhaft, vorzüglich mit Holland u. Nordeuropa, wohin besonders Roheisen, Stangeneisen, Kohlen und Häringe ausgeführt werden. Stapelartikel ist Getreide, das von Preußen, Mecklenburg, Rußland, Dänemark und Holstein kommt. Die Zahl der von Leith ausgehenden Dampfschifflinien ist sehr bedeutend; auf den Werften werden viele Kauffahrteischiffe gebaut; auch gibt es große Seilereien und Segeltuchfabriken. Leith besitzt gegen 50 Dampfhandelsschiffe. Auch an den südlichsten Theil der Altstadt von E. haben sich hübsche Vorstädte angeschlossen; nach Südosten führt ein mit vielen Landhäusern besetzter Weg nach Dalkeith mit dem Palast des Herzogs von Buccleugh auf einer Halbinsel zwischen beiden Eskströmen; dorthin, sowie nach Glasgow führen auch Eisenbahnen. Unter den hervorragenden Gebäuden der Altstadt von E. steht voran Holyroodhouse, die vormalige Residenz der schottischen Könige, 1850 vollständig restaurirt, zweimal von Karl X. von Frankreich als Flüchtling bewohnt, mit den noch unberührten Zimmern der Maria Stuart, darunter das kleine Gemach, wo Rizzio am 9. März 1566 von Darnley ermordet wurde. Rings um diesen heiligen Kreuzpalast, den schöne Gartenanlagen umgeben, befindet sich eine Kolonie von zahlungsunfähigen Schuldnern, welche hier nach den Landesgesetzen ein Asyl vor den Anforderungen ihrer Gläubiger finden. Das bereits erwähnte historisch merkwürdige Kastell nimmt 11 Morgen ein und ist von der Stadt durch einen freien Platz getrennt. Einen recht großartigen Prospekt bietet es von dem Greyfriarskirchhof aus. Die römischen Kaiser Hadrian und Septimius Severus erbauten hier die Alata castra (griech. Stratopedon pteroton). Wegen der Uneinnehmbarkeit desselben sollen die Piktenkönige ihre Weiber und Jungfrauen vor den Feinden hier verwahrt haben u. das Schloß deshalb Castrum puellarum genannt worden sein. Man zeigt hier das Gemach, in welchem Maria Stuart den nachmaligen König Jakob VI. geboren, ferner das Zimmer, wo die schottischen Kroninsignien verwahrt werden. Das Kastell wird durch mehre Batterien vertheidigt, ist aber nicht sehr fest. Die Metropolitankirche, nach dem Schutzheiligen E.s St. Giles benannt, ist ein altes gothisches Gebäude mit einem 156 F. hohen Thurme, auf dem Parlamentsplatze. Das daranstoßende alte schottische Parlamentshaus ist größtentheils umgebaut und jetzt Sessionshof der 13 Lord-Richter. Neben diesem Gebäude steht die Bibliothek der Advokaten (150,000 Bände), vor demselben eine bronzene Reiterstatue Karls II. Weiter südlich gelangt man (durch Cowgate und Horse Wynd) zu dem 1789 nach Rob. Adams' Entwurf im Bau begonnenen, aber erst 1827 vollendeten Universitätsgebäude, einem prachtvollen Viereck mit Hofraum in der Mitte und einem schönen Portikus von dorischen Säulen. Die Universität wurde 1581 von Jakob VI. gegründet; sie hat 32 Lehrstühle mit ausgezeichneten Lehrkräften, über 1500 Studenten, eine Bibliothek von 100,000 Bänden, ein treffliches zoologisches Museum u. einen botanischen Garten. Ueberhaupt ist E. reich an literarischen u. pädagogischen Instituten. Es hat 2 berühmte Hochschulen, eine östlich von der Universität, die andere, die älteste u. berühmteste der Stadt, 1519 gegründet, am Calton-Hill. Auch eine zweite Universität, das College der freien Kirche, wurde 1843 für Studenten jedes Bekenntnisses gegründet u. hat 9 Professoren, gegen 500 Studenten, eine Bibliothek von 20,000 Bänden. Das Gebäude, am Südende des Erdwalls erbaut, hat am Ende eine Kirche u. in der Mitte zu beiden Seiten des Eingangs 2 große Thürme. Eine Nationalgallerie wird gebaut. Auf dem Calton-Hill steht am Rande eines Abgrunds das Nelsonmonument, ein 108 Fuß hoher runder Thurm von 4 Stockwerken; daneben die 1818 in Kreuzesform nach der Richtung der Weltgegenden erbaute Sternwarte, mit 4 Säulenportalen; ferner das Nationalmonument zum Andenken des Kriegs mit Frankreich, eine Nachahmung des Parthenon zu Athen, aber unvollendet; Denkmäler für Dugald Stewart (dem Denkmal des Lysicrates zu Athen nachgebildet), für Playfair und Robert Burns (das 194 Fuß hohe Denkmal für Walter Scott steht im Süden der Prinzenstraße); auch dem Historiker Hume, ferner Robertson, Pitt, König Georg IV., Lord Melville, den Herzögen von York u. Wellington 2c. sind hier Denkmäler errichtet. Sonst sind in der Altstadt noch zu erwähnen: die alte schottische Bank und die Börse in der Nähe des Parlamentshauses u. mehre schöne Kirchen, Kapellen und Versammlungshäuser der Dissidenten. Im Ganzen hat E. 30 Kirchen und Parochien, 14 unirte Presbyterianerkirchen, eine Cameronianerkirche, 2 vereinigte Synoden der ursprünglich Ausgeschiedenen, 25 freie Kirchen, 3 Kirchen der Independenten, 2 der Episkopalen, 2 der römischen Katholiken, 5 der Baptisten, 4 der Methodisten und 6 Versammlungshäuser der Quäker, Unitarier, Juden 2c. Die schöne Georgenkirche steht in der Neustadt, zu der wir übergehen, am Westende der Georgenstraße und ist der Paulskirche in London nachgebildet. In derselben Straße ist die St. Andreaskirche beachtenswerth. Das Register Office am Ostende der Prinzenstraße ist ein nach Adams' Plane 1774 angefangenes, 1822 vollendetes schönes Gebäude mit hoher Kuppel und enthält das Generalarchiv für Schottland; gegenüber steht am Shakspeareplatze ein (nicht stark besuchtes) Theater, ein anderes, das eigentliche Volkstheater, ist schöner und geschmackvoller. Man vergnügt sich mehr in Gesellschaften, Koncerten (Concert Rooms an der Ecke der Katharinenstraße), mit Ballschlagen (in Klubs, die schon lange bestehen, z. B. die Company of Golfers seit 1744, und große Virtuosität entwickeln), Baden und Schlittschuhlaufen u. feiert den Sabbath durch absolutes Nichtsthun. E. ist der Sitz der obersten Landesbehörden Schottlands und wird mit eigenthümlicher Verfassung von einem Lord-Provost (Bürgermeister), der zugleich Sheriff und Admiral von E. und Leith ist, einem engern Senat von 25 und einem weitern von 33 Mitgliedern verwaltet. Die Polizei wird von einem Super-

intendanten, 3 Lieutenants, einem Schreiber u. einer bedeutenden Zahl von Konstablern besorgt. Für das Armenwesen ist durch eine große Zahl von Wohlthätigkeitsanstalten gesorgt. Im Ganzen zählt man 12 Hospitäler u. über 60 andere milde Stiftungen. Zu erwähnen sind: das George-Heriotshospital, ein gothisches Gebäude für 180 Personen, das Waisenhospital unweit des Theaters u. Registeramts, das Trinityhospital an der Ecke des Leith Wynd, Georg Watsons Hospital ꝛc. Im J. 1850 wurde mit einem Vermächtnisse von 1,410,000 Thlr. ein Hospital für arme Kinder eröffnet, u. fast alljährlich fallen solchen Anstalten große Legate zu. Freilich ist auch die Zahl der Dürftigen u. Armen sehr bedeutend. Die Neigung zum Lesen u. namentlich zu ernstern wissenschaftlichen Studien ist sehr verbreitet. Es erscheinen in E. gegen 20 Zeitungen u. eine bedeutende Zahl gelehrter, trefflich redigirter Zeitschriften, z. B. die „Edinburgh Review"; es gibt gegen 70 Druckereien, über 30 Verlags- und außerdem noch gegen 100 Sortimentsbuchhändler. Dieses rege literarische Interesse hat auch eine große Zahl gelehrter Gesellschaften ins Leben gerufen, z. B. die königliche Gesellschaft der Medicin (mit reicher Bibliothek), die königliche Gesellschaft der Physik (mit Bibliothek), die Royal Society of E., die Wernerian natural Society, die Gesellschaft der schottischen Alterthumsforscher, die Plinian Society, die diagnostische Gesellschaft, die Hunterian medical Soc., die Harveian Soc., die Caledonian Horticulture Soc., die phrenologische Gesellschaft, die philosophische Gesellschaft, die 1829 gegründete celtische Gesellschaft, die astronomische Gesellschaft, welche 1812 die Sternwarte bauen ließ, ꝛc. Ferner hat die Stadt 12 Banken, aber Handel und Industrie sind doch in E. selbst nicht so bedeutend, als man erwarten sollte. Als die wichtigste Klasse der Bevölkerung können die Juristen angesehen werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 164,000, dazu Leith mit 31,000, also zusammen gegen 200,000.

Der Name E. ist aus dem mittelalterlichen Edwinsbury entstanden; schon Simeon von Durham erwähnt der Stadt Edwinesburch im 8. Jahrhundert, u. dieser Edwin war wahrscheinlich ein northumbrischer Prinz. Bedeutung erlangte die Stadt erst, als sie unter den Stuarts zur Hauptstadt Schottlands erkoren wurde. Mauern erhielt die Altstadt erst im 15. Jahrhundert. Am 1. Sept. 1561 zog Maria Stuart feierlich ein, aber der Jubel bei ihrem Empfang verklang gar bald. Im J. 1641 wurde Karl I. mit großen Ehrenbezeugungen in E. empfangen; Cromwell eroberte aber wenige Jahre später selbst die Citadelle (1650). Im J. 1701 brannte fast die ganze Stadt ab; 1767 wurde der Bau der Neustadt begonnen u. 1763 der Grundstein der großen Nordbrücke gelegt, die 1772 eröffnet wurde; 1788 folgte die Südbrücke, erst 1819 die Regentenbrücke. Mit einem Kostenaufwande von mehr als 2 Millionen Thlr. wird E. aus 7 engl. M. Entfernung seit 1849 reichlich mit Wasser versorgt; Gaserleuchtung und Straßenpflaster sind jetzt vortrefflich, während früher, besonders in den engen Gassen der Altstadt, viel Dunkelheit und Unreinlichkeit herrschten. Der Unionskanal, welcher in der Stadt zwei Becken hat, verbindet E. mit Falkirk und von dort aus durch den Kanal des Forth und Clyde mit Glasgow; außerdem laufen vier Eisenbahnen in E. zusammen, von denen die nach Perth und Dundee durch einen Tunnel unter der Neustadt weggeht. Am 18. Mai 1843 fand in E. eine Kirchenversammlung Statt, wo sich eine Partei unter Welsh als eine freie presbyterianische Kirche konstituirte. Vgl. Arnot, History of E., Edinb. 1780; Bower, History of the university of E., das. 1820 bis 1830, 3 Bde., und dessen historisch beschreibenden Text zu dem Kupferwerke: Edinburgh illustrated, das. 1829; Black, E. with a description of the environs, das. 1857.

Edingtonit, nach Haidinger Silikat aus der Familie der Zeolithe, welches bis jetzt nur in kleinen, auf Thomsonit aufsitzenden Krystallen aus dem Mandelstein des Kilpatrickshügels bei Dumbarton in Schottland bekannt ist, krystallisirt im hälftflächig-quadratischen System, und zwar in einer quadratischen Säule, welcher die Flächen von zwei Sphenoïden (Tetraëdern des quadratischen Systems) so aufgesetzt sind, daß die Zuspitzung einem stumpfen Oblongoktaëder gleicht. Der E. ist vollkommen spaltbar nach der Säule; seine Härte ist zwischen Apatit- und Flußspathhärte, sein specifisches Gewicht 2,7. Er ist spröde, graulichweiß mit Glasglanz, halbdurchsichtig bis durchscheinend, vor dem Löthrohr schwierig schmelzbar zu wasserhellem Glase. Mit Salzsäure liefert er eine Kieselgallerte. Nach Hebdle's Analyse besteht er aus 37,0 Kieselerde, 22,6 Thonerde, 26,8 Baryterde und 22,5 Wasser.

Edirné (Edreneh), türkischer Name von Adrianopel.

Edisto, Fluß im nordamerikanischen Staat Südcarolina, entsteht bei Brancheville aus zwei Quellen, dem North-Edisto und South-Edisto, hat einen südöstlichen und südlichen Lauf und ergießt sich durch zwei Arme, welche die große Edistoinsel bilden, in den atlantischen Ocean. Er ist etwa 20 Meilen weit für große Boote fahrbar.

Editha, Heilige, Tochter des englischen Königs Edgar und der Walfride, 961 geboren, nahm in ihrem 15. Jahre den Schleier, schlug den ihr nach ihres Vaters u. ihres Bruders, Eduards des Heiligen, Tode von den Ständen angebotenen Thron aus und † 984. Tag: 16. September. Ihre Geschichte erzählt das „Chronicon Vilodunense" (um 1420; neu herausgegeben von Black, Lond. 1830).

Edition (editio), Ausgabe (eines Buchs), Herausgabe. Editio princeps, die erste Ausgabe, der erste Druck eines altklassischen Autors nach Erfindung der Buchdruckerkunst. Editionseid, Eid, wodurch man versichert, daß man Dokumente, deren Herausgabe verlangt wird, nicht in Händen habe, auch nicht vorsätzlicher Weise habe abhanden kommen lassen.

Edler (Edler von ...), Titel für adelige Personen, die über dem gewöhnlichen Adel, aber unter dem Freiherrn stehen.

Edmonton, großes Dorf in der englischen Grafschaft Middlesex, am Kerr, 3 Stunden von London, mit 10,920 Einwohnern und vielen Landsitzen londoner Kaufleute.

Edmund, Heiliger, König von Ostangeln, geboren 841, überkam 855 die Krone von Ostangeln und ward am 20. November 870 von eingefallenen heidnischen Dänen enthauptet. Sein Grab in Edmundsbury ward ein Wallfahrtsort, er selbst der Schutzpatron der englischen Könige, u. sein Todestag zählte zu den englischen Feiertagen.

Edom (Erez Edom, Sedeh Edom, Erez Seïr,

Har Seïr), die südliche Fortsetzung des ostjordanischen Hochlandes, von der Südspitze des todten Meeres bis zum Nordende des älanitischen Meerbusens, ist vielfach von Felsenklüften durchschnitten u. daher sehr fest, im Norden durch das tiefe Felsenthal el Abse von dem Lande der Moabiter (dem Kerek) geschieden, östlich sich allmählig in die syrischen Steppen abdachend, westlich durch das lange Sandmeer el Ghor von der Wüste el Tygh getrennt. Der bekannteste unter seinen Berggipfeln, die kaum 3000 Fuß erreichen, ist der Hor. Die meist nackten, wilden Gebirge bergen manches fruchtbare Thal mit Wiesen, Aeckern und Weingärten. Die frühern Bewohner des Gebirges Seïr (dies im Alten Testament der Name für dies Land) waren die Horiter, welche von den Edomitern, den Abkömmlingen Esau's oder E.s, zurückgedrängt wurden. Schon früh waren dieselben ihren Halbbrüdern, den Israeliten, feindlich gesinnt; von Saul wurden sie besiegt und von David unterworfen, Salomo rüstete in den edomitischen Häfen eine Handelsflotte aus. Bei der Theilung des israelitischen Reiches gingen die Edomiter an das Reich Juda über. Von Joram fielen sie ab, wurden aber von Amazia und Usia wieder unterjocht; unter Ahas rissen sie sich wieder los, mußten sich aber später den Chaldäern unterwerfen. Nach dem Untergange des Reiches Juda rissen die Edomiter einen Theil von Südpalästina mit Einschluß der Stadt Hebron an sich, wurden aber von dem Makkabäer Judas geschlagen u. von Johannes Hyrcanus völlig unterworfen und zur Beschneidung genöthigt, doch wußte sich der schlaue Idumäer Antipater zum Prokurator und sein Sohn Herodes der Große zum König von Judäa aufzuschwingen. Seitdem ward für E. der Name Idumäa gebräuchlich, doch verschwindet derselbe seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus für immer aus der Geschichte, indem das Land fortan in dem Namen Arabien mit einbegriffen wurde. Vgl. V. Michaelis, De Idumaeorum historia, Halle 1733; J. van Iperen, Historia critica Edomaeorum et Amalekitorum, Löw. 1768. Städte waren: Sela, nachmals Petra genannt, Bozra (wahrscheinlich das jetzige Besseyra), Masrek, Theman u. die Häfen Elath u. Eziongeber.

Edrei, im Alterthum Stadt im Osten von Palästina, Hauptstadt des Königs Og von Basan; hier Sieg der Israeliten über Og, in dessen Folge die Stadt erobert und dann dem Stamme Manasse zugetheilt wurde; jetzt Edraath.

Edrisi, Scherif al E. oder Abu Abdallah Mohammed Ben Mohammed al E., berühmter arabischer Geograph, um 1099 zu Septe (Ceuta) in Afrika geboren, studirte zu Cordova, war einige Zeit Khalif in Afrika, wurde aber vom Fatimiden Maladi vertrieben und lebte nun am Hofe des Königs Roger I. von Sicilien, für den er einen silbernen Erdglobus nebst Erläuterungen verfertigte. Letztere sind nur in einigen unvollständigen Bruchstücken erschienen (Rom 1592), lateinisch herausgegeben von Sionita und Johann Hesronites als „Geographus Nubiensis" (Paris 1619), von M. Hartmann als „Edrisi Africa" (Göttingen 1796) und „Edrisi Hispania" (Marb. 1802 und 1803, 2 Hefte), französisch von Jaubert (Paris 1838). E.'s Werk hat fast vier Jahrhunderte lang allen ähnlichen Werken zur Grundlage gedient und zeichnete sich besonders durch Genauigkeit der Messungen u. anderer Angaben aus. E. † zwischen 1175 und 1186.

Edrisiden, arabische Dynastie in Nordafrika, 787—908, von Edris I., dem Sohne Abdallahs u. Nachkommen Ali's († 793), gegründet. Vgl. Fez.

Eduard (Edward), Taufname, s. v. a. Wächter, Beschützer, besonders in der Geschichte Englands häufig. Bemerkenswerth sind:

1) Könige von England: a) E. der Bekenner, auch der Heilige genannt, der jüngere Sohn Ethelreds II., geboren um 1002, kam 1042 auf den englischen Thron, nachdem er 27 Jahre lang in der Normandie als Verbannter gelebt hatte. Er war schwach, doch wohlwollend. Da er keine Kinder hatte (aus Keuschheit enthielt er sich seiner Gemahlin, der schönen Eathe), bestimmte er den Herzog Wilhelm von der Normandie zu seinem Nachfolger. Er † den 5. Januar 1066.

b) E. I., aus dem Hause Anjou, geboren 1240, Sohn und Nachfolger Heinrichs III., vereinigte Wales völlig mit der Krone (1283) und gab seinem ältesten Sohne den Titel „Prinz von Wales", welcher von nun an ein Titel des jedesmaligen Kronprinzen wurde. Er erhielt Irland in Abhängigkeit, nahm die Oberherrlichkeit über Schottland in Anspruch und vertheidigte kräftig die englischen Besitzungen in Frankreich. Da er bei seinen vielen Kriegen der Beihülfe des Volks nicht entbehren konnte, so berief er seit 1295 außer den geistlichen u. weltlichen Lords auch aus Städten u. Flecken je zwei Deputirte, sowie aus jeder Grafschaft vier Ritter zum Parlament u. machte neue Steuererhebungen 1297 von der Einwilligung der Städte abhängig. Auch wurde unter ihm das Justiz- und Polizeiwesen verbessert. Er † 1307.

c) E. II., Sohn und Nachfolger des Vorigen, geboren 1284, folgte 1307 auf dem englischen Throne, war ein schwacher Regent, unter welchem England nicht nur durch die Einfälle der Schotten, die (1314) ihre Unabhängigkeit behaupteten, sondern auch durch Parteiungen erschüttert wurde. Seine ausschweifende Gemahlin Isabella, Tochter des französischen Königs Philipp IV., folgte ihrem Buhlen Roger Mortimer (1325) nach Frankreich, kam dann mit einem Heere nach England zurück und veranstaltete daselbst, daß E. gefangen genommen, des Thrones entsetzt (1327) und auf schauderhafte Weise getödtet wurde.

d) E. III., Sohn und Nachfolger des Vorigen, geboren 1312, rächte, kaum zur Mündigkeit gelangt (1330), seines Vaters Ende durch die Hinrichtung Mortimers und lebenslängliche Haft der Isabella. Schottland nöthigte er, die Oberherrlichkeit Englands anzuerkennen, und beanspruchte selbst als ein Enkel Philipps IV. den Thron von Frankreich nach dem Aussterben des altkapetingischen Stammes. Er führte seit 1336 Titel und Wappen eines Königs von Frankreich, und seine Waffen waren gegen das Haus Valois in der Seeschlacht von Sluys (1340), dann in der Landschlacht bei Crecy (1346), der die Einnahme von Calais folgte (1347), zuletzt bei Maupertuis (19. Sept. 1356) so glücklich, daß ihm in dem Frieden zu Bretigny 1360 ein großer Theil von Frankreich zugesprochen wurde. Aber er hatte von seinen Kriegen keinen bleibenden Gewinn, denn König Karl V. und dessen tapferer Feldherr Bertrand du Guesclin entrissen ihm

das Zugestandene wieder. Um Geldbewilligungen zu erhalten, sah sich E. genöthigt, nicht nur häufig Ständeversammlungen zu veranstalten (was zur Befestigung der Magna Charta diente), sondern auch dem Bürgerstande zuzugestehen, daß ohne dessen Beistimmung eben so wenig neue Gesetze, als neue Steuern aufkommen sollten. Dabei wurde auch dem Parlament eine bestimmte Einrichtung gegeben. Außerdem sorgte E. noch für unparteiische Rechtspflege, Hebung der Gewerbsthätigkeit u. des Handels, hob den Lehnzins an den päpstlichen Stuhl auf, unterstützte den Reformator Johann Wiklef, führte den Herzogstitel in der königlichen Familie ein und stiftete den Orden des blauen Hosenbandes (1349). Er † den 21. Jan. 1377.

e) E. IV., Sohn des Herzogs Richard von York, geboren 1441, bestieg 1461 den Thron. Von den Anhängern des Hauses Lancaster mit Beihülfe Ludwigs XI. von Frankreich 1470 vertrieben, bemächtigte er sich schon im nächsten Jahre, unterstützt von seinem Schwager, dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, der Herrschaft wieder und rächte sich nun grausam an dem König Heinrich IV. und allen andern Gliedern des Hauses Lancaster, deren er habhaft werden konnte. E. † den 9. April 1483. Ihm folgte sein zwölfjähriger Sohn, E. V., der aber schon am 26. Juni 1483 mit seinem jüngeren Bruder Richard von seinem Oheim, dem Herzog Richard von Gloucester, im Schlafe erstickt ward.

f) E. VI., geboren den 12. Okt. 1537, der Sohn Heinrichs VIII. und der Johanna Seymour, bestieg 1547 den Thron unter der Vormundschaft seines Oheims Edmund Seymour, Herzogs von Somerset. Nach der Hinrichtung des letztern (22. Januar 1551) leitete Warwick, Herzog von Northumberland, den König, vermählte seinen Sohn Guilford Dudley mit der Enkelin der jüngern Schwester Heinrichs VIII., Johanna Gray, und beredete dann den schwachen König, ein Testament ausfertigen zu lassen (22. Juni 1553), in welchem er seine beiden Halbschwestern Maria u. Elisabeth von der Thronfolge ausschloß und diese der Johanna Gray übertrug. Kurz darauf † E., am 6. Juli 1553, vielleicht durch Gift.

2) E., **Prinz von Wales**, Fürst von Aquitanien, wegen seiner Rüstung gewöhnlich der **schwarze Prinz** genannt, geboren 1331, erfocht den Sieg von Maupertuis (19. Sept. 1356), der den König von Frankreich, Johann den Guten, in seine Gefangenschaft brachte, verhalf dem aus Kastilien vertriebenen Peter dem Grausamen wieder zu seinem Throne, befleckte aber seinen Namen durch die Niedermetzelung von 3000 Einwohnern der von ihm 1370 eroberten Stadt Limoges, kehrte sodann nach England zurück und endigte nach wenigen Jahren in düsterer Schwermuth, am 8. Juni 1376. Sein jüngerer Sohn bestieg nach E.s III. Tode unter dem Namen Richard II. den englischen Thron.

3) **Karl E.**, der **Prätendent** genannt, Enkel König Jakobs II. von England und Sohn Jakob Eduards, 1720 zu Rom geboren, erhielt 1742 von Ludwig XV. zur Wiedererlangung der Krone seiner Väter eine Flotte mit 15,000 Mann, die aber theils der Sturm, theils der englische Admiral Norris vernichtete. Trotzdem landete er am 27. Juni 1745 mit einigen ergebenen Offizieren und 1500 Flinten an der nordwestlichen Küste Schottlands, schlug an der Spitze eines kleinen Heers die Engländer, ließ sich nach Eroberung der Stadt Perth zum Regenten u. seinen Vater zum König der drei Reiche ausrufen u. brachte sogar Edinburg in seine Gewalt. Bei Preston-Pans schlug er die Engländer nochmals u. nahm nach kurzer Belagerung Carlisle. Bald aber ward er von der englischen Uebermacht zurückgedrängt. Zwar siegte er noch am 23. Jan. 1746 bei Falkirk, aber die Niederlage bei Culloden (27. April) zwang ihn zur Flucht in die Hochgebirge Schottlands, von wo er nach Frankreich entkam. Hier erhielt er vom Hofe ein Jahrgeld von 200,000 Livres. Später ging er nach Rom und † hier den 31. Januar 1788. Vgl. **Pichot**, Histoire de Charles Edouard, dernier prince de la maison de Stuart, Par. 1830; **Klose**, Leben des Prinzen Karl, Leipzig 1842.

4) E., **König von Portugal**, geboren 1391, regierte 1433—38, Sohn und Nachfolger Johanns des Unächten, einer der besten Könige Portugals, half dem Staatshaushalte wieder auf, brachte Zucht und Ordnung in das Heer und ließ ein neues Gesetzbuch entwerfen. Während seiner kurzen Regierung kamen Pest u. Hungersnoth über Portugal. Er † am 9. Sept. 1438.

5) E. **Karl Wilhelm Christian, Prinz von Sachsen-Altenburg**, jüngster Sohn des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, am 4. Juli 1804 zu Hildburghausen geboren, kam in bayerische Dienste als Kommandeur einer Chevaurlegersdivision nach Griechenland und erhielt hier den Posten eines Gouverneurs von Nauplia. Im Juni 1834 zurückgekehrt, ward er Oberst, 1840 Generalmajor, erhielt 1848 als Generallieutenant das Gouvernement von München und das Kommando der 1. Kavalleriedivision und ward Chef des 1. Chevaurlegersregiments. Im Jahre 1849 ging er mit einer bayerischen Brigade nach Schleswig-Holstein, erhielt hier das Kommando einer aus bayerischen, kurhessischen, königlich und herzoglich sächsischen Truppen zusammengesetzten Division u. nahm mit derselben die düppeler Schanzen. Nach Beendigung des Feldzuges ward er Kommandeur der 1. Armeedivision und † den 16. Mai 1852 zu München.

Edukt (v. Lat.), der bei einer chemischen Zersetzung erhaltene Körper, welcher als solcher in der zersetzten Verbindung schon enthalten war und einen Bestandtheil derselben ausmachte, im Gegensatz zu Produkt, das erst durch chemische Behandlung eines Körpers erhalten wird.

E dur, s. **Tonarten**.

Edwards, 1) **Richard**, einer der ältesten englischen Dramatiker, 1523 zu Oxford geboren, † 1566. Von seinen vielen Stücken existiren nur noch drei, das erste von 1563; sie befinden sich nebst mehren seiner Gedichte in der nach seinem Tode erschienenen Sammlung „A paradise of dainty devices“ (Lond. 1578).

2) **George**, englischer Naturforscher, den 3. April 1693 zu Stratford in der Grafschaft Essex geboren, durchwanderte Holland, Frankreich, Deutschland und Norwegen, widmete sich nach seiner Rückkehr dem Studium der Naturgeschichte, erwarb sich sodann seinen Lebensunterhalt durch nach der Natur entworfene, kolorirte Zeichnungen von Thieren und ward 1733 Bibliothekar der medicinischen Gesellschaft zu London. Er † zu Plaiston am 23. Juli 1773.

Noch immer beachtenswerth ist sein Werk „A natural history of uncommon birds and of some other rare animals“ (Lond. 1743—51, 4 Bde.), fortgesetzt in seinen „Cleanings of natural history“ (das. 1758—1764, 3 Bde.), deutsch in der „Sammlung verschiedener ausländischer, seltener Vögel“ (Nürnberg 1749—71, 9 Bde.).

Edwardsia (Edwardsie), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den schiefen, 5zähnigen Kelch, das lange Schiffchen u. die rosenkranzartig gegliederte, einfächerige, 4flügelige Hülse, baumartige Sträucher in Australien, worunter mehre Zierpflanzen, so E. grandifolia *Sal.*, Sophora tetraptera *Mill.*, in Neuseeland, ein schöner, baumartiger, 8—10 Fuß und darüber hoher Strauch mit gefiederten Blättern und gelben, in Trauben herabhängenden, ohne den Kelch über 1½ Zoll langen Blumen. Man pflanzt diese Gewächse in eine lockere, nahrhafte, mit Sand gemischte Dammerde und durchwintert sie in einem Orangeriehause, frostfreien Zimmer od. allenfalls in einem hohen, trockenen Keller. Sie verlangen eine mäßige Feuchtigkeit und gedeihen und blühen am besten im freien Grunde eines Winterhauses. In wärmern Gegenden Deutschlands und Englands kommen sie an schutzreicher Stelle und, wo sie gegen Frost geschützt werden, im Freien fort. Die Vermehrung geschieht durch Samen im mäßig warmen Mistbeete.

Edwardsinsel, s. Prinz Edwardsinsel.

Eecloo, industrielle Stadt in der belgischen Provinz Ostflandern, zwischen Brügge und Gent, an der Lieve, mit Wollmaschinenspinnerei, 3 Wollhandspinnereien, 5 Baumwollwebereien, 10 Fabriken von Phantasiestoffen und gegen 10,000 Einw.

Eem, Fluß in der niederländischen Provinz Utrecht, entsteht bei Amersfoort aus der Vereinigung von mehren Bächen und mündet unweit des Dorfes Eemnes in die Zuydersee.

Efendi (türk.), Ehrentitel bei den Türken, dem deutschen Herr entsprechend, den sich die Staats- u. Civilbeamten, oft auch andere Standespersonen beilegen, wogegen die Hof- und Militärwürdenträger den Titel Aga führen. Häufig wird der Titel E. mit dem Namen des Amts verbunden, so Hakim-Efendi, der erste Leibarzt des Sultans, Imam-Efendi, der Priester im Serail, Reis-Efendi, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Effekt (vom lat. effectus), Wirkung, Erfolg, günstiger Erfolg; besonders der Eindruck, den ein Werk der Poesie, bildenden Kunst, Tonkunst ꝛc. hervorbringt, wenn Gehalt und Gestalt desselben gleich kräftig und in allen Gliederungen harmonisch zu Tage gekommen sind. Stärker, aber nicht reiner kann der E. gemacht werden durch starke Kontraste, Kolossalität, Massenhaftigkeit ꝛc.; unrein u. tadelnswerth wird er, wenn das Kunstwerk nicht mehr durch die Art des Inhalts und der Darstellung, sondern dadurch anzieht, daß es sich einer herrschenden Geschmacksrichtung des Publikums anschmiegt, wodurch es sich zugleich aller Selbstständigkeit entäußert. Von diesem Fehler ist nur ein Schritt zu dem noch niedrigeren, durch Anwendung ungewöhnlicher Mittel Ueberraschung u. dadurch Erfolg zu bewirken, zu dem sogenannten Knalleffekt.

Effekten, das, was Jemand an beweglichen Gütern in Besitz hat, besonders das Vermögen eines Kaufmanns an Waaren, Wechseln, Obligationen u. Aktivschulden; daher Effektenconti, in den Handlungsbüchern die Conti über die E. Auch pflegt man unter E. Staatspapiere zu verstehen; daher Effektenhandel, der Handel mit Staatspapieren. Effektensocietät nennt sich ein Handelskollegium in Frankfurt a. M., welches täglich zu einer Art Börse zusammentritt, um Geschäfte in Staatspapieren, Aktien, Wechseln ꝛc. zu machen.

Effektiv (v. Lat.), wirklich, in der That vorhanden; daher Effektivstand, beim Militär das, was an Mannschaft wirklich bei den Fahnen ist, nicht bloß sein soll.

Efferding (Efferdingen), Stadt im Erzherzogthum Oesterreich ob er Ens, im Hausruckkreis, an der Donau, westlich von Linz, hat eine herrliche gothische Kirche von 1468, mit 12 Altären u. zahlreichen Denkmälern (am merkwürdigsten die der Schaumburger und Stahremberger), eine evangelische Kirche, ein fürstlich stahrembergisches Schloß, ein Rathhaus, Siechen- und Armenhaus und 1600 Einw.

Effestucatio (lat.), eine Art der deutschrechtlichen symbolischen Tradition. Wenn nämlich ein dingliches Recht, insbesondere das Eigenthum von einer Person auf eine andere übergehen soll, so genügt hierzu nicht der bloße Vertrag, sondern es wird zugleich eine Uebergabe, Tradition, erfordert, d. h. eine körperliche Handlung, wodurch der Besitzer den Erwerber in den Besitz setzt, mit der Absicht, demselben ein dingliches Recht zu verschaffen. Bei Mobilien geschieht dies in der Regel durch Hingabe der Sache; bei Immobilien durch Hinführen und Zeigen des Grundstücks; hier hat das deutsche Recht zur Erleichterung symbolische Zeichen für die wirklich erfolgte Tradition eingeführt, z. B. die Uebergabe des Hausschlüssels als Zeichen der Tradition des Hauses, Ueberreichung eines Erdschollens aus dem Grundstücke für Tradition desselben selbst, u. so auch die E., welche darin besteht, daß man aus dem zu tradirenden Gebäude einen Span ausschneidet und diesen dem Andern schickt.

Efflorescenz (v. Lat.), das Ausblühen der Blumen, Blüthezeit derselben; in der Medicin s. v. a. Hautausschlag; in der Chemie der Beschlag, das Aus- oder Verwittern, sowie die Eigenschaft einiger Körper, sich beim Krystallisiren an den Wänden des Gefäßes in die Höhe zu ziehen; auch das Hervortreten von Salzkrystallen an der Oberfläche mancher festen Körper, wie die Bildung des Salpeters an Wänden.

Effraktion (v. Lat.), Erbrechung, Ausbrechung, z. B. aus dem Gefängniß (effractio carceris); auch s. v. a. Diebstahl mit Einbruch; in der Chirurgie gewaltsame Verletzung des Schädels.

Egalitaires (franz.), unter den französischen Kommunisten diejenigen, welche eine völlige staatsrechtliche und bürgerliche Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger wollen und dieselbe selbst auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen bereit sind.

Egalité (franz.), Gleichheit, im politischen Sinn in der Revolutionszeit der Name, welchen der Herzog Louis Jos. Philipp von Orléans angenommen, s. Orléans.

Egartenwirthschaft, s. Eggartenwirthschaft.

Egau, Nebenfluß der Donau, entspringt im würtembergischen Oberamt Neresheim am Härdtfeld und mündet nach 6 Meilen langem Lauf oberhalb Höchstädt in Bayern.

Egede, 1) Hans, der Apostel Grönlands, am 31. Jan. 1686 in Norwegen geboren, ward 1707 als Prediger in Baagen in den Nordlanden angestellt, legte aber 1717 sein Amt nieder und ging nach Bergen, um sich von hier aus als Missionär nach Grönland zu begeben. Doch erst am 12. Mai 1721 konnte er mit 2 Schiffen, begleitet von seiner Frau, seinen 2 Söhnen und 46 Personen absegeln. Er erwarb sich in Grönland bald das Zutrauen der Eingebornen und gewann, besonders seit er es dahin gebracht hatte, in der Landessprache zu predigen, dem Christenthum mehr und mehr Raum, während zugleich der Handel, von dessen Gedeihen die Fortdauer seiner Mission abhing, guten Fortgang nahm. Die dänische Regierung sandte ihm daher mehre Missionäre zu Hülfe, und auch mährische Brüder traten in seine Arbeit ein, freilich mit minderem Glück als E. selbst. Nach fünfzehnjährigem Wirken kehrte er endlich nach Dänemark zurück, wo er 1740 zum Superintendenten der grönländischen Mission ernannt wurde u. für diese durch Errichtung des Seminariums für grönländische Missionäre u. durch Schriften unablässig wirkte. Er † im November 1758 zu Stubbekjöbbing auf der Insel Falster. Auch seine Frau, Gertrude Rasch, hatte an dem Missionswerk großen Antheil. Seine Schriften sind: „Det gamle Grönlands nye Perlustration aller Naturel-Historie" (Kopenhagen 1741, deutsch von Krünitz, Berlin 1763) u. „Omstaendelig Relation, angaaende den Grönlandske Missions Begyndelse og Fortsaettelse" (Kopenh. 1738, deutsch, Hamb. 1748). Vergl. J. H. Brauno, Hans E., 1839, u. A. G. Rudelbach, Christliche Biographien, 6. Lieferung.

2) Paul, Sohn des Vorigen, 1708 in Norwegen geboren, begleitete seinen Vater nach Grönland, studirte, nachdem er die Landessprache vollkommen erlernt, seit 1728 in Kopenhagen und wurde des Vaters Gehülfe und Nachfolger im grönländischen Lehramte von 1734—40. Nach Dänemark zurückgekehrt, wurde er Professor der Theologie, Direktor des Waisenhauses und Mitglied des Missionskollegiums, nach des Vaters Tode Aufseher der grönländischen Mission u. Bischof. Er † 1789 in Kopenhagen. Er setzte die Nachrichten seines Vaters über die grönländische Mission fort, gab 1789 sein „Journal Efterredninger an Grönland" (deutsch, Kopenh. 1790) heraus, vollendete 1766 die von seinem Vater begonnene Uebersetzung des Neuen Testaments ins Grönländische, lieferte einen grönländischen Katechismus (1756), gab ein grönländisch-dänisches Ritual (1783) heraus, übersetzte den Thomas a Kempis ins Grönländische (1787) und schrieb ein grönländisch-dänisch-lateinisches Wörterbuch (Kopenh. 1750) u. eine grönländisch-dänisch-lateinische Sprachlehre (das. 1760).

3) Hans E. Saabye, Sohn des Vorigen, bekleidete 1770—78 die Stelle eines Missionärs in den Distrikten Claushave und Christianshaab in Grönland und war später Hauptprediger zu Abbye im Stift Fyen. Er schrieb: „Brudstykke of en Dagebog, holden in Grönland i Aareae 1770—78 udgiven of Biskop Plum" (Odense 1816, deutsch von Fries, Hamburg 1817). Sein Bruder, Niels, ward als Lieutenant auf eine Entdeckungsreise nach der Ostküste Grönlands ausgesandt, die er auch beschrieb (Kopenhagen 1789, 2. Aufl. 1796), und † 1804 als Schiffskapitän.

Egel, Gruppe der Würmer, s. Blutegel.

Egeln, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, an der Bode, mit der Vorstadt Altmarkt, hat 2 evangelische u. eine katholische Kirche, eine Runkelrübenzuckerfabrik, Branntweinbrennerei, starke Kürschnerei u. 4107 Einwohner. Hier wurde sonst das unter dem Namen Egelei berühmte Bier gebraut.

Eger, 1) (Ohre, Oharka, lat. Agra), Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt auf dem Fichtelgebirge in Bayern, unweit des Schneebergs, aus dem Egerbrunnen in 2215 Fuß Meereshöhe und durchfloß sonst den Weiher von Weißenstadt, der jetzt entwässert ist. Selb, Rößla und andere Bäche des Fichtelgebirgs verstärken den jungen Fluß. Auf der innern Hochebene des Gebirgs fließt er in flacher Thalmulde, bildet dann bei Hohenberg ein tief eingeschnittenes malerisches Thal und tritt aus demselben in das flache, fast kreisrunde Egerland, das, ringsum von Höhen der hier zusammenstoßenden Gebirge Böhmerwald, Erz- und Fichtelgebirge umsetzt u. von einem Schichtenkomplex der mannichfachsten tertiären Süßwassergebilde erfüllt, 2—3 Meilen im Durchmesser hat. Weiter abwärts hat die E. von Elnbogen bis Kaaden ein tiefes, felsiges Bett, von Kaaden bis Saatz links bedeutende Höhen, aber von Klösterle abwärts ganz niedrige Ufer, die sie überschwemmt und sumpfig macht. Sie mündet unterhalb Theresienstadt, Leitmeritz gegenüber, in 385 Fuß Meereshöhe. Bis Eger beträgt das Gefälle 108 Fuß auf die Meile, von da bis zur Mündung 16 Fuß. Von einigen nach Norden gerichteten Strecken abgesehen, behält die E. östliche Hauptdirektion bei u. während ihres ganzen Laufs auch ihre röthliche Farbe, die aus dem Ocker der Quellen entsteht. Der Fluß ist 27 Meilen lang und sehr fischreich; die Schifffahrt wird durch sein starkes Gefälle u. zahlreiche Felsblöcke im Bette verhindert. Unter seinen Nebenflüssen sind noch zu nennen rechts die Tepl, links die Zwoda. Das obengenannte Egerland (mit über 30,000 deutschen Einwohnern), die sich durch Lebensweise, Tracht und Sitten auszeichnen, gehörte in frühester Zeit den Markgrafen von Vohburg, kam 1148 an die deutschen Kaiser, gab lange Zeit zu Streitigkeiten zwischen Böhmen und Bayern Anlaß, ward 1353 auf immer mit Böhmen vereinigt und bildet seit 1850 einen Bestandtheil des Egerkreises. — 2) Fluß im Würtembergischen, entspringt im Oberamt Ellwangen, fließt an Nördlingen vorüber und mündet nach 7 Meilen langem Lauf in die Wörnitz.

Eger (Cheb, Chebbe), Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises (von 79,3 QM. mit 352,195 Einw. in 19 Bezirken) im Königreich Böhmen, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Eger, im weiten, fruchtbaren Egerländchen, 1 Meile von der bayerischen Grenze, aus der eigentlichen Stadt und 3 Vorstädten bestehend, ist Sitz der Kreisbehörden, eines Hauptzollamts und einer Handels- und Gewerbekammer, hat ein schönes, großes Rathhaus nebst der Bürgermeisterwohnung (in welcher Wal-

lenstein ermordet ward), 8 Kirchen (darunter die prächtige zweigethürmte Stadtpfarrkirche), 2 Klöster der Dominikaner (seit 1296) u. der Franciskaner (seit 1260), ein Gymnasium und eine Hauptschule, ein Krankenhaus u. eine Kinderbewahranstalt und 11,012 Einwohner, welche starken Gemüsebau, sowie Handel und Gewerbe betreiben. Von der alten Burg der Markgrafen von Vohburg (in welcher Wallensteins Gefährten Terzki und Illo fielen) sind nur Trümmer übrig. Eine Stunde von E. liegt das berühmte Franzensbad (s. d.). Die Entstehung von E. ist unbekannt. Es war Sitz der Grafschaft E. und Eigenthum der Markgrafen von Vohburg, die hier in dem jetzigen „Steinhause", ihre Residenz hatten. Von ihnen kam die Stadt durch Heirath an den Kaiser Friedrich Barbarossa, der sie 1179 zur Reichsstadt erhob. Im Jahre 1270 brannte E. ganz ab. Kaiser Rudolf gab 1285 E. mit Elnbogen dem König Wenzel von Böhmen als Heirathsgut, doch scheint die Stadt davon ausgenommen gewesen zu sein. Seitdem Kaiser Ludwig der Bayer sie 1315 an Johann von Böhmen verpfändet hatte, blieb sie böhmisch. Im J. 1350 in E. großes Blutbad unter den Juden; 1389 Landfriede zur Beendigung des schwäbisch-österreichischen Krieges. Im Hussitenkriege litt E. viel, noch mehr im dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1631 ward es von den Schweden genommen und dem Kurfürsten von Sachsen überlassen, aber schon 1632 von den Kaiserlichen zurückerobert. Hier wurde Wallenstein mit seinen Anhängern am 24. Febr. 1634 ermordet (s. oben). Die Schweden unter Wrangel eroberten E. nochmals 1647 nach tapferer Gegenwehr von Seiten des Kaiserlichen Obersten Paradies. Im österreichischen Erbfolgekriege wurde die Stadt am 19. April 1752 von den Franzosen unter Moritz von Sachsen genommen, aber schon 1753 wieder an die Oesterreicher übergeben.

Egerbrunnen, s. Franzensbad.

Egeria, Quelle bei Rom vor dem kampanischen Thore, von einem den Kamönen geweihten Hain umgeben, geweiht der Nymphe Egeria, von welcher sich König Numa Pompilius nach der Mythe des Nachts in einem heiligen Hain über die Einrichtung des römischen Staats- und Religionswesens belehren ließ. Nach Numa's Tode begab sie sich in den Hain (Egeriae saltus, Egeriae lucus) bei Aricia u. beweinte daselbst jenen so lange, bis sie endlich von Diana in eine Quelle verwandelt wurde. Hier noch jetzt Trümmer von Marmorbekleidungen.

Egeria, Planet, am 2. Nov. 1850 von de Gasparis zu Neapel zwischen dem Wallfische und den Vorderfüßen des Widders entdeckt, gehört zu der zwischen Mars und Jupiter befindlichen Gruppe der kleinen Planeten.

Egerton, Lord Francis, früher Leveson Gower, englischer Schriftsteller, jüngerer Bruder des Herzogs von Sutherland, war 1828—30 Generalsekretär für Irland und saß dann wieder für Südlancashire im Parlament, trat aber 1845 aus. Er verfaßte mehre belletristische Schriften und eine Uebersetzung von Goethe's „Faust".

Egestas (lat.), Armuth, Dürftigkeit, auch Personifikation derselben.

Egg (Eigg), kleine Insel an der Westküste von Schottland, zur Grafschaft Inverneß gehörig, erreicht im Scuir of E. eine Höhe von 1339 Fuß. Hier beobachtete der Geolog Hugh Müller die Erscheinung des tönenden Sandes.

Egga, Handelsstadt im westlichen Sudan, im Lande Joruba, rechts am Niger, zählt 12—15,000 Einw., die Töpfe, Eisen- und Goldwaaren verfertigen, Zeuche weben und färben und sich überhaupt durch Betriebsamkeit auszeichnen.

Eggartenwirthschaft (Egartenwirthschaft), ein Wirthschaftssystem solcher Lagen, in denen häufige feuchte Niederschläge starken Graswuchs erzeugen, wie dies z. B. in Gebirgsgegenden der Fall ist. In der Regel beginnt die E. in einer Höhe von 2000 F. über der Meeresfläche. Brache wird bei derselben nicht gehalten, dagegen wird das Land öfters gedüngt, was um so leichter geschehen kann, da man diese Bewirthschaftung auf kleinen Flächen betreibt. Ob man das Land längere oder kürzere Zeit mit Grasbau liegen läßt, hängt von der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's ab. Ist nämlich der Boden schwer, thonig, so hält er die Feuchtigkeit lange und ist darum dem Grasbau zusagender als der leichte Boden. Ferner, je höher die Lage und je kühler also das Klima ist, desto mehr Land räumt man dem Grasbau ein, während man in niedrigerer Lage, bei weniger häufigen, aber starken feuchten Niederschlägen mehr Getreidefrüchte anbaut. In den höheren Lagen bestimmt man die Hälfte des Umlaufs für den Grasbau und die andere Hälfte für den Getreidebau. Bei der 8schlägigen E. werden bei genügendem Dünger 4 Halmfrüchte hintereinander angebaut; dann folgt 4 Jahre lang Grasbau. Bei der 7schlägigen E. wird folgende Fruchtfolge beobachtet: 1) Wintergetreide (gedüngt); 2) u. 3) Hafer; 4) Roggen (gedüngt); 5) bis 7) Wiese; bei der 6schlägigen E.: 1) Wintergetreide (gedüngt); 2) und 3) Hafer; 3) Roggen (gedüngt); 4) bis 6) Wiese. Die am meisten gebräuchliche E. ist die 6schlägige.

Egge, Ackergeräthe, welches zur Lockerung des Bodens dient und überdies den Zweck hat, das Land vom Unkraut zu reinigen und die Saaten unterzubringen. Die E.n haben entweder hölzerne, oder eiserne Zähne. Diejenigen mit hölzernen Zähnen eignen sich vorzugsweise für lockeren und leichten Boden. Da sie sehr leicht sind, so schneiden sie nicht tief in den Boden ein, sondern tanzen mehr auf demselben, wodurch die Schollen gut zerschlagen und zerkrümelt werden. Wenn dagegen die E. von Eisen ist, so schneidet sie tiefer in den Boden ein, wobei zwar die Schollen weniger zerschlagen werden, aber dafür das Unkraut besser aus dem Boden herausgerissen wird. Die E. mit eisernen Zinken eignet sich besser für schwere Bodenarten und für das Unterbringen solcher Sämereien, die eine tiefe Lage bekommen sollen. Eine jede E. muß aber folgende Eigenschaften haben: Die Zinken müssen eine solche Stellung haben, daß die Züge derselben nicht in einander treffen, sondern nebeneinander liegende Rinnen ziehen. Sie dürfen auch nicht zu nahe bei einander stehen, weil sich sonst die E. leicht verstopfen und dann ihren Zweck nicht erfüllen würde. Sie müssen endlich so zu einander stehen, daß die gezogenen Rinnen in gleiche Entfernung zu einander kommen, weil dann die Schollen besser zerkleinert werden und auch die Saat gleichmäßiger untergebracht wird. Von der gewöhnlichen E. (Landegge) unterscheidet sich die brabanter E.

dadurch, daß sie viel schwerer ist. Sie besteht aus 4 etwas gekrümmten Balken, in denen sich meist 27 Zähne oder Zinken befinden, die unter einem solchen Winkel zu einander gestellt sind, daß die gezogenen Rinnen ungefähr 2 Zoll weit von einander kommen. Sie wird meist vorn angespannt, kann aber auch von einer Ecke aus geleitet werden, wenn sie mehr auf dem Boden tanzen, als in denselben einschneiden soll. Die Engländer pflegen zwei oder mehre E.n mit einander zu verbinden, theils um an Zeit zu gewinnen, theils auch, damit das Land nicht von den Thieren vertreten werde. Ihre Geviertegge ist nämlich aus 4 E.n in der Weise zusammengesetzt, daß alle 4 E.n an einem Querbalken befestigt und von zwei Paar Zugthieren gezogen werden, von denen das eine Paar an dem einen Ende des Balkens und das andere Paar an dem andern Ende desselben angespannt ist. Wenn das Beet nicht zu breit ist, so kann es mit einer solchen Geviertegge auf Einmal geeggt werden. Dabei wird es nicht vertreten, denn die Thiere gehen in den Furchen. Noch häufiger wendet man die schottische Doppelegge an. Sie besteht aus zwei vierbalkigen E.n mit eisernen Zinken, die so in den Balken eingesetzt sind, daß die Rinnen stets parallel werden. Der Vortheil, den sie bietet, besteht darin, daß etwas an Zeit gewonnen und dabei der Boden weniger zertreten wird, als beim Gebrauch der einfachen E. Man hat auch E.n angefertigt, die vorzugsweise dazu bestimmt sind, die Haufenfurchen zu reinigen und zu lockern, wenn die Pflanzen schon aufgegangen sind (Furchenegge).

Wo es auf die Beseitigung von Unkraut ankommt, läßt man auch die E. dem Pfluge vorangehen. Große Bindigkeit des Bodens u. starke Verunkrautung desselben machen in der Regel ein öfteres Eggen nothwendig; ist aber ein Boden locker und vom Unkraut frei, so würde das Eggen geradezu schädlich sein, weil es das Entweichen der Bodenfeuchtigkeit u. Bodenwärme begünstigt, ja sogar zum Entweichen flüchtiger Düngertheile Veranlassung gibt. Da der Zweck des Eggens um so besser erfüllt wird, je rascher man dasselbe ausführt, so bespannt man die E.n am besten mit Pferden. Wenn es auf das Zerkleinern von Schollen ankommt, muß die E. während ihres Ganges öfters gehoben werden. Dies geschieht mittelst des Strickes, den man an den hintern Balken befestigt. Man eggt in der Regel das Feld der Länge nach; will man aber den Erfolg des Eggens erhöhen, kann man auch in die Quere eggen. Man hat auch mit dem Eggen in eine Runde schon Versuche gemacht; allein die Thiere werden dabei zu sehr angestrengt. Was die Zeit des Eggens anlangt, so ist ein längeres Liegenlassen des Feldes in rauher Furche sehr gut, weil dann die atmosphärischen Einflüsse mehr Macht gewinnen; auch gelangen dann die Unkrautsamen zum Keimen und werden von der E. leichter zerstört. Bei der Saatfurche folgt das Eggen häufig erst nach der Saat; zur Vertilgung des Unkrautes aber wendet man die E. in der Regel an, wenn das Feld grün ist. So oft ein Feld sich mit einer festen Kruste überzogen hat, ist eine Lockerung desselben mit der E. nöthig. In diesem Falle erweist sich ein Eggen in die Länge und Quere immer als sehr gut. Hat unmittelbar nach erfolgter Saat ein Platzregen das Land fest zusammengeschlagen, so muß es mittelst der E. gelockert werden, jedoch dürfen die Körner noch nicht gekeimt haben. Man darf nie eggen, so lange der Boden noch oberflächlich feucht ist; in diesem Falle würden nämlich schädliche Verklebungen Statt finden. Ueberhaupt ist der Grad der Trockenheit, die das Feld erlangt hat, hinsichtlich des Eggens sehr zu beachten.

Bei Feldbefestigungen ist die E. ein vortreffliches Annäherungshinderniß. Man wendet sie an: auf dem Glacis; auf den Grabensohlen der Vor- und Hauptgräben, wo sie auch hinter Pallisadirungen gegen die Escarpe gelehnt werden können, um das Ueberspringen der Pallisaden zu verhindern; zu Kehlschließungen u. Verbindungen der Intervallen von Verschanzungen, wenn man sich schnell gegen Reiterüberfälle sichern will; zur Sperrung aller Arten von Defiléen und zur Ungangbarmachung von seichten Gewässern, Furthen rc. In allen diesen Fällen müssen die E.n gehörig befestigt und in gehöriger Breite gelegt werden, um das Wegschaffen und Ueberspringen derselben gleich schwierig zu machen.

Egge, s. v. a. Teutoburgerwald, insbesondere aber die südliche Fortsetzung desselben an den Quellen der Ems und Lippe, s. Teutoburgerwald.

Eggenburg, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, am Westfuße des Obermanhartsbergs, mit Mauern umgeben, hat eine alte Kirche, ein Missionshaus der Redemptoristen und 1350 Einw. Die ganze Umgegend ist reich an Denkmälern des Mittelalters.

Egger, Emile, französischer Philolog, geboren den 18. Juli 1813 zu Paris, ist seit 1839 Professor der griechischen Sprache an der dortigen Universität und Verfasser zahlreicher Schriften, worunter besonders die „Latini sermonis vetustioris reliquiae" (Paris 1843) u. das „Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste" (das. 1844) hervorzuheben sind.

Eggers, Karl, Historienmaler, geboren um 1790 in Neustrelitz, war Schüler Matthäi's in Dresden u. ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Rom, wo er mit Ph. Veit im Vatikan malte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland nahm er Theil an der Ausführung der von Schinkel entworfenen Fresken in der Halle des berliner Museums. Seine Hauptwerke sind: Amor mit dem Köcher, im Schlosse Bellevue bei Berlin, die Fußwaschung Christi, im Dom zu Naumburg, u. a.

Eggert, Franz Xaver, Glasmaler, geboren 1802 in Höchstädt, erlernte in Augsburg die Dekorationsmalerei, besuchte dann seit 1824 die Akademie zu München und ward in der königlichen Schmelzmalerei daselbst beschäftigt. Er trug wesentlich zur Wiedererfindung und Vervollkommnung der Glasmalerei bei. Mit Kaspar Böhm führte er seit 1832 die Glasgemälde in der Aukirche zu München u. später die im regensburger Dom aus.

Eggestersteine, s. v. a. Extersteine.

Egidische Konstitution, Verfassung für die päpstlichen Staaten, unter Innocenz VI. durch den Kardinal Egidius Albornoz 1354 gegeben.

Egidius, s. v. a. Aegidius.

Egill, Skallagrimsön, berühmter Skalde auf Island, im 10. Jahrhundert, zugleich auch tapferer Krieger u. Seeräuber, tödtete in einem Kampfe den Sohn des Königs Erich Blodöxe von Norwegen, gerieth aber später in dessen Hände. Er erbot sich,

sein Leben durch einen improvisirten Gesang zu erkaufen; Erich willigte ein und wurde durch den Gesang so ergriffen, daß er das Todesurtheil zurücknahm. Das bezügliche Gedicht ist bekannt unter dem Titel „Höfud lausn" (Lösung seines Hauptes), lateinisch in Ol. Wormius' „Litteratura danica antiquissima" (Amsterd. 1836). Viele andere poetische Fragmente finden sich in der „Eigla" od. „Eigils-Saga" (isländisch mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, Hrappsey 1782, dänisch Kopenhagen 1738, Bergen 1760, 1770, lateinisch und dänisch, Kopenhagen 1809).

Egilsson, Sveinbjörn, einer der namhaftesten isländischen Gelehrten, geboren den 6. März 1791 im isländischen Distrikt Guldbringa, † den 17. August 1852 als emeritirter Rektor der Gelehrtenschule zu Reykjavik, war Mitstifter der Nordisk Oldskrift Selskab, für welche er eine lateinische Uebersetzung der „Fornmanna sögur" (Kopenhagen 1828—46, 12 Bde.) u. „Traer Sögur af Gisla Surssyni" (das. 1849) besorgte. Auch verfaßte er eine gelungene Uebersetzung des Homer ins Isländische und gab unter Anderem die jüngere Edda (Reykjavik 1848—49) heraus. Großes Verdienst erwarb er sich besonders durch sein „Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis" (Kopenh. 1855 f., 2 Bde.).

Egina, Insel, s. v. a. Aegina.

Eginhard (Einhard), der Biograph Karls des Großen, war von Geburt ein Deutscher, kam sehr jung an den Hof Karls des Großen, wo er Alcuins Unterricht genoß, und ward Geheimschreiber des Kaisers und Oberaufseher der öffentlichen Bauten. Unter seiner Leitung wurden unter Anderm die Brücke zu Mainz, die kaiserlichen Pfalzen zu Ingelheim und Aachen und die Basilika in letzterer Stadt ausgeführt. Nach Karls Tode zog er sich in die Villa Mühlheim im Odenwald zurück, gründete daselbst ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedikt, Seligenstadt genannt, in dem er selbst am 25. Juli 844 †. Sein Sarg sowie der seiner Gemahlin sind jetzt in der Kapelle im Schlosse Erbach aufgestellt, dessen Grafen ihren Ursprung von E. herleiten. E.s „Vita Caroli Magni", vor 820 beendigt, ist unstreitig das bedeutendste biographische Werk in der ersten Hälfte des Mittelalters. Die besten Ausgaben besorgten Pertz in den „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 2) und Ideler (Hamburg 1839, 2 Bde); eine deutsche Uebersetzung lieferte Abel (Berlin 1850). Auch E.s zweites Hauptwerk, die „Annales regum Francorum, Pippini, Caroli Magni, Hludowici imperatoris", den Zeitraum von 741—829 umfassend, steht weit über den übrigen Annalen des Mittelalters. Es wurde ebenfalls von Pertz herausgegeben im 1. Bande der „Monumenta" und von Abel übersetzt (Berlin 1850). Wichtig für die Geschichte seines Zeitalters sind auch die „Epistolae", 62 an der Zahl, abgedruckt in Weinkens „Eginhardus vindicatus" (Frankfurt 1714). Eine Gesammtausgabe seiner Werke mit französischer Uebersetzung veranstaltete Teulot (Paris 1840—1843, 2 Bde.). E.s Gemahlin, Emma, war nach der Sage eine Tochter Karl des Großen. Während einer nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden soll plötzlich Schnee gefallen sein, so daß sich E., ohne verrätherische Fußspuren zu hinterlassen, nicht entfernen konnte, Emma trug ihn daher über den Hof, und Karl der Große, vom Fenster aus Zeuge dieser Scene, willigte hierauf in die Ehe. Dieser Stoff wurde mehrfach poetisch bearbeitet, z. B. von Fouqué im Roman „Eginhard und Emma" und von Auber in der Oper „Der Schnee". Vergl. Dahl, Ueber E. und Emma, Darmstadt 1817.

Egli, Johann Heinrich, schweizerischer Musiker, geboren 1742 zu Seegruben im Kanton Zürich, † 1807 zu Zürich, lieferte zahlreiche Mensuralgesänge und ein Choralmelodienbuch, die in der ganzen protestantischen Schweiz verbreitet sind.

Eglisau, Stadt im schweizerischen Kanton Zürich, am Rhein, im sogenannten Rafzerfeld, mit Weinbau, Schifffahrt, Handel und 1700 Einw. Auf der linken Rheinseite steht ein altes Schloß. Hier Gefechte im September 1799 zwischen den (siegenden) Franzosen und den Oesterreichern.

Eglofs, Pfarrdorf im würtembergischen Donaukreis, unweit der bayerischen Grenze, mit altem Bergschloß und 150 (mit den dazu gehörigen 57 Weilern und Höfen 1400) Einw. E. (früher Megelolves, auch Meglof) bildete sonst eine eigene Grafschaft, die Graf Hartmann I. von Gröningen 1243 an Kaiser Friedrich II. verkaufte. Von den deutschen Kaisern wurde E. zu einer freien Bauerschaft erhoben. Später kam E. als Lehn an die Grafen von Avensberg-Traun, 1804 durch Kauf an die Fürsten von Windischgrätz und 1810 durch die rheinische Bundesakte als Standesherrschaft unter würtembergische Oberhoheit.

Egmond (Egmont), 1) Lamoral, Graf von E., Sprößling einer altadeligen niederländischen Familie, 1522 geboren, begleitete 1541 den Kaiser auf dessen unglücklichem Zuge nach Algier, sodann auf den Reichstag nach Speyer, wo er sich 1544 mit Sabina von Bayern vermählte. Im J. 1546 zu Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen, war er Befehlshaber in dem Heere, welches der Graf van Buuren dem Kaiser gegen den schmalkaldischen Bund zuführte, befand sich 1552 bei der unglücklichen Belagerung von Metz und drang nach der Einnahme von Hesdin im Juli 1553 mit seinen Reitern bis in die Gegend von Amiens vor. Im December 1553 schloß er als Gesandter in England den Ehevertrag zwischen der Königin und dem Infanten. Für seine in den Schlachten bei St. Quentin 1557 und bei Gravelines 1559 geleisteten Dienste ward er zum Statthalter der Provinzen Flandern und Artois ernannt. Der durch ihn veranlaßte Sturz Anton Perrenots, Bischofs von Arras und Ministers des Königs, hatte nur Anarchie und Verwirrung zur Folge. Da die Versprechungen, welche man E. 1565 in Spanien auf seine Bitten um Milderung der Beschlüsse des Konciliums zu Trient gegen die Protestanten gemacht hatte, nicht erfüllt wurden, so ließ er sich verleiten, an der Verschwörung des niederländischen Adels Theil zu nehmen, und verband sich mit dem Prinzen von Oranien zum Widerstande gegen Spanien. Zu spät bereuete er aber, eine Revolution hervorgerufen zu haben, die nur dazu bestimmt schien, dem Prinzen von Oranien eine Macht zu gründen. Er zog sich zwar von den Verschwörern zurück, nahm selbst an der Belagerung von Valenciennes Theil und war einer der Ersten, der den von der Statthalterin geforderten Eid schwur, daß er den katholischen Glauben vertheidigen und die Feinde des Königs als seine eigenen ansehen wolle; zu schwer aber

lastete der Verdacht auf seinem Haupte, und die Freundlichkeit des inzwischen angekommenen Herzogs von Alba gegen ihn war nur eine Maske. Nach einer Berathung über die Herstellung der Sicherheit des Landes, zu welcher E. eingeladen worden war, wurde er plötzlich am 9. Sept. 1567 mit van Hoorn verhaftet, in der Citadelle von Gent verwahrt und vor den von Alba angeordneten Consejo de las altercaciones gestellt. Umsonst protestirte er gegen die Kompetenz dieses Gerichts, auf die Privilegien der Ritter des Ordens vom goldenen Vließe sich berufend, umsonst liehen ihm die Rechtsgelehrten von Brüssel ihren Beistand zur Rechtfertigung gegen 90 Klagepunkte, von denen einige unbeantwortet blieben; E. ließ auch die letzte ihm zur Vertheidigung gesetzte Frist verstreichen, und so fällte Alba am 14. Mai das Kontumacialerkenntniß gegen ihn. Am 4. Juni wurde er, als des Crimen laesae majestatis et rebellionis schuldig, zum Tode verurtheilt u. am 5. Juni 1568 zu Brüssel mit van Hoorn enthauptet, seine Familiengüter wurden konfiscirt und sämmtliche Titel eingezogen. E.s Tod ist Gegenstand der goethe'schen Tragödie „Egmont". Vergl. Bercht, Geschichte des Grafen E., Leipz. 1810.

2) Philipp, Graf von E., Sohn des Vorigen, kämpfte in seiner Jugend gegen die spanische Herrschaft, erhielt aber 1577 im Frieden zu Gent die Titel seines Vaters zurück und blieb seitdem dem Katholicismus und dem König Philipp II. von Spanien ergeben. Nach vielen Waffenthaten im Befreiungskriege der Niederländer ward er mit 18,000 Mann dem Herzog von Mayenne zu Hülfe geschickt. Er fiel am 14. März 1590 in der Schlacht von Ivry gegen Heinrich von Navarra.

Egmont, 1) (E. van Zee), Dorf in der niederländischen Provinz Nordholland, Bezirk Alkmaar, an der Nordsee, mit den Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Egmond, hat 1200 Einw. Hier Schlacht zwischen den Franzosen u. Russen 1799. — 2) E. (neuseeländisch Haupapa), vulkanischer Berggipfel auf der Halbinsel Taranaki, der nördlichen Insel von Neuseeland, 8840 F. hoch.

Egmont, Justus van, Maler, 1603 zu Leyden geboren, wahrscheinlich Schüler von Rubens, lebte anfangs hauptsächlich Bildnißmaler, später auch Historienmaler, meist in Frankreich und ward eines der zwölf ersten Mitglieder der 1648 gegründeten pariser Akademie. Er † 1674 zu Antwerpen. Die wiener Gallerie besitzt von ihm zwei Bildnisse König Philipps IV. von Spanien, ferner das Bildniß des Erzherzogs Leopold Wilhelm. Für die mechelner Metropolitankirche führte er für Rubens ein großes Abendmahl aus.

Egoismus (v. lat. ego, ich), Ichsucht, Selbstliebe, Selbstsucht, diejenige Willensrichtung, welche den Menschen bestimmt, stets nur in eigenem Interesse zu denken und zu handeln. Nur auf der untersten Stufe sittlicher und gesellschaftlicher Bildung kann der E. des Menschen natürliche Denkungsart genannt werden, weil eben jede Begierde zunächst Befriedigung verlangt, weshalb auch der E. so vielgestaltig auftritt, als es Begierden, Neigungen, Leidenschaften der Menschen gibt, und sich so verschiedenartig äußert, als die Menschen nach Geschäften, Bedürfnissen, Erwerbs- und Verkehrsverhältnissen, bürgerlicher Stellung, Bildungsgraden 2c. verschieden sind. Die alte Unterscheidung zwischen feinem und grobem E. ist unbestimmt und läßt sich weder nach dem Gegenstande u. dem Grade des E., noch nach den Rang- und Bildungsklassen der Menschen durchführen. Eine genauere Unterscheidung macht man nach der größeren oder geringeren Gefährlichkeit und Schädlichkeit des E. für gemeines oder Privatwohl und nach dem Grade der Verächtlichkeit desselben hinsichtlich der äußeren, socialen Stellung des Egoisten.

Egressy, 1) Gabriel, ungarischer Schauspieler, 1810 zu Laßlófalu in dem borsoder Komitat geboren, entfloh dem väterlichen Hause und fand, nachdem er mehren wandernden Truppen angehört, beim klausenburger Theater eine bleibende Anstellung. Später vollendete er seine künstlerische Bildung zu Wien und ward seit 1837 eine Hauptzierde des neu eröffneten ungarischen Nationaltheaters zu Pesth. Er zeichnete sich durch abgerundetes Spiel, treffliche Mimik u. reinen Vortrag sowohl in der Tragödie, als im Konversationsstück aus und übte einen großen Einfluß auf die Entwickelung jenes nationalen Instituts. Die shakspeare'schen Dramen verpflanzte er durch Uebersetzungen auf die ungarische Bühne. In den Revolutionsstürmen von 1848 und 1849 wurde er als Regierungskommissar in die untere Theißgegend, namentlich von Szegedin, geschickt; wegen zu großer Härte jedoch wieder abberufen. Er kehrte hierauf zur Bühne zurück, floh nach Unterdrückung der Revolution nach der Türkei, erhielt aber später die Erlaubniß zur straffreien Rückkehr.

2) Benjamin, Schauspieler und Komponist, Bruder des Vorigen, betrat 1834 die Bühne und wurde 1837 ebenfalls Mitglied des Nationaltheaters zu Pesth. Während der Revolution trat E. unter die Honveds, wurde aber als komorner Kapitulant amnestirt und der Bühne zurückgegeben. Er ist als Komponist bedeutender denn als Schauspieler. Seine musikalischen Werke zeichnen sich besonders durch den Reichthum lieblicher Melodien aus und erlangten in Ungarn große Beliebtheit. Auch als Dramenübersetzer hat sich E. hervorgethan.

Egripo, neugriechischer Name von Chalcis.

Egusiöl, ein schönes goldgelbes fettes Oel, welches mandelartig schmeckt und aus den reifen Samen einer Kürbisart durch warmes Auspressen gewonnen wird. Es kommt von Westafrika, namentlich von Sierra Leone in den Handel u. dient als vorzügliches Speiseöl, als Brennöl oder Maschinenfett. Auch unter dem Namen Barra ist es bekannt.

Ehe, die nach gesetzlichen Vorschriften eingegangene und mit besondern Rechten und Pflichten verbundene Vereinigung eines Mannes und Weibes zur lebenslänglichen und ungetheilten Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes E. ist Gesetz, daher früher auch jede gesetzlich eingegangene Verbindung zwischen mehren Personen mit dem Worte E. bezeichnet wurde. Allmählig beschränkte man diesen Ausdruck auf die gesetzlich eingegangene Verbindung zwischen Mann u. Weib, indem man das Wort E. dem Konkubinat, welchem die Eigenschaft der Gesetzlichkeit abgeht, entgegensetzte. Ueber die Definition von E. ist von jeher viel gestritten worden, je nachdem man sich mehr auf den materiellen, physiologischen, philosophischen, theologischen oder juristischen Standpunkt stellte. Die Definition des römischen Rechts: Nuptiae

sive matrimonium est viri et mulieris conjunctio, individuam vitae consuetudinem continens, ist im Wesentlichen auch in das kanonische Recht übergegangen, jedoch bald durch den Begriff der Sakramentseigenschaft modificirt worden. Die physischen Zwecke der E. sind nicht zu negiren, aber sie sind nicht das Charakteristische, denn sie können auch im Konkubinat erreicht werden. Die E. ist ein religiös-sittliches Institut; sie erhebt Mann und Weib über das bloß Sinnliche, da ihre Grundlagen Liebe, Achtung und gegenseitige Hingebung, ihre Bedingungen Selbstbeherrschung durch Enthaltung des Sinnengenusses mit jedem andern Individuum, gegenseitiges Sich-freuen, Dulden und Beistehen sind. Die E. ist in dieser Beziehung an sich zwar kein juristisches Verhältniß, sie ist es aber doch wegen ihrer umfassenden, alle Lebensverhältnisse berührenden Bedeutung geworden. Indem nun das Recht den Einfluß der E. auf die rechtlichen Verhältnisse bestimmt, die rechtlichen Wirkungen der E. festsetzt und dadurch ihr selbst einen juristischen Charakter gibt, muß auch die Frage, wann die E. vorhanden ist, wann also jene Wirkungen eintreten, eine juristische werden; es entstehen Rechtssätze auch über die Entstehung und Endigung der E., obschon kein Recht bei der Beantwortung jener Frage von der Leitung der sittlichen und religiösen Principien sich losreißen darf, durch welche der Begriff und das Wesen der E. gegeben wird. Die E. als Rechtsverhältniß ist ein Recht jedes Gatten an der Person des Andern. Den Inhalt dieses Rechts bildet die eheliche Gemeinschaft, soweit ihre Pflichten als rechtliche aufgefaßt werden können. Rechtliche Folgen der ehelichen Gemeinschaft sind: Gleichheit des Standes und des Domicils der Gatten; die gegenseitige Verpflichtung, für den Unterhalt des Andern zu sorgen; die Befreiung von der Pflicht zum Zeugniß gegen einander; die prävalirende Stellung des Mannes und das entsprechende Abhängigkeitsverhältniß der Frau; die Pflicht der Frau, dem Domicil des Mannes zu folgen, 2c.

In dem Wesen der E. als der vollkommensten sittlichen Lebensvereinigung der Geschlechter liegt es, daß dieselbe ihre Bestimmung vollkommen nur erfüllen kann als **Monogamie** (E. Eines Mannes mit Einer Frau), indem nur so eine durch gegenseitige Ergänzung hervorgebrachte Einheit der Person denkbar ist. In den Ländern, wo **Polygamie** (Vielweiberei) eingeführt ist, nimmt daher die E. einen ganz anderen Charakter an und gleicht mehr einem Dienstverhältnisse zwischen den Frauen und dem Manne.

Bei den **orientalischen** Völkern finden wir fast überall Polygamie, doch kann dieselbe glücklicher Weise fast nie allgemein Statt finden, denn nur in seltenen Fällen vermag der Mann mehr als Eine Frau zu ernähren, auch nähern sich die Zahlenverhältnisse der Männer und Weiber meist einander so, daß allgemeine Vielweiberei eine reine Unmöglichkeit ist. Bei den Chinesen wurden u. werden noch heute die Frauen verkauft. Polygamie ist hier erlaubt, doch sind kaum $^{9}/_{10}$ des chinesischen Volks im Stande, die Kinder auch nur Einer Frau zu ernähren. Die Frauen leben äußerst eingezogen und dürfen sich fast nie öffentlich sehen lassen; nach dem Tode des Mannes steht seinen Erben das Recht zu, die Wittwen als Sklavinnen zu verkaufen. Bei den Babyloniern herrschte Polygamie. Die Mädchen wurden auf dem Markte öffentlich versteigert. Von den Medern wird uns berichtet, daß bei ihnen Polyandrie (Vielmännerei) bestanden habe. Unter den Persern dagegen führte schon Zoroaster Monogamie ein, und bei ihnen scheinen überhaupt die Frauen eine würdigere Stellung eingenommen zu haben als bei den übrigen asiatischen Völkern, was schon daraus hervorgeht, daß bloß in dem Fall der Unfruchtbarkeit einer Frau der Perser sich eine andere nehmen durfte, und zwar nur mit Einwilligung der ersteren. Die Zustände der Indier haben viele Aehnlichkeit mit denen der Chinesen; Polygamie ist erlaubt, kommt aber selten vor. Es besteht kein Verbot, aus einer Kaste in die andere zu heirathen, woraus die jetzigen vielen Zwischen- oder Mischkasten entsprangen. In Aegypten war die Polygamie beschränkt, und überhaupt wurde den Frauen mit mehr Achtung begegnet. Sicher ist es, daß der Priesterkaste nur Monogamie gestattet war. Bei den Juden wurde die Vielweiberei auch von Moses nicht abgeschafft; meist hatte der Mann 4 Frauen, 2 wirkliche und 2 Sklavinnen. Er konnte sich ohne alles Weitere von dem Weibe scheiden und war nicht einmal verpflichtet, der Verstoßenen Unterhalt zu gewähren. Die Mädchen wurden verkauft, bisweilen um sehr sonderbare Kaufpreise (vergl. 1. Sam. 18, 21—27). Erst nach der babylonischen Gefangenschaft schwand die Polygamie. Durch die höhere Bildungsstufe, auf welcher Griechen u. Römer standen, wurde auch eine humanere Behandlung des weiblichen Geschlechts und eine im Allgemeinen befriedigende Regelung der ehelichen Verhältnisse herbeigeführt. Von einem eigentlichen Familienleben war aber auch bei ihnen noch nicht die Rede. Das öffentliche Leben, der Staat, absorbirte fast alle übrigen Verhältnisse; so kam es denn, daß auch die E. mehr oder weniger als Staatsanstalt betrachtet wurde. Durch einen richtigen Instinkt und den ihnen angeborenen politischen Sinn wurden die **Griechen** zur Monogamie hingeleitet, womit auch in den übrigen socialen Verhältnissen eine Hauptwurzel des asiatischen Despotismus vernichtet wurde. Am tiefsten unter allen griechischen Völkern standen in der Behandlung ihrer Frauen die Spartaner. Es war ganz der Rohheit ihrer übrigen Einrichtungen angemessen, daß sie die E. bloß als Staatsanstalt betrachteten, um dem Vaterlande gesunde, kräftige Krieger zu verschaffen, aus welchem Grunde die Mädchen zu körperlichen Uebungen angehalten, aber auch Ehelosigkeit (Agamia), sowie Mißheirath (Kalogamia) und Zuspätheirathen (Opsigamia) bestraft wurden. Zu demselben Zweck war es den spartanischen Frauen zu Zeiten, wo ihre Männer im Kriege abwesend waren, erlaubt, sich mit Anderen, besonders schönen und kräftigen jungen Leuten, einzulassen. Die auf diese Weise erzielten Kinder (Parthenier) wurden von Staatswegen erzogen. Die E. zwischen Verwandten in gerader Linie war verboten. Zu Athen finden wir die Frauen mehr zurückgehalten als bei den Doriern, namentlich den Spartanern, doch wurden im Allgemeinen dieselben weit besser behandelt; nicht bloß der Mann, sondern auch die Frau wurde als berechtigter Theil in der E. betrachtet. Keine athenische Bürgerin durfte eine E. ohne Einwilligung ihrer Aeltern

schließen; auch war in gewissen Fällen die Verheirathung naher Verwandten verboten. Dagegen war die E. unter Verwandten Pflicht, wenn ein Bürger bloß eine Erbin hinterlassen hatte, in welchem Falle diese den nächsten ihrer Anverwandten ehelichen mußte, um das Vermögen der Familie zu erhalten. Nach Einigen soll es gewöhnlich gewesen sein, daß sich Männer ihre Frauen liehen, wie dies Tertullian von Socrates und Alcibiades meldet. Anderwärts aber finden wir Andeutungen, welche eine hohe Achtung und Ehrfurcht vor der weiblichen Tugend verrathen. Den Römern, jenem Volke des praktischen Verstandes, war es vorbehalten, den eigentlichen Begriff der E. herauszufinden und ihn ins Leben einzuführen. Trotz des Versuchs mehrer Kaiser, der Polygamie Eingang zu verschaffen, blieb die E. monogamisch. Der Staat machte übrigens seinen Einfluß zu Gunsten der E. auf eine sehr lobenswerthe Weise geltend: Ehelosigkeit wurde bestraft, sehr fruchtbare E.n dagegen begründeten gewisse Rechte (jus liberorum). Das strenge römische Civilrecht erkennt von jeher nur Eine Art der E. an unter dem Namen Nuptiae, justae nuptiae, justum matrimonium; aber selbst diese konnte verschiedenerlei Wirkungen haben, je nachdem sie mit der Conventio uxoris in manum mariti verbunden war oder nicht (s. Manus). Sie konnte nur zwischen zwei römischen Bürgern bestehen u. war dadurch unterschieden von dem Matrimonium juris gentium, welches die E. zwischen Peregrinen od. zwischen römischen Bürgern u. Peregrinen war. Außerdem bestand noch ein tolerirtes außereheliches Verhältniß, das Konkubinat, das nur darin von der E. verschieden war, daß die Konkubine nicht Genossin des Rangs und Standes ihres Mannes ward. Die eheliche Verbindung der Sklaven hieß Contubernium. Bei den altgermanischen Völkern finden wir Polygamie erlaubt, aber nur sehr selten („Standes halber", wie Tacitus sagt) vorkommend. Der Mann gab eine Brautgabe an die Frau, meist in Rindern, gezäumten Pferden, Waffen 2c. bestehend. Besonders ausgezeichnet sind die Germanen durch ihre strenge Bewahrung der ehelichen Treue und durch die schweren Strafen, welche auf deren Verletzung gesetzt waren. Bei einzelnen Völkerschaften bestand die Sitte, daß nur Jungfrauen heirathen durften, wodurch den Wittwen die Möglichkeit einer zweiten Verehelichung abgeschnitten war. Auf mehre Aussprüche der Apostel gestützt, erkannte die christliche Kirche von Anfang nur die Monogamie an, die sie übrigens überall schon vorbereitet fand, indem die Römer in allen Ländern, wohin sie ihre Gesetzgebung getragen hatten, gerade hierauf einen entschiedenen Einfluß geübt hatten. Anfangs blieben die Bestimmungen des römischen Rechts in Gültigkeit; allein als die Kirche nach und nach anfing, ihre Macht auszubreiten, kam es bald dahin, daß sie sich, vermöge des in der E. liegenden religiösen Elements, ganz und gar derselben bemächtigte. So erhielten im Orient seit dem 7. Jahrhundert (u. seit der Christianisirung der Germanen auch im Occident) die kirchlichen Sanktionen das Uebergewicht. Gestützt auf Ephes. 5, 32, wo die E. ein Mysterium genannt wird, was die Vulgata mit Sacramentum übersetzt, legte man der E. selbst das Prädikat Sacramentum bei, u. noch heut zu Tage erkennt die katholische Kirche die E. als eins der sieben Sakramente an. Von nur vorübergehendem Einfluß war in der ersten Zeit des Christenthums der übergroße Purismus, durch welchen sich die Anhänger jener Religion auszeichneten. Wie alle Sinnenlust, betrachtete man auch den Umgang der beiden Geschlechter als etwas Sündliches, und die E. wurde fast nur als ein nothwendiges Uebel geduldet. Wie sich zur Zeit der Entwickelungsperiode der germanischen Welt, im Mittelalter, in allen Verhältnissen die schreiendsten Gegensätze ausbildeten, so geschah dies auch hinsichtlich der E. Während wir auf der einen Seite die allerreinste, das weibliche Geschlecht fast als göttliches verehrende Liebe erblicken, wie bei den Troubadours und Minnesängern, sehen wir auf der andern Seite Einrichtungen sich entwickeln, die der rohesten Barbaren würdig gewesen wären, wie das Jus primae noctis mancher Gutsherren. Doch bleibt dem Mittelalter immer das Verdienst, daß sich in ihm ein eigentliches Familienleben herausbildete. Die Reformation äußerte Einfluß auf die Gesetzgebung über die E., auf das Institut als solches aber nicht. Die ihrer Menschenwürde gemäße Stellung, welche jetzt die Frauen einnehmen, ist lediglich eine Folge der gesteigerten Civilisation. Wie überhaupt das Christenthum bei seiner Verbreitung stets sehr vorsichtig auf den bestehenden Socialzustand der zu bekehrenden Völker Rücksicht nahm, so war dies namentlich hinsichtlich der E. der Fall. Wo man unüberschreitbare Hindernisse fand, ließ man sogar die Polygamie bestehen, z. B. bei den alten Sachsen, und so kommt es denn, daß noch heut zu Tage eine christliche Völkerschaft (die Bewohner von Kongo) existirt, bei welcher Vielweiberei herrscht, abgesehen von der Sekte der Mormonen (s. d.) in Nordamerika. Das Konkubinat wurde durch die Reichspolizeiordnung von 1577 als etwas Unsittliches und Gemeingefährliches verboten. Neben der eigentlichen christlichen E. kommen bei germanischen Völkern noch vor die E.n zur linken Hand (morganatische E.n, matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem salicam), welche sich darin von der eigentlichen E. unterscheiden, daß die Frau nicht den Rang und Stand des Mannes theilt, und die Kinder bezüglich der Succession in Lehen, Fideikommisse nicht die vollen Rechte haben. Es hängt dies Institut mit den Verhältnissen des hohen Adels zusammen, bei welchem allein es vorkommen kann. Das Nähere s. unter Ebenbürtigkeit. Was die nichtchristlichen Völker der Neuzeit anlangt, so modificiren die Juden ihre Eheverhältnisse mehr oder minder nach den in den Ländern, wo sie sich aufhalten, herrschenden gesetzlichen Grundbestimmungen. Bei den Mohammedanern herrscht Polygamie, doch auch nur unter der reicheren Klasse. Der vornehme Türke hat gewöhnlich 4 Weiber und außerdem noch eine beliebige Anzahl von Sklavinnen, welche ihm als Konkubinen dienen. Verboten ist die E. mit den Weibern des Vaters, mit den Müttern, Schwestern, Töchtern, Muhmen, mit den Töchtern der Brüder und Schwestern, mit den Säugeammen und Milchschwestern, den Müttern der Weiber, den Stieftöchtern, sowie mit schon verehelichten Weibern, mit Ausnahme der Sklavinnen. Als Kuriosität ist noch zu bemerken, daß auf der malabarischen Küste Polyandrie bestehen soll.

Was die E. als Rechtsverhältniß betrifft, so

lassen sich die Normen des Naturrechts in Bezug auf sie auf folgende wenige Sätze reduciren. Die E. als vollkommene Lebensvereinigung der Geschlechter beruht auf Vertrag. Da jeder Vertrag auflösbar ist und aufgelöst wird durch die entgegengesetzte Absicht beider Parteien, so ist auch die E. auflösbar und wird wirklich aufgelöst, wenn beide Ehegatten darin übereinstimmen, sie auflösen zu wollen. Tritt der eine Kontrahent gegen den Willen des andern zurück, d. h. wird die E. aufgelöst durch Verschulden des einen Gatten, so treffen diesen natürlich alle Nachtheile, welche der Bruch eines Vertrags nach sich zieht. Darin, daß die E. eine vollkommene Lebensvereinigung ist, liegt, daß Alles, was die Ehegatten besitzen, ihnen gemeinschaftlich gehört, daß sie überhaupt nach Außen nur als Eine Person auftreten, gegenseitig verpflichtet sind, sich zu ernähren und in allen Fällen des Lebens sich gegenseitig beizustehen. Aus der Vereinigung der Geschlechter ist es abzuleiten, daß die E. nicht eingegangen werden kann zwischen noch nicht Mannbaren und Zeugungsunfähigen. Die umfangreichste Gesetzgebung über die ehelichen Verhältnisse besitzen jedenfalls die Deutschen, da bei ihnen in dieser Beziehung nicht bloß die gewöhnlichen Legislationen, das römische, kanonische u. deutsche Recht, gelten, sondern auch noch das mosaische, als eine Einrichtung unmittelbar göttlichen Ursprungs, u. außerdem noch eine Masse partikularrechtlicher Bestimmungen existiren. Einfacher ist die neuere französische Gesetzgebung. Nach dem deutschen Eherecht geht der E. meist ein präparatorischer Vertrag vorher: das Sponsalium, Verlöbniß, Eheversprechen, ein Institut des römischen Rechts, das aber nicht geradezu als nothwendig erfordert wird (s. Sponsalien). Der Abschluß der E. selbst kann, wie der jedes rechtlichen Geschäfts, nur unter gewissen Voraussetzungen erfolgen. Ein Ehehinderniß ist vorhanden, wenn entweder die natürliche Fähigkeit zur E. fehlt, oder besondere gesetzliche Verbote entgegenstehen. Der technische Ausdruck ist Impedimentum matrimonii; die Bedeutung eines solchen ist sehr verschieden. Diese Hindernisse können verschiedene Wirkungen haben: theils kann ihnen die Kraft beigelegt sein, eine schon geschlossene E. wieder aufzuheben (impedimenta dirimentia, trennende Impedimente), theils aber kann ihre Wirkung bloß auf beabsichtigte E. ausgedehnt sein, so daß eine schon geschlossene E. zwar bestehen bleibt, die Uebertreter des Gesetzes aber bestraft werden (impedimenta impedientia, aufschiebende Impedimente). Ferner unterscheidet man Impedimenta publica und privata. Die Berücksichtigung der Impedimenta publica wird von Amtswegen überwacht, wie z. B. das Ehehinderniß wegen Verwandtschaft, doch hindert dieser Charakter der Oeffentlichkeit an sich die betreffende Behörde nicht, von dem Ehehinderniß zu dispensiren, wenngleich es auch indispensable öffentliche Ehehindernisse gibt. Die Impedimenta privata werden nur in sofern berücksichtigt, als der andere Ehegatte oder ein dritter Berechtigter dieselben geltend macht, wie z. B. Zwang zur Eingehung der E. od. mangelnde Einwilligung des Vaters. In allen unseren Rechtsquellen finden wir solche Ehehindernisse aufgezählt; ihre Anzahl ist daher beträchtlich angewachsen. Absolute Hindernisse sind solche, welche Jemandem die E. überhaupt unmöglich machen, relative solche, welche die E. nur für bestimmte Personen verhindern. Zu den ersteren gehören: Fehler der physischen Fähigkeit, wie zu junges Alter (nach römischem Recht wurde Pubertät [für Männer 14, für Weiber 12 Jahre] erfordert, nach neueren Gesetzgebungen werden meist von Weibern 14, von Männern 18 Jahre gefordert), Kastration u. Impotenz; Mangel der Fähigkeit zu einer Willensbestimmung: Wahnsinn, Trunkenheit. Wer schon verheirathet ist, kann keine fernere E. eingehen (impedimentum ligaminis); Diejenigen, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben, sind nach katholischem Kirchenrechte durch dasselbe von dem Eingehen einer E. abgehalten, namentlich also katholische Geistliche. Wittwen dürfen während des Trauerjahrs um ihren Gatten, nach heutigem Recht während der ersten 9 Monate nach seinem Tod, nicht wieder heirathen; Ehefrauen aber, die wegen eines Ehebruchs verurtheilt und geschieden wurden, ist eine zweite Verehelichung ganz und gar untersagt. Ein absolutes, meist nur aufschiebendes Impediment ist Mangel der Einwilligung von Aeltern, Verwandten, Vormündern und Vorgesetzten. Nach römischem Rechte stand das Einwilligungsrecht nur Demjenigen zu, der väterliche Gewalt über die eheschließende Person hatte, nach altgermanischem Rechte aber war dies ein Recht der Vormundschaft überhaupt, also auch der Mutter u. Vormünder. Heut zu Tage steht das Konsensrecht nur den beiden Aeltern und in deren Mangel dem Vormunde zu; es kann aber bei grundloser Versagung der Einwilligung der Richter dieselbe suppliren, so daß also dies Recht keineswegs ein rein willkürliches ist. Personen, die im öffentlichen Kirchen-, Hof-, Civil- od. Militärdienste stehen, bedürfen nach den meisten Partikularrechten des Ehekonsenses der vorgesetzten Dienstbehörde. Arme, von der Gemeinde unterhaltene Personen bedürfen zur Verehelichung auch der Erlaubniß dieser. Zu den relativen Impedimenten gehört zunächst die Verwandtschaft. Das mosaische Recht verbot die E. mit der Mutter, mit des Sohnes Tochter, mit der Tochter Tochter, mit der vollbürtigen und halbbürtigen Schwester, mit der Mutter Schwester. Im römischen Recht bestanden Eheverbote zwischen Ascendenten und Descendenten in infinitum, zwischen Personen, die im Respectus parentelae stehen (doch kam bisweilen die E. zwischen Onkel und Nichte vor), zwischen Geschwistern mit Ausnahme der zusammengebrachten Geschwister. Das kanonische Recht folgte dem mosaischen und römischen Recht, stellte aber später noch strengere Regeln auf und verbot nicht bloß die E. zwischen Geschwisterkindern, sondern selbst die zwischen Andergeschwisterkindern (sobrini), also bis zum 6. Verwandtschaftsgrad inclusive nach römischer Komputation. Um die Eheverbote und mit diesen die Dispensationsgebühren zu mehren, ließ man später zwar den Worten nach das Verbot bis zum 6. Grad fortbestehen, führte aber eine neue Zählungsart der Grade ein, die sogenannte Computatio canonica, bei welcher nicht, wie bei der römischen Komputation, die Zeugungen auf beiden Linien, sondern nur auf der einen, und zwar der längeren, gezählt werden. Hiernach waren also durch das kanonische Recht die E.n erst vom 14. Grad römischer Komputation an erlaubt. Innocenz III. jedoch beschränkte 1216 die Eheverbote wieder bis auf den 4. Grad kanonischer

Komputation inclusive. Das protestantische Kirchenrecht schloß sich an die bestehende Praxis an u. gab nur die Fälle frei, in denen regelmäßig dispensirt wurde (s. unten); es wurde daher die E. schon im 3. Grad kanonischer Komputation gestattet. Seit dem vorigen Jahrhundert ging man im Dispensiren noch weiter, wodurch Veranlassung gegeben wurde, die Eheverbote noch mehr zu beschränken. Doch ist zwischen den verschiedenen Partikulargesetzgebungen keine Uebereinstimmung. Als neuestes gemeines Recht der evangelischen Kirche kann man annehmen: die gerade Linie ist durchgehends ein vernichtendes indispensables öffentliches Ehehinderniß. Die Seitenlinie desgleichen im ersten Grade, also in Ansehung der Geschwister. Außerdem besteht ein dispensables vernichtendes öffentliches Ehehinderniß im zweiten ungleichen Grade, also zwischen Oheim und Nichte, Neffe und Muhme, sowie überhaupt bei vorhandenem Respectus parentelae, in welchem also die evangelische Kirche bis auf den heutigen Tag ein Ehehinderniß mehr besitzt als die katholische Kirche. Zwischen ehelicher u. außerehelicher Verwandtschaft wird hierbei kein Unterschied gemacht. Auch die Schwägerschaft bildete ein Ehehinderniß. Nach mosaischem Recht war verboten die E. mit der Stiefmutter, Stieftochter, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Tochter des Stiefsohns und der Stieftochter, des Bruders Frau und des Vatersbruders Frau. Hatte aber der verstorbene Bruder mit seiner Frau keinen Sohn gezeugt, so war die E. mit seiner Wittwe nicht nur erlaubt, sondern sogar eine Pflicht (Leviratsehe). Das römische Recht untersagte die E. zwischen verschwägerten Ascendenten u. Descendenten, in der Seitenlinie war Schwägerschaft meist kein Hinderniß; erst später wurde Verheirathung mit der Frau des verstorbenen Bruders und der Schwester der verstorbenen Frau verboten. Von dem kanonischen Recht wurden, ähnlich wie bei der Verwandtschaft, die Verbote unter Verschwägerten unmäßig ausgedehnt. Man untersagte solche E.n bis zum 6. Grad der Verschwägerung nach römischer Komputation, und erst Innocenz III. setzte dies Verbot bis auf den 4. Grad herab. Geschlechtsgemeinschaft mit einer Blutsverwandten der Braut bezeichnete man mit dem Ausdruck Affinitas illegitima, illegitime Schwägerschaft, u. eine solche hinderte früher den Abschluß der E. überhaupt, später aber nur bis zum 2. Grad. Durch Affinitas legitima superveniens, einen Ehebruch mit einer Blutsverwandten der Braut, wurde die E. nichtig; in späteren Zeiten wurde dem unschuldigen Ehegatten nur freigegeben, die ehelichen Pflichten zu versehen (matrimonium claudicans). Das römisch-rechtliche Impedimentum publicae honestatis zwischen der Braut mit dem Vater des Bräutigams und dem Sohne mit der Braut des Vaters wurde von dem kanonischen Recht als „Quasiaffinitas" auch auf die Seitenlinie weiter ausgedehnt, vom tridentinischen Koncil aber auf den ersten Grad kanonischer Komputation beschränkt. Das evangelische Kirchenrecht verminderte die Verbote des kanonischen Rechts ebenso wie bei der Verwandtschaft u. erkannte besonders in Bezug auf die Quasiaffinität nur das römische Recht an. In den neueren milderen Gesetzgebungen ist die letztere meist ganz und gar unberücksichtigt geblieben, so namentlich im preußischen Landrecht. Ein ferneres Impediment war die bürgerliche Verwandtschaft u. Schwägerschaft. Das römische Recht verbot nicht nur die E. zwischen Adoptiväktern und Adoptivkindern, sowie zwischen dem Adoptivkinde und dem Agnaten des Adoptivvaters, sondern auch die E. des Adoptivvaters mit der Frau des Adoptivsohnes u. umgekehrt. Doch sollte nach Aufhören der Vormundschaft, z. B. durch Emancipation, die E. zwischen dem Adoptivkinde u. den Agnaten des Adoptivvaters wieder erlaubt sein, was bei den andern angeführten Impedimenten nicht der Fall war. Diese Normen sind auch in den neueren Gesetzgebungen recipirt. Das tridentinische Koncil leitete aus der durch Taufe und Firmung entspringenden Cognatio spiritualis Ehehindernisse nur zwischen dem Taufenden, sowie zwischen dem Pathen u. dem Taufkinde und analog bei der Firmung her. Die evangelische Kirche verwarf den ganzen Begriff. Ein ferneres Ehehinderniß ist der Zwang. Als erzwungen gilt aber eine Eheschließung, wenn Jemand durch absolute oder durch psychische Gewalt, z. B. durch ernstliche Drohung eines bedeutenden Uebels, zur Eheschließung genöthigt worden ist. Dahin gehört aber nicht der sogenannte Metus reverentialis, d. h. die Furcht vor dem älterlichen Zorn im Falle einer Weigerung. Entführung war im römischen Rechte ein absolut vernichtendes Ehehinderniß, heute fällt sie lediglich unter den Gesichtspunkt des Zwangs. Der Irrthum kann ebenfalls einen Grund zur Annullirung der E. abgeben, so Irrthum über die Identität der Person, über Eigenschaften, welche bei Eingehung der E. ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden sind, z. B. Virginität, über körperliche, bereits bei Eingehung der E. vorhandene Gebrechen, welche die Zwecke der E. vereiteln, 2c. Dagegen ist der Betrug nicht als ein besonderes Ehehinderniß zu betrachten, sondern es hängt hier Alles von dem Grade des durch den Betrug hervorgerufenen Irrthums ab. Von eigentlichen Bedingungen (Resolutiv- oder Suspensivbedingungen), unter denen eine E. geschlossen werde, kann nach dem Wesen der E. selbstverständlich nicht die Rede sein. Nach römischem Recht durften der Tutor und dessen Sohn die Pupilla vor abgelegter Vormundschaftsrechnung nicht heirathen. Die Praxis hat dieses Impediment beibehalten, obgleich das kanonische Recht keine Rücksicht auf dasselbe nimmt. Ein Institut des deutschen Rechts ist das Eheverbot wegen Standesungleichheit. Im älteren einheimischen Recht wurde überhaupt Gleichheit des Standes unter den Ehegatten erfordert; später wurde dies Princip zwar im Allgemeinen verdrängt, aber der hohe Adel hat in der Regel durch die ihm zukommende Autonomie das ältere Recht bei sich erhalten. Was die Religionsverschiedenheit (disparitas cultus) anlangt, so sind nach gemeinem Kirchenrechte E.n mit Juden, Heiden od. Mohammedanern unstatthaft. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, im Wege der Partikulargesetzgebung die E. mit Juden zu gestatten. Ueber die Verschiedenheit der christlichen Konfession als Ehehinderniß s. Gemischte Ehe. Die Dispensation von Ehehindernissen bezieht sich überhaupt nur auf gewisse öffentliche, sei es vernichtende, sei es aufschiebende, Ehehindernisse, da die Geltendmachung der privaten Hindernisse den Interessenten selbst überlassen bleibt und von den öffentlichen manche, z. B. zu nahe Verwandtschaft, indis-

pensabel sind. In der katholischen Kirche ist für alle vernichtenden Ehehindernisse und für das aufschiebende Ehehinderniß der Ketzerei der Papst allein zur Dispensation befugt. In allen übrigen Fällen ist der Bischof kompetent. In der evangelischen Kirche ertheilt die Dispensation je nach der Wichtigkeit der Fälle der Landesherr, das Konsistorium oder der Superintendent. Bei bürgerlichen Hindernissen erfolgt die Dispensation von der bürgerlichen Obrigkeit.

Nach römischem Recht wurde die E. durch die einfache Uebereinstimmung der beiden Parteien vollgültig; Hochzeitsgebräuche waren wohl üblich, aber nicht nothwendig. Zwar bildete sich schon früh die Sitte aus, die E. mit einer kirchlichen Feierlichkeit (hierologia, Kopulation) zu beginnen, doch war davon keineswegs die Gültigkeit der E. abhängig, sondern es war bloß ein Mittel, den Konsens der Brautleute zu konstatiren. Da aber dennoch öfter heimliche E.n vorkamen (matrimonia clandestina), u. auf diese Weise verbundene Eheleute leicht wieder auseinander gehen u. öffentlich neue E.n eingehen konnten, so daß dann dieses Matrimonium publicum ein Ehebruch wurde, so verordnete das tridentinische Koncil: es solle vor jeder E. ein dreimaliges Aufgebot erfolgen u., wenn kein Einspruch geschehen sei, der Konsens der Brautleute vor dem Pfarrer und zwei Zeugen ausgesprochen werden. Auch ward ermahnt, sich von dem Pfarrer einsegnen zu lassen, ohne daß jedoch die Gültigkeit der E. dadurch von der Benedictio sacerdotalis abhängig gemacht ward. In Bezug auf den Ort, wo die eheliche Verbindung vorgenommen werden solle, wird vom kanonischen Recht nur gewünscht, daß dies in der Kirche geschehe; in Beziehung auf die Zeit aber sind bestimmte Fristen festgesetzt, während welcher keine Trauung vorgenommen werden darf. Dies ist der Fall in der Advents- und Fastenzeit, vom ersten Advent bis Epiphaniä und vom Aschermittwoch bis zum Sonntag nach Ostern; es kann jedoch auch von diesen Beschränkungen dispensirt werden. Die einzelnen Gebräuche bei der Kopulation richten sich nach den bestehenden Observanzen (s. Trauung). Die geschlossene E. wird in das Kirchenbuch eingetragen. In den Parochien, wo das oben berührte tridentinische Dekret nicht publicirt wurde, besteht noch das ältere Recht; die E.n können daher formlos geschlossen werden. Besondere Schwierigkeiten entstanden bei dem Abschluß gemischter E.n (s. d.), indem die katholische Kirche, obgleich sie selbst die E. der Evangelischen unter sich als Sakrament anerkennt, die Erlaubniß zur Eingehung einer solchen Heirath von vortheilhafteren Bedingungen für sich abhängig machte. Die evangelische Kirche stellte anfangs gar keine Bestimmungen über die Form der E. auf; nur einige Aeußerungen von Luther verlangen, daß die E. öffentlich geschlossen werde. Später aber wurde die Ansicht von der E. als heiligem Stand mehr u. mehr vorherrschend, und jetzt ist es allgemeine Rechtsansicht, daß die Kopulation der Ehegatten unumgänglich nothwendig sei, und daß im Allgemeinen nicht davon dispensirt werden könne. Kopulation mittelst eines Prokurators ist durch das kanonische Recht unter Voraussetzung eines Specialmandats gestattet, doch muß nachträglich noch die ausdrückliche Genehmigung des abwesenden Kontrahenten erfolgen. Jetzt kommt diese Stellvertretung nur noch bei fürstlichen Personen vor. In neuerer Zeit ist hie u. da das Institut der Civilehe (s. d.) in Aufnahme gekommen; man versteht darunter die E., welche ohne kirchliche Formen geschlossen wird, bei welcher also die kirchlichen Formen auch nicht einmal als bürgerliche vorgeschrieben sind. Es ist dies Institut eine Neuerung, denn sowohl das tridentinische Koncil, wie das evangelische Kirchenrecht forderte die kirchliche Einsegnung der E. Die Civilehe kommt zuerst vor in Holland und Schottland, sodann seit 1787—92 in Frankreich. In Deutschland ist das Institut, abgesehen von den überrheinischen Territorien, wo auch nach Aufhören der französischen Okkupation französisches Recht fortbestand, bis jetzt nicht zur gesetzlichen Ausbildung gelangt. Die Grundrechte von 1848, welche §. 20 die bürgerliche Gültigkeit der E. lediglich von der Vollziehung eines Civilakts abhängig machen, so daß die kirchliche Trauung nur nach Vollziehung desselben Statt finden kann, sind nirgends zur Geltung gekommen; auch der damit übereinstimmende Art. 16 der preußischen Verfassungsurkunde vom 5. Dec. 1848 u. der Art. 19 der revidirten Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850 sind nicht zur Ausführung gekommen, so daß heute noch in Preußen eine Civilehe nur ausnahmsweise nach dem Religionspatent vom 30. März 1847 denjenigen Staatsangehörigen gestattet ist, welche aus den gesetzlich anerkannten Religionsgemeinschaften ausgetreten sind. Bei der morganatischen E. theilt die Frau vertragsmäßig Rang u. Stand des Mannes nicht, während eine solche E. in allen übrigen Beziehungen bürgerlich und kirchlich wirksam ist. Nicht zu verwechseln hiermit ist die sogenannte Gewissensehe (matrimonium conscientiae), d. h. eine Gesellschaft zweier Personen verschiedenen Geschlechts, welche für ein ausschließendes eheliches Beisammensein auf Lebenszeit, ohne Beobachtung kirchlicher Trauungsfeierlichkeiten, bloß durch gegenseitige Erklärung des Ehekonsenses errichtet wird. Diese letztere ist bürgerlich nur als Konkubinat zu beurtheilen. Die Ehegatten sind sich gegenseitige Treue schuldig. Kinder aus einer legitimen E. sind selbst legitim. Nach dem Grundsatz „Pater est quem nuptiae demonstrant“ hat die Frau eine Klage auf Anerkennung ihrer Kinder durch den Mann, wenn sich dieser weigert. Durch nachfolgende E. erhalten in gewissem Umfange außereheliche Kinder die Rechte ehelicher (legitimatio per subsequens matrimonium). Dieses galt im römischen Recht nur von den Konkubinenkindern (liberi naturales), wurde aber durch das kanonische Recht u. die Praxis auch auf die übrigen unehelichen Kinder (vulgo quaesiti) ausgedehnt. Kontrovers ist die Frage, ob auch die im Ehebruch erzeugten Kinder (adulterini) durch nachfolgende E. legitimirt werden oder nicht. Die Frage ist unbedingt zu bejahen, denn wenn auch Kap. CX, qui filii sint legit. (4, 17), das Gegentheil festsetzt, so hängt dies nur mit dem früheren, aus dem römischen Recht entlehnten Grundsatz zusammen, daß die E. zwischen dem Ehebrecher u. der Ehebrecherin schlechthin nichtig sei, ein Satz, der in dem kanonischen Recht bedeutende Modifikationen erlitt. Doch ist die Praxis noch verschieden. Bei der E., die von den Kontrahenten bona fide eingegangen ist, aber später unzulässig erscheint (matrimonium putativum, vermeintliche E.), ist es zweifelhaft, ob die aus dersel-

den entsprossenen Kinder legitim seien oder nicht. Die gewöhnliche u. richtige Ansicht hat sich für das Erstere entschieden, indem sie auch dem Theil, welcher das entgegenstehende Hinderniß nicht kannte, alle Rechte eines wahren Ehegatten zuschreibt. Uebrigens haben die Aeltern auch noch die Pflicht, ihre Kinder zu erhalten u. zu erziehen. Die unter Einfluß der E. stehenden Vermögensverhältnisse sind doppelter Art. Einestheils setzen sie einen konstitutiven Akt voraus, so daß sie zwar nicht unmittelbare Wirkung der E. sind, durch die E. aber einen eigenthümlichen rechtlichen Charakter erhalten; anderntheils sind es solche, die ipso jure aus der E. folgen. Ueber das römische Dotalsystem s. Mitgift, über das System der deutschen Gütergemeinschaft s. d.; hinsichtlich der unwillkürlichen Vermögenswirkungen unter Ehegatten verweisen wir namentlich auf Schenkungen unter Ehegatten.

Die E. wird entweder so getrennt, daß sie gänzlich aufhört, also eine neue E. möglich wird, oder so, daß nur das eheliche Zusammenleben, nicht aber das Vinculum matrimonii gelöst wird, also eine neue E. nicht möglich ist. Der erstere Fall liegt vor bei Tod eines Ehegatten, bei richterlicher Nullitätserklärung, sowie bei richterlicher Scheidung. Der letzte Fall, die dauernde Scheidung von Tisch und Bett, Separatio perpetua quoad torum et mensam, ist nur der katholischen Kirche bekannt. Eine temporäre Scheidung von Tisch und Bett aber kennen beide Kirchen. Bei vorliegender Nichtigkeit würde es eigentlich einer besondern Nichtigkeitsklage nicht bedürfen, es sind aber doch Klagen gegeben, welche auf die Nullitätserklärung der E. gehen, sogenannte Nullitätsklagen, wobei natürlich nur die trennenden, nicht die zu beseitigenden Ehehindernisse entscheiden. Ist das trennende Hinderniß ein öffentliches, so können nicht nur die Eheleute, sondern auch Dritte die Klage anbringen, und der Richter muß ex officio darüber eine Untersuchung anstellen. Die Nullitätsklage wird begründet durch Seelenstörungen, durch den Mangel des gesetzlichen Alters, durch geflissentliche Verheimlichung solcher Uebel, welche außerdem in die Sinne gefallen sein würden und namentlich den Zwecken der E. mittelbar oder unmittelbar hinderlich sind durch Körpergebrechen u. Mängel, die, als nicht sofort in die Sinne fallend, dem andern Theile unbekannt blieben, und wodurch die Begattung und Kindererzeugung entweder ganz verhindert oder bedeutend erschwert, oder der natürliche Antrieb dazu unterdrückt, oder die Besorgniß der Ansteckung u. Uebertragung auf die Kinder gerechtfertigt wird. Nach kanonischem Recht sollen die Nullitätsklagen nur vor dem Bischof u. dem Synodalgericht verhandelt werden. In zweifelhaften Fällen ist für Aufrechterhaltung der E. zu entscheiden, u. der Vertreter der Gültigkeit der E. (defensor matrimonii) soll gehalten sein, wenn gegen die E. entschieden wird, auch gegen den Willen der Parteien ex officio die ihm zustehenden Rechtsmittel zu ergreifen. Ist die Nullitätsklage begründet, so wird die E. aufgehoben, u. zwar ex tunc, d. h. von Anfang an, wenn sie nicht ein Matrimonium putativum (s. oben) war. Die evangelische Kirche u. die Partikularrechte folgen diesen Grundsätzen, die aber dann auf Schwierigkeiten führen, wenn die E. eine gemischte war und die Principien des Staats und der Kirche nicht harmoniren, besonders wenn die E. legitimum nec ratum ist. In dieser Beziehung hatten die Grundrechte (Art. 5, §. 20) bestimmt, daß die bürgerliche Gültigkeit der E. nur von der Vollziehung des Civilakts abhängig sei, wodurch die Kirche gezwungen worden wäre, sich in solchen Fällen auf ihre eigene Kraft zu verlassen oder überhaupt ihre veralteten, einer vernünftigen Gesetzgebung und dem Geiste der Zeit geradezu widersprechenden Bestimmungen über Bord zu werfen. Namentlich war auch bestimmt, daß die Religionsverschiedenheit kein bürgerliches Ehehinderniß sein solle, wodurch den Anmaßungen der Religionsparteien auf einmal ein Ziel gesetzt woredn wäre. Eine wirklich bestehende gültige E. kann nur bei Lebzeiten beider Ehegatten aufgelöst werden durch Ehescheidung (divortium). Bei den Römern bestand vollkommene Scheidungsfreiheit; jeder der Ehegatten konnte die E. einseitig auflösen (repudium mittere). Eine Auflösung mit gegenseitiger Uebereinstimmung (divortium bona gratia) war ganz ohne nachtheilige Folgen für die beiden Parteien; hatte dagegen der eine Ehegatte dem andern einseitig die E. ohne Grund aufgekündigt, oder hatte er ihm gegründete Ursache zur Auflösung der E. gegeben (diese justae causae waren durch kaiserliche Konstitutionen festgesetzt), so verlor die schuldige Ehefrau zur Strafe ihre Dos, der schuldige Ehemann seine Donatio propter nuptias. War keine Dos oder Donatio propter nuptias bestellt, so traf den schuldigen Ehegatten der Verlust des vierten Theils seines Vermögens. Waren Kinder aus der E. vorhanden, so fiel die verwirkte Dos oder Donatio propter nuptias nach späteren kaiserlichen Verordnungen an die Kinder aus dieser E., mit Ausnahme einer Virilportion, welche der schuldige Ehegatte zurückbehalten konnte. Auch nach mosaischem Recht bestand vollkommene Scheidungsfreiheit. Christus aber erklärte (Matth. 19, 8 und 9), daß eine Scheidung nie nach menschlichem Willen erfolgen solle; bloß beim Ehebruch solle sie erlaubt sein. Auch wird vor Wiederverehelichung gewarnt und dieselbe geradezu Ehebruch genannt. Deshalb entstand in der älteren Kirche ein großer Streit, ob überhaupt eine Wiederverehelichung zuzulassen sei, der durch die Autorität Augustins dahin entschieden wurde, daß ein Geschiedener bei Lebzeiten des andern Theils nicht wieder heirathen dürfe. Doch wurde diese kirchliche Lehre keineswegs gleich ins Leben eingeführt; erst im 12. Jahrhundert gelang es, die Ansicht von der gänzlichen Unauflösbarkeit der E. überall zur Geltung zu bringen. Man leitet dieselbe aus der Sakramentalität der E. her; daß aber der Begriff des Sakraments der Auflösung der E. nicht entgegen sei, hat der Kirchenrechtslehrer Dr. Michl überzeugend nachgewiesen. Nur eine Scheidung von Tisch und Bett (separatio quoad mensam et torum) erlaubt die katholische Kirche, u. zwar eine beständige (perpetua) u. zeitweilige (temporaria). Die Separatio perpetua erfolgt wegen Ehebruchs u. wegen böslicher Verlassung (malitiosa desertio), die Separatio temporaria dagegen aus gegenseitigem Haß und Feindschaft, wegen Abfalls vom katholischen Glauben und Gefahr der Verführung für den andern Theil, wegen ansteckender Krankheit 2c. Die katholische Separatio perpetua wird partikularrechtlich in ihren civilen Wirkungen oft der völligen Scheidung gleichgesetzt, und es wird dem Gewissen

der Getrennten überlassen, ob sie eine fernere E. eingehen wollen oder nicht. In Frankreich wurde während der Republik die Scheidung den Eheleuten völlig freigegeben; Napoleon hob jedoch die eigenmächtigen Scheidungen wieder auf, und im „Code Napoléon" wurden nur Untreue des Mannes, die jedoch erst dann vorliegt, wenn er eine Konkubine in der gemeinschaftlichen Wohnung gehabt hat, und Untreue der Frau, Mißhandlungen und grobe Injurien, Verurtheilung zu entbehrenden Strafen und beiderseitige Einwilligung, doch auch nur, wenn der Mann über 25 und die Frau über 21 Jahre alt ist, und unter vielen Förmlichkeiten, als gültige Scheidungsgründe anerkannt. Die evangelische Kirche verließ die Theorie des kanonischen Rechts und der Reformation, welche als zweiten Ehescheidungsgrund die bösliche Verlassung aufgestellt hatten, und erklärte, Christus habe nur die willkürliche Trennung der E. verboten; zulässig sei die wirkliche Scheidung nur im Fall des Ehebruchs. Man hob das Verbot einer zweiten E. auf, indem nun nicht mehr, wie bei den Katholiken, die erste E. als „vinculum" fortbestand. Im Laufe der Zeit wurden noch folgende Gründe als geeignet, eine vollkommene Scheidung zu bewirken, anerkannt: Sodomie und Päderastie, fortgesetzte Verweigerung der ehelichen Pflichten, unversöhnlicher Haß und Feindschaft, Lebensnachstellung, Verhinderung der Zeugung und Abtreibung der Leibesfrucht, Unverträglichkeit, Unfruchtbarkeit der Frau, Untüchtigkeit des Mannes, Gefängniß, infamirende Strafen, Unkeuschheit mit Andern vor der E. Nach dem preußischen allgemeinen Landrecht dürfen auch wegen Wahnsinns des einen Theils u. auf Grund gegenseitiger Einwilligung kinderlose E.n geschieden werden. Auch eine Scheidung von Tisch und Bett kennt die protestantische Kirche, jedoch nur, um bei Mangel hinreichender Scheidungsgründe die Gatten durch eine vorläufige Trennung wieder auszusöhnen. Gelingt dies nicht, so geht sie nach Verlauf einiger Jahre unter richterlicher Auktorität in eine vollständige Scheidung über. Die Wirkung einer vollständigen Scheidung besteht in der Auflösung des bisherigen Nexus in persönlicher und dinglicher Beziehung. Die Frau führt aber meist den Namen des Mannes fort; jeder der beiden Theile kann eine zweite E. eingehen. Die Vermögensverhältnisse werden mit Rücksicht auf Schuld und Unschuld gesondert und dabei bestimmte Vortheile und Nachtheile zuerkannt. Ob die Kinder einem der beiden Ehegatten allein zu überlassen sind, oder ob sie getheilt werden sollen, darüber hat der Richter nach den Umständen des Falls zu bestimmen. Bei der Scheidung einer gemischten E. sollte jeder der beiden Theile nach seinem Rechte beurtheilt werden; doch weicht die Praxis hiervon ab, indem die geistlichen Gerichte den evangelischen Theil mit dem katholischen nach demselben Princip zu beurtheilen pflegen, während die weltlichen das Umgekehrte thun.

Das römische Recht erlaubt die successive Polygamie, jedoch nicht ohne Beschränkung, und setzt namentlich auf zu frühe Wiederverheirathung der Wittwen (vor dem 10. Monat, später vor Ablauf eines Jahrs) Vermögensstrafen und Infamie (poenae festinatarum nuptiarum). Auch waren noch mancherlei Vermögensnachtheile mit der Schließung einer zweiten E. verbunden. Das deutsche Recht hat manche dieser „Poenae" anerkannt; die Partikularrechte weichen aber von einander ab. Die Beobachtung des Trauerjahres ist vorgeschrieben u. gewöhnlich für Frauen auf 9 Monate, für Männer auf 12 oder 6 Wochen bestimmt, wovon aber dispensirt werden kann; auch folgt aus der Verletzung derselben weder Infamie, noch folgen die römischrechtlichen Vermögensnachtheile, obgleich andere Nachtheile nach den Landesgesetzen verschieden festgesetzt sind. In der Kirche wurde von jeher die zweite E. gemißbilligt, aber ohne vielen Erfolg; noch jetzt wird bei den Katholiken die zweite E. nicht vollständig benedicirt. Bei den Protestanten geschieht dies, ja sogar zur Wiederverheirathung schreitende geschiedene Personen werden noch einmal vollständig kopulirt. Die Gerichtsbarkeit in Ehesachen stand früher allgemein den geistlichen Gerichten, in der evangelischen Kirche den Konsistorien zu, ist aber in neuerer Zeit an die weltlichen Behörden, bie u. da unter Mitwirkung geistlicher Mitglieder, übergegangen. Das Verfahren in Ehesachen ist im Allgemeinen ein summarisches, der Eheprozeß (Scheidungs-, Desertions-, Quasidesertionsprozeß) bildet eine besondere Gattung des summarischen Prozesses.

Ehebruch (adulterium), die im rechtswidrigen Vorsatze (wissentlich) zu Schulden gebrachte Verletzung der ehelichen Treue seitens einer verheiratheten Person durch Ausübung des Beischlafs mit einer andern Person, mit welcher sie nicht verheirathet ist. Er wird von dem römischen Recht aus dem Gesichtspunkte der Privatverletzung als Kränkung des Ehemannes an Vermögen und Ehre aufgefaßt, woher es auch kommt, daß wohl die fleischliche Vermischung einer Frau mit einem Unverheiratheten, nicht aber die eines Mannes, dem das Jus tori zustand, mit einer Unverheiratheten als E. angesehen wird. Das kanonische Recht sieht dagegen in dem E. hauptsächlich die Sünde des verletzten Sakraments und wurde in seinen harten Ansichten über E. bestärkt durch die strenge Bewahrung der ehelichen Bande, welche bei den germanischen Völkern herrschte. Der jetzigen gemeinrechtlichen Behandlungsweise des E.s liegen vorzüglich die Bestimmungen der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. (Carolina) zu Grunde. Zum Thatbestand des E.s werden heut zu Tage erfordert: Vorhandensein einer Ehe (bei den Römern genügte schon Vorhandensein des Verlöbnisses, was ältere Kriminalisten bewog, auch ein Quasiadulterium für Untreue der Brautleute anzunehmen), Vorhandensein einer gültigen Ehe, während bei den Römern auch eine putative Ehe hinreichte, fleischliche Vermischung mit einer anderen Person als dem Ehegatten, u. zwar wird bei dieser Vermischung Dolus erfordert, d. h. die Ueberzeugung, daß man selbst, oder daß der andere Konkumbent die Pflichten ehelicher Treue verletzt. Daß hiernach auch der mit einer Unverheiratheten sich in geschlechtlichem Umgang befindende Ehemann einen E. begeht, ist klar; es ist also die Bestimmung des römischen Rechts, welche das Gegentheil festsetzt, durch unsere neuere Ansicht verdrängt. Auch der unverheirathete Konkumbent ist sowohl nach römischem Recht, als nach der Carolina als Ehebrecher zu betrachten und als solcher zu bestrafen. Willigt der eine oder der andere Theil in einen von dem anderen Ehegatten mit einer dritten Person zu vollziehenden E. ein, so kann dies dem

E. nicht seinen Charakter als solchem nehmen, wie Manche meinen, da ja bei dem E. noch ganz andere als rein privatrechtliche Interessen in Frage kommen. Der E. ist einfach (adulterium simplex), wenn nur Ein Theil, und doppelt (adulterium duplicatum, Oberhurerei), wenn auch der andere Theil verheirathet ist. In den Reichsgesetzen ist noch keine besondere Gattung des E.s, der sogenannte öffentliche E. (mitunter präsumtiver E. genannt), namentlich hervorgehoben. Dieser ist vorhanden, wenn Eheleute sich ohne Weiteres trennen und mit anderen „leichtfertigen" Personen sich abgeben, so daß daraus ein öffentliches Aergerniß entsteht. Die Strafen des E.s sind früher sehr hart gewesen und noch bei vielen Völkern geradezu an Grausamkeit grenzend. Das ehebrecherische Weib des Hindu wird auf einem öffentlichen Platze durch Hunde zerrissen, der Ehebrecher aber lebendig verbrannt. Die auf den Hochgebirgen des Kaukasus in Asien wohnenden Lesghier steinigen die Ehebrecherin. Die Tscherkessen halten den E. für schlimmer als den Mord, der Ehebrecher verfällt der Privatrache des beleidigten Gatten. Bei den Mainoten wird der Ehebrecher für vogelfrei erklärt, so daß ihn Jeder ungestraft tödten kann. Die Juden steinigten die freie Ehebrecherin und den Ehebrecher, wenn er die Frau eines verheiratheten Freien gemißbraucht hatte, zu Tode. Solon erlaubte den Atheniensern, die ehebrecherische Frau als Sklavin zu verkaufen. Nach der Lex Julia de adulteriis s. de stupris traf die Ehebrecher die Strafe der Relegation, die Frauen außerdem noch Verlust der Hälfte ihrer Dos und eines Drittheils ihres Vermögens, den Mann aber Verlust des halben Vermögens. Konstantin führte für den Mann die Todesstrafe, für das Weib Geißelung und lebenslängliche Einsperrung in ein Kloster ein, wenn sie nicht der Mann nach 2 Jahren von derselben befreite. Außerdem wurden noch eine Menge Vermögensstrafen festgesetzt. Nach der Carolina (Art. 120) „sollen der ehebrecher sampt der ehebrecherin nach sage unser vorfarn und unser Kayserlichen rechten gestrafft werden". Die gemeinrechtliche Strafe für den E. ist noch die römische: Todesstrafe für den Mann, Geißelung und lebenslängliche Verstoßung ins Kloster für die Frau (wofür bei den Protestanten eine verhältnißmäßige Gefängnißstrafe substituirt werden muß), wenn sie der Mann nicht binnen 2 Jahren begnadigt. Die privatrechtlichen Vermögensstrafen aber sind durch die Praxis längst aufgehoben. Für den öffentlichen E. ist durch die Reichspolizeiordnungen arbiträre Strafe an Leib u. Gut angeordnet, für welche die Praxis hier u. da auch die gemeinrechtliche Strafe des wahren E.s eingeführt hat. Diese gemeinrechtlichen Bestimmungen sind aber in den meisten Ländern durch partikuläre Gesetzgebungen über den E. aufgehoben worden. In England hörte die Strafe vor weltlichen Gerichten schon frühzeitig ganz auf, u. dem beleidigten Ehemanne ward bloß Schadenklage gegen den Verführer seiner Frau zugestanden. In Frankreich kann die verbrecherische Ehefrau nur auf Verlangen des Mannes mit Gefängniß von 3 Monaten bis zu 2 Jahren und ihr Mitschuldiger mit gleichem Gefängniß und einer Geldbuße von 100—2000 Frcs. bestraft, der untreue Ehemann aber nur dann mit einer Geldbuße auf Verlangen der Frau belegt werden, wenn er in der ehelichen Wohnung selbst eine Konkubine unterhalten hat. Das österreichische Strafgesetzbuch behandelt den E. als Polizeivergehen und straft ihn auf Klage des unschuldigen Theils mit Arrest von 1—6 Monaten; das allgemeine preußische Landrecht setzt auf den E., wenn deshalb eine Ehe getrennt wird, Gefängnißstrafe, die bei doppeltem E. bis zu einjähriger Zuchthausstrafe steigen kann. Die neueren deutschen Strafgesetzbücher gehen nicht über 3 Monate Gefängniß hinaus, u. zwar erfolgt Bestrafung meist nur auf Antrag des verletzten Theils. Das Recht zur Anklage wegen E.s ist im neueren römischen Recht auf den Ehemann und andererseits auf den Vater, Bruder und Oheim der Frau beschränkt worden. Noch weiter geht in dieser Beschränkung die Carolina, die nur dem verletzten Ehegatten jenes Recht einräumt, welchen Grundsatz auch die meisten neueren Legislationen recipirt haben. Dies Recht zur Stellung des Strafantrags fällt aber weg, wenn der unschuldige Ehegatte in den E. eingewilligt od. zu demselben verleitet hat, ingleichen wenn er nach erlangter Kenntniß von dem E. dem ehebrecherischen Ehegatten ausdrücklich oder stillschweigend verziehen hatte; hier gilt die freiwillige Vollziehung des Beischlafs, unter der Voraussetzung der erlangten Kenntniß, als stillschweigende Verzeihung. Früher hatte man in Bezug auf das Beweisverfahren die Ansicht, daß ein E. nur durch Geständniß der Betheiligten erwiesen werden könne, jetzt aber verfährt man hierbei allgemein ganz nach den Grundsätzen des Beweises in Kriminalsachen überhaupt. Strafschärfungs- und Strafmilderungsgründe werden anerkannt. Doch lassen sich hierüber keine allgemeinen Regeln aufstellen, sondern es müssen dieselben dem Ermessen des Richters im konkreten Falle überlassen bleiben. Die Lex Julia räumte dem Vater der Ehebrecherin, wenn dieselbe noch seiner väterlichen Gewalt unterworfen war, das Recht ein, den in seiner oder seines Schwiegersohnes Wohnung beim E. betroffenen Ehebrecher zu tödten, wenn er auch zugleich seiner Tochter das Leben nahm. Aeltere deutsche Gesetze beschränkten dieses Recht, in sofern die Tödtung nur im höchsten Zorne begangen werden durfte (namentlich die Bambergensis, Art. 145); ob aber die Carolina dasselbe aufgehoben habe oder nicht, ist sehr zweifelhaft. Die meisten Juristen (worunter Wächter) behaupten das Erstere und wohl mit Recht; doch hat auch die andere Ansicht ihre Vertreter gefunden, namentlich an Feuerbach. Der sogenannte moralische E., wo der Mann oder die Frau einer dritten Person begehren und im Augenblicke der innigsten Vereinigung den Platz im Herzen, der dem Ehegatten gehört, einem anderen Individuum einräumen, ist hier nur beiläufig zu berühren, indem die Gesetzgebung auf ihn keine Rücksicht nehmen kann, noch genommen hat. Goethe hat einen solchen in seinen „Wahlverwandtschaften" aufgestellt u. dadurch zu weitläufigen Erörterungen über denselben Veranlassung gegeben (vergl. v. Goens Cunningham, Ueber moralischen E., Leipzig 1811).

Ehelosigkeit, s. Cölibat.

Ehepakten, s. Ehevertrag.

Ehescheidung, s. Ehe.

Eheteufel, s. v. a. Asmodi.

Eheverlöbnisse, s. Sponsalien.

Ehevertrag (Heirathsbrief, Ehebrief.

Ehepakten, Ehereceß, pactum sponsalium, sponsalium, pacta dotalia), Inbegriff der bei der Ehe errichteten Nebenverträge und deshalb aufgesetzten Urkunden über außerwesentliche, persönliche, sowie Vermögensverhältnisse, Rechte und Pflichten der Ehegatten gegen einander u. in Beziehung auf die Kinder, sowohl für die Dauer der Ehe, als auch für die Zeit nach Auflösung derselben, insbesondere über das gegenseitige Erbrecht, zu unterscheiden von dem E. im weiteren Sinne, auf welchem die Ehe beruht.

Ehingen (*E. an der Donau*), Oberamtsstadt im würtembergischen Donaukreis, am Südfuße der Alp und an der Schmiech, unweit der Donau, mit einem katholischen Priesterseminar, Gymnasium, reichem Hospital, 4 Kirchen und 3309 Einw.

Ehnheim (*Oberehnheim*, franz. *Nay*), Stadt im französischen Departement Niederrhein, Arrondissement Schlettstadt, am Ergers, mit 4500 Einw., welche ansehnlichen Weinbau (*Ehnheimer*) treiben. In der Nähe das Dorf *Niederehnheim* mit 1250 Einw.

Ehningen, Pfarrdorf im würtembergischen Schwarzwaldkreis, am Ostfuße der Achalm, das schönste und größte Dorf in Würtemberg, mit 4850 Einwohnern, größtentheils Hausirern und Handelsleuten, die von Markt zu Markt ziehen. Hier zweimal im Jahre (zu Jakobi und Weihnachten) Zusammenkunft von reisenden Kaufleuten aus der Schweiz, den Rheingegenden, Niederlanden, Sachsen ꝛc. mit den ehninger Händlern zur Abschließung von Geschäften (*ehninger Kongreß*).

Ehre (lat. honor), im Allgemeinen die Achtung, der gute Ruf, den man von Andern beanspruchen kann, die Anerkennung persönlichen Werthes, oder der Ausdruck des vortheilhaften Urtheils Anderer von den guten Eigenschaften einer Person. Man unterscheidet *innere* und *äußere* E. Erstere ist die E., auf welche man durch seine Handlungen u. Gesinnungen Anspruch machen kann, und es ist diese E. als Tugendpflicht das nothwendige sittliche Gebot, der Würde der Menschheit in seiner eigenen Person nichts zu vergeben, sondern sie in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens zu behaupten. Die äußere E. eines Menschen ist dagegen in der Aeußerung der Ueberzeugung Anderer von seinen Vollkommenheiten enthalten. Der Begriff E. bleibt aber noch so lange ein relativer, als die Ansichten und Grundsätze über das, was man Vollkommenheiten eines Menschen nennt, so wenig allgemein festgestellt und nach Zeit, Ort, Nationalität und Bildungsgrad so verschieden sind. In der Rechtssprache ist E. (existimatio, dignitas) die ungeschmälerte, äußere Achtung, die von Staats- und Rechtswegen jedem Staatsbürger auf den Grund der präsumirten Würde jedes Menschen beigelegt wird; im eigentlichen engern Sinn: der ungeschmälerte Besitz der Standesrechte, worunter aber nicht bloß die besonderen Rechte eines bevorzugten Standes, sondern auch die allgemeine Rechtsfähigkeit Jedermanns zu verstehen ist. Diese *bürgerliche* E., welche Jedem zukommt, dem man nichts Gesetzwidriges vorwerfen darf, ist von der moralischen auch dadurch verschieden, daß letztere von eines Jeden Meinung abhängt und nicht erzwungen werden kann, während jene dem Staatsbürger so lange zukommt, bis sie ihm auf gesetzmäßige Weise entzogen oder vermindert worden ist. Dies kann in folgenden Haupt- u. Unterabtheilungen geschehen: *Völlige Ehrlosigkeit* (infamia) ist Folge von Handlungen, welche das Gesetz mit Verlust der E. bedroht, oder Folge erlittener Strafen, die das Gesetz als entehrend anerkennt. Ehrlosigkeit bewirkt: Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, Ausschließung von allen ehrenhaften Gesellschaften, Zünften u. dergl., Unfähigkeit zum Zeugniß, Unfähigkeit zum Erwerb eines Lehngutes. *Verminderte E.* od. *bescholtener Ruf* (turpitudo), ebenfalls nur Folge gesetzlicher Bestimmungen und Aussprüche, auch Folge gewisser Strafen, einer Kriminaluntersuchung, spricht sich in Entziehung gewisser bürgerlicher Ehrenrechte und Vorzüge aus. Die *Anrüchigkeit* (levis notae macula) bezeichnet im deutschen Rechte die Deminutio famae der unehelichen Geburt u. gewisser Gewerbe, wie des Abdeckergewerbes. Heute besteht diese Ehrenminderung nirgends mehr. *Standes-* u. *Amtsehre*, die mit irgend einem Stande oder Amte unmittelbar verbundene u. mit gewissen bürgerlichen Vortheilen verknüpfte E., geht ebenfalls in Folge der Ehrlosigkeit, bescholtenen Rufs oder auch kraft besondern richterlichen Ausspruchs verloren.

Ehrenberg, 1) *Friedrich*, Kanzelredner und Schriftsteller, am 6. December 1776 zu Elberfeld geboren, wurde 1798 Prediger in Plettenberg, 1803 zu Iserlohn, 1806 Oberkonsistorialrath und Hof- und Domprediger zu Berlin, 1834 Oberhofprediger und † am 8. Dec. 1852. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur: „Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens“ (Elberfeld 1807), „Weiblicher Sinn und weibliches Leben“ (Berlin 1809, 3. Aufl. 1836, 2 Bde.), „Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht“ (Elberfeld 1804, 4. Aufl. 1827—29, 2 Bde.), „Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts“ (Leipzig 1816, 2 Bde., 5. Aufl. 1836), „Euphranor, über die Liebe“ (Elberfeld 1805 f., 2 Bde., 3. Aufl. 1817), „Der Charakter und die Bestimmung des Mannes“ (das. 1808, 2. Aufl. 1822), „Bilder des Lebens“ (das. 1811—15, 3 Bde., 2. Aufl. 1831), „Eusebia, Blätter für häusliche Andacht“ (Leipzig 1838, 2 Bde.), „Die praktische Lebensweisheit“ (1805—6, 2 Bde.), „Für Frohe u. Trauernde“ (Lpz. 1818, 3. Aufl. 1835).

2) *Christian Gottfried*, berühmter deutscher Naturforscher und Reisender, zu Delitzsch am 19. April 1795 geboren, besuchte Schulpforta, studirte zu Leipzig und Berlin erst Theologie, dann Medicin u. Naturwissenschaften u. beschäftigte sich an letzterm Orte mit seinem nachmaligen Reisegefährten Hemprich eifrig mit Beobachtungen der kleinsten Organismen, sowie mit der Frage über die Verwandlungen organloser Substanzen im organischen Körper. Die Akademie der Wissenschaften in Bonn bot Beiden die Mittel, den General von Minutoli auf einer zu antiquarischen Zwecken nach Aegypten projektirten Reise zu begleiten. Hemprich starb während derselben 1823 auf Massaua, einer Insel im arabischen Meerbusen, E. aber kehrte im Herbste 1826 nach Europa zurück und erhielt zu Berlin eine außerordentliche Professur der Medicin an der Universität. Im Jahre 1829 begleitete er mit Gustav Rose A. v. Humboldt durch Asien bis an den Altai, bereiste 1838 noch Frankreich und England und ward 1839 geheimer Medicinalrath und Professor

der Medicin an der berliner Universität. Seine Schriften sind sehr zahlreich. Einen Abriß seiner ersten Reise enthalten die „Naturgeschichtlichen Reisen durch Nordafrika und Westasien in den Jahren 1820—25, von W. H. Hemprich und Chr. Gottfr. E.“ (Bd. 1, Abth. 1, Berlin 1828). Den wissenschaftlichen Theil derselben beschreiben seine „Symbolae physicae seu icones et descriptiones mammalium“ (Berlin 1828—33, 2 Hefte), ferner „Symbolae physicae avium“ (das. 1828), „Symbolae physicae insectorum“ (auf königlichen Befehl von Fr. Klug besorgt, das. 1829—34, 4 Hefte), endlich die „Symbolae physicae animalium evertebratorum sepositis insectis“ (das. 1829—31). Das Werk ist, der kostspieligen Anlage wegen, noch nicht zur Vollendung gekommen. Aus E.s Feder allein flossen: „Organisation, Systematik und geographisches Verhältniß der Infusionsthierchen“ (Berl. 1830), „Die Korallenthiere des rothen Meeres, physiologisch untersucht u. systematisch verzeichnet“ (das. 1834), „Ueber das Pollen der Asklepiaden“ (das. 1831), „Zur Kenntniß der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes“ (das. 1832—34), dazu gehörig: „Zusätze zur Erkenntniß großer Organisation im kleinen Raume“ (das. 1836, mit Kupfern), „Ueber die Natur u. Bildung der Koralleninseln u. Korallenbänke im rothen Meere“ (das. 1834), „Das Leuchten des Meeres“ (das. 1835), „Die Akalephen des rothen Meeres und der Organismus der Medusen der Ostsee“ (1836), „Beobachtungen einer auffallenden, bisher unerkannten Struktur des Seelenorgans bei Menschen u. Thieren“ (das. 1836). E.s Hauptwerk: „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen, ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur“ (Leipz. 1838, mit 64 nach E.s vortrefflichen Handzeichnungen gestochenen Kupfertafeln), war von größtem Einfluß auf den Fortschritt der Naturwissenschaften. Wichtige Entdeckungen enthielt auch seine Abhandlung „Die Bildung des europäischen, libyschen und uralischen Kreidefelsens und Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen“ (Berlin und Leipzig 1839). In seiner Abhandlung „Die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde“ (1837) bewies er, daß die Dammerde zum großen Theil aus Infusorien bestehe; 1841 machte er dieselbe Entdeckung vom Torfmoor. Die Resultate seiner weiteren Forschungen in dieser Richtung sind zusammengefaßt in seiner „Mikrogeologie“ (Lpz. 1854 f.). Noch sind von ihm zu erwähnen: „Kurze Nachrichten über 274 seit dem Abschlusse der Tafeln des größeren Infusorienwerks neu beobachtete Infusorienarten“ (Berl. 1840), „Ueber die naturwissenschaftlich u. medicinisch völlig unbegründete Furcht vor körperlicher Entkräftung der Völker durch die fortschreitende Geistesentwickelung“ (das. 1842), „Ueber Verbreitung und Einfluß des mikroskopischen Lebens in Süd- und Nordamerika“ (das. 1842).

Ehrenberger Klause, ein früher befestigter Punkt an der nördlichen Grenze Tyrols, am Lech, auf der jetzigen Kunststraße von Füßen nach dem Oberinnthale. Die früher hier gestandene starke Festung Ehrenberg, nach welcher der Punkt benannt ist, wurde im schmalkaldischen Kriege am 10. Juli 1546 von Sebastian Schärtlin u. am 19. Mai 1552 von Moritz von Sachsen weggenommen, der in Folge dessen beinahe den Kaiser Karl V. in Innsbruck gefangen hätte. Im J. 1634 wurde die Festung von Bernhard von Weimar vergeblich belagert, dagegen 1703 von den Bayern, bald darauf wieder von den Kaiserlichen erobert und im Revolutionskriege ganz geschleift.

Ehrenbezeugungen, s. Honneurs.

Ehrenbreitstein (Thalehrenbreitstein), Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, am rechten Rheinufer, der Moselmündung gegenüber u. am Fuße des 800 F. hohen Felsens, worauf die Festung E. (s. unten) steht, in einer engen Thalwindung, ist Sitz einer bischöflichen Delegation, hat 2 katholische Kirchen, ein Kloster der Karlsschwestern, stattliches Residenzschloß (jetzt Proviantmagazin), eine Synagoge, einen Sauerbrunnen, Tabaksfabrikation, Weinbau, Schifffahrt, Handel und 3337 Einw. (1237 M. Militär). Mit dem gegenüberliegenden Koblenz ist E. durch eine Schiffbrücke verbunden. Ueber der Stadt liegt die mächtige Festung auf einem 460 F. über den Rhein sich erhebenden Berge, der nach dem Fluß, nach Süden und Südosten steil abfällt und dazu gegen Süden, wo die mehrfach gewundene Auffahrt ist, mächtige Werke hat. Diese sowie die Wälle des E.s erheben sich größtentheils auf den Trümmern der alten Festung, und das Hauptfort besteht aus doppelt und dreifach über einander gewölbten Kasematten und Batterien. Gegen Norden und Nordosten sind starke Werke, die mit einem im Umfang der Befestigungen gelegenen Fort endigen; die übrigen Seiten sind unangreifbar. Südlich jenseits der Schlucht, in welcher die Stadt liegt, stehen noch 2 montalembertsche Thürme. Schon die Römer sollen hier zu den Zeiten des Kaisers Julian ein Kastell erbaut haben, auf dessen Ruinen unter der fränkischen Herrschaft eine Burg (Irmstein) angelegt ward, die der Erzbischof Hermann Hillin von Trier um 1153 stärker befestigte. Er gab ihr den Namen E., doch ward sie in der Folge nach ihm Hermannstein genannt. Ritter des Namens E. waren vom 12. bis zum 15. Jahrhundert Burgleute auf dieser Veste. Im J. 1249 wurde sie wieder hergestellt, 1481 von Kurfürst Johann II. von Trier erweitert und mit einem 280 F. tiefen Brunnen versehen. Kurfürst Philipp Christoph von Trier räumte sie 1632 den Franzosen ein, doch ward sie 1637 von den Kaiserlichen durch Kapitulation wieder genommen u. dem Kurfürsten Ferdinand von Köln übergeben mit der Bedingung, sie dem Kurfürsten von Trier wieder zuzustellen, was aber erst 1650 geschah. Der Kommandant stand fortan auch in Diensten des deutschen Kaisers. Im Jahre 1688 ward die Festung von den Franzosen erfolglos beschossen, 1795 durch den französischen General Marceau, 1796 zweimal durch Jourdan und Marceau blokirt, das letzte Mal beschossen, wobei ein Theil der Stadt E. eingeäschert ward, 1797 wieder von Goullus blokirt, 1798 von den Franzosen während der Friedensunterhandlungen völkerrechtswidrig von Neuem eingeschlossen und endlich durch Hunger am 27. Januar 1799 zur Uebergabe gezwungen. Die Franzosen begannen anfangs die Festungswerke zu verbessern, legten sie aber schon im folgenden Jahre in Trümmer. Im Jahre 1802 wurden die gesprengte Festung, die Stadt und das dazu gehörige Amt als Entschädigung dem Fürsten von Nassau-Weilburg zugetheilt und von diesem durch einen in Folge des wiener Kongresses

1815 geschlossenen Vertrag an Preußen abgetreten. Seit 1817 wurde die Festung E. als Veste Friedrich Wilhelm neu aufgebaut und bildet nun mit den gegenüberliegenden Werken von Koblenz eine der wichtigsten Festungen Deutschlands. Vom höchsten Punkte derselben aus genießt man eine weite Aussicht.

Ehrenbürger, Derjenige, welchem das Bürgerrecht als ein Ehrenrecht unentgeltlich und ohne Verpflichtungen von der städtischen Behörde ertheilt ist.

Ehrenerklärung, Versicherung, daß man den Beleidigten hinsichtlich seiner Ehrenhaftigkeit verkannt habe und ihn in seiner Würde vollkommen anerkenne; s. Abbitte, Ehre, Injurie.

Ehrenfest, streng auf Ehre sehend, zu Anfang des 16. Jahrhunderts Prädikat für den niederen Adel, ging später auf bürgerliche Obrigkeiten und endlich auf einzelne angesehene Bürger über.

Ehrenflinte, s. Ehrenwaffen.

Ehrenfriedersdorf, uralte Bergstadt im sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Straße von Chemnitz nach Annaberg, hat eine alte Kirche (mit schönem Altar), wichtigen Berg- und Hüttenbau, ein Arsenikwerk, berühmte Spitzenklöppelei, Fabrikation von Band- und Posamentierwaaren und 2940 Einwohner. Unweit die Burg Greifenstein.

Ehrengerichte, im Allgemeinen die zur Untersuchung und Beilegung von Ehrensachen niedergesetzten Gerichte, die zugleich auf Beseitigung des Duells hinwirken sollen. Sie kamen zuerst beim deutschen Adel als vertragsmäßige Einrichtungen, sogenannte Ehrentafeln (judicia heroica od. equestria) vor, wurden aus hohen Adeligen zusammengesetzt und vom Landesherrn bestätigt, urtheilten nach einem eigenen Ehrenrechte und hatten einen Ehrenmarschall an ihrer Spitze, der zuvor die Schilde und Ahnen Dessen erprobte, der vor dem Ehrengerichte erscheinen wollte. Dergleichen E. bestanden besonders in Oesterreich, Schlesien und in der Lausitz, sind aber, seitdem der Adel aufhörte, ein abgeschlossenes Ganzes zu bilden, überall eingegangen. Die militärischen E. haben den Zweck, die gemeinsame Ehre der Genossenschaft, sowie die Ehre des Einzelnen zu wahren, gegen diejenigen Mitglieder, deren Benehmen die Standesehre verletzt, einzuschreiten u. auf die Entfernung unwürdiger Glieder aus der Genossenschaft anzutragen. Zur Kompetenz der E. gehören mithin alle Handlungen und Unterlassungen, welche zwar nicht durch besondere Gesetze als strafbar bezeichnet, gleichwohl aber mit den Verhältnissen des Offizierstandes unverträglich sind, wie Mangel an Entschlossenheit, fortgesetztes Schuldenmachen, ungeziemende Lebensweise, fortdauernde mangelhafte Erfüllung der Dienstobliegenheiten, Neigung zum Trunke &c. Außerdem haben die E. die Streitigkeiten und Beleidigungen der Offiziere unter sich, sowie die Anreizungen zum Zweikampfe vor ihr Forum zu ziehen, in sofern dieselben nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit einem Akte des Dienstes stehen, in welchem Falle sie sogleich als Dienstvergehen zu bestrafen sind. In Preußen bildet das Offiziercorps jedes Regiments ein Ehrengericht, das alljährlich einen Ehrenrath wählt, der vom Kommandeur bei vorkommenden Fällen mit der Führung der Untersuchung beauftragt wird. Sind die Akten spruchreif, so spricht das gesammte Offiziercorps des Regiments das Urtheil, das nur auf Freisprechung, auf eine Warnung, auf Entlassung aus dem Dienste, auf Entfernung aus dem Offizierstande, auf Verlust des Rechts, die Militäruniform zu tragen, auf Entfernung aus dem bisherigen Wohnort lauten darf. Jedes Urtheil bedarf der Bestätigung von Seiten des Königs. Bei Streitigkeiten und Beleidigungen soll der Ehrenrath die Vermittelung versuchen; läßt sich eine solche aber nicht herbeiführen, so muß er als Kampfrichter dem Duell beiwohnen. Auch auf Universitäten, wo früher nur die Burschenschaften E. hatten, sind die E. in neuester Zeit in allgemeinere Aufnahme gekommen und haben hier und da sogar gesetzliche Sanktion erhalten. Solche akademische, aus Schiedsmännern, welche von den Parteien gewählt werden, zusammengesetzte E. sollen die Aussöhnung der Parteien versuchen, oder, wo die Herausforderung durch muthwillige Aufreizung erfolgt ist, die Zurücknahme der Beleidigung verlangen und das Duell untersagen. Ein Recht, das Duell zu gestatten, wenn ihr Sühneversuch keinen Erfolg hat, haben sie nicht; wohl aber werden vom Ehrengericht untersagte und doch vollzogene Duelle härter bestraft, ebenso die Partei, welche ungeachtet der Berufung der andern Partei auf ein Ehrengericht dieselbe zurückweist.

Ehrenhausen, Marktflecken in Steiermark, an der Mur, südlich von Leibnitz, mit einem Schloß der Fürsten von Eggenberg, bedeutendem Weinhandel und 670 Einw. Im Jahre 1809 hier Treffen zwischen Franzosen und Oesterreichern.

Ehrenkränkung, s. Ehrenverletzung.

Ehrenlegion, französischer Militär- u. Civilverdienstorden, der einzige gegenwärtig in Frankreich bestehende. Nachdem die französische Republik die fünf königlichen Ritterorden abgeschafft hatte, um an deren Stelle ein einfaches Dankvotum treten zu lassen, ließ Bonaparte in der Verfassungsurkunde vom Jahre VIII als Belohnung für ausgezeichnete Krieger Ehrenwaffen (s. d.) bestimmen und legte später als lebenslänglicher Konsul den gesetzgebenden Körpern einen Entwurf zu einer Art Orden vor, der unter dem Namen E. alle Verdienste in Militär und Civil umfassen und mit Dotationen aus den Nationalgütern versehen werden sollte. Mit nur geringer Majorität zum Gesetz erhoben, trat der Orden in Folge einer Konsularordre vom 13. Messidor des Jahres X (3. Juni 1802) ins Leben. Bonaparte errichtete nun 16 Kohorten, stattete sie mit einer jährlichen Rente von 200,000 Francs aus und gab ihnen einen eigenen Mittelpunkt (sich) und selbständige Verwaltung. Jede Kohorte zählte 7 Großoffiziere, 20 Kommandanten, 30 Offiziere und 350 Legionäre mit entsprechendem jährlichen Gehalt von 5000 bis 350 Francs. Jeder Kohorte standen ein Kanzler, Schatzmeister und Chef (gewöhnlich ein ausgezeichneter General), dem Ganzen ein Großkanzler vor. Zunächst rückten alle Diejenigen in den Orden, welche Ehrenwaffen erhalten hatten, sodann viele Legionäre. Die nach Napoleons Sinn vollkommene Organisation erhielt der Orden jedoch erst durch kaiserliches Dekret vom 22. Messidor XII (11. Juli 1804). Die Dekoration bestand aus einem fünfstrahligen, weiß emaillirten Stern, auf der einen Seite Napoleons Bild, von einem Eichen- und Lorbeerkranz umgeben, mit der Umschrift:

„Napoléon Empereur et Roi", auf der Kehrseite der französische Adler mit Blitzen in den Krallen und der Inschrift: „Honneur et patrie"; das Band war scharlachroth, gewässert. Die Großkreuze (Grand-aigles, eine von Napoleon nach der Krönung beigefügte höchste Klasse) trugen die Dekoration an einem breiten Bande um die Schulter hängend, nach der linken Seite hin, und auf der linken Brust einen Stern; die Großoffiziere trugen das Kreuz im Knopfloch und einen kleineren Stern auf der linken Brust, die Kommandanten das Kreuz um den Hals, die Offiziere das goldene Kreuz mit der Bandschleife, die Legionäre das silberne Kreuz an einfachem Bande im Knopfloch. Uebrigens ließ Napoleon auch über die Zahl der Mitglieder der republikanischen Legion hinaus viele Kreuze für die Armee u. die Legionäre des Bürgerstandes fertigen, ließ die Söhne verstorbener Legionäre auf Staatskosten erziehen und stiftete (1809) auch für die Töchter Erziehungsanstalten (z. B. in Ecouen). Die Bourbonen behielten den Orden bei, verwandelten ihn jedoch durch Ordonnanz vom 21. Juni 1814 aus einem Verdienst- in einen Ritterorden, setzten an die Stelle des Kaiserbildes das Heinrichs IV., die Lilien an die Stelle des Adlers, nannten den Stern Kreuz, die Kommandanten Kommandeurs, die Legionäre Ritter, unterdrückten die Kohorten, um nicht an die reichen Dotationen zu erinnern, entzogen durch Ordonnanz vom 19. Juli 1814 den Ordensmitgliedern die Theilnahme an den Wahlkollegien und ließen die Erziehungsinstitute verfallen. Während der hundert Tage erhielt auch die E. eine Reorganisation; freilich waren die reichen Dotationen in fremden Ländern verloren, und die Legionäre mußten auf Budget und Staatsrente angewiesen werden. Die zweite Restauration (1816) setzte die Rente der höheren Ordensmitglieder auf die Hälfte herab, bei neuen Ernennungen sollte sie ganz wegfallen; die Zahl der Großkreuze ward auf 80, die der Kommandeurs auf 400, die der Ritter auf 2000 festgesetzt. Die Julirevolution verwandelte die Lilien in zwei dreifarbige Fahnen und brachte über dem Stern eine königliche Krone an. Ein Beschluß vom 10. Sept. 1848 entfernte die königliche Krone aus dem Ordenszeichen und änderte die Form desselben dahin ab, daß das Centrum des Sternes auf der einen Seite den Kopf Napoleons mit der Inschrift: „Bonaparte premier consul, 19. Mai 1802", auf der andern die beiden dreifarbigen Fahnen mit der Umschrift: „République française" enthalten sollte, nebst der hergebrachten Devise. Dagegen stellte ein Dekret vom 31. Januar 1852 die vom Kaiser festgesetzte Form des Ordens wieder her. Die Zahl der Mitglieder des Ordens belief sich im Oktober 1853 auf 52,709, worunter 60 Großkreuze, 214 Großoffiziere, 997 Kommandeurs, 4633 Offiziere und 46,805 Ritter. Von diesen bezogen noch fast 37,000 Inhaber die Gehalte. Der Kaiser ist der Großmeister des Ordens, seine Verwaltung versieht ein Großkanzler, der das Ordenshaus (Hôtel de la Legion d'honneur) in der Rue de Lille zu Paris bewohnt. Die Beförderung zum Offizier erfordert wenigstens 4 Jahre Ritterschaft, zum Kommandeur 2 Jahre Offiziersrang, zum Großoffizier 3 Jahre Kommandeursrang, zum Großkreuz 5 Jahre Großoffiziersrang. Die Mitglieder werden auf Lebenszeit ernannt, verlieren aber ihre Privilegien, so wie sie sich der französischen Bürgerrechte verlustig machen. Ausländer werden in den Orden bloß zugelassen, nicht aufgenommen, und leisten keinen Rittereid. Jedes vor 1814 ernannte Mitglied der E., oder wer Unteroffizier und Soldat ist, hat Anspruch auf eine Pension von 250 Francs. Zu der E. gehört die Maison nationale de Saint-Denis, eine Erziehungsanstalt für die Töchter, Schwestern und Nichten der Ordensmitglieder, womit zwei Succursalen verbunden sind, die eine in der Rue Babette zu Paris, die andere, la Maison des Loges, im Walde von Saint-Germain, welche zusammen 400 Freischülerinnen fassen und von den Damen der Muttergotteskongregation geleitet werden. Die Kosten der E. betragen jährlich 7 Millionen Francs.

Ehrenmitglied, Mitglied einer Gesellschaft, Korporation 2c., welches man zu einem solchen ernannt hat, um ihm ein Zeichen von Hochachtung, Dankbarkeit 2c. zu geben; es erhält als Urkunde seiner Ehrenmitgliedschaft ein Ehrendiplom und ist weder zu Geldbeiträgen, noch zur Theilnahme an der gelehrten, künstlerischen 2c. Thätigkeit der Gesellschaft verpflichtet.

Ehrenpreis, Pflanzengattung, s. Veronica.

Ehrenrechte (bürgerliche), verschieden von den Standesehrenrechten, z. B. des Adels, und vom Recht auf Ehre, auch vom Ehrenbürgerrechte, bestehen in dem Rechte auf eine gewisse Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinheit, welcher der betreffende Staatsbürger angehört, wohin namentlich die aktive und passive Wahlberechtigung gehört. Diese E. stehen in der Regel jedem Bürger zu, oft sind sie von einem bestimmten Vermögenscensus abhängig. Der Verlust der bürgerlichen E. tritt in der Regel durch die Verurtheilung zu einer Strafe ein, welche den Verlust des Staatsbürgerrechts zur Folge hat.

Ehrenstrafe, s. Strafe.

Ehrenstücke, s. v. a. Heroldsfiguren.

Ehrensvärd, 1) August, Graf, schwedischer Generalfeldmarschall, geboren den 29. Sept. 1710, trat 1726 in die Artillerie, bereiste in dem folgenden Jahre Deutschland, Frankreich und England, kam 1738 in den Reichstag u. erhielt dann die Einrichtung u. Leitung der Kadetenkompagnie. Nachdem er einen Feldzug gegen Rußland mitgemacht, begleitete er Friedrich den Großen 1745 im böhmischen Feldzuge. Zum General befördert, machte er 1746 den Vorschlag zur Errichtung einer Armeeflotte, erbaute 1749 die Festung Sweaborg, schuf die schwedische Scheerenflotte, bildete Heerestheile, hob Finnland durch Urbarmachungen und neue Wasserleitungen, verbreitete neue Erfindungen, stiftete Wohlthätigkeitsvereine 2c. Im siebenjährigen Kriege führte er einige Zeit den Oberbefehl, konnte aber, durch die geheime Politik der Königin gebunden, wenig ausrichten. Er ward in den Grafenstand erhoben und † den 14. Oktober 1764 in Finnland als Feldmarschall.

2) Karl August, Graf von E., schwedischer Admiral u. Kunsttheoretiker, Sohn des Vorigen, geboren den 5. Mai 1745, diente sehr jung in Pommern, studirte das französische Seewesen in Brest u. half seinem Vater bei der Anlegung von Sweaborg und dem Bau der Scheerenflotte. Beim Beginn des finnischen Krieges 1788 zum Admiral ernannt, befehligte er in der Seeschlacht zu Svensk-

sund am 24. Aug. 1789, legte aber sein Kommando nieder, als sein Plan, sich zurückzuziehen, vom König Gustav III. nicht gebilligt wurde. Nach dessen Tode 1792 mit dem Titel eines Generaladmirals an die Spitze des ganzen Seewesens gestellt, trat er freiwillig bald wieder ab, um sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften und der Kunst zu widmen, und † den 21. Mai 1800 in Oerebro. Man hat von ihm eine „Reisebeschreibung nach Italien" (Stockholm 1786, neue Aufl. 1819) u. die klassische Schrift „Die Philosophie der schönen Künste" (das. 1786). Seine „Skrifter" erschienen zu Stockholm 1812, 3. Aufl. 1837.

Ehrenverletzung (Ehrenkränkung, injuria), jede Nichtachtung der bürgerlichen Ehre eines Menschen, durch Zeichen, Worte oder Handlungen bethätigt, s. Injurie.

Ehrenwaffen, im Allgemeinen militärische Dienstzeichen und Dienstehrenzeichen, bestehend in Ehrensäbeln, Ehrendegen, Ehrenflinten rc. Bonaparte setzte dieselben in der Verfassungsurkunde vom Jahre VIII an die Stelle der von der Revolution nach Abschaffung aller äußeren Auszeichnungen eingeführten Dankvota. Sie bestanden damals nicht bloß in Waffen, sondern selbst in Ehrentrompeten u. Ehrentrommelstöcken (baguettes d'honneur). Das Aufgehen dieser E. in die Ehrenlegion s. d. Neuerdings erhielten auch andere, als Militärpersonen, E., so Franz Lißt von den ungarischen Patrioten. Preußen gibt seit 1827 an verdiente Postillone Ehrentrompeten.

Ehrenwort, ein Versprechen, mit unterpfändlicher Einsetzung der Ehre gegeben, ist eines der Bekräftigungsmittel, durch welches man im ältern deutschen Rechte die Erfüllung einer Verbindlichkeit zu sichern suchte. Das bloße E., sofern es nicht mit eidlicher Versicherung verbunden ist, hat heut zu Tage keine besondere rechtliche Bedeutung und Wirksamkeit.

Ehrenzeichen, s. v. a. Orden.

Ehrerbietung, die durch äußere Handlungen an den Tag gelegte Hochachtung gegen andere, dem Stand, der allgemeinen Anerkennung oder dem Range nach höher stehende Personen; einen höheren Grad dieser Hochachtung, verbunden mit Anerkennung und Unterwürfigkeit, drückt Ehrfurcht aus. Beide Ausdrücke sind häufiger, als nothwendig, leere Redensarten.

Ehretia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Konvolvulaceen, charakterisirt durch den 5spaltigen Kelch, die trichterförmige Blumenkrone mit 5theiligem Saume, hervorstehenden Staubfäden und gespaltenem Griffel und die aus 2paarig verwachsenen Nüssen bestehende Pflaume, Bäume in Ost- u. Westindien. E. tinifolia *L.*, in den Wäldern der Niederungen Westindiens, ist ein aus einer Menge auf der Erde zerstreuter Wurzeln kommender, 30 Fuß hoher, den Birnbäumen ähnlicher Baum, mit vielen dem Hollunder ähnlichen Blüthen und rosenähnlichen Beeren mit süßem Mus und kleinem Stein, die besonders von Kindern gegessen werden. Die Wurzel von E. buxifolia *Roxb.* wird in Ostindien, wo dieser Baum einheimisch ist, gegen eingewurzelte Syphilis und Kacherien angewendet.

Ehrfurcht, höchster Grad der Ehrerbietung (s. d.), in religiöser Beziehung (E. vor Gott) s. Gottesfurcht.

Ehrgefühl, Ehrgeiz, Ehrliebe, Ehrsucht s. Ehrtrieb.

Ehrig (Großenehrig), Stadt im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, Unterherrschaft, auf einer Hochebene, westlich von Greußen, mit 1025 Einwohnern.

Ehrlosigkeit, subjektiv der Mangel an Ehrgefühl objektiv der Zustand der Entehrung, s. Ehre, vgl Infamie.

Ehrsam, Titel für Zünfte, Handwerker rc.

Ehrtrieb, das Streben, sich die Achtung oder Werthschätzung Anderer zu erwerben, äußert sich nach Stärke und Ziel auf sehr verschiedene Weise so ist z. B. Ehrgefühl das mehr oder minder lebhafte Bewußtsein dessen, was man seiner Ehre schuldig ist; Ehrliebe das gemäßigte und natürliche Streben nach Ehre, auf Geist und Gemüth vom edelsten Einfluß. Dagegen wird das zu lebhafte oder leidenschaftliche Streben nach Ehre zum Ehrgeiz, dem die äußeren Zeichen der Ehre als ein so hohes Gut erscheinen, daß alle übrigen unbedenklich dafür geopfert werden können. Die höchste und gefährlichste Stufe erreicht der E. in der Ehrsucht, die selbst schlechte Mittel nicht verschmäht, um in den Besitz der höchsten Zeichen äußerer Ehre zu gelangen.

Ei (ovum), ein aus Häuten und halbflüssigen Stoffen bestehendes, meist rundliches Gebilde, welches im Eierstock der Thiere seine erste Bildungsstätte hat, und worin sich unter gewissen, der Individualität des künftigen Geschöpfes angemessenen Einflüssen und Verhältnissen, sowie unter Mitwirkung besonderer in den Eihüllen eingeschlossener Nahrungsstoffe inner- und außerhalb des mütterlichen Organismus ein neues, organisirtes Wesen gleicher Art als Embryo entwickelt. Das Ei ist sonach ursprünglich ein integrirendes Organ der weiblichen Geschlechtssphäre, und zwar das wesentlichste, weil es den weiblichen Zeugungsstoff enthält, und erlangt durch die Befruchtung mehr oder weniger relative Selbstständigkeit, die allmählig auf den Embryo übergeht, bis dieser die Hüllen sprengt, um in den Elementen der Außenwelt sich frei zu bewegen oder der eigenen Selbstständigkeit durch weitere Ausbildung näher zu treten. Das Ei besteht im Allgemeinen aus einer festeren Hülle und einem halbflüssigen Inhalte, und zwar ist der letztere der wesentlichere Bestandtheil desselben. Bei der niedrigsten Gattung der Thierwelt ist das Contentum eine durchaus homogene, mehr oder minder körnige Masse ohne Spur jener anderen Theile, ein flüssiger, gleichförmiger, von einer durchsichtigen, gleichförmigen Hülle umschlossener Stoff. In der übrigen Thierwelt zerfällt dieser Inhalt in zwei der Bedeutung und Lebensdauer nach durchaus verschiedene Stoffe, in den Dotter und das Keimbläschen. Der Dotter ist eine dickflüssige, körnige, weißliche oder gelbe Flüssigkeit, deren Hauptbestandtheile Wasser, Eiweiß und Oel sind. Schon eine schwache Vergrößerung zeigt ihn als ein Aggregat vieler durchaus gleichartiger und runder Tropfen, die im frischen Zustande von Tropfen reinen Olivenöls kaum zu unterscheiden sind. Im Dotter eingebettet liegt das Keimbläschen, ein kleines wasserhelles Bläschen, welches wieder ein kleines Kernchen, den Keimfleck, einschließt. Ein dritter halbflüssiger Theil des Eies ist aber die Keimschicht, ein körniger, mehr oder minder unbestimmt begrenzter, das Keim-

bläschen umgebender Theil, der bei manchen niederen Thieren nur deshalb unkenntlich wird, weil er mehr oder minder mit der Dottersubstanz verschmilzt. Welches von diesen drei integrirenden Theilen des Eiinhalts das Erste sei, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Die Wahrscheinlichkeit dürfte auf der Seite des Keimbläschens sein, da dieses, je jünger das E., im Verhältniß zu dem Ganzen überhaupt und dem Dotter insbesondere desto größer ist. Der Dotter entsteht entweder zugleich, oder kurze Zeit nach der Bildung des Keimbläschens; welchen Ursprung aber die Keimschicht nehme, ist zur Zeit noch nicht ermittelt; wahrscheinlich folgt sie erst der Bildung des Keimbläschens und des Dotters nach. Klarer als die Entwickelungsgeschichte ist die Funktion der drei genannten Eitheile. Das Keimbläschen stellt offenbar ein Analogon des männlichen Samens in dem weiblichen Thiere dar, indem es während des Aktes der Begattung und der erfolgenden Befruchtung platzt u. seine Flüssigkeit in den Raum der Keimschicht ergießt; ein Hergang, der wenigstens bei Amphibien und Vögeln mit Gewißheit beobachtet worden ist. Die Keimschicht scheint die erste Materie zu der sich bildenden Keimhaut herzugeben. Der Dotter dient zur Ernährung und Ausbildung des Fötus, steht als Nahrungsflüssigkeit mit dem Darmkanal in innigster Beziehung und wird von diesem entweder unmittelbar umfaßt und aufgenommen, oder ist mit ihm durch einen kürzeren oder längeren Kanal verbunden. Diejenigen Thiere, welche ohne Verbindung mit dem mütterlichen Körper im Fötalzustande sich entwickeln, haben im E. oft außer dem Dotter noch andere nährende Flüssigkeiten. Hierher gehören die schleimigen und gallertartigen Hüllen, das Eiweiß in seinen verschiedenen Konsistenzgraden u. Schichten, vielleicht auch die freien Oeltropfen in den Eiern der Chelonien und Fische. Die **Eihüllen** zerfallen: in die Hülle für das ganze Ei, **Eihaut** (Eischalenhaut, Chorion), und in die Hülle für die Dottersubstanz, **Dotterhaut**. Die erstere ist bei vielen Eiern der niederen Thiere einfach, vorzüglich bei solchen, welche von Schleim und Gallerte überzogen sind. Bei anderen Thieren überzieht noch die **Eischale** diese Hülle, ein poröses, zum größten Theil aus kohlensaurem Kalk und Talk und thierischer Materie verbundenes Gebilde, welches in den Vertiefungen seiner inneren Oberfläche kleine, warzenartige Auswüchse der Schalenhaut aufnimmt. Bei den übrigen Thieren außer den Vögeln liegt, so viel bekannt, die Schalenhaut dicht an der sich vorfindenden Schale an, bei diesen hingegen weicht sie an dem stumpfen Ende nach unten und innen zurück, um dem Luftsacke Raum zu lassen, der nach Bischoff eine sauerstoffreichere atmosphärische Luft enthält. Das **Eiweiß** ist eine Verdünnung des reinen Eiweißstoffes mit Wasser u. besteht z. B. im Hühnerei aus verschiedenen Schichten. Am meisten sind das körnige äußere und das wasserhelle innere Eiweiß geschieden, und man kann das erstere von dem letzteren ziemlich genau trennen, wenn man durch eine verhältnißmäßig kleine Oeffnung der Eischale die enthaltene Flüssigkeit entleert.

Ueber die **chemische Zusammensetzung**, namentlich der Vogeleier, besitzen wir ausgezeichnete Arbeiten. An eiweißartigen Körpern enthält der Dotter Vitellin (s. d.) und Eiweiß (s. d.), das Weiße des Eies dagegen Natronalbuminat, welches durch reichlichen Wasserzusatz in saures Natronalbuminat, das sich in Flocken ausscheidet, und in ungelöst bleibendes alkalisches Natronalbuminat zerfällt. Von letzterem enthält auch das ursprüngliche Hühnereiweiß geringe Mengen. Die Fette des Dotters sind Margarin, Elaïn, Cholesterin, Cerebrin und Lecethin. Das Weiße enthält nur Margarin und Elaïn und die entsprechenden Seifen. Dotter und Weißes enthalten Milchzucker. Der Dotter wird durch 2 Farbstoffe gefärbt, die mit den phosphorhaltigen Fetten vorzugsweise den Dotterkugeln angehören. Der eine Farbstoff ist roth, eisenhaltig, in Aether schwer löslich, der andere hierin leicht löslich, eisenfrei und gelb. Die Asche des Eies gleicht der Asche des Blutes, nur enthält erstere noch Jod. Der Dotter zeichnet sich vor dem Weißen aus durch größeren Reichthum an eiweißartigen Körpern, durch achtmal so großen Fettgehalt, durch die Farbstoffe, doppelt so viel Salze und 0,62 so viel Wasser. Kali, Kalk, Bittererde, Phosphorsäure und Eisenoxyd finden sich in größerer Menge im Dotter, während Chlorverbindungen, Natron und Kohlensäure im Eiweiß vorherrschen. Dieses enthält eben so viel Bittererde wie Kalk, jener sechsmal so viel Kalk als Bittererde. Die quantitative Zusammensetzung des Dotters und des Eiweißes ist folgende:

In 1000 Theilen	Dotter.	Eiweiß.	In 1000 Theilen	Dotter.	Eiweiß.
Vitellin . . .	168,63	—	Kali	1,21	1,68
Eiweiß . . .	—	117,60	Natron . . .	0,41	0,77
Fett	291,58	} 36,03	Kalk	1,63	0,10
Extraktivstoffe .	3,98		Bittererde . .	0,26	0,10
Farbstoffe . .	5,42	—	Eisenoxyd . .	0,23	0,01
Salze . . .	11,62	5,33	Phosphorsäure	6,57	0,22
Wasser . . .	523,83	841,04	Schwefelsäure .	0,18	0,11
Chlorkalium .	—	1,75	Kieselsäure . .	0,07	0,02
Chlornatrium .	1,08	1,09	Kohlensäure .	—	0,43

1000 Gramm Hühnerei enthalten im Durchschnitt 366,51 Dotter, 633,48 Eiweiß. Die **Eischale** ist bald farblos, bald gefärbt. Die Grundfarbe hat ihren Sitz theils in der äußersten, theils aber auch in den tiefern Lagen der Kalkschale; die Flecken aber, aus Aggregaten von Pigmentkörpern bestehend, sollen nur in der erstern eingelagert sein. Die Nahrung hat großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Eischale, bei Mangel an Kalk umkleidet sich das Ei gar nicht mit einer Schale, und es entstehen die sogenannten **Windeier**. Farbstoffe der Nahrung erscheinen oft in der Eischale wieder; so legen die Hühner bei Krappfütterung rothe Eier. Wenn man ein Ei gewaltsam im Eileiter des Vogels zurückhält, so sieht man die Schalenschicht sich vervielfältigen, und es entstehen die monströsen Eier, welche Harvey Ovum in ovo nannte. Die Zusammensetzung der Eischale wechselt eben so sehr wie die der Muschelschalen; so enthält die Schale des Hühnereies 89,6—97 Proc. kohlensauren Kalk, 5,7—1 Proc. basisch-phosphorsauren Kalk und basisch-phosphorsaure Magnesia und 4,7—2 Proc. thierische Substanz. Ein Straußenei enthielt 97,41 Proc. kohlensauren Kalk und 3,38 thierische Substanz. Bei dem Brüten verliert das Ei innerhalb einer Brutzeit, welche 21—22 Tage dauert, 15—16 Proc. seines Gewichts einestheils durch Verdunsten von Wasser, dann aber auch in Folge des Gasaustausches durch die Schale hin-

durch, wobei schwere Kohlensäure gegen leichteren Sauerstoff eingetauscht wird. Hieraus erklärt es sich, daß ein frisch gelegtes Ei in einer 10procentigen Kochsalzlösung langsam untersinkt, während Eier, welche vor 8 Tagen gelegt wurden, in derselben Salzlösung schwimmen. Außerdem verschwindet ein Theil des Fettes beim Brüten, und die eiweißartigen Körper werden ärmer an Schwefel. Häufig enthalten die Eier äußerst geringe Mengen den Geruch und Geschmack alterirender Stoffe, welche aus der Nahrung herstammen, so daß die Eier allerdings nach dem Futter schmecken können. Die Eier der Reptilien sind noch wenig untersucht. Statt des Vitellins sollen sie Emydin enthalten, jedenfalls sind sie sehr reich an Fett, da man aus ihrem Oel am Amazonenstrom eine Art Butter bereitet. In den Fischeiern findet sich Paravitellin, Ichthulin und Ichthidin, die Eier des Lachses enthalten die auch in den Fischmuskeln vorkommende Lachssäure, die Karpfeneier enthalten dieselben Farbstoffe u. Fette wie die Hühnereier, auch findet sich in ihnen Milchsäure. Die quantitative Zusammensetzung der Fischeier ist folgende:

In 1000 Theilen	vom Karpfen	vom Stör (gesalzen Kaviar)
Eiweiß	—	62,00
Vitellin	140,80	248,00
Häute	145,80	—
Fett im Ganzen	60,80	48,00
Margarin, Elaïn	25,70	—
Cholesterin	2,70	—
Lecethin	30,40	—
Cerebrin	2,00	—
Alkoholauszug	3,90	—
Farbstoff	0,30	—
Salze	8,20	72,00
Chlorammonium	0,40	—
Chlorkalium	} 4,50	—
Chlornatrium		} 67,00
schwefelsaures Natron	—	
schwefel- und phosphorsaures Kali	0,40	—
phosphorsaure Bittererde	} 2,90	—
phosphorsaurer Kalk		} 5,00
phosphorsaures Eisenoxyd	—	
Eisen	Spuren	—
Wasser	640,80	573,00

Eiweiß und Schale entstehen erst in dem Eileiter aus einer flüssigen Masse, welche sich nach außen zur Schale, nach innen zur inneren Eiweißschicht verdichtet, in der Mitte hingegen etwas dünner wird, um die äußere Eiweißschicht zu bilden. Uebrigens ist das Eiweiß nicht bloß ein dem Vogelei eigenthümliches Gebilde, sondern findet sich auch bei Mollusken, Arachniden, Krustaceen, mehren Fischen und Amphibien. Eigenthümlich dem Ei der Vögel sind dagegen die Hagelschnüre oder Chalazen und die Membrana chalazifera. Die ersteren sind 2 spiralig gedrehte Fäden oder Bänder, welche in dem Längendurchmesser des Eies sich vom Dotter gegen dessen Pole erstrecken. Die sie konstruirende Membran ist von ziemlich dicker Textur und besteht aus einem festen Schleimgewebe, welches seiner Natur nach dem Albumin am nächsten steht. Das dieselbe umgebende Eiweiß ist dichter und leichter gerinnbar, als die beiden andern Schichten desselben; gewöhnlich gehen an beiden Enden die Hagelschnüre allmählig in dasselbe über, so daß eine bestimmte Grenze zwischen beiden nicht aufzufinden ist; häufig aber biegen sich beide oder nur eine von ihnen an dem Ende um, werden dünner und bei längerem Verlaufe dem Eiweiße homogener. Diese Verschiedenheit der Bildung scheint für die Entwickelung des Keimes außerwesentlich zu sein, denn bei beiderlei Verhältnissen entstehen unter sonst normalen Bedingungen regelmäßige Embryonen. Die ganzen, den Dotter umgebenden Eiweißschichten legen sich bei ihrem ersten Entstehen in koncentrischen Lagen an die Dotterhaut an. Da aber bei dieser verhältnißmäßig sehr starken Bewegung die Dotterhaut unfehlbar reißen würde, so verhärtet die zuerst an ihr angelegte Eiweißschicht zu einer membranartigen Hülle, der Membrana chalazifera. Dieselbe ist von dem Eiweiße geschieden und bleibt nach Entfernung desselben auf der Dotterhaut rein zurück. Wenn auch nicht eigenthümlich, doch in dem Ei der Vögel bisher speciell nachgewiesen ist endlich der Dottergang, der mit einer specifisch schwereren Flüssigkeit, als die Dottermasse, gefüllt, und dessen Funktion offenbar ist, die Keimschicht bei jeder Lage des Eies auf der Oberfläche und so dieselbe mit der äußeren Atmosphäre in Verbindung zu erhalten. Die innere, den Dotter unmittelbar umgebende Haut ist die Dotterhaut oder Membrana vitelli, eine durchaus strukturlose, ziemlich leicht zerreißbare Haut, welche eben durch den Mangel alles speciellen histologischen Charakters sich von der Schalenhaut unterscheidet, welche immer aus einem Gewebe von Fasern zusammengesetzt ist, welches da, wo eine wahre Schale sich vorfindet, kleine, warzenförmige Fortsätze in die Vertiefungen der letzteren hineinschickt. In dem befruchteten Ei ist eine weißliche Stelle bemerklich, die Narbe, gewöhnlich der Hahnentritt genannt, die den Anfang des künftigen Organismus darstellt und bei starker Vergrößerung von zusammengesetzterem Bau erscheint. Die Eier werden geboren entweder mit unentwickeltem Keime und bedürfen daher der Brütung (s. Brüten), oder sie verweilen im Mutterkörper bis zur vollständigen Ausbildung des Keims zum organischen Individuum und zerreißen dann im Augenblick der Geburt. Auf diesen Verschiedenheiten beruht der Begriff von eierlegenden und lebendiggebärenden Thieren. Auch die menschliche Frucht entwickelt sich aus Eiern, die als kleine Bläschen von $^1/_{20}$—$^1/_{10}$ Linie Durchmesser erscheinen und den Namen baersche Bläschen oder baersche Eichen erhalten haben. Sie bestehen aus Dotterhaut, Dotter und Keimbläschen, liegen in der Eikapsel (dem graafschen Ei) und treten durch Berstung derselben von Zeit zu Zeit, während der Menstruation, bei Thieren während der Brunst, heraus, um zum Behuf der Befruchtung in die Gebärmutter herabzuwandern. Vgl. Baer, De ovi mammalium et hominis genesi, Leipzig 1827; Bischoff, Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier des Säugethiers und des Menschen, Gießen 1844.

Was die Eier als Nahrungsmittel anlangt, so werden als solche vorzüglich die Vogeleier praktisch verwerthet. Man ißt nicht bloß die der gezähmten hühnerartigen Vögel, des Haushuhns, der Fasanen, Puter und Pfauen, sondern auch die der Enten, Gänse, Kibitze und vieler anderer Vögel. Die Isländer, Eskimos und andere Polarvölker essen im Frühjahr die Eier der Möven, Alken, Meerschwalben und mehrer anderer Wat- und Sumpfvögel. Von den Negern, Kaffern und Hot-

tentotten werden die Eier des Straußes, von den südamerikanischen Indianern die des Emu und von den Neuholländern die des Kasuar gegessen. Reptilieneier, namentlich die Eier der Schildkröten, benutzen die Indianer am Orinoco und die brasilianischen Völkerschaften als Nahrungsmittel, erstere genießen auch die Eier des Kaiman selbst wenn sie bebrütet sind. Auch die Eier der Fische, so z. B. der Störe, Karpfen, Hechte, Barsche, Lachse, Forellen, liefern beliebte Speisen, während die Eier der Barben, Weißfische unangenehme Zufälle nach dem Genuß erregen sollen. Gesalzene Fischeier, namentlich die Eier des Sterletts (Acipenser Ruthenus), dann aber auch der Störe, Hechte und Karpfen liefern den schon den alten Griechen bekannten Kaviar. Die Anwohner des Nootkasunds bereiten einen Kaviar aus Häringseiern, die sie auf Tannenreiser oder auf ein langes, schmales Seegras streichen und trocknen lassen. Der Werth der Eier als Nahrungsmittel ist oft übertrieben worden. Dies gilt namentlich von den Vogeleiern. Nimmt man das durchschnittliche Gewicht eines Hühnereies zu 55—60 Gramm an, so kommen davon 0,1 auf die Schale, 0,6 auf das Eiweiß und 0,3 auf den Dotter; wenn also ein Ei 60 Gramm wiegt, dann kommen auf die Schale 6 Gramm, auf das Eiweiß 36 und auf den Dotter 18 Gramm. Das Hühnerei enthält im Ganzen in 1000 Theilen 134,34 eiweißartige Bestandtheile; ein arbeitender Mann braucht als geringstes Kostmaß an eiweißartigen Stoffen 130, folglich 968 Gramm Hühnereier ohne Schale oder nach obiger Berechnung beinahe 18 Eier. Diese entsprechen für die eiweißartigen Körper 614 Gramm Ochsenfleisch, so daß also ein Pfund des letzteren in dieser Beziehung ersetzt wird durch 14,6 Eier (wenn man die leimbildenden Stoffe des Fleisches nach ihrem Stickstoffgehalt in Rechnung bringt; da diese nun aber schwerer verdaulich sind als Eiweiß, so ergibt sich der Vortheil der 14,6 Eier gegen das Pfund Fleisch). 1000 Gramm Hühnereier enthalten aber ferner 116,37 Gramm Fett (also beinahe genau so viel wie Schweinespeck), u. man genießt deshalb in den 18 Eiern noch 112,65 Gramm Fett. Nun reichen aber schon 84 Gramm Fett zum Kostmaß eines arbeitenden Mannes aus, und man kann deshalb den Ueberschuß von 28,65 Gramm Fett zu Gunsten der noch nothwendigen Fettbildner verrechnen, wo derselbe dann 48,43 Gramm Stärke entsprechen würde. An Fettbildnern braucht ein arbeitender Mann täglich wenigstens 404 Gramm, und man müßte deshalb den 18 Eiern noch 355,57 Gramm Stärke hinzufügen. An Kartoffeln brauchte man dazu noch 2057,53 Gramm, also etwa $^2/_3$ preuß. Metzen, oder an Brod 756,5 Gramm, d. i. reichlich $1^1/_2$ Pfund. Letzteres enthält aber auch eiweißartige Stoffe, die dann wieder abzuziehen wären, so daß man das richtige Maß für einen arbeitenden Mann auf täglich 1 Mandel Eier, reichlich $1^1/_2$ Pfund Brod und etwa 2 Loth berechnen kann. Die große Bedeutung der Eier für die Volksernährung wird hieraus klar, und eine rationelle, immer mehr sich ausdehnende Hühnerzucht wäre dringend zu empfehlen. Außer als Nahrungsmittel finden sowohl Eiweiß, als Eigelb ausgedehnte Anwendung in der Technik und in den Gewerben, auch die Fischeier werden ihres Eiweißgehaltes wegen häufig angewandt. Hierüber s. Eiweiß u. Eigelb. Aus letzterem bereitet man auch das Eieröl (s. d.).

Hinsichtlich der Aufbewahrung der Eier verweisen wir auf Art. Aufbewahrung der Lebensmittel u. bemerken noch Folgendes. Man hat vor Allem darauf zu sehen, daß die aufzubewahrenden Eier noch durchaus unbebrütet sind, denn bebrütete Eier verderben unter allen Umständen sehr schnell. Man pflegt die im März u. April, im August und später gelegten Eier für die haltbarsten zu halten. Dies ist indeß ein Irrthum, der sich darauf gründet, daß es bei dem in den genannten Monaten verminderten Bruttrieb leichter gelingt, unbebrütete Eier zu erhalten als in den Monaten Mai, Juni, Juli. Wer nicht selbst Hühnerzucht hat, kauft die Eier am besten im März u. April ein. Im Keller dürfen sie nicht aufbewahrt werden, ebenso wenig an Orten, wo stark riechende Substanzen liegen, oder an Orten, die im Sommer zu heiß werden. Man legt die Eier am vortheilhaftesten auf Bretchen, welche mit so großen quadratischen (nicht runden) Löchern umgeben sind, daß die Eier nicht durchfallen. Alle 8 Tage müssen sie dann umgekehrt werden, so daß bald das spitze, bald das stumpfe Ende sich oben befindet. Gute Eier halten sich auf diesen Eierstellagen bei gehörigem Luftzuge an einem passenden Orte länger und besser als unter Anwendung der gewöhnlichen Mittel, welche man anwendet, um die Luft von dem Ei abzuhalten. Dies ist hier deshalb nicht von großem Erfolge, weil im Ei selbst stets etwas Luft enthalten ist, welche genügt, die Fäulniß herbeizuführen. Am besten thut man noch, wenn man die Eier in heiße Gummilösung taucht, schnell wieder herausnimmt und mit Gypspulver bestreut. Solche Eier eignen sich der harten Schale halber auch sehr gut zum Transport. Andererseits wird empfohlen, die Eier in Wasserglas zu legen und nach einiger Zeit trocknen zu lassen (Kieselsäurelösung, durch Diffusion dargestellt, dürfte noch empfehlenswerther sein), oder sie in Holzasche (wo sie oft wie hartgesotten werden sollen), Sägespäne, Häcksel, Spreu, Sand, Salz, Kohlenpulver zu legen oder mit Wachs und Fett zu überziehen. Auch das Einlegen der Eier in eine Salzlösung (1 Theil Salz, 10 Theile Wasser) oder das Räuchern soll günstige Resultate liefern. Am gebräuchlichsten ist das Einlegen in Kalk, worin sich die Eier zwar ziemlich gut halten lassen, aber auch einen erdigen, unangenehmen Geschmack annehmen. Will man Eier in Kalk aufbewahren, so lasse man 1 Pfund Kalk, mit $^1/_2$ Pfund Wasser besprengt, zu Pulver zerfallen, rühre dies mit 30 Pfund Wasser gut an und bringe nun in ein Faß oder in einen Topf auf den Boden desselben eine Schicht Sand. Auf diesem ordnet man die Eier so, daß sie sich berühren, und schichtet allmählig 12—16 (nicht mehr!) Lagen über einander, worauf man die gut durchgerührte Kalkmilch so darüber gießt, daß dieselbe noch einige Zoll hoch über der obersten Schicht Eier steht. Das Faß muß, gut zugedeckt, an einem kühlen Ort, wo es aber nicht friert, aufbewahrt werden. Gefrorene Eier werden wieder brauchbar, wenn man sie 2—3 Stunden in recht kaltes Wasser legt. Um zu erkennen, ob Eier frisch und gut sind, halte man sie gegen das Licht. Frisch gelegte Eier sind hell durchscheinend u. haben nur eine sehr geringe Luftblase an der Spitze. Je größer diese ist, und je stärker die Eier sind, um so schneller werden sie verderben, ganz undurchsichtige Eier sind faul. Bei guten Eiern bemerkt man fer-

ner mit der Zunge leicht an der Spitze eine etwas höhere Temperatur als an dem stumpfen Ende, schlechte Eier sind gleichmäßig warm an beiden Enden. Frische Eier sinken im Wasser unter, verdorbene schwimmen auf dem Wasser, welches Kennzeichen noch exakter wird, wenn man statt des Wassers eine Salzlösung anwendet, in welcher ganz frische Eier nur sehr langsam untersinken. Den sichersten Aufschluß über die Beschaffenheit eines Eies liefert der Eierspiegel von Henry Burt in Newark N. J. Derselbe besteht aus einem allseitig geschlossenen Kasten, in welchem ein Spiegel im Winkel von 45° gegen die obere Wand befestigt ist. In der oberen Wand sind kreisrunde Löcher angebracht, in welche man die Eier setzt; die vordere, dem Spiegel zugekehrte Wand des Kastens enthält 2 Okulargläser in einer den Theaterperspektiven ähnlichen Fassung. Alles Licht muß durch die Eier gehen, fällt auf den Spiegel und wird ins Auge des Beobachters reflektirt, der nun ganz deutlich jede Trübung im Ei beobachten kann. Diese Instrumente sind in sofern bequem anzuwenden, da man mittelst derselben zu gleicher Zeit viele Eier auf ihre frische Beschaffenheit prüfen kann. Beim Kochen dringt etwas Eiweiß u. Salz durch die Schale hindurch, wogegen aber auch etwas Wasser in das Ei eintritt, so daß man also Eier nicht ohne Nachtheil in unreinem Wasser kochen kann. Zur Darstellung der Eierkonserve (Eierpulver oder Eiermehl), welche sich, in Wasser gelöst, wie frische Eier verwenden läßt, muß eine Temperatur angewandt werden, bei welcher das Eiweiß noch nicht gerinnt; da aber bei so geringen Wärmegraden die Verdunstung nur unter starkem Luftwechsel genügend schnell verläuft, so hat Turgar einen Apparat konstruirt, in welchem etwa 3—4 Eier auf je 1 Quadratfuß Fläche ausgestrichen und in Räumen, die durch Dampfröhren mäßig erwärmt sind, unter starkem Luftzuge ausgetrocknet werden. Die Eier müssen aber tüchtig bearbeitet werden, damit die zellige und häutige Struktur des Weißen und des Dotters vollständig zerstört wird. Völlig getrocknet, wird die Masse zu feinem Pulver zerrieben und in Flaschen aufbewahrt. Dies Präparat hält sich sehr lange unverändert und ist für Schiffsreisen, als Proviant auf Entdeckungsreisen und auch im Haushalt von großem Nutzen. Turgars Apparat ist beschrieben und abgebildet in Dinglers „Polytechnischem Journal“, Jahrg. 1856, Bd. 141, Seite 308.

Bei den Römern bildeten Eier den ersten Gang bei Mahlzeiten, daher das Sprüchwort ab ovo ad mala (s. d.). In manchen Gegenden Deutschlands ist es Sitte, sich am grünen Donnerstag mit gefärbten, hartgesottenen Eiern (Ostereiern) Geschenke zu machen, oder dieselben zu verstecken und von Kindern aufsuchen zu lassen (Hasen- oder Storcheier). Vielleicht rührt dieser Gebrauch aus den Zeiten der alten Römer her, welche um diese Zeit Eierspiele und Eierfeste zu veranstalten pflegten, wobei man den aus Eiern ausgebrüteten Dioskuren zu Ehren in einer Eilinie um die Wette nach Eiern lief. Ein ähnlicher Gebrauch ist das Eierwerfen oder Eierlaufen, welches in manchen Gegenden der Schweiz und Frankreichs üblich ist u. darin besteht, daß von zwei jungen Burschen der eine in einer gewissen Entfernung auf den Boden gelegte Eier eher in einen Behälter einzusammeln sucht, als der andere ein gestecktes Ziel erreicht und von diesem auf seinen Platz zurückkehrt.

Eibenbaum, Pflanzengattung, s. Taxus.

Eibenstock, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Straße nach Karlsbad, in 1973 Fuß mittlerer Seehöhe (mit 677 Fuß Höhenunterschied der höchsten und tiefsten Punkte), mit 6480 Einw., welche Viehzucht, Spitzenfabrikation, Tambourinstrickerei (1775 durch Clara Angermann aus Thorn eingeführt), Arzneibereitung 2c. betreiben. Der früher bedeutende Bergbau auf Silber (Zinn) hat aufgehört. E. scheint von den Sorbenwenden angelegt worden zu sein und wurde 1534 zur Bergstadt erklärt.

Eibisch, Pflanzengattung, s. Althäa.

Eiche (Quercus), Laubholzgattung aus der Familie der Kupuliferen (Amentaceen), mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die männlichen Blüthen bilden lange, lockere Kätzchen und bestehen aus einer sitzenden, 5—9theiligen Blüthenhülle mit 5—9 Staubgefäßen; die weiblichen Blüthen sitzen im Winkel einer abfälligen Schuppe und bilden eine aus kleinen, später in einen Fruchtbecher zusammenwachsenden Schuppen zusammengesetzte Hülle mit einem kurzen Griffel und meist 3theiliger Narbe. Die Hülle (Kelch) ist bleibend, nimmt nach der Blüthe eine schüsselförmige Gestalt an u. umschließt eine nußartige Frucht (Eichel), welche einfächerig, lederartig, glatt und unten geschabt ist. Die Gattung begreift meist große, majestätische, langsam wachsende Bäume, mit vielen Arten, von denen die meisten in Nordamerika einheimisch sind. Die Traubeneiche, Quercus sessiliflora *Smith*, Q. Robur var. *L.*, weil sie später ausschlägt und erst spät sich entlaubt, auch Wintereiche und wegen der Schwere, Härte und Dauerhaftigkeit ihres Holzes Steineiche genannt, hat gestielte, verkehrt-eiförmige, an der Basis ausgerandete oder in den Stiel vorgezogene, buchtige, kahle Blätter mit abgerundet stumpfen, wehrlosen Lappen u. Blüthenstiele, welche so lang als die Blattstiele oder kürzer sind. Steht der Baum in guter Lage und auf gutem Boden, so erreicht er eine Höhe von 120 bis gegen 200 und mehr Fuß und einen Durchmesser von 4—6 Fuß. Seinen Wuchs vollendet er in 200—250 Jahren, sein Alter bringt er auf 600 Jahre und darüber. Die Steineiche blüht mit dem Ausbruche der Blätter; die männlichen Blüthen sitzen haufenweise in fadenförmigen Kätzchen, die weiblichen erscheinen wie rothe Knospen in den Blattwinkeln der jungen Triebe. Die kleinen, eiförmigen Eicheln endigen sich in kleine Dornen; ihre Becher sind lederartig u. warzenförmig geschuppt. Sie sitzen in Trauben von 2—4, doch auch von 6—12 auf der Spitze eines sehr kurzen Stiels auf den jungen Zweigen. Die Wintereiche wächst in Wäldern und Feldhölzern, auch an Rainen, steigt aber selten höher als 2000 Fuß über der Meeresfläche die Berge hinan. Die Aeste des älteren Baumes sind sperrig hin und her gekrümmt, die Poren des Holzes groß. Der gemeinen E. zunächst steht die Stieleiche od. Sommereiche, Q. pedunculata *Ehrh.*, Q. Robur var. *L.* Sie hat kurzgestielte, festsitzende, länglich verkehrt-eiförmige, an der Basis tief ausgerandete, kahle, buchtige oder fiederspaltige Blätter mit abgerundet stumpfen, wehrlosen Lappen und Blüthenstielen, welche weit länger als die Blattstiele sind. Sie

vollendet ihren Wuchs in etwa 200 Jahren und erreicht ein Alter von 1000 Jahren, eine Höhe von gegen 180 Fuß und einen Durchmesser von 6—8 Fuß. Sie hat dieselben Standorte wie die vorige Art, liebt aber bessern Boden und vorzüglich Feldraine, ist auch jener sehr ähnlich und unterscheidet sich von ihr höchstens im Alter durch minder sperrige und krumme Aeste und feinere Poren des Holzes, sowie dadurch, daß sie etwa 14 Tage früher blüht. Die über Südeuropa und Nordafrika verbreitete Korkeiche, Q. Suber *L.*, Pantoffelholzbaum, mit länglich-eiförmigen, ungetheilten, gezähnten, unten filzigen Blättern und einer dicken, auswendig grauen, inwendig rostfarbenen Rinde, liefert das Pantoffelholz oder den Kork (s. d.). Die Rinde wird alle 8—10 Jahre abgenommen und ersetzt sich von selbst wieder; der beste Kork kommt von älteren Stämmen nach der dritten Schälung. Die Früchte sind eßbar. Der Baum wird 30—40 Fuß hoch und trägt glatte, graubraune Eicheln. Die Speiseeiche, Q. esculus *L.*, hat gefiedert-zerschnittene, oben dunkelgrüne, unten weißlich-wollige Blätter mit lanzettförmigen, etwas winkeligen, an der Spitze mit einem Stachel versehenen Zipfeln, findet sich häufig im südlichen Europa, erreicht eine Höhe von 50 Fuß und trägt eßbare, wohlschmeckende Früchte. Die Cerriseiche, Q. Cerris *L.*, österreichische oder burgundische E., mit länglichen, leierförmig in spitzige Querstücke zertheilten, fast lederartigen, oben hellgrünen, unten etwas filzigen Blättern, stacheligen Fruchtkelchen und eßbaren Früchten, wächst im südlichen Europa, besonders in Spanien, Italien und dem österreichischen Küstenlande und liefert die sogenannten Knoppern oder französischen Galläpfel. Die Färbereiche, Q. infectoria *Oliv.*, ein besonders im Orient wachsender Strauch mit glatten, runden Zweigen und abwechselnden, kurzgestielten Blättern, liefert die harten, knolligen Galläpfel (s. d.), welche als schwarzer Farbstoff und zur Bereitung der Dinte benutzt werden. Auch die Knoppereiche, Q. Aegylops *L.*, ein im südlichen Deutschland häufig vorkommender Baum, der 50 bis 80 Fuß hoch wird, liefert eine gute Sorte Galläpfel. Die Kermeseiche, Q. coccifera *L.*, im südlichen Europa, hat länglich-eiförmige, stumpfe, am Rande mit Zähnen versehene, lederartige, oben glänzend dunkelgrüne, unten mattgrüne Blätter, eine braungraue Rinde und eine sehr ästige Krone und wird ziemlich hoch, zeigt sich aber öfters auch als Strauch. Sie ist merkwürdig durch die an Zweigen und Blättern befindlichen kleinen Auswüchse, welche von Schildläusen (Coccus ilicis) verursacht werden und unter dem Namen Kermes- oder Scharlachbeeren zur Färberei dienen. Die Färbereiche, Q. tinctoria *Willd.*, mit länglich-eiförmigen, stumpflappigen, kurzgestielten, auf der Oberfläche glänzend dunkelgrauen, auf der untern Seite mit feinen Haaren dicht bedeckten Blättern und niedergedrückt-eiförmigen Eicheln, wächst in Nordamerika auf hohen Bergen und liefert das zum Gelbfärben viel gebrauchte, als Quercitronholz bekannte gelbe Farbholz. Die Rotheiche, Q. rubra *L.*, ein etwa 80 Fuß hoher Baum mit glatter, grauer Rinde und länglichen, kahlen, buchtig-fiederlappigen Blättern mit spitzigen, gezähnelten, stachelborstigen Zipfeln und sitzenden Früchten mit fast glattem Becher, ist eine Zierde der nordamerikanischen Wälder und wird des schönen Laubes wegen bei uns häufig in Anlagen kultivirt. Ebenfalls in Nordamerika heimisch, aber auch in Deutschland häufig angepflanzt ist die kastanienblätterige E., Q. Prinus *L.*, die 60—80 Fuß hoch und 4—5 Fuß dick wird, eiförmig-elliptische, am Grunde keilförmige, unten sehr fein behaarte Blätter mit sehr breiten, stumpfen, fast gleichen Lappen hat und fast 2 Zoll lange, der Länge nach gefurchte, süße, genießbare Früchte trägt, die eine vortreffliche Mast geben. Nordamerikanische Arten sind noch die Weißeiche, Q. alba *L.*, 70—80 Fuß hoch, mit fiederspaltig-buchtigen, auf der Unterseite weißflaumigen, stumpflappigen Blättern und weißer Rinde, und die immergrüne E., Q. virens *Ait.*, ausgezeichnet durch ihre immergrünen Blätter, in ihrem Vaterlande häufig zu Alleen verwendet.

Zur Forstkultur empfehlen sich unter den europäischen Arten besonders die Steineiche u. die Stieleiche. Sie lieben einen lockeren, schwarzen, mit Lehm od. Mergel vermischten Boden, der, ihrer starken Pfahlwurzel wegen, in einer Tiefe von wenigstens 6 Fuß weder Steine, noch Thon, noch Wasser haben darf. Ist der Boden schlecht, streng und dabei zu trocken, so wachsen nur schlechte, niedrige E.n oder nur geringes Buschholz (Eichengunst oder Hörseleichen). Solche E.n endigen ihren Wuchs schon in 70—80 Jahren und sterben bald ab, weil ihre Haarwurzeln schimmeln u. trocknen. Berge bringen in der Regel ein zäheres und härteres Holz als schattige, feuchte Tiefen und Thäler. Die Aussaat der Eicheln geschieht am besten im Herbst; auf einen Morgen von 180 □Ruthen rechnet man ungefähr 300 Pfund Eicheln. Dieselben dürfen nicht tief gesäet werden; man bewirkt die leichte Bedeckung, die sie verlangen, am besten durch leichtes Unterpflügen mit einer Egge oder einem Dornstrauch. Die gewöhnlich schon im Mai aufgehende Saat erfordert Schutz gegen die nachtheilige Witterung, welchen man ihr entweder durch unter sie gesäetes und mit ihr aufgehendes Getreide, oder durch Bedeckung mit Nadelholzzweigen zu geben sucht. Zur natürlichen Besamung benutzt man dunkle Schläge, welche man, wenn die Pflanzen zu wachsen anfangen, nach und nach auslichtet. Auch durch Pflanzen pflegt man Eichenbestände herzustellen; dann werden die Pflänzlinge in besondern Baumschulen (Eichelkamp) gezogen. Die besten Stämme zum Verpflanzen sind die von 3 Fuß Höhe; die Auspflanzung der höheren Stämme mißlingt oft. Zum Schutz der Eichensaaten pflegt man Birken und andere schnell wachsende Holzarten beizumischen.

Das Holz der Stieleiche ist das vorzüglichste, überaus fest und dauerhaft u. gibt ein vortreffliches Zimmer-, Schreiner- und Böttcherholz, das zu Maschinen, Werkzeugen und Geräthen aller Art verarbeitet wird. In der Erde und im Wasser ist es von ganz vorzüglicher Dauer, und unter dem Wasser nimmt es eine beinahe steinartige Härte und eine kohlschwarze Farbe an, weshalb es zum Schiff-, Brücken- und Mühlenbau, sowie zum Schlagen von Rosten überaus tauglich ist. Die krummgewachsenen E.n werden von den Schiffszimmerleuten sehr gesucht und geben die Kniehölzer. Die Benutzung der E.n als Schlagholz beruht auf dem Wiederausschlagen der im mittleren Alter außer der Saftzeit

dicht über der Erde abgetriebenen Stämme. In gutem Boden und bei gemäßigtem Klima erfolgt ein sehr schneller Wiederwuchs, welcher nach 30 bis 40 Jahren in ziemlich starken Stangen auf einem Mutterstocke haubar wird und sowohl zu Kohl- und Brennholz, als auch zu Faß- und Buttenreifen verwendet werden kann. Eine Klafter von geradspaltigem und möglichst sorgfältig aufgeschichtetem Holze enthält bei einer Scheitlänge von 3 F., einer Klafterlänge und Klafterhöhe von je 6 Fuß nach Abzug der Zwischenräume an wirklicher Holzmasse 74 Kubikfuß Eichenholz u. wiegt bei 20—25 Proc. Wassergehalt von Steineichenholz 32 Zollcentner. Nach Winkler wird die Heizkraft von 1 Klafter Fichtenholz ersetzt durch 0,59 Klafter Eichenholz. Die Heizkraft des Holzes der Steineiche verhält sich zu der des Holzes der Stieleiche wie 61 : 57, das Flammenbildungsvermögen wie 75 : 70 (Kiefer 89, Weißbuche 85). 1 Pfund Eichenholz in dünnen Hobelspänen kann 26,272, in mittleren 25,590, in dickeren 24,748, gut lufttrocken 29,210, sehr trockenes Tischlerholz in dünnen Spänen 29,838, in dickeren 26,227 Pfund Wasser von 0° auf 100° C. erwärmen. Der Aschengehalt des bei 140° C. getrockneten Holzes der E. beträgt 1,65 Procent, der Wassergehalt des frisch gefällten Holzes bei der Steineiche 34,7 Procent, bei der Stieleiche 35,4 Procent; das specifische Gewicht des frisch gefällten Holzes ist = 0,973, des lufttrockenen 0,785, des scharf getrockneten 0,664. Das Gewicht eines aus Scheiten aufgeschichteten Kubikmeters Eichenholz beträgt 371—380 Kilogramm, das Gewicht eines preußischen Kubikfußes lufttrockener Holzmasse 52 preußische Pfund. Die Zähigkeit des Eichenholzes ist nach Pfeil = 77 (Ulme 100, Buche 80). Ein Stab, dessen Querschnitt 1 hannöverschen Quadratzoll beträgt, zerreißt bei einer Belastung von 8600—17,200 Zollpfund (Fichte 8800, Ulme 12,300). Die Querfestigkeit des Eichenholzes, d. h. der Widerstand, den das Holz dem Zerreißen entgegensetzt, wenn es in einer Richtung gespannt wird, welche mit der Richtung seiner Fasern einen Winkel macht, steht zwischen der der Buche u. Kiefer. Für 1 hannöverschen Quadratzoll Trennungsfläche wird Eichenholz zerrissen von 525—713 Zollpfund. Die Verschiebungsfestigkeit, d. h. der Widerstand, den das Holz einer Kraft entgegensetzt, welche, gegen die Hirnseite wirkend, einen Theil der Fasern parallel mit diesen aus dem ganzen Holzstück herauszuschieben strebt, ist beim Eichenholz sehr groß u. wird nur von derjenigen der Buche übertroffen. Für 1 Quadratzoll Trennungsfläche bewirken die Verschiebung beim Eichenholz 722—1152 Zollpfund. Ein Stab Eichenholz von 1 Quadratcentimeter Querschnitt wird von 550—1600 Kilogramm zerbrochen (Buchenholz von 700—1600). Zerdrückt wird ein Kubikcentimeter Eichenholz von 200—460 Kilogramm (Fichtenholz von 450—550). Das Schwinden frischgefällten Eichenholzes, bis es lufttrocken geworden ist, beträgt nach der Richtung der Fasern 0 Procent, nach der Richtung des Stammhalbmessers 2,65 Proc., nach der Richtung senkrecht auf der Ebene der Spiegel 4,10 Proc. Vgl. Holz. Junges Eichenholz liefert bei rascher Verkohlung 16,54, altes 15,91 Kohle. Altes Eichenholz liefert bei langsamer Verkohlung 25,71, junges 25,60 Kohle. Nach Saussure enthielten Eichenblätter im Mai 5,3, im September 5,5, Holz 0,2, Rinde 6,0, Astholz 0,4, Astrinde 6,0, Bast 7,3 Asche. Eichenholzasche enthält nach Berthier: 37,87 Kohlensäure, 0,97 Schwefelsäure, 0,01 Salzsäure, 0,71 Phosphorsäure, 3,38 Kieselsäure, 48,41 Kalk, 0,53 Magnesia, Alkalien 8,11. Sein Werth für die Potaschenfabrikation ist mithin geringer als der des Buchenholzes. Die Eichenrinde zeichnet sich aus durch ihren großen Gehalt an Gerbstoff, wegen dessen sie in der Gerberei benutzt wird; sie liefert ein Leder von so guten Eigenschaften, wie es durch andere Gerbmaterialien nicht erzeugt werden kann; außerdem ist die Eichenrinde die ergiebigste und billigste Quelle für Gerbstoff. Die gehaltreichste u. beste Eichenrinde, die sogenannte Spiegelrinde, wird von 16=—20=, höchstens 30jährigen Stämmen gewonnen. Rinde von älteren Bäumen ist weniger werthvoll. Dies wird bedingt durch den Bau der Rinde. Dieselbe besteht nämlich aus drei häufig in einander übergehenden Schichten, der Oberhaut oder Epidermis, der äußeren u. der inneren Rinde. Die Epidermis ist frei von Gerbstoff, sie geht allmählig in Korksubstanz über u. bildet bei großer Dicke die sogenannte Borke. Die unter dieser liegende äußere Rindenschicht besteht aus langgestreckten, dickwandigen Zellen, in denen der Saft während des Wachsthums cirkulirt. Diese Zellen sind der Sitz des Gerbstoffs, während die Innenrinde, welche aus dünnwandigen Zellen gebildet ist, nur Zucker, Gummi u. ähnliche Stoffe enthält. Der Gerbstoff (s. d.) ist am reichlichsten in der mittleren Rinde vorhanden, wenn der Saft am lebhaftesten die Zellen derselben durchströmt, und die beste Schälungszeit ist deshalb auch der Juni. Das Schälen geschieht an den noch stehenden Stämmen, und zwar macht man zunächst am unteren Ende des Stammes einen Querschnitt rings um denselben herum, schlitzt dann die Rinde der Länge nach auf und zieht sie nun, von unten anfangend, in Streifen ab. Diese bleiben aber vor der Hand noch oben am Stamme hängen, und erst, wenn sie getrocknet sind, werden sie losgetrennt und in Stücke zerhackt. Diese Rindenstreifen müssen vor Allem an einem trockenen Orte aufbewahrt werden. Gute Eichenrinde muß auf ihrer Oberfläche silberglänzend oder grau, glatt od. doch wenigrissig, innen zimmtbraun u. leicht zerbrechlich sein. Im Frühjahr geschälte Rinde gibt beim Ausziehen mit Wasser und Eintrocknen des Auszugs 12,7 Procent Extrakt mit 6,04 Procent Gerbsäure, während im Herbst geschälte Rinde nur 4,37 Procent Gerbsäure enthält. Aus dem innern Theil von guter Spiegelrinde erhält man 23,12 Procent Extrakt mit 16 Procent Gerbsäure. Auch zu medicinischen Zwecken wird die Eichenrinde in Abkochungen als abstringirendes Mittel angewandt. Zermahlen od. zerstampft heißt die Eichenrinde Lohe od. Gerberlohe. Die bekannten Galläpfel (s. d.) u. Knoppern (s. d.) rühren von dem Stich kleiner Insekten aus der Gattung der Gallwespen (s. d.) her. Die Früchte der E.n, die Eicheln, schmecken widrig bitter, herbe, später süßlich. Nach Braconnot enthalten 100 Theile geschälte Eicheln: 36,94 Stärke, 31,8 Wasser, 1,9 Cellulose, 15,82 Legumin und Gerbsäure, 7 Zucker (Quercit und gährungsfähigen Zucker), 3,27 fettes Oel, 5 harzigen, bittern Extraktivstoff, 0,38 Kali, 0,19 schwefelsaures Kali, 0,01 Chlorkalium, 0,05 phosphorsaures Kali, 0,27 phosphorsauren Kalk. Das fette Oel ist dickflüssig,

blaßgelb, geruchlos, etwas süßlich, schwach kratzend. Will man die Eicheln aufbewahren, so müssen sie an einem trockenen, luftigen, kühlen Ort gelagert werden, weil sie sonst leicht schimmeln. Sie sind ein Lieblingsfutter der Schweine, die man daher in Eichenwälder zu treiben pflegt. Zur Stallmast der Schweine verwendet man sie entweder gedörrt, oder gemahlen. Um sie zu malzen, bringt man sie frisch in eine mit Wasser gefüllte Grube, oder benetzt sie mit Salzwasser, worauf sie keimen. Ihre Nährkraft und Zuträglichkeit wird dadurch bedeutend erhöht. Eichelmast gibt ein schmackhaftes Fleisch und festen Speck. Auch Mastochsen gibt man Eicheln, u. zwar zerstoßen unter den Häcksel gemischt. Den Schafen sind sie nicht zuträglich, wohl aber dem Federvieh, mit Ausnahme der Gänse. Behufs der Brodbereitung werden die Eicheln durch Auslaugen mit kaltem od. warmem Wasser od. durch Dämpfen entbittert, dann getrocknet und gemahlen; das daraus bereitete Brod ist indeß schwer verdaulich. Im Orient werden die Eicheln eine Zeitlang in die Erde vergraben, wodurch sie ihre Bitterkeit verlieren, und dann geröstet und mit Zucker und aromatischen Substanzen gemischt als ein angenehmes Analeptikum angewendet. In größerer Menge werden die Eicheln geröstet als Kaffeesurrogat verwendet u. namentlich skrophulösen Kindern gegeben; ohne gehörige Vorsicht bereitet, macht dies Getränk aber leicht hartleibig. Man beugt dem vor, wenn man die völlig reifen, gesunden, großen Eicheln der Stieleiche schält, in Stücke zerschneidet, mit siedendem Wasser übergießt, in diesem erkalten läßt, sie dann herausnimmt, im Ofen trocknet u. schließlich wie Kaffeebohnen röstet. Von dem gemahlenen Kaffee wird dann je 1 Loth mit 3—4 Tassen siedendem Wasser übergossen und 5—10 Minuten gekocht. Die Wirkung dieses Getränkes ist natürlich von der des Kaffee's ganz verschieden, da den Eicheln das Kaffeïn sowohl, wie das dem gerösteten Kaffee eigenthümliche ätherische Oel fehlt. Zur Branntweinbrennerei eignen sich die Eicheln vorzüglich, wenn auch die Bereitung der Maische mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist. 4 berliner Metzen Eicheln sollen 2 Quart Branntwein von 27 Procent Tralles geben, welcher sehr rein u. dem Kornbranntwein ähnlich schmeckt. Selbstverständlich kann aus der Eichelmaische auch Essig gewonnen werden.

Die E. ist schon mit den ältesten naturreligiösen Mythen und Kulten der europäischen Völker eng verknüpft, besonders mit denen der alten Griechen, Etrurier, Germanen, Celten, Skandinavier, Preußen 2c. Die E. zu Dodona in Nordgriechenland war der Sitz des ältesten hellenischen Orakels, dessen Willen die Priester aus dem Rauschen ihrer Blätter vernahmen. Bei den Römern war die E. dem Jupiter gewidmet (arbor Jovis). Die alten Gallier und Deutschen hielten die E. für einen heiligen Baum. Die Eichenwälder waren den Göttern geweiht, und unter den stärksten und höchsten wurden die Opfer dargebracht. Auch mehre slavische Völker hielten die E. für heilig und brauchten das Eichenholz zu Opferfeuern. Als das Christenthum nach Deutschland und in die Länder an der Ostsee drang, wurden viele alte heilige E.n niedergehauen. Insbesondere soll eine heilige E. bei Geismar in Hessen berühmt gewesen sein, welche vom heiligen Bonifacius gefällt wurde. Auch bei den Israeliten und Persern stand die E. in hohen Ehren. Der Eichenkranz, als Schmuck, war zu allen Zeiten ein ernstes Symbol; in alten Zeiten bekränzten sich die Priester damit, auch war er Belohnung römischer Bürgertugend. Das Eichenlaub ist auf die gothische Ornamentik von bedeutendem Einfluß gewesen.

Eiche Karls II., Sternbild am südlichen Himmel, beim Schiff Argo, von Halley 1677 seinem König zu Ehren benannt.

Eichel, die Frucht der Eiche; Theil des männlichen Gliedes, s. Geschlechtstheile; Karte, s. Spielkarten.

Eichelzucker (Quercit, Samenzucker), Zuckerstoff, der sich in den Eicheln findet u. von Braconnot zuerst dargestellt, aber für Milchzucker gehalten wurde. Dagegen bewies Dessaignes, daß der E. sich wesentlich von dem ächten Zucker unterscheidet, indem er nicht gährungsfähig ist. Auch in seiner Zusammensetzung steht er dem Mannit am nächsten und unterscheidet sich von demselben nur durch einen Mindergehalt von 2 Aequivalenten Wasser. Man erhält ihn, wenn man zerstoßene Eicheln mit Wasser auszieht, die Flüssigkeit mit Kalk fällt, mit Hefe in Gährung versetzt und die vergohrene Flüssigkeit filtrirt und verdampft. Der gereinigte E. krystallisirt in kleinen, harten Prismen, die sich in 8—10 Theilen kaltem Wasser und auch in heißem verdünnten Weingeist lösen. Bei 235° schmilzt er und gibt ein krystallinisches Sublimat. Mit Salpetersäure liefert der E. Kleesäure, mit Schwefelsäure schwärzt er sich nicht und bildet eine gepaarte Säure, mit Schwefelsäure und Salpetersäure bildet er ein vom Nitromannit verschiedenes, explodirendes Nitroquercit. Mit Kali färbt sich E. nicht, Kupferoxyd wird von ihm nicht reducirt, basisch-essigsaures Bleioxyd fällt ihn auf Zusatz von Ammoniak.

Eichen, Dorf im badischen Oberrheinkreis mit 500 Einw., am Eichenersee, der 1467 Fuß über dem Meere liegt, über 7 Morgen groß ist, keinen offenbaren Zufluß hat und sich abwechselnd füllt u. wieder verschwindet, so daß er oft mehre Jahre lang wasserleer ist u. sein Boden als Feld u. Wiese benutzt wird.

Eichendorff, Joseph, Freiherr von, deutscher Dichter, den 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren, studirte in Halle und Heidelberg die Rechte, brachte sodann mehre Jahre in Paris und Wien zu, trat im Februar 1813 als Freiwilliger in preußische Dienste, wurde im Herbst desselben Jahres Offizier u. machte bis 1815 die Freiheitskriege mit. Nach seiner Heimkehr wurde er 1816 Referendär bei der Regierung in Breslau, 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 in Königsberg und später in Berlin. Hier erhielt er 1841 den Titel eines geheimen Regierungsraths, schied 1845 aus dem Staatsdienst und † den 26. November 1857 zu Neisse in Schlesien. E. ist einer der talentvollsten Vertreter der romantischen Schule. Zwar fehlen seinen meisten größeren Werken Plastik und Rundheit; dagegen sind unter seinen kleinen Novellen meisterhafte Dichtungen. Von seinen Gedichten sind viele volksthümlich geworden. Am unbedeutendsten sind seine Dramen. E. trat zuerst mit Liederproben in fliegenden Blättern unter dem Namen Florus auf; unter seinem Namen erschienen: „Ahnung und Gegenwart", Roman (herausgegeben von Fouqué, Nürnberg 1815), „Krieg den

Philistern", dramatisches Märchen in 4 Abenteuern (Berlin 1824), „Aus dem Leben eines Taugenichts" und das „Marmorbild", 2 Novellen, nebst Anhang von Balladen und Romanzen (das. 1824; erstere erschien in 4. Aufl. 1856), „Meierbeths Glück und Ende", Tragödie (das. 1828), „Ezzelin von Romano", Trauerspiel (Königsberg 1828), „Der letzte Held von Marienburg", Trauerspiel (das. 1830), „Die Freier", Lustspiel (Stuttg. 1833), „Viel Lärmen um Nichts", Novelle (Berl. 1833), „Dichter u. ihre Gesellen", Novelle (das. 1834), „Gedichte" (das. 1837, 4. Aufl. 1856), „Julian", ein Romanzencyklus (Leipzig 1853), „Robert Guiscard" (das. 1855) und „Lucius", Epos (das. 1857). Daneben lieferte er treffliche Uebersetzungen des spanischen Volksbuchs „Der Graf Lucanor" (2. Aufl., Berlin 1843), von Calderons „Geistlichen Schauspielen" (Stuttg. 1846—53, 2 Bde.) und mehre literargeschichtliche Werke, als: „Ueber die religiöse und ethische Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (Leipzig 1847), „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (das. 1851), „Zur Geschichte des Drama's" (das. 1854), „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (Paderborn 1856, 2 Thle.), in denen E. seine Gegenstände vom modern katholischen Standpunkte aus beurtheilt. Eine Sammlung seiner poetischen Werke erschien Berlin 1841—43 in 4 Bänden (unvollständig); eine neue u. vollständige, in 6 Bänden, ist im Erscheinen begriffen (Leipzig 1863 ff.).

Eichenmistel, Pflanzengattung, s. v. a. Loranthus europaeus *L.*

Eichens, 1) Friedrich Eduard, namhafter Kupferstecher, geboren den 27. Mai 1804 zu Berlin, bildete sich unter Buchhorn auf der berliner Akademie, dann in Paris und später in Parma unter Toschi. Nach seiner Rückkehr nach Berlin ward er Professor und wirkt seit 1833 daselbst als Zeichenlehrer an den städtischen Schulen. Durch Fertigkeit und Korrektheit der Zeichnung u. Eleganz u. selbst Glanz der Behandlung zählt er zu den bedeutendsten Künstlern der Gegenwart. Von seinen Werken sind hervorzuheben: die Anbetung der heiligen drei Könige nach Raphael (1836), die heilige Magdalena nach Domenichino (1837), Friedrich der Große als Kronprinz nach Pesne (1846), mehre Porträts berühmter Zeitgenossen nach Photographien, mehre Blätter der Sammlung von Kaulbachs Wandgemälden im neuen Museum zu Berlin u. von dessen Shakspearegallerie.

2) Hermann, Bruder des Vorigen, geboren den 13. September 1812 zu Berlin, widmete sich in Paris der Lithographie, wo er bald zu den besten Künstlern in diesem Fache gezählt ward. Später wandte er sich der Schwarzkunst zu, die er ebenfalls mit großem Erfolg ausübt.

Eichhörnchen (Sciurus *L.*), Säugethiergattung aus der Familie der Nagethiere, charakterisirt durch die ziemlich langen Ohren, den meist buschigen und oft zweizeilig behaarten Schwanz, der von Körperlänge und darüber ist, die mit einem Nagel bewaffnete Daumwarze der Vorderfüße, die fehlenden Backentaschen und oben und unten jederseits 4 Backenzähne, indem im Oberkiefer der kleinere Lückenzahn früh ausfällt, furchtsame, flinke und unruhige Thiere, welche schnell laufen und springen, besonders gewandt aber klettern. Sie leben meist auf Bäumen und vertreten in unseren Wäldern bis in den hohen Norden gewissermaßen die Stelle der Affen. Man zählt über 70 Arten, die, mit Ausnahme Australiens, über die ganze Erde, am zahlreichsten aber in Nordamerika verbreitet sind. In Europa gibt es nur 2 Arten. Das gemeine E. (S. vulgaris *L.*), 9 Zoll lang, mit 10 Zoll langem zweizeiligen Schwanze, gewöhnlich fuchsroth, unten weiß, aber sehr veränderlich in der Färbung, öfters ganz schwarz mit weißem Bauche, fuchsroth mit schwarzem Bauche, auch manchmal ganz weiß oder gescheckt, im Winter in den nördlicheren Ländern aschgraubläulich, findet sich in ganz Europa und dem gemäßigten Asien, in Laub- und Nadelwäldern. Es frißt alle Arten von Kernen und Nüssen, Bucheckern, Eicheln, Fichtensamen u. dgl., indem es auf den Hinterbeinen sitzt u. den Schwanz auf den Rücken schlägt. Während des Nagens erinnert es durch seine Beweglichkeit und überhaupt durch seine Manieren an die Affen. Es sammelt Wintervorrath in Baumhöhlen, baut ein geschlossenes Nest aus Reisig und Moos in Astwinkel, bisweilen 2—3, oder macht sich auch ein Elsternest zurecht, paart sich im März u. wirft nach 4 Wochen 3—9 blinde Junge. Letztere saugen 4 Wochen und sind gegen den Herbst fast ausgewachsen. Haben die Alten reichlich Nahrung, so hecken sie auch wohl zum zweiten Male. Des Winters halten sie sich zwar in ihren Nestern auf, schlafen aber nicht anhaltend, sondern gehen heraus, um Nahrung zu suchen, oder aus ihrem Versteck Vorrath zu holen. Die grauen Winterpelze (bei den Kürschnern Grauwerk, Behe, Behbäuche genannt) werden zu Verbrämungen, Müffen, Krägen u. dgl. benutzt und kommen besonders von Rußland aus in den Handel. Bei starker Vermehrung richten sie durch Ausfressen der Holzsaat und der jungen Baumknospen Schaden an; auch stellen sie den Eiern und Jungen kleiner nützlicher Singvögel gern nach. Selbst nicht zu tief liegende Trüffeln scharren sie heraus. Ihr Hauptfeind ist der Baummarder; auch andere Raubthiere und Raubvögel stellen ihnen nach. Bittere Mandeln sind ihnen, wie allen Nagern, wegen der darin enthaltenen Blausäure tödtlich. Jung aufgezogen werden sie leicht zahm und ergötzen dann durch ihre flinken, trolligen Bewegungen. Doch ist ihnen keineswegs zu trauen, denn sie beißen, wenn sie geneckt werden, ganz empfindlich. Ihr Fleisch wird hier u. da auch gegessen. Das Rötheleichhörnchen (S. russatus *Wag.*, dem gemeinen E. sehr ähnlich, lebt im südöstlichen Europa. Das graue E. (S. cinereus *L.*, S. virginianus *Brisson*), in den Eichen- und Hickorywäldern in Pennsylvanien und in einigen Gegenden am Missouri häufig, ist 11 Zoll lang, an den obern Theilen rothgrau, an allen untern Theilen weiß, mit schwarz, weiß und rothgrau geringeltem, 10 Zoll langem Schwanze, u. liefert das unter dem Namen Petit gris nach Europa kommende Pelzwerk. Das weißohrige E. (S. leucotus *L.*), in Nordamerika, ist grau oder schwarz, am Bauche weißlich, mit runden, auf beiden Seiten behaarten Ohren. Bei starker Vermehrung richten diese E. zuweilen auf Feldern und in Gärten großen Schaden an, u. in manchen Jahren unternehmen sie in ungeheuren Schaaren weite Wanderungen, immer nach Süd-

osten vordringend und Alles auf ihrem Wege verwüstend. Das Zwergeichhörnchen (S. exilis *Muell.*), das kleinste der Gattung, nicht viel größer als eine Hausmaus, 3 Zoll 6 Linien lang, mit 2 Zoll 3 Linien langem, dünnbehaartem Schwanz, ist an den oberen Theilen braun, an Kopf und Schultern mehr gelbbraun, an den unteren Theilen weißgrau. Eine besondere Gattung bilden die fliegenden E. oder Flughörnchen (Pteromys *Ill.*), nächtliche Thiere mit kurzen Ohren und einer Flughaut zwischen den Extremitäten, die als Fallschirm dient. Die bekannteste Art, Pteromys volans *L.*, 6½ Zoll lang, mit 3 Zoll langem Schwanz, bläulichgrau, unten weiß, lebt einsam auf Bäumen von Samen, Knospen und Kätzchen der Birken und Nadelbäume, in Sibirien und im europäischen Rußland, und baut kein Nest, sondern erzieht seine 4 Jungen in einem Baumloche. P. volucella *L.* (Assapanik), 5 Zoll lang, mit 3½ Zoll langem Schwanz, oben graulich rothbraun, unten weiß, lebt truppweise im wärmeren Nordamerika, wird leicht zahm und nährt sich wie das vorige. Andere Arten (P. petaurista *Pall.*, Taguan, von Katzengröße, und P. nitidus *Geoffr.*, weit kleiner) leben auf den Inseln Südasiens. Eine andere Gattung bilden die Backenhörnchen (Tamias *Ill.*), mit kurzen Ohren und ohne Backentaschen, vom Habitus der E., aber nicht kletternd. Das gestreifte Backenhörnchen (T. striatus *L.*), rothbraun, mit 5 schwarzbraunen und dazwischen 4 gelblichen Binden, 5½ Zoll lang, lebt in Asien vom Ural bis zum ochozkischen Meere in Höhlen, die es selbst gegraben, und liefert gutes Pelzwerk. T. americanus *Kuhl.*, bräunlich rostfarbig, mit 5 schwarzen Längsstreifen, 6 Zoll lang, in Nordamerika, richtet auf Feldern oft Schaden an.

Eichhorn, 1) Johann Gottfried, Orientalist, Kritiker, Literarhistoriker und Geschichtsforscher, den 16. Oktober 1752 zu Dürrenzimmern im Fürstenthum Hohenlohe-Oehringen geboren, ward, nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet, Rektor der Schule zu Ohrdruf im Herzogthum Gotha, 1775 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena und 1788 zu Göttingen, wo er namentlich auch über die politische Geschichte alter und neuer Zeiten und über Literärgeschichte las. Er ward daselbst 1813 Mitdirektor der königlichen Societät der Wissenschaften, 1819 geheimer Justizrath und † am 25. Juni 1827. Von seinen Werken sind zu nennen: „Einleitung in das Alte Testament“ (Leipzig 1780—83, 3 Bde.; 4. Aufl., Göttingen 1824, 5 Bde.), „Einleitung in das Neue Testament“ (das. 1804—14, 3 Bde.; neue Aufl. 1824—27, 5 Bde.), „Urgeschichte“ (von J. Ph. Gabler herausgegeben, Nürnb. 1790—93, 2 Bde.), „Die hebräischen Propheten“ (Göttingen 1816—20, 3 Bde.), „Allgemeine Geschichte der Kultur u. Literatur des neuern Europa“ (das. 1796—99, 2 Bde., unvollendet), „Uebersicht der französischen Revolution“ (das. 1797, 2 Bde.), „Literärgeschichte“ (das. 1799, Bd. 1, 2. Aufl. 1813, Bd. 2, 1814), „Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten“ (das. 1805—12, 6 Bde., Bd. 1, 2. Aufl. 1828, unvollendet), „Weltgeschichte“ (das. 1799 bis 1814, 5 Bde., 3. Aufl. 1818—20), „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte“ (das. 1803 f., 6 Bde., 3. Aufl. 1817—18), „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ (das. 1817) u. a. m. Er gab auch das „Repertorium für biblische und morgenländische Literatur“ (Göttingen 1777—86, 18 Bde.) und die „Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur“ (Leipz. 1787—1801, 10 Bde.) heraus. Vgl. Eichstädt, Oratio de J. G. Eichhorn, Jena 1827.

2) Karl Friedrich, Rechtsgelehrter, besonders ausgezeichnet als Forscher im Gebiete der deutschen Staats- u. Rechtsgeschichte, am 20. November 1781 zu Jena geboren, studirte zu Göttingen, hielt daselbst als Privatdocent Vorlesungen und lebte von 1801—3 in Wetzlar, Regensburg und Wien. Im Jahre 1804 wurde er Mitglied des Spruchkollegiums zu Göttingen, im folgenden Jahre Professor an der Universität zu Frankfurt a. d. O. und 1811 in Berlin. Nachdem er in den Freiheitskriegen als Freiwilliger mit gefochten, betrat er nach geschlossenem Frieden wieder seinen Lehrstuhl in Berlin, von wo er 1717 nach Göttingen berufen wurde. Hier lehrte er deutsches Recht, Kirchenrecht und Staatsrecht, zog sich aber 1828 wegen Kränklichkeit auf ein Landgut bei Tübingen zurück. Im Jahre 1831 folgte er nochmals einem Ruf an die Universität zu Berlin, arbeitete hier zugleich im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, widmete sich seit 1833 ganz dem Staatsdienst, ward geheimer Obertribunal- und Legationsrath, 1838 Mitglied des Staatsraths, 1842 der Gesetzkommission, 1843 geheimer Oberjustizrath, 1844—46 an Savigny's Stelle Spruchmann beim deutschen Bundesschiedsgericht und 1843—44 Mitglied des Obercensurgerichts. Seit 1851 lebte er zurückgezogen in Köln und † daselbst den 4. Juli 1854. Als akademischer Lehrer u. als Schriftsteller hat E. für die Beförderung altdeutscher Studien viel gewirkt; er ist nicht nur das Haupt der historischen Schule, sondern auch der Begründer der historisch kombinatorischen Methode des deutschen Privatrechts. Von seinen Schriften nennen wir die „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“ (Göttingen 1808—18, 4 Bde., 5. Aufl. 1843—46), die „Einleitung in das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts“ (das. 1824, 5. Aufl. 1845) und die „Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionsparteien in Deutschland“ (das. 1831 bis 1833, 2 Bde.). Auch ein Trauerspiel, „Chriemhildens Rache“, nach dem Nibelungenliede bearbeitet, erschien von ihm (Göttingen 1824); im este'schen Legitimitätsstreit schrieb er gegen Zachariä u. Klüber (Berlin 1835). Seit 1815 redigirte er, anfangs mit Savigny und Göschen, dann mit Rudorff die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“.

3) Johann Albrecht Friedrich, preußischer Staatsmann u. Rechtsgelehrter, am 2. März 1779 zu Wertheim a. M. geboren, studirte zu Göttingen, ward 1800 Auskultator bei der kleve'schen Regierung, 1801 Auditeur u. Regimentsquartiermeister, 1806 Assessor beim Kammergericht zu Berlin, 1810 Kammergerichtsrath und zugleich Syndikus bei der neuerrichteten Universität zu Berlin, arbeitete nach dem Aufrufe des Königs zur Volksbewaffnung 1813 im Ausschusse für Landwehr und Landsturm zu Berlin u. folgte im August d. J. als Freiwilliger der schlesischen Armee bis zur Einnahme von Leipzig. Hier wurde er vom Minister von Stein in die Centralregierung der gegen Frankreich verbündeten Mächte über die eroberten Lande berufen. Die Wirksamkeit

dieser Verwaltung beschrieb er in der anonym erschienenen Schrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein" (1814). Nach der Landung Napoleons I beauftragt, den Staatsminister von Stein in der Verwaltung der besetzten französischen Provinzen zu unterstützen, machte er sich sehr verdient um die Wiedererlangung der geraubten deutschen Schätze der Wissenschaft u. Kunst, sowie um die Liquidation der zahllosen Privatreklamationen, aus Preußen u. andern deutschen Ländern an Frankreich, ward sodann geheimer Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, später auch vortragender Rath bei dem Staatskanzler von Hardenberg und 1817 Mitglied des Staatsraths. Seine Thätigkeit wurde von dieser Zeit an eine für die Entwickelung der Staatsrechtsverhältnisse in Preußen, wie für die der Verkehrsverhältnisse in den deutschen Staaten, namentlich durch seine Leitung der Verhandlungen über die Freimachung des innern Handels und Verkehrs in Deutschland, deren Resultat der preußische, jetzt deutsche Zollverein war, eine höchst wichtige. Im Jahre 1831 wurde E. zum Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und im Oktober 1840 zum wirklichen Staatsminister und Minister für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten erhoben. Seine Bestrebungen in dieser Stellung waren der freieren Richtung in Wissenschaft u. Kirche entschieden ungünstig (s. *Preußen*). Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 nahm er am 19. März seine Entlassung. Er † zu Berlin den 16. Januar 1856.

Eichkätzchen, s. v. a. Eichhörnchen.

Eichsfeld, ein ehemals kurmainzisches, jetzt theils zu Preußen, theils zu Hannover gehöriges Fürstenthum, bildet ein im Mittel 1300—1400 Fuß hohes Muschelkalkplateau von etwa 28 □Meilen, das am Südwestabhange des Harzes, zwischen Werra und Wipper, aufsteigt und von der Unstrut und Leine in ihrem Oberlaufe durchflossen wird. Ueber die Hochfläche erheben sich noch einzelne Höhenzüge, so im Nordosten (bei Worbis) die Ohmberge u. der Sonnenstein (1580 Fuß), zwischen denen ein lückenartiger Paß, die *eichsfelder Pforte*, führt. Die Waldkette des *Dühn* trennt das Plateau in zwei Haupttheile. Südlich liegt das größere (preußische) *obere* E. (mit der Hauptstadt Heiligenstadt), fast durchweg ein rauhes, ödes Land, dessen mit Muschelkalk übersäete Oberfläche den Ackerbau sehr wenig begünstigt und nur hie und da in fruchtbaren Boden verwittert. Bei der gebirgigen und kalten Natur des Landes haben bloß die Sohlen einiger Thäler u. muldenförmiger Vertiefungen, sowie die Abhänge und Terrassen zwischen den bewaldeten Berghöhen ein ergiebiges Erdreich, unter dem Namen „Kessel" bekannt. Der Kornertrag reicht für die Bewohner nicht aus, auch die sonst schwunghafte Fabrikation von Wollenzeuchen ist gesunken. So leben die armen Eichsfelder vom Wollekämmen, oder wandern in Schaaren aus, um als Fabrik- u. Feldarbeiter ihren Unterhalt zu verdienen. Das (größtentheils hannöversche) *untere* E. (mit dem Hauptort Duderstadt), nördlich vom Dühn, ist ebener, wärmer und hat auf seinen fruchtbaren, von Hügeln, Wäldern, Wiesen und Gewässern durchzogenen Flächen einen ergiebigen Lehmboden, der sich in den nördlichen Strichen mit buntem Sandstein und Kalkspath gemischt findet. Das untere E. erzeugt Feldfrüchte über seinen Bedarf, ja hier gibt es sogar eine „goldene Mark", die trefflich angebaute Gegend um Duderstadt. Das E. bildete in den ältesten Zeiten einen Theil des Königreichs Thüringen u. kam 523 unter fränkische Herrschaft. Es standen ihm eigene Grafen vor, u. späterhin zählte man über 20 Herren im Lande. Zum Erzbisthum Mainz gehörten schon um 1022 Heiligenstadt, sowie Amt u. Schloß Rastenberg, und allmählig wurde durch Kauf oder Schenkung das ganze obere E. mit Mainz vereinigt. Von dem unteren E. oder der Mark Duderstadt, die seit 1247 zu Braunschweig gehörte, ward 1342 das erste, 1446 das letzte Drittel an Mainz verkauft. Von nun an theilte das Land die Schicksale des Kurstaats Mainz und erlitt oft große Drangsale. Die Reformation machte auch in E. Fortschritte, ward aber vom Erzbischof unterdrückt. Als Fürstenthum E. kam das Land 1802 an Preußen, ward 1807 nach dem tilsiter Frieden wieder verloren und zum Königreich Westphalen geschlagen, endlich 1815 von Neuem von Preußen erworben, das jedoch den fruchtbarsten u. größten Theil des untern E.s (die Aemter Duderstadt u. Gieboldhausen) an Hannover abtrat, wogegen die hannöverschen Enklaven Rüdigershagen u. Gänseteich mit dem preußischen Gebiet vereinigt wurden. Der preußische Theil des E.s gehört zum Regierungsbezirk Erfurt u. ist unter die drei Kreise Heiligenstadt, Worbis und Mühlhausen vertheilt. Vgl. *Wolf*, Politische Geschichte des E.s, mit Urkunden, Göttingen 1792—93, 2 Bde.

Eichstädt, 1) Fürstenthum in Bayern, das 1817 der vormalige französische Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, nach Verzichtleistung auf das durch den wiener Kongreß ihm in Italien zugesicherte Fürstenthum unter bayerischer Landeshoheit als eine freie Standesherrschaft erhielt, von welcher er den Titel eines *Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von E.* führte. Es ist gebildet aus dem ehemaligen Stift E. und der Landgrafschaft Leuchtenberg und einigen Besitzungen, welche Eugen dazu kaufte, und besteht jetzt aus den Landgerichten E. (ohne die Stadt E.), Beilngries u. Greding und dem Herrschaftsgericht Kipfenberg. Das ehemalige *Bisthum E.* im fränkischen Kreise grenzte an die Oberpfalz, Bayern, das Herzogthum Neuburg, an Schwaben und das Fürstenthum Ansbach, zählte auf 22 □Meilen etwa 58,000 katholische Einwohner u. enthielt 10 Städte u. einen Marktflecken. Es wurde im 8. Jahrhundert durch Bonifacius u. den Grafen Suidger von Hirschberg gegründet, weshalb die Grafen von Hirschberg auch später die Advokatie über dasselbe hatten. Als Graf Gebhard 1261 dem Bisthum seine ganze Grafschaft, die aber ein bayerisches Lehn war, vermachte, entstanden zwischen den Herzögen von Bayern u. dem Hochstift Streitigkeiten, bis jene diesem den größten Theil der Grafschaft überließen u. sich nur das Landgericht zu Hirschberg vorbehielten. Die übrigen Güter des Bisthums wurden meist durch Ankauf erworben. Der Bischof hatte im Reichsfürstenrath auf der geistlichen Bank seine Stelle zwischen den Bischöfen von Worms und Speyer, auf den fränkischen Reichstagen saß er nach dem Markgrafen von Brandenburg, als Bischof stand er unter dem Erzstift Mainz. Das Domkapitel bestand aus 15 Kapitularen u. 23 Domicellaren, die alle von stifts- und rittermäßigem Adel sein u.

ihre 64 Ahnen nachweisen mußten. Die Einkünfte der Kammerkasse betrugen vor der Säkularisation 135,000 Gulden. Im J. 1802 wurde das Bisthum in ein Fürstenthum verwandelt u. Bayern einverleibt, aber der größte Theil noch in demselben Jahre dem Großherzog von Toskana als künftigem Kurfürsten von Salzburg abgetreten. Im Jahre 1805 kam es im preßburger Frieden wieder an Bayern; 1817 wurde ein großer Theil desselben als Fürstenthum E. dem Herzog von Leuchtenberg zugewiesen (s. oben). In Folge des zwischen Bayern und dem päpstlichen Stuhl abgeschlossenen Konkordats von 1817 u. der Cirkumskriptionsbulle von 1821 wurde ein neues Bisthum E. errichtet, das zur Erzdiöces Bamberg gehört und auf ungefähr 58 QM. gegen 150,000 Einwohner umfaßt.

2) E. (früher Aichstädt), Stadt im bayerischen Kreis Mittelfranken, 3 Meilen nördlich von Nürnberg, an der Altmühl, über welche 4 steinerne Brücken führen, ehemals Residenz des Herzogs von Leuchtenberg, jetzt Hauptort des gleichnamigen Verwaltungsdistrikts und Sitz eines Bischofs, sowie des Appellationsgerichts für den Kreis Mittelfranken, hat 3 öffentliche Plätze (Residenz-, Jesuiten- und Marktplatz, letzterer mit der bronzenen Statue des heiligen Wilibald), ein herzoglich leuchtenbergisches Schloß mit einem hübschen Park und ausgezeichnetem brasilianischen Naturalienkabinet, 7 Kirchen (darunter der sehenswerthe alte Dom mit 2 Thürmen, Glasmalereien und schönen Gemälden, und die merkwürdige Kirche des Walpurgisnonnenklosters), mehre Klöster, ein Gymnasium, eine lateinische Schule, ein Priester-, Lehrer- und Studentenseminar, ein Institut der barmherzigen Schwestern, eine Bibliothek, ein Krankenhaus, Bürgerspital, Waisenhaus, schöne Anlagen mit einem Monument für den Herzog Eugen von Leuchtenberg u. 7350 Einw. (darunter ein Jägerbataillon als Garnison). Die Haupterwerbszweige sind Eisenguß- u. Steingutwaarenfabrikation u. Bierbrauerei. In der Nähe liegen die von König Ludwig I. wieder hergestellte Burgveste Wilibaldsburg, mit einem 200 Klafter tiefen Brunnen, und das Lustschloß Pfünz. E., in älteren Zeiten auch Enstätt oder Einstett (lat. Aureatum, Arbor felix oder Drypolis), verdankt seinen Ursprung einer römischen Station. Um 740 wurde hier durch den heiligen Wilibald, einen englischen Prinzen, eine Kapelle gegründet, um die dann ein größerer Ort entstand, der schon 745 Sitz eines Bischofs ward. Im J. 671 brachte Bischof Ottokar die Gebeine der heiligen Walpurgis hierher, und diese, sowie das genannte Wunderöl (Walpurgenöl, das aus dem Steine, der die heiligen Brustgebeine einschließt, träufelte) lockten bald viele Gläubige an. Im J. 908 wurde E. mit Mauern umgeben, 1022—42 das verfallene Walpurgiskloster wieder hergestellt, und in der Mitte des 14. Jahrhunderts vom Bischof Heribert das Schloß Wilibaldsburg auf dem nahen Berge erbaut, wo schon seit dem 11. Jahrhundert ein Kastell stand; das Schloß wurde nun die Residenz der Bischöfe u. blieb es bis 1725, wo es verlassen ward und zum Theil in Ruinen zerfiel. Im J. 1805 kam E. an Bayern, und bald darauf wurden die Klöster säkularisirt. Von 1808—10 war E. Hauptstadt des Altmühl-, bis 1814 des Oberdonaukreises, 1817—33 Residenz des Herzogs von Leuchtenberg.

Eichstädt, Heinrich Karl Abraham, namhafter Philolog und Humanist, am 8. Aug. 1772 zu Oschatz geboren, studirte zu Leipzig wo er 1795 außerordentlicher Professor der Philosophie ward, siedelte 1797 nach Jena über, wo er sich an der Redaktion der „Allgemeinen Literaturzeitung" betheiligte, ward daselbst nach Walchs Tod Direktor der lateinischen Gesellschaft u. 1803 ordentlicher Professor der Beredtsamkeit u. Dichtkunst. In demselben Jahre noch begann er die neue „Jenaische allgemeine Literaturzeitung", die sich eine Reihe von Jahren durch Gediegenheit der Recensionen auszeichnete, ward 1804 Oberbibliothekar bei der Universität, 1809 geheimer Hofrath und † den 4. März 1848. Er war ein ausgezeichneter Redner u. einer der besten lateinischen Stylisten. Seine Schriften sind theils Ausgaben von Klassikern, die aber meist unvollendet blieben, wie des Diodor Siculus (Halle 1800—2, 2 Bde.), des Lukrez (Bd. 1, Leipzig 1801), theils kritische Abhandlungen, z. B. „De dramate Graecorum comico-satyrico" (das. 1793), „Quaestiones philologicae" (das. 1796 und Jena 1803, 2 Hefte), Untersuchungen über Theokrit, Tibull, Horaz, Phädrus, Valer. Cato 2c., theils Uebersetzungen historischer Werke, z. B. von Milfords „Geschichte Griechenlands" (Leipzig 1802—8, 6 Bde.). Eine von ihm selbst begonnene Sammlung seiner „Opuscula oratoria" beendete Weißenborn (Jena 1848—49).

Eichwald, Karl Eduard, Naturforscher, geboren den 4. Juli 1795 zu Mitau, studirte seit 1814 zu Berlin u. Wien, durchreiste die Schweiz, Frankreich und England, ward dann Privatdocent in Dorpat u. 1823 ordentlicher Professor der Zoologie und Entbindungskunde in Kasan. Von hier aus unternahm er große Forschungsreisen an die Ufer des kaspischen Meeres und in den Kaukasus. Als russischer Staatsrath und Professor der Zoologie u. Geburtshülfe nach Wilna versetzt, fungirte er daselbst als beständiger Sekretär der 1832 errichteten mediko-chirurgischen Akademie, bis er 1838 das Katheder der Zoologie und Mineralogie an der mediko-chirurgischen Akademie zu Petersburg erhielt. Auf größeren Reisen, die er 1836 durch Oberitalien, die Schweiz, 1838 durch Esthland und Finnland, das Gouvernement Petersburg, sowie die skandinavischen Reiche unternahm, verfolgte er hauptsächlich geologische Zwecke. Eine Professur der Paläontologie an dem petersburger Berginstitut führte ihn dem Studium der vorweltlichen Ueberreste in Rußland zu, was ihn 1846 zu einer sechsmonatlichen geologischen Reise nach der Eifel, Tyrol, Italien, Sicilien u. Algier veranlaßte. E. hat sich um die geognostische, botanische und zoologische Erforschung des russischen Reichs großes Verdienst erworben. Von seinen Schriften nennen wir: „Ideen zu einer Oryktozoologie" (Mitau 1823), „Zoologia specialis, mit besonderer Rücksicht auf Rußland und Polen" (Wilna 1829—31, 3 Bde.); „Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825—26" (Stuttg. 1834 f., 2 Bde.); „Alte Geographie des kaspischen Meeres, des Kaukasus und des südlichen Rußlands, nach griechischen, römischen und anderen Quellen erläutert" (Berlin 1838, mit 2 Karten und 2 lithographischen Tafeln); „Naturhistorische Skizze von Litthauen, Volhynien und Podolien" (Wilna 1830);

„Mémoire sur les richesses minérales des provinces occidentales de la Russie“ (das. 1835); „Ueber das silurische Schichtensystem von Esthland“ (Petersb. 1840); „Naturhistorische Bemerkungen auf einer Reise durch die Eifel, Tyrol ꝛc.“ (Moskau u. Stuttgart 1851). Nicht minder wichtig sind für die Botanik „Plantarum novarum, quas in itinere Caspico-Caucasio observavit fasciculi“ (Wilna und Leipzig 1831—33, 2 Thle.); für Zoologie die „Fauna Caspico-Caucasia“ (Petersb. 1841, mit 40 Abbildungen); die „Beiträge zur Infusorienkunde Rußlands“ (Moskau 1844; Nachtrag 1—3, das. 1847—52); für vergleichende Anatomie die „Observationes de Physalo et de Delphino“ (Petersb. 1829) und die „Memoria Bojani“ (Wilna 1835). Seine paläontologischen Forschungen enthalten viele der schon genannten Werke; ihnen ausschließlich gewidmet sind „Die Urwelt Rußlands“ (Petersb. 1840—47, 4 Hefte) und in russischer Sprache: „Die Paläontologie Rußlands“ (Bd. 1, das. 1851; französisch, Stuttg. 1850). Nicht ohne Verdienst sind auch die russisch geschriebenen Werke „Oryktognosie“ (Petersb. 1845) u. „Geognosie“ (das. 1846) für die Kunde der Naturverhältnisse Rußlands. Sein neuestes Werk ist die „Lethaea Rossica“ (Bd. 1, Stuttg. 1860 f.). Seit 1851 in den Ruhestand versetzt, wurde E. 1852 zum wirklichen Staatsrath mit dem Prädikat Excellenz ernannt. Auch ist E. Mitglied aller russischen, sowie vieler ausländischen Akademien und gelehrten Gesellschaften.

Eick, Johann van, s. Eyck.

Eid (juramentum, jusjurandum), feierliche Betheuerung der Wahrheit vor Gericht oder vor der Obrigkeit unter Anrufung eines als ehrwürdig u. heilig anerkannten Objekts, gewöhnlich Gottes. Der Schwörende legt das Bekenntniß ab, daß er Gott als Beschützer der Wahrheit und gerechten Richter der Lüge verehrt; daß er darum den Betrug u. die Lüge für Sünde, für einen frevelhaften Eingriff in die göttliche Weltordnung u. für eine strafwürdige Verachtung des göttlichen Namens hält, die früher oder später hier, gewiß aber jenseits ihre verdiente Vergeltung finden. Es versteht sich deshalb von selbst, daß der Atheist, der Gott und Unsterblichkeit leugnet, einen wahrhaft gültigen E. nach christlichen Begriffen nicht leisten kann, mag auch sonst eine von ihm gegebene Versicherung für sein Gewissen die Wirkung eines förmlichen und feierlichen E.es haben. Die Moralität des E.es hat auch in neuester Zeit, und nachdem die Kirche ihn längst adoptirt hatte, eben so viel Gegner als Vertheidiger gefunden (s. unten). Müssen wir auch vom höchsten Standpunkte aus den E., als die allgemeine Wahrhaftigkeit untergrabend, verwerfen, so vermag die Praxis seine Nothwendigkeit doch nicht abzuleugnen. Auch der wahrheitliebendste Mensch wird durch die Forderung, das höchste Wesen zum Zeugen seiner Aussage anzurufen, zu einer genauern Prüfung dieser seiner Aussage hingewiesen, während ein Mensch, der nicht Anstand nimmt, leichtsinnig die zweifelhafte Wahrheit einer Sache mit einer gewöhnlichen Betheuerung zu versichern, doch Anstand nehmen wird, etwas Ungewisses, Zweifelhaftes, wenn nicht geradezu Unwahres durch einen E. zu betheuern. Die Kirche erklärt sich für die Zulässigkeit des E.es, der ein Bekenntniß unseres Glaubens an Gottes weise und gerechte Weltregierung, an ein ewiges Moralgesetz u. an unsere Abhängigkeit von dem höchsten Wesen sei und als solches kein der Sittlichkeit widerstrebendes Element in sich enthalte. Der E. ist auch von jeher allen gebildeten Völkern eben so heilig und ehrwürdig, als sein Mißbrauch und seine Verletzung ein Gegenstand des Abscheu's und der Verachtung gewesen.

Vom Standpunkte des Rechts ist der E. die feierliche Anrufung Gottes, welche entweder zur Versicherung der Wahrheit einer Behauptung, oder zur Bestärkung eines geleisteten Versprechens dergestalt geschieht, daß man für den Fall der wissentlichen Unwahrheit oder der Nichterfüllung des Versprechens der göttlichen Gnade verlustig sein wolle.

Ein Haupterforderniß des E.es ist Eidesfähigkeit des schwörenden Subjekts. Zu ihr wird erfordert: Eidesmündigkeit, die im römischen und kanonischen Rechte mit dem 14. Jahre beim männlichen, dem 12. beim weiblichen Geschlecht beginnt, während neuere Legislationen zwischen dem 14., 18., 21. und 25. Jahre schwanken; geistige Gesundheit; Unbescholtenheit; Freiheit. Gegenstand der Eidesleistung ist in christlichen Staaten allein Gott. Die Zeit des E.es ist gemeinrechtlich der Vormittag. Verboten ist der E. an Sonn- und Festtagen. Ort der Eidesleistung waren früher die heiligen Stätten, jetzt ist es regelmäßig die Gerichtsstelle, nur ausnahmsweise eine Privatwohnung. Die Form ist mit wenigen Modifikationen die in den römischen Rechtsbüchern vorgeschriebene. Der Eidesablegung geht durch den weltlichen Richter oder durch den Geistlichen eine Verwarnung vor dem Meineid voraus. Geleistet wird der E. durch Nachsprechung der Eidesworte unter Emporhaltung der Schwurfinger der rechten Hand, heute meist der ganzen Hand, u. Auflegung der linken Hand auf die Brust. Bei Stummen und fürstlichen Personen genügt die Unterschreibung der Eidesformel. Juristische Personen schwören durch Bevollmächtigte. Den Staat repräsentirt der Fiskal. Eidliches Angelöbniß ist das in minder wichtigen Fällen die Stelle des bürgerlichen E.es vertretende eidliche Versprechen in die Hand des Richters. Die Eigenschaft eines Beweismittels haben Viele dem E. abgesprochen. Unbestritten bleibt, daß er nur subsidiar für den faktischen Beweis und darum nur anwendbar, wo dieser nicht möglich ist. Sein Resultat aber ist mit dem des wirklichen Beweises identisch. Der E. ist der moralische Beweis, der gleiche Wirkung hat mit dem faktischen. Als Beweismittel darf der E. nur auferlegt werden über für den Prozeß wichtige, juristisch ungewisse und sich auf bestimmte Fakta beziehende Punkte. Der E. ist seinem Inhalte nach entweder promissorisch, oder assertorisch. Der erstere dient zur Verstärkung eines gegebenen Versprechens, wo er entweder eine neue Verpflichtung erzeugt, oder ein erhöhtes Motiv bildet für die Solution einer bestehenden Verpflichtung. Das kanonische Recht legt jedem promissorischen E., sofern das daraus entstehende Rechtsgeschäft nicht juristisch unstatthaft ist, unbedingt bindende Kraft bei. Dieser kanonische Grundsatz ist aber von den neuern Legislationen fast allgemein verlassen worden, so in Preußen, Hannover, England, wo zugleich die außergerichtlichen promissorischen E.e förmlich verboten sind. Die französischen Gesetze gedenken des Versprechungseides gar nicht. Die Entbindung von einem rechts-

widrigen E. erfolgte früher durch die Kirche, jetzt regelmäßig durch das Gericht. Der promissorische E. ist jetzt mehr eine Feierlichkeit, durch die man moralisch auf den Menschen zu wirken sucht, ohne jedoch ein neues Recht und eine neue Verpflichtung zu begründen. So beim Diensteid, Huldigungseid ꝛc. Der assertorische oder Versicherungseid dient zur Bekräftigung einer Aussage. Objektiv ist er, wenn er die Konfirmation des positiven (juramentum scientiae) oder negativen (juramentum ignorantiae) Wissens, subjektiv, wenn er eine Betheuerung der moralischen Ueberzeugung enthält. Diesen letztern, auch Glaubenseid (juramentum credulitatis) genannten E. verwerfen mehre Rechtslehrer, „da der E. nicht auf Meinungen, sondern auf Fakta gerichtet sein dürfe", während Andere ihn auf freiwillige Uebereinkunft der Parteien beschränkt wissen wollen. Begründet durch den Glaubenseid ist das veraltete Institut der Kompurgatoren, ein Bürgschaftseid von Dritten geleistet, um die Wahrhaftigkeit des schwörenden Subjekts zu bekräftigen. Assertorische E.e sind die sogenannten gerichtlichen. In Civilsachen unterscheidet man Haupt- und Nebeneide. Haupteide sind: der Schiedseid (juramentum delatum), der vom Beweisführer dem Gegner über ein bestimmtes Faktum angetragene E., den dieser in der Regel annehmen (juramentum acceptum), oder dem Beweisführer zuschieben (juramentum relatum) kann, daher er auch Juramentum voluntarium genannt wird. Der nothwendige E. (juramentum necessarium judiciale) ist entweder Reinigungseid (juramentum purgatorium), oder Erfüllungs-, auch Ergänzungseid (juramentum suppletorium), d. i. der vom Richter auferlegte E. zur Vervollständigung eines ungenügend geführten Beweises. Der Würderungseid (juramentum in litem) wird geleistet für die Wahrhaftigkeit der Schätzung eines von einem Andern zugefügten Schadens. Nebeneide sind: der Gefährdeeid (juramentum calumniae, malitiae), der vor oder im Prozeß geleistet wird, um die Besorgniß der Böswilligkeit zu entfernen; der Restitutionseid (juramentum novorum), durch den man beschwört, daß man die Existenz des in einer weitern Instanz vorgebrachten Beweismittels zu der Zeit, wo man ihn hätte vorbringen sollen, nicht gekannt habe; der Zeugeneid (juramentum testium), wodurch die im Prozeß herbeigezogenen Zeugen und Sachverständigen die Wahrhaftigkeit ihrer Aussage beglaubigen; der Diffessionseid (juramentum diffessionis), ein auf Veranlassung des Klägers dem Beklagten richterlich auferlegter E. bei Ableugnung einer von dem Handelnden selbst, seinem Auctor, oder auch einem Dritten herrührenden Urkunde; der Editionseid (juramentum editionis), ein auf das Nichtvorhandensein einer im Prozesse von einer Partei der andern od. einem Dritten abgeforderten Urkunde geleisteter E.; der Verwerfungseid (juramentum perhorrescentiae), ein bei Verbittung des kompetenten Richters wegen Parteilichkeit für die Rechtlichkeit dieses Verdachts zu leistender E.; der Kautionseid (juramentum cautionis), im heutigen Rechte nur noch in Ermangelung baarer Mittel angewandte, der Urfehde im Kriminalrecht analoge Sicherheitsbestellung durch eidliches Angelöbniß, die vorzugsweise im Civilprozeß Anwendung findet; der Armuthseid (juramentum paupertatis), der für die Unfähigkeit der Erstattung der Prozeßkosten geleistet wird, womit gewöhnlich das Angelöbniß verbunden ist, diese zu bezahlen, sobald es möglich; der Offenbarungseid (juramentum manifestationis), eine vorzüglich bei Verwaltung fremden Vermögens, in Erbschaftssachen und im Konkurse vorkommende eidliche Anzeige über die Quantität von Vermögensobjekten, verbunden mit dem Versprechen, das etwaige Mehr nachträglich anzeigen zu wollen. In Kriminalsachen wird der E. theils angewandt als Sicherheitsmaßregel (z. B. bei dem Verdacht der Flucht, bei der Urfehde, bei der Landesverweisung ꝛc.), theils als suppletorisches Beweismittel für die Unschuld des Inkulpaten (Reinigungseid), wo er aber große Vorsicht nöthig macht. Der Reinigungseid, durch den man sich von einem angeschuldigten Verbrechen frei macht, ist im neueren Rechte fast ganz außer Praxis gekommen. Da es im Krimnalprozeß nicht auf formelle, sondern auf materielle Wahrheit ankommt, und die Nichtleistung des E.es noch keine Anerkennung der Schuld ist, so kann dessen Zurückweisung von Seiten des Inkulpaten noch keine Kondemnation wirken. Die außergerichtlichen E.e sind entweder promissorisch (so der Amtseid, der E. bei der Taufe, der Konfirmation ꝛc.), oder assertorisch (so das juramentum simoniae und coelibatus).

Der E. wurde von jeher hoch gehalten und als eine heilige und göttliche Bürgschaft der Wahrheit betrachtet. Dabei haben aber Kultur, Nationalität und Religion einen mächtigen Einfluß auf seine Entwickelung geübt, und die Vorstellungen, die man mit ihm verband, sowie die Formen, unter denen er sich ausbildete, sind bei den verschiedenen Völkern höchst verschieden gewesen. Bei den Hebräern war schon in der vormosaischen patriarchalischen Zeit der E. häufig, stand in hoher Achtung und war von mannichfachem Ceremoniel begleitet. Der Schwur bei Gott war der heiligste. Objekt eines E.es konnte aber auch Alles sein, was Einem theuer und heilig war. Der damalige Begriff des E.es war eine Anrufung Gottes zum Zeugen und Rächer. Die Gesetzgebung des Moses reinigte die Vorstellungen seines Volkes. Dieselbe erklärte den E. für eine Anrufung der göttlichen Allwissenheit und Gerechtigkeit und die Strafe des Meineides Gott allein vorbehalten, darum nicht einer weltlichen Ahndung unterstehend, ausgenommen natürlich, wenn daraus ein Schaden für einen Dritten erwuchs, was dann aus dem Gesichtspunkt eines Eingriffes in fremde Rechte behandelt ward. Früher Tod und schwere Krankheiten wurden als natürliche Strafen wie überhaupt schwerer Sünden, so auch des Meineides betrachtet. Das Ritual beim E. war: unter feierlichen Verwünschungen u. Androhung der göttlichen Strafen des Meineides sprachen Priester und Richter die Eidesformel aus, die der Schwörende dann durch das Wort „Amen" bestätigte. Außer bei Gott schwur man auch bei anderen lebenden oder leblosen Gegenständen, so bei dem Leben des Königs und berühmter Propheten, bei den heiligen Städten: Sichem, Hebron, Bethel, Silo, Jerusalem, beim Tempel und Altar des Salomo. Als die Religiosität abnahm, sank auch die Ehrfurcht vor dem E. Die Propheten klagen bitter über die traurige Häufigkeit der Meineide, über das allzu häufige und leichtsinnige Schwören und

über die Unsitte, heidnische und leblose Götter zu Zeugen anzurufen. Hierdurch machte sich auch das Bedürfniß geltend, den Meineid mit bürgerlichen Strafen zu bedrohen. Dem Mißbrauche des E.es suchten besonders die streng moralischen Essener zu steuern, indem sie ihren Mitgliedern den E. absolut verboten. Philo von Alexandria stellte über den E. von den früheren der Essener verschiedene Grundsätze auf, indem er möglichste Beschränkung seines Gebrauchs anempfiehlt, wo er unumgänglich ist, auf die größte Gewissenhaftigkeit dringt und den E. bei Gott, als einem Wesen, zu dem sich irdische Gedanken gar nicht erheben dürfen, apodiktisch untersagt. Die Pharisäer verwarfen jeden E., der nicht Gott selbst zum Zeugen anrufe. Vorzüglich gegen den Mißbrauch des E.es von Seiten dieser letzteren richten sich die häufigen Strafreden Jesu (Matth. 23, 16—22), der an die Stelle der durch die Pharisäer im Volke verbreiteten falschen und großentheils irreligiösen Vorstellungen vom E. reinere und würdigere Begriffe zu setzen suchte. In wichtigen Fällen schwört Jesus selbst (Matth. 26, 63—64). Die Apostel schwören bei Gott u. bei Christus, bei dem heiligen Geiste und bei ihrem eigenen Gewissen. Die tiefsinnigen u. einem streng religiösen Leben geweihten Aegypter achteten den E. sehr heilig u. bedrohten den Meineidigen als einen Verächter der göttlichen Majestät und als einen Verräther an der Treue und Wahrhaftigkeit mit den härtesten Strafen. Die Griechen hielten den E. sehr heilig, gebrauchten ihn nur bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei Bündnissen u. Friedensverträgen, opferten Thiere, als symbolische Andeutung, daß die Götter sie auf gleiche Weise vertilgen möchten wie diese Opfer, riefen, ihrer pantheistischen Religion zu Folge, Götter und gewaltige Naturgegenstände, wie die Sonne, Erde u. Flüsse, zu Zeugen an und glaubten an eine gewisse und fürchterliche göttliche Bestrafung des Meineides. Die Philosophen begünstigten den E. nicht. Socrates warnt vor dem falschen Schwören, weil die Allwissenheit der Götter die geheimsten Gedanken der Menschen kenne. Plato verwirft den E. der Atheisten und Religionsverächter, da derselbe stets die Religion zur Basis haben müsse. Unter den Römern finden wir die ausführlichste und reinste Theorie über den E. bei Cicero (De offic. III, 26 bis 29), der dem E. und einem edlen Gebrauche desselben einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse im Staate zuschreibt und den Meineid verdammt, dessen göttliche Strafe Untergang, dessen menschliche Schande sei. Die Ansichten des römischen Volkes waren aber von den Grundsätzen seiner Philosophie verschieden. Es war eine Folge der auf eine Geistesherrschaft über das Volk gerichteten Religion, daß man Krankheit, Seuchen, Verwundungen, Wassers- und Feuersnoth, Blitz als göttliche Strafgerichte des Meineides ansah u. fast immer unter fürchterlichen Verwünschungen schwur. In öffentlichen Angelegenheiten war nach Analogie des Legisaktionenwesens ein sehr formeller E. vorgeschrieben, der eine streng wörtliche Beobachtung erforderte. Es schwuren Alle, welche hohe öffentliche Aemter antraten, Könige und Konsuln, auf die Gesetze, die Richter, die Ankläger, die Zeugen, die Advokaten vor Gericht, das Volk, wenn es die Gesetze bestätigte, der Senat, wenn er entscheiden sollte gegen eines seiner Mitglieder, die Feldherren, die Komitien, die Cäsaren dem Senate, die Abgesandten der Römer, wenn sie Bündnisse schlossen. Jedem Schwören ging durch den weltlichen Richter eine Eideserinnerung voraus. Die Kaiser arrogirten sich das Recht, vom E. zu absolviren. Abweichend von den damaligen Ansichten waren die Grundsätze der ersten Christen, welche in ihrem Streben nach sittlicher Vollkommenheit den E. verweigerten, den sie als eine nothwendige Folge der moralischen Verderbtheit betrachteten. Indessen vertreten bald selbst Kirchenväter die Zulässigkeit des E.es. Origenes erlaubt ihn als ein Auskunftsmittel in einem unvollkommenen Zustande der Gesellschaft. Frühe Canones verbieten nicht den E., sondern unterstellen bloß den Meineid der Geistlichen u. Laien einer außerordentlichen Bestrafung. Justinus Martyr aber sagt: „Wir Christen schwören nicht, wir reden stets die Wahrheit". Irenäus nennt als Beweis der Heiligkeit der Lehre Jesu dessen Verbot des E.es. Gregor von Nazianz machte es sich beim Uebertritt zum Christenthum zum Gesetz, keinen E. zu leisten. Athanasius verwirft den E. als von Moses und Christus verboten und als ein Zeichen menschlicher Verdorbenheit. Chrysostomus erklärt den E. sogar für einen Mißbrauch des göttlichen Namens, einen satanischen Fallstrick und eine Verletzung der ausdrücklichen Verbote der heiligen Schrift. Hieronymus beschränkt das Eidesverbot Jesu nur auf die Schwüre bei dem Himmel, der Erde, dem Tempel 2c. u. gestattet den E. bei dem Namen Gottes. Augustinus warnt vor dem E., indem er sich auf das Verbot Jesu beruft, erklärt jedoch denselben nicht für absolut bös und schwört selbst. Als das Christenthum Staatsreligion wurde, zeigte sich das praktische Bedürfniß des E.es, welchen nun bald Synoden u. Bischöfe gesetzlich erlaubten u. oft sogar ausdrücklich geboten. Die Strafe des Meineides war Kirchenbann, auch wohl Infamie. Der christliche E., eng zusammenhängend mit dem Monotheismus, bezog sich stets auf den einigen Gott, selbst wenn sein näheres Objekt ein anderes war, z. B. Vater, Sohn und Geist, Leib und Blut Jesu, das Evangelienbuch, Maria, die Erzengel 2c. Die Einführung des Christenthums in Deutschland verdrängte bald die bisher üblichen Gottesgerichte, gab dem E. eine christliche Natur und unterstellte ihn bürgerlicher Gerichtsbarkeit. Der Meineid wurde mit Abhauung der Hände, mit Ausschneidung der Zunge, mit Infamie und mit dem Tode bestraft. Den Deutschen eigenthümlich ist das Institut der Konsakramentalen, die durch einen Kredulitätseid für die Wahrhaftigkeit des Schwörenden bürgten, gewöhnlich aus Anverwandten des Schwörenden bestanden und sich zuweilen auf 300 beliefen. Die Katharer u. Waldenser verboten in ihrem Streben, die christliche Religion wieder auf ihre ältesten Principien zurückzuführen, ihren Mitgliedern jeden E., erlaubten ihn jedoch später. Auf der Synode zu Tarragona (1242) wurden sie vorzüglich wegen ihrer hartnäckigen Weigerung, einen E. zu schwören, als Ketzer verdammt. Die protestantische Kirche gab dem E. eine biblisch-rationelle Gestaltung, indem sie denselben mit der Moral u. Religion in eine konsequente Verbindung setzte und

die willkürlichen Modifikationen desselben durch die römische Kirche verwarf. Die Protestanten erkennen darum keine E.e bei Heiligen und Reliquien, kein päpstliches Dispensationsrecht, keine geistliche Gerichtsbarkeit, keine vom E. befreienden Privilegien, überhaupt nichts an, was seinen ausschließlichen Grund hat in den Satzungen der römischen Kirche. Gleich den Katharern und Waldensern und aus gleichem Grunde wie diese verwarfen die religiös-idealistischen Anabaptisten u. die aus ihnen entsprungenen Mennoniten den E. Ihre Betheuerung „bei Männerwahrheit" erhielt vor Gericht Kraft und Wirkung eines förmlichen E.es. Der Jesuit Sanchez bereicherte die Eidestheorie seines Ordens durch die berüchtigte Mentalrestriktion: „Man kann schwören, man habe eine That nicht vollbracht, wenn man sie auch wirklich vollbracht hat, sobald man nur im Geiste dazusetzt: z. B. „ehe ich geboren wurde". Auch P. Laymann († 1635) erklärte eine bloß kulpose Zweideutigkeit beim E. für unsündlich. H. Busembaum († 1669) sagte: „Amphibologie des Schwures ist vorhanden, wenn die betreffenden Worte und Sätze einen doppelten, einen buchstäblichen und einen geistigen, Sinn haben und darunter die Wahrheit verbergen. Sie ist erlaubt, sobald sie die Erhaltung eines wichtigen geistigen oder materiellen Gutes zum Zwecke hat. Die Mentalrestriktion ist unerlaubt, sobald sie mental ist, so daß ihr eigentlicher Sinn nicht errathen werden kann. Wo die Möglichkeit dieses Letzteren gegeben ist, ist sie erlaubt. Auch etwas Falsches zu beschwören ist erlaubt, wenn man dabei den wahren Umstand so leise hinzufügt, daß der Andere dessen Aussprechen einigermaßen vernehmen kann, ohne jedoch dessen Sinn zu verstehen. Amphibologie bei einem freiwilligen E. ist gestattet, sobald ein erheblicher Vortheil daraus ersichtlich ist. Ein unabsichtlicher Schwur bindet nicht". Die meisten Philosophen des 18. Jahrhunderts halten die Anrufung der göttlichen Rache für unzertrennlich mit dem Begriffe des E.es. A. G. Baumgarten erklärt den E. für eine stillschweigende Anerkennung der göttlichen Allwissenheit u. Gerechtigkeit und als solche für ein verstärkendes religiöses Motiv für die Wahrhaftigkeit. Kant (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) beruft sich auf Jesu Ausspruch: „Eure Rede sei Ja! Ja! Nein! Nein!" und meint, die Wirkung des E.es beruhe vornehmlich im Aberglauben, in sofern von einem Menschen, dem man nicht zutraue, er werde in einer feierlichen Aussage, von deren Wahrheit eine wichtige Rechtsentscheidung abhänge, die Wahrheit sagen, geglaubt werde, er werde durch eine Formel dazu bewogen werden, die über jene Aussage weiter nichts enthalte, als daß er die göttlichen Strafen, denen er ohnedem wegen einer solchen Lüge nicht entgehen könne, über sich aufrufe, gleich als ob es auf ihn ankomme, vor diesem höchsten Gerichte Rechenschaft zu geben oder nicht. Nach seiner Ansicht hat Jesus die böse Folge vor Augen gehabt, welche die E.e nach sich ziehen, daß nämlich die ihnen beigelegte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinahe erlaubt mache. Andere, wie Jakob, K. E. Schmidt, Heydenreich, erklären übereinstimmend, daß der E. zwar nicht die Rechtskraft eines Vertrages vermehre, wohl aber die Pflicht des Promittenten durch Hinzufügung einer religiösen Verbindlichkeit erhöhe. Reinhard (System der christlichen Moral) erklärt selbst den E. bei heiligen Dingen für erlaubt und bindend, schreibt jedoch immer dem E. bei dem alleinigen Gott die größte Heiligkeit zu, weil nur dieser die höchsten Motive zur Wahrhaftigkeit enthalten könne. Nach den Satzungen der Rabbinen ist bei den Juden ein E. nur dann gültig, wenn er an gewissen Tagen in der Synagoge, nach Waschungen und nach Ertheilung des Segens, vor einer gewissen Anzahl von Zeugen, unter Anlegung gewisser heiliger Kleidungsstücke, unter Berührung gewisser Stellen einer heiligen Thora, die man in der rechten Hand hält, das Gesicht nach Osten gewendet, mit Aussprechung des Namens „Adonai" und einer vorgeschriebenen Abjuration des Richters geleistet wird. Die russischen Sekten der Raskolniken, Philipponen und Duchoborzen enthalten sich jedes E.es. Der heiligste E. bei den Hindu's heißt Sankalp und ist unverletzlich. Der Schwörende gießt geweihtes Wasser über die Hand Dessen, dem er Etwas versichert, während er die Eidesformel ausspricht. Uebrigens schwört der Priester bei seiner Wahrhaftigkeit, der Kschetri bei seinem Pferde, seinen Elephanten, Waffen, der Waisya bei seinen Kühen, seinem Getreide, Gelde, u. der Sudra wünscht sich die Strafen aller Verbrechen über sein Haupt, wenn er falsch schwört, oder berührt die Häupter seiner Frau und Kinder der Reihe nach. Vgl. Stäudlin, Geschichte der Lehre und Vorstellungen vom E., Göttingen 1824; Göschel, Der E. nach seinem Princip, Begriff und Gebrauch, Berlin 1837; von Arnold, Die christliche Eidesformel, Erl. 1851; Strippelmann, Der christliche E. nach Entstehung, Entwickelung, Verfall und Restauration, Kassel 1855—57, 2 Bde.; Kraußold, Zur Lehre vom E., München 1857.

Eidechse (Schildeidechse, Lacerta *L.*), Reptiliengattung aus der Ordnung der Saurier (s. d.), charakterisirt durch die aus Hornschuppen bestehende Bedeckung des Kopfs, Bauchs und der Schenkel, den aus größeren Schuppen zusammengesetzten Halsring und die am Grunde hohlen, angewachsenen Zähne, behende, meist hübsch gefärbte Reptilien, in Europa auf Feldern, in Heiden u. Wäldern lebend, wo sie sich gern sonnen und von Insekten nähren. Sie legen häutige Eier von etwas über Erbsengröße in die Erde, doch gibt es auch Arten, bei denen die Jungen schon vor dem Legen auskriechen. Die gemeine oder graue E. (L. agilis *L.*), meist graugrün mit dunkler Rückenbinde und weißen Flecken längs des Rückens, am Bauch und an den Seiten weißlich oder grünlich, mit länglichen, gekielten Rückenschuppen, rhomboidalen Seitenschuppen und gekielten, zugespitzten Schwanzschuppen und Zähnen im Gaumen, variirt sehr in der Färbung, weshalb man irrig mehre Arten (montana, atra, crocea, arenicola etc.) aufstellte. Man findet sie obenher grau, graubraun oder gelbgrün, blaugrün, mit schwarzen Flecken, Streifen etc. Manchmal haben auch die Männchen einen safrangelben Schwanz u. Bauch. Uebrigens sind mehre dieser Varietäten beständig, zumal nach dem Wohnort in Wäldern oder offenen Gegenden, und können deshalb leicht für wirkliche Species gehalten werden. Diese E. findet sich fast in ganz Europa bis Schottland häufig und

ist durch Vertilgung schädlicher Insekten sehr nützlich. Sie lauert im Sonnenschein meist in Hecken, Gebüschen oder an Mauern auf Fliegen, Käfer ꝛc. und schlüpft beim Erscheinen eines Menschen oder größeren Thiers schnell in ihr Loch zurück. Sie legt im Juni 5—8 schmutzig weiße, fast kugelrunde Eier von der Größe der Sperlingseier in Ameisenhaufen oder unter Moos, aus denen im August die Jungen auskriechen, welche sofort mit derselben Behendigkeit wie die Alten herumlaufen und klettern. Im Winter liegen sie, wie alle bei uns einheimischen Reptilien, in Erdlöchern oder unter Steinen im Winterschlafe. In der Gefangenschaft wird diese E. bald zahm und dauert, im Zimmer oder in einem eigenen Kasten gehalten, lange aus. In Süddeutschland findet sich noch die Mauereidechse, L. muralis *Merr.*, braun, grün oder grau, dunkler gesprenkelt, an den Seiten mit dunkelbraunen Längsstreifen und mit ungekielten Rückenschuppen, 5—7 Zoll lang. Die grüne E. (L. viridis *Daud.*), schön grün, mit einigen schwarzen Punkten dazwischen, unten hellgrün, mit 6 Bauchschildern in jeder Querreihe, bis 14 Zoll lang, findet sich in Mittel- u. Südeuropa. Die größte europäische Art ist die Perleidechse (L. ocellata *Daud.*), schön grün, mit sammtblauen Augenflecken an den Seiten, 8 Bauchschildern in jeder Querreihe, 18 Zoll lang, in Südfrankreich und Spanien.

Eidechsen, Reptilienordnung, s. Saurier.

Eider (ursprünglich Aegyr Dör, d. i. des Meergottes Thor), Fluß in Holstein, entsteht südlich von Kiel auf dem holsteinischen Landrücken aus mehren kleinen Seen (Barkauer- oder Bothkampersee), durchfließt in anfangs nördlichem Laufe den Wester- und Flemhudersee, wendet sich dann über Rendsburg westwärts, indem sie, den Grenzfluß zwischen Schleswig u. Holstein bildend, mit großen Krümmungen weite Marschgegenden durchfließt, welche durch kostspielige Eindeichungen vor den Ueberschwemmungen des Flusses geschützt werden, und mündet bei Tönningen nach 25 Meilen Laufs in die Nordsee. Bei Friedrichsstadt ist die E. im Mittel 300, bei Tönningen über 500 Schritt breit und 14 bis 15 F. tief. Noch weiter unterhalb verbreitert sich die Mündung bis zu $1\frac{1}{2}$ Meilen. Die natürliche Schifffahrt des wasserreichen Flusses beginnt bei Rendsburg. Eine große Bedeutung hat er erhalten durch seine Verbindung mit dem kieler Busen vermittelst des Eiderkanals, durch welchen die Ost- und Nordsee verbunden werden. Derselbe tritt aus der E., wo sie die Wendung nach Westen macht, und mündet bei Holtenau. Er hat $10\frac{1}{2}$ Fuß Wassertiefe u. 96 F. obere Breite, u. da die E. diese Größenverhältnisse bis Rendsburg theilweise nicht hat, so ist sie bis dahin ebenfalls kanalisirt. Die ganze Länge des künstlichen Wasserwegs beträgt 6 Meilen. Das Fahrwasser desselben ist durch das dänische Patent vom 15. Jan. 1813 dem Herzogthum Schleswig zugesprochen. Seit Karls des Großen Zeit hieß die E. Romani terminus imperii u. wurde 1027 von Kaiser Konrad II., mit Aufgebung der Mark Schleswig, als Reichsgrenze vertragsmäßig anerkannt.

Eiderdänen, politische Partei in Dänemark, welche den eigentlichen dänischen Staat nur bis zur Eider ausgedehnt, also Schleswig inkorporirt, aber Holstein ausgeschlossen haben will.

Eiderente (Eidergans, Somateria *Leach*), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Entenvögel, charakterisirt durch den langen, schmalen, am Grunde hohen, an der Wurzel jederseits durch eine unbefiederte Spitze in die Stirn eingehenden Schnabel, im Uebrigen den Enten gleich und erst neuerlich von dieser Gattung abgesondert, enthält eigentliche Seevögel, die nur im höchsten Norden leben, in Gesellschaften brüten, und denen ihrer Flaumfedern (Eiderdunen) und ihrer Eier wegen eifrig nachgestellt wird. Am bekanntesten ist die gemeine E. oder Eidergans (S. mollissima *Leach*, Anas mollissima *L.*), mit graugrünem Schnabel und Beinen von derselben Farbe. Männchen und Weibchen haben verschiedenes Gefieder; jenes ist meist weiß, an der Seite des Halses seegrün, an der Seite des Oberkopfes, sowie an den Schwingen, am Bauche und Schwanze schwarz, 2 Fuß lang; dieses bräunlich, oben mit rostfarbigen Haarrändern, unten schwarzbraun gewellt, 22 Zoll lang. Die E.n finden sich nur im hohen Norden an den arktischen Küsten des atlantischen Oceans in der alten und neuen Welt, wo namentlich die Insel Widöe bei Island zur Brützeit ganz von ihnen bedeckt ist, und kommen nur in sehr kaltem Winter an die Küste der Ostsee und an die Elbmündung, manchmal selbst ins Innere von Deutschland, wie sie sogar schon auf dem Bodensee gesehen worden sein sollen. Sie liefern den Bewohnern von Grönland in ihrem Balg Stoff zu sehr warmen Unterkleidern, in ihren Eiern ein wohlschmeckendes Gericht, in ihrem Fleische die Hauptfleischspeise und in den Dunen, womit die Nester ausgefüttert sind, einen wichtigen Handelsartikel. Seltener ist die Königsente (S. spectabilis *Leach*, Anas spectabilis *L.*), mit rothbraunem Schnabel und eben solchen Beinen, an Brust, Schultern und Steiß weiß, an Kopf, Hals und Unterseite schwarz, 22 Zoll lang, lebt mehr an den arktischen Küsten Asiens und Amerika's, ist besonders auf Grönland häufig und liefert ebenfalls Eiderdunen. Sie soll bis auf 200 Ellen Tiefe tauchen, um ihre Nahrung zu suchen. Die Brutplätze der E.n werden nach einer gewissen Norm ausgebeutet, indem allemal die dritte Brut verschont wird.

Eiderstedt, Halbinsel und Landschaft an der Westküste von Schleswig, zwischen der Eidermündung und dem Meerbusen Heverstrom, von Deichen und Dünen umgeben, 6 □Meilen groß mit 18,788 Einwohnern in 17 Kirchspielen. Die Landschaft steht unter einem Oberbeamten, dem Staller.

Eidgenossenschaft, s. Schweiz.

Eidsvold, Kirchspiel im norwegischen Amte Aggerhuus (in der Landschaft Rommerike), mit 5300 Einwohnern und dem gleichnamigen, historisch merkwürdigen Hof, wo im 9. Jahrhundert König Halfdan Svarde das älteste Gesetzbuch Norwegens gab, und wo 1814 vom 10. April bis 20. Mai die Versammlung der Nationaldeputirten die noch jetzt geltende Verfassung des Landes beschloß.

Eier, architektonische Verzierung in der Form von Eiern am Wulst u. Viertelstab. Daher Eierstab, ein mit Eiern verziertes Gesimsglied. Man unterscheidet E. mit Geäder, mit Blättern und mit der Schale, je nachdem der untere Theil derselben so oder anders verziert ist.

Eierkonserve, s. Ei.

Eierland, der nördliche Theil der niederländischen Insel Texel, früher eine besondere Insel, seit

1629 aber durch einen Damm mit Texel verbunden, hat seinen Namen von den vielen Eiern, welche die Seevögel am Strande legen, und die Gegenstand eines bedeutenden Handels sind.

Eieröl, das Fett des Dotters, wird namentlich aus Hühnereiern bereitet. Der Dotter derselben enthält 29,1 Proc. Fett, 1 Dotter etwa 48 Gramm Oel. Man gewinnt letzteres, indem man die Eier kocht, die Dotter vom Eiweiß befreit, im Wasser- oder Luftbade trocknet, bis eine Probe, zwischen den Fingern gedrückt, sich fettig zeigt, dahn die bröcklige Masse in kleine Leinwandsäckchen füllt und zwischen erwärmten Eisenplatten stark auspreßt. Vollkommener noch gewinnt man das Oel, wenn man die Dotter mit Aether extrahirt und das ätherische Filtrat, welches das Oel gelöst enthält, verdunstet. Das E. ist hochgelb, dickflüssig, von angenehmem Geschmack und erstarrt sehr schnell bei niederer Temperatur. Es verleibt dem Haar und der Haut eine so eigenthümliche sammetartige Weichheit, wie kein anderes Fett in gleichem Maße. Das Eigelb ist deshalb auch in der Weißgerberei zur Behandlung der Lämmer- und Ziegenfelle, aus welchen feine Glacéhandschuhe verfertigt werden sollen, unentbehrlich, und dies um so mehr, als es keine Fettspuren wie andere Oele hinterläßt. Bei der großen Wichtigkeit des E.s war es sehr unangenehm, daß dasselbe so äußerst leicht ranzig wird. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen, indem Balabine eine Methode, das Oel zu reinigen, angegeben hat, wodurch es an Dauerhaftigkeit bedeutend gewinnt. Balabine empfiehlt 2 Pfund E. mit 1 Pfund Alaunlösung von 10° B. = 1,072 specifischem Gewicht unter beständigem Rühren mit einem eisernen Spatel auf 60° C. zu erhitzen, diese Temperatur ½ Stunde lang zu erhalten und dann die Masse bis zum Aufwallen zu erhitzen. Hierbei bildet sich ein weißer Schaum, der sich allmählig bräunt und vermindert. Das vom Feuer genommene Gemisch läßt man nun sehr langsam erkalten und trennt es dann von der Alaunlösung, welche alle Unreinigkeiten aufgenommen hat. Filtrirt und in verschlossenen Flaschen aufbewahrt, hält es sich sehr gut und ist gleich geeignet für technische wie medicinische Zwecke. Das E. läßt sich leicht verseifen, und die so erhaltene Seife verleiht der Haut eine große Zartheit. Eigelbseife besteht aus 2 Loth reiner Eierölseife, 32 Loth Eigelb, 1 Loth Stärkmehl und einem beliebigen Parfüm. Zu medicinischen Zwecken wird das E. nur selten angewendet; im Handel wird es betrügerisch ersetzt durch ein mit Curcuma gelb gefärbtes Baumöl, von welchem man es indeß leicht dadurch unterscheiden kann, daß solches Oel bei einer Temperatur von + 8° noch nicht zu erstarren anfängt, während ächtes E. bereits butterartig wird. Bisweilen findet man aber auch ein Gemisch von 24 Theilen Baum- oder Mandelöl, 4 Theilen Kakaoöl und 1 Theil gelbem Wachs, welches ebenfalls schnell erstarrt. Zur Nachweisung eines derartigen Betrugs muß eine eingehende Analyse angestellt werden.

Eierpflanze, s. v. a. Solanum Melongena.

Eierstock (ovarium), bei den Thieren dasjenige Organ, in welchem sich die Eier bilden und bis zu einem gewissen Grade von Reife entwickeln. Bei den Pflanzen wird das analoge Organ der Fruchtknoten (s. d.) genannt. In der niederen Thierwelt, bei den sogenannten Wirbellosen, sind die Eierstöcke von sehr mannichfaltiger Gestalt, entweder paarig, oder zu Einem Organ verschmolzen; bald gleichen sie Drüsen, bald stellen sie einfache Beutel oder Schläuche dar, bald sind sie aus Blinddärmchen zusammengesetzt, bald durch den ganzen Körper verzweigt. Nur die Protozoen entbehren aller Geschlechtswerkzeuge und somit auch der Eierstöcke. Die Eierstöcke der Wirbelthiere bieten nicht so viele Unterschiede dar. Es sind nur zwei Hauptformen, in welchen sie vorkommen: entweder sind sie hohl, wie bei den meisten Amphibien und bei den Knochenfischen, oder solide, aus Bindegewebsmasse bestehende Gebilde, wie bei den Krokodilen, Vögeln, Säugethieren und bei dem Menschen. In einem ziemlich reichlichen, aus Bindegewebsfasern bestehenden Keimlager (stroma) sind die beim Menschen, wie überhaupt bei den Säugethieren sehr kleinen, oft schwer sichtbaren Eierchen eingelagert. Die Eierstöcke selbst gleichen einer plattgedrückten Bohne, sind paarig und liegen tief in der Unterleibshöhle zu beiden Seiten des Fruchthälters (uterus) in einer Bauchfellfalte beweglich aufgehängt, welche letztere dieselben an die Beckenwand anheftet (breite Mutterbänder). Außerdem sind sie noch durch einen rundlichen, derben, aus Fasern bestehenden Strang seitlich an den Uterus befestigt (runde Mutterbänder). In der Masse des Keimlagers findet man bei näherer Untersuchung erwachsener Individuen größere und kleinere bläschenartige Gebilde, welche mit wasserheller Flüssigkeit angefüllt sind. Diese kugeligen Kapseln werden die graafschen Bläschen (folliculi Graafiani) genannt. An einer Stelle der Wandung dieser Follikel ist die Masse der Zellen, welche dieselben auskleidet, stärker angehäuft und bildet den sogenannten Discus. In der Mitte desselben liegt ein zellenartiger Körper, der etwa $^1/_{10}$ Linie Durchmesser besitzt und dicht ist, das eigentliche Ei (ovulum). Die oben schon berührte Verschiedenheit der Größe der graafschen Bläschen ist die Folge der verschiedenen Entwickelungsgegenstände derselben. Anfänglich nämlich liegen sie noch mehr in der Tiefe, und erst mit ihrem allmähligen Wachsthum und wenn die Zeit der Reifung herannaht, treten sie mehr an die Oberfläche. Eines derselben ist dann zur Zeit der Menstruation beim menschlichen Weibe und Eines oder mehre zur Zeit der Brunst bei den Thieren durch die allmählige Zunahme seines zelligen und flüssigen Inhalts so gespannt, daß es platzt, wodurch es sich entleert, wobei sich der genannte Inhalt in die trichterförmigen Endigungen der Eileiter ergießt. Die Höhlung der graafschen Follikel füllt sich dann mit Blut aus, welches sich später entfärbt und ein gelbliches Aussehen annimmt, woher der Name gelber Körper (corpus luteum). Dieser verschrumpft allmählig, und es bleibt dann nur eine narbig eingezogene Stelle zurück, welche allmählig wieder mehr ins Innere zurückgedrängt wird und später sogar vollständig verschwindet.

Die Eierstöcke sind häufigen Erkrankungen ausgesetzt. Am häufigsten wird die Entzündung derselben (Oophoritis) beobachtet, die entweder sich wieder zertheilt, oder zur Vereiterung führt. Außerdem aber können auch andere Entartungen derselben entstehen, wie z. B. der Krebs und die Tuberkel. Am häufigsten aber kommt wohl die Bildung von Cysten

oder Cysteïden (s. Balggeschwulst) in denselben vor, welche zu demjenigen Zustande führen, den man Eierstockswassersucht (hydrops ovarii) genannt hat, da diese Geschwülste öfter eine beträchtliche Größe erreichen und dann den ganzen Unterleib der Kranken mit Flüssigkeit erfüllt erscheinen lassen. Meist sind diese Cysten in außerordentlich großer Zahl vorhanden, indem sich in den Wandungen derselben fortwährend neue erzeugen, welche in die großen Cysten hineinwachsen und bald einen größeren, bald einen geringeren Umfang erreichen. Bei Thieren und selbst bei Menschen hat man die Eierstöcke ausgeschnitten, wodurch natürlich vollkommene Unfruchtbarkeit hervorgerufen wird. Vollkommener Mangel der Eierstöcke ist außer bei Mißgeburten selten beobachtet worden, häufiger dagegen wird die angeborene mangelhafte Bildung derselben angetroffen, ebenso das Fehlen eines Ovariums, was dann die Fruchtbarkeit des betreffenden Individuums nicht aufhebt.

Eifel (Eifla), ursprünglich Name eines alten Gaues, unter dem aber jetzt der ganze Nordwesten des niederrheinischen Schiefergebirgs zwischen Mosel, Rhein und belgischer Grenze in den preußischen Regierungsbezirken Aachen, Koblenz und Trier zusammengefaßt wird. Heut zu Tage ist es ein verarmtes, dünnbevölkertes Land, ohne Verkehr, nur von wenig Straßen, noch von keiner Eisenbahn durchschnitten. Zahlreiche alte Burgen auf Felsenhöhen und in den tiefen, vielfach gewundenen malerischen Thälern alte Kirchen und Klöster zeugen aber von besseren Tagen, die das Land einst genossen hat. Von einer im Norden 500 Fuß, im Süden an der Mosel 393 Fuß, am Sauereinfluß 178 Fuß hohen, bei Koblenz und von da am Rhein bis Bonn bis zu 134 Fuß Meereshöhe sinkenden Basis erhebt es sich zu einem großwelligen Hochland, in dessen Einförmigkeit die reichen vulkanischen Bildungen und die tiefen wald- und felsreichen Thäler Mannichfaltigkeit, zum Theil hohe landschaftliche Reize bringen. Kyll, Lieser und Alf mit Üs fließen südwärts zur Mosel, Nette, Brohl ostwärts, Erft nordwärts zum Rhein, Roer zur Maas. Das schönste unter den Thälern dieses Gebiets, überhaupt das großartigste und malerischste aller Nebenthäler des Niederrheins ist das der Ahr. Die untere Grauwacke des devonischen Uebergangsgebirgs, die bei Koblenz und im Ahrthal, sowie bei Daun, Daleiden, Werweiler und Prüm im Westen versteinerungsreich ist u. welcher Quarzitlager und Thonschiefer (Dachschiefer von Kaub) eingelagert sind, bildet das Grundgebirge der E. Nur im äußersten Westen treten unter der Grauwacke die halbkrystallinischen Schiefer der Ardennen auf, dagegen finden wir längs des Nordrands u. in einer in der Richtung von Nordosten nach Südwesten von der Erft südlich von Euskirchen bis Schöneck südlich von Prüm fortsetzenden Zone 7—8 Inseln von sogenanntem Eifelerkalkstein, die muldenartig der Grauwacke eingelagert sind. Sötenich, Blankenheim, vor Allem Gerolstein sind reiche Fundstätten devonischer Versteinerungen. Im Norden schließen sich daran noch goniatitenreiche Cypridinenschiefer an; hier findet sich auch Kohlenkalkstein u. produktives Kohlengebirge (Eschweiler, Düren), zu mehrfachen Mulden und Sätteln zusammengefaltet, wie das ganze Gebirge. In horizontaler Lagerung ruhen über diesen ältern Bildungen des Nordrandes die Glieder des aachener Kreidegebirgs, ohne ins Gebirge einzudringen. Innerhalb der E. selbst finden wir die Trias vom Nordrand südwärts bis zur Mosel, vorherrschend bunten Sandstein, aber auch mit aufgelagertem Muschelkalk und Keuper. Im Norden, so von Düren über Kommern südwärts, bei Hillesheim, sind es insulare Züge, die horizontal Grauwacke und Eifelerkalk überlagern, bis sie endlich im Zusammenhang die Höhen zur Seite der Kyll bedecken und so endlich mit der großen Triasbucht zusammenfließen, die von Südwesten über Trier ins Grauwackegebiet eindringt. Selbst der gelbe luxemburger Sandstein und Kies reichen in der Mitte der Triasmulde noch über die Sauer bis gegen Bittburg. Alle diese Sedimentbildungen führen Erze. Die Gänge von Kupfererzen in der Grauwacke, die silberhaltigen Bleiglanze in Grauwacke und Eifelerkalk sind gegenwärtig von wenig Bedeutung, auch die reichen Eisenlagerstätten des devonischen und Kohlengebirgs werden gegenwärtig nur noch im Nordwesten, wie bei Schleiden, ausgebeutet. Um so wichtiger ist der Bleiberg von Kommern durch seinen im bunten Sandstein eingesprengten Bleiglanz und der alte Berg bei Aachen durch seine reiche Führung von Zinkerzen (Galmei und Kieselgalmei) im devonischen und untern Kohlengebirge. Die Braunkohlenformation ist nur durch trachytische Tuffe ohne Kohlen angedeutet, das eigentliche Braunkohlengebirge gehört dem Nordwestrand an, insbesondere bei Bonn.

Das Charakteristische der E. liegt aber in ihren vulkanischen Bildungen; sie ist lange Zeit der Schauplatz mächtiger vulkanischer Thätigkeit gewesen, doch erstreckt sich dieselbe nicht über die Kyll und das Nordende der Schneeeifel hinaus. Sie begann mit dem Ausbruche von Trachyten, Phonolithen und Trachydoleriten, deren Vorkommen aber nur auf einzelne Kuppen in der Gegend von Kellberg und Adenau beschränkt ist. Weit verbreitet ist der Basalt, der theils zerstreut im Osten (Godesberg, Rolandseck rc.) und Westen vorkommt, theils in gewissen Zonen in der Richtung von Nordnordosten nach Südsüdwesten in zahlreichern Kuppen auftritt. Eine solche zieht von Merkesheim im Norden über das Ahrthal zur Felskuppe der hohen Acht (2340 F.), zu der felsigen, mit einer Ruine gekrönten Nürburg (2118 F.) u. dem Kellberg (2074 F.) gegen Alf u. Kyll. Von größtem geognostischen Interesse sind die neuvulkanischen Bildungen, die, wie ihr Verhalten gegen die Thäler, deren Bildung in ihre Zeit fällt, lehrt, sehr verschiedenen Alters sind, wenn auch die jüngsten Ausbrüche nicht wohl noch in die historische Zeit hineinreichen. Die neuvulkanischen Bildungen gehören 2 Hauptbezirken an: der Vordereifel, wo in einer Zone, die von Bad Bertrich bis zum Goldberg am Nordende der Schneeeifel bei Ormont von Südosten nach Nordwesten zieht, basaltische Laven hervorgebrochen u. ausgeworfen worden sind, u. wo die Gegend von Daun u. Gerolstein den Hauptmittelpunkt dieser Thätigkeit bildet, und dem Bezirk des Maifeldes mit dem Laachersee, wo außer eigenthümlichen basaltischen Laven sich in großartiger Weise Bimssteintuffe abgelagert finden. Isolirt als äußerster nördlicher Vorposten erscheint der Roder-

berg bei Godesberg mit ausgezeichnetem Krater auf der Höhe seines abgestumpften Schlackenkegels. Wir finden hier vulkanische Asche und Sand und Schlacken zerstreut und zu Auswurfskegeln aufgehäuft, häufige vulkanische Bomben und mineralreiche Auswürflinge, Ströme verhärteten vulkanischen Schlamms, Lavaströme und ganze Lavafelder, die Lava meist senkrecht säulenförmig abgesondert, Kegel ohne Krater und Kegel mit solchen, aber auch Krater ohne Kegel. Diese letztere ist die vor Allem für die E. charakteristische Form der Maare. Ueberraschend ist es oft, unvermuthet auf der Höhe des Grauwackeplateau's an den Rand eines solchen Maars zu treten und über eine steile, geschlossene oder unterbrochene, oft waldige Wand hinab in einen Kessel zu sehen, in dessen Tiefe sich ein stiller blauer Kratersee, oder ein Moor, oder Wiese und Feld ausbreiten. Manche dieser Seen sind ohne Ausfluß, aus andern entspringen Bäche, in wenige treten Bäche ein, um sie rasch wieder zu verlassen. Das Eigenthümliche dieser Maare beruht aber in der Zusammensetzung der Wände, die oft nur aus den Schichten der Grauwacke in ihrer gesetzmäßigen Lagerung bestehen, oft aber auch in horizontal gelagerten vulkanischen Tuffen eingesenkt sind. Die vulkanische Thätigkeit beschränkte sich bei ihnen auf das Auswerfen von Schlacken und Bruchstücken der Grauwacke, selbst aus der Tiefe heraufgeführter Urgesteine, wie Granit, Glimmerschiefer; nicht selten ist die Menge der vulkanischen Asche und Rapilli verschieden klein gegen die der ausgeworfenen Gesteinsbruchstücke; beide lagerten sich als geschichtete Tuffe ab. Man hat die Maare mit Minentrichtern verglichen und als hervorgegangen durch die Thätigkeit ausströmender Gase Explosionskrater genannt.

Die E. zerfällt naturgemäß in mehre größere Bezirke, deren scharfe Abgrenzung freilich schwierig, theilweise unmöglich ist; es sind das Maifeld, der Ahrgau, die hohe E., die Vordereifel und die öden westlichen Höhenzüge, zu denen die Schneeeifel und hohe Veen gehören. Das Maifeld, der alte Maiengau, der, von der Nette und Elz durchschnitten, in seinen höchsten Plateauhöhen nur 1200 Fuß, in seinen höchsten Vulkangipfeln, dem Hochsimmer 1827 Fuß, dem Forstberg 1842 Fuß, bei Andernach 1682 Fuß über dem Rhein erreichende, fruchtbare Theil der E., liegt zwischen Mosel, Rhein und Brohl und verdankt seinen Namen wohl den Volksversammlungen der Franken, die auf seinen Ebenen Statt fanden. Andernach (die benachbarte) war ein Königssitz der Merovinger. Der Zauber landschaftlicher Schönheit, der Poesie und Wissenschaft schmückt dies interessante Land, über welches der Gänsehals, eine Höhe zwischen dem Laachersee und Mayen, einen eben so schönen als interessanten Ueberblick gewährt. Vor dem Beschauer bereitet sich nach Osten die weite Ebene von Ober- und Niedermendig und von Kruft aus, die ins andernacher Becken hinauszieht. Jenseits der Ebene glänzt der große, bis 705 Fuß über dem Meere eingesenkte blaue Seespiegel von Laach von 2 Stunden Umfang und umringt von einem zusammenhängenden Kranz waldiger Höhen, deren höchste sich 730 Fuß darüber erhebt. Unter ihnen liegt rechts der St. Veitskopf, aus dessen Krater ein Strom basaltischer Lava sich ins Innere des laacher Kessels ergoß, und rechts der krufter Ofen. Zahlreich sind die isolirten Vulkankegel, die man erblickt, darunter kahle Bimssteinkegel (Hummerich). Der höchste dieser Kegel erhebt sich dicht zur rechten Seite, der Forstberg, aus dessen Krater sich die Lava ergoß, welche das ausgedehnte Lavafeld von Nieder- und Obermendig bildet und als dauerhafter Baustein, als weit ausgeführter rheinischer Mühlstein seit der Römerzeit in unterirdischen Brüchen gewonnen wird und unter Anderem nicht selten blauen Hauyn führt. Aehnliche Laven haben sich in die Gegend von Mayen ergossen. Im krufter Ofen sucht man die Ausbruchstelle der Bimssteine, welche die Tuffe (Backofensteine) von Kruft und Plaidt bildeten, und welche man bis Andernach und bis ins Lahnthal findet. Sie folgten basaltischen Ausbrüchen und wechsellagern im andernacher Becken mit dem diluvialen Löß. Ein anderer Krater ist der des Beller Rothenbergs. Wo die Schlammströme hervorbrechen, welche das Brohlthal bis hoch zu seinen Gehängen hinauf ausfüllten und den berühmten Traß oder Duckstein lieferten, der als Baustein und gemahlen zur Herstellung von Cäment dient, ist unbekannt. Verkohlte Baumstämme darin beweisen die Hitze des vulkanischen Schlamms, der sie umschlossen hatte. Ueber das Brohlthal erheben sich der vulkanische Bausen- und Herchenberg, in seinem Hintergrund die hoch gelegene Ruine Ollbrück mit weitem Panorama. Rieden im Westen des Laachersee's ist die Fundstätte der interessanten Leucitlava u. ihrer Tuffe; von Weibern, unfern davon, kommen die für feine Skulpturen sehr geeigneten weiberner Steine, ebenfalls vulkanische Tuffe. Der Laachersee ist für den Mineralogen interessant durch den Mineralienreichthum seiner Auswürflinge, welche ganz an die der Fossa grande am Vesuv erinnern. Sie bestehen vorherrschend aus glasigem Feldspath (Rhyakolith mit Hornblende, einaxigem Glimmer, Magneteisensteinoktaëdern, gelbem Sphen, Apatit, wozu noch Sodalith, Hauyn und Nosean, Spinell, weißer Zirkon, Bucklandit u. A. kommen. Außerdem finden sich Grauwackestücke, die auch sonst häufig gebrannt, selbst oberflächlich verglast unter den vulkanischen Auswürflingen der E. vorkommen, u. dazu Urgesteine, die nirgends im rheinischen Schiefergebirge zu Tage treten, ferner Glimmerschiefer mit Granat, Sapphiren, dichroïtführendem Gneis, Syenit, die der Tiefe unter der Grauwacke entströmen. Die losen Lavastücke, die der Krater auswarf, führen Augit, Chrysolith, Hornblende, Hauyn, Sapphir, in Drusen Leucit. Der Laachersee und seine Umgebung ist ein Herd reichster Kohlensäureentwickelung; das benachbarte Tönnesstein besitzt einen reichen Kohlensäuerling u. so viel freie Kohlensäure, daß darauf eine Bleiweißfabrik gegründet werden konnte. Der mit Bimsstein bedeckte Kamillenberg ist der südlichste Vulkan des Maifeldes. Nördlich folgt der Ahrgau mit dem Ahrthale, in dessen wildem, weitem, unterem Thale sich die basaltische, weithin sichtbare Landskrone erhebt, u. das von Ahrweiler bis Altenahr ein tiefes, wildromantisches Felsthal ist, das sich auch in seinem obern Theile nicht in Flachheit verliert. Der hohen E. gehört der oben erwähnte Zug basaltischer Kuppen an, die höchsten Gipfel des Landes. In der Richtung vom Laachersee nach Daun finden wir

hier das sehr regelmäßige Maar von Mosbruch, unfern des Kellbergs, und südlich davon das Maar von Ülmen, ein mit Wiesen und Torfmoor bedecktes Kesselthal. Der aus Tuff und Schlacken aufgebaute Niveligsberg bei Dreis ist der nördlichste vulkanische Punkt der hohen und der ganzen innern E. Die Vordereifel ist das zweite vulkanische Hauptrevier. Es ist nicht allein geologisch, sondern auch malerisch reicher als die hohe E. Ihr gehören die schönen Thäler der Üs bei Bad Bertrich, das Lieserthal, in dem malerisch über Manderscheid ein altes Grafenschloß thront, Gerolstein, wo der dolomitische Uebergangskalkstein mit vulkanischen Gesteinen und mit Burgruinen wetteifert, die landschaftliche Schönheit zu erhöhen. Zahlreich sind die Punkte vulkanischer Thätigkeit, die sich zwischen Bertrich und Ormont von Südosten nach Nordwesten verbreiten, am meisten aber in dem Dreieck zwischen Daun, Gerolstein und Hillesheim zusammengedrängt sind; hier finden sich ausgedehnte Strecken, wo noch die scharfe, unverwitterte, dunkle Lava das Land deckt und die Füße verwundet. Unter den zahlreichen Maaren sind besonders hervorzuheben: das große meerfelder Maar, westlich von Manderscheid, das von klarem See erfüllt, von steilem Waldrand rings geschlossene, kreisrunde, meist von Tuffschichten umringte Pulvermaar, unfern Gillenfeld, vor Allem aber die drei staffelförmig über einander sich erhebenden Maare bei Gmünd und Mehren, unfern Daun, das schalkenmehrener, weinfelder und gmündner Maar, alle von Tuff umringt, beide letzte ohne Ausfluß, obgleich das letzte nur durch 60 Ruthen breiten Steilrücken vom tiefen Lieserthal getrennt ist. Von Vulkankegeln und Lavaströmen sind vor Allem hervorzuheben: der Falkenberg und die alten Krater der Fecherhöhe und des Hüstchens, die sämmtlich am obern Rand der Steilwand des Üsthals unfern der Therme von Bertrich liegen. Ihre Absonderung in gegliederte Säulen hat Anlaß zu der interessanten Grotte des Käsekellers gegeben. Ein zweiter höchst ausgezeichneter Vulkan ist der im Süden des meerfelder Maares, im Westen von Manderscheid liegende, aus Schlacken aufgehäufte Mosenberg (1626 Fuß hoch, 170 Fuß über Bettendorf, 576 F. über jenem Maare), nicht weniger als 4 Krater enthaltend. Das erwähnte vulkanreiche Dreieck ist voller Kesselthäler und Vulkane, die Lavaströme ergossen, Schlacken und Asche ausgeworfen und vor Allem bei Rockeskyll ausgedehnte Tuffablagerungen geliefert haben. Der Vulkan von Gerolstein, die ruinenreiche Kasselburg, Dockweiler und Kirchweiler sind nur einige der vielen interessantesten Punkte. Westlich von der Kyll hören basaltische und vulkanische Bildungen auf, ebenso nördlich von Ormont. Dem nördlichsten Theile der E. gehört das schöne, industriereiche Schleidenerthal an, ein Seitenthal der Roer, in dem die alte, einst reiche Abtei Steinfeld liegt. In trostloser Oede zieht im Westen von Prüm der schmale Quarzitrücken der Schneeeifel od. Schneifel in nordöstlicher Richtung hin, 2069 Fuß Höhe über dem Meere erreichend. Weiter westlich folgen dann die breiten, auf ihren Höhen mit tiefen Torfmooren und Heide bedeckten Rücken, deren äußerster auf deutschem Gebiet die hohe Veen ist, schon zusammengesetzt aus den Schiefern der Ardennen, als deren unmittelbare Fortsetzung sie zu betrachten ist. So trostlos öde die Höhe ist, so hat sich doch in den Thälern dieser westlichsten E. an den Grenzen Belgiens unter wallonischer Bevölkerung eine reiche Industrie angesiedelt; Malmedy liefert treffliches Leder, Montjoie u. Eupen Tuche. Ringsum an den Süd- und Osträndern des eifeler Plateau's und selbst in Thälern desselben reifen die Traube und die Mandel u. herrscht reicher Obstbau. Berühmt sind die Moselweine und die rothen Weine des Ahrthals (Ahrbleicherte). Auf seinen Höhen dagegen wird nur bis 1600 Fuß, selten bis 1700 Fuß Ackerbau getrieben, und zwar sind Gegenstände desselben Hafer, auf dem Grauwackeboden Roggen und Kartoffeln, auf dem Muschelkalk Spelt. Die Wälder der höhern Grauwackegegenden sind devastirt, hier breiten sich weite, zum Theil torfige Heiden, nur für Schafe und Bienen Weide liefernd, in melancholischen Flächen aus. Wald, zum Theil Buschwald, auf dem bunten Sandstein auch hochstämmiger Eichen- und Buchenwald, bedeckt die Rücken und Thalwände des Grauwackegebiets. Nur in den Umgebungen der weit zerstreuten Dörfer ist das Land im Privatbesitz und dauernd unter dem Pflug, das entferntere höher gelegene dagegen ist Wildland, theils öde (300,000 Morgen), theils als Schiffelland (322,000 Morgen) im Besitz ganzer Gemeinden oder Markgenossenschaften, sogenannter Erbschaften. Das benutzbare Wildland wird jährlich unter die Gemeindemitglieder oder Markgenossen vertheilt, die es dann schiffeln, d. h. den Rasen und die Heidedecke abheben, trocknen und mit dürrem Reisig auf Haufen verbrennen. Die Asche dient dann als Dünger für die Felder, auf welchen im ersten Jahre Roggen, im zweiten Kartoffeln, im dritten Hafer, auf besserem Boden wohl vor dem Hafer auch Gerste oder Kopfklee gebaut werden. Dann bleibt das Land wieder 10—18 Jahre als Weide, insbesondere Schafweide, liegen. An der Grenze der höheren Heide reift übrigens nicht in jedem Jahr das Getreide. Noch liegt hier ein weites Gebiet für landwirthschaftliche, überhaupt volkswirthschaftliche Verbesserungen fast brach. Die öden Heiden auf dem trockenen Quarzfels der Schneeeifel, die mächtigen Torfmoore der Rücken der hohen Veen werden freilich wohl für immer den Bemühungen, sie der Kultur zu gewinnen, widerstehen. Vgl. Steininger, Die erloschenen Vulkane in der E. und am Niederrhein, Mainz 1820; Schannat, Eiflia illustrata, oder geographisch-historische Beschreibung der E., aus dem Lateinischen von G. Bärsch, Köln 1824, Aachen 1825; von Dechen, Geognostische Beschreibung der Vulkanreihe der Vordereifel, Bonn 1861.

Eifer, die besonders lebhafte Aeußerung des für einen Gegenstand gefaßten Interesse's, die sich durch Worte oder Handlungen offenbart und sowohl auf Gutes, wie auf Böses gerichtet sein kann. Hervorleuchtende Gewissenhaftigkeit in Erfüllung öffentlicher Pflichten heißt Amtseifer; zu Leidenschaftlichkeit gesteigerter, auf unerhebliche Gegenstände gerichteter oder falsche Mittel für seine Zwecke ergreifender E. wird zum blinden E. Wenn Mehre Einen Zweck mit gleicher Lebhaftigkeit verfolgen, so ist dies Wetteifer.

Eifergericht, bei den Israeliten die Bestrafung, welche ein Israelit an einem andern für ein began-

genes Verbrechen vollzog, ohne die gewöhnlichen Gerichtsgebräuche zu beobachten. Es galt für erlaubt, wenn ein Israelit auf einer offenbaren Uebertretung des Gesetzes ergriffen worden war, doch sollten bei Ausübung des E.s wenigstens zehn Israeliten zugegen und der Verbrecher vorher ermahnt und gewarnt worden sein. Man gründete dieses Recht auf eine sogenannte mündliche Tradition des Moses und auf das Beispiel des Pinehas (4 Mos. 25, 7—8).

Eifersucht, ein Affekt oder in höherem Grade u. bei längerer Dauer eine Leidenschaft, welche in Demjenigen zu entstehen pflegt, der mit zu großem Eifer nach einem Gute strebt, aber in der Erlangung und Behauptung desselben von Andern gehindert oder beeinträchtigt zu werden fürchtet. Die Furcht, mit welcher die E. mithin stets verbunden ist, hat ihren Grund in dem Bewußtsein, daß man von einem Andern hinsichtlich der zur Erlangung u. Behauptung des ersehnten Gutes nöthigen Eigenschaften übertroffen werden könne u. demselben also weichen müsse, und erweckt daher einen gewissen Grad von Haß gegen den Rivalen. Eine Hauptquelle der E. ist die Geschlechtsliebe, bei der die E. in Folge des hierbei sich äußernden Naturtriebes am heftigsten zu sein pflegt und als ein seltsames Gemisch von Liebe, Furcht und Haß zu den gewaltsamsten Ausbrüchen führen kann. Aber auch Freundesliebe, sowie Ehr- und Ruhmbegierde können von E. begleitet sein, indem man im Alleinbesitz der Zuneigung eines Freundes von einem Andern gefährdet oder im Streben nach einem ehr- oder ruhmvollen Ziele von einem Andern überholt zu werden fürchtet. Bekannt ist die Schleiermacher zugeschriebene Erklärung: E. ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Eigelb (Eidotter), ein sowohl als Nahrungsmittel äußerst werthvoller, als auch für manche technische Zwecke, z. B. für die Weißgerberei, zur Bereitung von Handschuhleder und zum Färben des Leders unentbehrlicher Stoff. Die Bestandtheile des Eidotters vom Hühnerei sind nach den genauesten Untersuchungen folgende: Vitellin 157,60, Fett im Ganzen 304,70, Margarin und Elaïn 213,00 (Margarin 21,3, Elaïn 191,7), Cholesterin 4,40, Lecithin 84,30, Cerebrin 3,00, Alkoholauszug 4,00, Farbstoff 5,50, Salze im Ganzen 13,30, Chlorammonium 0,30, Chlorkalium, Chlornatrium u. schwefelsaures Kali 2,80, phosphorsaure Erden 10,20, Eisenoxyd Spuren, Wasser 514,90 (Gobley). Gegenwärtig ist das E. Handelsartikel geworden, und zwar durch die Entdeckung Moßelmanns, nach welchem man E. und Eiweiß beliebig lange und für technische Zwecke vollkommen brauchbar erhalten kann, wenn man es mit 5 Proc. seines Gewichts fein gepulvertem neutralen schwefligsauren Natron vermischt. Das E. bleibt dann fett, gelb und geruchlos und geht unter dem Namen Mucilage in großen Mengen von Frankreich nach England. Als Nahrungsmittel ist dies Präparat nicht mehr brauchbar, doch hat Moßelmann gefunden, daß, wenn man Eidotter 24 Stunden lang auf einer vollständig gesättigten Salzlösung schwimmen läßt, die Dotter dann umkehrt und abermals 24 Stunden auf der Lauge schwimmen läßt, dieselben dann leicht zu einer wachsartigen Masse eintrocknen, welche, in Bänder zerschnitten, eingemachten Aprikosen gleichen und in Wasser aufgeweicht zu Küchenzwecken vollkommen wie frische Eier verwendbar sind. Für Konditoreien ist wichtig, daß eine ganz koncentrirte Zuckerlösung wie die Salzlösung wirkt. Uebrigens kann man das E. auch im turgarischen Apparat (s. Ei) austrocknen, wobei man aus einem Dotter etwa $^{2}/_{5}$ Loth Pulver erhält. Diese Operation wird für technische Zwecke nach Augier erleichtert, wenn man 62 Loth E. mit 1 Loth Salz und 3 Loth Stärkmehl mischt und dann trocknet. Ueber Eigelbseife s. Eieröl.

Eigelstein (vom lat. aquila, franz. aigle, also Adlerstein), eine in rheinischen Städten, welche ursprünglich römische Kastelle waren, gebräuchliche Bezeichnung von Befestigungsthürmen, wie z. B. in Köln, wo ein Thor und eine Straße danach benannt sind, und in Mainz, wo der Drususthurm diesen Namen führt.

Eigendünkel, unbegründete und übertriebene Werthschätzung eigner Vorzüge und Verdienste oder der eignen Persönlichkeit.

Eigene Leute, s. Leibeigenschaft.

Eigenliebe, s. Egoismus und Selbstliebe.

Eigenlöhner, im Bergbauwesen Bezeichnung eines eine Zeche allein Abbauenden, der indeß auch noch andere Personen zur Theilnahme herbeiziehen kann. Steigt ihre Zahl bis acht, und baut jeder $15^{1}/_{2}$ Kure, so heißt jeder ein Hauptgesell und kann seine Kure bis auf $2^{1}/_{2}$ an Andere vergeben. Dergleichen Zechen heißen Erzzechen und der Geschäftsführer Lehnträger. Gewerken aber heißen die Theilnehmer, wenn keine E. vorhanden, aber die Kure dennoch untergebracht sind.

Eigenname, s. v. a. Nomen proprium.

Eigennutz, diejenige Denk- u. Handlungsweise, welche kein höheres Ziel des Strebens anerkennt, als den eignen Vortheil, und diesen rücksichtslos u. unbedingt, selbst mit Hintansetzung höherer Pflichten, verfolgt. Der E. ist namentlich von Politikern der Hebel der Welt genannt worden, u. Moralisten haben sogar eine Sittenlehre des E.es (moral de l'intérêt) aufstellen wollen, die aber auf nichts Anderes hinausläuft, als auf gemeine Klugheitslehre.

Eigenschaft, unterscheidendes Merkmal einer Person oder Sache. Man theilt die E.en in wesentliche (nothwendige), die der Person oder Sache nicht fehlen dürfen, ohne daß diese aufhören zu sein, was sie sein sollen, und die wieder zerfallen in konstitutive oder grundwesentliche, z. B. die Vernünftigkeit des Menschen 2c., und in konsekutive oder abgeleitete wesentliche, z. B. die Irrthumsfähigkeit, in sofern sie aus der Beschränktheit der menschlichen Kräfte hervorgeht; dann in außerwesentliche (zufällige) E.en, die einer Person oder Sache wohl fehlen können, ohne daß diese deshalb aufhören zu sein, was sie sein sollen; ferner in eigenthümliche E.en, E.en im engeren Sinne, einer Person oder Sache ausschließlich zukommende E.en; endlich in gemeinsame E.en, z. B. das Dasein, Beweglichkeit der Thiere 2c.

Eigenschaftswort, s. Adjektiv.

Eigensinn, das hartnäckige Beharren bei einer Meinung oder einem Streben, trotzdem, daß durch einleuchtende Gründe das Irrige und Verkehrte derselben nachgewiesen ist. Bei Erwachsenen pflegt dem E. meist Eigendünkel zu Grunde zu liegen, indem man Festigkeit des Charakters und Konsequenz des Handelns zu beweisen wähnt, wo man sich

gegen eine nahe liegende bessere Einsicht hartnäckig verschließt. Bei Kindern und Menschen von beschränktem Verstande beruht der E. darauf, daß sie, lediglich für sinnliche Eindrücke empfänglich, für Vernunftgründe kein Verständniß haben.

Eigenthum (dominium), die vollkommene, unbeschränkte und ausschließliche Herrschaft über eine Sache, das vollkommenste der dinglichen Rechte, in sofern der Eigenthümer die Sache gebrauchen, über deren Substanz beliebig verfügen, sie verändern, zerstören, aufgeben, auf einen Andern übertragen, Andere von Einwirkung auf die Sache abhalten, die Sache von jedem dritten widerrechtlichen Besitzer vindiciren und die Freiheit der Sache gegen Denjenigen, der sich Beschränkungen anmaßt, verfechten kann. Alle andern dinglichen Rechte, so z. B. die Servituten, Superficies, Emphyteuse, enthalten nur einzelne Rechte von dem Gesammtrechte des E.s; so darf z. B. der Nießbraucher die Sache wohl gebrauchen, aber nicht veräußern; der Wegeberechtigte darf über das Grundstück gehen, aber er darf dessen Substanz nicht verändern; der Pfandgläubiger darf die Sache wohl veräußern, aber regelmäßig nicht gebrauchen ꝛc. Der Eigenthümer dagegen hat alle die Befugnisse, welche wir uns als Gegenstand eines dinglichen Rechts denken können; alle andern dinglichen Rechte setzen das E. voraus und entlehnen ihren Charakter von demselben. Es wird auch dadurch, daß neben dem E. andere dingliche Rechte an der Sache bestehen, z. B. ein Servitut, ein Pfandrecht, der Begriff des E.s nicht aufgehoben; mit dem Wegfall des beschränkenden dinglichen Rechts wird das E. wieder frei, ja es strebt dasselbe stets, sich von beschränkenden dinglichen Rechten frei zu machen, daher z. B. eine Wegeservitut durch die eine gewisse Zeit hindurch fortgesetzte Nichtausübung von selbst erlischt. Das Eigenthumsrecht ergreift also die Sache in ihrer Totalität, koincidirt gewissermaßen mit der Sache, daher es sich auch rechtfertigt, daß wir zur Bezeichnung eines Eigenthumsrechts an einer Sache die Sache selbst nennen, z. B. man sagt: ich habe das Haus, juristischer würde es heißen: ich habe das Eigenthumsrecht an dem Hause. Der Usufruktuar, Pfandgläubiger ꝛc. hat auch ein dingliches Recht am Hause, aber nicht das unumschränkte, ausschließliche Recht wie der Eigenthümer, sondern nur eine einzelne bestimmte Seite der im Eigenthumsrechte liegenden Befugnisse, daher er auch zur Bezeichnung seines Rechts nicht die Sache selbst nennen kann, sondern den für diese bestimmten Befugnisse gegebenen juristischen Ausdruck gebrauchen muß. Der Besitz ergreift wohl auch die Sache in ihrer Totalität, aber er ist eben nur die faktische Herrschaft über die Sache, wie es das E. die rechtliche ist, er ist die faktische Ausübung des E.s.

Die Lehre vom E. hat ihre Ausbildung im römischen Rechte erfahren, eine Ausbildung, welche den aufgestellten Grundsätzen Geltung für alle Zeiten sichert. Im ältern römischen Rechte unterschied man zwischen dem quiritarischen (dominium ex jure Quiritium, d. legitimum, strengrömisches E.) und dem bonitarischen (dominium ex jure gentium, natürliches E.) E. Der Unterschied bezog sich theils auf die Subjekte, sofern nur Römer oder Nichtrömer mit dem Rechte des Commercium quiritarisches E. haben konnten, theils auf die Objekte, so daß z. B. Provinzialgrundstücke nur des bonitarischen E.s fähig waren, theils auf die Erwerbsart, so daß z. B. die bloße Tradition im Gegensatze zur Mancipation kein strengrömisches E. wirkte. Das charakteristische Merkmal des quiritarischen E.s war das Vindikationsrecht, mittelst dessen man im Falle des verlornen Besitzes die Sache von jedem Besitzer ohne Verpflichtung zu einer Entschädigung ausklagen konnte. Justinian hat die allmählig in der Rechtssitte erfolgte Aufhebung dieses ganzen Unterschieds gesetzlich sanktionirt, so daß es also nun nur noch Ein E. gibt. Man nennt das E. ein volles: Dominium illimitatum s. plenum, wenn der Eigenthümer alle im E. begriffenen Rechte frei und unbeschränkt ausüben darf, dagegen ein Dominium limitatum, wenn gewisse Befugnisse entzogen sind, z. B. wenn einem Andern eine Servitut zusteht, die Veräußerungsbefugniß entzogen ist ꝛc. Wenn das ganze Benutzungsrecht von der Proprietät getrennt ist, wie z. B. bei der Emphyteusis, bei dem Lehenverhältniß, so nennt man das bloße Proprietätsrecht des Eigenthümers Dominium directum, nuda proprietas, im Gegensatze zum Nutzungsrechte des Emphyteuta, Lehnsmanns ꝛc., welches Dominium utile genannt wird. Mit Rücksicht auf seine Dauer ist das E. entweder widerruflich: Dominium revocabile, oder unwiderruflich: Dominium irrevocabile; ersteres, wenn die Fortdauer desselben von dem Eintritte oder Nichteintritte eines bestimmten Ereignisses abhängig gemacht ist; dies kann eine Zeitbestimmung (dies) sein, z. B. wenn ein Haus für die Dauer eines Jahres verkauft wird; alsdann hört das E. am Hause erst mit der Rückforderung nach Ablauf des Jahres auf (dominium revocabile ex nunc); anders bei einer Widerruflichkeit in Folge einer Resolutivbedingung, wobei die Auflösung rückwärts vom Tage des bedingenden Rechtsgeschäfts an erfolgt (dominium revocabile ex tunc). Rücksichtlich des Subjekts, welchem das E. zusteht, unterscheidet man Dominium solitarium, Alleineigenthum, und Condominium, Miteigenthum, welches letztere mehren Personen gemeinschaftlich zusteht, so daß Jeder nur einen idealen, intellektuellen Theil an der Sache hat. Die Erwerbung des E.s erfordert 1) eine erwerbsfähige Person, wofür im Allgemeinen jeder Handlungsfähige gilt, und zwar kann man E. sowohl in eigener Person, als durch Andere, Stellvertreter, erwerben; 2) eine Sache, an welcher E. erworben werden kann; weshalb die zum öffentlichen Gebrauche bestimmten Gegenstände, z. B. öffentliche Plätze, ferner Flüsse, Meeresufer ꝛc., davon ausgeschlossen sind; 3) eine rechtmäßige Erwerbungsart (modus adquirendi), z. B. Kauf, Schenkung, Erbschaft ꝛc. Eigenthumserwerbsarten sind: die Okkupation, Accession, Specifikation, Adjudikation, Tradition, Usukapion, Separation der Früchte. Die einzelnen im E. begriffenen Rechte theilt man meist ein in Proprietätsrechte, d. h. Rechte, über die Substanz der Sache zu verfügen, und Nutzungsrechte, d. h. Rechte, die Sache auf jede erlaubte Art zu benutzen u. die Früchte davon zu ziehen. Besser aber ist die Eintheilung in Dispositionsrechte, d. h. Rechte, über die Sache zu verfügen, u. Prohibitivrechte, d. h. Andere von Einwirkung auf die Sache auszuschließen. Uebrigens hat das Gesetz selbst gewisse Beschrän-

kungen aufgestellt, die sich jeder Eigenthümer gefallen lassen muß, so z. B. muß ich dem Nachbar gestatten, das von seinem Baume auf mein Grundstück gefallene Obst alle zwei Tage aufzulesen, ich muß mir gefallen lassen, daß der Nachbar die Aeste von meinem auf sein Grundstück hinüberragenden Baume bis zur Höhe von 16 Fuß entfernt, ferner, daß ein Anderer auf meinem Grundstücke nach Fossilien schürft, gegen Abgabe von 10 Proc. des Ertrags, ich muß meinen Boden zu öffentlichen Wegen hergeben (Expropriation), ferner mir die Ausbauchung der an mein Grundstück stoßenden nachbarlichen Mauer bis zu einem halben Fuße gefallen lassen 2c. Solche Beschränkungen nennt man Legalservituten; das deutsche Recht kennt ihrer noch mehre, z. B. das Verbot, nach fremden Höfen hinaus Fenster anzubringen, das Hammerschlagsrecht, Recht des Nothwegs 2c. Befindet sich eine Sache in dem E. Mehrer, so hat jeder Miteigenthümer in der Regel nach Verhältniß seines Antheils an der Proprietät auch Antheil an den Früchten; keiner kann ohne die Einwilligung der andern über die ganze Sache oder auch nur einen körperlichen bestimmten Theil derselben disponiren; dagegen kann jeder über seinen ideellen Theil frei verfügen, denselben auch veräußern, sowie zu jeder Zeit mittelst der Actio de communi dividundo die reelle Theilung der Sache fordern. Die Rechtsmittel zum Schutze des E.s sind die Reivindicatio, mittelst welcher der Eigenthümer die Sache von Jedem, der ihm dieselbe vorenthält, gerichtlich ausklagen kann, ferner die Actio negatoria, gegen Denjenigen, der sich Beschränkungen der Sache, z. B. eine Wegeservitut, anmaßt, endlich auch alle possessorischen Rechtsmittel, wie die Interdicta retinendae et recuperandae possessionis 2c. Ein besonderes Rechtsmittel ist die Actio Publiciana, zum Schutze des sogenannten prätorischen oder fingirten E.s von einem römischen Prätor Publicius eingeführt. Wenn man nämlich eine Sache in gutem Glauben durch Tradition von einem Andern erworben hat, ohne daß der Tradent wirklicher Eigenthümer gewesen, so hat man also auch noch kein E. erworben, sondern nur eine bonae fidei possessio, welche erst durch Ersitzung zum E. führt. Da nun der Fall sehr häufig vorkommt, daß Jemand nur den rechtmäßig erlangten Besitz einer Sache durch Tradition darthun kann, ohne aber den strengen Eigenthumsbeweis führen zu können, so ist diese Actio Publiciana eingeführt worden, welche viel leichtere Voraussetzungen, aber doch denselben Zweck wie die Reivindicatio hat. Man nennt deshalb, weil hier gewissermaßen die Vollendung der Ersitzung vorausgesetzt wird, diese bonae fidei possessio auch fingirtes E. Verloren geht das E. mit Willen des Eigenthümers, wenn dieser die Sache aufgibt (derelinquirt) oder das E. auf einen Andern überträgt, also die Sache veräußert; wider Willen des Eigenthümers, wenn die Sache zu Grunde geht, wenn ein Anderer dieselbe durch Accession oder Ersitzung erwirbt, wenn sie einem Andern in einem Theilungsprozesse oder wegen eines zu befürchtenden Schadens (missio in possessionem ex secundo decreto) vom Richter zugesprochen wird, wenn ein wildes, okkupirtes Thier wieder entläuft oder ein zahmgemachtes die Gewohnheit des Wiederkehrens ablegt, wenn der Feind die ihm abgenommene Beute wieder erbeutet. Mit dem Tode des Eigenthümers aber erlischt das E. nicht, sondern es geht dann, wie überhaupt alle Vermögensrechte, auf die Erben über.

Eiger (früher Heigers Schneeberg), Berggipfel der berner Alpen, eine scharfkantig abgeschnittene, breite Kalkfelsmasse mit 12,240 Fuß hoher Spitze, am 11. Aug. 1858 von dem Schotten Harrington zum ersten Male erstiegen.

Eileithyia, s. Ilithyia.

Eilenburg, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Delitzsch, auf einer Insel der Mulde, Sitz eines Kreisgerichts, mit 2 evangelischen Kirchen, bedeutender Baumwollweberei (800 Arbeiter), Lein-, Strumpf- u. Bandweberei, Fabriken für Tabak u. chemische Produkte, Färberei, ansehnlichem Hopfenbau u. 10,393 Einw. In der Nähe die Eisengießerei Erwinhof.

Eilers, Gerd, Pädagog und preußischer geheimer Regierungsrath, aus einer Bauernfamilie im Oldenburgischen zu Grabstede um 1790 geboren, ward Schreiber bei einem Rechtsanwalt, besuchte daneben das Gymnasium zu Jever u. studirte sodann zu Heidelberg u. Göttingen Theologie. Im J. 1817 ward er Lehrer zu Bremen, 1819 Gymnasialdirektor zu Kreuznach, 1833 Schulrath zu Koblenz, 1841 geheimer Regierungsrath im Ministerium Eichhorn und, wiewohl er durchaus kein blindes Werkzeug desselben gewesen, sondern sich, wie überhaupt in allen Stellungen seines Lebens, die Freiheit und Selbstständigkeit seiner Ueberzeugung bewahrt hatte, zugleich mit Eichhorn 1848 seines Amtes enthoben. Er errichtete hierauf in einem Landhaus bei Halle eine Erziehungsanstalt, welche bald einen Ruf erlangte, und siedelte später in die Rheinlande über. E. schrieb: „Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben“ (Berlin 1849); „Meine Wanderung durchs Leben“ (Leipz. 1856 ff., 4 Bde.).

Eilsen (Eilzen), Badeort im Fürstenthum Schaumburg-Lippe, in einem geräumigen Thale 1 Stunde von Bückeburg, 273 Fuß über dem Meere gelegen, hat 350 Einw. Die dortigen Quellen, 9 an der Zahl, enthalten vorwiegend schwefelsaure Alkalien gelöst und gehören bei einer Temperatur von + 10—12° R. zu den kalten Schwefelwässern. Ihr Gasgehalt wird zu Inhalations-, ihr Wasser zu Trink- und Badekuren, der Mineralmoor aber zu Schlammbädern benutzt, deren heilkräftige Wirkung den Badeort besonders in Aufnahme gebracht hat. Innerlich und zu Bädern gebraucht man die Wässer von E. besonders gegen Katarrh der Schleimhaut der Luftwege, vorzüglich wenn Stockungen im Blutlauf des Unterleibs zu Grunde liegen, sowie gegen Hämorrhoiden; der Mineralschlamm hat sich besonders gegen Gicht, Rheumatismus u. Hüftweh wirksam erwiesen. Vgl. Zügel, Ueber das schwefelhaltige Mineralwasser zu E., Bückeburg 1831.

Eimak (Aimak), Völkerschaft in Afghanistan, welche mit den Hazzareh das nordwestliche inselartige Hochland des Paropamisus (Kaitu- und Ghurgebirge) bewohnt. Sie sind ein Zweig der Tadschik mit persischer Sprache u. Sunniten, aber wenig mit dem Koran bekannt u. leben als Viehzüchter unter Kameelfilzzelten, unter denen sie auch im strengsten Winter aushalten. Sie sind gegen einander sehr treu, aber dem Plündern ergeben. Jagd ist ihre Leidenschaft; was sie sonst bedürfen, erwerben sie

auf dem Wege des Tauschhandels. Die Frauen, unbedeckten Angesichts auch den Fremden gegenüber, verrichten alle Arbeit im Hause und auf dem Felde, ziehen aber auch mit in den Kampf. Die Zahl der E. mag sich auf 450,000 belaufen.

Eimbeck (Einbeck), Stadt in der hannöverischen Landdrostei Hildesheim, an der Ilme, die in der Nähe in die Leine mündet, Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen, hat 3 Kirchen (darunter die Alexanderkirche mit den Begräbnissen der Herzöge von Grubenhagen), 2 Stifter (Alexanderstift u. zur Jungfrau Maria), ein Progymnasium, Ackerbau, Lein- u. Wollenzeuchweberei, Marktschuh- und Tabaksfabrikation, ein Linnenlager u. 6150 Einw. In der Nähe fließt ein alkalischer Eisenquell. E., angelegt wegen der großen Wallfahrten, die man nach der dortigen Kapelle des heiligen Blutes macht, gehörte anfangs den Grafen von Katlenburg und erhielt 1085 das vom Grafen Dietrich gegründete Alexanderstift. Von dem Grafen Bernhard von Wehlen hart bedrängt, ergab sich die Stadt nach der Mitte des 13. Jahrhunderts an den Herzog von Braunschweig. Seine höchste Blüthe erreichte E. im 15. Jahrhundert durch Brauerei (eimbecker Bier) und Handel. Ehemals befestigt, ward es am 23. März 1626 von Pappenheim, am 28. Okt. 1641 von Piccolomini erobert, am 21. Sept. 1643 von den Kaiserlichen geräumt, 1761 durch die Franzosen seiner Wälle beraubt.

Eimeo, eine der Gesellschaftsinseln, im großen Ocean, etwa 2 Meilen westlich von Tahiti, 1767 von Wallis entdeckt, ein wildes u. gebirgiges, aber auch an herrlichen Landschaften nicht armes Eiland von 9 Meilen im Umfang, mit etwa 1200 Einw., hat mehre Häfen und ist besonders merkwürdig als die Wiege des Christenthums in Polynesien.

Eimer, Gefäß zum Einsammeln, Transportiren und Bewahren von Flüssigkeiten, aus eichenen oder fichtenen Dauben zusammengesetzt, oben weiter als unten, gewöhnlich mit eisernen Bändern und einem eisernen Bügel versehen. Je nach dem Gebrauche unterscheidet man z. B. Wassereimer, zum Schöpfen des Wassers in Ziehbrunnen, Pferdeeimer, zum Tränken der Pferde, Feuereimer, zum Herbeischaffen des Wassers bei Feuersbrünsten, 2c. Auch zur Förderung der Erze aus den Schachten bedient man sich der E. Als Flüssigkeitsmaß ist der E. von sehr verschiedenem Gehalte, wie man auch hier und da zwischen dem größeren Viereimer und dem kleineren Weineimer, welcher letztere auch für Branntwein, Essig 2c. dient, unterscheidet. In Deutschland ist der E. im Allgemeinen = ½ Ohm, in Hamburg, Mecklenburg und Schleswig-Holstein = ¼ Ohm, in der Schweiz (E., Setier, Brente) = ¼ Ohm. In Betracht kommen vornehmlich folgende E.: der preußische E. = 60 Quart = 68,7019 französische Liter = 1,2137 österreichische E. = 1,0711 bayerische Schenkeimer = 1,0199 sächsische E. = 0,2337 würtembergische E.; der österreichische E. = 40 Maß (Kannen) oder 80 Halbe = 56,6052 Liter = 0,8239 preußische E. = 0,8825 bayerische Schenkeimer = 0,8403 sächsische E. = 0,1926 würtembergische E.; der bayerische Schenkeimer = 60 Maß = 64,1416 Liter = 0,9336 preußische E. = 1,1331 österreichische E. = 0,9521 sächsische E. = 0,2182 würtembergische E.; der bayerische Visireimer (für Bier u. Spiritus) = 64 Maß = 64,4177 Liter; der nürnberger E. = 32 Viertel oder 64 Visirmaß = 72,2899 Liter = 1,1426 bayerische Schenkeimer = 1,0712 bayerische Visireimer; der sächsische E. = 48 Visirkannen oder 72 dresdner Kannen = 67,3623 Liter = 0,9805 preußische E. = 1,1900 österreichische E. = 1,0502 bayerische Schenkeimer = 0,2292 würtembergische E.; der würtembergische = 16 Imi oder 160 Maß (Hellaichmaß = 293,9272 Liter, Trübaichmaß = 306,7864 Liter); der hamburgische, mecklenburgische u. schleswig-holsteinische E. = 4 Viertel od. 32 Quartier = 28,9819 Liter; der reußische E. (Gera) = 72 Kannen = 66,3458 Liter; der sachsen-altenburgische = 60 Kannen = 67,3623; der sachsen-gothaische E. = 40 Kannen od. 80 Maß = 72,7697; der sachsen-koburgische = 72 Maß = 69,6102 Liter; der sachsen-meiningen-hildburghäusische = 72 Maß = 36,9155 Liter; der sachsen-weimarische = 80 Schenk- oder 72 Ohmmaß = 71,7085 Liter; der schwarzburg-rudolstädtische = 72 Maß = 60,1705 Liter; der schwarzburg-sondershäusische, wie der preußische; der waldeckische = 6 Maß oder 24 Schoppen = 8,5693 Liter; der preßburger oder ungarische = 64 preßburger Halbe = 54,1527 Liter; der schweizerische = 25 Maß (Pots) = 37½ Liter.

Eimerkunst, Vorrichtung, wodurch mit 1 oder 2 Eimern Wasser 2c. an einer Kette oder an einem Seile aus der Tiefe gehoben wird. Entweder geht das Seil oder die Kette mit den Eimern über eine horizontale Welle, die durch eine Kurbel oder ein Schwungrad herumgedreht wird, oder um den Korb einer senkrechten Welle, welche durch einen vierarmigen Hebel umgedreht wird, wobei dann die Enden der Kette mit den Eimern über 2 Scheiben einer horizontalen Welle laufen. Ist nur Ein Eimer angebracht, so muß das andere Ende der Kette ein Gegengewicht tragen.

Einäscherung (incineratio), chemisch-pharmaceutische Operation, die vollständige Verbrennung eines organischen Körpers unter Luftzutritt, wenn dabei feuerbeständige Theile, Asche, zurückbleiben. Diese Operation wurde früher häufig in Apotheken angewendet, die erhaltene Asche wurde ausgelaugt, das Gelöste eingedickt und der salzige Rückstand nach dem Namen der Pflanze, z. B. Sal Absinthii, Cardui benedicti 2c., benannt.

Einathmen, s. Athmen.

Einbalsamiren (Balsamiren), durch künstliche Mittel die Fäulniß der Leichname verzögern oder verhindern. Alle diese Mittel (Antiseptika) scheinen mehr od. weniger darin übereinzukommen, daß sie dem Leichname die Feuchtigkeit, eine der wesentlichen Bedingungen der Fäulniß, entziehen oder dieselbe binden. Letzteres geschieht z. B. in hoher Kälte, wodurch Leichname sich Jahrtausende halten können, jenes durch das Eintrocknen, namentlich bei starker trockener Hitze, z. B. in den arabischen Wüsten, wo die Menschen- und Thierleichen schnell zu Mumien ausgedörrt werden. Ein starker Luftzug oder eine sehr trockene Luft können auch bei geringerer Wärme etwas Aehnliches, nur weniger schnell, bewirken, wie sich ja an manchen Orten die Leichen sehr gut halten, z. B. im Bleikeller zu Bremen 2c. Ebenso wirken Weingeist, Holzessig, Arsenik, Sublimat, Kohle und ähnliche Dinge durch Entziehung der Feuchtigkeit fäulnißwidrig. Andere Dinge schei-

nen dagegen mehr durch Abhalten der Luft dieselbe Wirkung zu äußern, z. B. Firniß u. klebrige Gummiarten. Als Erfinder der Kunst des E.s sind die ältesten Aegypter anzusehen; dieselben nahmen nämlich an, daß die Seele den Körper nach dem Tode nicht ganz verlasse, wenn derselbe ungestört u. unverletzt bleibe, daß sie aber, wenn er verwese, eine mehre Jahrtausende dauernde Wanderung durch Thierkörper machen müsse (s. Mumien). Der arzneilichen Stoffe, deren man sich zum E. bedient hat und zum Theil noch bedient, gibt es eine große Menge. Die neuere Chemie empfiehlt als besonders kräftige Antiseptika: Kohle, Chlor (Chlorkalk, Chlornatron), brenzlichen Holzessig (Acidum pyrolignosum crudum), Sublimat (Hydrargyrum muriceticum corrosivum) und Arsenik. Es sind so vielerlei Methoden des E.s empfohlen worden, daß es schwer sein möchte, einer derselben einen bestimmten Vorzug zu geben. Hervorzuheben sind besonders die mittelst des Quecksilbersublimats, eine von England aus als wohlfeil u. vollkommen zum Ziele führend angepriesene, wobei der Leichnam 5—6mal von oben bis unten mit einer Kautschukauflösung bestrichen wird, u. die in neuester Zeit erfundene, wobei der Leichnam 6 Stunden lang in eine 50° C. warme wässerige oder geistige Lösung von Gerbsäure eingelegt und dann an der Decke eines luftigen Zimmers zum Trocknen aufgehängt wird.

Einbeck, Stadt, s. Eimbeck.

Einbeere, Pflanzengattung, s. Paris.

Einbeizen, Getreidesamen vor der Aussaat mit beizenden trockenen od. feuchten Stoffen behandeln, namentlich mit gepulvertem Kalk, Glaubersalz, Kupfervitriol (Gallitzenstein) bestreuen u. dann mit Jauche tränken, einestheils um Keimung u. Wachsthum desselben dadurch zu befördern, anderntheils um die Keimkraft schlechter Samenkörner zu tödten und den Brand vornehmlich bei Weizen zu verhindern.

Einbildungskraft, s. Phantasie.

Einbinden, Schutzmittel junger Obstbäume gegen Hasenfraß und Benagung durch Weidethiere, auch Schutzmittel der Weinstöcke und Zierpflanzen gegen Frost. Für Obstbäumchen sind allgemein Dornen im Gebrauch. Hier und da wendet man auch Nadelholzreisig, Heidekraut, Schilfrohr und trockenes Farrenkraut an. Die Anwendung des Strohs sucht man möglichst zu vermeiden, weil es nicht nur die Nässe lange anhält, sondern auch die Moder- und Schimmelbildung begünstigt, den Mäusen einen Aufenthalt gewährt und die Pflanzen zu allzu frühzeitigem Triebe veranlaßt. Hat das E. den Zweck, die starke Einwirkung der Kälte zu brechen, so ist es üblich, um die Wurzelstöcke der zu schützenden Pflanze Erde, Sägespäne, Spreu, Moos, Nadeln u. dergl. aufzuhäufen. Jedoch muß man diese Stoffe im Frühjahre zeitigst entfernen, da sonst leicht die Vermehrung allerlei schädlicher Insekten begünstigt werden könnte.

Einbökeln, s. Einsalzen.

Einbruch, s. Diebstahl.

Einchörig heißt ein Tonstück, in welchem die 4 Hauptstimmen nur einfach besetzt sind; ein Klavier, welches nur mit Einem System versehen ist, u. bei dem der Hammer somit nur Eine Saite trifft.

Eindhoven (Eyndhoven), Bezirkshauptstadt in der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Mündung der Dender in die Dommel, mit 4100 Einwohnern, die Baumwollenzeuch-, Wollenzeuch-, Leinwand-, Hut-, Spitzen- und Lederfabriken und Kattundruckereien unterhalten.

Eindruck, die Wirkung, welche ein Gegenstand oder eine Handlung auf das menschliche Gemüth hervorbringt. Bei Kunstwerken hängt die Beschaffenheit des E.s eben so vom Werke als von den Beschauern ab, wobei namentlich die verschiedene Bildungsstufe der letzteren eine außerordentliche Verschiedenheit des E.s herbeiführt. Ein ächtes Kunstwerk soll übrigens nach seinem Totaleindruck (nach der von dem Ganzen bei unbefangener, aufmerksamer Hingebung erhaltenen Wirkung) beurtheilt werden. Vgl. Effekt.

Eine, Fluß in der preußischen Provinz Sachsen, entspringt in der anhalt-bernburgischen Herrschaft Ballenstedt und mündet nach 5 Meilen Laufs in die Wipper.

Einer, diejenigen ganzen Zahlen eines Zahlensystems, welche größer als Null und kleiner als die Grundzahl sind, also in unserem dekadischen Zahlensystem die Zahlen 1—9, im dodekadischen 1—11, im dyadischen bloß 1.

Einer für Alle und **Einer für Beide**, s. Solidarisch.

Einfallswinkel, der Winkel, welchen ein auf einen Spiegel fallender Lichtstrahl mit einem auf dem Spiegel in dem Einfallspunkt des Strahls errichteten Loth, dem Einfallsloth, bildet. Der Strahl wird reflektirt, und zwar in einem Winkel, Reflexionswinkel, welcher dem E. durchaus gleich ist. Der einfallende Strahl, das Einfallsloth u. der reflektirte Strahl liegen in einer u. derselben Ebene, welche die Einfallsebene genannt wird. Vergl. Licht.

Einfalt und **Einfachheit**, die Beschaffenheit Dessen, was nur wenige Bestandtheile hat, sich auf das Wesentliche beschränkt, schmucklos ist, oder was eine Zusammensetzung und Vermischung mit Anderem nicht hat oder merken läßt; in diesem Sinne ist ursprünglich Einfalt mit Einfachheit gleichbedeutend. Jetzt gebraucht man Einfalt sowohl in lobendem, wie in tadelndem Sinne, in ersterem, wenn von der Einfalt des Herzens, in letzterem, wenn von der des Verstandes die Rede ist. Unter letzterer versteht man eine Beschränktheit des Verstandes, die entweder angeboren, oder aus Krankheit, oder Mangel an Uebung entstanden ist oder ihre Ursache in der Unmündigkeit hat. Aber auch natürliche Bildung des Verstandes bei Mangel an Welterfahrung, Klugheit und Menschenkenntniß tritt oft als Einfalt auf. Wessen Verstandeskräfte nur so weit ausgebildet sind, daß er höchstens dazu taugt, ähnlich wie ein Pinsel in des Malers Hand, Werkzeug in der Hand eines Anderen zu sein, ist ein Einfaltspinsel. Einfalt der Sitten bedingt ein naturgemäßes äußeres Leben, das frei von Luxus und Ziererei ist und besonders durch die Uebereinstimmung der Gesinnungen u. Handlungen, sowie durch den Mangel an allen eigennützigen Nebenabsichten charakterisirt wird. Einfalt in den schönen Künsten oder ästhetische Einfachheit besteht in der ungekünstelten Zusammenstimmung aller Theile eines Kunstwerks zu einem harmonischen Ganzen, im Gegensatz zu prunkender Effekthascherei und Ueberladung.

Einfriedigung, s. Zaun.

Einfuhr, Alles, was ein Volk oder Staat an

Waaren und Handelsartikeln aus dem Auslande bezieht, im Gegensatz zur Ausfuhr. E. u. Ausfuhr sind abhängig von den industriellen und landwirthschaftlichen Zuständen eines Landes, in sofern ein solches, dessen Industrie noch auf einer tiefen Stufe der Entwickelung steht, mehr Kunstprodukte ein- u. Naturprodukte aus-, ein solches aber, welches eine blühende Industrie besitzt, mehr Naturprodukte ein- und Kunstprodukte ausführen wird. Der auf eingeführte Waaren gelegte Zoll (Einfuhrzoll), oft eine bedeutende Einnahmequelle des Staats, heißt Schutzzoll, wenn er dazu helfen soll, die Konkurrenz des Auslandes zum Vortheil der inländischen Produktion fern zu halten oder durch Vertheuerung der ausländischen Produkte die minder entwickelte Industrie des Inlandes in den Stand zu setzen, mit der ausländischen zu konkurriren. Ist ein Einfuhrzoll so hoch, daß er dieselbe Wirkung hat wie ein Einfuhrverbot, so pflegt man ihn als Prohibitivzoll zu bezeichnen. Dergleichen Maßregeln, welche die ausländische Industrie vom inländischen Markte fern halten sollen, werden insbesondere in Betreff solcher Waaren ergriffen, für welche der Staat selbst gegenüber der inländischen Industrie ein Monopol in Anspruch nimmt, sind aber lediglich als Hemmnisse des Handels u. Verkehrs zu betrachten, wodurch nicht nur die inländischen Konsumenten mehr oder weniger benachtheiligt, sondern auch auf Seiten des Auslandes Repressalien hervorgerufen werden, welche dem Aufschwunge der inländischen Industrie hinderlich sind. Weiteres s. Zoll.

Eingebrachtes (Illata), s. Mitgift.

Eingebung, s. Inspiration.

Eingelegt nennt man ein in ein größeres Tonwerk, namentlich eine Oper, eingefügtes Stück, das entweder ein schon vorhandenes ersetzen, oder einer Rolle oder Situation mehr Bedeutung geben soll, ist meist nur das Paradestück eines Sängers.

Eingelegte Arbeit, eine besondere Art von feiner Tischlerarbeit, durch welche aus Holz gefertigte Gegenstände an ihrer Oberfläche durch Einlegen verschiedenfarbiger Hölzer oder anderer Materialien eine besondere, musterähnliche Zeichnung erhalten. Diese bei sauberer Ausführung oft sehr geschmackvollen Verzierungen werden außer aus natürlich oder künstlich gefärbtem Holz auch aus Elfenbein, Horn, Perlmutter, Schildpatt, Messing, Kupfer, Silber, selbst aus Gold gefertigt. Man verarbeitet die zur Verwendung kommenden Materialien zuerst zu dünnen Tafeln, respektive zu Blech und schlägt dann mit scharfschneidigen Meißeln die beabsichtigten Formen aus, oder schneidet sie mit einer feinblättrigen Säge zurecht. Vortheilhaft ist es, die Formen der Verzierungen so zu wählen, daß nicht nur die ausgeschlagenen Stücke, sondern auch die umgebenden Theile zu Auslegungen benutzt werden können. Man kann z. B. aus zwei übereinander gelegten verschieden gefärbten Hölzern gleichzeitig dieselben Verzierungen ausschneiden u. dann das ausgeschlagene Stück des dunklen Holzes zum Einlegen in die entsprechende Oeffnung des hellen benutzen, umgekehrt kann man auch das helle in das dunkle einlegen. Auch mosaikartige Verzierungen werden zu e.r A. verwendet; man leimt verschiedenfarbige, genau parallel geschnittene Holzstäbchen zu einem größeren Klotz zusammen und trennt diesen quer in dünne Platten, welche man nun als einfache, unter sich gleiche Verzierungen einlegen kann.

Eingeschneidel (supervita), im sächsischen Recht Deputat, welches eine Wittwe aus den Gütern ihres verstorbenen Ehemanns bis zu ihrer anderweitigen Verheirathung oder ihrem Tode erhält. Es beruht jedesmal auf ausdrücklichem Versprechen oder besonderem Vertrage und muß von dem Allodialerben entrichtet werden, da es nicht zu den Lehnslasten gerechnet wird.

Eingesprengt heißt ein Mineral, wenn es in einem anderen fein zertheilt, ohne scharfe Begrenzung und verwachsen vorkommt. Nach der Größe der einzelnen Theilchen unterscheidet man grob, klein und fein eingesprengt.

Eingeweide (viscera), im weiteren populären Sinne alle in den drei großen Körperhöhlen gelegenen Organe. Nach solcher Auffassung würden eben sowohl das Gehirn und die Sinnesorgane, als die Organe der Ernährung, also das Herz und die Gefäße, die Lungen, die Leber u. Milz, der Magen und Darmkanal und endlich die Harn- und Geschlechtswerkzeuge hierher gerechnet werden müssen. Im engeren Sinne werden jedoch die Ernährungsorgane allein als E. bezeichnet und diesen, da sie allein den Verkehr des Organismus mit den Stoffen der Außenwelt, also den Stoffwechsel, vermitteln, die Organe des Nervensystems, Gehirn, Rückenmark und Sinnesorgane, welche die Einwirkungen der Imponderabilien und der physikalischen Kräfte aufzunehmen haben, gegenübergestellt. Die Organe der Ernährung lassen sich in 2 Abtheilungen unterscheiden: in solche, welche Material zur Ernährung zuführen, und in solche, welche Material wegführen. Eine strenge Scheidung läßt sich freilich nicht durchführen, da z. B. die Lungen eben sowohl Stoffe aufnehmen, als wieder abgeben, wie ja auch durch die Verdauungsorgane ein Theil der Stoffe wieder ausgeschieden wird, welche sie aufgenommen haben. Die Harnorgane dagegen scheiden nur aus, während die Geschlechtsorgane in sofern eine eigenthümliche Stellung einnehmen, als dieselben absondernde Organe darstellen, deren Absonderungsprodukte eine besondere Verwendung finden. Zu allen diesen Organen steht das Gefäßsystem in innigster Beziehung, indem durch dieses die allgemeine Ernährungsflüssigkeit, das Blut, überallhin und dadurch neues Ernährungsmaterial den Geweben zugeführt, verbrauchtes aber wieder hinweggeführt wird. Den eigentlichen E.n kommt noch eine andere, allen gemeinschaftliche Anordnung zu. Sie alle nämlich sind im Inneren mit einer Schleimhaut ausgekleidet, wonach sie wiederum anatomisch in zwei große Gruppen zerfallen, denen zwei große Schleimhautzüge zu Grunde liegen; der eine ist der Lungendarmschleimhautzug, welcher an den Lippen und der Nase beginnt u. am After u. in den Lungenbläschen endet; der andere ist der Harn- und Geschlechtstheileschleimhautzug, der an den Mündungen der Genitalorgane anfängt und die inneren Organe der Fortpflanzungs- und der Harnorgane auskleidet.

Eingeweidewürmer (Helmintha, Entozoa, Binnenwürmer), Ordnung der Klasse der Würmer, charakterisirt durch den weichen, elastischen, mit schleimiger Haut umgebenen, meist farblosen, mehr

oder weniger lang gestreckten, drehrunden, flachen oder bandförmigen, glatten oder durch Querrunzeln geringelten Körper und den der Kauorgane entbehrenden und nur zur Aufnahme flüssiger Nahrungsstoffe geeigneten Mund. Trotz des scheinbar ganz einfachen Organismus dieser Geschöpfe hat man doch bei vielen ein Nervensystem und Blutgefäße vorgefunden. Da aber besondere Athmungsorgane ganz fehlen, so scheint die den Körper umgebende Haut deren Stelle zu vertreten. Bei einigen finden sich fühlerähnliche Fortsätze zum Tasten u. Festhalten, aber bei keinem der hierher gehörigen Geschöpfe eigentliche, geringelte Fühler. Nur bei einigen hat man einen Augenpunkt entdeckt. Die E. leben entweder beständig od. zeitweilig in, selten auf anderen Thieren (Wohnthieren) als Schmarotzer u. nähren sich von deren Säften. Im Uebrigen sind sie aber sowohl in Betreff ihrer äußeren Gestalt, als ihrer inneren Organisation unter sich sehr verschieden. Man findet sie als innere Parasiten fast in allen Organen der Thiere, nicht nur im Gehirn, sondern auch im Herzen und im Herzbeutel, sogar im Auge und freischwimmend im Blut der Venen und Arterien. Im letzteren Falle bezeichnet man sie als Hämatozoen oder Bluthierchen. Da sich diese im Blute bewegen, aber nicht fortbilden, so können sie im Larvenzustande leicht in andere Körpertheile übergehen. Im Blute des Menschen sind diese Bluthierchen beobachtet worden von Valentin, im Blute der Frösche von Voigt, im Blute der Saatkrähe, der Fledermäuse &c. von Ecker. Als Parasiten boten die E. nebst den Infusorien noch bis auf die neuere Zeit die Hauptstützen für die Vertheidiger einer Urzeugung dar. Rudolphi und der berühmte wiener Arzt Bremser lassen sie durch Urzeugung entstehen, und zwar auf die Weise, daß sich die Elementarbestandtheile eines kranken Organs aus ihrem naturgemäßen Zusammenhange mechanisch lostrennen sollen, nicht um abzusterben, sondern um sich durch Umformung zu einem selbstständigen Thiere, zu einem Parasiten zu erheben. Ja früher nahmen einige Aerzte sogar an, E. ließen sich durch Heilmittel wieder in Schleim auflösen u. in dieser Form aus dem Körper herausschaffen. Seitdem man aber aufs Untrüglichste nachgewiesen hat, daß die Eier und Jungen der E. sich nicht mit den Alten an einem und demselben Orte befinden, und daß Wanderungen aus einem Wohnthiere in ein anderes oder auch Wechsel zwischen freiem und parasitischem Leben Statt haben, hat man nicht mehr nöthig, ihr plötzliches Auftreten in einem Thiere aus einer Urzeugung zu erklären. Die E. machen vom Ei bis zu ihrer vollständigen Entwickelung vielfache Metamorphosen durch und bestehen zum Theil einen Generationswechsel (s. d.), welcher von der Metamorphose in sofern wesentlich verschieden ist, als die Brut hier nicht nur der Mutter unähnlich ist, sondern auch unähnlich bleibt u. ohne Zeugung durch Keimkörper, nicht durch Eier, noch eine od. mehre Generationen hervorbringt, deren letzte erst wieder zur Form des Mutterthiers zurückkehrt. Fast alle E. besitzen im vollkommenen Zustande Geschlechtsorgane, durch welche sie sich fortpflanzen. In Folge der Entdeckung dieser merkwürdigen Lebensverhältnisse, namentlich durch von Siebold, Stein, Leuckart, Küchenmeister, Oskar Schmidt, Steenstrup u. A. hat die Urzeugung ihren Hauptstoß erlitten und ist die Naturgeschichte dieser Geschöpfe in ein ganz neues Stadium eingetreten, so daß viele früher als selbstständige Arten von Würmern betrachtete Thiere sich als bloße Jugend- oder Larvenzustände ergeben haben. Der Entwickelungsgang der im Kopfe verschiedener Wasservögel, sowie in Wasserschnecken lebenden Saugwürmer (Distoma und Microstomum) ist nach Steenstrups u. v. Siebolds Beobachtungen folgender. Aus dem Ei entwickelt sich die Großamme, welche nach Durchbrechung der Eischale mittelst Wimpern frei im Wasser umherschwimmt, sich dann in Wasserschnecken einbohrt, Augenpunkte und Wimpern verliert, dann als ein neues Geschöpf, als sogenannte Larve, die Hülle durchbricht und mit abgeschnürtem Kopfe als träger, spindelförmiger Keimschlauch oder freie Amme erscheint. Im Innern dieser Amme entwickeln sich bald zahlreiche geschwänzte, die inneren Organe der Amme verdrängende Geschöpfe, bisher Cerkarien genannt, welche, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, den Leib der Mutter verlassen, sich frei in der Bauchhöhle der Schnecken bewegen, endlich ins Wasser entweichen und mit Hülfe des Schwanzes frei umherschwimmen, bis sie auf Schnecken treffen, an denen sie sich mittelst ihres Bauchnapfes fest saugen, worauf sie den Schwanz abwerfen und sich durch Ausschwitzen eines erhärtenden Schleims mit einer runden Kapsel (Cyste) umgeben. In dieser unbeweglichen Hülle liegt das Thier als Puppe vom Sommer bis zum Winter, bringt mit Hülfe seines Stachelkranzes in das Innere der Schnecke ein, wird mit dieser von warmblütigen Thieren, namentlich von Vögeln gefressen, nistet sich in den Eingeweiden des Vogels ein, bekommt Geschlechtsorgane und wird so endlich ein ausgebildeter Eingeweidewurm, welcher Eier legt, aus denen wieder Großammen entstehen. Dieser Bildungsgang ist von verschiedenen Forschern nachgewiesen worden und wird fast allgemein als richtig angenommen. Man kennt gegenwärtig von E.n über 1400 lebende Arten, von denen die meisten, 508, in Vögeln, etwa 300 in Fischen, 248 in Säugethieren und an 30 im Menschen gefunden werden. Ihre große Verbreitung gründet sich auf ihre unzähligen Eier und auf deren Lebenszähigkeit. Eschricht schätzte die Eier eines von ihm abgetriebenen Spulwurmes (Ascaris lumbricoides) auf mehre Millionen. Die E. zerfallen in 3 Familien. Die Familie der Rundwürmer (Nematoidea *R.*) wird charakterisirt durch den drehrunden, glatten od. querrunzeligen Körper ohne Sauggruben am Kopfe, aber mit frei in der Leibeshöhle befindlichem Darm. Bei ihnen ist ein Geschlechtsunterschied äußerlich wahrnehmbar, indem die Weibchen meist viel größer u. die Männchen mit besondern Begattungsorganen u. Anhängseln zum Festhalten versehen sind. Hierher gehören als die bekanntesten Arten folgende: Der gemeine Spulwurm (Ascaris lumbricoides *L.*) ist an 6—15 Zoll lang und federkieldick, durch Querrunzeln deutlich geringelt, an den Seiten mit deutlicher Furche. Das Männchen ist an dem gekrümmten Schwanzende kenntlich. Er findet sich stets nur erwachsen oder halberwachsen in dem Dünndarme des Menschen und der Hausthiere (Pferd, Rind, Esel, Schwein), nie als Brut in der Nähe der Mutterthiere, indem sich die Eier wahrscheinlich außerhalb des Darmkanals entwickeln u.

erst, wie beim Bandwurm, auf einen andern Boden übergepflanzt werden, der aber noch ebenso unbekannt ist wie die Art der Einwanderung in den Darm. Wenn sich diese Würmer mit ihren unzähligen Eiern im Menschen selbst entwickelten, so müßte der Darmkanal in kurzer Zeit von ihnen so vollgestopft sein, daß viele Menschen daran sterben würden. Er läßt sich leicht durch Wurmmittel abtreiben (Bolz trieb einem Mädchen binnen 14 Tagen 808 Spulwürmer ab). Er bohrt sich zuweilen aus dem Darme in die Bauchhöhle, ja selbst durch die Oeffnung im Nabel heraus. Der Riesen-Pallisadenwurm (Strongylus gigas *R.*), schön roth, an 3 Fuß lang und fingerdick, der größte Eingeweidewurm, findet sich in Pferden, Hunden, Wölfen und anderen Säugethieren, jedoch selten, noch seltener im Menschen. Der Pferdewurm (Strongylus armatus *R.*), 2 Zoll lang, mit kugelig abgestutztem Kopf und mit Häkchen eingefaßtem Munde, findet sich im Darmkanal des Pferdes und Esels. Der Schafwurm (Strongylus filaria *R.*), fadenförmig, 1—3 Zoll lang, findet sich klumpenweise in der Luftröhre der Schafe u. verursacht den Schafhusten. Der gemeine Peitschenwurm (Trichocephalus dispar *Goetze*, Haarkopf), 2 Zoll lang, hinten haarförmig ausgehend, findet sich häufig im Dickdarme des Menschen, ohne daß seine Anwesenheit Beschwerden verursacht. Küchenmeister nimmt als Brut dieses Eingeweidewurmes die von Owen 1835 entdeckte geschlechtslose Trichina spiralis an, die sich nicht nur im Brust- und Bauchfelle verschiedener Wirbelthiere, sondern auch beim Menschen zwischen den Fasern der Muskeln mit willkürlicher Bewegung und zuweilen in solcher Menge vorfindet, daß die Muskeln damit gleichsam durchsäet erscheinen. Der Madenwurm oder kleine Spulwurm (Oxyuris vermicularis, Ascaris vermicularis *L.*, Springwurm, Aftermade, Askaride) hat am Kopfe eine flügelartig aufgeblähte Haut; das 1½ Zoll lange Männchen ist mit spiralig gewundenem Schwanzende versehen und sehr selten, während das nur 2—5 Linien lange Weibchen sich sehr häufig im Mastdarme, namentlich bei Kindern findet u. oft freiwillig auswandernd am After, sowie in der Nase heftiges Jucken verursacht. Der Medinawurm (Filaria medinensis *Gm.*, Nesselwurm, Guineawurm), 3—10 Fuß lang u. kaum 1 Linie dick, einer Darmsaite gleichend, dunkelbraun, mit hakig umgebogener Schwanzspitze, ist eine Plage der Tropenbewohner der alten Welt, besonders Guinea's, Arabiens und Ostindiens. Er erscheint vornehmlich nach der Regenzeit, hängt sich den Badenden od. durch das Wasser Watenden an u. bohrt sich besonders im Unterschenkel ins Zellgewebe ein, von wo man ihn langsam herausziehen und behutsam um ein Stäbchen wickeln muß, damit er nicht abreiße. Der Riesenkratzer (Echinorhynchus gigas *Muell.*), mit fast kugeligem Rüssel, walzigem Leib mit kurzem scheidenförmigen Halse und längs des Körpers mit 2 bandartigen Organen von unbekannter Bestimmung, 6—15 Zoll (Weibchen) oder 3 Zoll lang (Männchen), findet sich nur im Dünndarme der Mastschweine, deren Darmkanal er öfters durchlöchert. Die Familie der Saugwürmer (Trematoda *R.*) wird charakterisirt durch die Saugnäpfe am weichen, ungegliederten, meist flachen, selten rundlichen Körper mit deutlichem, zum Ansaugen geeignetem Munde, welcher in einen gabelig getheilten oder verästelten Darm ohne After führt, und enthält in thierischen Eingeweiden schmarotzende Zwitter. Hierher gehört der Leberegel (Distoma hepaticum *L.*), eiförmig, flach, gelbbräunlich, 5—12 Linien lang, lebt in der Gallenblase und in den Gallengängen besonders der Wiederkäuer (Schafe, Rinder, Hirsche, Rehe, Ziegen, auch der Esel, Schweine ꝛc.), selten des Menschen. Bei Schafen, welche auf feuchten Wiesen weiden, ist er oft so häufig, daß deren Leber ganz durchlöchert ist (Egelseuche) und sie der Wassersucht erliegen. Die Cerkarien oder Larven, aus denen sich diese Würmer entwickeln, haben im Aeußern große Aehnlichkeit mit Kaulquappen und als Schwimmorgan einen beweglichen Schwanz wie diese. Sie finden sich häufig in stehenden Gewässern. Die dritte hierher gehörige Familie ist die der Bandwürmer (s. d.). Ueber die durch Würmer verursachten Beschwerden und deren Behandlung s. Wurmkrankheit.

Einhäusig, s. Monoecus.

Einhard, s. Eginhard.

Einhardsgut (Einbandsgut, Sondergut), ist da, wo das eheliche Güterrechtssystem der Gütereinheit gilt, dasjenige Vermögen der Frau, welches nicht in die gesammte Masse und in die Gewere des Mannes fällt, sondern der Ehefrau ausnahmsweise zur alleinigen Verfügung verbleibt; dies kann durch ausdrückliche Uebereinkunft der Gatten oder dadurch geschehen, daß der Frau Etwas ausdrücklich als Sondergut zugewandt wird.

Einheit, jedes einzelne mehrer gleichartigen Dinge, die man in eine Zahl zusammenfaßt, also das numerische Einmalvorhandensein eines Gegenstands. Bei Maßbestimmungen pflegt man bei denselben Dingen mehre E.en zu gebrauchen, nämlich eine Haupteinheit, von der man ausgeht, und E. erster, zweiter, dritter und höherer und niederer Ordnung. Geht man z. B. von der Stunde als Haupteinheit bei der Zeiteintheilung aus, so ist Tag die E. der ersten höhern Ordnung, Woche der zweiten ꝛc., Minute dagegen E. der ersten niedern Ordnung, Sekunde der zweiten ꝛc. Eine E. höherer Ordnung begreift demnach immer eine gewisse Zahl von Haupteinheiten, eine E. niederer Ordnung aber macht nur einen gewissen Theil der Haupteinheit aus. Die Zahl, welche angibt, wie vielmal man eine E. zu nehmen hat, um die nächst höhere, oder in wie viel Theile man sie theilen muß, um die nächst niedere Ordnung zu erhalten, heißt Eintheilungszahl. Ferner versteht man unter E. die Uebereinstimmung eines zusammengesetzten Ganzen. So ist in der Logik E. des Begriffs die Zusammenstimmung seiner Merkmale in der Gesammtvorstellung, die der Begriff bezeichnet. Die Aesthetik nennt E. die Uebereinstimmung der Theile eines Werks und Verbindung derselben zu einem Ganzen, und zwar besteht dieselbe in dem Zusammenhang der Theile unter sich und mit einer Grundidee, welche die Theile geistig zum Ganzen verbindet. Letzteres ist die innere E. Ueber die drei E.en im griechischen und römischen Drama, die sogenannten aristotelischen E.en, s. Poesie, dramatische. Die E. im Epos ist die E. der darin erzählten Begebenheit, wodurch jedoch die Einflechtung von Episoden nicht für unstatthaft erklärt werden soll.

Einhorn, fabelhaftes Thier von Pferdegestalt,

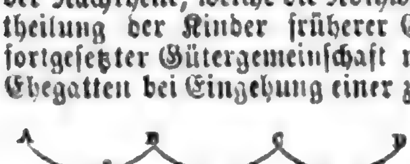
das auf der Mitte der Stirn ein gerades, spitzes Horn als mächtige Waffe tragen soll, und als dessen Vaterland bald Indien, bald Afrika angegeben wird, wird schon von Aristoteles, Plinius und Aelian genannt, ohne jedoch von diesen Schriftstellern selbst gesehen worden zu sein. In neuerer Zeit haben sich wieder Stimmen für die Existenz des E.s erhoben, indem Reisende, die vom Kap, u. andere, die von Nubien her nach dem Innern Afrika's vorzudringen suchten, wie Katte, Rüppell, Fresnel, von Müller, in verschiedenen Ländern dieselbe Sage oder wohl auch Zeichnungen des Thieres an Felswänden &c. fanden. Baron von Müller hat in der Schrift „Das E. vom geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Standpunkt“ (Stuttgart 1852) die Existenz desselben wissenschaftlich nachzuweisen versucht. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß die Berichte von dem Dasein eines solchen Thieres durch die rohen Zeichnungen entstanden, in welchen Eingeborne gewisse geradhörnige Antilopen vorzustellen versuchten, die, im Profil u. ohne alle Kenntniß der Perspektive hingezeichnet, einhörnig erscheinen mußten. Manchmal versteht man unter E. auch das Rhinoceros oder Nashorn.

Einhorn (licorno), Name der Haubitzen in der russischen Armee, die 18—20 Kaliber lang sind und eine abgerundete, kegelförmige Kammer haben; man hat viertel- und halbpudige Einhörner.

Einhufer (Solidungula, Solipeda), Ordnung der Säugethiere, charakterisirt durch einen einzigen, die Mittelzehe vorstellenden großen Huf, der die Füße umkleidet, und neben dem unter der Haut noch die Rudimente der beiden äußeren Zehen (Kastanien) sichtbar sind. Die Ordnung enthält nur Eine Gattung: Pferd (s. d.).

Einkammersystem, s. Volksvertretung.

Einkindschaft (unio prolium, Einsetzung zum rechten Vater, zur rechten Mutter), der Vertrag zwischen Ehegatten, von denen einer oder auch beide bereits aus früherer Ehe Kinder haben, wodurch diese bereits vorhandenen Kinder, Vorkinder, den aus der Ehe zu hoffenden Kindern, Nachkindern, also die Stiefkinder den leiblichen Kindern hinsichtlich ihres Erbrechts den Aeltern gegenüber einander ganz gleich gestellt werden. Die E. ist ein deutschrechtliches Institut, aus den deutschen ehelichen Güterrechtsverhältnissen entstanden. Ihr wesentlicher Zweck ist die Abwendung der Nachtheile, welche die Nothwendigkeit einer Abtheilung der Kinder früherer Ehe von denen in fortgesetzter Gütergemeinschaft mit ihnen lebenden Ehegatten bei Eingehung einer zweiten Ehe mit sich führt. Nachstehendes Beispiel wird dies erläutern:



Die B war mit dem A verheirathet und hat aus dieser Ehe ein Kind a, sie will sich nun mit dem C verheirathen, welcher mit der D verheirathet war und aus dieser Ehe 3 Kinder d, e, f hat. Hier wäre die Separation des Vermögens so zu bewerkstelligen: Wenn die B stirbt, so müßte ihr Vermögen von dem Vermögen des A und C und der D separirt werden; denn das Vermögen von A erbt a allein; das Vermögen der B erben a, b, c. Dem C succediren b, c, d, e, f, und in die Verlassenschaft der D theilen sich d, e, f. Diese Separation hat oft große Schwierigkeit; diese zu heben, ist die E. eingeführt. Wenn also B und C zur Ehe schreiten wollen, so wird zunächst das nachgelassene Vermögen des A und der D untersucht und festgestellt; das Vermögen des A bleibt dem a, das der D den Kindern d, e, f. Alsdann schließen B u. C einen Vertrag dahin, daß ihr Vermögen mit Rücksicht auf dessen Vererbung Eine Masse werden, und die leiblichen wie Stiefkinder gleich succediren sollen, so daß also auch a den C und d, e, f die B beerben. Es tritt mithin gewissermaßen die Fiktion ein, daß die Vorkinder und Nachkinder aus Einer Ehe abstammen. Diese Gleichstellung der verschiedenen Kinder ist aber in den Statuten nicht auf den Zweck der Bestimmung eines Maßstabes für die Erbtheile beschränkt; in der Regel werden die Aeltern der zweiten Ehe auch verpflichtet, die Vorkinder wie die eigenen Kinder zu alimentiren und auszusteuern, ja nach manchen Partikularrechten bewirkt jene Gleichstellung selbst älterliche Rechte des Stiefparens gegen die Vorkinder. Der Mittelpunkt aber der E. ist ein Erbvertrag zwischen den beiden Ehegatten zweiter Ehe auf der einen und den Vorkindern auf der andern Seite; diese werden dadurch zu Erben eingesetzt, und zwar wird der Erbtheil schon von vorn herein nach dem Maßstabe bestimmt, welchen die Fiktion der Gleichheit der Vor- und Nachkinder als Intestaterben enthält. Der Erbtheil kann groß oder klein werden, er kann ein wirklicher Ersatz für das preisgegebene älterliche Vermögen werden oder nicht; das Geschäft ist also ein gewagtes. Daher wird auch allgemein die Beobachtung besonderer Formen, namentlich der gerichtlichen Bestätigung und Zuziehung der nächsten Freunde gefordert; die minderjährigen Kinder werden stets durch einen Vormund vertreten, und oft wird zur größeren Sicherung der Vorkinder ein bestimmter Vermögenstheil ausgeschieden, der sogenannte Voraus, welcher ihnen ungeschmälert bleiben muß. Das zugesicherte Erbrecht kann den Vorkindern durch keine letztwillige Verfügung entzogen werden, denn sie sind Vertragserben. Das Erbrecht der Vorkinder bezieht sich im Zweifel auf beide Ehegatten. Ein Erbrecht des Stiefparens oder der Stiefgeschwister gegen die Vorkinder geht aus der E. zunächst nicht hervor, und es gibt nur jenen der Wegfall eines Vorkinds indirekt einen Vortheil. Dies ist die Charakteristik des Rechtsgeschäfts der E. nach dem gemeinen deutschen Privatrechte, in den Statuten aber ist dieser Begriff in der allerverschiedensten Weise aufgefaßt und ausgedehnt worden, namentlich durch Ansetzung einer Reihe persönlicher Rechtsverhältnisse, wie z. B. der Verpflichtungen zur Erziehung, Ernährung, Aussteuer der Vorkinder &c.; dergleichen Nebenverabredungen können aber die Natur des Hauptgeschäfts nicht ändern.

Einklang, s. Harmonie und Symmetrie.

Einkochen, durch Kochen eine Flüssigkeit verringern, um den Rückstand dadurch kräftiger und dichter zu erhalten. Man bestimmt den Grad entweder der Quantität nach, z. B. bis zur Hälfte, oder der Konsistenz nach, z. B. bis zu Honigdicke.

Einkommen, die Gesammtsumme Dessen, was Jemand während eines gewissen Zeitraums, meist eines Jahres, und nach Abzug der durch die Erhebung bewirkten Kosten erwirbt, und auf dessen regel-

mäßige Erwerbung er mit einer gewissen Sicherheit rechnen kann. E., als Gesammtsumme alles Vermögens- und Arbeitsertrags eines Individuums, ist von Ertrag in sofern verschieden, als sich dieser nur auf ein specielles Gut oder Geschäft bezieht, von Einnahme aber in sofern, als bei dieser der durch die Erhebung bewirkte Kostenaufwand nicht abgezogen, wohl aber auch außergewöhnliche Zuflüsse, auf deren regelmäßige Wiederkehr nicht zu rechnen ist, in Ansatz kommen. Dieses E., welches eben sowohl zur Konsumtion, als zur Vermögensvergrößerung bestimmt sein kann, fließt entweder aus beweglichen und unbeweglichen Gütern (Kapitalien, Grundbesitz), welchen der Besitzer Anderen zur Nutzung gegen eine Vergütung (Rente) überläßt, oder es bildet den Ertrag der Vermögensnutzung oder die Gegenleistung für geleistete Dienste. Das E. des Producenten stofflicher Güter haftet ursprünglich an diesen, indem die bei der Produktion aufgewandte Arbeit in Verbindung mit der Vermögensnutzung jenen Gütern entweder einen höheren Tauschwerth verleiht, wie bei der Fabrikation, oder die Menge derselben vermehrt, wie beim landwirthschaftlichen Betrieb. Unter nothwendigem E. versteht man den Theil desselben, welcher zur Unterhaltung des besitzenden oder wirthschaftenden Individuums unumgänglich nothwendig ist, während der Ueberschuß des E.s, welchen er zu seinem weiteren Nutzen oder Genuß verwenden kann, als freies E. bezeichnet zu werden pflegt. Da dieses freie E. einerseits die Vermehrung des Nationalguts an Kapitalkräften bedingt und andererseits einem gewissen Maße geistiger Kraft Spielraum für intellektuelles und künstlerisches Streben gewährt, so ist von dem Betrage desselben aller Fortschritt eines Volks in wirthschaftlicher und kulturhistorischer Beziehung großentheils abhängig. Dabei ist jedoch die Art der Vertheilung des freien E.s von großem Einfluß; befindet sich dasselbe in den Händen einer verhältnißmäßig geringen Minderzahl der Bevölkerung, so wird es der Förderung des Gesammtwohls in der angedeuteten Beziehung in der Regel weit weniger dienen, als wenn möglichst Viele daran participiren. Die Berechnung des Nationaleinkommens oder der Gesammtsumme des E.s aller Angehörigen des Staats, mit Hinzurechnung Dessen, was letzterem unmittelbar zufließt, kann auf zwei verschiedenen Wegen geschehen, entweder indem man von dem nationalen Rohertrage, d. h. von den während eines gewissen Zeitraums producirten sachlichen Gütern und dem menschlichen Bedürfnisse unmittelbar dienenden Arbeitsleistungen und Kapitalnutzungen, den zum Behufe der Produktion verbrauchten Werthbetrag abzieht, oder indem man die Einkommensbeträge der Einzelwirthschaften und der Wirthschaftsverbände, worunter auch der Staat, die Gemeinden und andere Korporationen mit einbegriffen sind, summirt.

Einkommensteuer, s. Steuern.

Einkorn, Getreideart, s. v. a. Triticum monococcum *L.*, s. Spelz.

Einläuten, den Eintritt eines Festes durch Läuten der Glocken verkündigen; im Gegensatz zum Ausläuten, wodurch das Ende eines Festes 2c. gekündigt zu werden pflegt.

Einlagern (Einreiten, Leistungsrecht, pactum obstagii), ein altdeutsches Bestärkungsmittel der Verträge, nämlich das Versprechen, im Falle der Nichterfüllung des Vertrags sich an einem bestimmten Orte bis zur Erfüllung als Gefangener aufzuhalten. Hatte Jemand eine bestimmte Verpflichtung übernommen und dieselbe nun nicht gehalten, so mußte er sich auf erfolgte sogenannte Einmahnung an einen bestimmten Ort in Gewahrsam begeben und hier so lange gleichsam die Stelle eines Pfandes vertreten (pignus personale), bis die Verpflichtung erfüllt oder die Angelegenheit auf andere Weise erledigt war. Dieser Brauch kommt im 13. Jahrhundert zuerst vor oder läßt sich wenigstens bis dahin urkundlich nachweisen. Der Ort des Einlagers durfte keine Burg sein; gewöhnlich wählte man Städte, Flecken, häufig sogar Herbergen dazu. Die Eingemahnten mußten bei Strafe der Ehrlosigkeit mit einer festgesetzten Mannschaft an dem bestimmten Orte einreiten, hatten aber dann ungestörte Freiheit. Im Jahre 1548 anerkannte zwar eine kaiserliche Verordnung das Einlagerrecht (jus obstagii) noch, verbot aber die Mahnung in fremde Länder, u. Maximilian II. setzte 1574 die Summe fest, die bei einem Einlager verzehrt werden dürfe. Ein Reichsabschied von 1577 hob die Leistung ganz auf. In manchen Gegenden erhielt sich dieselbe noch bis zum dreißigjährigen Krieg u. in Holstein sogar bis auf die neueste Zeit.

Einland, in den norddeutschen Marschen ein Grundstück, welches zwar nur einfach besteuert, aber zur Arbeit an den Sielen in den Deichen und Dämmen mit verpflichtet ist.

Einleitung, vorbereitender, den Leser auf den gehörigen Standpunkt versetzender Anfang einer Schrift; auch Unterweisung in den Vorkenntnissen, die nöthig sind, um eine Wissenschaft zu erlernen oder ein Buch mit Nutzen zu lesen.

Einmachen, im allgemeinsten Sinne alle Operationen, durch die man vegetabilische oder animalische Nahrungsmittel vor Gährung u. Fäulniß zu schützen sucht. Die Substanzen, deren man sich als konservirende Mittel bedient, u. welche natürlich selbst zum Genusse tauglich sein müssen, sind: Kochsalz, Zucker, Weingeist, Essig, Branntwein, Oel. Die Wirkung des Kochsalzes, des Zuckers und Weingeistes, in welchem man Nahrungsmittel einmacht, beruht hauptsächlich in ihrer wasserentziehenden Eigenschaft. Das E. in Essig, welches mit einigen Früchten, Gurken, Bohnen, Kapern, Oliven 2c. vorgenommen wird, beruht hauptsächlich wohl nur in der schützenden Wirkung dieser Flüssigkeit gegen den atmosphärischen Sauerstoff. Holzessig wirkt stark fäulnißwidrig wegen seines Kreosotgehalts. Ausschluß der atmosphärischen Luft macht die Gährung sowie die Fäulniß unmöglich. Bei dem E. der Früchte in Zucker sorge man vor allen Dingen für gute, frisch gepflückte Früchte, die eben reif, aber nicht überreif sind. Man bringt diese in einen sorgfältig gereinigten kupfernen Kessel, nimmt auf 1 Pfund Früchte 1 Pfund Zucker, und zwar Raffinade, denn guter Zucker sichert vor Verderben, während schlechter Zucker zum schnelleren Verderben der Früchte beiträgt. Ebenso kann nur eine sehr koncentrirte Zuckerlösung den Eintritt der Gährung verhindern. Handelt es sich aber darum, den scharf sauren Geschmack von Früchten abzustumpfen, so setzt man etwas Ammoniak tropfen- oder theelöffelweise zu, bis die Zunge den richtigen Punkt anzeigt. Den

zum E. nöthigen Zucker übergieße man in dem kupfernen Kessel mit seinem gleichen Gewicht Wasser und erhitze langsam zum Kochen, indem man dafür sorgt, daß mit beginnendem Kochen der ganze Zucker gelöst ist. Diese Lösung wird abgeschäumt und auf die Früchte gegossen. Dann läßt man das Ganze etwa 5 Minuten lebhaft kochen und schüttet nun den Inhalt auf ein kupfernes oder Messingsieb, am besten aber auf ein Porzellansieb, und läßt den Saft gut abtröpfeln. Siebe von verzinntem Eisenblech darf man nicht dabei benutzen, weil Zinn die Früchte bläut. Den abgelaufenen Saft kocht man so weit ein, bis er breit vom wagrecht gehaltenen Löffel abläuft, die Früchte dagegen bringt man in die Einmachhäfen und gießt endlich den eingedickten Saft darüber. Dieser muß alle Zwischenräume zwischen den Früchten füllen und etwa einen Finger hoch über denselben stehen. Am besten bedient man sich stets enghalsiger Flaschen, weniger gut der gewöhnlichen Häfen. Ebenso ist es für die Erhaltung der Früchte vortheilhaft, wenn man die gefüllten Flaschen in einem Kessel zwischen Stroh u. Wasser noch einige Zeit kocht u. dann gut verschließt. Dies geschieht auf die unter Aufbewahrung der Lebensmittel angegebene Weise. Töpfe überbindet man mit feuchter Blase, nachdem man vorher auf die Oeffnung ein Stück Wachspapier gelegt hat, welches den Rand des Hafens nicht überragt u. gerade groß genug ist, um nicht in den Hafen hineinzufallen. Will man ganz sicher die Schimmelbildung verhindern, so streut man auf die erkalteten eingemachten Früchte eine Schicht Zuckerpulver von mindestens 1/4 Zoll Dicke und verschließt dann wie gewöhnlich. Sieht man im Innern der Masse Schimmel entstehen, so muß man eilen, das Ganze aufzukochen. Die angegebenen Verhaltungsmaßregeln gelten für alle Früchte und im Allgemeinen auch für das E. in Essig. Ueber die Theorie des E.s s. Aufbewahrung der Lebensmittel.

Einmännig, s. Monandrus.

Einmahnung, s. Einlagern.

Einmal-Eins, eine Tafel der Produkte zweier Zahlen, die mit dem Satz beginnt: 1 mal 1 ist 1. Das gewöhnliche (kleine) E. geht bis 10 mal 10 ist 100, das sogenannte große E. bis 12 mal 12 ist 144.

Einquartierung, eine aus der Militärgewalt des Regenten entspringende Verbindlichkeit der Unterthanen, den Truppen da, wo nicht Kasernen bestehen, oder diese bei Truppenzusammenziehungen, z. B. zur Abwendung einer Gefahr oder zur Uebung in den Waffen nicht hinreichen, Quartier in Privathäusern zu gewähren. Eine Verpflichtung zur Beköstigung der Truppen (Servis) aber liegt in der Einquartierungspflicht an sich noch nicht. Man unterscheidet in der Kriegswissenschaft Marschquartier und Rastquartier. Ersteres heißt derjenige Ort, in welchem eine Truppe während des Marsches Obdach und Nahrung bis zum nächsten Morgen sucht; hat die Truppe am folgenden Tag einen Ruhetag, so liegt sie im Rastquartier. Die Einquartierungsanordnungen hat der Generalstab zu treffen und dazu die Administrationsbehörden des Landes zu Rathe zu ziehen. Zur Legitimation vor dem Hauseigenthümer oder Quartiergeber erhält der Soldat ein Quartierbillet, das ihm von dem Einquartierungsbureau ertheilt wird. Nach dem älteren Staatsrecht gehörte es zur Schuldigkeit der Unterthanen, den im Solde des Landesherrn stehenden Soldaten Dach und Fach zu geben; von weiteren Lasten war keine Rede. In Deutschland rief die doppelte Staatshoheit, des Kaisers und des Landesherrn, oft die widersprechendsten Bestimmungen hervor; ungesetzlich u. drückend hart wurde die E. jedoch erst durch Wallensteins Gewaltstreiche im dreißigjährigen Krieg. Sein System der Requisitionen, durch welches er sein Heer auf Kosten von Feind und Freund unterhielt, rief wohlbegründete Beschwerden hervor, in deren Folge 1635 im prager und später im westphälischen Frieden, sowie in der Wahldeputation von 1658 einschränkende Gesetze erlassen werden mußten. Dennoch dauerte das Unwesen auch noch in späteren Feldzügen fort, denn der bewaffnete Mann verlangte in den meisten Fällen außer dem Quartier und der Beköstigung zum Abschied auch noch Reisegeld ꝛc. Eine bessere Einrichtung führte der siebenjährige Krieg herbei, wo die Truppen von dem Quartiergeber nur Dach und Gelegenheit zum Kochen erhielten; eine neue Ordnung der Dinge trat aber mit den Revolutionskriegen und dem Requisitionssystem ein, denn als in Folge der gegen Frankreich geschlossenen Koalitionen nach u. nach alle deutschen Länder von französischen Heeren überschwemmt wurden, so verlangten diese in feindlichen wie in verbündeten Landen ihren vollständigen Unterhalt und zuweilen noch ein Uebriges. Noch bedeutender wurde für den Einzelnen die Last dadurch, daß ein großer Theil der Staatsbürger vermöge des Standes oder besonderer Privilegien (hohe Staatsbeamte, an mehren Orten Besitzer von Rittergütern, Freihäusern, schriftsässigen Häusern ꝛc.) von der E. frei war, und endlich hatten sich aus den Verträgen, welche verschiedene Staaten, Stände und Personen gegenseitig hinsichtlich der E. abgeschlossen hatten, nach und nach ganz andere Bestimmungen herausgebildet, als ursprünglich bezweckt waren. Die Frage, ob der Vermiether oder der Miether die Einquartierungslasten zu tragen habe, ist sehr streitig. Man muß hier zwischen Kriegs- und Friedenszeiten unterscheiden. Im letzteren Falle sind die gewöhnliche E. und die damit verbundenen kleineren Prästationen (Holz, Licht, Salz, Pfeffer ꝛc.) eine Real-, nicht eine Personallast, sie gehen also, abgesehen von besonderen Verabredungen, den Miether durchaus nichts an. Im Kriege aber muß zwischen den den Raum beengenden E.en und anderweiten Einquartierungskosten und feindlichen Requisitionen unterschieden werden. Im Betreff der erstern kann der Miether einen verhältnißmäßigen Erlaß des Miethgelds fordern, aber nicht auch bezüglich der letztern, für welche der Vermiether nicht einzustehen hat. Die Bestimmung über die E. und das, was dem Soldaten im Frieden von dem Hauswirth zu verabreichen ist, ist nach den verschiedenen Ländern verschieden. In Frankreich erhält der Soldat nur Obdach, eine Lagerstätte und Gelegenheit zum Kochen; in England kommt dazu noch eine Mahlzeit, welche jedoch dem Wirth vom Staate vergütet wird. Im preußischen Staate beruht die E. oder die Servisabgabe auf einer allgemeinen Verbindlichkeit ohne alle Ausnahmen, und solche Häuser, welche zu Geschäftslokalen für den königlichen Dienst, oder zu anderen öffentlichen Zwecken benutzt werden, zahlen statt der Naturaleinquar-

lierung Geldbeiträge. In Garnisonstädten wird von 6 zu 6 Monaten das Militär umquartiert. Die Leistungen bei den Naturaleinquartierungen an die einzelnen Militärs nach ihrem Range hat das allgemeine Regulativ vom 17. März 1810 genau bestimmt. In Oesterreich haftet die E. in der Regel auf allen Grundstücken. Befreit sind nur: die den Obrigkeiten der Herrschaften und Güter als solchen gehörigen Gebäude, die landtäfeligen Häuser in den Städten, die der höheren Geistlichkeit und den Pfarrern gehörigen und von ihnen bewohnten Gebäude, Schulen, Aerarial- und andere zu öffentlichen Zwecken bestimmte Gebäude, Schloßgebäude, welche für die Befreiung der E. ein eigenes Schoßgeld entrichten, Fabriken.

Einrede, s. Exception.

Einreibung (inunctio, illitio), eben sowohl die fettige, spirituöse, überhaupt schmierige, arzneiliche Stoffe enthaltende Substanz, welche durch die Manipulation des Reibens der Oberfläche des Körpers applicirt werden soll, als auch diese Manipulation selbst. Bei dieser letzteren kann man verschiedene Zwecke im Auge haben: Man pflegt einzureiben, um die in der zu applicirenden Substanz enthaltenen arzneilichen Mittel in das Gewebe der Haut hineinzutreiben, damit sie in die Blutbahn gelangen und so dem ganzen Körper mitgetheilt werden, wie dieses bei der sogenannten grauen Quecksilbersalbe und bei der Jodsalbe der Fall ist. Oder man verbindet mit der E. die Absicht, auf das Gewebe der Haut selbst zu wirken, um dieses in Erkrankungsfällen in geeigneter Weise anzugreifen. Oder es kann die E. den Zweck haben, die Haut als Ableitungsorgan zu benutzen, um durch Erregung von Reizungszuständen derselben von der Hautröthe an bis zur heftigsten Entzündung antagonistisch auf Krankheiten innerer Organe zu wirken. Endlich kann auch die E. nur als Mittel dienen, um durch den mechanischen Druck auf die Haut auf tiefer gelegene Gebilde zu wirken, die Thätigkeit derselben zu beleben und dadurch Aufsaugung, Absonderung, Entleerung rc. zu befördern. Diese letzte Kategorie fällt dann mit dem zusammen, was man Friktionen nennt, und das Einreibungsmittel, das in irgend einer fettigen Substanz besteht, hat nur den Zweck, die Oberfläche schlüpfrig zu machen, damit diese durch die länger andauernde Reibung nicht schmerzhaft werde und letztere um so leichter und länger angewendet werden könne. Meist geschieht die E. in die äußere Haut, doch kann auch ausnahmsweise die Schleimhaut des Mundes, namentlich des Zahnfleisches, dazu benutzt werden, und in seltenen Fällen wird auch in die Innenfläche des Mastdarms und der weiblichen Genitalien eingerieben. Man hat die E. je nach der Wirkung, welche sie auf dem Applikationsorgane hervorrufen, in reizende und in reizmildernde, beziehungsweise auch indifferente eingetheilt. In die Reihe der reizenden E.n gehören alle spirituösen Mittel, in welchen noch andere Arzneistoffe gelöst werden, die ätherischen Oele, namentlich Senföl u. der Terpentin, der Salmiakgeist, das Chloroform, der Theer, das Veratrin mit Fett abgerieben, das Crotonöl, die autenriethsche od. Pustelsalbe, Salben mit Kanthariden, verschiedene Balsame, die Seifen, namentlich die Schmierseife rc. Zu den reizmildernden gehören die fetten, mit narkotischen Substanzen versetzten Oele, das Glycerin, entweder rein oder in Salbenkonsistenz, welche vermittelst einer in der Wärme aufquellenden Menge Stärkmehl dargestellt wird. Anwendung finden die E.en in einer großen Reihe sowohl innerer als äußerer Krankheiten, vorzugsweise des Unterleibs, und bei Drüsenanschwellungen, oder bei Verhärtungen von Geweben, die nicht zu tief unter der Haut liegen, bei Gicht und Rheumatismus, bei Gelenksteifigkeit rc. Man macht die E.en am besten mit der flachen Hand und bedient sich nur dann einer andern flachen Vorrichtung von Leder u. dergl., wenn die E. die Haut des Einreibenden selbst afficiren würde, wie dieses bei sehr scharfen Salben der Fall sein könnte.

Eins (Einer), das Grundelement jedes Vielfachen, welches aus mehrern Einern (Einsen) zusammengesetzt ist; so besteht die ganze Zahl 10 aus 10 Einern, der Bruch $^3/_4$ aus 3 Einern, von denen jeder $^1/_4$ ist.

Einsalzen (Einbökeln, Einpökeln), die Behandlung des Fleisches mit Salz behufs dessen längerer Konservation. Alles zum E. bestimmte Fleisch soll nicht zu jung sein u. nach dem Abschlachten des Viehes unpräparirt nicht länger liegen bleiben, als bis es erkaltet ist, ferner soll es in möglichst großen Stücken gelassen u. von allem Fett u. allen Knochen befreit werden. Das Salz muß möglichst trocken sein u. wird entweder bei jedem Stück eingerieben, oder in Fässern lagerweise zwischen das Fleisch sorgfältig eingestreut. Bei Rindfleisch rechnet man auf jeden Centner Fleisch 5 Pfd. Salz u. 2 Loth Salpeter; Schweinefleisch bedarf das meiste Salz. Das eingesalzene Fleisch wird in der Kufe durch einen aufgelegten Stein oder angebrachte Schrauben gepreßt, wobei sich eine Lake absondert, die aus Lymphe und Blutwasser besteht. Aus der Lake kommt es sehr häufig in eine eigene Pökelbrühe, welche gewöhnlich in einer wässerigen Lösung von Kochsalz, Zucker und etwas Salpeter, der dem Fleische eine schöne rothe Farbe ertheilt, besteht. Beim E. auf englische Art werden 192 Kochsalz, 3 Salpeter, 32 Zucker in 1200 Wasser gelöst, in welcher Brühe das Fleisch mehre Wochen lang liegen bleibt. Beim Versenden wird das Fleisch entweder aus der Brühe genommen, abgetrocknet, mit Kleie bestreut und ohne Rauch oder auch in Rauch gedörrt, oder es wird in eigene Fässer recht fest eingepreßt, mit der Brühe ganz übergossen und wohl zugeschlagen verschickt. Das in England patentirte Einpökelungsverfahren von Long besteht in Folgendem: Das Thier wird durch einen Schlag auf den Kopf getödtet, ihm dann zwischen der sechsten und siebenten Rippe ein Messer in's Herz gestoßen und in diese Wunde, nachdem es ausgeblutet, die Spitze einer Druckpumpe gesetzt und eine warme Lösung von Kochsalz und Salpeter eingespritzt, bis alle Gefäße voll sind, d. h. bis dieselbe durch das Herz wieder ausläuft. Das Fleisch wird zwischen Salz geschichtet verpackt. Nach der ganalschen Methode wird das Fleisch ebenfalls durch Einspritzen konservirt, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Kochsalzes eine Lösung von Chloraluminium angewendet wird. Das auf diese Weise gepökelte Fleisch wird wie gewöhnliches Pökelfleisch getrocknet oder geräuchert u. vor dem Verbrauch 24 Stunden in kaltes Wasser gelegt. Das Schnellpökeln nach Runge geschieht auf folgende Weise: Man wälzt das zu salzende Stück

Fleisch in einer Mischung von 16 Loth Kochsalz, ½ Loth Salpeter und 1 Loth Zucker, so daß es von allen Seiten gut damit bedeckt ist, und hüllt es dann in ein Stück abgebrühter und wieder getrockneter Leinwand. So zugerichtet läßt man es in einem gut bedeckten Napf stehen. Die sich in der ersten Zeit bildende Lake fließt nicht ab, sondern sammelt sich in der Leinwand und wirkt deshalb ununterbrochen fort. Nach 16 Stunden sammelt sich etwas Lake am Boden des Gefäßes, und man muß dann das Fleisch ab und zu umwenden. Nach 6 Tagen ist das Fleisch genügend gesalzen, und je 6 Pfund haben höchstens 10 Loth an Gewicht verloren. Bei dem E., wie es gewöhnlich ausgeführt wird, findet zwischen der Salzlösung und dem Fleischsaft ein doppelte Strömung Statt. Es tritt Salzlösung in das Fleisch, zugleich aber tritt auch Fleischsaft, der Eiweiß und nährende Salze gelöst enthält, aus, und das gesalzene Fleisch ist deshalb nothwendig ärmer an Nahrungsstoff als das frische Fleisch. Die Lake enthält sehr werthvolle Stoffe, die aber, mit einem großen Ueberschuß von Salz gemengt, untauglich sind, als Nahrungsmittel verwandt zu werden. Liebig hat deshalb vorgeschlagen, die Lake einzukochen, das Salz auskrystallisiren zu lassen und die dann bleibende Mutterlauge in der Küche zu verwenden. Betrachtet man den Prozeß beim E. genauer, so sieht man, daß die Einwirkung des Salzes auf das Fleisch sehr ungleichmäßig ist. Zunächst wird die oben angedeutete Wechselwirkung zwischen den äußern Schichten des Fleisches und der Salzlösung Statt finden u. diese Wechselwirkung so lange andauern, bis zwischen dem Fleischsaft und der Lake vollkommenes Gleichgewicht Statt findet. Je mehr Salz deshalb angewendet wird, desto vollkommener wird der Fleischsaft aus dem Fleisch entfernt werden, desto weniger nahrhaft dieses selbst also zurückbleiben. Man sieht ein, daß diese Wirkung vorzüglich auf die äußeren Fleischtheile ausgeübt werden wird. Die Fleischfaser aber wird unter dem Einfluß des Salzes dichter, also schwerer verdaulich. Eingesalzenes Fleisch ist weniger nahrhaft und weniger leicht verdaulich als frisches Fleisch. Um nun diesen Uebelständen zu begegnen, hat Martin de Lignac ein Verfahren angegeben, nach welchem ein Stück Fleisch ganz gleichmäßig gesalzen werden kann, so daß die inneren Theile genau so viel Salz erhalten wie die äußeren, während nach dem alten Verfahren gerade die inneren, den Knochen unmittelbar umgebenden Theile nur schwierig und oft so wenig gesalzen wurden, daß sie sehr schnell der Verderbniß unterlagen. Soll ein Schinken gesalzen werden, so führt man nach de Lignac zwischen den Knochen und die häutige Ausbreitung der Sehne mit Hülfe eines Trokars eine Sonde ein, welche mit einem Hahn verbunden ist, der andererseits mittelst eines Rohrs mit einem Reservoir in Verbindung steht, welches 8—10 Meter höher aufgehängt ist als das Fleisch. Dies Reservoir ist mit gesättigter Salzlösung, welcher beliebige Gewürze beigemengt werden können, gefüllt. Oeffnet man nun den Hahn, so bringt vermöge des großen Drucks von dieser Flüssigkeit alsbald eine gewisse Quantität zwischen die Muskeln und wird von dem den Knochen umgebenden Zellgewebe leicht aufgenommen. Von hier aus durchbringt nun die Flüssigkeit schnell die einzelnen Fleischfasern in gleichmäßiger und vollkommener Weise, führt jeder einzelnen genügend Salz zu und schützt so vor allen Dingen das am leichtesten veränderliche Gewebe in der Nähe des Knochens zuerst und sicher vor dem Verderben. Den so präparirten Schinken legt man nun einige Tage in Lake; weil aber das Fleisch schon Salz enthält, der Fleischsaft mit der koncentrirten Salzlake gemischt ist, so wird auch keine oder keine wesentliche Strömung zwischen der Salzlake und dem Fleische eintreten. Die Lake dient lediglich dazu, durch ihren Druck die innere Flüssigkeit am Ausströmen zu hindern und die äußeren Theile des Fleisches noch genügend mit Salz zu versehen. Nach wenigen Tagen wird das Fleisch aus der Lake herausgenommen und nun einem Luftzuge ausgesetzt, wo es in kürzester Zeit 5 Procent vom ursprünglichen Gewicht verliert. Gut ist es, das Fleisch dann noch zu räuchern, wodurch es haltbarer, wohlschmeckender und trockener wird. Diese Methode ist durchaus rationell, führt schneller zum Ziel, ist billiger als die bisherige und liefert ein besseres Produkt. Uebrigens soll man beim E. in Hamburg ähnlich verfahren, das Fleisch nämlich in großen Stücken mit Holz geschichtet in eiserne, luftdicht verschließbare Cylinder bringen, aus diesen die Luft auspumpen und dann durch eine andere Pumpe die Lake hineintreiben, wodurch schon in 12 Stunden das Fleisch genügend gesalzen wird. Dringend zu empfehlen wäre hierbei, statt des Holzes Kieselsteine zu nehmen, da ersteres sehr viel Lake aufnimmt, die namentlich bei der Berührung mit der Luft zur Entstehung giftig wirkender Stoffe Veranlassung gibt. Fische, z. B. Häringe, werden auf verschiedene Weise eingesalzen. Das holländische E. besteht im Einlegen der Fische, welchen der Kopf mit einer Scheere abgeschnitten wurde, und die beliebig sonst gereinigt werden können, in Salzlake, Wiederherausnehmen nach einem Lager, Abtrocknen und schichtweisem Einlegen in Tonnen zwischen Salz. Aehnlich werden Sardellen und die Fischrogen behandelt. Man wendet das E. auch überhaupt zur Konservirung von thierischen Stoffen an, z. B. von ungegerbten Häuten, Vogelbälgen &c. Auch findet es bei einigen Vegetabilien Statt, z. B. bei Rosen, die eingesalzen werden, um später zur Parfümerie oder Liqueurfabrikation verwendet zu werden, Citronenschalen, Nelken &c. In der Landwirthschaft salzt man Grünfutter und Kraut ein, um dem Milchvieh für den Winter eine willkommene und zuträgliche Nahrung zu sichern.

Einsaugende Gefäße, s. Lymphgefäße.

Einsaugmittel, s. Absorbentia.

Einsaugung, s. Absorption.

Einschaltungszeichen, s. Parenthese.

Einschichtige Güter, in Bayern solche Bauerngüter, die nicht im Distrikt einer Hofmark, sondern in dem zu einem Landgerichte gehörigen Bezirke liegen, und über welche früher nur der auch die Edelmannsfreiheit besitzende Hofbesitzer die niedere Gerichtsbarkeit ausübte.

Einschilfen, s. Veredeln.

Einschlafen der Glieder, ein Zustand, der in der Regel durch einen anhaltenden Druck (in Folge fehlerhafter Lage, Auflegen des Arms auf eine Stuhllehne &c.) auf einen Nerven hervorgerufen wird, und wobei man in einem Theil des Körpers, meist einem Arm oder Bein, ein eigenthümliches, zuweilen bis zum Schmerz sich steigerndes Prickeln u.

Stechen „wie von tausend Nadeln" bekommt, auch die Haut in einem gewissen Grade gegen äußere Berührung unempfindlich erscheint und selbst die Bewegungsfähigkeit auf kurze Zeit beeinträchtigt wird. Das E. d. G. geht aber auch dem Zustande voraus, den man mit Anästhesie (s. d.) bezeichnet, und bezeichnet in der Regel das erste Stadium desselben, oder bildet den Uebergang zur Wiederherstellung des gesundheitsgemäßen Zustandes, wenn die Empfindungslähmung wieder allmählig gehoben wird. Namentlich ist dies der Fall, wenn letztere in Folge von Quetschungen größerer Nervenstämme oder eines Theils des Rückenmarks entstanden war, die krankhaften Anschwellungen in der Umgebung des Nerven wieder abnehmen und die Funktion des letzteren wieder freier zu werden beginnt. Das durch vorübergehenden Druck auf die Nerven entstandene E. d. G. verliert sich, sobald jener aufhört, sehr schnell wieder, während das aus anderen, sehr mannichfaltigen Ursachen entstandene, der Anästhesie vorhergehende in der Regel lange Zeit bestehen bleibt, oder in eine vollkommene Empfindungslähmung übergeht und deshalb als ein sehr bedenkliches Symptom gilt.

Einschnitt (incisio), Trennung von Weichtheilen durch den Schnitt, eine elementare Operation, die häufig in der Chirurgie geübt wird u. durch schneidende Instrumente, entweder durch das Messer oder durch die Scheere, geschieht. Man bedient sich desselben zu verschiedenen Zwecken, theils um die Theile, wenn sie geschwollen sind, zu entspannen, indem man die unnachgiebige Lederhaut auf die Weise durchschneidet, daß sie keinen Gegendruck mehr auszuüben im Stande ist, theils um Flüssigkeiten rasch und vollkommen aus der Haut oder aus den unter derselben gelegenen Gebilden entleeren zu können, theils auch um zu tieferen Körpertheilen bringen zu können, endlich um widernatürliche Verwachsungen zu trennen. Eine besondere Art der Incision bildet die sogenannte subkutane, welche in der Art geschieht, daß ein spitzes Instrument entfernt von dem Orte, wo etwas durchschnitten werden soll, in die Haut eingestochen und unter der Haut fortgeführt wird, bis es die Stelle erreicht hat, wo der Schnitt vollführt werden soll. Man bedient sich dieses Verfahrens, um den Luftzutritt zu der zu durchschneidenden Partie abzuhalten. Die gewöhnliche Incision geschieht entweder von außen nach innen, oder von innen nach außen.

Einsegnung, s. Benediktion.

Einseitigkeit, im Gegensatz zu Allseitigkeit und Vielseitigkeit die nur auf Eine Kraft oder Fähigkeit des Geistes oder Körpers hingerichtete Entwickelungsthätigkeit, ein Fehler der Erziehung und des Unterrichts, der im Leben sich durch Urtheil und Handlung oft in sehr schädlicher Weise geltend macht. Der Einseitige kann es in seinem Fache und in der an ihm auf Kosten aller anderen ausgebildeten Körper- oder Geisteskraft bis zur Virtuosität bringen, bleibt aber im Gesammtleben auf der Stufe der Maschine stehen.

Einsetzen, ein Verfahren, durch welches man kleine, aus Schmiedeeisen verfertigte Gegenstände oberflächlich in Stahl verwandelt, um sie äußerlich mit einer größeren Härte zu versehen, und um ihnen eine bessere Politur geben zu können. Die einzusetzenden Stücke werden in einer aus Eisenblech gefertigten Büchse mit Holzkohlenpulver, od. besser mit thierischer Kohle (einem willkürlichen Gemenge von schwarzgebrannten Knochen, verkohlten Lederabfällen, Hornspänen ɩc.) umgeben und damit eine Stunde oder länger in der Esse geglüht, worauf man die Stücke aus der Büchse nimmt und zur Härtung in Wasser abkühlt. Ein sehr wirksames, aber theures Mittel zum E. ist Cyankalium (Blutlaugensalz), welches 17 Procent Kohlenstoff enthält; man kann damit eine sehr dünne harte Schicht auf eisernen, blank gefeilten Gegenständen erzeugen, wenn man dieselben glühend macht, mit Blutlaugensalz bestreut und darauf schnell abkühlt.

Einsiedel, Hof mit Lustschloß im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen. Im Jahre 1492 gründete Graf Eberhard von Würtemberg hier ein Kloster, das 1580 abbrannte; später entstand hier ein herzogliches Jagdschloß. Eberhard liegt hier begraben.

Einsiedel, 1) Friedrich Hildebrand, Freiherr von E., aus dem Hause Scharfenstein, am 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg geboren, kam im 11. Jahre als Page an den weimarischen Hof, studirte in Jena die Rechte, ward Regierungsassessor zu Weimar, 1775 Hofrath, später Oberhofmeister und Geheimerath. Seit 1776 Kammerherr der Herzogin Anna Amalie, war er ein geschickter Anordner geistreicher Unterhaltungen u. hieß in den Hofzirkeln allgemein der „Freund". Nach Auflösung des Hofgerichts ward ihm die Stelle des Präsidenten bei dem neuerrichteten Oberappellationsgerichte in Jena übertragen. Er † den 7. Juli 18?8. Von seinen Schriften nennen wir: „Neueste vermischte Schriften" (Dessau 1783—84, 2 Thle.) und „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" (Leipzig 1797). Er übersetzte auch die Lustspiele des Terenz (Leipzig 1806, 2 Bde.), sowie mehre Stücke des Calderon und Moreto.

2) Detlev, Graf von E., sächsischer Staatsmann, am 12. Okt. 1773 zu Wolkenburg geboren, geheimer Finanzrath, dann Kreishauptmann des meißener Kreises, ward im Mai 1813 Kabinetsminister und Staatssekretär der innern Angelegenheiten und erhielt zugleich die Leitung des auswärtigen Departements. Im Oktober 1813 begleitete er den König nach Leipzig, Berlin und später nach Preßburg, leitete die Unterhandlungen während des wiener Kongresses, ward 1816 zum Ordenskanzler ernannt, erhielt die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen u. Kunstsammlungen in Dresden, später auch den Vorsitz in der sächsischen Bibel- u. Missionsgesellschaft, während die Oberleitung der auswärtigen Angelegenheiten noch fortwährend in seiner Hand lag. Sein Einfluß stieg noch mit dem Tode des Königs Friedrich August 1827; allein seine Abgeneigtheit gegen eine zeitgemäße Veränderung der Verfassung, eine zu große Wahrnehmung seiner Privatinteressen und seine Hinneigung zur pietistischen Partei regten die öffentliche Meinung gegen ihn auf und führten die Ereignisse im September 1830 herbei, so daß ihn der König selbst veranlaßte, um seine Entlassung nachzusuchen. E. zog sich darauf auf seine Güter zurück. Er † den 20. März 1861.

Einsiedelei, s. v. a. Eremitage.

Einsiedeln (Monasterium Eremitarum), Benediktinerabtei im schweizer Kanton Schwyz, ein Wallfahrtsort von centraleuropäischer Berühmtheit, der

mit Loretto in Italien und San Jago di Compostella in Spanien in der Zahl der Besucher wetteifert, liegt 2800 Fuß hoch, im kahlen, unfruchtbaren und reizlosen untern Alpthal (zwischen dem Vierwaldstätter- u. dem Züricher See) und bildet ein aus Quadern im italienischen Styl errichtetes großes Viereck, dessen Hauptfaçade (414 Fuß) die 337 Fuß lange Kirche mit 2 hohen, schlanken Glockenthürmen einnimmt. Das Innere derselben ist mit Gemälden, Marmor und Vergoldung überladen. Selbstständig im Mittelschiffe steht die aus schwarzem Marmor erbaute Kapelle der heiligen Jungfrau, in deren Innerem der eigentliche Gegenstand der Verehrung: ein aus glänzend schwarzem Holze gearbeitetes Marienbild, mit Edelsteinen und Gold reich beladen und von brennenden Kerzen umgeben, aufgestellt ist. Die Gitter vor demselben sind fortwährend von knieenden Betern umlagert. Das Kloster wird gegenwärtig von 60 Benediktinerpatres und 20 dienenden Brüdern bewohnt und besitzt eine treffliche Bibliothek von 32,000 Bänden, besonders historischen Inhalts, mit vielen Inkunabeln und werthvollen Handschriften aus dem 8.—12. Jahrhundert (ein Unicum ist die als Regionator Einsiedlensis bekannte Beschreibung Roms im 10. Jahrhundert), ein Naturalienkabinet und in seinem Kirchenschatz unter Anderem eine große, 10 Pfund schwere Monstranz von gediegenem Golde. Auf dem großen Platz vor der Kirche, deren Aufgang Arkaden zu beiden Seiten einfassen, werden in einer Menge von Buden Rosenkränze, Heiligenbilder, Marienmedaillen und Gebetbücher verkauft, deren Anfertigung (nebst dem Fremdenverkehr) der Haupterwerbszweig der Bewohner des anliegenden *Fleckens* E. (mit 6820 Einwohnern) bildet. Die Durchschnittssumme der jährlichen Wallfahrer wird auf 150,000 veranschlagt. Im Sommer 1861, bei Gelegenheit der tausendjährigen Feier des Todes- und Geburtstags des Klosterheiligen (s. unten), betrug dieselbe 200,000. Hauptwallfahrtstag ist das Fest der Engelweihe (14. Sept.). Das ganze Thal von E. ist so zu sagen klösterlich organisirt; die Wege sind stundenweit hinaus mit Heiligenbildern, Kreuzen und Kapellen besetzt, und auf den Höhen stehen kleine Kirchen, die vom Kloster unterhalten werden.

Das Kloster E. verdankt seine Entstehung dem Grafen *Meinrad* von Hohenzollern, 805 geboren, der als Einsiedler in diesen Bergen lebte, von einer Wittwe aus Altendorf eine Kapelle auf der Höhe des Etzels erbaut erhielt, und dem die Aebtissin Hildegard vom Frauenmünster zu Zürich das wunderthätige Marienbild schenkte, dem E. jetzt noch seine Bedeutung verdankt. Im Jahre 863 wurde Meinrad ermordet; seine beiden Raben verfolgten die Uebelthäter, so daß dieselben ergriffen und in Zürich hingerichtet wurden. Das Kloster wurde 940 von dem Einsiedler *Benno*, Meinrads Nachfolger in der Kapelle, erbaut, der mit mehren Gefährten das Thal von E. in Besitz nahm u. die allemannische Bevölkerung bekehrte. Vollendet ward es durch den Dompropst *Eberhard von Straßburg*, Herzog von Franken. Durch frühe Schenkungen stieg es schnell zu großem Reichthum und erwarb sich Lehen und Regalien. Die Advokatie hatten anfangs die Herzöge von Zähringen, dann nach einander die Grafen von Rapperswyl, von Habsburg und die Herzöge von Oesterreich. Rudolf von Habsburg erklärte 1274 den Abt von E. zum Reichsfürsten. Dennoch brachten die Schwyzer 1386 nach der Schlacht bei Sempach alles Gebiet von E. unter ihre Herrschaft, erhielten aber vom Kaiser Sigmund 1431 zu Ueberlingen die Schutzgerechtigkeit von E. abgesprochen. Nach dem Tode des Abts Konrad von Hohenrechberg (1526), mit welchem die adeligen Mönche ausstarben, die das Kloster lange behauptet hatten, beriefen die Eidgenossen einen Abt von St. Gallen. Zwingli war hier bis 1519 Prediger und ward namentlich durch die Wallfahrten zu dem Marienbilde der katholischen Kirche entfremdet. Eine Feuersbrunst legte 1577 Abtei und Flecken in Asche. Am 4. Mai 1797 fand hier die *Kapitulation* Statt, durch welche Schwyz die helvetische Republik anerkannte. Am 14. Aug. 1799 siegten bei E. die Franzosen unter Masséna über die Oesterreicher unter Jellachich. Ihrer angeblichen Hoheitsrechte auf den Waldflecken E. begab sich die Abtei erst 1830, und für ihre Ansprüche auf die Waldungen erhielt sie ein besonderes Revier als Eigenthum; auch gehört ihr gegenwärtig noch die Insel Ufnau im züricher See. Die namhaftesten unter den Aebten E.s in der neuern Zeit waren Marianus Müller von Aesch und Beatus Küttel von Gersau. Vgl. *M. J. Tschudi*, Einsiedlische Chronik oder Geschichte des Stifts u. der Wallfahrt zu Maria E., Einsiedeln 1823.

Einsiedl, 1) Stadt im Königreich Böhmen, Kreis Eger, an der Straße von Marienbad nach Karlsbad, mit einer Fabrik für Serpentinwaaren, wozu das Material in der Nähe gebrochen wird, u. 800 Einw. — 2) Deutsche Bergstadt im ungarischen Komitat Zips, an der Göllnitz, mit Bergbau auf Fahlerze u. Kupfer und 2400 meist lutherischen Einwohnern.

Einsiedler, s. v. a. Eremit, vergl. *Anachoret*.

Einsiedler, Sternbild am südlichen Himmel, südlich von der Wage, von La Monnier eingeführt und nach dem gleichnamigen Vogel benannt; es gehören dazu nur geringe Sterne.

Einspritzung, s. *Injektion*.

Einstand, Einstandsrecht, s. *Retrakt*.

Eintagsfliegen, s. *Ephemeren*.

Eintheilung (divisio), die logische Operation, durch welche der Umfang eines allgemeinen Begriffs in vollständigen Reihen der ihm untergeordneten Vorstellungen dargestellt wird. Die Sphäre des Begriffs, welche eingetheilt wird, heißt das *Divisum*, die Theile selbst die *Eintheilungsglieder* (membra divisionis), das Merkmal, wornach die E. vorgenommen wird, der *Eintheilungsgrund* (fundamentum od. principium divisionis). Je nachdem die Zahl der Eintheilungsglieder 2, 3 oder größer ist, heißt die E. *Dichotomie*, *Trichotomie* oder *Polytomie*. Die Anwendung mehrer Eintheilungsgründe auf einen und denselben Begriff führt zu koordinirten E.en, *Nebeneintheilungen* (codivisiones), die fortgesetzte E. schon gewonnener Theilungsglieder zu subordinirten, *Untereintheilungen* (subdivisiones). Eine E. ist *synthetisch*, wenn man von dem allgemeinen Gattungsbegriffe zu den speciellen Artbegriffen fortschreitet, *analytisch* dagegen, wenn man die gegebenen Arten in ihre Merkmale zerlegt und durch Abstraktion zu ihrem Gattungsbegriffe aufsteigt. Hauptsächliche Erfordernisse jeder E. sind: daß die einzelnen Theilungsglieder sich unter

einander ausschließen, zusammengenommen aber den Umfang des Begriffs erschöpfen und in ihrer Reihenfolge keine Sprünge (hiatus in dividendo) und Lücken enthalten dürfen, nach der Regel: Divisio fiat in membra proxima. So ist es fehlerhaft, wenn man die Menschen eintheilt in gelehrte und ungebildete, oder in schwarze und weiße (weil es auch kupferrothe, gelbe ꝛc. gibt), wenn man die natürlichen Körper in Mineralien, Pflanzen und Thiere eintheilt, während man sie zunächst in organische und anorganische und erstere in Thiere und Pflanzen eintheilen sollte. In der Rhetorik heißt E. s. v. a. Partitio.

Eintrachtsland (Eendragtsland), Küstenstrich im westlichen Neuholland, zwischen Nordwestkap (Vlamingsspitze) und Steap Point, 1616 von dem Holländer te Dirk Hartige auf dem Schiffe Eendragt entdeckt.

Eintritt (Immersion), das Dahintertreten eines von einem andern Himmelskörper nunmehr bedeckt werdenden Gestirns hinter jenen, oder das Hineintreten eines Gestirns in den Schatten eines andern Himmelskörpers. Vgl. Finsternisse.

Einwanderung, der Uebertritt aus einem Staate in den andern zum Behuf dauernder Niederlassung und Erwerbung des Staatsbürgerrechts in letzterem. Während das Recht der Auswanderung (s. d.) in allen civilisirten Staaten anerkannt ist, kann von einem Rechte der E. in sofern nicht die Rede sein, als jeder Staat das in der Pflicht, das Wohl seiner Angehörigen sorgsam ins Auge zu fassen, begründete Recht hat, Fremden die Aufnahme in seinen Verband nach Gutdünken zu verweigern oder zu gestatten. Nur in eigentlichen, ein politisches Ganze bildenden Bundesstaaten, wie in der Schweiz und in den nordamerikanischen Freistaaten, ist die E. der Bürger von dem einen in den andern Staat völlig freigegeben, wogegen in den deutschen Bundesstaaten der einem andern deutschen Staate Angehörige als Ausländer betrachtet und behandelt zu werden pflegt. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Staaten, deren Bevölkerung geringer ist, als sie der Produktionsfähigkeit des Bodens nach sein könnte, die E. nicht nur gestatten, sondern auch zu erleichtern bemüht sein werden, wogegen ein dicht bevölkerter Staat in dieser Beziehung bedenklicher zu sein pflegt, wiewohl auch ein solcher die E. nicht völlig verbieten wird, in sofern dieselbe, Kapital- und Arbeitskraft, sowie Intelligenz miteinführend, auf dem Gebiete der materiellen und geistigen Interessen in den meisten Fällen weit mehr förderlich, als nachtheilig einwirken und insbesondere das Staatswesen vor verderblicher Stagnation, wie sie bei völliger Absperrung einzureißen pflegt, bewahren wird.

Einweihung, die durch gewisse symbolische Handlungen erfolgende Erklärung über die Bestimmung einer Sache. Schon im alten Rom wurden die Tempel, Theater, Cirkus und die übrigen öffentlichen Gebäude mit größter Feierlichkeit eingeweiht (s. Dedicatio). E. heißt auch die durch gewisse symbolische Handlungen erfolgende Erklärung einer Sache oder Person zu einer ausschließlich relgiösen Bestimmung; so die E. der Geistlichen, der Kirchen, Altäre, Glocken, Orgeln. Gewöhnlich erfolgt sie durch Handauflegen und ist von einer förmlichen Einsegnung begleitet. Vgl. Kirchweihe.

Einwendung, s. v. a. Einrede, s. Exception E. eines Rechtsmittels ist die zu den Akten gebrachte Erklärung einer Partei, daß sie gegen ein richterliches Urtheil ein speciell zu bezeichnendes Rechtsmittel ergreifen will.

Einwerfung, s. Kollation.

Einzahl, s. v. a. Singularis, s. Numerus.

Einziehung, s. Konfiskation.

Eipel (ungarisch Ipoli), Nebenfluß der Donau in Ungarn, entspringt in mehren Quellen am Homalkaberge im neograder Komitat, fließt in zahllosen Krümmungen nach Westsüdwesten, dann nach Süden und mündet nach 20 Meilen Laufs zwischen Gran und Wishegrad.

Eirund, s. Oval.

Eis (lat. glacies), gefrorenes, erstarrtes Wasser, Wasser in fester Form, entsteht, wenn Wasser genügend abgekühlt wird. Die Temperatur, bei welcher sich die Eiskrystalle bilden, ist der Nullpunkt der Thermometer von Celsius und Réaumur und = + 32° Fahrenheit. Das E. bildet sich unter gewöhnlichen Verhältnissen stets an der Oberfläche des Wassers, und zwar deshalb, weil das Wasser nicht wie die meisten andern Körper stetig mit der Temperaturabnahme an Volumen verliert, sondern, nachdem es bei etwa + 4° seine größte Dichtigkeit erreicht hat, nunmehr sich bis zum Erstarrungspunkte wieder ausdehnt. Während es also am Boden der Gewässer nicht kälter als + 4° werden kann, erkaltet die Oberfläche mehr und mehr, bis sie schließlich den Gefrierpunkt erreicht. In diesem Augenblick erstarrt aber nicht auf einmal alles Wasser, welches diese Temperatur erreicht hat, vielmehr bilden sich am Rande oder an festen Körpern kleine Eiskrystalle, die langsam weiter wachsen. Beim Uebergang aus dem flüssigen in den festen Zustand wird nämlich, wie bei allen Körpern, so auch beim Wasser Wärme frei, u. diese Wärme wird von Theilchen zu Theilchen fortgetragen, so daß sie für das Gefühl unmerklich entweicht. Das E. aber bildet sich ebenfalls nur in dem Maße, wie diese Wärme entbunden wird, daher die langsame Krystallisation. Ist es sehr kalt, so daß das Wasser schnell die entbundene Wärme an die Luft verliert, so erfolgt auch die Eisbildung schnell. Uebrigens kann man sich von dieser Wärmeentbindung leicht überzeugen. Zunächst deutet schon das auf dieselbe hin, daß in einem Gefäß mit Wasser auch bei strengster Kälte die Temperatur nicht eher unter 0° sinkt, als bis auch das letzte Tröpfchen Wasser erstarrt ist, weil ja jedes Eispartikelchen, welches kälter wäre als 0°, von dem noch flüssigen Wasser die beim Erstarren frei werdende Wärme aufnehmen würde. Umgekehrt wird ein Gefäß mit E. auch über lebhaftem Feuer nicht eher wärmer als 0°, bis das letzte Eispartikelchen geschmolzen ist, weil das E. begierig die Wärme aufnimmt, die es braucht, um in den flüssigen Zustand zurückzukehren. Ist alles E. geschmolzen, so zeigt das Wasser oben 0°, und nun erwärmt es sich weiter. Zwischen Wasser von 0° und E. von 0° liegt also ein großer Wärmeunterschied, der aber für das Thermometer nicht meßbar ist. Die Wärme ist hier eben nicht mehr Wärme. Bei sehr großer Ruhe gelingt es, Wasser selbst bis —11° R. abzukühlen, ohne daß es gefriert, bei leiser Bewegung, bei Berührung mit einer Spitze, beim Hineinfallen von Staub, am schnellsten beim Berühren mit einem kleinen Eisstückchen erstarrt aber so

überkältetes Wasser augenblicklich durch die ganze Masse hindurch, u. dabei erhöht sich die Temperatur bis auf 0°. Hier wird also die beim Uebergang aus dem flüssigen in den festen Zustand frei werdende Wärme für das Thermometer bemerkbar, weil sie augenblicklich aus größeren Mengen Wasser entbunden wird. Man hat auch diese Wärmemenge gemessen, u. aus übereinstimmenden Versuchen von Provostage, Desains und Regnault ergibt sich, daß Gramm E. zu seiner Schmelzung 79,24-mal so viel Wärme nöthig hat, als erforderlich ist, die Temperatur von einem Gramm Wasser um 1° C. zu erhöhen. 1 Pfund Wasser von 79,24° und 1 Pfund E. von 0° geben mithin 2 Pfund Wasser von 0°.

In der Regel dehnen sich die Körper beim Schmelzen aus, verringern also ihr Volumen beim Erstarren, das Wasser dagegen dehnt sich beim Erstarren sehr stark aus, und diese Ausdehnung beträgt nach Kopp 0,1 von dem Volumen des Wassers bei 0°. E. ist demnach specifisch leichter als Wasser und schwimmt auf demselben. Das specifische Gewicht des E.es bei 0° ist = 0,916, ein metrischer Kubikfuß desselben wiegt 51 Zollpfund. Die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren erfolgt mit einer Kraft von mehr als 200 Centner pro Quadratzoll, und bei Versuchen, welche die florentiner Akademie anstellte, wurden hohle Messingkugeln, deren Wandungen über 1½ Zoll Dicke hatten, zersprengt. Bomben von Gußeisen, deren Wandung 2¾ Zoll Metalldicke hatte, wurden bei den Versuchen Wahls in dem Momente, wo eingeschlossenes Wasser bei einer Temperatur von —21° C. gefror, lebhaft zersprengt, so daß aus den Rissen Eisscheiben hervorquollen und Stücke von 1½ Centner 20 Fuß weit aus einander geschleudert wurden. Das einmal gebildete E. verringert bei Temperaturabnahme sein Volumen und vergrößert es bei Temperaturerhöhung (natürlich unter 0°), und zwar stärker wie jeder andere bekannte starre Körper; der Ausdehnungskoëfficient ist 0,0000375 oder $^1/_{26700}$, wonach das specifische Gewicht bei —16° C. = 0,919, bei —20° C. = 0,910 ist. Die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren erklärt viele Erscheinungen, so das Springen von Flaschen, Töpfen, Fässern, die mit gefrierbarer Flüssigkeit gefüllt sind, das Abspringen des noch feuchten Mauerputzes, das Bersten der von Feuchtigkeit durchdrungenen Baumrinde, das Auffrieren des Erdbodens 2c. Auch zersprengt gefrierendes Wasser Steine und Felsen und trägt dadurch sehr viel bei zur Verwitterung fester Gesteine. Das Wasser sammelt sich in den Haarrissen derselben, erweitert diese beim Gefrieren, so daß sie bei Thauwetter mehr Wasser aufnehmen, welches dann bei abermaligem Frost die Spalte wieder erweitert u. s. f., bis der Stein zersprengt ist.

Das E. ist in reinem Zustande farblos, in großen Massen bläulich oder grünlich und ganz durchsichtig; durch Reiben wird es elektrisch (Achard hat eine Elektrisirmaschine mit einem Eiscylinder dargestellt); es leitet die Wärme sehr schlecht, Elektricität gar nicht. Seine Härte ist = 1,5. Es ist zähe, namentlich in der Nähe des Schmelzpunktes, und eine 1 Zoll dicke Eisschicht kann einen Menschen tragen. Die große Festigkeit des E.es ist auffallend dargethan worden bei Gelegenheit des Eispalastes, den die Kaiserin Anna im Winter 1740 in St. Petersburg erbauen ließ. Vor demselben standen 6 Eiskanonen, aus welchen Kugeln von Werg und Eisen mit einer Ladung von ¼ Pfund Pulver ohne Schaden abgeschossen werden konnten. Für Wärme aus dunkler Quelle ist das E. atherman, der Wärme aus leuchtender Quelle, den Sonnenstrahlen, gestattet es aber, wenn es sonst nur klar ist, einen freien Durchgang, ohne sich zu erwärmen, weshalb man mittelst einer Linse aus E. die Sonnenstrahlen wie durch ein Brennglas sammeln und zur Entzündung brennbarer Stoffe verwenden kann. Die specifische Wärme des E.es ist = 0,92. Es verdampft bei trockener Luft ziemlich schnell, ohne vorher zu schmelzen. Die Form der Eiskrystalle ist nicht unter allen Verhältnissen leicht zu beobachten. Die spießigen Krystalle, welche sich im Freien bilden und bald, mit anderen Krystallen schuppenartig besetzt, mit einander verwachsen, zeigen diese reine Form nicht. Die Eisblumen am Fenster entstehen durch schnelle Bildung von Krystallen, und die Kurven, in denen die von unten auf wachsenden Krystallagglomerate auftreten, werden gebildet, indem jeder neu anschießende Krystall auf der vertikalen Fläche zugleich die Neigung besitzt, zu fallen. Er neigt sich, und in demselben Augenblick schießt schon ein anderer Krystall an, der wieder zu fallen strebt. Zu einer Beobachtung der Krystallgestalt des Wassers gibt der bei ruhiger, trockener und kalter Winterluft herabfallende Schnee Gelegenheit, der aus deutlichen sechstheiligen Sternchen besteht, deren einzelne Strahlen wieder nach demselben Gesetz verzweigt sind. Eine andere, bis jetzt noch seltene Erfahrung ist die Auffindung regelmäßig ausgebildeter Krystalle, die bei einer lange konstanten, aber wenig unter den Gefrierpunkt erniedrigten Temperatur in mit Wasserdunst gesättigten Räumen entstanden waren. So fand Héricart de Thury in der Eishöhle zu Fondeuile große Eiszapfen, die im Innern hohl und mit sechseckigen und dreieckigen Krystallspitzen von ⅙ Zoll Durchmesser drusenartig besetzt waren, und Clarke sah bei einer Temperatur von —½° unter einer hölzernen Brücke in Cambridge Eiszapfen, die an ihrer Oberfläche sich deutlich als ein Aggregat rhomboïdischer Krystalle darstellten, deren Kanten zum Theil die Länge eines Zolls erreichten und Winkel von 120° und 60° bildeten. Diesen Beobachtungen gemäß ist man berechtigt, die Eisbildung als Krystallisation zu betrachten, was auch durch Brewsters optische Untersuchungen bestätigt wurde. Nach letzteren hat das E. doppelte Strahlenbrechung, und die einzige optische Axe desselben steht senkrecht zu der Oberfläche des Wassers, auf welchem sich das E. gebildet hat. Brewster bemerkte auch an einigen Stellen der Oberfläche des aus einem runden Wasserbassin entnommenen E.es deutlich dreiflächige Spitzen stumpfer Rhomboëder.

Eine eigenthümliche, scheinbar abnorme Eisbildung ist das Grundeis, welches sich häufig am Boden der Flüsse bildet. Man hat über die Entstehung desselben zahlreiche Theorien aufgestellt, doch scheint erst jetzt durch Adie die Sache zum Abschluß gekommen zu sein. Adie erklärt sich (Chem. Soc. Quart. Journ., Bd. XIV, S. 111) gegen die übliche Ansicht, daß das Grundeis sich am Grunde der Flüsse, deren Wasser in Folge heftiger Strömung gleichmäßig auf 0° abgekühlt sei, durch Wärmeausstrahlung bilde,

indem er oft bemerkt haben will, daß es sich an schattigen Orten, ja unter steinernen Brückenbögen bilde. Er glaubt daher, daß es sich an der Oberfläche bilde, durch die Strömung herabgedrückt werde u. sich am Boden festsetze. Frankland bemerkt hierzu, daß allerdings der Theil der gewöhnlichen Hypothese, der sich auf die Wärmestrahlung bezieht, unhaltbar sei, da das Wasser für dunkle Wärmestrahlen ganz undurchdringlich sei. Es scheint ihm aber die Grundeisbildung einfach darauf zu beruhen, daß sich das E. ebenso wie andere krystallinische Körper leichter an rauhen Körpern ansetzt und an solchen Oberflächen bei etwas höherer Temperatur bildet, als in der Masse der Flüssigkeit selbst. Wenn also die Wirbel und Strömungen eines rasch fließenden Wassers, indem sie die Bildung einer kälteren Oberflächenschicht verhindern, eine Abkühlung der ganzen Wassermasse auf den Gefrierpunkt bewirkt haben, so werden sich an den Kieseln und andern Gegenständen im Flußbett Eiskrystalle ansetzen, die, indem sie die Anlagerung anderer Krystalle veranlassen, die Kerne für größere Massen Grundeis bilden. Frankland hebt hervor, daß die Beobachtung Adie's, wonach sich das Grundeis vorzugsweise an schattigen Stellen bilde, auf eine gewisse Diathermansie des Wassers u. E.es für leuchtende Wärmestellen hindeute, die übrigens auch aus Tyndalls Versuchen hervorgehe, der gezeigt habe, daß die innern Theile eines Eisblocks durch leuchtende Wärmestrahlen geschmolzen werden können, die schon durch eine erhebliche Dicke von E. gedrungen sind. An einem den Sonnenstrahlen ausgesetzten Platz würde daher am Tage wenigstens ein Theil des über Nacht gebildeten Grundeises wieder geschmolzen werden, und es seien daher unbeschattete Plätze, welche die Bildung des gewöhnlichen E.es begünstigen, der des Grundeises ungünstig.

Werden Salzlösungen stark abgekühlt, so krystallisirt aus ihnen das überschüssige Salz. Ist aber die Salzlösung sehr schwach, so bildet sich reines E., und es bleibt eine salzhaltige Mutterlauge übrig. Das E. des Meeres ist frei von Salzen und liefert beim Schmelzen Trinkwasser. Aus gewöhnlichem Trinkwasser krystallisirt nach Robinet ein E., welches, aufgethaut, ein Wasser liefert, das an Reinheit dem destillirten Wasser sehr nahe steht und dieses in vielen Fällen für technische Zwecke wird ersetzen können. Aus Wein krystallisirt ebenfalls reines E., der Wein wird beim Gefrieren stärker, ebenso gewöhnlicher schwacher Branntwein. Sind Gase im Wasser gelöst, so scheiden sich diese beim Gefrieren in Blasen aus.

Das E. wird vielfach in der Technik und in der Medicin **benutzt**. Es bildet daher einen Handelsartikel und wird mit besonderen Vorsichtsmaßregeln den Sommer über zu erhalten gesucht. In südlicheren Klimaten muß das E. oft ziemlich weit transportirt werden; die Neapolitaner z. B. beziehen ihr E. vom Vesuv, und Nordamerika treibt sogar überseeischen Handel mit E., indem es dasselbe nach Westindien, nach Ostindien, in neuerer Zeit auch nach England versendet. Zum Ersatz des E.es hat man namentlich für Jahre, die einen milden Winter haben, den Schnee empfohlen, welcher, in starken Holzformen eingestampft und mit Wasser getränkt, bei einigermaßen niedriger Temperatur ein E. von mäßiger Festigkeit gibt. Um das E. zu gewinnen, wird es entweder gesprengt, indem man eine mit 6—8 Pfund Pulver gefüllte Zinkflasche, die mit einer Blechröhre zur Aufnahme der Zündschnur versehen ist, durch ein in das E. gehauenes Loch 3—6 Fuß tief in das Wasser versenkt und vom Ufer aus entzündet, oder indem man es mit einer Schrotsäge in regelmäßige Blöcke zerschneidet. Letzteres Verfahren ist für die Aufbewahrung des E.es vorzuziehen.

Die **Aufbewahrung** des E.es geschieht gewöhnlich in Räumen, die unter der Erde gelegen sind, sogenannten **Eisgruben**, obwohl nachgewiesen wurde, daß es sich viel besser in freistehenden Eishäusern vor der Wärme des Sommers schützen läßt. Die Eiskeller oder Eisgruben haben außerdem noch den Nachtheil, daß sie dem Zudringen atmosphärischer Niederschläge oder des Grundwassers ausgesetzt sind, welches zur Schmelzung des E.es sehr stark beiträgt, und daß sie sich nur mit großer Mühe füllen und entleeren lassen, da es darauf ankommt, das E. so zu packen, daß möglichst wenig Zwischenräume übrig bleiben. In diesen zirkulirt nämlich die Luft und nagt fortwährend an dem E.e. Will man aber Eiskeller anlegen, so müssen dieselben möglichst groß u. tief sein u. unter einem Gebäude liegen oder überdacht werden, damit das Regenwasser abgehalten werde. Auch große Bäume, welche den Eiskeller beschatten, erleichtern die Konservirung des E.es. Die Zuleitung von Bodenwärme verhindert man durch doppelte Wandungen, wobei Steine zu vermeiden sind, oder legt die Wände dick mit Stroh aus und bedeckt auch das E. wenigstens 1 F. dick mit Stroh. Den Boden des Kellers bilde ein Rost von Eichenholz. Liegt der Keller frei, so errichte man über demselben aus Stangen ein kegelförmiges Gerüst u. bedecke dasselbe mit Stroh. Ein zweites, ähnliches Gerüst umgibt das erstere, und in beiden ist eine Thür, jedoch diametral gegenüberstehend, angebracht. Diese Thüren bestehen einfach aus dicken Strohmatten, wie die ganze Umhüllung, und müssen gleich nach dem Eintritt wieder geschlossen werden. Der Keller muß möglichst nach Norden liegen, oder wenigstens vor der Mittagssonne geschützt sein. **Eishütten** oder **Eishäuser** werden sehr praktisch in Amerika angelegt, doch ist in neuerer Zeit auch in Leipzig ein Eishaus gebaut worden, welches sich vortrefflich bewährt und 20,000 Kubikellen Rauminhalt hat. Es ist an einem kleinen Abhang gelegen und hat drei verschieden hohe Eingänge, die je nach der Füllung des Hauses benutzt werden. Der Grund des Hauses ist mit hoher Kieslage und über dieser mit einer ellenhohen Lage von getrockneter Gerberlohe bedeckt; die Wände des Eisraums sind doppelt, und der Zwischenraum ist theils mit getrockneter Gerberlohe, theils mit einer ruhenden Luftschicht gefüllt. Das Haus ist zweistockig, u. um den Eisraum herum führen Gallerien, die nach Außen durch dicke Mauern und Holzwände gut abgeschlossen sind, nach Innen mit dem Eisraum durch Klappen in beliebige Verbindung gesetzt werden können, so daß sich die Temperatur dieser Gallerien beständig auf + 3 bis + 4° C. erhalten läßt. Diese Gallerien sind in einzelne Zellen getheilt und werden an Fleisch-, Fisch-, Wildpret- und Obsthändler vermiethet. Eine genaue Zeichnung und Beschreibung dieses selfsche-schen Eishauses findet man in Wiecks „Deutscher Gewerbezeitung", Jahrgang 1862. Die **Füllung** der Eishäuser muß sehr sorgfältig ausgeführt wer-

den. Das E. muß auf dem Flusse zerschnitten und in regelmäßigen Stücken eingebracht werden. Diese werden zu einer massiven Eismauer im Hause aufgeschichtet u. alle Zwischenräume mit kleinen Bruchstücken vollständig ausgefüllt. Im Hause bewahrt man das E. in Eisschränken oder Eiskisten auf. Diese Apparate stammen aus Amerika, werden aber jetzt auch von C. F. Jage in Leipzig in jeder Größe angefertigt. Sie sind durchaus doppelwandig, inwendig mit Zink ausgeschlagen u. mit einem besondern Behälter für das E. versehen, so daß dieses mit den Speisen nicht in Berührung kommt. Für Flüssigkeiten, die gekühlt werden sollen, ist eine eigenthümliche Vorrichtung mit Röhrenleitung vorhanden. Ein besonderes Ventil vermittelt den Abfluß des Schmelzwassers. Diese Schränke und Kisten sind von großer Wichtigkeit für die Haushaltung, da es mit Hülfe derselben leicht gelingt, auch im heißesten Sommer Fleisch u. leicht verderbende Speisen mehre Tage unverändert aufzubewahren und kalt zu genießende Speisen oder Getränke schnell zu kühlen. Wenn man bedenkt, daß verdorbene Fleischwaaren für die Gesundheit sehr schädlich sind, so sieht man leicht ein, von wie großem Vortheil die Organisirung eines Eishandels für jede Stadt sein muß. Die aus dem Eiskonsum erwachsenden Kosten werden gedeckt durch die Erhaltung der bei gewöhnlichen Einrichtungen durch die Sommerhitze verderbenden Stoffe.

In der Chirurgie ist das E. ein sehr wirksames Mittel bei Blutungen, vorzüglich nach Verletzungen und chirurgischen Operationen, wo es entweder in fester Form, oder in Wasser aufgelöst angewendet wird. Im ersteren Falle wird es klein geschlagen, in eine Schweinsblase gefüllt und diese um den leidenden Theil gelegt, od. man bildet, wenn man das E. in Höhlen des Körpers bringen will, daraus glatte Stücke, die zur Größe der Höhlung passen müssen. Aufgelöstes E. wird nach denselben Grundsätzen und Regeln angewendet, die für den Gebrauch kalter Bähungen (s. Bähung) überhaupt gelten. Die Anwendung des E.es in der Medicin, bei Gehirnentzündungen, Blutkongestionen nach einem Theile des Körpers ꝛc. ist nicht weniger häufig, als sein Gebrauch in der Chirurgie. Zu Reibungen der Extremitäten wurde es bei der Cholera empfohlen, und der Erfolg soll ein sehr günstiger gewesen sein.

Eis, künstliches. Es war zwar eine in der Wissenschaft schon längst bekannte Thatsache, daß die Flüssigkeiten bei der Verdunstung, d. h. der freiwilligen, nicht durch äußere Wärmezufuhr unterstützten Verdampfung, diejenige Menge von Wärme, deren sie bedürfen, um in den gasförmigen Zustand überzugehen, und die, weil sie mit dem Thermometer nicht gemessen werden kann, latente oder gebundene genannt wird, aus sich selbst entnehmen und sich dabei unter die herrschende äußere Temperatur abkühlen — in dem Psychrometer (s. Hygrometer) wird eine Anwendung dieses Satzes gemacht, um den Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu bestimmen —, allein erst in den letztvergangenen Jahren wurde es in der Praxis versucht, eine Methode der künstlichen Kälteerzeugung und der Eisfabrikation im Großen auf jene Erfahrung zu gründen. Die Besucher der londoner Industrieausstellung von 1862 hatten Gelegenheit, zwei große Maschinen von ganz verschiedenartiger Ausführung in unausgesetzter Thätigkeit und vor ihren staunenden Blicken mehre Berge des reinsten E.es sich aufthürmen zu sehen. Das Problem war in beiden Maschinen zur vollständigen Zufriedenheit gelöst. Die Ausführung dieser Maschinen beruht auf folgenden Principien:

Alle Flüssigkeiten, welche überhaupt im Stande sind, in den dampf- oder gasförmigen Zustand überzugehen — nur wenige, wie z. B. das Oel, machen eine Ausnahme hiervon —, können sich bei allen möglichen, hohen wie niederen, Temperaturen in Dampf verwandeln; die Schnelligkeit, womit dieser Vorgang erfolgt, hängt jedoch von zwei Umständen ab, einmal von dem Druck, welcher auf der Flüssigkeit lastet, u. dann von der Temperatur der Flüssigkeit. Die Flüssigkeit erzeugt bei einer gegebenen Temperatur nur Dämpfe von einer bestimmten Dichte und entsprechendem Druck (Spannkraft); je höher die Temperatur, um so größer Dichte und Spannkraft des Dampfes (s. Dampf). Ist der Raum über der Flüssigkeit begrenzt, so hört die Dampfentwickelung auf, wenn der gegebene Raum mit einem Dampf von der Dichte und Spannkraft, die der herrschenden Temperatur zukommt (gesättigtem Dampf), angefüllt ist. Ist der Raum von Anfang an ganz leer, so stößt die Flüssigkeit mit großer Lebhaftigkeit Dämpfe in denselben hinein; war der Raum aber schon mit einem andern gasförmigen Körper, z. B. atmosphärischer Luft, angefüllt, so geht die Dampfentwickelung vergleichungsweise nur langsam vor sich, bis jedoch schließlich eben so viel Dampf in den Raum eingetreten ist, als wäre er ursprünglich ganz leer gewesen. Wird der Druck auf die Flüssigkeit durch Abfuhr der Dämpfe immer auch nur um ein Geringes niedriger gehalten, als der größten Dichte und Spannkraft bei der gegebenen Temperatur zukommt, so entwickeln sich unausgesetzt neue Dämpfe, und man sagt alsdann, daß die Flüssigkeit siedet (s. Siedepunkt). Der Siedepunkt ist also keine festgegebene Temperatur für eine Flüssigkeit, sondern derselbe hängt vom Druck auf die Flüssigkeit ab und ist die jedesmalige Temperatur, bei welcher die Flüssigkeit unausgesetzt Dämpfe ausstoßen kann, welche denselben Druck besitzen, wie er auf der Flüssigkeit lastet. Dazu gehört nun aber, daß der Flüssigkeit fortwährend frische Wärme zugeführt wird von Außen, da jeder Dampf eine sehr große Quantität Wärme bindet, während er sich aus der Flüssigkeit bildet (s. Dampf und Wärme, latente). Ist die Wärmezufuhr von Außen gehemmt, so kann nur die in der Flüssigkeit selbst vorhandene freie Wärme zur Bildung des Dampfes verwendet werden; dem zufolge muß sich aber natürlich die Flüssigkeit abkühlen. Werden nun die Dämpfe immer noch fortwährend von der Oberfläche der Flüssigkeit entfernt in dem Maße, als sie sich bilden, so wird die Flüssigkeit unausgesetzt neue Dämpfe entbinden und sich demgemäß immer mehr abkühlen. Ihre Temperatur kann dabei sehr tief unter 0°, den Gefrierpunkt, herabsinken. Wasser siedet in freier Luft beim mittleren Barometerstand von 760 Millimeter bei 100° C., d. h. es entwickelt, wenn demselben von Außen Wärme zugeführt wird, unausgesetzte Dämpfe von demselben Druck der Atmosphäre; im geschlossenen Raum (dem Dampfkessel) kann der Siedepunkt auf 121°, auf 152° ꝛc. steigen, je nachdem der Dampf bei einem Druck von 2 oder 5 ꝛc. Atmosphären abgeführt wird. Bringt man ein Gefäß mit Wasser

unter die Luftpumpe u. zugleich eine Schale mit koncentrirter Schwefelsäure, welche die Wasserdämpfe lebhaft absorbirt, so sinkt der Siedepunkt des Wassers, wenn alle Luft aus dem Recipienten ausgepumpt ist, immer tiefer, und nach einiger Zeit gefriert das Wasser in dem Gefäß. Flüssigkeiten, welche an der freien Luft einen niedrigeren Siedepunkt als das Wasser besitzen, wie z. B. der Aether, welcher bei 35° C. siedet, verdunsten bei gewöhnlicher Temperatur deshalb auch schon sehr lebhaft und kühlen sich und ihre Umgebung darum sehr intensiv ab. Ein Tropfen Aether, auf die Hand gebracht, erzeugt augenblicklich das lebhafteste Gefühl von Kälte. Bringt man ein Gefäß mit Aether unter die Luftpumpe u. pumpt die Luft, sowie die sich bildenden Aetherdämpfe unaufhörlich aus, so sinkt die Temperatur der Aetherflüssigkeit rasch weit unter 0°, bis dieselbe sehr bald bei —31° C. in weißen Blättchen krystallisirt, also gefriert. Dieser Temperaturerniedrigung werden natürlich alle Körper ausgesetzt sein, welche sich in dem Raum befinden, worin der Aether zum Verdunsten gebracht wird. Es wird also z. B. in einer von Außen in den Raum hineinreichenden röhrenartigen Einsenkung das darin befindliche Wasser zum Gefrieren gebracht werden und das fertige E. nachträglich daraus entfernt werden können, ohne daß man das Innere des Verdunstungsraums zu öffnen braucht. Nach diesem Princip war in der That die erste in England angefertigte Eismaschine konstruirt, und eine solche war von Siebe zur Ausstellung gebracht worden. Sie erzeugte sehr schönes, durchsichtiges E. von etwa 2 Zoll Dicke in Tafelplatten von etwa anderthalb Fuß Quadrat. Diese Aethereismaschine besteht aus den folgenden vier wesentlichen Theilen: 1) dem Verdunstungs- und Kälteraum; 2) der Luftpumpe, welche sowohl Saug- wie Verdichtungspumpe ist; 3) der Dampfmaschine zum Betrieb der Luftpumpe und 4) dem Kondensationsapparat zum Verdichten des aus dem Verdunstungsraum entzogenen Aethers, d. h. zur Rückverwandelung des Dampfes in Flüssigkeit, die, wiederum in den Verdunstungsraum eingeführt, kontinuirlich zur Kälteerzeugung dient. Der Verdunstungsraum ist ein langer Kasten, in welchen von Außen eine Reihe von nach Innen zu hermetisch abgeschlossenen Oeffnungen hineinragt, welche die Form der zu bildenden Eisstücke besitzen und Gefäße von der gleichen Beschaffenheit gerade noch in sich hineinsenken lassen. In diese Gefäße wird das Wasser zum Gefrieren gebracht und das E. leicht dadurch von der Metallwand des Gefäßes abgelöst, daß man das Gefäß einen Augenblick in heißes Wasser hineinstellt. Damit die Kälte von den Wandungen der Oeffnungen im Verdunstungsraum leicht auf die Wandungen der Gefäße übergehe, in welchen sich das Wasser befindet, wird der Zwischenraum mit etwas Glycerin ausgefüllt, welches selbst nicht gefriert, aber doch einen hinreichend guten Wärme- oder vielmehr Kälteleiter abgibt. Ueber die Dampfmaschine und Luftpumpe ist nichts Weiteres zu bemerken. Letztere, welche den Aetherdampf aus dem Verdunstungsraume herauszieht, komprimirt denselben alsbald beim Rückgang des Kolbens und treibt ihn in einen Kühlapparat, wo er vermittelst gewöhnlichen Wassers kondensirt wird zu Flüssigkeiten, ähnlich wie in Branntweinbrennereien der Spiritus. Indem nämlich der Aetherdampf zusammengepreßt wird, erhitzt er sich beträchtlich, je nach dem Grad der Zusammenpressung bis auf 60° bis 100° C.; er bildet sogenannten überhitzten Dampf (s. Dampf). Er wird nun aber nicht stärker zusammengepreßt, als bis seine Dichtigkeit so groß ist wie die seiner gesättigten Dämpfe bei der Temperatur des zur Verfügung stehenden Brunnenwassers, welches zum Abkühlen benutzt wird, also nach Umständen bei 10° bis 20° oder in heißem Sommer und in tropischen Gegenden bis zu 30° C. Wird der überhitzte Aetherdampf bei gleich bleibendem Druck bis zu dieser Temperatur abgekühlt, so wird er gesättigter Dampf, u. sobald ihm nunmehr durch das Kühlwasser noch weitere Wärme entzogen wird, kondensirt sich der Dampf bei dieser Temperatur zu Flüssigkeit. Die neugebildete Flüssigkeit wird aber in geeigneten Pausen in der Verdunstungsraum zurückgepumpt, um denselben Kreislauf zu wiederholen. Wie man hieraus ersieht, ist eigentlich die Wärme, welche in dem Verdunstungsraum verloren geht, indem sie dem zum Gefrieren gebrauchten Wasser entzogen wird, in dem Kondensationsapparat durch die Wirkung des Aethers auf anderes Wasser bei einer höheren Temperatur übertragen worden. Es ist für die energische Wirkung ganz unerläßlich, daß alle mit einander in Verbindung stehenden Hohlräume hermetisch gegen Außen abgeschlossen u. von Anfang an luftleer sind, weil selbst die geringste Menge von Luft die Verdunstung des Aethers sehr verzögern würde. Die größte Maschine dieser Art, welche gegenwärtig in Gebrauch ist, fabricirt täglich 200 Centner E. Sie ist beinahe unter dem Aequator in Peru aufgestellt.

Die zweite Maschine, welche sich auf der Ausstellung in London in Thätigkeit befand, war von Carré u. Komp. in Paris angefertigt u. benutzte ein anderes Material zur Verdunstung und Kälteerzeugung, nämlich flüssiges Ammoniakgas. Das Ammoniak ist bei gewöhnlicher Temperatur ein gasförmiger Körper, welcher sich jedoch reichlich in Wasser auflöst und bei gewöhnlicher Temperatur eine koncentrirte Lösung bildet, den sogenannten Salmiakgeist, welcher etwas mehr als 30 Gewichtsprocente Ammoniak enthält und dabei das niedrigste specifische Gewicht von 0,875 besitzt. Ein Liter dieser Flüssigkeit enthält ungefähr 0,6 Liter Wasser, das Uebrige ist verdichtetes Ammoniakgas, wovon das Wasser das etwa 600fache seines eignen Volums als Gas absorbirt hat. Das reine, trockene Gas wird bei einer Kälte von —40° C. unter gewöhnlichem Drucke flüssig (sein Siedepunkt ist also bei —40° C.) und bei + 10° C. unter einem Drucke von beinahe 7 Atmosphären. Bringt man nun flüssiges Ammoniakgas, das also z. B. unter letzteren Bedingungen bereitet wurde, in einen luftleeren Raum, so wird es mit großer Lebhaftigkeit darin verdunsten und sich dabei stark abkühlen. Setzt man diesen Verdunstungsraum durch eine Röhre mit einem andern Raum in Verbindung, in welchem sich etwas reines Wasser befindet, welcher aber sonst ebenfalls ganz luftleer ist, so wird das Gas aus ersterem in letzteren einströmen u. alsbald von dem Wasser absorbirt werden. In Folge davon wird eine erneuerte Einströmung des Gases Statt finden, und sich dasselbe fortdauernd aus der Flüssigkeit frei

entwickeln, indem seine Temperatur immer tiefer sinkt. Man ist im Stande, dieselbe dadurch auf 60° bis 70° unter den Gefrierpunkt des Wassers zu erniedrigen. Schließlich wird alles Ammoniak aus dem Verdunstungsraum in das Absorptionsgefäß übergegangen sein. In den Verdunstungsraum läßt sich nun in ähnlicher Weise Wasser zum Gefrieren bringen, wie bei der vorigen Maschine.

Fig. 1.

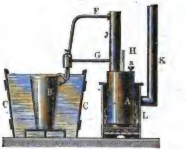
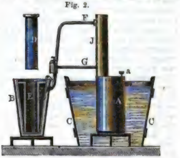


Fig. 2.

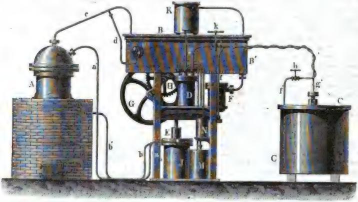


Kühlapparat oder einer Kondensationsvorrichtung von bekannter Einrichtung, wie sie etwa in Branntweinbrennereien gebräuchlich, in Verbindung gesetzt, so wird nunmehr das stark gespannte Gas unter dem gleichen Druck wie im Kessel abgekühlt und endlich bei der Temperatur des Kühlwassers unter einem gewissen Druck gesättigt sein, worauf es sich als Flüssigkeit niederzuschlagen beginnt.

Die Anwendung des Ammionaks nach Carré zur Kälteerzeugung erscheint in sofern einfacher als die Anwendung des Aethers, weil man dabei keiner Luftpumpe und zu deren Betrieb keiner Dampfmaschine bedarf. Es handelt sich jetzt nur noch um die Frage, auf welche Weise das flüssige Ammoniak überhaupt zu bereiten und aus dem nach der Absorption des Gases durch Wasser gebildeten Sal-

Da das Gas nicht vollständig wasserfrei aus dem Kessel entweicht, sondern ein wenig feucht ist, so kommt es, daß es auch schon unter einem Druck von 6—7 Atmosphären bei 25° C. wieder flüssig wird. Dieses sehr wenig Wasser enthaltende flüssige Ammoniak verdunstet aber immer noch so lebhaft, daß es leicht eine Kälte von 50° C. erzeugen kann. Carré wendet nun zwei Formen von Apparaten

Fig. 3.



miakgeist wieder zu gewinnen ist. Auch diese Operation läßt sich auf verhältnißmäßig einfache Weise ausführen. Erhitzt man nämlich den Salmiakgeist in einem Kessel und in luftleerem Raum, so entwickelt sich anfangs ausschließlich das Ammoniakgas aus der Lösung, während das Wasser zurückbleibt; dabei steigt bei fortgesetzter Wärmezufuhr die Temperatur der Flüssigkeit u. die Entwickelung des Gases, und seine Spannkraft nimmt demgemäß unausgesetzt zu. Hat man nun den Kessel mit einem

an, um E. vermittelst des Ammoniaks zu erzeugen, einen intermittirenden für den häuslichen Gebrauch, vermittelst dessen je nach seiner Größe 1—4 Pfund E. in Einer Operation u. in der Zeit von 1—2½ Stunden erzeugt werden können, und einen continuirlichen Apparat zur fabrikmäßigen Darstellung des E.es im Großen, welcher je nach seiner Größe eine Menge von 25—440 Pfund E. pro Stunde producirt.

Von dem intermittirenden Apparat für den häus-

lichen Gebrauch gibt Figur 1 und 2 eine Ansicht. L in Fig. 1 ist ein kleiner Blechofen mit der Rauchröhre K. A ist ein cylinderförmiges Gefäß aus starkem Eisen, welches sowohl als Kessel, wie später als Absorptionsgefäß dient; in Fig. 1 fungirt es als Kessel, in Fig. 2 als Absorptionsgefäß. B ist ein mit A durch die beiden schmiedeeisernen Röhren F und G in Verbindung stehendes Gefäß von starkem Eisen, welches den nach Außen führenden cylindrischen Hohlraum E (Fig. 2) besitzt und zwischen diesem und der äußeren Wandung einen ringförmigen Raum, in welchen die Röhren F und G einmünden, und der wie der Kessel A vollständig luftleer sein muß. B dient sowohl als Verdichtungsapparat des Gases (Fig. 1), wie als Verdunstungs- und Kälteraum (Fig. 2). Noch ist zu bemerken das Thermometer bei H, vermittelst dessen die Temperatur der Flüssigkeit im Kessel beim Abtreiben des Gases beobachtet und der Zeitpunkt, wann dasselbe ausgetrieben, erkannt wird; dann bei a ein Ventil, welches die einzige Verbindung mit den luftleeren Räumen des inneren Apparats herzustellen gestattet, um, wenn etwa Luft innen vorhanden sein sollte, dieselbe durch das Kochen der Flüssigkeit auszutreiben; auch wird durch diese Oeffnung das Innere des Apparats mit Salmiakgeist angefüllt. Schließlich ist noch C ein Gefäß mit Wasser zum Kühlen. Der Apparat wird nun in folgender Weise in Gang gesetzt. In Fig. 1 steht A als Kessel im Ofen; das Ammoniak wird aus dem Salmiakgeist ausgetrieben, es gelangt nach B, wird daselbst abgekühlt bis zu einer Temperatur von 20° bis 25° u. verdichtet sich zu Flüssigkeit unter einem Druck von etwa 7 Atmosphären. Nach einiger Zeit ($^1/_2$ bis eine starke Stunde je nach Größe des Apparats) ist alles Gas aus A ausgetrieben, es befindet sich in B als Flüssigkeit, und in A ist nur noch fast reines Wasser. Man hebt nunmehr die mit einander fest verbundenen Gefäße A u. B aus Ofen und Kühlwasser heraus und bringt das vorher als Kessel benutzte Gefäß A in das Kühlwasser, während man B frei aufstellt und in dessen Hohlraum E ein mit Wasser gefülltes cylindrisches Blechgefäß D einsenkt, nachdem man vorher ein wenig Glycerin in E gegossen, um eine innige Berührung der Wandungen von E und D herzustellen. Die Ammoniakflüssigkeit in dem ringförmigen Raum des Gefäßes B kommt jetzt zum lebhaften Verdunsten und kühlt sich dabei so stark ab, daß bald das Wasser in E gefriert; je nach der Größe des Apparats geschieht dies in 35—80 Minuten, wobei sich 1—4 Pfund E. bildet. Das aus B sich entwickelnde Gas gelangt durch die Röhren G und F nach A, wo es von dem darin befindlichen Wasser absorbirt wird und wieder den Salmiakgeist bildet. Bei der Absorption des Gases durch Wasser erhöht sich die Temperatur der Flüssigkeit beträchtlich, so daß es nöthig ist, das Gefäß A (Fig. 2) von Außen abzukühlen, um die Verdunstung in B möglichst zu beschleunigen. Bei Wiederholung des Prozesses bringt man den Apparat wiederum in die Stellung der Fig. 1. Es läßt sich nicht vermeiden, daß im Laufe wiederholter Operationen ziemlich viel Wasser aus A nach B gelangt und sich hier ansammelt, worunter die Energie der Verdunstung leidet. Man kehrt deshalb nach einigen Operationen den ganzen Apparat einige Augenblicke um, so daß das Wasser von B nach A zurücklaufen kann. Deshalb ist auch das Gefäß A oder vielmehr der cylindrische Aufsatz J desselben mit den zwei Röhren F u. G versehen, um das Zurückfließen des Wassers zu erleichtern. Diese Apparate kosten in der Fabrik, Rue Menilmontant 149 in Paris, für die Fabrikation von 1 Pfund eingerichtet (in der ganzen Zeit von 70 Minuten), 60 Gulden mit dem Ofen, und für $4^1/_2$ Pfund E. (in $2^1/_2$ Stunden fertig) etwa das Doppelte. Diese kleinen Apparate sind vollkommen wirksam, wie Schreiber dieses sich durch den Augenschein überzeugt hat; für den häuslichen Gebrauch sind sie jedoch nicht ganz ungefährlich, da in den allerdings sehr stark konstruirten Gefäßen immerhin ein Gas von 7 Atmosphären Druck gebildet wird, welcher sich bei unvorsichtigem Erhitzen noch steigern u. dadurch möglicherweise einmal ein Zerplatzen des Apparats bewirken könnte. Es sollten deshalb diese Apparate nur sehr zuverlässigen und gewissenhaften Personen in die Hände gegeben werden.

Von größerer Bedeutung erscheint jedenfalls der für den fabrikmäßigen Betrieb zur Gewinnung des E.es im Großen bestimmte kontinuirliche Apparat von Carré. Fig. 3 zeigt eine Abbildung desselben. Der Kessel A ist hier fest in ein Mauerwerk eingelassen; er besitzt die Form einer Blase, wie sie in Brennereien gebräuchlich, u. muß aus sehr starkem Eisen fabricirt sein. Das durch Erhitzen des Salmiakgeistes in dem Kessel A durch die Röhre C entweichende Ammoniakgas wird in dem Kühlraum BB', welchen es in Schlangenröhren durchläuft, bei etwa 7 Atmosphären zu Flüssigkeit verdichtet. Mit C steht noch die Röhre d in Verbindung, die zu dem Manometer e führt, welches den Druck des Gases angibt. Bei B' strömt die Ammoniakflüssigkeit in einen kleinen Cylinder F, von wo sie durch eine aufsteigende Röhre f weiter nach f' und in den Verdunstungs- u. Kälteraum CC durch die sich bis hierher fortsetzende Druckwirkung des Gases im Kessel A gepreßt wird, wenn man gelegentlich bei h einen Hahn öffnet. In CC befindet sich eine Anzahl von nach oben offenen cylindrischen Hohlräumen, in welche die Gefäße mit Wasser eingestellt werden, in ähnlicher Weise wie bei dem oben beschriebenen kleinen Apparat. Die gewonnenen Eiscylinder mögen eine Länge von 2 Fuß und einen Durchmesser von 3 Zoll haben. Es ist merkwürdig, daß dieselben nicht durchsichtig, sondern schneeweiß sind, wahrscheinlich in Folge der großen Kälte im Verdunstungsraum und des schnellen Gefrierens des Wassers, wobei eine Ausbildung großer durchsichtiger Krystalle nicht erfolgen kann. Das Ammoniakgas gelangt aus dem Verdunstungsraum CC durch die aufsteigende Röhre g' nach Außen, u. da das Gas noch sehr kalt ist, so wird die die Flüssigkeit zuführende Röhre ff' um die Röhre g' gewunden, so daß die Flüssigkeit schon stark abgekühlt in CC einströmt. Die Röhre g' erstreckt sich weiter nach g durch einen Hahn bei k, durch dessen Zuschließung die Verdunstung in CC unterbrochen werden kann, und mündet in dem Absorptionsgefäß D. Da durch die Absorption des Gases die Temperatur der Flüssigkeit hierin beträchtlich steigt, und bei höherer Temperatur die Absorption weniger rasch erfolgt, ja sogar ganz aufhören kann, so ist es nöthig, den sich hier bildenden Salmiakgeist fortwährend abzukühlen, und zu dem Ende wird ein Strom Kühlwassers aus einem

Speiseapparat K in einer Spiralröhre durch das Gefäß D hindurch geleitet. Die Figur zeigt ferner bei G ein Schwungrad; dies wird von Hand aus durch einen Arbeiter vermittelst einer Kurbel in Umdrehung versetzt und greift dabei in ein Zahnrad H ein, von dem aus wiederum der Kolben einer Pumpe E bewegt wird, welche den gebildeten Salmiakgeist durch die Röhre a a' in den Kessel A zurückpumpt. Das nach einer gewissen Zeit in dem Kessel zurückbleibende, durch die Destillation von seinem Ammoniak fast ganz befreite Wasser muß natürlich abgelassen werden. Indem man einen Hahn öffnet, wird es durch den Druck des Gases in die Röhre b'b eingetrieben u. gelangt in das Gefäß J, wo es seine Wärme an den durch die Pumpe E in die Röhre aa' und den Kessel A eingetriebenen Salmiakgeist theilweise abgibt; weiter gelangt das Kesselwasser durch M und N, wobei seine Temperatur durch Kühlwasser so viel als möglich erniedrigt wird, immer noch unter dem Druck des Gases im Kessel in das Absorptionsgefäß D, wo es das in C C verdunstete Ammoniak wieder aufnimmt. Die einmal in die mit einander in Verbindung stehenden Apparate gebrachte Menge Salmiakgeist dient also unausgesetzt, ohne Unterbrechung, zur Kälteerzeugung u. Eisbildung. Durch die Röhre c an der Spitze des Kessels wird fortwährend Gas ausgetrieben; in geeigneten Intervallen wird das fast ammoniakfreie Wasser durch b' abgelassen, und sogleich darauf wird durch a' der neu gebildete Salmiakgeist in den Kessel wieder eingepumpt. Die Ammoniakflüssigkeit wird in Pausen aus dem Kondensator BB' nach dem Verdunstungsraum CC eingetrieben, während hier unaufhörlich die Verdunstung von Ammoniak vor sich geht. Es ist auch hier wieder wesentlich, daß alle mit einander verbundenen Stücke hermetischen Abschluß gegen die äußere Luft besitzen, sowohl damit keine Luft eindringen und die Intensität der Verdunstung verringern, als auch, damit kein Ammoniak entweichen und dadurch einen effektiven Verlust bewirken könne. Die merkwürdige und doch so einfache und natürliche Wirkung dieser Maschine berechtigt zu dem paradoxen Ausspruch, daß hier direkt Wärme in E. verwandelt wird, in sofern wenigstens alle Vorgänge durch die Wärme vermittelt werden, welche die Triebkraft zur Kondensation des Gases und zur Bewegung der Flüssigkeiten liefert; es ließe sich denkbarer Weise selbst das von Hand aus bewirkte Zurückpumpen des Salmiakgeistes in den Kessel durch das Gas des Kessels selbst vermitteln. Bei der kleinen Handmaschine geschieht dies auch in der That. Alle Metalltheile bei diesem großen Apparat sowohl wie bei dem kleinen, welche vom Ammoniak berührt werden, also auch die Hähne, dürfen weder von Messing, noch von Kupfer sein, da diese Metalle, besonders das erstere, sehr schnell vom Ammoniak zerstört werden. Am besten konstruirt man den ganzen Apparat aus Eisen und löthet die Theile mit Zinn und Blei zusammen, welche Metalle durch das Ammoniak nicht angegriffen werden.

Diese großen Maschinen werden von Carré und Komp. in fünf verschiedenen Dimensionen angefertigt, für eine Produktion von 25, 55, 110, 220 und 440 Pfund in der Stunde, wofür die Füllung mit Salmiakspiritus (vom specifischen Gewicht 0,879) 23, 46, 75, 150 und 350 englische Gallonen (à 4,54 Liter oder 18,2 preußische Quart) beträgt. Der dafür nothwendige Raum ist 12, 18, 27, 36 und 60 Quadratmeter. Die Preise der Maschinen sind 2800, 4800, 8500, 14,000 und 24,000 Franken, wozu jedoch noch verschiedene Accessorien kommen, so daß z. B. der Preis der zweitgrößten Maschinen von 2 Centner Produktionskraft die Stunde mit Packung auf beinahe 18,000 Franken kommt. Zur Bedienung haben die Maschinen ein Personal von 1, 2, 3 und 4 Mann nöthig, von denen wenigstens Einer ein zuverlässiger Maschinenwärter sein muß. Die Auslagen an Brennstoff zum Betrieb sind sehr gering; die größeren Maschinen produciren für jedes Pfund Kohle 15 Pfund E. die mittleren 10 Pfund, die kleineren 8 Pfund u. die intermittirenden Apparate für den häuslichen Gebrauch 5 Pfund. Diese Angaben, deren Zuverlässigkeit schon aus theoretischen Gründen nicht zu bezweifeln ist, sind hinreichend, um die direkten Auslagen für die Produktion von einem Centner E. zu berechnen; sie belaufen sich in der That nicht höher als 12—18 Kreuzer oder 3½—5 Sgr. Da, wie der Winter von 1862 auf 1863 gezeigt hat, in unserem gemäßigten Klima es in manchen Jahren zu keiner reichlichen natürlichen Eisbildung kommt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß bei der wahren Lebensfrage, zu welcher die Beschaffung des E.es während des Sommers in der civilisirten Welt geworden ist, diese Ammoniakeismaschinen auch in Deutschland eine bedeutende Zukunft haben werden, sobald nur einmal ihre Konstruktion, ihre Leistungsfähigkeit, ihre Rentabilität allgemeiner bekannt geworden sind. Das mit ihrer Hülfe aus reinem Brunnenwasser künstlich dargestellte E. hat wegen seiner Reinheit einen großen Vorzug vor dem in Kellern aufgespeicherten Fluß- oder Wieseneis des Winters, zum mindesten für den häuslichen Gebrauch. Insbesondere möchten diese Eismaschinen auch in größeren Bierbrauereien mit Nutzen Anwendung finden.

Die Aethermaschine erscheint aus theoretischen Gründen vom ökonomischen Standpunkt aus weniger vortheilhaft als die Ammoniakmaschine. In beiden Maschinen muß die Flüssigkeit, welche zum Verdunsten gebracht werden soll, durch Komprimirung eines gasförmigen Körpers fortwährend wieder bereitet werden; im Fall dieselbe Aether ist, muß eine Luftpumpe und zu deren Betrieb eine sehr mächtige Dampfmaschine in Anwendung kommen; im Fall sie Ammoniak ist, geschieht diese Operation direkt durch den Druck des aus dem Kessel entwickelten Gases. Nehmen wir an, daß in beiden Fällen die mechanische Arbeit zur Komprimirung des Gases gleich groß ist (in Wirklichkeit kann sie jedenfalls aus theoretischen Gründen meist sehr verschieden sein), so ist jedoch der Aufwand an Wärme, resp. an Kohlen (den Auslagen dafür) sehr verschieden. Das Ammoniak wird direkt durch die Kraft der Wärme vom Kessel aus verdichtet, der Aether aber erst dadurch, daß die Wärme des Dampfkessels in den Dampf übergeht und dieser in die Dampfmaschine einströmt, um dieselbe zu treiben; von hier aus wird dann erst die Luftpumpe bewegt. Nun zeigt die mechanische Wärmetheorie (s. Wärme), daß in der vollkommensten Dampfmaschine höchstens $1/_{10}$ der in den Dampf eingetretenen Wärme als Arbeit in der Maschine zur Verfügung steht. Sind demnach der Kessel für die Dampf-

maschine des Aetherapparats und der Ammoniakentbindungskessel im Uebrigen gleichmäßig wirksam, so daß von der Wärme des Feuers bei beiden gleich viel in die Flüssigkeit des Kessels eintritt, so wird doch die Aethermaschine zehnmal mehr Kosten verursachen für einen Centner E. als die Ammoniakmaschine; sie wird wegen der Dampfmaschine und der Luftpumpe ohne Zweifel auch weit kostspieliger in der Anschaffung sein, sowie größere Aufsicht im Betrieb und mehr Unterhaltungskosten erheischen.

Außer der Eisbereitung gestattet die leichte und ökonomische Kälteerzeugung mittelst der Ammoniakmaschine noch andere wichtige Anwendungen derselben in Beziehung auf Gesundheitspflege und Industrie; so kann z. B. die Luft zu einem Preise abgekühlt werden, welcher nur das Doppelte der Kosten ihrer Erwärmung und gleich viele Grade beträgt. Die Wichtigkeit dieser Thatsache für Spitäler z. B. ist in die Augen fallend. Die Darstellung chemischer Produkte wird ebenfalls vielfachen Gebrauch davon machen können, indem durch Kälteanwendung die Krystallisation mehrer Substanzen sehr erleichtert wird. Man denke nur an die Fällung des schwefelsauren Natrons aus der Mutterlauge des Meersalzes ꝛc. Eine der größten Salinen des südlichen Frankreichs, die von H. Merle u. Komp., hat dieses Verfahren auf die Behandlung der Salzwasser nach Balards Methoden angewendet. Zwei Tonnen E. (40 Centner) wurden vergangenes Jahr daselbst täglich zu diesem Zwecke künstlich dargestellt. Man wird diese Kälteerzeugung ferner anwenden können zur Trennung des Wassers von den Substanzen, die es gelöst hat, wie zur Darstellung von süßem Wasser aus Meerwasser, ferner zur Kondensation sehr flüchtiger Produkte, zum Koncentriren verdünnter wässeriger Lösungen, wie des Weins, des Alkohols, der Säuren, zum Hartmachen mehrer durch die Wärme sich erweichender Körper, wie des Stearins, Paraffins, des Talges vor dem Pressen, wodurch sie von den Oelen befreit werden müssen. Zur Gewinnung von süßem Wasser aus Meerwasser mittelst Gefrierens wird viel weniger Wärme verbraucht als zur Destillation, wie aus folgender Berechnung der Wärmeeinheiten erhellt:

Latente Wärme zum Verdampfen

von 1 Kilogramm Wasser	537,
specifische Wärme von 15° bis 100°	85,
specifische Wärme für ¼ an Rückstand	21.
zusammen:	643.

Latente Wärme zum Gefrieren

von 1 Kilogramm Wasser	80,
specifische Wärme von + 15° bis —5°	20,
specifische Wärme für ¼ an Rückstand	4,
zusammen:	104.

Läßt man das Meerwasser langsam gefrieren, so ist das erhaltene E. rein. Bei raschem Gefrieren bleibt Salzwasser zwischen den Eistheilen zurück; dasselbe kann jedoch durch Zerstoßen u. Ausschleudern davon getrennt werden. Mit 1 Pfund Kohle kann man in der größten Ammoniakmaschine 15 Pfund E. gewinnen; in einem Dampfkessel aber höchstens 5 Pfund Wasser destilliren.

Es läßt sich übrigens auch durch Expansion von atmosphärischer Luft, welche zuerst vermittelst einer Luftpumpe komprimirt (wobei sie sich stark erwärmt) und dann in einen Kühlapparat geblasen wird, um durch Wasser bis zur äußeren Temperatur wieder abgekühlt zu werden, jeder nur gewünschte Grad von Kälte erzeugen. Zur Abkühlung der Luft selbst, in der heißen Jahreszeit für Spitäler z. B., scheint dieses Verfahren besonders geeignet. Näheres s. in Meidingers Abhandlung „Ueber künstliche Kälteerzeugung vermittelst komprimirter Luft“ in Dinglers „Polytechnischem Journal“, 2. Bd., 1863. S. auch Kältemischungen.

Eisack (Eisach), Fluß in Tyrol, entspringt am Südabhange des Brenner, fließt in südlicher Richtung, vereinigt sich bei Brixen mit der Rienz und mündet nach einem Lauf von 12 Meilen 3 Stunden unterhalb Botzen in die Etsch.

Eisbär, s. Bär.

Eisberge, s. Gletscher.

Eisblume, s. v. a. **Mesembryanthemum crystallinum.**

Eisbock (Eisbrecher), Gerüst aus starken Balken (Eisbalken), welches auf dem Boden der Flüsse in Schwellen eingezapft ist und die Brückenjoche und Pfeiler gegen den Andrang der Treibeisschollen schützen soll.

Eiselen, 1) Johann Friedrich Gottfried, Professor der Staatswissenschaften zu Halle, geboren zu Rothenburg an der Saale am 21. Sept. 1785, kam 1788 nach Berlin, studirte zu Erlangen Theologie, machte später die Freiheitskriege mit, ließ sich sodann als Privatdocent der Geschichte u. Staatswissenschaften in Berlin nieder u. wurde 1820 außerordentlicher und 1821 ordentlicher Professor in Breslau, 1829 in Halle. Von seinen Werken nennen wir: „Grundzüge der Staatswirthschaft od. der freien Volkswirthschaft und der sich darauf beziehenden Regierungskunst“ (Berlin 1818), „Handbuch des Systems der Staatswissenschaften“ (Breslau 1828), „Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besonderen Entwickelung“ (Halle 1843), „Geschichte des lützowschen Freicorps“ (Halle 1841).

2) Ernst Wilhelm Bernhard, ein um das Turnwesen verdienter Mann, Bruder des Vorigen, am 27. Sept. 1792 zu Berlin geboren, besuchte hier das Gymnasium zum grauen Kloster, war bis 1813 Bergeleve zu Breslau, machte als Freiwilliger die Freiheitskriege mit, ward durch Jahn als Turnlehrer nach Berlin berufen, wirkte später längere Zeit als Lehrer der Mathematik an dem plamannschen Institut und richtete dann selbst eine Turnanstalt in Berlin ein, aus welcher zahlreiche Schüler hervorgingen. E. hat durch Aufstellung neuer Turngeräthschaften, sowie durch Erfindung neuer Uebungen wesentlich zur Hebung der Turnkunst beigetragen. Neben seiner praktischen Thätigkeit als Lehrer wirkte er auch durch die Schriften: „Die Hantelübungen“ (Berlin 1836), „Turntafeln“ (das. 1837), „Merkbüchlein für Anfänger im Turnen“ (das. 1844), „Ueber Anlegung von Turnplätzen und Leitung der Turnübungen“ (1844). Außerdem schrieb er: „Das deutsche Hiebfechten“ (Berl. 1818), „Abriß des deutschen Stoßfechtens“ (das. 1826) u. A. Auch wurde durch E. die jetzt auf den meisten Fechtböden übliche deutsche Terminologie eingeführt. Seit Jahren kränklich, † E. den 22. Aug. 1846 zu Misdroy auf Wollin.
